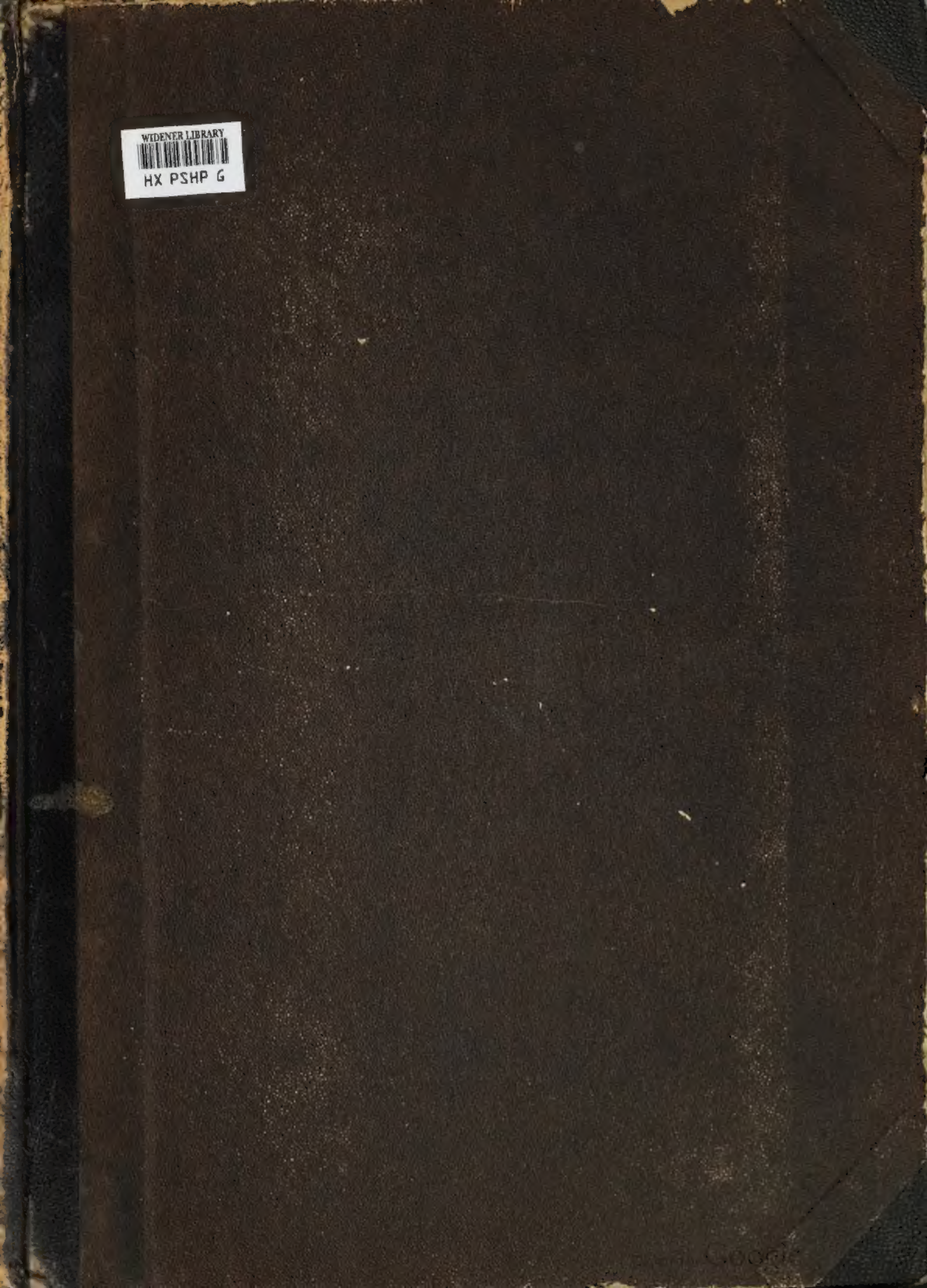
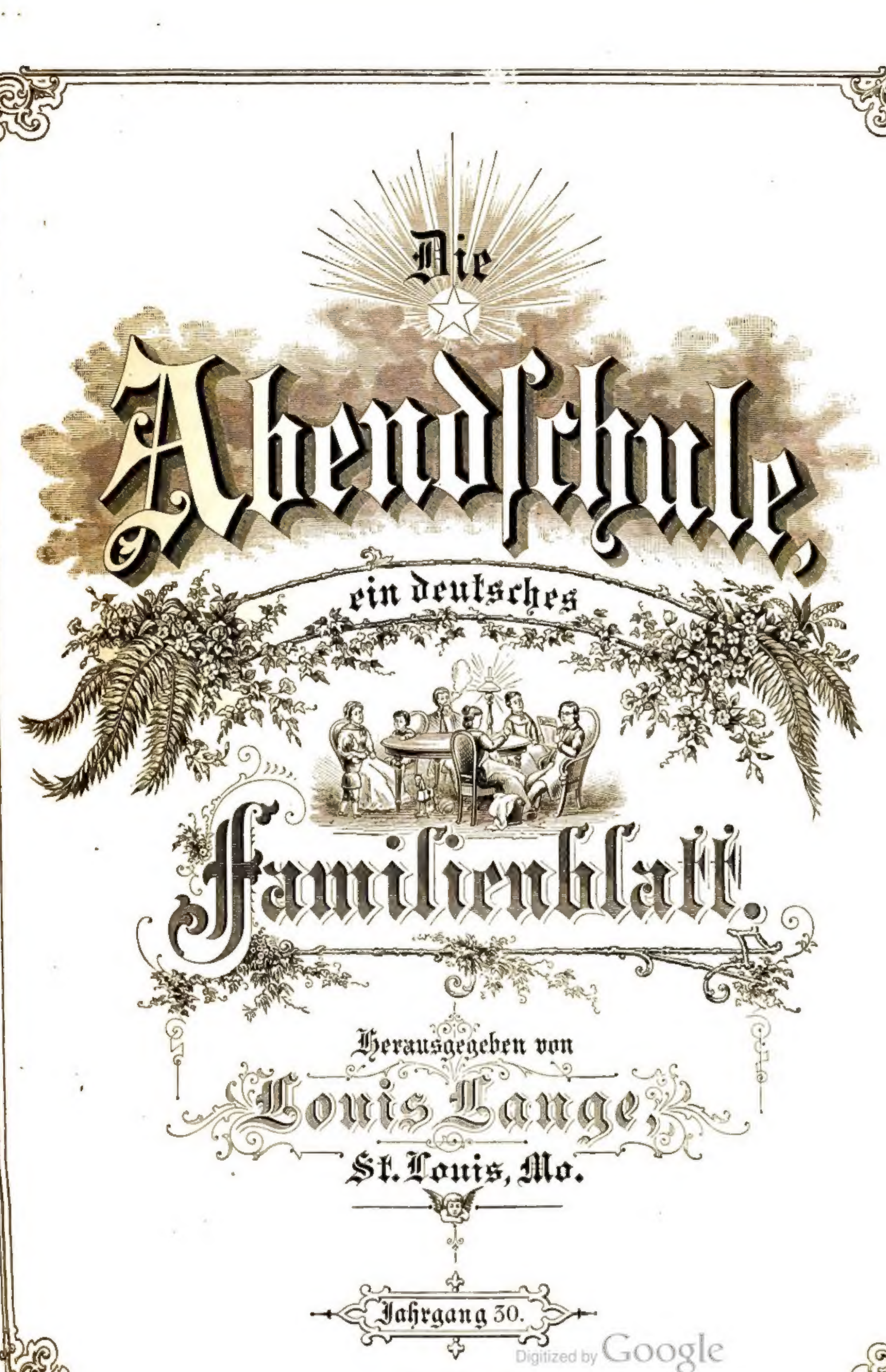



WIDENER LIBRARY
HX PSHP G


Die
Abendschule,
ein deutsches
Familienblatt.
Herausgegeben von
Louis Lange,
St. Louis, Mo.
Jahrgang 30.

Inhalt.

Erzählungen.

Anekdoten, Humoristisches.

Gedichte.

Biographien.

Bilder aus der Welt- und Kulturgeschichte.

Zeitgeschichtliches u. Zeitbetrachtungen.

Skizzen aus der Heimat und Fremde.

Naturwissenschaftliches u. Medizinisches.

Seite.

Sociales und Volkswirtschaftliches.

Verschiedenes.

Illustrationen.

Buntes Allerlei.

Luther-Allerlei.

Weihnachts-Allerlei.

In unserer Spielecke.

Sprechsaal.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 30. August 1883. Nummer 1.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes“.

Für die Abendschule ausgearbeitet.

1.

Schon seit vielen Jahren ist es meine Gewohnheit meine Ferienzeit zu einer größeren Reise zu benutzen. Ich bin ein Liebhaber der schönen Gottesnatur und betrachte gerne die Werke des allmächtigen Schöpfers und Erhalters aller Dinge. Das stimmt mich zur Anbetung, und ich rufe mit dem Psalmisten immer wieder verwundert aus: „HErr, wie sind Deine Werke so groß! Du hast sie alle weislich geordnet.“ Außer der wichtigsten Sache, der Betrachtung des Wortes Gottes, kenne ich keinen höheren Genuß als die Werke Gottes in der Natur mit liebender Aufmerksamkeit zu besichtigen und meinen Geist in dieselben zu versenken.

Während ich aber in früheren Jahren gerne den Norden Europas bereiste und namentlich mit Vorliebe in Schottland und den skandinavischen Ländern verweilte, zog es mich später unwiderstehlich immer wieder nach dem sonnigen Süden, vor allem nach der Schweiz mit ihren herrlichen Bergen und Seen. Hier sind ja die Wunder Gottes in der Natur in so zahlreicher und greifbarer Fülle, in so zauberhafter Schönheit ausgestreut, daß man die Erhabenheit des Schöpfers und die Werke Seiner Hand gleichsam aus erster Hand, in fühl- und greifbarer Nähe erkennt und empfindet. So wurde ich denn nach und nach eine Art Schweizerpilger, den mit jedem beginnenden Frühjahr eine fast unbezähmbare Sehnsucht nach den Bergen ergriff, und der, sobald es ihm erlaubt war, zum Wanderstabe griff um einige Monate in Gottes schöner Natur von den Strapazen eines schweren Berufes sich zu erholen. Kein Punkt in der Schweiz ist mir aber lieber als das Berner Oberland, und dort sind es wieder zwei kleine Heimstätten die ich mir gegründet, welche wie die Menschen die darin und darauf wohnen mich mit liebevoller Gewalt alle Jahre in ihre Nähe ziehen: Interlaken und der Abendberg.

So viel ich bei dieser alljährlich sich wiederholenden Reise auch für mich erlebte, so waren doch meine Erlebnisse lange Zeit einer Mitteilung an ein größeres Publikum nicht wert. Endlich aber sollte mir eine meiner Reisen eine solche Ausbeute an Erfahrung gewähren und von so einschneidender Einwirkung ich hoffe recht gut unterhalten kann. So bitte ich denn die freundlichen Leser meiner Feder zu folgen und mit mir die Ereignisse und Persönlichkeiten zu betrachten die Gottes wunderbare Regierung mir damals in den Weg stellte.

Ich war in dem Jahre welches ich hier vor Augen habe ungewöhnlich früh von Hause aufgebrochen, viel zu früh für eine Reise in die Berge wo der Frühling erst so spät erwacht, um die Fesseln des Winters zu brechen. Allein ich wollte ja nicht sogleich in die Berge steigen, und das trauliche Unterseen bei Interlaken, wo ich so gute Freunde und ein gemütliches Heim für mich bereit wußte, bot mir ein hinreichend gesichertes Unterkommen schon in so früher Jahreszeit. Es war am 1. Juni als ich in Bern eintraf, wo ich mich einige Tage bei lieben Freunden aufhalten wollte. Das Wetter war für die Fortsetzung meiner Reise wenig günstig. Trüb hingen die grauen Wolken über den fernen Höhen, und kein froher Gruß winkte mir, wie so oft, von jenseits herüber und hieß mich in den ersehnten Gauen willkommen. Meine Freunde drangen deshalb in mich meine Reise noch aufzuschieben und den Anbruch schöneren Wetters in ihrer gastlichen Mitte abzuwarten. Aber ich vermochte ihrem Drängen nicht nachzugeben, denn eine unbegreifliche Sehnsucht zog mich nach meinem gemütlichen Zimmer in Beau-Site in Unterseen, und es war mir zu Mute als ob eine innere Stimme mich dahin rief und mir zuraunte daß ich etwas Wichtiges versäumen würde, wenn ich ihr diesmal nicht Folge leistete. So gab es denn für mich kein Halten mehr in Bern; ich nahm von meinen Freunden Abschied und fuhr am nächsten Morgen auf der Eisenbahn nach dem Thuner Dampfboot „Beatus“ bei Scherzlingen, das mich nach Interlaken bringen sollte. Meinem wackern Wirt in Beau-Site, Vater Ruchti hatte ich von meiner bevorstehenden Ankunft telegraphisch Nachricht gegeben.

Ein kalter schneidender Wind blies über den sonst so herrlichen Thuner See, als ich an seinen Ufern anlangte. Wohl oder übel ergab ich mich in mein Schicksal und betrat, zu kühler Fahrt vollkommen gerüstet, das große obere Deck des „Beatus“, auf dem ich mich fast einsam wie ein stiller Wanderer in

stiegen, und selbst diese wenigen verhießen mir nicht die geringste Unterhaltung, denn sie bestanden sämtlich aus Passagieren zweiter Klasse, aus eingeborenen Landleuten der Nachbarschaft, die irgend ein Geschäft nach Spiez oder Interlaken trieb. Sie hatten sich sehr bald ein wärmeres Plätzchen in der zweiten Kajüte gesucht, und als ich nun ganz allein das obere Deck betrat, sah ich nur drei Damen, fest in Mäntel und Shawls gehüllt, wie drei eingeschüchterte Vögel um einen Tisch sitzen und frostig und betrübt vor sich niederschauen, ohne weder auf mich noch auf das sonst um sie her Vorgehende einen teilnehmenden Blick zu werfen.

Einige zwanzig Schritte hinter ihnen jedoch sah ich neben einem Turm aufgestapelten, aus Taschen und Koffern aller Art bestehenden Gepäcks noch einen Neger und eine Negerin stehen, die, in dunkle Mäntel und Kapuzen gehüllt, regungslos wie zwei Bildsäulen dastanden und mit ihren funkelnden Augen voll unablässiger Achtsamkeit auf die drei sitzenden Damen schauten, deren Diener sie augenscheinlich waren.

Beide waren noch jung und, obgleich schon völlig erwachsen, doch von kleinem und zartem Körperbau; beide zeichneten sich durch ebenholzschwarze Farbe und alle übrigen bekannten Züge aus die dem äthiopischen Menschenstamm angehören; beide blickten gleich ernst und teilnahmlos in die leere Luft vor sich hin, als wären sie nur da, um bei den ihnen anvertrauten Sachen auf Posten zu stehen und irgend einen Wink ihrer Herrschaft zu augenblicklicher Pflichterfüllung zu erwarten.

So hatte ich denn Raum genug meiner alten Gewohnheit zu folgen und auf dem weiten Schiffsdeck langsam auf- und abzuschreiten, um meine Blicke bequem nach allen Seiten wenden zu können; indessen blieb ich nicht lange allein, denn bald gesellte sich der mir wohlbekannte Kapitän des Schiffes zu mir, reichte mir zum Gruße die Hand und hieß mich in seiner Heimat von neuem willkommen. Er wußte was mich alle Jahre nach seiner Heimat zog, und so berichtete er mir, sobald die Führung des Schiffs seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nahm, was seit dem vorigen Jahre in Interlaken vorgefallen, wie es meinen Freunden erging und was sich sonst in den Bergen ereignet hatte. Indessen immer nur auf wenige Minuten konnte sich der pflichttreue Mann meiner Gesellschaft hingeben, der dichte das Schiff umgebende Nebel erforderte seinerseits die größte Achtsamkeit, und oft sprach er mit den beiden Steuerleuten, die heute am Rade thätig waren, da es nicht ganz leicht sein mochte bei solchem dicken Wetter die richtige Fahrstraße einzuhalten und nicht über die Punkte hinauszuschießen, an denen das Schiff vorschriftsgemäß anzulegen hatte.

So war ich mir denn oft genug allein überlassen, und es kam mir ganz seltsam vor auf dem geräumigen Deck, auf dem einen Monat später Hunderte von Menschen aller Nationen und Kulturländer zusammentrafen, einmal so einsam und ungehindert auf- und niederspazieren zu können. Wie es ganz natürlich war, kam ich dabei oft an den drei an jenem Tische sitzenden Damen und den beiden Negern vorüber, welche letzteren sich endlich in bescheidener Entfernung hinter ihrer Herrschaft auf einer Bank niedergelassen hatten, und da konnte ich denn nicht umhin mir namentlich diese etwas genauer zu betrachten; denn ihre eigenartige Erscheinung und ihr Benehmen waren hinreichend meine Aufmerksamkeit zu wecken und meine Blicke länger auf sie zu lenken als man sonst in der Regel Fremde anzublicken pflegt.

Das Dreiblatt bestand aus einer älteren und zwei jungen Damen, die sämtlich Trauerkleider trugen und deren trüb blickende Gesichter hinlänglich verrieten, daß ihr Herz von eigentlicher Reisefreude keineswegs erfüllt sei. Die ältere Dame, eine edle Matronengestalt von imposanter Größe und Fülle und ganz in schwarze feine Wolle und schwarzen Sammet gehüllt, trug auf ihren edlen bleichen Zügen die Spuren einer ungewöhnlichen, tief wühlenden Traurigkeit, und außerdem erkannte mein ärztliches Auge nur zu wohl daß sie auch körperlich leidend sei und die weite Reise also wahrscheinlich mehr zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit als zum Vergnügen unternommen habe. Die größere der beiden jungen Damen, die ebenfalls fein gekleidet waren, schien mir noch die Lebhafteste von allen dreien zu sein, wenigstens schweiften ihre blauen Augen ziemlich häufig in der Runde umher, und ihr hellblonder, mit kurzen Locken anmutig umrahmter Kopf drehte sich bei weitem häufiger als der ihrer Gefährtinnen nach den sie umgebenden Gegenständen herum. Unleugbar aber sah auch dies hübsche und blühende Gesicht traurig, wenigstens betrübt aus, nur trug es durchaus nicht die Spuren eines so tief einschneidenden Schmerzes wie die Gesichter der beiden anderen Damen, von denen ihr die ältere ungemein ähnlich sah. Offenbar war ihr das einsame Reisen und das Schweigen, wozu das Verhalten derselben sie zwang, eine Fessel, die ihr munterer Geist nur widerwillig tragen mochte, und es kam mir bisweilen vor, als wäre es ihr ganz erwünscht gewesen wenn irgend jemand sich ihr genaht und ein Gespräch mit ihr begonnen hätte.

Unzweifelhaft die niedergedrückteste von allen aber war das andere junge Mädchen. Nicht ganz so groß wie ihre blonde Gefährtin zeigte sie ein völlig anderes Aussehen als diese. Von dichten blauschwarzen Locken umrahmt war ihr anmutiges Gesicht von gelblicher Farbe, aus welchem tiefschwarze Augen leuchteten. Dies machte ihre ganze Erscheinung zu einer auffälligen, und ich bemerkte bald daß sie einer andern Nationalität wie ihre Begleiterinnen angehören mußte, welche letztere unverkennbar den englischen Typus trugen. Dabei war über ihr schönes edles und regelmäßiges Gesicht der Schleier einer namenlosen Trauer gebreitet, und mir, dem Kenner und eifrigen Erforscher menschlicher Gesichter, kam es so vor als ob mit dieser Trauer ein heimlich verborgener Gram gemischt sei, der in der Tiefe ihres Herzens nistete und ganz gewiß auf höchst trübe Lebenserfahrungen und mannigfache Kümmernisse ernstester Art schließen ließ. Daß ich mich in diesem Punkte nicht geirrt sollte ich in späterer Zeit genau erfahren.

Wir waren etwa eine Stunde lang gefahren und ich hatte während dieser Zeit Muße genug gehabt meinen Gedanken nachzuhängen, als sich der Kapitän wieder zu mir gesellte und an meiner Seite eine Weile auf dem leeren Deck hin und her spazierte, wobei wir häufig an den drei unbeweglich sitzenden Damen vorüberkamen, auf die von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick fallen zu lassen ich nicht umhin konnte.

Sie saßen meist schweigend bei einander, und nur bisweilen erhob die jüngere Blondine ihren Lockenkopf von ihrem roten Reisebuche und flüsterte der älteren Dame, die unzweifelhaft ihre Mutter war, einige von uns nicht verstandene Worte zu. Diese, in ein melancholisches Brüten versunken, wandte bei dieser Gelegenheit nur langsam ihren Kopf, und indem sie einen flüchtigen Blick nach der starr vor sich hin schauenden schwarzhaarigen Gefährtin warf, nickte sie der ersteren phlegmatisch eine bejahende Antwort zu, dann las die Tochter wieder in ihrem Buche weiter und bewies mir dadurch, daß sie von allen dreien an den äußeren Dingen noch am meisten Anteil nehme und in Ermangelung eines männlichen Beraters und Führers der kleinen Gesellschaft das Amt einer Führerin übernommen habe.

Als ich so mit dem Kapitän einmal wieder an ihnen vorübergekommen war, auf die der kluge Mann gleich mir schon lange einige neugierige Blicke geworfen hatte, fragte er im vollsten Schweizerdeutsch, das ich sehr gut verstand, während es den drei Fremden gewiß unzugänglich war:

„Welcher Nationalität teilen Sie diese drei Damen zu, Herr Doktor?"

„Ohne Zweifel der englischen", erwiderte ich, „wenigstens

was die ältere und die j ngere mit den blonden Haaren betrifft. Die dritte dagegen scheint mir eine Südländerin zu sein, deren Heimat ich bis jetzt noch nicht ergründen kann."

„Ja, so geht es mir auch", erwiderte der Kapitän, der ein Urteil in Bezug auf Fremde hatte, da er tagtäglich mit Hunderten von ihnen in nähere Berührung kam. „Ich halte sie natürlich auch für Engländerinnen und zwar von einer feineren Sorte als man heutzutage hier zu sehen bekommt. Was ich aber aus der dritten machen soll, weiß ich ebensowenig wie Sie und fast möchte ich Sie für eine Spanierin halten; denn sehen Sie doch, wie stolz sie bei aller ihrer Trübseligkeit den Kopf in den Nakken wirft und wie die kohlschwarzen Augen so düster und melancholisch über unsern guten See funkeln."

So schritt ich in lebhafter Unterhaltung eine Weile an der Seite des aufmerksam nach allen Seiten spähenden Kapitäns hin, als wir abermals an dem Tisch vorüberkamen an welchem die drei Damen saßen. Sie hatten soeben, wie ich wohl bemerkt, einige Worte flüsternd miteinander gewechselt und konnten, wie es schien, in ihrer Meinung nicht einig werden, da sich ihnen auch das Reisehandbuch, welches die junge Blondine noch soeben zu Rate gezogen, nicht in dem gewünschten Maße hilfreich erwies. Da erhob sich plötzlich diese von ihrem Sitz, kam mit leicht schwebendem Schritt auf uns zu und wandte sich mit einem gewinnenden Lächeln, welches einen Moment lang ihre bisherige Traurigkeit ganz aus dem Gesicht verschwinden ließ, an den sie mit einiger Verwunderung anblickenden Kapitän und sagte in englischer Sprache:

„Verzeihen Sie, Sir, daß ich mich in einer Angelegenheit an Sie wende, die für uns von einiger Wichtigkeit ist. Können Sie uns vielleicht ein gutes Gast- oder Pensionshaus in Interlaken empfehlen, welches etwas fern von dem Gewühl des Hauptverkehrs liegt und worin wir ländliche Ruhe, einen wünschenswerten Komfort und zugleich eine gute Aussicht auf die Berge genießen?"

Der Kapitän dachte nur einen Augenblick nach, dann sah er mich lächelnd an und sagte höflich, indem er seine goldverbrämte Mütze lüftete, ebenfalls in englischer Sprache, die er, wie alle gebildeten Schweizer, die mit Fremden aller Art zu verkehren haben, geläufig sprach:

„O ja Miß, ein solches Haus kann ich Ihnen allerdings mit gutem Gewissen empfehlen; aber um ganz sicher zu gehen, sollten Sie sich eigentlich an diesen Herrn wenden, der alle Jahre zu uns kommt, ein solches Pensionshaus besser als ich kennt und der zugleich alle die Annehmlichkeiten liebt und sucht, die Sie soeben für sich in Anspruch nahmen."

Dies Gespräch fand, da wir beiden Männer bei der unerwarteten Anrede der englischen Miß augenblicklich still gestanden waren, in unmittelbarer Nähe des Tisches statt, an dem die Damen Platz genommen hatten und die beiden andern noch immer saßen, wie es schien, voller Spannung, welche Antwort der Fragenden von uns zu teil werden würde. Ich, so ganz unerwartet von dem Kapitän ins Gespräch gezogen, wollte eben einige Worte hören lassen, als sich nun auch die ältere Dame zum Sprechen veranlaßt fühlte, aber erst nachdem sie einen prüfenden Blick auf mich geworfen, als ob sie untersuchen wollte, ob ich auch wohl würdig sei mit ihnen in nähere Unterhaltung zu treten.

„Das zu hören ist mir sehr angenehm, Sir", sagte sie zu mir mit höflichem Ton, jedoch ohne sich von der Stelle zu regen. „Wollen Sie also die Güte haben uns das Landhaus zu nennen, in welchem Sie ebenso wohlbehagliche Ruhe und friedliche Stille wie eine gute Aussicht finden?"

Ich nahm jetzt meinen Hut ab, verbeugte mich vor den drei Damen und sagte mit der ruhigsten Miene:

„Sehr gern meine Damen, wenn ich Ihnen damit dienen

demselben Pensionshause und zwar in Beau-Site in Unterseen. Dort finde ich stets alles was ich bedarf und was ein nicht zu anspruchsvoller Mensch verlangen kann."

Die alte Dame nickte befriedigt. „Gut", fuhr sie fort, „schickt der Besitzer des Hauses auch wohl einen Wagen nach dem Landungsplatz?"

„Ganz gewiß, täglich drei- oder viermal, und heute wird er ihn ohne allen Zweifel senden, da er von meiner Ankunft mit diesem Boot unterrichtet ist."

„O Sir", fuhr die alte Dame fort, „würden Sie dann wohl die Güte haben uns diesen Wagen zu bezeichnen, wenn wir angelegt haben?"

„Ganz gewiß Mylady, Sie sollen ihn nicht verfehlen, ich bürge dafür."

Die alte Dame nickte dankend, schien vor der Hand über ihr Unterkommen beruhigt und wandte ihr Gesicht wieder still zu der dunkeläugigen jungen Dame, die kein Wort gesprochen und nur von Zeit zu Zeit einen ihrer traurigen Blicke über mich hatte hinschweifen lassen. Ihre blonde Gefährtin schien am meisten durch die erhaltene Auskunft befriedigt, schlug ihr Reisehandbuch zu, legte es auf den Tisch und begann nun ihrerseits einen kleinen Spaziergang auf dem Deck, während der Kapitän sich von mir entfernte, um seinem Dienste obzuliegen.

Ich aber nahm meinen Gang von neuem auf und wandte meine Blicke nach der Beatenhöhle empor, an der wir eben vorüberfuhren, jedoch auch sie verschwamm im Nebel und ich konnte nicht einmal die kleinen Häuserchen auf dem Bergrücken wahrnehmen, die in kurzer Zeit von Fremden bewohnt sein sollten und innerhalb deren sich dann ein ganz eigenes Leben entwickelte, von dem auf den Höhen jetzt noch keine Spur zu finden war.

Plötzlich, als ich eben still stand und nach der düsteren Höhe blickte, stand auch die blonde Miß neben mir, und als ob sie sich von mir unterrichten lassen wolle, sagte sie mit sanfter freundlicher Miene:

„Es thut immer wohl Sir, wenn man vor einem fremden Orte, den man nie mit Augen gesehen jemanden antrifft der mit den Besonderheiten desselben vertraut ist. Ich habe mich vergebens nach allen den Schönheiten umgeblickt, die in meinem Reisehandbuch um den Thuner See herum verzeichnet stehen, und am meisten hatte ich mich auf die Blümlisalp gefreut. Wo ist sie, das heißt, wo mag sie liegen — wissen Sie das?"

„Gewiß weiß ich das Miß, aber wir sind schon lange an ihr vorbei. Dort, hinter dem grauen Nebelwall liegt sie, dort das Dolden- und Balmhorn, dort das Stockhorn und da der schöne gravitätische Niesen, aber Sie sehen von allen diesen Herrlichkeiten heute nichts; indessen können Sie es in den nächsten Tagen nachholen, wenn Sie bei besserem Wetter, das ja nicht ausbleiben wird, Ausflüge in die Umgegend von Interlaken machen."

Die englische Miß seufzte schwer auf, nickte wohl, aber schien sich nicht besonders auf die von mir angedeuteten Ausflüge zu freuen. Indessen erwiderte sie kein Wort, und eben wollte ich ihr zeigen wo die Jungfrau, das Schreckhorn und die anderen großen Berge liegen, als der Kapitän wieder herantrat und sagte, daß wir in zehn Minuten in Neuhaus sein würden und daß die Damen ihr Handgepäck von ihrer Dienerschaft an eine bestimmte Stelle tragen lassen möchten, damit sie unverweilt in den Wagen steigen und nach Beau-Site fahren könnten.

Die blonde Engländerin nickte dankend und wir gingen langsam an den Tisch zurück, auf dem die Handgepäckstücke in Haufen lagen, worauf die erstere die beiden Neger herbeirief und ihnen die nötigen Anweisungen in betreff des Gepäcks gab.

Als die beiden Schwarzen — Ned und Nelly hießen sie, wie ich jetzt hörte — sich bescheiden genaht, das Gepäck geord-

beiseite stehend zuschaute, rief die ältere Dame ihre blonde Tochter heran und sprach angelegentlich einige Worte mit ihr, aber so leise und geheimnisvoll, daß ich keine Silbe verstand, was mich sogleich veranlaßte vom Tische mich zu entfernen und mein eigenes Gepäck mir zur Hand zu legen.

Aber da kam die junge Engländerin noch einmal zu mir heran, während eben der Kapitän in meine Nähe trat, um mir zum Abschiede die Hand zu reichen, und da sagte sie:

„Verzeihen Sie Sir, meine Mutter ersucht mich in betreff von Beau-Site noch eine andere Frage an Sie zu richten, die von der ersten allerdings etwas abweicht. Meine Mama ist nämlich oft etwas leidend und bedarf dann der schnellen Hilfe eines Arztes. Wissen Sie vielleicht ob in der Nähe jener Pension ein Arzt wohnt, dem man sich im Falle der Not anvertrauen darf?"

Ich wollte eben mit einem kurzen „Ja" antworten, als mir der Kapitän zuvorkam, mich wieder lächelnd anblickte und sagte:

„Sie wenden sich abermals an den rechten Mann, Miß. Der Herr hier ist selbst ein Arzt —"

„Bitte!" unterbrach ich ihn, „erregen Sie der Dame keine falsche Hoffnung. Ja wohl", wandte ich mich nun zu dieser, „allerdings bin ich ein Arzt, aber ich praktiziere auf Reisen nicht und gehe meiner eigenen Erholung wegen nach Interlaken und in die Berge."

„O", erwiderte die junge Dame außerordentlich freundlich und, wie es mir vorkam, mit einer noch beruhigteren Miene als vorher, „wir fürchten auch nicht, in die Lage zu kommen Sie zu bemühen, jedoch ist es mir sehr angenehm, daß meine gute arme Mama doch wenigstens den Rat eines Mannes zur Seite hat, der mit allem was wir wünschen und bedürfen so vertraut ist. Ich danke Ihnen Sir, und empfehle mich Ihnen einstweilen. Aber da sind wir ja wohl in Neuhaus angelangt, nicht wahr?"

„Ja wohl!" sagte ich, während der Kapitän uns verließ und seine Brücke bestieg, denn eben beschrieb der Dampfer seinen letzten Bogen, um in den kleinen Hafen von Neuhaus einzulenken, und man sah schon am Ufer im dichten Nebel zwei lange Reihen eleganter Omnibus aufgefahren, die insgesamt etwaige Gäste erwarteten, während doch heute nur einer von ihnen so glücklich sein sollte ein paar Fremde seinem Herrn ins Haus zu bringen.

Ich wandte mich jetzt von den Engländerinnen ab und richtete die Augen auf meinen lieben Abendberg, der nun dicht vor mir lag und auf dem ich vier Wochen zubringen wollte, sobald die zu erwartende Sommerhitze mich aus dem Thale in die Höhe scheuchen würde. Allein ich sah so gut wie gar nichts von ihm, weder sein trauliches weißes Haus, noch seine grünen Matten und seine dunklen Tannen, denn auch über ihn hatte sich der dichte graue Nebelmantel gelagert und verhüllte seine Schönheiten wie alles ringsum. So begab ich mich denn auf die Seite des Dampfers, auf der wir aussteigen mußten, und unter den wenigen am Ufer versammelten Menschen hatte ich sehr bald meinen guten alten Wirt, Vater Rüchti, erkannt, der in seiner bekannten liebenswürdigen Art es auch diesmal nicht unterlassen hatte mir persönlich bis Neuhaus entgegenzukommen, um mich, den Freund und alten Stammgast seines Hauses, in seinem Privatwagen unter sein gastliches Dach zu holen.

Bald hatten wir, unsere Hüte schwenkend, Grüße miteinander ausgetauscht und gleich darauf lagen unsere Hände zusammen, und ich las auf dem freundlichen Gesicht des biederen Mannes, daß ich ihm auch diesmal so willkommen wie früher sei. Kaum aber hatten wir die ersten Worte gewechselt, so machte ich ihn auf die Engländerinnen aufmerksam, die ich mit zu ihm gebracht, und er wandte sich sogleich in höflichster Weise zu ihnen hin und gab seinen Leuten den Befehl das Gepäck der Fremden in den Omnibus zu schaffen und sie wohlbehalten nach Beau-Site zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Die Petroleumindustrie unseres Landes.

Amerika versorgt noch immer die gesamte civilisierte Welt mit **Petroleum**, mit **dem Öl** also, das alle früheren Beleuchtungsmittel verdrängt hat und dem die modernen Lichtquellen: das Gas und die Elektricität nur bis zu einem gewissen Grade Konkurrenz gemacht haben. Und doch wird der enorme Konsum dieses Öles durch die Ergiebigkeit eines Landstriches gedeckt, der bei einer Länge von 150 Meilen und einer Breite, die an keiner Stelle 20 Meilen übersteigt, nur 180,000 Acres deckt. Derselbe liegt, wie bekannt, zum weitaus größeren Teile im Staate Pennsylvania und reicht nur wenig in den Staat New York hinüber. Zwar hat man auch in West-Virginia, an einzelnen Plätzen in Ohio, im kanadischen Ontario und auch in Norddeutschland, Südrußland und in Indien Petroleum gefunden — aber dieses Produkt ist von so geringer Qualität und fließt so spärlich, daß es auf den Markt gar keinen Einfluß zu üben vermag.

Der Ertrag unserer Ölfelder in Pennsylvania und New York belief sich im Jahre 1882 auf 31,398,750 Barrels gegen 26,950,810 Barrels im Vorjahre 1881. Und doch ist die bergmännische Gewinnung des Petroleums noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt. Dieselbe datiert vom 30. August 1859, an welchem Tage Colonel F. L. Drake auf einer Farm am Oil Creek nach Öl bohrte. Da die Bäche dieser Gegend mit derselben öligen, übelriechenden Flüssigkeit bedeckt waren, die auch in den Felsspalten sich zeigte — einem Öl, das schon lange als Senecaöl gegen Rheumatismus gebraucht wurde — so meinte Drake, müsse man durch Bohren auf ganze Öllager stoßen. Von der primitiven Gewinnung des Öls durch die Indianer, die ihre Blanketts auf der Wasseroberfläche ausbreiteten und durch Auspressen derselben das absorbierte Öl erhielten, machte Drake den wichtigen Schritt zu einer fachmännischen Gewinnung. Bei 600 Fuß Tiefe erreichte sein Bohrer den ölhaltigen Sandstein, und die angesammelten gepreßten Gase trieben das Öl nach oben. Als der Druck nachließ, setzte er Pumpen an und gewann auf diese Weise in dem schon zur Neige gehenden Jahre 1859 etwa 2000 Barrels Öl. Schon im folgenden Jahre stieg durch neue Bohrungen der Ertrag auf eine halbe Million Barrels, erreichte im Jahre 1862 ein erstes Maximum von etwa drei Millionen Barrels, und verringerte sich in den folgenden Jahren, bis durch neu entdeckte Ölfelder, so namentlich durch das im Jahre 1875 angebohrte Feld um Bradford, welches noch jetzt das ergiebigste ist, der Ertrag auf 20 Millionen Barrels stieg. Von den 20,000 Bohrlöchern in Pennsylvanien und New York befinden sich 13,000 im Bradford-Distrikt.

Eine epochemachende und den Ölmarkt sehr erschütternde Entdeckung war die der Ölfelder von **Cherry Grove** im Sommer 1882. Cherry Grove ist ein urwildes Township in Warren County in Pennsylvanien, das bis zum Mai 1882 fast unbewohnt war. Seine Bewohner bestanden in einem halben Dutzend Farmer und aus einigen "Tan-bark Cutters", aus Leuten also, welche die Rinde des Hemlock abschälten, um sie an die Gerbereien zu verkaufen. Etwa im Centrum des Townships war eine Klärung, die als Farmland diente, im übrigen deckte ein dichter Wald von Hemlocks und Buchen das Land. Etwa zehn Meilen von dieser Lichtung entfernt lag das Städtchen Clarendon an der Philadelphia- und Erie-Eisenbahn, ein unbedeutendes Ölfeld. Da wagten vier „Wild-Catters" — so

nennt man die Spekulanten, die auf gut Glück hin eine Bohrung vornehmen — in der Klärung von Cherry Grove einen Bohrturm zu errichten, der nach der Landsektion, in der er lag, die Nummer 646 trug. In „Ölkreisen“ sah man mit Spannung auf den Ausgang dieser Bohrung. Die Ölbrokers von Bradford und Oil City hatten sogar Spione abgeschickt, die ihnen von einem etwaigen Erfolg sofort Nachricht geben sollten. Denn wenn Quelle 646 sich, wie man vermutete, als stark fließend erwies, so mußte die Nachricht davon den Preis des Petroleums herabdrücken, und diejenigen Ölbrokers, die hiervon zuerst Kunde hatten, konnten ihren Vorrat noch zu hohen Preisen losschlagen, ehe der Erfolg der „Wild-Catters“ allgemeiner bekannt wurde. Denn mit Petroleum wird vielleicht noch in höherem Maße wie mit Getreide eine ganz verwerfliche Spekulation getrieben. Während nämlich die Quellen insgesamt täglich 80,000 Barrels produzieren, werden täglich auf den Börsen nicht weniger als 10 Millionen Barrels umgesetzt! Der Preis hat darum auch im verflossenen Jahre zwischen 49 Cents und einem Dollar per Barrel geschwankt. Welch ein Feld für die wildeste Spekulation! Man kauft und verkauft zu bestimmten Preisen, ohne daran zu denken, daß man wirkliches Petroleum kaufen oder verkaufen will; man zahlt einfach am Kaufstage den Unterschied zwischen dem stipulierten und dem wirklichen Preise an den glücklichen Spekulanten aus. Es handelt sich also bei solchen leider sehr allgemein gebräuchlichen Geschäftstransaktionen um nichts anderes als um ein Hazardspiel — um ein Spiel, das mit dem bekannten „Gambling“ in eine Kategorie gehört. Während nun die Weizenernte sich Monate vorher ziemlich sicher bestimmen läßt, sind alle Vorherbestimmungen über den künftigen Preis des Petroleums absolut unmöglich. Niemand kann wissen, wie lange die jetzt ergiebigen Bohrlöcher aushalten werden und ob nicht in der nächsten Zukunft neue, noch ergiebigere gebohrt werden können. Das bloße Gerücht von einer erfolgreichen Bohrung drückt zuweilen den Preis um fünf Cents herunter. Wie der Ölbroker ist auch der „Wild-Catter“ ein Spekulant, heute reich, morgen arm, heute mit Erfolg bohrend und morgen sein Geld an ein “Dryhole” verschwendend. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigt sich der „Wild-Catter“, wenn die Bohrung so weit geführt ist, daß die Frage: Öl oder kein Öl? sich entscheiden muß. Bewaffnete umstehen den Bohrturm, um unberufene Spione abzuhalten. Und doch gelang es beim Bohren von 646 einem Verwegenen, unbemerkt sich im Turm zu verbergen. Siebzehn Stunden lang lag er unter dem Fußboden, dann konnte er fliehen und denen, die ihn gesandt hatten, melden, daß 646 eine sehr ergiebige Quelle sei — eine Nachricht, die ihm und seinen Auftraggebern ein Vermögen einbrachte. Bohrloch 646 übertraf allerdings an Ergiebigkeit alle bisherigen Quellen. Viertausend Barrels Öl war das Ergebnis des ersten Tages! In kurzer Zeit sank der Preis des vorrätigen Öles um 30 Millionen Dollars. Ungereinigtes Petroleum, das mit 85 Cents per Barrel bezahlt wurde, sank auf 49 Cents herab. In wenigen Tagen belebten sich die Hemlockwälder im Cherry-Grove. Gespanne brachten Bauholz, Kessel, Dampfmaschinen und Provisionen. Es war am 17. Mai, als das Bohrloch 646 Öl gab. Ehe noch der Juni zu Ende ging, standen zwei Städte fix und fertig da — der einen gab man den Namen Garfield, der andern den Namen Farnsworth nach dem Farmer, auf dessen Land 646 gebohrt wurde. Land, das bisher mit $4.00 per Acre verkauft würde, stieg auf $1000 per Acre. Hotels, Stores, Werkstätten, Saloons entstanden wie durch Zauber. Die Waldpfäde, in denen noch vor kurzem der einsame Wanderer nur die Stimmen der Vögel wahrnahm, hallten nun wieder

Millionen Dollars gekostet hatte. Ein Bohrloch, das täglich 1000 Barrels Öl lieferte, galt als nichts Sonderliches. Doch bald mußte man die alte Erfahrung von neuem machen, nämlich die Erfahrung, daß die Ergiebigkeit mit der Anzahl der Bohrlöcher naturgemäß sinkt. Im August brachte das Cherry-Grove-Feld täglich 40,000 Barrels hervor, aber schon im Oktober war der Ertrag sehr gering und viele Bohrlöcher waren aufgegeben worden. In nicht langer Zeit werden die Städtchen Garfield und Farnsworth ebenso schnell vom Erdboden verschwunden sein, wie sie entstanden.

Eine eigentümliche Erscheinung im Cherry-Grove sind die hier und da errichteten Buden mit dem Schild „Bottling Works“. Sie enthalten außer einem dienstbereiten Wirt zwei oder drei Faß Bier und einige Dutzend Flaschen mit demselben Naß gefüllt. Man sieht keine Stühle im Schankraum und auch keine Gläser. Frägt man den Wirt, warum er seine Bude nicht nach landesüblichem Brauch einen Saloon nennt, so entgegnet er, daß in Pennsylvania die „Court“ die Schanklizens bewilligt. Als im Cherry Grove Öl gefunden wurde, war die „Court“ gerade nicht in Sitzung und trat auch erst in sechs Monaten wieder zusammen. Sollten die Arbeiter so lange ohne Bier sein? Da erinnerte man sich eines alten Gesetzes, das jederman, der fünfzig Dollars zahlte, gestattete, Ale oder Bier in Flaschen zu verkaufen, wenn es nicht “on the premises”, d. h. auf dem Grund und Boden des Verkäufers getrunken wird. So entstanden die „Bottling Works“ in dem Öldistrikt von Cherry Grove. „Sehen Sie“, ruft der Wirt triumphierend, „diese Veranda, die mein Haus auf einer Seite ziert? — Mein Haus steht mit dieser Seite hart an der öffentlichen Straße, die Veranda also auf der Straße selber. Wenn ich einem Kunden eine Flasche Bier verkaufe, so ersuche ich ihn, dieselbe auf der Veranda zu leeren. Gläser halte ich nicht.“

Wenn ein Bohrloch aufhört ergiebig zu sein, so versucht man durch eine Explosion dasselbe zu neuer Thätigkeit zu reizen. Eine lange zinnerne Röhre, die man mit sechs bis acht Quart Nitroglycerin füllt, wird in das Bohrloch hinabgesenkt und durch einen Schlag zur Entzündung gebracht. Die furchtbare Gewalt der Explosion schafft den gepreßten Gasen eine neue Öffnung. Zwar vernimmt man nichts als einen scharfen Pistolenknall, aber der Grund hebt sich und in einem gewaltigen Strahl spritzt das Öl empor. Der “Torpedoe Man”, der diese Explosion zu leiten hat, ist ein Mensch, den man sich gerne zehn — Meilen vom Leibe wünscht. Er fährt in einem leichten Wagen mit feinen Röhren und dem Sprengöl auf den rauhen Wegen umher, und es geschieht nicht selten, daß ein heftiger Stoß Mann, Roß und Gefährt in Atome zerschmettert. Ein tiefes Loch in der Erde und eine Rauchwolke sind alles, was der Torpedoe-Mann zurückläßt, der dadurch seinen Hinterbliebenen die Begräbniskosten erspart.

Das Petroleum, welches wir in unseren Lampen brennen, ist ein raffiniertes, d. h. gereinigtes Öl. Es stellt in der Natur ein dickflüssiges, braun bis schwarz gefärbtes Produkt von sehr großer Entzündlichkeit dar, das der Reinigung bedarf. Nicht weniger als zehn Stoffe gewinnt man durch das Raffinieren aus dem Petroleum, ganz abgesehen von den prächtigen Anilinfarben, welche aus dem Ölrückstand durch chemische Prozesse gewonnen werden. Es sind die folgenden zehn Stoffe: 1. Rhigolin, das flüchtigste Produkt der ersten Destillation, das in der Chirurgie verwendet wird; 2. Gasolin, das hier und da zur Bereitung von Leuchtgas gebraucht wird; 3., 4. und 5. drei verschiedene Grade von Naphtha, das zum Farbenmischen und zu Firnissen verwendet wird; 6. Kerosene oder Petroleum, Steinöl, Solaröl, Rhatogen, das Öl, welches wir

Schmieröl, das man zum Ölen von Maschinenteilen gebraucht; 9. Paraffin, aus dem man Lichter gießt, und 10. Paraffinwachs. Es bleibt auch dann noch ein Rückstand, den man Kohlentheer nennt. Auch gewinnt man aus dem rohen Petroleum das Kosmolin und Vasolin, zwei Fette, die in der Medizin und im Parfümeriegeschäft eine ausgedehnte Anwendung finden. So vielseitig ist also die Verwendung, welche die Produkte des rohen Petroleums finden. Uns interessiert hier nur das Kerosene. Seine Güte hängt vornehmlich von der Sorgfalt ab, mit der es destilliert wurde; nur die schlechten Sorten sind leicht entzündlich und darum gefährlich. Eine jede Hausfrau kann sich sehr leicht mit Hilfe eines Thermometers von der Güte des Öls überzeugen. Sie braucht nur einen Tassentopf zum Teil mit Wasser füllen, das eine Temperatur von 120 Graden Fahrenheit hat. Darauf gieße sie etwas von dem zu prüfenden Öl und rühre die Mischung um. Wird diese dann von einem brennenden Streichholz entzündet, so ist das Öl untauglich, im gegenteiligen Falle aber völlig sicher. —

Das rohe Petroleum wird vornehmlich raffiniert in Cleveland, Buffalo, Pittsburg, Oil-City und Hunters Point, jetzt Long Island-City genannt. Von allen diesen Plätzen liegt allein Oil-City im Öldistrikt, die anderen sind zum Teil sehr weit davon entfernt und sind nur wegen ihrer bequemen Lage für die Verschiffung gewählt. Durch ein überaus einfaches aber großartiges System von Leitungsröhren werden aber diese Orte den Ölquellen nahegebracht. Das Öl der Quellen wird durch kleinere Röhren zunächst in große eiserne Behälter, Tanks, geleitet und wird dann aus diesen mittels mächtiger Pumpwerke in die Destillerieen getrieben. So deckt denn ein gewaltiges Röhrensystem die Öldistrikte, welches das Öl der 20,000 Quellen sammelt und an seinen Bestimmungsort führt. Man könnte dasselbe sehr wohl, wenn man von seiner größeren Ausdehnung absieht, mit dem Netz von Gasröhren vergleichen, welches eine große Stadt mit diesem Beleuchtungsmittel versieht. Leider ruht dieses großartige Geschäft in den Händen von nur zwei Gesellschaften. Die eine, weitaus kleinere, ist die Tidewater Company, die von dem Bradford-Distrikt Öl bis Tamanend im östlichen Pennsylvanien leitet, von wo aus dasselbe auf dem Schienenwege in Tankwagen an die Seeküste transportiert wird. Die andere Gesellschaft, die United Pipe Lines, erreicht jeden Distrikt und ihre Tanks fassen mehr denn 30 Millionen Barrels Öl. Die Gesellschaft besitzt über 3000 Röhren und 500 gewaltige Tanks. Die Standard-Oil-Company, welche das Öl kauft, raffiniert und wieder verkauft, ruht in denselben Händen — und so bilden denn diese beiden Gesellschaften ein mächtiges Monopol. Nur die Produktion des Öls wird von vielen betrieben, aber diesen Produzenten bleibt nichts weiter übrig, als an obige Gesellschaften zu verkaufen. Ist der Behälter in der Nähe einer Quelle gefüllt, so benachrichtigt der Eigentümer den nächsten Agenten der Röhrengesellschaft davon. Mit dem Maßstab ausgerüstet, stellt sich der Agent ein, bestimmt den Stand des Öles im Tank, schließt den Hahn auf, der dieses mit der Röhrenleitung verbindet, und läßt so viel Öl ab, als der Eigentümer zu veräußern wünscht. Die Gesellschaft zieht von dem Quantum drei Prozent für Verdunstung und Satz ab und stellt für den Rest einen Check aus.

Wenn ein Jäger sich in den waldbestandenen bergigen Öldistrikten Pennsylvaniens verirrt hat, dann hört er wohl das metallische Klopfen des durch die Röhren gepumpten Öles. Er braucht dann nur der Leitung zu folgen, so führt ihn sein Weg hierher aus dem Walddickicht an eine Ölquelle, oder an ein Pumpwerk. So wird denn das Öl auch zu einem Pfadfinder.

D.

Ein verhängnisvoller Befehl.

Historische Skizze von Georg Hiltl.

(Zu unserm Bilde auf Seite 9.)

Das Wirtshaus „Zum goldnen Ankerstock" war am äußersten Ende des Kais gelegen, der längs des Londoner Hafens sich hinzog. Wenn man die Steintreppe des alten Hauses hinabgestiegen war, bedurfte es nur weniger Schritte bis zu dem Orte, wo die kleinen Boote anlegten, welche den Verkehr zwischen den großen Schiffen und dem Lande vermittelten, Menschen, Waren und Güter aller Art ab- und einluden.

Um diese Anlegestellen liefen alte Gemäuer. Sie bestanden aus großen Quadersteinen und waren durch jenen Mörtel verbunden, der im Lauf der Zeit eins wird mit dem Gestein. Die Mauern standen daher schon seit grauer Vorzeit. Hie und da waren sie, um das Anlegen der Boote zu erleichtern, mit eisernen Haken oder mächtigen, in die Steinwand getriebenen Ringen versehen, durch welche die Matrosen ihre Taue zogen, die Boote festzumachen, wenn die See hoch ging.

Nebenbei dienten diese Gemäuer aber auch noch als Versammlungsort. Sie besaßen nämlich breite Brüstungen. Auf diesen nahmen zu jeder Tageszeit die lungernden, feiernden oder essenden Matrosen, die Schiffszimmerleute, Handlanger und Wachen des Hafens Platz. Hier — in langer Reihe nebeneinander sitzend — wurden die Neuigkeiten des Tages, die Berichte über angekommene oder absegelnde Schiffe ausgekramt. Hier lauerten oftmals, in scheinbar gleichgiltiger Unterhaltung begriffen, die Häscher auf ihren Fang; denn nicht selten versuchte ein flüchtiger Verbrecher, von der Bootstelle aus nach dem Schiff zu entkommen, auf welchem er den Händen der Gerechtigkeit entzogen werden konnte. Endlich war das Gemäuer auch ein Aufenthalt derjenigen Personen, welche man heutzutage „Kommissionäre" nennen würde, die im Jahre 1637 aber eine Rotte ausgesuchter Tagediebe bildeten. Gleichwohl ließen sich ihre Dienste nicht entbehren.

All diese erwähnten Dinge hatten das Wirtshaus „Zum goldnen Ankerstock" in Ruf gebracht. Man konnte bequem von dort aus an die Schiffe gelangen; man war sicher, stets hinreichende Auskunft über die abgehenden und ankommenden Fahrzeuge zu erhalten, Nachrichten aller Art einziehen zu können und dienstwillige Leute zu finden. Außerdem hatte John Fish, der Wirt des Hauses, für gute Küche und Keller, so wie für geräumige Wohnzimmer gesorgt, von deren Fenstern aus die zur Abreise bereiten Gäste jederzeit ihre Blicke auf die im Hafen liegenden Schiffe richten und ganz leicht das Fahrzeug erkennen konnten, durch welches sie über See befördert werden sollten.

John Fish erfreute sich also einer großen Kundschaft und damit auch eines ansehnlichen Vermögens. Das Gasthaus war stets voll von Gästen und Reisenden, die Herr Fish, ohne nach ihren politischen und religiösen Bekenntnissen zu fragen, gern bei sich aufnahm, wenn sie nur die nicht allzu billige Rechnung bezahlten. Wir sagten: politisch und religiös, und so war es auch. Die Zeiten, welche über England gekommen waren, erzeugten die Spaltung zwischen den Söhnen des Landes, deren Riß erst nach langen und blutigen Kämpfen sich schließen sollte. Des Königs schroffes Auftreten hatte die Gemüter erbittert. Es war die religiöse Unduldsamkeit, die ihr Haupt erhob; es war die Maßregelung der Gewissen, welche Karl I. einzuführen begann. Wie viele auch gleichgiltig über die Bestrebungen geurteilt haben mochten, die von Seiten der Regierung gemacht wurden — als sie zu Tage traten, wurden

aus den Gleichgültigen die glühendsten Verteidiger der angegriffenen Freiheit.

Man fürchtete die Herrschaft des Papsttums; die kirchliche Reform, die der König durchsetzen wollte, trug so sehr den Stempel des Katholizismus, daß sie von den Bekennern der reineren Lehre verabscheut ward.

Als die Reichen, die Besten unter der Bevölkerung, die Einfluß ausübenden Personen selbst sich gegen die Reformen des Königs sträubten, sah das Volk in ihnen seine Führer. Man hielt zu ihnen, und damit war der Schritt vom rein religiösen Streit auf das Gebiet der Politik gethan.

Überall bildeten sich Sekten; unabhängig von allen den harten Anordnungen der Regierung wollten die Sektierer ihre religiösen Übungen nach ihrem Gefallen ordnen, ihre Einrichtungen sollten den republikanischen Charakter tragen. Die Regierung trat mit größter Strenge dagegen auf, die Verfolgung wurde allgemein. Die Independenten, die strengen Puritaner wurden aufgestöbert, wenn sie zusammenkamen, um nach ihrer Weise zu beten; sie fanden den Schutz in ihrem Vaterlande nicht mehr; sie begannen dieses Land zu fliehen, in welchem es verboten war, nach eignem Gutdünken zu beten, dessen Herrscher seinen Unterthanen befehlen wollte: in welcher Art die freien Leute ihren Gott verehren sollten.

Die Freiheit winkte von jenseits des Ozeans. Anfangs hunderte, dann tausende beschlossen auszuwandern, eine neue Heimat zu suchen. Die erste Zufluchtsstätte schien ihnen Holland. Von dort aus ward die Fahrt über den Ozean in die Wildnisse Amerikas angetreten; man fürchtete die unheimliche Nachbarschaft der Indianer, die Entbehrungen, denen man entgegenging, viel weniger als die maßlose Strenge eines Monarchen, dessen Räte in beispielloser Verblendung gegen die Kinder des Landes eiferten, wenn sie in den Verdacht gerieten, jenen Verbindungen anzugehören, welche in ihrem enggeschlossenen Kreise das religiöse Leben nach eignem Ermessen ordneten.

Anfangs hatte der König den Auswanderungen eine gewisse Gleichgültigkeit entgegengesetzt. Es schien, als sei er froh, eine Anzahl mißmutiger und störrischer Unterthanen los zu werden. Mit Achselzucken sah man auf die mit Auswanderern beladenen Schiffe, welche dem Boden Englands fleißige Bebauer entführten.

Aber bald genug nahm diese Auswanderung so gewaltige Dimensionen an, daß denen unheimlich zu Mute ward, welche die Kassen des Landes zu füllen hatten. Welche Reichtümer wurden aus England nach dem künftigen Wohnsitz geschleppt? Wie viele der besten unter seinen Bürgern verlor der König? Als das Jahr 1637 anbrach, berechneten die Finanzmänner, daß mehr als 12 Millionen baren Geldes außer Landes gegangen seien. Der Zwang mußte sich weiter erstrecken. Schon beriet man zu London, wie dem Unwesen der Auswanderung ein Halt geboten werden könne.

* * *

Der Aprilmonat des Jahres 1637 war zu Ende. Eine milde Sonne warf ihre Strahlen auf London und vergoldete sanft die Dächer der alten Häuser, welche dicht an dem Ufer standen, und spielte, hie und da von tieferen Schatten unterbrochen, auf den Segeln der Schiffe.

Die Scheiben der Fenster des Wirtshauses „Zum goldnen Ankerstock“ glühten im Abendsonnenschein; aus den Gewässern stiegen die Dünste, welche das Herannahen der Nacht verkünden.

In dem großen Zimmer des Wirtshauses war es zum Erdrücken voll von Menschen jeder Art, jeden Alters. Sie saßen an den langen Tischen, hier eine Gruppe um den großen Napf, der mit [illegible] gefüllt vor ihnen stand, dort um die weilen tiefe Seufzer ausstoßend. Dann wieder gewahrte man eine Gruppe, die, in dem dunkelsten Winkel sitzend, der Predigt eines seltsam gekleideten Mannes zuhörte: es waren Worte des Abschiedes, die der Sprecher an seine Zuhörer richtete.

All diese Leute waren umgeben von mehr oder minder großen Packeten, von Koffern und Kisten. Auf diesen selbst saßen Weiber, die Kinder säugend, und inmitten des Lärmens und Tobens, in der von Tabaksqualm geschwängerten Atmosphäre versuchten die Kleinen zu schlafen.

„Es wird immer ärger, immer massenhafter“, sagte ein stämmiger Mann in der Tracht eines Bürgers zu John Fish, der, an seinem Schenktisch stehend, in das Gewimmel schaute.

„Ihr habt wohl Recht, Sir“, entgegnete der Wirt. „Wenn's so weiter geht, wird man bald nach guten Bürgern in Alt-England suchen müssen.“

„Was denkt der König?“ brauste der andere auf.

„St!“ machte der Wirt. „Redet nicht so laut. Die Spione des Bischofs und Straffords schleichen umher. Seit die Masse von schlimmen Schriften gegen Laud erschienen ist, ist der Beste nicht sicher.“

Der stämmige Mann versenkte seinen Unwillen in den vor ihm stehenden Porterkrug. „Hm!“ sagte er absetzend, „freilich, es scheint nicht viel Auserlesenes zu sein — lauter armselige Kleider.“

„Ja, das scheint nur so“, berichtigte der Wirt. „Was Ihr hier beisammen seht, sehe ich in gleicher Zahl alle Tage, und ich sage Euch, es sind gute Leute darunter. Die schlichte Kleidung macht's nicht allein. Wenn das Unglück kommt, sind alle einander gleich. Ihr könnt glauben, daß unter den einfachen Röcken viel reiche und gute Bürger verborgen sind — freilich auch mancher Galgenstrick geht mit hinaus — aber die größte Zahl sind alles streng ehrenwerte Gentlemen, und die Sekte der Puritaner ist die beste. Sie meiden den Trank — daher scheint Euch alles so ärmlich; schaut dort in die Ecke — seht Ihr den langen hageren Mann dort? Jetzt eben spricht er — er hält ein Buch in der Hand.“

„Es ist Pym, der Sprecher von Lincolnshire! Was thut er hier?“

„Je nun, er ist den letzten Abend in England. Er wandert aus.“

Der Stämmige ließ den Kopf auf seine Brust sinken.

„Hampden, Haslerg haben ebenfalls ihre Plätze auf dem Schiffe“, fuhr John fort. „Und — wollt Ihr noch mehr wissen? Da blickt dorthin in die Ecke hinter dem Ofen. Seht Ihr die Masse von Ballen, Koffern und Kisten?“

„Ich sehe sie wohl.“

„Es ist das Gepäck des sehr ehrenwerten Oliver Cromwell, der morgen früh mit den Seinen England verläßt.“

„Cromwell?“ rief der Mann sich erhebend. „Das kann nicht sein! Er hat seine Zukunft auf sein Verbleiben im Vaterlande gebaut.“

„Ihr irrt Euch“, sagte Fish. „Und wollt Ihr es von ihm selber hören — da kommt er eben. Er schläft unter meinem Dach diese Nacht zum letzten Mal in England.“

Der Mann, welchen John Fish bezeichnet hatte, schritt auf den Schenktisch zu. Er mußte sich dabei durch die Gruppen drängen, welche im Saale standen. Bei seiner Annäherung zog der Fremde sich zurück.

Cromwell stand dem Wirt gegenüber. „Wo ist das Zimmer, in welchem ich zu Nacht mit den Meinen verbleiben soll?“ fragte er.

„Droben im ersten Stock“, sagte Fish. „Euer Gestrengen können es gleich in Besitz nehmen. Heda, Tom!“

Cromwell wendete sich zu dem herbeigerufenen Kellner, der

„Ich muß ihn sprechen", sagte der Fremde wieder zum Tisch tretend. „Ich muß ihn bitten, warnen."

Er bahnte sich einen Weg durch das Gedränge und verschwand hinter der großen, aus Segeltuch gebildeten Gardine, welche den weiten Gastraum von dem Vorflur trennte.

Hier angekommen, schritt er die breite Holzstiege hinauf, welche in den ersten Stock des Hauses führte. Er ging den Korridor entlang, auf den sich die Gastzimmer öffneten. Wenige Schritte vor einer der vielen Thüren blieb er stehen. Ein choralartiger Gesang schallte aus dem geschlossenen Zimmer. Einige Kinderstimmen sowie die von Erwachsenen intonierten ein geistlichen Lied. Der Fremde lauschte, bis der Gesang beendet war, dann pochte er an die Thür.

„Herein!" rief eine kraftvolle Mannesstimme, und zugleich ward die Thür geöffnet.

Der Fremde stand Cromwell gegenüber.

„Richmond!" rief Cromwell. „Ihr seid es? Tretet ein." Als Richmond dieser Einladung gefolgt war, ließ er seine Blicke in dem Zimmer umherschweifen. Er erblickte die Familie Cromwells, dessen Gattin, seine drei Kinder und einen alten, finster blickenden Diener.

„Ein Freund aus alter Zeit", sagte Cromwell, seiner Gattin Herrn Richmond vorstellend.

„Ich wollte —"

„Ihr wollt Abschied nehmen von mir und den Meinen?" unterbrach ihn Cromwell. „Das ist schön von Euch — um so höher zu achten, da Ihr ein Gegner unseres Bekenntnisses seid."

„Ihr irrt, Oliver", sagte Richmond. „Ich bin gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr bleiben möget, daß Ihr nicht Euer Vaterland verlassen sollt, die Heimat, welche Euch teuer sein muß."

Cromwell lachte bitter. „Mit dem Anhänger der Regierung, dem Mann des Hofes ist darüber schwer zu streiten", sagte er. „Ich bin gewiß, daß Ihr genaue Kenntnis habt von dem, was über uns verhängt wurde; wie könnt Ihr, John Richmond, mir zum Bleiben raten?"

„Ihr verkennt den König", fiel Richmond ein. „Wenn Ihr und die Eurigen dem edlen Herzen Karls vertrauen wolltet, bald würde eine bessere Zeit sich aufthun. Ihr müßt sagen, daß der Trotz der Eurigen den König erregt hat."

„Und darum das papistische Getreibe?" fuhr Cromwell auf. „Darum die Verfolgung derer, welche beten wollen, wie es ihnen beliebt? Nein, Freund, in diesem England ist kein Heil mehr für die Freiheit. Wir müssen sie über den Ozean tragen, vielleicht kommt sie von jenseits desselben zurück, um Rechenschaft zu fordern von wegen der Unterdrückung. Wir leben im Kampfe mit den Stuarts und ihren Freunden, seit wir unter dem ersten Jakob uns den politischen Gewaltthaten entgegenstemmten, wir weichen heute dem Despoten Karl. Richmond", fuhr er fort, seine Hand auf des Mannes Schulter legend: „Ich habe es dem Pfaffen Laud prophezeit, da er mich aus des Königs Nähe verscheuchte, weil ich für den Bischof von Lincoln war, es wird der HErr über Euch kommen und Gericht halten. Auch Ihr habt damals gespottet, ich weiß es, Ihr und andere; aber ein jäher Spötter wird zu Schanden werden."

„Eben diese Worte waren es", wandte Richmond ein, „die manchen von uns nachdenklich machten. Ich gehöre zu denen, welche den Frieden wollen, und dabei sollte ein Mann wie Ihr mit Hand anlegen. Oliver, Ihr waret dereinst ein Gutgesinnter, waret wie ich dem Könige nicht abhold, bleibt in der Heimat, Ihr könnt Gutes stiften. Schon hat die Grafschaft Huntingdon Euch aufs neue gewählt, wenn Ihr Gutes fördern wollt."

„Es ist zu spät", sagte Cromwell dumpf. „Schaut dorthin!" Er stieß ein Fenster auf, welches den Blick auf den Hafen gewährte. Deutlich konnte man die Masse der Schiffe erkennen, deren Gewirr von Segeln und Tauen aus dem Dunkel aufzusteigen schien, und weithin blitzten die Lichter, welche an den Masten emporgezogen waren, ein dumpfer Lärm schallte aus der Ferne herüber.

„Es sind wohl hundert Fahrzeuge bereit, die Beleidigten und Bedrückten hinwegzuführen", sagte Cromwell. „Und", setzte er finster blickend drohend hinzu: „Vielleicht ist es gut für den Stuart, daß wir ausziehen wie einst die Kinder Israel aus dem Lande ihrer Peiniger."

„Und Ihr, Mrs. Cromwell", wandte Richmond sich zur Gattin des Puritaners. „Könnt Ihr so leicht die Heimat aufgeben?"

„Ich folge dem Manne, wie es das Weib thun soll", sagte die Frau mit Ergebung, „wir wollen das Elend unsrer Genossen nicht länger anschauen."

„Nun denn", rief Richmond sich erhebend, „mein letztes Wort an Euch, Oliver. Ich bin in diesem Hause, weil ich versuchen will, einige von den Verblendeten zurückzuführen — ich bin im Auftrage Lord Straffords hier, und Ihr, Oliver, seid einer von denen, welchen mein Auftrag besonders gilt. Kehrt um, ich bitte Euch! Der früheren Freundschaft gedenkend, die uns seit den Studienjahren auf dem Sidneykollegium in Cambridge verband, kam ich zu Euch. Ihr sollt wirken können für Euch, für die Euren. Lord Strafford sichert Euch eine treffliche Stellung im Rate der Gemeinen, Ihr sollt Sprecher sein für Cambridge, sollt trotz William Laud mit den Geschäften für York betraut werden. Ihr habt zu wählen."

„Meine Wahl ist kurz", entgegnete Cromwell. „Wenn es nicht der Philister Strafford wäre, möchte ich mich bedenken, aber ich traue ihm nicht. Aus seinem Munde kommt die Lüge, seine Hände sind für die Gewalt, und wollte ich auch nochmals trauen, ich könnte nicht mehr zurück, denn ich habe gelobt, niemals mehr mich von den Gläubigen zu trennen, die morgen mit mir diesen treulosen Stuart verlassen."

„Euer letztes Wort?"

„Mein letztes."

„So ist mein Wunsch für Euch, möget Ihr es nie bereuen", sagte Richmond, sich von dem Sessel erhebend. „Möge Euch das neue Vaterland glücklich machen, das alte habt Ihr von Euch gestoßen."

„Uns stößt dieses Mutterland aus —", rief Cromwell.

In diesem Augenblicke erschallte von der Stadtseite her wieder ein dumpfer Gesang. Er kam immer näher. Viele hundert Sänger schienen sich vereint zu haben.

„Was ist das?" sagte Richmond.

„Es werden Auswanderer sein, die mit Gesang und Gebet zum Hafen ziehen", sagte Cromwell, der schon die Thür geöffnet hatte und auf den Korridor trat, dessen Fenster auf die Straße gingen. Cromwell und die Seinen, ebenso Richmond traten an das geöffnete Fenster. Die sanft aufsteigende enge Straße herab kam ein langer Zug, Männer, Frauen, Greise, Kinder — jedes Alter und Geschlecht war vertreten. All diese Leute waren in dunkle Farben gekleidet. Die Köpfe der Männer waren von breitkrämpigen Hüten bedeckt, die hohe Formen zeigten. Die Haare kurz geschoren, lange struppige Bärte, wilde ascetische Gesichter, so stellten sich die Teilnehmer des Zuges dar, der langsam gemessenen Schrittes durch die Gasse zog, nur beleuchtet von den Kienfackeln, welche eine Anzahl der Auswanderer mit sich trugen. Dieser ganze Vorgang hatte etwas Unheimliches, der Gesang trug weniger den Charakter eines Chorales, als vielmehr den eines Leichenliedes, die dumpfen Stimmen schienen zu drohen, zuweilen ließen sich aus der Masse gellende Schreie vernehmen. Cromwell und die Seinen betrachteten die Menge mit einer Art von Andacht, während Richmond sich nicht eines leichten Schauers zu erwehren vermochte. Diese finsteren Heiligen erschienen ihm gefährlich, und fast dünkte es ihm ein Glück, daß sie den Boden



Cromwell und seine Famil[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]ka verhindert [illegible] [illegible]mälde des Professor [illegible]

Englands verlassen wollten. Plötzlich geschah etwas so schnell, so unerwartet, daß die Zuschauer noch nicht zur Besinnung kommen konnten, als schon der erste Teil des Ereignisses vorüber war.

Als nämlich der Zug eben in die kleine, zum Hafen führende Gasse biegen wollte, sprengten, einen der vielen Durchgänge benutzend, etwa zehn bis zwölf Reiter unter die Masse. Es entstand ein furchtbares Gedränge, unter lautem Schreien wichen die Mitglieder des Zuges nach allen Seiten aus, die Kinder und Frauen kreischten, die Männer donnerten Verwünschungen gegen die Reiter, welche sich schnell zu einer geschlossenen Rotte vereinigt hatten und langsam vorrückend, die Menge zurückzudrängen suchten.

„Was ist das?“ riefen entsetzt die am Korridorfenster befindlichen Personen. Schon stürmten von allen Seiten Leute aus den Häusern, dies vermehrte den Tumult noch um ein bedeutendes; aus dem Gastzimmer des goldnen Ankerstocks stürmten die Gäste, einige sogar bewaffnet unter die Menge; Wutgeschrei ertönte, die Leute im Zuge, welche Hilfe nahe sahen, versuchten sich zu stellen, schon waren einige Hiebe mit Knütteln gegen die Pferde der Reiter geführt worden, als der eine der Soldaten, ein Wachtmeister, sich im Sattel hoch aufrichtend, rief: „Zurück Ihr da — und Ihr Vordersten hinein in die Gasse, oder wir geben Feuer unter die Haufen. Es ist Befehl des Königs.“

Ein neues Wutgeheul folgte diesem Ausrufe, zugleich flogen einige Feldsteine gegen den Hals eines Pferdes, daß es hoch aufbäumte. Die Reiter machten statt aller Antwort ihre Karabiner schußfertig, aber aus dem Haufen der puritanischen Auswanderer trat ein hochgewachsener Mann und stellte sich vor die Reiter. „So spricht der HErr“, begann er im strengen Tone, „sechs Stücke hasse ich, und am siebenten habe ich Greuel, nämlich an dem Mißbrauch der Gewalt. Ihr, die Ihr Gewalt mißbraucht, sollt nicht die Freude haben, so der Satan Euch bereiten will, weichet zurück Ihr von dem neuen Jerusalem und beuget Euch unter den Zorn des HErrn.“

„Amen!“ schallte es laut aus der Menge, die sich schnell zu zerstreuen begann. Mit wilden zornigen Blicken hatte Cromwell diese ganze Scene, stumm und als ob Wut und Schmerz ihm die Lippen geschlossen hätten, betrachtet. Die Seinigen weinten, die Kinder vor Angst, Frau Cromwell aus Teilnahme. Richmond seufzte tief auf.

„Dieses ist Eures Königs Milde“, sagte Cromwell nach langer Pause, fast keuchend. „Er will den Söhnen des reinen Glaubens nicht einmal gestatten, sich die Orte zu suchen, wo sie beten können. Sie sollen nicht erscheinen als eine Gemeinde. Wollt Ihr mich überreden in diesem England zu bleiben?“

„Cromwell, Ihr seid zornig, vielleicht mit Recht“, wandte Richmond ein.

„Nichts weiter“, rief Cromwell, „wir scheiden. Hier meine Hand zum Abschied, ich will Euch nicht zürnen ob Eures Herrn — lebt wohl. Vom freien Boden her werdet Ihr vernehmen, wie die Gläubigen glücklich sein werden im Schutze des Himmels. Geht, geht, und sagt Eurem Könige, Eurem Strafford, dem Pfaffen Laud, daß ich sie hasse.“ Er verließ mit den Seinen schnell den Korridor und sie traten in ihr Zimmer.

In dem Stadtteile hatte sich allmählich ein wenig Ruhe wieder gefunden. Die am Weiterziehen und Singen verhinderten Puritaner kampierten zum Teil auf den Straßen, da es eine milde Mainacht war, aber eine große Zahl derselben hatte schnell bei den Bürgern Unterkommen gefunden. Als Lord Richmond durch die Gassen schritt, ward er inne, daß die Teilnahme der Bevölkerung für die Gläubigen eine sehr große war, und daß man sie nur ungern scheiden sehen würde. Langsam waren die Reiter zurückgekehrt. An der Ecke der Gasse, neben dem Wirtshaus zum Ankerstock, schwangen sie sich aus den Sätteln und ließen von den Knechten die Pferde unter das Dach des Durchgangs führen, aus welchem sie hervorgestürmt waren. Sie selbst schritten auf das Gemäuer des Quais zu und nahmen auf der breiten Brüstung ihre Sitze. Einige noch anwesende Arbeiter bemerkten, wie von der anderen Seite her eine zweite Abteilung Soldaten nahte; sie bildete, mit den abgesessenen Reitern vereint, eine Postenkette, welche sich längs des Quais hinzog und alle Anlegestellen, alle zum Wasser führenden Ausgänge besetzt hielt.

„Es war ein häßliches Stück Arbeit“, sagte einer der Reiter, welcher zu dem, dem Gasthause gegenüber befindlichen Posten gehörte, indem er sich seine kurze Pfeife voll Tabak stopfte.

„Hm!“ meinte sein Kamerad, „die Leute haben doch eigentlich nichts verbrochen. Singen kann am Ende jeder wie er will. Seltsame Dinge.“

„Das Schlimmere kommt noch morgen. Wir müssen auf alles gefaßt sein. Die Leute werden Augen machen, wenn sie des Königs Befehl lesen.“

„Verruchte Aufträge das“, brummte der zweite, den Kolben seines Karabiners auf das Gemäuer stoßend. „Ich wollte —“

„St!“ machte der erste, „daß Dich der Nebenmann nicht hört. Wir sind Soldaten, haben zu gehorchen — die Zeiten können sich ändern. Vorläufig wollen wir versuchen, ein wenig zu schlafen.“

Er ließ sich auf die Brüstung nieder und begann, die Arme über die Brust kreuzend, einzunicken.

Der Morgen kam herauf. Die Sonne blickte über die spitzen Giebeldächer des Wirtshauses zum Ankerstock und ließ ihre Strahlen bald genug so wirksam herabschießen, daß die Leute in den Häusern, den Schiffen und die wachthabenden Soldaten munter wurden. Bald ward es ringsum lebendig, von den Schiffen her tönten die Pfeifen der Hochbootsleute und der einförmige Gesang der Matrosen, unter dessen Klängen die Segel gehißt wurden, kleine Boote schossen bereits hin und her durch die glatten Fluten, und selbst größere Fahrzeuge begannen, die Segel vom Morgenwinde geschwellt, sich langsam vorwärts zu bewegen.

Die Posten an der Treppe des Gemäuers reckten sich nach kurzem und nicht erquicklichem Schlafe, der Reiter zündete mittels Schwamm seinen Tabak an und that einige Züge. „Es ist in der Stadt noch leidlich still“, sagte er, „es wollen keine Ausreißer kommen“.

„Ha! da schießt ein Boot gerade auf uns zu“, sagte der Kamerad mit dem Karabiner. In der That kam ein Boot, welches von einem der großen Schiffe herabgelassen worden war, schnell auf die Treppe zu. Ein Schiffsjunge handhabte die Ruder. Er legte bald an und zwar dicht hinter der Stelle, wo die beiden Soldaten saßen.

„Nun?“ fragte der Raucher, sich halb wendend, „was soll's?“

„Eh“, grinste der Junge, ich hole eine Familie ab von hier, um sie an Bord des „Edward“ zu bringen. Es sind Auswanderer, Gläubige. Ihr Gepäck ist seit gestern an Bord.“

„Hm“, meinte der Soldat, „wenn sie nur auswandern können.“

„Warum nicht?“ lachte der Junge. „Es sind, wie ich gesehen, ziemlich wohlhabende Leute. Sie haben es hier satt wie so viele. Heute fahren an die zweitausend ab — ah, wenn ich recht sehe, kommt dort der Herr.“

Wirklich trat ein Mann aus dem Hause, von Fish begleitet. Es war Cromwell mit seiner Gattin und seinen drei Kindern. Cromwell trug einfache Kleidung, Tuchwamms und

Sammethosen. Seine Beine steckten bis zum Knie in dicken Gamaschen, wie sie die Pächter jener Zeit zu tragen pflegten. Ein runder Hut, nach puritanischer Mode geformt, bedeckte sein von langem Haar umwalltes Haupt. Von seiner linken Schulter hing ein wollener Mantel herab, den Hals umschloß ein stählerner Ringkragen, über welchen sich ein weißer Kragen legte, und an breitem ledernen Bandelier hing der schwere Degen, den Oliver schon in manchem Kampfe geführt hatte. Seine Rechte handhabte den langen, mit kupfernem Knopfe versehenen Stock. Seine Gattin und Kinder waren einfach gekleidet, wie es ihr Bekenntnis erheischte, der schöne Knabe trug eine Reisetasche und in der Hand eine verschlossene Büchse aus Blech.

„Haha!“ brummte der Reiter, vor sich hin, „da kommen welche.“

Er zog seinen Degen und legte ihn dergestalt quer über den Schoß, daß der Griff seiner Rechten zur Hand war. Cromwell und die Seinen nahmen von Fish Abschied. Der Knabe winkte schon von weitem dem im Boote sitzenden Schiffsjungen zu. Von den Steinstufen herabgestiegen, wendeten Cromwell und seine Gattin sich noch einmal bewegt nach der Stadt um.

„Lebe wohl“, sagte Cromwell leise, „lebe wohl, vaterländische Erde! Ich gedachte, auf Dir mein Glück zu bauen nach stürmischer Zeit, die Gewalt treibt mich von hinnen, ich muß scheiden. Seht Euch das Stücklein von London noch einmal an, Ihr Kinder“, setzte er hinzu. „Es wird lange währen, ehe Ihr wieder die Türme zu schauen bekommt, und nun — mit Gott!“ schloß er, sich wendend. Er führte den Sohn an der Hand. Seine Gattin und die Töchter folgten.

Sie schritten vorwärts die Kinder lachend, die Eltern in ernster Stimmung.

Jetzt waren sie von der Treppe nur noch wenige Schritt entfernt. „He, Bill!“ rief Cromwell dem Schiffsjungen zu, „alles fertig?“

„Alles, Sir.“

„Gut dann, hinunter also.“

Er that einen halben Schritt weiter, als plötzlich der auf dem Gemäuer sitzende Soldat seinen langen Degen wie einen Schlagbaum vorlegte. „Halt, Sir“, sagte er, „Ihr dürft nicht weiter!“

Cromwell trat betroffen zurück. „Ich darf nicht?“ fragte er staunend.

„Nein, schaut hin den Hafen entlang, dort seht Ihr die Posten. Sie haben strengen Befehl, heute niemanden vom Lande aus an die Schiffe zu lassen. Die Ausfahrt ist verboten.“

Cromwell stieß einen Wutschrei aus. „Das ist schreiende Rechtsverletzung“, rief er, die Hand an den Degen legend.

„Sir“, sagte der Soldat, „vermeidet den Streit. Es ist Königs Befehl.“

Fast zu derselben Zeit wurde es auch an der anderen Hafenseite laut. Scharen von Auswanderern nahten, man ließ sie nicht in die Boote steigen, der Streit begann an zehn, zwanzig Orten zugleich, er wuchs zum Tumulte, massenweise eilten die Bewohner des Viertels herbei, auf den Schiffen sah man die Mannschaft versammelt.

„Wo ist Euer Befehl, weiset ihn auf!“ rief Cromwell.

„Ja, ja, die Befehle!“ schrieen ihm die Gehinderten nach.

„Alle Wetter, es wird schlimm“, murmelte der Soldat. „Wir haben ihn mündlich erhalten“, sagte er.

„Das gilt nicht — fort da!“ schrie die Menge, und schon hoben sich wieder Knüttel und Degen — da krachte aus der Ferne ein Kanonenschuß.

Noch zweifelten einige, als von der Stadt her drei Reiter jagten. Der erste trug ein untersiegeltes Papier in der Hand, welches er schon von weitem zeigte.

„Befehl des Königs!“ rief er. „Niemand darf das Land, die Stadt ohne Erlaubnis Seiner Königlichen Majestät verlassen. Hier der Befehl, der binnen wenigen Minuten an die Ecken der Straßen geheftet werden wird. Seiner Majestät Rat hat die Auswanderung verboten.“ Er trabte weiter. Die Wirkung seiner Worte mußte eine furchtbare sein. Alle Aussicht, den Verfolgungen zu entfliehen, war dahin. Der Jammer, die Zornsausrufe zerrissen die Lüfte, in dichten Scharen drängte sich alles zusammen, und die Nachricht durchflog mit Windeseile die Stadt. Massen hatten den Raum zwischen dem Gasthause und der Anlegestelle ausgefüllt, durch sie hindurch schritten Cromwell und seine Familie. Ernst, finster, schweigsam kehrte Oliver in das kaum verlassene Zimmer zurück. Er sank in einen Sessel und stützte das Haupt in die Hand.

Aus seinem starren Hinbrüten ward Cromwell durch den Eintritt Richmonds aufgeschreckt. „Es war des Königs Wille nicht“, rief er, „daß Ihr Euer Vaterland fliehen sollt. Ergebt Euch in das Schicksal, seid nicht zornig.“

„Ihr seht“, sagte Cromwell nach langer Pause, „wie gelassen ich bin. Gegen den höheren Willen kann man nicht kämpfen, und wie es der Wille Gottes ist, daß ich bleiben muß, so sage ich nun: es wird sein Wille sein, daß dereinst diejenigen bitter klagen werden, welche mich zurückgehalten haben.“

Seine Gestalt schien bei diesen Worten zu wachsen, er faßte Richmonds Hand und sagte mit hohler Stimme: „Richmond, einst da ich als Knabe in meinem Bettlein lag, hatte ich eine Erscheinung. Es trat ein Riesenweib an mein Lager und sagte, nachdem sie mich lange angeblickt: ich werde dereinst der größte Mann im Königreiche werden. Ich habe die Prophezeiung nicht erfüllt sehen wollen, doch ahnt mir, daß sie Wahrheit wird — aber vielleicht zu Karl Stuarts Verderben, denn Ihr möget es berichten, daß ich von heute ab den Kampf wider ihn aufnehme und meine Lenden mit dem Schwerte gürte.“

* * *

Eine dicht gedrängte Menschenmenge füllt den Platz vor dem königlichen Palaste Whitehall zu London. Ein schreckliches Getummel ist ringsum zu erschauen. Auf dem schwarzbehangenen Gerüst, welches bis an die Fenster des Palastes hinaufsteigt, ruht ein Henkerblock; zwei Knechte und ein verlarvter Henker stehen daneben, ihr Opfer erwartend.

Dieses Opfer ist Karl Stuart, König von England, den heute am 30. Januar 1649, das Parlament von England hinrichten läßt. Sein erster Richter ist Oliver Cromwell, Protektor der Republik. Dumpf wirbeln die Trommeln, die Glocke von St. Paul läutet — durch die Säle des Palastes schreitet, von seiner Leibwache umgeben, Oliver Cromwell. Er will die Exekution mit ansehen, er bebt nicht zurück; er ist einig mit sich, und sein Gewissen schweigt. Als er durch den Spiegelsaal schreitet, kehren die Kavaliere zurück, die den König an das Schaffot geleiteten.

„Richmond!“ ruft Cromwell beim Anblick des ersteren aus.

„Mylord, Mylord!“ stammelt der Angeredete.

Cromwell tritt zu ihm. „Gedenkt Ihr des Zimmers im „Goldnen Ankerstock“?“ flüsterte er. „Heute sind kaum zwölf Jahre verflossen, seit ich Euch dort sah. Der Mann, dessen Haupt heute fallen wird, er hat seinen Richter in mir gefunden

Am Rhein.

Der Rhein ist der herrlichste Strom der deutschen Lande, hochberühmt in alter und neuer Zeit. Hier thronen malerische Burgen auf den grün umrankten Felsen, hier blühen die schönsten Sagen wie duftige Blumen aus ihren Ruinen auf. Hier sind die Hauptschauplätze der früheren deutschen Geschichte, die herrlichsten Dome spiegeln sich in des Stromes Wogen und die reizendsten Gaue Deutschlands umkränzen seine Ufer. Ein solcher urdeutscher Strom verdient es, daß wir unsere Blicke auf ihn richten, manchem älteren Leser zur freundlichen Erinnerung und dem jungen Nachwuchs zu unterhaltender Belehrung. Mit den vielen tausend Fremden, die aus allen Weltteilen zusammenkommen, um seine Herrlichkeit und Schönheit zu bewundern, wollen wir an die Ufer des Königs aller Flüsse — denn das ist er — unsere Schritte lenken.

Der Rhein ist ein Sohn der Berge; auf den hohen Alpen, wo die Adler horsten, wo Gemse und Steinbock kühn über Felsen springen und donnernde Lawinen in die Tiefen rollen; da entsteht er aus der Vereinigung dreier Gebirgsbäche, des Vorderrheins, des Mittelrheins, und des Hinterrheins, die sich nicht fern von ihrem Ursprung zu gemeinschaftlicher Wanderung brüderlich die Hand reichen. Unmittelbar am großen Sankt Gotthard, der als ein mächtiger Markstein zwischen den Ländern deutscher und wälscher (italienischer) Zunge emporragt, im Lande Graubünden zwischen den mit beständigem Eise und Schnee bedeckten Höhen des Krispalt und Badus entspringt der Vorderrhein und rauscht in hastigen Sprüngen das Tavetscher-Thal hinab. Bei Disentis begrüßt er den zweiten Bruder, den Mittelrhein. Dieser kommt von einem Seitenberge des St. Gotthard, stürzt sich bald, wie ein wilder Tollkopf und Wagehals, mit donnerndem Gebrause über einen schroffen Felsen 100 Fuß hinab in eine schauerliche Tiefe, sammelt sich wieder in der Schlucht und eilt vergnügt durch das Liebfrauen-Thal nach Disentis dem Bruder in die Arme. Die beiden Brüder nehmen nun den gemeinschaftlichen Namen Rhein des Oberlandes an und ziehen brausend durch das wilde Gebirgsthal, bald an schroff sich auftürmenden Felsen, an denen sich schlanke Tannen emporschwingen, bald an grünen Matten mit freundlichen Sennhütten, bald an belebten Dörfern mit herrlichen Obstpflanzungen vorbei. Von den Berggipfeln schaut der Schnee ins grüne Thal, und die auf Felsvorsprüngen stehenden Burgen geben Zeugnis von dem Leben vergangener Zeiten.

Via mala.

Bei Reichenau kommt der dritte und kräftigste Bruder, der Hinterrhein, aus dem zwanzig Stunden langen Rheinwaldthal herabgerauscht. Seine Wiege ist der am Moschelhorn gelegene, acht Stunden lange Rheinwaldgletscher, der in seinen unerschöpflichen Eis- und Schneemassen die Vorratskammer für den Wasserreichtum des Flusses bildet.

An den Orten Andeer und Zillis vorbei rauscht der Vorderrhein in eine wilde, schauerliche Felsenschlucht, die ein und eine halbe Stunde lange Via mala, d. h. böser Weg, da die Schlucht, in welcher die eng zusammentretenden Felsen bis 1500 Fuß beinahe senkrecht emporsteigen, in früheren Jahrhunderten von Reisenden nicht ohne Gefahren zu passieren war.

Bald sagt der Rhein seiner bergigen Heimat Lebewohl und eilt in die Ebene, um sich in starker Strömung in den Bodensee zu ergießen.

Der Bodensee ist der größte und gewaltigste See in ganz Deutschland und in der Schweiz; er hat eine große, unheimliche Tiefe, so daß man mehrere Kirchtürme aufeinander in seine Wogen stellen müßte, um mit dem letzten die Oberfläche des Wassers zu erreichen. Und wenn der Sturm seine Wogen aufwühlt, so ist eine Fahrt über den See von großer Gefahr. Der rheinische Dichter und Schriftsteller K. Simrock sagt von der Umgebung des Sees: „Die gesegneten Gaue, welche ihn (den See) umschließen, sind wie ein großer Garten Gottes, in welchem Obsthaine, Weingärten, Getreidefelder, Wiesen und Waldungen im üppigsten Gedeihen prangen. — Unzählige Dörfer und Städte, Burgen

Rheinfall bei Schaffhausen.

und Schlösser, Klöster, Kirchen und Landsitze scheinen eine geschlossene Kette um den See zu ziehen, als sollten sie die Fassung des wasserreichen Edelsteines bilden."

Gar freundlich liegt die alte Stadt Konstanz am südlichen Seeufer, von den Türmen ihrer Gotteshäuser überragt. Konstanz erinnert uns zunächst an die hier von 1414 bis 1418 abgehaltene großartige Kirchenversammlung (Konzil) und an den entsetzlichen Feuertod der edlen Männer Johannes Huß und Hieronymus von Prag.

Bei Konstanz tritt der Rhein aus dem Bodensee. Ruhig und bedachtsam zieht er seine Bahn weiter auf Schaffhausen zu, bis wohin er auch bedeutende Lasten auf seinen Wogen hinab trägt. Die alte und ehemals freie Reichsstadt Schaffhausen, liegt freundlich am rechten Ufer des Stromes. Mit der Schifffahrt ist es hier zu Ende, denn schon von ferne her hört man ein gewaltiges Getöse, welches die Weiterfahrt bedenklich erscheinen läßt. Der Rhein, dem die alte Tollkühnheit wieder in den Kopf zu steigen scheint, so daß er gleich unterhalb Schaffhausen und weiterhin keck über kleine Felsenbänke wegsetzt, sogenannte Stromschnellen bildet, stürzt sich nach immer eiligerem Laufe haushoch über mächtige Felsen schäumend und tosend in die Tiefe. Die zerstäubten Wasser steigen wie Nebelwolken in die Höhe. Das ist der berühmte Rheinfall bei Schaffhausen.

Auf der linken Seite steht unmittelbar am Wasserfall auf einem malerisch bewachsenen Felsen das Schloß Laufen, rechts am Ufer liegt das Schlößchen Wörth, und nahe oberhalb des Falles führt eine stattliche Eisenbahnbrücke über den Strom: dieses alles bildet den Rahmen zu dem gewaltigen Naturbilde, das sonstwo in Europa nicht seines Gleichen hat.

Auf seinem weiteren Laufe vereinigt der Rhein noch viele Wasserabfälle der hohen Schweizer-Alpen, und seine unerschöpflichen Hilfsquellen bestehen aus 370 Gletschern, die besonders im heißen Sommer sehr ergiebig sind. Noch stellt sich dem Rhein mancher Fels in den Weg, aber er eilt brausend darüber hinweg. Erst bei Basel wird sein Lauf ruhiger. Rechts und links gehen ihm auch jetzt noch mächtige Gebirgszüge zur Seite, der tannendunkle Schwarzwald und der sagenreiche Wasgau, aber dem Rhein bleibt eine 15 bis 30 Meilen breite Ebene. Links liegt das neugewonnene elsasser Land, rechts das Großherzogtum Baden mit der blühenden Handelsstadt Mannheim, wo der Neckar in den Rhein mündet. Weiter links die „fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" mit der alten, an geschichtlichen Erinnerungen reichen Kaiserstadt Speier. In dem im Jahre 1030 begonnenen Kaiserdom ruhen Konrad II., Heinrich III., IV. und V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Östreich. Hier wurde manche glänzende Reichsversammlung abgehalten. Wir gedenken auch der schändlichen Verwüstung dieser Stadt durch die Franzosen im Jahre 1689 — eine Verwüstung, die die ganze Pfalz und auch die Stadt Worms traf, die sich unseren Blicken bald zeigt. Worms war in noch höherem Grade als Speier der Lieblingsaufenthalt vieler deutscher Kaiser. Es ist uns aber ganz besonders teuer durch Luthers mannhaftes Bekenntnis vom Jahre 1521. Der Rhein durcheilt nun die Gauen, von denen das Lied singt: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!" Die wohlgepflegten Weinberge empfangen die Sonnenstrahlen, welche die Schieferberge heiß brennen, in grader Richtung. Der Schiefer strahlt die Wärme wieder zurück auf den Weinstock und der Wasserspiegel des Rheines wirft auch die empfangenen Sonnenstrahlen wieder hinauf auf die Weinstöcke. Da reift die Traube zu einer ungeahnten Süße und schenkt einen Wein von solcher Glut und Stärke wie nirgends besser in der Welt. — Da, wo der Main sich in den Rhein ergießt, liegt das volkreiche Mainz mit seinem herrlichen Dom. Und nun fließt der Strom von Mainz bis Bonn zwischen Ufern dahin, die zu allen Zeiten die Bewunderung aller Reisenden gefunden haben. Von den rebenumpflanzten Bergabhängen, aus denen viele schroffe Felsen hervorstarren, schauen die Trümmer mancher Burg herab, von denen wir eine, die Burg Rheinstein, im Bilde bringen.

(Schluß folgt.)

Die Vanille.

Eins unserer geschätztesten und vornehmsten Gewürze, welches durch die kundige Hand der Hausfrau zur Zubereitung mancher Speisen verwendet wird und ebenso als Gefrorenes den trockenen Gaumen erquickt, ist die Vanille. Ihre spannenlangen, federkieldünnen, schwarzen Schoten mit dem wohlriechenden Mark und den vielen schwarzglänzenden Körnern stammen von einer windenartigen Kletterpflanze her, die zu den Orchideen gehört und ein Kind des tropischen Amerika ist. Sie hat Knoten wie die Weinrebe, aus denen hellgrüne, dem Lorbeer ähnelnde Blätter hervorkommen; ihre Blüten sind weißlich-gelb und hauchen einen lieblich aromatischen Duft aus.

Man legt an schattig-feuchten Orten in der Nähe eines Flußufers ein Stück ihres Stengels an den Fuß eines Baumes; die daraus hervorschießende Ranke klettert gleich dem Epheu dann am Stamme empor und windet sich von Ast zu Ast weiter fort. In Süd-Amerika und Mexiko wächst die Vanille wild und erfüllt mit dem herrlichen Dufte ihrer Blüten ringsumher die Luft; ihre Schoten sind aber dürr und fast geschmacklos und hauptsächlich nur bei Veracruz und Oaxaca durch Anbau veredelt worden. Dort binden die Einwohner ihre Reben an Pfähle oder Bäume auf und pflegen sie zwei Jahre, um dann im dritten erst zu ernten.

Die Vanille verlangt keine zu feuchte und keine zu trockene Witterung, und da diese Bedingungen nur selten erfüllt sind, bieten sich auch wenig günstige Ernten. Es kommt häufig vor, daß von zwanzig Blüten, die an einer Aehre sitzen, keine einzige eine Schote bildet. Ein Hauptgrund liegt auch in der Schwierigkeit, daß bei den Orchideen der oft sehr untereinander verklebte Blütenstaub nicht auf die Narbe des Pistills gelangt. In der Wildnis wird dieser Vorgang nur in beschränktem Maße durch allerhand Insekten vermittelt; der thätige Pflanzer aber kann durch Uebertragung des Pollens mittels eines Pinsels seine Ernte bedeutend vervielfachen, wie dies auch auf Java gelungen ist.

Man sammelt in Amerika die Vanilleschoten von Mexiko bis Süd-

Die Zeit der Ernte fällt nördlich vom Aequator in die Monate April bis Juni, südlich von demselben aber in den Dezember, Januar und Februar. Nachdem die Schoten gesammelt worden sind, hängt ihre spätere Güte außerordentlich viel von der richtigen Behandlung ab. Man trocknet sie, reiht sie auf Fäden, sobald sie anfangen gelb zu werden, bestreicht sie etwas mit feinem Kakaoöl, indem man sie durch die geölten Finger gleiten läßt, und hängt sie dann im Schatten auf.

Im Handel werden mehrere Sorten unterschieden, je nach der Güte der Schoten. Es rührt dies einmal von der Lage des Bodens, auf dem sie gewachsen, und ferner von der Zeit des Einsammelns und der Sorgfalt beim Trocknen und Bestreichen mit Öl her. In der Heimat der Vanille hält man sie merkwürdigerweise für schädlich und gebraucht sie selten als Würze für Speisen; ja man meint dort sogar, daß der zu starke Genuß derselben Krämpfe verursache.

Der Export nach dem Auslande ist deshalb ziemlich bedeutend. Veracruz allein versendet jährlich für Tausende von Dollars.

Die Vanille enthält einen eigentümlichen Stoff, dem sie ihre aromatischen Eigenschaften verdankt und der Vanillin genannt worden ist. Rein dargestellt, bildet er schöne, weiße, meist sternförmig gruppierte Nadeln, die in hohem Grade den charakteristischen Geruch und Geschmack der reifen Schote besitzen, in Alkohol leicht und in kaltem Wasser schwer löslich sind. Die Kenntnis dieses Stoffes ist nun dadurch von großem Interesse, daß es nach vielen Mühen gelungen ist, ihn aus verschiedenen Substanzen künstlich herzustellen, und zwar geschieht dies aus dem Safte einiger Nadelhölzer, die doch an und für sich keine Verwandschaft mit der Vanille haben, aber das Koniferin enthalten, das durch chemische Behandlung in Vanillin verwandelt werden kann.

Man findet auch häufig, daß alte Hölzer, die lange der Sonne und Luft ausgesetzt waren, einen Geruch annehmen, der dem der Vanille sehr

diese Entdeckung fabrikmäßig ausnützen, das Vanille-Aroma aus dem Abfall der Holzstoffabriken künstlich herstellen und für Schokoladen und dergleichen benutzen wird.

Die beste Vanille ist die mexikanische, obwohl die Javavanille mehr Vanillin enthält, dessen Gehalt zwischen 1,5 bis 2,5 Prozent selbst bei den guten Sorten schwankt; doch hat die letztere ein weniger feines Aroma, weil sie nur eine geringere Quantität ätherischen Öles besitzt.

Unsere Hausfrauen verwenden die Vanille in Form des Vanilleextrakts, das in allen Apotheken vorrätig gehalten, aber leider auch sehr stark gefälscht wird.

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner.

1. Leinitz.

Wenn ein Sturmwind daherfährt, müssen sich auch starke Bäume bücken, mancher verliert Zweige und Äste oder wird wohl gar entwurzelt. Was Wunder, wenn ein schwaches Rohr den harten Anprall des Windes nicht ertragen kann, sondern nach einigem Hin- und Herschwanken zerbricht. Gottes liebreiche Fürsorge stellt jedem Menschenkinde natürliche Stützen zur Seite und bindet es an dieselben fest durch den Trieb der Blutsverwandschaft, damit es einen Halt habe bis zu der Zeit, da es dann stark genug worden ist, den Stürmen des Lebens einigermaßen Widerstand zu leisten. Freilich auch dann noch muß Gottes Hand das Beste thun, denn ohne dessen Schutz und Bewahrung kann kein Mensch auf die Länge widerstehen, sondern er gleicht dem schwankenden Rohre das die Winde zerknicken und muß sich selbst emporstrecken und anklammern an den Stecken und Stab, welcher im finstern Thale der irdischen Trübsal und Mühe tröstet. Aber wehe, wo die natürlichen, von Gott gesetzten Stützen vor der Zeit durch allerlei Thorheit und Sünde morsch werden oder gar zerbrechen. Dann sucht die junge Menschenseele, welche auf dieselben angewiesen war, am Boden herum, wie eine vergessene oder abgerissene Rebe, welche die Füße der Leute zertreten.

Solch ein verwahrlostes Reblein wucherte auch in Leinitz, einem märkischen Dörflein umher. Es war ein hübscher Junge mit blondem Haar, rotgemalten frischen Wangen und gar freundlichen blauen Augen. Eltern hatte der kleine Reinhold nicht, hatte auch nie welche gekannt. Seine Mutter war vor Scham und Gram darüber daß er daß Licht der Welt erblickt hatte, in jungen Jahren gestorben. Niemand hatte jemals erfahren wer sein Vater sei. So war das Büblein der Gemeinde zur Last gefallen Wer da weiß wie unlustig zur Barmherzigkeit die meisten Menschen sind, wird ermessen können wie gern ihm Nahrung und Kleidung und Pflege gewährt wurden, nachdem die Ortsbehörde in einem langen Federkriege, welchen sie mit dem Magistrat der Kreisstadt über die Ortsangehörigkeit des kleinen überzähligen Weltbürgers geführt hatte, entschieden unterlegen war. Unkraut vergeht nicht, pflegten die geizigen Leinitzer zu sagen, wenn sie das Knäblein trotz all dieser trübseligen Umstände doch so frisch und fröhlich gedeihen sahen. Desto weniger mühten und kümmerten sie sich um das kleine Menschengewächs, wennschon sie sich mit der Zeit an sein Dasein und seine Lebenslust gewöhnten.

Der Lebenslauf eines Taglöhnerkindes auf dem Lande, zumal in der alten Heimat jenseits des Ozeans ist überaus einfach. Sobald der kleine Mensch seine beiden Füße ihrem Zweck entsprechend zu gebrauchen versteht, hütet er die Gänse auf dem Dorfanger, nach etlichen Jahren kommen die Ziegen an die Reihe und noch später das Rindvieh. Zeit und Weile wird der jungen lebendigen Seele lang bei dem unvernünftigen Vieh. Aus Rache über solche Mißhandlung sucht sie sich allerlei eignen Zeitvertreib, der aber freilich meist recht weit von dem Wege abliegt, welcher in die Gottseligkeit und das ewige Leben hineinführt.

Reinhold war selbstverständlich von vorn herein zum allgemeinen Pack-, Hüte- und Prügeljungen in Leinitz bestimmt, vertrat doch die ganze Gemeinde bei ihm Vater- und Mutterstelle. Nur einen wahren Freund hatte er im ganzen Dorfe, der es von Herzen gut mit ihm meinte, das war der alte Lehrer des Ortes. Dieser setzte es wenigstens durch, obwohl nicht ohne viel Widerspru- zu erfahren, daß das wild gewachsene Menschenkind ordentlich zur Schule geschickt werden mußte. Reinhold ging auch gern zur Schule und lernte nicht übel zur Freude des alten treuen Mannes. Sonst machte er sich aber auch darüber keine besonders schweren Gedanken, und von außerordentlichen Dankesbezeugungen gegen denselben, der ihm seine Liebe und den Eifer um die junge Seele, wenn es not that auch etwas unsanft, fühlen ließ, war bei ihm keine Rede.

Als die gehörige Anzahl Lebensjahre erfüllt war, besuchte Reinhold mit den anderen Knaben und Mädchen seines Alters den Konfirmandenunterricht des Pfarrers. Leinitz ist ein Filialdorf. Zweimal in jeder Woche ging die Schar der Katechumenen in das ziemlich eine deutsche Meile entfernte Mutterdorf. Das war denn eine Lust so im großen Haufen durch Feld und Wald dahinzuschlendern, und im Sinne der sich austobenden Jugend entschieden das allerbeste an der ganzen Sache. Da wurde mancher Scherz, manche Tollheit ausgeübt; was der eine nicht wußte, lernte er gewiß vom andern. Erhitzt und ungesammelt reihte sich dann die Schar auf den Bänken des Konfirmandenzimmers im Pfarrhause aneinander. Die Hälfte schlief wohl mit offenen oder halboffenen Augen, ermüdet vom Weg und Lauf, die andere Hälfte war zerstreuten Sinnes mit den Gedanken schon wieder auf dem Heimwege und bei Verübung von allerlei Nichtsnutzigkeiten begriffen. Wie hätten da die Samenkörner christlicher Lehre gedeihlichen Boden finden können, auch wenn sie weniger mit leichter Spreu von allerlei Menschenweisheit vermischt gewesen wären als leider thatsächlich der Fall war. Sie fielen fast alle an den Weg oder auf das Steinigte und unter die Dornen.

Die Jahre gehen in Eile; es ist als flögen wir dahin. Wie bald ist der Wunsch erfüllt welchen die Jugend meistens so heiß im Herzen trägt: die Kinderschuhe auszuziehen und unter die Erwachsenen gezählt zu werden. Die Weisheit kommt dann wohl mit den Jahren noch nach. Aber wie oft besteht sie nur in der trübseligen Erkenntnis, daß das in der Jugend Versäumte später nimmer oder doch nur unter schwerem Ach und Weh nachgeholt werden kann.

Reinhold wurde am Palmsonntage, bevor er noch das vierzehnte Lebensjahr völlig erreicht hatte, eingesegnet. Der schwache Pfarrer hatte sich in diesem Punkte dem Willen der Gemeinde gefügt zum großen Ärger des alten Lehrers, der darüber hart mit ihm zusammengekommen war. Seine vielköpfige aber in dieser Angelegenheit sehr einmütige Pflegemutter, die Leinitzer Dorfgemeinde, hatte den Knaben dazu neu eingekleidet und gemeint ein Übriges thun zu müssen d. i. sie hatte die Kleidungsstücke möglichst vollkommen zuschneiden lassen, damit der im besten Wachstum stehende Bursche auch etliche Jahre daran zu tragen habe. Dieser selbst aber ärgerte sich über die Maßen, daß er mit aufgekrämpten Beinkleidern und umgestülpten Ärmeln einhergehen mußte, denn seine Kameraden ließen es an Neckereien nicht fehlen. „Dein Großvater hat Dir wohl Deines Vaters Hochzeitsrock geschickt?“ fragte ihn ein ungezogener Schulkamerad, aus dessen armseligem Witz diese stachelichte Rede freilich nicht hervorgegangen war, sondern er hatte sie von seinen Eltern daheim aufgeschnappt. Reinhold aber geriet über dieselbe in die äußerste Wut, so daß es beinahe schon auf dem Gange zur Kirche deshalb zu einer Prügelei

gekommen wäre. Der Küster fuhr noch zu rechter Zeit dazwischen und brachte die außer Rand und Band geratene Prozession wieder in Reih und Glied. Er konnte es freilich nicht hindern daß nachher auf dem Heimwege eine Prügelei entstand, aus welcher ein halbes Dutzend der neukonfirmierten Burschen mit blauen Augen und blutigen Köpfen nach Hause kam. Das war dann zugleich die Vorbereitung zum ersten Beicht- und Abendmahlsgange.

Nachdem alle diese Dinge, welche den Eintritt der Katechumenen in die mündige Christengemeinde begleiten, nach altem guten oder übeln Herkommen erledigt waren, der Junge auch seine erste öffentliche Cigarre am Nachmittage nach der Abendmahlsfeier geraucht hatte und ihm nicht davon übel geworden war, weil er es im heimlichen schon oft genug versucht hatte, wenn er draußen auf dem Felde bei dem stummen Rindvieh saß, machte sich bei den Leinitzer Bauern und nicht minder bei den Bäuerinnen die Frage unabweisbar geltend: Was soll nun aus dem wildgewachsenen Pflänzlein werden?

Bisher hatte der Knabe monatsweise die Reihe herum bei den Bauern gewohnt und gespeist und war also auch der Reihe nach zu allerlei nützlichem Dienst gebraucht und zugleich auf vielerlei Weise erzogen worden. Das konnte nun, nachdem er eingesegnet war, so nicht mehr weiter gehen. Am liebsten hätten sich die Väter oder Mütter mit den drei Ellen Überschuß an billigem Kleiderstoff für abgefunden bei ihm gehalten, jedenfalls sollten nun nicht weitere Kosten durch ihn entstehen. Aber wer mochte die fernere Last übernehmen!

Nach langem Hin- und Herreden meldete sich der Meister Dorfschneider mit einem sehr ansprechenden Vorschlag, den ihm keiner unter den übrigen Leinitzern zugetraut hatte, denn seine besten Gedanken pflegten sonst wenig zu taugen. Er erklärte sich nämlich bereit Reinhold in Kost und Lehre zu nehmen, und zwar unter der uneigennützigsten Bedingung, ohne Lehr- und Kostgeld zu fordern. Eigentlich kam dieser Gedanke nicht von ihm, sondern von seiner geizigen, zanksüchtigen Frau, die, weil sie in fortwährender Dienstbotennot lebte und sich kein Mädchen mehr dingen wollte, an dem Lehrbuben ihres Mannes die Magd zu ersparen gedachte.

Ob Reinhold Lust habe zum Schneiderhandwerk, und ob, wenn dies der Fall sein sollte, gerade der alte Flickschneider, dem kaum die Tagelöhner des Dorfs ein neues Stück in Arbeit zu geben wagten, die geeignete Person war um ihr solch wildes junges Blut zur Erziehung und Lehre anzuvertrauen, darüber wurde gar nicht erst nachgedacht. Auch Reinhold machte sich darüber keine schweren Gedanken, ja es dünkte ihm diese Wendung seines Lebenslaufes zunächst fast wie eine Wohlthat, weil er nun nicht mehr von einem „Wohlthäter“ zum andern gestoßen werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Napoleon I. benutzte die alte Heerstraße, welche von Frankfurt nach Leipzig führt, als günstige Etappenlinie, die beständig von seinen kampfgewohnten Heeren bedeckt war. Die kleine Kreisstadt Hünfeld, die an dieser Straße liegt, sah daher in jener bewegten Zeit das Kriegsleben in den buntesten Bildern an sich vorüberziehen. Eines Tages herrschte dort große Aufregung, hervorgerufen durch die Nachricht, daß der Kaiser selbst das Städtchen passieren werde. Man durfte da doch nicht an schuldigen Ehrenbezeigungen hinter anderen Orten zurückbleiben; rasch wurden deshalb die Gassen festlich mit Laubgewinden geschmückt, sowie auch die Stadtmusikanten aufgeboten, das Ihrige zur Erhöhung der Feierlichkeit beizutragen. Schon vor Tagesgrauen war das ganze Städtchen erwartungsvoll auf den Beinen. Da endlich kam der Wagen langsam die steile Straße heraufgefahren, in dem des Kaisers untersetzte, doch breitschultrige Gestalt, im grauen Rocke mit den historischen kleinen Hütchen auf dem weltbeherrschenden Haupte, sichtbar ward. Freundlich blickte er sich um, dem Vivatrufen der Menge dankend, die ihn laut begrüßte; an seiner Seite saß der General Rapp, der bekanntlich ein geborener Straßburger, mithin ein Deutscher war. Vor dem Posthause hielt der Wagen an. Eine Ehrenpforte prangte dort und der Distriktsmaire hielt seine Rede. Dann begann die Stadtkapelle, eine bunt zusammengewürfelte Truppe, ihre edle Musika. Napoleons Blick ruhte auf den drolligen Gestalten, welche mit gravitätischem Ausdrucke ihren schlecht gestimmten Instrumenten eine Melodie entlockten; da nahm er plötzlich wahr, wie General Rapp an seiner Linken mühsam ein Kichern zu unterdrücken suchte. „Was ist es, das Eure Heiterkeit erregt?“ fragte Napoleon. Der General stammelte verwirrt einige unzusammenhängende Worte, doch machte er dabei noch immer die gewaltigsten Anstrengungen, seine Lachmuskeln zu beherrschen. Zum zweitenmale und jetzt in schärferem Tone erklang des Kaisers Frage, während sein Blick durchdringend auf dem Generale ruhte. Entschlossen, wenn auch noch immer zwischen Lachen und Verlegenheit kämpfend, versetzte dieser: „Verzeihung, Sire — sie spielen ein deutsches Lied, und der Text desselben lautet:

„Bist der beste Bruder auch noch nicht —
Wer dich sieht und kennt, der kauft dich nicht.“

Auch über Napoleons strenge Züge zuckte jetzt ein fröhliches Lachen, das selbst noch anhielt, als der Wagen mit ihm bereits wieder zum Stadtthore hinausrollte, begleitet vom schallenden Vivatrufen der Bevölkerung von Hünfeld.

Aus dem Yosemite-Thale. Die wunderbare Erhabenheit der Yosemite-Fälle hat die Indianer von jeher gelehrt, dieses Naturschauspiel mit Verehrung zu betrachten. So großartig der Anblick der Fälle im Sommer ist, so wird derselbe doch durch die Pracht des Schauspiels, das sie im Winterkleide bieten, noch übertroffen. Wie von Feenhänden und der Dunst des Wassers, der im Fallen gefriert, gleicht einem Regen von Myriaden kleiner Opale und Diamanten. Aus einer Höhe von 2700 Fuß stürzt der Yosemite-Fall scheinbar direkt herab und nur, wenn man an den Seiten desselben emporsteigt, wird man gewahr, daß das Schauspiel eigentlich aus drei Fällen besteht, welche durch eine Strecke ebenen Wasserlaufes von einander getrennt sind. Schon der oberste Fall versetzt indes die Wassermassen in einen Zustand so tosender und schäumender Aufregung, daß der ganze Fluß einen einzigen, ununterbrochenen Fall zu bilden scheint. Die Breite des Stromes beträgt da, wo er sich aus der Höhe herabstürzt, 30, aber an der Basis des untersten Falles ziemlich 300 Fuß. Der oberste Fall stürzt 1600 Fuß direkt in die Tiefe, hier lauft der Strom ziemlich eine Viertelmeile in seinem wenig geneigten Bette abwärts und stürzt dann 600 und wiederum nach kurzer Unterbrechung 500 Fuß tief in die Schlucht. Die Höhe des Falles beträgt sonach 2700 Fuß. An beiden Seiten ist der Fluß von den herrlichsten Bäumen eingefaßt, die meist eine Höhe von mehr als 200 Fuß erreichen. Viele Leser haben gewiß die Niagara-Fälle gesehen und können sich durch die Erinnerung an diese eine ungefähre Vorstellung von der Großartigkeit des Yosemite-Falles machen. Die Höhe der ersteren beträgt 162 Fuß, dieselben übertreffen aber den Yosemite Fall an Breite ebenso, wie dieser ihnen in Ansehung der Höhe überlegen ist. Der Hufeisen-Fall der kanadischen Seite ist 2100 Fuß, der amerikanische Fall 1100 Fuß breit; die Gesamtbreite der Niagara-Fall beträgt einschließlich der Zieheninsel 4200 Fuß.

Crackers. Das Wort „Crackers“ entspricht dem französischen „Biscuit“ und dem deutschen „Zwieback“ — zweimal gebacken — nur entfernt und umfaßt eine große Menge von Artikeln der Bäckerei, die nur in England und in Amerika bekannt sind; andere Sprachen haben daher keinen Ausdruck, der den Begriff vollständig deckt. Am höchsten entwickelt ist die Fabrikation der Crackers in Boston. Boston versorgt nicht nur das Inland mit diesem Erzeugnisse, sondern dasselbe bildet dort auch einen sehr bedeutenden Ausfuhrartikel. Einige siebenzig verschiedene Sorten von Crackers werden in Boston hergestellt, und einzelne derselben haben in der Form eine so große Ähnlichkeit mit versteinerten Backwaren, die Herkulanum und Pompeji aufgefunden worden sind, daß dies einen entdeckungsmütigen Archäologen veranlassen könnte, den Ursprung der Cracker-Bäckerei im grauen Altertume zu suchen. Fast alle Bostoner Crackers gehen aus nur zwölf Etablissements hervor, von denen aber einzelne Hunderte von Fässern Mehl allwöchentlich verarbeiten und ihre Versendungen bis Australien, Asien und Afrika ausdehnen. Der Bedarf an Crackers wächst im Verhältnis zum Wachstum des Landes; die Anfertigung derselben ist zu einer Kunst geworden, die Maschinerie, welche hierbei verwendet wird, ist außerordenlich mannichfaltig und kom-

Vergünstigungen von Seiten der Eisenbahnen gewährt werden. Auf die Verpackung der Crackers wird große Sorgfalt verwendet und die Anfertigung der Kisten aus Holz oder Blech, sowie der mannichfachen Etiketten, mit denen diese beklebt sind, beschäftigt ebenfalls ausgedehnte gewerbliche Etablissements. Die Crackers nehmen eine Stelle im Welthandel und gleichzeitig in höherem Grade, als andere Waaren einen hervorragenden Platz im Hausirhandel ein.

Der „Mahdi" (falsche Prophet,) der noch immer mit seinen Truppen im Sudan haust, führt seit Kurzem vier große Löwen mit sich, die in einem eisernen Käfig eingeschlossen sind und täglich zweimal aus den Händen ihres Gebieters Nahrung erhalten. Dieselben werden gewöhnlich mit Kameel- und Schaffleisch gefüttert. Diese vier Bestien sind zugleich die Scharfrichter ihres Gebieters. Ägyptische Agenten nämlich, die sich unter seine Truppen mengen, um dieselben zum Abfalle zu bewegen, ferner ungehorsame Soldaten und Beamte werden einfach entkleidet und in den Käfig gestoßen, wo die Bestien sie zerfleischen. Diesen vier Löwen verdankt es der Mahdi in erster Linie, daß in seiner Armee eine stramme Disziplin herrscht.

Sprechsaal.

L. S. in St. P. Schlafen die Fische?

Da das vornehmste Kennzeichen des Schlafes, das Augenschließen, bei den Fischen fehlt, da ihr Auge ohne Lider ist, so hat man früher wohl gemeint, daß die Fische des Schlafes nicht bedürfen. Da wir aber sonst an den Tieren, wenigstens an den höher organisierten, ja selbst an den Pflanzen den Schlaf beobachten, so läßt sich von vornherein schließen, daß auch die Fische der periodisch wiederkehrenden Ruhe bedürfen. Überdies kann man an Fischen in Aquarien den Schlaf beobachten. Die Fische ruhen auf dem Boden und stützen sich in der Regel mit Kopf und Schwanz. Man kann sie in diesem Zustande fassen, wenn man ihnen die Hand vorsichtig nähert. — Ihre zweite Frage können wir an dieser Stelle nicht eingehend erörtern —

E. G. St. in S. 1. Ist sogenanntes hartes Wasser der Gesundheit zuträglich oder nicht? Kann man die Härte beseitigen, ohne daß das Wasser dadurch ungenießbar wird?

2. Aus welchen Gründen ist das Innere des Brotes nahrhafter als die Rinde?

3. Wie soll man sich nach dem Essen verhalten?

4. Können Sie mir ein ausführlicheres Handbuch der Mathematik als das von Mehler empfehlen?

1. Hartes Wasser wird durch Kochen oder auch durch Zusatz von etwas Soda weicher. In beiden Fällen bleibt es genießbar. Nur selten ist aber das Wasser so hart, daß es schädlich ist.

2. Die Brotrinde ist durch die Hitze teilweis in Kohle verwandelt, die unverdaulich ist. Aus welchem Grunde ist auch gebratenes Fleisch weniger nahrhaft als rohes. Nur der Wohlgeschmack veranlaßt uns, Brot und Fleisch zu backen oder zu braten.

3. Weder vor noch nach der Mahlzeit sollte man schwer, sei es leiblich oder geistig arbeiten. Denn die Verdauung ist ein den Körper stark in Anspruch nehmendes Geschäft. Leichte Bewegung fördert die Verdauung. Ältere Leute können, wenn sie nicht vollblütig sind, ein Schläfchen machen; jüngeren Personen ist dies nicht zu raten

4. Zum Selbstunterricht, den Sie im Auge zu haben scheinen, eignen sich englische Textbücher besser als deutsche. Es ist ziemlich einerlei, ob Sie Loomis, Robinson, Thompson oder irgend ein anderes der in den Schulen gebräuchlichen Textbücher wählen. Lassen Sie sich von der Verlagshandlung Ginn, Heath & Co. in Boston einen Katalog ihrer mathematischen Bücher schicken.

T. in St. L. Ihre Verse sind wohlgemeint aber nicht formgerecht genug, um im Druck zu erscheinen.

Etliche Leser in N. Y. Ihnen will der Hai in „Buntes Allerlei" in Nr. 49 gar zu gefräßig scheinen, und Sie fragen, ob derselbe nicht auch den Schmied samt seinen Amboß verschluckt habe? — Regen Sie sich nicht auf, Ihre Zweifel bekunden nur Ihren Mangel an Kenntnis des Hais, „des Meeres Hyäne". Sie können in jedem wissenschaftlichen zoologischen Handbuch ähnliche Beobachtungen finden. Schlagen Sie einmal freundlichst in Brehms Tierleben nach, das Ihnen in New York leicht zugänglich ist.

M. R. in S. Ist es nötig, bei Ausstellung von Postanweisungen (Money Orders) den Vornamen ganz auszuschreiben?

Nein; es genügen die Anfangsbuchstaben.

In unserer Spielecke.

1. Schachaufgabe.

Von F. J. Kellner in Wien.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

(Dieses geistreiche Problem, dessen Pointe im zweiten Zuge liegt, hat in einem Problemturniere des „Globe-Democrat" in Saint Louis konkurriert und die zweite ehrenvolle Erwähnung erhalten.)

2. Arithmetisches Rätsel.

$$\frac{u}{(w + n)\ 8}$$

3. Homonym.

Auf ihr lag ruhig ich im Grase,
Da sprang ein großer Frosch mir auf die Nase, —
Nun schrie ich laut, daß ich's nur sag',
Erschrocken das, worauf ich lag.

4. Rebus.



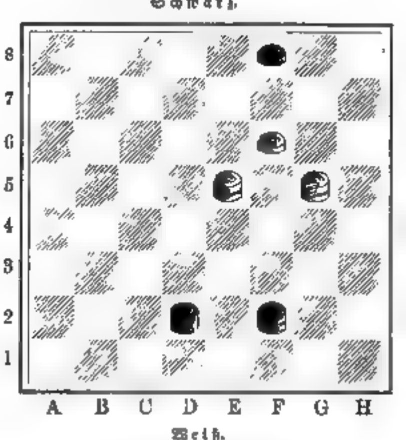
5. Geographisches Versteckrätsel.

(Jeder Satz enthält einen Städtenamen.)

1) Heute früh stand ein Reh am Burgthor. 2) Leihe gern dem Unglück dein Ohr. 3) Von allen meinen Töchtern leistet Tinchen am meisten. 4) Kein Quartaner findet Kornelius Nepos entzückend. 5) Schwärmer finden die Wehmut recht anziehend. 6) Mancher muß ohne der Kirche Trost enden. 7) Der russische Kaiser erläßt jeden Ukas selbst.

6. Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und gewinnt.

7. Scharade.

Zuerst ein halbes Väterlein,
Am Schluß ein halbes Mütterlein,
Inmitten nur ein kleines Wort
Hier ungeduldig, fragend dort
Was Menschengeist zu planen weiß
Und auszuführen Menschenfleiß,
Das zeigt in großart'ger Gestalt
Von neuem uns das Ganze bald. —

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind. zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Die Abendschule.



Ein illustriertes Familienblatt.
HERAUSGEGEBEN VON LOUIS LANGE PUB. CO.

Jahrgang 30. | Saint Louis, Donnerstag den 6. September 1883. | Nummer 2.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (1. Fortsetzung.)

2.

„Sie kommen diesmal im trübsten Nebelwetter bei uns an", sagte mein Wirt zu mir unterwegs, als wir im raschesten Trabe seines eleganten Grauschimmels, allen übrigen Fuhrwerken voran, um ihren Staub zu vermeiden, in dem leichten Korbwägelchen auf der Landstraße nach Unterseen dahinflogen. „Sehen Sie doch nur diese Wolken an, wie sie schwer und unbeweglich an den Bergen hängen und beinahe bis zum Thale hinabreichen. So, gerade so stecken wir schon drei Tage in undurchdringlicher Finsternis und werden so lange darin stecken, bis ein freundlicher Windstoß sich unserer erbarmt und uns von unserem trübsten Feinde befreit. Und diese Kälte dabei, im schönen Monat Juni! Das ist fast unerhört. Ich habe alle Kamine in meinen Gesellschaftsräumen heizen müssen, denn unter den darin Hausenden war Zähneklappen und Hautgruseln entstanden."

„Das kann ich mir denken", erwiderte ich, „und ich habe auf dem Dampfer auch tüchtig gefroren, da ich nicht gern in die Kajüte hinabsteige. Aber das kann ja nicht lange mehr dauern. Die alte Sonne thront noch da oben und sie wird und muß doch endlich wieder zum Vorschein kommen. — Haben Sie schon viele Gäste im Hause?"

Vater Ruchti zuckte die Achseln. „Ach nein", sagte er, „bis jetzt nicht, und vor vierzehn Tagen erwarte ich auch eigentlich keinen Andrang. Die Folgen des traurigen Krieges im vorigen Jahr — nun, für Sie war er glücklich genug — halten ebensogut wie das Wetter die Reisenden zurück, und wir armen Schweizer werden diesmal keine große Menschenernte zu verzeichnen haben. Aber doch sind bereits acht Personen, sieben Herren und eine Dame, bei mir, unter denen Sie als einziger Deutscher der Neunte sein werden."

„Gut, gut! Also noch kein Deutscher außer mir?" erwiderte ich. „Nun, das ist mir ziemlich einerlei, wie Sie wissen; ich vertrage mich mit jedermann, ob er aus dem Süden oder dem Norden stammt."

„... Aber was sind das für drei Damen, die mit Ihnen auf dem Boot gekommen sind und die Sie mir so glücklich zugeführt haben?"

„Es sind Engländerinnen und, wie es scheint, in großer Betrübnis. Nach ihren Kleidern und Mienen zu schließen, haben sie einen Toten zu beklagen. Auch haben sie mich schon ausgefragt, ob sie bei Ihnen eine ruhige behagliche Stätte finden und ob ein Arzt in der Nähe wohnt. Ich bringe Ihnen also halbe Patienten ins Haus!"

„Thut nichts! Bei mir sind schon viele sehr krank angekommen und ganz gesund wieder abgereist. Sie wissen ja am besten an sich selber was unsere gute Luft bewirkt, und diese Damen werden es hoffentlich auch an sich erfahren."

„Wir wollen es hoffen; geben Sie ihnen nur recht gute Zimmer, nach vorn heraus, es scheinen sehr ängstliche und dabei wohlhabende Leute zu sein, denn sie haben ein Negerpaar zur Bedienung bei sich."

„Ich habe es wohl gesehen", erwiderte der umsichtige Ruchti, der seine Augen in allen Ecken und Winkeln zu haben pflegte und dem die besonderen Eigentümlichkeiten seiner Gäste selten entgingen. „Nun, ich habe vorn im ersten Stock des neuen Hauses noch drei sehr hübsche Zimmer, Nummer vier, fünf und sechs, und da Sie, wie immer, in Nummer drei wohnen, werden Sie ihr nächster Nachbar sein." —

So plauderten wir unterwegs, da ich auf die sonst so schöne, jetzt nebelverhüllte Umgebung nicht zu achten brauchte, und nach zehn Minuten langten wir vor dem mir so lieben Beau-Site mit seinen wohnlichen Häusern und seinem schönen Gartenpark an, und ich begrüßte mit warm schlagendem Herzen die alten bekannten Bäume und Rasenflecke, die trotz des augenblicklichen bösen Wetters bereits im schmuckesten Frühlingskleide prangten; denn der vortreffliche Gärtner in Beau-Site hatte auch dieses Jahr wie immer seine Schuldigkeit gethan.

Als wir vor der Thür der Pension hielten, sprangen mir wie alle Jahre die Mitglieder der Familie meines Wirts entgegen und begrüßten mich auf das herzlichste. Sodann, nachdem ich die auf mich einstürmenden Fragen mancherlei Art

lebt hatte. Ja, da lag es wieder in seiner ganzen bequemen Traulichkeit vor mir; mein Lehnsessel stand wie sonst am Fenster, und zum Lesen lag schon eine Zeitung und das neue Fremdenblatt darauf; und davor, in das beste Licht war mein Schreibtisch gerückt, ohne den ich nun einmal nicht leben kann, und alles was ich bei der Arbeit bedurfte stand und lag wohlgeordnet bereit, als wäre ich in meine wirkliche Heimat eingetreten, wo Ordnung und Behaglichkeit im einzelnen wie im ganzen herrscht. Nach einer Viertelstunde fuhr der Omnibus von Beau-Site mit den drei Engländerinnen und unserm sämtlichen Gepäck vor das Haus, und bald befand ich mich im Besitz meines Koffers und konnte mich meiner Reisekleider entledigen und die notwendigste Toilette machen, was so wohlthätig ist, wenn man drei Tage auf einer langen Reise zugebracht hat. Sobald dies aber geschehen, begab ich mich in den Speisesaal hinab, wo ich die übrigen Gäste schon versammelt fand und mir bald die dort aufgetragenen Gottesgaben trefflich munden ließ. Unmittelbar nach Tisch aber zog ich mich wieder nach meinem Zimmer zurück und ruhte eine Stunde, da ich von der Reise etwas ermüdet war; darauf packte ich meinen Koffer zum Teil aus und richtete mich, wie ich es überall auf Reisen thue wo ich längere Zeit verweile behaglich ein, um mich auch hier zu Hause zu fühlen. Dann erst schickte ich mich zu einem längeren Ausgange an, denn ich sehnte mich das schöne Interlaken selbst bei so üblem Wetter nach langer Trennung wiederzusehen und die wohlbekannten Stätten und außerdem einige mir näher stehende Freunde zu begrüßen. Ich traf letztere sämtlich im besten Wohlsein und voller Freude an, daß ich mein Asyl wieder unter ihnen aufgeschlagen und die altgewohnte Treue und Anhänglichkeit an ihre schöne Heimat von neuem bewährt hatte.

Von einigen meiner ältesten Bekannten wurde ich länger als gewöhnlich aufgehalten, und als ich gegen Abend nach Beau-Site zurückkehrte, fand ich die zeitige Bewohnerschaft schon im Speisesaale versammelt, um ihr Abendbrot zu verzehren. Nur die drei englischen Damen sah ich nicht, und auf meine Erkundigung hörte ich daß sie sich für zu ermüdet erklärt, um in der Gesellschaft der übrigen Gäste den Thee einzunehmen, und daß sie daher frühzeitig ihre Zimmer aufgesucht hätten.

Meine Abendmahlzeit war bald beendet und da es während derselben leise zu regnen begonnen, begab ich mich in Freund Ruchtis behagliche Office die bei schlechtem Wetter den männlichen Gästen zum traulichen Rauchzimmer dient und wo ich von jeher die üblichen Plaudereien mit meinem Wirte gepflogen, nachdem er die Last des Tages siegreich überstanden hatte.

Als ich in dieselbe eintrat, fand ich nur seine zweite Tochter Mathilde darin vor, ein zwar noch junges, aber um so fleißigeres Mädchen, das, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein in der Office thätig, dem Vater den so notwendigen Sekretär ersetzt und im wahren Sinne des Worts sein treuester Kassierer und Buchhalter ist.

„Wo ist der Vater, Mathilde?“ fragte ich sie, indem ich mir eine Cigarre anbrannte und mich auf dem bequemen braunen Sofa niederließ, auf dem ich schon manche trauliche Stunde verplaudert und verlacht hatte.

Mathilde verließ sogleich ihren Platz vor dem Schreibtisch und, wie immer die Feder in der Hand haltend, sagte sie lächelnd:

„Papa ist vor einer Viertelstunde von dem Neger der englischen Dame nach deren Zimmer gerufen worden. Sie will mit ihm etwas Notwendiges besprechen und er ist sofort dem Rufe gefolgt. Er muß aber bald wiederkommen, denn er ist schon ziemlich lange weg.“

Ich geduldete mich und blätterte gerade in einem der zahlreich vorhandenen Albums, als Vater Ruchti mit lachendem Gesicht in die Office trat und auf meine Frage, warum er so heiter blicke, hastig sagte:

„O, ich komme soeben von Ihrer Reisegefährtin auf Numero sechs, wo die Damen den Thee trinken. Sie haben sich in diesem Zimmer und in Numero fünf häuslich eingerichtet, und Numero vier, Ihr Nachbarzimmer, haben sie der Negerin angewiesen, damit sie ihnen stets zur Hand sei, wie sie sagten, aber eigentlich, wie ich glaube, nur darum um keinem Fremden so nahe zu sein daß er ihr Gespräch belauschen könnte, und Sie wissen ja, wenn man will, hört man in unseren Häusern jedes Wort, welches im Nebenzimmer gesprochen wird.“

Ich lächelte nun auch und versetzte: „Ja, das zeugt von einer gewissen Schlauheit und berechnenden Überlegung, aber zugleich auch von ihrem Vorsatz sich von jeder Gesellschaft möglichst abzuschließen. Nun, so habe ich sie gleich von vornherein beurteilt und Sie sagen mir eigentlich nichts Neues damit.“

Vater Ruchti lachte mit seinem ganzen schelmisch gutmütigen Gesicht, setzte sich zu mir, nahm eine Cigarre von mir an und fuhr dann in seiner Rede also fort:

„Dafür kann ich Ihnen etwas anderes Neues sagen, Herr Doktor. Ich glaube, Sie haben mir ein paar recht komische Leute ins Haus gebracht. Denken Sie sich doch, sie haben sich zu morgen früh sechs Uhr einen Wagen nach Grindelwald bestellt, trotzdem ich ihnen sagte, daß sie bei diesem Nebel nicht die Spur von den Naturschonheiten daselbst sehen würden.“

„Was?“ rief ich erstaunt. „Nach Grindelwald? Bei dem Wetter? Sind die Frauen denn so blind?“

„Ja wohl, auch taub“, erwiderte mein Wirt. „Denn ich habe ihnen wiederholt meine Meinung über ihr thörichtes Vorhaben gesagt, aber sie bestanden durchaus auf ihrem Willen und so werden sie bald nach sechs Uhr morgen früh abfahren.“

„Glückliche Reise!“ rief ich. „Aber das ist ja unerhört!“

„Ja freilich, aber was wollen Sie? Es sind eben Engländerinnen und an deren Art und Weise ist man ja schon gewöhnt. Wenn sie nur an irgend einem berühmten oder schönen Orte vorübergehend geweilt haben, sind sie schon zufrieden. Ob sie etwas davon gesehen, ist ihnen gleichgültig. Übrigens sind es am Ende gar keine Engländer oder nur halbe, und ich halte sie dem Namen der älteren Dame nach für Schotten. Die blonde Miß hat ihre Namen in das ihnen vorgelegte Fremdenbuch eingetragen und sie heißen — ja, wie doch! Mathilde, gieb einmal das Buch her!“

Die kleine Mathilde trippelte eilig nach dem Tisch an der Thür, wo das fragliche Buch gewöhnlich lag, brachte es uns und als ihr Vater es aufgeschlagen, las ich: „Mrs. Duncan, Miß Lucy Duncan, Miß Mary Markham mit Dienerschaft aus England.“

„Ja“, sagte ich nun, „Duncan ist allerdings ein schottischer Name. Nun meinetwegen, aber einen genaueren Aufschluß giebt uns diese kurze Bemerkung auch nicht. So, also Mrs. Duncan und Miß Lucy Duncan. Ha, ja, das ist die blonde Dame, und die Brünette heißt Mary Markham. Das ist aber ein echt englischer Name, soviel ich weiß, und sie habe ich am allerwenigsten für eine Engländerin gehalten.“

„O, sie kann ja aus den Kolonieen stammen“, nahm nun wieder der in solchen Dingen erfahrene und umsichtige Ruchti das Wort, „und da läuft manches schwarze, rote oder gar gelbe Blut mit unter.“

„Rotes Blut haben wir alle, lieber Ruchti“, lachte ich heiter auf, „aber von einem schwarzen oder gelben habe ich noch nichts gehört.“

„Nun, ich meinte eigentlich nicht das Blut“, erwiderte Ruchti mit seinem jovialen Lächeln, „als vielmehr die Farbe der Haut, und daß in dieser schönen betrübten Dame etwas Gelbes oder Rotes steckt — ich meine in ihrer Haut — darauf möchte ich wetten.“

„Hm!“ meinte ich wieder — „also etwa eine Kreolin?“

„Nun ja, das ist immerhin möglich. Sehen Sie also, wie weit der Mensch mit seinen Mutmaßungen und Entdeckun-

gen kommt, wenn er mit dem richtigen Manne überlegt. Wir haben es heute endlich beide denn doch zu etwas gebracht."

„Ich gebe mich damit zufrieden", erwiderte ich gähnend, „und damit will ich für heute mein Tagewerk schließen und mein Zimmer aufsuchen, denn mich hat die dreitägige Reise müde gemacht und ich sehne mich unendlich nach meinem warmen Bett. — Brr, was das für eine grimmige Kalte ist! Doch was meinen Sie — wird das Wetter morgen anders sein?"

„Ich glaube nicht. Das Barometer bleibt unbeweglich und nicht der geringste Luftzug läßt sich spüren."

„Nun, so wollen auch wir Geduld haben, und nun gute Nacht!"

Damit verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Wirte, und in wenigen Minuten lag ich in meinem köstlichen Bett und alle Nebel der Welt und meine seltsamen Reisegefährtinnen und nunmehrigen Hausgenossen obendrein, waren völlig vergessen. —

* * *

Als ich am nächsten Morgen nach ungewöhnlich langem und festem Schlafe erwachte, waren meine ersten Blicke nach dem Fenster gerichtet, dessen Vorhänge ich nur gegen zu heiße Sonnenstrahlen zu schließen pflege. Und da sah ich zu meiner Betrübnis, daß nur ein mattes und graues Licht in mein Zimmer fiel, woraus ich schon jetzt erkannte daß das Wetter sich in nichts gebessert habe und das Element des Nebels noch immer das Reich der Luft beherrsche. Ja als ich bald darauf am Fenster stand und einen Blick ins Freie warf, bemerkte ich daß der Nebel noch viel dichter als am vorigen Tage war und jetzt sogar den Fuß der gegenüberliegenden Bergketten bedeckte, so daß die geringe Fernsicht auf die nächste Nähe noch beschränkter als gestern sich erwies. Dabei war die Luft kalter und feuchter denn je und gegen acht Uhr begann es sogar leise zu rieseln und der Regen wurde von Stunde zu Stunde stärker und anhaltender, so daß ich erst gegen Mittag meinen gewohnten Spaziergang nach Interlaken antreten konnte, um einige Geschäfte abzuwickeln, die ich gestern bei meinem ersten Gange ganz aus den Augen verloren.

Bei diesem Wetter glaubte ich natürlich nicht, daß meine drei Nachbarinnen die beabsichtigte Fahrt unternommen hätten, und da ich am Morgen nicht das geringste Geräusch im Nebenzimmer gehört, so schloß ich daß die Partie aufgegeben und auf einen besseren Tag verschoben sei.

Allein wie sehr wunderte ich mich, als ich gegen Mittag nach Hause kam und Ruchti mir nach seinem spät angebrachten Morgengruß sagte:

„Na, was sagen Sie nun? Sollte man es für möglich halten und nicht auf den Unternehmungsgeist der Engländer Häuser bauen? Denken Sie doch, die drei Damen oben sind wirklich gleich nach sechs Uhr in den Wagen gestiegen und, von ihrem niedlichen Neger begleitet, nach Grindelwald gefahren."

„Wie!" rief ich, fast erschrocken, „sind diese Menschen denn so überaus übel beraten?"

„Nein, das sind sie ganz und gar nicht", erwiderte mein Wirt. „Ich habe ihnen alles vorausgesagt was sie auf der heutigen Fahrt erwartet, aber sie waren und blieben halsstarrig und nun haben sie es und sie werden mit höchst betrübten Gesichtern am Nachmittag zurückkehren."

Diese Voraussetzung sollte auch ihre vollkommene Bestätigung finden; denn als ich gegen sechs Uhr während eines heftigen Regengusses unter der Veranda des Hauses auf- und abspazierte, kehrte der Wagen mit den Engländerinnen und dem auf dem Bock sitzenden Neger zurück und letzterer war so naß, wie es nur ein Mensch sein kann der vier Stunden ohne Schutz im Regen gesessen. Auch die zum Teil durchnaßten Damen zeigten nicht nur betrübte, sondern auch sehr betretene Gesichter,

sich nach jemandem umzusehen sofort der nach ihren Zimmern führenden Treppe zueilten.

Die ältere Dame stand schon auf dem oberen Absatz derselben, Miß Mary Markham war ihr gefolgt und nur die blonde Tochter hielt sich noch einen Augenblick am Fuße der Treppe auf, als sie mich an derselben stehen und sie mit bedauernder Miene betrachten sah.

„Sie haben einen schlechten Tag zu Ihrer Fahrt gewählt, Miß", redete ich sie freundlich an, „nicht wahr, die Partie war eine verfehlte?"

„Ja", seufzte sie leise auf, „sie war ganz und gar verfehlt, und die Mama thut mir unendlich leid, aber es ging ja einmal nicht anders. Ach, sie ist so aufgeregt und leidend, Herr Doktor, daß ich Übles befürchte. Doch nun leben Sie wohl, wir wollen sie gleich zu Bett bringen, damit sie warm wird, denn sie ist halb erstarrt."

Nachdem sie nun noch gegen Ruchti den Wunsch ausgesprochen, daß man ihnen recht bald heißes Wasser zum Thee auf das Zimmer senden möge, grüßte sie uns höflich und eilte den Vorangegangenen nach.

Ruchti und ich standen voreinander still und sahen uns forschend an. Dann brach er in ein stilles Lächeln aus, deutete mit dem Finger auf die Stirn und sagte nur: „Englischer Spleen! Ich kenne ihn schon."

An diesem Tage sah ich die drei reiselustigen Damen nicht wieder, und ahnte nicht daß es mir an den nächsten Tagen ebenso ergehen würde; denn der „englische Spleen" hatte noch lange nicht sein Ende bei ihnen erreicht, und trotz der heute empfangenen Lehre, die meiner Meinung nach selbst die energischste Reiselust brechen mußte, waren sie noch lange nicht kuriert, wie der Leser bald aus dem folgenden erfahren wird. —

Daß bei solchem Wetter, wie wir es bisher gehabt, der Aufenthalt in einer Pension, selbst wenn man eine gute Wohnung, eine vortreffliche Verpflegung und einen aufmerksamen Wirt hat, sehr langweilig und ungemütlich werden kann, versteht sich von selbst. Überall wo man einem Gaste begegnete, bei Tische, mittags und abends sah man daher nur trübe Gesichter und hörte nichts als bittere Äußerungen der übelsten Laune, und einige sprachen schon von einer bald notwendig werdenden Abreise, da man ja doch auf keine Wandlung des Wetters rechnen könne. Nur unsere englische Gesellschaft — obgleich wir sie kaum zu der unsrigen zählen konnten, da sie so selten und immer nur ganz oberflächlich mit uns in Berührung kam — schien der Nebel und der Regen weder zu langweilen, noch aus ihrer gewöhnlichen Lebensweise zu drängen, obgleich Miß Lucy Duncan oder ihre Mutter, wenn sie einmal ein paar Worte mit mir wechselten, bedauerten daß das schlechte Wetter so lange anhalte und daß die Schönheiten von Interlaken sich noch immer nicht zeigen wollten. Denn, nach jener ersten verfehlten Grindelwalder Partie hatten sie sich nur einen halben Ruhetag gegönnt und zu unser aller Erstaunen waren sie am nächsten Morgen, zwei Stunden vor Mittag, wieder zu Schiff nach dem Gießbach gefahren, natürlich um wieder nichts zu sehen; am nächsten Tage unternahmen sie schon wieder einen Ausflug und an den folgenden andere. Wenn sie zurückkehrten, sprachen sie meist sehr wenig über ihre letzte Partie, und fast wollte es mich bedünken als ob sie sich vor uns schämten so unternehmungslustig zu sein; denn sie vermieden es mit fast gesucht erscheinender Konsequenz darüber zu reden und wußten stets so geschickt das Gespräch auf etwas anderes zu bringen daß ich gar nicht mehr zu fragen wagte was sie an diesem Tage unternommen und wo sie gewesen seien.

So verliefen wieder einige Tage, und das kalte und neblige Wetter blieb sich unwandelbar gleich. Da ich an der zur Zeit in Beau-Site vorhandenen Gesellschaft kein besonderes Gefallen

interessieren begannen, sich mit auffallender Konsequenz von allen übrigen Anwesenden und mir gleichmäßig fernhielten, so vertrieb ich mir die Zeit teils durch Arbeit, die ich überall und immer auf Reisen mit mir nehme, teils durch Plaudereien mit meinem Wirt und seiner Familie, teils durch Besuche in Interlaken bei meinen verschiedenen Freunden, womit ich gern weitere Spaziergänge verband, so oft es nur die vom Regen aufgeweichten Wege erlaubten

Auf einem dieser Nachmittags-Spaziergänge, den ich trotz des drohenden Himmels etwas weiter auszudehnen beschloß, begegnete mir ein junger Mann, den ich schon seit Jahren kannte und durch seine liebenswürdige Freimütigkeit und seine hervorstechend geistige und künstlerische Begabung liebgewonnen hatte. Er war ein eingeborener Interlakener und als Ingenieur in der großen Bauunternehmungsgesellschaft in Unterseen angestellt. Wir gerieten sehr bald ins Plaudern und kamen dabei, wie es in der Schweiz so natürlich ist, auch auf das Wetter zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit fragte mich der Herr ob ich dieses Jahr wieder wie gewöhnlich einige Wochen auf dem Abendberg zubringen wolle?

„Gewiß!“ erwiderte ich. „Sobald es mir hier unten zu geräuschvoll, zu heiß und staubig wird, schnüre ich mein Bündel und marschiere hinauf. Meine Wohnung ist schon lange bestellt und Sterchi*) erwartet seinen Stammgast zu der festgesetzten Zeit.“

Der junge Ingenieur warf, da wir auf dem Höhewege dem Abendberge gerade gegenüber spazierten, einen hastigen Blick nach der Höhe und auf die Stelle, wo das weiße Haus auf derselben steht; dabei lachte er gemütlich und sagte:

„Na, Sie werden noch etwas warten müssen bis Sie hinauf können. Jetzt sieht man freilich nicht wie es oben beschaffen ist, Nebel und Wolken verdecken Berg, Wald, Matten und Haus, aber ich bin überzeugt, es ist dort wie überall ringsherum und der Schnee liegt noch fußhoch auf dem kleinen Plateau; und bis der fort ist und trockenen Boden zurückläßt, können noch Wochen vergehen.“

*) Der Besitzer des Abendberges und Wirt des einzigen Hotels, Bellevue, daselbst.

„Ich habe diesmal Zeit“, entgegnete ich, „länger als sonst, und wenn jetzt auch noch Schnee oben liegt, so bedarf es nur eines kurzen Föhns und einiger weniger Sonnentage, so ist es dort so trocken wie möglich, ich kenne das aus früheren Jahren. Sterchi ist gewiß schon lange oben und wird sich, wie immer, nach baldigem Besuch sehnen.“

„Ha, ja, das ist gewiß, doch ist er erst Ende Mai hinaufgezogen, wie ich weiß. Diesmal aber wird er selbst noch im Juni frieren, denn so viel Schnee und Frost hat es lange nicht im späten Frühjahr gegeben, obgleich es im März und April schon allerliebst war und ich herrliche Tage dort oben verlebt habe.“

„Was haben Sie denn im März und April schon auf dem Berge gemacht?“ fragte ich verwundert.

Der Ingenieur lächelte und besann sich eine Weile, ehe er sprach. „Ich war in Geschäften oben“, sagte er endlich, „denn wir hatten ein kleines Gebäude daselbst zu errichten.“

„Bei Sterchi? Hat er gebaut?“

„Ja und nein, wie Sie wollen.“

„Das verstehe ich nicht“, erwiderte ich und bemerkte dabei, daß mein junger Freund diesmal ungewöhnlich zurückhaltend war, was gar nicht in seiner offenen Natur lag; allein er hatte mich einmal neugierig gemacht und so drang ich lebhaft in ihn mir etwas Genaueres über den Grund seiner frühzeitigen Abendbergbesteigung zu erzählen. Endlich gelang es mir auch ihn zum Sprechen zu bringen und da sagte er:

„Nun ja, Ihnen will ich die seltsame Geschichte vertrauen, obwohl uns allen bei diesem kleinen geheimnisvollen Bau Beschäftigten das Schweigen zur Pflicht gemacht ist. Sie können ja auch schweigen, ich weiß es, und haben als Arzt schon mehr Geheimnisse auf dem Herzen als unsereins sich träumen läßt. Überdies wurde Ihnen, der Sie nach alter Gewohnheit in den Bergen herumstöbern und dessen Augen so leicht nichts entgeht, das kleine Geheimnis doch nicht lange verborgen bleiben, und so will ich Sie nur fragen ob Sie geneigt sind meine Mitteilung für sich zu behalten, und am wenigsten zu verraten daß Sie sie zuerst von mir erfahren haben?“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kommunistengemeinden in den Vereinigten Staaten. I.

Für die Abendschule.

Schon vor mehreren Jahren haben wir in der Abendschule (Jahrg. 28, Seite 488 ff.) mehrere Artikel über sozialistische und kommunistische Versuche in den Vereinigten Staaten veröffentlicht. Im Vorübergehen gedachten wir dort auch der religiösen Kommunistengemeinden. Unter solchen versteht man schwärmerische Sekten, die mit ihrem enthusiastischen Aberglauben und Fanatismus kommunistische Ideen verbinden. Eine derselben, die Shakers, haben unsere Leser erst vor kurzem näher kennen gelernt. Diesmal gedenken wir sie mit mehreren kommunistischen Sekten deutschen Ursprungs bekannt zu machen.

Die erste kommunistische Kolonie in Amerika gründete ein Deutscher, Konrad Beitzel. Im Jahre 1713 ließ er sich mit seinen Anhängern acht Meilen von Lancaster in Pennsylvania nieder. Zur Zeit ihrer höchsten Blüte zählte diese Gemeinde Ephrata tausend Mitglieder. Sie huldigten schwärmerischen Ansichten und verboten die Ehe. Beitzel war die Sonne, von welcher die anderen ihre erwärmenden Strahlen empfingen. Er und seine Anhänger wurden reich und alt. Aber mit ihrem zunehmenden Alter schwand auch die Blüte der Kolonie; die Mitglieder begannen sich zu zerstreuen. Nach Beitzels Tode vollzog sich der Zerbröckelungsprozeß unaufhaltsam. Soweit uns bekannt, sind die Ephratisten jetzt völlig ausgestorben. Das verlassene Eigentum soll sich in den Händen eines Verwaltungsrates befinden.

Eine andere deutsche Kommunistengemeinde gründete der bekannte Georg Rapp, ein Leinweber aus Württemberg. Im Jahre 1770 geboren, zerfiel er später mit Staat und Kirche. Er war durchdrungen von der Ungottlichkeit so vieler staatskirchlichen Einrichtungen und wollte aus Babel fliehen, um seine Seele zu retten. Aber weil er nicht auf dem unwandelbaren Felsen des Wortes Gottes stand, flüchtete er in die verkehrten Gedanken seines eigenen Herzens und ließ sich vom Schwarmgeist regieren. Er wollte eine Kirche vermeintlich nach apostolischem Vorbilde gründen: ein bürgerliches und kirchliches Gemeinwesen mit Gütergemeinschaft. Diesem Vorhaben widersetzte sich die Obrigkeit und bedrohte Rapp und seine Anhänger mit Gewaltmaßregeln. Darum verließen jene im Jahre 1803 die alte Heimat und suchten die Vereinigten Staaten auf, dieses Asyl der Verfolgten und Unterdrückten. Hier ließen sie sich zuerst am Connoquenessing Creek, Butler Co., Pennsylvania, nieder. Durch Ackerbau und Manufaktur gedieh die Gesellschaft bald zu großem Wohlstand. Aber schon im Jahre 1815 verließ sie ihr neues Heim und zog nach Indiana. In der damaligen Wildnis am Wabash kaufte Rapp 27,000 Acres Land und gründete die Kolonie Harmony. Er glaubte, daß sich nach seinen Grundsätzen eine vollständige Harmonie im Menschengeschlechte herstellen ließe So wurde er der Begründer der Sekte der Harmonisten. Es folgte nun eine neunjährige Periode mühsamer Arbeit und schwerer Entbehrungen. Ein

Dorf wurde gebaut, wüste Strecken wurden urbar gemacht, Obstgärten und Weinberge angelegt. Wieder ward die Arbeit mit Erfolg gekrönt. Harmony blühte auf und gedieh fröhlich. Doch im Jahre 1824 gab Rapp wieder das Zeichen zum Aufbruch, und seine blinden Anhänger folgten ihm. Unter großen pekuniären Verlusten verkauften sie ihr Eigentum und wanderten wieder zurück nach Pennsylvania. Von neuem begann die harte Aufgabe, aus einer Wildnis eine wohnliche Heimstätte zu machen. Am Ostufer des Ohio, siebzehn Meilen nordwestlich von Pittsburg legten sie die Stadt Economy aus. Sie wurde endlich ihr bleibender Wohnort.

Georg Rapp genoß in der Sekte, deren Gliederzahl nach und nach auf tausend wuchs, ein patriarchalisches Ansehen. Er war eine imposante Erscheinung, fleißig und strebsam, jedem zugänglich, witzig in der Unterhaltung, von feuriger Beredsamkeit, äußerst einfach in seinen Lebensgewohnheiten. Wie schade, daß dieser reich begabte Mann, dem ohne Zweifel das Heil seiner Seele am Herzen lag, voll von Schwärmereien war! Er lehrte die nahe bevorstehende Aufrichtung eines sichtbaren tausendjährigen Reiches irdischer Herrlichkeit und die methodistische Irrlehre von der vollkommenen Heiligung im engeren Sinne. Die Gemeinschaft aller irdischen Güter betrachtete er als eine der Hauptforderungen der heiligen Schrift. Die reine Lehre vom Worte Gottes, von der Taufe und dem heiligen Abendmahl verwarf er, ebenso die Ehe. Die Harmonisten leben bis auf den heutigen Tag ehelos und werden dadurch in ihrer gottlosen Heiligkeit bestärkt. Rapp starb 90 Jahre alt im Jahre 1847.

Unter seiner umsichtigen, teilweise tyrannischen Führung kam Economy bald zu großem Reichtum; das Gesamtvermögen wird auf mehrere Millionen geschätzt. Die Stadt (oder ist's noch ein Dorf?) macht einen durchaus deutschen Eindruck. Die Straßen laufen rechtwinkelig mit dem Ohio. Grüne Weinranken schmücken die niedlichen Häuser, jedes hat seinen wohlgepflegten Garten. Prächtige Schattenbäume säumen die Straßen, ein herrlicher Park ladet zum Lustwandeln ein. In einem Labyrinth verschlungener Pfade liegt das Rundhaus; man kann stundenlang suchen, bis man das reizende Versteck gefunden hat. Die Bewohner gehen in einfacher Kleidung: die Männer in blauen Hosen und Kitteln und breitrandigen Hüten, die Frauen in kurzen faltigen Kleidern, großen Umschlagtüchern und hohen Kappen — also eine Tracht, wie man sie häufig in süddeutschen Dörfern sieht. Freundlich grüßen und bewirten sie die Fremden, ihre liebenswürdige, ungekünstelte Höflichkeit berührt äußerst wohlthuend. Die Harmonisten sind in ihrem Leben und Wesen grunddeutsch geblieben. Sparsamkeit, Fleiß, strengste Rechtschaffenheit, Gastfreundschaft, Wohlthätigkeit, das sind unangetastete Eigenschaften, die ihnen zu hohem Lobe gereichen. Die Männer arbeiten im Haus und Feld, die Frauen verrichten die Haus- und Gartenarbeit. Eine Bäckerei und Waschanstalt ist allen gemeinsam. Zweimal in der Woche wird ihnen frisches Brot, täglich der nötige Bedarf an Fleisch und Milch geliefert, alles in Quantitäten, welche sich nach der Zahl der Hausbewohner richten. In einer Grocerie nehmen sie ihre übrigen Bedürfnisse in Empfang, die aber äußerst gering sind. Diese Millionäre sind sehr einfach und anspruchslos geblieben. Die Erwerbung von Reichtümern ist ihnen nach ihrer eigenen Aussage durchaus Nebensache, die Aufgabe ihres Lebens ist ihnen die Rettung ihrer Seele.

Nur durch Aufnahme von Familien in ihren Verband haben die Harmonisten Zuwachs erhalten. Wer sich ihnen anschließen will, muß offen und rückhaltslos sein bisheriges Leben darlegen. Er verzichtet ausdrücklich auf alles Privat-

Prozessen Anlaß gegeben. Ein gewisser Josua Nachtrieb verklagte die Sekte bei der Circuit-Court von Pennsylvania, daß er von ihr widerrechtlich ausgestoßen und seines Vermögenanteils beraubt sei. Sein Advokat war Edwin M. Stanton, später Lincolns berühmter Kriegssekretär. Das Gericht entschied zu gunsten des Klägers. Aber die Harmonisten appellierten an die Supreme Court der Vereinigten Staaten. Hier wurde im Dezembertermin 1856 die Entscheidung des unteren Gerichtshofes kassiert. Seitdem haben die ausscheidenden Mitglieder sich von der Fruchtlosigkeit eines gerichtlichen Verfahrens überzeugt. Der genannte Präcedenzfall hat die Rechte der Kommunistengemeinden ausdrücklich konstatiert, und dafür wissen sie sämtlich den Harmonisten Dank. Übrigens haben fast alle jungen Leute, die sich letzteren angeschlossen, später freiwillig sich wieder von ihnen zurückgezogen. Sie ziehen den Kampf mit dem Leben und ihre persönliche Freiheit dem sorglosen Leben unter dem Schutz der Gemeinde und der dort herrschenden vergoldeten Knechtschaft vor.

Im Jahre 1832 wurden die Harmonisten stark beunruhigt. Ein Berhard Müller, der sich Graf von Leon nannte, kam mit vierzig Anhängern nach Economy und richtete viel Verwirrung und Unheil an. In einem Briefe, voll von Lob und Schmeicheleien für Rapp, hatte er sich für einen Gesandten und Gesalbten des HErrn ausgegeben. Rapp war für Schmeicheleien zugänglich und empfing den falschen Grafen mit königlichen Ehren. In glänzender Uniform stieg dieser vor dem Wirtshause in Economy ab. Rapp räumte ihm alsbald die Kanzel ein und ließ ihn seine greulichen Schwärmereien auskramen. Der Betrüger wußte bald sich Anhang zu verschaffen. Den übrigen wurden die Augen über den wahren Charakter desselben aufgethan, als es zu spät war. Eine große Trennung fand statt. Zweihundertundfünfzig Personen fielen Müller zu, die übrigen fünfhundert blieben Rapp treu. Erstere zogen von Economy fort und nahmen einen Eigentumswert von $100,000 mit sich. Sie ließen sich in Philippsburg, Pa., nieder; doch hatten sie bald ihr Vermögen verschleudert, und die ganze Herrlichkeit brach zusammen.

Gegenwärtig sind die Harmonisten nur noch kaum hundert Köpfe stark, mit wenigen Ausnahmen lauter Greise und Greisinnen. Viele Häuser sind unbewohnt, die Fabriken stehen still, im Park und im Labyrinth herrscht tiefe Ruhe. So geht die Sekte ihrer völligen Auflösung entgegen. Auch an ihr hat sich das Wort Gamaliels erfüllt: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen." Apostg. 5, 38.

Dasselbe gilt von einer andern deutschen Kommunistengemeinde. In Tuscarawas County, Ohio, liegt das Dorf Zoar. Hier leben heute noch gegen 250 kommunistisch gesinnte Schwärmer; sie selbst nennen sich Separatisten. Zu gleicher Zeit mit Rapp trat Joseph Bäumeler in Württemberg auf, wie jener ein wilder Chiliast, und gewann Anhang. Auch hier Bedrückung und Verfolgung seitens des Staates und endlich Auswanderung nach Amerika. Im Jahre 1817 siedelten sich Bäumeler und Genossen da an, wo jetzt Zoar steht. Der Kommunismus lag ursprünglich nicht in ihrem Plane. Die allseitige Verständigung war, daß jede Familie für sich sorgen sollte. Aber das ließ sich nicht durchführen: einige waren so arm, daß sie ihren Landanteil nicht bezahlen konnten, andere so alt und kränklich, daß sie sich nicht selber ernähren konnten. So beschloß man denn, das persönliche Eigentum fahren zu lassen und die Grundsätze des Kommunismus anzunehmen. Seitdem sind die Separatisten sehr wohlhabend geworden. Zoar ist ein hinter Obstgärten verstecktes freundliches Dörfchen mit einem öffentlichen Parke, einer Sägemühle, zwei Mehl-

Die Separisten von Zoar teilen sich in zwei Klassen. Zur ersten Klasse gehören die Novizen und die Kinder, welche das Gelübde noch nicht unterzeichnet haben, zur zweiten die eigentlichen, erprobten Mitglieder, welche sich der Sekte mit Leib und Seele ergeben haben. Die Mitglieder der ersten Klasse scheinen mit ihrem Lose vollkommen zufrieden zu sein, wenigstens zeigen sie nur in seltenen Fällen Lust, in die zweite Klasse aufzurücken. Sie genießen mit dieser dieselben Rechte, nur dürfen sie nicht wählen und Ämter bekleiden. Zudem erhalten sie ihre Vermögenseinlage zurück, wenn sie sich von der Gemeinde zurückziehen wollen, während das Vermögen der anderen unwiderruflich Gemeindeeigentum geworden ist. Die Frauen haben mit den Männern gleiche Rechte und Pflichten. Sie haben das Stimmrecht wie jene, müssen aber dafür auch gehörig mitarbeiten, im Hause wie im Felde. Die Regierung des kleinen Kommunistenstaates liegt in den Händen von drei Verwaltungsräten, die ihrerseits wieder einem Fünfer-Komitee verantwortlich sind. Doch ist der eigentliche Selbstbeherrscher von Zoar der Patriarch, gegenwärtig ein gewisser Ackermann. Zuwachs erhält die Kolonie wenig; die eintretenden Glieder verlassen sie gewöhnlich wieder, nachdem sie volljährig geworden sind. So ist auch Zoar im Aussterben begriffen. Die kommunistischen Bande lockern sich bedenklich. Früher wurden die Kinder unter Gemeindeobhut erzogen, nach und nach hat aber das Familienleben wieder schärfere Ausprägung erhalten. Während der Sommermonate arbeiten in Zoar viele fremde Arbeiter. Abends treffen diese im Wirtshause mit den jüngeren Mitgliedern der Kolonie zusammen, rauchen, trinken, spielen mit ihnen, und üben dadurch schädlichen Einfluß aus. So gleicht Zoar schon jetzt mehr einem gewöhnlichen amerikanischen Village, als einer gut organisierten Kommunistenkolonie.

In ihren religiösen Ansichten gleichen die Separatisten vielfach den Quakern. Sie reden die Fremden ohne Unterschied mit Du und ihrem Taufnamen an, lassen das Haupt auch in der Kirche bedeckt und verwerfen den Kriegsdienst. Ihre gottesdienstlichen Gebräuche sind so einfach wie möglich. Sonntags versammeln sie sich in ihrer schmucklosen Kirche, wo Ackermann sich hinter ein Pult stellt und eine noch von Bäumeler verfaßte Predigt abliest; dann wird eine Hymne gesungen und jedermann geht wieder still nach Haus. Von Beichte und Kirchenzucht wollen sie nichts wissen, Taufe und Nachtmahl sind ihnen bloße Ceremonien.

Für ihre kommunistischen Ideen erfolgreiche Propaganda machen zu können, diese Hoffnung haben die Separatisten von Zoar längst aufgegeben. Das zusammengeschmolzene Häuflein hat keinen andern Wunsch mehr, als den Rest des Lebens in Ruhe und Frieden zuzubringen und endlich — das müssen wir doch hervorheben — selig zu sterben. Möchte namentlich der letztere Wunsch sich erfüllen! K.

Das Recht im Spiegel des Sprichworts.

Eine Skizze nach Th. Justus.

Es giebt wohl kaum ein Gebiet des Lebens und der Sitte, auf dem nicht das Sprichwort heimisch wäre und seine Meinung abgäbe, je nachdem wie es fällt, bald spöttisch und satirisch, bald mit derbem Humor, bald aber auch mit vollem, gewichtigem Ernst. Wie ein Ackerstück, das der Pflug oder der Spaten bearbeitet hat, sich alsbald mit Kräutern von allerlei Art bedeckt, ohne daß man weiß, woher die Samenkörner gekommen, so schießt allerorten und ohne daß man ihren Ursprung nachweisen könnte, die „Weisheit auf der Gasse" in die Höhe — von vielen jenem Unkraut gleich geachtet, von den Tieferblickenden aber als eines der unmittelbarsten Zeugnisse des Volksgeistes geschätzt und ganz besonderer Beachtung wert gehalten. Bei dem stark entwickelten Rechtssinne und Rechtsgefühl der germanischen Völker darf es nicht wunder nehmen, daß gerade in Bezug auf Recht und Herkommen das Volk besonders thätig gewesen ist, den Gedanken in knappster Form und Fassung zu tage treten zu lassen, und so besitzen denn auch wir Deutschen einen wahrhaft unerschöpflichen Schatz an solchen kurzgefaßten Sinnsprüchen, welche die Idee des Rechts und des Rechten zur Geltung bringen.

Ernst und eindringlich mahnt das Sprichwort: „Recht gethan ist viel gethan." — „Nichts ist nütze, es sei denn ehrlich." — „Recht ist grade." — „Unrecht wird meiner Tage nicht Recht"; oder noch kräftiger: „Hundert Jahre Unrecht ist noch keine Stunde Recht." Es definiert kurz und schön: „Das ist Recht, was recht ist", und fordert die Leute auf, „Recht zu pflegen, wenn sie Recht beanspruchen; denn", bemerkt es in der derb humoristischen Weise, die es vor allem liebt, „Ordnung regiert die Welt, wie der Knüppel den Hund." Es weiß: „Wenn wir unser Recht zerreißen, zerreißen wir auch den Frieden", und es warnt: „Wer Recht nicht will leiden, darf über Gewalt nicht klagen."

Mit vollstem sittlichen Ernst vertritt es das Ansehen des Gesetzes als der Handhabe des Rechts. „Gesetz ohne Strafe — Glocke ohne Klöppel." — „Stiehlt mein Bruder, so hängt ein Dieb." — „Wer sich des Stehlens getröstet, getröstet sich auch des Galgens." — „Wer sich nicht bessern will, den soll der Henker in die Schule nehmen." — Den Ausreden und feigen Ausflüchten begegnet es kurzer Hand mit der bündigen Erklärung: „Hehler und Stehler gehören an einen Galgen." — „Mitgegangen, mitgefangen, mitgestohlen, mitgehenkt." — „Stehlen und Sackaufheben ist eins wie das andere." — Auch die alte strenge sogenannte Talion, die Wiedervergeltungslehre, findet vielfach, namentlich in den Rechtssprichwörtern älterer Zeit, ihren Ausdruck Da vernehmen wir im engsten Anschluß an jenes bekannte, vielfach mißbrauchte und mißdeutete alttestamentliche Wort: „Haupt um Haupt, Aug' um Auge, gleiches Glied für gleiches Glied." — „Für das Haupt das Haupt, für die Hand die Hand." — „Ein Tod wider den andern." — „Mord muß man mit Mord kühlen." — „Blut schreit zu Gott im Himmel." — „Die böslich thun, soll man böslich verlassen."

Diesen ernsten und strengen Aussprüchen stehen aber wiederum andere gegenüber, die in wahrhaft schöner Weise der Milde das Wort reden und über das Recht die Gnade stellen. „Das Recht ist heiliger und barmherziger als wir." — „Wer die That richtet, hat Gewalt, Gnade zu thun." — „Gnade ist besser den Recht." — „Bei Gewalt soll Gnade sein." — „Recht ohne Gnade ist Unrecht."

Überhaupt besitzt das Sprichwort viel zu viel Lebensklugheit und Billigkeit, die es nirgend anders als aus der heiligen Schrift geschöpft hat, als daß es allzu einseitig das bloße Recht betonen und zur Geltung bringen sollte. Es weiß vielmehr sehr wohl, daß „zuviel Recht Unrecht ist" (in anderer Fassung: „Eng Recht ist ein weit Unrecht"), daß „Rechten soviel ist wie Fechten", und darum mahnt es: „Recht scheidet wohl, aber es freundet nicht", und: „Billigkeit ist größer als das Recht."

Nicht minder aber ist es davon durchdrungen, daß wenn auch das Recht tadellos wäre, seine Handhabung es bei weitem nicht immer ist. „Das Recht", heißt es in dieser Beziehung, „ist wohl ein guter Mann, aber nicht immer der Richter." — „Ein Richter soll zwei gleiche Ohren haben." — „Das Recht wäre wohl gut, wenn man's nicht krumm machte." — „Das Recht hat eine wächserne Nase." — Mit einer gewissen

Bitterkeit bemerkt es: „Kleine Diebe hängt man an den Galgen, gegen die großen zieht man den Hut ab.“ — „Geld, das stumm ist, macht gerade, was krumm ist.“ — „Wo Gewalt herrscht, schweigen die Rechte.“ „Wo Gewalt Herr ist, da ist Gerechtigkeit Knecht.“ — „Wenn Gewalt kommt, ist Recht tot.“

Merkwürdige Rückschlüsse lassen sich aus vielen unserer alten Rechtssprichwörter auf Kultur und Sitte vergangener Tage machen. Da sind zunächst die vielen sprichwörtlichen Rechtsregeln, welche sich auf das Verhältnis zwischen dem Herrn und dem unfreien leibeigenen Manne beziehen. Auf die Zeiten härtester Leibeigenschaft, Zeiten, in denen der Herr ungestraft und ohne jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen den ihm untergebenen Knecht umbringen konnte, weist das barbarische Wort: „Er ist mein, ich mag ihn sieden oder braten“; und durchaus den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend war es, wenn es hieß: „Ein Eigenmann (Unfreier, Leibeigener) ist tot im Recht.“ — „Eigene (leibeigene) Leute werden für nichts geachtet.“ — „Der Knecht wird verkauft wie der Hengst.“ — „Des Knechtes Erbe ist ein Knecht.“ Wer eine bestimmte Zeit (gewöhnlich galt die Frist von einem Jahr, sechs Wochen und drei Tagen) unter unfreien Leuten gelebt hatte, ward selber unfrei, denn „die Luft macht eigen“. Fur die aus Ehen zwischen Freien und Unfreien entsprossenen Nachkommen galt fast allgemein der Satz: „Das Kind folgt der ärgeren Hand“, d. h. also, dasselbe wurde unter allen Umständen unfrei. Die mildere Praxis, daß die Kinder ein- für allemal dem Stande der Mutter folgen und also frei sein sollten, wenn diese eine Freie war, gehört einer späteren Zeit an. Ihr entstammt das Wort: „Das Kind fällt in den Schoß der Mutter.“ Daß der Leibeigene kein „echtes Eigentum“ besitzen konnte, spricht sich schneidend aus in den Sprichwörtern: „Was des Eignen wird, ist seines Herrn.“ — „Der Eigne und sein Gut haben immer den nämlichen Herrn.“

Vielfach findet sich im deutschen Rechtssprichwort das Erb- und Familienrecht vertreten. „Wer mein Blut hat, ist mein Erbe.“ — „Der Nächste am Blut, der erste zum Gut.“ Der Vorzug, den in der Erbfolge das männliche Geschlecht vor dem weiblichen hat, wird bezeichnet durch: „Das Schwert geht vor.“ — „Wer ein Gut erben will, soll von Schwert halben dazu geboren sein.“ — „Der Mann geht zum Erbe, das Weib davon.“ — „Bruder nimmt zwei Teile, Schwester den dritten.“ Erst später heißt es: „Schwert und Spindel erben gleich.“ Das ausschließliche Erbrecht des überlebenden Ehegatten bei kinderloser Ehe betont das Sprichwort: „Der Letzte macht die Thür zu“; ebenso: „Längst Leib, längst Gut.“ Denselben Sinn hat ein anderes, ohne Kommentar gänzlich unverständliches Rechtssprichwort: „Hut bei Schleier und Schleier bei Hut.“ Im Hessischen und Fuldaischen pflegte nämlich bei der Trauung der Bräutigam seinen Hut, die Braut ihren Schleier auf den Altar zu legen, und diese symbolische Handlung bedeutete, daß im Falle die Ehe kinderlos bliebe, der überlebende Teil den Vorangegangenen ausschließlich beerbe. Wie sehr nach den älteren strengen Rechtsbegriffen die Frau unter der Vormundschaft („munt“, d. i. Schutz) des Mannes stand, und wie wenig ihr ein Verfügungsrecht uber das gemeinsame Vermögen zukam, beweist das Wort: „Die Frau hat während der Ehe nichts, als den blauen Himmel und den Spinnrocken“, und: „Alle Dinge sollen sein in des Mannes Hand.“ Wo hinsichtlich der geschlossenen Bauerngüter das Erbrecht die Bevorzugung des sogenannten „Anerben“ festsetzte, da konnte das Sprichwort entstehen: „Der Bauer hat nur ein Kind.“ Eine Gewaltthat, von dem Erben an dem Erblasser verübt, schloß, namentlich in den friesischen Landschaften, das

wörtern überhaupt ist: „Wer will wohl und selig sterben, laß sein Gut den rechten Erben.“

Eines besonderen Ansehens genoß das Haus und der „binnen seinen Wänden beschlossene Friede“. „Alles ist gleich“, heißt es da, „das Steinhaus und das Holzhaus.“ — „Wer seine vier Pfähle wehrt, thut Notwehr, wie der, der seinen Leib rettet.“ Fast möchte man bedauern, daß des Engländers stolzes: „My house is my castle“ (Mein Haus ist meine Burg) bei uns heutzutage nicht mehr durch ein entsprechendes Gegenstück vertreten ist, während mittelalterliche Stadtrechte mehrfach festsetzen: „Wir wellen, daz einem jeglichen purger (Bürger) sein Haus seine veste sei.“

Wie weit dem Nachbar gegenüber eines jeden Hausbesitzers Befugnis und Verpflichtung gehe, erörtert das deutsche Rechtssprichwort in eingehender Weise: „Ein Nachbar muß dem andern helfen.“ — „Einer muß dem anderen halben Zaun geben.“ — „Was in des Nachbars Garten fällt, das ist sein“; denn: „Der den bösen Tropfen genießt, genießt auch den guten.“ „Steht der Baum im Hag, so nimmt jedweder teil.“ — „Das vordere Gut giebt dem hinteren Weg und Steg.“ — „Der Brunnen muß Weg und Steg haben.“

So fein auch das Rechtsgefühl in Bezug auf das Eigentum des Nächsten entwickelt ist, so werden auf der anderen Seite doch auch Ausnahmen zugelassen, wo besondere Umstände eine Ausnahme erheischen. „Not und Tod“, heißt es, „hat kein Gebot.“ — „Natur zieht stärker als sieben Pferde.“ — „Hungersnot geht über alle Not.“ Daher durfte der „wegemüde“ Wanderer sich ungestraft drei Trauben, Äpfel, Birnen oder Nüsse (von letzteren auch wohl „einen Handschuh voll“) auf fremdem Grundstück pflücken oder sich drei Rüben aus dem Acker ziehen, denn „Mundraub sündigt nicht“. Nicht minder war es auch dem Fuhrmann unterwegs erlaubt, vom Felde drei Garben zu nehmen und sein hungriges Roß zu füttern — „Drei sind frei“. Der Spruch: „Holz und Unkraut wächst für alle Menschen“, entstammt unverkennbar der Zeit, in der jeder Gemeindeangehörige ein Recht auf den Wald besaß und zur Geltung brachte. In ähnlicher Weise heißt es „Wasser und Jagd ist gemein.“ Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das Sprichwort hier Ausnahmen statuiert, die gegen das siebente Gebot gehen.

Daß das beleidigte und verletzte Recht eine Sühne verlangt, spricht sich in den Sprichwörtern, die in diesem Falle gleichsam eine Offenbarung des Volksgewissens sind, in mannigfaltigster Weise aus. Der Wiedervergeltungslehre ward bereits oben gedacht. Das Sprichwort geht aber noch viel mehr in Einzelheiten ein; für eine jegliche That macht es den Thäter und nur ihn verantwortlich. „Selbst eingebrockt, selbst ausgegessen.“ — „Wer bricht (d. i. den Frieden), bricht für sich selber.“ — „Die Bosheit ist ihr eigener Diebshenker.“ — „Jeder stiehlt auf seinen Hals.“ Manche Vergehen konnten bekanntlich mit Geld „gebüßt“ werden, und die mittelalterlichen Rechtsbücher enthalten lange Bußregister, in denen z. B. der Wert verstümmelter Gliedmaßen aufs genaueste abgeschätzt wird. „Der Mann löst sich mit seiner Habe.“ — „Soviel Wunden der Beklagte bekennt, so viel soll er büßen.“ Bei Bestimmung von Körperverletzung war maßgebend: ob „das Blut zur Erde gefallen war“; ob der verletzte Augendeckel „noch eine Thräne halten konnte“; ob der lahme Fuß „den Tau vom Grase streife“ rc. rc. Bei Verletzungen des Knochens war maßgebend der „Knochenklang“, d. h. die Buße bestimmte sich danach, auf wie große oder geringe Entfernung man den Schall des durch Eiterung oder Operation entfernten Knochensplitters hörte, wenn derselbe gegen einen metallenen Schild oder ein

Kann aber einer „nicht bessern mit Geld, so soll er bessern mit dem Hals". Für den Dieb wird kurzer Hand der Galgen in Aussicht gestellt.

Wie vor dem Recht an sich, so hatten unsere Vorfahren auch die größte Ehrfurcht vor der „Findung" des Rechts, jenem feierlichen Akt, bei dem im Kreise freier Männer von selbstgewählten Richtern die streitige Sache untersucht und je nach Befund „Wette (die Geldstrafe, welche zur Wiederherstellung des gebrochenen Friedens dem Gerichte gezahlt werden mußte) und Buße" erkannt ward. Dem Volke saß ursprünglich mit Recht der Richter an Gottes Statt und Gericht „ist Gottes Werk". Es hat im Gericht „ein Mann so viel Recht als der andere" und „Klägers und Antworters Recht soll gleich sein". — „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören beede." — „Auf Ansprach und Antwort will der Schöffe Recht weisen." — „Die Pön setzt nicht der Richter, sondern das Recht." — Vor leichtfertigen, unbegründeten Anklagen warnt das Sprichwort: „Behaupten ist nicht beweisen." — „Wer etwas sagt, muß es beweisen." — „Argwohn ist kein Beweis." — „Argwohn betrügt den Mann." Gleichwohl aber mißt es doch der allgemeinen Stimme eine gewisse Bedeutung bei. „Gemein Gerücht ist selten erlogen." — „Gemeiner Ruf hat allzeit etwas Wahres." — „Schlecht beleumundet ist halb gehängt."

Mit Scheu und Ehrfurcht gedenkt das Sprichwort des Eides. „Wer recht schwört, der betet recht." — „Erdschwören ist nicht Rübengraben." — „Der Eid allein ist Gottes Urteil." Es kennt aber auch den Mißbrauch des Eides und warnt darum: „Wer von Sieben*) sagt, lügt gern." Die Eidesleistung ist dem Volke geradezu eine Art von Gottesdienst, wie denn der Glaube an Gott sichtbar durch unser ganzes altes Recht geht und dasselbe allerwärts den Finger des Allmächtigen erblickt.

Eng zusammenhängend mit dieser inneren Tugendhaftigkeit, die dem alten Rechte und seinem volkstümlichsten Ausdruck, dem Sprichwort, innewohnt, ist die eigentümliche Poesie, die sich in jenem wie in diesem findet. Es sei hier nur erinnert an die Verfemung, an viele alte Eidesformeln, an die Todesurteile, mit denen dem armen Sünder das Leben aberkannt wird — wie machtvoll und wie ergreifend klingen sie! Aber auch dem kurzgefaßten deutschen Rechtssprichwort wohnt eine ganz außerordentliche Vorliebe für Bild und Gleichnis und eben darum eine merkwürdige Frische und Anschaulichkeit bei. Die mitgeteilten Beispiele werden von dieser, man möchte sagen plastischen Art bereits hinreichend Zeugnis abgelegt haben. Jemehr man aber diese alten Sprüche, die uns Volksart und Volksweise offenbaren, auf ihren inneren Gehalt untersucht, desto mehr scheinen uns aus ihnen die treuen Augen unserer guten, ehrlichen Vorfahren entgegenzublicken und die Frage an das deutsche Volk zu thun, ob es sie nicht endlich auch wieder grüßen wolle?

*) Durch sieben Eideshelfer konnte bekanntlich die Wahrheit einer Sache erhärtet werden.

Im Passat.

Bekanntlich sind die Passatwinde (Trade Winds) solche, die regelmäßig und beständig aus derselben Richtung von Ost nach West oder umgekehrt und mit gleicher Stärke innerhalb der Wendekreise zu beiden Seiten des Äquators wehen. Sie befähigen die Schiffe, Hunderte von Meilen weit mit einem bestimmten Kurs zu steuern und dieselbe Strecke in fast immer derselben Zeit zurückzulegen; denn Stürme kommen in diesen Regionen gar nicht vor.

Von dem glückseligen Zustande der Seefahrer in jenen Strichen des Meeres läßt sich R. Werner, ein ehemaliger Korvetten-Kapitän der preußischen Marine und ein trefflicher Schriftsteller zugleich, also vernehmen:

Licht und Schatten sind im Leben des Seemanns sehr ungleich verteilt. Der Schatten sind sehr viele, und nur dann und wann erhellt ein Silberblick das Dunkel. Entbehrungen, Sorgen und Kämpfe sind fast die steten Begleiter des Seemanns, und der melancholische Ernst, der Grundzug seines Charakters, ist ihr Reflex auf Seele und Gemüt.

Mag Gewohnheit manches Schwere weniger fühlbar machen, mag der ununterbrochene Kampf mit den Elementen eine gewisse Befriedigung und dem männlichen Selbstgefühl Reiz gewähren — es schlummern tief im Herzen auch noch zartere Saiten. Zu ihnen stimmen die Disharmonieen der Natur und des Lebens nicht, sie erklingen nicht in Sturm und Nacht, sondern nur im goldigen Sonnenlicht, wenn Friede und Stille auf dem Meere und im Herzen wohnen und Gottes Antlitz freundlich auf die Menschenkinder herabschaut.

Dann aber ertönen sie um so lieblicher, und der strenge, ernste Mann, der trotzig und kalt dem brüllenden Orkan entgegentritt und vor dem Brausen der empörten Wogen nicht erbebt — er lauscht willig den harmonischen Klängen und sie legen sich weich und warm um sein Herz. Es schwinden Trotz und Ernst, Heiterkeit und Milde ziehen ein an ihrer Statt und mit kindlich empfänglichem Gemüt nimmt er in sich auf, was sein schweres Leben an schönen Augenblicken ihm darreicht.

Solche Lichtblicke bieten sich ihm nicht häufig, aber es giebt deren von wunderbarer Pracht, und sie erwärmen das Herz auf lange Zeit. Das Trübe, was uns bedrückte, und das wir nicht tragen zu können vermeinten, es versinkt im Strome der Vergessenheit, aber das Schöne und Erhabene haftet in der Seele. Die Zeit verwischt es nicht, sondern hält die Farben frisch und jung in unserer Erinnerung.

So ist es mit dem Passat. Wer ihn einmal zu Schiffe durchzog, vergißt ihn nicht; er bewahrt für immer die Eindrücke, die er dort empfangen hat und zehrt von ihnen sein Lebenlang.

Das Meer im Sturme ist groß; die grollende Natur spricht mit Donnerworten zum Menschen und läßt ihn erzittern vor der Allgewalt des Schöpfers. Das Chaos der brandenden Wogen, wie sie am steilen Fels den dampfenden Gischt himmelan schleudern und alles Menschenwerk vernichtend zermalmen, es ist erhaben, überwältigend; aber dem Herzen thut es nicht wohl, es erfüllt es nur mit Bangen und Grauen.

Wie anders im Passat! Wie schön und lieblich schaukelt es sich auf den krystallenen Fluten, in denen das Blau des Himmels sich wiederspiegelt. Kein Sturm türmt je die Wogen, keine Wetterwolke zieht drohend am Horizont herauf. Ruhe, Friede, Sonnenlicht überall, wohin das Auge schaut. Gleichmäßiger, sanfter Wind schwellt die Segel; im neckischen Spiele tändeln die leichten Wellen, das durchsichtige Haupt mit duftigem Perlenschaum gekrönt und leise rauschend zieht das Schiff durch sie seine Bahn.

Der Passat ist das Eldorado (Goldland) des Seemanns. In ihm findet er Entschädigung für die schweren Tage der nordischen Gewässer und sammelt neue Kraft zu den im Süden ihn wieder erwartenden Kämpfen. Hier umnachtet ihn kein Nebel, es drohen keine Klippen und das spähende Auge starrt nicht vergeblich in das Dunkel, um den warnenden Leuchtturm oder entgegenkommende Schiffe zu entdecken.

Sanft wiegt er sich mit seinem Schiffe auf den friedlichen Gewässern über denen ein stets heiterer Himmel seine lichte Kuppel wölbt. Unverhüllt entsteigt die Sonne dem Meere und beschreibt ihren strahlenden Kreislauf am Firmament, um ebenso klar und goldig wieder hinabzutauchen in die blaue Flut. Ihr erwärmender Hauch zaubert tausendfaches Leben hervor. Aus dem dunkeln Schoße der Tiefe strebt es überall nach oben, um im Himmelslichte zu keimen, zu wachsen und zu gedeihen. In Formen und Farben, wie die glühendste Phantasie sie kaum zu erdenken vermag, drängen sich Millionen von Organismen an die Oberfläche, um ihr Tagewerk im Haushalte der Schöpfung zu verrichten und sterbend wieder hinabzusinken in die Tiefe und dort verwitternd den Kreislauf der Natur zu vollenden.

Der räuberische Bonnit und der buntschillernde Delphin halten Wettlauf miteinander und stürzen sich in die zahllosen Scharen fliegender Fische, die gejagt und verfolgt von hundert Feinden über die Wasserfläche schwirren, um ihnen dennoch zur Beute zu werden. Der Wasserstrahl des Pottfisches steigt wie ein Nebelwölkchen am Horizonte empor, die Tümmler ziehen in Scharen gegen den Wind, und die Sichelflosse des Haifisches, des heimtückischen Räubers der Tiefe, umkreist in weiten Bogen das Schiff.

Der Tropikvogel, im Lichte der Sonne goldig erglänzend, schwebt neugierig flatternd über die Spitzen der Masten und sein eintöniger Schrei mischt sich mit dem leisen Gezwitscher der Seeschwalbe, die rastlos dem Kielwasser folgt.



Hier im Passat hat das Meer seine Schrecken verloren. Wohl giebt es auch tausendfältig Zeugnis von der Allmacht Gottes, aber sie offenbart sich nicht in Zornesworten, sondern in liebevoller, freundlicher Weise.

Der Körper fühlt sich leicht und frei unter dem belebenden Einflusse des Lichtes und der Wärme und mit ihm der Geist, die Brust atmet mit vollen Zügen die schöne freie Gottesnatur und das Auge strahlt in Frohsinn und Heiterkeit.

Am Rhein.

(Schluß.)

Manch freundliches Städtchen bespült der Rhein, deren Bewohner sich vom Weinbau nähren. Wo immer die Felsen etwas zurücktreten und dem Rheinländer einen, wenn auch nur kleinen, Platz geboten haben, da hat das rührige Volk seine Wohnstätten gebaut.

Sonderlich malerisch liegt das Städtchen **Oberwesel**, das noch von alten grauen Mauern umgeben ist, aus denen zwei hohe Türme mit den merkwürdigen Namen „Eselsturm" und „Ochsenturm" emporragen. Eine prächtige Kirche schmückt das Städtchen, in dessen Nähe der berühmte Engholler Wein wächst.



Oberwesel.

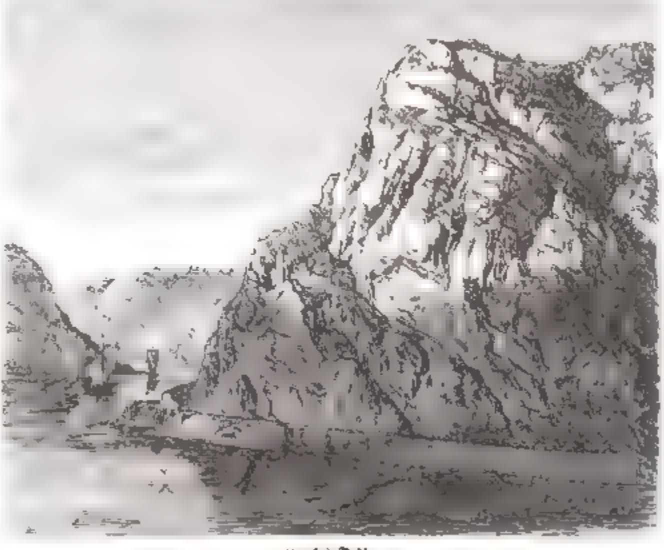
Gleich unterhalb Oberwesel biegt der Strom auf eine kurze Strecke nach Osten um; die Felsenberge steigen schroff von den Ufern aufwärts, so daß die Eisenbahnen auf beiden Seiten mehrmals vermittelst Tunnels durch die Berge geführt werden mußten. Gewandt schlingt sich der Strom um die gewaltigen Felsen, von denen die „Lurlei" der berühmteste ist. Malerisch erhebt er sich am rechten Ufer und zeigt oben durch einen hervorspringenden Stein, der die Nase bildet, Ähnlichkeit mit einem Menschenangesicht. Diesem Felsen ist die Sage von der Zauberin „Lorelei", welche durch ihre zauberischen Weisen die Schiffer in den Strudel lockt, und die sich endlich selbst von ihrem Felsenthrone hinab in des Stromes unheilvolle Tiefen stürzt, angedichtet worden. Jedermann kennt das Lied:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin."

Aber auch eine gewaltige Feste schaut von einem trotzigen Felsen in den Strom hinab, es ist die Festung **Ehrenbreitstein**. An ihrem Fuße liegt das Städtchen Thal-Ehrenbreitstein, von dem aus eine Schiffbrücke nach der gar freundlich am linken Ufer des Stromes gelegenen Stadt Koblenz führt. Koblenz hat seinen Namen von dem Zusammenfluß (confluentia) der Mosel und des Rheines und verdankt seinen Ursprung einem Kastell, welches der Römer Drusus im Jahre 13 vor Christi Geburt hier anlegen ließ. Auch hatten die Römer hier schon ein feste Brücke über die Mosel erbaut, deren Überreste 1864 im Flußbette aufgefunden wurden. Nachdem die Franken im 5. Jahrhundert die Römer vom Rheine vertrieben hatten, da sah Koblenz nicht selten die fränkischen Könige in seinen Mauern. Es war eine den Kaisern unmittelbar untergebene Stadt, bis sie der Kaiser Heinrich II., der öfter hier in Koblenz weilte, dem Erzstifte Trier schenkte.

Der schönen Lage wegen hielten sich nicht selten die Trierer Erzbischöfe und Kurfürsten hier auf, und der letzte von ihnen, Klemens Wenceslaus, ließ hier am Rheine um 1780 sich ein Schloß erbauen und verlegte seinen Wohnsitz ganz nach Koblenz. Im Jahre 1794 kamen die Franzosen und nahmen Besitz von der Stadt, aus welcher sich der Kurfürst flüchtete, um nie mehr in sein schönes Schloß zurückzukehren. Nach beinahe zwanzigjähriger französischer Herrschaft zogen am 1. Januar 1814 die mit Preußen verbündeten Russen in Koblenz ein, und die Stadt kam im Jahre darauf unter Preußens Herrschaft.

Die stolze Feste Ehrenbreitstein hat ziemlich gleiches Schicksal mit der Stadt Koblenz gehabt, doch ist sie nur durch Verrat und Hunger zu Fall gebracht worden. Koblenz ist der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Augusta, die die Stadt durch prächtige Anlagen verschönern half.



Lurlei-Felsen.

Bald erreicht nun der Rheinstrom die Universitätsstadt **Bonn**. Auch hier hatten die Römer ein starkes Kastell (Castra Bonnensia), vor welchem im Jahre 70 der berühmte Anführer der Bataver Claudius Civilis in einer blutigen Schlacht die stolzen Römer besiegte. Hier in Bonn wurde der große Tondichter Ludwig von Beethoven geboren; auf dem Münsterplatze wurde ihm ein ehernes Standbild zur Erinnerung gesetzt. Hier lebte auch seit 1817

bis zu seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode der Dichter und Vaterlandsfreund Ernst Moritz Arndt. Seit 1865 steht sein Standbild in Erz gegossen auf dem alten Zoll zu Bonn und schaut auf die Wogen des herrlichen Stromes, für den der Dichter unablässig sein langes Leben gekämpft hat, daß er ganz ein deutscher Strom werde und auch bleibe.

Von nun an treten die Berge vom Strom zurück und mit der malerischen Pracht und Herrlichkeit der Ufer hat es ein Ende. Noch aber spiegelt sich manche mächtige Stadt und mancher herrliche Dom in seinen Wogen. Bald ruhen unsere staunenden Blicke auf den vielen Türmen und Häusermassen der größten Stadt am ganzen Rheinstrom, auf dem alten **Köln**, von dem das Kölner Sprichwort sagt, daß es eine Krone unter allen schönen Städten sei (Koellen ein Kroin boven allen Steden schoin). Majestätisch streckt der nun vollendete Dom seine Türme nach oben.



Festung Ehrenbreitstein.

Wie eine Schlange windet sich der Rhein in wunderlichen Biegungen bald rechts, bald links. Wir erreichen **Düsseldorf**, den Mittelpunkt der deutschen Kunstmalerei, später die preußische Festung **Wesel**. Bald darnach verläßt der Strom das deutsche Land und tritt in Holland ein. Er teilt sich in verschiedene Arme, wird immer breiter, aber auch immer seichter, unromantischer, so daß der Dichter ausruft:

Wo sind die Burgen, die er einst bespült,
Die Felsen, so die junge Kraft durchwühlt,
Wo seines Ufers Rebensäume?
Rings alles Grau in Grau, rings alles Sand,
Der einz'ge Schmuck im aufgeschwemmten Land
Windmühlen oder Weidenbäume!

Rotterdam, das wir noch im Bilde bringen, gleicht schon einer Seestadt. —



Rotterdam.

So nehmen wir denn Abschied vom Vater Rhein. Kein Wunder, daß des Franzmanns Augen gierig auf diesen deutschen Strom gerichtet sind. Doch so lange Deutschland einig bleibt, wird der Rhein deutsch bleiben. Wir teilen voll und ganz den Wunsch des Dichters Zedlitz:

„Nie rühr' an dich des Franken Hand,
Um in dein Herz, o deutsches Land,
Den eignen Unbestand zu tragen.
Ein deutscher Strom bist du, o Rhein,
Deutsch ist dein Brot, deutsch ist dein Wein,
Deutsch sei dein Schwert, kommt's einst zum Schlagen!" —

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wißner. (1. Fortsetzung.)

Am Montage nach Quasimodogeniti trat also der bisherige Allerweltshüte- und Pflegejunge bei Meister Feldmann in die Lehre ein. Daß man am Montage, der bekanntlich blau ist, nicht zuschneidet, näht oder flickt, versteht sich in dem ehrsamen Schneiderwerk ... selbst. Reinhold versorgte die Kuh und Stück Land um und wartete endlich am Nachmittag den kleinen Spätling, welcher vor einem halben Jahre den alternden Schneidersleuten vom lieben Gott zu einer Reihe erwachsener und halberwachsener Kinder noch als Zugabe hinzugegeben worden war. Die Ordnung des Montags schien sich aber so

es fand sich überall etwas für ihn zu thun, nur nicht auf dem Schneidertische. Meister Feldmann hatte für seine eigene Nadel nicht Arbeit genug, die kleine Land- und Viehwirtschaft, welche ihm die ehrsame Jungfer Hanne zugebracht hatte als er sie zur Frau Meisterin nahm, mußte die Hauptsache thun zum Lebensunterhalt. Was sollte es da für einen Lehrling zu nähen geben? Überhaupt war der Meister ein unruhiges Blut, das es im eigenen Hause nie lange aushielt, viel lieber streckte er seine langen Beine unter den breiten Tisch seines Gevatters, des Krügers drüben bei der großen Dorflinde, als daß er sie in den halben Mond des Schneidertisches hineinzwängte. Dann aber hatte er noch eine besondere Leidenschaft, welche seinem unruhigen Wesen ein gewisses Gegengewicht anhing: er angelte über die Maßen gerne. So zog's ihn denn bald hinüber zum Lindenwirt, bald hinunter zum Bach, und Ursach zu einem von beiden fand sich immer, denn seine Frau Meisterin hatte eine gewaltig böse Zunge, welche alle seine etwa einmal gefaßten soliden Absichten sehr bald wieder zu Schanden machte. Es war somit kein Wunder, daß auch seine wenigen Kunden meist über Gebühr in der Geduld durch den saumseligen Schneider geübt wurden und manchmal noch nach Monaten das auszubessernde Kleidungsstück abholten wie sie es hingetragen hatten, um es zu dem jungen und flinken Schneider hinüberzuschicken, der sich vor etwa einem Jahre im Pfarrdorfe niedergelassen hatte.

Unter diesen saubern Vorbildern und Pflegern vergingen dem armen Reinhold drei schöne Jugendjahre. Allmählich wuchs er in die verpfuschten Einsegnungskleider richtig hinein, ja sie wurden ihm schier zu kurz und zu eng, denn er gedieh zu einem stattlichen Jüngling heran. Einige notdürftige Handgriffe der ehrsamen Schneiderei hatte ihm sein Meister auch im Laufe dieser langen Zeit beigebracht, so daß er wohl die geringe Kundschaft noch neben seinen Knechts- und Magdsdiensten im Hause befriedigen und Meister Feldmann noch eifriger als sonst beim Lindenwirt über weltlich und geistlich Regiment und die Händel der Zeit räsonnieren und noch geruhiger den Schmerlen und Barschen im Bach nachstellen konnte. So weit wären also alle Teile mit den Umständen wohl zufrieden gewesen, nur auf einer Stelle ging der Friede immer mehr in die Brüche. Je älter Reinhold wurde, desto mehr kam er mit seiner Frau Meistern auf Kriegsfuß zu stehen. Der Geiz war auch hier die Wurzel alles Übels. Des jungen Burschen Gebeine wollten sich dehnen und strecken, selbstverständlich machte daher der Magen immer größere Anforderungen geltend. Die sparsame Hausfrau aber sah den nie zu stillenden Hunger desselben als eine persönliche Beleidigung und einen schändlichen Angriff auf ihre Vermögensverhältnisse an. Da er gutwillig nicht genug zu essen bekam, so half sich der Lehrling auf seine Weise, und hütete sich nur, daß ihn die Frau Meisterin nicht über seinen Näschereien ertappte. Daß aber bei jeder Wirkung auch eine entsprechende Ursache vorhanden sein muß, und von dünnen Wassersuppen und noch dünneren Brotschnitten solch ein Bursch nicht dermaßen aufblühen konnte, wie es bei Reinhold thatsächlich der Fall war, sah der kluge Verstand der Frau Feldmann wohl ein, und sie kam immer mehr in Eifer, um den Zusammenhang von Ursache und Wirkung in dieser Beziehung zu ergründen. So geschah's denn eines Tages, daß Reinhold, als er eben nach einem erfolgreichen Eiersuchen aus dem Hühnerstall herauskroch, gar unsanft von seiner gestrengen Frau Meisterin empfangen wurde. Mit der hochgeschwungenen Schneiderelle von dickem Eichenholz stand sie vor dem ertappten Frevler und schrie ihn an, daß ihm vor Schreck Hören und Sehen verging. Aber auch nur einen Augenblick dauerte seine Bestürzung, denn sobald er den ersten Schlag der Elle auf seiner Schulter fühlte, packte er in völliger Respektlosigkeit das zornige Weib, entwand ihr mit überlegener Kraft das mißbrauchte Handwerkszeug und prügelte sie ganz gewaltig durch. Es war ein Glück für ihn, daß rings umher niemand zu Hause war; es war mitten in der Ernte alles draußen auf dem Felde beschäftigt, und das Ach- und Wehgeschrei der Frau Feldmann verhallte so ungehört in den Lüften. Als sie endlich entrann, lief sie hinunter zum Bach, um ihren bei der Angel sitzenden Eheherrn unter schrecklichen Vorwürfen, daß er alle Mühe und Not des Lebens auf ihr liegen lasse, das erfahrene Leid zu klagen und ihn zu furchtbarer Rache wider den tollgewordenen, spitzbübischen Lehrjungen zu entflammen.

„Ich glaube fast, Dir ist's ganz recht, daß der Schlingel mich so geprügelt hat!“ schrie sie los, als ihr Mann in größter Seelenruhe seine Angelgeräte zusammenpackte.

Möglicherweise täuschte sie sich nicht in der Befürchtung, er möge ihr die empfangene Züchtigung gönnen. Vielleicht aber fürchtete Meister Feldmann auch selbst mit dem vernachlässigten jungen Burschen, der ihm an Kräften jedenfalls überlegen war, zusammenzustoßen, weshalb er sich trotz des Treibens seiner Frau nicht gerade sehr in Hast und Eile bringen ließ.

2. In die weite Welt.

Inzwischen hatte Reinhold Zeit genug gehabt seine wenigen Habseligkeiten zusammenzupacken. Von der Rüster, die im Hofe stand, schnitt er sich einen starken und geraden Wurzelschößling ab zum Wanderstab, dann ging er durch den Garten, um über einen grünen Rain hinweg den nahen Wald zu gewinnen. Als er sich durch die ziemlich lockere Gartenhecke hindurchdrängte, tönte ihm eine liebliche Kinderstimme nach: „Reinhold, wo willst Du denn hin?“

Meister Feldmanns kleiner Spätling, ein gar niedliches und freundliches Mägdlein, hatte im Schatten der Hecke geschlafen und war eben von dem Geräusch, welches Reinhold in ihrer Nähe verursachte, erwacht.

„Ach Lenchen, ich gehe in die weite Welt, sag's nur Deiner Mutter und Deinem Vater, wenn Sie nach mir fragen.“

„Willst Du denn gar nicht mehr mit mir spielen? siehst Du, und Du wolltest mir doch heute einen Wagen machen für mein Püppchen. Bleibe doch lieber hier, Reinhold.“

Dem jungen Burschen wurde es feucht in den Augen, und eine sonderbare Bewegung ging durch seine Seele. Das freundliche Kind, welches ihm manche Mühe gemacht hatte, war der einzige Mensch zu dem er eine warme Liebe hegte, es wurde ihm herzlich schwer sich von ihm zu trennen. Fast wollte es ihn bedünken als wenn Gott ihm eine Warnung in den Weg schicke, ehe er auf so eigenmächtige Weise seinen Lebensgang änderte. Aber dann mußte er der freudlosen Tage gedenken, die er bisher in dem Schneiderhause verlebt hatte, und auch der Wut der Frau Meisterin. Hier konnte seines Bleibens nicht mehr sein.

„Ich kann nicht, Lenchen“, versicherte er dem noch immer mit bittenden Augen ihn anschauenden Kinde, „ich kann nicht. Deine Mutter hatte mich ohne Gewissensangst verhungern lassen, wäre mir das angenehm oder gleichgültig gewesen; jetzt würde sie mich totschlagen, wenn ich hier bliebe. Da hast Du ein schönes Bild liebes Lenchen, der Plundermann gab es mir heute für ein paar Lumpen, die ich gesammelt hatte, ich wollte es Dir ohnehin schenken. Heb' es Dir gut auf und behalte den bösen Reinhold lieb.“

„Mein guter Reinhold, Du sollst hier bleiben!“ schrie unter Thränen das Kind. Reinhold aber bezwang seine Herzensbewegung und eilte den Rain entlang, quer durch den Wald zur Landstraße — ohne eigentliches Ziel zog er in die weite Welt hinaus.

Er vergaß bald die weicheren Gedanken, die bei dem Weinen des kleinen Lenchens in ihm erregt worden waren, ja seine Brust hob sich, und mit langen Atemzügen sog er die laue Luft

des sonnenhellen Sommertages ein. Die Welt umgab ihn mit ihrer vollen Pracht, und immer köstlicher erschien ihm die Aussicht weit, weit in der Ferne sein Lebensglück zu suchen. Wie das geschehen, wo er es finden werde, und ob er es überhaupt finden könne, darüber sorgte er in seinem Leichtsinn nicht. Prügel und Püffe habe ich nun genug bekommen mein Leben lang, Knecht und Magd, Kindermädchen und Schneiderjunge habe ich in einer Person sein müssen. Bärenarbeit hat man von mir verlangt und Zeisigfutter gegeben, keinen Lohn oder Dank habe ich für alle Mühe von früh bis spät gehabt, nun will ich's einmal versuchen auf meine Weise und der goldenen Freiheit genießen. So ungefähr reihten sich die Gedanken in seiner Seele aneinander, thörichte Gedanken — aber wer möchte sich über dieselben verwundern nach der verkümmerten, trübseligen Jugend, die er hinter sich hatte? Was war diese Freiheit wert, die er jetzt an sich gerissen hatte? Es fehlte ihm noch gänzlich an der Fähigkeit sich selbst in Zucht und Ordnung zu halten; er hatte ja keine Ahnung davon welche Kämpfe das Leben unter allen Umständen erfordert. Während er von Glück und Lebensgenuß träumte, verlief sich seine Seele in lauter Nebel hinein, daß sie den tiefen Abgrund des Verderbens nicht sah, an welchem er dahinschritt. Frei wollte er sein hinfort von Mühe und Plage, die Welt sehen, die er bisher nur zwischen Leinitz und dem Pfarrdorf kennen gelernt hatte. So begann er ein echtes Vagabundenleben.

Gelegenheit zu nächtlichem Unterkommen gab es in dieser warmen Sommerzeit genug. Heuschober und Kornmieten standen auf den Feldern allenthalben. War das Wetter kühl und feucht, so fand sich gewiß ein Backofen oder ein nicht zu sorglich verwahrter Schuppen, in welchem er eine Ruhestatt suchen konnte für seine müden Glieder. Viel besser hatte er daheim weder früher wo er noch reihherum bei den Leinitzer Bauern verpflegt wurde, noch in den letzten Jahren unter dem lecken Dach des kleinen Schneiderhauses geschlafen. Auch an schmale Kost war er von jeher gewöhnt und bei seinem gesunden Appetit nicht wählerisch in allerlei Speise, wenn sie nur den Magen füllte.

In der That wünschte er sich's kaum besser, als er's auf der begonnenen Wanderschaft fand. Die Kirschen und allerhand süße Beeren wuchsen ihm fast in den Mund, da brauchte er nur zuzulangen, um satt zu werden; der Tisch war immer gedeckt. Dazu verging kein Tag, wo er nicht auf einem Gutshofe oder bei einer mildherzigen Bauerfrau auf seine Bitte ein Butterbrot, ein Glas süße oder saure Milch oder auch wohl einen Teller warme Mahlzeit empfing. Ein gewisser natürlicher Instinkt führte ihn meist zur rechten Zeit an die richtige Stelle wo etwas zu hoffen war, und Gebärden sowohl als Worte, welche ihm die Herzen gewannen, fand er auch. Kurz, das freie Leben ohne Arbeit und sonderliche Plage, wie er es jetzt führte, gefiel ihm ganz gut, seinetwegen hätte es immer so fortgehen können. Es ging auch eine ziemlich lange Zeit, und dieselbe verlief ihm kurzweilig genug trotz seiner heillosen Tagedieberei.

Als die Beeren und Kirschen zu Ende gingen, bescherte ihm das gesegnete Jahr Pflaumen und Birnen und Äpfel mannigfaltiger Art. Doch blieb er jetzt auf seinen Streifzügen durch das Land schon nicht mehr so unangefochten wie in den ersten Wochen und Monaten. Die Erntezeit war vorüber, die Leute hatten nun ihre Geschäfte in den Scheunen und Gärten, in und bei den Gehöften. Es kam immer vor, daß sie ihm den unerlaubten Einbruch in ihre Obstgärten übel nahmen und die Hunde oder auch wohl den Gemeindediener hinter ihm herschickten. Dazu kam noch, daß seine Kleidung, die er bei Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen auf dem Leibe hatte, solche Überanstrengung schlechter vertrug, als sein jugendkräftiger Körper dieses Hungerleben. Der von Natur gar schmucke Bursch machten Strolchs, so daß ihn nicht nur die Leute, sondern auch schon die Hunde mit immer bedenklicheren und mißtrauischeren Augen ansahen.

Je mehr er die anfängliche Scheu und Blödigkeit überwand, desto lieber suchte er Wandergesellschaft auf oder ging ihr wenigstens nicht aus dem Wege, wenn sie sich darbot. Seinesgleichen fand sich mancher auf der Landstraße. Diese Leute waren meist viel älter und geriebener in allerlei Listen und Ränken als er und machten sich ein Vergnügen daraus dem jungen Anfänger darin Anleitung zu geben, ihn auch wohl in selbstsüchtigem Interesse zu mißbrauchen. Merkten sie doch bald, daß Reinholds hübsches und treuherziges Gesicht ein allezeit guter Empfehlungsbrief war, wenn es galt eine Gabe oder sonst eine Wohlthat zu erbitten. War er ihnen so in seiner Weise nützlich, so suchten sie es ihm auch wieder auf ihre Weise zu vergelten. Reinhold lernte auf diese Weise mancherlei bei seinem unsteten Umhertreiben während dieses Sommers, und hatte die Lehre schon nicht viel getaugt welcher er entlaufen war, so war die jetzige erst recht nichts wert. Um die Kirchen ging das leichtsinnige Gelichter natürlich stets herum, mochte eben darin Gottesdienst gehalten werden oder nicht, dagegen lockten die Kapellen, welche der Teufel gewöhnlich nicht weit davon für sie erbaut hatte, desto stärker, und man ging nicht leicht an einer vorbei. Da ging's denn nach dem Sprichwort Wie gewonnen so zerronnen. Das ohne Mühe und Arbeit Erbettelte oder Ergaunerte flog im Spiel von einem zum anderen in der wind gen Reisegesellschaft, um zuletzt dem Kneipwirt anheimzufallen; denn Saufen und sonstige Tollheit waren die scharfen Würzen dieses Lebens, welche in kurzer Zeit allen Lebensernst und alle etwa noch vorhandene sittliche Kraft aus der Seele des jungen Burschen ausscheiden mußten.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht, und dann fliegen dem Thoren, welchem er entfiel auch noch die Scherben ins Gesicht. Reinhold hatte in dieser kurzen Zeit bereits große Fortschritte im Leichtsinn gemacht und den Becher der Zuchtlosigkeit fast bis zur Hefe getrunken. Seine Seele war bald fieberheiß in übermäßiger Lebenslust, bald zum Tote matt in geistiger und leiblicher Abspannung geworden; sein geistliches Leben befand sich bereits in einem dumpfen Siechtum, als Gott der HErr diesem Treiben jählings ein Ende machte.

Eines Tages war Reinhold mit einem ganzen Trupp sich herumtreibenden Gesindels, alt und jung an Jahren, zusammengetroffen. Sie richteten ihre Schritte einem Flecken zu, wo gerade ein vielbesuchter Jahrmarkt gehalten wurde. Da sei etwas zu machen, jedenfalls gebe es einen lustigen Tag, meinten sie, und so ging denn auch Reinhold mit ihnen.

Die Sache ließ sich in der That noch besser an, als die windbeutelige Gesellschaft erwartet hatte. Vor dem Orte wurde auf einem großen und freien Platze der Pferdemarkt abgehalten. Verkäufer und Käufer waren sehr zahlreich vorhanden und Gewühl und Geschwirr deshalb bunt und laut. Man feilschte und knittelte, beteuerte und log, lachte und schrie an allen Ecken und Enden. An einer Stelle aber war das Getümmel besonders dicht und wild. Aus einem Kreise neugieriger Zuschauer tauchten ab und zu Köpfe, Arme und Knittel auf, und die Töne, welche dieses Schauspiel begleiteten, ließen es außer Zweifel, daß hier eine ordentliche Prügelei im Gange war. Eben als unsere Vagabundenschar vorüberkam, schrie eine angstvolle Stimme aus dem wirren Knäuel heraus: „Hilfe! Hilfe. Fünf Thaler gebe ich dem, der mir den Kerl vom Leibe bringt!" — „Warte, Du Schurke, ich will dir die fünf Thaler auf deinem Fell verschreiben, sonst betrügst Du am Ende auch noch Deinen Lebensretter um das Versprochene!" ertönte eine andere rauhe Stimme dazu.

ter auseinander, um den sich in höchster Wut balgenden Männern einen größeren Kampfplatz zu gewähren. Offenbar waren beide allgemein bekannte Personen, die Menge nahm an dem Streit den größten Anteil, aber niemand rührte sich um einzuschreiten und sie zu trennen.

Plötzlich sprang ein stämmiger Mensch aus Reinholds Begleitung, seinen schweren Knotenstock schwingend, mit einem Satze durch den dichten Kreis der Neugierigen und Schadenfrohen, packte mit seinen Fäusten die beiden wütenden Kämpfer, riß sie auseinander und stieß sie mit solcher Gewalt nach rechts und links, daß sie beide der Länge nach zu Boden fielen und sich überschlugen wie zwei Kegel auf der Kegelbahn. Das improvisierte, aber augenscheinlich sehr ernstlich gemeinte Turnier war zu Ende; wie ein Sieger stand der gewaltthätige Vermittler da, umgeben von dem Gelächter, Händeklatschen und Beifallsgeschrei der auf das höchste ergötzten Menge. Der eine der beiden Kämpfer raffte eilig seinen zerknitterten Hut und den Stock, die ihm entfallen waren, vom Boden auf und verschwand unter zornigen Reden und drohenden Gebärden in der Menschenmenge. Im Sande des aufgewühlten Erdbodens aber sah man nun, da die Menge sich mehr und mehr zerteilte, einen Juden sitzen, welcher sich mit einem bunten Taschentuche den Schweiß vom Gesicht und Hals abtrocknete und kläglich über seinen zerrissenen Rock und seine zerschundenen Gliedmaßen jammerte, doch über jenen noch mehr als über diese. Hilfreiche Hände brachten ihn auf die Beine, und als er nur erst wieder von seiner Aufregung zu sich selbst gekommen war, ließ er es sich, wenn auch nicht ohne Anwendung einiger Mühe seitens der Umstehenden, zum Verständnis bringen, daß er nun sofort fünf Thaler zu zahlen habe, wenn er nicht noch Schlimmeres gewärtigen wolle als er soeben erlitten habe.

Der Jubel über den unerwarteten Gewinn war groß. „Das Geld darfst Du nicht allein behalten“, so drangen die Gefährten auf den unfriedlichen Friedensstifter ein, „das muß redlich geteilt werden wie immer. Einzelgeschäfte sind gegen die Abrede.“

Es fehlte nicht viel, so wäre der Fünfthalerschein von den vielen Händen, welche sich habgierig nach demselben ausstreckten, zerrissen und eine reelle Teilung dadurch überflüssig gemacht worden. Doch wurde er ihnen noch zu rechter Zeit entzogen.

„Ach was, teilen?“ herrschte der Friedensstifter die zudringlichen Genossen an, „hier wird gar nichts geteilt, das wird alles verjubelt!“

„Ja, ja, so ist's recht, Bruder Breslauer“, schrie nun die ganze wilde Bande wie aus einem Munde, „es wird alles verjubelt!“

Ganz in der Nähe befand sich ein Wirtshaus, aus welchem schrille Tanzmusik in den Tumult des Pferdemarktes hineintönte. Dorthin stürmte der wild aufgeregte Haufe, um alsbald mit der Ausführung der kundgegebenen Absicht zu beginnen. Reinhold blieb natürlich nicht zurück, sondern war unter den lustigen Gesellen einer der tollsten. Der Spaß dünkte ihn gar zu hübsch.

Die Köpfe waren schon ziemlich benebelt, als vor der Schenke ein gewaltiger Tumult entstand. Der Widersacher des Juden war, nachdem er von diesem hatte ablassen müssen, in das Städtchen geeilt, hatte allerlei händelsüchtiges, zum Teil auch betrunkenes Gesindel herbeigeholt und kam nun unter Fluchen und Toben, um schreckliche Rache zu nehmen für die Niederlage, die er vorher erlitten hatte. Die zahlreichen in der Schenke befindlichen Gäste nahmen bald auch Partei auf der einen oder andern Seite, und so war fast im Umsehen eine förmliche Schlacht im vollen Gange. Knüttel und Schemelbeine waren die Waffen, mit denen man sich zu Leibe ging, Bierseidel, Schnapsgläser und Flaschen die Geschosse. Schreiend flohen die Weiber und Mädchen aus dem Tanzsaale durch die Hinterthür ins Freie oder stürzten sich blindlings in das wilde Kampfgewühl, um die bedrohten Männer herauszuzerren. Diese aber wurden dadurch nur immer mehr in Hitze gebracht. Das Gekreisch der Weiber, das Toben der Männer war entsetzlich.

Vergeblich hatte sich der Schankwirt mit seinen Dienstboten und Knechten bemüht, die von außen her Andringenden vom Eintritt in das Haus zurückzuhalten, beinahe wäre er selbst darüber zu Schaden gekommen. In seiner Angst eilte er in die Stadt hinein, um die Polizei zu holen. Doch ehe diese auf dem Kampfplatze erschien, hatte es hüben und drüben bereits verschiedene blutige Köpfe gegeben.

Plötzlich erhob sich das Geschrei: Die Polizei kommt! und sofort machten sich die herbeigelaufenen müssigen Zuschauer des Handgemenges und die noch halbwegs nüchternen und nicht gar zu sehr in den Kampf verbissenen von den Streitenden eiligst aus dem Staube, um nicht als Mitschuldige oder Zeugen vor Gericht gefordert zu werden. Nur ein verhältnismäßig kleines Häuflein, darunter allerdings die Vagabunden ohne Ausnahme, wurde vorgefunden, zur Polizeiwache abgeführt und ohne weiteres in Gewahrsam gesteckt.

Am andern Tage wurde jeder einzelne ins Verhör genommen. Da wußten es nun die Einheimischen, sei es nach vorher geschehener Abrede oder durch einen gewissen Instinkt geleitet, so darzustellen, als seien sie ganz unschuldigerweise von dem fremden Gesindel in den Streit hineingezogen worden, der Wirt aber, der es wohl auch lieber mit diesem als mit jenen verderben wollte, schob nun auch die Schuld mehr auf die Angegriffenen. Diese wiederum konnten sich auf keine Weise genügend rechtfertigen, da ihre Pässe und Wanderbücher durchaus in schlechtem Zustande waren und wenig Erfreuliches über ihre Persönlichkeiten und Vergangenheiten besagten. So wurden sie denn samt und sonders wegen sträflichen Unruhstiftens zu achttägigem Gefängnis verurteilt und sofort zur Abbüßung dieser Strafe festgehalten.

Am schlimmsten stand es bei dem schlimmen Ausgang der lustigen Geschichte für Reinhold, weil er gar keine Legitimation aufzuweisen hatte und wohl oder übel bekennen mußte, daß er aus der Lehre entlaufen sei. Während er gleichfalls wegen der Schlägerei, an welcher er sich allerdings nach Kräften beteiligt habe, seine Strafe verbüßte, wurde an das Landratsamt seiner Heimat geschrieben, seine Persönlichkeit festgestellt und er selbst hierauf mit Zwangspaß nach Leinitz zurückgewiesen.

Unerwünschter konnte ihm nicht leicht etwas sein, als dieses. Es fiel ihm auch nicht im entferntesten ein dieser Weisung Folge zu leisten. Er dachte an die geprügelte Meisterin und den schwachen Meister, deren Zorn zu fürchten er alle Ursach hatte; gegen diese Schreckbilder vermochte die leise Sehnsucht nach dem kleinen lieben Lenchen, welche noch dann und wann in seiner verwüsteten Seele auftauchte, nichts auszurichten. Was sollte er auch in Leinitz hoffen, wo sich bisher noch niemand seiner freundlich angenommen hatte? Zwar hatte sich der alte Lehrer ihm immer als ein wahrer Gönner erwiesen, aber wie selten hatte er bei den geizigen Bauern etwas zu seinen Gunsten durchgesetzt; und wenn der verlaufene Schneiderlehrling nun als ein aus dem Gefängnis auf dem Schub gebrachter Landstreicher zurückkam, wurde er nicht auch in die beliebte Leinitzer Rede, die schon in besseren Zeiten über ihn häufig genug die letzte Entscheidung langer oder kurzer Erwägung herbeigeführt hatte, einstimmen: Unkraut bleibt Unkraut, da ist's ganz vergeblich in der Hoffnung auf Veredelung Mühe und Opfer aufzuwenden. Die Leinitzer waren weit genug in der Kultur zurück, um an diesem Satz so festzuhalten wie an vielem andern altgewohnten Schlendrian.

Auf der andern Seite war Reinhold freilich klug genug die ganze Trostlosigkeit seiner Lage einzusehen. Die achttägige Gefängnishaft, in welcher man ihn verständigerweise um seiner Jugend willen allein in eine Zelle eingesperrt hatte, war für seine Ernüchterung aus dem Traum voll wilder Lust und schlaffer Müßiggängerei sehr heilsam gewesen. Wo sollte er nun hin, wenn er nicht nach Leinitz zurückging, wo man ihn, wenn auch im Zorn und Grimm, doch immerhin aufnehmen mußte? Der Herbst mit seinen empfindlich kalten Nächten und stürmischen Tagen hatte den für die Wanderschaft so günstigen Sommer längst abgelöst, so daß täglich aufs neue ein sicheres, schützendes Unterkommen aufgesucht werden mußte. Die Kleider fielen dem armen Jungen fast vom Leibe, und auch mit der Nahrung sah es von Tag zu Tage immer dürftiger aus. Es blieb also nichts übrig, als durch wirkliche Arbeit Kost und Wohnstätte, womöglich auch Lohn zu erwerben; denn Hunger und Frost sind Übel, an die man sich nimmer gewöhnen kann.

Es traf sich günstig genug, daß er schon nach wenigen Tagen unsteten Umherirrens auf einer einsam gelegenen Ziegelei auf sein inständiges Bitten in Arbeit genommen wurde. Vor Eintritt des Winters sollten dort noch manche bestellte Arbeiten fertig gebracht werden, so kam der junge Bursche dem Ziegelmeister ziemlich gelegen, und er nahm ihn auf ein paar Wochen zur Aushilfe an, obgleich er wegen seines verkommenen Äußern und weil Reinhold über Woher und Wohin keine genügende Auskunft geben konnte, zuletzt manche Bedenken hatte. Den ärgerlichen Zwangspaß, welcher ihn aus dem Gefängnis nach Leinitz wies, hatte dieser am Tage zuvor vernichtet.

Nach dem langen unruhigen Umhertreiben gefiel Reinhold dies stille Leben auf der mitten im Walde gelegenen, vom Dorfe etwa eine Viertelstunde entfernten Ziegelei recht gut, ja selbst die anstrengende Thätigkeit, welcher er sich nun unterziehen mußte, that ihm an Leib und Seele wohl. Mit etlichen Arbeitern, lauter ruhigen und nüchteren Leuten, schlief er in einem zwar nicht sehr sauberen und wohnlich eingerichteten, aber doch festen Schuppen, wo sie gegen Wind und Wetter bei der immer rauher werdenden Jahreszeit völlig geschützt waren. Es gab dreimal des Tages einfache aber gute und reichliche Kost, und da Reinhold sich gleich anstellig und fleißig bei der Arbeit zeigte, so erhielt er auch schon am ersten Sonnabend ein paar Groschen als Tagelohn ausgezahlt. Mit einem wahren Wonnegefühl wog er die kleine Summe in seiner Hand, es war ja das erste selbst verdiente und zwar ehrlich verdiente Geld, welches er bisher hatte sein Eigentum nennen können. Hätte es immer so bleiben können wie in diesen Wochen, in denen es viel Mühe und Arbeit und im ganzen doch sehr wenig Erholung und Freude gab, er wäre es sehr gern zufrieden gewesen. Aber die Wochen vergingen, und der Tag nahte nur zu schnell heran wo der Ziegelmeister die sämtlichen Arbeitsleute außer zweien, die er auch den Winter über beschäftigte, entließ. Reinhold hatte ihn wiederholt gebeten, er möge ihn doch auch behalten, er wolle ihm dienen ohne Lohn, wenn er nur ein wenig Kleidung und genügende Nahrung bekäme. Aber der Mann fürchtete wohl sich eine Last aufzuburden und wies ihn kurz ab. Er könne sich darauf nicht einlassen, sagte er, wer bei ihm ordentlich arbeite, der erhielte auch Lohn, wenn er aber Arbeiter brauche, so müsse er viel eher an manchen andern denken als an ihn.

„Wenn ich doch nur ordentliche Kleider hätte", grübelte der Abgewiesene in sich hinein, „so würde ich wohl auch anderwärts einen Dienst für den Winter finden, namentlich wenn mir der Meister einen Schein ausstellt, daß ich hier fleißig gearbeitet habe. Aber wer soll mich, zerlumpt und abgerissen wie ich bin, bei sich aufnehmen?"

der aber auch sofort wieder verschwand und ihn in seiner ganzen Hilflosigkeit zurückließ. Ein Mann kam aus der Stadt heraus nach der Ziegelei, um eine Fuhre Ziegelsteine zu holen. Reinhold hörte wie er zu dem Meister über das Gesinde schimpfte, das heutzutage gar nichts mehr tauge. Eben sei ihm der Knecht aus dem Dienst gelaufen, weil er ihn wegen grober Nachlässigkeit habe tadeln müssen.

„Tüchtige Prügel hätte der Bengel verdient", sagte er, „und zu meiner Zeit hätte es diese auch sicherlich gesetzt ohne Federlesen. Jetzt aber möchte man solch einen Tagedieb noch bitten, daß er's nur ja nicht übel nimmt, wenn man mit seinem Treiben nicht ganz zufrieden sein kann."

Als Reinhold dem Manne die Steine aufladen half, faßte er sich ein Herz und bat ihn, er möge ihn doch an Stelle des weggelaufenen Knechts in Dienst nehmen, er wolle ihm immer treu und zu Willen sein

Der Fuhrmann sah ihn von oben bis unten an und sagte verdrießlich: „So Bürschchen, Du hast wohl gehorcht? das kann ich gar nicht leiden."

Reinhold entschuldigte sich, er habe gerade in der Ziegelscheune zu thun gehabt, als er ohne seinen Willen das Gespräch mit angehört habe, und wiederholte seine Bitte noch dringender.

Dieselbe schien auch nicht abgeneigte Ohren zu finden. „Wenn Du nur nicht so arg zerlumpt wärest", sagte der Fuhrmann, indem er im Aufladen der Steine einen Augenblick innehielt und sich den jungen Menschen noch einmal genau ansah. „Hast Du denn noch einen andern bessern Anzug?"

Reinhold schüttelte traurig den Kopf.

„Na Junge, so kannst Du doch nicht in der Stadt umherlaufen und Kutscher spielen, die Leute würden ja denken, ich hätte Dich vom Plundermann erbettelt, und schenken kann ich Dir keinen Anzug; ich habe Schaden genug gehabt durch den davongelaufenen Schlingel, daß ich eine ganze Zeit daran zu würgen habe, ehe alles wieder in Ordnung kommt und der Ärger verdaut ist. Hast Du denn nicht Eltern oder Verwandte, die Dir ein wenig beistehen können?"

Reinhold schüttelte wieder traurig den Kopf: „Ich habe niemand auf der ganzen Welt, der sich meiner annimmt. Sie könnten mir ja einen Vorschuß geben auf meinen Lohn, um mich ordentlich einzukleiden; ich will gewiß fleißig sein und die Schuld bald abverdienen."

„Ja, das ginge schon", erwiderte der Fuhrmann auf diesen Vorschlag, „wenn man nur sicher wäre, daß solch ein Bursche, wie Du bist, nicht eines schönen Tages samt den teuren Sachen davongeht. Es ist jetzt auf keinen Menschen ein rechter Verlaß mehr. Ich habe schon einmal einen solchen Fall erlebt und bin durch Schaden klug oder wenigstens vorsichtig geworden. Es sieht gar zu dumm aus, wenn man als der Geprellte dasitzt, und alle Welt klug redet: Haben wir's nicht gleich gesagt?" Reinhold konnte ja dem Manne nicht unrecht geben; aber es fiel ihm auch jetzt, wo er eine schwache Hoffnung auf Hilfe vor sich sah, seine trostlose Lage erst recht schwer auf die Seele. In seiner Ratlosigkeit bat er immer dringender, der Mann möge doch einen Versuch mit ihm machen, er solle gewiß nicht fehlschlagen. Sie waren inzwischen wieder hurtig an die Arbeit gegangen, bei welcher der Fuhrmann seinen jungen Gehilfen aufmerksam beobachtete. Endlich war das Werk vollbracht, und auch die stille Überlegung schien zu einem Entschluß gediehen zu sein.

„Ich möchte es einmal versuchen, Junge", sagte der Fuhrmann, indem er die Pferde wieder ansträngte. „Aber nun sage mir: Wo gehörst Du eigentlich hin? wo hast Du bisher gedient oder gearbeitet, und was hast Du für Zeugnisse aufzu-

zuweisen habe, doch werde ihm wohl der Ziegelmeister ein gutes Zeugnis geben.

„Na, da wünsche ich viel Glück; einen Vagabunden kann ich schon gar nicht gebrauchen.“ Mit diesen Worten hieb der Fuhrmann mürrisch auf seine Pferde, daß sie laut wiehernd den schweren Wagen in Bewegung setzten, und bald waren sie samt ihrem Lenker hinter der Waldecke verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Pferdefleisch. Das Pferdefleisch spielt unter den Nährmitteln der Weltstadt Berlin bereits eine Rolle, die von sich reden macht, wurden doch im zweiten Quartal dieses Jahres nicht weniger als 1187 Pferde ausgeschlachtet und verspeist, was auf den Tag 13 Rosinanten ergiebt, welche in Fleisch und Blut der Berliner Bevölkerung übergingen, freilich bei den „Bessersituierten“ nur unbewußt, denn diese sprechen noch immer mit einer gewissen Geringschätzung vom Roßfleisch und lassen es sich nur dann schmecken, wenn es ihnen unter falscher Flagge auf den Tisch geschmuggelt wird. Dabei vergessen sie freilich, daß vor 1000 Jahren und noch später just das Pferdefleisch zu den Leckerbissen der Völker Germaniens zählte. So berichtet Agathias von den Alemannen: „Sie aßen Pferde und Rinder, erstere aber mit Vorliebe“, und ein christlicher Chronist sagt spöttisch von den heidnischen Franken: „Sie ezzent diu Roß.“ — Von allen Festen war das Fest des Wotan eben deshalb das beliebteste, weil dabei und nur dabei Pferde zu Ehren des Wotan geopfert und, sobald die Neidstange mit dem abgeschnittenen Pferdekopf aufgepflanzt war, auch gekocht und verzehrt wurden. Gekocht? Ja, gekocht! Die alten Deutschen haben niemals Opferfleisch gebraten, sondern dasselbe in großen Kesseln gekocht. Diese Kessel hießen „Blotbollar“, Opfersieder; bollar ist mit dem englischen boiler (Sieder, Kochkessel) gleichbedeutend. Auch die alten Skythen kochten ihr Opferfleisch. — Im alten Germanien also galt das Pferdefleisch für einen Leckerbissen, im neuen aber kommt es nur dann zu Ehren, wenn es aus irgend einer fremden schönen Gegend als Cervelatwurst u. dergl. eingeführt wird . . . . . . das ist der ganze Unterschied.

Ein Narr als Prophet. Im Palaste des unglücklichen Königs Karl I. von England lebte ein Mann, krumm, buckelig, mißgestaltet und verachtet, und doch in des Königs ganzer Umgebung der einzige Kopf, der den Ernst der politischen Situation mit klarem Blick durchschaute. Archias hieß der Krüppel, den Karl als Hofnarr, oder wie man zu sagen pflegte, als lustigen Rat in Diensten hatte. Man war gewohnt, alles von der spaßigen Seite zu nehmen, was er sprach oder that. Im Jahre 1642, als der König bereits mit seinem Volke dermaßen in Zwiespalt geraten war, daß er London verließ und sich nach York zurückzog, rief der Narr in der Weinlaune: „Fahr' wohl, England! Alles ist aus und der Thron geht in Trümmer.“ Karl, der dies hörte, nahm den kecken Ausspruch nicht schwerer als irgend einen anderen Scherz seines offiziellen Spaßmachers; William Laud aber, der Erzbischof von Canterbury und Minister des Königs, verurteilte den Unglücksprophteten zu strenger Haft, und ließ ihn mit Peitschenhieben aus dem Palast jagen. „Über ein kleines kommt die Reihe an Euch!“ rief der Narr, „und die Streiche, die Eurer warten, sind härter als die meinen!“ — Dieses Wort ging genau in Erfüllung. Am 10. Januar 1645, also nur wenige Jahre später, fiel das Haupt des Erzbischofs als eines Hochverräters unter dem Schwerte des Henkers und am 30. Januar 1649 erlag König Karl I. demselben Schicksal. Der Scharfrichter zeigte das abgeschlagene Haupt des letzteren dem Volke mit dem Zurufe: „Seht, dies ist der Kopf eines Verräters!“

Kanäle. Der New Yorker Techniker zählt die in der Ausführung begriffenen oder erst projektierten größeren Kanäle und berechnet, daß die amerikanischen allein 800 Millionen Dollars, die der ganzen Welt aber über 1 Billion beanspruchen würden. In der neuen Welt werden jetzt u. a. neben dem Panama Kanal ein Kanal über Nicaragua, sowie der Durchstich der Halbinsel Florida und eine ganze Reihe von Kanälen geringerer Bedeutung projektiert. In der alten Welt wimmelt es förmlich von Projekten: der Manchester Schiffskanal, welcher die Baumwollenstadt von Liverpool unabhängig machen soll, der Schiffskanal quer durch Schottland, der Kanal von Bordeaux nach dem Mittelmeer, der Nord-Ostsee-Kanal, der Durchstich der Landenge von Korinth, die Verbindung des Kanals La Manche mit der Rhone, endlich der Durchstich der Halbinsel Malacca. Dazu kommen die vielen Kanäle für die Binnenschifffahrt.

Reichtum der Sprachen. Ueber das Verhältnis der verschiedenen modernen Sprachen sind in neuerer Zeit interessante Aufstellungen gemacht worden. Die größte Verbreitung unter sämtlichen lebenden Sprachen hat die englische, sie ist in allen Erdteilen zu finden. Den größten Wortreichtum aber hat die deutsche, welche ungefähr 80,000 verschiedene Worte kennt, während die englische nach Thomerells Berechnung nur 43,566 und die französische sogar nur 28,000 in Gebrauch hat. Am leichtesten zu erlernen ist französisch, am schwersten deutsch; auch das Englische steht in dieser Beziehung weit hinter dem Französischen und Italienischen zurück. Man hat berechnet, daß ein englisches Kind durchschnittlich 2900 Unterrichtsstunden braucht, um im Lesen und Rechtschreiben dieselbe Stufe zu erreichen, welche ein französisches Kind nach 1300, ein italienisches nach 950 Stunden erreicht. — Renan hat in seiner Geschichte der semitischen Sprache bemerkt, daß das alte Testament nur 5642 verschiedene Wörter enthalte; ein anderer Sprachgelehrter, Max Müller, glaubt, daß ein wohlgebildeter Engländer, der eine höhere Schule besucht hat, seine Bibel, den Shakespeare, die Times und die gangbarsten Romane liest, im Gespräch doch kaum mehr als 3000 verschiedene Wörter gebraucht. Das kommt daher, daß sich gerade im Englischen ein Kreis ganz bestimmter, allgemein angenommener Ausdrucksweisen herausgebildet hat, die ein jeder im Munde führt und von denen er nicht abweichen zu können glaubt. Shakespeare hat sogar alle seine Schauspiele mit nicht mehr als 15,000 Vokabeln geschrieben, und aus Miltons Werken hat man vollends nur 8000 verschiedene Vokabeln zusammengezählt. Der Wortschatz, mit welchem Dr. Martin Luther arbeitete, ist auf 11,000 bis 12,000 Wörter berechnet worden.

Kein Kompliment. Fürst Bismarck war, während das deutsche Hauptquartier 1870 bis 1871 in der alten Königsstadt Versailles lag, dort in dem Hause einer gewissen Madame Jessé einquartiert. Zum Dank dafür, daß ihr Haus infolge seines hohen Gastes während des ganzen Krieges von allen anderen Lasten befreit blieb, hatte die betreffende Dame keinen Anstand genommen, später allerlei mögliche und unmögliche Geschichten über den „eisernen Kanzler“ zu verbreiten, und speziell erzählt, er habe ihr eine wertvolle Stutzuhr, bei deren Schlägen die ersten Friedensverhandlungen gepflogen wurden, zu möglichst billigem Preise „abdrücken“ wollen. Daß es erlogen war, bedarf nicht erst der Bestätigung, scherzhaft aber ist die Art, in welcher sich, nach dem persönlichen Zeugnis des Fürsten, die Sache wirklich abgesponnen hat. „Madame Jessé selbst bot nämlich die Uhr, auf welcher eine kleine Bronzefigur in Gestalt eines Grimassen schneidenden Koboldes saß, dem Fürsten zum Kauf an und verlangte für das ziemlich wertlose Ding nicht weniger als 5000, sage fünftausend Franken ($950.) Der Fürst aber dankte ihr in den liebenswürdigsten Worten, indem er hinzusetzte, er könne Madame unmöglich eines so wertvollen Stückes berauben, zumal ihr die Bronzefigur vielleicht als Familienporträt ein liebes Besitztum sei, wie er nach Maßstab des geforderten Preises fest annehmen müsse.

Der Appetit eines Vogels ist ganz außerordentlich. Eine Drossel verzehrt auf einmal die größte Schnecke. Ein Mann würde in demselben Verhältnis eine ganze Rindskeule zum Mittagbrod essen. Auch das Rotkehlchen ist höchst gefräßig. Man hat ausgerechnet, daß, um ein Rotkehlchen bei normalem Gewicht zu erhalten, ein Quantum tierischer Kost täglich erforderlich ist, das einem 14 Fuß langen Regenwurm gleichkommt. Nimmt man einen Menschen von gewöhnlichem Gewicht und vergleicht man seine Masse mit der des Rotkehlchens, so läßt sich berechnen, wieviel Nahrung er in 24 Stunden verbrauchen würde, wenn er in demselben Verhältnis wie der Vogel äße. Gesetzt eine Wurst, neun Zoll im Umfang, stellte den Regenwurm dar, so würde der Mensch 27 Fuß von solcher Wurst alle 24 Stunden verzehren. Dies ist besonders erwähnenswert, um die Thätigkeit zu beweisen, welche von insektenfressenden Vögeln entwickelt wird.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. **Saint Louis, Donnerstag den 13. September 1883.** **Nummer 3.**

Der Abendschule-Kalender für 1884 ist da!

Vorwort.

„Gott zum Gruß und den HErrn JEsum Christum zum Trost!" Das sei auch heute, da wir unseren Abendschulekalender zum dritten Male ausgehen lassen, der Ruf, der, so hoffen wir, uns manches Christenhaus öffnen wird. Wir können ja freilich nur versichern, daß es unsere redliche Absicht war, zu bieten, was ein Kalender für das christliche Haus billig bieten sollte, ein zuverlässiges Kalendarium mit solchen Gedenktagen, die den Christen sonderlich teuer sind; Erzählungen, die man getrost auch dem jungen Volk in die Hand geben kann· vom christlichen Geist getragene Belehrungen; statistisches Material, das jedem Deutsch-Amerikaner von Wert sein wird; eine Weltumschau, die von mancher schweren Heimsuchung durch die tosenden Elemente, aber auch von Gottes gnädigem Walten in der Geschichte zu berichten weiß; ein Tagebuch für Notizen über merkenswerte Vorgänge im Familienkreise, in der Gemeinde und Kirche, von dem wir hoffen, daß es unseren Lesern sonderlich willkommen sein und sie auch bewegen wird, den Kalender als ein Familienbuch für spätere Erinnerungen aufzubewahren; endlich ein „Buntes Allerlei" von Anekdoten, ehrbaren Scherzen, an denen auch ein Christ seine Freude haben darf, und eine Fülle von guten Illustrationen, deren Beschaffung uns nicht geringe Mühe verursacht hat.

Illustrationsprobe.

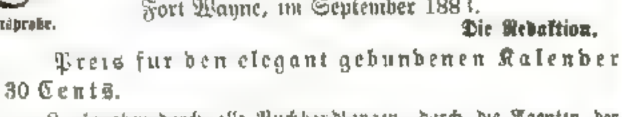
Mehr Worte wollen wir für die Anpreisung unserer Ware nicht verlieren. Der Leser wird selber prüfen wollen. Und er mag im voraus versichert sein, daß sein Tadel ebenso wie sein Lob uns nur dazu dienen werden, unsere Sache künftig besser zu machen, wenn es Gottes Wille ist, daß wir auch später noch unseren Mitchristen diesen Kalender darreichen und dadurch, wenn auch in geringem Maße, Seinem Reiche dienen sollen.

Und nun noch einmal

„Gott zum Gruß und den HErrn JEsum Christum zum Trost!"

Fort Wayne, im September 1883.

Die Redaktion.



Preis für den elegant gebundenen Kalender 30 Cents.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Agenten der Abendschule und direkt durch **Louis Lange Publishing-Company.**

St. Louis, den 13. September '83.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes"

Für die Abendschule umgearbeitet. (2. Fortsetzung.)

Ich versprach es ihm natürlich, mit dem festen Vorsatz mein Versprechen zu halten, zumal ich nicht wußte wem ich die mir noch unbekannte Thatsache mitteilen sollte. Und da sagte er, indem er unwillkürlich etwas leiser sprach·

„Nun ja, es ist immerhin möglich, daß Sie, der so oft und weit auf den Höhen des Abendberges umherstreift, ganz zufällig die Entdeckung jenes Gebäudes machen, wenn auch Sterchi Ihnen nichts davon sagen sollte, und in diesem Punkte ist er, wie Sie wissen, zuverlässig, und was er nicht erraten haben

Abendberg abgereist, erschien in Interlaken ein junger Mann, der sehr eigentümlich aussah und sich noch viel eigentümlicher gebärdete. Man erfuhr bald, daß er ein Amerikaner sei und er sprach nur englisch, aber über seine Heimat hat nie ein Mensch ein Wort aus seinem Munde vernommen und ebensowenig, was er eigentlich war und womit er sich bisher beschäftigt hatte. Genug, dieser junge Mann wohnte hier irgendwo in einem unbedeutenden Gasthofe und unternahm ganz allein Bergfahrten, nach allen Richtungen hin, und niemals nahm er einen Führer

unserem Direktor erzählte, in Grindelwald, auf dem Beatenberg, dem Männlichen, dem Brienzer Rothorn, auf der Wengernalp und der Scheideck, auf Murren und überall gewesen und zuletzt gelangte er nach dem Abendberge, wo er Sterchi kennen lernte und einige Tage bei ihm verweilte. Da muß es ihm ausnehmend gefallen haben und, wie Sterchi mir im Winter erzählte, verriet er ihm schon im vorigen Sommer eine besondere Liebhaberei für einsame Höhenpunkte und eine großartige Gebirgsszenerie.

„Eines Tages nun erschien er auch zum erstenmal bei uns in Unterseen in der Office, und trug dem Direktor seinen Wunsch vor ihm auf der Alp bei Sterchi, wohl eine gute Stunde vom Hotel entfernt, an einer bestimmten Stelle, über die er mit Sterchi einig geworden, ein kleines, aus festem Fachwerk bestehendes Schweizerhaus zu bauen. Er gab uns seine Ideen an, bezeichnete die Stelle genau wo es stehen sollte, und ebenso die Räumlichkeiten die er beanspruchte. Der Direktor ging natürlich darauf ein, bestellte ihn einige Tage später wieder und ich mußte rasch die Zeichnung entwerfen, worauf wir auch unsern Preis festsetzten, der infolge der hohen Lage der projektierten Baulichkeit nicht gerade gering war.

„Der Amerikaner kam zur bestimmten Zeit wieder, erklärte sich mit dem Entwurf und Preise zufrieden, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir sogleich ans Werk gingen und sein kleines Geheimnis treulich bewahrten, da er eben liebe ganz ungestört von dem Geräusch der Welt ein solches abgelegenes Asyl zu besitzen.

„Als der Direktor auch das verheißen, erhielt ich im September vorigen Jahres den Auftrag mich zu Sterchi zu begeben und mir die Baustelle überweisen zu lassen. Ich that es, und als wir erst so weit gekommen und ich die nötigen Maße mit heruntergebracht, begaben wir uns an die Arbeit, um das gewünschte Haus zuerst hier unten zusammenzustellen. Natürlich waren wir lange vor Ablauf des Winters damit fertig geworden, aber wir konnten die Arbeit zum Aufstellen des Ganzen erst im März dieses Jahres beginnen, da uns das Wetter um diese Zeit ungemein begünstigte. Da war ich denn im März und April oben und am 15. April war ich mit allem zustande gekommen. Es hat uns natürlich große Mühe gemacht die einzelnen Baustücke eine so weite Strecke den Berg hinaufzuschleppen, allein da wir keine Kosten zu scheuen brauchten, so geschah es, und was Menschen, Pferde und Esel dabei leisten konnten wurde in aller Eile und in bester Art geleistet.

„Als unser Amerikaner im September sein Haus bei uns bestellt, verschwand er und man sagte, er sei den Winter über nach dem Engadin gegangen, was mir aber nicht glaublich vorkam, zumal ich eine ganz andere Mitteilung erhalten, die mir viel wahrscheinlicher erschien und mir über den Winteraufenthalt des Amerikaners eine genügende Aufklärung gab. Ich hörte nämlich, daß ein unbekannter Fremder vom Oktober an oben in Sterchis Wohnhause auf dem Abendberg geblieben sei und mit den beiden Knechten, die dort stets überwintern, Kälte, Schnee und Einsamkeit geteilt habe. Zugleich drang auch das Gerücht zu mir, daß dieser Mann sich einen Jagdschein gelöst und überhaupt mancherlei Vorkehrungen getroffen habe sich das Leben oben im Winter so angenehm wie möglich zu machen. Natürlich fiel mir dabei unser Amerikaner ein und ich mag mich in der Annahme wohl nicht geirrt haben, daß er der Fremde gewesen, der auf dem Abendberg im Winter die Gastfreundschaft Sterchis genossen habe.

„Genug, mag er nun so lange gewesen sein wo er will, am 16. April dieses Jahres, dem dazu festgesetzten Tage, stellte sich unser Auftraggeber in unserer Office pünktlich ein und zwar schon um sechs Uhr morgens, nachdem er dem Direktor sein Eintreffen zu so früher Stunde schriftlich angezeigt. Er fragte, ob sein Wunsch in Erfüllung gegangen und sein Haus fertig sei.

„Man konnte ihm eine bejahende Antwort zuteil werden lassen und er erhielt die Schlüssel mit dem Bescheid, daß alles fix und fertig sei. Er bezahlte den bedungenen Preis mit einer Anweisung auf ein mit uns in naher Verbindung stehendes Bankhaus in Bern und — verschwand wiederum, wahrscheinlich um in sein neuerbautes Haus zu ziehen, nachdem er, wie es hieß, auch verschiedene, genau nach unseren Maßen berechnete Möbel durch einen Tischler hatte anfertigen und nach dem Berge schaffen lassen.

„Mit Sterchi“, schloß mein Berichterstatter seine kleine Erzählung, „habe ich über diesen sonderbaren Kauz nicht gesprochen, kann Ihnen also auch nichts Näheres über ihn mitteilen; wenn es Sie aber interessiert mehr über ihn zu erfahren, so haben Sie ja die beste Gelegenheit dazu wenn Sie auf dem Berge sind. Und sollte Ihnen einmal ein Fremder oben begegnen, der nicht mit Ihnen unter einem Dache wohnt, so werden Sie bald wissen, daß er unser geheimnisvoller Mann ist, der an der Brust leidet, wie man sagt, wenn er nicht, wie ich glaube, mehr mit dem Spleen behaftet ist; denn dort oben auf so unwirtlicher Höhe ein Haus zu bauen und mutterseelenallein darin zu leben, ist doch wahrhaftig ein Beweis, daß es nicht ganz richtig mit ihm — hier oben ist.“

Der Ingenieur deutete dabei auf seine Stirn und schwieg, ich aber versetzte nach einigem Nachdenken:

„Ja, es giebt seltsame Menschen auf der Welt, und hier in der Schweiz kann man alljährlich eine große Blumenlese der allerseltsamsten halten. Nun, ich werde an Ihren Amerikaner denken, wenn ich oben bin, aber jetzt — sehen Sie, fängt es von neuem zu regnen an und ich will mich lieber in unseren Omnibus setzen, der da eben öde und leer wie immer vom Brienzer See zurückkommt.“

Nach diesen Worten reichte ich dem jungen Manne die Hand und stieg in den vorüberfahrenden Wagen, der sogleich vom Kutscher angehalten wurde, als er merkte, daß ich mit nach Hause wolle. Das eben Gehörte aber, so neu es mir war, schien mir nicht allzu interessant zu sein um lange darüber nachzudenken; denn ich war auf meinen Reisen in der Schweiz schon oftmals auf Ausländer gestoßen, die die Einsamkeit liebten und sich an verschiedenen Stellen des wunderbaren Landes angesiedelt hatten, ohne sich in ein besonderes Geheimnis zu hüllen, was mir auch hier mehr in der Einbildung der Menschen als in Wirklichkeit zu bestehen schien.

3.

Als ich gegen Abend dieses Tages im trübsten Regenwetter mit dem Omnibus in Beau-Site vorfuhr, langte soeben auch ein Wagen mit den drei Engländerinnen und Ned, dem Neger, vor demselben an. Sie waren trotz Nebel und Regen nach dem reizenden Murren gefahren, natürlich ohne die geringste Ausbeute auf ihrem Ausfluge gewonnen zu haben. So unangenehm mir und den übrigen Gästen das anhaltend böse Wetter war, sie selbst schienen sich darum noch immer nicht im geringsten zu kümmern und jeden Tag, morgens oder gleich nach Tisch, hatten sie einen weiteren Ausflug unternommen, und niemals beklagten sie sich am Abend, wenn wir beim Thee zusammentrafen, daß sie nichts gesehen, und es wollte mir am Ende scheinen als ob sie nicht ausführen, um etwas Neues und Schönes zu sehen, sondern nur um die Zeit hinzubringen und den Tag zu töten, der uns allen bei dem ungestümen Wetter freilich oft lang und trostlos genug vorkam.

Bei diesem seltsamen Verhalten, das ich im stillen mit leisem Kopfschütteln beobachtete, wollte es mich bisweilen bedünken als ob die mir geklagte Kränklichkeit der älteren Dame, die so sehnlich nach einem in der Nähe wohnenden Arzte verlangt hatte, nicht so bedeutend sei, da sie sich ohne Unterlaß jeden Tag von neuem der kalten Nebelluft und dem fast unab-

lässig niederströmenden Regen preisgab; denn wer so wie sie gegen die allgemeinen Regeln des gesunden Menschenverstandes fehlte, mußte erwarten daß endlich einmal die Krankheit hereinbrechen würde, die sie, wie ich annehmen mußte, gerade zu beseitigen nach dem sonst gesundesten und allen Leidenden wohlthätigen Orte der Schweiz gekommen war.

Indessen glaubte ich bei genauerer Beobachtung der drei Damen mit der Zeit doch eine bestimmte, wenn auch ganz allmählich zu Tage tretende Wirkung des schlechten Wetters auf den Mienen und in dem Verhalten derselben wahrzunehmen Von jeder bei so schlechtem Wetter unternommenen Partie, die sich nach allen Richtungen erstreckten, kehrten sie, wenn nicht verstimmter, doch enttäuschter und trauriger zurück. Sie wurden, obwohl sie bisweilen einen kleinen Ansatz zu lebhafterer Mitteilung gegen mich versuchten, von Tag zu Tage schweigsamer, verschlossener und schienen sich ganz ihren sie beengenden Gedanken hinzugeben, was sich namentlich auf den Gesichtern der Mrs. Duncan und Mary Markhams kenntlich genug abspiegelte.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß ich trotz unserer häufigen Zusammenkünfte nur sehr langsam mit ihnen näher bekannt wurde. Ob absichtlich oder nicht, das konnte ich mir damals nicht entziffern, legten sie gegen jedermann, der in ihre Nähe trat, ein kühles Verhalten an den Tag, das nicht selten an eine Art vornehmer Gleichgültigkeit und Zurückhaltung streifte; und da die wenigen vorhandenen Gäste ihnen darin gewissenhaft nachahmten, so stellte sich zwischen beiden Parteien durchaus kein erwünschtes und unter Bewohnern einer und derselben Pension sonst so gewöhnliches gemütliches Verhältnis heraus. Gegen mich indessen beobachteten sie, wie mir oft schien, nur ein wohlüberlegtes schweigsames und abwartendes Verhalten; und da sie bemerken mochten, daß ich ihnen gegenüber sehr zurückhaltend blieb und mich nur dann um sie bekümmerte, wenn sie zur persönlichen Mitteilung geneigt waren, blitzte in ihren Augen nur von Zeit zu Zeit ein teilnehmenderer auf mich gerichteter Blick auf und wenigstens Miß Duncan bemühte sich dann mir durch einige freundliche Worte zu beweisen, daß sie nicht ganz unempfindlich gegen meine stille Teilnahme sei, was ich ihr auch bisweilen bemerklich machte, wenn gerade sie allein sich gegen mich beklagte, daß das traurige Wetter ein trostloses sei und daß sie in keiner Weise in Unterseen und Interlaken gefunden, was sie doch so sicher und bestimmt erwartet hatten.

Aber dabei war mir und auch Ruchti nur das auffallend, daß sie uns bei ihren seltsamen Unternehmungen und Ausflügen niemals um Rat fragten, was doch so natürlich und so leicht auszuführen gewesen wäre. Wenn wir beide einmal bestimmt glaubten, sie würden am nächsten Tage zu Hause bleiben und durch den drohenden Regen sich abhalten lassen eine neue Tour anzutreten, oder wenigstens eine Frage äußern ob es geraten sei eine oft weite Fahrt zu unternehmen, so traten sie plötzlich mit der Forderung nach einem Wagen auf, und ehe ich es mir versah, waren sie fortgefahren, den armen Ned immer mit sich nehmend, der seit acht Tagen noch niemals mit trockenen Kleidern nach Hause gekommen war.

So wandte ich mich denn allmählich von den mir anfangs so interessanten Personen mehr und mehr ab, und beschäftigte mich mit etwas meiner Natur Zusagenderem als mit Menschen, deren Art und Weise ich nicht begreifen konnte und die mir sämtlich Sonderlinge höchster Gattung zu sein schienen, wie mir dergleichen schon oft auf meinen Reisen und gerade unter den Zugehörigen britischer Nationalität vorgekommen waren.

Erst am zehnten Tage unseres Beisammenseins — und es war wieder ein düsterer und nebelreicher Regentag — wurde ich von neuem aufmerksam auf sie und sie forderten abermals morgens um acht Uhr, als sie wieder in ihren Wagen gestiegen und fortgefahren waren, gab mir Ruchti einen verstohlenen Wink und als ich ihm in seine Office folgte, sagte er, mit seinem gutmütigen und doch feinen Lächeln den Kopf schüttelnd:

„Ich weiß nicht wie es kommt, Herr Doktor, aber diese Damen, die ich vom ersten Tage an mit scharfem Auge beobachtet, kommen mir alle Tage seltsamer und rätselhafter vor. Ich weiß nicht mehr was ich aus ihnen machen soll, und sie teilen sich niemandem mit, wie es doch sonst wohl unter ihren Verhältnissen so natürlich und ihnen auch zuträglich wäre. Bisweilen möchte ich denken, sie seien schon häufig hier gewesen und kennten jede Örtlichkeit so genau wie Sie, ohne danach zu fragen und zu forschen zu brauchen, und dann wieder verraten sie doch eine so große Unkenntnis aller unserer Verhältnisse und Zustände, daß ich in meiner ersten Annahme wieder zweifelhaft werde. Endlich aber bin ich doch in meinen Gedanken über sie mit mir einig geworden, und Sie werden mir gewiß beistimmen, wenn ich Ihnen verrate was ich über sie in Erfahrung gebracht. Mit einem Wort: sie scheinen mir bei ihren anscheinend zwecklosen Ausflügen rings um Interlaken herum doch einen bestimmten Zweck zu verfolgen und sich weit weniger um ihr Vergnügen dabei zu bekümmern als alle übrigen Reisenden, die bei mir einkehren. Meine Gründe dafür will ich Ihnen jetzt entwickeln. Wie mir nämlich alle Kutscher sagten, die sie bisher gefahren, begeben sie sich jedesmal, wohin sie auch kommen, immer zuerst zu dem Gemeindepräsidenten des Ortes, lassen sich, sobald sie an Ort und Stelle sind, vor deren Haus bringen und bleiben längere Zeit mit ihnen in eifriger Beratung. Kommen sie dann wieder zum Vorschein und steigen ein, um nach dem ersten besten Gasthause zu fahren, so sehen sie, wie mir namentlich mein alter Jakob, der sie sehr oft kutschierte, erzählte, sehr verstört und traurig aus, und niemals haben sie ihn, wie es alle übrigen Gäste thun, nach dem Wetter oder nach irgend einer hervorstechenden Örtlichkeit gefragt. Nun, anfangs, als ich das hörte, glaubte ich, sie suchten irgendwo eine ihnen zusagende Stätte zu einer längeren Niederlassung: aber ich komme immer wieder davon zurück; denn wenn sie sich irgend einen Ort hier herum zur längeren Ansiedlung wählen wollten, mußten sie doch vor allen Dingen seine Lage und Umgebung überschauen können, und das ist bei diesem abscheulichen Nebelwetter ja gar nicht möglich. Sie sehen sich überhaupt gar nichts an, sprechen nur mit dem Gemeindepräsidenten und sitzen dann unbeweglich und still wie hier nachher im Gasthause zusammen und rühren kaum die Speisen an, die sie sich vorsetzen lassen. Nur in Grindelwald und Lauterbrunnen, so erzählt mir Jakob, haben sie noch etwas anderes gethan. Als sie dort im ‚Adler‘ und ‚Steinbock‘ gespeist, haben sie sich die Fremdenführer herbeirufen lassen und mit ihnen eine lange Unterredung geführt. Kopfschüttelnd seien dieselben wieder aus dem Zimmer der Damen gekommen und hätten lange untereinander geflüstert; aber Jakob hat nie erfahren können was zwischen den so eifrig miteinander Verhandelnden vorgegangen. Was soll man denn nun davon denken, frage ich Sie, he? Das muß doch irgend etwas zu bedeuten haben und es muß — ja, es muß ein bestimmter Grund vorliegen, warum sie so eigenmächtig handeln, meinen Sie nicht auch?“

Ich stand, in stilles Sinnen versunken, vor dem mitteilsamen Mann und wußte in der That nicht was ich ihm antworten sollte. „Ja, was soll man davon denken?“ sagte ich endlich „Es sind eben seltsame Leute und sie allein werden wissen, was sie zu einem solchen Verhalten veranlaßt. Ich habe mir auch schon den Kopf über sie zerbrochen, aber was hilft das alles? Die starre Rinde, die sie um ihr Wesen gezogen, kann man nicht mit Gewalt durchbrechen, und so warte ich geduldig ab bis sich der Kern von selbst aus der harten

haben und warum sie sich so seltsam benehmen. Nicht wahr, habe ich nicht recht?"

„Ja, gewiß haben Sie darin recht", lächelte Ruchti herzlich auf, „und was mich betrifft, so bin ich auch so geduldig wie einer; nur sehe ich es doch nicht gern, daß Gäste in meinem Hause so viel Geld unnütz verschwenden und am Ende heißt es immer: Wir haben in Beau-Site doch etwas viel gebraucht. Das kann mir nicht angenehm sein, Herr Doktor."

„O, wenn das Ihre Sorge ist", erwiderte ich, „so lassen Sie die ein für allemal fahren. Am Gelde scheint diesen Leuten gerade sehr wenig gelegen zu sein, sie besitzen gewiß genug, um es an verfehlte Spazierfahrten wegwerfen zu können, und am Ende ist ja das Geldausgeben ihre alleinige Sache. Indessen, etwas gespannt bin ich doch worauf das alles hinauslaufen wird, und, geben Sie acht, einmal kommt die Aufklärung gewiß, wenn sie auch lange auf sich warten läßt, denn ich bin noch niemals wochenlang mit jemandem in einem Hause gewesen, der nicht einmal vergessen hätte, den Riegel vor der Thür seines Herzens zu schließen, und — darauf können Sie sich verlassen, ich werde meine Augen scharf aufmachen, um durch die entstehende Spalte zu sehen."

„Nun, das glaube ich auch", versetzte mein Wirt wieder lachend, „haben Sie doch schon so manches Rätsel gelöst, was sich in meinem Hause an- oder abgesponnen hat. Haha! — Doch nun will ich Ihnen noch etwas anderes und Angenehmeres sagen. Haben Sie heute schon das Barometer beobachtet?"

„Nein!" sagte ich rasch und unwillkürlich blickte ich nach dem Nebelchaos der Ferne empor.

„Nun, dann werden Sie Ihre Freude haben. Es fängt langsam, aber stetig an zu steigen und sobald die erste Brise oder gar ein Fohn kommt, den wir bei dieser Kälte schon vertragen könnten, wird der Nebel der Sonne weichen müssen. Geben Sie acht!"

„Gott gebe es!" sagte ich aus vollem Herzen und fühlte mich mit einemmale wunderbar erleichtert. Angenehmeres könnte mir nicht begegnen und wir alle würden unsern Teil an der neuen Freude haben. So will ich denn einmal nach dem oberen Korridor gehen und vom dortigen Fenster aus unsern Wetterpropheten, den Riesen, mustern, und wenn der seine Nebelkappe schwinden läßt, fasse ich neue und festere Hoffnung."

Mit diesen Worten verließ ich meinen Wirt und stieg zwei Treppen hoch nach dem oberen Korridor empor, von wo ich den ganzen westlichen Horizont, von dem fast alle Unwetter herkommen, mustern konnte; aber noch gewahrte ich keine heilsame Veränderung und noch nicht ganz aufgemuntert, trotz des steigenden Barometers, kehrte ich wieder in mein Zimmer zurück, um mich an meine Arbeit zu setzen und durch Denken und Schreiben die Unlust zu bewältigen, die sich allmählich auch in mein Herz gedrängt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kommunistengemeinden in den Vereinigten Staaten. II.

Für die Abendschule.

Vor mehr als hundertundfünfzig Jahren entstand in Süddeutschland eine schwärmerische Sekte, die sich die „wahre Inspirationsgemeinde" nannte. Nach Art der alten Enthusiasten verwarf sie die heilige Schrift als **alleinige** Richtschnur für Glauben und Leben. Sie lehrten: wie Gott einst durch seine inspirierten Propheten und Apostel seinen Willen den Menschen kund gethan habe, so thue er es noch immer durch die Stimme eines menschlichen Wesens. Fort und fort erwähle sich Gott seine Werkzeuge, durch welche er zu seinem Volke rede. Ihre Stimme müsse mit derjenigen, die aus der heiligen Schrift erschalle, für gleichwertig gehalten werden. Sich selbst nannten diese greulichen Schwarmgeister **Inspirationisten**, ihr geistliches Oberhaupt, durch welches angeblich Gott, in Wahrheit aber der böse Feind ihnen Offenbarungen machte, hießen sie das „inspirierte Instrument". Seit ihrem Bestehen reihte sich Inspiration an Inspiration wie Ring an Ring in einer Kette. Vermittelt wurden dieselben vom Jahre 1878 an durch zwei „Instrumente": **Christian Metz**, ein Zimmermann aus dem Württembergischen, und **Barbara Heinemann**, ein ungebildetes Dienstmädchen. Die „Offenbarungen" geschahen unter körperlichen und geistigen Erschütterungen, manchmal unter konvulsivischen Zuckungen. Die Kirchengeschichte lehrt, daß geistliche Besessenheit sich häufig auf diese Weise äußerte.

Im Jahre 1842 wanderten die Inspirationisten, durch eine Offenbarung bewogen, nach Amerika aus. Bei Buffalo im Staate New York ließen sie sich nieder und gründeten die Kolonie Eben-Ezer. Sie kauften 6000 Acres, ein Areal, das sie später auf 9000 Acres vermehrten. Von da ab huldigten sie dem Kommunismus; so wollten es die beiden obengenannten „Instrumente". Ihr Vermögen und ihre Gliederzahl wuchs, und sie wollten sich ausbreiten. Aber das angrenzende Land war zu teuer, größtenteils auch nicht feil. So mußten sie wohl oder übel abermals zum Wanderstabe greifen. Die Offenbarungen ihrer falschen Propheten wies sie nach dem fernen Westen, nach Iowa. Im Herzen dieses Staates, in einer schönen, fruchtbaren Gegend kauften sie sich von neuem an. Eine Liegenschaft von 30,000 Acres wurde ihr Eigentum. Hier bildeten sie die sogenannte **Anamagemeinschaft** in sieben Dörfern: Anama, Ost-, West-, Süd- und Mittelanama, Anama am Hügel und Homestead. Letzteres wurde später eine Station der Chicago-, Rock Island- und Pacific-Bahn, in der Nähe befindet sich eine lutherische Gemeinde, die gegenwärtig von Pastor Baumhöfner bedient wird.

Die Inspirationisten sind ihrem alten Schwarmgeiste bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Seit dem Jahre 1867 ist die genannte Barbara Heinemann ihre Prophetin, der sie unbedingt gehorchen. An der Spitze der Gesellschaft steht ein Verwaltungsrat von dreizehn Mitgliedern, die alljährlich neu gewählt werden; aber die Seele des ganzen ist die jetzt vierundachtzigjährige Barbara. Sie wohnt regelmäßig den Sitzungen der Verwaltungsbehörde bei und beeinflußt deren Beschlüsse. Ihre Stimme gilt den verblendeten Leuten als Gottes Stimme. Sie lehrt, ermahnt, straft, tröstet, und ihren Orakelsprüchen lauscht die ganze Gemeinde gläubig. Wer heiraten will, muß das „inspirierte Instrument" um Erlaubnis fragen, die nur ungern erteilt wird. Unter 24 Jahren darf kein Mann ehelich werden, auch darf er nur aus den Töchtern der Sekte seine Gefährtin wählen. Durch seine Heirat sinkt er auf lange Zeit in der Achtung seiner strengeren Schwarmgenossen. Die Prophetin entscheidet auch über die Aufnahme neuer Mitglieder. Diese müssen erst ein Noviziat von zweijähriger Dauer durchmachen, dann rücken sie in die zweite Klasse auf und endlich, wenn sie zur „vollkommenen Heiligkeit" gelangt sind, in die erste. Außer der Bibel sind als einzige Lektüre die „inspirierten Berichte" gestattet. Letztere gehen aus der eigenen Druckerei der Sekte hervor und bestehen hauptsächlich in einem Jahrbuch der „wahren Inspirationsgemeinde" und den „Zeugnissen vom Geiste Gottes, so in den Versammlungen der Gesellschaft durch das inspirierte Instrument geoffenbaret wurden". Die Sekte besitzt eine aus über hundert Bänden bestehende „inspirierte" Bibliothek, da die Aussprüche der Instrumente von Beginn der Offenbarungen an sorgfältig aufgezeichnet worden sind.

Jeden Abend findet eine Versammlung zu Gebetsübungen

statt, vor und nach jeder Mahlzeit wird ein langes Gebet gesprochen. Mittwochs, Sonnabends und am Sonntag-Morgen werden sogenannte „Gottesdienste" abgehalten, an welchen die sämtlichen Dorfinsassen teilnehmen müssen. Ihre Kirchen und Betsäle sind ohne jeglichen Schmuck, kahl und unschön. Auf rohen Holzbänken sitzen auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen. Kein Lied wird gesungen, keine Orgel erbraust, Kanzel und Altar sind nicht vorhanden Prediger giebt es nicht. Alle sitzen lautlos und schlagen ihre Bibel auf. Dann hebt der erste Mann auf der obersten Bank an einen Vers vorzulesen, sein Nachbar liest den folgenden, der dritte fährt fort, bis alle Männer je einen Vers rezitiert haben. Nun kommt die Reihe an die Frauen; sobald auch diese ihre Leseübung beendigt haben, klappen alle ihre Bibel zu und gehen nach Hause. Selten nur tritt einer der Führer auf und hält eine Ansprache. Bisweilen wird auch aus den inspirierten Berichten vorgelesen. So ist ihr Gottesdienst von einer Einförmigkeit, wie er selbst nicht in den strengsten puritanischen Kirchen ausgeübt wird.

Überhaupt sind die Inspirationisten recht hoffärtige, sauersehende Heilige. Wie bei allen Schwärmern ist ihnen nicht die Lehre, sondern das Exempel Christi, nicht der Glaube an den Sünderheiland, sondern ein heiliges Leben die Hauptsache. So stolzieren sie denn in mönchischer Heiligkeit einher, verunehren aber dabei Christum und sein Werk aufs höchste. Sie sprechen wohl, es sei ihr einziges Ziel, wahre Christen zu werden, nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit wollten sie Christi rechte Jünger sein. Aber wie fangen die armen, blinden, vom Teufel jämmerlich verführten Leute das an? Sie treiben eitel selbst erwählten Gottesdienst. Ganz nach Art der heillosen Mönche müssen sie beständig ängstlich auf der Hut sein, daß sie nicht irgend eine der strengen Regeln der Sekte übertreten. Eine ihrer Regeln für das tägliche Leben ist: Bedenke, daß jedes Wort in der Gegenwart Gottes gesprochen, jeder Gedanke in seiner Gegenwart gedacht, jedes Werk in seiner Gegenwart gethan wird, und gieb Rechenschaft, ob alles in Furcht und Liebe zu Ihm gethan wird. Statt aber die Unmöglichkeit der Erfüllung dieser an sich wahren Forderung zu erkennen und nun im Glauben zum Heiland der armen Sünder zu fliehen, quälen und mühen sie sich ab, durch eigen Werk und Thun das strenge Gesetz zu erfüllen, und wähnen in pharisäischem Dünkel, daß sie es ohne Christum erfüllen konnten und wohl auch schon erfüllt hätten. Schon auf Erden vollkommen heilig werden, — das ist ihr Vornehmen. Darum verachtet man in den Anamadörfern jegliches Vergnügen, man weiß dort nichts von Lebensfreuden in dem reinen, sittlichen Sinne des Wortes, wie Christen sie verstehen; kahl und freudlos schleicht das Leben dahin. Selbst der Schönheitssinn wird absichtlich unterdrückt. Nur einige wenige Blumen in den Hausgärten, das ist auch alles, was das Auge erfreuen kann. Einfach und unschön ist die Architektur der Häuser, die nicht einmal einen Bewurf tragen, häßlich sind die rauhen Fenzen, welche die verwahrlosten Straßen einfriedigen; in den Häusern keine Verzierung, keine Farbe, keine Tapete, kein Teppich, kein Bild. Wir, sprechen sie, die wir bestrebt sind, Christi Beispiel zu folgen, haben deshalb ein Leben der Einfachheit und Selbstverleugnung zu führen und haben Luxus und Eleganz in unsern Kleidern, Häusern und Umgebungen zu vermeiden! Trist und öde sieht es darum auch in ihren Schulen aus. Kein musikalisches Instrument darf dort ertönen, kein Bild gezeigt, kein Spiel, auch das harmloseste nicht, gelehrt und geübt werden. — Die armen Leute! Ach, welche reiche, unverdiente Gnade hat doch Gott uns erwiesen, daß Er uns zu Gliedern unserer teuren evangelisch-lutherischen Kirche, das heißt zu freien, fröhlichen, seligen Christenmenschen gemacht hat!

gefestigtste aller Kommunistengemeinden in den Vereinigten Staaten. Ihr Grundbesitz vermehrt sich durch Ankauf neuer Liegenschaften fort und fort. Außerdem eignet sie noch vier Sagemühlen, zwei Mehlmühlen, eine Gerberei, eine Druckerei und zwei Wollmühlen. Die Fabriken werfen den größten Nutzen ab: die dort verfertigten Flanelle und andere Wollwaren, Garne und Drucksachen werden mit den höchsten Preisen bezahlt; denn die Inspirationisten genießen den Ruf tüchtiger, reeller Fabrikanten. Auch als Farmer leisten sie Tüchtiges; so bedeutend sind die Farmarbeiten, daß selbst noch einige Hundert fremde Arbeiter zu deren Bewältigung herangezogen werden müssen. Dagegen werden in den Werkstätten, wo Schuhmacher, Schneider, Sattler, Klempner und Schmiede arbeiten, nur Mitglieder verwandt. Für die Kranken sorgen drei Ärzte, die selbst der Sekte angehören. Die Männer kleiden sich wie die amerikanischen Farmer, also nicht auffällig; die Frauen haben ihre süddeutsche Bauerntracht beibehalten: kurzen faltigen Rock, eine Jacke, über welcher gewöhnlich ein auf dem Rücken zusammengebundenes Halstuch liegt, und eine schwarze niedrige Kappe, die unter dem Kinn zusammengebunden wird. Alle, Männer, Weiber und Kinder sprechen deutsch, nur wenige außerdem auch englisch. Deutsch sind sie auch in Sitten und Gebräuchen geblieben. Die meisten neuen Mitglieder kommen aus Deutschland, gewöhnlich arme Leute, deren Reisekosten von der Gesellschaft getragen werden.

Das kommunistische Prinzip ist aufs strengste durchgeführt. Die Anamagemeinde bildet ein kleines Reich für sich, einen Staat im Staate. Die einzelnen Dörfer sind unter sich solidarisch verbunden. Es macht keinen Unterschied, ob ein Dorf einen Gewinst einheimst und ein anderes einen Verlust zu verzeichnen hat: Gewinn und Verlust übernimmt die Gemeinschaft, welche jedes ihrer Dörfer und jede ihrer Familien in ganz gleicher Weise mit allem Nötigen versorgt. Die einzelnen Familien wohnen getrennt, speisen aber gemeinschaftlich in Gruppen von 30 bis 50 in eigenen Speisehäusern. Zur Deckung persönlicher Ausgaben wird jedem Mitgliede eine kleine Summe zur beliebigen Verwendung ausgehändigt. Die Arbeitskräfte werden von den Aufsehern ganz nach Belieben verteilt; so müssen es sich die Fabrikarbeiter ruhig gefallen lassen, wenn sie im Herbst aufs Feld kommandiert werden. Das ist kommunistische Glückseligkeit! Im übrigen ist es nicht die kommunistische Idee, welche die Anamagemeinschaft zusammenhält, sondern der religiöse Fanatismus, der sie beseelt. Wie lange und in welchem Grade der Kommunismus unter ihr herrschen soll, dies zu bestimmen steht lediglich im Belieben des inspirierten Instrumentes

Doch wir verlassen jetzt die Inspirationisten und richten unsere Aufmerksamkeit schließlich noch in Kürze auf zwei andere deutsche Kommunisten-Gemeinden: Bethel und Aurora. Beides sind Schöpfungen des vor einigen Jahren verstorbenen Dr. Keil, der von Haus aus ein ehrsamer Damenschneider aus dem Darmstädtischen war. Als junger Mann ging er nach Amerika, schloß sich hier den Methodisten an, wurde von des Gedankens Blässe angekränkelt und beschloß nun der Vater einer neuen Sekte und einer neuen gesellschaftlichen Ordnung zu werden. Energisch wie er war raffte er eine Handvoll pennsylvanisch-deutscher Bauern zusammen, etliche Versprengte aus der famosen Leonschen Niederlassung in Philippsburg, ehemalige Harmonisten, schlossen sich ihm an, und fort ging es nach Missouri, wo die „headquarters" des neuen Reiches etabliert werden sollten. Das geschah Mitte der vierziger Jahre. Zwölf Jahre später verließ Keil mit einer Anzahl Getreuer das in Shelby County neu gegründete Dorf Bethel, um im fernen Westen eine Tochterkolonie ins Leben zu rufen. Nach einem

dem schönen Willametteflusse mitten im dichten, üppigen Urwalde ließen sie sich nieder und gründeten das freundliche Aurora. Des Schicksals dieser Kolonie haben wir schon früher in der Abendschule gedacht (Jahrg. 28, Seite 55). Nach Keils Tode ließ sich der völlige Niedergang nicht mehr aufhalten. Durch Entscheidung des Bundesobergerichtes wurde der gesamte nicht unbedeutende Grundbesitz unter die einzelnen Mitglieder der Gemeinde verteilt. Als kommunistisches Gemeinwesen existiert also Aurora nicht mehr.

Bethel dagegen vegetiert noch weiter. Es zählt wenig mehr als 150 Einwohner. Das Dorf macht einen äußerst verwahrlosten Eindruck. Die Straßen haben keine „Sidewalks“, sie sind die unbestrittene Domäne der Schweine und anderen Viehzeuges. Bethel ist keine Kommunistengemeinde im strengsten Sinne des Wortes. Das Eigentum ist wohl gemeinschaftlich, aber das Familienleben scharf ausgeprägt. Die einzige Beschränkung, die auferlegt wird, besteht in dem Verbote, daß kein Bethelianer eine Fremde heiraten darf bei Strafe der Ausstoßung. Die Lebensmittel werden an jede Familie nach Maßgabe ihrer Seelenzahl unentgeltlich verteilt. Die Domäne besteht aus etwa fünftausend Acres und wird fleißig und erfolgreich bewirtschaftet. Auch an Werkstätten für allerlei Handwerke fehlt es nicht. Die jüngeren Mitglieder bleiben fast alle in der Gemeinde, eine Erscheinung, die sich in keiner andern Kommunistengemeinde wieder findet; der Grund ist ohne Zweifel, weil hier der Individualismus nicht wie anderswo verpönt ist. Die Regierung ist sehr einfach. ein Präsident, umgeben von einigen Verwaltungsräten, schaltet und waltet nach Gutdünken. Die Religion der Bethelianer ist weniger schwärmerisch als in den meisten anderen kommunistischen Gemeinden, die wir kennen gelernt haben. Der Nachdruck freilich wird auf das christliche Leben gelegt. Gehorsam gegen Gottes Gebote ist oberste Regel. Die Heiligung wird der Rechtfertigung vorangestellt; ein Mensch kann nur dann gerettet werden, wenn er eine neue Kreatur in Christo JEsu wird; aber eine solche neue Kreatur wird er nicht durch den Glauben, sondern durch den Ernst der Heiligung. Das sind ja freilich ganz unevangelische Grundsätze. Kurz gesagt: die Leute in Bethel wollen den alten Adam fromm machen; das wird ihnen aber ewiglich nicht gelingen. So ist denn auch Bethel nicht in Wahrheit das, was sein schöner Name besagt: ein Gotteshaus.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Die religiösen Kommunistengemeinden, von denen die meisten deutschen Ursprungs sind, führen ein zäheres Leben als die weltlichen und antireligiösen. Woher kommt das! Ohne Zweifel einmal daher, weil Fanatismus und Schwärmerei einen festeren Kitt bildet als Epikuräismus und Fleischesfreiheit. Die religiösen Kommunisten wollen die Güter dieser Welt entbehren, um ein himmlisches Leben zu führen; die weltlichen Kommunisten wollen sie genießen, um der Erde froh zu werden. Diese führt die Weltlust, jene die Weltflucht dem Kommunismus in die Arme. Sodann aber ist zu beachten, daß an der Spitze der schwärmerischen Kommunisten gewöhnlich eine hochbegabte, energische Persönlichkeit steht, die prophetisches, patriarchalisches Ansehen genießt und deren Winken ihre Anhänger blindlings folgen. Die Gemeinde wird durch die Energie der Führer zusammengehalten. Sobald diese sich energielos und schwach erweisen, geht ihr Stern zur Ruste. Das Geheimnis ihres Erfolges beruht auf dem persönlichen Einfluß des Leiters. Nun, das zeigt ja deutlich, daß auch die religiösen Kommunistengemeinden in sich selbst keine Lebenskraft tragen. Ihr Werk muß untergehen, denn es ist nicht aus Gott. Uns aber erhalte der HErr bei seinem reinen Worte, und schenke uns beständig Wahrheit, Klarheit und Nüchternheit! K.

In den Hütten der Aussätzigen vor Jerusalem.

„So seltsam es auch klingt“, so schreibt Th. H. Lange, „die Aussätzigen in Jerusalem bilden thatsächlich unter sich eine wohlorganisierte — Korporation mit einem ‚Scheich‘ an der Spitze, der in den Frühjahrsmonaten die schnellsten Läufer auswählt und hinab nach Jaffa sendet, sobald dort die Ankunft eines wohlbesetzten europäischen Steamers erwartet wird. Während der Reisende ruht, um die heißen Mittagsstunden nicht in einem unbedeckten Gefährt auf der völlig schattenlosen Chaussee verbringen zu müssen, eilen diese aus der Gesellschaft Ausgestoßenen, so schnell sie nur ihre Füße tragen können, auf kürzeren Seiten- und Gebirgspfaden voraus, um sich etwa fünfhundert Schritt vor der Stadtmauer Jerusalems rechts oder links von der Landstraße mit den anderen Leidensgenossen vereint zu lagern. Letztere gehören durchschnittlich schon zu den „Invaliden“ der Korporation. Ihre Glieder sind steif, ihr Gang schleppend, die Stimme heiser, die Finger nach innen gebogen und ohne Gefühl — in jeder Beziehung die mitleiderweckendsten Geschöpfe, die kaum aus ihren Hütten hierher zu kriechen vermochten.

„Vernehmen sie aber den Hufschlag der Pferde, das Rollen der Räder, sehen sie eine Staubwolke aufsteigen, so stoßen sie gemeinschaftlich ihren Ruf nach ‚Bachschisch‘ (Geschenk) in so kläglicher und gellender Weise aus, daß der Neuling in diesem Lande ein Unglück vermutet und den Wagen halten lassen will.

„Noch vor zehn Jahren waren diese Leprosen eine Plage für die Stadt, besonders für die einzelnen europäischen Familien in derselben. Betrat man damals Jerusalem beim Zionsthor, so erblickte man zur Rechten sechzehn niedrige Hütten, aus unbehauenen Steinen aufgeführt und mit Stroh und Lehm zugedeckt. Diese Hütten — richtiger wäre schon die Bezeichnung Höhlen gewesen — waren kaum zehn Schritte von der an diesem Punkte ziemlich hohen Stadtmauer errichtet. Eine stieß an die andere, aber alle wandten ihr Angesicht von der Straße ab und der Mauer zu. Die Parias des ‚heiligen Landes‘ hatten hier ihr Unterkommen gefunden. Niemand sorgte für sie, keiner kümmerte sich um sie, weder der Pascha, noch der Moschee-Vorstand; kein Hakim (Arzt), kein Marabut, kein Mensch brachte ihnen Hilfe, bezeigte ihnen Interesse. Jedermann ging ihnen aus dem Wege, nachdem er von weitem eine Scheidemünze oder eine Frucht in ihren Eimer geworfen hatte. Mitunter erschienen aber auch die Aussätzigen in den Häusern der Stadtbewohner und waren nicht eher zum Weggang zu bewegen, bevor man ihnen nicht ein Almosen reichte. Besonders ekelerregend mußte ihr Besuch in den Wohnungen der Europäer sein, die sich mit den Zudringlichen teilweise gar nicht oder nur äußerst mangelhaft verständigen konnten. War der hingeworfene Bachschisch dem unausstehlichen Gaste zu gering, so blieb derselbe so lange im Hause, bis ein zweiter größerer folgte.

„Endlich raffte sich die türkische Behörde auf. Kiamil Pascha, Gouverneur von Jerusalem, erließ ein Bittschreiben an die europäischen Konsuln, die christlichen Bischöfe, Priester und Missionare, desgleichen an die wohlhabenderen Deutschen, Engländer und Franzosen in seinem Paschalik mit dem Ersuchen, ihm so rasch und so viel als möglich Gelder zu übermitteln, damit man den von aller Welt Gemiedenen eine halbe Stunde vor der Ringmauer ein Asyl erbauen und endlich die Baracken am Zionsthor niederreißen könne. Die Beiträge flossen reichlicher und schneller, als der Pascha geglaubt, da besonders die ansässigen Deutschen und Engländer von der unangenehmen Nachbarschaft in Bälde befreit sein wollten.

„Der Bau des Spitals wurde diesmal wirklich sofort begonnen, wie gesagt, zum Besten mohammedanischer Araber und für Unterthanen des Sultans, obwohl kein Moslem auch das geringste Scherflein beigesteuert hatte. Noch ehe das Gebäude beim Dorfe Siloah gänzlich fertig gestellt ward, trieb Ali Bey, der Nachfolger Kiamil Paschas, die ‚hoffnungslos Elenden‘ mit Gewalt in die neue Kaserne, da sich freiwillig keiner zu einer Übersiedelung bequemen wollte. Der Wechsel des Domizils war weniger die Ursache des Sträubens, als das zugleich unter Androhung der schwersten Strafen erlassene Verbot, sich künftighin noch in den Straßen und Häusern der Stadt zu zeigen. Nur für den zweiten Tag des Monats Schawwal sollte diese Bestimmung außer Kraft bleiben. Als man das schmutzige Gemäuer am Zionsthore zerstörte, blieb den Bejammernswerten natürlich nichts anderes übrig, als sich in das neue Quartier zu flüchten. Sie versuchten aber ein Letztes. Ein Protest über die stattgehabte Austreibung, von ihrem ‚Scheich‘ aufgesetzt, ging ‚in aller Namen‘ an die hohe Pforte in Stambul ab und zwar als — Telegramm. Die Kosten beliefen sich auf nahezu 20 Dollars, sie wurden auf einstimmigen Beschluß der Korporationskasse entnommen, aber eine Antwort kam vom Goldenen Horn nicht zurück. Dies geschah im Mai 1875.

„Wohl ein Dutzend Mal habe ich meine Schritte nach dem Asyl bei

Siloah gelenkt. Vom Jaffathor aus erreicht man es in etwa 25 Minuten. Der steinige Pfad führt thalwärts, die Vegetation ist dürftig und monoton, nur vereinzelt trifft man Gruppen verkümmerter Oliven. Schon im April sind die Bäche ausgetrocknet, Sand und Kiesel füllen ihr Bett aus, und einzig an dem Gipfel des Ölberges findet das Auge einen angenehmen Ruhepunkt. Bald aber ist auch dieser den Blicken entschwunden. Siloah, dessen Häuser wie Schwalbennester an den Felsen kleben, bleibt zur Linken liegen, während ‚das Haus der Kranken' unterhalb des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe steht. Es ist ein langer einstöckiger Bau mit acht Kammern. Im Rücken des Spitals, wenn dieser Ausdruck hier angewandt werden kann, sind beträchtliche Bodenerhebungen, und als ich das erstemal den schmalen Hof zwischen dem Hause und der Bergwand betrat, standen drei Frauen und zwei Mädchen am Eingange. Sie waren nicht wenig überrascht, daß ein Nasrani (Christ) ihre sonst von jedermann ängstlich gemiedenen Wohnungen aufsuchte. Konnte ich doch nie einen Touristen bewegen, mich nach diesem Hause zu begleiten, ja selbst ein amerikanischer Journalist prallte entsetzt vor mir zurück, als ich ihn darauf aufmerksam machte, für seine Zeitung eine detaillierte Schilderung dieses dürftigsten aller Hospize zu geben.

„Ich inspizierte zunächst die letzte Kammer des Hauses; denn hierher führte man mich, um desto wirksamer an mein Mitgefühl zu appelieren. In dem niedrigen rauchgeschwärzten Raume lagen auf schmutzigen Lumpen zwei Männer, denen jedenfalls der Tod sehr nahe war. Keiner der beiden vermochte aufzublicken, die Nase sowie die Nägel an den Fingern fehlten dem einen sowohl als dem andern, kein Glied konnten die Unglücklichen bewegen, und die Sprache ähnelte nur noch einem schwachen Röcheln. Neben den Lagerstätten standen Schüsseln mit erkaltetem Reis und Krüge mit Wasser.

„Hilfe und Heilmittel gegen diese Pest kennt die Wissenschaft bislang nicht. Arzneien, eine gewisse Diät, selbst die größte Reinlichkeit schaffen nur eine zeitweilige Linderung. Die Lepra verschont kein Geschlecht, kein Alter, und was das Furchtbarste, sie vererbt sich, geringe Ausnahmen abgerechnet, von Generation auf Generation, bis die Familie gänzlich ausgestorben ist. Wohl überspringt die Krankheit zuweilen ein Glied, der aussätzige Vater oder die aussätzige Mutter können Eltern völlig gesunder Kinder sein, die selbst bis zu ihrem Tode rein bleiben. Aber an den Enkeln zeigt sich das Gift sicherlich wieder. Sobald die ersten Spuren dieser gräßlichen Krankheit bei einer Person wahrgenommen werden, ist ihres Bleibens in der Gemeinde nicht mehr. Sind es Erwachsene, so verkaufen sie sofort ihren beweglichen oder unbeweglichen Besitz und gehen zumeist nach Jerusalem, seltener nach Ramleh oder Nablus (Sichem), wo kleinere Zufluchtsstätten bestehen.

„Kommen die Ausgestoßenen in Siloah an, so prüft sie zunächst der ‚Scheich', natürlich selbst ein ‚Unheilbarer', ob sie zur Aufnahme in die ‚Zunft' sich eignen. Den Eintritt erkaufen sie sich dann je nach ihren Vermögensverhältnissen mit 2 bis 10 Silber-Medjidie ($1.75—$8.75). Dafür erwerben sie folgende Berechtigungen. Zunächst einen Sitz an der Landstraße gegenüber der Wohnung des armenischen Patriarchen, weil dort die Fremdenpassage am lebhaftesten ist. Diesen Sitz darf ihnen niemand streitig machen. Sind sie noch jung und körperlich rüstig, so werden sie auch nach Ramleh und Jaffa gesandt, um die erste ‚Steuer', die häufig die beste ist, von den ankommenden Reisenden zu erheben. Vermögen ihre Glieder sie aber nicht mehr zu tragen, werden sie schwächer und schwächer und sozusagen geschäftsuntauglich, dann haben sie als ‚Eingekaufte' stets einen gewissen Anteil an der Gesamteinnahme der übrigen.

„Der ‚Scheich' pflegt nur in Ausnahmefällen zu ‚arbeiten'. Er gruppiert vielmehr die Seinen ganz zweckmäßig vor dem Jaffathore und wacht ängstlich darüber, daß nur Angehörige der Korporation sich einen Platz auswählen; Leprosen, die sich nicht eingekauft haben und vor dem Jaffathore betteln wollen, werden von ihren ‚zünftigen' Leidensgenossen so lange mit Schlägen traktiert, bis sie tot liegen bleiben.

„Zunächst erblickt der Reisende, sobald er der ‚hochgebauten Stadt' ansichtig wird, die weniger Kranken, die natürlich am meisten schreien müssen. Er giebt ihnen einen Bachschisch. Nunmehr gewahrt er erst die am gräßlichsten Verstümmelten. Diese heben ihre zerfressenen Glieder — Hände und Füße — solange es der Aufwand der spärlichen Kräfte erlaubt, unverhüllt empor, und meist fällt wieder ein Piaster in die aufgestellten Blecheimer.

„Beginnt die Zeit der Ernte, so hat der ‚Scheich' das Recht, die Seinen an einem gewissen Tage auf die Felder zu schicken. Was sie an Früchten an einem Nachmittag fortschleppen können, ist ihr Eigentum.

„Schließt sich ein Leprose der Zunft nicht an, dann muß er wohl in der Herberge bei Siloah von den anderen geduldet werden, aber sein Los ist ein unerträgliches. Man verleidet ihm den Aufenthalt in jeder Weise, man bestiehlt ihn, ja man läßt es selbst an den gröbsten Mißhandlungen nicht fehlen, bis gewöhnlich der doppelt Verfehmte in das deutsche und christliche Aussätzigenasyl flieht, das sich ebenfalls vor den Thoren der Stadt befindet. Dieses Haus ist eine Musteranstalt in jeder Beziehung, nur den Aussätzigen selbst gefällt sie nicht. Als sie vor einigen Jahren eröffnet wurde, waren Konsuln, Priester, Missionäre, Ärzte — aber keine Aussätzigen anwesend. In neuerer Zeit haben sich mehrere Unglückliche eingefunden.

„‚Es ist jedoch nicht nur einmal vorgekommen', sagte mir der Vorsteher dieses Instituts, ein Mitglied und Lehrer der Brüdergemeinde, ‚daß Leute, die Jahre hindurch von uns auf das Beste verpflegt worden sind, heimlich das Haus verlassen haben, um nie wieder zurückzukehren.'

„Den Gästen dieses Hospitals ist nämlich das Betteln auf das strengste verboten, sie müssen außerdem, so weit es ihre physischen Kräfte gestatten, leichte Garten- und Feldarbeiten verrichten, sich regelmäßig waschen und baden, und alles das behagt ihnen nicht.

„Die ‚Zölle', welche die Wegelagerer an der Jaffastraße erheben, sind gar nicht so geringfügig. Im April 1881 starb beispielsweise in Siloah ein fünfzigjähriger Mann, der in wenig Jahren von den erbettelten Beträgen 90 Silber-Medjidie ($75) sich erübrigt hatte. Und dabei hindert sie noch oft im Winter die Witterung, die Hütten zu verlassen. Beginnt die Regenperiode, schwellen die Bäche an, werden die Pfade unwegsam, dann verbietet sich von selber der Aufenthalt an der Landstraße. Man bleibt ‚unten' in Siloah, kocht Reis, Kaffee und spielt mit Würfeln um Einsätze, die oft aus halben und ganzen Piastern bestehen. Der Aufenthalt im Asyl bei Siloah ist für Europäer geradezu unmöglich, den Arabern mag er gar nicht so fürchterlich erscheinen. Luft und Licht haben nur durch eine niedrige Thür Zutritt, durch welche der Rauch ebenfalls seinen Abzug findet. Polster, Matratzen sind nirgends vorhanden, nur Lumpen, Stroh und Unrat starren uns entgegen, aber schließlich sieht es in den Hütten der Landbewohner in Palästina auch nicht besser aus.

„Lange währt ein solches Leben natürlich nicht. Vier, fünf Jahre nach Ausbruch der Krankheit schwinden die körperlichen und mit ihnen die geistigen Kräfte. Patienten, welche nach zehnjährigen Leiden sterben, sind Seltenheiten. Indessen ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß Männer und Frauen, die bis zum fünfzigsten Lebensjahre gesund ihrer Beschäftigung nachgehen konnten, dann doch noch von der heimtückischen Krankheit erfaßt werden. Bei weitem mehr sind wohl jene Kinder, Knaben sowohl als Mädchen, zu beklagen, die bereits in ihrem neunten und zehnten Jahre von der schrecklichen Krankheit ergriffen werden."

Die Kokospalme im Haushalte der Völker.

Von Friedrich Körner.

Die Palmen, deren es an 600 Arten geben mag, gehören nicht nur zu den nützlichsten und schönsten, sondern auch zu den ältesten Bäumen der Erde. Manche Steinkohlenlager bestehen vorzugsweise aus Palmen, welche damals in Gegenden wuchsen, die jetzt von Gletschern starren. Die Mühlsteine z. B. die man am Kyffhäuser bricht, sind versteinerte Palmen, unter denen Urelefanten und Urnashörner weideten. Da nun die Palmen den Tropen eigentümliche Pflanzen sind, so muß an unsern Polen vor langen Zeiten, vielleicht vor der Sintflut, als dort Palmen wuchsen, tropisches Klima geherrscht haben. Doch kann man noch eine andere Erklärung versuchen. Der Amazo-

sind diese mit Palmen bewachsen, so schwimmen sie als Riesenflöße davon, kommen ins Meer und durch dessen Strömungen als Treibholz nach fernen Inseln, wie z. B. die Riesenströme Sibiriens das Nadelholz vom Altai in Masse nach Nowaja Semlja, Jan Mayen, Spitzbergen und Island schaffen.

Obschon die Palmen nur aus Stamm und einem Büschel Blätter am Ende desselben bestehen, so sind sie doch sehr vielartig. Der Stamm ist bald dünn und schlank, bald kurz und dick, bald gerade, bald gekrümmt oder in der Mitte bauchig angeschwollen, und ebenso verschieden sind die Blätter an Farbe, Größe und Form. Die Bactrispalmen in der Amazonebene



Am Shenandoah



(Siehe Seite 48.)

in denen es von Kaimans und Riesenschlangen wimmelt, verwesen jedoch bald und liefern die schwarze Erde für Zuckerrohrplantagen. Bei manchen Palmen beginnt die Wurzelbildung oberhalb des Bodens, so daß der Stamm wie auf Stelzen oder Stützen steht, wie sich z. B. die über 100 Fuß hohe Iriartea am Amazonenstrome 10 Fuß über der Erde in 8—20 Wurzeln teilt.

Die Blätter der schopfartigen Krone sind verschieden gestellt, denn sie strahlen entweder schräg in spitzem Winkel aus, oder steigen gerade empor, oder bilden mit den sanft gebogenen Blättern eine Dachwölbung. Dabei erscheinen sie in allen Schattierungen von Grün, ja die Blätter der Fächerpalme haben auf der unteren Seite einen silberweißen Anflug und zuweilen ist die Mitte des Blattes pfauenschweifartig mit gelben und bläulichen Streifen geschmückt Diese Blätter sind am Rande noch verschiedenartig gefiedert und erreichen eine ungeheure Größe. Das Blatt der Schirmpalme mißt 20 Fuß, das der Sagopalme 27 Fuß Länge und das der Tolipotpalme auf Ceylon bedeckt 20 Menschen. Die Blüten sind zwar unscheinbar, erscheinen aber in großer Menge von 200,000—600,000 und vereinigen sich zu Rispen oder baumhohen Kolben, welche wie die Maiskolben in tutenartige Scheiden eingewickelt sind, in denen sich dann auch wohl weinartiger Saft ansammelt, den man abzapft, wie es auch bei Birken und Ahorn geschieht.

Sobald ein Reisender Palmen erblickt, weiß er, daß er sich in dem Tropengürtel befindet, weil die Palme viel Wärme verlangt, um zu gedeihen. Die schmalen Ringe der Koralleninseln der Südsee, die einige Fuß hoch aus dem Meere hervorragen, würden vom Seefahrer oft nicht bemerkt werden, wenn ihm nicht die hohen Kokospalmen deren Dasein anzeigten. In den tropischen Urwäldern bilden Palmen zuweilen große Waldstrecken, und wo sie vereinzelt vorkommen, ragen sie mit dem Blattwedel ihrer Krone hoch über die grüne Oberfläche des Blättermeeres wie Inseln empor. Manche dieser Palmenstämme sind unförmlich dick und aufgebaucht, andre nur fingerdick. Die kleine Zwergpalme, die in den Ländern des Mittelmeeres wächst, gleicht einem Baumstumpfe, wogegen die Kohl- und Wachspalme Brasiliens turmhoch (175—200 Fuß) werden, die Rotangpalme Ostindiens, die uns das spanische Rohr liefert, als Schlingpflanze 350—675 Fuß weit an den Bäumen emporklimmt oder Baumgruppen wie ein Seil umspinnt, indem sie sich mit rückwärts gekrümmten Stacheln an den Bäumen anheftet.

Eine Rinde fehlt den Palmen, weshalb manche Stämme glatt und wie poliert aussehen, andere erscheinen wie geringelt infolge der Blattnarben. Nur an der Krone trägt die zweig- und astlose Palme Blätter; wächst sie daher weiter, so fallen die alten Blätter ab und lassen Narben als Spuren zurück. Sind auch Blattstümpfe stehen geblieben, so kann man auf ihnen wie auf Treppen den Baum ersteigen; doch giebt es auch Palmen mit Stacheln am Stamme oder mit einem faserigen, schuppigen Überzuge desselben. Manche Palmenblätter werden schilfartig schmal und nach der Spitze zu grasartig gekräuselt. Die Früchte endlich sind gleichfalls sehr verschieden, die einen tragen Nüsse mit steinharter Schale von der Größe eines Kinderkopfs, andere Beeren oder kirschenartige Steinfruchte, oder tannenzapfenartige Früchte oder Trauben, die eiförmig, goldgelb und purpurrot aussehen wie ein Strauß von Äpfeln und Orangen. Dagegen sind Palmenwälder schattenarm und ohne Singvögel. Nur Papageienschwärme rasten kreischend auf ihnen, Affen klettern an den Stämmen auf und ab, Grillen und Heuschrecken zirpen.

Trotzdem beruht die Lebenserhaltung vieler Völker ganz oder zum großen Teil auf der Benutzung der Palmen. Der Bewohner der Wüsten nährt sich von der Frucht der Dattelpalme, die ihm Fleisch, Brot und Butter ersetzt; die Indianer am Orinoco leben von einer Fächerpalme, die Sagopalme spendet in dem Marke des hohlen Stammes auch dem Europäer das Sagomehl und zwar jeder gefällte Baum 3 Centner. Die rohrartigen Rotange liefern Stoff zu allerlei Flechtwerken, weshalb auch wir dieselben bei Anfertigung von Rohrstühlen, Korbwagen, Spazierstöcken u. s. w. benützen. Zucker, Öl, Wein, Wachs, Gemüse als Palmkohl, Schreibpapier, Faserstoff zu Kleidern und Matten, Stricken und Netzen spenden die Palmen, deren daher unsere Fabrikanten, Seifensieder und Parfümerieverfertiger nicht entbehren können. Engländer legten in Senegambien und Guinea Kolonien an, um sich den Bezug von Palmöl zu sichern. Palmblätter dienen als Dachbedeckung, als Sonnenschirm, als Papier und als Speise, selbst Blattrippen verwendet man als Nadeln, zu Fischreusen und Stöcken. Die ältesten religiösen Lieder ritzten Hindus und Javanesen auf Palmblätter ein, weshalb sie das Palmblatt noch immer heiliges Blatt nennen.

Als Beispiel des Einflusses, welchen die Palmen auf Thätigkeit und den Haushalt der Völker haben, behandeln wir die Kokospalme eingehender, welche man an allen Küsten und auf allen Inseln der Tropen, also in Brasilien, Afrika, Ostindien, den Sunda- und Südsee-Inseln findet. Denn wenn ihre Frucht ins Meer fällt, so schadet ihr das Salzwasser nichts, vielmehr erwächst aus ihr da wo sie an den Strand geworfen wird, ein neuer Baum. Man nennt die Kokospalme die Königin der Palmen, und da sie so vielfachen Nutzen gewährt, so läßt man sie nicht nur als Waldbaum wachsen, sondern pflegt sie auch in besonderen Kokosgärten. Ein großer Teil der Küstenwälder Brasiliens besteht aus Kokospalmen, und Kokoswaldungen bedecken viele Tagereisen weit und einige Meilen breit die Nordküste Ceylons, ja diese Waldung setzt sich an Vorderindiens Westküste über Bombay bis Surata fort, so daß Dörfer, Flecken und große Städte, z. B. Bombay, Calicut, Goa in einem Palmenwalde zerstreut liegen, was ihnen ein malerisches Aussehen verleiht.

Dieses Ceylon, der Garten Indiens genannt, hat im Norden Ebenen, im Süden Gebirge mit malerischen Bergzügen und fruchtbaren Thälern, ist zum Teil bedeckt von Urwäldern, zum Teil von Zimt-, Kaffee-, Indigogärten, prangt stets in frischem Grün, birgt in seinen Wäldern Elefanten und Nashörner, Löwen und Tiger, im Sande der Flüsse Edelsteine, auf Felsbänken des seichten Meeres Perlmuscheln, und seine eichenartigen Tekbäume spenden den Engländern treffliches Schiffbauholz, welches dem Seewasser lange widersteht. Malerisch sind die Gärten auf dieser Insel, so daß man von der Veranda aus, welche hier keinem Hause fehlt, in eine farbenbunte Landschaft hinausblickt, umweht vom Wohlgeruch der Blumen und Blüten. Hecken von rot und gelb blühendem Hibiscus umzäunen den Garten in welchem riesige Bananen, Papay, Brotfruchtbäume und Kokospalmen stehen. Breite, ausgezackte, glänzende Blätter und grüngelbe, kugelrunde, centnerschwere Früchte kennzeichnen den Brotfruchtbaum, wogegen der Papay am Wipfel seine Blätterkrone wie einen Sonnenschirm über die Trauben seiner melonenartigen Früchte ausbreitet; die rohrartigen Pisangbäume mit Blättern von 10 Fuß Länge tragen an jeder Blattachsel des fußdicken Stammes Trauben von grünen und gelben Früchten und turmhohe Kokospalmen wiegen ihren Blätterwedel im Windhauche sanft hin und her. Farbenprangende Schmetterlinge und Vögel flattern unter diesen Bäumen hin, und nachts ziehen Schwärme von Leuchtkäfern wie Lichtfunken durch den tiefen Baumschatten. Das wertvollste Gewächs der Insel bleibt die schöngeformte Kokospalme, welche man daher sorgsam in Gärten zieht, weil sie den Menschen tränkt, nährt, kleidet und Stoff zu Haus und Hausgerät liefert. Bei der Geburt eines Kindes pflegt der Vater daher einige Kokosbäume zu pflanzen, welche er den

Kindern als Erbe und Mitgift übergiebt. Denn diese 75—100 Fuß hohe Palme, von denen sechs eine Familie ernähren, liefert 70—90 Jahre lang einen Monat um den andern Früchte, trägt vom fünften Jahre an und hat stets Blüten, halb- und ganzreife Früchte zu gleicher Zeit. Man sammelt deren jährlich 30—200, und ein Morgen Kokospalmen liefert jährlich 14½ Tonnen (zu 20 Centnern) Früchte in zwei Ernten und dazu noch 7 Tonnen Blätter, wächst genügsam auf gelbem Sandboden und bedarf keines Düngers.

Ein Kokospalmen Wald gehört zu den großartigsten Landschaftsbildern, die es geben kann. Da steht unabsehbar Baumsäule neben Baumsäule wie eine unermeßliche säulenreiche Tempelhalle, bedeckt vom grünen Dach sanftgeschwungener Blätter, deren Kronen, stets vom See- oder Landwinde bewegt, hin und her schaukeln, sich heben und senken wie ein wellenbewegtes Blättermeer. Durch diese auf und ab wogenden Kronen fällt hier und da das Licht in hellen Streifen, beleuchtet einzelne Stämme und Sträucher, so daß in dem Helldunkel des Waldes überraschende Fernsichten und Farbenspiele entstehen, wie sie ein Maler nicht sinniger erschaffen könnte.

Schlank und zierlich steigt der schwärzliche Stamm der Kokospalme empor, der unten etwa 28 Zoll Durchmesser hat und sich oben bis zu 14 Zoll verjüngt, dabei krümmt er sich stets ein wenig und bedeckt sich mit Blattnarben, deren Hervorragungen man beim Ersteigen als Treppen oder Leitersprossen benutzen kann, um zur Krone von 10—28 Blättern zu gelangen, welche gewölbartig einen Raum von 110 Fuß beschatten. Jedes junge Blatt wächst kerzengrade, die älteren strecken sich dicht aneinander gereiht wagerecht aus In jedem Monat fällt ein altes Blatt ab und entsteht ein neues, welches in drei Monaten ausgewachsen und 14—18 Fuß lang ist. Diese graugrünen Blätter setzen an der starken Mittelrippe Fiederblätter von 1½ Fuß Länge an, und am Grunde des Blattkreises kommen rings um den Stamm dunkelgrüne, dickhäutige Blütenscheiden von mehreren Fuß Länge hervor, welche nach drei Monaten aufplatzen und eine traubenartige Rispe mit 20—30 Fuß langen Ästen aufsprießen lassen, an denen die wohlriechenden gelblichen und grünlichen Blüten sitzen. Die Kokosnuß erreicht die Größe eines Kinderkopfs, steckt in einer rötlichen oder grünlichen Fleischhülle von schwammigen Fasern, unter welcher sich die steinharte braune oder schwarze Schale der Nuß befindet, die am unteren dicken Ende drei Löcher hat. Anfangs enthält die Nuß einen milchigen, säuerlich süßen Saft, den man als erfrischende Kokosmilch genießt. Später wird der Saft nach und nach zu hornartigem Kerne, den man als Nahrungsstoff benützt. Wenn ein Sturm die Palmen heftig bewegt und die schweren Nüsse trotz ihres zähen Stieles abreißt, ist es lebensgefährlich, in einem Kokoswalde zu wandern. Dennoch behauptet man mit Recht, daß die Kokospalme der Landschaft Schmuck und Erhabenheit verleiht, des Wanderes Wonne und Labsal ist; und da sie kein Unterholz duldet, in ihrem Schatten kaum ein anderes Gewächs fortkommt, so fehlt im Kokoswalde aller Verwesungsgeruch. Der 125 Meilen lange und einige Meilen breite Kokoswald Ceylons mit seinen 11 Millionen Palmen brachte der holländischen Regierung ungeheure Massen von Kokosöl, jährlich 6000 Faß destillierten Arak und 3 Millionen Pfund Fasern zu Tauwerk. Alle Hütten der Südseebewohner und Südindiens liegen unter Kokospalmen, von denen sechs ihnen ein Getreidefeld ersetzen. Der Hindu erachtet das Umhauen einer Kokospalme gleich einem Morde. So dankbar schätzt er den wohlthätigen Baum, von dem er 99 Nützlichkeiten aufzuzählen weiß und den er in Liedern als der Götter Gabe preist

Den Stamm der Kokospalme benützt man als Maste, Balken und Pfosten, um das grüne Dach der Hütten zu tragen, den Stoff zu Rudern, Keulen und Speeren. Die weit ausgreifenden Wurzeln werden zu Körben und Flechtwänden gedreht oder als Heilmittel verwendet bei Fiebern, und mit den Spänen des Holzes färbt man Tücher schwarz, weil sie Gerbstoff enthalten. Junge Palmen werden gern von Elefanten verspeist, wogegen die Menschen aus den jungen, markreichen Trieben das wohlschmeckende Gemüse des Palmkohls oder Palmhirns bereiten, indem sie das Herz der Blattkrone oder die Gipfelknospe, die an 20 Pfund schwer ist, ausschneiden, worauf allerdings der Baum abstirbt. Solche Leckerei dürfen sich daher nur Reiche zu Zeiten erlauben. Will man das Dach mit einer Decke versehen, so legt man Palmblätter Lage bei Lage auf das Gerüste des Hausbaues. Außerdem benutzt man die feingefiederten Blätter als Sonnenschirme, zu Hüten und Flechtwerk, Blattstiele und Blattfasern zu Tragholz, Rudern, Stäben, Dachsparren, Tabaksröhren, Stöcken, Körben, Teppichen, Bürsten, Schuhsohlen, Besen, Fischreusen, Netzen, zum Einzäunen der Äcker, zu Matten, Stricken und hängemattenartigen Wiegen. Ganz junge Fiederblättchen vertreten die Stelle des Papiers, indem man mit einem Griffel von Bambusrohr darauf schreibt, oder man verbraucht sie als Laternenglas oder als Elefantenfutter. Dagegen dreht man dürre Blätter zu Fackeln zusammen, welche ein glänzendes, funkensprühendes Licht verbreiten. Mit Palmblättern verziert man bei Hochzeiten und Festlichkeiten die Thür, neben Geschenke legt man Palmblätter als Friedenszeichen, und nimmt ein Krieger sie in die Hand, so deutet er das Ende des Krieges an. Selbst die Fasern der Blattwurzeln müssen Dienste leisten, da man aus ihnen Packleinwand und Kinderwiegen geschickt zu flechten versteht.

Blüte und Frucht versorgen den Eingeborenen mit Trank, Speise, Hausgerät und Flechtwerk aller Art. Macht man in den Stamm Einschnitte, so fließt der Saft, Toddy genannt, als kühlendes Getränk ab; schneidet man dagegen die Spitze des noch jungen Kolbens ab und bindet ihn zusammen, daß er nicht aufklafft, so tröpfelt fünf Tage lang Saft in die Scheide, den man in Bambusgefäßen sammelt, weil er außerordentlich erfrischt. Läßt man ihn gähren, so liefert er den kostbaren Palmwein, Suri oder Syra, welcher wie Champagner berauscht, und der, wenn er richtig behandelt wird, sich in vortrefflichen Essig verwandelt; oder man destilliert aus ihm den köstlichen Arak, der einen Ausfuhrartikel bildet. Kocht und dickt man den Saft ein, so gewinnt man den Jagra- oder Jagoryzucker, von welchem jeder Baum 100 Pfund jährlich liefert, und welcher in ganz Indien verbraucht wird, da ein Raum mit Kokospalmen bepflanzt zweimal so viel Zucker liefert als der mit Zuckerrohr.

Die faserige Rinde ist anfangs weich und eßbar, denn sie schmeckt süß wie Artischocken, aus ihren trocknen, zähen, braunroten Fasern, die zunächst den Steinkern der Frucht umspinnen, macht man starkes elastisches Tauwerk, Decken, Bürsten, Kleiderstoffe, Panzer u. dgl. Denn sie sind so haltbar wie Hanf, dabei elastisch und wegen ihrer Nachgiebigkeit eine Wohlthat für die Seefahrer des stürmischen indischen und stillen Ozeans. Auch die steinharte, polierbare Schale des Kerns verarbeitet man zu allerlei Schmucksachen, Stockknöpfen, Pfeifenspitzen u. s. w. In Indien und China dient sie als Gefäß, welches man mit Gold und Silber verziert, wogegen sie für die Südsee-Insulaner das einzige Trinkgefäß ist. Über brennenden Hülsen der Kokosnußschale bereitet der Hindu und Malaie sein Mahl aus Reis und Kokosöl, benutzt dabei eine Blattrippe des Baumes als Löffel, schnitzt aus der Schale Schüssel, Löffel, Gabeln, Krüge, Kannen, Salzfaß und Sparbüchse. Nach Kastagnetten aus Kokosschalen tanzt er, mit Kokosöl reibt er die Kranken ein, mit Kokoszucker versüßt er sich den Kaffee, in

blüten hängt er als Segen bringende Gaben über der Wiege und über dem Grabe auf.

Kokosmilch ersetzt den Bewohnern der Koralleninseln das fehlende Quellwasser und die Milch, in Indien vermischt man sie mit Reis, um Arak zu bereiten. Erhärtet die Milch zu einem weißen, harten, wie Mandeln schmeckenden Kern von der Größe eines Straußeneis, so ist er nahrhafte Speise, aber wegen des fetten Öles schwer verdaulich. Gekocht liefert er die Lieblingsnahrung, da man aus ihm sehr verschiedene Gerichte bereiten kann. Durch Kochen und Pressen gewinnt man aus ihm aber auch das viel begehrte Kokosnußol, fälschlich Palmöl genannt, welches wie Butter schmeckt, gelblich aussieht und zum Kuchenbacken, als Brennöl, als Heilmittel und zum Bestreichen der Haut dient. Europaer pressen aus 420 Pfund Kerne 240 Pfund Öl, um Kerzen und Seife daraus zu benutzen und den Rückstand als Viehfutter und Dungmittel zu verwenden.

Kaum giebt es auf Erden ein Gewachs, welches bis auf jedes Teilchen so vielfach verwendbar wäre! Daher hat jeder Singhalese (Bewohner Ceylons) seinen Kokosgarten, wie wir etwa Obst- und Gemüsegarten, welchen eine Hecke von Waldbäumen und Gebüsch umzäunt, als Schutz gegen Tiere. Im Kokosgarten spielt sich das einförmige Tagewerk der Arbeiter ab. Die Luft steht still und rastet auf den Baumwipfeln, auf welche ein tiefblauer Himmel freundlich niederblickt. Die Käfer sitzen matt unter den Buschen, die Ameisen rasten, und Stille herrscht unter der Säulenhalle der Kokospalmen, die wie Soldaten in Reihe und Glied stehen. Da hängen unter dem Schatten der breiten Blätter große goldgelbe Fruchte, daruber kleinere grune und über diesen noch kleinere wie Puppenkopfchen. Dazwischen steigen zwei schneeweiße federartige Blumen über den Fruchtbüscheln empor, die wie polierter Marmor glänzen und grell vom Dunkelgrün der Blatter und vom Tiefblau des Himmels abstechen, in welchen sie hineinzusteigen scheinen. Siehe da schreitet ein halbnackter Singhalise spähend unter den Bäumen dahin, am Gürtel tote Eichhörnchen tragend. Nun erraten wir sein Geschäft. Er schießt diese Tiere, welche die Blütenknospen zernagen, und tragt seine Beute mit sich herum. Drunten am Ende des Gartens sind Arbeiter mit Jaten beschäftigt, denn man duldet keine wilden Pflanzen unter den Palmen, sondern nur Gras, Mais oder Bataten. An jener Ecke des Gartens klettern Knaben an den Baumen umher, um den schwarzen Kokoskafer aus dem Stamme auszuschneiden, oder den langen fingerdicken Wurm zu töten, der sich in die Wurzeln kranker Bäume einbohrt, worauf sie die Schnittwunde mit Lehm verschmieren. Andere Arbeiter machen Fackeln zurecht, um mit ihnen die etwa eindringenden Elefanten zu vertreiben, oder sind beschäftigt naschhafte Affen von den Bäumen zu schießen, oder den Wild- und Stachelschweinen Fallen zu stellen, weil alle diese Gaste dem Kokosgarten, den man Tape nennt, Schaden zufügen.

Kommt die Zeit der Ernte, so muß alles zugreifen, was Hände hat. Zunächst klettern Knaben auf die Bäume, um die reifen Früchte auszusuchen, sie vom Stiele zu drehen und herabfallen zu lassen, damit andere Knaben sie auflesen, je zwei der 14—20 Pfund schweren Früchte zusammenbinden, sie über die Schulter hängen und nach dem Wege tragen, wo sie der Aufseher zählt, in den Ochsenkarren wirft und nach dem Schuppen fahren laßt. Dieser besteht aus mehreren gleich großen Abteilungen, von denen jede eine gleiche Anzahl von Nüssen erhält. Dort sitzen die Arbeiter auf einem Platze, um zunächst die Schale von der Nuß zu lösen, jene in Wasserlöcher und Gräben zu werfen, wo sie vierzehn Tage liegen, worauf man sie klopft, damit sich die Fasern der Schale von der stinkenden Hulse lösen. Hierauf trocknet man die Fasern auf sandigem Boden an der Sonne, bringt sie nach der Farbe in Sorten und verkauft sie an den Seiler, der daraus Stricke und Netze macht. Auch die Früchte werden nun verkauft, wenn man sie als Speise verwenden oder Öl aus ihnen pressen will.

Um sie jedoch verkäuflich zu machen, muß man die Nuß öffnen und den Kern trocknen. Zu diesem Zwecke sitzen die Arbeiter mit untergeschlagenen Beinen unter einem langen Schuppen zwischen Haufen von Kokosnussen, ergreifen eine Nuß nach der andern, spalten sie mit einem Hackmesser auf einen Hieb in zwei Teile, welche nun von Knaben den Frauen zugetragen werden, die auf einem Platze diese Hälften der Reihe nach so aufstellen, daß der Kern nach oben gerichtet ist. Der Sonnenschein trocknet denselben in zwei Tagen, worauf man ihn aus der Schale nimmt, alle Kerne nochmals zwei Tage lang der Sonne aussetzt, damit sie vollkommen austrocknen und spröde werden. Nun bringt man sie in die Ölmühle, die von Büffeln in Bewegung gesetzt wird, oder in die Dampfmühle, um mittelst graniter Muhlsteine und hydraulischer Pressen das Öl aus den Kernen herauszuquetschen, den Abfall als Ölkuchen den Rindern und dem Federvieh zu reichen oder ihn faulen zu lassen, damit er die Palmbäume düngt.

Weil die Singhalesen sehr faul sind und die Hitze allerdings schlaff macht, so müssen die Aufseher auf einem Klepper, den Sonnenschirm in der Hand, Tag und Nacht umherreiten und gelegentlich auch das Wild verscheuchen, weshalb sie sich auch am erquickenden Toddy erfrischen oder am Arak kräftigen, um solche Amtritte auszuhalten.

Aus der Welt der Wohlgerüche.

Nach **Th. Winkler**.

Wenn wir von einer „Welt der Wohlgerüche“ sprechen, so ist das keine bloße Phrase. In der That bilden heutzutage die Parfumerien eine der weitschichtigsten Warenklassen des gesamten Handels, und schwer zu zählen sind alle die Fabrikate, welche zur Ergötzung des menschlichen Geruchsinnes auf den Markt gebracht werden. Das war ehedem anders. Nicht, daß man in fruheren Zeiten den Wohlgeruch nicht geliebt und gesucht hätte, denn der stand bereits im Altertum hoch im Ansehen, namentlich in den von Kulturvölkern bewohnten wärmeren Landern, und die Reichen verwendeten dafür erkleckliche Summen; aber es gab nur eine sehr geringe Anzahl von Riechstoffen, welche sich einer besonderen Beliebtheit erfreuten, und der Preis derselben war ein so hoher, daß sich nur die Vornehmsten und Begütertsten diesen Genuß verschaffen konnten.

Die zwei ältesten der Parfüms sind uns schon aus der biblischen Geschichte bekannt: Weihrauch und Myrrhen. Was den erstgenannten betrifft, so war merkwürdigerweise der Baum, aus dessen Rinde dieses köstliche, lieblich duftende Harz quillt, im ganzen Mittelalter und noch eine lange Zeit daruber hinaus in Europa nicht bekannt. Und doch spielte der Weihrauch Jahrhunderte hindurch eine so bedeutende Rolle. Phönizier und Ägypter bezogen ihn als eine der größten Kostbarkeiten aus Arabien; Plutarch erzählt, daß Alexander der Große nach der Einnahme von Gaza für 500 Talente Weihrauch und für 100 Talente Myrrhen nach Makedonien sandte, und nach Herodot zahlten die Araber einen jährlichen Tribut von 100 Talenten Weihrauch an Darius. Was das zu bedeuten hat, kann man ermessen, wenn man weiß, daß im Altertume ein Talent rund etwa 1200 Dollars nach unserem Gelde betrug. Auch bei den Griechen wurde der Weihrauch sehr geschätzt und

namentlich in den Tempeln zum Räuchern benutzt; noch zu den Zeiten Konstantins des Großen war dieser Artikel so kostbar, daß er unter den Geschenken erwähnt wird, welche der genannte Kaiser der Kirche machte. Heute ist die Herkunft des Weihrauchs längst kein Geheimnis mehr. Man weiß, daß es der milchartige Saft des indischen Salaibaumes ist, der, durch Einschnitte in den Stamm gewonnen, sich zu einer hellgelben harzähnlichen Masse verhärtet, welche boswellia serata genannt wird. Die Ware kommt teils von der südlich von Abessynien liegenden ostafrikanischen Küstenstrecke, über das Rote Meer und Ägypten, teils aus Ostindien nach Europa. Noch gegenwärtig wird ziemlich viel Weihrauch verbraucht, namentlich zur Räucherung in den katholischen Kirchen; im Jahre 1872 z. B. kamen über Bombay, einen der Hauptbezugsorte, nicht weniger als 25,000 Centner in den Handel. Ähnlich verhält es sich mit der Myrrhe, dem balsamisch duftenden, bitter-gewürzhaften Harz eines 1829 von Ehrenberg entdeckten Strauches oder Baumes, welcher bis in dieses Jahrhundert den Gelehrten gleichfalls unbekannt war, des Balsamodendron Myrrha in Arabien und Äthiopien. Aus seiner braunen Rinde träufelt das Gummiharz, das zuerst ölig und blaßgelb ist, dann butterig und goldgelb, zuletzt aber rotbraun wird. Es galt seit den ältesten Zeiten als eine der kostbarsten Spezereien und fand Verwendung zum heiligen Salböl, zur Parfümierung der Kleider, zum Räuchern, zum Einbalsamieren der Leichname, sowie zur Verstärkung des Trankes, der nach jüdischer Sitte den Missethätern vor Vollstreckung des Todesurteils behufs Betäubung gereicht wurde. Gegenwärtig wird die Myrrhe, die man früher direkt aus Arabien nach Europa brachte, meist aus Ostindien über England bezogen, da arabische Kaufleute sie nach Bombay bringen, um dort englische Waren dafür einzutauschen.

Was der Parfümerie-Erzeugung in unserer Zeit eine so außerordentliche Vielgestaltigkeit verliehen hat, das ist vor allem der ungeheure Aufschwung, welchen die Chemie in den letzten Jahrzehnten genommen hat. In früherer Zeit verstand man nur die von der Natur gebotenen einfachen Riechstoffe mangelhaft auszunützen, jetzt aber hat man die Zahl derselben nicht allein durch Herbeiziehung neuer ausländischer Produkte bedeutend vermehrt, sondern man hat auch gelernt dieselben durch künstliche Mischungen zu vervielfältigen, sie aus ihren in der Natur vorkommenden Verbindungen abzuscheiden und einzeln darzustellen, ja die chemische Technik ist in unseren Tagen soweit vorgeschritten, daß sie Wohlgerüche aus Stoffen darzustellen weiß, deren Verwendung für diesen Zweck früher fabelhaft erschienen wäre, z. B. aus Steinkohlentheer, ranziger Butter und tierischem Harn.

Die uns vorwiegend zusagenden natürlichen Parfüms rühren fast sämtlich direkt oder indirekt aus dem Pflanzenreich her. Der eigentliche Herd des Wohlgeruches in einer Blume sind aber die ätherischen Öle, die aufs feinste verteilt in ihrem Safte enthalten sind, und die Gewinnung dieser flüchtigen Riechstoffe bildet das Hauptfundament der Parfümeriefabrikation. Vorzüglich sind es sechs Blumen, welche die Quelle der modernen Parfüms ausmachen: der Jasmin, die Rose, die Orange und der ihr verwandte Citrus, die Tuberose, die Cassia und das Veilchen.

Aus tierischen Stoffen stammen nur drei, jetzt wenig mehr gebrauchte Parfüms, nämlich Ambra, Zibeth und Moschus. Das erstgenannte ist ein eigentümliches, immer seltener gefundenes und daher im Preise steigendes Naturprodukt, über dessen Ursprung man lange nur auf Vermutungen angewiesen war. Die leichte wachsartige Masse findet sich in den Meeren der heißen Zone, namentlich den west- und ostindischen, wo sie auf dem Wasser schwimmend, oder ans Land gespült angetroffen eines eigentümlichen, ganz geruchlosen Fettes und nur 2 Prozent der balsamischen Masse, welche ihr den eigentlichen Wert giebt. Der Geruch derselben, der sich namentlich in der Wärme entwickelt, ist in der Masse nicht sehr angenehm, wird jedoch in verdünntem Zustande lieblich, aber auch dann ist er noch ungemein festhaftend, und ein damit parfümiertes Taschentuch verliert ihn selbst durch das Waschen nicht. Am beliebtesten ist die Ambra bei den Franzosen und bei den Orientalen; letztere verwenden sie sogar zur Erhöhung des Tabaksgenusses, indem sie kleine Kügelchen davon auf die brennende Pfeife legen. Ebenso, jedoch nur in noch bedeutenderer Verdünnung, verwendbar ist das aus dem Drüsenbeutel der **Zibethkatze** gewonnene Parfüm, das ursprünglich ein weißer Schaum ist und sich später zu einer bräunlichen Fettsubstanz verdickt. Früher in Europa vielbegehrt, ist das Zibethparfüm in neuerer Zeit fast ganz aus der Mode gekommen, genießt dagegen noch bei Afrikanern und Asiaten volle Geltung. Der **Moschus** endlich, den man von dem männlichen Moschustiere gewinnt, welches ihn in einem Beutelchen des Unterleibes absondert, übertrifft fast noch den Zibeth an Schärfe des Geruchs und kann daher ebenfalls nur in ganz geringen Quantitäten zu Parfümeriezwecken verwendet werden. Die Beharrlichkeit dieses Geruches ist so stark, daß Moschus innerlich als Medizin genommen, durch die Poren der Haut wieder herausdringt und den Patienten in eine penetrante Moschusatmosphäre hüllt. Wird die Substanz lange unter Verschluß gehalten, so verschwindet der Geruch fast ganz, tritt aber in Berührung mit der Luft sofort wieder stärker hervor. Die vornehme Welt hat sich daher von dem Moschus abgewendet, zumal da er nervöse Personen oft geradezu widerlich berührt, und nur die Chinesen machen einen ausgedehnten Gebrauch davon.

Ein in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenes Parfüm, das im Grunde etwas an Moschus erinnert und doch auch wieder eigentümlich und wie aus verschiedenen Gerüchen zusammengesetzt erscheint, ist unter dem Namen **Patschuli** bekannt. Vielen Personen ist dasselbe bei einiger Konzentration unerträglich, aber ebensoviele berührt es höchst angenehm; namentlich ist es in Ostasien und bei den Arabern sehr beliebt, bei letzteren besonders auch deshalb, weil sie glauben, daß es vor ansteckenden Krankheiten schütze und zur Verlängerung des Lebens beitrage. Woher man das Patschuli gewinne, woraus es bestehe, war lange ein Geheimnis, um dessen Enthüllung man sich um so eifriger bemühte, als es den charakteristischen Duft für die echten indischen Shawls wie für die echte chinesische Tusche bildete. Namentlich die französischen Shawlfabrikanten boten alles auf die Quelle des eigentümlichen Parfüms auszukundschaften, um dadurch für ihre Waren höhere Preise erzielen zu können. Endlich lernte man 1844 das Kraut kennen, aus dessen Blättern das Patschuli bereitet wird; es ist eine Pflanze, welche als gemeines Unkraut in Ostindien und auf den dazu gehörigen Inseln wächst und mit seinem botanischen Namen Plectranthus graveolens oder auch Pogostemon heißt. Wegen seines penetranten Geruchs, welcher andere Waren schädigt, wird es übrigens ungern von den Schiffen in Ladung genommen und ist daher ziemlich teuer.

Die Verfahrungsweise bei der Gewinnung der flüchtigen Riechstoffe ist verschieden. In einzelnen Fällen lassen sich die ätherischen Öle auf mechanischem Wege durch einfaches Auspressen gewinnen, so bei Citronen und anderen Südfrüchten, oder man wendet die Methode der Destillation an; weil aber die zarteren Gerüche dabei sehr verlieren, so schlägt man meist ein anderes Verfahren ein, wobei die ätherischen Öle sofort an Fett gebunden werden. Dies gilt namentlich von der Duftgewinnung aus wohlriechenden Blüten. Werden diese in frischem

ätherischen Öle gehen auf das Fett über und verleihen demselben den gewünschten Wohlgeruch. Aus dem Fett läßt sich dann dieser „Blumengeist“ mittelst Alkohols ausscheiden und für sich gewinnen; gewöhnlich wendet man aber die fette Auflösung selbst zur Bereitung von Pomaden ꝛc. an.

Ganz besonders ist es Frankreich und hier vornemlich die Gegend von Nizza, Cannes und Grasse, wo die Industrie der Wohlgerüche in großartigstem Maße betrieben wird. Orangen und Akazien, Rosen, Jasmin, Veilchen, Tuberosen und andere Duftpflanzen werden dort auf großen Landstrecken in Hunderttausenden von Exemplaren lediglich zu diesem Zwecke gezogen. So nimmt beispielsweise um Nizza der Anbau der Veilchen allein viele Tausend Acker in Anspruch. Nach einer Aufstellung, welche Dr Hirzel in seiner „Toilettenchemie“ giebt, verbraucht ein einziger Parfümeriefabrikant, Herr Hermann zu Cannes, jährlich 140,000 Pfund Orangenblüten, 12,000 Pfund Akazienblüten, 140,000 Pfund Rosenblätter, 32,000 Pfund Jasminblüten, 20,000 Pfund Veilchen, 8000 Pfund Tuberosen und entsprechend große Quantitäten von spanischem Flieder, Rosmarin, Münze, Limonen, Citronen, Thymian und zahlreichen anderen wohlriechenden Pflanzen. Im ganzen erzeugen Nizza und Cannes zusammen etwa 50,000 Pfund Veilchen, welche Blume gerade dort am besten gedeiht: Nizza allein an 40,000 Pfund Orangenblüten, mit den umliegenden Dörfern zusammen aber weit mehr als das doppelte. Akazienblüten werden vorzüglich in Cannes gewonnen, wo sie am besten geraten und wo der Ertrag jährlich das Quantum von circa 35,000 Pfund erreicht. Derselbe Ort baut auch die meisten Rosen, Jasmin und Tuberosen. Von welcher Bedeutung dieser Handelsartikel ist, kann man daraus entnehmen, daß die Gesamtproduktion von Grasse und Cannes an Parfümerien sich jährlich auf gegen 300,000 Pfund fertige Pomaden und wohlriechende Öle beläuft, daß außerdem aber dort noch an 500 Pfund reines Neroliöl, 900 Pfund reines Petitgrainöl, 8000 Pfund Lavendelöl, 2000 Pfund Thymianöl u. a. m. dargestellt werden. Man sieht, wie viel dazu gehört, um den Bedürfnissen des duftliebenden Menschen einigermaßen Genüge zu thun. Und in wie großem Maße die Pflanzenwelt dabei in Mitleidenschaft gezogen wird, kann man danach ermessen, daß, um je 2000 Pfund Blüten zu erzeugen, mindestens 30,000 Jasminpflanzen, 5000 Rosensträucher, 100 Orangenbäume, 800 Geraniumpflanzen und 70,000 Tuberosenwurzeln gebraucht werden. Den meisten Raum beanspruchen im Verhältnis die Veilchen, darnach die Orangenbäume, Rose und Jasmin dagegen begnügen sich mit 1/3, Tuberosen mit 1/5 der Bodenfläche von jenen.

In welch' verschiedenartigen Formen die moderne Welt sich diese künstlich gewonnenen Wohlgerüche zuführen läßt, ist bekannt. Da giebt es Pomaden, Salben, Haaröle, Waschwasser, parfümierte Seifen, Riechkissen, Riechpapiere, parfümierte Stärke, Räucheressenzen, Räucherkerzen, Räucherbalsam, wohlriechende Wasser und Essenzen u. dgl. m.

Die Pomaden, ehedem stark in Aufnahme, sind in neuerer Zeit mehr in den Hintergrund gedrängt worden, wie denn überhaupt die allbeherrschende Mode auch auf diesem Gebiete ihren wechselvollen Einfluß geltend macht, wofür das Wort „Pomade“ selbst als Beispiel dienen kann. Es war nämlich in früherer Zeit einmal der Geruch fauler Äpfel beliebt, und um sich damit zu parfümieren, rieb man in Fäulnis übergegangene Äpfel, die man mit Gewürznelken, Zimmet ꝛc. gespickt hatte, mit Fett zusammen und salbte mit der so gewonnenen Masse das Haar. Daraus entstand der Name Pomade.*)

Wie die Rose ihren Rang als „Königin der Blumen“ unbestritten behauptet, so darf auch das aus ihr gewonnene Öl noch immer als das feinste, stärkste und kostbarste gelten. Es läßt sich nur in wärmeren Ländern gewinnen, wo die Rosen ihre Heimat haben, während die bei uns gezogenen infolge ihrer Ölarmut nur wohlriechendes Wasser geben. Zu uns kommt das Rosenöl meist aus der Türkei, es wird aber auch in Persien, Ägypten, Tripolis ꝛc. hergestellt. In Ostindien ist Ghazipur, in der Präsidentschaft Agra, der Hauptplatz für Rosenzucht und Ölbereitung. Man läßt die Rosenbüsche nicht hoch wachsen, sondern zieht sie niedrig am Boden. Die am frühen Morgen gesammelten, noch nicht völlig entfalteten Blüten werden entblättert, mit Wasser in kupferne Blasen gebracht und der Destillation unterworfen. Am folgenden Morgen findet man dann auf der Oberfläche das Öl in Gestalt eines feinen, dünnen Häutchens, das sorgfältig abgenommen wird, während die zurückbleibende Flüssigkeit das ebenfalls geschätzte Rosenwasser giebt. Die Ausbeute an Öl ist aber eine so geringe, daß aus 20,000 der Destillation unterworfenen Rosen besten Falles ein Quantum von nur einem Rupiengewicht gewonnen wird, man kann also annehmen, daß durchschnittlich 2000 Rosen einen Tropfen dieses köstlichen Öles geben. Im echten Zustande ist es hellgelb und von intensivem Rosengeruch, es wird jedoch so vielfach gefälscht, daß es fast nie rein in den Handel kommt; das Öl, welches man gewöhnlich unter dem Namen verkauft, ist mit Geraniumöl oder auch Sandelholzöl versetzt. Übrigens ist es unverdünnt auch so stark von Geruch, daß es nicht angenehm genannt werden kann und erst in bedeutender Verdünnung gewinnt es seine Lieblichkeit

Die Kunst des Parfümeurs besteht gegenwärtig hauptsächlich in der Komposition, in der geschickten Mischung der verschiedenen Riechsubstanzen, so daß sich dieselben zu einem harmonischen und wohlgefälligen Ganzen vereinen. Eine Menge wohlriechende Wasser und Essenzen, welche im Handel kursieren, zeugen von den mehr oder minder glücklichen Anstrengungen der Fabrikanten in genannter Richtung. Berühmt in dieser Branche ist das sogenannte Ess-bouquet der Engländer und die (übrigens ganz willkürlich so bezeichnete) Eau de mille fleurs (Tausendblumen-Wasser) der Franzosen; den größten Weltruf von allen erlangte das kölnische Wasser (Eau de Cologne). Das Geschäft, welches mit diesem Artikel seit nunmehr 150 Jahren nach allen Gegenden der Welt gemacht wird, hat eine ungeheure Ausdehnung gewonnen und läßt es nur zu erklärlich erscheinen, daß nicht allein zahlreiche Nachahmer aufgetreten sind, sondern daß auch am Fabrikationsorte Köln selbst sich eine ganze Reihe von Fabrikanten desselben den Rang streitig zu machen sucht. Der erste derselben, und wahrscheinlich zugleich der Erfinder des kölnischen Wassers war Johann Maria Farina, ein Italiener, welcher sich 1709 in Köln niederließ und mit Kurzwaren, Kunstsachen und Parfümerien handelte. Keiner seine Waren aber erwarb sich solchen Beifall und fand einen so reißenden Absatz, wie die von ihm gefertigte Eau de Cologne, weshalb er bald alle Nebengeschäfte aufgab und sich lediglich diesem Artikel widmete, der ihn binnen kurzem zum reichen Manne machte. Nach seinem 1766 erfolgten Tode ging das Geheimnis der Fabrikation auf seinen Neffen über, mit dem er zuletzt in Partnership war. Dessen Enkel, ebenfalls Johann Maria Farina mit Namen, ist seit 1841 Chef des Hauses. Die weiteste Verbreitung, und die noch heute allgemein übliche Bezeichnung Eau de Cologne erlangte das Fabrikat besonders durch die Franzosen im siebenjährigen Kriege. Kaum aber hatte sich ein ungewöhnlich einträgliches Geschäft in diesem Artikel entwickelt, als andere Fabrikanten in Köln auftauchten, welche in Italien nach Leuten desselben Namens, der dort nicht selten ist, gesucht hatten und sich nun mit den letzteren zum Schein zu einem Handelsgeschäfte verbanden, um der berühmt gewordenen Firma unter gleichem Namen erfolgreichere Konkurrenz zu machen. Der in dieser Richtung zu erwartende Gewinn veranlaßte weiterhin mehrfach Familien des Namens Farina, einem ihrer Söhne die Namen Johann Maria geben zu lassen, und so sind

*) Apfel: französisch pomme, italienisch pomo.

denn in Köln nach und nach über dreißig Fabriken kölnischen Wassers unter der Firma „Johann Maria Farina“ entstanden.

Manche der in neuerer Zeit unter selbständigem Namen aufgetauchten Nachahmungen, wie die Präparate Eau de Heilbronn, Eau de Naumburg, Eau de Saxe, das „Frankfurter Wasser“ in Deutschland, desgleichen die Essenzen Eau de Mississippi und Florida Water der Amerikaner, auch die Aque di Felsina der Italiener kommen übrigens ihrem Vorbilde an Wirkung ziemlich gleich.

Aus welchen Ingredienzien das altberühmte kölnische Wasser Farinas besteht, ist im Grunde längst kein Geheimnis mehr, aber die Art der Zusammensetzung und das Mengenverhältnis der einzelnen Teile, worauf sehr viel ankommt, ist nicht bekannt und kann auch durch die chemische Analyse nicht festgestellt werden. Nur so läßt es sich erklären, daß über hundert Rezepte zur Anfertigung der Eau de Cologne vorhanden sind, ohne daß, genau genommen, auch nur eines davon als dem echten völlig gleichkommend gelten kann.

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (2. Fortsetzung.)

3. Die Stunde der Versuchung.

Dem Zurückbleibenden war es nicht anders zu Mute als einem Ertrinkenden, dem das letzte Brett, an welches er sich anklammern wollte, entglitten ist. Er sah nichts weiter als hoffnungslosen Untergang vor sich. All sein sonst so frischer Jugendmut war gebrochen.

In dumpfem Brüten verging ihm der Tag. Am Abend erhielten alle Arbeiter ihren Lohn ausgezahlt, auch Reinhold erhielt zwei harte, blanke Thaler. Die älteren Leute packten nun gleich ihre Sachen zusammen und machten sich auf den Weg, um in der hellen Mondscheinnacht noch vor dem morgenden Gottesdienst die Heimat zu erreichen, denn sie waren alle etliche Meilen weit zu Hause.

Da Reinhold nicht wußte wohin er sich wenden sollte, so wollte er jedenfalls noch über Nacht dableiben, am andern Morgen mußte er sich dann freilich auf die Wanderung begeben. Mit ihm blieb auch noch ein anderer, wenig älterer Arbeitsbursch zurück, welcher den Tag abwarten wollte, weil sein Nachhauseweg in eine andere Richtung ging als der der übrigen Arbeiter, und er also ganz allein hätte die Nacht hindurch gehen müssen.

Als Reinhold in den Schuppen trat, um sich zum letztenmal in demselben zur Ruhe zu begeben vor der ziellosen und ihm längst auch freudlos gewordenen Wanderung durch die weite Welt, packte sein Kamerad eben seinen ganzen ziemlich großen Kleidervorrat in seinen hölzernen, buntbemalten Kasten, den er neben seiner Lagerstätte stehen hatte.

„Meine Muttersche wird schöne Augen machen“, sagte er zu Reinhold, „wenn sie den schönen neuen Rock sieht, den ich mir neulich auf dem Jahrmarkt in der Stadt von meinem eigenen Verdienst gekauft habe, und erst die Mütze und die Uhr. Man kommt doch zu etwas, wenn man sich ordentlich an die Arbeit hält, das muß wahr sein. Aber Mutter hat mir's auch eingeknüpft, als ich im Frühjahr hier herauf ging zur Arbeit, daß ich das Meinige zu Rate halten und nichts verthun solle, sonst würde ich ein böses Gesicht zu sehen kriegen bei der Heimkehr.“

Reinhold war immer tiefer in seine trüben Gedanken versunken und sagte kein Wort, während der andere fortfuhr: „Anfangs wollte mir das freilich schlecht passen. Wenn man die ganze Woche wie ein Pferd gearbeitet hat, möchte man doch am Sonntag wenigstens ein kleines Vergnügen haben. Ich bin ein paarmal hinunter gegangen ins Dorf oder auch zur Stadt. Aber ich kam immer mit leichtem Geldbeutel wieder zurück, während mir der Kopf so schwer war, daß er mit den Beinen den Platz tauschen wollte, und am Montag bekam ich vom Ziegelmeister noch Schelte, wenn es mit der Arbeit nicht recht ging. Der Mann scheint gar nicht zu wissen wie solch ein Brummschädel voll Kopfschmerzen thut. Da habe ich mir die [illegible]

gekauft, damit Mutter zufrieden mit mir ist. Sie hat doch Recht gehabt mit ihrem Spruch: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth. Ich muß ihr dankbar sein für die gute Lehre.“

Der glückliche Bursche, welcher sich nicht ohne Selbstgefühl dem armen abgerissenen Kameraden gegenüber mit seinem Reichtum spreizte, hatte in seiner geistigen Beschränktheit keine Ahnung von dem Feuerbrand des Ingrimms, welchen seine Worte in der Seele desselben entzündeten. Er schwatzte noch lange weiter, während Reinhold auf seinem Lager kaum noch auf ihn hörte, sondern seinen eigenen Gedanken nachhing.

Warum mußte ich die ganze Zeit meines Lebens unter Fremden umhergestoßen werden? warum hat mir kein Mensch Liebe und Fürsorge erwiesen? klagte er in sich hinein. Darüber geriet er endlich in völlig trostlose Irrwege mit seinen Gedanken. Ja, ja, es wird wohl so sein, wie es im Katechismus heißt: Gott suchet die Sünden der Väter heim an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Für mich ist keine Hoffnung mehr; ich bin von Gott und Menschen verlassen — verloren!

Inzwischen hatte der Kamerad seine Kiste gepackt, sich zur Ruhe gelegt und schlummerte bereits auf seinem Lager träumend vom Staunen und Lobe seiner Mutter über den Goldsohn von wegen des Rocks und der Mütze und der Uhr. Den Schlüssel zu seinem Kasten hatte er weislich unter das Kopfkissen gelegt, aber während er im Liegen dasselbe zurecht rückte, rutschte jener zur Seite, so daß der Griff desselben deutlich hervorsah. Reinhold hatte vergeblich versucht einzuschlafen. Endlich gab er's auf und grübelte weiter über seine trübselige Vergangenheit und hoffnungslose Zukunft. Gebetet hatte er in seinem ganzen Leben nur in der Schule und in der Kirche, wenn das Mitmachen einer äußerlichen Ordnung und Sitte überhaupt Beten genannt werden kann. Die wohlgemeinte Anregung, welche er von seinem alten Lehrer empfangen, hatte niemals bei ihm lebendige Folgen in Bezug auf einen wirklichen Verkehr mit Gott gehabt. Der alte Mann mit seinem zwar wohlwollenden, aber doch mehr gesetzlich strengen Wesen war wohl ein trefflicher Zuchtmeister auf Christum hin gewesen, aber die junge Seele wirklich zu dem liebreichen Kinderfreund hinzuführen hatte er nicht vermocht. So fand denn der arme vernachlässigte Junge keinen Wegweiser in dieser dunkelsten Stunde seines ganzen bisherigen Lebens, der ihm hätte aus den Tiefen helfen können, in die er mehr und mehr versank.

Der Streifen Mondlicht, welcher durch eine Ritze in der Thür in den Schuppen hineinschien, leuchtete jetzt scharf über die Lagerstätte seines Kameraden hin und zeigte deutlich den Schlüsselgriff.

Es könnte dem übermütigen Prahlhans gar nichts schaden, wenn er einen Rock weniger im Kasten hätte. Seine liebe Mutter würde dem Goldsöhnchen schon noch einen kaufen,

gem Gesicht und dem Rohrstock in der Hand. Er fühlte deutlich die sieben Schläge auf seinem Rücken, mit welchen ihm vor Jahren, als er noch Schulbube war, die Erklärung des siebenten Gebots, die er zu lernen versäumt hatte, eingebleut worden war. Er mußte im Einschlafen geträumt und im Traum geweint haben, denn eine kalte Thräne rann über seine Wange. Darüber war er wieder ganz munter geworden. Sein Herz pochte so heftig, daß es ihm vorkam als schlüge ein Schmiedehammer auf den Ambos.

Er wandte sich nach der andern Seite hin und schaute mit offenen Augen in die dunkele Nacht hinein. Aber schlafen konnte er doch nicht. So warf er sich denn hin und her. Der Mondschein wich nicht von dem Schlüssel, und am Ende streckte sich Reinholds Arm aus, ob er diesen wohl erreichen könne. Gerade die Spitze des Zeigefingers langte bis zu demselben hin. Es war als sei das Eisen glühend, und Reinhold zog seine Hand hastig zurück. Dabei glitt aber der Schlüssel vollends unter dem Kopfkissen hervor und fiel klappend ganz dicht neben Reinholds Lager auf den Boden. Erschrocken schaute dieser hinüber nach dem Schläfer. Der träumte ruhig weiter und regte sich nicht.

Wie ein Gewittersturm tobten die Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen, in Reinholds Brust. Der Mond schien ihm jetzt so blendend hell ins Gesicht, daß er es im Liegen nicht mehr aushalten konnte und aufstand. Wie ein Schlaftrunkener taumelte er umher; den Schlüssel hatte er in der Hand, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er den Kasten aufgeschlossen und kramte in demselben umher. Um den Besitzer kümmerte er sich gar nicht mehr, dachte auch nicht darüber nach wie er sein auffälliges Beginnen entschuldigen wolle, wenn derselbe etwa aufwachte.

Erst wollte er den Arbeitsanzug seines Kameraden nehmen und ihm dafür seinen abgerissenen Einsegnungsrock in den Kasten legen. Aber fast mechanisch griff er nach den neuen Kleidern, zog den Rock an und setzte die Mütze auf, die Uhr steckte er in die Tasche, hatte auch Überlegung genug den Uhrschlüssel zu suchen, bis er ihn wirklich ganz unten in einem Schächtelchen fand. In dem letzteren lagen auch noch vier blanke Thaler, welche gleichfalls in seine Tasche wanderten. Dann machte er die Thür auf und trat ins Freie hinaus. Draußen fiel sein Blick auf seine schuhlosen Füße. „Wenn schon, dann schon!“ dachte er trotzig, „das paßt schlecht zu der neuen blauen Mütze und dem feinen Rock und macht dich gleich verdächtig.“ — Also kehrte er richtig noch einmal um und zog die Stiefeln des Schlafenden an.

„So, nun mach dich fort!“ brummte er vor sich hin und drückte gar nicht besonders vorsichtig die Thüre hinter sich zu. Der Hofhund, der nicht angekettet war, fuhr bei dem Geräusch knurrend aus seiner Hütte hervor; als er aber Reinhold sah, wedelte er freundlich mit dem Schwanze und kroch auf einen Wink wieder in sein warmes Loch zurück.

Auf dem nächsten Wege schlug sich Reinhold seitwärts in den Wald, um auf die Landstraße zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Am Shenandoah-Fluß.

(Zu unserem Bilde auf Seite 40 und 41.)

Unsere Zeichnung stellt die Aussicht dar, die sich dem Auge etwa eine Viertelmeile oberhalb Harpers Ferry bietet. Es sind Ausläufe der romantischen Blue Ridge Mountains, die wir im Bilde sehen. Bei Harpers Ferry vereinigen sich der Shenandoah-Fluß und der Potomac und ihre vereinigten Wasser erzwingen sich einen Paß durch die Berge. Während unseres Bürgerkrieges war diese jetzt so friedliche Gegend die Zeugin mancher blutiger Kämpfe.

Auf dem amerikanischen Walfischfahrer „Hope on“, der vor einiger Zeit aus der Panama-Bai nach dem südlichen Teile des Stillen Meeres ausgelaufen war, zog sich ein Matrose durch irgend welche Ungeschicklichkeit das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu. Um geringfügiger Ursache willen wurde er vom Steuermann mißhandelt und in Ketten gelegt. Als aber das Schiff bei der zu Chile gehörigen Insel Juan Fernandez angekommen war, ließ der Kapitän den ihm unbequemen Matrosen ohne Weiteres in ein Boot bringen und von diesem aus in einer Bai an das dort gänzlich unwirtliche und unbewohnte Land setzen, worauf das Schiff weiter fuhr. Die genannte, ungefähr achtzig deutsche Meilen von der Küste Chilis entfernte Felseninsel ist dieselbe, auf der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter ähnlichen Umständen der schottische Matrose Alexander Selkirk ausgesetzt wurde, dessen Erlebnisse bekanntlich dem englischen Schriftsteller Defoe die Anregung zu seiner weltberühmten Geschichte des „Robinson Crusoe“ lieferten. Unser neuer Robinson hatte nichts als ein wenig Schiffszwieback mitbekommen. Nachdem er vergeblich in das Innere der Insel zu gelangen gesucht hatte, errichtete er sich ein kleines Floß, um sich anstatt dem Lande, dem Meere anzuvertrauen, in der Hoffnung, daß er ein Schiff treffen werde. Nachdem er einige Tage unter großen Leiden und Entbehrungen auf seinem Floß im Meere umher gefahren war, wurde er bei der San Juan Batista-Bai von einer dort vor Anker liegenden Schaluppe bemerkt; sie nahm ihn auf und er kehrte auf ihr nach Panama zurück, wo er sofort eine Klage gegen seinen grausamen Kapitän anstrengte. Die dortigen Gerichte haben auch alsbald die nötigen Schritte zur Verfolgung des tyrannischen Kommandanten des „Hope on“ eingeleitet.

Lutherreliquien. Das Bahrtuch, welches bei der Überführung der sterblichen Ueberreste Dr. Martin Luthers von Eisleben nach Wittenberg benutzt worden ist (es ist dasselbe ein Geschenk des Grafen v. Mansfeld an die Witwe Luthers), sowie eine Bibel eines direkten Nachkommen Luthers, des Dr. Friedrich Martin Luther, befindet sich noch gegenwärtig im Besitz der Frau Actuar Hoppe, geb Becher, in Liebenwerda. Tuch und Bibel haben sich bei Luthers Nachkommen fortvererbt und sind so zuletzt in den Besitz der Frau Hoppe gelangt, worüber die Familie die entsprechenden historischen Dokumente besitzt. Das Tuch hat im Laufe der Jahrhunderte sehr gelitten und ist an den gefalteten Stellen gebrochen. Die gut erhaltene Bibel enthält Eintragungen von Familien-Nachrichten der letzten männlichen Nachkommen Dr Luthers.

Einen Moltke im Unterrocke nannten die Nordamerikaner die neulich gestorbene bejahrte Jungfrau Anna Ellen Carroll. Sie stammte aus dem Hause des berühmten Carroll von Carrollton von Maryland, der von allen Unterzeichnern der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung am längsten, nämlich bis zum Jahre 1832, bis in sein sechsundneunzigstes Jahr, gelebt hat, und sie blieb, im Gegensatze zu den meisten anderen Angehörigen der Marylander Aristokratie, im Bürgerkriege unverbrüchlich der Union treu. Ja sie bemühte sich ernstlich für die Vernichtung der südlichen Heere und machte später in wiederholten Eingaben an den Kongreß geltend, daß sie die Urheberin des Planes zu dem glänzenden Feldzuge des General Grant gegen Fort Donelson im Februar 1862, wo nicht gar des Planes zu dem noch glänzenderen Grant'schen Feldzuge gegen Viksburg im Sommer 1863 gewesen sei.

Ein Dialog auf See. Zwei Schiffe begegnen sich in der Nordsee auf Hörweite und reden sich durchs Sprachrohr folgendermaßen an:

„Wo kommst Du her?“ „Von Hull.“ „Watt hest Du loden?“ „Wull!“ „Wie is de Fracht?“ „Bull!“ „Wie heit dat Schipp?“ „John Bull.“ „Und de Kaptein?“ „Krull.“ Da schreit der Fragesteller wütend zurück: „Minsch, Du bist wul dull!“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden, alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 20. September 1883. Nummer 4.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (3. Fortsetzung.)

Allein endlich sollte denn doch die Stunde unserer Befreiung aus dem traurigen Element des Nebels und der Kälte geschlagen haben. Am nächsten Morgen, etwa um fünf Uhr, als es im Freien bei der dicken Luft noch ziemlich düster war und nur ein fahles Licht in mein unverhangenes Fenster fiel, lag ich im Bett und besann mich ob ich aufstehen oder noch eine Stunde im süßen Nachschlummer verbringen solle. Da, gerade als ich mich schon zu letzterem Entschlusse neigte, vernahm ich plötzlich das Erwachen eines heftigen Windstoßes im Freien. Er rüttelte hörbar an meinen seitwärts befestigten Jalousien (shades) und rauschte laut und immer lauter in den Bäumen des Gartens, der vor dem Hause lag. Ich sprang, wie von einer elastischen Feder bewegt, sogleich empor, denn dieses Windes Rauschen, das mir einen Wechsel in der Witterung anzeigte, klang wie die köstlichste Musik in meinen Ohren, da es bisher vollkommen windstill gewesen war und die Natur sich widerstandslos dem träge auf ihr lastenden Druck des undurchdringlichen Nebels hingegeben hatte. Ja, es war, wie ich vermutet, denn als ich bald darauf ans Fenster trat, sah ich, daß eine merkliche Bewegung in den vorher so ruhigen Lüften eingetreten war. Die Baumzweige und Sträucher regten sich lebhaft, die Blätter rauschten, und selbst die an den Felswänden festklebenden und bis zu ihrem Fuß reichenden Nebel waren in sichtbare Bewegung geraten. Dichte, massige Wolken, hell und dunkelgrau gefärbt, wogten und rollten in schneller Aufeinanderfolge von Süden heran, eine drückte die andere ins feuchte Thal nieder, und sie flogen in rundlichen Ballen oft so tief über die untersten Felshänge hin, daß es aus der Ferne aussah als könnten die daselbst wohnenden Menschen sie mit den Händen greifen.

Dies merkwürdige und interessante Schauspiel hielt den ganzen Tag an; als ich aber am nächsten Morgen die Augen aufschlug, sah ich mein ganzes Zimmer von einem so hellen Lichtstrahl überflutet, wie ich ihn gar nicht mehr zu kennen glaubte. Rasch warf ich nun von meinem Lager aus einen Blick nach dem Fenster und da sah ich die ganze große Welt in strahlender Schönheit vor meinen Augen liegen. Wie hingezaubert stand die „Jungfrau", von ihrem höchsten im blauen er von hier aus sichtbar war, schneeweiß in voller, gleichsam bräutlicher Pracht vor mir; neben ihr, nicht minder feierlich in weiße Gewänder gehüllt, ihr treuer Wächter, der ernst blickende gewaltige „Mönch", und die Gauli- und Gießengletscher der Jungfrau rieselten ihre bläulich schimmernden Eishänge in so strahlender Majestät in das Trümmletenthal nieder, wie ich sie nie gesehen zu haben glaubte, und auf allen Schneefeldern, die mir vor Augen lagen, funkelte es wie von Millionen Diamanten, in denen sich die eben heraufsteigende Sonne spiegelte, als freue sie sich auch einmal wieder einen so köstlichen Anblick zu haben und ihren Tageslauf mit triumphierender Siegermiene beginnen zu können. Weit näher zu mir heran aber zeigten sich die bald dunkel violett, bald bläulich oder smaragdgrün gefärbten Vorberge dieser gewaltigen Riesen, links die gigantische Faulhornkette und rechts der liebliche Abendberg. Nach letzterem, meiner Sommer-Bergheimat, richtete ich mein trunkenes Auge zuerst empor, aber noch war von seinen grünen Matten auf der Höhe wenig zu sehen, denn der neidische Schnee bedeckte auch seinen Gipfel, und nur mit Mühe fand ich an der bekannten Stelle das Haus Meister Sterchis auf, das, im Tageslicht sonst so blendend weiß, heute inmitten eines frischen Schneefeldes fast grau und trüb erschien.

Von diesem schönen Morgen an begann das Leben in Interlaken und Unterseen seine größeren Wellen zu schlagen, als ob man schon in der Ferne den frischen Pulsschlag der großen Natur im voraus gefühlt und sich nun rascher und fester an das Herz der Alpenwelt schmiegen wolle. Schon am Mittag dieses ersten Tages brachten die Dampfer von Brienz und Thun eine Menge Menschen heran, und als die von dem Thuner See kommenden und an Beau-Site vorüberfahrenden Wagen sichtbar wurden, sah man nur heitere Gesichter darin, und alle bereits in der Pension Wohnenden standen nun glücklich und froh stundenlang im warmen Sonnenschein vor der Thür und schauten mit Ferngläsern nach den Eisbergen empor, und in Wahrheit, sie thaten recht daran, denn etwas Schöneres und Labenderes als einen solchen Anblick nach langem trostlosen Nebelwetter mag es wohl nur selten in der Welt geben.

Nun ließ es auch mich nicht mehr lange in dem sonst so

und fuhr fast den ganzen Tag in Interlaken und der Umgegend umher, alles zuerst im Fluge und im ganzen begrüßend, was ich nachher bei ruhiger Fußwanderung genauer und im einzelnen betrachten wollte.

So vergingen mir die Tage rasch wie im Fluge. Überall wohin ich kam, außerhalb und innerhalb des paradiesischen Rastortes, fand ich alles voll eben angekommener und freudetrunkener Gäste. Die Kellner saßen nicht mehr faulenzend auf den Bänken vor den Thüren, die Wagen kehrten nicht mehr leer von den Halteplätzen der Dampfer an den Seeen zurück, ja auf den Landstraßen hatte sich das Leben in vollster Blüte entwickelt. Auch unsere Pension hatte sich bei dem andauernd schönen Wetter gleichzeitig mit allen übrigen Gast- und Wohnhäusern in Interlaken allmählich gefüllt. Alltäglich kamen neue Gäste an, die meisten über den Thuner See, also direkt aus Deutschland, England, Frankreich und den angränzenden Ländern. Bald wimmelte es im grünen, so reich mit Blumen geschmückten Vorgarten und in den großen Sälen von Gestalten und Physiognomieen aller Art; die langen Tafeln im Speisesaal waren mit jungen und schönen, mit alten und häßlichen Menschen der verschiedensten Nationen und Stände dicht besetzt und man hörte nicht mehr bloß das Klappern der Teller, der Messer und Gabeln, sondern ein lautes verworrenes Gesumme ließ sich aus allen Ecken vernehmen, zehn verschiedene Sprachen wurden mit einem Mal laut und je bekannter die Gäste allmählich miteinander wurden, um so lebhafter wurde die Unterhaltung, und ungezwungene Heiterkeit herrschte auf allen Gesichtern, wohin man blicken mochte, etwa die drei Engländerinnen ausgenommen, die mit mir zugleich gekommen waren, noch immer ihre alten Plätze mir gegenüber behaupteten, sich wie bisher von jedermann fern hielten und nicht die geringste Neigung blicken ließen, sich irgend jemandem gesellig anzuschließen.

Vater Rutchi war die Seele von allem, und überall sah und hörte man ihn. Meist in der Office sitzend und mit seinen Töchtern arbeitend, wurde er zu jeder Stunde von fragenden, bittenden, fordernden Gästen belagert, und ich mußte oft die lammesmütige Geduld des guten Mannes bewundern, mit der er jederzeit den sich ewig wiederholenden gleichen Fragen begegnete und zum hundertstenmal an einem Tage bewies, daß man nach der Wengernalp oder Mürren, wie man verlangte, nicht fahren könne und daß die Dampfschiffe zu derselben Zeit abgingen und einträfen, wie es auf den groß und leserlich genug gedruckten Zetteln an allen Ecken des Hauses zu lesen war.

Auffallend war mir, daß unter den anwesenden Gästen in in diesem Jahre nur die wenigsten Deutsche waren, und unter diesen begegnete mir — glücklicherweise — kein alter Bekannter, da ich in der Fremde einmal gern nur mit Fremden verkehre, während ich der Bekannten zu Hause ja die Fülle habe. Auch die Franzosen, noch an dem Weh ihres eben beendigten Krieges käuend, waren sehr sparsam erschienen, um so zahlreichere Scharen aber hatten das reiselustige England und die ihm darin wenig nachstehenden nordamerikanischen Freistaaten gesandt. Auch Holland hatte es nicht versäumt uns einige besonders liebenswürdige Exemplare zur Musterung vorzustellen, und unter den nördlichen Europabewohnern zeichneten sich neben den Dänen und Schweden am meisten die Russen aus, die in ganzen Karavanen in das südliche Ausland zu pilgern pflegen und überall ein Stück Tartarei oder Sibirien mit sich herumschleppen, um mit ihren seltsamen Physiognomieen, Kleidungen und Haartrachten uns nicht viel weniger Stoff zur Betrachtung zu bieten als die darin unübertrefflichen Engländer, die sich im Laufe des Winters vorzugsweise damit zu beschäftigen scheinen, mit welchen niegesehenen Vermummungen, Reiseutensilien und Gewohnheiten sie die Barbaren des Festlandes überraschen und unterhalten wollen.

Je mehr Engländer aber in Beau-Site eintrafen — und ich beobachtete das wohl mit stetig wachsendem Interesse — um so mehr hielten sich die drei englischen Damen von dem allgemeinem Verkehr zurück, und ich glaubte nur zu deutlich zu gewahren, daß ihnen unter allen Anwesenden gerade ihre eigenen Landsleute die lästigsten waren. Sie wichen nicht nur, wie es mir schien, jeder Berührung und Unterhaltung mit ihnen, sondern sogar ihren Blicken aus und suchten mit besonderer Vorliebe irgend eine abgelegene tief beschattete Laube auf, wo sie von niemandem gesehen und am wenigsten von dem stürmischen Anlauf der überall umher Suchenden gestört werden konnten.

Was mein eigenes Verhältnis zu ihnen bis dahin betrifft, so beschränkte es sich darauf, das ich täglich mehrmals einige Worte mit ihnen wechselte, nur Miß Mary Markham hatte noch nie eine Silbe an mich gerichtet, selbst wenn ich bei Tische meine Blicke forschend auf sie hinwandte und sie zu irgend einer Rede, um nur einmal ihre Stimme zu hören, veranlassen wollte. Die Mutter dagegen war etwas gesprächiger geworden und Miß Lucy sprach mir unverholen oft ihre Freude aus, daß ich ihnen zu einer so guten Pension geraten, deren Umgebung so frisch und ländlich, deren Aussicht so wunderbar reich und schön und deren Wirt ein Muster unter allen Wirten sei. Im großen Salon erschienen sie nie, selbst spät abends nicht, wenn alles die plötzlich hereingebrochene Kühle draußen floh und sich um das häufig gespielte Pianino und die daselbe umstehenden Sänger und Sängerinnen versammelte, nein, sie suchten immer zeitig ihre Gemächer auf, es unschwer erraten lassend, daß sie von ihren weiten Ausflugen ermüdet zurückgekommen seien, die sie noch jeden Tag unternahmen und dabei, wie ich hörte, jeden hervorstechenden Punkt berührten, als mußten sie alles Sehenswerte in ihrem Reisetagebuche verzeichnen.

4.

Jedoch sollte der Zeitpunkt meiner näheren Bekanntschaft mit diesen drei seltsamen Damen nun endlich gekommen sein und zwar bediente sich Gottes Vorsehung, der ja auch hier die Hand im Spiele hatte, eines kleinen Unfalls der Mrs. Duncan, um mich ganz allmählich heller in ein Verhältnis blicken zu lassen, welches mir bis dahin noch ganz unzugänglich und dunkel geblieben war.

Eines Tages war ich gegen Abend von einem weiten Spaziergange nach dem so reizend am Brienzer See gelegenen Bönigen, wo ich bisweilen meinen Kaffee zu trinken pflegte, ziemlich spät nach Hause gekommen, als mir Rutchi in seiner Office erzählte, daß die drei Engländerinnen soeben von Mürren zurückgekehrt seien, wo sie nun schon drei- oder viermal gewesen waren, und Mrs. Duncan sich so unwohl befinde, daß sie kaum aus dem Wagen nach ihrem Zimmer habe gelangen können.

Ich wunderte mich über diese Mitteilung nicht. Ich hatte die alte Dame in den letzten Tagen oft im stillen beobachtet und nach dem Ausdruck ihres Gesichts und ihrer gebrochenen Haltung sie nicht nur körperlich leidend, sondern auch, wie von zunehmendem Kummer mehr denn je geistig niedergebeugt gefunden. Ja letzteres lag so greifbar auf ihren sprechenden Zügen ausgedrückt, daß ich dieses geistige Leid für das größere von beiden und vielleicht sogar für die einzige Ursache ihres leiblichen Übelbefindens zu halten geneigt war. Jedoch hatte ich nicht weiter darüber nachgedacht und noch weniger meinen Beistand angeboten, denn ich gehöre nicht zu den Ärzten, die selbst auf Vergnügungsreisen nicht vergessen können, daß sie „praktizierende“ Ärzte sind, und die, von ihrem medizinischen Fanatismus gestachelt, förmlich Jagd auf Kranke machen, um nur nicht aus der Übung zu kommen und überall, wo sie nur etwas von einer robusten Gesundheit Abweichendes an ihren Mitreisenden wittern, mit ihrem unvergleichlichen Rat bei der Hand

zu sein. Nein, zu dieser nicht gar seltenen Sorte von Ärzten gehöre ich nicht, und ich sehe es sogar sehr gern, wenn ich auf Reisen von Patienten verschont bleibe, da ich vor allen Dingen dabei einmal vergessen will, daß ich ein Arzt, und froh bin, einmal mir selbst in einer gesunden Welt zu leben, was mir zu Hause in dem mir dort zugewiesenen Wirkungskreise selten nach Wunsch zu teil wird.

Überhaupt wird das Interesse eines Arztes an einem Menschen ja erst dann in Wahrheit rege, wenn er in nähere Beziehung und Berührung zu und mit ihm tritt, das heißt, wenn dieser Mensch sein Patient wird und er ihm also auf seinen Wunsch raten und wo möglich helfen soll. Hier aber war meine Hilfe, obgleich man sehr wohl wußte, daß ich ein Arzt sei, noch nicht in Anspruch genommen worden, man hatte mich nie, auch nicht durch die geringste Anspielung, merken lassen, daß man einen Rat von mir begehre, und so lag es in meinem ganzen Empfinden, mich in keiner Weise ihnen aufzudrängen, und ich hätte es vielleicht nur dann gethan, wenn ich gesehen, daß irgend ein Einschreiten von der Nächstenliebe durchaus geboten sei.

Dennoch aber will und darf ich nicht läugnen, daß ich bei meinem allmählich steigenden Interesse für diese drei Damen acht auf sie gab, wenn sie kamen und gingen, daß ich aufmerksam zuhörte, wenn sie sprachen oder sich geheimnisvolle Winke gaben und Blicke zuwarfen, die mir nur zu deutlich verrieten, daß ihre zur Schau getragene Trauer keine ungerechtfertigte oder erkünstelte sei, sondern daß sie wirklich an irgend einem inneren Druck, einem still getragenen Schmerz litten, der sie mich schon lange als keine gewöhnlichen Vergnügungsreisenden hatte erkennen und betrachten lassen. Natürlich forderte das von selbst meine Beobachtung heraus; ich hatte mir schon oft im stillen meine eigenen Gedanken über sie gemacht, wenn ich so still und eingekehrt, so kummervoll und traurig sich von der übrigen frohlichen Gesellschaft abschließen sah, aber ich war trotz alledem noch weit davon entfernt das Richtige zu treffen und den Schmerz im ganzen Umfange zu erkennen, der diese drei armen Frauen verfolgte und sie so namenlos unglücklich erscheinen ließ.

Indessen das sollte nun bald und wider Erwarten sehr schnell ganz anders kommen, und wenn mir im ersten Augenblick auch keine genauere Einsicht in ihre Verhältnisse gestattet wurde, so war doch aus ihrem Benehmen sichtbar, daß sie allmählich ein größeres Vertrauen zu mir gefaßt hatten und sich mir zu nähern eine gewisse Neigung verrieten. Woher es eigentlich kam, daß dieses Vertrauen dann in raschem Steigen begriffen war, bis es zuletzt eine von mir nicht geahnte Höhe erreichte, weiß ich heute noch nicht, wenn ich nicht annehmen will, daß zwischen manchen, bis zu einem gewissen Augenblick sich ganz fremden Menschen, wie durch einen höheren geheimnisvollen Drang, sich plötzlich ein sympathisches Einverständnis, eine durch nichts Äußeres erklärte Neigung entwickelt, die endlich zu einem Ziele führt, wie es auch uns beschieden war und dessen Resultat mich noch heute mit einer namenlosen inneren Zufriedenheit erfüllt, die Balsam für manche andere Wunde ist, die mir das Schicksal geschlagen.

Und so will ich denn einfach erzählen, wie und wodurch ich mit den mir bis jetzt nur äußerlich interessanten Personen auch innerlich in viel nähere Berührung geriet.

Die drei Damen erschienen an dem bezeichneten Abend weder beim Thee, noch später im Salon oder vor der Thür, wo die jüngere Welt sich versammelt hatte, um den glorreichen Sternenhimmel zu betrachten und die kreideweiße Jungfrau mit ihren Gletschern zu bestaunen, auf die der langsam sich füllende Mond soeben seinen bläulich magischen Schimmer geworfen

den langen Weg zu Fuß zurückgelegt, wollte mich einmal etwas früher als sonst zu Bett legen, um nach Herzenslust auszuschlafen. So stahl ich mich denn heimlich von der Gesellschaft fort, die mich noch festzuhalten versuchte, und stieg unbeachtet die nach meinem Stockwerk führende Treppe hinauf. Oben auf dem Korridor aber, wo schon lange die Gaslampen brannten, begegnete mir Nelly, die kleine zierliche Negerin der Engländerinnen, die in ihrem schwarzen Traueranzug und mit ihrem ebenholzfarbigen Gesicht einem düsteren Schatten glich, obgleich die angeborene Heiterkeit ihrer Züge gar oft ganz seltsam damit in Widerspruch stand. Als sie mich langsam daher kommen sah, nickte sie mir fast kindlich freundlich zu, was sie alltäglich mehrmals that, wenn sie mich irgendwo traf, da ich ja der erste Mensch war, mit dem ihre Herrschaft auf der Reise hierher oberflächlich bekannt geworden und mit dem sie alsdann wenigstens in einige persönliche Berührung geraten war.

„Guten Abend, Nelly!“ sagte ich in englischer Sprache. „Nun, wie steht es? Man sagt mir, daß Ihre Lady krank und leidend ist — ist das wahr?“

Sie blieb auf der Stelle stehen, sah mich mit ernstem Blick an und erwiederte:

„Ach, Sir, ja, es sein leider wahr — meine Missus sein sehr, sehr krank, aber das sein sie jetzt eigentlich immer, und dabei so traurig — so traurig, daß gar nichts mehr auf der Welt ihr gefallen wollen, nein, gar nichts, Sir. O, das machen Ned und mich auch sehr, sehr traurig.“

Als ich diese Worte aufmerksam angehört, fühlte ich mich von einer unwillkürlichen teilnahmsvollen Neugierde gedrängt, noch eine Frage zu thun und so sagte ich: „Hat sie denn so vielen Grund, so überaus traurig zu sein?“

Die Negerin riß ihre funkelnden Augen weit auf, sah mich eine Weile mit einem erstaunten Blick groß an und sagte dann, indem sie ihre kleinen Hände leise zusammenlegte und fest gegen die Brust drückte:

„Ach Sir, ja, ja, sie haben sehr wichtigen Grund, so traurig zu sein, und sie sein schon ein ganzes Jahr so. Missus Duncan und meine arme Miß Mary am allermeisten, die doch so schön und so gut und so ungeheuer reich sein. Aber nun sein Missus auch noch dazu krank geworden und das thun mir und Ned außerordentlich weh.“

Ich wußte darauf nichts zu erwidern, und da ich nicht zu neugierig erscheinen wollte, weil ich befürchtete, die redselige Negerin mochte meine Fragen ihrer Herrschaft hinterbringen, so sagte ich nur:

„Nun ich wünsche, daß es bald besser mit ihr wird. Bringen Sie Ihrer Lady meine besten Empfehlungen.“

Damit schloß ich meine Thür auf, während die Negerin dicht neben mir stehen blieb, mir fast vertraulich zunickte und dabei, indem sie freundlich lächelte ihre schneeweißen Zähne zeigte, deren Glanz dem dunklen Gesicht ein ganz eigentümliches Gepräge verlieh. Ich nickte ihr auch noch einmal zu und dann trat ich in mein Zimmer, das ich, wie gewöhnlich, auch diesmal in der Nacht unverschlossen ließ, da es mir noch niemals vorgekommen war, daß mich irgend jemand darin gestört, und der Portier bei Tagesanbruch meine Kleider aus dem offenen Zimmer zu holen gewohnt war.

Während ich mich nun langsam entkleidete, mußte ich wider Willen an die Worte denken, die ich soeben von Nelly gehört, und oftmals wiederholte ich mir: „Also sie hat wichtigen, sehr wichtigen Grund, daß sie so traurig ist! — Ja, das scheint mir auch schon lange so“, fügte ich hinzu. „Aber was mag das für ein Grund sein? Sonderbare Leute sind es jedenfalls und zu ihrem Vergnügen allein scheinen sie wahrhaftig

nach Zerstreuung und der Wunsch nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit war?"

Ich gab mich eine Weile meinen Gedanken darüber hin, selbst dann noch, als ich mich schon niedergelegt, aber ich konnte nichts, gar nichts ergründen, was mich auf irgend eine der Wahrheit entsprechende Spur geführt hätte.

So schlief ich denn bald darauf ein, fester denn je, aber ich mochte kaum zwei oder drei Stunden geschlafen haben, als ich durch ein erst sehr leises, dann lauteres Pochen an meine Thür wieder geweckt wurde. Ich fuhr aus meinem Schlummer empor und horchte mit allmählich erwachendem Sinn, ob ich auch nicht geträumt, und erst als das Pochen sich noch einmal lauter wiederholte, fragte ich wer da sei und was man von mir wolle.

Da öffnete sich leise die Thür und ohne daß ich jemanden sah, denn es war ziemlich dunkel im Zimmer, hörte ich nur, daß jemand durch die kleine Spalte zu mir sprach, und auf der Stelle erkannte ich der Negerin Stimme, die im bescheidensten, aber weinerlichen Tone flüsterte:

„Nelly bitten um Entschuldigung Sir, daß Massa Doktor gestört werden. Aber meine arme Missus sein so sehr — sehr krank und Miß Lucy lassen Massa Doktor recht herzlich bitten, der armen Missus mit Ihrem Rat beizustehen."

„Ich werde kommen", sagte ich rasch und griff schon nach den Zündhölzern, die auf meinem Nachttisch neben dem Lichte standen.

„Wissen Massa Doktor auch, wo Missus wohnen?" fragte die Negerin nur noch.

„Ja, in Nummero sechs, nicht wahr?"

„Massa Doktor sagen das Richtige — ja, da wohnen sie."

In zwei Minuten hatte ich Licht gemacht und begann mich schon anzukleiden. Mit welchen Gedanken, will ich hier unerörtert lassen. War ich doch ein Arzt, dem dergleichen schon oft begegnet, und auch hier, wenn meine Hilfe nötig, war ich gern zu helfen bereit. Vielleicht noch mehr als sonst, wenn ich ganz aufrichtig meine erste Empfindung aussprechen soll, obwohl mir der Grund davon noch lange nicht klar war.

Als ich mich fertig gekleidet und meine Haare einigermaßen geordnet, trat ich auf den Korridor hinaus, auf dem die ganze Nacht zwei Gasflammen brannten, und leise schritt ich nach Nummero sechs, wo die kranke Engländerin wohnte.

Ich klopfte an die Thür und fast augenblicklich wurde sie mir von innen geöffnet und Miß Lucy Duncan trat mir in einem hellfarbigen Morgenkleide entgegen, während ihren blonden Kopf ein zierliches Häubchen mit lang herunterfallenden Bändern bedeckte. Im Zimmer selbst brannten mehrere Kerzen und beim ersten flüchtigen Überblick bemerkte ich, daß es in bester Ordnung war und daß nirgends Kleidungsstücke oder sonstige Gegenstände umherlagen, die wahrscheinlich sämtlich nach der Negerin Zimmer geschafft waren.

In dem einen Bett des großen Gemachs, welches zwei Betten enthielt und in deren jetzt leerem die Tochter der Kranken ihr Lager zu haben schien, während Miß Mary Markham im nächsten Nebenzimmer wohnte, lag die kranke Lady. Jene, auch in ein weißes Morgengewand gehüllt, saß mit fest in einander verschlungenen Händen auf einem Stuhl in der Nähe der Kranken, in einer Art Verzweiflung oder Angst, wie ich sie selten auf einem Menschenantlitz wahrgenommen, und doch hielt sie die Augen vor sich niedergeschlagen und nur zuweilen warf sie einen hastigen Blick nach der Kranken und und mir hinüber.

Auch auf dem Gesicht der Miß Lucy Duncan sprach sich tiefer Schmerz und eine große Sorge aus, und so kam sie rasch auf mich zu, reichte mir vertraulich ihre Hand und sagte:

„Ich bitte Sie recht sehr um Verzeihung, Sir, daß ich Sie mitten in der Nacht aus dem Schlafe wecken ließ. Aber wir befinden uns plötzlich in großer Not. Meine Mutter hat einen ihrer alten Anfälle von Brust- oder Herzkrampf, nachdem sie sich schon mehrere Tage sehr übel befunden, und in solchem Falle bedarf sie immer einer schnell eingreifenden Hilfe. Da erinnerten wir uns denn, daß Sie ein Arzt seien und sandten Nelly zu Ihnen, und da Sie immer so freundlich gegen uns gewesen, glaubten wir, daß Sie uns in unserer Not nicht verlassen würden."

Ich sprach einige, meine Bereitwilligkeit ausdrückende Worte und wandte mich dann zu der Kranken hin, die ich eine Weile ruhig betrachtete, worauf ich mir den zunächst stehenden Stuhl näher an ihr Bett rückte und mich ohne weiteres darauf niederließ.

Ich hatte sehr bald und ohne noch ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, erkannt, daß die vor mir liegende Kranke fieberhaft aufgeregt sei. Ihr Puls, nach dem ich leise griff, bestätigte mir dies. Ihr Gesicht sah unter der reich mit Spitzen besetzten Haube, die sie trug, fast entstellt aus und eine Angst prägte sich auf allen Zügen desselben aus, wie man sie selten bei nur leiblich Kranken findet, wenn sie sich nicht etwa in Erstickungsgefahr befinden. Daß dies hier nicht der Fall sah ich auf den ersten Blick, und so sagte mir meine Erfahrung, daß ich es hier zumeist mit einer von geistigem Schmerz geplagten Seele zu thun habe, was mir auch die Kranke selbst sehr bald bestätigte, indem sie mir gestand, daß sie schon so lange, wie sie hier wohne, nur selten ein paar Stunden in der Nacht geschlafen habe und daß sie in und durch nichts auf der Welt die ihr so nötige Ruhe finden könne.

So begann ich denn mein Examen, ohne zuerst auf den letzteren Zustand hinzudeuten, und was ich allmählich in bestimmten Antworten auf meine Fragen erfuhr, ließ mich schließen, daß es sich für den Augenblick hier nicht um einen Brust- oder Herzkrampf, sondern um eine Art Explosion der Empfindung handle, die bei nervösen und an tiefem Herzweh leidenden Frauen nur zu oft hervorbricht, wenn sie lange vergeblich gegen den sie bedrängenden Feind angekämpft haben, bis sie nicht mehr imstande sind mit ihrem durch Gemütsbewegungen ernstester Art geschwächten Körper gegen seine Übermacht stand zu halten.

Als ich mich überzeugt, daß kein anderer äußerer Grund, keine zufällig herbeigeführte Krankheitsursache vorhanden sei, deutete ich auf eine im Geiste oder Gemüte wurzelnde Aufregung hin und augenblicklich sah ich, daß ich mich nicht geirrt, denn auf der Stelle bejahte mir die Kranke und deren Tochter, daß ich ganz recht habe und daß die erstere hauptsächlich von Schmerzen gefoltert sei, die weit mehr in ihren zerrütteten Nerven als in einem von außen herbeigeführten Grunde ihren Ursprung hatten.

Als wir so weit gekommen waren und die Anwesenden selbst zu erkennen glaubten, daß ich auf der richtigen Spur der augenblicklichen Hinfälligkeit Mrs. Duncans sei, kamen sie mir mit beistimmenden und einigen das Vorliegende erklärenden Erläuterungen entgegen, und da ich sie ruhig aussprechen ließ, gewann ich sehr bald die Überzeugung, daß ich die aufgeregten Nerven vor der Hand nur zu beruhigen und den vor allen Dingen nötigen Schlaf herbeizuführen habe. Das übrige würde sich schon weiterhin finden, sagte ich mir im stillen, und so ließ ich meine Gedanken auch laut werden und erklärte den Damen, daß ich die Kranke körperlich eigentlich wenig leidend fände und daß sie nur getrost sein solle, da ich mit Gottes Hilfe imstande zu sein hoffe ihr das, was ihr am meisten fehle: den Schlaf und mit ihm die innere Ruhe, in einiger Zeit wiederzugeben.

Mutter und Tochter blickten mich bei diesen Worten, die ich nicht ohne Absicht mit einiger Bedeutung sprach, mit sichtbarer Erleichterung an; die erstere, deren Gesicht, während ich meinen kleinen Vortrag hielt, immer ruhiger und gefaßter ge-

worden war, versuchte sogar ein dankbares Lächeln blicken zu lassen, aber was mich dabei am meisten ergriff, war das Verhalten der Miß Mary Markham, die so vor mir saß, daß ich sie bequem im Auge behalten konnte, ohne den Kopf nach ihr hinzuwenden, und deren eben noch tief trauriges und vollkommen resigniertes, fast starres Gesicht eine ganz eigentümliche unwillkürliche innere Bewegung verriet.

Zum erstenmal nämlich, so lange ich sie kannte und im geheimen beobachtet hatte, richtete sie ihr dunkles Auge voll und fest auf mein Gesicht und es schien mir bei diesem fast wie aus einer inneren Notwendigkeit hervorgegangenen Hinblicken auf mich immer größer und funkelnder zu werden. Dabei lag etwas Nachsinnendes und Forschendes darin, gleichsam als frage sie sich selber ob sie mir unter Umständen wohl auch ein Vertrauen beweisen könne wie es mir eben Mrs. Duncan bewies, und ob ich wohl wirklich der Mann wäre, der ein solches Vertrauen, wenn es vorhanden, zu rechtfertigen imstande sei.

Wie gesagt, das glaubte ich zu bemerken, da mich aber im Augenblick das Fräulein weniger beschäftigte als die kranke ältere Dame, so wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit wieder auf diese hin und suchte mit den freundlichsten Worten ihr aufgeregtes Gemüt zu beruhigen, wobei ich sie noch einmal auf die Notwendigkeit hinwis sich vor allen Dingen dem Schlafe zu überlassen.

„O mein Gott, ja", rief sie lebhaft aus und hob die gefalteten Hände gegen mich empor, „ja, ja, der Schlaf ist es, der mir fehlt, ich weiß es nur zu gut, aber ich habe ja keine Ruhe dazu. So lange ich hier bin und nicht gefunden habe, was ich suche, flieht mich der Schlaf und ich wälze mich friedlos nachts im Bette umher, und nichts, nichts auf der Welt kann ihn mir verschaffen."

„Ich will es doch einmal ernstlich versuchen", erwiderte ich. „Gedulden Sie sich nur einen Augenblick. Ich habe ein Mittel bei mir, welches Ihnen diesen Schlaf unzweifelhaft verschaffen wird."

Bei diesen Worten erhob ich mich und kehrte in mein Zimmer zurück, wo ich meiner kleinen Reiseapotheke, die ich immer mit mir führe, das Mittel entnahm, welches mir jetzt für die geplagte Kranke am notwendigsten schien. Dies Mittel gab ich ihr selbst ein und sie nahm es willig, und nachdem ich dann noch einige Verhaltungsregeln gegeben, entfernte ich mich, mit dem Versprechen am nächsten Morgen mich nach dem Befinden meiner Patientin erkundigen zu wollen.

Es war nicht schwer zu erkennen, daß die ganze Krankheit der armen Frau in einer krankhaft gesteigerten Nervosität bestand und daß in ihr eine hochgradige Gemütsverstimmung vorhanden war, die aller Vermutung nach auf mir noch unbekannten, in das ganze Wesen derselben tief eingreifenden schmerzlichen Erlebnissen beruhte, denn alle ihre Organe waren vollkommen gesund, jedes verrichtete seine ihm zugewiesene Funktion, und es kam also nur darauf an, diesen schmerzlichen Einwirkungen von außen her entgegenzuarbeiten. So war ich denn mit meinem Heilplan bald fertig und behielt mir vor allen Dingen vor auf sanfte, aber konsequente Weise nach den Ursachen ihrer Angst und Unruhe zu forschen, die sie, wie auch Miß Mary Markham, deren jugendlicher Körper diesen Gegnern nur siegreicher widerstand, vom ersten Tage an an den Tag gelegt und die selbst in gewissem Grade auf ihre, das Leben viel leichter erfassende Tochter übergegangen war. Und diese Forschung schien mir vor allen Dingen notwendig zu sein, denn es läßt sich schwer trösten, selbst für einen geschulten Arzt, der mit dergleichen Kranken viel zu verkehren hat, wenn man die Ursache eines so tief wurzelnden Trübsinns nicht kennt, und wenn man doch einmal Hilfe von mir verlangte und ich sie bringen konnte, wollte und mußte ich wissen aus welchen Quellen die allgemeine und spezielle Trauer dieser Frauen entsprungen war.

(Fortsetzung folgt.)

Heidnischer Tierdienst.

Kulturgeschichtliche Skizze. — Für die Abendschule.

Als Gott der HErr den Menschen erschaffen hatte, setzte er ihn zum Herrscher über die ganze Erde ein. Er sprach zu Adam und Eva: „Herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht." Aber aus dem Herrscher über die Natur ist der Mensch durch seinen kläglichen Sündenfall ihr Beherrschter geworden. Sie „haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen und kriechenden Tiere; und haben geehret und gedienet dem Geschöpfe mehr denn dem Schöpfer": — das ist die Signatur des gesamten Heidentums bis auf den heutigen Tag.

Es giebt heutzutage Schriftsteller, die Christen sein wollen, welche den Naturdienst der Heiden zu beschönigen suchen. Einen von ihnen wollen wir hier kurz zu Worte kommen lassen: A. W. Grube, dessen vielfach vortreffliche Schriften auch in unseren Kreisen bekannt und verbreitet sind. Er schreibt: „Wie in allem Aberglauben doch meistens etwas vom wahren und wirklichen Glauben enthalten ist (?), so liegt in dem Sonnen- und Sterndienst der heidnischen Völker, in ihrer Verehrung gewisser Tiere und Pflanzen, des Feuers und Wassers, der Wälder und Berge immerhin ein Zug wahrhaftiger Religion (?), die im Vergänglichen und Sichtbaren ein Unsichtbares und Unvergängliches sucht, eine höhere Schöpferkraft ahnt (?), vor welcher der Mensch in Demut sich beugt." Man ligen Schrift. Es ist nicht wahr, daß in dem Naturdienste der Heiden ein „Zug wahrhaftiger Religion", in ihrem Aberglauben „etwas vom wahren und wirklichen Glauben" enthalten ist. Derselbe ist vielmehr nichts als greulicher Abfall vom lebendigen Gott, Verkehrung des wahren Glaubens, Zukehr zur Kreatur, grober Götzendienst, Übertretung namentlich des ersten Gebotes und darum schwere Sünde. Namentlich aber der heidnische Tierdienst, von welchem wir heute unseren Lesern erzählen wollen, giebt u. a. auch Zeugnis von der schmählichen Selbsterniedrigung, in welche so viele Völker, die den wahren Gott nicht kennen, geraten sind.

Man kann es sich ja freilich erklären, wie sie dazu gekommen sind, gerade den Tieren göttliche Verehrung zu erweisen. Es heißt von allen natürlichen Menschen, daß sie durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten. Was die armen blinden Heiden in den Tierdienst trieb, war Todesfurcht. Sie hatten das Bewußtsein ihrer Überlegenheit über die Tierwelt verloren. Nun sahen sie in den größeren Tieren übernatürliche Mächte, die ihnen an Stärke überlegen und feindlich seien. Bei den kleineren erkannten sie mit Erstaunen und Furcht deren Klugheit und Schlauheit, Sinnenschärfe und Gewandtheit; das verständige, scheinbar von früherer Intelligenz zeugende Thun und Treiben derselben erschien ihnen als Offenbarung der in ihnen wirksamen Dämonen. Was lag ihnen, den blinden Heiden, darum näher, als der knechtischen Furcht, die

tere sich günstig zu stimmen, ihren Zorn zu besänftigen, mit ihnen auf guten Fuß zu kommen. So brachte man denn ihnen Opfer dar, baute ihnen Tempel, errichtete für sie eigene Kulte und erwies ihnen alle mögliche Verehrung.

Im Altertum waren namentlich die Ägyptier Tieranbeter. Das heiligste aller Tiere war ihnen die Katze. Wer eine solche tötete, verfiel unnachsichtlich der Todesstrafe. Die Göttin Pacht wurde mit einem Katzenkopfe dargestellt. Auch das Krokodil stand bei ihnen in hoher Verehrung. Dies furchtbare Amphybium wurde im Nil besonders groß und stark, manche erreichten eine Länge von zwanzig bis dreißig Fuß. Das erfüllte die alten Ägyptier vor ihnen mit abergläubischer Furcht. Die Priester an der Möris hielten ein gezähmtes Krokodil, schmückten es mit goldenen Geschenken und allerlei Zierrat, und fütterten es mit den besten Leckerbissen. Nach seinem Tode balsamierte man es ein und bestattete es in einem heiligen Sarge. Daneben aber wurde in Ägypten der Ichneumon verehrt, weil er, wie man meinte, den Krokodileiern nachstellte und sie verzehrte. So wurde auch dem storchartigen Vogel Ibis Götzendienst erwiesen, weil er die im Nilschlamm nistenden Schlangen mit großem Eifer vertilgt. Am bekanntesten ist die Verehrung des Apis, eines Stieres, der dem Gotte Osiris heilig war. Der Apis mußte schwarz von Farbe sein, auf der Stirn ein weißes Dreieck, einen Halbmond auf der rechten Seite und einen Wulst unter der Zunge haben. Die Auffindung eines solchen Stieres war für das ganze Land ein hohes Fest. Priester reichten ihm knieend die Speisen; er wohnte in einem Palast in der Königsstadt Memphis. Zwölf Tagereisen von Memphis lag die Oase Siwa; hier herrschte der mit einem Widderkopfe dargestellte Gott Amun (Ammon).

Von alters her frönen auch die Hindus dem Tierdienste. Sie fabeln, daß ihr oberster Gott Wischnu zu wiederholten Malen in Tiergestalt sich geoffenbart habe. Zuerst sei er in Gestalt eines Fisches erschienen, um die sogenannten heiligen Schriften der Vedas, welche durch eine Sintflut entführt waren, wieder ans Licht zu bringen. Dann sei er als Schildkröte gekommen, um seinen Freunden behilflich zu sein, den Trank der Unsterblichkeit aus den Tiefen des Ozeans zu holen. Seine dritte Verkörperung habe die Gestalt eines Ebers getragen, um die Erde, die ein Dämon ins Meer stürzen wollte, vor dem Wassergrabe zu retten. Nach dem Aberglauben der Hindus muß die menschliche Seele durch allerlei Tierleiber wandern. Darum kann niemand wissen, ob nicht in dem Wolf oder Eber, in der Schlange oder im Tiger, welche Menschen töten und zerreißen und ihre Äcker und Gärten verwüsten, ein Bruder, Vater oder sonstiger Verwandter steckt. Dieser Wahnglaube ist der Vertilgung wilder Tiere sehr hinderlich gewesen und hat besonders die allerstärkste und gefährlichste Bestie, den blutdürstigen Tiger so übermächtig werden lassen. Um sich vor der Wut des Tigers zu retten, haben sogar Hindumütter ihre eigenen Kinder dem Raubtiere zum Opfer gebracht, wie ehedem in Vorderasien dem scheußlichen Moloch die zarten Kindlein geopfert wurden. Auch Elefanten und Affen zählen in Hindostan zu den heiligen Tieren. Noch im vorigen Jahrhundert (1780) bereitete ein indischer Fürst zweien Affen ein Hochzeitsfest, mit allen Ceremonien der Hindus. Es kostete ihm die Summe von 100,000 Rupien. Zwölf Tage lang währte der ekelhafte Götzendienst; ein Bramine vollzog die Trauung. Seitdem ist Stadiya, wo dies geschah, die Stadt der Affen geworden, die hier größere Freiheiten als die Menschen genießen. Als das heiligste Tier galt und gilt noch den Hindus die Kuh, die nicht geschlachtet werden darf. Engländer und Mohammedaner haben mit diesem Aberglauben harte Kämpfe zu bestehen gehabt.

Selbst den Völkern des klassischen Altertums, den Griechen und Römern war der Tierkult nicht fremd. So stand z. B. bei den Griechen der Schwan in hohem Ansehen; er war dem Apollo geheiligt, der von ihm die Gabe der Weissagung empfangen haben sollte. Auch die Gans war ihnen ein heiliges Tier und galt zudem für einen lieblichen Vogel, dessen Schönheit man bewunderte und der daher namentlich gern als Geschenk zwischen Liebenden verwendet wurde. Heilige Gänse wurden auch auf dem Kapitol von Rom gehalten und verehrt. Als einst im Jahre 389 v. Chr. die Gallier unter Brennus bei Nacht heimlich das Kapitol besteigen wollten, wurde die römische Besatzung lediglich durch das Geschnatter dieser berühmten „kapitolinischen Gänse“ aus dem Schlafe geweckt und somit die Stadt gerettet. Vor allem aber benutzten die Römer gewisse Tiere zum Zwecke der Zeichendeuterei und Wahrsagerei — eine Zaubereisünde, die schon die heilige Schrift kennt und straft. Vergl. 3 Mos. 19, 31. 5 Mos. 18, 10—12. Jes. 8, 19. 20. So ließen die Römer z. B. durch ihre Priester sorgsam den Flug der Vögel beobachten, wenn sie an ein wichtiges Staatsgeschäft gehen wollten; sie schlossen daraus auf Gelingen oder Mißlingen ihrer Pläne. Ebenso hielten sie heilige Hühner, deren Freßlust besonders vor Schlachten oder bei Anlegung von Kolonieen als Zeichen des bevorstehenden Geschickes galt. Auch aus dem Begegnen vierfüßiger Tiere schloß man auf den Willen der Götter. So war es eine Vorbedeutung des Unglücks, wenn ein Tier, besonders ein Wiesel, über den Weg lief, wenn ein Opfertier vom Altar entfloh oder beim Schlachten brüllte. Außerdem hielten die Römer auch Opferschauer (haruspices), die aus den Eingeweiden der Opfertiere weissagten. Die Geschichte weiß von manchem wichtigen Staatsakte zu erzählen, welcher unterbleiben mußte, weil diese Anzeichen nicht günstig ausfielen. Langen Bestand freilich hatte dieser Wahnglaube nicht. Schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo, im Kriege gegen Karthago, kam es vor, daß man die heiligen Hühner zum Fressen zwingen wollte und, als sie sich dagegen sträubten, sie unwillig ins Meer warf.

Bei unseren Vorfahren, den alten Deutschen, stand vor anderen „heiligen“ Tieren das Pferd in höchstem Ansehen. Kriegerisch, wie die Germanen selbst waren, dachten sie sich auch ihre Götter. Wie nun das edle Roß der kampflustige und todesmutige unzertrennliche Begleiter der wehrhaften Mannen war, so gab der Aberglaube des Volkes auch den Göttern ihre eigentümlichen Rosse, mit besonderen Wunderkräften ausgerüstet und durch eigene Namen geehrt. In der Nähe der heiligen Haine wurde auch eine Zucht reiner geweihter Rosse gehalten, die bei den feierlichen Umzügen den Götzenwagen zogen. Ihre Mähnen wurden sorgsam gepflegt und mit feinen Bändern, goldenen und silbernen Gehängen geschmückt; man bewahrte sogar einzelne Haare aus der Mähne oder dem Schweif „heiliger“ Pferde wie kostbare Reliquien auf. Ihr Wiehern hatte prophetische Bedeutung wie bei den alten Persern. Bekanntlich gelangte Darius, des Hystaspes Sohn, durch das Wiehern seines Hengstes zur persischen Königskrone. Vor allem waren die weißfarbigen Rosse geehrt. Auf solchen hielten die Könige ihren Huldigungseinzug. Die weiße Farbe war ein Bild der Reinheit, Unbescholtenheit und Wahrhaftigkeit. Die alten germanischen „Weistümer“ bestimmten, wenn eine Erbschaft ledig liege, so solle der Vogt auf einem weißen Fohlen sitzen, einen Mann vor, den andern hinter sich, und einen derselben auf das Erbe herablassen. Außer dem Pferde gab es eine Menge anderer Tiere, die den heidnischen Deutschen heilig waren. Spuren dieses altgermanischen Tierdienstes finden sich noch heute in manchen abergläubischen Ansichten des Volkes. Wir kommen auf dies interessante Kapitel vielleicht später zurück.

Mehr als die meisten andern Tiere hat schon in sehr früher Zeit die Schlange götzendienerische Verehrung empfangen. Ihr Wohnen in der Erde, ihre Fortbewegung ohne Füße, ihre Gliederlosigkeit überhaupt, ihr stummes Züngeln und ihr ganzes lautloses Wesen hatten etwas Geheimnisvolles. Ihre stete

Verjüngung, als welche die Ablegung der alten Haut und die Ersetzung derselben durch eine neue erschien, rief die Vorstellung hervor, daß sie Alter und Tod nicht kenne, und ließ heilkundigen Sinn, heilbringende Kraft, dann überhaupt wohlthätiges Wissen und Vermögen bei ihr vermuten. Man fand ihr leises Aufsteigen aus der Tiefe dem Aufsprießen des Saatkorns, ihr Sichhinringeln den Windungen und Krümmungen der Quelle ähnlich, die ebenfalls aus dem Erdboden kam, dachte an deren befruchtende Eigenschaft und hatte den Eindruck, auch die Schlange müsse etwas davon haben. Andrerseits erregten ihr brütendes Daliegen, ihr Schleichen, ihre blitzschnellen Bewegungen, ihr giftiger Zahn bei manchen heidnischen Völkern bange Furcht und ließen das glatte, kalte Tier als unheimliches, verschlagenes, tückisches Geschöpf als die Nachtseite der Natur erscheinen. So wurde die Schlange als etwas Heiliges oder Dämonisches aufgefaßt, in der Phantasie der Heiden zu einem Tiere mit übernatürlichem Verstande, zum Symbol der Götzen, zum guten Genius bei dem einen, zum Höllengezücht bei dem andern Menschenstamme und mit abergläubischer Furcht verehrt und angebetet.

In den orientalischen Götterlehren (Mythologien) haben sich dunkele Vorstellungen davon erhalten, daß die Schlange sich einst zum Werkzeuge des Teufels behufs Verführung der ersten Menschen hergegeben hat. In der persischen Zendreligion z. B. verkörpert sich in ihr Ahriman, der böse Geist. Bei den Griechen dagegen erscheint sie fast durchgehends als heiliges und heilbringendes Tier. Sie dient als Symbol von Quellen und Flüssen. Sie ist ein Attribut des Heilgottes Asklepios; in dem Asklepiostempel zu Epidauros wurde ein besonderer Kult heiliger Schlangen beobachtet. Häufig dient den Griechen zur sinnbildlichen Vergegenwärtigung des Schutzgeistes eines Menschen oder einer Familie das Zeichen der Schlange. Athenische Mütter hatten den Gebrauch, ihren Neugeborenen kleine goldene Schlangen als Amulette anzuhängen. Auch den Römern war die Schlange das Symbol des guten Hausgeistes, zugleich aber wie der Wolf, der Fuchs und der Specht ein weissagendes Tier. Sehr gewöhnlich war, daß man sie sich in den Häusern und Schlafzimmern hielt. Im Haine des Tempels der Juno Sospita Mater Regina befand sich eine Höhle, in welcher eine „heilige“ Schlange hauste. In jedem Frühling wurde derselben von einer Jungfrau ein Opferkuchen dargebracht, wobei das Mädchen mit verbundenen Augen in die Höhle geführt wurde. Fraß die Schlange von diesem Kuchen, so galt dies als ein Zeichen, daß der kommende Sommer ein fruchtbarer sein werde. Die germanische Welt endlich sah die Schlange immer als ein böses verabscheuungswürdiges Gewürm an.

Noch heute steht der Schlangendienst bei manchen heidnischen Völkern in üppigster Blüte. Von den Hindus wird die große giftige Brillenschlange als heiliges Wesen verehrt. Kommt eine solche Schlange in das Haus eines Braminen, so wird dieser, falls er sich vor ihrem Biß nicht sicher hält, lieber das Haus verlassen und abwarten, bis die Naga (Schlange) sich freiwillig wieder entfernt. Tötet ein Europäer die Schlange, so wird der abergläubische Hindu es für ein verdienstliches Werk ansehen, sie an sich zu bringen und ihre Verbrennung und Bestattung zu besorgen. Bei den Negern Westafrikas wird die Schlange überall als eine segenspendende Gottheit verehrt, gehegt und gepflegt. Man wähnt, sie vermöge Regen in langer Dürre, Heilmittel in Krankheitsnöten, Schutz vor Angriffen und Überfällen des Feindes zu gewähren. Eine Schlange zu töten, gilt für ein unsühnbares Verbrechen. Als einst englische Matrosen an der Kongoküste eine Schlange, die in ihr Zelt eingedrungen war, kurzweg tot schlugen, kamen die über solchen vermeintlichen Frevel empörten Neger ganz außer sich, rotteten sich zusammen, metzelten die Matrosen unbarmherzig nieder und gaben ihre Leichname samt der Hütte, in welcher die That geschehen war, den Flammen preis. Nicht einmal Übles sprechen darf man von der Schlange. Bosmann, ein holsteinischer Reisender, konnte sich, als er an der Guineaküste weilte, der ihn oft belästigenden Neger nicht leichter und schneller entledigen, als wenn er ihre Schlangenfetische bespöttelte. Eiligst suchten die Schwarzen dann das Weite, angstvoll sich die Ohren zuhaltend. In Dahomey haben die Zauberpriester für die Schlangen besondere kleine Tempel errichtet, wo man ihnen Opfer bringt und Gebete an sie richtet.

Auch mit anderen Tieren treiben die armen blinden Heiden in Afrika und Asien bis auf den heutigen Tag Götzendienst. Die Hottentotten des Kaplandes töten niemals einen Leoparden, weil das Unglück bringen soll. Dem Zwergvolk der Akra ist die Hyäne heilig. Die Neger Südafrikas huldigen dem Aberglauben, daß sich Menschen in Löwen verwandeln können. Die Fetischanbeter an den Küsten Guineas verehren den Wolf, das Krokodil und den Haifisch. Auf Java und Sumatra glauben die Eingeborenen, daß gewisse Krokodile verwandelte Menschen seien, die sich irgend eines groben Verbrechens schuldig gemacht. Früher bestand dort der schreckliche Gebrauch, den Krokodilen, die an einem bestimmten Punkte der Küste regelmäßig gefüttert wurden, einen Menschen zu opfern. Bei allen sibirischen Völkern, von den Kamtschadalen bis zu den Samojeden, steht der Bär in hoher Verehrung. Der schwerste unverbrüchlichste Eid wird dort auf die Schnauze von Meister Petz geschworen. Er ist gar kein Tier, sondern ein verkapptes höheres Wesen, zugleich Wächter des gesamten Geisterreiches, in welchem auch die Seelen bevorzugter Menschen Aufnahme finden.

Unser Thema ist mit dem vorstehenden noch lange nicht erschöpft. Ach, wir könnten noch viele Beispiele des schnödesten Tierdienstes aus alter und neuer Zeit anführen. Unsere Leser erkennen aber schon jetzt, daß wir es hier mit dem gröbsten, greulichsten Götzendienst und keineswegs mit einem Reste wahrer Gottesverehrung zu thun haben. Wer das Gegenteil behauptet und dabei ein Christ sein will, lügt und trügt bei Gottes Namen. Nur wer den wahren, lebendigen, dreieinigen Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, nur der hat die wahrhaftige Religion und den wahren und wirklichen Glauben!

K.

Der Isthmus von Panama.

Von Hugo Zöllner

Trügen nicht alle Anzeichen, so wird binnen wenigen Jahren die Durchstechung des Isthmus von Panama eine Thatsache und nicht mehr ein Vorhaben sein. Herr v. Lesseps darf sich alsdann der Vollendung zweier Riesenwerke rühmen, welche auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten nicht bloß die größten Leistungen unseres Jahrhunderts, sondern aller Zeiten und Völker darstellen. In bezug auf seine Bedeutung für Schiffahrt und Welthandel kann sich allerdings der geplante Panama- messen; der Verkehr zwischen der alten Welt einerseits, zwischen Indien, China, Australien und Ostafrika anderseits ist denn doch ein viel großartigerer, als derjenige, der voraussichtlich seinen Weg durch den Panama-Kanal nehmen wird. Die Durchstechung des Isthmus von Panama wird der europäischen Welt einen Teil der Westküste von Nord- und Süd-Amerika, die ganze Südsee und in geringerem Grade auch Japan, China und Australien näher rücken, der Löwenanteil von allen Vor-

weg von New York nach Valparaiso wird von 4300 auf 1600, derjenige von New York nach San Francisco von 8400 auf 1700 Seemeilen abgekürzt werden.

Ist nun das neue Unternehmen des Herrn v. Lesseps schon an sich so großartig, daß man es beinahe ungeheuerlich nennen könnte, so tragen die eigenartigen Verhältnisse des Bodens, auf welchem die Kanalarbeiten vor sich gehen sollen, nicht wenig zu jenen Zweifeln an der Durchfahrbarkeit bei, die von Zeit zu Zeit auftauchen.

Ansicht von Panama.

Negerdorf am Chagres-Fluß.

Der Isthmus von Panama ist ein gar seltsames, fremdartiges und, trotzdem er seit länger als drei Jahrhunderten eine belebte Weltstraße darstellt, nur wenig bekanntes Land. Wer würde erwarten, hier auf amerikanischem Boden und längs der ganzen Route des geplanten Kanals lauter krausköpfige Neger und beinahe bloß Neger vorzufinden? Der souveräne Staat Panama, dessen Verhältnis zur Bundesrepublik Kolumbien ein sehr loses ist, zählt allerdings ebensoviel braune als schwarze Unterthanen, — von jeder Sorte etwa 100,000 —, die Indianersprößlinge aber wohnen abseits vom großen Verkehr im schwer zugänglichen Innern und auch jene 50,000 Kreolen, Kreolen-Mischlinge, Yankees und sonstigen Weißen oder Halbweißen, welche die Intelligenz und den Unternehmungsgeist darstellen, treten im Vergleich zur Neger-Rasse nur wenig hervor. Wie auch sollte es anders sein, da der Weiße in diesem Klima stets nur vorübergehend, niemals dauernd von Generation zu Generation zu leben oder wenigstens zu arbeiten vermag? Der aus Spanierblut entsprossene Kreole wird nach wie vor die Politik; der nordamerikanische oder europäische Fremdling wird stets den Handel und die öffentlichen Unternehmungen leiten, ebenso unumstößlich aber steht es fest, daß wenn sich nicht neue und widerstandsfähigere Mischlingsrassen heranbilden, die niedrigen Arbeiten für alle Zeiten dem kräftigen Neger verbleiben werden. Und da diese sanguinisch-sorglose Neger-Gesellschaft sich, seit kein Zwang sie mehr zur Arbeit anhält, der gründlichsten Faulheit ergeben hat, so finden wir in diesem Lande, das eine Fülle der herrlichsten Lebensmittel hervorbringen könnte, die eigentümliche Thatsache, daß nahezu alle Lebensbedürfnisse von auswärts bezogen werden, daß die Arbeitslöhne zu den geringfügigen Leistungen im schreiendsten Mißverhältnis stehen und daß demzufolge die Kostspieligkeit des Lebens ebenso groß ist, wie sonst in ganz Amerika und vielleicht auf der ganzen Erde nur noch in California.



Stadt Kolon.

Von Ackerbau kann außer einigen Bananen-Pflanzungen nicht die Rede sein, das ganze Land ist von der Küste einwärts eine waldreiche, beinahe menschenleere Wüste, deren prächtige Szenerie durchaus nicht immer für den Mangel

jedweden Komforts entschädigt. Kein größerer landschaftlicher Gegensatz auf der Erde als derjenige zwischen den beiden Landengen von Suez und Panama. Dort gelber, eintöniger Wüstensand ohne Baum, ohne Strauch, dazu glühende Purpurfarben und in weiter, weiter Ferne massige, aber ebenso kahle Felsgebirge; hier ein zauberhaft schönes Durcheinander von mittelhohen, wohl bewässerten, von undurchdringlichem Urwald überwucherten Hügeln und Bergen. Erinnern auch die Palmen und sonstigen Tropengewächse von Panama hier in der freien Natur, wo Tod und Leben einander durchschlingen, nur wenig an die sorgsam gehegten und wohlfrisierten Exemplare unserer Treibhäuser, so bietet doch der Urwald von Panama mit seinen selten sichtbaren Bewohnern dem Naturforscher eine ganze Welt, zu deren eingehendem Studium nicht Wochen, sondern Jahre gehören würden. Aber gerade in dieser Überschwenglichkeit, die den Forscher entzückt, liegt eine der größten Schwierigkeiten für die Kanalarbeiten. Der Übersicht und Bewegung hemmende Urwald wuchert hier wie das Unkraut, die kleinen unscheinbaren Flüßchen schwellen im November zu großer Breite an und aus den Verwesungsprodukten der übermächtigen Vegetation entwickeln sich unter dem Einfluß einer feuchtwarmen, nur verhältnismäßig geringe Unterschiede zeigenden Temperatur jene Fieberkeime, die beim Bau der Panama-Bahn (1850—'55) Tausenden und aber Tausenden von Arbeitern den Tod gebracht haben. Der niedrigste, aber im Laufe von Jahrzehnten nur selten einmal in den kühleren Nachtstunden der trockenen Jahreszeit erreichte Thermometerstand beträgt 63°, der höchste 95° F.

In diesem Lande der Faulheit und des Fiebers hängt eine Arbeit, deren Vollendung sich in zivilisierten Ländern mit mathematischer Gewißheit voraussagen ließe, von vielerlei Zufälligkeiten ab. Wäre dem nicht so, so würde man wohl schon früher dem Bau eines interozeanischen Kanals näher getreten sein. Unter Philipp II. von Spanien soll der Plan zum erstenmal angeregt worden sein, 1830 nahm ihn die kolumbische Regierung wieder auf, ohne ihn wesentlich zu fördern. Erst sich unter sieben ausführlich bearbeiteten Projekten für das gegenwärtige in der Durchführung begriffene. Ende 1879 reiste der greise Herr v. Lesseps selbst auf einige Wochen nach Panama, andere Beamte und Ingenieure folgten nach und nachdem die umfangreichen, im Bau von Ortschaften, Hospitälern und Schienenwegen bestehenden Vorarbeiten erledigt waren, konnte am 23. Januar 1882 mit den ersten Felssprengungen begonnen werden. Da die den Nordamerikanern gehörige Eisenbahn das Privileg für den Bau eines Kanals besaß, mußte die Kanalgesellschaft das Eisenbahnunternehmen durch Ankauf eines großen Teils der Aktien von sich abhängig machen, außerdem war die Eifersucht und der diplomatische Widerstand der Vereinigten Staaten zu besiegen.

Zur Erntezeit. I.

Die Zentralverwaltung der Übernehmung für die technischen Arbeiten befindet sich in Panama, wo man das ehemalige Grandhotel angekauft hat. In Emperador befinden sich die Magazine, die Arbeiter- und Ingenieurwohnungen für den Durchstich des Gebirges, welches hier eine Höhe von 250 Fuß über dem Meere erreicht, bei Gamboa finden wir ähnliche Anlagen für den Bau jenes Riesendammes, der die gefürchteten Überschwemmungen des Chagres-Flusses unschädlich machen soll und von Gatun aus werden die Ausgrabungen im tiefgelegenen, sumpfigen Unterlaufe des Chagres geleitet werden. Die Gesamtlänge des Kanals wird sich auf 55 Meilen stellen gegenüber 120 Meilen beim Suezkanal.

Die Arbeiter sind zum geringeren Teil kolumbische Mestizen, zum größeren Teil westindische Neger, die, durch den hohen Lohn von 1—$1\frac{1}{2}$ Pesos oder Dollars gelockt, scharenweise, namentlich von Jamaika, herbeiströmen. Auf jener schönen Insel hat sich nämlich seit Aufhebung der Sklaverei und begünstigt durch die Leichtigkeit, mit der die nötigsten Lebensbedürfnisse gewonnen werden, das eigentümliche Verhältnis herausgebildet, daß die Pflanzer nicht mehr als 25 Cents Taglohn bezahlen und die Arbeiter dafür so wenig als möglich leisten. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß alle blos halb zivilisierten Völker auf fremden Boden verpflanzt, weit energischer arbeiten als auf dem eigenen, und auch den west-

bleibsel aus der Sklavenzeit — Erde zu schaufeln haben, nicht allzu sauer. Unter den Ingenieuren finden wir viele Franzosen, die schon beim Bau des Suezkanals gearbeitet haben, außerdem Nordamerikaner, Engländer, Elsässer, die für Frankreich optierten, Schweizer, Österreicher und auch einen Deutschen. Die europäischen Aufseher erhalten zwischen 100 und 150 Pesos, die gewöhnlichen Ingenieure 125—250 Pesos und die Abteilungsvorsteher und sonstigen höheren Beamten bis zu 400 und 500 Pesos monatlich. Viele Ingenieure, namentlich Franzosen sind dem Fieber erlegen, das sich zuerst als Malaria zu zeigen und in den schlimmeren Fällen mit allen Symptomen des gelben Fiebers zu endigen pflegt.

Wie schwer aber auch immer die durch Klima und Zufall bereiteten Hemmnisse wiegen mögen, so werden sie doch dessen Vollendung nicht hindern. Das wenigstens war der Eindruck, den der Schreiber dieses Aufsatzes empfing, als er zu Anfang des vorigen Jahres, vom chilenisch-peruanischen Kriegsschauplatze zurückkehrend, einen sechswöchentlichen Aufenthalt auf dem Isthmus der eingehendsten Besichtigung der Kanalarbeiten widmete.

„Wunderbar.“

Aus „Bibelblätter“.

Unser HErr heißt „Wunderbar“, und wunderbar sind auch die Wege, auf welchen Er die Menschenkinder zu sich zieht. Wer wüßte hievon nicht genug zu erzählen, der selbst schon vom HErrn gezogen worden und den Er dann so nach und nach mit allerlei Leuten zusammengeführt hat, die auch im Glauben an Ihn, in der Gemeinschaft mit JEsu, den höchsten Schatz ihres Lebens gefunden haben.

So will ich denn diesmal erzählen von zwei Jugendgefährten, deren spätere Lebensschicksale gar verschieden voneinander verlaufen, die aber beide zu demselben Ziele gelangt sind: als das einzig erstrebenswerte Gut im Leben die Gemeinschaft mit JEsu, den Glauben an Ihn erkannt zu haben.

In dem Leben des einen von ihnen hat die Bibel sich wieder einmal in ganz wunderbarer Weise als das erwiesen, was sie ja ist: als das lebendige Wort Gottes, das da rettet das Verlorene und frei macht die Gefangenen, auch mitten im Kerker.

Zur Erntezeit. II.

Sie haben beide in Rußland gelebt. Der eine von ihnen, ein Deutscher, doch russischer Unterthan, ein treuer Diener seines Kaisers und des großen Reiches, dem er angehörte, ist mein Vater gewesen. Der andere war ein Russe von Geburt, mit Namen Batinkow. Beide waren vorzüglich begabt, von glühender Begeisterung für alles Edle, Wahre und Große erfüllt und mit einem ganzen Kreise gleichgesinnter, meist ausgezeichneter junger Leute, die man die Blüte des damaligen Rußlands nennen könnte, freundschaftlich verbunden.

Es war in den letzten Lebensjahren des Kaisers Alexanders I., die Geister waren in einer wunderbaren Göhrung und Bewegung, doch fehlte es an einer klaren und festen Idee, die sie in fruchtbarer Weise geleitet hätte, und da konnte es nicht anders sein, als daß selbst von Haus aus wohlgesinnte junge Leute auf allerlei Abwege gerieten und, namentlich in dem berechtigten Streben nach größerer politischer Freiheit, sich mehr und mehr auf die gefährliche Bahn geheimer Verbindungen, ja endlich zur Verschwörung drängen ließen.

Innerhalb jenes weiteren Kreises gebildeter und strebsamer junger Leute, zu dem auch die zwei Freunde zählten, hatte sich eine geheime Verbindung organisiert, welche danach trachtete, die tüchtigsten und ausgezeichnetsten zu sich heranzuziehen und womöglich in den Bund mit aufzunehmen. So machten sie einen Versuch, meinen Vater in eine ihrer engeren Versammlungen einzuführen. Ganz ahnungslos über die wahre Bedeutung dieser Abendgesellschaft, fiel ihm doch eine gewisse Geheimthuerei und Vorsicht dabei unangenehm auf, und in seiner wahren und rückhaltslosen Weise äußerte er, mitten im Kreise, seine Mißbilligung über alles, was auch nur dem Scheine nach das volle Licht scheue. Die Verbündeten sahen ein, daß von dieser Seite nichts für sie zu erwarten stand, der Abend verlief in ganz gewöhnlicher Weise, und erst Jahre nachher hat mein Vater erfahren, was jene Zusammenkunft bedeutet hatte und welcher Gefahr er damals glücklich entgangen war. Alle übrigen Glieder jenes Theeabends haben teils mit dem Leben, teils mit harter Verbannung in Sibirien wenige Jahre später ihr frevelhaftes Unternehmen zu büßen gehabt. Bald darauf ward ihm überdies ein weites Feld zur Entfaltung all seiner Kräfte und Gaben eröffnet, indem er mit der Leitung einer wissenschaftlichen Expedition betraut wurde, die ihn zugleich auf viele tausend Meilen von der Hauptstadt entfernte.

Anders erging es dem jungen Batinkow. Dieser blieb in Petersburg und im Verkehr mit jenen jungen Leuten, die ihn mehr und mehr in ihre Kreise zogen. Zwar hatte er sich dem geheimen Verschwörungskomitee nicht angeschlossen und ahnte wohl kaum die Existenz eines solchen; aber er verkehrte viel mit Mitgliedern desselben und das war genügend, als nun beim Regierungsantritt Kaisers Nikolaus I. die sog. Dezember-Verschwörung entdeckt und auf das strengste, ja grausamste bestraft wurde, um einen jeden, der zu den Verschworenen in irgend welcher Beziehung gestanden, in jahrelange Haft oder Verbannung zu bringen.

Dies harte Schicksal ereilte, wie zahllose andere Opfer, so auch den armen Batinkow. Bei Nacht wurde er von der Polizei in seiner Wohnung ergriffen und ins Gefängnis geschleppt. Noch hatte er die Hoffnung, daß seine Unschuld an den Tag kommen und er wieder befreit werden würde. Aber er täuschte sich. Er war zu lebenslänglicher Kasemattenhaft verurteilt, ohne daß seine Freunde und Angehörigen seit jener Nacht wieder etwas von ihm erfahren hätten — er war spurlos verschwunden, wie so viele andere in jenen Schreckenstagen.

Als mein Vater bald darauf von seiner glücklich beendigten Expedi-

lan heimkehrte, gesund und frei, von Anerkennung und Auszeichnung umgeben, — forschte und fragte er vergebens nach so manchem seiner früheren Gefährten. Von einigen wurde ihm das schreckliche Schicksal genannt, aber von anderen wußte man nichts. Unter diese gehörte Batinkow. Eine schmerzliche Enttäuschung nach der so lange ersehnten Freude des Wiedersehens! Es war, als habe ein vernichtender Orkan über Nacht die lebenskräftigen Bäume geknickt und die jungen Saaten zerstört.

Vierunddreißig Jahre waren vergangen. Meines Vaters Jugendträume waren in mehr als einem Punkt glänzender in Erfüllung gegangen, als er sie je geträumt. Ihm war in seltenem Maße ein thaten- und erfolgreiches Leben beschieden gewesen, — ein reiches Glück in der Ehe und Familie war ihm beschert, ersteres ihm auch wieder genommen worden; — viel Kämpfe und Leiden, doch auch Siege und Erfolge hatte er erlebt, und ohne daß er danach gesucht und gestrebt, waren ihm Ehrenbeweise in der eigenen Heimat und vom Auslande her als Zeichen der Anerkennung für seine Leistungen, zugefallen. Jetzt verwaltete er eines der höchsten und verantwortungsvollsten Staatsämter und genoß die Achtung und Anerkennung von Freund und Feind. Wer in das markige gedankenvolle Antlitz des Greises blickte, der mußte es spüren, wie durch den tiefen Ernst seines ganzen Wesens ein gewisser stiller, hehrer Friede hindurchschimmerte, — und konnte nicht lange darüber im Zweifel sein, daß das nicht der Ausdruck befriedigten Ehrgeizes oder berechtigten Selbstgefühls am Schlusse einer rühmlich vollendeten Laufbahn war, — o nein! es war der Widerschein des Gnadenlichts, das ihm aufgegangen war in Christo JEsu, seinem Heiland! Es ist von ihm gesagt worden, daß er, wie wenige, vor der Welt ein Mann und vor Gott ein Kind gewesen ist, — und so stand er demütig und jedem Scheinwesen, jeder Ehrsucht fern, auf der Höhe seiner irdischen Laufbahn, nur das eine in seinem Leben rühmend und preisend, daß Gott ihn nicht früher hatte dahingehen lassen und ihn durch alle Gefahren und Schickungen seines wechselvollen Lebens hindurch gerettet, bis er seinen Heiland gefunden hatte und sich rühmen konnte der Gnade und Vergebung seines HErrn.

So saß er eines Tages, im Winter 1859 in seine Arbeit vertieft, in seinem Studierzimmer, als ihm ein fremder Herr gemeldet wurde, der ihn dringend zu sehen wünsche, jedoch seinen Namen nicht nennen wolle. Mein Vater ließ ihn bitten einzutreten und saß sich bald darauf einem älteren Manne gegenüber, der ihm vollständig fremd erschien, ihn aber ein paar Augenblicke lang mit einem seltsamen Ausdruck von Bewegung betrachtete und dann in die Worte ausbrach:

„Sie werden nichts mehr von mir wissen, Ferdinand Petrowitsch! ich bin Batinkow.“

„Batinkow?!“ — sagte mein Vater in zweifelndem Ton, — „aber wie, das ist ja nicht möglich! Derselbe Batinkow, den ich . . . . .“

„Ja, derselbe, den Sie vor bald 40 Jahren zuletzt gesehen, und wohl für tot gehalten haben!“ war die Antwort, — und tief ergriffen sanken sich die alten Freunde in die Arme!

„Aber wie ist das alles möglich?“ forschte endlich mein Vater — „wo sind Sie denn all die langen, langen Jahre so spurlos verschwunden gewesen? wo haben Sie gelebt?“

Batinkow wies durch die hellen Spiegelfenster, aus denen man den herrlichsten Blick auf die majestätische Newa und die gegenüberliegende Kathedrale und Festung Peter-Paul hatte — nach der Festung hinüber.

„D o r t, Ferdinand Petrowitsch, Ihnen gegenüber habe ich gelebt, in einer der Kasematten, die unter dem Niveau der Newa liegen, beinahe dreißig Jahre meines Lebens! Die Amnestie beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. öffnete mir das Gefängnis, ich wurde in eine Stadt im Innern des Reiches verbannt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Aber die Freiheit war mir kein Geschenk mehr — ich zählte nicht mehr zu den Lebenden. Die Meinigen sind längst alle tot, von keinem Freunde wußte ich was. Jahrelang sprach ich mit keinem Menschen ein Wort. Man hielt mich für gestört, weil ich es mir in der Gefangenschaft angewöhnt hatte, laut zu denken; die Menschen gingen mir scheu aus dem Wege und ich ihnen. Vor einiger Zeit sah ich in ein Zeitungsblatt und erblickte Ihren Namen, als Minister genannt. Das traf eine Saite in meinem Innern, und zum erstenmal gewann ich wieder ein Interesse für irgend etwas in der Welt um mich her. Es war nur ein Leichtes, mich zu vergewissern, daß der hochgestellte Herr und mein alter Jugendfreund dieselbe Person seien; ich reichte eine Bittschrift ein mit dem Gesuch, eine Reise nach Petersburg machen zu dürfen, um einen Freund zu besuchen. Ich erhielt die Erlaubnis, — und hier bin ich und danke Gott, daß er mich diese Freude hat erleben lassen.“

„Es ist ein Wunder Gottes“, fuhr Batinkow nach einer Pause fort, „daß Sie mich hier als gesunden und vernünftigen Menschen vor sich sehen; die drei ersten Jahre in meinem Kerker habe ich mit der Verzweif-

„Und was gab Ihnen Kraft dazu? was verhalf Ihnen zum Sieg in solchem Kampf?“ fragte mein Vater voll Spannung, denn er wußte, daß sein Freund, wie auch er selbst in seiner Jugend, nur auf die eigene Kraft sich gestützt hatte. „Was verhalf Ihnen zum Sieg in Ihrem Kerker?“

„D i e B i b e l“, war die Antwort.

„Hatten Sie denn eine solche bei sich? Ich dächte, Sie haben in jener Zeit wenig von ihr gewußt.“

„Da haben Sie recht“, sagte Batinkow, „auch hatte ich keine bei mir, als ich bei Nacht aus meiner Wohnung ins Gefängnis abgeführt wurde. Als ich dort unten in die feuchte, dunkle Kasematte geworfen wurde und am folgenden Tage der Gefangenwärter mit meiner kärglichen Nahrung erschien, bat ich ihn, mir einige Bücher zu bringen. Er schüttelte verneinend den Kopf. Auf alle meine Bitten und Fragen erhielt ich keine Silbe zur Antwort. Schließlich sagte er mir nur das eine, daß ihm aufs strengste verboten sei, mit einem der hier sitzenden Gefangenen auch nur das gleichgültigste Wort zu wechseln, — daher solle ich es in Zukunft gar nicht versuchen, ihm ein Wort zu entlocken. Und er und seine Nachfolger haben diese unmenschliche Verordnung gewissenhaft befolgt! Da bin ich, in dieser absoluten Abgeschiedenheit und Hoffnungslosigkeit, vor Verzweiflung an den Rand des Wahnsinns getrieben worden, bis ich eines Tages in meiner dunklen Zelle, im entlegensten Winkel, ein paar Bücher entdeckte, die wohl ein früherer unglücklicher Bewohner derselben dort zurückgelassen hatte. Es war eine deutsche Bibel, ein altes deutsches Predigtbuch und ein deutscher Kalender. Nun war ich dieser Sprache nicht mächtig, — ich kannte die Buchstaben kaum, geschweige den Sinn der Worte. Aber durch einen sog. Zufall war mir ein russischer Kalender in meiner Rocktasche geblieben, als ich in die Zelle eingeschlossen wurde, und dieser ward mir nun durch Vergleichung mit dem deutschen Kalender der Schlüssel zur fremden Sprache und damit zur Bibel. — Als ich die Bücher entdeckt hatte, machte ich mich ans Studieren, anfangs nur, um die Zeit hinzubringen; — und diese Beschäftigung rettete mich vom Wahnsinn, dem ich sonst ohne Zweifel verfallen wäre. Lange dauerte es, bis ich anfing einzelne Sätze zu verstehen; aber ich hatte ja Zeit! Sobald ich verstehen konnte, was ich las, machte ich mich an das Lesen der Bibel und auch der Predigten. Aber drei lange schwere Jahre hat es gedauert, wo ich die Bibel zwar las, sie aber meiner Seele noch kein Trost und Halt, noch kein Licht in meiner Nacht war. Ja, das waren entsetzliche Jahre! Aber dann — endlich, endlich — ging mir das Licht auf in der Finsternis, da ward mein Kerker helle, und immer strahlender ist mir die Gnadensonne aufgegangen, so daß ich die späteren Jahre ein glücklicher Mensch gewesen bin in meinem Gefängnis. Als man mich dann herausführte, war mir's keine Freude mehr, ich konnte mich in der fremden Welt nicht mehr zurechtfinden. Aber meinen Schatz, d i e a l t e B i b e l, nahm ich mit mir, und der, den ich durch sie gefunden, mein Heiland und Erlöser, blieb ja draußen bei mir in der fremden Welt, wie drinnen im Kerker. — Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, sagte Batinkow, so darf ich nicht murren und sagen, es sei ein verfehltes, denn Gott hat mich ja das eine finden lassen, was not ist, und Er wird wohl gewußt haben, daß ich so dunkler Wege bedurfte, um zu Ihm zu kommen. Ihnen hat Gott ein glücklicheres Loos beschieden“, setzte er freundlich hinzu, „und Ihnen ist es vergönnt, auf ein Leben voll Thatkraft und Arbeit zurückzublicken, das auch unter den Menschen seine Spuren zurückgelassen hat; das ist ein großes Geschenk und muß ein köstliches Gefühl sein.“

„Ich habe für viel, unendlich viel dem HErrn zu danken“, erwiderte mein Vater; „aber auch ich rühme als den köstlichsten Gewinn meines vielbewegten Lebens dasselbe, was Sie als köstliche Perle in finsterer Kerkernacht gefunden haben. Dies“, sagte er, auf die Bibel weisend, die auf seinem Tische lag, „ist auch mein köstlichster Schatz im Leben geworden und wird auch mein Trost sein im Sterben.“

So hatten sich die Jugendfreunde in ganz besonderer Weise wieder gefunden, auf demselben Wege demselben Ziele zustrebend.

Nur noch wenige Jahre hatte Batinkow zu warten, da konnte es auch von ihm heißen: „Wenn der HErr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein.“ Mehrere Jahre später vernahm auch mein alter Vater den sehnlich erwarteten Ruf seines HErrn, auf den er geharrt hatte wie ein treuer Haushalter, der sein Haus bestellt hat, aber auf seinem Posten bleibt bis zum letzten Augenblick. Sehnlich hatte er ausgeschaut nach seinem HErrn, und in ungebrochener Geisteskraft durfte er rasch — wie auf Adlersflügeln — hinweggeholt aus diesem Leben der Vergänglichkeit. Da werden die einstigen Jugendgenossen mit neuen Zungen eingestimmt haben in den Lobgesang: „Der HErr hat

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (3. Fortsetzung.)

Der volle Mond leuchtete taghell auf seinen Weg, man konnte selbst in größerer Entfernung alle Gegenstände unterscheiden. Solch eine fast zum lichten Tage verzauberte Nacht ist sehr unheimlich für denjenigen, welcher kein gutes Gewissen in seiner Brust hat. Dem jungen Verbrecher fiel eine Geschichte ein, welche im Schullesebuche gestanden hatte und überschrieben war: Die Sonne bringt es an den Tag. Der Mond kann's vielleicht auch, so mußte er in seiner Seele denken, und darüber verwickelte sich seine Vernunft in dem Unterschiede der Begriffe Tag und Nacht, so daß er mit seinen Füßen fast über einen hohen Stein gestolpert und der Länge nach hingeschlagen wäre; doch hielt er sich noch aufrecht.

Wenn der Bestohlene jetzt aufwacht und auf den Hof hinaus tritt, kann er dich noch laufen sehen! klang es in seinem Innern. Sein Herz pochte wieder so gewaltig wie vorher auf dem Lager, und wie von unsichtbarer Gewalt getrieben lief er querfeldein, um nur recht bald in den Schatten des Waldes zu gelangen. Aber auch da war es sehr schauerlich, die Bäume schienen neben ihm herzulaufen, und auf den Lichtungen stach ihm das weiße Mondlicht ordentlich in die Augen. Er wurde erst ruhiger als er auf der wohlbekannten Landstraße stand. Diese verfolgte er nun die ganze Nacht hindurch, bis er im Morgengrauen die Stadt erreichte. Gleich in der Nähe des Thores fand er ein Wirtshaus, dessen Thür eben von einer Magd geöffnet wurde. Diese ließ sie offen und ging, einen Korb am Arme tragend, die Straße hinauf. Reinhold trat in das Haus ein und ging in das Gastzimmer, wo niemand war; so setzte er sich denn an den Tisch.

Er mußte wohl eine halbe Stunde lang den Zeiger der großen Schwarzwälder Uhr verfolgen, welche summend und tickend an der Wand hing, ehe die Magd zurückkam: „Tausend auch!" sagte sie, als sie den jungen Burschen anblickte, „das fängt ja heute früh an. Seid ihr denn des Nachts gelaufen, die Stiefeln sind ja ganz weiß vom Staube?"

„Ich bin allerdings sehr hungrig und durstig", antwortete Reinhold ausweichend, „es wäre mir sehr lieb, wenn ich recht bald etwas zu essen und eine gute Tasse Kaffee bekommen könnte."

„Na, da kann geholfen werden, hier sind ganz warme Semmeln, und das Kaffeewasser wird ja wohl inzwischen ins Kochen gekommen sein."

Während das Mädchen hinausging, biß Reinhold gierig in das frische Gebäck, welches sie aus dem Korbe genommen und vor ihn hingelegt hatte. Nach kurzer Zeit brachte sie auch eine große Tasse heißen Kaffees nebst Milch und Zucker. Er bezahlte ihr alles und wies einen Groschen, welchen sie ihm herausgeben wollte, zurück. Sie war augenscheinlich sehr neugierig und hätte gern erfahren wer und woher er sei, und wohin er wolle. Durch allerlei Geschwätz suchte sie das von ihm herauszubringen. Er blieb aber einsilbig und plötzlich lief sie mit den Worten hinaus: „Ich stehe hier und schwatze, während draußen die Milch auf dem Feuer steht. Ist das nicht toll?" Reinhold war froh die lästige Fragerin auf diese Weise losgeworden zu sein. Als er sich hinreichend gesättigt hatte, überlegte er was er nun zunächst thun solle, und setzte sich endlich hinter dem großen Kachelofen auf die Bank, denn er war totmüde.

Der Schlummer sank leise auf ihn hernieder, und beinahe wäre er fest eingeschlafen, als draußen ein Wagen über das Straßenpflaster rasselte und vor der Thür des Wirtshauses kurz anhielt. Gleich darauf trat ein Mann mit schwerem Schritt in das Zimmer, stellte die Peitsche in die Ecke und rief mit lauter Stimme: „He da, Gevatter Wipprecht, wo steckt Ihr denn?"

Als auf diese Frage nicht sofort geantwortet wurde, wollte er durch dieselbe Thür hinausgehen, durch welche vorher die Magd das Zimmer verlassen hatte. Indem trat aber der Gevatter Wipprecht, die weiße Schlafmütze auf dem Kopfe und in Hemdsärmeln, ein und begrüßte den frühen Gast auf das Freundlichste.

„Nur keine Redensarten, Gevatter, dazu ist's heute zu früh; ich sehe hier habt Ihr schon Kaffee getrunken, also holt mir rasch auch eine Tasse und etwas zu essen, meine geehrten Dienstmädchen haben's heute wieder einmal verschlafen und mich getrost ohne Kaffee abziehen lassen."

„Hier hat schon einer Kaffee getrunken? heute? ja, da steht ja eine Tasse. Na, wo wollt Ihr denn so eilig hin, Gevatter Menzel, daß Ihr zu Hause nicht einmal auf den Kaffee wartet?" so fragte der offenbar noch etwas schlaftrunkene dicke Wirt in einem Zuge.

„Meine Zeit, Gevatter Wipprecht!" fuhr der andere auf, „ich habe einen ganz furchtbaren Durst nach Kaffee im Leibe, und Ihr ersauft mich noch mit Fragen. Wenn Ihr mir den Kaffee gebracht habt, dann erkundigt Euch meinetwegen, so viel Ihr wollt!" damit schob er den dicken Gevatter wieder zur Thür hinaus, setzte sich an den Tisch und zündete seine kurze Tabakspfeife an, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte sie durch einige hastige und hörbare Züge wieder in Brand zu bringen. Reinhold konnte den Mann von seinem Platze hinter dem Ofen aus nicht sehen, aber die Stimme desselben kam ihm außerordentlich bekannt vor, und über dem Nachsinnen, wo er sie schon gehört habe, entfloh der Schlummer völlig aus seinen schon zugefallenen Augen.

Der Wirt hatte sich die Mahnung seines frühen Gastes zu Herzen genommen, denn er erschien so schnell als nur möglich war, mit einer großen Tasse voll dampfenden und duftenden Kaffees, über welche sich der Gevatter Menzel ohne weiteres hermachte; auch dem frischen Gebäck sprach er mit tüchtigem Appetit zu. Der dicke Gastwirt stand schweigend dabei und sah fast mit Andacht zu wie gut es dem Gast schmeckte. Endlich war dieser befriedigt und schien geneigt dem Gevatter mit der Antwort auf dessen Fragen zu Willen zu sein.

„Diese Fahrt hätte ich mir freilich ersparen können", so begann er, „aber man wird nicht gescheit, obschon alle Tage älter. Mir ist vorgestern der Knecht fortgelaufen. Ist mir auch ganz recht so, wenigstens laufe ich dem Lüdrian nicht nach."

„Na, das fehlt auch noch", setzte der Wirt kopfnickend hinzu.

„Nun muß ich aber doch einen Knecht haben, ich kann doch nicht des Nachts aufstehen und die Pferde füttern oder am frühen Morgen den Dung aus dem Stalle ziehen," fuhr der andere mürrisch in seiner Rede fort.

„Na, so mietet doch einen andern, Ihr gebt ja hohen Lohn, Gevatter Menzel, das pflegt doch zu ziehen."

„Danke schön für den guten Rat, kann ihn aber nicht brauchen Gevatter, denn so klug bin ich selber. Hier aus der Stadt und der Umgegend kriege ich keinen Knecht mehr. Die ganze Bande hat sich neulich auf der Hohendorfer Kirmeß verschworen, daß keiner zu mir ziehen soll. Da haben sie auch dem Burschen, dem Friedrich, den Kopf verkeilt. Es ging zwar immer etwas lahm mit ihm, und man mußte allewege hinter ihm her sein, aber seitdem war es gar nicht mehr mit ihm auszuhalten: zu aller Trödelei und Ungeschicktheit wurde er auch noch alle Tage frecher und unbotmäßiger."

„Was Ihr sagt, Gevatter! und solch schöner Lohn!" wunderte sich kopfschüttelnd der Wirt.

„Ja, was ich sage! weil ich auf Ordnung halte und wei-

ter nichts, gelte ich natürlich für einen schlimmen Herrn. Auf den Händen würde ich solch einen Burschen tragen, ihn halten wie meinen eigenen Sohn, wenn ich mich auf ihn verlassen könnte, daß er des Nachts nicht ausläuft und sonst auf den Dienst aufpaßt. Auf ein paar Thaler Lohn mehr oder weniger, Jahrmarkts- und Weihnachtsgeschenke kann es ja gar nicht ankommen, so man bedenkt, welchen Schaden an Pferden und Geschirr man riskiert, wenn man einen unzuverlässigen Knecht hat. Immer kann man doch nicht hinter ihm her sein und ihm auf die Finger sehen. Aber wenn die jungen Leute jetzt nicht nach Lust und Belieben auslaufen, saufen und spielen dürfen, so denken sie, man gönnt ihnen kein menschenwürdiges Dasein. Wie das Vieh betragen sie sich, und wie Engel möchte man sie behandeln. Kirchweih könnte es nach ihrem Sinne alle Tage sein, aber in die Kirche kriegt man sie kaum an den hohen Festtagen einmal."

„Freilich ist's so, Gevatter Menzel, ich habe um des ewigen Ärgers mit den Leuten willen schon längst alle Landwirtschaft abgeschafft und meine Äcker verpachtet. Ich lebe so viel ruhiger."

„Na, ich kann meine Fuhrwerkerei nicht abschaffen, also muß ich auch einen Knecht haben."

„Das stimmt," bestätigte der Wirt diese Schlußfolgerung und stand nun mit halboffenem Munde da, sein Verstand konnte sich augenscheinlich aus dem Knäuel von Schwierigkeiten, welche der Gevatter ihm eben aufgezählt hatte, nicht herausfinden.

Eine Weile sahen die beiden Männer sich schweigend an. Plötzlich platzte der Fuhrherr mit lautem Gelächter los: „Nein, Gevatter, seht Ihr dumm aus! Ich dachte, Ihr solltet einen guten Rat für mich haben, aber der scheint bei Euch schon am frühen Morgen teuer zu sein."

„Ich weiß nicht was Ihr wollt, Menzel", sagte der Wirt doch etwas ärgerlich über diese Rede, „Ihr müßt einen Knecht haben, und habt keinen, und kriegt auch keinen, wie Ihr sagt, wollt Ihr denn einen am hellen Tage mit der Laterne suchen? ich weiß wirklich nicht wer von uns beiden der Dumme ist."

„Laßt's nur gut sein", erwiederte der andere begütigend, „ich glaube ich bin auf einer leidlich guten Fährte, und ärgere mich nur, daß ich sie nicht gestern schon festgehalten habe; dann brauchte ich nicht heute am frühen Morgen schon Euch den Kaffee wegzutrinken und den Tag mit nutzlosen Reden zu verderben. Gestern bat mich auf der Zietlower Buschziegelei ein hübscher, strammer Bursche, ich möchte ihn doch um Gottes Willen in Dienst nehmen, er wisse nicht wohin. Und ich that's nicht, weil er keine Zeugnisse hatte."

„Die Zeugnisse thun's nicht", sagte der Wirt, „die dümmsten und unordentlichsten Menschen haben manchmal das ganze Dienstbuch voll prächtiger Zeugnisse. Sie nehmen sich in den letzten vierzehn Tagen zusammen und heulen einem am Ende die Ohren voll, bis man sich erweichen läßt und richtig wieder alles Schlimme verschweigt was man hat erdulden müssen. Nachher lacht sich solch ein Bursche ins Fäustchen und pocht auf die vortrefflichen Zeugnisse. Er hat es ja schwarz auf weiß, daß er ganz ausgezeichnet ist in allen Stücken."

„Weil ich auf den Zopf nicht anbeiße, will eben keiner zu mir ziehen. Sie sagen: ich verschimpfiere ihnen bloß die Dienstbücher", fügte Menzel hinzu. „An dem jungen Umhertreiber hätte man vielleicht bessern Dank geerntet, er schien alle Lust zu haben sich zu Zucht und Ordnung einfangen zu lassen."

„Wenigstens den Winter über", sagte kopfnickend der Wirt, „da giebt es für solche Vögel wenig Futter, drum lassen sie sich wohl einfangen und in ein warmes Nest setzen. Im Frühjahr und Sommer, wenn die Welt wieder anders aussieht, steht auch der Sinn wieder anders. Ich kenne das. Es kehrt manch

„Nun es wäre doch ein Versuch gewesen", entgegnete der Fuhrherr, indem er aufstand, den Kaffee bezahlte und nach seiner Peitsche griff, „man versucht ja in der Verlegenheit manches, warum nicht auch einmal ein solches Liebeswerk. Ich will eben hinausfahren zur Buschziegelei und sehen, ob ich den Burschen noch finde. Seine Arbeit hat dort gestern aufgehört, er schien es aber mit dem Davongehen nicht sehr eilig zu haben. Hoffentlich bringt uns unsere frühe Plauderei hier nicht um den Erfolg meiner Fahrt. Lebt wohl Gevatter, und nehmt nichts für ungut!"

Reinhold saß auf der Bank wie vom Donner gerührt, blaß und regungslos wie eine Leiche. Es war ja zwischen den beiden Männern von niemand anders die Rede als von ihm selbst. Im ersten Augenblick, als ihm dies zu Bewußtsein gekommen war, hatte er davonstürzen und dem Manne, der sich so liebevoll über ihn aussprach, entgegenlaufen wollen. Da trat aber plötzlich alles was in dieser Nacht geschehen war vor seine Seele. Während er in Verzweiflung und andere große Sünde gefallen war, weil er gemeint hatte seine Hoffnung auf Menschen und auf sich selbst setzen zu müssen, sonst habe er überhaupt nichts mehr zu hoffen, hatte der treue Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, schon den Weg gefunden wo sein Fuß hätte ruhen können. Wenn auch nicht mit voller Klarheit, so doch in einer gewissen Ahnung kam ihm dieser wunderbare Zusammenhang jetzt in das Bewußtsein, nun aber nicht zur tröstlichen Erhebung, sondern als ein furchtbarer Schlag. Er hatte sich alles verscherzt was sein Glück hätte sein können, war ein Dieb und nun wirklich verloren, verloren durch seine eigene Schuld allein.

Der Wagen rasselte wieder über das Straßenpflaster, ferner und ferner hörte man den Ton, bald war er ganz verklungen. Offenbar hatte es der Mann sehr eilig mit seiner Fahrt, daß er nur ja den welchen er suchte noch antreffen möchte. Wie mußte er sich ärgern über seinen nutzlosen Eifer, wenn er draußen auf der Ziegelei erfuhr was der junge Landstreicher mit dem treuherzigen Auge und der herzergreifenden Bitte inzwischen begangen hatte. Wenn er nun für seine Gutmütigkeit Spott und höhnisches Lachen erntete, mußte seine Menschenfreundlichkeit nicht schweres Ärgernis nehmen und er es gänzlich verreden je wieder einem solchen Elenden freundlich und hilfreich entgegen zu kommen, aus Furcht auf das schmählichste getäuscht zu werden?

Auch von diesen Folgen seiner Sünde hatte Reinhold mehr eine dunkle Ahnung als ein klares Bewußtsein, aber mit vollem Gewicht lastete die Gewißheit auf ihm, daß er dem einzigen und ersten Menschen, der wirklich thätige Liebe an ihn wenden wollte, aus dem Wege eilen mußte, sich nicht mehr von ihm helfen lassen konnte, weil er jetzt ein Verbrecher war. Tiefe, herzzerreißende Traurigkeit, niederdrückende Scham zog durch seine Brust und preßte sie krampfhaft zusammen. Als der Wirt die Teller und Tassen zusammengeräumt hatte und hinausgegangen war, schlich er mit schlotternden Knieen hinter dem Ofen hervor, zum Hause hinaus und um dasselbe herum. In der Stadt wagte er nicht zu gehen, so schlug er einen Feldweg ein, welcher auf einem Umwege wieder auf die Chaussee oberhalb des Städtchens führte. Aber weit konnte er nicht gehen, denn die Füße versagten ihm den Dienst. Er setzte sich auf einen Stein, welcher aus dem Acker gegraben und zum Zersprengen bereit gelegt worden war, und weinte bitterlich.

Wertlos waren seine Thränen wohl nicht. Es ist ja immer schon etwas Wichtiges, wenn es ein Sünder fühlt was er sich mit seiner Sünde angethan hat. Aber aus dem Quell der göttlichen Traurigkeit, welche eine Reue gebiert die niemand

chen uns alle wahre und durchgreifende Hilfe kommt, sondern suchten andere Auswege vor dem drohenden Unglück.

Sein nächster Gedanke war weit weg zu fliehen, denn da seine böse That schon offenbar geworden sein mußte und jedenfalls auch bald die Polizei angegangen wurde auf ihn zu fahnden, so wäre es eine Thorheit gewesen in der Nähe in Arbeit zu treten, und es konnte überhaupt in dieser Gegend seines Bleibens nicht sein. Je schneller und je weiter er fortkam, desto mehr hatte er dagegen Aussicht der gesetzlichen Strafe zu entgehen.

Am entgegengesetzten Ausgange der Stadt, zu welchem die Landstraße sich herumbog, kaufte er sich noch einige Lebensmittel und zog dann seines Weges weiter; wohin? das wußte er selbst nicht. —

4. Suchen und Finden.

Menzel war inzwischen gar nicht bis zur Zietlower Buschziegelei, wo er Reinhold noch anzutreffen gehofft hatte, gekommen. Kurz zuvor, ehe der Fahrweg dahin an der Chaussee abbiegt, begegnete ihm der bestohlene Arbeitsbursche. Er erinnerte sich denselben gestern oben bei der Ziegelei gesehen zu haben, darum hielt er die Pferde an, um vielleicht erwünschte Auskunft zu erhalten.

„Heda! hört doch einmal einen Augenblick!" rief er den Burschen an, welcher ohne auf ihn zu achten an ihm vorübereilen wollte. „Könnt Ihr mir nicht sagen, ob . . . aber ich glaube gar Ihr weint, was ist Euch denn passiert?"

Der Angeredete kam die paar Schritte, die er schon vorübergegangen war, zurück. „Guten Morgen, Herr Menzel", sagte er, „ich habe Sie wirklich nicht erkannt, sonst hätte ich Sie gewiß gegrüßt, aber mir geht heute die ganze Welt im Kreise."

„Na, laßt das nur gut sein", tröstete ihn Menzel, „mir geht es nicht viel besser, sonst wäre ich nicht am lieben Sonntag hier draußen im Busch. Aber Ihr könnt mir vielleicht Bescheid sagen, ob der junge Mensch, der mir gestern die Steine zulangte, ich meine den mit dem schäbigen und verwachsenen blauen Tuchrock, noch auf der Ziegelei ist oder wohin er sich gewendet hat, denn weit könnte er wohl noch nicht sein."

Der Bursche sah den Fragenden ziemlich verblüfft an und fragte zurück: „Hat Sie denn der Spitzbube auch bestohlen?"

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Menzel. „Was wollt Ihr denn?" so ging nun seinerseits das Fragen weiter, „bei Euch rappelt's wohl? Mich hat niemand bestohlen, daß ich weiß. Ich suche den kurzärmeligen Arbeitsburschen, der mich gestern bat, ich möchte ihn als Knecht dingen. Heute ist mir's leid geworden, daß ich's ihm abgeschlagen habe, und da wollte ich noch schnell hinauf zur Ziegelei fahren, ob ich ihn noch finde. Ist er noch da?"

„Da können Sie lange suchen, Herr Menzel, wissen Sie denn noch nicht, daß mir der schändliche Spitzbube diese Nacht, während wir beide allein im Schuppen schliefen, meine neuen Sachen und meine Uhr gestohlen hat? Über alle Berge ist er damit, kein Mensch hat ihn gesehen. Und die Sachen hatte ich mir für mein sauer verdientes Geld erst auf dem Michaelsmarkt gekauft. Heute abend, wenn ich nach Hause käme, wollte ich meine Mutter damit überraschen, nun kann ich erst in der Welt herumlaufen bis ich den Schandbuben finde, und ob er dann die Sachen noch hat ist die Frage. Was soll ich aber meiner Mutter sagen? Sie denkt gewiß, ich lüge ihr etwas vor und habe mein Tagelohn verludert." Dabei zog der arme Bursche ein rotes baumwollenes Taschentuch heraus und trocknete die Thränen, welche ihm von neuem über die Backen liefen.

Menzel machte jetzt genau eben ein solch einfältiges Gesicht, wie vor einer Stunde sein Gevatter Wirt, nur blitzte aus seinen Augen ein anderes Feuer als dieser beim besten Willen von sich zu geben vermochte. Mit halb offenem Munde und sprachlos saß er auf dem Wagen.

„Daß Dich der Donner . . .!" fuhr dann plötzlich sein heftiges Temperament heraus. „Gott verzeih mir die Sünde, beinah hätte ich am heiligen Sonntag geflucht. Mensch, redet Ihr die Wahrheit, oder seit Ihr so ein Narr, der von seinem Nächsten gleich Schlimmes denkt wenn er einen schäbigen Rock anhat."

„Es ist ganz gewiß so, wie ich gesagt habe, Herr Menzel", beteuerte der Bursche immer noch unter Thränen. „Der Meister hätte sich das auch besser überlegen sollen, ehe er den Landstreicher in Arbeit nahm, wir hätten sie wohl auch ohne denselben geschafft. Nun habe ich armer Kerl den ganzen Schaden davon. Was soll ich denn nur machen, Herr Menzel, raten Sie mir doch!"

„Ja da ist guter Rat teuer", erwiderte dieser, indem er die Pferde herumlenkte. „Das klügste wird wohl sein: Ihr setzt Euch zu mir herauf, und ich nehme Euch mit in die Stadt. Da könnt Ihr die Geschichte beim Bürgermeister angeben. Vielleicht ist der Spitzbube noch zu erlangen. Wie? das ist Sache der Polizei, unser Herr Kommissarius aber ist ein feiner Kopf und versteht sich darauf."

Der Bursche kletterte auf den Wagen, setzte sich neben Menzel zurecht, welcher die Pferde in scharfen Trab brachte.

„Lassen Sie mich doch fahren, Herr Menzel", sagte jener, nachdem sie eine Weile jeder in seinen besonderen Gedanken nebeneinander gesessen hatten, „geben Sie mir getrost Zügel und Peitsche."

„So, versteht Ihr mit Pferden umzugehen? offen gesagt, Ihr seht mir zu weichlich dazu aus."

„O ich kann tüchtig arbeiten", antwortete der junge Mensch, der schon halb durch die Aussicht getröstet schien, welche ihm gemacht worden war, „und mit Pferden verstehe ich erst recht umzugehen. Als Vater noch lebte d. h. also bis vor zwei Jahren, hatten wir immer zwei Pferde zu Hause. Vater machte die ganze Arbeit ohne Knecht, da habe ich schon früh mit anfassen müssen."

„Eure Mutter lebt aber noch? mich dünkt, Ihr spracht vorhin von ihr."

„Freilich lebt meine liebe Mutter noch. Die Eltern hatten in Riezdorf bei Eberswalde ein Eigentum. Es war fast ganz durch ihrer Hände Arbeit erworben und darum nicht schuldenfrei. Unser lieber Vater war lange krank, da ging's denn vollends rückwärts mit allem. Nach seinem Tode mußte Mutter die Stelle veräußern, und weil die Zeiten gerade schlecht waren, ist ihr nur wenig verblieben von dem Erlös. Wir haben uns ein Stübchen bei einem Bauer gemietet, da hilft die Mutter etwas mit in der Wirtschaft und verdient ein paar Groschen. Ich hätte mich wohl als Knecht verdungen, aber bei uns geben die Leute schrecklich wenig Lohn, da könnte ich Muttern nicht unterstützen. Darum bin ich diesen Sommer über hierhergekommen und habe in der Ziegelei schönes Geld verdient. Wenn mich nicht der Schurke bestohlen hätte, stünde ich jetzt als ein gemachter Kerl da. Wenn ich doch nur die Sachen wieder bekäme!"

Während dieser ausführlichen Antwort hatte ihm der Fuhrherr stillschweigend die Peitsche und die Zügel in die Hände gegeben. Der leichte Wagen rollte glatt dahin, offenbar lenkte der Bursche nicht zum erstenmal in seinem Leben die Pferde.

Auf der ebenen und geraden Chaussee kann das jeder, dachte Menzel bei sich selbst. Nun wollen wir sehen wie es mit dem Anhalten geht.

„An der Hebestelle wollen wir einmal nach dem Spitzbuben fragen, haltet also am Fenster an", sagte er laut.

„Ja wohl, Herr Menzel!" In einem langgezogenen

eleganten Bogen gingen die Pferde ganz allmählich zur Seite hinüber und hielten nicht zu früh und nicht zu spät an, so daß der Kopf des Fuhrherrn gerade in das offene Fensterchen des Chausseehauses sehen konnte, an welches der Einnehmer eben herantrat.

„Guten Morgen, Herr Einnehmer! haben Sie vielleicht vor langem oder kurzem hier einen jungen Menschen so von sechzehn, siebzehn Jahren vorübergehen sehen?"

„Daß ich nicht wüßte", lautete die Antwort, „am Sonntag pflegen hier wenig Leute durchzukommen. Ich wunderte mich schon, daß Sie vorhin vorüberfuhren."

„Doch, ja! solch ein Bursche ist vorübergekommen", so tönte jetzt eine weibliche Stimme aus dem Hintergrunde der Stube hervor, und zugleich erschien auch das alte aber sehr schmucke Gesicht der Frau Einnehmerin am Fensterchen. „Es war ganz früh heute, so um drei Uhr, weil ich gerade aufgewacht war zündete ich die Laterne hier am Fenster an, denn es war finster geworden nach dem Mondschein. Der junge Mensch sprang scheu zur Seite, als er mich sah, und machte sich hinüber ins Dunkle. Wahrscheinlich hielt er mich für ein Gespenst oder hatte kein gutes Gewissen."

„Da müssen Sie ja ein ganz besonderes Gesicht gemacht haben, Frau Einnehmerin", lachte Menzel, „sonst sehen Sie doch eher einem Engel als einem Gespenst ähnlich, so frisch und rosig blühen Sie in ihrem Alter; nicht wahr, alter Kriegskamerad?"

„Ach Menzel, Sie sind ein Schelm, haben eine alte Frau zum Besten; warten Sie nur, ich werde Sie bei Ihrer lieben Frau verklagen, wenn ich zur Stadt komme!" Damit verschwand das allerdings in seiner Umrahmung von schneeweißem Haar sehr anmutig anzuschauende Gesicht der alten Frau und machte dem eckigen des Einnehmers wieder Platz am Fenster.

„Ei, ei, Freund Einnehmer", sagte Menzel zu diesem in komischem Ernst, „da habe ich mir was Schönes angerichtet, bittet nur für mich bei Eurer lieben Ehehälfte, damit ich ihre verscherzte Freundschaft wieder gewinne. Doch, was ich eigentlich fragen wollte: Wie sah denn der Bursche aus, liebe Frau Einnehmerin, der hier vorbeiging? ich wette, er hatte wirklich kein gutes Gewissen!"

Wieder veränderte sich das Bild im Rahmen des Fensterchens und die weder beleidigt noch zornig aussehende Frau Einnehmerin berichtete: „So viel ich sehen konnte, hatte er einen blautuchenen Rock an und eine braune Pluschmütze auf dem Kopfe."

„Sehen Sie, das ist der Spitzbube gewesen, lieber Herr Menzel, so sahen meine Sachen aus, die er mir gestohlen hat; ach, wenn ich sie doch wieder bekommen möchte!" So jammerte der Bestohlene bei dieser Nachricht. „Vielleicht holen wir ihn noch ein; soll ich nicht weiter fahren? lieber Herr Menzel?"

„Schönen Dank für die günstige Nachricht, Frau Einnehmerin, und ich bitte, daß Sie Ihre gerechte Klage bei meiner Alten bald anbringen, Sie sind uns ohnehin längst einen Besuch schuldig! Und nun vorwärts, Junge!"

Die Pferde zogen an und setzten sich in Trab, so daß die alte Frau ihre schon begonnene Rede abbrach, weil sie ungehört verhallte. „Der Menzel ist doch eine Seele von einem Menschen", sagte sie schmunzelnd zu ihrem Manne, „die Leute nennen ihn grob, aber er hat das Herz auf dem rechten Flecke, und das ist mehr wert als seine Redensarten, die doch meist erlogen sind."

„Nun Frau, die Wahrheit hat Dir Menzel wohl gesagt, aber von Grobheiten habe ich nichts gehört", lachte ihr der alte Einnehmer in das freundliche Gesicht.

„Ei das Dich! willst wohl auf Deine alten Tage noch

weiß schon; komm nur, der Kaffee wird kalt, daran ist bloß der Schelm, der Menzel, schuld."

Der also Gescholtene saß indessen in tiefer Erwägung auf seinem Wagen, welcher unter der Leitung des jungen Burschen sicher dahinrollte. Mancher Mensch ist doch wirklich klüger als er aussieht, auch wie der Junge von seinem Vater und seiner Mutter spricht, gefällt mir. Schlecht kann er nicht sein, und ein wenig einfältig, wenn er nur gewissenhaft ist, ist besser als zu klug. Die Art Klugheit, wie man sie jetzt bei dem Gesinde meistens findet, hole der Kuckuk; sie sind nur in Dummheiten und Thorheiten gewitzigt; so überlegte der Fuhrherr bei sich selbst. Der Junge fährt wie einer, und die Peitsche hat er noch nicht einmal gebraucht. Wie hübsch er eben wieder das Ausbiegen berechnet in bezug auf den Frachtwagen, der da her kommt! So — so ist's recht, nun gehts wieder geradezu ohne Rucken und Schleudern. Und die Pferde hören auf sein Schnalzen, als ob sie ihn seit lange kennten. Der vorige Schlingel riß sie aber auch mit den Zügeln, daß man immer hätte auf ihn loshauen mögen wegen der unsinnigen Art. Die ersten ausgebauten Häuser des Städtchens waren erreicht, der Weg bog an der Chaussee ab, bald ging es rasselnd über den gepflasterten Steindamm.

„Halt einmal an!" sagte Menzel zu seinem Begleiter. Als der Wagen gleich darauf still stand, fuhr er fort: „Man versteht beim Fahren auf dem schlechten Pflaster sein eigenes Wort nicht. Ich wollte Dich etwas fragen. Einen Knecht zu suchen war ich heute ausgefahren. Da habe ich Dich auf der Landstraße gefunden. Wenn Du so bescheiden und ordentlich bist, wie Du mir vorkommst, so gefällst Du mir. Ich gebe sehr viel Lohn: funfzig Thaler bar, dazu jährlich einen Anzug und das Weihnachtsgeschenk noch extra. Aber ich verlange auch viel d. h. nichts Unbilliges in der Arbeit, aber Zuverlässigkeit und Ordnung, und ausgelaufen darf nicht werden, weder am Tage noch gar erst des Nachts."

„Überlege Dir's wohl!" schnitt er die Rede des jungen Burschen ab, der offenbar von dem Antrage sehr freudig überrascht war. „Ich bin als ein sehr schlimmer Herr verschrieen und gelte für sehr grob. Ich sage Dir aber: ein ordentlicher Mensch, der mein Interesse wahrnimmt, wird nicht nur kein hartes Wort von mir hören, sondern ich werde ihn halten wie ein Vater seinen Sohn, so weit das im Dienstverhältnis möglich ist. Also, was meinst Du: wollen wir es miteinander versuchen?"

Dem Angeredeten waren die Thränen in die Augen getreten, und er sagte mit bewegter Stimme: „Ach lieber Herr Menzel, welch ein großes Glück bieten Sie mir da an! Meine Mutter wird gleich sagen, daß ich darauf eingehen soll. Aber sehen Sie, dann ist sie Winter und Sommer ganz allein in Riezdorf und ich möchte doch gern in ihrer Nähe bleiben."

„Nun da läßt sich vielleicht helfen. Ich habe in meinem Hinterhause eine nette Stube. Wenn's ihr recht ist, kann sie da hineinziehen, etwa zu Neujahr, bis dahin werden wir ja sehen, wie wir miteinander fertig werden. Verdienst findet sie hier auch, sogar in unsrem Hause, denn meine Frau braucht immer Aushilfe, und hohe Miete soll sie nicht zahlen. Sie kann Dir dann auch die Wäsche besorgen, denn darauf läßt sich meine Frau nicht ein. Also wenn Du willst, kannst Du morgen nach Riezdorf zu Deiner Mutter gehen und ihr die Sache vorstellen. Am Freitag bist Du wieder hier, wenn Du nämlich zu mir ziehen willst, denn nachher giebt es hier viel zu thun."

Der Bursche legte die Peitsche neben sich auf den Wagen und reichte seinem neuen Gönner die rechte Hand hin: „Ich komme gewiß und danke Ihnen schon jetzt fur Ihre Liebe. Wie wird sich meine liebe Mutter freuen, wenn ich ihr so gute Botschaft mitbringe."

kommen“, sagte Menzel, „auch darüber kannst Du Deine Mutter beruhigen. Wenigstens soll es an mir nicht liegen, wenn der Spitzbube mit dem treuherzigen Gesicht straflos davonkommt. So Junge, nun fahre langsam weiter, die Glocken läuten und die Leute gehen zur Kirche, da kann ich das laute Wagengerassel dazu nicht leiden!“

So fand der Bestohlene, welcher diesen Tag schon als einen Unglückstag gescholten und beweint hatte, noch am frühen Morgen desselben den Anfang seines Lebensglückes; und der welcher sich Reinhold zu Liebe so früh auf den Weg gemacht hatte wurde dessen eifrigster Widersacher und Verfolger.

Geschah es etwa ohne Gottes Fügung also? — Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Zur Erntezeit I. und II.

(Zu unserem Bilde auf Seite 57 und 58.)

Des Schnitters ernste und schwere Arbeit und des Kindes fröhliche und liebste Beschäftigung zur Erntezeit sollen unsere Bilder veranschaulichen. Beide beweisen dankbar ein, was Gott ihnen beschert hat, der ja auch in diesem Jahre mit voller Hand seinen Segen über unser Land ausstreute.

Der treue Aleck. Wie bekannt, starb zu Atlanta als Gouverneur der berühmte nordamerikanische Staatsmann Alexander Hamilton Stephens, dessen große körperliche Gebrechlichkeiten ohne einen treuen Diener nicht zu ertragen gewesen wären. Dieser selten treue Diener war nur ein armer Nigger, Alex, ursprünglich Sklave auf der Pflanzung von Stephens, der ihn schon vor dreißig Jahren zu seinem Leib- oder Kammerdiener machte. Da Stephens gegen seine Sklaven stets sehr freundlich war, so blieb Aleck auch nach der Sklavenbefreiung bei ihm — treu bis zum Tode. Er kleidete seinen Herrn an und aus, legte ihn zu Bette, half ihm beim Aufstehen, bediente ihn beim Essen, begleitete ihn im Jahre 1865 in die Gefangenschaft in Fort Warren, brachte ihn in Washington regelmäßig ins Kapitol und zuletzt in Atlanta ins Gouverneurs Bureau. Stephens hatte einen eigens für ihn gebauten Wagen, den er stets zur Kongreßdiät mit nach Washington brachte. In diesem Wagen fuhr er mit Aleck von seinem Quartier im National Hotel nach dem Kapitol. Wenn der Wagen vorn am Kapitol hielt, so trug der kräftige Aleck seinen zwar über 5 Fuß langen, aber nur 84 Pfund schweren Herrn wie ein Kind in den Armen die große Marmortreppe hinauf. Hielt der Wagen hinten am Kapitol, so wurde Stephens von Aleck in den dortigen „Elevator“ gebracht, in welchem sie dann hinauffuhren. Im Kapitolflügel der National-Abgeordneten wartete der, nach einer Zeichnung des Herrn Stephens angefertigte, gelbe Fahrstuhl mit grünen Kissen und großen Rädern. Auf ihm wurde die schrecklich abgemagerte, gut, aber altväterisch gekleidete Gestalt durch Aleck in den Saal der Abgeordneten geschoben. Langes, dünnes, graues Haar fiel Stephens von dem schön gebauten, auch im Saale mit einem Hut bedeckten Kopfe über den Hals herab, das Gesicht sah selbst im Greisenalter trotz seiner Runzeln jünger aus als es war, und wurde von klugen dunkelgrauen Augen belebt. Im Saale brauchte Alex nicht anwesend zu sein, da Stephens den Stuhl dort selbst in Bewegung setzte und von seinem Sitze aus mit seiner, wie ein ganz dünner Flötenton klingenden Stimme sprach. Aber der treue Diener war immer in der Nähe und brachte nach der Sitzung seinen Herrn ins Quartier zurück, vorher dessen kleine Hände sorgfältig in kleine braune baumwollene Handschuhe steckend. Auch während der vielen schweren Krankheiten die Stephens in Washington und in seinem Herrenhause „Liberty Hall“ auf seiner Pflanzung bei Crawfordville in Georgia durchzumachen hatte, war Aleck der treueste Pfleger des stets unverheiratet gebliebenen Mannes, ebenso während seiner allerletzten Krankheit in Atlanta. Der schwere Dienst wurde ihm erleichtert durch die selbst den größten Leiden Stand haltende Heiterkeit und Gutmütigkeit des Kranken. Dieser pflegte von dem treuen Diener zu sagen: „Ich habe nie ein Bedürfnis, denn noch ehe ich etwas bedarf, ist Aleck schon damit bei der Hand. Er ist von größerem Nutzen für mich, als es zwei gesunde Beine und zwei starke Arme an meinem eigenen Leibe sein würden.“

Japanischer Adel. Die Achtung vor dem Geburtsadel gehört zu den Religionsvorschriften der Japaner. Die japanische Geschichte ist voll von Zügen, welche beweisen, daß jeder Samurai (Adelige) stets bereit sein muß, sein Leben aufzuopfern, wenn es sich darum handelt, demjenigen den Tod zu geben, der seinen Oberlehensherrn beleidigt hat. Darum wird auch von der frühesten Jugend an der Adelige mit diesen Anschauungen vertraut gemacht und in der Handhabung der Waffen sorgfältig eingeübt. Mit ihren Waffen treiben die adeligen Japaner überhaupt den allergrößten Luxus. Ihre Säbel zumal, deren Schärfe unvergleichlich ist, sind gewöhnlich mit den schönsten, in das Metall eingravierten Ornamenten verziert und herrlich ciseliert. Was aber namentlich den Wert dieser Waffen ausmacht, ist ihr Alter und ihre Berühmtheit. Jeder Säbel in den alten Familien der Daimios (Fürsten) hat seine Geschichte, seine Tradition, deren Wichtigkeit sich nach der Menge Blut bemißt, welche mit demselben vergossen wurde. Ein neuer Säbel darf in den Händen dessen der ihn gekauft, nicht lange unversucht bleiben. Zeigt sich nicht bald Gelegenheit, den Säbel in Menschenblut zu tauchen, so werden wenigstens Tiere mit der Waffe abgeschlachtet oder, was noch besser ist, deren Schärfe und Tüchtigkeit von dem Henker, dem sie überliefert wird, an den zum Tode Verurteilten erprobt. Man kann sich vorstellen, welchen Abscheu die vornehmen Japaner vor den abendländischen Feuerwaffen haben, da ihnen der blanke Säbel eins und alles ist, ja als das Zeichen des wahren Adels gilt. Selbst wenn der Sohn eines Adeligen noch so klein ist, daß man ihm ein geschliffenes Schwert nicht anvertrauen darf, so läßt man ihm doch ein Miniatursäbelchen, das zu seiner Größe paßt, auf den Spaziergängen nachtragen, während er von seinem Hofmeister geführt wird. So wächst der Adelige in echt heidnischen Vorurteilen, aber auch vertraut mit den Waffen und dem Tode auf. Sein Leben gilt ihm wenig, wenn es darauf ankommt, sich für seinen Land oder seinen Oberherrn zu opfern.

Engherzigkeit. Die königlichen Archive von Salamanka enthalten authentische Dokumente darüber, daß am 17. Juni 1540 auf der Reede von Barcelona mit Erfolg der Versuch gemacht worden, ein Schiff von 200 Tonnen Gehalt durch eine Maschine, die vom Dampfe des siedenden Wassers getrieben wurde, in Bewegung zu setzen. Kaiser Karl V., der Kronprinz Philipp und viele Granden sahen voll Erstaunen, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit sich das Schiff bewegte, der Großschatzmeister widerriet aber die Ausbeutung dieser Idee wegen ihrer Kostspieligkeit und Gefährlichkeit. Dem Erfinder, Don Blasco de Garay, wurden aber 200,000 Maravedi als kaiserliche Belohnung zugestellt.

Die Heimat etlicher Pflanzen. Ursprünglich kam die Birne, die Zwiebel und auch die Bohne aus Aegypten; die Eierpflanze aus Afrika; der Meerrettig aus Italien und Spanien; die Aprikose und die Pfirsiche aus Persien; der Spinat aus Arabien; der Roggen aus Sibirien; die Kastanie aus Italien; die Gurke aus Ostindien; die Petersilie aus Spanien und die Kartoffel aus Amerika.

Was ist das Freieste am Menschen? Auf jeden Fall die Haare; denn wenn auch der ganze Mensch hinter Schloß und Riegel im Gefängnis sitzt, so können die Haare doch ausgehen. — Au!

Großlöchrig. Gast: „Kellner, ich hatte doch Butterbrot mit Schweizerkäse bestellt, hier fehlt ja der Käs!“ — Kellner: „So, is keener druff? Ja wirklich! Ach, wissen Se, unser Schweizerkäse is Se so großlöcherig, — da wird die Köchin beim Abschneiden gerade so e' Loch erwischt ham un' hats uff'n Teller gelegt!“

Im juristischen Examen. Justizrat X.: „Herr Kandidat, wissen Sie, was Betrug im juristischen Sinne ist? Nicht? So will ich es Ihnen sagen: Betrug heißt, die Unwissenheit eines anderen benutzen, um ihm zu schaden.“ Kandidat: „Sie wissen also, Herr Examinator, welches Verbrechens Sie sich schuldig machen, wenn Sie mich durchfallen lassen.“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 27. September 1883. Nummer 5.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (4. Fortsetzung.)

Am andern Morgen war ich wie immer früh aufgestanden und als mir Margarethe, mein Stubenmädchen, das Frühstück auf mein Zimmer brachte, beauftragte ich sie, wo möglich die Negerin Nelly aufzusuchen und sie zu fragen, wie es der alten Lady ergehe, wenn dieselbe schon munter sein sollte.

Anderthalb Stunden später war ich noch mit Briefschreiben beschäftigt, als die Negerin persönlich zu mir kam und mit ihrer treuherzigen Miene verkündete, daß ihre alte Missus noch fest schlafe, daß aber Miß Lucy ihr gesagt, die Nacht sei gut verlaufen und mein schlafmachendes Mittel habe die beste Wirkung gehabt.

Ich fühlte mich durch diese Mitteilung befriedigt und sagte der Negerin, daß ich zwar mein Zimmer bald verlassen, aber mich unten im Garten in der Nähe des Hauses aufhalten würde. Sobald ihre Lady erwacht sei und mich etwa empfangen wolle, solle sie mich davon benachrichtigen.

Nelly, deren teilnehmendes und mir zugethanes Wesen etwas Rührendes an sich hatte und die ich alle Tage mehr für ein treues und verständiges Geschöpf erkannte, erwies sich durch Mienen und Worte ungemein dankbar gegen mich und entfernte sich wieder, um ihren Pflichten nachzugehen. Ich aber begab mich ins Freie und trat meinen Morgenspaziergang im Garten an, der heute ungewöhnlich menschenleer war, denn bei dem schönen Wetter waren die meisten Gäste ausgeflogen und hatten nur die drei Engländerinnen, mich und einige alte Herren im Hause zurückgelassen.

Bald nach zehn Uhr, als ich vor der Thür saß und die Zeitung las, erschien die Negerin und lud mich mit strahlendem Gesicht ein zu ihrer Lady zu kommen, die, wie sie in ihrer



Nestküken.

„Wie befindet sie sich denn?" fragte ich noch.

„O, Massa Doktor, Missus Duncan befinden sich wieder ganz wohl und sehen ganz anders als gestern aus." —

Ich begab mich sogleich zu der Kranken und fand wie in der Nacht die beiden jungen Damen bei ihr vor. Kaum aber hatte ich sie mit einigen Worten begrüßt, wobei mir Miß Lucy wieder die Hand gereicht, so verließen sie wie auf Verabredung das Zimmer und ich sah mich mit der Kranken allein, was diese, wie mir schien, gewünscht haben mochte.

Auf den ersten Blick erkannte ich, daß in der That eine bedeutende Besserung eingetreten sei, wie ja bei nervösen Frauen Gesundheit und Krankheit oft im Fluge wechseln. Ihr edles feines Gesicht zwar war bleich, aber viel ruhiger und gehaltener, und von der namenlosen Angst, die sich in der Nacht gezeigt, war keine Spur mehr darauf zurückgeblieben.

Als ich mein Examen begann, hörte ich sehr bald, daß es in jeder Beziehung besser gehe. Sie habe zum erstenmale seit langer Zeit ununterbrochen geschlafen, sagte sie, und keine beängstigenden Träume und Visionen wie sonst gehabt. Nur empfinde sie eine heftige Sehnsucht nach frischer Luft und sie bitte mich ihr zu erlauben, gegen Mittag hinunter zu gehen, um unter den Bäumen hin und her zu wandeln und ihr Auge an den schönen Bergen zu laben.

Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, hielt die Stunde aber für günstig, zunächst auf ganz behutsame Weise nach den eigentlichen Ursachen der inneren Angst zu forschen, die sie in der Nacht vorher geplagt. Wie ich es erwartet, wich sie mir zuerst geschickt aus, wandte sich in ihren Antworten hierhin und

ein weiteres Gespräch eingehend und mein mir vorgestecktes Ziel immer fest im Auge behaltend, stellte ich ihr milde vor, daß ich eigentlich ein größeres Vertrauen von ihr erwartet hätte; denn ich hatte es mir in der That vorgenommen ihr zu helfen und ihr den Aufenthalt in der Schweiz so angenehm und ersprießlich wie möglich zu machen. Wenn ich aber diese Absicht erreichen wolle, müsse ich auch den eigentlichen Grund ihres Leidens kennen und sie meinem Wunsch darin zu ihrem eigenen Besten entgegenkommen.

Sie ging, als ich dies gesprochen, lange mit sich im stillen zu Rate, pflückte dabei unschlüssig an der Bettdecke herum und drehte an den kostbaren Diamantringen, die sie auf ihren feinen Händen trug.

„O ja", sagte sie endlich, „dieses Vertrauen habe ich wohl zu ihnen und ich glaube auch, daß es zu meinem Besten gereichen würde, wenn ich mich gegen einen teilnehmenden Menschen einmal ganz aussprechen könnte. Aber, Sir", fügte sie mit einemmale sehr erregt hinzu und fixierte mich fest dabei, „das geht doch nicht so rasch und Sie müssen darin etwas Geduld mit mir haben. Meine Tochter ist zwar der Meinung, daß ich ein volles Vertrauen zu Ihnen haben könne, ja daß ich es sogar in unserem eigenen Interesse doch einmal zu einem Menschen haben müsse, allein — wenn Sie wüßten — es wird mir so schwer, darüber zu sprechen! Und die traurigen Lebenserfahrungen die ich gemacht, das große Kummernis welches mein Herz bedrückt, und die schmerzliche Täuschung die ich bisher auch hier erfahren, haben mich so mutlos gemacht, daß ich, sonst eine so rüstige und gesunde Frau, die trotz ihrer fünfzig Jahre die größten körperlichen Strapazen ohne Mühe ertragen konnte, mit einemmal wie gebrochen bin und immer wieder in die trostlosen Beängstigungen zurückfalle, die mich nun schon seit mehr als einem Jahre verfolgen und von denen Sie in dieser Nacht eine kleine Idee erhalten haben."

„So", sagte ich nach einer Weile, indem ich ihre unstet umherblickenden Augen festzuhalten mich bemühte, „Sie haben also viele Schmerzen, Sorge und Kummer in Ihrem Leben gehabt?"

Sie schaute mich plötzlich durchdringend an und griff dabei nach meiner Hand, die in ihrem Bereich lag. „O Sir", sagte sie mit sanfter, schwermütiger Kopfbewegung, „ich habe sie nicht allein gehabt, sondern — ich habe sie noch."

Ich nickte ihr teilnehmend zu und mich auf dem besten Wege zu ihrem Vertrauen glaubend, sagte ich rasch: „Dann sind Sie also, um sich zu zerstreuen, nach der Schweiz gekommen?"

Ihr blaues Auge ruhte jetzt prüfend auf meinem Gesicht, aber noch war sie nicht ganz entschlossen mir alles sie Bedrängende zu gestehen, das erkannte ich sehr wohl. „Ach ja", sagte sie dann langsam und schaute wieder still vor sich nieder, „zum Teil bin ich auch darum hierhergekommen, aber auch — o, das ist ja der ganze Jammer meines Lebens — aus einem anderen und sehr wichtigen Grunde, den ich Ihnen heute noch nicht mitteilen kann — nein, ich kann es noch nicht, obwohl ich in meinem Herzen empfinde, daß ich es ihnen einmal mitteilen werde und muß. Aber, so gut es mir hier auch gefällt, so schön die Lage des ländlichen Hauses ist und der Wirt mich in nichts beeinträchtigt, so fühle ich mich hier doch nicht so wohl, wie ich es erwartet und gewünscht. Mit einem Wort, es ist mir in diesem von so hohen Bergen eingeschlossenen Thale viel zu heiß, was ich nie gut vertrage. Ferner die vielen Menschen, die hier im Hause verkehren und alle Tage wechseln, beängstigen mich und ich fühle mich stets am wohlsten, wenn ich mit meiner Tochter und Nichte allein bin. Außerdem belästigt mich das Rasseln der unaufhörlich vorüberfahrenden Wagen und der Staub den sie aufwirbeln. Das alles bin ich nicht gewohnt, das reizt meine angegriffenen Nerven jeden Augenblick von neuem und ich sehne mich recht sehr nach einem viel stilleren und abgelegeneren Orte, wo ich mich ganz sammeln und mein mir einmal auferlegtes Unglück mit Fassung und Ergebung ertragen kann."

Sie schwieg, indem sie mich noch einmal mit einem mich fast rührenden Blick ansah; denn ich hatte dabei das Gefühl, als ob ihr Schmerz in der That ein großer und sie fast erdrükkender sei. Da schoß mir mit einemmale ein Gedanke durch den Kopf, den ich bisher noch nicht gehabt, und ich sagte mit lächelndem Gesicht:

„Da sollten Sie es so machen wie ich. Mir wird es hier auch bald zu heiß werden und den Staub und das lästige Menschengewühl liebe ich ebensowenig wie Sie."

„Nun, was machen Sie denn?" fragte sie mit neugierig gespanntem Blick.

„Ich steige ganz einfach auf einen Berg und richte mir da eine bescheidene Wohnung ein. Dort oben, den Wolken viel näher, giebt es keine Chaussee, also auch keinen Staub; die Luft ist immer frisch und kühl, selbst bei großer Hitze im Thal erträglich, und in solcher Luft beruhigen und stärken sich die angegriffenen Nerven der Menschen unvermerkt, und nirgends wie dort fühlt man seine Kräfte so rasch wachsen und das Herz heiterer und ruhiger werden von Tag zu Tag."

„O", rief die geplagte Frau mit freudig erregter Miene, wie ich sie noch nie bei ihr gesehen, „das wäre ja herrlich! Und wie merkwürdig ist es doch: diesen Gedanken haben wir noch nicht gehabt, obgleich er so nahe liegt. Nur möchte ich", fügte sie mit wieder trauriger werdender Miene und leiser sprechend hinzu, „gern in der Nähe von Interlaken bleiben — ich habe meine Gründe dazu — und aus dem Berner Oberlande gehe ich unter keiner Bedingung fort."

„Das brauchen Sie auch nicht", versetzte ich. „Es giebt ja hier ganz in der Nähe zwei Berge, die vollkommen zu solchen sommerlichen Niederlassungen geeignet sind und allen Anforderungen entsprechen, die ein bescheidener Sinn an sie stellen kann."

„Welche sind denn das?"

„Das ist der Beaten- und der Abendberg. Der erstere liegt hinter, der letztere vor uns, und wenn Sie nachher ans Fenster treten, können Sie sogar von diesem Zimmer aus das Gasthaus auf dem Abendberge liegen sehen."

Mrs. Duncan war wieder in ein ernstes Sinnen versunken. „Welchen von beiden Bergen ziehen Sie vor?" fragte sie endlich langsam.

„Nun, es kommt darauf an, was man von solchem Bergaufenthalt verlangt. Die gute, urkräftige Luft ist beiden gemeinsam, nur ist sie auf dem Abendberge in der Regel noch frischer, da die Gletscher der Eisberge dort viel näher liegen und der ganze Berg nicht so gegen die Nord- und Ostwinde geschützt ist, wie sein gegenüberliegender Nebenbuhler, der Beatenberg. Ich für meine Person ziehe den ersteren unbedingt vor, weshalb ich ihn auch zu meinem alljährlichen Sommeraufenthalt wähle, obgleich er, wie jeder Ort in der Welt, auch einige Schattenseiten hat. Die Aussicht zunächst ist hier unendlich reichhaltiger und freier, da sie sich nach drei verschiedenen Seiten erstreckt und das Auge alles, alles sieht, was dem menschlichen Gemüte einen Landaufenthalt in der Schweiz genußreich und lohnend machen kann. Nur giebt es auf dem Abendberge keinen einzigen ebenen Weg, der länger als hundert bis hundertfünfzig Schritt wäre; Sie müssen, wenn Sie spazieren gehen wollen, nach jeder Richtung in die Höhe steigen und klettern, aber dafür haben Sie ein völlig einsam gelegenes Wohnhaus, in dem, wenn es ganz voll ist, was selten der Fall, höchstens fünfzig Menschen Raum finden und die, wenn sie wollen, auf dem weiten Berge sich so zerstreuen können, daß keine Partei der andern im Wege ist. Dabei haben Sie einen

prächtigen Wirt, eine hinreichend gute, kräftige Verpflegung und eine Luft, wie sie sich angegriffene Nerven nur wünschen mögen, und aus allen diesen Gründen halte ich den Abendberg für Naturen, wie die Ihrige ist, die an nervöser Abspannung leiden, sich erholen und kräftigen wollen, für geeigneter, während der Beatenberg, wo von allen Winden nur der Westwind gespürt wird, mehr Brustschwachen wohlthun mag."

Die Kranke atmete während meiner längeren Auseinandersetzung, die ich ihr notwendig machen mußte, um sie in Bezug auf einen solchen Bergaufenthalt nicht zu täuschen, wie ja die Bewohner der Ebene sich ihn nie in seiner ganzen Eigentümlichkeit vorstellen können, wiederholt erleichtert auf und sah dabei sinnend vor sich nieder.

„Ihre Schilderung des Aufenthalts auf Ihrem Berge klingt sehr verlockend", sagte sie dann, „und ich möchte es in der That auch einmal versuchen. Ich werde mit meinen Mädchen darüber sprechen; denn sie sollen auch mit zu Rate sitzen, da ich auch ihre Wünsche berücksichtigen muß. — Und Sie selbst gehen nach dem Abendberg?" fügte sie nach einer Weile nachdenklich hinzu. „O, das klingt für mich noch verlockender und Sie werden gewiß nicht ohne hinreichende Prüfung Ihre Wahl getroffen haben. Aber — wissen Sie was? Ja das will ich thun und gleich morgen soll es geschehen, wenn ich mich ganz von meinem letzten bösen Anfall erholt haben werde: da man nach dem Beatenberg fahren kann, so will ich es morgen thun und mir denselben ansehen. Doch ist es sehr seltsam, daß mir noch niemand etwas von diesen Bergen gesagt hat, ich hätte mich ja schon längst nach solchem stillen und frischen Aufenthalt umthun können."

„Haben Sie denn schon jemanden danach gefragt?" warf ich mit einiger Zurückhaltung und doch unwillkürlich lächelnd ein.

„Nein, das habe ich allerdings nicht gethan."

„Nun, wer sollte Ihnen dann dazu geraten haben? Man muß, wenn man irgend etwas vornehmen will, was einem fremd oder unbekannt ist, bei damit vertrauten Menschen forschen und die nötigen Erkundigungen einziehen, und hätten Sie mich früher zu Rate gezogen, so würde ich Ihnen längst gesagt haben, daß Ihre häufigen Ausflüge in die Umgegend bei dem früher herrschenden Nebel- und Regenwetter fruchtlos und vergebens wären, daß Sie nichts, gar nichts von den Schönheiten der Natur sehen würden, ja, daß diese plan- und zwecklos unternommenen Ausflüge durch das düstere Aussehen der Landschaft nur dazu beitragen müßten Ihre Verstimmung zu vergrößern und daß Sie dabei in keiner Weise das finden würden, was Sie doch so begierig zu suchen schienen."

Sie sah mich bei diesen Worten groß an, als hätte ich etwas sie tief Beschämendes oder sogar Verletzendes gesagt. Plötzlich aber senkte sie den Kopf, schüttelte ihn sanft und sagte dann, indem sie sich mit ihrem Tuche eine Thräne zerdrückte, die ihr, ich wußte nicht warum, ins Auge getreten war.

„Sie haben in einem Punkte recht, Herr Doktor. Fruchtlos und vergebens waren unsere Ausflüge wohl, wenn sie meiner Gesundheit auch nichts geschadet haben, aber plan- und zwecklos waren sie gewiß nicht, das können Sie mir glauben. Nein", fuhr sie mit erhobener Stimme fort und sah mich dabei mit einem ganz eigenen Ausdruck von Energie an, „zwecklos waren sie unter keiner Bedingung, sie mußten sogar unternommen werden, sie waren ein Akt der Notwendigkeit und dem unterzieht sich eine unglückliche Frau wie ich gern, ohne dabei nach ihren Vergnügungen zu fragen oder zu lebhaft an ihre Gesundheit zu denken."

Als sie dies gesprochen, schwieg sie und schaute tief betrübt vor sich nieder, während nun ich sie meinerseits groß und for-

im übelsten Regenwetter, einen besonderen geheimnisvollen Zweck verfolgt. Für jetzt indessen gab ich diesem Gedanken keine weitere Folge und brach die Unterhaltung ab, im stillen gewiß, daß ich nun doch bald das obschwebende Geheimnis ergründen würde —

Am Mittag aber erschien meine jetzige Patientin wieder bei Tische und niemand sah ihr an, daß sie eine so traurige Nacht gehabt und der qualvollsten Gemütsstimmung preisgegeben gewesen war; so groß war entweder die Selbstbeherrschung dieser schwer geprüften Frau oder so zäh und elastisch war ihre Widerstandskraft, und wer sie nur oberflächlich beobachtete, würde nichts als die gewohnte Traurigkeit auf ihrem bleichen Gesicht wahrgenommen haben, während ich, der ich tiefer in ihr Gemüt schaute, doch schon einen leisen Schimmer mutiger Ergebung und hoffnungsvoller Zuversicht darin wahrzunehmen glaubte. Daß sie bereits mit den Ihrigen über die von mir angeregten Punkte gesprochen und ihnen vielleicht auch unsere ganze Unterhaltung mitgeteilt, merkte ich an dem heller blickenden Gesicht ihrer Tochter, und selbst Miß Mary Markham sah mich einigemal schon, wenn auch flüchtig an und auch in ihrem dunklen Auge lag eine gewisse Freundlichkeit, als ob sie in ihrem langsam wachsenden Vertrauen zu mir erstarkt wäre und sich nicht mehr so völlig dem düsteren Geiste überließe, der bis vor kurzem noch ihr ganzes Wesen beherrscht hatte.

* * *

Als ich am andern Morgen aus meinem Zimmer ins Freie trat und den fleißigen Wirt zuerst in seiner Office begrüßte, hörte ich von ihm, daß die drei englischen Damen schon um sieben Uhr nach dem Beatenberge gefahren seien, daß die Mutter zwar noch etwas bleich und leidend ausgesehen, aber ihm nicht mehr so traurig wie sonst erschienen sei. Ich nahm dies für ein Zeichen, daß es mit meiner Patientin rasch besser geworden; aber um auf ähnliche Zufälle in Zukunft vorbereitet zu sein, ergänzte ich auf meinem Morgenspaziergange meine arzneilichen Mittel in der Apotheke in Interlaken und war dabei der gegen mich ausgesprochenen Bitte der Kranken eingedenk, ihr am Abend wieder ein schlafmachendes Mittel zu reichen; denn der Schlaf, hatte sie mir gesagt, stelle sie immer bald wieder her und sei für sie die beste und wirksamste Arznei.

Den Tag über kletterte ich in den Bergen umher, und als ich endlich herzlich müde gegen Abend wieder in Beau-Site eintraf, berichtete mir Ruchti, daß die drei Engländerinnen schon lange von ihrer Fahrt zurück seien und daß Mrs. Duncan schon zweimal die Negerin gesandt, um nach mir forschen zu lassen, und daß man mich sogleich zu ihr senden möge, sobald ich nach Hause gekommen sei.

Als ich dies hörte, glaubte ich schon, daß sie wieder kränker geworden, allein ich irrte mich; denn als ich bald darauf bei ihr eintraf, fand ich sie mit ruhiger und gefaßter Miene auf dem Sofa sitzen und die beiden jungen Damen, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, leisteten ihr Gesellschaft, und alle drei blickten mir mit sichtbarer Freudigkeit entgegen, als ich zu ihnen trat und meine ersten Begrüßungsworte sprach.

Ich mußte sogleich neben der alten Dame auf dem Sofa Platz nehmen und da sagte sie zu mir:

„Ja Herr Doktor, wir haben heute eigentlich einen recht genußreichen Tag gehabt und den verdanken wir Ihnen. Auch daß ich mich wieder so wohl befinde, schreibe ich Ihrem Schlafmittel und Ihren Ratschlägen zu, die ich denn auch ferner pünktlich und nach allen Richtungen befolgen will, wenn Sie so gütig sein wollen mich ferner damit zu unterstützen. Nun, wir sind heute fast den ganzen Tag auf dem Beatenberge gewesen und haben es dort oben sehr hübsch, sehr verlockend gefun-

und köstlich die Luft und die Aussicht wahrhaft reizend ist. Allein auch dort oben auf der Fahrstraße giebt es Staub, den wir, in unserer Heimat fast immer an der Seeküste wohnend, nun einmal nicht lieben, und auch die Häuser sind zu voll von Menschen und für die nächsten sechs Wochen ist jedes Kämmerchen von längst angemeldeten Gästen bestellt. So bleibt uns denn nur der Abendberg übrig, dessen weißes Haus auf grüner Matte wir von dort oben aus recht deutlich haben liegen sehen. Mag es nun Ihre Vorliebe für diesen Berg und dies Haus sein, was uns mit bestochen hat, genug, es hat auf uns alle drei einen wahrhaft magnetischen Zug ausgeübt und wir glauben Ihnen gern, daß es sich dort oben höchst angenehm leben läßt. So sind wir denn entschlossen, auch nach dem Abendberge zu ziehen, und es fragt sich nur noch ob wir oben Platz finden, was man uns auf dem Beatenberge sehr zweifelhaft erscheinen ließ."

„Das kann ich Ihnen freilich nicht sagen", entgegnete ich. „Bisweilen findet allerdings ein großer Andrang nach dem Abendberge statt, indessen glaube ich, daß bis jetzt bei erst beginnendem Sommer bei weitem noch nicht alle Zimmer besetzt sind. Schreiben Sie also recht bald an den Wirt und fragen Sie bei ihm an. Sagen Sie ihm, welche Ansprüche Sie in Bezug auf die Zahl der Zimmer machen und bestimmen Sie den Tag Ihres Eintreffens bei ihm. Und wie ich ihn kenne, werden Sie bald seine Antwort haben."

„Gut, es soll noch heute geschehen. Sie sind wohl so gütig uns seine Adresse zu geben."

Ich zog eine Visitenkarte hervor und schrieb Sterchis Namen darauf, mit dem Hinzufügen, daß es mir sehr angenehm sein würde, wenn er den mir bekannten Damen eine entsprechende Unterkunft gewähren könne.

„Hier haben Sie die Adresse", sagte ich, die Karte hinreichend, „und senden Sie ihm diese Karte mit; so sieht er gleich, daß wir Bekannte sind. Vielleicht thut er dann noch ein übriges; denn er kennt mich schon lange und sieht mich gern bei sich."

„Sie sind sehr gütig, und wann gehen Sie selbst hinauf?"

„In acht Tagen. Ich habe bereits meinen Reisetag festgesetzt und alles ist hier unten und dort oben darauf vorbereitet."

Die drei Damen schienen sämtlich von unserer Unterhaltung befriedigt, und ich verließ sie diesmal in bester Stimmung, nachdem ich Mrs Duncan noch das bewußte Mittel überreicht und Miß Lucy die Art und Weise des Gebrauchs angegeben hatte. Am Abend sah ich sie alle drei nicht mehr, da sie ihren Thee wieder im Zimmer einnahmen, und am nächsten Morgen berichtete mir Nelly, daß es ihrer guten Missus sehr wohl ergehe, daß sie prächtig geschlafen und jetzt mit den beiden jungen Damen einen Spaziergang unternommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

John Smith und Pocahontas.

Geschichtliche Skizze. — Für die Abendschule.

Im Jahr 1606 bildete sich in England eine Gesellschaft zur Kolonisation Virginiens. Das Unternehmen fand den Beifall des sonst thatenlosen Königs Jakob I. Anfänglich hatte dasselbe folgende Gestalt: die Gesellschaft wurde inkorporiert unter dem Namen „Company of London". Ein Council in London sollte von da aus regieren, der König selbst wollte Gesetze geben, in Virginia sollte eine dem Könige und dem Londoner Council unterworfene Kolonialregierung eingesetzt werden. Dies war der erste Charter of Virginia 1606.

Am 19. Dezember desselben Jahres, einhundertundneun Jahre nach der Entdeckung des amerikanischen Kontinents durch Cabot, einundvierzig Jahre nach der ersten Besiedelung Floridas seitens der Spanier, machten sich hundertundfünf Emigranten auf den Weg in die neue Welt. Es waren fast lauter Gentlemen, vornehme Leute, Abenteurer und Glücksjäger, die von körperlicher Arbeit nichts wußten. Nur zwölf wirkliche Arbeiter befanden sich unter der Schar. Aber alle waren erfüllt mit sanguinischen Hoffnungen; Virginia war ihnen ein Wunderland, in dem sie Gold und Edelsteine finden zu können glaubten. Ganz England jauchzte ihrem Unternehmen Beifall zu. Der Dichter Michael Drayton begeisterte sie mit den schwungvollen Versen:

> Go, and in regions far such heroes bring ye forth
> As they from whom we came; and plant our name
> Under that star not known unto our north.*)

Drei Schiffe unter dem Kommando des Kapitäns Newport trugen die kühne Schar hinüber an die ersehnten Gestade.

Unter den Kolonisten befand sich ein abenteuerlicher Mann von ungeheurer Kühnheit: John Smith, damals noch nicht dreißig Jahre alt. Er hatte in Holland gegen die Spanier gekämpft. Dann durchzog er Frankreich, Italien, Ägypten, begab sich hierauf nach Ungarn, stürzte sich in den Türkenkrieg und zeichnete sich in ritterlichen Zweikämpfen aus. Er wurde gefangen und in Konstantinopel auf dem Markt als Sklave verkauft. Eine türkische Dame half ihm zur Flucht nach der Krim, die damals noch türkisch war. Auch hier in Sklaverei gefallen, erschlug er seinen Peiniger und entkam zu Pferd nach Rußland, von da nach Siebenbürgen. Er suchte neue Abenteuer in Marocco. Endlich nach England zurückgekehrt, schloß er sich der virginischen Emigrantenschar an, unter welcher seinem Thatendrang ein weites Feld aufgethan war. Er sollte für die Geschichte Virginias und somit der Neuen Welt überhaupt von hoher Bedeutung werden.

Nach glücklicher Fahrt kamen die Schiffe hinüber und fanden die herrliche Gegend der Chesapeakebai. Es war im Mai 1607. Ein majestätischer Strom floß stolz in das Meer hinein. Seine Ufer prangten in Fülle und Üppigkeit. Eine Vegetation, wie die Europäer sie noch nie gesehen, bot sich dem entzückten Auge. Hier erhob die immergrüne Eiche ihr mächtiges Haupt, dort ragte die schlanke Fichte und die zierliche Lärche. Die verschiedensten Akazienarten erfüllten die Luft mit dem wohlriechenden Duft ihrer Blüten; herrliche Blumen der mannigfaltigsten Art vervollständigten das köstliche Gemälde. In den Zweigen der Bäume nisteten zahllose Vögel mit buntem Gefieder, durch das Dickicht eilte das scheue Reh und der stattliche Hirsch. So war das erste Willkommen, das die neue Heimat winkte, freundlich genug. Die Kolonisten nannten den Fluß zu Ehren des Königs James River; dann schritten sie zur Gründung einer Niederlassung an seinen Ufern. Nach vierzehn Tagen harter Arbeit standen in regelmäßigen Reihen die ersten rauh gezimmerten Blockhäuser. Das waren die ersten Anfänge der Stadt Jamestown. Die schon in England ernannte Kolonialregierung etablierte sich, Edward Maria Wingfield wurde der erste Präsident. Zu dem Council gehörte auch John Smith; ehe derselbe aber seinen Sitz einnahm, ging er auf Abenteuer zur Erforschung des Landes aus. Kapitän Newsport und andere begleiteten ihn.

Auf ihrem Marsche trafen sie zuerst mit Indianern zusammen. Smith brach von einem Baum einen Zweig ab und hielt ihn den Wilden als Friedenszeichen entgegen. Aber diese verstanden ihn nicht. Dicht gedrängt und mit wildem Geschrei

*) „Geht und gründet im fernen Land ein Heldengeschlecht,
Gleich dem, von dem wir stammen, und pflanzet unsern Namen
Unter jenem Stern, der unbekannt ist unserm Norden."

stürmten sie auf die Schar der Europäer ein. Da ließ Smith einen Schuß abfeuern, der unter den Inianern panischen Schrecken verursachte. Mit allen Zeichen der Bestürzung ergriffen sie die Flucht. Die Engländer folgten ihnen, und es gelang endlich sie einzuholen. Der Häuptling der Wilden war ein alter Mann, in dessen Zügen ebensoviel List und Schlauheit als unerschrockener Mut lagen. John Smith trat auf ihn zu und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er mit den Eingeborenen auf freundschaftlichem Fuße leben wollte. Diese schienen den Versicherungen Glauben zu schenken und führten unsere Abenteurer im Triumph in ihr Dorf. Hier wurden sie von den Kindern und Weibern mit lautem Geschrei begrüßt. Aus jeder Hütte traten Frauen und Mädchen hervor und betrachteten die weißen Fremdlinge mit unverhohlener Neugier. Wahrscheinlich hielten sie dieselben für Gefangene und freuten sich schon im voraus auf die Augenweide, die deren Hinrichtung ihnen gewähren würde. Aber **Powhattan**, der Häuptling, führte John Smith und seine Begleiter mit allen Zeichen der Freundschaft in seinen Wigwam. Hier trat ihnen die „Indianerprinzessin" **Pocahontas** entgegen, ein Kind von zwölf Jahren, schlank wie ein Reh, schön von Antlitz und anmutig von Gebärden. Freundlich begrüßte sie die Ankömmlinge und setzte ihnen ein Mahl vor, das sie selbst bereitet hatte. Der Häuptling und John Smith tranken aus **einem** Becher und besiegelten so die Friedensverhandlungen. Dann brachen die Europäer wieder auf, eine Strecke Weges begleitet von Pocahontas und ihrem Vater. Unter Händeschütteln und anderen stummen Begrüßungen schieden sie voneinander. Am 27. Mai war John Smith wieder in Jamestown.

Ende Juni fuhr Newport wieder nach England zurück. Die zurückbleibenden Kolonisten waren nun von aller Verbindung mit dem Vaterlande abgeschnitten. Es entstand unter ihnen viel Not und Elend. Die Gentlemen waren der schweren Arbeit ungewohnt. Das Klima war ungesund, die Nahrung unzureichend. Ihre Wohnungen gewährten ihnen keinen hinlänglichen Schutz vor den Unbilden des Wetters. Die furchtbare Hitze des Sommers lähmte ihre Energie; es entstanden allerlei Krankheiten. Fünfzig Mann, die Hälfte der Kolonie, wurde noch vor Beginn des Herbstes hingerafft. Unter den Überlebenden herrschte Uneinigkeit und zuletzt Verzweiflung.

Der einzige Mann, der den Kopf oben behielt, war Smith. Bald war er die Seele der kleinen Kolonie. Seine Energie rettete dieselbe vom Untergange. Er unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu den benachbarten Indianern und tauschte für allerlei Spielereien von ihnen Korn ein. Allmählich besserte sich die Lage. Der Herbst brachte eine gute Maisernte und Wild in Fülle. Die Gefahr des Hungertodes war somit abgewendet, aber eine neue nicht minder große drohte. Die Indianer zeigten sich feindselig. Eines Tages wurde ein Kolonist, der auf die Jagd gegangen war, vermißt; man fand später seine Leiche an einem Baume festgebunden, mit fehlendem Skalp. Die Zeichen der Feindschaft mehrten sich und geboten den Kolonisten auf ihrer Hut zu sein. Jamestown wurde mit Pallisaden umgürtet, Wachen wurden ausgestellt, die Waffen legen Tag und Nacht zur Hand. Man befürchtete mit Recht, daß die Wilden einen Überfall planten.

Eines Abends stand am Ufer des Flusses eine Wache auf Posten. Der junge Mann ließ seine Augen spähend umherschweifen. Da schien es ihm, als ob eine dunkele Gestalt vom jenseitigen Ufer aus in den Strom spränge. Gespannt folgte er ihren Bewegungen. Eben trat der Mond aus den Wolken, die ihn einige Augenblicke verhüllt hatten. Bei seinem blassen Lichte sah der Posten, wie die Gestalt das Ufer gewann. Er schlich sich unhörbar näher. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß es ein indianisches Mädchen war, das den Strom durch- tans. In gebrochenem Englisch, das sie während ihrer wiederholten Besuche in der Kolonie gelernt hatte, bat sie den Posten, sie schleunigst zu Smith zu führen. Als sie vor diesem stand, teilte sie ihm in wenigen Worten mit, daß in derselben Nacht ein Überfall der Indianer zu erwarten sei. Die Sorge um das Leben der Fremdlinge habe ihr keine Ruhe gelassen, sie habe sich deshalb heimlich aus dem Lager der Ihrigen entfernt, um die Engländer zu warnen. Ehe Smith Zeit fand, sich von seinem Erstaunen zu erholen und dem edelmütigen Kinde seinen Dank auszusprechen, hatte sich dieses wieder entfernt und war bald im Dickicht des Urwaldes verschwunden.

Die Kolonisten traten unter die Waffen und erwarteten die Wilden. Ihre Aufregung wuchs von Minute zu Minute. Schon graute der Morgen, die Sterne wurden matter und matter, der Mond tauchte unter in die Wellen des Ozeans, aber kein Zeichen der herannahenden Feinde ließ sich wahrnehmen. Schon glaubten die Engländer, daß für diesmal kein Überfall mehr zu befürchten sei, da erhob sich plötzlich das gellende Schlachtgeheul der Wilden. Dunkele Gestalten drangen aus dem Waldesdickicht hervor. Bald hatte sich der männermordende Kampf entsponnen. Aber es zeigte sich die überlegene Kriegskunst der Europäer. Den verderbenbringenden Kugeln konnten die Wilden auf die Lange nicht widerstehen; sie verloren viele Tote und Verwundete; endlich ergriffen sie die Flucht; ihr Häuptling fiel als Gefangener in die Hände der Sieger.

Schon nach wenigen Tagen wurde Powhattan aus der Gefangenschaft entlassen. Er schwur den Engländern ewige Freundschaft und unterhielt mit ihnen lebhaften Verkehr. Pocahontas besuchte Jamestown häufig. Sie hegte eine fast schwärmerische Freundschaft für die Weißen, namentlich für John Smith, die dieser dankbar erwiderte. Aber das gute Verhältnis zwischen den Engländern und Rothäuten war nicht von langer Dauer. Im Januar 1608 befand sich Smith mit zwei Begleitern auf einer Untersuchungsreise im Innern des Landes. Sie sollte verhängnisvoll für ihn werden. Seine Gefährten wurden von Indianern getötet, er selbst geriet in Gefangenschaft. Er wurde in das Dorf gebracht, in welchem der Oberhäuptling Powhattan residierte. Anfänglich wurde er mit Auszeichnung behandelt. Er imponierte den Indianern durch Unerschrockenheit und durch seine Kräfte; er zog einen Kompaß aus seiner Tasche, erklärte seine Eigenschaften und sprach von der Gestalt der Erde und dem Planetensystem. Die Wilden staunten. Ihre Bewunderung wuchs, als er einen Brief nach Jamestown sandte, also nach ihrer Meinung durch Zauberkraft dem Papier die Gabe der Mitteilung verlieh. Er wurde in Triumph von Dorf zu Dorf geführt und mit Zauberformeln besprochen, damit man hinter seinen Charakter käme. Man behandelte ihn mit scheuer Ehrfurcht, lange schwankte man, was man mit ihm machen sollte. Endlich gewann die Furcht das Feld; Powhattan vergaß seine Schwüre und verurteilte ihn zum Tode. Ein mächtiger Block wurde vor den Häuptling gewälzt, dann führte man den Gefangenen vor, sein Haupt wurde auf dem Block festgebunden, ein Wilder stand mit einer mächtigen Keule in der aufgehobenen Rechten, um auf einen Wink Powhattans ihm den Schädel zu zerschmettern. In demselben Augenblicke aber warf sich Pocahontas ihrem Vater zu Füßen und flehte um das Leben des Gefangenen. Alles Bitten blieb vergeblich, schroff wies der Häuptling seine Tochter ab, während der Vollstrecker des Todesurteils die Keule nur noch fester faßte, als könnte er den Zeitpunkt nicht erwarten, seinem Opfer den Todesstreich zu versetzen.

Jetzt war der Augenblick für jene Heldenthat gekommen, welche Dichter besungen und Bildhauer verewigt haben.*) Das

---

*) Leider ist die folgende romantische Episode durch den Zahn der Kritik angenagt. Die Sache beruht allerdings nur auf Smiths eigener

mutige und aufopfernde Indianermädchen stürzte in demselben Augenblick, als die Keule auf des Gefangenen Haupt fallen sollte, herzu, zog den Unglücklichen vom Block zurück, legte ihr eigenes Haupt auf denselben und verlangte, daß man sie statt des Engländers töten sollte. Diese großmütige That erschütterte das Herz des Wilden. Powhattan wurde von Rührung überwältigt; er befahl sofort dem Gefangenen die Fesseln zu lösen. John Smith war gerettet.

Zwei Tage später kehrte er in Begleitung von zwei Indianern, die mit Mais beladen waren, nach Jamestown zurück. Mit den Wilden hatte er ein Freundschaftsbündnis geschlossen, das diesmal dauernd war. Die Kolonie begann von dieser Zeit an zu blühen. Neue Kolonisten kamen von England nach, die Gentlemen lernten arbeiten und mit Schaufel und Hacke umzugehen, John Smith ging mit gutem Beispiel voran. Er wurde zum Präsidenten des Council erwählt und verwaltete sein Amt mit Treue und Umsicht. Man nennt ihn mit Recht den Vater Virginiens. Im Jahre 1610 betraf ihn ein Unglück. Bei der Explosion eines Pulvermagazins wurde er derartig verwundet, daß man für sein Leben fürchtete. Die ärztliche Pflege, die ihm zu teil wurde, war mangelhaft. Er entschloß sich daher, nach England zurückzukehren. Er nahm von der Kolonie Abschied in der Hoffnung auf baldige Rückkehr, aber er sollte sie nicht wiedersehen. Später unternahm er mehrere Reisen in andere Teile der Neuen Welt. Er erforschte die Küste von Neuengland und legte mehrere Kolonien an. An seiner Uneigennützigkeit ist kein Zweifel; er hatte für seine Leistungen keinen Lohn als den Titel eines Admirals von Neuengland.

Noch einmal unterbricht eine romantische Episode, in welcher wieder Pocahontas, die indianische Fürstentochter, eine Rolle spielt, den rauhen Gang der Ereignisse. Im Jahre 1614 bestach **Argall**, ein despotischer Gouverneur von Virginia, einen Indianer durch das Geschenk eines kupfernen Theekessels und lockte Pocahontas auf sein Schiff; er behielt sie als Gefangene, um ihren Vater zu einem neuen Friedensvertrag zu zwingen. Dieser rüstete sich zum Krieg, als das Los seiner Tochter sich anders entschied. **John Rolfe**, ein junger Gentleman, nahm sich mit einer zugleich poetischen und religiösen Begeisterung dieser Indianerin an. Eine Heidin zum Weibe zu nehmen, würde er für Sünde gehalten haben Er sorgte für ihren Unterricht im christlichen Glauben. In Jamestown hatte man eine kleine Kirche aus Fichtenstämmen erbaut; der Taufstein war ein ausgehöhlter Holzklotz, einem Kanoe ähnlich. Hier entsagte Pocahontas öffentlich dem Götzendienste ihres Volkes, bekannte ihren Glauben an den HErrn JEsus Christus und empfing die heilige Taufe und in ihr den Namen Rebekka. Bald darauf wurde ihre Trauung mit John Rolfe vollzogen nach dem schönen Ritus des englischen Common Prayer Book. Ihr Oheim **Opachisco**, ein Freund der englischen Kolonie, gab sie weg. Ihr Vater war, obwohl selbst nicht Christ, einverstanden.

Nach einem Jahre wurde den glücklichen Eltern ein Sohn geboren. Bald darauf reisten sie nach England. König James und die stolze Königin Anna, die dänische Prinzessin, empfingen Pocahontas mit Auszeichnung. Die vornehme Welt bot der Heldin des Tages ihre Freundschaft. Als hoffähig wurde sie zu der großen Maskerade in der happy season of Christmas eingeladen. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Schon 1617 starb sie in Gravesend, erst zweiundzwanzig Jahre alt — das Klima, die Aufregung, die veränderte Lebensweise, so scheint es, war ihr tödlich. Ihr Sohn, Thomas Rolfe, wurde in England erzogen und kehrte nach Virginien zurück. Mehrere alte Familien in Virginien rühmen sich, von ihm und von der gefeierten Pocahontas abzustammen.

Sie war die erste Christin ihres Volkes, ein wahrhaftiges Gotteskind. Sie glich einem Schneeglöckchen, zu verkündigen, daß auch dem roten Mann der Frühling des ewigen Lebens bestimmt sei. An ihre Bekehrung knüpften sich die weitgehendsten Hoffnungen; man erwartete, dieses Beispiel würde Nachahmung finden, es würde ein neues Geschlecht entstehen durch Christianisierung der Ureinwohner und Verschmelzung mit den Kolonisten. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Pocahontas' frühzeitiges Hinsterben war eine Vorbedeutung des traurigen Loses, dem ihr Volk entgegenging. Zu einer Bekehrung der Indianer im großen, zu einer Verschmelzung mit den Europäern ist es nicht gekommen. Durch saure Missionsarbeit sind viele Indianerseelen gerettet, aber die sogenannte Civilisation hat jenen unglücklichen Stämmen mehr Verderben als Segen gebracht. —

K.

Geiz ist die Wurzel alles Übels.

Wenn im Winter die Fenster gefroren sind, dann drücken die Kinder wohl manchmal Geldstücke in den Reif und in das Eis und nehmen sie wieder ab. Jedes Geldstück läßt dann sein Wappen oder seine Schrift auf dem Eise zurück. Solch Fenster sieht dann gar bunt aus, und auf einer Scheibe kommandieren viele Potentaten. Ebenso sieht auch das Herz eines Geldgierigen aus. Jeder Thaler und Friedrichsdor hat sein Wappen zurückgelassen. Aber es kommandiert doch nur ein Potentat darin, nämlich Desiderius oder Gerhard I. Das ist aber ein gar strenger Herr. Wenn die Güter verloren gehen, dann stößt er häufig seinen Unterthanen das Herz ab.

Die Jahre 1779, 1780 und 1781 stehen uns noch als Wasser- und Hungerjahre im Gedächtnis, uns freilich nur durch Hörensagen; unseren Großvätern standen sie aber aus Erfahrung darin. In jenen Jahren lebte in den Obergegenden ein Mann, dessen Feld war Höhenland und hatte gut getragen. Und sein Feld war groß, so daß er eine gewaltige Masse Roggen in der Scheuer und endlich auf dem Boden hatte. Doch waren die Preise schon im Herbste. Mit dem Winter und Frühjahre stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thür des Reichen, mancher Handwerker bettelte, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen; alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir meinen Satz gemacht; der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel Roggen vier Thaler kostet. Dabei bleibe ich!“ Und zum Zeichen hatte er an die Bodenthür eine große schwarze Vier mit Kohle gemalt. Der Winter verging, der Mai kam heran; aber die Preise waren noch gestiegen, denn die gewaltigen Fluten hatten großen Schaden gethan. Am 7. Mai kam ein armer Leinweber, ein ehrlicher Meister, aus dem Orte. Sein Gesicht sah vor Hunger und Grämen selber aus, wie graue Leinwand. Er zählte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, 3 Thaler 22 Groschen auf den Tisch. Die 22 Groschen bestanden aus Dreiern, Vierlingen und Groschen und Sechsern vom alten Fritz, die man sonst wohl Stiefelknechte nannte; denn der Mann hatte alles zusammengesucht. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft Euch nichts; vier Thaler, das ist mein Satz. Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentlich Courant sein.“ Des Bauern Söhnchen, ein Bürschchen von zehn Jahren, zupfte den Alten am Rocke: „Vater, gebt's ihm doch!“ Aber sein Vater prägte ihm mit einem Rippenstoße bessere Grundsätze ins Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heimwandern. Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Einen Blick hinein und der Bauer fand, was er finden wollte: „Roggen vier Thaler.“ Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wieviel er wohl verkaufen könnte, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Indem er durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen, fällt selber, das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben liegt. Ehe er sich aufraffen kann, steht das Stroh in hellen Flammen. Ehe an Hilfe zu denken ist, hat das Feuer Dachstuhl und Dielen ergriffen. Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Scheffel Roggen vier Thaler galt, wo er auf seinen Satz gekommen war, wo er seinen Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

Ahlfeld.

Heimwärts.

Eine schlichte Geschichte.

Harre, meine Seele,
Harre des HErrn,
Alles Ihm befehle,
Hilft Er doch so gern!

So klang es durch das halbgeöffnete Fenster in den Septemberabend hinaus. Aus einer frommen Mädchenbrust kamen die teuren, innigen Worte. Mit Näharbeit beschäftigt saß Anna, die Sängerin, am Fenster, durch welches die zur Ruhe gehende Sonne ihre Strahlen warm und golden in Mutter Sarahs Witwenstübchen warf. Die Alte saß im Lehnstuhl, der so gestellt war, daß man zwischen dem Laubwerk hindurch, welches außen das kleine Fenster umrankte, einen freien Blick auf den Abendhimmel hatte.

Sie liebte den Abendhimmel. „Die scheidende Sonne", pflegte sie zu sagen, „erinnert mich an meinen Heimgang und an den Vers: ‚Wenn ich einmal soll scheiden, dann scheide nicht von mir.'" Und wenn manchmal das Abendrot die zackigen Wolken goldig färbte, daß sie wie blanke Turmspitzen aussahen, dann richtete sie sich in ihrem Lehnstuhl hoch auf und, beide Hände auf dem Krückstock gefaltet, konnte sie lange unverwandt in die seltsamen Wolkengebilde hineinblicken. Auf ihrem Antlitz lag dann ein geheimnisvoller Glanz, und wenn sie nach solchem Anschauen in ihren Sessel zurücksank, dann stand in den stillen Zügen zu lesen.

Ich bin zufrieden,
Daß ich die Stadt gesehn,
Und ohn' Ermüden
Will ich ihr näher gehn.

Ja, Mutter Sarah hatte Heimweh. Das war nicht immer so gewesen. Vor 43 Jahren, als sie, den Brautkranz im Haar, von ihrem Jakob geführt, vor den Traualtar trat, da war ihr Herz voll Lust und Leben gewesen, und die Welt war ihr damals so einzigschön vorgekommen, daß, wären ihr Erde und Himmel zur Wahl gestellt worden, sie die Erde dem Himmel schier vorgezogen hätte.

Aber der HErr weiß seinen Menschenkindern die Dinge zurechtzustellen. Dreimal hatte er in besonderem Anlaß bei Mutter Sarah vorgesprochen. Das erste Mal war's zwei Jahre nach der Hochzeit gewesen, wo sie ein blühendes Bübchen auf ihrem Schoß gewiegt. Drei Tage darauf hatten die Nachbarfrauen den kleinen Liebling in den Sarg gelegt. Sie hatte still, aber mit blutendem Herzen dabei gestanden. 23 Jahre später war zu dem kleinen Grabhügel auf dem Kirchhof ein großer gekommen, und darunter schlief ihr Jakob, der Mann ihres Herzens. Sieben Monate hatte sie mit unsäglicher Liebe und fast übermenschlicher Anstrengung den Kranken gepflegt, und manches heiße Gebet, daß der teure Mann nicht sterben möge, war aus der Krankenstube hinaufgestiegen zum HErrn. Es wollte ihr nicht aus dem Herzen und über die Lippen, das saure Wort: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Aber gelernt hat sie's doch. Und als es mit ihrem Jakob zum Sterben ging, da hat sie ihm fest die Hand gehalten und mit sicherer Stimme ins Ohr gesagt: Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn. Dann hat sie ihm sanft die gebrochenen Augen zugedrückt und sich still neben die Leiche gesetzt und Totenwacht gehalten. Aber in ihren Zügen stand seitdem eine andere Schrift als am Hochzeitsmorgen, und wer sich auf solche Schrift versteht, der konnte lesen:

Nein, nein, hier ist sie nicht,
Die Heimat der Seele ist droben im Licht!

Und das dritte Mal? Ja das ist eine Geschichte für sich. Da drüben, jenseits des Rheines auf dem weiten Schlachtfeld stürmung des Hügels den Heldentod starben. Es war ein grausiges Ringen! Dreimal stürmten die Deutschen todesmutig gegen die von feindlicher Artillerie besetzte Anhöhe vor, und dreimal trieb sie das vernichtende Kartätschenfeuer des Feindes wieder zurück. Der Boden war mit Leichen übersät. Es schien ein vergebliches Stück Arbeit die feindliche Position zu nehmen. Da giebt die Trompete zum viertenmal das Zeichen zum Sturm, und wieder geht das furchtbar dezimierte Bataillon mit gefälltem Bajonett in grimmer Todesverachtung gegen die Hügelspitze vor. Wohl reißen auch diesmal Kartätschen breite Lücken in die Reihen der Stürmenden, wohl fallen auch diesmal wie Fliegen rechts und links die braven Soldaten. Doch ein Aufhalten giebt es nicht mehr; rastlos geht es vorwärts über die Leichen der Vordermänner, bis die Anhöhe erklommen ist. Ein blutjunger Fähnrich ist der erste. Viktoria! ruft er und stößt den Fahnenschaft in den Boden. Da trifft ihn die feindliche Kugel, lautlos sinkt er neben seiner Fahne nieder.

In Mutter Sarahs Witwenstübchen ist die Kunde von dem Fähnrich auch gedrungen und hat zwei Herzen zum Tode betrübt gemacht. Das eine war Mutter Sarahs Herz; denn der junge Krieger war ihr Friedrich, ihr einziges Kind. Den hatte sie geliebt und gehütet wie ihren Augapfel. Frühe schon, als er den Mutternamen zu lallen anfing, hat sie die kleinen Händchen ineinander gelegt und ihr herziges Bübchen beten gelehrt. Das hat er auch herrlich begriffen und nie vergessen, und es ist ihm die köstlichste Mitgabe geworden fürs Leben. Oft hat er der Mutter aus der Fremde geschrieben: „O Mutter, herzliebe Mutter! daß Du mich beten gelehrt, das ist das Beste was ich von dir hab'." Und als die deutschen Heere in Frankreich standen und das blutige Ringen begann, da hat der brave Sohn, obgleich oftmals todmüde von der sauren Arbeit, manchen Abend seine knappe Ruhezeit noch verkürzt, um seinem besorgten Mütterchen einige Zeilen zu senden, die er dann meistens mit den Worten schloß. „Nun Gott befohlen und nicht gesorgt, lieb' Mütterchen! Verstehst ja das Beten, und ich versteh's auch, dafür segnet und küßt Dich Dein Friedrich." Und noch am Vorabend der Schlacht bei Gravelotte hatte er ihr eine Karte geschrieben, es war die letzte von seiner Hand. Darauf standen mit Bleistift die Worte: „Mutter, morgen giebt's heißen Kampf. Sterb' ich, — des HErrn Wille geschehe! Es ist nichts zwischen Ihm und mir. Herzliebe Mutter, ich kann beten. Gott befohlen Gruß Dir und Ihr?"

Ja, ihr! Und sie hatte wohl Anspruch auf solchen Gruß, die treue Anna. Mit innigster Liebe hing ihr Herz an ihrem Friedrich. Seit ihrem vierten Jahre, wo sie als arme Waise zusammen mit ihrem neunjährigen Bruder Daniel in Mutter Sarahs Häuschen gekommen, war sie Friedrichs Gespielin gewesen, hatte die Freuden der Kindheit mit ihm durchlebt, und lange betrachteten sich beide als Geschwister. Mutter Sarah vermied es zu den Kindern oder zu andern über Vergangenheit und Herkunft der beiden Waisen zu sprechen, aber die Dorfleute wußten es, daß hier ein Werk selbstloser Samariterliebe geübt wurde. Als aber der Tag der Konfirmation zuerst für Daniel, dann für Friedrich und endlich auch für Anna gekommen war und die jungen Herzen es inne wurden, daß auf die Jahre des Zusammenseins nun Jahre der Trennung folgen sollten, — als mehrere Jahre stets Kommen und Gehen, Trennungen und Wiedersehen in Mutter Sarahs Stübchen miteinander gewechselt hatten, da sah man an einem wonnigen Juniabend zwei glückliche Menschen selig langsam den Fußsteig von Mutter Sarahs Häuschen zur großen Linde hinwandeln, welche drüben auf der

Und es war ein gesegneter Brauttag, den diese beiden jungen Herzen begingen, denn sie waren auch eins miteinander in der Liebe zu dem, der sich auf Golgatha für uns zu Tode geliebt. Da ist's denn kein Wunder, daß auf diesen Brauttag viele andere, nicht minder glückliche folgten. Wo sich in der Liebe Christi zwei Herzen für dieses Leben verbinden und lieben, da wird ihnen jeder Tag zum Brauttag.

Da kam aber der Tag von Gravelotte, und mit dem Brauttag wars zu Ende. Auf das „himmelhoch Jauchzen" folgte ein „zum Tode betrübt." Aber obgleich mit dem Herzblut manche heiße Thräne in den Erdenstaub fiel, dennoch hatte Anna es gelernt die Hand ihres Erlösers zu küssen und zu sprechen: Dennoch bleibe ich stets an Dir! Sie dachte nicht wie jene Braut am Sarge ihres Heldenjünglings:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.

Wohl war Friedrichs Lorbeerkranz für Annas Liebe zur Dornenkrone geworden, aber sie warf ihr Leben nicht hin; denn mit dem irdischen Liebesglück war ihr des Lebens Gehalt nicht entschwunden. Christus war der Inhalt ihres Lebens, ihn umschlang sie mit der ganzen Kraft und Innigkeit ihres jungen, liebedürftigen Herzens, und er ging zu ihr ein in das offene Herz und machte es voll und selig und satt.

„Daß Daniel noch immer nicht hier ist; er wollte doch heute kommen", hob, als Annas Gesang schwieg, Mutter Sarah an; „blick' 'mal aus, liebes Kind, ob Du ihn noch nicht kommen siehst."

Anna gehorchte, und ein einziger Blick ihres Auges ließ sie unter der großen Linde am nahen Hügel eine männliche Gestalt erkennen, welche unverwandt nach Mutter Sarahs Häuschen herüberschaute.

„Ohne Zweifel ist es Daniel, der dort unter der Linde steht", sagte Anna, „wollen wir nicht hinaustreten und ihn begrüßen?"

Mutter Sarah nickte und trat, auf Annas Arm gestützt, den Krückstock in der Linken, vor die kleine Thür ihres Hüttchens. Sie spähte in der von Anna bezeichneten Richtung, ob sie den Ankömmling nicht auch erblicken könne; allein ihre blöden Augen sahen nichts als das dunkle Blätterdach der Linde. Wohl waren die Herzen der beiden froh bewegt in der Erwartung des nahen Wiedersehens, aber in ihrem Angesichte blieb der eigentümliche Ernst. Sie freuten sich wie Leute, die den Schwerpunkt ihres Lebens nicht mehr im Irdischen suchen und haben, sondern im Himmlischen und Ewigen.

Ein halbes Stündchen später saßen drei in dem HErrn vergnügte Menschen um den kleinen Tisch in Mutter Sarahs Witwenstübchen. Sie hatten sich viel zu erzählen und viel zu fragen. Frankreichs Schlachtfelder wurden im Geist noch einmal betreten, und mit gefaltenen Händen lauschten die beiden Frauen der Erzählung des Landwehrmannes. Oft seufzten sie tief, wie sie sterbend ihm Grüße aufgetragen an die Lieben daheim. Und als Daniel endlich schwieg, da haben auch die Frauen gesprochen. Die wußten manches zu sagen von Gebet und Weinen, von Herzeleid und Gottesfurcht. Und obwohl während der Rede das Auge noch feucht und das Herz noch schwer wurde, so klang doch durch alle ihre Worte der Gedanke voll Dank und Anbetung hindurch.

So führst Du doch recht selig, HErr, die Deinen,
Ja selig, und doch meistens wunderlich!

Narrenorte und Spitznamen.

Für die Abendschule.

Fast zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es Narrenorte gegeben. Im Morgenlande wie im Abendlande, im Altertum wie in der Neuzeit stößt der Forscher auf eine schier zahllose Menge von Städten, Städtchen und Dörfern, denen ihre Nachbarn verschiedene lächerliche Eigenschaften und Streiche nachsagen, denen sie allerlei Spitznamen anhangen und die sie zur Zielscheibe ihrer guten und schlechten Witze machen. In dem folgenden wollen wir einige harmlose aber ergötzliche Proben aus diesem Kapitel des Volkshumors mitteilen.

Also schon das Altertum hatte seine Gaue und Städte, die gewissermaßen mit einem Privilegium der Dummheit ausgestattet dastanden und als solche sprichwörtlich in aller Munde waren. Namentlich die alten Griechen hatten Lust zu dergleichen Neckereien und Foppereien. So genossen die Böotier den zweifelhaften Ruf, plumpe Gesellen zu sein, ohne Teilnahme an Verfeinerung der Sitten und geistiger Bildung. „Schafe" war noch die feinste Titulatur, die man ihnen beilegte. Auch die Arkadier standen bei den Griechen im Rufe der Gimpelhaftigkeit. Einen Menschen schwer von Begriffen, einen rechten Konfusionsrat bezeichneten sie schlecht und recht als „Arkadier". Vor allem hatten sie die Kreter auf den Strich; ihr eigener Landsmann Epimenides nennt sie „Lügner, böse Tiere und faule Bäuche von jeher", und von ihrem Namen bildete man sogar ein eigenes Zeitwort (kretizein), das so viel wie „hallunkenhaft handeln" bedeutet. Am ausgeprägtesten aber lag der Stempel unverbesserlichen Dummheit und Tölpelei auf der thrakischen Küstenstadt Abdera. Ein Abderit und ein Querkopf war den Griechen eins und dasselbe.

Schon der äußere Anblick der Stadt war ein getreues Abbild der Borniertheit seiner Bewohner. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude waren vernachlässigt, die unbedeutendsten mit Zierart überladen. Das Rathaus sah einer Scheuer ähnlich; unmittelbar vor der Halle, in welcher Staatsangelegenheiten verhandelt wurden, hatten alle Obst- und Eierweiber ihren Kramhandel aufgeschlagen. Die Räume des Gymnasiums, in welchem sich die Jugend im Ringen und Fechten übte, waren mit tiefernsten Gemälden und Bildsäulen ausgeschmückt, die Wände des Rathauses dagegen waren mit allerlei lustigen und heiteren Szenen bemalt. Die Verkehrtheit der Abderiten kannte kaum Grenzen. Einst führten sie einen langwierigen Prozeß um den Schatten eines Esels. Ein Zahnarzt aus Abdera hatte sich einen Esel gemietet, um eine Landtour zu machen. Der Eigentümer des Tiers begleitete ihn. Unterwegs wollte der Mieter Mittagsrast halten und legte sich zu diesem Zwecke in den Schatten des Esels. Das empörte den andern, er meinte, er habe dem Zahnarzte wohl den Esel, aber nicht dessen Schatten vermietet. Darob entstand nun schwerer Streit und Disputierens. Jeder blieb hartnäckig auf seiner Meinung; endlich entschlossen sie sich, die verwickelte Streitfrage den Gerichten zu Abdera zur Entscheidung zu unterbreiten. Gesagt, gethan. Der Streit kam zur gerichtlichen Verhandlung, und die guten Abderiten gerieten insgesamt in gewaltige Aufregung. Es bildeten sich zwei Parteien, deren eine dem Zahnarzte, die andere dem eselhaften Eselsvermieter recht gab. Es kam im Schoße der Bürgerschaft endlich sogar zu Tumulten. Die weisen Gerichtsherren befanden sich in nicht geringer Verlegenheit: solch ein schwerer Fall war ihnen denn doch noch nicht vorgekommen. Gehört der Schatten zum Esel als integrierender Bestandteil, oder ist beides ein verschiedenes Ding, die begrifflich wie sachlich voneinander zu trennen sind? Das war die schwere, schwere Frage. Der heikle Rechtsstreit mußte endlich vor den Rat der Vierhundert, der höchsten Behörde zu Abdera gebracht werden. Aber auch diese hochweise Körperschaft konnte zu keinem Resultate kommen. Holland, oder



vielmehr Abdera kam immer mehr in Not. Da endlich brachte ein günstiger Zufall die Entscheidung. Der biedere Esel, welcher unschuldigerweise die Veranlassung zu so vielem Kopfzerbrechen gegeben hatte, war gewissermaßen als corpus delicti in den Gemeindestall untergebracht worden und führte dort ein vergnügtes und beschauliches Dasein. Nun begab es sich, als gerade im Rathaussaale eine stürmische Versammlung in Sachen des eseligen Schattens gehalten ward und gewaltige Reden pro und contra vom Stapel gelassen wurden, daß der Stallknecht, dessen Obhut Freund Langohr befohlen war, diesen wahrscheinlich zur Erhöhung der allgemeinen Stimmung mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt durch die Straßen der Stadt führte. Kaum aber erblickten die erregten Abderiten den armen Grauen, als sie wutentbrannt sich auf ihn stürzten und ihn buchstäblich in Stücke rissen. Diese Heldenthat brachte Licht in die Sache. „Wozu", so sprach mit ernster Miene der Präsident des wohlweisen Rates, „wozu wollen wir uns noch über einen Gegenstand streiten, der gar nicht mehr vorhanden ist?" Und auf diese Rede des Herrn Präsidenten erfolgte ein allgemeiner Beifallsjubel. Der Prozeß wurde niedergeschlagen. Den Streitenden wurde eine beträchtliche Entschädigungssumme aus dem — Stadtsäckel bewilligt. Der Esel aber erhielt auf Stadtkosten ein prächtiges Denkmal gesetzt, zum immerwährenden Andenken an den denkwürdigen Streit und an die — zweibeinigen Esel, die ihn veranlaßt hatten.

Einen andern ergötzlichen Abderitenstreich dürfen wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten, als derselbe schließlich das Ende der berühmten Narrenstadt herbeiführte. Es ist dies der famose Froschmauskrieg. Die Leute von Abdera waren besondere Verehrer der Göttin Leto. Ihr zu Ehren unterhielten sie von Gemeinde wegen einen wohlbesetzten Froschteich. Auch Privatpersonen wetteiferten miteinander in der Züchtung von Fröschen. Vor jedem Hause lachte dem Vorübergehenden ein reizender Froschtümpel entgegen, der dort die Stelle eines Springbrunnens oder Goldfischteiches einnahm. Jung und alt ergötzte sich an der Frösche wonnesamen Melodeien, und deren: Quack! quack! Brekekeck! Koax! Koax! deuchte den Ohren der Abderiten lieblicher zu sein als der Gesang der Nachtigall. Um alle die Froschteiche mit dem nötigen Wasser zu versehen, hatte man sogar den Fluß Nestus, an welchem die Stadt lag, abgraben lassen. Eine natürliche Folge dieses hochgradigen Froschkultus war, daß die Ausdünstungen der faulen Wassertümpel überhand nahmen und daher die Luft immer mehr mit gefährlichen Miasmen geschwängert wurde. Fieber und andere Krankheiten nahmen von Tage zu Tage einen schlimmeren Charakter an. Die Ärzte legten den Finger an die Nase und zerbrachen sich den Kopf über diese merkwürdige Thatsache. Den wahren Grund erkannte niemand. Wenn ja einmal ein superkluger Mensch auf den Einfall kam, die Frösche für die Krankheiten verantwortlich zu machen, so stopfte man ihm schleunigst den Mund und bedrohte ihn mit dem Zorne der Göttin. Aber immer mehr wurde Abdera von Seuchen heimgesucht. Der Senat der Stadt konnte schließlich nicht mehr umhin von der unliebsamen Angelegenheit offiziell Notiz zu nehmen. Wieder wurden in seinen Hallen gewaltige Reden losgelassen. Die Bürgerschaft teilte sich in zwei Parteien: in Fröschler und Antifröschler. Guter Rat war teuer: „Was thun?" fragte man sich auf griechisch. Endlich beschloß man ein Gutachten der Akademie einzuholen. Nach bangem Harren traf dieses endlich ein. Aber o Graus! Die Akademie erteilte den Rat, man solle alle überflüssigen Frösche mit Haut und Haar — wenn sie nämlich Haare hätten — verspeisen! Das ging denn doch über das Bohnenlied. Pfui Spinne! Zu Froschkoteletts hatten selbst die Abderiten keinen Appetit. Aber etwas mußte geschehen. Nach heftigen Debatten entschloß man sich, die Sache den Priestern zur Entscheidung zu geben. Der Oberpriester schrieb ein dickes Buch zu Gunsten der Frösche, das aber niemand las. Allmählich geriet die Geschichte in Vergessenheit; es war doch gemütlicher, sich mit Krankheiten herumzuschlagen, als ewige Nörgeleien wegen der lieben Frösche auszustehen. So würden denn diese ungefährdet ihre teichige Existenz fortgeführt haben, wenn nicht im nächsten Jahre etwas Unerhörtes sich begeben hätte. Ganze Heere von Ratten und Mäusen fielen in Abdera ein und verbreiteten sich über die ganze Stadt. Die guten Abderiten wußten sich vor dem Ungeziefer nicht zu retten; man munkelte sogar, daß eine freche Ratte sich in die Schlafmütze des Oberbürgermeisters eingenistet habe. Der Oberpriester dachte und sagte: „Das ist die wohlverdiente Strafe dafür, daß Ihr mein schönes Buch über die Frösche nicht gelesen habt!" Endlich rückte die ganze Bürgerschaft en masse vor das Rathaus und forderte kategorisch Abhilfe von der grausigen Plage. Verzweifelt kratzten sich die Herren vom Rat hinter den Ohren, indem die Mäuse lustig im Saale umher sprangen. Endlich hatte einer der Ratsherren einen äußerst gescheiten Einfall. „Ihr Männer von Abdera", sprach er, „ich hab's. Wir wandern aus und zwar mit Sack und Pack!" Ein wahrer Beifallssturm belohnte den genialen Redner. Gleich am folgenden Tage wurde der Auszug bewerkstelligt, und Abdera wurde nun auf Jahre hinaus der unbestrittene Tummelplatz von Ratten, Mäusen und Fröschen. Als aber endlich nach mehreren Jahren die Ausgewanderten wieder heimkehrten — sie hatten sich inzwischen in Macedonien aufgehalten —, da ließen sie von ihren Thorheiten und wurden wohlgesittete Staatsbürger. Und das sind sie geblieben — bald hätten wir gesagt: bis auf den heutigen Tag. In Wahrheit aber ist Abdera seitdem vom Schauplatze der Geschichte verschwunden.

Im Morgenlande ist es besonders das Städtchen Chelbun bei Damaskus, das schon seit langer Zeit wegen seiner Narrheiten einer gewissen Weltberühmtheit sich erfreut. Die Leute von Chelbun sind gute Obstzüchter, verfertigen hübsche Spinnräder, fabrizieren Lampendochte und verdienen sich auf diese Weise ehrlich ihr tägliches Brot, das sie ganz wie ihre Nachbarn essen, nämlich mit dem Munde. Insofern ist also an ihnen nichts Auffälliges. Wenn man aber die Damascener über sie hört, so bekommt man von ihnen eine andere Meinung. Man erfährt dann, daß sie alles, was sie beginnen, beim unrechten Zipfel anfassen und darum recht komische Gesellen sind. Ein paar lustige Histörchen, die man ihnen nachsagt, müssen wir unsern Lesern doch auftischen.

Es begab sich einst, daß ein Knabe des Ortes aus einem Kruge mit einem engen Halse ein paar Nüsse mit der Hand herausholen wollte. Als er die Nüsse in der Hand hatte, konnte er diese nicht wieder aus dem Kruge ziehen. Darob erhob er nun ein mörderliches Geschrei, also daß die halbe Stadt zusammen lief. Bedächtig schüttelten die Männer das Haupt und sprachen resigniert: Naplun, was ist da zu machen! Wie sehr man auch zog und zerrte, um die gefangene Hand mit den Nüssen zu befreien, es blieb alles vergeblich. Eine peinliche Verlegenheit entstand ringsum im Kreise, und immer heftiger brüllte der unglückliche Gefangene. Da nahte sich würdevollen Schrittes der Herr Bürgermeister des Ortes. Als sich derselbe den Schaden besehen hatte, strich er längere Zeit seinen mächtigen Bart; dann sprach er: „Ihr seid allesamt dumm und wißt doch nichts. Ich aber bin weise und habe mehr Klugheit im kleinen Finger als Ihr im ganzen Körper. Bismillah! Die Sache ist einfach. Man hole ein Beil herbei, damit wir die Hand abhacken." Sprach's, und strich abermals den Bart, aus dem er seine überaus glücklichen Einfälle hervorzuholen pflegte. Schon sollte die Exekution vor sich gehen, als ein Fremder des Weges kam und dem Knaben gebot, einfach die

Nüsse fallen zu lassen. Natürlich ging die Hand nun so leicht heraus, als sie hinein gekommen war.

Ein andermal verbarg sich über Ehelbun, wie er dies bisweilen in der Gewohnheit haben soll, der Mond hinter schwerem Gewölk. Diese haarsträubende Begebenheit erfüllte natürlich die Gemüter der Ehelbuniten mit Not und Sorge; denn wie konnten sie anders denken, als daß der Mond gänzlich abhanden gekommen sei. Aber o glückliches Ehelbun, das an seinem Bürgermeister einen solchen Ausbund von Weisheit besaß! Sofort traf dieser wieder das Richtige: Die Bewohner des Nachbarortes haben den Mond gestohlen!! Auf, ihr Männer, zu den Waffen, um den Dieben ihre Beute wieder abzujagen!!! und so geschah es. Mit Spießen und Flinten zogen die tapferen Bürger alsbald aus, um das Werk der Rache zu üben. Als sie aber halbwegs gekommen waren, siehe, da trat der Mond wieder aus seiner Umhüllung hervor, und triumphierend kehrten sie wieder um in der festen Überzeugung, die bösen Nachbarn hätten ihre kriegerischen Anstalten bemerkt und aus Furcht vor den langen Flinten ihren Raub freiwillig wieder fahren lassen.

Und endlich noch eine dritte Geschichte, in welcher wieder ein oder zwei Esel eine Rolle spielen. Ein braver und äußerst gescheiter Bürger von Ehelbun wollte einmal Holz auf seinem Esel nach der Hauptstadt führen. Er war aber ein mitleidiger Mann und ein Freund seines Viehes. Als er nun bemerkte, daß sein Esel unter der ihm auferlegten Last bedenklich stöhnte, lud er alsbald das Holz ihm ab und auf seinen eigenen breiten Rücken. Nachdem er aber somit für die Behaglichkeit seines langohrigen Kollegen rührende Sorge getragen hatte, dachte er, wie nicht mehr als recht und billig, auch an seine eigene Bequemlichkeit. Vergnügt setzte er sich auf des Esels Rücken, und so trabten die beiden Sinnesverwandten still vergnügt dem Ziele ihrer Wanderung zu.

Ob unser vielgeliebtes Amerika Narrenorte im eigentlichen Sinne des Wortes aufzuweisen hat, wissen wir nicht. So viel aber steht fest, daß unsere angloamerikanischen Vettern eine stark entwickelte Neckader besitzen und am Fabulieren, Hänseln, Foppen und Schrauben weidlich Vergnügen finden. Staaten und Städte reiben sich aneinander mit vieler Lust und sagen einander mancherlei närrische Streiche und sonderbare Eigenschaften nach. Von den Gesetzgebern des Staates Maryland z. B. wird erzählt, sie hätten einen Preis für die beste Melodie zu dem Liede: "My Maryland, my Maryland" ausgeschrieben und denselben einem Deutschen ausbezahlt. Als man nun aber hinterher den Schaden besehen habe, da sei es die alte Weise „O Tannenbaum, o Tannenbaum" gewesen. Die Neck- und Spitznamen, die der amerikanische Volkshumor den verschiedenen Staaten angehängt hat, sind erst vor kurzem in diesen Blättern registriert worden. Es sei darum nur noch flüchtig erwähnt, daß derselbe Schalk auch den meisten unserer Städte allerlei Beinamen angehängt hat, von denen der schöne Name Porkopolis d. i. Saustadt für Cincinnati, und Gotham, der Name eines englischen Narrenortes, für New York die bekanntesten sind.

Kein Land der Erde aber ist reicher an Narrenorten als unser altes Deutschland. Ihr Gesamtbild haben dieselben in Schilda (nicht zwischen Torgau und Wurzen, sondern in Narragonien gelegen), daher denn alle sonderbaren Streiche, die von einzelnen Personen oder von ganzen Städten und Dörfern erzählt zu werden pflegen, schon seit Jahrhunderten Schildbürger- oder auch Lalenbürgerstreiche genannt werden. Vielleicht wissen es unsere Leser schon, daß die Schildbürger von den sieben weisen Meistern abstammen und darum so klug sind, daß sie das Gras wachsen hören. Während ihrer Abwesenheit an fremden Fürstenhöfen war aber — wenn man ungut! — dadurch ziemlich stark auf den Hund gekommen. Die Schildbürger aber erblickten die Ursache hiervon in ihrer großen Weisheit und beschlossen nun es einmal mit der Thorheit zu versuchen; vielleicht gehe es mit der besser. So wurden sie denn vollendete Narren und begingen jene zwei oder drei Dutzend Albernheiten, die nach und nach in ganz Deutschland bekannt und in der Folge in den verschiedensten Varianten auch anderen Städten und Ortschaften aufgehalst wurden. So kommt es denn, daß man in allen Gauen unsers alten Vaterlandes von Lalenstreichen erzählen hören kann.

Besonders reich an Orten, denen derartige Schildbürgerstreiche nacherzählt werden, ist in Norddeutschland Schleswig-Holstein. Ein paar dieser „Dönchen" müssen wir doch mitteilen. Da gedenken wir zuerst der Thadener im Gute Hameran. Sie waren einmal beim Grasmähen, da stießen sie auf ein Tier, das hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Es war aber ein Frosch. Sie wunderten sich männiglich, als es so niedlich herumhüpfte und allerlei Männchen machte; als es aber gar zu quaken anfing, da fiel ihnen vor Schrecken die Mütze vom Kopf. In ihrer Angst schickten sie zum Bauernvogt, er solle gleich kommen und ihnen sagen, was das für ein Tier sei. Er kam, sah und siegte — nicht. Denn nachdem er das Wundertier eine Zeitlang aufmerksam „beugrundst" (will sagen: betrachtet) hatte, entfloh seinen Lippen das geflügelte Wort: „Lüe, hier bün ick würklich in Twifel; wenn dat keen Hartbock (Hirsch) is, so mot dat en Töttelduf (Turteltaube) wesen."

Da sind ferner die Hostruper, die nach einer nicht ganz beglaubigten Nachricht sogar eine eigene Scheune besitzen, in der sie alle ihre Lalenstreiche aufbewahren. An einem schönen Morgen befand sich das Dorf beim Grasmähen. Da kam einer und erzählte ihnen vom Kriege, von dem er soeben in der Stadt gehört habe. „Krieg? Wat is denn Krieg?" fragte ein wißbegieriger Hostruper. „Wenn de Trummel geit", erwiderte jener. „Wo geit de Trummel denn?" fragten wieder die Leute. „Bum, bum, bum", antwortete der Fremde. Da arbeiteten sie weiter, die Trommel aber steckte allen in den Köpfen. Nun geschah es, daß sich in das Spundloch einer leeren Biertonne, die auf dem Felde lag, eine Hummel verirrte und den Ausgang nicht gleich wieder finden konnte. Bei dem Bestreben wieder ins Freie zu kommen stieß sie, bum bum bum! mit ihrem dicken Kopfe mehrmals an das Holz. „Da is de Krieg!" rief erschrocken der Klügste der Hostruper, und sofort gab alles Fersengeld. Ein beherzter Mann gedachte wenigstens die Tonne zu retten, und so nahm er sie mit raschem Griffe auf den Rücken, machte jedoch damit das Übel nur ärger, da jetzt die Kriegstrommel sich unmittelbar hinter ihnen mit fortbewegte. Einer sprang schnell auf ein Pferd, das am Wege graste. Da flog der Pflock, an den es gebunden war, heraus und dem Reiter an den Kopf, und der Getroffene schrie: „De Fiend hat mi drapen!" Da sah man, daß es Ernst wurde, und wer nur konnte sprang über Hecken und Planken.

Reich an Proben von der Klugheit seiner Ortsbürger ist die Chronik von Büsum. Hinter Büsum ist die Welt mit Brettern vernagelt. Die Einwohner aber sitzen in ihrem Kirchturm und haben die Sonne an einem Tau, an welchem sie von ihnen die Nacht über aufbewahrt und früh aufgezogen wird. Auch wird von ihnen erzählt, daß sie eines schönen Abends den Mond aus dem Brunnen schneiden wollten, daß sie einst einen Hummer für einen Schneider hielten und ein Feld gar mit — Kuhsamen bestellten. Einst kamen einige Büsumer auf einer Reise nach Friedrichsstadt. Um nicht dem Ofenfeuer zu nahe zu sitzen und zu viel von der Hitze auszuhalten, gaben sie dem Wirte ein Stück Geld, daß er die Wand mit dem Ofen weiter

Im Braunschweigischen ist es besonders Schöppenstedt, in Hannover Buxtehude, in Mecklenburg Teterow, in Sachsen Schilda, im Lippischen — our own country! — Blomberg, denen der fopplustige Kobold einen ganzen Sack voll Thorheit in die Chronik geschoben hat. Die Blomberger z. B. haben einmal gesehen, daß auf einer alten Mauer viel Gras wuchs, und da haben sie gedacht, das solle nicht umsonst da sein. Sie zogen einen Esel an einem Strick hinauf, bis einer von ihnen rief: „Niu is heu heau neaug" (nun ist er hoch genug). Da hat der Esel die Zunge heraus gestreckt, und ein anderer hat sich gefreut und gesagt: „Wu licket heu an'n Chräse" (wie leckt er am Grase)! Aber der Esel hat traurig den Kopf hängen lassen, und als man ihn eilig herunter ließ, ja, da war er — mausetot.

Auch in Süddeutschland gedeiht die Neckerei, von der wir reden, ziemlich wohl. Am üppigsten blüht sie im Lande der Schwaben, und hier ist es wieder das brave Dorf Gansloſen, das den Preis der Narretei davon trägt. Von dem erzählt man sich im ganzen deutschen Südwesten wundersame alte Geschichten, wie sie heutzutage nicht mehr passieren, und so ist es gekommen, daß man in Würtemberg jede Gimpelei und jeden Schnack einen „Gansloser Streich" nennt. Einen Streich aber haben die von Ganslosen in neuester Zeit begangen, und der ist im Grunde der schönste von allen, die ihnen sonst nachgesagt werden. Der Leser weiß doch, wie es der Vogel Strauß anfängt, um nicht von den Jäger gesehen zu werden? Er steckt einfach den Kopf in den Busch, und hält sich so für ganz sicher. Nun, so haben es die Gansloser auch gemacht. Um den über sie umherlaufenden Märlein ein Ende zu bereiten, haben sie den Namen ihres Ortes einfach in Andorf umändern lassen! „Das bietet doch einiges!" wird der geneigte Leser hoffentlich ausrufen. Der Schreiber dieses aber klappt das interessante Buch des Dr. Moritz Busch, dem er die meisten der vorstehenden Geschichten in seiner Weise nacherzählt hat, jetzt zu und wendet seine Aufmerksamkeit wieder auf ernsthaftere Dinge. K.

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wißner. (4. Fortsetzung.)

5. Entgangen.

Halb trotzigen, halb verzagten Sinnes war Reinhold von der Stadt hinweg seines Weges gezogen Er überlegte sich bald, daß er auf der vielbelebten Heerstraße leicht entdeckt werden könnte, denn seine Verfolgung hatte vielleicht schon begonnen. Deshalb bog er auf gut Glück hin nach einiger Zeit links ab in einen Feldweg hinein. Derselbe führte ihn in ein Dorf, dessen Kirchturm schon von weitem sichtbar gewesen war.

Als er die Dorfstraße hinauf ging, sah er eine Menge Leute im Sonntagsstaat gruppenweise um die Kirche her stehen, deren Thuren weit offen standen; andere gingen zu zweien oder dreien auf der Straße auf und nieder. Die Leute warteten auf das Kommen des Pfarrers, und da das Wetter heute trotz des Spätherbstes mild und sonnig war, so zogen sie es vor so lange die frische Luft zu genießen, anstatt in der Kirche zu harren.

Reinhold war zum Tode müde, seine Kniee wollten ihn nicht mehr tragen, die Augen schmerzten ihn von der durchwachten Nacht und vom Weinen, dazu machte sich auch die geistige Abspannung nach der heftigen Aufregung der letzten Stunden mit Macht geltend. Aber er wagte weder in das Wirtshaus einzutreten, noch auch sich im Freien irgendwo an einem sonnigen Plätzchen niederzulegen, um ordentlich auszuruhen. Wegen der großen Nähe der Stadt, deren Kirchturme man noch deutlich sehen konnte, fühlte er sich dazu nicht sicher genug. Wie leicht konnte ein nach ihm ausgesendeter Gendarm auf seine Spur kommen, wenn er nur die Leute fragte, welche ihm auf der Chaussee begegnet waren. Nach vielem Hin- und Hersinnen dachte er: Ich werde in die Kirche gehen und mir in derselben ein stilles Plätzchen suchen. Jetzt, wo die Leute noch außerhalb herumstehen, kann ich leicht ungesehen hineinkommen. Einschlafen werde ich schon trotz des Gottesdienstes. Nachher geht es wieder frisch weiter.

Gedacht, gethan. Auf einem kleinen Umwege kam er ohne durch die Gruppen der wartenden Kirchgänger hindurchgehen zu müssen zu dem Gotteshause hinauf. Nur ein paar alte Mütterchen saßen hier und da in dem altmodischen Gestühl, der Küster zündete die Kerzen auf dem Altar an und kümmerte sich nicht um den jungen Burschen, der hinter ihm die Treppe zur Seitenempore hinaufstieg und es sich in einem Winkel derselben so bequem als möglich machte. Reinhold schloß die brennenden Augen, rückte die Mütze unter den Kopf und bemühte sich den ersehnten Schlaf zu finden. Aber nichts ist schwerer als einzuschlafen, wenn man einschlafen will. Je klarer die Absicht, je stärker das Wollen dazu ist, desto ferner flieht die süße Betäubung der Sinne. Mancher Kranke wirft sich die ganze lange und bange Nacht umher, von Minute zu Minute hoffend, daß ihm die Gedanken schwinden sollen und der Schlummer ihn endlich umfangen wird. Darüber bricht der Morgen an und er begrüßt den neuen Tag matter und elender als er von dem alten Abschied nahm.

Kaum hatte Reinhold den erwünschten Ruheplatz für seinen müden Leib gefunden, so läuteten die Glocken über ihm im Kirchturm und die Kirchgänger verteilten sich unten auf den Bänken und Stuhlen. Manche kamen auch mit schweren Schritten die hölzerne Treppe herauf welche zu der Empore führte, so daß Reinhold schon fürchtete, es werde ihm einer den Platz streitig machen, aber sie gingen alle rechts hinüber, nahmen den Hut oder die Mütze beim stillen Gebet vor das Gesicht und setzten sich nieder, ohne ihn irgend zu beachten. Die große Überanstrengung aller leiblichen und geistigen Kräfte ließ ihn keine Ruhe finden, fast wieder Willen mußte er auf alles was um ihn her vorging scharf acht geben.

Eben trat unten durch die Kirchthür, welche von oben herab gesehen werden konnte, ein Beamter in Uniform ein, Reinholds böses Gewissen schrak bei seinem Anblick heftig zusammen. Das ist gewiß ein Häscher, welcher dich sucht! wird er Dich finden? Doch nein, es war ein Steueraufseher, welcher dem Gottesdienst beiwohnen wollte; denn er nahm auch seine Mütze vor das Gesicht und setzte sich dann still auf einer Seitenbank, das Gesangbuch aufschlagend, nieder. Reinhold konnte nun deutlich die grüne Uniform erkennen. Trotzdem pochte sein Herz von dem Schreck, der ihn befallen hatte, wieder so heftig und krampfhaft, wie schon mehrmals seit der verflossenen Nacht.

Endlich schwiegen die Glocken, deren Klang gar nicht angenehm in die Kirche hineingedröhnt hatte, und die Orgel begann das Vorspiel. Das klang viel milder und wohlthuender, und als nun der volle Gesang der Gemeinde anhob, kam etwas wie Ruhe und Sicherheit über den geängsteten Burschen droben im Winkel der Empore. Nur mitsingen konnte er nicht, obwohl er das Lied von der Schule her auswendig wußte. Es war das Lieblingslied seines alten Lehrers gewesen, welches sie fast an jedem Morgen singen mußten.

Gott des Himmels und der Erden
Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn' und Mond uns scheinen heißt,
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist erhält.

Gott, ich danke Dir von Herzen,
Daß Du mich in dieser Nacht
Vor Gefahr, Angst, Not und Schmerzen
Hast behütet und bewacht,
Daß des bösen Feindes List
Mein nicht mächtig worden ist.

Hunderte von Malen hatte Reinhold diese Verse hergesagt, gesungen und aufgeschrieben. Niemals aber hatte er über den Inhalt derselben ernstlich nachgedacht, auch die Erklärung, welche der Lehrer über dieselben gegeben, war völlig nutzlos für ihn geblieben. Warum war ihm aber heute ohne jede weitere Erklärung jedes Wort darin so klar und verständlich, daß er wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen wurde die Anwendung davon auf sich selbst zu machen? Die Nacht hatte er durchlebt, und es war wieder Tag geworden; aber welch eine Nacht! Der Mond hatte ihm den Weg gezeigt auf seiner nächtlichen Wanderung, aber er hatte auch sein Verbrechen gesehen und nachher bald mit seinem Licht, bald mit den dunkeln Schatten, die er verursachte, geängstigt. Gefahr, Angst, Not und Schmerzen hatte es überflüssig gegeben für ihn in dieser Nacht, in welcher des bösen Feindes List seiner auf so schmähliche Weise mächtig geworden war.

Die Gemeinde sang weiter:

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergehn,
O HErr JEsu, laß mich finden
Deine Wunden offen stehn,
Da alleine Hilf' und Rat
Ist für meine Missethat.

Das sangen die Leute da in der Kirche, Männer und Weiber, Greise und Kinder, auch der Steuerbeamte sang es; und diese alle hatten doch nicht gestohlen wie er, der es nicht mitzusingen vermochte. Wußten sie was er gethan hatte und wollten sie ihm guten Rat geben? Jenes war ja nicht möglich; aber der Rat klang so gut! Ach, seufzte es in Reinholds Seele, daß doch das alles was in dieser Nacht geschehen ist nur ein böser Traum gewesen und mit ihr vergangen wäre, wie schön wäre dann Hilfe und Rat für ihn vorhanden und alle seine Not zu Ende gewesen! Und nun in seiner großen äußerlichen und innerlichen Not soll doch noch Hilfe und Rat zu finden sein? Wo denn? Wie denn?

Ehe er aber mit der Antwort zurechtkommen konnte, ging der Gesang schon weiter:

Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich auferstehen mag
Und für meine Seele sorgen,
Daß, wann nun Dein großer Tag
Uns erscheint und Dein Gericht,
Ich davor erschrecke nicht.

Das war ihm wieder dunkler; seine schwache Erkenntnis reichte nicht aus zum vollen Verständnis dieser gewichtigen Worte. Zwar mußte er dabei an den Schluß der Gebote denken: Gott droht zu strafen alle die solche Gebote übertreten; darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn und nicht thun wider solche Gebote! Aber er fürchtete dabei doch nur, daß seine böse That vor den Menschen offenbar werden könnte. Wieviel schwerere Strafe mußte ihn dann treffen als er wegen der Teilnahme an der Jahrmarktsschlägerei hatte erdulden müssen. Darüber erschrak er heftig. Nun aber klang es so tröstlich und friedlich in seine Seele hinein, und ein Widerhall kam wieder heraus, wenn auch ganz leise nur, doch vernehmlich genug für den, welcher seine Ohren neiget zu den Armen und Elenden und sie erhöret:

Führe mich, o HErr, und leite
Meinen Gang nach Deinem Wort;
Sei und bleibe Du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort.

Meinen Leib und meine Seele
Samt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich Dir befehle
Unter Deine starke Hand.
HErr, mein Schild, mein Ehr' und Ruhm
Nimm mich auf, Dein Eigentum.

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschläg' von mir wende
Und mich halt' in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh'
Trage nach dem Himmel zu.

Wie eine Mutter ihr krankes unruhiges Kind mit süßen Liedern in den Schlaf singt, so that die allerbarmende Vaterliebe Gottes an diesem armen elenden Sünder. Was alles Wollen und Bemühen nicht vermocht hatte, das bewirkte das heilige Morgenlied der Gemeinde, in welches Gottes Geist sein Wirken hineinwehete. Als der Geistliche vor den Altar trat und die Leute in der Kirche sich zu Gebet und Bekenntnis erhoben, umfing ein tiefer, fester Schlaf den Flüchtling, der sich ein Gotteshaus zum sichern Bergungsort gewählt hatte. Die Liturgie, das Hauptlied, die kräftige, gläubige Predigt und der Schlußvers, der ganze Gottesdienst zog an ihm vorüber, ohne daß er eine Ahnung davon hatte was rings um ihn her vorging. Der Segen war endlich gesprochen und die Leute verließen unter dem Gesang eines Verses die Kirche: die Glocken erklangen, ein Kindlein wurde zur Taufe gebracht und die heilige Handlung an ihm vollzogen; wieder läutete es, ein Hochzeitszug kam den Berg herauf, die Kirche füllte sich zum Teil mit Leuten, ein paar Kinder stiegen sogar bis auf die Empore hinauf und schauten ganz in der Nähe des Schläfers dem zu, was unten am Altare vorging; wieder ward die Kirche leer; der Küster stieg die Turmtreppe hinauf und läutete die Mittagsglocke — Reinhold sah und hörte von dem allem nichts und wurde von niemand gesehen. Manch schönes, gerade für ihn beherzigenswertes Wort hätte er aus der Predigt entnehmen können, wäre er bei wachenden Sinnen gewesen. Aber der vorsichtige, verständige Arzt giebt dem Kranken auch die Medizin je nach dem Grade seiner Schwachheit. Was unter dem Morgenliede durch Reinholds Seele gegangen war, das war vorerst genug für ihn, darum hüllte der HErr, sein Arzt, sie danach in erquickenden Schlaf ein, die starke Arzenei für andere Zeit bereit haltend.

Still und feierlich lag der Sonntag über dem Dörflein, und nichts störte den in der Kirche eingeschlafenen Flüchtling in seinem Schlummer.

Wir kehren zu Herrn Menzel zurück, der sich mit sichtlichem Behagen unter dem Geläute der Kirchenglocken langsam der Stadt zufahren ließ. Daß es viel besser gekommen, als er bei seiner von allerlei Ärger begleiteten Ausfahrt zu hoffen gewagt hatte, versetzte ihn in die beste Stimmung.

Als der Wagen durch das Stadtthor hereinkam, stand der Gevatter Wipprecht im Sonnenschein vor seiner Hausthür, nun aber sonntäglich angekleidet und geschmückt. Sein volles Gesicht überflog ein sonderlicher Schein des Wohlgefallens, da er den neu geworbenen Kutscher die Rosse seines Gevatters zum Thor hineinlenken sah.

„Da haben wir's", rief er schon von weitem, „ihr habt wirklich am Sonntag mehr Glück in Weltgeschäften als unsereins am ehrlichen Werkeltag. Der Landstreicher sieht ja ganz solide aus, nach eurer Beschreibung dachte ich, ihr würdet einen Lumpacius Vagabundus herbringen, den man nur mit der Zange anfassen kann."

Menzel faßte in die Zügel, daß die Pferde vor dem Wirtshause anhielten, und sagte in guter Laune: „Thut mir den Ge-

gewesen sein, daß ich heute am Sonntag ausfuhr einen Verlorenen zu suchen. Den ich gefunden habe suchte ich freilich nicht, und den ich suchte muß ich noch finden."

„So — ? Na, sagt, wie meint ihr das eigentlich?"

„Ach, Gevatter", lachte Menzel los, „nun macht ihr wieder euer sonderbares Gesicht, da wird mir immer ganz schwach, wenn ich das sehe. Die Sache ist ja ganz klar. Dieser Junge hier ist ein ganz ehrlicher Bursche, der einzige Sohn einer Witwe, den fand ich auf der Chaussee, nahm ihn auf den Wagen und dingte ihn; der Lumpacius Vagabundus aber, den ich zu suchen auszog, hat diese Nacht den armen Jungen um sein neues, sauer verdientes Zeug bestohlen nebst Uhr und Geld, und darum muß ich ihn noch finden, denn er ist auf und davon, um ihm seinen Raub wieder abzujagen und ihn selbst dem Gericht zu übergeben, auf daß er Mores lerne. So, ist's euch nun klar?"

„Das schon", antwortete jener, „nur wird der Spitzbube nicht gerade auf eure Rache warten, wie er auch auf eure Liebe nicht gewartet zu haben scheint."

„Ei seht doch, was ihr pfiffig seid, Gevatter", erwiderte der andere, „aber dafür laßt mich nur sorgen. Vielleicht könnt ihr uns ein wenig auf die Spur bringen. Ihr seid doch gewiß heute schon früh heraus gewesen, habt ihr wohl einen Jungen von sechzehn, siebzehn Jahren in einem neuen blautuchenen Rock und eine braune Plüschmütze auf dem Kopfe hier vorübergehen sehen? Vielleicht ist er gar bei euch eingekehrt. Die Frau Einnehmerin auf der Hebestelle hat ihn nämlich zwischen drei und vier Uhr heute morgen nach der Stadt zugehen sehen."

„Da weiß ich keinen Bescheid, Menzel", kopfschüttelte der Wirt, „am Sonntag wird es bei uns nicht so zeitig Tag, denn am Sonnabend pflegen die Gäste immer etwas lange zu sitzen von wegen des frischen Geldes, welches sie da in der Tasche haben."

„Ja, solch ein junger Mensch ist heute früh hier gewesen, Herr Menzel", tönte die Stimme der Magd hinter dem Wirt hervor, dessen breite Figur die offene Hälfte der Thür völlig ausfüllte.

„So schiebt euch doch einmal beiseite, Gevatter, und laßt die Jungfer Jette auch ein wenig Sonnenschein genießen, er ist jetzt ein rarer Artikel, dessen alleinigen Genuß ihr doch unmöglich gepachtet haben könnt. Nun Jette, erzählt was ihr wißt, ihr seid ein verständiges Mädchen, sonst wäre es mir heute früh schlimm ergangen mit meinem heißen Kaffeedurst."

Die Belobte stand jetzt in Lebensgröße in der Thür, welche ihr der Wirt frei gemacht hatte, und brachte ihren Bericht vor: „Der junge Mensch war heute früh, als ich mit dem Frühstück vom Bäcker kam, in der Gaststube und forderte sich Kaffee. Er kam mir gleich so verdächtig vor, denn man konnte nichts aus ihm herausbringen. Er sagte immer nur ja oder nein, manchmal auch gar nichts."

„Der verstockte Schlingel!" lachte Menzel, „und das that er euch zu leide, Jungfer Jette? ihr erzähltet ihm doch gewiß gleich eure ganze Lebensgeschichte. Aber, sagt, wo ist er denn geblieben?"

„Haben Sie ihn denn nicht gesehen?" fragte die Magd etwas ärgerlich über den Spott. Er saß schon drinnen in der Stube und hatte seinen Kaffee getrunken, ehe Sie hereinkamen, und weggegangen ist er erst nachdem Sie fortgefahren waren. Ich sah ihn bald darauf hier aus dem Hause kommen und da links herum den Feldweg einschlagen!"

„Warum habt ihr denn den Spitzbuben nicht festgehalten, Jette? nun werde ich irre an eurer Klugheit", sagte Menzel. Und der Wirt jammerte: „Hier ist er gewesen? Wer weiß, was der hier noch alles eingesteckt hat, vielleicht gar meine goldene Uhr. Doch nein, die habe ich ja in der Westentasche. Das hat man vom frühen Aufstehen. Jette, warum hast du den Strolch nicht festgehalten?"

„Nun wie ein Strolch und Dieb sah er gar nicht aus; und erzählt hat er mir nicht, wo und wie er zu den feinen Sachen gekommen; und bezahlt hat er das Frühstück auch. Warum ich ihn hätte festhalten sollen, weiß ich nicht. Es ist doch auch etwas viel verlangt, daß ein dummes, schwaches Frauenzimmer das besorgen soll, wenn zwei starke und kluge Männer, die mit dem Menschen über eine halbe Stunde lang zusammen im Zimmer sitzen, es nicht thun."

Die gekränkte Magd wollte noch weiter in diesem Tone fortfahren, aber der Fuhrherr fiel ihr in die Rede mit tröstenden Worten. „Ihr habt recht, Jette, ihr könnt nichts dafür, daß der Schlingel entkommen ist; im Gegenteil müssen wir euch dankbar sein für eure Aufmerksamkeit. Der Bursche muß sich im Hause versteckt gehalten haben, wenn er nicht gar neue Diebswege gegangen ist. Wir haben ihn beide nicht gesehen. Wäret ihr so spät aufgestanden wie meine Schlafmützen von Mädchen, so wüßten wir jetzt nichts. Also habt schönsten Dank, wenn wir den Frevler fangen, soll's euch auch nicht unbelohnt bleiben. Nun aber müssen wir eilen, denn die Zeit ist kostbar."

Der Wirt war bereits im Hausflur verschwunden, vermutlich um den vermeintlichen Diebswegen, die Reinhold in seinem Hause gegangen sein könnte, nachzuforschen.

Die Wohnung des Fuhrherrn Menzel lag nicht fern ab vom Thor; bald hielt der Wagen vor derselben. Nachdem Geschirr und Pferde untergebracht waren, frühstückten der Herr und der Knecht; denn die Fahrt in der Morgenfrische hatte jenem den Appetit gestärkt, dieser aber hatte vor Kummer und Sorgen heute überhaupt noch nichts genossen.

Menzel hielt in seinem Hause streng auf regelmäßigen Kirchenbesuch, so waren denn auch jetzt Frau, Kinder und Dienstboten bis auf eine Magd in der Kirche. Unter andern Umständen wäre er wohl selbst noch dahin gegangen, obwohl der Gottesdienst schon begonnen haben mußte, aber heute trieb ihn die Erwägung, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn man dem Diebe auf die Spur kommen wollte, zu anderen Dingen. Seine lebhafte Natur konnte eine begonnene Sache, zumal wenn sie an sich schon eilig war, nicht aufschieben. Er begab sich also sofort mit dem Bestohlenen aufs Rathaus, wo, wie er wohl wußte, Herrendienst vor Gottesdienst zu gehen pflegte. Auch heute saß der Herr Polizeikommissarius in seinem Bureau über einem Haufen von Aktenstücken in tiefer Arbeit, bei welcher es sich gewiß nicht um die Verrichtung von Werken des Erbarmens handelte.

Der Herr Kommissarius glaubte dem strengkirchlichen Fuhrherrn gegenüber doch ein paar Redensarten machen zu müssen.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Menzel", sagte er, „so geht bei unsereinem die Arbeit Wochentag und Sonntag, man möchte manchmal wünschen, die Spitzbuben und Vagabunden hätten etwas mehr Religion, daß sie wenigstens am Sonntag sich wie ehrliche Leute betrugen."

„Ach Herr Kommissarius", erwiderte der Angeredete, „ich möchte umgekehrt sagen: daß doch die ehrlichen Leute, oder die es wenigstens sein wollen, sich am Sonntag solider betragen möchten, vielleicht nähmen sich die andern dann ein Beispiel daran Sonntags sowohl als wochentags. Aber, Gott sei's geklagt, was denkt man sich nicht gerade am Sonntag alles erlauben zu dürfen! Nun, heute komme ich aber wirklich eines Spitzbuben wegen zu Ihnen und habe darüber gar den Gottesdienst versäumt."

„Was Sie sagen! Sind Sie bestohlen worden? Man hat mir noch nichts berichtet", griff der scharfe Polizeimann die Andeutung mit großem Eifer auf, indem er Menzels

Begleiter mit einem Blick in das gutmütige Gesicht sah, welcher zu sagen schien: Für einen Spitzbuben siehst du zu ehrlich aus.

Renzel berichtete nun ausführlich über das Geschehene, worüber sofort ein auf alle Einzelheiten genau eingehendes Protokoll nach der Aussage des Bestohlenen niedergeschrieben und unterzeichnet wurde. Vorher aber hatte der Kommissarius schon die Polizeidiener ausgeschickt, um bei den Landleuten, die vormittags in die Stadt gekommen waren, zu forschen ob und wo sie dem Diebe begegnet seien.

Kaum war das Protokoll abgeschlossen, so erschien auch schon einer derselben mit einem ländlichen Arbeiter, welcher Reinhold so genau beschrieb, daß gar kein Zweifel über die Persönlichkeit desselben vorhanden sein konnte. Er war ihm auf der Chaussee begegnet und auf ihn aufmerksam geworden, weil derselbe eine ganz gleiche Plüschmütze trug, wie er sich auf dem letzten Michaelismarkte in der Stadt eine gekauft hatte. Als er ihm nachsah, bemerkte er, daß er nach dem städtischen Kämmereidorfe hinüber ging.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Die Lieblinge.

(Zu unserem Bilde auf Seite 7?.)

Arme Kätzchen! Was hilft's euch, daß die vorsorgliche Alte euch warm gebettet hat? Die Kinderschar hat euch erspäht und nun geht's an ein Liebkosen, das wohl gutgemeint ist, aber euch herzlich wenig behagt. Es ergeht euch — das mag euer Trost sein — nicht besser und schlechter als den menschlichen Kleinen, die auch von uns Großen mancher Unbill durch unsere übergroße Zärtlichkeit ausgesetzt sind.

Eines Herrschers Ende. „Ist er endlich verreckt?“ fragten die Pariser, als der ruchlose König Ludwig XV. die Augen geschlossen hatte. Dieser Fürst galt als der entartetste Monarch Europas. In seinen letzten Jahren, wo er vollständig melancholisch geworden und selbst die Tollheiten des Hirschparks ihm nichts mehr helfen konnten, sprach er fast nur noch von Tod und Leichenbegängnissen. Wenn er an einem Friedhofe vorüber kam, schickte er einen Kammerdiener hinein, um nachsehen zu lassen, ob neue Gräber gemacht seien. Hatte sich jemand einen Schnupfen zugezogen, so sagte er: „Sie haben einen fürchterlichen Katarrh — bestellen Sie Ihren Sarg!“ Eines Tages auf der Jagd traf er einen Mann, der einen Sarg trug; es war zu einer Zeit, wo die Armen kaum das Brot bezahlen konnten, während der Hof schwelgte. „Wohin wollen Sie damit?“ fragte der König den Mann. — „Zum Dorfe.“ — „Ist der Sarg für einen Mann oder eine Frau?“ — „Für einen Mann.“ — „Woran ist er gestorben?“ „An Hunger!“ — Der König fragte nichts mehr, sondern gab seinem Pferde die Sporen. Und als nun die Reihe an ihn selbst kam, als diesen wandelnden Leichnam die Blattern ergriffen, da wollte, außer den Aerzten und seinen Töchtern, niemand bei ihm aushalten; aber der Raum am sogenannten Oeil-de-Boeuf stand voll von Hofleuten, und der ganze Palast war mit harrenden Neugierigen umgeben. Alle warteten mit Ungeduld auf das Ende des Königs. Der Dauphin, Ludwig XVI., hatte beschlossen, nach dem letzten Atemzuge desselben sofort nach Paris abzureisen, und alles war dazu vorbereitet. Es war ein Signal verabredet, welches von dem Schlafzimmer des Königs ausgegeben werden sollte, und alle hielten ihre Augen auf das Fenster, in welchem die Lampe brannte. Die Lampe ward endlich ausgelöscht, das war das Todeszeichen und in wenigen Augenblicken saßen alle Höflinge im Wagen oder Sattel. Der Lärm des Aufbruchs war betäubend, während vorher die tiefste Stille geherrscht hatte. Was schor man sich noch um einen toten König, den alle Welt verachtete? — Das Sterbezimmer verlassend, beorderte der Herzog von Villequier den ersten Leibarzt, den Leichnam zu öffnen. „Ich werde diese Pflicht meines Amtes erfüllen, wenn Sie die Ihrige thun, nämlich den Kopf des Toten dabei halten“, erwiderte der Arzt, und die Sektion unterblieb. Einige Bediente und Arbeiter warfen die Leiche in einen Sarg und fuhren sie in schärfstem Trabe nach Saint Denis zur Königsgruft, denn sie verpestete bereits die Atmosphäre, als kaum der Atem daraus entwichen war.

Grundsätze Kaiser Josephs II. über den Zweikampf. Folgenden Wortlaut hatte sich ein Handschreiben Kaiser Josephs II. von Österreich an einen seiner Generale, das wohl in Erinnerung gebracht zu werden verdient: „Herr General! Den Grafen v. K. und den Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend und eingenommen von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen, der Hauptmann ist ein alter Kriegsknecht, welcher jede Sache mit Degen oder Pistolen berichtigen will, und das Kartell des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und dulde aber keinen Zweikampf bei meinem Heere, verachte die Grundsätze derjenigen, welche ihn zu rechtfertigen suchen und ihren Gegner mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Offiziere habe, welche sich mit bravour jeder feindlichen Gefahr bloß geben, bei jedem Falle Mut, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Verteidigung zeigen, so schätze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, welche sie bei solchen Gelegenheiten gegen den Tod äußern, dienet ihrem Vaterlande mehr, als einen römischen gladiator. — Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese zwei Offiziere, untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, welche ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hiervon am meisten Schuldtragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze! Eine solche barbarische Gewohnheit, welche dem Jahrhunderte des Tamerlan und Bajazeth angemessen ist und oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen, sollte es mir auch die Hälfte meiner Offiziers rauben. Noch giebt es Menschen, welche mit dem Charakter von Heldenmut denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren und daß kann nur der sein, welcher die Staatsgesetze und Religion verehrt. Joseph.“

Die Grafen v. Gützkow. Als König von Preußen führt Kaiser Wilhelm I. unter seinen vielen Titeln auch den eines Grafen v. Gützkow. Nur wenigen dürfte der Ursprung dieses Titels bekannt sein. Zwischen Anklam und Greifswald in Pommern liegt hart an der Peene das uralte Städtchen Gützkow. Noch erkennt man auf einem Hügel die Spuren eines ehemaligen stattlichen Schlosses, in welchem vor länger als 400 Jahren noch reges Leben herrschte. Nächst den Herzögen gab es in Vorpommern keine reicheren und mächtigeren Herren als die Grafen v. Gützkow, deren Grundbesitz sich weit um ihr Schloß herum ausdehnte. Treue Vasallen ihrer Landesherren, kämpften sie an deren Seite, besonders in den zahllosen Fehden mit den Herzögen von Mecklenburg. In diesen Kämpfen sollte das Geschlecht auch seinen Untergang finden. Graf Johann, der letzte Sproß des Geschlechtes, feierte eben seinen Hochzeitstag, als in den Hochzeitssaal und zu den Ohren der zahlreichen Gäste die Kunde drang, daß die Mecklenburger aufs neue sengend und brennend ins Land gedrungen seien. Schon nahten sie sich, so hieß es, dem Schlosse Gützkow. Rasch entschlossen eilte Graf Johann mit seinen Knechten und einem Teile der Hochzeitsgäste den Feinden entgegen. Im raschen Ansturme trieb er sie zurück, als der Hieb eines feindlichen Ritters ihn zum Tode traf. Sein Hochzeitstag wurde somit auch sein Todestag. Die Grafschaft Gützkow fiel an die Herzöge von Pommern und kam im Jahre 1815 mit dem Reste von Vorpommern an Preußen.

Da liegt der Hund begraben ist eine bekannte Redensart. Der Geburtsort dieses „toten Hundes“ ist Nürnberg, die vielberühmte Stadt. Als „Nürnberg, der edle Fleck“, noch als freie deutsche Reichsstadt durch seinen Handel und Kunstfleiß einen gewissen Weltruf besaß, wurde das dort noch zur heutigen Stunde prangende Rathaus nach einem großen und kostspieligen Plan und Anschlag erbaut. Der Bau währte mehrere Jahre, man klebte aber nicht, wie gegenwärtig in Berlin, äußerlich glänzende Häuser, die oft über Nacht auf den Einfall gelangen, einzufallen, zusammen, sondern baute solide. So auch das Nürnberger Rathaus. Als dies bis auf einen, den letzten Flügel fertig war, fehlte es aber gemeinem Stadtsäckel an den nötigen Goldgülden, um die Kosten nach dem entworfenen Plane zu bestreiten. Nun war guter Rat teuer. Man beschloß endlich, den noch fehlenden Teil des Gebäudes nur aus Fachwerk zu vollenden. Und so geschah es. Der Baumeister führte in seinem Wappen und Petschaft einen Hund, diesen verewigte er dadurch, daß er über die letzte massive gotische Thür, die nach dem nur leicht und wohlfeil gebauten Flügel führt, seinen Hund in Stein gemeißelt anbrachte. Daher in der Folge das Sprichwort: „Da ist der Hund begraben“, welches symbolisch andeuten soll: „Man kann in einer angefangenen Sache nicht weiter gehen, weil unübersteigliche Hindernisse eingetreten sind.“ Es kommt mit dem Sprichwort: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!“ so ziemlich auf eins heraus.

Sub rosa. Ein gewisser jemand hatte sich durch seinen Freund, der sich oft durch seinen trockenen Witz hervorthat, in die Freimaurerloge aufnehmen lassen. Kaum war die feierliche Ceremonie vorüber und der Aufgenommene noch ganz erfüllt von dem Eindrucke derselben, so flüsterte jener, der neben ihm stand, ihm ins Ohr: „Nun bist Du ein ebenso großer Esel als wir andern.“ Auch eine Wahrheit!

In unserer Spielecke.

1. Schachpartie.

Wir geben diesmal unsern Schachfreunden eine kürzlich veröffentlichte Partie Morphys, welche dieser Amerikaner mit einem der hervorragendsten Schachspieler in England gespielt hat.

Weiß Mr Barnes Schwarz P Morphy

	Weiß.	Schwarz.
1.	e2—e4	e7—e5
2.	S. g1—f3	S. b8—c6
3.	L. f1—b5	a7—a6 1)
4.	L. b5—a4	S. g8—f6
5.	S. b1—c3	L. f8—b4
6.	S. c3—d5	b7—b5
7.	L. a4—b3	d7—d6
8.	0—0	L. c8—g4
9.	c2—c3	L. b4—a5
10.	d2—d4	e5—d4:
11.	S. d5—f6:†	D. d8—f6:
12.	L. b3—d5:	S. c6—e5 2)
13.	L. d5—a8:	S. e5—f3:†
14.	g2—f3:	L. g4—f3:
15.	D. d1—d2	d4—c3
16.	D. d2—g5	c3—b2:
17.	L. a8—c6†	K. e8—e7
18.	D. g5—f6:†	g7—f6:
19.	L. c1—f4 3)	T. h8—g8†
20.	L. f4—g3	b2—a1: (D.)
21.	T. f1—a1	f6—f5 4)
22.	a2—a4	L. a5—b6
23.	a4—b5	f5—f4
24.	b5—a6	f4—g3
25.	h2—g3	T. g8—g3:†
26.	K. g1—h2	T. g3—g6
27.	T. a1—f1	L. b6—d4
28.	K. h2—h3	L. d4—e5
29.	K. h3—h4	L. e5—f4
30.	a6—a7	T. g6—h6† und matt.

Anmerkungen.

1) Man ist jetzt von diesem Zuge abgekommen und pflegt schon 3. — S. g8—f6 zu spielen.

2) Auf dieses geistreiche Turmopfer war Weiß nicht vorbereitet. Der Zug trägt übrigens das echte Morphysche Gepräge.

3) Natürlich wäre auf L. c1—h2 Matt durch T. h8—g8 erfolgt. Man sieht, daß Morphy diese ganze Reihenfolge von Zügen, vom 12. Zuge angefangen, mit allen ihren komplizierten Varianten schon voraus geprüft hatte.

4) Dies gewinnt noch einen Bauer und entscheidet natürlich, bei der furchtbaren Uebermacht der schwarzen Bauern die Partie — eine der schönsten, die Morphy je gespielt hat!

2. Homonym.

Zu Boden tritt man's immerzu,
Der Kaufmann sucht's ohn' Rast und Ruh'.

3. Für unsere Mathematiker.

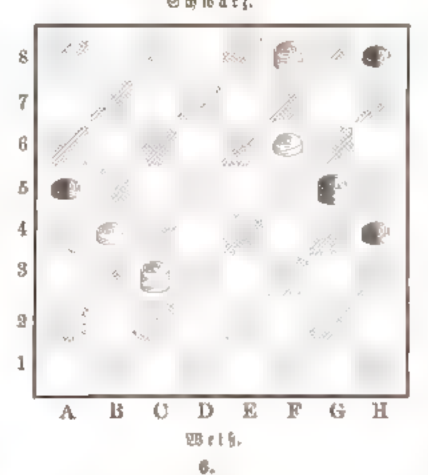
$$\frac{x}{\pi}$$

4. Rätselhafte Inschrift.



5. Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

6. Rätsel.

Die ersten und die letzten der Silben —
Zwei Elemente — sind heterogen,
Sind Freunde wie Feinde zugleich dem Menschen,
Der sich bei beiden muß weislich vorseh'n.

Auch die Vereinigung dieser Mächte —
Das Ganze — gehört in die Kategorie
Von freundlicher Feindschaft und feindlicher Freundschaft —
Beherrsche es weise und beuge dich nie!

7. Akrostichon.

Von J. W.

ak, check, di, i, is, ka, le, me, mi, na, nas, nell, o, ra, sa, sal, sau, spi, taw, wad, wam, wig.

Setze diese Silben zu neun Wörtern zusammen, welche folgende Bedeutung haben:

1. Eine Behausung.
2. Ein Strom Hinterindiens.
3. Ein Mineral.
4. Name eines Indianerstammes.
5. Stadt auf der Insel Nipon.
6. Eine Stadt
7. Ebenfalls ein Mineral.
8. Fluß in Frankreich.
9. Hat ein jeder von uns.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, bilden den Namen eines Staates, die Endbuchstaben den Namen einer schönen Stadt in demselben.

Auflösung der Aufgaben in Nummer 1.

1.

	Weiß.	Schwarz.
1.	L. f7—h5	K. f5—e4: (A, B, C)
2.	D. c7—d7	Beliebig
3.	L. h5—g6 oder D. d7—e6 oder D. d7—d5 oder T. d8—e3:	Matt.

A.

	Weiß.	Schwarz.
1.	———	L. f8—d6:
2.	L. h5—g4†	Beliebig.
3.	D. d7—g7 oder T. d3—e3 oder T. e4—e6:	Matt.

B.

	Weiß.	Schwarz.
1.	———	T. h8—h7.
2.	D. c7—h7†	K. f5—f6
3.	D. h7—f7:	Matt.

C

	Weiß.	Schwarz.
1.	———	S. h3—f2
2.	T. e4—e5†	Beliebig
3.	D. c7—e5: oder f7:	Matt.

Korrektur. Leider hat sich bei der Aufgabe ein Setzfehler eingeschlichen. F1 sollte der König sein.

2. Eine durchwachte Nacht.

3. Au!

4. Hans im Glück.

5. Hamburg, Eger, Stettin, Posen, Utrecht, Ostende, Kassel.

6.

Weiß.	Schwarz.
F6 auf G7	F8 auf F4 *)
E5 " C3 *)	

7. Panama.

*) Ein Stein wird geschlagen.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo. zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 4. Oktober 1883. Nummer 6.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes"

Für die Abendschule umgearbeitet. (5. Fortsetzung.)

5.

Drei Tage waren vergangen, drei überaus schöne, aber sehr heiße Tage, und ich blickte immer verlangender nach der grünen Höhe des Abendberges hinauf, wo, wie ich wußte, eine bei weitem kühlere Luft wehte und wo man die Mühe und den Schweiß kaum ahnte, denen die im Thale Wohnenden vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei jeder Bewegung ausgesetzt waren.

Meine Patientin, die wieder ganz wohl, wenn auch immer noch betrübt und still erschien, hatte ich in ihrem Zimmer nicht wieder besucht, da sie alle Tage herunter kam und mir bei Tische gegenüber saß. Hier konnte ich mich genügend von ihrem Befinden überzeugen und sie gab mir ganz von selbst die genaueste Kunde darüber, wenn wir kurz vor oder nach der Tafel im Garten umherspazierten. Allerdings war ich bei dieser oft von außen her gestörten Unterhaltung in meinen Forschungen über den Grund ihrer Traurigkeit nicht weiter gekommen, unser Gespräch erstreckte sich stets auf andere Gegenstände und dauerte überdies immer nur kurze Zeit, da ich häufig von anderen Gästen in Anspruch genommen und sogar von uns Begegnenden angesprochen wurde, wenn sie mich mit den Engländerinnen im Gespräch begriffen sahen. Diese verließen mich dann immer auf der Stelle, als ob sie mit keinem Menschen sonst in Berührung treten wollten, und es war mir sehr unangenehm sei und als hätten sie mich lieber für sich allein behalten.



"Look out!" (Siehe Seite 96.)

Eines Abends, als ich abermals durch zufällig mit uns zusammentreffende Personen von einem solchen Gespräch abgezogen wurde, kam Nelly zu mir und bat mich im Namen ihrer Lady am nächsten Morgen um neun Uhr dieser meinen Besuch zu schenken. Sie werde vor zehn Uhr nicht ausgehen und möchte mich unbedingt und ungestört vorher sprechen.

Ich versprach pünktlich zu sein, und Nelly verließ mich mit einem artigen Knix, mir dabei so vertraulich zunickend und lächelnd, als sei sie seit Jahren mit mir bekannt. Ich selbst freute mich über diese Einladung, obgleich ich eigentlich selbst nicht wußte warum, allein — ich verkehrte jetzt sehr gern mit diesen Damen und mir war dabei immer zu Mute, als ob ich von ihnen etwas ganz Besonderes zu hören haben werde, und in dieser Beziehung war ich mit der Zeit etwas neugierig geworden, obgleich ich meine Empfindung darüber mir selbst noch zu verhehlen suchte.

Genug, ich stellte mich am nächsten Morgen pünktlich in Numero sechs ein, und als ich in die Thur trat, sah ich Mrs. Duncan wieder auf dem Sofa und die beiden jungen Damen in ihrer Nähe sitzen, im Augenblick alle drei mit nichts beschäftigt, als wären sie nur im Zimmer geblieben, um mich zu erwarten.

mir mit freundlichem Kopfnicken die rechte Hand zum Gruß entgegen, was auch Miß Lucy that, während Miß Mary Markham mich nur mit einem flüchtigen Erröten matt anlächelte, „ich muß Sie immer rufen lassen, wenn ich Sie haben will und Sie kommen niemals von selbst zu mir, und doch sehne ich mich so oft nach Ihrer Unterhaltung. Besuchen Sie uns doch öfter, die Zeit vergeht so rasch und man hat, wenn man endlich scheiden muß, so wenig voneinander gehabt."

„Wir sehen uns ja alle Tage mehrmals unten in den Salons und im Garten", erwiderte ich freundlich, indem ich neben ihr den mir dargebotenen Platz annahm, „und da plaudern wir ja auch ganz gemütlich miteinander."

„Ja freilich, das ist wohl wahr, aber vertraulich kann man unten doch nicht miteinander reden, wo man so oft von Neugierigen gestört und Sie von so vielen mir unbekannten Personen in Anspruch genommen werden. Doch, nun hören Sie das für uns zunächst Wichtigste. Der Wirt vom Abendberg hat wirklich schon meine Anfrage beantwortet. Er ist imstande uns drei bis vier Wochen aufzunehmen und hat die nötigen Zimmer für uns und unsere Dienerschaft übrig. Das hat uns eine große Freude verursacht und namentlich Mary freut sich sehr auf den schönen grünen Berg mit seinen dunklen Wäldern, und ich freue mich auf die köstliche Luft, die da oben wehen soll. So ist es also abgemacht, daß wir auch bald gehen, und wie sehr wir zufrieden sind, noch einige Wochen in Ihrer Gesellschaft zu verbringen, will ich weiter nicht erörtern. Wann gehen Sie nun hinauf? Bleibt es bei Ihrem neulich angegebenen Termin?"

„Ja, am nächsten Sonnabend, morgens acht Uhr, ziehe ich von hier fort."

„Nun, ich denke am Montag oder Dienstag hinaufzugehen, da ich erst — ach ja! — noch einmal nach Thun muß, um daselbst einige bestimmte Erkundigungen einzuziehen, die mir bis zu diesem Tage verheißen sind; denn wir haben hier in Interlaken ja leider nicht gefunden was wir so eifrig gesucht."

Es war das erste Mal, daß sie aus eigenem Antriebe irgend eine Anspielung auf den mir noch verborgenen Zweck ihres hiesigen Aufenthalts hören ließ, und ich sah ihr an, daß ihr selbst das nicht entging und ebensowenig den jungen Damen, von denen Miß Lucy rasch aus dem Fenster schaute und Miß Mary errötete und in ihren Schoß auf die fest gefalteten Hände niederblickte.

„Was suchten Sie denn hier, wenn ich fragen darf?" fragte ich und wandte mich teilnahmvoll zu der wieder so traurig erscheinenden Frau hin.

„Davon wollen wir ein andermal reden, lieber Herr Doktor", erwiderte sie, meine Hand flüchtig mit der ihren berührend, als wolle sie dadurch ihrer Rede einen gewissen Nachdruck geben. „Jetzt will ich Ihnen nur so viel sagen und damit werden Sie sich gewiß begnügen: Ich habe mich mit Einwilligung meiner Tochter und meiner Nichte entschlossen Ihnen mitzuteilen, was uns in erster Linie hierhergeführt, also" — und sie seufzte dabei laut auf — „was uns in die traurige Lage gebracht hat, in der Sie uns fanden und weshalb wir sämtlich — diese schwarzen Kleider tragen. Ach Sir, ich hätte vielleicht gut daran gethan Ihnen das früher mitzuteilen, da Sie ja mit allen Verhältnissen und mit so vielen Persönlichkeiten von Bedeutung und Einfluß hier bekannt sind; aber ich wußte das ja im Anfang nicht und kannte Sie nicht, Sie waren mir eben ein Fremder wie alle übrigen, und erst durch längeres Beisammensein habe ich Vertrauen zu Ihnen gewonnen. Indessen auch selbst dann entschließt man sich noch schwer über Dinge zu reden, die so traurig und unheilvoll sind, und man fürchtet sich daran zu rühren und die schmerzliche Erinnerung an das Verlorene von neuem zu wecken. Doch — diese Furcht haben wir alle drei endlich überwunden und unsern Entschluß nach reiflicher Überlegung gefaßt. Vielleicht können Sie uns auch in der trostlosen Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, einen Rat geben; denn Sie sind ja ein erfahrener und zuverlässiger Mann und werden unsern Kummer gewiß nicht anderen, gleichgültigen Personen preisgeben und die Blicke von Leuten auf uns lenken, die nur ihres Vergnügens wegen hier leben und kein Herz für Leidende haben, wie wir es sind. Ja, das hoffe ich von Ihnen und darum spreche ich so; denn Sie haben uns, ohne uns zu kennen, von Anfang an eine sichtbare Teilnahme und ein fühlbares Wohlwollen erwiesen, und wir alle haben Zutrauen zu Ihnen gewonnen und wenden uns nun an Sie, nicht nur als Notleidende, sondern auch als Rat- und Trostlose, was Sie mit Ihrem scharfen Blick gewiß schon lange erkannt haben, nicht wahr?"

Sie streckte mir wieder dabei eine Hand hin und ich ergriff sie rasch und drückte ihr mit wenigen warmen Worten meine Teilnahme und mein Mitgefühl aus, was sie außerordentlich zu beglücken schien und ebenso ihre Tochter, die von ihrem Sitze aufstand, zu mir herantrat und mir mit schwimmenden Augen die Hand reichte. Nur Miß Mary blieb unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen; aber sie hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte still vor sich hin, ohne auch nur einen Blick auf mich zu werfen.

Es entstand eine längere Pause im Gespräch, und es war für mich schwer dieselbe durch irgend eine Äußerung zu unterbrechen. Worte genügen einem in solchen, nur der Empfindung zugänglichen Augenblicken nicht und sie klingen sogar kalt und verfliegen wie der leichte Staub im Winde, und so sagte ich nur, nachdem ich längere Zeit geschwiegen, mit ernstem Ton:

„Mrs. Duncan, und Sie, meine jungen Damen, geben Sie sich nicht allzusehr Ihren schmerzlichen Empfindungen hin, denn ein Christ muß in schweren Stunden am meisten zeigen, daß er ein herzliches Vertrauen zu Gottes Vaterherzen hat. Wenn es aber darauf ankommt den guten Willen zu haben, Ihnen in Ihrer Lage, die ich ja leider noch nicht kenne und mir auch in keiner Weise vorstellen kann, wenigstens einen Rat zu geben, der gewiß von Herzen kommt, dann mögen Sie mich als einen Menschen mit so gutem Willen betrachten. So lassen Sie denn die Schranke des Fremdseins zwischen uns fallen, enthüllen Sie mir ohne Rückhalt Ihr Leid und seien Sie überzeugt, daß es in meiner Brust bewahrt bleiben wird, solange Sie es selbst wünschen werden."

Als ich das mit einiger Wärme gesprochen, erhob sich zuerst Miß Mary von ihrem Sitz, trat rasch auf mich zu und indem sie mir zum erstenmal ihre Hand hinreichte, sagte sie:

„Sir, ich danke Ihnen, denn ich — o ich — ja, ich bin bei dieser Angelegenheit ebenso nahe beteiligt wie Mrs. Duncan und deren Tochter, und vielleicht noch mehr. Nun will ich auch ein volles Vertrauen zu Ihnen haben und Sie sollen mich nicht mehr so stumm und kalt sehen wie bisher."

„Auch ich reiche Ihnen noch einmal dankend die Hand", sagte nun Miß Lucy, mir entgegenkommend, der ich wie Mrs. Duncan von meinem Sitze aufgestanden war und gleichsam den Mittelpunkt der drei mich umringenden Frauen bildete, „und nun gehe ich gern nach dem einsamen Berge, wogegen ich allein mich bisher gesträubt; denn ich liebe die Einsamkeit bei weitem nicht so wie meine Mutter und Mary, sondern ziehe das Leben inmitten fröhlicher Menschen vor. Allein nun sind **Sie** bei uns auf dem einsamen Berge und wir haben uns einen Freund in der Fremde gewonnen, mit dem wir über unser Leid sprechen können, nicht wahr, Mama?" —

„Ja", sagte Mrs. Duncan, „Du hast recht, bald wenigstens können wir mit ihm darüber reden; aber in diesem Augenblick noch nicht, ich habe nicht die nötige Ruhe und Fassung dazu und bei Tage bin ich am wenigsten dazu aufgelegt. So wollen wir denn einen günstigen Abend dazu abwarten,

und wenn es recht still und friedlich um uns ist, dann sollen Sie vernehmen, Sir, was uns allen so schwer auf dem Herzen liegt."

Sie reichten mir alle drei noch einmal die Hand und drückten die meinige herzlich, und ich las dabei in ihren Augen, daß sie einmal eine kleine Freude hatten, denn nun standen sie nicht mehr unter lauter fremden Menschen allein und fühlten an sich selbst, daß sie eine teilnehmende Seele gefunden, die ihr Leid, mochte es sein welches es wollte, tragen zu helfen bereit war.

Gleich darauf verließ ich sie und zwar weit mehr von dem erlebten Auftritt erschüttert, als ich merken lassen mochte, denn in den schwermutsvollen Blicken der Miß Markham, wie in den stets in Thränen schwimmenden Augen der Mrs. Duncan hatte ich einen Schmerz gelesen, wie man ihn nicht oft in Menschenaugen liest, und meine Teilnahme für sie, schon lange vorhanden, war zum innigsten Mitgefühl gewachsen und ich gelobte mir, ihnen, wenn überhaupt noch zu helfen wäre, mit meiner ganzen, freilich so schwachen Kraft, aber mit freudigster Seele und voller Hingebung beizustehen.

* * *

Die letzten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes in dem mir so lieben Beau-Site waren also endlich herangekommen, aber leider schien es, als ob das Wetter sich ähnlich ungünstig gestalten wollte, wie es sich bei meiner Ankunft gezeigt. Es war zuletzt sehr heiß gewesen und ich befürchtete längst einen Umschlag, nachdem wir zwei Wochen lang so gleichmäßig schöne Tage gehabt. Am Freitag vor meiner Abreise zog denn auch von Thun her ein gewaltiges Gewitter heran und im Nu waren alle Berge wieder in Wolken und Nebel gehüllt.

Als das Gewitter gegen Mittag vorübergezogen, stellte sich ein anhaltender Regen ein und die dicht vor uns liegenden Berge waren wieder unsichtbar geworden. Ich schaute bedenklich nach der Stelle empor, wo die grüne Höhe lag, die mich nun bald gastlich aufnehmen sollte, und gestand mir ein, daß es dort oben nicht angenehm sein würde, wenn der Regen anhalten und die Wolken sich fest wie bei meiner Ankunft darauf lagern sollten. Indessen, selbst wenn dies der Fall, konnte ich meine Abreise nicht verzögern, sie war einmal unwiderruflich festgesetzt. Über mein Zimmer in Beau-Site war vom Sonnabend an bereits anderweitig verfügt, die Stunde meiner Ankunft auf dem Berge auf zehn Uhr bei Sterchi angemeldet und so mußte ich fort, es mochte kommen wie es wollte.

Zum Glück hellte sich der Himmel am Freitag wieder ein wenig auf und ich konnte mich zum Aufbruch rüsten. Bei Tische bemerkte ich deutlich, als von Abreise gesprochen wurde, daß den mir bekannten englischen Damen die uns bevorstehende Trennung, auch wenn sie nur einige Tage dauerte, doch sichtbar nahe ging und daß sie mit wirklichem Anteil an mir hingen. Als Mrs. Duncan nach Tische mit mir auf dem wieder trocken gewordenen Kieswege im Garten auf- und niederwandelte, während uns die beiden jüngeren Damen auf dem Fuße folgten, sagte sie zu mir:

„Ja, mein lieber Herr Doktor, so müssen wir uns denn heute abend trennen, und das thut mir recht von Herzen leid, obgleich ich hoffe Sie schon in einigen Tagen dort oben wiederzusehen. Eigentlich hatten wir uns vorgesetzt gleich am Tage nach Ihrer Abreise Ihnen nachzufolgen, aber da ist uns ein unerwarteter Zwischenfall gekommen, der uns noch einige Tage länger von Ihnen fernhalten wird. Eine Familie aus London, die wir genauer kennen und die uns vielleicht Dinge von Wichtigkeit mitzuteilen weiß, hat mir aus Thun geschrieben, daß sie daselbst angelangt und augenblicklich nicht imstande ist die Reise hierher fortzusetzen. So werden wir denn zu ihr nach Thun reisen, aber bei unserer Rückkehr unmittelbar vom Dampfboot habe ich schon heute morgen Kunde gegeben, daß unsere Ankunft sich um einige Tage verzögern wird. Nun aber habe ich noch eine Bitte an Sie zu richten. Sie haben hier nur noch einen halben Tag vor sich und sind gewiß den ganzen Nachmittag von mancherlei Besorgungen und Abschiedsbesuchen bei Ihren vielen Freunden in Anspruch genommen. Wir möchten Sie also nicht zu sehr belästigen, aber ein paar Stunden müssen Sie uns doch noch widmen und ich — ja, ich will Ihnen endlich erzählen, was Sie schon längst hören wollten und was wir Ihnen mitzuteilen versprochen haben. Wenn Sie dann endlich alles von uns wissen, was Sie wissen dürfen, dann mögen Sie mit sich zu Rate gehen, was wir wohl ferner zu thun haben, und wenn wir uns dann auf dem Berge wiedertreffen, können Sie uns vielleicht einen Rat erteilen, den ich — ich sehe es jetzt erst recht ein — mir zu erbitten, viel zu lange hinausgeschoben habe. Wollen Sie nun meine Bitte erfüllen und uns heute abend Ihre letzten Stunden in Beau-Site schenken?"

Dies alles sprach sie mit großer Wärme und wieder mit ihrer ganzen früheren Betrübnis, und es leuchtete mir immer mehr ein, wie groß das Leid war, welches an ihrem Herzen nagte. Dabei hatte sie mich so bittend, ja flehend angeblickt und mein Interesse für sie und die Ihrigen war allmählich so gewachsen, daß ich nicht umhin konnte ihr augenblicklich zu erwidern, daß ich dankbar und freudig ihren Wunsch erfüllen und meinen letzten Abend in Beau-Site mit ihr verleben würde. Sie reichte mir mit schwimmenden Augen die Hand, und auch die jungen Damen, die jetzt in unsere Nähe traten und von der Mutter hörten, daß ich mich fürs erste verabschieden, aber um sieben Uhr auf ihrem Zimmer den Thee trinken und bis zehn Uhr in ihrer Gesellschaft bleiben wollte, reichten mir die Hände und verrieten ihre Freude mich am Abend noch einmal auf einige Stunden bei sich zu sehen.

Natürlich war ich in den nun folgenden wenigen Stunden lebhaft beschäftigt. Zuerst packte ich meinen Koffer und legte alles zur Bergbesteigung Erforderliche zurecht. Sodann ließ ich mir einen Wagen kommen, um so schnell wie möglich die notwendigsten Abschiedsbesuche in Interlaken abzumachen, und als ich um halb sieben Uhr zurückkehrte, begab ich mich zur Familie meines Wirtes, um noch ein halbes Stündchen mit ihr zu plaudern; denn auch sie war stets betrübt, wenn ich wieder scheiden sollte, und namentlich mein guter alter Nachti befand sich jederzeit in übler Laune, wenn er mich meinen Koffer packen und meine Bergschuhe hervorholen sah.

Als ich nun aber auch diesen Besuch abgemacht hatte, begab ich mich sofort zu den Engländerinnen. Ich weiß nicht woher es kam, daß mir in dem Augenblick, als ich bei ihnen eintrat, mehr denn jemals ihre schwarzen Trauerkleider ins Auge fielen, worin ich sie doch bisher immer gesehen. Allein es machte das diesmal einen ganz eigenen Eindruck auf mich, vielleicht deshalb, weil alle drei Gesichter einen seltsam gespannten und gleichsam feierlichen Ausdruck trugen und mir mit einer Art Hast und Erwartung entgegensahen, wie ich sie noch niemals bisher an ihnen wahrgenommen hatte. Augenblicklich wurde ich von einem tiefen Ernst ergriffen, und nachdem ich ihren mir entgegengestreckten Händen die meine gereicht, setzte ich mich schweigend auf das Sofa neben Mrs. Duncan, welcher Platz mir nun einmal stets von ihr angewiesen wurde. Indessen ward zuerst kein Wort über das laut was doch beabsichtigt war, und Miß Lucy bereitete schnell mit jener Geschicklichkeit und Sorgfalt den Thee, wie sie nur Engländerinnen besitzen und wodurch sie einem geselligen Beisammensein stets ein ebenso behagliches wie patriarchalisches Gepräge zu geben verstehen.

Während Miß Lucy also beschäftigt war, fragte mich Mrs. Duncan, ob ich alle meine Obliegenheiten erfüllt und meine Besuche abgestattet habe, und als ich es bejahte, nickte sie mir

„Ich will nicht hoffen, daß wir Ihnen irgendwie in Ihrem heutigen Vorhaben hinderlich gewesen sind; uns aber, Herr Doktor, ist Ihre jetzige Anwesenheit nicht nur überaus erwünscht, sondern, was wir vor kurzer Zeit noch nicht ahnen konnten, sogar eine Notwendigkeit geworden, und Sie sollen das erfahren, sobald wir unsern Thee getrunken und die beiden Mädchen uns verlassen haben."

„Wie", rief ich erstaunt, „wollen die beiden Damen uns denn nicht diesen Abend ihre Gesellschaft schenken?"

„Nein, Sir, wir haben uns darüber verständigt und es so, wie ich eben sage, für geratener gefunden. Meine Kinder werden uns also verlassen und Sie müssen sich schon mit meiner Gesellschaft allein begnügen, da die Anwesenheit derselben mir bei meinen ins Auge gefaßten Mitteilungen nur peinlich sein würde."

Ich nickte nur ganz still mit dem Kopfe, denn auf dem bleichen, ebenso entschlossenen wie undurchdringlich kummervollen Gesicht Miß Mary Markhams las ich, daß die Mutter die Wahrheit gesprochen, und das machte mich noch ernster und nachdenklicher, als ich ohnehin schon war.

Nach einigen Worten nun, die bald von Mrs. Duncans, bald von Miß Lucys Seite fielen, während Miß Mary sich vollkommen schweigsam verhielt, und nachdem wir ohne eigentliche allgemeine Unterhaltung unser einfaches Abendbrot verzehrt hatten, erhob sich Miß Mary zuerst und gab ihrer Cousine einen Wink, den diese schleunigst befolgte, indem auch sie sich erhob und die Mutter mit mir allein ließ.

Im ersten Augenblick herrschte ein fast peinliches Schweigen zwischen uns. Jedoch dauerte es nicht lange, da raffte sich Mrs. Duncan mit Gewalt auf, wandte sich mit einiger Lebhaftigkeit zu mir und ergriff meine Hand, indem sie mit einem rührenden Ton der Stimme, der mich tief bewegte und sofort in die richtige Stimmung und die gespannteste Aufmerksamkeit versetzte, sagte:

„Ja, Sir, wir sind allein und nun kann ich Ihnen endlich enthüllen, was ich Ihnen im stillen schon lange zugedacht. Sie werden anfänglich nur eine sehr einfache und schmucklose Familiengeschichte vernehmen, aber ich kann sie Ihnen nicht ersparen, weil Sie erst die allgemeinen Umrisse unserer Verhältnisse erfahren müssen, bevor ich an einzelnes und namentlich an das gehen kann, was die traurige Katastrophe in unserer Familie hervorgerufen hat, an deren Folgen wir jetzt so schwer leiden. Doch auch das wird immer nur ein Bruchstück meines ganzen jammervollen Schicksals sein, allein ich kann selbst beim besten Willen nicht alles berichten was vorgefallen ist, denn es giebt leider einen wichtigen Grund, der mich hindert Ihnen unser ganzes Familienschicksal zu offenbaren, und Sie müssen daher genügsam sein, um so mehr, da das was Sie hören werden bedeutungsvoll genug ist, um Sie zu veranlassen, mir und uns, wenn Sie den guten Willen und die Kraft dazu besitzen, mit Ihren Ratschlägen beizustehen, um die ich Sie jetzt noch einmal gebeten haben will." —

Sie schwieg, leise aufseufzend und sah mich dabei forschend und erwartungsvoll an. Ich nickte bejahend und sagte dann mit festem Ton, daß ich mit meinem Rate bereit sei, wenn ich irgend nur die Fähigkeit dazu besäße, und sie möge ganz dreist und offen zu mir reden, wie und was sie wolle, und daß ich ein aufmerksamer Zuhörer sein werde, davon könne sie überzeugt sein.

„Nun gut", fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „so will ich Ihnen denn zuerst meine unbedeutende Familiengeschichte erzählen und am Ende derselben werden sie wissen in welcher traurigen Lage wir uns gegenwärtig befinden und warum wir in so großer und gerechter Betrübnis sind.

„Ich, Harriet Duncan, bin die Tochter eines selbst nach unseren englischen Begriffen sehr wohlhabenden Privatmannes und Grundbesitzers, der außer seinem schönen Hause in London einen angenehmen Landsitz unmittelbar an der Seeküste bei Margate in der Grafschaft Kent besaß. Mein Vater hieß Markham und lebte als genügsamer und mit seinen Privatstudien beschäftigter Mann nur seiner Familie, die anfangs sehr zahlreich war, mit der Zeit aber leider zusammenschmolz und zuletzt sich nur auf mich beschränkte, denn meine Mutter und fünf Geschwister starben rasch hintereinander am gelben Fieber auf einer Reise nach St. Louis, wo mein Vater einen seiner fernen Verwandten besuchen wollte, von dem ich nachher auch noch sprechen werde.

„Mein Vater zog sich diesen großen Verlust so zu Gemüte, daß er, von seiner Reise zurückgekehrt, allmählich zu kränkeln begann und endlich in eine abzehrende Krankheit verfiel, die ihm auch das Leben nahm. Doch zuvor hatte er noch die Freude gehabt mich, was er schon längst gewünscht, wohl versorgt und als Frau eines braven Mannes zu sehen, der mich ungemein liebte und dem ich selbst mit ganzer Seele ergeben war. Harry Duncan, aus Schottland stammend, war ein junger, blühender Mann, nur wenige Jahre älter als ich und in seinen Verhältnissen vollkommen unabhängig, wie es mein Vater gewesen war. Auch war er ebenfalls bemittelt, war früher Seemann gewesen, hatte aber schon in jungen Jahren diese Laufbahn aufgegeben und sich wie mein Vater, seinen Privatstudien gewidmet, die sich auf die mathematische und astronomische Wissenschaft bezogen. Nebenbei aber hatte er besondere Vorliebe für Reisen namentlich im Süden, und so unternahm er denn auch mit mir mehrere Jahre lang weite Reisen nach Italien, Griechenland und Ägypten. Wir kehrten erst wieder nach England zurück, als unsere beiden heranwachsenden Kinder uns nötigten eine größere und geregeltere Sorgfalt auf deren Erziehung zu verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Höhlenfunde und Pfahlbauten.

Ein Kapitel aus der europäischen Altertumskunde. Für die Abendschule.

Die ältesten schriftlichen Urkunden der europäischen Vergangenheit verdanken wir griechischen und römischen Schriftstellern. Ausführliche Berichte und einzelne Notizen derselben geben uns ein ziemlich anschauliches Bild davon, wie es vor ungefähr zweitausend oder dreitausend Jahren im alten Europa, namentlich auch im alten Deutschland aussah. Wir erfahren aus ihnen u. a., daß vor etwa zweitausend Jahren unser Deutschland schon von Deutschen oder, wie sie von den Römern genannt wurden, Germanen bewohnt wurde. Dann kamen die römischen Legionen, eroberten einen Teil unsers alten Vaterlandes, wurden im dritten und vierten Jahrhundert wieder hinausgetrieben, und so fort. Das sind ja lauter bekannte Thatsachen, die der eigentlichen Weltgeschichte angehören.

Aber außer diesen geschriebenen Dokumenten der Geschichte giebt es auch nicht minder wichtige ungeschriebene. Das sind die sogenannten Altertümer oder archäologischen Funde. Man versteht darunter alte Mauerreste, Grabmäler, Waffen, Werkzeuge, Münzen, Schmuckgegenstände, ja Töpferwaren und Ziegelscherben, die sich da und dort an Stellen alter Niederlassungen in den obersten Schichten der Erde gefunden haben. Das sind ja freilich laut redende Denkmäler der Vergangenheit, die über die früheren Menschengeschlechter fast noch un-

mittelbarer zu uns reden als die geschriebenen Zeugnisse der Geschichte. Die Altertumsforscher oder Archäologen haben es verstanden uns zu sagen, woher jene Reste stammen und in welche Zeit sie gehören. Doch reichten dieselben in der Regel nur etwa ein Jahrhundert vor und einige Jahrhunderte nach Christo zurück. Die in Deutschland aufgefundenen Altertümer gehörten meistens der Römerzeit an. Noch vor wenigen Jahrzehnten beschränkte sich daher der Stolz der Archäologen darauf, die alten Römerstraßen über Berg und Thal zu verfolgen, eine römische Niederlassung zu entdecken, ein römisches Bad in seinen Grundlinien nachzuweisen, alte Inschriften auf Münzen, Gefäßen, Sargdeckeln zu entziffern und dadurch ein möglichst genaues Bild der altgermanischen Vergangenheit herzustellen.

Allein die Aufgabe des Altertumsforschers wuchs mit der Zeit. Besonders die Vergleichung der europäischen Sprachen zeigte unwidersprechlich, daß vor den Germanen schon ein anderes Volk Deutschland bevölkert habe, nämlich die Kelten. Noch jetzt befinden sich Nachkommen derselben in Irland, England und Nordfrankreich und haben dort zum Teil (z. B. in Wales) sogar ihre alte keltische Sprache behalten. Wie die angestellten Nachforschungen erwiesen, waren die Kelten von Asien aus nördlich von den Alpen in Europa eingewandert und hatten sich in Gallien, Oberitalien, Großbritannien und dem westlichen Deutschland niedergelassen. Der berühmte römische Feldherr Julius Cäsar fand sie in dem heutigen Frankreich vor und hat uns interessante Mitteilungen über ihr Leben und Treiben, über ihre Industrie und ihre Religion hinterlassen. In Deutschland bildeten sie damals kein selbständiges Volk mehr, sondern waren den Germanen als Sklaven und Leibeigene unterworfen. Sie wurden namentlich mit der Betreibung des Ackerbaues und der Handwerke beschäftigt.

So streifte der geschichtliche Rückblick in Europa, namentlich in Deutschland schon über die Römer- und Germanenzeit hinaus in eine Keltenzeit zurück. Aber es sollte noch anders kommen.

Im Jahre 1833 fand Dr. Schmerling bei Lüttich unter einer harten Erdsohle einzelne Menschenknochen und viele Werkzeuge aus Feuerstein und Knochen (teilweise gut polierte) mitten unter Knochen von Rhinozerossen, Höhlenbären und Höhlenlöwen. Acht Jahre später entdeckte man in Frankreich 20 Fuß unter der Erdoberfläche in tiefen Geröllschichten Reste des Mammut (Elephas primigenius) zusammen mit Werkzeugen aus Kiesel. Endlich wurde 1852 am Nordabhange der Pyrenäen eine Höhle entdeckt, die mit den unverletzten Gebeinen von siebzehn menschlichen Skeletten angefüllt war und in deren Sohle sich Messer, Speere, Schleudersteine, polierte Pfriemen von Feuerstein, Renntier- und Rehhorn fanden. Vor der Höhle lagen in der nämlichen Erdschicht Knochen des Mammut, Höhlenbären, Höhlenlöwen, der Hohlenhyäne, des sibirischen Rhinozeros, Pferdes, Schweines, Riesenhirsches und Auerochsen. Unter dieser Erdschicht fand sich eine Schicht von Kohlen und Asche mit ähnlichen Werkzeugen und dem Rest eines Altars. Die Tierknochen vor der Höhle waren benagt und zerknirscht, ganz so wie Hyänen die Knochen ihrer Beute zu benagen und zu zerknirschen pflegen. Offenbar war die Höhle ein Begräbnisplatz gewesen; den Toten waren ihre Waffen mitgegeben; vor der Höhle waren Opfer gebracht, wohl auch Opfermahle gehalten worden. Über die liegen gebliebenen Reste der geopferten Tiere waren Hyänen hergefallen und scheinen selbst wieder in tödliche Kämpfe mit Bären und Löwen geraten zu sein.*)

Begreiflicherweise machten diese Funde unter den Gelehrten großes Aufsehen. Es wurde über dieselben viel geredet, geschrieben und noch mehr — gefabelt. Eins aber stellte sich als zweifellose Thatsache heraus: In Europa hat es Ureinwohner aus Adams Geschlecht gegeben, als daselbst noch Riesenelefanten, Löwen, Höhlenbären und Hyänen existierten.

Immer mehr Höhlen wurden überall in Europa entdeckt, die sich als einstige Wohnstätten jener Ureuropäer auswiesen. Man brachte sie zusammen mit Funden im Norden, besonders in Dänemark und Norddeutschland, wo offenbar ein ähnliches, vielleicht dasselbe Volk in selbstgegrabenen Höhlen gewohnt haben muß. Man fand dort eigentümlich geformte dammförmige Hügel, die an der Oberfläche von einer Erdschichte bedeckt waren, weiter nach unten aber aus zahllosen geöffneten Muschel- und Austerschalen bestanden. Unter sie gemischt zeigten sich Werkzeuge aus Stein, Holz, Horn, Knochen, Stücke von Töpferarbeit, Holzkohle und Asche. Außerdem fanden sich Knochen von Vierfüßlern und Vögeln. Die dänischen Altertumsforscher nannten diese Schalenhaufen Kjökkemöddinger, d. h. Küchenunrathaufen. Man mutmaßt nämlich, daß in ihnen das hier wohnende Urvolk die Überreste seiner Mahlzeiten Jahrhunderte lang angesammelt hat. Auch sonst fehlt es nicht an unzweifelhaften Spuren von der einstigen Anwesenheit des Menschen. Man findet nämlich bisweilen Feuerstellen, die aus einem einfachen Pflaster von etwa faustgroßen Kieseln bestehen. Wenn man sich einen ganz frischen Durchschnitt einer solchen Feuerstelle verschaffen kann, so bemerkt man bisweilen an jeder Seite der Feuerstelle ein dünnes, schwarzes Band, das allmählich weniger deutlich verläuft. Dies ist vermutlich durch die Kohle entstanden, welche weggefegt wurde, sobald das Feuer angezündet werden sollte. So haben wir also auch hier deutliche Spuren menschlicher Ansiedlungen in uralten Zeiten.

Das waren die Höhlenfunde. Dazu kommen die nicht weniger wichtigen Pfahlbauten.

Im Januar 1854 sank der Wasserspiegel des Züricher Sees ungemein tief; die Gewässer wichen weit vom Ufer zurück. Auf weite Strecken trat der schlammige, mit Geröll überdeckte Seegrund hervor. Die Anwohner des Sees benutzten die Gelegenheit, um einen Teil des trockengelegten Schlammgrundes dem See abzugewinnen. Das zu gewinnende Land wurde durch Mauern eingedämmt, um es vor dem mit dem Frühjahrsregen zurückkehrenden Wasser zu schützen. Bei einem solchen Bau in der Nähe des Dorfes Obermeilen stießen die Arbeiter unter dem oben gelblichen Schlamm in der Tiefe von etwa drei Fuß auf eine schwarze, torfartige, mehrere Fuß dicke Schichte. Aus derselben förderten sie während des Grabens Gegenstände von Stein, Knochen und Horn zu tage, sämtlich mit Spuren menschlicher Arbeit. Man nennt diese Schichte, im Gegensatz zu den natürlichen Ablagerungen des Sees, die Kulturschichte. Nach und nach traten auch Pfähle hervor, meist bis zu viermal gespalten, auch behufs des Eintreibens in den Sandboden an ihrem unteren Ende zugespitzt, oft auch angebrannt. Sie standen reihenweise und fast regelmäßig nebeneinander. Angestellte Nachforschungen ergaben, daß schon früher in verschiedenen Schweizerseen derartige Pfähle entdeckt worden, aber bisher unbeachtet geblieben waren. Der schweizerische Gelehrte Dr. F. Keller in Zürich war es zuerst, der die Entdeckung weiter verfolgte und in ihrer Wichtigkeit erkannte. Es stellte sich heraus, daß es sich hier um Überreste menschlicher Wohnungen handele, die man daher als Pfahlbauten bezeichnete. Nach und nach wurden allein in der Schweiz an anderen Seen gegen dreihundert solcher Pfahlbauten entdeckt. Die Zahl der aufgefundenen Pfähle ist stellenweise eine höchst bedeutende. Für die Pfahlwerke bei Wangen am badischen Ufer des Bodensees hat man an 50,000 heraus-

gefunden haben. Mit dem Festlande müssen diese Pfahldörfer auf künstliche Weise verbunden gewesen sein; namentlich scheint diese Verbindung durch Stege oder Knütteldämme hergestellt gewesen zu sein, da man fast überall unzweifelhafte Überreste derselben gefunden hat.

Der ganze Aufbau der Hütten selbst ist nirgends erhalten. Offenbar diente das Pfahlwerk nur als Grundmauer; auf die Köpfe der Pfähle wurde mit Holznägeln der Fußboden befestigt. Die Hütten waren, wie es scheint, rechteckig, bis zu dreißig Fuß lang und achtzehn Fuß breit. Als Dach diente Stroh, auch Reiser und Binsen, sogar Baumrinde. Der Raum, welcher zum Wohnen bestimmt war, hatte wahrscheinlich in der Mitte des Fußbodens einen einfachen, niedrigen, aber breiten Herd von Stein. Die Wände des Hauses scheinen aus Weidengeflecht bestanden zu haben, zu dessen Dichtmachung Tierfelle benutzt wurden.

Was für eine Lebensweise führten die Bewohner der Pfahlbauten? Auch darüber geben uns die Archäologen Aufschluß. Die aufgefundenen Knochenreste beweisen, daß die Pfahlbauer ihre Nahrung vorzugsweise aus dem Tierreich zogen. Ihre Haustiere waren Schwein, Rind, Ziege, Hund, Pferd, Schaf und Esel. Außerdem finden sich als Mahlzeitsreste Knochen von wilden Tieren, nämlich vom Auerochs, Elen, Hirsch, Damhirsch, Reh, Steinbock, Eber und Fuchs. Doch auch Pflanzennahrung war vorhanden. Man hat in den Kulturschichten kleine Handmühlen aufgefunden, bestehend in großen runden Kieselknollen, welchen eine Aushöhlung in einer Sandsteinplatte entsprach. Es waren Kornquetscher. Ja man fand sogar außer vielen Haselnüssen auch noch Getreidekörner: Weizen, Gerste, Hirse, außerdem Erbsen und Bohnen. Den Pfahlbauern war also offenbar auch der Ackerbau und die Brotbereitung bekannt.

Von größter Wichtigkeit aber für die richtige Deutung der Pfahlbauten sind unstreitig die verschiedenen Werkzeuge, die in den Kulturschichten aufgefunden worden sind. Diese interessanten Überreste sind überaus zahlreich und mannigfaltig. Äxte und Messer, sämtlich aus Feuerstein durch Spalten und nachheriges Schleifen hergestellt, das sind in allen Pfahlbauten die hauptsächlichsten Fundgegenstände. Die Spitzen der Pfähle sind mit derartigen Instrumenten bearbeitet; manche zeigen noch jeden Hieb der Steinaxt so deutlich, als ob er eben geführt wäre. Besonderen gewerklichen Zwecken mochten die Meißel, Ahlen und mancherlei zugespitzten Werkzeuge aus Knochen dienen. Man fand Hirschgeweihstücke zu Dolchen umgearbeitet, Pfriemen, Nadeln mit Öhren, große Eberzähne, durch Zuschärfen zum Schneiden hergerichtet, ferner andere Tierzähne, künstlich durchbohrt, die man vielleicht zu Ketten gereiht als Schmuck trug, endlich sogar Schlittschuhe aus geglätteten Pferderippen. Auch Spuren einer rohen Webkunst wurden entdeckt. Die aufgefundenen Reste sind Stücke von Stricken und Zeuglappen, die aus einem Pflanzenstoffe gefertigt sind, der unserm Flachs oder Hanf gleicht.

Die meisten Gegenstände, die sowohl in den Höhlen wie in den Pfahldörfern aufgefunden wurden, sind aus Stein gefertigt und zeigen hier wie dort ganz dieselbe Gestalt. Nun giebt es aber auch manche Pfahlbauten, wo neben den Steingeräten auch viele Gegenstände aus Bronze, also aus einer Legierung von Kupfer und Zinn sich vorfinden. Dieselben sind offenbar an Ort und Stelle gegossen, wie man aus den Gußformen ersieht, die uns zum Teil noch erhalten sind. Wieder andere Pfahlbauten weisen auch Geräte aus Eisen auf; so fand man bei Grasern einen eisernen Dolch, dessen Griff mit Silberfaden verziert war, Messer, Sicheln rc., immer aber neben Steinwerkzeugen, z. B. Kornquetschern, Mahl- und Schleudersteinen u. s. w.

Aus diesem reichen Material, zu welchem noch die merkwürdigen Ergebnisse der Sprachvergleichung kommen, haben nun die Altertumsforscher ein ungefähres Bild von der Eigenart jenes europäischen Urvolkes zu gewinnen gesucht. In den Hauptzügen dürfte sich dasselbe, vom bibelgläubigen Standpunkt aus betrachtet, folgendermaßen gestalten.

Was erstlich die Menschen ursprünglich bewogen über den Seen und in Höhlen sich niederzulassen, ist wohl kaum fraglich. Offenbar suchten sie auf diese Weise Schutz vor den Überfällen wilder Tiere und den Angriffen feindlicher Menschen. Man kann dreist annehmen, daß ein angegriffener Stamm, der sich z. B. in sein Pfahldorf zurückzog, darin ebenso sicher vor den Angriffen der Feinde war, wie heute eine wohlgeschulte Armee in den Mauern einer Festung. Mit den Waffen, welche die damalige Kriegskunst erforderte, war man ohne Zweifel reichlich versehen. So gewinnt man die Deutung für die ungeheure Menge steinerner Pfeilspitzen, die man in fast allen Pfahldörfern aufgefunden hat. Hunger und Durst, sonst mächtige Verbündete der Belagerer, waren für die Pfahlstädte ungefährlich. Wasser lieferte in reichlicher Menge der See, und die verschiedenen tierischen und pflanzlichen Überreste zeigen, daß sie im Falle der Not sich mit genügenden Vorräten zu versorgen verstanden.

Fragen wir ferner nach dem Kulturzustande jenes alten Volkes, so geht aus dem Mitgeteilten hervor, daß derselbe ein nicht unbedeutender gewesen sein muß. Ungläubige Gelehrte der Jetztzeit behaupten, die Geschichte der Menschheit habe mit einem Zustande tierähnlicher Roheit begonnen. Aber gerade in den ersten Keimen der Kulturentwicklung zeigt sich am augenfälligsten und bewunderungswürdigsten das urkräftige Walten geistiger Kräfte. Oder ist es ein Zeichen von tierischer Roheit, daß jene alten Ureuropäer bereits Haustiere (Pferd und Hund), Viehzucht (Kühe und Schafe), Ackerbau und Brot, gewobene Zeuge und Thongefäße oft sehr zierlichen Schmuckes besaßen? Ebenso thöricht ist es aus dem Material der aufgefundenen Werkzeuge auf tierähnliche Roheit zu schließen; „je primitiver", schreibt Ebrard (a. a. O. S. 204 f.) mit Recht, „das Material war, desto mehr Schwierigkeiten waren bei seiner Bearbeitung zu überwinden, desto mehr Nachdenken offenbart sich also in der letzteren. In heutiger Zeit, wo für jeden Handgriff Werkzeuge und Maschinen vorhanden sind, kann der stupideste Mensch als Arbeiter mitwirken zum Zustandekommen eines künstlichen Fabrikates; er braucht nur den ihm zugewiesenen Handgriff von morgens bis abends mechanisch zu wiederholen. Jede neue Erfindung macht die Masse der Menschen dummer. Einen harten Feuerstein mittelst eines Knochens und Wassers und Sandes zu durchbohren, ohne Werkzeug Werkzeuge zu schaffen, das erfordert Sinn, Nachdenken und persönliche Geschicklichkeit. Die allerersten Erfindungen waren die schwierigsten. Die Individuen, aus denen die ersten Generationen der Menschheit bestanden, sind an Geistesgaben nicht unsern Fabrikarbeitern, sondern unsern Erfindern und Entdeckern gleichzustellen."

Eine andere Frage ist ferner diese: Wie mag es wohl zu erklären sein, daß jenes Urvolk von der Fabrikation von Steinwerkzeugen plötzlich auf die schwierige Bearbeitung von Metall gekommen ist? Unter den mancherlei Antworten, die auf diese Frage gegeben werden, scheint folgende die glaubwürdigste zu sein. Wir wissen aus 1 Mos. 4, 22., daß sechs Generationen nach Adam die Kunst der Metallbearbeitung erfunden worden ist. Nichts liegt darum näher als die Annahme, daß das Volk, von dem wir reden, diese Kunst von Asien, der Wiege der Menschheit, mit nach Europa gebracht habe. Daß es zuerst das leuchtende, den Menschen in die Augen stechende Kupfer war, welches bearbeitet wurde, und nicht das unscheinbare Eisen, ist wohl über jeden Zweifel erhaben. Vorausgesetzt also — und diese Voraussetzung muß aus hier nicht zu erörtern-

den Gründen richtig sein —, daß auch die Ureuropäer nur weichere Metalle, wie Kupfer und Blei, bearbeiteten und noch kein Zinn besaßen, um das Kupfer durch Legierung zu härten, so ist begreiflich, daß sie für Waffen und Werkzeuge lieber Stein als Kupfer verwandten. Später sind sie dann in selbständiger Kulturentwickelung zur Eisenindustrie fortgeschritten. Die Bronze aber erhielten sie wahrscheinlich durch phönizische Händler zuerst als importierten Artikel; später richteten sie eigene Schmelzöfen ein, und diese Bronzefabriken richteten sich nun in jedem Land und Volksstamm nach den dort vorliegenden Mustern der dort gebräuchlichen Steinwaffen und ihrer Formen. In diesem Sinne also können wir bei einem und demselben Volke mit Recht von einer Stein-, Bronze- und Eisenzeit reden.

Unsere Leser möchten nun aber gewiß endlich erfahren, welches Volk es denn eigentlich war, das die Pfahlbauten herstellte und an andern Orten als Troglodyten (Höhlenmenschen) lebte. Nun, hierüber gehen die Ansichten der Gelehrten abermals weit auseinander, und namentlich die Ungläubigen unter ihnen haben recht verkehrte, der heiligen Schrift schnurstracks widersprechende Antworten gegeben. Unserer geringen Ansicht nach ist aber nur ein Zweifaches möglich. Vielleicht ist jenes Urvolk schon vor der Sintflut nach Europa gekommen, zu einer Zeit, als es dort noch Elefanten, Löwen, Hyänen 2c. gab. Die aufgefundenen Waffen und Geräte aus Stein müßten dann aus dieser vorsintflutlichen Zeit stammen*), nach der Flut aber müßten andere Völker nachgekommen und direkt zur Metallbearbeitung geschritten sein. Obwohl diese Annahme nicht der Bibel widerspricht, so ist sie doch aus mancherlei Gründen unzulässig. Es steht ziemlich fest, daß die oben genannten wilden Tiere auch noch nach der Sintflut in Europa existiert haben und erst allmählich durch die Jagd ausgerottet worden sind. Mithin ist es durchaus unnötig, die oben besprochenen Funde einer Schar vorsintflutlicher Menschen zuzuteilen. Das Wahrscheinlichste ist, daß die Steinperiode in die Zeit von 2400 bis 2000 vor Christus fällt. Zu dieser Zeit wanderte aus Asien in den Norden und Westen Europas ein Volk ein, dessen Nachkommen noch heute in Spanien leben: die Iberer oder, wie es sich selbst nannte, die Wasken. Es würde zu weit führen, wenn wir die Wanderstraße der Wasken hier näher verfolgen wollten. Genug, daß die deutlichsten Spuren vorliegen, daß sie, und kein anderes Volk, es gewesen sind, die wir als Troglodyten und Pfahldorfbewohner kennen gelernt haben.

Speziell die Frage nach der Urbevölkerung Deutschlands würde sich demgemäß wie folgt lösen: Die allerfrüheste Einwohnerschaft bildeten die Wasken, dann folgten die Kelten und endlich die Germanen. Daraus ergibt sich nun aber auch endlich, was für Umstände das endliche Aufgeben der Pfahlbauten zur Folge hatten. Wahrscheinlich vermischten sich die Wasken mit den nachrückenden Kelten und wurden von diesen schließlich gänzlich verdrängt. Eine totale Veränderung der Lebensweise trat ein; Ackerbau und Viehzucht wurde in ausgedehnterem Maße betrieben; auch die sozialen Verhältnisse gestalteten sich friedlicher. So wurden denn die Pfahlbauten allmählich unbequem und mehr und mehr verlassen. Jetzt stehen sie da als lautredende Denkmäler einer uralten Vergangenheit und geben dem sinnenden Menschengeiste die gewünschte Gelegenheit, die Spuren derselben zu verfolgen und sich ein möglichst zutreffendes Bild jener vorhistorischen Zeit zu entwerfen. **K.**

*) Von Adam bis zur Sintflut zählt die heilige Schrift neun Generationen; sechs Generationen nach Adam wurde die Metallurgie erfunden; also mußte, falls obige Annahme richtig wäre, schon mehr als drei Generationen lang, vor Erfindung der Metallarbeit, jener Stamm von der Wiege der Menschheit nach Europa ausgewandert sein.

Er läßt es dem Aufrichtigen gelingen.

Ein ergreifendes Erlebnis zur See.

Vor nicht gar so langer Zeit wurde an Bord eines englischen Dampfers ein kleiner zerlumpter Junge von neun Jahren am vierten Tage nach der Abreise von Liverpool nach New York entdeckt, und vor den ersten Steuermann (Maat) geführt, dessen Pflicht es war derartige Fälle zu behandeln.

Darüber zur Rede gestellt, was seine Absicht dabei gewesen sei, daß er sich in den Schiffsraum geschlichen und dort versteckt, und wer ihn an Bord gebracht hätte, erwiderte der Knabe, der ein schönes, strahlendes Gesicht und Auge hatte, die einem wie die reinsten Wahrheitsspiegel vorkamen, daß sein Stiefvater es gethan hätte, weil er weder imstande sei, ihn zu ernähren, noch seine Reise nach Halifax zu bezahlen, wo er eine Tante hätte, die wohlhabend sei, und zu der er jetzt ginge.

Der erste Steuermann glaubte seiner Geschichte nicht, trotz des gewinnenden Ausdrucks des Gesichtes und des wahrhaftigen Tones der Worte des Knaben. Er hätte zuviel von solchen „Versteckten“*) gesehen, als daß er von ihm sich leicht wollte täuschen lassen, sagte er; und es war seine feste Überzeugung, daß der Knabe von den Matrosen an Bord gebracht und mit Lebensmitteln versehen worden sei. Der arme Junge wurde infolgedessen sehr rauh behandelt.

Tag für Tag wurde er befragt und immer wieder befragt, aber stets nur mit demselben Ergebnis, er kenne keinen Matrosen an Bord, und sein Vater allein hätte ihn verborgen und ihm Nahrung gegeben, die er verzehrt hätte.

Zuletzt der Beharrlichkeit des Knaben bei seinem alten Geschichtchen müde geworden und vielleicht auch ein wenig besorgt die Matrosen mit Unrecht zu beschuldigen, packte ihn eines Tages der Obersteuermann beim Kragen, schleppte ihn hervor und sagte ihm, daß, wenn er ihm die Wahrheit nicht sage, er ihn binnen zehn Minuten an der Segelstange aufknüpfen würde. Er mußte sich dann auf dem Verdeck unmittelbar darunter hinsetzen. Ringsherum standen die Passagiere und Matrosen der Mittelschiffwache, und vor ihm der unerbittliche Obersteuermann, die Uhr in der Hand, mit den übrigen Schiffsoffizieren an seiner Seite.

Es war der ergreifendste Anblick, erzählt ein Augenzeuge, den er je gesehen — das bleiche, stolze, traurige Antlitz jenes edlen Knaben, sein Haupt erhoben, seine schönen Augen durch die sie überfließenden Thränen hindurchfunkelnd. Als acht Minuten verstrichen waren, bemerkte ihm der Obersteuermann, er habe nur noch zwei Minuten zu leben und riet ihm die Wahrheit zu sagen und sein Leben zu retten; er blieb aber bei seiner Aussage fest und bescheiden, indem er den Obersteuermann frug, ob er beten dürfe.

Der Gefragte sagte nichts, sondern nickte nur mit dem Kopfe, wurde aber so bleich wie der Tod und zitterte und bebte wie ein Schilfrohr, das vom Winde bewegt wird. Dort aber, aller Augen auf ihn gerichtet, kniete der mutige, edle Knabe — dieser arme Knabe, den die Gesellschaft nicht anerkannte und sein eigener Stiefvater nicht ernähren konnte — dort kniete er mit gefalteten Händen, die Augen gen Himmel gewendet, während er vernehmlich das Vaterunser sprach und den lieben HErrn JEsum bat, ihn in den Himmel zu nehmen.

Obenerwähnter Augenzeuge fügt hinzu, daß hierauf eine Szene gefolgt wäre wie zu Pfingsten. Aus starken harten Herzen rangen sich Seufzer, als der Obersteuermann auf den Knaben zusprang und ihn an seine Brust schloß, ihn küßte und segnete und ihm sagte, wie aufrichtig er jetzt seiner Geschichte glaube und wie er sich freue, daß er den Mut hatte dem Tode ins Gesicht zu schauen, und willens war sein Leben zu opfern für die Wahrheit seiner Worte.

*) Viele englische Knaben schleichen sich auf Schiffe, um sich mitnehmen zu lassen, verstecken sich im Schiffsraum zwischen dem Gepäck und kommen zum Vorschein, wenn das Schiff auf hoher See ist und sie daher nicht mehr aussetzen kann. Sie kommen dann wohl mit einer Portion Prügel davon. Solche Jungen heißen Stow-away (= weggepackt, im Gepäck versteckt).

Herbstgedanken.

(Zu unserem Bilde.)

Und wieder naht die ernste Zeit,
Da sich der Herbst erneut
Und auf die kahle, stille Flur
Die dürren Blätter streut.

Die Wolken zieh'n, die Winde weh'n,
Oed' wird's in Feld und Hain;
Bald hüllt ein weißes Leichentuch
Die ganze Erde ein.

Von hinnen zieht der Vögel Schar,
Bald sind sie ganz entfloh'n;
Leis zittert durch die rauhe Luft
Der Herde Glockenton.

Mir aber predigt jeder Herbst,
Daß wie ein fallend Laub
Mein Leib zur Erde wiederkehrt
Und Asche wird und Staub

Vielleicht wird schon für mich gewebt
Das weiße Sterbekleid: —
Wer weiß, ob's nicht auch, ach, wie bald
Auf meinen Hügel schneit!

K.



Ein „Glorious Fourth“ auf hoher See.

Von **Karl Köhler.**

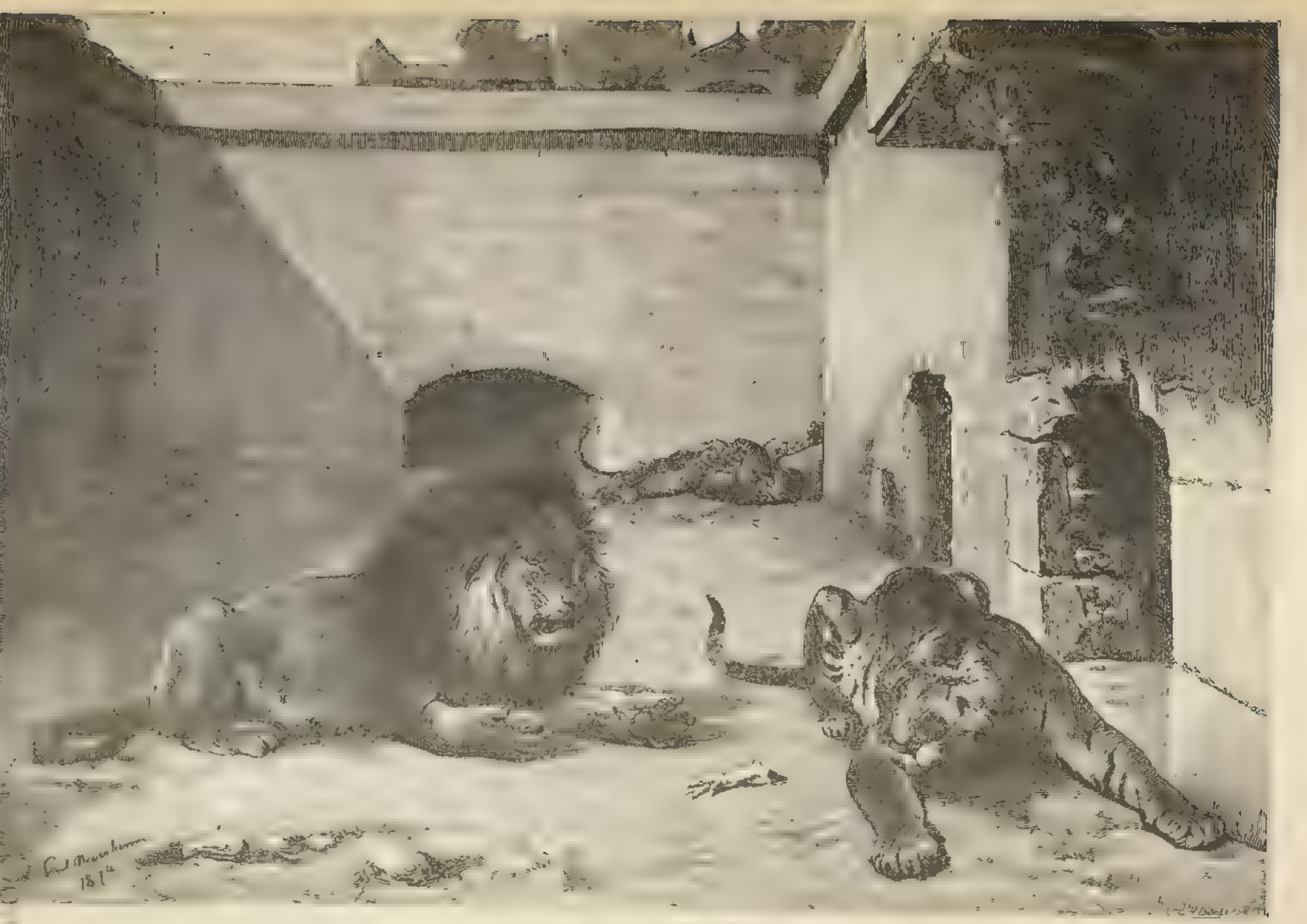
Es vergeht kein „Vierter Juli“, oder „Glorious Fourth“, wie die Amerikaner mit verzeihlichem Stolze den Tag zu nennen pflegen, der ihnen ihre Unabhängigkeit vom englischen Joche brachte, ohne mir lebendig die Erinnerung an eine Feier desselben auf hoher See ins Gedächtnis zurückzurufen, die für mich zeitlebens denkwürdig bleiben wird und wohl auch für den freundlichen Leser einiges Interesse haben dürfte.

Wie sich an manche andere Feier die Erinnerung an den ersten Spatenstich oder Hammerschlag knüpft, so war es mir beschieden bei jener Gelegenheit meinen ersten und letzten — Walfisch in diesem Leben zu harpunieren! Ich war nämlich fast unmittelbar von der Schulbank auf die Walfischjagd im Stillen Ozean geraten; ein Los, welches jungen, vom Seefieber ergriffenen Deutschen nur allzu oft blüht und ihnen Dornen die schwere Menge, aber nur wenig Rosen bietet.

Unter Walfischfahrern ist es Sitte, daß die Mannschaften von einander begegnenden Fahrzeugen sich gegenseitige Besuche abstatten, denen übrigens neben den Pflichten der Kameradschaftlichkeit auch gewisse egoistische Motive zu Grunde liegen. Sind z. B. alle vorhandenen Bücher der Reihe nach von jedem gelesen worden, dann wird gar sehnsüchtig nach allen Himmelsgegenden ausgeschaut, ob sich nicht irgendwo ein Segel zeige, das die unerträgliche Langeweile unterbrechen könnte, hauptsächlich jedoch, um den erwähnten ausgebeuteten Bücherschatz gegen einen anderen umzutauschen. Außerdem war möglicherweise der Fremdling unlängst irgendwo angelaufen und ist bereit Früchte, frische Lebensmittel oder Wasser gegen andere Gegenstände, die ihm gerade mangeln mögen, abzutreten.

Diese gegenseitigen Tausch- und Kurzweilbesuche nennt der Amerikaner „Gammoning“, und da ein solcher die unmittelbare Ursache meines Debuts als Harpunier war, so habe ich derselben Erwähnung gethan.

Unser Schiff, die „Europa“, kreuzte in der Nähe der Linie auf einem beliebten Fütterungsgrund der südlichen Walfische (Kaschelots). Es war am 3. Juli und wir freuten uns wie Kinder auf den morgenden Tag, der von allen echten und Adoptiv-Söhnen der großen Republik, wo immer sie weilen mögen, enthusiastisch gefeiert wird. Zur See ist eine Haupt-



Der [illegible]

nummer des Programms ein Festmahl von Roastbeef und Plumpudding. Dieses Menu mag verwöhnten Landratten allerdings ganz alltäglich klingen; denn sie haben ja keine Ahnung von den Genüssen eines solchen Schmauses, nachdem man Monate lang die Zähne an hartem Pökelfleisch und noch härterem Zwieback gewetzt hat.

Drei andere kreuzende Schiffe erschienen nach und nach in Sicht, die uns von früher her schon bekannt waren, und da unser Kapitän der älteste und mithin „Commodore“ dieser Thranjäger-Flottille war, so signalisierte er denselben seinen Wunsch, daß man beisammen bleiben möge, um den Tag gemeinschaftlich zu feiern, was auch bereitwilligst zugesagt wurde.

Der sehnsüchtig erwartete „Fourth“ brach endlich an. Die alten verrosteten Böller waren hervorgesucht und blank gescheuert worden, und als der erste Sonnenstrahl den Horizont vergoldete, da flatterten die Sternenbanner zu den Mastspitzen empor und krachten die Geschütze, während hundertstimmige Hurras ertönten und die stummen Bewohner der Tiefe „aus süßem Schlummer schreckten“.

Nachdem das gleichfalls „festliche“ Frühstück, ranzige Butter mit Schiffszwieback und Kakao, eingenommen worden, begann das obenerwähnte „Gammoning“ und zwar zur Feier des Tages folgendermaßen. Die Kapitäne der drei anderen Schiffe kamen, jeder in seinem Boote und von fünf Matrosen gerudert, zu dem unsrigen; sämtliche ersten Steuerleute versammelten sich ebenso auf einem der übrigen Fahrzeuge und so herab bis zu den Harpunieren, die gleichfalls ihren „Alterspräsidenten“ heimsuchten. Durch diese komische Zersplitterung gerieten aber auch die Mannschaften, welche die Offiziere ruderten, auf fremde Schiffe zu Besuch, so daß schließlich auf jedem derselben die fremden Gesichter in der Majorität waren.

Mein gewohntes Pech wollte, daß ich gerade am Steuerruder*) den Dienst zu versehen hatte, als diese Komödie der Verwickelungen sich abspielte, und so mußte ich zu meinem Leidwesen auf dem eigenen Schiffe verbleiben. Als ich jedoch bald darauf abgelöst wurde, schien es mir beinahe, als sei auch ich irgendwo zu Besuch, so sehr hatte sich inzwischen die Physiognomie der Besatzung geändert. Nachdem die unceremoniellen Vorstellungen beendet waren, erzitterten die morschen Rippen unserer alten „Europa“ von heiteren Liedern und fröhlichem Gelächter, während eine verkommene Violine, der nur noch zwei Saiten aus besseren Tagen verblieben waren, heiser mitkreischte.

Und nun nahte die Zeit des ersehnten Schmauses: Große zinnerne Schüsseln mit dampfendem Pudding und konserviertem Rostbraten wurden frohlockend dem schwarzen Koch abgenommen, der stolz grinsend oben an der Luke erschien und dieselben herabreichte. Der Braten war zwar etwas geleeähnlich, sonst aber famos; der Pudding zwar ohne Eier und statt der Rosinen nur gedörrte Zwetschen enthaltend, sonst aber desgleichen. Nachdem, wie üblich, die gerechte Teilung vorgenommen, ließen wir uns mit einem Chorus von schnalzenden „Ah's“ nieder, da — keiner hatte die Delikatessen auch nur gekostet — erscholl plötzlich von zwei Mastspitzen zugleich der entsetzliche Ruf: „Dort bläst einer!“ „Dort bläst einer!“ (There she blows!), mit welchem die Ausguck einen Walfisch zu signalisieren pflegt.

Einen Augenblick saßen alle wie versteinert, ob des jähen „Glückswechsels“, denn an Essen war nunmehr im günstigsten Falle in den nächsten drei Stunden nicht zu denken, und ehe wir uns noch von unserer Bestürzung erholt, kamen auch schon die vier Kapitäne nach vorn gestürmt und schrieen wie besessen nach Bootsmannschaften. Aber nun war guter Rat teuer! Wir hatten zwar mehr als genug Kapitäne, allein weder Steuerleute noch Harpuniere an Bord. Den übrigen Schiffen erging es natürlich nicht besser, doch hißten alle sofort das Signal des gemeinschaftlichen Fanges und in wenigen Minuten waren circa siebzehn Boote niedergelassen, die in eifriger Wettfahrt der von der Ausguck bezeichneten Stelle zufuhren.

Das Boot, in welches ich geraten, war inklusive meiner Person, von fünf Matrosen, darunter die fremden, bemannt und von einem der fremden Kapitäne befehligt. Obgleich die wenigsten den gewohnten Platz im Boote einnahmen, war doch die zufällige Zusammensetzung der Bemannung eine so vorteilhafte, daß wir gar bald die übrigen zurückließen; um so mehr, als wir infolge günstiger Lage unseres Schiffes einen kleinen Vorsprung gehabt.

Nach kurzer Fahrt schon kam das Signal, daß die Walfischherde, die indessen fütternd unter Wasser gewesen, in kurzer Entfernung von uns emporgetaucht sei, worauf der Kapitän, der, das Steuer führend, uns kritisch gemustert hatte, nun plötzlich rief: „Ihr Dicker da vorn, könnt wohl auch im Notfall eine Harpune werfen! Versucht's immerhin, und wenn sie gut sitzt, bekommt Ihr meine einzige Tochter zur Frau!“ Unter dem „Dicken“ war meine Wenigkeit gemeint; die einzige Tochter aber war vermutlich noch gar nicht geboren, denn der Sprecher war noch ein ganz junger Mann. Ich hatte zwar schon öfters vom Bug des Schiffes aus Schweinfische, kleine Haie und dergleichen harpuniert, aber es war doch eine ganz andere Sache, den Herrscher der Tiefe selber im schwankenden Boote anzugreifen. Bislang hatte ich ihn auch nie in seiner Kraft in nächster Nähe gesehen, ihm vielmehr stets rudernd den Rücken zugekehrt, bis die Harpune geworfen und das gefährliche Untertauchen vorüber war. Mit einem verzagenden "All right, sir!" ergriff ich deshalb die gewichtige Waffe und stellte mich auf meinen Sitz am Kopfe des Bootes.

Kaum drei Schiffslängen entfernt puffte nun eine ganze Anzahl großer und kleiner Wasserstaub-Wolken bald hier, bald dort aus dem Meere. Der Walfisch wirft nämlich nicht, wie fast allgemein angenommen wird, einen eigentlichen Strahl, sondern nur eine konische Wolke von Wasserstaub aus, die, anstatt plätschernd ins Meer zurückfallen, in der Luft verfliegt. Ganz in der Nähe sieht man sie fast gar nicht, während einige Meilen Atmosphäre ihr ein kompakteres Aussehen geben, was wohl der Grund der erwähnten irrigen Ansicht sein mag.

„Legt die Riemen ein und nehmt die Wasserschaufeln zur Hand, damit wir sie nicht verscheuchen!“ flüsterte jetzt der Kapitän. Und nun glitten wir lautlos über die klare, blaue Flut, während ahnungslos noch die armen Ungeheuer und unschuldig, wie großmächtige Heringe, dahinschwammen. Ich glaube fast, das mich in jenem Augenblicke beherrschende Gefühl war eher Mitleid als Furcht, und es durchzuckte mich fast ebenso schmerzhaft wie das getroffene Tier, als der Kapitän nunmehr dicht an einen riesigen „Bullen“ anlegte und schrie: „Wirf zu!“

Bis ans Heft drang die Harpune in den schwarzen Höcker ein, und ich hatte eben noch Zeit, die zweite — die nur für den Fall, daß der erste Wurf mißglückt, an der Leine befestigt ist — über Bord zu werfen, da überschlug sich auch schon der Koloß, indem er den riesigen Fächer aus dem Wasser hob und die Lüfte wie ein Windstoß bewegte. Mit ihm tauchte die ganze Herde — circa zwanzig Stück — unter und entzog sich der Verfolgung durch eilige Flucht. Wie eilig sie es hatte, das zeigte die Leine, die wie ein züngelnder Blitz aus dem Bootkopfe raste.

Unser Gefangener war offenbar ein wilder Geselle, und da die übrigen Boote uns weder beizeiten eine zweite Leine hatten reichen, noch sonstwie Hilfe leisten können, so begann alsbald die Operation des „Boxens“. Dieselbe besteht darin, die Leine, welche aus ihrer Kufe im Hinterteil des Bootes um einen gleichfalls dort befindlichen Pflock läuft, mit lederbewaffneter Hand zu erfassen und allmählich strammer festzu-

*) Es ist ein allgemeiner Irrtum, daß die Steuerleute das Schiff steuern; zur See sind es ausschließlich die Matrosen, denen dies Geschäft obliegt.

stellen, so daß der noch immer tauchende Wal das Boot erst bis zum Wasserspiegel niederziehen muß, ehe man ihm weiteren Spielraum gewährt. Zugleich wird ein viereckiges Stück Planke, mit eisernem Ringe in der Mitte, an der Leine befestigt, was ebenfalls nicht wenig dazu beiträgt das Tier zu ermüden, da hierdurch das Volumen des zu verdrängenden Wassers bedeutend vermehrt wird.

Endlich ermattet, begann das Tier emporzusteigen, worauf wir jauchzend die erschlaffende Leine einzogen, indes der Kapitän, wie üblich, den Platz des Harpuniers, also den meinigen, einnahm und mir das Steuerruder überließ. Mit der Lanze bewaffnet, erwartete er alsdann das Erscheinen des Wals, der jedoch an der Oberfläche angekommen, alsbald wie ein Schleppdampfer puffend und keuchend, mit uns davon eilte. Glücklicher Weise aber direkt auf die Schiffe zu. Noch heute sehe ich im Geiste die neidischen Gesichter auf der übrigen Bootsflottille, als wir gemächlich dasitzend, an ihnen vorüberflogen, während die armen Kerle den ganzen mühseligen Weg unverrichteter Sache zurückrudern mußten, da der vorhandene Wind nicht einmal eine Mütze, geschweige denn ein Segel gefüllt hätte.

Inmitten der Schiffe angekommen, überall sich abgeschnitten sehend und zu matt, um abermals zu tauchen, schien unser Walfisch unschlüssig zu werden und hielt allmählich inne. Nun zogen wir das Boot in seine unmittelbare Nähe, und jetzt fing die Sache an ernsthaft zu werden. Die Harpune verhält sich nämlich zur Speckhaut des Walfisches, wie etwa eine Nadel zum Felle eines Büffels, und dient nur dazu, bis zu seiner völligen Ermüdung das Boot mit ihm zu verbinden. Der Stahl der Lanze hingegen ist circa vier Fuß lang, und dieselbe wird nicht in den Höcker, der aus dem Wasser ragt, sondern dicht hinter den Seitenflossen unterm Wasser eingestoßen oder geworfen und mittelst eines daran befestigten Seiles stets wieder zurückgezogen, bis das Opfer, ins „Leben" getroffen, anstatt Wasserstaub dickes Blut auszuwerfen beginnt.

Gerade jedoch, als ein letzter glücklicher Stoß dieses Resultat erzielt hatte, geriet das Boot, teilweise durch meine fehlerhafte Lenkung und andererseits infolge des Hinundherrollens des Wals dicht vor den Kopf desselben, so daß wir alle im Nu den Rothäuten des Urwaldes weit ähnlicher sahen als Weißen, die beschäftigt waren ihr Unabhängigkeitsfest zu feiern. Nun war die Reihe zu lachen an den Burschen in den übrigen Booten, die endlich herbeigerudert kamen, um beim „Halali" zugegen zu sein

Da mit dem eintretenden Blutstrahl der eigentliche Todeskampf sich vorbereitet, so beeilten wir uns bluttriefend wie wir waren, das Boot aus der Nähe des Sterbenden zu schaffen und eine große Menge Leine auszuwerfen. Letzteres geschieht, damit der Wal, indem er das Meer in seinen grandiosen Zuckungen peitscht und dabei die Leine oft Dutzende Male in wenig Augenblicken um den Leib wickelt, das gebrechliche Fahrzeug nicht in seine gefährliche Nachbarschaft ziehen möge. Nichts könnte großartiger sein, als die sich nunmehr abspielende Szene: zuweilen stellte sich das kolossale Geschöpf, anscheinend kaum noch das Wasser berührend, auf den unförmlichen Kopf — derselbe nimmt beim Kaschelot ein Dritteil der ganzen Länge ein — und peitschte die Luft mit solcher Wucht, daß uns selbst in ansehnlicher Entfernung noch die Strohhüte von den Köpfen flogen, um alsdann mit donnerähnlichem Getöse ins Meer zurückzufallen, indes das Boot, wie auf sturmbewegten Wellen schwankte. Dann wieder warf er einen neuen Blutstrahl aus und schlug das Wasser in weitem Umkreise zu purpurfarbenem Schaum, bis endlich nach einer Reihe stets schwächer werdender Zuckungen der Strahl allmählich erblaßte, worauf das Tier noch einmal reinen Wasserstaub ausatmete und sich langsam auf den Rücken drehte. Damit war alles zu Ende, und unter dreimal drei Hurras, in welche sämtliche Mannschaften mit einstimmten, pflanzten wir das Sternenbanner auf die genommene, noch zuckende „Citadelle".

Daß wir nach diesem kleinen Intermezzo einen noch riesigeren Appetit zu unserem unterbrochenen „Festmahl" mitbrachten, versteht sich wohl von selbst, und da alles so gut abgelaufen, so herrschte schließlich nur eine Stimme, daß dies unbedingt der glorreichste aller „Glorious Fourth" sei, den wir jemals gefeiert.

Von de Döpenamen.*

„Min Fru lett veelmals grüßen, Herr Dokter, un wi wulln Sünndag döpen laten; da möchten Se uns doch de Freude maken un bi den Jungen Gevadder stahn, und möchten ehr leewe Fru ok mitbringen."

„Geern, min leewe Jürgen, von Harten geern; dat is ne grote Freude vör mi, dat Ji mi dat Totrun schenkt."

„Herr Dokter, Se sünd 'n uprichtigen Christen un Se könnt bäen; dat heww wie sehn, as Se min Fru in de sware Stunn bistahn hewwt."

„Ja der leewe Gott het gnädiglich hulpen; den willt wie davör danken. — Awer wokeen (wer) schall denn noch Gevadder wesen?"

„Uns' ole Unkel Hektor von jensit de Elw."

„Wat? Hektor? is denn dat de Hektor ut'n trojanischen Kriege?"

„Gewiß; he treckt 'n ja noch de Penschon her; he het da 'n Schuß in 'n Arm kreegen."

„I, Hektor! wo is he to den Namen kamen? dat is ja gar keen Name vör'n Christenm.nschen."

„Ne, 'n Christenname is dat nich. In sin Dörp seggt se 't wör 'n Hunnename, un bi 't Militär hewwt se em damit bruet, 't wör de Name von 'n olen heidnischen General, de alle Slachten wunnen harr; un nu moßt he ok jummer vörup un mößt General warn. Na, vörup is he äwerall west, un se hewwt Respekt vör em hatt, awer General is he nich worn un von sinnen Namen het er nicks hatt as Ärger un Verdruß. Doch wat kann he davör? Sin Vader selig is Schapmester bi den Baron up Lützenborg west, un de het den Jungen äwer de Döp holen un het em düssen Namen gewen, denn he het sülwest keenen betern hat. Mi dücht awer der Pastor harr dat nich liden mößt. 't is wol wahr, de Name makt den Christen nich, un Gott süht dat Hart an un nich unsen Namen. Uns' Hektor is 'n rechtschaffenen Christen un darüm is ok sin Name ganz gewiß in 'n Himmel god anschreewen. Awer so ganz glickveel (einerlei) is dat doch nich, wat vör 'n Namen wi hir hewwt. De Name kümmt mi vör als 'n Kleed, womit wi in de Welt rümgaht, un dat Kleed mutt doch to de Person passen. Vör 'n Christen schickt sick ok 'n Christennamen, un — dat mutt ick ok noch seggen — vör uns Buerslud schickt sick keen vörnehm Name. Da is uns' Nawers Dochter, de heet Thusnelda; de Mudder, de geern wat vörut hewwen will, het dat dörchsett; awer wo hört sick dat nu an: Thusnelda, melk mal de Koh! Thusnelda, lat de Swine ut 'n Stalle! Thusnelda, du mußt hut mit na 't Kartuffelnh[illegible]ken! Ja, Se lacht, Herr Dokter, awer de Deern het 't all mannigmal bitterlich [illegible] weent, denn de Fopperien blīwt ja nicht ut. Doch Se [illegible] mi min lange Red nich vör ungod nehmen; wenn ick up düt Kapittel

*) Obwohl hier vornehmlich deutsche Verhältnisse berührt wer-

„Wat hewwt de damit to dohn?"

„O veel, Herr Dokter. Sehn Se, upstund mött ja de Öllern dat Kind in den ersten acht Dagen na de Geburt bi den Stannesbeamten anmelln, mit de Namen het dat nu freilich acht Wochen Tid. So beseggt dat Gesetz, un in düssen Stücke mutt ick dat Gesetz lowen; awer nu slickt sich dat doch bi lütten in: üm sick den duwwelten Weg to sparen un üm den Stannesbeamten de duwwelte Schriweri to sparen, gewt se de Namen forts mit an. Dat dabi ok verkehrte Namen mit unerlopt, is nich to verwunnern; de Stannesbeamte kann dat nich ännern, denn he mutt henschriwen, wat em seggt ward."

„O ja, da kann wol mal wat Ungeschicktes vörkamen. Ick heww 't erlebt, dat een von de Demokraten partu wull, sin Söhn schöll Garibaldi döft warn; un 'n Tabaksfabrikant, den de leewe Gott Twillinge beschert harr, 'n Jungen un 'n Mäken, harr sick dat in 'n Kopp sett, se schölln Portorico un Havanna heeten. De Pastor het dat naturlich nich togewen. Aber alle Tage passiert doch dergleichen nich."

„Nu ja, ick hol düt ok nich vör 't Slimmste. Dat Slimmste is, dat Christenkinner ehr Namen vör de Dope krigt. So 'n Kind is doch keen Hund. Bi uns Christen hört Name un Döpe tosam. Wat seggt de Herr Jesaias 43, 1? ‚Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.' Sehn Se, dat Wort makt he wahr, wenn wie doft ward, da röpt he uns bi unsen Namen un nu sind wi sin eegen un nu erst heww wi 'n Recht up düssen Namen vör Gott un de ganze Welt; un darüm meen ick, wie mött bi uns' ole Wis bliwen, dat uns' Kinner Döpenamen bekomt und nich Civilnamen oder Protokollnamen."

„Ja, Jürgen, de Meenung bin ick ok. Slimm nog, dat 't Christen giwt, de ehr Kinner gar nich döpen latet; awer wat is dagegen to maken?"

„Ja, wat is dagegen to maken? Hektor, in den jummer noch de Soldat stickt, de seggt: Wenn ick König wör, ick wull 'r 'mal twischen haun! Awer Gewalt helpt hir nich; Gewalt kann den Bom wol umriten, awer nich inplanten. De eenzige Gewalt, de hir wat utrichten kann, is Gotts Wort."

„Gewiß, awer Gotts Wort nich blot in de Karken un Scholen, ne, in uns' ganzen Lewen; wo wi gaht un staht, mött wi uns utwisen, dat wie doft sind, un dat uns' Name in 'n Himmel anschreewen is. — Awer wecken Namen schall denn uns' leewe Dopkind hewwen?"

„Densülbigen, den Se hewwt."

„Ick heet awer Christof."

„Dat weet ick ok, un ick weet ok, wat de Name bedutt. Christof is een, de den HErrn Christum in sinen Harten driggt. Kann sick de Junge wol 'n betern Namen wünschen?"

„Ja, de Name is god, dat kann ick sülwst betügen; ick verdanke em veel. Länge Tid heww ick Christof heeten, awer ick bin keen Christof west; da het mi de Name mit dato hulpen, dat ick 't worn bin. Ick will 't uprichtig vertelln. Ick was toerst Dokter in 'ne Stadt; mit mine Praxis was dat nich slecht bestellt, desto slechter awer mit minen Christentum. Man seggt wol, de Dokters, de ok Alldags bäet, sünd rar, awer de Alldags nich bäet, de plegt ok Sünndags nich to bäen, un so stunn dat bi mi. In de Karken to gahn, harr ick keen Tid, wol aber lustige Gesellschaft to besöken. Bi de Gelegenheit lehr ick ne junge Dame kennen, sehr ansehnlich un sehr vörnehm, un denk, de un keen annere mutt din Fru warn. Ick harr den ok Anteeken nog, dat se wol nich Ne seggen wörd, un wull ehr nahstens minen Andrag maken. Bevör ick awer dato käm, fragt se mi mal na minen Döpnamen, un as se hört Christof, da denk ick, se fallt in Ohnmacht; un nu stött se ganz hohnisch rut: Christof! Christof und Adelgunde! ne, dat paßt nich tosam. Ja, segg ick, bit up düssen Ogenblick harr ick dat nich wußt, awer nu wör mi dat ok klar, Christof un Adelgunde, de beiden passen nich tosam. Damit dreih ick ehr den Ruggen. Ja, min leewe Jürgen, ick säh woll in, an de Person harr ick nicks verloren, awer 't was doch 'n swaren Slag, de mi deep to Harten güng. Ich harr so schön drömt, un nu was ick upwakt un de ganze Welt üm mi her was düster. Toglik arger ick mi äwer minen Namen, un 't was mi, as mößt ick mi eegentlich schamen, dat ick Christof heeten däh. Ut de fruhere Gesellschaft tog ick mi gänzlich trügg un güng blot minen Geschäften na. O 't was toerst ne trurige Tid, awer doch 'ne gesegnete Tid, denn ick fung an, mi up allerhand to besinnen, wat mi ut 'n Sinn kom was; ick füng an, wedder an Gotts Wort to denken un an den HErrn Christum, up den sinen Namen ick Christof doft wör. Un de Name wör mi leew un dat Hart wör mi licht. Da wör ick mal to 'ne kranke Pastorenwitwe ropen, de ick vördem nich kennt harr. Se lag swar krank, un vör de Dochter, de ganz alleen bi ehr was, wören dat traurige Wochen. Awer wat wör se fröh, as de Mudder to'n erstenmale wedder upstahn kunn! wo lach ehr Gesicht un de Thranen stünnen ehr doch in de Ogen, as se mi ehr beiden Hänn entgegenstreckt! O ick harr se so oft ansehn, de Hänn, de de Mudder so treulich plegen dähn un de so geschickt un flitig wörn to bäen un to arbein; un ick harr so oft dabi dacht: Wenn doch de Hann din eegen wörn! Un nu fat ick mi 'n Hart un frög se, ob se wol 'n Mann hewwen möcht, de Christof heet? O, seggt se, Christof is 'n schönen Namen, min Vader selig het ok so heeten; awer de Mann mutt to den Namen passen. Na, segg ick, de Mann bin ick sülwst, ick heet Christof. Un ick heet Christine, un nich wahr, min leewe Mudder, wenn Du nicks dagegen hest, so paßt de ganz schön tosam. — Heww ick nu nich recht, Jürgen, dat ick up minen Namen grote Stücke hol? He het mi vör ne slechte Fru bewahrt, bit ick an de rechte komen bin; vör allen awer, he het dato bidragen, dat ick den HErrn Christum wedder funnen heww."

„Min leewe Herr Dokter, Gotts Wege sünd wunnerbar. De Geschichte mutt ick min Fru vertelln, un wenn de Junge grot is un frien will un ick leewe noch, denn vertell ick se em ok. Un Christof schall he heeten un 'n Christof schall he warn — dat walte Gott in Gnaden."

„Dato segg ick Amen!" —

Aus „Salzkörner" von H. Eckelmann.

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (5. Fortsetzung.)

„O dann ist er uns sicher, das ist so gut, als wäre er in eine Falle gegangen, denn dahinter zieht sich ja der Fluß entlang. Ist er eine der beiden Fähren passiert, so haben wir seine Spur, und er kann uns nicht entgehen", sagte der Kommissarius im höchsten Grade entzückt über die schnelle Entwickelung der Sache. Auch Menzel und sein neuer Knecht waren erfreut darüber, und ersterer gab nicht nur dem Arbeiter ein kleines Geschenk, sondern versprach auch demjenigen fünf Thaler zu zahlen, welcher den Flüchtling herbeischaffen werde. Zwei mit genügender Instruktion versehene Polizeibeamte machten sich noch am Vormittag nach dem Kämmereidorf zu auf den Weg. Dort erfuhren sie allerdings, daß ein junger Bursche, wie sie ihn beschrieben, in der Nähe des Dorfes gesehen worden sei. Aber nun hörte jede Spur auf. Sie forschten bei den Fährleuten nach, ob er etwa über den Fluß hinüber gegangen sei, aber auch diese wußten nichts von ihm. In dem Dorfe selbst, welches heute durch eine Hochzeitsfeier sehr belebt war, konnte er sich nicht verborgen haben, wie sie meinten, auch

nach den Seiten konnte er nicht entwichen sein, weil breite, die Niederungen durchschneidende Gräben, welche voll Wasser waren, dies unmöglich machten. So blieben nur zwei Möglichkeiten übrig: entweder beruhte die ganze Angabe des Arbeitsmannes, welcher Reinhold gesehen haben wollte, auf Täuschung; oder, was wahrscheinlicher war, dieser hatte sich von dem Dorfe aus wieder rückwärts gewendet und war auf der Chaussee weitergegangen. So kehrten die beiden Beamten nach langem vergeblichen Forschen wieder zur Stadt zurück, ohne die sonst so selten fehlgreifende Voraussetzung ihres Dienstvorgesetzten bestätigen zu können. Gerade dadurch aber wurde der Ehrgeiz desselben auf das höchste erregt, und noch am Abend dieses Sonntags gingen nach allen Seiten hin Boten, Briefe und Depeschen ab mit der Weisung nach dem Verbrecher zu fahnden. Als handelte es sich um die Ergreifung einer gefährlichen Diebesbande, so große Anstrengungen und Vorsichtsmaßregeln wurden Reinhold gegenüber ins Werk gesetzt. —

Es ist etwas Köstliches um den süßen Schlaf der Jugend, kein Gewitter stört ihn, und man könnte den Schlafenden wohl wegtragen, er würde es nicht merken, während der Alte schon erwacht wenn ein Vogel singt, wie der Prediger Salomo in seinem letzten Kapitel vielleicht bereits aus eigener Erfahrung sagt. So saß Reinhold viele Stunden lang in völliger Bewußtlosigkeit im harten Kirchenstuhl. Allmählich aber wich die todesähnliche Ermattung unter der Wirkung des stärkenden Schlafes von ihm, und zuerst die Seele gewann wieder Lust zu Regung und Bewegung. Sie kehrte sich nicht an die verschlossene Kirchthür, sondern machte ihr Vorrecht geltend, ungehindert durch Zeit und Ort ihre Wege zu wandeln. Reinhold träumte, er sitze im warmen Sonnenschein unter der Weißdornhecke im Garten seines Meisters zu Leinitz. Das kleine Lenchen spielte um ihn her und lachte eben mit seinem lieben Gesicht hell auf über ein Wägelein, welches er ihm geschnitzt hatte. „Nun will ich mich hineinsetzen, Reinhold, und du kannst mich fahren, weit, weit in die Welt hinaus", sagte das Kind. Wunderbarerweise war der kleine Wagen wirklich auf einmal groß genug, daß es darin bequem Platz hatte. So ging's dann vorwärts zum Garten hinaus. Das war eine Lust! Das Kind jubelte laut und klatschte in die Hände. Plötzlich erscholl aber wildes Geschrei hinter ihnen her: „Haltet ihn auf! der Spitzbube stiehlt unser Kind!" In schnellem Lauf und mit wütenden Gebärden kamen der Meister und die Meisterin daher, diese die Schneiderelle, jener eine lange Angelrute in der Luft schwingend.

„Geschwind, Reinhold", sagte das Kind, „laß uns die Kirchturmtreppe hinaufsteigen, da oben finden sie uns nicht, und wenn sie hinaufkommen, läuten wir Sturm!"

Mit dem Kinde auf dem Arme keuchte er die steile, enge Treppe empor. Als sie oben durch die Luke hinaussahen, rissen die beiden Verfolger eben die Turmthür auf. Nun hingen sich Lenchen und Reinhold mit aller Gewalt an das Glockenseil. Bim, baum! bim, baum! bim baum! zogen die schrillen Töne über das Dorf hin. Die Leute liefen mit Geschrei um die Kirche her, doch schien die Sache sie mehr zu belustigen als zu erschrecken, und auch die beiden oben unter der schallenden Glocke lachten so laut, daß sie es hören konnten. —

Der Schläfer fuhr aus seinem langen Schlafe empor und schaute sich verwundert um. Bim, baum! bim, baum! tonte wirklich die Glocke über ihm, und in ihren Schall mischte sich das fröhliche Lachen und Rufen einer Schar Kinder. Allmählich fanden sich Reinholds Gedanken zurecht. Er erkannte die Kirche, in welcher er sich zur Ruhe niedergesetzt hatte; jetzt sehen hatte. Auf dem Kirchhofe spielten die Dorfkinder, sie drängten sich um die weit offen stehende Thür, und ein beherztes Mädchen rief mit lauter Stimme hinein: „Hu! ist ein Geist hier?" Lautes Lachen der ganzen Schar folgte auf diesen Spaß.

„Das war noch zu rechter Zeit aufgewacht!" sagte Reinhold zu sich selbst. „Noch ein paar Minuten, dann wurde ich für die ganze Nacht eingeschlossen. Hu! in der Kirche!" dachte er weiter in sich zusammenschauernd. „Aber nun schnell fort und hinaus! ehe der Küster vom Abendläuten herunterkommt! Wenn doch die Kinder da von der Thür weggingen!"

Darauf konnte er aber nicht warten, und so stieg er denn die Treppe hinab, während die Glocke zum Schluß dreimal angeschlagen wurde.

„Hu —! da kommt einer!" schrie das Mädchen im höchsten Entsetzen und wandte sich um, ins Freie hinaus. Über- und untereinander purzelnd folgte ihr die Kinderschar. Die Größeren kreischend und schreiend voran, die Kleineren weinend und nach den Geschwistern oder der Mutter rufend hinterher; über Hals und Kopf stürzten sie wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm zum Kirchhof hinaus und verteilten sich in die Häuser des Dorfes.

„Die Göhren sind ja heute wieder einmal außer Rand und Band", brummte der alte Küster, indem er die Kirchthür verschloß, „nicht einmal unter dem Abendläuten am Sonntag können sie Ruhe halten! Das wird morgen in der Schule wieder einmal einen Denkzettel geben müssen!"

6. Gefangen.

Im Dorfkruge drehte sich in den nächsten Tagen das Gespräch der Stammgäste fast nur um zwei Dinge. Erstlich um den schrecklichen Raubanfall, welcher den wohlbekannten Herrn Menzel betroffen hatte, und bei welchem der Kutscher desselben von dem Räuber oder den Räubern, genaue Kunde hatte man darüber nicht, völlig ausgezogen und um seine Kleider und sonstigen Habseligkeiten gekommen war; zweitens um das Gespenst, welches sich nach langer Zeit wieder einmal am Sonntag Abend in der Kirche gezeigt hatte. Über diese interessanten Begebenheiten wurde viel albernes Zeug geredet, die Stunden vergingen noch einmal so schnell als sonst, und der Wirt mußte noch einmal so oft als sonst in den Keller hinuntersteigen, um die leer gewordenen Stammgläser seiner Gäste zu füllen.

Ungesehen wie er am Morgen in die Kirche gekommen war, kam Reinhold auch wieder aus derselben heraus. Es fröstelte ihn wohl ein wenig, doch fühlte er sich durch den langen Schlaf wunderbar gestärkt. Als er mit den Lebensmitteln, die er noch besaß, seinen Hunger gestillt hatte, kamen ihm Jugendmut und Hoffnung wieder zurück. Die Eindrücke des Morgenliedes wurden zwar nicht gänzlich davon verschlungen, aber sie traten doch in weiten Hintergrund zurück. Der Mond schien wieder freundlich, wenn auch nicht so blendend hell wie in der vorigen Nacht, im Dorfe erscholl lustige Tanzmusik. Nach einigem Überlegen, ob er hier noch ein Obdach suchen solle, zog er es doch vor weiter zu wandern, da er ja des Schlafs nicht mehr bedurfte.

Auf gut Glück ging er auf der entgegengesetzten Seite zum Dorfe hinaus, als er hereingekommen war, denn die Gegend war ihm ganz unbekannt. Anfangs ging es auch ganz gut. Aber gegen Mitternacht umzog sich der Himmel mit Wolken, es wurde stockfinster, und ein kalter, durchdringender Regen troff hernieder. Das war ein mühseliges Wandern, denn es dauerte nicht lange, so war Reinhold bis auf die Haut durchnäßt, die Füße klebten fast an dem aufgeweichten Boden fest, dazu war es schwierig den Weg inne zu halten, und mehrmals stolperte der

nungen erblickte. Einsam lag am Ufer des breiten Stroms ein Gehöft. Auf dem Schild über der Thür las man: Sadlitzer Fährkrug. Daneben war eine Bierflasche und ein Glas abgemalt. Die Bewohner schienen noch im tiefen Schlafe zu liegen. Eine eigentümliche Scheu hielt Reinhold ab zu pochen. Er setzte sich unter dem weitvorspringenden Strohdach des Fährkrugs auf eine Bank, um zu warten bis jemand käme. Vor dem Regen war er nun wohl geschützt, aber der Wind pfiff eisig am Hause vorüber, so daß er immer wieder aufstehen und umherlaufen mußte, um in den nassen Kleidern nicht gänzlich zu erstarren. Niemand ließ sich sehen, nicht einmal ein Hund. Unter solchen Umständen ist das Warten eine fast noch mühseligere Arbeit als das Wandern. Alle die trüben Gedanken kamen wieder in Reinholds Seele, die schon halb vergessen worden waren. „Was soll nur noch aus dem allen werden?" so mußte er sich fragen. Und unter mancherlei Antworten kam ihm auch die in den Sinn: Es ist am Ende das allerbeste, ich gebe offen an, was ich gethan habe, dulde die gerechte Strafe und versuche dann ein neues Leben anzufangen. Lange blieb er aber bei diesem Plane nicht haften. Er hatte ja Geld genug in der Tasche, das verführte ihn wieder zu Trotz und Sicherheit. Bin ich nur erst jenseits des Flusses, so meinte er, dann bin ich ziemlich geborgen. Vielleicht kann ich dann auch eine Fahrgelegenheit oder gar die Eisenbahn benutzen, um in weiter Ferne ein Unterkommen zu suchen.

Endlich nach einer Stunde etwa öffnete sich ein Fenster, und ein Mann fragte heraus: „Wer trappelt denn hier herum in diesem Wetter; ist etwas gefällig?"

„Ich möchte gern übergesetzt sein", antwortete Reinhold mit den Zähnen klappernd.

„Na, so sehr eilig wird es doch nicht sein", hieß es zurück, „Ihr seht ja aus wie ein Klappermännchen. Warum lauft Ihr denn nur durch dieses schändliche Wetter? Kommt herein und wärmt Euch, hier drinnen ist's mollig, sage ich Euch."

Reinhold wurde von der freundlichen Einladung gewiß weniger angenehm berührt gewesen sein, als es der Fall war, wenn er hätte hören können was gleich darauf in der Stube gesprochen wurde.

„Du August", sagte der Mann, nachdem er das Fenster geschlossen hatte, zu einem wenig jüngeren, der auf der Ofenbank saß, „da draußen steht der Spitzbube, den die Polizei gestern suchte. Paß auf, er geht hier in die Falle, und ich verdiene fünf Thaler."

„Halbpart! wenn's wahr ist", sagte der andere, nach der Ähnlichkeit als der Bruder des ersteren erkennbar, „ich will Dir auch helfen den Fisch festhalten."

„Gut! dann mußt Du ihn aber auch nach der Stadt bringen und an die Polizei abliefern."

„Bei solchem Wetter?" fragte der Jüngere lustig. „Nein Bruder, da thue ich keinen Schritt, der nicht sein muß. In einer halben Stunde kommt die Post vorbei, da geben wir einen Brief an den Herrn Polizeikommissarius mit und bitten um gefällige Abholung des Bösewichts. Ei, er wird die Polizisten schön anfausen, wenn er erfährt, daß derselbe hier im Fährkruge sitzt, und sie haben ihn gestern nicht gefunden. Ich wette, sie sind schon zur Kaffeestunde nachmittags hier, um den Burschen zu holen. Nun? ist der Rat nicht dritthalb Thaler wert?"

„Du bist wirklich ein Schlaukopf, August", sagte der andere, „es ist gut so, schreibe den Brief, das geht Dir besser von der Hand als mir."

Damit ging er zur Thür hinaus, um Reinhold hereinzuholen, während August sich die kurze Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder anzündete und sodann in größter Gemütsruhe den eintretenden Fremdling begrüßte, der wirklich ahnungslos über das ihm Drohende in die Falle ging.

„Franz", sagte er darauf zu dem älteren Bruder, „gieb doch dem jungen Menschen Vaters Schlafpelz heraus, damit er sich wenigstens den Rock trocknen kann."

„Da hast Du schon wieder recht; an was Du nicht alles denkst!" verwunderte sich dieser und that nach der Weisung. „So, nun setzt Euch an den Ofen, daß Ihr warm werdet", sagte er hierauf zu Reinhold.

Diesen durchzog die doppelte Wärme des großen Pelzes und des Ofens wie neues Leben, und als nun gar die Magd eine große Kanne dampfenden Kaffees hereinbrachte und er eingeladen wurde zuzulangen und auch ein Butterbrot zu essen, ließ er sich weder lange nötigen, noch dachte er vorerst an baldiges Aufbrechen. Inzwischen hatte August kurz und bündig auf dem Fensterbrett einen Brief geschrieben, zugesiegelt und adressiert. Als der Postwagen vorüberfuhr, klemmte er das Schreiben nebst einer Cigarre in den Spalt eines langen Stockes, den er kurz zuvor aus der Ecke genommen und mit dem Taschenmesser dazu vorgerichtet hatte. So langte er beides durch das Fenster dem Postillon hin, der es lachend abnahm und ohne anzuhalten weiter fuhr.

„Es geht doch nichts über die Bequemlichkeit!" sagte der ältere Bruder heiter. „Ich glaube, Du erfindest am Ende noch eine Vorrichtung, um die Fähre von der Stube aus in Bewegung zu setzen."

„Ei, das möchte Dir vielleicht auch gefallen und wäre so übel nicht, aber heute müssen wir schon noch hinaus, da kommt ein Wagen, der hinüber will." Nach diesen Worten ging er hinaus, und der andere folgte ihm, als er sah, daß Reinhold es sich in der Ofenecke bequem machte.

Diesem wurde es in der That immer behaglicher, das komische Wesen der beiden Brüder belustigte ihn, und da sie ihn nicht mit unbequemen Fragen behelligten, so beschloß er wenigstens bis zu Mittag zu bleiben, um sich erst völlig von den Strapazen der letzten Nacht zu erholen, vielleicht auch Erkundigungen über den weiteren Weg einzuziehen, ehe er ihn fortsetzte.

Die Fährleute gingen ab und zu, denn trotz des schlimmen Wetters kamen Wanderer und Fuhrwerke von hüben und drüben, welche Überfahrt begehrten. Nachdem Mittagbrot gegessen worden war, fragte Reinhold was er schuldig sei, und machte Anstalten zum Aufbruch. Der jüngere Fährmann aber fühlte den am Ofen hängenden Rock an und sagte in größter Ruhe: „Der Rock ist noch nicht trocken, wartet nur noch ein Stündchen, bis dahin hellt sich auch das Wetter auf. Ihr wolltet doch nach Gustenberg, dahin könnt Ihr bequem in zwei Stunden kommen, und vor Abend geht der Eisenbahnzug nicht ab."

Reinhold wußte zwar von der Lage und Entfernung der Station Gustenberg nichts und hatte darum auch nicht gesagt, daß er dorthin wolle, aber die Nachricht, welche er ohne fragen zu müssen erhalten hatte, war ihm so wichtig, daß er nicht weiter nachdachte. Der ältere Fährmann aber machte mit einem kurzen Ruck das Fenster auf und fuhr mit dem Kopf hinaus, anscheinend um nach dem Wetter zu sehen, in der That aber um ein krampfhaftes Lachen zu verbergen, welches ihn befiel.

Sorglos und gutes Mutes setzte sich Reinhold wieder in die Ecke, und es dauerte nicht lange, so war er fest eingeschlafen.

Etliche Stunden mochten vergangen sein, als die beiden Polizeibeamten in großer Eile mit einem leichten Einspänner ankamen. August war nicht wenig befriedigt darüber, daß seine Voraussagung so sicher in Erfüllung gegangen war, und er konnte es nicht unterlassen die ohnehin nicht in freundlichster Stimmung befindlichen Beamten wegen ihres gestrigen Mißerfolges zu necken.

Reinhold konnte sich zuerst gar nicht fassen und besinnen, als ihn die Polizeidiener aus dem Schlafe rüttelten und ihm ins Ohr schrieen: „Aufgewacht! Halunke, jetzt hat der Spaß ein Ende, man wird dir's anstreichen, daß du die Polizei an der Nase herumziehen willst. Warte nur, du diebische Bestie!"

Ehe er es sich versah, waren ihm mittelst eines kleinen eisernen Apparats die Hände auf dem Rücken kreuzweis zusammengeschlossen, so daß er die Arme kaum bewegen konnte.

„So, nun vorwärts auf den Wagen hinauf!" hieß es weiter in demselben brutalen Tone. „Eigentlich müßtest du Schlingel an den Pferdeschwanz gebunden werden, anstatt zu fahren. Da hinten in den Wagen setze dich! Du siehst doch, daß vorn auf dem Sitze kein Platz mehr ist!"

Der Gefangene that mechanisch und mühsam was ihm geheißen wurde. Bei dem schnellen Wechsel von Hitze und Frost, da man ihn so plötzlich aus dem warmen Pelz herausgerissen und zur Stube hinaus ins Freie gestoßen hatte, schauerte er heftig zusammen, daß die Zähne hörbar klappten

Franz, der ältere Fährmann, schrie darüber die Polizeibeamten ganz ärgerlich an: „So können Sie doch den Burschen nicht transportieren, er kommt ja unterwegs um!"

„Ach, Sie glauben nicht was diese Sorte aushalten kann!" erwiderte der Beamte, in größter Gelassenheit sich in seinen Mantel hüllend.

Der Fährmann war ins Haus gegangen, aus welchem er gleich darauf mit zwei großen Pferdedecken zurückkehrte. Auf das Hinterrad des Wagens tretend wickelte er den Gefangenen sorglich in dieselben ein.

„Ich werde mir die Decken mitnehmen, wenn ich zur Stadt komme, der Herr Kommissarius wird sie mir schon aufheben lassen, Sie sagen es ihm wohl."

Die Beamten sagten nichts; Franz sprang vom Wagen herunter, der sich ziemlich eilig in Bewegung setzte.

„Heda, heda!" tönte es auf einmal hinter ihnen her. „Wollen Sie denn den schönen blauen Rock hier lassen?"

Da stand August am Fenster und ließ den Rock, welchen er an den uns schon bekannten langen Stock gehängt hatte, im Winde baumeln.

„Alle Wetter!" fluchte der jüngere der beiden Polizeidiener los, „was man um solch einen Schlingel für Umstände hat!"

„Holen Sie den Rock nur, denn umlenken können wir doch in diesem Hohlwege nicht", bedeutete ihn der andere. „Der Kommissarius würde uns schön anwettern, wenn wir den Lappen vergessen hätten; die Mütze und die Uhr habe ich schon." Es blieb wirklich nichts übrig, der Beamte mußte vom Wagen hinunter und den Rock holen, welchen ihm August lächelnd entgegenhielt. Dann fuhr der Wagen fort. —

Der Gefangene hatte Zeit genug sich von seiner Überraschung zu erholen und seine Gedanken zu sammeln. Dieselben waren aber nicht gerade freundliche, denn weder seine jetzige Lage, noch das was ihm bevorstand sah erfreulich aus. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber der Herbstwind strich fast noch eisiger als zuvor über das Land hin und schüttelte nicht nur das gelbe Laub, sondern auch schwere Tropfen von den Bäumen, welche den Weg einsäumten. Es war ein Glück, daß Reinhold die Pferdedecken um sich hatte, sonst wäre er schwerlich ohne Schaden für seine Gesundheit davongekommen trotz der sorglosen Meinung, welche die Beamten darüber ausgesprochen hatten. Wie ein Kalb im Schlächterwagen lag der Gefangene hinter denselben. Mit Mühe hatte er sich so zurechtgerückt, daß er wenigstens eine halb sitzende Lage hatte, aber den harten Stößen des Fuhrwerks auf dem holprigen Landwege konnte er nicht entgehen. Er war froh, als endlich die Chaussee erreicht wurde und diese Pein wenigstens einigermaßen aufhörte. So groß sein Grauen vor dem Gefängnis gewesen war, jetzt wär es seine größte Sehnsucht endlich in demselben zur Ruhe zu kommen. Da sie ihn ruhig hinter sich liegen oder sitzen sahen, bekümmerten sich die Polizeidiener nicht weiter um ihn. Als sie durch das Kämmereidorf fuhren, wies der ältere

bleiben, und stockdunkel ist's auch schon, wir wollen lieber machen, daß wir nach Hause kommen", meinte er.

„Das ist mir nun gleichgültig, was Sie wollen", brummte der erstere, „ich habe heute Nachtdienst, muß also doch im Gange bleiben. Die Maschine will geölt sein, namentlich bei solchem Wetter." Damit sprang er vom Wagen, der bereits anhielt, während der Angeredete sich wenigstens bequemer auf seinem Sitze zurechtrückte.

„Ei schönen guten Abend, Herr Wachtmeister!" hieß es drinnen in der von Menschen und Tabaksqualm angefüllten Wirtsstube von allen Seiten, „woher kommen Sie denn noch so spät?"

„Brrre!" schüttelte sich der Wachtmeister, „ist das eine Kälte! geschwind, Herr Wirt, etwas Warmes in den Magen, Sie wissen doch? von dem Grünen."

Der Wirt schien allerdings schon gewußt zu haben, denn er hatte bereits die betreffende Flasche in der Hand und füllte von dem grünen Inhalt ein Spitzglas, welches sofort geleert wurde. Nach dieser Stärkung wurde es dem Beamten behaglich, und er begann auf die mancherlei Fragen nicht nur, sondern auch auf das Zutrinken nach allen Seiten hin Bescheid zu thun. Viel klüger wurden die Kruggäste freilich dadurch auch nicht, höchstens wuchs ihr Respekt vor der großen Umsicht und Thatkraft, welche von ihm nach den Worten des Wachtmeisters bei der Entdeckung und Verhaftung eines so überaus gefährlichen Verbrechers entwickelt worden war. Die Minuten verrannen darüber, und die Peitsche des Fuhrmanns draußen klatschte immer lauter und ungeduldiger. Endlich schien es als fahre der Wagen davon.

„Blitz und Hagel! entschuldigen Sie, meine Herren", fuhr der Wachtmeister in die Höhe, „ein Polizeimann darf sich keine Erholung gönnen. Herr Wirt, noch einen Grünen! Brrre! Der wärmt gut, in der Stadt bekommt man ihn gar nicht so. Was bin ich schuldig?"

„O bitte recht sehr, ist mir eine Freude!" sagte der Wirt, indem er das Glas nochmals füllte. Der Wachtmeister hatte es sicher nicht anders erwartet, denn er machte nicht die geringste Bewegung nach seiner Tasche zu, vielmehr hatte er sofort das Glas geleert und ein kräftiges: „Brrre! vortrefflich!" hinzugefugt.

„Guten Abend, meine Herren!" — „Guten Abend, guten Abend, Herr Wachtmeister!" klang es von allen Seiten dem Hinauseilenden nach. Draußen stand der Wagen in einiger Entfernung vom Kruge still. Trotz des nicht geringen Quantums von Schnaps, welchen er in der Viertelstunde zu sich genommen, stieg der ältliche Mann sicher und ohne Schwanken hinauf und gab Befehl zum Weiterfahren

„Hören Sie", sagte er darauf zu seinem Genossen, „hat der Krüger einen Pomeranzen! der wärmt bis in die Zehen."

Dieser aber schien über das lange Warten verstimmt zu sein, denn er antwortete ziemlich kurz: „Nichts als Saufen! ich mache mir nichts daraus."

„Wird sich schon finden", beruhigte der andere, „wie wollen Sie dann den Nachtdienst aushalten? Ohne einen tüchtigen Schnaps kein einziges Jahr, das versichere ich Ihnen."

Der andere erwiderte nichts, und der Wachtmeister schien auch mit seiner Weisheit zu Ende zu sein. Der Wagen war inzwischen auf die glatte Chaussee gekommen. Reinhold seufzte hörbar auf, teils in dem wohlthuenden Gefühl, daß nun der schlimmste Teil der Fahrt überstanden sei, teils aber auch in großer Bangigkeit vor dem was nun sein weiteres Los sein werde. Endlich rasselten die Räder über das Straßenpflaster, und nach einiger Zeit wurde vor einem großen Thorweg angehalten, in welchen der Wagen einfuhr. Der Gefängniswärter leuchtete mit einer Laterne, während der Polizeidiener dem

Buntes Allerlei.

“Look out!”

(Zu unserem Bilde auf Seite 81.)

Wohl duftet der Fischgeruch der Krabbe dem Kätzchen in die Nase' Aber die drohend gehobenen Scheren mahnen zur Vorsicht. Auch dem Kätzchen, welches von hoher Stellung auf den einladend duftenden Inhalt des Korbes schaut, rufen die nach allen Seiten gerichteten lebendigen Kneifzangen ein energisches: „Rühr' mich nicht an!“ zu. Wird die Lüsternheit oder die Vorsicht den Sieg davontragen? Das mag der freundliche Leser selbst entscheiden. –

Der Handschuh.

(Zu unserem Bilde auf Seite 80.)

Wer von unsern geneigten Lesern in seiner Jugend je die Bänke eines deutschländischen Gymnasiums gedrückt hat, der erinnert sich auch noch der „Deklamierstunden“ in den unteren Klassen, in denen namentlich die Schillerschen Balladen herhalten mußten. Denn so wenig begreiflich das einem in reiferen Jahren auch sein mag Thatsache ist's doch, daß Schillers „Bürgschaft“, „der Gang zum Eisenhammer“, „der Taucher“ „die Kraniche des Ibikus“, und vor allem auch „der Handschuh“ jedes Quartaner- und Tertianerherz höher schlagen machen. So war es wenigstens in jener allerdings schon längst entschwundenen Zeit, da Schreiber dieses noch Deklamierübungen in der Schule machte. Er weiß sich noch ganz genau zu erinnern, wie die ganze Klasse einer nach dem andern mit wahrem Hochgenuß in schwellendem Brustton mit den nötigen Perpendikelbewegungen der Arme vorzutragen begann:

> Vor seinem Löwengarten,
> Das Kampfspiel zu erwarten,
> Saß König Franz
> Und um ihn die Großen der Krone,
> Und rings auf hohem Balkone
> Die Damen im schönen Kranz.

Ein vielversprechender Anfang! Und wie romantisch, wie schauerlich schön die Fortsetzung!

> Und herum im Kreis,
> Von Mordsucht heiß,
> Lagern sich die greulichen Katzen —

ist das nicht erhaben packend, tiefpoetisch? O Schiller, biederer Dichterfürst, das Herz hätte dir im Leibe gelacht, hättest du sehen und hören können, mit welch ehrlicher Begeisterung wir Jungens deine — Phrasen zum Vortrag brachten! Hättest du sehen können, mit welch zierlichem und doch kühnen Schwunge wir „Fräulein Kunigund'“ imitierten, als sie ihren Handschuh

> Zwischen den Tiger und den Leu'n
> Mitten hinein

warf! Wie spöttisch wir „Ritter Delorges“ aufforderten den Handschuh aufzuheben! Wie wir den Ritter „in schnellem Lauf“ in den „furchtbaren Zwinger“ hinabsteigen und ihn „mit keckem Finger“ den Handschuh aufheben ließen! Wie wir dann mit Grabesstimme sprachen:

> Und mit Entsetzen und mit Grauen
> Sehen's die Ritter und Edelfrauen!

Und wie es uns endlich mit hoher Genugthuung erfüllte, daß der galante Ritter Fräulein Kunigunden den „Handschuh ins Gesicht“ warf und sie „zur selben Stunde“ verließ! Das stimmte ganz genau mit der souveränen Verachtung, mit welcher wir dreizehnjährigen Jungens schon so wie so auf das schwächere Geschlecht herabsahen. Ritter Delorges galt uns fortan als das Ideal eines Mannes, während wir Fräulein Kunigunde für die Repräsentantin sämtlicher Schulmädchen und Backfische ansahen. Ja, es war sehr schön, sehr erhaben und sehr poetisch

Nun, geneigter Leser, von dergleichen „Jugendeseleien“ sind wir, du und ich, ja längst kuriert. Aber vielleicht gewinnt dir der Anblick unsers Bildes in Erinnerung an dieselben doch ein stilles Lächeln ab, und du denkst mit dem Schreiber dieses: Es war doch eine schöne Zeit, die Zeit der fröhlichen, ehrlichen, goldenen Jugend! **K.**

Ein verdienstvoller englischer Gelehrter, Prof. Flower, hielt unlängst einen Vortrag über die „menschlichen Verstümmelungen durch Mode und Gewohnheit“, worin er über unsere gegenwärtige Fußbekleidung folgendes sagte: „Nach meinen persönlichen Beobachtungen einer großen Anzahl Füße von Personen jeden Alters und jeder Gesellschaftsklasse, nehme ich keinen Anstand zu behaupten, daß man nur wenige Menschen treffen wird, deren Füße nicht mehr oder weniger durch den zusammenpressenden Einfluß unseres Schuhzeugs gelitten haben. Man nehme sich nur einmal die Mühe, zu erforschen, wie ein Fuß aussehen sollte. Wegen der äußeren Form betrachte man die wunderbare Beweglichkeit der weitspreizenden Zehen eines Kindes; man bedenke die zahlreichen Knochen, Gelenke und Bänder, die große Zehe mit sieben besonderen Muskeln, um derselben die Freiheit der Bewegung zu verleihen, welche sie besitzen sollte — und dann betrachte manchen Fuß, welch ein miserables, erstarrtes, verrenktes Ding derselbe geworden ist. Die Zehen sind alle gequetscht und eine an der anderen plattgedrückt, die große Zehe nicht länger, in ihrer normalen Lage aber nach auswärts gewandt, an die anderen pressend; die Gelenke sämtlich steif, die Muskel erstarrt und kraftlos, die schön geformten Bogen gebrochen, alles was schön und ausgezeichnet am menschlichen Fuße ist zerstört, ganz abgesehen von — Hühneraugen, Leichdornen, eingewachsenen Nägeln u. s. w. Die Ursache aller dieser Uebel wird ersichtlich, wenn man die Form der natürlichen Füße mit den Leisten, welche der Schuhmacher zur Herstellung der Fußbekleidung benutzt, vergleicht.“

Der Gebrauch der Schirme, sowohl Regen- als Sonnenschirme, findet sich seit fünfzehnhundert Jahren in China und wird schon in Büchern aus jener Zeit erwähnt. Der berühmte Reisende Layard entdeckte in den Ruinen Niniveh's das erste Basrelief, auf dem ein König mit einem Schirm dargestellt ist. Auch in Indien ist der Gebrauch dieses Schutzdaches auf frühe Jahrhunderte zurückzuführen; es wurde dort stets als Abzeichen königlicher Würde betrachtet. In Burmah richtet sich die Größe des Schirmes nach der Rangstufe des Prinzen, und es gehören schon sehr kräftige Männer dazu, den Schirm über dem Haupte des ersten Prinzen zu halten. Der König selbst führt u. a. den Titel: „Herr des weißen Elefanten und Besitzer von vierundzwanzig Schirmen“, wie in der Türkei die Paschas und Veziere ihre Rangstufe durch die Zahl der Roßschweife, oder in Rußland die Offizierschargen die ihrige durch die Zahl der Orden markieren. Der Kaiser von China macht es noch großartiger; selbst auf der Jagd werden ihm vierundzwanzig Regenschirme, die von Seide oder lackiertem, bunt bemaltem Papier gefertigt sind, vorausgetragen, wie im alten Rom die Fasces den Konsuln, Prätoren und Diktatoren in der jedem zukommenden Anzahl. Die Einführung des Regenschirmes in Europa ist noch gar nicht so alt. John Hanway, der Gründer des Londoner Hospitals, war der erste Europäer, der 1756 den Mut besaß, mit einem Regenschirm über die Straße zu gehen. Volle dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, trug er ihn und hatte die Freude, schon nach einigen Wochen des Gebrauches sich nicht mehr vom Pöbel deshalb belästigt zu sehen.

Humbug. Ein Bettler stand an einer exponierten Stelle der Promenade mit einem Schilde auf der Brust, welches die Worte enthielt: „Bitte, eine Gabe für einen armen Blinden!“ Ein Herr, der an ihn herantrat, sagte: „Aber Mensch, Ihr seid ja gar nicht blind.“ — „Ach, entschuldigen Sie“, erwiderte der Bettler stutzend, „da habe ich das falsche Täfelchen vorgehängt — ich kann nicht lesen. Nein, blind bin ich nicht, aber taubstumm.“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo. zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Die Abendschule.

Ein illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben von Louis Lange Pub. Co.

Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 11. Oktober 1883. Nummer 7.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (6. Fortsetzung.)

„So lebten wir denn wieder im ersten Winter nach unserer Rückkehr in London, brachten aber den folgenden Sommer und Herbst — und das geschah späterhin alle Jahre — mit unseren Kindern und deren Erziehern in Margate zu, wo wir ein glückliches und durchaus harmloses Familienleben führten.

„Lassen Sie mich jetzt aber weniger von mir als von meinen Kindern reden, denn diesen schlug von jeher mein ganzes Herz entgegen, und noch mehr, als ich nach zehn Jahren glücklicher Ehe das Unglück hatte meinen Mann durch einen Unfall zu verlieren, der ihn auf einer Jagd bei einem benachbarten Freunde ereilte, indem er einen Sturz mit dem Pferde that, wobei er fast augenblicklich das Leben verlor.

„Ich hatte", fuhr Mrs. Duncan nach kurzer Pause fort, „nur einen Sohn und eine Tochter, und von der letzteren will ich zuerst reden. Doch brauche ich ja über sie nur wenige Worte zu sagen, denn Sie kennen ja meine Lucy. Sie war von Kindheit an ein heiteres frisches Mädchen, gab sich ohne allen Zwang stets den harmlosen Genüssen ihrer Jugend hin, und lernte gern und rasch was ihre Lehrer und ich sie zu lehren verstanden. Sie war und blieb offen und natürlich, verursachte


Burg Rheinstein. (Siehe Seite 112.)

an, um so mehr, da sie sah, wie ich um ihren so früh verstorbenen Vater von ganzem Herzen trauerte. Ihrem viel ernsteren Bruder war sie von ganzem Herzen ergeben, und wenn er mir einmal durch seine besondere Gemütsart Kummer verursachte, stand sie stets als vermittelnde Persönlichkeit zwischen uns und trug dazu bei mich immer wieder mit neuer Hoffnung für seine Zukunft zu erfüllen.

„Ach, lieber Herr Doktor, ja, dieser Sohn bereitete mir schon in seiner Kindheit oft manche Sorge, nicht etwa durch Leichtsinn, durch jugendlichen Übermut oder einen sonstigen, einem Knaben anhaftenden Fehler, sondern ganz allein durch sein eigentümlich geartetes, reizbares und empfindsames Wesen, und es kam mir oft so vor, als wäre schon von Jugend an ein Krankheitskeim in ihm vorhanden, der, wenn er sich einmal zur Blüte entwickeln sollte, ihn und uns alle sehr unglücklich machen würde.

„Doch, ich will ihn Ihnen, so gut das eine Mutter kann, zu schildern versuchen, und wenn ich Ihnen auch nur die äußeren Umrisse seines Wesens zeichne, so werden Sie als Arzt und Menschenkenner doch gewiß bald tiefer in dasselbe blicken und mir zugestehen müssen, daß ich mit vollem Recht

wohlgeartetes, folgsames, fleißiges und lernbegieriges Kind war und mir als solches bis zu seinem zwölften Jahre nur Freude bereitete.

„Doch flößte mir von jeher sein reizbares Temperament und sein weiches, allen äußeren Eindrücken nur allzu leicht unterliegendes Gemüt Sorge ein, eine Reizbarkeit, ein augenblicklich sich hingebendes und fast aller Selbstbeherrschung bares Gemüt, das sich oft bis zu einer krankhaften Nervosität steigerte, die mich nicht ohne Grund um seinen Verstand fürchten ließ. Es war keineswegs Jähzorn oder aufwallende Heftigkeit, was ihn in stürmische Konflikte mit anderen Menschen riß, vielmehr war es eine Charakterschwäche, die sich von den ihn umringenden Schwierigkeiten auf der Stelle einschüchtern ließ und ihn unfähig zum Ertragen eines Schmerzes machte. Bei solchen ihn nur im geringsten berührenden Anlässen verlor er stets seine männliche Fassung, er gab sich ganz und gar seinen — ich kann es nicht anders nennen — krankhaften Einbildungen hin und überließ sich ohne Widerstand dem über ihn hereinbrechenden Strome. Dabei traute er sich nie die Kraft zu, einem schwierigen Unternehmen gewachsen zu sein, er sank gleich in eine Art Erschlaffung hin, aus der ihn nichts zu reißen vermochte, und wenn man ihn doch gewaltsam seinem starren Brüten entziehen wollte, schmolz er in Weichheit und Wehmut hin. Trotz dieses seines seltsamen Wesens besaß er aber viele Freunde, die ihn liebten wie einen Bruder, um so mehr, als sie sahen, daß er ein ganz anderer gewesen wäre, wenn er sich nur energisch hätte aufraffen wollen.

„Ach", fuhr Mrs. Duncan nach kurzem Nachdenken fort, „diese nervöse Reizbarkeit, diesen Mangel an der Entwickelung seiner geistigen Widerstandskraft hat er vielleicht von mir selbst geerbt, denn auch ich habe diese Fehler in verschiedenen Lebenslagen nur zu häufig offenbart, ich habe es nie verstanden den richtigen Moment zu ergreifen, um zu einem vorgesteckten Ziele zu gelangen, und so darf ich also über mein eigenes Kind um so weniger streng zu Gericht sitzen. Im übrigen war er mir ja immer ein folgsamer und braver Sohn, in der Schule des Lernens sowohl wie des Lebens ein strebsamer und auch frommer Mensch, und so hat er gewiß nicht mutwillig das traurige Schicksal herbeigeführt, welchem er so früh zur Beute gefallen ist.

„Er hatte von Jugend auf eine besondere Liebhaberei für die See und alles, was sich auf derselben ereignet und auf dieselbe bezieht, und so wollte er durchaus Seemann werden, wozu ich auch gern meine Einwilligung gab, da wir Engländer ja sämtlich geborene Seeleute und darin nichts Gefahrvolleres zu sehen gewohnt sind, als was auch jedem auf dem Lande Lebenden und Wirkenden begegnen kann. So gelang es mir denn, deren Mann selbst in der Königlichen Marine gedient, auch meinen Harry in dieselbe zu bringen, und nachdem er seine Examina glänzend bestanden, trat er als Kadett auf einem Kriegsschiff Ihrer Majestät ein.

„Schon als kaum erwachsener Jüngling machte er weite Reisen und verschiedene militärische Expeditionen mit, aus denen er immer mit Auszeichnung hervorging, so daß ein schnelles Avancement ihm gewiß war, was sich auch bewahrheitet hat. So hatte er zuletzt noch einmal eine Reise nach Japan unternommen und kam, mit Ehren überhäuft, vor zwei Jahren zu mir nach Margate zurück, wo er mir mit triumphierender Miene verkündete, daß er erster Leutnant auf einem Kriegsschiffe Ihrer Majestät geworden sei.

„Doch nun bin ich zu dem Zeitpunkt gelangt, von dem an eine neue Epoche unseres Familienlebens datiert, und ich muß notwendig von einer Person sprechen, die Sie lebhafter interessieren wird, da Sie sie ja kennen. Mit einem Wort, es ist Mary Markham, um die es sich hier handelt und die wider alle Erwartung eine bedeutende Rolle in der endlichen Entwickelung des Schicksals meines Sohnes spielen sollte.

„Mein Vater hatte einen aus einer Seitenlinie seiner Familie stammenden Vetter, der wie wir Markham hieß, sehr begütert, aber schon früh nach den südlichen Staaten von Nordamerika ausgewandert war. Ich selbst hatte diesen Vetter nie mit Augen gesehen, aber mein Vater sprach stets mit großer Achtung und Liebe von ihm, und wir standen mit ihm und seinem einzigen Sohne in unausgesetzter brieflicher Verbindung. Dieser Sohn hatte sich nach dem Tode seines Vaters, schon in vorgerückten Jahren, und er mochte nur wenig jünger als ich sein, mit der Tochter eines aus Mexiko eingewanderten Spaniers verheiratet, und aus dieser Ehe ist Mary Markham entsprossen, die ich meine Nichte nenne, obgleich sie durchaus nicht in so nahem Verwandtschaftsgrade mit mir steht. Mr. Markham, ihr Vater, starb vor etwa drei Jahren und hinterließ als einzige Erbin seines sehr großen Vermögens diese Mary, und da ihr Vormund in St. Louis, wo sie zuletzt lebten, wußte, in welcher freundschaftlichen Verbindung deren Vater mit mir gestanden, so schrieb er an mich und legte mir die Frage vor, ob ich vielleicht geneigt sei, das verwaiste Mädchen zu mir zu nehmen, das in St. Louis gar keine Verwandten und ebenso wenig in Mexiko besaß. Natürlich erklärte ich mich bereit dazu, und der Vormund selbst brachte mir aus St. Louis Mary Markham herüber, mit ihr Ned und Nelly, die also mehr Marys als meine Diener sind. Ihr ganzes Vermögen war durch ihren redlichen Vormund schon lange zu Gelde gemacht, das er jetzt in der Londoner Bank sicher anlegte, und welches, wie ich nun erst genauer erfuhr, so bedeutend war, daß sie es selbst unter den glänzendsten Verhältnissen nicht verzehren konnte. So zog Mary Markham also als große Erbin in mein Haus nach Margate und lebte schon ein Vierteljahr bei mir und Lucy in den glücklichsten Verhältnissen, als gerade Harry von seiner letzten Seereise zurückkam, um seinen ihm nach so langer Abwesenheit von der Heimat erteilten Urlaub bei mir in aller Ruhe zu verleben.

„Mary war nur ein Jahr jünger als meine Lucy, und beide Mädchen verband schon in kurzer Zeit ein inniges Freundschaftsband, das glücklicherweise bis auf den heutigen Tag gedauert hat, trotzdem bald etwas Bedeutsames vorfiel, welches diese Freundschaft zu stören wohl geeignet gewesen wäre. Sie war von liebenswürdigem und heiterm Wesen, ließ aber ihre eigentliche Herzensgesinnung und das was sie in der Tiefe ihrer Seele bewegte selten an die Oberfläche treten, so daß sie oft den Schein der Gleichgültigkeit, Teilnahmlosigkeit, ja Lieblosigkeit erweckte. Sie wollte mit einem Wort erkannt sein, ohne sich die Mühe zu geben richtig erkannt zu werden, und setzte bei jedermann voraus, daß er ihr innerstes Wesen ergründet haben müsse, wenn er mit ihr in nähere Berührung trat.

„Nun, das war ja freilich ein schwerer Fehler, aber sie hat ihn auch schwer büßen müssen und Strafe genug dafür erlitten, und die Reue, die sie empfindet, wird so lange dauern, als sie am Leben ist." —

Mrs. Duncan seufzte bei diesen Worten schwer auf und trocknete sich mit ihrem Tuch die Thränen aus den Augen, die in schweren Tropfen über ihre Wangen rollten. Dann aber sich sammelnd und sich fast mit Gewalt zum weiteren Sprechen zwingend, fuhr sie mit noch weicherer Stimme als vorher zu reden fort und sagte:

„Ach ja! Mary Markham also war bei uns eingetroffen und lebte harmlos und glücklich mit uns, und als sie vernahm, daß Harry nach einigen Monaten bei uns erscheinen würde, den sie bis jetzt nur aus unseren Schilderungen kannte, freute sie sich mit uns über unser Glück und sah den so sehnlich Erwarteten mit unverhohlenem Frohlocken nahen. Ach, kaum aber war er in unsere Mitte getreten, so sank sie wie in sich selbst zusammen und wurde so still und ernst, wie wir sie nie zuvor gesehen. Ich konnte mir anfangs die auffällige Wandlung des bisher so

munteren Mädchens gar nicht erklären, bis ich erst später zu meiner größten Freude erfuhr, daß Harry vom ersten Augenblick an einen sehr tiefen und bedeutsamen Eindruck auf sie gemacht habe. An Harry dagegen bemerkte ich gerade das Gegenteil wie an Mary. Sein sonst immer so erustes und gemessenes Wesen und seine düstere Miene waren wie weggeweht und es war, seitdem er in unserm Familienkreise lebte, eine Heiterkeit und Freudigkeit bei ihm eingekehrt, die mich fast in Erstaunen setzte, da bisher nie ein weibliches Wesen einen so starken Eindruck auf ihn gemacht. Daß aber Mary allein es war, die ihn so heiter und glücklich stimmte, erfuhr ich sehr bald aus seinem eigenen Munde, und ich war über dieses zwischen den beiden allmählich aufkeimende Verhältnis überaus beglückt. Auch wurde die Hoffnung, die ich in dieser Beziehung hegte, gar bald durch genauere Beobachtung meinerseits verstärkt, denn auch Mary fand Harry lieb und gut, sie legte auf unmöglich zu verkennende Weise hundertfältig ihre Neigung für ihn an den Tag, wenn dieselbe sich auch nur in Kleinigkeiten aussprach und dem still vor sich hin lebenden Harry zu allermeist entging.

„Allein sehr bald, nachdem wir kaum die Überzeugung gewonnen, daß beide füreinander geschaffen seien, änderte sich das Verhältnis zwischen ihnen. Mary war nämlich klug und scharfsichtig genug — und freilich war sie durch unsere durchaus der Wahrheit entsprechende Schilderung seines Charakters darauf vorbereitet — die Eigenheiten und Schwächen meines Sohnes zu durchschauen, und diese ihm zuerst abzugewohnen, bevor sie sich ihm näher anschloß, schien ihr die nächste und ihr von sich selbst gestellte Aufgabe zu sein, wobei sie jedoch immer auf eine sanfte Weise verfuhr, so daß Harry, wenn er nicht ganz verblendet gewesen wäre, diese ihre gute Absicht und ihre wahrhafte Neigung selbst in ihrem Widerspruch und ihren gegen ihn gerichteten sanften Ermahnungen hätte erkennen müssen.

„Allein mein Sohn faßte ihre Art und Weise, ihn zu läutern und zu gewinnen, als Kälte und Empfindungslosigkeit gegen seine Person auf, und nun begann allmählich ein innerer Sturm in ihm zu toben, dessen stilles Wüten vielleicht niemand von uns erkannte als ich, und den ich vergebens auf alle Weise zu dämpfen und zu mildern versuchte. Ich sah, wie er sich innerlich Gewalt anthat, diese Liebe zu unterdrücken, und wie er sich dabei förmlich aufzehrte; ich sah, wie Mary ihm und ihrer eigenen Neigung widerstand, um, ihrem Vorsatz getreu, auf ihre Weise zu dem endlichen von ihr beabsichtigten Zweck zu gelangen, und obgleich sie mir oft sagte, daß sie ihn lieben könne, wenn er nur wolle, zeigte sie ihm doch immer seltener und seltener, daß diese Liebe wirklich in ihrem Herzen wohnte.

„So verbitterten sich diese beiden thörichten Menschen einander das Leben und häuften Thorheit auf Thorheit, Sünde auf Sünde, bis endlich das große Unheil hereinbrach, unter dem wir alle jetzt leiden und fast vor Gram zu Grunde gehen."

Mrs. Duncan hielt im Sprechen inne und bedeckte sich das Gesicht mit ihrem Tuch, indem sie laut zu schluchzen begann. Ich, der ich ruhig und aufmerksam bis jetzt zugehört, versuchte sie mit einigen herzlichen Worten zu besänftigen, und bat sie sich zu fassen und mir den Verlauf der Geschichte der beiden sich so seltsam Liebenden getreulich weiter zu berichten, da ich den lebhaftesten Anteil an denselben nähme.

„Nein", rief sie mit einem Mal laut aus und sah mich mit ihrem gramerfüllten Gesicht traurig an, „nein, ich kann Ihnen das Unheil, welches nun so gewaltig über uns hereinbrach, nicht genau, nicht im einzelnen erzählen. Es greift das zu tief in die Gefühle eines Mutterherzens und in die Ehre und den guten Ruf unserer ganzen Familie ein. Lassen Sie mich also kurz sein und mit wenigen Worten zu der schrecklichen Kata-

„Mit einem Wort" — und jetzt begann Mrs. Duncan sehr langsam und jedes Wort vorsichtig abwägend zu sprechen — „es geschah etwas Furchtbares, Entsetzliches, was wir alle im ersten Augenblick gar nicht fassen und begreifen konnten, und — ach, mein Gott! — mein armer lieber, teurer Sohn, der Stolz und die Freude meines Alters, wurde — dadurch gezwungen seine Heimat für immer zu verlassen, und er verließ auch uns, ohne uns einmal ein Wort des Abschieds zugerufen zu haben."

„Wie denn?" fragte ich mit klopfendem Herzen, als sie schon wieder schwieg. „Wie verstehe ich das? Welches furchtbare Ereignis trat denn ein und warum mußte Ihr Sohn so plötzlich seine Heimat, seine Familie verlassen?"

„Nein, nein", rief sie fast atemlos aus, „fragen Sie nicht danach, ich kann, ich darf, ich will es Ihnen nicht sagen, denn das ist meiner Familie Geheimnis allein. Begnügen Sie sich damit, zu wissen und das ist ja die Hauptsache, um die sich alles dreht, wie Sie alsbald erfahren werden, daß mein Sohn — notgedrungen England verließ und kein Mensch uns sagen konnte, wohin er gegangen sei und welches Schicksal ihn nun in der weiten Welt ereilen werde.

„Ja", fuhr sie nach kurzer Pause wieder fort, „er war eines Tages — verschwunden und wir blieben in einer martervollen Lage zurück. Wie und ob wir eigentlich lebten, weiß ich selbst kaum mit Worten zu sagen. In einer Spannung ohnegleichen schwand uns ein Tag nach dem andern hin, denn wir erwarteten jeden Tag eine Nachricht, die uns Kunde von dem Verlorenen brächte, aber ein Tag nach dem andern verstrich und keine Kunde ward meinem gequälten Mutterherzen zu teil.

„Mir, die ich so viele einflußreiche Verbindungen in England hatte, war sogar der Trost versagt — ach, fragen Sie mich nicht nach dem Grunde davon — mich an irgend jemanden zu wenden und nach Harrys Schicksal zu forschen. In diesem — ach! in diesem höchst traurigen Fall war niemand vorhanden, den ich mit Bitten hätte angehen können, mich über das geheimnisvolle Los, welches meinem Sohne zugefallen, im geringsten aufzuklären.

„Wir verbrachten den ganzen nächsten Winter in Margate, denn nach London zu gehen, besaßen wir weder den Mut noch die Lust und die Kraft, und immer hofften wir noch bis zum Juli vorigen Jahres, daß endlich, endlich eine Nachricht von dem Verschollenen bei uns eintreffen würde.

„Ach ja, diese Nachricht traf auch endlich ein, aber, großer Gott, wie lautete sie!"

„Nun", sagte ich in der größten Spannung und richtete meine Augen fest auf die unglückliche Frau, die wieder heftig aufschluchzte und sich gar nicht fassen zu können schien, „wie lautete sie denn? Sagen Sie mir auch das, wie Sie mir schon so vieles gesagt."

Mrs. Duncan griff in die Tasche ihres Kleides, zog ein Notizbuch heraus, öffnete es und nahm ein bedrucktes Blatt hervor, das offenbar der Ausschnitt aus einer englischen Zeitung war. Dies reichte sie mir mit zitternden Händen hin und sagte mit matter ersterbender Stimme:

„Da, lesen Sie! Das ist alles was ich unglückliche Mutter über meinen unglücklichen Sohn erfahren habe."

Meine Hände zitterten auch, und so nahm ich ihr hastig das Blatt aus der Hand, trat an das Fenster und las zu meinem nicht geringen Staunen und Schrecken folgende Zeilen, über denen mit blauem Stift die Worte geschrieben standen: „Times, August 187 . ."

Am gestrigen Tage hat das Berner Oberland, das uns Engländern fast alle Jahre einen oder mehrere Menschen raubt,

gefordert, dessen Schicksal — es liegen Gründe dafür vor — in vielen Kreisen schon längst ein größeres Interesse erregt hat und jetzt durch das traurige Ende dieses Mannes ja wohl die anklagenden Stimmen verstummen machen wird, die sich einst so laut im Vaterlande gegen ihn erhoben.

„Das Unglück hat sich in unmittelbarer Nähe von Interlaken ereignet, aber trotzdem haben wir infolge vieler erschwerender Umstände bis jetzt nur eine sehr oberflächliche Kenntnis davon erlangt. Ein junger Engländer, früher zu großen Hoffnungen, sowohl in Bezug auf seine Angehörigen wie auf seine Person und sein Vaterland, berechtigend, mit Namen Harry Duncan, Offizier in der Marine Ihrer Britischen Majestät, der sich in der Schweiz aufhielt, um einige der höchsten Gipfel zu ersteigen, hat hier plötzlich und unerwartet seinen Tod gefunden. Glücklicherweise kann man diesmal keinem eingeborenen Schweizer, wie es wohl früher schon öfter vorgekommen, die Schuld seines Unglücks beimessen, vielmehr ist dieselbe dem Verunglückten allein zuzuschreiben. Denn anstatt sich, wie es üblich und durch die Notwendigkeit durchaus geboten ist, einem oder mehreren geschickten Fuhrern anzuvertrauen, betrat der junge Wagehals ganz allein seinen gefahrlichen Weg. Aus dem Gasthofe, in welchen er eingekehrt, ohne sich zu nennen und in dem er wahrscheinlich nur zufällig eine Visitenkarte zurückließ, die uns seinen Namen angab, entfernte er sich eines Morgens um drei Uhr, angeblich, um den Weg nach der Wengernalp oder Grindelalp einzuschlagen und von dort aus sein kühnes Unternehmen zu beginnen, nach dessen Gelingen er in das Gasthaus zurückzukehren versprach. Allein er ist auf diesem Wege von niemandem gesehen worden, hat keinen der bezeichneten Punkte erreicht und ist auch nicht in das Gasthaus zurückgekehrt. Da sein Verschwinden alsbald einige Besorgnis erregte, wurde nach einigen Tagen an verschiedenen Punkten nach ihm geforscht und endlich fand man in einer Spalte eines fast unzugänglichen Felsens einen männlichen Leichnam, dessen Kopf leider ganz zerschmettert war und keinen Zug des Gesichts mehr erkennen ließ. Allein in einer Tasche der zerstreut an den Felsen hängenden und zerrissenen Kleidungsstücke fand sich dieselbe Karte vor, die der junge Engländer in jenem Gasthofe zurückgelassen, so daß es unzweifelhaft feststeht, daß er der Verunglückte ist. Von einigen teilnehmenden Leuten wurden seine Überreste in der Nähe des Ortes seines Untergangs bestattet, aber der kurze Bericht aus der Schweiz giebt leider diesen Ort nicht genauer an und wir wissen auch nicht, wer ihm den letzten Liebesdienst erwiesen hat. Möchten doch unsere Landsleute, und je kühner sie sind, um so mehr, an diesem neuen Unglücksfall ein Beispiel nehmen und sich, wenn sie doch einmal so gefährliche Pfade einschlagen wollen und müssen, nur mit den zuverlässigsten Führern versehen, die ja in Menge vorhanden sind, am wenigsten aber sich ihrer eigenen Kraft, ihrer Ausdauer und ihrem Glück vertrauen." —

Wie gesagt, ich las diese traurige Nachricht fast starr vor Schrecken durch, als ich aber die leise weinende alte Frau ansah, die ihren natürlichen Schmerz mit solcher Würde trug, wurde ich von einer tiefen Rührung ergriffen, setzte mich wieder an ihre Seite und, indem ich ihre Hand ergriff, sagte ich:

„O, meine liebe Mrs. Duncan! Ja, jetzt begreife ich Ihren Schmerz und Ihre Trauer vollkommen. Diese Mitteilung muß Ihr Herz wohl gebeugt und Ihre Nerven angegriffen haben. Ach ja, dergleichen Unglücksfälle kommen hier leider alle Jahre vor und namentlich Engländer fallen am häufigsten als die Opfer ihrer Unternehmungslust und ihres Selbstvertrauens. Ach, gewiß, Gott hat Ihnen eine schwere Last auferlegt; aber beugen Sie sich unter Seinen guten und gnädigen Willen; Er legt wohl eine Last auf, aber Er hilft sie auch tragen. Aber sagen Sie mir — hat Ihre Zeitung keine weitere Ausführung Ihres Unfalles gebracht und hat sie nicht gesagt, von welchem Gasthofe aus Ihr Sohn seinen Weg angetreten hat, und an welchem Orte er beerdigt ist? Das scheint mir wichtig zu sein, und Ihnen würde es doch eine große Beruhigung gewähren, wenn Sie an seinem Grabe knieen könnten."

„Gewiß, gewiß, Sir", rief Mrs. Duncan mit gerungenen Händen aus, „das wäre ja sehr beruhigend für mich, für uns alle, aber bis jetzt habe ich diesen Ort auf keine Weise erfahren können. Ebensowenig ist eine zweite Nachricht dieser ersten gefolgt, und das finde ich sehr natürlich, denn das Leben ist reich an ähnlichen Ereignissen und jeder Tag gebiert eine Neuigkeit, die die von gestern vergessen läßt. Wir hätten natürlich am besten gethan, voriges Jahr, als wir diese Zeilen in der Times lasen, sogleich aufzubrechen und die Spuren meines unglücklichen Sohnes zu verfolgen, allein das war geradezu unmöglich. Ich war durch die Unglücksbotschaft, nachdem mein Geist und Körper zugleich durch alles Vorangegangene schon tief genug gebeugt waren, gleichsam wie gelähmt und verfiel in eine typhusartige Krankheit, von der ich mich erst in diesem Frühjahr erholte, und meine Kinder konnten mich nicht verlassen, denn deren bedurfte ich nur zu sehr zu meiner Pflege, und ich wäre auch nicht imstande gewesen, mich auf längere Zeit von ihnen zu trennen, da wir uns durch das neue Unglück ja noch viel näher getreten waren und enger denn je aneinander geschlossen hatten."

„Konnten Sie denn keinen anderen, keinen Freund oder Verwandten zu dieser Forschung aussenden?" unterbrach ich die schon ruhiger werdende Frau.

Sie sah mich eine Weile groß an und in ihrem Auge lag für mich ein etwas was ich nicht näher definieren kann und was mich doch erkennen ließ, daß sie mir bei weitem nicht alles enthüllt was sie zu enthüllen hatte, und das ließen mich auch sogleich ihre nächsten Worte erkennen, die sie fast angstvoll und beklommen hervorbrachte:

„Nein, Sir, nein, das konnten wir leider nicht und — fragen Sie nicht, warum? denn das eben kann ich Ihnen nicht sagen." — Indessen fuhr sie nach einiger Zeit viel ruhiger fort: „Erst vor wenigen Wochen ist es uns möglich gewesen die Reise hierher anzutreten und wir sind bei unseren Forschungen mit der größten Vorsicht und Umsicht zu Werke gegangen. Kaum hier angelangt, sind wir von Ort zu Ort gefahren, haben mit allen Ortsvorständen und Führern gesprochen, um von irgend jemandem die Stelle des Unheils und schließlich die Begräbnisstätte meines Sohnes zu erfahren, allein niemand ist bis jetzt imstande gewesen, uns irgend eine bestimmte Nachricht darüber zu geben, ja niemand will sich des Namens meines Sohnes erinnern, und selbst die Redaktion der Interlakener Zeitung behauptet, nicht die Urhebern jener in der Times enthaltenen Nachricht gewesen zu sein."

„Aber das ist ja merkwürdig!" sagte ich, mehr zu mir selbst als zu der alten Dame sprechend.

„Gewiß", erwiderte sie, „es ist merkwürdig. Doch nun, da Sie alles wissen was Sie zur Erkenntnis unserer augenblicklichen Lage zu wissen brauchen — raten Sie uns. Was kann man jetzt noch thun, um wenigstens die Stelle zu finden, wo mein unglücklicher Sohn begraben liegt?"

Ich war in ein längeres Sinnen versunken und dachte ernstlich nach, was in diesem bedenklichen Falle zu thun. Natürlich konnte man höchstens nur erfahren, wo das Unglück geschehen, an welchem Orte und in welchem Hause Harry Duncan gewohnt, wovon ja der oberflächliche Zeitungsbericht, wie das leider so oft geschieht, nicht die geringste Kunde gab. Daß ich das alles zu ergründen suchen wollte, sagte ich der unglücklichen Frau, und schon damit war sie zufrieden, nur hat sie mich damit zu beeilen, denn sie müsse endlich Gewißheit über das vor ihren Augen liegende Dunkel erhalten.

„Darf ich dies Zeitungsblatt behalten?" fragte ich nur noch. „Ich verspreche es nur zu Ihren Gunsten zu verwenden und jedenfalls werden Sie es aus meinen Händen wieder empfangen."

„Ja, ja, behalten Sie es zu Ihrer Nachforschung, nur sprechen Sie nicht über das eben Gehörte in diesem Hause. Die Beileidsbezeugungen der großen Welt haben immer etwas Lästiges und Peinliches in ihrem Gefolge, und wir möchten hier nicht noch durch andere Teilnehmer an unser Unglück erinnert werden, woran wir schon schwer genug zu tragen haben. Vor allen Dingen jedoch, ich bitte noch einmal darum, beeilen Sie sich in Ihren Nachforschungen."

„Ich werde noch heute und zwar alsbald die geeigneten Schritte dazu thun", entgegnete ich sinnend und überlegte bereits, wie ich die Sache am besten angreifen könnte. Leider konnte ich nicht länger in Interlaken bleiben, um meine Untersuchung persönlich zu beginnen und durchzuführen, allein ich fand bald eine bessere Hilfe, die mir ein noch rascheres Gelingen versprach. Eine übergroße Eile war ja auch gar nicht nötig, denn Harry Duncan war einmal tot, und ob seine Verwandten seine Begräbnisstätte einige Tage früher oder später erfuhren, war im ganzen gleichgültig.

Als ich mit meiner Überlegung so weit gekommen war und Mrs. Duncan noch einmal diese meine Ansicht der Sache entwickelte, hörten wir auf dem Korridor das Rauschen von Damenkleidern und gleich darauf traten Miß Lucy und hinter ihr Miß Mary Markham ins Zimmer, welche letztere ich jetzt mit ganz anderen und noch viel schärferen Augen als früher betrachtete, denn jetzt war mir in ihrem bisher rätselhaften Wesen schon vieles klarer geworden. Offenbar bemerkte sie es auch, aber Miß Lucy, die nur ein ernstes Nachsinnen auf meinem Gesichte wahrzunehmen schien, sagte sogleich:

„Stören wir nicht mehr, Herr Doktor? Sind Sie mit meiner Mutter über den vorliegenden Fall in Ihrer Unterhaltung zu Ende gekommen?"

„Ja", sagte ich und reichte unwillkürlich beiden jungen Mädchen voll herzlichster Teilnahme meine Hände, „wir sind darin zu Ende gekommen, und ich kenne nun den entsetzlichen Unglücksfall, der Sie alle mit Recht so traurig gemacht hat."

Miß Lucy, wie immer auch diesmal zuerst gefaßt und sich am meisten beherrschend, nickte mir mit dankbarem Blick zu; Miß Mary Markham dagegen preßte mit einem so festen Druck meine Hand, daß ich schon daraus ihre leidenschaftliche Natur und die verhaltenen Gefühle ihres Innern erkennen konnte, die schmerzlicher an ihrer Seele reißen mochten, als sie es im Moment auszudrücken imstande war.

„Der Herr Doktor", nahm nun Mrs. Duncan das Wort, „will sogleich Schritte thun, um zu erfahren was wir so lange schon vergeblich suchen."

„O, hätten Sie es mir doch früher gesagt!" rief ich lebhaft aus, „dann könnten wir in unseren Untersuchungen schon weiter vorgerückt sein!"

„Ja, ja, ja!" rief Mary Markham mit gepreßter Stimme und hochaufwogender Brust, „das habe ich schon oft gedacht und auch schon lange der Tante gesagt."

„Nun", nahm ich beruhigend das Wort, „das läßt sich jetzt leider nicht mehr ändern. Hat aber der Erfolg Ihrer Untersuchungen so lange auf sich warten lassen, so können Sie sich auch noch ein paar Wochen länger gedulden; so viel jedoch kann ich Ihnen bestimmt versprechen: Gewißheit verschaffe ich Ihnen, denn ich kenne den geeignetsten Weg die Wahrheit im vorliegenden Fall zu ergründen, und diesen werde ich sofort betreten."

„Gott sei Dank!" riefen beide Mädchen mit lautem Seufzen in einem Atem aus.

„Ja", fuhr ich fort, „und ich will mich lieber sogleich an die Arbeit begeben, denn es ist unterdes spät geworden und meine Zeit ist nur noch kurz gemessen. Und so will ich rasch von Ihnen Abschied nehmen, in der Hoffnung, Sie recht bald dort oben auf dem Berge wiederzusehen. So leben Sie also wohl und haben Sie Dank für Ihr Vertrauen und Ihre freundschaftliche Gesinnung gegen mich. Gott sei mit Ihnen!"

Die drei Frauen umringten mich und drückten mir liebevoll und herzlich die Hände, indem sie der Reihe nach jede auf ihre Weise sich dahin äußerten, daß die dankbare Gesinnung auf ihrer Seite sei und daß sie sich glücklich schätzten, in der Fremde auf einen so ergebenen Freund gestoßen zu sein. Gleich darauf hatte ich sie verlassen und befand mich bald in meinem Zimmer allein. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Detroit.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule.

I.

Der Kolonialkrieg. — Fort Detroit. — Unzufriedenheit der Indianer — Pontiac und seine Pläne. — Die Verschwörung. — Unheimliches Treiben in den Wäldern. — Die Gefahr.

Es war im Jahre 1762. Der siebenjährige Krieg zwischen England und Frankreich war beendigt. Aus den europäischen Gewässern hatte sich derselbe auch nach Nordamerika verpflanzt. Hier waren die Franzosen von Westen vorgedrungen, während sich die englischen Kolonisten nach dem Inneren des Kontinents auszubreiten suchten. Das Stromgebiet des Ohio war der Zankapfel und wurde das Schlachtfeld der beiden Nationen. Die entscheidende Schlacht wurde am 13. September 1759 bei Quebeck geschlagen. General Wolfe besiegte die Franzosen, bezahlte aber den Sieg mit seinem Leben. Amherst vollendete durch Eroberung von Montreal die gänzliche Vertreibung der Franzosen aus Kanada (8. September 1760) und die Vernichtung der Macht, die den englischen Niederlassungen zuvor den Untergang gedroht hatte. Fast der ganze nordamerikanische Kontinent war nunmehr im ausschließlichen Besitze Großbritanniens. Aber nicht ohne schwere Kämpfe. Mit der Herrschaft war ein Krieg verbunden, der noch Jahre hindurch Le-

ben und Tod im Gefolge hatte. England war gezwungen noch mit den Urbewohnern des Landes blutige Abrechnung zu halten.

Eine Menge von größeren und kleineren Forts, welche die Franzosen namentlich an den Ufern der großen amerikanischen Binnenseen errichtet hatten, war in die Hände der Sieger gefallen. Englische Garnisonen nahmen von ihnen Besitz und machten sie durch Anlage neuer Befestigungen widerstandsfähiger. Einer der wichtigsten Posten dieser Art war das im fernen Westen gelegene Fort Detroit, aus welchem die jetzige bedeutende Stadt gleichen Namens erwachsen ist. Durch seine Lage am Detroit River, der den Huron- mit dem Eriesee verbindet, beherrschte es nicht bloß die Wasserstraße zwischen den beiden genannten großen Seen, sondern überhaupt den ganzen Schiffsweg vom Innern Nordamerikas zum Atlantischen Ozean. Schon im Jahre 1701 von den Franzosen gegründet, hatte es

Settlement fünfundzwanzighundert Einwohner. Den Mittelpunkt bildete das im Viereck erbaute Fort, das etwa hundert Häuser umfaßte und von Pallisaden eingeschlossen war. Oberhalb und unterhalb desselben lagen an beiden Seiten des Flusses kleine kanadische Wohnhäuser, zierlich mit Blumen-, Gemüse- und Obstgärten eingefaßt, während weiterhin sich die Felder und Wiesen der Ansiedler ausdehnten. So glich Detroit einer friedlichen Oase inmitten einer ungeheuren Wildnis, denn links und rechts, vorn und hinten sah das umherschweifende Auge nichts als endlose Wälder, durch welche sich wie ein Silberfaden der Strom hinzog. Innerhalb der Grenzen des Settlements lagen noch drei große indianische Dörfer. Am westlichen Ufer des Flusses, ein wenig unterhalb des Forts, hatten die Pottawattamies ihre Wigwams aufgeschlagen; am entgegengesetzten Ufer lag das Dorf der Wyandots; fünf Meilen davon wohnten die Ottawas. Nicht nur zwischen den Indianern selbst, sondern auch zwischen ihnen und den weißen Ansiedlern herrschte schon seit Jahren der tiefste Friede. Schon begannen erstere sich mit der europäischen Kultur zu befreunden, indem sie anfingen außer der Jagd auch noch dem Ackerbau und der Viehzucht obzuliegen. Da sollte sich mit dem Einzuge der Engländer in das Fort Detroit das friedliche Bild mit einem Schlage in ein kriegerisches verwandeln.

Überall im Lande waren die Indianer mit der neuen Ordnung der Dinge, die durch die Besitzergreifung des Landes seitens der Engländer entstand, im höchsten Grade unzufrieden. Vom Potomac bis zum Lake Superior, von den Alleghanies bis zum Mississippi, in allen indianischen Walddörfern und Wigwams machte sich ein tiefgewurzelter Haß gegen die Eroberer bemerkbar und wuchs von Tag zu Tage. Die Engländer waren an diesem wilden Hasse zum größten Teile selbst schuld. Sie verstanden es wenig die Indianer sich zu Freunden zu machen. Der ohnehin empfindsame rote Mann merkte bald die veränderte Behandlungsweise, die ihm zu teil wurde. Die Franzosen hatten ihm überall ein freundliches Entgegenkommen gezeigt; Höflichkeit und Aufmerksamkeit, diese französischen Nationaltugenden, wurden auch an den wilden Kindern des Waldes geübt. Ganz anders die stolzen Briten! Sie empfingen die indianischen Krieger, wenn diese einmal die Forts besuchten, mit barschen Worten, verlachten und verspotteten ihre Sitten und Gebräuche, beleidigten ihr Ohr mit rohen Scherzen und Flüchen und benahmen sich unanständig und gemein gegen ihre Weiber und Töchter. Kein Wunder also, daß das leicht erregbare Gemüt der Indianer mit grimmigem Haß gegen die „Rotberockten“, wie sie die Engländer nannten, immer mehr erfüllt wurde. Den Franzosen, die natürlich die Erfolge der letzteren mit scheelem Auge betrachteten, war das im höchsten Grade willkommen. Auch gegen sie benahmen sich die Sieger mit gewohnter Rücksichtslosigkeit. Überall, wo diese festen Fuß faßten, suchten sie das Land sogleich zu englisieren, d. h. die englische Sprache und das englische Gerichtswesen, sowie überhaupt englische Sitten und Gewohnheiten einzuführen. Die französischen Kolonisten schürten daher begreiflicherweise den Haß der Indianer, wo sie nur konnten, zu hellen Flammen. Französische Agenten besuchten die indianischen Dörfer und stachelten die Leidenschaften ihrer Bewohner auf. Sie malten denselben die Schandthaten der Engländer in den schwärzesten Farben aus und logen dabei das Blaue vom Himmel. Sie wußten ihnen einzureden, daß es auf nichts Geringeres als auf Ausrottung und Vernichtung des ganzen indianischen Volksstammes abgesehen sei. Kein Mittel sei den Engländern zu schlecht, um dieses Ziel zu erreichen. So hätten sie schon die Cherokees angestachelt, die Stämme des Ohiothales anzugreifen und zu vernichten. Tod und Verderben darum den Engländern! Die Franzosen dagegen — so setzten die Unterhändler hinzu — meinten es nur gut mit ihren roten Brüdern. Der „große Vater“ jenseits des Weltmeeres, der König von Frankreich, habe während der letzten Jahre in einem tiefen Schlaf gelegen. Heimtückisch hätten während dieser Zeit die Engländer Kanada erobert. Aber nun sei er wieder erwacht und habe die Not seiner roten Kinder vernommen. Schon nahten auf dem St. Lawrence und dem Mississippi seine Krieger in großen Kriegskanoes, um die frechen Eindringlinge wieder aus dem Lande zu treiben. Er erwarte nun aber auch, daß seine roten Freunde mit Hand ans Werk legten und gegen die Engländer den Kriegsruf erschallen ließen. Die schlauen Agenten unterstützten ihre Worte mit Geschenken an Waffen, Munition, Kleidern und — Feuerwasser, die von den französischen Handelsgesellschaften, wenn nicht von den Beamten der Krone, mit freigebiger Hand ausgeteilt wurden.

So griff denn das Feuer der Unzufriedenheit und der Erbitterung, von kundigen Händen geschürt, unter den Wilden immer weiter um sich. Möglicherweise aber wäre es nicht zu einem allgemeinen Brande gekommen, wenn nicht ein Mann aufgetreten wäre, der die vereinzelt brennenden und glimmenden Flämmlein zu einer einzigen großen, hochlodernden Flamme anfachte und so einen Krieg anzündete, der in verschiedenen Teilen unsers neuen Vaterlandes in der schrecklichsten Weise mehrere Jahre lang wüten sollte.

In dem oben erwähnten Ottawadorfe bei Fort Detroit hauste der Indianerhäuptling **Pontiac**, der „König und Herr des ganzen Landes“, wie einer seiner Zeitgenossen ihn nennt. Es bestand damals zwischen den Ottawas, Objibwas und Pottawatamies eine Art von Bündnis. Pontiac war das anerkannte Haupt derselben und herrschte über die drei verbündeten Stämme mit fast despotischer Gewalt. Seine Macht erstreckte sich noch weiter. Auch unter den Nationen des Illinois-Landes genoß er das höchste Ansehen, und von den Quellen des Ohio bis zu denen des Mississippi, bis an die entferntesten Grenzen des weitverbreiteten Algonquin-Stammes war sein Name berühmt und geachtet. Obwohl der Sohn eines Häuptlings, verdankte er seine hervorragende Stellung keineswegs seiner Geburt. Den nordamerikanischen Indianern imponiert kein Geburtsadel, die Würde und das Ansehen eines Häuptlings hängt durchaus von der persönlichen Tüchtigkeit des Mannes ab. Diese aber besaß Pontiac im hervorragenden Maße. Obgleich damals — im Jahre 1762 — schon fünfzig Jahre alt, hatte er sich doch die Rüstigkeit und Geschwindigkeit der Jugend zu bewahren gewußt. Er zeichnete sich durch hohen Mut, wilde Tapferkeit, rücksichtslose Energie und unbeugsame Entschlossenheit vor den Besten seiner Stammesgenossen aus. Mit diesen Eigenschaften verband er ungewöhnliche Schärfe des Verstandes, glühende Beredsamkeit, würdevolles Benehmen. Kurz, auf ihn konnte das Shakespearesche Wort angewandt werden: „Jeder Zoll ein König.“ Im übrigen war er vom Scheitel bis zur Zehe ein Wilder, überdies ausgestattet mit allen Erbfehlern seiner Rasse. An Hinterlist, Heimtücke, Falschheit und Grausamkeit stand er dem wildesten seiner Untergebenen nicht nach.

Pontiacs Scharfsinn erkannte, daß die englische Herrschaft über den amerikanischen Kontinent für die Indianer verhängnisvoll werden mußte. Bis dahin hatten sich die beiden europäischen Nationen gegenseitig im Schach gehalten, und die Indianer standen sich bei dieser Lage der Dinge gut. Engländer sowohl wie Franzosen bewarben sich um ihre Gunst und vermieden alles, was das gute Einvernehmen mit den Wilden stören konnte. Aber jetzt lag die Sache anders. Die Engländer waren die alleinigen Herren des Landes und demgemäß richteten sie auch ihr Verhalten gegen die Indianer ein, wie wir es oben bereits kennen gelernt haben. Letztere sahen sich von der rasch fortschreitenden europäischen Kultur immer weiter zurückgedrängt. Ihre besten Jagdgründe fielen den weißen

Ansiedlern zur Beute; unter deren Axthieben lichtete sich der Urwald; überall entstanden blühende Niederlassungen. Das Schicksal des roten Mannes war besiegelt, keine irdische Macht konnte es abwenden. So weit reichte Pontiacs politischer Blick natürlich nicht; er glaubte an die Möglichkeit einer Wiederherstellung des alten Zustandes der Dinge. Er sah ein, daß dies nur durch vereinte Kräfte erreicht werden konnte; sein Bestreben ging deshalb auf die Vereinigung aller Stämme zum gemeinsamen Handeln. In den Franzosen sah er seine natürlichen Bundesgenossen, die von gleichem Hasse gegen England beseelt alles daran setzen würden, um ihre verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen. So lieh er denn deren Vorspiegelungen, daß bereits französische Armeen zur Wiedereroberung des Landes auf dem Wege seien, ein williges Ohr und bot alle seine Energie und sein ganzes Ansehen auf, um eine wohlgeplante gemeinsame Aktion der Indianer gegen die „englischen Hunde“ ins Leben zu rufen.

Zu Ausgang des Jahres 1762 sandte Pontiac Boten an die verschiedenen Stämme. Sie durchzogen das ganze Gebiet des Ohio, wandten sich nordwärts in die Gegend der oberen Seen und besuchten selbst den fernen Süden bis zur Mündung des Mississippi. Sie führten einen rotgefärbten Tomahawk und einen Kriegs-Wampum*) mit sich und wanderten mit diesen kriegerischen Zeichen von Lager zu Lager, von Dorf zu Dorf. Wo sie erschienen, versammelten sich die Sachems und alten Männer des Stammes, um die Worte des großen Pontiac zu hören. Der Anführer der Gesandtschaft schleuderte den Tomahawk vor ihre Füße, rollte den Wampum auseinander und wiederholte dann Wort für Wort die ihm aufgetragene Botschaft, die er mit heftigen Gesten begleitete. Überall wurde sie mit Beifall aufgenommen; die Häuptlinge nahmen den Gürtel in Empfang, hoben das Kriegsbeil auf und verschworen sich auf diese Weise zum gemeinsamen Kriege gegen England. Der von Pontiac entworfene Plan war folgender. An einem bestimmten Tage im Mai des folgenden Jahres sollte der Ausbruch der Feindseligkeiten erfolgen. Die einzelnen Stämme sollten sich auf die ihnen nächstgelegenen Forts werfen, sie erstürmen und die Garnisonen niedermetzeln. Dann sollte ein allgemeiner Angriff auf die verschiedenen englischen Niederlassungen erfolgen und, im Verein mit den Kriegern des weißen Vaters in Frankreich, vollständiger Kehraus gemacht werden. Allen aber wurde unverbrüchliches Schweigen zur Pflicht gemacht. Kein Bleichgesicht sollte von den Plänen des großen Pontiac eine Ahnung bekommen.

Der Winter verging, und wieder rüstete sich der Frühling zum fröhlichen Einzuge in das Land, das bald von dem Schlachtgeheul der Wilden in Aufregung versetzt werden sollte. In Paris waren die Monarchen von Frankreich, Spanien und England mit ihren Räten und Großen versammelt, um den siebenjährigen Kolonialkrieg formell zum Abschluß zu bringen. Zu derselben Zeit aber herrschte in den Wäldern der westlichen Wildnis ein reges Leben. In Hunderten von indianischen Lagern und Dörfern wurden die Skalpiermesser gewetzt und ertönte der Kriegsgesang. Krieger, Weiber und Kinder waren in gleicher Aufregung. Die Medizinmänner oder Hexenmeister sind in fieberhafter Thätigkeit; sie haben alle Hände voll zu thun, um auf alle glücklichen oder unglücklichen Vorzeichen zu achten und wunderkräftige Zaubermittel zu bereiten. Der erwählte Kriegshäuptling des Stammes bemalt den ganzen Körper von oben bis unten mit schwarzer Farbe und zieht sich in die Einsamkeit der dunklen Wälder zurück. Hier verweilt er mehrere Tage, fastend und den „großen Geist“ inbrünstig anrufend; ängstlich achtet er auf seine Träume, ob sie Gutes oder Böses künden; — jetzt springt er erregt auf und stößt ein wildes Triumphgeheul aus: — er hat eine Vision gehabt, — der große Kriegsadler hat mit weitausgebreiteten Fittigen über seinem Haupte geschwebt, und das bedeutet Sieg, Sieg! Mit gehobenem Mut kehrt er nun ins Lager zurück; die Seinen starren ihn ehrfurchtsvoll an, wenn er, schwarz wie der Dämon des Krieges, entkräftet von Fasten und Wachen, aber mit stolz erhobenem Haupte, gravitätischen Ganges aus den Wäldern herniedersteigt. Nun senkt die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Erde. Der träumerische Wilde springt aus seiner Hängematte, — einer der alten Männer des Dorfes hat ihm Botschaft gebracht, daß der Häuptling ihn beim Ratsfeuer erwartet. Von allen Seiten eilen die mit bunten Farben kriegerisch Bemalten herbei. Grell scheint das Feuer und wirft seinen dunkelroten Glanz auf den düstern Wald und auf die wilden Gestalten, die kriegerisch geschmückt ihn beleben. Ein unheimlicher Anblick! Nun erhebt sich der Kriegshäuptling, nicht mehr schwarz bemalt, sondern in glänzenden Farben leuchtend, auf dem Haupte den prächtigen Federschmuck des unumschränkten Gebieters. Ha, wie seine Augen blitzen, wie seine Linke den Kriegswampum und seine Rechte den Tomahawk schwingt! Jetzt öffnet er den Mund zur zündenden Rede, wie Höllenbrand flammt es von seinen Lippen. Der Stolz der Nation, Weiber, Kinder, Hütten, Gräber der Väter — alles wird in die Schale der Entscheidung gelegt, jedes sanfte Gefühl erdrückt, jedes zarte Band zerrissen. Der indianische Redner weiß seine Zuhörer zu fesseln, zu begeistern, zu entflammen. Er hat geredet, alle springen auf. Ein rotbemalter Pfahl wird in die Erde gerammt, der Kriegstanz beginnt. Die nun folgende Szene kann nur der Pinsel eines Höllenbreughel malen. Erst tanzt der Häuptling allein und besingt dabei mit eintöniger Stimme seine und seines Stammes Heldenthaten, das drohende Unheil, die Verworfenheit und Feigheit der Feinde. Aber immer wilder wird sein Gesang, immer herausfordernder seine Worte. Jetzt halten sich die anderen nicht länger. Um den roten Pfahl rast der allgemeine Tanz zur wilden Trommel. Da schnellen die stampfenden Füße, die ganze zusammengebogene Gestalt wie Gummibälle vom Boden. Die Erde bebt. Zwischen scharfe, blitzende Waffen drängen sich die Rasenden, als dürsteten sie nach Wunden. Der schmetternde Kriegsschrei gellt von unzähligen Lippen. Sind das Menschen oder sind es Teufel? Noch eben zerriß ihr entsetzliches „whoop!“ die Luft, jetzt ruht ein geisterhaftes Schweigen über der Versammlung, die Schwüle vor dem Gewitter. Und schon rollen die neuen Donner der wahnsinnigen Höllenlust! Wilder schwingen sie die Äxte, drohender dröhnen diese gegen den roten Pfahl. Jetzt schleichen die Wilden leise heran an den Feind zum nächtlichen Überfall. Sie gebärden sich wie verzweifelt Kämpfende. Jetzt Sieg, Sieg! Sie skalpieren den unsichtbaren Gegner mit teuflischer Lust. Und wieder ertönt hundertstimmig das gräßliche „whoop“ und pflanzt sich meilenweit fort. Dann ist alles still, und tiefe, unheimliche Ruhe lagert über dem schweigenden mitternächtlichen Wald. — — —

Friedlich schimmern durch das Dunkel der Nacht die weißen Häuser der Ansiedler. Ringsum herrscht Sabbathstille, nur hin und wieder unterbrochen von dem klagenden Gesang eines Nachtvogels. In der schmucklosen Blockhütte ist alles dunkel, man hört nur die regelmäßigen Atemzüge der friedlich Schlummernden. Sie ruhen von des Tages Mühen; vielleicht umgaukeln sie freundliche Gestalten aus der fernen Heimat, viel-

*) Es war dies ein aus Muscheln gebildeter Gürtel, der bei wichtigen indianischen Staatsakten eine bedeutende Rolle spielte. Die Anordnung und Färbung der Muscheln war für die Indianer eine Art von

Schlaf. Die Ärmsten! Sie ahnen nicht, was in diesem Augenblicke in dem dunklen Schoße der nahen Wälder vor sich geht, wie düstere Wolken nahen Unheils sich über ihren Häuptern drohend zusammenziehen! Sorglos schlummern sie dem anbrechenden Tage entgegen. Dann werden sie ihr mühsames Tagwerk wieder beginnen, den jungfräulichen Boden urbar machen, pflügen, säen, pflanzen; — die Kinder werden im Sonnenschein heiter und harmlos spielen; — alles wird Freude und Zufriedenheit atmen: — — bis plötzlich die wilden roten Krieger aus den Wäldern hervorbrechen, überall mordend, sengend, verwüstend, — allerorten wird hunderttausendfältiges Jammergeschrei zum Himmel aufsteigen, und es werden sich Schreckensszenen abspielen, vor deren Schilderung die Feder sich sträubt! —

Doch wir wollen dem Gange der Ereignisse nicht vorgreifen. Der freundliche Leser begleite uns wieder in die Gegend, die er vorhin schon flüchtig mit uns betrachtet hat, — in die Nähe des Forts Detroit, wo das Haupt der Verschwörung, Pontiac, den Ausbruch des von ihm geplanten Krieges vorbereitete. K.



Eine Gondelfahrt durch Venedig.

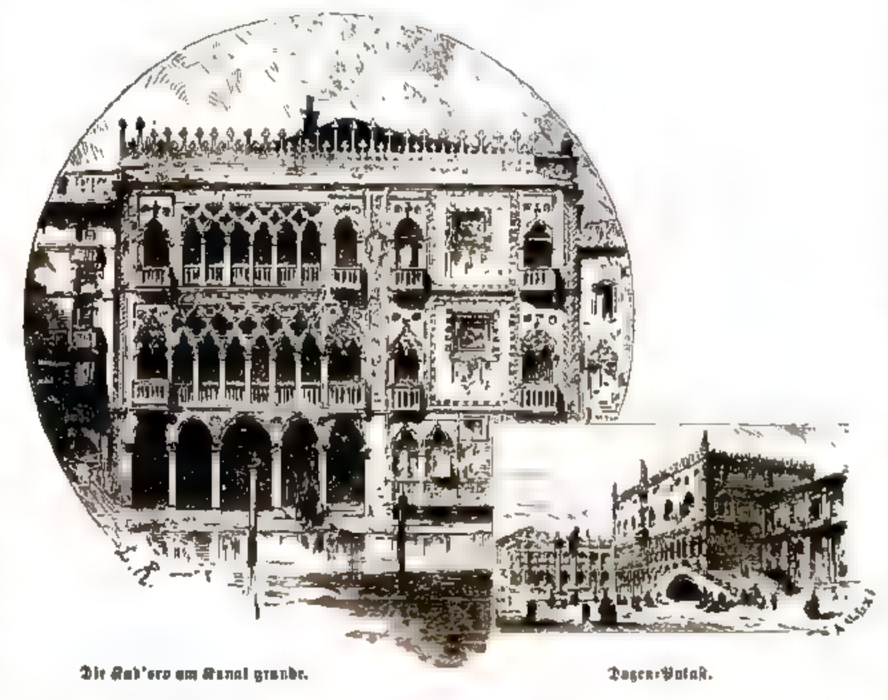
Von Gottfried Kinkel.

Wir nähern uns Venedig, der Meeresstadt.*) Kleine Inseln tauchen empor, die neuen Festungswerke der Landseite tragend; wir lehnen uns rechts aus dem Fenster, und vor uns liegt das herrliche Bild Venedigs dicht über der glänzenden Flut. Schneller als wir es wünschen, sind wir im Bahnhof — und da ist sie nun vor uns, die Stadt ohne Staub, ohne Wagengerassel, wo statt der Droschke und des Omnibus der stille Wasserweg genügt. Wir besteigen eine Gondel und ruhen auf den weichen Kissen. Das schwarze Schiffchen ist so leicht gebaut, daß auf der Fahrt das Vorderteil ganz aus der Flut sich hebt, so daß man zwischen Kiel und Wasser durchblicken kann. Vorn krümmt es sich in einen Schnabel empor. Die Gondoliere, ihrer Stadt und all' ihrer Wunder wohl kundig, nennen uns jeden Palast, jeden Prachtbau am großen Kanal. Und hier tritt uns sogleich der Charakter der einzigen Stadt entgegen. Sie bildet ein höchst unregelmäßiges gestrecktes Viereck, das thatsächlich aus 118 Inseln besteht, alle durch einen großen und Massen kleiner Kanäle von Salzwasser getrennt. Schmale Quais, nur zu Fuß gangbar, ziehen sich, durch hochgewölbte Brücken verbunden, an diesen Wasserstraßen hin; hie und da, vor einer Kirche, liegt ein kleiner Platz. Kein Kanal läuft gerade; an den scharfen Windungen ruft der Gondolier laut, um den Entgegenkommenden vor Zusammenstoß zu warnen. So eng sind die meisten, daß an manchen Orten unsre Gondel kaum an dem breiten schwerbeladenen Marktschiff vorbei kann. Venedig ist durchaus eine künstliche Schöpfung, Häuser und Paläste sind wie in Amsterdam auf Roste von Pfählen gesetzt, die das Wasser verbirgt. Diese Pfähle müssen durch den Schlamm und Schlick, der die Oberfläche bildet, hindurchgetrieben werden, damit sie unten erst auf dem naturwüchsigen Untergrund ihre Festigkeit erhalten. Dazu war der Platz, als das moderne Venedig zur Zeit seiner Blüte sich aufbaute, eng, und jede Baustelle sehr wertvoll. Daher lohnte es sich niemals, niedrige Häuser zu bauen, alles stieg palastähnlich mit schmalen Fronten und mehreren Wohnböden empor. Es giebt eine Menge Stellen auf den Kanälen, auf welche nie ein direkter Sonnenstrahl herabfällt; die Bewohner der unteren Stockwerke erblicken dort im eignen Hause nur das dämmernde Licht des Tages, das Tagesgestirn aber niemals. In dieser Tiefe zwischen hohen Mauern ist auch im Sommer der Schatten stets feucht und kühl. Der Hauch des Meeres aber und der Nordostwind, der über Istriens Berge von den österreichischen Alpen daherstreicht, reinigt die Luft von allen sich ansammelnden Dünsten. Mitten durch das Gewirr von Wasser und Bauwerk zieht sich nun vom Bahnhof quer durch die ganze Stadt der Canale grande, schlangenförmig wie ein umgekehrtes lateinisches S gewunden, und führt im Mittelpunkte der Stadt unter einer einzigen hochansteigenden Steinbrücke her, der Brücke

*) Venedig, das heute etwa 120,000 Einwohner zählt, liegt auf vielen kleinen Inseln und ist statt von Straßen von Kanälen durchzogen. Der bei weitem größte Teil der Stadt liegt auf der Insel Rialto, welche durch 114 Kanäle zerschnitten ist, unter denen der Canale grande der breiteste ist. Die Kanäle sind von nahezu 400 Brücken überspannt. Das Hauptverkehrsmittel bilden jedoch 700 schwarze Gondeln, die Droschken Venedigs. Die Gondelführer, geschickter als Wagenlenker, lassen mitten im größten Gewirr das leichte Fahrzeug pfeilschnell dahinschießen.

des **Rialto.** Wir rudern diesen Kanal hinab, und wo er ausmündet, da erwarten wir das offene Meer. Allein in der äußeren Lagune liegen vor uns nach Osten wieder mehrere größere Inseln, wo Kirchen stehen und Klöster, wo in engen Wohnungen die fleißige Armut Venedigs sich zusammendrängt — aber auch hinter diesen kommt die offene See noch nicht, sondern wie ein flacher Streifen das Becken der Lagune säumend, zieht sich in der Entfernung einer Stunde der Lido hin, ein meist zehn Minuten breiter Sandstrich, gleich den Nehrungen unserer Ostsee seit der Urzeit aus dem Schlamme der Küstenflüsse aufgehäuft. Drei Durchgänge öffnen sich durch diesen Naturwall ins Meer. Der Lido, durch mächtige Steindämme künstlich befestigt, bricht alle Sturmfluten; wenn draußen die See noch so wild brandet, die Lagune zwischen Lido und Stadt wird kaum gekräuselt, und eine Dame tritt auch am Werft der Piazzetta aus ihrer Gondel, ohne daß eine aufspritzende Welle auch nur den Saum ihres Gewandes netzt. Auf dem Lido liegen auch die befestigten Werke nach der Seeseite, ähnlich wie sie gegen das Land hin auf kleine Laguneninseln verteilt sind. So macht das eigentliche Venedig, trotz seiner festen Lage, gar nicht den engen Eindruck einer befestigten Stadt. Im Sommer tragen kleine Dampfboote, zumal abends, große Gesellschaften auf den Lido; man wandelt quer über ihn zwischen Gemüsegärten und Kaffeehäusern drüben an den Meeresstrand, um sich ins Seebad zu stürzen. Und dort endlich empfängt uns die wirkliche offene Adria. Ihre starken salzigen Wogen rollen schwer an dem flachen Sande hinauf, aber so ruhig und sanft, daß auch schwache Konstitutionen hier das Seebad wagen können.

Fischmarkt an der Rialto-Brücke



Die Cad'oro am Kanal grande.

Dogen-Palast.

Diese Insellage Venedigs hat den Charakter der Bevölkerung bestimmt. Die Lagune zwischen der Stadt und dem Fest-

Stände vollständig. Der Franzose Paul de Musset erzählt in seiner malerischen Reise durch Italien, daß er einen bejahrten Mann traf, der nie außerhalb Venedigs gewesen war, nur Padua hatte er einmal besucht. Als Musset sich darüber erstaunte, sagte der Mann ihm, wohl die Hälfte aller Venetianer seien niemals weiter hinausgekommen. Welche Beschränktheit! Welch trauriges Leben, zumal für die Kinder! In ganzen Stadtteilen wachsen sie auf, ohne einen Schmetterling, ohne ein grünes Blatt am Baume zu sehen, einen Käfer haben sie nie am Faden fliegen lassen; ein Roß ist eine Seltenheit wie bei uns ein Kamel. Es fehlt alles, alles was den Reiz eines Kinderlebens ausmacht und dem kindlichen Geist Schwung giebt: jede fröhliche Wanderung durch Berg und Thal, der Frühlingswald mit Vogelgesang, mit rauschenden Bachen und Blumenduft. Nicht einmal auf die Straße dürfen die kleinen Kinder hinaus, die Gefahr ist zu groß, daß sie in das tiefe tückische Wasser des Kanals fallen, das überall ohne Geländer bei den Quais liegt, wo wegen des Morastes in der Tiefe an Rettung kaum zu denken. Die Knaben helfen sich schon. Wir besuchten das Arsenal, um die aus Attika dorthin gestellten Marmorlöwen zu sehen. Alsbald umschwärmte uns eine bettelnde Schar von Buben; auf dem Lande trieb die Polizei sie uns ab, aber aufs Wasser konnte sie ihnen nicht folgen. Als wir unsere Gondel wieder bestiegen hatten, zog einer der Reisegefährten, wohl zufällig, die Börse hervor, und schneller als man's erzählen kann, hatten ein Dutzend die Kleider abgeworfen und schwammen ums Schiffchen, um ein paar kupferne Centesimi zu erhaschen. Die Mädchen können das freilich nicht, man hält sie fast immer zu Haus, und kleine Mädchen wird man nicht leicht auf Straße oder Platz spielen sehen.

Lido, nichts von menschlicher Nahrung, es muß alles vom Festland gebracht werden. Das Festland ist reich; der Gemüse- und Obstmarkt am Rialto ist sehr eines Besuches wert; große Frachtschiffe, hoch über den Bord mit herrlichen Melonen beladen, füllen im Spätsommer die Kanäle. Aber doch würde die Not des Lebens hier dem Armen unerträglich sein, gäbe nicht das Meer seine Fülle her. Der Fischmarkt Venedigs, ebenfalls am Rialto, ist merkwürdig. Dort liegt in hohen Haufen alles, was der Italiener so bezeichnend die „Früchte des Meeres" nennt: der schlanke Stör, die große platte Scholle, die schönrote Triglie, der ungeheure dunkelgrüne Thunfisch, den kaum ein Mann bewältigt, wenn er im Netze sich windet — sein Fleisch fett und nahrhaft wie Rindfleisch — und so herab bis zu den Krabben und kleinen Seespinnen, welche die Buben noch lebend verschlingen. Was wird überhaupt in Venedig nicht alles gegessen! Selbst der abscheuliche Seeteufel, der wie eine Scholle platt ist, daran vier Beinchen und ein magerer Schwanz, darüber aber das Gesicht eines verhutzelten Männchens — selbst diese Karikatur der Tiefe, welche der englische Fischer aus den Netzen an den Strand wirft, daß sie verfaule, habe ich in Venedig auf dem Fischmarkt feil bieten sehen, und so muß ich glauben, daß sie wirklich auch gegessen wird. Aber was hilft selbst ein voller Markt, wenn man kein Geld zu kaufen hat! Soll doch in Venedig der fünfte Mensch von öffentlicher Unterstützung leben! Ein Stück gebratener Kürbis, goldgelb, aber gar nicht appetitlich, macht eine Mahlzeit; ein Brötchen mit einer handvoll grüner Feigen ist ein begehrtes Mahl. Das Allerbitterste aber ist der Mangel an Trinkwasser. In der alten reichen Zeit hinderte politische Furcht die Anlage eines Aquädukts von dem Festlande; man wollte sich für den Fall einer Belagerung nicht von einer Quelle abhängig machen, die man vielleicht nicht behaupten konnte. So legte man die in ihrer Art einzigen Cisternen an, welche das Regenwasser von den Dächern der Kirchen und Paläste sammeln und tief im Erdschoß klären und kühl erhalten. Diese öffentlichen Brunnen sind meist verschlossen; einmal am Tage zu bestimmter Stunde öffnet man sie, die Nachbarn strömen hinzu und füllen ihre kupfernen Gelten. Eine ganze Menschenklasse leben davon, daß sie das Wasser dann holen und in die Nachbarhäuser herumtragen. Wenn man am Sommerabend auf der Terrasse des Cafés am königlichen Garten sitzt, so reckt sich wohl ein Gondolier an der Brüstungsmauer herauf und bittet besonders den Fremden um einen Trunk Wasser aus dem Glas, das in Italien mit jeder Tasse Kaffee oder Schokolade gereicht wird. Einmal sah ich einen dieser kraftvollen Männer auf die Terrasse stürzen und hastig ein halbvolles Glas austrinken, das ein Gast hatte stehen lassen: ich hörte den Kellner ihn heftig auszanken, denn selbst dies Wasser hat noch Wert, sie brauchen es zum Abspülen. In diesen schweren Entbehrungen lebt die Masse des Volkes dahin, doch nicht traurig, sondern meist in südlicher Sorglosigkeit und durchweg mit höflicher und freundlicher Sitte. Ich kenne keinen Ort, wo die Armut weniger Bitterkeit gegen den reichen Fremden zeigt, als in Venedig. Die Lagune wird von Jahr zu Jahr flacher durch den angeschwemmten Schlick, die Eingänge im Lido wollen versanden, und langsam gleitet Venedig dem Zustand der Mumie entgegen.

Momentbilder eines rennenden Pferdes.

Ein jeder unserer Leser hat schon einmal „einem Photographen gesessen und sein Bild nehmen lassen". Die Sekunden, die er „ohne zu mucken", vor dem Glase zugebracht hat, sind ihm sicherlich keine angenehme Erinnerung, namentlich wenn er sich zwei-, drei-, vier- oder fünfmal bewegt hatte und von neuem sich der Qual des Stillsitzens unterwerfen mußte. Neuerdings ist es freilich durch Verbesserung der photographischen Apparate und durch Erhöhung der Empfindlichkeit der Platten gelungen, die „Sitzungsperiode" erheblich zu kürzen. Man hat es gar schon dahin gebracht, daß ein Moment genügt, um das Bild zu fixieren, ja es ist gelungen, Gegenstände, die sich schnell bewegen, in so kurzer Zeit abzunehmen, daß sie ein scharf umgränztes Bild geben. So sind die Photographen unserer Tage sehr wohl imstande, ein Straßenbild zu liefern, das alle darin sich bewegenden Fuhrwerke und Personen als feststehend bringt; sie haben nur nötig, ihren Apparat für einen kurzen Moment, sagen wir von einer Viertelsekunde, zu öffnen. Ja, selbst von fliegenden Vögeln und trabenden Pferden bekommt man scharfe Bilder. Solche Momentbilder eines rennenden Pferdes bringen wir heute unseren Lesern in getreuer Nachbildung. Sie wurden von Herrn Muybridge in San Francisco nach einem in vollster Geschwindigkeit an einer blendend weißen, von der heißen Sonne beleuchteten Wand einer Rennbahn entlang laufenden Rennpferde aufgenommen. Mehrere photographische Apparate waren zu dem Zwecke hintereinander aufgestellt. Das Glas eines jeden war mit einer Vorrichtung versehen, die es gestattete, das Glas für ganz kurze Zeit, $^1/_{25}$ Sekunde, gerade in dem Augenblick zu öffnen, wenn das Pferd den Apparat passierte. Er erhielt zwölf zwar schwarze, aber doch scharfe unveränderte Bilder. Was uns zunächst an diesen, von links nach rechts zu betrachtenden Bildern auffällt, ist die unnatürliche Beinstellung, oder, richtiger, die uns unnatürlich scheinende Beinstellung. Wir sehen hieraus, daß unsere Vorstellung von der Haltung der Gliedmaßen eines Pferdes während des Laufens eine ganz irrige ist. Die Stellung ändert sich eben in so rascher Folge, daß unser Auge kein wahres Bild empfangen und festhalten kann. Wollten unsere Tiermaler die Pferde in diesen anscheinend verrenkten Formen zeichnen, wir würden ihre Entwürfe als ganz unnatürlich verwerfen. Es läßt sich aber doch

Momentbilder eines rennenden Pferdes.

leicht zeigen, daß die Bilder vollkommen naturgemäß sind. Man braucht sie nur auszuschneiden und mittels eines Apparates, der ein schnelles Drehen der Bilder gestattet — eines sogenannten Zootrops, das in Spielwarenhandlungen feilgeboten wird — zu betrachten, um sofort den Eindruck eines Pferdes in vollem Laufe zu erhalten. Muybridge hat seine Bilder mittels eines großen Zootrops und einen Nebelbilderapparat ganzen Versammlungen gezeigt. Einer seiner Vorstellungen in London wohnte der Prinz von Wales bei. Nachdem das oben abgebildete galoppierende Pferd, ein laufendes Reh, ein trabender Bulle, ein hinkendes Schwein und mehrere Jagdhunde vorgeführt waren, sagte der Prinz: **Jetzt möchte ich einmal Ihre Boxer sehen**, und sofort erschienen dieselben auf der Bildfläche und führten einen lustigen Boxkampf nach allen Regeln der Kunst aus zum großen Ergötzen des Prinzen und der ganzen Versammlung. D.

Das Anklopfen Gottes.

Es war an einem stürmischen Novemberabend im Jahre 1864, als **Isambard Brünel**, der Erbauer der stolzesten Eisenbahn Englands und des größten Dampfschiffes der Welt, des „Great Eastern“, in seinem prächtigen Hause mit mehreren Freunden an einer reichbesetzten Tafel saß. Auf einem silbernen Karren rollten Flaschen des köstlichen Weines hin und her; es wurde dem edlen Rebensafte tüchtig zugesprochen und die Gesellschaft war in fröhlicher Stimmung. Auf einmal wurde alles still; denn der Hausherr, der von allerlei Erfahrungen in seinem reichen Leben zu sprechen angefangen, hatte eben mit ernster Betonung folgenden Ausspruch gethan: „Glauben Sie es nur, meine Herren, es gab in meinem Leben Augenblicke, wo die Vorsehung ganz deutlich an meinen Kopf klopfte.“ Diese Worte aus dem Munde des als sehr freisinnig bekannten Ingenieurs erregten die allgemeine Aufmerksamkeit, und Herr Isambard Brünel wurde von seinen Gästen ersucht, doch etwas Näheres über diese außerordentlichen Augenblicke seines Lebens zu erzählen.

„Herzlich gern!“ erwiderte der Gastgeber. „Wenn Sie mir einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, will ich Ihnen erklären, was ich unter dem Anklopfen der Vorsehung verstehe.“

„Die älteren unter meinen Freunden“, fuhr er fort, „wissen, daß ich mehr als ein halbdutzendmal dem Tode auf wunderbare Weise entgangen bin. Als mein Vater den Tunnel unter dem Themsefluß durch baute, wurde ich zweimal von dem einbrechenden Wasser fast ertränkt; mit meinem Pferde fiel ich in einen 50 Fuß tiefen Graben, ich stieß auf einer von mir geführten Lokomotive mit einer andern zusammen; ich fiel 25 Fuß tief in den Raum eines eisernen Schiffes, als ich mit meinen Kindern spielte, warf ich ein Geldstück in die Höhe, um es dann mit den Lippen aufzufangen, es blieb mir sechs Monate in dem Halse stecken, und da hat mein Leibdoktor und Freund Sir Benjamin — Gott lohne ihm! — mir's auf Leben und Tod herausgeschnitten; aber bei dem allen hat das ‚etwas‘ nicht an meine Stirne geklopft.“

„Als ich aber an einem Winterabende in meinem Arbeitszimmer saß und über den Bau meines Leuchtturmes und Hafens in Bristol nachsann, und an die Kraft der Flutwellen dachte, da wurde mir auf einmal der Grund einer früheren rätselhaften Erfahrung klar; wie Schuppen fiel es mir von den Augen, der große Unbekannte sprach leise, aber deutlich, mit mir.“

„Sie wissen, meine Herren, wie es mir mit dem ‚Great Eastern‘, dem größten Dampfschiffe, das der Volksmund ‚Leviathan‘ nannte, erging. Es war im Juli 1857 so weit fertig, daß es vom Stapel laufen konnte; 600 Fuß lang und 120,000 Zentner schwer lag es auf Eisenbahnschienen und sollte nun ins Wasser gelassen werden. Tausende und aber Tausende von Menschen waren am Ufer versammelt, um das gewaltige Schauspiel mit anzusehen. Alle Ketten wurden gelöst, alle Stützen wurden weggeschlagen, der Koloß fing langsam an auf seiner schiefen Bahn abwärts zu gleiten, und hätte er sich noch eine Minute lang weiter bewegt, so wäre der ungeheuerste Jubel losgebrochen und der größte Augenblick meines Lebens eingetreten — — da auf einmal hörte das Gleiten auf, das Schiff hielt blockstill, und weder die Kraft von Dampf- und hydraulischen Maschinen, noch die Anstrengung von Hunderten von Menschen und Pferden brachten es mehr vorwärts. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich darüber nicht den Verstand verlor, aber das weiß ich jetzt ganz genau, daß Gott diesen Stapellauf verhinderte und daß das, was ich für mein Unglück hielt, die größte Wohlthat war.“

Atemlose Stille herrschte an der Tafel; Aller Blicke hingen an den Lippen des großen Meisters.

„Bedenken Sie“, sprach dieser mit leuchtenden Augen weiter, „welches die Wirkung der Flutwellen gewesen sein würde, wenn das Riesenschiff plötzlich in die Wasser der Themse eingetaucht wäre. Auf eine Strecke von mehr als 600 Fuß hätte sich das Wasser auf einmal zehn, ja zwanzig Fuß gehoben und das flache Ufer, auf dem die Hunderttausende standen, wäre dreimal manneshoch unter Wasser gesetzt worden. Niemand wäre dem Tode entgangen.“

Der Schweiß rann dem Erzähler von der Stirne und ein Schauer vor dem „großen Unbekannten“ durchdrang jeden der Anwesenden

Ich muß aber doch der Meinung sein, daß Isambard Brünel das Anklopfen des „großen Unbekannten“ nicht recht gehört hat. Denn ohne Zweifel wollte Gott nicht nur an seine Stirn, sondern auch an sein Herz anklopfen. Und nun frage dich, lieber Leser, ob es nicht auch in deinem Leben Augenblicke gab, wo Gott vernehmlich an dein Herz anklopfte. (Alt-hannov. Volkskal.)

„Wie ich mich um eine Gouverneursstelle bewarb“

— das ist der Titel einer köstlichen Satyre des amerikanischen Humoristen **Mark Twain**, die wir unseren Lesern mitteilen wollen. Mark Twain schildert darin die leider landesübliche Weise, jeden Gegenkandidaten in den Kot zu ziehen und keine Lüge zu scheuen, um seinen Namen anrüchig zu machen. Die Schilderung ist ganz nach dem Leben gezeichnet, wenn auch die Farben etwas grell aufgetragen sind. Mark Twain schreibt:

Vor ein paar Monaten wurde ich als Kandidat für den Posten des Gouverneurs im großen Staate New York aufgestellt. Die Partei, die mich aufstellte, waren die Unabhängigen, meine Gegenkandidaten waren die Herren John T. Smith und Blank J. Blank. Mir war es, als wäre ich diesen Herren gegenüber erheblich im Vorteil — ich erfreute mich nämlich eines guten Rufes. Es war aus den Zeitungen leicht zu ersehen, daß, wenn sie jemals gewußt hatten, was es wäre, einen ehrlichen Namen zu tragen, diese Zeit vorüber war. Es war klar, daß sie in diesen letzten Jahren mit allerhand schändlichen Verbrechen vertraut geworden waren. Aber in demselben Augenblicke, wo ich mir auf meinen Vorteil etwas zugute that und mich insgeheim darüber freute, wühlte eine trübe untere Strömung von Mißbehagen in den Tiefen meiner mußte, wie mein Name in enger Verbindung mit denen solcher Leute genannt wurde. Meine Ruhe wurde mehr und immer mehr gestört. Ich schlief nicht einen einzigen Augenblick. Aber ich mochte mir's hin und her überlegen, wie ich wollte, ich konnte nicht zurücktreten. Ich war in aller Form aufgestellt und mußte weiter, wie der Kampf sich fortspann. Als ich beim Frühstück ohne viel Aufmerksamkeit die Zeitungen überflog, stieß ich auf folgenden Satz, und ich kann ehrlich sagen, in meinem ganzen Leben war ich nicht so verblüfft.

„Meineid. — Vielleicht wird Herr Mark Twain jetzt, wo er sich vor dem Volke um den Gouverneursposten bewirbt, sich zu einer Erklärung herablassen, wie es kam, daß er im Jahre 1863 zu Wakawak in Cochinchina durch vierunddreißig Zeugen des Meineids überführt wurde, eines Meineids, mit welchem der Zweck verfolgt wurde, eine arme eingeborene Witwe mit ihren hilflosen Kindern eines magern Feldstücks mit Platanen zu berauben, welches ihre einzige Stütze und Hilfe in ihrer Not und Armut war. Herr Twain ist es sich selbst und ebenso dem großen Volke, um dessen Stimme er bittet, schuldig, diese Sache aufzuklären. Wird er es wohl thun?“

grausamer, herzloser Vorwurf! Ich hatte Cochinchina nie gesehen, ich hatte von Wakawak nie gehört. Ich wußte ein Platanenfeldstück nicht von einem Känguru zu unterscheiden. Ich wußte nicht, was zu thun sei. Ich war ganz außer mir und ganz hilflos. Ich ließ den Tag verfließen, ohne irgend etwas zu thun. Am nächsten Morgen hatte dasselbe Blatt folgendes — weiter nichts:

„Bezeichnend. — Herr Twain beobachtet, wie man bemerkt haben wird, über den Meineid in Cochinchina ein vielsagendes Stillschweigen."

Ich bemerke, daß diese Zeitung den ganzen Wahlfeldzug hindurch meiner nie auf andere Weise gedachte, als daß sie mich als den „schändlichen meineidigen Twain" anführte.

Dann kam die „Gazette" mit folgendem:

„Wir möchten wissen. — Wird der neue Kandidat für den Gouverneursposten wohl geruhen, gewissen von seinen Mitbürgern, die geneigt sind, ihm ihre Stimme zu geben, eine Erklärung des kleinen Umstandes zu geben, daß seine Hausgenossen in Montana von Zeit zu Zeit kleine Wertsachen verloren, bis sie sich zuletzt, nachdem sich diese Sachen jedesmal an der Person Herrn Twains oder in seinem Koffer (es war ein Zeitungsblatt, in das er seine Siebensachen zu wickeln pflegte) wiedergefunden, gezwungen sahen, ihm zu seinem eignen Besten eine freundliche Ermahnung zuteil werden zu lassen, worauf sie ihn teerten und federten und ihn auf einem Zaun reiten ließen, und ihm schließlich den Rat gaben, eine bleibende Lücke an der Stelle zu lassen, die er gewöhnlich im Lager einnahm. Wird er dies thun?"

Konnte etwas mit mehr überlegter Bosheit geschrieben werden als dies? Denn ich bin in meinem ganzen Leben nicht in Montana gewesen.

Nach dieser Zeit sprach dieses Blatt von mir gewöhnlich als von „Twain, dem Spitzbuben von Montana".

Ich nahm jetzt die Gewohnheit an, Zeitungen mit Besorgnis in die Hand zu nehmen — ungefähr wie jemand eine gewünschte Decke aufheben würde, in betreff deren er die Idee hätte, es könnte eine Klapperschlange darunter stecken. Eines Tages fiel mein Auge auf folgendes:

„Eine Lüge an den Pranger genagelt. — Nach den beschworenen Aussagen des Herrn Michael O'Flanagan von den Five Points*) und der Herren Snub Rafferty und Catty Mulligan von der Waterstreet ist festgestellt, daß Herrn Mark Twains niederträchtige Behauptung, der vielbeweinte Großvater des edlen Bannerträgers unsrer Partei, des Herrn Blank J. Blank sei wegen Straßenraubes gehenkt worden, eine schamlose, durch nichts begründete Lüge ist. Es ist niederschlagend für tugendhafte Männer, sehen zu müssen, zu was für schändlichen Mitteln man greift, um politische Erfolge zu erreichen, und wie man selbst die Toten in ihren Gräbern angreift und ihre ehrenvollen Namen mit Verleumdung besudelt. Wenn wir an den Schmerz denken, welchen diese miserable Lüge den unschuldigen Verwandten und Freunden des Toten bereiten muß, so fühlen wir beinahe den Antrieb, ein beleidigtes und gemißhandeltes Publikum anzuregen, an dem Verleumder summarische und ungesetzliche Rache zu nehmen. Aber nein, überlassen wir ihn den Qualen eines zerfleischten Gewissens, obwohl, wenn die Leidenschaft das Publikum übermannen und dasselbe in seiner blinden Wut dem Verleumder körperliche Mißhandlung zufügen sollte, es nur zu sehr auf der Hand liegen würde, daß kein Geschwornengericht die, welche die That verübt, schuldig erklären, kein Gerichtshof sie strafen könnte."

Der geschickt abgefaßte Schlußsatz hatte die Wirkung, daß ich mich in dieser Nacht eiligst aus meinem Bett erheben und mich zur Hinterthür hinausflüchten mußte, weil das „beleidigte und gemißhandelte Publikum" vor dem Hause gleich der Brandung des Meeres tobte und in seiner gerechten Entrüstung beim Kommen Möbel und Fenster zerschlug und beim Gehen so viel von meinem Eigentum mitnahm, als es tragen konnte. Und doch kann ich versichern, daß ich Herrn Blanks Großvater niemals verleumdet habe. Ja noch mehr, ich hatte bis zu jenem Tag und Datum nie von ihm gehört oder seiner erwähnt.

Ich will im Vorbeigehen bemerken, daß das Journal, aus dem ich das Obige anführte, mich später immer „Twain, der Leichenschänder" nannte.

Der nächste Zeitungsartikel, welcher meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der folgende:

„Ein anmutiger Kandidat. — Herr Mark Twain, der gestern abend bei der Volksversammlung der Unabhängigen eine solche vernichtende Rede halten sollte, kam nicht zur rechten Zeit. Ein Telegramm von seinem Arzte meldete, daß er von einem durchgegangenen Gespann niedergerannt worden sei und das Bein an zwei Stellen gebrochen habe — der Leidende empfände Höllenschmerzen, und so weiter und so weiter noch ein ganzer Haufen Unsinn derselben Art. Und die Unabhängigen gaben sich viele Mühe, die elende Ausflucht hinterzuwürgen und zu thun, als ob sie nicht wüßten, was die wirkliche Ursache der Abwesenheit des verworfenen Geschöpfes war, welches sie zu ihrem Bannerträger erwählt haben. Man sah gestern abend einen Menschen im Zustande viehischer Betrunkenheit in das Hotel Herrn Twains hineintaumeln. Es ist die gebieterische Pflicht der Unabhängigen, darzuthun, daß dieses nicht Mark Twain selbst gewesen ist. Wir haben sie endlich beim Wickel. Dies ist ein Fall, der kein Auskneifen gestattet. Die Stimme des Volkes fragt mit Donnerton: Wer war jener Mensch?"

Es war einen Augenblick lang unglaublich, ganz und gar unglaublich, daß es wirklich mein Name war, als man ihn mit diesem schandbaren Verdachte in Verbindung brachte. Drei lange Jahre waren über mein Haupt hingegangen, seit ich Ale, Lagerbier, Wein oder überhaupt ein geistiges Getränk über meine Lippen gebracht hatte.

Es zeigt, welche Wirkung die Zeit auf mich übte, wenn ich sage, daß es mir keinen Stich gab, als ich mich in der nächsten Nummer jenes Blattes dreist als „Twain mit dem Delirium Tremens" bezeichnet sah, trotzdem ich wußte, daß die Redaktion mit eintöniger Überzeugungstreue mich so zu nennen fortfahren würde.

Inzwischen hatten anonyme Briefe angefangen, einen wichtigen Teil der Zuschriften zu bilden, welche ich von der Post empfing. Die Form derselben war gewöhnlich folgende:

„Wie steht es denn mit die alte Bettelfrau, die Sie mit Fußdritte von Ihre Schwölle wegjagden? Pol Pry."

Oder auch folgende:

„Es giebt Dinge, die Sie gedahn haben, und die weiber niemand nicht weis als ich. Sie thaten gud, wenn Sie ein baar Dollars herausrückten, sonst kriegen Sie was in die Zeitung zu hören von Ihren treu ergebenen Handy Andy."

So ungefähr lauteten sie. Ich könnte auf Wunsch damit fortfahren, bis der Leser übergenug davon hätte.

Kurz darauf „überführte" mich das leitende republikanische Journal einer Bestechung im großen Stile, und das vornehmste demokratische Blatt „nagelte den Namen Twain an den Pranger" wegen eines schweren Falles von Erpressung.

Auf diese Weise bekam ich noch zwei Schandnamen: „Twain, der schmutzige Bestecher" und „Twain, die ekelhafte Daumenschraube".

Mittlerweile war es zu einem solchen Geschrei nach einer Antwort auf alle die fürchterlichen Beschuldigungen gekommen, die gegen mich vorgebracht worden waren, daß die Redakteure und Führer meiner Partei sagten, es würde politischer Ruin

*) Eine berüchtigte Straße in New-York, wo fast nur Gesindel wohnt; die genannten sind Irländer.

für mich sein, wenn ich bei meinem Schweigen verharren wollte. Wie um die Aufforderung gebieterischer zu machen, erschien schon am nächsten Tage das folgende in einem der Blätter:

„Man sehe einmal den Menschen! — Der Kandidat der Unabhängigen bewahrt immer noch Stillschweigen. Weil er nicht zu sprechen wagt. Jede gegen ihn gerichtete Anklage ist mit reichlichen Beweisen belegt worden, und sein beredtes Stillschweigen hat sie bestätigt und abermals bestätigt, so daß er nunmehr für immer überführt dasteht. Nun seht Euch einmal Euren Kandidaten an, Ihr Unabhängigen. Seht diesen infamen Meineidigen, diesen Dieb in Montana, den Schänder von Leichen! Betrachtet Euer menschgewordenes Delirium Tremens! Euren schmutzigen Bestecher! Eure ekelhafte Daumenschraube! Schaut ihn an — überlegt es Euch mit ihm wohl — und dann sagt, ob Ihr mit gutem Gewissen Eure Stimme einem Geschöpfe geben könnt, welches sich diese greuelvolle Reihe von Schandnamen durch seine entsetzlichen Verbrechen erworben hat und seinen Mund auch nicht zur Ableugnung eines einzigen davon zu öffnen wagt."

Es gab keine Möglichkeit, um die Sache herumzukommen, und so ging ich tief gedemütigt daran, eine „Antwort" auf eine Masse grundloser Anschuldigungen und niederträchtiger, ruchloser Lügen vorzubereiten. Aber ich vollendete diese Aufgabe niemals; denn am nächsten Morgen brachte ein Blatt eine neue gräßliche Geschichte, eine frische Bosheit und klagte mich allen Ernstes an, ein Irrenhaus mit allen seinen Insassen niedergebrannt zu haben, weil es die Aussicht vor meinem Hause versperrt habe. Dies versetzte mich in einen Todesschrecken. Dann kam die Beschuldigung, ich hätte meinen Oheim vergiftet, um sein Vermögen zu erlangen, woran sich das dringende Verlangen knüpfte, man solle das Grab öffnen. Dies trieb mich an den Rand der Verzweiflung. Darauf folgte die Anklage, ich hätte zahnlose und unfähige alte Verwandte beschäftigt, die Atzung für das Findelhaus zu bereiten, als ich Pfleger desselben gewesen sei.

Da gab ich die Sache auf. Ich strich die Flagge und ergab mich. Ich entsprach den Anforderungen nicht, die man bei einer Wahlkampagne in betreff des Gouverneurspostens im Staate New York stellte, und so sandte ich meinen Verzicht auf die Kandidatur ein und unterzeichnete ihn

Ihr
treu ergebner
ehemaliger Ehrenmann
aber jetzt
J. M., D. i. M., L. Sch., D. T., Sch. B. und E. D.
Mark Twain.

Wildgewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (6. Fortsetzung.)

7. Im Gefängnis und Zuchthaus.

„O, das ist ja ein schmuckes Bürschchen", sagte der alte Gefängniswärter, als Reinhold vom Wagen gestiegen war und das Licht der Laterne seine volle Gestalt beleuchtete. „Wie ist's nur möglich, daß man in so jungen Jahren schon solch ein Bösewicht sein kann? Nun, das ist Deine Sache. Komm nur, daß ich Dich in Dein Quartier bringe, es ist schon spät genug heute."

Der Angeredete versuchte dieser Aufforderung nachzukommen, aber die steifen Glieder versagten den Dienst, und er wäre beinahe der Länge nach hingestürzt, wenn ihn nicht der Gefangenaufseher gehalten hätte.

„Nun, nun", sagte er mitleidig, „das scheint schlecht zu gehen, das kommt davon, wenn man einen Menschen wie ein Kalb transportiert. Mutter, komm 'mal her, wir wollen den Jungen ein Weilchen in der Stube ausruhen lassen, sonst bringe ich ihn nicht die Treppe hinauf!"

Die alte Frau des Mannes, welche von der Thüre ihrer Wohnung aus der ganzen Szene zugesehen hatte, kam nun heraus, führte Reinhold hinein in die warme Stube und hieß ihn sich am Tische auf einem Rohrstuhl niederlassen. Nach dem mehrstündigen Rütteln und Stoßen und der unbequemen Lage war's ihm eine wahre Erquickung.

Der Aufseher hatte den Wagen zum Thor hinausgelassen und dasselbe verschlossen. Nun kam er auch herein. Reinhold war bis dahin allein, denn die Frau war nebenan in die Küche gegangen, aus der eine Kaffeemühle ihre quietschenden Töne hören ließ.

„Hast wohl Hunger und Durst, Junge?" fragte der alte Mann gutmütig, und ohne die Antwort abzuwarten fügte er hinzu: „Warte nur ein wenig, meine Alte ist schon beim Kaffeekochen."

In der That löste jetzt ein kräftiger Kaffeeduft das Geräusch der Kaffeemühle ab, und es währte nicht lange, so kam die Alte mit einer großen braunen Kanne und blaubeblumten Kaffeetassen herein. Reinhold hatte bisher kein Bedürfnis nach Speise und Trank verspürt, obwohl es ziemlich lange her war seit dem

seine abgespannten Sinne wieder zu sich, und es bedurfte bald nicht mehr des Nötigens der beiden alten Leute, daß er den vorgesetzten Brotschnitten und dem Kaffee kräftig zusprach. Geredet wurde dabei nicht viel, ohnehin war die Bangigkeit noch nicht von Reinholds Seele gewichen, dann aber beängstigte ihn das freundliche Gesicht der alten Frau, so oft der Blick derselben mit einer eigentümlichen Zärtlichkeit auf ihn fiel. Er bekam dann immer Herzklopfen.

Es war ihm endlich ganz recht, als der Gefangenaufseher seine Laterne anzündete und sein großes Schlüsselbund ergreifend ihm zum Mitkommen aufforderte.

„Gieb ihm nur zwei Decken, Alter", sagte die Frau, „es ist heute schon recht kalt."

Reinhold wollte ihr ein Wort des Dankes sagen, aber die liebevollen Augen der Alten, welche ihm gerade ins Gesicht sahen, schreckten ihn davon ab, daß er nichts weiter herausbrachte als ein zaghaftes: „Gute Nacht."

„Gewiß Alte, die Leute haben jetzt alle zwei Decken!" beruhigte sie der Aufseher, indem er den Gefangenen zur Thür hinausschob. Es ging nun eine breite Treppe hinauf, dann einen langen Gang hinunter, wieder eine Treppe und noch ein Gang.

„So, hier sind wir zur Stelle", sagte der Gefangenwärter und blieb vor einer Thür stehen, welche er mit seinem Schlüsselbund aufschloß. Ein enges Gemach mit einem kleinen vergitterten, quadratförmigen Fensterchen in mäßiger Höhe enthielt eine reinliche Bettstatt, über welche zwei wollene Decken gebreitet waren, einen kleinen Tisch und einen Schemel.

„Nun zieh Dich geschwind aus und lege Dich nieder, sonst findest Du im Dunkeln Dich nicht zurecht", sagte der Aufseher, und der Gefangene folgte mechanisch der Weisung. Lange noch floh ihn der Schlaf, als es dunkel um ihn her geworden, die Thür verschlossen und der Tritt des alten Mannes in der Ferne verhallt war. Er mußte auf den einsamen Schritt der Schildwacht unten im Hofe, auf das Geknabber einer Maus, auf das Bohren eines Holzwurms lauschen, ja selbst auf den eigenen, wohl von dem ungewohnten Genuß des starken Kaffees erregten

Phantasie, es war kein Träumen und kein Wachen, in welchem er sich unruhig hin und herwarf. Er versuchte durch ermüdendes Zählen den ruhelosen Geist zu bändigen; bis dreitausend zählte er vorwärts und wieder rückwärts, doch gelang es ihm nicht. Vielleicht hilft es, wenn ich bete, dachte er endlich. Aber was beten? An das schönste Gebet, das heilige Vaterunser, dachte er merkwürdigerweise nicht. Dagegen fiel ihm der Anfang eines Abendliedes ein:

Nun sich der Tag geendet hat
Und keine Sonn' mehr scheint,
Schläft alles, was sich abgematt't,
Und was zuvor geweint.

Nur du, mein Gott, hast keine Rast,
Du schläfst noch schlummerst nicht,
Die Finsternis ist dir verhaßt,
Weil du selbst bist das Licht.

Gedenke, HErr, doch auch an mich
In dieser finstern Nacht,
Und . . . . .

Ja, wie ging's nun weiter? Wieder begann das unruhige Sinnen. Aber der, welcher nicht schläft noch schlummert, nahm das Wollen für das Vollbringen, wie er so oft thut über unser Bitten weit hinaus mit seiner Hilfe. Ehe Reinhold noch den Fortgang des Liedes hatte aus seinem Gedächtnis zusammenfinden können, verschwand die Welt vor seinen Sinnen, und er schlief ein, fest und gesund, wie die Jugend schläft.

Unter demselben Dache aber, nur zwei Treppen tiefer, suchte ein altes Menschenherz gleichfalls lange vergeblich nach dem ersehnten Schlummer.

„Ist Dir's nicht auch aufgefallen", fragte die Gefangenaufseherin ihren Mann, als dieser von seinem nächtlichen Gange zurückkam, „ist's Dir nicht auch aufgefallen, wie ähnlich der junge Mensch unserm seligen Sohn ist?"

„Fängst Du schon wieder das Grübeln an, Mutter?" sagte der Alte weichherzig, „das taugt Dir nichts und hilft uns nicht in unserm Leid."

„Gerade so sah unser Wilhelm aus, als er vor zehn Jahren in die Fremde ging; ich habe ihn noch deutlich vor Augen."

„Ja, ja, Alte, er hatte frische rote Backen und war schlank und kräftig gewachsen. Das mag mancher mit ihm gemein haben. Aber das Beste ist doch, daß er ein kreuzbraver Junge war, kein Strolch und Spitzbube, den die Polizei aufgreift, und den man ins Gefängnis sperrt. Darum hat der liebe Gott ihm auch besondere Ehre gegönnt."

„Ach, wenn es nur nicht gerade unser einziger Sohn gewesen wäre!" seufzte die Frau. „Wie manch einer läuft in der Welt umher, sich selbst und den Menschen zur Plage! Es wäre eine wahre Wohlthat, wenn ihn eine Kugel träfe, aber man nimmt ihn nicht einmal zum Soldaten an, selbst wenn er's gern werden möchte. Uns aber nimmt man den einzigen Sohn, unsere ganze Hoffnung und Freude."

„Er hat vor Düppel ein ehrliches Soldatengrab gefunden, Mutter; war er auch bisher gut und treu, wer weiß, was ihm noch bevorstand im Leben. Willst Du in Deinen alten Tagen noch mit dem lieben Gott hadern, der Dir doch eine liebe Tochter und drei prächtige Enkel gelassen hat, samt dem fleißigen und geachteten Schwiegersohn? Wie lange wird's noch dauern, dann sind wir wieder bei unserem Wilhelm und lachen wohl über unsere thörichte Trauer, weil es doch so gar gut ist, daß wir ihn gleich in der Ewigkeit finden und nicht erst auf ihn warten müssen."

„Du hast recht, Vater! Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, wir wollen warten in Geduld und uns allewege zufrieden geben mit dem was Gott uns schickt."

„Gut, ich werde Dich beim Worte nehmen und Dich daran erinnern, wenn Dir der liebe Gott wieder einmal ein junges Menschengesicht schickt, welches eine entfernte Ähnlichkeit mit Deinem seligen Jungen hat. So, nun mach die Augen zu und schlaf in Gottes Namen ein."

Die beiden alten Leute hatten während dieses Gesprächs ihre Lagerstätten aufgesucht und sich niedergelegt. Bei den letzten Worten blies der Mann das Licht aus und that auch sofort nach dem Rat, den er gegeben, wie die ruhigen Atemzüge erkennbar machten.

So geschwind aber ging es bei der Frau nicht, trotz alles guten Vornehmens. Ihre Gedanken zogen in die Ferne hinaus gen Norden und suchten einen Punkt, wo der heißgeliebte Sohn seine ehrenvolle Ruhestätte gefunden hatte; sie kehrten zurück zu der Stunde, wo er als frischer, fröhlicher Soldat Abschied von den Eltern genommen, als er vor drei Jahren hinausging in den blutigen Krieg, aus welchem er nicht wieder heimgekommen war. Der schon fast versiegte Thränenquell fing wieder an zu fließen, bis die bange Seele sich hinwandte zum Bitten:

Gedenke, HErr, doch auch an mich
In dieser finstern Nacht,
Und schenke mir genädiglich
Den Schirm von deiner Wacht.

Wend ab des Satans Tyrannei
Durch deiner Engel Schar,
So bin ich aller Sorgen frei,
So bringt mir nichts Gefahr.

Und der treue HErr, der Wunden schlägt, aber sie auch heilt, wie kein menschlicher Arzt es vermag, that nach ihrem Bitten und gab ihr Frieden.

Schon am nächsten Tage und dann fortgesetzt wurden Termine abgehalten, Zeugen verhört und der Angeklagte vernommen. Da dieser nichts leugnete, so hätte sich die ganze Angelegenheit sehr einfach abwickeln können, wenn man eben seinen Worten hätte glauben wollen. Der Jammer des Bestohlenen über den Zustand, in welchem er seinen schönen, vom Regenwetter allerdings gänzlich verdorbenen und unscheinbar gewordenen blauen Rock wieder sah, war groß. Aller fast schon vergessene Groll und Ärger ward dadurch wieder rege gemacht, so daß der Belastungszeuge in keiner Weise geneigt war irgend etwas zuzugeben, was eine mildere Auffassung der That gestatten konnte.

Von großer Wichtigkeit war es aber festzustellen ob Reinhold den Kastenschlüssel unter dem Kopfkissen vorgezogen habe, oder ob derselbe von selbst heruntergefallen sei. Der Bestohlene behauptete, er habe den Schlüssel immer unter das Kissen gelegt und ihn auch stets am Morgen noch dort vorgefunden; ihm komme daher die Aussage des Diebes nur wie eine Ausrede vor, um seine That in ein milderes Licht zu stellen.

Auch der Gastwirt Wipprecht und dessen Magd wurden vernommen. Ersterer hatte bei seinem Nachsuchen am Sonntag-Vormittag, ob ihm nichts gestohlen sei, sein Taschenmesser vermißt. Sofort stand es ihm auch fest, daß kein anderer als Reinhold dasselbe entwendet habe, und er gab das auch vor Gericht an. Die Magd lachte freilich, als sie deswegen befragt wurde, und meinte, ihr Herr habe das Messer schon am Tage vorher gesucht, er werde es wohl irgendwo verlegt haben, was ihm öfters passiere. Aber der Wirt ward darüber sehr entrüstet und blieb dabei, er habe das Messer noch am Sonnabend zu später Stunde gehabt. Dem Richter schien die Sache nicht erheblich genug zu einer neuen Anklage, immerhin blieb sie unaufgeklärt und warf gleichfalls einen Schatten auf den Verklagten, der nicht leugnete, allein in der Gaststube gewesen zu sein und sich über eine Stunde lang in derselben verborgen gehalten zu haben, ehe er seinen Weg fortgesetzt hatte.

Sonst erfuhr derselbe während der Untersuchungshaft auch manche Liebeserweisung. Der alte Gefangenwärter war immer freundlich zu ihm, brachte ihm eine Bibel und ermahnte ihn,

fleißig darin zu lesen und ja in allen Stücken bei der Wahrheit zu bleiben. Manch Viertelstündchen saß er oben bei ihm in der Zelle und ließ sich Reinholds Geschichte erzählen. Er empfand offenbar großes Mitleid mit dem schon so früh verwahrlosten jungen Menschen. Noch mehr war das freilich mit seiner Frau der Fall, welche den Eindruck nicht vergessen konnte, den ihr Reinhold bei der ersten Begegnung in jener Nacht gemacht hatte. Sie hätte ihn wohl auch gern besucht, doch ließen ihre alten gichtkranken Füße das Treppensteigen nicht zu. Aber fast täglich schickte sie ihm etwas von ihrem Mittagessen, und wenn er im Hofe spazieren geführt wurde, war sie gewiß am Fenster, um an seinem Anblick die Erinnerung an ihren verstorbenen Sohn zu erneuern, mit welchem Reinhold freilich außer einigen Äußerlichkeiten gar nichts gemein hatte. Ein Mutterherz ist aber ein wunderlich Ding, und wo die Liebe mit dem Verstand in Widerstreit gebracht wird, pflegt doch die erstere obzusiegen.

Das freundliche Gesicht der Alten erschreckte zuerst Reinhold, wenn es ihm so liebevoll zunickte. Er konnte sich's nicht zusammenreimen, wie er das Wohlgefallen der alten Frau verdiene. Endlich nahm er sich ein Herz und frug den Aufseher nach dem Zusammenhange. Da erzählte dieser ihm denn kurz und bündig das schwere Herzeleid, welches sie, er und seine Frau, in ihren alten Tagen hatten erleben müssen, wie sie aber darüber getrost geworden seien, wenn auch schwer und nach manchem Kampf, daß ihr Wilhelm als tapferer Soldat mit Gott für König und Vaterland seine Schuldigkeit gethan und mitten in der Erfüllung seiner Pflicht ohne Schmerzen und Todeskampf heimgegangen sei.

Mit einem Ruck war dann der Alte vom Schemel aufgestanden, daß das Schlüsselbund rasselte, und war hinausgegangen. Reinhold merkte aber wohl, daß er nur hatte seine Thränen verbergen wollen. Er hatte wohl gemeint, es schicke sich nicht solche weichen Gefühle vor seinem Gefangenen zu zeigen.

Dieser saß danach lange auf seinem Bett in tiefem Sinnen. Die Erzählung des Alten hatte ihn in seiner innersten Seele ergriffen. Ganz folgerichtig ward der gleiche Gedankengang in derselben wach, welcher das schwergeprüfte Mutterherz in jener Nacht bewegt hatte, als es in den Gesichtszügen des jungen Gefangenen eine Ähnlichkeit mit dem schwer entbehrten Sohne zu finden glaubte. Nur hatte er bei ihm noch größeres Recht. Dunkel noch, aber doch schon in erkennbaren Umrissen dämmerte die Frage in ihm auf: Ist's wirklich so, wie man in Leinitz oft genug vor deinen hörenden Ohren in Beziehung auf dich sagte: Unkraut vergeht nicht? Der Leichtsinn könnte sich darauf berufen und allerlei Tollheit damit entschuldigen, wie die Leinitzer Bauern ihren Geiz. Nein Reinhold, du bist klug genug, lege dir die Frage vor wie sie wirklich lautet: Was muß Gott, dein Gott von dir wollen, daß er dich überflüssigen, von niemand geliebten, dich verirrten, verlorenen, in Schande und Verbrechen versunkenen Menschen bis zu dieser Stunde erhalten hat, während er da einer Mutter, einem Vater den einzigen, nach Menschengedanken unentbehrlichen Sohn nimmt?

Gottes Geist arbeitet lange zuvor schon am Menschenherzen, ehe es in demselben wirklich Licht wird. Er baut sich die Wohnung, in welche er danach zur guten Stunde einziehen will, und er benutzt dazu allerlei Umstände, oft ganz unscheinbare, dann auch wieder solche, welche wie ein heller, warmer Sonnenstrahl wirken oder auch wie ein scharfer Blitz, der am dunkeln Wetterhimmel dahinfährt, und darauf folgt ein gewaltiger, das Herz erschütternder Donnerschlag. Jetzt blitzte es in Reinholds Gedanken, es war kein kalter Schlag, sondern er zündete etwas, und der Thränenstrom, welcher ihm nachfolgte, verhieß dem Samenkorn gutes Gedeihen, welches der himmdie an Reinholds Herzen arbeitete, hatte schon die Stunde ersehen, da sie sein armes Herz in Besitz nehmen wollte.

Seitdem Reinhold den Zusammenhang kannte, wurde ihm seine alte Gönnerin immer lieber, und er empfand auch etwas gegen sie was er zuvor nie empfunden hatte, das der Anhänglichkeit eines Sohnes an seine Mutter ähnlich war. Gern hätte er einmal mit ihr geplaudert. Aber so lange die Untersuchung dauerte, war dies unmöglich; der alte Gefangenwärter war trotz seiner Menschenfreundlichkeit in allem was der Dienst erforderte unerbittlich streng, und in diesem Falle war er am wenigsten geneigt seiner seit dem Tode ihres Sohnes etwas wunderlichen Alten noch mehr Gelegenheit zu allerlei Einbildungen zu geben, wie er meinte.

Diese hatte allerdings bereits einen Plan ausgedacht, welcher für Reinhold das Beste beabsichtigte. Er lief darauf hinaus, daß ihr Schwiegersohn, ein tüchtiger und mit reichlicher Kundschaft versehener Schneidermeister in Potsdam, den jungen Burschen zu sich nehmen und zu einem ordentlichen Gesellen ausbilden sollte. Ihre Angehörigen hatten freilich manche Einwendungen dagegen, doch widersprachen sie aus Rücksicht auf das schwerbedrückte Gemüt der alten Mutter nicht, da dieselbe in der Fürsorge für den jungen Vagabunden eine Art Beruhigung ihres Kummers empfand; ohnehin hing die Ausführung dieses Planes noch an einer Reihe von Bedingungen, deren Zusammentreffen höchst unwahrscheinlich war.

Reinhold erfuhr von diesen liebevollen Absichten der alten Frau noch nichts, und das war gut, denn er würde wohl alsbald große Hoffnungen auf dieselben gesetzt haben, deren Erfüllung im höchsten Grade zweifelhaft war.

Nach den Ergebnissen der Voruntersuchung stand seine Sache so, daß er entweder eine viermonatliche Gefängnisstrafe oder eine zweijährige Zuchthausstrafe zu erwarten hatte, je nachdem bei der schließlichen Entscheidung in der Sitzung des Schwurgerichts die mildere oder die strengere Auffassung seines Verbrechens zur Geltung kommen würde.

In seiner Zelle wurde er mit Schneiderarbeiten beschäftigt. Er hatte selbst den Wunsch danach ausgesprochen, denn die Langeweile der einsamen Haft wurde ihm bald unerträglich. Zwar fing er in dieser Zeit an die heilige Schrift regelmäßig zu lesen, aber da es ihm an jeder ordentlichen Anleitung dazu fehlte, so verstand er vieles nicht was er las, und es blieb diese Übung, zu welcher ihn der alte Aufseher immer wieder ermahnte, ein ziemlich äußerliches Werk. In seinem Handwerk hatte er etwas Ordentliches nicht gelernt, darum konnte er auch jetzt nur ganz dürftige Flickereien zustande bringen, welche seinen Geist nicht anregten und beschäftigten. So kam es, daß er mehr und mehr in ungeduldiger Stimmung die Entscheidung herbeiwünschte, möchte sie nun so oder so ausfallen. Diese Gemütsverfassung, welche sich seiner bemeisterte, übte aber den nachteiligsten Einfluß auf die Meinung der Richter über ihn aus. Sie erschien ihnen als Trotz und Bosheit.

Nach acht langen Wochen wurde endlich das Schwurgericht zusammenberufen, von welchem auch über Reinhold entschieden werden sollte. Dem Angeklagten wurde ein Verteidiger gestellt, ein junger Referendarius, welcher mit dem Fuhrherrn Menzel bekannt war. Er nahm die Sache so leicht als möglich und that eben nur seine Schuldigkeit, als er für die mildere Auffassung und die mildeste Strafe die zur Hand liegenden Gründe hervorhob. Reinhold blieb in der öffentlichen Sitzung sehr einsilbig, gab kurze Antworten und erregte trotz seiner Jugend keinerlei Mitgefühl. Im Gegenteil wurde sowohl im Publikum als auch unter den Geschworenen die leise Bemerkung gemacht: Das ist ja ein verstockter Bursche, ein angehen-

wie das Urteil lauten würde, welches endlich gefällt wurde: Wegen schweren Diebstahls zweijährige Zuchthausstrafe.

Der Verurteilte hörte es ohne sonderliche Bewegung an, es war ihm im Gegenteil fast eine Beruhigung, daß er nun über seine nächste Zukunft eine klare Gewißheit hatte.

Am schwersten fiel diese Entscheidung der alten Gefangenwärterin auf die Seele, denn sie schnitt zunächst und für lange Zeit die von ihr gehegten Absichten ab. Darüber weinte sie helle Thränen. Aber es ließ sich doch nichts ändern, und sie beruhigte sich endlich über den Trost ihres Mannes: Laß doch gut sein Mutter, aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Ist's der Junge in zwei Jahren noch wert, und das wird man ja zu seiner Zeit erfahren, so kommt ihm die Hilfe keineswegs zu spät. Es muß ihm doch die strenge Zucht heilsam sein, sonst hätte der liebe Gott die Herzen der Richter gewiß zu einem mildern Urteil bestimmt; er lenkt ja die Herzen der Menschen wie die Wasserbäche.

Im stillen sorgte er aber dafür daß Reinhold gleich in der Frühe des folgenden Tages mit einer Anzahl bereits Verurteilter abgeführt wurde, denn so lieb er auch den jungen Menschen gewonnen hatte, so fürchtete er doch nicht ohne Grund, daß seine Frau nun, wo dem Gefangenen nach gefälltem Urteil freiere Bewegung innerhalb des Gefängnisgebäudes vergönnt werden konnte, in ihrer Zuneigung mancherlei Erleichterungen für ihren Günstling wünschen möchte, die er nicht gern gewährte.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Burg Rheinstein.

(Zu unserem Bilde auf Seite 97.)

Diese Burg, deren Bild wir in unserem Artikel „Am Rhein“, den die ersten Nummern dieses Jahrgangs brachten, beizugeben unterlassen, thront, dem berühmten Weinorte Aßmannshausen gegenüber, auf dem linken Ufer des Rheins 250 Fuß über seinem rauschenden Wasser. Die Entstehung dieser Burg, die man ehemals Faitz- oder Vogtsburg nannte, ist unbekannt. Schon im Jahre 1729 wird sie erwähnt. Prinz Friedrich von Preußen ließ in den Jahren 1825 bis '29 die Burg mit möglichster Benutzung der Trümmer ausbauen. In der Burgkapelle auf der Südseite ist sein Grab. D.

Man erzählt, daß Franklin, als er anfing zu studieren, gerne ganz gewöhnlichen Sachen hochklingende technische Namen beilegte. Eines Abends teilte er seinem Vater mit, daß er Mollusken verschluckt habe. Der gute Mann war hierüber nicht wenig erschrocken, nahm seinen Benjamin beim Arme und rief die Hausgenossen zu Hilfe. Die Mutter kam mit warmem Wasser, der Hausknecht stürmte mit der Gartenspritze herbei. Was die übrigen mitbrachten, darüber schweigt die Mythe. Die vereinten Kräfte arbeiteten nun eine halbe Gallone (!) Wasser in des armen Benjamins Hals hinunter, hoben ihn an den Fußsohlen in die Höhe und schüttelten dann aus Leibeskräften, während der alte Franklin ängstlich bemerkte: „Wenn wir die Tiere nicht herausbekommen, wird unser Benny vergiftet.“ Als sie endlich heraus waren und Benjamin erklärte, daß besagte Objekte Austern seien, verwandelte sich die ängstliche Fürsorge des Vaters in würdigen Zorn und der Sohn machte Bekanntschaft mit dem Kofferriemen. Man fügt noch hinzu, daß Franklins Sprache von da an außerordentlich einfach und verständlich gewesen sei.

Das Alter der europäischen und außereuropäischen Monarchen stellt sich zur Zeit wie folgt. Kaiser Wilhelm von Deutschland ist 86 Jahre alt, der König der Niederlande 66 Jahre, der König von Dänemark 65, die Königin von England 64, der König von Württemberg 60, der Kaiser von Brasilien 57, der König von Sachsen 55, der König von Schweden und Norwegen 54, der Kaiser von Österreich 52, der König der Belgier 48, der König von Portugal 44, der König von Rumänien 44, der Sultan der Türkei 40, der König von Italien 39, der Kaiser von Rußland 38, der König von Bayern 37, der König von Griechenland 37, der König von Serbien 28 und endlich der König von Spanien, der erst 25 Jahre alt ist.

Kindliche Naivität. Der elfjährige Sohn des Freiherrn Edler Henkel zu Großenhain kam eines Tages auf seinen Vater zugeeilt und erzählte ihm unter Lachen, sein Hauslehrer habe ihm weis machen wollen, daß das französische Ane (sprich ahn) auf deutsch Esel heiße. Das sei doch zu lächerlich. Der Papa, der den Grund zu der letzteren Bemerkung nicht einsehen konnte, bestätigte, daß Ane allerdings auf deutsch ein Esel sei und daß er da gar nichts Lächerliches daran finde. „Aber Papa, da war ja unser Groß—ur—ahn, auf dessen Ruhm die Mama so stolz ist, ein — Groß—ur—E—“ — „Edler Henkel zu Großenhain!“ fiel da der Papa zornig ein. „Wir sind rein deutschen Geblütes, mein Sohn, das merke Dir, und haben mit französischer Abstammung nichts zu schaffen.“

Die Wirkung der kleinsten Kräfte in der Natur. Mehrere englische Zeitungen berichten über folgendes Beispiel von ungeheurer Wirkung der Molekularkräfte. Das mit Reis beladene italienische Schiff „Franziska“ hatte unlängst unweit London auf der Themse Wasser gefaßt. Eine große Zahl Arbeiter war sofort bereit, das Wasser auszupumpen, um die Ladung zu retten, allein die Säcke saugten, trotz aller Raschheit, mit welcher man Hilfe brachte, nach und nach das Wasser ein, quollen auf, und zwar so stark, daß das Schiff wenige Tage später, durch das Aufquellen der Ladung, in Stücke gesprengt wurde. — Dieser Vorgang, so unwahrscheinlich er auch scheinen mag, bietet für den, der die Natur kennt, nichts Überraschendes. Man weiß, wie Hannibal durch heißes Wasser die Felsen der Alpen sprengte. Gefrierendes Wasser und auftauendes Eis wirken als Sprengmittel. Füllt man Glaskügelchen mit Wasser und taucht sie in eine Kältemischung, so springen sie. Auch der Löschungsprozeß des Kalkes kann zum Sprengen benutzt werden, und richtig angewandt giebt Ätzkalk dem Dynamit nichts nach. Arnould, ein belgischer Ingenieur, kam vor etwa zehn Jahren auf den Gedanken, den Ätzkalk zu diesem Zwecke zu verwenden. Gerade wie man die Patronen mit Schießpulver füllt, so läßt er sie mit Ätzkalk füllen. Die gefüllten Patronen werden in eine Reihe nebeneinander befindlicher Bohrlöcher geschoben und mittels einer gemeinsamen Röhre gleichzeitig mit Wasser befeuchtet. Die Wirkung ist so zu sagen blitzartig und sofort fällt die zu sprengende Wand in Trümmer. — Die Grubenbesitzer Smith & Moore bringen dieses Verfahren in den Shipley-Werken bei Darby in Anwendung. Die Sprengung geht so leicht von statten, daß man 15—20 Tonnen in 25 Minuten loszusprengen vermag und noch eine Ersparnis macht, welche sich in hiesigem Gelde auf etwa 10 Cents pro Tonne berechnet.

Beneidenswert.

Den Litteraten ist ringsum
Das beste Erdenlos beschieden:
Mit guten ist das Publikum,
Die schlechten sind mit sich zufrieden.

Was für'n Kopf? Ein Gutsbesitzer fand auf einem Acker ein Skelett, welches er für den Kopf eines Kindes hielt. Weil er nun vermutete, es läge ein Verbrechen vor, schickte er das Skelett, in einer Schachtel verpackt, an den benachbarten Bezirksarzt mit der Aufschrift: „Kindskopf!“ Nach einigen Tagen erhielt er die Schachtel zurück mit der neuen Aufschrift: „Schafskopf!“

Mißglückte Vorsicht. „Hört, Kinder“, sagte die Mama, „wenn heut' abend der neue Onkel zum Besuche da ist, so dürft Ihr mir nicht von seinen Haaren sprechen — merkt's Euch wohl!“ — Am Abend bei Tisch sagte nun der kleine Adolf, verwundert nach des Onkels Kahlkopf zeigend: „Aber Mama, da hast Du heut' früh gesagt, wir sollten nicht von des Onkels Haaren sprechen — der hat ja gar keine!“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 18. Oktober 1883. Nummer 8.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (7. Fortsetzung.)

6.

Ich betrat mein Zimmer mit hochklopfender Brust und so lebhaft erregten Gefühlen, wie ich sie selten empfunden, und um so heftiger war ich bewegt, als ich mir, so lange ich Mrs. Duncan gegenübergestanden, die größte Mühe gegeben hatte ruhig zu erscheinen, um ihren so ungestümen Schmerz nicht noch mehr anzufachen. Bedauern, Teilnahme, Mitleid, innigstes Mitleid mit den drei unberatenen und eigentlich hilflosen Frauen erfüllten mich ganz und gar; da ihnen das aber nichts half und es mich auch in meinem Unternehmen nicht förderte, faßte ich mich bald, und nachdem ich nur noch wenige Minuten mit mir zu Rate gegangen, öffnete ich noch einmal meinen Koffer, nahm mein Schreibzeug wieder hervor und setzte mich nieder, um augenblicklich mein Versprechen zu erfüllen und wenigstens den Versuch zu machen an ihrer Statt die Spuren des Verlorenen aufzufinden, die sich ihren suchenden Augen bisher so hartnäckig entzogen hatten.

Ich hatte nämlich in Interlaken einen langjährigen Freund, einen im Berner Oberlande geborenen Schweizer, den Oberst H...., dem ich in einer Angelegenheit, wie sie hier vorlag, mehr als jedem anderen vertrauen konnte. Er war im ganzen Kanton als geübter und erfahrener Bergsteiger bekannt und es gab wenig Gipfelpunkte in der Umgebung von Interlaken, die er nicht selbst, oft mit eigener Lebensgefahr, erstiegen hatte. Ebenso war er mit allen Führern, Trägern und Gemsenjägern der umliegenden Ortschaften vertraut und so gut in den abgelegensten Thälern wie auf den unzugänglichsten Höhen zu Hause.

Allein das alles bestimmte mich nicht, diesmal meine Zuflucht zu ihm zu nehmen, sondern vorzüglich der Umstand, daß mein Freund eine hervorragende Persönlichkeit in seinem Kanton war und gewissermaßen die Oberleitung in allen, die Berge seiner Heimat betreffenden Angelegenheiten in der Hand hielt. Er führte seit vielen Jahren ein genaues Tagebuch über alle im Berner Oberlande vorgekommenen Ereignisse und namentlich die Unglücksfälle in den Felsen und Schneefeldern, und ein weitreichendes statistisches Material stand ihm, der in seinen Beobachtungen und in Aufstellung seiner Tabellen von allen

bei war er ein ungemein gefälliger und liebenswürdiger Mann, mir mit ganzem Herzen ergeben, und daß er alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse im Falle der Not aufbieten würde, um mir zu helfen, davon war ich fest überzeugt. Er also, er allein, wenn überhaupt einer, mußte wissen oder, wenn ihm der Fall entgangen war, erfahren können, wo und wie Harry Duncan ums Leben gekommen war, und wenn er es bis jetzt noch nicht wußte, so würde er alles daran setzen, auf den wahren Thatbestand ein helleres Licht fallen zu lassen.

Leider aber war er im Augenblick nicht in Interlaken anwesend, sonst wäre ich noch diesen Abend zu ihm gegangen, um ihm den Fall in allen Einzelnheiten vorzutragen, sondern er hielt sich schon seit mehreren Wochen in Bern auf, wo er als Mitglied des Großrats in vaterländisch politischen Angelegenheiten zu thun hatte. So also schrieb ich an ihn, sandte ihm das der Times entnommene Blatt mit, stellte ihm den Gram der in Interlaken augenblicklich anwesenden Verwandten des unglücklichen Engländers vor und bat ihn in den lebhaftesten Ausdrucken mir diesmal seinen Kopf und seinen Arm in der Ergründung der vorliegenden rätselhaften Dunkelheiten zu leihen. —

Erst als ich diesen Brief zu Ende gebracht, versiegelt und auf meinen Tisch gelegt hatte, um ihn bei anbrechendem Tage dem Portier zu überliefern, der ihn nach der Post bringen sollte, fühlte ich mich einigermaßen beruhigt, aber ich konnte noch lange nicht schlafen gehen, und so schlich ich leise noch einmal die Treppe hinunter, betrat den Vorgarten des Hauses, in welchem schon alle Bewohner im tiefsten Schlafe lagen, und ging langsam unter dem strahlenden Sternenhimmel auf und nieder, bedachte mit Wehmut und dem innigsten Mitgefühl die mir soeben mitgeteilte Geschichte der Familie Duncan und gab mich ganz und gar meinen Empfindungen über die einzelnen Mitglieder derselben hin, die mir — ich gestand es mir ehrlich ein — plötzlich auf eine völlig unerwartete Weise sehr nahe getreten waren und mit denen ich mich durch ein festes Band der Freundschaft, Achtung und Ergebenheit für jetzt und künftig verbunden fühlte.

Endlich aber glaubte ich meine ganze Ruhe wiedergefunden

Blick nach den im Sternenlicht kreideweiß herüberschimmernden Eisbergen und meinem lieben Abendberg emporgeworfen, ging ich wieder nach dem Zimmer und gab mich in Gottes Namen, Ihm die ganze Sache befehlend, dem Schlafe hin, dem ich auch bald verfiel, da meine Lebensgeister an diesem Tage lebhafter denn je in Anspruch genommen worden waren.

* * *

Am nächsten Morgen, einem der letzten Tage des Monats Juni, war ich schon früh wieder munter und schaute erwartungsvoll aus dem Fenster, um zu rekognoszieren, wie sich das Wetter allem Vermuten nach gestalten würde. Der Tag versprach ein günstiger zu werden und er ward es auch im vollsten Maße. Die Luft war frisch und klar, ein wonniger Duft, wie immer nach einem mit Regen verbundenen Gewitter, durchwürzte die ganze Natur und weckte in des Menschen Brust die Lust zum Wandern und Steigen in die Berge, die geheimnisvoll wie stets vor den suchenden Augen lagen und die dunklen Rätsel lösen zu wollen schienen, die der im Thale Wohnende auf ihre luftigen Höhen und in ihre Abgründe zu verlegen pflegt.

Um sechs Uhr schon, als ich eben mein so zeitig bestelltes Frühstück in meinem Zimmer verzehrte, meldete sich bei mir einer der handfesten Knechte Sterchis, den dieser mir als Träger vom Berge herabgesandt, um meinen Koffer hinaufzuschleppen, wie es meist geschah. Bald hatte er mein Gepäck, dem ich noch mein Plaid und eine kleinere Reisetasche beifügte, zusammengebunden und zwei Minuten später sah ich ihn, seine Last auf dem Rücken, getrosten Mutes aus Beau-Site fortziehen, wobei ich mir selbst im stillen so viel Kraft und Ausdauer wünschte, wie diese Söhne der Berge sie jederzeit an den Tag legen und doch niemals sichtbar bei ihrer schweren Arbeit ermatten, als ob ihre Muskeln von Stahl und Eisen wären. Bald darauf aber saß ich in der Office bei meinem guten Vater Ruchti, um die letzte Stunde meines Aufenthalts bei ihm zuzubringen und noch mancherlei mit ihm zu besprechen, was man bis zum letzten Augenblick des Scheidens aufzusparen pflegt.

Als ich alles mit ihm abgemacht und meine Rechnung bezahlt, fragte er mich mit seinem klugen Lächeln:

„Nun, wie haben Sie sich denn gestern abend bei den Engländerinnen amüsiert?"

Ich nahm unwillkürlich eine ernste Miene an und sagte ihm, daß ich kein besonderes Vergnügen dabei empfunden, vielmehr eine ernste Unterredung mit ihnen gehabt und demzufolge endlich den Grund ihrer sehr berechtigten Trauer erfahren habe. Sie wünschten aber, daß derselbe, so lange sie in Beau-Site seien, niemandem weiter bekannt werde, um in ihrem Schmerze weder durch Worte noch Blicke belästigt zu werden. So möge denn auch er selbst, als diskreter Mann und Wirt, mich für jetzt nicht weiter danach fragen, erfahren solle er jedenfalls die ganze traurige Geschichte, sobald ich von dem Abendberge zurückkäme und noch einige Tage bei ihm verweilte, bevor ich mich auf die Rückreise nach meiner Heimat begäbe.

„Gut, gut", sagte der verständige Mann, „ich begreife das alles, aber nur eins können Sie mir wohl sagen. Habe ich in Bezug auf die junge Dame mit den schwarzen Haaren und den feurigen Augen recht gehabt?"

Ich nickte ihm lächelnd zu und versetzte: „Ja, Sie haben sehr recht gehabt; sie ist wirklich eine Kreolin und Sie haben mir damit wieder bewiesen, daß Sie Ihre Gäste aus aller Welt richtig zu beurteilen und zu taxieren verstehen. Ihr Vater war ein vollblütiger Engländer, ihre Mutter aber stammt aus Mexiko her und sie selbst ist in St. Louis am Mississippi geboren."

„Ah! Nun, weiter will ich nichts wissen!" rief er heiter aus, „und nun lassen Sie uns an Ihre Bergreise denken."

„Sogleich; vorher aber müssen Sie mir noch eins versprechen. Wenden Sie diesen drei Damen, so lange sie noch bei Ihnen sind, alle mögliche Aufmerksamkeit zu, sie verdienen es. Ich werde auch dafür sorgen, daß sie es bei Sterchi gut haben, zu dem sie emporsteigen, sobald sie in diesen Tagen von Thun zurückkehren. Mit solchen von Unglück verfolgten Leuten muß man sanft und wohlwollend umgehen, sie sind elend genug, um ihnen nicht alles aus dem Wege zu räumen, was ihre Lage ihnen noch drückender erscheinen lassen könnte."

„O, das ist natürlich, lieber Herr Doktor, und was an mir liegt, so soll alles geschehen, um ihnen ihre Wege so bequem wie möglich zu machen. — Nun aber hören Sie auch mich. Sie wollten den Berg ganz zu Fuß ersteigen, wie Sie gestern sagten, aber das gebe ich nicht zu. Der Knecht, der Ihre Sachen geholt, sagte, daß der letzte Teil des Weges sehr naß und schlüpfrig sei, und so müssen Sie diesen wenigstens zu Pferde zurücklegen. Ich habe daher Ihr Lieblingspferd, die alte Fuchsstute Martha, satteln lassen und sie soll mit dem alten Jakob sogleich nach der Wagnerenschlucht aufbrechen, bis wohin wir den nächsten Weg über die Aarewiesen einschlagen, denn ich begleite Sie bis zum Felsenkeller am Fuße der Heimwehsfluh. Sind Sie damit einverstanden?"

Ich wußte nichts dagegen einzuwenden. Bald nach diesem Gespräch aber hatte ich Abschied von der Familie meines Wirtes genommen und ganz still verließ ich mit ihm das trauliche Beau-Site, um unsern kurzen und angenehmen Weg nach den Bergen anzutreten. Kein Mensch sah mich die Pension verlassen und das eben liebe ich. Den mir näher stehenden Personen hatte ich mich schon am Abend vorher empfohlen, denn ich habe es nie gern, wenn sie mich im Augenblick des Aufbruchs umringen und mir durch ihre gutgemeinten Worte den Abschied noch schwerer machen, als er es an sich schon ist, nachdem man wochenlang in einem so gemütlichen Hause und in so froher Gesellschaft seiner Muße gelebt hat.

Nur weniges sprechend, überschritten wir die unter den ersten Sonnenmorgenstrahlen leuchtenden Wiesen und die morsche Brücke über die blaue, im rasenden Laufe ihre Wogen dahinwälzende Aare, bogen unter den Felsen des hier jäh in die Höhe steigenden großen Rugens herum und erreichten bald die idyllische Wagnerenschlucht, an deren Eingang wir schon aus der Ferne den alten treuen Knecht Ruchtis, Jakob, mit der lammfrommen Martha halten sahen, die mich schon auf so manchen Berg getragen und mich jetzt wieder nach meiner lieben Höhe bringen sollte, der ich nun mit jedem Schritt näher und näher kam. Ein herzlicher Händedruck, mit wahrhaftem Dank meinerseits verbunden, ward noch zwischen meinem Begleiter und mir gewechselt und dann kehrte er in seine trauliche Heimat zurück, während ich langsam die Anhöhe in der Schlucht hinanstieg und Jakob mit der Martha in gemächlichem Schritt nachkommen ließ.

* * *

Der Abendberg, von Beau-Site in Unterseen aus gesehen, bildet mit dem dicht vor und unter ihm liegenden großen Rugen die vorderste rechtsseitige, im prächtigsten Baum- und Wiesengrün leuchtende Kulisse des ungeheuren Naturtheaters, dessen ganzen Hintergrund die majestätische Jungfrau und deren kolossaler Nachbar, der Mönch, mit ihren unermeßlichen Schneefeldern und Gletschern ausfüllen. Etwa auf der halben Höhe des Berges, dreitausendvierhundert Fuß hoch, während die höchste Spitze beinahe sechstausend zählt, zeigt sich den Thalbewohnern das weit in die Ferne leuchtende weiße Haus, mit Recht Hotel Bellevue, „schöne Aussicht", genannt, einst die Blödenanstalt des oft genannten Doktor Guggenbühl. Von dessen Erben kaufte der jetzige Wirt, Fritz Sterchi, die ganze Besitzung für einen mäßigen Preis, baute das seltsam geformte weitläufige Haus, so weit es möglich war, in ein leibliches

Berggasthaus um und ließ sich jedes Jahr von Ende Mai bis Anfang Oktober darauf nieder. Auch die Umgebung des Hauses gestaltete der jetzige Besitzer allmählich freundlicher und zugänglicher, indem er nach allen Richtungen hinauf und hinab Wege und Stege anlegte, bis das Ganze endlich so weit gediehen war, wie wir es heut noch finden.

Das Haus selbst steht auf einem schmalen Plateau, von einem winzigen Gärtchen und smaragdgrünen Matten umgeben, die sich unmittelbar von der Thür des Hauses aus in die Höhe ziehen und die Hausalp bilden. Umkränzt ist diese breite, steil ansteigende Hausalp von dunklem Tannengehölz, das sich west- und nordwärts in jähe Abgründe verliert, nach der Spitze des Berges hin sich gewaltig auftürmt und die Aussicht nach den Nachbarbergen verdeckt, wenn man sich nicht auf diese Spitze selbst begiebt.

Was die äußere und innere Einrichtung des Hauses betrifft, an welchem ich einst hundert und zwei Fenster abgezählt, so ist es zwar geräumig, aber seltsam unregelmäßig gebaut, aus verschiedenen Stücken planlos und je nach Bedürfnis zusammengesetzt, so daß man sich leicht darin verlaufen kann, wenn man nicht genau in allen Winkeln und Korridoren Bescheid weiß. In seinen großen und kleinen Zimmern können außer dem Wirt, der für seine Wirtschaft große Räumlichkeiten gebraucht, höchstens fünfzig Personen beherbergt werden. Die Zimmer sind in Bezug auf die sich bietende Aussicht mitunter wunderbar schön gelegen, teilweise mit leidlichem Komfort möbliert und bieten im ganzen für einen die Berghöhen liebenden Wanderer, wenn er genugsam ist, eine behagliche Unterkunft dar.

Fünfzig Schritte vom Wohnhause entfernt und auf demselben kleinen Plateau liegend, erhebt sich die geräumige Scheune und darin finden wir die Wohnungen der neun bis zehn Knechte, die hier notwendig sind, ferner die Stallungen für Pferde, Esel, Kühe und Ziegen, die jedoch im Sommer nur vom Thale her bevölkert werden, während im Winter oben nur ein Dutzend Kühe ausdauern, von zwei Knechten bedient, die das Haus bewachen und sich oft am Morgen aus dem während der Nacht reichlich gefallenen Schnee herausgraben müssen. Natürlich führen diese Leute, die im Sommer von ihrem Herrn sehr reichlich und gut beköstigt werden, wie alle auf hohen Bergen hausenden Schweizer im Winter ein kärgliches Leben, das ihnen nur die Gewohnheit lieb und reizvoll machen kann, denn oft können sie wochenlang nicht in das Thal, um sich das nötige Brot heraufzuholen, während sie sich sonst nur von Milch, Käse und Kartoffeln nähren.

So viel nur will ich im allgemeinen von der Niederlassung des Abendberges vorausschicken, und wir begeben uns jetzt selbst dahin, um die darauf wohnenden Personen speziell kennen zu lernen und den Ereignissen beizuwohnen, die auf der einsamen Höhe zu erleben mir in diesem Sommer bestimmt war. —

Auf dem anfangs breiten und bequemen Wege, der sich von der Wagnerenschlucht aus erst ganz allmählich hebt, bis er endlich seine tückische Steilheit beginnt, kannte ich fast jeden Baum und manche schöne Erinnerung knüpfte sich an einzelne Stellen, denn ich war diesen Weg schon oft mit lieben Freunden gefahren, geritten und gegangen, und ich liebe es, im treuen Gedenken an solche Stunden immer wieder mit ihnen wenigstens im Geiste zu verkehren. Doch bald begann der Weg sich langsam zu heben und schon merklich fühlen zu lassen, daß man nicht mehr glatt weg auf ebener Erde wanderte. Wäre ich jedoch allein gewesen, so hätte ich heute meinen Weg von hier aus gewiß in zwei Stunden zurückgelegt, allein mein phlegmatischer alter Jakob, der sein frommes Pferd lang am Zaum hinter sich her führte, zügelte meinen Eifer und predigte mir

So schritten wir denn langsam vor, und um so langsamer, je höher wir kamen, und ich blieb oft stehen, schaute durch die Waldlichtungen nach den verschiedenen Aussichtspunkten hinab und atmete bei jeder Pause mit Wollust die köstliche Luft ein, die mir bei jedem Schritt balsamischer aus dem Waldesschatten entgegenquoll.

Es mußte hier oben übrigens weit stärker als unten im Thale geregnet haben, denn der Weg zeigte breite, von herabfließenden Wasserbächen herrührende Furchen, und Jakob bestätigte mir, daß es die ganze Nacht hindurch wie in Strömen „gegossen" und daß erst kurz vor Tagesanbruch ein leichter Wind die Regenwolken vertrieben und den blauen Himmel sichtbar gemacht habe, der jetzt in heiterster Klarheit über uns blitzte, als ob er sich selbst über das schöne Stück Land freue, über welches er sein Zelt ausbreiten konnte.

In der That wurde der Weg, je höher wir kamen, immer feuchter und schlüpfriger, und so bestieg ich denn bald mein Pferd, während Jakob langsam mir zur Seite schritt. Steiler und steiler wurde der Weg und nun begann der schmale, in steilen Zickzackgängen emporsteigende Saumpfad, der oft nur vier Fuß breit ist und fast immer zur Rechten einen jähen Absturz zeigt, der einen schwindligen Kopf nicht selten mit heimlichem Grausen erfüllt. Aber auch immer schöner, frischer und reiner wurde die Luft, und das melodische Rauschen der Tannennadeln, wenn der selten ruhende Bergwind leise durch sie hindurchstrich, berauschte wieder mein Ohr, denn es giebt wohl nichts Herrlicheres als diese natürliche Musik, namentlich in so großartig und mächtig sich entwickelnder Umgebung, in der die im Thale liegende Welt immer enger zusammenschrumpft, aber, seltsam genug, dennoch dem Menschenherzen, das sie eben erst verlassen, wieder begehrenswerter und anziehender erscheint.

Als Martha an der Biegung eines jäh vor uns ansteigenden Weges stillstand und Jakob, dem der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn fiel, sich einen Augenblick auf einen Stein niederließ, fragte ich ihn:

„Sind Sie lange nicht oben gewesen, Jakob?"

„Nein, Herr, seit vorigem Jahre nicht und Sie waren der letzte, den ich damals hinaufbrachte, denn Sie wissen wohl, daß Herr Ruchti mich nur ausnahmsweise mit Ihnen gehen läßt, da ich sonst meist anderweitig unten beschäftigt bin."

„Wohl. Also wissen Sie auch nicht, ob sich auf dem Berge in Bezug auf die dort wohnenden Personen etwas geändert hat?"

„O doch, das weiß ich wohl, Herr, denn das hört man ja unten alle Tage von den anderen Knechten, die unsere Gäste hinaufführen. Und so viel ich weiß, hat sich oben nichts, gar nichts geändert, alle Personen vom vorigen Jahre sind noch da, nur die alte Köchin finden Sie nicht mehr, an deren Stelle eine jüngere getreten ist."

„So, so. Nun, sie wird ja wohl so gut wie die alte kochen und braten können. Also der Jakob und der alte Peter sind auch noch oben?"

„Ebenso wie sonst und beide sehen aus wie immer, und den letzteren wenigstens habe ich bisweilen in Interlaken gesprochen, und er sagte mir, daß Jakob noch der Alte sei und nach wie vor sein unheimliches Wesen treibe."

Mit dieser Berichterstattung war ich zufrieden, denn diese zwei Personen waren mir außer Sterchi und seiner Frau stets die Hauptpersonen des Abendberges gewesen.

„Dann wissen Sie auch wohl nicht", fuhr ich zu fragen fort, „ob jetzt schon eine große Gesellschaft oben versammelt ist?"

„O ja, doch. Vorgestern war unser zweiter Kutscher mit zwei Damen oben und der erzählte im Stall, daß bis jetzt nur zwei Schweizerfamilien auf dem Berge wohnen und daß Herr Sterchi sich endlich nach einer lebhafteren Gesellschaft zu sehnen

„Das will ich auch nach Herzenslust, Jakob, und ich habe mir vorgenommen keine Stunde länger als notwendig ist, in der Stube zu sitzen. — Doch nun voran, Martha, jetzt kommt der schwerste und steilste Ansteig, aber bald, bald werden wir oben sein."

Die letzten Stufen des Berges wurden rüstig in Angriff genommen und endlich war „der lange Kehr" erreicht, über dem sich unmittelbar in schwindelnder Höhe das grüne Plateau erhebt, auf welchem das Haus Meister Sterchis steht. Martha hielt wacker aus und, als wittere sie den nahen Stall, schritt sie zuletzt doppelt so rasch als im Anfang und zeigte keine Neigung mehr sich zu ruhen. Als wir aber endlich die steile Anhöhe erklommen hatten und ich die Scheune Meister Sterchis vor mir liegen sah, hörte ich auch einen Hund bellen, dessen Stimme mir bekannt schien. Ja, es war noch der alte Tiger, ein großer, schwarzer, feister Berghund, der selbst im Winter oben bleibt und mit Peter und Jakob das eingeschneite Haus wachsam behütet. Er hatte schon aus der Ferne das Klappen der Hufe meines Pferdes auf dem Felsgestein vernommen und kam jetzt zuerst schweifwedelnd heran und begrüßte mich mit seinem kurzen Geheul, wie er es immer thut, wenn ein Besucher sich der gastlichen Schwelle seines Herrn nähert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Detroit.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule.

II.

Die große Ratsversammlung. — Der Calumet-Tanz. — Pontiacs Kriegsplan. — Die Warnung. — Rüstungen auf beiden Seiten. — Die Wilden im Fort. — Pontiacs Enttäuschung. — Hinterlistiges Treiben.

Pontiac wollte die Feindseligkeiten in eigener Person eröffnen. Mit Beginn des Frühlings waren seine Vorbereitungen beendigt. Seine leichtfüßigen Boten durchzogen abermals die nördlichen Wälder, um die Häuptlinge und Krieger der verschiedenen Stämme zu einer gemeinsamen Beratung aufzubieten. Die Versammlung sollte an den Ufern des kleinen Rivers Ecorces nicht weit von Detroit stattfinden. Dorthin brach Pontiac selbst mit seinen Squaws und Kindern auf. Von allen Seiten strömten die Wilden herbei und schlugen auf den mit dem ersten jungen Grün bedeckten Matten ihre leichten Wigwams auf. Am 27. April endlich war die Versammlung vollzählig. Da sah man die großen nackten Gestalten der wilden Objibwas mit wohlgefüllten Köchern auf dem Rücken, mit leichten Keulen im Arm; die Ottawas, in wollene Blankets eingehüllt; die Wyandots in flatternden bemalten Hemden, auf dem Haupte den wallenden Federschmuck. Alle lagerten sich rings im Kreise, Reihe an Reihe. Längere Zeit herrschte tiefes Schweigen. Jedes Gesicht schien wie aus Stein gemeißelt; keines verriet die Leidenschaften, die im Herzen tobten. Schön verzierte Pfeifen wurden in Brand gesetzt und gingen von Hand zu Hand.

Endlich trat in vollem Kriegsschmuck Pontiac in den Kreis, mit der unnachahmlichen Grandezza des indianischen Häuptlings. In den tiefen Kehllauten seiner Sprache begann er seine ohne Zweifel wohldurchdachte und fein berechnete Rede, die er mit lebhaften Handbewegungen begleitete. Seine Worte wurden häufig von den Beifallsrufen seiner wilden Zuhörerschaft unterbrochen. Zuerst schilderte er die vergangenen Zeiten mit ihrem Ruhme, ihrer Freiheit und ihrer Macht. Dann kam er auf die von Frankreich herübergekommenen Bleichgesichter zu sprechen und malte mit lebhaften Farben aus, wie diese den Indianern Freunde, Brüder und Lehrmeister gewesen seien. Endlich aber verbreitete er sich über die englischen Rotröcke, nannte sie grausame Tyrannen, Diebe und Räuber und forderte seine Krieger auf, diese verhaßten Despoten aus der Welt zu schaffen, ehe sie noch weitere Zuzüge aus Europa erhalten hätten. Er machte darauf aufmerksam, daß die „kanadischen Männer" — die Franzosen — die Herrschaft der Rotröcke ebenso ungern ertrügen wie die Indianer selbst und daß man deshalb auf ihre Hilfe mit Sicherheit rechnen dürfe. Schließlich wies er darauf hin, wie leicht es wäre, die bis jetzt vollkommen sorglosen Engländer zu überfallen und ihnen so zu sagen im Schlafe den Todesstoß zu versetzen. Er, der Redner, sei überdies gewiß, daß der „große Geist" den Untergang der Feinde ernstlich begehre und seinen Kindern nicht eher wieder freundlich sein wolle, bis der letzte der Rotberockten vernichtet worden sei.

Seine Rede machte tiefen Eindruck, alle stimmten ihm bei. Der Hauptschlag sollte gegen Fort Detroit geführt werden. Am 2. Mai wollte Pontiac mit einem Teil seiner Krieger zunächst die Stärke des Feindes auskundschaften. Unter dem Vorwande, vor der Garnison den Friedenstanz aufführen zu wollen, hoffte er Eintritt zum Fort zu erhalten, und damit die Gelegenheit das Innere desselben genau zu besichtigen. Sobald dies geschehen, sollte eine letzte Versammlung der Häuptlinge stattfinden, um den eigentlichen Kriegsplan definitiv festzustellen. Hierauf entließ Pontiac seine Verbündeten. Das Lager wurde wieder abgebrochen, und am andern Morgen unterbrach kein Geräusch mehr die Stille der einsamen Waldlandschaft.

In jedem Frühling nach Beendigung der Winterjagd pflegten die Indianer in ihre Dörfer in der Nähe von Detroit zurückzukehren. Es fiel darum auch nicht auf, daß sie sich auch diesmal in größerer Anzahl bei dem Fort sehen ließen. Schon am 1. Mai erschien Pontiac mit vierzig seiner Krieger am Thore und bat um die Erlaubnis, vor den Offizieren tanzen zu dürfen. Nach einigem Zögern wurde das Gesuch bewilligt; Pontiac zog mit dreißig Begleitern vor das Haus des Kommandanten und begann den Friedenstanz, bei welchem jeder der Wilden seine Heldenthaten aufzählte und sich für den Tapfersten unter allen Sterblichen ausgab. Während die Garnison dem seltsamen Schauspiele verwundert zuschaute, benutzten die übrigen zehn Wilden die Gelegenheit, das Fort nach allen Seiten hin genau zu inspizieren. Nachdem aber der Tanz beendigt war, zogen sie sich alle wieder ruhig zurück und hinterließen auch nicht den leisesten Argwohn in den Herzen der sorglosen Besatzung.

Diese bestand damals aus nur 120 Mann. Außerdem befanden sich im Fort etwa vierzig Pelzhändler mit ihren Angestellten und eine kleine französische Bevölkerung, die mit der britischen Besatzung wenig sympathisierte. Zwei kleine Schooner, der „Beaver" und der „Gladwyn", lagen im Strome vor Anker. Die Bastionen waren mit einigen leichten Kanonen besetzt. Die Pallisaden, welche das Ganze umgaben, waren ungefähr 25 Fuß hoch. Das war die ganze Befestigung von Fort Detroit. Einem civilisierten Feinde hätte sie kaum den geringsten Widerstand bieten können, aber den wilden Kriegern des Waldes gegenüber gewährte sie immerhin reichlichen Schutz. Das mochte Pontiac ahnen, und darum beschloß er, sich durch einen listig ausgesonnenen Handstreich in Besitz des Forts zu setzen.

Einige Tage später fand die angesagte Häuptlingsversammlung in dem Pottowattamie-Dorfe statt. Hier entwickelte

Pontiac seinen Plan. Unter dem Vorwande einer freundschaftlichen Begrüßung und Huldigung wollte er mit den vornehmsten und tapfersten Häuptlingen dem Kommandanten einen feierlichen Besuch abstatten und sich dann plötzlich auf die nichts ahnenden Engländer stürzen, um sie entweder niederzuschießen oder ihnen den Stahl ins Herz zu drücken. Zu diesem Besuche müsse jeder seine Waffen geschickt unter dem Blankett verbergen und dürfe nicht eher von denselben Gebrauch machen, bis das Zeichen des Angriffs erfolgt sei. Dieses aber solle darin bestehen, daß Pontiac den weißen Friedenswampum, den er anscheinend für den Kommandanten mitnehmen werde, anstatt ihn diesem zu überreichen, in der Hand ringsum drehe und zuletzt um den Kopf schwinge. Der Plan fand allseitige Billigung und der Überfall wurde beschlossene Sache. Man trennte sich sofort, um sich in aller Stille auf dieses wichtige Ereignis vorzubereiten.

Am Nachmittage des 5. Mai besuchte die Frau eines französischen Ansiedlers das Ottawadorf, um Wildbret und Ahornzucker zu kaufen. Zu ihrem Erstaunen sah sie, wie fast alle roten Krieger auf das eifrigste mit ihren Flinten beschäftigt waren, sie reinigten und merkwürdigerweise ihre Länge durch Abschneiden auf ungefähr eine Yard reduzierten. Nach Hause zurückgekehrt, teilte sie ihre Beobachtungen ihren Nachbarn mit. Daraufhin erzählte einer derselben, ein Grobschmied, es sei ihm aufgefallen, daß einige Rothäute in der letzten Zeit bei ihm Feilen und Sägen entlehnen wollten, ohne Zweifel um ihre Waffen in Ordnung zu bringen. Sollten die Indianer irgend eine Teufelei im Schilde führen? Das war der Verdacht, der nunmehr in den Herzen der mit den Schlichen der Rothäute vertrauten Kanadier immer lebhafter wurde. Den meisten unter ihnen lag viel an Erhaltung des Friedens, so wenig sie auch sonst mit den Engländern harmonierten. Ein alter angesehener Ansiedler begab sich deshalb noch an demselben Abend zu dem Kommandanten, Major Gladwyn, teilte ihm die gemachten Wahrnehmungen mit und beschwor ihn auf der Hut zu sein. Jener jedoch, ein tapferer aber wenig umsichtiger Mann, lachte über die Ängstlichkeit und meinte, die Indianer der Nachbarschaft seien harmlose und unschädliche Bursche, die sich ohne Zweifel nur auf einen Jagdzug rüsteten. Zum Glück für die Besatzung sollte aber der ausgesprochene Verdacht auch von anderer Seite Bestätigung erhalten.

In dem Pottawattamiedorfe lebte ein Indianermädchen aus dem Stamme der Objibwas. Katharina, wie das Mädchen von den Offizieren genannt wurde, kam häufig in das Fort, um allerlei Gegenstände zum Kauf anzubieten, und war auf diese Weise auch mit Major Gladwyn bekannt geworden. Nun traf es sich, daß dieser einige Tage vor der großen Ratsversammlung der Häuptlinge bei ihr ein Paar Moccasins, die sie auf das zierlichste zu verfertigen verstand, bestellte und ihr befahl dieselben nach fünf oder sechs Tagen im Fort abzuliefern. Am 6. Mai nachmittags erschien sie, benahm sich aber ungewöhnlich still und zurückhaltend. Dem Kommandanten fiel dies veränderte Betragen sogleich auf und er fragte sie deshalb, ob ihr irgend ein Unglück zugestoßen sei. Traurig schüttelte sie den Kopf, dann aber brach sie in lautes Jammern aus, so daß Gladwyn stutzig wurde. Er drang in sie, ihm ihr Herz zu öffnen; nach langem Zureden gelang es ihm endlich sie zum Sprechen zu bewegen. Sie enthüllte nun dem staunenden Kommandanten alles was sie von der Verschwörung ihrer Stammesgenossen erfahren hatte; am folgenden Tage schon solle dieselbe zum Ausbruch kommen; alle Engländer würden getötet, das Leben der Franzosen dagegen solle verschont werden. Gladwyn konnte nun nicht mehr an dem Ernst der Lage zweifeln. Allerdings glaubte er noch immer nicht, daß die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sofort rief er die Offiziere zusammen und teilte ihnen mit, was er aus dem Munde Katharinas gehört hatte. Es wurde beschlossen, die Schildwache zu verdoppeln, die Hälfte der übrigen Soldaten unter den Waffen zu behalten und die ganze Nacht sorgfältig auf der Hut zu sein, damit die Wilden nicht etwa doch mit stürmender Hand das Fort nehmen konnten.

Die Nacht verging indes, ohne daß sich irgend etwas Außergewöhnliches ereignete. Als jedoch der dichte Nebel, welcher den Fluß bedeckte, verschwand und die Sonne mit ihren hellen Strahlen die liebliche Frühlingslandschaft beschien, sah man plötzlich eine große Anzahl von Indianerkähnen den Strom herabschwimmen und gerade auf den Landungsplatz vor dem Fort zusteuern. In jedem Kanoe schienen sich nur zwei oder drei Krieger zu befinden, die Gefahr mußte also nicht so groß sein; nichtsdestoweniger säumte Gladwyn nicht, seine Befehle zu erteilen und die ganze Garnison unter die Waffen zu rufen.

Pontiac hatte seine Vorkehrungen mit der größten Umsicht getroffen. In Wahrheit waren die Kähne voll von Wilden, die mit ihren Gesichtern glatt am Boden lagen; man hatte sie mit Fellen und Matten so gut bedeckt, daß man vom Fort aus unmöglich etwas von ihnen gewahr werden konnte. Sobald der Angriff im Fort erfolgt war, sollten sie sich in das Innere desselben begeben und an dem Blutbade teilnehmen. Auch vom Lande her nahten sich Wilde in hellen Haufen, Squaws, Kinder und Krieger, einige nackt, andere in vollem Kriegsschmuck. Sie alle drängten sich zu den Thoren und begehrten Einlaß. Gladwyn ließ sie ungehindert passieren; er wollte ihnen zeigen, daß die Engländer, obwohl sie das Komplott entdeckt hatten, ihre Feindseligkeiten verachteten.

Inzwischen war Pontiac mit seinen sechzig Häuptlingen gelandet, während die verborgenen Krieger einstweilen noch in den Kanoes blieben. Gravitätisch schritten sie dem Festungseingange zu. Alle waren bis zum Halse in farbige Blanketts gehüllt. Einige trugen auf dem Haupte Habichts-, Adler- oder Rabenfedern, andere hatten den Kopf glatt geschoren und ließen nur die Skalplocke flattern, noch andere ließen ihr langes schwarzes Haar lose herunter hängen oder wie Löwenmähnen im Winde wehen. Das Gesicht hatten sie mit gelber Farbe beschmiert und gewährten so mit ihren tiefliegenden funkelnden Augen einen scheußlichen Anblick. Namentlich Pontiac schritt stolz erhobenen Hauptes einher; allein wie erstaunte er, als er das erste äußere Thor passiert hatte! Sonst gingen da einzelne wenige Schildwachen auf und ab, und die übrige Mannschaft schlenderte gemächlich hin und her oder lag allerlei friedfertigen Beschäftigungen ob; — heute aber standen alle Soldaten bis an die Zähne bewaffnet in Reihe und Glied. Die Häuptlinge mußten durch eine doppelte Linie von glitzernden Musketen hindurch schreiten. Was war das? Sollte die Garnison von seinen verräterischen Absichten unterrichtet sein, oder war die auffallende Erscheinung einem Zufalle zuzuschreiben?

Der Indianer ist berühmt wegen seiner außerordentlichen Selbstbeherrschung, aber Pontiac konnte bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihm bot, ein leises whoop! nicht unterdrücken. Natürlich wurde es ihm auf der Stelle klar, daß sein ganzer Plan für diesmal ins Wasser gefallen sei. Aber schon hatten sich seine Mienen wieder in undurchdringliche Falten gelegt, und mit keiner Bewegung verriet er, was in seinem Innern vorging. So nahte er sich mit seinen Begleitern dem Versammlungshause, das hart am Ufer des Flusses stand. Ein diensthuender Wächter öffnete die Thür, und die Wilden traten ein. Was Pontiac hier sah, mußte ihm notwendig die Augen vol-

Seite das Schwert und im Gürtel mehrere Pistolen; hinter ihnen stand ein Piquet von Musketieren mit aufgepflanzten Bajonnetten. Pontiacs Auge flammte auf in wildem Grimm, allein im nächsten Augenblicke hatte er sich schon wieder bezwungen und verriet seine Aufregung nicht mehr durch das kleinste Zeichen. Festen Schrittes ging er vorwärts gerade auf den Major zu, und stellte sich endlich, den Wampum in der Hand, stramm und aufrecht vor ihn hin.

„Feiert mein Vater ein Fest", sagte er, das Wort ergreifend, „weil alle seine jungen Leute im kriegerischen Schmucke prangen?"

„Ist es nicht eine hohe Ehre für mich", erwiderte Gladwyn ausweichend, „den großen Häuptling der Ottawas begrüßen zu dürfen, und sollte ich ihm die schuldige Begrüßung nicht zukommen lassen? Doch welcher Veranlassung verdanke ich den Besuch meines Bruders und der berühmtesten seiner Krieger?"

„Ich will es erklären", entgegnete der Häuptling, „wenn mein Vater mir zu sprechen erlaubt."

Der Kommandant nickte und lud zugleich die Wilden ein sich niederzulassen. Alle folgten der Aufforderung, nur Pontiac, den Wampum in der Rechten, blieb stehen und begann seine Rede. Die Franzosen, sagte er, seien von seinen tapferen Brüdern, den Engländern besiegt, und das habe alle Indianer mit hoher Genugthuung erfüllt. Sie hätten deshalb beschlossen, den König von England als ihren Vater und Oberherrn anzuerkennen, und ihn, Pontiac, nebst sechzig der Tapfersten und Vornehmsten seines Volkes beauftragt, dem Kommandanten von Detroit als dem Stellvertreter des weißen Vaters zum Zeichen ewiger Freundschaft den Friedensgürtel zu überreichen. Dies alles trug Pontiac nicht etwa mit einfachen Worten vor, sondern mit der ganzen bilderreichen Beredsamkeit des Indianers, wobei er es noch besonders darauf anlegte, die Engländer über seine wahren Absichten zu täuschen. Daß ihm dies nicht gelungen sei, mußte er bald erkennen. Wie zur Probe erhob er den Wampum, als wollte er das verabredete Zeichen geben. In demselben Augenblicke aber winkte Gladwyn leicht mit der Hand; die Soldaten stießen die Kolben ihrer Gewehre klirrend auf den Boden und draußen erscholl ein leichter Trommelwirbel. Das war sogar für die Selbstbeherrschung eines Indianers eine zu harte Probe. Pontiac stand da wie vernichtet. Man sah es ihm an, daß er nach Fassung rang. Endlich setzte er sich lautlos nieder und versank in längeres Bruten. Jetzt begann Major Gladwyn seine Erwiderungsrede. Er versicherte den Häuptlingen, daß die Engländer ihnen Freundschaft und Schutz gewähren würden, so lange sie sich dessen würdig machten; sollten sie aber irgendwie mit verräterischen Plänen umgehen, so würde die Rache auf dem Fuße folgen. Mit diesen Worten hob er die Versammlung auf, die Indianer rüsteten sich zum Aufbruch. Pontiac hatte sich inzwischen so viel gesammelt, daß er noch einmal das Wort ergreifen konnte. Er kündigte den Offizieren an, daß er in einigen Tagen mit seinen Squaws und Kindern zurückkehren werde, denn er wünsche, daß sie alle mit ihren „Vätern", den Engländern, die Hände schütteln sollten. Gladwyn würdigte ihn jedoch keiner Antwort mehr und Pontiac mußte abziehen. Der Verrat war vereitelt, die Gefahr schien glücklich beseitigt zu sein.

Den Kommandanten von Detroit trifft ein schwerer Vorwurf. Er entläßt die Häuptlinge, statt sie als Geiseln zurückzubehalten! Wird ein Jäger den räuberischen Wolf wieder in Freiheit setzen, wenn er ihn endlich lebendig in seine Gewalt bekommen hat? Es war im höchsten Grade unklug, daß Gladwyn die verräterischen Wilden entließ, obwohl er deren Schliche und Ränke kannte. Ohne Zweifel hielt er es für feig und unehrenhaft, die Häuptlinge in einer öffentlichen Ratsversammlung festzunehmen; vielleicht hoffte er auch, daß Pontiac sich die ihm zu teil gewordene Lehre zu Gemüt ziehen und von nun an jede Feindseligkeit gegen Detroit aufgeben würde. So ließ er ihn denn ruhig seines Weges gehen und lud damit die Verantwortlichkeit für das kommende Unheil auf sich. Wie wenig er den wahren Charakter der Wilden kannte, sollte er nur zu bald zu seinem Schrecken inne werden.

Pontiac sah in seiner Freilassung, die ihm selbst völlig unerwartet kam, nichts als einen kräftigen Beweis für die Feigheit oder die Unwissenheit seiner Gegner. Das letztere schien ihm das Wahrscheinlichste zu sein. So beschloß er denn, die Engländer noch einmal zu besuchen und sie womöglich zu überzeugen, daß ihr Verdacht gegen ihn unbegründet sei. Früh am folgenden Morgen erschien er wieder im Fort mit drei seiner Häuptlinge; in der Hand hatte er den Calumet, oder die Friedenspfeife. Er übergab sie dem Kommandanten mit den Worten: „Meine Väter, böse Vögel haben Lügen in euer Ohr gesungen. Wir, die wir hier vor euch stehen, sind Freunde der Engländer. Wir lieben sie als unsere Brüder, und um unsere Liebe zu beweisen, sind wir heute gekommen, um die Friedenspfeife zu rauchen." Bei seinem Weggange schenkte er den Calumet dem zweiten Kommandanten, Kapitän Campbell, als ein weiteres Friedenszeichen. Am Nachmittag rief Pontiac, um seine Pläne desto besser zu verbergen, die jungen Leute aller Stämme zum Ballspiel zusammen, welches in unmittelbarer Nähe des Forts abgehalten wurde. Bei Anbruch der Dämmerung wurde die Garnison durch lautes, schrilles Geschrei in Unruhe gesetzt. Die Trommeln riefen zu den Waffen, aber es war nur ein blinder Lärm, den die Sieger im Ballspiel verursachten. Inzwischen befand sich Pontiac in dem Pottawattamie-Dorfe, wo er mit den versammelten Häuptlingen aufs neue beriet, wie sie das endliche Verderben der Engländer herbeiführen könnten. Schon der folgende Tag sollte die Entscheidung bringen. K.

Einige Gedanken über Volkserhebungen.

Für die Abendschule. Von **Dr. W. Sihler.**

Volkserhebungen sind entweder gottlos und empörerisch, oder patriotisch und rechtmäßig.

Jene sind nun solche, wenn ein Volk sich auflehnt wider seine allerdings meist schlechte und das Volk übermäßig mit Abgaben und anderm Zwang belastende Regierung, gegen welche das Volk gewaltthätig mit den Waffen in der Hand vorgeht und sie zu stürzen sucht.

Geschah und geschieht dergleichen in den heidnischen Weltreichen der Vorzeit oder Gegenwart, wie etwa in China, so ist darüber nicht viel zu sagen. Die Kinder dieser Welt können nicht anders, als das Böse mit Bösem vergelten. Da ist es ganz natürlich, daß ein von seinem tyrannischen Zwingherrn übermäßig gedrücktes und geplagtes Volk endlich die Last von sich schüttelt und den Tyrannen zu Boden stürzt.

Meist ist es nun der Fall, daß der oder die Leiter dieser gewaltthätigen Erhebung des Volkes wider seinen Fürsten sich entweder selbst die Gewalt des Regiments anmaßen oder von dem Volke zu Regenten erwählt werden. Und das ist noch der bessere Fall; denn völlige Anarchie und Gesetzlosigkeit ist viel schlimmer als die härteste Despotie, da bei der Verderbtheit der menschlichen Natur kein Mensch, sonderlich die Reichen, ihres Eigentums, ihrer Freiheit und ihres Lebens sicher wären und alle verderblichen Leidenschaften entfesselt würden — ein Kampf aller gegen alle, darin sie sich untereinander beißen, fressen und verzehren.

Um diesen grauenhaften und verderblichen Zustand dem Volke selbst recht anschaulich und eindrücklich zu machen, war es bei den alten Persern nach dem Ableben ihres Fürsten eine

Ordnung, daß eine Zeitlang völlige Gesetzlosigkeit stattfinden durfte, ehe der neue Fürst die Zügel der Regierung ergriff und durch die Furcht der Strafe die gewaltthätigen Geister in Schranken hielt.

Will aber ein Volk ein christliches sein, so ist solche Empörung und gewaltthätige Selbsthilfe und Niederwerfung der bisherigen Obrigkeit, selbst wenn keine Tötung des Machthabers vorkommt, vom Standpunkte der christlichen Moral entschieden sündlich und verwerflich.

Ein christliches Volk, das in seinen Vertretern keine Teilnahme an der gesetzgebenden Gewalt hat, kann nur bittweise an seine Fürsten sich wenden und derartig die Erleichterung seiner Lasten nachsuchen. Kann es sie aber nicht erlangen, so muß es den harten Regenten als ein von Gott aufgelegtes Kreuz tragen, ähnlich wie Mißwachs, Teuerung, Hungersnot, Seuchen und Kriege und andere Plagen. Zudem besteht auch ein dem Namen nach christliches Volk keineswegs aus lauter wahrhaft gläubigen Christen; das ist immer die kleinste Zahl, die größte besteht aus offenbar Ungläubigen und gröberen Übertretern der göttlichen Gebote und aus Heuchlern. Wie nun für jenes Häuflein der wahren Christen der harte und strenge Fürst ein von Gott aufgelegtes Kreuz ist, um sie im Glauben und in der Geduld zu üben und zu stärken, so ist er für den großen Haufen der Unchristen und der Heuchler eine gerechte Strafe, wie Gott auch umgekehrt böse Fürsten durch ein böses Volk straft.

So war also z. B. die Revolution des französischen und christlichen, aber zugleich gut papistischen Volkes, die im Jahre 1789 anhob, eine entschieden gottlose und empörerische That, selbst abgesehen von den furchtbaren blutigen Greueln, in die sie auslief, nämlich in die Ermordung des Königs und seiner Gemahlin und eines Teils des Adels und der Priester, und abgesehen von der wahnsinnigen, öffentlich von den Machthabern erklärten Absetzung des dreieinigen Gottes und der Aufrichtung des Vernunftgötzen und seiner Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit.

Diese Revolution war eben ein Produkt aus zwei Faktoren: einem innerlichen und einem äußerlichen. Jener war der in dem Volke verbreitete schriftwidrige Wahn von angebornen Menschenrechten, jener teuflischen Dreieinigkeit von Freiheit und Brüderlichkeit und Gleichheit — ein verderblicher und zugleich geschichtswidriger Wahn, der von verlogenen, abgefallenen Christen, einigen französischen Schriftstellern, besonders dem bibelfeindlichen, christushässigen, berüchtigten Voltaire ausgegangen war, aber allmählich auch die unteren Volksschichten mit seinem Gifte durchdrungen hatte.

Der äußere Faktor war die übermäßige Steuerbelastung des Bürger- und Bauernstandes durch den eroberungssüchtigen und in Üppigkeit und Schwelgerei versunkenen König Louis XIV und seinen gleichgesinnten, dabei aber charakterlosen, wollüstigen Nachfolger Louis XV. Die Güter des hohen Adels und der Geistlichkeit aber gingen frei aus, und keiner der jesuitischen Beichtväter beider Fürsten hatte den Mut, sie um ihrer Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit willen zu strafen; denn diese ihre Beichtkinder hielten sich ja doch, als gehorsame Söhne der römischen Mutterkirche und ihres Oberhauptes, in den Schranken des papistischen Ceremoniendienstes und machten den Meßgreuel fleißig mit. Wie hätte da der jesuitische Beichtvater die Absolution ihnen verweigern können! Ja, er that noch mehr als dies; denn in der Apotheke seiner jesuitischen Moral hatte er immer ein schmerzstillendes Opiat zur Hand, wenn etwa doch noch hie und da das Gewissen des Fürsten ihm einigen Schmerz und Unruhe verursachte. —

Eine ähnliche Beschaffenheit wie die französische Revolution

von Mexiko und der mittel- und südamerikanischen Kolonieen von der Herrschaft der spanischen Könige.

Es ist ja freilich leider wahr, diese Fürsten hatten mit wenigen Ausnahmen nichts weniger als eine landesväterliche Gesinnung und Handlungsweise gegen die durch Waffengewalt eroberten Landstriche und deren Bewohner. Zu spanischen Kolonieen geworden und von Spanien aus regiert, waren sie dessen Königen zuerst und zuletzt eine unerschöpfliche Gold- und Silberquelle, die ihren Reichtum in bis daher unerhörter Fülle alljährlich in ihre Schatzkammer ergoß, damit sie nach Belieben schalteten und walteten. Die armen Eingeborenen aber wurden Sklaven, um diese Schätze aus der Erde zu graben und als Lasttiere sie an Bord der Schiffe zu tragen, die sie nach Spanien brachten. Zugleich waren andere Sklaven, um den spanischen Ansiedlern ihr Land zu bauen. Auf gut päpstisch wurden sie auch derartig zu Christen gemacht, daß sie wie Papageien das Vaterunser und das Ave (sei gegrüßt) Maria auswendig lernten und dann getauft wurden, ohne Sinn und Verstand von dem Wesen und Brauch der heiligen Taufe zu bekommen.

Aus Argwohn, daß die Statthalter, die Vizekönige, sich nicht unabhängig von der spanischen Krone machten, waren von dieser scharfe Grenzen zwischen ihnen und den spanischen Kolonisten gezogen und Schranken zwischen ihnen aufgerichtet, daß sie in kein nahes, freundschaftliches Verhältnis zu den Ansiedlern kommen konnten. So durften sie und ihre Söhne sich nicht in der Kolonie verheiraten, liegende Gründe erwerben und Häuser bauen.

Für die Zivilisierung der Eingeborenen wurde nichts gethan; und zwischen diesen und ihren Herren war dieselbe Kluft befestigt, wie zwischen diesen und den höheren und niederen Stellvertretern der spanischen Könige. Sogar zwischen den ursprünglich angesiedelten oder von neuem aus dem Mutterlande hereinkommenden Spaniern und deren Nachkommen, den Kreolen, wurde eine Schranke aufgerichtet, und erst 1776 wurden letztere für fähig erklärt, ein bürgerliches, militärisches oder geistliches Amt zu bekleiden. Es war eben der starre, gleichsam Kasten schaffende Regiermechanismus, der alle Klassen der Bevölkerung scharf auseinanderhielt und die Verschmelzung zu einem Volke hinderte, aus argwöhnischer Furcht, daß die Kolonieen zu einem selbständigen, politischen Gemeinwesen gelangen möchten. Und dieser Zustand dauerte an 400 Jahre lang.

Da erfolgte denn im Anfange dieses Jahrhunderts durch zunehmende Bedrückung jener französische Wahn, und wohl auch nach dem Vorgange des Mexiko benachbarten nordamerikanischen Staatenbundes eine gewaltthätige Erhebung der verschiedenen Kolonieen gegen Spanien und die Abschüttelung und Zerbrechung des langjährigen Jochs.

Wenn nun gleich diese gewaltsame Selbstbefreiung der bisherigen Kolonieen nicht in so furchtbare Greuel auslief als die französische, so war doch auch sie keineswegs eine wahrhaft patriotische Erhebung, sondern sie war, unter Gottes Zulassung, zugleich sein Strafgericht über die schändliche lange Mißregierung der spanischen Könige. Weil aber diese auch die Spanier und Kreolen in den Kolonieen in einer harten und strengen Disziplin und drückender Vormundschaft und Beschränkung gehalten hatten, so war für diese die plötzliche Versetzung aus der Knechtschaft in die Freiheit ein gefährlicher Sprung. Die traurigste Hinterlassenschaft des spanischen Systems war die Unmöglichkeit für ein geistig verkrüppeltes und kindisch gebliebenes Geschlecht, seiner neuen Freiheit heilsam für sich selber sich zu bedienen. Es war unfähig, zu solchen bürgerlichen Gemeinwesen zu gelangen, in denen die Ordnung mit der Freiheit, der gemeinsame Gehorsam gegen die Gesetze mit der freien Bewegung der Einzelnen, je nach ihrer eigentümlichen Bega-

Daher bieten denn diese plötzlich entstandenen Republiken, deren Verfassungen nur fremden nachgeäfft, aber nicht aus dem Volke herausgewachsen sind, nur das traurige Schauspiel stetiger Gährung, hitziger Parteikämpfe, revolutionärer Zustände mit schnellem Wechsel der Machthaber dar, deren keiner das gemeine Wohl im Auge hat, sondern nur seine persönlichen Interessen und die Behauptung seiner Machtstellung, solange es eben geht; denn über Nacht kann es geschehen, daß der bis daher unterdrückte Nebenbuhler durch seine Anhänger und mörderische Parteikämpfe die Macht gewinnt. Statt der früheren Despotie der spanischen Könige ist jetzt die Anarchie eines für den heilsamen Gebrauch der bürgerlichen Freiheit durchaus unerzogenen Volkes der herrschende Zustand.

Anders steht die Sache mit der Beschaffenheit der früheren Kolonieen Englands in Nordamerika, der Losreißung eines Teils derselben vom Mutterlande, der Bildung derselben zu Freistaaten und deren Vereinigung zu einem Staatenbunde.

Die früheren und späteren Kolonisten gehörten einem Volke und Staate an, darin nicht, wie in Frankreich und Spanien, die absolute Herrschergewalt im Geben und Ausführen der Gesetze in der Person des Monarchen ruht, so daß sein Wille das Gesetz seines Landes ist. Seit Jahrhunderten besteht in dem englischen Volke eine Beschränkung der monarchischen Gewalt durch Vertreter des Volkes im Geben der Gesetze, und der König hat nur die Ausführung derselben, nachdem er sie sanktioniert hat.

Im Zusammenhange mit diesem Volke und seiner Verfassung hatten denn die eingewanderten Anglo-Amerikaner in den verschiedenen englischen Kolonieen und den späteren Provinzen eine viel andere und bessere Lage als die spanischen; denn sie hatten gewisse Gerechtsame der Selbstverwaltung örtlicher und provinzieller Angelegenheiten. Sie konnten aus ihrer Mitte Vertreter dafür wählen, und nur die Gouverneure oder Statthalter setzte der englische König ein. Es bestand auch große Anhänglichkeit der Kolonisten an ihr Mutterland.

Anders aber wurde der Stand der Dinge nach dem Kriege zwischen England und Frankreich, aus dem das erstere siegreich hervorging, nachdem der Krieg sieben Jahre lang von 1756 bis 1763 gewährt hatte und durch den Pariser Frieden geschlossen wurde. Dieser Krieg nämlich hatte Englands Schuldenlast um 184 Millionen Pfund Sterling (oder 940 Millionen Dollars) vermehrt.

Da ergriff denn die englische Regierung die gefährliche Maßregel, auf ihre Kolonieen in Amerika, die bis dahin ihre Regierungskosten selber getragen hatten, besondere Taxen für die Staatskasse auf gewisse Artikel aufzulegen, die englische Kaufleute in die Kolonieen einführten und deren Gebrauch notwendig war. Die gütliche Einwilligung der Kolonieen dafür einzuholen, daran wurde nicht gedacht, obwohl sie ihre Verwaltung aus eigenen Mitteln bestritten. Es machte auf die Kolonieen diese Maßregel den Eindruck, als ob die englische Regierung sie als eroberte Provinzen anschaute und behandelte; denn wiewohl sie jene Abgaben von ihnen forderte, verweigerte sie ihnen doch zugleich, gegen das Prinzip der englischen Verfassung, eine Vertretung im Unterhause des Parlaments.

Dazu kam, daß leider der Aufhebung der widerwärtigen Stempeltaxe eine sehr aufregende Klausel angehängt wurde, die also lautet, „daß der König, mit der Zustimmung des Parlaments, Macht und Gewalt habe, Gesetze und Verordnungen von genugsamer Kraft und Gültigkeit zu machen, um die Kolonieen in irgend welchen Fällen zu binden" (d. i. im Gewissen zum Gehorsam zu verpflichten).

Zu gleicher Zeit wurden auch dem Handel der Kolonieen sehr drückende Beschränkungen aufgelegt. Sie durften nur in englische Häfen ihre Produkte einführen, desgleichen nur aus England ihren Bedarf an Produkten der englischen Industrie beziehen.

Nun ist es allerdings, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, mit Recht zu betonen, daß die Kolonieen nicht alsbald gewaltthätig wider ihr Mutterland herausplatzten, wie die heißblütigen Kreolen in Mittel- und Südamerika wider die spanische Herrschaft. Vielmehr fand ein längeres Petitionieren bei der englischen Regierung statt, diese lästigen und beschränkenden Gesetze und Verordnungen aufzuheben und den guten Willen und die Anhänglichkeit der Kolonieen gegen ihr Mutterland sich zu erhalten.

Im Parlamente selbst befürwortete dies ihr gerechtes Begehren der berühmte Staatsmann und Redner Wilhelm Pitt, welcher auch der Versammlung die drohende Gefahr nicht verhehlte, daß eine Losreißung der Kolonieen erfolgen könne, wenn keine Abstellung ihrer Beschwerden erfolge; aber sie erfolgte nicht; die Mehrzahl des Parlaments und der König wie sein vornehmster Minister, Lord North, aufgeblasen durch die siegreichen Erfolge der englischen Waffen in Europa und Ostindien, waren in ihrem Hochmut von Gott mit Blindheit geschlagen und fuhren fort, gegen die Kolonieen gewaltthätig vorzugehen und Truppen gegen sie abzusenden.

(Schluß folgt.)

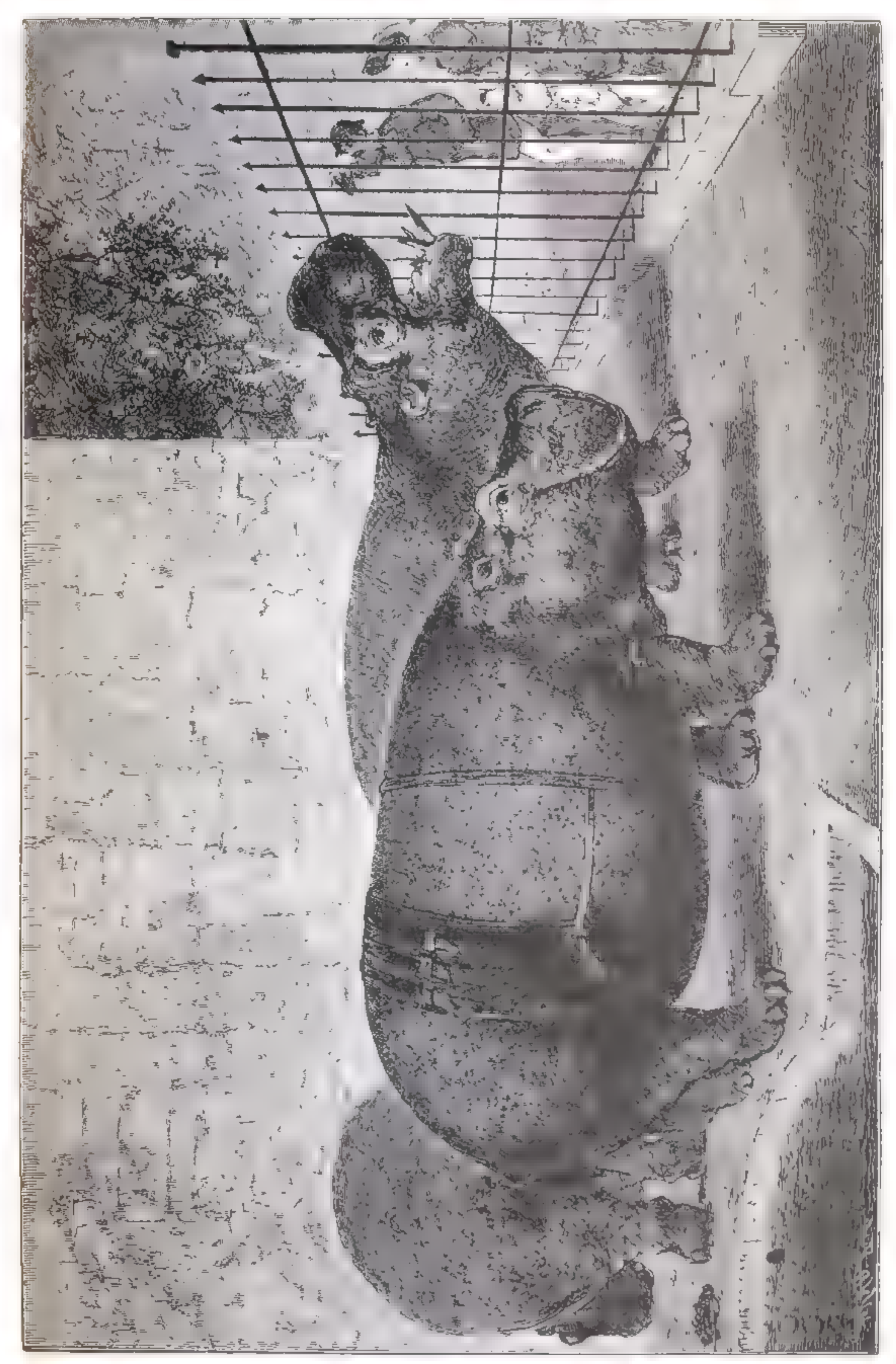
Das Nil- oder Flußpferd.

(Zu unserem gegenüberstehenden Bilde.)

Das **Nilpferd** übertrifft seine massigen dickfelligen Verwandten, den Elefanten und das Nashorn, noch an Plumpheit und Ungeheuerlichkeit. Der tonnenähnliche Bauch, der dem Tier fast am Boden schleppt, der viereckige halslose Kopf mit stirnbreiter Schnauze, dessen wulstige Lippen mit drahtstarken Borsten besetzt sind, die säulenartigen, vierhufigen Füße machen das Flußpferd zu einem Monstrum. Man hat das Rind mit einem schmückenden Beiwort das „breitmäulige" genannt; das allerbreitmäuligste und großmäuligste Tier unter den Pflanzenfressern ist aber das Flußpferd; wenn das Ungetüm das Riesenmaul aufsperrt und man in den zähnestarrenden, fleischfarbenen Schlund blickt, so bietet das Tier auch ein abschreckendes Bild widriger Häßlichkeit. Die Innenfläche des Schlundes wird von Reisenden „einer Masse frischgeschlachteten Fleisches" verglichen.

Das **Nilpferd** (Hippopotamus amphibius; *Hippopotamus)* wird etwa 12 bis 13 Fuß lang und erreicht eine Schulterhöhe von nahezu 5 Fuß. Ein solches Bautum mag seine drei Tonnen (6000 Pfund) wiegen. Nach Schweineart bevorzugt es seichte, schlammige Gewässer, deren Grund es abweidet. Seine Gefräßigkeit bekundet sein fünf bis sechs Bushels fassender Magen und der mehr denn hundert Fuß lange Darm. Übrigens ist das Tier ruhig und friedlich. Oft schwimmen die schwärzlichen Ungestalten täppisch spielend in Zügen von zwanzig bis dreißig durch die breiten Strombecken, ihre Köpfe hoch emporgestreckt; Wasserstrahlen, die sie mit großer Gewalt hervorstoßen, bezeichnen fernhin ihren Weg, bis sie plötzlich Blöcken gleich in die Tiefe versinken. Jung eingefangen zeigen sie sich zutraulich, strecken den Kopf in den Schoß des Wärters und lassen die Faust desselben gern in ihrem noch zahnlosen Rachen auf dem juckenden Gaumen hin- und herwühlen. Aber das ist jugendliche Harmlosigkeit; ältere Tiere zeigen oft und ganz plötzlich eine grenzenlose Wut, und darum ist die Jagd auf dieselben immer mit Gefahren verknüpft. Man geht ihnen mit Harpunen, mit schweren Flinten und mit Fallgruben zu Leibe. Im Wasser erweist sich

das Flußpferd immer als gefährlicher Gegner. Es wirft sich oft zornentbrannt auf den Nachen, wirft ihn um und zertrümmert ihn wohl mit seinen gewaltigen Hauern. So geschah es auf einer Jagd, welche der deutsche Reisende Rüppell ver=



Nilpferde im zoologischen Garten zu Berlin. (Siehe Seite 120.)

Von 25 Kugeln, aus großer Nähe auf den Kopf des Tieres geschossen, hatte nur eine einzige die Haut und die Knochen bei der Nase durchdrungen; die andern waren in dem dicken Fell stecken geblieben. —

Eine wenig ruhmreiche Begegnung mit dem Flußpferd erzählt Brehm. Er befand sich mit einem nubischen Diener auf der Jagd nach Pelikanen, als jener plötzlich rief: „Effendi, schau, was ist das?" Dabei deutete er auf drei dunkle, hügelartige Gegenstände, „welche ich", so berichtet der Reisende, „bei Tage nicht gesehen hatte; ich blieb stehen und blickte scharf nach unten hin: da bekam plötzlich der eine Hügel Bewegung und Leben, — das nicht zu verkennende Wutgebrüll des Nilpferdes tönte uns grauenvoll nahe in die Ohren und belehrte uns vollständig über den Irrtum, seinen Urheber für einen Erdhaufen gehalten zu haben, denn in Sätzen stürzte dieselbe auf uns zu. Weg warf der Nubier Büchse und Beute und . . . . verschwand im Gebüsche; ich aber wurde mir bewußt, daß ich in meiner lichten Jagdkleidung notwendigerweise die Augen des Ungetüms auf mich lenken mußte, und, waffenlos wie ich war, stürzte ich mich blindlings in das dornige Gestrüpp. Hinter mir her brüllte, tobte und stampfte das wüste Vieh, vor mir und rechts und links verflochten sich Dornen und Ranken zu einem fast undurchdringlichen Gewirr; die Stacheln der Nilmimosa verwundeten mich an allen Teilen des Körpers, die gebogenen Dornen des Nabakh rissen mir Fetzen auf Fetzen von meiner Kleidung herab: und weiter floh ich keuchend, schweißtriefend, blutend, — immer geradeaus, ohne Ziel, ohne Richtung, gejagt von Verderben und Tod in Gestalt des Scheusals hinter mir. Es gab keine Hindernisse für mich. Wie sehr auch die Dornen mich verwundeten und die Wunden schmerzten: ich achtete ihrer nicht, sondern hetzte verzweiflungsvoll weiter, weiter, weiter! Ich weiß es nicht, wie lange die wilde Jagd gedauert haben mag; jedenfalls währte sie nicht lange: denn sonst hätte das rasende Ungeheuer mich doch wohl eingeholt; gleichwohl dünkte mich die dabei verlaufene Zeit eine Ewigkeit zu sein. Vor mir dunkle Nacht, hinter mir ein entsetzlicher Feind, — ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Da stürzte ich, und stürzte tief. Aber ich fiel weich; ich lag im Strome. Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, sah ich oben auf der Höhe des Uferrandes, von welchem ich herabgestürzt war, das Nilpferd stehen. Auf der andren Seite aber schimmerte mir das Feuer unserer Barke entgegen. Ich durchschwamm eine schmale Bucht und war gerettet, obwohl ich noch tagelang die Folgen dieser Flucht verspürte. Von meinem Anzuge hatte ich bloß noch Lumpen mit zu Schiffe gebracht."

Vor Zeiten gab es sogar in Europa, z. B. am Arnofluß in Italien, noch Flußpferde. Jetzt sind sie so weit in das Innere Afrikas zurückgedrängt, daß auch der Name „Nilpferd" unpassend geworden ist. In den Zeiten des alten Roms müssen die Flußpferde auch im nördlichen, unteren Lauf des Nils noch heimisch gewesen sein. Die Römer brauchten sie bei ihren Festspielen. Es war im Jahre 58 vor Christo, als der Ädil Marcus Scaurus zuerst nach Rom ein Flußpferd brachte. Später sah man auch in Rom ein Flußpferd beim Triumph des Kaisers Augustus über die Kleopatra, ja, der Kaiser Commodus erlegte an einem einzigen Tage fünf Nilpferde! —

Man hat in letzter Zeit gefangene Nilpferde wiederholt längere Zeit gesund erhalten können. Ein „lebendiger Hippopotamus, der Blut schwitzt" bildet ja auch einen Hauptanziehungspunkt unserer herumreisenden Circusse. Meist sind diese Tiere, wenn man nicht gar ein südamerikanisches Warzenschwein als ein Flußpferd ausgiebt, dem Sterben nahe. Nur bei sorgfältiger Pflege, wie sie in zoologischen Gärten möglich ist, gedeihen die Tiere. Die Pflege erstreckt sich, wie unser Bild zeigt, sogar so weit, daß man den allzuschweren Hängebauch der Kolosse durch breite Riemen stützt.

Als das erste gefangene Flußpferd im Jahre 1850 nach London kam, verdoppelte sich die Zahl der Besucher des zoologischen Gartens. Welche Mühe hatte es aber auch gekostet, einen solchen Riesen nach Europa zu bringen! Mit Hilfe des Generalkonsuls in Kairo hatte man den Vizekönig von Ägypten für das Unternehmen gewonnen, der eine ganze Abteilung von Soldaten und gewandten Jägern nach Nubien sandte. Es gelang ein drei Tage altes Kalb auf Obaysch, einer Insel im Weißen Nil, zu fangen. Das Tier war damals noch so leicht, daß der Anführer der Jagdgesellschaft es auf den Arm nahm, um es in das Schiff zu tragen. Der Gefangene sträubte sich aber, und da seine Haut sehr glatt und schlüpfrig war, machte er sich los und eilte ins Wasser. Sofort bediente sich der Jäger seines Spießes mit der Harpune und hielt das Tier fest, so daß es abermals eingefangen werden konnte. Sein Transport bis Kairo dauerte sechs Monate. Die Reise nach England machte das Riesenkind in einem eigens zu diesem Zweck gebauten Dampfer, in dessen Raum ein großer Wasserbehälter zu seinem Aufenthalt bestimmt war. —

Das Flußpferd wird nur einmal in der heiligen Schrift erwähnt und zwar unter dem Namen Behemoth. Die betreffende, das Tier scharf kennzeichnende Stelle findet sich Hiob 40, 10 bis 19.

D.

Eine Eisenbahn unter dem Meere.

Unser Jahrhundert hat seine größten Triumphe auf dem Gebiete der Ingenieurkunst gefeiert. Wir wollen hier nur an den Suezkanal, an den Panamakanal, an die Dampfmaschinen, an die „Times"-Pressen, an einige amerikanische Brücken und an den Themsetunnel erinnern. Heute wollen wir von einem neuen Wunderwerk der Technik sprechen, das im Prinzipe dem letztgenannten Unternehmen gleicht, in Wirklichkeit aber weit großartiger angelegt ist, denn es handelt sich nicht um einen Erddurchstich unter einem Flusse, sondern um einen solchen unter einem Meere, dem Kanal La Manche oder English Channel. Dieses kühne Projekt wirbelt, seitdem es ins Stadium der praktischen Durchführung getreten, in England so ungeheuren Staub auf und macht auch im Auslande so viel von sich reden, daß eine kurze Darlegung desselben vielleicht auf Interesse stoßen wird.

Die Idee, zwischen England und dem Lande der Gallier einen trockenen Verbindungsweg herzustellen, ist durchaus nicht neu. Schon vor achtzig Jahren — also zu einer Zeit, da man von den Eisenbahnen noch keine Ahnung hatte — faßte ein französischer Ingenieur den Gedanken, eine unterseeische Fahrstraße zu bauen. Die Reise sollte mit Hilfe von Vorspannpferden gemacht werden. Die Pläne wurden Napoleon, der zu jener Zeit erster Konsul war, vorgelegt und später im Luxemburgpalaste ausgestellt, sind aber unauffindbar in Verlust geraten. Kurz darauf projektierten verschiedene Franzosen die Legung ungeheurer Eisenröhren auf dem Meeresboden; andere befürworteten die Erbauung einer Brücke über den Kanal La Manche. Doch fanden diese Vorschläge keinen Anklang und die Sache ruhte, bis Thomé de Gamond um die Mitte der dreißiger Jahre das Studium derselben zur Hauptaufgabe seines Lebens machte. Anfänglich befürwortete er Röhren, später jedoch entschied er sich für einen unterseeischen Tunnel. Er opferte sein Vermögen auf Messungen, Sondierungen und Bohrungen, die ihn die Wahrscheinlichkeit feststellen ließen, daß ein Durchstich herstellbar sei. Er bemühte sich eifrig für die Verwirklichung seiner Lieblingsidee. 1857 kam er nach England, erläuterte seine Pläne den hiesigen Ingenieuren und hatte Unterredungen mit dem Prinz-Gemahl und dem Premierminister Lord Palmerston; während der letztere von dem Projekt ebensowenig wissen wollte, wie von dem Suezkanal, legte der deutsche Gatte der Königin die lebhafteste Teilnahme dafür an den Tag; dasselbe gilt von Viktoria, welche sagte: „Wenn der französische Ingenieur den Tunnel zustande bringt, werde ich ihm meine Zustimmung in meinem Namen und dem aller Damen Englands geben." Gamond nahm seinen Gegenstand so ernst, daß er zu wiederholten Malen auf den Meeresgrund hinabstieg, um sich über dessen geologische Beschaffenheit genau zu unterrichten; als er dies zum letztenmal that, wäre er beinahe ums Leben gekommen, denn fleischfressende Fische setzten ihm so

sehr zu, daß er fast das Bewußtsein verlor und nur mit genauer Not dem Tode entrann. 1856 ließ Napoleon III. die Gamondschen Pläne durch eine wissenschaftliche Kommission prüfen, welche beantragte, daß, da Gamonds Schlußfolgerungen ganz plausibel seien, die beiden Regierungen auf gemeinsame Kosten einige Versuchstunnelierungen vornehmen lassen mögen, damit die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der praktischen Durchführbarkeit des Projektes ermittelt werde. Doch wurde nichts daraus und auch die Zurschaulegung der Gamondschen Zeichnungen auf der Pariser Weltausstellung von 1867 förderte zu keinem unmittelbaren, greifbaren Ergebnis.

Mittlerweile hatte sich der ausgezeichnete englische Ingenieur Sir John Hawkshaw auf die Untersuchung der Schichtenbildung unter dem Kanal La Manche verlegt und durch, auf Kosten einiger reicher Männer vorgenommene, Bohrungen die Frage soweit vorwärts gebracht, daß sie öffentlich besprochen werden konnte. Auch prüfte er mit Hilfe eines eigens ersonnenen Apparates den Meeresboden an zahlreichen Stellen. Er gelangte nach alle dem zur Überzeugung, der Tunnel könne höchstwahrscheinlich hergestellt werden.

1. Die englische Küste bei Dover mit Tunneleingang.

Doch von keiner Seite geschah etwas, bis der Präsident der Südostbahn, Sir Edward Watkin, sich der Sache energisch annahm. Die Südostbahn erwarb ein Stück Land und begann zu arbeiten. Nach wenigen Monaten waren die Resultate so weit gediehen, daß es leicht fiel, anfangs 1882 eine Aktiengesellschaft zu bilden, die noch jetzt bei der Arbeit ist. Man ging zunächst 160 Fuß tief in die graue leicht zu bearbeitende Kreideschicht hinab und hat auch bereits mehr als eine Meile des Tunnels fertiggestellt, so daß an der Möglichkeit der Durchführung des Projektes nicht mehr gezweifelt werden kann. Aber englische Furcht vor französischer Überrumpelung durch den Tunnel hat die Sache wieder zum Stocken gebracht.



2. Ankunft im Tunnel. 3. Fahrt im Tunnel.

Die „Times“ veröffentlichte im letzten Winter einen Artikel, dessen Kern dahin ging, der Tunnel könne den Franzosen eine Handhabe zu einer leichten Invasion Englands bieten. Damit war dem Wortschwall Thür und Thor geöffnet. Generale und Admirale, Ingenieure und Lords schrieben Artikel auf Artikel, um die strategischen Gefahren des Zukunftstunnels auseinander zu setzen. Später gaben sie infolge der vernichtenden

als Friedensbedingung vom Feinde okkupiert werden; er könne nur dazu dienen, die herzlichen Verhältnisse zwischen Engländern und Franzosen in gespannte und angstvolle zu verwandeln u. s. w. Alle Widerlegungen — man könne den Tunnel durch Verträge neutral machen; man könne ihn in verschiedener Weise rasch auf beliebige Zeit unbrauchbar machen, nötigenfalls gänzlich zerstören, man müsse ja von drohenden Gefahren eine vorherige Ahnung haben rc., — werden mit kleinlichen, bei den Haaren herbeigezogenen Pedanterien beantwortet. Die Tunnelgegner halten die Franzosen für die schlimmsten Verräter, Barbaren, Vertragsbrecher u. s. w. und ihre eignen Behörden und Landsleute für die dümmsten, schwächsten, armseligsten Tölpel auf Erden. Es ist eine seltsame Er[illegible] n Ausländer [illegible] ch und seine heimatlichen Zustände [illegible] Arsenale hier? [illegible] nie aber über alles zu brummen und [illegible] Artillerie ist schwach, seine Armee [illegible] tiert er jetzt in einer großen Monatsschrift, [illegible] b benform“ in starker Anzahl gegen den Kanaltunnel, bildet er sogar einen „Anti-Kanal-Tunnel-Verein“, schreibt eine Menge Broschüren phantastischen Inhalts, um an erfundenen Erzählungen die schrecklichen militärischen Folgen des Baues der unterseeischen Eisenbahn darzuthun; aus den Titeln einiger dieser Schriften läßt sich entnehmen, wohin dieselben zielen: „England vernichtet, oder Kanaltunnel Enthüllungen“, „England in Gefahr, oder: Der Kana-tunnel“, „Die Invasion Englands, nach 20 Jahren erzählt“, „Die Schlacht bei Boulogne“ u. s. w.

Trotzdem die Franzosen ganz dasselbe Recht hätten, ähnliche Befürchtungen hinsichtlich der Engländer zu hegen, hat sich unter ihnen keine einzige Feder gefunden, welche in unwahrscheinliche, fernliegende Möglichkeiten zum Vorwand genommen hatte, um gegen die Durchführung eines anerkannt nützlichen, voraussichtlich sogar außerordentlich segensreichen Unternehmens zu schreiben. Ganz Frankreich, Lesseps an der Spitze, macht sich über die Bedenken vieler Engländer ebenso lustig wie einst über diejenigen John Bulls über den Suezkanal, von dem er jetzt mehr profitiert als alle übrigen Völker zusammengenommen. Auch die Einführung der Dampfschiffahrt erweckte ähnliche Befürchtungen — waren dieselben begründet?

Ob und wann bei der lauen Haltung der englischen Regierung, ja der offen ausgesprochenen Antipathie der leitenden Persönlichkeiten der Plan zur Ausführung kommen wird, kann niemand vorhersagen. Kommen wird jedoch der Tag, und wir schließen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß man bald vor der Möglichkeit stehen werde, von Schottland

Wildgewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (7 Fortsetzung.)

Reinhold hatte kurz vorher das achtzehnte Lebensjahr vollendet, als er in die Strafanstalt eingeliefert wurde. Sein sehr ansprechendes Äußere, seine große Jugend, vor allem aber sein stilles, gedrücktes Wesen erweckte ihm bald das Interesse der Anstaltsbeamten. Man bedauerte es, daß ihm eine so harte Strafe auferlegt, daß nicht größere Rücksicht auf seine Jugend und seine ziemlich trübselige Vergangenheit bei Abmessung der Strafe genommen und ihm die Schmach des Zuchthauses noch erspart worden sei. Daran ließ sich aber nichts ändern, und die Fürsorge konnte sich nur auf die Zukunft des Gefangenen beziehen, um ihm nach seiner Entlassung die Wege zu einem ordentlichen Lebensberuf zu bahnen. Aus diesem Grunde wurde er der Schneiderwerkstatt der Anstalt zugewiesen, wo er hinreichende Gelegenheit fand die Lehrzeit, welche ihm so gut wie nutzlos verflossen war, nachzuholen. Daneben besuchte er ein Jahr lang täglich die Anstaltsschule, in welcher ein alter würdiger Lehrer im Katechismus, biblischer Geschichte und anderen Lehrgegenständen einer Volksschule unterrichtete.

Schule, Kirche und die strenge Lebens- und Arbeitsordnung der Anstalt schienen an Reinhold ihre heilsame Wirkung nicht zu verfehlen. Er kam allmählich aus seiner anfänglichen gedrückten Stimmung und Schlaffheit zu frischer, geistiger Regsamkeit und blühte auch äußerlich auf, eine im Zuchthause nicht gewöhnliche Erscheinung. Der Heilige Geist arbeitete sichtlich an seinem Herzen. Es zeigte sich jetzt, daß von dem guten Samen, welchen der alte Lehrer in der Schule zu Leinitz ehedem in seine Seele ausgestreut hatte, doch nicht alle Körner vertreten oder von den Vögeln verzehrt worden waren; manches derselben fing jetzt unter den günstigeren Umständen an aufzugehen und seine Früchte zu bringen. Am schwersten wurde ihm das tägliche nahe Beieinandersein mit zum Teil sehr verworfenen Verbrechern, welche dem „grünen Jungen“, wie sie ihn nannten, ihre Spitzbubenweisheit beizubringen suchten. Als er sich voller Widerwillen von ihnen abwendete, hatte er durch Spott und Hinterlist viel zu leiden. Aber Gott der HErr hatte seit jener Nacht, wo er in Verzweiflung und Verbrechen gefallen war, zu vernehmlich zu ihm geredet und wirkte jetzt durch die Lehre seines Wortes in Kirche und Schule so kräftig weiter an der jungen Seele, daß ihr auch diese Drangsale zum Besten dienen mußten. Da er von vorne herein eine besondere Schlafzelle erhalten hatte und also des Nachts von den übrigen Gefangenen getrennt war, so konnte er sich von denselben mehr ferne halten als es ohne dies möglich gewesen wäre, und war von den schlimmsten Gefahren der Verbrechergemeinschaft, welche die gemeinsamen Schlafsäle bergen, geschützt.

Die Zeit eilt in dem einförmigen Leben einer Strafanstalt schneller dahin, als man außerhalb derselben sich vorzustellen pflegt. Jeder Tag hat für den Gefangenen seine ganz bestimmte Ordnung, seine alle Zeit ausfüllende Arbeit, Woche für Woche verläuft nach bestimmter Regel, eine wie die andere. Für Langeweile ist kein irgend erheblicher Raum gelassen, und die Arbeitszeit wird auf zweckmäßige Weise durch die sonntägliche Feier, eine wöchentliche Bibelstunde in der Kirche und die täglichen Schulstunden unterbrochen. Wo irgend Gelegenheit vorhanden sein könnte, daß die Gedanken sich in Abwege verlieren möchten, da ist passende Unterhaltung durch gute Bücher dargeboten, oder die Anstaltsgeistlichen suchen die einzelnen Gefangenen auf ihren Arbeitsplätzen oder in ihren Zellen auf, um in herzlichem Zwiegespräch Mahnung und Trost, Warnung und Aufrichtung zu gewähren.

Als sich Reinhold erst an diese Ordnung gewöhnt hatte, fühlte er sich auch in derselben wohl und ließ sie sich als eine heilsame Schule zum rechtschaffenen Wandel gefallen. Da er lenksam und gehorsam war, blieb er vor ernsten Rügen oder gar Bestrafungen wegen übeln Verhaltens ganz verschont.

An besonderen Ereignissen war diese Zeit, welche er in der Gefangenschaft verlebte, so arm als möglich. Monat auf Monat verging, und schneller, als man gedacht, kam die Zeit heran, wo Reinholds Entlassung in die Freiheit bevorstand. Er hatte nun gute Fertigkeit in seinem Handwerk erworben, so daß er wohl als Geselle sein Fortkommen in der Welt finden konnte. Dazu war es nur noch nötig, daß irgend ein Meister ihn für einige Zeit als Lehrling annahm und ihn nach Handwerksgebrauch auslernen ließ. Solche Meister aber sind nicht leicht zu finden, denn es gehört schon ein in der Liebe Christi warm gewordenes Herz dazu, um alle die Bedenken niederzuschlagen, welche sich gegen die Aufnahme eines aus dem Zuchthaus entlassenen Verbrechers mit wirklichem oder scheinbarem Recht geltend machen lassen. Ein gewöhnliches Weltkind, welches an sich selber noch nichts erfahren hat von der Erneuerung im heiligen Geiste, kann sich's kaum als möglich denken, daß ein so tief gefallener Mensch wirklich umkehren und ein ganz rechtschaffenes Leben führen könne.

Der Geistliche, welchen Reinhold um Vermittelung einer passenden Arbeitsstelle gebeten hatte, war schon auf mehrfacher Anfrage abschläglich — natürlich immer mit dem üblichen Bedauern der Unmöglichkeit — beschieden worden, als sich plötzlich und unerwartet die allerbeste Hilfe zeigte.

Etwa vierzehn Tage vor Reinholds Entlassung schrieb der Schneidermeister Kandler aus Potsdam an den Anstaltsgeistlichen. Er erkundigte sich darnach ob Reinhold noch in der Anstalt sei, ob er sich zur Zufriedenheit geführt und noch Lust habe das Schneiderhandwerk zu betreiben. In diesem Falle biete er sich als Lehrmeister an, und solle es der junge Mensch bei ihm gut haben und eine tüchtige Lehre finden; vorausgesetzt, daß dieser selbst auch ernstlich gesonnen sei ein ordentlicher und tüchtiger Mann zu werden. Übrigens komme sein eigentümliches Anerbieten nicht aus seiner eigenen Seele, sondern er handle auf den Wunsch seiner vor einem Monat verstorbenen Schwiegermutter, welche nun auch seinem vor Jahr und Tag entschlafenen Schwiegervater, der früher in N. Aufseher am Gerichtsgefängnis war, in die Ewigkeit nachgefolgt sei.

Das war fröhliche Botschaft, ein zu deutlicher Fingerzeig Gottes, als daß nicht lauter Jubel und Dank dieselbe hätte begrüßen sollen. Nach kurzer Überlegung und mit wenigen Worten freudiger Zusage war alsbald diese wichtige Angelegenheit zum Abschluß gebracht.

Reinhold freute sich fast zu sehr, sein Herz ging geradezu in Sprüngen. „Nun ist alles gut, viel besser noch, als wenn ich in N. Kutscher oder Fuhrmann geworden wäre, wer weiß in welche Versuchungen mich das gebracht hätte“, so sagte er. Der Geistliche war bei dem stürmischen Gefühlsausbruch von einer eigentümlichen Bangigkeit ergriffen, über deren Grund er sich keine genügende Rechenschaft zu geben wußte. Aber er hatte solche leidenschaftliche Erregbarkeit bisher an dem stillen Jüngling nicht mehr wahrgenommen, sie erschreckte ihn daher beinah, und nur daß dieser wirklich Gott von Herzen dankte beruhigte ihn wieder.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, das ist eine gute Weisheit, und auch diese ist nicht zu verachten, daß man nicht eher jauchzen soll, als bis man über den Graben ist. Die letzten Wochen wurden Reinhold fast länger und schwerer als die ganze vorige Zeit seiner Haft. Er zählte die Stunden bis dahin, wo sich endlich für ihn das Thor der Anstalt öffnen und Freiheit und liebevolle Fürsorge ihn begrüßen würden. Es sollte leider ganz anders kommen.

8. Neues Elend.

Nachdem Reinhold vom Schwurgericht verurteilt worden war, hatten Nachforschungen wegen seiner Heimatsverhältnisse angestellt werden müssen. Dabei hatte es sich dann ergeben, daß er aus der Lehre gelaufen, vagabondiert, wegen Schlägerei mit Gefängnis bestraft und mit Zwangspaß in seine Heimat verwiesen war, welcher Weisung er nicht Folge geleistet, sondern aufs neue ein unstätes Leben geführt hatte. Wegen dieser Thatsachen wurde seitens der Polizeibehörden der Beschluß gefaßt ihn nach verbüßter Zuchthausstrafe noch drei Monate lang in eine Korrektionshaft zu nehmen, die Strafanstaltsverwaltung aber wurde angewiesen ihn seiner Zeit nicht in die Freiheit zu entlassen, sondern als einen bereits rückfälligen Landstreicher auf sichere Weise in die Korrektionsanstalt zu *berg einzuliefern. Dieses Dekret war etwa acht Wochen nach Reinholds Ankunft eingegangen und im Drange der Geschäfte zu dessen Akten geheftet worden, ohne ihm, wie es der Ordnung nach hätte geschehen müssen, mitgeteilt zu werden. Niemand hatte weiter darauf geachtet, bis am Tage vor Reinholds Entlassung bei Ausfertigung der Papiere desselben die höchst unangenehme Thatsache entdeckt wurde. Hätte man früher daran gedacht, so wäre es unzweifelhaft möglich gewesen sein die Aufhebung dieses polizeilichen Strafdekrets zu erwirken, zumal jetzt mehrfache Gewähr vorhanden war, daß Reinhold hinfort in geordneten Verhältnissen bleiben werde. Nun aber war es dazu zu spät, es mußte dem Dekret Folge gegeben werden, und es blieb nur der Ausweg eine möglichste Verkürzung der Korrektionshaft durch einen Antrag herbeizuführen.

Wie wenn ein Sturmwind plötzlich bei heiterm Himmel losbricht und den Baum, der noch eben still und friedlich seine Äste ausbreitete, jäh erfaßt und vom Wipfel bis zur Wurzel hinab durchrüttelt, so wirkte diese Mitteilung auf Reinhold. Er wurde förmlich davon zu Boden geschmettert, und konnte sich gar nicht fassen. Der sonst so stille Mensch war gar nicht wieder zu kennen in seiner Verzweiflung.

„Also ich soll nicht nach Potsdam, sondern in neue Gefangenschaft?" rief er aus. „Ich soll mich nicht erheben! Erst schickt man mich auf zwei Jahre ins Zuchthaus, anstatt mich mit ein paar Monaten Gefängnis laufen zu lassen - ich habe mich gefügt und es ertragen! nun aber soll ich noch aus dem Zuchthaus ins Gefängnis wandern, also vierfach, nein, zehnfach büßen? Habe ich mich nicht ganz straflos geführt? Aber ich bin nun einmal ein vergessener Mensch, was ist an einem solchen gelegen? Ob er zu Grunde geht oder aufkommt, darum bekümmert sich niemand, geht er zu Grunde, so ist's desto besser, dann ist man ihn los."

Vergebens suchte ihn der Geistliche zu überzeugen, daß hier im geringsten keine üble Absicht gegen ihn vorliege, sondern lediglich ein Versehen, wie es unter fehlbaren Menschen so leicht vorkomme; daß auch noch gar nichts versäumt sei, wenn er sich nur in Geduld finden wolle, vielleicht sei schon über acht Tage seine Freilassung bewirkt, und er konne dann noch ebensogut nach Potsdam reisen wie morgen. Vergebens hielt er ihm das Thörichte, ja Verwerfliche seiner mißtrauischen Gedanken vor, welche leider erkennen ließen, daß er noch keineswegs zur vollen Demut eines gläubigen Gotteskindes durchgedrungen sei, sondern sich vielleicht gar auf seine Sinnesänderung und Besserung etwas einbilde.

„Bedenke es wohl", so schloß der Geistliche seine ernste Mahnung, „daß uns nur durch Stillesein und Warten geholfen wird, aller Hoffahrt aber Gott widersteht. Er hat Dich bis hierher geführt und gewiß gnädig genug. Jetzt schickt er Dir unerwartet eine neue Prüfung; er will sehen, ob Deine Umkehr nicht bloß etwas Äußerliches, sondern wirklich ein neuer Dir aushelfen zum wahren Heil. Halte Dich jetzt nur an Gottes Wort, welches auch zu Dir gesagt ist: Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Geduld aber ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget. Denn noch über eine kleine Weile, so wird kommen der da kommen soll, und nicht verziehen. Der Gerechte aber wird des Glaubens leben. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben. Wir aber sind nicht von denen die da weichen, sondern von denen die da glauben und die Seele erretten."

Einen Augenblick schien es, als ob diese Worte eine gute Stätte in dem Herzen des Gefangenen fänden, aber der Umschlag von überschwenglicher Freude und Hoffnung in diese allerdings recht trübselige Gegenwart war zu jäh erfolgt, es hätte wohl auch ein Stärkerer als Reinhold war darüber die Geistesflügel sinken lassen. Er kam aus seinem Unmut nicht heraus, und es blieb nichts übrig als der Sache ihren Lauf zu lassen, sofort aber alles mögliche zu thun um die Korrektionshaft auf die allerkürzeste Zeit zu beschränken. Wie bald sind wir Menschen mit einem Plan fertig, ob er aber vollbracht wird, das steht nicht bei uns.

Es war in letzter Zeit wiederholt vorgekommen, daß Gefangene auf dem Transport von oder nach der Strafanstalt sich gegen die begleitenden Beamten allerlei Bosheiten erlaubt, ja wohl sogar den Versuch gemacht hatten ihnen zu entfliehen. Die vorgesetzten Behörden hatten daher bestimmt, daß nur unter ganz besonderen Umständen die Fesselung der Gefangenen unterlassen werden dürfe. In diesem Falle, in welchem Reinhold war, schien es den Beamten unbedenklich ihn ungefesselt zu transportieren, und man teilte ihm das mit, in der Meinung ihm damit eine Freude zu machen. Anstatt aber dankbar dafür zu sein, fuhr er in seinem Unmut ganz ungebärdig fort: „Meinetwegen gefesselt oder ungefesselt! Will man mich einmal wie ein gefährliches Tier unschädlich machen, so ist es am Ende sogar besser, man hängt mir auch noch Ketten an, damit ich nur ja nicht davonlaufe."

Diese respektwidrige Rede ärgerte die Beamten nicht wenig, und sie hätte Reinhold gewiß eine harte Strafe eingetragen, wenn dazu noch Zeit vorhanden gewesen wäre. Nun aber bewirkte sie wenigstens, daß man nicht mehr daran dachte ihm die Fesselung zu erlassen.

„Du bist ja ein frecher Mensch!" hieß es nun. „Siehe doch, hast dich immer so still gehalten, daß man Wunder dachte was für ein guter Mensch du geworden seist. Aber nun merkt man, daß alles nur Verstellung gewesen ist; jetzt, wo es fortgeht, willst du dich noch zeigen wie du bist, und meinst uns auftrumpfen zu können. Da irrst du dich aber. Warte, wir werden dich fesseln! Wer Freundlichkeit nicht zu achten weiß, ist ihrer nicht wert."

So böse waren Reinholds Worte allerdings nicht gemeint gewesen, ja im Grunde seines Herzens bereute er es sogar sie überhaupt geredet zu haben. Aber er fühlte sich doch zu sehr gekränkt, als daß er durch eine bescheidene Bitte den schlimmen Eindruck derselben wieder beseitigt hätte. So ging ein neuer Zwiespalt durch seine Seele. Ach, des Menschen Herz ist ein gar trotziges und verzagtes Ding! In solcher Stimmung fand ihn die Stunde, auf die er sich zwei Jahre lang so sehr gefreut hatte, die er hatte mit lautem Preis der Gnade seines Heilandes begrüßen wollen. Murren wider Gott und Menschen, Ärger und Gram im Herzen, so ging er durch das Thor der Anstalt hinaus, vergessen schien alles was ihm von Gott und Menschen in diesen zwei Jahren an Liebe und Fürsorge zu teil geworden war. Und warum? Ja, wenn wir uns doch diese Frage immer ernstlich vorlegen und ehrlich beantworten wollten, wenn unser Geist unmutig wird, vor wie viel unnötigem

Unter der geräumigen Thorhalle standen etliche Soldaten von der Wachmannschaft und sahen neugierig auf den jungen Gefangenen, der an den Händen gefesselt abgeführt wurde. „Das muß ein Schlimmer sein, was er wohl noch verbrochen haben mag, daß man ihn so hinausführt?" hörte Reinhold aus der Gruppe heraus, und er fühlte es bis ins innerste Mark hinein, wie sich alle Augen auf ihn richteten.

„Und solch ein junger Mensch, der hat früh angefangen. Was gäbe er für einen hübschen Füsilier ab!" sagte der Unteroffizier. Das schwere Thor klappte hinter ihm zu, so daß die weiteren Reden Reinholds Ohren entgingen. Hätte er sie hören können, so würde er wohl davon noch weniger erbaut worden sein als von dem bereits Vernommenen.

Auf der Landstraße fuhr langsam, weil es etwas bergan ging, ein großer Leiterwagen daher, mit Kasten, wie sie die Dienstboten auf dem Lande zur Aufbewahrung ihrer Habseligkeiten zu haben pflegen, hoch bepackt; oben auf aber saßen wohl an zwanzig junge Burschen und Mädchen plaudernd und lustig singend. Es waren sogenannte Auftgänger, welche aus der Erntearbeit, zu der sie sich in der Ferne verdungen hatten, wieder in die Heimat zurückkehrten. Als Reinhold an ihnen vorüber kam, verstummte der Gesang, und allerlei Stichelreden wurden zwischen den Burschen und Mädchen gewechselt.

Keines dachte daran wie furchtbar ihre leichtfertigen Worte in der Seele des Gefangenen wirkten. In der Ferne ertönte wieder der Gesang, der vorher abgebrochen worden war. In Reinholds Herzen aber grollte es wie das Rollen eines Ungewitters in der Ferne: die Glücklichen konnen scherzen und jubeln, der Elende selbst, der ihnen begegnet, ist ihnen ein willkommener Gegenstand der Belustigung. Nirgends, nirgends Mitleid und Erbarmen mit dem Ausgestoßenen und — Verfluchten!

Der Führer mußte ihn wiederholt ermahnen seine Schritte zu mäßigen, sie kämen noch zeitig genug nach K*, und er habe nicht Lust sich um solch eines Vagabunden willen zu Schanden zu laufen, so stürmte Reinhold, in schwermütige Gedanken versunken, vorwärts ohne auf das weiter zu achten was um ihn her vorging.

Der Marsch ging zunächst bis K*, der nächsten Eisenbahnstation. Von dort sollte die Polizei den Weitertransport bis zum Korrektionshause übernehmen. In den Straßen der Stadt wimmelte es von Menschen, der Marktplatz war dicht mit Buden besetzt, zwischen denen sich eine dichte und bunte Menge drängte. Es kostete den beiden einige Mühe bis zum Rathause hindurch zu kommen, denn das ungewohnte Schauspiel eines mit Handeisen gefesselten Menschen lockte namentlich die zahlreich vorhandene Straßenjugend an, die sich fast an Reinholds Fersen hängte, bis dessen Führer in zorniger Ungeduld mit seinem Krückstock zwischen das neugierige und überflüssige Gefolge schlug. Darauf hielt sich dasselbe allerdings in gemessener Entfernung, rächte sich aber nun durch allerlei witzige und alberne Bemerkungen, bis endlich die Thür des Rathauses den Gefangenen und seinen Begleiter ihren Blicken entzog.

„Aber wen bringen Sie denn da an?" tönte den Eintretenden im halbdunkeln Rathausflur eine Männerstimme entgegen.

„Ja, Herr Kommissarius, ich bin froh, daß ich den Landstreicher los werde", antwortete der Transporteur, „hier sind die Papiere, ich glaube der Bursche soll von hier aus ins Korrektionshaus nach *berg gebracht werden. Nun quittieren Sie mir schnell die geschehene Ablieferung, und machen Sie dann meinetwegen mit ihm was Sie wollen."

Der Polizeikommissarius öffnete ein Zimmer und ließ die beiden eintreten. Mit einem scharfen Blick maß er den Gefangenen von Kopf bis zu den Füßen, dann überflog er die Papiere.

„Hm", sagte er darauf, „magst ein schönes Früchtchen sein, kaum zwanzig Jahr alt, und schon zwei Jahr im Zuchthaus gesessen, auch sonst schon bestraft und nun wegen Landstreichens ins Korrektionshaus. Du kannst es zu etwas bringen; was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten."

„Aber Bester", wandte er sich an den Transporteur, „ungelegener als heute konnten Sie mit ihrem Schützling nicht ankommen. Wo soll ich denn am Jahrmarktstag einen Begleiter hernehmen? Bis zum Nachmittagszuge finde ich keinen, wenn überhaupt jemand sich dazu hergiebt, und zum Abendzug ist es dann zu spät. Also wird wohl nichts weiter übrig bleiben als wir geben dem Burschen für heute hier Quartier und bringen ihn morgen bequemer auf den Schub. — Nun, was meinen der Herr Landstreicher dazu?" wandte er sich wieder zu Reinhold, welchem der Transporteur inzwischen die Handfesseln abgenommen hatte.

„Es ist mir alles ganz und gar gleichgültig, es wird ja wohl so sein sollen, daß wo nur irgend ein Gefängnis ist, ich auch eingesperrt werden muß", antwortete er mürrisch.

„Ei, du bist ja eine ausgetragene Range", fuhr der Herr Kommissarius auf und maß den, welcher ihm eine solche Antwort zu geben wagte, wieder von oben bis unten mit seinen Augen, „sonst pflegt man doch mit zwanzig Jahren das noch nicht so auf die leichte Schulter zu nehmen, aber du scheinst schon recht eingewohnt zu sein in der Vagabundenart. So, so, also ganz gleichgültig ist's dir? Nun, das paßt ja recht schön. Wir haben da noch solch einen Herumtreiber sitzen, dem scheint doch wenigstens noch die Zeit lang zu werden. Du kannst ihm bis morgen Gesellschaft leisten. Zu fragen brauche ich Dich nicht erst. Dir ist ja doch alles gleichgültig."

Daß es immer so aus dem Wald herauszuschallen pflegt, wie man hineingeschrieen hat, schien dem Polizeimann eine unbekannte Wahrheit zu sein. Wie wenig wird sie überhaupt beachtet, obschon sie, namentlich wo ein Mensch über den andern zu Herrschaft, Zucht oder Lehre Gewalt empfangen hat, so gar wichtig ist.

Der Kommissarius machte also weiter keine Umstände, sondern hieß Reinhold vor ihm her den Korridor hinabgehen. Vor der letzten Thür blieb er stehen, schloß sie auf und schob ihn hinein. „Da, Schlunke, hast du für diese Nacht einen guten Freund aus deiner Zunft. Macht, was ihr wollt, nur laßt die andern Leute in Ruhe und bringt euch nicht gegenseitig um."

Reinhold schauerte doch, als er die schwere Thür hinter sich zuschlagen und die Schritte des Beamten sich entfernen hörte. Vor ihm richtete sich eine große Gestalt auf, ein wüstes, aufgedunsenes, von buschigem Haar und einem verwilderten Bart eingerahmtes Gesicht blickte ihn mit matten und doch unheimlichen Augen an, und ein Fluch, so schrecklich, daß sich die Feder sträubt ihn niederzuschreiben, begrüßte ihn. Dann setzte sich der Mensch wieder auf sein Bett nieder, lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augen, als wolle er schlafen, in Wahrheit aber blinzelte er nur zwischen den Lidern hindurch und verlor den Ankömmling nicht eine Sekunde lang aus seiner Beobachtung.

Diesem, der noch immer stumm an der Thüre stand, wurde es ganz unheimlich zu Mute. Da der andere auch stumm blieb, so unterbrach endlich Reinhold die unerträgliche Stille und sagte: „Es thut mir leid, wenn ich euch ungelegen komme, aber ihr seht ja, daß ich willenlos hier hereingeschoben wurde, ich bin also an der Störung unschuldig."

„Ja, Junge", erwiderte nun der andere, indem er sich auf dem Bett aufrichtete, „du siehst auch aus wie die leibhaftige Unschuld, von selber wärst du gewiß nicht hereingekommen; am liebsten brächte ich dich auch gleich wieder hinaus, denn deine Gesellschaft ist mir heute sehr unbequem."

„Vielleicht kann ich euch noch von derselben befreien. Es muß ja noch jemand herkommen, um ein Nachtlager zurecht zu machen und euch das Essen zu bringen, ich werde dann um eine besondere Zelle bitten."

Der Angeredete fuhr in die Höhe und packte Reinhold mit seiner Faust an der Schulter. „Junge", schrie er, „unterstehe dich's nicht; der Aufseher würde gleich von dir herausbekommen, daß ich dich habe los sein wollen, und der Verdacht, den er dadurch schöpfen könnte, möchte mir vielleicht noch unbequemer sein als deine nichtsnutzige Gegenwart!"

Reinhold erschrak, daß ihm alle Gebeine zusammenschauerten. Er dachte nicht anders als er habe es mit einem Wahnwitzigen zu thun, so sinnlos schienen ihm diese Worte zu sein. Der wilde Geselle schien zu erkennen was in dem jungen Menschen vorging, denn er fuhr in viel milderem Tone fort: „Hast du Angst vor mir, Bürschchen? du zitterst ja ordentlich. Laß es gut sein, vielleicht verständigen wir uns, dann soll dir kein Leid geschehen, gewiß nicht. Du kommst wohl schon von weit her heute, oder hast du auf dem Jahrmarkt etwas vollbracht was der Polizei mißfiel? wie? vielleicht so einen kleinen Übergriff oder Eingriff?" Dabei verzog er sein häßliches Gesicht zu einem grinsenden Lächeln. Reinhold schüttelte den Kopf, vor Bangigkeit vermochte er noch immer kein lautes Wort zu finden.

„Na einen Unschuldigen stecken sie hier nicht ein, das mache mir nicht weis, Junge! Aber komm her, setze dich zu mir und erzähle mir deine Geschichte, ich will sehen, ob du gut lügen kannst."

Reinhold wußte nichts Besseres zu thun als der Aufforderung Folge zu leisten, so unheimlich ihm auch dabei war. Er fing also an kurz und bündig seine Lebensgeschichte zu erzählen, welche der andere mit sichtlichem Interesse anhörte.

Inzwischen kam ein Aufseher mit einem Manne, welcher einen Strohsack und eine wollene Decke hereintrug. Gleich darauf brachten dieselben zwei zinnerne Eßnäpfe voll Suppe, zwei Löffel und eben so viele Stücke schwarzes Brot.

Als sie sich wieder entfernen wollten, sagte Schluricke zu dem Beamten: „Herr Aufseher, grüßen Sie doch den Herrn Kommissarius freundlichst von mir. Ich lasse ihm meinen besten Dank sagen für die Güte, welche er mir erwiesen hat. Ich hätte die Einsamkeit nicht länger ertragen, es ist sehr hübsch von ihm, daß er mir gerade noch zu rechter Zeit einen Gesellschafter gewährt hat. So, nun können Sie gehen, Sie sind entlassen." Der Beamte sah den Unverschämten mit einem Blick an, in welchem ein gewaltiger Zorn zu lesen war, doch sagte er nichts, sondern schloß die Thür zu und ging seines Weges.

„So, nun sind wir sie für heute los", fuhr der andere fort, „jetzt wollen wir essen, und nachher kannst du mir deine Geschichte zu Ende erzählen. Na, warum langst du denn nicht zu? Hahaha! jetzt weiß ich's, wo du herkommst. Aus dem Zuchthause ganz direkt, du bist noch ans Beten gewöhnt. Das kannst du nun eine ganze Weile sparen, nachdem du wenigstens zwei Jahre lang alle Tage achtmal auf Kommando gebetet hast. Ach, Junge — oder wie heißt du eigentlich? Du bist noch schrecklich grün, du wirst ja so rot im Gesicht, daß ich es im Dämmerlicht sehen kann!"

In der That hatte Reinhold mechanisch die Hände gefaltet, das Tischgebet war ihm im Zuchthause zur Gewohnheit geworden, und er hatte dieselbe lieb gehabt. Obwohl er heute nicht gerade in andächtiger Stimmung war, berührte ihn der Spott darüber doch sehr unangenehm.

Um seine Verlegenheit zu verbergen, aß er hastig die Suppe und erzählte dann seine letzten Erlebnisse, wie er allerdings ins Zuchthaus gekommen sei und nun auch noch eine Unmut und seine Bitterkeit über die fehlgeschlagene oder wenigstens weit hinausgeschobene Hoffnung nicht. Als er geendet hatte, nahm Schluricke das Wort: „Das Zeugnis kann ich dir nun geben: Lügen kannst du nicht, und wenn der Kommissarius gesagt hat, du wärst einer von meiner Zunft, d. h. ein richtiger Vagabund und Gauner, so brauchst du dir das nicht gefallen zu lassen, denn dazu steckst du noch viel zu sehr in den Kinderschuhen. Daß du nicht lügen kannst, ist ganz gut für dich, aber auch schlimm, je nachdem man's nimmt. Verlassen kann man sich auf dich nicht, denn wenn sie dir gut zureden, plauderst du doch alles aus und bringst deinen besten Freund an den Galgen."

Reinhold schaute den Menschen wieder halb ängstlich, halb verwundert an; er wußte keinen Sinn in dessen Reden zu bringen. „Du verstehst mich nicht?" fragte dieser, und als er mit dem Kopf schüttelte, sagte er ärgerlich: „Ich will dir's nur deutsch sagen: Du bist mir im Wege, und ich weiß nicht was ich mit dir anfangen soll." Dabei legte er seine schwere Faust wieder auf Reinholds Schulter. Es war fast ganz dunkel in der Zelle, das vermehrte das Schauerliche der Lage Reinholds, dem es kalt überrieselte. Er hatte die Vorstellung, als ob eine mächtige Schlange ihre Ringe um seinen Leib schlinge und nur ein wenig mit ihrem machtlosen Opfer spiele, ehe sie ihm den Hals durchbeißt.

„Ich werde ja morgen früh schon weiter fortgebracht, werde euch also nicht lange lästig fallen", brachte er endlich hervor.

„Ja, morgen früh! wenn ich bis dahin warten könnte. Nein, was geschehen soll, muß bald geschehen, diese Nacht noch, ehe der Jahrmarktslärm in der Stadt vorüber ist."

Reinhold fuhr entsetzt in die Höhe, die Haare sträubten sich auf seinem Haupte, denn er dachte nicht anders, als der Kerl wolle ihn umbringen. „Was wollt ihr denn mit mir machen?" schrie er, indem er sich aus den Händen seines wilden Genossen losmachte.

Dieser aber sagte ganz ruhig: „Ja, wenn ich das nur wüßte! Das Beste ist jedenfalls, du kommst mit!"

„Mitkommen? Wohin denn? Wir sind ja hinter Schloß und Riegel, die Thür hat nicht einmal ein Schlüsselloch von innen."

„Sei still, Junge!" raunte ihm der andere zu. „Die Thür brauchen wir nicht." Leise schob er den Tisch unter das ziemlich hoch angebrachte, kleine Fenster, stieg hinauf und öffnete es. Ein paar Kalkbröckelchen fielen herunter, dann hob er mit einem kurzen Ruck das ganze Eisengitter, welches das Fenster verschloß, heraus und stellte es vorsichtig auf den Tisch. „Siehst du wohl, daß wir die Thür nicht brauchen? Acht Nächte habe ich daran gearbeitet, damit ich in dieser Nacht entfliehen könnte. Du darfst mir den Spaß nicht verderben. Entweder du kommst nun mit, oder . . ."

„Ja, ja ich komme mit!" sagte Reinhold, dem es war als fiele ihm ein schwerer Stein vom Herzen, die Liebe zur Freiheit regte sich mächtig in ihm, und wenn die Erlebnisse der letzten Tage noch eine bessere Regung in ihm übrig gelassen hatten, so war dieselbe jetzt ganz vergessen.

„Es ist auch das Allervernünftigste so. Denke dir nur den Ärger des gütigen Herrn Kommissarius, wenn er morgen früh das Nest hier leer und die Vögel ausgeflogen findet. Schade, daß man das Gesicht nicht sehen kann, welches er schneiden wird. Und die Nase, welche er danach noch von den Herren Oberpolizisten bekommt, wird auch nicht übel sein. Hahaha, der wird an seinen alten Freund Schluricke denken!"

„Wenn man uns aber abfaßt?" sagte Reinhold bedenklich. „Dann ginge es nach dem Sprichworte: wer zuletzt lacht, lacht am besten, und wir wären die Ausgelachten."

Sache. Ich gehe nach Rußland. Im Vaterlande ist für mich nichts mehr zu holen, hier haben sie mich so lieb, daß sie mir überall nachlaufen. Ich danke aber für diese Liebe."

Da Reinhold nichts weiter zu sagen wußte, so machten sich die beiden sofort daran, aus ihrem Gefängnis herauszukommen. Schlurike bestand darauf, daß sein Genosse zuerst durch das Fenster hinausgehe. „Es könnte dir leid werden; ich muß mich deiner versichern", sagte er. „Spring nur getrost hinunter, es ist nicht tief nach außen, und unten ist ein weiches Blumenbeet."

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Krämerschlauheit in alter Zeit. Im Zeitalter des „Geschäftes" um jeden Preis, in der Glanzperiode des modernen Schwindels, dürfte es von hohem Interesse sein, zu sehen, wie auch „die guten Alten" zu schwindeln und ein Profitchen zu machen wußten. Eine Schrift vom Jahre 1468, welche betitelt ist: „Allerhand Hantierungen für junge Leite, sich der Krämerei, und Handl befleißen tun bei Kauf, Verkauf und Tausch, bei Hauß und Jarmarkt. Genommen und verteutscht aus der wahrhaftigen Cronica, seit die Welt stehet biß auf dieß Jar von Eusebius Meinert, so man zählt 1468 nach Christo" — enthält folgende sauberen Ratschläge für Krämer und deren Lehrlinge und Gehilfen:

Regul.

Frumbhait ist die erste tugendliche Aigenschaft eines Krämers, doch hast Du auf Dein Nutzteil zu hantieren. Bei Maß und Gewicht sain allerhand Kunst zu machen, wan Du für 2 Pfennige Kimmel messen tust, halte das Mäßlein fein krump, als bettest Du das Meißen in Deiner Hant, mit der andern Hant fille ain, und ehe es sol ist stirze es der Kunde im Topf.

Anderer Hantgrif.

So Du Honig auf die Wag gibst, gebe Steine als Gewicht so, daß Dein Töpflein tiffer steht, sonst hast Du kain Gewin.

Anderer Hantgrif.

Wiegest Du mit der Hantwage Pfeffer über 3 Pfennige, so schnelle mit dem langen Finger der linken Hant das Zingelein so, daß man glauben thut, es ist mehr, als man verlangt.

Anderer Handgrif.

So Du eine Elle Hankbendelein oder Waiszeug meßen tust, so halte den Daum der rechten Hand mit der Flaischseite auf das Bändelein, beim abschneiden aber überbiege Dein Daumlein bis zur Nagelwurzel, so gewinnest Du bei jeder Elle eine Nagellänge, bei Einkauf tube das verkehrte dieser Reguln.

Anderes.

So Du Baumehl meßest tube das Zimenß lange abtraufen laßen, geuße aber schnell das Ehl in Deiner Kunde Töpflein, und henge Dein Zimentlein im Stander, so wirst Du zu 'was komen.

Anderes.

Ist Dir an aine Kundin 'was gelegen, so mache Dich gefelig, sage daß sie schönlaibig seyn, und Du vollgefallen an ihr findest, sie wird geblendet seyn und kannst auf vortailhaften Verkauf sicher seyn, auch wenn die Waiber häßlich und narbig sind, tube ihnen schön, es pringt Nutz. — Die Welt ist eben von jeher voll Betrug gewesen. Heutzutage wird derselbe aber ohne Zweifel raffinierter angelegt und ausgeführt.

Vom Heiraten. Um gleichsam symbolisch anzudeuten, daß die Ehe an keine Berufsklasse gebunden ist, hat, wie ein bekannter Humorist meint, die Sprache für die Heiratslust bei jeder Menschengattung einen besonderen Ausdruck. Der Spieler wird eine gute Partie machen. Der Knecht wird plötzlich ein Freier. Der Kutscher hält an. Der Priester tritt in Hymens Tempel ein. Der Ordenssüchtige bekommt das Hauskreuz. Der Redner trägt seinen Antrag vor. Der Buchbinder will sich ewig binden. Der Juwelier wechselt die Ringe. Der Seemann will in den Hafen der Ehe einlaufen. Kurz: Jeder will etwas anderes und doch dasselbe: Heiraten!

Der Handel mit gedörrtem Rindfleisch, auch "jerked beef" genannt, wird in Südamerika in großartigem Maßstabe betrieben. Tausende von Tonnen werden jährlich von Montevideo, Rosario und anderen Gegenden Uruguays und der argentinischen Republik versandt. In einigen der "saladeros" schlachtet man tagtäglich während der Saison an tausend Stück Rinder. Halbnackte Wilde, halb Basken, halb Indianer, zerlegen das Fleisch und türmen es mit Lagen von Salz dazwischen auf, was sie meisterhaft verstehen. Wunderbare Geschicklichkeit und Schnelligkeit herrschen in jedem Departement, doch macht das ganze einen abstoßenden Eindruck. Mit schwarzen Bohnen, mit Farina und Kaffawa-Mehl vermischt, ist jenes Fleisch die Hauptnahrung der unteren Klassen in Süd- und Mittelamerika.

Zu wörtlich. Man darf nicht alles zu wörtlich verstehen, sonst kann man leicht Unannehmlichkeiten haben, wie das nachfolgende Erlebnis zweier Bauern beweist. Dieselben, Vater und Sohn, sind in einen Waggon eingestiegen, um nach Berlin zu fahren. Da trat der Schaffner an sie heran und forderte die Billets. Der jüngere Bauer reichte seins hin und sprach: „Hier ist meins; des ist hier mein Vater, der hat keens, der ist blind." — Schaffner: „Ja, aber ohne Billet kann er doch nicht mitkommen?" — Bauer: „Na nu, ick denke, blinde Passaschiere brauchen keen Billet nich." — Der Schaffner teilte jedoch diese Anschauung durchaus nicht und bestand mit aller Strenge darauf, daß auch für den blinden Passagier ein Billet gelöst werde.

In der physikalischen Vorlesung. „Denken Sie sich, meine Herren", demonstrierte ein alter Professor mit struppigem Haar, „gefälligst meinen Kopf als den Erdkörper. Auf dem Scheitel ist der Nordpol. Nun drehe ich mich langsam und wenn die Sonne am höchsten steht, dann haben die Bewohner meines Kopfes Mittag."

Sprechsaal.

E. H. in P. Welches ist die Hauptstadt in folgenden Staaten? Von Louisiana Baton Rouge oder New Orleans? Von Arizona, Tucson oder Prescott? Von Bolivia Sucre oder La Paz?

Louisiana, Baton Rouge, Arizona: Prescott, Bolivia: La Paz.

L. Sch. in St. P. Wie sind die Taucherglocken beschaffen und sind dieselben jetzt noch im Gebrauch?

Die Taucherglocken gleichen einem großen umgekehrten Kessel, dem durch einen Schlauch von oben her frische Luft zugeführt wird. Der Taucher befindet sich mit seinem Körper unterhalb der Glocke, die wenigstens so weit über ihn hinwegreicht, daß der Körper sich in dem Luftraume befindet, wenn auch Füße und Arme unter dem Rande der Glocke freie Bewegung haben. Jetzt wird die Taucherglocke fast gar nicht mehr gebraucht. Man versieht jetzt den Taucher mit einem wasserdichten Anzuge und einem mit diesem verbundenen, den Kopf umschließenden, mit Glasfenstern und Luftschläuchen versehenen Helm. Die Füße werden durch Bleisohlen beschwert.

H. R. in M. Hat die Entdeckung der sogenannten Schwindsuchtsbacillen in der Lunge der Schwindsüchtigen irgend welchen praktischen Wert für die Behandlung?

Nein. Kürzlich noch las man die folgende beißende Kritik über diesen neuesten „Erfolg".

What is consumption? The bacillus.
What is the bacillus? Consumption.
But what causes consumption? Why, the bacillus.
And what causes the bacillus? Consumption, to be sure.

B. S. in Ch. Wie soll man sich legen?

Die Rückenlage ist zwar die normalste, doch darf man getrost auch eine andere Lage annehmen, wenn man dazu neigt. Brustschwache sollten auf der Seite schlafen, welche die geringere Atemkraft besitzt, wodurch sie der andern, gesunderen Seite mehr Spielraum verschaffen.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo. zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 25. Oktober 1883. Nummer 9.

Der Hammerschlag.

31. Oktober 1517.

Was will des Volkes wirr Gedränge
Zu Wittenberg am Kirchenthor?
O seht, o seht! Aus bunter Menge
Taucht eines Mönchs Gestalt hervor.
Des Mönches Rechte schwingt den Hammer,
Die Linke trägt ein Pergament:
Er ist's, aus jener Klosterkammer,
Der Bruder Martin, den ihr kennt!

Ihr wißt, der Sohn des Bergmanns ist er,
Drum seine Hand den Hammer schwingt;
Doch ist er auch der Schrift Magister,
Drum seine Hand die Schrift umschlingt.
Als Bergmann mußt du niedersteigen
Und hämmern lang im dunklen Schacht,
Um endlich schlackenfrei zu zeigen
Das Gold, das du ans Licht gebracht.

Nun aber pochen soll sein Hammer,
Wie nimmer noch ein Hammer schlug!
Die er verfaßt in stiller Kammer,
Die Schrift von Papstes Lug und Trug,
Ans Kirchenthor sie anzuheften
Entrollt er stumm die kühne Schrift,
Und wuchtig schwer, mit Manneskräften,
Sein Hammerschlag den Nagel trifft

Ja, wahrlich, solch ein Hammerschlagen
Ist nun und nimmer noch erschallt!
Die Menge hört's mit Lust und Zagen,
Die Herzen trifft des Schlags Gewalt
Und stumm und starr die Hörer staunen,
Und starr und stumm die Schauer steh'n:
Ein Murmeln nur, ein leises Raunen,
Seht ihr von Mund zu Munde geh'n.

Das war fürwahr ein Hammerpochen,
Wie's nie zuvor die Welt gehört!
Die Eulen all, die sich verkrochen,
Hat aus dem Schlaf es aufgestört.
Das war fürwahr ein Hammerschlagen,
Das widerhallt noch diesen Tag,
Und keines Mund vermag zu sagen,
Wann endlich es verhallen mag.

Adolf Schults.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (8. Fortsetzung.)

Als ich um die Ecke der großen Scheune bog und der breiten Giebelseite des alten stattlichen Hauses ansichtig wurde, sah ich meinen Wirt, Meister Sterchi, vor der Thür auf einer Bank sitzen, wo er in aller Gemütlichkeit seine Morgencigarre rauchte und den bereits durch seinen Knecht angemeldeten Gast erwartete. Kaum aber hatte er mich bemerkt und erkannt, da sprang er von der Bank auf und kam mir mit seinem langsamen gravitätischen Bergschritt entgegen, um mir flugs aus dem Sattel zu helfen. Ja, und da stand er wieder vor mir, der liebe wackere Mann mit seinem biederen, markigen Schweizergesicht, seinem kahlen Schädel, den er selbst bei starkem Winde und Regen nur selten mit einem leichten Käppchen bedeckt, in seiner ganzen rüstigen Manneskraft und mit dem klugen, bedächtig blickenden Auge, wie es so viele Schweizer auf den Bergen haben, als ob sie immer auf eine herannahende Gefahr gefaßt wären und danach auslugen müßten, um ihr dann mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft und Überlegung zu begegnen.

In der Regel still und nur selten wortreich, nie aber in lebhafte Ausbrüche seiner Empfindung geratend, begrüßte er mich, wie ich es von ihm gewohnt war. Kaum aber hatte ihn seine Frau, die meine Stimme erkannte und sich schmeichelnd an mich drängte, herbeigerufen, seine flinke schlanke Frau aus der Küche hervor, bot mir einen guten Tag und hieß mich willkommen auf ihrem einsamen Berge. Die kinderlosen Leute freuten sich in ihrer ruhigen Weise offenbar wieder einen Gast mehr um sich zu haben, der ihnen schon Jahre lang Freundschaft und Treue bewahrt, und namentlich solche Gäste sind bei den Bewohnern so einsamer Berghöhen immer gern gesehen und hoch willkommen geheißen.

„Nun, Herr Doktor", sagte Meister Sterchi, als seine den ganzen Tag in der Küche und im Haushalt beschäftigte Frau wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt war, mit seiner tiefen Stimme, „da haben wir Sie ja einmal wieder. Das freut mich recht sehr. Und Sie bringen uns ja ein prächtiges Wetter mit. Schauen Sie doch da, Ihre alten Freunde, die Schneeberge, zeigen sich im vollen Glanz und ohne alle Wolken, und das wollen wir als ein gutes Zeichen für Ihren diesjährigen Bergaufenthalt betrachten. Na, Sie sehen ja ganz munter und zufrieden aus, und wir sind es gottlob auch. Bei uns ist alles beim alten und Sie werden in nichts eine sicht-

„Nun, das bin ich auch“, entgegnete ich, „aber wir sind ja beide noch immer gleich frisch, was Ihnen wohl ganz natürlich scheinen wird, da Sie eine hübsche Anzahl Jahre jünger sind als ich, aber bei mir ist es eine Gottesgabe, wofür ich Ihm täglich dankbar bin.“

Das waren so ungefähr unsere ersten Begrüßungsworte, und nachdem ich noch einen Blick in den Stall geworfen, um zu erkunden, ob die triefende Martha eine gute Unterkunft gefunden, und nachdem ich dem alten Jakob aus Beau-Site zwei Franks in die Hand gedrückt und ihm die freundlichsten Grüße an seinen Herrn aufgetragen, folgte ich meinem Wirte in das kühle Haus, dessen unterster Korridor, düster und eng, gerade nicht zu den angenehmsten Räumlichkeiten des alten Hotels gehört.

„Nun, wie steht es“, sagte ich hier, „kann ich mein altes Zimmer wieder beziehen, lieber Sterchi?“

„Ganz gewiß, Herr Doktor, es ist vollkommen bereit dazu und sieht gerade so aus, wie Sie es im vorigen Jahre verlassen haben, als ob seitdem niemand darin gewesen wäre. Kommen Sie nur gleich hinauf, damit Sie sich überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche und dann sollen Sie im Speisesaal ein gutes Frühstück finden.“

Das Zimmer, welches ich von jeher auf dem Abendberg zu bewohnen pflege, liegt zwei kleine, etwas steil ansteigende Treppen hoch und ist das nach Norden und Osten gelegene, ziemlich geräumige und leidlich bequem eingerichtete Eckzimmer des Hauses. Obgleich dasselbe noch viel größere und bessere aufweisen kann, ziehe ich es doch allen übrigen vor, da es drei Fenster hat, durch die ich nach verschiedenen Richtungen hin die herrlichste Ausschau zu halten vermag. Hierher führte mich mein Wirt nun und ich fand es wie sonst zu meiner Aufnahme gerüstet, denn auch Meister Sterchi, wie Ruchti in Beau-Site, kennt meine Liebhabereien und pflegt ihnen zu entsprechen, so weit es seine Mittel auf so hohem und abgelegenem Berge gestatten. Mein Koffer stand schon auf dem gewöhnlichen zugänglichen Platz und war bereits aufgeschnallt und so war ich, nachdem Sterchi mich allein gelassen hatte, bald wieder daheim und labte Auge und Herz an dem köstlichen Anblick, der sich mir von meinen Fenstern aus bot.

Dann begann ich mich zunächst etwas häuslich einzurichten, und als das geschehen, begab ich mich in den Speisesaal im unteren Stockwerk, verzehrte mein schon bereit gehaltenes Frühstück und trank meinen Schoppen Burgunder, im Bewußtsein, daß ich diesen Genuß durch die kurze Ruhe in der Nacht und das Ersteigen des Berges heute wohl verdient habe. Länger aber ließ es mich nun nicht mehr im Hause, ich mußte hinaus ins Freie und ein wenig herumklettern, um liebe Plätze aufzusuchen und zu erforschen, ob auch noch alle übrigen Reize vorhanden, an denen ich mich schon so oft erquickt und, so Gott will, noch öfter erquicken werde.

Allein ich sollte so bald noch nicht zum Klettern und ganz ins Freie gelangen, denn eben als ich vor die Thür trat, hörte ich die Knechte in ihrem zu ebener Erde gelegenen Eßzimmer der Scheune sprechen, und da ich unter ihnen zuerst meine alten Bekannten begrüßen wollte, begab ich mich einen Augenblick zu ihnen, die gerade bei ihrem schon gegen elf Uhr eingenommenen Mittagsmahl begriffen waren.

Unter den neun bis zehn Knechten, die Sterchi im Sommer zur Bewirtschaftung seines großen und beschwerlich zu bestellenden Gutes gebraucht, befanden sich einige Originale, die mich schon seit Jahren interessiert hatten und die ich dem Leser hier notwendig mit einigen Worten vorführen muß.

Unzweifelhaft ist hier oben die Arbeit viel schwerer und mühsamer als in der Ebene. Auch reißt sie nie ab und nie kann ein Arbeiter von sich sagen, daß er mit seiner Mühe zu Ende gekommen sei, da die gewaltige Natur immer neue Anstrengungen verlangt, um das hier oder da Zerstörte wieder in Ordnung zu bringen und für das merkbar Fehlende einen neuen Ersatz zu schaffen. Schon das Mähen des auf schwindlig hoher Alp, an jähen Abstürzen wachsenden Grases, wenn Anfang Juli der erste Schnitt erfolgen muß, ist eine ungemein ermüdende und beschwerliche Arbeit. Es gilt nicht allein schnell die duftigen Kräuter abzusicheln, sondern man muß sich auch vorm Abrutsch in die Tiefe sichern, der überall so bedrohlich ist und leicht den Tod bringen kann. Sodann muß es rasch geschehen und das in wenigen Stunden getrocknete Heu flugs in die Scheunen hinabgeschüttet werden, denn bleibt es im Freien liegen und kommt in der Nacht ein heftiger Wind, so ist es dem Arbeiter wie dem Herrn verloren und keiner Menschenhand und keinem Fuß gelingt es das auf Windesflügeln davoneilende wieder einzuholen. Außerdem aber giebt es noch hunderterlei andere Arbeit. Bald ist ein vom Wasser weggerissener Weg herzustellen oder ein heruntergestürzter Felsblock zu zersprengen und fortzuschaffen; bald ist eine das Wasser ableitende Röhre geplatzt oder am Scheunendach irgend ein Schaden geschehen und so noch vielerlei mehr, und ich habe mich oft gewundert, wie die Leute, da sie sich überaus langsam bewegen und scheinbar so wenig thun, doch im ganzen viel und Sichtbares leisten, allein sie arbeiten auch von drei oder vier Uhr morgens an, bis die Sonne sinkt, und dann erst geben sie sich der wohlverdienten Ruhe hin und schlafen sofort ein, sobald sie die Augen schließen, ohne von irgend einer uns oft so peinlichen Sorge beängstigt und in ihrem Schlummer gestört zu werden.

Als ich heute in das Scheunenzimmer der Dienstleute trat, bei denen ich auch noch meinen alten Jakob aus Beau-Site hinter seinem Schoppen sitzen sah, erhoben sie sich alle und reichten mir ihre schwieligen Hände hin, denn sie kannten mich ja und wußten schon, daß es, wenn ich kam, Sonntags für jeden einen Schoppen mehr und Tabak in Fülle gab. Von allen Anwesenden will ich jedoch hier nur dreier Personen gedenken, von denen wenigstens der eine mir auch in diesem Jahre bedeutsam werden sollte.

Der älteste Knecht auf dem Hofe und zugleich der Erste unter ihnen ist Peter Feuz, gewöhnlich der **alte Peter** genannt. Er ist ein kleines dürres Männchen mit überaus gutmütigem, treuherzigem Gesicht und dünner, heiserer Stimme, als ob ihm der hier oben ewig blasende Wind die Kraft und das Metall des Sprachorgans hinweggeführt hätte. Im Winter bleibt er stets als oberster Haushüter und gleichsam als Verwalter auf dem Berge, besorgt die zur Nahrung der beiden zurückbleibenden dienenden Kühe, hält das Haus ringsum frei von Schnee, so weit dies geht, und, wenn er nichts mehr zu thun hat, giebt er sich einer philosophischen Ruhe hin, das heißt, er schläft, ob es Tag ist oder Nacht. Im ganzen ist er ein stiller, fleißiger, nüchterner und fast sanfter Mensch, der trotz seiner unbedeutenden Erscheinung die Autorität über seine jüngeren Kameraden wohl zu behaupten versteht.

Ein zweiter dienstbarer Geist bei Sterchi und zugleich eine vorzugsweise beliebte Persönlichkeit bei allen Besuchern des Abendbergs, die sich längere Zeit dort aufhalten, ist **Johann**, der uns die Kleider und Schuhe — auf eine Art freilich, die nur für einen solchen Berg passend sein kann — reinigt, außerdem aber als Postbote thätig ist und jeden Tag wenigstens einmal, meist aber zweimal den weiten Weg nach der Interlakener Post zu machen und alle ihm mitgegebenen Aufträge auszuführen hat, was er stets mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Umsicht thut. Er ist auch als Träger auf steilen und gefährlichen Bergwegen berühmt und namentlich als Führer der Schlitten gesucht, auf denen er im Sommer über das steil abstürzende Gestein hinweg Personen bergab befördern

muß, die wegen der Nässe oder Beschwerlichkeit des Weges sich lieber in das dazu eingerichtete Fahrzeug setzen. In dieser ebenso schwierigen wie für ihn selbst beschwerlichen Kunst ist er anerkannt Meister und er besitzt eine solche Geschicklichkeit und Sicherheit in der Führung und Lenkung des ungefügen Schlittens, daß sich auch der ängstlichste Thalbewohner ohne Gefährde ihm anvertrauen kann.

Bei weitem mehr Original als diese beiden und für mich von viel größerem Interesse ist der vierundvierzigjährige Jakob Scherz, gewöhnlich Jakob vom Berge genannt und nur als solcher bekannt. Was seine äußere Erscheinung betrifft, so ist sie so weit von aller Anmut und Sauberkeit entfernt, wie nur die Wolken es von der Erde sind, und wenn dieser breitschultrigen mittelgroßen Gestalt mit dem struppigen rotbraunen Bart und dem wüst um den Kopf hängenden Haar einmal zufällig ein furchtsamer Mensch an einem trüben Wettertage in den Bergen begegnete, könnte er wohl versucht sein sie für einen verkörperten bösen Berggeist zu halten. Er trägt stets einen blauen, sehr schmutzigen Leinenkittel, einen breitkrämpigen abgegriffenen Hut, der das hagere und sonnenverbrannte Gesicht halb verdeckt, Bergschuhe vom gröbsten Kaliber und weltweite Hosen von dichtem braunen Wollenstoff und altertümlichsten Schnitt. Eine Spur von Hemd und Strümpfen habe ich nie an ihm entdecken können und selbst bei ungünstiger Witterung ging er stets mit offener Brust und gänzlich unbedecktem Halse einher. Diese ganze düstere Gestalt, nur aus Sehnen und Knochen bestehend, sieht man überall vom frühen Morgen bis späten Abend, mit ewig dampfendem Pfeifenstummel im Munde einhergehen, und nie habe ich ihn trocken, sondern immer nur triefend von Schweiß oder vom Regen durchnäßt gesehen, und wenn ich ihn fragte, ob er sich nicht erkälte, wenn er sich so in das nasse Gras legte, antwortete er: „Nein, Herr, ich schwitze nur, ob es Sommer oder Winter ist.“

Sein Gang und seine Bewegungen überhaupt sind so eigentümlich wie der ganze Mensch. Alles, was er thut, thut er ungemein langsam, träge, als ob es ihm die größte Mühe verursache; selbst das Kauen und Schlucken, wozu er eine sehr lange Zeit gebraucht. So geht er auch stets langsam auf dem Berge einher, ob er hinauf- oder hinabsteigen mag, und immer in demselben seltsam schleppenden, schwankenden, sich gleichsam wiegenden Schritt, wie etwa ein Matrose ihn hat, wenn er nach langer Seereise zum erstenmal, unsicher auf seinen eigenen Füßen stehend, den festen Boden betritt.

Sind alle diese Eigenschaften schon nicht sehr angenehm, so hat er auch noch andere, die fast widerwärtig zu nennen sind. So hält er sich zum Beispiel stets sehr unreinlich, wirft sich selbst mit neuen Kleidern, wenn er sie erhält, gleich in die erste beste Pfütze, nur um sich in seinen Augen wieder zum vollkommenen Bergmann umzuwandeln, und ist zu nichts als zu grober Arbeit zu gebrauchen, die nur Kraft, aber keine große Einsicht erfordert. Bei der Arbeit selbst ist er sehr langsam und scheint immer halb zu schlafen, aber dabei ist er genügsam, nimmt mit allem vorlieb was man ihm bietet, und murrt nur, wenn er mit sich allein ist und vielleicht mehr mit den Winden als mit den Menschen spricht. Verträglich und umgänglich mit seinen Kameraden ist er ebenfalls nur in sehr mäßigem Grade und ebenso unfreundlich und wortkarg gegen Fremde, die er nie ansieht oder grüßt und an denen er, ohne den Kopf zu erheben, schweigend vorübergeht, als ob sie für ihn so gut wie gar nicht vorhanden sind. Mir war er aber endlich doch gewogen geworden, da ich mich freundlich mit ihm abgab und über seine schöne Heimat mit ihm zu plaudern pflegte, die er überaus liebte und von der er sich nicht trennen mochte. Der Leser wird Gelegen-

7.

Als ich mich nun an jenem Morgen bei den um ihr Frühstück versammelten Dienstleuten nach ihrem Ergehen erkundigt und sie, nachdem ich das Gewünschte erfahren, wieder verlassen hatte, begab ich mich auf einen kleinen Rekognoszierungsmarsch, um ohne Zögern die mir so lieb gewordenen Plätze in der nächsten Umgebung des Hauses zu besuchen. Ich hatte noch mehr als zwei Stunden Zeit bis zum Mittagstisch und so konnte ich, da die Luft rein, der Himmel wolkenlos war und nichts anderes mich hinderte, nach allen Richtungen hinreichende Ausschau halten und mein erstes Verlangen stillen, nämlich das: mich auf der schönen Hausalp hoch oben wieder heimisch zu fühlen.

Im langsamsten Bergschlenderschritt, wie ich ihn von Meister Sterchi selbst gelernt, begann ich das Steigen, und auf jeder Bank ruhte ich und fühlte mich beglückt, wie schon so oft, denn je höher ich stieg, um so reichere Bilder thaten sich allmählich auf, bis man zuletzt oben auf der Höhe, wo eine Alphütte mit Kuhstallung steht, den ganzen Thuner und Brienzer See mit allen sie umkranzenden Bergen vor und unter sich hat. O welcher große Anblick ist das und wie friedlich ruht dem Schauenden zu Füßen das weiße gastliche Haus des Abendberges, rings von seinen grünen Matten umflossen, von Tannen umkranzt und im goldenen Sonnenlicht strahlend, das jeden Fleck in diesem irdischen Paradiese bescheint! Von hier oben sieht man auch in den Hof des Hauses hinein, man sieht die Knechte und Mägde in Scheune und Küche ihr Wesen treiben und jeder Wanderer, der auf den Berg kommt oder ihn verläßt, muß an unsern Augen vorüber, ohne daß er selbst imstande ist uns auf unserer im Schatten einer großen Wettertanne errichteten Bank sitzen zu sehen.

Aber auch die Stelle unter der Wettertanne war mir noch nicht hoch genug, es zog und drängte mich weit höher hinauf. An den Heustadeln und dem obersten Kuhstall vorbei, in dem die Kühe im Spätherbst so lange verweilen, bis auch hier das letzte Gras abgeweidet ist, um dann tiefer in den Scheunenstall zu ziehen und den langen Wintertraum zu beginnen, folgte ich dem schmalen steinigten Pfade, immer zwischen fußhohen Alpenblumen hindurchschreitend, die zu beiden Seiten auf steilgesenkter grüner Matte blühen, bis ich endlich das ebene Plateau erreichte, auf dessen äußerstem, nach Westen blickenden Rande meine Lieblingsbank steht. Diesen Platz nennt man die „Sieben Tannen“, weil in der That nur so viele Bäume hier wurzeln, und ich ahnte damals noch nicht, daß mir dieser Platz in kurzer Zeit von noch viel größerer Bedeutung werden würde. Hart am dreitausend Fuß tiefen Absturz gelegen, ist die Bank nur durch einige an die Tannen angeschlagene Schranken geschützt, aber wirft man einen Blick über diese Schranken fort, so öffnet sich ein neuer wunderbarer Blick, den niemand vergessen wird, der ihn einmal gesehen. Denn weit unten in der Tiefe, unnennbar weit und doch vollkommen klar, öffnet sich hier der ganze Thuner See in seiner vollen Länge und Breite, umragt von den gewaltigen Bergriesen, die die allmächtige Schopferkraft um ihn her aufgebaut. Hoch über allem Erdengewühl, den Wolken viel näher und umringt von den Wundern der Schöpfung, fühlt man hier das Herz voller und kräftiger schlagen, und voll Bewunderung schweift der staunende Blick von Stelle zu Stelle, kaum imstande alles und jedes zu fassen und in sich aufzunehmen was ihm hier oben geboten wird.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde an dieser Stelle gesessen haben und stellte eben meine Betrachtung darüber an, wann die eine der sieben Tannen, ein Riese von ungewöhnlicher Größe, aber jetzt vollständig abgestorben und ihre Astreste wehmütig in die leere Luft streckend, ihrem endlichen Schicksal

des vom Hause unmittelbar heraufführenden Fußpfade meinen Wirt in seinem stäten und festen Bergschritt daherkommen sah. Er hatte den bei weitem weniger anmutigen und wegen der vielen glatten Steine schwierigen aber auch kürzeren Weg gewählt, um zu den Sieben Tannen zu gelangen. Bald saß er, tief aufatmend, doch dabei ununterbrochen seine Cigarre rauchend, an meiner Seite, und als er wieder ganz zu Atem gekommen, sagte er freundlich:

„Na, ich dachte mir wohl, daß ich Sie hier finden würde. Nicht wahr, es ist immer schön hier oben?"

„Wunderbar schön und mir immer wieder neu, so oft ich den Platz betreten mag. O ja, das werden die drei Engländerinnen, die mir in diesen Tagen nachfolgen, auch bald empfinden und ich sehe es kommen, daß sie hier ihren beständigen Sommersitz aufschlagen werden."

„So? Na, dann muß ich nur rasch, was ich schon lange gewollt, für sie eine kleine Hütte aufrichten lassen, damit sie gegen den Wind geschützt sind, wenn er weht, und das thut er hier nur zu oft, wie Sie wissen. — Aber, was für Leute sind denn diese Engländerinnen?" fragte er weiter. „Aus ihrem Brief ging eine fast krankhafte Sehnsucht nach friedlicher Stille hervor und sie haben mich so inständigst gebeten sie bei mir aufzunehmen, daß ich in großer Verlegenheit gewesen wäre, wenn ich keinen Platz mehr für sie gehabt hätte."

„Es sind sehr liebenswürdige Menschen", erwiderte ich, „und ich habe mir vorgenommen sie in allen ihren Unternehmungen und Wünschen nach besten Kräften zu unterstützen. Welche Zimmer haben Sie ihnen denn zugedacht?"

„Sie haben zwei große Zimmer für sich mit drei Betten und zwei kleine gesonderte für ihre Dienerschaft verlangt. Nun sehen Sie, das paßte mir gerade und so habe ich ihnen die beiden schönen Zimmer über dem Balkon vorbehalten, und ihre Dienerschaft, wenigstens ihr Mädchen, für das sie eine besondere Vorliebe zu haben scheinen, werde ich dicht bei ihnen unterbringen."

„Das ist mir lieb, Sterchi, und thun Sie ja alles mögliche, um den armen Leuten zu Willen zu sein; sie sind unglücklich genug und befinden sich in tiefster Trauer um einen Verwandten, der voriges Jahr in der Schweiz verunglückt ist. Ah ja, da fällt mir ein, vielleicht wissen Sie davon oder haben wenigstens darüber sprechen gehört: ist denn ein gewisser Harry Duncan, ein englischer Seeoffizier, im vorigen Jahr hier in der Nähe von Interlaken von einem Felsen gestürzt?"

„Harry Duncan", sagte Sterchi, still vor sich nachsinnend, „und im vorigen Jahr? Nein, Herr Doktor, davon ist mir nichts zu Ohren gekommen, und auf dieser Seite von Interlaken ist er ganz gewiß nicht verunglückt, denn so lange ich auf dem Abendberg wohne, ist hier noch niemand zu Schaden gekommen. Verlaufen, verklettert haben sich freilich viele und sind nachher todesmatt und erschöpft bei mir eingekehrt. Ja, das kommt sogar beinahe jede Woche vor. Aber da sollten Sie doch einmal den Obersten H . . . fragen, der weiß ja alles der Art und führt ein gewissenhaftes Register über jeden, der im Berner Oberlande nur einen Arm oder ein Bein gebrochen hat."

„Den habe ich schon gefragt", sagte ich lächelnd, „aber seine Antwort wird noch eine Weile auf sich warten lassen, da er in Bern als Großrat ist und wahrscheinlich nicht viel Zeit zum Schreiben hat. Auch habe ich ihm gesagt, daß seine Antwort mich bei Ihnen finden wird, und so erwarte ich sie in den nächsten Wochen bestimmt."

„Nun, da werden Sie ja die beste Aufklärung erhalten. Aber über Ihre drei Engländerinnen beruhigen Sie sich. Sie sollen es gut bei mir haben, ich stehe Ihnen dafür, und wenn sie einer Nervenstärkung bedürfen, wie sie mir geschrieben, so werden mein Berg und seine Luft hier oben bald ihre Wirkung thun."

Wir plauderten noch mancherlei hin und her und schon wollten wir uns zur Rückkehr nach dem Hause anschicken, als mir zufällig der Amerikaner einfiel, der sich, wie die Leser sich erinnern werden, durch die Baugesellschaft in Interlaken auf dem Abendberge und noch dazu auf Sterchis Alp ein Blockhaus hatte bauen lassen.

„Da fällt mir eben ein", sagte ich zu dem gemütlich rauchenden Mann, „daß Sie ja auch im letzten Winter Besuch in Ihrem Berghause gehabt haben. Na, der Mann muß an einer besonderen Passion für Kälte, Wind und Schnee leiden, denn selbst ich, so sehr ich Ihren Berg im Sommer liebe, möchte im Winter keine acht Tage hier zubringen. Und wo steht denn eigentlich das Haus, welches ihm die Baugesellschaft hier oben gebaut hat?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Detroit.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule.

III.

Pontiac wirft die Maske ab. — Die ersten Skalpe. — Der Kriegstanz im Dorfe der Ottawas. — Der erste Angriff — Friedensunterhandlungen. — Die britischen Offiziere im indianischen Lager. — La Butte — Die beginnende Not. — Aussicht auf Hilfe. — Schreckliche Enttäuschung.

Früh morgens am Montag den 9. Mai versammelte sich wieder eine große Menge von Indianern aus allen vier Stämmen auf dem großen freien Platze, der sich vor den Pallisaden ausdehnte. In ihrer Mitte befand sich auch Pontiac, umgeben von einer auserlesenen Schar seiner Krieger. Bei dem hohen Ansehen, welches er genoß, war es ihm ein leichtes, durch die Menge hindurch bis zu dem Festungsthor vorzudringen. Er fand dasselbe verschlossen und verrammelt. Mit herrischen Worten forderte er die Schildwachen auf ihn einzulassen. Er erhielt abschlägigen Bescheid und verlangte hierauf das persönliche Erscheinen des Kommandanten. Dieser stellte sich sogleich ein und billigte mit kurzen Worten die Handlungsweise des wachthabenden Postens. „Wenn mein Bruder allein, ohne Begleitung zu uns hereinkommen will", erklärte er, „so soll er mir willkommen sein; seine jungen Leute aber müssen sich alle auf Schußweite entfernen." Unwillig entgegnete Pontiac, daß seine Krieger ebenfalls Einlaß begehrten, da sie mit ihren Vätern, den Engländern, die Friedenspfeife zu rauchen wünschten. Gladwyns Antwort lautete mehr bestimmt als höflich, der große Häuptling der Ottawas möge sich ein für allemal merken, daß das Indianerpack im Fort nichts zu suchen habe. Nach diesem kategorischen Bescheide blieb Pontiac nichts übrig als seine bis dahin geschickt zur Schau getragene Maske völlig abzuwerfen. Dem Kommandanten einen Blick voll Wut und Haß zuschleudernd, wandte er ihm den Rücken zu und kehrte zu seinen Begleitern zurück, die sich inzwischen sämtlich auf dem Boden gelagert hatten. Bei seiner Annäherung sprangen sie alle auf und liefen davon, indem sie, wie ein Augenzeuge versichert, ein Geheul ausstießen, das aus dem Munde von ebensovielen Teufeln zu kommen schien.

In nächster Nähe des Forts lag ein kleines Gehöft, welches ein englischer Ansiedler mit seiner Familie bewohnte. Hier wälzte sich der wilde Troß vorüber. Gräßlich gellte den unglücklichen Insassen der Kriegsruf in die Ohren. Im nächsten

Augenblick war die Hausthür zertrümmert und wilde Gestalten, Keulen und Messer schwingend, füllten das Gebäude. Sie warfen sich auf die entsetzten Bewohner, welche keinen Widerstand zu leisten vermochten, sie rissen sie zu Boden, traten auf ihnen herum und zerstampften sie, daß sie bald nur eine unförmliche blutige Masse waren. Dasselbe grause Schicksal traf auch mehrere andere Engländer, die sich außerhalb der schützenden Pallisaden des Forts befanden. Aus den Schießlöchern des letzteren konnte man nur zu deutlich erkennen, wie die Mörder, die Skalpe ihrer unglücklichen Opfer schwingend, ihr schauerliches Geheul ausstoßend, wie besessen umhersprangen — ein Anblick, bei welchem den Tapfersten unter der Besatzung des Forts das Blut in den Adern erstarren mußte!

Pontiac selbst hatte sich an diesen Greuelthaten nicht beteiligt. Sobald er seinen Plan vereitelt sah, beeilte er sich das Flußufer zu erreichen. Niemand durfte sich ihm nahen, er war schrecklich in seiner Wut. Er bestieg ein Kanoe und trieb es mit ein paar kräftigen Ruderschlagen stromaufwärts, bis er das Ottawa-Dorf erreicht hatte. Hier waren nur Weiber, Kinder und die alten Männer zurückgeblieben. Sie strömten von allen Seiten eilig herbei, sobald sie den Häuptling erblickten. Er befahl ihnen, das Lager sofort abzubrechen und es an das jenseitige Ufer zu verlegen. Die Squaws gehorchten ohne Zögern; Vorräte, Gerätschaften und Waffen wurden an das Ufer geschleppt; noch vor Anbruch der Dunkelheit lag alles zur Einschiffung bereit. Inzwischen waren nach und nach die Krieger von ihrer blutigen Arbeit zurückgekehrt. Am Abend waren alle auf dem freien Platze in der Mitte des Dorfes versammelt. Pontiac hatte sich mit den Kriegsfarben bemalt und gebärdete sich wie wahnsinnig. Den Tomahawk schwingend und den Boden stampfend, rühmte er sich seiner früheren Heldenthaten und schwur den Engländern Rache. Ein Krieger nach dem andern wurde von dem wilden Taumel ergriffen, bald war der Kriegstanz im vollen Gange, und ein Geheul und Geschrei erfüllte die Luft, vor dem den Engländern in Fort Detroit das Herz bebte. Dann begann das Werk der Einschiffung. Schon lange vor Tagesanbruch war es vollendet. Der ganze Ottawa-Stamm zog an das westliche Ufer und schlug dort seine Wigwams auf, gerade oberhalb der Mündung eines kleinen Flusses, der damals unter dem Namen Parent's Creek bekannt war, später aber den Namen Bloody Run, Blutbach, erhalten hat, von den Schreckensszenen, die sich bald darauf an seinen Ufern abspielten.

Unterdessen war man im Fort nicht müßig gewesen. Jeder Engländer, ob Händler oder Soldat, mußte unter Waffen treten. An Schlaf war für niemanden zu denken, und Gladwyn selbst war während der ganzen Nacht auf den Wällen. Er ahnte, daß ein Angriff der Wilden nahe bevorstehe.

Bis zur Morgendämmerung blieb alles still. Kaum aber graute der Tag, als sich plötzlich von allen Seiten der gelle Kriegsruf hören ließ. Wie die Wölfe mit heiserem Geheul sich auf ihre Beute stürzen, so stürmten die Wilden in dichten Haufen heran und erschütterten mit ihrem gräßlichen Geschrei die Luft. Die Weißen eilten auf ihre Posten. Und wahrlich, es war die höchste Zeit. Nicht nur die Ottawas, sondern die ganze feindliche Kriegsmacht, Wyandots, Pottawattamies und Objibwas, stand zum blutigen Angriff bereit. Ein Kugelregen schlug an die Pallisaden. Die Soldaten blickten durch die Schießscharten, jeden Augenblick darauf gefaßt, die Wilden zum Sturmanlauf gegen die schwache Befestigung sich sammeln zu sehen. Allein diese kämpften nach den Regeln ihrer bekannten Kriegskunst. Sie lagen meist hinter Büschen, Hügeln, Umzäunungen und Scheunen versteckt und hüteten sich wohl, sich den Kugeln der Engländer bloßzustellen. Nur an den besonders gutes Versteck dienten ihnen einige niedrige Gebäude, welche man, um Futter-, Stroh- und Fruchtvorräte darin aufzubewahren, außerhalb der Pallisaden, aber in nächster Nähe derselben errichtet hatte. Sowie nur einer aus der Garnison den Kopf vorstreckte oder sonst einen Körperteil sehen ließ, durfte er gewiß sein, von mehreren Kugeln umschwirrt zu werden. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, ließ Gladwyn eine Kanone mit rotglühenden Bolzen laden und die Gebäude damit beschießen. Das leichte Holzwerk stand bald in Flammen, und natürlich sahen sich jetzt die Indianer, die sich dort heimlich einquartiert hatten, genötigt über Hals und Kopf davonzurennen. Ein lautes Gelächter seitens der Soldaten folgte ihnen, denn in der That war es ein komischer Anblick, wie die buntbemalten roten Gestalten über das Feld dem Walde zuliefen und sich dabei bemühten, ihre zum Teil in Brand geratenen langen flatternden Haare mit den Händen zu umspannen und das Feuer zu ersticken.

Sechs Stunden lang dauerte das Schießen unausgesetzt fort; endlich aber wurden die Angreifer ihrer vergeblichen Bemühungen überdrüssig. Das Feuern wurde allmählich immer schwächer, die Kriegsrufe erstarben; hin und wieder fiel noch ein einzelner Schuß, ein vereinzeltes "whoop"! ließ sich noch ab und zu hören; bald verstummte auch dieses und es herrschte ringsum wieder die frühere Stille. Lustig flatterte die Fahne mit dem roten St. Georgskreuz auf den Wällen des Forts; die Besatzung pries sich glücklich, den Angriff der Wilden abgeschlagen zu haben. Freilich waren fünf Mann leicht verwundet worden, während der vorsichtige Feind gar keinen Verlust gehabt hatte.

Gladwyn glaubte noch immer, daß die ganze Affaire eine plötzliche Aufwallung sei, die sich bald wieder legen würde. In dieser Meinung entschloß er sich, da es ihm an Lebensmitteln für die Bewohner des Forts fehlte, mit den Indianern in Unterhandlungen zu treten und bei dieser Gelegenheit sich die nötigen Vorräte zu verschaffen. Er beauftragte seinen Dolmetscher, La Butte, sich in das Lager des Pontiac zu begeben und sich Aufklärung über dessen auffälliges Betragen zu erbitten. Zwei alte kanadische Bewohner von Detroit boten sich freiwillig dem Gesandten zur Begleitung an. Bald hatten sie die Wigwams der Indianer erreicht. Pontiac empfing sie anscheinend mit großer Freundlichkeit. La Butte entledigte sich seines Auftrags, und die beiden Kanadier boten ihre ganze Beredsamkeit auf, den Häuptling zum Aufgeben seiner feindseligen Pläne zu bestimmen. Dieser hörte ihnen mit großer Aufmerksamkeit zu; von Zeit zu Zeit kam ein Beifallsruf von seinen Lippen. Er wußte seine wahre Gesinnung unter einer glatten Maske der Höflichkeit so geschickt zu verbergen, daß unsere ehrlichen Kanadier sich gründlich täuschen ließen. Der Dolmetscher rannte in seiner Freude spornstreichs zum Fort zurück und brachte atemlos die Nachricht, daß höchst wahrscheinlich sogleich Friede geschlossen werden würde, wenn man den Indianern einige Geschenke machte. Als er jedoch in das Indianerlager zurückkehrte, fand er zu seiner Betrübnis, daß seine Begleiter in ihren Unterhandlungen noch auf demselben Fleck wie vorher waren. Bei allen Beteuerungen seiner friedfertigen Gesinnung hatte Pontiac bestimmten Friedensvorschlagen und -versprechungen doch geschickt auszuweichen gewußt. Sobald La Butte erschien, zogen sich sämtliche Häuptlinge zu geheimer Beratung zurück. Nach einer kurzen Debatte kamen sie wieder, und Pontiac erklärte, daß sie gerne zum Friedensschluß bereit seien, zu diesem Zwecke aber eine Zusammenkunft mit ihren englischen Vätern selbst, unter diesen vor allen mit dem Kapitän Campbell wünschten. Dieser schon bejahrte Offizier, den wir bereits im zweiten Kapitel unserer wahr-

Vertrauen der Indianer gewonnen, und so schien denn den Kanadiern Pontiacs Vorschlag ganz naturgemäß zu sein. Nach ihrer Rückkehr ins Fort empfahlen sie ihn daher den Offizieren zur Annahme. Gladwyn fürchtete Verrat, Kapitän Campbell jedoch riet dringend, den Wünschen Pontiacs entgegen zu kommen. Er habe vor den Indianern nicht die geringste Furcht, da er mit ihnen immer auf freundschaftlichem Fuße gestanden habe. Nur widerstrebend gab Gladwyn endlich seine Einwilligung, und Campbell verließ nebst einem jüngeren Offizier, Leutnant McDougal, in Begleitung des Dolmetschers La Butte und mehrerer anderer Kanadier das Fort.

Mittlerweile war Herr Gouin, ein französischer Ansiedler, um Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen, in das Lager der Indianer gegangen und hatte hier genug gesehen und gehört, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß die britischen Offiziere in des Löwen Rachen springen würden. Schleunigst sandte er Boten ab, sie womöglich noch rechtzeitig zu warnen. Atemlos vom eiligen Lauf kamen jene in dem Augenblicke an, als die kleine Gesellschaft aus dem Festungsthor getreten war. Aber die Warnung kam zu spät. Die Offiziere hielten es für unehrenhaft, von ihrer einmal übernommenen Aufgabe zurückzutreten. Mutig und gefaßt gingen sie der drohenden Gefahr entgegen und befanden sich bald im Gesichtskreise des Ottawadorfes. Kaum aber hatten die Indianer die roten Uniformen erkannt, als sie auch schon in ein greuliches Gejohle und Gebrüll ausbrachen. Sie schienen nicht übel Lust zu haben, den Gesandten den bei der Ankunft von Gefangenen üblichen Empfang zu geben, denn die Weiber ergriffen Stöcke, Steine und Keulen und rannten auf Campbell und seinen Gefährten los, als wollten sie ihnen das schreckliche Schicksal des indianischen Spießrutenlaufens bereiten.*) Zum Glück erschien Pontiac und seine gebieterische Stimme beschwichtigte den Lärm. Er schüttelte den Offizieren die Hand und führte sie durch das Lager. Dasselbe bestand aus einem Konglomerat von halbkreisförmigen Hütten, die aus leichtem Holzwerk gebaut und mit Birkenrinde gedeckt waren. Das Auge begegnete einem wirren Durcheinander von Rudern, Fischnetzen und Eßgeschirr; über den Feuern hingen große Kessel, in denen schmutzige Squaws die Mahlzeit bereiteten; hier und da lag eins jener zierlichen Birkenkanoes, deren die Indianer der oberen Seen sich zu bedienen pflegen. Auf Schritt und Tritt stieß man auf magere Wolfshunde, die, von ihren Besitzern aufgehetzt, beim Anblick der Fremden die Zähne fletschten oder ein heiseres Gebell ausstießen. Vor einer größeren Hütte blieb Pontiac stehen und gebot seinen Begleitern einzutreten und sich auf einer Matte dem Eingange gegenüber niederzulassen. Die Offiziere gehorchten und warteten nun der Dinge, die da kommen sollten. Im nächsten Augenblicke hatte sich die Hütte mit Wilden gefüllt. Die einen, und zwar meistens Häuptlinge und alte Männer, setzten sich den Engländern gegenüber auf den Fußboden, die andern bildeten um diese Gruppe einen dichten Kreis. Beim Eintritt in die Hütte hatte Pontiac ein paar Worte gesprochen. Jetzt entstand eine lange unheimliche Pause, die endlich von Campbell unterbrochen wurde, der von seinem Sitze aus eine kurze Ansprache an die Häuptlinge hielt. Seine Worte wurden mit tiefem Schweigen aufgenommen, nicht das leiseste Wort wurde ihm zur Antwort. So saßen die unglücklichen Offiziere eine volle Stunde lang, vor sich die dunklen undurchdringlichen Gesichter der Wilden, die unablässig das starre Auge auf sie gerichtet hielten. In ihrem Herzen dämmerte die Ahnung von dem Schicksale, das ihrer wartete, auf. Um sich Gewißheit zu verschaffen, erhob sich Campbell endlich und erklärte seine Absicht, in das Fort zurückkehren zu wollen. Pontiac bedeutete ihn durch eine Handbewegung, daß er sich wieder setzen solle. „Mein Vater“, setzte er hinzu, „wird heute nacht in den Hütten seiner roten Kinder schlafen.“ Der greise Offizier und sein jugendlicher Unglücksgefährte befanden sich ohne Widerspruch als Gefangene in den Händen ihrer erbarmungslosen Feinde.

Die meisten Indianer zeigten große Lust, die Engländer auf der Stelle zu töten. Aber so weit wollte Pontiac seine Verräterei noch nicht treiben. Er stellte sie unter seinen persönlichen Schutz und führte sie in das Haus eines Kanadiers Namens Meloche, wo sie ein ziemlich gutes Quartier fanden. Die Gefahr ihrer Lage wurde durch den Umstand verringert, daß zwei Indianer sich im Fort als Gefangene befanden, die nun von dem Kommandanten als willkommene Geiseln angesehen wurden.

Spät am Abend kam La Butte, der Dolmetscher, wieder in Detroit an. Seine niedergeschlagene Miene verkündigte schon die traurige Nachricht, die er brachte. Mürrisch und schweigsam schritt er durch die Straßen, den Indianern ähnlich, unter denen er den größten Teil seines abenteuerreichen Lebens zugebracht hatte. Die Offiziere der Garnison hatten ihn im Verdacht, daß er an der Gefangenschaft ihrer Kameraden in irgend einer Weise mit Schuld trage. Dies unbegründete Mißtrauen verletzte den rauhen aber ehrlichen Mann auf das tiefste und machte sein Wesen noch scheuer und verschlossener, als es ohnehin schon war.

Die Angriffe der Indianer auf das Fort wiederholten sich nun Tag für Tag. Immer enger schlossen sie den Platz ein, und ihre wilden Kampfrufe gellten den Belagerten unaufhörlich in den Ohren. Sowie sich nur ein Soldat an einer Schießscharte bloßgab oder über die Brustwehr hinüber schaute, so entluden sich gleich hundert Musketen gegen ihn. Die Besatzung blieb nichtsdestoweniger guten Mutes, und namentlich war es Major Gladwyn, der den Seinigen immer mit bestem Beispiel voranging. An der Spitze von Freiwilligen machte er wiederholt Ausfälle, nicht sowohl um die Rothäute zurückzuschlagen als vielmehr um alle außerhalb der Pallisaden stehenden kleinen Gebäude, Bäume, Zäune u. dgl. m. zu zerstören, damit der Feind bei seinen Angriffen keine Deckung mehr habe, und es gelang ihm in der That, nach und nach die ganze Umgebung glatt zu rasieren. Hierdurch wurde die Garnison instand gesetzt bei Tage auszuruhen. Die Kanonen des Forts konnten nun ungehindert die ganze Landseite bestreichen; von der Flußseite her hatte man ohnehin nichts zu befürchten, da die im Hafen vor Anker liegenden gut bewaffneten Schooner jedes Schiff oder Kanoe, das sich zu nahe heran gewagt hätte, in den Grund gebohrt haben würden. Bei Nacht dagegen war der Dienst um so mühsamer. Wochenlang durften weder Offiziere noch Soldaten daran denken, ihre Kleider abzulegen, ja schließlich mußten alle die ganze Nacht auf den Wällen zubringen. Sobald nämlich die Sonne im fernen Westen untergegangen war, schlichen sich die Wilden geräuschlos, geschmeidig wie die Schlangen und sich in dem Grase, das rund herum üppig emporschoß, bergend, an das Fort heran und suchten die Schildwachen, wo sie sichtbar wurden, wegzuputzen. Überdies bemühten sie sich, die strohbedeckten Dächer der im Festungsviereck befindlichen Häuser mit brennendem Werg, das sie an ihre Pfeile banden, in Brand zu stecken. Man kann sich denken, wie viel Mühe und Anstrengung es den Bewohnern jedesmal kostete, das Feuer, das oft reißend schnell um sich griff, zu löschen. Das Hauptübel aber bestand darin, daß die Lebensmittel immer mehr auf die Neige gingen. Man konnte schon den Tag berechnen, wann das letzte Stück Brot, der letzte Becher Brandy ausgeteilt werden würde. War es doch schon

*) Der geneigte Leser wird noch Gelegenheit haben, die grausame Prozedur näher kennen zu lernen. Wir möchten übrigens ausdrücklich erwähnen, daß alles was wir hier erzählen buchstäblich wahr und ohne irgendwelche romanhafte Ausschmückung ist.

in der dritten Belagerungswoche so weit gekommen, daß man die Suppen mit Talg und Schmierfett schmälzen mußte und das Fleisch alter zäher Hunde für einen Leckerbissen galt!

Während so die Lage von Detroit eine immer bedrängtere wurde, hatte der britische Höchstkommandierende in New York noch immer keine Ahnung von der dem Fort drohenden Gefahr. Mit Beginn des Frühlings hatte er eine stark bemannte Bootflotille auf die Seen gesandt, welche Detroit und die übrigen westlichen Posten mit Proviant versehen sollte. Dieselbe verfolgte gegenwärtig ihren Lauf entlang der nördlichen Küste des Lake Erie, und Gladwyns Garnison, von ihrer Annäherung unterrichtet, erwartete ihre Ankunft mit täglich wachsender Sehnsucht. Um dieselbe zu beschleunigen, sandte der Kommandant den nach ihm benannten Schooner dem Convoy entgegen, mit der Weisung ihn nötigenfalls ins Schlepptau zu nehmen.

Von nun an gab es natürlich in Detroit niemanden mehr, der nicht täglich, stündlich seine Augen auf den Fluß gerichtet hätte, um nach dem Schooner und den Booten auszuschauen. Aber Tag auf Tag verging, ohne daß die ersehnte Hilfe sich nahte. Detroit hatte seine frühere Lebhaftigkeit vollständig eingebüßt. Hier und da schlenderte ein Kanadier in roter Mütze und bunter Leibbinde durch die Straßen; die müde Schildwache schritt vor dem Quartier des Kommandanten auf und ab; hin und wieder zeigte sich vielleicht ein Offizier, der mit schnellem Schritt und ängstlicher Miene den Wällen zueilte; von Zeit zu Zeit huschte die vermummte Gestalt einer Frau oder eines Mädchens vorüber. Einen solchen Anblick mag die Stadt auch am Morgen des 30. Mai gewährt haben, als etwa um neun Uhr die Stimme der Schildwache auf der südöstlichen Bastion sich hören ließ und laute Rufe vom Flusse her Detroit aus seiner Lethargie aufrüttelten. In einem Augenblicke herrschte überall Leben und Bewegung. Soldaten, Händler, französische Einwohner stürzten durch das gegen den Fluß zu gelegene Festungsthor an den engen Strand. Die halbwilden coureurs de bois (Waldläufer), die strammen und sehnigen Provinzialen und die stattlichen britischen Soldaten, sie alle standen Kopf an Kopf gedrängt mit gespannten Mienen und freudig glänzenden Augen. Der lange und sehnlichst erwartete Convoy war in Sicht! Von dem nach ihm ausgesandten Schooner war freilich nichts zu erblicken; allein das ließ sich ja erklären. Wahrscheinlich hatte er die Boote verfehlt und war nun nach Fort Niagara gefahren, um dorthin die Kunde von dem Indianeraufstande zu bringen. Genug daß die Boote mit den Lebensmitteln da waren. Hier war keine Täuschung möglich. Die Ruder glänzten im Sonnenschein und lustig flatterte die rote Flagge Englands im Winde. Ein donnerndes dreifaches Hurra! brach sich aus den Kehlen der am Ufer Stehenden, während sie mit den Händen Tücher zum Willkommgruß schwenkten; die vor Anker liegende Schaluppe aber feuerte Kanonenschüsse ab, daß es weit über das Land und den Fluß hin schallte. Doch sonderbar — von den achtzehn Booten kam keine Antwort, im tiefsten Schweigen fuhren sie den Fluß herauf und steuerten dann, als sie in die Nähe des Forts gekommen waren, rechts ab, wie wenn sie aus der Schußweite der Kanonen kommen wollten. Um alles in der Welt, was hatte das zu bedeuten?

Man brauchte nicht lange im Zweifel zu sein. Kaum hatten die Boote das Fort passiert, als sie mit verdoppelter Schnelligkeit dem westlichen Ufer zusteuerten, wo sich das Lager der Ottawas befand. Plötzlich füllten sich die Verdecke mit dunkelen Gestalten, welche bis dahin am Boden der Kähne verborgen gelegen hatten. Die Ruder aber wurden, wie das entsetzte Auge nunmehr deutlich erkannte, von englischen Soldaten bedient, die offenbar zu diesem Geschäfte unter Todesandrohungen gezwungen worden waren. Ja, es war kein Zweifel mehr möglich: der ganze Convoy befand sich in der Gewalt des Feindes! Der letzte Hoffnungsschimmer aber schwand, als sich plötzlich der gellende Kampfruf der Wilden erhob und in den nahen Wäldern ein tausendstimmiges schauerliches Echo fand.

Wie es der unglücklichen Besatzung von Detroit bei dieser schrecklichen Entdeckung zu Mute war, läßt sich denken, aber nicht schildern. Die tiefste Trauer bemächtigte sich ihrer aller, und einer sah den andern an, als ob ihm jede Lebenshoffnung abgeschnitten sei. Manch einem tapferen und mutigen Soldaten liefen die hellen Thränen über das wettergebräunte Angesicht. Da geschah etwas Unerwartetes, das die am Ufer Stehenden einen Augenblick des eigenen Kummers vergessen und aller Herzen vor banger Erwartung höher schlagen machte.

K.

Der Geburtstag der Reformation.

Zu unserem Bilde auf Seite 137 Für die Abendschule

Im Oktober 1517 war Tetzel, der schamlose päpstliche Ablaßprediger, nach Jüterbogk gekommen, einem Städtchen nur vier deutsche Meilen von Wittenberg entfernt. Der Zudrang war ein ungeheurer, von allen Seiten strömten die Ablaßbedürftigen herbei. Auch von Wittenberg, wo Luther schon wiederholt vor dem greulichen Unfug gewarnt hatte, lief das blinde Volk in hellen Haufen dem Ablaß nach. Das war ein Stich durch Luthers Seele. Ihm lag die Wahrheit des göttlichen Wortes am Herzen; hatte er doch mit einem „heiligen teuren“ Eide geschworen, der Christenheit mit dem ihm gewordenen Lichte reiner evangelischer Wahrheit dienen zu wollen. Wie mußte ihn daher des armen verblendeten Volkes jammern, das er auf den Grund des wahren Heils zurückzuführen trachtete! Manche seiner Beichtkinder kamen zu ihm mit den in Jüterbogk gelösten Ablaßbriefen. Es waren Leute, die in Hurerei, Ehebruch, Diebstahl und anderen schweren Sünden lagen. Tetzel hatte sie frech und sicher gemacht. Als Luther sie nicht absolvieren wollte, beriefen sie sich „auf ihre Papstbriefe mit Tetzelscher Gnad und Ablaß“. Aber der ernste und trotz eurer Ablaßzettel auch so umkommen, wie dort die Galiläer. Er blieb dabei, ihnen die Absolution zu verweigern und den Zutritt zum heiligen Abendmahl zu verwehren. Zugleich erhob er seine warnende Stimme in der öffentlichen Predigt. Ohne zu eifern, sagte er dem Volke, es wäre besser, armen Leuten nach Christi Befehl ein Almosen geben als solche ungewisse Gnade für Geld kaufen; wer durch sein ganzes Leben Buße thue und sich von ganzem Herzen zu Gott kehre, der erlange die göttliche Gnade und Vergebung der Sünden, die der HErr Christus erworben, aus lauter Gnade anbiete und umsonst schenke.

Die von Luther Zurückgewiesenen beklagten sich bei Tetzel, zum Teil forderten sie von diesem ihr Geld zurück. Tetzel tobte und wütete. Auf öffentlicher Kanzel griff er den kühnen Wittenberger Mönch an, der nun schon seit anderthalb Jahren gewagt hatte, gegen des heiligen Vaters Ablaß zu predigen. Er nannte ihn einen Erzketzer und bedrohte ihn mit dem Banne. Noch mehr: zum Zeichen seiner Befugnisse als Ketzerrichter ließ er auf öffentlichem Markte zu Jüterbogk von Zeit zu Zeit

erinnert werden, das er ihnen zu bereiten gedenke. Dabei fuhr er fort, den Ablaß zu predigen, und zwar immer frecher und schamloser.

Luther hatte sich schon früher in einem Privatschreiben an die geistlichen Oberen gewandt mit der Bitte um Abstellung dieser Greuel. Ehrerbietig hatte er sie an ihre Pflicht erinnert, „solchen Ungeheuerlichkeiten Einhalt zu thun und über die Schafe Christi wider jene Wölfe zu wachen". Doch hatte er hinzugesetzt: werde Tetzel und dessen Helfeshelfern nicht von den Oberen gewehrt, ihre falschen Lehren vorzutragen, so werde er sich genötigt sehen, sie vor den Augen der ganzen Kirche anzugreifen. Aber was thaten die kirchlichen Häupter? Einige ließen Luthers Schreiben gänzlich unbeantwortet. Andere erwiderten ihm, es wäre eben eine große Sache, er griffe der Kirche Gewalt an und würde sich selbst Mühe machen; man rate ihm deshalb, davon zu lassen. Von dieser Seite also konnte Luther nichts hoffen. Niemand wollte „der Katzen die Schellen anbinden, denn die Ketzermeister, Predigerordens, hatten die Welt mit dem Feuer in Furcht gejagt und Tetzel selbst auch etliche Priester, so wider seine freche Predigt gemuckt hatten, eingetrieben". Aber es stand Luther durch Gottes Gnade fest, daß er um der evangelischen Wahrheit und des armen Volkes willen nicht wanken und weichen dürfe, möchten die Folgen für ihn sein, welche sie wollten. Auch lag in seinem ganzen Verhältnis, seiner Stellung und Bedeutung in Wittenberg die entschiedene Aufforderung für ihn, eben jetzt seine Stimme zu erheben. Freunde und Fremde bestürmten ihn mit Fragen und Briefen, um seine Ansicht über den neuen „apostolischen Ablaß" zu hören. Eine Zeitlang zögerte er, er glaubte nicht sogleich Red' und Antwort stehen zu müssen. Aber man ließ nicht nach, ihn mit „scharfen Disputationen" in die Enge zu treiben. So entschloß er sich denn endlich, in Gottes Namen die Sache zu einer Entscheidung zu bringen.

Der Weg, den Luther einzuschlagen gedachte, war die öffentliche Disputation. Auf diese Weise suchte man in damaliger Zeit theologische Streitigkeiten zu schlichten. In dem Schreiben an Papst Leo vom 30. Mai 1518 sagt Luther, es habe ihm gedeucht, er könne nichts anders thun als wenigstens ganz säuberlich (leniusculo) den Ablaßpredigern zu widerreden, das wolle sagen: ihre Lehren anzuzweifeln und auf die Probe einer Disputation zu ziehen; daher habe er die Disputiersätze ausgehen lassen nebst Einladung an Gelehrtere, mit ihm die Sache durchzudisputieren. Er wußte, daß dies der Weg sei seinen Widerstand gegen den Ablaßgreuel in kurzer Zeit zu aller Welt Kenntnis zu bringen, denn bei dem regen Zusammenhange der Universitäten untereinander wurden solche Ereignisse bald allgemein bekannt. Aber Luther wußte auch, daß er mit diesem Schritte die ganze Geistlichkeit, ja den Papst selbst in die Schranken fordere; er konnte sich nicht verbergen, welch ein gefahrvolles Unternehmen er begann, obwohl er nichts gegen den Papst, die Kirche oder auch nur gegen den Ablaß selbst beabsichtigte und vielmehr alles so stellte, daß der Angriff nur die Mißbräuche treffen sollte. Nichtsdestoweniger war er getrosten Mutes: er stand auf dem Felsen des Wortes Gottes. Mochten die Feinde toben und wüten. Die Sache, die er führte, war nicht seine, sondern Gottes Sache, und so konnte er sich auch mit gläubiger Zuversicht dem starken Schutze des treuen Gottes befehlen. Er war entschlossen, für die Sache der Wahrheit mit seinem Leben einzutreten.

Der Augenblick des Handelns war gekommen. Die Thesen, die der Disputation zu Grunde gelegt werden sollten, waren fertig: nun galt es, sie vor das Publikum, zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Dazu bot sich eine äußerst passende Gelegenheit dar, — scheinbar von selbst, in Wahrheit aber von Gott selbst versehen und herbeigeführt.

Der Dom zu Speyer. (Siehe Seite 144.)

Der erste November, der Tag aller Heiligen, war in Wittenberg ein großer Fest- und Freudentag. Schon seit mehr als einem Jahrhundert war die dortige Schloßkapelle im Besitze mehrerer kostbarer Reliquien, unter anderem angeblich eines Dornes aus der Dornenkrone des HErrn. Der damalige Kurfürst von Sachsen, **Friedrich der Weise**, dessen Lebensbild wir demnächst unsern Lesern zu zeigen gedenken, hatte die Kapelle niederreißen und die noch jetzt vorhandene stattliche Schloßkirche erbauen lassen. Durch ihn erhielt der Reichtum der Kirche an Reliquien den beträchtlichsten Zuwachs. Dieselben waren in acht Klassen abgeteilt, die in ebensoviel Gängen gezeigt wurden. Da fanden sich Kleider, Zähne, Haare von Aposteln und anderen Heiligen in größter Menge, Stücke vom Berge Sinai, von den unschuldigen zu Bethlehem ermordeten Kindern, Faden, die die heilige Jungfrau gesponnen, Stroh und Heu aus dem Geburtsstalle Christi, Stücke vom heiligen Kreuz u. a. m. Die Summe aller Reliquien belief sich auf beinahe siebentausend Stück. An die Verehrung jeder derselben hatte der Papst seinen schändlichen Ablaß geknüpft. Wenn man zusammen rechnet, so ergiebt sich, daß bei Zeigung des Schloßkirchenheiligtums auf jeden Anwesenden mehr als **tausend vierhundert dreiundvierzig Jahre** Ablaß kommen. Begreiflicherweise fand deshalb jahraus jahrein ein großer Zulauf zu diesen vermeintlichen Heiligtümern statt, namentlich aber am Tage aller Heiligen, denen die Schloßkirche geweiht war. Papst Leo X. hatte nämlich auf dieses Fest einen großen Ablaß angeordnet und den Priestern die Weisung erteilt, selbst die schwersten Verbrecher, wenn sie den ausgestellten Reliquienschatz verehren würden, ohne weiteres loszusprechen. Auch diesmal, im Jahre 1517, war daher ein großer Andrang ablaßbedürftiger Leute zu erwarten. Das wußte Luther, und darum schien ihm dieser Zeitpunkt günstig zu sein, sein Vorhaben auszuführen.

Mit den Mittagen der den Festen vorhergehenden Tage beginnt nach kanonischer Rechnung der heilige Abend oder die



Luther schlägt die [illegible] Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg

Siehe Seite [illegible]

Vigilie. Dieser Zeitpunkt wurde nach akademischer Sitte gerne zum Anschlag der Disputiersätze gewählt. Am 31. Oktober, mittags um zwölf Uhr — es war ein Sonnabend — machte sich Luther, mit Hammer und Nägeln versehen, auf den Weg zur Schloßkirche. Seine fünfundneunzig Thesen hatte er vorher drucken lassen. Ein Exemplar derselben, nach Art der Patente in zwei Kolumnen gedruckt und in vier Ordnungen geteilt, von welchen die ersten drei jede fünfundzwanzig Sätze, die vierte zwanzig enthielten, trug er bei sich. Mit ein paar Hammerschlägen befestigte er dasselbe an der Hauptthür. Der entscheidende Schritt war gethan. Diesen Augenblick hält unser Bild fest. Einige Studenten und Kinder haben sich um den kühnen Mönch geschart. Er selbst steigt eben die Stufen herab, sein Antlitz strahlend im Glanze einer übernatürlichen Hoheit. Wohl mochte ihm das Herz in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, lebhafter schlagen, aber freudig und mutig blitzte sein feuriges Auge; er war getrost, denn er kämpfte für Gottes Ehre und das Heil der Kirche. —

Die fünfundneunzig Thesen sind von weltgeschichtlicher Bedeutung. Der ungeheure Eindruck, den sie hervorriefen, ist unsern Lesern bekannt. „Sie waren das Sturmzeichen der von nun an folgenden Erschütterungen; die Spitze, in welche die Entwickelung der abendländischen Kirche, der germanischen Nationen, zumal der deutschen, auslief und worin sie sich gewissermaßen vollendete und abschloß, um fortan ganz neue Läufe zu beginnen; der Punkt, bei welchem das gesamte religiöse, wissenschaftliche, staatliche und Kulturleben der Neuzeit beginnt, gleichsam der letzteren aufgehendes Tagesgestirn" (Jürgens). „Jene Hammerschläge, mit welchen Luther seine fünfundneunzig Thesen an jene Kirchthür öffentlich anschlug, waren, ohne daß es Luther selbst ahnte, nach Gottes Ratschluß nichts Geringeres als die Glockenschläge, welche der Welt den Anbruch einer neuen, besseren Zeit des Reiches Gottes auf Erden verkündigten. Mit jenen Hammerschlägen begann plötzlich der Schutt zu weichen, unter welchem die Kirche Christi fast ein Jahrtausend lang wie vergraben gelegen hatte, die nun leuchtend wie eine Stadt auf hohem Berge sich wieder zum Himmel erhob. Mit jenen Hammerschlägen begannen plötzlich die dichten Wolken sich zu zerstreuen, die Jahrhunderte lang den Christen das Evangelium von Christo bedeckt hatten, das nun hellstrahlend wie die Sonne über der erstaunten und erfreuten Christenheit wieder aufging. Mit jenen Hammerschlägen begannen plötzlich alle Propheten und Apostel in ihren Schriften wieder aus ihren Gräbern zu steigen, die den Christen so lange verstopft gewesenen Quellen des vollen evangelischen Trostes sich ihnen wieder zu öffnen und die ihnen so lange verschlossen gewesenen Thüren zu allen Speisekammern der göttlichen Gnade in reinem Wort und unverfälschtem Sakrament sich ihnen wieder aufzuthun. Mit jenen Hammerschlägen begann endlich der Thron des Antichrists, den er sich im Tempel Gottes mit List, Trug und blutiger Gewalt errichtet hatte, zu wanken und die stärksten Säulen seines fast tausendjährigen Baues zusammen zu brechen und in den Staub zu sinken" (Walther). Der 31. Oktober 1517 ist somit in Wahrheit der Geburtstag der Reformation.

K.

Wie ein Christ sein Kreuz trägt.

Marie Gerhardt geb. Berthold, die Frau des bekannten Liederdichters Paul Gerhardt, hat in ihre alte Hausbibel die wichtigsten Ereignisse ihrer Familie eingezeichnet. Diese köstlichen Gedanken einer frommen gottergebenen Seele wird man gern lesen und sich gewiß daran erbauen. Man möge sich dieselben auch aufbewahren und in stillen Stunden, sonderlich in Tagen des eigenen Kreuzes wieder hervorsuchen, um sich aufs neue und dann wohl erst recht daran zu erquicken und auch an sich zu erfahren, daß unser Glaube der Sieg ist, welcher die Welt überwunden hat.

Am 11. Februar 1655, Sonntag Septuagesimä. Der ehrwürdige Probst Vehn segnet in meines teuren Vaters Hause den Bund meines Herzens mit meinem lieben Paul Gerhardt ein. — Freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. (2 Kor. 13, 11.)

Am 14. Mai 1656. Unser erstes Kind, Maria Elisabeth, wird geboren an meinem eigenen Geburtstage. — Meine Seele erhebet den HErrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes; denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen; er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist und des Name heilig ist. (Luk. 1, 46—49.) Ach, wie kann der HErr uns arme Menschen so unaussprechlich glücklich machen!

Am 14. Januar 1657. Unser Kind Maria Elisabeth stirbt, kaum acht Monden alt. HErr, warum nimmst du mir meiner Augen Lust und meines Herzens Freude? Doch ich will nicht klagen und weinen. Schlaf wohl, mein Kind, in deinem Ruhebettlein! Wenig und böse war die Zeit deines Lebens, du lieber flüchtiger Gast auf Erden! Der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen; der Name des HErrn sei gelobt! (Hiob 1, 21.)

Am 28. April 1657. Mein lieber Schwager, der Archidiakonus Joachim Fromm, stirbt, 62 Jahre alt. Verzage nicht, liebe Schwester Sabine, Gott ist der Witwen und Waisen Vater. So lange ich lebe und mein lieber Gerhardt, sollst du mit deinen Kindern keinen Mangel haben. — Selig sind die Knechte, die der HErr, wenn er kommt, wachend findet. (Luk. 12, 37.)

Am 28. Mai 1657. Mein lieber Herr wird nach Berlin als Diakonus zu St Nikolai berufen. Ach, liebes Vaterhaus, ich soll dich wiedersehen; aus dieser Fremde wieder in die Heimat! Kann wieder stehen und beten an meiner Mutter Grabe. Wie gut und gnädig ist der HErr! Solches geschieht auch vom HErrn Zebaoth. Sein Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus. (Jes. 29, 39.)

Am 12. Januar 1658. Unser zweites Kind, Anna Katharina, wird geboren und am 15. darauf vom Herrn Archidiakonus Reinhardt getauft. So hast du, HErr, die Wunden wieder geheilt, die du geschlagen hast. Ach, segne uns dies Kind, wenn es dir wohlgefällig ist. — Es ist von eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde. (Matth. 18, 14.)

Am 25. März 1659. Unsere Anna Katharina wird in ihr Ruhekämmerlein getragen. Ach, soll ich denn sein wie eine, die ihrer Kinder beraubt wird? Warum, HErr, züchtigest du mich so sehr? Wie habe ich's verschuldet, daß du auch diese Freude in Herzeleid verwandelst? — Mein Gerhardt tröstet mich und spricht: Was weinst du? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Ja wohl, es schläft, aber so fest, daß die Mutterstimme es nicht aufwecken kann! Ich weiß, HErr, du hast Macht zu thun mit den Deinen was du willst, aber laß mich weinen und klagen! — Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. (Marci 10, 14.)

Am 30. November 1660. Geburts- und Sterbetag unsers dritten Kindes, Andreas. Leben und Tod, Freude und Leid, aufgerichtet und niedergeschlagen! Beides in wenigen Stunden! HErr, du weißt, was ein Mutterherz tragen kann, darum will ich meine Hand auf den Mund legen und schwei-

gen! Du hast gesagt: Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt gekommen ist. Ja, HErr, die Angst ist vorüber, aber die Traurigkeit will nicht weichen! Muß ich nicht sagen wie Jakob: Ihr beraubt mich aller meiner Kinder? Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr auch hinnehmen; es geht alles über mich! — HErr, nun weiß ich's: Ich bin es nicht wert, daß ein Kind mich Mutter heiße. Ach, vergieb mir meine Sünden — aber die Angst meines Herzens ist groß, reiße mich aus meinen Nöten!

Am 25. August 1662. Der HErr hat sich meiner Not erbarmet und meiner Sünden Schuld nicht angesehen. Heute wurde unser viertes Kind, Paul Friedrich, durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft mit Christo aufgenommen. Meine Freude ist größer als mein Dank! Zwar ist die Schwachheit meines Leibes groß, meine Kraft gebrochen! Ich weine still, wenn mein Kind an der Amme Brust liegt und nicht an der Mutter Brust! Und doch ist's mein Kind! HErr, wolltest du dieses Kind mir lassen! Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst! — Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen (Matth. 6, 33.)

Am 23. Oktober 1664. Nun bist du eingegangen zu deines HErrn Freude, du teurer, seliger Vater! Heute haben sie dich, du frommer Knecht, in dein Totenkämmerlein getragen! Nimm deines Kindes Dank mit hinauf und grüße die liebe, selige Mutter! Ach, mir ist zuweilen, als würde ich euch, ihr guten, seligen Eltern, recht bald wiedersehn! Des HErrn Wille geschehe; mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der HErr nimmt mich auf. (Ps. 27, 10.)

Am 6. Februar 1665. Heute führten wir unser fünftes Kind, Andreas Christian, durch die heilige Taufe dem HErrn JEsu zu. Möge mir der allbarmherzige Gott meine Sünde vergeben — aber meine Freude ist Wehmut und Traurigkeit. Ich weiß, dies Kind bleibt mir nicht. Ich weiß es an dem Todeskeim, der in meinem Leibe ruht! — Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. (1 Joh. 5, 4.)

Am 24. September 1665. Schlaf wohl, mein kleiner Christian! Ich wußte es ja, daß deine Wiege im Himmel bereitet war. Nun liegst und schläfst du bei deinen drei Geschwistern und den lieben Großeltern! Wie werden sie sich freuen, wenn du kommst, und — deine Mutter weint! Nun, Gott, deine Hand ist noch nicht zu kurz geworden diese Thränen zu trocknen! — Siehe, HErr, noch ein Kind ist uns geblieben und länger geblieben als die andern vier. Soll noch einmal dein Todesengel in unser Haus kommen — — — HErr, sende ihn dann zu mir. Ich bin sehr müde und schwach! — HErr, ich warte auf dein Heil. (1 Mos. 49, 18.)

Am 6. Februar 1666. Mein lieber Herr ist heute seines Amtes entsetzt worden! Auch diese Prüfung noch! Meine Kraft ist schwach, aber der HErr weiß ja, wie viel ich noch tragen kann. Halte du aus, mein Gerhardt, schäme dich des Evangeliums von Christo nicht und lege immerdar ein gutes Zeugnis ab vor vielen Zeugen. Ich folge dir ins Elend, in die Wüste, in Not und Tod. Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten! — Gerhardt, ich weiß, du rühmst dich nie, denn du bist sanftmütig und von Herzen demütig; aber jetzt rühme dich laut und treu — rühme dich des HErrn JEsu Christi! Bleibe treu, sieh nicht auf mich und unser Kind; ohne Gottes Willen fällt ja kein Sperling vom Dache, — wir werden nicht Hungers sterben. Halt aus, mein Gerhardt, bis du gekommen bist zu dem Berge Zion und zur Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler Tausend Engel und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten und zu dem Mittler des Neuen Testamentes, JEsu! (Hebr. 12, 22—24.) — Gott segne dich, mein Gerhardt! Jetzt fühle ich, wie groß du bist und wie gering ich bin, deine arme Magd! —

Am 29. Februar 1668. Gestern abend warf ich ein wenig Blut aus, was die Meinigen gar sehr erschreckte. Ich beruhigte sie, weil mir sonst kein Leid zufiel. Aber heute fühle ich's — meine Kräfte schwinden mit jedem Augenblicke. Ein unheimlicher Hauch geht durch meine Glieder, der mich sehr erkältet. Es wird wohl der Bote sein, der mich von hier abruft. Soll es also sein, HErr, so gieb, daß ich die Schwachheit meines Herzens besiege. Dir befehle ich meinen lieben Eheherrn und mein einziges Kind, das du mir aus so großer Gnade gelassen hast. In deine Hände befehle ich meinen Geist! — Ich kann nicht mehr! Die Hand zittert! — Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn! (Phil. 1, 21.) —

Die Ahnung der teuren Frau betrog sie nicht — noch in dem nämlichen Jahre 1668 holte der HErr sie heim.

Das plötzliche Ergrauen der Haare.

Eigentlich müßten diese Zeilen mit der Bitte um Entschuldigung beginnen. Die Überschrift derselben enthält eine Unwahrheit, — an welcher jedoch nicht der Verfasser, sondern der deutsche Sprachgebrauch die Schuld trägt. Wir sprechen im Deutschen nun einmal von „grauen" Haaren und vom „Ergrauen" der Haare. Aber in Wirklichkeit hat noch niemand jemals ein graues Haar gesehen. Wenn der Haarschmuck eines menschlichen Hauptes den Eindruck der grauen Farbe macht, so geschieht dies nur dadurch, daß eine größere oder geringere Anzahl von Haaren weiß geworden ist, während die übrigen ihre dunklere Farbe behielten. Die Mischung der noch dunkelfarbigen Haare mit den weiß gewordenen macht auf uns den Eindruck der grauen Farbe ganz in nämlicher Weise wie bei gewissen Geweben eine Mengung von dunkler und weißer Wolle oder von dunklen und weißen Seidenfäden dem aus ihnen gewebten Tuch oder Seidenstoff eine graue Farbe gewährt.

Die Haare werden weiß im Alter, und zwar infolge geringerer Ernährung der Haut. Bei Personen, deren Haut gut genährt und jugendlich frisch im Greisenalter ist, der Runzeln und des trocknen Abschilferns entbehrt, — ist auch das Erbleichen der Haare hinausgeschoben und ihr Haupthaar behält über das 60. und selbst 70. Lebensjahr hinaus seine dunkle Färbung. Man findet dies namentlich bei solchen, deren gesamter

Wenn im Greisenalter die Haare weiß werden, so beginnen sie ihre Entfärbung an der Spitze zu zeigen. In der Regel rückt dieselbe langsam und allmählich bis zur Wurzel vor, und man findet dann oft Haare, deren untere Hälfte noch dunkel ist, deren obere dem Schnee gleicht. Ursache hiervon ist, daß der der Wurzel zunächst gelegene Teil des Haarschaftes von der Ernährungsflüssigkeit noch durchfeuchtet wird, — während der obere austrocknet, so daß die im Innern des Haares befindlichen kleinen Zellen (welche denjenigen ähnlich sind, die man im Innern des Federkiels findet und als „Seele" der Feder bezeichnet) statt der Feuchtigkeit Luft enthalten und infolgedessen die Lichtstrahlen anders brechen, so daß sie weiß erscheinen. Diese Umänderung des Haares kann unter Einfluß starker Gemütsbewegungen oder innerer Erkrankung binnen kurzer Zeit stattfinden, wie zahlreiche Beispiele bis in die jüngste Zeit darthun. Obgleich die Thatsache von sehr beachtenswerter Seite angezweifelt worden ist, so sind doch die Beobachtungen so zahlreich und so sichergestellt, daß ihrer Menge und ihrer zuverlässigen Begründung gegenüber der Zweifel verstummen muß. Ludwig von Bayern soll in dem Wahne, sein Weib sei ihm untreu geworden, die vermeintlichen Mitwisser des Vergehens mit dem Schwerte niedergestoßen haben. Nachdem er sich von der Unschuld seiner Gattin überzeugt hatte, ergriffen ihn

welche beide in der Nacht vor ihrer Hinrichtung die ursprüngliche Färbung der Haare verloren.

Ein junger Schweizer ließ sich an einem Stricke von der Kante eines steilen Felsen nach einem Adlerneste herab. Nachdem er die jungen Vögel an sich genommen, mußte er am Strick hängend einen Kampf mit den heimkehrenden beiden alten Adlern bestehen und zerhieb dabei mit seinem Säbel einen Teil des Strickes. Aus Angst, daß die dünne, noch unverletzte Stelle zerreißen könnte, während seine Genossen ihn heraufzogen, und daß er in dem unter ihm befindlichen Abgrunde zerschellen müßte, soll ihm während des Emporziehens sein Haar ergraut sein.

S. G. Vogel berichtet von sich selber, daß ihm in seinem 30. Lebensjahre durch Schmerz über den Verlust seiner geliebten Schwester binnen einer einzigen Nacht das Haupthaar bleichte.

Dr. Landois beobachtete im Spitale des Prof. Mosler einen Fall plötzlichen Ergrauens. Ein Schriftsetzer, Harenburg, 34 Jahre alt, Gewohnheitstrinker, wurde mit den Erscheinungen des Säuferwahnsinns in das Krankenhaus aufgenommen. Er war sehr aufgeregt, schlug mit den Händen um sich, zitterte stark, bewegte unstät die Augen, welche starken Blutzudrang zeigten, — hatte die Stirne mit Schweiß bedeckt und glaubte schwarze Tiere auf seinem Bette zu sehen, erschrak vor jedem, der zu ihm kam, hüllte sich in die Bettdecke und zitterte an Händen und Füßen vor Furcht und Angst. Dieser Zustand des Schreckens wiederholte sich jedesmal, wenn ein Unbekannter sich seinem Bett näherte. Nach drei Tagen war er wesentlich gebessert, wenn auch noch immer sehr schreckhaft; er fiel den Ärzten und den übrigen Beamten dadurch auf, daß sein Kopf- und Bart-Haar minder dunkel war, als bei seiner Aufnahme. Am vierten Tage durfte er das Bett verlassen. Als er vor den Spiegel trat, um seine Haare in Ordnung zu bringen, brach er plötzlich in die Worte aus: „Ach, mir sind ja die Haare grau geworden.“ Auch alle Personen, die ihn früher gekannt hatten und welche ihn im Krankenhause besuchten, waren überrascht über das plötzliche Ergrauen der Haupthaare. Als er nach einem Monate, — noch immer sehr schreckhaft — aus dem Krankenhause entlassen wurde, ergab die mikroskopische Untersuchung, daß die meisten Haare in ihrer ganzen Ausdehnung von der Wurzel bis zur Spitze weiß geworden waren, daß andere nur in der Wurzelhälfte oder in der Spitzenhälfte weiß waren, wieder andere hatten abwechselnd größere Strecken in dunkler und weißer Färbung, so daß sie wie gescheckt erschienen

Ein 21 Jahre alter Handlungsreisender, W., erkrankte am 24. Januar 1869 am Scharlach. Die Röte der Haut war sehr bedeutend, der Blutzudrang nach dem Schlunde aber mäßig, die Abschuppung war sehr bedeutend, so daß an einzelnen Stellen fast die ganze Oberhaut abging und daß Barthaare, Brauen, Wimpern, Kopfhaare und Körperhaare bei dem hier fast vier Wochen andauerndem Vorgange verloren gingen. Der bis dahin bräunliche Teint des Gesichts wurde hell, ebenso erblichen die Haare und wurden schließlich weiß wie bei Greisen. Sie waren auch in nächsten Jahren unverändert und haben ihre ursprüngliche Färbung nicht wieder erhalten.

Ähnliches wurde im vorigen Jahre von Dr. Raimond beobachtet. Eine 38jährige Dame litt infolge einer Gemütserregung an geistiger und körperlicher Unruhe, Mangel an Appetit und Schlaf; nach einigen Wochen traten wechselnde Nervenschmerzen hinzu, namentlich im Unterleibe, in der Schultergegend, an den Unterschenkeln und am heftigsten auf der behaarten Kopfhaut. Alle Mittel blieben erfolglos. Die Schmerzen traten in Anfällen auf und wurden eines Abends so heftig, daß die Kranke laut zu schreien sich genötigt fühlte. Die größte Steigerung hatten die Schmerzen Nachts um 2 Uhr, zu welcher Zeit von der Umgebung noch die regelmäßige Haarfarbe festgestellt wurde. Fünf Stunden später jedoch fand man die Haupthaare beinahe völlig entfärbt, und zwar zeigte die größere Menge derselben eine brennend rote Farbe, ein kleinerer Teil ist in seiner ganzen Länge weiß geworden; an andern Körperstellen blieb das Haar schwarz. Die heftigen Nervenschmerzen dauerten noch einige Tage fort, und nachdem sie aufgehört hatten, waren auch sämtliche rote Haare weiß geworden und fingen an auszufallen. Im Verlaufe von 14 Tagen wurde die Kranke völlig kahl, litt aber noch zeitweilig an den Nervenschmerzen.

Wie ist dem Ergrauen der Haare vorzubeugen? — Im wesentlichen durch die nämlichen Mittel, mit denen man dem Ausfallen der Haare vorzubeugen vermag. Dieselben laufen sämtlich darauf hinaus, den Boden gesund und kräftig zu erhalten, auf welchem das Haar wächst, nämlich die Kopfschwarte. Größte Reinlichkeit durch tägliches Waschen und Vermeiden des Waschens in den Fällen, wo man den Kopf nicht vor nachfolgender Erhitzung oder Erkältung bewahren kann, — gehöriges Reiben der Haut durch täglich zweimal ausgeführtes Durchkämmen der Haare mittels des engen, fest auf die Haut gedrückten Staubkammes, — das sind die einfachsten Hausmittel, durch welche man sich das Haar und die ursprüngliche Farbe des Haares bis in das siebenzigste Jahr und darüber erhält.

Besonders günstigen Einfluß übt außerdem die achtsame Hautpflege der gesamten Körperhaut: durch Waschen, Baden, Frottieren und Muskelübung. — Alle Salben, Pommaden, Öle, Tinkturen, Geheimmittel und Quacksalbereien sind nutzlos oder schädlich. Nur als Heilmittel gegen bestimmte Krankheitszustände sind gewisse Salben, Öle, flüssige Medikamente zulässig, müssen aber dann von einem Arzte für den einzelnen Fall ausgewählt und verordnet werden.

Gleiches gilt von den Mitteln der künstlichen Haarfärbung. Sie sind keine Heilmittel, was das Haar anbelangt, sondern täuschen nur im günstigen Falle die Blicke anderer — oder sehen im ungünstigen Falle (d. h. bei ungeschickter Anwendung) lächerlich aus. Schwarzes Haar zum Antlitz eines Greisen macht immer den Eindruck einer „Perücke“. — Viele Haarfärbemittel sind außerdem schädlich. Dies gilt vornehmlich von den bleihaltigen, welche unter anderen Leiden oft den peinigendsten Kopfschmerz bewirken können. — Im allgemeinen werden die Färbemittel für das Haar in nördlichen Gegenden weniger angewendet, als im Süden. Man legt in diesem auf das äußere Aussehen größeren Wert. Die Menschen fühlen sich daselbst abhängig von ihrem Aussehen und kommen sich selber kraftlos und älter vor, wenn ihnen ein altes Gesicht mit grauem Haar aus dem Spiegel entgegenschaut. Wenn diese Selbsttäuschung sie glücklich macht, nun so lasse man ihnen ihr Vergnügen.

Prof. Reclam.

Einige Gedanken über Volkserhebungen.

Für die Abendschule. Von Dr. W. Sihler. (Schluß.)

Es ist nun nicht meines Vorhabens, auf den Ausbruch der Feindseligkeiten in Boston, den Anfang und die Fortsetzung des Krieges und die Beendigung desselben mit dem Siege der amerikanischen Waffen weiter einzugehen, da diese Begebenheiten ja so ziemlich allgemein bekannt sind. Nach der Überschrift dieses Aufsatzes ist es vielmehr die Frage: War diese Erhebung der anglo-amerikanischen Kolonieen und Provinzen wider ihr Mutterland gottlos und empörerisch, wie die beiden vorgenannten, oder nicht?

Vom bürgerlich-rechtlichen Standpunkte aus betrachtet stand freilich hier die Sache anders und besser als dort; denn die ihnen von der englischen Regierung selber eingeräumte Gerechtsame zu relativer Selbstverwaltung und Selbstregierung wurde ihnen ungerechterweise von der Regierung des Mutterlandes teils geschmälert, teils genommen. Und da alles Petitionieren nichts half, diese Gerechtsame wieder zu erlangen, vielmehr der Druck verstärkt und die Kolonieen und Provinzen wie erobertes Land angeschaut und behandelt wurden, so kann man es ihnen nicht verdenken, daß sie, um ihre Rechte herzustellen, schließlich zu den Waffen griffen.

Daß ihnen aber schließlich Gott den Sieg verlieh, daran hat schwerlich ihre Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1776 ein Verdienst; denn diese war nichts weniger als schriftgemäß und geschichtlich belegt, sondern sie ging aus demselben Wahn der Vernunft von angeborenen Menschenrechten hervor, wie später die französische. Und daran konnte Gott unmöglich ein Wohlgefallen haben. Daß er aber schließlich dennoch den Amerikanern den Sieg verlieh und ihnen die Freiheit gewährte, selbständige und von England durchaus unabhängige Freistaaten zu bilden, die sich dann zu einem Staatenbund vereinigten und die öffentliche Anerkennung der andern europäischen Staaten und schließlich selbst Englands erlangten, das war schwerlich eine Belohnung Gottes für ihren beharrlichen Mut und die vielen Opfer in ihrer Selbstbefreiung durch die Gewalt der Waffen. Vielmehr that es Gott meines Bedünkens vornehmlich deshalb, um das durch seine Siege in Europa und Ostindien stolz und hochmütig gewordene englische Volk zu demütigen; denn auch in der Regierung der Völker handelt er nach seinem Worte: „Gott widerstehet den Hoffärtigen.“ Und zu dieser Demütigung und Bestrafung des einen Volkes bedient

er sich gewöhnlich eines andern, dem er den Sieg verleiht. Nach wie vor sitzt der HErr aller Herren im Regiment und „giebt der Menschen Königreiche, wem Er will“, wie der Prophet Daniel sagt. —

Großartige Beispiele patriotischer und rechtmäßiger Volkserhebungen wider den Andrang oder Vergewaltigung fremder Herrscher kommen auch vor und nach der Selbstbefreiung der Anglo-Amerikaner in der europäischen Völkergeschichte vor.

So befreiten sich die schweizerischen Eidgenossen im Jahre 1386 durch die blutige Schlacht bei Sempach gegen den Herzog Leopold von Österreich, der mit einer mächtigen Heeressäule gepanzerter Ritter wider sie herangezogen war. Diese, von ihren Pferden abgestiegen, weil die Gegend für einen Angriff berittener Kriegsleute unbequem war, hielten in geschlossener Masse den Schweizern ihre vorgestreckten Speere entgegen und erwarteten den Angriff. Die Schweizer aber knieten zuvor nieder und beteten. Darüber hatten ihre Feinde ihr Gespötte und sagten: „Die zagen Lüte fallen nieder uff de Knie, wollend uns um Gnad bitten.“ Sodann, in einen Keil gebildet, stürzten sie auf die Ritter los, um ihre dichtgedrängte Schar zu durchbrechen. Da wird nun berichtet, daß ein heldenmütiger Mann, Arnold von Winkelried aus Unterwalden, ausrief: „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ Und somit sprang er an den Feind, umfaßte mit seinen Armen so viel Spieße als er vermochte und stürzte, von denselben durchbohrt, zur Erde nieder. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt. In die Lücke drangen dann die Schweizer mit heißer Kampfbegier. Viele von den Rittern, die in Verwirrung gerieten, wurden von den Hellebarden der Eidgenossen erschlagen; andere, zu Boden geworfen, erstickten in der Schwüle des Sommertags unter der schweren Rüstung. Selbst der tapfere Herzog Leopold, der sich in das dichteste Gedränge stürzte, um das Banner der Österreicher zu retten, das er sinken sah, verlor in dieser Schlacht sein Leben.

So erwehrten sich denn auch die Schweizer in patriotisch-geschlossener Erhebung des mächtigen Herzogs Karls des Kühnen von Burgund und schlugen ihn im 15ten Jahrhundert in zwei blutigen Schlachten, daß er von seiner Vergewaltigung abstehen mußte.

Die großartigste patriotische und rechtmäßige Volkserhebung war im 16ten Jahrhundert von den Niederländern gegen den König Philipp II. von Spanien gerichtet, der die Niederlande erblich erlangte, aber nicht als unumschränkter Herrscher wie in Spanien, denn er mußte feierlich versprechen, gewisse Freiheiten, die verfassungsmäßig in den Provinzen zu Recht bestanden, nicht zu verletzen, sondern zu schützen.

Philipp aber war ein fanatisch-papistischer, finsterer, mißtrauischer, grausamer, despotischer Charakter. Überdies, von seinen jesuitischen Beichtvätern noch mehr angetrieben, machte er sich kein Gewissen, nicht nur jene Freiheiten der reichen Niederländer unter die Füße zu treten, sondern er that noch etwas Schlimmeres. Er sandte den auch fanatisch-papistisch-gesinnten grausamen Herzog Alba mit einer bewaffneten Macht — dawider auch eine jener Freiheiten gerichtet war — in die Niederlande, vornehmlich um durch Feuer und Schwert und durch Aufrichtung der Inquisition die mächtig um sich greifende Ketzerei, d. i. die evangelische Lehre auszurotten. Und der gehorsame Alba kam mit Herzenslust diesem Befehl so getreulich nach, daß er nach seiner neunjährigen Statthalterschaft sich rühmte, 18,000 Ketzer ausgerottet, d. i. getötet zu haben.

Auch ließ er die beiden Grafen Egmont und Hoorn, der zugleich Admiral war, Mitglieder des Staatsrats, die gar nicht

daß sie wider ihn mit dem Volke in politischer Hinsicht sympathisierten.

Vornehmlich war sein gewaltthätiges Vorhaben auf den Prinzen Wilhelm von Oranien gerichtet, der sich aber durch rechtzeitige Flucht demselben entzog. Allerdings war er, der zugleich Statthalter mehrerer Provinzen der nördlichen Niederlande war, der gefährlichste Gegner des tyrannischen und bigott-fanatischen Königs. Denn er trug nicht nur ein herzliches Mitleiden mit dem zwiefach gedrückten und geplagten Volke und war ein freimütiger Verfechter seiner bürgerlichen und von der spanischen Krone gewährleisteten Freiheiten und Privilegien, sondern er war auch ein großartig begabter, tief blickender, weiser, patriotischer Staatsmann. Als solcher versuchte er denn auch im Anfange dieser Bewegung immer zunächst den Weg gütlicher Verhandlung, ehe ihn und seine Anhänger seine Gegner durch ihre gewaltthätigen Angriffe dazu trieben, das Schwert in die Hand zu nehmen. Früher vielleicht religiös gleichgültig und weder papistisch noch evangelisch, wurde er doch später ein entschieden evangelischer Christ. Denn als er später, nach Vereitelung mehrerer Mordanschläge, die papistischerseits gegen sein Leben gemacht wurden, dennoch zu Delft von einem Jesuitenzögling Namens Gerhard erschossen wurde, waren seine letzten Worte: „HErr, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!“

Blutig und schrecklich waren nun die Kämpfe zwischen den Spaniern unter der Anführung des Prinzen von Parma, Alexander Farnese, ein ebenso tapferer Feldherr als ränkevoller Diplomat, und den nördlichen Niederländern. Heldenmütig war die Verteidigung der Festungen gegen die belagernden Spanier, und grausam und entsetzlich war die Wut derselben, wenn sie endlich die meisten einnahmen; denn die oft reichen Städte wurden geplündert und alle Einwohner, auch die wehrlosen Greise, Frauen und Kinder, mit dem Schwerte niedergehauen.

Sehr bemerkenswert in diesen Kämpfen ist die schließliche Errettung der Stadt Leyden, die von den belagernden Spaniern hart bedrängt und der die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten war, so daß die Hungersnot aufs Äußerste stieg. Da geschah es, daß unter Anleitung des Prinzen von Oranien und mit Bewilligung der umliegenden Landschaften die Dämme und Deiche durchstochen wurden und die einbrechende See das Land überflutete. Wiewohl nun dadurch die herrlichen Grasfluren verderbt und Tausende von Rindern ersäuft wurden, so gaben die hochherzigen Eigentümer doch alles daran, um ihre Glaubens- und Volksgenossen zu befreien; denn die einbrechenden Wogen des Meeres, die aber zugleich Bote mit Lebensmitteln und voll bewaffneter Holländer und Seeländer an die Stadt herantrugen, zwangen die Spanier, die Belagerung aufzuheben und sich eiligst zu flüchten. Diese Errettung geschah am 3. Oktober 1574. Und nicht minder bemerkenswert ist es, daß auch zum dankbaren Gedächtnis daran bald danach eine Universität in dieser Stadt gegründet wurde.

Am 23. Januar 1579 kam dann zwischen den Niederländern der nördlichen Provinzen — die südlichen, meist römisch-papistisch und von Farnese stark beeinflußt, blieben unter spanischer Herrschaft — der Bund „der Vereinigten Niederlande“ in Utrecht zustande. Er bestand anfangs aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen) und der groningischen Landschaft. Nachher traten Friesland und Overyssel sowie die Stadt Gröningen bei. Ein bestimmter Artikel des Bundesvertrags war, daß die Gewissensfreiheit nirgends durch Glaubensuntersuchungen (der Gegensatz zu der spanischen Inquisition) gestört werden sollte.

Leider fehlte es aber zwischen diesen vereinigten Provin-

artige staatsmännische Begabung Wilhelms von Oranien, der nur die gemeine Wohlfahrt unverrückt im Auge behielt, ein reiches Feld, durch herzbewegende, patriotische Ansprachen mit Ernst und Güte die Eintracht für das gemeinsame Handeln wieder herzustellen. Und dazu wirkte denn auch von außen der Umstand, daß Spanien durch den Prinzen Alexander Farnese von Parma den Krieg mit Ernst und Nachdruck fortsetzte.

Ein anderes Beispiel einer großartigen patriotischen Volkserhebung fand in demselben 16ten Jahrhundert in England statt. Philipp II nämlich, der damals mächtigste Fürst Europas, war aufs äußerste gegen England erbittert und faßte den Plan dies Land zu erobern, die Königin Elisabeth zu entthronen und die Engländer auf gewohnte Weise von ihrer Ketzerei zu bekehren und in die Mutterarme der römischen Kirche zurückzubringen.

Für diese Eroberung und Bekehrung des ketzerischen Englands meinte er genugsame Ursache zu haben. Denn erstlich war er einige Jahre der Gemahl der Königin von England, der sogenannten blutigen Marie gewesen, die teils aus eigenem, teils durch ihn verstärktem Fanatismus die evangelischen Bekenner Englands bis zum Tode verfolgte. Sodann hatte ihre Halbschwester, die Königin Elisabeth, nach Maries Tode Philipps Heiratsanträge zurückgewiesen. Ferner hatte Elisabeth den Niederländern (leider schwächlich genug) in ihren Kämpfen wider ihn Hilfe gesandt, und endlich erregte die Hinrichtung der Königin Maria Stuart von Schottland seinen heftigsten Zorn. Da nun überdies Elisabeth wegen ihres Abfalls von Rom vom Papste Sixtus V. in den Bann gethan war, so ließ er sich diesen Eroberungszug und Bekehrung der Ketzer gleichsam als einen heiligen Kreuzzug vom Papste förmlich übertragen.

Zu dem Ende rüstete er denn eine mächtige Flotte, von ihm selber „die unüberwindliche Armada“ genannt. Sie bestand aus 130 Kriegsschiffen mit 3165 Stücken Geschütz und 20,000 Mann auserlesener Truppen an Bord. Die sonst kluge und entschlossene Königin Elisabeth ließ sich aber fast bis zur Abfahrt der Flotte von dem schlauen und gewandten Prinzen von Parma bethören, daß diese Expedition nicht gegen England gerichtet sei, und so war nichts Gründliches für die Abwehr solcher gewaltigen Streitmacht gethan.

Da erhob sich aber das ganze englische Volk wie ein Mann zur Verteidigung an der Südküste; und als die spanische Flotte in den Kanal einlief, hatte sie teils mit widrigen Winden zu kämpfen, teils wurde ihr durch eine große Zahl auserlesener kleiner Geschwindsegler, gegen welche die schwerfälligen Galionen nichts ausrichten konnten, empfindlicher Schaden gethan. Endlich nahm unser HErrgott die Sache selber in die Hand und zerstreute und vernichtete durch einen furchtbaren Sturm zwischen Schottland und Norwegen „die unüberwindliche Armada“ dergestalt, daß nur ein kleiner Teil der stolzen Flotte in einem elenden Zustande die spanische Küste wieder erreichte.

Diese patriotische Erhebung des englischen Volkes hatte einen dreifachen Charakter.

Zum ersten war sie eine nationale, indem das Volk, als solches, ohne Aufgebote in Masse sich erhob und an der Südküste zur Verteidigung sich sammelte.

Zum andern hatte sie auch einen bürgerlichen und konstitutionellen Charakter, um seine Verfassung und bürgerlichen Rechte und Freiheiten gegen die absolute Herrschergewalt des spanischen Königs zu wahren und zu behaupten.

Zum dritten hatte sie gleichfalls einen religiös-kirchlichen Charakter wider den Andrang der päpstischen Kirche, deren mörderischen Fanatismus das englische Volk unter „der blutigen Marie“ genugsam geschmeckt hatte. Und in der That hatte die Armada einen Großinquisitor und 150 Dominikaner-Mönche an Bord, um die Engländer entweder zu bekehren oder durch die weltliche Macht zu töten.

Eine patriotische Erhebung in Wahrung und Behauptung des gemeinsamen Nationalgefühls war auch die des spanischen Volkes im Jahre 1808 wider Napoleon. Denn wiewohl er die spanischen Truppen in offenen Feldschlachten immer besiegte und ihnen eine Zeitlang seinen Bruder Joseph zum Könige setzte, der in der That besser war als ihr angestammter Fürst, ein elender Schwächling, so erhob sich doch das ganze Volk wie ein Mann, wie er selbst sich ausdrückte, wider ihn und seinen Bruder, der sich nicht behaupten konnte, nachdem Napoleon Spanien verlassen hatte. Da standen nämlich Guerillas (spanisch vom Worte guerra, Krieg), d. i. bewaffnete Banden, vornehmlich aus dem Landvolke in Masse auf, überfielen, zerstreuten und töteten die hin und her im Lande befindlichen Truppenteile der Franzosen, daß die energische Fortsetzung des Krieges unmöglich wurde. Und dazu kam, daß die Marschälle Napoleons unter sich uneins waren und keine Einheit des Planes zur völligen Unterjochung des Volkes in Betrieb gesetzt wurde.

Hatte Napoleon, diese Geißel Gottes auch für das ungläubige, protestantische Deutschland, in andern Ländern nach siegreichen Schlachten die Hauptstadt eingenommen, so war damit die Unterwerfung des Staates und Volkes entschieden. Nicht so in Spanien, wo sein Bruder Joseph in Madrid machtlos eine Weile auf dem wankenden Throne saß. Wie gesagt, wie ein Mann erhob sich das ganze Volk wider den Usurpator und tötete an 80,000 seiner Kriegsleute, so daß die Spanier das einzige Volk waren, das dem Eroberer Respekt abzwang, indem es als Volk seinen Unterjochungsplan zunichte machte.

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (8. Fortsetzung.)

So war's auch. Bald standen sie beide wohlbehalten unten bei einander. Rings umher war finstere Nacht, rechts hinüber aber leuchteten die Gaslichter der Stadt, und man hörte lustige Tanzmusik in der Ferne.

„Geb mir deine Hand und folge mir getrost nach, wohin ich dich führe, oder ziehe, schiebe, hebe, wie es nun eben nötig ist. Ich kenne hier die Örtlichkeiten ganz genau!“ raunte Schluricke Reinhold ins Ohr. So ging's vorwärts auf einem langen, wunderlichen Wege, den dieser nur fuhlte, aber von dem er nicht das Geringste sehen konnte. Das Schlimmste war's, als durch eine ziemlich dichte Hecke gekrochen werden mußte. Doch kamen sie glücklich hindurch, wenn auch etwas zerkratzt und mit Hinterlassung etlicher Kleiderlappen. Endlich standen sie an der Brucke, welche über den breiten Strom führt. Die Laterne des Brückenzolleinnehmers leuchtete hell über die Straße.

„Ich dachte mir's wohl“, sagte Schluricke, indem er Reinholds Hand losließ und umherschaute, „beide Thore sind offen und bleiben es gewiß auch die ganze Nacht hindurch wegen der Jahrmarktsgäste. Wir können aus und ein nach Belieben. Aber nun laß uns überlegen, wie wir Geld bekommen und wo möglich auch noch etwas Warmes auf den Leib, die Nächte sind kalt.“

„Wollt ihr stehlen?“ fragte Reinhold ängstlich.

„Ach du guter Junge!“ lachte Schluricke. „Denkst du denn im Ernst, daß man uns schenken wird, was wir brauchen? Was bleibt uns übrig? Aber laß mich nur allein machen, ich traue dir nicht viel zu, und ich will's schon besorgen. Da tritt

in den dunkeln Winkel und warte, bis ich wieder komme." Mit diesen Worten verschwand er im Dunkel der Nacht.

Reinhold schauerte zusammen, nicht nur vor Frost, sondern auch vor innerlicher Bangigkeit. Jetzt, wo er allein war, machten sich doch die nüchternen Gedanken mit Gewalt geltend, und er wäre am liebsten davongelaufen, ohne auf den schlimmen Genossen zu warten. Aber er wußte nicht wohin und war ganz mittellos. Noch ehe er mit seiner Überlegung zu einem Entschluß gekommen war, stand Schluricke wieder vor ihm, daß er fast erschrak, denn er hatte ihn nicht kommen hören.

„Das ging schnell und spaßig", sagte er mit leisem Lachen, „da hast du einen warmen Rock, und hier habe ich auch noch eine Flasche Wein, die soll uns inwendig warm machen."

Während er Reinhold behilflich war beim Anziehen des Rockes, erzählte er ihm kurz, wie er zu den Sachen gekommen. An einem Fenster des vor dem Thor gelegenen Gasthofs hatte er gehorcht und bemerkt, daß da eine Gesellschaft im Kartenspiel vertieft sei. Die Gelegenheit kannte er, war also dreist in das Vorzimmer getreten, wo der Kellner laut schnarchend auf dem Sofa saß. Beim Schein der Gaslampe hatte er unter den am Kleiderständer hängenden Überziehern gemächlich zwei ausgesucht, dazu auch zwei Mützen, hatte im Hinausgehen noch eine volle Flasche Rotwein, welche auf dem Tische stand, mitgenommen, und fort war er wieder.

„Nun fehlt uns nur noch Geld, bares Geld, Bruderherz!" sagte er vergnügt. „Aber halt, was klappert denn da in Deiner Tasche? Laß einmal zusehen! Richtig, drei harte Thaler, ein Guldenstück, zwei Groschen, vier Dreier, auch noch ein Papierthaler! Schade, daß kein Goldstück dabei ist! Vorderhand haben wir aber genug. Es geht doch nichts über Jahrmarktgeschäfte. So nun trink, damit Du Kourage kriegst!" —

Die leere Flasche flog in weitem Bogen in die Nacht hinaus und fiel irgendwo nieder ohne ein Geräusch zu machen.

„Jetzt vorwärts!" kommandierte Schluricke. „Es ist jetzt 1 Uhr vorbei, wenn wir ordentlich zuschreiten, sind wir zur Frühstückszeit in F*, das Weitere findet sich dann."

Unangefochten kamen sie über die Brücke und auf die Landstraße; sie wanderten die Nacht hindurch. Reinhold war ziemlich einsilbig, desto gesprächiger aber sein Gefährte, der ihm durch lustige Erzählungen aus seinem wilden Leben die Zeit zu vertreiben suchte. Er mußte ja zuhören, aber großen Gefallen konnte er an dieser Schilderung von Liederlichkeit und Bosheit nicht finden, im Hintergrund seiner Seele erhob sich immer deutlicher der Gedanke: Solch ein schrecklicher Mensch wirst du auch. Was hast du gethan!

Auf die dunkle Nacht folgte ein heller, schöner Tag. Im Schein der Morgensonne zogen zwei müde Wanderer in F* ein und wendeten sich nach kurzer Überlegung einem Gewirr enger Gassen zu, welche unmittelbar am Thor in der Stadt liegen.

Zu derselben Stunde saß der Geistliche in der Strafanstalt, welche Reinhold gestern verlassen hatte, auf seinem Amtszimmer und schrieb einen Brief. Vor ihm lag ein kleines Neues Testament, dessen Einband und Schnitt die Spuren vielfachen Gebrauchs an sich trugen.

Es wurde an die Thür geklopft und auf das Herein! erschien einer der oberen Anstaltsbeamten.

„Haben Sie schon gehört von unserm kleinen Schneider, der gestern auf Transport gebracht worden ist, Herr Pastor?"

„Weiter nichts, als daß er sein Neues Testament hier zurückgelassen hat. Es wurde mir gestern abend gebracht, und ich bin eben im Begriff es ihm mit ein paar Worten zu schicken. An den mir befreundeten Geistlichen der Korrektionsanstalt habe ich gestern bereits geschrieben und ihm die besonderen Umstände mitgeteilt."

„Das hätten Sie sich sparen können. Das kleine Schneiderlein soll auch schon wieder gestohlen haben. Wie musterhaft hat sich der Schlingel hier geführt! Aber man sieht daraus, wie wenig man sich auf das alles verlassen kann. Mit der Zuchthausjacke wird auch das Schafskleid ausgezogen, und der Wolf ist wieder fertig."

„Wie ist denn das aber möglich?" fragte der Geistliche bestürzt, „ich denke, er ist nach *berg gebracht worden, wie kommt er denn nach K*?"

„Das ist mir auch unklar, dennoch ist die Thatsache zweifellos. Der Transporteur, welcher ihn gestern dorthin brachte, hat sich die Nacht über dort bei Verwandten aufgehalten und heute früh bei seinem Abgange von einem Polizeibeamten gehört was ich Ihnen eben mitgeteilt habe."

„So erbarme sich Gott über den Unglücklichen, der blindlings in sein Verderben rennt! Aber freilich: wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen."

Der Beamte empfahl sich, und der Geistliche blieb in trüben, sorgenvollen Gedanken zurück. An dem Briefe schrieb er natürlich nicht weiter, und das Büchlein verschloß er im Schreibtisch. Das Geschick dessen aber, um welchen ihm bange war, erfüllte sich sehr bald.

Schon unterwegs, ehe sie noch die Türme der Stadt F* erblicken konnten, hatte Schluricke, gegen den Reinhold an Erfahrung und Witz allerdings ein Kind war, seinen Plan gemacht. Der junge Mensch konnte ihm nur hinderlich sein auf seiner Flucht, darum wollte er sich seiner so bald als möglich auf irgend eine Weise entledigen. Durch mehrere Gassen und Gäßchen kamen sie auf die Promenade, welche die innere Stadt an Stelle der alten zugeschütteten Wallgräben umgiebt. Reinhold klagte über Müdigkeit und Hunger.

„Ich habe viel mehr Durst als Hunger", sagte sein Führer, „ehe wir aber irgendwo einkehren können, muß ich mir den Bart abnehmen und das Haar verkürzen lassen. Ich weiß hier in der Nähe einen Barbier wohnen; wenn du hier ein Weilchen auf der Bank wartest, so bin ich bald wieder bei Dir. Hier hast Du einen Groschen, dort ist ein Bäckerladen, stille Dir inzwischen den schlimmsten Hunger."

Ehe Reinhold noch überlegen konnte, ob es nicht ratsamer sei beisammen zu bleiben, war der andere bereits in den buschigen Gängen der Promenade verschwunden.

Mit steigender Ungeduld, die zuletzt in eine unbeschreibliche Angst überging, erwartete er denselben zwei Stunden lang. Endlich war er überzeugt, daß jener nicht wiederkehren werde, wenn er auch bis ans Ende der Welt da sitzen bliebe, um auf ihn zu warten. War er der Polizei in die Hände gefallen? Hatte er nur von ihm loskommen wollen? Das letztere war das Wahrscheinlichste, und als Reinhold sich diesen Gedanken klar gemacht hatte, gab er das nutzlose Warten auf und ging in die Stadt hinein, die ihm ganz unbekannt war.

Die dürftigen Brötchen, welche er sich vor zwei Stunden gekauft hatte, waren nicht imstande gewesen seinen Hunger zu stillen, der sich nun mit aller Macht geltend machte. Was sollte er beginnen? So gänzlich hilflos, wie heute, war er in seinem ganzen Leben noch nie gewesen. Hunger thut weh; er trieb ihn an auf Mittel zu sinnen denselben zu stillen. Nach einigem Zögern trat er in einen Bäckerladen ein und bat um eine Gabe, aber er wurde von der runden Frau, die eben im Begriff war Brote welche ein Geselle ihr zulangte in einen Ständer an der Wand zu schichten, rauh abgewiesen. Als er die Straße hinabging, um einen andern Bäckerladen zu suchen, begegnet ihm ein Polizeibeamter, der ihn, wie ihm wenigstens schien, scharf ansah. Scheu blickte er sich nach einer Weile um, ob derselbe ihm etwa nachfolge, und richtig war er stehen geblieben und schaute ihm scheinbar aufmerksam nach. Voller Angst bog er in eine Querstraße ein und eilte, so schnell er konnte, vorwärts, bis

Der Dom zu Speyer.

(Zu unserem Bilde auf Seite 135.)

Dieser Dom wurde schon von Kaiser Konrad III. im Jahre 1030 als kaiserliche Grabstätte gegründet und von seinen Nachkommen, Heinrich III und Heinrich IV., bis zum Jahre 1061 vollendet. Sie alle fanden hier ihre Ruhestätte, Heinrich IV., auf dem der Bannfluch des Papstes Gregor noch ruhte, erst, nachdem sein Leichnam fünf Jahre in einer Kapelle an der Nordseite des Domes unbegraben gestanden hatte. Hier wurde auch Heinrich V., Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht I. bestattet. Die letzteren im Leben so feindlichen Kaiser ließ Heinrich VII. beisetzen, wovon der Dichter Hoeneck sagt:

Ein Wunder, dem in hundert Jahren
Nie eins war gleich,
Daß man sah mit einem Mal
Römischer Könige drei.
Miteinander sah man die
Zu Speyer im Münster hie
Den einen sah man geh'n,
Zwei aufgebahrt steh'n.

Auch drei Kaiserinnen ruhen im Dom. — Hier war es auch, wo Bernhard im Jahre 1146, am dritten Weihnachtsfeiertage, in flammender Rede den Kaiser Konrad III., den lange widerstrebenden, für den Kreuzzug gewann. Nach dem großen Brand vom Jahre 1450 wurde der Dom bald wieder aufgebaut, aber schon am 31. Mai 1689 sank er von neuem in Trümmer. Die nach Schätzen wühlenden französischen Soldaten des „allerchristlichsten" Königs Ludwig XIV. rissen die Kaisergräber auf, streuten die Gebeine umher, und schoben mit den Kaiserschädeln Kegel. Am 12. Oktober 1693 wiederholten sich diese Greuel unter dem Befehl des französischen Intendanten Henz. Es war eine merkwürdige Fügung, daß an demselben Tage, genau hundert Jahre später, und unter Leitung eines Volksrepräsentanten desselben Namens Henz zu St. Denis die Gräber der französischen Könige, auch das desselben Ludwigs XIV., von einem Pöbelhaufen zerstört wurden. —

Aber auch der Dom zu Speyer wurde im Jahre 1794 von republikanischen Horden zerstört; alles Brennbare, Kreuze, Altäre, Chorbücher, wurde vor dem Dom aufgehäuft und verbrannt, wobei das wahnsinnige Volk wilde Tänze aufführte. Das Gebäude wurde nun jahrelang als Magazin benutzt und erst im Jahre 1822 dem Gottesdienst wieder zurückgegeben. Aber erst mit dem Jahre 1856 waren die Bauten zur Wiederherstellung vollendet. Der Dom ist nun einer der schönsten und größten unter den Kirchen romanischen Stils. Er ist nahezu 500 Fuß lang, 130 Fuß breit, und ist mit den prächtigsten Denkmälern und Gemälden geschmückt. —

Nicht in diesem Dome, sondern in dem ehemaligen Kaiserpalaste zu Speyer, dem Retscher, fand die Protestation am 19. April 1529 statt. Eine alte unscheinbare Mauer neben der protestantischen Kirche ist der einzige Überrest dieses alten Kaiserpalastes, in welchem 29 Reichstage gehalten wurden. Bekanntlich ist man jetzt dabei, eine protestantische Retscherkirche auf diesem Platze zu errichten.

D.

In unserer Spielecke.

1. Schachaufgabe.

Redigiert von C. A. Kampe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge matt.

2.

			U	U	U			
			A	A	A			
			B	O	O			
D	D	D	D	D	E	E	E	F
G	G	G	H	I	I	I	I	L
M	M	M	N	N	O	O	O	R
			R	R	R			
			R	S	S			
			S	T	Z			

Die Buchstaben in der nebenstehenden Kreuzfigur lassen sich so ordnen, daß die mittlere senkrechte Reihe gleich der mittleren wagerechten lautet, und daß jede der neun wagerechten Reihen ein bekanntes Wort ergiebt.

Das oberste Wort nennt einen bekannten Badeort, das zweite einen der zwölf israelitischen Stämme, das dritte einen Körperteil, das vierte Wort ist ein bekannter, männlicher Vorname, das fünfte ist der Name eines Feldherrn der Perser, das sechste nennt ein deutsches Großherzogtum, das siebente nennt einen spanischen Helden, welcher sich in den Kämpfen gegen die Mauren ausgezeichnet hat, das achte Wort nennt einen Schweizer Kanton und das neunte eine Himmelsgegend.

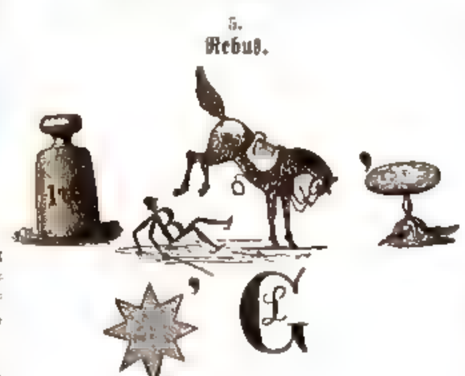
3. Scharade.

Gar selten mit dem Ersten wird ein Sterblicher beglückt,
Das Zweite nur darf höchstens einst sich dessen wohl erfreuen.
Und wenn einmal das Ganze sich aufs Haupt das Erste drückt,
So hört es damit auf, das Ganze auch zu sein.

4. Buchstabenrätsel.

Als ein schönes reiches Land
Bin ich weit und breit bekannt.
Fällt das letzte Zeichen aus,
Wird ein Mädchenname draus.

5. Rebus.



6. Silbenrätsel.

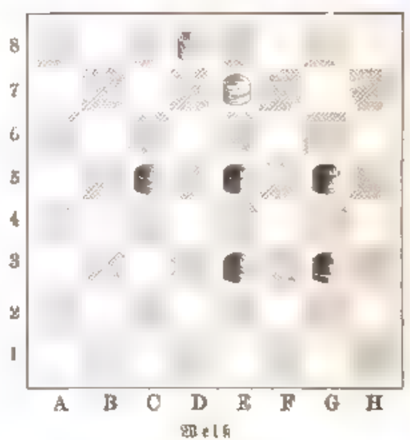
Ein Name ist's,
Gar manch ein Papst trug ihn,
Doch liest du ihn im verkehrten Sinn,
Siehe, so ist's
Das, womit den Salat ich mir netze

7. Anagramm.

Ein Räuber bin ich aus der Vogelwelt —
Sobald man nimmt das letzte Zeichen mir
Und das vorletzte als das erste stellt,
Werd' ich ein mächtig raubend Säugetier.

8. Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß

Weiß zieht und gewinnt.

9. Arithmetisches Rätsel.

Welche Zahl ist so beschaffen, daß, wenn sie durch eine von den Zahlen der arithmetischen Progression 3, 6, 9, 12, 15, 18, 21, 24, 27 u. s. w. multipliziert wird, alle Produkte, die daraus entstehen, drei gleiche Ziffern ausmachen und die Summe ihrer Ziffern immer der Zahl gleich ist, mit welcher man die gesuchte Zahl multipliziert hat?

Auflösung der Aufgaben in Nummer 5.

2. Absatz. 3. Kapital. 4. O, warum is a ma Vater ka Millionair, a Schuster is a. 5.

Weiß.	Schwarz.
C3 auf D4	A5 auf C3.

6. Feuerwasser. 7. Wigwam, Irawaddi, Semmel, Choktaw, Osaka, Nassau, Salmiak, Isle, Name. Wisconsin, Milwaukee.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 1. November 1883. Nummer 10.

Der Einsiedler vom Abendberg.

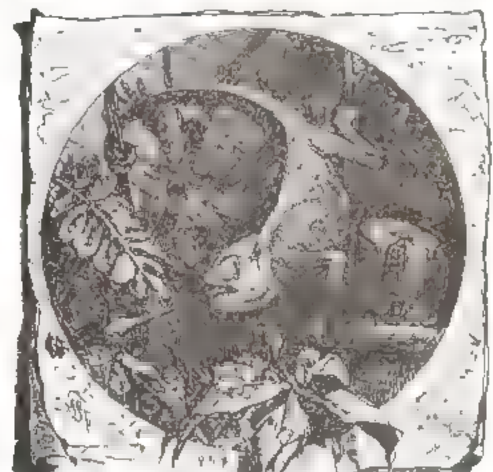
Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes“.

Für die Abendschule umgearbeitet. (9. Fortsetzung.)

Sterchi hatte zu rauchen aufgehört und sein Ohr mir aufmerksam zugeneigt. Als ich aber die letzten Worte sprach, wandte er plötzlich das Gesicht von mir ab, und als er es nach einer Minute wieder zu mir herumwandte, glaubte ich eine gewisse Betroffenheit darauf wahrzunehmen, die er, der immer so ruhige und gleichmäßig gestimmte Mann, gleichwohl sehr geschickt hinter einem stillen Lächeln zu verbergen suchte.

„So“, sagte er, und sprach das nun folgende sehr langsam und, wie mir nicht entging, mit besonderer vorsichtiger Überlegung. „Also das haben Sie auch schon gehört? Es ist sonderbar, aber Sie erfahren da unten immer alles, Ihnen bleibt nichts verborgen und man läßt mir gar keine Neuigkeit für Sie mehr übrig.“

„O, ich habe es diesmal nur durch einen besonderen Zufall erfahren“, erwiderte ich. „Und Sie haben ja nun noch Gelegenheit genug mir das Nähere über diesen seltsamen Kauz und seine Ansiedelung auf Ihrer Alp mitzuteilen.“



Chamäleon.

Sterchi war in ein längeres Schweigen versunken und schien mit sich über irgend etwas ernstlich zu Rate zu gehen. „Nun ja“, sagte er endlich, „durch einen Zufall erfährt man ja immer dergleichen und eine böse Absicht kann damit hier gar nicht verbunden sein. Aber — wissen Sie was, lieber Herr Doktor?“ fügte er mit einem schnell in ihm auftauchenden Entschluß hinzu, und mir entging sein innerer Kampf zwischen seiner Wahrheitsliebe und seinem Gewissen hierbei nicht, „wir wollen über diese Angelegenheit heute lieber noch nicht sprechen. Vielleicht ein anderes Mal. Begnügen Sie sich einstweilen mit dem was Sie — durch Zufall — erfahren haben, und ich — ich kann beim besten Willen Ihnen in diesem Punkte nicht Rede stehen.“

den darüber zu schweigen!“ entfuhr es mir. „Nun ja, ich habe schon unten flüstern gehört, daß dieser seltsame Amerikaner es nicht unter die Leute kommen lassen wollte, daß er sich bei Ihnen angesiedelt.“

Sterchi gab mir hierauf keine Antwort und zündete sich mit ruhigstem Gleichmut seine ausgegangene Cigarre von neuem an. Aber auch als sie brannte, sprach er nicht weiter, sondern blickte nachdenklich über den im vollen Sonnenlicht blitzenden Thuner See hinunter, als suche er dort irgend etwas was gar nicht zu finden war. Ein solches Verhalten war mir an ihm neu, da ich aus alter Erfahrung wohl wußte, daß er mir aus besonderem Vertrauen mancherlei mitzuteilen pflegte was er andern verschwieg. Da er aber jetzt auch gegen mich so schweigsam war, trotzdem ich mich als Halbeingeweihter erwies und ihn bat mir doch sein Mitwissen zu entdecken, mußte ich annehmen, daß wirklich ein kleines Geheimnis obwaltete. Obgleich ich dasselbe nun gern erfahren hätte, so beschloß ich doch ihn nicht weiter zu bedrängen; doch konnte ich mich schließlich nicht enthalten ihm zu sagen, daß mir das obwaltende Geheimnis in bezug auf dies neue Bergetablissement nicht lange verborgen bleiben werde, da ich mir fest vorgenommen dasselbe zu entdecken, wozu ich mich sogar sehr bald anschicken würde, da ich gerade die beste Zeit dazu hätte und eine sehr große Lust zum Herumklettern in den Bergen verspürte.

Bei diesen Worten lachte Sterchi laut auf, was mir bei dem sonst so natürlich sich gebenden Mann etwas erzwungen klang, und entgegnete mit einer gewissen Zurückhaltung:

„Das mögen Sie immerhin thun, dagegen habe ich nichts und kann ich nichts haben. Dann aber habe ich wenigstens

Häuschen zu finden ist, welches die Fabrik da unten auf meinem Berge einmal gebaut haben soll. Haha! Und nun muß ich Sie verlassen und nachsehen, ob der Tisch für meine kleine Gesellschaft in Ordnung ist. In einer Viertelstunde werde ich zum Essen läuten lassen. Überhören Sie die Glocke nicht, wenn Sie sich in Ihre Entdeckungspläne zu sehr vertiefen sollten."

Er grüßte mich und stieg auf demselben steilen Pfade wieder hinab, auf dem er heraufgekommen war, mich in einem ganz eigenen nachdenklichen Zustande zurücklassend, wie ich ihn diesem sonst so offenen und ehrlichen Manne gegenüber noch nicht kennen gelernt hatte. Ich wurde dadurch, ich gestehe es ehrlich, in eine Art von Neugierde versetzt, die ich mir selbst nicht zugetraut, denn die Art und Weise des Benehmens Sterchis bei dieser Angelegenheit wich so weit von seiner früheren, mir bisher bekannt gewordenen ab, daß ich sie mir gar nicht erklären konnte. Gerade seine offenbare Weigerung mir den Standpunkt der neuen Blockhütte des Amerikaners zu verraten, erregte diese Neugierde, und der anfangs so dunkle Trieb zu ergründen was sonst für ein Geheimnis mit dieser Hütte und dem sie bewohnenden Manne verbunden sei, wuchs rasch zu einem so heftigen und klar hervortretenden in mir an, daß ich ihn nicht länger unterdrücken konnte und zu seiner sofortigen Befriedigung geneigt war. Vielleicht erschien mir die ganze Angelegenheit viel bedeutsamer, als sie in Wirklichkeit war, gerade dadurch, daß sie mir der ehrliche Sterchi verschwieg oder in eine Art Rätsel hüllte, und nach kurzem Nachdenken war ich entschlossen schon an diesem Nachmittag einen kleinen Rekognoszierungsgang nach der Alp zu unternehmen, wobei ich keinen Augenblick zweifelte, daß ich bei meiner genauen Kenntnis sämtlicher Wege und Örtlichkeiten des weit ausgedehnten Berges bald hinter den Schleier des obwaltenden Geheimnisses blicken würde, und hatte ich die Hütte erst gefunden, dann schien mir keine Schwierigkeit mehr zu bestehen auch über die fragliche Persönlichkeit den gewünschten Aufschluß zu erhalten.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat auch ich bald nach dem Weggehen meines Wirtes den Weg nach dem Hause an, aber ich wählte wieder den bequemeren, schritt in der grell scheinenden Mittagssonne langsam über die grünen Matten hinab und kam gerade in dem Augenblick auf dem Hofe an, als die Eßglocke von dem kleinen Johann geläutet wurde und ihren immer angenehmen Klang in der ganzen Umgebung des einsamen Hauses ertönen ließ.

Ich hielt mich diesmal nicht lange bei Tische auf, sondern eilte, so bald es eben ging, auf mein Zimmer, legte meine gewöhnliche Bergrüstung an und trat, mit Fernglas und einem guten Alpstock bewaffnet, ins Freie hinaus, um ganz im Stillen meinen etwas weiten Weg anzutreten und die Suche nach dem neuen Blockhause zu beginnen.

Indessen sollte ich doch nicht ganz unbemerkt auf den Berg gelangen, denn als ich eben den ersten Absatz hinter dem Hause erreicht hatte und mich umblickte, um zu erkunden, ob jemand mich meine Reise antreten sähe, sah ich Sterchi vor der Thür der Küche stehen, als ob er mir auflauern wolle, warum ich heute so früh seine Tafel verlassen habe.

Als ich mich nach ihm umschaute, nickte er mir mit einem eigentümlichen Lächeln zu, in dem mir eben so viel Ironie wie Jovialität zu liegen schien, als wollte er sagen: „Geh nur, ich weiß schon was Du vorhast. Aber ich weiß auch im voraus, Du findest nicht was Du suchst, und kehrst unverrichteter Sache nach Hause zurück." So nun dachte ich freilich nicht, und ihm ein freundliches Lebewohl zurufend, schritt ich langsam die grüne Matte hinan, um so bald wie möglich die oberste Hütte zu erreichen und von da aus meinen Rekognoszierungsgang zu beginnen.

Die obere zu Sterchis Besitz gehörige Alp, die heute mein Ziel war, liegt, durch ein teils der Gemeinde von Darligen, teils Privatpersonen von Interlaken zugehöriges Grundstück davon getrennt, welches wohl drei Viertelstunden lang einen mächtigen Bergwald und saftige Wiesen umfaßt, beinahe auf der höchsten Spitze des von hier aus noch dreitausend Fuß höher aufsteigenden Abendberges. Sie ist wenigstens eine gute Stunde weit vom Hotel Bellevue entfernt, und wenn man sich nicht erhitzen will, so braucht man gute anderthalb Stunden um sie zu erreichen, da der Weg auf der ersten Hälfte sehr steil bergan führt und wegen der vielen durch Regengüsse herabgespülten Steine oft schwierig zu passieren ist.

So schritt ich denn rüstig bergauf, wiederholt stehen bleibend und mich an der wundervollen Aussicht, die sich mir überall bot, labend. Endlich erreichte ich das leicht verschiebbare Gatter, welches das Privateigentum meines Wirtes umschließt, und erinnerte mich nun lebhaft was mich hierhergeführt. Bevor ich jedoch meine eigentliche Suche begann, wollte ich erst die dort befindliche Sennhütte betreten, mich an einem Glase frischer Milch laben und mit dem mir schon lange bekannten Sennen oder dem Sennjungen sprechen, die in der vor mir liegenden Hütte ihr stilles Berg- und Waldleben führten.

So trat ich denn in die Hütte, die ich in ihrer jetzigen Gestalt noch nicht gesehen, denn sie war erst vor kurzer Zeit von Grund aus neu gebaut, bei weitem vergrößert und mit allen Erfordernissen ausgestattet, welche die selbst auf so hohen Bergen in der Milchwirtschaft fortschreitende Kultur eines Viehzucht treibenden Volkes verlangt. Unmittelbar hinter der stets offenen Eingangspforte lag ein leidlich großes Gemach, in dessen linker Ecke dem Fenster zu ein geräumiges, mit reinlichem Linnen überzogenes Bett stand, in welchem Heinrich Müller, der freundliche Senne, mit Christen, dem Sennjungen, seine Nachtruhe hielt. An einem Riegel gegenüber hingen mehrere ihrer Kleidungsstücke und ein Drittel des Raumes war mit Utensilien aller Art gefüllt, wie man sie in einer so abgelegenen, nur dem Wirtschaftsbetriebe oder eigentlich der Pflege des Viehes und der Zubereitung der Butter und des Käses gewidmeten Örtlichkeit gebraucht.

Aus diesem ersten Raum trat ich in den zweiten und viel wichtigeren ein, die Küche, die, von gleicher Größe wie der vorige, aber schon weniger einladend und mit Rauch und Käseduft erfüllt war. Zwar stand das kleine Fenster darin auf, durch das der Rauch wie durch einen engen Rauchfang ins Freie abziehen konnte, allein er schien die Stelle seiner Entstehung zu lieben und lagerte sich in dichten Wolken um den Kessel her, nur in einzelnen Flocken aus dem Fenster wirbelnd, als durch das Öffnen der Thür, durch die ich eintrat, eine leichte Zugluft entstand. Der ungeheure Kessel selbst stand in der linken Ecke, über die Hälfte mit schneeweißer Milch gefüllt und unter ihm flackerte ein leichtes Holzfeuer, das die laue Milch zum langsamen Kochen zu bringen versuchte.

In einem durch Bretter abgeschlagenen Nebenraum, in den ich neugierig blickte, um die auch hier nicht sichtbaren Insassen des Hauses zu suchen, sah ich große metallene und hölzerne Milchgefäße, von ungemeiner Sauberkeit strahlend, und in ihnen wurde die zum Buttern bestimmte Milch aufbewahrt, die sich mit leckerem goldgelben Rahm bedeckt zeigte.

Aus diesem zweiten Raume trat ich in den noch viel größeren dritten, den Stall, und hier fand ich endlich die Kühe, die stehend das vorgeworfene Heu verzehrten oder träge ruhend auf dem angenehm duftenden Strohpolster lagen. Ich zählte fünfzehn in zwei Reihen sich gegenüberstehende Kühe ab und alle fand ich im trefflichsten Stande. In einem gesonderten Verschlage sah ich auch das prächtige, zur Auferziehung bestimmte Jungvieh stehen und in einem davon getrennten Stall endlich fand ich die armen Kälber auf, die hier oben so lange gefüttert

werden, bis sie die zunehmende Zahl der Gäste ihres Herrn nach dem Wohnhause hinunter und auf die ihnen unvermeidliche Schlachtbank führt.

In allen diesen Räumen fand ich die gesuchten Sennen nicht, und da ich durstig geworden war, beschloß ich auch ohne sie mich zu laben und kehrte in die Küche zurück, um aus dem großen Kessel ein paar Gläser warmer Milch zu schöpfen, die hier oben in so köstlicher Luft und nach so heißem Marsche jederzeit vortrefflich mundet.

Als ich aber eine Weile hier gesessen, mich geruht und mir schließlich eine Cigarre angezündet, verließ ich die Hütte wieder, um mich nun erst nach dem Sennen oder seinem Jungen umzusehen und dann endlich den Zweck meines Hierseins zu erfüllen. Allein ich sollte in meinen heutigen Unternehmungen nicht glücklich sein und das leuchtete mir erst vollkommen ein, als ich schon anderthalb Stunden hier oben verweilt und nicht das Geringste entdeckt hatte was zu entdecken ich gekommen war.

Als ich vor die Thür der Hütte trat und wieder den köstlichen Duft der reinen, von Kräuterausdünstungen aller Art geschwängerten Alpenluft atmete, sah ich mich in der Umgebung derselben um und rief laut die Namen der von mir Gesuchten. Aber nur das Echo der Berge antwortete mir und höchstens blickte sich eine Ziege neugierig nach mir um, sonst blieb alles still und unbelebt und am wenigsten ließ sich ein Mensch wahrnehmen, den ich nach irgend etwas hätte fragen oder mit dem ich über mich interessierende Dinge hatte sprechen können.

So beschloß ich denn, mich nun endlich selbst auf das Spionieren zu begeben und trat zu dem Zweck meinen Rundgang um die einsame Sennhütte an. Schon auf dem Wege zu ihr und sobald ich mich Sterchis Grund und Boden genähert, hatte ich aufmerksame Rundschau gehalten und jeden ins Auge fallenden Hügel, jedes Gebüsch, jede mir zur Gründung eines Blockhauses geeignete Vertiefung oder Mulde des Bodens durchforscht. Ich hatte auch mein vortreffliches Glas dabei zu Rate gezogen, allein ohne allen Erfolg, denn nichts einer neuen Blockhütte Ähnliches hatte ich im ganzen Umkreis wahrnehmen können.

Als ich aber die nächste Umgebung mit den Augen abgesucht und auch zum Teil abgelaufen war, erklomm ich einen nahegelegenen Hügel und richtete von hier aus meine Blicke auf eine weitere Ferne. Ich wußte ganz genau, wie weit sich die Alp Sterchis erstreckte, auf der ja das Blockhaus nach dem Bericht jenes Ingenieurs errichtet sein sollte, aber das Terrain war etwas groß, die Versteckorte zahlreich und es verursachte Mühe und Eifer sie alle zu finden und die gehörige Nachschau zu halten.

So, nachdem ich auch von meinem Hügel aus vergeblich geforscht, stieg ich wieder hinab und schlug den Fußsteig nach der höher gelegenen zweiten Sennhütte ein. In zehn Minuten hatte ich sie erreicht, aber auch hier fand ich niemand vor und ebensowenig irgend eine Spur von einer anderen, noch dazu neuen Baulichkeit.

Schon etwas herabgestimmt und meinen diesmaligen Besuch auf der Alp als verfehlt anerkennend, kehrte ich wieder zur ersten Sennhütte zurück, von neuem der Erwartung voll den Sennen oder wenigstens seinen Jungen zu erspähen. Allein auch jetzt blieben sie unsichtbar und ich erkannte mit jeder verrinnenden Minute mehr, daß ich mich einmal vergeblich bemüht und mein Ziel mir als zu leicht erreichbar vorgestellt.

Wohl oder übel mußte ich mich daher endlich entschließen den Rückweg anzutreten. Noch stand die Sonne am Himmel, aber ich sah sie schon lange nicht mehr. Sie war hinter der höchsten, durch düstere Tannen noch mehr verdunkelten Kuppe des Abendberges verschwunden, die sich nach meiner Schätzung hütte erhob, und die zu ersteigen ich heute ebensowenig Neigung verspürte, wie ich mir auch keinen Nutzen davon versprach, zumal dort oben der scharfe Wind hörbar durch die hin- und herschwankenden Nadeln der Bäume sauste.

Ehrlich gestanden, war ich nicht recht mit mir zufrieden, als ich meinen Rückweg mit unwillkürlich zögerndem Fuß über die grünen, der Hütte zunächst gelegenen Grashalden antrat, aber erst vollkommen klar wurde mir die erlebte Niederlage, als ich das Gatter der Alp Sterchis hinter mir zuschob und mich nun wieder auf neutralem Boden befand, die auf jener gesuchte Blockhütte des Amerikaners also entschieden verfehlt hatte. Meinen nichts weniger als angenehmen Gedanken darüber hingegeben, eilte ich rascher als ich wollte über die dampfenden Anger dahin und da es allmählich bergab ging, kam ich viel schneller vorwärts als ich vermutet.

Als ich die letzte Bank auf dem Abhange unmittelbar vor dem Hotel hinter mir gelassen, sah ich Sterchi aus der hinteren Thür des Hauses treten, und da er zufällig die Augen nach der Höhe erhob, blieb er stehen und sah nach mir herauf. Ich winkte ihm mit meinem Stock einen Gruß zu und stieß meinen ihm wohlbekannten Jauchzer aus. Nun blieb er erst recht stehen und wartete, bis ich ganz herabgestiegen war, denn es war bereits sieben Uhr vorbei, seine Gäste saßen längst am Tisch und er hatte schon einigemal verlangend nach mir ausgeschaut.

Als ich in seine Nähe trat, blickte er mich mit seinem gewöhnlichen vielsagenden Lächeln an und sagte auf meinen Gruß mit mir sehr verständlicher Zurückhaltung:

„Guten Abend, Herr Doktor! O, Sie sehen ja sehr erhitzt aus, haben Sie etwa wirklich schon heute einen größeren Ausflug gemacht?“

„Ja“, erwiderte ich, „wenigstens bin ich auf Ihrer Alp gewesen und kann Ihnen sagen, daß Ihre Kühe und Ziegen gesund sind, aber den Heinrich und Christen habe ich nicht ausfindig machen können, kann Ihnen also auch keinen Gruß von ihnen bringen.“

„So, so! Sie haben sich auch wohl noch nach etwas anderem umgesehen, nicht wahr?“

„Gewiß!“ sagte ich und nickte mit abgewendetem Gesicht, da ich nun schon voraussah was sogleich folgen würde.

„Haben Sie es denn gefunden?“ fragte er mit seinem stillen, mir durch das Herz fahrenden Lächeln.

„Nein“, sagte ich dreist, „fürs erste noch nicht, aber ein einmaliger Abschlag ist noch keine ewige Niederlage und Sie werden mich bald wieder auf demselben Kampfplatz finden, um den Sieg endlich doch an meine Fersen zu heften.“

„So, so, o ja, das glaube ich wohl, Sie lassen sich so leicht nicht von einem Ihrer Vorsätze abschrecken, ich weiß es schon. Doch, glauben Sie an den baldigen Sieg nur nicht zu gewiß. Das was Sie suchen findet sich nicht so leicht und leider kann ich Ihnen dabei nicht helfen, so gern ich auch möchte. Und nun genug davon. Kommen Sie hinein an den Tisch und ich darf Ihnen ja wohl einen frischen Schoppen Burgunder heraufholen, nicht wahr?“

„Ohne allen Zweifel, aber erst will ich meinen Bergrock ausziehen, und dann sollen Sie erfahren, daß Ihre Alp mir trotz der erlittenen Niederlage einen trefflichen Appetit verschafft hat.“

Fünf Minuten später befand ich mich im Speisesaal, wo ich die kleine Gesellschaft wieder eifrig beschäftigt sah, die ihnen vorgesetzten Speisen zur Stärkung ihrer gesunkenen Nervenkräfte mit einem Appetit ohnegleichen zu vertilgen. Auch meine Kräfte stellten sich nach einigen Gläsern feurigen Weins bald wieder her, und im stillen war ich schon wieder zu neuer Forschung am folgenden Morgen aufgelegt, obgleich ich mit meinem Wirt kein Wort mehr darüber sprach.

Die Belagerung von Detroit.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule.

IV.

Eine aufregende Szene. — Die verunglückte Expedition. — Indianische Greuel. — Unglücksnachrichten. — Neue Kriegslist der Wilden. — Das Indianermädchen. — Die Rettung des Schooners.

Die in ihren Hoffnungen so bitter getäuschten Bewohner von Detroit sollten nicht lange im unklaren darüber bleiben, wie die Bootflotille in die Gewalt der Indianer geraten war.

Wir haben schon gehört, daß die englischen Soldaten von den Wilden offenbar gezwungen worden waren, die Ruder zu handhaben. In jedem der achtzehn Boote befanden sich zwei bis vier Engländer, die von schwer bewaffneten Rothäuten scharf bewacht wurden. In dem vordersten saßen zufällig vier Soldaten und nur drei Indianer. Das größere der beiden Schiffe der Garnison lag noch im Flusse vor Anker, während das andere, wie der geneigte Leser sich erinnert, von Major Gladwyn zur Einholung des Convoy ausgesandt, aber noch nicht zurückgekehrt war. Als das erwähnte Boot in die Nähe des Schooners kam, entschloß sich der am Steuer befindliche Soldat zu einem verwegenen Fluchtversuch. Unmittelbar vor einem der bewachenden Indianer saß ein anderer Soldat. Diesem rief der Steuermann in englischer Sprache zu, er solle den vor ihm sitzenden Wilden packen und ihn über Bord werfen. Der Mann antwortete, er sei dazu nicht stark genug, worauf jener ihm bedeutete, er solle seinen Platz am Steuerruder einnehmen. Gesagt, gethan. Die rothäutigen Wächter schöpften keinen Verdacht. Der kühne Engländer erhob sich schwerfällig, als sei er übermüde und als wolle er daher seinem Kameraden den Platz am Steuer einräumen. Plötzlich packte er den Indianer mit der einen Hand beim Schopf, mit der anderen beim Gürtel und schleuderte ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte ins Wasser. Dieser aber hielt die Kleider seines Feindes fest und es gelang ihm, da das Boot durch die Erschütterung heftig schwankte, denselben mit sich in den Strom zu ziehen. Hier sah man sie noch eine Zeitlang auf- und niedertauchen, untereinander und mit dem nassen Element kämpfend; endlich sanken sie unter, um nicht wieder an die Oberfläche zu kommen. Die beiden andern im Boote sitzenden Indianer hatten kaum den Vorgang bemerkt, als sie heraussprangen und davon schwammen. Die Gefangenen ruderten nun, so schnell sie konnten, auf den nicht allzuweit entfernten Schooner zu, indem sie laut um Hilfe riefen. Die am Ufer stehenden Wilden eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer auf die Flüchtlinge, und mehrere Kanoes machten sich zu ihrer Verfolgung auf. Die Lage war eine verzweifelte. Immer dichter fiel der Kugelregen; schon blutete einer der Soldaten aus einer Schußwunde; immer kleiner wurde der Zwischenraum zwischen ihnen und den leichten Birkenkähnen ihrer Verfolger. Ein Entkommen schien unmöglich. Da auf einmal — schon waren die Wilden ihrer Beute dicht auf den Fersen — donnerte ein Kanonenschuß von dem englischen Schiffe her über das Wasser. Dicht an dem Boote der Flüchtlinge vorbei schlug die Kugel ins Wasser, daß dieses hochaufspritzte und das vorderste der indianischen Kanoes mit einer Sturzwelle bedeckte. Ein panischer Schrecken ergriff die Verfolger, in höchster Eile suchten sie das Weite. Ein zweiter Schuß bestrich das Ufer, so daß die Wilden ihr Feuern einstellten und sich in die Büsche schlugen. Die Gefangenen waren gerettet. Bald hatten sie das schützende Verdeck erreicht und wurden hier natürlich mit lautem Jubel empfangen.

Von ihnen nun erfuhren die Belagerten die Einzelheiten der traurigen Katastrophe, von welcher der unglückliche Conway betroffen worden war. Der durch spätere Berichte vervollständigte Zusammenhang war kurz folgender. Durch seine guten Spione hatte Pontiac in Erfahrung gebracht, daß Leutnant Cuyler — dies war der Name des Anführers der Expedition — von Niagara mit Hilfstruppen und Lebensmitteln unterwegs sei. Alsbald hatte er den kühnen Entschluß gefaßt, die Flotille, es koste was es wolle, in seine Gewalt zu bekommen. Er sandte zu diesem Zwecke eine starke Abteilung von Wyandots unter dem Befehle eines der kühnsten Häuptlinge das Flußufer hinab mit der Weisung, an dem Punkte, wo der Detroitfluß in den Eriesee einmündet, sich in einen Hinterhalt zu legen. Er wußte nämlich recht gut, daß heraufsegelnde Schiffe dort fast regelmäßig anlegen mußten, bis ein günstiger Wind ihnen gestattete, in den Strom einzulaufen. Auf diesen Umstand baute Pontiac seinen Plan. Es gelang den Rothäuten dicht am Ufer einen vortrefflichen Versteck zu finden, wo sie trotz ihrer bedeutenden Anzahl weder vom Fluß noch vom Lande aus gesehen werden konnten. Hier lagen sie volle drei Tage lang auf der Lauer, bis endlich die erwarteten Boote in Sicht kamen. Augenblicklich wurden jetzt alle Feuer gelöscht, und damit ja nichts ihre Anwesenheit verriete, hüteten sie sich sogar, leise miteinander zu flüstern. Nicht lange hernach landeten die Boote, und die Insassen trafen sofort Anstalten, ihre Abendmahlzeit zu bereiten. Völlig sorglos stellten sie ihre Gewehre auf einen Haufen zusammen und zerstreuten sich dann nach allen Seiten, die einen um Brennholz zu sammeln, die anderen um womöglich ein Wildpret zu erlegen, die dritten um aus einer nahen Quelle Wasser zu schöpfen. Ihre Unvorsichtigkeit sollte ihnen teuer zu stehen kommen. Natürlich nahmen die Indianer die günstige Gelegenheit sofort wahr. Den gellenden Kriegsruf ausstoßend, brachen sie aus ihrem Versteck, bemächtigten sich vor allem der Gewehre und warfen sich dann wie reißende Wölfe auf die unglücklichen Engländer, welche einen Augenblick vor Schrecken wie erstarrt waren. Sobald sich diese aber von ihrer ersten Betäubung erholt hatten, stürzten sie in wilder Panik zu den Booten und suchten sie in kopfloser Hast ins Wasser zu schieben. In einem Nu waren fünf derselben überfüllt und vom Ufer abgestoßen. Allein auch die Wilden tummelten sich, und bald war die Verfolgung im vollen Gange. Drei von den fliehenden Booten waren bald eingeholt und mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Gefangenen wurden zum Teil auf der Stelle niedergemetzelt und skalpiert, zum größten Teil aber, ungefähr sechzig an der Zahl, einstweilen geknebelt und fortgeschleppt. Den anderen beiden Booten, in denen sich dreißig bis vierzig Mann, unter ihnen auch Leutnant Cuyler, befanden, gelang es zu entkommen. Nach einer überaus mühsamen Fahrt erreichten sie endlich Fort Niagara, wo Cuyler dem kommandierenden Offizier, Major Wilkins, von dem entsetzlichen Unglück, das ihm widerfahren, Bericht erstattete.

So empfindlich auch der Verlust der sehnlichst erwarteten Vorräte für die Besatzung des belagerten Forts sein mußte, so war doch dies Unglück nur gering im Vergleich mit dem schrecklichen Lose, das jenen sechzig Gefangenen zu teil wurde. Kanadische Ansiedler brachten die Kunde davon nach Detroit. Sobald die Wilden mit ihren Opfern Pontiacs Lager erreicht hatten, begann das grause Schauspiel. Die einen wurden gezwungen Spießruten zu laufen. Männer, Weiber und Kinder bewaffneten sich mit Keulen, Tomahawks und Messern, bildeten zwei sich gegenüberstehende Reihen und nötigten die Unglücklichen, bis zu einem gegebenen Punkte langsam hindurch zu schreiten. Bei jedem Schritt bohrten sich die Messer in ihre

Glieder ein, hieben die Beile schreckliche Wunden, zerschmetterten die Keulen ihre Knochen, — bis sie endlich als eine aus tausend Wunden blutende Masse zusammensanken, um von den Squaws vollends zu Tode gemartert zu werden. Andere band man mit Stricken an feste Pfähle und röstete sie langsam über einem gelinden Feuer, welches von Knaben und Mädchen geschürt wurde. Am besten kamen noch die weg, welche durch ihre Todesverachtung den Zorn ihrer Mörder so sehr reizten, daß man augenblicklich über sie herfiel und sie so zu sagen bei lebendigem Leibe in Stücke zerschnitt. Wer will es der Besatzung von Detroit verargen, daß sie vor Furcht und Grauen zitterte, als sie diese Schreckensbilder vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen sah! — daß die meisten wie vom Fieber geschüttelt wurden bei dem Gedanken, daß auch ihnen, vielleicht bald, bald, ein ähnliches Schicksal bevorstände!! Und an den folgenden Tagen mußten sie mit eigenen Augen die Bestätigung des Gehörten sehen. Nackte, grausam verstümmelte und zerhackte Leichname schwammen den Fluß hinab und die Fische nagten an den Blutklumpen, die an den zerfleischten Gliedmaßen der bejammernswerten Schlachtopfer klebten......

Zwei lange und bange Wochen vergingen, und immer neue Unglücksnachrichten trafen in Fort Detroit ein. Es stellte sich heraus, daß nach und nach alle festen Punkte an den Seen bis zum Fort Niagara hinab in die Hände der Indianer gefallen waren. Die Forts Sandusky, St. Joseph, Miami (das spätere Fort Wayne), Presqu' Isle waren von Pontiacs Horden überfallen, ihre Garnisonen teils niedergemetzelt, teils zum Martertode geschleppt worden; nur einige wenige Offiziere und Soldaten wurden später gegen gefangene Indianer an Fort Detroit ausgeliefert. Letzteres konnte nunmehr bloß noch von Fort Niagara Hilfe erwarten, und dieses lag mehrere hundert Meilen entfernt am äußersten Ende des Eriesees, wo dieser sich durch den kurzen Niagarastrom mit dem Ontariosee verbindet. Aber trotz dieser trüben Aussichten verlor der tapfere Kommandant, Major Gladwyn, nicht den Mut, selbst dann nicht, als er die sichere Kunde erhielt, daß die Belagerer ihre Macht beträchtlich verstärkt hätten. Pontiacs Heer hob sich dadurch allerdings auf mehr als achtzehnhundert Mann, während Gladwyn ihnen kaum noch hundertundzehn gesunde, wehrhafte Krieger entgegenstellen konnte. Doch gelobte er sich, daß das Fort nicht übergeben werden solle, so lange auch nur einer der Garnison noch Kraft genug habe, die Fahne mit dem Kreuze St. Georgs, dem Wappen Englands, zu schwingen.

Am 19. Juni schlich sich abermals ein kanadischer Jäger bis in die nächste Nähe des Forts und brachte erfreuliche Kunde. Der Schooner, welcher einige Wochen vorher dem verunglückten Convoy entgegen gesandt worden war, sei auf dem Rückwege begriffen und habe u. a. auch jene dreißig Soldaten an Bord, welche sich damals bei dem Überfall der Indianer gerettet hatten. Von neuem flackerte der Lebensmut und die Hoffnung der Garnison auf. Allein schon nach wenigen Stunden wurde die Freude wieder beträchtlich gedämpft, als man sah, wie eine Indianerabteilung von wohl achthundert Mann auf zahllosen Kanoes den Fluß hinab fuhr, offenbar um einen Angriff auf den Schooner, von dessen Ankunft sie also ebenfalls unterrichtet waren, zu machen. Daß dies kein offener Angriff sein würde, ließ sich von der indianischen Kriegskunst von vorn herein erwarten; natürlich sollte wieder ein Hinterhalt gelegt werden und an einer passenden Stelle dazu fehlte es leider nicht. Der Detroitfluß verengert sich nämlich zwei Stunden unterhalb Detroit auf eine kurze Strecke so bedeutend, daß er hier gleichsam wie durch einen Engpaß in reißender Schnelligkeit dahin schießt. Es ist deshalb jedem herauf kommenden Segelschiffe unmöglich, diesen Kanal zu passieren, wenn es nicht von einem

mußte, konnte es den Wilden leicht gelingen, denselben in dunkeler Nacht zu überfallen und die nichts ahnende Mannschaft niederzumachen. Kein Wunder also, daß die Freude der Belagerten so schnell wieder gedämpft wurde; sie hatten offenbar alle Ursache, um das Los ihrer Kameraden auf dem Schiffe besorgt zu sein. Freilich, wenn es möglich gewesen wäre, dieselben zu warnen! Aber wie konnte dies geschehen? Niemand konnte das Fort zu Lande verlassen, ohne gewiß zu sein, von den Indianern, die ringsum auf jede Bewegung lauerten, niedergeschossen zu werden. Der vor Anker liegende Schooner aber durfte seinen Platz nicht verlassen, ohne die dann völlig unbeschützte Garnison dem Verderben preiszugeben. Guter Rat war also teuer. In dieser großen Not trat auf einmal das Indianermädchen Katharina vor den Kommandanten. Die Leser erinnern sich, daß dieselbe zuerst die Botschaft von Pontiacs Verrat nach Detroit gebracht hatte. Aus Furcht vor der Rache ihrer Stammesgenossen war sie bald nach Beginn der Belagerung in das Fort geflüchtet und hatte hier Unterkommen und Schutz gefunden. Jetzt also erschien sie bei Major Gladwyn, der sie nach ihrem Begehr fragte.

„Mein Vater“, entgegnete sie mit leiser Stimme, „wolle seinen jungen Leuten Befehl geben, daß sie, sobald die dunkelen Schatten der Nacht sich länger strecken, das Thor öffnen, welches zum Wasser hinab führt.“

„Meine Tochter will uns verlassen?“ fragte Gladwyn, das Mädchen erstaunt ansehend.

„Ich will Deine Brüder warnen und sie retten“, erwiderte sie einfach.

Gladwyn war freudig überrascht. „Bedenkt meine Tochter aber auch“, sagte er, „daß sie einer großen Gefahr entgegen geht? Das Auge ihrer Feinde ist scharf, und wehe, wenn es die rote Blume des Waldes entdeckt: was wird ihr Los sein?“

„Katharina ist klug“, lautete die Antwort des kühnen Mädchens. „Sie wird sich den ganzen Leib schwarz anmalen, daß man sie in der Nacht nicht sehen kann. Auf das Schiff hinüberzukommen aber ist ihr ein leichtes, sie kann schwimmen und untertauchen wie ein Fisch. Mein Vater kann also ihretwegen ohne Sorge sein.“

Daraufhin gab der Kommandant endlich seine Einwilligung, und mit dem Einbrechen der Dunkelheit verließ Katharina das Fort, um alsbald den Blicken der ihr Nachschauenden zu entschwinden.

Begeben wir uns nun auf den gefährdeten Schooner, um zu sehen, welchen Erfolg das kühne Unternehmen des Indianermädchens hatte. Derselbe lag etwa eine Stunde unterhalb des Engpasses inmitten des Stromes vor Anker und wartete mit Sehnsucht auf das Aufspringen eines günstigen Windes, um den schmalen Kanal passieren zu können. Endlich am Morgen des 23. Juni erhob sich von Osten her ein leises Lüftchen, das von Stunde zu Stunde stärker wurde. Der Befehl zum Ankerlichten konnte gegeben werden, und schon wollte sich das Fahrzeug in Bewegung setzen, als man plötzlich eine dunkele Gestalt auf dasselbe zuschwimmen sah. Man warf ihr ein Seil zu und bald befand sie sich an Bord. Es war Katharina, das Indianermädchen, welches sogleich den Kapitän zu sprechen verlangte. Die Unterredung wurde ihr gewährt, und das Ergebnis war, daß nach derselben das Verdeck sogleich ein anderes Aussehen erhielt. Die ganze Mannschaft wurde bis auf wenige unbewaffnete Soldaten in den unteren Raum kommandiert; die Kanonen wurden scharf geladen; man machte sich vollständig zum Gefecht fertig. Fort ging es nun den Strom hinauf, in den gefährlichen Kanal hinein, und da der Wind sich bald

Die Windstille hielt den ganzen Tag an und auf dem Verdeck des Schooners war alles wie ausgestorben. Auch von den Indianern ließ sich nichts sehen noch hören. Die Nacht brach herein und hüllte alles in noch tieferes Schweigen. Auf dem Schiffe stand am Mast nur eine einsame Schildwache, die aber mehr zu schlafen als zu wachen schien. In Wahrheit jedoch war die ganze Mannschaft auf dem Posten, die Waffen in der Hand. Der Kapitän hatte sich auf der Treppe, die auf Deck führt, neben den großen Mast postiert, um, sobald die Schildwache eine verdächtige Bewegung sehe, sogleich mit dem Schlage eines Hammers gegen den Mast das Zeichen zum Feuern geben zu können.

Stunde um Stunde verging und nichts regte sich. Man hörte keinen Laut als nur das Geräusch des Wassers, das sich an dem Bugspriet brach. Mitternacht war längst vorüber — da plötzlich sah die Schildwache in der Dunkelheit einige Schatten gespenstig sich den Fluß herab bewegen, und bald wuchs deren Zahl zur Legion an. Immer näher kamen die Schatten, aber so still und geräuschlos, daß auch das geübteste Ohr nichts Verdächtiges hätte wahrnehmen können. Endlich rückten sie wie in Schlachtordnung gegen das Schiff heran, offenbar um dasselbe von allen Seiten anzugreifen.

Längst hatte die Schildwache den Kapitän von dem Herannahen des Feindes unterrichtet, und längst wußte die Mannschaft, daß der Augenblick des Handelns vor der Thür sei; aber man wollte die Kanoes bis in die nächste Nähe des Schiffes kommen lassen, damit die Geschosse eine um so sicherere Wirkung hätten. Doch jetzt — horch! Ein scharfer Schlag ertönt, der im ganzen Schiffe hörbar ist. Kaum ist er verklungen, da ist es gerade, als ob das ganze Schiff Feuer und Flammen speie. Die ganze Umgegend, der Fluß, das Ufer und der dunkle Wald sind wie von einem grellen Blitze erhellt, und unmittelbar darauf folgt ein furchtbares Gekrach. Ha, wie die Kanonenkugeln in die Kanoes des Feindes schlagen, daß die Splitter und Trümmer den Fluß bedecken! Wie die Musketenschüsse unter den Wilden aufräumen, daß sie zu ganzen Dutzenden tot hinsinken! Ein furchtbarer Schrecken ergriff sie, und in wilder Flucht eilten sie dem Ufer zu und rasteten auch dort nicht eher, als bis sie ihre Leiber hinter hohem Gras und Buschwerk versteckt hatten. Eine Weile darauf sammelten sie sich allerdings wieder so weit, daß sie ein scharfes Feuer vom Ufer her gegen den Schooner eröffneten; allein dieser gab ihnen eine Breitseite, welche ihnen abermals großen Schaden zufügte, zog dann seine Anker auf und trieb langsam den Fluß hinunter bis dahin, wo sich dieser wieder seeartig erweitert. Hier war kein weiterer Überfall zu erwarten.

Zwei Tage später sprang ein äußerst günstiger Wind auf, und nun segelte der Schooner zum Fort hinauf. Die Indianer unterhielten freilich vom Ufer aus ein beständiges Gewehrfeuer, aber niemand wurde verletzt. Als das Schiff das Dorf der Wyandots passierte, sandte es einen Hagel von Geschossen auf dessen heulende Bewohner, wodurch viele derselben getötet wurden. Dann wurden die Segel eingezogen, und bald lag der „Gladwyn" wieder friedlich vor Anker neben seinem Gefährten. Er brachte frische Mannschaft und vor allem die so sehnlich herbeigewünschten Lebensmittel, und der Leser kann sich denken, welche Freude jetzt unter der schwer geprüften Garnison des Forts Detroit herrschte. K.

Die Höhlenbewohner des fernen Westens.

Nach A. Ulmen.

Die Bewohner der alten Welt sind von einem leicht erklärlichen Stolze erfüllt, wenn sie sehen, wie Scharen amerikanischer Reisenden durch die dortigen Denkmäler aus grauer Vorzeit über den Ozean herübergelockt werden. Und nicht nur Griechenland, Chaldäa und Ägypten, auch die andern Überreste ältester menschlicher Baukunst, vor allem die Pfahlbauten der Schweizer Seeen, sind nicht minder geeignet die Bürger der großen Republik mit Bewunderung zu erfüllen.

Man nennt Amerika die „Neue Welt" und zwar mit Recht. Dieser Erdteil ist den Europäern erst seit vierhundert Jahren bekannt, und die dorthin verpflanzte europäische Kultur ist noch verhältnismäßig neu und jung. Aber man könnte durch diesen Namen nun auch leicht zu der irrigen Vorstellung gelangen, als ob die „Neue Welt" eine wirklich neue sei und keine Überreste einer fernen Vergangenheit aufzuweisen habe. Das wäre jedoch ein großer Irrtum. Amerika hat so gut wie Europa seine Altertümer, die aus grauer Vorzeit stammen und für den Forscher von höchstem Interesse sind. Auf der Hochebene von Mexiko, in dem dichten Dschungel von Yucatan, hat Amerika sein Ninive, sein Memphis und sein Theben.

Als die spanischen Eroberer nach Mexiko kamen, fanden sie bei den Eingeborenen, den Azteken, Werkzeuge und Gerätschaften aus Bronze; sie konnten jedoch keine Spur von Eisen entdecken. Der mexikanische Name für Bronze war „teputzli", und da die Eingeborenen kein Wort für Eisen hatten, so nannten sie es „tliltic teputzli" oder schwarze Bronze.

Es ist anzunehmen, daß auch die Azteken, so gut wie die Ägypter und die ältesten asiatischen und europäischen Völkerschaften, ihre „Steinzeit" hatten; denn sie bedienten sich zur Zeit der spanischen Eroberung ebenso häufig steinerner als bronzener Werkzeuge. Aus einer schwarzen Glaslava, „Obsidia", verfertigten sie Messer und andere Gerätschaften, wie es die Oregon-Indianer bis auf den heutigen Tag noch thun.

Doch auch die Azteken waren nicht das älteste Kulturvolk von „Anahuac" — das Land am Wasser — wie das alte Mexiko genannt wurde, sondern sind einer alten aztekischen Überlieferung zufolge, wie vor ihnen die Tolteken, aus dem Norden herabgekommen, und in dieser Richtung haben wir uns auch nach den Überresten aus der eigentlichen aztekischen Steinzeit umzusehen.

Nördlich von Mexiko liegen die Territorien Neu-Mexiko, Arizona, sowie der Staat Colorado, in welchen sich Spuren eines halbcivilisierten Volkes finden, das den Gebrauch des Metalls nicht kannte und dessenungeachtet solid gebaute Städte und Türme in den Ebenen und geräumige Höhlenwohnungen hoch oben in den steilen Felsenkluften der Stromufer aufführte. Schon früher hatte man von diesen archäologischen Wundern gehört, allein erst als die geologische Sektion der Landesvermessungskommission unter Dr Holmes ihre Forschungen auch auf diese öden Distrikte ausdehnte, wurden eingehendere Berichte darüber veröffentlicht.

Die zuerst entdeckten Ruinen sind über ein mehrere Tausend Quadratmeilen großes Gebiet zerstreut, welches die aneinanderstoßenden Ecken von Colorado, Utah, Arizona und Neu-Mexiko in sich begreift. Dieser ganze Distrikt liegt von jeder Kultur weit ab und die nächste Haltstelle der Eisenbahn ist ungefähr 250 Meilen entfernt. Von Fort Garland aus führt der Weg zu diesen Trümmern durch eine pfadlose Wüste, welche mit Salbeigebüsch und niedrigem Gestrüpp bewachsen und von Klapperschlangen, gehörnten Kröten und Taranteln bevölkert ist. Stellenweise liegt das Alkali, wie frischgefallener Schnee, in wolligen Flocken auf dem Sand und über der ganzen Wildnis brennt die Sonne in tropischer Glut.

Mitten durch Colorado, bis nach Mexika hinab, zieht sich das Felsengebirge und bildet eine Wasserscheide, von der aus sich Flüsse nach Osten und Westen ergießen. Nackte, graue

Gebirgsmassen türmen sich auf bis zu einer Höhe von dreizehn- bis sechzehntausend Fuß. Die Ströme auf dem westlichen Gebirgsabhang haben sich ihre Betten oft dreitausend Fuß tief durch die Felsen gegraben, tiefe Schluchten oder Klammen bildend, Cannons genannt, welche oft so eng werden, daß das Sonnenlicht nur spärlich einzudringen vermag, häufig aber auch sich zu Thälern von 350 bis 950 Fuß Breite erweitern. Die Strombetten sind, ausgenommen im Frühling, wo der geschmolzene Schnee in kurzen Wasserstürzen vom Gebirge herabkommt, gewöhnlich ausgetrocknet. Nur selten findet man lebendige Quellen, welche an den Wänden der Cannons herabsickern und durch frisches Grün angedeutet werden, das auch in dieser Steinwüste dem Lauf des kleinsten Bächleins folgt.

Die vorherrschende Gebirgsformation besteht aus Kalk- oder Sandstein, der unterbrochen wird durch Schiefer- und Lehmlager, welche mit der Zeit verwitterten und Höhlen zurückließen, deren massive obere und untere Sandsteinschicht die Dächer und Fußböden der Höhlenwohnungen bildeten. Mehrere dieser Wohnungen, welche nur schwer auf roh in den Felsen gehauenen Stufen zugänglich sind, haben zwei, eine sogar vier Stockwerke. In der Regel sind sie jedoch einstockig und nicht mehr als 7 Fuß hoch. Sie sind von vier Abteilungsmauern durchschnitten, welche im Hintergrund der Hohle ihren Anfang nehmen und sich bis zur Front derselben hinziehen. Diese mit Thür- und Fensteröffnungen versehene Front ist aus der vorherrschenden Steinart so kunstvoll aufgeführt, daß man das Mauerwerk von dem natürlichen Felsen kaum zu unterscheiden vermag.

Auf den stolzesten Felsengipfeln liegen in unregelmäßigen Zwischenräumen runde, steinerne Türme, welche man geneigt ist für Warttürme zu halten und deren Rundung tadellos ist. Manchmal ist die Wand teilweise eingestürzt und der oberste Mauerrand von dem Zahn der Zeit übel zernagt; doch der Turm selbst steht noch trotzig auf seiner Höhe, als harre er der Wiederkehr der toten Krieger, welche die Wachtfeuer auf seiner Spitze wieder auflodern lassen. Allein nur die wandernden Stämme der Navajos- und Utah-Indianer, die das unfruchtbare Land nach einer dürftigen Weide für ihre Herden durchstreifen, schlagen hier noch ihr vorübergehendes Nachtquartier auf.

In dem McElmo-Cannon befindet sich eine interessante Ruine, bekannt unter dem Namen Battle-Rock. Ein herabgestürzter ungeheurer erratischer Block ruht auf der Mauer eines stattlichen Verteidigungswerks, und beide, Block und Mauer, sind malerisch von wilden Reben umrankt. Auf der unterhalb Battle-Rock gelegenen Felsterrasse sieht man die Trümmer eines runden Gebäudes, das noch die Enden der Tragbalken von dem Fußboden des zweiten Stockwerks aufweist. Noch weiter unten lehnen sich zerfallene Türme und mit Wacholder bekleidete Mauerreste an die Bergwand, während hoch oben, alles überragend, eine Gruppe dunkler Fichten sich wie eine schwarze Flagge am Himmel abzeichnet. Die ganze Umgebung dieses Platzes ist mit Pfeilspitzen aus Feuerstein übersät, welche in den Felsspalten stecken oder sich in den Boden eingebohrt haben. Es ist anzunehmen, daß die Pfeile von einer den Azteken feindlichen Horde herrühren, welche in grauer Vorzeit in das Land einfiel und die reichen Städte des Südens mit Krieg überzog.

Nicht weit von Battle-Rock, und ihm an wilder, romantischer Schönheit gleichkommend, liegt Hovenweep-Castle, das Schloß des einsamen Thals. In derselben Gegend, auf den Uferterrassen des Hovenweep, des Dolores und anderer Ströme, entdeckte man düstere Totenstädte, deren Denksteine aus dem nackten Sand der Wüste emporragen. Nach Aussage der ge-

die sich mit dem Sand vermischt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte das alte Volk der Azteken zu den Feueranbetern, welche ihre Toten verbrannten und den Glauben hegten, daß die Seelen ihrer Verstorbenen mit dem sprühenden Funken aufwärts stiegen und in dem Schoß der flammenden Sonne ihren Himmel fänden. Jene Vermutung wird bestätigt durch die Estufas, die man sowohl in ihren Felsenwohnungen, als in ihren Städteruinen findet. Diese Estufas, in welchen ihre heidnischen Gebräuche gefeiert wurden, sind kreisrund und haben eine Vertiefung in der Mitte des Bodens, die häufig noch Spuren von Altarfeuern zeigt. Manchmal sind sie von einer dreifachen Ringmauer umgeben, welche durch strahlenförmige, vom Mittelpunkt ausgehende, die Sonnenstrahlen versinnbildlichende Mauern in einzelne Räume abgeteilt werden, die als Schatzkammern dienten. Die heutigen Pueblo-Indianer von Arizona und Neu-Mexiko werden für die letzten Abkömmlinge der unterjochten Höhlenbewohner gehalten. Sie sind bis auf den heutigen Tag noch Feueranbeter; ihre Lehmhäuser sind eine rohe Nachahmung der Steinbauten jener alten Pueblos und verschiedene rückwärtsreichende Spuren von Kultur verknüpfen sie mit der Vergangenheit.

Doch kehren wir zu den Höhlenwohnungen zurück. Die Felsenwände der Cannons sind teilweise mit Bilderschrift und Hieroglyphen bedeckt. Die Töpferware, welche sich in sämtlichen Höhlenwohnungen vorfand, ist sich nach Material und Form ganz ähnlich; sie ist dünn, hartgebrannt und mit Farben bemalt, welche nichts von ihrer ursprünglichen Frische verloren haben

In einer etwa dreihundertundfünfzig Fuß über dem Rio de Chelley gelegenen Höhle trifft man ein dreistöckiges, fünfhundert Fuß langes Haus mit sechsundsiebenzig Zimmern zu ebener Erde. In seiner Werkstätte fand man große Schleifsteine und verschiedene Gerätschaften aus der Steinzeit. Die Wände sind mit weißem Cement von stuckartiger Politur überzogen. Daß derselbe von Menschenhänden auf die Mauer aufgetragen worden ist, geht deutlich daraus hervor, daß man Abdrücke von Händen, an welchen sich sogar die Poren der Haut unterscheiden lassen, auf der glatten Oberfläche sieht.

Ungefähr eine Meile oberhalb des Zusammenflusses des Rio Mancos mit dem San Juan liegt eine schöne Hohlenstadt. Die sie umgebenden Felsen, die sich bald in phantastischen Umrissen, bald in einzelnen turmartigen Vorsprüngen erheben, sind äußerst malerisch und man ist bei ihrem Anblicke beinahe versucht zu glauben, daß man die Trümmer einer großen Festung vor sich habe. Diese Täuschung wird noch durch viereckige künstliche Öffnungen erhöht, welche wie Schießscharten aussehen. Hat man jedoch jene Felsenhöhen mühsam erklommen, so verschwindet die Täuschung und es stellt sich heraus, daß die vermeintlichen Schießscharten die Eingänge zu engen, unregelmäßigen Räumen sind, kaum groß genug, einem Pygmäengeschlecht als Wohnung zu dienen. Es läßt sich daher vermuten, daß diese Felsennester nicht der bleibende Wohnsitz jenes Volkes, sondern nur die Zufluchtsstätte der Weiber und Kinder in Kriegszeiten waren, während sich in den Thalniederungen die ausgedehnten Ruinen ihrer eigentlichen Wohnplätze befanden.

Unter den zahllosen Trümmern des Rio San Juan verdient eine kreisrunde, zweihundert Fuß hohe, gewölbte Höhle mit tiefem, tunnelartigem Eingang in der Cannonwand noch besonders hervorgehoben zu werden. In ihrer Mitte bildet eine Felsenbank die Grundlage eines stattlichen Gebäudes, das sich im Zwielicht der Höhle bis zur Hälfte ihrer Höhe erhebt und auf eine Meile hin sichtbar ist. Im Innern desselben diente ein unbedeckter Raum vermutlich zu einer Art von Werk-

Ort andeuten, wo die Arbeiter ihre Steinsägen verfertigten und ihre plumpen Steinäxte schliffen. Die Front des unteren Stockwerks besteht aus einem langen Gang und die Gemächer des oberen haben kleine Fenster. Verbindungsthüren und Ausgänge führen in den hintern Teil der Höhle. Im Mittelpunkt des Hauptgebäudes bezeichnet eine Vertiefung im Boden die Stelle der einstigen Küche. Hier brieten die Bewohner ihre Schafe, von welchen man noch die Knochen auf einem Kehrichthaufen außerhalb der Höhle gefunden hat. Auch sieht man noch die Steine, auf welchen, nachdem sie erhitzt worden waren, die Kuchen aus Eichelmehl gebacken wurden, welche den Höhlenbewohnern das Brot ersetzten. Der Abdruck einer Kornähre in dem Mörtel der Wand beweist übrigens, daß ihnen auch Getreide bekannt war. Viele Gemächer weisen an ihrer hinteren Wand die Spuren von Feuer auf, dessen Rauch durch das offene Dach in die Höhe stieg. Außer den Scherben von kunstreich bemalter Töpferware war in dem Gebäude nichts mehr zu finden; alle Gegenstände von irgend einem Wert waren längst von den herumschweifenden Indianern weggenommen worden. Dieses ganze Bauwerk macht einen äußerst imposanten Eindruck und kein anderes kann sich einer so großen Höhle und stolzen Eingangshalle rühmen. Von dem oberen Umgang des Hauses aus konnten die Bewohner weit hinab auf ihre wogenden Kornfelder und Baumwollpflanzungen, ihre Schafhurden und Piniengärten sehen, während sich über ihnen das gewaltige Dach der Höhle wölbte, das die Natur zum Schutz ihrer Wohnstätte geformt hatte und welches bei dem milden Klima jedes andere Dach überflüssig machte. Diese Hohlenwohnung wurde von den Entdeckern wegen ihres starken Echos, das den leisesten Laut wie mit Geisterlippen wiederholt, „Casa del Eco“ (Echohaus) genannt.



Vielleicht die interessanteste von allen bis jetzt gemachten Entdeckungen wurde in Chaco-Cannon, im nördlichen Mexiko gemacht. Es sind dies elf, in einer Entfernung von ein bis zwei Meilen voneinander gelegene Städteruinen (Pueblos). Man könnte sie auch aus einem Gebaude bestehende Städte nennen. An Ausdehnung und Großartigkeit der Anlage kommen sie, das Kapitol zu Washington ausgenommen, jedem der modernen Prachtgebäude der Vereinigten Staaten gleich und können füglich mit dem römischen Pantheon und Kolosseum verglichen werden.

Der Grundriß dieser Pueblos ist verschieden. Die gewöhnlichste Form ist ein längliches Viereck, dessen drei Seiten aus Wohnungen bestehen, während die vierte, eine Langseite, entweder eine mit Thoren versehene Schutzmauer oder eine einfache Zimmerreihe bildet. Einige dieser Städteruinen haben eine Länge von fünfhundert Fuß und enthalten mehrere hundert Zimmer. Der Pueblo Penasco Blanca ist ein reines Eirund von zwölfhundert Fuß im Umfang, dessen eine Hälfte fünf Stockwerke hat, welche sich amphitheatralisch eines über dem andern erheben, während die andere Hälfte aus einer Reihe aneinanderstoßender Häuschen besteht, welche den Hofraum mauerartig einschließen. Zu den Wohngelassen der erstgenannten Hälfte gelangte man auf Leitern, und der im obersten Stockwerk Wohnende hatte daher die flachen Dächer der drei niedriger gelegenen Stockwerke zu überschreiten. In diesem Hofraum zeigen sich Spuren unterirdischer Gemächer und an seiner westlichen Seite liegen sieben Estufas. Das Mauerwerk ist so kunstreich aus kleinen, gelben Sandsteinen zusammengefügt, daß es den Eindruck einer vollständig aus einem Stück bestehenden Fläche macht.

Die oben erwähnte geologische Kommission dehnte ihre Forschungen über ein Areal von sechstausend Quadratmeilen aus, und allenthalben, auf den Höhen und in den Thälern, fand sie Denkmäler der wunderbaren Baukunst der alten Rassen. Menschenknochen zu entdecken, welche man für die Überreste der alten Höhlenbewohner hätte halten können, gelang ihnen jedoch nicht, einen einzigen versteinerten Schädel ausgenommen, der in einer Tiefe von zwanzig Fuß aus dem Boden gegraben wurde. Die Berichte der Kommission geben uns ein lebendiges Bild jener alten Völkerschaften, wie sie Stadte und Dörfer in den Cannons, Warttürme auf den Anhöhen und sichere Zufluchtsstätten für ihre Familien in den verborgensten Felsenklüften aufführten; auch legen Überreste alter Anpflanzungen und Wasserleitungen jetzt noch Zeugnis dafür ab, daß sie nicht nur Mais an den Ufern der Ströme bauten, sondern es auch verstanden, vermittelst künstlicher Bodenbewässerung das dürre Land fruchtbar zu machen. Um heutigen Tages eine so zahlreiche Bevölkerung, wie sie hier einst existierte, zu ernähren, wäre diese Gegend jetzt viel zu wasserarm und das Klima zu trocken, ein Resultat, das augenscheinlich durch die allmähliche Zerstörung der Bäume herbeigeführt wurde. Die abnehmende Fruchtbarkeit ihrer Felder zwang die Azteken, ihre Heimat zu verlassen und nach dem Süden auszuwandern. So kamen sie nach Mexiko, wo sie die Tolteken verdrängten. Für eine höhere Kultur schon vorbereitet, entfaltete sich unter ihnen das große Reich von Anahuac zur höchsten Blüte, das nach zweihundertjährigem Bestand durch die Spanier zerstört wurde.

Aus dem Leben.

Vor einigen Jahren entfloh aus einer Stadt in Mecklenburg ein bis dahin allgemein geachteter Mann, ein Rechtsanwalt, dem von hoch und niedrig aus der Stadt und Umgegend in allen Geldangelegenheiten ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt war. Siehe da, der arme Mann war ein Opfer der Bereicherungssucht geworden! Er hatte im geheimen nicht nur das eigene Vermögen durch waghalsige Spekulation verloren, er hatte auch an fremdes Gut die Hand gelegt und die ihm anvertrauten Gelder bis auf den letzten Heller für sündliches Börsenspiel verausgabt. Und niemand ahnte, wie es in der Kasse und dem Gemüt des angesehenen Mannes aussähe, selbst die Gattin nicht, die Mutter seiner sieben

unmündigen Kinder. Am Sylvesterabend wurde in seinem Hause im geselligen Kreise gespielt, getanzt, gesungen; am Neujahrsmorgen bestieg er die Post, um nach Hamburg zu fahren wegen nötiger, geschäftlicher Abmachungen und gleichzeitig, um einen in Hamburg lebenden Bruder seiner Frau zu besuchen. Zärtlich von Gattin und Kindern zum Posthause begleitet, grüßte er zum letztenmale aus dem Fenster des fortrollenden Wagens — und ist von den Seinen nicht wiedergesehen worden. Sechs Jahre sind seitdem vergangen, — keine Spur von dem Flüchtigen ist gefunden.

Daheim erschienen die Kunden, die Geschäftsfreunde und begehrten den Anwalt zu sprechen. Die harmlose Gattin verwies sie auf seine baldige Rückkehr. Endlich zwingt eine unaufschiebbare Sache sie, das Schreibpult ihres Mannes zu öffnen. Ein Brief von seiner Hand starrt ihr entgegen, — sie liest ihn — und die zuvor glücklichste Hausfrau, Gattin und Mutter ist die elendeste aller Leidtragenden.

Welch ein Sturm der Neugierde, des Entsetzens, der Verzweiflung ringsum, als das Verschwinden des Mannes und die zerrütteten Vermögensverhältnisse desselben bekannt werden! Welche Wut seitens einiger Hartbetroffenen, die durch ihn fast alles zum Lebensunterhalt Nötige verloren haben! Unzählige melden sich, — diesem schuldet er wenig, jenem viel, das Haus der armen Frau ist von Klagenden heimgesucht. Die in guten Vermögensverhältnissen lebenden Verwandten der Verlassenen eilen, sie vor den Schmähungen der Zudringlichen zu bewahren und einen Notpfennig für sie und die Kinder zusammenzulegen. Wagt sie es, zu den wenigen Freunden über die Straße zu gehen, so treffen sie feindselige Blicke, und lieblose Reden werden ihr hinterbracht, denn hoch und niedrig in der Stadt und Umgegend halten beharrlich an der Meinung fest, die Gattin teile die Schuld des Mannes, sie sei Mitwisserin der lange geplanten Flucht und selbst von ihm in ihrem Vermögen sicher gestellt.

Eines Tages betritt die älteste, fast erwachsene Tochter des Entflohenen das Wartezimmer des Arztes, den sie zu sprechen begehrt. Sie prallt erschrocken zurück: Ein Mann begegnet ihr, der fast die gesamte von seinen Eltern und durch eigene Arbeit mühsam ersparte Barschaft durch Schuld ihres Vaters verloren hat. Es ist ein schlichter Bauer aus einem Nachbardorf, ein Mann im Schmuck des Silberhaares. Er ist im Begriff zu gehen, er nimmt den Hut, er zögert. Er gehört nicht zu denen, welche die Witwe bereits mit Lästerungen bestürmten. Er wendet sich zu dem jungen Mädchen, deren Herz hoch klopft in der Erwartung einer bittern Rede, und ihr die Hand bietend, spricht er ruhig in seiner plattdeutschen Mundart. „Mien lewes Kind, ick hew vel Geld verloren, 't is schad üm all' dat schöne Geld, över dat Geld lett sick wedder verdeenen, Se haben vel mihr verloren as ick — Se hebben den Vadder verloren. De lew Gott help Se dat drägen.“

Der Tochter stürzten die Thränen aus den Augen. Der Bauer ist gegangen, — sie fühlt, daß im groben Bauerngewand ein wahrer Jünger Christi sie gegrüßt hat.

Das Tierleben am Nordrande der Sahara.



[M]an wird am besten eine rechte Vorstellung von der Größe der Sahara gewinnen, wenn man erwägt, daß ihre Ausdehnung fast den

zwei Drittel von Europa decken würde. Dieses große Wüstenland Afrikas erstreckt sich der Länge nach von der Nordwestküste am atlantischen Ozean bis zum Thal des Nil, also so ziemlich quer durch den ganzen breitesten Teil von Afrika, und reicht in der Breite von den Höhenzügen des Atlasgebirges in Marokko und Algier bis zu den Ländern des Sudan, wo der gewaltige Strom Niger seinen Lauf in weitgeschwungenem Bogen beginnt. Und diese große Landmasse ist fast nichts als ein weites, ödes Sandmeer, auf das aus beständig wolkenleerem Himmel die glutheiße Sonne herab brennt. Wohl leuchtet dieser in einem wunderbar tiefen und reinen Blau, aber dieses Blau ist vielleicht für den Künstler ein kostbarer Farbenton, für den verschmachtenden Pilger aber nur eine trostlose Öde, die sich seinem fieberisch erregten Blick häufig mit jener trügerischen Luftspiegelung, der Fata Morgana, belebt, welche ganz entfernte Gegenstände und Orte in die Nähe des Wanderers versetzt und diesen täuscht. Er sucht eine Karawane; da ziehen sie ganz deutlich dahin, die hochbeladenen Kamele, und nebenher reiten die begleitenden Beduinen mit ihren weißen Mänteln, er sieht einen grünen Palmenhain mit einem frischen Quell, — kommt er aber in die Nähe, so verschwindet das trügerische Bild und den Getäuschten hüllt nach wie vor der glühende Dunst der Sandwüste ein.

Diese schweigende Wüste mit ihren gezackten Sandbünen

ihren langgestreckten Karawanen und den räuberischen Beduinen, ihren Sandstürmen und ihren Pfaden, an denen Knochen von Menschen und Tieren bleichen, macht den Eindruck des Großartigen und Furchtbaren. Aber dichterisch begeistern kann sie nur den, der sie nie betrat. So mag Freiligrath wohl sehnend ausrufen:

„Ich irr' auf mitternächt'ger Küste,
Der Norden, ach, ist kalt und klug,
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug!"

Er kann dies thun, so lange seine Sehnsucht nicht erfüllt wird — aber die Erfüllung seines sehnsüchtigen Wunsches würde mit einem Schlage ihn und seinen Hengst aus der hochpoetischen Stimmung in die prosaische Wirklichkeit versetzen. Nein, die Sahara ist, so versichern alle Reisende, eine furchtbare Öde. Es ist der Nordrand der Wüste, den wir besuchen wollen. Auch hier schon fällt das Auge auf die größte Eintönigkeit. Die Ärmlichkeit des Pflanzenwuchses, der in der Öde fast ganz dem Auge verschwindet, die meist stachlichten, mit spärlichen, graugrünen Blättern bekleideten Sträucher und Gräser, die nirgends eine zusammenhängende Decke bilden, vermögen nicht die Monotonie zu beseitigen. Die Dattelpalme ist der einzige Baum, der in den Oasen gedeiht, und auch dieser gleicht einem steifen, starren Besen, der mit dem Stiel in den Boden gesteckt ist. Die Oasen machen nur darum einen so tiefen Eindruck auf den Reisenden, daß er erst versucht wird, sie mit allzu glühenden Farben zu schildern, weil er nach tagelangem Reiten oder Fahren, wo er nichts als lehmgelbe, schattenlose, dürre, von hochstehender Sonne beschienene Flächen gesehen hat, nun plötzlich seine Augen am Grünen laben kann und Wasser, Schatten und Kühle findet. Es geht ihm wie dem Nordpolfahrer, der nach langer Fahrt in schnee- und eisbedeckten Gegenden endlich wieder Bäume sieht. —

Dieselbe Einförmigkeit, welche die Pflanzenwelt zeigt, bietet auch die Tierwelt der Sahara. „Ich möchte sagen", berichtet Karl Vogt, „daß die Monotonie der Wüste großenteils in der Farbe begründet ist. Alles ist mit Lehmfarbe wie angestrichen; bald etwas heller, bald etwas dunkler gelb, bald mehr grau oder braun, bald auch gesprenkelt oder fleckig — aber immer Lehmfarbe — Boden, Pflanzen und besonders Tiere. Von dem einheimischen Kamel oder Mähnen-Muflon bis zu dem Skorpion herab zeigt alles dieselbe Grundfarbe — mit alleiniger Ausnahme der Käfer, welche alle schwarz oder wenigstens sehr dunkel sind. Ein ruhig daliegendes Kamel kann man ebensowenig in einiger Entfernung von einem Steinblocke unterscheiden, als eine Hornviper von einem Wurzelstücke oder ein Steppenhuhn, das sich geduckt hat, von einem Steine — erst die Bewegung läßt die Tiere erkennen. Auf den Hochebenen, wo noch manche Laubgewächse vorkommen, die Rinnsale der Bäche von gerade blühenden Oleanderbüschen umsäumt waren (ein reizender Anblick für den Reisenden, ein unliebsamer für den Einheimischen, denn wo der Oleander blüht, da blüht auch das Fieber), auf der Hochebene von Lambessa, wo ich mit einigen Arabern von den alten Römern bearbeitete Steine umwälzte, um nach Eidechsen, Skorpionen und Tausendfüßern zu suchen, kommen noch die prachtvoll gefärbten, grünen Eidechsen mit blauen Augenflecken neben sandfarbig gefleckten, kleinfüßigen Schleicheidechsen und lebhaft grün und blau gefärbten Tausendfüßern vor — in den Zäunen an der Küste klettert noch langsam das in so vielen Tönen wechselnde Chamäleon — bei Biskra ist der an den Palmbäumen kletternde, bissige Waran, der an den Lehmwänden der Häuser nach Fliegen und Wanzen jagende Gecko, sind die zahlreichen kleinen Erdeidechsen alle von derselben lehmgelben Grundfarbe; nur der geduldige Debb mit seinem rundum mit Stacheln besetzten Schwanze hat eine dunklere Farbe, die seinen dicken Kopf und Bauch in den Felsklüften, in welchen er sich birgt, einem Rollsteine ähneln läßt. Auf den Hochebenen fliegt noch die Felsentaube, diese lebhaft gefärbte, schön gezeichnete Stammmutter aller unser gezähmten Taubenrassen — aber was auf dem Boden der Wüste, in den halb vom Sande erstickten Stachelbüschchen von kleineren Vögelchen herumhüpft, ist ebenso wie die Steppen- und Wüstenhühner alles gelbgrau in Gelbgrau. Was fliehen, sich ducken oder sich verbergen muß, hat die allgemeine Wüstenfarbe; nur das Nachttier oder das auf seine Stärke trotzende Wesen kann ein anderes Gewand anlegen. Der alte, männliche Strauß ist weiß und schwarz — das schwächere Weibchen und die Jungen sind bräunlich grau. Selbst die kleinen Fische in den wenig tiefen Bächen, die fingerlangen Barben und die zolllangen Zahnkarpfen haben die Farbe des Sandes, über welchem sie schwimmen. Die in den Palmengärten grabende Maulwurfsgrille ist heller gelblich als die unsrige; die



Perleidechsen. Steppenhuhn. Hornviper.

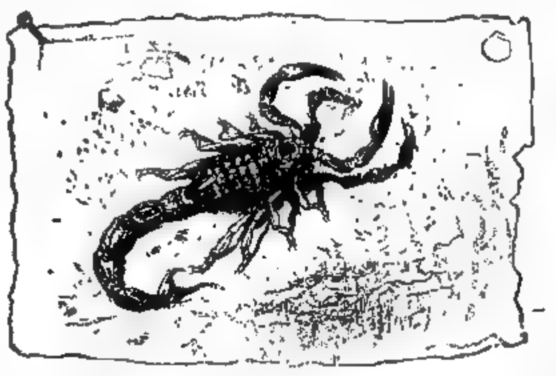
seltenen Heuschrecken haben dieselbe Farbe, die Landkrabben nicht minder. Selbst der Skorpion, der doch ein nächtliches Tier ist und bei Tage sich unter Steinen oder in den Häusern versteckt hält, ist graugelb. Nur die Landschildkröten, welche durch ihren Panzer geschützt sind und oft scharenweise an schlammigen Bächen sich aufhalten, sind schwärzlich mit allerliebsten gelben Zeichnungen und Tupfen."

Irrtümlich ist auch die verbreitete Meinung, daß die Wüste allnächtlich widerhallt vom Gebrüll des Löwen, des „Wüstenkönigs", vom Lachen der Hyäne und vom Geheul des Schakals. Diese Tiere sind nur in den Gebirgen und auf den Hochebenen häufig. Es sind vorwiegend Kriechtiere, die am Wüstenrande ihr Wesen treiben und die darum in unseren trefflichen Illustrationen des Meisters F. Specht zur Darstellung gekommen sind.

Beginnen wir mit dem Sonderling, dem tierischen Kuriosum, dem Chamäleon. Dieses Tier gab schon dem Altertum durch seine Sonderbarkeiten Stoff zu allerhand Fabeln. Auffällig sind bei dem wenig über einen Fuß langen Tier der lange, bewegliche Wickelschwanz, der ihm zusammen mit den fingerartig beweglichen Zehen ein geschicktes Klettern im Gezweig ermöglicht. Man sieht sie, gewöhnlich in kleinen Gesellschaften von drei bis sechs, auf einem Busche sitzen, unbeweglich, einem Holzknorren ähnlich, mit den vier Klammerfüßen und dem Schwanze an einem der Zweige befestigt. Oft ruht es stundenlang auf ein und derselben Stelle. Insekten aller Art umschwirren das unbewegliche Geschöpf. Aber plötzlich schießt es die wohl fünf Zoll lange Zunge hervor und, ohne zu fehlen, trifft es die Beute, die sich durch ihren heftigen Flügelschlag nur noch fester leimt. Die Zunge wird zurückgezogen; man bemerkt dann eine rasche, kauende Bewegung der Kiefer, und das Tier erscheint wieder so regungslos wie zuvor. — Sonderbar sind auch die großvorgequollenen Augen. Ein ranziges Lid bedeckt sie bis auf einen kleinen Punkt. Jedes Auge hat eine selbständige Bewegung, so daß das eine nach oben, das andere nach unten, dieses vorwärts, jenes rückwärts blicken, dieses stillstehn und das andere sich drehen kann. Aber die merkwürdigste Erscheinung an dem merkwürdigen Geschöpf ist der zum Sprichwort gewordene Farbenwechsel. Die Einwirkung des Lichts, vornehmlich aber Schreck, Angst vermögen die Farbe, welche für gewöhnlich das Chamäleon zeigt, fast in jede andere zu verwandeln. Das Chamäleon wird schwarz im Zorn, grün bei guter Laune, weiß oder fleckig vor Schreck. Man nennt darum einen Menschen, welcher seine Meinungen beliebig nach seinem Vorteil ändert, ein Chamäleon (nicht ein Kamel!). Schon im Altertum machte man es zum Symbol der niedrigen Gefälligkeit der Schmeichler und Höflinge.

Die Perleidechse (*Lacerta ocellata*) steht unserm Chamäleon verwandtlich nahe. Sie ist — man muß nur die verbreitete ganz unsinnige Scheu vor den Eidechsen überwinden — ein Prachttier mit schönster gelbgrüner Zeichnung. Bei Ankunft eines Menschen flüchtet sie rasch der von ihr bewohnten Höhlung zu, verschwindet in derselben, dreht sich um und erscheint nur mit dem Kopfe vor dem Ausgange, um neugierig zu spähen, was da kommen wird. Hunden und Katzen stellt sie sich mutig zur Wehr.

Weit weniger harmlos als diese Wüstenbewohner erscheint die Hornviper oder Cerastes. „Afrika", sagt schon der alte Geßner, „ist voll dieser Schlangen. Insonders sind in Lybia etliche sandechte Einödien und unfruchtbare Ort, da nichts dann vielerlei und sonderlich gehörnte Schlangen herfürkommen. Sie erhalten sich mehrteils in sandechten Orten unter dem Sand oder liegen in Gruben neben den Straßen, auf daß sie die, so fürgehen, anfallen und ihnen destobaß nachstellen mögen. Sie schleichen nit schlecht, sondern mit viel Ummwenden und Krümmen. Daher etlich vermeint, sie hätten dieser Weichsame halber kein Rückgrat." . . . Diese Angaben werden auch von neueren Reisenden bestätigt. Tags über hält sie sich geschickt verborgen, nachts aber macht sie sich lästig. „Man muß es wissen", schreibt Brehm, „was es besagen will, einen Reisetag in der Wüste oder Steppe hinter sich zu haben, um zu begreifen, wie sehr man die Ruhe ersehnt. Vom frühen Morgen an bis gegen Mittag hin und von drei Uhr nachmittags bis zu Sonnenuntergang hat man auf dem Rücken des widerhaarigen Kamels gesessen, die immer durstigen Lippen mit lauwarmem, stinkendem Schlauchwasser befeuchtet, den bellenden Magen mit etwas Reis zur Ruhe gebracht, so recht eigentlich des Tages Last und Hitze getragen, und sich schon im voraus auf das Lager im Sande gefreut: da endlich wird der Platz bestimmt, welcher die Reisegesellschaft des Nachts beherbergen soll. Das Gepäck wird abgeladen, eine seichte Mulde in den Sand gegraben, der Teppich darüber gebreitet, eine Pfeife gestopft und ein hellleuchtendes Feuer angezündet. Eine behagliche Stimmung bemächtigt sich der Gemüter. Da tönt der Ruf: ‚Eine Schlange, Herr!' Das ganze Lager wird lebendig; jedermann, bewaffnet mit einer Zange, setzt sich auf einen Warenballen oder auf eine Kiste und wartet der Dinge, die da kommen sollen. Und heran kriecht es, zuweilen dutzendweise, man begreift nicht, woher sie alle kommen, die Hornvipern. Vorsichtig naht sich der eine oder der andere, die eiserne Zange in der Hand, dem giftigen Wurme; im rechten Augenblick packt er ihn hinten im Genick; fest kneipt er zusammen, damit er nicht wieder entrinne, und mitten ins lodernde Feuer wirft er die Viper, mit boshafter Freude ihren Untergang verfolgend." —



Skorpion.

Zu der Hornviper gesellt sich als Gifttier der Skorpion, der freilich ein Bindeglied zwischen den Spinnen und Krebsen herstellt und auch nicht durch den Biß, sondern durch einen Stachel verletzt, in den der Hinterleib ausläuft. Am Tage versteckt, kommt er erst bei anbrechender Dämmerung hervor, um mit emporgehobenem Schwanze und tastend vorgestreckten Scheren seine Jagd auf Spinnen und Käfer zu beginnen. Da sie die Wärme ungemein lieben, so dringen sie auch häufig in die menschlichen Wohnungen ein, verkriechen sich in die Betten, in Kleider und dunkle Deckung. „Der Mensch kommt jedenfalls", so berichtet ein Reisender, „am häufigsten mit diesem häßlichen, hartschaligen und hartlebigen Tiere in Berührung, das freilich, wie auch die Giftschlangen, durch die Erfindung der Streichhölzchen an seiner Gefährlichkeit etwas eingebüßt hat. Ein von einer Schlange gebissener oder vom Skorpion gestochener Araber macht mit dem Messer, welches er stets bei sich trägt, einen Einschnitt in die Wunde, um das Blut gehörig laufen zu lassen, verbindet das Glied oberhalb derselben fest mit dem Kamelhaarstricke, der ihm die Kapuze umwindet und brennt dann die Wunde mit einigen Streichhölzchen aus — er kommt so mit einer Brandwunde davon, um die er sich nicht viel kümmert. Das hindert nicht, daß hie und da Todesfälle vorkommen; ein handlanger Skorpion, dessen Giftblase gefüllt ist, kann besonders im heißen Sommer erhitzte und ermüdete

Menschen in einigen Stunden dem Tode entgegen bringen. Ein Bekannter, der in der Wüste gereist war, erzählte mir, daß einer seiner Führer bei einem Halt nach erschöpfendem Ritt von einem großen Skorpion gestochen worden sei. Die Lastkamele mit der Reiseapotheke waren voraus, man hatte nichts als Kognak (Brandy). Nach einer halben Stunde heftigen Schmerzes fiel der Mann zusammen und schien eine Leiche. Man packte ihn in eine Decke, lud ihn auf ein Pferd und ritt weiter. Aber bei dem nächsten Halte glaubte mein Freund noch schwache Herzschläge in Intervallen zu spüren. Er goß dem Manne Kognak in den Mund, sehr viel Kognak, sagte er, mehr als nötig, um zwei Männer betrunken zu machen. Am Abend im Bivouac angekommen, gab der Mann einige Lebenszeichen; man goß ihm abermals Kognak ein; er schlief, tief atmend, und am andern Morgen war er zwar noch schwach, aber doch sichtlich hergestellt. Ohne den Kognak, meinte mein Freund, wäre der Mann an Herzlähmung gestorben.

„Die Araber machen nicht viel Umstände mit dem Skorpion, den sie häufig genug in ihren Häusern und unter ihren Decken finden. Er wird mit dem doppelt zusammengelegten Zipfel des Burnus gepackt, in welchem der krumme Schwanzstachel sein Gift verspritzt. Die ersten wurden uns, aus reiner Spekulation auf größere Bezahlung, mit großen Furchtbezeugungen gebracht; meist hatte man ihnen einen Faden um den Schwanz gebunden, an dem man sie aufgehängt mit weit ausgestreckten Armen trug. Als sie sahen, daß ich die Skorpione ohne besondere Gemütsbewegung mit einem eisernen Zänglein packte und in das Glas mit Weingeist beförderte, worin sie, beiläufig gesagt, wohl eine Stunde zappelten, brachte man sie im Burnuszipfel, und es geschah eines Tages, daß ein Skorpion von mittlerer Größe entschlüpfte, ehe ich ihn gepackt, über den Tisch in den Hof hinabkollerte und mit großer Schnelligkeit sich in einen Mauerritz des Hotels flüchtete, wo man ihm nicht beikommen konnte. Allgemeiner Aufruhr! Man holte einen Maurer herbei, der mit seinem Hammer die Verputzung wegschlug und dabei zugleich den unglücklichen Skorpion zerquetschte. Nun waren die Gäste beruhigt.

„Auf der Rückreise von Biskra hätten mir die Skorpione fast einen Streich gespielt. Ich saß in der Diligence (Postkutsche), meinen kleinen Korb mit den lebenden Eidechsen auf dem Schoße — in der andern Ecke schlummerte ein stämmiger Zimmermann in dickem, grobem Samtgewand. Plötzlich schrie der Mann auf: Hu! Ein Skorpion! und griff mit beiden Händen nach seinem Schenkel. Wir waren alle in größter Bestürzung und Aufregung; der Mann, leichenblaß vor Schrecken, hatte mit seinen Händen eine Falte in seiner weiten Hose gebildet und drückte und knetete mit seinen starken Händen etwas in der Falte Eingeschlossenes. ‚Sind Sie gestochen?‘ fragte der eine; ‚hier ist Kognak, hier Salmiakgeist‘, rief der andere; ‚geschwind, geschwind, machen Sie die Hosen herauf!‘ — ‚Nicht nötig‘, antwortete der Zimmermann. Ich bin nicht gestochen. Aber ich fühlte etwas in meiner Hose krabbeln und da habe ich rasch zugegriffen und den Unhold in einer Falte gepackt. Das Zeug ist dick, da sticht kein Skorpion durch! Hau! Hau! Da hast du's!‘ rief er wiederholt, immer aus Leibeskräften drükkend und quetschend. ‚Lebend kommst du nicht davon!‘ So arbeitete der Mann wohl eine halbe Stunde lang, während er sich in Betrachtungen über die Gefährlichkeit der Naturforscher erging. ‚Da ist vorgestern so ein Herr mit dieser Diligence gefahren, der hatte eine ganze Schachtel mit lebenden Skorpionen mit sich und ein anderer Herr hat sich darauf gesetzt und die Schachtel zertrümmert und nun ist der Wagen voll von Skorpionen!‘ Endlich entschloß er sich, die Hose aufzurollen und was kam heraus? Eine meiner kleinen, niedlichen Eidechsen, zur Unkenntlichkeit verquetscht. Erschreckt sah ich nach meinem Eidechsenkorbe. Eine zweite wollte eben denselben Weg nehmen. Ich zog sie unvermerkt heraus und warf sie durch das Fenster auf den Sand, indem ich den Korb besser schloß. Aber ich sagte keinem Mitreisenden, was ich noch darin hatte.“ —

Werfen wir nun noch einen Blick auf unser **Initialbild**. Am Stamme dreier Dattelpalmen hocken zwei **Geier**. Nicht weit von ihnen liegt ein verendetes Kamel. Voll der ekeln Speise warten sie die Verdauung ab, um dann von neuem an dem Aase zu zerren. Sie sind die „Scavengers“ der Wüste, die mit ihrer Gier der Verpestung der Luft steuern. — Viel besser mutet uns der schöne Kopf des **Mähnenschafes** an, das mit sicherem Schritt und schwindelfreiem Blick in den hohen Felsen des südlichen Algeriens haust. —

D.

Wild gewachsen.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben von H. Wießner. (Schluß.)

9. Der Helfer in der Not.

In weiterer Ferne sah Reinhold Häuser stehen. Dort wirst du irgend jemand um ein Almosen ansprechen, dachte er, es ist Mittagszeit, vielleicht giebt dir eine mitleidige Frau etwas vom Mittagessen. Diese Hoffnung gab ihm wieder neue Kraft, daß er ziemlich hurtig wohl eine halbe Stunde lang die schattige Baumallee verfolgte, bis er zu dem Gehöft kam. Es war ein Wirtshaus mit einem großen Garten, in welchem hier und da an den Tischen Leute saßen, welche ihr Mittagsmahl einnahmen oder Kaffee tranken. Durch den Garten wagte er nicht zu gehen. Er wollte also von irgend einer Seite nach den Wirtschaftsgebäuden und der Küche zu gelangen suchen. Da er aber niemand zu fragen wagte, so verfehlte er den Weg und kam in eine Parkanlage, welche sich an den Garten anschloß. Die übermüdeten Füße versagten ihm den Dienst, so daß er ein paar Minuten ruhen mußte, ehe er weiter ging. Da überfiel ihn das Bewußtsein seiner Rettungslosigkeit mit furchtbarer Gewalt. Weder vorwärts noch rückwärts sah er einen Ausweg aus dem Irrgange, in welchem er sich so thörichterweise verlaufen hatte. Nun that es ihm leid, daß er dem Unmut über die nicht einmal fehlgeschlagene, sondern nur ein wenig weiter hinausgeschobene Hoffnung Raum gegeben hatte. Wenn ich still gegangen wäre, wie Gott mich führen wollte, so hätte man mich nicht gefesselt und in K* wohl freundlicher behandelt. Dann hätte ich auch den Bösewicht nicht zu sehen bekommen, der mich nun vollends ins Verderben gelockt hat. So dachte er jetzt im Drange der äußersten Not, und dazu klang es ihm in den Ohren, daß er zusammenschauerte! Zu spät! du hast Gott versucht — er will nichts mehr von dir wissen! Warum willst du dich noch lange quälen? Da drüben ist der breite Strom — ein Sprung, dann ist alle Angst und Not vorbei! — Vorbei? fragte es in ihm. — „Ja vorbei!“ schrie er laut und trotzig, sprang auf und lief kaum noch seiner Sinne mächtig vorwärts, die Anhöhe hinab.

Es war einer jener wunderschönen Herbsttage, an denen die Natur sich noch einmal in die wonnige Frühlingszeit zurückzuträumen scheint, ehe sie ihren Winterschmuck anlegt.

Aus dem Wiesengrunde, zu welchem sich der Weg hinunterbog, schallte fröhliches Jauchzen vieler Stimmen herauf. Eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen vergnügten sich mit allerlei Scherz und Spiel. In dem Rahmen des herbstlich bunten Gebüsches gab das ein gar ansprechendes Bild voller Leben. Bei seinem Anblick erwachte in Reinhold auch wieder die volle Lust zum Leben. Eben schickten sich die glücklichen Leute an aus etlichen Körben Speisen und Getränke auszupacken

und dieselben auf einem über dem Rasen gebreiteten Tischtuche anzurichten.

Sie geben dir Unglücklichem gewiß etwas von ihrem Überflusse ab, wenn du höflich bittest. Der Gedanke erschien ihm gut und nicht schwer auszuführen. Als er aber zu der inzwischen im Kreise gelagerten Gesellschaft herantreten wollte, bemerkte er in derselben mehrere Herren in Uniform. Sie kamen ihm wie Polizeibeamte vor; das scheuchte ihn zurück und wieder in die vorige Verzweiflung hinein, so daß er den Weg zum Flusse fortsetzte.

Wozu auch erst noch zögern? sagte er zu sich selbst, in ein paar Stunden bin ich doch wieder hungrig, und dann ist's Abend und wird Nacht, was soll dann werden? Laufe ich weiter, so muß ich stehlen, und es wird nur immer schlimmer mit mir. Der Versucher schlich ihm nach wie ein brüllender Löwe, jetzt meinte er ihn sicher zu verschlingen.

Aber auch eine bessere Stimme regte sich in der geängsteten Seele. Ans Beten dachte ja Reinhold in seiner Verzweiflung und Schwachheit nicht. Wie kam ihm aber jetzt gerade das Lied aus der Jugend ins Gedächtnis:

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschläg von mir wende
Und mich halt in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu.

Das Seufzen des Geistes war es drinnen im innersten Herzen; jedoch der Wille stemmte sich trotzig dagegen, daß die Füße dennoch den Weg weiter verfolgten, auf welchem der Versucher den in Sünde, Schande und Verzweiflung Geratenen vorwärts trieb. Aber der die Herzen kennt, und weiß was wir bedürfen, ehe denn wir ihn bitten, der wußte auch was des Geistes Sinn war, und der Seufzer im Herzensgrunde des Unglücklichen ging ihm nicht verloren. Er sandte einen Boten zur Hilfe und Rettung. Derselbe hatte sich frühe schon aufgemacht an diesem Tage und war nun zur rechten Zeit am rechten Ort, ob es ihm selber auch bisher noch nicht in den Sinn gekommen war, daß er heute noch einer Seele vom Tode helfen sollte.

Reinholds Weg ging quer über die große Landstraße hinweg. Als er dieselbe eben betrat, kam ein graukopfiger alter Mann heran, der schob mühsam einen hochbepackten Schubkarren vor sich her. Indem er Reinholds ansichtig wurde, setzte er keuchend sein Fahrzeug nieder und rief ihn an: „Heda, junger Bursche, willst Du mir wohl den Karren bis zur Stadt ziehen helfen, ich gebe Dir zwei Groschen.“ Und indem er sich mit einem bunten Taschentuche den Schweiß von der Stirne wischte, fügte er hinzu: „Es will nicht mehr gehen wie sonst. Glückliche Jugend! welche die Glieder noch regen und gebrauchen kann nach Herzenslust!“

Reinhold stand verwundert da und wußte nicht was er thun und sagen sollte. Daß ihn in diesem Augenblicke ein Mensch beneiden könnte, hätte er sich nicht träumen lassen.

Der Alte schien die Zustimmung zu seiner Aufforderung als selbstverständlich anzunehmen, er knüpfte einen Kober vom Schubkarren los und sagte: „Aber erst wollen wir uns stärken, es ist längst Mittagszeit. Willst Du mein Gast sein?“ Damit setzte er sich auf den Meilenstein an der Seite der Chaussee und packte seinen Kober aus; Brot und Wurst nebst einem Fläschchen Kümmelbranntwein brachte er aus demselben hervor. Welch ein Anblick für den Hungrigen! Er ließ sich nicht lange nötigen, sondern langte herzhaft zu, wie ihm die erwünschte Gabe herzlich dargeboten wurde.

Inzwischen musterte ihn der Alte von oben bis unten, ja es begleiteten Kopfschütteln begann er endlich: „Junger Mensch, Du siehst ja erbärmlich aus und kannst mich auch gar nicht gerade ansehen. Was ist Dir denn? Bist Du krank oder ist Dir sonst etwas Schlimmes geschehen?“

Die rauhe Stimme des Graukopfs klang so lieblich, daß Reinhold in tiefster Seele von diesen Worten ergriffen wurde. Er fing heftig an zu weinen.

Der Alte schüttelte wieder den Kopf; dann legte er seine Hand auf die Schulter des Weinenden, hob mit der andern sein Gesicht empor, daß er tief in die nassen Augen hineinblicken konnte, und sagte so freundlich, wie etwa ein Vater zu seinem Kinde redet: Sage mir was Du auf dem Herzen hast und Dich plagt. Ich habe viel erlebt in meinem Leben, mancher Trübsalssturm ist über mein Haupt gegangen, ehe es im Alter grau geworden ist; vielleicht kann ich Dir helfen oder wenigstens einen guten Rat geben, der auch oft Goldes wert ist!“

Wie Speise und Trank dem Körper wieder Lebensgefühl und Lebenslust zurückgegeben hatten, so brachten die freundlichen Worte des Alten auch wieder Zutrauen und Hoffnung in Reinholds Seele. Das Herz ging ihm auf, und er schüttete es offen und ehrlich aus. Wo seine Rede stockte, das Schlimmste nicht heraus wollte vor Bangigkeit und Zagen, da half der Alte nach mit freundlichem Zuspruch. Eine Stunde verrann und noch eine, immer tiefer sank die Sonne hinab zum Horizont, Wandersleute und Fuhrwerk zogen die belebte Landstraße hin und her, die beiden saßen auf dem Meilenstein unbekümmert um das was um sie her vorging.

Endlich war Reinhold fertig und schwieg. Der Alte aber stand auf und sagte: „Das war eine gute Beichte, unser Heiland möge sie Dir segnen. Bin ich auch kein Pastor, so darf ich Dir doch verkündigen, was der Grund alles Friedens ist: Christus JEsus ist gekommen in die Welt, die Sünder selig zu machen. Wer seine Missethat leugnet, dem wird's nicht gelingen; wer sie aber bekennet und lässet, der wird Barmherzigkeit erlangen, er ist treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reinigt uns von aller Untugend.“

Aus seinen weinenden Augen heraus blickte Reinhold in die des alten Mannes. So hatten ihm noch nie eines Menschen Worte das Herz getroffen und bewegt, auch nicht die seines Seelsorgers im Zuchthause, obschon er viel Zutrauen zu demselben gehabt hatte. „Lieber Vater“, sagte er, „ratet mir doch was ich thun soll.“

„Ja, mein Kind“, erwiderte der Alte, „ich will Dir sagen, was ich auch meinem leiblichen Sohn raten würde, wenn er so vor mir stände: Zweimal bist Du dem lieben Gott aus der Schule gelaufen, aber er hat Dich nicht lassen wollen, sondern ist Dir nachgegangen, um Dich zu suchen, weil er Dich gern selig machen möchte. Jetzt ruft er Dich zum drittenmal, durch mich ruft er Dich und läßt Dir sagen: Eile und errette Deine Seele! Der Heiland wird Dir helfen, er ist ein guter Hirt. Jetzt ziehst Du meinen Karren zur Stadt, ich schiebe ihn und behalte Dich dabei hübsch im Auge, damit Dich der Satan nicht wieder erwischt mit thörichten Gedanken. Und wenn wir hineinkommen, so gehst Du gleich zur Polizei und stellst Dich gefangen.“

Das letzte Wort fiel schwer auf Reinholds Seele. „Man wird mich wieder ins Zuchthaus schicken; denn wer wird mir glauben, wenn ich sage, daß ich nicht gestohlen habe?“ klagte er.

„Mein Sohn, überlaß es dem HErrn, wie viel oder wenig er Dir auferlegen will. Seine Wege sind eitel Güte und Wahrheit, auch wenn sie uns nicht gefallen nach dem Sinn unseres Herzens; es sind gute Wege, und wer darinnen wandelt, wird Ruhe finden für seine Seele. Ist es nicht wunderbar, daß wir gerade so zusammentreffen mußten? Seit einer

schwer wurde. Ich wollte fast ungeduldig werden, nun aber weiß ich des HErrn Absicht. Möglich ist es wohl, daß man Dich nun wieder ins Zuchthaus zurückschickt, das Gesetz führet eine harte Rede. Aber es ist viel besser so, als daß Du, an Leib und Seele verdorben, zur Hölle fährst. Also vorwärts! angespannt! es ist die höchste Zeit für uns beide: für mich, daß ich zur Stadt komme mit meinem Karren, für Dich, daß Du loskommst von den eigenwilligen Gedanken, die es besser wissen wollen was Dir gut ist als der gute Gott. HErr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget!"

In der That dunkelte es schon ziemlich stark, denn die Tage waren der Jahreszeit gemäß kurz. Ohne Aufenthalt und in möglichster Eile ging es nun nach der Stadt zu. Dem alten Mann mußte die jugendkräftige Hilfe, die er gefunden hatte, sehr behagen, denn er fing bald an zu singen mit vor Alter zwar etwas zitternder, aber doch deutlicher Stimme:

Was Gott thut, das ist wohlgethan;
Es bleibt gerecht sein Wille;
Wie er fängt meine Sachen an,
Will ich ihm halten stille.
Er ist mein Gott,
Der in der Not
Mich wohl weiß zu erhalten;
Drum laß ich ihn nur walten.

Wollte er dem jungen Menschen Mut und Zuversicht in das jammernde Herz singen, oder ihm nur die Möglichkeit zu weiteren Einwendungen abschneiden?

Als sie durch das Stadtthor gekommen waren und nun durch die Straßen dahinfuhren, schob der Alte immer kräftiger, daß auch Reinhold immer schneller zu laufen genötigt war. Beide keuchten und waren fast außer Atem, als der Alte endlich vor einem großen Hause Halt! rief. Er nahm Reinholds rechte Hand in die seinige und sah ihm beim Scheine der Gaslaterne, welche in der Nähe brannte, tief in die Augen.

„Nun gehe in Gottes Namen Deinen Weg, mein lieber Sohn; ist er auch schwer, so ist er doch der richtige, und es wird Dich nicht gereuen ihn gegangen zu sein. Da hinein in das große Haus gehe und weiche nicht von der lauteren Wahrheit. Mein Name ist Werner, und ich wohne in Furstenau. Wenn Du mit dem Gesetz und der Obrigkeit im reinen sein wirst und bist ein ordentlicher Mensch geworden nach Gottes Willen, dann komme zu mir, Du sollst nicht hilflos bleiben, so ich noch am Leben bin. Sollte ich aber meinen Lauf vollendet haben, so wird der HErr, in dessen Hand wir sind, Dir andere Helfer erwecken. Sein Wort ist es: Bekenne einer dem andern seine Sünde und betet füreinander, daß ihr gesund werdet. Ich will täglich für Dich beten, so lange ich's vermag, daß Deine Seele genese." So sprach er und schob Reinhold auf die Treppe zu.

Dieser ging mechanisch die Stufen hinauf, vor innerlichem Beben konnte er kein Wort sagen. Erst als er in der hohen Thür stand, fiel ihm ein, daß er doch ein freundliches Wort des Dankes hätte von sich geben müssen, und wandte sich um, das Versäumte nachzuholen.

Aber da stand der Alte unten und hob drohend das Karrenband in die Höhe.

Reinhold mußte lachen und weinen vor Weh und Wonne zugleich, denn er sah wie der Greis sich dabei die Thränen aus den Augen wischte.

Getrost ging er in den halbdunkeln Flur hinein und sagte mit fester Stimme zu dem Beamten, welcher ihm entgegenkam, wer er sei, und daß er sich zur Haft stelle. Der Beamte war nicht wenig erstaunt. „Du bist also der Ausreißer, um den heute das Hallo gemacht wurde in alle Welt hinaus! Wo ist denn Dein Kumpan?"

„Das weiß ich nicht, und es ist mir auch gleichgültig."

„Oho, als wenn man nicht wüßte, wie fest ihr Spitzbuben miteinander zusammenhängt! Der junge soll wohl dem alten den Rücken decken durch seine freiwillige Gestellung, he? Aber das wird Euch nichts helfen. Immerhin ist's gut, daß wir wenigstens einen haben."

Reinhold hörte geduldig diese Rede. Er wurde sofort vernommen und sagte aus was der Wahrheit gemäß war. Als die Zellenthür sich hinter ihm zugethan hatte, fiel er auf seine Kniee und betete inbrünstig zu Gott um Vergebung seiner Schuld und um Kraft sich in alles zu fügen was nun kommen werde.

Nach einigen Tagen wurde er nach K* zurückgebracht, wo er mehrere Monate in Untersuchungshaft sitzen mußte, weil man sich alle Mühe gab den Verbrecher, mit welchem er entflohen war, herbeizuschaffen. Da es nicht gelang, wurde ihm endlich allein der Prozeß gemacht. Die Stimmung war ihm nicht günstig. Der Kommissarius hatte des Ausbruchs wegen viel Ärger gehabt, und die Richter sahen in ihm den schon mehrfach bestraften Verbrecher. Zwar ließ man die Anklage wegen Meuterei fallen, zum großen Ärger des Herrn Polizeikommissarius, aber daß er an dem mit so großer Frechheit ausgeführten Diebstahl nach dem Ausbruch keinen thätigen Anteil genommen habe, schien unglaublich, war er doch im Besitz eines Teils des Gestohlenen gefunden worden. So wurde er in Anbetracht des vermeintlichen Rückfalls zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

10. Ende gut, alles gut.

Der neue Frühling sandte seine ersten Vorboten dem Winter entgegen, als der Verurteilte denselben Weg zurückgeführt wurde, welchen er in so trüber Stimmung im Herbst gegangen war. Man hatte ihn auch jetzt wieder gefesselt, und zwar als einen Ausreißer schärfer noch als damals. Heute aber war er, wenn auch nicht gerade in jubelnder, so doch in getroster und fröhlicher Stimmung. So wunderlich ist das Menschenherz.

Ein paar schwere Stunden brachte noch der Wiedereintritt in die Strafanstalt. Es ist keine Kleinigkeit, wenn die Klugen Ursach zu haben glauben zu der ebenso beliebten, als freilich billigen Rede: Das haben wir vorausgesagt.

Der Geistliche hatte sich auf eine sehr trübselige Szene beim ersten Wiedersehen an diesem Orte gefaßt gemacht. Er fand aber den Gefangenen anders, als er ihn sich gedacht hatte.

„Gott hat es mit mir gut im Sinne; mir fehlte es auch nicht an Erkenntnis seines Willens und seiner Wege, aber ich wollte Zeichen und Wunder, am Anfang schon das Ziel seiner Wege sehen, anstatt mir an seiner Gnade genügen zu lassen. Ich murrte wider ihn und gab der Meinung Raum, es ginge auch wohl ohne ihn. Da ließ er einen Augenblick von mir, und die Folge war Jammer, Verzweiflung und Elend. Aber vor dem Schlimmsten hat mich seine Liebe bewahrt, und dafür will ich ihm danken ohne Unterlaß." Das war der Schluß der Erzählung seiner Erlebnisse und Verirrungen.

„Aber wirst Du nun auch Kraft gewinnen diese Zeit zu überstehen? Wird es Dir nicht zu schwer werden, wenn Dir als einem Rückfälligen von allen Seiten mit Mißtrauen begegnet wird?" fragte der Geistliche. Und die Antwort lautete kurz: „Der HErr wird mich stille machen und mir helfen; wie Er mich führt, so will ich gehen."

Äußerlich wurde nun alles wieder wie zuvor. Reinhold saß wieder unter den Schneidern und war fleißig und still wie sonst. Des Nachts durfte er freilich nicht mehr in einer Einzelzelle schlafen, sondern sein Bett stand mitten unter denen vieler seiner Mitgefangenen auf einem großen Schlafsaale. Da hatte

er viele Bosheiten und leichtfertige Reden, auch manche gegen ihn selbst gerichtete Spöttereien anzuhören. Aber alles Neue wird mit der Zeit alt und verliert dann den Reiz; nach etlichen Wochen ließ man ihn in Ruhe, da er sich's ohnehin wenig zu Herzen nahm. Das vergessene Neue Testament aber ward nun erst recht das Schatzkästlein seines Trostes.

So ging ohne besonders hervortretende Ereignisse im einförmigen Anstaltsleben ein volles Jahr vorüber, bis es wieder Frühling werden wollte draußen in der Welt. Da befiel ihn wahrscheinlich infolge einer Erkältung eine heftige Krankheit. Der Arzt nannte sie Flußfieber und meinte, dieselbe habe bei dem gesunden Körper des Kranken nicht viel zu besagen. Aber der ganze Sommer verging, ohne daß Reinhold gesund wurde. Seine Körperkräfte verfielen vielmehr, wenn auch langsam, so doch sichtlich. In seinem Wesen ward er noch stiller als sonst, dagegen zog über sein Antlitz ein eigentümlicher Verklärungsglanz, der namentlich aus seinen Augen leuchtete, und eines Tages ließ dann auch der Arzt auf der Krankentafel über dem Bett das Wort Flußfieber auslöschen und dafür hinschreiben: Chronischer Brustkatarrh. Das war aber nur ein milderer Ausdruck für Lungenschwindsucht.

Das junge Leben neigte sich schnell seinem Ende zu, der Kranke machte sich auch darüber keine falschen Gedanken, wie es derartige Leidende sonst so gern thun. Er war überzeugt, daß seine Flucht aus dem Gefängnis zu K* und die darauf folgende übergroße Anstrengung aller geistigen und leiblichen Kräfte den Todeskeim in sein Leben gebracht hatten. Er redete nicht viel und klagte noch weniger. Gern las er in Arnds Wahrem Christentum.

Auf sein Bitten ward an den alten Werner in Fürstenau geschrieben, demselben der Zustand des Kranken berichtet und der Dank desselben für die erfahrene Liebe ausgesprochen. Der Brief kam aber als unbestellbar zurück, denn der alte Mann war bereits im Frühjahr verstorben.

Das Auge des Kranken leuchtete noch heller auf als sonst, als er diese Nachricht empfing, wie wenn einem müden Wandersmann kurz vor der Heimkehr gesagt wird: Eile nur, man wartet daheim schon auf Dich!

Als er nach seinem Befinden gefragt wurde, antwortete er: „Was schadet's, ob auch der äußere Mensch verweset; wenn nur der innere erneuert wird? Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn; ich habe auch Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein!"

Der Todesengel trat zu einer guten Stunde an dieses Krankenbett. Während in dem Krankensaale der wöchentliche Gottesdienst gehalten wurde, kämpfte der Sterbende einen kurzen, kaum bemerkbaren Todeskampf. Als der Geistliche nach gesprochenem Amen zu ihm trat, war die Seele schon aus der irdischen Hülle entflohen und hinübergegangen vom Glauben zum Schauen. In tiefer Bewegung seines Herzens drückte er dem Entschlafenen die Augen zu.

In den Herzen derer aber, welche zu jener Stunde in Andacht versammelt waren, hielt der Geist Gottes noch eine gewaltigere Predigt als sie vorher gehört hatten, von dem Ernst des Sterbens und dem Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft.

Als die Nachricht von Reinholds Ableben nach Leinitz kam, hieß es allgemein, das habe man gar nicht anders erwarten können, als daß solch ein Taugenichts, von welchem man nicht einmal recht gewußt habe woher er eigentlich stamme, sein Ende im Zuchthause finden werde. Nur die kleine Magdalene Feldmann bat unter Thränen: „Mutter, scheltet ihn nicht; er spielte immer so hübsch mit mir, und darum ist er doch mein guter Reinhold."

Buntes Allerlei.

Der Yellowstone-Park, der im verflossenen Sommer von so vielen Partieen, prominenten und nicht-prominenten, einheimischen und fremden, besucht worden ist, hat nun auch eine wissenschaftliche Behandlung gefunden. Und zwar geht dieselbe weder von Uncle Rufus Hatch aus, der die darthin pilgernden Neugierigen zu plündern entschlossen ist, noch von Henry Villard, der das Land der Nord-Pacific-Bahn zu verkaufen wünscht; sondern von dem Manne, dem das amerikanische Volk die erste Entdeckung und Schilderung jenes Wunderlandes zu verdanken hat. F. V. Hayden hat nämlich zwei Bände von je 500 Seiten über Wyoming und Idaho erscheinen lassen. Die Bundesregierung, welche den Druck und das Binden besorgen läßt, hat darin dem Publikum alles bieten wollen, was während der letzten zehn Jahre über die beiden Territorien und den Nationalpark von den verschiedenen Expeditionen ermittelt ist. — Der Yellowstone-Park, der durch Kongreßgesetz vom 1. März 1872 zum Nationalpark gemacht wurde, ist, nach europäischer Weise zu reden, ein Alpenland. Er liegt 7000 bis 11,700 Fuß hoch über dem Meeresspiegel und umfaßt 3500 Quadratmeilen. Die beiden bedeutendsten Erhebungen sind der 11,700 Fuß messende Index-Peak und der schöne Electric-Peek, von dem man das ganze Gebiet überschauen kann. So kahl diese beiden Gipfel sind, so dicht bewaldet zeigt sich der größere Teil der Plateaus und Thalmulden. Westlich von dem hundertsten Meridian ist, das Washington-Territorium ausgenommen, nichts, was sich an Waldreichtum damit vergleichen läßt. Eine besonders anziehende Seite des Yellowstone-Parks bilden die tiefgeschnittenen Flußthäler und Seeen. Die letzteren bedecken von dem Gesamtflächeninhalt nicht weniger als 200 Quadratmeilen. Der Yellowstone-Lake, Lake Shoshone, Lake Lewis und Heart sind davon die beträchtlichsten. Von den heißen Quellen und Geisern hat Hayden zum erstenmal ein sorgfältiges Verzeichnis angelegt. Er zählt und beschreibt 2000, sage zweitausend, mehr oder minder warme Quellen und 71 Geiser. Mehr, als auf irgend einem anderen Platze der Welt beisammen sind. Ein sicheres Zeugnis, daß wir es hier mit einer vulkanischen Bildung ersten Ranges zu thun haben. Die Shoshone-Indianer, die ursprünglich hier wohnten, hielten den Park deshalb auch für den Eingang zur Unterwelt.

Große Sachen. Der größte noch in Thätigkeit befindliche Vulkan

Fuß tief. — Die größte Universität ist Oxford in England mit ihren 25 Kolegien. — Das größte Schiff ist der „Great Eastern", 680 Fuß lang, 60 Fuß tief, 22,927 Tons Tragfähigkeit. — Der größte Park ist der Rehpark bei Kopenhagen, 4200 Acres umfassend. — Die größte Süßwasserfläche weist der Lake Superior in Nordamerika auf, 400 englische Meilen lang, 160 breit, größte Tiefe circa 5500 Fuß. — Der größte Tunnel geht durch den St. Gotthard; Breite 26½ Fuß, Höhe 19 Fuß 10 Zoll, Länge 9½ englische Meilen, 1⅝ Meilen länger als der Mont Cenis Tunnel. — Die größte Höhle ist die Mammuth Grotte in Kentucky, von bisher noch nicht gemessener Ausdehnung. Ein Fluß durchströmt sie, in welchem augenlose Fische leben. — Die größten Bäume sind die Mammuth-Bäume in Californie, nahe an 400 Fuß hoch, 34 Fuß im Durchmesser, Alter circa 2500 Jahre. — Das größte Reich ist Großbritannien, 8,657,658 Quadratmeilen umfassend (mehr als der sechste Teil des gesamten Festlandes der Erdoberfläche) und an Einwohnerzahl etwa ⅙ der ganzen menschlichen Bewohnerschaft der Erde aufweisend. Es folgen Rußland (8,352,940 Quadratmeilen), dann die Ver. Staaten von Nordamerika (3,580,242 Quadratmeilen). — Die größte Mauer ist die chinesische Mauer, 1259 englische Meilen lang, 20 Fuß hoch, oben 15 Fuß breit. — Die größte Bibliothek ist die Nationalbibliothek in Paris, von Ludwig XV. gegründet. Sie umfaßt 1,400,000 Bücher, 300,000 Broschüren, 175 000 Handschriften, 300,000 Karten und Pläne, 150,000 Münzen und Medaillen. — Die größte Glocke befindet sich in Moskau, am Fuße des Zarenpalastes Kreml, 68 Fuß Umfang am untern Ende, 21 Fuß Höhe. Die Dicke beträgt bis zu 23 Zoll. Das Gewicht soll 443,772 Pfund betragen. Aufgehängt ist dies Ungeheuer nie worden. — Die größte Kirche ist der St. Peters-Dom in Rom. Der Bau hat 170 Jahre gedauert. Das Innere ist 613½ Fuß lang, die Höhe des Kirchenschiffs 152½ Fuß, die Pfeiler, welche die Kuppel tragen, haben 234 Fuß Umfang. Die Kuppel vom Pflaster bis zum Schlußstein ist 405 Fuß hoch bis zum Kreuz auf der Spitze.

Toten-Hochzeiten. Die Ehe wird bei den Chinesen für etwas so Wichtiges und Notwendiges gehalten, daß sie nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten verheiraten. Die Geister aller männlichen Kinder, die ganz jung sterben, werden nach einiger Zeit mit den Geistern

sechs oder sieben Jahre nach seinem Tode, seine Manen mit denen eines gleichalterigen Mädchens zu verehelichen. Sie wenden sich an einen Heiratsvermittler, der ihnen sein Verzeichnis toter Jungfrauen vorlegt; nach getroffener Wahl wird ein Astrolog zu Rate gezogen, der den Geistern der beiden Abgeschiedenen das Horoskop stellt. Erklärt er die Wahl für eine günstige, so bestimmt man eine Glücksnacht für die Hochzeit. Diese geht folgendermaßen vor sich: Im Ceremoniensaale des Elternhauses des toten Bräutigams wird eine papierene Nachbildung des letzteren in vollem Hochzeitskostüm auf einen Stuhl gesetzt. Um neun Uhr, oder noch später, senden die Eltern eine kleine Hochzeitssänfte aus Palmenrinde im Namen des Geistes des Jünglings ins Elternhaus der Braut mit der Bitte, sie möchten dem Geiste des Mädchens gestatten sich in die Sänfte zu setzen, um in ihr neues Heim gebracht zu werden. Die Chinesen glauben, daß jeder Mensch drei Seelen habe, und daß die eine nach seinem Tode bei seiner Ahnentafel bleibe. Dieser Aberglaube führt dazu, daß die Ahnentafel der toten Braut vom Ahnenaltar genommen und nebst ihrer papierenen Nachbildung in die kleine Sänfte gelegt wird. In manchen Fällen werden auch die von dem Mädchen zu seinen Lebzeiten getragenen Kleidungsstücke ins Elternhaus des verstorbenen Knaben überführt. Sofort nach Ankunft des von zwei Musikanten eröffneten Hochzeitszuges werden Ahnentafel und Papierbraut aus der Sänfte genommen; die erstere findet ihren Platz nunmehr auf dem Ahnenaltare des schwiegerelterlichen Hauses; die Papiergestalt wird auf einen Sessel gesetzt, den man neben denjenigen stellt, auf dem der papierene Bräutigam sitzt. Sodann rückt man einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch vor das papierene Brautpaar, das von einem halben Dutzend tauistischer Priester ermahnt wird den Ehebund einzugehen und das Hochzeitsmahl zu genießen. Den Schluß der Feier bildet die Verbrennung des papierenen Paares, sowie einer großen Menge von papierenen Dienern, Dienstmägden, Sänften, Geldnachahmungen, Kleidern, Fächern und Tabakspfeifen.

Die Uhren-Fabrikation in Connecticut hat bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1807 gab es in Connecticut eine kleine Uhren-Fabrik, die 200 Uhren im Jahre fabrizierte. Im letzten Jahre hingegen versandte eine der 23 Uhren-Fabriken in jenem Staate 500,000 Uhren. Beim Beginn der Uhren-Fabrikation kostete eine gute Uhr mit Kapsel in Connecticut $40.00; heutzutage kann man eine richtig gehende Uhr für $5.00 kaufen. Man begann um 1810 mit der Anfertigung von hölzernen Uhren, deren Räder und Zeiger vermittelst Handarbeit verfertigt wurden. Im Jahre 1814 wurden die ersten Standuhren fabriziert und die Aufhängeuhren kamen mehr und mehr in Abgang. Einige Jahre später wurde die Kreis-Säge in die Uhren-Fabrikation Connecticuts eingeführt, die damals als eine Kuriosität betrachtet wurde. Im Jahre 1825 wurde wieder eine neue Uhrenart erfunden, die in jener Zeit sehr viel gekauft wurde. Vor allem aber sind während der letzten 30 Jahre großartige Erfindungen und Verbesserungen in der Uhren-Konstruktion gemacht worden und Connecticut versendet seine Uhren jetzt nach allen Ländern der Welt.

Zum Schutze seiner Kirschen gegen die Spatzen war ein Gärtner in Holland auf den Gedanken gekommen verschiedene Schellen auf den Bäumen anzubringen, welche er von seiner Wohnung und selbst morgens in aller Frühe von seiner Schlafkammer aus in Bewegung setzen konnte. Durch das Geläute wurden die gefiederten Diebe vertrieben; eine[illegible]ges jedoch mußte der ganze Haushalt des Gärtners auf einige Stu[illegible] vom Hause abwesend sein, und unser praktischer Gärtner klebte unte[illegible] Schelle seiner Hausthür, welche er mit denjenigen auf den Kirsc[illegible]bäumen in Verbindung gebracht hatte, ein Plakat, worauf die Wi[illegible] stand: „Wer nur einigermaßen Zeit hat wird gebeten hier wiederhol[illegible] schellen." Sein Zweck ward erreicht; die liebe Straßenjugend entspra[illegible] seiner Bitte dermaßen, daß die Nachbarn fast rasend über das fortwä[illegible]rende Geklingel wurden und den Gärtner sogar gerichtlich belange[illegible] wollten.

Sprechsaal.

J. B. in Wisconsin. Ist Wahnsinn eine solche Krankheit, deren He[illegible]annahen ein Mensch fühlen, ja mit der man wohl gar kämpfen oder ringen kan[illegible]

Bemerkung. Zu dieser Frage veranlaßten mich mancherlei Wahrnehmunge[illegible] und Beobachtungen, auch ein Satz in der „Abendschule", (Jahrg. 30, No. 4, S. [illegible] welcher lautet: „Die drei ersten Jahre in meinem Kerker habe ich mit der Verzweif[illegible] und dem Wahnsinn gerungen."

Es kommt vor, daß Menschen ein Vorgefühl von dem herranrückenden Wah[illegible] haben — wiewohl dies nicht die Regel ist. In solchem Falle können sie wohl [illegible] versuchen, gegen die nahende Geistesverwirrung anzukämpfen. Noch kürzl[illegible] klärte mir ein Irrenarzt, der Vorsteher einer großen Anstalt in Ihrem Staate ist, [illegible] er eine Anzahl von Irren behandle, die er nach kurzer Zeit geheilt entlassen könne, [illegible] aber immer wieder zurückkehren, noch ehe ein zweiter Anfall sie ereilt, weil sie [illegible] Nahen desselben fühlen. — Die Regel ist aber, wie gesagt, dies nicht. Die Umnachtung des Wahnsinnigen kann aber schon vorher an dem veränderten Verhalten des Kranken auf den kommenden Irrsinn schließen und sollte gleich ärztliche Hilfe suchen. Wird ein sonst lebhafter Mensch plötzlich still, oder ein sonst stiller plötzlich lebhaft, ändert jemand überhaupt plötzlich sein Temperament, wird er, der sonst Fleißige, plötzlich nachlässig u. s. w. — so sind das wohl zu beachtende Vorboten. Man warte nicht, bis der starre Blick, das düstere Hinbrüten, oder gar das offenbare Irrereden und Irrehandeln eintritt. Schließlich möchte ich noch bemerken, daß es eine ganze Anzahl nervös erregter Menschen giebt, die sich mit dem Gespenst des nahenden Wahnsinns ganz nutzlos quälen.

Was endlich den zitierten Ausspruch aus der Abendschule betrifft, so ist es ja ganz natürlich, daß ein im Kerker schuldlos Schmachtender die trübsten Anfechtungen erfährt, die sein Gehirn zu überreizen drohen, und daß er gegen diese Anfechtungen kämpft

Th. M. in B. Sind Eier von kranken Hühnern ungesund?

Allerdings; denn die Krankheitsstoffe teilen sich dem Ei mit.

M. A. in L. Ich hörte kürzlich von einem Wurstgift reden. Sind damit die Trichinen gemeint?

Nein; das Wurstgift ist ein Gift, welches sich in Würsten, die mangelhaft bereitet wurden oder zu denen verdorbenes Fleisch genommen wurde, durch Zersetzung bildet. Dasselbe verleiht den Würsten einen widerlichen Geruch und Geschmack und sein Genuß ruft Magenschmerzen, Erbrechen, Krämpfe, Ohnmachten hervor. Man hüte sich also vor dem Genuß alter, verdorbener, schimmeliger oder saurer Wurst. Man behandelt eine solche Vergiftung durch Verabreichung eines Brechmittels, oder wo ohnedies Erbrechen erfolgt, eines rasch wirkenden Abführmittels oder eines Klystiers. Innerlich reicht man außerdem starken Thee oder schwarzen Kaffee. — Dem Wurstgift ähnlich ist das Käsegift, das sich in ranzigem Schmier- und Handkäse entwickelt.

C. H. in F. Wodurch entstehen die Warzen und wie kann man dieselben vertreiben?

Warzen sind Vergrößerungen einzelner Hautstellen. Sie sind entweder angeboren oder entstehen ohne bekannte Ursache. manchmal vereinzelt und langsam, manchmal sehr rasch und in großer Anzahl. Sie heilen zuweilen von selber, indem sie abfallen. Man entfernt sie am leichtesten durch Ätzen mit Chrom- oder Salpetersäure (Vorsicht!). Auch starke Essigsäure (Acetum aceticum glacialis) reicht oft aus. Man betupft damit die Warzen wiederholt. — Der Arzt kann die Warze durch eine einfache Operation abtragen und nachträglich mit Höllenstein ätzen. —

An unsere Leser.

Um dem bevorstehenden Lutherjubiläum auch unsererseits nach Kräften Rechnung zu tragen, haben wir uns entschlossen, die nächste Nummer (11) der Abendschule als

Luthernummer

erscheinen zu lassen. Dieselbe wird daher lauter auf Luther, seine Person, sein Werk und sein Gedächtnis bezügliche Erzählungen, Artikel, Gedichte, Bilder ꝛc. enthalten, ohne Fortsetzungen und überlaufende Stücke. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese unsere Jubelnummer an ihren geringen Teil mit dazu beitragen wird, bei unseren werten Lesern die rechte Feststimmung und Festfreude zu fördern. **Die Redaktion.**

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., St. Louis Mo.



Jahrgang 30. | Saint Louis, Donnerstag den 8. November 1883. | Nummer 11.

Luthernummer.



Zum 10. November 1883.*



Dringet empor, ihr Jubelgesänge;
Orgeln und Glocken, ertönt; mit Gedränge
Kommet, ihr festlichen Scharen, zuhauf!
Traget, von freudigem Danke durchdrungen,
Opfer des Dankes, ihr Alten und Jungen.
Rausche, du festliche Freude, hochauf!

Morgenrotstrahlen, wie wart ihr entzückend.
Abendrotleuchten, wie bist du beglückend.
Rief euch doch beide des Ewigen Wort.
Tochter Jerusalems, denkst du der Leiden
In Babylonien, denkst du der Zeiten
Nächtlichen Dunkels am schaurigen Ort?

Lobe den HErren! Die Nacht ist vergangen;
Um dich und über dir leuchten und prangen
Tröstlich der holden, der harrenden Braut
Himmlische Strahlen göttlicher Wahrheit,
Ei ist durch Lutherum verkündet mit Klarheit,
Reichlich und rein. — Drum jubele laut!

*) Die Anfangsbuchstaben der Verszeilen geben die Worte: „Doktor Martin Luther.“

A. L. Gräbner.



Der Überfall bei Altenstein.

Erzählung aus Luthers Leben von B. L. Revidiert für die Abendschule.

I.

Über den höchsten Kamm des Thüringer Gebirges ziehen sich zwei uralte Straßen hin, der Rennsteig, angeblich schon von Karl dem Großen angelegt als Rainstieg, d. h. Grenzweg zwischen Nord- und Südthüringen, und die nicht viel jüngere Weinstraße, schon im 13. Jahrhundert als Porta Thuringica erwähnt, der uralte Verkehrsweg zwischen Franken und Westthüringen. Da, wo beide sich begegnen, in der Nähe der Wartburg, liegt das durch seine herrliche Aussicht berühmte Forst- und Gasthaus zur hohen Sonne, und nicht weit davon erhebt sich dicht an der Weinstraße der mit Rasen und Haide bewachsene, mit alten Eichen bestandene Drachenstein, ein Bergvorsprung, auf dem man eine entzückende Rundsicht über die Bergzüge Thüringens genießt.

Hier hatte sich gegen Mittag des 1. Mai 1521 ein Trupp der Jagdlust an dem herrlichen Morgen in den prächtigen Wäldern obgelegen, und sich nun um ein tüchtiges Frühstück versammelt hatten, bei dem ein guter Trunk Weins nicht fehlte. Als sie im besten Zechen waren, sahen sie auf der Straße ein Planwäglein langsam heranholpern, dem zur Seite ein Mann ging, dessen Tracht den hausierenden Krämer nicht verkennen ließ. Dergleichen Leute waren in jenen Zeiten, da Zeitungen noch nicht zu haben waren, willkommene Gäste, nicht nur weil sie auf ihren Wagen allerhand in Haus und Wirtschaft nötige Waren führten, sondern auch weil sie vielgewanderte Leute waren, die allerhand Neuigkeiten aus dem Reiche mitzuteilen hatten. Der Ankömmling mußte seine müden Gäule im Schatten einer alten Eiche festbinden, und wurde freundlich eingeladen, den Jagdimbiß zu teilen, wozu er sich nicht lange nötigen ließ. Natürlich wurde er sogleich befragt, wo er herkomme, und mußte von

„Ich komme", sprach er, „von Worms am Rhein, wo sie soeben großen Reichstag hatten und den Dr. Luther aus Wittenberg vorgenommen haben, der ein großer Ketzer sein soll. Sie haben ihn drob übel angelassen, aber die Bürger und die Bauern, ja besonders die Ritter sind ihm sehr zugethan, und schimpfen auf die Pfaffen, die das Land aussaugen, und auf den Kaiser, der sich ihnen zu Diensten begeben und den kühnen Mönch in die Acht gethan."

„Also in die Acht haben sie ihn gethan", fuhr der Ritter auf, „aber an Leib und Leben haben sie ihm hoffentlich nicht gekonnt, denn er reiste ja mit freiem kaiserlichen Geleite und hatte, als er vor etwa 2—3 Wochen hier durchkam, einen kaiserlichen Ehrenherold als Geleitsmann."

„Als ich am 25. April gegen Abend von Worms aufbrach, da dachten sie noch, es werde ihm wie weiland Huß an den Kragen gehen, aber schon zwei Tage darauf hat er mich in Frankfurt eingeholt, und von da aus habe ich ihn wieder zu Friedburg, und dann zu Hersfeldt gesehen. Der Abt Crato zu Hersfeld hat ihn selbst zu Pferd eingeholt, und brachte ihn durch die Stadt auf sein Schloß; das war noch gestern; er hat ihn wohl ausgehalten, und heut morgen ganz in der Frühe hat er ihnen eine Predigt gehalten. Ich sah die Leute zusammenströmen, als ich wegfuhr. Dann ist er an mir vorübergefahren; den Ehrenherold hatte er nicht mehr bei sich, aber der Kanzler des Abts geleitete ihn mit Reisigen bis nach Berka, wo sie zu Mittag gespeist haben. Ich meine, er muß diesen Abend in Eisenach eintreffen. Da will ich auch die Nacht bleiben; ich muß aber zuvor noch zu dem Schloßhauptmann auf der Burg, an den ich ein Brieflein zu bestellen habe."

„Das trifft sich ja gut", sagte der Ritter, „ich bin der Schloßhauptmann, und Ihr könnt sogleich Euer Brieflein an mich abgeben."

„Seit Ihr Herr Hans Berlepsch, Amtmann auf der Wartburg, so kann ich Euch das Brieflein wohl überantworten. Herr Philipp von Feilitzsch hat es mir auf die Seele gebunden, den Brief in keine andere Hand als in die des Herrn von Berlepsch selbst abzugeben."

„Habt keine Sorge", entgegnete der Ritter, „die Knappen werdens Euch sagen, daß ich in der That der bin, den Ihr sucht. Habt Dank, daß Ihr die Botschaft so gut ausgerichtet."

Damit ging der Hausierer zu seinen Rossen zurück, die sich indessen das frische Gras hatten wohl schmecken lassen, und der Ritter setzte sich auf einen Felsblock, um das Schreiben seines Vetters zu studieren. Denn für die Ritter jener Zeit war das Lesen eines Briefes, geschweige denn das Schreiben schon ein Beweis, daß sie zu den hochstudierten ihres Geschlechts gehorten.

Ritter Hans von Berlepsch aber, wohlbestellter kurfürstlicher Amtmann auf der Wartburg, besaß die nötige Gelehrsamkeit, das Lesen seiner Briefe selbst besorgen zu können, wie er denn überhaupt sich um die Bewegungen in Kirche und Wissenschaft eifrig kümmerte und auch an Luthers Reformation lebhaften Anteil nahm. Er erbrach also den Brief und las: „Unsern freundlichen Gruß zuvor, lieber Vetter", schrieb Feilitzsch, der sich als kursächsischer Rat mit seinem Lehnsherrn Friedrich dem Weisen in Worms auf dem weltgeschichtlichen Reichstage befand. „Ihr werdet sonder Zweifel begierig sein, davon zu hören, wie allhier die Dinge verlaufen sind, sintemalen Ihr wie wir um unsern Luther nicht ohne Besorgnis waret. Da kann ich Euch nun, Gottlob, gute Kunde geben. Der Wittenberger Mönch hat sich trefflich gehalten, so daß der ganze Reichstag, auch die, so nicht mit ihm einverstanden sind, seinem Mute und seiner Bescheidenheit und Gelehrsamkeit einstimmig ihm ein gutes Zeugnes nicht versagen können. Er hat seine Sache mit großer Ruhe und trefflichem Ernst verfochten und auch nicht ein Pünktlein nachgegeben, es sei denn, daß ihm aus der Schrift bewiesen würde, daß und wo er geirrt. Die Wälschen sind wütend und geifern über ihn; aber seine Freunde sind gutes Muts wie er selbst, und hoffen einen fröhlichen Ausgang. Auch unser Herr und Kurfürst will ihm wohl, und ist mit ihm sehr zufrieden. Zwar haben sich einige Stimmen erhoben, daß man einem Ketzer das freie Geleit nicht halten dürfe, aber unsere Fürsten und selbst viele von den Katholischen haben hart für ihn gefochten, und sind mit den bösen Ratgebern heftig zusammengerannt, weil sie, wie Herzog Georg von Sachsen sagte, es für eine Schande erklärten, daß deutsche Fürsten ihr Wort brechen sollten. Es heißt, der Disput sei so zornig gewesen, daß Pfalzgraf Ludwig am Rhein und der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der am härtesten wider Lutherum gesinnt ist, zu den Messern gegriffen hätten. Der Kaiser hat sich darein gelegt und gesagt: was man zugesagt, muß man halten. ‚Also ist ihm das freie Geleit zur Rückkehr gegeben worden, aber er ist in des Reiches Acht erklärt. Es sind hier wohl an die vierhundert vom Adel, die haben sich das Wort gegeben, ihn gegen alle Vergewaltigung zu schützen; auch sagt man, daß der Sickingen mit etzlichen tausend Mann in der Nähe sei, und einen Verrat nicht dulden wolle. Was wir mehr fürchten, als offene Gewalt, ist der Römlinge böse Hinterlist. Am Freitag nach Misericordias kommt der Fuchs, der Cochleus, als wir eben mit dem Luther in seiner Herberge speisten (der Mönch wohnte in dem deutschen Hof, allwo auch wir mit unserm gnädigen Kurfürsten unser Losament haben), kondolieret ihm über des Kaisers harte Sentenz, und will ihn überreden, er solle das freie kaiserliche Geleit freiwillig aufsagen und die Beilegung der Sache einer theologischen Disputation anheimstellen; man werde da glimpflich mit ihm verfahren. Ihr wisset, daß das Disputieren unseres Doktors Stärke ist; er weiß wohl, daß es darin niemand mit ihm aufnehmen kann, und daß er sie alle zum Schweigen bringt. Er wankte, und seine Augen blitzten, er hätte es gar zu gern angenommen, denn er fürchtet sich vor der Hölle und allen Teufeln nicht, wenn es auch auf Blut und Leben geht. Aber wir waren wohl an die acht bis zehn Ritter und Gelehrte bei ihm, und es deuchte uns gut, daß wir uns darein legten, zumal schon ein triumphierendes Lächeln um des Versuchers Mundwinkel zuckte. So fuhren wir darein, schalten den Römling tüchtig aus, daß er mit Lug und Trug umgehe, und stießen ihn endlich, da er gar nicht weichen wollte, mit Gewalt aus dem Hause. Der Vollrat von Watzdorf war so brunstig, daß er mit dem bloßen Schwerte ihm eins über den Kopf geben wollte, hätte ihm bald des Geleits gegeben, daß ihm das Blut über die Glatze gelaufen wäre. Aber wir wehrten es ihm ernstlich und ließen den Schleicher mit Schanden laufen. Darauf hat Herr Richardus, Erzbischof von Trier, mit dem kaiserlichen Kanzler Bejus, samt Eck und Cochleus noch einmal den Doktor nebst Amsdorf und Schurff in einer Disputation zum Widerruf zu bewegen gesucht, hat aber nichts weiter aus ihm herausgebracht, denn daß er die Wahrheit nicht verleugnen könne und nimmermehr in die Verdammung der Sätze willigen werde, die zu Konstanz verurteilt seien. Er könne nicht wider die Wahrheit streiten. Darauf er ihm in Gegenwart des kaiserlichen Kanzlers Herrn Maximiliani Transsylvani eröffnet, der Kaiser werde als Advokatus der römischen Kirche nun wider ihn prozessieren, ihm aber zur Heimreise noch ein freies Geleit von 20 Tagen bewilligen, unter der Bedingung, daß er unterweges alles Schreibens und Predigens sich enthalte. Solches hat Luther mit unterthänigster Danksagung angenommen, mit Vorbehalt, daß er die Wahrheit bezeugen dürfe, so er darum angegangen werde; da könne er nicht schweigen, Gottes Wort wolle ungebunden sein. ‚Wie es dem HErrn gefallen', sprach er, ‚also ist es geschehen, der Name des HErrn sei gebenedeiet.'

„Es liegt aber unser guter Freund, Herr Hans von Mink-

witz, Sr. kurfürstlichen Gnaden Rat, an einem bösen Fieber arg darnieder, und hat ihn Dr. Luther treulich besucht und getröstet. Also traf ich ihn daselbst gestern am Tage St. Marci am Bette des Kranken, und sagte er beim Abschied zu ihm: ‚Morgen werde ich von Worms abreisen.‘ Zwar erinnerte ihn Dr. Spalatinus, daß er solches nicht so gewiß wissen könne; aber es ist doch eingetroffen. Denn gestern abend haben ihm der kurtrierische Offizial samt dem kaiserlichen Sekretär den kaiserlichen Geleitsbrief übergeben.

„An demselben Abend habe ich einen gefälligen und willigen Boten überkommen, maßen ein Krämer mir sagte, daß er Eisenach anlaufen werde, und sich erbot, ein Brieflein an Euch mitzunehmen. Habe Euch daher solches zu wissen thun wollen, denn ich meine, der Luther werde auch über Eisenach gehen und bei Euch vorsprechen. Grüßet von mir Eure liebe Hausehre und seid Gott befohlen. Worms, am Freitage nach Jubilate, den 26. April anno 1521. Euer dienstwilliger Freund und Vetter Philippus Feilitzsch.“

Aus dem Briefe, zusammengehalten mit den Berichten des Hausierers, ersah Berlepsch, daß Luther wahrscheinlich noch diesen Abend bei Zeiten in Eisenach eintreffen werde. Er war mit Luther auch persönlich befreundet, denn schon auf der Hinreise nach Worms hatte dieser am 8. April in Eisenach übernachtet und Berlepsch sich an seinem getrosten Mute erquickt. Denn gerade hier erhielt Luther die Nachricht, seine Sache sei in Worms schon so gut als abgethan, es stehe fest, daß man ihm in irgend einer Weise den Garaus machen wolle. Es trafen hier Boten ein, daß ein kaiserliches Mandat wider ihn schon in allen Städten angeschlagen sei, darin er heftig verdammet werde. Es waren dies allerhand Intriguen der Päpstischen, die um jeden Preis verhindern wollten, daß Luther nach Worms komme, und deshalb verschiedene Kunststückchen ins Werk setzten, seinen Mut zu lähmen. Doch wurden sie an Luthers Freudigkeit zu Schanden; denn als ihn der kaiserliche Herold, der ihn begleitete, fragte, ob er unter solchen Umständen fortziehen wolle, erklärte er seinen festen Entschluß, daß er sich an des Kaisers Geleite halten wolle. War auch nicht davon abzubringen, als ihn ein heftiges Unwohlsein befiel, und seine Begleiter selbst um sein Leben bange waren. Sein Wirt, der Schultheiß Johann Oswald, gab ihm ein „edel Wasser“ zu trinken, und er ließ sich eine Ader schlagen, worauf er in sanften Schlaf fiel und es sich besserte, so daß er des andern Tages weiter reisen konnte. Dem Prior zu Reinhardsbrunn, der zugegen war und ihn vor den wälschen und spanischen Praktiken dringend warnte und bat, daß er seines Lebens doch lieber schonen und umkehren möge, hatte er scherzend geantwortet: Betet Ihr nur lieben Leute, daß Gott seinem Sohne Christo günstig sei; wenn dessen Sache in Sicherheit steht, so ist die meine auch sicher. Das alles hatte Berlepsch mit erlebt, und dabei eine große Liebe und Hochachtung für den Mann gewonnen, der so freudig sein Leben für die Wahrheit in die Schanze schlug. Um so mehr lag ihm daran, jetzt seinen Aufenthalt in Eisenach nicht zu versäumen, und er war entschlossen, ihm sein Schloß als Herberge anzubieten. So gebot er denn seinen Reisigen, zu satteln und aufzusitzen, und nahm sich vor, dem Gottesmanne ein Stück Wegs entgegenzuziehen und ihn in sein Haus einzuladen.

Kaum war er in die Wartburg eingeritten, so eilte ihm schon sein alter treuer Diener Wolf entgegen, der eine ganz besondere Liebe für Luther gefaßt hatte, und ihm mit leuchtenden Augen erzählte, daß er das Wäglein Luthers auf einem Ausritte in Ober-Ellen vor dem Krug habe halten sehen; er habe auch den Mann selbst gesprochen, und dieser ihm gesagt, daß er in wenigen Stunden in Eisenach einzutreffen gedenke, er möge ihn bei seinem Wirte, dem Herrn Schultheißen, freundlichst anschaft zu bringen. Nach allem könne Luther nun wohl schon der Stadt ganz nahe sein. Ob er dem Schultheißen die Meldung bringen solle?

„Das thu nicht, Wolf“, entgegnete der Ritter, „sattle mir und Dir frische Rosse, wir wollen ihm entgegenziehen und ihn auf die Wartburg einladen.“

„Das meinte ich eben, würdet Ihr wollen, Herr Ritter, und habe deshalb auch gezögert, meine Botschaft abzugeben.“

Die Rosse waren bald gesattelt, und Herr und Diener ritten auf der Landstraße gegen Berka Luthers Wagen entgegen. Da wo die Landstraßen von Berka und Vacha nach Eisenach zusammenlaufen und das freundliche Dörflein Epichenellen mit seinem Schlosse von der Höhe herabschaut, trafen sie mit Luther und seiner Begleitung zusammen. Luther fuhr in einem Korbwagen, welcher mit einer Reisendecke überspannt war, welchen ihm die Stadt Wittenberg samt den Rossen und dem Kutscher zu seiner Reise nach Worms gestellt; es waren mit ihm der ihm vom Kurfürsten zugeordnete Rechtsbeistand Dr. Hieronymus Schurff, seine treuen Freunde und Genossen Nikolaus von Amsdorf und Justus Jonas und Herr Peter von Swasen, ein Adeliger aus Dänemark, der, nebst Bugenhagen, Melanchthons Tischgenosse war, und sich aus Liebe zu Luther ihm als Reisegefährte angeschlossen hatte. Der Ritter begrüßte sie aufs freundlichste und lud sie ein, auf der Wartburg seine Gäste zu sein, was auch dankbar angenommen wurde.

Die Mär von Luthers Annäherung hatte sich indessen in Eisenach wie ein Lauffeuer verbreitet, und als sie herankamen, strömte ihnen schon die Bevölkerung entgegen und bewillkommte sie mit lautem Freudengeschrei. Einen wahren Triumphzug hielt der mutige Zeuge bis auf die Wartburg, und lange dauerte es, ehe die Menge sich verlief und er mit seinem biedern Wirte in Ruhe sich zum Abendessen setzen konnte. Es war Luthern eine große Freude, daß er hier ganz unerwartet seinen Bruder Jakob aus Eisleben traf, der sich eigens aufgemacht hatte, ihn auf seiner Rückreise von Worms zu begrüßen. Als sie nun traulich auf dem Schlosse beisammen saßen und Luther seine Abenteuer zu Worms erzählte, erschien eine Deputation vom Rate und von der Bürgerschaft zu Eisenach, und bat Luther, er möge ihnen am andern Morgen eine Predigt halten. Zwar habe der Pfarrer des Orts dagegen protestiert, da es seine Pflicht nicht gestattete, einen Gebannten auf die Kanzel zu lassen, er habe aber selbst erklärt, es geschehe nur der Form halber, damit er sich den Rücken für späterhin decke, sonst habe er nichts dagegen. So habe nun der Rat alle Verantwortung auf sich genommen; der Protest sei zur Beruhigung des Pfarrers feierlich von dem Notarius in Gegenwart von Zeugen zu Protokoll gegeben, und es stehe kein Hindernis mehr im Wege. Luther versprach ihnen, am andern Morgen in aller Frühe zu predigen, und konnte nun den Abend in dem kleinen Kreise seiner Begleiter und seiner Wirtsleute in Ruhe auf der Wartburg verleben.

Luther war hier recht mitten in seine Sippe gefallen, denn rings herum war das Land, wie er zu sagen pflegte, von „seinem Fleische bevölkert“. Man kann sich daher denken, welch ein Freudentag es für seine Verwandte war, als einer der Ihrigen, der vor Kaiser und Reich gestanden und von dessen Namen die Welt voll war, durch Eisenach passierte.

Am 2. Mai, Donnerstags nach Kantate, hielt ganz früh am Morgen Luther den Eisenachern die versprochene Predigt. Danach letzte er sich mit seiner Reisegesellschaft, welche ihm nach Wittenberg voranzog; nur Freund Amsdorf und ein anderer Gefährte, Bruder Petzensteiner, blieben bei ihm. Kurz nach der Predigt verabschiedete er sich auch von seinem biederen Wirte und bestieg sein Planwäglein wieder, um mit Amsdorf, seinem Bruder Jakob aus Eisleben und seiner Schwester, seine

verlassen und sich in Eisleben eine neue Heimat gegründet. Das Stammhaus war nach dem Tode des Großvaters Heinrich Luther an Luthers Oheim, Heintz Luther, übergegangen. Hier herrschte an dem Tage, da man den berühmten Oheim erwartete, ein reges Leben. Aus der ganzen Umgegend hatte sich die Verwandtschaft, wer nur irgend ein Recht aufzuweisen hatte, sich zur Familie zu zählen, zu Roß, Fuß und Wagen eingefunden, den Stolz des Geschlechtes zu begrüßen. Auch in Salzungen saß ein Schwager Luthers, Werner Berg, der sich mit Weib und Kind eingefunden hatte. Sie alle waren in Erwartung des Reisenden um die alte Großmutter versammelt, die noch einmal die Freude haben sollte, den großen Enkel begrüßen zu dürfen; bald darauf hat sie das Zeitliche gesegnet. Das Haus war festlich geschmückt, der Platz davor gefüllt mit der harrenden Schar; die Alten standen in ihren Feiertagskleidern an der Thür, die Jugend tummelte sich auf dem Rasen des Gottesackers umher. Es war ein freudiges Begrüßen, als endlich die Kunde kam, daß der Wagen in der Nähe sei; alles strömte ihm entgegen, im Geleite seiner ganzen Sippe zog Dr. Martin in sein Stammhaus ein.

Was nun im Schoße der Lutherfamilie vorgegangen, haben uns die Chroniken nicht aufbewahrt. Nur das wissen wir, daß er in alle Verhältnisse seiner Verwandten aufs liebendste einging, und daß die Erinnerung an diesen Besuch noch lange im Herzen derer, die seines Umgangs genossen, lebendig blieb. Ferner wissen wir, daß Luther seinen Landsleuten eine Predigt gehalten hat und zwar, weil die alte kleine Kapelle den Zudrang nicht faßte, unter einer alten Linde auf dem Kirchhofe, die den Namen der Lutherslinde noch bis in die spätesten Zeiten getragen hat und noch trägt.



Martin Luthers Geburtshaus in Eisleben, Sachsen.

II.

Kaum rötete sich am 4. Mai, Sonnabend nach Kantate, der Himmel, so war auch Ritter von Berlepsch wieder wach und hieß seinen treuen Wolf die Rosse satteln. Es trieb ihn, die erhaltenen Nachrichten einem guten Freunde mitzuteilen, der in seiner Nähe weilte, und ihm über die Angelegenheit sein Herz auszuschütten. Auf dem uralten Schlosse Altenstein bei Liebenstein, dessen malerische Ruinen noch jetzt die Gegend zieren, saß der Ritter Burkhardt Hund von Wenkheim, früher Amtmann zu Gotha, nach seines Bruders Tode mit dem Schlosse Altenstein belehnt. Burkhardt war ein Geistesgenosse des Ritters von Berlepsch in Bezug auf die religiöse Bewegung der Zeit, ein Freund und Bewunderer Luthers, der ihm auch von Möra aus einen Besuch zugedacht hatte. Als Berlepsch auf den Schloßhof hereinsprengte, standen daselbst bereits eine Anzahl Pferde gesattelt, und der Schloßherr kam ihm gestiefelt und gespornt entgegen.

„Sieh da, Berlepsch, was führt Euch her? Eben war ich im Begriff, mein Roß zu besteigen und Euch auf der Wartburg heimzusuchen. Ich habe Wichtiges mit Euch zu besprechen."

„'s geht mir gerade ebenso", entgegnete abspringend der Wartburger; „das Herz brannte mir, Euch allerlei mitzuteilen."

„Na, da kommt nur herein, ein Imbiß wird sogleich bereit sein", antwortete Hund, indem er den Knappen gebot, die Rosse in den Stall zu ziehen, und seinen Gast die Treppe hinauf in die Kemnate geleitete; „ich bedarf Eures Rats und wahrscheinlich auch Eurer Hilfe."

Als nun die beiden beisammen saßen und eine Flasche edlen Weines zum Imbiß genommen hatten, hub Berlepsch an von Luthers Aufenthalt auf der Wartburg zu erzählen und las schließlich seinem Freunde den Brief Frilitzschens vor. Ritter Hund hörte aufmerksam zu und sprach, als er geendet:

„Euer Brief ist vom 26. Aprilis, ich habe aber durch einen reitenden Boten einen Brief vom kurfürstlichen Rat Friedrich von Thünen vom 28. erhalten, der nicht nur Nachrichten bringt, sondern uns auch befiehlt, im Namen Sr. Kurfürstlichen Gnaden zur Sicherung des teuren Gottesmannes thätig zu sein. Höret, was der Thünen schreibt!"

Der Brief aber lautete also: „Gruß und Friede zuvor, werter und lieber Freund! Es wird Euch wohl schon zu Ohren gekommen sein, wie der Luther auf dem Reichstage nicht hat widerrufen wollen, sondern ist standhaft verblieben und hat seine Sache wohl ausgerichtet. Unser gnädigster Fürst und Herr

ist sehr mit ihm zufrieden, und ist entschlossen und willig, Martino in rechtmäßigen Dingen beizustehen. Nun ist es aber gewiß, daß ein scharfes Edikt wider ihn wird erlassen werden; können sie es nicht eher zu stande bringen, so werden sie abwarten, bis wir den Reichstag verlassen haben, was, so es Gott will, gegen Ende dieses Mondes geschehen soll. Vor solchem Edikt fürchtet sich nun Seine kurfürstlichen Gnaden nicht allzu sehr; er meint, der Kaiser müsse das wohl dem Papste und seinen Gesellen zu Gefallen thun, sintemalen er Schutzherr der römischen Kirche sei und heiße. Im Herzen sei er aber Martins nicht allzu gram und werde nicht scheel dazu sehen, wenn man den Mönch der Gefahr entziehe, in welche ihn die Reichsacht bringen könne. Der Kurfürst hat Äußerungen von ihm vernommen, woraus er schließt, daß das Edikt nicht allzu streng werde ausgeführt werden; der Kaiser meint wie weiland sein Vorgänger Maximilianus, es sei nicht so übel, des Mönchleins zu schonen, man könne ihn vielleicht später gegen des Papstes Starrsinn und Herrschaft wohl gebrauchen. Darum ist es des Kurfürsten Meinung, wenn es nur gelinge, den Mann einige Zeit lang in der Stille verborgen zu halten, werde der schlimmste Sturm vorübergehen. Als er hörte, daß Martinus Worms verlassen und den kaiserlichen Herold an der hessischen Grenze wieder entlassen wolle, weil er seiner in Freundes Gebiet nicht mehr bedürfe, hat er uns gestern am Abend zu sich beschieden, mich und den von Feilitzsch und den Kanzler Spalatinum und die Secretarios Hr. Rudolfen und Johannem Beihel, und hat mit uns Rats gehalten, wie es wohl anzufangen sei, dem Luthero Schutz zu gewähren, ohne sich öffentlich in die Sache zu mischen. Und sind wir nach langer Beratung eins geworden, es solle einem getreuen ritterlichen Lehnsmann Sr. kurfürstlichen Gnaden Befehl erteilt werden, den Martinum auf der Reise durch Thüringen heimlich aufzunehmen und in irgend einem festen Schloß wohl zu bergen, bis sich der Sturm verzogen habe. Hat auch Sr. kurfürstlichen Gnaden wohlgefallen, mir die Ausführung dieses Auftrages anzuvertrauen,

Martin Luthers Sterbehaus in Eisleben, Sachsen.

zuverlässigen und besonnenen Mannes genannt, an den man sich in dieser Angelegenheit wenden könne. Denn es stehe zu fürchten, daß die Papisten, da sie mit ihren offenen Anschlägen auf Bruch des freien Geleits abgewiesen worden sind, zu heimlichen Praktiken ihre Zuflucht nehmen werden, wie denn schon allerlei Gerüchte hier gehen, daß man den Mönch habe vergiften und aus dem Wege räumen wollen. Denn als er bei Sr. kurfürstlichen Gnaden von Trier zu Gaste gewesen, habe man ihm ein Glas Wein gereicht. Als er nun nach seiner Gewohnheit darüber das Gratias gesprochen und das Kreuz geschlagen, sei alsbald das Glas mit lautem Klirren zersprungen und der Wein auf die Erde gelaufen. Zwar hat Lutherus darüber gescherzt und gemeint, der Teufel gonne ihm den guten Trunk nicht; es möge wohl das Glas zu schnell in kaltes Wasser gestoßen sein. Viele aber sagen es sei Gift im Glase gewesen und Gott habe seinen Heiligen behütet. Wie dem auch sei, es schleichet der Verrat im Dunkeln und es ist wohlgethan, daß man sich in Zeiten vorsehe.

„So ergehet also im Namen und Auftrag Sr. kurfürstl. Gnaden an Euch durch meine Hand der Bescheid: Ihr möget im Geheimen (einige gute zuverlässige Freunde müßet Ihr wohl zu Hilfe nehmen) den Martinum scheinbar mit Gewalt aufheben und an einen sichern Ort bergen, auch dafür sorgen, daß seinen Aufenthalt niemand erfahre, auch Se. kurfürstlichen Gnaden wollen ihn nicht wissen, damit er, so man fraget, getrost und mit gutem Gewissen sagen könne, er wisse nicht, wo der Mann hingekommen sei.

„Es ist dieser Anschlag schon lange und wohl beraten; auch habe ich im Namen Sr. kurfürstlichen Gnaden selbst mit Luther gesprochen, daß er sich auf einige Zeit müsse einthun lassen. Und hat Martinus nach langem Zögern endlich darein gewilligt, obgleich es ihm besser schien, und er lieber wollte frisch daran gegangen sein. Er wird also nicht heftig erschrecken, so Ihr ihn aufanget und heimlich auf ein Schloß führet. Wollet nun also, werter Freund und Vetter, solchen fürstlichen Befehl des besten ausführen; wir möget Ihr zu

habt acht, daß es nicht auskomme, und nehmet Leute dazu, auf die Ihr Euch verlassen könnet.

„Damit seid Gott befohlen und aufs freundlichste gegrüßet. Datum zu Worms am 28sten Aprilis Dominica Cantate."

„Als ich den Brief empfangen, dachte ich sogleich an Euch, Berlepsch, und wollte zu Euch hinüber reiten, um mit Euch die Sache zu beraten. Was meint Ihr nun?"

„Ich meine, wir müssen den Befehl Sr. kurfürstl. Gnaden ausführen, denn er ist trefflich ersonnen. Doch haben wir nicht lange Zeit, denn wie er mir gesagt, will der Doktor schon heute Euch auf dem Altenstein heimsuchen, nachdem er sich mit seinen Anverwandten überm Walde geletzt."

„Wir müssen ihn", sagte Hund, „aufheben, ohne daß er auf mein Schloß kommt, das würde ruchbar werden und alle Welt würde sagen, ich hätte ihn verborgen. Alle Welt weiß, daß er hierher kommen will; hier würde er am ehesten gesucht werden. Wohl aber scheint es mir passend, daß Ihr ihn auf die Wartburg nehmet; denn von dort ist er öffentlich und mit Gepräng abgezogen, und wenn wir ihn auf etlichen Umwegen dorthin zurückbringen, wird niemand ihn da suchen."

„Das trifft", entgegnete Berlepsch, „und ich bin gern bereit, mit Euch auszureiten und den Fang zu thun, auch den Doktor auf meinem Schloß einige Zeit zu beherbergen."

„So will ich gehen", sagte Hund, „und einige treue und zuverlässige Leute aussuchen; auf Euern Knecht könnt Ihr Euch wohl verlassen?"

„Mein Wolf ist treu wie Gold und ginge für den Doktor durchs Feuer."

„Ich habe", fuhr Hund fort, „diesen Morgen einen Knecht auf Kundschaft nach Möra gesandt, um zu hören, wie Martinus zu reisen gedenke; ich erwarte seine Zurückkunft jeden Augenblick."

So wurde denn alles vorbereitet; die Rosse standen gesattelt im Stalle, die Knechte waren zum Aufbruch gerüstet. Nach einigem Warten erschien auch der auf Kundschaft ausgesandte Knappe und berichtete, daß Luther um Mittag von Möra aufzubrechen gedenke, um auf Altenstein vorzusprechen, und dann gen Waltershausen weiter zu ziehen. Bis an den Stein wollten ihm seine Verwandten das Geleite geben, von da an werde er allein mit Amsdorf und seinem Bruder im Wagen sein. Daraufhin verabredeten die Ritter, ihn im Walde bei Altenstein aufzuheben und die Nacht abzuwarten, um ihn auf die Wartburg zu führen.

III.

Am Morgen des 4. Mai war auch in Möra alles auf den Beinen; das ganze Dorf und viele aus der Umgegend hatten Luthers Predigt unter dem Lindenbaum angehört und rüsteten sich, ihm ein Stück Weges das Geleite zu geben. Der Doktor hatte noch in seinem Stammhause einen Imbiß zu sich genommen und sich mit seinem Oheim und seiner Großmutter geletzt, auch deren Segen erbeten und empfangen; dann fuhr das Reisewaglein vor, und sie stiegen ein; auf dem Vordersitz neben dem Kutscher saß Bruder Pezensteiner, den Rücksitz nahmen Luther und Amsdorf ein. Dem Wagen nach zog eine unabsehbare Schar, Verwandte und Landsleute, die dem Doktor das Ehrengeleite bis Altenstein geben wollten. So ging der Zug, Fußgänger, Wagen und Reiter, durch Barchfeld im Werrathale und auf der Fahrstraße von da nach Waltershausen, die über Liebenstein, Schweina und Altenstein führt. Als sie am letztern Schlosse ankamen, verabschiedete sich Luther von seinem Ehrengeleite und ließ auf der Burg anfragen, ob Ritter Hund daheim sei. Es kam aber Botschaft, daß niemand von der Schloßherrschaft zu sprechen sei, der Herr sei ausgeritten. So mußte denn Luther weiterziehen; das Wäglein schlich auf der steilen und holprigen Straße langsam dahin; die Schatten des Abends begannen schon hereinzubrechen.

Drei Viertelstunden hinter Altenstein, in einem Hohlwege, der durch einen dunkeln Grund führte, wo die Ruine einer alten Kapelle, Glisbock genannt, neben einer kolossalen Buche stand, erscholl aus dem Gebüsche auf einmal ein donnerndes Halt! und einige Bolzen schwirrten den erschrockenen Reisenden um die Häupter. Pezensteiner sah aus dem Walde gewappnete Reiter hervorsprengen, die da im Hinterhalte gelegen hatten, und schnellentschlossen sprang er vom Wagen und barg sich jenseit des Weges im dichten Gebüsch. Fünf Reisige umringten den Wagen; einer zog Luthern mit Gewalt heraus und rannte mit ihm eilenden Laufes davon; die übrigen geboten dem Fuhrmann, mit Amsdorf — der übrigens in das Geheimnis eingeweiht war, des Fuhrmanns wegen aber sich entsetzt stellte — schleunigst weiter zu fahren. Das ließ sich dieser natürlich nicht zweimal sagen; im schnellsten Laufe stürmte er mit dem leichter gewordenen Wäglein von dannen, wobei er noch bemerken konnte, daß Luther im eiligen Lauf seinen grauen Reisehut verlor. Darauf ritten die geharnischten davon; Pezensteiner aber mußte zu Fuß gen Waltershausen traben, wo er spät abends matt und müde ankam und seinen Reisegefährten einholte.

Das ganze Städtchen war in der größten Bestürzung, die Leute standen truppweise auf dem Marktplatze und schrieen und jammerten, daß Doktor Luther von feindlichen Reisigen überfallen und ins Gefängnis geschleppt worden sei. Wer die Reisigen gewesen, konnte keiner der Zeugen sagen, denn die Visiere waren wohlgeschlossen gewesen, auch hatten sie keine Binden, Feuerbusche oder Farben getragen. Die meisten schrieben den Überfall den feindseligen Papisten zu und meinten, daß Luther in irgend einem Kloster gefangen gehalten werde; andere glaubten, er sei von Franz von Sickingen aufgehoben und in einem von dessen Schlössern verborgen. Diese Meinungen breiteten sich bald in ganz Deutschland aus, und, dank den trefflichen Anstalten der beiden Ritter, erhielten sie sich ziemlich lange. Der Ort seiner Gefangenschaft blieb aber selbst dann noch ein Geheimnis, als die Unverfänglichkeit desselben längst bekannt war.

Als die Ritter mit dem Gefangenen in dem Versteck hinter der Kapellruine angelangt, erfolgte eine lange Beratung, wie man am besten das Geheimnis sichern und die Nachforschungen auf falsche Fährte leiten könne. Luther wurde in ein Reiterwams gesteckt und erhielt ein Schwert an die Seite. Der treue Wolf aber ließ sich die Hände auf den Rücken binden und den Kopf mit einem Sacke verhüllen, und so zog man mit den beiden, so lange es Tag war, auf einsamen Waldwegen gegen Brotterode zu; als es dunkel ward, schlug man die Landstraße ein und machte die Leute, welche die Neugierde herbeilockte, glauben, Ritter Berlepsch habe im Walde einen guten Fang gethan und einen Schnapphahn oder Strauchdieb, der die Landstraße unsicher gemacht, beim Schopf genommen und gefesselt. Um Mitternacht kam man an das Thor von Eisenach und durchzog die Stadt mit Absicht unter einigem Lärm und Aufsehen, so daß auch hier die Mär sich verbreitete. Auch der Thorwart auf der Wartburg war zu schlaftrunken, als daß er in dem Gefesselten seinen alten Kameraden Wolf hätte erkennen können, noch dazu beim schwachen unsicheren Laternenlicht. Der Gefangene wurde im Anfange sehr streng bewacht, und nur der Knappe Wolf durfte in sein Gemach. Nur der Kellermeister hatte allerlei Gedanken, was das doch für ein Schnapphahn sein müsse, dem täglich sein Kamerad einen Trunk des besten Weines und Bieres aus dem Keller hole. Indessen die Dienerschaft des Ritters Berlepsch war zu treu und wohl erzogen, als daß sie ihres Herrn Geheimnisse der öffentlichen Neugierde preisgegeben hätte. — Luther mußte so in der Verborgenheit bleiben und durfte nur mit dem Ritter und seiner Gattin, sowie mit dem treuen Wolf verkehren, bis ihm ein stattlicher Bart gewachsen und seine Mönchsglatze ganz verschwunden war.

Dann durfte er als Junker Georg in ritterlicher Kleidung im Schlosse und später auch in der Umgegend sich zeigen, aber allezeit begleitet von dem getreuen Wolf, der Obacht geben mußte, daß der Doktor sich nicht verriet, und ihn warnte, wenn der gelehrte Theolog zu erkenntlich durch die ritterliche Verhüllung hindurchbrach, was besonders zu geschehen pflegte, wenn irgend ein Buch in seine Hände fiel. — —

Das ist der Ueberfall bei Altenstein, dessem im ganzen getreue Abbildung der Leser nun noch einmal genau betrachten möge!

Lutherstätten in Wittenberg.

Für die Abendschule von K.

Wittenberg an der Elbe ist im besonderen Sinne Luthers Heimat zu nennen. Hier hat er siebenunddreißig Jahre lang, von 1508 bis kurz vor seinem Tode, gelebt und gewirkt. Hierhin zog er in dem genannten Jahre an die nicht lange vorher gegründete Universität als Professor der Philosophie. Hier vollzog sich schon 1512 aus innerem Drange sein Uebergang von der Philosophie zur Theologie, deren Doktor er in diesem Jahre wurde. In wie vielen schweren Kämpfen und inneren Anfechtungen ist ihm sein theologischer Doktoreid, „die heilige Schrift treulich und lauter zu predigen“, zum starken Halt geworden, so daß er Teufel, Papst und Kaiser zu widerstehen vermochte und seine zaghafteren Mitbekenner an seinem Heldenmute sich aufrichten konnten. So sind in Wittenberg zumeist alle jene großen Thaten geschehen, durch welche das Evangelium von Christo wieder auf den Leuchter gestellt worden ist, oder sie haben doch dort ihre Wurzel gehabt.

Unsere Leser wollen uns darum jetzt freundlichst im Geiste auf einer kurzen Wanderung durch die alte Lutherstadt begleiten. Es begegnen uns hier Erinnerungen an Luther und die Reformationszeit auf Schritt und Tritt.

Da ist vor allem das **Lutherhaus**, jene ehrwürdige Stätte, die aus einem Kloster ein wahrhaft evangelisches Pfarrhaus geworden und im besten Sinne als solches allen evangelischen Pfarrhäusern, ja allen lutherischen Christenhäusern vorbildlich geblieben ist. Als ein in inneren Kämpfen abgehärmter, nach Frieden und einem friedsamen Lebensberuf ringender Augustinermönch zog Martin Luther 1508 in diese Stätte ein. Friedrich der Weise hatte das Kloster gegründet. Wie konnte er ahnen, als er es baute, daß er dem Reformator der Kirche, dem auserwählten Rüstzeug Gottes die Wohnung bereite; und Luther, als er einzog, daß es der stumme Zeuge gewaltiger welterschütternder Entwicklungen sein werde! Das Haus war damals nur ein unvollendeter Neubau; nur das Schlafhaus war vollständig. Auf dem Bauplatz stand noch eine alte Kapelle, die so baufällig war, daß sie von allen Seiten gestützt werden mußte. Die alte bretterne Kanzel war drei Fuß von der Erde, „so daß dies Gebäude“, wie Fr. **Myconius** sagt, „wohl dem Stall, darin Christus geboren worden, mochte verglichen werden. Und in diesem elenden Gebäu wollte Gott zu dieser letzten Zeit sein Evangelium predigen und sein liebes Kind JEsum gleichsam aufs neue lassen geboren werden. Keine unter so viel Dom- und Pfarrkirchen der ganzen Welt war damals, welche Gott zu solcher herrlichen Predigt erwählet.“ Diese alte Kapelle ist längst nicht mehr vorhanden. Ueberhaupt ist aus der Zeit der Universitätsstiftung nur noch das Refektorium, der Speisesaal übrig. In demselben befinden sich die Oelgemälde der sächsischen Kurfürsten und mehrerer lutherischen Prediger aus der Reformationszeit und aus der späteren Zeit, u. a. auch das Paul Gerhardts.

Im Jahre 1526 schenkte Kurfürst Johann der Beständige sämtliche Klostergebäude Luthern zum Eigentum, nachdem sich dieser im Jahre zuvor verheiratet hatte. Seitdem gestaltete sich in diesen Räumen jenes köstliche Familienleben, das uns Herr Dr. **Sihler** in den nächsten Nummern so anschaulich schildern wird. Da waltete Luthers „herzliebe freundliche Hausfrau Käthe“, da gab sich der große Reformator mit größter Treue und herzlichster Liebe der Erziehung seiner Kinder hin. Von den Erben wurde das Lutherhaus durch Kurfürst August wieder zurückgekauft und zu Studentenwohnungen eingerichtet. An der Straße aber ward zu gleichem Zweck ein Neubau aufgeführt, das sogenannte **Augusteum**, das jetzige unierte Predigerseminar. Ueber den Hof hinweg gelangt man somit zu dem ehemaligen Kloster, dem Lutherhause, und tritt in dasselbe durch das aus Sandstein gefertigte Portal, welches Frau Käthe 1540 ihrem Ehegemahl zum Geburtstag schenkte. Luthers Brustbild und Wappen verzieren den Bogen, dazu die Umschrift: Aetatis suo 57. In silentio et spe erit fortitudo vestra“, d. i.: Seines Alters 57; durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. Rechts und links befinden sich nach alter Sitte zwei runde steinerne Sitze. Hier mag das Ehepaar manchmal zu stiller Stunde gesessen haben.

Droben im Hause wird ein größeres Zimmer, wahrscheinlich einst die Hauptstube der Familie, als „Lutherstube“ gezeigt und in ihrer altertümlichen Einrichtung erhalten. Ein großer Schrank birgt allerlei Gegenstände aus Luthers Hauswirtschaft. Da sind Handstickereien, welche Frau Käthe gefertigt, mehrere Krüge, auch jener gläserne Römer, welchen weil man ihm nicht gestatten wollte, denselben als Andenken mitzunehmen. Die Möbel und Fenster, sowie der mächtige nach Luthers eigenem Entwurf gebaute Ofen sind sämtlich Erinnerungen an Luthers Hausstand. Ein angeblich nach Luthers Totenmaske gefertigtes Bild aus Gips zeigt die Umschrift: „Pesti- eram vivus, moriens ero mors tua, Papa!“ d. i.: „Lebend bracht' ich dir Not, sterbend, o Papst, dir den Tod!“

In dem sogenannten Hörsaal, wo Luther seine Studenten um sich versammelte, befindet sich das beste Lutherbild nach dem älteren Kranach; außerdem stehen dort zwei Katheder aus Luthers Zeit. Hier versammelten sich nach seinem Tode die Professoren alljährlich am 31. Oktober früh morgens und sangen sein schwungvolles markiges Lied: „Es wollt uns Gott genädig sein.“ Sonst finden wir noch in den Räumen des Lutherhauses eine Menge interessanter Erinnerungszeichen aus Luthers Leben und der Reformationszeit, alte Druckschriften, einen Korrekturbogen von Luthers Hand. Die Reformationsgeschichte tritt dem Besucher hier farbenreich und farbenhell entgegen. Das ganze bildet das **Luthermuseum**, welches bei der Lutherfeier im September von dem Deutschen Kronprinzen mit einer leider sehr unlutherischen Rede eröffnet wurde.

Nächst dem Lutherhause ist es vor allem die **Schloß- oder Stiftskirche**, welche das Interesse in Anspruch nimmt. Kurfürst Friedrich der Weise hatte sie erbauen lassen. Im Jahre 1499 ward sie vollendet, und vom Kurfürsten mit über 19,000 Reliquien ausgestattet, die in kostbaren Schreinen aufbewahrt wurden. Nach Spalatins Berechnung wurden in ihr jahraus jahrein etwa zehntausend Messen gelesen und bis 36,000 Pfund Wachs verbraucht. 1502 wurde die Kirche der Universität übergeben, deren actus sollennes darin gefeiert wurden. Auf besonderen Kathedern wurden in ihr die Rektoren und Doktoren der drei obersten Fakultäten gewählt. Auch Luther ist hier zum Doktor der heiligen Schrift promoviert worden. An die Hauptpforte schlug man die Streitsätze zu den beabsichtigten Disputationen an. Am 31. Oktober 1517 that dies Luther mit seinen fünfundneunzig Thesen. Ohne daß er selbst zunächst an eine solche Tragweite dieser Handlung dachte, begann er damit die Reformation der Kirche.

Jene denkwürdige Thür ist längst nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1760, während des siebenjährigen Krieges, belagerten die Kaiserlichen und die Reichsarmee die von den Preußen besetzte Stadt. Ein großer Teil derselben erlag dem Bombardement und das Schloß samt der Schloßkirche wurde durch die Feuersbrunst zerstört. Von der prächtigen Einrichtung der letzteren war nur wenig übrig geblieben; wertvolle Gemälde von Albrecht Dürer und Lukas Kranach waren verbrannt, die Kirche selbst war ein Trümmerhaufen. In großer Einfachheit wurde 1770 ein Neubau derselben vollendet, die Kirche wie sie jetzt noch vorhanden ist trotz vieler Kriegsstürme, welche in der Napoleonischen Zeit über Wittenberg hingebraust sind. Der Turm aber brannte nieder, als Bülow von Dennewitz im September 1813 die Stadt beschoß. Späterhin hat man des denkwürdigen Gotteshauses wieder gedacht. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ sie renovieren und stiftete 1858 zwei bronzene Thürflügel, deren Felder den lateinischen Text der Thesen in Reliefbuchstaben enthalten. Ueber der Thür stellt ein schönes Bild den Gekreuzigten dar, zu dessen beiden Seiten Luther und Melanchthon knieen. In der Schloßkirche hat Luther mit gewaltigem Geist gepredigt, hier ist auch seine Leiche begraben worden, daneben die Melanchthons. Grabschriften von größter Einfachheit bezeichnen im Fußboden der Kirche die Stellen. Bruchstücke der Kanzel, von welcher Luther in der Schloßkirche predigte, werden noch im Luthermuseum gezeigt.

Von Luther hatte **Pollich von Mellerstadt**, der Stern der Wittenberger Universität, gesagt: „Dieser Mönch wird alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze Kirche reformieren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehet auf JEsu Christi Wort.“ Luther selbst gedachte anfangs an keine Reformation der Kirche, sondern wollte nur sein Gewissen von dem Mißbrauch des Ablasses, den er nicht einmal völlig verwarf, durch ein unzweideutiges Zeugnis bewahren. Von da ab aber reformierte der Geist Gottes selbst durch der Apostel Schriften und JEsu Christi Wort. Er war es, der nicht nur die Sache, sondern auch Luther selbst von Schritt zu Schritt weiter trieb. Als die päpstliche Bannbulle gegen ihn geschleudert wurde und sich Leute fanden wie Eck, welche ihr thatsächliche Geltung

verbrannte, da erst wurde Luther zu der That gedrängt, durch welche er sich öffentlich und feierlich, gänzlich und für immer vom „Papst[illegible] Rom vom Teufel gestiftet“ lossagte. Auf den 10. December [illegible] schied er alle Studenten Wittenbergs vor das Elstertor, wo vormittags neun Uhr die „antichristlichen Dekretalien“ verbrannt werden sollten. [illegible] ...teren versammelt waren, wurde von einem [illegible] ...nd unter allge[illegible] das päpstliche



Der Ueberfall bei Altenstein

Nach dem Gemälde von Graf Harrach

Kirchenrecht ins Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen Gottes bet[illegible] kühne That erregte in ganz Deutschland gewaltiges Aufsehen, sie fand heftigen Widerspruch, aber noch größere Zustimmung. Luther selbst aber war von da an ruhig, seines Weges und Zieles gewiß.

An der Stelle, wo dieser Scheiterhaufen aufgelodert war, [illegible] die „Luthereiche“ genannt. Als die Franzosen im Jahre 1813 die Festung Wittenberg, welche sie besetzt hielten, sturmfrei ma[illegible] fiel leider auch die Luthereiche. Aus ihrem Holze wurden Schanzpfähle gemacht. Einen Ersatz für diesen auf



Luther und die Bibel

Zu Wartburg auf der Veste
Da sitzt der teure Held
Den Gott für seine Kirche
Zum Ritterdienst bestellt.

Die werte Magd zu retten
Aus ihres Kerkers Haft,
Läßt er vom Herrn sich wappnen
Mit Glaubensmut und -kraft.

solche Weise vernichteten Gedenkbaum erhielt Wittenberg gelegentlich der Grundsteinlegung zum Lutherdenkmale am 31. Oktober 1817, wo in Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm III. eine neue Luthereiche auf jener Stelle gepflanzt wurde. Diese aber und mehrere andere, die später gesetzt wurden, gingen wieder ein. Die jetzt dort kräftig grünende Eiche wurde Ende der zwanziger Jahre gepflanzt. Nach Beseitigung der Festungswerke steht sie innerhalb der neugeschaffenen Promenadenanlagen.

Als Luther an einem unfreundlichen Spätherbsttage des Jahres 1508 in Wittenberg einzog, da erhielt er von seiner neuen Heimat keinen vorteilhaften Eindruck. Wittenberg war damals eine unansehnliche Stadt mit alten häßlichen, niedrigen hölzernen Häusern; es lag, wie Luther schreibt, „an den äußersten Grenzen der Civilisation“ (in termino civilitatis); noch in späteren Jahren urteilte er: „Es ist allhie nicht mehr denn ein Schinderleich, in der Erste wunderte ich mich, daß hie eine Universität war aufgerichtet und fundieret.“ Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er, der so gerne wanderte, ein so rüstiger Fußgänger war und bei seinem lebhaften Natursinne, bald die Stadt und ihre Umgebung liebgewann, ihre eigentümlichen Schönheiten auffinden und würdigen lernte. Ein Hügel, unfern der Elbe — ein Weg von einer halben Stunde führt an dem Strome aus dem Elsterthore dahin — mit einer Aussicht links auf dichten Wald, rechts auf die Stadt, ganz in der Nähe ein stiller Platz, mit einer Quelle des klarsten Wassers mutete ihn so sehr an, daß er ihn unzähligemal aufsuchte, späterhin die Quelle fassen und ein Häuschen daneben errichten ließ, sie auch besang und dort an dem noch jetzt unter diesem Namen bekannten „Lutherbrunnen“ las, schrieb oder mit Freunden sich erheiterte.

Das sind die hauptsächlichsten Lutherstätten in und bei der alten Lutherstadt Wittenberg. Uns sind ja dieselben keine Wallfahrtsorte, aber sie bieten uns doch mehr als bloß historisches Interesse. Beim Anblick derselben versenken wir unsern Geist in die Betrachtung der großen Thaten Gottes, die hier geschehen sind, und danken dem HErrn, daß Seine Gnade Wittenberg, wie Luther sich ausdrückt, zu einem Berge Libanon gemacht hat, der hinausragte in alle Lande, zu einer Stadt Gottes auf hohem Berge, aus welcher Ströme lebendigen Wassers über die ganze Welt sich ergossen haben.

Luther auf der Koburg.

Für die Abendschule von A. L. Gräbner.

Reges Leben herrschte in der alten Stadt Augsburg. Aus allen Teilen des deutschen Reiches kamen sie gezogen mit glänzendem Gefolge, die hohen Herrschaften, gehorsam dem Rufe, den des Reiches Oberhaupt, Kaiser Karl V. am 21. Januar des Jahres 1530 von Bologna aus an sie hatte ergehen lassen. Kurfürsten und Fürsten nebst ihren Räten und Reisigen und ihrer schmucken Dienerschaft, Abgeordnete deutscher Städte, zahlreiche Adelige, Theologen und andere vom Gelehrtenstande nahmen die gastlichen Thore auf.

Am 2. Mai langte auch Kurfürst Johann von Sachsen mit seinem Gefolge, darunter die vier Theologen Melanchthon, Justus Jonas, Spalatin und Agricola, in Augsburg an. Auch der Kaiser war auf dem Wege von jenseits der Alpen, wo er sich vom Papste die Krone Karls des Großen hatte aufs Haupt setzen lassen, und man traf Vorbereitungen zu einem ehrenvollen Empfang.

Einen Gast aber, der größerer Ehre wert war als das edle Blut von Oesterreich, hatte sich die Stadt Augsburg verbeten. In dem Geleitsbrief, welchen sie dem Kurfürsten von Sachsen und allen, die er mit sich führen würde, ausstellten, hieß es nämlich: „Doch nehmen wir hierin aus, ob Seine Kurfürstliche Gnad jemand bei sich hätten und allhierher bringen würden, der oder die Kaiserliche Majestät und des heiligen Reichs aufgerichteten Landfrieden verbrochen und in Straf und Ponfal desselben gefallen wären, die wir zu vergleiten nicht Macht haben.“ Das war auf den Mann gemünzt, über welchem nun seit dem Jahre 1521 des Papstes Bann und des Kaisers und Reiches Acht zugleich verhängt war, und den beherbergen dem Papst und dem Kaiser Trotz bieten hieß.

Das hatte auch Kurfürst Johann in seinem Lande bisher gethan und den Doktor Martinus Luther als seines Kurfürstentums höchste Zierde frei wohnen, predigen, lehren, schreiben, visitieren — reformieren lassen. Auch als er von seiner Residenz Torgau aufgebrochen war, um zum Reichstag zu ziehen, war Luther unter seinen Begleitern gewesen, und als sie auf der Reise in Koburg angekommen waren, hatte er den Doktor immer noch bei sich gehabt und sich am Osterfest drei Predigten von ihm halten lassen. Am 18. April aber hatte Luther seinem Freund Hausmann zu melden gehabt: „Der Kurfürst hat befohlen, daß ich, wenn die anderen zum Reichstag aufbrechen, in Koburg bleiben soll.“

Koburg war diejenige sächsische Stadt, welche Augsburg am nächsten lag. In vier Tagen, oder, wenn es Eile hatte, noch schneller konnte ein Bote den Weg zwischen beiden Städten zurücklegen, und der Kurfürst konnte also, wenn, wie es zu erwarten stand, auf dem Reichstag guter Rat teuer werden würde, sich, wenn er Luther in Koburg hatte, immer wieder an den Mann wenden, der als unvergleichlicher Berater sich bisher so oft und so herrlich bewährt hatte. Dazu kam, daß diese Stadt und besonders die Feste, welche die Stadt überragte, einen sicheren Aufenthalt bot. So war denn am 23. April, dem Tage, an welchem der Kurfürst mit seinen Begleitern die Reise nach Augsburg fortgesetzt hatte, Luther noch im Dunkel des frühen Morgens auf sein zweites Patmos, die Feste Koburg gebracht worden.

Wie waren doch seit jenem Aufenthalt Luthers auf seinem Wartburg-Patmos, da man 1521 schrieb, die Dinge so gar anders geworden! Damals hatte der abgezehrte, gebrechliche Mönch von Wittenberg allein gestanden vor Kaiser und Reich, ob auch Tausende, die ihn nicht verstanden, den kühnen Mann in der Kutte zugejauchzt hatten. Jetzt zogen, während Luther auf der Koburg Wohnung nahm, Fürsten und Stände des Reichs mit ihren Theologen in schöner Zahl auf einen Reichstag, um frei öffentlich miteinander einzutreten für die evangelische Wahrheit. Damals ging noch in allen Kirchen durch die deutschen Lande hin der Greuel des Meßopfers samt dem übrigen papistischen Unfug im Schwange und wurden auf fast allen Kanzeln des Antichrists Lügen und Märlein verkündigt, während weit und breit das arme Volk in der entsetzlichsten geistlichen Unwissenheit und Verkommenheit dahinging. Jetzt hingegen war in ganzen Fürstentümern und zahlreichen Städten des Reichs der alte Sauerteig ausgefegt und ein Ostern angebrochen, das Tausende sich ihres Heilandes freuen ließ, standen auf vielen, vielen Kanzeln Prediger des reinen Evangeliums und saßen allsonntäglich und in Wochengottesdiensten große Scharen zu ihren Füßen oder nahten zum Tisch des HErrn, um das heilige Sakrament nach Christi Befehl und Einsetzung zu genießen, wurde auch die Jugend in dem, was einem Christen zu wissen not ist, treulich unterrichtet, sang die Gemeinde dem HErrn ihre Lieder und lasen Bürger und Bauern die heilige Schrift in ihrer Muttersprache, so daß Luther von der Koburg aus seinem Kurfürsten schreiben konnte: „Ueber das, so erzeiget sich der barmherzige Gott wohl noch gnädiger, daß er sein Wort so mächtig in E. K. F. G. Lande macht. Denn freilich E. K. F. G. Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger haben, als sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Fried helfen halten. Es wachset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mirs in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, gläuben und reden

können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stift, Klöster und Schulen gekönnt haben und noch können. Es ist fürwahr solch junges Volk in E. K. F. G. Land ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist."

Und er selber, dessen Arbeit Gott so wunderbar gesegnet hat, hat er nicht auf der Koburg, wenn er sich den Luther auf der Wartburg vergegenwärtigt, Ursache, die Gnade Gottes zu rühmen, die sich auch an ihm seither verherrlicht hat? Zwar noch ist er der gebannte und geächtete Luther, der er damals war. Noch führt er Schlag auf Schlag gegen die Bollwerke desselben Feindes, den er damals bekämpfte. Der damals hatte schreiben können: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären wie Ziegel auf den Dächern u. s. w.", der singt jetzt, wie uns berichtet wird, oft sein Lied, in welchem es heißt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär u. s. w." Noch war er wie damals ein fleißiger und gewaltiger Beter vor dem HErrn. In dem allen war er sich also gleich geblieben. Und doch war auch bei ihm manches anders geworden. Verändert hatte sich zunächst schon seine äußere Erscheinung. Der Mann, den sie in jenen Morgenstunden auf die Koburg brachten, war nicht mehr der hagere Augustiner in der Kutte, den einst in später Abendstunde die Mauern der Wartburg aufgenommen hatten, sondern ein stattlicher Herr Doktor, vor dem die Landsknechte auf der Burg Respekt hatten. Und auch innerlich war er unter den Stürmen und Kampfen und Siegen der letzten neun Jahre und bei der steten Beschäftigung mit dem wunderbaren Gotteswort, das um ihn her so große Dinge gethan hatte, gewachsen: der ganze Mann war noch gewaltiger, großartiger geworden. Daheim aber im alten Klostergebäude hatte er, als er von Wittenberg aufbrach, nicht wie damals ein Häuflein Klosterbrüder, sondern ein trautes Weib und ein Söhnlein Hänsichen und ein Töchterlein Magdalena, deren Bildnis ihm Frau Käthe auf die Koburg schickte, zurückgelassen. Von ihm konnte ein Urbanus Regius, der ihm auf der Feste einen Besuch abstattete und ihn hier zum erstenmal sah, begeistert schreiben: „Wenn du ihn in der Nähe gesehen hättest, wenn du gehört hättest, wie er über göttliche Dinge mit apostolischem Geiste redet, du würdest sagen: die Erscheinung selbst übertrifft den Ruf."

Noch zeigt man in dem sogenannten Furstenbau auf der Koburg, zu dessen Gemächern ihm alle Schlüssel übergeben worden waren, das Zimmer, welches sich Luther für die Zeit seines Aufenthalts dort oben zu seinem Wohnzimmer wählte. Seine Wohnung teilte mit ihm sein Wittenberger Tischgenosse Magister Veit Dietrich, sowie eine Zeitlang sein Schwestersohn Kyriak Kaufmann. Außer diesen Gästen war auf der Feste eine Burgwache mit einem Hauptmann, auch wohl einige Dienerschaft, zusammen an dreißig Personen.

Wie einst auf der Wartburg, so wollte und sollte nach des Kurfürsten Wunsch auch hier der hohe Gast in stiller Verborgenheit leben, und er selber bat die Freunde draußen, seinen Aufenthaltsort geheim zu halten. Um auch durch seine Briefe, falls dieselben in unrechte Hände geraten sollten, nicht zu verraten, wo er weilte, datierte er sie wieder „aus der Einöde", „aus der Wüsten", "ex eremo" oder mit Umkehrung des Namens Coburg, „aus Gruboc", lateinisch "ex Gruboco", bis er keinen Grund mehr hatte, seinen Wohnort geheim zu halten, und nun auch „aus Koburg" schrieb. Vielleicht zum Teil aus Bequemlichkeit, wohl aber auch um seine Person weniger kenntlich werden zu lassen, unterließ er auch wieder wie in den Tagen des „Junker Georg" das Rasieren, so daß des Kurfürsten Sohn Johann Friedrich, der früher als die übrigen von Augsburg aufbrach und auf Koburg einkehrte, seinen Vater schreiben konnte: „Doktor Martinus ist frisch und gesund und fröhlich ... und hat in E. G. Außensein einen großen Bart auch, so ihn E. G. unversehens sehen würden, E. G. würden ihn kaum kennen."

Bei allem Bemühen, verborgen zu bleiben, fehlte es aber dem Doktor in der „Einöde" doch nicht an Besuchern. Einige, die ihn hier begrüßten, sind schon oben genannt. Am 2. Juni berichtet er selber: „Gestern war Hans Reinick aus Mansfeld*) und Georg Römer bei mir, heute Argula von Staufen**)." Gegen Ende seines Aufenthalts auf der Koburg besuchte ihn auch Martin Butzer, um mit ihm über seine Stellung zu den Zwinglisch gesinnten Oberdeutschen zu verhandeln. So zahlreich wurden in der ersten Zeit die Besuche, daß Luther, wie hoch er auch sonst den Verkehr mit den Freunden schätzte, doch am 3. Juni schrieb: „Die Wallfahrt will zu groß werden hierher und dem Kurfursten wird es unangenehm sein."

Doch nicht um unthätig der Ruhe zu pflegen, hatte sich der rastlos thätige Mann in die „Einöde Gruboc" zurückgezogen. Gleich am ersten Tage schrieb er: „Wir sind auf unserm Sinai angekommen, wir wollen daraus ein Zion machen und hier drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Äsop eine." Sobald also sein Koffer mit Büchern und Schreibzeug angekommen war, machte er sich auch emsig an die Arbeit. Am 8. Mai konnte er seinem alten Freund Link melden, daß er bei der Übersetzung der Propheten sei und den Jeremias bald fertig habe; am 12. sprach er dem Melanchthon die Hoffnung aus, daß er die Propheten noch vor Pfingsten alle werde übersetzt haben, und am 19. Juni meldet er: „Obwohl der Satan einige Wochen hindurch durch Sausen im Kopf mir hinderlich gewesen ist, so habe ich doch den Jeremias verdeutscht. Es bleibt noch Ezechiel übrig, den ich nunmehr in Angriff nehmen werde." So finden wir ihn also hier wieder über derjenigen Arbeit, welche er einst auf der Wartburg der deutschen Christenheit zu unermeßlichem Segen begonnen hatte, bei der Verdeutschung der lieben heiligen Schrift. So baute er den Propheten eine Hütte, ja ein stattliches Haus nicht nur auf seinem Koburg-Zion, sondern im deutschen Volk, ja in den Herzen vieler Tausende, die mit ihm lebten und nach ihm leben sollten.

Die zweite Hütte wollte er dem Psalter bauen, und noch ehe er an den Ezechiel ging, schrieb er eine köstliche Auslegung des 118. Psalms, von dem er dann in einem Brief an den evangelischen Abt Friedrich zu Nurnberg schrieb: „Es ist mein Psalm, den ich lieb habe. Wiewohl der ganze Psalter und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einiger Trost und Leben ist, so bin ich doch sonderlich an diesem Psalm geraten, daß er muß mein heißen und sein. Denn er sich auch redlich um mich gar oft verdienet und mir aus manchen großen Nöten geholfen hat." Außer diesem Psalm bearbeitete er dann noch den 117., der ja aus nur zwei Versen besteht, aus welchem er aber einen Reichtum tiefer, herrlicher Gedanken schöpft, „eine Weissagung, eine Offenbarung, eine Lehre und eine Vermahnung."

Die dritte Hütte baute er, indem er eine Anzahl Fabeln des alten griechischen Dichters Aesop in deutsches Gewand kleidete; er wollte damit besonders der Jugend einen Dienst leisten, daß sie daraus „feine Lehren unter der lieblichen Gestalt der Fabeln desto besser lerne und fester behalte."

Doch die bisher erwähnten Arbeiten bildeten dem Umfange nach den bei weitem geringeren Teil dessen, was Luthers fleißige und rasche Feder auf der Koburg zuwege brachte. So

*) Der Jugendfreund, welcher einst im Jahre 1497 mit dem armen Knaben Martin von Mansfeld aus nach Magdeburg auf die Schule gezogen war.

**) Eine edle Frau, des früher in herzoglich bayrischen Diensten gewesenen Ritters von Grumbach Gemahlin, die mit ihrem Gemahl, da sie öffentlich in Schriften für das Evangelium eingetreten war, der Ge-

verfaßte er z. B. während dieser Zeit seine treffliche Schrift: „Daß man sollte Kinder zur Schule halten“, darin er seinen Lesern eindringlich zu Gemüte führt, wie hochwichtig es für Kirche und Staat sei, daß man die Kinder etwas Ordentliches lernen lasse, und bitter klagt, daß man früher, da der Papst die Leute geschunden habe, stets die Geldbeutel habe offen gehalten, jetzt hingegen, wenn es gelte gute Schulen aufrichten und erhalten und die Kinder auf Schulen schicken, daß sie dem Vaterland und der Kirche dienen könnten, alle Beutel mit eisernen Ketten verschlossen seien. Ferner schrieb er auf der Koburg den prächtigen Sendbrief „Vom Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen“, worin er zunächst den papistischen Krittlern gegenüber, die doch mit ihm verglichen die traurigsten Stümper waren, auf echt Luthersche Weise für seine Bibelübersetzung eintrat. „Ich weiß wohl“, schreibt er da u. a., „und sie wissens weniger denn des Mullers Tier, was für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dolmetscher gehört; denn sie habens nicht versucht. . . Solls gemeistert werden, so will ichs selber. Wo ichs selber nicht thue, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden und mache ein jeglicher was er will, für sich selbst und habe ein gut Jahr.“ — Andere Schriften aus diesen Koburgtagen, wie die Schrift „von den Schlüsseln“ und die „Vermahnung zum Sakrament“, seien hier nur erwähnt, und wir eilen in der Betrachtung seiner Thätigkeit auf der Feste zu Verrichtungen noch anderer Art, denen Luther dort seine Aufmerksamkeit, Zeit und Kraft zu widmen hatte.

Drüben in Augsburg war endlich nach langer Verzögerung Kaiser Karl angekommen und mit großem Pomp eingeholt worden. Schon von Innsbruck aus, wo er einen Monat lang gesäumt hatte, war den evangelischen Standen die Weisung zugegangen, daß sie ihren Theologen das Predigen in Augsburg untersagen sollten. Auf eine Anfrage des Kurfürsten hatte Luther diesem den Bescheid gegeben, man solle den Kaiser noch einmal demütig bitten, daß er das Predigen gestatten möge; falls das aber nicht helfen wolle, so müsse man eben Gewalt für Recht gehen lassen und sich fügen. Als jedoch der Kaiser nach seiner Ankunft in Augsburg seine Forderung wiederholte, gaben sich die Evangelischen erst zufrieden, nachdem auch den papistischen Predigern das Predigen untersagt worden war und beide Parteien sich auf Schriftlektionen beschränken mußten. Von diesem Verlauf erfuhr aber Luther zunächst nichts. Drei volle Wochen schlichen langsam dahin, und es kam kein Brief von den Freunden in Augsburg dem sehnlich Wartenden zu Gesicht. Viermal kamen Boten von Augsburg über Koburg, und jedesmal entspann sich zwischen ihnen und dem Doktor folgendes Gespräch: „Bringst du Briefe?“ Antwort: „Nein.“ „Wie gehts den Herren?“ Antwort: „Wohl.“ Als aber endlich wieder Nachrichten einliefen, da waren sie keineswegs erfreulicher Art. Die Freunde zermarterten sich mit Sorgen und Aengsten und sahen Gefahren auf allen Seiten. Besonders war Melanchthon der Unruhe voll und übervoll. Er hatte auf Grund der vorhandenen Vorarbeiten mit großer Sorgfalt ein Bekenntnis aufgesetzt, damit etwas Schriftliches bei der Hand sei, wenn der Kaiser von den Evangelischen Rechenschaft über ihren Glauben fordern würde. So hatte es der Kurfürst gewollt, und er hatte, als die Arbeit unter Melanchthons Händen soweit gediehen war, dieselbe schon am 11. Mai an Luther geschickt mit der Aufforderung, etwaige Verbesserungen an den Rand zu setzen. Luther hatte darauf dem Fürsten geschrieben: „Ich habe M. Philippsen Apologie überlesen; die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann.“ Aber so leise und sanft auch Melanchthon aufgetreten war, so fürchtete er doch immer noch, er möchte die Vorlage zu scharf gestellt haben, und nachdem er noch Wochen lang unablässig an dem Bekenntnis gefeilt hatte, schickte er dasselbe nochmals an Luther mit der Frage, was man wohl den Papisten noch nachgeben könne. — Auch später, als das Bekenntnis schon dem Kaiser überreicht worden war, mußte Luther von den verschiedensten Seiten her vernehmen, wie Melanchthon sich immer wieder zu gefährlichen Friedensverhandlungen mit den falschen, tückischen Papisten herbeiließ, so daß ein tiefes Mißtrauen gegen ihn gerade bei den entschiedenen Vertretern der Wahrheit Platz griff und einer von diesen nach Hause berichtete: „Auf diesem Reichstag hat kein Mensch bis auf den heutigen Tag dem Evangelio mehr Schadens gethan denn Philippus.“ Wiederum hörte Luther auch von der grimmigen Wut der Papisten und ihren Drohungen und Lästerungen und listigen Ränken. Zu großer Freude aber gereichten ihm die Nachrichten von der ruhigen Standhaftigkeit, dem wahrhaft königlichen Verhalten seines vortrefflichen Kurfürsten, der in seiner überaus schwierigen Lage und umgeben von Gefahren doch einen getrosten und fröhlichen Mut behielt.

Daß unter solchen Umständen unser Luther am liebsten persönlich in Augsburg erschienen wäre und mit gewaltiger Faust dreingegriffen hätte, versteht jeder, der seinen Charakter einigermaßen kennt. „Wenn ich gerufen werde“, schrieb er einmal, „so werde ich ohne Zweifel kommen, obwohl ich erwäge, ob ich nicht, wie ich wünsche, auch ungerufen kommen soll“, und später: „Wenn ich höre, daß die Sache sich bei euch übel anläßt und Gefahr läuft, so werde ich mich schwerlich enthalten, daß ich nicht zu euch hinfliege.“ Während er aber sich bezwang und blieb, wo sein Landesherr ihn bleiben hieß, trat er doch mit seinem gewaltigen Geist sowohl Freunden als Feinden nah. Bei den letzteren verschaffte er sich Gehör in einer eindringlichen „Vermahnung an die Geistlichen versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg“, worin er die Bischöfe ermahnt, die Gelegenheit, welche Gott ihnen durch diesen Reichstag biete, nicht unbenutzt zu lassen, und sie bittet, Gott die Ehre zu geben und Buße zu thun, ihnen aber ankündigt, daß, falls sie auf ihrem bösen Wege verharrten, sie vor ihm, er sei lebendig oder tot, keine Ruhe haben sollten, bis sie sich bessern oder zu Grunde gehen würden. Ferner wandte er sich an einen der Gegner, denselben, dem er einst auch von der Wartburg aus so unverblümt deutsch entgegengetreten war, an den Erzbischof Albrecht von Mainz, der ihm jetzt als sehr friedfertig geschildert worden war, in einem offenen Brief, worin er ihm vorhält, wie die Papisten auf dem Reichstag dem König zu Zion Trotz böten und der Papst die deutsche Nation so schnöde naßführe, „als wären eitel Klötze im deutschen Land, und auf dem Reichstag eitel Affen.“ „Ich kanns ja nicht lassen“, schreibt er zum Schluß, „ich muß auch sorgen für das arm, elend, verachtet, verraten und verkauft Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande.“

Vornehmlich aber sprang Luther den bedrängten Freunden in Augsburg in zahlreichen Briefen, deren einmal an einem Tage fünf abgingen, mit zarter, weisheitsvoller, ernster Liebe fleißig und kräftig bei, einem jeden, wie er es gerade bedurfte. Zwar als sie ihn so lange auf Nachricht hatten warten lassen, war er schließlich sehr aufgebracht gewesen und hatte gedroht, sie wiederum durch Schweigen zu strafen. Als aber dann die ersten Nachrichten so jämmerlich lauteten, konnte er es doch nicht über das treue Herz bringen, seine Drohung wahr zu machen. Zuvörderst galt seine Sorgfalt Melanchthon, welcher derselben am meisten bedürftig war. Hören wir nur einige Stellen aus den Briefen, die er an den zaghaften Freund richtete. „Ich hasse“, hieß es da, „Deine himmelhohen Sorgen, welche Dich, wie Du sagst, verzehren.“ . . „Ist die Sache falsch, so wollen wir widerrufen; ist sie aber wahr, warum wollen wir trotz seiner großen Verheißungen den zum Lügner

machen, der uns gebietet, getrost wie die Schlafenden zu sein?" . . „Es ist Deine Philosophie, welche Dich quält, nicht die Theologie" . . „Gott hat Macht, die Toten zu erwecken, er hat auch Macht, seine Sache, wenn sie wanken will, aufrecht zu erhalten, wenn sie zu Boden gesunken ist, wieder aufzurichten, wenn sie steht, weiter zu fördern." „Ich habe Dich immer getröstet; was kann ich sonst thun? Du zermarterst Dich, weil Du das Ende und den Ausgang der Sache nicht begreifen kannst. Aber wenn ich ihn begreifen könnte, dann möchte ich an ihr kein Teil haben, geschweige denn ihr Urheber sein. Gott hat sie an den Ort gestellt, den Du weder in Deiner Rhetorik, noch in Deiner Philosophie hast; er heißt Glaube. . . Hätte Moses begreifen wollen, wie er dem Heere Pharaos in Aegypten entgehen sollte, so wäre Israel vielleicht heute noch in Aegypten. Der HErr mehre Dir und uns allen den Glauben." „Wenn Christus nicht bei uns ist, wo in aller Welt ist er denn sonst? . . „Wenn wir nicht Gottes Wort haben, wer hat es denn sonst? Ist also Gott für uns, wer mag wider uns sein? Wir sind Sünder und voll Undanks, er aber ist darum kein Lügner." „Soll's denn erlogen sein, daß Gott seinen Sohn für uns gegeben hat, so sei der Teufel an meiner Statt ein Mensch oder eine seiner Kreaturen. Ist's aber wahr, was machen wir denn mit unserm leidigen Fürchten, Zagen, Sorgen und Trauern? Als ob der nicht in geringeren Nöten uns wird beistehen wollen, der seinen Sohn für uns gegeben hat, oder als ob der Satan mächtiger wäre denn er?" „Fallen wir, so fällt mit uns Christus, er, der Herrscher der Welt. Und sei es denn, daß er fiele, so will ich doch lieber mit Christo fallen, als mit dem Kaiser stehen." „Daher bitte ich Dich bei Christo, daß Du nicht jene Verheißungen und Tröstungen Gottes verachtest, da er spricht: ‚Wirf alle deine Sorge auf den Herrn' — ‚Harre auf den Herrn' — ‚Sei männlich und festen Herzens' — und alle die anderen, deren die Psalmen und Evangelien voll sind, die gleicherweise uns zurufen: ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.' Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus der Ueberwinder der Welt ist. Warum sollen wir also die überwundene Welt fürchten, gleich als wäre sie die Siegerin? Sollt einer doch einen solchen Spruch auf seinen Knieen von Rom und Jerusalem holen. Aber weil wir solche zu tausenden haben und daran gewöhnt sind, darum gelten sie uns nichts." „Wenn nicht geschieht was wir wollen, so wird doch geschehen, was besser ist." „Ich bin mit meinem Glauben und meinem Geiste bei euch, so viel ich nur vermag; aber ich glaube, daß jener von den Feinden für ohnmächtig gehaltene Christus noch mehr bei euch ist."

Wie mußten solche und andere Worte eines getrosten, mutigen Glaubens den Kleinmütigen aufrichten! In ähnlicher Weise schrieb Luther auch an die übrigen Freunde, wie es gerade die Umstände erheischten. Auch an den Kurfürsten richtete er tröstende und ermunternde Worte und guten Rat; in einem Brief vom 20. Mai finden sich die lieblichen Erinnerungen an das schöne Paradies, das Gott in des Kurfürsten Landen gepflanzt habe und von dem er gleichsam sage: „Wohlan, lieber Herzog Hanns, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradies, du sollst Vater über sie sein; denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben, und dir die Ehre thun, daß du mein Gärtner und Pfleger sollst sein."

Mit großer Freude erfüllten ihn die Nachrichten von der öffentlichen Vorlesung der Augsburgischen Konfession. „Ich bin voll dankbarer Freude," schrieb er, „daß ich diese Stunde erlebt habe, in welcher Christus durch so viele und freudige Bekenner in einer so großen Versammlung öffentlich mit dem schönsten Bekenntnis gepredigt ist." Und an den Kurfürsten: daß sie das Predigen haben durch Kais. Majestät Gebot verbieten lassen, sehen aber dagegen nicht, die elenden Leute, daß durch das schriftlich überantwortete Bekenntnis mehr gepredigt ist, denn vielleicht sonst zehn Prediger hätten thun mögen. Ists nicht eine feine Klugheit, daß M. Eisleben und andere müssen schweigen; aber dafür tritt auf der Kurfürst zu Sachsen samt anderen Fürsten und Herren mit dem schriftlichen Bekenntnis und predigen frei vor Kais. Majestät und dem ganzen Reich unter ihre Nasen, daß sie es hören müssen und nicht dawider reden können? Ich meine ja, das Verbot sei damit wohl gerochen. Christus schweigt ja nicht auf dem Reichstage, und sollten sie toll sein, so müssen sie aus dem Bekenntnis mehr hören, denn sie in einem Jahr von den Predigern gehört hätten."

Als aber dann jene Verhandlungen gepflogen wurden, bei denen Melanchthon zu der Befürchtung Anlaß gab, er möchte von der bekannten Wahrheit etwas preisgeben, mußte Luther wieder eingreifen. Schon als ihm Melanchthon vor der Uebergabe des Bekenntnisses das übergearbeitete Exemplar mit der Frage zugestellt hatte, was sich etwa den Papisten noch nachgeben ließe, hatte Luther seine Verwunderung ausgedrückt und unter anderem geschrieben: „Für meine Person ist schon mehr als genug in diesem Bekenntnis nachgegeben; wenn sie dieses zurückweisen, dann weiß ich nichts, was ich noch nachgeben könnte." Und als er nun von jenen Komiteeverhandlungen hörte, warnte er mit aller Entschiedenheit. „In Summa", hieß es in einem seiner Briefe, „mir mißfällt entschieden diese Verhandlung, weil sie durchaus unmöglich ist, wenn nicht der Papst sein Papsttum aufgeben will." Und in einem andern: „Ich höre, daß ihr, sicher mit Unlust, ein wunderbares Werk unternommen habt, nämlich den Versuch, den Papst und Luther zu vereinigen. Aber der Papst wird nicht wollen, und Luther verbittet es sich; sehet darum wohl zu, daß ihr nicht eure Mühe vergeblich aufwendet. Wenn ihr gegen den Willen beider dies Werk zustande gebracht habt, dann werde auch ich bald eurem Beispiel folgen und Christus mit Belial versöhnen." Als die Verhandlungen noch nicht eingestellt wurden, warnte er weiter; ja einmal schrieb er: „Und sei's denn, ihr gäbet offenbar etwas gegen das Evangelium zu, was ihr aber durch die Gnade Christi nicht thun werdet, und sie schlössen diesen Adler in irgend einen Sack ein, es wird kommen, zweifelt nicht, es wird kommen Luther, um diesen Adler herrlich zu befreien. So wahr Christus lebt, das wird gewiß geschehen." Und endlich, als ihm die schrecklichsten Nachrichten gebracht wurden, als hätte man in Augsburg die gute Sache schier verraten, schrieb er den Freunden: „Ich berste fast vor Zorn und Unwillen. Ich bitte aber, brecht die Verhandlungen ab und kehrt heim."

Einer, bei dem es auch not that, daß Luther während des Reichstags ein ernstes Wort mit ihm redete, war der Landgraf Philipp von Hessen. Dieser wurde nämlich wieder von den Zwinglianern bearbeitet und zeigte sich diesen Einflüssen nicht unzugänglich, besuchte sogar die Gottesdienste, in welchen ein Zwinglianer predigte. Als deshalb Melanchthon Luther gegenüber seine Befürchtungen und die Bitte aussprach, er möchte doch ein mahnendes Wort an Philipp richten, ging Luther bereitwillig darauf ein und warnte in einem Brief den Landgrafen freundlich und ehrerbietig aber ernst vor „den süßen guten Worten des Widerteils" und ermahnte ihn, sich ja ihres Irrtums nicht anzunehmen, sondern in der Wahrheit festzustehen.

Doch nicht nur mit seinem treuen Zuspruch stand Luther von der Koburg aus den Freunden in Augsburg und der Sache des Evangeliums kräftig bei, sondern auch durch fleißige Fürbitte vor seines Gottes Angesicht. So bezeugt er den Freun-

ohne Zweifel treu zur Seite mit Seufzen und Flehen;" und sein Hausgenosse Veit Dietrich berichtet: „Er lässet keinen Tag vorübergehen, daß er nicht mindestens drei Stunden, und zwar die, welche zum Studieren am passendsten sind, aufs Gebet verwendet." „Ich weiß", hörte er ihn einmal zum Vater im Himmel sprechen, „daß Du unser Gott und Vater bist, also bin ich gewiß, daß Du die Verfolger Deiner Kinder wirst zu schanden machen; thust Du es nicht, so ist die Gefahr Dein und unser zumal. Dein ist dieser ganze Handel, wir sind daran gegangen, weil wir mußten; darum wollest Du ihn verteidigen." So „hub er", wie der alte fromme Mathesius sagt, „in der Erkenntnis des Herrn Christi seine heiligen und schweren Hände auf, damit er das Papsttum hart gedrückt und geschwächt hatte, und schrie Tag und Nacht zu Gott, daß er seines Namens Ehre, das heilige Evangelium und sein Reich und die rechten Jesuiten und deutschen Ritter, so zu Augsburg mit den Engelein wider den Widerchrist zu Felde lagen, bei rechtem Glauben und reiner Lehre erhalten und sie mit seinem Geist stärken und trösten und sie mit seinen Engelein bewachen und umlagern wollte."

Neben diesen mannigfaltigen Angelegenheiten der armen bedrängten Christenheit hatten aber in dem großen Herzen des Mannes auf der Koburg noch andere Interessen Raum. So wünscht er am 29. April seinem Freund Jonas Glück zu der Geburt eines Söhnleins und tröstet ihn bald nachher über den frühen Tod dieses Kindes. Als in diesen Tagen auch sein alter Link um ein abgeschiedenes Töchterlein trauerte, erhielt auch er ein Trostschreiben von der Koburg. Dem Lehrer seines Söhnleins, Hieronymus Weller, dankt er brieflich für seine Arbeit und sucht zugleich, ihm die schwermütigen Gedanken zu verscheuchen, die ihn quälten. Und wohl an demselben Tage verfaßte er auch den bekannten überaus lieblichen Brief an sein Hänsichen, in welchem der gewaltige Kampfesheld dem „Söhnichen" so recht kindlich einfältig erzählt von dem schönen Garten mit all den schönen Sachen für fromme Kinder. Ein besonders reiches Maß zarter Aufmerksamkeit wandte er aber seiner Käthe zu. Für sie bestellt er bei Link in Nürnberg ein Schock Pommeranzen; ihr läßt er fleißig Nachricht zugehen über sein Befinden; ihr kündigt er hoch erfreut seine baldige Heimkehr an. Und wie er sich als zärtlicher Gatte und Vater zeigt, so sehen wir ihn hier auch als liebevollen Sohn. Mit heißen Thränen beweint er seinen alten Vater, dessen am 29. Mai eingetretener seliger Abschied aus diesem Leben ihm auf die Koburg gemeldet wurde. „Wohl", schreibt er an Melanchthon, „tröstet mich die Nachricht, daß er in starkem Glauben und sanft entschlafen ist, aber doch hat das Leid und die Erinnerung an den süßesten Umgang mit ihm mein Inneres also erschüttert, daß ich den Tod kaum je so sehr wie jetzt verachtet habe... Ists doch billig, daß ich, der Sohn, einen solchen Vater beweine, durch welchen der Vater der Barmherzigkeit mich geschaffen und durch dessen Schweiß er mich ernährt und zu dem gemacht hat, was ich irgend bin! Wohl aber freue ich mich dessen, daß er diese Zeiten erlebt, das Licht der Wahrheit gesehen hat. Gelobet sei Gott in allen seinen Werken und Ratschlägen ewiglich!"

Und wunderbar! Während drüben in Augsburg die Papisten blutige Pläne schmiedeten und der Teufel die Zähne fletschte und die Freunde in tausend Aengsten schwebten, und während er selber mit körperlichen Leiden heimgesucht war und in dem Gedanken, daß sein Stündlein nicht ferne sei, sich in der Schloßkapelle ein Oertlein aussuchte, da man ihn bestatten solle, wußte sich der unvergleichliche Mann einen köstlichen Humor zu bewahren. So schilderte er bald nach seiner Ankunft auf der Feste seinen Wittenberger Hausgenossen in einem ergötzlichen Brief das Treiben der Dohlen und Krähen in dem nahen Gehölz, wie sie Reichstag hielten und einen gewaltigen Zug beschlossen hätten gegen Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, auf welchem mancher zum Ritter werden und große Thaten vollbringen werde. Diesen Brief datiert er „aus dem Reichstag der Malztürken", und auch in späteren Briefen kommt er öfter wieder auf den Dohlen-Reichstag zurück. So waren in Augsburg bei der Anwesenheit vieler Fremden die Preise der Lebensmittel sehr in die Höhe gegangen; da meint denn Luther in einem Briefe: „In einem Stück haben unsere Krähen auf ihrem Reichstag doch den Vorrang, weil sie einen billigeren Markt haben, als die Euren zu Augsburg." Noch später berichtet er, wie die Dohlen auf ihrem Reichstag noch immer laut schwatzten; den Tag über aber gönnten sie ihm Ruhe, denn da ziehe alle kriegstüchtige Mannschaft aus zum Kampf gegen die Früchte des Feldes, von dem sie dann am Abend mit lautem Siegesjubel heimkehrten. Jüngst sei er auch in ihrer Königsburg gewesen, um ihre Herrlichkeit in Augenschein zu nehmen. Sie hätten sich aber bei seinem Anblick sehr entsetzt, und als er das gemerkt habe, habe er ihre Angst durch Händeklatschen und Steinewerfen noch vermehrt und sich also sattsam an ihnen gerächt. — Einen alten dreistimmigen Gesang, den er an einem gewissen Ort gefunden hatte, versah er mit einer vierten Stimme und Text; so schickte er ihn den Freunden nach Augsburg mit der Aufforderung, sie möchten das Blatt dem Diakonus Röhrer in Wittenberg, der ein Musikkenner war, zustellen und vorgeben, es sei ein in Augsburg erschienenes Begrüßungslied für Kaiser Karl und König Ferdinand, das wegen seiner schönen Einfalt viel Lob erfahre. Sollte ihm gelingen, den Musikkritiker zu täuschen, so wollte er ihm sein musikalisches Richteramt abnehmen. — Als dann Prinz Johann Friedrich von Augsburg kam und ihm einen goldenen Ring mitbrachte, schrieb er: „Damit ich deutlich vor Augen hätte, daß ich nicht geboren sei, Gold zu tragen, fiel er mir sogleich vom Daumen zur Erde, denn er ist für meine Finger zu weit. Da sprach ich: ‚Du bist ein Wurm und nicht ein Mensch, er mußte dem Faber und Eck geschenkt werden, dir aber gebührte Blei oder ein Strick um den Hals.'" —

Endlich hatte man in Augsburg die Verhandlungen abgebrochen, und am 22. September veröffentlichte der Kaiser einen vorläufigen Reichsabschied, in welchem erklärt wurde, das Bekenntnis der abgefallenen Partei sei in der von den Papisten vorgelegten Confutationsschrift aus Gottes Wort widerlegt, und es solle ihnen für die Rückkehr zur römischen Kirche bis zum 15. April des folgenden Jahres Bedenkzeit gestattet sein; binnen Jahresfrist solle ein Konzil abgehalten werden; mittlerweile solle nichts Neues in Glaubenssachen gedruckt, hingegen den Klöstern die Messe und das Beichtehören gestattet werden; auch sollten die andern niemand zu ihrer Sekte ziehen. Wie niederschlagend dieser Abschied, gegen den selbstverständlich die Evangelischen wieder protestierten, auf die Bekenner in Augsburg auch wirken mochte, so ließ sich doch Luther, als er darüber genaue Kunde erhalten hatte, dadurch nicht niederbeugen. „Wie sollte", schrieb er, „oder könnte es auch anders geraten, wo man wider Gottes öffentliche Weisheit tobet, denn so, da sie Gott schänden und verspotten uns, wie der zweite Psalm sagt? Aber damit kein Ende, sie müssen das folgende Verslein auch erfahren: ‚Er wird mit ihnen reden in seinem Zorn.' Sie wollens also haben; es geschehe nach ihrem Willen. Wir sind entschuldigt und haben genug gethan. Ihr Blut komme über sie selbst." Und in einem andern Brief: „Die Papisten treibt ihr Geschick; schon ist Pharao verblendet und verstockt und der Auszug Israels nahe. Jetzt ist nur noch das rote Meer übrig." Seinem Kurfürsten aber schickte er, als derselbe sich schon auf der Rückreise nach Koburg befand, einen tröstlichen Brief entgegen. „Ich bin", schrieb er am 3. Oktober, „von Herzen erfreut, daß E. K. F. G. aus der Hölle zu Augsburg mit Gottes Gnade entkommen sind. Und ob Menschen

Ungnad sich sehr samt ihrem Gott, dem Teufel, sauer läßt ansehen, hoffen wir doch, Gottes angefangene Gnade solle auch hinfort desto stärker und mehr bei uns sein. Sie sind ja sowohl in Gottes Hand als wir, das fehlet nicht, und werden nichts ausrichten noch thun, er wollt es denn haben, auch nicht ein Haar uns krümmen oder jemand, Gott thue es denn selbst gewaltiglich. Er hat's angefangen, das weiß ich; er wird's auch hinausführen, das glaube ich. Es ist ja keines Menschen Vermögen, solche Lehre anzufangen oder zu geben. Weil es denn Gottes ist und alles nicht in unsrer Hand noch Kunst, sondern bloß in seiner Hand und Kunst stehet, so will ich zusehen, wer die sein werden, die Gott selbst überpochen und übertrotzen wollen. Laß hergehen, was da gehet, im Namen Gottes. Es stehet geschrieben Psalm 55.: ‚Die Blutgierigen und falschen Leute sollens nicht zur Hälfte bringen.‘ Anfangen und dräuen muß man sie lassen; aber vollenden und ausführen, das sollen sie lassen. Christus unser HErr stärke E. K. F. G. in festem und fröhlichem Geist. Amen."

Wohl schon am Tage nach dem, an welchem diese köstlichen Worte waren geschrieben worden, kam der Kurfürst mit seinen Begleitern in Koburg an, von Luther hier erwartet, um ihnen den Schweiß von der Stirn zu wischen, und als sie nach kurzer Rast weiter zogen, verließ auch Luther „die Einöde", wo er Wochen und Monate, die zu den wichtigsten in der ganzen Welt- und Kirchengeschichte gehören, bei fleißigem Gebet und fleißiger Arbeit, der Christenheit zum Segen, zugebracht hatte.

Luthers Brief an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, vom 5. März 1522.

Vorbemerkung. Den nachstehenden herrlichen Brief schrieb Luther, als er im Begriff stand, die Wartburg wieder zu verlassen, um in Wittenberg Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Der ängstliche Kurfürst hatte ihm von diesem Schritte abgeraten, da er namentlich befürchtete, Luthers grimmiger Feind, Herzog Georg von Sachsen, werde sofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luther bestehen. Da schrieb dieser in hohem Glaubensmute folgendes:

Gunst und Friede von Gott unserm Vater, und unserm HErrn JEsu Christo, und mein unterthänigste Dienst.

Durchlauchtigster, hochgeborner Kurfürst, Gnädigster Herr! E. K. F. G. Schrift und gnädiges Bedenken ist mir zukommen auf Freitag zu Abend, als ich auf morgen, Sonnabend, wollt ausreiten. Und daß es E. K. F. G. aufs allerbeste meine, darf freilich bei mir weder Bekenntnis noch Zeugnis; denn ich mich des, so viel menschlich Erkundung giebt, gewiß achte. Wiederum aber, daß ich's auch gut meine, dünkt mich, ich wisse es aus höher denn aus menschlicher Erkundigung; damit aber ist nichts gethan. . . . .

Von meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich also: K. E. F. G. weiß oder weiß Sie es nicht, so laß Sie es Ihr hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel, durch unsern HErrn JEsum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zur Verhöre und Gericht erboten habe, ist geschehen[1]), nicht daß ich dran zweifelt, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zuviel Demut gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur ein Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu thun. Ich habe E. K. F. G. genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen bin, E. K. F. G. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan habe. Er sahe mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit und durchs Evangelium hat gemacht freudige Herrn über alle Teufel und Tod, und uns geben den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: herzliebster Vater, kann E. K. F. G. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höheste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgen Zorn sind. Das weiß ich je von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig[2]) also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hinein reiten, wenn's gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wütender, denn dieser ist. Er hält meinen HErrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein HErr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georgen habe nicht einmal[3]) gebeten und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. Und bitte, E. K. F. G. wollt auch helfen bitten und bitten lassen, ob wir das Urteil könnten von ihm wenden, das (ach HErr Gott!) auf ihn dringt ohn Unterlaß. Ich wollt Herzog Georgen schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht.

Solches sei E. K. F. G. geschrieben, der Meinung, daß E. K. F. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz begehren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sachen soll, noch kann kein Schwert raten oder helfen; Gott muß hie allein schaffen, ohn alles menschlich sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten gläubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

Daß nun auch E. K. F. G. begehrt zu wissen, was Sie thun solle in dieser Sachen, sintemal Sie es achte, Sie habe viel zu wenig gethan; antworte ich unterthäniglich: E. K. F. G. hat schon allzuviel gethan, und sollt gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden E. K. F. G. oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben, des und kein anderes; da mag sich E. K. F. G. nach richten. Gläubt E. K. F. G. dies, so wird Sie sicher sein, und Friede haben; gläubt Sie nicht, so gläube doch ich, und muß E. K. F. G. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will E. K. F. G. folgen, so ist E. K. F. G. für Gott entschuldiget, so ich gefangen oder getötet würde. Für den Menschen soll E. K. F. G. also sich halten, nämlich der Oberkeit, als ein Kurfürst, gehorsam sein, und Kaiserl. Maj. lassen walten in E. K. F. G. Städten und Ländern, an Leib und Gut, wie sich's gebührt, nach Reichsordnung, und ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widersatz oder irgend ein Hindernis begehren der Gewalt, so sie mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen noch widerstehen, denn alleine der, der sie eingesetzt hat; sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, Sie werden der Vernunft brauchen, daß sie E. K. F. G. erkennen werden, als in einer höhern Wiegen geboren, denn daß Sie selbst sollt Stockmeister über mir werden. Wenn E. K. F. G. die Thore offen läßt, und das frei Kurfürstl. Geleit hält, wenn Sie selbst kämen, mich zu holen, oder ihre Gesandten; so hat E. K. F. G. dem Gehorsam genug gethan. Sie können je nicht Höheres von E. K. F. G. fordern, denn daß sie den Luther wollen bei E. K. F. G. wissen. Und das soll geschehen ohne E. K. F. G. Sorgen, Thun und einiger Fahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, mit eines andern Schaden ein Christ sein. Werden sie aber je so unvernünftig sein und gebieten, daß E. K. F. G. selbst die Hand an mich lege, will ich E. K. F. G. alsdenn sagen, was zu thun ist: Ich will E. K. F. G. Schaden und Fahr sicher halten an Leib, Gut und Seele, meiner Sachen halben, es gläube es E. K. F. G. oder gläubs nicht.

Hiemit befehl ich E. K. F. G. in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir aufs schierst reden, so es not ist. Denn diese Schrift hab ich eilend abgefertigt, daß nicht E. K. F. G. Betrübnis anführe von dem Gehöre meiner Zukunft; denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich sein, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein ander Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handel, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn E. K. F. G. gläubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil Sie aber noch nicht gläubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit, Amen. Geben zu Borne bei dem Gleitsmann, am Aschermittwoch, Anno 1522.

---

[1]) Nämlich zu Worms auf dem Reichstage.

Luther=Allerlei.

D. M. Luther, vermählt am 13. Juni 1525 mit **Katharina v. Bora**,
geb. 10. Nov 1483. † 18. Febr. 1546. — geb. 29. Jan 1499. † 20. Dez. 1552.

Johannes,	Elisabeth,	Magdalena,	Martin,	Paul,	Margaretha,
geb. 7. Juni 1526.	geb. 10. Dez. 1527.	geb. 4. Mai 1529.	geb. 7 Nov. 1531.	geb. 28. Jan. 1533.	geb. 17. Dez. 1534.
† 25. Okt. 1575.	† 3. Aug. 1528.	† 20. Okt. 1542.	† 3. Mai 1565.	† 8. März 1593.	† .... 1570.
(Jurist.)			(Theologe.)	(Arzt.)	

Johannes und Martin starben kinderlos. Die männliche Nachkommenschaft des Sohnes Paul erlischt mit **Martin Gottlob Luther**, [illegible] 1759 als Rechtskonsulent in Dresden starb. Margaretha starb als verehelichte v. Kuhlheim. Ihre Nachkommenschaft ist noch nicht erloschen.

Luthers Wappen. Im Jahre 1413 schenkte Kaiser Sigismund seinem Pfalz= und Hofgrafen Fabian Luther, den er in demselben Jahre adelte, ein Wappen, das in dem linken roten Felde zwei silberne aufgeblühte wilde Rosen zeigte. Auch dessen Urenkel, der Reformator, führte deshalb die Rose im Wappen, sowohl auf seinem sogenannten Wappenring wie in seinem Petschaft. Erst 1528 fügte er Herz und Kreuz bei. In einem Briefe an seinen Freund Spengler vom 8. Juli 1531 beschreibt Luther dies Petschaft also: „Weil Ihr begehret zu wissen, ob mein Petschaft recht getroffen sey, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen. Zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen, als ein Merkmal meiner Theologie: Das Erstere soll ein Kreuz sein, schwer im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten nur selig macht; denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht. Wie nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificiret und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, d. i. es tötet nicht, sondern behält lebendig. Justus enim fide vivit; sed fide crucifixi. (Der Gerechte lebt durch den Glauben, aber durch den Glauben an den Gekreuzigten.) Solch Herz soll aber mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Friede, Trost und Freude giebt. Darum soll die Rose weiß und nicht rot sein. Denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelblauen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben im Anfang ist, der himmlischen Freude zukünftig und jetzt wohl schon darin begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das vornehmste köstlichste Erz ist.“ Luther selbst dichtete bekanntlich zu der Rose eine Devise, in welcher man später als sogenanntes Chronodistichon in römischen Ziffern die Jahreszahl des großen Jubelfestes 1717 fand:

Der ChrIsten HerZ aVf Rosen geht,
Ob's MItten Vnterm CreVze steht.

Das Wappen der Katharina von Bora, der Gattin Martin Luthers, war ein aufgerichter Löwe mit erhobener rechter Pranke im goldenen Felde und auf dem Helme ein Pfauenschweif.

Luthers Vielthätigkeit. Luthers Zeit war ganz außerordentlich in Anspruch genommen, so daß man nicht begreift, wie er die ungeheure Arbeitslast, die auf ihm lag, bewältigen konnte. Schon im Jahre 1516 klagt er in einem Briefe an Lange, doch in scherzhaftem Tone, ohne Spur von Ermüdung: „Ich bedarf fast zweier Schreiber, thue von Morgen bis Abend fast nichts als Briefe schreiben, weiß deshalb nicht, ob ich mich nicht wiederhole. Ich bin Prediger im Konvent, Lektor bei Tische, werde täglich abgefordert, in der Pfarrkirche zu predigen, bin Studiendirektor, Vikarius, d. i. elfmal Prior, Verwalter unsrer Fischteiche in Leitzken; in Torgau bin ich herzberglischer Sachführer, ich lese über die Paulinischen Briefe, den Psalter, und die meiste Zeit nimmt mir, wie gesagt, das Briefschreiben hinweg.“ Zu ähnlichen Äußerungen wurde ihm noch oft Anlaß gegeben. So schließt er ein Schreiben an Link aus dem Jahre 1529: „Ich werde täglich von Briefen so überschüttet, daß Tische, Bänke, Schemel, Pulte, Fenster, Kästen und alle Sachen voll liegen von Briefen, Anfragen, Akten, Klagen, Bitten u. s. w. Die ganze Last des Regiments der kirchlichen und weltlichen Dinge liegt auf mir. . . Wir werden selbst von den Hofsachen geplagt, die nicht viel kirchliches an sich tragen.“ Bedenkt man zudem, wie viele Amtsreisen Luther unternehmen mußte, welch' erstaunliche Menge von Büchern er geschrieben hat, daß er Professor und Prediger war und außerdem viele Besuche erhielt, so muß man freilich über seine Vielthätigkeit staunen, zu der ihn aber Gott selbst mit der[illegible]tigen Kraft ausrüstete.

Luther und die Natur. Gerne vertiefte sich Luther in den [illegible]halt der Natur. So erging er sich einmal in staunender Betrach[illegible] wie viel Holz Gott schaffen müsse. „Niemand kann ausrechnen“, [illegible] er ein andermal, „was Gott nur alleine braucht, die Sperlinge und [illegible] nützen Vögel zu ernähren, die kosten ihm in einem Jahre allein meh[illegible] der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man [illegible] andere.“ Ernstlich denkt er darüber nach, wo die Nahrungsmittel f[illegible] viele Menschen herkommen. Sein Vater hatte behauptet, es gäbe [illegible] Menschen als Korngaben; der Doktor glaubte zwar, daß mehr G[illegible] wachsen als Menschen, aber doch mehr Menschen als Mandeln K[illegible] „die Mandel Korn aber giebt kaum einen Scheffel, und davon kann ein Mensch doch nicht das ganze Jahr hindurch leben.“ Sogar ein Düngerhaufen lud ihn zu herzlicher Betrachtung ein. „Gott hat ebensoviel aufzuräumen als zu schaffen; wenn er nicht beständig fortbrächte, die Menschen hätten die Welt längst vollgeschmissen.“

Herzog Johann von Sachsen sah im Jahre 1516 in Weimar einen großen roten Stern, der sich zuerst in ein helles Licht, dann in ein Kreuz, dann in einen gelben und zuletzt in einen gewöhnlichen Stern verwandelte. Dem Fürsten machte das Gedanken, es wurde darüber gesprochen, auch Luther hörte davon. Die Erscheinung war bemerkt „das Jahr zuvor, ehe das Evangelium angegangen ist“. Mit Recht deutete sie Luther in prophetischem Geiste „aufs Evangelium“.

Die Schwaben und Bayern mögen sich bei Dr. Luther für folgendes Kompliment bedanken. „Wenn ich, sprach Dr. M. Luther, viel reisen sollte, wollte ich nirgend lieber denn durch Schwaben und Bayerland ziehen, denn sie sind freundlich und gutwillig, herbergen gerne, gehen Fremden und Wandersleuten entgegen und thun den Leuten gütlich und gute Ausrichtung um ihr Geld“. (Tischreden XXII, 2359.)

Sprechsaal.

L. Sch. in St. P. Giebt es jetzt noch Nachkommen von Dr. M. Luther?

Antwort: Die Familien der Söhne Luthers sind ausgestorben. Hingegen führt z. B das Geschlecht von Saucken in Ostpreußen seine Abstammung auf eine Tochter Luthers zurück. Ferner lebt in Schönebeck bei Magdeburg ein Ur=Neffe Dr. Luthers in der Person des Auktions=Kommissarius August Christian Gottlob Valentin Luther, der im neunten Glied von Luthers Bruder Jakob abstammt und einen mit größter Sorgfalt geführten Stammbaum der Familie Luther besitzt. Seiner Ehe sind zwei Töchter und fünf Söhne entsprossen. Der erwähnte Stammbaum ist auch anläßlich des 300jährigen Jubiläums der Reformation 1817 durch den Steueraufseher Luther dem König Friedrich Wilhelm III. überreicht worden, und infolge dessen und einer zugleich eingereichten Petition erließ der König folgende Kabinetsordre:

„Dem Steueraufseher Luther mache ich auf die Vorstellung vom 24. Oktober v. J. hierdurch bekannt, daß Ich, um das Andenken Dr. Martin Luthers auch in seinen Nachkommen zu ehren, befohlen habe, daß der ältere der beiden Söhne des Supplikanten Ostern dieses Jahres in die Erziehungsanstalt des Waisenhauses zu Halle a. S. aufgenommen werden soll und Ich zur Bestreitung sämtlicher diesfälliger Kosten einen Zuschuß von 70 Thalern jährlich bewilligt habe. Dem Steueraufseher Luther habe Ich vom 1. dieses Monats an eine Gehaltszulage von 50 Thalern jährlich akkordiert und demgemäß die Ministerien des Schatzes und der Finanzen angewiesen.

Potsdam, den 2. Januar 1818. Gez. Friedrich Wilhelm.“

Der gegenwärtige Inhaber des Stammbaumes, August C. G. V. Luther, soll in seinen Gesichtszügen die Familienähnlichkeit deutlich erkennen lassen. Er war auch bei der Einweihung des Wormser Lutherdenkmals 1868 auf besondere Einladung Festteilnehmer.

Bei der vom 12. bis 14. September dieses Jahres zu Wittenberg abgehaltenen Lutherfeier waren folgende Angehörige der Familie Luther zugegen: Archidiakonus Luther aus Meiningen, Pastor Luther aus Schkeitbar bei Lützen, Pastor Luther aus Schmiedehausen in der bayrischen Pfalz, Dr. Luther aus Luckenwalde, Dr. Med. Luther aus Belfast, Herr Luther nebst zwei Söhnen aus Schönebeck und Herr Martin Luther, Marineoffizier, aus London.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

☞ Diese Luthernummer mit der betreffenden Rundschau wird für 10 Cts. an irgend eine Adresse des In= und Auslandes portofrei gesandt. Die Expedition.

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange=Publishing=Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 15. November 1883. Nummer 12.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (10. Fortsetzung.)

8.

Als ich am nächsten Morgen um fünf Uhr erwachte, stand mir sogleich das verfehlte Unternehmen vor Augen, dem ich mich am vergangenen Tage hingegeben. Einige Minuten Nachdenkens genügten, um mich mit einem neuen Plan zu meinem nächsten Bergfeldzuge zustande kommen zu lassen, und ich war auf der Stelle entschlossen so bald wie möglich an die Ausführung desselben zu gehen. Als meine Stubenmagd Anna, nach der ich sogleich geschellt, mir das Frühstück brachte, fragte ich sie, ob Johann seinen gewöhnlichen Botengang nach Interlaken schon angetreten habe und wenn dies nicht der Fall, ob ich ihn vorher sprechen könne. Sie erklärte, daß er noch im Hause sei und daß sie ihn sogleich zu mir schicken werde.



Schloß Chillon. (Siehe Seite 191.)

Bald darauf erschien der kleine Mann, der mich durch sein gutmütiges Gesicht und sein dichtes, starr emporstrebendes schwarzes Wollhaar lebhaft an Miß Mary Markhams Ned erinnerte und ihm in der That, wenn ich die Hautfarbe ausnehme, auch an Gestalt und Lebhaftigkeit der Züge ungemein ähnlich sah. Er trat mit seinem ihm zur Gewohnheit gewordenen freundlichen Kopfnicken vor mich hin und sagte, noch ehe ich ihn anreden konnte:

„Guten Morgen, Herr! Soll ich für Sie irgend etwas von Interlaken mit heraufbringen?"

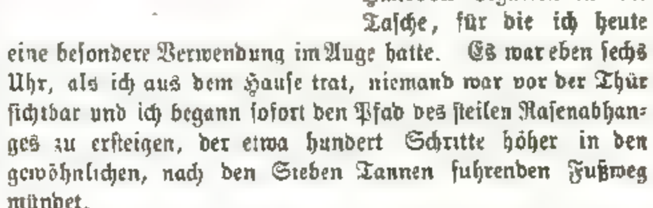
„Nein, Johann, Sie sollen mir nur sagen, wo Jakob heute Morgen beschäftigt ist, damit ich ihn, wenn ich ihn brauchen sollte, finden kann."

in des Hauses Nähe. Er ist bei den Sieben Tannen mit dem Grasschnitt beschäftigt, denn es muß doch endlich damit der Anfang gemacht werden, da die Halme sonst zu lang und dick werden, was die Kühe durchaus nicht lieben."

„So! Also meine schönen Blumen auf der Alp sollen heute fallen?" sagte ich. „Das thut mir leid, Johann, aber einmal mußte es ja doch geschehen. Sie haben recht. Nun denn, so danke ich Ihnen und weiter habe ich keine Bestellung für Sie."

Johann verließ mich, und ich war nicht wenig befriedigt, zu wissen, daß ich Jakob, auf den ich heute meine Hoffnung in betreff meiner Unternehmung gesetzt, unmittelbar am Anfang meines Bergwegs finden würde.

So legte ich denn wieder meine alltägliche Bergrüstung an, nahm Fernglas und Stock und steckte eine Handvoll Cigarren in die Tasche, für die ich heute



eine besondere Verwendung im Auge hatte. Es war eben sechs Uhr, als ich aus dem Hause trat, niemand war vor der Thür sichtbar und ich begann sofort den Pfad des steilen Rasenabhanges zu ersteigen, der etwa hundert Schritte höher in den gewöhnlichen, nach den Sieben Tannen führenden Fußweg mündet.

Noch war die Luft hier oben frisch, ja kühl, und ich stieg mit wahrer Kletterbegier die ersten Absätze der Hausalp hinan; als ich aber bei der Wettertanne anlangte, merkte ich schon die Wärme der höhersteigenden Sonne und schickte mich zu langsamerem Gehen an. Als ich bald darauf im Steigen nach dem

sah ich schon Jakob in seinem blauen Kittel mit hoch gehobener Sense oben stehen und, seinen dampfenden Stummel im Munde, mit langsam gemessenem Zuge das duftende Gras und die schönen bunten Blumen niedermähen.

Er stand augenblicklich dicht neben einer dort angebrachten Bank und auf diese setzte ich mich sogleich, und nachdem ich meinen Atem einen Augenblick hatte zur Ruhe kommen lassen, zog ich eine Cigarre hervor und zündete sie an, die blauen Wirbel, die sie erzeugte, mit wahrem Vergnügen und nicht ohne einen besonderen Nebengedanken zu Jakob hin in die Luft blasend.

Jakob hielt alsbald mit seiner Arbeit inne und schnüffelte den nach ihm hinziehenden Rauch meiner Cigarre auf, sagte aber kein Wort, als ob er mich zuerst den üblichen Morgengruß sprechen lassen wollte.

Ich kannte ihn schon in seiner eigenartigen Schweigsamkeit und so sagte ich freundlich: „Guten Morgen, Jakob! Na, das ist wieder ein schöner Tag und so recht zum Heuen eingerichtet, nicht wahr?"

„Gott grüß, Herr, o ja!" erwiderte er grinsend, „und wenn man eine so gute Cigarre rauchen kann, wie Ihr da eben eine raucht, dann muß der Tag noch viel schöner sein."

„Aha!" rief ich und griff schon nach meinem Etui, zog einige von den bereitgehaltenen Cigarren hervor und hielt sie ihm hin. „Willst Du ein paar von meiner Sorte haben? Da, nimm!"

Er zog sein braunes Gesicht in heitere Falten, sah mich mit seinen tief dringenden Augen freundlich an und, indem er die Cigarren mit der Hand abwehrte, sagte er:

„O, nicht doch, Herr, so war es nicht gemeint. Eine ist für mich jetzt auch genug, und die anderen würde ich nur zerdrücken, da ich nicht damit umzugehen verstehe und keine Tasche dazu habe. Gebt mir also, wenn Ihr so gütig sein wollt, jetzt nur eine, und, wenn es Feierabend ist, wieder eine, bis Ihr keine mehr habt, dann habe ich öfter einen Genuß davon, auf den ich mich den ganzen Tag freuen kann."

„Ja", sagte ich, „Du hast recht; da hast Du die erste, und die zweite soll schon heute abend erfolgen."

Er nahm sie mir schleunigst aus der Hand, biß die Spitze mit seinen Wolfszähnen haarscharf ab, zündete sie an seinem glimmenden Stummel an und warf diesen verächtlich in das Gras. Dann aber blieb er in vorübergebeugter Haltung stehen, sog den Duft des feineren Tabaks mit Wollust ein und rief, einen kichernden Freudenton ausstoßend:

„Herr! Das schmeckt! Und ein solches gewickeltes Ding ist mir tusigmal lieber als das da, aber freilich, bei der Arbeit ist die Pfeife gut genug und ich zerbeiße sie nicht so leicht wie das weiche Ding hier. O, o, Herr, ich danke Euch tusigmal."

Ich nickte und begann nun, meinen kleinen listigen Plan zu verfolgen, der mich ja in Jakobs Nähe geführt hatte. „Ich gebe es Dir gern, Jakob", sagte ich, „aber nun mußt Du mir auch einmal mit ein paar Worten erzählen, wie es Dir im letzten Winter ergangen ist."

„Im Winter? O, da ist nicht viel zu erzählen, denn da kann man sich leider nur selten auf einen Berg setzen oder gar lagern und in die Welt und den Himmel hineinschauen. Da ist es kalt, Herr, und der Schnee liegt hoch, und je höher man hinaufsteigt, um so unzugänglicher werden ja auch die Berge."

„Ja wohl, das kann ich mir denken, Jakob, aber ich meinte vorher, was Ihr im Hause gemacht habt? Denn Ihr beide, Peter und Du, habt Euch doch im letzten Winter gewiß recht gut unterhalten, da Ihr ja Gesellschaft gehabt, wie sie Euch noch niemals zu teil geworden. Du siehst, daß ich genau davon unterrichtet bin."

Jakob machte ein seltsames Gesicht, hielt mit Rauchen ein und sah mich mit seinen weit aufgerissenen Augen eine Weile verwunderungsvoll an.

„So", sagte er langsam, „also das wißt Ihr? Na, wenn es so ist, dann mag ich es nicht leugnen, obgleich der Herr, der im Winter bei uns blieb, nicht gerne davon gesprochen haben will."

„Das weiß ich auch, Jakob, aber es thut nichts und ich werde es ihm gewiß nicht wiedersagen, daß wir beide von ihm gesprochen haben. Sprich, womit hat sich der Mann denn die Zeit in dem langen Winter vertrieben?"

Jakob besann sich eine Weile, dann sagte er, während er wieder seine Sense aufnahm und von Zeit zu Zeit damit einen raschen Schnitt durch das köstliche Gras that:

„O, darüber ist eigentlich nicht viel zu sagen. Wenn Ihr es aber wissen wollt, so mag es darum sein. Er hat, wenn er in seiner Stube war, da oben in Numero zwölf hat er gewohnt, wo der kleine Ofen steht, immer am Fenster hinter einem Tisch gesessen und auf den See und die Berge hinausgeschaut, die von oben bis unten mit dickem Schnee bedeckt waren. Dann hat er auf Papier gezeichnet oder gelesen und geschrieben, was weiß ich! Wenn er aber einmal zu uns in den Hof hinunter kam, hat er zum Zeitvertreib mit uns in der Scheune Holz zersägt und gespalten oder auch zur Abwechselung einmal den Schnee vom Hause fortgeschaufelt, um den Weg zwischen dem Hause und der Scheune frei zu halten, denn es lag gerade in diesem Winter sehr viel Schnee. Und dabei", fuhr Jakob nach einigem Besinnen fort, wozu ich ihn durch beistimmendes Kopfnicken zu ermuntern suchte, „dabei ist er immer ganz still gewesen, hat selten ein paar Worte mit uns gesprochen und meist sehr traurig ausgesehen, so weit ich dummer Mensch das beurteilen kann."

„So! Und jetzt wohnt er ganz allein auf der Alp?" fuhr ich zu fragen fort, als Jakob schwieg.

Er sah mich wieder höchst verwundert an. Plötzlich lachte er laut auf und rief: „So, also das weiß der Herr auch? Na, dann braucht es Euch kein anderer zu sagen und ich also auch nicht."

„O doch, Jakob", sagte ich mit dem freundlichsten Ton, der mir zu Gebote stand, „ich möchte es gerade von Dir wissen, da wir beide — ja so gute Freunde sind. Beschreibe mir also die Stelle, wo das hübsche neue Haus steht, damit ich sie nicht lange zu suchen brauche. Ich habe unten in Interlaken davon reden gehört und möchte es gern einmal sehen."

„Na ja doch, das glaube ich wohl", rief Jakob, wieder einen scharfen Sensenstrich machend, „aber der Herr, der da oben wohnt, mochte nicht gern, daß viele Leute von seinem Hüttchen erfahren. Er liebt eben die Einsamkeit und darum ist er auch im Winter auf dem stillen Berge geblieben."

„Ich weiß es. Es sollen auch nicht viele sein Haus sehen, nur ich allein, Jakob. Und ich bin wahrhaftig nicht der Mann, der etwas verrät was ein anderer nicht verraten haben will."

„Nun ja freilich, ich weiß es wohl, daß Ihr ein zuverlässiger Kerl seid, und das hat der Peter und auch der Johann schon oft bei Tische gesagt, wenn Ihr uns einmal einen Schoppen Roten geben ließet, o ja!"

„Du sollst heute abend wieder einen haben, Jakob", erwiderte ich lächelnd, „aber nun gieb mir auch die Stelle des Blockhauses an, damit ich es nicht so lange zu suchen brauche. Finden würde ich es doch, selbst wenn Heinrich und Christen nicht auf der Alp wären, die ich ja nur danach zu fragen brauchte, wenn ich einmal in der Sennhütte bin."

„Ja freilich", erwiderte Jakob, seine Cigarre mit gewaltigen Zügen wieder in lebhafteren Brand setzend, „die wissen es alle beide sehr genau, so genau wie ich. Na, seht, Herr, von der Sennhütte aus braucht Ihr nicht weit zu gehen, nur noch etwas mehr zu steigen —" und nun beschrieb er mir so genau

den von mir vergeblich gesuchten Platz, daß ich ihn nicht noch einmal zu verfehlen befürchtete, und ich überhörte in meiner Freude, nun bald am Ziele zu sein, noch einige Bemerkungen, die Jakob über den seltsamen Bewohner dieser Hütte hinzufügte. Kaum aber hatte er zu Ende gesprochen, so stand ich von meiner Bank auf und schickte mich zum Gehen an, wobei ich mich nur noch einmal umdrehte, um mit so ruhigem Gesicht wie möglich Jakob meinen Dank für seine Berichterstattung auszusprechen.

„Hat nichts zu sagen, Herr“, erwiderte er, „es ist gern geschehen. Und nun grüß' Euch Gott und geht hübsch langsam, denn es ist warm heute.“

Bald war Jakob, der wieder emsig an seine Arbeit ging, hinter mir zurückgeblieben und ich stieg nun im heißen Sonnenschein abermals die grüne Halde hinauf, die nach dem Walde führte, hinter dem mein heutiges Ziel lag. Langsam schritt ich nach dem Walde empor und bald umfing mich auch sein kühler Schatten wieder und ich konnte mit ruhigem Gemüte an das heutige Ziel denken, dem ich nun mit jedem Schritt näher kam, obgleich ich noch keine Ahnung davon hatte, ob es auch so vieler Mühe wert sei und ob ich in der endlichen Entdeckung desselben irgend eine Befriedigung finden würde.

Nach Jakobs Bericht lag die neue Baulichkeit des einsiedlerischen Amerikaners nicht vor oder seitwärts der Sennhütte, wie ich bei meinem ersten Forschen danach angenommen, sondern eine ziemlich weite Strecke noch oberhalb derselben und also ganz nahe an oder gar auf der höchsten Kuppe des Abendberges, zu der ein sehr steiler und schmaler Fußpfad führen sollte, und die, so viel ich früher und noch gestern gesehen, ganz von schwarzen Tannen bedeckt war. Und diese Stelle, wenn man sie einmal den Augen der Welt verborgen halten wollte, war gewiß mit gutem Bedacht gewählt. Hätte sie vor oder in der Nähe der Sennhütte gelegen, so würde es bald um die gewünschte Einsamkeit des Einsiedlers geschehen gewesen sein, denn bis zur Sennhütte gingen dann und wann Fremde aus dem Hause unten, teils aus Neugier, teils um sich die gerühmte schöne Gegend von dort oben aus zu betrachten. Jedenfalls hätte man die Hütte dort, mochte sie so versteckt liegen wie sie wollte, bald entdeckt. Über die Sennhütte Sterchis hinaus aber kam selten jemand, höchstens ein abenteuernder Bergsteiger von Profession oder, was auch selten genug geschah, ein Gast Sterchis, um Alpenrosen zu pflücken. Dennoch lag sie da wo sie wirklich lag, noch auf dem Grund und Boden Sterchis und zwar, wie ich nun bald mit eigenen Augen mich überzeugen sollte, so abgelegen und künstlich versteckt, daß nur ein sehr scharfes Späherauge oder ein Zufall sie auffinden konnte.

Bald nach halb sieben Uhr trat ich aus dem Walde und sah nun die grünen Anger im hellsten Sonnenlichte vor mir liegen, und der frische Luftzug, der hier oben fast beständig von den Gletschern herüberweht, kühlte angenehm die Wärme ab, die vom blauen Himmel niederströmte. Langsam und immer die bequemsten Wege wählend, schritt ich über die duftigen Halden und schon lange bevor ich die Umzäunung um Sterchis Alp erreichte, hörte ich das melodische Läuten von den Glocken seiner Kühe durch die stille Luft zu mir herübertönen.

Endlich aber gewann ich die Ansicht der Sennhütte und froh öffnete ich mir das Bohlengatter, hinter dem ihr Bereich begann. Diesmal jedoch war ich schon von oben her bemerkt worden, denn ein Mann stand vor der Hütte und schaute nach mir hin, mit freudigem Gesicht, wie ich bald gewahrte, denn der einsam lebende Senne dort oben freut sich jedesmal, wenn er Besuch aus seines Herrn Hause bekommt und, was ihm so selten begegnet, einmal ein paar harmlose Worte mit einem Menschen austauschen kann.

Als ich in Anrufsweite von ihm gekommen, ließ ich einen er mit einem ähnlichen, der noch viel lauter und melodischer als der meinige über die Halde scholl. An diesem echten Schweizerjauchzer erkannte ich schon meinen Mann und in der That hatte ich Sterchis Sennen oder Käser, wie man ihn auch nennt, Heinrich Müller, vor mir, einen frischen, heiteren und kräftigen Burschen mit einem intelligenten Gesicht, der einer von den Leuten seines Herrn war, mit dem man ein vertrauliches Wort reden konnte und der sich immer geneigt zeigte in seiner abgelegenen Hütte den zuvorkommenden Wirt zu spielen.

Als ich ihm näher gekommen, erkannte er auch mich, kam mir entgegengelaufen und hieß mich in seinem stillen Reiche willkommen, indem er mir herzlich seine mächtige Faust hinstreckte. Bald hatten wir unsere ersten Begrüßungen ausgetauscht, ich folgte ihm in die Hütte, um mich etwas abzukühlen, und da saß ich vor ihm, ein Glas voll herrlicher Milch in der Hand, die dem Wanderer nirgends so mundet, wie eben in einer Sennhütte, zumal wenn sie so schön gelegen ist wie diese.

Ich plauderte mit dem freundlichen Menschen ein Viertelstündchen über allerlei, ohne mit einem Worte an den in seiner Nähe wohnenden Fremden zu streifen und erzählte ihm nur, daß ich gestern schon einmal hier gewesen sei und von nun an, da ich vier Wochen bei Sterchi bliebe, noch öfter zu ihm kommen würde.

„Das soll mir recht sein, Herr Doktor“, entgegnete er, „und daß ich gestern nicht zu Hause war, thut mir leid. Ich war auf Besuch zum Käser vom Hotel des Alpes gegangen und kam erst gegen Abend zurück, da ich den Buben, den Christen, hier vermutete. Na, der Racker war auch eben erst gekommen und hatte einen Abstecher gemacht, um Edelweiß zu holen. Aber wie — wollen Sie schon wieder fort?“

Ich war aufgestanden und schickte mich zum Gehen an. „Ja“, sagte ich, „ich habe es heute etwas eilig, aber ich werde Euch bald wieder besuchen und dann werde ich länger bleiben. Lebt wohl, Heinrich!“

Ich reichte ihm die Hand und er folgte mir vor die Hütte, blieb aber verwundert stehen, als ich mich nicht rechtsab nach dem gewöhnlichen von der Hütte wegführenden Wege, sondern nach einem kaum sichtbaren Fußsteige wandte, der gleich oberhalb des Hauses streng in die Höhe und in die Tannen hineinführte, die düster und doch so prächtig auf der höchsten Kuppe des Abendberges wurzelten.

„Wo wollen Sie denn da hin, Herr?“ rief er mir nach. „Ihr Weg nach Hause läuft ja dort hinaus!“ Dabei zeigte er nach der rechten Seite hin und kam mir einige Schritte nachgelaufen.

Ich drehte mich um und lächelte. „Ich weiß es wohl, Heinrich“, sagte ich, „aber ich will heute noch ein wenig weiter hinauf. Zuerst will ich mir einige Alpenrosen pflücken, die da oben ja am schönsten blühen sollen, und dann — will ich mir einmal das neue Haus betrachten, welches die Baugesellschaft in diesem Frühjahr oben gebaut hat.“

Der Knecht sah mich schweigend und mit offenem Munde an. Er war offenbar erstaunt, daß ich das nur wenigen bekannte Geheimnis zu erforschen im Begriff stand, welches er selbst, wie ich nun wohl sah, auch zu hüten gelehrt war.

„Ach so!“ sagte er mit einem ganz eigentümlich matten Ton. „Nun ja, wenn Sie es schon wissen, wird es auch wohl irgendwo da herum liegen. Gehen Sie nur auf diesem Wege fort und versuchen Sie, ob Sie es finden.“

Ich nickte ihm lächelnd zu, drehte mich um und schritt ruhig auf dem schmalen Fußpfade weiter, denn ich wußte mich durch Jakob so wohl unterrichtet, daß ich mein Ziel nun nicht mehr verfehlen konnte.

Allein ich fand sehr bald, daß der steil aufstrebende Weg

durch manchen Touristen vom Betreten desselben abschrecken mochte. Auch war er ziemlich lang, wenigstens kam es mir das erste Mal in meiner Ungeduld so vor, und ich brauchte reichlich zehn Minuten, bis ich mich durch die Tannen hinaufgewunden, die plötzlich aufhörten und eine fast eirunde Matte, eine Art Hochplateau, frei ließen, das auf seinem mir gegenüberliegenden Rande, nach der Seite des Thuner Sees hin, wieder von einem Kranze dichtstehender Tannen eingefaßt war, die nun wirklich endlich auf der höchsten Spitze des Abendbergs thronten.

Da, als ich tief aufatmend am Anfang der Matte stillstand und meine Augen in das vor mir liegende Dickicht bohrte, fand ich endlich was ich so eifrig gesucht. Auf drei Seiten eng von den Tannen umfaßt, die ihre untersten Äste und Zweige wie zum Schutz darüber hinbreiteten, zeigte sich die viel besprochene Blockhütte. Fast atemlos schaute ich auf sie hin, und auf der Stelle war mir klar, daß sie nur durch einen seltsamen Zufall hätte entdeckt werden können, denn der sonderbare Bewohner derselben hatte sie mit großer Geschicklichkeit gerade an einen der unzugänglichsten und geheimnisvollsten Orte des ganzen Berges verlegt. Von den zur Seite und darüber emporragenden Tannen fast ganz verhüllt, war nur ein Teil ihrer Vorderfront sichtbar und kaum als ein Bestandteil eines Hauses erkenntlich, denn die Baumstämme, aus denen sie künstlich zusammengefügt, waren absichtlich, damit die Neuheit derselben sich nicht durch ihre hellere Farbe verrate, braun gebeizt, so daß sie nur schwer von den sie umgebenden natürlichen Baumstämmen zu unterscheiden waren.

Als ich aber nun langsam näher trat, freilich, da sah ich auch das einzelne sehr deutlich und mit der größten Ruhe konnte ich mich meiner Betrachtung unterziehen, da ich nach eifrigem Umherspähen erkannte, daß niemand vorhanden war, der mich in meinem Unternehmen hätte stören können. Es war eine hübsche kleine Schweizerblockhütte; ihr flaches graues, ganz unter den Tannenzweigen verschwindendes Dach war mit schweren Steinen belegt, sprang vorn weit vor und beschattete den Eingang, auf den gerade jetzt die hellsten Strahlen der Sonne fielen. Aber dieser Eingang war fest verschlossen, wie die beiden Fenster, von denen je eins auf jeder Seite der Thür angebracht war. Oberhalb der Thür befand sich ebenfalls ein kleineres Glasfenster, aber auch das war augenblicklich vorsichtig mit einem von innen vorgeschobenen Laden verdeckt. Ebenso die Fenster, aber hier lagen die jalousieartigen Läden außerhalb, bedeckten die Scheiben und waren wahrscheinlich von innen her fest verwahrt.

Weiter war vor der Hand nichts zu sehen und ich mußte mich auch damit begnügen, da ich ja nicht verlangen konnte, daß der stille Bewohner sich mir gleich bei meinem ersten Besuche zeige und mir die Thür seiner abgelegenen Wohnung öffne. Vielmehr war er augenscheinlich abwesend, streifte wahrscheinlich in den Bergen umher und es konnte lange dauern, bis er wiederkehrte, was ich auch keineswegs abwarten wollte, da meine erste Neugierde vor der Hand gestillt war.

Wohl eine Viertelstunde blieb ich vor der Hütte stehen, umschritt sie, soweit es ging, und betrachtete mir alles einzelne mit größter Genauigkeit, wobei ich mir gestand, daß der Erbauer nicht arm an Mitteln sein müsse, denn alles und jedes war im höchsten Grade sauber und nett und machte auch dem Baumeister alle Ehre. Überdies mußte sie ziemlich geräumig sein, denn sie reichte tief in die Tannen hinein und ihre Hinterwand war fest an den Felsen geschmiegt, der ihr auch auf glatt gebrochenen Bruchsteinen eine sichere Unterlage gewährt hatte.

Endlich hatte ich sie lange genug betrachtet und wandte mich mit einem stillen Kopfschütteln wieder von ihr ab. Als ich mich nun aber umdrehte und zum erstenmal einen Blick von hier oben aus auf die unter mir ausgebreitete Gegend warf, da ward mir erst klar, warum sie gerade an diese Stelle verlegt war und daß den unbekannten Einsiedler nicht allein die Neigung zu einem geheimnisvollen Aufenthalt, sondern offenbar auch die Lust an einer schönen Fernsicht hieher geführt haben mochte.

Und in Wahrheit, die Aussicht, die sich mir hier bot, war eine unvergleichlich prachtvolle und nie hätte ich dergleichen auf dem unter seinen großartigeren Nachbarn so bescheiden daliegenden Abendberg vermutet, auf dem ich freilich auch nie so hoch wie heute gestanden hatte.

Lange stand ich in bewunderndes Anschauen versunken und labte Auge und Herz an dem Schauspiel da vor mir und an dem Frieden rings um mich, bis durch das Schwirren der Insekten hindurch eine Art Plätschern mein Ohr berührte, das aus unmittelbarer Nähe zu kommen schien und meinen Fuß sogleich nach der rechten Seite der Hütte hin in Bewegung setzte.

Ich brauchte nicht weit zu gehen, da hatte ich zu meiner freudigen Überraschung die Ursache dieses melodischen Plätscherns entdeckt. Aus einer Felsspalte, mitten in den Tannen gelegen, rieselte, nur mit Mühe durch Eriken und Alpenrosen sich Bahn brechend, ein natürlicher Quell, der einige Fuß tiefer sich schon ein kleines sichtbares Bett gegraben hatte, um sich später weiter unten in jähem Fall den Abhang hinabzustürzen.

Es war dies dieselbe Quelle, die ihr Wasser mittelst einer künstlichen Rohrenleitung, wie ich erst später erfuhr, in die Sennhütte Sterchis zur Tränkung seiner Kühe führte, und als ich es an einer Stelle, die oft besucht zu werden schien, da der Boden ringsum von Menschenfüßen ausgetreten war, kostete, fand ich es so herrlich frisch und klar, daß ich mich wiederholt daran erquickte und wiederum des Einsiedlers Einsicht rühmen mußte, der sich diese so begünstigte Stelle zum Aufenthalt gewählt hatte.

Ich stand noch immer und schaute in die Nähe und in die Ferne, und mit jedem Blick wurde meine Bewunderung von neuem rege; allein auch Gedanken ernsterer Art besuchten mich bald. „Ja“, sagte ich zu mir, „schön ist es hier oben an einem ruhigen Sommertage wie heute, aber wie mag es hier aussehen, wenn der Sturm da von druben oder links her herüberheult, wenn die düsteren Wolken die ganze Welt mit ihren Schatten erfüllen und kein Baum, kein Berg, keine Menschenwohnung meilenweit sichtbar ist? O, und dann die Einsamkeit hier oben, die Abgeschiedenheit von aller Welt, kein Mensch in der Nähe, mit dem man gemütlich verkehren kann? O ja, es mußte eine ans Unbegreifliche grenzende Liebhaberei sein, sich freiwillig in solche Öde zu verbannen oder — ein ungeheurer Schmerz, der ein warmschlagendes Menschenherz auf alle Hilfen verzichten ließ, die der gesellig geborene Mensch seinem Nächsten erweisen und von ihm erwarten kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Ich hatt' einen Kameraden,

nämlich einen Kochkameraden. Ich kam zu ihm auf ganz natürlichem Wege. Nach langer Fahrt und mehreren schweren Märschen gelangten wir in das Dorf R. östlich von Metz. Der Regimentskommandeur musterte uns mit einer Miene, welche deutlich sagte: „Trauriges Material! Kein Pulver gerochen! An keine Strapazen gewöhnt! In acht Tagen liegt die Hälfte im Lazarett, in vierzehn Tagen ist mindestens ein Viertel tot!“ Halb Verachtung, halb Mitleid drückte sein martialisches Antlitz aus. Das letztere schien zu siegen.

„Die Leute müssen Hunger haben! Geben Sie ihnen die bereit gehaltenen Portionen!“ Wenige Minuten später stand ich da — in der Hand ein Stück Rindfleisch, in der andern etwas Salz und machte gewiß ein entsetzlich einfältiges Gesicht, indem ich die Blicke bald erstaunt auf meine, noch nicht in eßbarem Zustand befindliche Speise, bald fragend auf den gestrengen Herrn Oberst richtete. Er warf mir einen halben bösen Blick zu, aber wieder siegte das Mitleid, er sagte nichts und wir wurden den verschiedenen Korporalschaften zugeteilt.

Der brave Unteroffizier, ein Predigersohn, führte mich in unser Quartier. Ich balancierte die etwas schadhafte Leiter hinauf. Ein Heuboden diente der Korporalschaft zur Wohnung. Der Raum wäre sehr niedrig gewesen, wenn nicht Kanonenkugeln die Güte gehabt hätten einen großen Teil des Daches fortzuräumen, so daß unser Quartier nun hoch, in Wahrheit himmelhoch war. Schiller hat, auch unsere Lage vorahnend, richtig gesungen: Des Himmels Wolken schauen hoch hinein! Aber leider begnügten sie sich nicht damit, sondern sie regneten auch ganz lustig hinein. Hier habe ich vierzehn Tage kampiert und war dabei so gesund wie nie vorher und nachher.

Der erste Versuch neben dem Hunger, dem ich selbstverständlich die Stelle als erster und bester Koch einräumen mußte, keinen andern als mich selbst mit dem Bereiten der Speisen zu beauftragen scheiterte an meiner Unfähigkeit. Sogar mein Vorgesetzter, Herr Hunger, war außer stande, mir etwas Gründliches beizubringen. So mußte ich mich denn nach einer andern Hilfe umsehen. Ich bat den liebenswürdigen Korporalschaftsführer mir einen Kamerad nachzuweisen, der für Geld und gute Worte sich meiner Verlegenheit erbarmte. Alle waren bereits engagiert. „Da ist nur noch Brez...“ (es war ein polnischer Name), sagte der Unteroffizier“, der ist aber so faul, so dumm schmutzig so dem Trunke ergeben, daß niemand etwas mit ihm zu thun haben will. Er ist noch zu haben, denn die ganze Kompanie zieht sich von ihm zurück und behandelt ihn mit Verachtung. Aber ich kann nicht raten, daß Sie sich mit ihm einlassen, — am allerwenigsten würde er sich zum Koch eignen — der Schmutzfink!“ „Der Mann interessiert mich“, entgegnete ich, „ich werde mit ihm sprechen.“

Ich fand meinen Brez... in einer Scheune auf Stroh liegend und an einem Halm kauend. Er war eine gedrungene, feste Gestalt, hatte eines jener Gesichter, deren Ausdruck man treffend mit der Bezeichnung „dummschlau“ wiedergiebt, und ein Paar überaus gutmütig dreinschauende Augen; sein Waffenrock starrte von Schmutz.

Ich legte mich ohne Umstände neben ihn, so daß wir uns ansehen mußten. Dieser eine Blick zeigte mir schon, wie falsch man den Mann beurteilte.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er etwas unsicher mit einem Anflug von Trotz.

„Ich will Sie bitten mir einen großen Gefallen zu thun. Sind Sie dazu bereit, Kamerad?“

„Fällt mir gar nicht ein!“

Mit einem kurzen Ruck lag er auf der andern Seite und gab mir Gelegenheit zu der Beobachtung, daß seine Montur auf der Kehrseite mit derselben genialen Sorglosigkeit behandelt war wie auf der Vorderseite.

„Warum denn nicht?“

„Weil Sie mich doch nur zum Narren haben und mir einen Possen spielen wollen, wie's die andern immer thun.“

Ich begriff, daß der Mann mit seiner entschiedenen Ablehnung meiner Annäherung nur sein Selbst in gerechter Notwehr zu verteidigen bemüht war, und konnte ihm nicht zürnen. Vielleicht komme ich an ihn heran, wenn ich sein Mitleid rege mache, dachte ich.

„Ich bin in Verlegenheit. Ich verstehe vom Kochen so viel wie der Esel vom Flötenspiel. Alle in unserer Korporalschaft haben sich schon zum Bereiten der Speisen zusammengethan. Ich bin allein übrig und Sie. Wenn Sie mich nicht verhungern lassen wollen, müssen Sie sich meiner schon annehmen. Ich verlange es auch nicht umsonst. Was sagen Sie nun, Kamerad?“

Ein neuer Ruck, und Brez... sah mich mit freundlichen Augen teilnehmend an. Er traute mir. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben bat ihn jemand um Hilfe. Er war froh, sie gewähren zu können.

„Schlagen Sie ein, Kamerad!“

Er that es kräftig.

„Aber zweierlei müssen Sie mir versprechen. Erstens müssen Sie sich und Ihre Kleider rein halten. Seife liefere ich gratis. Wollen Sie?“

Er nickte kaum merklich. Wie weise und wohlthuend war diese Sparsamkeit mit Worten und Gebärden!

„Zweitens dürfen Sie sich nicht wieder betrinken, wie Sie es früher oft gethan haben sollen. Versprechen Sie mir das?“

Er schüttelte energisch mit dem Kopfe. So nachlässig die Bejahung meiner ersten Frage gewesen, so kraftvoll war die Verneinung der zweiten.

„Warum wollen Sie das nicht versprechen? Sehen Sie nicht ein, daß Sie sich durch das Trinken um Geld und Gesundheit bringen und gar nichts gewinnen?“

Er nickte und sprach mit halber Stimme:

„Verspreche nichts, was ich doch nicht halte.“

„Sie gefallen mir, Sie haben ganz recht! Haben Sie sich das Trinken schon lange angewöhnt?“

„Nein! Seit ich zum Kriege eingezogen wurde. Vorher hat's meine Frau nicht geduldet. So lange ich verheiratet bin, habe ich mich nicht einmal betrunken. Vorher oft. Die Frau hat's mir abgewöhnt.“

„Sie hat wohl sehr gezankt mit Ihnen wegen des Trinkens?“

Dies Wort bereute ich sofort. Brez... sah mich so bitterböse und so drohend an, daß ich fürchtete, unser kaum geschlossener Freundschaftsbund würde sich wieder lösen. „Kein böses Wort hat sie mir jemals gesagt!“ fast feierlich kamen diese Worte heraus. „Aber geweint hat sie manchmal als Braut“, fuhr er leiser fort, „wenn ich berauscht zu ihr kam, und heiraten wollte sie mich nicht, wenn ich ihr nicht verspräche den Trunk zu lassen. Lange habe ich geschwankt, endlich wußte ich, daß ich's halten würde, wenn sie immer bei mir wäre. Da hab' ich's versprochen. Wir sind jetzt vier Jahre verheiratet. Das war schwer, als ich als Reservist, der im nächsten Jahre zur Landwehr kommen sollte, nochmals in den Krieg ziehen mußte. In dem Schmerz der Trennung habe ich mein Versprechen vergessen, jetzt denke ich nur noch sehr selten daran.“

Er sah stumpf vor sich hin.

„Haben Sie Kinder?“

„Zwei.“

„Wie geht es Ihrer Familie?“

„Wie soll ich das wissen! Bin ich doch schon seit Monaten vom Hause fort!“

„Haben Sie nicht geschrieben?“

„Kann nicht schreiben und meine Frau auch nicht!“

„Da kann ich Ihnen vielleicht einen kleinen Dienst erweisen. Ich habe so ziemlich schreiben gelernt. Wenn Sie mir nur sagen wollen, was ich Ihrer Frau mitteilen soll, so werde ich's immer ganz richtig ausrichten und zu keiner Seele darüber sprechen. Ihre Frau kann ja ihren Pastor bitten, daß er für sie antwortet.“

Er ergriff freudig meine Hand.

„Ich wäre Ihnen sehr, sehr dankbar!“

„Meinen Sie, daß Ihre Frau sich gut ernährt?“

„Wo soll sie etwas hernehmen? Sie kann bei den kleinen Kindern nichts verdienen. Wenn nicht wohlthätige Menschen helfen muß sie hungern.“

„Dann mache ich Ihnen den Vorschlag, daß Sie wenigstens die Hälfte von dem was ich Ihnen zu geben verpflichtet bin, nach Hause schicken. Wollen Sie?“

Er nickte. Seine gutmütigen Augen glänzten feucht.

„Vielleicht noch etwas mehr“, fügte er hinzu.

„Auch verspreche ich Ihnen für jede Woche, in der Sie sich nicht betrunken haben, noch fünf Silbergroschen hinzuzulegen.“

Ich durfte es nie bereuen, den „Schmutzfink“ zum Spezialkameraden genommen zu haben. Er kochte ganz trefflich, betrank sich seltener und seltener, machte reichlichen Gebrauch von meiner Seife und leistete mir die wesentlichsten Dienste. Er war mir mit rührender Treue und Anhänglichkeit ergeben. Er selbst hat es auch nicht bereut mit mir in ein freundschaftliches Verhältnis getreten zu sein. Er hatte nicht nur ein etwas gefüllteres Portemonnaie, dessen Inhalt er zum größten Teil nach Hause schickte, sondern er gewann auch durch sein immer vorteilhafter werdendes Äußere, — vielleicht auch die Vertraulichkeit mit mir, in den Augen der andern Kameraden, vor allem in seinen eigenen. Er hielt mehr auf sich. Daß er oft und viel von seiner Frau hörte, machte ihm ganz besondere Freude. Es ging ihr gut. Sie wurde reichlich unterstützt und konnte mit der Hilfe, welche der Mann schickte, sich mit den Kindern ehrlich durchbringen.

Ja, ich hatte in ihm einen lieben Kameraden. Zum Glück ging's dem nicht so wie in dem Liede. Wenn er auch oft und viel „an meiner Seite ging“ und auch „manche Kugel geflogen kam“, ihn hat keine „fortgerissen“. Er ist gesund in die Heimat zurückgekehrt und dort wieder in die ihm so segensvolle, beste Kameradschaft mit seinem braven Weibe eingetreten. Ich hoffe bestimmt, daß sie nicht wieder über ihn hat weinen dürfen, wie damals, als sie noch Braut war. —

Luther als Ehemann und Hausvater.

Für die Abendschule von Dr. W. Sihler.

Unter dem lügenhaften Papsttum wurde der Ehestand für einen weltlichen, unreinen und fleischlichen Stand gehalten. eine Teufelslehre erklärte, so jemand verböte, ehelich zu werden, so wurde darin doch vor allem der Papst Gregor VII. ein

den; und warum das? Um sie um so mehr an seinen heiligen, d. i. des Satans Stuhl zu fesseln und ihnen vor dem Volke den trügerischen Schein einer besonderen Geistlichkeit und Heiligkeit zu verleihen. Leider ließen auch, nach einigem Widerstande, die elenden Papstknechte dieses Joch sich auf die Hälse legen. Und welche unsittliche Greuel daraus entsprungen sind, davon liefert die Geschichte reichliche Beweise. Andere ohne dies unruhige und erschrockene Gewissen ließen sich durch die Lüge von der Unreinheit des Ehestandes in die Klöster treiben. So verließen Jünglinge und Jungfrauen, oft mit grober Übertretung des vierten Gebotes, ihre Eltern, entzogen denselben ihren Dienst, liefen in die Klöster, wurden Mönche und Nonnen, ließen sich das Joch der Klostergelübde auflegen und vermeinten damit ein heiliges, Gott wohlgefälliges Werk zu thun.

Wir Christen können darum Gott nicht genug dankbar sein, daß Luther auch diese Greuel des antichristischen Papsttums aufgedeckt und durch die Erleuchtung des hl. Geistes aus der Schrift namentlich durch sein Büchlein „Von den Klostergelübden" nicht nur die heilbaren Mönche und Nonnen aus dem zwiefachen Gefängnis der irrenden Gewissen und der Klostermauern befreit hat, sondern daß er auch das papistische Lügengewebe von der Heiligkeit der priesterlichen Ehelosigkeit und von der Unreinheit des Ehestandes gründlich zerrissen und auch hierin die evangelische Wahrheit wieder ans Licht gebracht hat. Wir haben alle Ursache Gott herzlich dafür zu danken, daß durch Seine Erleuchtung Luther so großen Fleiß angewandt hat, aus und nach der hl. Schrift das eheliche und Familienleben, als Gottes Stiftung, gebührend zu schmücken und in seiner Würde und Trefflichkeit darzustellen. Luther ist auch in dieser Hinsicht ein wahrer Reformator gewesen und hat auch treulich nachgewiesen, wie der geringste gegenseitige Dienst in der Ehe, sofern er in den betreffenden Personen aus dem Glauben an Christum komme und in der Liebe des Nächsten geschehe, vor dem HErrn eitel Gottesdienst sei, dagegen aber seien die gesetzlich vorgeschriebenen und dem unwilligen Herzen abgezwungenen Gebete und Dienste der Mönche und Nonnen in den Klöstern samt dem Wahne der Verdienstlichkeit, der daran hänge, eitel tote Werke und lauter Betrug des Teufels, der sich auch hierin verstelle in einen Engel des Lichts.

Es dürfte darum wohl gerechtfertigt sein, wenn ich in dem folgenden Luther als Ehemann und Hausvater schildere und sein vortreffliches Exempel hierin gebührend herausstreiche.

Was nun zunächst Luthers Ehelichwerden betrifft, so ist es ja eine bekannte Thatsache, daß er erst ziemlich spät daran dachte, seinen ehelosen Stand aufzugeben; er war bereits 42 Jahre alt, als er im Jahre 1525 in den Ehestand trat und hatte in den 8 Jahren von seinem ersten Zeugnisse, den 95 Thesen vom Jahre 1517 an, so viele harte und schwere Kämpfe nach außen wider den Papst und sein Gesindel, wider den Kaiser, die päpstischen Fürsten und die Schwärmer, sowie nicht minder gewaltige geistliche Anfechtungen vom Teufel zu bestehen gehabt, daß ihm der Gedanke ans Heiraten so ziemlich ferne lag. Dennoch verehelichte er sich im vorgenannten Jahre am 4. Juni mit der 26jährigen Katharina von Bora, einer ehemaligen Nonne, die aber auch infolge seiner Schrift „Von den Klostergelübden" ihr Kloster verlassen hatte. Er schrieb darüber an Dr. Rühel: „Er thue dies auch dem Teufel zum Trotz, ehe er sterbe."

Luthers Wille, indem er ein Weib nahm, war vor allem, seinem Zeugnis für den von den andern so verachteten Ehestand noch das Siegel seiner Achtung aufzudrücken und zwar auch ihnen zum Trotz; denn der Jurist Schurf, der schon mit Luthers erstem Angriff auf den Cölibat (Ehelosigkeit der Priester) nicht einverstanden war, äußerte jetzt: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, wird alle Welt und der Teufel selbst lachen, und jener wird sein ganzes bisheriges Werk zu nichte machen." Luther ließ sich aber dadurch nicht irre machen; für ihn gehörte dies auch zu seinem Werke, da zudem die Apostel selber, außer Paulus, und die andern Diener der Kirche zur apostolischen Zeit durchschnittlich auch im Ehestande lebten. Darum achtete er des Gelächters und der Lästerung nicht. Auch die Pflicht des Sohnes machte sich bei ihm geltend. So wollte er dem Wunsche und Willen seines Vaters auch darin nachkommen, gegen den er durch seinen Eintritt ins Kloster sich vergangen hatte. Auch ließ er sich von dem Eintritt in den Ehestand durch die bedrohliche und gefährliche Gestalt der Zeit nicht abhalten; denn es war das Jahr des Bauernkrieges; dazu bedrohten ihn nach wie vor die papistischen Fürsten, sonderlich der wider ihn ergrimmte Herzog Georg von Sachsen, während der fromme Kurfürst Friedrich, sein Beschützer menschlicherweise, kürzlich gestorben war. Zugleich hatte sich auch der Kampf mit den Abendmahlsschwärmern (Sakramentierern) erhoben. So war denn Luthers Verehelichung ein besonderer Glaubensmut.

Später erzählte er in seinen Tischreden:

„Das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen, dem Ehestande zu Ehren, wenn ich gar unversehens hätte sollen sterben oder jetzt auf dem Totenbette wäre gelegen, so wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich vertrauen, und derselbigen wollte ich darauf zween silberne Becher zum Mahlschatze und Morgengabe gegeben haben."

Zwar hatten ihm seine besten Freunde abgeraten, die vormalige Nonne zum Weibe zu nehmen und gesagt: „Nicht diese, sondern eine andre." Er aber hatte gethan, was er in einer Ehestandspredigt seinen ledigen Zuhörern ans Herz legte. Er hatte nämlich Gott um ein fromm Ehegemahl ernstlich angerufen und Gott hatte derartig ihn erhört, daß Er sein Herz gerade dieser Jungfrau zuneigte und umgekehrt. So konnte er denn einem Freunde, der ehelich werden wollte, raten: „Lieber Gesell, thu wie ich; da ich meine Käthe wollt nehmen, da bat ich unsern HErrgott mit Ernst; das thue Du auch."

Übrigens hat Luther die Ehe weder sich noch anderen als ein besonderes irdisches Paradies dargestellt. Er hat sie immer als einen Stand angesehen, darin die Gatten gar vieles gemeinsam miteinander und gegenseitig voneinander zu tragen hätten und welcher eben deshalb von so vielen Weltmenschen, Klüglingen und stolzen Heiligen gemieden würde.

Auch die Gebrechen seiner Käthe hat er sich und ihr nie verhehlt — ebensowenig seine eigenen, besonders seine zu große Heftigkeit. Immer aber dankte er Gott für den Schatz, den er an ihr habe. So schreibt er nach der Erfahrung des ersten Jahres einem Freunde: „sie passe besser für ihn, als er zu hoffen gewagt habe, so daß er seine Armut nicht mit den Reichtümern eines Crösus vertauschen möchte." Und nach zwölfjähriger Erfahrung sagt er: „Es ist mir, gottlob, wohl geraten; denn ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sagt Sprüchw. 31, 11. Ach, lieber HErr Gott! die Ehe ist nicht eine natürliche, sondern eine Gottesgabe, das allersüßeste, ja keuscheste Leben über allem Cölibat, wenn's wohl gerät; wo's aber übel gerät, ist's die Hölle."

An der Spitze seines Hausstandes und einer dazu gehörigen großen Ökonomie stand nun also neben Luther seine Käthe, die auch im Laufe der Zeit mit Hilfe von Mägden eine gute Zahl armer, wechselnder Haus- und Tischgenossen zu versorgen hatte.

Über ihre Eigenheit hat er öfters, und zwar vor ihr selbst, sehr unbefangen in scherzenden Gesprächen sich geäußert. Er sprach dabei immer aus dem Bewußtsein eines innigen und durch ihre Mängel nicht gestörten Verbundenseins mit ihr und

in einer derben Offenheit, die eben auch ihr eigen war und ihr keinen Anstoß gab.

Das Eheleben jener Zeit hatte überhaupt noch einen schlichten, einfältigen Charakter unter den Evangelischen, und Gottes Eheordnung, darin er den Mann, als Haupt und Herrn, über das Weib gestellt hat, wurde gebührend emporgehalten, so daß die Frauen ihre Männer mündlich und schriftlich ihre „lieben Herren" nannten.

Jetziger Zeit, und vorzüglich hierzulande, steht freilich die Sache gar anders; und den reicheren, ungläubigen Ehefrauen erscheinen ihre Männer wohl eher als ihre Narren, denn als ihre Herren; und diese Einfaltspinsel und Schwächlinge in ihrem Hause, mögen sie draußen noch so energische Geschäftsleute und Geldmacher sein, haben im Hause nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun, als alle noch so kostspieligen und verkehrten Wünsche, Launen und Grillen ihrer Herrinnen zu befriedigen. Zudem verstehen sich diese mit großem Geschick auf die zweifache Kunst des Kosens und Schmeichelns, oder des Maulens und Schmollens, und als letztes Geschütz, des Weinens, falls ihre Wünsche nicht alsbaldige Erhörung finden.

So etwas von Hang zum Herrschen hatte Luther auch in seiner Käthe entdeckt, so daß er zuweilen sie halb ernst-, halb scherzhaft seinen „lieben Herrn Käthe" nannte, wie auch in seinen Briefen an sie dergleichen Andeutungen scherzhafterweise mehrfach vorkommen. Doch wenn hin und her sein und ihr Wille aufeinander stießen, so störte das doch nicht den Ehefrieden und nie hatten Feind oder Freund etwas von Störungen des ehelichen Friedens zu berichten.

Bisweilgen Zusammenstoß gab wohl Luthers unbegrenzte und sicherlich auch gemißbrauchte Freigebigkeit und Wohlthätigkeit gegen wirkliche oder vorgebliche Arme, Bedürftige und Verlassene, während seine Käthe, die ein großes Hauswesen zu versorgen hatte, mehr zum Kargen hinneigte. Auch hatte sie nicht immer treue und tüchtige Mägde und hatte denn die Schärfe des Gesetzes gegen sie zu kehren, weshalb sie Luther, und dann wohl mit Unrecht, nannte: „mein Herr und mein Moses Käthe."

Doch dies und anderes waren ja nur Stäublein zwischen christlichen Herzen in ihrem ehelichen Leben. Offene Aussprache, gegenseitiges Bekennen und Vergeben nahm alles leicht hinweg und das Band der wechselseitigen Liebe wurde gerade dadurch um so fester und inniger geknüpft. So rühmte Luther auch ihre Willfährigkeit, so daß sie nicht bloß wie eine Gattin, sondern auch wie eine Dienerin seiner gewartet habe. Desgleichen bezeugt er in seinem Testament vom Jahre 1542, daß seine Frau „ihn als ein fromm, treulich, ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten habe". Er „achtet sie teurer als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft". In Schmalkalden 1537, bei seinen heftigen Steinschmerzen, empfand er recht, wie schwer ihm, bei aller Freudigkeit zum Sterben, doch die Trennung von ihr und den Kindern würde. „Ich habe", sagte er einmal, „meine Käthe lieb, ja ich habe sie lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr; ich wollt' lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten."

Obwohl Luther mit seiner Käthe auch fröhlichen Scherz trieb und dem Humor nicht fremd war, so hielt er sie doch gleichwohl an, wie aus einer Stelle in seinen Tischreden auch zu ersehen ist, die hl. Schrift und sonderlich den Psalter fleißig zu lesen. Sie antwortete: „sie höre, lese und wisse genug, wollt' Gott, sie thäte auch darnach" — die gewöhnliche Antwort der meisten sonst frommen und fleißigen Ehefrauen. Luther jedoch seufzte und warnte vor dem Überdruß an Gottes Wort, der damit anhebe, daß wir schon alles zu wissen vermeinen, während wir doch das Widerspiel davon an uns erfahren.

Luthers Vermögen und Ökonomie, wofür eben seine Frau sehr thätig war, hatte sich etwa um 1535 über die beschränkten, ja drückenden Verhältnisse, unter welchen er seinen Ehestand begonnen hatte, sehr emporgehoben. Sein Gehalt war ihm durch den Kurfürsten Johann Friedrich auf 300 Gulden erhöht, auch seit 1536 durch bedeutende Zugaben an Naturalien, Korn, Holz und Malz vermehrt; denn seine Frau verstand sich auch auf das Bierbrauen, das damals auch von Privatleuten betrieben zu werden pflegte. Neben diesem regelmäßigen Einkommen erhielt er von verschiedenen Seiten so viele Geschenke an Bechern, Ringen, Ketten und andern Kleinodien, daß er seinen Besitz an solchen Kostbarkeiten im Jahre 1542 auf etwa 1000 Gulden glaubte anschlagen zu können.

Wie wenig ihm aber an Geld und Gut gelegen war, geht sonderlich daraus hervor, daß es sein fester Grundsatz war, für seine Bücher sich nichts bezahlen zu lassen, so hohe Anerbietungen ihm auch schon von Buchdruckern außerhalb Wittenberg gemacht wurden. So sagte denn auch seine Frau, wenn ihr Mann gesinnt wäre, wie gewisse andre Leute, so hätte er sehr reich werden können; denn zu Tausenden und Abertausenden von Exemplaren gingen seine deutschen und lateinischen Schriften in alle Lande und wurden von Freund und Feind begierig gelesen. Es war eben die mächtige kirchliche Strömung, die, als besonders von ihm ausgehend, Freund und Feind mächtig bewegte und jener großartigen Zeit diesen Charakter aufdrückte.

Der Kurfürst wollte ihm 2 Bergwerkskuxe zuschreiben lassen. Er lehnte es jedoch ab, meinte auch, der Teufel, als sein Feind, würde ihm kein Glück beim Bergbau gönnen und andere müßten dann das mit ihm entgelten.

Wiewohl er aber den Wert der Sparsamkeit zu schätzen wußte und sie „das beste Kapital" nennt, so war er doch zugleich — denn in der That Sparsamkeit ohne Freigebigkeit ist nichts als Geiz — sehr mitleidig und liebreich gegen Arme und Dürftige, wie bereits erwähnt. So erzählt denn Mathesius einen Fall, wo er, um einem Dürftigen zu helfen, in Ermangelung einer Baarschaft, seiner im Wochenbett liegenden Frau über das Patengeld gekommen sei und sich damit gerechtfertigt habe, daß Gott ja reich sei und anderes bescheren könne. Desgleichen erinnert er seine Hausfrau für dringende Notfälle auch an seine geschenkten silbernen Becher; „habe er kein Geld mehr zum Geben, so müßten diese dran".

Daneben konnte er freilich auf mancherlei Erfahrungen hin auch sagen: „Böse Buben haben mich witzig gemacht; einem Fische ist nirgend besser denn im Wasser und einem Diebe als am Galgen, man soll Fremden geben, aber zuvor sein Haus versorgen, sagt die Schrift."

Wenn übrigens Luther „seinen Herrn Käthe" gelegentlich gewähren ließ, auch anerkannte, daß sie in wirtschaftlichen Dingen und deren Ausführung ihm weit überlegen sei, so war er doch nichts weniger als dazu geneigt, den männlichen Rechten den weiblichen gegenüber etwas zu vergeben. So schrieb er einmal einem Freunde, der über seine Haustyrannin klagte: „Als Ihr merktet, daß der Esel vom Futter ausgelassen, d. h. daß Euer Weib durch Eure Nachsicht und Nachgiebigkeit trotzig werde, hättet Ihr bedenken sollen, daß man Gotte mehr als dem Weibe gehorchen müsse, d. h. daß man das Ansehen des Mannes, der darin Gottes Bild und Ehre ist, nach 1. Kor. 11, 7. nicht dürfe von ihr mit Füßen treten lassen." Und er kennt überhaupt „auf Erden keine größere Plage, denn ein bös, eigensinnig, wunderlich Weib".

(Schluß folgt.)

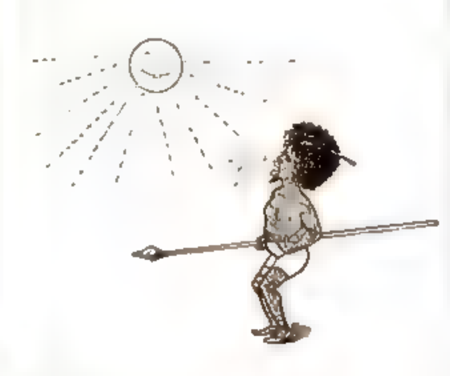
Eine Känguruhgeschichte.



Im Grase liegt ein Känguruh,
Es schläft und hat die Augen zu.



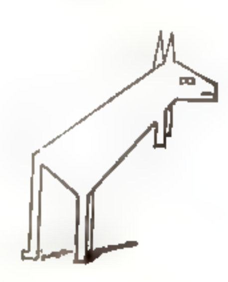
Da kommt gerad' mit seinem Speer
Ein Papua des Wegs daher.



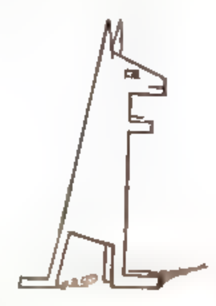
Ihm scheint die Sonne ins Gesicht,
Es reizt zum Nießen ihn das Licht.



Durch das Geräusch vom Schlaf erweckt,
Das Känguruh die Glieder streckt.



Es setzt sich auf die Hinterbein'
Und denket sich: „Was mag das sein?"



Dann stellt — zur Stütze dient der Schwanz —
Das Känguruh sich aufrecht ganz.



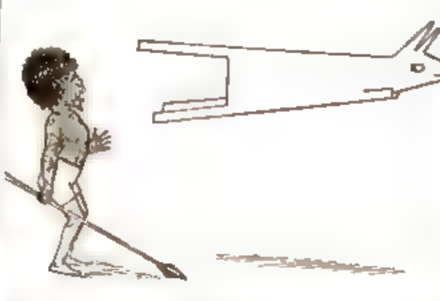
Indessen ist der Papua
Mit seinem Speere auch schon da.



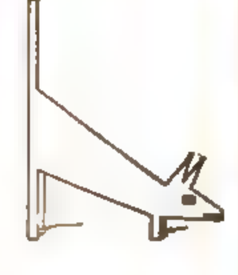
Das Känguruh sieht schnell jetzt ein:
„Es wird die Flucht das Beste sein!"



Drum plötzlich mit gewalt'gem Schwung
Schnellt's in die Höh' im Riesensprung.



Hin durch die Luft saust's wie ein Pfeil
Und zeigt nur noch sein Hinterteil.



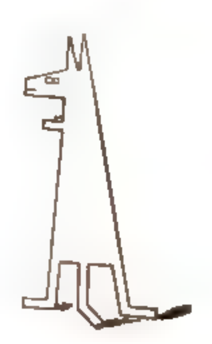
Bis es zur Erde wieder kommt,
Kein Speerwurf mehr dem Jäger frommt.



So springt's wohl tausendmal davon,
Vom Laufen schwitzt der Papua schon.



Er kann zuletzt nicht weiter mehr
Und fällt ins Gras mit seinem Speer.

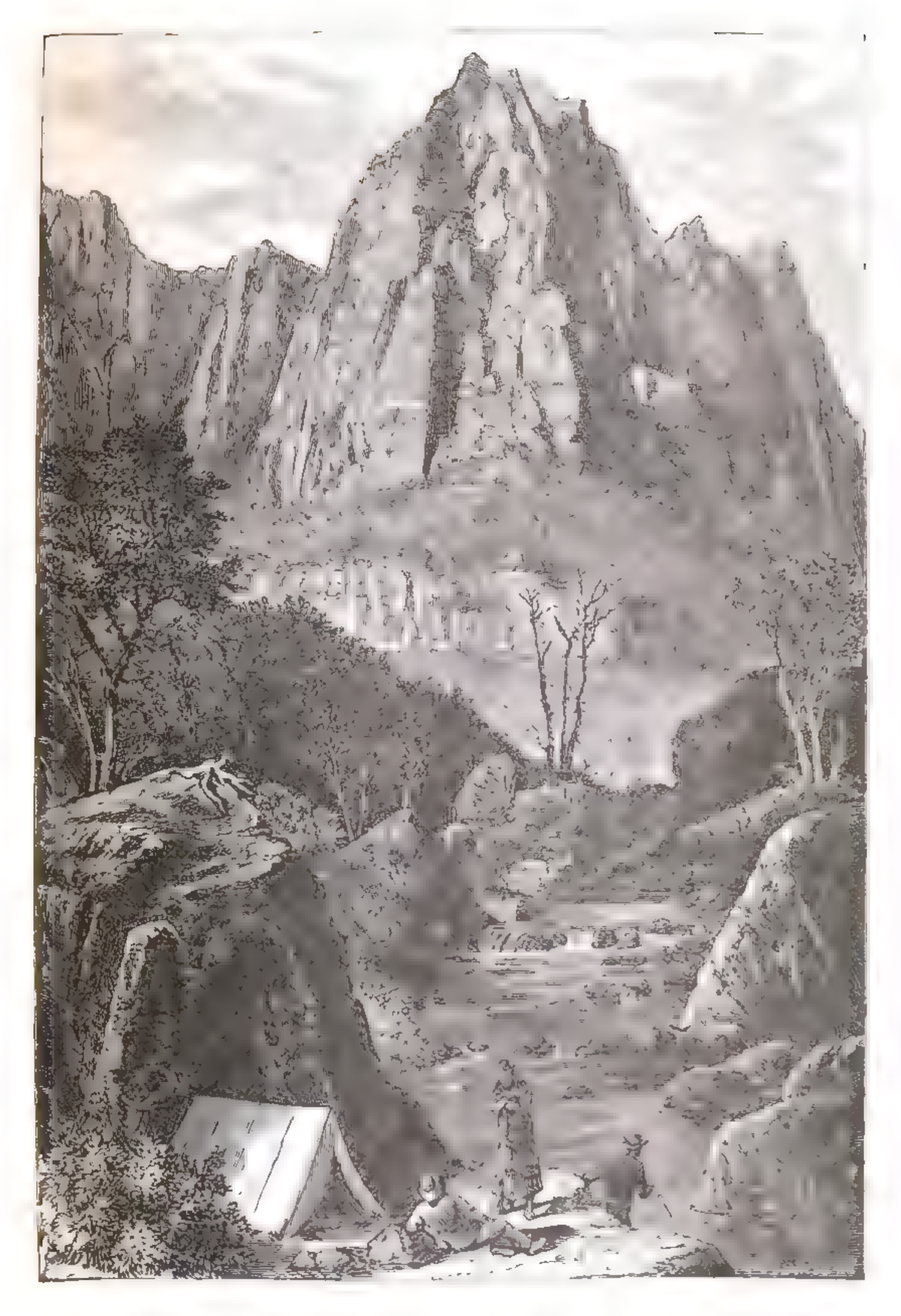


Das Känguruh jedoch, nicht dumm,
Sieht sich noch einmal nach ihm um.



Und wieder liegt das Känguruh
Im Gras und hat die Augen zu.

Woraus Ihr Jäger zieht die Lehr':
„Ein Känguruh erlegt man schwer!"



Am Fuße des Eagle-Crag, Virginia-Fluß, Utah-Territorium.

(Zu unserem Bilde.)

Unser Bild liefert einen Beitrag zu den eigentümlichen Felsformationen, an denen unser Westen so reich ist. Der Eagle-Crag liegt mitten in den Felsengebirgen und zu seinen Füßen sprudelt der Niagara-Fluß, der allen Fischern und Jägern des Westens wegen seines Reichtums an Forellen wohlbekannt ist.

Die Belagerung von Detroit.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule.

V.

Die Kanadier. — Pontiacs neue Bundesgenossen. — Der Tod des Major Campbell. — Das Feuerschiff. — Unerwartete Hilfe. — Die Schlacht am Bloody Run. — Siegesjubel.

Die Wut Pontiacs, als er sah, daß sein so gut ersonnener Anschlag auf den Schooner mißglückt war, kannte keine Grenzen. Er hielt gleich darauf einen Kriegsrat ab, zu welchem auch die kanadischen Ansiedler, deren Gehöfte um Detroit herum lagen, eingeladen wurden. Diese Farmer hatten sich bis dahin neutral verhalten können. Die Kunde von dem definitiven Friedensschluß zwischen Frankreich und England hatte sie bisher noch nicht erreicht. Erst jetzt hatte der Schooner dieselbe nach Detroit gebracht. Frankreich hatte Kanada und die Region der Seen an England abtreten müssen. Die Lage der Kanadier in und um Fort Detroit war dadurch plötzlich eine ganz andere geworden. Mit ihrer Neutralität hatte es jetzt ein Ende, sie waren Unterthanen des Königs von England. Vielen von ihnen war diese veränderte Lage der Dinge im höchsten Grade widerwärtig. Sie suchten die übrigen Ansiedler und die Indianer zu dem Glauben zu bringen, daß der angebliche Friedensschluß nichts als eine Erfindung Gladwins sei. Der König von Frankreich, sagten sie, würde seine Kinder nicht verlassen, schon seien zwei große französische Armeen unterwegs, um das Land zurückzuerobern. Den unerfahrenen Indianern war dies sehr plausibel; sie wurden dadurch in ihrem Glauben bestärkt, daß ihr „großer Vater" von seinem Schlafe erwacht sei und die unverschämten Rotröckigen exemplarisch züchtigen werde. Die Einsichtsvolleren unter den kanadischen Ansiedlern dagegen waren davon überzeugt, daß die französische Herrschaft in Amerika wirklich aus sei und daß sie sich in die neue Lage der Dinge einfach zu schicken hätten. Auch ihr Verhalten Pontiac gegenüber stand ihnen daher von vornherein fest.

Bei der Versammlung, die dieser mit ihnen hielt, bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zum Aufgeben ihrer Neutralität zu bewegen. Er stellte ihnen vor, wie seine Sache eigentlich die ihrige sei, denn sie hätten unter dem englischen Joche ebensoviel zu leiden wie die roten Männer. „Ihr müßt", setzte er hinzu, „entweder ganz und völlig Franzosen oder in jeder Hinsicht Engländer sein. Seid ihr Franzosen, so nehmt den Kriegsgürtel, der dort vor euch liegt, und schwingt das Kriegsbeil; seid ihr aber Engländer, so sind wir auch eure Feinde. Ihr habt die Wahl. Da liegt der Wampum; seht ihn euch an, und dann laßt uns eure Antwort hören!"

Die Kanadier hatten sich schon vorher eine Ausrede ersonnen. Einer von ihnen erhob sich zur Beantwortung der Ansprache Pontiacs. Er hatte eine Abschrift der Kapitulation von Montreal bei sich, in welche, wie wir oben schon gehört haben, auch Fort Detroit mit eingeschlossen war. Mit geschickten Worten sprach er zuerst von ihrer großen Liebe zu den Indianern und ihrem brennenden Eifer, sie in dem Kriege gegen die Engländer zu unterstützen. „Aber, meine Brüder", setzte er hinzu, indem er das erwähnte Dokument in die Höhe hielt, „erst müßt ihr den Knoten lösen, mit welchem unser großer Vater, der König, uns gebunden hat. In dieser Schrift hier gebietet er allen seinen kanadischen Kindern stille zu sitzen und den Engländern zu gehorchen, bis er selbst kommt, denn er will persönlich seine Feinde bestrafen. Wir dürfen ihm nicht ungehorsam sein, er würde uns sonst zürnen. Und ihr, meine Brüder, wie könnt ihr uns mit Krieg drohen, wenn wir eure Wünsche nicht erfüllen? Meint ihr, daß ihr dem Zorne des großen Vaters entfliehen könntet, wenn ihr das Kriegsbeil gegen seine französischen Kinder erhebt? Er würde euch als seine Feinde behandeln, und ihr müßtet dann sowohl gegen die Franzosen wie gegen die Engländer kämpfen. Sagt uns, meine Brüder, was könnt ihr hierauf erwidern?"

Pontiac saß stumm und still da, nur sein Gesichtsausdruck zeigte die Enttäuschung, welche die Worte des Kanadiers ihm bereitet hatten. Doch sollte sein Plan nicht vollständig vereitelt werden. Unter den Franzosen befand sich eine kleine Anzahl von Waldläufern, Trappers und Vagabunden, welche der Versammlung ebenfalls beiwohnten. Bei ihren Landsleuten standen sie in schlechtem Ansehen, da sie sich bei verschiedenen Gelegenheiten als Menschen von höchst lockeren Grundsätzen entpuppt hatten. Auch den Indianern waren sie nichts weniger als sympathisch, obwohl die meisten von ihnen ganz nach Art der Wilden gekleidet und geschmückt waren. Es waren kurz gesagt katilinarische Existenzen, die kein Eigentum besaßen und darum nichts als ihr Leben aufs Spiel zu setzen hatten. Von diesen wilden Gesellen nun ergriff einer den am Boden liegenden Kriegswampum und kündigte mit hochtrabenden Worten an, daß er und seine Kameraden bereit seien, Pontiacs Sache zu ihrer eigenen zu machen. Die besser gesinnten Kanadier waren über dies Vorgehen empört und legten gegen dasselbe vergeblich Protest ein. Pontiac dagegen war nicht wenig erfreut über diese herrliche Acquisition und schüttelte seinen neuen Bundesgenossen ganz begeistert die Hände. Sie blieben die ganze Nacht im indianischen Lager, wo ihnen zu Ehren ein großartiges Fest gegeben wurde. Eine unerhörte Menge Hunde mußte ihr Leben lassen, um den weißen Gästen als delikate Braten vorgesetzt zu werden; keiner von diesen durfte sich eher entfernen, als bis er die enormen Portionen, welche ihnen von ihren Gastfreunden aufgetischt wurden, bewältigt hatte.

Schon in der folgenden Nacht begannen die Heldenthaten der Überläufer. Diese und eine gleich große Anzahl von Indianern schlichen sich in die Nähe des Forts, um einen Angriff auf dasselbe zu machen. Aber sie wurden rechtzeitig entdeckt, und ein Detachement wurde ausgesandt, um sie zu verjagen. Dies letztere gelang mit leichter Mühe. Die französischen Waldläufer machten so lange Beine, daß sie allesammt unverletzt davonkamen; ja viele von ihnen liefen so lange, bis sie ihre wertvollen Personen ganz und gar aus dem Bereiche des Kriegsschauplatzes im Lande der Illinois in Sicherheit gebracht hatten. Pontiac mußte also zu seinem Ärger erfahren, daß seine französischen Alliierten für ihn völlig wert- und nutzlos waren. Von den Indianern, die bei jenem Angriff beteiligt waren, wurde einer getötet. Leider war dies für den wackern Kapitän Campbell, der, wie unsere Leser wissen, in die Gefangenschaft der Indianer geraten war, verhängnisvoll. Der gefallene Wilde war ein Neffe des Häuptlings der Objibwas. Kaum hatte dieser die Todesnachricht erhalten, als er sein Gesicht schwarz färbte, einen Teil seines Gefolges herbeirief, mit diesen in das Haus des Herrn Meloche, wo Campbell gefangen gehalten wurde, stürmte, den unglücklichen Offizier ergriff und ihn mit der ganzen indianischen Grausamkeit zu Tode marterte. Das Herz des Schlachtopfers wurde von den bestialischen Mördern verzehrt*), sein zerfleischter Körper in den Fluß geworfen.

*) Dieser Fall steht nicht vereinzelt. Die Indianer pflegten häufig dasselbe zu thun, wenn der getötete Feind wegen seiner Tapferkeit besonders berühmt gewesen war. Da das Herz als der Sitz der Tapferkeit gilt, so glauben sie, daß diese durch den Genuß desselben auf sie übergeht.

Der andere Gefangene, Leutnant M'Dougal, hatte einige Tage zuvor die Flucht ergriffen und war glücklich entkommen.

Eine ausgezeichnete Hilfe besaßen die Belagerten in ihren beiden Schoonern. Wiederholt benutzte Major Gladwyn dieselben, um den Fluß hinaufzufahren und das Lager der Indianer von allen Seiten zu beschießen. Dem Feinde wurde dadurch beträchtlicher Schaden zugefügt und er sann Tag und Nacht darüber nach, wie er wohl die Schiffe unschädlich machen könnte. Endlich verfiel Pontiac auf einen Gedanken, der seinem Scharfsinn alle Ehre macht. Er ließ einen Brander oder ein „Feuerschiff“, wie er es nannte, herstellen, und es fehlte in der That nicht viel, so wäre es ihm damit geglückt. Das erste Floß, das er als „Feuerschiff“ ausrüstete, litt allerdings an vielen Mängeln — es war zu schmal und brannte zu schnell aus; allein bei dem zweiten vermied er alle diese Fehler, so daß dasselbe seinem Zwecke vortrefflich dienen mußte. Zum Glück jedoch hielt man auf beiden Schiffen gute Wache. Es fanden sich einige kühne und entschlossene Männer, die sich freiwillig anboten, dem Brander, wenn er den Fluß herabtreibe, in einem Nachen entgegen zu fahren, um ihm eine andere Richtung zu geben. Die Gelegenheit dazu bot sich bald. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli erblickte man ziemlich weit oberhalb des Forts eine kleine rote Flamme, die wie eine Fackel von Wachskerzen brannte und mitten im Flusse zu liegen schien. Von Minute zu Minute wurde die Flamme größer, in kurzer Zeit erleuchtete sie den ganzen Horizont, man konnte bald die ganze Umgebung, das Fort mit seinen Wällen und Pallisaden, die beiden Schooner, die Farmhäuser und selbst die Haufen von Indianern, welche am Ufer standen, genau unterscheiden. Es war Pontiacs Feuerschiff, ein ungeheures, mit einer Unmasse harziger Brennmaterialien beladenes, in voller Glut stehendes Floß, das schnurgerade auf die beiden Schooner zutrieb. Es war keine Zeit zu verlieren, die drei kühnen Männer, welche sich freiwillig dazu erboten hatten, sprangen daher alsobald, mit langen Stangen bewaffnet, in ihr Boot und steuerten dem Brander entgegen. Sie trafen ihn etwa fünf Minuten oberhalb der beiden Schooner, und versuchten ihm so nahe zu kommen, daß sie ihm mit ihren langen Stangen eine Richtung gegen das Land hin geben könnten. Allein das Feuerschiff machte seinem Namen Ehre und strömte eine so ungeheure Hitze aus, daß sie nichts auszurichten vermochten. Kurz entschlossen sprangen sie daher ins Wasser, hingen sich an das Hinterteil ihres Bootes, trieben dasselbe mit Aufbietung aller Kräfte auf den Brander zu und erschütterten diesen durch den Zusammenstoß so sehr, daß er dem Ufer entgegentrieb. Diese heroische That rettete die beiden Schooner, denn das Feuerschiff schwamm nun zwischen ihnen und dem Fort hindurch, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Leider aber wurde einer der tapferen Männer durch einen brennenden Baumstamm, der sich durch den heftigen Anprall losriß, tödlich verwundet. Den übrigen zweien gelang es, schwimmend das Ufer zu erreichen, wo sie von ihren Kameraden mit einem lauten Hurra! begrüßt wurden.

Bis Ausgang des Monats ereignete sich in Detroit nichts Außergewöhnliches. Die Belagerung währte nun schon fast drei Monate, und noch immer war das Ende derselben nicht abzusehen. Fortwährend hielten namentlich die Ottawas und Objibwas das Fort fest umschlossen, ohne jedoch mit ihren täglichen Angriffen irgend welchen Erfolg zu erringen. Inzwischen aber war in Fort Niagara eine neue Expedition ausgerüstet worden, um Detroit zu entsetzen. Sie bestand aus zweiundzwanzig größeren Barken, welche zweihundertundachtzig Mann unter dem Kommando des Kapitän Dalzell, mehrere Kanonen und einen frischen Vorrat von Lebensmitteln an Bord hatten. Am Abend des 28. Juli erreichten sie die Mündung des Flusses, ohne von den Indianern belästigt worden zu sein. Merkwürdigerweise nämlich hatten diese, obwohl ihre Spione überall herumstreiften, von der ganzen Expedition bis jetzt nichts erfahren, und man kann sich daher ihr Erstaunen ausmalen, als sie plötzlich am folgenden Tage das Geschwader mit vollen Segeln den Fluß herauf fahren sahen. Sogleich sammelten sie sich am Ufer unterhalb des Forts, da wo sich der Fluß, wie wir bereits gesehen, in einen schmalen Kanal verengert, und eröffneten auf die Barken ein heftiges Feuer. Fünfzehn Engländer wurden getötet oder verwundet. Allein die übrigen ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern erwiderten das Feuer mit gleicher Kraft und fuhren dabei fort, den Fluß hinauf zu segeln, bis sie das Fort erreicht hatten. Welche Freude für die hart bedrängte Garnison, als diese ebenso unerwartete wie großartige Hilfe in den kleinen Hafen einsegelte! Männer, die sich vorher in ihrem Leben nie gesehen, lagen sich in den Armen, als wären sie Kameraden von Jugend auf gewesen, und graubärtige Krieger, welche dem Tode hundertmal in die Augen geschaut, ohne mit einer Miene zu zucken, weinten wie die Kinder.

Noch an demselben Tage suchte Kapitän Dalzell den Kommandanten von Detroit in seinem Quartiere auf, um mit ihm über die nächsten Schritte gegen die Indianer zu beraten. Er glaubte, der Zeitpunkt sei gekommen, einen vernichtenden Schlag gegen Pontiac zu führen. Er bat um Erlaubnis, im Schutze der Nacht das indianische Lager überfallen und so dem Aufstand mit einem Male ein blutiges Ende bereiten zu dürfen. Gladwyn, der die Klugheit und Vorsicht Pontiacs kannte, widersetzte sich dem Vorschlage mit aller Macht; da aber Dalzell auf demselben beharrte, gab er endlich, wenn auch zögernd und schweren Herzens, seine Einwilligung.

Der Leser erinnert sich, daß Pontiac sein Lager jenseits des Parents Creek, einige Meilen oberhalb von dessen Einmündung in den Detroitfluß, aufgeschlagen hatte. Der Weg dahin führte über eine lange hölzerne Brücke, die so schmal war, daß kaum drei Mann nebeneinander marschieren konnten. Am Nachmittage des dreißigsten Juli wurden im Fort die Vorbereitungen zu dem geplanten Überfall getroffen. Dank der unverzeihlichen Unvorsichtigkeit einiger Offiziere bekamen einige kanadische Händler, die den Engländern besonders abhold waren, davon Wind und hatten nun nichts Eiligeres zu thun als Pontiac rechtzeitig zu warnen.

Am 31. morgens um zwei Uhr machte sich die Expedition zweihundertundfünfzig Mann stark auf den Weg. Zu gleicher Zeit verließen zwei wohlbewaffnete Barken ihren Ankerplatz, um den Fluß hinauf zu segeln und sich an der Mündung von Parent's Creek wieder vor Anker zu legen. Die Nacht war schwül und dunstig, als wenn es ein Gewitter geben wollte. Ringsum herrschte das tiefste Schweigen. Den Truppen war die größte Ruhe anbefohlen. Als sie aber an den Gehöften einiger kanadischer Farmer vorbei marschierten, schlugen die Hunde an und weckten durch ihr Gebell die Bewohner aus dem Schlafe. Bestürzt sprangen diese aus den Betten, sich ängstlich umschauend, ob ihnen eine Gefahr drohe. Aber sie sahen nichts als eine Linie schattenhafter Gestalten, deren Tritte sie kaum hörten, und als nun die Hunde, nachdem der gespenstige Zug vorüber war, wieder sich beruhigten, suchten sie von neuem ihr Lager auf, ohne weiter über die Sache nachzugrübeln. Ungestört setzten die Engländer ihren Marsch fort. Ach, sie ahnten nicht, daß sie auf Schritt und Tritt genau beobachtet wurden. Hinter jedem Hause, hinter jedem Busch, in allen Feldern lauerten grimmige Feinde; Pontiac hatte seine ganze Macht aufgeboten, um den verhaßten Engländern eine furchtbare Niederlage zu bereiten.

Die Vorhut führte Leutnant Brown, das Centrum Kapitän Gray, die Nachhut Kapitän Grant. Nach einer Stunde

Brücke und überschritt sie, ohne das geringste Hindernis zu finden. Kaum jedoch hatte sie Gray mit dem Centrum betreten, als plötzlich ein gellender Schrei die Luft erschütterte und zu gleicher Zeit eine Gewehrsalve erfolgte, welche fast die Hälfte der auf der Brücke befindlichen Soldaten niederstreckte. Natürlich entstand eine furchtbare Verwirrung, die so plötzlich Angegriffenen waren starr vor Schrecken, und was das Schlimmste war, von einem Feinde war weit und breit nichts zu sehen, während die Kugeln von allen Seiten hergeflogen kamen. Aber Dalzell verlor nicht den Kopf, sondern gab mit weitschallender Stimme seine Befehle, und im Sturmmarsche ging es nun über die Brücke, gerade auf den Platz zu, wo gestern noch das Lager Pontiacs stand. Aber nichts von einem Lager war zu erblicken; der schlaue Indianerhäuptling hatte es schon am Abend vorher abbrechen lassen und sich mit seinen Kriegern in den Hinterhalt gelegt. Dalzell gab nun das Signal zum Rückzug über die Brücke, um jenseits derselben den Anbruch des Tages abzuwarten.

Der unaufhörliche Kugelregen riß immer neue Lücken in die Reihen der Engländer. Kapitän Grant hielt mit seinen Leuten die Brücke solange, bis der letzte Mann der übrigen dieselbe passiert hatte. Aber nun begann erst das eigentliche Unglück. Kaum hatte sich das bereits geschwächte Häuflein ein paar hundert Schritte rückwärts gegen das Fort gezogen, so fiel es in einen zweiten noch verderblicheren Hinterhalt, der die Leute beinahe zur Verzweiflung brachte. Hier befand sich nämlich eine kellerartige Vertiefung mit einem Vorwall, hinter welchem sich etwa fünfzig Wilde versteckt hatten. Sobald die Engländer nahe genug gekommen waren, wurden sie mit einem so gellenden Kriegsgeschrei und mit einer so gut gezielten Salve empfangen, daß es schien, als habe sich die Hölle vor ihnen aufgethan. Hinten Feinde, vorne Feinde, überall Feinde! Und noch dazu Feinde, denen man nicht zu Leibe gehen konnte, weil der Platz, hinter welchem sie verborgen lagen, nur aus dem Aufblitzen ihrer Schüsse zu ermitteln war. Darf man sich wundern, daß die sonst so tapferen Soldaten von einem panischen Schrecken ergriffen wurden? Nur der Energie Dalzells war es zu verdanken, daß der Rückzug nicht in wilde Flucht ausartete. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, die Ordnung wenigstens einigermaßen aufrecht zu erhalten.

Zum Glück fing endlich der Tag an zu grauen, denn nun durfte man doch wenigstens hoffen, den Feind zu Gesicht zu bekommen. Dalzell benutzte diesen Augenblick, um seine Leute zu einem Angriff zu sammeln. Aber schon blutete er aus zwei schweren Wunden, und während er mit Aufbietung aller seiner Kräfte die Kolonnen gegen Pontiac formierte, streckte ihn eine neue feindliche Salve inmitten von einem Dutzend seiner Kameraden, die neben ihm fielen, nieder. Jetzt gab es keinen Halt mehr für die Überlebenden. „Rette sich wer kann!“ war die Losung. Grant und Brown warfen sich in einen mit einem hohen hölzernen Zaune umgebenen Obstgarten und hielten hier gegen die Übermacht der andringenden Indianer tapferen Stand. Dem Kapitän Gray gelang es, mit etwa 50 seiner Leute das Gehöfte eines kanadischen Farmers zu erreichen. In dem Keller hatten sich Weiber und Kinder versteckt. Das Angstgeschrei derselben, die gellenden Kriegsrufe der Wilden, das Fluchen und Schreien der bedrängten Soldaten: das alles rief eine Szene der Verwirrung und des Schreckens hervor, die aller Beschreibung spottet. Die Engländer, die in das Farmhaus geflüchtet waren, verbarrikadierten sich hier, so gut es eben anging. Ihr Anblick war bemitleidenswert. Atemlos, mit Blut und Schweiß bedeckt, jeden Augenblick gewärtig von den blutdürstigen Feinden überwältigt und skalpiert zu werden, hatten sie alle Haltung verloren und zitterten vor Angst wie Espenlaub. Nur Gray behielt den Kopf oben, und seiner Energie gelang es, die Beherzteren zur Abwehr des Feindes anzustacheln. Zehnmal griff dieser an und seine Kugeln durchbohrten Thüren und Fenster; doch zehnmal schlug Gray den Angriff zurück, fest entschlossen eher zu sterben als sich zu ergeben.

Die beiden bewaffneten Barken waren indessen zum Fort zurückgefahren, beladen mit Toten und Verwundeten. Jetzt kehrten sie zurück und ihre Kartätschen schlugen in die Indianerhaufen, welche die in dem Obstgarten und in dem Farmhause eingeschlossenen Engländer belagerten, so daß sie bald in wilder Flucht auseinander stoben. Die Eingeschlossenen bekamen somit Luft, und man konnte nun daran denken, den Rückzug zum Fort vollends zu bewerkstelligen. So schlug denn die Schar wieder den Weg ein, den sie diese Nacht mit so ganz anderen Hoffnungen betreten hatte, und um acht Uhr morgens schlossen sich die Festungsthore hinter dem letzten der so schwer heimgesuchten Krieger.

Der Verlust der Engländer war verhältnismäßig groß. Neunundfünfzig Offiziere und Soldaten waren gefallen; mindestens ebensoviele bluteten aus schweren oder leichten Wunden. Selbst die gänzlich Unverletzten fühlten sich von der Anstrengung der letzten fünf Stunden so furchtbar matt und müde, daß sie dem Tode näher waren als dem Leben. Die Indianer, die etwa sieben- bis achthundert Mann stark gewesen waren, hatten kaum zwanzig der Ihrigen verloren. So waren sie denn auf ihren Sieg im höchsten Grade stolz, und Pontiacs Boten flogen Hunderte von Meilen weit durch die Wälder, um überallhin die Kunde von der Niederlage der Engländer zu bringen.

Das war die Schlacht am Parents Creek, dessen Gewässer von dem Blute der Getöteten sich röteten und der somit wirklich ein „Bloody Run“, ein B l u t b a ch geworden war. **K.**

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

In M., einem Dorfe am Main, zwischen Würzburg und Aschaffenburg, wurde das Pfingstfest mit großer Feierlichkeit begangen. Nur ein Mann fehlte in der Kirche; es war ein Schneider, der sich erst kürzlich in der Gemeinde niedergelassen hatte. Er war gereist, hatte Fortschrittsgedanken aus der Fremde heimgebracht und fand, die Zeit könne besser angewendet werden, als mit Kirchengehen und dem Mitfeiern der jährlichen Feste. So blieb er, während die Nachbarn an seinem Fenster vorübergingen und die Glocken ihr: „Komm, komm!“ ins Land hinausriefen, an seiner Arbeit und verließ sie nur zur Essenszeit. Und als die Glocken zum zweiten Gottesdienst einluden, hörte er wieder nicht darauf. Der HErr aber sah, daß der Glockenruf nicht vermöge, das Herz zu mahnen und aufzuwecken und klopfte auf andere Weise an seine Thür. Nach dem Nachmittagsgottesdienste besuchte ihn ein Nachbar und fand ihn in Schneiderposition auf seinem Tisch und sagte betroffen: „Wie, Nachbar Schneider, Ihr seid nicht zur Kirche gegangen an diesem hohen Festtage?“ „Nein, ich habe nicht gekonnt, meine Arbeit thut not!“ Der Nachbar ließ sich aber den Mund nicht schließen. Er schüttelte den Kopf und stellte ihm vor, es sei nicht gut, den öffentlichen Gottesdienst zu vernachlässigen, der Arbeit zulieb. Auch sei es Gottes Segen, welcher bereichere, und wenn er so seinen Lauf beginne, werde er es nicht weit bringen. Der Schneider, welchem diese Wahrheiten Beschränktheiten schienen, brach in lautes Gelächter aus und spottete: „Freund, die Hasen gehen auch nicht in die Kirche und kommen doch weit!“ Diese profane Antwort entsetzte den frommen Landmann und er verließ das Haus ohne ein einziges weiteres Wort. — Wie würde er zu dem haben reden können, der nicht auf Gottes Stimme hören wollte?!

Aber irret euch nicht, Gott läßt Seiner nicht spotten. Der Schneider arbeitete die ganze Woche sehr anhaltend. Am Sonnabend ließ Gott noch seine Sonne scheinen über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte. Immerhin zeigte sich gegen 2 Uhr nachmittags eine kleine Wolke; auch einige Regentropfen fielen. Darum beeilte sich die Schneidersfrau, welche für ihre Ziege Gras holen wollte. Sie trug ihr kleines Kind, das auf dem Fußboden spielte, mit sich, und ihr Mann blieb allein zu Hause. Kaum war die junge Frau auf der Wiese angekommen, als der Himmel sich stets mehr verdunkelte. Plötzlich durchzuckte ein greller Blitz die finstern Wolken, und ein Blitzstrahl schien das Haus des Schnei-

ders zu durchfahren. Der Regen, der bisher nur in Tropfen gefallen war, hörte ganz auf, das Gewölke zerteilte sich, und bald war der Himmel wieder rein und klar. — Die Nachbarn und die Frau, besorgt über das, was sie gesehen, eilten dem betreffenden Hause zu. Aber welch ein Anblick! Unter dem Tisch, allem Anschein nach tot, lag der Unglückliche: seine Kleider standen in Flammen; man eilte, sie ihm abzureißen aber er gab kein Lebenszeichen von sich. Der Wundarzt kam und befahl im Garten eine Grube zu graben und den leblosen Körper hineinzubringen. Dann sollte man ihn mit Erde zudecken.*) Nach Verlauf einer halben Stunde bewegte sich der Arme und stieß ein jämmerliches Gestöhne aus; sein ganzer Körper war schwarz. Man trug ihn auf sein Bett und während den folgenden 3 Tagen wurde sein Jammern in der ganzen Nachbarschaft vernommen.

Die Wirkungen des Blitzes waren so eigentümlich, wie sie es oft sind. Nicht ein Faden des Kleides, das der Schneider in Arbeit hatte, war versengt, aber die 2 Teile der Schere waren zusammengeschmolzen. Die Nadel war tief in sein Kinn eingedrungen und der Faden war beim Nadelöhr abgeschnitten.

Ungeachtet des furchtbaren Zustandes und der schrecklichen Leiden durch den Blitzstrahl, gewährte ihm der HErr noch Zeit, in sich zu gehen, und bei Seiner Gnade Hilfe zu suchen. Nach 8 Tagen erlangte er den Gebrauch der Sprache wieder, und seine ersten Worte waren: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ und so oft ein Nachbar seinen traurigen Zustand bedauerte, wiederholte er sie. Ja, der HErr war ihm zu stark geworden, hatte ihn gänzlich gebrochen. Die bittern Thränen, die brünstigen Gebete bezeugten seine tiefe Reue. Er bat nicht um Heilung, er flehte um Erbarmen, um Gnade um JEsu Christi willen und bekannte sich als großen Sünder. Der HErr erhörte ihn und gab ihm Seinen Frieden, der höher ist als alle Vernunft und erleuchtete ihn mit dem wahrhaftigen Lichte. Am 17. Tage wurde er von seinen Schmerzen erlöst und ging, gleich dem Schächer am Kreuz, durch des HErrn Gnade zur ewigen Ruhe ein.

*) Übrigens eine recht thörichte Maßregel! Siehe Jahrgang 24, S. 14.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein** Für die Abendschule bearbeitet

Erstes Kapitel.
Ein heimlich Bündnis.

Die Abenddämmerung schwebte leis hernieder und deckte ihren duftigen Schleier auf die Erstlinge des Lenzes, die Schneeglöcklein und Veilchen und Hyazinthen und Leberblümlein, daß ihnen die böse Nacht keinen Schaden zufüge. Es war ein heller, warmer Märzentag gewesen, eine Herzerquickung für alle Kreatur. Noch einmal blickte hinter den blauen Bergen im West hervor die untergehende Sonne über die Welt hin und färbte Berg und Thal, Wald und Au' mit dunkelrotem Golde.

Auch die Fensterreihe in dem westlichen Flügel des Klosters Nimptschen küßte feurig ihr Abschiedsblick, daß das Antlitz der jungen Nonne, welche durch das Eckfenster in den Abend hinausschaute, wie im Glanz der Verklärung leuchtete, und die Thränen in ihren Augen wie flüssiges Gold zitterten.

In wehmütiger Sehnsucht ruhte der Blick der Klosterschwester auf den Ackersleuten, welche singend mit dem Pflug heimzogen in das Dorf, aus dessen Schornsteinen verheißungsvoll der Rauch aufstieg und vor dessen Umwallung auf dem sprossenden Rasen die Kinder Ringelrosenkranz tanzten.

Katharina von Bora
(Nach einem Gemälde von Lukas Kranach.)

Es war eine liebliche, holdselige Gestalt, die Nonne, eine Jungfrau von 24 Jahren. Schön zwar konnte man sie nicht nennen — die stumpfe Nase und die etwas hervorstehenden Backenknochen störten einigermaßen das Ebenmaß der Züge, auch fehlte den Wangen das frische Rot, und eine kränkliche Bläße der Hautfarbe ließ die Jungfrau älter erscheinen, als sie war; und doch lag in diesem Gesicht ein Etwas, das unausweichlich anzog. Dieses glänzende, sinnende Auge und dieser sanft geschweifte, sprechende Mund verrieten ein tiefes, reiches Seelenleben und ein empfindsames, weiches Gemüt, während andererseits das scharf gerundete Kinn von charaktervoller Sicherheit Zeugnis gab und auf der hohen, gewölbten Stirn Adeliges, die Weihe echter Weiblichkeit, und in ihren Bewegungen eine gewinnende Anmut.

Die Zelle, in welcher sie sich befand, war ein kleiner, enger, dusterer Raum, wie Klosterzellen sind, und doch hatte die geschickte Hand der Bewohnerin durch sinnige Anordnung des dürftigen Gerätes, durch kunstvollen Schmuck des Betpults, sowie durch allerlei kleinen Zierat an den die Wände bedeckenden Heiligenbildern dem Gemach den Eindruck der Öde zu benehmen gewußt. Die Äbtissin weilte gern in dieser Zelle und hatte wiederholt geäußert: „Ich weiß es nimmer zu deuten, Schwester Katharina, daß es mir bei Dir so heimisch ist. Wie machest Du es doch, daß einen in Deiner Klause das Gefühl des Behagens überschleichet, also daß man lieber kommt als geht?“ —

Die Nonne stand also an dem Fenster und hatte Thränen in den Augen. In unendlicher Wehmut tauchte sich ihr Blick in die Herrlichkeit der Frühlingswelt und verlor sich schließlich in den Nebel dumpfen Träumens. Zu ihren Füßen lag ein Stück kostbaren, veilchenfarbenen, auf einen Rahmen gespannten Sammets, welcher beim Aufstehen von dem Holzschemel ihrer Hand entglitten war. Auf dem Fenstersims lag in wirrem Durcheinander gelbe und weiße Seide.

Die Klosterschwester erwachte endlich aus ihrem Brüten und hob wie erschrocken hastig den Rahmen vom Boden auf. Sie ließ sich auf den Schemel nieder und setzte die angefangene Stickerei fort. Es war eine Altardecke für die Klosterkirche, in welche zwei Palmenzweige einzusticken waren und darüber im Halbbogen die Worte: „Gegrüßet seist du, Maria!“ Diese Worte waren bereits fertig, die Palmenzweige aber nur erst mit groben Stichen vorgezeichnet.

Müde bewegten sich die feinen, schlanken Finger der Nonne über den Sammet, und tief beugten sich die Augen auf die Arbeit nieder; denn nur spärlich fiel in die Zelle der letzte

Jetzt that sich knarrend die schwere, eisenbeschlagene Thür auf, und eine etwas jüngere Nonne trat ein. „Was sehe ich, Schwester Katharina?“ fragte diese befremdet. „So eifrig sitzest Du noch über der Arbeit? Schone Deiner Augen! — Doch was ist das?“ fuhr sie fort, nachdem sie naher getreten war. „So weit bist Du noch zurück? O weh, was wird die Äbtissin sagen? Morgen soll ja zum Hochamt der Altar den neuen Schmuck tragen!“

Die Angeredete schaute trüb und schlaff auf. „Ich zürne mit meinem Herzen, das so widerwillig den Geboten der Ordensvorsteher folget. Nur mühsam reihet sich Stich an Stich, und eine Last ist mir, was mir einst eine Lust war. O, welche Wandlung in meinem Gemüt, Schwester Elisabeth! Seit des wittenbergischen Mönches Stimme durch unsere Klostermauern gedrungen, ist alles anders mit mir geworden.“

Schwester Elisabeth schaute sich angstvoll nach der Thür um und winkte. „Rede nicht so laut, Katharina — die Wände haben Ohren!“ Dann ging sie nach der Thür, den Riegel vorzuschieben. Danach zog sie einen Schemel neben Katharina und neigte sich vertraulich zu ihr. „Schlage Licht, Schwester, ich will Dir helfen bei der Arbeit.“

„Wie gut Du bist, liebste Elisabeth!“ versetzte mit dankbarem Lächeln Katharina. „Doch jetzt laß es noch anstehen, denn bald muß es zur Vesper läuten und zur Abendmahlzeit.“

In diesem Augenblick ertönte auch das Glöcklein, und die beiden Nonnen verließen die Zelle, um in der Kapelle die Hora zu singen und danach im Remter das Süpplein einzunehmen.

Sie stammten beide aus edlen Geschlechtern, wie denn das Cistercienserkloster Marienthron zu Nimptschen bei Grimma nur für adelige Jungfrauen offen stand. Die Jüngere war Elisabeth von Canitz, erst seit anderthalb Jahren in dem Nonnenkleid, deren frisches, apfelblütenähnliches Wangenrot die Kellerluft des Klosters noch nicht hatte erbleichen können und deren heiterer Sinn unter dem Druck des Ordenszwangs noch nicht erstorben war, die um ihres naiv kindlichen Wesens willen bei allen Klosterinsassen in großer Beliebtheit stand und durch ihre drolligen Einfälle selbst der alten, ledernen Äbtissin mitunter ein Lächeln abzwang.

Die Ältere stammte aus dem angesehenen, an Ahnen reichen, aber an irdischen Glücksgütern armen Geschlecht derer von Bora, das zu Steinlaußig bei Bitterfeld seinen Stammsitz hatte. Sie war bereits eine Waise und wußte auch von ihren Geschwistern nur noch einen Bruder, Hans von Bora, am Leben. Bereits seit dem zehnten Lebensjahr befand sie sich im Kloster und hatte im fünfzehnten die Weihe empfangen. —

Nach Verlauf einer Stunde finden wir sie wieder beieinander in der Zelle Katharinas. Nachdem sie die kupferne Lampe entzündet, setzten sie sich dicht zusammen und gaben sich gemeinsam an die noch übrige Stickarbeit.

„Wie behende Deine Finger gehen, liebste Elisabeth!“ bemerkte Katharina, „und wie heiter Dein Auge zu der Arbeit blickt! Glückselig Kind, Dein Leben ist wie ein schöner, grüner Maientag, nichts weißt Du von innerlichen Nöten und Kämpfen, von Zweifeln und Anfechtungen, wohl fühlest Du Dich in diesen düstern Mauern und nimmst es hin in kindlich unbefangenem Glauben, daß hier nichts anderes sei, als die Pforte des Himmels. Auch ich war einst, wie Du, glücklich und mit mir selbst zufrieden. Wohl war mir der Abschied von meinem Vaterhause schwer geworden — ach, so für immer scheiden zu müssen von allem, das einem an das Herz gewachsen, und hinter sich die Klosterpforte wie einen Sargdeckel zuschlagen zu hören, um nun tot zu sein für die Welt und nie mehr den Kuß der Liebe, den Gruß der Freundschaft zu empfahen, das gehet hart an das Herz. Doch indem ich einsah, daß es also hatte geschehen müssen, sintemal die Fürsorge meiner mittellosen Eltern kein schicklicher Asyl für ihre Tochter erkiesen mochte, so überwand ich den Schmerz und klopfte getrosten Mutes an die Pforte, von welcher man mir sagte, es sei die Pforte des Himmels. Und wahrlich, wie Luft der Ewigkeit wehete es mir in dem Kloster entgegen. So abgeschieden von allen den Versuchungen und Lockungen der argen Welt, so unangefochten von den Sorgen der Nahrung und dem Fieber des Ehrgeizes lediglich an seiner Seele arbeiten und seines ewigen Heils gedenken zu können, umduftet von dem Weihrauch des Tempels, umklungen von dem frommen Gesang, auf Schritt und Tritt geleitet von der Fürsorge geistlicher Beratung, dieses alles wirkte wohlthuend auf mein Herz, als wäre ich im Vorhof des Himmels, und täglich gedachte ich mit herzinniglichem Dank meiner Eltern, die es so wohl mit mir gemacht. — Das ist nun alles vorbei, das Leben hier erscheint mir jetzo in einem ganz andern Licht. Es ist mir, als wäre ich lebendig eingemauert. Dieses dunkle Haus, so ich als eine Stätte wahren Lebens achtete, ist ein Grab. Der wittenbergische Mönch hat mir die Augen aufgethan, zu erkennen, daß alles, was ich allhier von frommen Übungen betrieben, ein eitles, fruchtloses Beginnen sei. Ich bin erschrocken über die Worte Luthers, damit er mich aus meinem Traum geweckt; aber er hat recht, es ist ein Traum gewesen, eine erträumte Heiligkeit. Mein Herz bezeuget mir, daß er recht hat, denn was ich suchte in den Andachtsübungen und frommen Werken, den Frieden Gottes, das habe ich nimmer gefunden. Man lehrte mich, daß das Kloster der Ort sei, da die wahre, reine Frömmigkeit zu Hause; — ich weiß nun, daß das nicht wahr ist, ich glaube jetzt, daß man in der Welt ebenso gut Gott dienen und selig werden kann, vielleicht noch viel besser. Ja, wenn es also wäre, daß man das alte, arge Herz könnte draußen lassen! Aber siehe, dieses gehet mit uns in die Stille und bereitet uns Nöte, davon man draußen in der Welt nichts weiß. Es scheint, als müsse im Kloster alles helfen, die Seele aus dem Staub zu erheben und mit der Kraft des himmlischen Lebens zu erfüllen, und doch wirket das öde Einerlei abstumpfend und ertötend auf das Gemüt. Ach, draußen schillert das Leben in bunten, fröhlichen Farben, hier aber ist alles grau in Grau gemalt. Draußen erfreuen sich die Menschen des Frühlings, welcher hold und lieblich aus dem Schnee des Winters hervorgrünet, und alsdann warten sie des Sommers, der zur Blüte bringe, was im Lenz keimte und knospte; danach grüßen sie frohlockend den Herbst mit seinen reifen Früchten, und alsdann freuet sich der ermüdete Leib der Ruhe des Winters. Hier aber in dem Kloster wissen wir nicht, ob die Veilchen blühen, oder die Trauben reifen, oder der Schnee die Erde deckt — hier ist eine Jahreszeit wie die andere und ein Tag wie der andere — grau, ach, immer grau ist das Leben, wenn es überhaupt ein Leben heißen darf. Draußen gehet der Mensch des Morgens an seine Arbeit, und die Arbeit ist ihm eine Freude, eine Wohlthat, ein Segen für Leib und Seele; wohl schmecket ihm am Mittag das Mahl und süß winket ihm des Feierabends Ruhe; hier aber in dem Kloster erschlaffet im frommen Müßiggang das Leben und mit dem verwelkenden Leibe verdorrt auch drinnen der Mut. Läge doch wenigstens unser Kloster mitten in einer Stadt, daß man Kranke pflegen, Nackende kleiden, Hungernde speisen und Trauernde trösten könnte! Das wäre doch etwas, damit die Leere unseres Daseins ausgefüllt und belebender Wechsel in die traurige Einförmigkeit gebracht würde! — Ach, Schwester Elisabeth, ich glaube, nicht länger mehr erträgt meine Seele die Qual des erwachten Zwiespalts, denn deutlich fühle ich, wie meine Kraft schwindet und immer träger das Blut mir in den Adern schleichet.“

Sie ließ die Hand sinken und den Kopf dazu. Eine tiefe Stille trat ein, welche Elisabeth nicht zu unterbrechen wagte, denn der Schwester kummervolles Antlitz flößte ihr, der Weichmütigen, das tiefste Mitleid ein. Auch war ihr unter den

Worten Katharinas ganz wundersam zu Mut geworden. Sie hatte mit steigender Aufmerksamkeit zugehört und mit immer glühenderen Augen an den Lippen der Sprechenden gehangen. Zu mehreren Malen hatte sie sie unterbrechen wollen, aber kein Wort gefunden. Jetzt erhob sie sich in großer Erregung von dem Schemel und ergriff hastig Katharinas Hand. „Schwester, hat Dir Gott geboten, solche Worte zu mir zu reden? Siehe, auch von meinen Augen fällt der Schleier, und klar sehe ich, was mir bis anhero verhüllet war. Du hast mit nackten, hüllenlosen Worten ausgesprochen, was als ein dunkles Gefühl und Ahnung in meiner Seele schlummerte. Du hast mich glücklich genannt, Katharina, und sagest auch recht damit, denn einen heiteren Sinn hat mir Gott verliehen; dennoch aber bin ich nicht das harmlose Kind, welches in rückhaltlosem Vertrauen die Satzungen der Kirche und die Regeln des Ordens hinnimmt. Meinest Du, Luthers Worte hätten mich nicht auch getroffen? Siehe, seit dem Tage, da ich seine Schrift über die Klostergelübde und die babylonische Gefangenschaft der Kirche gelesen, trage ich einen Stachel in meiner Brust, so mich quälet und ängstet. Mein Geist ist nicht so scharf, wie der Deine, die Not des Herzens klar zu begreifen; es ist ein unbestimmtes Weh gewesen, so mir in der Seele nagte, im unaussprechlichen Gefühl wurzelnd; nun aber hast Du es mir in klare, deutliche Worte übersetzt, nun weiß ich, was mir fehlet, und nun bin ich auch unglücklich, wie Du."

Sie warf sich der Katharina um den Hals und weinete laut.

Mühsam wurde es der Katharina, sich aus der Umschlingung zu lösen, und in großer Beängstigung rang sie die Hände: „Wehe mir, was habe ich gethan! O daß ich geschwiegen und meinen Kummer in mir verschlossen gehalten hätte!"

Elisabeth wischte sich die Thränen aus den Augen und streichelte tröstend der Schwester die Wange: „Sorge Dich nicht, vielliebe Katharina! Wohl ist mir das Augenaufgehen schmerzvoll, aber ist sich selbst erkennen nicht besser, denn sich täuschen und in einem Wahn zu Grunde gehen?"

Katharina sah die Elisabeth mit einem langen Blick forschend an, dann beugte sie sich jäh zu ihr, daß ihr Mund das Ohr der Schwester berührte: „Elisabeth, Du weißt meine Not noch nicht zu Ende."

Ängstlich mit den Augen fragend bog sich die jüngere Nonne zurück.

Die Ältere fuhr alsbald fort: „Willst Du mich nicht verraten, Elisabeth? Ich habe ein Geheimnis, ich mit sieben anderen der Schwestern."

„Vertrau Dich mir", stieß Elisabeth bittend hervor, „mein Mund ist stumm."

Katharina zog die Freundin näher zu sich heran und flüsterte: „Du weißt, was zu Grimma geschehen?"

Elisabeth nickte. „Wie soll ich es nicht wissen, daß daselbst das Evangelium gepredigt wird, seit Martin Luther es zuerst von der Kanzel der Stadtkirche verkündiget?"

„Nicht dieses meine ich", fiel Katharina kopfschüttelnd ein. „Das Neueste, so sich zugetragen, ist dieses, daß in vergangener Woche das Barfüßerkloster zum heiligen Kreuz von allen Mönchen verlassen worden."

Elisabeth fuhr erschreckt auf: „Was sagst Du? Es ist nicht möglich!"

Katharina fuhr mit unbewegter Miene fort: „Es ist eine wundersame Zeit! Nicht zu Grimma allein, sondern auch anderwärts öffnen sich die Klosterpforten. — Schwester Elisabeth", fuhr Katharina mit erhobener Stimme fort, „wenn heute auch unsere Pforte aufspränge, würdest Du gehen, oder bleiben?"

Elisabeths Wangen überzog ein glühendes Rot und durch ihren ganzen Körper ging ein Zittern. Sie neigte einen Augenblick das Antlitz, dann fuhr sie plötzlich auf: „Schwester, ich glaube, ich würde gehen! — Doch" fuhr sie wieder in sich zusammensinkend fort, „wer soll uns unsere Pforte aufthun? Du weißt, wie die Äbtissin wider den Luther tobet und ihn mit den gröbsten Schmähungen überhäufet."

Über Katharinas Augen legte sich ein Schatten, und ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust herauf. „Dieses ist auch mein Kummer. Aber vielleicht muß die Äbtissin, was sie nicht will."

„Ich verstehe nicht, was Du sagst", erwiderte Elisabeth geängstet.

Wieder beugte sich Katharina mit geheimnisvoller Miene zu der Freundin: „Höre mir zu, Elisabeth! Es ist ein heimlich Bündnis geschlossen zwischen acht der Schwestern, die haben sich mit Briefen an ihre Eltern und Verwandten gewendet und dieselbigen um Gotteswillen gebeten, sich ihrer Not anzunehmen und sie aus des Klosters Gewahrsam zu befreien, denn nachdem ihnen die Erkenntnis aufgegangen, daß das Klostergelübde wider die heilige Schrift sei, müßten sie Schaden nehmen an ihrer Seele, so sie länger gezwungen würden, einer eingebildeten Heiligkeit nachzujagen."

Mit weit aufgerissenen Augen umklammerte Elisabeth der Freundin Arm und fragte in überstürzender Hast: „Wer sind diese acht?"

Katharina erwiderte. „Es sind Magdalene von Staupitz, Veronika und Margarete von Zeschau, Laneta von Gohlis, Eva von Groß, Eva und Margarete von Schönfeld; ich aber bin die achte!"

„So lasset mich die neunte sein!" stürmte Elisabeth auf Katharina drein. „So Ihr gehet, mag ich auch nicht länger bleiben."

Katharina ließ einen Augenblick bedeutungsvoll die Augen auf der Schwester ruhen und sagte dann mit warnend aufgehobenem Finger: „Liebe Elisabeth, gern nehmen wir Dich in das Geheimnis, aber sei auf Deiner Hut, daß Du keinen Verdacht erweckest, denn unbedachtsam ist Deine Zunge und unschwer lieset man in Deinem Antlitz, was drinnen Dein Herz denket and empfindet."

Über Elisabeths Wangen lief ein schnelles Rot bis zu der Stirn hinauf. „Sorge nicht, liebe Katharina! Du sollst erfahren, daß ich, wo es gilt, auch schweigen und meines Herzens Gedanken verstecken kann." —

Noch tief bis in die Nacht hinein saßen die beiden Nonnen und nahmen, die Sache des weiteren besprechend, die der Hand entfallene Nadel wieder auf, bis um die Mitternacht das Glöcklein sie abermals zur Hora rief.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Schloß Chillon.

(Zu unserem Bilde auf Seite 177.)

Wir freuen uns, unseren Lesern heute ein Bild des Schlosses Chillon bringen zu können, desselben Schlosses, in dessen Mauern sich zum größten Teil die Erzählung abspielte, mit der wir den letzten Jahrgang abschlossen, und die, wie wir erfahren haben, mit großem Interesse ver-

nur durch eine leichte Holzbrücke mit dem Ufer verbunden, war es ein vorzügliches Staatsgefängnis. Jetzt dient es als Waffenarsenal. Seine Gewölbe sind in den Felsen unter dem Seespiegel eingebaut.

—

Eine nützliche Pflanze. Die Hauptsache im Leben des Chinesen ist der Bambus, und so ist es uns auch erklärlich, daß die Bambuspflanzun-

Reis und Seide ihren Eigentümern die meisten Revenüen bringen. Treten wir in eine chinesische Wohnung. Drinnen sehen wir an den Sparren befestigt eine Anzahl Haken von spitzem Bambus, an welchen Stücke getrockneten Schweinefleisches und ähnl cher Proviant herabhängen. In einer Ecke hängt ein wasserdichter Hut und Rock, welche beide aus Bambusblättern hergestellt sind. Anderswo bemerken wir allerlei landwirtschaftliches Gerät, welches der Hauptsache nach aus der erwähnten Pflanze angefertigt ist. Überhaupt sind alle Möbel — mit Ausnahme der Tischplatte — aus demselben Material hergestellt. Das Fischernetz, die Körbe der verschiedensten Art und Gestalt, Papier und Feder, das Kornmaß, das Trinkgefäß, die Eßstäbchen und schließlich die Tabakspfeifen, alles ist aus Bambus. Der Mann, der diese Hütte bewohnt, ißt die zarten Schößlinge der Pflanze. Frage ihn nach den frühesten Jugendeindrücken, und er wird dir sagen, daß dieselben verbunden sind mit dem Korbgeflecht seiner Bambuswiege. Sprich von seinem Ende, und er wird den Wunsch ausdrücken, in einem Bambusdickicht die letzte Ruhe zu finden.

Die Verlobungen von ehedem. Während heutzutage die Verlobungen einen durchaus privaten Charakter tragen, stempelte die Gesetzgebung des 16. Jahrhunderts dieselben zu öffentlichen rechtsverbindlichen Akten. Heimliche Verlöbnisse waren sowohl durch weltliche wie geistliche Gesetze streng verboten. In Norddeutschland mußte das Brautpaar sich in Begleitung der beiderseitigen Eltern und Verwandten in die Kirche begeben. Dort trat dann ein Familienmitglied hervor, erklärte den Zweck der Versammlung und fragte die Anwesenden, ob der eine oder der andere gegen die beabsichtigte Verbindung etwas einzuwenden habe. Gewöhnlich wurden keinerlei Bedenken laut, da die geplante Verbindung schon lange vorher von den beiden Familien sorgfältig erwogen und die Anfrage mithin nur eine formelle war. Sobald alle ihre Zustimmung zu erkennen gaben, fagte der Geistliche die Brautleute einander zu und rief die Anwesenden zu Zeugen dieses Eheversprechens an. Damit schloß die Handlung, das Brautpaar war jetzt öffentlich als solches proklamiert und anerkannt.

An Luther wendeten sich täglich Bedrängte und Bedürftige aus allen Ständen in den verschiedensten Sachen. Er ging dann in das Fernste und Kleinste mit Teilnahme ein, schrieb dann an Personen aller Art, bittend, drängend, mahnend. Er konnte mit Recht in einem Schreiben aus dem Jahre 1538 an Unruhe, Richter zu Torgau, schreiben: „Ihr wisset, Doktor Martinus ist nicht Theologus und Verfechter des Glaubens allein, sondern auch Beistand des Rechts armer Leute, die von allen Orten und Enden zu ihm fliehen, Hilfe und Vorschrift an Obrigkeiten von ihm zu erlangen, daß er genug damit zu thun hätte, wenn ihn sonst keine Arbeit mehr auf der Schulter drückte. Aber Doktor Martinus dienet den Armen gern, wie Ihr es auch zu thun gewohnt seid."

Den Namen „Luther" leiten viele von dem Worte „lauter" her, so daß er so viel wie Läuterer bedeute. Luther selbst scheint diese Ansicht geteilt zu haben. Denn als er einst des Dr. Matthäus Ratzeberger Töchterlein als Taufpate den Namen geben sollte, sagte er: „Ich will dir nach dem meinigen ihn geben, denn lauter und klar sind Geschwisterkinder", und nannte sie K l a r a, „damit man beim Namen desselben gedächte, daß er der Pate gewesen." In seinem Namensbüchlein vom Jahre 1537 leitet Luther seinen Namen von L ü d e und H e r ab, und glaubt, daß derselbe daher L e u t e h e r r bedeute. Es steht jedoch ziemlich fest, daß die eigentliche Bedeutung des Personennamens Luther oder Lothar „unter den Leuten berühmt" ist.

Alte Hüte. Von den Einwohnern der Nikobareninseln wird berichtet, daß sie eine große Leidenschaft für die ausrangierten Hüte der zivilisierten Völker haben. Zwischen Kalkutta und jener Inselgruppe wird ein regelrechter Handel mit diesem Artikel getrieben. Der Wert der Hüte wird gemessen nach Kokosnüssen, dem einzigen Produkt der Inseln. Das Angströhr — der Zilinder — ist die Lieblingsfaçon — je höher, desto besser, und der Gipfel aller Wünsche der Bewohner der Nikobaren ist ein hoher weißer Hut mit schwarzem Bande. Ein solches Exemplar wird mit 50—65 Kokosnüssen bezahlt und ist der Lieblingsputz des Wilden, wenn er zum Fischen geht.

In der Auslegung des Predigers Salomo erzählt Luther, [illegible]pitz hätte in seinem Vikariat gern lauter auserlesene Leute zu den O[illegible]ämtern gehabt, sie aber nicht haben können, und darum ein „fein [illegible] gebraucht. „Man muß mit den Pferden pflügen, die man hat; wer [illegible] Pferde hat, der pflüget mit Ochsen. Es gehet also in der Welt zu [illegible]

Falsche Zähne aus Perlmutter sind auf den Südseeinseln im [illegible]brauch. Die Operation des Einsetzens geschieht ohne viele künstl[illegible] Instrumente auf folgende einfache Weise. Das Zahnfleisch wird an [illegible] Stelle, wo die neuen Zähne erforderlich, der Länge nach bis auf [illegible] Knochen durchschnitten. Dann wird dort ein Stück Perlmuttersch[illegible] von der nötigen Größe und Gestalt eingesetzt, welches nun auf [illegible] Knochen zu ruhen kommt. Dadurch wird dem Zahnfleisch ermögl[illegible] seine alte Lage wieder einzunehmen, wobei es durch eine kleine Bamb[illegible]klammer, die es zusammenpreßt, unterstützt wird. Während des [illegible]lungsprozesses darf der Patient nur weiche Nahrung zu sich nehmen, [illegible] das Zusammenwachsen nicht zu stören.

Die größten Kirchen der Welt. Der St. Peters-Dom in Rom [illegible] 54,000 Menschen. Nächst diesem kommt die Kathedrale von Mailand [illegible] 37,000, die Paulskirche in Rom mit 36,000, der Kölner Dom mit 30,[illegible] An diese reihen sich die St. Paulskirche in London und die Petronius[illegible] in Bologna, jede für 25,000 Personen Raum, die Aja Sophia in Kon[illegible]tinopel für 23,000, St. Johann im Lateran für ebensoviel, die Steph[illegible]kirche in Wien und der Dom zu Pisa für je 12,000, die Kirche des heiligen Dominikus in Bologna für 11,400, die Frauenkirche in München für 11,000 und die Markuskirche in Venedig für 7000.

Eine gereimte Geographie. Der Rektor Kastendiek in Hameln veröffentlichte im Jahre 1818 den Versuch einer Erdbeschreibung von Europa in Reimen und lieferte beispielsweise darin über Weimar folgende glänzende Leistung:

„Gelehrte und Künstler sind hier doch geschätzt,
Indem man auf Bildung sehr großen Wert setzt.
Nicht weit davon ist auch die Stadt Apolda,
Wir sehen eine wichtige Strumpffabrik da."

Drastische Strafe. Etwas drastisch waren die Strafen, welche man im Mittelalter anwendete. Drastisch, aber gerecht. So lebte im Jahre 1523 zu Dresden ein Mann Namens Jobst Weißbrodter, welcher eine scharfe Schmähschrift gegen die Geistlichkeit veröffentlicht hatte. Er wurde zur Strafe an den Pranger gestellt und mußte vor allem Volke d i e s e S c h r i f t e s s e n. Dann wurde er noch einige Zeit ins Gefängnis gesteckt und schließlich des Landes verwiesen! Seitdem hat sich die Zeit doch wesentlich geändert. Die Angriffe der Presse werden heutzutage meist von den armen „Gemaßregelten" hinuntergeschluckt.

Mamas Französisch. „Nicht wahr, Bertha", fragt Hans der Quintaner, der über den Schularbeiten sitzt, „es heißt Le coeur, das Herz?" „Nein", erklärt Bertha, die Gelehrte, „es muß heißen La coeur!" Diskussion der beiden kleinen Franzosen. Da geht die Thür auf und zwei Stimmen rufen der ahnungslos eintretenden Mama entgegen: „Mama, heißt es le coeur oder la coeur?" Mama aber erwidert ruhig: „L i q u e u r heißt es, Kinder!"

Affen und Menschen.

Die Affen nennst du halbe Menschen,
Behauptest also dreist
Vor aller Welt, daß du, Freund Hänschen,
Als Mensch ein — Doppelaffe sei'st.

Etwas geworden. „Nanu, Malchen, ju'n Tag! Freut mir, Dir wiederzuseh'n. Wie is et immer jejangen?" — „Ich bin nich mehr Malchen, ich bin verheiratet und heiße Frau Spilleke." — „Wat Du sagst! Wat is 'n Dein Jatte?" — „Trompeter!" — „Ach so, na darum bist Du och so u f f j e b l a s e n."

Sprechsaal.

K. L. in St. L. Woher kommt der Name C h r i s t m e t t e?

Mette, altdeutsch Mettina, kommt vom Lateinischen matutina (= früh, von mane, der Morgen), wozu hora (Stunde) zu ergänzen ist. Die Christmette ist also der der eigentlichen Weihnachtsfeier vorangehende Gottesdienst. Andere leiten den Ursprung des Wortes daher, daß Karl der Große zu Metz die erste fränkische Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang cantilena Metensis genannt wurde. Uns will die erste Herleitung plausibler erscheinen.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der R u n d s c h a u $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 22. November 1883. Nummer 13.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes“.

Für die Abendschule umgearbeitet. (11. Fortsetzung.)

Nachdem ich mich längere Zeit meinen Gedanken hierüber hingegeben, wandte ich mich endlich wieder auf den Rückweg nach der Sennhütte und fand Heinrich vor der Thür sitzen und an einem Stück Holz schnitzeln, als erwarte er mich schon und als sei er neugierig zu erfahren was ich dort oben gesehen und ausgerichtet habe.

„Nun, Herr Doktor“, rief er mir entgegen, „haben Sie gefunden was Sie gesucht?“

„Ja, Heinrich, ich habe die Hütte sehr leicht gefunden und sie liegt wahrhaft prachtvoll; von dem Bewohner selbst aber habe ich keine Spur entdeckt.“

Der Senne machte zuerst ein Gesicht, als ob er wisse, daß das diesem Bewohner selbst sehr gleichgültig sein werde, sagte aber dann mit lächelnder Miene:

„Das glaube ich wohl; auch wußte ich vorher, daß er weder heute noch morgen, und vielleicht auch übermorgen noch nicht zu Hause ist.“

„So, das wußtet Ihr? Wohin ist er denn gegangen?“

„Je nun, Herr, das ist eine Frage, die so leicht nicht zu beantworten ist, denn der Herr oben macht oft solche Ausflüge und sagt niemals, wohin er gehen will, noch wo er gewesen ist, wenn ich es nicht später durch irgend eine Bemerkung von ihm erfahre. Heute morgen in aller Frühe ist er schon nach der Suleck hinübergegangen und ich glaube, er wollte einmal was er sich schon lange vorgesetzt, den Weg nach Mürren über die Isenfluh versuchen. Es soll da in der letzten Zeit Gemsen gegeben haben, obwohl ich das sehr bezweifle, denn im Sommer kommen die Racker nur selten aus ihren kalten Regionen so tief herab.“

„Wollte er denn etwa eine Gemse schießen“, fragte ich, „und hat er sich die Jagdgerechtigkeit dazu erworben?“

„Nun natürlich, Herr Doktor, ein solcher Herr wird sich doch nicht aufs Wildern einlassen? Ja, er hat seinen Jagdbrief und alles übrige was er hier gebraucht vollauf.“

„So. Kommt er denn oft mit Euch in Berührung und wer kocht ihm denn sein Mittagsbrot?“

Heinrich lachte aus vollem Halse. „Nun“, sagte er, „er ist, wie er sich alles ist, auch sein eigener Koch. Das versteht bei meinem Herrn bewiesen, der ihm ja auch keine Köchin oben gelassen hatte, und Peter und Jakob wären wahrhaftig nicht dazu angethan gewesen ihm eine schmackhafte Speise zu bereiten. Ob er aber oft mit mir in Berührung kommt, fragen Sie? Oft — nein! Sogar nur selten und meist nur dann, wenn er durch den Jungen, den Christen, eine Bestellung an den Herrn auszurichten hat. Sonst hält er sich allein und die Zeit wird ihm niemals lang, da er immer mit etwas beschäftigt, und höchstens Abends, wo er meist sehr betrübt ist, kommt er bisweilen in die Sennhütte, weniger um mit mir zu plaudern, denn er ist immer sehr schweigsam, als, wie es mich wenigstens bedünken will, in der Gesellschaft eines Menschen zu sein, wonach er denn doch wohl manchmal ein fühlbares Bedürfnis haben mag.“

Ich war während dieser mir sehr interessanten Mitteilung in ein ernstes Nachdenken versunken, dem ich allmählich, fast ohne es zu wissen, einen hörbaren Ausdruck gab. „Das muß ein seltsamer Mensch sein!“ sagte ich still vor mich hin.

„Ja wohl“, antwortete Heinrich schnell, „das ist er gewiß, doch ein kluger Mann ist er auch. Er kennt und weiß alles, worauf auch nur die Rede fallen mag, und unser Land kennt er so gut, wie wir selber kaum. Selbst in der Sprache hat er sich schnell zurecht gefunden und jetzt kann er sich schon ganz gut Deutsch — Schwyzer und Hochdeutsch — ausdrücken, was er, glaube ich, zum Teil aus seinen Büchern gelernt hat. Sehen Sie, als er im vorigen Winter im Hause unten mit Peter und Jakob lebte, konnte er nur noch sehr wenig deutsch sprechen — er ist nämlich ein Amerikaner, Herr, aus Baltimore, so sagte er mir — aber jetzt kann er sich schon gegen jedermann verständlich machen und alle Tage merkt man, daß es damit besser geht, obgleich er doch, außer mit mir und Christen, mit niemandem spricht, denn auf seinen Bergtouren kehrt er niemals in Gasthäusern ein und nächtigt nur in Sennhütten auf dem Heu, was er vortrefflich versteht.“

„So. Wißt Ihr vielleicht auch, wie er heißt, Heinrich?“

„O ja, Herr Doktor, das weiß ich; er hat es mir ja selbst gesagt und der Name steht auch in seinen Büchern, von denen er eins einmal mit zu mir brachte. Er heißt Humfrey

„So, so, Humfrey Scott, ja, das ist ein amerikanischer Name. Also ein tüchtiger Bergsteiger ist er auch?"

„Sehr, Herr, und dauerhaft und gelenkig wie eine Gemse, als ob er in den Bergen geboren wäre. Auch springen und klettern kann er Tag und Nacht und niemals ermüdet er, obgleich ich ihn —" und hier sah sich Heinrich etwas scheu um und fing mit einem Mal an, vertraulich und dabei etwas leiser zu reden — „obgleich ich ihn bisweilen doch für krank halte."

„Krank?" fragte ich und fühlte plötzlich eine noch viel größere Teilnahme für den fremden Mann in mir erwachen. „Wie so krank?"

„Nun ja, ehrlich gesprochen", fuhr Heinrich noch leiser fort und hielt in seiner Arbeit inne, als fühle er sich selbst durch das was er sprach bewegt. „Bisweilen kommt es mir so vor, als ob es mit ihm — hier oben im Kopfe nicht recht richtig wäre, und das sagt Peter da unten auch, der ja den ganzen Winter mit ihm zusammen gelebt hat. — Haben Sie schon mit Peter über ihn gesprochen?" fügte er mit weit geöffneten Augen und etwas lauernd hinzu.

„Nein, mit Peter nicht, aber mit Jakob."

„Ach, Jakob, der ist dazu viel zu dumm, Herr, der versteht das nicht und ist selbst im Kopfe nicht richtig."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war mir zu Mut, als hätte ich genug über den Fremden gehört und müsse mir das übrige auf einen anderen Tag versparen. Es war eine seltsame Teilnahme an diesem Mann mit einmal in mir erwacht und das Rätsel, das um ihn ausgebreitet lag, schien mir bedeutend an Umfang und auch an Interesse für mich gewonnen zu haben. Indessen ließ ich den Sennen nichts davon merken, sondern erhob mich rasch, um meinen Rückweg anzutreten. Heinrich begleitete mich eine Strecke und da ihm mein schweigsames Verhalten auffallen mochte, sagte er:

„Sie werden doch von meiner Ausplauderei keinen Gebrauch machen, Herr Doktor? Ihnen aber glaubte ich das schon sagen zu können, zumal Sie ja doch schon von dem Amerikaner gehört hatten."

„Befürchtet nichts, Heinrich", erwiderte ich und reichte ihm die Hand, „meiner Verschwiegenheit, wenn sie nötig ist, seid Ihr sicher. Aber wißt Ihr was? Einen Gruß könnt Ihr dem Einsiedler doch wohl von mir bestellen, wenn Ihr ihm erzählt, daß Besuch hier gewesen ist, und da könnt Ihr ihm auch sagen, daß ich nicht in der Absicht hierhergekommen sei, um ihn zu stören oder zu belästigen, sondern daß ich auch ein Mensch wäre, der ein Herz für eine so große Natur hat, wie sie hier um ihn liegt. Wollt Ihr ihm das sagen?"

Heinrich lächelte etwas ironisch, als ob er vorher wisse, daß dieser Gruß dem Amerikaner sehr gleichgültig sein würde, aber er sagte doch:

„Gewiß will ich das ausrichten, sobald ich ihn sehe. Darf ich ihm denn auch sagen, daß Sie der Doktor sind, der alle Jahre zum Sterchi kommt und in den Bergen herumklettert? Denn er hat gewiß schon vom alten Peter unten von Ihnen sprechen gehört, der ihm im Winter oft alles mögliche vorgeplaudert hat."

„Ja, das sagt ihm dreist", erwiderte ich und, nachdem ich Heinrich noch einmal die Hand gereicht, verließ ich ihn und ging so tief in Träumereien versunken nach Hause, daß ich weder auf meinen Weg, noch auf die schöne Fernsicht und die Hitze achtete, die im Walde herrschte, in den die Mittagssonne gerade auf meinem Rückwege ihre vollste Glut hineinsandte.

9.

Als ich aus dem Walde auf die Hausalp hinausgetreten war und nach dem Hause hinabblickte, fand ich die Umgebung des sonst so stillen Hauses ungewöhnlich belebt und sah Sterchi und verschiedene seiner Dienstleute geschäftig mit einer zahlreichen Menge eben angekommener Gäste verkehren.

Noch etwas tiefer bis zu der Wettertanne hinabsteigend, setzte ich mich auf die Bank daselbst und betrachtete mir nun aus der Ferne die allmählich sich abwickelnden Vorgänge im Hofe und zwischen Haus und Scheune. Es mußten in der That mit einem Mal viele Menschen angekommen sein, denn gesattelte Pferde und Esel standen vor dem Hause oder wurden eben in den Stall geführt, und Träger, mit Koffern und Reisetaschen bepackt, entluden sich eben mit Hilfe des überall eingreifenden Johanns und des alten Peters ihrer Bürde. Damen und Herren in allen möglichen Kostümen, die heißen Stirnen mit ihren Tüchern trocknend, umstanden in einem geräumigen Kreise den eifrig gestikulierenden Wirt und machten ihn, ein jeder mit der freundlichsten Miene, mit ihren verschiedenen Wünschen bekannt.

Als ich das anfangs mit ruhig schlagendem Herzen ansah, fing dasselbe mit einem Mal heftiger zu pochen an und die Frage wurde in mir laut: „Wie, sollten vielleicht auch meine drei Engländerinnen unter den eben angekommenen Gästen sich befinden?"

Ich nahm rasch mein Glas zur Hand, ohne das ich hier oben nie ins Freie gehe, und forschte unter den Sterchi Umstehenden nach bekannten Gesichtern und Gestalten, aber so scharf ich auch alle musterte, ich bemerkte keine in schwarze Stoffe gekleidete Trauergestalt und ebensowenig waren Neds und Nellys dunkle Gesichter unter den ferner und seitwärts Stehenden zu entdecken. —

Als ich eine Stunde später in den Speisesaal trat, fand ich den einen langen Tisch vollständig mit Gästen besetzt, unter denen sich teils angemeldete und längere Zeit auf dem Berge verweilende Besucher, teils Touristen befanden, die nur auf einige Stunden die schöne Aussicht und die frische Bergluft genießen wollten. Bekannte aus früheren Zeiten traf ich auch jetzt noch nicht unter ihnen, nur von Beau-Site waren allerdings einige Pensionäre, unter diesen eine alte Russin, mit ihrem kranken Sohne, heraufgekommen, die sich bei Sterchi nach mir erkundigten und mir, als wir nach Tisch auf dem herrlich gelegenen Balkon den Kaffee tranken, die freundlichsten Grüße von Vater Ruchti brachten.

Mit Sterchi über meine heutige Morgenpartie zu plaudern, fand ich keine Gelegenheit; er hatte alle Hände voll zu thun und spielte den aufmerksamen Wirt mit einer Behendigkeit und Willfährigkeit, die ihm rasch alle Herzen gewannen. Auch für seine Untergebenen begann von diesem Tage an ein mühevolles Dasein und das bisherige Stillleben hatte auf zwei ganze Monate durchweg aufgehört. Boten auf Boten wurden zu Thale gesandt, um die nötigen Lebensmittel alle Tage frisch auf den Berg zu schaffen und die Wünsche der oben Weilenden zu befriedigen. In der Küche brodelte und prasselte das Feuer den ganzen Tag, und die Köchin, der Frau Sterchi rüstig zur Seite stand, hatte alle Hände voll mit ihren Braten und Pasteten zu thun, da, wie bekannt, der Appetit der zeitigen Bergbewohner immer der beste und alle Tage im Wachsen begriffen ist. Auch die flinken Kellnerinnen, Anna und Lina, flogen nun treppauf, treppab und wurden ohne Unterlaß bald nach diesem, bald nach jenem geschickt, denn von diesem Tage an kamen täglich, außer den im Hause Wohnenden, Touristen in großer Anzahl herauf, die sich teils bis zum Mittag bei hastig eingenommenen Frühstück oder ein paar Stunden beim Nachmittagskaffee auf dem Berge aufhielten.

Erst ganz spät, als ich mich schon zur Ruhe begeben wollte, begegnete mir Sterchi auf der Treppe und da blieb er einen Augenblick stehen, sah mich ironisch lächelnd an und fragte:

„Na, sind Sie heute morgen wieder auf der Alp gewesen?"

Ich empfand keine Lust ihm meine Erfahrungen daselbst schon für jetzt anzuvertrauen, und so sagte ich, kurz mit dem Kopfe nickend: „Ja!"

„Und haben Sie gefunden was Sie suchten?" forschte er weiter.

„Nicht alles, aber etwas doch!" erwiderte ich. „Indessen giebt es ja noch andere Tage und die werden mich ja wohl noch das Fehlende finden lassen."

„Möglich!" entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Kürze und so schieden wir und ich hatte abermals einen angenehmen und nicht ganz fruchtlosen Tag auf dem Abendberge zu verzeichnen.

* * *

Trotzdem die Luft am Abend, als ich mich zur Ruhe begab, vollkommen klar gewesen war und die Sterne am wolkenlosen Himmel ihre ganze Pracht entfaltet hatten, so war doch am nächsten Morgen, als ich schon vor sechs Uhr an's Fenster trat, zu meiner Verwunderung nichts von der ganzen vor und unter mir liegenden Welt zu sehen und nur der Himmel schimmerte mattblau durch einen leichten Nebelflor auf mich hernieder. Alles übrige, das Bödeli, der Brienzer See und die ihn umkränzenden Felsen waren mit schneeweißen, dichten Wolken verhüllt, die sich unmittelbar vor mir auf den grünen Halden des Abendberges miteinander mischten und da in einem schweigsamen, aber mächtigen Kampf begriffen waren.

Bei solchem Wetter jedoch, wie wir es in diesen Tagen hatten, treiben die Wolken nie lange ihr Spiel, in der Regel schwinden sie bald, von irgend einer Kraft verflüchtigt, und so war es auch heute der Fall. Schon um acht Uhr war der befremdliche Luftkampf ohne sicht- oder hörbare Explosion beendet und die mächtige Sonne vollbrachte mit ihrem starken Bundesgenossen, dem Winde, das große Werk in aller Stille, denn um die genannte Zeit waren die Wolken ebensoplötzlich verschwunden, wie sie gekommen, und die ganze Welt lag wieder in ihrer vollen übersichtlichen Schönheit klar vor meinen Augen.

Bis gegen neun Uhr arbeitete ich im Zimmer, denn ich hatte hier oben immer viele Briefe nach aller Welt Enden zu schreiben; dann aber lockte mich die frisch in mein Fenster strömende Luft und der strahlende Sonnenglanz ins Freie und ich trat, ein Buch unter dem Arm, meinen Weg nach einem in der Nähe des Hauses gelegenen schönen Punkte an. Indessen gelangt man an einer solchen Stelle nicht leicht zum anhaltenden Lesen. Die Bilder der Außenwelt sind zu lockend und verführerisch und man gewahrt bald da, bald dort irgend einen neuen Reiz, ein neues Gebilde, und so ging es auch mir diesmal und ich gab mich nur zu gern mit ganzer Seele dem vor mir liegenden Schauspiele hin.

Ich mochte jedoch kaum eine halbe Stunde hier verweilt haben und war wieder auf einige Minuten in mein Buch vertieft, als ich plötzlich hinter mir einen leichten Schritt und gleich darauf auch ein halblautes Gekicher vernahm, das mit einem wohlbekannten Ton an mein Ohr drang und mich mit einem Schlage meiner Beschäftigung entriß. Ich drehte mich um und sah in der That Ned hinter mir stehen, der so leise wie möglich herangeschlichen war, um, von Sterchi über meinen Sitz aufgeklärt, mich zuerst durch seine Anwesenheit zu überraschen.

Er hatte seine Absicht vollständig erreicht und freute sich auf seine natürliche Weise so laut darüber, daß er mehrere Male fröhlich auflachte und, wie die jungen Neger in ihrer Lebhaftigkeit es zu thun pflegen, mit seltsamen Sprüngen vor mir auf dem Rasen tanzte.

„Massa Doktor", rief er in seinem jedermann zum Lachen reizenden Rauderwelsch, „ja, ja, Ned sein da und Nelly sein

Ich nickte ihm freundlich zu, fragte aber sogleich: „Wo ist Deine Herrschaft, Ned? Ihr beide seid doch nicht allein heraufgekommen?"

„O nein, Massa Doktor, wie können Sie sich das denken! Ned und Nelly gehen ohne ihre Herrschaft nie so weit und, sehen Sie da, sie sein schon ganz nahe bei Ihnen und da kommen sie mit dem großen Mann ohne Haar auf dem Kopf heran."

Ich blickte nach dem Hause hin und da sah ich zu meiner Freude, daß Sterchi die drei Damen, die soeben zu Pferde gekommen waren und zuerst nach mir gefragt hatten, nach meinem Platze führte.

Natürlich eilte ich ihnen mit schnellen Schritten entgegen und bald hatte ich sie erreicht. Voran, neben Sterchi gehend, schritt Mrs. Duncan mit ihrem langsam majestätischen Gange auf mich zu, hinter ihr die beiden jungen Damen; bald aber, sobald ich ihnen sichtbar wurde, sprang Miß Lucy der Mutter voran, eilte auf mich zu und mir die Hand entgegenstreckend, rief sie laut:

„O lieber Herr Doktor! Da sind wir ja glücklich angelangt, und ach, wie schön, wie wunderbar schön ist es auf Ihrem Berge!"

„Ja", sagte nun Mrs. Duncan, indem sie mir auch liebevoll lächelnd die Rechte bot, „Lucy hat recht. Wir sind zwar eben erst angekommen und haben nur noch wenig von den Herrlichkeiten hier oben gesehen, aber was wir sahen, ist gewiß herrlich und eine solche frische Luft habe ich wohl noch nie eingeatmet."

Als ich ihren Gruß mit einigen Worten erwidert und mich nun an Miß Mary Markham wandte, trat auch diese mit langsamer Bewegung an mich heran und streckte mir ihre vom Handschuh entblößte Hand entgegen. Dabei sprach sie kein Wort, aber der tiefe Blick, den sie in mein Auge that, und der feste Druck ihrer Hand sagte mir zur Genüge, daß der alte Sturm noch immer in ihrer Brust wühle und daß sie bei weitem noch nicht die Ruhe gefunden habe, die ich bereits zu meiner größten Freude auf Mrs. Duncans edlem Gesicht ausgeprägt fand.

Da wir einmal auf dem Wege nach der nächsten schönen Aussicht waren, so führte ich sie alle drei, nachdem Sterchi uns verlassen, nach der Bank, auf der ich soeben gesessen und beschrieb ihnen nach bestem Wissen alles was sie hier vor Augen hatten. Sie schauten schweigend und sichtbar voller Bewunderung vor sich hin und es dauerte lange, ehe ich sie dem schönen Anblick entziehen und einige Schritte höher den Berg hinauf bis zur ersten Bank auf der Hausalp geleiten konnte und ihnen nun von hier aus das schöne Stück Erde zeigte, welches tief unten und rings herum vor ihren staunenden Augen ausgebreitet lag.

Alle waren dabei ganz still geworden, denn so groß und erhaben hatten sie sich hier oben die Welt nicht gedacht. Indessen, ich wollte sie hier nicht zu lange aufhalten, und da ich sie in der heißen Sonne, die schattenlos auf uns niederbrannte, nicht sogleich höher steigen lassen mochte, führte ich sie wieder hinab nach einer Laube in der Nähe und unterhalb des Hauses, von der man mit einem Blick beide Seen, den von Thun und den von Brienz überschaut.

Kaum aber hatten wir das Innere der so anmutig gelegenen Laube betreten, so ließ sich ein dreifacher Ausruf des Entzückens hören, denn auch Miß Marys stummes Hinstarren ward durch den bezaubernden Anblick gebrochen und sie sagte wiederholt mit tiefem Empfinden:

„Ja wohl, ja wohl, das ist schön, das ist wunderbar schön!"

„O", rief hier Miß Lucy munter, indem sie sich auf einen Stuhl vor dem Tisch niederließ, von dem aus man den im Sonnenlicht strahlenden Thuner See überblickt, „hier wollen wir oft sitzen, Mary, und arbeiten und unsere Briefe nach der

„Sie werden noch schönere Plätze da oben finden, Miß Lucy“, sagte ich, „und ich wollte Ihnen nur zuerst die am leichtesten erreichbaren zeigen. Doch nun — haben Sie Ihre Zimmer schon gesehen?“

„Wir sind noch mit keinem Schritt im Hause gewesen“, erwiderte Mrs. Duncan. „Der Wirt kam uns entgegen, als wir anlangten, und führte uns sogleich zu Ihrem Sitz, da wir nach Ihnen fragten. Doch sehne ich mich allerdings etwas nach Ruhe. Der Weg hier herauf ist selbst zu Pferde beschwerlich und ich fühle den Ritt, als ob ich vier Stunden in der Ebene im Sattel gesessen hätte.“

So kehrten wir denn nach dem Hause zurück. An der Thür empfingen uns Sterchi, Ned und Nelly, und letztere knixte so artig gegen mich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr mit einem freundlichen Gruße die Hand zu reichen, die sie mit rascher Bewegung ergriff und flüchtig, ehe ich es verhindern konnte, an ihre Lippen drückte. Sonst sprach sie kein Wort und nur ihre funkelnden Augen und das blitzschnell kommende und ihren Mund umspielende Lachen verrieten die Freude des schwarzen Kindes, daß sie ihren alten Bekannten aus Beau-Site, der ja nun auch der Freund ihrer Herrschaft geworden war, hier oben wiedergefunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwabenländle.*

Von P. H. („Haus und Herd.“)

Ja, schön ist es, das Schwabenländle, so klein es auch ist neben den „Größen“ des Deutschen Reiches, so schön, daß man es, ohne sich gerade einer groben Übertreibung schuldig zu machen, schon gar manches liebe Mal einen Garten Gottes auf Erden genannt hat, und einem echten Schwabenkinde darf es wohl recht heimelich ums Herz werden, wenn es in der fremden Ferne seiner gedenkt. Schön ist's, wunderbar schön nicht bloß „drunten im Unterland“, wo der Neckar rauscht und seine klaren



Am obren Lau des Neckar.

Wellen durch reichgesegnete Fluren, an dichtbevölkerten Dörfern und freundlichen Städtchen vorüber, zwischen Wäldern von Obstbäumen, fruchtbaren Getreidefeldern und weinbepflanzten Rebenhügeln hingleiten läßt, auch nicht bloß droben am Bodensee mit seinen plätschernden Wogen, seinen blühenden Gestaden und seinem gewerbreichen Handels- und Hafenplatz mit der herrlichen Fernsicht hinüber in die Alpenlandschaft auf dem Schweizerufer, sondern nicht minder schön auch in der dunklen Tannennacht des Schwarzwalds, wo die klaren, frischen Gebirgsbäche rinnen, jetzt in tosendem Strudel über die Felsenzacken springend, jetzt still durch saftig grüne Bergwiesen und üppiges Weideland sich schlängelnd, jetzt laut und geschäftig die sausenden Räder der Sägemühlen treibend, ja schön sogar droben auf der „rauhen Alb“, deren Gipfel hoch aufragen zum schweigenden Abendhimmel und gleich einer Reihe von Riesengestalten vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern vor uns stehen, die stummen Zeugen einer glänzenden Vergangenheit, einer großen Gegenwart und will's Gott! noch auf lange Zeit hinaus auch einer gesegneten Zukunft.

Ja, schön ist's im Schwabenländle, fast überall wohin das Auge sieht, und was das Beste daran ist, es ist jene solide, dauerhafte Schönheit, die nicht bloß flüchtig für den ersten Augenblick besticht und aus der Ferne mit buntem Farbenglanze blendet, sondern die immer aufs neue wieder, ohne durch grellen Reiz zu ermüden, den Sinn fesselt und die Seele erquickt, weil sie durch kunstlose Anmut und stille ungeschminkte Lieblichkeit zum Herzen spricht, und ohne sich ungesucht aufzudrängen, doch immer wieder in lebensvollem Wechsel bei jedem neuen Blick eine ungeahnte Tiefe ihrer verborgenen Herrlichkeit offenbart — bescheiden und anspruchslos wie ein frischer Waldstrauß

*) Wir hoffen namentlich denjenigen unserer Leser, die aus Württemberg stammen, mit dieser unserer reich illustrierten „Schwabennummer“ eine besondere Freude zu bereiten.



aus einfachen Feldblumen, mit würzigem Duft und dem kühlenden Tau des Morgens.

Für eine kurze Schilderung von „Land und Leuten" in Württemberg empfiehlt es sich wohl am besten, eine rasche Wanderung durch seine Gaue zu machen, mit ein paar Streifzügen über seine Höhen, durch seine Thäler und einer flüchtigen Rast und Umschau an den bedeutendsten Punkten. Wir beginnen wie billig mit der gegenwärtigen „Residenz" **Stuttgart**, das, wie schon sein Name und Stadtwappen, ein Pferd mit seinem munteren Füllen, besagt, ursprünglich nichts als ein Stutengarten, d. h. ein Gestüt mit den nötigen Pferdeweiden, Stallungen und Gehöften war, und jetzt die schöne Hauptstadt des schönen Landes mit nahezu 130,000 Einwohnern ist. Gar lieblich liegt sie eingebettet zwischen den sanft ansteigenden Hügeln der sie rings in schön geschwungenen Linien umschließenden Rebenberge, wenn man von der „neuen Weinsteige" aus, die in kühnen bogenförmigen Windungen von den „Fildern", der berühmten Heimat des berühmten schwäbischen Sauerkrauts, in den muldenartigen Thalkessel Stuttgarts herabführt, auf sie herniederschaut, mit ihren ragenden Türmen und ihren rauchenden Kaminen, ihrem Kranz von blühenden Gärten und fruchtbaren Obstbäumen, dem Gewirr von engen und buckeligen Gassen und Gäßchen im Kern der Altstadt, wo noch der „alte Graben" und die dunklen Durchgänge der „Stadtmauer" an die früheren Befestigungen erinnern, und mit den breiten, geraden, hellen Straßen und geräumigen Plätzen der neuen Stadtteile, die sich rings umher vor den Thoren im Kreise gelagert und angesiedelt haben, hier mit schimmernden reichausgestatteten Läden und Kaufgewölben, Markthallen und Handelshäusern, dort mit herrlich gelegenen Villen und prachtvollen Landsitzen in reizendem Geschmack gebaut, die sich von der Thalsohle aus an den Hügelketten emporziehen.

Kein Wunder, daß man Stuttgart seiner lieblichen Lage und herrlichen Umgebung wegen schon oft, wenn auch vielleicht etwas kühn, mit dem stolzen Florenz verglichen hat: wer von dem rauheren Norden kommt, dem mag es wohl hier zum ersten mal wie eine Vorahnung von dem sonnigen Süden anmuten, wenn er in lauer Sommernacht an dem großen Schwanenteich hinter dem Residenzschloß steht, dessen mannsdicker, hoch emporgeschleuderter Wasserstrahl im milden Mondlicht wie Silber glänzt, und ihn aus den dunklen duftigen Kastanien, zwischen blühenden Citronen- und Orangenbäumen verteilt, die weißen Marmorbilder wie stumme Geister der Vorzeit grüßen. Nur eines fehlt — Stuttgart hat leider keinen Arno, sein Neckar fließt erst eine halbe Stunde entfernt bei der Vorstadt Berg an ihm vorüber, die aber durch eine Pferdebahn eigentlich schon ganz mit der Hauptstadt selbst verwachsen ist. Wer die staubige Chaussee vermeiden und sich einen Natur- und zugleich Kunstgenuß gönnen will, wie ihn vielleicht nur wenige deutsche Hauptstädte darbieten, der wandert zu Fuß durch die schattigen „Anlagen", einen prachtvoll angelegten und wohlgepflegten königlichen Park, der nach dem eine Stunde entfernten, von Kurgästen aus aller Herren Ländern, namentlich auch Amerikanern, stark besuchten Badeort **Kannstatt** führt, und mit seinen verschlungenen Wegen, lauschigen Ruheplätzchen, herrlichen



Stuttgart mit der Stiftskirche und dem alten Schloß.

ten Gewächshäusern und Blumenbeeten, Teichen, Statuen, Pavillons u. s. w. jedem Spaziergänger offen steht.

Von dem schönen „neuen Schloß", der königlichen Residenz, in reinstem und reichstem Renaissancestyl erbaut, die Kuppel des Mittelbaues geschmückt mit einer großen vergoldeten Fürstenkrone, zwischen den beiden stattlichen Seitenflügeln mit ihrer fast verschwenderischen Fülle und Zierde von Bildwerken aller Art in Stein und Bronze, dem geräumigen, sonnenbeschienenen Hof und davor den „Schloßplatz" mit seinen beiden rauschenden Springbrunnen und der hohen, schlanken „Jubiläumssäule" in der Mitte, einem Monolith von schwäbischem Schwarzwaldgranit, dessen Seiten die Reliefbilder der Kämpfe und Siege der Württemberger unter ihrem tapferen Kronprinzen und späteren König Wilhelm gegen den französischen Erbfeind in wohlgelungenen, lebensvollen Gruppen und prachtvoller Ausführung in Erzguß zeigen, gewahrt man leider auf unserem Bilde (2) nichts.

Und doch ist diese mit bunten Blumenparterres und Teppichgärtnerei im feinsten Geschmack ausgelegte Fläche, ihrer gan-

baus" mit seiner im edelsten Maß und klassischem Formensinn gehaltenen Säulenhalle mit ihren kunstreichen Kapitälen von vollendeter Schönheit, unstreitig der schönste öffentliche Platz der Hauptstadt, der den Fremden fast unmittelbar an der Pforte des nahegelegenen reichgeschmückten Bahnhofs mit seinen hohen, weitgespannten, glasbedeckten eisernen Hallen empfängt und sofort auf eine der verkehrsreichsten und glänzendsten Hauptstraßen führt.

Dagegen sieht man links den dicken Eckturm des „alten Schlosses", das sich zwar an Pracht und Größe mit dem neuen nicht messen kann, aber doch mit seinen Zinnen, Portalen und Quadermauern einen stattlichen Anblick gewährt, und jedem Würtemberger als einstiger Stammsitz und Wohnort seiner alten erlauchten Grafen und Herzöge lieb und teuer ist, deren einem, Eberhard im Bart, im engen Schloßhof mit seiner breiten, gewaltigen Freitreppe, auf der man früher selbst zu Pferde bis auf die ringsum laufende Galerie gelangen konnte, ein Denkmal errichtet ist. Innerhalb des Hauptgebäudes selbst befindet sich die „Schloßkapelle", ein wahres Schmuckkästchen edelster Baukunst im strengsten gotischen Stil, mit prachtvollen Glasgemälden in den hochgewölbten Bogenfenstern und Rosetten, mit gold- und farbenreichem Schmuck der Kreuzbögen und Deckenwolbungen, kunstvollen Holzschnitzereien an Kanzel, Altar und Chorstühlen, wo der beredte Mund Geroks, des Sängers der „Palmblätter", Sonntag um Sonntag eine dichtgedrängte Schar um die Predigt des Evangeliums sammelt. In der Mitte des Bildes erhebt sich die altehrwürdige Stiftskirche mit der Gruft der königlichen Familie und der vergoldeten Kanzel, auf der einst Brenz, der Reformator Württembergs, das lautere Gotteswort verkündigte und bis vor kurzem der edle, fromme, auch in weiteren Kreisen wohlbekannte Prälat Kapff das Evangelium predigte, wo vom Kranze des runden Turmes noch jeden Morgen und Abend ein Choral wie ein Friedensgruß von oben an das unruhige Menschengewühl da drunten in den staubigen Straßen und auf den lärmenden Plätzen in hellem Posaunenschall herniedertönt, während nicht weit davon in einer anderen Hauptkirche, zu St. Leonhard, Jahrzente lang in großem Segen der geistgesalbte Dichter Albert Knapp wirkte, an derselben Stätte, wo vor ihm und teilweise noch mit ihm die beiden Hofacker, die beiden Rieger und so mancher andere aus der Schar der württemberger „Pietisten", die in den Wegen des schriftkundigen Bengel, des liederreichen Hiller, des originellen Flattich u. s. w. einhergingen, und gemäß dem Losungswort des schwäbischen Fürstenhauses „furchtlos und treu", die göttliche Wahrheit des lebendigen Christenglaubens mitten unter dem Unglauben und der Lüge einer geistig toten Welt aus persönlicher Herzenserfahrung predigten.

Und man zehrt in Württemberg nicht bloß von den Schätzen der Vergangenheit aus der Zeit der frommen Väter, man gedenkt auch vielfach in liebewarmem und glaubensstarkem Sinn der geistlichen Not der Gegenwart. So wuchs mit der zunehmenden Bevölkerungsziffer Stuttgarts, wenn auch noch lange nicht in völlig genügendem Maßstab mit ihr, die Zahl seiner Gotteshäuser nicht bloß um die große, prächtige Garnisonskirche (Bild 3), einer verjüngten Nachbildung des berühmten Speyerer Doms im edelsten romanischen Rundbogen- oder Basilikastil aus buntem Sandstein erbaut, sondern auch um die noch weit schönere rein gotische Johanneskirche am sogenannten „Feuersee", in dem sie sich mit ihren schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern, Säulen, Spitzbögen und der kunstvoll durchbrochenen Turmnadel mit ihrer Kreuzesblume spiegelt, wozu noch manche andere schmucklosere Predigtplätze und Kapellen, der Saal der evangelischen Gesellschaft u. s. w. kommen.



Die neue Garnisonskirche in Stuttgart.

Stuttgarts nächste Umgebung gehört unstreitig zu den reizendsten Gegenden Württembergs. Vor uns öffnet sich das liebliche Neckarthal, dort steht der Rosenstein mit seinem Tunnel und der sich unmittelbar daran anschließenden Hängebrücke für die Eisenbahn, dann die königliche Villa mit ihren ausgedehnten Garten und Terrassen und, durch einen Park mit ihr verbunden, der sich teilweise unmittelbar am Neckar hinzieht, die sogenannte Wilhelma (Bild 4), ein vom König Wilhelm mit verschwenderischem Luxus und orientalischer Pracht im maurischen Stil erbautes, der Alhambra nachgeahmtes Bad mit fürstlich ausgestattetem Lustschloß voll der kostbarsten Fresken, Statuen, Bildwerke, Waffensammlungen und anderer Kunstwerke aller Art. Aus der Ferne winkt der „rote Berg" herüber mit seiner kleinen griechisch-katholischen Kirche, der Ruhestätte der edlen Königin Katharina, der „Mutter des Landes" und seiner hohen Wohlthäterin, einer Prinzessin des russischen Kaiserhauses. Dann drängt sich in diesem dichtbevölkertsten und fruchtbarsten Landesteil Dörfchen an Dörfchen und Stadt an Stadt, alle sauber und reinlich, gewerbreich und verkehrsreich, meist in Gärten und Obstwäldern versteckt, durchs immer mehr sich erweiternde Neckarthal malerisch hingestreut, bald an die Rebenhügel sich anlehnend, bald zwischen Laubwälder oder Fruchtfelder hingeschmiegt, ein Panorama, wie es

sich schwerlich sonstwo auf einem so beschränkten Raume bieten wird.

Nach einer andern Seite hin ragt über dem nahen Ludwigsburg, dem schwäbischem Potsdam, früher der glänzenden Hofhaltung von Grafen und Herzögen, jetzt einer langweiligen, einförmigen Militärstadt mit ihren Kasernen und Exerzierplätzen, das Jagdschloß Solitude auf waldbewachsener Höhe empor, einst der Schauplatz üppiger Hoffeste im Geschmacke Ludwigs XIV., aber auch der „Salon“ mit seiner Erziehungsanstalt und das stille Kornthal mit seiner von aller Verbindung mit der Landeskirche unabhängigen, unter keinem Schutz, aber auch keinem Zwang des Staatskirchentums stehenden blühenden freien Gemeinde und ihren „Instituten“ und endlich etwas weiter entfernt die Festung Hohenasberg, wo der kühne Dichter Schubart, der Sänger der „Fürstengruft“, in Haft lag, und deren prachtvolle, weitreichende Rundsicht sicherlich für die Staats-Gefangenen eine ganz besondere Verschärfung ihrer Freiheitsstrafe war.

Wieder nach einer anderen Richtung hin liegt das reizende Hohenheim, die jetzige Akademie für Landwirtschaft, früher der berühmte Landsitz des Herzogs Karl und seines „Franzeles“, des geistvollen aber eigensinnigen und launischen fürstlichen Schulmeisters, der Schillers glänzendes Genie in seiner Dressur-Anstalt, der „Karlsschule“, zum Mediziner ausbilden wollte; nicht allzufern davon Leonberg, die Heimat Schellings, des Philosophen, und weiterhin Weilerstadt, der Geburtsort des Astronomen Keppler. Doch wir können sie hier nicht alle aufzählen, die mehr oder minder berühmten Orte des Schwabenländles; weder Waiblingen im stillen Remsthal, die einstige „Pfalz“ Karls des Großen, noch die geräuschvolle Fabrikstadt Eßlingen, nicht einmal Württembergs Kleinod, das Schillerstädtchen Marbach, können wir eingehender schildern, wo noch das kleine bescheidene „Schillerhäusle“ steht, während es das riesige Erzstandbild seines großen Sohnes an die Residenz abtreten mußte: nur zwei Punkte am Neckar wollen wir noch besuchen, an seinem Unterlauf Heilbronn, an seinem Oberlauf die Landesuniversität Tübingen.



Die „Wilhelma“ bei Kannstadt.

In Heilbronn, dessen Rathaus mit seiner säulengeschmückten Halle und Treppe und der großen astronomischen Uhr (Bild 5) am Marktplatz bei der alten Kilianskirche steht, von der ein naives Heilbronner Kind voll Bewunderung einem fremden Gaste rühmte: „Sie ist von Stein, und ist hier gemacht,“ erinnert der schon halb zerfallene „Götzenturm“, sowie das nahe, an dem von hier an für kleine Dampfboote schiffbaren Fluß gelegene, malerische Solbad Jaxtfeld an den Helden des Bauernkriegs, den Götz von Berlichingen „mit der eisernen Hand.“ Es ist ein gar munteres, leichtlebiges und lustiges Völklein, schon mit dem rascheren fränkischen Blut versetzt, das dort auf dem „Wartberg“ mit seiner herrlichen Fernsicht um große Feuer tanzend, unter munterem Sang und Klang seine berühmten Herbstfeste feiert.

In kurzer Entfernung ist Weinsberg mit seiner „Weibertreue“ und dem traulichen Dichterheim des gemütvollen Geisstein und am Fuße derselben das alte Kloster Lichtenstern, jetzt eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, und ein Armenschullehrerseminar nach dem Muster von „Vater Zeller“ in Beuggen bei Basel, auch einem „württemberger Magister“, eingerichtet.

Wieder nicht allzuweit entfernt ist das „Hohenlohische“, hauptsächlich aber die frühere Reichsstadt Hall mit ihrer schönen Michaeliskirche, ihren wohleingerichteten Salinen und dem nahen Salzbergwerk Wilmhelmsglück. Dort sieht man noch manche originelle Volkstrachten der alten „Sieder“, wie sie der Hochzeitszug auf Bild 6 zeigt, die Braut mit der sogenannten „Schappel“, einer Krone aus Flittergold, und die Frauen in den großen, hohen „Radhauben“ von schwarzem Sammet mit Silberschnüren und einem schleierartigen Seidenflor. Noch näher gegen die württembergische Grenze hin liegt das sonnige Tauberthal mit dem Bade Mergentheim, dem früheren Deutschordensstift.

Weniger mild und warm als in diesen anmutigen Niederungen ist es auf dem Schwarzwald. Seine schönsten Partien und höchsten Gipfel finden sich allerdings nur im südlichen Teil, im „badischen Oberland“, aber auch der nördlichen schwäbischen Hälfte fehlt es nicht an Landschaften von eigentümlichem Reiz und teilweise wildromantischer Schönheit. Hier hören die sanften Hügelzüge mit ihren weichen Wellenlinien auf und machen dafür schrofferen Höhen und steileren Felsen Platz, alle bedeckt mit den dunklen immergrünen Tannenwaldungen, die, von tiefen Einschnitten, enggewundenen Thälern und schmalen Rinnsalen durchzogen, in denen die Wildbäche vom Gebirge herniederschäumen, meilenweit, oft in unabsehbaren Flächen, Wipfel an Wipfel und Stamm an Stamm, darunter gewaltige Riesen, die in ungeheuren Flößen den Rhein hinab nach Holland auf die Schiffswerften gehen, sich ausdehnen, mit ihren dichten Schatten, ihrem schwellenden Moosteppich, ihren nadelglatten Fußpfaden, ihren rauchenden Kohlenmeilern, ihren üppig wuchernden Heidelbeerbüschen und ihrem erquickenden Harzduft. Frische Luft und frisches Wasser giebt's hier in Hülle und Fülle, und wer ein weltfremdes und staubfreies Ausruheplätzchen für heiße Sommertage, ein stilles Asyl aus Lärm und Unruhe heraus sucht, der findet es sicherlich hier bei dem einfachen armen fleißigen Völklein der Schwarzwälder, die freilich, wie ihre Heimat, auch manchmal etwas Rauhes, Hartes und Schroffes haben können, und viel verschlossener, fast unzugänglicher sind, als sonst die „gemütlichen“ Schwaben im fröhlichen, freundlichen Unterland oder auch im lebenslustigen Oberland mit seinem frischen, freien, genußfähigen Menschenschlag.

Freilich darf er dann nicht gerade nach dem belebten und berühmten Wildbad gehen (Bild 7), das einst dem streitbaren Eberhard dem Greiner mit seinem warmen Quell die Wunden heilte, die ihm manch erbitterter Kampf seines fehdereichen Lebens schlug, jetzt aber ein großartiges Mode- und Luxusbad geworden ist, wenn er die echte und unverfälschte Schwarzwaldnatur genießen will, sondern in eines der kleineren und doch so

mit der Burg Zavelstein, Liebenzell, Herrenalb, alle nicht weit entfernt von Calw, wo der „Missionsvater" Dr. Barth wohnte, wirkte und starb, und vom Kloster Hirsau mit seiner berühmten Ulme, die, aus dem zerfallenen Gemäuer hervorgewachsen, die ganze Ruine malerisch überschattet, oder er muß beim schönen Städtlein Freudenstadt den hohen Kniebis mit seinem Ausblick auf den Rhein besteigen, der wie ein Silberband am fernen Horizonte sich hinzieht.

Bald nachdem das schmucke Schwarzwaldkind, der Neckar, seine Bergesheimat verlassen hat, fließt er, noch selbst ein keller, „flotter Bursche", am alten Tübingen vorbei, dessen Schloß „Hohentübingen" uns Bild 8 zeigt. Von dem hinter demselben gelegenen „Schänzle" schweift das Auge hinüber zu den blauen Bergen der Schwäbischen Alb, wo ganz besonders freundlich die vielbesuchte und auch vielbesungene „Wurmlinger Kapelle" herübersieht, während sich vom „Österberg" aus der Blick ins stille, romantische Ammerthal öffnet. Unter den „alten Häusern" von Tübingen, die fast unmittelbar am Flußufer in der „Neckarhalde" liegen, ist unstreitig das berühmteste das „theologische Stift", aus welchem schon so manche „Größe" hervorgegangen ist, nicht etwa bloß ein Hegel, ein Strauß und Baur, sondern auch der originelle Schriftforscher Joh. Tob. Beck, der grundgelehrte Dorner, ein Köstlin, Christlieb und wie sie alle heißen mögen, die Vertreter der theologischen Wissenschaft, die fast jede der bedeuteneren deutschen Universitäten sich aus dem Schwabenlande geholt hat, und die ihren Lehrstühlen sämtlich zur Zierde gereichten und in ihrer persönlichen Wirksamkeit wie in ihren Schriften den Beweis liefern, daß, wenn es ehedem zum Ruhm und zur Ehre der Schwaben gehörte, im Kriege das Reichsbanner voranzutragen zu dürfen, jenes graue, ehrwürdige „Stipendium", das der fromme Herzog Christof aus einem Augustinerkloster in eine Pflanzstätte akademischer Studien umgeschaffen, noch heutzutage dafür sorgt, daß ihre Nachkommen auch auf den Schlachtfeldern geistiger Kämpfe und Bewegungen noch nicht in den letzten Reihen und im Hintertreffen stehen.



Heilbronn, Marktplatz und Rathaus.

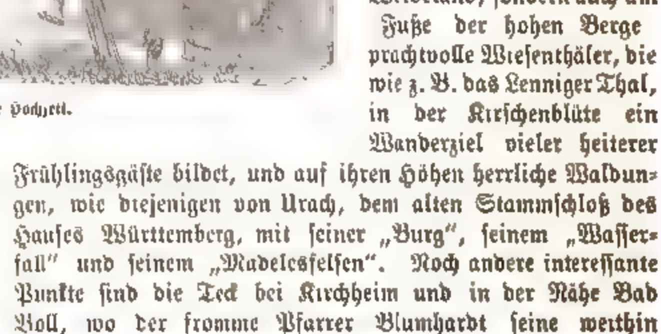
Auf dem „Wöhrd", das mit einer mehrfachen schattenreichen Baumreihe eingefaßt ist, erhebt sich das Denkmal des Patrioten und Dichters Ludwig Uhland, unfern der langjährigen Stätte seines Wirkens, sein Grab liegt nicht weit von dem des Tonsetzers und Direktors der „Tübinger Liedertafel", Fried. Silcher, des gemütvollen Sängers der „Loreley" und der „Schwäbischen Volkslieder" und in der Nähe ruht auch die edle und sinnige Erzählerin Ottilie Wildermuth, deren gastliches Wohnhaus manch fröhlichem Kreis junger Herzen zum anregenden Mittelpunkt diente.

Außerordentlich lieblich und anziehend ist die Umgebung von Tübingen mit ihren freundlichen Dörfchen und Städtchen, mit Rottenburg, dem Sitz des Bischofs und dem katholischen Priesterseminar, weiterhin die Bäder Niedernau und Imnau, von wo aus man leicht nach Horb und Nordstetten gelangen kann, der Heimat Berthold Auerbachs und dem Schauplatz der meisten seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

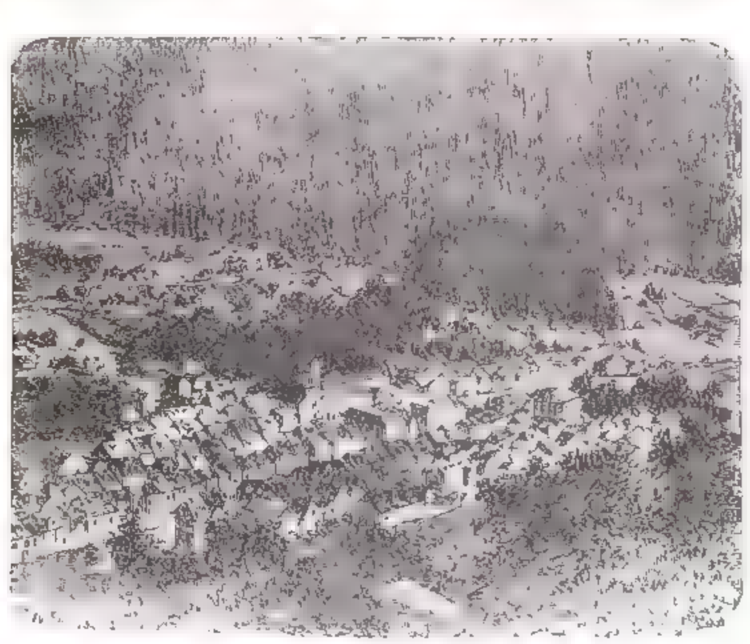


Schwäbische Hochzeit.

Doch wir können uns hier nicht mehr allzu lange aufhalten, wenn wir noch einen Streifzug nach der Rauhen Alb und einen Gastbesuch in Oberschwaben machen wollen. Jene verdient allerdings ihren Namen „stellenweis" reichlich, entschädigt aber dafür auch wieder durch die eigenartige Schönheit der Landschaft. Hier giebt es nicht bloß weitgestrecktes Weideland, sondern auch am Fuße der hohen Berge prachtvolle Wiesenthäler, die wie z. B. das Lenniger Thal, in der Kirschenblüte ein Wanderziel vieler heiterer Frühlingsgäste bildet, und auf ihren Höhen herrliche Waldungen, wie diejenigen von Urach, dem alten Stammschloß des Hauses Württemberg, mit seiner „Burg", seinem „Wasserfall" und seinem „Madelesfelsen". Noch andere interessante Punkte sind die Teck bei Kirchheim und in der Nähe Bad Boll, wo der fromme Pfarrer Blumhardt seine weithin



bekannte segensreiche Liebes-, Glaubens- und Gebetsarbeit that, der Neuffen bei Nürtingen, die Achalm bei Reutlingen und vor allem das Schlößlein „Lichtenstein" (Bild 9), um welches Wilhelm Hauffs gleichnamige reizende Dichtung einen unvergänglichen poetischen Schimmer gewoben, und die benachbarte Nebelhöhle, das Versteck des Herzogs Ulrich.



Das „Wildbad" im Schwarzwald.

Nach einer anderen Richtung hin liegt Blaubeuren mit seinem „Blautopf", einem stillen See von wunderbarer tiefblauer Farbe, und weiterhin die alte freie Reichsstadt Ulm, jetzt Bundesfestung, an der von hier an auf größeren Kähnen, den sogenannten „Ulmer Schachteln", schiffbaren Donau, hauptsächlich berühmt durch sein „Münster", eines der großartigsten Baudenkmale des Mittelalters, leider mit noch unvollendetem Turm, aber mit einem Mittel-Schiff, das höher als das irgend einer anderen Kirche Deutschlands ist, selbst den Kölner Dom nicht ausgenommen, und einer Grundfläche, die einen Sitzraum für 15—18,000 Personen darbietet. Nur ein kleines Denkmal der Architektur innerhalb des schwäbisches Landes, doch schon dicht an der badischen Grenze gelegen, ist ihm noch ähnlich, ja ebenbürtig: die alte Cisterzienser-Abtei Maulbronn bei Bretten, dem Geburtsort Philipp Melanchthons, des praeceptor Germaniae, dessen geistige Heimat Tübingen und Wittenberg wurden, mit dem sagenberühmten „Faustturm" an seinem See.

Von Ulm aus öffnet sich die flache aber außerordentlich fruchtbare „Oberschwäbische Hochebene", die allmählich bis nach dem Bodensee hin sich senkt; nicht allzu ferne von seinen Gestaden ragt der einsame Hohentwiel empor, wo Scheffels „Eckehardt" spielt, aus der Vorzeit berühmt durch seinen „Kommandanten" Konrad Wiederhold und den frommen und edlen Joh. Jak. Moser, der dort gefangen saß und manches gottinnige Lied an die Wände seiner Kerkerzelle schrieb. Ein ganz besonders liebliches Stücklein des Württemberger Landes ist endlich die auch sogenannte „Baar" bei Tuttlingen, gegen das „Sigmaringische" hin, wo das obere Donauthal mit den Klosterruinen von Beuren liegt. Doch damit genug! Gott segne das Schwabenvolk und sein ganzes schönes „Ländle", daß es von ihm auch fernerhin immerdar heißen möge, wie es vor Alters hieß: „Hie gut Württemberg allewege!"

Luther als Ehemann und Hausvater.

Für die Abendschule von Dr. W. Sihler. (Schluß.)

Seiner haushälterischen Ehefrau gegenüber nannte sich Luther zuweilen, halb scherzhaft, „einen nachlässigen, vergeßlichen, unwissenden Hausherrn". Er sagte ihr einmal, sie könne ihn bezüglich der Haushaltungsdinge zu allem überreden; er räume ihr die Herrschaft ein; aber er sagt bei: „unbeschadet seines eigenen Rechtes". Hin und wieder machte er auch selber Bestellungen für seinen Haushalt und die Bedürfnisse der Hausfrau. Er schreibt wegen eines Kastens für „Herrn Käthe" nach Torgau, wegen Weinpfählen an seinen ehemaligen Haus- und Tischgenossen Lauterbach, wegen eines Darlehns an Korn und Hafer, welche seine Frau für



dorf brauche, an einen benachbarten Herrn vom Ende. — Zur Größe seiner Ökonomie hatte er wenig Vertrauen. „Er hatte", sagte er, „zu groß Gesinde und bleibe darum billig im Register der Armen. Er brauche jährlich so viel, daß er sich in diese Haushaltung nicht richten könne, aber unser HErrgott müsse der Narren Vormund sein." Noch im Jahre 1542 meinte er, seine Frau werde nach seinem Tode kaum 100 Gulden Einkommen haben abgesehen von gütigen Zusagen, die ihm der Kurfürst über sein eigen Begehren hinaus gemacht habe. Als er einmal eines seiner Kindlein beim Schlafengehen segnete, sprach er: „Geld will ich dir nicht lassen, aber einen

Als Ehesegen bescherte ihm Gott sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter; der älteste Sohn hieß Johannes, geboren im Jahre 1526, sodann Elisabeth, geboren 1527, Magdalene 1529, Martin 1531, Paul 1533, Margarethe 1534. Dem ältesten wollte er den Namen geben zu Ehren des Apostels, dem er so viel verdanke. Er sah voraus, daß er den Eintritt dieser Kinder in ein reiferes Alter nicht erleben werde. Schon im Jahre 1538 bat er einmal für seine kleine Margarethe seinen Freund Jakob Probst in Bremen, der neben Fürst Joachim von Anhalt ihr Pate war, daß derselbe ihr einst nach seinem Tode für einen rechtschaffenen Bräutigam sorgen möge.

Oft dankt er Gott für den reichen, herrlichen Segen, mit welchem er in diesen Früchten seiner Ehe ihn beglückt und geehrt habe. Er preist mit dem Psalmisten den Mann glückselig, dem Gott ein Weib wie einen fruchtbaren Weinstock im Hause wachsen lasse und Kinder wie Ölzweige um seinen Tisch her. (Psalm 125.)

Sein zweites, im Jahre 1527 geborenes Kind war ein Töchterlein und bekam den Namen Elisabeth; aber schon im Jahre 1528 am 3. August nahm sie der HErr wieder zu sich. Luther schrieb über ihren Tod an seinen Freund Hausmann: „Sie hat mir ein wundersam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen; so jammert mich ihrer; nie hatte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder.“ Später meldete er einem andern Freunde: „Elisabeth hat uns lebewohl gesagt, um zu Christus zu gehen, durch den Tod zum Leben.“

Lichtenstein.

Wie wunderbarlich ist es doch um das menschliche Herz vor Gott bestellt, daß derselbe Mann, der auf Grund der heiligen Schrift im kühnen Glaubenstrotz, als geistlicher Held dem Papste und seinen Schultheologen, dem Kaiser und den päpstischen Fürsten, den Schwarm- und Flattergeistern, den Gelehrten und Weisen nach dem Fleische sich allein so mutig entgegenstellte und den Kampf mit ihnen aufnahm und mit dem Schwerte des Geistes, dem Worte Gottes, sie besiegte — daß derselbe Mann bei dem Tode seines neunmonatlichen, in der Taufgnade sterbenden Töchterleins doch ein so tiefes, weiches, mütterliches Zartgefühl an den Tag gab!

Ein Ersatz wurde ihm geschenkt in seinem Töchterlein Magdalene, seinem ihm nun besonders lieben „Lenchen“, geboren den 4. Mai 1529, von deren späteren seligen Heimgang im folgenden noch die Rede sein wird. Von ihrer Taufe her haben wir noch zwei Proben von Briefen, in welchen er zu Gevatter bittet. Er bittet einen Freund und eine Freundin, „der armen, jungen Heidin zur Christenheit zu helfen und geistlicher Vater und Mutter zu werden, damit sie aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe komme“.

Mit frommer Lust, ja mit Andacht ruht sein Auge auf den Kindern. „Sie leben“, sagt er, „so fein einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben, sie sind im Glauben viel gelehrter als wir alte Narren, glauben ohne alle Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben. Sie sorgen nicht; Gott giebt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen als Geld zählen und ihnen an einem schönen Apfel mehr als an einem roten Goldgulden gelegen ist; sie fragen nicht, was das Korn gelte, denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie werden zu essen finden. Gott, der ihnen Leben und Glieder so artig und hübsch geschaffen hat, will sie auch ernähren und erhalten; ja, einem Kindlein ist, noch ehe es zur Welt kommt, sein bescheiden Teil allbereit zugeeignet und versehen, wie die Schrift sagt und das gemeine Sprichwort lautet: „Je mehr Kinder, je mehr Glück.“

Mit seinem kleinen Martin scherzend, der eine Puppe als seine Braut beschützte, schmückte u. s. w., sagte Luther: „So aufrichtig und ohne alle Bosheit wären wir im Paradiese gesinnt gewesen; diese natürlichen Scherze sind die allerbesten an den Kindern; das sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel; die thun alles von Herzen einfältig und natürlich.“

Als seine Kinder vor dem Tische standen und nach Pfirsichen schauten, die darauf lagen, waren sie ihm ein rechtes Bild solcher, welche „fröhlich sind in Hoffnung“. (Röm. 12, 12.) „Ach“, sagte er, „daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ersehen.“

Besonders erbaute er sich an dem reinen, unbefangenen Glauben, mit welchem ein Kind auf Gott, Himmel und Tod blickt, freute sich auch an den kindlichen Vorstellungen, mit denen die Kleinen den Himmel sich ausmalen, wie er z. B. einmal eines seiner Söhnlein von der großen Freude reden hörte, die man dort habe mit Essen, Springen, Tanzen, mit Flüssen voll Milch und Bäumen voll Semmeln. Und wie er auf diese Vorstellungen einzugehen und doch Geistliches, den Kindern Verständliches damit zu verbinden wußte, dazu liefert der allbekannte, von ihm zu Koburg 1530 an seinen vierjährigen Hänsiken geschriebene Brief einen deutlichen Beleg.

So mahnt er denn auch an das Wort des HErrn, daß man umkehren und wie die Kinder werden müsse, um ins Himmelreich zu kommen. „Man möge wohl meinen, daß Gott es säuberlicher machen und die kleinen Närrlein nicht also erheben solle; aber Gott habe reinere Gedanken als die Menschen. Er müsse, wie die Schwärmer es ausdrücken, uns erst ‚entgröben‘, müsse gar grobe Äste und Späne von uns weghauen, bis er solche Kinder aus uns mache.“ Von sich selbst sagte er einmal, als ihm seine Frau eines seiner Kinder brachte: „Ich wollte, daß ich in dieses Kindes Alter gestorben wäre; da wollt ich alle Ehre drum geben, die ich habe und noch bekomme in der Welt.“

Bei der Zucht seiner Kinder erinnerte er sich an die Erfahrungen, die er selbst als Kind von allzu großer Strenge gemacht habe und die zu allbekannt sind; er wollte deshalb die Kinder nicht zu hart gestäupt haben. Doch geriet er nicht, der gesetzlichen Straffheit oder gar der launischen Härte gegenüber in die verderbliche Schlaffheit in der Kinderzucht, die leider hierzulande gäng und gäbe ist in den höheren und niederen Schichten der Gesellschaft, daraus nur ein zügel- und zuchtloses

Geschlecht daherwächst zum großen Schaden und Verderben des bürgerlichen, kirchlichen und häuslichen Gemeinwesens.

Vielmehr warnte Luther ernstlich, daß die Eltern dem Eigenwillen der Kinder nicht nachgäben und sie nicht ungestraft ließen, vornehmlich in betreff der Knaben, denn „wer der Rute schone, der hasse seinen Sohn", wie die Schrift sagt. Desgleichen: „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben."

Er wolle, sagte er, daß man seinem Hans nichts hingehen lasse und er scherze auch mit ihm nicht so viel als mit einem Töchterlein. So verweigerte er in späteren Jahren bei einem gröberen Verstoße diesem seinem Sohne einmal drei Tage lang die erbetene Verzeihung (wozu er wohl seine Gründe haben mochte), obwohl seine Frau und mehrere Freunde Fürsprache für ihn einlegten. Er erklärte damals, er wolle lieber einen toten denn einen ungeratenen Sohn haben. Nicht umsonst fordere Paulus, daß vor allem ein Bischof ein Mann sei, der der seinem Hause wohl vorstehe und gehorsame Kinder habe. (1 Tim. 3, 4.)

An seinen Kindern beobachtete Luther die verschiedene Gemütsart und das eigentümliche Naturell und Begabung mit Bewunderung des mannigfaltigen Reichtums göttlichen Schaffens und Wirkens. Um so mehr wollte er bei ihrer Erziehung auf Gott, den einen Urheber aller Gaben schauen und ihm vertrauen. Er gedachte seine Söhne je für den Beruf heranzubilden, der ihrer Eigentümlichkeit und eigenen Neigung entspreche, lehrte er ja doch jeden ehrbaren Beruf als einen Dienst Gottes ansehen. So äußerte er einmal, welcher unter ihnen ein Krieger sein wolle, den wolle er Hans Löser, dem Erbmarschall, zuschicken; welcher studieren wolle, den sollen Jonas und Melanchthon haben; wer mit der Hand arbeiten wolle, dem wolle er zu einem Bauern fertigen. Beim Krieger hatte er vornehmlich seinen kleinen Paul im Sinne, dessen Pate Löser war. „Paul", sagte er, „soll wider den Türken."

Von Luthers drei Söhnen wurde bekanntlich keiner ein Prediger und Diener der Kirche, wie es wohl häufig mit den Söhnen solcher Pastoren der Fall ist, die sich Gott durch besondere Wege und innerliche Führungen für den Dienst an seiner Kirche herausgegriffen hat, und deren Vater, Großväter u. s. w. nach der Weise Aarons und seines Geschlechts keine Diener am Heiligtum waren. So war ja Luther bekanntlich ursprünglich ein solcher, der, auch nach dem Wunsche seines Vaters, die Rechte studieren sollte.

Was seine Töchter betrifft, so blieb nur eine am Leben, Margarethe, welche die Gattin des preußischen Adeligen von Kunheim wurde, mehrere Jahre nach Luthers Tode.

Vier Jahre aber vor seinem Tode hatte er den herbsten Schmerz in seiner Familie zu erfahren; denn unser HErrgott schulte ihn „in der Schule zum heiligen Kreuze" nach allen Seiten, nach Seel und Leib, Amt und Haus, auf gründliche und nachdrückliche Weise, damit er nach allen Seiten für ähnliche Kreuzesschüler ein gründlicher Lehrer und Tröster werde. Es gefiel nämlich Gott, ihm und seine Eheliebste durch den Tod seiner Magdalene schwer heimzusuchen, welche ihnen 1529, bald nach dem Verluste ihrer Elisabeth geboren wurde. Sie wurde vom HErrn heimgeholt am 20. September 1542, kurz nach seiner Rückkehr von einer Erholungsreise, welche er mit Melanchthon und Cruziger nach Dessau auf Einladung des dortigen Fürsten gemacht hatte.

War Luther 1528 schon durch den Tod jenes erst neun Monate alten Kindes wunderbar tief bewegt worden, so jetzt vollends durch den seines „Lenchens"; denn auch nach Melanchthons Zeugnis war sie ein überaus gottseliges Mädchen, und sie hatte, wie Luther nachher weinend bezeugte, ihn ihr Lebtag nie erzürnt. Öfters äußerte er, „er habe sie so sehr lieb und geschehen als Gottes Wille." Auch sagte er zu ihr selbst, „sie bleibe ja wohl gerne hier bei ihrem Vater und ziehe auch gerne zu jenem Vater", worauf sie erwiderte: „Ja, herziger Vater, wie Gott will."

Als sie in den letzten Zügen lag, fiel er an ihrem Bette auf die Kniee, weinte bitterlich und bat Gott, sie zu erlösen; da entschlief sie und verschied in seinen Händen. Seine Frau tröstete er und sprach zu den Leidtragenden: „Ich hab' einen Heiligen in den Himmel geschickt; ach, hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollt' ich auf diese Stunde annehmen!"

Aber nachher noch bekannte er von sich in Briefen, „seine liebe Tochter sei jetzt zwar neu geboren in Christi ewiges Reich, und er und seine Frau sollten über ihr seliges Hinübergehen Gotte danken; doch sei die Macht der zärtlichen Liebe so groß und das Antlitz, die Worte und Gebärden des lebenden und sterbenden, gehorsamsten und ehrerbietigsten Kindes seien ihnen so tief ins Herz gedrückt, daß sie den Fall nicht ohne Seufzen und Schluchzen des Herzens, ja ohne schweres, eigenes, inneres Sterben ertragen könne, und daß sogar der Tod Christi, mit welchem ja kein anderer sich vergleichen lasse, nicht so, wie er sein sollte, ihren Schmerz zu überwinden vermöge."

Zu den Hausgenossen Luthers gehörte auch eine Tante seiner Frau, die nach ihr das Nimtsche Kloster verlassen hatte. Er nennt sie in seinen Briefen nach Wittenberg gewöhnlich die „Muhme Lene" und läßt es an Grüßen an sie nie fehlen. Er ließ in seinem Hause ein eigenes Stüblein mit Kammer für sie herrichten, und sie war ein wertes Glied der Familie und besonders mit den Kindern verbunden. Ihr schickte Luther 1530 von Koburg aus einen Kuß in seinem Briefe an Hänschen. Mit ihr sollten 1537 „seine lieben Kindlein dem rechten Vater im Himmel danken, der ihn auf dem Rückwege von Schmalkalden aus der tödlichen Krankheit (furchtbaren Steinschmerzen) errettet hatte".

Sie starb wohl in diesem Jahre. In seinen „Gesprächen" wird erwähnt, wie er die ehrbare Matrone auf ihrem letzten Krankenlager tröstete, daß sie in ihrem Glauben an den lieben HErrn Christum wie in einer Wiege entschlafen solle und einst beim Anbruch der Morgenröte zum ewigen Leben wieder auferstehen werde. Sie antwortete: „O ja." Als er sie fragte, ob sie Anfechtungen habe, verneinte sie es. Hierauf sagte er zu den Umstehenden: „Ihr ist wohl; denn das ist kein Tod, sondern ein Schlaf." Dann trat er abseits ans Fenster und betete. Sieben Stunden nachher war sie in Christo entschlafen. Er wollte sie fast beneiden, daß sie ihm ins Jenseits vorangegangen sei.

In seinem Hause waren auch zwei Nichten von ihm, Lene und Else Kaufmann, Töchter einer Schwester von ihm. Er hatte sie als elternlose Waisen zu sich genommen. Doch waren sie 1538 schon heiratsfähige Jungfrauen geworden. Um eine von ihnen, wohl um Lene, hatte schon mehrere Jahre zuvor Veit Dietrich freien wollen, war aber von Luther zurückgehalten worden, weil sie erst noch besser gezogen werden müsse. Dies scheint damals etwas schwer bei ihr gehalten zu haben, so daß Luther sagte: „Wolle sie nicht gut thun, so wolle er sie einem schwarzen Hüttenknecht geben und nicht einen frommen, gelehrten Mann mit ihr betrügen." Von seiner häuslichen Zucht an ihr muß Luther später doch günstige Erfolge erzielt haben. Denn er gab Lene dann freudig und mit gutem Vertrauen einem würdigen Witwer, Magister Ambrosius Berendt, Beamten bei der Universität, zum Weibe.

Die Verlobung fand an seinem Geburtstage statt und schon ein paar Wochen nachher die Hochzeit. Überhaupt riet Luther, daß man, wenn ein Paar Gott (wohl auch durch den Willen der Eltern) befragt, gebetet und so zum Ehebunde sich ent-

ziehen solle, um nicht erst das Geschwätz der Leute dazwischen kommen zu lassen.

Wir hören, wie er dann mit beiden über den schönen, von Gott gestifteten Ehestand sprach, in den sie treten wollten. Lächelnd bemerkte er, als er sie heimlich mit einander reden sah, „was doch Bräutigam und Braut einander so viel zu sagen haben; man dürfe sie aber nicht vexieren, denn sie hätten Freibriefe über alle Rechte und Gewohnheiten".

Da sie um die Veranstaltungen der Hochzeit sich bekümmern wollten, wehrte er ihnen. Für solche Nebendinge zu sorgen sei nicht ihre, sondern anderer Sache. Er rüstete ihnen in seinem Hause die Hochzeitfeier zu, bestellte einen Schulmeister mit Musikern, bat den Fürsten von Anhalt um „einen Frischling oder Schweinskopf" und prüfte selbst die aufzutischenden Weine, weil man den Gästen einen guten Trunk geben solle, damit sie fröhlich würden. Unter den Gästen erschienen neben seinem Bruder und andern Verwandten auch noch Oheime von ihm väterlicherseits.

Ein recht gemütliches Verhältnis zeigte Luther zu seinem alten Diener Wolf Sieberger. Er ertrug es mit Humor, wenn derselbe dieses oder jenes vergaß oder verschlief. Derselbe legte sich einen Vogelherd an. Dagegen setzte Luther eine Klageschrift auf, welche von den Amseln Drosseln, Finken und anderen frommen und ehrbaren Vögeln an ihn gegen seinen Diener gerichtet worden sei. Sie seien, sagen sie, gläublich berichtet, daß der genannte Diener die Freiheit, die Gott ihnen gegeben, in der Luft zu fliegen und auf Erden Körnlein aufzulesen, ihnen nehmen, dazu ihrem Leib und Leben nachstellen wolle, so sie doch gar nichts gegen ihn verschuldet haben, und er seinen Zorn viel besser wider schädliche Tiere brauchen würde. Luther möge ihm dies verweisen oder ihn wenigstens dazu anhalten, daß er ihnen abends Körner streue und morgens acht Uhr nicht aufstehe. Andernfalls wollten sie von Gott bitten, daß derselbe ihn des Tages an ihrer Statt Frösche, Heuschrecken und Schnecken fangen und des Nachts von Mäusen, Flöhen, Wanzen u. s. w. überzogen werden lasse, damit er ihrer vergesse.

Uebrigens ließ ihm Luther jenes Vergnügen, das für die Vögel wohl nicht zu gefährlich wurde. Er machte sich darüber lustig, daß Wolf das Garn, wenn etliche Vögel hineingeraten seien, in Hoffnung auf mehrere so lange offen halte, bis jene wieder davon seien.

So hätten wir denn, so weit es der Raum dieses Blattes erlaubt, aus sicheren geschichtlichen Quellen in charakteristischen Umrissen nach Vermögen das wahrheitsgetreue Bild unsers Luther als Ehemann und Hausvater darzustellen versucht.

Daraus können wir denn ersehen, wie er auch darin ein ganzer Mann und zwar ein Mann Gottes war, in dessen Herzen das Wort Gottes lebte und er in diesem Worte. Und daher kam es, daß der gesunde, frische und fröhliche Glaube an seinen HErrn und Heiland, der in der Liebe sich auch hierin so vielfach bethätigte, sein ganzes Herz belebte und durchdrang, wiewohl ihm auch seine Schwächen und Gebrechen nicht verborgen blieben. Gott helfe uns gläubigen Lutheranern, Lehrern und Hörern, daß wir als Ehemänner und Hausväter ihm auch in diesem Stücke christlichen Wandels ähnlich werden und ebenso sehr das herrische und straffe als das schlaffe und charakterlose Wesen vermeiden!

Die Belagerung von Detroit.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule.

VI.

Nach der Schlacht. — Die Expedition des „Gladwyn." — Der Angriff auf dem Flusse. — Die Indianer wünschen Frieden. — Pontiacs gescheiterte Hoffnung. — Langes Warten. — Endliche Hilfe. — Schluß.

Infolge ihres Sieges am Bloody Run erhielten Pontiacs Streitkräfte fast täglich neuen Zuwachs. Der Häuptling war daher weiter als je davon entfernt, die Belagerung von Detroit aufzuheben; vielmehr war er fest entschlossen, alle seine Kräfte aufzubieten, um die standhafte Garnison endlich doch zu bezwingen. Allein auch diese hatte trotz der letzten Unglücksnacht den Mut keineswegs verloren; keiner unter ihr zweifelte an den schließlichen guten Ausgang der englischen Sache. Namentlich der tapfere Kommandant ging ungebeugten Hauptes einher, tröstete die Verwundeten mit der Hoffnung auf baldige Genesung und ermahnte die Gesunden, fest bei ihrer Pflicht auszuharren. Dabei versäumte er nicht, mit dem Mute Vorsicht zu verbinden, und schickte deshalb den schnellsegelnden Schooner „Gladwyn", den wir schon wiederholt erwähnt haben, den Fluß hinab in den Eriesee, um von Niagara wo möglich einen frischen Vorrat von Munition und Provision zu erhalten.

So verging Tag auf Tag. Mit Ausnahme von ein paar leichten Scharmützeln, bei denen zwei oder drei Engländer das Leben verloren, ereignete sich in den nächsten Wochen nichts Bemerkenswertes. Die Garnison von Detroit wartete mit Sehnsucht auf die Rückkehr des Schiffes, das ihnen neue Hilfe bringen sollte.

Versetzen wir uns nun im Geiste auf diesen Schooner, der dazu ausersehen war, die letzte bedeutendere Waffenthat, die in diesem Kriege geschah, zu verrichten. Nach einer ebenso langen wie stürmischen Fahrt hatte er das Fort Niagara glücklich erreicht. Der dortige Kommandant sah sich außer stande, auch nur wenige Mannschaft herzugeben, da er selbst jeden Tag einen Angriff von seiten der Indianer befürchten mußte. Somit mußte sich der Schooner damit begnügen, etwas Proviant einzunehmen, aber kaum zureichend für wenige Monate; dagegen fehlte es nicht an Versprechungen für die Zukunft. „Sagen Sie dem tapferen Gladwyn", sprach der Kommandant von Niagara beim Abschied, „daß ich mich vollständig auf ihn verlasse, und daß ich ihm, sobald von England die sehnlichst erwartete Verstärkung angelangt ist, alsbald alle Hilfe senden werde, die er nur verlangen kann." So segelte der Schooner ab und kam am Abend des 3. September bis in die Nähe jener engen Durchfahrt im Detroitflusse, die ihm schon einmal beinahe verderblich gewesen wäre. Deshalb hütete er sich auch gar wohl, trotzdem der Wind günstig war, noch an demselben Tage in den Engpaß einzufahren, sondern ankerte vielmehr weiter unten, um die Nacht in der Mitte des breiteren Strombettes zuzubringen. Die Mannschaft bestand aus zehn Matrosen, dem Kapitän Horst, dem Steuermann Jacobs und aus acht Irokois-Indianern, die, wie man annahm, den Engländern freundlich gesinnt waren. Schon am Morgen des genannten Tages waren letztere auf ihre Bitte ans Ufer gesetzt. Diese thörichte Handlungsweise sollte nicht ohne Folgen bleiben. Die Wilden machten sich nämlich, sobald sie am Ufer waren, eiligst auf, um Pontiac die Ankunft des Schiffes und die geringe Stärke der Bemannung desselben zu melden. Natürlich war es einem so umsichtigen und von Spionen so gut bedienten Feldherrn wie Pontiac war schon längst bekannt, daß der Schooner auf der Rückfahrt begriffen sei. Doch war ihm die Kunde, die ihm die Irokois brachten, höchst willkommen, und

so hoffte er denn zuversichtlich, das Schiff erobern zu können, ehe es in Sicht der Garnison käme. Er beorderte zu dem Unternehmen nicht weniger als 350 Mann, und diese fuhren nun an demselben Abend, an welchem der Schooner außerhalb des Engpasses vor Anker ging, in einigen vierzig Birkencanoes den Fluß hinab, um das Schiff zu entern. Einen passenderen Abend hätten sie nicht wählen können. Der Himmel war vollständig mit Wolken überzogen, und als die Nacht eintrat, herrschte eine so völlige Dunkelheit, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Leise, leise glitten die leichten Canoes über das dunkele Gewässer des schweigsamen Flusses. Ringsum herrschte tiefe, melancholische Ruhe, nur hin und wieder durch den Ruf eines Käuzleins oder das Bellen der Füchse in den nahen Wäldern unterbrochen. So gelang es denn den Indianern, unentdeckt ganz in die Nähe des Schiffes zu gelangen, obgleich man dort die sorgfältigste Wache hielt, und sie glaubten schon, an demselben anlegen zu können, ehe dessen Mannschaft Zeit finde, sie mit Kanonenschüssen zu begrüßen. Doch so leicht sollte ihnen doch das Spiel nicht gelingen. Plötzlich gab die Schildwache das Alarmzeichen, und einen Augenblick darauf war nicht bloß das ganze Schiffsvolk auf den Beinen, sondern es wurde auch fast zu gleicher Zeit eine volle Breitseite gegen die anrückenden Boote abgefeuert. Sei es nun aber, daß die Kanoniere nicht gut zielten oder daß die Canoes schon zu nahe gekommen waren, genug, die meisten Kugeln flogen über die letzteren hinweg, ohne Schaden anzurichten. Die Indianer klimmten, mit den blanken Messern zwischen den Zähnen, gleich Katzen an den Schiffswänden empor, ehe man nur imstande war, die Kanonen von neuem zu laden, und einen Augenblick später schwangen sie sich, gräßliche Schreie ausstoßend, über das Geländer aufs Oberdeck. Die Matrosen hatten ihre Musketen neben den Kanonen stehen und feuerten alsbald eine Salve auf die Enternden ab, doch ohne irgend welchen Erfolg; sie warfen deshalb ihre Gewehre fort und griffen zu Messern und Beilen, mit denen sie sich schon vorher versehen hatten. Es kam zum furchtbaren Handgemenge; die Matrosen fochten wie die Löwen, mit einem solchen Ungestüm und Mut, daß sie in der kurzen Zeit von drei Minuten über dreißig Wilde niedergemetzelt oder verwundet hatten. Aber der Feind war ihnen fast um das dreißigfache überlegen, und so ließ es sich voraussehen, daß sie der Übermacht nur zu bald unterliegen müßten. Schon war der Kapitän, aus vielen Wunden blutend, gefallen und die schrecklichen Feinde stießen ihr gellendes Siegesgeheul aus. Da verfiel Jacobs, der Steuermann, auf ein desperates Mittel. Er rief einem Manne, der dem Treppengange in den unteren Raum hinab am nächsten kämpfte, mit lauter Stimme zu, in die Pulverkammer hinab zu eilen und das Schiff in die Luft zu sprengen. Klar und deutlich hörte man diesen furchtbaren Befehl mitten durch das Getümmel des männermordenden Kampfes hindurch, und schon schickte sich der Matrose an, ihn auszuführen. Aber es sollte anders kommen. Unter den Wyandots, die auf Deck waren, befanden sich einige, die genügend englisch verstanden, um sofort zu begreifen, um was es sich handele. Bestürzt riefen sie ihren Gefährten zu, daß das Schiff im nächsten Augenblick in die Luft fliegen werde, und sprangen dann Hals über Kopf ins Wasser. Dies war das Signal zur allgemeinen Flucht. Einer suchte es dem andern an Schnelligkeit, das Schiff zu verlassen, zuvor zu thun, und so war denn in auffallend kurzer Zeit das Verdeck von den Rothäuten vollständig gesäubert. Noch als sich diese im Wasser befanden, um schwimmend das Ufer zu erreichen, konnten sie sich von ihrem panischen Schrecken nicht erholen; immer wieder tauchten sie unter, offenbar weil sie fürchteten, von einem der Stücke des in die Luft fliegenden Schiffes getroffen zu werden. Am Ufer angekommen aber dem gefürchteten allgemeinen Verderben verschont zu bleiben. So ward denn die Mannschaft des Schooners mit diesem selbst wie durch ein Wunder gerettet und konnte am folgenden Morgen ohne weitere Belästigung von seiten der Wilden das Fort erreichen. Sechs Mann waren völlig unverletzt entkommen; von dem Reste waren zwei getötet und vier ernstlich verwundet, während die Indianer über vierzig Tote und Verwundete hatten. So kurz also auch der Kampf gewesen war, so heftig hatte er gewütet. „Der Anblick der Leute“, sagt ein Augenzeuge, der sie bei ihrer Ankunft in Detroit sah, „mußte jedem davon überzeugen, mit wie großer Tapferkeit sie gekämpft hatten. Sie waren so blutig wie Metzger, und ihre Bajonnette, Dolche und Messer trieften von Blut.“ Die Überlebenden wurden später in angemessener Weise für ihre Tapferkeit belohnt.

Allmählich fing der Eifer der Belagerer doch an zu ermatten. Mit beispielloser Hartnäckigkeit hatten sie nun schon seit anfangs Mai Detroit umschlossen, ohne daß sie ihr Ziel erreicht hatten. Viele von ihnen wurden mutlos. Sie vernahmen zudem, daß eine starke englische Heeresmacht auf dem Wege sei, um das Fort zu entsetzen. Mit Recht fürchteten sie die Folgen eines Angriffs, da ihre Munition auszugehen drohte. Die meisten von ihnen waren daher geneigt um Frieden zu bitten, da ihnen dies der leichteste Weg schien, die unangenehmen Folgen ihrer Empörung gegen die englische Herrschaft abzuwenden und zu gleicher Zeit die Engländer in Sicherheit einzuwiegen. Sie glaubten auf diese Weise unbelästigt sich in ihre Winterquartiere zurückziehen und im nächsten Frühling die Feindseligkeiten mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder eröffnen zu können.

So erschien denn am 12. Oktober Wapscomoguth, der große Häuptling der Missisaugas, eines Zweiges der Odjibwas, beim Fort mit einer Friedenspfeife. Er begann seine Anrede an Major Gladwyn mit der offenbaren Lüge, daß er und seine Leute immer Freunde der Engländer gewesen seien. Jetzt sehnten sie sich, setzte er hinzu, einen formellen Friedens- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. Er, der Häuptling, sei von den Pottawattamies, Objibwas und Wyandots abgesandt, um seinen Vätern, den Engländern zu sagen, daß sie ihr schlechtes Betragen aufrichtig bereuten und demütig um Vergebung und Frieden bäten. Gladwyn merkte ganz gut, daß dies nichts als hohle Phrasen seien, aber die Umstände, in denen er sich befand, bewogen ihn, denselben scheinbar ein geneigtes Ohr zu leihen. Schon fingen die Lebensmittel wieder an knapp zu werden und es war unmöglich, aus der Umgebung frischen Vorrat zu sammeln, da das Fort noch immer von feindlichen Indianern eingeschlossen war. Er erwiderte deshalb, obwohl er nicht bevollmächtigt sei, Frieden abzuschließen, so wolle er doch in einen Waffenstillstand einwilligen. Mit dieser Botschaft zog der indianische Abgesandte wieder ab; Gladwyn aber benutzte die augenblickliche Pause in den Feindseligkeiten, um unter den Kanadiern Lebensmittel zu sammeln, ein Unternehmen, das mit so glücklichem Erfolge begleitet war, daß das Fort bald einen ziemlichen Vorrat für den Winter in Besitz hatte.

Nur die Ottawas, an ihrer Spitze der unversöhnliche Pontiac, hatten sich geweigert um Frieden zu bitten, und fuhren in ihren Angriffen gegen die Engländer fort. Da endlich, am 31. Oktober, erlitten die Hoffnungen des Häuptlings einen furchtbaren Schlag. Französische Boten kamen nach Detroit mit einem Briefe des französischen Kommandanten von Fort Chartres, dem Hauptposten im Illinoislande. Dasselbe versicherte Pontiac, daß er keine Hilfe von den Franzosen erwarten dürfe, daher die Indianer am vernünftigsten handelten, wenn sie ihren Kampf aufgäben, da derselbe für sie kein gutes Ende nehmen würde. Man kann sich die Gefühle Pontiacs denken

nung auf französische Hilfe war vernichtet, er war nunmehr lediglich auf seine eigenen schwachen Hilfsquellen angewiesen. Seine Sache war verloren. Wenigstens für den Augenblick blieb ihm nichts übrig als wieder zur Verstellung seine Zuflucht zu nehmen. Seiner indianischen Natur getreu, beschloß er eine Friedensmiene zu erheucheln und dann seine Zeit abzuwarten. Am 1. November sandte er daher an Gladwyn einen Brief, in welchem er ihm in französischer Sprache mitteilte, daß er an alle am Kriege beteiligten Stämme Botschaft schicken würde, daß sie das Kriegsbeil begraben sollten; er hoffe daher, daß die Engländer die Vergangenheit vergessen würden. Dann zog er sich mit einigen Häuptlingen an den Maumee zurück, um die Indianer in jener Gegend aufzustacheln und den Krieg im Frühjahr wieder zu beginnen.

So verging denn der Winter, ohne daß irgend welche Angriffe auf Fort Detroit gemacht worden wären. Nichtsdestoweniger befanden sich die Bewohner desselben in einer keineswegs angenehmen Lage. Sie waren von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen; die Nahrungsmittel waren unzureichend; ihre Kleider waren abgetragen und gewährten wenig Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Den Indianern war zudem nicht zu trauen und die Garnison mußte daher Tag und Nacht scharfe Wache halten. Obwohl sich im Winter in der Umgebung des Forts selten eine Rothaut sehen ließ, so durfte doch kein Soldat wagen, den Wald zu betreten, um etwa ein Wildbret zu erlegen, oder sich überhaupt aus dem Bereich der Kanonen zu entfernen; — unzweifelhaft hätten die Wilden ihm ein schreckliches Schicksal bereitet. Im Frühling lebten die Feindseligkeiten wieder von neuem auf, wenn auch nicht mit derselben Energie und Lebhaftigkeit. Wie sehnte sich daher die Besatzung nach Erlösung aus ihrer bedrangten Lage! Endlich, endlich sollte dieselbe kommen. Fünfzehn Monate nach Beginn der Belagerung, im August 1764, nahte die Hilfe. Schon während des Winters hatte die englische Regierung bedeutende Verstärkungen über den Ozean herübergeschickt, und sowie die Witterung es erlaubte, begann die Wiedereroberung der verlorenen festen Punkte und Forts. Überall erwiesen sich die englischen Waffen siegreich und die Wilden zerstoben bald in alle Winde. Das englische Heer unter Kommando des Colonel Bradstreet erreichte endlich auch den Detroitfluß. Kein Hindernis stellte sich ihm entgegen; nicht einmal in jener Flußenge, welche die Indianer sonst so gerne zu einem Hinterhalt benutzten, ließ sich irgend ein Feind entdecken, und groß war natürlich der Jubel der so lange verlassenen Garnison, als die hilfebringende Flotte endlich in den Hafen einlief.

Gleich am folgenden Morgen sandte der Kommandant Gladwyn, dem Bradstreet als ein Zeichen der Anerkennung seiner Dienste das Patent als Oberst mitgebracht hatte, einen Parlamentär zu Pontiac, um demselben einen ehrenvollen Frieden anzubieten. Dieser jedoch war von einem zu unauslöschlichen Hasse gegen die Unterdrücker seines Volkes erfüllt, als daß er sich hierzu hätte verstehen mögen. „Meine und meiner Brüder Sache ist eine verlorene", sagte er, dem Boten einen Blick voll Stolz und Bitterkeit zuwerfend, „und die Rotröcke können wieder die Herren spielen, aber nie wird Pontiac sich so weit erniedrigen, daß er einen Freundschaftsbund schließt mit Tyrannen und Despoten. Das Ufer des Detroitflusses war seine Heimat von Jugend auf, und schwer ist es von allem zu scheiden, was man ein halbes Jahrhundert lang im Herzen getragen; doch in der verpesteten Luft der englischen Quälgeister kann der Häuptling der Ottawas nicht atmen, und darum scheidet er für immer von dem Lande seiner Väter." So sprach der Häuptling, und auf die Worte ließ er auch sogleich die That folgen. Mit seinen Squaws und Kindern und seinem ganzen beweglichen Eigentum zog er fort, um einige hundert Meilen weiter im Südwesten am Mississippi, in der Nähe des Zusammenflusses des letzteren mit dem Missouri, eine neue Heimat zu suchen.

Dorthin hoffen wir unsere freundlichen Leser in einer späteren Nummer der Abendschule führen zu können, um ihnen die weiteren Schicksale und das tragische Ende des großen Indianerführers der Wahrheit gemäß zu erzählen. K.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein** Für die Abendschule bearbeitet (1. Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.
Getäuschte Hoffnung.

Wieder war's ein schöner, milder Abend, als in der Zelle der Magdalene von Staupitz sieben Nonnen bei einander saßen: außer der Zellenbewohnerin die beiden Schwesternpaare Eva und Margarete von Schönfeld, Veronika und Margarete von Zeschau, ferner Eva von Groß und Katharina von Bora.

Es herrschte eine sehr gedrückte Stimmung, denn die Hoffnung, welche man auf die Einsicht und das Erbarmen der Eltern und Verwandten gesetzt, war elendiglich zu Schanden geworden. Wohl hatte die Staupitz von ihrem Bruder, dem Generalvikar des Augustinerordens einen warmen, teilnehmenden Brief erhalten, sowie auch Katharina von Bora eben ein Schreiben ihres Bruders Hans vorgelesen hatte, aus welchem eine herzliche Liebe sprach; aber beider Bruder Rat mahnte von dem Vorsatz des Austritts aus dem Kloster auf das dringendste ab. Mönche möchten wohl ohne etliches Bedenken den Schritt thun, da sich für sie wohl ein Amt und Brot finden würde; aber was wollten hilflose Nonnen in der Welt? Ihnen würde das zweite Übel ärger werden, denn das erste. — Die beiden Schwesternpaare aber, sowie auch Eva von Groß waren noch viel schlimmer daran. Die Antwort, welche ihnen von seiten ihrer Eltern zu teil geworden, war eine Reihe von Vorwürfen und Drohungen, und die Betroffenen waren so niedergeschmettert, daß es schwer war, sie zu trosten und ihnen Mut zuzusprechen.

Jetzt kam auch Laneta von Gohlis hinzu, gesenkten Hauptes und mit Trauer in den Augen. Schweigend setzte sie sich zu den übrigen, und unwillkürlich suchten aller Augen das Angesicht der Staupitz, deren durch die Jahre gereiftem Urteil allgemeines Vertrauen entgegen kam. Sie war es auch, die die Verbündeten zu sich beschieden hatte, um heimlichen Rat zu pflegen, was nun zu thun sei.

Magdalena erhob sich von ihrem Sitz, eine hohe, würdevolle Figur mit klugen Augen und ruhigem Wesen. „Unsere erste Hoffnung ist zu Schanden geworden, liebste Schwestern", sagte sie mit ihrer volltonenden, angenehmen Stimme, „und bitter muß es uns eingehen, von denen verlassen zu sein, so durch die Bande des Bluts zu unsern natürlichen Nothelfern berufen waren. Sie fordern von uns, daß wir bleiben; aber wie, sollen wir nun Menschen mehr gehorchen, denn Gott? Gottes Ruf ist durch sein Wort an uns ergangen, so duldet das aufgeweckte Gewissen uns nicht mehr an einer Stätte, der wir innerlich fremd geworden, denn Heuchelei ist all unser Gehorsam gegen die Regeln und Übungen des Ordens."

Mit schmerzlich zuckendem Mund erwiderte Katharina von Bora: „Meine Seele ist voll Weh bei dem Gedanken, daß ich an diesem traurigen Ort meine Tage beschließen soll, sterbend, ehe ich noch gestorben bin; aber was sollen wir thun?"

„Höret mir zu, Schwestern, welcher Entschluß in mir gereifet!“ fuhr mit erhobener Stimme Magdalene fort. „Wenn Luther es ist, durch den der Ruf Gottes an uns gekommen, so ist er auch der Mann, an den sich unser Hilferuf wenden muß, auf daß er ihn zu Gottes Thron bringe.“

„Magdalene!“ rief das Fräulein von Bora abwehrend, „was wagest Du? Den Großen sollen die Kleinen mit ihrer Not beschweren? Hat er nicht größere und wichtigere Sorgen zu tragen?“

Magdalene schüttelte den Kopf. „Sei still, Katharina, und wehre mir nicht! Durch meinen Bruder habe ich genauere Kunde von dem wittenbergischen Mönch, und nach dem, was ich von ihm erfahren, dürfen wir es getrost mit ihm wagen. Dieser Riesengeist fraget nicht, was groß sei oder klein — für alles, auch das Geringfügigste, hat er Ohr und Herz. Schon mehrerer ausgetretener Mönche hat er sich väterlich angenommen und ihnen durch seine thatkräftige Fürsprache ein Unterkommen in der Welt verschafft. Sollte es ihn der schutzlosen Nonnen nicht noch viel mehr erbarmen?“

Eva von Schönfeld faßte begierig Magdalenens Hand: „Schwester, Dein Rat ist gut, und in neuer Hoffnung hebt sich meine geängstete Seele. Ich bin gewiß, Luther wird es thun.“

In dem Kreis der Niedergeschlagenen entstand eine Bewegung — der Name Luther hatte lebenweckend und mutstärkend die Herzen getroffen, und alle umringten die Schwester Magdalene, dankend für den glücklichen Gedanken.

„Aber wie soll dem Luther Kunde werden von unserer Not?“ fragte Eva von Groß, nachdem die schnell aufgeloderte Begeisterung einem ruhigen Überlegen Platz gemacht.

„Diese Frage ist die allergeringste“, tröstete Magdalene von Staubitz. „Klaus, der Gärtner, geht mit Freuden für mich den Gang, denn längst schon wartet er einer Gelegenheit, mir erkenntlich zu sein für die Hilfe, so ich ihm geleistet, da ihn das giftige Insekt gestochen.“

Hastig ward in diesem Augenblick die Thür aufgerissen. Mit fahlem Antlitz und allen Zeichen des Entsetzens stürzte Elisabeth von Canitz herein.

„Wehe, alles ist verloren!“ kreischte sie händeringend. „Mein Vater ist gekommen und hat mir in Gegenwart der Äbtissin mit Schelten und Drohen seine Antwort auf meinen Brief gegeben. Unsere Heimlichkeit ist verraten, und ich Unglückselige muß daran schuldig sein!“

Sie sank, das Gesicht in den Händen bergend, mit Stöhnen auf einen Schemel, und die anderen standen, keines Wortes fähig, mit erstarrten Gliedern um sie her.

Magdalene von Staupitz war die erste, die sich wieder sammelte und faßte. „Schwestern“, rief sie dringend, „verlieret nicht den Mut! Man wird eilen, unsern Bund zu stören und uns zu strafen. So wollen wir die noch übrigen Minuten nützen, uns die Hand darauf zu geben, daß wir bleiben in dem, das wir beschlossen. Nun ist Luther vollends unsere einige Hoffnung. Überlasset es mir, den Boten an ihn abzuordnen.“

Die Nonnen hatten kaum Zeit, ihre Zustimmung zu geben, denn in dem Kreuzgang wurden schlürfende Tritte hörbar, und nach wenigen Augenblicken stand die Schreckgestalt der Äbtissin vor den zitternden Schwestern. —

Das für gewöhnlich aschfarbene Gesicht der Alten hatte einen grünlichen Schimmer, welcher, zusammen mit dem bis zur Näsenspitze heraufgezogenen Kinn das Anzeichen der tiefsten Entrüstung war. Man sah, wie die Matrone, an dem ganzen Leibe zitternd, mit sich kämpfte, um des Aufruhrs in ihrem Innern Meister zu werden und Worte zu finden für ihre Empfindung. Es währte eine geraume Zeit, ehe ein Ton aus ihrem zahnlosen Munde kam, und in angstvoller Stille neigten die Nonnen, die Hände auf der Brust gekreuzt, die Häupter, wie ein Verbrecher, der den tödlichen Streich erwartet. Endlich kam es stoßweis aus dem geweihten Munde: „O daß — meine — alten — Augen — solche Schande — noch haben — sehen müssen! Was habet Ihr gethan, Ihr Kinder — des Satans? Vor Eurer Missethat — bäumet sich — mein Herz — in Abscheu, und auch die schärfste Rute — ist noch — zu sanft! In stolzer Freude — habe ich — erst ehegestern — dem Ordensprovinzial berichtet: Siehe, das Kloster Marienthron — ist ein unentweihetes Heiligtum, gefeit — wider alle Ketzerei. Wehe, nun bin ich — zur Lügnerin geworden, und mein Stolz — ist gedemütigt, meine Ehre in Schmach gewandelt! Heilige Mutter Gottes, verbirg dein Antlitz — vor dieser Schande und strafe nicht — um der Missethat dieser Neun — das ganze dir geheiligte Haus! Was aber — diese Ehr- und Pflichtvergessenen — gefrevelt, mit strenger Pön soll es — gesühnet werden, auf daß der Schmutzfleck — getilget werde — von deinem Heiligtum! Ihr aber, Ihr — Ihr — Ihr — — — was stehet Ihr? Auf die Kniee! In den Staub!“

Die Nonnen sanken vor der Äbtissin nieder und küßten ihr schweigend die verwelkten Hände zum Dank für die verheißene Strafe, denn so hatten es nach der Belehrung der Äbtissin die Nonnen sich angewöhnen müssen, die Strafen als eine Wohlthat hinzunehmen. —

Am Abend dieses Tages waren im Remter des Klosters bei dem Nachtmahl neun Plätze leer, die folgenden zwei Tage desgleichen. In ihren Zellen waren die Büßenden eingeschlossen bei Wasser und Brot, und in heiligem Eifer übernahm die Äbtissin selbst den Dienst, an den Thüren zu lauschen, ob die Gefangenen auch gewissenhaft die vorgeschriebenen Rosenkränze abbeteten. Am vierten Tage endlich öffneten sich den Unglücklichen die Bande, aber auch nicht zur Freude, sondern zu der tiefsten Demütigung. Während der Messe, welche in der Kapelle gehalten wurde, bekamen sie ihren gesonderten Platz auf dem Bußerbänklein, und sobald der Priester die Bußlitanei anstimmte, mußten sie, die Brust mit den Händen schlagend, auf den Knieen bis zu den Stufen des Altars rutschen und dort stille halten, bis das reinigende Weihwasser und der entsündigende Weihrauch den Geruch der Ketzerei vertrieben. Die Äbtissin, welcher sie die Füße küssen mußten, sprach dann die Formel, welche die Reuigen wieder aufnahm in die Gemeinschaft der Gotteskinder. Doch das war nur der Mund, der die vorgeschriebenen Worte daherplärrte — aus den Augen sprach unversöhnter Groll, der auch den übrigen Klosterschwestern sich mitteilte und den armen Ketzern das Kloster noch vollends zur Hölle machte. Man würdigte sie keines Blickes, keines Wortes, man that, als wären sie nicht vorhanden, oder als hätten sie das Recht verwirkt, an dieser heiligen Stätte zu weilen. So lag es auf ihnen wie ein Bann, und die heiße Not des Herzens lehrte sie, sich nicht zu begnügen mit den auswendig gelernten Gebeten, sondern in freiem Erguß echt evangelisch sich zu dem Gnadenthron Gottes zu drängen und in brünstigem Flehen mit dem Herrn zu ringen wie Jakob.

* * *

„Wo ist der Klaus?“ fragte in diesen Tagen die im Klostergarten lustwandelnde Äbtissin den dienstthuenden Laienbruder, welcher mit dem Grabscheit die Gemüsebeete herrichtete.

Der Gefragte richtete sich langsam empor: „Er ist ins Land hinein nach Sämerei.“

„Wohin?“

„Dieses hat er mir nicht geoffenbaret. Wahrscheinlich nach Erfurt.“

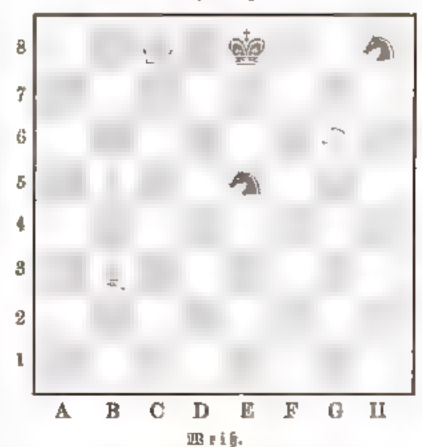
(Fortsetzung folgt.)

In unserer Spielecke.

1.
Schachaufgabe.

Redigiert von C. A. Kampe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Nachstehend geben wir noch ein Spiel Morphys, welches er gegen M. Boucher in Paris spielte, ohne das Schachbrett und die Figuren zu sehen.

Morphy. Weiß.			M. Boucher. Schwarz.		
1.		e2—e4	1.		e7—e5
2.	S.	g1—f3	2.		d7—d6
3.		d2—d4	3.		e5—d4
4.	D.	d1—d4:	4.	S.	b8—c6
5.	L.	f1—b5	5.	L.	c8—d7
6.	L.	b5—c6:	6.	L.	d7—c6:
7.	L.	c1—g5	7.		f7—f6
8.	L.	g5—h4	8.	S.	g8—h6
9.	S.	b1—c3	9.	L.	f8—e7
10.		0—0	10.		0—0
11.	D.	d4—c4†	11.	K.	g8—h8
12.	S.	f3—d4	12.	D.	d8—d7
13.	T.	a1—d1	13.	T.	f8—f7
14.		f2—f4	14.		a7—a5
15.		f4—f5	15.	T.	f7—f8
16.	S.	d4—e6	16.	T.	f8—g8
17.		a2—a4	17.	S.	h6—g4
18.	D.	c4—e2	18.	S.	g4—e5
19.	L.	h4—g3	19.	D.	d7—e8
20.	L.	g3—e5:	20.		d6—e5
21.	T.	f1—f3	21.	L.	c6—d7
22.	T.	f3—h3	22.		h7—h6
23.	D.	e2—d2	23.	K.	h8—h7
24.	D.	d2—d7:	24.	L.	e7—d6
25.	T.	h3—h6:†	25.	K.	h7—h6:
26.	T.	d1—d3	26.	K.	h6—h5
27.	D.	d7—f7†			

Das Spiel dauerte sieben Stunden.

2.
Rätsel.

(Zweisilbig.)

Vor- und rückwärts bin ich gleich,
In der Regel träg und reich.

3.
Rebus.

4.

1
2 3 4
5 6 7 2 8
9 10 11 12 2 5 8
7 5 10
13 6 12
2 13 10 14 4
14 2 8 2 15 4 13

Ersetzt man die Zahlen der obenstehenden Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so ergeben die Anfangsbuchstaben der wagerechten Reihen, wenn man von oben nach unten liest und den obersten Buchstaben mitrechnet, den Namen eines Helden der griechischen Sage. In derselben Weise ergeben die Endbuchstaben den Namen eines aus der römischen Geschichte bekannten Feldherrn.

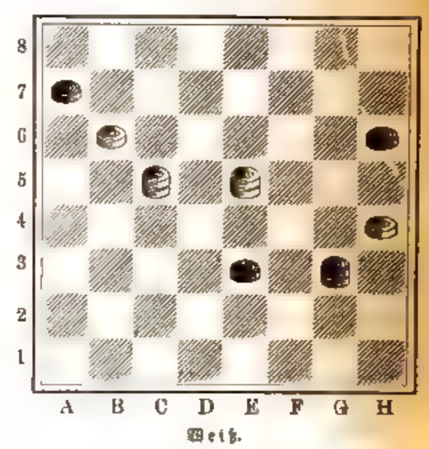
Das oberste Wort (aus drei Buchstaben bestehend) ist ein alttestamentlicher weiblicher Name, das zweite (aus fünf Buchstaben bestehend) nennt eine große Stadt in Frankreich, das dritte Wort einen germanischen Volksstamm, welcher von den Römern vernichtet wurde, das vierte Wort nennt einen Schweizer-Kanton, das fünfte eine Anerkennung, das sechste einen Propheten des alten Testaments, das siebente einen großen Fluß in Afrika.

5.
Arithmetische Aufgabe.

Drei Freunde beschlossen, eine Reise zu unternehmen. Einer von ihnen sollte Säckelmeister sein und aus einer gemeinsamen Kasse alle Ausgaben bestreiten. Zunächst zählten sie ihre Barschaften, und es fand sich, daß sie zusammen über $308 zu verfügen hatten. Das war für die gemeinsame Kasse zu viel. Es genügte, wenn jeder einen Teil seiner Barschaft beisteuerte. Jeder der drei Freunde gab nun eine gleiche Summe zu der gemeinsamen Kasse her, und zwar der Erste die Hälfte seiner Barschaft und außerdem $24.00, der zweite $32.00 mehr als der dritte Teil seiner Barschaft betrug, der Dritte gab den vierten Teil seiner Barschaft und noch $40.00 dazu. Als die drei Freunde von der Reise zurückgekehrt waren und der Säkkelmeister Rechnung legte, stellte es sich heraus, daß von der gemeinschaftlichen Kasse noch $3.00 übrig waren. Wie viel betrugen die Reisekosten und wie groß war die Barschaft jedes der drei Freunde gewesen?

6.
Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

7.
Diamanträtsel.

Von J. W.

1. Ein Buchstabe.
2. Ein Wild.
3. Eine Fessel.
4. Wird aus Wolle fabriziert.
5. Eine schwedische Sängerin.
6. Bezeichnung einer gewissen Art Gedichte.
7. Maß häufig dem Hochmut dienen.
8. Ein Fluß.
9. Ein Buchstabe.

Die Worte stelle man so untereinander, daß die Mittelbuchstaben aller Worte wagerecht wie auch senkrecht eine Sängerin nennen, welche das fünfte Wort sagt.

Auflösung der Aufgaben in Nummer 9.

1.

Weiß.	Schwarz.
1) T. 5a auf g8.	L. 7f nimmt T. g8.
T. 7h " h8.	
2) F. 7b " 7a.	Matt.

2.

E M S
G A D
A R M
F R I E D R I C H
M A R D O N I U S
O L D E N B U R G
O I D
Z U G
O S T

3. Kronprinz. 4. Elsaß; Elsa. 5. Ein Pfund brittisch Sterling. 6. Leo, Oel. 7. Eule. Leu. 8. Weiß zieht von E7 auf D6, worauf Schwarz die Dame nimmt und verliert. Dies ist also eine Position, bei der zwei Damen gegen drei und mehr gewinnen können. 9. 37.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an *Dr. H. Duemling*, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an *Louis Lange Publishing Co.*, St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 29. November 1883. Nummer 14.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (12. Fortsetzung.)

Als wir die beiden Zimmer der Damen betraten, die auf demselben Korridor, wie das meine, nur wenige Stufen höher lagen und ziemlich behaglich eingerichtet waren, blieben die drei Damen im ersten Augenblick lautlos an den geöffneten Fenstern stehen, und dennoch sprachen ihre Mienen verständlich genug ihre Empfindungen aus. Ich beschrieb ihnen nun alles einzelne was vor ihnen lag, und sie hörten mir schweigend und tiefbewegt zu, dann aber ließ ich sie allein und nun wurden Ned und Nelly gerufen, um ihrer Herrschaft behilflich zu sein sich gemütlich in den Zimmern einzurichten und die bereits heraufgebrachten Koffer, die auf dem Korridor standen, eines Teiles ihres Inhalts zu entleeren. —

Erst zwei Stunden später sah ich sie bei Tisch wieder und auf meine Veranlassung hatte Sterchi ihnen die Plätze neben mir angewiesen, indessen mußten wir uns mit der noch leeren zweiten langen Tafel begnügen, da die erste gefüllt war, was mit der unsrigen jedoch auch schon am nächsten Tage geschah, da nun allmählich alle Gäste anlangten, die ihre Wohnung auf dem Berge bestellt hatten und unter denen, wie ich hier gleich vorweg bemerken will, niemand war, den ich genauer kannte oder der mir ein größeres Interesse einzuflößen geeignet gewesen wäre.

An dem besetzten Tische entwickelte sich unter den daran sitzenden fünfundzwanzig Personen, die größtenteils schon am Tage vorher nähere Bekanntschaft miteinander geschlossen, augenblicklich eine lebhafte Unterhaltung; wir vier dagegen verhielten uns anfangs ziemlich schweigsam, bis Mrs. Duncan, die zu meiner Rechten saß und durch ein Fenster auf die im glühenden Mittagslicht prangenden Schneeberge sehen konnte, nach längerem Hinstarren darauf zu mir sagte:

„Ja, lieber Herr Doktor, ich glaube, Sie haben uns hier an den richtigen Ort gebracht. Wenn irgendwo, so hoffe ich hier meine Gesundheit wiederzuerlangen, die für meine Kinder ja so notwendig ist. Aber sagen Sie mir, haben Sie gethan, was Sie mir am letzten Abend unsers Beisammenseins versprochen, und an Ihren Freund — wegen des betreffenden Falles geschrieben?"

„Ja", sagte ich, „ich habe es gethan, indessen müssen Sie einige Geduld haben, bis seine Antwort kommt. Er ist verreist ... habe ich ihm Eile anempfohlen und, wie ich ihn kenne, wird er alles aufbieten, um meine ihm vorgelegten Fragen erschöpfend zu beantworten."

„Gott gebe, daß es ihm möglich sei", erwiderte Mrs. Duncan, „und dann will ich mich ja gern zu beruhigen versuchen."

Miß Mary, die neben ihrer Tante und von mir also am weitesten entfernt saß, während ihre Kousine an meiner Linken Platz genommen, verhielt sich bei Tische hier ebenso stumm und teilnahmlos wie unten in Beau-Site, nur flogen ihre Blicke bisweilen mit einem forschenden Ausdruck nach mir hin und mir war dabei immer zu Mute, als wäre sie wohl geneigt sich in das Gespräch zu mischen oder mir eine Frage vorzulegen; und daß ich mich darin nicht getäuscht, sollte ich sehr bald durch Miß Lucy erfahren, die die Gelegenheit wahrnahm, mit leiser Stimme mir zuzuflüstern, sie habe mir etwas zu sagen was mich nur allein anginge, und ich möge ihr doch nach Tische, wenn ihre Mutter mit ihrer Kousine auf dem Balkon eine Tasse Kaffee trinke, einige Augenblicke schenken. Die Mutter sei von ihrem Wunsche in Kenntnis gesetzt und werde Miß Mary in ihrer Nähe behalten, wir würden also vollkommen ungestört sein, wenn ich sie an einen Platz führen könne, wo kein Fremder uns in den Weg träte.

Ich nickte ihr beistimmend zu und verhieß ganz nach ihrem Wunsch zu verfahren. Sie solle mir nur folgen, fügte ich hinzu, wenn die Tafel aufgehoben sei, und um eine Störung von anderer Seite her solle sie unbesorgt sein.

Sie blickte mich befriedigt an, und als wir bald darauf abgespeist hatten und ihre Mutter, sich auf Miß Marys Arm stützend, auf den Balkon hinausgetreten war, wo beide bald unter den anderen Damen Platz nahmen, folgte sie meinem Wink und verließ mit mir den Saal und das Haus, um dem Orte zuzueilen, den ich schon in Gedanken für unsere Unterredung auserwählt hatte.

Es war das die erste Bank im Walde am Wege nach dem Thale hin und nur wenige Schritte von der Scheune entfernt. Sie liegt im tiefsten Waldschatten und lehnt sich an einen hohen mit Tannen bewachsenen Felsrücken, während dicht davor ein jäher Absturz sich öffnet, aus dem ebenfalls uralte Tannen

belauscht werden, und sollte sich jemand dem stillen Sitze nähern, mag er nun vom Thale herauskommen oder den Berg hinabsteigen wollen, so sieht und hört man ihn schon aus der Ferne, um alsbald, wenn es notwendig sein sollte, im Gespräch zu verstummen.

Eine Weile saßen wir beide hier schweigsam nebeneinander und schauten uns in dem friedlichen Naturtempel um, wobei mir, ich will es ehrlich bekennen, das Herz vor Erwartung schlug, was es wohl sein möge, was Miß Lucy mir hier zu sagen habe.

„Nun", begann ich endlich die Unterhaltung, „ist dieser Platz Ihnen genehm? Sie sehen, hier hört und stört uns niemand und Sie können so laut sprechen, wie Sie wollen, da wir auf hundert Schritte weit nach beiden Richtungen blicken und jeden etwa Herankommenden wahrnehmen können."

„O", erwiderte die junge Dame und legte ihre Hand vertraulich auf meinen Arm, „Sie haben recht, das ist ein köstlicher Platz zum geheimen Reden und hier mag schon mancher andere seinem Herzen freien Lauf gelassen haben. Das will ich denn auch thun und so beginne ich damit Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen für alles das was Sie bisher an uns gethan. Namentlich meiner armen Mutter haben Sie unbeschreiblich wohlgethan, schon dadurch, daß Sie so innigen Anteil an ihrem Schicksal nehmen, und Sie werden sich gewiß bereits selbst überzeugt haben, daß sie viel teilnehmender an allem, viel munterer, ich möchte fast sagen heiterer geworden ist, seitdem sie ihre gequälte Seele — zum Teil wenigstens — vor Ihnen entlastet hat. Dies Glück nun, welches Sie ihr bereitet haben, möchte ich auch einer anderen zu teil werden lassen, und Sie werden wohl erraten, daß ich meine arme Kousine damit meine, die tiefer denn je in Leid und Trübsal steckt und von uns am meisten einer wohlwollenden Hilfe und eines sie aufrichtenden Trostes bedarf. Und ich eile damit so sehr, es Ihnen hier gleich am ersten Tage zu sagen, weil es mir die höchste Zeit zu sein scheint sie aus ihrer inneren Versunkenheit emporzureißen und ihrem Schmerze Einhalt zu gebieten. Sie hat, so lange sie darüber nicht sprechen kann, weder Tag noch Nacht Ruhe, sie quält sich mit Selbstvorwürfen der härtesten Art und zehrt sich dabei so auf, daß ich immer befürchte, sie werde unter der Last zusammenbrechen, die sie zu tragen hat. Sie ist eben eine eigenartige und leidenschaftliche Natur und schwer zugänglich für äußeren Trost, und so giebt sie sich ganz und gar ihren Empfindungen hin, die freilich bitter genug sind und sie zu erdrücken drohen, wenn ihr nicht zur rechten Zeit beigesprungen wird. Freilich, sie konnte darin vernünftiger und maßvoller sein, aber das versteht sie eben nicht. Ich sehe es ja auch ein und empfinde es tief mit, was für ein großes Unheil wir erduldet, aber ich beherrsche mich standhaft und suche den Schmerz in mir zu besiegen. Halten Sie mich also nicht für teilnahmlos, daß ich so über sie spreche. Und wenn eine Schwester den verlorenen Bruder tief betrauern kann, dann thue ich es gewiß. Indessen muß jeder Kummer, also auch die Äußerung desselben, seine Grenzen haben und darf nicht in so sichtlich zu tage tretende Verzweiflung ausarten, wie es bei Mary der Fall ist. Sehen Sie nur an, sie ist ja wie versunken in ihren Schmerz und ich empfinde immer einen peinlichen Stich in meiner Seele, wenn ich meine Augen auf sie richte. Bemerken Sie das nicht auch und denken Sie darin wie ich?"

„Ja wohl", sagte ich voller Teilnahme, „ich habe es vom ersten Tage an bemerkt und denke auch wie Sie darin. Aber warum ist denn gerade sie so über alle Grenzen hinaus betrübt?"

Miß Lucy sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin und dann sagte sie:

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, auch wenn ich es wollte; sie hat mir die strengste Verschwiegenheit darüber anbefohlen. Aber wenn Sie nur die Gelegenheit herbeizuführen wüßten und ihr mit Teilnahme und Herzlichkeit entgegenkämen, so würde sie es Ihnen ohne Zweifel selbst und recht gern gestehen. Denn sehen Sie — so viel darf ich Ihnen verraten — auch sie hat einmal, Gott weiß, wie es gekommen ist, ein großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und da sie nicht recht weiß was die Mutter Ihnen gesagt, die gegen uns über ihre geheime Unterhaltung mit Ihnen geschwiegen hat, so ist sie in Unruhe, daß auch Sie sie so hart beurteilen, wie sie sich selber beurteilt."

„Nein, das thue ich gewiß nicht", unterbrach ich die eifrig Redende, „aber ich befinde mich hier in einer eigentümlichen Lage, die ich bei weitem noch nicht überschauen kann, da Ihre Frau Mutter ihr Vertrauen mir nur bis zu einer gewissen Grenze geschenkt hat. — Miß Mary also hat Vertrauen zu mir?" fügte ich nachdenklich hinzu.

„Ja, ein recht großes sogar, und sie sagte mir neulich, als sie hörte, daß meine Mutter Ihnen ihre Lebensgeschichte erzählt, daß sie wahrhaft nach einer Unterredung mit Ihnen schmachte, einmal, um ihr Herz zu erleichtern, und dann, um sich — von Ihnen ihr Urteil sprechen zu lassen, das, so glaube ich, gewiß kein grausames sein wird."

„Nein", sagte ich mit bestimmtem Ton, „ganz gewiß nicht, obgleich ich keine Ahnung davon habe, warum sie ein Urteil über sich von mir fordert. Indessen soll es geschehen, wenn sie es verlangt und wenn Sie es wünschen."

„Ja, ich wünsche es sehr und bitte Sie sogar darum, und noch die Bitte füge ich hinzu, daß Sie so bald wie möglich die Gelegenheit herbeiführen, daß sie sich Ihnen mitteilen kann. Sie werden sie sofort dazu bereit finden, sobald sie nur gewiß ist, daß Sie ihr Gehör schenken wollen."

Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: „Gut, ich will es noch heute thun, wenn Ihnen das recht ist, und die Gelegenheit dazu wird leicht herbeizuführen sein. Lassen Sie sie also heute abend, etwa eine Stunde vor Untergang der Sonne, mit mir allein, dann will ich sie auf einen stillen und schönen Platz führen, wo sie, wenn sie will, mir ihr Herz ausschütten mag. — Wird Ihre Frau Mutter damit einverstanden sein?" fragte ich noch.

„O, ganz gewiß, meine Mutter hat darin nur einen und denselben Wunsch mit mir und verspricht sich, wie ich, die beste Wirkung von Ihrem Beistande."

„Nun, so vertrauend bin ich gerade nicht", versetzte ich, „und ich weiß nicht im geringsten, ob ich imstande sein werde ihr so tief gebeugtes Herz in irgend einer Weise wieder aufzurichten.

„O doch, ich glaube, ja ich weiß es im voraus, sobald sie Ihnen nur ihr Leid mitgeteilt haben wird. Schon das wird sie beruhigen, denn bisher hat sie ihr Inneres vor jedermann verschlossen und unser Trost, die wir ja mit ihr ähnlich leiden, ist immer nur ein halber gewesen."

„So will ich es versuchen", sagte ich etwas bedrückt, „und sie wenigstens zum Sprechen zu bewegen suchen. Das ist allerdings schon ein großer Trost, ich kenne das. Doch nun hören Sie, wie wir unsere Abendunterhaltung einleiten wollen. Sagen Sie Ihrer Frau Mutter und Miß Mary, daß ich sie einlüde, mit mir um sechs Uhr, wenn die größte Hitze vorüber ist, auf den Berg hinter dem Hause zu steigen, was durchaus nicht so beschwerlich ist, wie es anfangs aussieht. Wenn wir dann bei der ersten Hütte angekommen sind, wo eine Bank mit schöner Aussicht steht, so bleiben Sie mit Ihrer Frau Mutter zurück, während ich mit Miß Mary noch höher hinauf steige. Dort will ich ihr die beste Gelegenheit zum Sprechen bieten, aber für den Erfolg kann ich leider nicht stehen, da ich ja den Umfang und die Art ihres Schmerzes nicht kenne."

Miß Lucy drückte mir freudig die Hand und schüttelte anmutig den blonden Lockenkopf. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen", rief sie laut aus, „Sie sind so ungemein gütig gegen

uns und ich — ich sehe einen guten Erfolg voraus, verlassen Sie sich darauf."

Nach diesen Worten standen wir auf und gingen nach dem Hause zurück, um auch auf dem Balkon unsern Kaffee zu trinken. Aber ich war und blieb unwillkürlich sehr still und nachdenklich den ganzen Nachmittag über, denn die mir so plötzlich zugefallene Rolle bedrückte mich, obgleich ich ja ähnliches schon oft im Leben erfahren hatte und nicht selten der Tröster Leidender gewesen war. Doch ich befahl die ganze Sache Gott, dem HErrn und rief ihn ernstlich an mich zu erleuchten und mir das Wort des rechten Trostes ins Herz und in den Mund zu geben.

10.

Punkt sechs Uhr waren sämtliche drei Damen bereit, mit mir die Hausalp zu besteigen und den Sonnenuntergang von ihrer Höhe mit anzusehen. Unserer Verabredung gemäß blieben Miß Lucy und ihre Mutter auf einem zwar auch sehr schön, aber doch minder hoch gelegenen Punkte stehen, während ich Mary Markham aufforderte mit mir die Sieben Tannen — wie die Leser wissen, meinen Lieblingsplatz — aufzusuchen. Die junge Dame war dazu augenblicklich bereit, und so wandelten wir denn im ruhigsten Schritt über das grüne Plateau unserm Ziele zu.

Kein Wort ward auf diesem Wege zwischen uns gewechselt. Miß Mary folgte mir ruhig und in sich gekehrt, und als ich endlich meinen Lieblingsplatz erreicht, blieb ich stehen, deutete auf die Bank und lud sie ein sich niederzulassen. Indes sie schien nicht zu hören. Hastig that sie einige Schritte vorwärts und trat dicht an die einfache Brüstung, die den einsamen Platz von dem gefährlichen Absturz in die Tiefe trennt. Ich sah es ihr an, wie überwältigend der wundervolle Anblick, der sich ihr bot, auf ihr empfindsames Gemüt einwirkte. Die schon ziemlich tief gesunkene Sonne übergoß die ganze prachtvolle Szenerie mit goldenem Schimmer; der majestätische Thuner See zumal glich einem Feuersee, dessen purpurne Fluten nur hie und da von den mächtigen Gebirgen, die ihn umkränzen, dunkler beschattet wurde. Auch der Himmel über uns erschien wie ein noch gewaltigeres Feuermeer, von dessen blitzendem Mittelpunkt lebhaft funkelnde und weitreichende Strahlen ausgingen, die in der Tiefe eine unzählige Menge überraschender und reizender Bilder schufen. Wie meine Begleiterin, so genoß auch ich dies köstliche Schauspiel eine geraume Weile, in anbetender Bewunderung Dessen mich versenkend, der mit Seiner allmächtigen Hand dies alles bewirkte.

Endlich fiel mir wieder der eigentliche Zweck meines Hierseins ein. Ich wandte mich an meine schweigsame Gefährtin und lud sie abermals ein sich auf der Bank niederzulassen, indem ich ihr ankündigte, daß der eigentliche Sonnenuntergang wohl noch eine Stunde lang auf sich warten lassen werde. Sie folgte mir augenblicklich, aber ich merkte, daß es in ihrem Herzen wühlte und daß sie vergeblich nach dem befreienden Worte rang. Ich sah sie bewegt und mitleidig an, denn wie konnte es anders sein als daß mir das verborgene Leid dieses anmutigen und doch so offenbar unglücklichen Mädchens tief zu Herzen ging? Endlich aber glaubte ich, daß es Zeit sei den Bann zu brechen, der sichtbar auf ihr lag, und so sagte ich mit milder und fester Stimme:

„Nun, Miß Mary, wollen Sie nicht Vertrauen zu mir fassen und mir, als Ihrem aufrichtigen väterlichen Freunde, sagen was Sie drückt und quält? Sprechen Sie mutig und offen und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen gern nach Vermögen raten und helfen werde!"

Sie brach bei diesen Worten in lautes Weinen aus und konnte sich lange nicht fassen. Endlich schien sie sich mit Gewalt zusammen zu nehmen und sagte mit leiser, aber ihren tief

„Ach, lieber Herr Doktor, ja, es ist wahr, ich bin sehr unglücklich und ich lechze nach Trost und Stärkung. Schon seit längerer Zeit gehe ich umher wie eine Träumende; meine Augen sind wie von einem Schleier überschattet; die Welt vor mir und um mich erscheint mir wie in einen Nebel gehüllt. Alles was anderen Menschen Freude bereitet macht mir Schmerz, und ach! — es muß einmal gesagt sein — mir geschieht damit recht, denn — ich verdiene es nicht besser."

„Nun gewiß", erwiderte ich, „wenn uns ein Unglück betrifft, so können wir ja nie zu Gott sprechen: Warum thust du mir das? Das habe ich nicht verdient! Aber rechtfertigt auch das besondere Leid, das Sie betroffen hat, Ihren heftigen Schmerz und Ihre schonungslose Selbstanklage? Prüfen Sie sich doch ja recht sorgfältig, ob Sie Ihrem Schmerze auch nicht zu sehr die Zügel schießen lassen, indem Sie sich mit Vorwürfen quälen, die doch vielleicht auf Selbsttäuschung und Einbildung beruhen."

Sie erhob abwehrend die Hand gegen mich und rief fast heftig: „Nichts von Einbildung oder Selbsttäuschung, nein, nur die lauterste Wahrheit! Ach, Herr Doktor, ich will ganz ehrlich gegen Sie sein und Ihnen meine große Schuld nicht verheimlichen. Sagen Sie mir aber zuerst offen: meine Tante hat Ihnen unser Unglück erzählt, nicht wahr?"

„Ja, im allgemeinen wenigstens, insofern es sich auf den traurigen Todesfall ihres Sohnes bezieht."

Sie sah mich durchdringend an, als prüfe sie, ob ich die Wahrheit spräche, fuhr dann aber sogleich fort:

„Also von seinem sonstigen Unglück, ich meine das ihres Sohnes, hat sie Ihnen nichts gesagt?"

„Nein!" sagte ich fest und ganz der Wahrheit gemäß.

„Gut", fuhr sie fort und schlug wieder die in Schmerz schwimmenden Augen nieder, „so seien Sie ganz ehrlich und sagen Sie mir genau was sie Ihnen von mir gesagt hat. Das muß ich zunächst wissen."

„Von Ihnen? O, da hat sie nur das Beste gesagt, und sie hat sogar mit großer Zärtlichkeit und Liebe von Ihnen gesprochen."

„Mit großer Liebe? O, wie kann sie das, das ist ja nicht möglich!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich es nicht wert bin, weil ich — mit einem Wort gesagt — sie und ihre ganze Familie unglücklich gemacht habe."

Ich starrte die Sprechende verwundert an und begriff sie kaum, denn davon hatte Mrs. Duncan mich ja nicht das Geringste merken lassen. „Davon weiß ich gar nichts", sagte ich endlich, „und Sie sagen mir damit etwas ganz Neues. Aber wie ist das möglich?"

„O, o, möglich! Es ist nur zu wahr. Aber nun, Herr Doktor, da wir so weit sind, will ich noch weiter gehen und Ihnen mein Herz erschließen, und so will ich Ihnen denn auch mein Schicksal und mein Unglück in allgemeinen Umrissen vertrauen, wie meine Tante es mit dem ihrigen gethan."

Sie schwieg und senkte den Kopf. Aber plötzlich erhob sie ihn wieder und fragte mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit: „Wollen Sie es hören?"

„Ja", sagte ich ruhig, „reden Sie!"

„Gut. So hören Sie und dann verurteilen Sie mich und bewundern Sie den Edelmut meiner Tante gegen mich. Denn ich — ich, Herr Doktor, habe in dem Sohn meiner Tante — den Geliebten meiner Seele verloren. Das ist traurig, nicht wahr? O, warten Sie, es wird noch viel trauriger, denn ich — habe ihn auch — zum Verbrecher gemacht."

„Zum Verbrecher?" rief ich ganz verwirrt. Wie so denn? Wie soll ich das verstehen?"

„Ja, zum Verbrecher, denn Harry Duncan ist vor den

gegangen. Hat Ihnen meine Tante das nicht gesagt? Ich frage Sie noch einmal."

„Nein", sagte ich, immer mehr erstarrend, „davon hat sie mir kein Wort gesagt."

„O mein Gott!" rief sie fast aus, „wie edel ist diese Frau doch! Nun denn", fuhr sie mit größerem Bedacht und langsamer sprechend fort, „wenn sie Ihnen darüber nichts gesagt hat, so darf ich es auch nicht thun und es ist auch nicht nötig, daß Sie es wissen, wenn Sie nur wissen, wie schlecht, wie gewissenlos ich im Vergleich mit ihr gehandelt und wie schlecht und gewissenlos ich also war. Ach, ich nahm damals einen ganz falschen Standpunkt in der Welt ein, denn ich habe immer nur nach meiner augenblicklichen Eingebung gehandelt und nie mit redlichem Nachdenken die Welt und die Menschen betrachtet, geschweige daß ich in meinem Thun und Lassen darnach fragte was Gott gefalle oder mißfalle. Von einer kindischen Eitelkeit durchdrungen und von Selbstgefälligkeit strotzend, nur an mein Wohlbehagen, nie an das wirkliche Glück anderer denkend, betrachtete ich mich als den Mittelpunkt der Welt, den niemand ins Schwanken bringen könnte, wenn er nur nicht selbst in seinem Dünkel und seinem Hochmut wankte.

„An allen diesen schweren Fehlern und Sünden, lieber Herr Doktor, war ohne Frage ich selbst schuld; denn warum wachte ich nicht über mich, warum war ich faul und nachlässig im Beten und Betrachten des Wortes Gottes? Freilich, ich darf wohl sagen, auch meine mangelhafte Erziehung und mein steter Verkehr mit oberflächlichen und gleich mir mit äußeren Glücksgaben bedachten Menschen hat viel dazu beigetragen, daß ich immer eitler und leichtsinniger wurde. Von Kindheit an durch übermäßige Liebe meiner Verwandten verwöhnt, von jedermann verzärtelt und verhätschelt und von vielen vornehmen Männern als die einzige Erbin eines fürstlichen Vermögens umworben, eitel auf meine körperlichen Vorzüge, wie nur ein junges Mädchen es sein kann, und nur die augenblickliche Befriedigung meiner Wünsche im Auge habend, bekam ich schon in frühster Jugend ganz falsche Eindrücke von der Bedeutung meiner eigenen Person. Erst als ich Harry Duncan in Margate kennen lernte und in die Hände seiner wahrhaft frommen Mutter kam, erhielt ich einen besseren Begriff von meiner Stellung in der Welt, ohne daß das Gift, welches ja in meinem eigenen bösen Herzen wurzelte und das ich bisher eingesogen, gründlich aus meinem Innern auszurotten gewesen wäre. Allerdings wurde nun zum ersten Mal, durch das gute Beispiel der Familie meiner Tante geweckt, mein Nachdenken rege und ich beschloß mich zu bessern und meine Fehler abzulegen. Namentlich war dies der Fall, als ich allmählich mit Freude erkannte, daß auch Harry mir mit jedem Tag näher trat, der vom ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, einen tiefen, ja einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Aber ach, ich wollte durch mich selbst fromm werden und traute in dem Hochmut meines Herzens mir die Kraft dazu zu. So blieb denn in meinem Herzen der alte Leichtsinn; es gewährte mir doch noch Vergnügen mich außerdem von anderen jungen Männern umgaukelt zu sehen und es reizte mich immer noch ungemein von allen für schön und begehrenswert gehalten zu werden, und ich gab mir alle Mühe alle Tage noch mehr Herzen für mich zu gewinnen, obgleich ich in meiner Tante Familie schon reich genug daran war.

„Allmählich und immer mehr und mehr aber wirkte Harry Duncans ernstes, gediegenes und dem oberflächlichen Schein abgeneigtes Wesen auf mich ein und meine Achtung und Liebe gegen ihn nahm einen immer größeren Umfang und eine tiefere Färbung an, und das um so mehr, je ferner er sich von mir hielt und je weniger er es wagte seine eigene Liebe zu mir durch Worte zu erkennen zu geben.

„Oft sah ich, wie schwer er mit sich kämpfte, daß ich ihm nicht näher kam, aber ich war der durchaus falschen Ansicht, jedermann, den ich wahrhaft liebte, müsse wissen, woran er mit mir sei, und ich vergaß dabei, in meinen alten Fehler verfallend, nur zu oft auch den Schein zu meiden, daß ich leichtsinnig und unbeständig sei. Wie sehr Harry durch diese meine Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit litt, sah ich wohl, aber ich kam ihm darum mit keinem Schritt entgegen und das verdroß ihn wieder und machte ihn nur noch zaghafter gegen mich und er hielt sich stets in angemessener Ferne von mir.

„Das reizte meine Eitelkeit von neuem und in meiner furchtbaren Verblendung sann ich auf ein Mittel mich ihm recht bemerklich zu machen und ihn zu zwingen, daß er seine Zurückhaltung gegen mich aufgebe und sich mir erkläre. Mit einem Wort, ich Unglückselige suchte das Gefühl der Eifersucht in ihm zu erregen und ich erregte es auch wirklich, aber es brachte die verkehrte Wirkung hervor: es reizte ihn nicht zum Geständnis seiner Liebe, sondern zum Zorn, er wurde so eifersüchtig, daß er — ein Verbrecher wurde, ein Verbrecher durch mich, denn — doch halt, weiter kann und darf ich ja vor Ihnen nicht reden. Und so — schied er von mir und — starb, wie Sie es gehört, für mich zum ewigen und unauslöschlichen Vorwurf."

Sie schwieg und schlug im tiefsten Schmerze ihre beiden Hände vor das Angesicht, während ein krampfhaftes Schluchzen ihren ganzen Körper erschütterte. Mich selbst hatte ihre Erzählung begreiflicherweise nicht wenig bewegt. Ach, was ich gehört war ja freilich unsäglich traurig, und wenn ich ja auch das Unglück in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht kannte, so sah ich doch, daß hier etwas geschehen sei was in seiner Entstehung und in seinen Folgen allerdings das Maß des Leides, von dem ja kein Sterblicher in diesem Leben gänzlich verschont bleibt, bei weitem überschritt. Obwohl ich mir aber nicht verhehlen konnte, daß das junge Geschöpf, das aufgelöst in Schmerz an meiner Seite saß, eine schwere Schuld auf dem Gewissen und daß ihr Leichtsinn bittere, bittere Früchte gezeitigt habe, so schien es mir doch hoch an der Zeit zu sein auf das arme verwundete Gewissen den Balsam des göttlichen Trostes zu schütten und ihm den recht deutlich vor die Augen zu malen, der sich ja selbst den rechten Arzt der Seele genannt hat. So faßte ich mir denn ein Herz, und redete zu dem jungen Mädchen so herzlich ich nur konnte zwar auch von ihrer Sünde, aber mehr noch von der gnädigen Vergebung derselben durch das vollgültige Verdienst des Heilandes, und zeigte ihr, wo und wie sie Ruhe finden könne für ihre Seele. Dann ermahnte ich sie nun ihrem ja ganz begreiflichen Schmerze ja nicht zu sehr die Zügel schießen zu lassen, sondern sich ganz still und ergeben den Händen ihres himmlischen Arztes zu überlassen, der sie gnädig in Seine Schule genommen habe, um sie von ihren Sünden, Fehlern und Schwächen recht gründlich zu heilen und das Werk ihrer Besserung selbst zu besorgen, was sie ja, wie sie erkannt habe, aus eigener Kraft nicht vermöge. Sie solle darum nur getrost und gefaßt sein, sich an den Stecken und Stab des guten Hirten klammern, von Ihm sich führen und leiten lassen und sich an Seiner Gnade genügen lassen. „Werfet euer Vertrauen nicht weg", rief ich ihr zuletzt zu, „welches eine große Belohnung hat!"

Mary Markham hatte sich während meiner Worte, die ich an sie richtete, aufgerichtet und ihr lautes Schluchzen machte allmählich einem stillen Weinen Platz. Ich merkte, daß das Wort nicht vergeblich zu ihr geredet wurde. Sie blickte mich unverwandt an und schien die Worte des Textes förmlich von meinen Lippen zu nehmen. Öfters unterbrach sie mich mit Fragen und bangen Klagen, wurde aber, so oft ich ihr antwortete, zusehends ruhiger und gefaßter. Endlich, nachdem wir etwa eine Stunde miteinander geredet, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte:

„Ach wie danke ich Ihnen, lieber Herr Doktor, für Ihre

freundlichen und unendlich trostreichen Worte. Ähnlich hat ja auch Mrs. Duncan schon zu mir gesprochen, aber so wie heute hat Gottes Wort noch nie Eindruck auf mich gemacht. Ja, Sie haben recht: ich kann nicht anders Ruhe finden, als wenn ich mein armes, von dem Bewußtsein der Sünde und der Tiefe des Schmerzes zerrissenes Herz dem übergebe, der ja auch mir ein gnädiger Heiland ist und immerdar sein will. Mit Seiner Hilfe will ich denn auch meine Seele zufrieden geben und in Geduld fassen, und recht wachsam über mich sein, damit ich nicht wieder von neuem in die alten Fehler zurückfalle. Und wollen Sie, Herr Doktor, auch in Zukunft, so lange ich das Glück Ihrer Gegenwart auf diesem schönen Berge genieße, mir Ihren Beistand schenken, mir raten und helfen, damit ich meine guten Vorsätze auch ausführen kann?"

„Gewiß, mein liebes Kind", erwiederte ich, „von ganzem Herzen! So oft Sie Trost und Stärkung bedürfen, wenden Sie sich nur dreist an mich, ich will Ihnen gerne und so gut ich es vermag zu Diensten sein. Aber vergessen Sie nur ja nicht: der eigentliche, rechte und beste Arzt für Sie ist und bleibt doch unser HErrgott und seine heilskräftige Medizin finden Sie nirgends anders als in Seinem Worte."

Sie drückte mir noch einmal warm die Hand, indem sie mich mit einem unbeschreiblich dankbaren Blicke ansah. Dann erhoben wir uns, um den Heimweg anzutreten. Die Sonne war inzwischen, ein ungeheurer Glutball, zur Rüste gegangen und die Schatten des Abends breiteten sich über die wunderbar schöne Natur, die uns umgab. Mir war so feierlich zu Mute, wie lange nicht vorher; ich hatte ja das Bewußtsein einem armen jungen Herzen, das in Irrtum, Sünde und Schmerz gefallen war, den rechten Trost nahe gebracht zu haben: — sollte mich das nicht feierlich und zu dankender Anbetung Gottes stimmen? Auch das junge Mädchen war offenbar von gleich ernsten Gedanken bewegt, und so schritten wir denn, ohne zu sprechen, den Berg hinab auf die Bank zu, wo noch immer Mrs. Duncan mit ihrer Tochter saß und in das Schauspiel des Sonnenunterganges versunken schien. Sobald aber Mary ihrer ansichtig wurde, flog sie auf die sich Erhebenden zu, umschlang mit ihren Armen die alte Dame und weinte sich noch einmal an deren treuem Herzen aus.

Ich stand bald neben ihnen und sah mit beifälliger Miene dieser Szene zu, die nur die Folge der eben beendigten war. Dabei aber blickte mir Miß Lucy forschend ins Gesicht, als ob sie eine stumme Frage gegen mich ausspreche.

Ich nickte lächelnd und sagte leise zu ihr: „Es ist mit Gottes Hilfe gelungen!"

Miß Marys gutes Ohr aber hatte diese Worte doch gehört. „Ja", rief sie und schloß nun auch Miß Lucy in ihre Arme, „es ist gelungen, meine Hoffnung ist nicht getäuscht, ich habe Trost und Hilfe und damit Mut zum Leben gefunden, und von jetzt an — ich verspreche es Euch — sollt Ihr mich mit Gottes Hilfe wieder, wenn nicht heiter, doch wenigstens gebessert und ergebungsvoll meinem künftigen Schicksal entgegen gehen sehen."

Mrs. Duncan reichte mir schweigend und dankbar die Hand und trocknete sich dabei die Thränen ab, die ihr in die Augen gekommen; dann aber schritten wir langsam und friedlich den Abhang hinunter, und wenn auch im Augenblick kein Wort mehr über das Vorliegende gesprochen wurde, so wußten doch alle, daß eine schwere Krise in Miß Mary Markhams Leben überwunden sei und daß sie das Vertrauen zu Gott und damit Ruhe, Trost und Heil gefunden habe.

Der nächste Morgen fand mich schon früher auf der Bank unter der Wettertanne, wo ich den köstlichen Morgen genießen wollte. Von den übrigen Gästen war noch niemand sichtbar; auch von den Knechten bemerkte ich keinen, mochten sie nun noch hier auf dem Berge oder irgend wo im unteren Walde oder in sam auf meinem friedlichen Platz, so fiel mir der vorige Tag mit allen seinen Erlebnissen ein und die Nachwirkungen alles dessen was ich von Miß Mary gehört und gesehen, beschäftigten mich so lebhaft, daß ich mich bald wieder mit dem traurigen Schicksal ihrer Familie eng verwoben fühlte, die mir seit gestern noch viel näher als früher getreten war.

„Was für ein Verbrechen mag dieser unglückliche Mann, der seiner Familie so früh und jäh entrissen wurde, wohl begangen haben?" fragte ich mich wiederholt. Allein ich fand keine mir genügende Antwort darauf, und da ich es für unzart hielt noch lebhafter danach bei seinen Verwandten zu forschen, und es schließlich nicht liebe mich lange mit Dingen zu beschäftigen, die ich doch nicht durch eigenes Nachdenken ergründen kann, so gab ich der Zukunft und dem Vertrauen Mrs. Duncans oder Miß Marys anheim mir die gewünschte Aufklärung darüber zu gewähren.

Glücklicherweise zog mich auch wieder die herrliche Außenwelt von meinen trüben Gedanken ab und bald hatte ich sie nach allen Richtungen erforscht und in der wechselnden Beleuchtung, in der seltsamen Verteilung von Schatten und Licht die lohnendste Unterhaltung gefunden.

Als ich so sinnend, betrachtend und genießend träumerisch vor mich hinblickte, war es mir, als ob ich hinter und über mir den wohlbekannten Ton eines auf einen Stein gestoßenen Alpstocks vernähme. Ich schaute mich um und nach einigen Augenblicken bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht, denn eben sah ich den Sennjungen Christen mit seiner schweren Butte auf dem Rücken und einem Korbe am Arm, in denen er die im Hause gebrauchte Milch und Butter von der Alp herunterbrachte, aus dem Walde treten. Sterchi, der zufällig vor der Küchenthür seines Hauses stand, schien ihn auch schon bemerkt zu haben und sah dem munteren Burschen vergnüglich zu, als er so behende den steilen Abhang hinunterglitt; mich dagegen mußte er noch nicht wahrgenommen haben, denn sonst hätte er gewiß nicht zugegeben was Christen sogleich that. Kaum nämlich in die Nähe seines Herrn gelangt, zog er eine kleine Ledertasche, die ihm an einem Riemen um den Hals hing, von hinten nach vorn, öffnete sie und nahm einen Brief heraus, den er sofort seinem Herrn gab.

Alles das sah ich ganz deutlich durch mein Glas und nun, da meine Aufmerksamkeit einmal erweckt war, verfolgte ich jede Bewegung der beiden, so lange ihr Thun mir zugänglich blieb.

„Woher in aller Welt", fragte ich mich, „kann Christen seinem Herrn einen Brief bringen? Zwischen welchen Personen kann dieser Junge, der nur von der Alp zum Hause und vom Hause zur Alp geht, Postbote sein? Ha, nur zwischen dem Wirt vom Hotel Bellevue und dem Einsiedler auf der Alp, der also sicherlich in seine sommerliche Behausung zurückgekehrt ist. — Nun, wenn das so ist und ich zweifle keinen Augenblick daran, dann will ich hier oben abwarten was jetzt geschieht," dachte ich weiter, und da ich wußte, daß der Junge immer nur eine Viertelstunde im Hause verweilte, um seine Milch abzugeben und dann, die Butte voll Brot gepackt, wieder nach der Alp zurückzukehren, so machte ich mich bereit ihm auf dem Wege dahin zu begegnen und zu versuchen, ob ich bei ihm meiner Forschbegier vielleicht ein Genüge thun könne.

So verließ ich also vorsichtig meinen bisherigen Beobachtungsposten, sobald ich alles unten vor dem Hause Vorgehende mit angesehen, und wählte mir schon in Gedanken eine Stelle im Walde aus, wo ich Christen treffen mußte, da bis dahin kein Ausweichen auf einem andern Wege möglich war.

Übrigens war Sterchi mit der Lesung seines Briefes, den er vor der Thür stehend geöffnet, bald zu Stande gekommen und unverweilt folgte er dem Jungen ins Hinterhaus, welches die

auch stets das ankommende oder abgehende Gepäck geordnet und nachgesehen wurde.

Ich erhob mich also, von niemandem beobachtet, von meinem Sitz und schritt gemächlich die ganze Hausalp hinauf und dem Walde zu, durch welchen der Weg nach der oberen Alp führte und den Christen in der Regel einschlug.

Nicht lange währte es, so keuchte er mit seiner schweren Last auf den Rucken herbei und, sobald er mich erblickte, blieb er stehen, lehnte sich gemütlich an einen Baum, lächelte mich an und bot mir auf das freundlichste seinen Morgengruß.

„Guten Morgen, Christen“, sagte ich munter, „na, Du bist ja schon wieder fruh auf dem Wege. Wie geht es Dir?“

„Es geht mir gut, Herr!“ antwortete er und lehnte sich, seinen Stock schräg vor sich gegen den Boden stemmend, so bequem wie moglich darauf. „Und Sie selber?“

„Mir geht es auch gut, Christen, und es hat mir leid gethan, daß ich dich neulich nicht auf der Alp getroffen habe, als ich bei Heinrich war. Aber sag', willst Du schon wieder hinauf, da Du doch soeben erst herabgekommen bist? Und Du trägst ja so schwer heute? Ist die ganze Butte voll Brot, die Du auf Deinem Rucken hast?“

Christen lächelte verschmitzt. „O nein“, sagte er, „Brot ist freilich eine gute Portion dabei, fur drei Personen, Herr, aber ich habe auch noch anderes hinter mir in der Butte und hier im Korbe.“ Und dabei hob er den Korb, welchen er in der linken Hand hielt, vorsichtig in die Hohe und setzte ihn dann einen Augenblick auf die Erde.

Ich war etwas neugierig geworden und so schlug ich den Deckel des Korbes zurück und blickte hinein. Es lagen ein paar leckere geräucherte Würste darin, der ganze übrige Raum aber war mit frischen Eiern gefüllt.

„O“, sagte ich, „das ist ja eine seltene Labe für Euch! Willst Du mit dem Heinrich denn diese Menge Eier ganz allein verzehren?“

Christen lachte in seiner ungenierten Bergmanier laut und fröhlich auf. „Ach nein, Herr,“ sagte er, „der Heinrich und ich gewiß nicht, aber der Herr in dem Hause, welches Sie neulich besuchten, wie mir Heinrich gesagt, braucht sie für sich und der soll auch den Schinken, die Lichte und das übrige haben was hier alles in der Butte verpackt ist.“

„Aha!“ sagte ich. „Also der Herr ist von seiner Reise wieder zurückgekehrt?“

„Ja, Herr, und nun wird er wohl so bald nicht wieder weggehen, denn er ist recht müde und erschöpft von den Bergen nach Hause gekommen.“

Ich war mit dieser Antwort, so wie mit meinen neuen Entdeckungen zufrieden, und da ich den Jungen nicht weiter ausforschen wollte, so gab ich ihm ein kleines Silberstück zum Dank und ließ ihn seine schwere Last weiter den Berg hinaufschleppen. Ich war aber in ein neues Sinnen verfallen, aus dem endlich der Entschluß hervorging, recht bald die Alp noch einmal zu besuchen, und so kehrte ich, den Kopf voller seltsamer Gedanken, langsam nach dem Hause zurück, um endlich mein Frühstück einzunehmen. (Fortsetzung folgt.)

Wie eine Gesellschaft Grauen vor der heimlichen Kunst bekommt.

Der Glaube ist leider aus vielen Herzen entwichen; dagegen hat der Aberglaube vom Licht der sogenannten Aufklärung weniger gelitten. Man erstaunt bei einigem Aufmerken und Nachforschen, wie weithin durch die niedern und durch die höhern Stände der letztere noch sein Wesen hat. Leute, welche ihren Abfall von den vornehmsten Glaubenssätzen der Schrift nicht verhehlen, treiben oder brauchen doch heimliche Kunst; ja — es ist sonderbar, aber es kommt vor — die großen Worte, welche sie nicht glauben und brauchen zur Seltakeit, dieselben können sie anwenden, um Schätze zu entdecken, Krankheiten zu heilen 2c. Betrübter aber ist's, daß auch solche, welche die großen, göttlichen Lehren des Christentums bekennen, nicht selten nebenbei dem Aberglauben huldigen, und daß sie dies oft für gar keine Sünde erachten.

Ich hatte in meiner Gemeinde, so erzählt ein Prediger Deutschlands, eine aus unverheirateten Geschwistern bestehende Familie, welche ich zu den bessern zählen durfte. Sie zeigte Liebe zu Gottes Wort und Gebet, und man konnte ein christliches Gespräch mit ihr führen. Diese Familie war heimgesucht: die ältere Schwester kränkelte beständig, wiewohl sie nicht ganz darniederlag; ich ging darum öfter in dieses Haus, um zu trösten.

Einst besuchte ich es wieder. Ich traf diesmal außer den Geschwistern noch einige Bauernmädchen mit dem Spinnrade dort, welche durch ihren Besuch die trüben Stunden der Freundin zu erheitern suchten. Da ich mich nach dem Befinden derselben erkundigte, klagte sie mir, daß es zwar nicht schlimmer, aber auch nicht besser gehe; auch der Arzt von K. habe das rechte Mittel nicht getroffen, das ganze Glas Arzenei hätte gar keine Wirkung gethan. Jetzt wäre ihr jedoch — fuhr sie ganz offenherzig fort, — der Rabenhofbauer geraten worden, der schon vielen geholfen habe, bei denen die studierten Doktoren nichts hätten zuwege bringen können, und sie hätte es mit diesem probieren wollen. Ich erkundigte mich sofort nach den Mitteln, die er anwende, und da schienen nun die Geschwister in Verlegenheit zu geraten, gleich als ob ihnen eine bisher für schuldlos angesehene Sache auf einmal nicht recht richtig vorkomme. Sie waren indes leicht zu der Mitteilung zu bewegen, daß der unstudierte Doktor Namen und Alter der Kranken aufgeschrieben, ihr dann ein Päckchen zum Anhängen gegeben und die Verordnung beigefügt habe: alle Tage dreimal das apostolische Glaubensbekenntnis zu beten.

Ich machte es ihnen nun klar, daß sie sich mit dem eingelassen hätten, was in der Schrift als „Zauberei“ verboten sei, und daß sie als echte Christen das Sündliche erkennen, bereuen und von sich thun müßten. In Krankheiten etwas umzuhängen, sei zwar nicht allemal Sünde; so gäbe es Wurzeln, welche, auch nur angehängt, eine natürliche Wirkung auf den Körper hätten; aber das Aufschreiben des Namens und Alters und das Hersagen des Glaubens bezeichne die Sache als Aberglauben. Das apostolische Glaubensbekenntnis zu beten, sei sehr löblich, wenn es zur inneren Glaubensstärkung geschehe; aber zur körperlichen Heilung sei es nicht da. Dieses oder Sprüche der Schrift oder heilige Worte zu dem letzteren Zwecke zu gebrauchen, sei immer ein Mißbrauch des göttlichen Namens, den das zweite Gebot richte 2c.

Die Kranke und ihre Geschwister nahmen alles willig an und widersetzten sich auch nicht, das auf meinen Wunsch hervorgezogene Päckchen zu öffnen und nach seinem Inhalte zu sehen. Ich nahm eine Schere und setzte mich so an den Tisch, daß mich alle im Auge hatten. Jetzt ruhten aber die Hände sämtlicher Anwesenden, und mit gespanntem Blicke schauten sie auf mein kühnes Beginnen; ein paar der Dorfmädchen, so schien es, mit klopfendem Herzen, als ob ich einen Frevel beginge. Es war jedenfalls ein Frevel am Reich der Finsternis, und so darf, so soll man freveln. Das Päckchen war fast eine Kinderfaust groß, und der äußere Umzug bestand in grober, grauer Leinewand. Unter demselben befanden sich noch vier bis fünf ähnliche Hüllen, alle stark vernäht, so daß ich fast eine Viertelstunde brauchte, bis ich sie nacheinander abgelöst hatte. Endlich fiel die letzte, und was zeigte sich? — — Eine halbe, schwarze Kröte!

Es war ein unheimlicher Anblick, dieses nach der Länge gespaltete, wüste Tier, dieser halbe Krötenkopf und Krötenleib! Mir selber schlüpfte das Lachen zurück, das während meiner Arbeit sich an die Lippen hervorgedrängt hatte. Und doch dankte ich Gott in meinem Herzen gerade für diesen Inhalt des Päckchens, denn ich bemerkte mit Freuden, wie die Kranke errötete, sich mit Grauen von dem häßlichen Tiere wegwendete, und wie die übrigen Anwesenden mit Abscheu darauf hinstarrten.

Ohne Mühe erhielt ich von den Geschwistern die Zusage, daß sie nicht mehr die Hilfe des Krötendokters brauchen wollten, und ich ging mit der Hoffnung weg, daß auch die übrige Gesellschaft in kommenden Nöten keine rechte Lust zu derselben verspüren werde.

Ja, siehe, lieber Christ, welch ein Rezept! Das apostolische Glaubensbekenntnis mit einer halben Kröte! Und denke, unter welchen Formeln mag der Rabenhofbauer die Kröte gefangen, zerschnitten, eingenäht und den andern Teil mit Namen und Alter der Kranken zur Mitternacht am Kreuzweg vergraben haben! Und mit solchen Sachen wolltest du dich einlassen?

5. Mose 18, 10—12 steht geschrieben: Daß nicht unter dir gefunden (und gebraucht) werde ein Weißager oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, oder ein Zeichendeuter, oder der die Toten frage. Denn wer solches thut, der ist dem HErrn ein Greuel.

Friedrich der Weise.

Ein Lebens- und Charakterbild. Für die Abendschule

I.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, ist im besonderen Sinne der „Fürst der Reformation". Gott hatte ihn dazu ersehen, dem Reformator der Kirche die Stätte des Wirkens zu bereiten und ihm in den schweren und gefährlichen Anfängen des Reformationswerkes treulich zur Seite zu stehen. Friedrich war kein Glaubensheld wie Luther; schon nach seinem natürlichen Charakter war er minder fest und entschieden. Sein Weg führte durch viele Sorgen und schwere Anfechtungen. Er hat viel geschwankt und ist öfters gestrauchelt. Aber dennoch: das Evangelium hat sich auch an ihm als die Kraft Gottes bewährt im Leben, Leiden und Sterben; er hat Glauben gehalten bis ans Ende. Sein Leben war mit mancherlei schonen und lieblichen Tugenden geschmückt, die ihn als Fürst und Mensch uns lieb und wert machen. Es bedarf darum wohl keiner weiteren Rechtfertigung, daß wir in diesem lutherischen Jubeljahre auch des ersten lutherischen Fürsten ehrend gedenken. Man kann sein Lebensbild nicht ohne innige Freude und Erbauung betrachten. —

Friedrich wurde zwanzig Jahre vor Luther, am 17. Januar 1463 zu Torgau geboren. Sein Vater war der damalige Kurprinz **Ernst** von Sachsen, sein Großvater der regierende Kurfürst **Friedrich der Sanftmütige**, der jedoch schon 20 Monate nach der Geburt des Enkels starb. Seine Söhne Ernst und Albert folgten ihm in der Regierung. Auf ersteren ging mit dem sächsischen Herzogtume die Kurwürde über. Er wird als ein fester, ernster und ehrlicher Charakter geschildert, der auch Sinn für Bildung, Kunst und Wissenschaft zeigte. Seinen Kindern, drei Söhnen und zwei Töchtern ließ er eine gute Ausbildung zu teil werden. Mit seinen Brüdern, dem nachmaligen Kurfürsten Administrator **Albrecht** zu Mainz, dem Magdeburger Erzbischof **Ernst** und **Johann** dem Beständigen erhielt Friedrich eine gelehrte Erziehung auf der Stiftsschule zu Grimma, dann durch mehrere Privatlehrer, unter denen als die bekanntesten **Ulrich Kemmerlin** und der berühmte Dr. **Pollich von Mellerstadt** genannt werden. Er zeigte Lernbegierde und Fassungsgabe, so daß er u. a. die lateinische und französische Sprache bald verstehen, schreiben und sprechen lernte. Manchen Spruch aus den römischen Schriftstellern, dem Terenz und Kato namentlich, prägte er unauslöschlich seinem Gedächtnis ein. An die Wand seines Schlafzimmers schrieb er — ein Beweis für seine Tüchtigkeit und sein ernstes Streben — das Wort aus Homer: „Einem Fürsten, der für Land und Leute zu wachen hat, steht nicht zu, die ganze Nacht zu schlafen." So eignete sich denn Friedrich frühzeitig eine Bildung an, die ihn über die meisten Fürsten seiner Zeit weit erhob. Auch für die schönen Künste, namentlich für Malerei und Musik zeigte er von Jugend auf warmes Interesse. Ein längerer Aufenthalt an den Höfen des Kurfürsten von Mainz und seines Großvaters mütterlicherseits, des Kaisers Friedrich III. erweiterte seinen Gesichtskreis.

Am 26. August 1486 starb sein Vater an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Friedrich, der nun im dreiundzwanzigsten Lebensjahre stand, folgte ihm in der Kurwürde und der ausschließlichen Regierung des Herzogtums; in den teilbaren Ländern regierte er gemäß der Observanz seines Hauses gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann. Nun galt es, den Wahlspruch seines Lebens: „Tantum quantum possum!" (So viel ich kann!) zu bewähren, den maßvollen, im Dienste Gottes und der Brüder beharrlich thätigen Mann zu erweisen.

Es ehrt die eigene Tüchtigkeit, wenn sich ein Regent mit verstand dies in hohem Maße. Auch Luther rühmt ihm nach, daß er „Zeit, Ort und Leute richtig zu treffen" wußte. Unter seinen Räten zeichnen sich besonders der edle Kanzler **Gregor Brück**, der Geheimschreiber **Georg Spalatin**, Luthers vertrauter Freund, und Männer wie **Johann v. Planitz**, v. **Feilitsch**, **Hier. Schurff** u. a. aus. „Mit diesen", sagt **Melanchthon**, „hielt er täglich Ratschläge und Gespräch, darin denn eitel Kunst, Weisheit und hoher Verstand gehört ward, mit freundlicher Lieblichkeit gemenget, und daraus leichtlich zu schließen sei, wes Gemüts, Verstandes und großer Weisheit dieser treffliche Fürst gewesen, dieweil es eine gewisse Anzeige ist, wie ein jeglicher gesinnet und was für Art, also pfleget er auch Leut' an und bei sich zu haben." Doch blieb Friedrich nichtsdestoweniger Selbstregent, der im Notfalle nach eigenem besten Wissen und Gewissen selbständig handelte und urteilte. „Er ließ seine Räte raten", sagt Luther, „und that gleichwohl das Widerspiel, doch mit solcher Vernunft, daß sie nicht dawider reden konnten. Etliche große und viele Phormios griffen ihm nach dem Zügel, hätten ihn gerne regiert, er setzte aber seine Hörner auf und ließ keinen gut noch recht sein, der ihm raten wollte... In allen Sachen", fährt Luther in seiner drastischen Weise fort, „war er ein Mann, womit er dann auch unzählig viel Affen und Gäuche machte, deren ich etliche gekannt. Denn viele, da sie sahen, was ihm wohl anstand, wollten dem Exempel nachfolgen und auch weise werden, fingen an allem zu widersprechen, ließen nichts gut noch recht sein und wollten damit Herzog Friedrich sein, so daß die Schellen an ihnen klangen, man hätte sie meilenweit hören können."

Eine seiner ersten Regierungssorgen war die Umgestaltung des Gerichtswesens in seinen Landen, wodurch er sich um diese in hohem Grade verdient gemacht hat. Er setzte ein oberstes Landesgericht, das „Hofgericht" ein, das er mit tüchtigen Richtern besetzte. Er schärfte ihnen ein, ohne Ansehen der Person das Recht zu verwalten, sich keiner „höhnlichen, unbescheidenen, schmählichen Worte zu bedienen". Damit auch der gemeine Mann desto besser Recht fände, führte er als Gerichtssprache die **deutsche** ein; denn, sagte er, sie ist gleichsam des Fürsten Herz, das darf nicht anders als in der Muttersprache zum Volke reden. In schwierigen Fällen entschied er selbst. „Er hat", sagt Luther, „das Recht ohne Rechtsbüchergelehrsamkeit auswendig zu treffen gewußt. Die Vernunft ist das Herz und die Kaiserin der Gesetze, die Brunnquelle, daraus alle Rechte kommen und fließen. Darum könnte man besser regieren mit Vernunft und Rat weiser, verständiger Leute denn mit Gesetzen, geschriebenen, gewissen Rechten. Aber wo sind solche Leute, die solchen Verstand haben? In hundert Jahren und bei Menschen Gedenken ist kaum einer. **Herzog Friedrich war ein solcher Mann!**" Freilich, Luther berichtet auch von ihm, er sei äußerst „furchtsam und blöde" gewesen, die Übelthäter zu strafen, „sonderlich die armen Diebe". „Ja, sprach er, es ist leicht einem das Leben zu nehmen, aber man kann es nicht wiedergeben." Es war dies eine Schwäche bei Friedrich, die aber durch die heillosen Mönche in ihm gepflanzt war. In seinen Anmerkungen zum ersten Timotheusbriefe schreibt Luther: „Ehe die rechte Lehre, was gute Werke wären, aufkam, kannte ich viel Fürsten, welche glaubten, ihre Obrigkeit wäre ein profanes Amt. Herzog Friedrich hatte einen Mönch um sich, der ihn von allen fürstlichen Verrichtungen abzog, besonders vom Rechtsprechen, daß er nur Messen und Vigilien hörte." In einer seiner Predigten sagt Luther, die Mönche hätten gelehrt:

zigkeit erzeigen; damit sie das weltliche Schwert gar stumpf gemachet, daß sich die Leute entsetzt haben, wenn sie übers Blut richten sollten. Ich habe selbst viel feine Männer gesehen und gekannt, wenn sie sollten im Stuhl sitzen und etwa ein Bluturteil fällen, sind sie dafür geflohen und anderswohin gezogen, daß sie ja nicht dabei wären und sich des greulichen Werks teilhaftig machten. Doch konnte Friedrich, namentlich seitdem ihm das Licht des Evangeliums aufgegangen war und er „den Unterschied zwischen dem geistlichen Regiment, darin Gnade und Vergebung regieren soll, und dem weltlichen Regiment, darin man das Böse strafen soll mit dem Schwert," recht erkennen lernte, — seitdem konnte er auch, wenn es not that, gegen die Übelthäter Ernst gebrauchen. „Fürnehmlich aber", sagt Melanchthon, „hat er die Räubereien und Plackereien mit solchem Ernst gestraft, daß er etliche, so eines stattlichen Herkommens und großem Geschlecht vom Adel gewesen, hinrichten lassen, und hat sich daran nichts irren lassen."

Kurfürst Friedrich war ein sparsamer Regent. Hören wir darüber einige charakteristische Aussprüche Luthers. An verschiedenen Stellen in den Tischreden heißt es: „Sein Wahlspruch: Tantum quantum possum! war der Spruch eines klugen Fürsten, der seine Kräfte bedenkt. Er sammelte ein mit Scheffeln und gab aus mit Löffeln, war genau, hielt wohl haus. Er verbaute jährlich an 12,000 Gulden und hatte dennoch Gelds genug, denn er war selbst Schosser, nach Klaus Narren Rat. Der sagte einmal zu ihm, da der Herzog klagte, er hätte kein Geld: Werde ein Schosser oder Rentmeister, so kriegst Du auch Geld. Er hielt scharfe Rechnung mit seinen Schössern, Amtleuten, Verwaltern und Dienern. Daher ließ er auch seinem Lande einen großen Schatz und Vorrat." In seiner Auslegung des ersten Buches Moses (zu Gen. 41, 33. ff.) sagt Luther: „Dies ist eine politische und nötige Lehre, so hier den Fürsten gegeben wird, welchen für das Volk zu sorgen befohlen ist und daher die Unterthanen mit Leibesnotdurft, als Fleisch, Getreide, Wein versehen sollen, vornehmlich, wenn das Getreide teuer und nicht wohl zu bekommen ist, das ist der Könige und Fürsten Amt, desselben hat Joseph hier den Pharao erinnert. Denn sie sollen Väter des Vaterlandes sein und Hirten, keine Bären oder Wölfe... Und ist hierbei des Exempels des durchlauchtigsten Herrn, Herzogs Friedrich von Sachsen, wohl zu gedenken, welcher nicht allein Scheunen und gemeine Kornhäuser, sondern auch etliche Gruben im offenen Felde dazu gemacht und dieselben mit Getreide und die Keller mit Wein hat füllen lassen. Da er aber von Staupitz und den Räten derhalben gestraft worden, hat er geantwortet, er thäte solches nicht um Geizes und Gewinstes willen, sondern um der Faulheit beide der Bürger und Bauern, die gar nicht an künftige Teuerung dächten, sondern in den Tag hinein lebten, nur schlecht dahin, von der Hand in den Mund, wie man zu sagen pflegt. Er aber ließe darum das Getreide sammeln und verwahren, auf daß das Volk in der Teuerung seine Notdurft haben möchte, das Leben zu erhalten. Und es ist wahrlich ein sehr kluger Rat gewesen, dazu dem ganzen Lande nützlich und heilsam. Denn er hat mit seiner Vorsicht das verhütet, daß bei seinem Leben und die Zeit seiner Regierung keine drückende Teuerung im Lande geworden ist." „Ein so sorglicher Hausvater er war", schreibt Luther endlich in seiner Auslegung des Predigers Salomo, „daß er die Verzeichnisse von Einnahme und Ausgabe sich selbst vortragen ließ, ließ er dennoch zu fürstlichen Ehren und rechter Ehrenpracht nichts mangeln."

Die Zeitgenossen, voran Luther, rühmen seine Herzensgüte. „Nie hat er unterlassen", sagt Melanchthon, „den Dürftigen gnädig zu Hilf zu kommen, und als ein weiser Herr bald gesehen, wie am besten mög' geholfen werden." Spalatin erzählt, er habe einst von einem unbarmherzigen Edelmann geurteilt: „Das muß wahrlich ein böser Mensch sein, denn er ist armen Leuten ungütig." Bei jeder Feier seines Geburtstages gab er den Armen reiche Spenden und war überhaupt freundlich gegen sie mit Wort und Werk. Es war die böse Sitte der Großen jener Zeit, bei ihren Jagden auf die Felder und Wiesen der Bauern nicht die geringste Rücksicht zu nehmen, sondern schonungslos die Saaten niederzureiten. Friedrich machte davon eine rühmliche Ausnahme. „Derselbe hat also gejagt", schreibt Luther, „daß er damit nimand Schaden gethan, ja vielen genützt hat. Wo er etwa vernommen, daß auch nur ein kleiner Schaden geschehen war, so hat er solches doppelt lassen bezahlen. Er hat auch oftmals den armen Bauern etliche Scheffel Getreides lassen austeilen, daß sie dafür haben sollten, wo ihnen das Wild etwas würde abfressen." Als einer seiner Junker bei der Jagd im Übermut durch das Korn geritten war, ließ er ihm zu Abend an seiner Tafel kein Brot auflegen. „Seht Ihr nun", sagte er, als dieser sich deshalb beklagte, „welch eine gute Sache es ums liebe Brot ist?" Friedrich war ein großer Kinderfreund. „Oftmals, wenn er an den Dörfern vorüberfahrend ein Häuflein derselben fand, schickte er zurück und ließ ihnen allen Pfennige geben; wie er denn die Kinderlein alle wunderlieb hatte. Einstens, als er von seinem Schloß Lochau durch Hessen nach Wittenberg fuhr, stand da zur Rechten des Kreuzthores ein großer Braubottich ganz voll kleiner Kinder, welche darin jubelnd und umherspringend ihr Wesen hatten. Das gefiel dem Kurfürsten so wohl, daß er nicht allein dazumal sein Vergnügen daran bezeugte, sondern auch noch gemeiniglich daran gedachte, wenn er wieder durch dieses Thor zog."

Er zeichnete sich auch durch andere Tugenden aus: durch Einfachheit, Keuschheit und Mäßigkeit. Alles „Gepräng und Gleißnerei und Heuchelei" war ihm zuwider. „Uns Deutsche," sagt Luther, „hat keine Tugend so hoch gerühmt und, denk' ich, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten, die da haben ja ja, nein nein sein lassen, die kein ärger Scheltwort kennen denn einen einen Lügner heißen. Den Lügnern war Herzog Friedrich wunderlich feind. Des frommen Fürsten Ernst und Zorn über die Lügen geriet mir ordentlich in ein Lachen." Am meisten gefiel dem Reformator des Kurfürsten Friedensliebe. Nie sei er deswegen genug zu rühmen. Er habe indes die Trotzigen, vor denen er doch sitzen geblieben, pochen und scharren lassen, und darauf angeredet, warum er sie doch pochen ließe, geantwortet: Ich will nicht anheben, muß ich aber kriegen, so sollst Du sehen, das Aufhören soll bei mir stehen. So war er denn nach Luthers Urteil „ein friedsamer Mann und Regent, ein stilles Haupt, ein Fürst, der sein Lebenlang ein friedsam, still, ruhig Regiment geführet, daß er billig Friedrich geheißen und seinen Namen mit der That beweiset hat."

Seines Volkes nahm er sich als ein rechtschaffener Landesvater an. Da dasselbe durch Krieg, Trägheit und Unwissenheit sehr verkommen war, so suchte er ihm Mittel, Gelegenheit und Anweisung zu nützlicher Thätigkeit und eigenem Erwerb zu verschaffen. Er ließ aus den Niederlanden geschickte Tuchweber kommen, durch deren Unterweisung die sächsischen Weber sich in dieser Kunst bedeutend vervollkommneten, und ordnete an, daß keine andern als einheimische Zeuge getragen werden durften. Den Landbau unterstützte er durch Ausleihung von Äckern und von Getreidevorräten zur Aussaat. Namentlich der Bergbau nahm unter seiner Regierung bedeutenden Aufschwung. Ein reges Wirken und Schaffen begann; neue Silberadern wurden entdeckt; ganze Ortschaften, wie Schneeberg, Annaberg und andere wuchsen in kurzem hervor. Vor allem aber suchte Friedrich das Unterrichtswesen in seinen Landen zu heben. Gute Schulen waren damals ganz vereinzelt; Luther nennt die meisten von ihnen „Ställe für Ochsen und Esel". So stand es mit den niederen sowohl als mit den höheren Schulen. Das Studium der Sprache war ein unbe-



kanntes Ding geworden. In Deutschland predigte ein Bettelmönch: „Man hat eine neue Sprache erfunden, welche man die griechische nennt; man muß sich wohl hüten, sie ist die Mutter aller Ketzereien; ich sehe in vielen Händen ein Buch, geschrieben in dieser Sprache, welche sie das Neue Testament nennen, es ist ein Buch voll Dornen und Gift. Was das Hebräische betrifft, meine geliebten Bruder, so ist es gewiß, daß alle, die es lernen, auf der Stelle zu Juden werden." Hier war also Reform wohl am Platze. Friedrich strebte sie nach Kräften an, sowohl durch Gründung neuer Schulen, als hauptsächlich durch Verbesserung und Hebung der bestehenden. Er richtete Schulvisitationen ein, zog die tüchtigsten Männer herbei, unterstützte ihre Bestrebungen und trat gern mit ihnen in persönlichen Verkehr. An seinem eigenen Hofe errichtete er eine Kunstschule, in der auch Knaben aus dem Bürgerstande Aufnahme fanden.

Seinen Bemühungen für Hebung des Schulwesens setzte er die Krone auf durch Gründung der Universität Wittenberg. Es ist dies ohne Frage der bedeutsamste Schritt seines Lebens. Friedrich war ein warmer Freund der Humanisten, d. h. jener Männer, die sich zu jener Zeit um die Wiederauflebung der edlen Künste und Wissenschaften verdient machten. Durch sie wurde in ihm der Gedanke, eine neue Hochschule zu gründen, angeregt. Ihnen allen lag der Wunsch nahe, einen gemeinsamen Mittelpunkt für das gleiche Streben, einen sichern Zufluchtsort für die überall bedrängte humanistische Richtung, eine ruhige Stätte, einen Sammelplatz zu finden, wo die Sinnesgenossen einander nahe ständen zu lebendiger Anregung, näherer persönlicher Verbindung, erleichtertem Gedankenaustausch, erleichterter gegenseitiger Förderung. Vor anderen waren es der weltberühmte Dr. Pollich von Mellerstadt, Friedrichs Jugendlehrer, und Dr. Johann Staupitz, Friedrichs bewährter Freund und Ratgeber, die an dem Projekte großen Anteil nahmen. „Als der geschwinde Satan merket, was hieraus werden wollte", sagt Luthers Biograph, der treuherzige Mathesius in der 16. Predigt, „wehret der böse Geist durch Freund und Feinde, Nachbarn und Einheimische, Gelehrte und Ungelehrte, so die Unkost und Beschwerung trefflich anzogen, die hieraus folgen würde." Indes hätten Pollich und Staupitz steif und fest angehalten, bis der Entschluß gefaßt wäre. Als darauf Friedrich die Frage beriet, wo die neue Hochschule errichtet werden sollte, schlug Pollich Wittenberg vor. Friedrich lachte. Die Stadt, meinte er, bestände aus einer geringen Anzahl von Lehmhütten mit Strohdächern, und die Umgegend wäre ebenso wenig einladend; wie man doch einen solchen Ort zum Sitze einer Universität bestimmen könne. Pollich entgegnete, der Fürst möge Gott nicht mißtrauen; er sei diesen Landen und dieser Stadt Dankbarkeit halber solche Wohlthat schuldig; seine Vorfahren hätten da das Kurfürstentum erlangt; die an dem allerdings nicht glänzenden Orte errichtete Universität werde alle deutsche Hochschulen durch das von ihr ausgehende Licht verdunkeln. Friedrichs Bedenken wurden überwunden. Am 18. Oktober 1502 konnte die neue Universität Wittenberg eröffnet werden, nachdem im Juli die kaiserliche Bestätigungsurkunde eingelaufen war und auch der Papst zur „königlichen Errichtung das Licht des apostolischen Glanzes" — will sagen: die damals noch notwendige päpstliche Bestätigung hinzugefügt hatte. Fünf Jahre lang wurde die Hochschule lediglich aus des Kurfürsten eigener Tasche unterhalten. An der Vorlesung nahm sowohl er wie sein Bruder häufig persönlichen Anteil.

Er gewann für die Hochschule treffliche Lehrer. Dr. Pollich wurde der erste Rektor, Dr Staupitz Dekan der theologischen Fakultät. Bei der Einweihung hielt Dr. Flacius die Festrede und sagte u. a. mit prophetischem Geiste: „Ab hoc albo monte petet totus mundus sapientiam et puritatem doctrinae", d. h. „Von diesem weißen Berge (Wittenberg) wird die ganze Welt Weisheit und Reinheit der Lehre holen." Das sollte in Erfüllung gehen, nachdem Luther, der 1508 auf Staupitzens Empfehlung nach Wittenberg berufen war, die Reformation der Kirche begonnen hatte. Ihm namentlich ist es zu verdanken, daß die Zahl der Studierenden nach und nach auf mehrere Tausende stieg. Aus den Schülern entstanden bald wieder tüchtige Lehrer und Missionare der reinen Lehre in den weitesten Kreisen. Die Universität wurde binnen wenigen Jahren die berühmteste in der ganzen Welt. Friedrich ließ nicht ab, sie nach allen Kräften zu ehren und zu pflegen. Sie blieb sein Lieblingskind bis an sein Lebensende. K.

Zebra im Kampfe mit Hyänen.

(Zu unserem Bilde auf Seite 217.)

Nur wenn die struppigen und ruppigen Hyänen in ganzen Rudeln bei einander sind, wagen sie sich an das mutige, sein Fohlen tapfer verteidigende Zebra, das den feigen Angreifern Hufe und Gebiß zu kosten giebt. Der Ausgang des Kampfes, den unser Bild vorführt, kann freilich nicht zweifelhaft sein — das Zebra muß endlich den kräftigen Bissen der Hyänen erliegen, wenn auch manche der Bestien zertreten und geschunden in das dürre Gras der Wüste sinken wird.

Die Hyäne, so nützlich sie sich auch im großen Haushalt der Natur durch Wegschaffung des Aases erweist, ist doch ein widriges Gemisch aus Katze, Hund und Schwein. Ein fast im Buckel hinaufgezogener Rücken, der auf den geknickten Hinterfüßen schleppt; ein dicker Kopf mit feuchter rüsselartiger Nase; die großen Ohren eng zusammengerückt, wie um diesen schärfsten Sinn noch mehr zu schärfen; das Auge klein, unter geschwollenen Jochbeinen giftig hervorschielend; endlich vom Ohr bis zu dem buschigen Schweif ein Kamm starrender Borsten: das ist die Hyäne. Den unheimlichen Ausdruck des Tieres erhöht der hinkende Katzengang, das struppige, mißfarbige Haar, der widrige Geruch, der aus seinen Drüsen fließt. Ihr Gebiß giebt dem des Panthers wenig nach; die Kraft ihrer Kaumuskeln und des steifen Wolfshalses ist außerordentlich. Dennoch fehlt der Hyäne jener Mut, der das Raubtier erst gefährlich macht. „Feig wie eine Hyäne" ist ein arabisches Sprichwort. Sie verfolgt nur den Fliehenden, und verläßt erst bei Nacht das Versteck der Felsen und Erdhöhlen, um ihren Raubzug zu beginnen. Dann schweift sie in Scharen um das Negerdorf und den Hottentottenkraal, kaum vor den Hunden und den Kaktushecken zurückweichend und alles Schlafende mordend; ja sie durchzieht die Städte, „die Entweiherin der Grüfte", um die Leichname aus dem flachen Grabe hervorzuscharren.

Weit besser mutet uns das Zebra an. Ihre flüchtigen Herden, oft untermischt mit denen der Strauße, bevölkern die südlichen Steppen Afrikas: schöngestreifte, mutige, doch selten oder nie gezähmte Tiere, die von den Kaffern als Wild gejagt und mit Pfeilen erlegt werden. Aber auch der Löwe macht Jagd auf sie, und auf keines eifriger als auf das Zebra. Der Todesschrei desselben erschüttert jeden, der ihn hört; denn er gleicht bis zur Täuschung dem erstickten Stöhnen eines Ertrinkenden.

Russische Gefängnisse.

Von Max Valentin.

Über die barbarische russische Justiz sind neuerdings bei verschiedenen Gelegenheiten auch dem größeren Publikum einzelne bezeichnende Thatsachen bekannt geworden. Der russische, nach freiem individuellen Belieben schaltende und waltende, bis zur Unmenschlichkeit rücksichtslose Despotismus treibt auch auf diesem Gebiet reiche Blüten und spornt alle Beamten zum härtesten Vorgehen an, um die kaiserliche Gunst nicht zu verscherzen. Oberst Kononowitsch, der Leiter einer großen Strafkolonie, wurde seines Amtes entsetzt, weil man in Petersburg seine Praxis „zu mild" fand. In Wirklichkeit hatte er sich

nur keine Überschreitungen seiner gesetzlich bestimmten Machtsphäre zu schulden kommen lassen. Sein Nachfolger befleißigte sich einer solchen Strenge, daß mehrere Gefangene es vorzogen, sich das Leben zu nehmen, als unter den Launen des neuen Gouverneurs weiter zu leiden. Semonowsky erschoß sich am 1. Januar 1881, Rodin vergiftete sich kurz darauf. Eine Dame, die sich notorisch von allem politischen Treiben fern hielt, versorgte in edlem Mitleid die Insassen eines größeren Petersburger Gefangenhauses mit Büchern. Sehr bald wurde sie von oben herab bedeutet, Rußland zu verlassen und ihrer Gesundheit in einem deutschen Bade zu leben. In der Bekämpfung ihrer politischen Gegner versteht die russische Regierung eben keinen Spaß. In anderen Dingen bleiben die Beamten dafür weniger unbehelligt, die skandalösesten Betrügereien werden hier mit cynischer Frechheit verübt. Ein Petersburger Gefängnis kostete in den letzten Jahren fabelhaft viel Geld „zum Bau", schließlich fand aber eine kaiserliche Kommission, daß es, um auch nur bewohnbar zu sein, ganz neugebaut werden müsse!

Über die Behandlung der Gefangenen drangen bei dem Prozesse der Wera Sassulitsch unglaubliche Einzelheiten ins Publikum; der angeschossene General Trepow ließ seine Inhaftierten bekanntlich mit der Knute bearbeiten. Neuerdings hat Fürst Krapotkin, der bekannte Flüchtling und Nihilistenführer, in hervorragenden englischen und französischen Revuen interessante Mitteilungen über „die russischen Gefängnisse" veröffentlicht. Manchem Leser werden die hierin vorgebrachten Thatsachen unglaublich erscheinen, indes sind sie durchgehends den lautersten, meist sogar amtlichen Quellen oder persönlichen Beobachtungen entnommen. Es verlohnt sich daher wohl, auf einige der Hauptpunkte an dieser Stelle zurückzukommen.

Nikitin hatte mehrere Jahre in amtlichem Auftrag die Gefängnisse zu untersuchen. Er schreibt über das größte Petersburger Untersuchungsgefängnis: „Es enthält 103 Zimmer für 800 Bewohner. Die Räumlichkeiten sind erschreckend schmutzig. Selbst auf dem Treppengang empfindet man einen erstickenden Geruch. Die schwarzen Löcher machen einen furchtbaren Eindruck, das Licht fehlt ihnen fast ganz; man gelangt zu ihnen durch finstere, labyrinthische Gänge, und in den Zellen selbst ist alles feucht, man findet hier nichts als den übeldünstenden Boden und die nassen Wände .. Kenner behaupten, daß der gesundeste Mann in drei bis vier Wochen hier zu Grunde geht. Die Gefangenen, welche hier längere Zeit sich aufhalten müssen, kommen ganz zusammengefallen wieder heraus; manche vermögen sich kaum aufrecht zu erhalten. Nur wenige Gefangene dürfen arbeiten." Als Nikitin über die Gelder, welche den Gefangenen von ihren Verwandten zukommen, oder die sie auch selber verdienen, um Auskunft frug, wurde ihm diese von großen und kleinen Beamten kategorisch verweigert.

Über die Petersburger Polizeigefängnisse schreibt derselbe Autor: „In den gewöhnlichen Räumen ist der Schmutz schrecklich; die Inhaftierten schlafen hier auf der hölzernen Diele oder auf dem Flur. Jedes Gefängnis hat seine dunklen Kammern, wo Regen und Schnee ungehindert eindringen. Außer dem Boden ist nichts da, worauf man schlafen könnte, Boden wie Mauer sind ganz feucht. Die vornehmeren Gefangenen, welche in Einzelzellen untergebracht werden, verfallen bald in Trübsinn, oft sind sie nahezu geisteskrank . . .

Meistens sind die russischen Gefängnisse maßlos übervölkert. Ein amtlicher Bericht gesteht zu, daß im europäischen Rußland um ein Drittel mehr Gefangene sich befinden, als die Gefängnisse eigentlich aufzunehmen vermögen. Murawiew, ein Mitarbeiter der Katkowschen Revue, der in der Schönfärberei zu Gunsten der Regierung Erstaunliches leistet, muß nisse zugestehen, daß letztere fast alle „anderthalbmal oder zweimal so viele Insassen bergen, als sie nach der ursprünglichen Absicht fassen sollten." Der sibirische Aufsichtsbeamte Mischlo schreibt über die Anstalten, welche seiner eigenen Leitung anvertraut waren: „Der Wärter führte mich in die Kerker. Überall Schmutz, Überfüllung, Feuchtigkeit und Mangel an Licht und Luft. Nachdem ich die Zellen besucht hatte, begab ich mich in das Hospital . . . Überall ist die Zahl der Inhaftierten dreimal so groß als gesetzlich erlaubt ist." Die sibirische Zeitung schreibt unter dem 28. August 1881: „Das Gefängnis in Tomsk ist überfüllt. Zu den 1520 Personen, die wir bereits hatten, sind noch 700 neu hinzugekommen; das Gefängnis, welches für 900 gebaut war, enthält somit 2220 . . . 207 davon liegen auf dem Krankenbett."

Ob die Tortur in Rußland noch zur Anwendung kommt, läßt sich natürlich aus amtlichen Berichten nicht feststellen. Diese stellen ihren Fortbestand selbstverständlich in Abrede. Krapotkin äußert, er wisse von unterrichtetster Seite, die er nur nicht näher bezeichnen dürfe, daß die Folter benutzt wurde, um Ryssakow und Adrian Mikhailow zum Geständnis zu bewegen. Die Londoner Blätter meldeten einst übereinstimmend, Goldenberg sei gefoltert worden, um gegen viele Personen seiner ausgedehnten Bekanntschaft auszusagen. Wie eine Bestätigung dieses Gerüchtes erschien es, als eines Tages plötzlich die Meldung kam, Goldenberg habe sich in der Festung erhängt; ist es doch bekannt, daß in den Zellen nichts vorhanden ist, woran man auch nur ein Handtuch aufhängen könnte.

Auch das Vorhandensein von unterirdischen Geheimzellen wird von Krapotkin mit Entschiedenheit behauptet. So wurde Puschkin — nicht der Dichter, — fünfzehn Jahre, von 1866—1881, in einer Geheimzelle interniert. Puschkin war 1858 zu der Überzeugung gelangt, daß die orthodox-griechische Religion nicht im Einklang mit der Wahrheit stehe. Er entwickelte seine Anschauungen in einem Werke, das er 1866 den Petersburger Kirchenbehörden vorlegte, um die Erlaubnis zur Veröffentlichung zu erlangen. Er erhielt diese nicht, wurde vielmehr ohne weitere gerichtliche Umständlichkeiten von zwei Gensdarmen nach dem Solowetzkyschen Gefängnis gebracht, dort in eine dunkle, dumpfe Zelle gesperrt und fünfzehn Jahre darin festgehalten. Niemand durfte während dieser Zeit zu ihm, außer dem Archimandriten des Klosters und Prougawin, einem höheren Beamten der Regierung zu Archangel. Puschkin war damals 55 Jahre alt und äußerte: „Ich weiß nicht, was ich verbrochen habe. Wie kann ich mich rechtfertigen? Sie sagen mir zwar: kehre zur Kirche zurück, gieb deine Ketzerei auf und du wirst frei sein." Aber kann ich das? Ich habe meiner Überzeugung alles geopfert; Vermögen, Familie und mein Leben. Die Zeit wird zeigen, daß ich recht hatte. Aber auch wenn ich Unrecht haben sollte, selbst dann mag das Gefängnis mein Grab sein, wenn meine Überzeugung nur mir als die richtige erscheint." 1881 durfte den Unglücklichen sein Weib sehen, sie ging darauf nach Petersburg, um seine Begnadigung (!) zu erwirken. Die Blätter unterstützten sie lebhaft, und so kam Puschkin frei, nachdem er ein halbes Menschenalter in einem Geheimverließ geschmachtet hatte. —

Vor zwölf Jahren entdeckte ein deutscher Geolog einen Artillerieoffizier in ähnlicher Lage wie Puschkin. Alle möglichen Bemühungen wurden in Petersburg zu seinen Gunsten gemacht; unter anderen verwandte sich eine Großfürstin sehr lebhaft für ihn. Es half nichts, und so befindet sich der Offizier wahrscheinlich jetzt noch in der Oubliette irgendwo, wenn nicht bereits „das Gefängnis sein Grab" geworden ist. — Auch heute noch verschwinden Leute in Rußland, ohne daß jemand erfährt, wo sie hingebracht worden sind. Netschajew, der bekannte Flüchtling, der in Moskau einen Spion tötete, von der

feierliche Versicherung, daß ihn die russische Regierung nicht als politischen Gegner behandeln wollte — Netschajew ward zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Er ist aber in keiner Strafkolonie aufzufinden. Voriges Jahr verbreitete sich einmal das Gerücht, er habe den Versuch gemacht, aus der Petersburger Festung zu entfliehen. Ob das Gerücht gerechtfertigt war, läßt sich nicht entscheiden, jedenfalls wird aber Netschajew geheimer Weise in einem russischen Gefängnis festgehalten.

Goethes Erlkönig mit Kommentar.

Eine ganz neue und entschieden originelle Auffassung des Goethe'schen Erlkönigs erlauben wir uns heut unsern Lesern zu unterbreiten. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe ihre Berechtigung besitzt. Man höre, wie Erlkönig vom psychologisch medizinischen Standpunkte aus „dorch änen alden Leibz'ger in de Betrachdungk“ gezogen wird. Die Glossen, die dieser „alde Leibz'ger“ zum Texte zu machen für nötig hielt, finden sich als Interlinearbemerkungen zwischen den Zeilen.

Wer reidet so speede dorch Nacht un Wind?
Gaum ganz mer'sch fer meeglich halden!
Es is der Vader mit seinem Gind;
So ä Ubnverstand von den Alden!
Er hat den Knawen wohl in den Arm,
Was will das alles besagen!
Er hält en sicher, er halt en warm.
Den Vader, den haww' ich in Magen!

Mei Sohn, was bärgste so bang Dei Gesicht?
Der Kleene glieht iewer un iewer'
Siehst, Vader, Du den Erlgeenig nicht?
Da hammer'sch, jetzt red't er in Fiewer!
Den Erlengeenig mit Kron' un Schweif? —
Der Vader verdiende de Rudhe'
Mei Sohn, es is ä Newelstreif.
Hundertzwanzig Buls de Minude!

„Du liewes Gind, gomm, geh' mit mir!
Das Märchengeschwafle, weeß Kneppchen!
„Gar scheene Spiele spiel' ich mit Dir;
Is Gift fer ä Gindergeppchen.
„Manch' bunte Blumen sin an den Strand,
Da sollde sich von rechtswegen
Meine Mudder hat manch' gilden Gewand.“ —
De Bolezei 'neinlegen.

Mei Vader, mei Vader, un heerest Du nicht,
Uf de Stärne eisgalde Gompressen!
Was Erlengeenig mer leise verspricht? —
Un de Demberadur bibsch gemessen!
Bis ruhig, bleiwe ruhig, mei Gind;
ä Lessel Chinin der dheede
In därren Blattern seiselt der Wind. —
Viel besser als alles Gerede!

„Willst, feiner Knawe, Du mit mer geh'n?
Das wollt' mer schon ernstlich verhindern!
„Meine Dechder sollen Dich warden scheen;
Was versteh'n denn die Mädchen von Gindern?
„Meine Dechder fiehren den nächtlichen Reih'n
's weer' besser, se gingen ze Bedde!
„Un wiegen, un singen, un dansen Dich ein.
Von Ubnsinn 'ne fermliche Kedde!

Mei Vader, mei Vader, un siehste nicht dort
Gewiß schon värzig Grad Hitze!
Erlgeenigs Dechter an distern Ort? —
Un da machen noch so ä Witt se!
Mei Sohn, mei Sohn, ich seh' es genau:
Na, gennd' ich den Vader gleich kriegen,
Es scheinen de alden Weiden so grau. —
Ich zermeerscheld' en mit Vergniegen!

„Ich liewe Dich, mich reizt Deine scheene Gestalt;
Ich sitze als wie uf Gohlen.
„Un biste nich willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
Nur fix den Dokder holen!
Mei Vader, mei Vader, jetzt faßt er mich ahn!
Was wärd wohl, se frag' ich mit Bewen,
Erlgeenig hat mer ä Leids gedhan! —
De Diagnose ergewen?

Den Vader grauset's, er reidet geschwind,
Wenn er das nur längsti schon hädde!
Er halt in den Armen das ächzende Gind;
Na steckt's nur gleich ins Bedde!
Erreicht mit Mieh' un Not de Stadt,
Gelad't wie änne Wade —
In seinen Armen das Gind das hat
De Masern in höchsten Grade.

Edwin Bormann.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (2. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.
Morgengrauen.

An dem Fenster seines Erkerstübleins in dem Eckhaus am Markt zu Torgau saß der Kaufherr Leonhard Koppe, ehemaliger Ratsherr und Amtsschösser, ein Mann in der Mitte der Fünfzig, mit einem apfelrunden, klugen und behäbigen Gesicht. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und ließ seine Augen verloren ins Leere gehen. Bisweilen bewegte er sich unruhig auf seinem Sitz hin und her und strich sich mit der Hand über die Stirn. Er schien einem Gedanken nachzuhängen, mit dem er nicht ins Reine kommen konnte. Seine Ehewirtin, die Susanne, welche ab- und zuging, hatte ihn schon zu mehreren Malen gefragt, was ihm denn Krauses in Wittenberg zugestoßen sei, daß er für seine Lebensgefährtin kein freundlich Wort habe; aber sie hatte entweder gar keine Antwort bekommen, oder eine grobe, daß sie schließlich im Verdruß von dannen ging.

Jetzt klopfte der Kaufherr plötzlich an das Fenster und winkte lebhaft nach der Gasse hinunter. Bald darauf trat ein ältlicher hagerer Mann in das Gemach, der Lichtziehermeister Wolfgang Tommitzsch, den der Leonhard freundlich willkommen hieß und neben sich auf einen Holzschemel nötigte. „Zur guten Stunde seid Ihr an meinem Haus vorübergegangen, wertester Freund und Gevattersmann. Ihr seid ein Mann guten Rates, und da ich dessen bedürftig, so habe ich Euch zu mir heraufgewinket.“

„So saget an!“ erwiderte Herr Wolfgang, ohne eine Miene zu verziehen.

Leonhard Koppe knöpfte sich das Wams auf und erzählte: „Bin gestern von Wittenberg, allwo ich in Handelsgeschäften anwesend, zurückgekommen. Habe auch den lieben Doktor Martinus in der Marienkirche predigen hören — ach, so gewaltig, daß mir die Worte noch in den Ohren gellen. Nach der Predigt aber geriete ich von ungefähr auf den Luther, da er aus der Kirche heimkehrte. Da hat er mich stracks am Wams erwischet und gesagt: ‚Ei, seid Ihr es, viellieber Koppe? Eben waren meine Gedanken bei Euch, und nun schaue ich Euch plötz-

lich leibhaftig vor mir, als wäret Ihr vom Himmel gefallen. Solches deuchet mir Gottes Fügung und Fingerzeig, daß Ihr der Rechte seid, das Werk hinauszuführen, so mir auf dem Herzen lieget. Ist es nicht also, daß Ihr in dem Kloster zu Nimptschen bekannt seid, indem Ihr das Tuch und Wachs dahin liefert?' Da ich solches bejahete, fuhr der Doktor fort: 'Ei, so merket auf! Sitzen dorten neun edle Jungfrauen, die haben die Nonnerei satt, aber sie wissen nimmer, wie sie sollen der Freiheit teilhaftig werden. Haben sich in ihrer Not, nachdem sie vergeblich die Ihrigen angeflehet, an mich gewendet, daß ich ihnen hülfe. Solches möchte ich auch wohl gern, aber mein Arm ist kurz und langet nicht von Wittenberg bis gen Nimptschen. Kann doch auch nicht selber hingehen und die Gefangenen lösen, heimlich oder mit Gewalt. So bedarf ich eines Mannes, der mir seinen Arm leihe. Bitte daher Euch, liebster Koppe, Ihr wollet es um Gotteswillen thun, denn Ihr des Ortes Gelegenheit wisset, habet auch einen feinen Kopf, den rechten Weg zu erklügeln, und ein gutes evangelisches Herz, Euch der Elenden zu erbarmen. Wollet Ihr es thun?' — Da habe ich denn Ja gesagt, denn wer mag dem Luther widerstehen, so er einen mit seinen großen Blitzaugen anschauet und mit seiner liebfreundlichen Stimme bittet? War auch ordentlich stolz, daß er bei mir auf der offenen Straße stand, der große Mann, der sich weder vor dem Papst noch vor dem Teufel fürchtet, und mit mir redete als mit einem vertrauten Kumpan. Da er aber hinweg war, da ward es mir doch schwül um das Herz her, denn ich merkete, daß ich einen Turm gebauet, ohne zuvor die Kosten zu überschlagen. Habe mich schon auf dem ganzen Heimweg mit diesem Gedanken getragen und sitze nun allhier und plage mich ab, wie der Handel anzustellen. Siehe, je näher ich die Sache besehe, desto schwieriger und kitzeliger erscheinet sie mir. Denn wie soll ich den Nonnen meinen Vorsatz hinterbringen, ohne daß die Äbtissin davon Witterung bekommt? Hat sie doch trotz ihrer siebenzig Jahre Augen im Kopf gleich einem Luchs und eine Nase gleich einem Fuchs. Wo es mir aber wirklich gelungen wäre, ihnen heimlich zu nahen, wie soll es möglich sein, sie unbemerkt aus dem Kloster zu entführen? So es eine Einige wäre, mochte es wohl angehen, aber eine ganze Wagenladung voll? Hätte ich sie aber alle glücklich heraus, so müßten wir durch Herzogs Georgs Gebiet, und dieses ist eine gefährliche Fahrt, maßen der Georg den Luther mehr hasset, denn den Teufel. — Liebster Gevatter, was ratet Ihr mir?"

Der Angeredete schloß halb die Augen und wiegte nachdenklich den Kopf. Nach einer Weile schaute er auf und sagte: „Der Nonnen Not gehet mir auch an das Herz, denn jüngst erst bin ich Zeuge gewesen von der Freude meiner Schwestertochter, so mit Hilfe ihres Vetters dem Kloster zu Wurzen entronnen. So mag die Freude eines Menschen sein, der aus dem Grab wieder zum Leben auferstehet. Aus dem Tode aber einem Menschen zum Leben zu helfen, solches mag ein gutes, gottgefälliges Werk sein. Derhalben erbarmet es mich auch der neun Nonnen von Nimptschen, wiewohl mir selbige nicht bekannt, und so es nun vollends der Doktor Martinus begehret, wer könnte sich da noch wehren und sperren! So gehet nur frisch daran, Gevatter, ich aber will Euch gerne zur Seiten stehen."

„Dafür sollet Ihr meinen wärmsten Dank haben!" rief frohlockend der Kaufherr, indem er dem Freunde die Hand schüttelte. „So Euer Kopf mir denken hilft, wird es wohl hinausgehen."

Ruhig erwiderte der Lichtzieher: „Es ist ein gutes Werk, so wird Gott uns helfen. — Höret, Gevatter, wann habet Ihr die nächste Lieferung von Tuch und Kerzen an das Kloster?"

„Jeden Tag kann solche geschehen, denn Ostern ist nahe."

„Was ich im Sinn habe?" gab Tommitzsch zurück. „Wie gar leicht ist es doch bei solcher Gelegenheit, den Nonnen ein Brieflein zuzustecken!"

Koppe horchte aufmerksam auf, und nach kurzer Beratung verließ der Lichtzieher des Gevatters Haus.

Schon am folgenden Mittag bewegte sich ein schwerfälliges Gefährt, mit Segeltuch überzogen, auf der Straße von Torgau nach Grimma und hielt am Abend desselben Tages vor dem Thor des Klosters Marienthron zu Nimptschen, just um die Zeit, da die Nonnen nach eingenommenem Nachtessen sich in dem Hof und Garten lustwandelnd ergingen.

Die Ankunft eines Proviantwagens von draußen aus der Welt war in dem Einerlei des Klosters immer ein Ereignis, zumal wenn der Herr Leonhard Koppe aus Torgau kam, der freundliche, gesprächsame Mann, der immer alle Taschen voll Neuigkeiten mitbrachte und so scherzhaft zu erzählen wußte.

Auch heute war der Torgauer Händler bald von den Klosterjungfrauen umringt und kramte unter heiterer Rede seine Ware aus. Doch war es, als ob seine Augen nach etwas suchten, und den Nonnen schien es, als wären seine Gedanken irgendwo anders, denn seine Antworten waren zerstreut und paßten manchmal gar nicht auf die Frage. Als vollends Magdalena von Staupitz, aus dem Garten kommend, herzutrat, wurde er einsilbig und deutete an, daß ihm heute das Schwatzen schwer werde.

Beim Herannahen der Staupitz hatte er dieser mit den Augen einen verstohlenen Wink gegeben, und diese hatte sich darauf schnell abgewendet, um die anderen nicht die Röte sehen zu lassen, die dieser Wink auf ihren Wangen verursachte. Sie war nach dem Garten zurückgegangen, hatte sich aber in der Nähe der Thür hinter einem Fliederstrauch verborgen, von wo sie den Hof übersehen und den Wagen beobachten konnte.

Nachdem sich nun die Nonnen allmählich hinwegbegeben, naherte sie sich dem Wagen wieder und versuchte in dem Gesicht des Händlers die Deutung seines Winks zu lesen. Hinter dem Wagen, wo er von dem Kloster aus nicht gesehen werden konnte, steckte er ihr in aller Behendigkeit ein Zettelchen zu und flüsterte: „Nehmet und leset! Zur rechten Stunde werde ich an Ort und Stelle sein!"

Damit stieg er auf den Wagen, um sich in dem Stroh ein Lager zu rüsten, und die Nonne verschwand im Schatten des Klosters.

„Was ist Dir, Schwester Magdalena?" fragte nach beendeter Abendhora die Äbtissin das Fräulein von Staupitz. „Bist Du krank? Siehe, Dein Angesicht ist bleich, wie einer Toten, und in Deiner Hand zittert der Rosenkranz."

Magdalena schlug die Augen nieder und sagte leise: „Es ist als ein Fieber in mir, und mühselig war meine Andacht, denn mein Kopf ist wüst und schwer.

„So laß Dir einen Thee bereiten!" sagte die Äbtissin.

Gehorsam entwich die Nonne aus der Nähe der Gefürchteten, trank das schnell bereitete Getränk und suchte dann eilig ihre Zelle auf, um der Qual der teilnehmenden Fragen zu entgehen.

Droben in ihrer Klause trat ihr Katharina von Bora entgegen: „Du erschreckest mich, Schwester! Sage, was ist geschehen? Mein Herz pochet in ungestümer Angst, doch mochte ich Dich drunten vor den andern nicht fragen."

Magdalena schob tief aufatmend den Riegel vor, dann fiel sie der Schwester zitternd um den Hals: „Katharina, liebe Katharina, der Morgen grauet, der Tag der Freiheit dämmert! Luther — Luther — du willst auch unser Retter werden!"

Der Katharina ward es heiß in Magdalenens Armen und

mir nicht in Rätseln, Schwester!" rief sie. „Rette mich aus der Pein des Hangens zwischen Hoffen und Fürchten!"

Magdalena beruhigte sich allmählich und zog behutsam einen Papierstreifen aus dem Busen. „Siehe hier die Antwort auf unsere Bitte an den Doktor Martinus! Leonhard Koppe, der Händler, hat es mir heimlich zugesteckt. Es ist schwer, die Buchstaben zu entziffern, denn Herrn Koppes Hand tauget zum Schreiben wenig. Horch, wie es heißt: ‚Der Doktor Martinus grüßend die neun Schwestern und will sie erretten, und zwar durch mich, den Torgauer Kaufherrn Leonhard Koppe, So haltet Euch bereit: in der Nacht vom Karsonnabend zum heiligen Ostertag, den 4. April um die zehnte Stunde bin ich unter dem Fenster der Katharina von Bora, von wo aus die Flucht am ehesten zu bewerkstelligen. Thuet, was Euch oblieget zu der nötigen Heimlichkeit, und der Allmächtige sei Euch gnädig!'"

Katharina wollte aufjubeln, aber Magdalena deckte ihr gebieterisch die Hand auf den Mund. „Zähme Deine Freude, Schwester! Wenn Gott uns einen Weg bahnen soll, so darf nicht unsere Unfürsichtigkeit ihm Steine hineinlegen. Wehe, wenn wir uns selbst verrieten und unsern Retter an den Pranger stellten!"

„Wie sagst Du", fiel Katharina erregt ein, „in der Osternacht? Ist dieses nicht die allerunschicklichste Zeit?"

„Du meinest, wegen der Vigilie?" fragte Magdalena und versank in stilles Sinnen. Dann that sie noch einmal einen schnellen Blick in den Brief, und freudig leuchtete ihr Auge auf. „O, gerade diese Nacht wird unserem Fürnehmen günstig sein. Um Mitternacht beginnet die Vigilie, und frühzeitiger gehet man zuvor am Abend schlafen, um noch etlichen Schlummers zu genießen. Hier aber lese ich, daß um die zehnte Stunde der Torgauer unser warten will. Ist dieses nicht fein ausgesonnen? O, in neuem Mut der Hoffnung hebet sich meine Seele, und das letzte bange Zittern ist still."

Von ihrem Gefühl überwältigt sank Magdalena in die Kniee — Katharina ihr nach — und aus dem tiefsten Herzen kam's herauf, als sie sprach: „Du HErr meines Lebens, du Gott meines Heils, dir danke ich, daß du ein Herz gelenket zu unserer Erlösung, dir traue ich, daß du das angefangene Werk auch vollführen werdest, um deines Namens willen. Amen."

Viertes Kapitel.

Freiheit.

Es war am Sonnabend vor dem heiligen Osterfest des Jahres 1523. Nach der feierlich bangen Stille des Karfreitags herrschte in dem Kloster nach beendeter Frühmesse ein reges Treiben. Schweigsam zwar ging es auch heute her, denn der Tag, an welchem der Leichnam des HErrn im Grab gelegen, forderte Ruhe und heiligen Ernst; aber die Hände der Klosterschwestern waren geschäftig, dem morgenden hohen Fest der Christenheit den würdigen Schmuck zu geben. Unter dem großen Schuppen saß eine Anzahl Nonnen und wand grüne Kränze von Moos und Cedernzweigen, mit denen sie hernach die Heiligenbilder und zumal die lebensgroße Statue der Mutter Gottes in der Kapelle zierten. Andere waren beschäftigt, den am Karfreitag alles Schmucks entblößten Altar in sein festliches Gewand zu hüllen, den weißen Seidenbehang mit goldener Stickerei, und auf die sauber geputzten Leuchter die neuen Wachskerzen zu stecken, welche Leonhard Koppe jüngst gebracht. Noch andere bauten in der Altarnische die plastische Darstellung der Auferstehungsgeschichte auf: das Grab mit den zu Boden gestürzten Hütern ringsum und dem aus der Thür heraustretenden Heiland mit der Fahne.

Unter diesen Zurüstungen verstrich der ganze Vormittag. Beim Mittagsmahl ging es still und eintönig her, denn nur spärliche Kost erlaubte der strenge Fasttag. Den Nachmittag war das Kloster öde wie ein Grab. In ihren Zellen saßen die Nonnen, an Leib und Seele müde von den Anstrengungen der „großen Woche"; denn seit dem Palmensonntag waren sie nur wenig in das Bett gekommen und hatten die meiste Zeit in der Kapelle zubringen müssen mit Fasten, Beten, Singen, Beichten und Messehören. Mochte darum wohl manch eine sich des lieben Osterfestes nicht allein um dessentwillen freuen, daß da der HErr erstanden ist zum Heil der Welt, sondern auch um ihrer selbst willen, daß dem ermatteten und entnervten Leib sein Recht wieder werde und die Seele aus ihrer Erschlaffung zu neuer Lebenskraft erwache. —

Der Abend dämmerte langsam herauf. Noch einmal rief das Glöcklein zur Hora und die Klostervögtin zu der dünnen, aschgrauen Fastensuppe, dann erstarb in dem Kloster der letzte menschliche Laut, und die Andachtmüden streckten sich auf ihr Lager, um im Schlummer noch etliche Stärkung zu erraffen für die letzte Anstrengung, die um Mitternacht beginnende Ostervigilie, jenen nächtlichen Gottesdienst, der in geheimnisvollem Ahnungsschauer die Seele von Stufe zu Stufe spannend aufwärts führt bis zu dem Augenblick, wo der Strahl der aufgehenden Sonne die leise Murmelnden zum Jauchzen weckt, daß im vollen Chor ihr Lobgesang zum Himmel dringt:

> Christ ist erstanden
> Von der Marter Banden'
> Des soll'n wir alle froh sein,
> Christus will unser Trost sein.
> Kyrieleis. —

Es war eine feucht kalte, unheimliche Nacht. Ein scharfer Wind aus Nordwest jagte die Wolken vor sich her über die Mondsichel hin, deren blasses Licht gespenstige Schatten auf die Erde warf, und im Walde bogen sich knarrend und rauschend die Wipfel.

Auf der von Torgau kommenden Straße bewegte sich langsam ein großer Lastwagen, mit Tonnen beladen, daher. Wenn die sich teilenden Wolken dem Mond freie Bahn ließen, wurden auf dem Gefährt drei Gestalten sichtbar, welche, tief in Decken gehüllt, schweigend nebeneinander saßen.

In der Nähe des Klosters angekommen, bog das Fuhrwerk von der Straße ab. Einer der drei Männer sprang herunter und nahm die Rosse beim Zügel.

„Wisset Ihr auch den Pfad genau, Gevatter?" fragte es leise aus dem Wagen.

„Sorget nicht!" war die Antwort. „Ich kenne hier jeglichen Weg und Steg. Nur bis zu dem Wasser noch, dann lassen wir das Geschirr im Schutz der Erlen. Du, Kaspar, bleibest bei den Rossen und sorgest für deren Notdurft, Ihr aber, Gevatter, kommet mit mir."

Kaspar, der Brudersohn Leonhard Koppes, stieg von dem Wagen, warf den Rossen Heu vor und holte aus dem Teich einen Eimer Wasser. Während dessen schritten die beiden andern behutsam auf das Kloster zu.

„Sehet Ihr dort die Gartenmauer?" sagte Leonhard, den Arm ausreckend. „Auf dieser krieche ich bis zur Stelle, wo sie an die Zelle der Katharina von Bora stößet. Schauet dort, wo das Licht schimmert, das ist die Zelle. Mit großer Freude nehme ich wahr, daß alle andern Fenster dunkel sind; so ist meine Vermutung nicht irre gegangen: die Nonnen schlafen bis zur Mitternacht. — Noch ist aber nicht die zehnte Stunde; darum lasset uns die Zeit nützen, um das Kloster zu schleichen, ob nichts Verdächtiges vorhanden."

Vorsichtig tappend machten sich die Männer auf den Weg, indem Koppe seinen Gevatter Tommitzsch bei der Hand nahm, denn dessen Füße hatten wegen des unsichern Augenlichts eine starke Neigung zum Straucheln. Der Weg führte hart am Weiher entlang und war nicht ohne Gefahr, da das Weiden-

gebüsch des steilen Ufers sich stellenweis beschwerlich um die Beine der Wanderer schlang und überdem der Schatten der Erlen das Licht des Mondes entkräftete.

„Die Äbtissin schläft noch nicht“, sagte unmutig Koppe nach einer Weile, als sie die östliche Front des Klosters vor sich hatten. „Das alte Gespenst hat wenig Ruhe und geistert gern in der Nacht herum zum Schrecken der Nonnen. Es ist eine wunderliche Person, hat mir durch ihr Mißtrauen und schnöden Geiz schon manchen Verdruß beim Handel bereitet. In ihren eigenen Augen aber ist sie eine Heilige, denn ihrer guten Werke ist eine so große Zahl, daß sie bis in den Himmel hineinreichen, wie der babylonische Turm. Blicket derhalben auch sehr getrost und mutig drein und fürchtet sich vor nichts, ausgenommen vor dem Käuzlein, dessen Stimme ihr also durch die Nerven schneidet, daß ihr die Sinne vergehen. Zahlet darum auch für jegliches Käuzchen-Ei, so ihr im Frühling gebracht wird, einen Goldgülden.“

Wolfgang Tommitzsch blieb plötzlich stehen und packte seinen Begleiter am Arm. „Gevatter, ich gehe nicht weiter mit Euch!“

„Was ficht Euch an?“ fragte Koppe entsetzt.

Tommitzsch fuhr gelassen fort: „Ihr möget bei Eurer Arbeit meiner Mithilfe wohl entraten, und bessere Dienste kann ich Euch thun, so ich umkehre und die Äbtissin unschädlich mache.“

„Was wollet Ihr?“ fragte Koppe mit wachsendem Befremden.

Tommitzsch beruhigte ihn: „Das Käuzlein nachzuahmen verstehe ich wohl, wie auch den Sperber und die Katze. So will ich, wenn die Zeit gekommen, unter dem Fenster der Alten das Käuzlein sein, so die Furchtlose zu fürchten machet. Inzwischen thut Ihr Euer Werk.“

„Wahrlich, Ihr seid ein kluger Ratgeber“, sagte Koppe, seinem Freunde vergnügt auf die Schulter klopfend. „Wie froh bin ich, daß ich Eure Hilfe gesuchet! Nun etliche Minuten noch, so heben wir an.“

Beide Männer reichten sich die Hände und trennten sich mit dem Wunsch glücklichen Gelingens.

Mit verdoppelter Behutsamkeit schlich Koppe an der Gartenmauer dahin, bis er zu der Stelle kam, wo wegen etlicher ausgebröckelter Steine die Ersteigung am leichtesten war. Ohne Geräusch gelangte er auf die Mauer und kroch auf derselben hin.

Zu seinen Ohren drang durch die Stille der Nacht ein kurzer Schrei, daß er zusammenschrak. Aber bald faßte er sich und murmelte, lächelnd über seinen Schreck: „Das Käuzlein!“

Noch etlichemale wiederholte sich dieser Schrei, und Koppe war inzwischen wohlbehalten zu dem erleuchteten Zellenfenster gelangt. Er richtete sich auf der Mauer empor — wehe, das Fenster war zu hoch, als daß er es mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte. Er hatte sich in der Höhe getäuscht.

Was war nun zu thun? Wie sollte er sich bemerklich machen? Zu rufen durfte er ja nicht wagen. Und wie sollte er die Nonnen von der Höhe ungefährdet herabbekommen! Es blieb ihm nichts übrig, als mit der Faust an die Wand zu klopfen. Umsonst — durch die starken Mauern wurden die Schläge nicht hörbar. Da besann er sich auf einen Schlüssel, den er in der Tasche trug; damit wiederholte er sein Klopfen, und die Schläge gaben einen hellen Klang.

Horch! in der Zelle entsteht ein Geräusch! Das Fenster thut sich leise auf, und Koppe erkennt die Umrisse eines sich herausneigenden Kopfes.

„Der Retter ist da!“ ruft er im Flüsterton hinauf und vernimmt ein halblautes „Gelobt sei Gott!“

hervorzutauchen, und Koppe hörte die Worte: „Harret still, bis wir den Strick an dem Gitter befestiget!“

Da erstarb ihm auf den Lippen die Klage, die er eben wollte laut werden lassen — die weibliche List hatte besser gesorgt, als die Klugheit des Mannes. —

Kaum eine Minute war verstrichen, da fiel ihm der herabgelassene Strick auf den Hut, dann noch eine Minute, und die erste Nonne stand neben ihm auf der Mauer.

„Kriechet fürsichtig fürbaß!“ raunte er der Bebenden zu. „Will inzwischen stehen und die andern empfahen.“

Wieder schrie das Käuzlein, sonst regte sich außer den im Winde schwankenden Wipfeln nichts.

In überstürzender Hast glitten die Nonnen herab und krochen hinter der ersten auf der Mauer dahin bis zu der bezeichneten Stelle. Koppe folgte ihnen nach, sprang zuerst von der Mauer und half den Klosterschwestern herab.

Einer derselben entrang sich unwillkürlich ein gepreßter Freudenschrei; Koppe aber raunte ihr heftig zu: „Noch ist es nicht Zeit zum Jubilieren. Eilt hinter mir drein zu dem Wagen!“

Dieser war bald erreicht, und der Händler barg die Nonnen zwischen den Fässern, sie in dem Stroh so tief verhüllend, daß nichts von ihnen sichtbar blieb. Dann holte er in Eil das Käuzlein von seinem Posten herbei, setzte sich mit diesem auf und ließ die Rosse anziehen.

Dunkel, träumerisch, unheimlich, wie ein ungeheurer Sarg lag das Kloster da, kein Licht flimmerte mehr, auch die Zelle der Äbtissin war finster — das Käuzlein hatte also mit seinem Sang die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt: die Heilige hatte ohne Zweifel unter der Bettdecke Schutz gesucht gegen das markerschütternde Geschrei des Totenvogels.

Regungslos kauerten die Nonnen in ihrem Versteck — keine wagte ein Wort zu reden, allen lag wie ein Mühlstein auf dem Herzen das Nachweh der überstandenen Angst und die Furcht vor neuer Fährlichkeit.

So ging es etwa eine Stunde. Da wurde plötzlich der Wagen angehalten, und eine blecherne Stimme rief den Fuhrmann an: „Was führet Ihr?“

Man stand auf der Grenze herzoglich sächsischen Gebiets.

„Heringstonnen!“ gab kurz und bestimmt Koppe zur Antwort. „Haltet mich nicht lange auf, Freund, denn starr sind meine Gliedmaßen von der nächtlichen Kälte.“

Ein Mann kletterte an dem Wagen in die Höhe und betastete prüfend den Inhalt.

„Passieret!“ rief er dem Rosselenker zu, und schnelleren Trabes eilten die Rosse weiter.

In dem Stroh fing es jetzt an zu rascheln und zu sprechen, auch Koppe und Tommitzsch gaben hier und da ein Wörtlein dazu. Die Nonnen wollten empor aus dem erstickenden Gewahrsam, aber das gestattete der umsichtige Retter noch nicht. Doch als nach etlichen Stunden im Osten sich der Himmel rötete und bald der erste Strahl der Ostersonne feurig aufblitzte, da ward es zwischen den Tonnen lebendig, und wie auf Verabredung klang es jubelnd von den Lippen der emporgerichteten Nonnen:

„Christ ist erstanden
Von der Marter Banden.
Des soll'n wir alle froh sein,
Christus will unser Trost sein.
Kyrieleis.“

Der Leonhard hatte wehrend die Arme erhoben, aber bald ließ er sie sinken und lauschte dem Gesang, der wie vom Himmel kommend ihm erschien. Er saß da mit Thränen in den Augen und duldete es auch, daß die Nonnen sich zu ihm drängten, ihm die Hände drückten und sich überboten in Danksagung, von welcher auch den beiden andern ihr gebührendes Teil abfiel.

Buntes Allerlei.

Eine Jagd bei den Kimbunda-Negern in Südwestafrika. Im Winter, wenn das hohe Gras infolge der trockenen Ostwinde ganz verdorrt ist, und leicht abgebrannt werden kann, versammeln sich aus mehreren Ortschaften Jäger mit Flinten und Bogen bewaffnet und begeben sich in den Wald. Nachdem sie das welke Gras an mehreren Stellen zugleich angezündet haben, verbreitet sich das von dem regelmäßig wehenden Luftzug angefachte Feuer mit großer Schnelligkeit, dringt mit ungeheurem Geprassel durch das unter den Bäumen befindliche dichte Gras und dürre Laubwerk, und die Flammen schlagen hoch empor bis zu den Gipfeln. Die Jäger haben vorher den Raum durch eine ununterbrochene Kette eingeschlossen, um das aufgeschreckte und vor dem Feuermeer nach allen Seiten hin fliehende Wild auf leichte Weise niederzuschießen. Bei solchen Gelegenheiten werden wilde Tiere sehr verschiedener Art zu Hunderten geschossen. Aber die Jagd ist nicht etwa ohne Gefahr, denn in dem eingeschlossenen weiten Kreise, der manchmal einen Durchmesser von vier deutschen Meilen hat, befinden sich gewöhnlich auch wütende Raubtiere in großer Anzahl. Diese pflegen, einerseits von den heftig wütenden Flammen bedroht, andererseits durch den Knall der Gewehre erschreckt, sich in blinder Wut auf die im Kreise vordringenden Jäger zu stürzen, und besonders die Löwen, Leoparden und Unzen verkaufen meist ihr Leben teuer. Manche Jäger fallen ihnen zum Opfer, obwohl die sehr gewandten Schwarzen insgemein mit vielem Geschick auszuweichen verstehen. Sie jagen übrigens das Wild auch noch auf andere Weise. Die Wakongo, d. h. Jagdmeister, errichten, von einem Fluß oder Bach anfangend, in gerader Linie einen etwa meterhohen Zaun, der sich entsprechend weit hinzieht. Innerhalb desselben sind in regelmäßigen Abständen enge Öffnungen mit Fallen angebracht. An einem geradestehenden Baume wird nämlich in geneigter Richtung ein großes, schweres Stück Holz angelehnt und vermittelst eines hölzernen Zapfens befestigt, an diesem letzteren ist eine dünne Leine angebracht, welche in der Quere über die Öffnung des Zaunes gezogen wird. Ein Tier, welches durch diese Öffnung geht, muß notwendig die Leine berühren und anziehen, dadurch wird der hölzerne Zapfen herausgezogen, und der schwere Klotz fällt sogleich auf das sich durchzwängende Tier und schlägt dasselbe tot. Damit auch größere Tiere, z. B. der Pakassa (Büffel), Zebra u. dergl. mehr in diesen Olibi (Fallen) ihren Untergang finden, befestigt man am unteren Ende der Fallhölzer kurze und scharfe Speerspitzen von Eisen und macht etwas größere Öffnungen. Außerdem legt man unter diesen Olibi noch Fallgruben an, deren Boden mit nach oben gekehrten eisernen Spitzen versehen ist. Die Grube wird mit einer dünnen Lage von Gras und Zweigen überdeckt, welche sofort nachgibt, wenn ein Tier darauf tritt.

Zur Geschichte des Thees. Wer war der Mann, der zuerst die schätzbaren Eigenschaften der Theestaude entdeckte? Niemand weiß es. Er ist unbekannt geblieben, wie mancher andere Wohlthäter der Menschheit, und auch hier ist die Mythe an die Stelle der Historie getreten. Nach ihr verdankt der Trank einem buddhistischen „Heiligen“ seinen Ursprung. Derselbe, im Zorn darüber, daß ihm bei seinen Denkübungen die Augen über den Dienst versagten und zufielen, schnitt dieselben ab und warf sie an die Erde. Doch siehe da — lustig entkeimte ihnen ein schöner, blätterreicher Strauch. Der „Heilige“ kostete davon, und die Müdigkeit, die er kaum noch zu bekämpfen vermocht hatte, war plötzlich verschwunden. Soweit die Sage, die unverkennbar eine Hindeutung auf die psychologische Wirkung des Thees ist. Es ist ausgemacht, daß in China der Trank schon im dritten Jahrhundert n. Chr. allgemein genossen wurde und sich von dort im Anfang des neunten über die angrenzenden Länder verbreitete. Sehr viel später erst gelangten die Blätter nach Europa. Die ersten wurden 1610 von der holländisch-ostindischen Handelskompanie importiert. Bald darauf, 1638, tauschten russische Reisende chinesischen Thee gegen Zobelpelze ein und fanden damit in Moskau großen Beifall. So begann also dieses berühmte Blatt fast gleichzeitig von zwei Seiten, zu Wasser und zu Lande, seinen Eroberungszug nach Europa. Aber noch 1664 war Thee in Europa eine solche Rarität, daß die englisch-ostindische Kompanie zwei Pfund davon nicht für zu gering hielt, sie ihrem Könige als Geschenk zu bringen. Karl II., der den Aufguß nur mit großem Mißtrauen versuchte, würde denjenigen ausgelacht haben, der ihm diesen Trank als Nationalgetränk seines Volkes angekündigt hätte, und [illegible] nach kaum zwei Jahrhunderten Millionen von Pfunden nicht aus[illegible] würden, dem Bedarfe zu genügen. Die Verbreitung des Blattes ha[illegible] der That die Hoffnungen auch der kühnsten Phantasie überstiegen. [illegible] im Jahre 1705 verbrauchte England 100,000 Pfund davon; zwa[illegible] Jahre später reichte die vierfache Menge nicht mehr aus; 1825, also hu[illegible] dert Jahre darauf, war der jährliche Verbrauch auf 28 Millionen an[illegible] wachsen, während heute weit mehr als die doppelte Anzahl von Pfun[illegible] konsumiert wird. Eine ähnliche Steigerung fand auch in den übr[illegible] Ländern des nördlichen Europa statt. Freilich ist England, neben [illegible] land und Nordamerika, der bedeutendste Konsument. Die Franzosen [illegible] besonders die Deutschen huldigen dem Kaffee. Mehr noch wird im S[illegible] den Europas fast ausschließlich Kaffee getrunken, der Verbrauch von T[illegible] in diesen Ländern ist nur klein. Überhaupt ist eine durchgängige [illegible] für Thee im Norden, für Kaffee im Süden des Kontinents unverk[illegible]

Das virginische Farmhaus. Ein altes Farmhaus in Virgin[illegible] mit den Bauerhäusern in Westphalen, Teilen von Norddeutschla[illegible] Ostfriesland unverkennbare Ähnlichkeit. Eine einzige lange und [illegible] Halle — Diele — nimmt das ganze Haus ein, der Fußboden ist gla[illegible] weiß gescheuert, die Wände sind in ihrer halben Höhe mit Holz get[illegible] und darüber weiß getüncht. Die Geweihe von Hirschen, die vor 60 [illegible]ren in den dichten Waldungen der Umgegend die Beute des Besitzers wurden, oder solcher Tiere, die der Jäger noch heute auf gelegentlichen Jagdausflügen nach den Alleghanies erlegt, sind an den Wänden befestigt, und an ihnen hängen die alten Schrotbeutel und Pulverhörner neben den modernen Patronengürteln herab. Eine andere Wand nimmt eine Karte des County, eine Abbildung der Universität von Virginia oder des Kapitols in Richmond ein. Daneben prangen unter Glas und Rahmen die schriftlichen Anerkennungen, die der Farmer auf landwirtschaftlichen Ausstellungen davongetragen hat. In irgend einer Ecke ist ein Verschlag, der das für den Farmer reservierte Zimmer umschließt, häufig aber auch als Familienstübchen dient. Hier nimmt noch der alte, mit massiven Messing-Zieraten geschmückte Kamin die mächtigen Holzscheite auf, und im Winter deckt ein Teppich den Boden. In altmodischen Truhen werden hier die Familienschätze aufbewahrt, und die Wand schmücken die Porträts derjenigen Männer, die der Virginier vom alten Schrot und Korn am höchsten verehrt. Natürlich fehlt Washington nie, und nächst ihm findet sich Jefferson am häufigsten. Auch dem großen amerikanischen Redner Patrick Henry begegnet man in keinem Staate so häufig, als in Virginia. Die große Halle ist das gewöhnliche Versammlungslokal für alle Personen, die zu der Farm gehören, hier werden die Mahlzeiten eingenommen und die Abende verbracht. Im hinteren Teile der Halle ist ein großer Teil der auf der Farm gewonnenen Früchte aufbewahrt, dem steinernen Herde ist der eiserne Kochherd gefolgt, und statt des Loches im Dache, durch welches früher der Rauch abzog, ist jetzt das eiserne Ofenrohr in den neu errichteten Schornstein geführt. In einem Punkte ist jedoch das Farmhaus von dem Bauerhause verschieden: die Stallungen befinden sich in ersterem nie unter demselben Dach.

Luthers Reisen. Dr. Luther ist in seinem Leben sehr viel gereist und zwar meistens zu Fuß. Man hat berechnet, daß er von seiner ersten Schülerfahrt an bis zu der Reise nach Eisleben, auf welcher er starb, nahe an vierzehntausend Meilen gemacht habe!

Praktische Anwendung. Ein Arzt fragte scherzend einen Quäker, ob er wohl den Unterschied zwischen „gleichfalls“ und „gleicherweise“ angeben könne? „O ja“, antwortete der Quäker. „Sir William Fergusson war ein großer Arzt, dessen Geschicklichkeit von allen gerühmt wird. Sie sind gleichfalls ein Arzt, aber nicht gleicherweise.“

Mißverständnis. Fürst zu einer Deputation: „Ich habe mit Bedauern gehört, Herr Bürgermeister, daß Sie schon neulich einen Brand hatten und gestern wieder einen.“ „Halten's zu Gnaden, Durchlaucht, e Brand konnte mer's eigentlich nicht nennen, ich war nur e bischen angeheitert.“

Aus der Kinderstube. Der kleine Willi: „Ach, Mama, kauf' mir doch ein kleines Schwesterchen!“ — Mama: „Was willst Du damit?“ — Willi: „Hau'n!“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $[illegible].00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange-Publishing-Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 6. Dezember 1883. Nummer 15.

An unsere Leser.

Wie im vorigen Jahre, so werden wir auch diesmal eine

Weihnachtsnummer

ausgeben, **durchweg weihnachtlichen Inhalts,** in sich abgeschlossen, ohne Fortsetzungen und überlaufende Stücke, besonders schön und reich illustriert. Es **wird eine Doppelnummer** (17 und 18) **und also volle** zweiunddreißig Seiten stark sein. Ueberdies wird diese Festdoppelnummer extra in farbigem Heftumschlag erscheinen.

Wir sind überzeugt, daß sich die Weihnachtsnummer vortrefflich dazu eignen wird, nahen und fernen Freunden, welche die Abendschule nicht lesen, damit eine kleine Weihnachtsüberraschung zu bereiten. Wir sind daher bereit, gegen Übersendung von **vierzehn Cents** in bar oder in Postmarken ein Exemplar portofrei an irgend eine Adresse, **auch nach Deutschland,** zu versenden und, wo es gewünscht wird, den Vermerk: **Auf Veranlassung von ....** (Name des Bestellers) hinzuzufügen.

Wir hoffen, daß recht viele unserer Leser von unserem Anerbieten Gebrauch machen werden, bitten jedoch um sofortige Bestellung, damit die Höhe der Auflage bestimmt werden kann.

Saint Louis, im Dezember 1883. Louis Lange Publishing Company.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (13. Fortsetzung.)

11.

Als ich in das Haus treten wollte, kam Sterchi gerade daraus hervor, und als ich ihm nun einen „guten Morgen" bot und dabei sagte, daß ich einmal im Saale frühstücken wolle, nickte er, sprach aber außer seinem Gegengruß kein Wort und er kam mir dabei etwas scheu und zurückhaltend vor, wie er auch den ganzen Tag über blieb, als ob er sich Gewalt anthun müsse mir irgend etwas von Bedeutung zu verschweigen. Es lag dies gar nicht in seiner Art; er war von jeher so treuherzig und mitteilsam gegen mich gewesen, daß ich ihn gar nicht hätte begreifen können, wenn ich mir nicht gesagt, daß sein Benehmen ganz allein aus dem Umstande hervorging, daß er genötigt war mir seine nähere Bekanntschaft mit dem Einsiedler auf seiner Alp zu verbergen, nach dem ich ihn schon einmal gefragt und über den er mir in keinerlei Weise Rede stehen wollte. Daß nun der Brief, den er heute morgen erhalten, sich auf diesen Mann bezog, unterlag bei mir keinem Zweifel mehr, und das erklärte mir hinreichend sein eigentümliches Verhalten gegen mich. Ich dagegen wollte ihn deswegen nicht wieder in Verlegenheit setzen und beschloß das Gespräch nicht mehr auf den Einsiedler zu bringen. Daß einmal die Zeit kommen würde, wo er mit mir über ihn sprechen würde, sah ich voraus und das mit dem Manne selbst gemacht hatte, wozu ich nach allem über ihn Gehörten nun fest entschlossen war. Wie dieselbe erfolgen sollte, konnte ich freilich noch nicht ergründen, denn mich jemandem aufzudrängen, der so sichtbar von aller Welt sich zurückzog und dazu wohl seine Gründe haben mußte, lag nicht in meiner Natur und ich rechnete dabei nur auf günstige Zwischenfälle, die ich allein dadurch herbeiführen konnte, daß ich mich öfter nach der Alp begab, um vielleicht irgend wo ganz zufällig dem stillen Bergbewohner zu begegnen.

Zu diesem Zweck hatte ich ganz im stillen schon den nächsten Morgen zu einem abermaligen Besuch der Alp festgesetzt, und wie dieser Besuch ausfiel und was er in seinem Gefolge hatte, wird der Leser sehr bald erfahren.

Als ich nun in den großen Speisesaal trat, fand ich, die drei Engländerinnen ausgenommen, bereits die ganze Pension darin versammelt, und da auch beim Frühstück jeder auf dem Platze zu sitzen pflegte, den er bei der Mittagsmahlzeit einnahm, kam ich allein an den leeren Tisch, hörte aber von hier aus die lebhafte Unterhaltung der munteren Gäste an, deren Appetit über Nacht wieder ein ganz bedeutender geworden war und die sich ihren Kaffee oder ihre Schokolade mit sichtbarem Wohlbehagen schmecken ließen.

nen fragte, sagte sie mir, daß sie in ihrem Zimmer frühstückten, zu dem sie selbst keinen Zutritt habe, da alles den Damen Notwendige von ihrer Negerin besorgt würde. Sie habe aber von außen gesehen, daß sie am offenen Fenster säßen und sich von dort aus mit Behagen dem Genuß der schönen Aussicht hingäben.

Da ich viel später als die anderen Gäste zum Frühstück gekommen war, so ging deren Mahl auch früher zu Ende als das meinige, und so blieb ich, nachdem sie sich zerstreut und ins Freie begeben, allein im Saal zurück. Sterchi ging einigemal durch denselben hin und her, aber auch jetzt kam er nicht zu mir heran, wie er wohl sonst that, wenn er mich allein fand, nur kehrte er sich einmal von der Thür aus nach mir um, und da er mein freundliches Kopfnicken wahrnahm, lächelte er und schüttelte dabei scheinbar unwillkürlich den Kopf, was gerade so aussah, als wollte er sagen: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich so seltsam gegen Sie benehme, aber ich darf Ihnen nicht sagen was Sie so gern wissen möchten."

Nach dem Frühstück begab ich mich in mein Zimmer, um zu schreiben und zu lesen; um elf Uhr aber schlug ich meine Bücher zu und ging wieder vor die Thür, wo auch soeben die englische Familie erschien und mich freundlich begrüßte. Mrs. Duncan erwies sich überaus herzlich gegen mich und schien ganz glücklich über die bessere Stimmung ihrer Nichte zu sein. Diese reichte mir mit einem mir verständlichen Blick die Hand und nickte mir mit wahrhaft rührender Freundlichkeit zu. Miß Lucy war heiter und fast zum Scherz aufgelegt und sagte mir, daß die Mama und sie alle sich ungemein wohl hier oben befanden und daß sie sich alle Tage mehr zum Dank gegen mich verpflichtet fühlten, daß ich sie gerade an diesen Ort geführt. Namentlich die staublose und reine Luft wirke sehr günstig und wohlthuend auf sie ein und wenn es auch in der Sonne heiß sei, so kühle doch der Wind bedeutend ab und im Schatten befinde man sich außerordentlich behaglich.

In der That waren dieser und der folgende Tag die heißesten Tage, die ich noch je auf der Höhe des Abendberges erlebt, und da der Luftzug sich nur an einigen Stellen etwas fühlbar machte, im ganzen aber und an besonders geschützten Orten eine völlige Windstille herrschte, so war es sogar unangenehm heiß, obgleich wir immer noch einige Grad Hitze weniger als die Thalbewohner zählen mochten.

Da die Damen unter diesen Umständen nicht die Hausalp besteigen wollten, so schlug ich ihnen vor, sich auf eine nahe gelegene Bank zu setzen, wo es am Morgen immer am kühlsten ist, weil die umgebenden Bäume und Felsen sie vollständig beschatten. Sie folgten mir willig dahin und bald saßen wir gemütlich beisammen und plauderten über allerlei, wobei ich ihnen auch mitteilte, daß ich am nächsten Morgen schon früh einen Berggang zu unternehmen vorhabe.

„Bleiben Sie lange aus?" fragte da Miß Mary mit einem forschenden Blick, indem sie sich mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit zu mir hinwandte.

„Nein", sagte ich, „bis Mittag hoffe ich unter allen Umständen zurück zu sein."

„Können wir Sie nicht begleiten?" nahm nun Miß Lucy das Wort. „Wir, das heißt Mary und ich, steigen gern und Sie werden finden, daß wir keine verzärtelten Stadtdamen sind."

„Das weiß ich schon", erwiderte ich nach einigem Besinnen, „aber mitnehmen möchte ich Sie morgen doch noch nicht. Wenigstens möchte ich nicht dazu raten; es ist eine Versuchsexkursion, die ich vorhabe, und ich kann Ihnen keinen bestimmten Genuß versprechen. Finde ich jedoch was ich suche, so sollen Sie mich ein anderes Mal begleiten und dann will ich Ihre Kraft und Ausdauer im Klettern prüfen."

„O, so bleibt doch hier unten", sagte nun die Mutter, die an einer feinen Handarbeit nähte, während die beiden jungen Mädchen Bücher in der Hand hielten, um bei Gelegenheit zu lesen, wozu sie indes heute nicht kamen, „Ihr könnt Euch ja auch hier Bewegung genug machen, und da ich nicht mit Euch in die Berge klettern kann und die übrige Gesellschaft nicht kenne, so würde ich hier ganz verlassen sein."

Miß Mary schmiegte sich bei diesen Worten innig an die neben ihr sitzende alte Dame an und streichelte ihr die Hand. Es war dies die erste Zärtlichkeitsäußerung, die ich sie in meiner Gegenwart gegen irgend ein Glied ihrer Familie ausführen sah, und auch das überzeugte mich mehr und mehr, daß die Nachwirkung unseres gestrigen Gesprächs eine heilsame für sie gewesen sei.

„So mag es dabei sein Bewenden haben", nahm ich nach einiger Zeit das Wort, „und Sie bleiben morgen zu Hause; ich will Sie dafür, da ich für diesen Tag nichts Ernstliches vorhabe, am Nachmittag auf einen sehr schönen Platz führen, den Sie auch noch nicht kennen. Auch Sie, Mrs. Duncan, können daran teil nehmen und wenn wir auch etwas dabei steigen müssen, so ist der Weg doch nicht allzu schwierig und noch weniger bedenklich."

Wir plauderten noch eine Weile fort, und erst als die Sonne gegen Mittag, wenn sie einmal aus den Wolken trat, drückend heiß wurde und der Schatten von der Bank verschwand, verließen wir unsern Platz und kehrten in das Haus zurück, das nun in seinen kühleren Zimmern einen angenehmeren Aufenthalt darbot. Auch am Nachmittag und Abend blieb ich in der Gesellschaft der Damen, mit denen ich verschiedene schöne Plätze in der Nähe des Hauses besuchte. Dann aber zog ich mich auf mein Zimmer zurück, um mich durch einen gesunden Schlaf auf die morgige Wanderung gehörig vorzubereiten. —

Um fünf Uhr morgens kam Johann zum Wecken, traf mich aber schon auf den Beinen und am Fenster das Wetter musternd. Um halb sechs Uhr brachte mir Anna den Kaffee, dann machte ich mich zum Abmarsch fertig und zog nur meine festen Bergschuhe, die Ledergamaschen und meinen leichtesten Bergrock an, da der Tag wieder sehr heiß zu werden versprach, nahm Fernglas und Stock und trat in bester Laune und gespannt auf das Neue was ich erleben würde meinen Morgengang an.

Der Himmel war um diese Zeit im Osten ziemlich klar, obgleich die Sonne hinter einem leichten Nebelflor verborgen blieb. In den Lüften regte sich nicht der leiseste Wind, die Blätter an den Kirschbäumen vor dem Hause hingen träg und wie erschlafft an ihren Stielen und kein Laut war ringsum zu hören als nur das Brausen der in Interlaken über die Schleusen fallenden Aare und das Rauschen der Lütschine und des Saxetenbachs zu meiner Rechten.

Langsam begann ich die Hausalp zu besteigen und sah mich erst wieder um, als ich auf dem schräg über die oberste Matte führenden Wege dem Walde zuschritt. Eigentlich Bedenkliches bemerkte ich auch von hier aus nicht, nur war es auffallend schwül und ich fühlte mich schon jetzt sehr erhitzt, was mir sonst nicht so leicht begegnet. So schritt ich denn unbesorgt weiter, mir wiederholt sagend, daß ich ja umkehren könne, wenn sich irgend etwas Bedrohliches zeigen sollte.

Um halb sieben Uhr hatte ich nach einem kurzen Aufenthalt auf der ersten Höhe den Eingang zum Walde erreicht, und so langsam ich auch bisher gegangen war, so mußte ich doch von jetzt an, wo das beschwerlichere Steigen auf dem steilen Bergpfade begann, noch viel langsamer vorschreiten, wenn ich mich nicht übermäßig erhitzen wollte. Kaum aber hatte ich einige Schritte in den Wald hinein gethan, so blieb ich plötzlich schon wieder stehen, denn ich hatte einen seltsamen Ton vernommen, der mir von den Schneebergen her zu kommen schien, die noch leidlich klar waren, aber in ihrer toten kreideartigen Färbung beinahe abschreckend und gespenstisch zu mir herüber

leuchteten. Ja, was war das für ein Ton, den ich, so lange ich diesen Sommer in den Bergen lebte, noch nicht vernommen hatte? Es konnte nichts anderes als der donnernde und im Echo sich zehnmal wiederholende Hall einer fallenden Staublawine sein, die bei der herrschenden Hitze, die auch dort oben wirksam sein mußte, sich von irgend einem Gipfel losgebrochen und eine massenhafte Abrutschung des durch die Wärme gelockerten Firns verursacht hatte.

Ich stand also still und lauschte aufmerksam nach der betreffenden Seite hin, und in der That, ich hatte mich nicht geirrt, denn dem ersten krachenden Donner und seinem Echo folgte ein zweiter und dritter und dann war wieder alles still, jedoch in einer so unheimlichen Weise, daß jemand, der dergleichen noch nicht erlebt, gewiß darüber unruhig, wenn nicht besorgt geworden wäre.

Auch mich beunruhigte die zunehmende Düsterkeit des Weges etwas und ich überlegte eine Weile, ob es doch nicht geratener sei umzukehren und einen besseren Tag abzuwarten, allein der Drang vorwärts zu kommen stachelte mich immer von neuem zum Fortschritt an, und so stieg ich überaus langsam, gleichsam bei jedem Schritt bedächtig überlegend, die steile Höhe weiter empor. Aber mir wurde das Steigen heute merkwürdig schwer und wiederholt folgte ich meiner Neigung mich einige Minuten lang auf irgend einen Stein am Rande des Weges zu setzen.

Plötzlich aber, als ich eben wieder einige Minuten gesessen, war es mir, als ob ein dumpfes Grollen, von ganz anderer Art als vorher, sich in meiner unmittelbaren Nähe über mir zur Rechten hören ließe. Ich stand wieder still und lauschte. Es wiederholte sich sehr schnell, und nein! das war keine Lawine, die von den Bergen fiel, das war das Donnern der aneinander stoßenden Wolken am Himmel, wenn der Blitz durch sie fährt.

Mir war dies neue Ereignis nicht gerade angenehm; mein Weg war jedenfalls noch weit, mochte ich nun zu der Alp hinaufsteigen oder nach Hause zurückkehren wollen. Indessen die erstere war für heute mein einmal ins Auge gefaßtes Ziel und das hielt ich fest, und nun begann ich so rasch zu schreiten, wie es unter den vorhandenen Umständen möglich war.

Allein, das so geheimnisvoll herangezogene Gewitter war viel rascher als ich. Im Hochgebirge bricht es oft plötzlich hervor, wo man es garnicht vermutet, und in dem einen Thale bleibt die Luft ganz ruhig und sogar sonnig, während im nahe daranstoßenden schon die Elemente wild miteinander toben. Ich wußte das sehr wohl und auch die Heftigkeit dieser lokalen Gewitter war mir bekannt, allein ich wußte auch, daß sie oft eben so schnell weichen wie sie kommen, und darauf baute ich auch diesmal.

So schritt ich denn so rasch wie möglich fort und bemühte mich nur erst aus dem dichtesten Walde herauszukommen, dessen düsteres Aussehen mir nachgerade unheimlich genug geworden war. Denn während des Gewitters ist man nicht gern mitten im hohen Walde, namentlich, wenn es so ganz in der Nähe tobt. Schon wollte ich erleichtert aufatmen, als es einen Augenblick etwas heller um mich zu werden schien, und ich hielt abermals im Gehen inne und blickte hoffnungsvoll nach dem Himmel über mir, von dem ich gerade jetzt, mitten zwischen zwei hohen Felsen- und Baumwänden gehend, nur einen schmalen Streifen wahrnehmen konnte. Allein da sah ich nicht viel Tröstliches, denn an jenem Himmelsstreifen zog eben, dicht über mir, eine rabenschwarze Wolke vorüber und um mich her war es plötzlich so dunkel geworden, als ob mit einem Schlage die Nacht hereingebrochen wäre.

Um dieser unheilschwangeren Wolke und ihrem Guß, der nun bald erfolgen mußte, auszuweichen, beeilte ich mich nach Kräften vorwärts zu kommen, und bald auch wurde der Baum- dem mächtigen Walde in eine freiere Baumgasse gelangte. Mit einemmal sauste ein jäher Windstoß daher, so daß die dicken Baumstämme sich rings umher bogen und ein furchtbares Rauschen, Knistern und Knacken in ihren Ästen und Zweigen hören ließen. Mit ihm fast zugleich fuhr in nächster Nähe von mir ein mich blendender Blitzstrahl hernieder, dem ein entsetzlicher Donnerschlag auf dem Fuße folgte. Das Gewitter stand also unmittelbar über mir und ich war völlig schutzlos seinem Walten preisgegeben. Gleich darauf fing auch der Regen, erst in großen, mit Hagel verbundenen Tropfen, zu fallen an, dann aber prasselte er in einem unaufhaltsamen Gusse nieder, der einem Wolkenbruch glich und mich in wenigen Minuten in einer bachartigen Wasserrinne waten ließ.

In zwei Minuten war ich bis auf die Haut durchnäßt. Das war nun gerade nicht angenehm, aber was sollte ich dagegen thun? Mich unter einen dichten Baum stellen, deren genug um mich standen, das war nicht ratsam, denn dazu war mir das Gewitter zu nahe und die Blitze fuhren bald links bald rechts neben mir auf den Boden nieder. Nein, das durfte ich nicht wagen, und so blieb mir nichts übrig als vorwärts und der Alp entgegenzueilen, wo ich gewiß war Feuer und Wärme zu finden, um meine Kleider und mich nach Bedürfnis zu trocknen.

In diesem mir höchst peinlichen Moment sollte ich plötzlich neuen Mut und Trost aus dem noch peinlicheren Zustande eines anderen Menschen schöpfen. Denn eben hatte ich meinen Sinn auf die rettende Alp gerichtet, da kam Christen, der Sennbub, den Weg vor mir daher herabgestolpert. Der arme Junge sah entsetzlich mitgenommen aus und ich konnte daraus entnehmen, daß es auch mit mir nicht viel anders bestellt sein möge, und noch dazu trug er seine schwere mit Milch gefüllte Butte auf dem Rücken, um zu Sterchi hinab zu gehen, wo man ihn gerade zu dieser Zeit schon mit Sehnsucht erwarten mochte.

Ich begrüßte ihn mit kurzem Zuruf, als er an mir vorübereilte und er lachte mich dabei vergnügt wie ein kleiner Erdgeist an, der an dergleichen Ungemach vollkommen gewöhnt und dagegen abgehärtet ist. Dabei deutete er mit beiden Armen aufwärts, als wolle er mich aufmerksam machen, daß das Gewitter gerade über uns sei, und dann war er hinter mir verschwunden und ich sah ihn erst nach einigen Tagen auf der Alp ganz fröhlich und munter wieder.

„Nun", sagte ich zu mir, als Christen nicht mehr sichtbar, „was der Junge kann, muß ich auch können!" und so eilte ich nur um so rascher vorwärts, um aus dem furchtbaren Regenguß zu kommen, der mir mit jedem Augenblick heftiger und kälter zu werden schien.

Zuletzt lief ich so schnell ich konnte, nicht darauf achtend, daß ich oft bis über die Waden in Schlamm und Morast versank, bis ich endlich zwischen dem Nebel und Regen hindurch die heute so lebhaft ersehnte gastliche Hütte hoch auf ihrem grünen Felsenvorsprunge liegen sah.

Endlich war ich nur noch wenige Schritte davon entfernt. Mit der letzten Anstrengung der mir fast den Dienst versagenden Kräfte klomm ich den kleinen Abhang, auf dem sie stand, empor und da hielt ich die Klinke ihrer Thür in der Hand. Ich öffnete sie mit fast fieberhafter Hast und einen Augenblick später stand ich darin, in Heinrichs Palast, und pries mich glücklich, daß ich wenigstens so weit gekommen und nun vor der Hand geborgen war.

* * *

Bei dem ersten Schritt, den ich in dies immer etwas dumpfige Gemach hinein that, sah ich so viel wie gar nichts; denn ein entsetzlicher und fast undurchdringlicher Qualm erfüllte es ganz und gar. Die Thür nach der Küche hin stand weit auf und der Rauch vom Feuer des Käseherdes war von dort her durch das ganze Haus gezogen, selbst in den fester geschlos-

teten Kühe von Zeit zu Zeit ein furchtbares Gebrüll ausstießen. Der heftige Wind, der seit Ausbruch des Gewitters hier auf der ganz ungeschützten Alp wehte und der in anhaltendem Guß herabstürzende Regen hatten den vom Herde in den Kamin aufsteigenden Rauch nicht ins Freie gelassen, sondern ihn wieder in die Küche zurückgepreßt, und so suchte er sich Raum, wo er ihn fand, und wirbelte auch mir, als ich durch die Thür trat, mit erstickend heißer Luft entgegen.

Indessen ich war hier doch endlich geborgen und wenigstens gegen den furchtbaren Regenguß geschützt. Das war mein erster Gedanke, als ich in die Küche trat, dann aber, als ich nur einen hastigen Blick über meine nächste Umgebung geworfen, brachen sogleich andere Gedanken über mich herein und ich wurde von einem eben so großen Erstaunen ergriffen, wie die Personen darin, vor deren weitaufgerissene Augen ich so hastig und unvermutet als Flüchtling trat.

Zunächst sah ich nur Heinrich aus dem Element des Rauches vor mir auftauchen, der eben so triefte wie ich, da er auch erst vor wenigen Minuten von der Alp hereingetreten war, von der er die Kühe in den Stall getrieben; sodann aber gewahrte ich noch eine zweite und mir unbekannte Person, die auf einem niedrigen Schemel am Feuer saß und mich mit einem Blick so voller Verwunderung, Staunen und Neugier betrachtete, wie mich wohl noch niemand betrachtet hatte, und auf deren Zügen zum Greifen deutlich die Frage ausgeprägt lag: „Ist es denn möglich? Kann bei solchem Wetter wirklich ein vernünftiger Mensch in diese Einöde kommen?"

Ich sah mir die seltsame Erscheinung, die nun allmählich klarer aus dem Rauch hervortrat, je mehr meine Augen sich an denselben gewohnten, mit zunehmendem Erstaunen an und in der That, alles was ich an ihm wahrnahm, war ganz geeignet meine Aufmerksamkeit zu verschärfen und meinen Kopf mit seltsamen Gedanken zu füllen. Der Fremde, obwohl er in seiner sitzenden Stellung, die er keinen Augenblick aufgab, nicht nach seiner ganzen Länge geschätzt werden konnte, war sichtlich ein großer und kräftig gebauter Mann, dessen Alter ich nicht sogleich zu bestimmen wagte. Er zeigte sich mir in einer Tracht, wie ich sie in den Schweizerbergen noch nie gesehen, wie sie aber für den beständigen Aufenthalt im Freien und behufs steter Bewegung auf so hohen Bergen nicht zweckmäßiger gedacht werden konnte. Seine breite Brust war nämlich mit einem Büffelwams bekleidet, das bis an den nervigen Hals zugeknöpft war, der völlig entblößt getragen wurde und nur einen kleinen Streifen eines bunten wollenen Hemdes sichtbar werden ließ. Um den schlanken Leib war ein schwarzlederner, vorn schildartig gestalteter Gürtel geschnallt, in dem ein kurzes Jagdmesser in lederner Scheide steckte. Seine Schenkel umfaßten oben etwas eng anliegende, über dem Knie weiter werdende Beinkleider von schwarzem Hirschleder, die, ähnlich wie bei den Schotten und Tyrolern, wenn sie in den Bergen leben, das Knie sichtbar werden ließen. Die kleinen Füße steckten in ungemein festen und mit spitzen Nägeln beschlagenen Bergschuhen, die oberhalb des Knöchelgelenks in fest anliegende Ledergamaschen von schwarzer Farbe übergingen und beinahe bis zum Knie hinaufreichten. Sein Hut, der neben ihm auf einem zweiten Schemel lag, war nach Art der Tyrolerhüte mit einem starken Gemsbart und der anmutig gestalteten Feder aus einem Adlerfittig verziert. Daneben an der Küchenwand lagen, zum Beweise, daß der Fremde kein gewöhnlicher Bergbewohner, sondern ein Gentleman sei, ein Paar nasse Handschuhe von braunem Gemsleder auf dem Boden, und in der Ecke lehnte ein kurzer Doppelstutzen und ein schwerer Alpstock mit hornernem Knopf, und vor diesem lag eine große Jagdtasche, aus deren Öffnung der blutende Kopf eines vor kurzer Zeit erst geschossenen Raubvogels hervorsah.

Wenn nun schon die eben beschriebene ungewöhnliche Kleidung dieses Mannes auffallend und interessant genug war, so boten mir sein Kopf und sein Gesicht noch viel mehr Anhaltspunkte zu einer genaueren Betrachtung dar und so will ich doch hier gleich den Eindruck schildern, den dieser ausdrucksvolle Kopf und dies seltsame Gesicht an diesem Tage auf mich machten.

Der Kopf dieses Mannes war mit starken braunen und fast bis auf die Schultern fallenden, hier aber mit einer Schere glatt abgeschnittenen Haaren bedeckt und sein Gesicht, aus dem nur eine hohe Stirn hervorleuchtete, in deren Mitte eine tiefe Falte eingegraben war, umrahmte ein ungewöhnlich starker Vollbart, der ihm mit seinen dünnen Enden bis mitten auf die Brust reichte und dem Gesicht in der verworrenen Verfassung, in der er sich augenblicklich befand, etwas Wildes oder doch Naturwüchsiges verlieh, als ob lange Zeit hindurch keine große Sorgfalt auf die Verschönerung desselben verwendet worden wäre. Das Gesicht selbst aber war bleich, und zwar so krankhaft bleich, daß der erste Eindruck, den es auf mich machte, trotz der natürlichen stolzen Haltung des Kopfes, mich fast zum Mitleid bewegte. Hiermit stimmte auch ganz und gar der Ausdruck seiner einzelnen Züge überein, denn selten in meinem Leben hatte ich ein so unendlich trauriges und von Tiefsinn verdunkeltes Gesicht gesehen wie dies. Ja, die tiefste Melancholie war in jedem dieser edlen und reinen Züge ausgeprägt und aus dem großen dunkelblauen Auge, das gleichsam suchend, irrend nach mir herüberspähte, sprach eine so tiefe verhaltene Wehmut, ein so klar zum Ausdruck kommender seelischer Schmerz, daß mich fast ein Gefühl der Rührung überkam und der Gedanke mich beschlich, daß ich es hier mit einem der menschlichen Hilfe überaus Bedürftigen zu thun habe.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Weise.

Ein Lebens- und Charakterbild. Für die Abendschule.

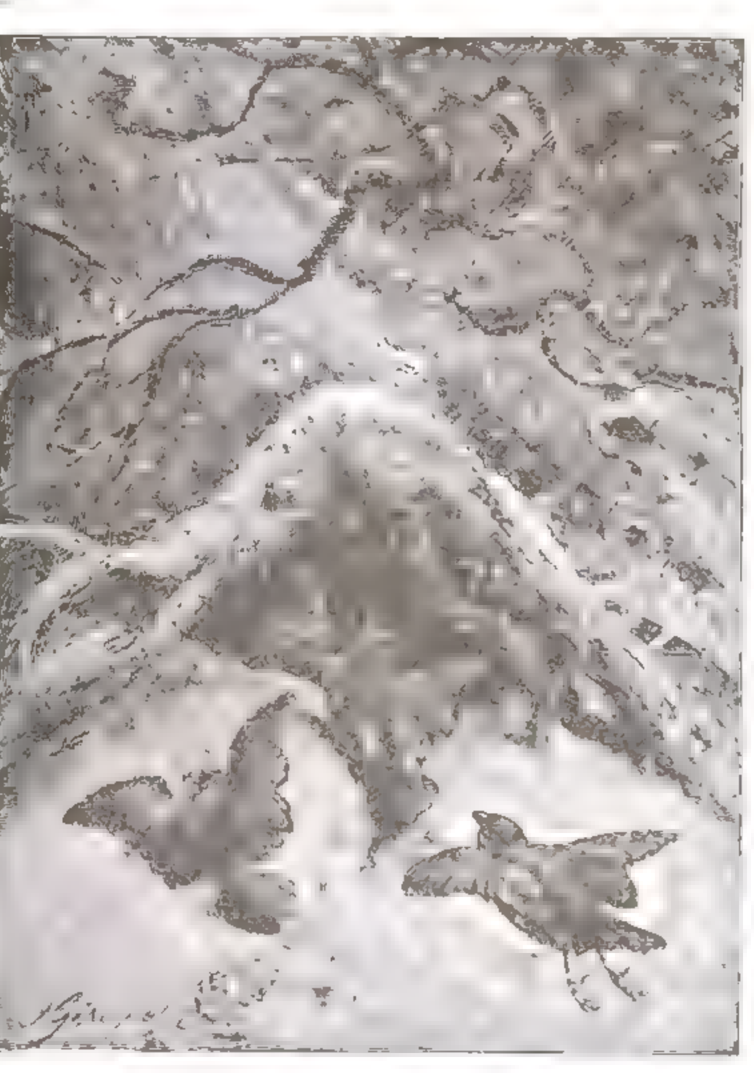
II.

Des weisen Kurfürsten von Sachsen Einfluß und Ansehen ging weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes. Bei den Versuchen der Zeit, das Reichswesen wieder in Ordnung und insbesondere Festigkeit in die Stellung des Kaisers und der Stände zu bringen, war Friedrich nächst dem Kurfürsten Berthold von Mainz der einflußreichste Leiter. Sein Hauptbestreben war, dem deutschen Reiche eine geordnete Rechtspflege und eine einheitliche Macht zu verschaffen. Bei dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 stellte er daher an den neuen Kaiser Maximilian und die Reichsstände die Forderung, ein Reichskammergericht und einen Reichsrat einzusetzen. Der Kaiser gab endlich seine Zustimmung, obgleich mit Widerstreben. Das Reichskammergericht sollte über den Landfrieden wachen und die oberste Instanz in allen Rechtshändeln sein. Der Reichsrat war die vollziehende Behörde für das Reichskammergericht. Der Kaiser war verbunden, in Reichssachen seinen Rat zu hören, in wichtigen Angelegenheiten seinen Ausspruch zu beobachten und nur mit seiner Zustimmung Abgaben zu erheben. Im Jahre 1500 kam der Reichsrat zu Nürnberg zustande; Friedrich wurde Präsident desselben. Mit treuem Eifer und unermüdlicher Beharrlichkeit arbeitete dieser an der neuen Reichsordnung unter den schwierigsten Verhältnissen.

Aber letztere erwiesen sich schließlich doch stärker, nach kurzem Bestehen löste sich der Reichsrat wieder auf.

Auch auf die europäischen Angelegenheiten wirkte Friedrich ein. Mehrfach wurde seine Vermittlung bei den Händeln Maximilians mit auswärtigen Häuptern in Anspruch genommen. 1509 lehnte er das ihm angetragene Reichsgeneralfeldmarschallamt im Kriege gegen die Venetianer ab. Der Kaiser wußte seine Dienste zu schätzen. Öffentlich gab er ihm das Zeugnis: „Der Kurfürst, unser liebster Oheim und unsers Regiments Statthalter, hat uns lange Zeit her willige, stetige und unerläßliche Dienste gethan und erzeigt, mit Darstreckung seiner Person, Leibs und Guts." Dasselbe Ansehen genoß Friedrich bei den Ständen des Reiches, in ganz Deutschland und auch im Auslande.

Er war ein **deutscher** Fürst, dem das Wohl des Gesamtvaterlandes am Herzen lag. Das zeigte sich namentlich nach Maximilians Tode bei der Kaiserwahl. Mehrere auswärtige Fürsten bewarben sich um die deutsche Krone, voran König **Franz** von Frankreich und **Karl**, König von Spanien. Durch reiche Geschenke und Versprechungen suchten beide die deutschen Fürsten für sich zu gewinnen. Nur Friedrich blieb durch solche Mittel unerreichbar. Der französische König bewarb sich um seine Freundschaft in einem äußerst verbindlichen Handschreiben. Die Antwort des Kurfürsten zeigt dessen deutsche Gesinnung und christliche Gewissenhaftigkeit. Er spricht u. a. die Hoffnung aus, der König werde „ihn zu keiner Handlungsweise verleiten wollen, die sein Gewissen beschweren möge, noch ihn hindern, in seiner Wahl frei zu bleiben, in welcher er sich ohne einige Bedingung und Vertröstung, vermittelst göttlicher Hilfe, wie es einem getreuen Kurfürsten des Reiches, seinen Orden und Pflichten nach geziemt, zu halten gedenke." Friedrichs Einflusse war es zu verdanken, daß König Franz nach und nach alle Aussicht verlor. Auch zu Karl hatten die Reichsfürsten kein rechtes Vertrauen. Auf wen sollte die Wahl fallen? Niemand schien den Fürsten würdiger, die Reichskrone zu tragen, als Friedrich. Dieser brauchte nur die Hand auszustrecken, um den kaiserlichen Purpur zu erlangen. Aber er blieb auch hier seinem Wahlspruche getreu: Tantum



Ins Winterquartier.

halten und hatte eine zu genaue Kenntnis von den Angelegenheiten des Reiches, um nicht zu wissen, welch großes Übergewicht von Macht dazu gehörte, um die Fürsten und Stände in Einheit und Abhängigkeit zu erhalten. Diese Macht und Kraft traute er sich nicht zu. So lehnte er die ihm angetragene Würde ab, ganz unfraglich unter Gottes herzlenkender Regierung. Wie ganz anders würden sich, menschlicher Voraussicht nach, die Angelegenheiten der Reformation gestaltet haben, wenn Friedrich Kaiser geworden wäre! Aber dies große göttliche Werk sollte sich nach des HErrn Willen nicht durch weltliche Macht und fürstliches Ansehen vollziehen. Auch darin liegt ein mächtiger Beweis, daß es nicht aus Menschen, sondern aus Gott war.

Am 28. Juni 1519 versammelten sich die Kurfürsten in Frankfurt am Main zur Wahl des Reichsoberhauptes. Mainz hatte für Karl, Trier für Franz gestimmt. Da ergriff Friedrich der Weise das Wort. „In ruhigen Zeiten", sprach er, „ist ein Kaiser von Nutzen, der wenig Macht besitzt, weil er dann nicht gefährlich wird; aber zu Zeiten der Gefahr muß ein Herrscher auf dem Throne sitzen, der uns Sicherheit zu gewähren vermag. Die Türken ziehen herauf, ihr Gebieter ist tapfer und siegreich, sie sind im Begriffe Deutschland zu überschwemmen. Neue Zeiten, veränderte Umstände, drohende Gefahren fordern neue besondere Maßregeln. Das Kaiserzepter muß der tragen, der der Mächtigste ist, mächtiger als meine und alle unsere deutschen Hände; uns fehlen Einkünfte, Ansehen, Länder, welche zu einer solchen Macht hinreichten. Daher müssen wir uns an einen von jenen beiden Fürsten halten. Jeder von ihnen kann uns verteidigen, aber der König von Spanien ist aus deutschem Blut entsprossen, hat seinen Sitz in Deutschland, ist wegen der von seinem Großvater ererbten Länder deutscher Reichsfürst; sein Stammland liegt an der gefährdeten Grenze. Daher hat er mehr Recht an uns als der König von Frankreich, welcher durchs Gesetz ausgeschlossen wird, dem unser Blut, unsere Sprache, unser Vaterland fremd ist. Daher sei **Karl** König; aber durch bestimmte Gesetze werde Deutschlands Freiheit gesichert und der Gefahr vorgebeugt."

Diese Rede gab den Ausschlag. Karl wurde gewählt

uns diesen Kaiser zu Gnaden und Ungnaden gegeben.“ Es sollte sich auch bald herausstellen, daß die Wahl keine glückliche war. Trotz der von ihm feierlich beschworenen „Wahlkapitulation“, in welcher die Rechte des Kaisers und seine Pflichten nach Friedrichs Entwurf genau bestimmt waren, war Karl wenig gesonnen, sich die vermeintlichen Herrscherrechte verkümmern zu lassen. Seine Räte hielten das kaiserliche Schreiben, in welchem Friedrich zum Statthalter des Kaisers für Deutschland ernannt war, eigenmächtig zurück, bekümmerten sich nicht um seinen Rat, setzten keine Reichsräte ein und beriefen keinen Reichstag. Erst im folgenden Jahre, als Karl zur Krönung nach Deutschland kam, setzte Friedrich im Verein mit den anderen Fürsten bei ihm durch, daß im Herbst 1521 das Reichsregiment wiederhergestellt wurde. Der Kurfürst nahm an der Feststellung der Verfassung persönlich den lebhaftesten Anteil. Im Jahre darauf mußte er als Reichsvikar die Versammlung leiten. „Die besonnene Ruhe, mit der er verfuhr, die Erfahrung, die er besaß, die allgemeine Hochachtung, welche er sich durch Redlichkeit und Geschäftstalent erworben, brachte ihm eine ungemeine Autorität zuwege. Man kann sagen: er regierte in diesem Momente das Reich, insofern es überhaupt regiert werden konnte“ (Ranke). Er faßte den großartigen Plan einer Zolleinigung, die das ganze Reich umfassen sollte. Die Zolleinnahme sollte in eine Reichskasse fließen, aus welcher man nicht nur die notwendigen Beamten des Reiches, sondern auch ein angemessenes Kriegsheer statt der unzuverlässigen Söldnerscharen zum Schutze der Sicherheit im Innern und gegen außen erhalten wollte. Man konnte dadurch auch hoffen, eine Regierung Deutschlands von seinem Mittelpunkte aus zu ermöglichen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Reichsmitglieder zu beleben, die übermäßige Bereicherung einzelner Handlungshäuser und Städte zum Nachteil des Ganzen zu beschränken und der Verarmung durch den überhandnehmenden Luxus einigermaßen zu wehren. Aber dieser und andere Pläne des Kurfürsten wurden durch die Machinationen der Feinde vereitelt. Karl V. erlaubte sich wiederholt eigenmächtige Eingriffe in das Reichsregiment, indem er auf Betrieb seiner Räte die Erlasse der Stände und die Urteilssprüche des Reichsgerichtes durch Gegenverordnungen aufzuheben suchte. Die Fürsten, der hohe Adel, die Städte und die mächtigen Handelshäuser waren ebenfalls jedem nationalen Gedanken abhold und setzten dem Reichsregiment überall bösen Willen oder offenen Widerstand entgegen. Friedrich begab sich, obwohl schwach und krank, noch einmal in Person auf den Reichstag nach Nürnberg, um die Reichsordnung gegen ihre Widersacher aufrecht zu erhalten. Noch hatten seine Anhänger die Majorität. Nun aber warf man dem Reichsregiment die Begünstigung der Lehre Luthers vor. Der Kaiser trat offen als Partei gegen dasselbe auf. Es wurde eine andere Besetzung des Reichsregimentes beschlossen, und somit wurden die Männer, welche ihre Verpflichtung ernstlich genommen und das Heil des Ganzen erstrebt hatten, mit Schimpf und Schmach beseitigt. Im Februar 1524 kehrte Friedrich bekümmert und tief betrübt nach Sachsen zurück. Die Idee einer ständischen Regierung und Einigung des Reiches, für welche er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hatte, war gescheitert.

Man kann wohl nicht in Abrede stellen, daß an dem unglücklichen Ausgange seiner nationalen Bestrebungen ein Teil der Schuld in Friedrichs eigentümlichem Charakter zu suchen ist. Die Geschichte hat ihm, ohne Zweifel nicht mit Unrecht, den Namen des Weisen beigelegt. Er war sicher eine bedeutende Persönlichkeit, eine der bedeutendsten unter den Zeitgenossen, der Liebe und Verehrung würdig, ja groß in einzelnen Zügen und Stunden. Aber er stand doch nicht auf der Höhe seiner Zeit und war ihren Ereignissen, dem Sinn und Streben der Nation nicht völlig gewachsen. Sein Lebensbeschreiber Spalatin vergleicht ihn mit dem römischen Feldherrn Fabius dem Zauderer. Das bezeichnet ganz richtig seine eigentümliche Art. Er war nichts weniger als ein Genie, also kein bahnbrechender, epochemachender Geist, sondern langsam, bedächtig, schwerflüssig, der sich die Ereignisse über den Kopf wachsen ließ. Die große Langsamkeit des Entschließens ließ ihn nicht dazu kommen, den Umständen, die sich ihm und seinen Plänen entgegenstellten, eine andere Wendung zu geben. Er bedachte und überlegte immer wieder, ehe er abschloß. Wenn er mit seinen Räten über etwas geredet hatte, endigte er wohl damit: „Nu gedenkt dem Handel nach, ich will ihm heimt auch nachdenken.“ Diese seine große Bedächtigkeit beklagten schon die Zeitgenossen. Daß er mit ihr den Dingen keine andere Wendung zu geben vermochte, liegt auf der Hand. Aber auf der andern Seite darf auch nicht übersehen werden, daß mit dieser Langsamkeit die Gewähr gegeben war, daß Friedrich weder selber irgendwie voreilig eingreifen, noch auch die Dinge sich überstürzen lassen würde. Der Schreiber dieses ist davon überzeugt, daß dies namentlich für das Reformationswerk, das unter Friedrichs Regierung seinen gesegneten Anfang nahm, von sehr großer Bedeutung war. Papistische Schriftsteller behaupten noch immer, die Reformation sei vorzugsweise durch thätige Mitwirkung weltlicher Gewalt zustande gekommen und habe sich dadurch schon in ihrem Ursprunge als eine unkirchliche Bewegung gekennzeichnet. Wir werden sehen, wie unwahr diese Behauptung ist. In Friedrichs ganzer Art lag schon von vornherein die Bürgschaft, daß er mit seinem Ansehen und Einfluß wenig oder gar nicht für Luthers Werk in die Wagschale treten würde. Wir finden daher auch nicht, daß Luther selbst so unbedingt und ungemessen seine Verdienste um die Reformation gepriesen hat, wie dies zuweilen von späteren Schriftstellern geschehen ist. Luther verließ sich weder auf den Kurfürsten noch überhaupt auf Fürsten. „Es ist mit nichten“, sagte er in einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1519, „der Fürsten und Hohenpriester dieser Welt Werk, das Wort Gottes zu schützen, und ich begehre deshalb niemands Schutz.“ Er wußte sich und die Sache, die er führte, unter einem höheren Schutz, und so schlug er auch fürstliches Verdienst bei derselben nicht eben hoch an. Nichtsdestoweniger aber soll Friedrichs Stellung zum Reformationswerke auch nicht unterschätzt werden.

Um sie zu verstehen, gilt es zunächst, einen Blick auf Friedrichs inneres, geistliches Leben zu werfen.

Er galt für den frömmsten Fürsten seiner Zeit. Das will ja freilich, ehe das Licht des Evangeliums zu scheinen anfing, nicht mehr besagen, als daß er ganz und treu in den Satzungen und Geboten der verderbten Kirche des Papstes lebte. Keinen Tag unterließ er weder daheim noch auf Reisen noch selbst auf Jagden, die Messe zu hören. Seine Patronin, deren Schutz er sich und sein Land befahl, war die heil. Ursula. Ihr zu Ehren wandte er große Kosten an das Stift zu Wittenberg und suchte es mit allen kirchlichen Vorzügen auszustatten. Er trachtete, wie Mathesius in der sechzehnten Predigt sagt, mit höchstem Fleiß und großer Unkost nach römischem Heiligtum, alten Knochen und Beinen und verlegenen Haderlumpen, damit er seine Patronin St. Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen schmückte und sich einen Grad und Staffel zum Himmel baute; denn weil damals des Bluts, Verdienstes und Fürbitte unsers ewigen und einigen Mittlers in allen Klöstern und Stiften ganz geschwiegen, wollte gedachter Fürst sich und seinem Lande eine eigene Patronin und Mittlerin erwählen, auf welcher Verdienst und Fürbitte er sich an seinem letzten Ende trösten und lassen könnte. Eine andere Heilige, deren Verehrung in den sächsischen Landen er veranlaßte, war die heil. Anna. Ihr zu Ehren unternahm er 1493 seinen Pilgerzug zum heiligen Grabe. Einer der ritterlichen Gefährten auf dieser Reise berichtet, wie Friedrich und sie alle die Fährlichkeiten derselben vergaßen, als

ihre Füße den Boden des heiligen Landes betraten, wie sie drei Nächte im Tempel beteten und eine große Zahl heiliger Stätten mit viel Ablaß und Vergebung besuchten, auch das Loch, wo Petrus nach Verleugnung des HErrn seine Sünde beweint, den Stein, auf welchem der HErr bei seiner Himmelfahrt gestanden, und wie der Fürst überall reiche Opfergaben und Geschenke spendete „in sonderlicher Verehrung, als einem löblichen Fürsten ziemt". Eben von dieser Reise schrieb sich auch ein großer Zuwachs des Reliquienschatzes der Schloßkirche her, von dem wir unsern Lesern schon in früheren Artikeln Mitteilung gemacht haben. Auf der Insel Candia z. B. gelang es ihm, einen Daumen von St. Anna zu erlangen. In seiner Freude darüber ließ er das Fest der hl. Anna im ganzen Lande feiern, auch den bei den neu eröffneten reichen Silbergruben gegründeten Ort Annaberg nennen.

So war denn Friedrichs Frömmigkeit allerdings eine echt papistische. Aber er gehörte nicht zu den Epikurern, die das Papsttum großgezogen, sondern zu den armen, geängsteten Seelen, die nach Vergebung der Sünden, nach Frieden mit Gott seufzten und Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit hatten. Auch kann man ihm, noch ehe die Wahrheit des Evangeliums sein Herz erhellte, eine gewisse Liebe zum Worte Gottes nicht absprechen. Schon als junger Prinz ließ er auf die Ärmel seiner Diener die Buchstaben einnähen: V. D. M. I. Ae., d. h. Verbum Dei manet in aeternum, das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Spalatin erzählt, wie er lange vor Luthers Auftreten oft schmerzlich geklagt habe und „ein groß Mißfallen und Verwundern darob hatt', daß man mit Gottes heiligem Wort von seiner väterlichen Lieb und Gnad so gar untreulich umging." Zu demselben Spalatin sagte er einst, „als schon ein Glanz von Gottes Wort aufgegangen", daß er immer dafür gehalten, die Sache des Glaubens solle so rein sein wie ein Auge. Da mußte denn Luther wohl sein Mann sein, in welchem schon lange vor 1517 das lag, was er später in dem Briefe an Capito aussprach: „Meine Liebe ist bereit für euch zu sterben, wer aber den Glauben anrühret, der tastet meinen Augapfel an." Friedrich hörte überaus gern Predigten und las gerne in der lateinischen Bibel, so daß er viel gute Sprüche zur Hand hatte. Vor allem liebte er den Spruch aus dem Johannesevangelium: Ohne mich könnt ihr nichts thun, „den er meisterlich zu führen wußte wider unsern vermeinten guten Willen." Ehe noch Erasmus für diesen schrieb, sagte er zu Spalatin: „Ich habe nie denken können, daß wir einen freien Willen haben, da doch der HErr selbst sagt: Ohne mich könnt ihr nichts thun."

Auf Staupitzens Empfehlung, wie oben schon erwähnt, hatte Friedrich den Augustinermönch Luther nach Wittenberg berufen. Es war dies ein Beweis des Vertrauens, das er zu ihm hegte. Er war sein Gönner und blieb es auch dann noch, als Luther als akademischer Lehrer neue Bahnen einschlug, sich schon Stimmen hörbar machten, welche die gefährliche Anklage der Ketzerei gegen Luther verlauten ließen, und hie und da „Hochgelahrte" von den Wittenberger Theologen „schimpflich redeten", als wollten sie „neue Dinge vornehmen"; endlich als sich Luther auch nicht selten wider den Sinn des Fürsten äußerte. Wiederholt bewies er ihm sein Wohlwollen mit der That. Bekanntlich wurde Luther auf des Kurfürsten Kosten zum Doktor promoviert, und 1516 schenkte dieser ihm ein Stück Tuch zu einem Kleide, worin Luther eine große Freigebigkeit erblickte; „ich bin nicht würdig, daß ein so großer Fürst mein gedenke", schreibt er an Spalatin. Doch darf man daraus nicht schließen, als habe ein näherer Verkehr zwischen den beiden Männern stattgefunden. Persönlich trat Luther dem Kurfürsten weder vor 1517 noch später nahe. In der Zeit vor 1517 hatte er ihn nicht ein einziges Mal gesprochen, wahrscheinlich nicht einmal von Angesicht gesehen. Friedrich mied, ihn zu sich zu bescheiden. Wir können daraus abnehmen, daß er zwar von Luther angezogen und ihm geneigt war, aber doch keineswegs zu den völlig Gewonnenen gehörte.

Der erste Angriff Luthers war bekanntlich gegen den Ablaßmißbrauch gerichtet. Schon vor 1517 predigte er gegen denselben und meinte einmal gegen einen Freund: „Ich werde mir schlechte Gnade vor meinem Herrn (dem Kurfürsten) dadurch verdient haben." Ohne Zweifel war dies auch der Fall. Es war ja auch Friedrichs Liebhaberei darin angegriffen und seine Schloßkirche, auf die er so viel gewendet hatte, in einem ihrer wichtigsten Vorrechte gefährdet. Andererseits aber hatte er doch auch schon die Verderblichkeit des Ablaßhandels für sein Volk erkannt und wehrte darum dem Ablaßkram Tetzels in seinen Landen nach Kräften. Als daher Luther am 31. Oktober 1517 seine berühmten Disputiersätze an die Schloßkirche geheftet hatte, beschloß der bedächtige Kurfürst, nicht einzugreifen, sondern den Dingen ihren Lauf zu lassen und abzuwarten. Schon der Charakter des Fürsten erklärt diesen Entschluß hinreichend; vielleicht bestärkte ihn in demselben auch der berühmte Traum, den er, wie die Chronik meldet, in der Nacht auf den 31. Oktober hatte. Er hielt sich zu Schweinitz, einige Meilen von Wittenberg, auf und war nach den Vigilien auf Allerheiligentag nach inbrünstigem Gebet um gnädige Leitung in rechte Wahrheit eingeschlafen, da erschien ihm im Traume ein Mönch, dem die Heiligen Zeugnis gaben, daß er von Gott gesendet sei, und der etwas an die Schloßkirche schrieb mit so großen Buchstaben, daß der Kurfürst sie erkennen konnte, und mit einer Feder, die nach Rom reichte und an die dreifache Krone des Papstes stieß, daß sie zu wanken begann. Friedrich streckte die Hand aus, um sie zu halten, erwachte und zürnte noch im Halbschlafe auf den Mönch. Er schlief wieder ein, und noch zweimal wiederholte sich ihm der Traum, immerfort sah er den Mönch schreiben, wurde zu Hilfe gegen ihn gerufen, wollte ihm wehren, konnte ihm aber die Feder nicht zerbrechen, weil man die Seele nicht aus ihr herausziehen konnte. Am andern Morgen erzählte er den Traum seinem Bruder und dem Kanzler. Er bemerkte dabei, daß er ihn nicht vergessen würde, und wenn er tausend Jahre leben sollte, und daß er sicher nicht ohne Bedeutung sei. Er habe wohl seine Gedanken und Auslegung, wolle sie aber zur Zeit noch alleine behalten.

Mag nun diese Erzählung auf Wahrheit beruhen oder nicht: sicher ist, daß der Kurfürst Luther in keiner Weise behelligte. Dieser selbst wußte sich in seinem Beginnen vollkommen frei, unabhängig und unbeeinflußt. Er hörte bald, wie man davon rede, daß er seine Sätze auf den Wunsch des gegen den Erzbischof von Magdeburg erzürnten Kurfürsten geschrieben habe. Deshalb schreibt er im November 1517 an Spalatin, er könne es beschwören, daß die Thesen ohne Wissen des Fürsten verabfaßt und ausgegangen seien. Als der Streit begonnen und die Gefahr deutlich sich gezeigt hatte, im Februar des folgenden Jahres, äußerte er sich gegen Spalatin, es betrübe ihn schwer, die Zungendrescher nebst vielen andern hätten einen neuen Kunstgriff erdacht und brächten überall herum, der Fürst stecke hinter allem was er thue, indem er ihn zum Hasse gegen den Erzbischof gereizt. „Mir ist's unerträglich", setzt er hinzu, „daß der Fürst meinethalben in Verdacht kommen soll, es macht nur großen Schrecken und Grauen, Schuld zu sein an der Uneinigkeit so großer Fürsten." Auch noch in einem Schreiben an den Kurfürsten selbst vom November 1518 spricht er seinen Kummer und Unwillen darüber aus, daß Friedrich verdächtigt und beschuldigt werde, ihn angestiftet zu haben. Nicht einmal seine vertrautesten Freunde hätten von seiner vorhabenden Disputation gewußt; nur dem Erzbischofe und dem Bischofe von Brandenburg habe er Kunde davon gegeben, deren Pflicht es gewesen wäre, dem Unwesen zu steuern.

K.



Moores L

Das Gebiet der Rocky Mountains, dem Moores Lake angehört, ist eines der großartigsten unseres Kontinents, das dem G
[illegible]
gebirges, etwa 60 Meilen südlich von dem Geleise der Union Pacific Eisenbahn. Elftausend Fuß über dem Meeres



n Utah.

klaren Wasser auch im Hochsommer zwischen dem Felsgeröll noch Spuren von Eis und Schne[e]. Bis zu dreitausend Fuß steigen die
[W]ände auf, die seine Ufer bilden. Von ihrer luftigen Höhe aus beherrscht das Auge bei klarem Wetter nahezu zwölftausend Quadrat
n die mit einem dichten Wald von wertvollen Tannen, Fichten, Lärchen und Cedern bestellt sind.

Britisch-Nordamerika.

Land und Leute geschildert von Hanns v. Spielberg.

Christoph Kolumbus, so haben wir alle in der Schule gelernt, entdeckte 1492 die neue Welt! Und doch ist dem nicht ganz so. Freilich wurden erst durch seine denkwürdigen Reisen dem Unternehmungsgeist Europas die Bahnen geebnet, welche Amerika der alten Welt erschließen sollten, aber der erste Europäer, der auf schwankem Kiel das Weltmeer durchfurchte, war der berühmte Genueser nicht. Männer germanisch-keltischen Ursprungs, kühne, nordische Seeleute hatten schon nahezu ein halbes Jahrtausend vor ihm den Boden Amerikas betreten; bereits um das Jahr 1002 waren von Island aus die Küsten des heutigen britischen Gebiets in Nordamerika besiedelt worden, und zahlreiche Spuren verraten noch heute das einstige Dasein dieser Kolonien. Aber die Ansiedelungen gingen unter; Krankheiten und Hungersnot oder Kämpfe mit den Eingeborenen mögen sie zu Grunde gerichtet haben und jede Verbindung mit Europa erlosch, so daß Amerika in der That neu entdeckt werden mußte. Erst um das Jahr 1500 fanden portugiesische und englische Seefahrer jene nordischen Küsten wieder auf, und vierzig Jahre später machte sich französischer Einfluß zuerst auf ihnen geltend, als der unternehmende Cartier auf mehreren Zügen bis ins Innere des Landes eindrang und die erste europäische Niederlassung Mont royal, das heutige Montreal, gründete. Kanatta nannten die Eingeborenen, der indianische Irokesenstamm, ihre Ansiedelungen, d. h. „eine Menge Hütten", und aus dieser Bezeichnung entstand der Name Kanada. Die unerschöpfliche Menge von Fischen, die lohnende Pelzjagd zogen schnell eine Menge Abenteurer nach den neuentdeckten Landen und Frankreich errichtete hier das Vicekönigtum „La nouvelle France". Fast zweieinhalb Jahrhunderte hat es seine Oberhoheit behauptet, denn erst 1763 trat es nach zahlreichen Kämpfen das ganze Gebiet an England ab. Schon hundert Jahre vorher aber hatten britische Unternehmer, unterstützt von einem königlichen Privileg, die nördlich und westlich vom eigentlichen Kanada gelegenen, gewaltig weit ausgedehnten Gebiete für sich in Besitz genommen und hauptsächlich zum Zweck des Pelzhandels die berühmte Hudsonsbay-Kompanie gegründet; auch als England das französische Vicekönigtum occupierte, regierte jene ihr Gebiet selbständig weiter, und erst vor etwa zwanzig Jahren sind beide Teile des gesamten „britischen Nordamerikas" zu einem Ganzen unter dem Namen Dominion of Canada verschmolzen worden.

Fast vierzehnmal so groß als Österreich-Ungarn, und doppelt so groß wie das europäische Rußland, hat Kanada doch selbst heute nur eine Einwohnerzahl, welche jener der einzigen Stadt London kaum um ein Drittel überlegen ist — auf je $^2/_3$ Quadratmeile entfällt ein Einwohner! Und diese Einwohnerzahl von $4^1/_2$ Millionen konzentriert sich dabei hauptsächlich auf die südöstlichen Provinzen, während die nicht minder fruchtbaren mittleren erst seit einigen Jahrzehnten sehr allmählich besiedelt werden. Die Provinz Manitoba z. B., so groß wie Dänemark, hat noch nicht den fünften Teil der Bewohner von Kopenhagen, und dabei berichtet uns ein Kenner der Verhältnisse, daß ihr Boden zu den reichsten der Welt gehört und die unverwüstliche zwölf Zoll tiefe Dammerde Weizenernten liefert, die geradezu erstaunlich sind. Bei der großartigen Ausdehnung des Gebietes, das aus der Zone des üppigsten Getreidewuchses bis in die arktischen Regionen ewigen Eises reicht, ist es freilich natürlich, daß nur ein Teil desselben der Vorzüge solcher Fruchtbarkeit und zugleich eines gesunden Klimas, das dem norddeutschen nahe kommt, sich erfreut; der Norden umfaßt viel Waldland, besteht aber auch zum Teil aus steinigen Ebenen und ist bei einem meist sehr strengen Winter, dem allerdings ein verhältnismäßig heiterer Sommer folgt, zum Ackerbau nicht geeignet, bietet dafür aber die herrlichsten und ergiebigsten Jagdgründe der Welt. Jene fruchtbaren südlichen Ebenen, die mit ihrer reichen Bewässerung zu Ackerbaukolonieen besonders geeignet erscheinen, sind nur deshalb so lange unbekannt geblieben, weil das Handelsinteresse der Hudsonsbay-Kompanie, welches sich ausschließlich auf die Ausnutzung der Jagd konzentrierte, die möglichste Erschwerung der Besiedelung ihres Terrains erheischte; absichtlich verbreiteten ihre Agenten die ungünstigsten Berichte über die Unwirtlichkeit jener Regionen, und erst als das Privileg der Kompanie fiel, und fast gleichzeitig nordamerikanische Farmer neben deutschen Ansiedlern beim Suchen nach neuen, für den Ackerbau geeigneten Gebieten allmählich gegen Norden vordrangen, konnte die agrikulturelle Bedeutung des mittleren und südwestlichen Landes ganz und voll erkannt werden.

Die wechselvolle Geschichte Kanadas spiegelt sich in seiner Bevölkerung wieder. Die Ureinwohner, wie sie die französische Occupation vorfand, waren im Süden Indianer, im Norden Eskimos. Die letzteren bewohnen noch heute die weiten bis über den Polarkreis hinausreichenden Gebiete, in denen nur vereinzelte Forts und kleine Ansiedelungen der Pelzjäger an die britische Herrschaft erinnern; in zahlreiche Stämme zerspalten, nomadisieren sie an den Küsten und Flußläufen und führen im steten Kampf mit dem eisigen Klima und den ungünstigsten Existenzbedingungen das kümmerliche Leben der Bewohner Grönlands. Wesentlich höher entwickelt sind die Indianer, ja, neuere Beobachtungen haben nachgewiesen, daß sich dieselben in einer weit günstigeren sozialen Lage befinden, als ihre Stammesgenossen in den Staaten. Es ist erfreulich, daß die englische Regierung ihnen das traurige Los jener, die unter der egoistischen Ausbeutung der Yankees dahinsiechen, erspart, sie vielmehr in vielfacher Beziehung zu einer höheren Stufe emporgehoben hat. Einzelne Stämme sind zwar noch ihrem nomadisierenden Leben treu geblieben, die Mehrzahl aber ist für den Ackerbau und die Viehzucht in festen Wohnsitzen gewonnen. Der beste Beweis für ihr Gedeihen aber ist die Thatsache, daß ihre Zahl im Gegensatz zu dem sonst vielfach konstatierten Aussterben der Naturvölker sich im letzten Jahrzehnt erheblich vermehrt hat.

Was denjenigen Teil der Bevölkerung anbetrifft, der europäischen Ursprungs ist, so hat derselbe in einzelnen Provinzen, besonders in dem hochkultivierten Quebec, den Charakter seiner französischen Abstammung treu bewahrt, treuer in mancher Beziehung, als die Franzosen dies in ihrem eigenen Vaterlande thaten. Man fühlt sich in den Städten, besonders aber in den kleineren Ortschaften, in das Frankreich vor zwei Jahrhunderten zurückversetzt; Laute der damals üblichen Sprache, französischer heiterer Sinn, Geschmack und Ordnungsliebe treten uns entgegen. Herzliche Gastfreundschaft heißt den Wanderer auch in der kleinsten Hütte willkommen, und alte Gedichte, Volkslieder und Romanzen aus der Normandie und der Vendée, die heute in Frankreich längst verschollen und vergessen sind, werden von munteren Scharen junger Burschen und Mädchen auf der Dorf-Aue gesungen.

Neben dem französischen Element, den eigentlichen Kanadiern, wie sie sich gern nennen hören, nimmt natürlich das englische einen hervorragenden Rang ein, das mit allen seinen zähen Eigentümlichkeiten und seiner ausdauernden Energie auch den kulturell am meisten fortschreitenden Teil der Bevölkerung bildet, in welchen Beziehungen nur die deutschen und schweizerischen Einwanderer mit ihnen wetteifern. Wenn der Kanadier aus seinen altangestammten südöstlichen Niederlassungen weiter nach Westen zieht, so thut er dies meist nur als Pelz-

jäger oder Holzfäller. Ihm zieht später der englische oder deutsche wandernde Ansiedler nach, um die Ernte einiger Jahre einzuheimsen und dann weiter gegen Westen zu ziehen, wo er neue Gebiete gleichsam der Wildnis abringt. Dann erst nimmt der eigentliche dauernde Ansiedler, der sich eine Heimat gründen will, von dem verlassenen Grund und Boden, den er um billiges Geld von der Regierung erstand, Besitz und erobert ihn für immer der Kultur. Allmählich finden sich Nachfolger und Nachbarn, aus der einzelnen Farm wird eine kleine Ortschaft, welche bei günstigen Verkehrswegen bisweilen schnell zum Hauptort einer ganzen Provinz heranwächst. So wurde Ottawa, die heutige politische Hauptstadt der ganzen Dominion, vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert auf wildem Urwaldboden gegründet und jetzt zählt es bereits 30,000 Einwohner; Winnipeg, die Hauptstadt der fruchtbaren Provinz Manitoba, entwickelte sich sogar in einem Dezennium aus einem halb verfallenen Fort zu einem Handelsemporium von fast 15,000 Einwohnern mit acht prächtigen Kirchen, einer Universität und trefflichen Schulen.

Die Lebensader, an welcher die ganze Entwickelung der Kolonie heranwuchs, welche sie allerdings zum Teil mit der nordamerikanischen Union gemeinsam hat, ist der St. Lorenzstrom in Verbindung mit dem gewaltigen Seensystem Westkanadas. Unternehmen wir eine Fahrt den St. Lorenz stromaufwärts, so führt uns der schnelle Riesendampfer, den die Flußwellen spielend tragen, vom Meere aus bei der malerischen Insel Anticosti, die der Strommündung vorgelagert ist, vorbei; zahlreiche Fischerboote erzählen uns von dem unerschöpflichen Fischreichtum jener Regionen, welcher trotz des intensiven Betriebes keine Abnahme, sondern im Gegenteil eine stetige Zunahme der Ausbeute gewahren läßt: auf fast fünfzehn Millionen Dollars wurde neuerdings ihr jährlicher Wert berechnet.

Noch nachdem wir eine Strecke von 60 Meilen zurückgelegt haben, ist der Strom unabsehbar breit und, dem Wechsel der Ebbe und Flut folgend, künden seine heftigen Wellen den Einfluß des entfernten Ozeans; das Auge sucht lange vergebens nach den Konturen der Ufer der südlich gelegenen Provinz New-Brunswick — erst wenn der Dampfer an der schmucken Villenreihe des reizenden Badeortes Kamuraska vorüber ist, verengt sich das Flußbett. Das nördliche Ufer entwickelt großartig-romantische Formen, das südlichere ist milder und sanfter; zahlreiche üppig bewaldete Inseln sind in den Strom eingestreut, eine kleine Ortschaft reicht der anderen die Hand. Die Felsenufer sind mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt, und rauschende Gießbäche stürzen sich an manchen Stellen in wilden Katarakten von der Höhe in den Strom; hier kommen wir an dem herrlichen Montmorencyfall vorbei, der aus einer Höhe von 250 Fuß mit 50 Fuß Breite fast senkrecht, an den Klippen zerstäubend und die schwarze Felswand mit einem weißen Schleier von Wasserstaub umhüllend, herabbraust. Da blitzen plötzlich die überzinnten, weißblinkenden Dächer von Quebec auf. Unvergleichlich schön liegt die Stadt auf der Höhe zwischen dem Lorenzstrom und seinem Nebenfluß, dem St. Charles, überragt von der alten Citadelle des Kap Diamant mit ihren für uneinnehmbar geltenden Wällen und Bastionen. An den Seiten des felsigen Abhanges ziehen sich die Gassen und Straßen der Stadt empor und wiederum bis tief unten an dem breiten Hafen herum; prächtige Parkanlagen umsäumen den Fluß, in dem tiefgehende Seedampfer anlegen können. Quebec ist eine Handelsstadt ersten Ranges; hier ist der Sammelpunkt der Produkte der ganzen Kolonie, der Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht, der Minen und des Waldes. Der Holzhandel ist besonders bedeutend; 25,000 Holzfäller ziehen in jedem Jahr von hier aus in die Wälder, die Buchten des Flußfranzösischen Firmen, welche das Holzgeschäft betreiben, setzen jährlich Millionen um.

Eine Fahrt von 138 Meilen weiter stromaufwärts führt uns zur größten und wichtigsten Stadt Kanadas, Montreal, mit 170,000 Einwohnern. Die mächtig aufblühende Kapitale liegt mit ihrem Kern auf einer Insel am Zusammenflusse des Ottawa mit dem Lorenzstrom; weit ziehen sich die ausgedehnten Vorstädte an dem breiten belebten Strome hin, den die wunderbare Viktoriabrücke in einer Länge von 1⅘ Meilen überspannt, ein herrliches, mit einem Kostenaufwand von 6 Millionen Dollars erbautes Werk. Montreal ist der Sitz zahlreicher wissenschaftlicher Anstalten und vieler gewerblicher Unternehmungen, wie Eisengießereien, Brennereien, Cigarrenfabriken und Schiffswerften; die Hauptniederlage der Hudsonsbay-Kompanie befindet sich hier, von deren Bedeutung man sich einen Begriff machen kann, wenn man die Zahl der Tiere hört, deren Felle in einer Frühjahrs-Kampagne zur Auktion gebracht wurden, nämlich 109,000 Biber, 420,000 Bisams, 4200 Bären, 443 Silber- und 12,300 weiße Füchse, 89,000 Zobel und 41,000 Nerze. Die Gesamtausfuhr Montreals an tierischen Produkten überhaupt betrug 1879 über 7½ Millionen Dollars an Wert.

Westlich von Montreal bildet der St. Lorenz großartige Stromschnellen und Katarakte (Rapids), so daß neben dieser Strecke mit Schleusen versehene Seitenkanäle angelegt worden sind; ausgedehnte Wirbel brausen zwischen ununterbrochenen Klippenreihen und erst 2 Meilen aufwärts erweitert sich der Strom wieder und gestattet bis zum Ontariosee, dem ersten der fünf großen Binnenseen Kanadas, freie Schiffahrt. Vor dem Ausfluß aus diesem gewaltigen Becken bildet der St. Lorenzstrom aber noch den merkwürdigen Archipel der „tausend Inseln“, der sich fast 54 Meilen weit hinzieht und aus nahezu zweitausend Inseln und Inselchen aller Größen und Gestalten besteht, zwischen denen sich die Flußarme in den sonderbarsten Schlangenlinien hindurchwinden. Es ist ein eigentümlicher Naturpark: zuweilen liegt eine ganze Anzahl Eilande nebeneinander in fortlaufender Reihe, zuweilen erscheinen sie wieder bunt durcheinander gewürfelt; einige sind groß und mit dichten Wäldern bedeckt, andere gewähren oft kaum einem einzelnen Baume Platz zum Wurzelschlagen. Die Gruppierung der Inseln selbst und der frischen Baumgruppen auf ihnen ist unendlich mannigfaltig und äußerst malerisch; nimmt man dazu noch die eigentümliche Moosdecke, die fast alle Eilande umkränzt und in allen Farben vom hellsten Grün bis zum Blutrot prangt, so kann man sich denken, daß die Bewohner Kingstons, der nächstgelegenen größeren Stadt am Ontariosee, die tausend Inseln als den schönsten Park der Welt betrachten, und daß alle Reisenden, welche den St. Lorenzstrom hinauffahren, ihnen beistimmen.

Die bekannten mächtigen fünf Seen, welche die größte Süßwasseransammlung der Erde darstellen, bilden die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten, die mit fruchttragenden Gefilden und reichen Städten bis unmittelbar an ihre Ufer herangerückt ist, und der kanadischen Provinz Ontario. Und wie die Felder auf der zur Union gehörigen Seite der Seen schon seit Jahrzehnten zu den ergiebigsten der Vereinigten Staaten überhaupt gehören, so erschließt jetzt mehr und mehr auch das kanadische Ufer sein durchweg anbaufähiges Land dem wachsenden Einwandererstrom. Die Produktion von Getreidefrüchten ist bereits bedeutend, die Viehzucht gedeiht und mit ihr der Export von Käse und Butter. Mit dem Ackerbau, dem Holzhandel und der Ausbeutung sehr ergiebiger Minen Hand in Hand geht eine erfreuliche Entwickelung der Industrie; Toronto und Hamilton am Ontario sind ebenso wie das schon erwähnte Ottawa sehr bedeutende und schnell emporwachsende

entstanden, durchziehen das ganze Gebiet. Überhaupt ist für die Verkehrswege, diese wahrhaften Pioniere der Kultur, in Kanada sehr viel geschehen; außer den umfangreichen Kanalbauten, welche die großartigen natürlichen Wasserstraßen in glücklicher Weise ergänzen und vervollständigen, besitzt Britisch-Nordamerika zur Zeit bereits über 7800 Meilen Eisenbahnen, eine Leistung, die bei dem dünn bevölkerten Lande wirklich Staunen erregen muß. Zum Teil bereits fertig, zum Teil im Bau begriffen ist eine große kanadische Pacificbahn, die wie die Überlandbahnen der Union den ganzen Kontinent durchschneiden wird; von Ottawa ausgehend führt sie nordwärts der Seenkette entlang, zieht sich dann etwas südlicher durch die fruchtbare Centralprovinz der Dominion, das weizenreiche Manitoba, wo sie an die Bahnen der Union Anschluß finden wird, und steigt endlich über die Felsengebirge nach der westlichsten Provinz Britisch-Columbia herab — ein gewaltiges Werk, das nach seiner Vollendung unzweifelhaft der ganzen Kolonie einen neuen Aufschwung geben wird.

Denn auch Britisch-Columbia ist in hohem Grade entwickelungsfähig; zwar wird hier der Ackerbau voraussichtlich nur eine geringere Zukunft haben, dafür wetteifert aber die Provinz in Bezug auf die Holzproduktion mit den Waldgebieten des Ostens und übertrifft diesen an Ergiebigkeit der Pelzjagd und des Fischfanges. Vor allem aber ist sie die an Mineralschätzen reichste. An den Ufern des Fraserflusses, der dem Rhein an Breite gleichkommt, wurden 1858 die ersten Goldfunde gemacht, die Goldsucher strömten massenhaft aus Kalifornien nach dem neu entdeckten Eldorado, und bereits 1877 betrug der Ertrag der Minen nahezu $1^1/_2$ Millionen Dollars. Auch wenn man die Goldausbeute als nur vorübergehend ansehen will, so bleiben doch die unerschöpflichen Eisen- und Kupfergruben, vor allem aber die gewaltigen Steinkohlenlager. Sie gehören zu den reichsten der Welt und sind sowohl auf den verschiedensten Punkten des Festlandes, wie auf den diesem vorgelagerten Eilanden, besonders der großen pittoresken Insel Vancouver, schon jetzt erschlossen. Auch hier bilden die Flußläufe die besten Kommunikationen, so daß bereits mehrere Dampferlinien im Betriebe sind. So ist Britisch-Columbia, vor kaum zwei Jahrzehnten noch eine terra incognita, in raschem Fluge der Kultur eröffnet worden; denn wo erst die Dampfer ihre Furchen durch die Flüsse ziehen, wo die Ingenieure die ersten Bahnlinien abstecken und vermessen, da folgen bald die Scharen der erwerbsuchenden Einwanderer, folgen Handel und Industrie.

Und dieselbe Prophezeiung läßt sich für den südlichen Teil des North Western Territory aussprechen, jene weitausgedehnte Provinz, die, Deutschland um das Vierzehnfache an Größe übertreffend, den Raum nördlich von den bisher besprochenen Landesteilen einnimmt. Der höchste Norden freilich, bis in die arktischen Regionen hineinragend, wird der Kultur verschlossen bleiben; an der großen nordöstlichen Seenkette, aus der wir nur den Sklaven-, den großen Bären- und den Athapaskasee hervorheben wollen, an den Ufern der gewaltigen Ströme, welche, wie der Mackenzie oder der Kupferminenfluß, dem Eismeere zufließen, wird sich die Ansiedelung voraussichtlich wohl stets auf die wenigen weit vorgeschobenen Forts beschränken, die den Pelzjägern zum Winteraufenthalt dienen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im südlicheren Teil des North-Western Territory. Erst 1873 eigentlich begann dessen Erschließung, und zwar waren es deutsche und russische Mennoniten, die aus ihrer alten Heimat wegen religiöser Bedenken gegen den Zwang zum Kriegsdienst ausgewandert waren und sich nun an den Ufern des Winnipegsees, der westlich vom oberen See einen Flächenraum fast doppelt so groß als das Großherzogtum Baden einnimmt, ansiedelten. Unter den fleißigen Händen der Kolonisten hat sich seitdem die umliegende Prairie in fruchtbares Land verwandelt, und Weizen und Mais gedeihen an den Ufern des Sees nicht minder als in den gesegneten Ackerbaustaaten der Union. Mit dem Landbau Hand in Hand entwickelte sich die Viehzucht, so daß die Produktion von Fleisch, Butter und Käse schon jetzt den eigenen Bedarf übersteigt und eine Grundlage für den Handel nach außen bildet.

So stellt sich denn Kanada, das noch unsere Väter als ein rauhes, kaum kulturfähiges Gebiet zu betrachten geneigt waren, in der Jetztzeit als eine blühende Kolonie Englands dar. Schon jetzt hilft Kanada rührig mit, den Bedarf Europas an Getreide zu decken, es rühmt sich mit Recht der fünftgrößten Handelsflotte der Welt, sowie eines relativ sehr dichten Bahnnetzes und baut Kanale, auf welche die ersten Kulturstaaten der Welt stolz sein könnten. In kaum hundert Jahren hat sich seine Einwohnerzahl um das Dreißigfache vermehrt, die Ausfuhr an Produkten überstieg 1880 bereits den Wert von 82 Millionen Dollars, und die noch etwas größere Einfuhr wird hauptsächlich vom Mutterlande Großbritannien aus gedeckt, bildet also für dieses eine regelmäßige, reiche Einnahmequelle. Ein lange vernachlässigtes und neben dem glänzenden Aufblühen der Union beinahe vergessenes Gebiet hat sich hier fast unbeachtet in hohem Grade entwickelt und wird aller Voraussicht nach in der Zukunft noch zu weit größerer Bedeutung gelangen.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein** Für die Abendschule bearbeitet. (3. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die Pflegebefohlene.

Es war in dem Dämmerstündlein eines der ersten Maientage, als in dem hochgiebeligen, mit zwei grimmigen Drachenköpfen verzierten Haus in dem Bürgermeistergäßlein zu Wittenberg der Stadtsyndikus Magister Philippus Reichenbach mit seiner Ehefrau vertraulich in der Fensternische saß. Das war ihm die liebste Stunde, wenn er, von dem anstrengenden Tagewerk heimkehrend, in der Stille seines Hauses ausruhen und im behaglichen Gedankenaustausch neben seiner Ehewirtin bis zum Lichtanzünden sitzen konnte.

Der Herr Magister war ein untersetzter Mann hoch in den Vierzigen, in Wittenberg und sonderlich beim Rat hoch angesehen wegen seines ruhig besonnenen Urteils und seines gerechten Sinnes. Seine Frau, die kleine, feine, bewegliche Elsa, mochte als Jungfrau wohl eine blühende Schönheit gewesen sein, und auch jetzt noch sah man gern in dieses frische, anmutige Gesicht, dessen edle Formen durch die innere Schönheit der Seele erst ihren vollen Reiz bekamen.

Die Einrichtung des Hauses zeugte von Wohlstand und Überfluß, aber still war es in den weitläufigen Räumen, und kein fröhlicher Kinderlärm belebte die schweigende Einsamkeit. Um so mehr fühlten sich die beiden Ehegatten aufeinander angewiesen und zueinander hingezogen.

„So hat denn der Doktor nun richtig auch die letzten beiden der neun Entronnenen untergebracht“, berichtete der Syndikus.

„Die beiden Zeschaus?“ fragte Frau Elsa lebhaft interessiert. „So sei Gott gelobet um des lieben Doktors willen! Herzlich habe ich ihn bedauert. Möchte sich in zehn Teile teilen! Wie er das alles hinausführen mag, was auf ihm lieget,

ist mir ein Rätsel und Geheimnis. Ein anderer wäre unter der Last schon längst zusammengebrochen. Was stürmet doch alles auf ihn drein! Wie ist das stille Kloster einem Taubenhaus ähnlich, da es täglich aus- und einflieget von Berufenen und Unberufenen! Wer zählet allein die Briefe, so er zu schreiben hat! Muß er nicht überall seine Augen haben? Muß er nicht wie von einer hohen Warte herab alles überschauen und wie ein König die größten und wichtigsten Dinge besorgen? So bin ich schier den Leuten gram, so mit allerlei kleinen und gemeinen Dingen ihn beschweren und ihm die kostbare Zeit zersplittern. Habe auch zuerst den Nimptschener Nonnen gezürnet, da ich vernahm, daß sie den Doktor Martinus um Hilfe angegangen. Und noch viel hitziger ward mein Blut, da dieselben, nicht zufrieden, daß er ihre Rettung bewirket, nun auch noch hierher gekommen und ihm zur Last gefallen sind. Indessen bin ich nun getröstet, da es seinem rastlosen Mühen und seiner thatkräftigen Fürsprache, auch bei dem gnädigen Kurfürsten, gelungen ist, ihnen allen einen schicklichen Unterschlupf zu schaffen. Ja, nicht allein getröstet bin ich darüber, sondern auch von Herzen fröhlich und Gott dankbar, maßen wir auf diesem Weg die liebe Käthe in unser Haus bekommen haben."

Dem Syndikus gefiel diese letzte Wendung der Rede seines Weibes wohl, und er strich sich vergnügt mit den flachen Händen die Kniee. „Gern höre ich dich also sprechen, liebste Elsa", erwiderte er, „denn nicht ohne Sorge war ich um dich, daß du den neuen Gast, so wir dem Luther zu Lieb aufgenommen, als eine Last und Beschwernis empfinden möchtest. Meinete, es möchte uns dadurch an unserer Bequemlichkeit viel gebrechen, und die gewohnte Stille unseres Hauses mancherlei Störung erfahren. Desgleichen fürchtete ich, daß Euer beider Sinn und Natur sich übel zueinander schicken möchte, denn ganz anders geartet, denn du, ist Katharina von Bora."

Frau Elsas kleinen Mund umspielte ein glücklich zufriedenes Lächeln. „Siehe, von alle dem, das dir als Sorge auf dem Herzen drückte, ist das Gegenteil gekommen. Wohl hast du recht: die Käthe hat einen andern Sinn und inwendige Verfassung, denn ich: es ist so etwas — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — so etwas Großes und Würdevolles in ihrem Wesen, daß ich mir ihr gegenüber manchmal recht klein erscheine und es über mich kommt wie Ehrfurcht. Scheinet fast stolz und hochfahrend zu sein, als auch der Doktor Luther jüngst meinete; aber dieser Stolz ist keine Untugend, es ist vielmehr die jungfräuliche Würde und der hohe, adelige, allem Niedrigen fremde Sinn, was ihr die Brust schwellet. Und dabei blicket ihr Auge so frisch und klar in die Welt hinein, und ihr Mund redet so gerade heraus, ohne alle Schminke und Tünche, ohne alles Falsch und Heuchelei, und ihr Urteil trifft immer das Rechte, daß ich gar gern ihren Rat erfrage. — Ach, und welche Freude ist es, ihre Freude zu schauen. Wie ein Kind ist sie und singet und scherzet und lachet, und unvermutet fällt sie mir um den Hals, küsset mich und spricht unter Thränen: ‚Ach, was ich glückselig bin! Und all mein Glück danke ich Euch und dem großen Doktor!' Sie heißet Luther immer nur den ‚großen Doktor', und wenn auf ihn die Rede kommt, stehet sie mit gefalteten Händen und lauschet in stiller, herzlicher Andacht. — Und nun solltest du ihr einmal zuschauen, liebster Philippus, wenn sie in der Küche oder im Hauswesen schaltet und waltet! Besorgete zuerst, sie würde mir viel Beschwernis und Häufung der Arbeit verursachen, nun aber ruhen im Gegenteil meine Hände oftmals müßig im Schoß, denn siehe, die Arbeit, so mir oblag, war schon gethan, da ich die Hand anlegen wollte. Sie lieset mir all mein Wünschen und Absicht aus den Augen, und geschickt ist ihre Hand und schnell ist ihr Blick, zu lernen, was ihr neue und ungewohnte Hantierung, also daß ich oftmals stehe und denke, indem ich ihrem hausfräulichen Wesen zu-

Und wie Neid schleicht es dann wohl über meine Seele, daß ich sie keinem andern vergönnen möchte, sondern selbst für mich behalten mein Lebelang, und Trauer fällt auf mich, es möchte bald der Tag kommen, wo ein Freiersmann sie von uns heischet."

„Zielest du auf den jungen Nürnberger Patriziersohn Hieronymus Baumgärtner?" fragte Herr Reichenbach dazwischen. „Es ist mir nicht entgangen, wie seine Augen nach der Käthe gingen, da er bei der Feier deines Namenstages mit an unserm Tisch saß. Ist mir auch aufgefallen, daß er seit diesem Tag so häufig an unserm Haus vorüberwandelt und auch bei uns öfter einspricht, als dazu Anlaß vorhanden. Meine jedoch, du könntest darüber ohne Sorgen sein, denn schüchtern ist die Käthe, wo ein Mannsbild ihr nahet. Ist sie doch bis auf den heutigen Tag, obschon sie bereits vier Wochen in unserm Haus weilet, noch nicht zu bewegen gewesen, auf die Gasse zu gehen, ausgenommen in die Kirche, wann der Doktor Martinus prediget."

Elsa schüttelte den Kopf und sah ihren Eheherrn mit bedauerlichem Lächeln an. „Besser, denn du, verstehe ich das weibliche Herz. Daß die Käthe sich scheuet, aus dem Schatten unseres Hauses zu treten, geschiehet nicht um derer willen, die sie lieben, sondern um derer willen, so sie hassen und schmähen und lästern. Denn ob ich es auch sorglich vor ihr verborgen gehalten, so hat sie doch Kundschaft bekommen, was man in der Welt von den entwichenen Nimptschener Nonnen Übles redet. Auch dieses weiß sie, daß der Doktor Luther an den Torgauer Burger Leonhard Koppe, so in großer Angst vor den Nachstellungen der Ordensgeistlichkeit gewesen, ein öffentlich Lobschreiben gerichtet und darin unter Nennung der neun Flüchtlinge die That der Entführung vor aller Welt gerühmet."

„Wo ist denn die Käthe?" fragte der Syndikus.

„Wird droben in ihrem Kämmerlein sitzen", versetzte Frau Elsa.

Über die runden Bleischeiben des Fensters glitt der rosenrote Schein der untergehenden Sonne und ließ die vom Meister Lukas Kranach gemalten Ölgemälde an der Wand wie im Feuer erglühen.

„Siehe, wie schön die Sonne sinket und wie lieblich der Abend!" sagte der Syndikus. „Laß uns noch ein wenig im Garten ergehen, bis das Nachbrot aufgetragen. — Sage an: sind die Erbsen schon geleget und der Kohl schon gepflanzet? Hatte schon gestern geschehen sollen, doch fand ich keine Muße zu der Arbeit."

Frau Elsa konnte keine Auskunft geben, und beide Eheleute schritten über die große Diele des Hauses dem Hof zu und über diesen hinweg in den Garten, welcher sich in beträchtlichem Umfang dehnte, rechts von Obstbäumen bestanden und links für Gemüse und Blumen zugerichtet.

An einem der frisch bereiteten Beete kniete eine weibliche Gestalt in eifriger Hantierung.

„Da ist sie ja!" rief verwundert Magister Philippus und ging schnelleren Schrittes auf die Gestalt zu, welche sich erschreckt vom Boden erhob.

„Ei, ei, liebe Katharina, was schaffet Ihr hier?" fragte der Syndikus.

Mit Lächeln erwiderte die Jungfrau: „Die Erbsen schaueten mich so fragend an, ob ich ihnen nicht ihr Bettlein in der Erden bereiten wolle, und der Kohl ließ welk die Blätter hängen, daß es not war, ihn zu pflanzen."

Des Syndikus Augen gingen prüfend über die Arbeit hin: „Aber wer hat Euch denn solche Arbeit gelehrt? Sind die zarten Fingerlein auch zu grober, harter Erdarbeit tauglich?"

Katharina schaute innig zu dem Syndikus auf. „Die Liebe lehret alles. Was man gerne thut, lernet man ge-

„Aber Ihr müsset Eurem zärtlichen Körper nicht zu viel aufbürden und Euer schonen!" mahnte der Syndikus mit erhobenem Zeigefinger.

Katharina schüttelte lächelnd das Haupt: „Ei, habet Ihr denn Euer geschonet, da Ihr die Last auf Euch ludet, die fremde, hergelaufene Nonne Eures Hauses friedliche Stille stören zu lassen? Ach, daß ich mehr thun könnte, Euch zu vergelten, was Ihr in christlicher Barmherzigkeit an mir gethan! Dieses ist mein tägliches Gebet, daß Gott Euch lohnen wolle, was die arme Katharina nicht vermag."

Frau Elsa legte der Jungfrau die Hand auf den Mund und führte sie dann auf einen der schattigen Seitenwege des Gartens, während ihr Gemahl sich auf einer Bank niederließ.

Indem meldete Sibylla, die alte Dienerin, den Doktor Luther, und dieser trat auch alsobald in seiner schwarzen Mönchskutte herzu.

„Gott grüß Euch, vielliebér Magister!" rief er in heiterer Stimmung. „Gehet es Euch wohl? Und was machet mein liebes, armes Angstkindlein?"

Der Syndikus zog ehrerbietig das Barett und reichte dem Gast bewillkommnend die Hand. „Ängstet Euch nicht um sie, Herr Doktor, es gehet ihr wohl."

„Aber Euch, Herr Magister — wird sie Euch nicht allgemach beschwerlich? Es ist ein großes Opfer, so Ihr mir bringet, und das drücket mich, so ich gedenke, daß Ihr vielleicht noch längere Frist unter dem Joch bleiben sollet. Möchte wohl, daß einer käme und aus der Jungfrau eine Hausfrau machte, welches auch des Weibes Beruf und Bestimmung."

Der Syndikus trat mit wehmütig ernster Miene dicht vor Luther hin: „Ehrwürdiger Herr Doktor! Ihr habet schon so viel an uns gethan, wollet Ihr noch eines thun? Dieses meine ich: Sorget Euch nicht furder um uns, denn nicht ein Opfer ist es für uns, die Katharina zu behalten, sondern sie wieder von uns zu lassen, das ist ein Opfer und wird uns hart an das Herz gehen, denn lieb ist sie uns geworden, gleich als wäre sie unser eigen Kind."

Luthers blasses Gesicht leuchtete auf in freudigster Befriedigung, und dem Syndikus bieder die Hand schüttelnd sagte er: „Ein treuer Freund ist ein köstlich Kleinod und nicht mit Geld zu bezahlen. Bleibet mir denn auch fürderhin freundschaftlich geneiget, Ihr aber sollet mir von heute an noch viel tausendmal lieber sein." —

Inzwischen waren die Frauen herzugetreten. Katharina hatte, als sie des Mönches ansichtig wurde, die Frau Elsa ängstlich am Arm gezogen und geflüstert: „Der große Doktor!" Doch diese ließ sich nicht halten, sondern eilte, den lieben Gast zu begrüßen.

Mit Wohlgefallen ruhten Luthers Augen auf der anmutigen Gestalt der ehemaligen Nonne, auf deren bleichen, winterlichen Wangen in der Luft der Freiheit schon die ersten Frühlingsrosen knospten, und er bemerkte mit feinem Lächeln die Spuren der Erdarbeit an ihrem Kleid.

„Ei, Jungfer Käthe", scherzte er, „Ihr seid nun ein rechtes Weltkind geworden. Wie gefällt es Euch in der Welt? Sehe Euch an, daß Ihr sehr irdisch gesinnet seid und Euch mit niedrigen und gemeinen Dingen befasset, so Eure Seele in den Staub ziehen, denn schmutzig ist Euer Gewand und Eure Hand dazu. Möchtet Ihr nicht wieder zurück an den Ort, da man der argen Welt entrücket ist und in den Weihrauchwolken dem Himmel zuschwebet?"

Katharinas Wangen röteten sich noch mehr und schamhaft scheu senkten sich ihre Augen zur Erde.

„Ach, lasset mich nur immer in der Welt", sagte sie mit leise erzitternder Stimme. „Wenn ich nur nicht von der Welt bin, so will ich hier meinem Gott schon dienen und ihm mein Leben weihen. Habet Ihr mich doch selber verwichenen Sonntag in der Predigt gelehret, daß man dem lieben Herrgott auch mit kleinen Dingen dienen könne, auch sogar mit Holzspalten und Kohl pflanzen, so man nur treu erfunden werde."

Der Doktor wollte beifällig etwas erwidern, da kam ihm Elsa zuvor: „Ehrwürdiger, möchtet Ihr nicht bei uns bleiben und das Abendsüpplein mit uns essen?"

Luther fixierte die Frau Syndikus mit schalkhaftem Augenblinzeln: „Wie fein möget Ihr doch meine Gedanken erraten! Wo Ihr mich nicht gebeten hättet, so hätte ich mich selbst zu Gast geladen, maßen ich sonsten heute mit ledigem Magen hätte ins Bett steigen müssen, denn traurig kam vorhin mein Famulus, der Wolfgang, zu mir in die Zelle: Herr Doktor, was wollet Ihr zu Abend speisen? Siehe, in dem Schrein stand noch ein Restlein gerösteten Fisches, so ich Euch wollte fürsetzen für die Nacht; muß aber wohl ein Kätzlein darüber geraten sein, denn nichts ist mehr vorhanden, denn der Kopf und etliche Gräten."

Mit innerlichem Bedauern schaute Katharina zu dem Manne auf, der aller Welt so reichlich das Brot des Lebens spendete und selber am täglichen Brote Mangel litt; und höher noch stieg ihre Bewunderung seiner Geistesgröße, daß er diesen Mangel gar nicht zu fühlen schien und darüber noch scherzen konnte.

Sie teilte ihre Gedanken leise der Frau Reichenbach mit, welche ihr eben so leise erwiderte: „Er hat für sich selbst kaum das Nötige; aber er vergisset sich selbst über den Armen, denen er reichlich giebt, und die tagtäglich seine Herzensgüte ausbeuten."

„Mag ein recht ödes, dürres, hartes Leben haben, der große Doktor", fuhr Katharina fort, „in seinem düstern Kloster, von keiner sorgsamen Hand bedienet."

Man war inzwischen auf die Diele des Hauses getreten, wo die Sibylle den Tisch bereitet hatte.

„Wollet Ihr auch was Neues vernehmen, ihr Lieben?" fragte Luther, nachdem man sich gesetzt und zu essen begonnen. „Dem Leonhard Koppe, dem Nonnendieb, welchem man den Tod eines Ketzers bereiten möchte, muß ein Märtyrerkranz gewunden werden, denn siehe, das Wagstück, so er in Gottes Namen unternommen, hat einen großen Segen hinter sich drein gezogen. Nichts hat es gefruchtet, das zu Nimptschen Geschehene zu verheimlichen: auch in andere Klöster ist das Gerücht gedrungen, und siehe, unsere liebe Käthe hat reichliche Nachfolgerinnen gefunden. Ist mir heute hinterbracht worden, daß aus dem Benediktinerkloster in Zeitz vier Nonnen zusamt der Äbtissin entwichen seien, item sechs Nonnen aus der Benediktinerabtei zu Sormitz, item acht aus dem Cistercienserkloster zu Beutitz an der Saale und aus dem Dominikanerstift zu Wiederstedt in Mansfeld gar sechzehn. Sonderlich aber wird es der Jungfer Käthe eine frohe Botschaft sein, so ich berichte, daß auch aus dem Kloster zu Nimptschen fernere drei Jungfrauen ausgetreten sind, aber nicht heimlich, sondern in guter Ordnung von ihren Verwandten heimgeholet. Des freue ich mich von ganzem Herzen; auf daß ihrer aber noch mehr werden und die Klosterpforten sich von selber öffnen, bin ich im Begriff, die Geschichte einer Nonne zu schreiben, der Florentina von Oberweimar, so aus dem Kloster zu Neuhelfta bei Eisleben entronnen. Solche Schrift will ich gedruckt in die Welt senden, auf daß alle Welt erfahre, was die Klosterei sei, und des Teufels Tand an den Tag komme, auch daß man aufhöre, dem armen Leonhard Koppe zu dräuen."

Frau Elsa reichte dem Doktor eine Schüssel mit Gesottenem dar und nötigte zum Zulangen. „Das sind gute Nachrichten, ehrwürdiger Herr, und sonderlich unsere liebe Käthe schauet darob sehr vergnüglich drein. Möchte Euch bitten, Ihr wollet mir die Geschichte der Florentina leihen, sobald sie der Drucker fertig gebracht. Aber über Eurem Reden vergesset doch

nicht, daß es jetzo Zeit zum Essen. Würde Euch auch gut thun, so Ihr eine Herzstärkung nähmet, denn um Eure Augen sehe ich wieder den dunklen Schatten, das Anzeichen nächtlichen Wachens und Studierens."

Luther that sich mechanisch ein wenig auf den Teller und sagte dabei: „Daran sind die gottlosen himmlischen Propheten schuld, welche, derweilen ich in der Luft gefangen saß als Junker Görg, hierorts den Weinberg Gottes verwüstet haben. So ist viel Arbeit vonnöten, wieder zu bauen, was sie zerstöret; und Bauen ist mühseliger denn Niederreißen."

„Aber saget mir nur, Herr Doktor", fragte Frau Elsa, „wie Ihr es machet, daß Ihr alle diese Arbeit, dazu wohl zehn Menschenkräfte gehören, als Predigen, Vorlesungen halten, Bücher schreiben, Bibel übersetzen, Briefe empfahen und senden, Rat geben und dergleichen mehr, so leicht bewältiget und nimmer müde werdet, vielmehr dabei immer getrosten Mutes bleibet und auch noch Zeit überbehaltet im Gärtlein der Blumen zu pflegen und mit Euren Freunden zu plaudern?"

Luther schaute heiter lächelnd auf. „Liebste Frau Magisterin, zu solchem allen sind nur zwei Dinge erforderlich. Ordnung und Gebet. Hat nicht jegliche Stunde sechzig Minuten? In sechzig Minuten aber mag man gar viel schaffen und vor sich bringen, so man alles mit Ordnung treibet und die Zeit wohl auskaufet. Dazu aber das Gebet ist ein frischer Brunnen, daraus Leib und Seele immer frische Kräfte schöpfen. Sehet, dieses Psalterlein" — er zog ein kleines Buch aus der Brusttasche — „ist mein stetiger Begleitsmann und Tröster, der saget mir immer, was not ist, und giebt mir, was mir fehlet. Ich halte mein Gebet für stärker, denn den Teufel, und wo ich einen Tag nicht betete, würde ich am Feuer des Glaubens verlieren. Bet' und arbeit', so hilft Gott allzeit."

Katharina hatte mit andächtiger Hingebung zugehört. Jetzt beugte sie sich nieder und flüsterte vor sich hin. „Der große Doktor! Der wunderbare Mann! Wer den beständig vor Augen haben könnte, zu sehen, wie er es treibet, und seinem Vorbild nachzufolgen!"

Frau Elsa neigte sich mit innigem Blick zu der Jungfrau und streichelte ihr still die Hand.

Der Doktor Martinus war inzwischen mit dem Syndikus in ein Gespräch geraten über den Ritter Franz von Sickingen, dessen trauriger Ausgang gegenwärtig die Gemüter bewegte; die Fürsten von Hessen, Pfalz und Trier hatten ihn in seiner Veste Landstuhl belagert und überwunden.

„Habe Euch schier gezürnet, Herr Doktor", bemerkte der Syndikus, „da Ihr des Sickingen dargebotene Hand ausschluget. Meinte, sein gutes Schwert sollte dem Evangelium ein starker Schutz sein und demselbigen eine Gasse hauen wider den Papst und den Kaiser; denn von Monat zu Monat wuchs des Sickingen Macht, und dem Kaiser bangete vor ihm. Nun aber ist es herfürgekommen, daß Ihr auch in diesem Stück recht gehabt."

Luther wiegte wehmütig das Haupt. „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Sickingen! Du hast es gut mit mir gemeinet. Und dennoch warest du mir ein Versucher, und ich mußte zu dir sprechen: Hebe dich weg von mir, du bist mir ärgerlich, denn mit fleischlichen Waffen willst du der heiligen Sache Gottes helfen. Solches ist dem Herrn zu keinem Gefallen und dem Evangelium zu keinem Nutz, sondern zum Schaden, denn dieses bedarf keiner irdischen Krucken und Stützen, daß es laufe, es hat in ihm selber die Kraft, die Welt zu überwinden. Das Wort muß es thun, nicht das Schwert. — Jetzo ist es aber Zeit, ihr Lieben, daß ich heimkehre, denn daheim wartet noch der arme Wolfgang. — Ach, möchtet Ihr mir nicht einen Imbiß mitgeben für den Armen? Er ist so treu und teilet das Letzte mit mir."

Ehe noch Frau Elsa zur Hand war, dem Doktor das Erbetene zu geben, hatte Käthe schon ein Stücklein Rauchfleisch in ein sauberes Tuch geschlagen und reichte es eilfertig dem Doktor Martinus. Der nahm die Gabe mit Danksagung und bot dann allen eine geruhsame Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Ein englischer Schriftsteller, Mr. A. Reade, hat den etwas ungewöhnlichen Einfall gehabt, bei verschiedenen Celebritäten englischer und französischer Sprache anzufragen, ob sie alkoholische Getränke genießen und rauchen, und was ihre Anschauung darüber ist. Die Resultate sind dann in einer Broschüre gesammelt und bei Simpkins & Marshall in London erschienen. Einige der Meinungsäußerungen sind nicht uninteressant, besonders, wenn man bedenkt, welche erbitterte Kreuzzüge in England (und Amerika) gegen den Gebrauch spirituöser Getränke und des Tabaks geführt werden. Mr. Gladstone z. B. verabscheut das Rauchen, aber trinkt regelmäßig ein Glas oder zwei Bordeauxwein beim Luncheon und ebenso beim Diner, überdies ein Glas leichten Portwein. Er findet diesen Weingenuß in Zeiten großer intellektueller Anstrengung besonders notwendig. Jules Simon verbarrikadiert sich hinter dem Gemeinplatz, daß zu viel Branntwein und Tabak schädlich ist. Das hätte man wohl wissen können, ohne einen französischen Senator zu befragen. Mark Twain, der amerikanische Humorist, kann nach dem Weingenuß nicht schreiben, doch raucht er unmäßig seit achtunddreißig Jahren. Tourgenieff hält den Tabak im allgemeinen für eine schlechte Sache, Alkohol in kleinen Quantitäten dagegen nicht für schlecht, doch giebt er zu, daß er sich von beidem fernhält. Der kürzlich verstorbene Romanschriftsteller Anthony Trollope hatte die Cigarre fortwährend im Munde. M. Twaine findet Cigaretten nützlich zwischen zwei Gedanken, bevor er zum zweiten gekommen ist. Dr. Siemens ist dem Tabak ziemlich abgeneigt, dagegen dem Alkohol schon günstiger. Mr. James Payne raucht fortwährend, so lange er am Schreiben ist, und thut das seit dreißig Jahren, er trinkt etwas Bordeaux und Champagner. Sir Erskine May (eine große Autorität über parlamentarische Gegenstände) hat herausgefunden, daß Enthaltung vom Wein ihn dyspeptisch und dumm macht. Sir Theodore Martin, der Biograph des Prinzen Albert, erklärt Tabak geradezu für Gift, hält dagegen Wein für solche, die Gehirnarbeit verrichten, für wohl- warum die Leute rauchen, trinkt aber Wein wie andere Leute. Der verstorbene Charles Darwin trank ein Glas Wein, rauchte zwei Cigaretten und schnupfte täglich und war überzeugt, daß der Genuß von Schnupftabak ihm in seiner Arbeit große Dienste that. Mr. Mathew Arnold, der berühmte Kritiker und Philosoph, hat nie geraucht und immer Wein getrunken. Dasselbe ist der Fall mit Paul Bert, der die Argumente und physiologischen Fakten auf beiden Seiten mit großer Präcision summiert und folgendermaßen seine Ansicht ausspricht: „Was mich betrifft, so rauche ich nie, weil ich den Tabak nicht gern habe; dagegen trinke ich Wein bei allen meinen Mahlzeiten, weil ich ihn gern habe." Mr. F. W. Newman ist betrübt, daß eine so edle Frucht wie die Traube zur Produktion von Wein vergeudet wird. Englischer Tabak ärgert ihn und der Rauch und die Hitze der Pfeife oder Cigarre beizt seine Augen.

Über Größe und Alter von Bäumen in California schreibt ein Korrespondent des „Philadelphia Bulletin" folgendes: Reisende haben oft Illusionen. Was sie in der Ferne für kleine Hügel halten, sind, wenn sie näher kommen, große Berge; was sie in der Ferne für einen Graben halten, der leicht zu überspringen ist, das ist in der Nähe ein breiter Bach. Ähnlich geht es mit großen Bäumen. Wenn man annehmen würde, daß in einer 30 Fuß breiten Straße Philadelphias in der Mitte ein solcher Baum gerade aufrecht stünde, so würde er so viel Raum in Anspruch nehmen, daß nur die Seitenwege zu sehen sind. Ich maß eine Sequoia, deren Umfang einhundert Fuß betrug. Hinsichtlich der Höhe dieser Bäume hatte ich meinen Zweifel. Ich dachte, ist doch niemand bis in den Wipfel geklettert. Allein Professor Whitney hat durch Triangulation die genaue Höhe vieler ermittelt; die des einen, die ich selber nachmaß, betrug 240 Fuß. Leider sind von diesen riesengroßen Bäumen nur noch 600 Stück vorhanden, aber [illegible] Die meisten dieser Bäume haben besondere Namen, so ist z. B. einer nach dem berühmten Kollege „Harvard" benannt. Das Alter der Bäume wird nach den Jah-

Baum jährlich einen bekommt. Neulich hatte ich Gelegenheit, hiernach zu berechnen, denn ein Baum war durch Sturm umgeweht und quer über die Straße gefallen. Feuer hatte einen Teil des Stammes angebrannt, und so war es leicht, die Ringe zu zählen. Der kürzlich umgewehte Baum hatte 189 Jahresringe und 4 Fuß im Durchmesser. Wenn man mit Hilfe dieser Angaben ein Regel de Tri-Exempel aufstellt, so kommt man zu der Vermutung, daß die größte Sequoia 1300 Jahre alt ist. Wenn dieselbe also auch nicht bei der Geburt des Erlösers gestanden hat, so hat sie doch annähernd ein solches Alter.

Woher kommt das Wort Charlatan? Vor alten Zeiten, als die Ärzte noch auf ihren Studierzimmern saßen, die Leiden ihrer bresthaften Mitbürger wogen, fühlten und, tief forschend in der Natur, den Hilfsmitteln gegen jene Leiden nachgrübelten, — fuhren sie noch nicht herum; ihre Wohnungen waren Lazarette, aus denen sie sich von ihren in dieselben aufgenommenen Kranken nicht entfernten oder, wenn sie es thaten, zu Fuße ausgingen. Damals trat zu Paris ein Genie von Arzt auf, der besser für sich zu rechnen, als zu kurieren verstand. Er hieß Latan. Dieser schaffte sich einen kleinen, mit einem Pferde bespannten Wagen (char) an, auf welchen er seine Arzeneien für alle möglichen Krankheiten gepackt hatte. So zog er nun durch die Straßen der Seinestadt, um sich Patienten aufzusuchen und seine Heilmittel, die er ausrief, an den Mann zu bringen. Er war der erste fahrende Doktor, und das Umherfahren durch die Straßen machte ihn berühmt. Sobald er angerollt kam, rief man ihm jauchzend entgegen: „Voilà le char de Latan!“ und daher entstand das abgekürzte „Charlatan“, welches in jenem Zeitalter der Titel eines fahrenden Doktors war. — Charlatane giebts auch jetzt noch, auch solche, die da fahren. Aber ob sie heutzutage noch so „gut fahren“ wie damals, steht zu bezweifeln.

Das erste Avancement eines Prinzen. Als im Jahre 1817 König Friedrich Wilhelm III. mit seiner ganzen Familie zur feierlichen Grundsteinlegung der Denkmäler von Luther und Melanchthon sich in Wittenberg befand, sah sich der damals achtjährige Prinz Albrecht die Stadt in Begleitung seines Gouverneurs an. Der Prinz trug als Gemeiner die Uniform des ersten Garde-Regiments; der Säbel schleppte beinah. Die liebe Straßenjugend begleitete ihn und rief: „Was? Das ist'n Prinz und nich' 'mal Unteroffizier!“ Darob ergrimmte des kleinen Prinzen Herz, und zu Hause angelangt, klagte er dem Vater seine bittere Not. Dieser half derselben ab, indem er ihn lächelnd zum Unteroffizier ernannte. Als nun am anderen Tage der Prinz sich mit den silbernen Tressen zeigte, empfing ihn das helle „Hurrah“ der Straßenjugend. — In späteren Jahren erinnerte sich der Prinz öfter dieses Vorfalls und betonte stets nachdrücklichst, daß ihm kein Avancement größere Freude bereitet hätte, als dieses, das er der „Konnexion“ des Volkes zu verdanken hatte. — So erzählt der alte Wittenberger Bürger Böttger, der sich damals unter der Straßenjugend befand.

Der Salzsee der Mormonen. Die Mormonen haben ihre Niederlassung an dem großen Salzsee (Great Salt-Lake) deshalb angelegt, weil sie in allem die größte Ähnlichkeit mit den Verhältnissen des Landes Palästina suchten. Der große Salzsee gleicht in der That dem Toten Meere in vielen Stücken. Der Salzgehalt des Salt-Lake übersteigt sogar noch den des Toten Meeres. Noch vor dreißig Jahren konnte man aus 4 Tonnen Wassers eine Tonne Salz gewinnen (= 25 Prozent), gegenwärtig bedarf man dazu 5 Tonnen, da der Salzgehalt abnimmt. Wie beim Toten Meere sind die Ufer infolge des reichlichen Salzgehaltes ohne Vegetation, selten läßt ein Vogel seine Stimme hören. Dem den See speisenden Fluß hat man den Namen „Jordan“ gegeben. Übrigens besitzt der See eine so sattblaue Farbe, daß dieselbe höchstens noch von dem Blau der Grotte von Capri übertroffen wird. Das Wasser ist vermöge des überreichen Salzgehaltes so schwer, daß es selbst dem geschicktesten Schwimmer unmöglich ist, unter die Oberfläche zu tauchen, und es gehört schon eine bedeutende Fertigkeit und Kraft dazu, überhaupt nur darin schwimmend sich vorwärts zu bewegen.

Mißgünstig. Feuerwehrhauptmann (eines kleinen Städtchens bei einem längst ersehnten Scheunenbrande zu einem herbeigeeilten Dorfspritzenmeister): „Was wollen Sie hier? Machen Sie, daß Sie mit Ihrer Spritze wieder nach Hause kommen; dieses Feuer hier ist — unser Feuer! Verstanden?“

Achtung vor beschriebenem Papier. Die Chinesen bekunden [illegible] weg eine tiefe Verehrung vor dem geschriebenen Worte und sind sehr [illegible] merksam darauf, daß sie Papier, welches bedruckt oder beschrieben [illegible] nicht zu profanen Zwecken verwenden. Sie fabrizieren grobes und [illegible] ges Papier, welches zum Einwickeln, zum Einpacken und mancherlei [illegible] deren Zwecken bestimmt ist, mit Achtung aber hebt man das auf, was [illegible] schrieben oder bedruckt ist, man hütet sich, es mit Füßen zu treten und [illegible] schmutzig werden zu lassen. Man will auf diese Weise den menschlich[illegible] Gedanken ehren, der sozusagen in das Papier übergeht. Da aber [illegible] jedermann gleiche Sorgfalt auf das beschriebene Papier verwendet, [illegible] kommt es bisweilen aus Vergeßlichkeit oder Nachlässigkeit doch vor, [illegible] man es der Entweihung preis giebt. Um diesem Übel vorzubeugen, [illegible] es eine Klasse Bonzen, deren Amt es ist, überall genau und sorgfä[illegible] Nachforschung nach solchem Papier zu halten. Sie durchwandern [illegible] belebtesten Straßen, Städte und Dörfer, einen Korb auf dem Rücken [illegible] einen Haken in der Hand. Namentlich verweilen sie an Orten, wo [illegible] Unrat hinwirft, und gewissenhaft sammeln sie alle, selbst die [illegible] Schriftzüge, deren sie habhaft werden können. Diese Papierreste [illegible] dann in die Pagode gebracht und vor den Bildern der Weisen des [illegible] tums verbrannt.

Über die Wirkung von Zeitungs-Annoncen schreibt das „[illegible]tristische Journal“ in New York einem Briefkasten-Einsender: „[illegible] Wert der Zeitungs-Annoncen werden Sie mit Ihrer ganzen Sophi[illegible] nicht hinwegdisputieren können. Fragen Sie die Geschäftsleute der ganzen Welt, zumal aber unsere amerikanischen, und sie werden Ihnen sagen, daß Sie sich im Irrtum befinden. In einer einzigen Sonntagsnummer des „New York Herald“ während der Frühlings- oder Herbstsaison stehen für vielleicht nahezu zehntausend Dollars Anzeigen. Glauben Sie, daß die Anzeigenden so thöricht wären, dieses Geld zu opfern, wenn es sich nicht zu Millionen rentierte? Ein leitendes Pariser Geschäftshaus soll seine Meinung bezüglich des Wertes fortgesetzten Annoncierens in folgenden Worten ausgedrückt haben: „Erste Insertion — man übersieht sie. Zweite Insertion — man bemerkt sie, aber man liest sie nicht. Dritte Insertion — man liest sie, denkt sich aber nichts dabei. Vierte Insertion — man interessiert sich für den Preis. Fünfte Insertion — man spricht darüber mit seiner Frau. Sechste Insertion — man möchte wohl einen Versuch machen. Siebente Insertion — man kauft.“

Wie ein Schwein die Ursache der Kriegserklärung der Ver. Staaten an England in 1812 wurde, wird neuerdings so erzählt: In dem Städtchen Cranston, R. J., hatte in jemandes Garten ein Schwein arge Verwüstungen angerichtet. Damals war Herr James Burrill Kandidat für den Ver. Staaten Senat und gegen einen Krieg mit England. Als bald darauf die Stimmen in der Senatorenwahl abgegeben wurden, fehlte einer von Burrills Freunden, weil er in einem Prozeß, welcher des Schweines wegen eingeleitet worden war, als Anwalt zu fungieren hatte. Infolgedessen war die Stimmenzahl gleich. Der Sprecher schlug mit seinem Votum Herrn Burrill und J. B. Howell wurde statt seiner erwählt. Die Kriegserklärung in dem Vereinigten Staaten-Senat erfolgte mit einer Mehrheit von einer Stimme, nämlich dem Votum von Howell.

Washingtons einziger Witz. Der Vater des Vaterlandes war ein sehr ernster Mann, der in seinem Leben nur einen einzigen Witz gemacht haben soll. Während der Debatte nämlich im Kontinentalkongreß über die Frage der Errichtung einer Bundesarmee reichte ein Mitglied den Antrag ein, daß die Armee nie mehr als 3000 Mann stark sein dürfte. Daraufhin beantragte Washington, man möge beschließen, daß keine feindliche Armee über 2000 Mann das Land betreten dürfe. Das Gelächter, welches sich darob erhob, erstickte den ersten Antrag.

Licht und Schatten. Ihr Kaffee, Frau Kamptner, hat sein Gutes und sein Schlechtes.“ — „Na, da wäre ich neugierig.“ — „Sie geben wenig Feigenkaffee dazu, das ist das Gute, und gar keinen Kaffee, das ist das Schlechte d'ran.“

Außer Proportion. (Der Doktor legt dem mageren Itzig ein Senfpflaster auf die Brust. Als dasselbe zu ziehen anfängt, schreit Itzig außer sich): „Herr Doktor, Herr Doktor, das is ze viel Senf vor so wenig Fleisch!“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr H Duemling, Fort Wayne, Ind , zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing-Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 13. Dezember 1883. Nummer 16.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (14. Fortsetzung.)

Außer dieser Wehmut und diesem Schmerz lag aber noch etwas anderes in dem Blick, mit dem diese sonderbar starrenden Augen mich betrachteten, nämlich eine Art Besorgnis und Scheu, als sie so plötzlich einen fremden Menschen vor sich sahen, und wie ein rascher schreckartiger Blitz flog dieser Blick über meine ganze Gestalt und mein Gesicht, als ob er prüfen wolle, wer ich sei und was ich hier in seiner Nähe in diesem abgelegenen Erdenwinkel zu suchen habe.

So machte das ganze Wesen dieses Mannes auf mich zuerst den Eindruck — und diesen behielt ich auch nach näherer Prüfung in der Folge bei — als ob das innere Licht dieses Menschen erloschen oder wenigstens dem Erlöschen nahe sei und als ob er nur noch mechanisch den äußeren Anreizen des Lebens folge. Irgend etwas schwer Krankhaftes war gewiß in ihm vorhanden und nach allem was ich an diesem ersten Tage an ihm sah kam es mir vor, als ob nicht nur sein Körper unter den ihn niederdrückenden Einflüssen allmählich erliegen werde, sondern auch sein Geist schon schwer unter denselben gelitten habe.

Doch ich kehre zunächst zu dem Augenblick meines Eintritts in die Hütte und zu dem ersten Staunen zurück, welches meine unerwartete Erscheinung auf die beiden darin sitzenden Männer ausübte. Der Fremde, der für mich zwar noch keinen Namen hatte, den ich aber doch schon nach den mir zu Teil gewordenen Schilderungen zu kennen glaubte, starrte mich unverwandt und augenscheinlich etwas mißtrauisch an und blieb unbeweglich auf seinem Schemel am Herdfeuer sitzen. Um so lebhafter aber sprang mir Heinrich, der Senne, entgegen.

„Du liebe Güte!" rief er laut aus, „Sie kommen bei diesem Wetter nach der Alp, Herr Doktor?"

„Ja, Heinrich", erwiderte ich, meinen kurzen Atem allmählich zur Ruhe kommen lassend, „aber als ich von Hause fortging, ließ das Wetter sich noch leidlich an. Erst unterwegs aber bin ich vom Gewitter überrascht und da habe ich mich beeilt wenigstens in den Schutz Eurer Hütte zu gelangen."

„Ah! Das begreift sich. Aber wie naß Sie sind! Sie triefen ja förmlich und wie erhitzt sehen Sie aus! Kommen Sie her, setzen Sie sich auf diesen Schemel dicht ans Feuer, [...]

„Ich bedarf dessen nicht", erwiderte ich, nur trocknen möchte ich mich allerdings aber — der Rauch — der Rauch — o, er erstickt mich fast!"

Der Fremde sah mich, als ich diese Worte hastig sprach, nicht an, hielt seine Blicke vielmehr mit einem melancholischen Sinnen und, wie mir vorkam, mit sich selbst zu Rate gehend, aufs Feuer gerichtet, bis Heinrich sich an ihn wandte und sagte:

„Das ist der Herr, Herr Scott, der neulich Ihr Haus suchte, wie ich Ihnen erzählte, und sich darüber so gefreut hat."

Erst bei diesen Worten erhob der Fremde wieder den Kopf gegen mich und sah mich mit seinen großen blauen Augen forschend an, als ob er mich fragen wolle, wie ich dazu komme sein Haus zu suchen?

Nach Heinrichs sehr natürlich sich abwickelnder Vorstellung glaubte ich nun aber auch das Wort an ihn richten zu müssen, und zwar drückte ich mich in deutscher Sprache aus, als ich ihm versicherte, wie sehr mich die schöne Lage seines Hauses entzückt habe.

„O, Sir", erwiderte er sogleich im reinsten Englisch, „sprechen Sie vielleicht englisch? Ich verstehe zwar das Deutsche schon so ziemlich, aber ich spreche es nur mit großer Mühe."

Auf der Stelle antwortete ich in englischer Sprache: „Gewiß spreche ich Ihre Sprache und wenn es Ihnen lieber ist, unterhalten wir uns darin."

Seine trübe Miene erheiterte sich etwas, als er dies hörte, und er fragte rasch:

„Heinrich nannte Sie vorher: Herr Doktor! Sind Sie etwa ein Arzt?"

„Ja", erwiderte ich, „ich bin es, obgleich ich mich augenblicklich nur als Reisender und als der Luftkur bedürftig hier aufhalte."

„Ah, das ist mir nicht ganz unangenehm", fuhr er lebhafter fort und aus seinen Augen leuchtete mir zum erstenmal ein blitzartig kommender und eben so rasch verschwindender Freudenstrahl entgegen. „Und Sie sind ein Deutscher, nicht wahr? Wenigstens muß ich das aus Ihren ersten Worten entnehmen. [...]

Ich nannte ihm nun auch meinen Namen und fügte, da ich ihm nicht verraten wollte, daß ich seine Nationalität bereits kenne, die Frage hinzu: „Sie sind ein Brite, nicht wahr?“

„Nein, Sir, ich bin amerikanischer Bürger“, erwiderte er mit einiger Hast, wobei sein bleiches Gesicht auf einen Moment leicht errötete, „aber in England bin ich natürlich auch schon gewesen. Indessen thut das ja nichts zur Sache. — Wir machen übrigens unsere Bekanntschaft an einem seltsamen Orte und nicht gerade unter sehr angenehmen Verhältnissen. Und da Sie doch einmal von der Existenz meiner Hütte wissen, sie sogar schon gesehen haben, so mache ich Ihnen den Vorschlag mich dahin zu begleiten und es sich bei mir etwas bequemer zu machen, als es hier möglich ist. Auch sollen Sie andere Kleider haben, denn Sie können keinen trockenen Faden an sich aufweisen. Und das ist in dieser so windigen Region fatal. Indessen — “ und hier nahm sein Gesicht wieder den vorigen Ausdruck einer aus Mißtrauen und Zaghaftigkeit zusammengesetzten Empfindung an — „kann dies nur unter einer Bedingung geschehen.“

„Welche ist das?“ fragte ich voller Teilnahme, denn bei jedem Wort, welches er auf so eigentümlich sanfte und freundliche Weise zu mir sprach, war sie mehr und mehr in mir erwacht.

„Sie sollen mir als redlicher Mann das Versprechen geben“, fuhr er langsam und bedächtig redend fort, „daß Sie niemandem Ihre Bekanntschaft mit mir verraten, niemandem meine Wohnung enthüllen, überhaupt mit niemandem von mir reden, wozu ich meine ganz besonderen Gründe habe. — Können und wollen Sie das?“

„Ja“, sagte ich, obgleich nicht ohne einige stille Verwunderung über dies auch gegen mich eingehaltene geheimnisvolle Wesen, „das kann und will ich — hier haben Sie meine Hand darauf.“

Er streckte mir etwas zögernd und gleichsam vorsichtig seine leicht gebräunte, aber feine Hand entgegen und berührte dann die meine mit nur leisem, kaum fühlbarem Druck, worauf er sie sogleich wieder zurückzog. —

Heinrich war während dieser Unterhaltung, die er doch nicht verstand, vor die Thür der Hütte getreten, wahrscheinlich um nach dem Wetter auszuschauen. Eben nun kam er wieder herein und berichtete, daß der Regen bedeutend nachgelassen habe, nur von den Höhen flute und riesele das Wasser in Strömen und Bächen nieder.

Mr. Scott hörte nur oberflächlich nach ihm hin, dann stand er von seinem Sitze auf, von dem er sich bisher nicht geregt, und sagte:

„Kommen Sie rasch. Der Rauch hier ist in Wahrheit unerträglich und das bißchen Nässe mehr oder weniger auf dem Wege zu meiner Hütte wird Ihnen nicht schaden und Sie nicht nässer machen als Sie sind. Mir thut sie bei meiner wasserdichten Kleidung ohnehin nichts. Farewell, Heinrich! Auf Wiedersehen!“

Ohne meine Antwort abzuwarten, warf er sich die schwere Jagdtasche wie ein Spielwerk um, hing den Stutzen über die linke Schulter und ergriff seinen Bergstock, nachdem er die Handschuhe vom Boden aufgehoben und in eine Tasche seiner Büffeljoppe gesteckt hatte. Dann deutete er, wie ein vornehmer Herr, der hier zu Hause ist und mir doch aus Höflichkeit den Vortritt lassen will, mit der Hand nach der Thür.

Ich heftete bei allen diesen Bewegungen mit einer gewissen Verwunderung meine Blicke auf den seltsamen Mann, denn nun gewahrte ich erst, wie groß und wohlgewachsen er war und wie er selbst in seiner rauhen Bergkleidung stattlich und gentlemanmäßig aussah. Indessen hielt ich mich jetzt nicht mehr lange bei meiner Betrachtung auf, sondern sagte Heinrich auch rasch Lebewohl und so traten wir den kurzen Weg nach der heimlichen Niederlassung an, vor der ich schon vor einigen Tagen kopfschüttelnd gestanden, ohne den gewünschten Einlaß in dieselbe gefunden zu haben.

Als wir dicht vor der Blockhütte angelangt, deren Fensterläden heute geöffnet waren, blieb Mr. Scott vor der verschlossenen Thür stehen und drehte sich nach mir um. Ich war noch wenigstens zwanzig Schritte hinter ihm und keuchte nur mit laut atmender Brust heran, da mir das Gehen in den nassen Kleidern und das schnelle Steigen den letzten Bergabsatz herauf überaus schwer geworden war.

„Da sind wir“, sagte er, als ich herangekommen, „und ich glaube, es ist Zeit, daß Sie Ihre nassen Kleider abwerfen, es marschiert sich schlecht darin. Nun, das soll bald geschehen sein und glücklicherweise habe ich alles was Sie bedürfen zur Hand.“

Er hatte bei diesen Worten schon einen Schlüssel aus seiner Gürteltasche gezogen und damit die Thür aufgeschlossen. Er trat mir auch jetzt voran und zwar in den Mittelraum des Hauses, eine Art Flur, der, etwa in der Mitte seiner Länge, durch einen aus schwerem grauen Drillich bestehenden Vorhang in zwei Abteilungen geschieden war. Mit rascher Hand schob Mr. Scott diesen Vorhang, der an metallenen, auf einer glatten Stange laufenden Ringen befestigt war, zurück, wodurch ich einen Blick in den hinteren Teil des Flures gewann, der zu einem Küchenraum diente. Der Flur mochte etwa acht Fuß breit sein, ging aber der Länge nach durch die ganze Tiefe des Hauses, die etwa fünfzehn Fuß betragen mochte, das, wie ich später genauer erkannte, mit seinem hinteren Teile fest in den künstlich ausgebrochenen Felsen hineingebaut war und an seinem Ende, innerhalb der Küche, einen kleinen sehr kühlen Keller enthielt, in dem des Einsiedlers Speise- und Getränkvorräte lagerten. In der Küche, an der hintersten Wand, stand ein kleiner eiserner Kochherd und auf ihm glimmte leise ein Reisigkohlenfeuer, während daneben an festen, in die Holzwand getriebenen Nägeln kupferne Kesselchen und Gefäße aller Art hingen, die erkennen ließen, daß Mr. Scott es auch verstand im Fall der Not der Kochkunst obzuliegen.

In der einen Ecke der Küche lag trockenes Holz und Reisig in großer Menge aufgeschichtet und der Hausherr warf, sobald er sich dem Herde genähert, und ohne noch ein Wort zu sprechen, einige Stücke davon auf den glimmenden Herd, so daß bald ein lebhaft brennendes Knisterfeuer entstand, dessen Rauch durch einen Kamin in die freie Luft abzog, ohne wie in der Sennhütte Augen und Lunge mit seinem brenzlichen Qualm zu belästigen.

Als Mr. Scott dies vollbracht, kam er zu mir zurück, der ich noch immer in der vorderen Abteilung des Flures stand, und schloß mit demselben Schlüssel, womit er die jetzt wieder zugezogene Außenthür geöffnet, die Thür zur linken Hand des Flures auf.

Er gab mir nur einen kurzen Wink mit der Hand und wir traten in einen gemütlichen Raum, den ich sogleich als das Schlafkabinett meines Wirtes erkannte. Das Ganze war höchst einfach eingerichtet, aber sehr sauber gehalten und man bemerkte auf den ersten Blick, daß hier nur für das unbedingt Notwendige gesorgt war. Alles aber was der Bewohner zu seiner Bequemlichkeit gebrauchte lag und stand sichtbar zur Hand. An einem durch einen Vorhang von Zitz verschließbaren Riegel hingen mehrere Röcke und Beinkleider von verschiedenen Stoffen, und in einem kommodeartigen Kasten, dessen Schubladen Mr. Scott sofort öffnete, lag wohlgeordnet allerlei feine und grobe Wäsche. Einem Riegel mit den Kleidern gegenüber stand unter einem sehr einfach in Tannenholz gefaßten Spiegel ein Tisch, mit Toilettenutensilien versehen, und daneben in einem Wandschrank, der etwas geöffnet war und mich so einen Blick in sein Inneres thun ließ, nahm ich Kleidungsstücke

wahr, die Mr. Scott wahrscheinlich früher getragen, bevor er sich in das Lederwams des Bergeinsiedlers geworfen hatte. Der ganze Fußboden aber, vom Fenster bis an das Bett hin, war mit einer dicken Matte aus Kokosnußfasern belegt, was dem kleinen Gemach ein überaus behagliches Ansehen verlieh.

Mr. Scott holte ein Hemd und die andere nötige Wäsche aus dem Kommodekasten hervor und legte sie auf einen Stuhl, deren ich nur zwei im Zimmer bemerkte. Sodann nahm er einen Schlafrock von grauem Wollstoff vom Riegel und ein Paar fast neue Beinkleider aus dem Wandschrank, warf beides über das Bett und lud mich dann in seiner ruhigen bedachtsamen Weise ein von den dargebotenen Sachen Gebrauch zu machen. Dann, noch einmal sich im Zimmer umblickend, ob mir auch nichts fehle, verließ er mich.

Man kann sich denken, daß ich mit meiner mir so notwendig gewordenen Toilette nicht säumte. In zehn Minuten hatte ich mich gewaschen und in die mir so freundlich dargebotenen Kleider geworfen, die mir allerdings etwas weit waren, aber ihren Zweck vollkommen erfüllten. Während ich mich aber umkleidete, hörte ich meinen Wirt in der Küche nebenan hantieren und glaubte die Vorkehrungen, die er abermals für mich traf, zu erraten. Ich hatte mich darin auch nicht geirrt, denn als ich später in die Küche trat, sah ich, daß eine Leine quer vor dem Feuer von einer Wand zur andern ausgespannt war, und da ich ohne weitere Erklärung sofort begriff, wozu diese Leine dienen sollte, hing ich meine nassen Kleider darauf, um sie zu trocknen. Nur meine Bergschuhe hatte ich ohne die Gamaschen wieder angezogen, denn sie hatten sich wasserdicht erwiesen, so daß ich nicht einmal die Strümpfe zu wechseln brauchte.

Als ich dies aber gethan, begab ich mich an die Thür des dem Schlafkabinett gegenüberliegenden Zimmers und klopfte leise an, worauf sogleich ein Hereinruf erfolgte, und ich trat nun in das eigentliche Wohngemach meines sonderbaren Wirts.

Dies Gemach nun war gerade so groß, hoch und breit wie das Schlafzimmer, nur sah es bei weitem wohnlicher und fast gemütlich aus, wozu gewiß der Umstand beitrug, daß es weit reichlicher mit freilich sehr einfachen Möbeln ausgestattet war als jenes. Die Wände bestanden wie drüben aus glatt gehobelten Tannenbrettern, eben so die Decke, und auf dem Fußboden lag auch hier ein ähnlicher Teppich wie drüben ausgebreitet. Am Fenster stand ein einfacher Arbeitstisch, mit Zeichnungen, Papier und Schreibgerät versehen. Ein zweiter, etwas größerer viereckiger Tisch stand vor einem langen Ruhebett, welches die Mitte der hinteren Wand einnahm und mehr zum Liegen als zum Sitzen eingerichtet schien. Es war das einzige Möbel im Hause, welches ein Polster und einen farbigen Überzug aufweisen konnte. Die Stühle, ich zählte auch hier nur zwei, waren augenblicklich an den Tisch vor das Sofa gerückt, Schränke nirgends vorhanden, und, wie ich später erkannte, auch nicht nötig, da in sämtlichen Wänden dergleichen Behältnisse eingelassen waren.

In dem einen Wandschrank standen, wie ich noch an diesem Morgen erkundete, ein Dutzend Bücher, die zur Zeit die einzige Lektüre des von der Welt so abgeschieden lebenden Einsiedlers bilden mochten, und daneben eine kleine Staffelei zum Zeichnen oder Malen eingerichtet. Am Fuße derselben lehnte eine große, wahrscheinlich mit Skizzen gefüllte Pappmappe, deren Inhalt ich erst später kennen lernte und woraus ich entnahm, daß Mr. Scott ein tüchtiger Zeichner war und seinen einsamen Aufenthalt in Sterchis Haus den langen Winter über sehr wohl zu nutzen verstanden hatte.

An dem Tisch vor dem Sofa nun saß mein Wirt auf einem Stuhl, vor sich ein großes, blechernes Gefäß, unter dem eine Spiritusflamme brannte. Daneben stand eine Flasche Rum, demnächst einen wärmenden Grog zu erwarten habe. Außerdem nahm ich auf dem Tisch noch zwei Teller, einen eben erst angeschnittenen Schinken, frische, der Sennhütte entstammende Butter, Brot und daneben ein Körbchen mit Eiern wahr, die Christen am vorigen Tage wohlbehalten nach der Höhe geschafft hatte.

Freundlich lud mich Mr. Scott ein Platz zu nehmen und zuzugreifen, und das that ich gern und ohne Zögern, denn mein Appetit hatte sich nach dem beschwerlichen Marsche schon sehr bemerklich gemacht. Während ich mich aber bediente, was mein Wirt denn auch für sich that, sagte er, nicht ohne eine auffällige Spannung in seinen Mienen:

„Noch eins, Herr Doktor, ehe wir weiter reden. Lassen Sie uns zuerst eine für mich sehr notwendige Verabredung treffen. Sie wohnen bei Sterchi, nicht wahr?"

„Ja, seit einigen Tagen, und ich denke noch etwa vier Wochen bei ihm zuzubringen."

„Das ist mir lieb, aber sprechen Sie ehrlich: Hat er Ihnen bereits etwas von mir gesagt?"

„Kein Wort, Mr. Scott", erwiderte ich, „und selbst auf meine Frage nach Ihnen hat er mich gebeten, daß ich ihn mit ähnlichen Fragen verschonen möchte."

„Ah, das ist mir lieb. Aber wie kamen Sie auf die Frage nach mir? Sie wußten also von meinem Hiersein und der neuerbauten Hütte, bevor Sie auf dem Berge wohnten? Können Sie mir darüber keine bestimmte Auskunft geben?"

„Ja", sagte ich offen, „ich wußte von Ihnen, aber nur das Allgemeinste und habe es durch einen reinen Zufall erfahren. Ein Bekannter, dem ich in Interlaken begegnete, erzählte mir, daß auf dem Abendberg ein Neubau ausgeführt und von einem ihm persönlich unbekannten Manne bewohnt sei. Da fragte ich denn natürlich Sterchi danach, als ich bei ihm eintraf, aber er erwiderte mir mit seinem ernsten Gesicht, daß er davon nicht sprechen werde und daß ich ihn weiter nicht mit Fragen darüber behelligen möge."

Mr. Scott nickte befriedigt, während er langsam etwas aß. „Gut", sagte er mit immer gleich traurig bleibender Miene und weicher Stimme, „das ist recht von Sterchi und das habe ich auch von ihm erwartet. Es braucht niemand von meiner Existenz hier oben zu wissen, ebensowenig wie ich von der anderen etwas hören will. Daß ich einmal von irgend jemandem ausfindig gemacht werden könnte, darauf war ich freilich lange vorbereitet, aber — ich möchte wenigstens, so lange es geht, hier ein vollständiger Eremit sein, denn dies Alleinsein befriedigt mich vor der Hand. — Aber freilich", fuhr er nach kurzem Sinnen und einem abermaligen leichten Aufseufzen fort, „ich bin immer ein Mensch und mit menschlichen Eigenschaften und Bedürfnissen ausgestattet, und da ich mit niemandem, wenigstens mit keinem gebildeten Menschen in Berührung komme, habe ich bisweilen das Verlangen, ja, warum sollte ich es verschweigen, die Sehnsucht mit einem solchen zu reden, und so bin ich zufrieden, daß Sie mein Unterkommen entdeckt haben, da ich zugleich überzeugt bin, daß Sie als ehrlicher Mann Ihr Wort halten und mit niemandem — niemandem", wiederholte er mit lebhaft aufblitzenden Augen — „von mir reden und auf meine einsame Wohnung hindeuten werden. Wenn Ihnen das seltsam vorkommt, so kann ich nichts dagegen haben, aber urteilen Sie nicht voreilig darüber, es macht sich in den Verhältnissen, in denen ich mich befinde, durchaus notwendig und ich kann es vor der Hand nicht ändern."

Ich nickte ihm beifällig zu, sprach aber kein Wort, da ich an seinen lebhafter gewordenen Mienen zu bemerken glaubte, daß er noch weiter sprechen wolle, und ich weiß nicht, wie es kam, ich wurde bei jedem Worte dieser rührenden und gleichsam durch unsichtbare Thränen verschleierten Stimme begieriger

reden fort, und es schien mir, als ob eben dieses Sprechen mit einem gebildeten Menschen, was ihm so selten begegnete, eine wahre Wohlthat für ihn sei.

„Vor allen Dingen aber“, sagte er, indem er zu essen aufhörte und nachdenklich vor sich nieder sah, „freue ich mich doppelt der Begegnung mit Ihnen, weil — Sie ein Arzt sind. Mich verfolgt nämlich seit einigen Wochen ein kleines Leiden, das mich bisweilen sogar ernstlich plagt und von dem Sie mich vielleicht durch einen guten Rat befreien können.“

Ich sah ihn bei diesen Worten, die er nur zögernd und mit einer gewissen Zurückhaltung vorbrachte, fest an und durchforschte noch einmal genau sein von einem tiefen geistigen Leid durchfurchtes Gesicht, dem ohne Zweifel auch eine leibliche Kränklichkeit beigemischt war, wenngleich der melancholische Ausdruck, den ich im Anfang unserer Begegnung vorherrschend fand, im Laufe des geführten Gesprächs sichtlich milder geworden oder zurückgetreten war.

„Worin besteht denn dieses Leiden?“ fragte ich, sogleich mit meinem Krankenexamen beginnend.

Er beschrieb mir seinen Zustand sehr genau und gab mir so in kurzer Zeit ein ziemlich treues Bild von dem ihn plagenden Übel. Ich durchschaute bald alles und erkannte, daß eine fehlerhafte Diät die Hauptursache seines vorübergehenden körperlichen Übelbefindens sei. Wir sprachen eine ganze Weile darüber und ich fragte ihn nach allen Richtungen aus, und alles, was ich erfuhr, bestärkte mich mehr und mehr darin, daß meine erste Annahme eine richtige gewesen sei. So konnte ich ihm denn auch die Versicherung geben, daß er von seinem Leiden bald geheilt sein würde, und versprach ihm die nötigen Medikamente bald heraufzuschicken.

Unterdessen war das Wasser in dem blechernen Gefäß schon lange ins Kochen geraten und Mr. Scott hatte mir ein Glas Grog gemischt, wozu er mir Zucker reichte, den er, in einem Topfe enthalten, aus einem Wandschrank holte. Als er mir aber das Glas hingereicht, sagte er plötzlich:

„Ach, Sie trinken vielleicht lieber ein Glas Burgunder? Davon habe ich auch noch eine Flasche; Sterchi versorgt mich fleißig damit, und er ist so kühl wie bei ihm, da mein kleiner Keller sich in der Felstemperatur mit dem seinen dreist messen kann.“

„Ich glaube es wohl“, erwiderte ich, „aber lassen wir es heute bei dem Grog bewenden; ein andermal trinken wir vielleicht zusammen ein Glas Wein, wenn Sie mir erlauben, daß ich Sie wieder besuche.“

Er sah mich mit einem Mal groß an, als ich diese Worte sprach, und dann flog ein flüchtiger Freudenstrahl über sein bleiches Gesicht. „Wenn Sie das nicht selbst gesagt hatten“, sagte er, „so würde ich Sie noch besonders darum gebeten haben. Ja, ich hoffe, daß wir uns jetzt recht oft sehen, da Sie noch wochenlang bei Sterchi wohnen und nur zu Ihrer Erholung auf dem schönen Berge verweilen. Anfangs war mir die Begegnung mit Ihnen, ich gestehe es ein, nicht ganz angenehm, doch jetzt — ja, zumal Sie mein Arzt sein wollen — bin ich vollkommen damit einverstanden und ich bitte also, wiederholen Sie Ihren Besuch so oft wie möglich.“ —

Wir plauderten darauf, länger als wir selber wußten, und noch am Tische sitzend, nachdem wir schon lange zu speisen aufgehört, über allerlei Dinge von allgemeinem Interesse, und immer mehr schien der melancholische Trübsinn aus der Miene meines neuen Patienten zu verschwinden, der sein ganzes Aussehen vorher so verdüstert und entstellt hatte. Ja zuletzt druckte er mir sogar unwillkurlich eine gewisse Behaglichkeit aus, daß seine bisherige fast absolute Einsamkeit einmal von außen her unterbrochen war, und ließ mich dadurch mehr und mehr erkennen, daß er nicht aus alleiniger Liebe zur Einsamkeit diesen stillen und abgelegenen Ort gewählt, sondern daß ihn bei weitem wichtigere Beweggründe dazu veranlaßt hatten, die er jedoch nicht im mindesten auch nur aus der Ferne andeutete. Jedoch will ich diese lange Unterhaltung zwischen uns hier nicht genauer mitteilen. Genug, die Zeit enteilte mir wie im Fluge, und als ich mich endlich zum Aufbruch anschickte, zeigte die Uhr schon ein Uhr mittags.

So begaben wir uns denn wieder in die Küche, um meine Kleider zu untersuchen, und fanden, daß sie so ziemlich trocken waren.

Als ich sie von der Leine nahm, um in das Schlafzimmer meines Wirts zu gehen, wo ich sie wieder anlegen wollte, sagte er zu mir:

„Ja, wenn Sie doch fort wollen, so glaube ich jetzt auch, daß Sie sie, ohne Schaden zu nehmen, anziehen können, aber das Hemd wechseln Sie lieber nicht. Ich schicke Ihnen das Ihre morgen mit dem Sennjungen hinunter und Sie können das meinige gleich der Wäscherin Sterchis übergeben. So sparen wir beide eine Mühe dadurch. Nachher aber werde ich Sie, wenn Sie nichts dawider haben, eine Strecke begleiten und auf einem möglichst trockenen Wege nach dem Walde bringen, wo ich Sie dann Ihrem eigenen Schicksal überlassen will.“

Es währte nicht lange, so war ich mit dem Umkleiden fertig, und nachdem ich meinen Bergstock wieder zur Hand genommen, trat ich vor die Thür und traf Mr. Scott, mit dem Stutzen und der geleerten Jagdtasche ausgerüstet, schon davor stehen und auf mich warten.

Wir schritten langsam auf dem schmalen Fußwege durch die Tannen nach der Sennhütte hinunter, die wieder leer stand, denn weder Heinrich noch Christen, noch die Kühe waren darin. So bat ich denn Mr. Scott, Heinrich von mir zu grüßen, und dann schritten wir weiter fort, um uns vollends auf den Rückweg nach Sterchis Hause zu begeben.

Als wir die Sennhütte im Rücken gelassen, führte mich Mr. Scott auf einem mir noch unbekannten Fußpfade oberhalb des morastigen Weges der freien Alp nach dem Eingang des Waldes hin. Dieser Pfad war freilich weder kürzer noch leichter zu begehen, namentlich bei dem heute so überaus schlüpfrigen Rasen, aber er war doch im ganzen viel trockener als der untere und brachte uns wenigstens eben so rasch zum Ziel. Das Wetter blieb während des ganzen Marsches gleich gut und hell und die leicht bewegte Luft war nach dem Gewitter so köstlich rein und frisch, daß man mit jedem Atemzuge neue Kraft und Lebenslust einzuziehen glaubte.

So waren wir nach einer halben Stunde bedächtigen Gehens allmählich nach dem Walde hinuntergekommen und kaum hatten wir seinen Eingang erreicht, so fing Mr. Scott immer langsamer und langsamer vor mir her zu gehen an, als scheue er sich auf einem Wege weiter vorzuschreiten, der zu Zeiten häufiger von Menschen begangen wird und auf dem sich heute möglicherweise auch irgend ein Tourist einfinden konnte, was ich für meine Person in Anbetracht des schlechten Weges nicht glaubte. Um ihm darin, wenn er solche Voraussetzung hegte, zu Hilfe zu kommen, fing ich an, vom Wetter zu sprechen, und äußerte die Ansicht, daß die untere Hausalp sehr schlüpfrig sein und daß heute sicherlich niemand dieselbe und noch weniger den in einen kleinen Bach verwandelten Waldweg betreten werde.

Er horchte, als ich dies vorbrachte, hoch auf und ich schien in der That das Rechte getroffen zu haben; so schritt er denn wieder etwas schneller vor, obgleich ich ihn durchaus nicht zur Eile nötigen wollte, da ich nicht ungern noch länger in seiner Gesellschaft verweilen mochte.

Plötzlich aber und nachdem er eine Weile beharrlich geschwiegen, wandte er sich nach mir um und sagte:

„Da Sie so gütig sein wollen mir die besprochene Arznei zu verordnen und dieselbe noch heute aus Interlaken holen las-

sen wollen, so erlauben Sie mir vielleicht auch die Frage, wann ich sie erhalten kann?"

Ich blieb stehen und sah nach der Uhr. „Es ist jetzt zwei Uhr vorbei", sagte ich darauf, nachdem ich im stillen gerechnet, „und um drei Uhr werde ich unten sein und mich umgekleidet haben. Um vier Uhr erst geht der letzte Bote vom Berge nach Interlaken und abends um sieben oder acht kann ich die Arznei schon in Händen haben. Nun, dann ist keine Zeit mehr vorhanden, sie Ihnen noch heute zu senden, aber ich werde Sie, wenn Sie es erlauben, morgen früh wieder besuchen und sie Ihnen selbst überbringen."

Er errötete bei diesen Worten leicht und war über meinen Vorschlag sichtbar erfreut. „Nein", sagte er gleich darauf, „das kann ich nicht verlangen und verlange es auch nicht. Meinetwegen sollen Sie nicht so oft einen so weiten und beschwerlichen Weg zurücklegen. Sie könnten einmal wieder von einem Unwetter überrascht werden und mich dann nicht zu Hause finden, um Ihnen mit trockenen Kleidern auszuhelfen."

„O, das Wetter hält sich jetzt mehrere Tage gut", erwiderte ich, „und für mich ist der Weg nach der oberen Alp nicht zu weit. Ich muß meiner eigenen Gesundheit wegen täglich tüchtig gehen, und daß ich hier immer steigen und klettern muß und nicht auf ebener Erde wandeln kann, habe ich gewußt, schon ehe ich auf den Berg kam. Sie wissen ja, ich bin ein alljährlich wiederkehrender Gast in Interlaken und auf dem Abendberg."

Er nickte befriedigt und abermals zeigte sich ein kurzer Freudenstrahl auf seinem Gesicht, das in der letzten halben Stunde sich wieder mehr und mehr verdüstert hatte. Während wir nun langsam weiter schritten, sprach ich noch mehr über meine Liebhaberei für die Schweiz und namentlich über meine Vorliebe für die Pension Beau-Site und den Abendberg, und als ich damit zu Ende war, sagte er:

„Das kann ich mir denken und der Abendberg hat in der That für einen Reisenden, wenn er ihn erst genau kennen gelernt, mancherlei Anziehungskraft, und Sterchi ist Ihnen gewiß ein aufmerksamer Wirt. Indessen in Bezug auf Ihren Besuch morgen habe ich einen anderen Vorschlag zu machen. Kennen Sie vielleicht den Weg oberhalb des Bergkammes, der von Ihrem Hause über die Kuppe des Abendberges nach der Roteck und also auch nach der Sennhütte und zu meiner Wohnung führt?"

„Ja, den kenne ich und bin ihn schon zwei- oder dreimal in früheren Jahren gewandert, wenn es nicht zu heiß zum Klettern war."

„So. Nun, dann werden Sie auch die merkwürdige alte Schirmtanne kennen, deren Mutterstamm sich in vier kleinere Stämme spaltet?"

„Gewiß kenne ich sie und ich habe schon einmal zwischen ihren Stämmen gesessen und mich von dort aus der schönen Aussicht nach dem Thuner See gefreut."

„Gut, so suchen Sie sie auch morgen mir zuliebe wieder auf; ich werde Ihnen bis dahin entgegenkommen und Sie haben dann höchstens den halben Weg nach meiner Wohnung zurückzulegen. Ich wähle diesen Baum aber gerade deshalb zu unserm Rendezvous, weil Fremde, die ihn nicht kennen, den Weg dahin fast niemals betreten, und nur Einheimische, wie Christen und Heinrich, wählen ihn bisweilen, wenn sie nichts zu tragen haben und den nassen Weg über die Alp vermeiden wollen. So brauche ich also keine Begegnung auf diesem Wege zu befürchten. Stimmen Sie nun in meinen Vorschlag ein?"

Ich brauchte ihn mir nicht weiter zu überlegen und gab meine Einstimmung sofort zu erkennen, was Mr. Scott sehr angenehm zu sein schein. „Gut", sagte er, „um welche Zeit wollen wir uns bei dem Baume treffen?"

„Wann ist es Ihnen genehm?" fragte ich.

„O, mir ist jede Stunde recht, ich habe nichts zu versäumen und möchte vor allen Dingen meine Arznei bald haben."

„Ja, das ist wahr. So will ich um sechs Uhr unten fortgehen, dann bin ich schon vor sieben Uhr bei der Schirmtanne."

Er zog seine Uhr hervor und stellte sie genau nach der meinen; dann aber bemerkte ich an seinem Benehmen, daß der Augenblick der Trennung zwischen uns gekommen war.

Er blieb vor mir stehen und sah mir mit einer wehmütigen Rührung ins Gesicht, die mir verriet, daß das Zusammentreffen mit mir ihm nicht gleichgültig gewesen sei. Sein Auge haftete längere Zeit auf mir und schien sich nur mit einiger Mühe von dem Anblick eines Menschen loszureißen, der so zufällig seinen Weg gekreuzt und, ebenso zufällig ein Arzt, ihm mit seiner Hilfe in viel kürzerer Zeit näher getreten war, als es anderen Menschen möglich gewesen wäre.

Er sprach dies auch sogleich selbst aus, indem er sagte: „Herr Doktor, ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich mich Ihrer unverhofft gemachten Bekanntschaft freue. Mag mich deshalb keine Reue heimsuchen, wie ich sie schon oft empfunden, wenn fremde Menschen in meinen Weg getreten sind und mich von dem Ziele abgeleitet haben, das ich mir vorgezeichnet hatte. Nein, von Ihnen befürchte ich das nicht, Sie hat kein persönlicher Beweggrund zu mir geführt, nicht wahr?"

„Nein", sagte ich mit der freundlichsten Miene, „einen persönlichen Grund gab es nicht, der mich veranlaßt hätte Sie aufzusuchen, wenn es nicht der Wunsch war einen Mann kennen zu lernen, der sich auf einem der schönsten Punkte dieses Berges so einsiedlerisch niedergelassen hat."

Bei diesen Worten reichte ich ihm mit einem herzlichen Blick meine Hand hin, um Abschied von ihm zu nehmen, allein er zögerte wieder eine Weile, wie das erste Mal, mir die seine zu reichen. Er schien dabei einen stillen Kampf mit sich selbst zu bestehen, plötzlich aber hatte er ihn bestanden und so sagte er, schnell meine Hand ergreifend und eine Weile festhaltend:

„Ja, ich kann sie Ihnen mit gutem Gewissen geben und Sie reichen sie keinem Unwürdigen, obgleich ich sehr — sehr unglücklich bin. Da haben Sie sie und nun halten Sie Ihr Versprechen und reden Sie mit niemandem von mir."

Er preßte dabei meine Hand mit festem Druck und ich fühlte wohl, daß der Anreiz dazu ihm aus tiefster Seele kam; dann aber lüftete er einen Augenblick seinen Hut, was ich auch that, und wandte sich rasch zur Rückkehr, als fürchte er noch immer, es könne hier plötzlich irgend eine andere Erscheinung auftauchen, die ihm nicht so angenehm wie die meine wäre.

Ich stand hinter ihm still und blickte ihm eine Weile nach. Ich glaubte, er würde sich noch einmal nach mir umwenden, aber er that es nicht und bald war er mit seinen elastischen, ihn schnell fördernden Schritten hinter den Bäumen verschwunden, und ich hörte nur noch eine Zeit lang die eiserne Spitze seines Alpstocks hart auf die Steine des Weges stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Was von Sprichwörtern zu halten ist.

Es giebt wohl kein Volk auf Erden, das reicher an Sprüchwörtern ist, als das deutsche. Da wir, wie die Franzosen halb spöttischerweise sich ausdrücken, das Volk der D e n k e r sind (man nennt uns bisweilen auch T r ä u m e r), so hat das Sprichwort in deutschen Landen besonders erst dann entstehen, wenn man eine Reihe einzelner Erscheinungen und Fälle des Lebens beobachtet und darüber nachgedacht hatte, um dann aus ihnen in kurzen und leicht behältlichen Aussprüchen gewissermaßen die Lehrsumme oder das Facit herauszuziehen. Wir können deshalb sagen,

Menge von Leuten, die das erprobt haben, was das Sprichwort sagen will.

Da nun aber bekanntlich zweierlei Sinn und Strebung die menschlichen Herzen regiert (die heilige Schrift bezeichnet diese doppelte Strömung als Geist und Fleisch, Licht und Finsternis, Christus und Belial u. s. w.), so mußten naturgemäß auch zweierlei Sprichwörter entstehen, je nachdem sie der einen oder der anderen Denkweise entstammen. Die einen sind Pflanzen aus dem Garten Gottes, die andern entsprießen dem Acker der Welt. Jene dienen der *Wahrheit*, diese der *Täuschung*. Es giebt auch noch eine *mittlere* Sorte, gewissermaßen eine Mischsorte. Sie sind wahr oder auch unwahr, nicht an und für sich, sondern je nachdem man sie auslegt

Die erste Klasse ist erfreulicherweise sehr zahlreich. Dahin gehören alle diejenigen Sprichwörter, gegen die sich mit Fug nichts einwenden läßt, weil sie mit den Aussprüchen des göttlichen Wortes und einer ehrlichen Moral übereinstimmen. Wenn du z. B. hörst: „*Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn*", — „*Müßiggang ist aller Laster Anfang*", — „*Ehrlich währt am längsten*", — „*Hochmut kommt vor dem Fall*", — „*Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht*", und viele ähnliche, wer will gegen solche Sprichwörter etwas einwenden? Sie atmen denselben Geist, wie die Sprüche Salomonis. Man dürfte solche Sprichwörter, die wahre Goldkörner sind, wohl zusammenstellen und drucken lassen und das Nämliche darüber setzen, was Luther in seiner Bibelübersetzung über die Apokrypha geschrieben hat, nämlich, daß es Schriftstücke seien, „so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind."

Neben diesen nützlichen und guten, ja überaus heilsamen Sprichwörtern giebt es aber auch andere von zweifelhaftem Werte. Wir haben sie oben als die halbwahren bezeichnet. Das soll heißen, sie konnten eine beherzigungswerte Wahrheit enthalten, dann nämlich, wenn man sie recht auslegt und anwendet; im anderen Falle enthielten sie eine Täuschung.

Nimm z. E. das bekannte Sprichwort: „*Was mich nicht brennt, blase ich nicht.*" Soll damit gesagt werden: „Mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen", — „was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz", so ist das ohne Zweifel ein guter Rat. Würde man aber meinen, das Sprichwort bedeute, „Greife niemals Dinge an, die nicht unmittelbar deine Haut und dein persönliches Leben berühren", so würde das unter Umständen eine Mahnung zur ärgsten Lieblosigkeit und Selbstsucht sein. Ist dein Mitmensch in Gefahr und du kannst helfen, so darfst du keineswegs seitwärts blicken und denken: „was mich nicht brennt, blase ich nicht", — so haben wohl die beiden im Gleichnis vom barmherzigen Samariter gedacht, die an dem Unglücklichen, der unter die Mörder gefallen war, vorübergingen, — du mußt vielmehr beispringen und helfen, so gut du's kannst — Nimmst du wahr, daß ein unheilvoller Irrtum sich verbreitet und es steht bei dir, den Wahn zu dämpfen, so darfst du nicht denken: „Was mich nicht brennt, blase ich nicht", sondern du mußt das Licht, das in dir ist, benutzen, um andere zu erleuchten, u. s. w.

Oder nimm das Sprichwort: „*Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.*" Will man damit sagen: „Wer in eine neue Berufsthätigkeit hineingestellt wird und sich auch bald in dieselbe zu finden weiß, weil er zu sich selber sagt: „Jetzt gilt's, daß du dich anstrengst, daß du dir möglichst rasch alle die Fähigkeiten und Fertigkeiten aneignest, die zur Ausrichtung deines Berufes erforderlich sind, und daß du alle Lücken in deinem Wissen und Können ergänzest", so läßt sich dagegen gewiß nichts einwenden; denn ein solch redliches Bemühen steht unter Gottes Segen und Beihilfe. Wollte man aber meinen, das Sprichwort sage: „Die Hauptsache ist, daß du ein Amt bekommst; um den nötigen Verstand dazu brauchst du nicht zu sorgen, der kommt von selbst", so wäre das entschieden falsch und eine Aufforderung zum Leichtsinn und zur Gewissenlosigkeit.

Noch ein Beispiel! Denk an das Sprichwort: „*Wer A sagt, muß auch B sagen.*" Gemeint ist: wenn du eine Sache, — versteht sich, eine rechte und löbliche — einmal angefangen hast und traust dir auch die Kraft zu, sie hinauszuführen, so darfst du dich ihrer deiner Ehre und deines Gewissens halber nicht entschlagen, darfst die Hand von dem Pfluge nicht abziehen, wie der Heiland sagt. Was meinst du aber? Wenn einer auf bösem Wege sich befindet, wie z. B. ein untreuer Kassenbeamter, der zum erstenmale am anvertrauten Staatsvermögen sich vergriffen hat, wenn der nun zu sich selber sagen wollte: „Wer A sagt, muß auch B sagen, — hast du die Untreue nun einmal angefangen, so setze sie auch fort" (wie der ungerechte Haushalter im Evangelium, der einen der Schuldner nach dem andern kommen ließ und zum Betruge verleitete): wäre solchem das Sprichwort nicht ein Schand- und Sündenwort? Als Herodes den Täufer enthaupten ließ, hat vielleicht auch dieser oder jener der Zechgenossen gesagt im Hinblick auf den Schwur des Königs, den dieser nicht hätte thun sollen: „Wer A sagt, der muß auch B sagen; was der Herr König sich eingebrockt, mag er auch ausessen."

Es sei dies genug der Beispiele von Sprichwörtern, die wir als halbwahre bezeichneten. Es giebt aber noch andere, an denen ist *gar nichts Gutes*, denn sie sind durch und durch falsch und unwahr. Sie sind von den Widerchristen aufgebracht worden, um die Wahrheit zu überkleistern und die Sünde zu beschönigen.

Was dünkt dich z. E. von dem Sprüchlein: „*Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!*" Ich bin der Meinung, daß durch solche Lebensweisheit dem Höllenfürsten und seinem Reiche noch nicht der geringste Abbruch geschehen ist. Im Gegenteil, er wird daran seine helle Freude haben. Denn daß nach einem lustigen Leben d. i. einem Leben auf der Bierbank und unter ruchlosen Genossen, einem Leben ohne Ernst und Buße, ein seliger Tod die pure Unmöglichkeit ist, werden auch die Dummen begreifen.

Dreimal ist Bubenrecht, — ist ein anderes dieser Sprichwörter. *Dreimal* soll den Buben erlaubt sein, was ehrenwerte Männer *nicht einmal* thun? Wer sagt denn, daß die Buben, die unreifen, die hinter den Ohren noch nicht trocken sind, und die Lotterbuben, die ohne Zucht und Ehre leben, — überhaupt ein besonderes Recht haben? Weder im alten noch im neuen Testament, weder im Civil- noch Militärrecht steht davon ein Wort

Einmal ist keinmal! Eine feine Weisheit, um das Urteil zu verwirren und den Sünder rein zu brennen! Was würde wohl ein Richter sagen, wenn der ihm vorgeführte Dieb oder Brandstifter anfinge sich zu rechtfertigen und zu beteuern „Gethan habe ich's wohl, Herr Richter, aber es war das erste Mal, und Sie wissen ja selbst: Einmal ist keinmal.'"

Geld riecht nicht, heißt es wohl auch. Soll heißen: Dem Gelde merkt man's nicht an wie es erworben worden ist, ob in Ehre oder in Schande, in Treue oder in Untreue. Mancher Wucherer und Seelenverderber mag sich schon hinter dem Spruche verschanzt haben, wie hinter einem Schilde. Daß es aber Geld giebt, das durch den Pesthauch, der daran hängt, dem Menschen so unerträglich wird, daß er es nicht bei sich behalten kann, sondern von sich schleudert, siehst du an Judas Ischariot. Sicher hat der weder gedacht: „Geld riecht nicht", noch: „Bar Geld lacht", als er zu den Felsklüften hinausstürmte, um sich dort zu erhängen.

Am wenigsten ist es zu loben, wenn man die Bibel herbeizieht, damit sie ein falsches Sprichwort durch ihr Ansehn decke. Sie soll dann gewissermaßen zu Gevatter stehen bei einem unreinen Kinde.

Wie oft ist schon gesagt worden: „*Glaub was du willst, und thu was du sollst, steht in der Bibel.*" Wirklich? Hundert Dukaten dem, der den Ort in der Bibel zeigt, wo das steht! Es kann auch gar nicht darin stehen, weil gerade die Bibel es ist, welche den *seligmachenden Glauben an den HErrn JEsum Christum* als das Eine, was *Not* ist, hinstellt.

In der Bibel soll auch stehen: „*Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen.*" In meiner Bibel steht's nicht, glaube auch nicht, daß es die Weltkinder in der ihrigen gefunden haben. Die Bibel lehrt den Menschen nicht die Hilfe in sich selbst suchen, (das hieße, daß der im Sumpfe Versinkende sich oben am Haupthaar fassen und selbst herausziehen solle), sondern sie legt alle Menschenmacht und all unser Vertrauen dem HErrn zu Füßen, dessen Kraft in dem Schwachen mächtig ist und der uns zuruft: „Ohne mich könnt ihr nichts thun!"

Sieh', Freund, so steht's mit den Sprichwörtern. Es ist hier, wie allwärts in diesem irdischen Thale, viel Unkraut unter dem Weizen. Mein Rat ist: Richte dich niemals nach einem Sprichworte als einer Regel der Weisheit, sondern prüfe vor allem, ob das Sprichwort auch ein Wort aus Gott und aus der Wahrheit ist. Denn auch die Sprichwörter sind Gesellen, denen man scharf unter den Mützenschirm und in die Augen sehen muß, weil auch von ihnen gilt, was einer aus ihrer Mitte sagt: „*Trau', schau', wem?*"

(Fl. Bl. a. d. R. H.)

Tinte.

Oder wäre „Dinte" richtiger? „vorne weech und hinten harte" — wie man im lieben Sachsen zu sagen pflegt? — Merkwürdig, wenn wir in der „Tinte" sitzen, geben wir unbedenklich diesem traurigen Fluidum den Anfangsbuchstaben T, in allen übrigen Fällen schwanken wir unentschlossen zwischen dem harten und dem weichen Konsonanten. Raffen wir aber das bißchen Latein zusammen, das wir uns noch aus der Schule gerettet, so wird die Entscheidung gar nicht schwer zu

treffen sein. Tingere heißt auf Deutsch: Färben, tincta: das Gefärbte. Sicher haben die Deutschen die Schreibekunst von den Italienern erlernt, und von ihnen auch den aus dem Lateinischen stammenden Ausdruck tinta entlehnt, womit sie — neben der Bezeichnung enchiostro (franz. encre) — die Schreibflüssigkeit benennen. Demnach besitzt unsere Tinte einen wohlverbrieften Rechtstitel auf das zwiefache T; das D aber ist in die Acht und Aberacht zu erklären.

Tinte ist das jetzt gäng und gäbe, aber nicht ausschließlich gebräuchliche Schreibmaterial. Wann wird man aufhören, der armen Schuljugend durch Griffel und Schiefertafel gleich von vornherein die Augen zu verderben? — In Schankwirtschaften pflegt man dem Durstigen seine Zeche mit Kreide anzumerken — wohl ihm, wenn's nicht mit doppelter geschieht! Die Chinesen schreiben mit Pinsel und Tusche. Recht sauer hatten es die alten Assyrier. Feder und Tinte waren ihnen unbekannt; sie mußten zu ihren Korrespondenzen sich der Keilschrift bedienen. Eine keineswegs alltägliche Schreibmethode benutzte Themistokles, als er auf dem kahlrasierten Schädel eines Sklaven eine Botschaft an den Perserkönig einätzen ließ, welche von dem Empfänger erst gelesen werden konnte, nachdem man dem lebendigen Brief die mittlerweile wieder gewachsenen Haare abrasiert hatte. — Die alten Römer schrieben auf Wachstäfelchen, in welche sie die Buchstaben mittelst Schilfrohrs einprägten. Doch wurde schon in den ersten Kaiserzeiten das Schreiben mittelst auf Pergament getragener Farbstoffe üblich. Dieselben bestanden, wie Plinius berichtet, aus einer Mischung von Ruß oder Lampenschwarz mit Leim, Gummi oder dem Saft des Tintenfisches. Doch müssen die Alten auch bereits den Gebrauch von Metallsalzen bei Anfertigung ihrer Tinten gekannt haben, da man bei vielen griechischen und römischen Manuskripten, die durch Radierungen unleserlich geworden waren, den Text durch Behandlung mit Reagentien auf vitriolhaltige Stoffe wiederhergestellt hat. Die aus dem Mittelalter übrig gebliebenen Dokumente und namentlich die Handschriften aus den Mönchsklöstern sind meist mit einer wunderschönen, noch heute tiefschwarz zur Erscheinung kommenden Tinte geschrieben, über deren Zusammensetzung es leider an näheren Nachrichten gebricht.

Eine gute Tinte soll leicht flüssig sein, angenehm und nicht zu voll aus der Feder gehen, soll schnell trocknen, also nicht kleben, oder gar an die andere Seite anbacken, soll schön schwarz sein, nicht durchs Papier durchschlagen, so daß sie auf der anderen Seite spiegelt, wie das bei allzu flüssiger Tinte geschieht. Eine gute Tinte ist eine hilfreiche Freundin, die schlechte eine stete Hemmung und Marter des Schreibers.

Auch der Tintenverbrauch gehört zu den Gradmessern der Kultur. Ein Volk, das wenig schreibt, steht auf einer niederen Stufe der Gesittung. Ein ungeheures, unergründliches schwarzes Meer schlägt seine Wellen um die modernen Völker, ein Meer, das nur Flut und keine Ebbe kennt. Tinte meldet dich bei deiner Geburt, folgt dir zum Traualtar, begleitet dich ins Grab. Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, Schule und Rechtspflege, Freundschaft und Liebe verschlingen im kleinsten Städtchen alljährlich viele Eimer von Tinte. Noch mehr als Blut und Eisen bilden Galläpfel und Eisen die Devise unseres schreibseligen Zeitalters. Denn dies sind die wichtigsten Bestandteile, deren sich seit Jahrhunderten die Fabrikation zur Herstellung der Tinte bedient, deren Mischungsverhältnisse aber auf das mannigfaltigste von einander abweichen. Jeder Tintenerzeuger manscht nach einem anderen Rezept und behauptet, das seinige sei das allein unfehlbare. Die gewöhnliche Schreibtinte wird aus einer Mischung abgekochter und ausgezogener Galläpfel mit Eisenvitriol mit Zusatz eines bindenden Stoffs (Gummi arabicum) bereitet, welches den Farbstoff in der Flüssigkeit schwebend hält. Zur Verhütung des Schimmelns giebt man der Brühe einen Beisatz von Kreosot, Karbol oder Sublimat. Alles kommt auf das richtige Verhältnis der beiden Hauptbestandteile an; zu starkes Vorherrschen des Eisenvitriols bewirkt ein allmähliches Bräunlichwerdend er Tinte; überwiegen die Galläpfel, so entsteht ein Überschuß organischer, zum Schimmeln neigender Substanzen. Eine durch Verdunsten der Flüssigkeit zu dick gewordene Tinte soll durch Zuguß einer starken Kaffeeabkochung zweckmäßig verdünnt und vor Zersetzung geschützt werden. Die Galläpfel der heimischen Eichen stehen an Gerbstoffgehalt den orientalischen (Aleppo) erheblich nach; doch sind die letzteren bedeutend teurer.

Auch die dem Kaufmann so unentbehrliche Kopiertinte wird aus Galläpfeln hergestellt. Man bezweckt mittelst ihrer die mechanische Vervielfältigung einer Schrift; dieselbe soll von dem eben beschriebenen Blatt auf eine sehr dünne und poröse Unterlage mit den Zügen des Originals durchdringen. Die Kopiertinte unterscheidet sich durch ihren größeren Gehalt an Gummi oder Zucker, wodurch sie klebriger und haftbarer bleibt, von der gewöhnlichen.

Die früher zur Darstellung roter, gelber, blauer und grüner Tinten so gebräuchlichen Pflanzen- und Mineral-Farbestoffe (Cochenille, Karmin, Brasilienholz, Grünspan, Gummigutti, Gelbbeeren, Berlinerblau u. s. w.) sind jetzt mehr oder weniger vollständig durch das Anilin verdrängt worden. Die Anfertigung dieser Tinten ist eine so einfache, ihre Farbe eine so verlockende, daß einzig und allein ihre Vermischung mit Spuren Arseniks ihre Anwendung etwas bedenklich macht. Da es indessen der Chemie gelungen ist, das Anilin selbst von diesen geringen Atomen Giftstoffes zum großen Teil zu befreien, so läßt sich erwarten, daß mit der Zeit die Galläpfeltinten, deren Bereitung so umständlich, und deren Farbe so wenig zuverlässig, ganz aus dem Verkehr schwinden werden.

Es mögen Fälle eintreten, wo es darauf ankommt, eine durch ein chemisches Agens anzugreifende Schrift (Urkunden, Wechsel u. s. w.) herzustellen. Eine der vorzüglichsten Tinten dieser Art ist die von Berzelius erfundene, deren allgemeinerer Einführung nur der Umstand im Wege steht, daß ihr Hauptbestandteil, die Vanadinsäure, in der Natur nur äußerst sparsam angetroffen wird. Die mit dieser Tinte gemachten Schriftzüge werden vollkommen schwarz. Säuren löschen sie nicht aus, obgleich sie die Farbe in Blau verwandeln. Alkalien, wenn sie so viel verdünnt sind, daß sie das Papier nicht angreifen, lösen sie nicht auf. Chlor, obschon es die schwarze Farbe zerstört, vertilgt die Schrift nicht, selbst wenn man Wasser darüberlaufen läßt.

Die übrigen Sicherheitstinten haben großenteils Kohle (in Form von Lampenruß) zur Grundlage, da dieser Stoff von Chemikalien nur in sehr beschränkter Weise angegriffen wird.

Eine andere unauslöschliche Tinte ist die zum Zeichnen von Geweben bestimmte. Man bedient sich hierzu der Edelmetallauflösungen (Gold, Silber, Platina, Iridium), zumeist des Silbers (salpetersaures Silberoxyd oder Höllenstein), und benutzt dabei ihre Eigenschaft, unter dem Einfluß des Lichtes sich zu zersetzen, und das Metall in fein verteiltem Zustand auf den Geweben abzuscheiden. Um die Schriftzüge zu fixieren, muß man das Gewebe vorher mit einer Sodalösung und Gummi tränken, wodurch das Metallsalz sofort zersetzt und dessen unlösliche Teile an die Faser gebunden werden.

Sympathetische Tinten sind solche, welche während des Schreibens keine Spur von Farbe auf dem Papier zurücklassen und erst unter Anwendung bestimmter physikalischer oder chemischer Agentien in den Buchstaben hervortreten. Die sympathetische Tinte ist von Dr. Le Mort, Ende des 17. Jahrhun-

derts Arzt, Apotheker und Professor zu Leyden, erfunden worden. Die von ihm gebrauchte unsichtbare Tinte war eine Lösung von Bleizucker, bei der die Schriftzüge hervortraten, sobald sie der Einwirkung von Schwefelwasserstoff ausgesetzt wurden. Schöner ist die vermutlich von Theophrastus Paracelsus erfundene Kobaltschrift, welche in der Kälte verschwindet, bei gelindem Erwärmen aber in einem prächtigen Blau erscheint.

Friedrich der Weise.

Ein Lebens- und Charakterbild. Für die Abendschule.

III.

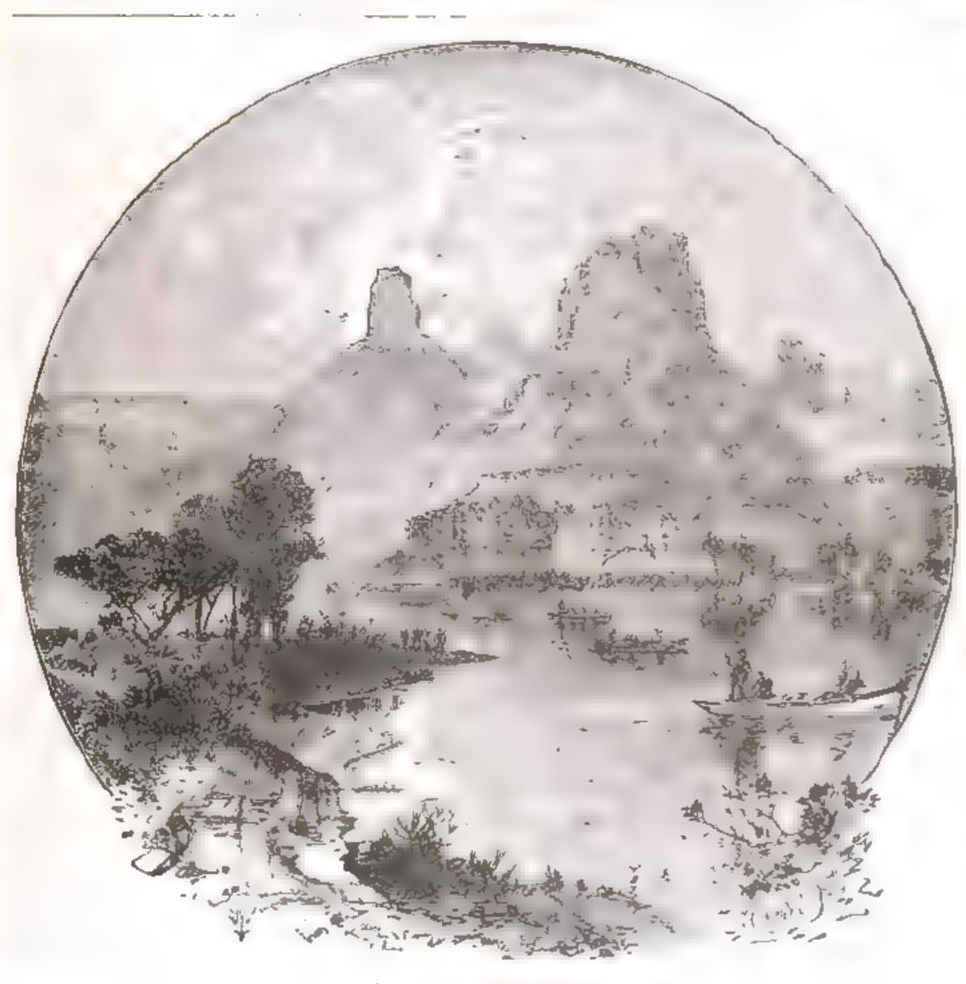
Die Feinde, voraus Tetzel, schäumten vor Wut, als sie sahen, daß Friedrich zwar nichts für Luthers Sache, aber auch nichts gegen dieselbe that. Tetzel bezeichnete ihn in seiner Unverschämtheit als einen Schirmherrn der Ketzerei und drohte ihm mit dem Zorn des Papstes und mit den kirchlichen Strafen. Aber Friedrich ließ sich in seiner Stellung nicht irre machen. Er beschloß vielmehr, ohne im geringsten von Luther darum gebeten zu sein, diesen wenigstens in so weit in seinen Schutz zu nehmen, daß er ihn gegen gewaltsames Verfahren seiner Feinde verteidigte. Schon im folgenden Jahre 1518 konnte daher Luther, mit des Kurfürsten Geleit- und Empfehlungsschreiben versehen, eine erquickliche Reise nach Heidelberg machen und wurde überall mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Der edle Lorenz v. Bibra, den er besuchte, schrieb an Friedrich: „Ew. Liebe wolle ja den frommen Mann Dr. Martinus nicht wegziehen lassen, denn ihm geschehe unrecht", ein Wort, welches den Kurfürsten so erfreute, daß er es eigenhändig abschrieb und Spalatin zusandte. Selbstthätig und offen förderte er jedoch Luthers Sache auf keine Weise.



An der Mündung des kleinen Colorado-Flusses. (Siehe Seite 255.)

Am 7. August 1518 erhielt Luther die Vorladung nach Rom. Er erkannte, daß er, ihr folgend, in den offenen Tod ginge, und bat deshalb den Kurfürsten, ihm beim Papste und Kaiser seine Vernehmung in Deutschland zu erwirken. Friedrich erfüllte die Bitte gerne. Ohne die in Frage stehende Sache zu berühren, wandte er sich an Papst und Kaiser und erreichte auch wirklich, daß ersterer dem Kardinal Cajetan die Untersuchung des Handels übertrug. Doch wurde ihm dieser Erfolg schwer genug gemacht. Leo X. richtete einen Brief an ihn, in welchem er ihn zuerst streichelt, dann aber ernste Warnung und Mahnung ausspricht. „Da wir von allen Seiten her erfahren", heißt es daselbst, „daß ein Kind der Bosheit, der Bruder Martin Luther, Augustinerordens, die Pflicht der Demut und des Gehorsams vergißt und auf Deinen hohen Schutz pochend kein Ansehen, keinen Tadel achtet, so konnten wir nicht umhin, Dir zu schreiben, daß Du als ein guter katholischer Fürst, der Du bist, den rühmlichen Glanz Deines Geschlechtes von dieser Schmach unbefleckt erhalten wollest; aber nicht bloß, wie Du thust, die Schuld meiden, sondern auch den Verdacht derselben fliehen, in die Dich die Unbesonnenheit jenes Menschen zu bringen wagt. Wir vermahnen Dich von neuem und tragen Dir in Kraft des heiligen Gehorsams auf, zu Gottes, unserer und Deiner eigenen Ehre es dahin zu bringen, daß jener Martin Luther in die Gewalt unseres heiligen Stuhles zum Urteilsspruch übergeben werde, wie dies der Legat von Dir fordern wird." Aber der Kurfürst ließ sich nicht drohen noch gebieten. Er sorgte dafür, daß Luther zur bestimmten Zeit nach Augsburg kam, verschaffte ihm dorthin sicheres Geleit und gab ihm verschiedene Empfehlungs- und Schutzbriefe mit. Luther freilich, der teure Held, erklärte auch jetzt noch, er wünsche nicht, daß der Kurfürst für seine Sätze irgend etwas thue, er wolle sich schon verteidigen und die ganze Gefahr auf sich nehmen. Aber nun ward die Sache ernster. Luther wollte nicht widerrufen, sondern appellierte an den besser zu unterrichtenden Papst. Cajetan war wütend. Nach Luthers heimlicher Abreise aus Augsburg schrieb er deshalb an Friedrich einen zornigen Brief, in welchem er jenen als einen hartnäckigen, verstockten Ketzer schilderte und ihn bat, Luther entweder nach Rom zu senden oder aus seinem Lande zu verjagen, und end-

lich für den Weigerungsfall noch eine Drohung durchblicken ließ. Friedrich ließ eine Abschrift dieses Briefes Luthern zur Verantwortung zustellen. Dieser antwortete mit der größten Freimütigkeit und ging hier zum erstenmale dem Fürsten gegenüber auf die Sache ein, meinte aber, der Kurfürst solle dem Kardinal antworten, er als Laie könne über so hohe Dinge nicht hinlänglich urteilen, — ein noch befangener Standpunkt, den er später verließ. Im übrigen bat er ihn, nicht ein Pilatus an der Wahrheit zu werden, appellierte an sein Gewissen und erklärte schließlich, damit der Fürst nicht in Ungelegenheiten komme, wolle er seine Lande verlassen. Friedrich, der gerade wegen der gegen seinen Willen geschehenen Veröffentlichung der Augsburger Akten etwas verstimmt war und einen Bruch mit dem Papste fürchtete, schwankte. Luther irgendwie selbst Gewalt anzuthun, kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, aber er überlegte, ob er ihn nicht an einen andern Ort, wo er sicher wäre, ziehen lassen sollte. Endlich hieß er ihn bleiben und antwortete den Anmaßungen des welschen Priesters mit dem Selbstgefühle eines deutschen Fürsten, niemand habe ihm noch bisher bewiesen, daß Martini Lehre ketzerisch oder unchristlich sei; würde dies geschehen, so wüßte er schon ohne Ermahnung, was seine Pflicht sei. Einen Nichtüberführten verjage er nicht. Luther habe sich erboten, jede Belehrung anzunehmen; sei er wirklich ein Ketzer, so möge man es beweisen. Als Luther eine Abschrift dieses Briefes gelesen, schrieb er an Spalatin: „Gnädiger Gott, mit welcher Lust habe ich den Brief wieder und wieder gelesen! Ich weiß, welches Vertrauen ich in diese Worte setzen darf, die zugleich so kräftig und so gemäßigt sind."



Am Green=Fluß (Siehe Seite 255.)

Auf die Ablehnung des vom Kardinal gestellten Verlangens hatte übrigens Karl von Miltitz nicht unbedeutenden Einfluß gehabt. Schon vor einigen Jahren hatte Friedrich beim Papste um das ehrende Geschenk der goldenen Rose gebeten. Jetzt kam der geschmeidige Miltitz mit dem Auftrage, das Erbetene zu überbringen, den Kurfürsten zu gewinnen und die Luthersche Sache auf alle Weise zu Ende zu bringen. Er riet jenem, Luther weder zu entlassen noch nach Rom zu senden; die Sache könne durch einen Vergleich sehr wohl beendet werden. Daraufhin ließ Friedrich Luther vollkommen freie Hand und erklärte nehmen wolle. So sehr achtete er Luthers Selbständigkeit, daß er nicht einmal, als Miltitz bat, er möge Luther zur Beobachtung des Verabredeten, d. h. zum Schweigen anhalten, dies zusagte, sondern einfach antwortete, wenn die Gegner ihr Wort hielten, würde Luther seiner Pflicht auch genügen. Die goldene Rose hielt er nicht einmal mehr der eigenhändigen Annahme wert. Bei alledem aber kam es ihm auch jetzt noch keineswegs in den Sinn, mit der Kirche in Widerspruch zu treten.

Noch unter den Verhandlungen mit Miltitz schleuderte Dr. Eck von Ingolstadt durch seine Herausforderung zu einer öffentlichen Disputation eine neue Brandfackel. Friedrich sah es nicht gerne, daß Luther die Herausforderung annahm. Aber dieser konnte und durfte sich nicht weigern; „ich kann nicht dulden, daß die Wahrheit mit Schande bedeckt werde", schreibt er an den Kurfürsten. So kam die Disputation zustande, in welcher Luther u. a. auch die angeblich göttliche Stiftung des Papsttums anzweifelte und selbst die Lehren des Märtyrers Johann Hus in Schutz nahm. Eck schrieb an Friedrich einen wütenden Brief und forderte ihn auf, dies ketzerische Ungeziefer — Luther ist gemeint — aus seinem Lande zu vertilgen, ehe es überhand nehme. Auch von anderer Seite hatte Friedrich in dieser Zeit in Luthers Angelegenheit starke Angriffe auszuhalten. Sein Vetter, Herzog Georg von Sachsen, schrieb an ihn: Luthers Schrift vom heiligen Abendmahl schmecke ganz nach Prager Ketzerei. Kurfürst Friedrich aber, als der älteste ihres Hauses und als christlich weiser Herr geachtet, und er selbst, Georg, sie mußten sich wohl vorsehen, daß aus solchem Ärgernis nicht ein großes Leid erwachse. Friedrich war zwar damals über Luthers Lehre vom Kelch im Abendmahl noch zweifelhaft, erkannte aber doch schließlich das Richtige: „Wenn diese Erklärung (solches thut zu meinem Gedächtnis) wahr ist", sagte er, „so kann den Laien gleich das ganze Sakrament genommen werden, denn jene Worte sind sowohl vom Brote als vom Kelche gesagt; es steht also bei der Klerisei, nicht nur den Kelch, sondern auch das Brot zu entziehen." Der sächsische Gesandte in Rom, Valentin Teutleben, schrieb ihm, seine, des Kurfürsten Sachen stünden schlecht und dies sei der Vermessenheit Luthers zuzuschreiben. Friedrich antwortete ihm,

mit seinem Ansehen zu fördern und zu verteidigen; gleichwohl höre er, wie dieses Mannes Lehre von vielen Verständigen für gottselig und christlich gehalten werde. Doch solches lasse er in seinem Wert; Luther möge frei seine Lehre auf seine Gefahr hin verteidigen. Bei sehr vielen in Deutschland habe sich Luthers Lehre schon festgesetzt. Verdamme man ihn nun ohne Erkenntnis, so würde das Volk dies als einen Gewaltstreich gegen die Wahrheit ansehen und es könne ein gefährlicher Aufruhr ausbrechen. Als daher endlich am 4. Juni 1520 der Bannstrahl gegen den Reformator geschleudert war, empörte dies schändliche Verfahren das Rechtsgefühl Friedrichs auf das äußerste. Unwillig wies er den Legaten des Papstes, Aleander, zurück, als dieser die Ausführung der Bulle verlangte, und warf den Päpstlichen offen vor, sie hätten ihr Versprechen, Luther nicht ungehört zu verdammen, gebrochen. Der Reformator lebte ferner unangefochten unter dem Schutze des Kurfürsten; die Freiheit des Zeugnisses blieb ihm gewahrt.

Endlich nahm der Kaiser sich der Sache an. Der Kurfürst hatte sich mißbilligend darüber ausgesprochen, daß man in dem Lande des Kaisers Luthers Bücher ohne weiteres verbrannte, und hatte ihn dringend gebeten, ihn doch nicht ohne alles Urteil gleich zu verdammen. Er bitte dies darum, daß die Wahrheit an den Tag komme und ob Luther in seinem Schreiben irre. Nach langem Bedenken und Verhandeln beschloß endlich der Kaiser, den von Rom schon Gebannten vor des Reiches Gericht zu laden. Friedrich ließ durch Spalatin Luther fragen, ob er auf des Kaisers Begehr nach Worms kommen wolle. Luthers Freunde zitterten für ihn; er selbst schrieb einen köstlichen Brief voll Glaubensmut und Ergebung an seinen Kurfürsten, in welchem er die Einladung annahm. Doch Friedrich war ängstlich und blieb es. Er schrieb dem Kaiser, es schiene ihm eine schwierige Sache, Luther nach Worms zu bringen, und er bäte Se. Kaiserl. Majestät ihn aus dieser Angst zu befreien und ihn gnädiglich zu verschonen mit dem Begehren ihn nach Worms zu bringen. Der Kaiser wolle ja über Luther richten, so möge er selbst ihn denn auch vor seinen Richterstuhl berufen. Würde er, der Kurfürst, den Beklagten holen lassen, so entstünde daraus das Ansehen, als ob er Luthers Sache auch zu der seinigen mache, und hiervon wolle er auch nicht einmal den Schein auf sich laden. Diese bedenkliche Vorsicht verließ ihn auch nicht, als endlich Luther unter kaiserlichem Schutze nach Worms kam. Luther wurde dort von manchen Fürsten besucht, auch solchen, die nicht gerade Freunde seiner Sache waren; sein Landesfürst kam nicht, ja ließ ihn nicht einmal zu sich kommen; es war gar kein Verkehr zwischen ihnen. Friedrich sah den Reformator nur in der Reichsversammlung. Teilnahmlos blieb er aber dennoch nicht. Während der Verhandlungen vor dem Reichstage hatte er Luther unter den besondern Schutz seiner Räte Friedrich von Thun und Philipp von Feilitsch gestellt. Als derselbe am zweiten Tage vor der glänzenden Versammlung sein bekanntes großartiges Zeugnis abgelegt hatte, ließ Friedrich Spalatin in sein Zimmer rufen und sagte voll Verwunderung: „Wohl hat der Pater Dr. Martinus geredt vor dem Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reiches in latein und deutsch. Er ist mir viel zu kühn.“ An seinen Bruder und Mitregenten schrieb er in diesen Tagen: „Wenn es in meiner Macht stände, so wollte ich Martino gar gern zu Recht helfen. Man geht mit nichts anderm um, als ihn zu ächten. Wer in irgend einem Wege ihm wohl will, muß ein Ketzer heißen.“ In einem andern Briefe an Johann schreibt er: „Gottes, nicht menschliche Hilfe ist von nöten. Glaube mir, nicht nur Hannas und Kaiphas, sondern auch Pilatus und Herodes sind Luthers Widersacher.“ Und endlich: „Sein Lebenlang habe er nicht kindischere Dinge gesehen denn in solchem Handel zu Worms; er könne wohl merken, wie man in den Konzilien thäte, nämlich daß die Pfaffen regierten.“ Da nichts Gutes zu erwirken war, verließ Friedrich den Reichstag, noch ehe die Achterklärung gegen Luther gesprochen war. Er war so matt und krank, daß er sich tragen lassen mußte.

Aber die Sache war jetzt schwieriger als je. Luther lag in des Reiches Acht und Aberacht; offenen Schutz wagte der Kurfürst ihm nicht mehr angedeihen zu lassen, andererseits verbot ihm sein Gewissen, den unschuldig Verurteilten seinen Feinden zu überliefern und so bei der Unterdrückung der Wahrheit behilflich zu sein. Da entzog er Luther mit dessen Bewilligung der Öffentlichkeit und ließ ihn auf die Wartburg bringen. Auch hier legte er ihm keinen Zwang auf. Jener konnte nach wie vor noch in die Ferne wirken und seine Feinde schrecken, wie z. B. den Erzbischof von Mainz. Man sah dies allerdings bei Hofe nicht gerne, allein Luther bestand auf seinem Willen, und schließlich ließ man ihn gewähren.

Es muß hier erwähnt werden, daß Luthers Schreibweise dem Kurfürsten nie recht zusagte. Wiederholt spricht der Reformator dies selbst aus. Im Februar 1523 z. B. schreibt er an Hans von Planitz: „daß S. K. F. G. mir allzeit wider gewesen ist in solchem harten Schreiben, oft mir auch lassen wehren und einen großen Mißfallen darinnen gehabt, daß mir's alles wohl bewußt gewesen.“ An seine Glaubenskraft, seine Begeisterung für die Freiheit des Evangeliums reicht die Friedrichs nicht von ferne, und seinen Glaubensmangel hielt er ihm auch wiederholt vor. Überhaupt war er in vielen wichtigen Dingen und Zeitpunkten mit dem Kurfürsten gar nicht einverstanden, sprach sein Mißfallen unverhohlen aus und kehrte sich an des Fürsten Ansicht und Willensmeinung nicht. Fast immer ließ auch der Erfolg seine Gesichtspunkte, sein Verfahren als richtig erscheinen und zeigte mehr als einmal klar, daß alles verdorben wäre, wenn er sich dem Hofe gefügt hätte und nicht festgestanden wäre.

In Wittenberg brachen, während Luther auf der Wartburg saß, bedenkliche Unruhen aus. Karlstadts übereilte Neuerungen und das Treiben der mit ihm verbündeten Schwarmgeister brachten dem Kurfürsten schwere Sorge und viel Kummer. Er wandte sich an die Universität um Rat in der gegenwärtigen schwierigen Lage: sie solle ihm ein Gutachten und Ratschlag über Abschaffung der Messe und sonstige Fragen geben. Allein diese selbst war noch nicht einig, konnte also keinen genügenden Rat geben, der den Kurfürsten über den einzuschlagenden Weg gewiß gemacht hätte. Er befahl deshalb, in betreff der Messe solle es einstweilen beim alten bleiben und ermahnte die Universität, sie möchten sich in einer Sache, welche die ganze Christenheit anginge, doch nicht übereilen. Wüßte er erst, was recht und gut sei, so wollte er sich darnach halten und weder Bruder noch Mutter noch jemand ansehen, darüber auch leiden, was er leiden sollte. Allein die Unruhen wuchsen und nahmen überhand. Melanchthon und andere sprachen offen aus, sie vermöchten den Strom nicht mehr aufzuhalten, und wünschen Luthers Rückkehr. Der Fürst aber lehnte dies Ansinnen ab mit Rücksicht auf die Majestät des Kaisers und wegen der Gefahr, die für Luther darin liege. Er gab dem Eisenacher Amtmann Befehl, diesem zu bedeuten, daß er Rat geben möge, aber er dürfe nicht nach Wittenberg zurückkehren. Papst und Kaiser würden seine Auslieferung fordern, und das sei das Schwerste, was ihm widerfahren könne. Luther wüßte wohl, daß er sich bisher der Sache nie weiter angenommen als sie gegen unbillige Gewalt zu schützen. Auch jetzt wolle er sich nicht weiter darauf einlassen, weil er noch nicht überzeugt wäre, und Luther ja selbst solches Annehmen sich verbäte. „Aber des Gemütes wäre er wohl, wenn er eigentlich und gründlich wüßte, was in dem Gottes Willen recht und gut wäre, darob zu erdulden und leiden, was er sollte; des hätte er keine Beschwerde. Denn wenn das sollte das rechte Kreuz und Heiligtum von Gott sein, so hätte er keine Entsetzung davor, sondern weil Gott gesagt

hätte, sein Joch wäre süß und seine Bürde leicht, so wollte er das Kreuz, so er wüßte, daß es von Gott sein sollte, gerne tragen, ohne Zweifel, Gott werde Hilfe und Stärkung dazu verleihen." Die Antwort hierauf war teils jener gewaltige Brief Luthers vom 5. März 1522, den wir in unserer Luthernummer mitgeteilt haben, teils die gegen den Willen Friedrichs unternommene Rückkehr nach Wittenberg, wo Luther mit der Waffe des Wortes Gottes in acht Tagen die Bewegung niederschlug und dämpfte, welche durch Eingreifen der Staatsgewalt wahrscheinlich zu blutiger Empörung gesteigert wäre.

Auch in der Folge behielt Friedrich die Rolle eines unparteiischen Zuschauers bei. Zwar er fuhr fort, den Reformator und seine Gehilfen gegen die Anmaßungen des Papstes und seiner Helfershelfer in Schutz zu nehmen, auch dann noch, als Hadrian V. mit dem päpstlichen und kaiserlichen Schwert zu drohen anfing. Aber Stück für Stück mußte ihm die Einwilligung zu den Verbesserungen in der Kirche abgenötigt werden. Schritt für Schritt mußte er vorwärts gedrängt werden in die neuen Bahnen hinein, auf denen zu wandeln ihm so gar ungewohnt war. Aber er gab nach, wenn man ihn unterrichtete, daß ein solcher Schritt notwendig und aus der hl. Schrift gerechtfertigt war. Besonders schwer war es ihm, daß seine geliebte Stiftskirche in Wittenberg allmählich den Nimbus verlor, mit dem er sie in abergläubiger Frömmigkeit umgeben hatte. Die Messe war so sehr in Mißachtung gekommen, daß der Dekan am 9. Okt. 1521 dem Kurfürsten schreiben mußte, es seien keine Priester da, welche die kürzlich gestifteten Messen lesen wollten. Friedrich antwortete, man solle das Gestiftete in seinem Bestande erhalten oder wenigstens einen wirklich genügenden Grund der Änderung angeben. Allein er vermochte keinen Einhalt mehr zu thun. Luther begann jetzt öffentlich gegen die Kanoniker und ihren Götzendienst zu predigen und sprach offen aus, daß der Kurfürst kein Recht habe sich in die geistlichen Dinge zu mischen. Es half diesem auch nicht, daß er seinen obigen Befehl wiederholte und Luther bedeuten ließ, „daß er in den Dingen nicht so geschwind handle, sondern etwas gemach thue". Die Gemeinde und der Rat zu Wittenberg standen auf des Reformators Seite und die Messe wurde abgeschafft. So mußte der Kurfürst noch vor seinem Ende die vollständige Wandelung eines Institutes sehen, dessen Pflege er mit zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Diese Wandelung geschah wahrlich nicht nach seinem Willen, aber er besiegte seinen Groll, als er selbst erkannte, daß die Messe und der ganze Reliquiendienst wider Gott sei. Es war ein schmerzliches Kämpfen gegen sich selbst, welches er hier durchmachen mußte, aber er ließ sich dennoch nicht verleiten, die Staatsgewalt in seinen Händen zum Schutze jener Liebhaberei zu mißbrauchen.

Überhaupt gereicht es ihm zu großer Ehre, daß er das freimütige Wort, das selbständige Auftreten, ja den Tadel Luthers mit sanftmütigen Geiste aufnahm, obgleich dies alles seinem alten Menschen oft sehr wehe that. Dies zeigte sich auch namentlich, als Luther im Jahre 1523 die Schrift veröffentlichte: „Von der weltlichen Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei?" Der Reformator spricht sich hier so ernst, so entschieden über die Pflichten der Fürsten und Obrigkeiten aus, wie es bis dahin unerhört gewesen war. Er weist sie in die ihnen gebührenden Schranken zurück und liest ihnen wegen ihrer häufigen Übergriffe in Gebiete, die sie nichts angehen, ganz gehörig den Text. Er nimmt kurz und gut durchaus kein Blatt vor den Mund, und in anderen Ländern, bei anderen Fürsten wäre es ihm wahrscheinlich deswegen schlecht gegangen. Friedrich aber stieß sich daran nicht, vielmehr ward er, wie Luther selbst erzählt, des Büchleins so froh, daß er es abschreiben und sonderlich einbinden ließ, damit auch er möchte beleidigte ihn nicht; er sah in ihrer Erkenntnis stets einen Gewinn.

Müde und gebrochen zog sich Friedrich gegen Ende des Jahres 1524 nach seinem Schlosse Lochau zurück, das er nun erst im Tode verlassen sollte. Es herrschten gerade jetzt in Deutschland die traurigsten Zustände. Ein wilder Aufruhr der Bauern durchtobte das Reich und hatte Greuel über Greuel im Gefolge. Da riefen alle Gegner der Reformation schadenfroh, das seien die Früchte der Lutherschen Ketzerei. Nun würden wohl dem Kurfürsten die Augen aufgehen über seine großen Fehler, nun würde er mit den Folgen endlich doch auch die angebliche Ursache wegräumen! Allein was that Friedrich? Keinen Augenblick war es ihm zweifelhaft, daß die empörerischen Bauern ein Unrecht begingen, aber dabei war er weit entfernt, nun sich und seine Standesgenossen für rein zu erklären und jenen alle Schuld zuzuschieben. Er scheute sich deshalb zuzuschlagen, so lange noch eine Aussicht auf Vergleich war. Die Gefahr unterschätzte er freilich nicht, aber er fürchtete sie auch nicht. In christlicher Zuversicht sprach er: „Gottes Wille wird geschehen. Bisher bin ich ein Fürst gewesen, mit Wagen und Pferden wohl versehen, will Gott mir dieselben nehmen, so will ich künftig zu Fuß gehen und mich meinem Gott unterwerfen, auf dessen Schutz und Willen ich mich verlasse." An seinen Bruder aber schrieb er u. a.: „Vielleicht hat man den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben, und sonderlich mit Verbietung des Wortes Gottes." Wie weit also war er davon entfernt, die Reformation der Urheberschaft dieser Unruhen anzuklagen! Noch an seinem vorletzten Lebenstage riet er dem Bruder, die drückenden Steuern zu vermindern; Gott werde dies auf andere Weise reichlich und gnädiglich erstatten.

Die blutige Niederlage der Bauern bei Frankenhausen am 15. Mai erlebte er nicht mehr. Er wurde immer kränker und schwächer. Seine Leiden waren zahlreich und schwer, so daß er in großen Schmerzen wohl ausrief: „O liebe Kindlein, mir ist so wehe, ich bin wahrlich sehr krank!" Aber er blieb standhaft und geduldig „bis auf den letzten Atem", und hat „im rechten Glauben den eingeborenen Sohn Gottes, unsern lieben HErrn JEsum Christum angerufen, hat auf die ewige Kirche gesehen, und da er die betrachtet, sich leichtlich ergeben zu leiden, und willig von dieser Welt Abschied genommen." „Der liebe Gott rufe mich, wenn er will", sprach er, „ich habe ein fröhliches Herz in dem HErrn Christo, dem ich vom ganzen Herzen gedient und das erlebt habe, daß in meinen Kirchen und Schulen die Alten und die Kinder allein auf Ihn sind gewiesen worden." An seinem Todestage empfing er mit großer Andacht das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt. Dann sprach er zu den Umstehenden: „Liebe Kindlein, ich bitt' euch um Gottes willen, wo ich euer einen irgends erzürnet hätt', es sei mit Worten oder mit Werken, ihr wollet mir's um Gottes willen vergeben, und wollt mir andere Leute auch um Gottes willen bitten, sie wollten mir's auch vergeben. Denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt." Dabei standen ihm die Augen voll Thränen. Auch in seiner letzten Not ließ er nach seiner löblichen Gewohnheit die Trostsprüche, die Spalatin auf seinen Wunsch ausgewählt und mit großen Buchstaben auf Täfelchen geschrieben hatte, dem Lager gegenüber aufhängen, um sie immer vor Augen zu haben, bis die Augen im Tode brechen würden. Es waren die Sprüche Matth. 11, 28., Joh. 3, 16., Joh. 6, 14., die der liebe Leser doch ja nachschlagen und sich recht tief ins Herz schreiben wolle. Dann machte er sein Testament, das er seinem treuen Spalatin mit großer Anstrengung diktierte, betete still und wiederholte die köstlichen Bibelworte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid" ꝛc. Es war am

4 bis 5 Uhr abends, da verschied er, sanft wie im Schlaf, „christlich und selig“, wie Luther schreibt. Der Arzt, der am Bette stand, rief aus: "Fuit filius pacis, ideo pacifice obiit", d. h.: „Er ist ein Kind des Friedens gewesen, darum ist er auch friedlich verschieden.“

Am Mittwoch nach Jubilate wurde Friedrichs verblichener Körper in der Schloßkirche feierlich beigesetzt. Luther hielt die Grabrede über 1. Theſſ. 4, 13—18. Melanchthon verfaßte die Grabschrift, welche die eherne Tafel trägt an der Wand gegenüber dem Grabe. Nach Spalatins kräftiger Übersetzung lautet dieselbe also:

„Dieser Völker Land und Leut haben güldene, selige, friedliche Zeit gehabt, so lang Du regiert hast und kein Weib hat sich vor Kriege dürfen fürchten und besorgen. Andere kriegen mit dem Schwert, Du aber kriegest mit Vernunft und Verstand. Und Deine Feinde haben sich oftmals ohn Gewalt überwunden ergeben, Du hast dick und oft ehrliche Triumph ohn alle Heereskraft erlanget. Du hast Handlung und Künste des Friedens in Städten gepflanzt und erhoben. Du bist der einige gewest, der die Sprachen und freie Künste, zu unsern Zeiten zuvor verachtet, wiederum ehrlich und rühmlich gemacht. — Denn Du hast zum ersten angefangen, aufgericht und erhoben die christliche löbliche Universität zu Wittenberg, damit sie die rechte Weise gebe, christlich und recht zu leben. An diesem Ort und in dieser Stadt Wittenberg ist das liebe, heilige, tröstliche, rein und lauter Evangelion wiederum herfürkommen und nach Abwischung des Unflats wiederum rein und schön geglänzt. Die hat das liebe Evangelion und Religion wiederum ein schön Angesicht und gut Farb überkommen. Und da die deutschen Tyrannen wider das Evangelion und heilig Gottes Wort und Gebot kriegten, da warst Du der einige, der ob den christlichen Lehrern und Predigern hielte, daß das Evangelion und christlich Lehre weit und breit ausgebreitet wurde. Für solche herrliche Wohlthaten werden Dir alle nachkommende Männer und Kinder, jung und alt, ehrlich und treulich Danksagung thun. Deine hohe mannigfache Tugend werden auch ewig in hohem Lob, Ruhm und Preis stehen. Der Tod wird auch wider Deine Tugend, Ehre und Lob kein Recht nimmermehr haben.“

Das ist das Lebens- und Charakterbild Friedrichs des Weisen, in kurzen Zügen für die Leser der Abendschule entworfen. Dasselbe hat bestätigt, was wir als unser Urteil gleich zu Anfang ausgesprochen haben. Nach dem Maße der Gaben, die ihm verliehen, ist Friedrich der Weise ein treuer Haushalter Gottes gewesen. Er ist über wenigem getreu gewesen, darum ist er auch eingegangen zu seines HErrn Freude. Sein Gedächtnis bleibe auch bei uns, die wir die goldenen Früchte des heißen Kampfes, in welchen Friedrich betend, leidend, kämpfend mitten hinein gestellt war, in Frieden genießen, allzeit in Ehren! **K.**

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein** Für die Abendschule bearbeitet. (4. Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Ein flüchtig Feuer.

Es war an einem Augustmorgen desselben Jahres 1523, als Frau Elsa in das Schlafgemach ihres Gatten drang. Sie befand sich in einem sehr erregten Zustand. Ihre Wangen waren hoch gerötet und der Atem ging schnell, daß es ihr schwer ward, zu sprechen.

„Nun weiß ich es endlich, wer es sei, der seit etlicher Zeit in aller Frühe immer das Blumensträußlein in das Fenster leget. Habe mich auf die Lauer gestellet, und siehe, es ist also, wie ich besorget.“

Der Syndikus wischte sich den Schlaf aus den Augen und sah sein Weib betroffen an. „Du meinest den Nürnberger?“

„Keinen andern! Gar auffällig hat er es in der letzten Zeit getrieben. Selbst die Andacht in der Kirche hat er ihr gestöret, da er sich immer ihr gegenüber aufstellete und die Augen nimmer von ihr ließ — sündhaft zu sagen.“

„Und wie denket die Käthe darüber?“

„Ach, ihr Herz scheinet sich zu ihm hinzuneigen, denn wo er sie anschauet, erglühen ihre Wangen wie von Feuer, und gar gesprächsam wird sie, die sonst so stille Jungfer, wo auf ihn die Rede kommt. Jüngst, da wir von Lukas Kranach des Abends zur Tafel geladen waren, wo der junge Baumgärtner auch zugegen war, hat sie gar angelegentlich mit ihm geplaudert und auf dem Heimweg mich gefragt, wie weit Nürnberg von Wittenberg entfernt sei, und ob die Schwaben alle so herzig redeten, als der junge Hieronymus.“

„Und was hast Du ihr geantwortet!“

„Ich habe ihr geantwortet, bis Nürnberg wäre es ein weiter, weiter Weg, und ob die Schwaben herziger redeten, denn die Sachsen, wäre mir nicht bekannt, soviel aber wüßte ich, daß man an der herzigen Sprache allein noch nicht erkenne, ob ein Mensch ein treues Herz habe.“

„Und was sagte sie dazu?“

„Was sie dazu sagte? Hm, sie hat mich verlegen fragend angeschaut und dann schweigend den Kopf geneiget.“

„Ei, so will ich hoffen, daß sie Dich verstanden, denn trauern würde ich, wo die Käthe uns verließe, um dem Hieronymus zu folgen. Sollen wir sie hergeben, so sei es einem würdigen Manne, zu dem wir das Vertrauen haben können, daß sie bei ihm wohl aufgehoben sei. Dieser Nürnberger aber scheinet mir gar leichten, flüchtigen Sinnes zu sein.“

„Solches meine ich auch“, versetzte Elsa mit lebhafter Gebärde. „Doch will es mich bedunken, als ob der Doktor Luther den jungen Menschen liebe. Hat ihn unterschiedlich belobt um seines Fleißes und seiner reichlichen Kenntnisse willen, so er sich während der Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg erworben. Besorge dahero, daß der Hieronymus in Luther einen Fürsprech haben werde, wann er kommt und die Hand unserer Käthe begehrt.“

„Liebste Elsa“, fuhr der Syndikus fort, indem er seiner kleinen Frau die Hand auf die Schulter legte, „hier gebühret es sich, daß unsere Erfahrung und Fürsicht der jugendlichen Unerfahrenheit zu Hilfe komme. Katharina ist so gut, wie unser Kind, und Sünde wäre es für uns, so wir nicht unser Kind vor einem möglichen Unglück und langem Herzeleid bewahreten. Kann mir ja wohl denken, daß ihr Herz in schnellem Feuer für den Jüngling entbrannt sei, maßen er ein feiner, sauberer Gesell ist und von wohl anständigen Gebärden.“

Frau Elsa brach das Gespräch ab und drängte ihren Eheherrn, sich anzukleiden und zur Morgenandacht zu kommen.

Während das Ehepaar sich nach der Diele bewegte, wo Sibylla eben das Morgensupplein aufgetragen hatte, that es mit dem messingenen Klopfer drei Schläge an die Hausthür, und bald erschien ein stattlicher junger Mann in vornehmen Kleidern, der mit edlem Anstand grüßend auf der Thürschwelle stehen blieb und wartete, bis der bei seinem Anblick sichtlich betroffene Hausherr ihn zum Nähertreten nötigte.

„So frühe schon beehret Ihr uns mit Eurem Besuch, werter Herr Baumgärtner?“ sagte etwas beklommen der Syndikus, ihm entgegengehend und die Hand darreichend, während Frau Elsa in zerstreuter Hast an den Tisch trat, das Geschirr zu ordnen.

Der junge Mann verneigte sich höflich. „Wollet nicht ungehalten sein, daß ich Euch beim Frühtrunk störe, maßen ich um der Eiligkeit meiner Abreise willen keine andere Zeit finde, Euch Valet zu sagen.“

Herr Reichenbach sah erstaunt zu dem hochgewachsenen Jüngling auf, und Frau Elsa, welche sich bis jetzt zurückgehalten,

trat eilfertig hervor: „Wie saget Ihr, Herr Baumgärtner? Ihr wollet Wittenberg verlassen?"

Trübe den Kopf neigend antwortete der Studiosus: „So schwer es mir auch wird, die Stadt zu verlassen, da mir so viel Segen und Freude erblühet ist, so gebühret sich doch dem Sohn Gehorsam gegen den Vater, welcher meine schleunige Heimkunft heischet."

Mit übel verhohlener Freude nötigte Frau Else den jungen Mann an den Tisch, erkundigte sich sehr teilnehmend nach dem Grund des väterlichen Gebots, war überhaupt sehr redselig und freundlich mit Fragen auf ihn drein, daß er sich im stillen verwunderte über die Gunst, in die er auf einmal bei der sonst so kühl zurückhaltenden Frau gekommen war. Seine Augen gingen aber unruhig nach der Thür hin, als ob er jemandes warte, und je länger er vergebens wartete, desto unstäter ward sein Blick, desto zerstreuter und verworrener seine Antworten.

Endlich erhob er sich zum Abschied. Man sah ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, was ihm nimmer über die Zunge wollte, bis er endlich mit gewaltsamem Zusammenraffen und wiederholtem Räuspern nach der Katharina fragte. „Gern möchte ich auch ihr Valet sagen, maßen ich . . . ."

Er vollendete den Satz nicht, denn die Verlegenheit, welche seine Worte bei den beiden Eheleuten hervorriefen, steigerte seine eigene Herzbeklemmung.

Nach einer peinlichen Pause stammelte die Frau Reichenbach: „Sie ist noch droben auf ihrem Kämmerlein — hat sicherlich keinen guten Schlaf gehabt, denn sonst würde sie schon zu der Morgenandacht erschienen sein. Habet Ihr ihr aber noch etwas Sonderliches zu sagen, so will ich es gern ihr übermitteln."

Über des Jünglings schönes Angesicht ging ein Schatten, ein Gemisch von Schmerz und Zorn, seine Oberlippe kräuselte sich, daß unter dem Bärtlein die Zähne sichtbar wurden, und mißtrauisch forschend ruhten seine dunklen, großen Augen auf dem Mienenspiel der kleinen Frau, welcher es unter dieser Ausforschung heiß und kalt wurde, und deren Hände hastig ihr Gewand in Ordnung zu bringen suchten, das doch gar nicht in Unordnung war.

Fast wie ein Vorwurf klang es, als der Syndikus seiner Frau zurief: „Gehe doch und siehe, aus was Ursach Katharina heute so lange säumet!" Und mit innerem Widerstreben beugte sich Frau Elsa dem Befehl.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und die Käthe trat herein. Beim Anblick des jungen Mannes hemmte sie betroffen den Schritt und senkte das Antlitz.

Der Syndikus kam ihrer Pein zu Hilfe, indem er väterlich liebreich sich ihr nahete und ihr die Hand reichte. „Tretet herzu, Katharina, und grüßet den Herrn Baumgärtner, welcher gekommen ist, uns Valet zu sagen, um heimzukehren zu seinem Vater."

Der Katharina stockte der Atem und mit scheuem Fragen gingen ihre Augen zu dem jungen Manne hin. Dieser trat auf sie zu und suchte nach ihrer Hand. „Wollte Euch bitten, liebste Jungfer, daß Ihr meiner freundlich gedenket, gleichwie auch ich Euer Gedächtnis treulich bewahren werde, bis daß Gott es füget, daß ich Euer Antlitz wieder schaue."

„So wollet Ihr wiederkehren gen Wittenberg?" fragten Katharina und Elsa zusammen.

Der Jüngling breitete in einer schwärmerischen Anwandlung die Arme aus: „Wie könnte ich Dein vergessen, Wittenberg, Du Städtle, das Du meinen Geist gebildet und mein Herz beseliget! Nicht lange, hoff ich, soll mich die Pflicht des Kindergehorsams in Nürnberg festhalten, alsdann eil ich zurück. Inzwischen seid dem Schutze Gottes befohlen!"

er wollte die ihn übermannende Rührung verbergen. So machte er einen kurzen jähen Abschied und eilte davon. —

Tiefe Stille herrschte diesen und die folgenden Tage in des Stadtsyndikus Hause. Die Eheleute redeten wenig miteinander, fanden sich auch nicht einmal im Dämmerstündlein zusammen, und droben auf ihrer Kammer saß das Käthchen, den Kopf in die Hand gestützt; daß der Hieronymus nicht wiederkehren werde, sagte ihr eine unüberwindliche Ahnung. Doch wenn die Thränen aus den Augen brechen wollten, raffte sie sich empor und nahm ihre ganze Kraft zusammen, sich über den Schmerz zu erheben, damit es die guten Reichenbachs nicht sähen, wie sie, die zu so großem Dank Verpflichtete, jetzt ihre Liebe teile zwischen ihnen und einem andern, der ihnen noch dazu nicht genehm zu sein schien. Sie fühlte es als eine Sünde, da sie ihr Herz darüber ertappte, daß ihr die Wohlthäter zurücktraten hinter einem fremden Manne, der ihr freundlich genahet. Und nun gebot sie mit starkem Willen ihrem Herzen: Sei still, du thöricht Herz, und siehe, daß du mit gedoppelter Liebe die Sünde an den Wohlthätern sühnest!

Etliche Tage später empfing Frau Elsa den vom Rathaus heimkehrenden Gatten mit stürmischer Umarmung: „Philippus, die Katharina ist ein tapferes Mädchen! Sie hat ihr Herz bezwungen, sie ist ganz wieder die unsere!"

Siebentes Kapitel.

Käthe in Not und Doktor Martinus mit seinen Freunden in Streit.

Ein Jahr war vergangen und etwas darüber. Der Herbst des Jahres 1524 hatte sich bereits unangemeldet eingestellt und trieb sein Zerstörungswerk an der Arbeit des Sommers. Auf den Straßen jagte sich der Wind mit den ersten gefallenen Blättern, und auf den Dächern hielten die Schwalben Rat wegen ihrer Abreise hinter den Störchen drein, welche bereits aufgebrochen waren.

Aus der Stadtkirche zu Wittenberg strömte in dichten Massen das Volk, da Luther die Predigt gethan hatte, und blieb in großer Erregung truppweis auf dem Marktplatz stehen. Wir bemerken im Gewühl den Stadtsyndikus Philippus Reichenbach in lebhaftem Gespräch mit einem vornehmen Herrn in reicher Kleidung und von stattlichem Wuchs, dessen künstlerisch durchhauchtes und männlich schönes Gesicht in einen bis zur Brust herabfallenden wohlgepflegten Bart ausläuft: den Hofmaler des sächsischen Kurfürsten und wittenbergischen Ratsherrn Lukas Kranach.

„Meinen Augen wollte ich nicht trauen", eiferte lebhaft gestikulierend der Syndikus, „da der Bruder Martinus ohne die Mönchskutte im schwarzen Priesterrock auf der Kanzel erschien, und mein Herz ist fröhlich darüber — sehe ich ihn doch ungern in der häßlichen Kutte, die für ihn längst nicht mehr tauget, denn nachdem er innerlich den Mönch ausgezogen, was soll ihm noch das äußere Gewand? Zumal seiner alten Kutte ob ihrer Fadenscheinigkeit und Alterschwäche die verdiente Ruhe wohl zu gönnen ist. Auch daß er immer noch im Kloster sitzen bleibet, nachdem die andern Mönche, ausgenommen der Prior Eberhard Brisger, alle ausgelaufen, will mir nimmer gefallen. Besser wäre es, er thäte allen äußeren Schein von sich, so noch an das mönchische Wesen erinnert."

„Darüber beruhigt Euch, liebster Freund," versetzte Kranach. „Daß der Doktor Martinus des äußeren Scheines nicht achtet, ist männiglich bekannt. Auch solltet Ihr wissen, daß er seinen guten Grund hat, in dem alten Kloster zu verbleiben, maßen die Rede gehet, der Kurfürst wolle es ihm zum Eigentum schenken."

Der Syndikus machte große Augen. „Wie? Zum Eigen-

„Ei warum nicht?" forschte Kranach. „Ist solches nicht eine hohe Gnade von dem kurfürstlichen Herrn?"

„Hm — Hm! Ich habe da so meine eigenen Gedanken," sagte Reichenbach vor sich hin. „Da sitzet der liebe Doktor in dem großen, öden, weitläufigen, halb verfallenen Haus allein und hat kein Wesen, so seiner pflege und warte. Ist mir sonsten alles so hell und klar, was er lehret von dem heiligen Evangelio — und was er lehret, das lebet er ja auch, also daß wir aus seinem Wandel verstehen, was uns an seinen Worten dunkel ist. Dieses aber ist mir ein Rätsel und unbegreiflich Ding, daß er den Priestern und Mönchen die Ehe als etwas Göttliches und Heilsames anpreiset, aber selber für seine Person dieselbe verachtet. Selbst dem Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, hat er den Rat gegeben: 'Thu den Ordensmantel ab, darinnen die Motten hausen, nimm Dir ein Weib und setze Dir eine Herzogskrone auf das Haupt!' — welches der hohe Herr auch gethan hat, zur Freude aller Evangelischen und Luthers insonderheit. Ingleichen ist bekannt, daß er auch in den Erzbischof Albrecht von Mainz gedrungen, er wolle seinem Vetter in Preußen nachtraben. Machet nun der Doktor seine Freunde nicht irre, als ob es ihm entweder nicht Ernst sei mit seiner Predigt von der Rechtmäßigkeit der Priester- und Mönchsehe, oder als ob es ihm am Mut gebreche?"

Lukas Kranach nickte zustimmend mit dem Kopf. „Dieses meine ich auch und wünschete von Herzen, daß Luther in diesem Stück anderen Sinnes würde und in den heiligen Ehestand träte, nicht allein um seiner Freunde und der guten Sache, sondern auch um seiner selbst willen. Wahrlich, wo das so weiter gehet, als bisher, so werden wir gar bald hinter seiner Bahre drein weinen, und was dann werden wird, das mag Gott wissen. Er zwar ist täglich auf den Tod gerüstet und meinet, das Werk werde auch ohne ihn hinausgehen, denn es sei Gottes Werk, und der könne sich aus jeder Weidenrute einen Doktor Martinus schnitzen. Ich aber achte es anders, nämlich also, daß Gott der HErr seine Werkzeuge nicht vor der Zeit wegwerfen, sondern ihrer so lange brauchen will, bis das angefangene Werk zur Vollendung gekommen. Derohalben kann die Welt des Doktor Martinus noch nicht entraten, sondern es bleibet noch viel durch ihn zu thun. Daß er es aber hinausführen könne, dazu darf er nicht allein bleiben ohne Pflege und Wartung. Möchte er auch Knochen von Eisen und Nerven von Stahl haben, so muß ihn die Riesenarbeit, so auf seinen Schultern lieget, doch gar bald aufreiben, wo nicht eine treue Hausfrau als eine Gehilfin um ihn ist und fürsorgend seines Leibes wartet. Geschiehet es doch, daß sein in himmlische Dinge versenkter Geist ganz vergisset, daß der Leib auch seine Nahrung und Pflege haben will. Habe ihn erst jüngst gefunden, wie er halb ohnmächtig, bleich wie ein Gestorbener in seinem Stuhl zusammengesunken saß, und auf mein Forschen kam es herfür, daß er über der Übersetzung der Psalmen zween Tage und zween Nächte weder Speis noch Trank zu sich genommen. Wenn er aber von des Tages Arbeit müde abends auf sein Lager fället, siehe, so ist es hart und keine menschliche Hand hat ihm die Kissen geschüttelt. O daß ihm Gott das Herz lenken wollte, zu suchen, wo er ein Weib fände, das zu ihm passet! So würde er bald frisch aufleben und guten Mutes werden. — Freilich aber", fuhr Kranach seufzend fort, „wo ist in der Welt ein Weib zu finden seiner würdig!"

Er brach ab und ließ seine Augen über die wogende Volksmenge schweifen. „Ei sehet", rief er, den Arm ausstreckend, „da wandelt Eure werte Ehewirtin mit der Jungfer Käthe. Ist es denn also, wie mir hinterbracht worden, daß der Pfarrherr Doktor Kaspar Glatz sich um ihre Hand beworben?"

Reichenbachs Mienen verfinsterten sich, und unmutig klang seine Antwort: „Ihr rühret da an eine Sache, so mir das Herz arg beschweret. Daß der junge Baumgärtner, so seiner Zeit ihr mit Liebesblicken nachging und auch ihr Herz etlichermaßen bewegte, daheim zu Nürnberg die Käthe bald vergessen und ein reiches Weib genommen, ist Euch wohl schon kund geworden. Dieses aber ist es nicht, so mich bedrücket — bin ich doch schier fröhlich darüber, daß es also gekommen, maßen die Käthe nun siehet, daß ich recht gehabt, daß der Gesell um seines leichten Sinnes und wankelmütigen Herzens willen ihrer nicht wert. Größeres Leidwesen verursachet mir die Werbung des Doktor Glatz, welche Luther eifrig unterstützet, sintemal er meinet, die Katharina, als eine gewesene Nonne, müsse eines frommen Priesters ehelich Gemahl werden. Scheinet mir auch ein fürtrefflicher Herr, der Pfarrer, und wenn ich die Käthe einmal von mir lassen soll, welches mir freilich ein groß Opfer ist, so möchte ich sie dem Doktor Glatz wohl gönnen. Aber siehe, seit Herr Nikolaus von Amsdorf in Luthers Auftrag zur Brautwerbung für besagten Pfarrherrn vor ihr erschienen, ist sie gänzlich verwandelt. Hat ihn erst lange stumm angehöret, darnach ist sie in ein starkes Weinen gefallen und hat endlich unter Schluchzen die Worte herfürgebracht: „Ehrwürdiger, die Liebe lässet sich nicht zwingen noch gebieten, sie muß von Gott gegeben werden. Gegen den aber, so Ihr mir geben wollet, ist mein Herz kühl, und nimmer könnte ich ihm das sein, was ein christlich Eheweib sein soll nach Gottes Wort und Gebot. Wollet darum nicht fürder in mich dringen, sondern mich in Ruhe belassen, denn ich lieber bis an mein Ende im ledigen Stand verbleiben, als dem Doktor Glatz die Hand reichen will." — Da nun Amsdorf ihr fürhielt, daß der Doktor Luther solche Kundgebung übel aufnehmen werde, da hat sie heftig zu zittern begonnen, und neue Thränen sind aus ihren Augen gebrochen. Zuletzt hat sie in großer Beängstigung den Amsdorf flehentlich gebeten, er wolle dem Doktor Martinus nichts von ihrer Weigerung hinterbringen, maßen er ihr sonsten zürnen müsse, welches sie nimmer ertragen noch verwinden würde; sondern sie wolle selbst ihm ihre Herzensmeinung offenbaren, sobald er komme. Ach, liebster Kranach, da nun noch am selbigen Tag der Luther bei uns einsprach, da hat es einen Auftritt gegeben, so uns das Herz also beweget hat, daß allen die Augen übergegangen. Die Käthe ist dem Doktor zu Füßen gefallen und hat geredet, wie ich sie noch niemalen habe reden hören; und der Doktor hat sich zu ihr niedergebeuget, gleichwie ein Vater zu seinem Kind, hat ihr die Hand auf das Haupt geleget und mit linden, beweglichen Worten sie getröstet, daß sie solle stille sein, er wolle sie nicht fürder quälen noch ängsten, sondern Gott dem HErrn überlassen, was er thun wolle. Hernach, da sie hinweggegangen war in ihre Kammer, hat der Doktor noch ein Stündlein bei uns gesessen und so feierlich drein geschauet und so weichmütig geredet, daß es ihm anzusehen, wie hart ihn der Katharinen Not beweget. Hat auch unterschiedlich in stummem Sinnen dagesessen und gesagt: „Nun verstehe ich es wohl, ihr Lieben, wie es Euch sauer ankommen mag, die Käthe zu lassen, denn ein Kleinod ist sie und eine Jungfrau nach dem Herzen Gottes. Zürne fast mit mir, daß ich bis anhero ihrer so wenig geachtet, da ich doch ihr rechter eigentlicher Vormund und geistlicher Vater bin." — Und siehe, seit dem Tag ist eine große Wendung vor sich gegangen: nicht mehr mit solcher Scheu und Furcht stehet die Käthe von ferne, so der Doktor in unserm Hause weilet, sondern sie hat einen fröhlichen Mut, mit ihm zu reden und ihn zu fragen, und wo er ihr ein Lob spendet um ihrer häuslichen Tugend und jungfräulichen Sittsamkeit willen, da lieset man die inwendige Freude auf ihrem Angesicht."

Lukas Kranach, welcher mit großem Interesse zugehört hatte, erwiderte: „Ja, die Käthe ist auch in der That eine fürtreffliche Jungfrau, so mir, je öfter ich ihrem Walten in Eurem Haus zuschaue, immer lieber und werter wird. Habe mich dahero auch wie ein Kind um ihretwillen gefreuet, da ihr der vertriebene Dänenkönig, so eine Zeitlang allhier geweilet, in

Anerkennung ihrer hohen Tugend das güldene Ringlein verehrete. Nur möge Gott verhüten, daß sie ob solcher hohen Ehre nicht hoffärtig werde."

„Fürchtet das nicht!" fiel Reichenbach ein. „Ihr Sinn strebet nicht nach hohen Dingen."

Während dieses Gesprächs waren die beiden Männer zu dem Augustinerkloster gekommen, in welchem Luther hauste. Eben traten zwei arme Fahrende heraus, die den Doktor wahrscheinlich um eine Zehrung angesprochen hatten, denn so wurde in ganz Wittenberg niemand von Armen und Bedrängten heimgesucht, wie der Professor, und er gab sein letztes her, schonte auch wohl, wenn kein bar Geld vorhanden, des silbernen Bechers nicht, den ihm des Kurfürsten Liebe geschenkt.

„Kommt, lasset uns den Doktor begrüßen", sagte Kranach. „Ich muß ihm noch Dank sagen für die heutige Predigt."

Sie gingen über den Klosterhof durch einen langen, dunklen Kreuzgang nach Luthers Zelle und fanden ihn an seinem Tisch, in einem Haufen von Briefen wühlend.

Der Doktor begrüßte die Eintretenden mit herzlicher Freude: „Seid willkommen, ihr Lieben! Sehet hier auf dem Tisch meine Sonntagsgäste, so dafür sorgen wollen, daß der Doktor Martinus auch am lieben Sabbath keine Ruhe habe. Und sehet, es scheinen lauter Freiwerber und Hochzeitbitter zu sein. — Ja, glotzet nur, es ist wirklich also: ist heute alles auf mich drein, daß ich ein Ehemann werde. Da ist zuvörderst ein Brieflein von meiner guten Freundin, so dem Evangelio mit Eifer dienet, der Frau Argula von Grunbach, welche mich mit vielen Worten dränget, meine Lehre von dem Ehestand der Priester und Mönche durch die That zu festigen und den andern durch ein gut Exempel frischen Mut zu machen. Da ist ein ander Schreiben von dem Altenburger Pfarrherrn Link. Zeiget mir die Geburt eines Töchterleins an mit angehängter Mahnung, ihm nachzukommen und auch des heiligen Ehestandes Süßigkeit zu schmecken. Hier aber zum dritten hebet nun auch mein alter Vater abermals seine alte Litanei wieder an und redet so beweglich, daß es not wär, ich langete stracks mit der Hand auf die Gasse hinaus und holete die Erste, so vorübergehet, herein. Nun saget, liebe Freunde, sind solche Brieflein nicht lustige Sonntagsgäste?"

Reichenbach hatte sinnend das Gesicht abseits gewendet, Lukas Kranach aber erwiederte sehr ernstlich und nachdrucksvoll: „Vielleicht sind es Gottesboten an dich, Martinus!"

„Oho!" fiel Luther mit verändertem Tone ein. „Nun bin ich erst, scheint's, an den Rechten geraten."

„Ja wohl", fuhr Kranach mit demselben Ernst fort, „es wollen Deiner Freunde viele irre an Dir werden, wo Du Dich länger wider den Ehestand sperrest."

Luther schüttelte fast unwillig das lockige Haupt, dessen Glatze schon fast ganz verwachsen war.

„Verstehen mich meine Freunde also schlecht? Siehe, liebster Lukas, was ich von der Heiligkeit und Notwendigkeit der Priesterehe gesagt habe, das habe ich gesagt und nehme davon nichts zurück, noch werde ich mir selber untreu. Ich bin und bleib überhaupt im Lobe des heiligen Ehestands. Denn es hat nach Gottes Wort keinen lieblicheren und freundlicheren Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand, welchen Gott selber gestiftet, erhält und für alle Stände gezieret und gesegnet hat. Dennoch aber denke ich nicht daran, ein Weib zu freien; denn erst ist schon Lästerung der Feinde genug, welche schon meiner spotten, daß ich mit meinen Freunden eine Kanne Bier trinke und die Laute schlage, auch daß ich gleich einem Gecken einen güldenen Ring und Hemden mit Bänderlein trage; wie denn zu der Papisten Lästerungen sich auch die Schmähungen der himmlischen Propheten gesellen, in deren Namen der unselige Thomas Münzer eine Schrift ausgegeben ‚wider das geistlose, sanft lebende Fleisch in Wittenberg'. Hei, wie würden sie das Maul aufreißen, wo ich ein Ehemann würde, und schreien: Oho, da kommt es herfür, was sein Evangelium sei: dem Fleisch dienen und Wollust pflegen! Sind doch derowegen auch meiner Freunde viele bedenklich, wie zum Exempel der Doktor Hieronymus Schurf, welcher sich erst jüngst also geäußert: ‚Wo dieser Mönch ein Weib nähme, so würden die Teufel lachen und die Engel weinen;' und mein lieber Philippus Melanchthon, so dabei gestanden, hat hinzugefügt: ‚Ja, die Römischen lauern schon darauf; denn wo er es thuet, hat er selber seinem Werk mehr geschadet, denn ihm des Papstes Bann und des Kaisers Acht schaden mogen.' — Über dem aber, liebe Freunde, wer mag in den gegenwärtigen betrübten Zeitläuften, wo die Bauern wild und toll werden, wo die Klöster und Schlösser brennen und so viel unschuldig Blut fließet, ans Freien denken? Endlich aber, so ich von der Rechtmäßigkeit der Priesterehe geschrieben, so will ich doch damit keinen Zwang ausüben, noch ein neues Joch auf die Nacken werfen, wie der unselige Karlstadt gethan, der einen jeglichen Geistlichen zur Ehe dringen und zwingen will, sondern es soll Freiheit sein, beides zu thun und zu lassen."

Luther hatte in einem so bestimmten, überzeugungswarmen Ton geredet, daß Kranach nichts zu erwidern wagte, dem Doktor die Hand bot und mit den Augen gleichsam um Verzeihung bat. Auch Reichenbach trat herzu und sagte ruhig gemessen: „Gott wird's versehen!"

Darauf verabschiedeten sich die beiden Männer, und Luther rief seinen Famulus Wolfgang herbei, ihm die übrigen Briefe vorzulesen, denn er fühlte sich heute sehr ermüdet.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

An der Mündung des kleinen Colorado-Flusses. Am Green-Fluß.

(Zu unseren Bildern auf Seite 248 und 249.)

Zwei Felspartieen aus dem an bizarren Formen so reichen Felsengebirge sind es, die wir hiermit unseren Lesern bieten. In diese Gegenden, in die sich sonst nur der Abenteurer wagte, sind jetzt bereits friedliche Ansiedler mit dem Pflug gedrungen und sie werden in nicht zu langer Zeit dem allgemeinen Verkehr erschlossen sein.

Die allerältesten und primitivsten Uhren — wenn man anders allen Vorrichtungen, welche zum Messen der Zeit bestimmt sind, diesen Namen geben darf — sind wohl diejenigen, welche unlängst der Forscher Dr. Augustus le Plongeon auf der mexikanischen Halbinsel Yukatan entdeckt hat. Diese interessanten Chronometer eines längst ausgestorbenen Volkes waren freilich nicht selbstthätig, wie die heute üblichen Zeitmesser,

pflegten die alten Bewohner Yukatans einen großen glattgeschliffenen Block auf eine solche Säule zu türmen, bis deren sieben aufeinander lagen. Darauf kam jedes vierte Jahr ein Spitzblock an eine der vier Ecken und am Schluß der achtmal zwanzig Jahre ein Schlußstein als Spitze oben auf die Säule. Ein solcher Uhrobelisk repräsentierte also einen Zeitraum von 160 Jahren. In einem der aufgefundenen Tempel entdeckte man 56 solcher steinerner Zeitmesser, welche zusammen demnach eine Periode von etwa 5760 Jahren repräsentieren würden.

Die Geschmäcker sind verschieden — sagt ein Sprichwort, nichts destoweniger dürfte es doch einigen Widerspruch erregen, wenn man Kenntnis nimmt von dem, was die Bewohner von Chittagon in Indien „gut" finden. Dort gilt nämlich der Pfeifenschmergel als große Delikatesse und wird von den Frauen sorgfältig aufbewahrt, um den Herren Ehegatten, wenn sie für ihre Be... besonders belohnt werden sollen, damit eine besondere Freude bereiten zu können. Wir würden

Schneller Bartwuchs. Der Kapitän eines englischen Kavallerie-Regiments (Yeomanry) in den Midlands, der selbst ein alter Haudegen war, ärgerte sich gewaltig über die jugendlichen und unsoldatischen Gesichter seiner Truppe, in der sich auch nicht ein anständiger Schnurrbart vorfand. Die jährlichen Übungen, die vierzehn Tage dauern, waren vorbei, und wie üblich, wurde ein General aus Aldershot erwartet, welcher die Truppe inspizieren sollte. Der Kapitän wünschte nichts sehnlicher, als daß seine Kavalleristen auf den graubärtigen alten Pulverfresser, der seine Sporen in der Krim verdient hatte, guten Eindruck machen sollten. Frühmorgens am Tage der Inspektion erhielt jeder Soldat den Befehl, sich in den Laden eines Haarkünstlers zu begeben, den ihnen der Kapitän bezeichnete, und nach einigen Augenblicken kamen die vorhin bartlosen jungen Bauernsöhne mit Schnurrbärten heraus, welche einem Veteranen alle Ehre gemacht haben würden. Auf der Parade machten die Leute einen großartigen Eindruck; so vollständig war die Täuschung, daß der alte Graubart aus Aldershot sich speziell an den Kapitän wandte und ihm zu den martialisch aussehenden Kavalleristen gratulierte, was die Truppe augenscheinlich gewaltig belustigte.

Beim Schneider. Kunde: Sie, Meister, wann bekomme ich endlich meinen neuen Anzug? Schneider: Wenn Sie den alten bezahlt haben. Kunde: Erlauben Sie, so lange kann ich, offen gestanden, nicht warten.

Sprechsaal.

J. P. in A. 1. Wie entfernt man Tintenflecke aus Weißzeug? — 2. Ist das Rauchen beim Lernen förderlich?

ad. 1. Sofortiges Auswaschen mit Seifenwasser, darnach Betupfen mit einer starken Lösung von Kleesalz und nachheriges wiederholtes Auswaschen ist bei Gallapfeltinten empfehlenswert. Bei Anilintinten hilft Ammoniak (Aqua ammonia). Alte Tintenflecke sind wohl kaum ganz zu entfernen.

ad. 2. Ein Nichtraucher wird Ihre Frage ebenso entschieden verneinen als ein Raucher sie bejahen wird und beide haben für ihre Person ganz recht. Die Sache liegt wohl so: Weil der Raucher seinen Körper an das Nikotin gewöhnt hat, so ist dieses dem Körper zum Bedürfnis geworden, derselbe empfindet den Mangel und fühlt nicht eher behaglich und zur Arbeit disponiert, bis die Pfeife dampft. Dies Bedürfnis ist also kein natürliches, sondern ein anerzogenes. Oder glauben Sie etwa, daß die Nichtraucher, weil sie dieses „Förderungsmittel" nicht gebrauchen, weniger geschickt zum Lernen sind? Das wollten wir uns doch verbitten. —

P. W. in B. 1. Können Sie mir ein gutes Mittel gegen Läuse am Rosmarinstock nennen?

2. Nennen Sie mir ein Buch zur Erlernung der deutschen Stenographie.

ad. 1. Ammoniak, das verdünnt wird und womit man den Stock besprenkeln oder abwaschen muß. Auch Insektenpulver mit Wasser gemischt.

ad. 2. Für Stolzesche Stenographie·

Für Gabelsbergersche Stenographie:

H. J. B. in W. Waren die Ver. Staaten eine freie Nation seit der Erklärung der Unabhängigkeit oder seit dem Ende des Krieges?

Seit der Unabhängigkeitserklärung; denn im nachfolgenden Kriege verteidigten sie ihre Freiheit gegen England, das endlich (1783) die Unabhängigkeit anerkannte.

Chr. K. in B. Wann ist die deutsche Bibel zum ersten Male im Druck erschienen?

Das Neue Testament erschien zuerst im September 1522, dann folgten 1523 die fünf Bücher Mosis, und 1534 war allmählich mit den Apokryphen das Ganze vollendet.

R. R. in P. Wann wurde der Turnunterricht in Preußen in die Schulen ge- führt?

Schon durch Jahns Einfluß wurde das Turnen in einigen Schulen zu A... dieses Jahrhunderts geübt. Später aber kam das Turnen durch die damit ver... ten demagogischen Umtriebe in Mißkredit, bis endlich König Friedrich Wilhelm IV. 6. Juni 1842 eine Kabinettsordre erließ, welcher das Turnen als ein unentbehrli... Volkserziehungsmittel erklärte und dessen Einführung in die Schulen anordnete.

A. F. Gr. in Cl. Besten Dank für Ihre Mitteilung. Soll gelegentlich be... werden.

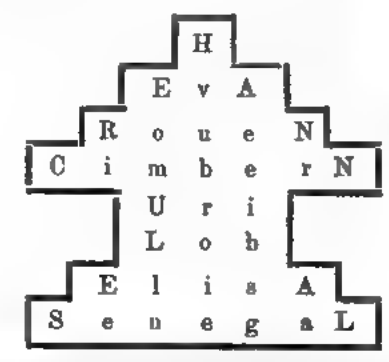
Auflösung der Aufgaben in Nummer 13.

1.

Weiß.	Schwarz.
1) L. b3—f7.	S. b8.
2) S. e5—e4.	S. zieht.
3) S. e4—d6.	....

2. Rentner. 3. Wo hundert Thoren sind, da ist ein Weiser...

4.

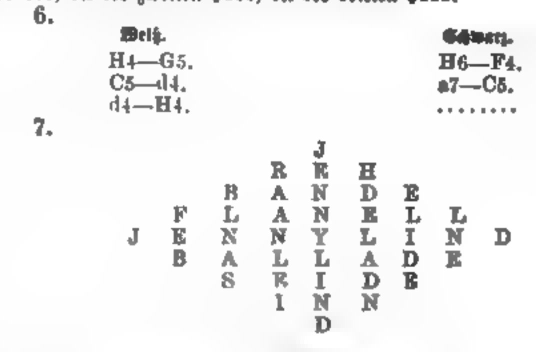


5. Die Reisekosten betrugen $201, die Barschaft des ersten Freundes $88.00, die des zweiten $108, die des dritten $112.

6.

Weiß.	Schwarz.
H4—G5.	H6—F4.
C5—d4.	a7—C5.
d4—H4.	....

7.



☞ Im Weihnachtsheft folgen eine Reihe von interessanten Weihnachtsnüssen.

An unsere Leser.

Wie im vorigen Jahre, so werden wir auch diesmal eine

Weihnachtsnummer

ausgeben, durchweg weihnachtlichen Inhalts, in sich abgeschlossen, ohne Fortsetzungen und überlaufende Stücke, besonders schön und reich illustriert. Es wird eine Doppelnummer (17 und 18) und also volle zweiunddreißig Seiten stark sein. Ueberdies wird diese Festdoppelnummer extra in farbigem Heftumschlag erscheinen.

Wir sind überzeugt, daß sich die Weihnachtsnummer vortrefflich dazu eignen wird, nahen und fernen Freunden, welche die Abendschule nicht lesen, damit eine kleine Weihnachtsüberraschung zu bereiten. Wir sind daher bereit, gegen Übersendung von **vierzehn Cents** in bar oder in Postmarken ein Exemplar portofrei an irgend eine Adresse, **auch nach Deutschland**, zu versenden und, wo es gewünscht wird, den Vermerk: **Auf Veranlassung von ....** (Name des Bestellers) hinzuzufügen.

Wir hoffen, daß recht viele unserer Leser von unserem Anerbieten Gebrauch machen werden, bitten jedoch um sofortige Bestellung, damit die Höhe der Auflage bestimmt werden kann.

Saint Louis, im Dezember 1883. **Louis Lange Publishing Company.**

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $3.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion· Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 20. Dezember 1883. Nummer 17 und 18.



Weihnachtsnummer.



Hört ihr die Engel singen?

Hört ihr die Engel singen?
Wie süß klingt doch der Ton,
Als ob sie Grüße brächten
Vom hohen Himmelsthron!
Sie singen voller Freude:
Heut' ist die heil'ge Nacht,
Die eurer dunklen Erde
Das ew'ge Licht gebracht.

Geboren ist euch heute
Der Heiland JEsus Christ;
Seht, wie das Wort des Vaters
Jetzt Fleisch geworden ist!
Der große Gott vom Himmel
Liegt hier, ein kleines Kind,
Damit Er euch errette
Von Teufel, Tod und Sünd'.

Und diese große Freude,
Sie gilt der ganzen Welt,
Für alle Adamskinder
Hat Er Sich eingestellt.
Sei Ehr' Gott in der Höhe
Und Fried' dem Erdenrund,
Den Menschen Wohlgefallen! —
So jauchzt der Engel Mund.

Wie? dringt ihr süßes Singen
Nicht allen tief ins Herz?
Ach, treibt es sie nicht mächtig
Nach oben, himmelwärts?
Und möchten sie nicht alle
Im Geist ihr Leben lang
Hier an der Krippe knieen
Voll Freude, Lob und Dank? —

Einst waren's arme Hirten,
Die sich der HErr erkor,
Die öffnen gern und willig
Dem Engellied ihr Ohr,
Die hören voll Erstaunen
Die gute neue Mär,
Und kommen sonder Zögern
Zum Weihnachtskripplein her.

Die Großen und die Reichen,
Die bleiben stolz zurück.
Sie wollen nicht genießen
Der Hirten Weihnachtsglück,
Sie wollen nicht vernehmen
Der Engel Himmelslied,
Sie wollen ihm nicht folgen,
Wenn's sie zur Krippe zieht!

Nicht wird sich der erfreuen
An Gottes sel'gem Reich,
Wer nicht ganz klein geworden,
Den armen Hirten gleich.
Nur von den geistlich Armen
Wird Gottes Kind geseh'n;
Die traute Weihnachtsbotschaft
Kann nur ein Kind versteh'n.

Drum werdet wie die Kinder,
Im Geiste arm und klein,
Und laßt uns wie die Hirten
Voll Weihnachtseifer sein,
Und laßt uns weiter tragen
Mit Lust von Ort zu Ort
Als rechte Weihnachtsboten
Der lieben Engel Wort.

Dann wird der Weihnachtssegen
Uns folgen lebenslang.
Es wird uns stets erquicken
Der Engel Lobgesang.
Und unter seinen Klängen
Wird einst aus dieser Zeit
Die Seele heimwärts ziehen
Zur sel'gen Ewigkeit.

E. W. Kähler.

Christbescherung.

Von M. Fries.

Es gab noch keine Eisenbahnen mit dampfenden und schnaubenden Lokomotiven, auch die Chausseen und Kunststraßen waren noch selten. Das Menschenleben bewegte sich noch sein langsam und gemütlich in tief ausgefahrenen, sandigen Geleisen; die reisenden Leute fuhren mit der ordinären Post, wenn's hoch kam, mit Extra; auch reiste man per Wochenwagen, so etwa sechs deutsche Meilen am Tage. Den Warenverkehr vermittelten die großen Frachtwagen mit weißem Segeltuch zugedeckt, vier oder sechs starke Pferde davor gespannt, der Fuhrmann in blauer Bluse, mit knallender Peitsche nebenher trabend, sobald es ein wenig bergan ging; vorn auf dem Sitz aber thronte der wachsame Spitz, scharf um sich blickend, daß kein Unberufener sich dem Wagen nahe, wenn sein Herr ins Wirtshaus einkehrte, um einen Schluck zu nehmen.

Nicht mit vieren oder gar sechsen, sondern ganz bescheiden nur mit einem Rößlein zog ein Fuhrmann durch den tiefen Schnee des Weges zwischen den beiden Städten W... und J...., welche etwa drei Meilen voneinander entfernt lagen. Roß und Wagen machten einen guten soliden Eindruck. Das Pferd war von starker englischer Rasse und der Wagen gut in Farbe gehalten und stark gebaut. Der Mann selber aber, der nebenher ging, war ein rüstiger Vierziger mit braunem, offenem Antlitz und treuen Augen. Jedermann in den an der Landstraße gelegenen Dörfern kannte ihn als „Fuhrmann Ludwig" aus W..., denn seit Jahren zog er alle Wochen zweimal des Weges, wie sein Vater es schon gethan hatte. Die Leute konnten mit ihren Bestellungen und Aufträgen so fest auf ihn rechnen, wie auf den Schlag der Uhr vom Turme; Zeit und Stunde hielt er inne bis auf die Minute, wenn nicht Wind und Wetter unüberwindliche Hindernisse boten; und was er in seinem großen, ledernen Taschenbuche aufgezeichnet hatte, das ward pünktlich ausgeführt.

Ein solcher Mann mit solchem Gefährt war dazumal eine wichtige Persönlichkeit. Er mußte einen klaren Kopf und ein gut Gewissen haben, denn alles, was jetzt Eisenbahn und Telegraphen und alle die großartigen Verkehrsanstalten zu Wege bringen, das lag auf seinen breiten Schultern und auf seinem treuen Herzen.

Es war am heiligen Weihnachtsabend des Jahres 18.., als dieser Fuhrmann Ludwig in tiefem Schnee seine Straße durch den dämmernden Abend zog. Das Pferd hatte schwer zu ziehen, denn die Weihnachtszeit bringt der Besorgungen und Aufträge unzählige. Droben auf dem Wagen lagen nebeneinander getürmt des Krämers Heringstonne, und der Frau Burgermeisterin Festtagshaube; unten rasselten die Eisenstangen für den Schmied, und oben schwebte ein Vogelbauer; ein riesiges Honigkuchenpaket und der Ballen mit den neuesten Wochenblättern und Zeitungen vertrugen sich friedlich in engster Nachbarschaft; dagegen mußte sich des Amtmanns neues Mahagonischreibpult derbe Rippenstöße von der blaubemalten Zeugkiste eines Dinstmädchens gefallen lassen.

Das alles quälte unsern ehrlichen Fuhrmann nicht weiter, und doch lag eine Wolke der Sorge, ja der Ungeduld auf seinem Angesicht. Geht's ihm zu langsam? Denkt er der Wartenden alle, die nach ihm und den Dingen ausschauen, welche er mitbringen soll? Nein, — das beunruhigt ihn nicht, hat er doch das richtige Fuhrmannsphlegma, welches sich ganz gelassen der waltenden Macht des Himmels unterwirft und bei sich denkt: Jedes Ding will seine Zeit haben, und mehr als seine Schuldigkeit könne auch die unvernünftige Kreatur nicht leisten.

Was ist es denn, das unserm Freunde auf dem Herzen liegt? Kurz gesagt, dieses: Er ist seit reichlich einem Jahre verheiratet und denkt an seine junge Frau, welche ihrer Stunde entgegengeht. Er hat lange warten müssen, bevor er in den Stand der heiligen Ehe treten konnte, denn er ist ein pflichtreuer Sohn gewesen und hat seinen Eltern Kindesliebe und Pflege erwiesen bis an ihr Ende. Haus und Gelaß waren für zwei Familien zu enge, auch hatte die alte Mutter eine Scheu vor einer jungen Frau. Darum hat der Sohn sich in Geduld gefaßt, bis die beiden Alten die Augen zugemacht und ist darüber vierzig Jahre alt geworden. Als es nun mit der Mutter zum Sterben ging, da hat sie ihres lieben Sohnes Hand gefaßt und gesprochen. „Sieh so, mein Sohn, wenn du nun auch mir die Augen zugedrückt hast, wie du's deinem Vater zuvor gethan, dann hast du alles vollbracht an deinen Eltern, was dir zu thun oblag, dann fängt der Segen an zu wirken und soll dir dein Haus bauen. Dann sollst du eine Frau nehmen, eine gute und fromme, die soll dir eine Gehilfin sein, daß sie um dich sei, und der liebe Gott beschere dir Kindlein, die dir wieder thun, was du uns gethan hast!"

So ist's nun auch geschehen. Die Wahl ist unserm Fuhrmann leicht geworden, denn seines Nachbars Mine ist unter seinen Augen aufgewachsen; sie war just zwanzig Jahre, halb so alt wie er selber. Aber das thut nichts, denn sie ist gut und fromm und hat von jeher, seitdem er sie als kleines Mädchen auf sein braunes Pferd gehoben, fest und warm ihm angehangen. Nun sitzt sie ihm tief in seinem wackern Mannesherzen, und unzählige Male hat er heute daran denken müssen, wie's wohl daheim stehe mit seinem trauten Weibe.

Die Dämmerung sinkt tiefer, die Schneewolken sind fortgezogen, und am lichtblauen Himmel strahlt der Abendstern mit hellem Gefunkel. Rüstig schreitet der Mann, das braune Tier setzt all' seine Kraft daran, als wüßte es von seines Herrn Verlangen nach Haus und Heim. Aus den Häusern am Wege blitzten die Lichter auf, und aus den Schornsteinen steigt dicht der Rauch von der Bereitung des Mahles, zum Anbruch des Festes. Jetzt schlagen die Glocken an, hier von dem Turme rechts und gleich hernach aus weiterer Ferne auch von links herüber. Feierlich schwebt das Geläute über die stille schneebedeckte Gegend! Wie sonderbar wird's dem einsamen Manne zu Mute, hinziehend unter den Weihnachtsglocken. „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben" — so taucht es auf im Gemüt aus seiner Schulzeit. „Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd in aller Welt gedacht" — so klingt's ihm weiter durch die Seele. Er gedenkt der frommen Mutter und ihres Segensspruches, dessen Erfüllung ihm so nahe rückt. Er gedenkt seines jungen, gesegneten Weibes, wie sie am Morgen ihn angeschaut mit ihren blauen Augen, und es wollte ihm dünken, als stünde eine Thräne drin. „Ei du lieber Brauner, geht's nicht ein wenig schneller?" Und dabei schwingt er die Peitsche, daß es weithin schallt und knallt. Die Weihnachtsglocken läuten noch immer, und als der Peitschenknall sich drein mischt, da dünkt es den Mann wie Entweihung des heiligen Klanges, und in demselben Augenblick stolpert der Braune über einen schneebedeckten Stein und fällt vorne nieder. Zwar rafft er sich wieder auf, aber er hinkt. Schlimm, schlimm! Und das gerade heute! „Das kommt vom Knallen, wenn das Fest einläutet", denkt der Fuhrmann, reibt und streicht seinem Pferde

das Knie, zieht vorne am Zügel und giebt manch' gutes Wort und Schmeichelrede, dabei das Tier die Ohren spitzt. Es geht auch, aber recht langsam, und aller Ungeduld ist ein Zügel angelegt. Dabei blitzen immer mehr Sterne am Himmel auf, die Glocken haben jetzt ausgeläutet, und von der nächsten Dorfkirche schlägt's sechs. Hätte unser Fuhrmann in den Sternen zu lesen verstanden, dann würde er sich's vielleicht herausgelesen haben, daß daheim der heilige Christ Zeit haben wolle, ihm die Bescherung zu bereiten.

Endlich hat er das Städtchen erreicht, gerade als es acht Uhr schlägt. Nun aber ist's, als ob sich alles verschworen habe, ihn nicht ans Haus kommen zu lassen. Hüben und drüben öffnen sich die Thüren der Häuser, denn alles hat auf ihn gewartet. Der Krämer muß seine Heringstonne haben, sein Vorrat ist ja ausgegangen; die Frau Burgermeisterin ihre Haube; das Vogelbauer ist ein Weihnachtsgeschenk und muß mit aufgeziert werden — so geht's von Thür zu Thür! Und als endlich der arme Braune an der Krippe steht und der Wagen in den Schuppen geschoben ist, da ist's dicht vor neun! Nun tritt der Mann in sein Häuschen, die Fenster sind dicht verhangen, doch will's ihm scheinen, als breche Lichterglanz hervor. Er wischt sich unten den Schweiß von der Stirn, ja, er zieht die schweren Stiefel von den Füßen, dann schleicht er leise die Stiege hinauf. Schon hat er den Drücker von der Thür in der Hand, es ist ihm so sonderbar, als stünde er vor einem glückseligen Ereignis. Er muß einmal tief Atem holen, — dann öffnet er! Ei, was ist das? Mitten im Zimmer ein Lichterbaum, oben in der Spitze ein schwebend Engelein, und drunten, ja drunten ein winzig kleines Menschenkind in Windeln gewickelt, mit rosigen Ärmchen greifend und mit Beinchen zappelnd, — und drinnen durch die offene Kammerthür schimmert ihm seines Weibes liebes Gesicht entgegen, sie lacht ihm zu, so selig hat er sie noch nie lachen sehen!

„Komm nur! komm doch!" ruft sie leise, „sieh, das hat der heilige Christ beschert, und die Muhme hat's also aufgeputzt!"

Da liegt der breitschultrige Mann in der blauen Bluse auf den Knieen an seines Weibes Bett und lacht und weint vor Freude, und sie legt ihm die Hand auf sein Haupt und beide danken und preisen Gott für das liebe Weihnachtsgeschenk, das seine Güte ihnen beschert hat.

—·—

Vierzig Jahre! eine lange Zeit! Da gehen viele Wasser zu Thal und viele Seufzer gen Himmel. Da wird das Haar weiß und der Scheitel kahl. Da werden Kinder zu Männern und an das Menschenherz pocht laut das Wort: Bestelle dein Haus, denn dem Menschen ist gesetzt zu sterben, und darnach das Gericht!

Wieder einmal ist's Weihnacht geworden, und der heilige Abend schwebt still mit Glockenklängen zur Erde herab. Das Treiben und Drängen der Menschen hier unten ist ganz anders geworden. In rasender Hast jagt und rennt alles dahin. Die eisernen Schienenstränge tragen das Dampfroß durch alle Länder, bis in die entlegensten Gegenden, bis in die kleinsten Städte. Mitleidig lächelnd gedenkt man der alten Zeiten, wo noch Posten und Frachtwagen durchs Land gingen, wo man zuvor sein Testament machte, wenn's galt, eine Reise von dreißig deutschen Meilen anzutreten.

Längst war auch die Beförderung zwischen den Städten W.... und F... eine andere geworden, und das wackere Gespann des Fuhrmanns Ludwig längst von der Landstraße verschwunden. Erst hatte man eine Chaussee gebaut, da staunten die Leute und freuten sich des großen Fortschritts. Jetzt war auch die Chaussee ein überwundener Standpunkt, denn die Eisenbahn verband beide Städte; in einer halben Stunde war der Weg zurückgelegt, dann dampfte man weiter, — so weit als man Lust hatte und der Geldbeutel reichte; — Hamburg war nichts mehr, Berlin auch kaum; wer hätte das vor vierzig Jahren gedacht!

Aber die heilige Weihnacht war in der Christenheit noch immer ganz dieselbe geblieben wie dazumal, als jene Christbescherung in dem kleinen Fuhrmannshäuschen unterm Tannenbaum lag. Das alte Weihnachtsevangelium beseligt immer noch die Herzen, und die alten Weihnachtslieder gehen noch von Mund zu Munde. Gott sei Dank! so stehet fest die Ewigkeit über der Zeit!

Und jenes Kindlein, das unterm Baume lag, unter dem schwebenden Engel? was ist aus ihm geworden? Zuerst ein zartes Jungfräulein mit blonden Locken und blauen Augen; dann eine Braut mit Myrte und Schleier; dann eine glückselige Mutter, die da lehret die Mägdlein und wehret den Knaben, und ihr Ältester ist schon ein verständiges Bürschlein, der steht viel und gern an des Großvaters Knie und läßt sich erzählen von alten Zeiten und hat frühe schon mitbeten gelernt, wenn der alte weißhaarige Mann das Käpplein zieht und seine welken Hände faltet.

Ja, da sitzt er noch im Lehnstuhl. Sein trautes Weib hat er lange begraben, und jenes Weihnachtskind ist seines Alters Trost geworden, denn sie war wie ihre Mutter, gut und fromm. Und als ihr Glück und ihre Kinder um sie aufblühten, da hat das alte Leben sich gesonnt in der Wärme des jungen.

Jener Christbescherung aber feiert er ein immer wiederkehrendes Gedächtnis an jedem heiligen Weihnachtsabend, und die Enkel lauschten immer wieder gern, wenn der Großvater erzählte, wie es damals gegangen.

Fritz, der vierjährige, wundert sich darüber, daß der Braune ganz allein den Wagen mit all' den Sachen hat ziehen können; und Lieschen möchte gern ganz genau wissen, wie klein die Mutter damals gewesen; und Hans fragt, warum denn der Großvater unten an der Stiege die Stiefeln ausgezogen. Nur der Ludwig, Großvaters Pate, der Älteste und Verständigste, fragt und sagt garnichts; er blickt nur sinnend in den dämmernden Abend, als habe der Flügelschlag der vergangenen Jahre ihm schon das junge Herz berührt.

Nun sind die Kleinen alle hinausgegangen zur Mutter in die Küche. Ludwig allein steht noch immer an des Großvaters Lehnstuhl. Es ist ganz still in der Stube. Der Mond scheint ins Fenster. Das Vögelchen im Bauer hat schon den Kopf unter die Flügel gesteckt. Ganz aus der Ferne, unten vom Markte her hört man Kinderstimmen singen: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Des Knaben Hand liegt fest umschlossen in der des Alten. Großvater hat seinen Kopf sanft zurückgelehnt in den gepolsterten Stuhl, es schläfert ihn ein wenig, das kleine Volk ist den ganzen Nachmittag bei ihm gewesen und hat ihn müde gemacht.

Da kommt die Mutter mit der Lampe herein, mit einem Teller voll frischen Weihnachtsgebäckes und setzt ihn auf den weißgedeckten Tisch mit freundlicher Ladung zu kosten. Aber der Alte fährt hastig auf aus dem Schlummer, es geht ihm ein Frösteln durch die Glieder, den Rücken hinunter. „Der Tod geht über mein Grab!" sagte er lächelnd, der Tochter zugewandt. Doch plötzlich ernst werdend, fährt er fort. „Ich hätte wohl einen rechten Herzenswunsch, ich mag's nur nicht dem Herrn Pastoren zumuten!"

„Was ist's denn, Väterchen?" fragt die Frau und neigt besorgt ihr Antlitz über den Greis.

„O, ich möchte gar zu gern heute oder morgen das heilige Nachtmahl empfangen, am liebsten heute noch! Denn: ‚Jetzt leb' ich, ob ich morgen lebe, ob diesen Abend, weiß ich nicht!'"

Die Frau war sehr ernst geworden bei dieser Rede, und

eine Thräne fiel dem Alten auf seine Hand, aber er merkte es nicht, denn seine Gedanken waren in einer andern Welt. „Ach ja", seufzte er wieder, „ich möcht's gar gern!"

„Großvater!" sagte da der Knabe mit ernster Miene, „ich wollte wohl zum Herrn Pastor laufen und es ihm sagen, er hat mich noch heute morgen auf der Straße angesprochen und gefragt, wie's euch ginge."

Der Alte ließ seine Augen auf dem Knaben ruhen, nachdenklich, freundlich. Dann sagte er: „So geh', mein Sohn, und sage: Ein alter, müder Mann wollte gern seine Bescherung haben zum heiligen Christ. Dann wird er's wohl thun, auch wenn er wenig Zeit heute übrig hat."

Ludwig eilte hinweg, und nach einer Stunde trat der Pastor ins Haus. Unten bei den jungen Leuten brannte schon der Lichterbaum, da hielten die beiden oben im Erkerstübchen eine stille heilige Feier miteinander, so hatte der Alte es gewünscht.

Der Pastor brachte das Simeonswort mit: „HErr, nun lassest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" Dann kam in Herzensdemut und Herzensglauben das gute Bekenntnis von viel Sünde, aber von viel mehr Gnade. Und dann kam der HErr JEsus selbst mit seinem Leibe und Blute, uns Christen von ihm selber eingesetzt, zu essen und zu trinken, zur Vergebung der Sünden. Dazu klangen gedämpft von unten herauf die süßen Weihnachtslieder der feiernden Kinderschar, — man mochte auch immerhin denken, es käme von oben, wie damals, als bei dem Engel alsbald war die Menge der himmlischen Heerscharen, die Gott lobten und sangen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Pastor war so leise weggeeilt, daß sie's unten garnicht gemerkt hatten; nachdem er seines Amtes gewartet, gab's für ihn kein Säumen, es harrten seiner am heiligen Abend noch gar manche.

Als die Lichter am Baum ausgebrannt waren, da trieb's den Ludwig zuerst, daß er nach dem Großvater sähe. Leise trat er ins Zimmer. Die Lampe brannte ruhig auf dem Tische und warf ihr Licht auf den Alten im Stuhl. Er saß da mit gefalteten Händen und seligem Lächeln um den eingefallenen Mund; das Käpplein hatte er abgezogen, wie er zu thun pflegte, wenn er betete. Aber er rührte sich garnicht, und der Kopf war ein wenig vornüber geneigt. Der Knabe trat dicht heran und blickte mit großem Ernst dem Alten ins verblaßte Antlitz, — er berührte auch leise die gefalteten Hände, die waren sehr kalt! Da nickte er vor sich hin und fiel auf seine Kniee! Wie sollte er nicht, denn der Ort, darauf er stand, war ja heiliges Land, und gewißlich war der HErr an diesem Orte und die Pforte des Himmels.

So fand die Mutter diese beiden, als sie gleich hernach die Thür öffnete. Der Knabe wandte sich zu ihr und sagte leise flüsternd: „Mutter, nun hat der Großvater seine Christbescherung!"

Und als er das gesagt, sangen sie unten:

Heut' schleußt Er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis,
Der Cherub steht nicht mehr dafür;
Gott sei Lob, Ehr' und Preis!

Bethlehem.

Bethlehem, die Stadt Davids, wo Christus, unser Heiland, geboren wurde, die lieblichste und bedeutungsvollste unter allen Wiegenstätten liegt vor uns — ein unscheinbares Dorf, das an sich gar keine beachtenswerte Merkwürdigkeit aufzuweisen hat, als nur die unveränderte Flur und denselben lieblichen Himmel, von dem herab die Klarheit des HErrn einst die Hirten bei ihren Lobgesängen umstrahlte. Bethlehem liegt auf einem fast hufeisenförmigen Bergrücken. Der etwa 5000 Einwohner zählende Ort hat eigentlich nur eine Hauptstraße, die sich durch den östlichen Abhang des Bergrückens bis zum südöstlichen Ende der Stadt hinzieht, während die übrigen engen und steilen Gassen die Stadt in allen Richtungen durchqueren. Von der untersten Reihe der Häuser fällt das Terrain terrassenförmig zum Thal ab und ist mit Feigen-, Öl- und Granatbäumen reichlich bepflanzt. Alle Häuser sind aus weißgrauem Stein erbaut, zumeist einstöckig und statt der Dächer mit flachen Terrassen versehen, welche in der Mitte kuppelförmig sich wölben, damit das Regenwasser leichter abfließe. Die Fenster werden großtenteils nur mit Holzladen geschlossen und die Häuser der Armen entbehren ganz des Fensterglases. Von den Stadtmauern, die gleich der Citadelle am Ausgange des Mittelalters geschleift wurden, ist nichts mehr zu bemerken; was noch von der Citadelle zu sehen, hat der Stift unseres Zeichners festgehalten.

Bethlehem

Wir reiten geradewegs ins Städtchen hinauf, in dessen schmalen Gassen die neugierige Bevölkerung wie gewöhnlich die Fremdlinge mit größter Aufmerksamkeit besichtigt. Die Bewohner Bethlehems, fast alle zur christlichen und hauptsächlich zur katholischen Kirche gehörig, sind ein energisches Geschlecht, kriegerisch, gewerbsfleißig, kunstsinnig. Da giebt es Handwerker und Kaufläden aller Art, auch Waffenfabrikanten. Berühmt sind ihre Perlmutterschnitzereien, die zu den groben hölzernen, wie sie in dem benachbarten Mar Saba angefertigt werden, in seltsamem Kontraste stehen. Auch aus dem schwarzen Stein vom Toten Meere werden allerlei Schalen und dgl. gemacht. Die Männer Bethlehems sind stattliche Gestalten und tragen eine Kleidung, welche die Mitte hält zwischen der Stadt- und der Fellachentracht. Über das weiße Hemd legen sie eine lange, aus buntgefärbtem Stoffe bestehende, oft rote Tunika an, schnüren sie mit dem Gürtel zusammen und werfen

darüber den arabischen, gewöhnlich schwarzen Mantel. Ihren Kopf ziert ein mächtiger Turban von einem Umfange, wie an keinem andern Orte Syriens. Die Bethlehemitinnen sind mit Recht weit und breit gepriesen, denn sie zeichnen sich vielfach durch überraschende Schönheit aus. —

Wenden wir uns gleich dem Mittelpunkte der Anziehung für die zahlreichen Pilgerscharen, der Hauptkirche der Geburt Christi, der Marien- oder Helenakirche zu.

Um diese zu erreichen, muß man ganz Bethlehem durchwandern, da die einstige Grotte außer der Stadt am östlichen Abhange des Bergrückens lag. Der ausgedehnte festungsartige, regellose Gebäudekomplex umfaßt die Marienkirche, das lateinische, griechische und armenische Kloster. An der Nordseite der Marienkirche befindet sich der ausgedehnte Franziskanerkonvent; er besteht aus einer geräumigen Pilgerherberge, dem eigentlichen oder sogenannten lateinischen Kloster und der sehr baufälligen Katharinenkirche, die zugleich als katholische Pfarrkirche von Bethlehem dient. In der nächsten Umgebung haben arabische Beduinen ihre malerischen Zelte aufgeschlagen und lungern vor den Klosterthoren, schlafend oder auch spielend. Mitten aus all diesen Gebäuden ragt nur das stattliche Giebeldach der Kirche hervor, so daß leider der äußere Anblick derselben mit etwaiger Ausnahme der Westfront ganz verdeckt ist. Diese großartige Basilika in ihrer edlen Einfachheit wird von Kennern bis auf die Zeit Konstantins des Großen zurückgeführt. Da der Sicherheit wegen die Fenster und selbst das Hauptthor bis auf einen kleinen niedrigen Eingang vermauert wurden — wie man sagt, um die Moslemin zu verhindern, mit ihren Pferden in die Kirche zu dringen — so ist von außen wenig von der alten Schönheit zu bemerken. Man glaubt kaum in eine Kirche zu treten. Um so imposanter ist der Eindruck, wenn man nach Durchschreiten der Vorhalle der Kirche, welche deren ganze Breitseite einnimmt, plötzlich in den mächtigen Hallen steht. Die Basilika wird durch vier Reihen korinthischer Säulen in fünf Schiffe geteilt. An den Wänden finden sich bedeutende Überreste von Mosaikgemälden, welche biblische und kirchengeschichtliche Szenen darstellen. Diese weiten Hallen sind jetzt vielfach profaniert. Kinder balgen sich darin herum und in den Ecken liegen oft, in ihre Mäntel gehüllt, schlafende Gestalten der Fellachen aus der Umgebung. Auch sind durch eine hohe, von den Griechen aufgeführte Mauer das Querschiff und die Apsis, wohin der Gottesdienst sich zurückgezogen hat, unsichtbar gemacht, so daß der Gesamteindruck des Baues verloren gegangen ist. Obschon der Weihnachtstag der Griechen auf einen anderen Tag fällt, so erleuchten diese dennoch, da sie jetzt mit den Lateinern auf Friedensfuß leben, dem katholischen Festtage zu Ehren, den ihnen gehörigen Teil der Kirche, in welchem der Zugang zu der eigentlichen Geburtskapelle links unter dem Hauptaltar sich befindet. Zauberhaft erglänzt dann die vergoldete Plastik des Chores und der Kanzel im Halbdunkel. Wahrhaft großartig aber wirkt das riesige goldene Kreuz über dem Hauptaltare, auf welchem die byzantinisch in der Form gehaltene Figur des Erlösers gemalt ist. Von einer einzigen davor hängenden Ampel erleuchtet, hebt es sich, geheimnisvoll funkelnd, von dem Dunkel der Decke ab.


Basilika der Geburtskirche in der Christnacht.

Unter diesem jetzt noch kirchlich benutzten Teile der Basilika liegt die vielverzweigte Krypta, eine Reihe unterirdischer natürlicher Höhlen, in welchen sich verschiedene durch die Legende geheiligte Räume befinden und zu denen an der Nord- und Südseite Treppen hinabführen. Hier findet sich vor allem die Geburtskapelle nach der Tradition, daß Christus der HErr in einer Grotte geboren sei, — ein langer schmaler Raum mit Marmorwänden, der sich nur durch die Decke als eine natürliche Felsenhöhle verrät. Von zahlreichen Lampen wird das Dunkel nicht allzusehr erhellt und es paßt dieses geheimnisvolle Halblicht hier besser als in der Grabeskirche. Als Mittelpunkt des Heiligtums schimmert, eingelegt in den Marmorboden einer Nische, ein großer silberner Stern mit der bedeutungsvollen Inschrift: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Gleich neben dieser Kapelle führen ein paar Stufen hinab zu einer anderen Grotte, in welcher eine moderne marmorne Krippe die Stelle veranschaulichen soll, an der das JEsuskind in die Krippe gelegt wurde. Daneben in demselben Raume bezeichnet ein den Lateinern gehöriger Altar die Stelle, wo die Weisen aus dem Morgenlande das Kindlein anbeteten, wie auf dem Altarbilde dargestellt ist. Von den übrigen Räumen

nimmt neben der Geburtskapelle am meisten Interesse die Grotte sowie das Grab des heiligen Hieronymus in Anspruch, wo dieser Kirchenvater, die Ehre der Welt verschmähend, wenige Schulerinnen aus den vornehmsten römischen Geschlechtern um sich sammelte, mit ihnen zugleich aber die ganze Kirche lehrte und die Bibel für das gesamte Abendland ins Lateinische übersetzte.

Am Weihnachtstage geht es da unten lebendig zu. Nach der feierlichen Pontifikalvesper findet die große Prozession zu sämtlichen Sanktuarien statt. Die nächtliche Feier beginnt um halb zehn Uhr und besteht aus den feierlichen Metten, Hochamt und Prozession, welche annähernd fünf Stunden lang dauern. Kraft eines alten Privilegiums können am Christfeste in der heiligen Grotte die Messen auch nachmittags zelebriert werden. Das goldene Gitter vor der Nische der Heilandskrippe ist geöffnet und in der Krippe selbst liegen unzählige wächserne Christuskindlein in allen Größen, um hier die Weihe zu empfangen. Franziskanermönche gehen geschäftig ab und zu, Pilger sitzen und knieen umher; endlich naht die Prozession. Türkische Soldaten bilden Spalier von der Klosterpforte bis zum Eingange der Geburtskapelle, und die in Rot und Gold gekleideten Kawassen des Patriarchen von Jerusalem, die schweren Portierstäbe alle zwei Schritte dröhnend auf die Marmorplatten stoßend, eröffnen den Zug. Ihnen folgen singende Chorknaben mit Kerzen in den Händen, dann alle Brüder des Klosters, dem Alter nach geordnet, die jüngsten zuerst, alle gleichfalls Kerzen tragend, endlich der Franziskanerprior, welcher auf den Armen eine Art Wiege hält, einen goldenen Korb, worin ein wächsernes Christuskind gebettet liegt. Hinter dem Prior schreitet dann in großer Uniform der französische Konsul mit seinem Kanzler, seinem Dragoman und vier Kawassen. Pilger und Fremde, Amerikaner und Engländerinnen, auch bethlehemitische Frauen beschließen den Zug, der selten vor zwei Uhr morgens seine Andacht bei allen Sanktuarien beendet hat.



Treppe zur Krypta mit der Geburtskapelle.

Das ist die Christnacht in Bethlehem; nichts sonst außerhalb der Kirche mahnt an diese weihevolle Zeit in dem Orte, wo der Gottessohn zur Erde kam. Bethlehem liegt eben im Oriente, und überall im Oriente empfinden wir es tief, daß die herrschende Gewalt in nichtchristlichen Händen ruht. Die unter dem Schutze der bewaffneten Macht der Moslemin sich vollziehende Weihnachtsfeier giebt sich in allem als eine nur geduldete kund und das vom Orientalismus durchtränkte Christentum der Eingeborenen vermag nimmer das hohe Fest zu Freudentagen zu gestalten, wie sie im christlichen Abendlande von Alt und Jung empfunden werden. — — —

Wandern wir noch hinaus auf das Feld. Wir erinnern uns Davids, der hier seine Herde weidete und den der Prophet Samuel hier zum Könige salbte. Und es ist uns, als sähen wir die Menge der himmlischen Heerscharen und hörten ihren Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Zwei Weihnachtstage.

Nach den Aufzeichnungen eines Pfarrherrn vor hundertundfünfzig Jahren.

Obzwar die liebe Weihnachtszeit eine fröhliche Zeit ist, daraus alle Thränen billig ferne bleiben sollten, es wären denn Freudenthränen über die allerseligste Geburt unseres hochgelobten Heilandes JEsu Christi, doch aber, dieweil ich weiß, daß es auch in der schönen Weihnachtszeit manche betrübte und bekümmerte Seelen giebt, und dieweil mich mein Gott in der Weihnachtszeit zweimal mit schwerem Leide heimgesucht, aber auch darinnen kräftiglich getröstet hat, so will ich, was mir widerfahren ist, für betrübte und trostbedürftige Herzen kürzlich und einfältiglich erzählen.

Einstmals, da ich mit meinem lieben Eheweib im zwölften Jahr unseres Ehestandes gestanden, haben wir mit sonderlicher Fröhlichkeit den heiligen Weihnachtsabend gefeiert. Denn von den sechs lieben Kindlein, welche der gütige Gott uns in unserm Ehestand als teure Ehepflänzlein geschenkt, waren die fünf größeren wenige Wochen vor Weihnacht kurz nacheinander von einer schweren Seuche, welche dazumalen unter den Kindern ihren Lauf hatte, befallen worden, also daß wir befürchteten, Gott möchte mit ihnen allen hinwegeilen aus diesem Leben. Und ob wir wohl auch hätten sagen können wie Hiob sagte: „der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen, der Name des HErrn sei gelobt", so wollte doch der Gedanke unserem Fleisch und Blut gar sauer eingehen, also daß wir mit Bangen und Zagen des Augenblicks warteten, da Gottes Rute auf unsern Rücken herniederfallen und uns das Fleisch zerreißen würde. Aber siehe, anstatt des Sturmwinds und Erdbebens kam ein stilles, sanftes Sauseln, und es wurde mit den Kindlein unversehens besser, also daß das letzte, so krank geworden

war, gerade am heiligen Abend zum erstenmal wieder außer dem Bettlein sein und sich der Gaben freuen durfte, die der liebe heilige Christ bescheret hatte. Darum waren unsere Herzen so sehr fröhlich an jenem Abend.

Unser jüngstes Kindlein aber, das war ein Mägdlein von zwei Jahren und sechs Monaten, und hieß mit Namen Elisabeth, und war allein unter allen Geschwistern von der bösen Seuche nicht betroffen worden. Es war aber unsere Elisabeth ein besonderes Kind, gar wohlgestaltet und lieblich anzusehen, dazu von großem Verstande und reichen Gaben, also daß nicht bloß wir, sondern auch unsere Gefreundten und Bekannten, wenn sie zu uns kamen, sich seiner oftmals verwunderten. Dazu hatte es in seiner Seele gar eine herzliche Liebe zu dem JEsuskindlein, betete gern und fleißig zu ihm, und hörte mit großer Freude zu, wenn ich oder mein liebes Eheweib ihm von der Geburt und Kindheit, auch vom Leiden und Sterben und Auferstehen unseres lieben Heilandes erzählten. Und wenn mein HErr und Gott mich gefragt hätte: „Ich muß deiner sechs Kindlein eins haben, damit ich's verpflanze in meinen himmlischen Garten, welches soll ich nehmen?" so hätte ich gesagt: „Ach, lieber HErr, du weißt, sie sind mir alle von ganzem Herzen lieb und wert; aber dieses mein kleinstes Lämmlein wollest mir gnädiglich lassen, so es möglich ist." Und wie nun am heiligen Christabend die Kinder alle fröhlich umhersprangen und sich des schönen Baumes und der vielen Lichter freuten, auch einander voll Eifers die Geschenke zeigten, die ein jedes bekommen hatte, da nahm mich plötzlich mein liebes Eheweib leise beim Arm und deutete mit der Hand hinüber, wo unsere kleine Elisabeth war. Da stand denn das Mägdlein und hatte die Händchen gefaltet, und schaute empor zu dem lichten Glast des Weihnachtsbaums, sein Mund aber lächelte und seine Augen strahlten, daß sein Angesicht war wie eines Engels Angesicht. Uns beiden aber ging's durch's Herz, als wir solches sahen und kam uns das Wasser in die Augen, denn wir gedachten alsobald, ob wohl jetzo in diesem Augenblicke der HErr Christus ihr das Zeichen möchte auf die Stirn gemacht haben, so die Kindlein bekommen, wenn er sie bald wegnehmen will. Da ging ich zu ihr hinüber und fuhr ihr mit der Hand über ihr Haar, worauf sie das Haupt wandte und mich anschaute, als erwachte sie gerade aus einem schönen, schönen Traume. „Was hast du gesehen, mein Kind?" fragte ich sie leise, denn vor großer Bewegung des Herzens konnte ich nicht laut reden. Aber sie antwortete nicht, sondern setzte sich auf meinen Schoß, legte ihr Köpflein an meine Brust, gleich als wäre sie müde geworden von dem was sie geschaut, faltete dann nochmals die Hände und sprach ihren Weihnachtsspruch, wie ihre Mutter sie gelehrt, aus dem Liede des teuren Gottesmannes Luther:

> Ach mein herzliebes JEsulein,
> Mach Dir ein sanftes Bettelein,
> Zu ruh'n in meines Herzens Schrein,
> Daß ich nimmer vergesse Dein.

Darauf ging sie zu ihren Spielsachen und war fröhlich mit ihren Geschwistern.

Aber am andern Tage hat sie die böse Seuche bekommen, und am vierten Tage darnach ist sie gestorben. Als sie mit dem Tode rang, da gingen die Schrecken Gottes durch meine und meines Weibes Seele. Wir sind auf den Knieen gelegen an unseres Kindes Bettlein, haben geweint, gebetet und geschrieen, aber nicht mit Worten, sondern mit starkem Schreien des Herzens. Wie das Kindlein aber endlich ruhiger geworden, da haben wir mit Thränen gesagt: „Nimm hin unser Lämmlein, so du es haben willst", und darauf ist es alsobald sanft eingeschlafen. Und am Abend, ehe man es hinaustrug zum Begräbnis, da es schon im Sarge lag, habe ich den Weihnachtsbaum noch einmal angezündet und zu den Häupten des Sarges gestellt. Da glänzten noch einmal die Lichter über das Angesicht des Kindleins hin, aber seine Äuglein waren geschlossen und schauten jetzt schon leibhaftig ein viel schöner, reiner und heller Licht, daran das Mägdlein am heiligen Christabend sich gleich als im Vorgeschmack erfreut hatte. Der goldene Engel aber, den ich für den Weihnachtsbaum gemacht und daran aufgehängt hatte, der schwebte nun gerade über des Mägdleins schneeweißem Angesicht, und mit seinen ausgestreckten Armen war's, als wollte er es grüßen und über ihm sagen: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, siehe, ich verkündige dir große Freude, denn dir ist heute der Heiland geboren." Da ward meine Seele unaussprechlichen Trostes voll, also daß ich meine Laute von der Wand nahm, die seit des Mägdleins schwerem Erkranken als eine Harfe an der Weiden gehangen war, und wir im Leide fröhlich und getrost miteinander anheben konnten:

> Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
> Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn,
> Des freuen sich der Engel Schar,
> Und singen uns solch neues Jahr.

Fahr wohl, fahr wohl, du liebes Mägdlein, und freue dich unter dem himmlischen Weihnachtsbaum, bis daß wir alle auch durch ein selig Stündlein hinscheiden dürfen aus dieser bösen Zeitlichkeit, dazu der barmherzige Gott uns gnädiglich verhelfen wolle!

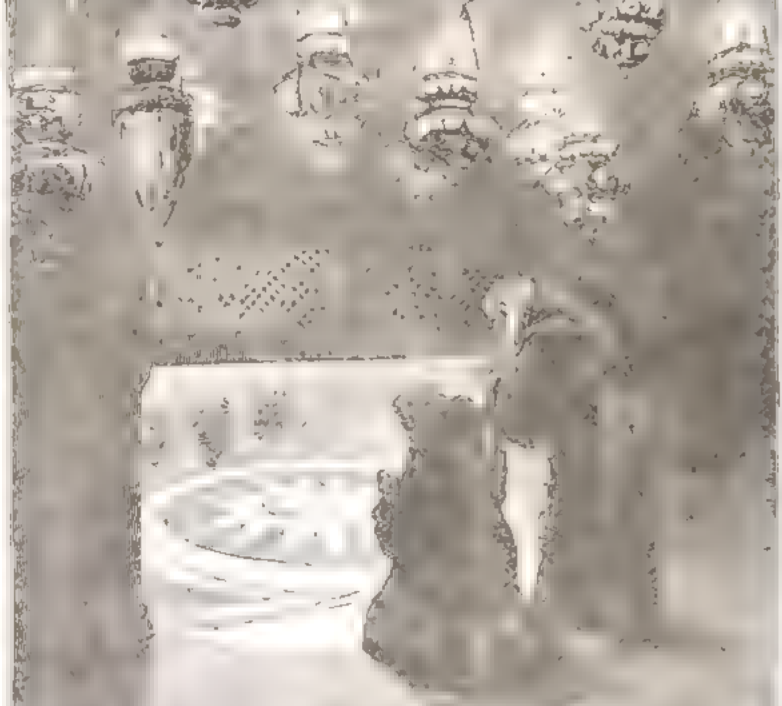
Solches ist das erste Weihnachten gewesen, das ich betrübten Herzens gefeiert habe und doch reichlich und überschwenglich bin getröstet worden. Das andere Mal aber ist drei Jahre hernach gewesen. Es hat nämlich meines lieben Eheweibes Gesundheit, obwohl sie sich im Glauben stark und fest gemacht, doch durch unserer Elisabeth tödliches Hinscheiden einen harten Stoß erlitten, und obwohl die Ärzte alle keine Ursache der Krankheit bei ihr finden konnten, so war doch wohl bemerklich, daß ihre Kraft je mehr und mehr abnahm, dergestalt daß ich oft mit schwerem Herzen auf meine Kinder sah, davon das älteste erst dreizehn Jahre alt war. Da nun über solchen Sorgen die Weihnachtszeit abermals heranrückte, so ging ich mit mir zu Rat, ob es wohlgethan wäre, unter so schwerem und hartem Kreuzesdruck irdischer Weihnachtsfreude zu pflegen und ob wir uns nicht sollten genugen lassen uns im Geist über die Geburt unseres Heilands zu freuen. Denn es einem Menschen fast schwer werden will alles zuzurüsten was zu einer fröhlichen Weihnachtsfeier gehört, da doch das Herz so dunkel und bis in den Tod betrübt und ihm um Trost gar bange ist.

Da ich jedoch solchergestalt mit meinem Eheweib redete, dieweil ich an ihrem Siechbette saß, so hat sie solchen Gedanken gar ernstlich und mit großem Eifer gewehret und gesprochen: „Ei mein lieber Eheherr, ist denn unser HErr Christus nicht darum Mensch geboren, damit er nicht allein unsere Sündennot, sondern auch all unsere sonstige Erdennot mit seinem himmlischen Lichte vertreibe? Das sei ferne, daß du deinen Kindern ihre Weihnachtsfreude raubest! Das sei ferne, daß du denen, so zu deiner Gemeinde gehören, ein solch übel Beispiel gebest, daß ihr Pfarrherr nicht so viel Glauben habe, um auch unter Kreuz und Not der Christfreude zu pflegen! Eile und rüste zu was da not ist zum Fest!" Und dabei lächelte sie mich also freundlich und munter an, wie sie in den Tagen ihrer Kraft und Jugend gepfleget hatte, also, daß ich selbsten wieder guten Mut faßte und mich schämte über meinem Kleinglauben. Dazu fügte es auch Gott nach seiner Freundlichkeit und Leutseligkeit, daß mein liebes Weib gerade in der Wochen vor dem heiligen Christfest um ein merkliches besser war und auch Tags über dann und wann ein Stündlein oder zwo außer Bett sein konnte, welches seit etlichen Monden zuvor nicht mehr geschehen war. Und wenn ich um die Zeit der Dämmerung nach Hause kam, und dann am Tisch etliches zurüstete für die heilige Christfeier, als z. B. ein Gärtlein, den Baum darein zu stellen, oder ein Kripplein, das JEsuskindlein drein zu legen, und mein Weib

saß blassen Angesichtes, aber freundlich neben mir im Stuhl, dann kehrte ein seliger Friede in meinem Herzen ein, dieweil ich in solchen Stunden nicht für den andern Morgen sorgte, sondern dankbarlich annahm was der freundliche Gott heute bescherte.

Also kam dann der letzte Tag vor der heiligen Christnacht, und war jedwedes Ding aufs beste zubereitet, die Gaben des heiligen Christ für die Kinder auf dem Tische geordnet, und in der Mitte der Weihnachtsbaum so groß und schön, wie wir nie zuvor einen gehabt. Aber da wir mittags vom Tische aufstunden und ich eben das Gratias gesprochen hatte, da sah ich, wie mein Ehegemahl unversehens noch mehr erblaßte denn sonst, ihre Augen schloß und ihr Haupt sinken ließ. Ich eilte, sie zu halten, daß sie nicht mochte vom Stuhle fallen, und brachte sie mit großer Mühe zu Bette. Da lag sie bei vier Stunden und war ganz vom Bewußtsein; der Arzt aber, den ich gerufen, sagte alsobald, es werde wohl ihr letztes sein. Drüber wurde es dunkel und es kam die Zeit, da man den Christbaum pflegte anzuzünden. Aber mein Herz gedachte nicht des Christbaums, sondern des schweren Unwetters, das über meinem Hause hing, gar schwarz und grausam, und das wohl diese Nacht noch einschlagen und mir meines Lebens Freude und Krone vom Haupte reißen mochte. Indem ich so in der Kammer saß, und die Kinder weinend um das Sterbebette ihrer Mutter stunden, schlägt mein Ehegemahl plötzlich die Augen auf, welches sie seit Mittag nicht gethan, ruft meinen Namen und sagt mit klarer und deutlicher Stimme: „Herzlieber Mann, es ist dunkel geworden, zünde doch den Baum an!" Ich antwortete: „Wie kann ich, herzliebes Weib, da unser HErr schon vor der Thür steht, um Dich davon zu holen? Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." Darauf sagte sie abermalen: „Herzlieber Mann, zünde den Baum an, danach will ich heimgehen."

Da mußte ich wohl ihren Willen thun. Ich ließ sie in der Kammer und ging hinein ins Wohngemach, allwo ich ein Lichtlein nach dem andern anzündete, ob ich wohl lange dazu brauchte, denn meine Hände zitterten sehr. Danach, als alle Lichtlein gar wunderschön zusammen brannten, machte ich die Kammerthüre wieder auf, und mein Ehegemahl wandte ihr Angesicht gegen den Glast, so zu ihr hereindrang. Ihre Hände waren über der Decke gefaltet, ihr Auge erglänzte wunderbarlich, und auf ihrem Antlitz leuchtete eine unaussprechliche Freude, und war es mir alsobald, als schaute ich wieder das Angesicht meiner Elisabeth, damit sie heute vor drei Jahren am Weihnachtsbaum emporgesehen hatte. Nachdem nun mein liebes Weib eine Weile in das Licht so hineingeblickt, sprach sie zu mir: „Hol' Deine Laute, herzliebster Mann, und singe mit den Kindern ein fröhliches Weihnachtslied." Da holte ich die Laute, stärkte meine Seele in Gott, und wir sangen des seligen Paulus Gerhard Lied, der ein sonderlicher Freund meines lieben Vaters gewesen war und mich oft auf dem Schoß gehalten hatte, da ich noch ein kleiner Knabe gewesen: „Ich steh' an Deiner Krippe hier, o JEsulein mein Leben." Als wir aber zu singen kamen, wo es heißt: „O Sonne, die das werte Licht des Glaubens in mir zugericht', wie schön sind deine Strahlen!" — da sah ich, wie mein Ehegemahl ihre gefalteten Hände ein klein wenig in die Höhe hob, darnach aber wieder sinken ließ. Ich legte die Laute weg und sah ihr ins Angesicht. Ihr Auge war noch offen und nach dem brennenden Christbaum gerichtet, aber es stand starr und gebrochen, und ihr Odem ging nicht mehr. Sie



Der silberne Stern auf der Geburtsstätte. (Zu unserem Artikel „Bethlehem".)



Beduinenzelte vor dem Kloster in Bethlehem. (Ebendaselbst.)



[illegible] o, was sind die Kindlein froh!
Christkind lieben, Christkind loben

Mit den [illegible]
[illegible] was sind die Kindlein [illegible]

war über dem Anschauen des irdischen Weihnachtsbaums und über unserm armen Gesang eingeschlafen und zum Anschauen der himmlischen Weihnachtskerzen und zu den Weihnachtsliedern der Heiligen und Engel im Himmel wieder aufgewacht. Gerade jetzt erschollen auch vom Kirchturm die Glocken, das liebe Christfest einzuläuten, und drunten vor dem Haus stimmten meine Schulkinder an (denn sie wußten nicht was bei uns geschehen war): Hallelujah, denn uns ist heut ꝛc.

Fahr wohl, fahr wohl, du mein herzliebes Weib! Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt, und nun wirst du erquicket mit ewigen Freuden vor des Lämmleins Thron! — Nun aber stand ich da mit meinen fünf mutterlosen Kindlein. Jedoch zu meines Gottes und Heilandes Ehren muß ich es allen betrübten Herzen sagen und rühmen, daß wir dazumal zwar ein thränen-, aber auch ein trost- und segensreich Weihnachten gefeiert haben, dessen wir uns in der seligen Ewigkeit noch freuen werden. Und also wunderbar hat der starke Held aus Juda mich gekräftigt, daß ich am heiligen Christfest, wenn auch unter meinem und meiner Gemeinde reichlichem Schluchzen und Weinen, doch meine Weihnachtspredigt gethan und die große Freude, die allem Volk widerfahren ist, verkündigt habe. Mein treuer Gott hat mir auch des weiteren in der Auferziehung und Versorgung meiner fünf Kinder treulich und wunderbar durchgeholfen, und sind sie alle rechte christliche Männer und Hausfrauen geworden.

Meiner Tage aber werden, will's Gott, nun nicht mehr viele in dieser bösen Zeitlichkeit sein, nachdem ich mein Leben auf siebenzig Jahre gebracht, und so oft das liebe Christfest kommt, warte und harre ich, ob mich nicht mein HErr im Himmel auch, gleichwie er mit meinem Töchterlein und meinem treuen Eheweib gethan, vom Weihnachtsbaum hinweg in den hellglänzenden Himmelssaal nehmen werde. Darum ich ihn auch gebeten habe, daß er mich in der Weihnachtszeit heimgehen lasse, so es sein Wille sei. Doch aber ist mir jedweder Tag recht, da ich zu ihm gehen darf, und zu allen Heiligen und Auserwählten, und meinen Herzkleinoden, so ich auf Erden gehabt. Der HErr JEsus Christus schenke aber allen betrübten Herzen zwiefache Weihnachtsfreude, und erlöse bald die Seinen durch seine herrliche Zukunft. Ja komm, HErr JEsu, Amen!

Deutsche Weihnachtsfeier auf den Aucklandsinseln.

Von **Hermann Krone.**

Die „Alexandrine" kommt immer noch nicht von Neuseeland zurück! Bald bricht der Morgen des 23. Dezember an, und am 12. ist sie von den Aucklandsinseln zur Chronometervergleichung nach dem Bluff Harbour in See gegangen. Das war aber auch ein Wetter fast diese ganze Zeit hindurch, daß man um den Verbleib des Schiffes Besorgnisse hegen durfte. Und was wird man in Melbourne über uns denken, da wir bis jetzt noch keine Notiz über unser Schicksal nach Neuseeland senden konnten?

Solche und ähnliche Betrachtungen stiegen in mir auf, als ich mich am 23. Dezember 1874 gegen 3 Uhr zur Morgenbeobachtung rüstete — und warum war mir's nur gerade heute so froh ums Herz, ungeachtet aller Befurchtungen und Sehnsuchtsgedanken? War es die gehobene Stimmung allein, in die uns alle die Freude über unsere wohlgelungene Beobachtung des Venusdurchgangs versetzte? War es der Zauber des nahenden Weihnachtsfestes, das wir auf unserer, von der übrigen Menschheit nicht gekannten Robinsonsinsel jetzt verleben sollten, auf diesem kleinen Felseneiland weit draußen im südlichen Ozean, dessen uraltes, wild und knorrig durcheinander gewuchertes Urwaldgebüsch gerade jetzt in seiner herrlichsten Blütenfülle prangte?

Der Nordwind hat die kleine melancholische Beobachtungslaterne ausgeweht. Der seit Mitternacht herabströmende Regen hat nachgelassen, aber feucht umschleiert liegt das nasse Meer mit seinen träumerischen Eilanden vor meinen Blicken und schimmert die milde Dämmerung matt zurück, die jetzt, in den längsten Tagen des Aucklandhochsommers vom Sonnenuntergang im Südwest bis zum Sonnenaufgang im Südost, ohne unterzugehen, unter der Südpartie des Horizontes herumgezogen. Hab' manchesmal, wenn ich meinen Beobachtungstag hatte, nach der meteorologischen Ablösung morgens um 3 Uhr eine einsame Morgenwanderung an der felsigen Küste unternommen, so auch heute. Die wild flutende Brandung, die sich soeben zurückgezogen, wälzte sich breit überschäumend von neuem über die mächtigen Strandgerölle heran und führte sie ein gutes Stück mit sich bergan, so daß sie prasselnd wieder zurückstürzten; trieb mit den mannigfaltigen, riesig langen, lederartigen Seetanggewächsen ihr rastloses Spiel, dabei überraschte sie immer wieder von neuem eine langsam dem Tang entkrochene, große, spinnenbeinige Krabbe; dort spülte sie inkrustierte Muscheln heran und trug sie den Tausenden festgesogener Napfschnecken als gute Gefährten herzu, die da und dort auf dem schwarzen, basaltischen Küstengestein sich als helle Punkte kennzeichneten. Unfern von mir an der Felsenwand sah ich einen gravitätisch sich umblickenden Seelöwen den feuchten Fluten entsteigen. Ein einsamer Höhlensturmvogel zog mit seinem: „Gackahkerack, Gackahkerack" . . . hin und her. Drüben von dem kleinen „Schuheiland" her schwebte ein Kormoran der Roseninsel zu. Die Sandfliegen, die gewöhnlich jeden aus dem Wohnhause Tretenden zu irgend welcher Tages- oder Nachtstunde auf die zudringlichste und empfindlichste Weise zu peinigen pflegen, waren auch heut wie die Tiger über mich hergefallen. Ich nahm deshalb meinen Rückweg und kam nach einer Viertelstunde wieder bei unserem magnetischen Observatorium in unser Venusthal.

Hochsommer, und der längste Tag auf den Aucklandsinseln — und dabei übermorgen Weihnacht! Weihnacht, o seliger Traum der Kinderjahre.

Was war's denn, das mir weit, weit hinter dem fernen Horizonte, dort nach Norden zu, durch die feuchte Morgendämmerung wie ein Nebelbild erschien? „Die Stadt mit ihren Türmen" — ja, die heimatliche Stadt, das heimatliche Land. Dort sah ich weiß verschneite Dacher und Wege, jeder Pfahl hatte ein weiß Käppchen auf, jedes schwanke Reis neigte sich unter frisch gefallenem Weihnachtsschnee — und ich sah, wie die Weihnachtsbäumchen, schlanke Fichten und Tannen mit ihrem kräftigen Grün und dem würzigen Walddufte unter der weißen Schneedecke hervorlauschten, ob denn die Lichtchen bald aufgesteckt würden, und rotwangige Äpfel und vergoldete Nüsse aus ihren Zweigen hervorwüchsen, der jubelnden Kinderschar entgegenlachend. Ich sah, wie die armen, frierenden Kleinen auf dem Weihnachtsmarkte ihre Pflaumenmännchen und Pelzmärtel zum Verkauf boten; wie da und dort eines vor dem andern immer ein kleines Geheimnis bis zum Feste hatte; wie das alles endlich ein buntes Durcheinander von Besorgen, Einkaufen, Bescheren gab, damit eines dem andern Freude bereite. Auch die Vorbereitungen zu dem schönsten Feste der Kinderjahre in meinem traulichen Daheim sah ich, und manche bange Frage fühlte ich von dort aus über den weiten Ozean um den halben Erdball zu uns herüberschweben — und konnte doch darauf keine Antwort geben, denn wir lebten auf unserem öden Felseneiland weit draußen im großen Ozean fern von aller Menschheit, abgeschlossen von allem Verkehr mit derselben;

unser Schiff war hinausgesegelt, ohne daß wir die Gewißheit haben konnten, daß es jemals wiederkehren werde; konnte es doch längst an den Snares und ihren Korallenriffen, oder der Südküste Neuseelands, oder gar an den Aucklandsinseln selbst zerschellt sein.

Der Morgen des 23. Dezember erhellte den weißlichen Nebelduft, der über dem Port Roß, über unserer Inselgruppe lag. Aus dem Urwalde, der den aufstrebenden Berghang dicht hinter und neben unserem hölzernen Wohnhause bedeckte, zwitscherten und jubelten die kleinen lieblichen Sänger Tui, Mocco und Robin ihre Morgenliedchen.

Einige der Gefährten waren durch den wild verwachsenen Busch hinaufgeklommen auf die Höhe des Berghanges nordwestlich des Wohnhauses, um dort ein paar alte Bäume zu fällen, die uns schon lange genug die Aussicht in der Nähe des Meridians unserer Sternwarte neidisch beschränkt hatten. Galt es doch jetzt, durch möglichst umfassende Mond- und Sternbeobachtungen genaue Längen- und Breitebestimmungen für unsere Station zu erlangen, nachdem uns die Sonne bei der Beobachtung des Venusdurchgangs selbst, am 9. Dezember, gerade zur rechten Zeit freundlich und günstig gelächelt hatte.

„Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in seinem Kahn“ . . .

so tönte eine wohlbekannte Stimme aus der Dunkelkammer von der Arbeit her. Mein Sohn Johannes richtete photographische Platten vor für das Kopieren der Originalaufnahmen des Venusdurchgangs ich aber begann schon, als fürsorglicher Hausvater, mancherlei Vorbereitungen für unsere Weihnachtsfeier.

„Aber blickt doch dorthin — dort, am fernen Horizonte erscheint wie ein Nebelbild ein Schiff — es ist keine Täuschung — die ‚Alexandrine‘, nein, sie kann es nicht sein, sie muß kreuzen, wenn sie bei diesem Nordnordwest einsegeln will — nicht mit ‚traurigem Takte‘, nein, seht, wie schnell das Schiff näher kommt, schon ist es durch den Nebel deutlicher zu sehen — es ist ein großer Dampfer! Hoiho, ihr da oben, kommt herunter, ein Dampfer im Hafen!“ — Ungläubig erst, bald aber doch meiner nicht wie Scherz klingenden Aufforderung Folge leistend, kamen sie herab und staunten mit mir die stolz hereindampfende Korvette an. Wir erkannten bald das Sternenbanner Nordamerikas. Unsere deutsche Flagge ließen wir grüßend in die Höhe gehen — Gruß um Gruß — und in wenig Minuten lag die amerikanische Korvette „Swatara“ zwischen der Terror-Cove und der Erebus-Cove unseres Port Roß vor Anker. Wir sahen die Boote aussetzen, sahen zwei derselben zu uns heranrudern und in kurzer Zeit konnten wir unsern Besuch willkommen heißen.

Besuch bei uns auf der Aucklandsinsel! Der Gedanke wäre uns vor einer halben Stunde noch märchenhaft erschienen. Chandler, der kommandierende Kapitän der „Swatara“, und Professor Dr. Harkneß aus Washington, der Direktor der Sternwarte daselbst und Leiter der amerikanischen astronomisch-photographischen Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs in Hobarttown, Tasmania, waren die ersten am Lande; dann folgten sämtliche Offiziere der Korvette, sämtliche Mitglieder der Expedition. Ein herzliches, brüderliches Bewillkommnen drückte die gegenseitige hohe Freude aus, daß man sich wohlbehalten hier begrüßen konnte.

Warum kam die „Swatara“? Ein amerikanisches Kriegsschiff geht ebensowenig wie ein anderes zwecklos vom Kurs ab, segelt nicht ohne wichtige Veranlassung durch gefährliche Gewässer, klippenreiche, gefahrdrohende Inseln an, oder läuft in selten frequentierte, wenig bekannte Häfen ein. Die braven Leute gaben uns bald die Lösung dieser Frage. Man hatte in Australien, in Tasmanien, Besorgnis um uns gehegt, und die „Swatara“ kam, um nach uns zu sehen, und uns, wenn nötig, Hilfe zu leisten. Der Anlaß dazu war von dem hochherzigen Kapitän Chandler ausgegangen, der, als er auf telegraphischem Wege von Hobarttown aus in Melbourne Erkundigung eingezogen, und seine eigene Besorgnis um uns durch das amerikanische und deutsche Konsulat geteilt und bestätigt fand, sich ohne Zaudern entschlossen hatte, auf seiner weiteren Fahrt zur Abholung der nordamerikanischen Expedition in Neuseeland und den Chataminseln uns auf den Aucklandsinseln aufzusuchen und uns nötigenfalls an Bord zu nehmen.

Das war eine hohe Weihnachtsfreude für uns! Als wir den wildbewachsenen, waldigen Platz ausrodeten und unser Wohnhaus, unsere Sternwarten aufbauten, hätten wir uns nicht träumen lassen, daß hier noch in diesem Jahre Deutschland und Amerika das Weihnachtsfest bruderlich zusammen feiern würden. Nun gab's gegenseitig viel zu erzählen, zu zeigen, zu vergleichen! Vom höchsten Interesse waren natürlich die gegenseitigen Mitteilungen der Beobachtungsresultate des Durchgangsphänomens und die Vergleichung der Beobachtungspraxis auf beiden Stationen.

Den Nebel hatte die Sonne siegreich überwunden und zeigte nun unseren neuen Freunden unsere wilde Insel in ihrem Festgewande, im lieblichen, sonnenvergoldeten Blütenschmuck. Blütenprangende Gesträuche verschiedener Arten von Veronika wölbten sich mit dichten Coprosma- und Panax-Gebüschen über der reichen Fülle behaglicher Farne und Moose, hoch aufragender Gräser und starrer, torfbildender Portulakpflanzen, über die jetzt unser Fuß mit den auf unserer Insel üblichen Unterbrechungen durch Klettern, Stolpern, Einsinken, Kriechen, Turnen und sonstigen Leibesübungen dahinwandelte. Ein Sträußlein der frischduftigen weißen und rosenroten Enziane wurde den schnell gesammelten Farnen und Blüten hinzugefügt; Professor Dr. Harkneß nahm eine Photographie unserer Niederlassung auf, einige andere Herren der amerikanischen Expedition skizzierten in Eile, was ihnen besonders gefiel — jeder suchte die Zeit möglichst auszunützen, um sich eine kleine Erinnerung an unser Felseneiland mitzunehmen.

Der Abend vereinigte uns alle an Bord der „Swatara“, wo wir nach einem heiteren Mahle bis in die Nacht miteinander sangen und musizierten. Als uns die Neger von der „Swatara“ ans Land ruderten, ergoß der Mond zwischen federartig gewehtem Schleiergewölk einen grünlichen Lichtglanz über das ruhige Meer, kaum regte sich ein leiser Lufthauch von Nordost. Die Stellung des südlichen Kreuzes, die Uhr der Seefahrer auf der südlichen Halbkugel der Erde, zeigte Mitternacht, Zeit für unsere meteorologische Ablösung.

Kaum war 4 Uhr morgens die helle Sonne hinter den Bergen aufgetaucht, als uns wohlbekannter, kräftiger Morgengruß aus dem Schlummer weckte. „'raus da, 'raus aus dem Haus da! Hier sind Briefe von drüben! Hallo, die ‚Alexandrine‘ ist da! 'raus da, wer Weihnachtsbriefe haben will! Steward!! Give me match!!“ — Hei, wie schnell kamen wir da alle auf die Beine! Gruß um Gruß — und nun laßt sehen, wie's daheim gegangen ist. In zweifelhafter Morgentoilette saß einer den andern auf dem Bettrande sitzen und lesen — und lesen. Vor einem Vierteljahre hatten wir die letzten Briefe aus der Heimat in Melbourne bekommen. Daß nun gerade heute zum Weihnachtsabend wieder Briefe anlangten, das war für uns eine unbeschreibliche Weihnachtsüberraschung und erfüllte uns mit inniger Freude. Wir hätten nur noch gar zu gern unseren Lieben ebenfalls Weihnachtsnachrichten aus unserem Antipodenerdenwinkel gewünscht! Eine telegraphische Depesche, die wir der „Alexandrine“ nach Neuseeland mitgegeben, wurde von dort aus zunächst mit der Post nach Melbourne an unseren hochverdienten Konsul Brahe, und von diesem auf der geheimnisvollen Drahtbrücke um den halben Erd-

ball nach Hause weiter befördert, um dort wenigstens anzuzeigen, daß wir am 9. Dezember den Venusdurchgang mit Glück und Erfolg beobachtet hatten. Diese Depesche mußte, wenn sonst die „Alexandrine" nicht unterwegs Schaden genommen, etwa am 18. Dezember auf der Berliner Sternwarte eintreffen, und von hier aus, so war unsere Voraussetzung, würde man schon in billiger Rücksichtnahme eine kurze Notiz über diese Nachricht unseren sieben Familien gewissermaßen als unseren Weihnachtsgruß brieflich zugehen lassen. Wir schätzten also in fester Überzeugung die Unsrigen im Besitz dieser freudigen Weihnachtsmitteilung, zumal sie zugleich daraus ersehen hätten, daß wir wohlbehalten auf den Aucklandsinseln angekommen seien. Leider aber mußten wir bei unserer Rückkunft uns von dem Irrtümlichen unserer Voraussetzung überzeugen! Warum aber waren wir auch so naiv gewesen, überhaupt eine Privatdepesche an die offizielle Kommission zu senden; man hatte ja dort vor unserer Abreise, der Ersparnis halber, eine offizielle Depesche über unsern Erfolg für überflüssig erklärt! Hätten wir doch lieber der ersten begeisterten Regung des Herzens Folge gegeben, diese erste Depesche der ersten wissenschaftlichen Expedition des jungen Deutschen Reiches an Se. Majestät unseren erhabenen Kaiser selbst zu richten! O, auch uns fehlte es nicht an Weihnachtsboten, die, unbeschadet strengster Pflichterfullung, doch auch die Sprache des Herzens verstanden. Diese unsere schnellste Post nach und von der Heimat ging weder zu Wasser noch zu Lande, sie lief auch nicht auf dem gedankenblitzenden Drahte. Unsere Briefträger durcheilten pflichtgetreu und ohne Säumen in funkelnden, goldbrokatenen Gewändern den blauen Äther. Wenn der Tag daheim zur Rüste ging, um 4 Uhr abends, da machten sie sich auf den Weg, alle daheim untergehenden Sterne, einer nach dem andern; bei uns war's dann genau zu derselben Zeit 2 Uhr 9 Minuten morgens des andern Tages — dann erzählten sie uns noch volle zwei Stunden lang, was den Tag über daheim passiert war, und wenn Orion, der uns auf der Aucklandsinsel, wie alle Sternbilder, gegen seine Stellung für die nördliche Halbkugel umgekehrt erschien, bei uns um diese Zeit unter den Horizont der Aucklandsinseln tauchte, dann ging er daheim auf und bestellte unsere Grüße zu Hause.

Hatten wir nun schon so viel Weihnachtsfreude gehabt, was fehlte uns denn noch, um unser Weihnachtsfest in der Südsee nach alter, lieber deutscher Weise zu feiern? — Was uns fehlte: Ein deutscher Christbaum und der deutsche Weihnachtsschnee. Schnee können wir uns nicht schaffen, den behalt jetzt noch der Mount Cook auf den neuseeländischen Alpen für sich, so philosophierte ich meiner Aucklandsfamilie vor. Wo aber der liebe HErrgott Bäume wachsen ließ, da hat er sicherlich einen davon zum Christbaum geschaffen. Nun, so komm mit mir, freundliche Leserin, und du, lieber Leser, die ihr jemals Freude hattet an dem deutschen Weihnachtsfeste, feiert mit uns Weihnacht auf unserer Robinsonsinsel, denn es möchte sich schwerlich noch einmal die Gelegenheit dazu bieten. Wir sind jetzt so ziemlich die südlichsten Menschen auf der Erde. Kommt, teilt unsere Einsamkeit, unsere Weihnachtsfreude mit uns! Macht's euch inzwischen bequem in unserem Wohnzimmer; ein lustiges Feuer edler Myrten- und Epacrisbäume, die man in den Sammlungen daheim vergeblich suchen dürfte, brennt im Kamine, das wird euch bei unserer Sommertemperatur von 52° F. Wärme nicht unlieb sein. Einen kleinen Imbiß laßt euch wohlschmecken; da ist noch ein ganz erträglicher Rest von dem Kormoran, der Möve und dem Papagei, die ich vorgestern abgebalgt habe — ich gehe jetzt hinaus in den Wald, einen Christbaum zu holen, einen zweiten sogar, den einen gestern bereits von mir besorgten habe ich unseren amerikanischen Freunden gern auf ihre Bitte für die „Swatara" überlassen.

Hätt' ich je in meinem Leben gedacht, daß der Urwald so herrlich blühen kann! Besonders heute! . . .

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt Er in die weite Welt!" . . .

wie klingt das im einsamen Blütenwalde! . . . Du kleiner lieber Tui da in der blühenden Kassinia, singst ja so fröhlich mit mir, und hüpfest so zutraulich näher und näher zu mir heran, daß ich den Sonnenschein und die Blüten um dich her aus deinen klugen schwarzen Äuglein wiederspiegeln sehe — willst wohl ein Weihnachtsliedchen anstimmen und unser Fest mit uns feiern? Aber schau, gerade den Baum, auf dem du jetzt singst, den sollst du mir zum Christbaum lassen — hast noch viel andere Blütenbäume in deinem Walde, die ich dir alle lassen will. Weihnachtsschnee, meinst du, brauchen wir nicht, wenn wir so viel Blütenschnee haben? Recht hast du, Vöglein. — So, nun nehme ich diese beiden über und über mit weißen zierlichen Blütensträußen beladenen Kassiniaäste mit den kleinen frühlingsgrünen, eirunden Blättchen, binde sie übereinander, füge zu beiden Seiten einige Reiser der herrlichen Metrosideros-myrte mit den prächtigen, granatroten Blütenbüscheln und einige Triebe des neuseeländischen Speerholzbaumes hinzu, und befestige endlich dies alles zusammen in der Fensterecke unseres Wohnzimmers — darunter wird schwellendes Moos gebreitet, aus dem einige abenteuerlich geformte Farnkrautblätter des rankenden Polypodium emporsprießen — und der Christbaum ist fertig, wie er aus einem Stuck Aucklandsurwald herauswächst. Mein Sohn und Freund Leyser drehen Dillen aus Draht, darin werden bunte Wachslichter befestigt. Neben dem Christbaum hängt ein Barometer, neben diesem die Pendeluhr nach Sternzeit. Der anschließende Raum unterhalb der Sternkarten wird jetzt durch einen weißüberdeckten Tisch aus dem photoheliographischen Observatorium besetzt und auf diesem in geheimnisvollen Umhüllungen die kleinen Gegenstände ausgelegt, die ich in Melbourne als wohlbestallter Familienvater der Expedition auf Wunsch der Kameraden für das Weihnachtsfest eingekauft habe. Dr. Wolfram, der Kellermeister, kombiniert schon in Gedanken die zur Abendfeier in Aussicht gestellte Weihnachtsbowle. Freunde, gebt acht, wir leben heut über alle Aucklandsinselbegriffe lukullisch!

Nur zur festgesetzten Stunde alles fertig — „verry well! all right! Steward, ring the bell!" Bim bim bim, versammelte nun unser gemütliches Haus- und Tischglöcklein die engere Familie in der festlich dekorierten Wohnstube. Punkt 8 Uhr begann unsere Mahlzeit, währenddessen folgten unsere Leute unserem vortrefflichen Beispiele in ihrem Zimmer nebenan, und bildeten mit den von uns zur Weihnachtsfeier eingeladenen Nachbarn aus der Erebus-Cove, die fast gleichzeitig mit uns auf der Insel angekommen waren, dem neuseeländischen Schäfer Alfred Nelson, kurzweg „der Fred" genannt, mit seiner wackern, rüstigen Frau, gegenwärtig und vorübergehend die einzigen menschlichen Bewohner der Aucklandsinseln außer uns, den andern Teil unserer Weihnachtsgesellschaft. Unsere kleine Ziege, Richard, war bald da, bald dort, wo es ihr gerade am besten behagte; bald wärmte sie ihren halb versengten, grauweißen Pelz am Kochherde in der Küche oder bei uns vor dem Kamin, bald kam sie zu dem und jenem von uns betteln und wollte gehätschelt sein wie ein Kind. Heute besonders gefiel es ihr bei uns im Zimmer besser als in der Küche. Da quiekten unter dem Kochherde die drei kleinen Katzen, die morgens erst mit der „Alexandrine" aus Neuseeland angekommen waren, und die wir aufzupäppeln versuchen wollen, damit sie die zahlreichen Mäuse wegfingen, die sowohl bei uns im Wohnhause ihr Wesen treiben, und allabendlich steeple chase halten, als auch sogar in der Sternwarte, und zwar im strohgefütterten Kasten der Pendeluhr ihr Hauptquartier aufzuschlagen belieben. Maori, ein anderer Ankömmling aus Neuseeland, ein hübscher, noch

junger Neufundländer Hund, hat nicht weit von seinem Herrn Platz genommen.

Das Mahl ist beendet. Jetzt, Kinder, aufgepaßt! Ich entzünde nun die Lichtchen des Christbaums — — prächtig glänzen die Blüten daran beim Scheine der Weihnachtskerzen in dem schönen frischen Myrtengrün der Zweige. Wir sitzen alle acht Gefährten um den großen Tisch herum. Mein Sohn Johannes intoniert als Weihnachtsgruß „Stille Nacht, heilige Nacht“ auf seiner uns in unserer Einsamkeit lieb gewordenen Zither! Wir stimmen alle ein und singen das Lied bis zum Ende; der Text war viermal abgeschrieben und an je zwei verteilt. Des Bruder Kellermeisters treffliche Bowle dampft mit lieblichen Düften durch das festlich strahlende Wohnzimmer. Punkt 9 Uhr Aucklandszeit bringen wir in einem vollen Glase herzliche Weihnachtsgrüße unseren Lieben in der Heimat, bei denen jetzt, in Dresden, die Uhr 10 Uhr 51 Minuten vormittags des 24. Dezember zeigt. Jetzt werden die Lose gezogen, und jeder Gewinn — es giebt keine Nieten — unter humoristischen Sentenzen ausgepackt und herumgezeigt. Auch unseren neuseeländischen Nachbarn, Fred und Frau, können wir so durch kleine Weihnachtsgeschenke Freude machen, ebenso unserem Koch, unserem Zimmermann Cruse, einem Schweden, und Alfred, dem Steward, einem Amerikaner, der sich rühmt, durch unsere Expedition an Vielseitigkeit derart profitiert zu haben, daß er außer Steward auch noch Astronom, Photograph, Nähmamsell, Waschfrau, Jäger, Baumeister und Steuermann gewesen sei. Selbstverständlich wäre er stets, unbeschadet dessen, in seiner freien Zeit Baron.

Deutsches Fest ohne deutsches Lied? Kann gar nicht vorkommen! Und hätten wir auch kein Liederbuch mitgehabt — jeder hat seinen Liederschatz immerdar bei sich. Und wer nicht mit draußen war bei uns in der Südsee, der mußte es doch von ferne klingen hören.

In der That es war ein heiterer, ein origineller Weihnachtsabend. Zu der festlich heiteren Grundstimmug desselben tragen alle jene glücklichen Umstände nicht wenig bei, die uns bisher gelächelt hatten, so daß wir uns nach Überwindung aller Schwierigkeiten eines vortrefflichen Gelingens der Lösung unserer Hauptaufgabe erfreuen durften. Aber inmitten all unserer Freude und unseres Glücks gedachten wir auch immer und immer wieder an diesem denkwürdigen Weihnachtsabend auf der Insel jener armen, unglücklichen Schiffbrüchigen, die in Mangel und Elend vor 10 und vor 8 Jahren hier ihr Weihnachtsfest vertrauerten. Weihnacht 1864 lebten schon seit fast Jahresfrist auf der Südseite der Insel, am Caruley Harbour, die 5 Schiffbrüchigen des Schiffes „Grafton“, Musgrave, Raynal u. s. w., und zugleich, ohne von einander zu wissen, auf der Nordseite, wo wir jetzt unser Fest begingen, seit länger denn 9 Monaten die letzten 6 vom Schiffbruch des „Invercauld“; 6 waren schon beim Schiffbruch ertrunken, 13, die sich ohne alle Hilfsmittel mehr in das Innere der Insel gewagt hatten, sind verschollen, einen von diesen fand man verhungert in einer kleinen Hütte von Zweigen im Walde — Weihnachten 1866 feierten 14 Überlebende von 83 Schiffbrüchigen des Schiffes „General Grant“ auf der Enderbyinsel, unserer Niederlassung gegenüber, nach einem Aufenthalt von mehr als 7 Monaten. Um Neujahr 1867 gingen 4 davon auf dem großen Boot in See und sind auf der Fahrt nach Neuseeland verschollen, 10 wurden nach 1½ Jahren gerettet. Über etwaige andere Unglücksfälle an den Aucklandsinseln haben wir keine Nachrichten, weil Überlebende in andern Fällen von Schiffbrüchen entweder gar nicht vorhanden waren, oder von keinem rettenden Schiffe später hier aufgefunden wurden. Daß außer den erwähnten Fällen in der That noch andere Unglücksfälle hier vorgekommen sind, beweisen zwei Schiffbrüchigenhütten auf der Ewinginsel, südlich der Enderbyinsel, am Eingang zum Port Roß von Osten her. Das von einem alten knorrigen Metrosideros pietätvoll errichtete Denkmal zur Erinnerung an die 72 Verunglückten des „General Grant“ auf der Höhe des Pig Point schließt mit den Worten, die auch wir bekennen:

Blessed are they that die in the Lord!

Aber ungeachtet aller Wandlungen sproßt unausgesetzt überall neues Leben hervor. Jetzt gerade um diese Stunde wurde mir vor 19 Jahren mein ältester Sohn Johannes geboren, der heute hier auf der Insel mit mir den Christbaum geschmückt hat, dem es vergönnt ist, als treuer Reisegefährte seines Vaters mit hinauszusegeln und die Welt zu umreisen, so daß Vater und Sohn an der glücklichen Lösung unserer hochwichtigen Aufgabe gemeinsam arbeiten durften. Mitternacht in der Christnacht! Heil denn unserem lieben Geburtstagskinde in unserer Mitte!

Draußen aber rauschte der Regen in Strömen herab. Wie ferner Kanonendonner, so tobte die wildschäumende Brandung an der Felsenküste und rollte und spülte die alten, längst rundgescheuerten Gerölle immer wieder von neuem bunt durcheinander, fegte die gigantischen Tanggewächse hin und her in rastlosem Tanze, und donnerte wie ein dumpf heranbrausender Bahnzug von den andern Felseninseln im Port Roß herüber. Ein scharfer Ostnordost hatte sich seit den Nachmittagsstunden zu einem wilden Sturme entwickelt, der die drüben in trauter Gemeinschaft vor Anker liegenden beiden Schiffe, die stolze Amerikanerin „Swatara“ und unsere kleine französische Barke „Alexandrine“ in wechselndem Spiele hoch auf- und niedertanzen ließ — so tobte und wütete das Unwetter ununterbrochen fort durch die Christnacht.

Ob sich nicht jeder von uns fragte: Wie wird's übers Jahr sein?

Das Wetter beruhigte sich gegen Mittag des ersten Weihnachtsfeiertags. Nach einem nochmaligen herzlichen Abschiedsbesuche unserer neugewonnenen Freunde von der „Swatara“ rüsteten sich diese, wieder auszulaufen. Hoch auf stiegen die Flaggen, Gruß auf Gruß herüber und hinüber, die ehernen Schlünde der Geschütze donnerten uns noch einen letzten Abschiedsgruß, den Gruß Amerikas an Deutschland, und hinaus dampfte das schöne Schiff in den blauen Ozean. Noch zuletzt hatte man uns gesagt: Kommt mit, Freunde, wenigstens die, die fertig sind mit ihrer Arbeit! Es war uns beim Abschiednehmen, als hätte man sich schon längst gekannt, als wären wir lange mit einander befreundet. Dank und Heil dem hochherzigen braven Kapitän Chandler! Ihm und allen den andern lieben Freunden auf der „Swatara“ stete freundliche und dankbare Erinnerung!

Das war ein unvergeßliches Weihnachtsfest! Wie ein Nebelbild wird es, so oft Weihnacht wiederkehrt, am fernen Horizonte meiner Erinnerung auftauchen, und wird auch in später Abenddämmerung immer noch deutlich bleiben, wert dessen, es erlebt zu haben. Jetzt sind die Observatorien und das Wohnhaus abgebrochen, nur die gemauerten Pfeiler stehen noch, einer mit unserer von Johannes eingemeißelten Inschrift. Alles ist wieder wüste und leer, wo wir gerodet und gebaut haben, wo unser strahlender Christbaum in dem traulichen Wohnzimmer blühte. Die Seelöwen, Wildschweine, Albatroß, Kormorane und Sturmvögel mögen jetzt wieder ungestört ihre Versammlungen halten in unserem Venusthale.

Wer wird der nächste nach uns sein, der sein Weihnachtsfest auf den Aucklandsinseln feiern wird?

Das Christkindlein.

Eine Weihnachtsgeschichte von **Kasperl.**

Es ist wunderbar, wie unser HErrgott manchmal einem Menschen eine Todesahnung ins Herz giebt und hernach sie wirklich in Erfüllung gehen läßt.

Seit dem Jahre 1573 haben die Eschauer ihren Gottesacker, der ursprünglich die Kirche umgab, von da hinweg und hinaus vor das Dorf auf den Berg verlegt. Warum sie's gethan — ob der bisherige Gottesacker zu klein geworden, oder ob man schon vor 300 Jahren es für ungesund gehalten, den Gottesacker im Orte zu haben, oder ob sie vielleicht gemeint, da draußen auf dem Berg neben dem stillen, schweigenden Wald, von dessen Höhen alljährlich im Frühling ein Wasserstrom ins Thal hinabrauscht, zu verkünden, daß droben der Schnee schmilzt und der Winter bald aus ist, sei der Ruheplatz besser gewählt für die, welche des großen Ostermorgens und des ewigen Frühlings harren, als unter den Gassen des Dorfs, oder ob sie den trauernden Hinterbliebenen eine Andeutung geben wollten, die Toten seien dem Himmel bereits näher als die Lebenden, oder ob sie irgend einen andern Grund hatten, — wer will das heutzutage noch sagen? Seit aber der Gottesacker auf dem Berg vor dem Dorf ist, geht der Totenweg durch die sogenannte „Vorstadt", am Ende derselben den Berg hinan, dann aufwärts unter den Birn- und Äpfelbäumen hin durch das altergraue Thor des Gottesackers zum Grabe, — wo des Todesweges Ziel ist.

Durch die Vorstadt nun ging am 11. Dezember des Jahres 1738 ein Mann, der manches Jahr jeder Leiche das Geleite bis zum Gottesacker und den Segen des HErrn mit ins Grab gegeben hatte, der Pfarrer des Dorfs, Georg Christoph Gerner.

Es war früh am Tage und die Leute schliefen noch, und als er den Weg hinabging in der ersten Morgendämmerung, muß ihm eingefallen sein, daß der Weg der „Totenweg" sei. Denn als er an das große hölzerne Hofthor kommt, das oberhalb des jetzigen Hirschwirtshauses ist, steht er mit einem Male still, sieht sorgsam um sich, ob niemand ihn bemerke, zieht dann ein Stückchen Kreide aus der Tasche und fängt an, ans Thor zu schreiben. Als er geschrieben, geht er seines Weges weiter, wie er meint, gesehen von keinem.

Aber der Meister Schuster gegenüber war just aufgestanden und hatte die Scheiben gewischt und durchs Fenster hindurch den Pfarrer stehen und schreiben gesehen und als dieser die kleine Brücke über den Bach überschritten hat und nicht mehr zu sehen ist, geht der Schuster aus seinem Hause herüber ans Thor, zu sehen, was sein Pfarrer dahingeschrieben. Da liest er in großen Buchstaben:

„Hier trägt man die Toten vorbei,
Wer weiß, wer zunächst an der Reihe sei?"

Das wußte nun freilich in dem Augenblick der Schuster auch nicht, — nach 5 Tagen, nämlich am 16. Dezember, wußte er's, die Worte standen noch am Thor, lesbar für jedermann, und vorbei — trug man den, welcher sie geschrieben.

Es war der alte Pfarrer schnell und unvermutet an einem Schlagfluß verschieden, und war ihm nur so viel Zeit noch geblieben, Weib und Kinder zu segnen, seinen Leichentext zu wählen und das Mahl seines Erlösers von einem schnell herbeigerufenen Amtsbruder sich reichen zu lassen, dann war „die Reihe an ihn gekommen", sich hinaustragen und in sein enges Haus auf dem Gottesacker zur Ruhe legen zu lassen, — ein müder Hirte unter seiner schlafenden Herde.

„Er hält seinen Christtag im Himmel!" sagte ein Bauersmann auf dem Heimweg vom Gottesacker zu der Pfarrerin und ihrem Häuflein Kinder, um ihnen einen Trost zu geben: „es war ein gottesfürchtiger lieber Herr. Gott tröst' ihn;" — „Er wird leuchten, wie des Himmels Glanz," sagte der alte Präzeptor, „denn er hat viele zur Gerechtigkeit gewiesen!"

„Es ist ihm wohl;" sagte eine Nachbarsfrau, aber der Pfarrerin und ihren Kindern war's nicht wohl und dem kleinen Andres, obwohl er nicht zu der Pfarrersfamilie gehörte, und dem Vetter Weigand in Michelstadt auch nicht, als er die Todesnachricht empfangen hatte.

Der Andres nämlich war voriges Jahr um diese Zeit auf einer Bettelfahrt mit seiner Mutter ins Dorf gekommen und seine Mutter war krank geworden und im Armenhause gestorben, gerade am heiligen Abend, und als ein paar Stunden darnach im Pfarrhause die Christbescherung anging, wartete die Pfarrerin voller Neugierde auf ihr „Christkindlein", denn der selige Pfarrer hatte ihr 'was Besonderes versprochen. Als nun der Pfarrer und die Pfarrerin und der alte Präzeptor und die Kinder und der Knecht und die Magd gesungen hatten: „Vom Himmel hoch da komm ich her"; und zur Thür der Weihnachtsbaum mit den Honigkuchen und Äpfeln und Nüssen hereingebracht war, kam hinter dem Weihnachtsbaum der kleine Andres daher, und der Pfarrer nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu seiner Frau und sagte: „Das ist Dein Christkindlein!" und als die Pfarrerin einen Schrecken bekommen und große Augen machen wollte, sagte er: „Wir haben zu lange schon gebetet: Komm, HErr JEsu, sei unser Gast! um, wenn er kommen wollte, ihm die Thür zu weisen, und heute würden wir es wohl am allerwenigsten thun. Hier aber kommt er, denn er spricht: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf!" — — Darauf gab sich die Pfarrerin zufrieden, wusch, säuberte und kleidete den kleinen Andres, und am Tische, wo die acht eigenen Kinder saßen, war gerade noch ein Platz für das neunte übrig, das Christkindlein, und manches fromme, gute Wort fiel auch noch ab für das verwahrloste hergelaufene Bettelbüblein, und so war das Kind im Hause geblieben und war ihm wohl gewesen.

Aber jetzt? — Jetzt war der gute Pfarrer tot, und seine ganze Hinterlassenschaft waren gewesen viele große Bücher und viele kleine Kinder, und der Schwiegervater hatte gemeint, seiner Tochter, der Pfarrerin, und ihrer Kinder wolle er sich wohl nach Kräften annehmen, das fremde Kind aber müsse nun anderwärts nach barmherzigen Menschen suchen, und auf den Weg könne er ihm nichts mitgeben, als ein „Helf' Dir Gott!" und im Grunde wär's eigentlich besser gewesen, wenn der Pfarrer schon damals mit dem Kinde es so gehalten, als dessen Mutter gestorben: da wäre es doch nicht der guten Tage gewohnt geworden und müßte nicht erst wieder lernen Bettelbrot essen, — denn das sei leichter vergessen, als wieder gelernt. — Der Andres hatte den Bescheid mit angehört, als sie seinen Pflegevater eben in den Sarg gelegt hatten und der Schwiegervater gekommen war, die Hinterbliebenen zu trösten, und darum war's ihm nicht wohl, sondern gar eng und weh und weich ums Herz.

Der Vetter Weigand in Michelstadt war auch sehr traurig, aber aus einem andern Grunde. Am heiligen Abend vor dem Christtage des verflossenen Jahres hatte er von dem seligen Pfarrer Gerner einen schönen Brief bekommen, und als er jetzt die Todesnachricht erhielt, suchte er den Brief hervor und las ihn wieder. Er lautete:

Eschau, am Tage vor dem h. Christfest 1737.

Insonderheit geliebter Herr Vetter!

Wie seit dem Ableben unsrer alten Base Haagin ein Streithandel sich zwischen uns erhoben und selbiger durch hoher Obrigkeit Spruch für mich einen guten Ausgang gewonnen, desgleichen wie seitdem Haß und

Mißtrauen viel mehr denn brüderliche Lieb' und Treue zwischen uns beiden bestanden, ist Ihm wohl kund und bewußt, gleichwie auch mir.

Sei Ihm nun aber auch das kund und zu wissen, wie heute vor 1737 Jahren der HErr Christus ist geboren worden, ein Seligmacher für Ihn und für mich, und daß die lieben Engel, so damalen auch auf die Erde kommen, nicht der Meinung gewesen, als ob Er und ich, des HErren Erlöste, miteinander hadern sollten und Streithändel einander nachtragen, sondern sie haben gesungen: Friede auf Erden! Lieber, laß nicht länger Zank sein zwischen mir und Dir, denn wir sind Brüder, — Brüder in Christo JEsu! Es wird uns nicht fein anstehen, wenn wir heut' oder morgen dem HErrn ein Loblied singen, der uns geliebet und zu uns gekommen ist, da wir seine Feinde waren, und wollen doch einander nicht von Herzen lieben und vergeben, gleichwie er uns geliebet und vergeben hat. Wir wissen auch nicht, ob nicht etwa der Heiland in dem kommenden Jahre den einen oder den andern gehen heißt aus diesem Jammerthal, und wo wir alsdann einen seligen Gang zu thun vermeinen, so wissen wir, daß wir darnach zusammen sein und mit lautem Schalle aus einem Munde Ihn loben werden. Aber so wir's nicht jetzt schon thun wollen, wird der HErr einst unser Loblied auch nicht mögen. Bitt' also Ihn, Herr Vetter, herzlich um Vergebung über alles, so ich wissentlich oder unwissentlich gegen ihn gefehlt in Werken, Worten und Gedanken um des willen, der heute geboren ist, ein Friedefürst. Ist jemalen ein arger Gedanke und falsche Ader in mir gewesen, so weiß ich's nicht, daß jetz t dem nicht so ist, ist Gott bekannt; versehe mich's also in christlicher Lieb' und Treue, daß Er mein Bitten nicht versagen, sondern freundliche Erwiderung thun wird.

Grüß er mir auch sein liebes Söhnlein Christoph. Der getreue Gott wolle Ihm diesen Seiner Augen Trost und Freude gnädiglich erhalten und ein fein, fromm und verständig Kind aus ihm machen, daß er zunehme, wie an Weisheit, so an Gnade bei Gott und den Menschen. Verbleibe also mit Erbietung aller freundlichen Dienste

Sein getreuer Vetter
M. Georg Christoph Gerner.

Die Augen wurden ihm naß, als er das Brieflein las. Ach voriges Jahr, als er den Brief empfing, waren sie ihm nicht naß geworden. Damals lebte noch sein Christoph, sein einziges Kind, das der Pfarrer so freundlich hatte grüßen lassen, und statt 12,000 Gulden hatte der Christoph nur 11,000 zu erwarten, seit der Pfarrer den Prozeß ihm abgewonnen, und das hatte er diesem nicht vergeben können und hatte seinen Brief ihm ohne Erwiderung gelassen. Vor neun Monaten aber, in der Blatternzeit, hatte der Tod einen Gang durchs Land gemacht und hatte einmal viel zu thun gehabt, zumal im Odenwald, und in vielen Häusern eine Bestellung ausgerichtet, und im Hause des Vetters Weigand hatte er auch an die Thür geklopft, und sechs Tage und sechs Nächte lang hatten sie den kleinen Christoph gepflegt und bewacht, aber am siebenten hatte er fortgemußt mit dem finsteren Boten trotz Jammern, Händeringen und Beten. Seitdem war des Vetters Herz sehr weich geworden, — und die harten Thaler lagen ihm jetzt nicht mehr so sehr an als ehedem, und daß er je einen Streit gehabt darüber mit dem alten Pfarrer, war ihm leid, und daß er die Hand, die dieser, sein alter Freund, ihm dargereicht, Frieden zu schließen, nicht mit beiden Händen ergriffen, und daß es jetzt zu spät dafür war, das wollte ihm schier das Herz abdrücken.

Wie es nun am 24. Dezember ein gar so heller und schöner Tag ist, und die Luft so frisch und der Weg so hart gefroren, denkt er: Ich will einen Gang hinüber nach Eschau thun ins Trauerhaus; dann werden die Leute sagen: „Der Vetter will wieder Freundschaft mit ihnen halten!" und der verlassenen Frau und den verwaisten Kindern wird's wohl thun. — Nachdem er den blautuchenen Rock sauber gebürstet und den Dreiecker aufgesetzt und den langen Stab in die Hand genommen, macht er sich auf den Weg, und es schlägt heute ganz besonders vorwärts, denn als er durch die Tannen gekommen und das Dorf mit dem geschieferten Kirchturme vor ihm lag, war's ihm noch heller Tag. Er sah das Pfarrhaus, wie es sich hoch aus dem blätterlosen Busch emporhob, — manche gute Stunde hatte er dort genossen, als er mit dem Pfarrer noch gut Freund gewesen: er sah den Gottesacker drüben auf dem Berge unter dem Walde liegen mit der grauen Mauer und dem alten, einsamen Thorhäuschen, — dort lag ein Mann begraben unter der kalten Erde, der gern im Frieden von ihm geschieden, aber er hatte nicht gethan nach dem Wort: „Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist!"

Wie er so dasteht in Gedanken, hört er einen Schritt nahen: ein Büblein kommt den Pfad herauf, einen Bündel in der Hand, und scheint ihn nicht zu bemerken, — denn er bleibt von Zeit zu Zeit stehen und schaut auf das Dorf zurück, und wenn er dann wieder zum Weitergehen sich anschickt, fährt er mit dem Ärmel über die Augen und weint jedesmal bitterlich.

„Wohin, Büblein!" sagte der Vetter, „wem gehörst Du an und warum weinst Du so?" — Das Büblein erschrickt, als es mit einem Male angerufen wird; wie es aber den Fragenden angesehen hat, faßt sich's wieder und spricht: „Ich bin der Andres! Warum ich so weine, das weiß ich; wem ich aber angehöre und wohin ich gehe, — das weiß ich nicht. Heut ist's gerade ein Jahr, da hat mich der Pfarrer da drunten in sein Haus aufgenommen, als ein armes Bettelkind. Die Bissen sind schmal geworden im Pfarrhause, die Frau hat selber Kinder genug und kann mich nicht mehr behalten, — so bin ich heute fortgegangen. Es ist mir wehe gewesen und ihnen auch, als sie mir das Bündlein schnürten, — aber es konnte nicht anders sein, und nun geht mein Weg in die weite Welt. Seht, darum möcht ich mir die Augen aus dem Kopfe weinen."

„So, so?" sagte der Vetter, „der verstorbene Pfarrer hat Dich angenommen gehabt und bist bei ihm gewesen ein ganzes Jahr?"

„Ja, der verstorbene Pfarrer! — und er hat mich gar lieb gehabt, und wenn die andern mich das Bettelkind heißen wollten, hat er mich sein Christkindlein genannt, weil mich der liebe Heiland ihm am Abend vor Christtag beschert habe. Jetzt ist das aber alles aus!"

Das Büblein wischte wieder die Augen und wollte weiter, — der Vetter hatte sich auf einen Stab gestützt und sah vor sich, als stünde er in Gedanken.

Unten im Dorfe schlug's 4 Uhr, und eben begannen sie, das Fest einzuläuten. Die große Glocke schlug an mit ihrem tiefen Ton, und dem Vetter war es, als ob jeder der schweren Schläge ihm ans Herz schlüge, — er mußte hinaufsehen zu dem Gottesacker und wieder wurden ihm die Augen naß. Dann begann die mittlere Glocke und setzte das Geläute fort in helleren und rascheren Tönen, — und des Vetters Auge fiel auf den kleinen Andres, der bei dem Läuten seinen Hut abgezogen und die Hände gefaltet hatte, zu beten, — der Vetter fing an, etwas zu merken! Und als endlich die drei Glocken miteinander angezogen wurden und ihr dreifacher Klang so schön und harmonisch, so hehr und ernst und doch auch so lieblich und wohlthuend heraufdrang, da war ihm ein Licht aufgegangen, — es kam ihm vor, als stünde der alte Pfarrer da und schaute dem Büblein nach, wie es in die weite Welt zog, und dann sei der Heiland auch da, dessen Geburtsfest eingeläutet ward, und hielte das Büblein bei der Hand, ihm einen Pflegevater suchen zu helfen, und spräche zu ihm, dem Vetter: Jetzt sollst Du es nehmen! und dann schauten alle drei, der Heiland, der Pfarrer und das Büblein ihn an, was er sagen werde: Ja oder nein!

„Geh' wieder mit mir, Andres, hinunter ins Dorf!" sagte er mit weicher Stimme. Der Knabe sah ihn fragend an; als er aber wiederholte: „Komm' nur, komm mit!" ließ er sich's nicht zweimal sagen, sondern ging hinter dem Vetter her, als ob's sein müßte.

Im Pfarrhause bedurfte es nur weniger Worte, um dem Vetter Weigand einen herzlichen Willkomm zu bereiten, — bis das Licht in die Stube gebracht wurde, und der Vetter

sprach: „Hier bring ich Euch auch Euer Christkindlein wieder!" Die kleinen Kinder jubelten zwar hell auf, aber die Pfarrerin sah ihn ernst und unruhig an. „Ich weiß alles", sagte der Vetter, „Ihr habt Euch Euren Gotteslohn an dem Knaben verdient, ich aber möchts auch, so will ich für das Kind sorgen und von nun an Geld und gute Worte nicht sparen, daß der Vogel wieder sein Haus finde und die Schwalbe ihr Nest."

Da ging ein freundliches Lächeln über die trüben kummervollen Züge der Pfarrerin und sie sprach: Gott lohn's Euch, Vetter! Das Bublein ist uns sehr lieb geworden, und mein seliger Mann wird's Euch im Himmel danken: er hat noch im Sterben gesorgt um seinetwillen!"

„Das ist das erste Zeichen, daran ihr erkennt, wie an dem seligen Pfarrer der HErr das Wort wahr machen will: Das Andenken der Gerechten bleibet im Segen!" sagte der alte Präzeptor, der wohlmeinend auch zu diesem Christabend sich eingefunden. Ihr werdets noch öfter erfahren, auch an Euren eignen Kindern!"

Er hatte recht. — Des Pfarrers hinterlassene Kinder wuchsen heran und gerieten alle wohl, und wo sie eines Freundes bedurften, ward er gefunden, und wo Not kam, stellte die Hilfe sich auch ein, und die Töchter wurden wackere Frauen, und die Söhne tüchtige Männer, und alle waren zu einer [illegible] lichen Versorgung und zu einem guten Brot gekommen, [illegible] Pfarrerin selbst noch recht wußte, wie es eigentlich zug[illegible] war. Der Vetter fragte häufig nach seinem Pflegekind, [illegible] hörte, daß er unter der Hand bald da, bald dort ein[illegible] ankaufte, wie gerad' einer feil wurde. Endlich ha[illegible] ganzes Gütlein zusammengebracht, das seinen Man[illegible] konnte, und als er starb, schenkte er's dem Andre[illegible] ter der Zeit auch herangewachsen war. Der Andre[illegible] das Gut geheiratet, seine Familie ist aber heutzuta[illegible] storben. Seitdem ist das Gut wieder zerteilt und [illegible] an vielerlei Herren gekommen, aber bis auf den heu[illegible] heißen noch die einzelnen Äcker, die das Gut damal[illegible] und durch die ganze Feldmark hin zerstreut liege[illegible] Weigandsäcker!

Wie hast Du bisher Dein Weihnachtsfest gefeier[illegible] Leser? Hat die Liebe des HErrn Dir das Herz auch [illegible] gestimmt, und hast Du Deine Weihnachtsfreude e[illegible] Geben und Vergeben wie der alte Pfarrer, so ist's gu[illegible] rest Du damit noch im Rückstand, ist's schlimm. — E[illegible] wäre noch schlimmer: im Rückstand damit zu b[illegible] — In diesem Falle ließe von dem Vetter aus dem D[illegible] sich auch etwas lernen!

Ein Weihnachtsabend auf der Lokomotive.

Es war ein kalter, trüber Wintertag, der 24. Dezember des Jahres 1876. Der Sturm tobte und rüttelte an den dicht verschlossenen Fenstern, während die strenge Kälte glitzernde Eisblumen in den zartesten Tönen an die Fensterscheiben malte, welche in den prächtigsten Phantasiegebilden hingezaubert waren.

Ich saß behaglich in dem wohldurchwärmten Zimmer auf der Reservestation in G . . . und schaute träumerisch den vom Winde hin und her gejagten Schneeflocken nach, welche in dichten Massen vom Himmel herabfielen. Unwillkürlich wurde ich in die goldene Jugendzeit zurückversetzt, in der ich den ersten Schnee mit lautem Jubel begrüßt hatte, an die köstlichen Spiele, die wir gespielt hatten, erinnert; dann tauchte ein Bild häuslichen Glücks auf, in dem die lieben Meinigen mit mir vereint das heutige Christfest feierten. „Komme mir nicht zu spät", hatte mein jüngstes Söhnchen bei meinem Weggange mir aus dem Bettchen nachgerufen, „und lasse uns nicht wieder so lange warten wie im vorigen Jahre, Du böser Papa!"

Noch eine Stunde und ich konnte nach Hause zu den Meinigen. Ich malte mir den heutigen Abend mit dem festlich glänzenden Christbaum und den lachenden Kinderaugen in den schönsten Farben aus, als plötzlich eine von oben bis unten mit Schnee bedeckte Gestalt mit den Worten ins Zimmer trat: „Herr B . . ., beeilen Sie sich, Sie müssen auf die Lokomotive des Eilzuges, der eben in den Bahnhof eingelaufen ist, der Lokomotivführer ist plötzlich erkrankt."

Verscheucht waren die süßen Träume, die rauhe Wirklichkeit trat an mich heran und ohne Verzug begab ich mich auf die Lokomotive.

„Viel Glück bei diesem Unwetter und recht baldige Wiederkehr!" rief mir der Stationsvorsteher noch nach, als ich bereits den Regulator geöffnet hatte. Hinaus ging es aus dem Bahnhofe in die Dunkelheit und in den schneidenden Sturm, der sich mit Macht in den dahin brausenden Zug warf und gegen die Maschine mit aller Kraft ankämpfte, so daß dieselbe Mühe hatte, in das fahrplanmäßige Tempo zu kommen. Hei! wie stiebten die aufgestörten Schneemassen auseinander, welche von den Bahnräumern und Rädern hoch aufgeschaufelt wurden, wie pfiffen und ächzten die Räder in der grimmigen Kälte! Bald waren wir trotz der schützenden Überdachung von unten bis oben mit kleinen Schneekrystallen beworfen, welche [illegible] ihren nadelscharfen Spitzen wie böse Quälgeister in [illegible] Lippen und Wangen festbohrten. Immer dichter fiel der [illegible] vom Himmel, schrecklicher heulte der eisige Sturm, wel[illegible] der warmen Kleidungsstücke bis auf Mark und Bein d[illegible] an der schwer keuchenden Maschine seinen Unmut [illegible] Unbeirrt eilten wir auf der glänzend weißen Bahn [illegible] die Schienen waren vollständig verweht und ließen [illegible] nur aufgewühlte Schneemassen zurück, in die [illegible] schnaubend und zausend hinein fuhr. Bald tauchte ein [illegible] wärterhäuschen auf, an dem der Bahnwärter trotz des [illegible] gestöbers salutierend an die Mütze griff, bald wieder eine [illegible] über die der Zug donnernd dahinsauste. Vorwärts, [illegible]

Zu meinem Leidwesen bemerkte ich bald, daß [illegible] noch ein Neuling und wenig mit den Arbeiten wä[illegible] Fahrt vertraut war. Ich mußte mich nicht nur um die [illegible] Instandhaltung des Feuers bekümmern, sondern [illegible] Kessel durch die Pumpen das erforderliche Wasser [illegible] kurz, alle Vorrichtungen anordnen, die ein geschulte[illegible] ohne besondere Aufforderung verrichtet. Hatte ich bei[illegible] der Feuerthür in die weißglühenden Feuermassen da [illegible] Höllenschlund gesehen, so war ich momentan erblin[illegible] schloß Sekunden lang die Augen, um mich wieder [illegible] Schneelicht zu gewöhnen.

Trotzdem ging anfangs alles gut, und wir passie[illegible] lich mehrere Stationen. Unwillkürlich wandten sich [illegible] Gedanken den Meinigen, meinem Hause zu. Ich sah [illegible] wie die lieben Kleinen in der dunkeln Kammer auf [illegible] zünden der Lichter auf dem Weihnachtsbaume warte[illegible] sah mein liebes Weib, wie es, selbst des Trostes bedürf[illegible] Kleinen Trost spendete und ihre Hoffnung, daß ich bald [illegible] kehren würde, belebte. Von Zeit zu Zeit brausten [illegible] einem Bahnwärterhäuschen vorüber, aus dessen Fenstern [illegible] Lichterglanz in die Dunkelheit fiel. Dort umringten [illegible] Kinder das liebe Christbäumchen. Die Glücklichen! "

Da ereignete sich etwas, was meine Aufmerksamkeit ga[illegible] in Anspruch nahm. Wir passierten eben eine Stelle, die ein starkes Gefälle hatte, ich rief daher dem Heizer Fischer zu, er möge die Bremse ein wenig anziehen.

(Fortsetzung auf Seite 274.)



Auch ein Weih[illegible]

Als dieser nun meinen Befehl ausführen wollte, ertönte ein einem Büchsenschuß ähnlicher Knall und Dampfmassen und undurchdringliche Finsternis hüllten uns ein.

„Ha", rief ich verzweiflungsvoll aus, „das Wasserstandglas ist gesprungen; Fischer, schließen Sie die Absperrhähne." Der ausblasende Dampf und das damit verbundene Geräusch übertonten meine Stimme, mein Fischer war und blieb trotz meines lauteren Rufes verschwunden, und ich mußte nun selbst die Hähne schließen, wenn ich dem Austritt des Dampfes aus dem Kessel steuern wollte. Glühendheißer Wasserdampf verbrühte mir, als ich nach den Griffen der Hähne fassen wollte, die Hände, zögernd zog ich sie zurück, ermannte mich aber wieder, tastete und fühlte noch einmal. Endlich hatte ich den unteren Griff gepackt und wollte denselben mit einem Ruck zudrehen, er spottete aber aller meiner Anstrengungen. Unaufhörlich entströmten die Dämpfe brausend und zischend dem Kessel, kondensierten sich und durchnäßten meine Kleidung bis auf die Haut. Rasch eilte ich an den Werkzeugskasten, tastete im Dunkeln herum und fand endlich einen Mutterschlüssel. Noch einmal wagte ich mich in das brausende Dampfmeer hinein, griff und fühlte endlich die kleine Schraubenmutter, welche den widerwilligen Hahnkegel so ungebührlich festgehalten hatte; ein Druck, und dieselbe war gelöst. Im Augenblick war ich auf der andern Seite, griff trotz der brennenden Schmerzen in den Händen und im Gesicht nach dem Hebel, fand und schloß denselben, nun dem ausströmenden Dampf den Weg versperrend. Aufatmend und erfreut über den Sieg, den ich dem entfesselten Dampfe abgerungen hatte, wandte ich mich dann wieder der Beobachtung der Strecke zu. Das Zeitmaß war mir vollständig verloren gegangen, Minuten mußten wie Sekunden verflüchtet sein, denn plötzlich bemerkte ich grünes Licht, wir befanden uns dicht vor dem Bahnhof S . . . t. „Fischer, knebeln Sie die Bremse an", schrie ich denselben an, welcher beim Platzen des Wasserstandglases in die äußerste Ecke des Tenders retiriert war, „wir fahren sonst durch den Bahnhof."

Mit nerviger Faust erfaßte er die Bremsspindel und drehte dieselbe an, daß von den Rädern die Funken hoch aufspritzten, gleichzeitig gab ich das Notsignal mit der Dampfpfeife, doch unaufhörlich rollte der Zug weiter, kaum daß sich die rasende Geschwindigkeit merkbar verringerte. Schon waren wir weit über das Signal hinaus, hatten den Anfang des Perrons erreicht, jetzt tauchte das Stationsgebäude auf, auch dieses war passiert, und noch immer gelangte der Zug nicht zum Stillstand. Ich hatte den Sandstreu-Apparat aufgerissen, um auf den schlüpfrigen Schienen die Adhäsion der Räder zu vergrößern, warf die Steuerung zurück, gab Kontredampf, daß die Maschine in allen Gliedern vibrierte — endlich nach bangen Sekunden verminderte sich das Tempo, und der Zug hielt mit dem letzten Wagen am Ende des Perrons. Da brauste von der anderen Seite der Personenzug in den Bahnhof, nur noch einige Umdrehungen, und wir standen hart bei einander.

„Herr, sind Sie närrisch? So wild in die Kreuzungsstation hineinzufahren", hörte ich die Stimme des Stationsvorstehers rufen. „Sie wären um ein Haar mitten durch den Personenzug gefahren. Das ist denn doch zu arg, diese Fahrlässigkeit muß höheren Orts zur Sprache gebracht werden."

Ich war vom Schreck noch so betäubt, daß ich die Vorwürfe schweigend hinnahm, während ich mich mit dem Einsetzen eines neuen Wasserstandglases beschäftigte.

Endlich fand ich die Sprache, aber zu langen Auseinandersetzungen war jetzt keine Zeit. Rasch wurden die Lokomotive und der Heizer gewechselt, dann ging es wieder hinaus in den immer dichter und dichter fallenden Schnee.

„Passen Sie jetzt auf", rief ich meinem Heizer zu, „nun kommen wir an die gefährlichste Stelle, wenn wir die wohlbehalten passiert haben, können wir von Glück sagen. Schließen Sie die vordere und öffnen Sie die hintere Aschenklappe, sonst dringen die zusammengeballten Schneemassen unter die Röste und töten das Feuer." Ich selbst warf noch einige Schaufeln Kohlen in den geöffneten feurigen Schlund, um im Moment der größten Gefahr die volle Dampfkraft meiner Maschine entfalten zu können. Noch weiter öffnete ich den Regulator, rascher wurde das Tempo des ausstoßenden Dampfes und der damit verbundenen rasselnden Schläge, eilender noch schoß der Zug dahin. Drohend türmte sich uns eine Schneewand entgegen, die wir in vollem Lauf durchbrechen mußten, wenn wir nicht unter dem weißen Leichentuch begraben sein wollten.

Pfeilschnell stürmte der Zug in den Schneeberg hinein, hoch auf spritzten und sprühten die angegriffenen Massen wie heißer Schaum bis über den Schornstein, immer dichter und dichter drängte der aalglatte Feind nach und übergoß in den feinsten Atomen die beweglichen Teile und den dampfenden Kessel, an dessen glattem Körper er aber machtlos abprallte. Rasch nahm bei diesem Durchpflügen die Schnelligkeit ab, keuchend und schwerstöhnend arbeitete sich die Maschine Schritt für Schritt vorwärts. Endlich aber faßte sie doch wieder festen Fuß, und eilte nun mit vergrößertem Tempo auf der eisernen Bahn vorwärts. An jedem Vorsprung, an jeder Erhöhung setzte sich das weiße, flüssige Element fest, schnellte rastlos, vom Sturm getragen, empor, und kontrastierte seltsam mit dem schwarzen Rauch aus der Maschine, welchen der tobende Sturm windaufwärts trieb. Mutig blickten wir der Gefahr ins Auge, denn von unserem entschlossenen Handeln hing das Wohl und Wehe der uns anvertrauten Passagiere ab.

Ermattet und erfroren erreichten wir endlich die Endstation.

Als ich im ersten Morgengrauen wieder auf meiner Station und in meinem Hause eintraf, da trat mir meine Frau bleich und überwacht entgegen. Einsam stand der geschmückte Tannenbaum, seines Lichterschmuckes beraubt, in der Ecke.

„Das war ein trauriger Weihnachtsabend", sagte meine Frau, indem sie mich umarmte.

„Nicht doch", erwiderte ich, „das war ein schöner Weihnachtsabend; denn es war mir vergönnt, durch meine Entschlossenheit das Leben vieler zu erhalten!"

Der Heidenknabe und das Weihnachtsevangelium.

Im fernen Afrika, wo die Sonne ihre heißesten Strahlen auf die Erde herniedersenkt, hütete einst ein armer Betschuanen-Knabe — Isaak war sein Name — die Schafe seines Vaters auf dem Felde.

Auf dem nächsten Felde war ein anderer Knabe, ein Fremder. Sie machten es bald, wie es Kinder in solchem Falle zu machen pflegen, sie liefen zusammen, um miteinander zu reden, vielleicht auch zu spielen.

Nachdem sie eine Zeitlang bei einander gewesen waren, zog der fremde Knabe aus seinem Scheffelsack, den er um die Schultern hängen hatte, ein kleines Buch heraus und fing an zu lesen. Unser armer kleiner Isaak war aber ein heidnisches Kind, wußte nicht, was Lesen ist, und fürchtete sich vor dem Büchlein, als wär's eine Schlange, und flog hinweg, wie ein Pfeil vom Bogen. Sein Kamerad rief ihn herbei und sagte: „Wovor fürchtest Du Dich denn? es ist ja nur ein Buch", und suchte ihm die Sache zu erklären. Endlich ließ sich der kleine Isaak bereden, sich neben ihm hinzusetzen und ihm zuzuhören.

„Nun siehe", sagte er, „die kleinen schwarzen Zeichen, die du gesehen hast — er meinte die Buchstaben — sind wie Samenkörner; jedes Korn hat seinen eigenen Ton, und wir reihen einige von diesen Körnern zusammen, wie man verschiedenfarbige Glasperlen zusammenreiht, und dann bilden sie Worte und erzählen uns Geschichten und andere Dinge, die wir gern wissen möchten, — ich will Dir's jetzt gleich zeigen wie."

Der erschrockene kleine Isaak ließ sich's gefallen, hielt aber sein helles schwarzes Auge scharf auf das Buch geheftet, damit es ihm nichts zu Leid thun könnte. Hierauf las der andere Knabe die Geschichte im Evan-

gelium Lucä vom Kindlein zu Bethlehem, also die heilige Weihnachtsgeschichte; und vor lauter Freude darüber vergaß der aufmerksame Zuhörer seine Furcht ganz und gar. „Was für ein wunderbares Kind muß das gewesen sein!" rief er aus, „daß die Hirten ihre Herden verließen, um es zu sehen, und daß Vater und Mutter es so sorgfältig verpflegten!" Die Betschuanen nämlich sorgen für ihre Schafe mehr als für ihre Kinder, und werfen sogar nicht selten ihre Kleinen den Bären und Hyänen hin.

„Wo ist denn das Kindlein jetzt?" fragte Isaak. „Kann ich es sehen?" „O", erwiderte der andere, „es ist uns unsichtbar nahe, und willst Du mehr von diesem Kindlein hören, so komm nur auf die Missionsstation am Kurumanfluß; dort sind Lehrer, die werden Dir von diesem wunderbaren JEsuskinde mehr erzählen."

Der kleine Isaak besann sich eine Weile, und dann verließ auch er — mit Erlaubnis seines Vaters — seine Herde, um das JEsuskindlein aufzusuchen. Kein Stern leuchtete, ihm den Weg zu zeigen, aber Gott, der da gesagt hat: „Die mich frühe suchen finden mich", führte ihn sicher auf seiner langen Reise bis zum Kuruman. Er kam dahin an einem Sonnabend, und eine freundliche Christenfrau im Dorfe nahm ihn auf und gab ihm zu essen. Am folgenden Morgen hörte er einen ihm ganz fremden Ton, es war der helle Klang der Glocke. Er wußte nicht, was das bedeutete, denn die armen Heidenkinder sind nicht so glücklich wie die Christenkinder. Sie haben keine Sonntage und keine Festtage, ihr Leben ist eine lange, traurige Woche, und der Tag ihres Todes ist ihr Sonnabend. Er sah, daß die Leute ihre Bücher nahmen und hinwegeilten, und dachte, sie müßten wohl zum Essen gehen, denn was sonst könnte sie zu einer solchen Eile bewegen! Am Nachmittag kam wieder der nämliche Klang, die Leute mit ihren Büchern gingen fort; und diesmal ging unser kleiner Isaak auch hinterdrein. Sie gingen in die Kirche, und er ging mit. Da stand der Prediger auf der Kanzel und hatte ein offenes großes Buch vor sich. Der Knabe fürchtete sich jetzt nicht mehr, sondern hörte zu, während die Leute ein Lied sangen. Es war das erste Mal, daß er so singen hörte. O, wie lieblich klangen ihm die Worte des Liedes in die Ohren, dessen Sinn etwa folgender war:

> Seht hier das Kind von Bethlehem!
> Da liegt's so hart und unbequem
> In Seiner Krippe auf dem Stroh,
> Und doch in dulci jubilo!
>
> Wer jubelt denn so laut und süß?
> Die Engel sind's vom Paradies.
> Wer jubelt denn so süß und laut?
> Die Hirten, die das Kind geschaut.
>
> Es soll von nun an Friede sein
> Auch in den wild'sten Wüstenei'n;
> Und was die Sünde hat verkehrt,
> Durch dieses Kind wird's neu verklärt.
>
> Durch alle Länder fliegt der Schall
> Die Völker jauchzen überall
> Daß Gott von Seinem hohen Thron
> Gegeben Seinen lieben Sohn.
>
> Und du allein willst dich nicht freu'n?
> Da hätt'st du ja ein Herz von Stein!
> Komm, schau' in diese Kripp' hinein,
> Und jauchze laut: dies Kind ist mein!

Und als nun alle schwiegen, und der Prediger das Weihnachtsevangelium von dem Kinde von Bethlehem vorlas und die Herrlichkeit des Kindes rühmte und die Größe der Liebe Gottes, der also die Welt geliebet hat, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, — da hörte Isaak mit gespannter Aufmerksamkeit zu und verwandte kein Auge von dem Prediger. Und als nun die Versammlung aus war, da lief er mit seiner Geschichte zu der guten alten Frau, die ihn aufgenommen hatte. Die verstand bald, was er wollte, und führte ihn zum Missionar, und er erzählte ihm nun noch einmal recht deutlich die wunderbare Geschichte von der großen Liebe Gottes, der Seinen Sohn in die Welt sandte, damit die Menschen selig würden. Der Knabe horchte hoch auf, und der Geist Gottes öffnete ihm sein Herz, daß er an JEsum glauben lernte und wirklich ein Kind Gottes wurde, was er auch nachher durch sein ganzes Leben bewies. Ob er wohl sehr arm war, so hielt er doch seine Bibel, die ihm geschenkt worden war, über alles teuer. Täglich las er darin, nachdem er zuvor um Erleuchtung des heiligen Geistes gebetet hatte, und was sie ihm sagte, das wandte er auf sein Herz und Leben an. „Dies Buch", sagte er einst, indem er seine Bibel an sein Herz drückte, „kann ich nicht weggeben, es hat mich zu dem Kindlein von Bethlehem geführt, in welchem ich volle Genüge gefunden habe, und noch täglich finde." Er ward ein Segen für seine ganze Familie, sowie für alle, die ihn kennen lernten, und blieb bis an das Ende seines Lebens ein treuer Jünger des HErrn. „In JEsu", so pflegte er zu sagen, „der das Licht der Welt, das A und O, der wahrhaftige Gott und das ewige Leben ist, finden wir Kraft, des Lebens Last zu tragen, und Frieden und Leben und Seligkeit. Wer an Ihn nicht glaubt, der ist arm, und hätte er alle Schätze der Welt; der hat im Leben keinen Halt, im Tode keine Hoffnung, denn es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie selig werden können, als der Name JEsus Christus."

Lieber Leser! Du brauchst nicht weit zu gehen, um deinen Heiland zu finden, nicht nach Bethlehem im jüdischen Lande, nicht an den Kurumanfluß, wie unser Isaak, nein

> Wer ihn im Herzen will erfahren
> Und darum bemühet ist,
> Daß der König JEsus Christ
> Sich in ihm mög offenbaren,
> Der muß suchen in der Schrift,
> Bis er diesen Schatz antrifft.

Ein seliges Weihnachten.

Für die Abendschule erzählt von **Fr. Virtilius.**

Dort, wo sich die schmale Ann-Straße in die breite und belebte Sherman-Avenue verliert, steht ein einfaches aber gefälliges Kirchlein, in dessen unteren Räumen sich eine gutbesuchte Gemeindeschule befindet. Es ist der letzte Schultag vor dem heiligen Weihnachtsfeste und der Lehrer hat gerade die Kinder mit einem herzlichen Glückswunsch entlassen. Mit glühenden Wangen strömt die muntere Schar die breite Schultreppe hinab.

Soeben kommen zwei Mädchen Arm in Arm aus der Thüre. Sie sitzen in der Schule auf derselben Bank und sind des Lehrers Lieblinge. Die eine, Anna Bartels, ist ein Bild der Gesundheit; die großen, lebhaften blauen Augen und der schelmische Zug, der unter dem allerliebsten Stumpfnäschen ihren Mund umspielt, lassen vermuten, daß in dem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohnt. Ihre Kleidung verrät, daß ihre Eltern, wenn auch nicht gerade wohlhabend, doch ihr gutes Auskommen haben. Ihre Kamerädin, Lina Wille, die ihr Arm umschlungen hält, ist fast ebenso groß wie Anna, aber auf ihrem von Pockennarben entstellten Gesicht liegt ein tiefer Ernst und wer in die dunklen Augen schauen konnte, würde sehen, daß an ihrem kleinen Herzen ein schwerer Kummer nagt. Selbst das fröhliche Lachen und die fast ausgelassene Munterkeit Annas kann das betrübte Gesicht ihrer Freundin nicht aufheitern. Während daher die anderen Schüler sich rasch zerstreuen oder vor den Schauläden an der Avenue stehen und sich die ausgestellten Weihnachtssachen betrachten, gehen die beiden Mädchen langsam und im traulichen Gespräch ihren gemeinsamen Weg.

„Ich weiß nicht", sagte Anna, „mir ist das Herz so voller Freude und Jubel, daß ich nur immer singen könnte. Was wären wir Kinder, Lina, wenn es kein Weihnachten gäbe?"

„Ach, auch ich möchte gern von Herzen fröhlich sein", entgegnete Lina, „aber es kann keine rechte Freude bei mir aufkommen. Du gehst jetzt heim in ein glückliches Haus, in dem der Friede Gottes wohnt. Ihr wißt nicht, was Not und Elend ist; aber dort, wo ich wohne, wohnt nichts als Kummer und in unserem ärmlichen Hause ist nichts als Elend. Bei uns wird es wohl nie Weihnachten werden."

„Aber Lina", fiel ihr Anna ins Wort, „hast Du heute nicht gehört, wie der Herr Lehrer sagte, daß der ewige Gottessohn deshalb auf Erden erschienen und Mensch geworden ist, um allen Jammer dieser Erde in Freude zu verwandeln? spricht nicht der Engel: ‚Euch ist heute der Heiland geboren?' Sagt er das nicht auch zu mir und zu Dir? Wird nicht deshalb die dunkele Nacht vom Himmelslicht erleuchtet, damit wir glauben sollen, das JEsuskindlein ist das Licht der Welt? Haben wir nicht erst in der letzten Konfirmandenstunde den schönen Vers gelernt:

Das hat er alles uns gethan,
Sein groß Lieb zu zeigen an,
Des freu' sich alle Christenheit
Und dank ihm des in Ewigkeit?

Darum freue Dich mit uns und vergiß Deinen Kummer!" —

Die fröhliche Anna wußte nicht, wie es im elterlichen Hause ihrer Busenfreundin aussah. Etwas hatte Lina dann und wann verlauten lassen, aber niemals hatte sie ihr das entdeckt, was bei ihnen allen Jammer verursachte. Auch jetzt kam nichts davon über ihre Lippen, sondern sie verschloß ihren Mund nur um so fester, damit ihr kein unbedachtes Wort entschlüpfe. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren", dieses Gebot ließ sie nicht verraten, daß ihr Elternhaus ein Ort ehelichen Zwistes und grober Sünden war. Doch ihr übervolles Herz machte sich in Thränen Luft, die ihr langsam über die abgehärmten Wangen rollten, ohne von Anna bemerkt zu werden, die fröhlich sang:

„Laßt uns alle fröhlich sein,
Preisen Gott den HErren,
Der sein liebes Söhnelein
Uns selbst thut verehren."

Erst als beide vor Annas Heim angekommen waren und diese ihrer Lina einen Abschiedskuß auf die Backe drückte, bemerkte sie, daß Lina geweint hatte. Ehe sie sich aber näher erkundigen konnte, hatte sich die Freundin rasch aus ihrer Umarmung losgemacht und eilte mit schnellen Schritten um die nächste Ecke nach Hause.

Folgen wir ihr dahin nach.

—

Sehr weit hatte Lina nicht zu gehen. Bald sehen wir sie eine enge schmutzige Alley entlang gehen bis zu einem düsteren Hinterhof, in dem viele arme Familien wohnen. Nicht nur der ganze Hofraum, sondern auch die Menschen, die dort zu sehen sind, machen einen widerlichen Eindruck. Überall nur Schmutz und Unordnung. Lina steigt eine schmale, von allen Seiten gestützte Treppe hinauf und gelangt endlich durch einen dunklen engen Gang an eine nur angelehnte Thür. Hier wohnten ihre Eltern in zwei kleinen Stuben, die der Rauch geschwärzt hatte. Ein halbzersprungener Kochofen verbreitete kaum Wärme genug, um die Wäsche zu trocknen, die über und um denselben herum aufgehängt war. Tisch und Stühle zeigten die Spuren eines langjährigen Gebrauchs, nur waren sie von Linas fleißiger Hand weiß gescheuert. In dem engen Nebenzimmer standen zwei altmodische Betten, mit zwar sauberen aber oft geflickten Decken. In der entfernten Ecke stand Linas Bettchen und über demselben konnte man im Halbdunkel eben ein Bild an der Wand entdecken. Es war ein Andenken an die letzte Schulprüfung: Der gute Hirte, der das verlorene und wiedergefundene Schäflein auf seiner Achsel heimträgt. In dem anderen Bette liegt Linas Vater, ein Mann in seinen besten Jahren. Er hat Lina nicht kommen hören. Selbst als sie an ihr Bettchen tritt, um ihren dünnen Shawl und die verschossene Wintermütze aufzuhängen und ihre Bücher auf das Wandbrett zu legen, scheint er sie nicht zu bemerken. Könnten wir in sein verfallenes Gesicht schauen, so würden wir dort die Spuren der Sünde finden, und könnten wir in sein Herz schauen, so würden wir Trotz und Verzagtheit miteinander kämpfen sehen.

Linas Vater war in früheren Zeiten Glied der lutherischen Gemeinde gewesen, deren Schule seine einzige Tochter jetzt noch besuchte. Vor etwa 5 Jahren aber hatte er angefangen die Kirche und Gottes Wort zu vernachlässigen. Bald war er in schlechte Gesellschaft geraten, war immer tiefer gesunken, hatte sich sogar dem Trunk ergeben und war endlich halb im Taumel vom hohen Gerüst herabgestürzt, als er den Maurern die Backsteine hinauftrug. Seit fast 8 Monaten lag er jetzt, obgleich die äußerlichen schweren Verletzungen geheilt waren, ein körperlich gebrochener Mann an der Schwindsucht darnieder. Da keine Ersparnisse vorhanden waren, hatte Linas Mutter so bald als möglich durch Waschen und andere Arbeit für den Unterhalt der Familie sorgen müssen. Sie war auch jetzt ausgegangen, um bei Annas Eltern das Haus zum Feste putzen zu helfen.

In tiefem Sinnen grübelte August Wilke über sein Schicksal nach. Vor einem Jahre hatten ihn Frau und Töchterlein mit großer Mühe, ja unter vielen Thränen bewogen, doch am heiligen Abend nicht ins Wirtshaus, sondern mit ihnen zur Kirche zu gehen, wo die Gemeinde mit ihren Kindern das Weihnachtsfest in den hellerleuchteten Schulräumen feierte. Dort hatte er verschlossen neben seiner Frau gesessen, während Bilder aus der Vergangenheit an seinem Geiste vorüberzogen. Auch er war einmal ein glückliches, seliges Kind gewesen, im fernen Elternhause drüben in Deutschland, wo ihn seine Eltern in der Furcht Gottes erzogen hatten. Auch er hatte unter dem Christbaum die schönen Lieder gesungen, die jetzt an sein Ohr schallte, und damals hatte er sich gefreut, wie sich nur ein gläubiges Kind freuen kann. Wie ganz anders hatte er vor Jahren mit seiner Frau und der kleinen Lina hier in diesen Räumen gesessen und es war auch in seinem Herzen Weihnachten geworden. In tiefes Nachdenken versunken merkte er kaum noch, was um ihn her vorging. Da hörte er seine Lina sagen:

„Ei, Du süßer JEsu Christ!
Daß Du Mensch geboren bist,
Behüt' uns vor der Hölle."

Wie ein Stachel war ihm das Wort durchs Herz gegangen. War er nicht auf dem Wege zur Hölle!? Es fiel ihm sein Konfirmationsspruch ein: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Damals hatte der Weihnachtsengel auch an sein Herz geklopft; der da gekommen war, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist, der wollte auch wieder in sein Herz einkehren — aber er hatte ihm sein Herz verschlossen. Sein erwachtes Gewissen hatte ihn fortgetrieben von der heiligen Stätte. Er war aufgestanden und hinausgegangen, fort ins Wirtshaus zu seinen alten Kameraden. Dort war bald jede bessere Regung erstickt, bis zur späten Stunde hatte er an jenem heiligen Abend gezecht, war dann schwer betrunken heimgebracht worden und hatte so mutwillig den Seinen ihre Weihnachtsfreude verdorben.

Das war der Anfang vom Ende. Von da an war es von Tag zu Tag ärger mit ihm geworden. Lina sollte nicht mehr zur Schule gehen, sondern mit verdienen helfen, da bei seinem liederlichen Leben sein Verdienst nicht ausreichte. Schwere Kämpfe und große Geduld hatte es seiner Frau gekostet, es durchzusetzen, daß Lina in der Schule bleiben durfte. — Da geschah im Frühjahr das Unglück. Man hatte ihn mit doppelt gebrochenem Bein und fast zerschmetterten Kopfe heimgebracht. Sein teures Weib hatte ihn unermüdlich gepflegt, selbst seine früheren Glaubensbrüder aus der Gemeinde hatten ihn fleißig besucht und abwechselnd bei ihm gewacht; auch Pastor Francke hatte oft lange an seinem Bett gesessen und manches ernste und freundliche Wort mit ihm geredet. Er aber war nur um so störriger und verschlossener geworden und bis jetzt geblieben.

Das alles war dem Vater durch den Kopf gegangen, als er so allein in der düsteren Kammer gelegen hatte. Auch jetzt wieder hatte er mit Gott gehadert und ihn und jedermann, nur sich selber nicht, angeklagt. Ach, es war finstre Nacht in dem Herzen des armen Mannes. Sollte es wohl je wieder helle darin werden? Lange konnte es mit ihm nicht mehr dauern, sondern es war für ihn, so weit Menschen sehen konnten, das letzte Weihnachten, das morgen anbrach.

Lina hatte so geräuschlos als möglich ihre Sachen abgelegt und wollte eben mit leisem Tritt die Kammer verlassen, als eine Bewegung des Kranken sie veranlaßte, an sein Bett zu treten.

„Guten Abend, lieber Papa!" sagte sie. „Ich dachte, Du schliefest. Womit kann ich Dir behilflich sein?"

Nur ein tiefer Seufzer war die Antwort. Lina aber ging in die Küche, holte einen Stuhl und setzte sich an des Vaters Bett. Ohne darauf zu achten, daß dieser die Augen geschlossen hatte, fing sie an zu erzählen von dem, dessen ihr Herz voll war. Ihr Mund plauderte von Weihnachten, von der Schule, von dem, was in diesen Tagen Pastor und Lehrer in der Biblischen Geschichtsstunde und im Konfirmandenunterricht gesagt hatten, von der schönen Feier am morgigen Abend. Alle ihre schönen Weihnachtslieder sang sie ihm vor und sagte ihm alle süßen Weihnachtssprüche, die sie wußte, und merkte es nicht, daß es unterdessen dunkel und die Kammer kalt geworden war, merkte auch nicht, daß der Kranke aufmerksam ihren Worte lauschte, merkte endlich nicht, daß die Mutter heimgekehrt war und unter der Thüre mit gefalteten Händen zuhörte. Erst als die Mutter ihren Namen rief und ihr einen Gang in die nahe Grocery auftrug, unterbrach sich Lina und verließ halb erschrocken die Kammer.

Während nun Lina den Auftrag ihrer Mutter ausrichtet, wollen wir bei Herrn **Heinrich Bartels** einkehren, der an Noble-Straße einen Tin-Store hält und wo Linas Freundin **Anna** zu Hause ist. Herr Bartels, etwa in demselben Alter, wie August Wilke, war fast zu gleicher Zeit mit diesem eingewandert, hatte sich auch mit ihm der Gemeinde, die damals gegründet wurde, angeschlossen. Bald hatte er sich das Vertrauen seiner Brüder in dem Grade erworben, daß er vor etwa vier Jahren in den Vorstand gewählt worden war. Auch auf sein Geschäft, das er etwa um dieselbe Zeit gegründet hatte, hatte Gott seinen Segen gelegt, so daß er reichlich zur Unterstützung der Gemeinde beitragen konnte und mit den Seinen sein gutes Auskommen hatte.

Bartels und Frau, die beide ihren Heiland herzlich lieb hatten, kannten auch die traurigen Verhältnisse bei Wilkes. Hatte ihn doch der Vorsteher unter vier Augen und später im Kirchenrat und in der Gemeindeversammlung oft und mit Thränen ermahnt, war er doch oft an seinem Krankenbett gewesen und hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, daß es mit dem armen Wilke rasch zu Ende ging.

Von alle dem hatte aber **Anna** nie näheres erfahren, obwohl sie wußte, daß Wilkes arm waren.

Als sie nun heute ihre Lina so traurig verlassen hatte und sie bei ihrem Eintritt ins Haus Frau Wilke bei der Arbeit erblickte, da reifte in ihrem Herzen der Entschluß, ihrer Herzens-Lina eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Aber wie? Viele Pläne durchkreuzten ihren kleinen Kopf, aber einer nach dem anderen wurde wieder verworfen. So mußten denn Mama und Papa zu Rat gezogen werden.

Die Gelegenheit fand sich, als die drei beim einfachen Abendessen zusammensaßen und der Papa freundlich frug: „Anna, was bringt denn das Christkindchen und kannst Du auch Deine Lieder für morgen Abend?" Da hatte denn die aufgeweckte Kleine bald von allem Bericht erstattet und hatte zuletzt auch Linas traurigen Abschied nicht unerwähnt gelassen. Tiefbewegt hatte Herr Bartels zugehört, ließ es aber nicht merken, daß er das Vorhaben seines Töchterleins von Herzen billigte und bereits entschlossen war, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Die Mama wird Dir wohl den besten Rat geben können", sagte er, indem er seine Serviette zusammenfaltete und nachdem er das Tischgebet gesprochen hatte, das Zimmer verließ.

Als aber Anna, die sich heute bei Zeiten gelegt hatte, schon lange sanft und süß schlief, hatte Herr Bartels seinen Laden geschlossen. Die beiden Eheleute saßen vor dem traulichen Kaminfeuer und besprachen die bevorstehende Weihnachtsbescherung.

„Ach, wenn es bei Wilkens nur auch Weihnachten würde", sagte Frau Bartels, indem sie mit einem tiefen Seufzer aufstand und ihre Naharbeit zur Hand nahm.

„Wer weiß", antwortete ihr Mann, „die Weihnachtsbotschaft des Engels hat himmlische Kraft und auch in dieses Haus kann noch selige Weihnachtsfreude einkehren, wenn der arme Wilke seinen Heiland wiederfindet. Vielleicht hat uns aber Gott durch Anna den Weg gezeigt, wie wir dazu helfen können, daß dies geschieht. Was meinst Du, wenn wir auch für Lina ein Christbäumchen kaufen und schmücken, das ihr Anna überreichen soll und wir begleiten sie dann morgen Abend nach dem Kindergottesdienst zu Wilkens. Das wäre doch für uns die größte Freude, wenn es bei dem beklagenswerten Mann doch noch Weihnachten würde."

So wurde es denn auch beschlossen. Das Bäumchen und andere kleine Geschenke wurden gekauft und Anna sollte morgen Abend Wilkes damit überraschen.

Von alle dem ahnte **August Wilke** nichts, der die Nacht über unruhig, von heftigen Hustenanfällen gepeinigt auf seinem ärmlichen Lager schlummerte. Der folgende Tag verlief äußerlich wie alle anderen. Frau Wilke hatte noch mancherlei für andere Leute zu besorgen und Lina war eifrig beschäftigt, die kleinen Zimmer mit ihren Gerätschaften zu säubern und zu reinigen. Der Kranke war daher meistens sich selbst überlassen. Da lag er denn heute auffallend still und in sich gekehrt, meistens mit gefalteten Händen in seinem frisch überzogenen Bette. Es schien als ob er eine große Erleichterung habe. Frau und Tochter wunderten sich im Stillen über sein verändertes Wesen.

So war der Nachmittag herbeigekommen und Lina schickte sich an, den Kindergottesdienst zu besuchen. Auch Frau Wilke hatte im Sinn, ihr Töchterchen wie immer zu begleiten, besonders da der Kranke so wohl schien.

„Pauline!" tönte es da plötzlich aus der Kammer. Es war der armen Frau ein wunderbarer Ton. So hatte sie ihr Mann in den letzten drei Jahren nicht mehr genannt. Verwundert und freudig erregt, eilt sie an das Bett.

„Könntest Du heute Abend nicht bei **mir** bleiben, Lina", sprach er bittend. „Ich fühle mich so einsam und verlassen und hätte Dir so viel zu sagen."

Mehr als überrascht hatte die Frau diesen Worten gelauscht. Ihr Herz wollte zerspringen vor Freude und keines Wortes mächtig drückte sie einen langen Kuß auf die Stirn des Kranken. Erst nach einer Weile nahm sie schweigend einen Stuhl, setzte sich oben an das Bett, und sagte, indem sie ihm die braunen Locken zurückstrich: „Ich bleibe bei Dir."

Lina ging diesmal allein. Ein Blick in die Kammer hatte sie beim Weggehen mit freudiger Vorahnung erfüllt. Flüchtigen Schrittes hatte sie bald den Weg zum hellstrahlenden Schulzimmer zurückgelegt und saß dann seelenvergnügt unter der fröhlichen Kinderschar. Sie wußte nicht weshalb, aber so hell und lieblich hatte der Christbaum noch nie geglänzt, so schön hatte sie noch nie singen hören:

„Der Christbaum ist der schönste Baum" rc.

Noch nie hatte sie so freudig geantwortet und seit langer, langer Zeit war sie nicht so glücklich gewesen. Sie schien alles Leid vergessen zu haben. Sogar auf dem Heimwege sang sie noch:

„Fröhlich soll mein Herze springen
Dieser Zeit, da vor Freud
Alle Engel singen."

Während nun Lina im Verein mit ihren Schulkameraden und der Gemeinde Weihnachten feierte, saßen die beiden Eheleute Wilke in dem nur von einem trüben Talglicht erleuchteten Kämmerchen und haben viel und lange miteinander geredet. Was sie sich zu sagen hatten, das hat Gott im Himmel gehört

und die heiligen Engel haben sich darüber gefreut. Unter den Worten ihres Mannes hatten sich die Augen der Frau wiederholt mit Thränen gefüllt und durch die Thränen schimmerte das Licht der Kerze so wunderbar prächtig, daß ein heller Freudenschein in ihr Herz einzog. Sollte es denn wahr sein? Sie konnte es gar nicht fassen, daß des Kindes einfältige Predigt von gestern dieses harte Herz getroffen hatte. Sollte es auch bei ihnen noch einmal Weihnachten werden; sollte auch diesem Hause jene große Freude widerfahren, von der der Engel redet? —

So hieß es in ihrem Herzen, während sie auf dem Bett ihres Mannes saß, der ihre Hand in seine genommen hatte. Schweigend saßen sie so beisammen; aber dieses Schweigen war beredter als viele Worte.

Unterdessen rüsteten die Engel zur Weihnachtsfeier.

„Lina", sagte plötzlich der Kranke, „rufe mir den Pastor Francke und Freund Bartels. Ich fürchte mich nicht so lange allein zu bleiben. Der Gottesdienst wird jetzt bald aus sein."

Mit überwallendem Herzen machte sich Frau Wilke sofort auf. Rasch warf sie ihren Wintershawl über, schnäuzte das Licht, legte noch ein paar Kohlen auf und eilte dann auf dem nächsten Wege durch mehrere Seitengassen dem Schulhause zu.

Unterdessen aber war der Gottesdienst bereits zu Ende. Herr Bartels und die Seinen waren schnell heimgeeilt, so daß Frau Wilke die Bestellung an ihn nicht ausrichten konnte. Während sie nun ungeduldig vor der Thüre des Schulhauses auf den Pastor wartete, um ihm Bescheid zu sagen, waren jene drei bereits in Wilkes Wohnung angelangt, wo Lina, am Bett des Vaters beschäftigt, nichts von ihrem Eintreten bemerkt hatte. Erst als Anna mit dem schöngeputzten Christbäumchen mitten im Zimmer stand und Herr Bartels den kleinen Tisch vom Fenster fortrückte, um ihn in die Kammer zu tragen, erst da erkannte sie mit freudigem Schreck die fremden Gäste und konnte vor Staunen keine Worte finden.

Herr Bartels trug mit einem herzlichen „Fröhliche Weihnacht" den Tisch vor das Bett des Kranken und Anna setzte das Bäumchen darauf, nachdem Frau Bartels eine mitgebrachte buntgestickte Decke auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Als dies geschehen war, winkte Anna ihrer Freundin in die Küche und kramte dort für sie die mitgebrachten Geschenke aus. Solch fröhliches Geplauder war hier lange nicht gehört worden.

In der Kammer aber hatten die beiden Männer eine ernste Unterredung, während Frau Bartels vor dem kleinen Eßschrank stand und den mitgebrachten Armkorb mit Eßwaren ausleerte. Da trat Frau Wilke eiligen Schritts zur Küchenthür herein. In ihrer Eile behielt sie ihren Shawl um, begrüßte flüchtig die kleine Anna, ohne Frau Bartels vor dem Eßschrank zu bemerken und trat dann fast atemlos in die Kammer, wo Bartels seinen früheren Platz eingenommen hatte.

„Ich habe mich an Dir und der ganzen Gemeinde schwer versündigt", hörte sie den Kranken sagen, der sie gar nicht beachtete. „Ich fürchte, es geht mit mir zu Ende, und da möchte ich gerne der Vergebung meiner Sünden gewiß sein."

„Wirf alle Deine Sünden", antwortete der Vorsteher, „unter die Krippe zu Bethlehem. Dort liegt der zerrissene Schuldbrief mit Blut unterschrieben: Es ist bezahlt. Der beste Beweis, daß Gott mit uns versöhnt sei, ist das Kindlein in der Krippe."

In der Küche sangen jetzt die hellen Kinderstimmen:

> „Er ist auf Erden kommen arm,
> Daß Er unser sich erbarm'
> Und in dem Himmel mache reich
> Und seinen lieben Engeln gleich. Kyrieleis."

Über das Gesicht des Kranken flog ein heiteres Lächeln, das aber wegen der Dunkelheit in der Kammer nur die heiligen Engel bemerkten, die sich auch an dem Krankenbette eingefunden hatten. Jetzt trat auch Pastor Francke in die Kammer und begrüßte den still gewordenen Kranken mit einem herzlichen Segenswunsche.

„Alle hereinkommen!" sagte der Kranke, als er den Seelsorger erblickte und sich mühsam aufzurichten versuchte. Als sich alle um sein Lager versammelt hatten, sagte er zum Pastor, der ihm die Hand gereicht hatte: „Herr Pfarrer, hier liegt ein armer Sünder, der Ihnen seine Beichte ablegen will. Sie sollen es alle hören, was das JEsuskindlein Großes an mir gethan hat." Und nun legte er mühsam und in abgebrochenen Sätzen ein demütiges Bekenntnis ab und schloß mit den Worten:

> „Ich lag in schweren Banden,
> Du kommst und machst mich los;
> Ich stund in Spott und Schanden,
> Du kommst und machst mich groß,
> Und hebst mich hoch zu Ehren,
> Und schenkst mir großes Gut —"

Weiter konnte er nicht kommen, die Stimme versagte ihm und kraftlos fiel er in die Kissen zurück.

Während ihm nun der Pastor die Absolution sprach und ihn darauf mit dem Zuspruch aus Gottes Wort stärkte, hatte sich Anna auf den Wink ihres Vaters an den Tisch geschlichen und mit dem Talglicht das Bäumchen angezündet. Der helle Schein hatte eine auffällige Wirkung auf den Kranken und mit freundlichem Lächeln hauchte er die Worte: „Singen, singen!"

„Ja, singen!" sagte Pastor Francke. „Wir wollen singen mit den Engeln Gottes, die sich freuen über einen Sünder, der Buße thut."

Anna und Lina setzten sogleich ein und sangen:

> „Kommst du nun, JEsu, vom Himmel herunter auf Erden?
> Soll nun der Himmel und Erde vereiniget werden?
> Ewiger Gott, kann dich mein Jammer und Not
> Bringen zu Menschen Geberden?"

Beim zweiten Vers fielen der Pastor und die anderen mit ein und so sangen sie das herrliche Weihnachtslied bis zu Ende. Als sie an den 5. Vers kamen und sangen:

> „Führe mich endlich, o JEsu, ins ewige Leben,
> Welches du allen, die glauben, versprochen zu geben;
> Da ich bei Gott, ohne Not, Jammer und Tod,
> Ewig in Freuden kann schweben",

bemerkte Frau Wilke eine auffällige Veränderung in den Zügen ihres Mannes. Auch Pastor Francke hatte sich über ihn geneigt, um ihn zu beobachten. Da flüsterte Wilke mit schwacher Stimme: „Führe mich endlich, o JEsu, ins ewige Leben." Ein heftiger Hustenanfall trat ein und nachdem dieser vorüber war, lag der Kranke ruhig, mit gefalteten Händen, die Augen auf den brennenden Christbaum gerichtet. Eine tiefe feierliche Stille herrschte in der Kammer, selbst Anna und Lina wagten es nicht zu flüstern. —

Ein Licht nach dem andern verlosch auf dem Bäumchen und als das letzte erloschen war, da war auch das Lebenslicht in dem Kranken erloschen und er war friedlich eingegangen zu seines HErrn Freude.

Tief erschüttert umstanden alle das selige Sterbelager. Pastor Francke aber tröstete die weinende Mutter und Lina mit den Worten: „Der Vater feiert jetzt Weihnachten droben im Himmel und singt mit den himmlischen Heerscharen den ewigen Lobgesang."

So war es auch bei Wilkes noch Weihnachten geworden und zwar auf eine Weise, wie es niemand erwartet hatte.

Am folgenden Festtag hatte Pastor Francke der Gemeinde eine besonders fröhliche Botschaft mitzuteilen, von dem seligen Ende des August Wilke und am zweiten Weihnachtstage hielt er diesem die Leichenrede über den Vers:

> „Führe mich endlich, o JEsu, ins ewige Leben,
> Welches Du allen, die glauben, versprochen zu geben;
> Da ich bei Gott, ohne Not, Jammer und Tod,
> Ewig in Freuden kann schweben."

Vor Weihnachten.

Von Karl Gerok.

Willkommen, holde Wochen
 Der nah'nden Weihnachtszeit,
Wo tausend Herzen pochen
 In stiller Seligkeit!
O bringet euer Glück
 Voll heimlichem Behagen
Aus gold'nen Kindertagen
 Noch einmal noch zurück!

Nun zählt das Kind die Tage
 Bis zu der heil'gen Nacht:
„Lieb' Mütterlein, o sage,
 Was mir der Christ gebracht!"
Und wenn der Abend graut,
 So sieht es oft im Dunkeln
Des Christkinds Flügel funkeln,
 Das durch die Scheiben schaut.

Nun sinnt und sorgt die Liebe
 Und süß ist ihre Müh';
Man spürt ein still Getriebe
 Im Hause spät und früh:
Das Kindlein lacht im Traum,
 Die Mutter wacht, zu schmücken
Mit heimlichem Entzücken
 Den bunten Weihnachtsbaum.

Nun mag der Winter stürmen:
 Man schätzt sein sich'res Dach;
Mag draußen Schnee sich türmen:
 Man wärmt sich im Gemach;
Man rückt bei Lampenschein
 Um des Kamines Flammen
Nur inniger zusammen
 Im trauten Kämmerlein.

Und ob der Tag sich kürzet:
 Man sitzt am Tisch im Kreis,
Den langen Abend würzet
 Geplauder laut und leis,
Man träumt und flüstert sacht
 Von tausend Herrlichkeiten,
Die heimlich sich bereiten
 Im dunkeln Schoß der Nacht.

Und ist die Zeit vollendet,
 Heißt's: „Kinder, kommt herein!"
Wie stutzen sie, geblendet
 Vom gold'nen Wunderschein!
Sie stehen wie im Traum,
 Sie seh'n ihr kühnstes Hoffen
Erfüllt und übertroffen
 Am lichten Weihnachtsbaum. —

O laßt, ihr lieben Kleinen,
 Mir meine Erdenzeit
Als Wartezeit erscheinen
 Zu künft'ger Herrlichkeit!

Das muß ein Christfest sein,
 Klingt's einst aus Himmelsthoren
In die entzückten Ohren:
 „Nun, Kinder, kommt herein!"

Ein dunkles Bild aus der Geburtszeit des Heilandes.

Von F. Spieß.

Es war das vierte Jahr von unsrer Zeitrechnung, und noch war dasselbe nicht weiter als bis zum Beginn des März vorgeschritten; aber schon war die ganze Fülle des Frühlings über die Oase von Jericho im tiefen Jordanthale ausgebreitet. Die kühleren Wintertage hatten den milden Sonnenstrahlen weichen müssen; erquickt vom Spätregen und genährt von zahlreichen Bächen und Kanälen, denen die Berge noch einen Reichtum von Wasser zuströmen ließen, standen die Wintersaaten in üppigen Flächen; Haine und Gärten, diese die Stätten der weitberühmten Balsamkultur, lagen zwischen ihnen; mit schattigen Bäumen bepflanzte Straßen führten hierhin und dorthin; über alles empor ragten die Kronen majestätischer Palmen, und im Westen schloß die steile, kahle Felswand der judäischen Berge das Bild der reichen Landschaft voll Leben und Fruchtbarkeit ab. Am Fuße dieser Höhen, da wo ein enges Thal die aus der Jordanaue nach Jerusalem steigende Straße aufnahm, lag das stattliche Jericho, beherrscht von der starken und prächtigen Burg Kypros, die der König Herodes neu befestigt und seiner Mutter zu Ehren benannt hatte, und etwas tiefer gegen die Stadt hin erhob sich der geräumige Palast des Herrschers, den er hier in warmem Thalgrunde als oft und gern besuchte Winterresidenz angelegt hatte.

Auch jetzt wieder war der König in seinem Schlosse eingekehrt, aber wie viel anders als sonst! Gebrochen an Leib und Seele, war er von Jerusalem herabgekommen; gefesselt hatte er eine Anzahl von Pharisäern mit ihren Schülern nach Jericho gesandt; in Ketten führte er seinen ältesten Sohn Antipater, den designierten Thronerben, mit sich, der vor wenigen Monaten in öffentlicher Gerichtsverhandlung und vor dem römischen Statthalter von Syrien des Mordversuchs gegen den eigenen Vater überwiesen worden war. Der Thronerbe im Kerker — das war der letzte Akt einer grausigen Familientragödie, deren Stätte der Königspalast von Jerusalem gewesen. Glänzend und glücklich schien das Geschick des Mannes aus Edom zu sein, den römische Gunst auf der einen, eigne fügsame Klugheit und rücksichtslose Energie auf der andern Seite bis zum Königsthrone des auch im Niedergange noch durch den Ruhm der Ahnen glorreichen Makkabäergeschlechts, durch welches einst die Juden von der Herrschaft des gottlosen Königs Antiochus Epiphanas erlöst worden waren, erhoben hatte; aber es war ein verhängnisvolles Erbe, das er angetreten. Fast 40 Jahre hatte er die Herrschaft inne; größer und größer war sein Reich durch kaiserliche Gnade geworden, aber unablässig hatte er zu kämpfen, erst um die eigne Hauptstadt, die er nur stürmend einnehmen konnte, dann weiter dort gegen das Volk, das nur gezwungen sich ihm beugte, und trotz mancher Wohlthaten, trotz des prächtigen Tempelbaus dem Könige seine edomitische Herkunft und seinen Thronraub am angestammten Herrscherhause der Makkabaer nie vergessen konnte; hier in der eignen Familie, die fortdauernd eine Stätte der bittersten Feindseligkeit blieb.

Wohl hatte Herodes geglaubt einen Schritt der Versöhnung zu thun, als er in der ersten Zeit seiner Regierung Mariamne, eine Enkelin des letzten makkabäischen Herrschers, als Gattin heimführte; allein er hatte damit nur den Samen des unversöhnlichsten Hasses ausgestreut und einen durch nichts auszugleichenden Gegensatz in sein Haus hineingetragen. Den König selbst begleitete unablässig die Sorge um seinen durch die makkabäischen Ansprüche und Anhänger bedrohten Thron, und in seiner Familie gab es keinen Frieden zwischen dem königlichen Stolze seiner Gattin und dem Hochmute seiner eignen edomitischen Verwandten. So fiel denn zuerst der Bruder Mariamnes, weil ihn, den jugendlich schönen Hohenpriester, das Volk mit Jubel am Altare des Tempels begrüßt hatte; so endete mehrere Jahre später die Königin selbst, obgleich mit fast wahnsinniger Leidenschaft von ihrem Gatten geliebt, doch den Beschuldigungen und Anklagen ihrer Feinde unterliegend, durch Henkershand. Das Erbe des Hasses ging auf ihre beiden Söhne über, Alexander und Aristobulus, und um so mehr, je mehr sich ihnen im Laufe der Zeit die Liebe des Vaters zuzuwenden schien. Das mußte um jeden Preis verhindert werden, und so ruhten die Feinde Mariamnes nicht, bis sie bei Herodes die Zurückberufung seines ältesten Sohnes, des nicht mit seiner Mutter um der Makkabäerin willen vom Hofe verwiesenen An-

tipater, durchgesetzt hatten. Nun war keine Ruhe mehr möglich; der stolze Sinn, die jugendliche Unvorsichtigkeit der beiden Brüder mußten im Kampfe mit heimtückischer Bosheit und Verleumdung den kürzeren ziehn; es gelang dem Antipater und seinen Gehilfen sie in das Netz der härtesten Beschuldigungen zu verflechten und den Vater in Angst und Mißtrauen dahin zu bringen, daß er am Ende alles glaubte, alles für möglich und das Mögliche für erwiesen hielt. Des geplanten Vatermordes und Thronraubes trotz sehr unzureichender Beweise schuldig befunden, starben die Jünglinge eines schmachvollen Todes. Aber ein Charakter wie Antipater bleibt nicht auf halbem Wege stehn; e i n Hindernis auf dem Wege zum Throne



Spatz im ersten Schnee.

Vom Himmel fallen dichte Flocken;
Da sitzt auf seinem Lieblingsplatz,
Dem dürren Ast, der junge Spatz
Und piept und zetert ganz erschrocken:
„He da, was kommt denn da herunter?
Das wird ja toller stets und bunter!
Was soll denn wieder diese Neurung?
Ist's nicht genug an Frost und Teurung?
Wie soll man da ein Krümchen finden?
Und wie das blitzt, schier zum Erblinden!
Das Thal, der Hügel, Dorf und Wald,
Ein jedes Zweiglein naß und kalt.
Man gleitet aus bei jedem Schritt;
Nein, nein, da spiel' ich nicht mehr mit!
Wie kann sich unsereins da noch
Vor Schnupfen und Erkältung hüten?
Den großen Unfug sollte doch
Die hohe Polizei verbieten."

hatte er glücklich beseitigt; wie hätte er nicht noch mehr wagen sollen! Wohl stand sein Name im Testamente des Vaters als der des Erben der Herrschaft, aber noch lebte der Vater, zu lange für die Wünsche des Sohnes; da that der gewissenlose Verbrecher, was er andern schuld gegeben: er rüstete Gift für den Greis. Doch wie durch besondere göttliche Fügung kam der aufs verschlagenste und listigste angelegte Plan ans Licht; der vom Vater auf seinen Wunsch nach Rom gesandte Antipater, der von dort aus sein Vorhaben am sichersten durchzuführen gemeint hatte, wurde zurückgerufen, vor Gericht gestellt, überwiesen und in Ketten geworfen. An den Kaiser gingen Briefe und Gesandte ab, die das Furchtbare meldeten und die höchste Entscheidung anriefen.

Diese Erfahrungen beugten den König aufs tiefste; er



Christabend in der Hütte der Armen

ward krank. Fast hatte er das siebzigste Lebensjahr erreicht, und die Kraft, die ihn bisher stets begleitet und selbst in den schwierigsten Lebenslagen nicht verlassen hatte, war nach solchen Erlebnissen am Ende. Es konnte kein Zweifel sein, daß seine Tage gezählt waren; dumpfe Stille herrschte im Palaste, und in gespannter, banger Erwartung sahen Hof und Volk der nächsten Zukunft entgegen; konnte doch jede Stunde die Todesbotschaft bringen. Herodes selbst hatte die Hoffnung einer längeren Lebensdauer aufgegeben; nur auf eins wartete er noch, daß ihm die Hinrichtung seines Sohnes gestattet sein werde, und während die trübste Stimmung ihn beherrschte, litt seine ganze Umgebung schwer unter den Ausbrüchen seines leidenschaftlichen Sinnes.

Da drang eine Kunde in den Königspalast, die den Kranken aufs tiefste erregte und erbitterte: man hatte Hand an das Werk gelegt, durch welches er seinen Nachruhm für alle Zeiten gesichert zu haben glaubte, an den Tempel. Der König hatte es trotz dieser Absicht nicht unterlassen können über dem großen Eingangsthore des Tempelhauses einen goldnen Adler anzubringen; was derselbe sein solle, war klar, zum mindesten eine Schmeichelei für die verhaßten Römer, wenn nicht gar eine Hindeutung auf den Vogel des Jupiter; wie hätte dies das ganze Volk, das nicht einmal in der Stadt Jerusalem das Abbild irgend eines lebenden Wesens dulden wollte, nicht aufs höchste reizen sollen, und es war nur eine Folge des drückendsten Zwanges, daß man grollend ertrug, was man von ganzem Herzen verabscheute. Jetzt lag der König krank; kraftlos war die Hand, die oft so schwer auf dem Volke gelastet und jede Regung des gesetzesstrengen Pharisäismus durch scharfes Einschreiten sofort niedergehalten hatte; jetzt schien die Zeit gekommen, das Ärgernis zu beseitigen und den Tempel Jehovas vom schmachvollen Götzenbilde zu befreien. Zwei pharisäische Schriftgelehrte, zu deren Gesetzesauslegung allezeit eine zahlreiche Jüngerschaft zusammenströmte, Judas und Matthias, liehen dem Worte, was alle bewegte: auch mit der Aufopferung des eignen Lebens sei die Vernichtung des heidnischen Zeichens nicht zu teuer erkauft, und der Eifer um das göttliche Gesetz verbürge bleibenden Ruhm und die ewige Seligkeit. Sie fanden genug offene Ohren und willige Hände, und als mit einem Male ein dunkles Gerücht durch die Stadt lief, der König liege im Sterben, oder sei schon tot, da gab es kein Bedenken mehr, und bald fiel der Adler unter den Axthieben der eifernden Pharisäerschüler. Aber noch waren sie damit beschäftigt, als der königliche Befehlshaber mit Truppenmacht in den Tempel drang; unerschrocken ließen sie sich greifen, und Schüler und Lehrer wurden vor den König gebracht; der Zorn desselben konnte sie nicht erschüttern; frei bekannten sie, was sie gethan, und unumwunden erklärten sie, Gottes und Moses Gesetz gehe über des Königs Gebot; wie Männer hätten sie gehandelt und freudig würden sie jede Strafe leiden, selbst den Tod.

Die Erbitterung des Herodes kannte keine Grenzen; gefesselt sandte er die Übelthäter nach Jericho, und folgte selbst dorthin. Ebendahin berief er die Vornehmsten des Volkes zum Gerichte. Noch einmal hob sich seine gesunkene Kraft unter der Aufregung des Zornes über jene That; unfähig zu gehen oder zu stehen, ließ er sich in das Theater tragen, wo die Verhandlungen stattfanden, und brach in die heftigsten Anklagen aus gegen die, welche sein größtes Werk, die Hoffnung seines Nachruhmes, schon bei seinen Lebzeiten angetastet; das sei die schmachvollste Verhöhnung des Königs, ja noch schlimmer als dies: das sei Tempelschändung. Vor der Leidenschaft des Königs verstummte jede Gegenrede, und so wurden alle Eiferer für das Gesetz zum Tode geführt, die Schriftgelehrten aber und die, welche ihr Wort mit eigner Hand ausgeführt hatten, zum abschreckenden Beispiel lebendig verbrannt. Der Tag der Urteilsvollstreckung war ein Trauertag für das ganze Volk, welches die so grausam bestrafte That als ein verdienstliches Werk, die Gerichteten als Märtyrer des Glaubens ansah; und als in der Nacht nach deren Tode (13. März früh 3 Uhr) der Mond sich verfinsterte, fand man darin das deutlichste Zeichen des göttlichen Zornes über das Gericht des Königs.

Das zeitweilige Aufflackern der Lebensgeister wich alsbald wieder der von nun an mit schnelleren Schritten wachsenden Schwäche, und dennoch klammerte sich der Kranke mit letzter Kraft an die Hoffnung einer noch möglichen Besserung. Während das Volk die strafende Hand Gottes auf dem Könige ruhen sah, rief dieser immer neue Ärzte an sein Lager, die raten sollten und doch nichts zu ändern vermochten; da sollten die warmen Quellen Kallirrhoes, eines Bades in den Schluchten am Ostufer des Toten Meeres, Hilfe bringen, und Herodes ließ sich dorthin tragen; allein auch das war umsonst, und ohne jede Hoffnung kehrte er nach Jericho zurück. Seine Krankheit war schrecklich; seine Eingeweide waren entzündet, seine Füße schmerzhaft angeschwollen, in den aufgebrochenen Wunden erzeugten sich Würmer, ein unerträglicher Geruch ging von seinem Munde aus. Größer noch waren die Qualen seiner Seele; hatte er doch noch vor kurzem die unschuldigen bethlehemitischen Kinder ermorden lassen, um den „neugebornen König der Juden“ aus dem Wege zu schaffen. Doch ein Gedanke war es, der den elend Leidenden vor allem quälte, und zwar noch mehr als alle körperlichen Schmerzen, die Gewißheit, daß sein naher Tod für das ganze Volk ein Freudenfest sein werde. Das ließ ihn nicht ruhen, und so beschloß er, sich eine Totenklage zu bereiten ohne gleichen. Er gebot den vornehmsten Familienhäuptern aus allen jüdischen Orten bei Todesstrafe in Jericho zu erscheinen, hier ließ er sie in die Rennbahn einschließen und nahm unter Thränen von seiner Schwester das Versprechen, sie alle töten zu lassen, sobald er gestorben sei. So werde es nicht an Thränen fehlen im Volke, und die gehoffte Freude in Jammer verwandelt sein.

Nur eine kurze Erleichterung der alle Teile des Körpers heimsuchenden Schmerzen brachte dem Könige die jetzt aus Rom eintreffende Nachricht, daß der Kaiser das Geschick seines Sohnes Antipater in seine freie Verfügung stelle; als aber die Leiden mit doppelter Gewalt wiederkehrten, da faßte er den Entschluß, sie selbst zu enden. Er forderte eine Frucht, die er nach seiner Gewohnheit mit dem Messer zerlegte, und als er sich unbeachtet glaubte, hob er das Eisen gegen die eigene Brust. Nur mit Mühe wurde ihm die Waffe entrungen, im Palaste aber erhob sich lautes Klagegeschrei, als wäre der König gestorben; es dringt bis zum Kerker Antipaters, der neuen Mut schöpft und seine Wächter unter den glänzendsten Versprechungen um seine Befreiung angeht. Seine Bitten sind vergeblich, ja der Aufseher der Wache eilt zum Könige, um diesem zu melden, was sein Sohn verlangt habe, und vor Zorn laut aufschreiend giebt Herodes nunmehr den Befehl, den Gefangenen sofort hinzurichten. Eine lange Reihe von Übelthaten hatte endlich die verdiente Vergeltung empfangen.

Fünf Tage darauf scheidet der König aus dem Leben, nachdem er noch die Erbschaftsverhältnisse geordnet hatte; sein letzter grausamer Wunsch aber blieb unerfüllt, da die Schwester des Königs, noch ehe dessen Tod bekannt wurde, angeblich im Namen desselben die in der Rennbahn Eingeschlossenen in ihre Heimat entließ. Heer und Volk huldigten dem designierten Thronerben Archelaus, und unter der Enthaltung alles königlichen Glanzes ließ dieser den Toten von Jericho nach Herodeion überführen, wo auf freier Bergeshöhe an der Grenze der stillen Wüste ein burgähnliches Grabmal schon seit Jahren dieser Stunde wartete.

So endete in düstrem Dunkel der König, den die Schmeichler seines Hofes den Großen genannt hatten; Verbrechen, Haß und Mord, die ihn, bald von ihm selbst, bald von andern aus-

gehend, fast auf jedem Schritte seiner Laufbahn begleitet hatten, standen auch noch an seinem Todeslager. Wohl fehlen die lichteren Züge im Bilde seines Lebens nicht ganz, aber sie wurden schnell vergessen, und nur die Schatten derselben hafteten im Gedächtnis des Volkes und der Zeit, die ja überhaupt eine gar trübe war. Aber die Hand, welche auch über den dunklen Pfaden der Menschheit in lichten Friedensgedanken waltet, hat zeitlich und räumlich dem Königsgrabe auf Herodeion die Heilandskrippe von Bethlehem nahe gestellt, und als der Stern des Herodes hinter düstrem Gewölk erblich, war mit dem Glanze der heiligen Weihenacht die Morgenröte einer neuen und schöneren Zeit bereits angebrochen.

Kinderfreude.



O Weihnachtsfest! Welch einen hellen Schein
Wirfst du in trübe Winterzeit hinein!
Du bringst die Botschaft, süßen Trostes voll,
Die einst den Hirten auf dem Feld erscholl.
Du bist der Stern, der durch das Dunkel bricht,
Und Lichter zündet überall Dein Licht.



Wie freut das Kind sich auf den Weihnachtstag
Und träumt davon, was Christkind bringen mag.
Und kommt die Zeit den Eltern gar so schnell,
An der das Bäumchen steht geschmückt und hell:
Wohl denen, die beglückt dann vor ihm steh'n





Und ihre Lust in Kindesaugen seh'n!
Nicht größ're Freude wird von Gott gesandt,
Und o wie leicht erfüllt ist kleine Hand!
Ihr aber, die ihr fröhlich seid, veracht
Der Armut nicht und schafft auch ihr ein Fest!



Gedenkt des Kindleins, welches darbt und friert,
Dem keine Hand ein Weihnachtsbäumchen ziert.
Sucht auf die Not und zündet ihr ein Licht —
Vergeßt auch draußen armer Vögel nicht.
Daß alles sei erfüllt von Weihnachtslust,
Auf Erden Fried' und Freud' in jeder Brust



Der Heiland ist da.

O Freude, der Heiland ist da!
So lange erwartet mit Thränen,
Bis endlich die Ankunft geschah
Und stillte der Gläubigen Sehnen,
Bis endlich der Himmel zerriß,
Und jauchzender Engel Getümmel
Es machte den Hirten gewiß:
Der HErr ist gekommen vom Himmel.

O Freude, der Heiland ist da,
Die Menschwerdung Gottes geschehen!
O kommet und eilet doch ja,
Jn Bethlehems Stall ihn zu sehen,
Jn dürftige Windeln gehüllt,
Und liegend in ärmlicher Krippe,
Und preiset, von Freuden erfüllt,
Den Heiland mit fröhlicher Lippe.

O Freude, der Heiland ist da,
Die Freundlichkeit Gottes erschienen!
Lobsinget ihm: Halleluja!
Laßt Palmen des Dankes ihm grünen!
O höret den Engel des HErrn
Die himmlische Freude verkünden,
Drum sei alles Trauern nun fern,
Laßt Seufzen und Klagen verschwinden.

O Freude, der Heiland ist da!
Und bringt uns den ewigen Frieden;
Viel schöner, als Adam es sah,
Erblüht uns ein Eden hienieden,
Worin paradiesische Frucht
Uns Christus, der Lebensbaum, schenket,
Und jeden, der gläubig ihn sucht,
Mit Strömen der Himmelslust tränket.

O Freude, der Heiland ist da!
Drum laß keine Sorge dich kränken;
O mache dich auf und empfah
Den Heiland mit allen Geschenken.
Der einst in der Krippe geruht,
Zieht ein in die Herzen der Sünder,
Und füllt sie mit himmlischem Mut,
Als Gottes begnadigte Kinder.

O Freude, der Heiland ist da,
Und nimmermehr will er uns lassen.
Er bleibet im Worte uns nah,
Worin wir ihn gläubig umfassen.
Er ist uns wahrhaftig im Wort,
Wie damals im Kripplein, zugegen,
Und wo es erklinget hinfort,
Da kommt er mit all seinem Segen.

O Freude, der Heiland ist da!
So tönt es am letzten der Tage
Mit donnerndem Hosianna,
Dann endet sich all unsre Klage.

„Der Bräutigam nahet herbei:
Auf, auf! Jhm entgegen zu gehen!"
Ach, tönte schon heut' das Geschrei,
Wie würde so wohl uns geschehen!

H. Fick.

Ein Weihnachtsabend der Heimatlosen.

Von B. Dreß.

Weihnachtsabend! Weit hin über das Land hat der Dezember die weiße Schneedecke gebreitet, weit hin glänzt alles in der Dämmerung des halb verschleierten Mondlichts, und noch immer streut der Himmel leise, leise die feinen, weißen Flocken auf die Erde herab, und sie erscheint gar festlich geschmückt in dem blendend weißen Gewand von frisch gefallenem Schnee. Herrlicher strahlt nicht der festliche Christbaum in den Häusern der Menschen, als die schneegeschmückten Tannen draußen im Walde; noch ist kein Windhauch durch sie hingestrichen, um sie ihres Schmuckes zu entkleiden. Nur berührt von dem kalten Atem der Nacht, haben die Millionen weißer Sternchen sich noch fester an die grünen Nadeln geklammert und glänzen und glitzern in eisiger Pracht. Kein Tier wagt sich aus seinem Versteck, kein Vöglein zirpt in den kahlen Zweigen; alles Leben scheint hier draußen erstorben, und leise, leise schneit es weiter.

Aber drinnen im Städtchen, da ist buntes Leben. Geschäftigte Hausmütter und -Väter, die die Sorge um den täglichen Erwerb vielleicht bis heute in Anspruch genommen, eilen mit fröhlichen Gesichtern, ihre Schätze sorglich im Korbe oder unter der Schürze bergend, dem heimatlichen Stübchen zu, wo die naseweisen Kleinen gar bald den Duft der Honigkuchen ausspüren. Die Leute in den Buden auf der Straße packen den Rest ihrer Herrlichkeiten zusammen, löschen ihre Lampen aus und gehen heim; es ist vergebens zu warten; auch die spätesten Nachzügler haben nun wohl eingekauft, denn es ist Abend, Weihnachtsabend, heiliger Abend, der seinen verklärenden Hauch vorwärts- und zurückwirft über den langen kalten, Winter. Heller und heller werden hier und da schon die Fenster, ein Christbaum nach dem anderen wird angezündet, und die ungeduldige Schar aus der dunklen Stube stürmt herein. Welche Pracht, welche Herrlichkeit! Noch blinzeln die geblendeten Äuglein; wer vermag all' den Glanz, all' die Herrlichkeit auf einmal zu fassen!

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Fröstelnd die kalten Händchen unter der Schürze bergend, stehen dort an der Ecke zwei arme, kleine Kinder; neugierig recken sie ihre Köpfchen, um doch etwas zu sehen von der Pracht, die da drinnen in den warmen Stuben vorbereitet wird.

Wacht denn für euch, ihr armen Kleinen, kein liebendes Auge? schlingt denn um eure schlecht bedeckten Schultern keine sorgende Hand ein warmes Tüchlein, strahlt für euch kein Christbaum?

Doch, doch, für alle ist er angezündet, der schöne Lichterbaum dort im Gotteshause; schon schallen die frischen, fröhlichen Weihnachtsmelodien uns entgegen, und noch eilen sie herzu, bis der letzte Platz gefüllt ist.

Einsam, fast gespenstisch naht auf der verschneiten Landstraße noch ein seltsamer Zug. Sind es Festgäste, herbeigezogen von den hehren Klängen der Orgel, freundlich angelockt von den großen, lichtstrahlenden Kirchenfenstern?

Ein Fluch aus dem Munde des Voranschreitenden belehrt uns eines anderen. Mit einer derben Knute schlägt er auf das neben ihm schreitende, zottige Ungeheuer. Armer Petz! Müde und brennend tappt er vorwärts; der Schnee ballt sich zusammen unter seinen großen Tatzen, daß er nur unsicher schnaubend einherschreitet, und dabei war die Kost knapp in der ganzen letzten Zeit. Nicht viele waren der Zuschauer bei den täppischen Tänzen des Petz, denn wer hätte inmitten der fröhlichen Weihnachtsvorbereitungen wohl Zeit für so nichtigen Zeitvertreib, und sie waren gerade die schlechtesten Zahler, die paar Tagediebe, die sich einfanden, um im Wirtshause auch jetzt die halbe Nacht zu verbringen. Eine große Frauengestalt schreitet neben dem Bärenführer. Jhr Gesicht mag wohl schön gewesen sein, wenn man nur den Schnitt der Züge betrachtet. Jetzt liegt der Ausdruck von Verkommenheit, ja, Gemeinheit darauf, und die tiefste Verbitterung spricht aus jedem ihrer Worte. Hatte sie auch einst bessere Tage gesehen? Klingt noch ein reinerer Ton aus der Kinderzeit manchmal hindurch durch die grellen Mißtöne ihres heutigen Lebens? Sie will ihn nicht mehr hören, die Mißtöne würden noch mißtönender klingen! Jhr ärmlicher Anzug ist phantastisch aufgeputzt und paßt schlecht zu der weiten Wanderung durch fußhohen Schnee; halb wie zum Hohn gucken aus dem kleinen Bündel an ihrem Arm die grellen, bunten, flitterbesetzten Dinge hervor, die sie trägt bei ihren Aufführungen in den städtischen Wirtshäusern niederster Ranges oder kleinen Dorfschenken. Dicht hinter ihr gehend, trägt ein noch ziemlich junger Mann mühsam einen schweren Leierkasten auf dem Rücken. Wirr hängen seine schwarzen

Haare ihm ums Gesicht, das wohl den Ausdruck tiefen Schmerzes und bitterster Enttäuschung, nicht aber jene stumpfe Verkommenheit trägt, wie bei den meisten dieser fahrenden Leute.

Bisweilen hebt er den unter der inneren und äußeren Last tief gebeugten Kopf, blickt scheu auf das vor ihm liegende Städtchen, und ein unterdrückter Seufzer entringt sich seiner Brust. Aber er mag und will nicht den Gedanken Raum geben, die in ihm aufsteigen; tiefer beugt er sich zur Erde nieder und schreitet keuchend weiter. Einige jüngere und ältere Personen folgen und den Schluß bildet — o wunderbares Bild in diesen schneeverwehten Gefilden! — ein Kamel, geführt von einem widrig aussehenden alten Manne, beladen mit den Habseligkeiten der ganzen Bande, den Pfosten und sonstigen Zuthaten eines Zeltes, das wohl häufig genug die Herberge des ganzen Trupps sein mag. So naht der Zug dem Städtchen; ursprünglich war es nicht das Ziel dieser wandernden Komödianten, wie sie sich gern nannten, sondern die zwei Meilen weiter gelegene, größere Stadt. Dort giebt's mehr müßiges Gesindel, also wohl auch besseren Verdienst; aber der tiefe Schnee, überhaupt das Unwetter der letzten Tage hat sie aufgehalten und endlich gezwungen, ihren Weg nach dem kleinen Orte zu nehmen. Carlo, der Leierkastenmann, hat dagegen protestiert, so viel und so lange er konnte. Niemand ahnt, warum; niemand ahnt den furchtbaren Kampf in seiner Seele. Das Städtchen, das vor ihm liegt und ihn mit seinen Lichtern so freundlich anzulächeln scheint, ist seine Heimat. Heimat? Giebt es für den, der sie freiwillig aufgegeben, der sich selbst zum Heimatlosen gemacht, noch eine Heimat? Weckt dies süße Wort Erinnerungen in seiner Seele, die selbst über eine traurige Gegenwart noch einen verklärenden Hauch zu werfen vermögen? Tiefer beugt der Leiermann den Kopf hernieder, tiefer zieht er den Hut in die Stirn, je näher er kommt; düsterer wird sein Gesicht, je heller die Lichter vor ihm strahlen; kein Laut, nicht einmal ein Seufzer drängt sich mehr über die fest zusammengepreßten Lippen, als sie die inzwischen stiller gewordenen Straßen betreten. Da wendet sich Czdenka, die vor ihm schreitende Frau, die Primadonna des Trupps, nach ihm um und fragt mit harter, boshafter Stimme: „Nun, Carlo, warum so schweigsam? Ist Dein Mund, der doch sonst zu reden weiß, heut' zugefroren? Oder knüpfen sich wieder allerhand Erinnerungen an das elende Loch, wie an das da drüben jenseit des Berges, wo Du keine Stunde bleiben mochtest, um kein Verdienst der Welt! Laß Deine Erinnerungen; sie machen Dich nicht satt, und was Du dort oder hier begangen haben magst, es ist gethan, geschehen, nicht mehr zu ändern, und die Polizei wird Dich nicht gleich ausspüren, denn mit ihr magst Du wohl nicht immer auf gutem Fuß gestanden haben!" Die anderen lachen. Carlo erhebt den Kopf, eine dunkle Röte glüht auf seinen Wangen, seine Augen sprühen. „Halt Deinen Mund, Dirne!" ruft er heftig, „hier habe ich nichts mit der Polizei zu thun. Dieser Ort ist meine Heimat, wenn Du es wissen willst; keine menschliche Gewalt hält mich heut hier fest, und sollte ich auf dem Felde erfrieren. Denn wenn mich noch jemand erkennte, so mag ich nicht in Deiner Gesellschaft gesehen worden sein, Du Auswurf der Menschheit!"

Wütende Blitze schießen aus den Augen der Frau auf den Sprecher, der sich eben anschickt, seinen Weg durch eine Seitenstraße zu nehmen; ihr Mund öffnet sich schon zu einem Fluche, als die Karawane plötzlich bei einer Biegung der Straße auf einem kleinen Platze der hell erleuchteten Kirche gegenübersteht. Durch die hohen Fenster strahlt gerade einer der Christbäume auf sie hernieder und ein Chor frischer Kinderstimmen jubelt:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren, Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!"

Einen Augenblick stutzen sie alle. Geht vielleicht noch eine Erinnerung an das Kindlein in der Krippe, den Bringer aller Gnade, durch ihre Seele? Auf Czdenkas Lippen wenigstens erstirbt in diesem Augenblicke der Fluch vor dem Worte des Segens, das zu ihr herübertönt; einen halb scheu erschrockenen, halb erstaunten Blick sendet sie hinüber, um dann dem Gotteshause und jeder leisesten besseren Regung den Rücken zu kehren. Die anderen folgen ihr und in kurzer Zeit ist in der unsaubern Schenke bei dem trüben Schein einer qualmenden Lampe, inmitten einer rohen, lärmenden Gesellschaft, berauscht von widerwärtigem Branntwein, jeder Eindruck verwischt und alles vergessen. Nur Carlo steht noch gefesselt vor dem Gotteshause; mechanisch geht er langsam näher. Der Gesang ist jetzt verstummt, er hört die Stimme des Geistlichen. Versteht er wirklich die köstlichen Worte der Weihnachtsgeschichte, oder klingt wie ein leises Echo aus vergangenen Tagen der himmlische Gruß zu ihm herüber: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist"? Er fühlt kaum, wie ein feuchter Tropfen über seine wettergebräunten Wangen rinnt. — Was weiter von der Kanzel geredet wird, versteht er nicht; seine Seele wird zurückgetragen durch die himmlischen Worte in jene ferne Zeit, da er sie zuerst gehört, da er auf einem Bänkchen sitzt zu den Füßen der frommen Mutter und sie wiederholt, bis er sie weiß. Seine kleine Schwester Marie auf dem Schoße der Mutter stammelt mit, so gut sie kann. Endlich weiß er die ganze Geschichte von der Geburt des Christuskindleins und kann es kaum erwarten, bis er sie dem Vater sagen darf zur Festüberraschung. Es muß wohl damals ganz gut gestanden haben mit dem Vater. Es ging leidlich mit der Weberei, und Frieden und Glück wohnten in dem Stübchen mit dem Webstuhl. Dann sieht er das Christbäumlein brennen; er fühlt noch den Kuß des Vaters, den er empfing für die wohl gewußte Geschichte, und er und Mariechen singen das Lied:

„O du fröliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Wie köstlich schmeckt der große Honigkuchen, wie warm sitzt der rote Shawl, das Geschenk des sorgenden Mütterchens. Er sieht es alles so deutlich, als stände er heut davor. Bebend preßt er beide Hände aufs Herz; es will wohl zerspringen vor Jammer und Sehnsucht nach der fernen, glücklichen Zeit. Andere Bilder steigen in seiner Seele auf. Die guten, stillen Tage scheinen aus dem engen Stübchen verbannt. Seltener und seltener klappert der Webstuhl, finster und verdrossen geht der Vater einher, scheu verkriechen sich die Kinder wenn er kommt; oft ist er betrunken. Hunger und Kummer sind eingekehrt. Die arme Mutter thut ihr Äußerstes, sie näht und wäscht. Aber ihr Verdienst reicht nicht hin, die kleine Familie vor dem größten Mangel zu schützen; die sauer verdienten Groschen vertrinkt der Mann und lärmt und flucht im Hause herum. Jetzt weiß er, was den Frieden des Hauses damals zerstört; — der Vater ist Aufwieglern in die Hände gefallen, Volksbeglückern, die ihm die Freude an der Arbeit und damit alles genommen, was er besaß. Die Mutter trägt das alles still und ohne Klage. Sie arbeitet, wacht und hungert für die Ihrigen, und vor allen Dingen, sie betet, aber lange scheint alles vergeblich. Neue Not kommt und neue Sorgen. Mariechen erkrankt schwer, lange schwebt sie in der größten Gefahr; wochenlang kommt kein Schlaf in die Augen der Mutter, wohl aber Thränen. Der Winter ist hart, die Not steigt immer höher. Tagelang kommt der Vater nicht heim; er hört hochtönende Reden an über Volksbeglückung, indes die Seinen im Elend schmachten. Da erscheint endlich ein rettender Engel; eine wohlhabende Bürgersfrau, für die die Mutter gearbeitet, hat von der Not gehört und kommt zu helfen. Sie sagt es auch anderen, und manches Töpfchen und Tröpfchen fließt in das

Stübchen der Armut. Mit Mariechen geht es zur Besserung. Wieder ist heiliger Abend; der Pastor hat ein kleines Bäumlein gebracht und Gaben für die Kinder. Mariechen sitzt in ihrem Bett, noch bleich und matt, aber die Krankheit ist gebrochen; die Lichter am Baum spiegeln sich in ihren Äuglein, die von Glück und Freude strahlen. Der Vater ist auch da, zwar nicht wie sonst, aber doch freundlicher und nicht betrunken, und das alte, fröhliche Weihnachtslied klingt wieder von ihren Lippen:

„Himmlische Heere jauchzen dir Ehre,
Freue, freue dich, o Christenheit!“

Der träumende Carlo fährt mit der Hand über die Stirn. O, die alten Bilder von Freud' und Leid, sie werden immer trüber, immer mehr Leid, immer weniger Freud'! Jahr und Tag sind vergangen; der Vater fängt wohl an einzusehen, in welches Elend er sich und die Seinigen gebracht. Aber er weiß nicht, wie er loskommen soll von seinen Genossen, wie er die redliche Arbeit wieder anfangen soll. Dazu beginnt er zu kränkeln schon den Sommer hindurch, gegen den Winter wird es schlimmer. Wüst durchschwärmte Nächte, schlechte Nahrung und der Genuß von Branntwein haben seine Gesundheit untergraben; mit dem Beginn des Dezember muß er ganz liegen. Wohl hat er anfangs getobt und geflucht, aber mit unendlicher Geduld hat die treue Mutter ihn gepflegt, für jedes seiner Drohworte nur Liebe als Antwort gehabt. Da ist er stiller und stiller geworden und hat begonnen, freundlich zu lächeln bei all' seinen Leiden.

Horch, läuten sie nicht wieder den heiligen Abend ein? Karl hört sie so deutlich, die Festglocken, und sieht, wie er mit Mariechen zum Gotteshause wandert, wo die hellen Christbäume brennen wie heut', und auch ihre Kinderstimmen haben damals mitgejubelt:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Daheim brennt freilich kein Christbaum in dem Krankenstübchen. Dem Vater geht es sehr schlecht; die Mutter sitzt an seinem Bett, bleich und verhärmt. In beider Eltern Augen stehen noch die Thränen; sie müssen wohl gar ernst miteinander geredet haben. Aber auf beider Antlitz liegt ein Friede, als seien sie alles Leides überhoben und sei Glück und Freude bei ihnen eingekehrt. Der Vater küßt die Kinder und liegt dann still mit gefalteten Händen da, als sie ihr Weihnachtslied singen. Leise betet er die Worte nach:

„Christ ist erschienen,
Uns zu versühnen,
Freue, freue dich, o Christenheit!“

Das war ein gar stiller, heiliger Abend. Aber den Hauch des Friedens, der damals durch das Stübchen ging, er fühlt ihn noch heut', der verlorene Sohn, der heimkehren möchte. Von da ab geht es mit Riesenschritten mit des Vaters Leben bergab, und ehe das neue Jahr eingeläutet wird, da ist er eingegangen zur ewigen Ruhe;

„Christ ist erschienen,
Uns zu versühnen,“

haben die Kinder ihm noch singen müssen, und unter den Klängen dieses Liedes ist er sanft entschlafen. Dann haben die drei allein beisammen gewohnt, die Witwe mit den Kindern; alle haben gearbeitet, so viel in ihren Kräften stand. Die heranwachsenden Kinder haben treulich der Mutter geholfen, und der Verdienst hat ausgereicht für ihre bescheidenen Ansprüche. Karl will Schlosser werden und kommt zu einem tüchtigen Meister in die Lehre in dem Städtchen, das sie heut' passiert, jenseits des Berges. Das Jahr darauf ist Mariechen in den Dienst gezogen, und es ist immer einsamer geworden in dem Witwenstübchen. Nur Sonntags finden sie sich zusammen, die Kinder bei der Mutter. Dann besorgt Mariechen gar geschäftig den Kaffee, und jeder erzählt von seinen Erlebnissen. Marie hat einen guten Dienst, und die Herrschaft ist mit ihr zufrieden. Einen guten Freund bringt Karl mit heim, den Wilhelm; der ist schon Geselle, hält aber gute Kameradschaft mit dem Lehrburschen und läßt es sich gar wohl sein bei der trefflichen, alten Frau, und seitdem kommt er öfter mit und immer lieber. Mariechen lächelt freundlich, wenn er kommt, und eilt umher, gleich einer emsigen, kleinen Martha, um alles so behaglich als möglich zu machen. O, das waren schöne Jahre, voll von Glück und frischer, fröhlicher Arbeit.

Manchen Weihnachtsabend haben sie zufrieden mit einander verlebt und viel' liebliche Weihnachtslieder gesungen. Aber die Zeiten ändern sich und die Menschen. Karl ist jetzt Geselle und verdient das Seine; noch ist er sparsam und treu in der Arbeit. Doch auch in das Städtchen, wo er arbeitet, haben die Aufwiegler ihren Weg gefunden; der Geist des Hochmuts und Übermuts kommt auch über ihn, und nur zu bald ist er auf dem abschüssigen Wege, den sein Vater gegangen. Wilhelm, der feststeht, mahnt und warnt vergebens; auch der Mutter Worte finden bald keinen Eingang mehr. Er wird lässig in der Arbeit, fängt Händel an mit seinen Mitgesellen und ist trotzig und widersetzlich gegen seinen Meister; auch der Branntwein ist ihm nicht mehr fremd. Wie lange wird der Meister noch Geduld mit ihm haben? Nach Hause geht er immer seltener. Oft muß Wilhelm den Weg allein machen, wenn er Marie sehen will, die jetzt seine Braut ist.

Noch einmal heiliger Abend. Karl und Wilhelm wollen heimgehen. Da bekommt Karl eine Aufforderung von einem seiner neuen Freunde, einem liederlichen Burschen, er solle abends in ihre Versammlung kommen, wo sie Wichtiges zu beraten haben. Karl verspricht es; Wilhelm warnt und bittet, er solle mitgehen zur Mutter. Noch abends, als Karl dennoch den Weg einschlägt in die widrige Schenke, folgt ihm Wilhelm und versucht alles, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Da wird Karl wütend, wie häufig in letzter Zeit, faßt den treuen Freund am Kragen und stößt ihn mit Gewalt von sich. Wilhelm, der viel schwächer ist, taumelt einige Schritte weit, schlägt unglücklich mit dem Kopfe gegen einen Baum und stürzt leblos zu Boden. Das bringt den jungen Missethäter zur Besinnung. Entsetzt steht er vor dem am Boden liegenden Freunde, aus dessen Kopfe das Blut in den Schnee rinnt. Tiefe Stille herrscht in den Straßen; kein Mensch hat die beiden gesehen, keiner den leisen Schrei gehört, mit dem Wilhelm zu Boden sank — jeder ist mit sich beschäftigt, hinter den Fenstern strahlen die Christbäume, lachen fröhliche, glückliche Gesichter, — und er ist allein mit dem sterbenden Freund! Er versucht, das Blut zu stillen und Wilhelm zu beleben, vergebens! Soll er Menschen rufen, soll er Hilfe holen, ehe das Leben vielleicht ganz entflohen ist? Da faßt ihn namenloses Entsetzen! Er, als Mörder eingesperrt! und seine Mutter, — sein Mariechen! — Er ist es jetzt, der alles Elend in den glücklichen Kreis bringt.

Kann er es mit ansehen, wie sie sich vielleicht zu Tode härmen über seinen Frevel? Unmöglich! — Er flieht, ohne zu wissen wohin, in wirrer Hast zunächst durch die Straßen ins Freie, atemlos durchs Feld, bis er sich inmitten eines Waldes allein sieht. Wo ist er? Wohin will er? Gleichviel, nur vorwärts, dahin, wo ihn niemand kennt. Er sieht, daß er in der unbewußt eingeschlagenen Richtung in einigen Stunden die Grenze erreichen kann, und dahin will er um jeden Preis. O furchtbare, grauenvolle Erinnerung! Er bebt zusammen vor Entsetzen noch heut', nach so vielen Jahren, — Jahren voll bitterer Not, voll Kampf und Elend! Aber auch an sie mag er nicht zurückdenken, es geht ja immer mehr bergab. Zuerst versuchte er noch zu arbeiten, aber es glückt nicht immer, und bald gerät er wieder in schlechte Gesellschaft. Seit Jahren zieht er nun umher mit fahrendem, heimatlosem Gesindel; bald schließt er sich wandernden Musikanten, bald Komödianten oder Tier-

bändigem an. Seit Jahren klang kein Weihnachtslied an sein Ohr. Seit Jahren hat er vor wenigen Tagen zum erstenmale wieder den Boden des Vaterlandes betreten, und wider Willen in der Nähe der Heimat; alle Umstände haben zusammengewirkt, um ihn hierher zu drängen. Er hat gehofft, vielleicht in dunkeler Nacht vorbeizuwandern, niemand zu sehen und von niemand gesehen zu werden. Leben sie noch, die ihm so teuer waren? Ist Wilhelm nicht wieder zum Bewußtsein erwacht? Ist er selbst wirklich ein Mörder? Der Mörder seines besten Freundes, des Geliebten seiner einzigen Schwester. Er schaudert von neuem. Dort auf dem nahen Kirchhofe glaubt er den Grabhügel seines Vaters zu erkennen. Ruht auch seine arme Mutter bereits dort? Wo ist Marie? Nie hat er Kunde von ihnen erhalten, nie auch nur versucht, sie zu erlangen; ihm grauete, zu erfahren, daß Wilhelm wirklich tot sei. Lieber wollte er tot sein für alle, die ihm lieb und teuer waren. Warum muß auch die Kirche so hell strahlen, da er in der dunkeln Nacht vorbeikommt, warum gerade das Lied zu ihm herübertönen, das sich durch seine ganze Jugend flicht, das ihn so tief ergreift!

„Christ ist erschienen,
Uns zu versühnen!“

Es wird ihm weicher und wohler ums Herz, als er die Worte wiederholt. Er denkt an seinen Vater, der auch schwer gefallen und endlich doch unter den Klängen dieses Liedes so sanft entschlafen war. So träumt er die ganze, bange, schwere Vergangenheit durch und hat die Gegenwart vergessen, bis der Ton der Orgel ihn aufweckt. Der Geistliche hat geendet, der Schlußvers wird gesungen; er sieht, wie die Kirchthür sich öffnet und die Menge herausströmt. Da greift er mechanisch nach seinem Leierkasten, und, ohne sich klar bewußt zu sein, was er thut, beginnt er eine Weise, die er sich stets gescheut, seinen Leierkasten spielen zu lassen.

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

tönt es den Heimkehrenden entgegen, die an ihm vorbeieilen, der Bescherung in ihren Häusern zu. Da hört er plötzlich neben sich eine Stimme, die ihn ins innerste Herz erbeben macht: „O Großmutter, höre, der Leiermann spielt unser liebes Weihnachtslied!“ Das kleine Mädchen zieht die Großmutter dichter heran und bittet weiter: „Laß uns den Vers zu Ende hören, Vater und Mutter kommen da schon mit Karl und Mariechen.“ Träumt er noch immer, der finstere, fremde Leiermann, oder sind das nicht Maries Züge, ist das nicht Maries Stimme? Er sieht auf die Kleine nieder, seine Hand stockt, und mitten in der Melodie bricht er ab. „Aber spiele doch weiter“, ruft bittend das kleine Mädchen, „es fehlt ja noch: Freue, freue dich, o Christenheit!“

Da richtet sich plötzlich die Greisin empor, ihre klaren Augen blicken ihn durchdringend an; das helle Licht der brennenden Bäume in der Kirche fällt gerade auf seine verstörten Züge. Sie hat genug gesehen in dem einen Augenblick. Zitternd legt sie ihre Hand auf die seine und fragt mit bebender Stimme: „Karl, kennst Du es noch, unser Weihnachtslied?“ Das ist die Sorge, die ihr Herz bewegt, die ganzen langen Jahre; ihr Gebet um seine Seele ist der starke Faden, der ihn zurückgezogen hat an die Schwelle des Gotteshauses, und auch jetzt ist dies die einzige Frage, die sie an den Wiedergefundenen stellt. Und der Leiermann? Wie versteinert steht er da. Ist das wirklich seine Mutter? Hat sie den Jammer um ihn wirklich getragen so viele Jahre und auch jetzt nur Worte der Liebe für ihn? Noch einmal steigt sein vergangenes Leben in seiner ganzen Widrigkeit vor ihm auf. Darf er die reine Hand seiner Mutter fassen, kann er denn wirklich auf Vergebung hoffen? Scheu sucht sein Auge das ihre; — nur Liebe, Mitleid strahlt ihm daraus entgegen. Da bricht er zusammen und birgt schluchzend sein Haupt an ihrer Brust. —

Stiller und stiller wird es in den Straßen, hell leuchten und strahlen die Christbäume aus den Fenstern hernieder. Tausende fröhlicher Augen glänzen in ihrem Licht; Tausende von Christenseelen jubeln heut' auf dem weiten Erdenrund.

In der schmutzigen Schenke sitzt Czdenka mit ihren Genossen, trinkend und fluchend, zuweilen bittere Spottreden führend über Carlo, und wo er wohl sein möge, tiefer und tiefer sich verstrickend in das Elend Leibes und der Seele, die irdische und die ewige Heimat vergessend.

Carlo aber, der Heimatlose, war in der Heimat wieder daheim. In dem Häuschen des Schlossers Wilhelm wohnt heut' ein Glück, eine Seligkeit, die ein Abglanz zu sein scheint der Freude, die da sein wird vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.

Die Kinder jubeln über die Lichter am Baum, über die Gaben der Liebe, und die Eltern schauen fröhlich auf sie nieder. Die Großmutter aber sitzt in der Ecke des Stübchens und zu ihren Füßen Karl, der verlorene, und nun wiedergefundene Sohn, den keine menschliche Gewalt, wie er trotzig gesagt, wohl aber göttliche Führung und Gnade in der Heimat gehalten hat.

Liebend und vergebend hat auch Wilhelm ihm die Hand gereicht; feuchten Auges blickt er auf das Glück um ihn her, und voll und frisch mischt sich seine tiefe Stimme in die der Kinder:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Himmlische Heere jauchzen dir Ehre,
Freue, freue dich, o Christenheit!“

Weihnachts-Allerlei.

Christabend in der Hütte der Armen.

(Zu unserem Bilde auf Seite 281.)

Der Weihnachtsabend ist erschienen.
Wie fröhlich ist heut jung und alt!
Das Festglück strahlt aus ihren Mienen,
Und frohes Weihnachtslied erschallt.
Das ist ein Jubeln, Lachen, Scherzen:
Wie reich hat Christkind uns bedacht!
Wie herrlich strahlt im Glanz der Kerzen
Des grünen Weihnachtsbaumes Pracht!

Ein andres Bild. — Auf dürft'gem Lager
Schlägt kummervoll ein Mutterherz:
Das Auge matt, die Wangen haaer,
Aus allen Zügen spricht der Schmerz:
„Ach, will sich keiner denn erbarmen?
Kennt keiner meine große Not?
Hat niemand Mitleid mit uns Armen?
Bringt niemand meinen Kindern Brot?“ —

Getrost du Arme! Sieh', dein Jammer,
Bewegt das Herz des höchsten HErrn.
Er sendet dir in deine Kammer
Der Liebe Trost, der Hoffnung Stern.
Vernimm von deines Kindes Lippe
Die Botschaft von der heil'gen Nacht,
Die mit dem Kindlein in der Krippe
Das ew'ge Heil auch dir gebracht

Und Gottes Liebe hat aufs neue
In Kinderherzen Lieb' erweckt;
Durch sie hat Seine Vatertreue
Den Weihnachtstisch euch schön gedeckt.
Ihr sollt euch fröhlich jetzt erlaben
An dem, was Gott durch sie beschert; —
Was sie euch gern und freudig gaben,
Hat ihre Seligkeit gemehrt.

In eures armen Stübleins Dunkel
Fällt jetzt ein heller Weihnachtsschein,
Und mit des Christbaums Lichtgefunkel
Zieht Licht in eure Herzen ein.
Sein Grün sei euch ein Bild und Zeichen,
Daß ewig grünt, was Gott verspricht:
Ob Hügel fallen, Berge weichen,
So fällt doch Mein Erbarmen nicht!

E. W. Köhler.

Ein Christfest am Nordpol. „Morgen ist Christtag, und heute abend der Christbaum!“ — „Woher ihn nehmen?“ — „Geduld, du wirst schon sehen.“ — So lautete ein Gespräch dort in der schrecklichen Eiswüste am Nordpol. Die es führten, gehörten zu der Mannschaft eines englischen Schiffes, die in den letzten Jahren ausgefahren, um die Spuren von Franklin zu suchen. Schon den dritten Winter festgefroren, begann auch den Tapfersten der Mut zu sinken. Die Lebensmittel gingen auf die Neige. Hunger und Kälte mußten ihr Tod sein. Von den beiden, die das Gespräch führten, war der Ältere Offizier, bisher voll Mut und Gottvertrauen, jetzt kleingläubig und verzagt. Der Jüngere war der Sohn eines deutschen Missionars auf Labrador, vom Kapitän auf der Nordpolfahrt als einzig Lebender von einem Schiffswrack gerettet. Der Liebling aller, schaute er auch jetzt noch mit kindlichem Vertrauen in die Zukunft. Mutlosigkeit hatte die ganze Schiffsmannschaft ergriffen. Ein Matrose nach dem andern starb. „Geduld, du wirst schon sehen“, hatte der Sohn des Missionars zu dem Offizier gesagt und ging mit diesen Worten zum Kapitän. „Sie kennen“, begann er, „die Niedergeschlagenheit der Mannschaft, wir müssen sie aufrichten.“ Und er fing an, seinen Plan auseinander zu setzen. Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Einen Christbaum? Kinderspiel! — Doch nein“, fuhr er nach einigem Nachsinnen fort, „der Christbaum spricht zu allen in seiner eigenen Sprache. Er ist Erinnerung der Kindheit, Wiederschein glücklicher Tage. Gott segne dich, mein Junge“, sagte er endlich, „mach' alles zurecht, ich will dabei sein, um zu sagen, was das Christfest ist.“ Die Idee wurde von den meisten sehr gut aufgenommen, nur der Schiffsdoktor sagte kalt und trocken: „Ja, der Christbaum ist eine alte deutsche Sitte, sie mag wohl hübsch sein, aber was sollen wir damit?“ Zur bestimmten Stunde traten Offiziere und Mannschaft in die hintere Kajüte. Dort stand in der Mitte der Christbaum. Eigentlich war's keiner. Wo sollte er auch gewachsen sein? Aber die Liebe ist erfinderisch — wenn's keiner war, so sah er ihm doch ähnlich. An einem Stock war dürres Reisig wie Zweige angebunden; ein wenig Moos war der grüne Schmuck und als Früchte hingen kleine Geschenke des Kapitäns herab. Die Schiffslaterne endlich leuchtete wie ein Stern an der Spitze des Baums. Als der Kapitän eintrat, war daselbst eine wunderbare, heilige Stille. Er begann: „Lieben Freunde, der alte Gott lebt noch. Wenn wir glauben, daß seine Liebe ein Ende habe, so kommt das daher, weil wir nicht mehr leben. Wir sind es, die vergessen haben zu lieben, zu hoffen, zu vertrauen. Aber der einmal für unsere Sünden leiden und sterben wollte, von dem dürfen wir nicht glauben, daß er uns verlassen habe. Freunde, wenn die Nebel uns den Polarstern verbergen, so wissen wir nichtsdestoweniger, daß er nicht ausgelöscht ist. An dem Himmel der Christen ist auch ein Polarstern; verbirgt ihn das Unglück wie ein Nebel, so dringt unser Glaube doch hindurch! Darum Mut gefaßt! Das Auge nach oben, nach oben die Herzen! Was Gott mit uns vorhat, das weiß ich nicht, aber was ich weiß, ist das: Wir sind in der Hand eines Vaters, und in aller Not haben wir einen Erlöser, JEsum Christum. Wir sind stolz darauf gewesen, daß die Flagge unsers irdischen Vaterlandes überm Eismeer sich entfaltet. Aber eine andere Fahne muß noch aufgepflanzt werden. Es ist die Fahne des ewigen Vaterlandes, die Fahne Christi, das Kreuz. Unter dieser Fahne ist das Vaterland überall, der Friede überall, die Freude überall, Gott überall.“ Darnach gab der Kapitän allen die Hand, und alle waren glücklich, dieselbe zu drücken. Was nach dem Abend folgte? [illegible] Schiffsmannschaft hatte den Frieden, das Vertrauen auf Gott wieder[illegible]funden. Das Christfest hatte ihnen den Heiland wiedergeschenkt. [illegible] diejenigen, welche kopfschüttelnd und spottend von dem Plane, am Nor[illegible]pol Christfest zu feiern, gehört hatten, traten zum Kapitän, um ihm [illegible] danken. Die Erlösung kam. Sie haben ihr Vaterland wiedergesehen. Der Christbaum mit seinen Lichtern, das Christfest mit seinen Liedern, das Christkind mit seinen Gaben, o möchte es auch dir neuen Mut, neues Hoffen schenken! Möchte das Fest, das wir feiern, neuen Glauben und neue Liebe wecken. Das walte Gott! [illegible]

Du kommst von Deinen Himmelshügeln. Als am Schlusse [illegible] vergangenen Jahrhunderts der fromme Liederdichter Lavater, durch [illegible] Kugel eines Mörders getroffen, auf dem Totenbette in großen Leiden schmachtend, sein letztes Weihnachtsfest auf Erden kommen sah, da war nicht mehr die Kraft in ihm zu freudigem Zeugnis, wie es sonst seinem Munde in der heiligen Zeit entströmte. Da war er auch nicht mächtig, dem für uns Geborenen ein freudiges Lied zu singen. Wie hatte er [illegible] am Vorabend des Weihnachtstags auf das feierliche Geläute geharrt, [illegible]ches den hohen Festtag ankündigte! Elend und matt, wie er jetzt im Pfarrhause zu St Peter auf dem Totenbette lag, konnte er nicht [illegible] mit voller Freude sein Ohr hinstrecken zum Klange der Glocken, [illegible] drang noch etwas von dem Geläute zu seinen Ohren und drang zur [illegible]den Seele, und er bittet, daß man das Fenster öffnen sollte, winkt Frau und Tochter zu sich hin, faßt ihre beiden Hände und spricht: „Wißt ihr, was mich am meisten leidend macht? Es ist das, daß ich so gebunden bin, nicht mehr recht über das größte Wunder der Gnade, die Menschwerdung JEsu, nachdenken zu können.“ Aber wenn der Geist zu müde war, die herrlichen Gedanken recht fassen zu können und ihrer recht froh zu werden, so lagen sie doch im Hintergrunde der Seele, und als dann am Abend der Christnacht der müde Dulder in einen längeren Schlummer versank, da traten jene fröhlichen Gedanken im Traume als Lichtgestalten hervor; da hat im Traume Lavater ein Lied gesungen, zu dem der Wachende zu schwach war, und als er erwachte, konnte er nicht begreifen, daß er dieses Lied nicht geschrieben auf seinem Bette finden sollte, und daß das alles nur im Traume sollte vor sich gegangen sein. Aber nur noch ein kleines Bruchstück des Liedes, welches im Traum ihm gegeben war, war ihm im Gedächtnisse geblieben, nur die Worte:

Du kommst von Deinen Himmelshügeln
Voll Heil nur unter Deinen Flügeln.
Zu Deiner Rechten Gnade nur!
— — — Ergießt sich Leben, wo Du blickest,
Vertrangt sich jedes Elends Spur.

Am Weihnachtstage selber aber hatten sich mehr noch die Züge des Todes auf sein Angesicht gelegt, und der Geist war müde; denn als einer seiner Nächsten ihn um seinen Abschiedssegen bat, da mußte er, dem es sonst nicht an aufrichtenden und segnenden Worten für andere gefehlt hatte, sprechen: „Ach ich vermag es körperlich nicht und bin auch innerlich so gebunden!“ Dennoch ist dem Todesmüden noch Kraft übrig geblieben, in das gegenwärtige Jahrhundert hinüberzuschreiten und dasselbe zu begrüßen. Der Kern aber dieses Grußes, der am Neujahrstage als letztes Zeugnis sollte der Gemeinde zugetragen werden und der, so schwach war seine Stimme geworden, von seinen Lippen mußte abgehorcht werden, war ein Aufblick zu dem, der auch dieses Jahrhunderts einziger Hoffnungsstern ist. Da sagte er:

Ziehe die Hand nicht ab von uns, Du, aller Erbarmer.
Unsere Freude sei Du, und unsere Hoffnung und Hilfe!

O, Gott Lob! dieser große und herrliche Morgenstern der ewigen Rettung, er steht fest und unbeweglich am Himmel, wenn auch Wolken ihn uns verhüllen; — und wenn auch jetzt einmal der ihm gebührende Lobgesang übertäubt wird oder auf der schwachen zitternden Lippe erstirbt, unser Mund wird dennoch noch in Freuden überströmen von Lob, Preis und Ehre, unserm Retter und Heilande dargebracht!

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr H Duemling Fort Wayne, Ind, zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 3. Januar 1884. Nummer 19.

Neujahr.

Das neue Jahr ist kommen,
O sei's zu Heil und Frommen!
Ein jeder neue Morgen
Verscheuche finstre Sorgen!

Doch auch für Weh und Jammer
Winkt eine Friedenskammer,
Und wo viel Thränen fließen,
Wird auch manch Blümlein sprießen!

Ihr trüben Augensterne,
O schaut die goldne Ferne,
Da strahlt ein Thron hoch oben,
Umrauscht von Dank und Loben!

Ja, Vater aller Gnaden, —
Laß leuchten unsern Pfaden
Das Licht in Deinem Sohne
Und Seine Lebenskrone!

Laß wachsen uns im Glauben,
Den uns kein Feind kann rauben!
Vergieb, wie wir vergeben,
Zeig' uns im Tod das Leben

Daß einst an jenem Tage
Dies Jahr uns nicht verklage,
Daß wir vor Dir bestehen
Und ein zur Freude gehen! AH.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (15. Fortsetzung.)

12.

Ich befand mich in einer mir nicht gewöhnlichen Gemütsbewegung, als der seltsame Mann mich verließ und ich ihn so allmählich hinter den Bäumen verschwinden und seiner abgelegenen Einsiedelei sich wieder zuwenden sah, das gestand ich mir ehrlich ein, als ich nun langsam meinen Weg nach meiner Behausung fortsetzte. Die geistige Spannung, die mich bei seinem ersten Anblick ergriffen und die allmählich mehr und mehr zugenommen, je länger ich mit ihm zusammen gewesen, ihn so still und bedächtig hatte handeln sehen und so scheu und zurückhaltend hatte reden hören, war einer ernsten Betrachtung über die ganze rätselhafte Erscheinung gewichen, die mich jedoch zu keinem erwünschten Ziele führte. Nein, ich mochte so viel über ihn denken und grübeln, wie ich wollte, ich blieb mir selbst völlig im unklaren über ihn, und nichts wollte so recht stand halten, was ich mir selbst über ihn vorzureden versuchte. So viel war indessen gewiß: ich hatte es hier nicht bloß mit einem Sonderling, wie ich zuerst gedacht, der sich aus purer Liebhaberei für die Berge und aus Naturschwärmerei diese Einöde zum Wohnsitz erkoren, sondern abermals mit einem Unglücklichen zu thun, deren es auf der weiten Welt ja so unzählige giebt und deren Grundleid oft nur schwer zu entziffern ist. Habe ich aber in meiner Weise einmal erst erkannt, daß ich einen wirklichen Unglücklichen vor mir habe, wie es ja hier ohne Zweifel der Fall, Gottes Hilfe irgend wie zu helfen und den Versuch zu machen, handelnd in sein Schicksal mit einzugreifen und das Schmerzliche von ihm abzuwenden oder es wenigstens zu erleichtern.

Daß ich die helfende Hand auch bei Mr. Humphrey Scott sein wollte, wenn mir die Gelegenheit dazu geboten würde, das brauchte ich mir daher nicht besonders vorzunehmen, das stand schon von selbst in mir fest. Es kam hier bloß auf die Gelegenheit an, ihm nutzlich zu werden, und die wollte ich jeden Tag näher und näher herbeizuführen suchen, so oft ich mit ihm zusammentraf, und daß dies jetzt oft geschehen würde, wußte ich ebenfalls, wenn ich auch nicht den ganzen Tag bei und mit ihm verweilen wollte und konnte, da ich mich ja auch meinen eigenen Interessen und denen anderer Personen zu widmen hatte, die mir in den letzten Wochen so nahe getreten waren.

Indessen, so viel bekenne ich ehrlich: einigermaßen traten selbst Mrs. Duncan und Miß Lucy und Mary Markham vor der neuen Bekanntschaft des Einsiedlers zurück, obgleich ich ihnen gewiß eine große Stelle in meinem Herzen eingeräumt. Aber bei Mr. Scott schien mir weit mehr Eile nötig zu sein, er befand sich offenbar in einer viel traurigeren Lage als Miß Mary, die doch noch ihre Verwandten um sich hatte und mitten unter sie trostenden und an ihr teilnehmenden Freunden lebte. Auch hatte sie sich ja jetzt schon in ihr Unglück gefunden, das-

mir nur gelang, durch meinen Freund den Ort ausfindig zu machen, wo Harry Duncans Gebeine schlummerten, dann hatte ich ja alles geleistet, was ich dem jungen Mädchen gegenüber leisten konnte.

In viel qualvollerer Lage dagegen erschien mir Mr. Scott. Er litt körperlich und geistig, es waren, ich leugnete mir das nicht, gewiß oft Momente bei ihm vorhanden, in denen er der Verzweiflung nahe war, und was einem Menschen in solcher Situation begegnen kann, wenn er ohne äußeren Beistand sich selbst überlassen bleibt, davon hatte meine Erfahrung Beispiele genug aufzuweisen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat ich endlich aus dem nach der oberen Alp führenden Bergwalde auf die freie Hausalp hinaus, und als ich noch einige Schritte vorwärts gethan, sah ich mein trauliches Bergasyl wieder dicht unter mir liegen. Als ich nach dem Hause hinunterschaute und meine Augen nach allen Richtungen über die im Sonnenlicht leuchtende Hausalp flogen, gewahrte ich niemanden auf derselben, und das war mir gerade nicht unangenehm. Sah ich doch in meinem jetzigen Zustande etwas hart vom Wetter mitgenommen aus und meinen Schuhen und Gamaschen merkte man nur zu deutlich an, daß mein Weg mich durch dick und dünn geführt. So schlich ich denn ganz leise nach dem Hause hinab, vermied den am schlüpfrigsten sich darstellenden Hauptweg, und glitt mehr als ich ging, gerade aus den Rasen hinab, schlupfte hastig in das Haus und erreichte so unbemerkt mittelst der Hintertreppe mein Zimmer, wo ich zuerst leise die offenstehenden Fenster schloß, meine zerknitterten und beschmutzten Kleider abwarf und eine gründliche Reinigung meines äußeren Menschen vornahm.

Kaum aber war ich damit zustande gekommen und eben im Begriff, andere Kleider anzulegen, so hörte ich jemanden mit festem Schritt die knarrende Treppe heraufsteigen und alsbald klopfte eine Hand bescheiden an meine Thür. Auf meinen Hereinruf trat Sterchi bei mir ein, der soeben von Ned meine Rückkehr erfahren hatte und sich nun nach meinem Ergehen erkundigen wollte.

Er stand mit seinem gemütlichen Lächeln auf dem behäbigen Gesicht eine Weile sprachlos da und warf nur einen kritischen Blick auf meine über einen Stuhl geworfenen Bergkleider und die Schuhe darunter; dann erst wandte er sich zu mir und sagte kopfschüttelnd:

„Na, es ist nur gut, daß Sie mit heiler Haut wieder da sind, Herr Doktor. Das war ein hübsches Gewitter heute morgen unmittelbar nach Ihrem Abmarsch und Sie haben den Regenguß jedenfalls über sich ergehen lassen müssen, nicht wahr?"

„Ja wohl", entgegnete ich lächelnd, „das ist mir nicht erspart worden, indessen ist es mir immer noch leidlich genug ergangen und Sie sehen mich wenigstens ganz munter und vergnügt wieder."

„Ja, das sehe ich zu meiner Freude, aber andere Leute haben sich recht um Sie geängstigt, und man gab sich schon allerlei Befürchtungen hin, daß Ihnen ein Unglück begegnet, und ich hatte alle Welt zu trösten. Namentlich die drei Engländerinnen waren ganz außer sich und auch von den anderen wußte niemand, wo Sie geblieben waren und während des entsetzlichen Gewitters und Regens ein Unterkommen gefunden hatten."

„O ich bin, nachdem ich gründlich durchnäßt und vom Hagel arg mitgenommen war, endlich doch unter Dach und Fach geraten!" erwiderte ich absichtlich kurz und bündig.

„Ah, dann sind Sie wohl auf der Alp in meiner Sennhütte gewesen?"

Ich sah ihn fest an, denn ich war begierig, zu erforschen, wie er sich auf meine nächste Antwort verhalten würde. „Ja", sagte ich, „in Ihrer Sennhütte bin ich allerdings a u ch gewesen und kann Ihnen berichten, daß all Ihr Hab und Gut dort oben in bester Verfassung ist, obgleich einige Unruhe unter dem Vieh herrschte, als es endlich wohlbehalten im Stall geborgen war."

„Das kann ich mir denken; aber gut, ich danke Ihnen für den Bericht", versetzte er und schien zu weiteren Fragen nicht mehr aufgelegt, da er wohl merken mochte, daß ich dem, was er eigentlich wissen wollte, auswich, obgleich ich nur den richtigen Moment abwartete, ihm mein ganzes Geheimnis auf einen Schlag zu offenbaren. „Indessen", fuhr er doch sogleich fort, „werden Sie wohl etwas hungrig sein und ich habe dafür gesorgt, daß Sie zu jeder Stunde Ihr Essen finden. Es erwartet Sie also und Sie brauchen nur in den Speisesaal hinabzusteigen, um Ihren Appetit zu befriedigen."

Da war denn der richtige Moment für mich gekommen und ich sagte rasch: „O, mit meinem Appetit steht es nicht so schlimm, lieber Sterchi. Ich habe zu gut gefrühstückt und mich obenein ganz trocken gekleidet."

Er sah mich eine Weile starr an, dann fragte er mit einer sichtbaren Verwunderung auf seinen sprechenden Zügen: „In der Sennhütte?"

„Nein", sagte ich so ruhig wie möglich, „noch etwas höher hinauf und in einem viel komfortabler eingerichteten Hause, und da habe ich gefunden, daß Ihr Schinken und Ihre Eier dort oben ebensogut schmecken, wie hier unten."

„Ah!" machte der Wirt und riß seine blauen Augen dabei weit auf. Dann fuhr er still vor sich lächelnd fort: „Ob ich es mir nicht gedacht habe!" Aber weiter sagte er nichts und ich sah wieder, wie gewissenhaft er sein dem Amerikaner gegebenes Versprechen, gegen jedermann über ihn zu schweigen, auch jetzt noch hielt.

Hiermit schien von Sterchis Seite wenigstens unser Gespräch über den beregten Punkt zu Ende zu sein und er wollte sich eben, sichtbar in Gedanken verloren, zur Thür wenden, als ich noch einmal zu sprechen begann und sagte:

„Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Sterchi, ich habe Ihnen noch eine Bitte auszusprechen. Geht Johann oder sonst jemand noch heute nach Interlaken hinab?"

„Ja wohl, um vier Uhr, Herr Doktor. Soll er Ihnen etwas besorgen?"

„Ja. Ich habe zwei Rezepte zu schreiben und er soll mir die Arznei mit aus der Apotheke heraufbringen, doch muß ich sie unter allen Umständen noch heute haben."

„Arznei?" fragte Sterchi mit unwillkürlichem Staunen. „Fur wen denn, wenn ich fragen darf?"

„Warten Sie nur einen Augenblick", sagte ich ruhig, setzte mich sogleich an meinen Schreibtisch und schrieb die beiden Rezepte, die ich schon lange im Kopfe hatte. Als ich aber damit fertig war, reichte ich sie ihm hin und sagte:

„Da, lesen Sie, für wen ich diese Arzneien verschrieben habe. Wissen Sie, was das Pro me hier heißt?"

„Nein, das weiß ich nicht, denn so gelehrt bin ich nicht."

„Nun denn, Pro me heißt: für mich selbst."

Er sah mich wieder groß an und schüttelte den Kopf. „O", sagte er, „Sie sind doch wahrhaftig kein Patient? Denn wer bei solchem Wetter solche Touren unternehmen kann, wie Sie, dem ist eine Flasche Burgunder gewiß die allerbeste Arznei."

„Mag sein, aber nun fragen Sie nicht weiter, lieber Freund; Sie sehen, ich habe meine Geheimnisse so gut wie Sie."

„Ah!" machte er wieder und nickte mir mit einer verständnisvollen Miene zu. „Wenn das ist, dann bescheide ich mich. Sie haben Recht. Sein Wort muß man unter allen Umständen halten und das thun wir ja beide."

Nach diesen Worten schritt er ruhig zur Thür hinaus und nahm die beiden Rezepte mit sich hinweg, an deren pünktlicher Besorgung mir so viel gelegen war. —

Den Nachmittag brachte ich in der Gesellschaft der mir befreundeten englischen Damen zu, die wirklich erfreut waren,

mich wohlbehalten wiederzusehen. Es kostete mir ziemliche Mühe, es zu vermeiden, ihnen über meine Abenteuer vollen Aufschluß zu geben, und ich mußte sehr auf der Hut sein, um mein Geheimnis nicht voreilig auszuplaudern. Doch gelang es mir endlich, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, und ich konnte mich voll und ganz dem Reize der Unterhaltung mit den liebenswürdigen Engländerinnen hingeben. Abends erhielt ich die Medizin, und so suchte ich denn endlich mein Lager auf, um morgen auf weitere Abenteuer auszugehen.

Um fünf Uhr war ich schon wieder auf den Beinen und fühlte mich nach ruhigem Schlaf vollständig gestärkt und wieder so frisch wie je. Schon vollständig zum Ausgange gerüstet, stand ich am Fenster und schaute in die glanzvolle Ferne, als Sterchi selbst mir mein Frühstück brachte, was er nur in Ausnahmefällen that und wodurch er mir verriet, daß er mit mir etwas zu sprechen habe oder etwas zu erkunden gekommen sei. Als er das Kaffeebrett auf den dazu bestimmten Tisch gesetzt, blieb er stehen und betrachtete mich vom Kopf bis zu Fuß, ohne zuerst ein Wort zu sprechen. Als er mich aber in Bergschuhen und Gamaschen fand, die wieder ganz manierlich aus Johanns Händen hervorgegangen waren, lächelte er etwas ironisch und sagte in seiner bescheidenen Weise:

„Wollen Sie schon wieder steigen, Herr Doktor?“

„Ja“, erwiderte ich nickend, „das will ich.“

„Wohin denn für heute, wenn ich fragen darf?“

„Ah! Sie sind also neugierig“, sagte ich lachend. „Nun, ich verdenke Ihnen das nicht, bin ich es doch auch schon gegen Sie gewesen. Aber ich will — aus Gründen — diesmal weniger diskret sein als Sie und Ihre Wißbegierde möglichst befriedigen. So wissen Sie denn, daß ich — jemandem das Versprechen gegeben habe, ihn an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit zu treffen, und ich will dies Versprechen nun ebenso treulich halten wie Sie das Ihre.“

„Aha! Das ist etwas anderes“, erwiderte Sterchi mit ernsterer Miene, „und ich bescheide mich; mehr will ich wahrhaftig nicht wissen. — Aber“, fuhr er nach kurzem Besinnen fort, „wenn die Sache so steht, dann thun Sie mir vielleicht einen Gefallen?“

„Gern. Was soll ich thun?“

„Sagen Sie diesem Ihrem jemand, daß auch bis heute noch kein Brief für ihn eingetroffen sei. Wollen Sie das?“

Ich mußte unwillkürlich lachen. Wir spielten beide unsere Rollen in der geheimnisvollen Komödie ganz gut. Da aber wurde ich plötzlich und wie durch innere Eingebung wieder ernst und sagte:

„Ich will es wohl, lieber Sterchi, aber warum tappen wir denn noch immer beide im dunkeln? Wenn Sie nun, was doch möglich ist, einen anderen jemand meinten als ich, dann könnte es eine unliebsame Verwechselung geben und niemand hätte den Vorteil davon, den Sie so freundlich mit der Ausrichtung Ihres Auftrages bezwecken.“

„Da haben Sie recht“, sagte nun Sterchi auch sehr ernst, „aber ich — ich bin eben durch mein Versprechen gebunden, mich nicht näher über den Betreffenden auszusprechen. Wenn Sie es nun nicht so sind wie ich, was ich beinahe vermute, so nennen Sie mir doch Ihren jemand und dann werden wir ja gleich im klaren sein.“

„Da haben Sie auch recht“, entgegnete ich. „Nun denn, nein, gegen Sie bin ich nicht gebunden, den Namen zu verschweigen, da Sie ihn ja schon wissen, und so sage ich Ihnen, daß mein jemand, den ich irgendwo treffen will, sich — Humfrey Scott nennt.“

„Ah!“ machte Sterchi mit völlig aufgeklärtem Gesicht. „Das stimmt, und nun weiß ich ein- für allemal Bescheid. Doch, da wir so weit miteinander sind, so sagen Sie mir vielsichtbarem Interesse fort. „Kennen Sie diesen Mann, wie es mir bisweilen scheint, schon länger oder wissen Sie überhaupt etwas Näheres über ihn?“

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte rasch: „Nein, lieber Sterchi, ich kenne ihn erst seit dem gestrigen Gewittertage, wo er mich so freundlich bei sich aufnahm, mich mit trockenen Kleidern versorgte und bewirtete, wofür ich ihm gerade in seiner eigentümlichen Situation dankbar sein muß. In allem übrigen aber ist er mir bis jetzt ein Rätsel geblieben, das aufzuklären ich noch nicht in der Lage gewesen bin, obgleich ich mir alle Mühe geben werde, dahin zu gelangen.“

„Aha!“ sagte Sterchi, nun immer vertraulicher werdend. „Daß Sie das in die Hand genommen, ist mir lieb und nun werden wir beide ja wohl bald etwas klarer in das Verhältnis blicken. Mir ist der Mann, das gestehe ich Ihnen jetzt ein, schon lange ein Rätsel gewesen, und ich gäbe etwas darum, wenn ich mehr über ihn erfahren könnte, als ich bis jetzt weiß.

„Er thut mir nämlich, trotzdem er mir oft gesagt, daß er sich in meinem Hause den Winter über und auf der Alp ganz glücklich gefühlt, doch oft recht leid und ich kann nicht begreifen, was ihn auf den Gedanken gebracht, sich in eine solche unwirtliche Einsamkeit zu begeben.“

Ich war bei diesen Worten in ein tiefes Sinnen versunken. „So“, sagte ich mir, „Du bist also nicht der Einzige, der über diesen Mann im unklaren ist. Nun, so wollen wir sehen, wem die erste Aufklärung über ihn zu teil wird und von welcher Seite das Licht kommt, das uns das ganze Rätsel löst.“

Etwas ähnliches erwiderte ich Sterchi, während ich mich an den Genuß meines Kaffees begab, aber der meist so schweigsame Mann hatte heute genug mit mir geplaudert und verließ mich. Als ich bald darauf mein Frühstück verzehrt, hing ich mir mein Fernglas um, nahm meinen Bergstock und trat meinen Morgenspaziergang an, denn eben zeigte meine Uhr auf sechs und die dazu festgesetzte Zeit war also gekommen.

Ich traf Mr. Scott an dem mir von ihm bezeichneten Platze bei der Tanne, schon auf mich wartend. Sobald ich ihn sah und erkannte, ging ich ihm mit eiligeren Schritten entgegen, begrüßte ihn mit freudiger Miene und reichte ihm wie einem alten Bekannten vertraulich die Hand hin. Er lächelte mich dabei auch an, aber es war ein schmerzliches, beinahe mit Mühe herbeigerufenes Lächeln, und als ich seine einzelnen Züge nun genauer betrachtete, konnte ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß mir sein Gesicht heute noch viel wehmütiger erschien als am vorigen Tage, und daß er seine hohe Gestalt nur mit angestrengter Willenskraft, nicht aber in natürlicher Frische und Elasticität aufrecht trage.

„Ah“, sagte er, noch vor mir das Wort ergreifend, da mein genaues Studium seiner Erscheinung mich im ersten Augenblick die Anrede vergessen ließ, „Sie besitzen also auch die Tugend der Pünktlichkeit? Das ist mir lieb, obgleich ich Zeit genug hatte, auf Sie zu warten, wenn Sie auch später gekommen wären; allein Sie wissen ja, die Uhr des Herzens läuft oft viel schneller als die, die man in der Westentasche trägt, und so habe ich mich recht sehr gefreut, als ich Sie dort aus dem Walde hervortreten sah.“

Ich drückte ihm noch einmal die Hand und nachdem ich ihn herzlich begrüßt, sagte ich: „Auch mich freut es sehr, daß ich Ihnen so willkommen bin; verlassen Sie sich aber ferner stets auf mein Versprechen; ich bin pünktlich in jeder Beziehung, und das will ich Ihnen auch dadurch beweisen, daß ich Ihnen sogleich die beiden Arzneien überliefere, die ich für Sie habe holen lassen.“

Dabei nahm ich aus meiner Tasche die vorsichtig eingewickelten Arzneien, eine Flasche und eine Schachtel mit Pillen, und überreichte sie ihm. Er nahm sie dankend hin und steckte

sich auf den Rasen legte, da wir jetzt auf dem Stamme der Tanne, jeder zwischen zwei besonderen Nebenstämmen dicht nebeneinander saßen, welchen Platz wir uns auf der Stelle auserwählt hatten. Unmittelbar darauf aber fuhr ich zu reden fort und sagte:

„Bevor wir auf andere Dinge kommen, Mr. Scott, muß ich Ihnen meine Gewissenhaftigkeit auch in einem anderen Punkte beweisen. Es betrifft Sterchi, was ich Ihnen sagen will. Er hat aus meinen Mitteilungen und wahrscheinlich auch durch eine sehr natürliche Kombination erraten, wo ich gestern gewesen bin, wer mich trocken gekleidet und mit einem Frühstück bedacht hat. Als ich ihm, da er mich seine Ansicht der Sache ziemlich deutlich erkennen ließ, eingestand, daß ich bei Ihnen gewesen, sprach er kein Wort mehr über Sie und Sie können daraus mit Recht auf seine fernere Verschwiegenheit schließen. Nur bat er mich heute morgen, als er abermals erriet, daß ich Sie treffen würde, und ich ihm auch das eingestand, Ihnen zu sagen, daß der von Ihnen erwartete Brief noch immer nicht angekommen sei."

Mr. Scott blickte, während ich sprach, still zu Boden, indem er sich damit unterhielt, die Spitze seines Alpstocks tief in den weichen Rasen zu stoßen; als ich aber mit Reden fertig war, nickte er kaum bemerkbar und sagte, leise dabei aufseufzend:

„Ich danke Ihnen und ich habe auch nichts dagegen, daß Sie mit Sterchi über mich sprechen, da Sie ja nun beide von meiner Anwesenheit auf dem Abendberg unterrichtet sind. Was aber den erwähnten Brief betrifft, nach dem ich mich allerdings unbeschreiblich sehne, so habe ich kaum erwartet, daß er schon jetzt eintreffen werde. So rasch wie unsere Wünsche und Hoffnungen eilen, schreiten die Dinge im Leben nicht vor, und man muß sich in dieser Beziehung unter allen Umständen in die unermüdlichste Geduld fügen lernen. — Doch nun zu Ihnen. Für diese Arzneien danke ich Ihnen recht sehr. Ich bedarf ihrer mehr, als ich verraten mag. Darf ich vielleicht gleich etwas davon nehmen, damit die Wirkung um so rascher erfolgt?"

„Gewiß!" sagte ich und schrieb ihm noch einmal vor, wie er sie gebrauchen und dabei leben, überhaupt wie er sich verhalten solle, wenn die Flasche geleert sei und er nun seine Zuflucht zu den Pillen nehmen müsse.

Er öffnete die Flasche fast mit zitternder Hast und trank sogleich einige Schluck davon. Dann, als er sie wieder verschlossen und vorsichtig in seine Jagdtasche gesteckt, sagte er.

„Es ist sonderbar, wie der Mensch oft an kleinen Dingen hängt und sich von ihnen eine große Wirkung verspricht. Von dieser kleinen Flasche mit der unscheinbaren Flüssigkeit zum Beispiel verspreche ich mir viel, zumal sie mir ein so freundlicher Mann gereicht, dem das Wohlwollen deutlich auf die Stirn geprägt ist."

„Bitte", sagte ich, meine rechte Hand um den uns trennenden Baumstamm herum auf seine Schulter legend, „ich that hierbei nur meine Schuldigkeit und erfüllte auch hier meinen, mir durch Gottes Willen zuerteilten Beruf. Es soll mich aber freuen, wenn die Arznei ihre Wirkung thut, und, wenn Gott seinen Segen giebt, jedenfalls wird sie das."

Er antwortete hierauf nichts, sondern nickte nur still mit dem Kopf, wobei sein Gesicht mir überaus trübselig vorkam, als ob er heute noch schmerzlicheren Empfindungen nachhänge als gestern. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, that ich eine Frage, die mich schon gestern abend und heute auf dem ganzen Wege beschäftigt; aber ich ahnte nicht, daß ich seiner Traurigkeit damit nur eine neue Nahrung bieten würde.

„Wie haben Sie Ihren gestrigen Abend verbracht?" sagte ich also.

Er schwieg noch immer und senkte den Kopf noch mehr zu Boden, als wolle er die Tiefe des Loches ergründen, das er mit seinem Stock in den Rasen gegraben. Dann seufzte er schwer auf und sagte so leise, als ob er zu sich allein spräche:

„Danach sollten Sie mich eigentlich nicht fragen, denn das reißt meine alte Wunde von neuem auf. Doch will ich nicht unhöflich sein, da Sie mir so viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erweisen. Im ganzen habe ich den gestrigen Abend wie alle übrigen verbracht. So lange das Licht hell am Himmel steht und noch lange nachher, bis die Dämmerung sich in Nacht verwandelt, gehe ich von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. Wenn es aber Nacht und die äußere Welt so trübe und undurchsichtig geworden ist, wie meine innere Welt, dann eile ich hastig nach Hause und habe nicht eher Ruhe, als bis ich hinter meiner stillen Lampe sitze und — irgend etwas thue und treibe, was zu thun und zu treiben ich imstande bin. Denn ernstlich zu arbeiten wie andere Menschen, die eine Pflicht zu erfüllen haben, die sich und andere dadurch zu fördern suchen, das vermag ich nicht, — nein, nein, zürnen Sie mir nicht darüber oder denken Sie deswegen nicht schlecht von mir, nein, das kann ich nicht, wenn ich es auch wollte — o wie oft wollte ich es schon! — aber dazu nagt der Wurm in mir zu laut und läßt mich nicht zur Besinnung, zur Ruhe, zur Freude an der Arbeit kommen, und ha — ja! käme ich ganz zur Besinnung — o mein Gott!"

Er schwieg plötzlich, ließ seinen Stock zur Erde fallen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, wobei er seinen Oberkörper weit vorwärts neigte, so daß sein Kopf beinahe auf den emporgezogenen Knieen lag.

Ich schaute ihn lange mit der innigsten Teilnahme an und war in Zweifel mit mir, was ich auf einen solchen Ausbruch innersten Schmerzes, den ich nicht vorhergesehen, antworten sollte. Eben aber wollte ich einige Worte sprechen, als er seine Rede wieder aufnahm und, indem er sich aufrichtete und sein bleiches Gesicht nach mir hinwandte, sagte:

„Doch halt! — Ich will nicht ungerecht sein und Sie sollen mich nicht für einen Undankbaren halten. Sie haben mich gefragt, wie ich meinen *gestrigen* Abend verbracht? Nun ja, der war allerdings etwas anders als sonst und wenigstens *ein* Gedanke dabei hat mich befriedigt."

„Darf ich diesen Gedanken vielleicht erfahren?" fragte ich, als er mich bedeutsam anblickte und dabei schwieg.

Er nickte wieder und dabei flog ein melancholisches Lächeln über sein kummervolles Gesicht, während seine schönen, doch jetzt so umflorten Augen fest auf meinem Gesicht wurzelten. Dann sagte er kurz, aber mit bedeutungsvollem Nachdruck:

„Ich habe gestern an Sie gedacht."

„An mich? Wie so? Und wie konnten Sie durch diesen Gedanken befriedigt sein?"

„O, nicht vollkommen befriedigt, das dürfen Sie nicht denken, so rasch reißt man sich nicht von seinen peinvollen Erinnerungen los, aber angenehm war mir dieser Gedanke doch."

Er dachte wieder einige Augenblicke nach, als ob er mit sich zu Rate ginge, ob er in dem angeschlagenen Tone weiter mit mir reden solle, dann fuhr er fort:

„Doch, warum soll ich Ihnen darüber meine Gedanken nicht enthüllen? Ich finde keinen Grund dafür auf und ich thue es sogar gern. Ja, *der* Gedanke war angenehmer, als ich lange einen gehabt. Denken Sie doch nur, welchen Genuß es mir bereiten muß, einmal nach langer Zeit wieder mit einem empfindungs- und gedankenreichen Menschen zu reden, mich ihm mitzuteilen, so weit ich es kann, und mich dadurch wieder im Zusammenhange mit den Menschen überhaupt zu fühlen. Begreifen Sie nicht, welch ein Trost, welch ein Labsal unter Umständen darin liegen kann?"

„O ja", sagte ich, „das begreife ich wohl, aber dann liegt es ja in Ihrer Hand, diesen Trost, dieses Labsal öfter zu genießen. Kehren Sie doch wieder unter diese Menschen zurück

— kommen Sie mit mir hinab oder besuchen Sie mich wenigstens dann und wann —"

„Still!" rief er laut und hob dabei fast gebieterisch die Hand gegen mich auf. „Davon kein Wort! Und niemals sprechen Sie wieder ein ähnliches zu mir. Denn was Sie da eben von mir verlangen, thue ich nicht und kann ich nicht thun, weil es — mir ganz unmöglich ist. Vielmehr begnüge ich mich, Sie von Zeit zu Zeit bei mir zu sehen oder mit Ihnen irgendwo, wie heute, zusammenzutreffen. Das ist für mich auch schon viel wert und darauf und darüber — habe ich mich eben gestern abend gefreut. Nun wissen Sie es und Sie erfahren daraus, daß ich einmal einen guten Abend gehabt — bis auf mein leibliches Übel, welches mich schon so lange plagt und quält, das ja aber nun hoffentlich bald verschwinden wird."

„Ja, das wird es", sagte ich tröstend, „ich bin dessen gewiß, nur müssen Sie nicht in Stunden erwarten, was erst in Tagen möglich wird. Und was dann Ihr anders Leid betrifft — mag es nun in der Seele, im Herzen oder sonst wo haften — so wird auch das mit der Zeit verschwinden, wenn Sie nur das rechte Vertrauen zu Gott dem HErrn und auch zu teilnehmenden Menschen haben."

Mr. Scott schüttelte wehmütig den Kopf und blickte wieder trübsinnig vor sich hin. „Mit der Zeit, ja", sagte er endlich, „da verschwindet am Ende alles — ich auch und auch Sie und alle übrigen jetzt lebenden Menschen. Und das rechte Vertrauen? Ach ja, das sage ich mir auch, ich sollte es haben. Ich klage auch Gott täglich meine Not und bitte um Hilfe, aber diese will nicht erscheinen. Und Menschen? Ach, mein Leid sitzt zu tief und unerreichbar für die Hand und den guten Willen der Menschen, und nur durch herzliche Teilnahme können Sie mir eine momentane Erleichterung verschaffen, aber mich gründlich heilen, nein, nein, das vermag niemand!"

„Wer weiß es!" sagte ich nachdenklich vor mich hin, indem ich mich im Stillen in das Schicksal dieses jungen Mannes vertiefte, das mich mit jeder Stunde mehr interessierte und das ich mit Aufwendung meiner ganzen Phantasie nicht zu ergründen vermochte. „Ja, wer weiß es!" fuhr ich ermutigender fort. „Meiner Meinung nach giebt es für jedes menschliche Leid, wenn nicht eine äußerliche Hilfe, doch gewiß einen Trost."

„So hört man oft sagen, aber auf mich paßt das nicht", erwiderte er. „Ich bin eben eine Ausnahme in Bezug auf die Stärke und den Umfang meines Leidens, indem ich alles, was ich mein nannte, was ich mir ein Menschenleben lang errungen, mit tausend Mühen und Selbstaufopferungen erkämpft, auf einen Schlag verlor und keine — keine Aussicht habe, auch nur einen Teil davon wieder zu erlangen, da ich eben nicht mehr zur menschlichen Gesellschaft gehöre und von ihr — ausgestoßen bin."

(Fortsetzung folgt.)

Warum rechnet die Christenheit die Zeit dieses Weltlaufs vor und nach Christi Geburt?

Für die Abendschule von **Dr. W. Sihler.**

Die kurze summarische Antwort zunächst ist diese: Weil JEsus, als der Erlöser des sündigen menschlichen Geschlechts, der Wendepunkt ist in der Erziehungsgeschichte desselben von Gott, nach Güte und Ernst.

Diese Antwort soll nun im folgenden etwas näher auseinander gelegt werden.

Zwar ist es wahr, daß das Evangelium, die frohe Botschaft von Christo, bald nach dem kläglichen und betrübten Sündenfall unsrer ersten Eltern vorhanden war. Der Sohn Gottes predigte es ihnen selber, Jahrtausende vor seiner heilbringenden Menschwerdung, und tröstete mit der Verheißung des Weibessamens und Schlangenzertreters ihre erschrockenen Gewissen; denn durch dies Wort der Gnaden zündete er den Glauben an Ihn in ihren Herzen an; und darin empfingen sie Vergebung der Sünden und das ewige Leben. Und also wurden sie bekehrt von der Gewalt des Satans zu Gott.

Aus diesem ersten Evangelium sind nun im Laufe der Jahrhunderte alle anderen geflossen. Denn nachdem der Sohn Gottes sich selber als den Weibessamen und Schlangenzertreter den Erzvätern als *ihren* Samen verheißen hatte, hat sein Geist, der in den Propheten war, dem in Abraham erwählten Bundesvolke ihn nach seiner Empfängnis, Geburt, Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen, Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten des Vaters, als Gottes und Davids Sohn, noch genauer offenbart. Und die vom Hammer des Gesetzes zerschlagenen Herzen unter den Kindern Israels, „die Traurigen zu Zion", wurden kraft dieser Weissagungen und Verheißungen des heiligen Geistes aus dem Munde der Propheten durch den Glauben an den *verheißenen* Christus herrlich getröstet. Sie empfingen dieselbe Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, welche die Kinder des neuen Testaments durch den Glauben an den *gekommenen* Christus aus Gnaden erlangen.

Außerhalb des Volkes Gottes aber, außer der Bürgerschaft Israels, dem allein die Worte Gottes und sonderlich die Verheißung auf Christum vertraut war, da konnte es nicht anders sam und die böse Lust, und dadurch der Fürst dieser Welt, die unumschränkte Herrschaft über die heidnischen Völker hatte. „Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker" und die ganze Heidenwelt saß „in den Schatten des Todes."

Zwar geschah es allerdings durch Gottes Barmherzigkeit, daß sein Wort hin und her zu den Heiden gelangte, wie z. B. durch Josef (damals noch in mundlicher Ueberlieferung) in Ägypten, durch Jonas in Ninive, der Hauptstadt des assyrischen Reichs, durch Daniel in dem babylonischen, später persischen Reiche. So wurde auch noch später durch die Judenschulen in allerlei Reichen des Morgenlandes den Heiden das Wort Gottes zugänglich; und da ist es kein Zweifel, daß unter den sogenannten Judengenossen, die zum Gotte Israels bekehrt wurden, wahrhaft Gläubige an den verheißenen Gottes- und Davids-Sohn vorhanden waren.

Aber das waren nur einzelne Ausnahmen. Im großen und ganzen herrschte kraft des erbsündlich angebornen Unglaubens auch die Abgötterei und der Aberglaube unter den Heiden. Und infolge dessen konnte es nicht anders sein, als daß auch das sittliche Verderben die Herrschaft hatte.

Zwar war es also, daß dies Verderben nicht in allen Völkern gleich groß war; und so bediente sich Gott des minder verderbten Volks, um seine Strafgerichte an dem zu vollziehen, dessen Missethat voll war. So machte er dem assyrisch-babylonischen Reiche durch die Meder und Perser ein Ende und diesen durch Alexander, den Macedonier. Und dessen nach seinem Tode zerstreute, kleinere Reiche gab er nach und nach in die Hände der Römer. Dadurch bezeugte er dann, „daß er Macht hat über der Menschen Königreiche und giebt sie, wem Er will."

Ohne und außer Christo, seinem Evangelium und dem Glauben an Ihn ist es aber unmöglich, daß dem Unglauben und dem daraus fließenden Strome des sittlichen Verderbens ein Damm entgegengesetzt wird.

Das ist eben die Zeit vor Christo, die Herrschaft des Unglaubens und des geistlichen Todes durch Übertretungen und

die gen Himmel schreit und den Zorn Gottes herabruft über die Kinder des Unglaubens.

Was half es z. B. den hochgebildeten Griechen, daß im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt die Rede- und Dichtkunst und die anderen schönen Künste, vornehmlich die Bau- und Bildhauerkunst, desgleichen die Philosophie (Weltweisheit), in voller Blüte standen? In Kraft des Unglaubens gingen Abgötterei und Aberglauben in vollem Schwange. Selbst das Vernunftlicht der natürlichen Gotteserkenntnis aus seinen Werken und der Stimme des Gewissens war, herrschenderweise, vom Teufel ausgeblasen und zeigte sich nur hie und da als schwächliche Funklein bei einzelnen Denkern und Dichtern. Und selbst in den edelsten Trauerspielen der Griechen erschien die Strafgerechtigkeit Gottes doch nur verhüllt in dem Gewande, eines unabwendbaren Schicksals. Auch die hochgebildeten, kunstreichen Griechen verwandelten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in wenngleich noch so schöne Gebilde, gleich den vergänglichen Menschen, und beteten diese Gebilde ihrer eigenen Hände an, statt ihres Schöpfers, Erhalters und Regierers.

Zugleich dichteten die Griechen ihren vermenschlichten, abgebildeten Göttern auch menschliche Fehler, ja Laster an, und der Olymp (die erträumte Götterwohnung) mit seinen Festgelagen und Kämpfen, mit List und Gewalt, mit Liebeshändeln und ehrgeizigen Streben ist fürwahr ein Abbild des griechischen Volkslebens selbst. Es konnte ja auch nicht anders sein, da von einer Furcht Gottes nicht mehr die Rede war, als daß aus diesem Un- und Aberglauben und dieser Herrschaft des ungöttlichen Wesens auch die weltlichen Lüste zu voller Herrschaft gelangten. Zucht und Scham war ganz dahingefallen, und selbst bei ihren Götterfesten gingen Sauferei und andere Greuel im Schwange.

In der früheren Zeit der römischen Republik stand es, in sittlicher Hinsicht, ähnlich wie in den ersten Jahrzehnten des hiesigen Staatenbundes, anders und besser. Zwar die wahre, die christliche Sittlichkeit, die Erhaltung des allen Menschen von Gott ins Herz geschriebenen Sitten- oder Moralgesetzes, der Liebe Gottes und des Nächsten war auch bei den älteren Römern unmöglich; denn auch sie standen unter der Herrschaft des erbsündlich angebornen Unglaubens, Ungehorsams und böser Lust. Ihr sittliches Verhalten gegeneinander und gegen Auswärtige konnte unmöglich aus der wahren Quelle, der Furcht und Liebe Gottes, fließen, die notwendig den wahren Glauben an Christum voraussetzt und die Gabe des heiligen Geistes.

Dennoch war bei ihnen eine gewisse, wenngleich abergläubisch entartete Furcht vor ihren Göttern vorhanden, von denen sie auch allerlei nützliche Gesetze herleiteten. Diese Furcht hielt sie denn auch vor groben Übertretungen des natürlichen Moralgesetzes zurück, war es gleich nur die knechtische Furcht vor der Strafe der Götter.

Unter ihnen herrschte Keuschheit, Zucht und strenge Sitte. Die Ehe wurde heilig gehalten, und die Kinder wuchsen unter den Augen züchtiger Mütter und unter ihrer Pflege in den einfachen Verhältnissen des Hauses auf. Nach Plutarch war in den ersten 250 Jahren Roms keine Ehescheidung vorgekommen, die leider, zumal jetzt, fast ebenso oft vorkommt, als die leichtfertige Eheschließung von den Kindern des Unglaubens. Die alten Römer kannten ein wirkliches Familienleben. Waren ihre Geschäfte zu Ende, so gingen sie nach Hause und verweilten gern im Schoße ihrer Familie. Überdies waren die Römer volkstümlich ganz anders angelegt als die Griechen. Sie waren nicht wie diese für die Entstehung und die Pflege von allerlei Wissenschaft, besonders der Philosophie, und von den schönen Künsten, die Redekunst mit eingeschlossen, so selbständig und originell begabt; denn in all diesem waren und blieben die Römer nur Nachahmer der griechischen Musterbilder; aber sie waren auch nicht so leichtsinnig und unstät, so voll Sinnenlust und Genußsucht, so schamlos und unzüchtig, als gerade die gebildeten Griechen zur Zeit ihrer höchsten Blüte in den Wissenschaften und schönen Künsten.

Die Römer waren ein praktisch und thatkräftig angelegtes Volk, mit besonderer Stärke und Beharrlichkeit des Willens begabt, charakterhaft und entschlossen, eroberungslustig und alle Kräfte der Seele und des Leibes anspannend und daransetzend, den gerade vorliegenden Eroberungsplan zu verwirklichen und den gewonnenen Besitz festzuhalten. Zugleich waren sie für die Erhaltung und Förderung ihres Staatswesens, auf die Pflege des Rechtes durch gute und nützliche Gesetze beflissen, davon ja auch ein dickes Buch „das römische Recht“ auf uns gekommen ist und auf den Hochschulen gelehrt wird.

In der früheren Zeit der Republik herrschte auch auf dem politischen Gebiete Gerechtigkeit, Gemeinsinn, Sittenstrenge und Vaterlandsliebe, die sich mehrfach auf heldenmütige Weise offenbarte. Diese bürgerlichen Tugenden aber, gleichsam ein Gemeingut des ganzen Volks und der herrschende Charakter desselben, gingen zu Grunde, als die römischen Kriegsheere im Laufe der Jahrhunderte ein Land nach dem andern in der damals bekannten Welt, in Europa, Asien und Afrika, eroberten, die verschiedenen Völker unterjochten und sie zu Unterthanen der römischen Republik machten.

Da flossen die Schätze der eroberten Provinzen, deren Bewohner meist von gewaltthätigen, geldgierigen Statthaltern regiert und mit großen Abgaben belastet wurden, in Rom zusammen. Hier bildete sich nun gar bald der für die Wohlfahrt des Volks so verderbliche Gegensatz von unermeßlichem Reichtum und drückender Armut heraus. Da gab es Reiche, die das Land der kleineren Grundbesitzer in der Nähe von Rom und dann weiter hinaus aufkauften und es von den Hunderten, ja Tausenden ihrer leibeigenen Sklaven, die sie als Kriegsgefangene um einen Spottpreis gekauft hatten, mit sehr geringen Kosten bauen ließen und großen Gewinn daraus zogen.

Da brach nun schon im letzten Jahrhundert der Republik vor dem Beginn der Kaiserzeit ein Strom der Üppigkeit und Schwelgerei, der Sinnenlust und Genußsucht herein, wie ihn Rom noch nie gesehen hatte, und aus der alten Sittenstrenge wurde ein Sittenverderben, wie es im Abendlande des heidnischen Altertums noch nie erschienen und nur in den morgenländischen Weltreichen herrschend war. Und das Beleckwerden mit griechischer Kultur und Sittenlosigkeit half dies sittliche Verderben noch stärken.

Summa, es bewährte sich auch hier das Wort des HErrn: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“

Da wird nun der große Friedefürst, unser HErr Christus, unter der Regierung des ersten römischen Kaisers Augustus, unter dem sein Reich auch eine Zeitlang Frieden hatte, geboren, als das Zepter von Israel genommen war und das alte Bundesvolk sein selbständiges Regiment verloren hatte.

In wiefern ist aber Christus der Wendepunkt in der Erziehung des Menschengeschlechts von Gott und in der Geschichte der heidnischen Völker?

Wir haben oben beispielsweise gelernt, daß wie in der Geschichte der morgenländischen Weltreiche, so in der des heidnischen Abendlandes selbst bei den gebildeten Völkern, kraft des Unglaubens, es auch im sittlichen Wesen immer mehr bergunter gehen und die sittliche Fäulnis immer mehr zunehmen mußte, selbst wo die Kultur in Wissenschaft und Kunst in höchster Blüte stand. Es war eben keine Möglichkeit auch einer sittlichen Wiedergeburt und Erneuerung in Adams erbsündlich grundverderbtem Geschlecht vorhanden.

Nachdem aber nach der Zerstörung Jerusalems durch die Predigt der Apostel und deren Gehilfen und Nachfolger das

Evangelium von der Gnade Gottes in Christo, von der Erlösung der Sünder und der erworbenen Vergebung der Sünden in alle Welt, zu allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, und wenigstens das Gerücht von Christo den ganzen Erdkreis durchdrang, da war nicht bloß die Möglichkeit zu dieser Wiedergeburt und Erneuerung gegeben, sondern sie wurde auch zur Wirklichkeit.

Zwar ist es ja leider wahr, daß es immer unter allerlei Völkern, Sprachen und Zungen nur ein kleines Häuflein war und ist, in dem das Evangelium von Christo diese seine geistlich wiedergebärende Kraft erzeigte; groß aber war und ist immer der Haufe derer, die im Unglauben verblieben und noch verbleiben.

Gleichwohl ist und bleibt es auch wahr, daß von diesen Häuflein aus die religiös-sittliche Erneuerung, durch die Kraft des göttlichen Worts als ein geistlicher Sauerteig, allmählich derartig durchdrang, daß die christliche Lehre, Moral, Sitte, Denk- und Handlungsweise, die christliche Lebens- und Weltanschauung die herrschende Macht wurde und bleibende Geltung und Bedeutung gewann.

Auch davon, nämlich von dieser Lichtseite, liefert die Geschichte des römischen Reichs nach Christi Geburt in den ersten drei Jahrhunderten unter den Kaisern den unwidersprechlichen Beweis. Es bewährte sich der Spruch des alten Kirchenvaters: „Das Blut der Märtyrer ist der Samen der Kirche." Trotz aller Verfolgung der weltlichen Macht, trotz aller List und Bosheit der heidnischen Priester und des von ihnen hie und da zu blutiger Gewaltthat gegen die Christen angestachelten und aufgereizten Volks erwies sich das Evangelium als eine „göttliche Kraft"; und trotz alles Widerspruchs der noch so gelehrten Philosophen erwies es sich als die „göttliche Weisheit", deren Wahrheit in der rechten Erkenntnis des wahren Gottes, nach seinem Wesen und Willen, auch das Herz befriedigte.

Allerdings war es also, daß die Christen vor der mörderischen Wut der Verfolger zur Anhörung des gottlichen Wortes, Empfangen der Sakramente und gemeinsamen Gebete sich häufig verbergen mußten in einsamen Waldgründen, in Höhlen, an unbesuchten Strichen der Küste des Meeres; aber dennoch geschah es, daß die Verehrung und Anbetung der vaterländischen Götter immer mehr dahinfiel, daß ihre Tempel und Altäre verlassen wurden und öde dastanden, daß die Opfer aufhörten und die Priester an ihrem Bauch und Beutel merklichen Abbruch erlitten, daß die bis daher herrschende römische Staatsreligion zu einem bloßen ohnmächtigen Schattenbilde verbleichte.

Endlich geschah es denn auch, daß nach den beiden letzten schwersten und allgemeinen Verfolgungen der Christen unter den Kaisern Diokletian und Galerius im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt unter dem Kaiser Konstantinus die christliche Kirche öffentliche Anerkennung erlangte, und die christliche Religion die Staatsreligion wurde.

Leider hob sich freilich durch diesen Machtspruch des Kaisers die unglückselige Verquickung von Staat und Kirche an, die im Laufe der Jahrhunderte durchschnittlich dem kirchlichen und bürgerlichen Gemeinwesen großen Schaden zugefügt hat. Und da schon unter Konstantin und dessen Nachfolgern die Kirche resp. die Bischöfe zu großen Ehren und Würden, Reichtum und Ansehen gelangte, so konnte es nicht ausbleiben, daß Heuchelei und Verweltlichung vielfach in der Kirche einriß und deren Diener, wie ähnlich jetzt in den unierten Staatskirchen, mehr oder minder zugleich Staatsdiener wurden.

Dennoch ist nicht zu leugnen, daß durch den jetzt nicht mehr gehemmten Lauf und die schnellere Ausbreitung des Evangeliums jene eben angezeigte Sinnesänderung und heilsame Umgestaltung im römischen Reiche sich vollzog und zu Sieg und Herrschaft gelangte.

Nicht in Abrede zu stellen ist besonders, daß aus der reinen, christlichen Lehre von der andern Tafel der göttlichen Gebote, von der Liebe des Nächsten, auch gar manche heilsame bürgerliche Gesetze geflossen sind.

Bis daher waren nämlich nur die römischen Staatsbürger gegen einander sich die Nächsten; alle andern, selbst die Bewohner der verschiedenen Provinzen des römischen Reichs, so lange sie nicht das römische Bürgerrecht hatten, galten ihnen als Fremde und wurden engherzig und feindselig von ihnen abgestoßen und verächtlich angeschaut. Und so nannten denn auch die fein gebildeten Griechen diejenigen „Barbaren", die keine griechische Bildung besaßen.

Dieselbe innerlich umwandelnde, sittlich erneuernde und das bürgerliche, häusliche und gesellschaftliche Gemeinwesen in gesunder Gestalt erzeugende, heilsame Kraft hat dasselbe Evangelium auch bei den rohesten Naturvölkern erzeigt, wie die neueste Missionsgeschichte, z. B. auf den Inseln der Südsee, dies klärlich beweist.

Denn was waren die Bewohner derselben früher? Kannibalen, in Brutalität und Bestialität entartete Menschen, die sich in dem Kampfe um das Dasein auch unter einander buchstäblich bissen, fraßen und verzehrten oder in blutigen Stammfehden und Kriegen sich aufrieben und in grobsinnlichen Lüsten versunken und verfault waren?

Und was sind sie jetzt? Anbeter und Verehrer des wahren Gottes, gläubige Bekenner Christi, als ihres Heilands, christliche Ehemänner und Väter, die ihre Kinder auch zum Besuche der errichteten Schulen, darin Gottes Wort gelehrt wird, anhalten, fleißige Arbeiter in den Künsten des Friedens, darin sie gelehrt wurden, gewissenhafte Handelsleute unter einander und mit Fremden, gemeinnutzige Glieder in einem geordneten bürgerlichen Gemeinwesen.

Furwahr, diese neu bekehrten Christen werden auftreten am jüngsten Gericht wider das Geschlecht der trotz aller Bildung in allerlei Künsten und Wissenschaften in das Heidentum zurück- und abfallenden, auch getauften, aber verlogenen Christen der hochcivilisierten, europäischen Völker und es verdammen. Denn ein so massenhafter, grauenhafter Abfall von Gottes Wort und dem christlichen Glauben ist in der abendländischen Christenheit wohl noch nie dagewesen — ein sicherer Vorbote von der Nähe des jüngsten Tages.

Das wäre nun so die Auseinandersetzung der summarischen Antwort im Anfange dieses Aufsatzes, daß Christi Geburt der Wendepunkt ist in der Erziehung des Menschengeschlechtes von Gott, und in der Geschichte der Völker (wie des Einzelnen), und daß es recht ist, die Zeit nach vor oder nach Christi Geburt zu rechnen.

Vor Schrecken starr!

Wer wüßte nicht, daß auch dem Unerschrockensten ein jäher Schreck so in die Glieder fahren kann, daß er nicht Arm noch Fuß zu rühren vermag? Dem schwachen Geschlecht geschieht dies sehr oft. Wie könnten sonst die Frauen bei der Unterhaltung über etwas Absonderliches einmal über das anderemal, glücklicherweise aber dadurch immer das Gegenteil beweisend, Auch unter Tieren ist die Schrecklähmung gar nichts Seltenes. Überrascht man einen Kartoffelkäfer bei seiner schädigenden Arbeit, so zieht er die Beine ein und „stellt sich tot". Sicherlich hat man es auch hier nur mit einer Katalepsie, wie man diese Starre nennt, zu thun. Pferde und Rinder, die mittels eines Krahnes an einem um den Leib gelegten Gurt verladen

starr vor Schreck, wenn ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. Man denke auch an die Thatsache, daß kleine Tiere, Vögel namentlich, die sich plötzlich dem Rachen einer Schlange gegenübersehen, „wie gebannt“ sitzen bleiben. Man schrieb dies früher einer eigenen Zauberkraft der Reptilien zu oder dachte wohl auch an einen giftigen Hauch oder fabelte gar von einer „Verstellungskunst“ der Vögel. Versuche zeigen, daß jeder Schreck, hervorgerufen durch unsanfte und ungewohnte Berührung, Tiere, die wehrlos und furchtsam sind, in den kataplegischen Zustand versetzt, den man wohl auch als einen magnetischen Schlaf bezeichnet hat. Krebse, die man auf



Krebse im sog. magnetischen Schlaf.

die Stirnstachel stellt, nachdem man einige Male mit dem Finger über den Rücken derselben hingefahren ist, verharren minu-



Krebs im sog. magnetischen Schlaf.

tenlang in dieser Lage, bis sie sich von ihrem Schrecken erholt haben. —

Interessant sind auch die Versuche, die man mit einem Huhn anstellen kann. Die ältesten Nachrichten hierüber finden sich in einem 1636 zu Nürnberg erschienenen Buche, betitelt: „Mathematische und Philosophische Erquickstunden ..... Allen Kunstliebenden zu Ehren, Nutz, Ergötzung des Gemüthes und sonderbahren Wohlgefallen an Tag gegeben. Durch M. Danielem Schwenterum, Professor zu Altdorf“, und es heißt dort S. 562:

Die XIII. Auffgab.

Eine gantz wilde Hennen so zaam zu machen, daß sie von sich selbst, unbeweglich still und in großen Forchten sitze.

„Wilt du eine wunderliche Kurtzweil anfangen, so nimb eine Henne, sie sey beschaffen wie sie wolle, setze sie auff einen Tisch, halt jhr den Schnabel auff den Tisch, fahr jhr mit einer Kreyden über den Schnabel hernach der Läng' hinausz, daß die Kreyde von dem Schnabel an einen starken langen Strich auff den Tisch mache, laß die Henne also ledig, so wird sie gantz erschrocken still sitzen, den Strich mit unveränderten Augen ansehen, vnd wann nur die Vmbstehenden sich still halten, nicht leichtlich von dannen fliegen. Eben diß geschiehet auch, wann man sie auff einen Tisch hält, vnd jhr uber die Augen einen Span leget.“



Ein kataplegisches Kaninchen.

Später hat ein Jesuitenpater Athanasius Kircher diese Versuche wiederholt und behauptet, das Huhn hielte den Strich für eine Fessel und sitze daher still. Professor Czermak in Leipzig hat aber gezeigt, daß auch ohne Kreidestrich viele Tiere, namentlich Enten, Gänse, Truthühner, Schwäne bei unsanfter Berührung kataplegisch werden. — Sehr leicht verfallen auch die Kaninchen in die Schreckensstarre. Nur kurze Zeit leistet ein auf den Tisch gedrücktes Kaninchen Widerstand; alle Bewegungen hören plötzlich auf, das Auge nimmt einen fremden Ausdruck an, die Atmung verlangsamt sich. Man kann dem Tiere verschiedene Lagen geben, es rührt und regt sich nicht, so daß man ein photographisches Bild davon nehmen kann. Dieser Zustand hält wohl eine Viertelstunde an. D.

Zwei Seifensieder.

Es geschah in einer kleinen Stadt in Holland, daß ein junger Seifensieder, der weit in der Welt herumgereist war und sein Geschäft nach der neuesten Mode gelernt zu haben glaubte, sich in seinem Geburtsort niederließ, um die Anfertigung von Seife in großem Maßstabe zu betreiben. Damit die Leute von vornherein merken möchten, aus welcher Ecke nunmehr der Wind wehe, ließ er sich alsbald ein großartiges Schild mit riesigen Goldbuchstaben und mit den sinnbildlichen Figuren der Weisheit und des Glückes anfertigen und hängte das Schild über die Thür seines Geschäftslokals. Gar spöttisch blickte er dabei über die Straße hinüber, wo in einem bescheidenen Häuslein ein schlichter Nachbar wohnte, der ebenfalls Seife sott und bis dahin einer leidlichen Kundschaft sich erfreut hatte.

„Den werde ich jetzt gehörig kalt stellen!“ dachte der Vielgereiste in seinem Herzen, und wohlgefällig schaute er wieder hinauf zu den glitzernden Buchstaben, die seinen liebwerten Namen der Welt verkündigten.

Was geschah? Der bescheidene Nachbar war nicht auf den Kopf gefallen. Du denkst vielleicht, Leser, er hätte sich ein ähnliches Schild machen lassen mit vielleicht noch größeren Buchstaben und noch bedeutungsvolleren Sinnbildern? Fehl geschossen! Er ließ an seinem Hause eine schlichte Tafel anbringen mit den Worten:

Help God in Gnaden,
hier wierdt ook Zeep gezaden!

Jeder, der vorüber ging und die Inschrift las, mußte lachend gestehen: „Der Mann hat gute Lauge, aber nicht bloß beim Seifensieden“; und hatte der kluge und bescheidene Geschäftsmann schon vorher einen gut besuchten Laden gehabt, so kam er nunmehr förmlich in Flor. Die Help God Seife kam so in Aufnahme, daß man andere kaum noch begehrte.

Merke: Es hat sich schon mancher, der andere barbieren wollte, in den Finger geschnitten, und nicht umsonst hat der Wandsbecker Bote gesungen: „Ein großes Maul es auch nicht thut.“

Neujahr und was mit demselben zusammenhängt.

Kulturgeschichtliche Skizze von Gustav Jaquet.

Mit dem Namen „Neujahr“ bezeichnet man bei allen Völkern, welche die niedrigste Stufe der Gesittung bereits überschritten haben — ja selbst bei einzelnen, welche noch nicht einmal zu festen Wohnungen gelangt sind — den Tag, an welchem ein Jahr anhebt. Es ist der Zeitpunkt, den die verschiedenen Nationen und Zeitalter auf verschiedene Tage verlegt haben, der aber gegenwärtig bei allen christlichen Völkern (also im weitaus größten Teile der ganz und halb civilisierten Welt) auf den ersten Tag des zunächst auf das Weihnachtsfest folgenden Monats, mithin auf den 1. Januar gesetzt wird.

Die Feier dieses Zeitpunktes, möge man nun diesen oder jenen Monatstag dazu ausersehen haben, ist bei seiner Wichtigkeit als Zeitgrenze eine sehr natürliche und infolge dessen denn auch eine sehr alte. Am ältesten war sie jedenfalls bei den Israeliten, denen schon ihr großer kirchlicher und bürgerlicher Gesetzgeber Moses auf Gottes Befehl solche ausdrücklich gebot. Er setzte den Jahresbeginn auf den ersten Tag des Monats Tischri (welcher in dem Jahre 1880 fast genau dem September entsprach) und schrieb vor, denselben „mit Posaunenschall und Brandopfer" zu feiern. Auch den Medern und Parsen (Altpersern) ward solches von ihrem Religionsstifter Zoroaster (um 700 vor Christi Geburt) geboten; und zwar begonnen sie den Tag, von ihnen „Noruz" geheißen, durch Opfer, welche dem Lichtgeiste Ormudz dargebracht wurden, und durch schwelgerische, in späterer Zeit auch auf die beiden nächstfolgenden Tage ausgedehnte, Gastmahle. — Im alten Griechenland war eine Feier des Beginnes des Jahres, welches hier vom kürzesten bis wieder zum kürzesten Tage lief, ebenfalls schon in sehr früher Zeit allgemein üblich; wenn nicht schon in derjenigen des Lykurgos (um 880 vor Christi Geburt), so doch sicher schon ein paar Menschenalter vor Solon, mithin um die Mitte des siebenten Säkulums der vorchristlichen Zeitrechnung. Die alten Römer erhielten die Feier des Neujahrs als religiöse Einrichtung bereits durch den zweiten ihrer Könige, Numa Pompilius, dessen Regierungszeit man in die Jahre von 715 bis 672 vor Christi Geburt zu setzen pflegt. Dieselbe bestand hier in Festopfern, welche am ersten Tage des dem (unter die Götter versetzten) altitalischen Könige Janus gewidmeten und von ihm den Namen „Januarius" führenden Monats in dessen Haupttempel auf dem kapitolinischen Berge dargebracht wurden. Man bekränzte dabei dessen dort aufgestelltes hölzernes (später marmornes) Standbild mit frischen Lorbeerkränzen und erleuchtete am Abend die Häuser der Stadt. Doch nahm am 1. Januar bei den alten Römern nur das religiöse Jahr seinen Anfang, das bürgerliche dagegen, bis auf die von Julius Cäsar bewirkte Kalender-Verbesserung, erst am 1. März. An beiden Tagen erging man in Rom sich in Schmausereien und Tänzen, und durften an Sklaven und Verbrechern keinerlei Strafen vollzogen werden. — Auch die Nachbarn der Israeliten, die sternkundigen Chaldäer in Babylonien, feierten den Jahresanfang und ebenso die alten Ägypter, welche ihre Jahre von der Zeit der Sommer-Sonnenwende an (vom 21. beziehentlich 22. Juni) rechneten.

Die drei Philosophen.

Den Christen der ältesten Zeit war die Feier des ersten Tages im bürgerlichen Jahre — welches, wie erwähnt, seit Julius Cäsars Zeit im ganzen römischen Weltreiche mit dem 1. Januar anhob — etwas, das ihnen unpassend erschien. Sie glaubten nämlich, durch eine solche Feier eine heidnische Handlung zu begehen, und mieden sie sowohl deshalb, als auch wegen der bei den Römern der Kaiserzeit damit verbundenen, ihrem ernsten Sinne widerstrebenden, geräuschvollen Vergnügungen. Dafür feierte die Kirche des Abend- wie des Morgenlandes erst den Tag der „Verkündigung Mariä" (den 25. März), später denjenigen der „Geburt Christi" (den 25. Dezember) als den ersten des christlichen Jahres. Hatten nun aber schon zur Zeit der Herrschaft des Heidentums nicht wenige Christen den 1. Januar, wenn sie auch seine heidnische Feier nicht mitmachten, aus Zweckmäßigkeitsgründen als Jahresbeginn betrachtet, so erhielt sich diese Sitte auch noch nach dem Siege des Christentums über den Kultus des Jupiter und seiner Mitgötter, trotz des Gegenstrebens der Geistlichkeit. Ja, sie wurde sogar immer allgemeiner, so daß schließlich die Kirche nicht umhin konnte, so sehr sie vorher auch dagegen geeifert, der vollendeten Thatsache Rechnung zu tragen und auch ihrerseits den 1. Januar (der ja ohnehin schon als Tag der „Beschneidung Christi" zu den kleineren Festtagen zählte) als Beginn des christlichen Jahres anzuerkennen. Doch geschah solches seitens der morgenländischen Kirche um mehrere Jahrhunderte früher, als seitens der abendländischen oder katholischen.

Die Türken, Araber, Neuperser und die andern mohammedanischen Völkerschaften Asiens und Afrikas beginnen ihre Jahre und überhaupt ihre Zeitrechnung mit dem Tage der Auswanderung ihres Religionsstifters und seiner Anhänger von Mekka nach Medina, welche sie mit dem arabischen Worte „Hegira" (ausgesprochen „Hedschra") bezeichnen. Diese Auswanderung fand am 16. Juli 622 statt, und sonach sollten,

denn die Mohammedaner ihr Neujahr immer an diesem Monatstage begehen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall; denn die Bekenner des Islam rechnen eben nicht, wie die christlichen Völker, nach Sonnenjahren von 365, sondern nach Mondjahren von nur 354 Tagen. Infolge dieser Differenz fällt denn der mohammedanische Neujahrstag nur dreimal im Laufe eines Jahrhunderts wirklich auf den 16. Juli des abendländisch-christlichen Kalenders. Da nun die Mohammedaner den Neujahrstag nicht bloß als Jahresbeginn, sondern auch als Ausgangstag ihres Glaubens betrachten, so ist seine Feier bei ihnen keine geringe.

Wie für die Völker mohammedanischen Glaubens, ist übrigens (was wir hier gleich einschalten wollen) der Neujahrstag auch für die Schweizer ein historisch hochwichtiger Tag, denn er ist der Ausgangspunkt der helvetischen politischen und kirchlichen Freiwerdung. Am 1. Januar 1308 erhoben sich nämlich, der österreichischen Zwingburgen durch raschen Überfall sich bemächtigend und sie brechend, die Lande Uri, Schwyz und Unterwalden gegen die widerrechtliche Herrschaft des Hauses Habsburg; am 1. Januar 1519 aber begann Huldreich Zwingli zu Zürich mit einer gegen die in der römischen Kirche herrschenden Mißbräuche gerichteten Neujahrspredigt das Werk der schweizerischen Kirchenreformation, das aber leider ungleich der lutherischen auf halbem Wege stehen blieb. — Für die deutsche Litteraturgeschichte ist der 1. Januar als Geburtstag der Dichter Gottfried August Bürger und Georg Philipp Schmidt nicht ohne Bedeutung. Dieser erblickte nämlich an ihm 1766 zu Lübeck, jener am Neujahrsmorgen 1748 zu Wolmerswende (in der heutigen Provinz Sachsen) das Licht der Welt.

Wie die Feier des Neujahrstages, waren auch die Neujahrsgeschenke im alten Rom schon in sehr früher Zeit bekannt und gegen das Ende des zweiten punischen Krieges bereits in ganz Mittel- und Unteritalien, dessen Landschaften inzwischen sämtlich unter die Herrschaft der „ewigen Stadt" gekommen waren, allgemein üblich. Sie gehörten zu den Vorrechten der „Patrizier", der ursprünglichen Vollbürger Roms, welche diese auch dann noch nicht aufgaben, als sie im Laufe der Jahrhunderte ihre meisten anderen Bevorzugungen vor der Volksgemeinde der „Plebejer" verloren hatten. Jeder „Klient" hatte am Neujahrstage demjenigen Patrizier, den er zu seinem „Patronus" — d. i. Beschützer und Vertreter bei den Behörden Roms (denn mit diesen konnten die Klienten nicht unmittelbar verkehren) sich erkoren hatte — nach Recht und Herkommen ein kleineres oder größeres Geschenk, je nach seinen Verhältnissen zu machen. Dasselbe bestand ursprünglich ausschließlich und auch später noch vorwiegend in Naturalien oder, wenn der Klient ein Handwerker war, in Erzeugnissen seiner Werkstatt und sollte ein Zeichen der Erkenntlichkeit für im Laufe des Jahres etwa gehabte Mühewaltung seines Patrons sein.

Da dies, zumal wenn die Schutzbefohlenen vermöglich waren, ein nicht uneinträgliches Vorrecht war, so nahm, als durch Oktavianus die römische Republik (im Jahre 30 vor Chr. Geb.) in eine Monarchie umgewandelt worden, schon der zweite der römischen Kaiser, der geldgierige Tiberius (von 14 bis 37 nach Chr. Geb.), dasselbe als ein kaiserliches Privilegium in Anspruch. Indem er sich und seine Nachfolger in der Imperator- oder Kaiserwürde für die durch ihr hohes Amt dazu berufenen Fürsorger aller Bewohner Roms und seines Weichbildes — gleichviel ob sie Patrizier, Plebejer oder Klienten waren — erklärte, so legte er auch allen die Pflicht auf, ihm am Jahresbeginn ein solches „Geschenk", und zwar in Gelde, zu machen. Er ließ dasselbe, seine Höhe indessen in das Belieben der einzelnen stellend, durch die Erheber der öffentlichen Abgaben einfordern. Sein Großneffe und nächster Nachfolger, der ebenso verschwenderische als blutdürstige Cajus Caligula, forderte sogar — nachdem er es glücklich zustande gebracht, den von seinem Vorgänger gesammelten Schatz von 97 Millionen Dollars unseres Geldes in nur dreizehn Monaten vollständig zu vergeuden — die Neujahrsgaben in höchsteigener Person ein, indem er sich vor die Thür seines Palastes stellte und sich nicht entblödete, die Vorübergehenden anzurufen. Da drängten sich denn die Schmeichler und Ämterjäger herzu, um durch ein reiches Präsent sich die Gunst des Weltherrschers zu erkaufen, während die ehrliebenden oder sparsamen Leute an diesem Tage die palatinische Straße, an der das Kaiserschloß lag, sorgsam mieden.

Auch bei den alten Deutschen, den Germanen, finden wir, vom zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ab, die Sitte der Neujahrsgeschenke. Ohne Zweifel nahmen sie solche von den Römern an, in deren Heeresdienst seit (und teilweis auch schon vor) jenem Zeitpunkte viele Germanen traten. Auch diejenigen deutschen Stämme, welche seit der Zeit der großen Völkerwanderung, also seit dem Anfange des fünften Säkulums, sich der Provinzen des westlichen Römerreichs bemächtigten — die Ost- und Westgoten, die Franken, Burgunder u. s. w. — nahmen diese Sitte von den Besiegten an. Nur waren bei ihnen die Neujahrsgaben nicht ein Tribut, der einem Höhergestellten dargebracht wurde, sondern freiwillige Geschenke von Freund zu Freund, auch wohl der Eltern an die Kinder. Soweit sie diesen Charakter gegenseitiger Erfreuung trugen, sind die Neujahrsgeschenke seit Einführung der Weihnachtsgeschenke überall in jener diesen verwandten Form in Wegfall gekommen; nur auf der pyrenäischen Halbinsel und in Frankreich nicht, wo man die schöne Sitte der „Christbescherung" nicht kennt. Wo solches aber der Fall ist und ganz besonders in Deutschland, sind die Neujahrsgeschenke in die Kategorie oder Klasse der „Trinkgelder" herabgesunken, dieser direkten Steuer, welche belangreicher und lästiger als manche andre ist.

Was endlich die Neujahrs-Gratulationen anbetrifft, so sind dieselben ebenfalls römischen Ursprungs. Schon in den ersten Zeiten der Republik wurden sie abgestattet, und nicht bloß von den Klienten ihren Patronen, sondern auch von den nichtbeamteten Bürgern den oberen Magistrats-Personen, trugen also durchaus den Charakter einer Huldigung. Im verstärkten Grade war dies noch der Fall bei den ehrfurchtsvollen (nicht selten kriechenden) Gratulationen, welche seit des Tiberius Regierung der Senat und die obersten Beamten beim Jahresbeginn dem Kaiser abstatteten; was übrigens auch an verschiedenen asiatischen Königshöfen und zwar ebenfalls unter Darbringung von Geschenken geschah. —

Wie so manches andere aus dem Staatsleben der Römer, ging auch die Sitte der Neujahrs-Gratulation auf ihre deutschen Besieger über, blieb hier aber nicht in den Grenzen einer Ehrfurchts-Bezeugung gegen Hochgestellte stehen, sondern ward ein allgemeiner und, soweit dabei das Übermaß vermieden wird, auch nicht eben zu tadelnder Gebrauch. Somit wünschen, demselben Rechnung tragend, denn auch wir den freundlichen Lesern dieser Zeilen „viel Glück zum neuen Jahr!"

Katharina von Bora.

Von Armin Stein. Für die Abendschule bearbeitet. (5. Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Ein unvermuteter Entschluß.

Das war eine trübe, bange, beklommene Neujahrsfeier an dem Tage, da man zum erstenmal die Jahreszahl 1525 schrieb. Immer schwärzer und schwärzer türmte sich das Gewölk auf, das schon seit Oktober vorigen Jahres drohend an dem Horizont

zusammengeronnen war, und entlud sich mit immer heftigerem Donner und Blitzschlag. In Thüringen, Franken und Schwaben hatte es schon längst unter den mit unerträglicher Frone geknechteten Bauern gegärt. Im Schwarzwald anhebend, verbreitete sich die aufrührerische Bewegung, lawinenartig anschwellend, durch ganz Schwaben, Franken und Thüringen. Allenthalben loderten brennende Schlösser und Klöster auf, und das Blut der auf das grausamste Geschlachteten schrie zum Himmel. Von den Zwickauer Propheten immer mehr gehetzt, bemächtigte sich der Bauern ein wilder, tierischer Sinn, wie eines Tigers, nachdem er Blut geleckt, und in tödlichem Schrecken erstarrte den Fürsten und Rittern der Mut.

Luther war auf das tiefste betrübt und beschwert. Mit seinem unerschrockenen Heldenmut wagte er sich zweimal mitten in den Aufruhr hinein, durch die Macht seines Prophetenwortes die Mordbrenner zu schrecken und zur Besinnung zu bringen; aber dies Mal war seine Stimme ohnmächtig, und mit schwerem Herzen kehrte er nach Wittenberg zurück, mit noch schwererem schrieb er eine Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" und forderte die Fürsten auf, das Schwert zu ziehen. Wirklich rüsteten sich die Fürsten und traten dem ungeordneten Haufen der Räuber mit geordneten, kampfeskundigen Heeren gegenüber. Da mußte die Rotte unterliegen, und mit ungesättigtem Rachedurst wüteten, zu Luthers neuem Schmerz, die Sieger nach der gewonnenen Schlacht gegen alles, was den Bauernkittel trug.

Durch das Land läuteten die Glocken den Frieden und die Herzen jubelten auf in Lobgesang. Luther aber saß einsam in seiner Zelle und trauerte. Er nahm nicht Speise und Trank zu sich, er dachte nicht ans Schlafen, er saß da mit gebeugtem Haupt und seufzte tief und schwer. Hatte auch alle Ursach dazu, denn aller Hand war jetzt wider ihn. Fluch und Verwünschung fiel auf sein Haupt von seiten der Römischen: „Du bist der Mann, des gotteslästerliche Rede von der Freiheit die Ketten der Sklaverei gesprengt und alles Blutvergießen verschuldet hat!" — Fluch und Verwünschung aber fiel auch auf sein Haupt von seiten der Bauern: „Du hast unsere Hoffnung getäuscht, noch mehr, du hast uns verlassen und verraten!" — Und seine Freunde? Scheu und furchtsam saßen sie in den Winkeln. Und das Evangelium? Ach, es schien, als wäre es aus mit ihm.

Zu aller dieser Not kam noch, um das Maß voll zu machen, von Torgau die zerschmetternde Trauerkunde, daß der Fürst, dessen Weisheit und Charakterfestigkeit dem Evangelio ein starker Schutz und Schirm gewesen war, aus dieser bösen Welt geschieden sei. — O Traurigkeit, o Herzeleid! So soll es denn wieder Nacht werden, nachdem so schon der Morgenstern des Evangeliums am Himmel aufgegangen?

Eben in jenen schweren Tagen, da die Trübsal von allen Seiten einherstürmte, trat eines Morgens Doktor Martinus in das Haus eines der liebsten seiner Freunde, des Malers Lukas Kranach.

Der Meister stand gerade in seiner Werkstatt an der Staffelei. Beim Eintritt Luthers ließ er in freudigem Erschrecken den Pinsel fallen und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Mein Martinus! Aber, wie schaust Du drein, Martinus? Was ist Großes geschehen, daß Dein Gesicht leuchtet, wie es allemal geschiehet, wo ein großer Gedanke Dich bewegt?"

Luther sah ernst feierlich den Freund an und sagte ruhig. „Rufe den Doktor Bugenhagen und den Rechtslehrer Doktor Apel, Du sollst mir mit ihnen einen Dienst der Freundschaft erzeigen!"

Willfertig sendete Kranach nach den beiden Männern, welche auch bald erschienen und sich des Anblicks ihres Freundes nicht minder freuten, als der Maler.

„Freunde! Eine große Wandlung ist mit meinem Herzen geschehen, über welche Ihr des Staunens viel machen werdet. Nicht lange will ich Eure Seele aufhalten, sondern Euch stracks heraussagen: „Dem Bruder Martinus hat Gott der HErr geheißen: Gehe hin und nimm dir ein Weib!"

Die Anwesenden fuhren erschrocken zusammen und vermochten keinen Laut hervorzubringen; ihre Augen aber hafteten in starrer Überraschung auf dem Doktor, welcher gelassen fortfuhr: „Ja, von dem HErrn ist das geschehen, schier ein Wunder vor meinen Augen; darum ist auch mein Herz mit ganzem Vertrauen dabei."

„Des sei der Name des HErrn gepriesen!" rief jetzt Lukas Kranach, der sich zuerst gesammelt hatte. „Bruder Martinus, ja, das ist von Gott gekommen und eine Erhörung meines heimlichen Betens. Aber so sage uns denn auch, welche unter des Landes Töchtern Du erkoren!"

„Sie heißet Katharina von Bora!" versetzte Luther mit dem vollen Klang seiner tiefen Stimme.

Wieder erfolgte eine Stille, dann traten die drei Männer hastig zu dem Doktor und drückten ihm mit wärmster Innigkeit die Hände. „Auch dieses ist von Gott", rief Kranach, „denn unter allen, so ich kenne, ist sie die würdigste."

Bugenhagen sprach gleichfalls in herzlichen Worten seine Freude über die getroffene Wahl aus, während Kranach zur Thür hinauseilte und bald mit seiner Ehewirtin zurückkam.

Frau Barbara hatte zwei große Thränen in den Augen, da sie zu dem Doktor trat und ihm die Hand reichte. „Gesegnet seid Ihr, ehrwürdiger Herr Doktor!" sagte sie mit bewegter Stimme, „und gesegnet ist die Maid, so Ihr erkoren! O wie danke ich Gott, der solche Gnade Euch erwiesen und nach der Trübsal der Zeit solche Freudensonne über Eurem Haupt aufgehen lässet! Ach, Herr Doktor, Ihr habet bis anhero immer mit so hohen Worten von dem heiligen Ehestand geredet, nun aber werdet Ihr erfahren, daß Ihr in dem heiligen Stand mehr finden werdet, denn Worte sagen mögen."

In dem kam ein Diener herein mit einem Krug Wein und vier silbernen Bechern auf guldenem Brett. „Setzet Euch nieder, ihr Lieben", mahnte Kranach, „auf daß die bewegten Herzen stiller werden!"

Während Frau Barbara die Becher mit dem funkelnden spanischen Wein füllte, nahmen die Männer auf den herbeigeschafften roten Sammetsesseln Platz.

„Nun aber thue uns kund, Bruder Martinus", sagte Kranach, sich vergnügt die Hände reibend, „wie solche große Wandlung in Deiner Seele zugegangen, denn nimmer hatte ich diesen Entschluß von Dir gehoffet."

Luther trank einen Schluck Wein und antwortete: „Der Mensch denkt, Gott lenkt. Und so Er einen treibet, wer mag dann wider den Stachel löcken? Habe zum ersten meiner Feinde gedacht, so des Schmähens und Lästerns wider mich immer mehr machen, sagen das ist ein sauberer Held, so andere in den Ehestand treibet und waget sich selber nicht hinein. So will ich dem Teufel und seinen Schuppen, den großen Hansen, Fürsten und Bischöfen zum Trutz ein Weib nehmen und dem verachteten und verworfenen Ehestand das Siegel aufdrücken. Und zwar will ich es eilends thun, daß ich noch Zeit finde, meine Lehre durch die That zu bekräftigen, denn die Zeiten sind so böse, daß vielleicht mein Stündlein bald vorhanden. Weiter aber habe ich auch meines alten Vaters gedacht und seines Schmerzes, da ich als ein ungehorsamer Sohn in das Kloster lief. Will nun meine Sünde wieder gut machen und auf sein vielfältig Bitten ihm antworten: Sehet da, lieber Vater, der Martinus hat ein Weib; so seid nun stille und freuet Euch mit ihm! — Zum dritten aber habe ich meiner Freunde gedacht, so noch schwach sind im Mut und sich fürchten

meine Lehre, so vielleicht bald nach meinem Tode unterdrückt werden möchte, nochmals mit meinem Beispiel für die Schwachen bestatigen."

„Du liebe Käthe!" rief in wonniger Entzückung sich selbst vergessend Frau Barbara, „Du glückliche!"

„Hat sie schon eine Ahnung, was ihr geschehen soll?" fragte Doktor Apel.

Luther erwiderte: „Sie mag wohl keinerlei Vermutung hegen, was ihr heute widerfahren soll; doch hoffe ich, sie werde mir ihre Hand nicht weigern. Euch aber, liebe Freunde, wollte ich gebeten haben, mit mir zu gehen, auf daß mein Verlöbnis, als vor Zeugen geschehen, Kraft und Giltigkeit habe vor der Welt."

„Ei, das ist ein frohlicher Gang, dergleichen ich noch wenige gegangen!" jubelte Kranach auf. „Doch sage, liebster Martinus, aus was Ursach Du solchen Deinen Entschluß so heimlich ausfuhren wollest. Siehe, Melanchthon — — —"

„Ach, rede mir nicht von diesem!" fiel Luther eifrig ein. „Ist ein zaghaft Blut, er und auch andere meiner Freunde, so da besorgen, mein ganzes Werk möchte zusammenfallen, so ich ein Weib freiete und noch dazu eine ehemalige Nonne. Soll derhalben in aller Stille geschehen, was geschehen muß, maßen sonsten der Satan wohl Hindernis und viel Gewirr machen möchte mit üblem Gerede, nicht allein der Feinde, sondern auch der Freunde."

Doktor Apel hatte in Nachdenken versunken dagesessen. Jetzt hob er mit verlegenem Lächeln den Kopf und wendete sich zu Luther hin. „Meine Seele ist voll Lust und Freude, wie der andern; eines jedoch leget sich als ein Schatten darüber, nämlich dieses, ob auch die Katharina, bei aller Vortrefflichkeit des Herzens und Gemüts, Eurer Geistesgröße gewachsen sei und Euch auf die Lange genügen möchte? Denn nicht allzuviel Wissen und Gelehrsamkeit hat sie aus dem Kloster mitgebracht. Verzeihet mir, daß ich solches Bedenken geäußert!"

Luthers Augen leuchteten in heiligem Feuer auf. „Ei, liebster Apel, was ist es denn, das dem Magister Philippus Melanchthon sein Weib so gar lieb und sein Haus zu einem Tempel des Glücks machet? Siehe, auch er hat nicht nach einem gelehrten Weib gehaschet, sondern allein das Herz angesehen. Ist doch ein gelehrtes Weib gleich einer Stechfliege, so da glanzet und nur darauf aus ist, zu reizen und zu stacheln. Was dem Mann gefällt und ihm die Ehe freundlich machet, das ist ein Weib mit sittsamem, frommem Gemüt, mit einer stillen, demütigen Seele, mit einem Herzen voll Liebe und Sanftmut und mit einer treuen, geschickten Hand, so dem Hauswesen wohl fürstehen mag."

Ein dankbar inniger Blick aus Barbaras Augen lohnte den Doktor für dieses Wort.

„Nun aber lasset uns in Gottes Namen gehen!" drängte Kranach, indem er nach Mantel und Barett griff.

Die Männer verließen in ernstem Schweigen das Haus.

* * *

Auf der Diele saßen die Frau Stadtsyndikus Reichenbach und Katharina von Bora und schälten Rüben zu dem Mittagsmahl.

„Ist es denn wahr", fragte die letztere, „daß der neue Kurfürst bei seiner Thronbesteigung feierlich erklärt hat, er wolle sich des Evangeliums mit allem Ernst und Eifer annehmen?"

Frau Elsa bejahte es. „Schon bei Lebzeiten seines Bruders, des seligen Herrn, hat er sich wiederholentlich freundlich und leutselig gegen den Doktor Martinus geäußert und ihm alle Ehrerbietung gezollt."

Katharinas Augen blitzten in stolzer Freude auf. „Ehre, dem die Ehre gebühret! Siehe, um eines Hauptes Länge raget der große Doktor über alles Volk hinaus, und Kaiser, Könige und Fürsten müssen vor ihm sich bücken."

Lächelnd schaute Frau Elsa die Begeisterung, die bei der jedesmaligen Erwähnung Luthers Katharinas Wangen rötete, und lenkte das Gespräch ab. „Möchtest Du heute lieber in der Kuche schaffen, oder droben auf der Kammer das Gesponnene in die Truhe thun?"

„Thuet, was Euch am liebsten, so übernehme ich das andere", versetzte die Käthe. —

An der Hausthür ertönte der Klopfer, und als Katharina eilfertig offnete, traten Luther, Kranach, Bugenhagen und Apel herein. Ernst und feierlich war ihr Gruß, nicht wie sonst mit freundlicher Gebärde, so daß Katharina befremdet zur Seite trat.

Die vier Männer schritten zunächst auf Frau Elsa zu, der die Feierlichkeit der Anrede gleichfalls eine schnelle Beklemmung des Herzens verursachte.

„Wollet mir verstatten", hob Luther an, „in Eurer Gegenwart und im Beisein dieser drei ehrenwerten Männer mit Katharina von Bora in einer wichtigen Angelegenheit zu verhandeln."

Mit den Augen ängstlich fragend erst den Luther und dann die drei im Hintergrund stehen gebliebenen Männer anschauend, winkte Elsa nach einigem Besinnen die Käthe herbei, welche mit noch größerer Herzensangst an den Tisch trat.

„Vielliebe Jungfer!" fing nun Luther an, „es ist Euch wohlbekannt, mit was Anteil an Eurem Geschick ich allezeit Euer gedacht und mich umgeschauet nach einem würdigen Ehegemahl, auf daß Ihr in dem Stand heiliger Ehe Euren Beruf und Bestimmung erfülletet. Doch sind mir solche meine Bemuhungen bis auf den heutigen Tag nicht wohl geraten, welches mir sehr beschwerlich gewesen und Ursach großer Bekümmernis. Da man aber im Sprichwort saget: Aller guten Dinge sind drei: so erscheine ich heute abermals in solcher Angelegenheit vor Eurem Angesicht und frage Euch — — —"

Die Jungfrau hob angstvoll die Hände auf und versuchte zu reden, doch das Herz versagte ihr.

„Ängstet Euch nicht, herzliebe Katharina", fuhr Luther in sanfterem, weicherem Ton fort, „denn nicht für einen andern komme ich heute, sondern, nachdem mir Gott nach langem Ringen in das Herz gegeben, daß ich nicht länger zögern solle, mein Wort mit meinem Beispiel zu besiegeln, und mein Herz ohne etliches Besinnen gesagt, welche mir die werteste sei von allen Jungfrauen, so frage ich Euch im Angesicht Gottes und in Gegenwart dieser menschlichen Zeugen, ob Ihr möchtet willens sein, dem Doktor Martinus Luther Euch als seine eheliche Hausfrau zu verloben."

Eine tiefe, regungslose Stille lagerte sich über das Gemach. Unbeweglich standen die drei Männer im Hintergrund, Frau Elsa starrte mit weit offenem Mund und Augen den Doktor an. Und Katharina? Ihr ganzer Körper bebte, ihre Hand faßte nach der Lehne des neben ihr stehenden Stuhls, aus ihrem Gesicht trat alles Blut zum Herzen, welches ihr plötzlich stillzustehen schien.

Das währte wohl zwei Minuten. Da hoben sich ihre Hände zum Himmel auf, und alles um sich her vergessend flüsterten in heiligem Erschauern ihre Lippen: „HErr, mein Gott, Du weißt, wie ich es als das größte Glück von Dir erbeten, daß ich ihm dienen durfte als seine Magd. Und nun soll ich sein ehelich Gemahl sein."

Von der Seite her, wo Frau Elsa stand, ward ein lautes Aufschluchzen hörbar, und tief bewegt erfaßte Luther Katharinas Hand: „So, wollet Ihr also die Meine sein bis an den Tod?"

„Ja!" klang es im leisem, zitterndem Jubel von der Jungfrau Lippen.

Da beugte sich der große Doktor zu ihr nieder und gab ihr den Verlobungskuß. —

Hell strahlten am Abend dieses Tages die Fenster des alten Klosterhauses, und in dem großen Gemach war eine fröhliche Gesellschaft versammelt. Vor einem mit Blumen geschmückten und im Kerzenglanz strahlenden Tisch kneeten Martin Luther und Katharina von Bora, während rings umher der Kreis der nächsten Freunde mit gefalteten Händen mitbeteten, da Luther mit herzbeweglicher Stimme sprach: „Lieber himmlischer Vater! Dieweil Du mich in Deines Namens und Amtes Ehre gesezet hast und mich auch willst Vater genannt und geehret haben, so verleihe mir Gnade und segne mich, daß ich mein liebes Weib, Kind und Gesind göttlich und christlich regiere und ernähre. Gieb mir Weisheit und Kraft, sie wohl zu regieren; gieb auch ihnen ein gutes Herz und Willen, Deiner Lehre zu folgen und gehorsam zu sein, durch JEsum Christum, Amen."

„Amen!" klang es antwortend im Kreise wieder, und nun trat Doktor Bugenhagen herzu, steckte den Verlobten die Ringe an die Finger und segnete den geschlossenen Bund im Namen der heiligen Dreieinigkeit.

Solches geschah am Dienstag nach Trinitatis, den 13. Juni 1525.

Neuntes Kapitel.
Ein herrlicher Freudentag.

Die Dohlen, welche in dem alten grauen Gemäuer des Wittenberger Augustinerklosters nisteten, steckten verwundert die Köpfe aus den Nestern und konnten gar nicht begreifen, was das für ein lautes Leben und Treiben in dem stillen Hause sei. Sie waren es gewohnt, hier ungestört das Wort zu führen und auf dem Klosterhof sich breit zu machen ohne alle Scheu; — jetzt aber wurden sie auf die Seite gescheucht von den vielen Menschen, die geschäftig hin- und wiedergingen und allerlei Gerätschaft getragen brachten, was nach ihrer Ansicht sich für ein Kloster gar nicht schicke. Noch mehr aber waren sie verwundert, daß der gute Mönch, der ihnen alle Tage Atzung vorgeworfen hatte und vor dem sie sich gar nicht fürchteten, zu dem sie vielmehr immer zutraulich herangehüpft waren, sich seit etlicher Zeit gar nicht mehr um sie bekümmerte, also daß sie ins Land hinausfliegen und sich anderswo ihr täglich Brot suchen mußten.

Es war aber auch in der That ein lautes, reges Treiben in dem einsamen Gebäude am 27. Juni. Bürger erschienen mit Gaben für Küche und Keller. Vier Stadtknechte kamen und brachten von dem Rat der Stadt als Ehrengeschenk für den Doktor Luther „auf seine Wirtschaft": ein Fäßlein eimbeckisch Bier und 20 Gulden in Schreckenbergern, dazu auch für Frau Katharina ein Stück schwäbisch Linnen, sowie die schriftliche Verheißung, das junge Ehepaar ein ganz Jahr lang mit Tischwein zu versorgen. Das war ein neues Zeichen der Dankbarkeit, denn bereits am Morgen nach der Trauung chen Malvasier, ein Stübchen Rheinwein und sechs Kannen Frankenwein.

Am folgenden Tage kam als Weihegabe der Universität für ihren größten Lehrer ein großer, silberner, innen stark vergoldeter Deckelbecher von getriebener Arbeit, auf dessen Fuß die Umschrift zu lesen war: „Die löbliche Universitat der kurfürstlichen Stadt Wittenberg verehret dieses Brautgeschenke Herrn Doktor Martinus Luther und seiner Jungfrau Käthe von Bora Anno 1525, Dienstag nach dem Fest Johannis des Täufers."

Während die Frau Syndikus noch damit beschäftigt war, diese und andere Hochzeitsgaben in sinniger Ordnung in dem hergerichteten Gemach aufzustellen, rollte ein Wägelein auf den Klosterhof, und zwei kurfürstliche Diener zogen mühsam ein großes Wildschwein herab nebst zwei Rehböcken. Der staunenden Elsa bestellten die Knechte einen Gruß von dem kurfürstlichen Hofprediger Spalatinus an den Doktor Luther, und in ihrer zerstreuten Glückseligkeit wäre die Frau Elsa dem einen der Knechte beinahe um den Hals gefallen


Schnepfe, ihr Junges tragend. (Siehe Seite 298)

Hinten aber in einer stillen Zelle saß der Doktor und schrieb an dem letzten Hochzeitsbrief. Eine ganze Anzahl war bereits entsendet an die Entfernteren, vor allem an seine alten Eltern in Mansfeld, sodann an die drei gräflich mansfeldischen Räte Dr Joh. Rühel, Joh. Dürr und Kaspar Müller, ferner an seinen Freund Spalatin in Altenburg und den dortigen Pfarrer Wenzel Link, an den Magdeburger Pfarrer Amsdorf und den Magister Kaspar Adler. Jetzt schrieb er an einen, den er beinahe vergessen, und der doch in erster Linie hätte geladen sein sollen, da ohne ihn der Luther sein Lebtag keine Käthe bekommen hätte: den Torgauer Leonh. Koppe.

Der ersehnte 27. Juni kam endlich heran. Ganz Wittenberg war in hoher, freudiger Erregung. Drinnen aber in dem Kloster saß eine zahlreiche Tischgesellschaft um den Doktor Martinus her, an dessen Seite die Katharina in seliger Wonne zuhörte, was von den Gästen geredet ward und was ihr lieber Eheherr darauf erwiderte.

Trotz aller Freude aber, die auf Luthers Antlitz leuchtete, war eine gewisse Unruhe an ihm wahrzunehmen, und mehrmals hatte er seiner Käthe zugeflüstert: „Nun ist mein Hoffen aus! Gott hat mir diesen Wunsch versagen wollen, auf daß es nicht zu viel werde."

Käthe wußte wohl, was er meine, und drückte ihm mitfühlend die Hand unter dem Tisch.

Man hatte schon bei einer Stunde an der Tafel gesessen, als der Studiosus Johann Pfister, welcher den Mundschenken machte, herzutrat und meldete, draußen ständen ein paar alte Bauersleute, ein Mann und eine Frau, die begehreten den Doktor Martinus zu sehen.

Luther fuhr zusammen und gebot, sie stracks hereinzulassen.

der Tracht der mansfeldischen Bauern, die blieben bei dem Anblick der hohen Tischgesellschaft betroffen stehen und neigten schüchtern, wie geblendet, das Haupt.

Luther hatte sich von seinem Sitz erhoben und drängte sich an der Wand entlang zu ihnen hin. Als er ihnen nahe kam, hob die alte Frau die Arme und streckte sie ihm entgegen: „Mein Sohn Martinus!"

Da sank sie dem Sohn an die Brust und weinte laut. Der Sohn aber entwand sich ihren Armen, den Vater zu begrüßen, welcher keines Wortes fähig dabei stand. „Herzliebster Vater! Tausendmal solltet Ihr mir willkommen sein, denn herzlich hat mich nach Euch verlanget, zu sehen, ob Ihr den ungehorsamen Sohn wieder aufgenommen habet in Eure volle Liebe! Sehet, Gott hat mich wunderlich geführet, daß wir ihn zu benedeien haben, denn was er wunderlich anhebet, das führet er herrlich hinaus."

Und er wandte sich und sprach, auf die inzwischen herzugetretene Katharina deutend: „Vater, sehet, das ist Eure Tochter!"

Dem alten Mann zitterten die Kniee, und die gefaltenen Hände zum Himmel aufhebend sprach er: „Nun will ich gerne sterben, da meine Augen diesen Tag gesehen! Mein lieber Sohn Martinus, ja, Du bist wieder mein Sohn, und der alte Hans Luther ist der glücklichste der Väter!"

Die Hochzeitsgäste drängten sich grüßend um die alten Leute, denen an der Tafel der Ehrenplatz neben den Neuvermählten gegeben ward, und der Doktor Martinus sprach: „Meine Freude ist nun erfüllet. Dieses hatte ich vor allem von dem HErrn erbeten, daß ich an diesem Tag meine lieben Eltern von Angesicht zu Angesicht schauen möchte, und er hat mich erhöret! Solches nehme ich als ein sonderlich Zeichen seiner Gnade und will ihm dafür dankbar sein mein Lebelang!"

Zehntes Kapitel.
Als die Geschmäheten und doch glückselig.

Es war um die Zeit, da die Abende schon lang werden und das Licht langsam wieder angezündet wird, wenn der Herbst zum Sommer spricht: es wäre nun Zeit, das Feld zu räumen.

In seinem Stüblein nach dem Wallgraben hinaus an dem großen eichenen Tisch saß der Doktor Martinus und schrieb, daß die Feder knarrte. In dem großen grünglasierten Kachelofen, zu dessen Füßen sich ein halbwüchsiges braunes Wachtelhündlein wohnlich streckte, knisterte das Kienfeuer und gab dem von einer kupfernen Hängelampe erleuchteten Gemach eine behagliche Wärme. Dem Ofen gegenüber hing, in geringer Entfernung von dem Bücherbrett, eine wertvolle Wanduhr in hohem, schmalem Gehäuse von geglättetem Cedernholz (ein Hochzeitsgeschenk des evangelischen Abtes Friedrich zu Nürnberg), deren langes Pendel in gravitätischem Schritt die Sekunden maß.

Unweit des Schreibenden saß in schlichtem, schwarzem Hauskleid, das Haar von einer weiten, weißen Haube verhüllt, die Katharina an der Spindel, gleichfalls in ihrer Arbeit vertieft, aber doch nicht so sehr, daß sie nicht von Zeit zu Zeit einmal aufgeschaut und mit einem zärtlich liebenden, ehrfürchtigen Blick an ihrem Eheherrn gehangen hätte. In dem Gemach herrschte eine feierliche Stille, die aber nur durch das Knarren der Feder, das Surren der Spindel und das Knistern des Ofenholzes unterbrochen ward.

Da entglitt der Käthe unversehens das Spinngerät und fiel lärmend auf den Estrich, daß der Doktor aus der Vertiefung in seine Gedanken erschreckt in die Höhe fuhr und sich umschaute.

Katharina stand ängstlich von ihrem Stuhl auf. „Zürnet mir nicht, liebster Herr Doktor! Will lieber von dannen gehen und Euch allein lassen, daß Euch meine Unfürsichtigkeit nicht abermals störe!"

Luther machte eine abweisende Bewegung: „Nicht also, liebe Käthe! Bleibe Du nur bei mir! Habe ich es Dir nicht schon zum öftern gesagt, daß mir Deine Nähe nicht eine Störung sei, sondern vielmehr eine Förderung und Erquickung? Habe wohl vordem manchmal gemeint, daß man im ledigen Stand viel mehr könne arbeiten und schaffen, da einen kein Weib störe und keine häusliche Sorge beschwere; doch weiß ich es jetzt anders. Gleichwie der Müller durch das Klappern seiner Mühle nicht gestöret wird, sondern im Gegenteil aus dem Schlaf fähret, wenn die Mühle plötzlich stehen bleibet, also auch ist es mir, als wären meine Gedanken flüssiger und meine Feder williger, wo Du bei mir sitzest, und öde ist mir das Stüblein, so ich Deine Nähe nicht verspüre. Ach, wie danke ich meinem Gott alle Tage, daß er mir ein liebes, treues Weib bescheret! Wohl haben, wie zu erwarten, meine Widersacher das Maul weit aufgesperret, mich zu verunglimpfen, und ich muß ihnen um meines Ehestandes willen ein noch schlimmerer Ketzer sein, als darum, daß ich dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche getastet; aber ich gräme mich nicht darum, bin vielmehr von Herzen fröhlich. Denn siehe, wenn mein Ehestand Gottes Werk ist, was Wunder, daß sich das Fleisch daran stößet? Stößet es sich doch selbst daran, daß der Schöpfer sein Fleisch zum Heil der Welt als Lösegeld und Speise darreichte. Wenn die Welt sich nicht an mir ärgerte, so würde ich mich an ihr ärgern und fürchten, das was ich thue, sei nicht von Gott. Jetzund also, wo sie ärgerlich und wütig auf mich drein fähret, erbaue ich mich und bin von Herzen fröhlich."

Katharina vernahm diese Worte mit innerstem Entzücken. „Ach, liebster Herr Doktor, wie machet mir Eure Rede das Herz leicht! Sehet, daß die Lästerer mich angetastet, solches ist mir wohl bitter eingegangen und hat mir manche liebe Nacht den Schlaf verscheuchet; aber zehnfach größere Not hat es mir verursachet, daß Ihr um meinetwillen solche Mehrung der Feindschaft und Schmähung erfahren. Nun Ihr aber saget, daß Euch die Afterrede der Welt gar lieb sei und Euch im Herzen erfreue, so bin ich auch getröstet. — Ach," fuhr sie nach einer Pause fort, „hätten nur die Feinde Augen zu sehen, so würden sie aufhören uns zu lästern, würden uns vielmehr beneiden um das stille, heimliche Glück, so uns im heiligen Ehestand erblühet."

Luther legte die Feder weg und zog sein Weib herzinnig an sich. „Ja, liebes Weib, Du redest recht: es ist der Ehestand ein Heiligtum mit einem Altar, darauf ohn Unterlaß der Weihrauch duftet; muß auch alle Trübsal des Lebens leicht werden, sintemal einer des andern Last trägt. Ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welches sich mein Herz verlassen kann, dem ich darf all mein Gut und Habe, ja meinen Leib und Leben vertrauen; so bin ich in ihrem Besitz ein Kaiser. Und Du, Käthe, hast einen frommen Mann, der Dich lieb hat, ja der Dich höher achtet, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft; so bist Du eine Kaiserin."

Draußen auf dem Flur wurden Stimmen hörbar, und gleich darauf that sich die Thür auf, durch welche Dorothee, die Magd, mit einer Papierrolle trat. „Dieses hat mir ein fremder Mann übergeben mit dem Auftrag und Weisung, es in des Herrn Doktors Hände zu legen."

Luther öffnete die Rollen und fand darin zwei Schreiben von Leipziger Theologen, ein lateinisches an ihn selbst gerichtet von Magister Joachim von der Heyden und ein deutsches an die Käthe adressiert von Magister Johann Hasenberg genannt Myricianus.

„Ei siehe da", lachte Luther auf, „nun ist die Käthe Lutherin

eine berühmte Frau geworden, daß man ihr gelahrte Schriften weihet."

Damit überreichte er ihr mit komisch feierlichem Ernst das **Papier.**

Doch das Lachen verging ihm bald, da er das an ihn gerichtete Sendschreiben zu lesen begann, und auch die Käthe **wurde abwechselnd** rot und blaß, als sie den Inhalt des ihr **geweihten Schriftstücks** kennen lernte. Sie war nicht imstande, **bis zu Ende** zu lesen; das Herz wollte sich ihr umwenden, als **ihr Martin Luther**, der Gegenstand ihrer anbetenden Verehrung, **da ein ruchloser** Verführer und Kind des Teufels genannt und **ihr der Rat** erteilt ward, sich so eilig wie möglich seiner ver**pestenden Nähe** zu entziehen und zu dem himmlischen Bräuti**gam, dem** sie die Treue gebrochen, zurückzufliehen. Mit **Schmerz** und Angst suchten ihre Augen nach dem Doktor, auf **dessen Stirn** sich eine dunkle Wolke türmte, da er im Lesen der **Schrift durch** eine Sintflut von Schmähungen und Lästerungen **waten mußte.** Doch siehe, die Wolke verzog sich bald, sein **Angesicht** zeigte wieder die alte heitere Ruhe, und zuletzt warf **er mit hellem** Auflachen den Brief auf den Tisch. Dann wandte **er sich an die Käthe** mit der Frage: „Was hat man Dir ge**schrieben,** mein liebes Weib? O, ich sehe es Dir schon an, **daß man** Dir das nämliche Leckergericht aufgetischet, als mir. So gehe und nimm den Wanderstab, daß wir dem uns erteilten Rat folgen und stehenden Fußes zurückkehren, daher wir gekommen sind."

Katharina schaute schmerzlich lächelnd zu dem Doktor auf: „Ach, könnet Ihr scherzen und lachen? Mir krümmet sich drinnen das Herz."

„Nicht also, liebe Käthe!" beschwichtigte Luther. „Ich bin ganz fröhlich und guter Dinge, denn je toller es die Feinde mit Dräuen und Lästern treiben, desto lieblicher erscheinet mir das Los, das mir gefallen, und alle ihre boshaften Anläufe müssen nur dazu helfen, daß ich des Ehestandes Herrlichkeit immer klarer sehe."

In diesem Augenblick trat der Wolfgang ein, Luthers Famulus: „Herr Doktor, draußen stehet noch der Bote, so das Packetlein überbracht. Wollet Ihr ihm nicht eine Zehrung reichen?"

Schnell fuhr Luther mit der Hand in die Tasche, und da er hier vergebens nach Münze suchte, ging er nach dem Wandschrank und nahm zwei Gulden heraus. „Wahrlich, einen hohen Lohn muß der Mann haben, so mir zu solcher Lust und Freude verholfen. Rufe ihn herbei!"

Der Bote trat alsbald herzu, und Luther klopfte ihm freundlich auf die Schulter: „Lieber Gesell, ziehe heim in Frieden und erzähle denen, so Dich gesendet, was große Freude die beiden Schreiben bei uns angerichtet. Du aber, als der Mittler solcher Freude, sollst Deine Gebühr haben: nimm diese zwo Gülden samt dem Segen des Doktor Martinus und seiner Frau Käthe."

Der Gesell wußte in großer Verlegenheit nicht, ob das Scherz oder Ernst sein solle, und weigerte sich, die überreiche Gabe zu nehmen; aber Luther zwang ihm in seiner unwiderstehlichen Weise das Geld auf und wünschte ihm glückliche Reise. Dann wandte er sich zu der Käthe herum, die immer noch mit zwiespältigen Empfindungen dastand, und zog sie an seine Brust: „Siehe, herzliebste Käthe, die ganze Welt und der Teufel zerren an Dir, daß Du sollest den Doktor Martinus lassen. Aber je mehr sie zerren, desto fester halte ich Dich, denn hier ist der Fleck, da Du hingehörest."

Leise weinend ruhte Katharina an der Brust des großen Mannes, aber das waren keine Schmerzensthränen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Schnepfe, ihr Junges tragend.

(Zu unserem Bilde auf Seite 301.)

Es ist eine Waldschnepfe (Woodcock), die hier, ihr Junges zwischen den „Ständern", dem Jäger oder irgend einem andern Räuber aus dem Gebiet der zwei- und vierbeinigen Geschöpfe entfliehen will. Man war lange im Zweifel über die Fortschaffungsmethode der bedrohten Schnepfenjungen seitens der Alten; aber zuverläßige Beobachter haben die hier abgebildete Weise wiederholt gesehen. Nur wenn die Jungen noch ganz klein sind, nimmt die Alte wohl auch eins zwischen Schnabel und Hals.

Heimweh. Ein junger Mensch saß in der heiligen Weihnacht einsam in seiner Kammer und dachte an seine Lieben, die in weiter Ferne waren, und gedachte, wie er in den vergangenen Jahren der Kindheit in ihrer Mitte fröhlich Christfest gefeiert hatte. Das war nun alles gewesen — Vaterhaus, Kinderzeit, Weihnacht — alles war für ihn längst vorbei, denn er lebte nicht nur fern von den Seinigen, sondern auch fern von dem heiligen Christ. Er hatte mit den Kinderschuhen auch den Kinderglauben ausgezogen. Wie er nicht mehr an die Märchen glaubte, die ihm einst die Mutter erzählt hatte, so glaubte er auch nicht mehr an die Weihnachtsgeschichte, auch sie galt ihm als Märlein der Weiber. Aber heute am Weihnachtsabend hätte der Jüngling seinen Kinderglauben an den heiligen Christ gar gern wieder gehabt. Die Abendglocken, die von der nahen Kirche hertönten, läuteten ihm die Sehnsucht ins Herz, die Sehnsucht nicht bloß nach Gemeinschaft mit den Seinigen, die daheim Weihnachten feierten, sondern auch und noch viel mehr nach Gemeinschaft mit dem, der der Stern und Kern aller Weihnachtsfeier ist, nach dem heiligen Christ. Aber giebt's denn einen heiligen Christ? Die Bibel erzählt von ihm, aber die Bibel ist doch kein Buch für aufgeklärte Leute. Daheim werden sie in dieser Stunde die Bibel aufschlagen und lesen, was St. Lucä im 2. Kap. steht. Wie, wenn er sich das Weihnachtskapitel auch aufschlüge in seiner Einsamkeit? Ja, wenn's seine Freunde und Genossen sähen, sie würden ihn auslachen, daß er so sentimental wäre, aber sie sehen's ja nicht, und wozu hat er denn das neue Testament von der Heimat her, wenn er nicht einmal darin lesen will? Und er liest die Weihnachtsgeschichte von den Worten: „Es begab sich" an und liest sie bis zu den Worten des Engels. „Euch ist heute der Heiland geboren" — da hält er inne und legt den Finger auf das „euch" und sinnt über dem „euch" und weint über dem „euch" und jubelt über dem „euch", denn er deutet es sich auf die Seinigen daheim und auch auf sich selbst hier in der Ferne, und er glaubt an das „euch" und ruft, als er sein Bett aufsucht und ruft, als er am Christfestmorgen wieder aufsteht: „Auch mir ist heute der Heiland geboren!" Und nun hat er alles wieder: Weihnacht und Kinderherz und Vaterhaus, denn er glaubte an das Christkind und war in diesem Glauben fröhlich wie ein Kind und im Geiste wieder verbunden mit den Seinigen im Vaterhause. Und als die Morgenglocken läuteten, war ihm seine Kammer zu eng und er eilte ins Gotteshaus und sprach in seinem Herzen: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich JEsum möge sehen." Und war in seinem Herzen viel Freude, nicht minder aber im Himmel bei den Engeln Gottes.

Longfellows erstes Gedicht finden wir im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" mitgeteilt. Der Dichter hat dasselbe als neunjähriger Knabe verfaßt. Die Gelegenheit, bei der sich so zum erstenmale die Begabung des zukünftigen Poeten überraschend dokumentierte, war folgende. Sein Lehrer hatte ihm aufgegeben, einen Aufsatz anzufertigen. Little Henry erschrak gewaltig — wie fast immer Kinder, wenn sie ein erstes selbständiges Skriptum zustande bringen sollen. „Schreiben kannst Du doch, nicht wahr?" sagte darauf der Lehrer. — „Ja." — „Gut, dann kannst Du wohl auch Worte zusammenstellen oder aneinanderreihen?" — „Yes, Sir!" — „Nun, dann nimm Deine Schiefertafel und geh' hinter das Schulhaus. Da wirst Du schon irgend etwas finden, was Du kennst und worüber Du ein paar Sätze schreiben kannst. Da erzähle dann nur, was es ist, wozu es gebraucht wird, und was man damit thut. Das ist alsdann ein Aufsatz." Henry nahm seine Tafel und ging damit hinaus. Draußen fand er hinter des Schulmeisters Scheune ein Rübenfeld, und eine besonders schöne Rübe erregte begreiflicherweise des Knaben Aufmerksamkeit. „Ach", dachte er, „das kenne ich ja und davon weiß ich ja, wozu es dient und was man damit beginnt." Dann machte er sich an die Arbeit und in einer halben Stunde — soviel Zeit hatte ihm der Schulmonarch vergönnt — brachte er seinen fertigen Aufsatz in die Klasse. Der Lehrer soll zu Thränen gerührt gewesen sein, als er sah, was Little Henry in der kurzen Zeit zu-

stande gebracht hatte. Der merkwürdige Aufsatz war nämlich in Versen verfaßt und hatte zum Titel: "Mr. Finneys turnip, — Mr. Finneys Rübe." Wir haben das kindlich-naive Gedichtchen verdeutscht wie folgt:

Mr. Finney hat' 'ne Rübe
Und die wuchs zu seiner Freude,
Wuchs wohl hinter seiner Scheuer
Und that niemand was zu Leide.
Und die Rübe wuchs und wuchs,
Bis sie dick und groß genug,
Bis dann Mr. Finney kam
Und sie in den Keller trug.
Lange, bis sie beinah faul,
Lag sie in dem Keller nun,

Ehe sie Miß Susie wusch,
Um sie in den Topf zu thun.
Und im Topfe kochet sie,
Bis sie längst gekocht genug;
Worauf dann Miß Lizzie kam
Und sie auf den Eßtisch trug.
Mr. Finney und sein Weib
Setzten sich zum Abendessen,
Und man aß, und man aß,
Bis die Rübe aufgegessen.

So rührend-anspruchslos diese Verse sind, giebt sich in ihnen doch eine gewisse Begabung für das Reimefinden und Rhythmisieren kund.

Macht der Kleinen. Die Termiten oder weißen Ameisen, eine Insektenfamilie aus der Ordnung der Gradflügler, welche in den Tropen leben und sich durch die Größe und komplizierte Einrichtung ihrer oft fünf Meter hohen und felsenharten Baue auszeichnen, sind in manchen Ländern eine wahre Plage und ein Schrecken für die Einwohner, da sie schaarenweise in die menschlichen Wohnungen zu dringen pflegen und dieselben zerstören, indem sie das Holzwerk und die Balken inwendig ausfressen; dies thun sie so geschickt, lassen stets die äußere Hülle dabei stehen, daß man ihre Verwüstungen gemeiniglich erst dann bemerkt, wenn es zu spät ist, den Schaden zu verhüten. Nichts widersteht ihnen, was nicht gerade von Stein, Glas oder Eisen ist. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden sie durch fremde Schiffe nach Europa, besonders Spanien, Italien und Frankreich verschleppt, wo sie sich sofort einbürgerten und ihre unheimliche Thätigkeit begannen. Man wurde indessen auf die gefährlichen Feinde nicht eher aufmerksam, als bis zu Rochefort in Frankreich plötzlich ein Haus zusammenstürzte, dessen Balken die Termiten völlig ausgehöhlt hatten. Jetzt ergriff die Regierung Gegenmaßregeln. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß der ganze kostbare Vorrat der zum Bau der Kriegsschiffe bestimmten Eichenstämme vollständig zerfressen war, sämtliche öffentliche Gebäude waren derartig beschädigt, daß sie schleunigst repariert werden mußten, und in einigen Seehäfen konnten die Archive der Marine nur dadurch vor der Zerstörungswut der Insekten gerettet werden, daß man die Bücher in Metallkästen verschloß. In einer Pension in Rochefort stürzte die ganze Damengesellschaft beim Mittagstisch plötzlich samt der Zimmerdecke in den Keller hinunter, und mehrere nahegelegene Gebäude drohten ebenfalls einzustürzen. Als ein Hufschmied eben das glühende Eisen auf den Amboß legte und mit dem schweren Hammer darauf zu schlagen begann, sank der Amboß [...] Erde, indem der hölzerne Klotz, worauf er ruhte, von Termiten [...] höhlt war, und noch im Jahre 1820 mußte das mächtige, unter [...] leon I. erbaute Kriegsschiff „Le Genois" auseinandergeschlagen [...] Brennholz verkauft werden, weil die Termiten es vollständig [...] hatten. Selbst bis nach Schönbrunn bei Wien gelangten die [...] geister, wo sie sich in den Gewächshäusern einlogierten, die großen [...] zenkübel zerfraßen und das Gebälke derartig mitnahmen, daß im [...] 1839 eines der Gewächshäuser niedergerissen werden mußte. [...] staunt über diese Wirkungen umsomehr, wenn man bedenkt, daß [...] kleine, blasse und zarte Insekt kaum 1/2 Zoll lang ist, aber durch [...] zahllose Menge so große Wirkungen hervorbringt. Jetzt sind die [...] rer durch energische Gegenmaßregeln fast überall in Europa vertilgt.

Übertriebene Loyalität. Die Loyalität der Engländer [...] Herrscherhaus hat manche wunderliche Blüte getrieben; die wun[...] von allen aber war doch der Einfall einiger Kavaliere bei der Rück[...] II. nach London, dem Heimkehrenden im eigenen Blute ein Will[...] zu bringen. Sie hatten sich auf der Straße aufgestellt, ließen [...] Ader schlagen und tranken dem neuen König in dem noch [...] Blute einen Willkommsgruß zu. Dann aber wurden sie ab[...]

Sprechsaal.

Unbekannt in N. Y. Wir können unter keinen Umständen die von Ihnen [...] regte Sache in der Abendschule besprechen, da unser Blatt prinzipiell Fragen der [...] lichen Lehre nicht behandelt. Nur erachten wir es als unsere Pflicht, Ihnen zu bedenken zu geben, daß Ihre Ansicht der heiligen Schrift schnurstracks zuwiderläuft und im höchsten Grade seelengefährlich ist. — Die von Ihnen gesandten $5.00 werden wir der Judenmission überweisen. — Warum nennen Sie Ihren Namen nicht? —

F. L. in K. So sehr sich die Lutheraner auch über die wirklichen Liebeswerke Andersgläubiger freuen, so können sie sich doch nicht an denselben beteiligen, wenn sie auf Veranlassung oder unter den Auspizien einer andersgläubigen Gemeinde getrieben werden, wie sie denn auch eine Mithilfe an ihren Liebeswerken von Nichtlutheranern nicht fordern. Der Grund dieser ihrer Stellung hängt aufs genaueste mit ihrer Lehre von der Kirche zusammen, die wir Ihnen selbstverständlich an diesem Ort nicht auseinanderlegen können. Es hindert dies die Lutheraner nicht, sich an gemeinnützigen Unternehmungen (z. B. Errichtung von Hospitälern) zu beteiligen, wenn diese von Bürgern ausgehen.

G. H. Sch. in C. Ist es ratsam, den Kanarienvögeln die allzulangen Nägel abzuschneiden?

Allerdings. Man nimmt dazu eine scharfe Scheere und kürzt die Nägel auf ihre natürliche Größe. Wenn man den Sitzstäben die richtige Dicke giebt, so daß sie der Vogel nur halb umspannen kann, werden lange Nägel vermieden.

P. W. in B. Durch ein Versehen sind die Titel der stenographischen Lehrbücher weggeblieben. Hier sind dieselben, und zwar für Stolzesche Stenographie: M. Stolze. Anleitung zur deutschen Stenographie; für Gabelsbergersche Stenographie: K. Albrecht. Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie.

Auflösung der Weihnachts-Spielecke.

1. Unsere Spielecke. 2.

	Weiß.		Schwarz.
1)	D. d6—e6		d7—e6 †
2)	L. b3—e6 †:	K.	f5—e4 †
3)	S h7—g5:	D.	f4—g5 †
4)	S. f7—g5. Matt.		

3. Erstes Silbenrätsel: 1) Wladislaw; 2) Egge; 3) Illimani; 4) Hochkirch; 5) Navarin; 6) Alhambra; 7) Cognac; 8) Heinrich; 9) Tarent; 10) Emilie; 11) Norwegen. Die Anfangslaute ergeben: Weihnachten, die Endbuchstaben: Weihnachten. — **Zweites Silbenrätsel:** 1) Cumberland; 2) Helene; 3) Reichenau; 4) Institut; 5) Salamis; 6) Tehuantepec; 7) Andernach; 8) Brennessel; 9) Elba; 10) Nelson; 11) David. Die Anfangsbuchstaben ergeben: Christabend, die Endbuchstaben: Deutschland.

4.

			A	B	T			
			L	E	A			
			U	T	E			
E	P	I	P	H	A	N	I	A
B	E	T	H	L	E	H	E	M
S	Y	L	V	E	S	T	E	R
			U	R	U			
			S	E	M			
			E	M	S			

5. Weihnacht.

6. **Festrebus.**
Es tönt zur lieben Weihnachtszeit
Das allbekannte Lied:
Allein Gott in der Höh sei Ehr'
Auf Erden wohne Fried.

7.

```
                  U
                I N N
              H O S E A
              S T E R N
      S M       A R M       K T
    U P E N       E       B A H E
  P R O S I T     N     E U J A H R
    I H S L       L       G R L E
      R E       L E A       O E
              M O S E S
              E G E D E
                [illegible] R Z
                  N
```

8. 81 Nüsse.

	Weiß.	Schwarz.
9.	C8—D4	E5—C3 †
	B4—D2 †	H2—G1 Dame
	F2—G3	F4—H2 †
	D2—E3.	

Schwarz hat einen Stein mehr, muß aber verlieren.

10. Weihnacht.
11. „Auch eine Bescherung."
12. 1. Neujahr. 2. Christbaum. 3. Christkind.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 10. Januar 1884. Nummer 20.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (10. Fortsetzung.)

Diese Worte wurden mit einem so bitteren Ernst und einer so unbeschreiblichen Traurigkeit gesprochen, daß schon der Ton der Stimme mich erschüttert haben würde, wenn es der für mich fast unfaßliche Inhalt nicht noch mehr gethan hatte. Mir bebte das Herz vor Mitgefühl und ich war nicht nur begierig, die Tiefe dieses Unheils zu erfahren, sondern ich fühlte auch den Drang, mich auf die Seite des Unglücklichen zu stellen und mit ihm gemeinsam gegen den ihn beängstigenden Feind anzukämpfen. Endlich aber konnte ich die Antwort, die mir schon lange auf der Zunge schwebte, nicht mehr zurückhalten, und so sagte ich mit nachdrucksvollem Ton und unwillkürlich lebhafter aufwallender Wärme:

„Nun, da bin ich doch begierig, die Tiefe und den Umfang dieses Ihres seltsamen Leidens zu erfahren! Wenn Sie doch Vertrauen zu mir fassen wollten und könnten — nicht gerade heute, in diesem Augenblick — doch vielleicht ein andermal. Sie dürfen zu jeder Zeit nicht allein meiner herzlichen Teilnahme, sondern auch meines besten Willens, Ihnen auf irgend eine Weise nützlich zu werden, gewiß sein. Und damit Sie davon um so überzeugter sind, will ich Ihnen mitteilen, daß ich schon oft Unglückliche ähnlicher Art wie Sie vor mir gehabt und ihnen Ähnliches gesagt habe, wie ich Ihnen eben sage. Oft ist es mir auch durch Gottes Gnade gelungen, ihnen Hilfe zu bringen, aber um es zu können, mußten sie mir vertrauen. Und das thaten sie, und sie haben die Frucht davon erfahren."

Mr. Humfrey Scott seufzte bei diesen Worten schwer auf und starrte düster vor sich hin, ohne irgend einen vor ihm liegenden Gegenstand bestimmt ins Auge zu fassen. Ich kannte diesen starren, auf jede Hilfe resignierenden und völlig trostlosen, weil hoffnungslosen Blick schon aus langer Erfahrung. Leute von der Färbung meines jetzigen Patienten — denn das war er ohne allen Zweifel in leiblicher und geistiger Beziehung — sehen eben nichts auf der Welt als ihr ihnen innwohnendes Leid vor sich. Alles, was außer ihnen liegt und sich nicht auf dies Leid bezieht, existiert für sie nicht. Sie betrachten sich eben als Ausnahme von den allgemein menschlichen Regeln und glauben, daß nur sie allein dazu auserlesen seien, so Schmerzliches, so Peinvolles, so Grausames zu dulden. Und hier ist übergeht; hier hört die Wirklichkeit auf und beginnt das Hirngespinst, hier also auch hat die gesunde Vernunft ein Ende und der Wahn nimmt seinen schaurigen Anfang. Ja, in einen solchen Wahn war auch der arme Mr. Scott in meinen Augen verfallen, und ihn wenigstens diesem Wahne zu entreißen, sollte meine Aufgabe sein, wenn ich ihm auch natürlich nicht das, was er verloren, wiedergeben, ihn also nicht aus den Banden und Schmerzen seines Unglücks befreien konnte.

Ich wollte eben in dieser Richtung hin einige Worte sprechen, als Mr. Scott aus eigenem Antriebe aus seinem dumpfen Bruten auffuhr und mit viel milderer Stimme als vorher und nur noch von einer mir erkennbaren Scheu zurückgehalten, sagte:

„Unmöglich ist es nicht, Herr Doktor, daß auch ich einmal dieses Vertrauen zu Ihnen gewinne, daß ich Ihnen also einmal mein Schicksal mit dürren Worten erzähle. Auf jeden Fall würde es mich schon erleichtern, wenn ich mein Leid vor jemandem aussprechen könnte, denn seit mehr als einem Jahr habe ich von Angesicht zu Angesicht mit niemandem über mich selbst und meine Verhältnisse gesprochen und meine Seele drängt und sehnt sich von Tag zu Tage mehr danach. Einen Freund habe ich allerdings auf der Welt, der mich durch und durch kennt und mir auch bisweilen seinen Trost brieflich sendet, aber, es ist seltsam: schreiben, selbst schreiben und ihm also mitteilen, wie es mir geht, in welcher trostlosen Lage ich mich befinde, das kann ich nicht, ich kann mich also auch gegen ihn, den mir einzig Befreundeten und mich Verstehenden, nicht aussprechen. Mag das nun eine richtige oder falsche Scham darüber sein, daß ich mich selbst in die Lage gebracht, in der Sie mich hier gefunden, aber ich schäme mich in der That, diesem fernen Freunde einzugestehen, daß ich auch jetzt in meiner Einsamkeit, wo ich Trost und Erlösung von meinem Leid gesucht und anfangs auch gefunden, mich nach wie vor unglücklich fühle. Ach, er thut gewiß alles, was in seinen Kräften steht, um mir zu nützen, zu helfen, allein auf den Grund meines Übels, das jetzt meist in meiner gebrochenen, zersprungenen Seele beruht, zu dringen und zugleich körperlich wie geistig mein Arzt zu sein, wie Sie es vielleicht viel mehr sein können, wenn Sie erst alles wissen,

Doch — ich bin in meiner inneren Verworrenheit, die Sie entschuldigen müssen, ganz von dem abgekommen, was ich Ihnen sagen wollte. Es betraf ja mein Vertrauen zu Ihnen. Ja, ich wollte sagen: vielleicht schenke ich Ihnen dies Vertrauen — jetzt aber kann ich es noch nicht über mich gewinnen, den oberflächlichen Verband von meiner Wunde zu nehmen und Ihnen die heillose Verwüstung darunter zu zeigen. Sollte aber einmal der Moment bei mir eintreten, daß ich mein Weh nicht länger in mir bewahren kann, dann, verlassen Sie sich darauf, sollen Sie davon benachrichtigt werden. Ich komme entweder selbst, sei es Tag oder Nacht, nach dem Hause hinunter und lasse Sie zu mir herausrufen oder ich sende Ihnen durch Heinrich oder Christen eine Botschaft, die Sie zu mir bescheidet. — Kommen Sie dann?"

Er sah mich bei diesen Worten mit einem mich eigentümlich ergreifenden und beinahe flehenden Blick an. Sein blaues, immer wie von einem inneren Nebelflor verschleiertes Auge schwamm in einem feuchten Schimmer und ich sah, wie namenlos schmerzlich die Seele dieses Mannes in diesem Augenblick bewegt war.

„Natürlich komme ich", sagte ich und streckte meine Hand nach der seinen aus, die er mir um den Baumstamm herum, der uns trennte, entgegenhielt. „Rufen Sie mich, holen Sie mich, wann Sie wollen — Sie sollen mich zu jeder Stunde bereit finden, nicht nur für Ihr körperliches, sondern auch für Ihr geistiges Weh, für Ihre Seele Ihr Arzt zu sein, und ich will Gott bitten, daß Er mir dazu Kraft und Weisheit geben wolle. Denn schließlich ist es doch Er allein, der Ihnen helfen kann!"

Er warf mir einen wehmütig dankenden Blick zu, sprach aber kein Wort mehr. Dagegen stand er von seinem Sitze auf, warf Buchse und Jagdtasche wieder über die Schultern und schickte sich augenscheinlich zum Aufbruch an.

„Wollen Sie gehen?" fragte ich, so ruhig ich konnte, denn das eben geführte Gespräch hatte mich tief erschüttert.

„Ja, ich habe hier lange genug gesessen und die Nähe der Sieben Tannen dort unten macht mich etwas unruhig. Es könnte einmal jemand von den Gästen des Hauses Lust bekommen, von dort aus die grüne Matte heraufzusteigen und dem Fußpfad zu folgen, und dann würde es, wenn er mich sähe, nur Anlaß zu neuen Fragen und Vermutungen geben, die ich auf jeden Fall vermeiden will. — Aber wie, begleiten Sie mich nicht nach meiner Hütte und wollen Sie nicht wieder wie gestern bei mir frühstücken? Meine Vorräte sind noch lange nicht erschöpft und Christen kann mir jeden Tag das etwa Notwendige von Sterchi besorgen."

„Nein", sagte ich, entschieden entschlossen, seine Einladung für heute abzulehnen, „ich gehe heute nicht mit Ihnen, Sie aber können mich eine Strecke nach dem Wege auf jener Seite begleiten, da ich die glatte Grashalde nicht wieder hinabsteigen mag."

So schlugen wir denn den Weg in südlicher Richtung ein, kletterten zwischen den Tannen einen jähen Abhang hinab und erreichten nach einer Viertelstunde den gewöhnlichen nach der Alp führenden Weg. Als wir nun denselben abwärts schritten, wobei Mr. Scott bei jedem Schritt mehr zu zögern schien, sagte ich:

„Erlauben Sie mir noch eine Frage. Genießen Sie nie etwas anderes, als ich es gestern sah? Essen Sie keine warmen Speisen, zum Beispiel keine kräftige Suppe?"

„Selten und nur dann, wenn ich ein Bedürfnis danach habe, was freilich nicht oft der Fall, und dann bereite ich mir meine Speisen selber. O", und er lächelte bitter dabei, „das Leben hat mich viel gelehrt, Herr Doktor, und so bin ich auch mein eigener Koch geworden. Übrigens ist es mir im ganzen einerlei, was ich esse, es schmeckt mir alles gleich gut oder schlecht, wie Sie wollen. Meine Gedanken, das wissen Sie ja jetzt, sind vielmehr auf ganz andere Dinge gerichtet."

Er war dabei wieder stehen geblieben und ich merkte ihm deutlich an, daß es ihm offenbar schwer wurde, mir weiter nach dem Hause hin zu folgen.

„Wollen Sie mich nicht noch eine Strecke nach dem Ausgange des Waldes zurückbegleiten?" fragte ich ihn.

Er zuckte unwillkürlich und wie ein nervös höchst aufgeregter Mensch zusammen. Aber er antwortete nicht auf meine Frage, sondern sagte nur: „Wie viel Gäste sind jetzt bei Sterchi?"

Ich nannte ihm die Zahl, so genau ich sie selbst wußte.

„Was für Leute sind es?"

Ich beschrieb sie im allgemeinen und sagte, daß Schweizer, Deutsche und auch eine englische Familie mit ihrer Dienerschaft unten wohnten.

Er zuckte plötzlich abermals und noch viel heftiger als vorher zusammen und sagte rasch und entschieden:

„Nein, heute gehe ich nicht weiter mit; in den Wald unten wage ich mich überhaupt nicht bei Tage und ich möchte mit niemandem darin zusammentreffen. Heute aber, wo das Wetter so schön ist, könnte leicht jemand auf den Gedanken fallen, einmal nach der Alp zu gehen. Und so lassen Sie mich denn ziehen, mein Weg liegt dort hinaus und der Ihrige dort. — Doch noch eins. Treffen wir uns morgen wieder bei der Schirmtanne?"

„Nein", sagte ich, „bei der Schirmtanne nicht, vielmehr denke ich Sie morgen in Ihrer Behausung aufzusuchen, wenn es Ihnen genehm ist. Vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt mein Patient sind und daß ich Sie, wenn ich Ihnen helfen soll, alle Tage beobachten und studieren muß. Also erwarten Sie mich etwa nach sieben Uhr morgens in Ihrem Hause.

„O, das wird mir eine rechte Freude sein", sagte er mit plötzlich in seinem ganzen Wesen widerstrahlender Wärme, „aber die Mühe, der Sie sich unterziehen —"

„Kein Wort darüber, Mr. Scott", unterbrach ich ihn. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich bloß darum auf dem Berge aufhalte, um die frische Bergluft zu genießen und mir tüchtige Bewegung zu machen. Ob ich also links oder rechts gehe, ist mir ganz einerlei."

Bei diesen Worten reichte ich ihm die Hand und er drückte sie mir noch viel herzlicher und länger als gestern. Offenbar schied er ungern von mir, als ob er fühle, daß ich durch eine seltsame Fügung der Umstände das einzige Mittelglied zwischen ihm und der Welt geworden wäre, die zu meiden er zwar Ursache haben mochte, der aber so konsequent den Rücken zu kehren ich nur für eine krankhafte und übertriebene Eigenheit seines gestörten inneren Lebens halten mußte.

Als er mich verlassen hatte und langsamer als gestern, und, wie mir schien, mit weniger elastischen Schritten den vor ihm liegenden Berg erstieg, wandte auch ich mich zur Rückkehr um und, wie man sich denken kann, schritt ich, in ernste Gedanken versenkt, meinen Weg hinab. Obgleich ich noch nicht ganz auf den Grund der Seele dieses sonderbaren Mannes geschaut hatte, so wußte ich doch jetzt, daß mir das bald gelingen würde, denn es gährte bereits in ihm der Drang, sich mir mitzuteilen, das hatte ich aus seinem ganzen Benehmen heute morgen wohl herausgelesen. Nun also konsequent vorwärts zu dringen und ihm darin entgegenzukommen, war mein fester Vorsatz, nur war ich noch über die Mittel im Zweifel, die mich zu dem von mir ersehnten Ziele führen könnten.

13.

Als ich aus dem Walde oberhalb der Hausalp hervortrat und so weit vorgeschritten war, daß ich den obersten Rasenabhang überblicken konnte, wurde ich durch einen ganz eigenen

äußeren Vorgang von meinen ernsten Gedanken abgezogen. Irgend etwas Lebendiges, wie ein kolossales Stachelschwein zusammengerollt, kugelte sich behaglich die von der Sonne hell beschienene Rasenfläche hinab, aber ich konnte anfangs nicht unterscheiden, wer und was es eigentlich war. Bei genauerem und längerem Hinblick jedoch glaubte ich endlich die sich so amüsierende Person zu erkennen und siehe da, ich hatte mich nicht getäuscht, denn eben richtete sich, unten am Fuße des ersten Absatzes angekommen, die Gestalt auf ihre Füße und kehrte mir ihr ebenholzschwarzes Gesicht zu, um sich das besondere Vergnügen zu machen, den Rasenabhang von neuem zu erklettern und sich wiederum ohne Mühe hinabkugeln zu lassen.

Bisher hatte mich der muntere Ned, denn er war es ja, noch nicht bemerkt, wie es schien, und um ihn auf mich aufmerksam zu machen, ließ ich einen lauten Jauchzer erschallen, wie er ihn schon öfter hier oben gehört. Auf der Stelle spitzte der Neger die Ohren, hob seinen krauswolligen Kopf in die Höhe und sah nach mir hin, wobei sein glotzendes Gesicht einen Ausdruck so starrer Verwunderung annahm, als ob er einen Geist aus den Bergen zu sich niedersteigen sähe.

„Ned“, rief ich nun, während ich ihm, den Rasen hinabgleitend, allmählich näher kam, „Du hier? Was machst Du denn da für Kapriolen? Du wirst Dir das Genick brechen, wenn Du so tollkühn den Berg hinunter kugelst.“

„O nein, Massa Doktor“, erwiderte er, die Hände in seine keuchenden Seiten stemmend und mich mit weit aufgesperrtem Munde anlachend, „Ned haben ein sehr festes Genick und brechen sich nicht so leicht einen Knochen. Außerdem haben er so gar wenig zu thun und wollten sich deshalb nur einmal ein kleines Vergnügen machen. Das sein ein ganz hübscher Berg und sein glatt wie eine Rutschbahn, und wenn Ned eine Kugel wären, so er ganz leicht bis zum Hause hinunter rollen könnten.“

„So“, erwiderte ich, „hast Du mich vielleicht hier erwartet, da Du Dir gerade vor dem Eingang in den Wald dies Vergnügen verschafftest?“

„O nein, Massa Doktor, ich Sie hier nicht erwarten konnten, da Sie ja heute morgen da oben auf der anderen Seite in den Wald gegangen sein, wie Sie sonst immer hier hinauf steigen.“

„Ah, das hast Du also gesehen?“ fragte ich weiter.

„Ja wohl“, sagte er. „Ned haben seine Augen überall und da er nichts, nichts auf der Welt zu thun, so sehen er auch, wohin Massa Doktor jeden Morgen gehen, und heute gingen er ihm eine Strecke nach, aber nur bis an die ersten Bäume, denn in den Wald wagen er sich nicht gern, da es darin viel zu finster und wenig geheuer sein.“

„So, so“, erwiderte ich und schritt dem ersten Häuschen auf der Hausalp zu, um den nach der Tiefe führenden Weg wiederzugewinnen, „nun komm mit mir hinunter, wir wollen einmal sehen, wo die Damen sind.“

„O, das können Ned Massa Doktor schon hier sagen“, erwiderte der Schwarze mit freundlichem Grinsen, „und Massa brauchen nicht so weit hinabzusteigen. Missus Duncan sitzen auf der Bank bei den Bäumen da drüben, und Miß Lucy und meine Miß sitzen bei ihnen.“

„So laß uns hinübergehen“, entgegnete ich und änderte die Richtung meines Weges, indem ich quer über den Rasen den Sieben Tannen zuging. Ned folgte mir still, blieb aber oft stehen und sah sich mehrmals nach irgend einem Gegenstande um.

„Was suchst Du denn?“ fragte ich ihn, indem ich ebenfalls stehen blieb und wieder den Rasen hinauf blickte, auf dem so eben einige der Ziegen weideten, die unten im Hause gehalten aus gern auf dieser Höhe trinken und als Heilmittel gegen Brustbeschwerden benutzen.

„O“, sagte Ned mit einem komischen Blinzeln seiner hin- und herrollenden Augen und indem sie sich, wie von einer magnetischen Kraft angezogen, wieder nach den Ziegen wendeten, „sehen Sie doch diese hübschen Tierchen, Massa Doktor! Sein sie nicht allerliebst, wie sie klettern und springen und Meck-Meck machen? Nelly meinen, es seien Gemsen, aber Ned haben Massa Sterki gefragt und der sagen, es seien keine Gemsen, sondern Ziegen — sein es nicht so?“

„Ja, so ist es, Ned. Gemsen leben viel höher auf den Bergen hinauf und lassen sich niemals von den Menschen greifen und melken.“

„O, dann sein mir die Ziegen lieber!“ lachte Ned, während er mir langsam nach den Sieben Tannen hin folgte, aber dabei immer noch dann und wann einen verstohlenen Blick nach den Ziegen warf, was ich mir an diesem Tage noch nicht zu deuten vermochte.

Übrigens hatte er in Bezug auf seine Herrschaft recht gehabt, denn als ich über das kleine Plateau von der obersten Hütte nach den Sieben Tannen schritt, vor denen Sterchi in den letzten Tagen in der That eine kleine niedliche Hütte, mit Tannenreisern bedeckt, zum Schutz gegen den etwaigen Wind für die Damen hatte errichten lassen, fand ich Mrs. Duncan und die beiden Misses darin auf der Bank sitzen. Augenblicklich gab sich eine große Freude bei allen dreien kund, als sie mich sahen, und sie lobten mich, daß ich heute so früh von meiner Bergtour zurückgekehrt sei.

Mrs. Duncan befand sich heute zum erstenmal auf dieser Stelle in voller Ruhe und bei so herrlichem Wetter, und die köstliche Fernsicht hatte ganz wunderbar auf ihr Aussehen und ihre Stimmung gewirkt. Auch Miß Mary schien sichtbar heiterer als sonst zu sein, aber wie gewöhnlich hingen ihre schönen Augen mit einem forschenden Blick an meinem Gesicht, als wollten sie wieder etwas darauf lesen, was ich doch selbst nicht kannte oder in mir trug.

Von meiner Kletterpartie etwas ermüdet, setzte ich mich zu ihnen und wir plauderten eine Weile über allerlei, indessen blieben wir nicht lange allein auf dem schönen Platz. Mehrere der im Hause wohnenden Gäste kamen auch herauf und gesellten sich zu uns, und da ich von ihnen angeredet wurde und wußte, daß sie etwas Englisch sprachen, stellte ich sie den englischen Damen vor, so weit sie denselben noch nicht bekannt waren. Es entspann sich nun eine gemeinsame kurze Unterhaltung, die sich auf die vorliegende Scenerie bezog, die aber rasch ihr Ende nahm, als ich zufällig von jemandem gefragt wurde, ob ich mitten im Walde gefrühstückt habe.

„Nein“, erwiderte ich, „aber Sie erinnern mich zur rechten Zeit, daß ich noch halb nüchtern bin und schon um halb sechs Uhr meinen Kaffee verzehrt habe. So will ich denn hinabsteigen und sehen, ob Sterchi etwas Reelleres in seiner Küche hat.“

Ich stand dabei auf und schickte mich an, die Damen zu verlassen. Auf der Stelle aber erhob sich Miß Mary und sagte:

„Ich begleite sie, Herr Doktor. Die Tante scheint noch Lust zu haben, hier sitzen zu bleiben, und Lucy leistet ihr Gesellschaft. So kommen Sie!“

Bald darauf traten wir in den Speisesaal, wohin meine Begleiterin mir ohne Aufforderung von meiner Seite folgte, und Anna brachte mir schnell mein gewöhnliches Frühstück und eine Flasche Burgunder, die ich begehrt. Miß Mary setzte sich mir gegenüber und so konnte Sterchi, der aus- und einging, mich nicht fragen, ob ich seinen Auftrag in betreff des nicht angekommenen Briefes ausgerichtet, wozu er mit, nach seiner Miene zu schließen, große Lust zu haben schien. Indessen gab

ihm bejahend zu. Er verstand mich sogleich, sprach aber kein Wort und ließ mich nun mit Miß Mary allein.

„Sie sollten auch ein Glas Wein trinken", sagte ich zu ihr, als ich mir das erste Glas eingoß. „Sie sehen so blaß aus und ein wenig Feuergeist würde Ihren angegriffenen Nerven sehr wohlthätig sein."

„Ach", sagte sie, mit ihren schönen Augen liebevoll und doch so traurig in mein Gesicht blickend, „mein Geist ist feurig genug und wenn ihm auch jetzt seine Schwingen beschnitten sind und er nur leise flattern kann, so flattert er doch oft genug in der Weite herum, um bald wieder ermüdet und ermattet in sein enges Behältnis zurückzukehren. Jedoch will ich Ihrem freundlichen Angebot nicht aus dem Wege gehen. Ja, geben Sie mir ein Glas Wein, dann teilt sich der in der Flasche eingekehrte feurige Geist uns beiden mit und wird um so rascher frei."

„Ja", sagte ich, ganz erfreut, daß das junge Mädchen einmal zu einem kleinen Scherz aufgelegt war, was ich noch nie an ihr erlebt, „das soll geschehen!" Und sogleich holte ich ihr selbst ein Glas aus dem nahestehenden Schrank und goß es ihr mit dem feurigen Wein voll. Kaum aber hatte sie davon genippt und mir freundlich zugetrunken, so ging abermals die Thür auf und Mrs. Duncan und ihre Tochter erschienen auf der Schwelle, sichtlich erstaunt, uns beide am Tische und hinter einer Flasche Wein sitzen zu sehen.

„Nun, das muß ich sagen," rief Miß Lucy fröhlich aus, „Mary sitzt bei Ihnen und trinkt mit Ihnen Wein? O, Sie haben es in kurzer Zeit weit mit ihr gebracht und zu solchem Thun konnte sie nie durch uns veranlaßt werden."

„Ich verstehe die Menschen zu behandeln, Miß Lucy," erwiderte ich, „wie sie behandelt werden müssen, und darum müssen Sie und ihre Frau Mutter auch ein Glas Wein mit uns trinken, damit Sie uns in unsrer guten Laune nicht stören und teil an der Wirkung des Feuergeistes nehmen, dem wir uns jetzt ergeben haben."

So holte ich denn wieder zwei Gläser; wir tranken zum erstenmal zu vieren und hatten einmal eine heitere Stunde, was bei den armen Frauen ja eine so große Seltenheit war.

Und es ist eine merkwürdige Erscheinung im Leben, daß, wenn einmal in der Unterhaltung zwischen zusammenlebenden und durch besondere Umstände verbundenen Menschen eine Strömung nach irgend einer Seite hin angeregt und eingeschlagen ist, diese dann in der Regel beibehalten wird. Der Mensch scheint darin ebenso dem herrschenden Geiste zu folgen, wie die Wolke dem sie treibenden Winde, und dahin zu gehen, wohin der Atem Gottes ihn treibt. So war es auch heute bei uns der Fall. Wir hatten ohne Zweifel alle vier manches auf dem Herzen, was wir einander nicht verrieten, mancher ernste Gedanke bewegte unsere Seele, aber wir waren einmal in eine heitere Strömung geraten und diese hielt den ganzen Tag vor, und als wir uns am Abend trennten, um unsere Zimmer aufzusuchen, las ich auf allen Gesichtern, daß sie mit ihrem heutigen Tage zufrieden seien.

* * *

Daß ich mein Mr. Scott gegebenes Versprechen, ihn am nächsten Morgen in aller Frühe zu besuchen, nicht vergaß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Nein, dieser Besuch schien mir jetzt sogar eine unerläßliche Pflicht geworden zu sein, und ich fing allmählich an, mich als eine dem so einsam lebenden Manne notwendig gewordene Person zu betrachten, und da ich ihn einmal in ärztliche Behandlung genommen, wollte ich doch wenigstens den Triumph genießen, meinem Patienten in irgend etwas genutzt zu haben, was ja so oft der größte und einzige Triumph eines seinem Beruf mit ganzer Seele ergebenen Arztes ist.

Den mir näher stehenden Damen hatte ich bereits am Abend vorher mitgeteilt, daß ich meinen gewöhnlichen Morgenausflug unternehmen, und da sie wußten, daß ich vor Tisch wieder zurück sein würde, so fanden sie in meiner häufigen Abwesenheit vom Hause nichts Besonderes mehr, noch weniger beklagten sie sich, daß ich sie so oft allein ließe, und so war ich auch von dieser Seite her in keinerlei Weise in meinem stillen, für mich selbst und andere mit so tiefem Geheimnis umgebenen Wirken behindert.

Was endlich Sterchi betrifft, so schien er es jetzt sogar sehr natürlich zu finden, daß ich jeden Morgen um halb sechs Uhr mein Frühstück begehrte, und pünktlich wie immer brachte es Anna auf mein Zimmer. Sterchi dagegen ließ sich vor meinem Abgange nie mehr blicken; er wollte es vielleicht absichtlich vermeiden, mit mir über meine so beharrlich fortgesetzten Besuche auf der Alp zu reden, da er als kluger Mann wohl einsehen mochte, daß mein Verhältnis mit Mr. Scott zu irgend einem besonderen Zweck in der Entwickelung begriffen war, und mich darin ohne Not zu stören, hätte er, so weit ich ihn kannte, unter keinen Umständen sich gestattet. Auch als ich gegen Mittag zurückkam, an diesem und den nächsten Tagen, sprach er nie mehr mit mir über den Bewohner seiner Alp, nur wollte es mich oft bedünken, daß er mich im stillen beobachtete, als wolle er aus meinem Gesicht, meiner Miene zu schließen versuchen, ob mir denn noch nichts Näheres bekannt, noch nichts Entscheidendes geschehen sei, aber leider konnte ihm mein Gesicht wohl eine Woche lang nichts dergleichen verraten, da mir selbst von keiner Seite her irgend ein Aufschluß zu teil geworden war.

Doch, kehre ich zu jenem Morgen zurück, wo ich meinen Patienten an seinem Arbeitstisch mit einer Zeichnung beschäftigt fand. Er begrüßte mich in seiner gewöhnlichen Weise und ließ sein bleiches, schwermutsvolles Gesicht längere Zeit auf dem meinen haften, als suche er in meinen Augen eine Hilfe, die ich ihm doch leider noch nicht gewähren konnte. Tiefe, unheilvolle Melancholie lag wie immer auf seinem alle Tage magerer werdenden Gesicht, der schmerzliche Zug um seinen Mund war ausgeprägter denn je, und in seinen umflorten Augen dämmerte es wie eine Nacht voll Gram und Kummer, die kein Licht zu erleuchten vermochte.

Natürlich erkundigte ich mich sogleich nach seinem Befinden und er gab mir mit matter Stimme die gewünschte Auskunft. Fühlbar gewirkt hatte die von mir verordnete Arznei allerdings, aber eine eigentliche Besserung des Gesamtbefindens — was ich auch kaum so rasch gehofft — hatte sie nicht hervorgebracht. Im ganzen war es derselbe Zustand wie vorher, nur in Kleinigkeiten zeigte sich eine kaum merkliche Erleichterung. Wir sprachen lange darüber hin und her, ich riet ihm konsequente Fortsetzung derselben Mittel und versprach ihm am nächsten Morgen, und diesmal wieder nach der Schirmtanne, die neue Arznei zu bringen.

Als wir nun das leibliche Befinden meines Patienten abgehandelt, glaubte ich, würde er, was so natürlich erschien, auf die Zunahme seiner geistigen Bedrücktheit übergehen, aber darin hatte ich mich vollständig geirrt. Mir schien Mr. Scott heute sogar viel verschlossener und weit weniger zum Reden aufgelegt als sonst zu sein. Auch lud er mich nicht ein, noch länger bei ihm zu bleiben und mit ihm zu frühstücken, wie er es am Tage vorher gethan, sondern als er bemerkte, daß ich nach Hut und Stock griff, erhob er sich sogleich und sagte, daß er mich eine Strecke begleiten wolle, wenn ich den Weg über die Kuppe des Abendberges fort an der Schirmtanne vorüber zu nehmen geneigt sei.

Natürlich willfahrte ich ihm darin und wir legten den schwierigen Pfad fast schweigend zurück, denn auch beim Gehen sprach Mr. Scott sehr wenig, und ich gab mich meinen Gedanken hin, indem ich mir wiederholt die Frage vorlegte, warum er heute so still und verschlossen sei. Endlich aber glaubte ich

die Quelle davon erkundet zu haben und darin wenigstens irrte ich mich diesmal nicht, wie ich jedoch erst viel später erfuhr. Der innere Kampf in dem gequälten Menschen, ob er sich mir mitteilen solle oder nicht, war bereits ausgebrochen und er war nur noch nicht einig mit sich, ob er mit dieser Mitteilung schon jetzt beginnen oder damit noch länger warten solle.

Als ich dieses innere Schwanken, welches sich oft fast handgreiflich auf seinem Gesicht und in seinen zweifelhaft nach mir hinblickenden Augen aussprach, erkannt, enthielt ich mich aller Anreizung, ihn mitteilsamer gegen mich zu machen; ich ließ ihn ruhig seinen Kampf in sich selbst ausfechten, wohl wissend, daß der Sieg sich endlich auf meine Seite neigen würde, da ja der trostlose Zustand, in dem sich der arme Mensch befand, auf die Dauer für ihn selbst unerträglich werden mußte. Auch durfte und wollte ich mich seinem Vertrauen nicht aufdrängen; daß ich herzlichen Anteil an seinem Leid nahm, wußte er zur Genüge und konnte es jeden Augenblick in meinen Mienen lesen, und ebenso, daß ich gern die Erzählung seines Schicksals aus seinem Munde vernehmen würde. So mußte ich ihn denn gewähren und von selbst zu dem Entschluß gelangen lassen, daß das rückhaltlose Sprechen zwischen uns endlich unvermeidlich und unumgänglich geworden sei.

Bei der Schirmtanne trennten wir uns für diesmal, denn er war durch kein Zureden von meiner Seite zu bewegen, heute nur noch einen Schritt weiter zu gehen. Unsere nächste Zusammenkunft war auf den andern Morgen wieder um sieben Uhr festgesetzt und — sie fand auch statt. Von nun an trafen wir alle Tage zusammen, einmal auf der Alp, dann bei der Schirmtanne, wohl eine Woche lang, aber einen eigentlichen Fortschritt in der Erkenntnis seines Trübsinns und überhaupt des Seelenzustandes meines Patienten hatte ich in dieser Zeit zu machen keine Gelegenheit. Nur erkannte ich aus verschiedenen seiner Äußerungen mehr und mehr, daß seine Melancholie weniger ein ihm angeborenes oder ererbtes Übel sei, was ich bisweilen gedacht, sondern daß es meist und fast allein auf höchst traurigen äußeren Lebenserfahrungen sich gründe, die ihn in die bodenlose Tiefe des Wahns und der Melancholie hinabgeworfen hatten. (Fortsetzung folgt.)

Die Wiedertäufer in Münster.

Vortrag gehalten vor dem Lutherischen Bibliothekverein in Fort Wayne von K.

Geehrte Anwesende.

Wir stehen noch unter den Eindrücken des großen Jubelfestes, welches wir vor wenigen Wochen feiern durften. Man hat das soeben vollendete Jahr 1883 mit Recht als das Lutherjahr bezeichnet. In diesem ganzen Jahrhundert, vielleicht noch nie, ist über Luther, seine Person, sein Werk, seine Zeit mehr geredet und geschrieben worden als in dem vierhundertsten Gedächtnisjahre seiner Geburt. Nicht nur wir Lutheraner, — die ganze protestantische Welt, selbst solche, denen jedes Verständnis für Luthers eigentliche und wahre Bedeutung abgeht, haben sich willig von dem Strome der allgemeinen Begeisterung mit fortziehen lassen. Das ganze Reformationszeitalter mit seinen welterschütternden Ereignissen, seinem gewaltigen Ringen, seinen Kämpfen und Leiden, vor allem aber die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, in welche der Reformator selbst gestellt war, ist uns Kindern der Neuzeit wieder lebendig vor die Seele getreten. Jene große Zeit mit allem was sie bewegte, was sie gewollt, gewirkt, durchgekämpft und geleistet hat, muß ja auch die Aufmerksamkeit eines denkenden Menschen, sei er alt oder jung, im hohen Grade fesseln. Wir sehen da, wie eine Bewegung die Geister ergreift, welche nach und nach geradezu weltumfassend wird und deren Wellenschlag noch heute überall im geistigen Leben der Menschheit sich fühlbar macht. Wir hören da von Kriegen und Siegen, von Ereignissen und Erlebnissen, wie sie gewaltiger und ergreifender seit dem Eintreten des Christentums in die Welt nicht wieder dagewesen waren. Aus dunklem Gewölk sehen wir da ein Licht hervorbrechen, dessen Scheinen über ganze Länder und Völker dahin leuchtete und dessen Strahlen noch heute Millionen von Seelen mit himmlischem Glanz erhellen. Aber wir sehen auch, wie Finsternis sich aufmachte, um das Licht wieder zu verdrängen; wie Satan „groß Macht und viel List" aufwandte, um den lichten Tag zu vertreiben und die alte höllische Nacht wieder über die Erde zu bringen. Das alles, wie gesagt, ist ganz darnach angethan, um unser volles Interesse in Anspruch zu nehmen. Es bedarf darum wohl keiner weiteren Rechtfertigung, daß ich in den Vorträgen, die ich Ihnen zu halten habe, ein Stück Reformationsgeschichte Ihnen zu erzählen versuche. Wenn Sie mir Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, trage ich Ihnen, so weit dies in wenigen Stunden möglich ist, die Geschichte der Wiedertäufer in Münster vor, die sich vor nunmals gerade dreihundertundfünfzig Jahren abgespielt hat.

Es ist ein düsteres Bild, welches ich vor Ihrem inneren Auge zu entrollen gedenke, ein Bild, das wenig Lichtseiten bietet. Wir werden von blutigen Greueln, von Handlungen des Wahnsinns hören, die mit Grauen und Entsetzen erfüllen. Vor unsern Blicken wird sich ein Trauerspiel entfalten, dessen Stoff, dessen Ausstattung und Gestalten die Hölle geliefert hat. Unter dem Deckmantel der Reformation, unter dem Aushängeschilde des Evangeliums werden sich vor uns Schreckensszenen abspielen, die zu den furchtbarsten gehören, welche in den Büchern der Geschichte sich aufgezeichnet finden. Der erste Eindruck, den sie auf uns machen, ist der des Ungeheuerlichen. Man begreift es nicht, wie es dahin hat kommen können; angesichts des hellen Lichtes, das von Wittenberg ausging, erscheinen uns die Münsterschen Greuel unerklärlich. Geht man aber rückwärts, bis zu den Anfängen, aus denen das alles erwuchs, und verfolgt man die geistige Strömung, die hier nur ihre letzten Konsequenzen gezogen hat, so wird das anfangs Unbegreifliche immer begreiflicher, und zuletzt erscheint alles nur als das notwendige Endergebnis einer Richtung, die, weil sie sich nicht unter die Zucht des göttlichen Wortes stellt, von Anfang dahin treibt.

Meine Aufgabe wird darum sein, Ihnen nicht nur die Geschichte der Wiedertäufer in Münster selbst etwas eingehender zu erzählen, sondern auch Ihnen zu zeigen, wie es zu solchen Grausen erregenden Dingen hat kommen können. Ich hoffe, daß beides für Sie interessant und lehrreich sein wird.*) —

Das durch Luther wieder ans Licht gebrachte reine Evangelium hatte seinen Siegeszug durch die Länder Europas, namentlich durch unser deutsches Vaterland angetreten. Hier that eine Gegend nach der andern, eine Stadt nach der andern denselben die Thore auf. Überall hin, in die Paläste und Hütten, drang die Kunde von der neuen Lehre, die der kühne Wittenberger Doktor für die alte Lehre der Propheten und Apostel ausgab, und fand allerorten willige Ohren und Herzen. Der alte papistische Götzendienst wurde abgestellt, die Meßpfaffen hatten ihr Spiel verloren, von den Kanzeln erschallte die frohe Botschaft von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, unaufhaltsam, immer weiter, von Land zu Land, von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt wurde das Evangelium wie von Engelshänden getragen. Im Jahre 1530 klopfte es auch an die Thore der alten Bischofsstadt Münster in Westfalen. Leider

---

*) Die nachstehenden Schilderungen lehnen sich an die Arbeiten von Uhlhorn, Klopp und Ranke.

aber mischten sich hier der evangelischen Bewegung von vorn herein sehr unlautere Elemente bei.

In dem genannten Jahre begann **Bernhard Rothmann**, Kaplan an der in einer Vorstadt gelegenen Moritzkirche in Münster, das Evangelium zu predigen. Er war ein reich begabter, aber dabei geistlich hochmütiger Mann, dem die rechte Erkenntnis von Sünde und Gnade fehlte. Das Evangelium, welches er während seiner Studien in Wittenberg gehört hatte, war bei ihm auf der Oberfläche geblieben. Luther sowohl wie Melanchthon erkannten die geistige Regsamkeit und die Beredsamkeit, aber auch den ungemessenen Ehrgeiz des jungen Mannes, und Melanchthon entfielen eines Tages die ahnungsvollen Worte: „Dieser Magister Bernhard wird entweder sehr gut, oder sehr böse werden."

Rothmann trat vorsichtig erst nach und nach mit der reformatorischen Lehre auf. Er zeugte anfänglich nur wider die Mißbräuche in der Kirche und wider das gottlose Treiben der Pfaffen. Aber sein Feuereifer gab auch dem geringsten seiner Worte gewichtigen Nachdruck. Haufenweis strömten die Bürger sonntäglich nach St. Moritz hinaus. Als er endlich auch die lutherische Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott vortrug, da fielen ihm aller Herzen zu. Das Ansehen der papistischen Geistlichen sank von Tage zu Tage. Endlich legte sich der Bischof ins Mittel. Gegen Ende des Jahres 1531 verbot er Rothmann das Predigen und verwies ihn des Landes. Aber es war schon zu spät. Das Evangelium ließ sich nicht mehr mit Gewalt unterdrücken. Statt Münster zu verlassen, begab Rothmann sich zu seinen in der Stadt gewonnenen Freunden. Die Kanzeln waren ihm verschlossen, aber er predigte unter freiem Himmel, und zwar anfänglich noch in Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession, die im Jahre zuvor das Bekenntnis der Evangelischen geworden war. Die vornehmsten Bürger fielen ihm zu, vor allem Bernhard **Knipperdolling**, ein stattlicher Mann, der durch Tuchhandel reich geworden war, redebegabt, ein gewandter Volksführer, aber auch ehrgeizig und handelsüchtig, im ganzen Stifte als Feind der Pfaffen bekannt. Der Rat wagte nicht einzuschreiten, er hoffte wohl, die Sache werde sich wieder verlaufen. Aber Rothmann wurde immer kühner. Er forderte die papistischen Geistlichen zu öffentlichen Disputationen heraus und veröffentlichte durch den Druck ein Glaubensbekenntnis. Niemand getraute sich, mit ihm anzubinden. Sein Anhang wuchs von Tage zu Tage. Der papistische sogenannte Gottesdienst verödete.

Ein rascher Wechsel der Bischöfe, von denen der eine die bischöfliche Würde geradezu verkaufte, der andere im Becher seinen Tod fand, begünstigte die vollständige Einführung der Reformation. Der neu erwählte Bischof **Franz von Waldeck** war dem Plane nicht abhold. Aber er sah sich gebunden durch die Opposition des Domkapitels. Auf dessen Drängen sandte er an den Rat der Stadt ein Schreiben, welches die Beseitigung Rothmanns und Einstellung aller Neuerungen forderte. Die Bürgerschaft jedoch war nicht gesonnen nachzugeben. Der Rat wurde gezwungen, die Forderungen des Bischofs abzulehnen. In den nächsten Wochen wurden die päpstlichen Geistlichen abgesetzt, an sämtlichen Kirchen lutherische Prediger gestellt und der Gottesdienst evangelisch eingerichtet.

Die Domherren sowie die meisten der ihnen ergebenen Patrizierfamilien hatten längst die Stadt verlassen. Die Spannung zwischen ihnen und den Bürgern wurde immer größer. Alle Verhandlungen blieben fruchtlos. Da entschloß sich der Bischof zu Gewaltmaßregeln. Münster wurde die Zufuhr abgeschnitten, der Handel gesperrt, Bürger vor Gericht geladen. In der Stadt rüstete man auch, Knechte wurden geworben, die Festungswerke instand gesetzt. Ehe der Bischof weiter ging, wollte er es noch einmal mit Güte versuchen. Auf Weihnachten 1532 berief er einen Landtag nach Telgte, zwei Stunden von Münster. Allein es war zu spät. Die Bürgerschaft war so erregt, daß sie beschloß, durch einen kühnen Handstreich allen Wirren ein Ende zu machen. In der Nacht vor dem Weihnachtsfeste rückten 600 Bürger mit 300 Knechten in aller Stille aus gen Telgte. Die leichte Schneedecke knirschte unter ihren Füßen, der Weg war hart und fest vom Froste, heller Mondschein beleuchtete das kühne Unternehmen. In der Morgenfrühe hoben sie die Thore von Telgte aus den Angeln. Der Bischof war am Tage vorher abgereist, aber von den Domherren entflohen nur wenige. Die meisten wurden im Bette gefangen und unter dem Schmettern der Trompeten und dem freudigen Jauchzen des Volkes in Münster eingebracht.

Die rasche That war gelungen und die Früchte derselben fielen mühelos den Siegern zu. Der Bischof mußte sich zu neuen Verhandlungen bequemen und am 14. Februar 1533 kam es zum Friedensschluß. Alle sechs Pfarrkirchen der Stadt wurden den Lutherischen eingeräumt, nur Dom und Kapitel sollten unangetastet bleiben. Bernhard Rothmann wurde als erster evangelischer Superintendent eingesetzt.

Der junge Mann stand jetzt auf der Höhe des Glücks. Was sein Ehrgeiz längst ihm vorgespiegelt, hatte er nun erreicht. Er wurde geehrt von vornehm und gering, auch Reichtümer fielen ihm in den Schoß. Kein Wunder, daß er immer hoffärtiger und ehrsüchtiger wurde. Die lutherische Lehre, die er anfangs gepredigt hatte, genügte ihm nicht mehr. Zwinglis Vernunftslehre sagte dem hochmütigen Manne besser zu. Er enthüllte sich offen als Zwinglianer. Zum Abendmahle legte er Weißbrot in eine Schüssel und goß Wein darüber, hieß dann seine Zuhörer sich darum sitzen und mit Löffeln essen, denn also hätten auch Christus und die Apostel gethan. Man nannte ihn deshalb spottweise „Stutenbernd", Weißbrot-Bernhardt. Aber das kümmerte Rothmann wenig; er schritt auf der unheilvollen Bahn, die er einmal betreten hatte, unaufhaltsam weiter. Vergebens warnten ihn Luther und Melanchthon in freundlichen, aber ernsten Schreiben; der Schwarmgeist, der ihn ergriffen hatte, ließ ihm keine Ruhe mehr.

Um diese Zeit kamen einige fremde Prediger nach Münster, die noch über Zwinglis Irrlehren hinausgingen. Erst schüchtern, dann immer dreister und offener traten sie mit der Verwerfung der Kindertaufe hervor. In der schon ohnehin schwärmerisch erregten Bürgerschaft gewannen sie bald Boden, ihr Anhang wurde immer größer. Das zog Rothmann zu ihnen hinüber. Sollte er seinen Einfluß auf die Bürgerschaft einbüßen? Das litt sein maßloser Ehrgeiz nicht. Er trat auf die Seite der Radikalen, und bald überbot er sie im Eifern gegen die Kindertaufe. Er wies diejenigen zurück, die ihre Kinder taufen lassen wollten; er predigte offen und mit frecher Stirn: „Die Kindertaufe ist ein Greuel vor Gott!"

So lagen die Sachen in Münster, als im Sommer 1533 der neugewählte Syndikus oder Bürgermeister **van der Wyk** sein Amt antrat. Es war dies ein ernster Christ, fest gegründet im lutherischen Glauben, ein anerkannt tüchtiger Jurist, klar und entschieden im Urteilen und Handeln. Er war von Bremen aus dem Rufe seiner Vaterstadt gefolgt, in welcher er ein wohlgeordnetes lutherisches Kirchenwesen zu finden gehofft hatte. Mit Schrecken sah er den wahren Stand der Dinge. Aber er verlor den Mut nicht. Mit rastlosem Eifer sammelte er die lutherische Partei; die fremden Irrlehrer wurden verbannt und Rothmann seines Predigtamtes entsetzt. Alles wurde aufgeboten, um die wahre Reformation der Münsterschen Kirche zu vollenden. Von dem Landgrafen **Philipp von Hessen** wurden lutherische Prediger erbeten und erlangt, unter ihnen **Fabricius**, der früher in Köln gepredigt hatte, jetzt Diakonus in Kassel, ein entschiedener Lutheraner, dabei klar und besonnen. Mit Eifer griff dieser das Werk an.

Täglich predigte er in der Lambertikirche, um das Volk wieder auf den rechten Weg zu bringen; daneben arbeitete er an einer Kirchenordnung. Alles ließ sich darnach an, daß es endlich gelingen sollte, zu sicheren geordneten kirchlichen Zuständen zu kommen.

Aber der Mann war in Münster geblieben, in dem so zu sagen Münsters Verhängnis sich verkörperte, Rothmann. Ihn zu vertreiben hatte man nicht gewagt; er hatte noch zu viel Anhang. Fürs erste hielt er sich stille, und schon hoffte man, daß sein Einfluß gebrochen sei. Wie furchtbar man sich hierin täuschte, sollten die lutherisch Gesinnten nur zu bald mit Schrekken erfahren. Schon regte sich in Münster der wiedertäuferische Geist, und der unglückselige Rothmann lag bereits in seinen Fesseln. Der Ausbruch der Münsterschen Greuel stand nahe vor der Thür.

Gestatten Sie mir nun, daß ich den Gang der Ereignisse auf kurze Zeit unterbreche. Zum Verständnis der folgenden traurigen Begebenheiten ist es unerläßlich, daß ich Sie, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, mit der Geschichte der wiedertäuferischen Bewegung bekannt zu machen suche.

Es hat von je her in der Christenheit Menschen gegeben, die von einem tausendjährigen Reiche irdischer Glückseligkeit und Herrlichkeit träumen, von einem Zustand auf Erden, wo in friedlicher Eintracht alles sich versöhnt, wo der Löwe und das Rind, der Wolf und das Lamm ruhig nebeneinander weiden. Es sind dies die sogenannten chiliastischen Träumereien, die bekanntlich von unserer Augsburgischen Konfession als „jüdische Lehren" verworfen werden. Kaum hatte Luther das gesegnete Werk der Reformation begonnen, da regte sich auch schon diese Schwärmerei. Die ersten Verkündiger derselben zu jener Zeit waren die Zwickauer Propheten, an ihrer Spitze Nikolaus Storch, seines Gewerbes ein Tuchmacher. Sie gaben vor, Gott habe mit ihnen geredet und sie gesandt, der Welt die Wahrheit zu verkündigen. Bald würden die Gottlosen untergehen, und dann werde das tausendjährige Reich Christi errichtet werden und bestehen ohne Gesetz und Obrigkeit; denn aus sich selbst würden die Menschen nach dem Gesetze leben, welches in eines jeden Brust geschrieben sei. Kein Unterschied werde dann mehr unter den Menschen sein, auch nicht mehr des Eigentums, sondern wie Brüder werden alle miteinander leben und allen werde alles gemein sein. Jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo Gott sich seine heilige Gemeinde des tausendjährigen Reiches sammeln wolle. Nicht den Buchstaben der heiligen Schrift, sondern den Geist, den Geist müsse man hören. Die Kindertaufe sei verwerflich, dagegen müßten alle, die auf das nahe Bevorstehen des tausendjährigen Reiches hofften, von neuem die Taufe erhalten als Siegel des Bundes der Auserwählten.

Bekanntlich suchten diese Schwärmer ihre gottlosen Irrlehren auch in Wittenberg an den Mann zu bringen, während Luther auf der Wartburg saß. Aber ihr Vornehmen gelang ihnen nicht. Luther kehrte, als die durch sie erregten Unruhen überhand nahmen, trotz aller ihm drohender Gefahr von der Wartburg zurück und stellte mit gewaltiger Predigt die Ruhe her. Die Schwarmgeister verließen Wittenberg. Storch wanderte von Ort zu Ort, ein anderer Wiedertäufer, der Prediger Thomas Münzer forderte mit flammenden Worten zur Gewalt auf: „Die Gottlosen haben kein Recht zu leben, allein was ihnen die Auserwählten wollen gönnen." So sammelte er Scharen des Volkes um sich und predigte von der Freiheit wider den Adel und die Obrigkeit. Sie alle haben schon von den Greueln des nun folgenden Bauernkrieges gehört. Die Niederlage bei Frankenhausen machte dem Treiben ein Ende. Münzer wurde hingerichtet, einzelne seiner Anhänger entkamen, und führten in den nächsten Jahren ein Wanderleben, für den Augenblick ihres Herzens Gedanken verbergend, aber der Zeit harrend, wo sie wieder frei hervortreten könnten. Für jetzt war ihre Bewegung zu Ende. Luthers Klarheit und Festigkeit hatte ihr innerlich, die Macht der Obrigkeit äußerlich ein Ziel gesetzt.

Aber sie gewann an anderen Orten und unter anderen Verhältnissen neuen Boden. In der Schweiz hatte sich unter den Augen Zwinglis im Jahre 1525 eine wiedertäuferische Gemeinde gebildet. Wie mit Windeseile verbreitete sich hier das neue Evangelium von der Wiedertaufe. Ganze Ortschaften fielen ihm zu. Wie horchten die Bauern, die kleinen Handwerker, die Armen und Gedrückten auf, als die täuferischen Apostel kamen und predigten von einer nahen Umwälzung, von dem baldigen Anbruch einer neuen Zeit. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die ganze Schweiz wiedertäuferisch geworden. Aber nun raffte Zwingli, dessen ganzes Werk aufs schwerste bedroht war, alle Kräfte zusammen. Die Obrigkeit schritt auf seinen Betrieb mit den strengsten Mitteln ein. Die täuferische Partei wurde niedergeworfen, ihre Häupter vertrieben. Letztere wandten sich nach Süddeutschland, wo sie ihre Schwärmerei nach Kräften verbreiteten. Vieler Orten wurden Gemeinden gestiftet. Anfangs war die Bewegung in sofern eine friedliche, daß die Wiedertäufer nicht daran dachten, ihre Ideen mit Gewalt durchzusetzen. Allmählich aber nisteten sich Umsturzpläne bei ihnen ein, die namentlich von den aus dem Bauernkriege nach Süddeutschland entkommenen Anhängern Münzers gepflanzt und genährt wurden. Da schritten auch hier die Obrigkeiten mit Gewalt ein. Überall wurden die Wiedertäufer eingekerkert, gestäupt, gebrannt, vertrieben oder hingerichtet. Das Blut floß in Strömen, und Hunderte wurden Märtyrer ihres Irrglaubens. Sie auszurotten gelang dennoch nicht. Versprengte Haufen von Wiedertäufern wandten sich hierhin und dorthin, überall nicht nur ihre chiliastischen Schwärmereien, sondern auch den finstern Geist des Umsturzes verbreitend. Nach Norddeutschland wurde die Bewegung durch einen Mann getragen, der ohne je in Münster gewesen zu sein, doch als der eigentliche Vater der Münsterschen Tragödie angesehen werden muß, — Melchior Hofmann.

Er war zu Hall in Schwaben geboren und seines Handwerks ein Kürschner. Die Wittenberger Lehre war in seine Werkstatt gedrungen und hatte ihn mächtig zum Lesen der heiligen Schrift angeregt. Bald wurde dem begabten und beredten Manne sein stilles Haus zu enge. Er zog hinaus ins Weite, und predigte die Lehre Luthers, der anfänglich viel auf ihn hielt. Allein Hofmann ging weiter und weiter. Schon 1528 warnte Luther vor ihm als einem unüberlegten und hitzig daherfahrenden Menschen. Das geheimnisvolle Buch der Offenbarung Johannis wurde seine Hauptlektüre. Er bildete sich ein, er sei von Gott berufen, als Prophet das nahe Ende zu verkündigen und die Welt zur Buße zu rufen. Da seine Lehre überall Unruhe stiftete, fand er nirgend eine bleibende Stätte. Je weiter aber die Verfolgung ihn umherjagte, desto näher traten die phantastischen Bilder des erwarteten Gottesreiches vor seine Seele. In Straßburg kam er mit den Wiedertäufern in Berührung und empfing das Siegel; bald war er der Mittelpunkt der täuferischen Kreise. In den Jahren 1530 und '31 durchwanderte er rastlos Holland, Seeland, Friesland; überall fielen ihm Scharen zu. Mit glühender Begeisterung wies er auf das Jahr 1533 als das Jahr der Erfüllung des tausendjährigen Reiches. Daß die Regierung jetzt eingriff, eine Anzahl von Täufern gefangen nehmen und hinrichten ließ, konnte die Bewegung nicht hemmen. Hofmann befahl nur, mit der Taufe zwei Jahre stille zu stehen, bloß im stillen solle man lehren. Es gehört zu der Art des niederdeutschen Stammes, daß er schwer in Bewegung zu setzen ist, dann aber wird die Bewegung desto unaufhaltsamer. Halb unterdrückt loderte die Flamme desto mächtiger wieder auf.

Jetzt predigte Hofmann, im Sommer 1532 hätten die fünf Engel ihre Zornesschalen ausgegossen, im nächsten Jahre würden die zwei letzten folgen, und dann sei die Erfüllung da. Aus den erregten Gemütern antworteten ihm neue Weissagungen, und weithin horchte man auf solche Reden. In Emden trat ein alter Mann zu ihm und sprach: „Also hat der Geist geredet zu mir: Du wirst zu Straßburg auf ein halbes Jahr ins Gefängnis gelegt werden; alsdann aber ist die Zeit erfüllt und Du wirst daraus hervorgehen mit den 144,000 Versiegelten des Neuen Bundes." Und in der That der erste Teil der Weissagung trat ein. Nach Straßburg zurückgekehrt, wurde Hofmann ins Gefängnis geworfen. Seine Freude über dieses Ereignis kannte kaum Grenzen. Er warf seinen Hut in die Luft, er schnitt mit einem Messer die Strümpfe am Knöchel seines Fußes ab und warf die Schuhe von sich. Er hob seine Hand zum Himmel empor, streckte die Finger aus und schwor bei dem lebendigen Gott, daß er fortan bis zum Tage der Erfüllung nur Brot und Wasser genießen wolle. Dann fielen die Thuren seines Gefängnisses hinter ihm zu; er hat es nicht wieder verlassen.

Aller Augen richteten sich jetzt nach Straßburg. Die ganze Gemeinde der Täufer war in fieberhafter Erwartung. Zuschriften Hofmanns aus seinem Kerker mahnten: Hebet Eure Häupter auf, denn die Erlösung ist nahe. Nur noch ein Engel muß sein Werk thun. Dann wird der geistige Simson und Jonas einherschreiten, und der andere Salomo herrschen auf dem ganzen Erdboden, dann werden die Gläubigen ihr Halleluja anstimmen. Weithin in den Niederlanden rüstete man sich, am Triumph teilzunehmen und in das neue Zion mit einzuziehen.



Bei emsiger Arbeit.

So nahte sich das halbe Jahr der prophezeiten Gefangenschaft seinem Ende. Die Täufer harrten in äußerster Spannung auf das Zeichen, daß die Taufe wieder beginnen und das neue Zion aufgerichtet werden sollte. Nach Kapitel 11, Vers 3 der Offenbarung Johannis sollen zwei Zeugen den Anbruch des Gottesreiches weissagend verkünden. Hofmann hatte diese Stelle für seine Schwärmerei ausgebeutet. Der eine Zeuge war er selbst; wer war der andere? In Harlem lebte ein Bäcker, mit Namen Jan Matthyszoon, ein hoher, stattlicher Mann mit langem, schwarzem Barte. Auch er wurde von dem wiedertäuferischen Taumel erfaßt. Er sah Gesichte und hörte den Geist zu sich reden. Endlich offenbarte er den Brüdern, er sei der geweissagte zweite Zeuge, die Zeit sei da, die Taufe müsse wieder begonnen werden. Das geschah im Herbst 1533. Alsbald schickte nun Matthyszoon vierundzwanzig Apostel durch die nahgelegenen Länder. Je zwei und zwei zogen sie durch die Dörfer und Städte, überall predigten sie das Herannahen des Reiches Gottes und mahnten zur Buße. Durch ganz Niederland fielen ihnen die Gläubigen zu und ließen sich taufen. Nirgends aber fanden die Boten des falschen Propheten den Boden mehr gelockert für ihre unheilvolle Saat als in dem zerwühlten Münster.

(Fortsetzung folgt.)

In den Tiefen des Meeres.

Zu unserem Bilde auf Seite 313

Eine wunderbare Gewalt übt das Meer auf des Menschen Gemüt. Den Seemann „ergreift es mit wildem Weh", daß er auf dem Festlande sich fremd fühlt und immer aufs neue zurückkehrt in das gefährliche und doch so verlockende Reich der Wellen. Wunderbarer aber noch als das feierlich ernste Meer selber ist das, was es in seinen Tiefen birgt und das von jeher die Forschung wie die Sage beschäftigt hat. Während jene seit lange eifrig arbeitet, aber nur langsam in die Geheimnisse der Meerestiefen eindringt, hat die phantasiereiche Sage das Meer mit Ungeheuren und Seejungfern bevölkert, und das Märchen hat manche verwunschene Prinzessin in den wässrigen Grund verbannt. Doch auch die Forschung weiß von Meeresungetümen zu berichten. Sie gehören der großen Gruppe der Weichtiere oder Mollusken an und sind als Tintenfische, Sepien, Kalmars und Polypen bekannt. Wir unterscheiden an ihnen einen gewaltigen Rumpf mit großen, glotzenden Augen und acht oder zehn mächtigen Fangarmen. (Siehe unsere Abbildung rechts unten. Oben rechts sind festsitzende Seeanemonen dargestellt mit einem Kranz federförmiger Fangfäden um die Mundöffnung, oben links Korallen mit aufsitzenden Tierchen.)

Die Fangarme der Tintenfische sind nach innen mit Näpfchen versehen, die entweder ansitzen oder gestielt sind, und mit diesen wahren Schröpfköpfen saugen sich einige von ihnen so fest an die Gegenstände, daß es der einmal ergriffenen Beute ganz unmöglich wird, sich der mörderischen Umarmung zu entziehen.

Hat der Kopffüßler durch Ansaugen oder Festhaken sich eines Fisches oder einer Crustacee bemächtigt, so wird das unglückliche Tier alsbald zum Munde geführt und von zwei horn- oder kalkartigen Kinnladen, die wie die Schnabelhälften der Vögel sich senkrecht gegeneinander bewegen, erbarmungslos zerbissen.

Außer den Füßen, mit deren Hilfe er entweder auf dem Meeresgrunde vorwärts kriecht oder rudernd im Wasser schwimmt, dient dem

Zehnfüßler auch noch das kräftige Ausstoßen des Wassers durch die Luftröhre zur rückgängigen Bewegung. Bei einigen Arten, die einen größeren, lang und schmal gebauten Körper und verhältnismäßig starke Muskeln besitzen, geschieht dieses mit solcher Gewalt, daß sie wie Pfeile durch das Wasser schießen und manchmal wie die fliegenden Fische einen weiten Bogen durch die Luft machen. Schon Plinius sagt, daß diese Mollusken fliegen, und Sir James Roß erzählt, daß einmal viele dieser Kopffüßler nicht nur auf das sechzehn Fuß hoch über dem Wasser stehende Deck sprangen, von denen über fünfzig gesammelt wurden, sondern auch über die ganze Breite seines Schiffes hinwegflogen.



In den Tiefen des Meeres.

Man könnte glauben, daß die Kopffüßler durch ihre Schnelligkeit, ihre Fangarme und ihren mächtigen Schnabel schon mit hinlänglichen Angriffs- und Verteidigungsmitteln ausgerüstet wären; der Schöpfer hat aber den meisten unter ihnen auch noch ein merkwürdiges Sekretionsorgan verliehen, welches einen schwarzen Saft absondert und dessen Ausführungsgang in die Luftröhre mündet. Wenn das Tier in Gefahr ist, spritzt es diese tintenartige Flüssigkeit in hinreichender Quantität aus, um eine dichte Wolke im Wasser zu bilden und verbirgt sich auf diese Weise vor seinen Feinden. Der schwarze Sepiensaft wird bekanntlich als Farbestoff benutzt.

Schon die Alten wußten von riesigen Polypen zu erzählen, die man mitunter an den Küsten gesehen haben wollte. Im Plinius lesen wir von einem Ungeheuer dieser Art, welches bei Cartagena, an der spanischen Küste, zur nächtlichen Weile ans Land zu kommen pflegte, um die Fischbehälter zu plündern. Nach vielen vergeblichen Nachstellungen wurde es endlich beim Rückzuge von den Hunden entdeckt, die durch ihr Gebell die Wächter hinzuriefen. Nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es, das schnaubende Ungetüm, das mit seinen Armen wie mit Keulen um sich schlug, zu töten. Dem Prokonsul Lucullus wurde der Kopf als eine große Merkwürdigkeit zugeschickt, sowie die dreißig Fuß langen Fangarme, die man kaum mit beiden Armen umfassen konnte. Das Tier wog 700 Pfund. Wahrscheinlich aus Begegnungen mit solchen riesigen Tieren bildeten sich am Ausgange des Mittelalters an den skandinavischen Küsten die Schiffersagen von der mächtigen Seeschlange und dem noch riesenhafteren Kraken aus, die namentlich durch den Erzbischof von Upsala, Olaus Magnus, verbreitet wurden. Nach und nach wuchs das Tier in der Volksphantasie zu einem inselartigen Ungetüm von mehreren Kilometern Durchmesser, dessen Rücken mit einem wahren Dickicht von Seetangen und Korallen bedeckt sein soll. Wenn es zur Oberfläche kommt, so streckt es nach der Sage seine masthohen Arme empor, und nachdem es einige Zeit sich des himmlischen Lichtes erfreut, sinkt es langsam wieder in den Abgrund. Zuweilen wären Schiffer auf einem Kraken gelandet und hätten Feuer auf der vermeintlichen Klippe angezündet. Aber auch dem Kraken ist es wenig angenehm, wenn glühende Kohlen ihm auf dem Haupte liegen, und so kam es denn, daß der verräterische Boden plötzlich unter den Getäuschten wich und sie mit sich in die Tiefe riß.

Im vorigen Jahrhundert erneuerten sich die Berichte der Seefahrer über riesige, im Weltmeere angetroffene Polypen, und Denys de Montfort († 1820) bildete in seinem Molluskenwerke ein solches Ungetüm ab, welches einen Dreimaster in Gefahr gebracht haben sollte, umzuschlagen. Ebenso erzählte Pernetti in seiner Reisebeschreibung von einem Riesenpolypen, der das Tauwerk eines Schiffes erklettert und durch sein Gewicht auf die Seite gezogen haben sollte. Obwohl nun in diesen Geschichten offenbar viele Übertreibungen untergelaufen waren, so hat man doch mit großem Unrecht in späteren Zeiten die Existenz riesenhafter Polypen ganz bezweifeln wollen. Aber im Jahre 1853 strandete ein solcher

Riesenpolyp an der Küste von Jütland und wurde von dem berühmten Zoologen Steenstrup in Kopenhagen beschrieben, und im Jahre 1861 machte die Korvette „Alekto“ zwischen den kanarischen Inseln und Madeira Jagd auf ein solches Tier, welches nach den durchaus glaubwürdigen Berichten und Skizzen der Augenzeugen mindestens 45 Fuß lang war. Es gelang, ihm eine Seilschlinge um den Körper zu werfen, aber in derselben blieb nur die Schwanzflosse hängen, welche ein Gewicht von 45 Pfund besaß. In den letzten zehn Jahren, seit 1878, haben sich solche Riesen-Polypen in der Nähe von Neufundland so häufig gezeigt, daß der amerikanische Naturforscher E. A. Berril sie zum Gegenstande eines besonderen Studiums machen konnte. Im Jahre 1873 hatte ein solches Tier auf offenem Meere neun englische Meilen von St. Johns mit seinen Riesenarmen ein Schifferboot (wahrscheinlich weil es dasselbe für ein lebendes Beutestück hielt) umklammert, und die Bootsleute hieben zwei Arme durch, worauf sich das Tier unter Erguß einer reichlichen Menge tintenartiger Flüssigkeit, die seinen Rückzug deckte, entfernte. Der abgehauene und im Boote verbliebene Teil war 19 Fuß lang, und die Gesamtlänge der Arme wurde, ohne den übrigen Körper, auf 35 Fuß geschätzt. Im Jahre 1877 gelangte ein Tier von ähnlicher Größe, welches ein Sturm am 24. September in der Nähe von Catilina an der Trinity-Bai (Neufundland) in die Klippen der Uferfelsen geworfen hatte, in eingesalzenem Zustande in das New Yorker Aquarium. Seine Gesamtlänge betrug mit ausgestreckten Armen 40 Fuß, sein Leibesumfang am Grunde der Arme sieben Fuß! Die Augenhöhlen zeigten einen Durchmesser von acht Zoll und schlossen somit Augäpfel von dem Umfange eines mäßigen Kinderkopfes ein, wohl die größten Augen, die jemals bei einem Tiere beobachtet worden sind. Bedenkt man nun, daß schon die Augen der gewöhnlichen armlangen Sepien von den Fischern als höchst unheimlich geschildert werden, so kann man sich die schreckenerregende Wirkung dieser Glotzaugen bei einem solchen Riesentiere vorstellen. Einige Fischer hatten das Ungetüm, welches mit dem Schwanze zwischen Felsstücken festgeklemmt lag, und mit seinen Armen während um sich peitschte, noch lebend aufgefunden, sich aber wegen des furchterweckenden Anblicks nicht eher näher herangewagt, bis die eintretende Ebbe den Todeskampf beschleunigt hatte und das Tier verendet war.

Man to.

Aus: „Salzkörner“ von **Edelmann.**

„Man to!“ sä min leewe Jürgen, da lew he noch. Von veel Worn was he äwerall nich, awer düt pleg he jedesmal to seggen, wenn he vör 'n stilen Barg stünn. Frilich sett he denn noch hento: „In Gotts Namen!“ un denn güng dat vörwarts. Dreemal hew ick 't von em hört — dat vergett ick min Lewe nich.

Dat erstemal is dat west, as ick em tom erstemale sehn heww. Ick harr den Hof hir köft un was von de Geest fremd in 't Dörp kamen. Veel Christentum was da nich, dat säh ick wol, awer ick harr dat mit min Fru utmakt, wi wolln an uns' christliche Husornung fast holen un de Deensten (Dienerschaft) schöllen sick dana richten. O, wat kost dat Möh un Verdruß! Bi de Husandacht fünnen se sick wol in und se güngen ok na de Karken, awer int Wertshus un in de Spinnstuw wollen se ok, un nachts wolln se opne Dören ton Rut- un Rinsliken. Dat gaw all Ogenblick Strit. De eenen möß ick wegschicken, de annern wolln nich bliwen; un dat ganze Dörp stünn jünn bi un mak mi 'n slechte Name un däh mi allerhand Tort un Schawernack an. Ick woll 'n Christ sin un dat was in ehrn Ogen 'ne Sunn un Schann, de se unner sick nich lien können. Ja, da bin ick mit min Fru mannigmal in grote Not west, un wi mössen allen Globen an unsen HErrgott tosam nehmen, üm den Mod nich sinken to laten. He het uns awer treulich hulpen, suß wörn wi nich dorkamen.

Eens harr ick den Grotknecht de Dür wist — he was 'n Liderjan un 'n Deew dato — da gah ick den Dik hendal, un drep da 'n jungen statschen Keerl an Awer sitten, de na 'n Schipp utsüht, üm äwer dat Water to kommen; 'n Schipp was upstund nich da un dat ehrlich Gesicht gefall mi; so sett ick mi to em un fang an to fragen, woher? un wohen? un kreeg ja denn so veel rut, dat he Soldat west wör un na sin Heimat woll; dat heet, 'ne Heimat harr he eegentlich nich, denn Vader und Mudder wörn dod un he was alleen in de Welt. „Wat meenst“, segg ick, „wullt du bi mi Grotknecht warn? Awer giw wol acht; dat is so licht nich, as du wol denkst.“ Un nu sett ick em dat ut'n anner, wo dat bi mi stün; he möß fast hollen an Gott un an mi, un möß noch mal Soldat spelen, denn Krieg gew dat vör em, un vör Anfechtung up alle Art bruk he nich to sorgen. Nu besünn he sick 'n beten, richt sick denn awer langsam in de Höcht, giwt mi de Hand un seggt: „Man to, in Gotts Namen!“

't käm denn richtig so, as ick em seggt harr. Min leewe Jürgen kreeg 'n swaren Stand, un dat dur Jahr un Dag. Awer he blew fast. He güng sinen Weg grad ut un grad dör un keek nich rechts un nich links, un ick weet sülwst nich, wo 't eegentlich togahn is, toletzt was allens in Ordnung. Ick harr de besten Lüd in minen Hus, un in 't Dörp was dat ok na un na still un ruhig worn; fründ wörn se uns nich, awer se leeten uns doch tofreen.

Da käm dat Johr fifunföftig mit sinen strengen Winter, un as de Winter awtog, käm de Dikbrack (Deichbruch). O, mi grut noch, wenn ick daran denk. Da het männigeen in uns' Dörp bäen lehrt, un wi in uns' Hus hewwt 't noch beter lehrt. Uns' Hus vörn an de Kant wör ja am ersten in Not un Gefahr, un wi mössen uns up allens gefaßt maken. Uns' Schipp leeg denn ok parat, doch so lange wi 't blot mit dat Water to dohn harrn, teuwen wi noch. Dat Water stünn wol 'n paar Fot hoch in de Gebüden, awer höger was 't von Morgen bit Middag nich steegen. „Nu“, sä ick, „Jürgen, süh mal de olen Eekböm! de staht da as en Regiment Soldaten un schützt uns.“ Awer ick harr dat letzte Wort binah noch up de Tung, da röp ick all hinnerher: „Gott, si uns gnädig!“ denn da säh ick de groten Isschullen daherstörten, un de Eekböm — ja, de knicken üm as ob se dünne Strohspir wörn. — „Jürgen, nu is 't Tid! Kinner, tohop, tohop in 't Schipp!“

As ick dat naher minen Vedder up de Geest vertelle, da meen he, wi wörn mal dumm west. Worüm wi denn nich grote Stangen nohmen harrn un harrn de Isschullen damit up de Sit stött? Na, min leew Vedder, wenn 't mal wedder so kamen schöll, — wovör uns awer de leewe Gott bewahren mag — denn will ick di mit dine Stangen to Hülp ropen.

Wi wörn ja, Gott Low! alltosam glücklich in 't Schipp komen un dat Schipp käm glücklich ut 'n Strom in 't ruhige Water. Nu erst wennen wi uns üm na uns' Hus, un in densülwigen Ogenblick rögt 't sick, wikt un wankt, bückt sick dal un noch 'n Ogenblick — da is 't verswunnen. Wie schrien all hoch up, blot Jürgen nich. De harr ja wol noch keen Wort seggt un sä ok jetzunner nicks. Awer mit de Hand wisch he sick wat ut sinen Ogen, dat mark ick wol; un nu wis he mit de Hand na de annere Sit, wo uns' Nawers Hus stünn. Bit dahen harr dat von uns' Hus Schutz hatt — awer nu? Noch stünn de Schün duvör un könn den Anprall wol noch 'ne korte Tid afwehren — awer wat denn? „Jürgen“, sä ick, „hörst? se ropt um Hülp, da baben ut de Luk. Wo hewwet de Lüd ehr Boot? dat is gewiß wegdreewen, un nu is 't to lat. Oder geiht dat noch?“ — „Ne“, seggt he, „gahn deiht dat nich mehr, awer man to! in Gotts Namen!“ Wi flink to Lann, de annern ut dat Schipp rut, un nu vorwärts. Un 't is gahn. Wo 't awer gahn is, dat weet ick hüt noch nich. Dat Schipp küsle an en Rottschal mang de Isklumpen hen un her un up un dal, und de groten Barge schoten hir un schoten da an uns vörbi, awer jümmer vörbi. De ersten Jahre naher wörn nu wol

Hunger- un Kummerjahre. Wie mößten meist niet buen, un up uns' Acker woll nicks wassen, dat heet keen Weiten un keen Roggen, awer Gotts Segen is 'r in de Tid riklich up wussen — ick meen Segen vör uns' geistlich Leewen. Not lehrt bäen, un dat Bäen het von daher in uns' Dörp nich wedder uphört. De HErr het datomal sin Wort deep in de Harten rin seit, un dat Wort het deep Wörtel slan, ebenso as de Duwock, den wie da in uns' Feldmark kreegen hewwt. Awer Gotts Wort is keen Duwock. Vör uns ward dat ok allens anners. Dat uns' Nawers uns' besten Frünne sünd bit up düssen Dag, daröwer ward sick nüms verwunnern. Awer dat ganze Dörp mak uns 'n fründlich Gesicht un vör Jürgen harr jedermann Respekt.

He sülwest änner sick nich, wörr ok nich redseliger. Min Fru harr mi all lang toflüstert, he mög uns' Magd, de Kathrin, gern lien, un se wör em ok nich gram. Jawol, dat können na un na blinne Ogen sehn. He löp nich achter ehr her — bewahre. He fülz ehr nicks vör — bewahre. Awer he däh ehr düt un he däh ehr dat to Gefallen, ganz heemlich. Käm se in 'n Holtstall, da lag kleen Holt; käm se in de Kök, da stünnen de Emmer vull Water, un, vertell min Fru, he harr 'n paarmal würklich lacht, wen se ehrn Spaß driwen däh. Denn se was 'ne spaßige Deern, jümmer up 'n Schick, fröhlich un fründlich, un snacken könn se vör twee. He awer seggt nicks, un dat dur 'ne ganze Tid. Malcens komt se Sundags tosam ut de Kark un hewwt da von de Hochtid to Kana predigen hört. Da fangt Kathrine unnerwegs an: so 'ne Hochtid könn ehr gefallen; de HErr Christus mößt baben an sitten, awer lustig un vergnügt mößt 't da ok hergan. Up 'n mal blimwt he stahn, reckt ehr de Hand hen un seggt: „Kathrine, wullt du mi hewwen?" — „Na Jürgen, man to! in Gotts Namen!" seggt se un klappt in. Damit was de Sak richtig, un de Hochtid is just so utfallen, as Kathrine wünscht het. Ick kann dat betügen, denn ick bün sülwst mit dabi west.

Se togen in uns' Kat, un he bleew uns' ol Jurgen un se bleew uns' ole Kathrine. Un he was ernst un se lach, se snack un he sä nicks. Dabi wörn se awer all beid eens Sinns un alles güng ruhig un friedlich sinen Gang, ok as na un na fif Kinner üm se herumspettakelten. Se harrn den HErrn Christus von de Hochtid an bi sick beholen un he füt babenan.

„Fru", sä ick mal, „wie lewt ganz glücklich mit 'n anner un egentlich zankt hewwt wi' uns noch nich; awer so 'n lütt Wortwessel fallt doch ünnerwilen mal vör. Nu süh awer düssen Ehestand in uns' Kat; mi dücht, da is alle Dag Sünndag." — „Ja", seggt se da, „wenn du swigen könnst as Jürgen! Versök dat mal, un wenn ick wat segg, so antwort blot: Man to! paß up, denn giwwt dat keen Wortwessel." — „So?" segg ick, „wat du klok büst! Ick will di dat awer geern verspräken, wenn du mi versprickst, dat ick denn jedesmal ok hentosetten kann: In Gotts Namen!" Ja, uns' Jürgen het sin Wort af un an ok in sin Ehstand brukt, denn in wecken Ehstand smit sick nich af un an 'n Barg up? Ick will awer blot von den letzten Barg vertellen un will 't kort maken, denn min Hart ward mi ganz trurig dabi.

't was Palmsünndag-Morgen, da schick Kathrine, ick schöll doch mal räwer komen. Leewe Tid! wat verfähr ick mi! Jürgen lag dodstarwenskrank in 'n Bed. In de Nacht harr he 't kregen. „O de Bost, de Bost!" un da stört em dat Blot ut den Mund as 'n Strom. Ick jag glik na de Stadt un hal den Dokter. Ja, de tuck de Schuller; de Anfall wör bös, awer sin Natur wör god, un de mößt helpen. Na, de lewer Gott wör noch beter, men Jürgen; he wull sick in sin Hand leggen, em verlange nat 't heilige Abendmahl. Ach, dat warn 'ne „stille Woche" vör uns! De Kranke frilich was toerst unruhig nog. He lag ahn Besinnung bit 'n stillen Fridag. Da ward he still un ümmer stiller un wak up un kenn uns. O, 't wör em ganz licht üm 't Hart, blot swack fohl he sick, sehr swack. Wat dat hüt vör 'n Dag wör? — „Stillen Fridag." — Denn lest mi ut de Leidensgeschichte dat Kapitel von de Kreuzigung vör. — Kathrine flog up, awer se könn ken Wort rutbringen; so gaw se mi dat Bok. Ick las dat Kapitel bit to Enn un denn noch den Gesang: „O Haupt voll Blut und Wunden." „Amen", seggt he da, richt sick up, giwt uns de Hand een na 'n anner un seggt: „Ji alltosam, holt fast an em un sid bedankt vör allens! Un nu man to! in Gotts Namen!" 't was sin letzt Wort. De Ogen güngen em to — noch een Atemtog deep ut de Bost — un he was äwer den Barg, he was bi sinen Heiland in 'n Himmel.

Unser tägliches Brot.

Kulturhistorische Skizze von G. Pfeuffer.

Der Begriff des „täglichen Brotes", von dem wir nachstehend zu reden gedenken, ist ein überaus weiter, doch beschränken wir uns darauf, nur dasjenige in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, was, dem Pflanzenreiche entstammend, die eigentliche Grundlage des täglichen Konsums bei den verschiedensten Völkern bildet. Im allgemeinen lassen sich drei Arten von Brot unterscheiden: einmal die Brotfrüchte der Erde, welche, an das Obst anstreifend, gewissermaßen das natürliche Brot der Völker bilden, dann gewisse Pflanzenteile, namentlich Wurzeln, welche das tägliche Bedürfnis des Lebens befriedigen, und schließlich die kleber- und stärkereichen Mehlfrüchte, die Stoffe des eigentlichen Brotes.

Das Urbrot der Menschheit bestand in mehl- und zuckerreichen, wie eiweißhaltigen Früchten. Für die Menschen der ältesten Zeit waren die Früchte der Palme, so der Kokos- und Dattelpalme, und der Banane (Pisang, Musa Paradisiaca) das natürliche Brot. Die Frucht des Pisang ist mit einem trockenen Brei zu vergleichen, welcher mit einer dünnen Schale umgeben ist und, wenn diese weggenommen wird, sofort genießbar wird. In der Regel jedoch wird die Banane geröstet, und in dieser Form dient sie in den Tropenländern noch bis in die Gegenwart als tägliches Brot. In Guyana wird die geröstete Banane zum Frühstück mit Butter bestrichen oder zu Mittag mit Weißbrot belegt. In Nordperu und Guayaquil bildet die Banane nicht allein das tägliche Brot, sondern auch die Grundlage zu einer Menge schmackhafter Gerichte. Auch die Dattel dient noch jetzt einigen Völkerstämmen, z. B. den Arabern, als tägliches Brot. Die Araberin hat es gelernt, die Dattel in einer äußerst mannigfaltigen Weise zuzubereiten, und ein arabisches Sprichwort sagt, daß eine gute Hausfrau einen Monat lang den Tisch täglich mit einem neuen Dattelgerichte versehen musse. Weiter ist der Brotfruchtbaum der Südsee-Inseln zu nennen, der vor Einführung der Kokos und Banane das tägliche Brot der Sudsee-Insulaner lieferte.

Die zweite Reihe der Brotpflanzen ist ungleich reichhaltiger und wichtiger. Hier bedarf es bereits der eigenen Kraft des Menschen, sich sein Brot zu bereiten. Wahrscheinlich lieferte zuerst die Sagopalme in ihrem Marke das erste Mehl; aber auch sie würde den Menschen nicht auf die Dauer befriedigt haben. Die Not trieb zu einfacheren, niedrigeren Gewächsen, und so warf der Mensch seinen Blick zuerst auf die Knollengewächse. Man findet hier die Yam-yum des indischen Inselmeeres, die Obiobi und das Kaladi der Malayen, das Talas der Javanesen, die Mandioca der Indianer, den Topinam-

bur, oder die Erdartischoke der Mexikaner, den Taro der Südsee u. s. w.

Am wichtigsten sind die eigentlichen Brotpflanzen der dritten Reihe für die Menschheit geworden. Was die vorhergehenden kaum in dieser Weise sein konnten, gewähren diese: Stärkemehl und Zucker für die Fettbildung, eiweißartige und stickstoffhaltige Stoffe für die Muskelbildung. In dem Brote der Getreidefrucht hat die Pflanze das Höchste erreicht, das sie mit Recht tief in die Geschichte der Menschheit verwebte.

In der Entwickelungsgeschichte des Brotbackens tritt derselbe Gang hervor, welcher in allen menschlichen Dingen wiederkehrt, nämlich das Fortschreiten vom einfach Natürlichen zum Zusammengesetzten. Lange Zeit dauerte es, ehe der Mensch dazu kam, ein wohlgesäuertes, wohlgesalzenes und wohlgebackenes Brot zu bereiten. Hiezu gehörte nicht nur eine entsprechende Ausbildung des Mühlenbaues, durch welche es möglich war, die Kleie von dem Mehle bis auf ein unbedeutendes zu trennen, sondern auch jener Bau der Backöfen, welche durch eine vollkommen gleichmäßige Wärme die Umwandlung des Mehlteiges in einen löslichen Stoff, in Gummi, zu bewirken im stande sind. Ehe man gesäuertes Brot backen lernte, hatte man sich mit viel einfacheren Bereitungsweisen begnügt. Nachweisbar waren geröstete Ähren das erste Getreidebrot der alten Welt. Dann folgte das Zerstampfen der Körner im Mörser und nachheriges Backen des Teiges. Weit später erschienen die Handmühlen und nach ihnen die Wassermühlen. Schon vor Mose war gesäuertes Brot sehr wohl bekannt, wie aus dem 12. Kapitel des 2. Buches Moses zu ersehen ist. Dagegen war das süße, ungesäuerte Brot in dem patriarchalischen Zeitalter das vorherrschend gebräuchliche gewesen; man bereitete es damals schlechtweg in der Asche, später in blechernen Pfannen oder Töpfen. Aus der Bibel wissen wir ferner, daß es schon im alten Ägypten Vorratshäuser zum Aufspeichern des Getreides, daß es dort Bäcker, d. h. mit Backen beschäftigte Sklaven, unter Aufsicht eines Kämmerers oder obersten Bäckers gab. Zu Brot wurde im Altertum nicht jedes Mehl verbacken, sondern fast nur Weizenmehl; aus Gerstenmehl bereitete man bloß einen Teig, die gewöhnliche Nahrung der Leute vom Volke, welche die Griechen Maza und die Römer Puls nannten. Die griechische Sage leitet von Bacchus, dem Gotte des Weines, auch die Erfindung des Brotes her, indem sie ihm die Kultur der Körnerfrüchte zuschrieb und ihm zugleich das Verdienst beilegte, das Backen erfunden zu haben. Die Griechen setzten den Teig in irdenen oder eisernen Geschirren ans Feuer, oder sie bereiteten wohl auch ihr Brot in heißer Asche. Die Backtröge waren meist aus Holz, auch aus Stein oder Thon. Zum Kneten des Teiges benutzte man auch schon Maschinen, welche von Menschen oder Tieren in Bewegung gesetzt wurden. Das Gebäck der Athener war weit und breit berühmt, sie hatten Kuchen mit Milch, Honig und Mandeln bereitet, Fruchtkuchen und Käsekuchen, allerlei Geflügelpasteten, dann feine Ölbäckereien, eine Art Blätterteig, der zum Weine verabreicht wurde. Von den Griechen kam das Brot und die Kunde von seiner Bereitung nach Italien. Die lateinische Bezeichnung für Brot, das Wort panis, soll von dem Gotte Pan abgeleitet sein, welcher in der römischen Mythologie als der Erfinder der Bäckerei gilt. Nach dem römischen Schriftsteller Plinius hingegen war die Bereitung des Mehles eine Erfindung der Göttin Ceres; auch dem Gotte Jupiter schrieb man dasselbe Verdienst zu.

In der älteren Zeit gab es noch keine gewerbsmäßigen Bäcker, sondern jede Haushaltung bereitete ihr Brot selbst, was für die Hausfrau nachher bei Reichen der Koch besorgte. In der späteren Zeit, als die Hausarbeit nicht mehr genügte, gab es ebensowohl ein Gewerbe der Kuchen- als der Brotbäcker, und zwar in verschiedenen Arten, je nachdem dieselben z. B. Milch oder andere Stoffe verwendeten. Sehr lange dauerte es, bis das Brot in Deutschland bekannt wurde. Anfangs waren hier nur leibeigene Bäcker. Bei den Alemannen, welche alle Vergehen und Verbrechen mit Geld (Wergelt) büßten, wurde die Tötung eines Bäckers mit 40 Schillingen, einer für jene Zeit ungewöhnlich hohen Summe, bestraft. Karl der Große, der mächtige Beförderer höherer Kultur in Deutschland und Frankreich, errichtete auf seinen Gütern Backhäuser, die von Leibeigenen und ihren Frauen bedient wurden. Das Brot der älteren Zeit war nicht unserem jetzigen ähnlich, sondern eine Art dünner, hart gebackener Fladen, welcher, da man überhaupt noch kein Besteck hatte, gebrochen wurde, und dessen man sich auch beim Essen zum Abtrocknen und Reinigen der Hände bediente, wie dies im Morgenlande noch bis auf die Gegenwart gebräuchlich ist. Am spätesten ist das Brot im hohen Norden allgemeines Nahrungsmittel geworden; noch im 16. Jahrhundert kannte man unter dem Volke in Schweden kein anderes Brot als ungegohrene harte Kuchen, die aus Wasser und Mehl geknetet und dann gedörrt waren.

Als das notwendigste Nahrungsmittel ist das Brot zu allen Zeiten vorzugsweise vom Gesetze geschützt gewesen, und es hat sich bei keinem Gewerbe der Haß des Volkes gegen Betrug und Fälschung so groß gezeigt als bei den Müllern und Bäckern. Ein selbständiges und freies Gewerbe der Bäcker entstand erst in der Zeit, als Städte in größerer Anzahl gegründet wurden und in denselben Zünfte und Innungen der verschiedenen Handwerke sich bildeten. In den Vorschriften für die Zünfte wird sehr eingehend geschildert, auf wie mannigfache Art die Unredlichkeiten der Bäcker begangen werden können. Nicht bloß, „daß sie mit Fleiß schlimmes und verdorbenes Getraydе kauffen", daß sie „das Brot auf unterschiedliche Weyse aufzuschwellen wissen", daß sie „kleine Brodt vor das unverständliche Land-Volk backen", es wird sogar hervorgehoben, „daß sie das Brodt auf die Feyertage kleiner als sonst backen, dieweil an selbigen nicht leicht eine Visitation vorgeht".

Mannigfaltig wie die Brotpflanzen ist auch das Getreidebrot. Ein altes Sprichwort sagt geradezu, daß man an einer Semmel Land und Leute erkennen könne. Es hat recht, wenn man die verschiedenen Getreidearten bedenkt, aus denen die Völker ihr Brot backen, wenn man Boden und Klima hinzurechnet, denen das Getreidekorn einen sehr verschiedenen inneren Gehalt verdankt, wenn man sich endlich an die außerordentlich mannigfaltige Bereitungsweise des Brotes erinnert. Ist doch die Verschiedenheit der Form so groß, daß sie, namentlich beim Weißbrote, nicht selten das Wahrzeichen einzelner, oft nahe gelegener Ortschaften bilden könnte! Jedes Volk und jede Zone besitzen ihre mit Vorliebe gebauten Brotgräser. In Deutschland wiegt der Roggen vor. Südländer verschmähen ihn und ziehen den Weizen vor, wie die Spanier, oder die Gerste, wie die Griechen, obschon bei den Ahnen der letzteren der Weizen am geschätztesten war. Haferbrot ist kaum in größerer Ausdehnung bei einem Volke in Anwendung gekommen, wenn nicht, wie es im Jahre 1288 in Deutschland der Fall war, die äußerste Not dazu trieb. Selbst Spelz oder Dinkel wird in Spanien als Brotfrucht geschätzt. Zur Gerste gesellt sich in Griechenland die Zuckermoorhirse oder die Durrha Arabiens und Nubiens, auch Kafferhirse genannt; doch rühmt man das Kafferhirsebrot nicht besonders, weshalb es auch in Griechenland nur in einigen rumelischen Dörfern in Anwendung kommt. Für den ganzen Orient im weitesten Sinne des Wortes bildet der Reis in vielen Abarten das fast ausschließliche Brotgras; denn obschon er nicht zum Brotbacken selbst verwendet wird, so bildet er doch den Hauptbestandteil der täglichen Nahrung, unter welcher wir den dicken als Pillau bekannten Brei der Türken hervorheben. Bei uns in Amerika ist bekanntlich auch das Maisbrot sehr beliebt.

Es giebt Völker, welche sich wohl ganz satt essen, aber ohne

— Brot. Diese Völker ohne Brot sind die Südösterreicher, Italiener und Rumänen. Die Nationalgerichte dieser drei Volksstämme sind Sterz und Polenta, und man kann dort das Brot unschwer entbehren, weil jene Nahrungsmittel sehr kräftig und schmackhaft sind. Selbstverständlich gilt dieses „ohne Brot“ nur von den großen Volkskreisen jener Länder, nicht von der dortigen besser situierten Gesellschaft, wie auch nicht von den großen Städten. In den Bergen der Obersteiermark (wenige Meilen von Wien) wird in den Dörfern nur wenig Brot, ja in manchen ländlichen Haushaltungen gar keines gegessen. Das tägliche Hauptgericht der Leute, das übrigens gleichzeitig ganz gut das Brot ersetzt, ist eben der sogenannte Sterz, der aus Buchweizenmehl bereitet wird. Der Buchweizen, in Österreich „Heiden“ genannt, gedeiht in den Alpenländern der Steiermark, Krains, Kärnthen, sowie in einem Teile Tyrols in ganz vorzüglicher Weise. Die Bereitung des Sterzes geschieht, indem man in eine tiefe Kasserole Buchweizenmehl thut und dieses auf dem Feuer unter fortwährendem Rühren mit einem hölzernen Löffel warm werden läßt. Alsdann gießt man etwas kochendes, gesalzenes Wasser zu, was, während man zu rühren fortfährt, so lange wiederholt wird, bis das Buchweizenmehl in Verbindung mit dem Wasser eine Menge bröckeliger Teilchen bildet. Wenn die ganze Masse in der Kasserole stark dampft, so ist dies ein Zeichen, daß jene gar gekocht ist. In den ländlichen Haushaltungen der Steiermark, Krains und Kärnthens wird der Sterz zum Frühstück mit Fleischbrühe oder geröstetem Speck und abends wieder mit Milch genossen. Bei dieser kräftigen Nährungsweise verlangt der Bewohner jener Alpenländer nur selten oder gar nicht nach Brot. In Italien wird vom Volke wenig Brot, desto mehr aber die Polenta gegessen. Zur Herstellung derselben wird Maismehl genommen, von dem zumal das lombardische als vorzüglich geschätzt wird. Die Polenta wird zu einem großen Kuchen geformt, der mit einem Draht oder Bindfaden in kleine Portionen geschnitten wird. Der gemeine Mann genießt die Polenta kalt statt des Brotes, während sie auf dem Tische der wohlhabenden Klassen etwas verfeinerter erscheint. Mit einem Stück Polenta und Wein vermag der gewöhnliche Italiener einen vollen Tag schwer zu arbeiten. Die Rumänen (welche der Rest einer großen römischen Kolonie oder romanisierte Slaven sind) haben eine der italienischen Polenta ganz ähnliche Nationalspeise, welche gleichfalls aus Maismehl bereitet wird. Nur genießt man diese nicht, wie die Polenta, in festem, sondern in mehr breiartigem Zustande.

Katharina von Bora.

Von Armin Stein. Für die Abendschule bearbeitet. (6. Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Der treue Eckart.

„Wie lange doch der Hans säumet! Es wird ihm doch nicht wieder leid geworden sein?“

„Fürchte das nicht, Eberhard, denn er war derjenige, so am hitzigsten entbrannte über des Ketzers neues Bubenstück. — Wirt, füllet mir noch einmal den Krug!“

„Auch mir!“ rief eine dritte Stimme.

Als der Wirt das Geforderte gebracht hatte, polterte ein junger erhitzter Edelmann zur Thür herein und wurde von den Anwesenden mit lauter Freude begrüßt.

Wir befinden uns in einer Schenke nahe bei Wurzen, dem „blauen Hecht.“ Düster flackert der Kienspan in dem dumpfen, niedrigen Gemach und hüllt die Gesichter der vier Gäste abwechselnd in Licht und Schatten. Es ist alles unsauber in dem Gemach, so unsauber wie der Wirt selbst, dessen Wams von Schmutz starrt und dessen Gesicht zu dem Wasser kein besonders freundschaftliches Verhältnis zu unterhalten scheint. Er mag wohl lange nicht solche vornehmen Gäste beherbergt haben, denen es auch in dieser Höhle nicht gerade behaglich zu sein scheint, denn nur mit Widerwillen führen sie die Krüge zum Mund.

Es sind vier Junker aus der Umgegend: Hans von Soldau, Eberhard von Kriebitzsch, Wolf von Steinbach und Joachim von Spergau, die in der einsamen Herberge zum blauen Hecht eine geheime Zusammenkunft verabredet haben.

„Das ist brav, Hans, daß Du kommst!“ rief es dem Nachzügler entgegen, während zugleich der Wirt einen strengen Wink bekam, sich zu entfernen.

„Seid nicht ungehalten, ihr Freunde, daß ich die Stunde nicht eingehalten“, krächzte Hans von Soldau mit seiner heiseren Stimme, nachdem er Platz genommen. „Genauere Kunde wollte ich vorerst einziehen, ob es wahr sei, was als ein Gerücht zu meinen Ohren gedrungen, daß nämlich das Glück unser Fürnehmen begünstige und uns bald eine schickliche Gelegenheit schaffen werde, unsere Rache an dem Unhold zu kühlen.“

„Was sagst Du?“ fragten auffahrend die drei andern.

Hans von Soldau hob beschwichtigend beide Hände auf. „Bleibet ruhig und höret mich an! Bin zuvor bei meinem Beichtvater gewesen und habe ihm gebeichtet, auf daß ich mit größerer Freudigkeit und Mut die Hand anlegen könne. Und der Pater hat mir auch seinen Segen gegeben und mir einen reichlichen Lohn im Himmel verheißen. Doch warnet er vor offener Gewaltthat, als wodurch ein neues Feuer entbrennen könne, schlimmer denn der kaum gedämpfte Bauernkrieg; es müsse vielmehr heimlich geschehen, daß niemand wisse, wo der Ketzer geblieben.“

Der Sprecher stand auf und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Freunde, Brüder! Wir alle sind in gleicher Lage, müssen derhalben fest zusammen halten. Einem jeglichen von uns ist durch die unwillkommene Rückkehr der Schwester das Erbe verkürzet. Haben wir darum unserer Eltern Herz gedränget, die Schwester in das Kloster zu thun, daß dieser nichtswürdige Mönch ihnen die Pforte wieder öffne zur Heimkehr in das Vaterhaus? Wehe Dir, Luther! Zu Nimptschen ist es Dir geraten, aber daß Du auch nach Freiberg Deine lose Hand gestrecket, das soll Dein Unglück sein!“

In bitterm Grimm schlug Wolf von Steinbach auf den Tisch und brüllte mit dröhnender Stimme: „Ich bin um zehn tausend Gülden ärmer geworden — Luther, das sollst Du bezahlen!“

„Was scheret mich das Geld!“ rief Eberhard von Kriebitzsch mit giftigem Blick. „Ich wollte den Bettel wohl missen, aber nun den Drachen wieder im Haus zu haben, meine Stiefschwester, mit der ich seit meiner Kindheit Tagen immer in den Haaren gelegen, das ist ums Gallenfieber zu kriegen!“

„Mäßiget doch Eure Reden!“ mahnte Joachim von Spergau, „auf daß wir erst von dem Hans erfahren, welches denn die Gelegenheit sei, so uns das Glück in den Weg wirft.“

Hans von Soldau fuhr sich mit der gespreizten Hand durch den wallenden roten Bart und erzählte: „Des Kurfürsten Hofkaplan und Geheimschreiber Spalatinus will am 19. November Hochzeit halten und hat dazu auch den Luther geladen. Vor zwei Stunden traf ich von ungefähr mit dem Boten zusammen, der Luthers zusagende Antwort nach Altenburg tragt. Nun saget, Gesellen: fügt es sich nicht alles zu unsern Gunsten? Hei, Luther, bald wird Dein letztes Brot gebacken sein!“

Nach diesen in unheimlich heiserem Ton hervorgestoßenen Worten folgte eine augenblickliche Stille, daß der Hans befrem-

det die Mordgesellen anstarrte und trotzig fragte: „Ha, ihr Memmen, fällt Euch etwan das Herz? Ei, so thue ich's allein, ich bedarf Euer nicht."

Joachim von Spergau, der besonnenste der Vier, antwortete mit dem Ausdruck der Kränkung in Stimme und Gebärde: „Lästere nicht, Hans, taste nicht an unsere Ehre! Das ist keine Feigheit, wenn das Herz sich erst sammelt, ehe es zu einem Blutrat sein Ja und Amen spricht."

„Was redest Du, Joachim?" fuhr Hans etwas gelinder fort. „Es wird sich ja ohne Blut ausrichten lassen, und mein Beichtvater weiß einen Ort, wo der Ketzer nicht zu sterben braucht und dennoch tot ist für die Welt. Sollte es indessen unvermeidlich sein, sein Blut zu vergießen, so erkläret Euch jetzt feierlich, ob Ihr mit Hand anlegen wollet, oder nicht. Noch ist es Zeit. Schrecket Ihr vor Blut zurück, so gehet hin, ich will dann allein den Ruhm haben, die Welt von einer Pest des Verderbens erlöset zu haben. Im andern Fall aber hebet drei Finger und leistet den Schwur!"

Man sah es den andern an, daß es ihnen einen Kampf kostete, sich durch einen Eid auch für einen möglichen Mord zu binden, denn dieser Gedanke hatte ihnen am Anfang fern gelegen; aber der vorwurfsvolle Hohn, der ihnen aus Hansens Augen entgegenblitzte, trieb sie zu schnellem, übereiltem Entschluß, und sie leisteten den Handschlag.

Nachdem die Junker noch das nähere verabredet, wie der Anschlag ausgeführt werden solle, bezahlten sie ihre Zeche und trennten sich, die Rosse besteigend, nach allen vier Windrichtungen.

* * *

„Aus was Ursach blickest Du jetzt immerdar so trüb, liebe Käthe?" fragte Luther seine Ehefrau. „Quälet Dich ein Leibesweh, oder drucket Dich eine Angst der Seele, die Du vor mir verbirgest?"

Katharina seufzte tief auf. „Auf meinem Herzen lieget es als ein schwerer Stein, und ich weiß nimmer, was es sei. Gar oftmals überfällt den Menschen eine Ahnung, davon er sich keine Rechenschaft zu geben vermag und dafür er keine vernünftigen Gründe zu finden weiß; aber sie ist einmal da und lässet sich nicht verscheuchen."

„Ei, was ist es denn, das Dir ahnet?" fragte Luther lächelnd.

„Es ist mir, als ob ein großes Unheil unser warte."

Luther hob freundlich drohend den Finger: „Du Ahnungs- und Sorgenmeisterin siehest Gespenster, wo keine vorhanden. Weißt Du nicht, daß solche Gespensterseherei nichts tauget, maßen sie nicht allein unser Herz ängstet, sondern auch Gott betrübet? Wir sollen keine Gespenster fürchten, wo Gottes Engel über uns wachen. — Kann mir aber denken, was Deine Unruhe sei: ist weiter nichts denn Unmut und Sorge, daß die drei aus dem fürstlichen Frauenkloster zu Freiberg entronnenen Nonnen in unserm Hause Zuflucht gesuchet haben und an unserm Tisch mit essen. Wollest Dir darob kein Kümmernis machen, sondern den armen Flüchtlingen gern die Freistatt gönnen, bis daß ihrer Anverwandten Zorn still geworden."

„Thuet mir nicht Unrecht, Herr Doktor!" fiel Katharina mit bittendem Vorwurf ein. „Von Herzen gern habe ich die Armen aufgenommen, lieber denn jüngst die fünf Mönche aus den Thüringerland, denen Ihr neben der Speis und Trank auch noch Tuch zu einem neuen Gewand geschenket, und die hernach so undankbar gewesen und als Diebe aus unserm Haus geschlichen. Nein, lieber Herr Doktor, unsere drei Freibergerinnen sind mir lieb und wert, und ich will gern mit ihnen teilen, was ich habe — ist doch auch gestern eine neue Zufuhr von dem kurfürstlichen Hof eingetroffen: Korn, Malz und Holz. Dennoch aber mag meine Angst wohl durch die Gegenwart der drei Nonnen verursachet sein und sonderlich durch eine derselbigen, die Herzogin Ursula von Münsterberg, welche als die Schwestertochter des Herzogs Georg, Eures grimmigsten Feindes, uns wohl Not und Fährlichkeit ins Haus bringen mag."

„Sei ruhig, liebste Käthe!" sagte Luther beschwichtigend, „und befiehl Deine Seele dem HErrn. Es ist ein gut, gottgefällig Werk, so wir an den Flüchtlingen thun, so wird uns Gott um ihretwillen kein Leid widerfahren lassen. Sollen wir aber trotzdem um dieser Sache willen leiden, so denke, daß geschrieben stehet: Selig seid ihr, so euch die Menschen schmähen und verfolgen um meinetwillen!"

Käthe war still, aber das Herz blieb ihr schwer. Sie ärgerte sich über sich selbst und wollte sich die trüben Gedanken aus dem Sinn reden, aber ihr Herz blieb schwer. — —

Am andern Morgen, als nach der gemeinschaftlichen Andacht und eingenommenen Frühtrunk die Gäste samt dem Gesinde sich wieder entfernt hatten, trat Katharina sehr ernsthaften Blicks vor ihren Eheherrn: „Herzliebster Herr Doktor, nun weiß ich die Ursach meiner Angst, der HErr hat es mir diese Nacht im Traum gezeiget. Haltet Ihr etwas von den Träumen?"

Luther antwortete: „Die Schrift lehret uns, daß Gott der HErr sich zu Zeiten des Traumes bediene, dem Menschen seine Gedanken zu offenbaren und das Zukünftige zu zeigen, sei es zur Lehre, sei es zur Warnung. Was hast Du im Traumbild gesehen?"

„Nichts Gutes", war Katharinas Antwort, „sondern etwas, das mich in harten Schweiß getrieben. Ich sahe Euch reisen auf einem offenen Wägelein zur Hochzeit Eures Freundes Spalatin. Unterwegens aber brachen vier Geharnischte aus dem Geheg, die fielen über das Gefährt her, rissen Euch aus dem Wagen und schlugen mit dem Schwert nach Eurem Haupt, daß das Blut danach ging. Ursula von Münsterberg aber, die entlaufene Nonne, stand auch dabei und zerraufte sich das Haar. — Darüber erwachte ich und war froh, daß es nur ein Traum gewesen sei. Da ich aber wieder einschlief, siehe, da kam der Traum zum andernmal und zeigte mir dasselbige Bild. Da erkannte ich, daß der Traum kein Trug sei, sondern eine Offenbarung Gottes, daß Ihr den Weg nicht machen sollet. Ach, Herr Doktor, ich bitte Euch um Christi willen, bleibet daheim, bleibet diesesmal daheim, denn wo Ihr reisetet, würde mich die Angst um Euch verzehren."

Sie hangte sich so inbrünstig ungestüm an ihres Gatten Arm und schaute ihn so flehentlich mit den thränenden Augen an, daß diesem ihre Not tief zu Herzen ging; denn obgleich er anfänglich hatte unwillig werden wollen über die Träumerin, so wendete sich doch bald sein Sinn, und mit zarter Liebe ruhten seine Augen auf dem treuen Weibe, mit weichem, sanftem Klange sprach sein Mund: „Es ist mir leid um meinen Spalatinus, der mich an seinem Ehrentag gar schmerzlich vermissen wird; doch noch viel mehr würde es mir leid sein um Dich, Du liebes Weib, wenn Du Dich daheim ängstetest, während ich zu Altenburg fröhlich wär. So will ich bleiben und alsbald dem Spalatinus Nachricht geben, daß er meiner nicht warte."

Von einem innigen, dankbaren Blick Katharines gefolgt begab sich Luther nach seinem Studierstüblein und schrieb dem Freund:

„Mein Spalatin!

Wie gern wollt' ich Eurer Hochzeit beiwohnen und mit den Fröhlichen fröhlich sein; doch ist mir ein Hindernis in den Weg geraten, darüber ich nicht kommen mag, nämlich die Thränen meiner Käthe, so da glaubet, daß Ihr nichts weniger verlanget als meine Gefahr. Eine Gefahr aber für meinen Leib und Leben hat ihr ahnungsvoll Gemüt, durch einen zweimaligen Traum unterrichtet, gesehen, als ob unterwegens Mörder auf mich lauerten. Welches mir auch nicht unmöglich dünket, maßen zu meinen Ohren

gekommen, daß die jüngst geschehene Befreiung der Nonnen aus dem Kloster zu Freiburg einen großen Zorn der Adeligen in Herzog Georgs Landen erwecket. Ob ich nun gleich weiß, daß ich überall in des Allmächtigen Hand stehe und niemand mir ein Haar krümmen darf ohne Gottes Willen, so fühlet doch mein Herz Erbarmen mit meiner lieben Käthe, die sich während meiner Abwesendheit schier zu Tod ängsten möchte um meinetwillen. Wollet mir derhalben nicht gram sein, daß ich Eurem Ehrentag nicht beizuwohnen vermag, zu welchem ich Euch Gottes reichlichsten Segen und Gnade erflehe.

Datum Wittenberg am Tag St. Martini
den 11. November 1525.

Martinus Luther."

Dem Boten, welcher den Brief nach Altenburg tragen sollte, drückte Katharina über die übliche Gebühr hinaus noch einen Gülden in die Hand und steckte ihm außerdem ein Fläschlein Frankenwein in den Ranzen. Nachdem sie ihn hatte aus der Hofthür entschwinden sehen, atmete sie tief auf, und ein langer, inbrünstiger Blick nach oben trug ihren Dank zum Throne Gottes. — — —

Noch nicht zwei volle Wochen waren verstrichen, als von Spalatin an seinen Freund Luther ein Brief anlangte, in welchem er schrieb:

„Mein liebster Bruder Martinus!

Wiewohl ich anfangs betrübet war, daß Ihr an dem festlichen Tage fehletet, da ich Eurer Anwesenheit mich am allermeisten erfreuete, so bin ich doch jetzund sehr fröhlich, sintemal ich erkenne, daß Gottes Hand im Spiel gewesen, so Euch vor großer Fährlichkeit hat wahren wollen. Denn es ist verraten worden, daß vier Junker Euch haben auflauern und auf die Seite schaffen wollen, darum daß Ihr deren Schwestern aus dem Kloster befreiet und den Brüdern dadurch eine Schädigung ihres zeitlichen Gutes verursachet, sintemal ihnen nun obliegt, die Heimgekehrten zu ernähren und auszustatten. Einer unter ihnen, Hans von Soldau, ist ganz sonderlich ein wüster, wilder Gesell, von welchem alles Böse zu erwarten. Drücket darum, o Freund, Eurer lieben Käthe die Hand und danket ihr, denn sie ist unter Gottes Leitung Euer treuer Eckart gewesen.

Gottes Gnade sei mit Euch.

Spalatinus."

Tief bewegt legte Luther den Brief auf den Tisch und schritt der Küche zu, wo er sein Weib am Kamin schaffen hörte. Er zog die nichts Ahnende an sich, küßte sie auf beide Wangen und sprach mit warmer, weicher Stimme: „Mein treuer Eckart!"

Zwölftes Kapitel.
Neues Leben.

„Siehe, Wolfgang, wie gar schön das Gesäete und Gepflanzte kommt!" sagte an einem heitern, sonnigen Juninachmittag des Jahres 1526 Luther zu seinem Famulus, dem lahmen Wolfgang Sieberger, der eben in den Garten gehinkt kam. „Dieses hier sind die Erfurter Rettige und Zwiebeln von meinem lieben Freund Lange, und jenes dort die Gurken und Melonen, so mir der Nürnberger Wenzel Link gesendet. Auch die Röslein aus Altenburg machen mir viel Freude; wollen just die Knospenhülle sprengen und verraten schon die Farbe ihres Kleides. Wie wird Frau Käthe sich erfreuen, so ich ihr die erste bringe! — Aber, wie schmutzig ist doch Dein Wams, Wolfgang! Hast etwan wiederum den Mägden im Stall geholfen? Wahret Eure Ehr' und Reputation, gelahrter Herr Famulus!"

Der Wolfgang säuberte mit der flachen Hand seine Kleidung von dem angehängten Stroh und gab mit gewichtiger Betonung zur Antwort: „Wo ich nicht den Mägden geholfen, wären wir jetzund um ein Saugferkelein ärmer, denn eines der sieben hatte sich in seinem jugendlichen Leichtsinn aus dem Stall verirret und war in einen Sumpf geraten, darinnen es zu ersticken drohete."

Luther lachte hell auf. „Ei, wie ist der Doktor Martinus nun ein Bauer worden und die Frau Käthe eine Bäuerin und Herr Wolfgang Sieberger ein Knecht! Hätte mir solche Ehr' und Würde nimmer träumen lassen. Wenn ich, aus dem Hörsal oder von der Kanzel kommend, in den Hof eintrete, da es sonsten so still und feierlich war, als auf einem Kirchhof, da quicket und grunzet und blöket und gackert und schnattert es von allen Seiten um mich her, daß mir angst und weh wird, und denke: Ei, was werden die alten frommen Äbte und Mönche in ihren Gräbern sagen, wo sie in den heiligen Räumen solch wüsten weltlichen Lärm vernehmen! Item, wo ich mich will im Gärtlein ergehen und an die lieben Blümlein riechen, da summt es um mich her von Bienen, und hat mich schon unterschiedlich eine solche kleine Gewappnete schmecken lassen, wie spitzig ihr Schwertlein sei. Item, wie lebet und webet das stille Kloster gegenwärtig von menschlichen Wesen! Wo ich hintrete, stoße ich auf eine Magd, und will mir des Gesindes schier zu viel werden. Fehlete nur noch, daß ich von Abraham dem Jüden einen Gaul kaufte und trottete im Kittel hinter dem Pflug her auf das Feld."

Der Wolfgang hatte mit lächelndem Kopfschütteln zugehört und antwortete: „Ehrwürdiger Herr Doktor, Ihr scherzet des bäuerlichen Wesens in Euerm Haus und so weiter, und hättet doch alle Ursach, den Hut zu ziehen vor derjenigen, so solches alles in Stand und Wesen gebracht; denn ohne solches würde es übel mit Euch stehen und so weiter."

„Wie meinest Du das, Wolf?" fragte Luther aufmerksam.

„Wie ich das meine?" versetzte Wolfgang und hinkte dem Doktor etliche Schritte näher. „Das ist sehr geschwind zu sagen und mit Zahlen zu verdeutlichen und so weiter. Wie viel beträgt Euer Jahrgehalt, den Euch der gnädige Kurfürst seit Eurer Vermählung verwilligt? 200 Gulden. Wie viel aber ist in dem verflossenen Jahr aufgegangen? Nahe an 500 Gülden, eingeschlossen die drei Becher, so für fünfzig Gülden verpfändet worden."

„Wolfgang!" fuhr Luther betroffen auf, „was ist das für eine sonderbarliche Rechnung?"

„Sie stimmet auf das Haar", fuhr der Famulus mit steigendem Eifer fort, „maßen ich nach Eurer Weisung und Auftrag genau Buch geführet und so weiter. Und so Ihr wollet bedenken, wie viel fremde Gäste das Jahr über an Eurem Tisch gesessen, wie viel tägliche Kostgänger von den Studenten, wie viel arme Fahrende, wie viel ausgetretene Mönche und Nonnen und sonstige Gäste von dem Eurigen gezehret, nicht zu gedenken der vielen Geschenke und Gaben, so Eure Freigebigkeit mit offener Hand ausgestreuet an Fremde sowohl, als auch an Eure armen Verwandten, ingleichen zu Hochzeits- und Patengeschenken, so Ihr ohne Unterlaß veranlasset werdet zu geben; — so Ihr solches alles bedenket und so weiter, so wird es Euch klar werden, daß die 200 Gülden kaum vier Monate ausreichen und so weiter. Euer Beutel ist immer offen und aller Hand darin. Wahrlich, Ihr wäret jetzund ein Bettler und säßet im Schuldturm und so weiter, wo nicht die Frau Doktorin so fürtrefflich Haus gehalten und für Hilfsquellen gesorget hätte, daraus immer wieder nachquillet, was not ist und so weiter. Darum ich allezeit mit tiefster Ehrfurcht zu der lieben Frau Doktorin aufschaue, wie sie bei aller Sanftmut und Milde so einen scharfen, umsichtigen Geist und mannhaft Wesen hat, wie sie, obschon so viel auf ihrer Schulter lieget, doch nimmer müde wird, und so weiter, sondern allezeit einen fröhlichen Mut hat

und alles auch mit sicherer, geschickter Hand angreifet und so weiter, daß es eine Freude ist, ihr zuzuschauen. — Würde aber all das bäuerliche Wesen nicht von nöten sein, wo der Herr Doktor seine Vorlesungen auf der Hochschule nicht umsonst und um einen Gotteslohn hielte, sondern sich dafür bezahlen ließe und so weiter, als doch die andern Professoren thun; noch größere Summen aber würde der Herr Doktor sammeln, wo er wollte annehmen, was ihm die Buchdrucker für seine Bücher anbieten und so weiter. Würde gar bald ein Crösus werden und aller Sorge der Nahrung los und ledig sein."

Luther machte eine unwillige Bewegung und seine Brauen hoben sich, daß die Augen noch größer wurden und einen fast drohenden Ausdruck bekamen. „Pfeifest Du abermals aus diesem Ton, Wolfgang? Du bist mir ärgerlich. Habe ich Dir nicht schon wiederholentlich gesagt, daß ich das Wort Gottes nicht um Geld gebe? Diese Schmach will ich vor der Welt und allen meinen Feinden nicht haben, daß sie von mir sagen: er hat um Geldes willen das Evangelium gepredigt und [illegible] Gottes verkaufet, um ein reicher Mann zu werden [illegible] Tage herrlich und in Freuden leben zu können. Ist [illegible] dem Manne, der für mich gestorben, sauer genug gew[illegible] so will ich es mir auch sauer werden lassen und von de[illegible] meine Arbeit nicht belohnet haben." —

Wolfgang, der mit dem Doktor auf sehr vertrauli[illegible] Fuß stand und sich manches herausnehmen durfte, wagte [illegible] hier zu unterbrechen. „Wohl, Herr Doktor, solches all[illegible]set sich hören. So Ihr aber für Euch selbst nichts beg[illegible] und die irdischen Schätze verachtet, seit Ihr nicht gehalten, [illegible] die Euren zu sorgen und ihrer Zukunft zu dienen durch Sa[illegible]lung eines Vermögens?"

„Dieses werde ich nicht thun," fiel Luther mit alle[illegible]schiedenheit ein, „denn sonst verlassen sie sich nicht a[illegible] und ihre Hände, sondern auf ihr Gold und lassen da[illegible] daran hängen."

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Mahlzeiten bei den Kanaken. Die Kanaken, Eingeborene der paradiesischen Sandwichsinseln, nähren sich, außer von den daselbst in schönster Pracht wachsenden Früchten der Tropen, namentlich auch von einem Schwamme, der auf faulenden Bäumen wuchert. Aus den nahrhaften Tarrowurzeln (Arum esculentum), welche die Kartoffeln an Wohlgeschmack übertreffen, bereiten sie den leichtverdaulichen Poi. Um Poi herzustellen, werden die Knollen im Mörser zerstoßen, die Masse wird mit Wasser angemengt und zu einem Teige geknetet. Hat dieser eine gewisse Konsistenz gewonnen, so wird er in eine Schüssel geschüttet, die Eingeborenen greifen mit der Hand in dieselbe, lassen die etwas klebrige Masse sich um die Finger ansetzen und lecken sie dann ab. Den Freund ihres Herzens füttern sie selbst, indem sie ihm fortwährend die Poimasse in den Mund hineinstreichen. Einen Hauptleckerbissen geben die Hunde ab. Die Tiere werden jedoch nicht geschlachtet, sondern erwürgt. Nachdem man alle Öffnungen verstopft hat, wird ihnen eine starke Schnur zwei oder dreimal um den Hals gewunden und dieselbe mit einem Stocke so lange festgedreht, bis das Tier nicht mehr atmet. Alljährlich werden Tausende von kleinen, den Rattenfängern ähnlichen Hunden zum späteren Verspeisen aufgezogen; sie werden hauptsächlich mit Vegetabilien gefüttert. Jeder Pächter muß einen Teil des Pachtzinses in Hunden abtragen, die für den Tisch seines Herren wohlgemästet sind. Dieses Hundefleisch soll zarter und wohlschmeckender sein als Schweinefleisch und nahrhafter und leichter verdaulich als Ziegenbraten. Als allgemeine Brühe dient Seewasser, aus dem man häufig durch Vermischung mit Kokosnußkernen, die durch Gährung zu einem rauhen Brei geworden sind, eine stark schmeckende Sauce herstellt.

Aus Japan. Über die Methode des geographischen Anschauungsunterrichtes bei den Japanesen entnehmen wir der Zeitschrift: „Nature" folgenden Bericht. Die Lehrer, welche an der in Yeddo errichteten Schule für Söhne von adeligen Japanesen angestellt sind, haben eine beachtenswerte Methode, die physische Geographie zu lehren. Im Hofraum hinter dem Schulgebäude befindet sich nämlich eine physische Karte des Landes, die 300 bis 400 Fuß Länge hat. Sie ist aus Torf und Felsen aufgebaut und mit glänzenden Kieselsteinen eingefaßt, welche in einer kleinen Entfernung dem Wasser sehr ähnlich sehen. Jede Bucht, jeder Fluß und jeder Berg ist auf diesem Modell mit einer bis in das Detail gehenden wunderbaren Genauigkeit dargestellt. Die Längen- und Breitengrade sind durch Drähte versinnlicht, und Täfelchen zeigen die Lage der Städte und Ortschaften an. Auch sind sehr sinnig ausgedachte Bilder zur Illustration der botanischen Studien darauf angebracht, so ist z. B. der Fichtenbaum durch ein Gemälde illustriert, das den Tannenzapfen, das Blatt, sowie die in ihre Teile zerlegte Blüte des Baumes darstellt und mit einem Rahmen eingefaßt ist, der seinerseits die Rinde, die Längen- und Querschnitte des Tannenholzes zur Anschauung bringt.

Der Genuß einer Bratwurst an einem Feiertage konnte in der guten alten Zeit in Verhaft und Untersuchung bringen. Man mußte vorsichtig sein. Am Sonntage Invokavit 1522 erging an den Rat zu Oschatz in Sachsen folgendes landesherrliche Reskript: „Liebe Getreue! Nachdem der Baccalaureus infimus uf der Schule bei euch am verschienen Sankt Johannis-Tage Bratwurst gegessen haben soll, begehren Wir ernstlich an Euch entpfelend, daß Ihr denselben Baccalauren alsbald gefänglich annehmet und Uns anher wohlverwahret schicket, auch mit der Sachen dermassen geheim geht, daß er nicht verwarnt werde und entkomme." Offenbar ist seitdem das Regieren ein schwereres Amt geworden. Man denke, wenn sich heutzutage die Behörden um alle Feiertags gegessenen Bratwürste kümmern wollten!

Standhaft. Klärchen: Meine Mutter hat sich gestern einen Zahn herausnehmen lassen und dabei mörderlich geschrieen. — Karl: Da ist meine Mutter standhafter. Die nimmt sich jeden Abend selber alle ihre Zähne heraus, ohne je ein einziges Mal zu schreien.

Fein umschrieben. „Wo hast Du denn Deinen geschwollenen Backen her?" fragte ein Kunde den Schusterjungen, der ihm ein Paar neubesohlte Stiefeln brachte. — „Mein Backen? wissen's — das — das ist weibliche Handarbeit."

Sprechsaal.

A. M. in N. C. 1. Wissen Sie ein Hausmittel, das dem Sänger die Stimme reinhält? 2. Sind in den Staaten Michigan und Wisconsin noch „Elks"? Sind je welche dort gewesen? 3. Wie schwer ist ein Cord trockenes Mapleholz?

1. Nein, ein solches giebt's gar nicht. Vergleichen Sie übrigens „Abendschule", Jahrgang 20, Seite 776. 2. Das Elk (American Stag) bewohnte früher alle nördlichen Staaten vom atlantischen bis zum stillen Ozean. Jetzt findet man es nur noch am oberen Missouri und am Yellowstonefluß. 3. Läßt sich nicht wohl angeben, da eine Cord wohl dem Namen, aber nicht dem Inhalt nach, etwas Bestimmtes ist. Ein Kubikfuß trockenes Mapleholz wiegt nahezu 23 Pfund. Eine Cord wiegt etwa [illegible] Pfund.

H. J. in B. Bilden die Strahlen der Sonne berechenbare Winkel? Wenn so, warum bestimmt man nicht aus diesen Winkeln die Entfernung der Sonne?

Allerdings ist das erstere der Fall. Der Seefahrer z. B. bestimmt aus denselben und aus der Zeit den Längengrad. Aber über die Entfernung der Sonne giebt derselbe keine Auskunft. Denken Sie sich, daß verschiedene Lichter in verschiedener Entfernung so aufgestellt wären, daß Ihrem Auge das nächste die andern gerade verdeckte. Beseitigen Sie dann das erste Licht, so trifft das zweite Ihr Auge unter demselben Winkel wie vorher das erste u. s. f.

C. E. in B. 1. Wer ist der Komponist des Liedes: „Ein feste Burg"? 2. Kann man von Wolfshunden auch Junge ziehen?

1. Kapellmeister Johann Walther zu Torgau. 2. Ja.

An viele Schachfreunde. Sie haben nur zu sehr recht: zwei Fehler hintereinander in unseren Schachaufgaben ist ärgerlich. Könnten wir es nur auf den Setzer schieben! Aber das wäre ungerecht. Nein, die Redaktion muß diesmal alle Schuld auf sich nehmen. Aber glauben Sie ja nicht, daß wir die Schuld auf uns werden sitzen lassen. Nein, die laden wir mit einigem Nachdruck dem Schachredakteur auf die Schultern, der den grandiosen „Plunder" gemacht hat. Er hat übrigens Besserung gelobt. —

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 17. Januar 1884. Nummer 21.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (17. Fortsetzung.)

Eine von mir so warm gewünschte und gehoffte vorteilhafte Einwirkung durch meinen Umgang erkannte ich also eigentlich bei ihm nicht, so scharf und unausgesetzt ich ihn auch zu diesem Zweck beobachtete. Zwar konnte er, so lange ich bei ihm war, bisweilen wohl etwas heiterer und gesprächiger sein, sobald ich aber wieder von ihm Abschied nahm, fiel der alte Schleier tiefster Trauer und Gedrücktheit über ihn, und so fand ich auch, wenn ich ihn am nächsten Tage wiedersah, daß er während der Zeit unserer Trennung in die starren Fesseln des Trübsinns ganz und gar zurückgefallen sei. Sein mir unbekannter Schmerz mußte also ohne Unterlaß an ihm nagen und ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, und das mußte natürlich auch auf sein leibliches Befinden zurückwirken, mit dem ich im Laufe der nächsten Woche durchaus nicht zufrieden sein konnte. Im Gegenteil, es beunruhigte mich sogar sehr, denn ich nahm von Tage zu Tage mehr eine sichtbare Erschlaffung in allen seinen Bewegungen wahr. Wir machten oft zusammen weite Wanderungen, allein diese wurden dem Kranken mit jedem Tage beschwerlicher. Sein früher so elastischer Schritt war einem müden, schleppenden Gange gewichen, als ob der letzte Rest seiner ihm zu Gebote stehenden Widerstandskraft gegen ein hartes Geschick aufgezehrt sei. Der Druck seiner mir dargereichten Hand war nicht mehr so fest und kräftig wie in den ersten Tagen, und die Haut derselben fühlte sich heiß und trocken an. Bleich war sein Antlitz zwar immer gewesen, jetzt aber hatte es eine aschgraue, gelbliche und mich sehr besorgt machende Färbung angenommen. Auch sein Auge erlosch allmählich mehr und mehr; der schöne Glanz, der in den ersten Licht aus weiter Ferne darin aufgeblitzt, war verschwunden und der Schleier, der sich meist darüber gelagert, senkte sich alle Tage fester und dunkler darüber hin und mir kam es, wenn er sein Auge auf irgend einen vor ihm liegenden Gegenstand richtete, oft so vor, als ob er ihn gar nicht oder in zu weiter Ferne sähe, oder als ob sein Geist durchaus nicht bei der Sache wäre, die wir besprachen.



Sind das nicht gewaltige Krieger,
Vortrefflich behelmt und bewehrt?
Und ist es nicht billig, daß Sieger,
Wie die sind, man feiert und ehrt?

Ich selber, wenn ich ihn nach meinem Besuche verlassen hatte, kehrte jetzt alle Tage verdüsterter und fast bangend von der Alp oder der Schirmtanne nach meinem Hause zurück; mir graute davor, mir im Geiste auszumalen, wie sich das Geschick dieses so schwer bedrückten Menschen gestalten würde, wenn ich den Berg in einigen Wochen verlassen hätte. Wer würde ihm dann zur Seite stehen? fragte ich mich, wer ihm aus freien Stücken helfen, da er ja jede Hilfe, sogar auch die meinige, konsequent von der Hand wies?

„O", sagte ich mehrmals zu mir, „es ist eine seltsame Fügung, die mich mit diesem Amerikaner hier auf dem Berge zusammengeführt hat, und es wird diesmal eine trübe Erinnerung an meine mir sonst so liebe Sommerfrische in mir zurückbleiben. Und wie merkwürdig ist es, daß mir in diesem Jahr ein doppeltes Unheil in den Weg geworfen wird, denn mit jenen Engländerinnen sehe ich in betreff unseres Forschens nach ihrem verlorenen Verwandten auch kein gutes Ende voraus. Seltsam, höchst seltsam! Mr. Scott, gequält und verfolgt von einem Unglück, das ich noch gar nicht durchschaue, wie sehr ist er mir doch ans Herz gewachsen! Und diese Frauen, deren trauriges Schicksal mir schon etwas übersicht-

wie niederdrückend wirken beide Parteien auf mich ein!" Ja, in eine so sonderbare Lage kann nur ein Arzt geraten, der in die Tiefe der Seelen der Menschen schaut, aber daß mir solches auf dieser meiner Erholungsreise begegnete, wurde mir mit jedem Tage ein qualvollerer Gedanke, zumal ich einen Tag nach dem andern schwinden sah, ohne daß mir der geringste Aufschluß über das Schicksal beider Parteien zu teil geworden wäre.

* * *

Es waren endlich zwölf Tage seit meiner ersten Bekanntschaft mit Mr. Scott verflossen und ich war ungefähr auf dem Punkt meiner Gedanken und Empfindungen angelangt, den ich soeben zu bezeichnen versucht. Die Pensionäre im Hotel Bellevue auf dem Abendberge lebten im allgemeinen glücklich und zufrieden und genossen in voller Herzensfreude die schönsten Stunden des Tages im Freien, und am Abend, wenn die Frische der Luft sie in die Zimmer trieb, vergnügten sie sich im Salon mit Musik und Spiel, und Mrs. Duncan hatte sich sogar auch endlich bereit erklärt, eine Stunde mit im Salon zuzubringen und der Musik zuzuhören.

Ich dagegen war weder Mr. Scott naher getreten, noch hatte mir Miß Mary ihr vollstes Vertrauen geschenkt, auf das sie mich noch immer vergeblich hoffen ließ, und da auch keine Antwort auf meinen Brief von meinem Freunde gekommen war, die ich zuletzt mit brennender Sehnsucht erwartete, so lebte ich eigentlich in beständiger innerer Unruhe und Spannung, denn mit jedem verrinnenden Tage sah ich irgend woher einem Aufschluß, einer Aufklärung entgegen, und von keiner Seite her schienen sie kommen zu wollen.

So war ich eines Tages wieder bei Mr. Scott in seiner Alphütte gewesen und hatte auch bei ihm gefrühstückt, während er selbst fast nichts genoß und augenscheinlich immer schwächer und hinfälliger geworden war. Mein Zureden und mein lebhafter Wunsch, ihn in eine andere Stimmung zu versetzen, hatten an diesem Tage ebensowenig wie früher gefruchtet, ja, er hatte sich fast ganz schweigsam verhalten und mit trübem Blick vor sich hingestarrt, und als ich mich gegen Mittag von ihm trennte, blieb er zurück, ohne mich weiter als bis an die nächsten Bäume zu begleiten, und ich ging mit betrübtem Herzen fort und seufzte auch einmal über mich, daß ich in meinem menschenfreundlichen Bestreben auch nicht um eine Spanne weiter zum Ziele vorgerückt war.

Den Nachmittag dieses Tages hatte ich allein in meinem Zimmer zugebracht, da ich notwendige Briefe schreiben mußte, und so waren die drei Engländerinnen diesmal ohne mich ausgegangen, der ich sonst fast beständig den Tag über in ihrer Begleitung mich befand. Gegen Abend endlich verließ ich mein Zimmer, um Mrs. Duncan und ihre Familie aufzusuchen, aber ich fand sie nicht, so viel ich auch umherlaufen und laut nach ihnen rufen mochte. Endlich, des vergeblichen Suchens müde, kehrte ich nach Hause zurück, da ich ja wußte, daß sie sich nun auch bald daselbst einfinden würden.

Es dämmerte bereits, als ich aus dem Bergwalde hinabstieg und träumerisch über die prachtvolle Szenerie hinblickte, die vor und unter mir lag. Langsam ging ich auf dem Wege am Quellhause vorbei nach der Pension, als ich unter dem Balkon derselben viele Menschen versammelt sah, die sich um Sterchi geschart hatten, der lebhaft mit ihnen sprach und mit der Hand wiederholt nach der Hausalp hinaufdeutete.

Etwas eiliger schreitend, fragte ich mich, was das zu bedeuten habe, als mir plötzlich Miß Lucy hastig entgegen gelaufen kam, denn eben hatte Sterchis scharf umherblickendes Auge mich auf dem Wege daherwandeln gesehen und die ihn Umringenden auf mich aufmerksam gemacht.

„Was giebt es?" rief ich Miß Lucy von weitem zu, da ich aus ihrer Hast und ihren Mienen zu entnehmen glaubte, daß irgend etwas von Wichtigkeit vorgefallen sein müsse.

„O Herr Doktor", sagte sie eilig und fast außer Atem, „haben Sie doch die Güte und kommen Sie ins Haus."

„Ist ein Unglück geschehen?" fragte ich rasch, denn auf den Bergen muß man alle Tage auf dergleichen gefaßt sein, da es der Gelegenheiten, die einem Menschen Unheil bereiten können, hier so viele giebt.

„Nein", erwiderte sie, als sie mich erreicht, „ein Unglück ist es gerade nicht, aber unser Ned ist plötzlich sehr krank geworden und wir wissen gar nicht, was wir mit ihm anfangen, wie wir ihn beruhigen sollen, da er sich ganz seltsam gebärdet."

„Was ist denn mit ihm geschehen?" fragte ich Sterchi, der mir nun auch entgegenkam und den noch immer viele Personen der Pension umgaben.

Sterchi trat mit allen ganz dicht an mich heran und erzählte nun folgendes. Ned sei allein die Hausalp hinaufgeklettert, um sich, wie schon oft, das Vergnügen zu machen, den grünen Abhang hinunterzukollern. Er habe ihn zwar nicht sein Kunststück ausführen sehen und ihn überhaupt bald aus dem Auge verloren, da er im Hause zu thun gehabt. Plötzlich sei Ned wie wahnsinnig laufend vom Berge herabgekommen und habe mit angstverzerrtem Gesicht nach der Höhe geblickt. Er habe dabei kein Wort hervorbringen können und an allen Gliedern gebebt, und aus seinen weitgeöffneten Augen habe fast nur das Weiße unheimlich hervorgeblitzt. Er scheine etwas Ungewöhnliches erlebt zu haben, aber er habe den Grund seines Entsetzens gar nicht kund gegeben, sondern sei in sein Zimmer gestürzt, wo er sich sogleich auf sein Bett geworfen und wie ein Kind zu schluchzen und zu schreien begonnen habe. Jetzt liege er noch ebenso da und obgleich Miß Markham und seine Schwester Nelly bei ihm wären und ihn zu beruhigen versuchten, habe ihre Bemühung um ihn bisher doch noch keinen Erfolg gehabt.

„Kommen Sie", sagte ich nun zu Miß Lucy, „wir wollen sogleich zu ihm gehen und da werden wir ja erfahren, was vorgefallen ist."

Wir stiegen beide rasch die Treppen hinauf. Ned war in einem Bodenkammerchen unter dem Dach einquartiert und genoß hier alle Bequemlichkeiten, die auf dem Berge zu finden waren. Als wir in das kleine Gemach traten, sahen wir Nelly schluchzend am Kopfende des Bettes stehen, mit ihren beiden Händen den Kopf Neds umfassend, während Miß Mary vor dem Bette auf einem Stuhle saß, eine seiner Hände hielt und ihm mit freundlichen Worten Trost zuzusprechen versuchte.

Ned selbst lag mit schlotternden Gliedern, angstvoll keuchend und dann und wann laut aufschreiend auf seinem Lager lang ausgestreckt und daß seine junge Herrin mit ihrem Trost bis jetzt keinen Eingang bei ihm gefunden, sah ich auf der Stelle. Seine weitgeöffneten Augen stierten unaufhörlich um sich her, als suche er in allen Ecken irgend etwas, was ihn beunruhigte und zu neuem Schmerzensausbruch anstachelte. Oft war so in seinem unheimlich hin- und herrollenden Auge nur das perlmutterartige Weiß seines Augapfels zu sehen und ein ängstlicher Beobachter hätte aus dem sich darbietenden Anblick auf etwas ganz Entsetzliches schließen müssen.

Kaum aber hatte er mich ins Auge gefaßt, so wandte er sich lebhaft zu mir hin und schrie laut auf, indem er mir seine linke Hand entgegenstreckte:

„O Massa Doktor, Massa Doktor! Gott sei gedanken, daß Sie hier sein. Nun lassen Miß Mary mich allein und auch Nelly sollen hinausgehen, ich haben ganz allein mit Massa Doktor zu reden und nur er können mir helfen, wenn mir noch zu helfen sein."

„Was ist Dir denn, Ned?" fragte ich teilnehmend, indem ich mich an die Stelle der sich erhebenden Miß Mary setzte und eine seiner Hände faßte, um nach seinem Puls zu fühlen. Die

Hand war eiskalt, der Puls schlug aber doch heftig und voll und ich sah jetzt, daß über die ganz aschgrau gewordene Stirn des Schwarzen kalte Schweißtropfen herabrieselten.

„Ach Massa", sagte nun Ned, zwar schon beruhigter, aber doch noch immer angstvoll genug, „lassen Sie erst Miß Mary und Nelly hinausgehen; erst dann können ich sagen, was mir sein."

Auf einen bedeutsamen Wink von mir verließen nun Miß Mary und Nelly das Zimmer und ich war nun, was Ned so sehr zu wünschen schien, mit ihm allein.

„Nun, Ned", sagte ich, der mir beim ersten Anblick im Froststadium eines kalten Fiebers zu liegen schien, „nun sind wir allein und jetzt sprich, was ist Dir begegnet und wovon fühlst Du Dich so unwohl?"

„Ach", stammelte der Neger mit verzweiflungsvollem Aufblick in mein zu ihm niedergebeugtes Gesicht, „mir sein sehr viel begegnet und Ned sein ein armer, geschlagener Mensch — Ned — haben — einen Geist gesehen, und wer einen Geist sehen, der — müssen sterben und können nie wieder gesund werden."

„Einen Geist?" fragte ich, innerlich lächelnd, obgleich ich mir alle Mühe gab, ernst zu bleiben. „Wo hast Du denn einen Geist gesehen?"

„Da oben auf dem Berge — über dem obersten Häuschen — da — da!"

„Aber wie ist denn das gekommen? Erzähle mir doch."

„Ja, sehr gern, wenn mir Massa Doktor versprechen, daß er es niemandem sagen wollen, am wenigsten der armen Missus und Miß Mary, die sehr traurig sein und sich sehr fürchten würden."

Ich blickte etwas erstaunt auf, aber versprach ihm zu schweigen, wenn es nötig wäre, und nun begann er seine Erzählung, die ich nur kurz mit seinen eigenen Worten wiederzugeben versuche, obgleich er sie mir viel ausführlicher vortrug.

„Sehen Sie, Massa Doktor", begann er, „Ned waren auf der grünen Wiese da oben und kollerten sich wieder den Berg hinunter, was er so gern thun. Da sehen er eine Ziege in das kleine Haus gehen, dessen Stall offen stehen. O, es waren eine sehr hübsche Ziege, so schwarz wie Ned und Nelly selber, und zwischen den Beinen hatten sie eine Eudotter, so dick, daß sie kaum gehen können und dabei machten sie immer Meck! Meck! als lockten sie mich zu sich heran. Ned aber, Massa Doktor, müssen wissen, trinken sehr gern Ziegenmilch, und da gingen ich ihr nach und hielten sie fest und legten mich unter das dicke Eudotter und sogen kräftig, wie ich nur können. Als ich aber so liegen und trinken, da hören ich plötzlich ein Gepolter über mir und vor der Thür des Häuschens, und wie ich vor Angst die Augen aufschlagen und dahin richten, ob nicht etwa jemanden kämen und sähen, was ich machten, da — da, Massa Doktor, sehen ich — einen Geist stehen — der heftig den Boden stampfen und nach mir herunter schauen — und o! er sahen so blaß und elendiglich aus — und es waren so grausig anzusehen — wie er den langen Bart gegen Ned kehrten, daß ich — daß ich vor Schrecken halb tot waren und die Ziege laufen ließen, die ihm — dem Geist — entgegensprangen."

„So", sagte ich, einigermaßen verwundert und doch schon erratend, daß der vermeintliche Geist kein anderer als einer der Knechte Sterchis gewesen, der Ned bei seinem heimlichen Thun überrascht hatte, „wo hat der Geist denn gestanden, Ned? Du kannst nachher mit mir den Berg hinaufgehen und mir den Ort genauer bezeichnen und mir alles beschreiben."

„Ich — ich hinaufgehen?" rief Ned angstvoll aus, „nein, nie wird es wieder eintreffen, daß Ned wieder auf den Berg vor dem Wald gehen — nein, das thun er ganz gewiß nicht wieder."

„Auch nicht mit mir?" fragte ich.

„Auch mit Massa Doktor nicht, nein, nein, lieber wollen Ned sterben —"

„O lieber Ned", sagte ich nun sehr ernst, „so laß mich nun auch einmal ein vernünftiges Wort mit Dir sprechen. Sieh, mein Sohn, es giebt ja keinen Geist, so wenig wie ein Gespenst, das man mit Augen wahrnehmen könnte. Du hast Dich also geirrt und irgend einen Knecht aus dem Hause, vielleicht den Jakob, der einen so struppigen Bart und ein blasses, mageres Gesicht hat, dafür gehalten."

Ned lachelte fast verächtlich, sah mich kopfschüttelnd an und schnippte mit den Fingern in die Luft. „O nein", sagte er, „o nein, Massa Doktor, es geben wohl Geister und das wollen Ned Ihnen beweisen. Denn — denn, ich haben einen gesehen — mit diesen meinen eigenen Augen — und daß es ein Geist waren, das wissen ich nur zu gewiß. Jakob kennen ich sehr gut und die anderen auch — aber die waren es nicht, sondern es waren ein wirklicher Geist. Ach, Massa Doktor", und hier fing er bitterlich zu weinen an, „ich merken schon, daß ich mir Ihnen nicht klar machen können, was ich gesehen — denn warum? — eben weil ich es nicht können. Aber, Massa Doktor, um Gotteswillen ich Sie bitten, nicht Missus Duncan und Miß Mary sagen, was ich gesehen, nein, um Gotteswillen nicht, denn sie darüber sehr traurig sein, noch viel trauriger, als jetzt und das ganze letzte Jahr. Und auch Nelly nicht sagen, Massa, gar nicht sagen. Sie haben auch Furcht vor Geistern wie ich, und können die ganze Nacht nicht schlafen, wenn sie davon hören."

Jetzt fing mich der arme Bursche, der so sorgsam zu Gunsten seiner Angehörigen sprach, zu dauern an. Offenbar war eine fixe Idee in sein schwaches Gehirn gedrungen; er war bei seinem kleinen Diebstahl von irgend jemandem überrascht worden, und das hatte Gewissensbisse in ihm hervorgerufen und so war die innere Revolution in ihm entstanden, die ihn fast in Fieber versetzte und sich so auffällig gebärden ließ. So suchte ich ihn denn nach Kräften zu beruhigen, und auch Ned bestätigte mir wieder, daß nach abgelegter Beichte das Beichtkind immer beruhigter wird, denn er legte sich endlich in seinem Bett zurecht, sein Zähneklappen und sein innerer Frost hörte auf und er sah mich wieder wie gewöhnlich, nur mit aufmerksamen Blicken an.

„Sonst ist Dir kein Unheil begegnet und Du befindest Dich leiblich ganz wohl?" fragte ich nur noch.

Er nickte und sagte: „Ja, Massa, weiter sein mir nichts begegnet, aber ich habe einen starken Durst."

Ich stand auf, zog die Schelle und als Anna die Treppe heraufkam, ging ich ihr entgegen und bestellte ein großes Glas Grog, und bis es gebracht wurde, blieb ich bei meinem schwarzen Geisterseher und tröstete ihn mit liebreichen Worten, die in der That auch eine gute Wirkung hervorbrachten. Er trank das Glas Grog in meiner Gegenwart mit einer wahren Gier leer und dann legte er sich zum Schlafen zurecht. So verließ ich ihn denn und stieg die Treppe hinab. Auf dem Korridor aber begegnete mir Mrs. Duncan, die sich eben in den Speisesaal begeben wollte.

Als sie mich kommen sah, blieb sie stehen und erwartete mich. „Nun, Herr Doktor", sagte sie teilnehmend, „was ist denn mit dem Ned? Ist er wirklich ernstlich krank?"

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. „Erlauben Sie mir zuerst eine Frage", sagte ich. „Ist Ned leicht zur Furcht geneigt und dabei abergläubisch?"

„O, über die Maßen, Herr Doktor, und seine Schwester Nelly auch. So fürchtet er sich zum Beispiel vor Gespenstern wie ein Kind und würde, glaube ich, in der Nacht nicht vom Hause hier bis zur Scheune allein gehen."

„Ah", erwiderte ich, „dann ist mir alles erklärt und nun will ich Ihnen über seinen Zustand genauen Bericht erstatten.

Im ganzen ist der Vorfall sehr lächerlich und Neds ganze Krankheit ist nur die Folge seines erwachten Gewissens." Und nun erzählte ich Mrs. Duncan die Geschichte mit der Ziege und was sich daran knüpfte.

Sie lachte herzlich darüber und sagte: „O, natürlich, er ist bei seiner heimlichen Milchnahrung überrascht worden und das ist ihm in die Glieder geschlagen. Der Narr! Warum hat er mir denn nicht gesagt, daß er so gern Ziegenmilch trinkt, die können wir ihm ja von unserm Wirt jeden Morgen und jeden Abend geben lassen. Aber er soll es sich nicht wieder einfallen lassen, nach fremdem Gut zu greifen, mag es nun eine hübsche schwarze Ziege oder ein anderer Gegenstand sein! Ich werde Mary, die den größten Einfluß auf ihn hat, darüber meine Meinung zu erkennen geben."

„Gut", sagte ich lachend, „aber Sie dürfen ihm nicht verraten, daß ich Ihnen seine Geschichte erzählt."

„Nein, nein, darüber seien Sie unbesorgt. Und nun kommen Sie, wir wollen jetzt unsern Thee in Ruhe verzehren."

Ich begleitete sie in den Speisesaal; als wir aber unser Abendbrot verzehrt, ging ich noch einmal nach der Scheune hinüber, um bei den Leuten Sterchis einige Kundschaft einzuziehen. Daß Ned jemanden gesehen, der ihm als Geist erschienen, war gewiß und ich glaubte fest, daß es Jakob oder ein anderer Knecht gewesen sei. Allein keiner von ihnen, als ich sie jetzt befragte, wollte zu der bezeichneten Zeit an dem von Ned beschriebenen Orte gewesen sein. Daß aber ein Gespenst auf dem Berge umgehen solle, wie sie schon gehört, hatte sie doch etwas in Aufregung gebracht, denn auch die Leute ihrer Art, die auf den Bergen wohnen, sind leicht zum Aberglauben geneigt, und den ganzen Abend, so lange sie vor der Thür der Scheune auf der Bank saßen, wurden nur selbst erlebte oder von anderen vernommene Gespenstergeschichten erzählt.

Mir selbst blieb die ganze Sache vor der Hand etwas unklar, bis sie sich erst in späterer Zeit sehr natürlich löste, und da wurde es mir denn evident bewiesen, daß Ned zwar ein einfältiger beschränkter Mensch sei, aber dabei ein so redliches und treues Herz habe, wie nur je ein Diener es für seine geliebte Herrschaft gehabt hat. Denn ganz umsonst hatte er mich nicht gebeten, den von ihm gesehenen Geist nicht gegen Mrs. Duncan und Miß Mary zu verraten und wenn er mir alles gesagt hätte, was er sich bei der Erblickung dieses Geistes gedacht, würde ich viel früher auf die richtige Spur und die Lösung aller mich umhüllenden Rätsel geraten sein.

Doch, ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und lieber zur Entwickelung der mich umgebenden Verhältnisse schreiten, die sich von jetzt an ohne mein Hinzuthun viel rascher entfalteten, als ich es erwartet hatte oder überhaupt vermuten konnte.

14.

Bis zu dem Tage, an welchem die eben berichtete kleine Episode mit Ned vorfiel, war das Wetter auf dem Berge im Ganzen vortrefflich gewesen. Wir hatten nur einmal ein starkes Gewitter mit einem bald vorübergehenden Weststurm und heftigen Regen und Hagelschlag gehabt, und zwar an jenem Tage, wo ich in Sterchis Sennhütte die Bekanntschaft Mr. Scotts gemacht. Sonst hatte die Sonne jeden Tag klar am Himmel gestanden, die Luft war morgens und abends frisch und mittags erträglich warm gewesen und nur in den letzten Tagen hatte die Hitze wieder bedeutend zugenommen und sich am letzten Tage sogar drückend und für die hohe Lage des Orts ungewöhnlich erwiesen.

Indessen die Freude über so günstige Witterungsverhältnisse sollte auch einmal bei uns ein Ende nehmen und noch dazu viel rascher, als wir es alle erwarten konnten.

Schon am nächsten Morgen, als ich bald nach fünf Uhr erwachte, warf die bereits seit einer Stunde aufgegangene Sonne nicht wie sonst ihr freundliches Licht in mein Zimmer, sondern es machte sich eine seltsame Beleuchtung der Gegenstände um mich her bemerkbar. Als ich mich verwundert nach dem Fenster umschaute, ward ich draußen desselben Phänomens gewahr. Es sah gerade so aus, als ob die Sonne wohl scheinen möchte, aber nicht könnte und von irgend einer unsichtbaren Macht daran verhindert würde, und doch war, so weit ich es wahrnehmen konnte, keine Wolke am Himmel zu sehen, die den Horizont mit ihren Schatten verdunkelt hätte.

Als ich bald darauf aufgestanden war und mein Fenster geöffnet hatte, quoll mir eine seltsame Schwüle entgegen, und als ich nach dem Rasen davor hinunterblickte, sah ich Sterchi vor dem Hause unter einem Kirschbaum stehen und bedenklich nach den Schneebergen, also nach Süden hinblicken.

„Guten Morgen!" rief ich hinunter. „Was giebt es denn da drüben und wonach schauen Sie denn so erwartungsvoll aus?"

Er nickte mir zu, kam sogleich näher zu mir heran und sagte mit leiserer Stimme, um die etwa noch schlafenden Gäste nicht in ihrem Schlummer zu stören:

„Sehen Sie doch nur dahin!" Und dabei zeigte er mit der rechten Hand nach den Eisbergen, die allerdings einen ganz ungewöhnlichen und fast unheimlichen Anblick boten. Kaum aber hatte ich einen Blick darauf geworfen, so eilte ich, um mir genauere Auskunft zu holen, zu meinem Wirte hinab und in zwei Minuten schon stand ich neben ihm.

Da gewahrte ich denn freilich, daß die ganze Welt heute ganz anders aussah als sonst, aber die auffallendste Veränderung war doch in den Schneebergen selbst und ihrer näheren Umgebung wahrzunehmen. Die sonst so durchsichtige Luft, so daß man selbst kleine Gegenstände meilenweit ohne Glas erkennen konnte, war heute so dick und undurchsichtig, daß man nur die allgemeinen Umrisse der gegenüberliegenden Berge zu unterscheiden vermochte, und dabei hatte sie eine ganz eigentümliche Färbung angenommen. Noch intensiver lag diese Färbung auf dem Schreckhorn, dem Eiger, dem Mönch, der Jungfrau und ihren Gletschern; ihr sonst so reines schneeweißes Kleid war wie mit Schwefelpulver oder gelblichem Sande bestreut, was ihnen ein ungemein düsteres, unheimliches und fast grauenerregendes Ansehen verlieh.

„Was ist das?" fragte ich Sterchi mit verwundertem Aufschauen, denn dergleichen hatte ich hier noch nie wahrgenommen. „Das habe ich ja noch nie gesehen."

„Ich auch nur selten", erwiderte er mit etwas verfinsterter Miene; „und wenn Sie da nach Norden und Westen hinüberblicken, werden Sie die Luft weit weniger dick und gelb finden; es kommt also aus Süden, was wir erwarten müssen."

„Was müssen wir denn erwarten?" fragte ich, mich unwillkürlich etwas beängstigt fühlend, wie es auch der heute so bedächtige Sterchi zu sein schien.

„Ein großes Unwetter", erwiderte er, „wie wir es hier lange nicht gehabt, und ohne Zweifel kommt es von Süden und es wird also einen Föhnsturm geben. Fühlen Sie doch die schreckliche Schwüle, man atmet ja ganz beklommen und mir ist schon gestern Abend zu Mute gewesen, als ob ein unbekannter Druck mir die Brust zusammenpreßte. — Nun, heute dürfen Sie nicht nach der Alp", fuhr er mit großem Ernst fort, „man kann nicht wissen und kein Mensch kann es berechnen, wann das Unheil losgeht. Träfe ein Föhnsturm Sie unterwegs, so wären Sie verloren."

„Oho!" sagte ich etwas ungläubig, „ist es denn so arg?"

„Das muß man erlebt haben, lieber Herr Doktor, um es zu glauben. Des Menschen Kraft ist dagegen gerade so wie ein Staubatom gegen einen Elefanten, ein Schneeball gegen ein stürzendes Schneefeld, und niemand kann sich dagegen schützen.

wenn er im Freien ist. Doch — wissen Sie was? Da Sie heute morgen doch nicht nach der Alp gehen können, wollen wir einmal nach den Sieben Tannen hinaufsteigen, dazu haben wir Zeit genug und von dort oben und unterwegs haben wir die beste Übersicht nach allen Himmelsrichtungen hin."

Ich war leicht dazu entschlossen, seinem Wunsche zu folgen, wenn es auch zumeist in der Hoffnung geschah, von oben aus zu erkennen, daß es doch noch für mich möglich sei, nach der Alp zu kommen, und so stiegen wir auf dem kürzesten Wege die Hausalp hinauf, bis wir an die erste Hütte gelangt waren. Von hier aus, von wo man die große Riesenkette der Berner Alpen am besten überschauen konnte, sahen wir alles, was wir unten im einzelnen und undeutlich gesehen, im ganzen und großen und obendrein bedeutend klarer. Die gelbe Färbung, die wir schon unten wahrgenommen, umschlang das ganze Gebirge und ließ es viel weniger mannigfaltig, aber dagegen viel grausiger erscheinen. Und wenn mein Auge mich nicht täuschte, da ich leider mein gutes Glas nicht zur Hand hatte, so schien es mir, als ob auf den Gletschern, namentlich der Jungfrau und des Eigers, etwas Lebendiges, Bewegliches wäre, wie wenn es dort stäubte oder ein Wirbelwind den losen Firn aufrührte, so daß es sich wie ein Schneegestöber ausnahm, das nicht aus den Wolken, sondern aus den Gründen des ewigen Eises von unten käme. Ich machte Sterchi auf diese Erscheinung aufmerksam, der sie nicht gerade bestätigte, aber auch nichts dawider einzuwenden vermochte.

Wir hielten uns indessen nicht lange auf unserm jetzigen Standpunkt auf, obgleich mir die Zeit pfeilgeschwind zu verfließen schien, da mir meine Uhr zeigte, daß es schon auf sieben ging, sondern wir stiegen noch höher bis zu den Sieben Tannen hinauf, um auch über den Thuner See einen forschenden Blick zu werfen. Hier aber war alles noch in ziemlicher Ruhe, die Luft durchaus nicht so trüb, wie gegen Süden hin, aber da die Sonnenstrahlen auch hier fehlten, war nichts klar, und der Niesen und der Stockhornzahn hatten sich bereits, als wollten sie das nahende Unheil nicht sehen, mit schweren Nebelkappen bedeckt, die mit jeder Minute an Umfang zu wachsen und sich zu verdichten schienen.

„Ja", sagte Sterchi, nachdem er lange über den See hingeblickt, „hier sieht es auch nicht besonders gut aus, aber das, was wir vor uns haben, kann nicht die Wirkung des im Süden sich zusammenziehenden Unwetters sein. Wenn man hier steht, möchte man viel lieber an eine sich allmählich nähernde Bise glauben, die auch nicht gerade etwas Angenehmes ist, wenn sie alle ihre Windschläuche öffnet. Haha! Es wäre nicht das erste Mal, daß Föhn und Bise sich miteinander verfeindet und nun über unserm unschuldigen Berge sich eine große Schlacht zu liefern beschlossen hatten. Nun, dann in Gottes Namen! Thun können wir nichts dagegen, wir müssen geduldig abwarten, was kommt, und es mit Ruhe über uns ergehen lassen. Nein, ich bitte Sie noch einmal, und hier, da ich dies sehe, erst recht: heute dürfen Sie das Haus nicht verlassen und ich stemme mich ernstlich dagegen, daß Sie wie alle Tage die Alp besuchen."

Ich dachte einen Augenblick nach und sah wohl ein, daß Sterchi recht hatte. Aber da fiel mir mit einem Mal der arme Mr. Scott ein.

„O", sagte ich, „das ist mir nicht lieb und macht mir einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Mr. Scott, der ernstlich krank ist, bedarf jetzt meiner Hilfe und meines Trostes mehr denn je, und was wird er von mir denken, wenn ich mich nur vom bösen Wetter abhalten lasse, ihn zu besuchen?"

„Oho", erwiderte Sterchi, „darüber mag er denken, was er will; wenn Sie nicht zu ihm können, so können Sie nicht, und glauben Sie mir, er wird Sie wahrhaftig bei solchem Wetter auch nicht erwarten. Der kennt dergleichen sehr genau, ich stehe Ihnen dafür. Er hat im Winter und Frühjahr hier oben auch schon mancherlei durchgemacht."

„Und wie wird es auf sein so schon geschwächtes Nervensystem wirken", sprach ich weiter, wie zu mir selbst redend, „denn ein Sturm in der Natur, wie Sie ihn heute erwarten, wirkt auf nervöse Naturen wie der Ausbruch eines Vulkans auf verzagte, an seinem Fuße wohnende Menschen, und er wird schwer darunter zu leiden haben."

Sterchi zuckte die Achseln. „Das thut mir auch leid", sagte er, „freilich! O ich bedaure ihn ja und schon lange bedaure ich ihn! Aber, lieber Doktor, wir können ihm beide nicht helfen; verlassen Sie sich darauf, sein Unheil sitzt tief, viel tiefer als wir denken, so viel weiß ich auch, obgleich ich kein Arzt bin wie Sie."

In diesem Augenblick hörten wir das Rauschen von Damenkleidern hinter uns. Wir drehten uns um und sahen die beiden jungen Engländerinnen eiligst über die grüne Rasenfläche daherkommen. (Fortsetzung folgt.)

Die Wiedertäufer in Münster.

Vortrag gehalten vor dem Lutherischen Bibliothekverein in Fort Wayne von K. ([Fo]rtsetzung.)

Während in Münster der Syndikus van der Wyk an der Wiederherstellung der lutherischen Reformation arbeitete, waren Flüchtlinge aus Holland nach Münster gekommen, vertriebene Wiedertäufer, Anhänger Hofmanns, und hatten bei den zwinglisch gesinnten Predigern und ihrem Anhange freundliche Aufnahme gefunden. Sie brachten die Verehrung für Hofmann mit, und seine Bücher befanden sich bald in vielen Händen. Unvermerkt vollzog sich der Umschwung. In Straßburg erzählte man schon triumphierend, ganz Münster sei hofmännisch, man predige seine Lehre auf den Straßen. Anfangs sträubte sich Rothmann, diese Wege mitzugehen. Aber sein Schwarmgeist und sein Hochmut trieben ihn endlich doch den Täufern in die Arme. Am 5. Januar 1534 kamen Matthyszoons Boten nach Münster. Nun begann auch hier die Wiedertaufe. Die sektiererischen Prediger, unter ihnen auch Rothmann, wurden wiedergetauft und zu Täufern bestellt. In acht Tagen waren 1400 im geheimen getauft. Die Getauften hielten sich noch ruhig, an Gewaltthat dachten sie nicht. Sie versammelten sich hin und her in den Häusern, wo ihnen Rothneue Boten, Jan von Leyden, der später eine so entsetzliche Rolle spielen sollte, und Gerd tom Kloster nach Münster mit der Botschaft: Der Prophet habe Offenbarungen empfangen, die Umwandlung der Welt solle durch die Heiligen Gottes vollzogen werden, die Zeit des Duldens sei vorüber, Gott befehle, das Schwert zu ergreifen und die Gottlosen zu vernichten.

Eine unbeschreibliche Unruhe erfüllte jetzt die Stadt. Auf den Straßen sah man viel Fremde mit düstern unheimlichen Mienen. Fabricius predigte unerschrocken weiter, aber niemand hörte mehr auf ihn. Die Macht des Rats schwand von Tage zu Tage. Er fand sich einer unheimlichen Macht gegenüber, deren Existenz jeder fühlte, und die doch nicht zu fassen war. Als sich eines Tages die Nachricht verbreitete, der Rat beabsichtige einzuschreiten, griffen die Wiedertäufer nachts zu den Waffen und besetzten die Thore. Aber schweigend gingen sie wieder auseinander. Ihre Apostel hatten gesagt, der Tag sei noch nicht erschienen. Nur das war offenbar geworden, daß sie bereits Herren von Münster waren. Katholische und Evan-

die Stadt. Da wich auch van der Wyk. Sein Werk war gescheitert. Die Wiedertäufer jubelten, der himmlische Vater habe Münster in ihre Hände gegeben, und durch die täuferischen Gemeinden draußen ging die Kunde, Gott habe Straßburg verworfen und Münster zu seinem Zion erwählt. Während aus der Stadt alles floh, was nicht mit den Täufern ging, rüsteten die Täufer draußen zur Reise nach ihrem Zion. Da kamen sie herzu aus Westphalen, aus Holland, aus Friesland, aus allen Städten und vom Lande, nicht bloß Arme und Dürftige, sondern auch Adlige und Reiche. Im Februar erschien auch Jan Matthyszoon, der furchtbare Prophet, und nahm sogleich die Zügel in die Hände. Am 23. Februar war Ratswahl. Matthyszoon erließ die Mahnung, der neue Rat solle nicht wie bisher nach den Eingebungen des Fleisches, sondern nach dem Geiste erwählt werden. Das Ergebnis war vorauszusehen; nur Wiedertäufer wurden gewählt. Die zwei eifrigsten unter ihnen, der oben schon erwähnte Knipperdolling und ein gewisser Kippenbroick wurden Bürgermeister. In Münster hatten die Wiedertäufer erreicht, was ihnen bis dahin nirgend gelungen, sie waren im Besitze einer ganzen Stadt und hatten Raum, ihre Gedanken und Pläne auszuführen.

Und die Ausführung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Der Morgen des 27. Februars 1534 brach an mit mattem Lichte. Ein schneidender Wind trieb Schnee und Regen durcheinander, und die Straßen flossen von Wasser. Mit Tagesanbruch rannte Matthyszoon durch die Gassen mit dem Geschrei: „Thut Buße, thut Buße! Bekehret Euch, Ihr Gottlosen, auf daß Ihr nicht ausgeschlossen und ausgetrieben werdet vom Volke Gottes und seinen Auserwählten!" Dann warf er sich mitten auf dem Markte nieder. Die übrigen Wiedertäufer folgten seinem Beispiele. Bald aber erhob sich der Prophet wieder und rief: „Also spricht der HErr durch meinen Mund: Diese heilige Stätte soll rein sein. Darum soll jeder, der nicht sofort sich wiedertaufen laßt, hinausgetrieben werden aus Zion." Den Worten folgte alsbald die That. Die Wiedertäufer gingen mit Büchsen, Spießen und Hellebarden durch die Stadt, sie schlugen die Thüren der Häuser ein und geboten den bestürzten Einwohnern sofortigen Auszug. In buntem Gemisch drängten sich Männer und Frauen, Greise und Kinder auf den Straßen nach dem Thore zu. Mütter rissen ihre Säuglinge nackt aus der Wiege und verließen jammernd Haus, Hof und Heimat, um hinaus zu pilgern in Schnee und Regen und Sturm. Die Bande der Natur waren zerrissen. Der Vater trieb den Sohn hinaus und der Sohn den Vater. Nicht Schwäche und Gebrechlichkeit berechtigte zum Anspruch auf Schonung. Auf dem Markte aber standen die Prädikanten, jeder einen Kübel Wasser vor sich, und tauften, oder vielmehr, sie machten aus der heiligen Taufe eine Teufelsfratze. Aus Todesfurcht ließen viele sich bewegen, wider ihr Gewissen sich wiedertaufen zu lassen.

Jetzt raffte sich der Bischof Franz von Waldeck zur That auf. Er bot nicht bloß seine Ritter auf, sondern pflanzte auch sofort die Werbefahne auf, um Söldner heranzuziehen gegen die Stadt. Schon zwei Tage nach der Austreibung der „Gottlosen" war Münster eingeschlossen, und wenn man auch noch weit davon entfernt war, den Verkehr desselben mit dem Lande hindern zu können, so war doch der Ausbruch der geistigen Krankheit auf die Stadt beschränkt. Wie schwere Gewitterwolken von Bergen eingeschlossen sich völlig austoben, also mußte sich auch die Wiedertäuferei innerhalb der Wälle und Mauern von Münster vollständig entladen und austasen. Von allen Greueln und Verirrungen, zu denen der Mensch in religiösem Fanatismus herabsinken kann, blieb dem unglückseligen Münster auch nicht eine einzige erlassen.

Zunächst begann das Werk der Zerstörung. Die Kirchen waren den Wiedertäufern von Anfang an die Stätten des Götzendienstes gewesen. Sie wurden jetzt ausgeplündert, beraubt, zum Teil zerstört. Der täuferische Gottesdienst wurde auf dem Markte unter freiem Himmel gehalten. Nur ein Buch war in dem neuen Zion gestattet, die Bibel, aber nur wie sie der falsche Prophet Jan Matthyszoon auslegte. Alle anderen Bücher und Handschriften wurden auf den Markt gebracht und dort verbrannt. Bilder und Gemälde wurden zerrissen und zertreten. Flöten und Geigen, Zither und Leier wurden zerbrochen und zerschlagen. Damals sind unersetzliche Handschriften und Kunstschätze, an denen Münster reich war, zu Grunde gegangen.

Nun ging man daran, das bürgerliche und kirchliche Gemeinwesen nach täuferischen Grundsätzen zu ordnen. Der Prophet befahl, daß alle Güter gemeinsam sein sollten. Bei vielen fand das Gebot ein williges Ohr. Sie brachten alles Gold und Silber, das sie besaßen, nach dem Rathause, wo der versammelte Rat die Gaben empfing und sie aufzeichnen ließ. Andere zögerten. Erst als der schreckliche Matthyszoon einigen der Widerspenstigen den Kopf vor die Füße legen ließ, kamen alle zu der Überzeugung, daß sie gehorchen müßten. Alle Zinsen und Renten hörten auf. Die Schuldbriefe wurden zerrissen, kein Bruder sollte den anderen ausnützen. Jeder wurde zur Arbeit verpflichtet, jedes Handwerk wurde zugleich als Amt im Dienste des Gemeinwesens angesehen. Die Häuser der Ausgetriebenen wurden verteilt, die zugewanderten fremden Täufer auch zum Teil in den leerstehenden Domherrnkurien untergebracht, die Kirchen bis auf den Dom in Vorratshäuser verwandelt. Für Speise und Trank wurde auf öffentliche Kosten gesorgt. Beim gemeinsamen Mittagessen saßen Brüder und Schwestern gesondert, während des Essens, bei dem niemand murren soll, wurde ein Kapitel der Bibel gelesen. Sie sehen, der Münstersche Wiedertäuferstaat war zugleich ein Kommunistenstaat. Es ist, als ob unsere hiesigen amerikanischen Kommunistengemeinden, von denen ich vor einigen Monaten in der Abendschule erzählt habe, bei den Wiedertäufern in die Schule gegangen wären.

Im April unternahm der bisherige Leiter des Ganzen, Matthyszoon, wie er vorgab auf unmittelbar göttlichen Befehl, mit wenigen Begleitern einen Ausfall. Erwartungsvoll schauten die Wiedertäufer von den Wällen hernieder, was daraus werden sollte. Mit einer mächtigen Hellebarde in der Hand ging der Prophet an der Spitze seiner kleinen Schar auf die bischöflichen Söldner los. Die Folge dieses tollkühnen Angriffs ließ sich erwarten. Die Schwärmer fielen auf der Stelle. An dem Leichnam ihres Führers kühlten die erbitterten Söldlinge ihre Wut. Sie hieben die Leiche in kleine Stücke und warfen sich einander damit. Sie steckten den Kopf auf einen Zaunpfahl, stellten diesen nahe ans Thor und riefen den Belagerten höhnend zu, daß sie nun ihren Bürgermeister wiederholen möchten.

Also starb Jan Matthyszoon, der Bäcker aus Harlem, der Begründer und Prophet des neuen Reiches von Zion. Er gewährt durch seinen Tod den traurigen Beweis, daß er nicht bloß andere betrog, sondern daß er durch Betrug Satans auch selber erfüllt war von dem Glauben an sein schreckliches Prophetentum.

Nach dem Tode Matthyszoons ging die Regierung des Münsterschen Wiedertäuferstaates auf den schon erwähnten Jan von Leyden über. Sein eigentlicher Name war Jan Baukelszoon. Er war der Sohn einer westfälischen Leibeigenen, die nach Holland verschlagen war und dort einen reichen Schultheißen geheiratet hatte. Der begabte Knabe lernte das Schneiderhandwerk und wanderte als Gesell nach London, wo er vier Jahre lang blieb. Nach Hause zurückgekehrt schloß er sich der Kammer van Rhetoryke an. Es war dies eine Gesellschaft von

Handwerkern, welche ähnlich wie die Meistersänger in Deutschland dichteten und sangen, außerdem auch Theaterstücke aufführten. In solchen Vereinen ward dem hübschen und gewandten Jünglinge gemeiniglich der erste Preis zuerkannt. Das schmeichelte seinem Hochmut; er glaubte sich zu etwas Höherem berufen. Er las die Bibel, aber leider nicht mit Heilsverlangen, um seiner Seele Seligkeit willen, sondern um sich aus ihren dunkelen und mißverstandenen Sprüchen eine besondere, schwärmerische Lehre zu konstruieren, die seinem alten Adam zusagte. So traf ihn die Bewegung der Wiedertäufer und riß ihn an sich. Gegen Ende des Jahres 1533 empfing er von Matthyszoon selbst die Wiedertaufe. Wir haben gehört, daß er als täuferischer Apostel nach Münster gekommen war und dort als einer der ersten die Lehre Hofmanns verkündigt hatte. Er besaß eine glückliche äußere Bildung, natürliche Wohlredenheit, Feuer und Jugend; kein Wunder, daß er schon unter Matthyszoon eine Rolle spielte und nach dessen Tode, den er vorausgewußt zu haben behauptete, sein unbestrittener Nachfolger wurde.

Konsequenter noch und kühner als Matthyszoon führte Jan von Leyden die täuferischen Ideen durch. Waren die Wiedertäufer das rechte Gottesvolk, das geistliche Israel, so mußten sie auch dieselbe Verfassung haben wie das Israel des Alten Testamentes. Auch in dieser Hinsicht mußte alles unmittelbar nach der Schrift geordnet werden. Bald nach Pfingsten vernahmen die Münsterschen Wiedertäufer in tiefer Nacht abermals den grauenerregenden Ruf: „Thut Buße, thut Buße und bekehret Euch!“ Es war dies die Ankundigung, daß etwas Neues im Werke sei. Am Morgen fand man Jan von Leyden in Knipperdollings Hause stumm am Boden liegen. Zwei Tage lang harrte man vergebens seiner Verkündigung. Endlich trat er vor die versammelte Gemeinde. Und wie lautete seine „Offenbarung“? „Der Vater“, sprach er, „hat mir geoffenbaret, daß in Israel eine neue Verfassung eingeführet werde. Der alte Rat ist von Menschen eingesetzt. Nun aber muß ein anderer erwählt werden nach Eingebung des Geistes Gottes.“ Auf diese Worte bezeichnete der Prophet sogleich selber zwölf Männer, welche Gott ersehen habe als die Ältesten und Vorsteher in Israel. Bernhard Rothmann las die Namen derselben vor der Gemeinde ab, hielt ihnen eine eindringliche Predigt über ihre Pflichten und überreichte jedem derselben ein Schwert mit den Worten: „Nimm hin das Schwert über Leben und Tod, das Dir jetzt Gott der Vater durch mich anvertraut, und gebrauche das Schwert dem Befehle Gottes gemäß.“ Der bisherige Bürgermeister Knipperdolling wurde zum Scharfrichter ernannt. Er sollte bald Arbeit genug bekommen, denn schon zeigte sich hie und da Unzufriedenheit, und da in diesem Gemeinwesen alle Ordnungen als unmittelbar göttliche galten, so mußte auch jeder Widerspruch gegen dieselben als Feindschaft gegen Gott, als Empörung wider Gott angesehen und der Empörer aus dem Volke Gottes ausgerottet werden. Wehe dem, der die göttliche Berechtigung der Machthaber antastete! Schon Matthyszoon ließ einen ehrlichen Schmied, Meister Truteling, der ihm ein geringschätziges Wort gesagt, dafur mit dem Tode bestrafen. Knipperdolling empfing die Gewalt, einen jeden, den er bei der Übertretung der neuen Gesetze betroffen, auf der Stelle, ohne alles Gericht umzubringen, denn das Böse müsse ausgerottet werden auf der Erde. Von vier Trabanten begleitet, das bloße Schwert in der Hand, Schrecken erregend zog er durch die Straßen.

Mitte Juli trat Jan von Leyden mit einer neuen Offenbarung auf. Es sollte jedem Gläubigen gestattet, ja g e b o t e n sein, mehrere Frauen zu nehmen. So schritt die Wiedertauferei in Münster weiter und weiter auf ihrer furchtbaren Bahn der Umkehrung aller sittlichen Verhältnisse. Den Ältesten war diese höllische Offenbarung anfänglich zu schwer. Sie widersprachen. Da warf der Prophet seinen Rock auf die Erde, stellte sich darauf, wie er im höchsten Eifer zu thun pflegte, und sprach: „Also ist das Gebot Gottes ergangen an mich, seinen Knecht, und wer dem widerstrebt, der handelt wider Gott.“ Die Hörer wußten, was solche Worte des greulichen Propheten zu bedeuten hatten, und fortan wagten auch die noch nicht Überzeugten keinen Widerspruch mehr. Auch Rothmann widersprach anfangs, aber war er der Bewegung schon so manchen Schritt gefolgt, auch gegen bessere Erkenntnis, so mußte er auch diesmal folgen. An drei aufeinander folgenden Tagen predigte er und die übrigen Prädikanten dem Volke die neue Lehre. So wurde die Polygamie eingeführt. Johann selbst ging voran (er hatte zuletzt sechzehn Weiber), die andern folgten nach. Der Bruch mit der alten gottgeordneten Sitte war vollzogen.

Noch einmal wagten die Besonneneren einen Gegenversuch mit bewaffneter Hand. Unter der Anführung eines Schmiedes M o l l e n h ö k erhoben sich zweihundert Bürger, überfielen den Propheten und seine Anhänger und nahmen sie in der Nacht auf den 30. Juli gefangen. Aber am folgenden Tage sammelten sich namentlich die fremden Wiedertäufer, befreiten die Gefangenen, fuhren Kanonen gegen das Rathaus auf, wo die Empörer sich verschanzt hatten, und stürmten es. Mollenhök und seine Gefährten erkannten, daß es aus mit ihnen sei. Sie reichten flehend ihre Hute aus den Fenstern nieder und baten um ihr Leben. Der Prophet und die Ältesten beschlossen, daß alle, welche später erst der Verschwörung beigetreten waren, straffrei ausgehen sollten. Die andern, siebenundvierzig an der Zahl, wurden paarweise gebunden nach dem Domhofe gebracht, um dort zu sterben. Unbarmherziger wurden nie Überwundene behandelt als diese, von denen, welche noch vor kurzem ihre Brüder waren. Es standen auf dem Domhofe einige wohlgeladene Geschütze. Der grausige Prophet zeigte auf sie und rief: „Wer nun Gott einen Dienst erweisen will, der thue den ersten Schuß auf sie.“ Dann gebot er weiter, daß jeder, welcher Lust trage, sich einen der Übelthäter nehmen und den erschlagen möge. An den andern vollzog Knipperdolling die gewohnte Blutarbeit, nicht auf einmal, sondern täglich an etwa zehn, bis sie vollendet war. Das neue Gesetz war somit mit Blut besiegelt und fand fortan keinen Widerspruch mehr.

Bis jetzt hatte das bischöfliche Heer, welches Münster belagerte, noch keinen Sturm auf die unglückliche Stadt gewagt. Endlich aber, Ausgangs August, schien dem Bischof Franz von Waldeck dazu der Zeitpunkt gekommen zu sein. Noch einmal schickte er eine Gesandtschaft in die Stadt und ließ den Wiedertäufern Gnade anbieten, wenn sie die Rädelsführer auslieferten. Aber mit Hohn wurde der Vorschlag abgewiesen. So begann am 28. August die Beschießung der Stadt und währte drei Tage lang. Am 31. August gab die große hessische Kanone de duevel, welche der Landgraf Philipp geschickt hatte, das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die Belagerer drangen mit Ungestüm vor und setzten die Leitern an die Mauern. Aber die Wiedertäufer waren auf der Hut. Mit ruhigem Blick ließen sie die Stürmenden so weit herankommen, bis sie eine möglichst große Zahl auf einmal verderben konnten. Dann faßten sie mit ihren langen eisernen Haken die Leitern und stürzten sie um. Die Weiber gossen siedenden Kalk auf die Häupter der Angreifenden oder warfen brennende Pechkränze auf sie nieder. Wenn ein solcher Pechkranz einmal gefaßt hatte, so war alles Bemühen sich von ihm loszumachen vergebens. Die Unglucklichen flohen. Der Luftzug mehrte den Brand, und die Schmerzen machten sie wie rasend, daß sie mit entsetzlichem Geschrei sich unten im Grase wälzten, bis sie starben. Die Geschütze der Wiedertäufer schlugen in die dichtgescharten herandringenden Haufen ein. Der Sturm war vollständig abgeschlagen, ohne daß es der Teilnahme der weiter zurück auf-

gestellten Scharen des Propheten bedurft hätte. Gegen Mittag erklang das Signal der Belagerer zum Abmarsch. Die Täufer stimmten Siegeslieder an. Jetzt meinten sie erst recht, sie seien Gottes Volk, vor welchem alle Feinde zu Schanden werden müßten.

Von jetzt an stand des Propheten Macht fest; er durfte es wagen, den letzten Schritt zu thun, die Ältestenverfassung in die absolute Monarchie umzuwandeln. Bald nach dem über das bischöfliche Heer errungenen Siege erhob sich in der Versammlung der Volksgemeinde auf dem Domhofe ein neuer Prophet, Dusentschuer aus Wahrendorf, seines Handwerks ein Goldarbeiter, und sprach: „Christliche Mitbrüder, der himmlische Vater hat mir geoffenbart und befohlen Euch kund zu thun, daß Jan Beukelszoon aus Leyden, der heilige Mann und Prophet Gottes, von nun an König sein solle über den ganzen Erdkreis. Er soll ein Herr sein über alle Kaiser, alle Könige, Fürsten und Gewaltigen der Welt. Er wird höher sein als alle Obrigkeiten, und es soll keiner über ihm sein. Er wird den Thron und das Zepter seines Vaters David besitzen, bis Gott das Reich wieder von ihm zurückfordern wird." Dann verlangte Dusentschuer von einem der Ältesten, die betroffen dabei standen, das Schwert zurück, reichte es dem Erwählten und sprach: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit und mit ihm zugleich alle Gewalt, wodurch Du Dir alle Völker der Erde unterwerfen wirst." Dann zog er eine wohlriechende Salbe hervor, bestrich damit das Haupt des neuen Königs und sprach: „Ich salbe Dich im Namen Gottes, und auf seinen Befehl und vor dem Angesichte seines Volkes rufe ich Dich aus zum Könige über das neue Zion!"

Selbstverständlich nahm Johann die ihm vorgeblich von Gott selbst verliehene Königswürde bereitwillig an. Er schritt alsbald zur Ernennung der Würdenträger in dem neuen Königreiche. Knipperdolling wurde Vizekönig, behielt aber nebenbei das Amt des Scharfrichters, welches er bisher mit so großem Geschick und Erfolg verwaltet hatte. Bernhard Rothmann erhielt die Würde eines königlichen „Wohlthäters" und Hofpredigers. Tilebecke, ein ehemaliger Bürgermeister, wurde zum Hofmarschall, der ehemalige Prediger Krechting zum königlichen Kanzler ernannt. Mit theatralischem Gepränge wurde der Hofstaat eingerichtet. Achtundzwanzig Leibtrabanten umgaben den König, alle in Rot und Grau von Samt, Seide und dem feinsten Tuche gekleidet. Von dem besten und kostbarsten Zeuge der ehemaligen Meßgewänder wurden die Kleider des Königs gefertigt. Zwei Königskronen aus feinstem Golde wurden angefertigt. An einer goldenen Kette trug Johann das Zeichen der Herrschaft am Halse, eine goldene Weltkugel, durch die ein goldenes und silbernes Schwert ging, über deren Handgriffen erschien ein Kreuz. Er nannte sich „Johann den gerechten Koning (König) in dem neuen Tempel". Sein prachtvoll eingerichteter Königspalast war die Kurie eines ausgewanderten Domherrn. Von dort zog er dreimal in der Woche umgeben von seinem Hofstaate auf den Markt und ließ sich auf dem dort errichteten Thron nieder, um öffentlich Gericht zu halten oder um die Predigt zu hören. An [illegible] chen Tagen wurde alle Pracht des täuferischen König[illegible] entfaltet. Wenn der König durch die Stadt ritt, ginge[illegible] Knaben neben ihm, der eine mit dem Alten Testamen[illegible] andere mit dem bloßen Schwerte, wer ihm begegnete, [illegible] die Kniee. Das Alte Testament sollte bedeuten, daß [illegible] nig sich auf den Stuhl Davids setzen und das Wort [illegible] welches so lange verdunkelt gewesen, neu verkündigen [illegible] wolle. Das Schwert bedeutete, daß der König von Zi[illegible] Gerechter sei, ein Herrscher über die ganze Welt und [illegible] zur Strafe jeglicher Ungerechtigkeit. An den Stufe[illegible] Thrones stand Knipperdolling, das Richtschwert in der bl[illegible] Hand. Einer der Prädikanten hielt eine Predigt; wenn [illegible] Besonderes zu sagen war, redete Rothmann. Dann wur[illegible] richt gehalten. Was bei dieser Gelegenheit auf dem [illegible] von Zion geschah, das möge ein tiefer Schleier bedecken.

Ich könnte Sie stundenlang mit der Aufzählung und [illegible] derung der Thorheiten und Greuel unterhalten, die je[illegible] dem Deckmantel der Religion in Münster verübt wurden. [illegible] könnte Ihnen Orgien der Wollust und des Blutdurstes, [illegible] so oft sich miteinander verbinden, mit Farben ausmalen, welche nicht die erhitzte Phantasie eines Romanschreibers, sondern die Geschichte der Münsterschen Wiedertäuferei selbst geliefert hat. Aber Sie begreifen, daß ich mich nicht auf solche schauerliche Einzelheiten einlassen darf. Erinnern will ich nur, daß das alles, so seltsam es aussieht, doch nur eine Auswirkung der Konsequenzen ist, die in der wiedertäuferischen Bewegung von Anfang an lagen. Von Rom hatte man sich losgesagt und kam nun am entgegengesetzten Pole zu einem Zerrbilde des römischen Weltreiches. In Münster hatte man auch wieder einen vermeintlichen Stellvertreter Christi, der Anspruch auf unbedingten Gehorsam erhob und ein Herr aller Welt sein wollte. Im radikalen Bruch mit der Kirche wollte man ein abstraktes Bibelchristentum aufrichten und endete damit, daß man die tollsten Eingebungen einer schwärmerisch erhitzten Phantasie ins Leben führte. Ein geistliches Reich der vollkommenen Heiligen wollte man gründen und kam zu einem Reiche, in dem Greuel geschahen, wie sie die Christenheit kaum je gesehen. Eine Gemeinschaft brüderlicher Liebe wollte man, da einer dem andern dienet, einer für den andern leidet, und kam zu einer Gemeinschaft, in der das Schwert und der Schrecken regierte und das Blut in Strömen floß. Aber dahin mußte es aus Gottes Verhängnis kommen, damit alle Welt erkenne, wohin der Schwarmgeist führe, der sich nicht unter den Gehorsam des göttlichen Wortes beugen will. Gott sei Dank, daß Luther diesem tollen Schwarmgeiste von vornherein so entschiedenen Widerstand entgegensetzte und auch dadurch die ganze ungeheure Bewegung, die damals unser deutsches Volk ergriffen hatte, in die rechten göttlichen Bahnen lenkte. Während die Wiedertäufer kirchliche Revolution wollten, [illegible] und erzielte Luther die Reformation der Kirche; während daher jene nur zerstörten, baute dieser an der Wiederaufrichtung des wahren geistlichen Zions. (Schluß folgt.)

Die Mica-Bai.

Unternehmungslustige Amerikaner, welche in der Durchforschung verschiedener, noch wenig bekannter Inseln in dem Oberen See (Lake Superior) begriffen sind, hatten kürzlich die Insel Groskap in einem Segelboote verlassen, um sich nach einem derjenigen Eilande zu begeben, welche teils keine, teils nur indianische Namen tragen. Das Wasser des Superior ist häufig so durchsichtig, daß man den Grund des Sees und die Fische so genau beobachten kann, als wären solche nicht durch Wasser, sondern durch die reinste und klarste Luft von dem Beschauer getrennt. Ein hochbetagter, aber noch kräftiger Indianer, der mit seinen beiden Söhnen den Reisenden als Führer und bei Windstille als Ruderer diente, meinte, je durchsichtiger das Wasser, desto näher sei ein Sturm, und lenkte das Boot nach dem kanadischen Festlande. Bald brach in der That ein Sturm in kurzen, aber heftigen Stößen los, das Segel [illegible] eingezogen werden, und nur mit Aufbietung aller Kräfte gelang [illegible] halb mit Wasser gefüllten Boote, die Mica Bai zu erreichen. [illegible] bietet auch gegen das heftigste Unwetter vollkommen Schu[illegible] schwieg der Sturm, der Regen ließ nach und die wieder vom blau[illegible] mel strahlende Sonne beleuchtete ein Bild, wie die Weißen [illegible] noch nie ein ähnliches gesehen. Das ganze Festland erglänzte, [illegible] die Augen reichten, in schneeigem Weiß, das einen Glanz zu[illegible] als ob es mit Milliarden von Eiskrystallen bedeckt sei, und h[illegible] Fläche, die wie frischpoliertes Silber im Sonnenlichte strahlte, [illegible] sich die rosa angehauchten Gipfel der blauen Berge. Eine Untersuchung des den Boden bedeckenden Gesteins erklärte schnell die zauberhafte Er-



Nach dem [illegible]

scheinung. Sowohl die kleinen Inseln, welche den Eingang zur Bai beschützen, als das Festland, in welches hinein sich dieselbe erstreckt, bestehen aus vielgestaltigen Bildungen von Eisenstein und über ihnen sind bis weit in das Land hinein Gerölle von der Größe eines Hühnereies bis zu der eines „Base-Ball“ Balles gelagert, diese durch den Einfluß des Wassers völlig geglätteten, aus den verschiedenen Bestandteilen von Sand bis Achat bestehenden Gerölle sind mit größeren Stücken Quarz untermischt und in letztere sind so große Quantitäten Glimmer eingesprengt, daß sie wie Silber leuchten und strahlen. Der sonst matte Glanz wird, wenn sie vom Regen frisch befeuchtet sind und die Sonne hell auf sie herabscheint, in jenen Sonnenglanz verwandelt, welcher das eigentümliche und großartige Schauspiel veranlaßte. Tiefer in das Land hinein tritt an die Stelle der Eisensteine Quarzformation, welche ebenfalls Glimmer in solchen Massen enthält, daß sich dessen Ausbeutung zuversichtlich lohnen muß. Weiter vom Ufer entfernt beginnt die Vegetation, welche eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Moose nachweist.

Als die Reisenden, mit ihren Untersuchungen beschäftigt, in die Nähe einer tunnelähnlichen Öffnung kamen, die in einen Abhang führte und zu einer verlassenen Kupfermiene zu gehören schien, trat aus solcher ein augenscheinlich uralter Indianer hervor, dessen bis auf Haut und Knochen abgezehrter Körper nur noch mit einigen Überresten ehemaliger Kleidung bedeckt war. Das straffe schwarze Haar fiel ihm bis auf die Hüften herab und in der Rechten trug er den Tomahawk. Er nahm nicht die geringste Notiz von den Fremden, schlug ab und zu ein Stück von dem Felsen, betrachtete es aufmerksam und warf es dann kopfschüttelnd beiseite. Die Reisenden forderten ihren Gefährten auf, den Mann anzureden, doch dieser verweigerte dies mit dem Bemerken, daß derselbe nie Rede und Antwort stehe und vielleicht seit fünfzig Jahren kein Wort gesprochen habe. „Ich war bei dem Ereignisse zugegen“, fuhr er fort, „seit dem der Chippewa einsam auf den Inseln und am Ufer des Superior lebt, seinen Aufenthalt wechselt er mittels seines Kanoes aus Birkenrinde. Ich bin ein Iroquois. Vor langen Jahren und lange bevor der Leuchtturm auf Whitefish Point errichtet wurde, war mein Stamm gegen die Chippewas auf dem Kriegspfade. Die beiden Stämme wechselten häufig ihre Lagerplätze und ihre Sicherheit beruhte darin, dieselben vor den Feinden geheim zu halten. Einer unserer Kundschafter hatte das Lager der Chippewas erspäht. Wir verließen in der Nacht unser Lager, stiegen in die Kanoes und ruderten nach Groscap-Eiland, auf dem sich die Feinde befanden. Wir erreichten dasselbe kurz vor Tagesanbruch und verbargen uns in den Klippen und Felsen. In der Nacht schlichen wir uns an das Lager heran. Sie hatten Wachen am Ufer stehen, aber keine vor dem Lager, in dem alle schliefen. Den Kriegsruf ausstoßend, stürzten wir uns über sie und kein Einziger entging unsern Streichen. Den Wachen, die am Ufer aufgestellt waren, gelang es, die Kanoes zu erreichen, und diese sind die einzigen Überlebenden von diesem Stamme der Chippewas; der alte Mann ist einer von ihnen.“

Ein Tanz ums Leben.

Ein Bild aus Australien.

Australien ist bekanntlich der jüngstentdeckte Erdteil; aber dieser neue Erdteil ist ein junger Riese, der sich weit schneller entwickelt hat und zu Ansehen gelangt ist, als alle übrigen Länder, selbst das mächtig anschwellende Amerika mit inbegriffen. In seiner ganzen Breite von Suden nach Norden ist jetzt Australien durchwandert, und rings um seine Gestade ziehen sich blühende Kolonieen hin: Queensland und Neu-Süd-Wales, Viktoria und Süd-Australien, West- und Nord-Australien; die übelberüchtigte Insel Van-Diemensland ist in die Kolonie Tasmanien umgewandelt worden. In dem herrlichen Klima gedeiht der Mensch, wuchert üppig die Pflanzenwelt und ernähren sich heimische und fremde Tiere. Es fehlt nicht an Korn, nicht an Fruchten, nicht an Wein. Wie das Pflanzen-, so gedeiht auch das Tierleben in wundersamer Mannigfaltigkeit; der Rindviehzucht ist ein weites Feld geboten, und die Schafe haben sich auf den saftigen Triften in unglaublicher Weise vermehrt, so daß viele Herdenbesitzer zu königlichen Reichtümern gelangt sind. Doch nicht zufrieden mit dem Schmuck und Reichtum, den die Oberfläche der australischen Erde bietet, ist auch das Innere mit Schätzen durchwebt. Gold, zum Wohl und Wehe der Menschen, ist in solcher Menge gefunden worden, daß seine Produktion auf lange Zeiten gesichert ist. Dem Golde zunächst verdankt Australien seinen Aufschwung, die Erfolge, die fast ohne Beispiel in der Weltgeschichte dastehen, sowie seine überraschende Entwickelung, die in der That einen wunderbar-großartigen Anstrich hat.

Doch erst als weiße Menschen germanischen Stammes das Land besiedelten, konnte Australien zu solcher Blüte gelangen, denn der dunkelfarbige Eingeborene hat es niemals verstanden, die Schätze der Natur dort auszubeuten. Die Entdecker fanden in dem neuen Erdteil nur eine schwache einheimische Bevölkerung, die vom Ackerbau nicht einmal einen Begriff hatte, viel weniger eine Gesellschaft, oder nur irgend etwas an einen Staat Erinnerndes bilden konnte. Nur umherschweifende Horden, die unter erblichen Häuptlingen standen, traten ihnen entgegen. Noch heute besitzen die Familienväter eine uneingeschränkte Gewalt sogar über Leben und Tod ihrer Frauen. Auch sind sie meist Kannibalen, und es geschieht nicht selten, daß die Eltern ihre neugeborenen Kinder morden, um sie aufzufressen. Die Sprache ist bei den verschiedenen Horden so ganz verschieden, daß die Bewohner etwas entfernt liegender Distrikte einander gar nicht verstehen. Jene Wilden sind im allgemeinen von mittlerer Statur, fast durchgängig von einer Magerkeit der Gliedmaßen, die ebenso widerwärtig wie beispiellos ist. Besonders auffällig erscheint der gänzliche Mangel der Waden, von denen eigentlich kaum eine Spur vorhanden. Wenn man sie mit einem langen Stocke in der Hand durch den Wald schreiten sieht, glaubt man ein wandelndes schwarzes Skelett vor sich zu haben, das eine ungeheure Perrucke aufgesetzt hat. Denn ihr Haarwuchs ist gewaltig, üppig, fein gekräuselt und von kohlschwarzer Farbe. Die Hautfarbe erscheint dagegen dunkel kaffeebraun, zu manchen Zeiten schwarz, was vom Bemalen mit Kohle herrührt.

Die europäische Kultur ist fast spurlos an diesen Ureinwohnern Australiens vorübergegangen. Man hat sich Mühe gegeben, sie zu einem seßhaften Leben anzuhalten, ihnen einige Civilisation beizubringen. Allein vergeblich. Alles was von seiten der Missionare oder anderer wohlwollender Männer geschah und noch geschieht, wird, das kann man mit Sicherheit behaupten, niemals von Erfolg sein, denn es steht jetzt fest, daß diese dunkelfarbigen, ohnehin nicht zahlreichen Menschen rasch ihrem völligen Untergange entgegengehen, sowie ja auch ihre Verwandten auf der Insel Tasmanien ausgestorben sind. Hungersnot und Seuchen raffen sie mitten in einem reichen Lande dahin. Zwar hat die brittische Kolonial-Regierung ihnen Landstrecken, sogenannte Reserven, angewiesen, welche ihr Eigentum bleiben sollen, aber sie schweifen über diese hinaus, bauen ihr Obdach aus Baumzweigen — denn Hütten kennen sie nicht — an rauschenden Strömen unter hohen Gummibäumen, vorzugsweise damit beschäftigt, dem Opossum und Känguruh nachzustellen.

Diese Wilden sind allerdings barbarisch und stehen auf der niedrigsten Stufe unseres Geschlechtes; allein sie besitzen doch auch manche bessere Anlagen. Sie beobachten gut und fassen schnell; sie lernen lesen und schreiben, kaum aber rechnen, weil ihnen die Gabe ununterbrochenen Zusammenhanges im Denken fehlt. Darin liegt das größte Hindernis für ihre Civilisierung, denn dieser Fehler ist ihnen angeboren. Mit einem Worte: Sie sind und bleiben große, wilde Kinder, die wie Kinder sich gebärden, thun und fuhlen, wie diese staunen und neue, ihnen fremde Erscheinungen nicht zu fassen vermögen. Die folgende Geschichte soll diesen Ausspruch am besten erläutern; sie ist eigentümlich durch und durch und steht gewiß ohne Seitenstück da, so viel originelle und merkwürdige Erlebnisse

civilisierter Menschen, welche in die Hände der Wilden gerieten, auch vorgekommen sein mögen.

Unter den Schiffen, die in der Entdeckungsgeschichte Australiens immer mit Ehren genannt werden, nimmt der „Beagle“ nicht die letzte Stelle ein. Schon in den Jahren 1831—'36 hatte dieses englische Fahrzeug, unter dem Kapitan Fitzroy und mit dem Naturforscher Darwin an Bord, die Küsten Süd-Amerikas sowie die Inseln des Stillen Ozeans besucht; dann verließ es im folgenden Jahre unter dem Kommando von Lord Stockes wiederum England, um Australien näher zu erforschen, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, erst im Jahre 1843 wieder heim. Auf dieser Entdeckungsfahrt diente als Obersteuermann (Maat) der Engländer Fitzmaurice, ein Mann, dessen wissenschaftliche Kenntnisse, künstlerische Talente und große Thätigkeit ihn zu einem der wertvollsten Mitglieder der Expedition machten. Während die nördliche Küste Australiens im Westen des Golfes von Carpentaria, zwischen Arnhemsland und Van-Diemensland erforscht wurde, führte er mehrere wichtige Aufträge aus und entdeckte unter anderm den Fluß, welcher zu Ehren der verwitweten Königin von England Adelaide-River genannt wurde.

Eines Tages war er an dieser Küste, begleitet von einem andern Expeditions-Mitgliede, Namens Keys, gelandet, um die Kompasse des Schiffes zu vergleichen und deren Abweichung zu bestimmen. Anfangs wollte er die Instrumente auf einer kleinen Hügelkette, den Escape-Cliffs, aufstellen, allein der Eisengehalt derselben zog die Magnetnadeln an, weshalb er seine Untersuchungen auf einer sandigen, vor den Hügeln gelegenen Ebene vorzunehmen beschloß. Schon hatte er zusammen mit Keys mehrere Stunden gearbeitet, als die Nacht hereinbrach und der Mond aufging, so daß man an die Heimkehr denken mußte. Als nun Keys damit beschäftigt war, die Instrumente wieder nach dem Boote zurückzutragen, hörte er plötzlich hinter sich, in der Gegend, wo Fitzmaurice zurückgeblieben war, ein lautes Geschrei und indem er sich umsah, gewahrte er auf den Escape-Cliffs, gerade über seinem Gefährten, eine zahlreiche Schar mit Wurfspeeren bewaffneter Australier, welche Miene machten, seinem Gefährten ans Leben zu gehen. Keys hätte flüchten und sich in Sicherheit bringen können. Doch griff dieser Gedanke nicht einen Augenblick in seiner Seele Platz; er beschloß vielmehr, was da auch kommen möge, seinen Freund nicht zu verlassen und mit ihm zu kämpfen oder zu sterben. Je näher er den Hügeln wieder kam, desto mehr schien die Gefahr für jenen zu wachsen. Ein wild und gräßlich aussehender Schwarzer munterte mit lebhaften Gebärden seine Genossen auf, die Weißen zu ermorden. Die Wut und der Zorn der Wilden steigerte sich von Minute zu Minute; sie stampften den Boden mit den Füßen, rollten die Augen, brüllten wie besessen, spuckten aus, schüttelten das lange, krause Haar, und bissen, als Zeichen der höchsten Aufregung, in die Spitzen ihres Bartes. Die Entfernung der Eingeborenen von den beiden Engländern betrug höchstens sechs Schritte, und bei ihrer Anzahl blieb kein Zweifel übrig, daß sie, wenn sie alle ihre Lanzen warfen, die gehaßten Fremdlinge töten mußten. Wenn die Schar noch zögerte, so lag das vielleicht darin, daß sie die Rache der Schiffsmannschaft des „Beagle“ fürchtete; aber ihr Geschrei verdoppelte sich, ihre Haltung wurde immer drohender, und der verhängnisvolle Augenblick schien gekommen.

„Was ist zu thun“, fragte Keys in dieser Lage seinen Gefährten, „verteidigen wir uns oder wollen wir versuchen zu fliehen?“

„Nichts von alledem. Im Gegenteil, wir wollen tanzen und lachen“, antwortete kaltblütig Fitzmaurice.

Keys, der eine andere Anschauung von ihrer Lage hegte, äußerte sich später, er habe geglaubt, sein Gefährte sei infolge der Gefahr verrückt geworden. Dieser aber, welcher wohl wußte, was er that, begann zu tanzen, zu singen und ein lautes Gelachter anzuschlagen. Indem er einen der phantastischten und lebhaftesten englischen Matrosentänze aufführte, ermunterte er fortwährend Keys, ihn hierbei zu unterstützen. „Tanzen Sie, mein Lieber, tanzen Sie!“ Dieser dachte, daß es wenigstens nicht schaden könne, und mit bangem Herzen entschloß er sich endlich, dieselben tollen Sprünge wie Fitzmaurice zu machen; aber lachen und jubeln konnte er doch nicht, so aufgeregt er auch war.

Das unerwartete Schauspiel überraschte die Australier. Einige legten ihre Waffen nieder und andere beugten sich vor, um die Tänzer besser sehen zu können. Nur die Zornigsten fuhren fort zu schreien und fortwährend mit ihren Wurfspeeren die beiden Europäer zu bedrohen; doch hörte man nur noch halb auf ihre Anreizungen.

Jetzt zeigte sich recht deutlich, welche große Kinder diese Wilden sind; sie suchten zu begreifen, was sie nicht gleich verstehen konnten. Was machten denn diese Engländer? Was bedeutete deren Geschrei, die wilden Sprünge, das Werfen der Arme und Beine, was hatte der fürchterliche Gesang, dieses Brüllen für einen Grund, das fortwährend der Brust des einen entströmte? Das Erstaunen der Schwarzen wuchs von Augenblick zu Augenblick und gab sich in dumpf ausgestoßenen Tönen zu erkennen; endlich lachten sie selbst und setzten sich auf dem Felsabhange nieder. Gewiß mußte diese Szene Eindruck auf sie gemacht haben, denn selbst leidenschaftliche Tänzer, sahen sie hier von weißen Männern einen Tanz aufführen, der von den bei ihnen gebräuchlichen gänzlich abwich.

Die Eingeborenen vergaßen bei diesem Schauspiel ihre feindlichen Absichten, die beiden Europäer jedoch nicht, daß sie trotzdem nichts anderes als Gefangene waren. Fitzmaurice, der keine Minute seine Geistesgegenwart verlor, richtete deshalb, zwischen den Gesang eingestreut, einige Fragen an Keys

„Wo sind unsere Flinten?“

„Sie liegen etwa dreißig Schritte weit; dort, linker Hand.“

„O dies ist schlimm, das ist ja nach der dem Boote entgegengesetzten Seite hin“

„Soll ich sie holen?“

„Noch nicht — nur behutsam! — Tanzen Sie einstweilen nur fort. Wir wollen versuchen uns allmählich den Waffen zu nähern. Nur hübsch vorsichtig und nicht übereilt. Nehmen wir uns um Gotteswillen in acht.“

Und dies war in der That ratsam, denn die Eingeborenen hatten die Absicht der beiden Freunde, sich zu entfernen, wohl bemerkt, und begannen wiederum drohende Laute auszustoßen.

„Schnell zu unseren Instrumenten zurück“, ermahnte Fitzmaurice.

Aber sie hatten schon lange getanzt und Keys verlor allmählich die Kraft, die grotesken Sprünge weiter fortzusetzen.

„Keys“, sagte Fitzmaurice, als er dieses bemerkte, „ich glaube, Sie werden sich dieses Tanzes erinnern, wenn wir nur erst gerettet sind!“

„Daran ist kein Zweifel! Aber wie wollen wir denn fortkommen? Ich bin ganz erschöpft und kann nicht weiter.“

„Nur noch ein bischen Mut. Haben Sie nicht daheim in Newport eine liebe Braut, Keys? Nun, wohlan, tanzen Sie für ihre Braut! Und unser geliebtes Vaterland? Keys, tanzen Sie, tanzen Sie für Old England!“

Also heiteren Gemütes inmitten der Gefahr suchte Fitzmaurice seinen Freund und Leidensgefährten aufzurichten. Sie tanzten fort und sprangen umher, so gut es gehen wollte, als plötzlich ein Schuß fiel, der von einem in der Nähe jagenden englischen Offizier herrührte.

Unter den Schwarzen entstand eine unruhige Bewegung, welche Fitzmaurice und Keys benutzten, um schnell nach ihren Gewehren zu laufen und mit diesen sich nach dem Boote zu retten. Wild aufschreiend stürzten die Australier hinter ihnen drein. Rechts und links sausten neben den beiden Solotänzern die Wurfspeere vorüber, aber die Europäer blieben unversehrt. Glücklich an ihrem Fahrzeug angelangt, ruderten sie schnell nach ihrem Schiffe zurück, bei dessen Insassen die Erzählung von dem kaum überstandenen sonderbaren Abenteuer nur geringen Glauben fand.

Einige Tage nach diesem Abenteuer begab sich der Kapitän des „Beagle“ ans Land und traf hier mit einer Familie Eingeborener zusammen, die aus Mann, Weib und vier Kindern bestand. Er schenkte der Frau ein Taschentuch und erhielt dafür ein Palmenblatt als Gegengabe. Sie trug um den Hals ein flaschenförmiges Körbchen, das weiße und rote Erdfarben enthielt, mit denen die Wilden sich den Leib bemalen. Sie sowohl als ihr Mann hatten keine Zähne mehr, denn es ist unter den Australiern Sitte, beim Heiraten sich die Vorderzähne einzuschlagen. Aber die vier Kinder besaßen ihr vollständiges Gebiß noch; das älteste präsentierte sich jedoch mit durchbohrtem Nasenknorpel und trug darin als Zierat ein Stückchen Holz. Der alte Australier beschaute neugierig die Waffen der englischen Offiziere und drückte sein Erstaunen über die großen Boote aus, deren Form freilich sehr wesentlich von den einfachen Piroguen der Eingeborenen abweicht. Der Kapitän hatte die Absicht, ihn im Boote mit nach dem „Beagle“ zu nehmen, allein auf die lebhaften Bitten seiner Frau stand der Mann davon ab. Der älteste Sohn dagegen hatte schon zur Überfahrt in der Schaluppe Platz genommen, als ein Trupp Eingeborener am Gestade erschien, deren Führer in energischer Weise den Knaben zurückberief. Nach der Beschreibung des Kapitäns muß dieser Häuptling derselbe Chef gewesen sein, welcher die Wilden wenige Tage vorher zur Ermordung von Fitzmaurice und Keys ermunterte.

Die Eingeborenen dieses Teiles von Australien erscheinen nach den Berichten von Lord Stockes als wohlgebaute Menschen. Sie gehen nackt und umgürten die Hüften nur dann mit Baumzweigen, wenn sie mit Europäern in Berührung kommen. Wenn die Nächte sehr kalt sind, verkriechen sie sich im Sande, aus dem sie des Morgens früh zum Erstaunen der Fremden wieder herauskriechen. Unter ihren Musik-Instrumenten erwähnt der Reisebericht des „Beagle“ eine Art Flöte, welche sie Ebru nennen und mit der Nase blasen.

Wie lange es noch dauern mag, bis auch der letzte dieser Wilden verschwunden und mit ihm sein Geschlecht erloschen sein wird, läßt sich gegenwärtig schwer absehen. Viele Generationen werden jedoch nicht vergehen, denn in dem Maße als Australien von Weißen besiedelt wird, verschwinden auch die Urbewohner. An dem Orte, wo Fitzmaurice und Keys um ihr Leben tanzten, kann sich dereinst eine volkreiche Stadt weißer Menschen erheben. Den nachfolgenden Geschlechtern wird es dann wie Sage erscheinen, daß dort, wo vielleicht Dampfmaschinen stöhnen und qualmende Essen in die Luft rauchen, einst schwarze Wilde hausten, welche das Leben der ersten Weißen, die hier landeten, bedrohten. Das neue Volk, welches in Australien heranwächst, hat eins vor uns voraus. Wir müssen aus dürftigen Überresten, die der Erdboden birgt, aus Sagen und Ortsbenennungen, aus alten Gräbern und Höhlen uns mühsam erst ein Bild jener Menschen zusammenstellen, die in unserm Vaterlande vor der Ankunft der Europäer wohnten — jene werden es leichter haben. In Wort und Bild finden sie aufgezeichnet, wie früher ihr Boden beschaffen, was für Leute auf ihm wohnten. Und wird dann einst die Chronik jener neuen Stadt geschrieben, dann beginnt sie mit der Entdeckungsfahrt des „Beagle“ und dem Tanze, welchen Fitzmaurice und Keys um ihr Leben tanzten.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein**. Für die Abendschule bearbeitet. (7. Fortsetzung.)

Kopfschüttelnd wendete sich der Wolfgang um und ging langsam nach dem Hof zurück, indem er ein murmelndes Selbstgespräch anhob, wie es seine Gewohnheit war: „Ein wunderbarer Mann und so weiter! Wie groß und hoch ist sein Sinn, und wie klein, wie erbärmlich stehet unser eins neben ihm! Ich habe solchen Menschen noch nie gesehen! Für andere kann er bitten und betteln, daß es einen Stein erbarmen möchte und so weiter — für sich selber aber begehret er nichts, ob er es gleich so nötig hat, denn er immerdar im „Register der Armut“ bleiben wird, wie er selber jüngst sagte. Wie viele haben durch seine Fürsprache von dem Kurfürsten bekommen, dessen sie begehrten, er selber aber bittet nicht allein gar nichts für sich, sondern wehret auch noch denen, so beim Kurfürsten fürgeben, der Luther leide Mangel. Mag darum überhaupt niemand mit Geschenken an ihn herankommen, denn er nimmt nichts, ohne von seinen Vertrautesten nach langem Bitten; so er es aber nimmt, teilet er es unter die Armen oder mit seinen Freunden, wie jüngst erst die 200 Gulden, so ihm von Seiner Kurfürstlichen Gnaden verehret worden, und die anderen 100 Gülden, so ihm der Doktor Bugenhagen von einem Unbekannten übermittelt. Denke auch mit Schmerzen an den schönen Rehbock, so ihm aus dem kurfürstlichen Forst zugesendet worden. Hätten wohl drei, vier Tage davon zehren mögen, aber da müssen immer gleich die Freunde herbei und mitschmausen, denn anders ist es dem Doktor kein Wohlgeschmack und so weiter. Ist mir auch herzlich leid um das schöne Trinkgeschirr aus Glas und Zinn, das Ehrengeschenk des gnädigen Herrn, daran Frau Käthe ihre sonderliche Lust schauet und dessen sie sich bedienet, aus dem Ratskeller den vom Rat geschenkten täglichen Tischwein holen zu lassen. Das Kleinod soll nun auch noch seine Straße ziehen zu dem Pfarrer Agricola in Eisleben, so bei seinem letzten Besuch seine Bewunderung und Gefallen daran gehabt und so weiter. Habe es wohl vernommen, wie der Doktor dem Gast zugeraunet: „Ich schicke es Dir, ehe es einen andern Herrn bekommt, denn meine Käthe strebet ihm sehr nach, daß sie es für sich allein behalte zur eitlen Augenlust.“ War mir ein heimlich Vergnügen, zu sehen, wie der Doktor das Gefäß nicht finden konnte, da er es durch einen Boten entsenden wollte dem Agricola zum Geburtstag, denn Frau Käthe hatte es mittlerweile auf die Seite gebracht. — Doch was mag ihr dieses helfen? Hat doch der Doktor, wie ich selbst gelesen, an den Eislebener geschrieben, er könne zu seinem Leidwesen für jetzo sein Wort nicht halten, doch solle er Geduld haben, bis die Käthe ins Wochenbett käme, da wolle er das Ding schon wieder an sich bringen. — Wie wunderbar ist doch der liebe Doktor und gar nicht mit dem Maß der andern Sterblichen zu messen und so weiter! Dahero es aber auch als Gottes weise Fügung zu erkennen und zu preisen, daß ihm solch ein Weib bescheret worden, so durch ihre häusliche Tugend, ihre Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Arbeitsamkeit, Umsicht und Erfahrung mit dem wenigen haushält, ja aus wenigem viel zu machen verstehet; so giebt es einen feinen, guten Klang und so weiter.“

Der gute Wolfgang war während dieses Selbstgesprächs zu dem Stall gelangt, wo die Drehbank stand, an welcher der Doktor mitunter zu arbeiten pflegte, wenn er sich mit geistiger

Arbeit übernommen hatte. Er hörte Schritte hinter sich und gewahrte beim Umschauen Luther, wie er auf den Stall zukam.

„Laß uns ein wenig drechseln, liebster Wolf“, sagte der Doktor, „und das neue Handwerkszeug versuchen, so mir gestern Freund Link aus Nürnberg zugesendet. Auch ist meine Seele heute unlustig zu anderer Arbeit. Ist mir so gar eng und bang um die Brust, daß mir das Atemholen mühsam vonstatten geht.“

Wolfgang langte das Arbeitszeug hervor, und die beiden Männer fingen, nachdem sie den Rock abgethan, zu drechseln an.

Noch aber hatten sie nicht viel zustande gebracht, da stürzte eine Magd herbei mit hochgerötetem Gesicht und Thränenspuren in den Augen. „Herr Doktor!“ stieß sie jäh hervor, „Herr Doktor — — —“

Luther schaute von der Arbeit auf. „Was giebt es, Dorethea?“ Und in schneller Ahnung färbten sich auch seine Wangen von der Glut freudigen Erschreckens. Er eilte hemdsärmelig über den Hof und stand in wenigen Augenblicken vor dem Bett seines treuen Weibes, welches ihm das Köstlichste beschieret hatte, was eine Frau ihrem Mann bescheren kann. Da lag es auf dem Bett und schaute seinen Vater mit großen Augen an, ein Knäblein zart und schön.

In überströmender Vaterfreude nahm Luther das teure Liebespfand auf seine Arme und herzte es und schaute ihm in die Augen und herzte es wieder: „O Du mein lieber himmlischer Vater!“ sprach er mit lauter, tief aus dem Herzen kommender Stimme, „wie ist denn der arme Bruder Martinus solches Segens würdig? Siehe, es ist eitel unverdiente Gnade, so mich tief in den Staub beuget, daß ich immer möchte weinen. — O Du mein liebes Kindlein, sollst mir von Herzen willkommen sein! Siehe, jetzund schon wallet Dir mein Herz entgegen, da Du doch noch gar nichts gethan, was meine Liebe reize und herfürlocke. Da mag ich wohl verstehen, wie Gottes Liebe gegen uns arme Kreaturen eine zuvorkommende ist, als der nicht wartet, bis wir ihn lieb haben und schön mit ihm thun, sondern es nicht lassen kann, er muß den Anfang machen und uns entgegen kommen. — Kindlein, Du sollst Johannes*) heißen, auf daß ich, so oft ich Deinen Namen rufe, der Gnade Gottes gedenke, so uns heute widerfahren. Auch um Deines Großvaters willen sollst Du diesen Namen führen, denn ich sehe ihn, wie bei der Kunde von Deiner Geburt seine alten müden Augen wieder erwachen und seine verwelkten Lippen den Namen des HErrn preisen.“

Danach zu seiner Frau gewendet fuhr er fort: „Du liebe, gute Käthe, wie hast Du mich so reich gemacht und wie entzündest Du in meinem Herzen immer brünstigere Liebe! Siehe, mein Leben gäbe ich gerne her, wo es not wäre um Deinetwillen. — Nun aber dränget es mich, zu eilen, daß ich den Pfarrer herbeihole!

Er that das Mäntelchen um, setzte das Barett auf und schritt eilig von einem Haus zum andern, unterwegs den ihm Begegnenden die frohe Mär verkündend und deren Segenswünsche entgegennehmend. Schon nach einer Stunde, Nachmittags 4 Uhr, standen um das artig geschmückte Kindlein die Taufzeugen Kranach, Bugenhagen und Jonas nebst dem Täufer, dem Diakonus Magister Georg Rörer, und das neugeborne Kindlein wurde getauft.

Ein neues Leben ging durch dieses Kindes Ankunft im Hause Luthers auf. Das Wort „Kind“ ist ein Bindewort, es bindet noch viel inniger zusammen, was schon am Altar verbunden worden war zu ehelicher Liebe. In dem Kinde sieht der Vater sein eigen Bild und die Mutter desgleichen; es gehört ihnen beiden, es ist ein gemeinschaftliches Gut und eine sichtbare Mahnung, daß sie zusammengehören zu untrennbarer Lebensgemeinschaft.

*) Zu deutsch: Gottesgnade, Gotthold.

Hatte Luther seine Käthe bisher geliebt und geehrt, nun neigte sich sein Herz noch viel inniger ihr zu, und die Käthe, welche solchen Zuwachs der Liebe wohl empfand, nahm oft das Kind auf den Schoß und sprach zu ihm mit feuchtschimmernden Augen: „Du liebes, kleines Würmelein, weißt noch nichts und kannst noch nichts, und doch muß Dir Deine Mutter schon Dank sagen, denn Du hast einen großen Segen mit ins Haus gebracht.“

Es erhob sich auch wohl ein lebhafter Wettstreit zwischen der Käthe und der Muhme Lene, einer Tante der Frau Doktorin, welche Luther nach ihrem Austritt aus dem Kloster zu sich in das Haus genommen hatte. Jede der beiden Frauen wollte das größere Recht haben auf die Pflege des Kindes: die Käthe, weil sie die Mutter sei und das Kind mit Schmerzen geboren habe, die Muhme aber, weil sie doch etwas thun müsse, um ihren Dank abzustatten denen, die ihres hilflosen Alters sich erbarmt.

Wer aber dem Doktor Martinus in der Kinderstube zusah, wie er mit seinem Hänschen spielte und scherzte, der fragte sich: Wie, ist das der Mann, dessen Wort die Welt aus den Angeln hebt und dessen Name in aller Munde ist, was Christ heißt, der Held von Worms, der Prophet des höchsten Gottes? Ist das der Mann, vor welchem Könige und Fürsten sich neigen und den der Papst mit allen Bischöfen mehr fürchtet, als den Türken? Wie kann der große Mann so klein werden mit den Kleinen! Wie spricht er mit dem Kinde in der Kindersprache, daß einem das Herz lacht, wenn man zuhört! — Man fragt sich auch: Wo nimmt der Mann, dem ein so großes Werk oblieget, wie keinem König, die Zeit her, mit seinem Söhnlein zu spielen und das Gedeihen desselben zu beobachten, daß er in seinen Briefen an die Freunde allerlei zu berichten weiß von seinem lieben Hänsichen, wie er schon anhebe zu zahnen und in der Stube umherzuhocken und zu lallen und mit lieblichen Beleidigungen zu schelten?

Das Hänschen muß aber auch ein gar herziges Kind gewesen sein, denn alle Welt hatte es lieb, und oftmals muß der Vater danken für schönes Spiel- und Naschwerk, das dem Kleinen beschert worden; kann auch selbst nimmer von einer Reise heimkommen, ohne seinem lieben Hänsichen einen Jahrmarkt mitzubringen.

Es ist uns noch ein Brief bewahrt geblieben, den Luther von der Veste Koburg aus im Jahr 1530 an sein vierjähriges Sohnlein geschrieben hat, ein goldenes Kleinod der Erziehungsweisheit und ein herrliches Probestuck von der Fertigkeit des großen Mannes in der Kindersprache. Dieser Brief soll als sonderlicher Zierat unser zwölftes Kapitel beschließen.

„Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnichen!

Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären? Sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißet Hänsichen Luther; möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, soll er auch in den Garten kommen, Lippus*) und Jost**) auch, und wenn

*) Melanchthons Sohn Philipp. **) Jonas' Sohn Justus.

sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrusten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanz zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch sehr frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es muß ja sein; gehe hin und schreibe ihm also! Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lipsen und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr auch mit einander in den Garten kommen. Hiemit sei dem lieben Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen.

Dein lieber Vater Martinus Luther."

So konnte der Mann schreiben, der auf der Veste Koburg mit seinem Rat und Gebet die Seinigen stärkte, da es sich auf dem Reichstag zu Augsburg darum handelte, vor Kaiser und Reich den Glauben der Evangelischen zu bekennen.

Dreizehntes Kapitel

Als die Sterbenden und siehe, sie leben.

In der Morgendämmerung eines drückend heißen Sommertages — es war am Sonnabend nach Mariä Heimsuchung, den 6. Juli des Jahres 1527 — eilte ein Weib durch die Gassen von Wittenberg und klopfte an die Thür des Stadtpfarrers Bugenhagen. Mit dem Ungestüm eines geängsteten Herzens drang sie in das Studierzimmer des geistlichen Herrn: „Lieber Herr Doktor, ich bitte Euch um Christi willen, folget mir eilig, denn mein lieber Eheherr lieget in schwerer Anfechtung und machet mir große Angst. Sehet doch, ob es Euch besser gelinge, denn mir, ihn mit Worten des Zuspruchs aufzurichten."

Bugenhagen erschrak und erkundigte sich genauer nach des Freundes Leidwesen.

„Ach", erwiderte in keuchender Hast Frau Katharina — denn der Kranke war kein anderer, als der Doktor Martin Luther — „der Kopf schwirret ihm, und schreckhafte Bilder schauen seine Augen. Ob ich nun gleich mit sanften Worten und herzlicher Liebe ihm zugeredet, sitzet er doch immer still und stieret mit gläsernen Augen immerdar in eine Ecke, will auch weder Speis noch Trank nehmen und weigert sich, aus dem dumpfen Gemach in den Garten zu treten. Schon im Januar dieses Jahres ließ es sich einmal ähnlich mit ihm an, da hat ihn ein Tränklein aus Kardobenediktenkraut schnell wieder emporgebracht. Dieses Mal aber will solch natürlich Kräutlein nichts helfen."

Bugenhagen hatte mit schmerzlicher Teilnahme zugehört und legte nun tröstend der Katharina die Hand auf den Arm. „Zaget nicht, vielliebe Frau Doktorin, denn seines Leidens Ursach ist das dicke Blut, so ihm zu Kopf steiget. Kann mir wohl erklären, woher solch Ungemach komme. Es rächet sich jetzt an ihm, was er aus Unwissenheit und vermeintlicher Frömmigkeit einst im Kloster gesündiget mit Fasten und Kasteien und Wachen und Frieren. Dazu hocket der beladene Mann so viel über den Büchern und entbehret der frischen Luft, martert auch den Kopf mit vielem Denken und Forschen; über das alles leidet sein Gemüt durch all die Feindschaft, so seinem heiligen Werk von seiten der Welt bereitet wird, wie denn der unselige Bauernkrieg seine leicht erregbare, zartfühlende und tief empfindende Seele hart mitgenommen und der Sakramentsstreit mit den Schweizern ihn gegenwärtig noch beweget. Solches alles hat sich zusammengefunden, um ihm Stunden schwerer Angst und Not zu bereiten. Doch wird es wohl mit Gottes Hilfe gnädig vorübergehen, und ich will mit Euch kommen, daß ich thue, was ich vermag zu seiner Aufrichtung."

Die beiden begaben sich nun nach dem Augustinerkloster, auf dessen Hof das Gesinde in großer Bestürzung bei einander stand und mit scheuer Angst den Stadtpfarrer, Luthers Beichtvater, an der Seite der Frau Doktorin daher kommen sah.

Bugenhagen fand den Kranken mit geneigtem Haupt und welk herabhängenden Armen auf einem Stuhl sitzend und bekam auf seinen liebreichen Gruß mit trübem Lächeln die Antwort: „Sollst mir gottwillkommen sein, herzliebster Bugenhagen, denn nach Deinem Anblick sehnete sich mein Herz, auf daß es sich vor Dir ausschütte in aufrichtiger Beichte und die Absolution empfahe. Siehe, alles, was ich je und je gesündiget, es sei mit Gedanken, Worten oder Werken, solches fühle ich als eine Last auf mir und flehe zu Gott, er wolle sich des armen Sünders erbarmen um Christi willen. Du aber, liebster Bugenhagen, bringe mir von Gott den Trost, daß ich Gnade finden solle bei dem ewigen Erbarmer."

Aufs tiefste erschüttert spendete ihm Bugenhagen die Absolution und redete dann des weitern von der Natur der Krankheit.

„Ach, liebster Doktor Pommer", hob Luther an, „solche Stunden, als ich gegenwärtig durchkämpfen muß, mögen mich wohl an den heiligen Paulus erinnern und seine Not, da er von dem Satansengel mit Fäusten geschlagen ward, denn solches Übels kann kein natürlicher Grund und Ursach sein. Ach, dieweil ich mich unterweilen in meinem äußern Wandel fröhlich stelle, so denken viele, ich gehe auf eitel Rosen; aber Gott weiß, wie es um mich stehet."

Bugenhagen suchte ihm gegenüber die Trostgründe hervor, die er der Frau Käthe schon zu hören gegeben, doch merkte er nicht, daß er auf den Kranken großen Eindruck machte.

Unterdessen war die Zeit des Frühmahls gekommen, und Bugenhagen erinnerte den Doktor an die Einladung, welche ihnen beiden von dem kursächsischen Erbmarschall Hans von Löser zugegangen war. „Die Gesellschaft werter Männer und die frische Luft wird Dir gut thun, Martinus. So bitte ich, Du wollest Deinem Fleisch gebieten und Dich aufraffen."

Auch Katharina, welche inzwischen herbeigekommen war, bot alle ihre Überredungskunst auf, und Luther fügte sich endlich dem vereinten Bitten. —

Man fand in der Herberge, wo das Mahl bereitet war, eine gewählte Gesellschaft und auserlesene Speisen, aber Luther aß wenig, wiewohl er mit gezwungener Heiterkeit sich an dem Gespräch beteiligte.

Um 12 Uhr entfernte er sich still und ging zu seinem Freund Justus Jonas, dem Propst des Allerheiligenstifts. Er setzte sich zu ihm in die Gartenlaube und schüttete sein Herz vor ihm aus, denn auch dieser Freund war ein Mann guten Rats und teilnehmender Liebe.

Nach zwei Stunden brach er auf und lud den Freund ein, zur Abendmahlzeit um 5 Uhr zu ihm zu kommen.

Als um die bestimmte Stunde Jonas erschien, fand er den Doktor auf seinem Bett. Er fühlte sich sehr schwach, klagte auch über großes Brausen und Klingen des linken Ohres. Plötzlich spürte er eine nahende Ohnmacht und rief nach Wasser. Jonas holte das Verlangte schnell herbei und goß es ihm über Gesicht und Rücken.

Das schien dem Leidenden wohlzuthun, denn er legte sich still zurück und hatte die Augen weit aufgethan. Doch bald veränderte er sich im Gesicht, der ganze Leib wurde kalt und schüttelte sich in heftigem Fieberfrost. Mühsam falteten sich

die Hände und von den Lippen rang sich ein inbrünstiges Gebet: „Mein Gott, wenn Du es also willst, daß dies die Stunde sei, die Du mir versehen, so geschehe Dein Wille. Ach Herr, strafe mich nicht in Deinem Zorn und züchtige mich nicht in Deinem Grimm. Herr, sei mir gnädig, ich bin schwach; heile mich, Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken und meine Seele ist sehr erschrocken. Ach Du Herr, wie so lange! Wende Dich, Herr, und errette meine Seele, hilf mir um Deiner Güte willen! Denn im Tod gedenket man Deiner nicht, wer will Dir in der Hölle danken? Ich bin sehr müde vom Seufzen, ich schwemme mein Bett die ganze Nacht und netze mit meinen Thränen mein Lager. Meine Gestalt ist verfallen vor Trauern und ist alt geworden, denn ich allenthalben gar geängstiget werde. Weichet von mir, ihr Übelthäter, denn der Herr höret mein Weinen, der Herr höret mein Flehen, mein Gebet nimmt der Herr an! Es müssen alle meine Feinde zu Schanden werden und sehr erschrecken, sich zurückkehren und zu Schanden werden plötzlich. Du, Gott, bist meine Hilfe, Du bleibest meine Zuflucht für und für. Amen."

Während des Gebets war Katharina eingetreten mit dem von ihr herbeigeholten Hausarzt Augustin Schurf, der alsobald den ganz erkalteten Leib mit warmen Tüchern und Kissen zu erwärmen verordnete. Auch Bugenhagen kam und stellte sich an das Fußende des Betts.

Luther schien von den Anwesenden nichts zu sehen, sein Herz und Gedanken waren bei Gott und seine Augen gingen unverwandt nach oben. Horch, er hebt wieder an zu beten, jetzt nicht abermals mit Worten des Psalmisten, sondern frei aus dem Herzen heraus. Alles faltet in Andacht die Hände, da es von dem Bett her klingt: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch JEsum Christum, unsern HErrn! Siehe, ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn Deine Gnade ist mein Schirm und Schild. Herr JEsu, nimm meinen Geist auf! In Deine Wunden flüchte ich mich, auf Deine Gerechtigkeit stütze ich mich, Du unser einiger Mittler und Hoherpriester, der Du alle unsere Sünde trägst."

Dann plötzlich zu den Umstehenden sich wendend fuhr er fort: „Ihr Lieben, Getreuen, damit nach meinem Tod die Welt nicht lügen könne, als habe ich zuvor noch meine Lehre widerrufen, so rufe ich Euch auf, daß ihr Zeugen meines Bekenntnisses seiet: mit gutem Gewissen sage ich, daß ich recht und heilsam gelehret habe vom Glauben, Liebe, Kreuz, Sakrament und andern Artikeln aus Gottes Wort und nach dem Befehl Gottes, der mich in diese Sache geführet und ohne meinen Willen gezogen und gedrungen hat. Auch zeuge ich wider die, so mir vorgeworfen, ich hätte wider die Papisten und Rottengeister zu scharf und hart geschrieben, daß mich derowegen noch keinerlei Reue angewandelt hat, denn ich nie jemandes Schaden gesuchet habe, sondern aller meiner Feinde Bestes und Seligkeit. Ach, wohl möchte ich gerne noch bleiben, maßen wider die Sakramentierer und Rottengeister noch manch Wörtlein zu sagen sein wird; aber Gottes Wille mag geschehen — ist doch Christus auch stärker denn Belial und mag sich aus jeglichem Stein einen Knecht erwecken, der in seinem Namen streitet."

Seine Augen fielen auf sein Weib, das still weinend und schluchzend in einem Winkel stand. Er winkte ihr, reichte ihr die Hand und sprach: „Herzallerliebste Käthe, ich bitte Dich, falls mich der liebe Gott dies Mal zu sich nehmen will, daß Du Dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst Du Dich gewißlich halten und gar keinen Zweifel daran haben. Laß die blinde Welt dawider sagen, was sie will, richte Du Dich nur nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast Du einen gewissen beständigen Trost wider den Teufel und alle Lästermäuler."

Er legte sich zurück und atmete schwer, daß es sich fast wie Todesröcheln anhörte. Nach einer Weile wandte er sich wieder um und sprach: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?"

Das Kind wurde gebracht und lachte freundlich den kranken Vater an. Da streichelte die kalte weiße Hand die warmen roten Wangen, und die erblaßten Lippen öffneten sich zum väterlichen Segen. „O Du armes Kindlein, nun befehle ich meine allerliebste Käthe und Dich allerliebstes Waislein meinem lieben, frommen, treuen Gott. Ihr habet nichts, denn ich hinterlasse Euch kein irdisch Gut; aber Gott der HErr hat genug. Ach liebster Gott, ich danke Dir von Herzen, daß es Dein Wille war, daß ich auf Erden arm und ein Bettler sein sollte. Darum kann ich meinem Weib und meinem Kind weder Haus noch Feld, weder Geld noch Gut hinterlassen. Wie Du sie mir gegeben hast, also gebe ich sie Dir wieder zurück. Du reicher, treuer Gott, ernähre, lehre und versorge Du sie, wie Du mich bisher gnädiglich ernähret, gelehret und versorget hast, o Vater der Waisen und Richter der Witwen."

In Katharinas Herzen nagte und bohrte es von unaussprechlichem Weh. O, in welche Prüfung nahm sie Gottes unerforschlicher Rat! Zwei Jahre nur sollte sie das hohe Glück genießen, die Gattin dieses Mannes zu sein, und nun sollte sie allein stehen, eine Witwe mit einem unerzogenen Kindlein auf dem Arm und einem andern unter dem Herzen, arm und hilflos, angewiesen auf die trügerische Hilfe menschlicher Freundschaft, preisgegeben auch dem Hohn und Haß der Feinde, die nun, was sie an dem Toten nicht mehr ausüben konnten, seine Witwe grausam fühlen lassen würden! — Wenn sie sich selbst ansah und ihr Kindlein, da wollte sie vergehen, wenn sie aber ihren Gemahl anschaute und seine Worte hörte, da kam wieder Kraft in ihre Seele, still zu tragen, ja, dem Leidenden noch zuzusprechen. Sie beugte sich zärtlich zu ihm nieder und sprach, wenn auch mit zuckendem Herzen: „Mein liebster Herr Doktor! Ist es Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm Herrgott lieber wissen, denn bei mir. Es ist aber nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viele fromme und christliche Leute, so Euer noch bedürfen. Wollet Euch, mein allerliebster Herr, meinethalben nicht bekümmern. Ich befehle Euch seinem göttlichen Willen, ich hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten."

Es war, als brachten diese Worte auch über die Umstehenden eine neue Zuversicht, denn der Arzt, der schon alle Hoffnung aufgegeben, ordnete ein neues Erwärmen und Reiben des erkalteten Körpers an. Im Schweiß ihres Angesichts arbeitete die Liebe und Freundschaft, das teure Leben zu erhalten, und ein Hilfeseufzer nach dem andern stieg zum Throne Gottes hinauf.

Da kam die Antwort des himmlischen Erbarmers. „Siehe, er soll nicht sterben, sondern leben!" Und wie ein Wunder war es den Anwesenden, da in das Totenantlitz die Farbe des Lebens zurückkehrte, und wie Himmelstauperlen erschienen ihnen die warmen Schweißtropfen auf des Kranken Stirn.

Der Arzt trat auf Frau Katharina zu: „Er lebt! Er lebt!" — und wie berauscht von der plötzlichen Freudenkunde sank das treue Weib zu den Füßen des Mannes, dem Gott der HErr das Mittel gezeigt, das ihrem geliebten Eheherrn das Leben wiederbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Nach den Feiertagen.

(Zu unserem Bilde auf Seite 329.)

Wir meinen, es ist ein zeitgemäßes Bild, das wir hier bringen. Die Weihnachtspuppe, die im Festkleide und mit wohlgekämmtem Haar und frischen roten Wangen unter dem Christbaum lag, hat durch das Herumschleppen und Hätscheln arg gelitten, so daß eine gründliche Reinigung notthut. Die wird ihr denn hier von der Mama zuteil. Das Gesichtchen ist frisch gewaschen, die Kleider sind geordnet und bei der letzten Arbeit: beim Kämmen und Flechten des Haares, finden wir unseren Liebling.

Von Lukas Kranach, dessen Name in der Periode der Luther-Feierlichkeiten mehr als einmal erwähnt worden ist, existiert ein rührendes Geschichtchen, welches den Beweis liefert, daß der berühmte Maler auch ein edler Mensch und aufopfernder Freund war, und deshalb wohl wieder aufgefrischt zu werden verdient. Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg und Kaiser Karl belagerte Wittenberg. Im Lager des Kaisers befand sich auch der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich als Gefangener und da Wittenberg den Belagerern kräftigen Widerstand leistete, so drohte Karl, er werde den Kurfürsten enthaupten lassen, falls sich die Stadt nicht ergebe. Viele von den um Karl versammelten Fürsten baten um Friedrichs Leben, so Joachim von Brandenburg und Herzog Moritz. Rührender aber bat keiner, als Lukas Kranach, den Karl zu sich herauskommen ließ. Der Kaiser erinnerte sich daran, daß Kranach ihn als achtjährigen Knaben gemalt habe und wie er, Karl, da er stets den Kopf dabei hin- und hergewendet, nur erst dadurch zum Stillsitzen gebracht worden sei, daß sein Erzieher einen schön gemalten Pfeil, an dem er stets großen Gefallen gefunden, in die Wand gesteckt habe. Karl freute sich ungemein mit Lukas Kranach und forderte ihn deshalb auf, sich eine Gnade auszubitten. Da fiel der alte, ehrwürdige Künstler mit nassen Augen dem Kaiser zu Füßen und sagte nur: „Ich bitte für meinen lieben gnädigen Kurfürsten." Und was zuvor die Fürsprache der Fürsten nicht erreicht, das vermochte jetzt die einfache, schlichte Bitte des greisen Künstlers. „Du sollst es erfahren, daß ich Deinem gefangenen Herrn Gnade erzeigen will", antwortete Karl gerührt, schenkte Kranach einen silbernen Teller mit ungarischen Dukaten und erlaubte ihm friedliche Rückkehr in die belagerte Stadt. Und wirklich verwandelte, wie bekannt, der Kaiser das Todesurteil Friedrichs in die sogenannte Wittenberger Übergabe, die dem Kurfürsten eine Gefangenschaft auferlegte und ihm seine Länder nahm. Und Lukas Kranach? Er begab sich zu seinem gefangenen Kurfürsten und teilte mit ihm in fünfjähriger Gefangenschaft Freud und Leid.

Verbrecher in England. Einen interessanten Vortrag über Verbrechen und Verbrecher in England hielt Mr. Howard Vinzent, der bekannte Direktor der Londoner Geheimpolizei, auf dem in Huddersfield tagenden sozialwissenschaftlichen Kongresse. Seinen Mitteilungen entnehmen wir die folgenden charakteristischen Daten. In England, Wales und Schottland verursacht das Verbrechen dem Lande jährliche Kosten von nahezu 6,000,000 Pfund Sterling, welche sich nachstehend verteilen: Polizei 3,500,000 Pfund Sterling, Gefängnisse und Strafanstalten 602,000 Pfund Sterling, Korrektionshäuser 482,000 Pfund Sterling, Gerichtskosten 322,000 Pfund Sterling, Werth der gestohlenen Gegenstände mindestens 1,000,000 Pfund Sterling. Die Verhinderung, Entdeckung und Bestrafung der Verbrechen nimmt die Thätigkeit von mehr als 64,000 Personen in Anspruch; es sind dies 22,250 Polizeirichter; 35.780 Polizisten; 6105 Aufseher ꝛc. in den Strafanstalten, dann über 10,000 Gerichtsschreiber, Gerichtsdiener ꝛc. Im Jahre 1881 wurden 825,657 Personen gerichtlich verfolgt; davon wurden 94,868 wegen Vergehen gegen die Sicherheit der Person, und 122,761 wegen Vergehen gegen die Sicherheit des Eigentums, die übrigen wegen geringerer Delikte verhaftet oder vor den Richter geladen. Während der letzten Jahre hat unstreitig die Zahl, wenn auch nicht der Charakter, der schweren Verbrechen abgenommen. Dies geht auch daraus hervor, daß die Zahl der im Jahre 1882 Zwangsarbeit verrichtenden Sträflinge nur 110 Personen mehr betrug als im Jahre 1871, obzwar die Bevölkerung inzwischen um $3^1/_2$ Millionen Seelen zugenommen hatte. Mit Bezug [illegible] Dienste der Geheimpolizei sagte der Vortragende, daß hierfür [illegible]nierte oder außer Dienst getretene Offiziere und die jüngeren S[illegible] Gentry empfohlen worden seien, von welchen man bessere Leistun[illegible] von gewöhnlichen Polizeibeamten erwarten zu können glaubte[illegible] Versuch wurde gemacht; sechs Detektives dieser Kategorie wurd[illegible] gestellt; das Resultat war aber ein äußerst ungünstiges.

Holzbibliotheken. Im letzten Drittel des vorigen Jahrh[illegible] hatte der Menagerie Inspektor Schildbach eine Sammlung der [illegible]sen einheimischen Holzarten in der Form von Büchern aufgestellt[illegible] rauhe Rinde des Baumes bildete den Rücken des Buches, dem [illegible] der Name des Baumes (deutsch und lateinisch) in Goldschrift auf[illegible] war. Das durchschnittene und polierte Holz bildete die Decke[illegible]ches. Der eine derselben konnte geöffnet werden und man fand [illegible] Inneren die Frucht, den Samen, die Blüte und die Blätter [illegible]fenden Baumes liegen. Eine ähnliche Bibliothek besitzt das [illegible]museum in Ofen. Dieselbe besteht aus 79 hölzernen Kästchen [illegible] von Büchern. Jedes Kästchen ist aus einer verschiedenen [illegible] Holzart verfertigt und verschließt in seinem Inneren Proben [illegible] Blüten, den Früchten, den Wurzeln, der Asche und der Kohle [illegible] Holzes. Auch der bairische Naturforscher K. Huber hatte eine [illegible] Oktavbänden bestehende Holzbibliothek zustande gebracht, zu der [illegible] „Vollständige Naturgeschichte aller in Deutschland einheimischen und einiger nationalisierten Baum- und Bauhölzer" (München 1808) den Kommentar liefert. — Auch in der Bibliothek des Prämonstratenserstifts Strahow in Prag befindet sich eine nach Art der beschriebenen eingerichtete, aus 40 Bänden bestehende Holzbibliothek.

Die Photographie eines Blitzeinschlages ist dem Photographen Crow in England gelungen. Während eines heftigen Gewitters hatte Crow seinen Apparat auf den Turm einer Kirche gerichtet, in welche der Blitz gerade einschlug, als der Deckel von den Gläsern des Apparates entfernt wurde. Das Bild zeigt die elektrische Entladung als einen zickzackförmigen Feuerstrahl, dessen Länge auf annähernd siebenundzwanzig Meter berechnet werden konnte, da die Photographie eine Messung des glücklich abgebildeten Blitzes gestattet.

Altkaiserliches Hoflager. In des Nikolaus Mameranus' Katalog Seiner Kaiserlichen Majestät und der Reichsfürsten Hof und Kanzlei auf dem im Jahre 1548 zu Augsburg abgehaltenen Reichstage kommen auch folgende Hofbediente vor: fünf Janitores catenarii, Thürhüter, „so genannt von der ‚catena', dem Kettenschlosse, das sie an das Palastthor legen müssen, damit Esel, Kühe und Pferde nicht hereinkommen." Hiernach muß die Nachbarschaft des kaiserlichen Hoflagers eine sehr idyllische gewesen sein.

Für Raritätensammler! Bekanntlich hing der Sieg der Schlacht bei Kunersdorf an einem Haar. Dieses Haar habe ich nun nach langen mühevollen Ausgrabungen auf dem genannten Schlachtfelde gefunden. Gegen Einsendung von 2000 Pfund Sterling bin ich gern bereit, es reichen Engländern oder sonstigen Kuriositätensammlern portofrei zu überlassen. Näheres in der Expedition dieses Blattes.

„**Was genießt** der brave Soldat im Frieden?" — „Brot, Fleisch, Kartoffeln." — „Nun ja, das ist wohl richtig, was genießt er aber außerdem noch?" — „Suppe, Brei." — „Schafskopp und kein Ende; er genießt die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und die Achtung der Zivilpersonen."

Sprechsaal.

M. K. in W. P. Welches von zwei Pferden, die an einer sich hin- und herbewegenden Wage einen Wagen oder eine andere Last ziehen, zieht am schwersten, das etwa vorangehende oder das mehr zurückbleibende?

Beide Pferde ziehen gleich stark, so lange nicht das Ende der Wage, an der das zurückbleibende Pferd zieht, gegen den Wagenkasten oder sonst ein Hindernis (wenn solches auch nur durch größere Reibung am Bolzen oder durch die Deichsel veranlaßt ist) stößt. Das letztere ist meist der Fall. Wenn die Wage gegen ein Hindernis gedrückt wird, kann das vorangehende Pferd sogar die ganze Last allein ziehen.

M. H. F. in P. Welches Buch empfehlen Sie einem Deutschen, der ohne Lehrer Englisch lernen will?

„Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache. Von Fr. Ahn und Öhlschlager."

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. | Saint Louis, Donnerstag den 24. Januar 1884. | Nummer 22.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (18. Fortsetzung.)

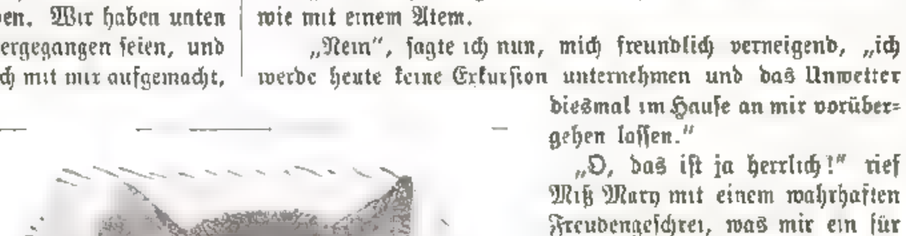
„Herr Doktor", rief mir Miß Lucy schon von weitem entgegen, „es ist uns lieb, daß wir Sie finden. Wir haben unten gehört, daß Sie mit Herrn Sterchi hierhergegangen seien, und da Mama noch ruhig schläft, hat Mary sich mit mir aufgemacht, um Sie zu suchen. Aber ich bitte Sie, sehen Sie sich doch einmal den Himmel ringsum an, und die schwüle Luft und das seltsame Licht, wie sieht das so traurig und düster aus! Ach, das hat uns gar sehr beunruhigt, zumal wir nicht wissen, was es zu bedeuten hat."

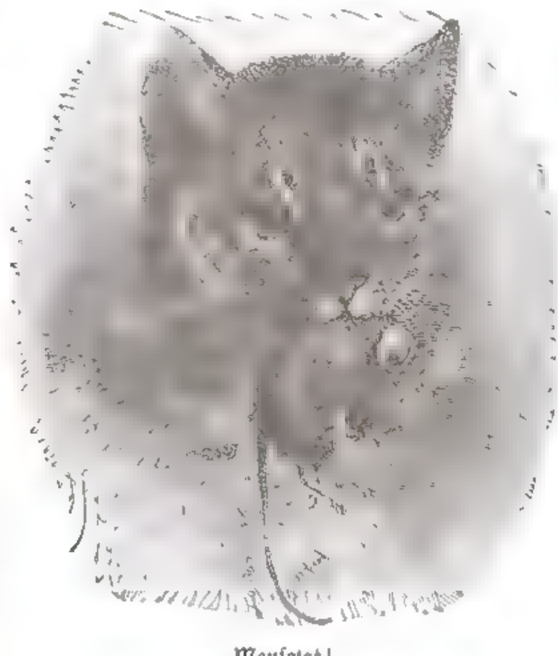
„Meine Damen", sagte ich nun, „unser Wirt, der das Wetter und die Verhältnisse der Luft und der Berge hier oben viel besser kennt als irgend einer, sagt mir, daß es einen Sturm geben wird. Bereiten Sie sich also darauf vor, denn ein Föhnsturm, wie man ihn erwarten muß, ist in solcher Alpenwelt keine Kleinigkeit."

„Wir fürchten uns nicht", nahm nun Miß Mary mit einer mir an ihr neuen mutigen Energie das Wort, „glauben Sie das gar nicht; aber", setzte sie mit fast herzlicher Wärme hinzu, „unter diesen Umständen werden Sie heute doch gewiß keine Exkursion in die Berge unternehmen? Und das von Ihnen zu erbitten, darum allein sind wir Ihnen nachgegangen."

Ich war von diesen Worten gerührt und konnte die Antwort darauf nicht sogleich finden, an meiner Statt aber nahm Sterchi, der ja auch geläufig englisch sprach, das Wort und sagte:

„Nein, gewiß nicht, Miß Markham. Heute darf niemand das Haus verlassen oder wenigstens nicht die nächste Umgebung desselben."





Mausetot!

„Also auch der Herr Doktor nicht?" riefen beide Damen wie mit einem Atem.

„Nein", sagte ich nun, mich freundlich verneigend, „ich werde heute keine Exkursion unternehmen und das Unwetter diesmal im Hause an mir vorübergehen lassen."

„O, das ist ja herrlich!" rief Miß Mary mit einem wahrhaften Freudengeschrei, was mir ein für mich sehr schmeichelhaftes Kompliment zu sein schien, „nun werden wir Sie doch einmal einen ganzen Tag bei uns haben!"

„Ich hoffe, Sie werden auch mir die Freude gönnen", versetzte ich, „mich einmal so lange in Ihrer Nähe zu wissen, und in der That, heute werden wir alle der gegenseitigen Ermunterung bedürfen, wenn das Unwetter wirklich so heftig sein sollte, wie Herr Sterchi sagt."

Sterchi nickte. „Ja wohl", sagte er, indem er sich schon zur Rückkehr nach dem Hause anschickte, „heftig wird es gewiß, darauf verlassen Sie sich und — bleiben Sie nicht zu lange hier oben, wenn ich auch nicht glaube, daß der erste Windstoß so bald kommen wird. Den aber dürfen Sie auf dieser Höhe nicht abwarten; der erste Anprall pflegt gewöhnlich der heftigste zu sein und Ihnen bliebe keine Zeit mehr, das schützende Haus zu erreichen."

Wir versprachen ihm, vorsichtig zu sein, und er verließ uns. Indessen auch wir hielten uns nicht lange mehr bei den Sieben Tannen auf, die uns heute so wenige ihrer Reize empfinden ließen, und unsere Gesellschaft konnten wir auch unten im Hause genießen. So stiegen wir denn nach einigen Minu-

ten hinab und ich nahm heute mein Frühstück mit den jungen Damen im Speisesaal ein, wo sich auch die übrigen Bewohner der Pension allmählich einfanden.

* * *

Der Vormittag verging uns leidlich schnell, denn wir blieben, nachdem sich auch Mrs. Duncan zu uns gesellt, getreulich in stiller Plauderei beisammen, meist im Speisesaal uns aufhaltend, wo wir nach allen Richtungen hin die Firne beobachten konnten; nur bisweilen traten wir auch auf den Balkon hinaus, um eine noch größere Umschau über die Gebirge, den See und die Schneeberge zu gewinnen. Aber in einiger Spannung blieben wir alle und so recht gemütlich wollte die Unterhaltung nicht fließen, ja es schien mir, als ob jedermann den Ausbruch des Unwetters erst herbeiwünschte, um es dann nur um so rascher überstanden zu haben.

Bei einigen der zeitigen Bewohner des Abendbergs artete diese Spannung sogar in eine unsägliche Angst aus und sie hielten es für geraten, schnell ihre Sachen in die Koffer zu werfen und den Gang thalwärts anzutreten, ganz gegen den Rat Sterchis, der meinte, der Sturm könne sie unterwegs ereilen und dann wären sie der großen Gefahr des Sturzens der etwa niedergerissenen Bäume ausgesetzt. Indessen sie kehrten sich nicht daran und schon nach Verlauf einer Stunde sahen wir sie mit ihren hastig herbeigerufenen Trägern, Sterchis Knechten, abziehen, die sichtlich sehr ungern diesmal ihren Weg antraten, da es immerhin möglich war, daß der Sturm sie noch vor ihrem Eintreffen im Thale ereilte. Jedoch war ihnen das Glück günstig; nicht nur die ängstlichen Ausreißer kamen noch heil in Interlaken an, sondern auch die Träger erschienen zwei Stunden nach Tische wieder auf dem Berge, allerdings in sehr erhitztem Zustande, denn sie hatten sich mit allen Kräften beeilt, die schützende Heimat wieder zu erreichen.

Im ganzen blieb sich den Vormittag über das Wetter gleich, nur wurde die Luft immer dicker, undurchsichtiger und gelber, als ob hinter dem nebelartigen Schleier der Atmosphäre ein unsichtbares Feuer brenne und seine Glut über uns ausströmen lasse. Denn es war entsetzlich schwül geworden; drückend, fast beängstigend lag die Hitze auf uns allen und ohne uns viel zu bewegen, waren wir sämtlich in Schweiß geraten. Dabei bemeisterte sich unser eine seltsame Unruhe und Besorgnis, die uns nie lange an einem und demselben Orte rasten ließ, und so ging man im Hause aus einem Zimmer in das andere, besuchte sich gegenseitig, um irgendwo aus einem Fenster etwas Neues zu entdecken, und dann traten wir wieder ins Freie, um abermals eine Ausschau in die Ferne zu halten.

Auch mich hatte endlich, wenn nicht Besorgnis, doch Unruhe ergriffen, obgleich ich schon so manchen Sturm an anderen Orten der Schweiz erlebt hatte; aber noch nie und nirgends hatte ich den mich fast betäubenden Druck empfunden, der heute auf meiner Stirn lag und mir den Kopf zusammenzupressen schien — ein Gefühl, das ich mir gar nicht erklären konnte, da es mir ganz neu und unbegreiflich war.

So verging uns auch der Nachmittag in Hangen und Bangen, und der Abend kam merklich früh heran, denn die Sonne war schon lange nicht mehr sichtbar, nachdem sie nur kurze Zeit wie eine mattsilberne, hinter Nebelwolken verborgene Kugel gleichsam schüchtern auf die Erde herabgeblickt. Es war ein unheimlicher, ein düsterer Abend, dem wir entgegengingen, das fühlten, das wußten wir alle, als ob es uns jemand mit untrüglichem Eide versichert hätte. Und seltsam, am auffallendsten unruhig und besorgt zeigte sich unser Wirt, vielleicht, weil er besser als wir die nahende Gefahr kannte und am meisten für seinen Besitz von ihr zu fürchten hatte. So ging er zum Beispiel wiederholt nach den abgelegenen Thüren und Fenstern, und sah, ob sie auch wohl geschlossen und die Jalousien befestigt seien. Seinen Leuten gab er die gemessensten Verhaltungsregeln und uns selbst riet er, für den Fall, daß der Sturm sehr heftig würde, uns nicht im Hause zu zerstreuen, sondern uns möglichst nahe beisammen zu halten und entweder im Speisesaale zu verweilen oder in den unteren Korridor hinabzusteigen, vor allen Dingen aber kein Licht in den Zimmern anzuzünden und unbewacht stehen zu lassen; er selbst werde für sichere Laternen sorgen, die für dergleichen Fälle immer bereit ständen, und er würde sie so an unseren Aufenthaltsorten plazieren, daß uns die notwendige Beleuchtung nicht fehlen sollte.

Endlich war die Theestunde gekommen und alle, die noch auf dem Berge wohnten, kamen fast zu gleicher Zeit in den Speisesaal, als fürchtete sich jeder, irgendwo allein zu bleiben. Alle auch verhielten sich gleichmäßig still oder sprachen nur leise miteinander, als ob eine gemeinsame Angst auf ihren Schultern läge und ihre Zungen fesselte. So still hatten wir hier noch nie unsern Thee getrunken oder unsere Abendsuppe verzehrt. Sterchi ging mehrmals und ganz leise um die Tische herum, blickte oft aus den Fenstern nach Süden und betrat auch dann und wann den Balkon, um nach dem Norden hinüberzuspähen, vor dem er jedoch bei weitem keine so große Besorgnis zu hegen schien. Da, als ich eben nach dem Fenster, an dem er stand, zu ihm hinsah und sein starr nach der Jungfrau gerichtetes Gesicht beobachtete, fuhren alle Versammelten, und ich mit ihnen, entsetzt von ihren Stühlen auf. Der Ausbruch des Föhnsturms war da und niemand hatte den so heimlich und heimtückisch nahenden Feind kommen sehen. Aber dieser erste Ausbruch war von solch ungeheurer Gewalt und wirkte so erschütternd auf alle Gemüter ein, wie sich kein Bewohner der Ebene vorzustellen vermag, der dergleichen nie erlebt hat und erleben kann.

Das erste, was wir vernahmen und was uns, eben da es so unerwartet kam, so maßlos erschreckte, war ein jäh herniederfahrender Blitz, dem ein furchtbarer Donnerschlag auf dem Fuße folgte, und um so mehr waren wir darüber erstaunt, weil wir alle wohl den Ausbruch eines Sturmwindes, aber nicht eines Gewitters erwartet hatten. Dieser erste Donnerschlag aber machte das ganze Haus erbeben und, wie gesagt, wir sprangen alle wie auf ein höheres Kommando von unseren Stühlen auf. Aber in demselben Augenblick folgte auch schon der zweite Blitz und schlug mit zugleich krachendem und knisterndem Donner in die Rasenfläche des großen Rugens dicht vor unseren Augen ein. Kaum aber hatte das Echo dieses Krachens sich an den gegenüberliegenden Felsketten ausgerollt, so fuhr ein Heulen, Sausen und Pfeifen durch die eben noch so windstillen Lüfte, wie es sich mit keiner Feder beschreiben läßt, denn alle diese verschiedenen wilden Töne waren so miteinander vermischt, daß es war, als ob sie nur aus einem einzigen großen Instrumente hervorkämen und ein orgelartiges Konzert ohnegleichen aufführten.

Wir waren alle an die Fenster gesprungen und starrten mit weit geöffneten Augen in das gänzlich verwandelte Schauspiel hinaus. Die ganze Welt schien in Bewegung geraten zu sein, wenigstens die Bäume warfen ihre Wipfel nach links und rechts und ihre vom Sturm erfaßten Zweige wogten und peitschten auf und nieder, dem ein neues Krachen folgte, indem viele Kronen und Äste brachen und zur Erde geschleudert wurden, womit sich das Rauschen und Brausen der durcheinander geschüttelten Nadeln der viele Tausende zählenden Tannen mischte, die den großen Berg oben und unten bedeckten.

Da die Fenster im Speisesaal bebten und klirrten, so daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, ihre Scheiben würden eingedrückt und uns ins Gesicht geschleudert werden, so flohen wir eiligst aus dem Saal und rannten kopfüber die Treppe hinab, um in den unteren Korridor des Hauses zu gelangen, den wir glücklicherweise schon von den durch Sterchis Leute schnell aufgehangenen Laternen beleuchtet fanden.

Ich war der letzte, der den Speisesaal verließ, denn mich erfaßte ein unwiderstehliches Verlangen, noch einen Blick nach dem Brienzer See hinunterzuwerfen. Und es sah grausig schön und doch erhaben aus, was da vorging. Die sonst so ruhig fließenden Gewässer des stillen Sees wälzten sich augenblicklich, wie von einem unterirdischen Riesen in die Höhe gehoben, ungeberdig hin und her und von ihrer sonst so schönen blauen Farbe war keine Spur mehr vorhanden. Graugelblich schimmernd und so das fahle Licht der Luft auch in sich bergend, stürzten die wildgewordenen Wogen über die Ufer nach beiden Seiten hin, als ob sie alles um sie her ausgebreitete Land verschlingen wollten. Aber das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Bald sah ich von der eigentlichen Oberfläche des Wassers gar nichts mehr. Sie war wie verschwunden, und da, wo sie früher gewesen, lag eine Art wirbelnder Schneedecke oder wie zu Schaum geschlagenes Wasser, dessen Atome die ganze weite Fläche in ein weißes, lebhaft schillerndes und sich bewegendes Gewand kleideten. Auch die schönen Berge ringsum waren unsichtbar geworden; an ihrer Stelle huschten geisterhafte, plötzlich aufgestiegene Schatten, die nur dann und wann ein durch sie hindurchfahrender Blitz erleuchtete, und von ihrer unsichtbaren Höhe wie von unserm Berge herab tönte ein so unablässiges Krachen hernieder, als ob alle bösen Geister der Welt hier im Kampf begriffen wären und wutentbrannt gegeneinander prallten.

Jetzt erst, nachdem ich auch dies gesehen, eilte ich der übrigen Gesellschaft in den unteren Korridor nach und da standen alle angstvoll, bebend und schauten sich mit bleichen Gesichtern an. Nur die drei Engländerinnen fand ich zu meiner Verwunderung von allen am meisten gefaßt, und als hätten sie Ähnliches schon oft erlebt, schien es gar nicht den Eindruck auf sie hervorzubringen, der uns übrigen so sichtbar anzumerken war.

Da, als ich eben bei ihnen angelangt, drängte sich Sterchi, noch eine hell brennende Laterne in der Hand tragend, durch uns hindurch und gerade da, wo ich stand, hing er sie über mir an einem Nagel auf, worauf er in meiner Nähe stehen blieb, auf das Sausen und Brüllen des Sturmes draußen horchend, das sehr deutlich hier zu hören war, während die unaufhörlich sich folgenden Blitze uns verborgen blieben.

Plötzlich aber schreckte er zusammen und mir selbst bebten die Kniee. Ein furchtbarer Donner, viel furchtbarer als vorher, wie Lawinen- und Gewitterdonner in einen Schlag vereinigt, wurde vernehmbar und ihm folgte ein lange andauerndes Krachen und Brechen, das uns irgend ein neues unvorhergesehenes Unheil ahnen ließ.

„Was war das eben für ein furchtbarer Donnerschlag?" fragte ich ihn.

Der starke Mann war ganz bleich geworden und sagte erst nach einer Weile, als ob er sich besinnen müsse, was er sprechen solle:

„Einen solchen Orkan habe ich in den neun Jahren, die ich hier oben im Sommer wohne, noch nicht erlebt. Jener Schlag war kein Donnerschlag, sondern bedeutete gewiß einen Windbruch und irgendwo, hier ganz in der Nähe, hat der plötzliche Andrang des Sturmes einen Teil unseres schönen Bergwaldes niedergelegt. O, sehen Sie, was wäre aus Ihnen geworden, wenn dieser Sturm Sie heute unterwegs nach der Alp ereilt hätte? Er hätte Sie erfaßt und wie eine Feder in die Lüfte gehoben, und ehe Sie einen Laut ausstoßen konnten, in irgend einen Abgrund geschleudert. Sie haben keinen Begriff von der Kraft und Gewalt dieser Stürme. Und wie ich es Ihnen heute morgen gesagt: der Föhn ist nicht allein mehr über und um uns — er kämpft schon mit der Bise, und das Krachen, das Sie eben gehört und welches ohne allen Zweifel einen Windbruch bezeichnete, hat sie, die Bise, zuwege gebracht, denn wenn mich nicht alles täuscht, liegt der zerstörte Wald auf der nördlichen Bergseite."

„Wie lange wird das noch dauern?" fragte jetzt eine an uns sich herandrängende Dame, auf deren bleichem Gesicht namenlose Angst und Schrecken ausgeprägt lagen.

Sterchi zuckte die Achseln. „Möglich, daß es die ganze Nacht hindurch dauert", sagte er endlich.

„O!" wimmerte alles um uns her auf, „das ist ja entsetzlich!"

In der That, die Kraft und Wut des Orkans war ungeheuer. Alles im Freien vor den Thüren Befindliche, was nicht niet- und nagelfest war, wurde wie Spreu davongefegt. Die schweren Bänke und Tische wurden wie Strohhalme emporgehoben und den grünen Abhang nach dem Rugen hinuntergerollt. Nur die alten Kirsch- und Birnbäume, durch hundert Stürme gehärtet, widerstanden dem fürchterlichen Anprall, aber ihre Äste und Zweige, die nicht herabgerissen waren, schüttelten sich wie verzweiflungsvoll und ihre Blätter stoben wirbelnd in der aufgewühlten Luft umher.

Wie es da draußen vor der Thür und auf der Hausalp aussah, sollte ich sogleich erfahren. Sterchi gab mir einen Wink und stieg wieder die Treppe nach dem Speisesaal hinauf. Ich folgte ihm auf dem Fuße. Aber auf dem oberen Korridor blieben wir an einem nach der Hausalp hinausgehenden Fenster stehen und schauten einen Augenblick hinauf.

„Da, sehen Sie unsere alte sturmfeste Wettertanne über der Damen Lieblingsbank!" sagte mein Wirt.

In der That, sie schien lebendig geworden zu sein und zu wandeln. So warf sie ihre breite Krone hin und her und jeden Augenblick dachten wir, sie müsse brechen; aber immer wieder richtete sie sich elastisch auf, bis sie von neuem in tanzende Bewegung gesetzt wurde. Dabei war sie bald magisch hell erleuchtet, bald in tief schwarze Nacht getaucht, denn hundert Blitze umzuckten sie und das noch immer über uns stehende Gewitter schien sich gerade sie zum Zielpunkt seiner Geschosse genommen zu haben.

Vom Korridor aus begab ich mich mit Sterchi in den Speisesaal, um auch nach den anderen Seiten hin einen Überblick zu gewinnen. O, was für ein schauriges und doch großartiges Bild bot sich uns da! Der sonst so schöne blaue Brienzer See war jetzt in eine schwarze, sich noch immer hin und her schüttelnde Masse verwandelt, über der ein weißer Dunstkreis, von zerstäubten Wassertropfen herrührend, gleich wogenden Nebeln schwebte. Düster und gespenstig blickten die ebenfalls ganz schwarz erscheinenden Gebirgskämme in seine grausige Tiefe nieder, nur bisweilen von blau und violett gefärbten Blitzstrahlen geisterhaft erleuchtet.

Aber auch in unserer unmittelbaren Nähe ging es lärmvoll und grausig genug her. Von den Dächern des weiten Hauses fielen ohne Unterlaß losgerissene Schindeln, und eingedrückte Fensterscheiben prasselten in den Hof hinab. Auf allen Seiten vernahm man bald ein dumpferes, bald helleres Klingen, zumal, was auch einige Male geschah, wenn Fensterläden gelockert und losgerissen wurden, um dann in Stücke zerschellt auf das um das Haus herum laufende Pflaster niederzustürzen.

Als Sterchi hiervon Kunde erhielt, verließ er mich rasch, um überall nach dem Rechten zu sehen und wo möglich den Schaden schleunigst auszubessern. Ich folgte ihm bald darauf, konnte ihm aber nicht helfen, und so begab ich mich wieder in den unteren Korridor hinab, wo sich indessen die Szene einigermaßen zum Besseren gestaltet hatte.

Ein im unteren Hausgeschoß wohnendes Schweizerpaar hatte bereitwillig sein großes Zimmer geöffnet und den auf dem Korridor weilenden Gästen dargeboten. Es lag dies Zimmer mit vier großen Fenstern nach Norden und Osten hinaus, gerade unter dem meinigen, und so war es dem Anprall des Föhns

weniger ausgesetzt, wie es denn auch einen weiten Umblick ins Freie gestattete.

In diesem Zimmer nun waren jetzt mehr als zwanzig Menschen versammelt, die plötzlich sehr vertraulich gegeneinander geworden waren, und auf allen Gesichtern sprach sich die gleiche Angst und Besorgnis aus. Niemand fragte hier mehr, wer Wirt und wer Gast sei, sondern machte es sich, wo es nur eben ging, möglichst bequem. Auf beiden Betten, auf allen Stuhlen, auf dem großen Sofa saßen sie alle durcheinander oder standen an den fest verschlossenen Fenstern, um die grausige Verwüstung draußen anzuschauen. Auch Mrs. Duncan und ihre jungen Damen hielten sich hier auf, und ihnen hatten sich Nelly und Ned angeschlossen, die merkwürdig gefaßt waren, wie ihre Herrschaft, und denen niemand den Eintritt in dies Privatgemach verwehrt hatte.

Wir mochten hier etwa eine Stunde versammelt gewesen sein, als plötzlich Sterchi in unsere Mitte trat, und schon sein aufgeheitertes Gesicht sah ungemein tröstlich aus und brachte sogleich eine ermutigende Wirkung auf alle hervor.

„Meine Damen", sagte er mit lauter Stimme, während auf der Stelle jedes Gespräch verstummte, „haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld; der erste Stoß, der immer der heftigste ist, ist lange vorüber und nun wird es bald besser werden. Von morgen an werden wir wieder die köstliche frische Luft und dann anhaltend gutes Wetter haben. Unten in Interlaken tobt es übrigens nicht viel weniger heftig als bei uns, nur können die Menschen dort einander mehr helfen als hier, wenn es nötig ist, während wir kein Unterkommen als unser Haus und die Scheune haben."

Indessen sollte diese ermutigende Rede doch noch nicht so bald ihre volle Bestätigung finden. Das Kämpfen und Wüten in der Natur dauerte noch längere Zeit in ungeschwächtem Maß fort und es sah gerade so aus, als ob die zwei unsichtbaren feindlichen Mächte sich vorgenommen hatten, nicht eher ihre Schlacht zu beendigen, als bis die Vernichtung der einen vollständig der anderen gelungen wäre.

Wie rasch uns dabei die Zeit verging, ist mir noch heute unerklärlich, und ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Stunden der Nacht hinter uns geblieben waren. Denn als ich einmal nach der Uhr sah, die ich im Drange des Augenblicks beinahe aufzuziehen vergessen, fand ich, daß es schon ein Uhr vorüber, und um diese Zeit erst schien das Ungestüm des Sturmes bedeutend nachzulassen, obgleich eine neue Erscheinung sich bemerklich machte, die den endlichen Sieg des Nordwindes, der Bise, verkündete. Denn von ein Uhr an ergoß sich ein dämonisch prasselnder Regen, mit großen Hagelkörnern gemischt, über den Abendberg und kühlte die bis dahin so schwüle Luft wunderbar rasch ab.

Als ich den Hagel auf unser Dach prasseln hörte, wandte ich mich zu Sterchi, der sich noch unter uns befand, und sagte: „Nun, wer hat das Feld draußen behauptet?"

Er lachte und erwiderte schnell: „Aha, Sie merken es schon. Na ja, es ist so gekommen, wie ich vorausgesagt: der Norländer hat wie immer den Sieg davon getragen. Der Föhn ist aber stets der Streithengst, er fängt den Kampf an und schlägt zuerst am heftigsten zu. Doch seine Kraft dauert nicht lange; sobald er ernstlichen Widerstand merkt, ermattet er, und wenn die Bise das errät, verdoppelt sie ihre Stärke und behauptet endlich das Schlachtfeld. So auch heute, und daß wir jetzt den Hagel haben, ist der Beweis davon, denn ein solches Geschoß besitzt der heißblütige Südländer nicht. Indessen ist der Kampf immer noch nicht ganz zu Ende und ein paar Stunden dauert er gewiß noch."

Er hatte so ziemlich recht, denn bis lange nach zwei Uhr dauerte das Ungestüm des Sturmes und da hörte auch erst der Hagel auf und es blieb nur noch ein heftiger Regenguß, der es sich zur Pflicht gemacht zu haben schien, die unerträglich heiße Temperatur ein für allemal zu vertreiben.

Gegen halb drei Uhr aber trat ebenso plötzlich, wie der Sturm gekommen war, eine wunderbare und uns ergreifende Stille in der Natur ein. Selbst der Regen ließ nach und nicht der geringste Ton von außen her ward mehr vernommen, so daß wir es endlich wagten, die frische Luft in das überheiße Zimmer strömen zu lassen. Wir atmeten alle aus tiefster Brust auf, alle Versammelten drückten sich die Hände und gratulierten sich, daß sie so mit heiler Haut davon gekommen seien und nun doch so glücklich das Ende des Unwetters erlebt hätten.

Jetzt erst erklärte auch Sterchi dasselbe für beseitigt und knüpfte daran die Mahnung, daß man nun daran denken könnte, ohne Sorge zu Bett zu gehen.

Da gab es denn ein allgemeines und lebhaftes Gutenachtsagen. Man nahm den zärtlichsten Abschied voneinander, als würde man sich erst in längerer Zeit wiedersehen. Die Frauen und Mädchen küßten sich, die Männer schüttelten einander die Hände und auch ich bekam von meinen drei englischen Freundinnen, die sich bis ans Ende so mutig und gefaßt gezeigt, einen herzlichen Händedruck. (Fortsetzung folgt.)

Die Wiedertäufer in Münster.

Vortrag gehalten vor dem Lutherischen Bibliothekverein in Fort Wayne von K. (Schluß.)

Doch zurück zur Geschichte. Im Oktober 1534 feierte die ganze Stadt das Abendmahl in folgender Gestalt. Es waren Tische aufgerichtet für alle erwachsenen Frauen und für die Männer, welche nicht auf der Mauer Wacht hielten, 4200 Gedecke. Der König und seine erste Gemahlin Divara erschienen mit ihrem Hofgesinde und dienten bei Tisch; ein förmliches Mahl wurde gehalten. Hierauf nahmen sie Weizenkuchen, genossen zuerst davon und gaben ihn den andern, der König das Brot, die Königin den Wein, und sprachen: „Bruder, Schwester, nimm hin! Wie die Weizenkörner zusammengebacken sind und die Trauben zusammengedrückt sind, so sind auch wir eins." Darauf sangen sie das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". So schändlich diese Nachäffung und Entwürdigung des heiligen Abendmahls auch ist, man könnte sie doch harmlos nennen. Aber man höre. Während des Mahles stand der König auf, die Gäste zu besehen. Da fand er unter den Seinen einen übergelaufenen Söldner, der von seinen neugewonnenen Freunden sogleich zu Tische gezogen war. Er hatte, wie der König sogleich bemerkte, kein „hochzeitliches Kleid" an. Auf dessen Frage, wie er hereingekommen sei, gab er eine trotzige Antwort. Das war mehr als die Langmut eines Jan von Leyden ertragen konnte. Er gebot dem Söldner niederzuknieen. Nun erst erkannte dieser seine Gefahr und flehte um Gnade. Sie ward ihm nicht gewährt. Der König ergriff ein Schwert und schlug eigenhändig dem Unglücklichen das Haupt ab. Dann kehrte er um so fröhlicher zum Gelage zurück. Da haben Sie ein Pröbchen von dem Regimente des Königs in Zion!

Nach dem Abendmahle erhob sich der Prophet Dusentschuer und verkündigte die neue Offenbarung, daß der HErr sich achtundzwanzig Apostel erwählt habe, die nach den vier Richtungen des Himmels ausziehen sollten aus Zion, um zuerst in den benachbarten Städten die Botschaft von dem Herannahen des Reiches Gottes zu verkündigen. Er las von einem Zettel die Namen der Erwählten ab, zu denen er selbst gehörte. Keiner weigerte sich, dem Befehle auf der Stelle zu gehorchen. Man

sieht, die unseligen Menschen glaubten wirklich, daß sie dem Rufe Gottes folgten. Noch an demselben Abend wurden sie aus den Thoren entlassen. Im Dunkel der Nacht gelangten sie ohne Hindernis durch das Belagerungsheer und am andern oder dritten Tag an die Örter ihrer Bestimmung. Der Ausgang ihrer Mission war vorauszusehen. Alle achtundzwanzig wurden von den Belagerern gefangen genommen und starben bis auf einen Verräter, Heinrich Graiß, der in die Stadt zurückkehrte, um im Auftrage des Bischofs Kundschafterdienste zu thun, mit dem Mute von Fanatikern, die von der vermeintlichen Wahrheit ihrer Sache überzeugt sind.

Der Untergang der achtundzwanzig Apostel war der erste harte Schlag, der die Wiedertäufer traf. Dazu kam, daß die Umschließung durch die Truppen des Bischofs enger wurde. Die Lebensmittel fingen an knapp zu werden, und so sorgsam man sie jetzt einteilte, so war doch vorauszusehen, daß sie über kurz zu Ende gehen würden. Deshalb sah man sich jetzt nach Hilfe von außen um. Die Hoffnung auf solche Hilfe war nicht ungegründet, denn weithin durch Niederdeutschland hatte die Wiedertäuferei ihre Anhänger. Überall in den Städten umher war das Volk, zumeist das niedere, tief erregt und lauschte mit Spannung der Kunde von den großen Thaten, die, wie man meinte, der HErr in Münster gethan. Das Feuer glimmte allerorten und Jan von Leyden verstand es zu schüren. Wir wissen, daß er die ganze Welt als Besitztum in Anspruch nahm. Die benachbarten Reichsfürsten behandelte er als seinesgleichen. In einem Briefe an Landgraf Philipp von Hessen redet er ihn „Lewe Lips“ an, wie wohl vertraute fürstliche Waffenbrüder zu thun pflegten. Er ersuchte ihn die Bibel zur Hand zu nehmen und besonders die kleinen Propheten zu studieren, da werde er finden, „ob wir uns“, sagt er, „selbst zum König aufgeworfen, oder ob dies von Gott zu etwas anderm angeordnet ist.“ Rothmann, des Wiedertäuferkönigs Hoftheolog, schrieb ein Buch nach dem andern und ließ dieselben durch die ab- und zugesandten Boten unter die Landsknechte bringen nnd weithin in die Länder nah und fern verbreiten. Am Tage vor Weihnachten 1534 verließen vier Abgesandte Münster mit einer neuen Streitschrift Rothmanns, in welcher die Brüder draußen zum bewaffneten Einschreiten aufgefordert wurden. Die Boten schlichen glücklich durch die Belagerungsheere und fingen an, in den Niederlanden die Bücher zu verbreiten und zur Hilfe aufzufordern.

Bald flog auch das Banner des Aufruhrs hier und dort; bewaffnet kamen die Täufer zusammen, um nach Münster zur Befreiung der Stadt zu ziehen. Das Geschrei erneuerte sich, man müsse Pfaffen und Herren totschlagen; man fügte hinzu, die einzige rechte Obrigkeit in der Welt sei der König von Münster. Aber der Verrat hatte nicht geschlafen. Eben jener Heinrich Graiß hatte dem Bischof und dieser der Regierung Kunde gegeben. Wo die Täufer sich erhoben, wurden sie niedergeschlagen, nicht ohne harten Kampf. In Westfriesland hatten sie sich Oldenklosters bemächtigt. Es bedurfte einer förmlichen Belagerung, bis man des festen Platzes Herr wurde. Bei Deventer bohrte der Herzog von Geldern mehrere mit Wiedertäufern besetzte Schiffe in den Grund. Am gefährlichsten wurde die Sache in Amsterdam. Die Stadt wurde nur dadurch gerettet, daß ein betrunkener Ratsdiener im halben Taumel das Seil der Rathausglocke in das Türmchen derselben heraufgezogen hatte, denn mit dieser sollte das verabredete Zeichen gegeben werden. Als es ausblieb, fielen die Wiedertäufer einzeln in die Hände des Stadtrates. Dennoch hielten sich vierzig Mann viele Stunden lang mutig im Rathause und schlugen alle Angriffe der bewaffneten Bürgerschaft ab. Erst als die Belagerten bis auf wenige tot oder sterbend dalagen, gelang es den Angreifenden, die Thüren zu zertrümmern und sie zu binden. Die Rache an den Gefangenen überstieg alles, was menschlich ist. Man legte sie auf eine Fleischbank, schnitt ihnen bei lebendigem Leibe die Brust auf, riß das Herz heraus und schlug sie damit ins Angesicht.

Damit war die letzte Hoffnung für das Münstersche Zion hingesunken. Die Eroberung der Stadt war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Das Bild wird immer düsterer und grauenhafter. Seit nach einem Beschlusse des Reichstags zu Worms im April 1535 dem Bischof das Reich zu Hilfe gekommen war, wurde die Einschließung der Stadt eine so enge, daß niemand mehr hinein und heraus konnte. Die Greuel aus der Belagerungsgeschichte Jerusalems kehrten bei dem neuen Jerusalem wieder. Es war dahin gekommen, daß die Menschen in Münster die ekelhaftesten Dinge mit Gier als Nahrungsmittel verschlangen. Nicht bloß Hunde und Katzen, auch Ratten und Mäuse wurden mit Gier verzehrt. Andere schnitten Leder in kleine Stücke und suchten es in Wasser aufzuweichen. Ein alter Schuh war ein willkommener Fund. Das Pergament einiger noch vorhandenen alten Bücher diente zur Nahrung. Als der Frühling wieder kam mit seinen Blättern und Blüten, freuten sich die Unglücklichen, daß durch die Knospen und Keime ihrer Nahrung ein Zuwachs entstand. Mancher füllte den Leib mit drei oder vier Schüsseln voll Moos, um satt zu werden. Und dennoch hielt weitaus die Mehrzahl der verblendeten Menschen sich noch immer gläubig an die Worte ihres Propheten. In der Stadt hatte man alle freien Plätze, selbst die Straßen zum Teil, in Äcker verwandelt, aber die Ernte, die „wunderbare Brotvermehrung“, wie der König sagte, war noch weit. Es geschahen schwarze Thaten der Nacht und des Grauens, vor deren Erwähnung der still und friedlich Lebende mit Entsetzen zurückschaudert. Ein Holländer nahm Herz und Leber eines Hingerichteten mit nach Hause, briet und aß sie. Noch mehr. Eltern schlachteten ihre Kinder; nach der Eroberung der Stadt fand man die Glieder kleiner Kinder in Salz gelegt, die den unmenschlichen Eltern zur Nahrung dienen sollten!

Die Folgen der Not zeigten sich in entsetzlicher Weise. Mit aschgrauen Angesichtern, hohläugig wankten die Unglücklichen einher. Mit gierigen Krallen nagte der Hunger das Fleisch von ihren Gebeinen und spitzig standen die Knochen hervor. Anderes kam noch hinzu. Die Entbehrung der gesunden und kräftigen Speise, der Ersatz durch Entsetzen erregende Nahrungsmittel brachte abscheuliche Krankheiten hervor. Die Bäuche schwollen an. Viele waren bedeckt mit Geschwüren und lebendig faulenden Leichnamen vergleichbar. Täglich starben sechs, acht, zehn und mehr und wurden in eine gemeinsame Grube geworfen. Zwar der König erlaubte schließlich, daß die, welche zur Verteidigung der Stadt nicht mithelfen könnten, die Stadt verlassen, „nach Ägypten“ zurückkehren dürften. Aber an den Schanzen wurden sie zurückgewiesen und kamen meistens zwischen den beiden kämpfenden Teilen um. Weinend und flehend kamen verschmachtende Frauen bis an die Umwallung des Lagers. Sie hoben ihre hungersiechen Kinder empor, sie mahnten die Söldner daran, daß sie ja auch einst Kinder gewesen seien, von Müttern geboren und von Mutterliebe gesäugt und genährt. Um ihrer Mütter willen möchten sie Erbarmen haben mit den sterbenden Kindern und ihnen doch nur ein wenig des schimmeligen schwarzen Brotes zuwerfen, das sie ihren Hunden zu geben pflegten. Wenn aber auch diese Bitte ihnen versagt würde, dann bäten sie um einen Schwertstreich, um einen Stoß mit dem Speere, der ihrem und ihrer Kinder Leiden mit einem Male ein Ende machte. Da verstummte zuletzt auch der Hohn und Spott der rohen Landsknechte; sie warfen für die Unglücklichen Brot von den Wällen herab. Auch selbst diese Hilfe ward vielen zum Verderben. Die meisten hatten seit Wochen kein Brot mehr berührt, die Zähne waren an keine Nahrung und an kein Zerbeißen derselben mehr gewöhnt. Also

verschlangen die Hungrigen es mit heißer Begier und kamen unter großen Qualen um.

Hier drängt sich eine Frage auf. Sollte bei allen diesen Ungeheuerlichkeiten die Seele Rothmanns und selbst auch diejenige Jans von Leyden niemals eine Ahnung der Scheußlichkeit des eigenen Treibens durchzuckt haben? Sollte nicht einmal in lichten Augenblicken des einsamen Nachdenkens in ihnen der Gedanke aufgetaucht sein: Deine entsetzliche Selbstsucht, die zügellose Befriedigung deiner Leidenschaften des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Grausamkeit, der Genußsucht ist der vermeintliche Wille Gottes in dir? — Zur Ehre der Menschheit möchte ich diese Fragen am liebsten einfach bejahen. Aber dennoch, ich vermag es nicht. Ich glaube, daß es im Menschenherzen Tiefen des Satans giebt, in denen alle besseren menschlichen Regungen völlig untergehen. Ich glaube, daß die Häupter der Wiedertäufer in Münster so vollständig vom Teufel verblendet waren, daß sie, je größer und grauenvoller die Schrecken wurden, die ihr greuliches Treiben hervorgerufen, desto mehr davon überzeugt wurden, daß sie um Gottes willen leiden und kämpfen, aber endlich siegen mußten. Sie hofften in der größten Not auf unmittelbare Hilfe vom Himmel herab. Der König ließ den Belagerern sagen, er wolle die Stadt nicht übergeben bis auf den letzten Mann und müßte er Kot und Dreck fressen. Mit eiserner Hand hielt er in seinem Reiche alles Murren nieder, weil es wider Gott sei. Hören Sie nur ein Beispiel. Eines seiner Weiber, Elisabeth Wandscherer, hatte geäußert, sie könne nicht glauben, daß es Gottes Wille sei, das arme Volk verhungern zu lassen. Da ergrimmte der König und ließ alles Volk auf dem Markte sich versammeln, auch seine Weiber. Auf sein Geheiß trat Elisabeth Wandscherer mitten in den Ring. Sie kniete nieder. Johann zog das Schwert, und Elisabeths Kopf rollte auf dem Pflaster. Dann stimmte er an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". Alles Volk fiel mit ein. Johann reichte der Königin Divara den Arm und tanzte mit ihr um die Leiche; in gleichem Taumel raste die Menge. Klar und blau wölbte sich der Himmel über sie und im vollen Sonnenglanze blickte er nieder auf den Frevel und den Wahnsinn der Menschen.

Endlich bahnte Verrat den Belageren den Weg in die Stadt. Zwei Ausgetretene, Hänsken von der Langenstraße und Heinrich Gresbeck, der nachher die Geschichte des Wiedertäuferreiches geschrieben hat, erkauften ihr Leben damit, daß sie den Landsknechten einen Weg in die Stadt wiesen. Am Abend des 25. Juni 1535 zogen schwere Gewitterwolken von Süd und West herauf und der Himmel senkte sich schwarz über Münster und die Umgegend. Das fahle Licht der unaufhörlich zuckenden Blitze warf fast Tageshelle über das Land, der rollende Donner übertönte das gewaltige Brausen des Sturmes, der die Äste der Bäume zerknickte, als wären es Reiser. Der Platzregen rauschte strömend nieder. Die Wachen der Wiedertäufer bargen sich angsterfüllt in ihre Schilderhäuser. Da nahten sich unter der Führung jener Verräter mehrere Hundert Landsknechte und erstiegen mit ihren Leitern die Walle, wo sie am niedrigsten waren. Die Wachen wurden niedergemacht. Und nun begann in den Straßen Münsters ein erbarmungsloser Kampf. Die Wiedertäufer waren aus ihren Betten gesprungen und hatten sich zur Gegenwehr gesammelt. Sie fochten mit der größten Erbitterung. Die Landsknechte erlitten große Verluste, aber endlich bekamen sie auf dem Domhofe die Oberhand. Der König zog sich mit seinen Getreuen nach seinem festesten Bollwerk, einem der verschanzten Thore zurück. In dieser Stellung konnte er selbst noch unterhandeln; die Hauptleute der Landsknechte bewilligten ihm und den Seinen Gefangenschaft; die Bürger sollten in ihre Häuser gehen, bis der Bischof zur Stadt käme. Gegen Morgen aber ward ein Thor von innen her geöffnet, durch welches nun der große Haufe der Belagerer eindrang. Jetzt begann ein greuliches Morden, Männer und Weiber wurden von den wutentflammten Söldnern hingeschlachtet. Rothmann entkam auf eine unbekannte Weise; man will ihn zwei Jahre später in Rostock gesehen haben, wo er sich für einen Doktor der Medizin ausgab. Die übrigen Rädelsführer der Wiedertäufer fielen lebend in die Hände des Feindes, unter ihnen der König Jan von Leyden selbst, sowie Knipperdolling und Krechting.

Furchtbar war das Gericht, das an den Gefangenen vollzogen wurde. Man legte ihnen Halseisen an und schleppte sie barhäuptig und barfuß zwischen zwei Pferden nach Schloß Dulmen, wo der Bischof residierte. Sie wurden wiederholt auf das schrecklichste gefoltert, teils damit sie vollständig alle ihre Lehren und Thaten bekennen sollten, teils weil man meinte, sie hätten noch Gold und Silber verborgen. Doch die Folter ergab nichts Neues mehr. Im Anfange des Jahres 1536 wurden Jan von Leyden, Knipperdolling und Krechting, jeder auf einen besonderen Wagen, in Ketten geschlossen nach Münster geführt, um dort den Tod zu erleiden. Auf dem Markte war ein Schaugerüst aufgeschlagen und allerlei Vorbereitungen deuteten an, was da geschehen solle. Es standen auf dem Gerüste drei Pfähle, für jeden der Gefangenen einer, und in einiger Entfernung davon eiserne Pfannen mit Kohlen, welche die Henkersknechte mit Blasebälgen eifrig in Glut erhielten. Darin lagen starke eiserne Zangen. Dann sah man da drei mannshohe Käfige von derben, eisernen Stäben. Um das Gerüst herum drängte sich auf dem Markte unzähliges Volk. Der Bischof mit seinem Gefolge besetzte die Fenster eines gegenüberliegenden Hauses, um von da dem grausigen Schauspiele zuzusehen. Zwischen acht und neun Uhr morgens am 23. Januar 1536, zwei Jahre nachdem Jan von Leyden als Wiedertäufer in Münster eingezogen war, wurden die Gefangenen herbeigeholt. Sie betraten mit festem Schritte das Blutgerüst. Der Richter setzte sich auf seinen Stuhl. Zuerst wandte er sich an den ehemaligen König der Wiedertäufer. Er hielt ihm ausführlich den Bruch aller göttlichen und menschlichen Gesetze vor. Dessen sei das ganze Reich Zeuge, so daß es keines Beweises bedürfe. Der König leugnete nicht. Er entgegnete: „Ich habe die weltliche Obrigkeit beleidigt und Aufruhr erregt, doch nicht wider Gott." Er ward als überwiesen und geständig angesehen und der Stab über ihn gebrochen. Ebenso geschah es mit den beiden anderen. Der Richter übergab sie dem Henker.

Die drei Männer wurden nun, ein jeder an seinem besonderen Pfahl, in das Halseisen gelegt. Dann traten die Henkersknechte mit den glühenden Zangen an Jan von Leyden heran und zwickten ihn an allen fleischigen Teilen des Leibes. Wo sie hinfaßten, da loderte eine Flamme aus dem lebendigen Leibe, aber kein Laut des Schmerzes kam über die Lippen des siebenundzwanzigjährigen Königs der Wiedertäufer. Endlich beendigte man die grausige Marter. Johann lebte noch. Da riß man ihn mit einer glühenden Zange die Zunge aus dem Halse und stieß ihn zugleich einen Dolch in das Herz. Dann ward die Leiche rückwärts auf das Pflaster geworfen. Die Reihe kam an Knipperdolling und es erging ihm ebenso. Während der Marter sprach er leise: „Gott sei mir Sünder gnädig!" Das ganze anwesende Volk, das in tiefstem Schweigen der Hinrichtung beiwohnte, hat diese Worte vernommen. Dann ging der Henker zu Krechting über. Dieser rief zweimal: „O Vater!" Endlich war alles vorbei. Die Leichen wurden in die bereit liegenden eisernen Käfige gestellt und mit dem Kopfe oben befestigt, daß sie aufrecht darin standen. Die Käfige zog man am Lambertiturm empor und befestigte sie dort oben an der Südseite, den Käfig des Königs in der Mitte, um eine Mannslänge höher als die beiden anderen. Auch die Marterwerkzeuge wurden erhalten und zur Erinnerung an das Rathaus geschmiedet. Am Turme St. Lamberti hängen die

eisernen Körbe bis auf den heutigen Tag. Die Stürme von drei Jahrhunderten sind darüber hinweggezogen. Wind und Wetter haben längst die Gebeine der Unglückseligen verzehrt; aber ernst und mahnend schauen noch immer die Käfige nieder und geben der Nachwelt Kunde von den schauerlichen Thaten der Wiedertäufer und der grausigen Strafe der Sieger.

Der Hinrichtung hatten Lutheraner und Papisten zugesehen. Ein Theologe des Landgrafen von Hessen beschreibt dem sächsischen Hofprediger Spalatin das Vergnügen, welches das grause Schauspiel den Meßpriestern bereitet habe. „Einigen aber", fügt er hinzu, „schien zur vollen Genugthuung nur das zu fehlen, daß die Lutheraner nicht auch auf ähnliche Weise abgethan wurden!" Mit der Reformation in Münster war es vorbei. Die Wiedertäuferei war die Klippe, an welcher der Strom der Kirchenerneuerung dort sich brach. Die Stadt verlor alle ihre Freiheiten. Sämtliche Kirchen wurden den Papisten zurückgegeben, der Protestantismus gänzlich unterdrückt. Münster ist seitdem und bis auf diese Stunde eine feste Burg der römischen Kirche geblieben.

Was von den Wiedertäufern übrig geblieben war, gab die Umsturzgedanken auf. Viele von ihnen wandten sich, an Deutschland verzweifelnd, nach England und später nach den nordamerikanischen Kolonien. Hier haben sie ihre Ideen, sofern sie von religiös-sittlichem Inhalte waren, frei und ungehindert entwickeln können. Die jetzigen Baptisten sind die geistlichen Kinder der alten Wiedertäufer.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die sich aus dem, was ich Ihnen erzählt habe, von selbst ergiebt. Auch heute, in der Gegenwart regen sich wieder Geister, die, wenn auch in ganz verschiedener Weise, doch ähnliches erstreben wie einst die Münsterschen Anabaptisten. Sie wollen den Umsturz der ganzen sozialen und sittlichen Weltordnung. Sie wollen einen radikalen Bruch mit dem geschichtlich Gewordenen ein neues Reich irdischer Glückseligkeit und Herrlichkeit aufrichten. Vielleicht wird es ihnen, nachdem sie durch Ströme von Blut gewatet sein werden, auf kurze Zeit gelingen, das Bestehende über den Haufen zu werfen. Aber nur auf kurze Zeit. Die Geschichte der Münsterschen Wiedertäuferei steht als Warnungstafel da. Heute wie damals würde die Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung schließlich vor allem für diejenigen verhängnisvoll sich erweisen, die mit frevelnder Hand in das Regiment Gottes greifen wollten. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Uns aber erhalte Gott Wahrheit, Klarheit und Nüchternheit.

Moskau.

Nach **Friedrich Wilhelm Groß.**

Moskau mit seiner Burg, dem Kreml, ist das Mekka Rußlands; St. Petersburg eine russische Vorstadt. Hier, im Winterpalais an der Newa, wohnten die Zaren der neueren Zeit, aber zum Kreml an der Moskwa pilgerten sie hin, um ihr Gelübde zu erneuen. In der Kathedrale im Kreml werden die Zaren gesalbt und gekrönt, in der Peter-Paulskirche, der Citadelle auf der Newa-Insel, werden sie in das Grab gelegt.

Drei Dinge gehen dem Russen über alles: Moskau — sein Weib, und trotz vieler Angriffe in neuester Zeit — der Zar! — „Moskau ist Moskau!" ruft er stolz aus. „Wenn du Moskau gesehen, hast du Rußland gesehen. Petersburg wird einst wieder untergehen und in den Gesümpfen der Morastinseln des Finnischen Meerbusens versinken, auf denen es erstand, oder von den Fluten des Baltischen Meeres oder des Ladogasees hinweggespült werden, aber Moskau wird ewig bestehen — es ist unsterblich!"

Twerskoi-Straße mit der Löwengruppe.

Es liegt was Wahres in dieser Verherrlichung Moskaus, denn es ist der Spiegel Rußlands und es ist unvertilgbar. Wer in diesen Spiegel geschaut, der hat das russische Reich gesehen mit all seinen Freuden und Leiden, seinem bestechenden Prunk und seinen Mängeln, in seinem Glanz und in seinem Jammer. Hinter all dem herrlichen Flitter und dem Farbenreichtum Moskaus verbirgt sich eine seichte Oberflächlichkeit, und wenn man die prächtige Schauseite der Kremlstadt gesehen hat, soll man eigentlich auf die fatale Kehrseite verzichten, wenn man nicht sehr enttäuscht werden will.

Seit beinahe zwei Jahrhunderten war aber Moskau die entthronte Königin der russischen Hauptstädte, und seitdem Peter der Große infolge der immer wiederholten Strelitzen-Meutereien veranlaßt worden war, dem Kreml — den die Leibgarde des Zaren zum Rebellennest gemacht hatte — den Rücken zu kehren, um sich fern auf den sumpfigen Inseln des Finnischen Meerbusens sein Palmyra zu errichten, stand die Burg an der Moskwa ziemlich verwaist da. Mehr als einmal oder — wenn es viel war — zweimal alljährlich erfreute sich der Kreml nicht der Ehre, seinen Herrn und Gebieter zu beherbergen. Äußerlich zwar noch mit allem Glanz eines Kaisersitzes umgeben, spielt die alte Residenz doch im offiziellen Leben keine Rolle mehr, und wenn die gastlichen Tage der vorübergehenden Anwesenheit des Zars vorüber sind, fällt sie in ihre frühere Vereinsamung zurück.

Wie schon aus der ganzen Anlage von Moskau und den ringförmigen Erweiterungen zu entnehmen ist, muß der Kreml mit der Chinesenstadt und Weißstadt zu den ältesten aller

Stadtteile gehören, an die sich dann die übrigen Teile, sowie die zweiunddreißig Vorstädte in ihrer großen Ausdehnung und mit ihren zahllosen Dörfern anschließen, welche letztere nach Hunderten zählen.

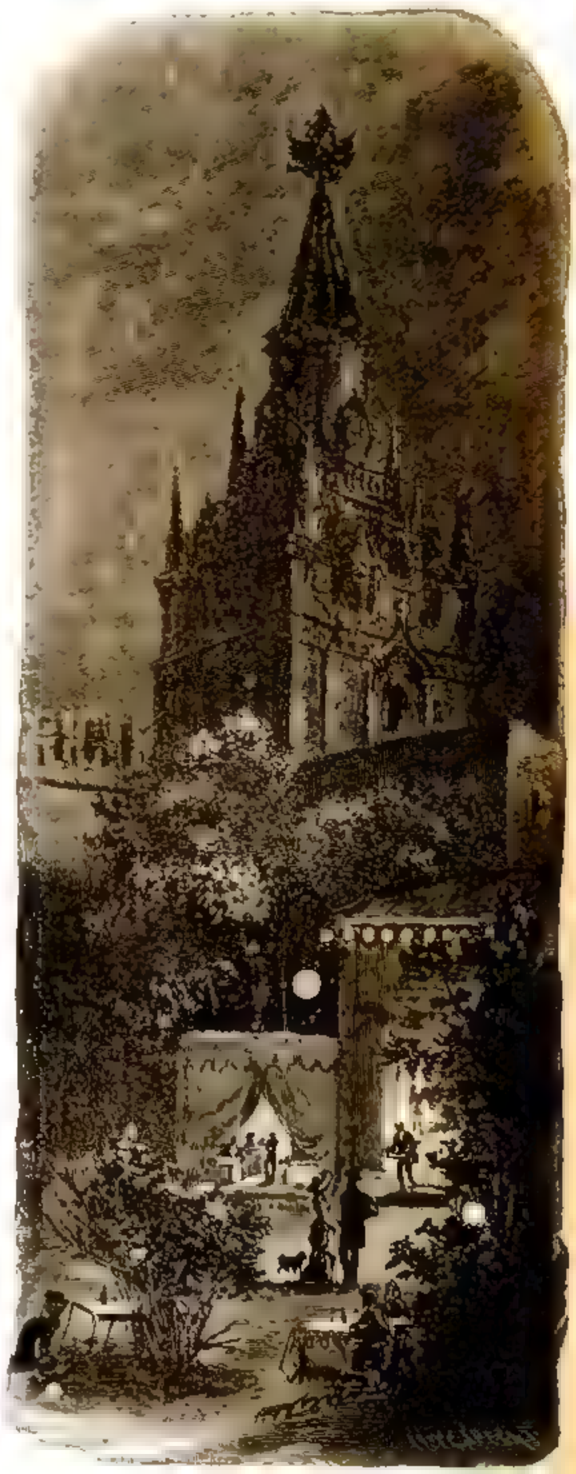
Sehen wir uns zuerst die Chinesenstadt an, die auf der Nordseite des Kreml, dem letzteren am nächsten liegt, und von diesem durch den Roten Platz getrennt wird. Dieser ursprüngliche und älteste Teil ist das eigentliche Herz der Residenz. Hier pulsiert das Leben Moskaus und — ehemals auch zugleich das Herz Rußlands. Was die City für London, das ist die Chinesenstadt mit den riesigen Kaufhallen und Handelshöfen für die alte russische Hauptstadt. Ein Labyrinth von Gassen und geschlängelten Straßen bilden die eigentlichen Arterien und führen aus allen Richtungen das belebende Element zu. Hier sieht man nicht nur die handeltreibende, schachernde und feilschende Hauptstadt, sondern überhaupt Moskau, wie es weint und lacht, darbt und schwelgt, in seinem Reichtum und in seiner Armut, oder auch — in seinem Elend!

Den Mittelpunkt alles Lebens bilden natürlich die Kaufhallen und die Warenbuden. Von den Erzeugnissen der europäischen und asiatischen Industrie dürfte es kaum etwas geben, das in diesen Hallen der ständigen Messe nicht vertreten wäre. Vom Lumpen des Bettlers bis zum kostbarsten Hermelin, von den wertlosesten Gegenständen des Trödlers bis zum wertvollsten Brillanten des Juwelenhändlers vermag die Phantasie kaum etwas zu ersinnen, das hier nicht ausgeboten würde und Käufer fände. Dieses Bild erstreckt sich nicht nur auf die Galerieen oder Hallen, sondern auch auf die Vorräume, Zwischenräume, Gassen und Höfe, wo es eigentlich noch lebendiger als im Innern zugeht. Alles Denkbare und Undenkbare, eigne, gestohlene und geraubte Sachen, Wirtschaftsgegenstände und andere Artikel des Lebens werden ausgeboten und meist für den vierten Teil der Forderung gekauft. Goldene und silberne Uhren, Schmuckgegenstände, Perlen, Ringe, Messer, Gabeln, Löffel werden für ein Spottgeld umgesetzt und wechseln mit Kleidungsstücken, Decken, Gläsern, Tellern, Schuhen, Teppichen, Leuchtern, Pelzen, Töpfen, alten und neuen Waffen, oder mit Diamantennadeln, Agraffen, ciselierten Bechern, oder mit altem Kupfer und Eisen ab. Man kann fragen, ob es möglich ist, daß das alles so vor sich gehen kann? — Allein, Rußland ist ein freies Land und Moskau ist seine Hauptstadt! — Die Polizei versteht es wunderbar, über Ungehörigkeiten hinwegzusehen, und jene Freihändler haben ein wachsames Auge, und alle die Perlen und Pretiosen sind bei dem Anzuge eines Graurockes in den Taschen verschwunden und kommen erst wieder zum Vorschein und an das Tageslicht, wenn die geharnischten Feinde dieser merkantilen Thätigkeit vom Schauplatz verschwunden sind.



Architektur in den engen Straßen Moskaus.

Daß natürlich bei einer so fieberhaften Bewegung auch den leiblichen Bedürfnissen Rechnung getragen wird, ist selbstverständlich. Hier und da auf dem Schnee, oder im Sommer auf dem trockenen Boden, findet man Tafeln mit Sakuski (Artikel zum Imbiß) aufgeschlagen, die Samowara (Theemaschienen) brodeln und Flaschen mit Wutki und Quas stehen neben Semmel und Fleisch, Kaviarbüchsen und gekochten Eiern oder zusammengerollten Rindskaldaunen, welche von Legionen lüsterner Fliegen umschwärmt werden, während Männer und Knaben mit Blechkasten, die sie um den Hals gehängt vorn auf dem Leib tragen, sich hin und her bewegen und schreiend ihre war-



Restaurant Kreml.

men, in Baum- oder Sonnenblumenöl gebackenen Pfannenkuchen, heiße Würstchen oder Pastetchen mit einer Füllung von gekleinten Eiern, geriebenen Mohrrüben oder Kapusta (Sauerkraut) ausbieten und von Zeit zu Zeit ihre blechernen Röstmaschienen öffnen, um durch die denselben entströmenden Wohlgerüche den Appetit der Umstehenden zu erregen und Gelüste zu erzeugen.

Scenen der heitersten Art können dabei den Fremden und selbst den Moskowiten stundenlang im Lachen erhalten. Ergötzlich sind allemal die Enttäuschungen der Liebhaber für die eine oder andere Specialität, wenn dieser oder jener statt das gewünschte Eierpastetchen zu erhalten, eine Füllung von Sauerkraut zwischen den Zähnen verspürt, und die Schadenfreude der Zuschauer und der Ärger des Geschädigten sich in hochkomischen Auftritten zu erkennen geben.



Partie aus dem Kreml. — Turm Iwan Weliki.

Alles das sind Momente, die, wenn sie auch nicht imstande sind, das Leben vollständig wiederzuspiegeln, doch dazu beitragen, das öffentliche Verkehrsleben einigermaßen zu illustrieren. Der Aufenthalt von einem halben Tage an dieser Stätte des moskowitischen Handels reicht hin, um die alte Hauptstadt besser kennen zu lernen, als das durch den monatelangen Besuch der öffentlichen Plätze, Vergnugungsanstalten und anderer Orte der Erholung oder des Studiums möglich wäre. Alle Klassen der Gesellschaft wühlen hier im buntesten Chaos durcheinander. Dort handelt ein geldbedürftiger russischer Fürst mit gnädiger Herablassung etwas abseits mit einem russischen Kupetz (Handelsmann oder Kaufmann) der über Millionen gebietet und auf den Se. Durchlaucht für gewöhnlich etwas verächtlich herabblickt; hier an einer Ecke oder Säule steht die echt typische Figur eines echt moskowitischen Bettlers mit der Mutze und dem Stock in der Hand und dem Bettelsack um den Leib, um auch seinem, oftmals recht lohnenden und nicht gerade sehr anstrengenden Erwerbe nachzugehen, weshalb solche Lazarusgestalten in Moskau nach Tausenden zählen. In den Säcken befinden sich — außer den verschiedenartigsten Gegenständen der Rinnsteine und Schleusen — nicht selten auch Beträge in Kupfermunzen, die viele Rubel ergeben und den Tagesverdienst manches Handwerkers erheblich ubersteigen.



Stammhaus des jetzt regierenden Kaiserhauses.

Mit der Chinesenstadt, in welcher sich viele öffentliche Gebäude, wie z. B. das Stadthaus, die Borse, die Druckerei der heiligen Synode, beruhmte Kathedralen u. s. w. vorfinden, steht die Weißstadt in engster Verbindung. Dieser Stadtteil besitzt die elegantesten Straßen, wie z. B. die Twerskoi-Straße mit ihren prächtigen Laden, und umgiebt den Kreml im Westen gerade ebenso, wie die Chinesenstadt denselben im Norden. Nicht bloß als Mittelpunkt, sondern auch infolge seiner prächtigen gartenmäßigen Anlagen ist dieser Teil der Sitz der Aristokratie und des Luxus. Hier finden wir außer den vielen amtlichen Gebäuden und Schlössern von Bedeutung auch den Gouvernementspalast, das Haupt-Postamt, das Adelshaus, das große Exerziergebäude, die Universität, das große und pompöse kaiserliche Theater, die medizinisch - chirurgische Akademie und viele andere mehr. Die Twerskoi-Straße, welche vom Kreml nach Westen gehend zum Twerskoi-Boulevard führt, ist schon

erwähnt worden. In dieser via elegans von Moskau verdient der englische Klub schon deshalb genannt zu werden, weil sich an dieser Stelle die berühmte Löwengruppe befindet, die wir auf unserer Illustration vorführen. Ein Omnibus aus guter alter Zeit und nach unserer Väter Geschmack, der an dieser Stelle hält, führt Männlein und Weiblein der Kremlstadt nach den entlegensten Lustorten.

Nächst der Weißstadt ist die Erdstadt der hervorragendste Stadtbezirk. Das große Findelhaus, das Gebäude der philanthropischen Gesellschaft, das Kommissariats-Depot mit zwei Flügeln und mit dorischen Säulen ausgestattet, ziehen — wie viele andere öffentliche Gebäude, Wohlthätigkeitsanstalten und Kunst- und wissenschaftliche Institute — hier die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Ringstraße grenzt auch diesen Stadtteil ab, an welchen sich noch viele andere anschließen.

Sehen wir uns nun die Burg Moskaus, den Kreml, von außen an.

Wie bekannt, liegt der Kreml auf dem höchsten Punkt von Moskau und bildet derselbe mit seinen vielen Kirchen, Schlössern, Klöstern und offiziellen Gebäuden einen Stadtteil für sich, welcher im Süden am Fuße der hohen Böschung von dem tief unten fließenden Moskwafluß umspült wird. Von welcher Seite wir immer den Kreml sehen, so präsentiert sich derselbe doch sowohl von der südlichen wie nördlichen Front als ein längliches Viereck, das von einer hohen, mit vielen in chinesischer Form gehaltenen Türmchen und mehreren Warttürmen verzierten starken Mauer umgürtet ist, über welche ein sinnenberückendes Chaos von flimmernden und farbigen Kuppeln und Kirchtürmen emporragt. Am längsten sind die Nord- und Südmauern, die vielleicht gegen achthundert Schritt haben mögen, während die Ost- und Westmauern kaum viel mehr als halb so lang sein dürften.

Um den Kreml in seiner ganzen Pracht zu genießen, müssen wir etwas zurücktreten. Man sieht dann besser über die hohe Mauer hinweg, die — wenn man nahe steht — so vieles verdeckt. Die beste Ansicht gewinnt man aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritten. Dort, in einer nach Süden führenden Straße, liegt eine nicht zu große, aber berühmte Kirche, die wie zum Observationspunkt geschaffen ist. Erst von dort sehen wir den Kreml wie ein aufgerolltes Gemälde vor uns liegen, und wie betäubt steht man da, wenn man den Blick über das in allen Farben schillernde bunte Durcheinander der glitzernden großen und kleinen Türme, Paläste und Häuser, oder über die in wirrer Unregelmäßigkeit untereinander gewürfelten Kathedralen mit ihren roten, grünen, blauen, gelben, weißen oder noch anders gefärbten Kuppeln hinweg schweifen läßt, welche letzteren, von unten gesehen, sich ausnehmen, als ob große Pyramiden bunter Glasglocken von riesiger Größe dort aufgeschichtet worden wären.

Doch treten wir nun in den Kreml ein. Es ist ratsam, beizeiten die Mütze abzunehmen, denn ein Polizeibeamter bewacht ängstlich jeden Aus- und Eingehenden, damit niemand anders als mit entblößtem Kopfe das Thor passiert, was selbst von dem Kaiser respektiert wird. Man weiß nicht so recht, wer diese Ehrfurchtsbezeigung gebot und seit wann sie besteht; allein die Mythe erzählt, daß einst ein früherer Zar das Thor passierte und ein Sturmwind ihm die Kopfbedeckung nahm, was der Herrscher so verstand, als ob die Götter diesen Portikus besonders geheiligt wissen wollten.

Rechter Hand liegt ein langer Platz zwischen zwei großen langen Gebäuden — das Arsenal und die Kommandantur. Unmittelbar am Thore, links seitwärts gelegen, bemerken wir eine ziemlich unscheinbare Kirche. Es ist die Klosterkirche des Mönchsklosters. Allein es giebt außer dieser Kirche noch viele andere im Kreml, die wir kennen lernen wollen. Die wichtigsten sind: 1) die Himmelfahrts-, auch Krönungskirche, 2) die Erzengelkirche, 3) die Verkündigungskirche, 4) die Nikolaikirche mit dem auf unserer Illustration gezeigten Iwan Weliki-Turm, 5) die Erlöserkapelle und 6) die Kirche des Nonnenklosters.

Die für uns am meisten interessante ist die Krönungskirche. Wir betreten dieselbe. Über uns wölbt sich eine prächtige Decke, aber die inneren Räumlichkeiten sind sehr beschränkte und drängen uns die Frage auf, ob das der Dom ist, in welchem der Herrscher von achtzig Millionen Menschen die heilige Ölung empfängt und gesalbt wird?

In den Nischen der Kathedrale stehen verschiedene Sarkophage, in welchen die Gebeine vieler Patriarchen ruhen. Die Zaren krönt man hier; die Erzpriester bestattet man da. Vor einem Bilde, auf das man aufmerksam gemacht wird, bleibt man länger als gewöhnlich stehen, um es zu betrachten, denn es gilt als die wertvollste Reliquie und ist den Russen unschätzbar. Das Bild stellt die Mutter Gottes von Wladimir vor und rührt, so glaubt der Russe, von dem Evangelisten Lukas selber her.

Nicht minder unschätzbar unter den Kleinodien dieses Tempels ist eine Tunika, die gezeigt wird. Sie ist von historischem Wert, da sie von dem Welterlöser getragen wurde und sich trotz der Jahre gut erhalten hat (!). Ein Nagel vom Kreuz des Heilands darf nicht unerwähnt bleiben.

Auch die Erzengelkirche verdient einen Besuch. Man braucht nur hinein zu treten, um zu sehen, daß auch sie nicht arm ist an Dingen, die einem Tempel den Nimbus außerordentlicher Heiligkeit verleihen. Auch hier bemerken wir eine Menge steinerner Särge in dem Dämmerlicht der Nischen und Bogengänge. Es sind die Ruhebetten der alten russischen Zaren aus längstvergangener Zeit. In einem der harten Betten ruht Iwan der Schreckliche, der größte der russischen Wüteriche. Dicht dabei schlummern seine Vorgänger, Nachfolger und Partisanen. Der Tod hat alle vereinigt, obschon sie im Leben ein, zwei oder drei Jahrhunderte voneinander getrennt waren. Vom Krönungstempel bis zur Totenstätte ist nur ein kleiner Sprung und irdische Größe und das Nichts des Staubes, Herrlichkeit und Vergänglichkeit liegen dicht nebeneinander!

Wir brauchen nun nicht weit zu gehen, um vor dem neuen oder Alexanderpalais zu stehen, das für den Fall einer Wiedererhebung des Kreml zu seiner alten Würde doch allein als Residenzschloß in Betracht kommen könnte, da das andere alte Palais seit einhundertundachtzig Jahren so gut wie ganz unbewohnt daliegt und zum größeren Teil sehr dem Verfall nahe gekommen ist. Allein, auch das neue Palais sieht nichts weniger als grandios aus. Was wir jedoch äußerlich an Großartigkeit vermissen, wird freilich durch den außerordentlichen Luxus im Innern nach Möglichkeit ersetzt. Schon wenn man durch den großen Haupteingang von Süden eintritt, ist der Eindruck ein sehr freundlicher und fürstlicher. Zu beiden Seiten führen Galerieen oder Korridore zu den verschiedenen Gemächern und Wohnungen der Schloßbeamten, und geradeaus führt von dem unteren Vorraum eine breite, elegante Treppe zum ersten Stock. Durch eine große Glasthür eingetreten, gelangt man in einen großen Saal, aus welchem eine Thür zu dem im westlichen Flügel des Schlosses liegenden Thronsaal führt, der von vielen hundert Stühlen und dem Thron dekoriert ist. Von diesem Saal, der die ganze südwestliche Ecke einnimmt, gelangt man rechter Hand in die Gemächer des Kaisers, wo sich auch das hübsch ausgestattete Schlafgemach der allerhöchsten Herrschaften befindet. Bei einem Blick zu den Fenstern hinaus wird dem Auge ein sehr freundliches Bild geboten und man sieht über den untenliegenden Alexanderpark und seine Anlagen hinweg nach dem angrenzenden westlichen Stadtteil.

Zu erwähnen bleibt noch das interessante kleine Familien-

museum des Kaiserhauses in diesem Schlosse, das einen großen Teil der Spielzeuge, Kleider, Wiegen u. s. w. der früheren Zaren aufbewahrt. Ebenso interessant sind auch die Zimmer der Kaiserin und besonders der hübsche Wintergarten derselben im zweiten Stock. Was die moderne Gartenkunst Schönes und Bezauberndes zu erfinnen vermag, findet sich da auf einem kleinen Raume zusammengedrängt.

Beim Verlassen dieses Palastes treten wir noch auf den Altan desselben hinaus, der um den ganzen etwas zurückspringenden Oberbau herumführt. Es verlohnt sich der Mühe, denn die Aussicht, die man genießt, ist eine so überwältigend schöne, daß man sie schwerlich wieder vergißt. Allein wir können uns nicht mehr dabei aufhalten und müssen uns gewaltsam davon lossagen, um auf das alte Palais überzugehen, das von außen noch viel weniger bietet als das neue Palais und kaum von jemand als ein kaiserliches Residenzschloß angesehen werden möchte. Es ist ein einstöckiges, altes, beinahe dürftig aussehendes Gebäude mit vorn abgerundeter Ecke und kleinem Balkon und liegt so ungünstig, daß man nur sehr wenig davon sieht und es infolgedessen für winzig klein hält, obschon es nach hinterwärts einen ungeheuren Flächenraum einnimmt.

Um den ganzen Umfang des Schlosses kennen zu lernen, muß man sich entschließen, in dunkle, schmutzige, ringsum führende Gassen einzudringen. Bei mittelmäßigem Tempo wird man dieselben in einer halben Stunde durchmessen können, vorausgesetzt, daß man seinen Schritt nicht unterbricht. Es ist schon wiederholt erwähnt worden, daß leider die Teile ältesten Ursprungs sich in einem jämmerlichen Zustand befinden und man kann sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren, wenn man sieht, daß Bauwerke von so großer historischer Bedeutung so sehr ihrer Auflösung anheimgegeben werden konnten, selbst wenn man zugiebt, daß ihre Historien nicht immer angenehme Erinnerungen wecken mögen.

Recht deutlich kann man bei einer Wanderung durch die feuchten Gassen die verschiedenen Perioden der Entstehungsgeschichte des nach und nach erweiterten Schlosses herauskennen, von dessen Hinterflügeln kaum noch mehr zu sehen ist, als die schimmelnden und kleberigen Wände. Hier und da findet man zerbrochene Thüren und Fenster, durch welche man in die inneren Räume sehen kann. Sechs Jahrhunderte russischer Geschichte sind es, die uns daraus entgegengähnen. Schutt und Gerölle oder faulende Möbeltrümmer bedecken jetzt den Boden, auf welchem ehemals kostbare persische Teppiche ausgespannt gewesen sein mogen, und wo einst vielleicht die Zarinnen und Prinzessinnen und kaiserlichen Damen auf schwellenden Polstern sich wiegten, und Sklaven und Sklavinnen zu den Füßen ihrer Gebieterinnen kauerten, um auf die Befehle und Wünsche derselben zu lauschen, kriechen jetzt aufgedunsene Kröten, häßliche Salamander und anderes Gezieser umher, die auf ebenso ekelhaftes Gewürm Jagd machen, während man in noch anderen Behältnissen ganze Kollektionen giftiger Schwämme finden kann, welche auf dem Boden und an den Wänden wachsen.

In Oranienbaum bei St. Petersburg fand ich einst ein kleines verfallenes Palais von wütenden Hunden bewohnt, das den Eindruck eines verwünschten Schlosses machte und von dem Gemahl Katharinas II. infolge eigentümlicher Todesahnungen errichtet wurde, um sich darin zu verschanzen, weshalb es mit Wällen umgeben worden war; hier im alten Kreml erschrickt man nicht weniger, wenn man in diese unheimlichen Räume hineinschaut und im Dunkel derselben die Phosphorflämmchen fliegenfangender Kröten aufblitzen sieht.

Als ob man nur geträumt hätte, so kommt es einem aber vor, wenn man den vorhin erwähnten sichtbaren vorderen Teil des Schlosses betritt, der noch als Absteigequartier für die Mitglieder der kaiserlichen Familie benutzt wird. Hier herrscht noch der denkbar ausgesuchteste Luxus, die Fußböden sind vom kostbarsten Getäfel ausgelegt und die Wände von Sammet und gefalteter Seide bekleidet, während die Decken, Gesimse und Kapitäle von Gold strotzen. Ganze Zimmer sind von Gerätschaften aus massivem Silber ausgestattet. Riesige Kandelaber von Silber und Malachit und andere Gegenstände des Luxus vervollständigen die wahrhaft fürstliche Pracht mit echt russischem Raffinement.

Besonders hervorzuheben bleibt hier die herrliche Banketthalle, deren Wände mit rotem, von goldenen Adlern durchsticktem Sammet ausgeschlagen sind. Der so reich ausgestattete Saal, in welchem ehemals die Zaren bei ihrer Krönung den Vornehmsten des Reichs das übliche Gastmahl gaben, wird natürlich so gut wie gar nicht mehr benutzt. In den prunkenden Hallen wurde geschwelgt und gejubelt; draußen vor den Fenstern wurde geköpft!

Gleich interessant und von Sehenswürdigkeiten erfüllt sind viele andere Zimmer. Einzelne sind mit Waffen, Trophäen, goldenen Gerätschaften, Vasen, Kronen und Sceptern, Mänteln und anderen Gegenständen dekoriert, oder dadurch doch besonders wertvoll. Andere, wie z. B. die von Napoleon I bewohnt gewesenen Gemächer, haben eine historische Bedeutung erlangt, was man schließlich von allen sagen könnte; allein schon ist es Abend geworden und die großen Spiegelscheiben der Fenster werden von der tiefstehenden Sonne rosig angehaucht, was uns gemahnt, daß es Zeit ist, unsere archäologischen Studien aufzugeben.

Heraustretend und uns an das Eisengitter stellend, das den südlichen Rand des Kremlplatzes einfaßt, sieht es jetzt gerade so aus, als ob die Sonne sich bemühe, bei ihrem Gehen und Kommen diese Märchenstadt zu verherrlichen, und wenn man in die unten murmelnde Moskwa hinabschaut, möchte man glauben, es sei das reine Gold, das da über das kieselreiche Bett des Flüßchens dahin rinne. Der Anblick ist so unbeschreiblich, daß er wohl einer Majestät würdig ist, und er ist so bestechend, daß selbst die überschwänglichste Phantasie eines Chinesen und Birmanen von dem Sitze eines Herrschers befriedigt werden mußte, so daß man begreifen kann, wenn die Franzosen, als sie 1812 über die Sperlingsberge heranrückten und die Kremlstadt erblickten, entzückt ausriefen: „Moskau! o Moskau!"

Allein jauchzen wir nur, so viel wir wollen, der Jubel macht doch nicht satt. Jetzt, nachdem wir studiert, geforscht und geschwelgt, darf man auch an die Befriedigung anderer Bedürfnisse denken, die zu stillen bereits Restaurants warten. Langsam wandern wir dem Dreifaltigkeitsthore zu. Links liegt das Nonnenkloster, vor welchem einige Nonnen auf den Stufen der Treppe sitzen und sich verbeugen und bekreuzen, denn eben hämmert der Glöckner die Abendglocke zum Gebet. Bald erreichen wir das Restaurant Kreml. Es erfreut sich eines guten Rufes, das sieht man, denn die Kellner sind fortwährend bemüht, ihren Gästen draußen im Grünen die Erzeugnisse der nicht gerade exquisiten Küche und Erquickungen in flüssiger Form von noch zweifelhafterer Güte zuzutragen. Der Kleinbürger Moskaus ist in dieser Beziehung weniger empfindlich, und die hübsche Lage des Restaurants und der ungezwungene gesellschaftliche Ton kann für manche Mängel entschädigen.

Moskau zählt heute etwa 400,000 Einwohner. Sie ist noch immer die reichste Stadt Rußlands. —

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (8. Fortsetzung.)

Ja, das leibliche Leben war außer Gefahr, aber die Seele wurde noch — wie er sich selbst ausdrückt — zwischen Christus und Belial hin- und hergeworfen und elendiglich zerstoßen. Er meinte, er werde wohl sein ganzes noch übriges Leben durch solche Fluten der Anfechtung waten müssen, wolle es aber auch gerne thun, wenn nur sein Gott, der liebste Heiland, dadurch verherrlicht würde.

Da schickte ihm Gott einen Engel des Trostes, der für andere, ja für ganz Wittenberg ein Engel des Schreckens war. Was andere niederwarf, das richtete den Doktor Martinus auf. Was anderen das Gottvertrauen erschütterte und sie in die Nacht der Verzweiflung trieb, das half dem Angefochtenen wieder zur Lebensfrische des Glaubens und zum Heldenmut der Hoffnung auf den lebendigen Gott.

Zu den Thoren von Wittenberg herein ritt ein Reiter auf fahlem Roß, mit bloßem, hauendem Schwert: die Pest.

Alles ist wie gelähmt von Grauen und Entsetzen. Die Spannkraft des Willens erschlafft, eine auffallende Gleichgültigkeit legt sich lähmend auf die Gemüter. Von Torgau kommt des Kurfürsten Befehl an die Universität: „Fliehe alles, Lehrer und Schüler, und berge sich in Jena!“ Und alles gehorcht in Eile dem landesherrlichen Gebot — alles bis auf einen. Dort in dem Augustinerkloster sitzt noch der erste der Universitätslehrer, die Leuchte der Wittenberger Hochschule und antwortet auf des Kurfürsten Sorge in heiligem Trotz: „Ich bleibe hier, ich darf von hier nicht weichen!“ — Ein neuer Befehl des Landesherrn ergeht an ihn, in der Form der dringlichsten Bitte gekleidet: man möge sein in Jena nicht entraten; aber die Antwort ist wieder dieselbe: „Ich bleibe hier, ich darf von hier nicht weichen!“ —

Alles ist mit Todesangst erfüllt, und die Angst ist der schlimmste Gehilfe der Seuche: die Furchtsamen fallen ihr am allerersten zur Beute. Luther weiß nichts von Angst. Und hin eilt er mit Bugenhagen, dem Stadtpfarrer, und Rörer, dem Kaplan, welche beide gleich ihm geblieben sind, hin, wo ein Kranker hilflos nach Erbarmen schreit, ein Sterbender den letzten Trost begehrt. In seinen Armen sterben die von der Pest Ergriffenen und hauchen ihm den Tod ins Gesicht — ihm darf es nichts schaden. Und siehe, je aufopferungsvoller sich die Kraft seines Leibes verzehrt, desto reichlicher quillt ihm die Kraft der Seele zu, und die Schatten des Trubsinns weichen, der Teufel hat nichts mehr an ihm — hell und klar steht an dem Himmel seines inneren Lebens die Sonne JEsus Christus.

Und nun siehe, wie Gott es ihm giebt, dem Tode allenthalben seine Beute zu entreißen, wie er hier mit kräftigem Wort die falsche Furcht vor der Seuche verscheucht und zum Gottvertrauen mahnt; wie er dort die kecke Vermessenheit straft, welche Gott versuchend die natürlichen Mittel wider die Krankheit verachtet und der Ansteckung spottet; wie er dort wiederum dem Aberglauben entgegentritt, daß man von der Krankheit heil werde, wenn man andere anstecke, und dort mit furchtbarem Zorn gegen die Ruchlosen donnert, welche in satanischer Bosheit in die noch unberührten Häuser dringen, weil es sie ärgert, daß da nicht auch die Pestilenz sei.

Daß er sich selbst dabei opfern könne, und ob er nicht sein teures Leben der Kirche im großen erhalten müsse, daran denkt er gar nicht. Wie er es von jeher mit immer gleicher Ruhe Gott anheimgestellt hat, ob ihn Gott noch ferner auf Erden brauchen wolle, so thut er es jetzt auch und geht an die Stätte des Todeswürgens mit demselben Angesicht, wie er sonst auf die Kanzel gegangen ist oder auf den Lehrstuhl.

So steht er fest und treu auf seinem Posten und schamrot, schweigend sehen seine Feinde zu, wie er mit seinem Leben seine Lehre auslegt.

Und siehe, neben ihm steht eine Heldin, das Weib, das ihm der HErr gegeben. Nicht allein, daß sie dem vom sauren Tagewerk Ermüdeten mit linder Hand den Schweiß von der Stirn wischt und mit der hingebendsten Pflege seiner wartet — sie ist auch seine Gehilfin in der Pflege der Kranken, sie öffnet bereitwillig ihres wunderbar verschonten Hauses Thür und nimmt mit tapferem Mute auf, was sich zu ihr flüchtet. Die Ehefrau des Arztes Schurf, der mit seiner Familie in das Lutherhaus eingezogen war, kommt zum Liegen, und verderbendrohend zeigt sich eine Pestbeule an ihrem Fuß. Nicht lange, so wird auch das Fräulein Margarete von Mochau, die Luther gleichfalls aufgenommen, von dem Würgengel auf das Lager gestreckt. Katharina geht, sich selbst vergessend, von einem Lager zu dem andern, und die Kraft des Höchsten hilft ihr bei dem Samariterwerk.

Da kommt die Nachricht von dem Absterben einer lieben Freundin, der Gattin des Kaplans Rörer, die, in den Geburtswehen von der Pest überfallen, ihr junges Leben samt dem des Kindleins elendiglich hingeben muß. Da zuckt auch Katharina, die sich in den gleichen Umständen befand, zusammen, und der Mut will ihr vergehen.

Auch über Luther kommt es wie Verzagen, und der Sturm neuer Anfechtung drohte die starke Eiche zu brechen. Bugenhagen, der jetzt auch noch mit seiner Familie in Luthers Wohnung zieht, versucht vergeblich den Freund zu trösten und zu stärken, denn dieser sieht sein Weib an, das täglich schwächer wird, und er sieht sein Söhnlein Hänschen an, das auch anfängt zu siechen.

Doch siehe, besser als Menschen wußte Gott zu trösten: am 10. Dezember stand der Doktor Martinus am Bett seines geliebten Weibes und dankte für das gerettete Leben der Mutter, wie auch für das dazu geschenkte neue Leben, denn er hielt dem Hänschen, der auch wieder wohlauf war, ein neugeborenes Kindlein dar und sprach: „Hänsichen, siehe, da hat Dir der liebe Gott ein Schwesterlein bescheret!“

Der Winter kam mit seinen eisigen Stürmen und jagte den Würgengel von dannen. Die Überlebenden atmeten dankbar auf, und die Geflüchteten kehrten langsam wieder. Luther aber und seine Käthe lagen vor Gott auf ihrem Angesicht und beteten: „Du bist der Gott, der Wunder thut, Du hast an unserm Hause Deine Macht und Güte kund gethan: in so vielen Häusern sind es weniger geworden, in dem unseren aber eines mehr!“

Die heimgekehrten Freunde strömten herbei und wollten es selbst mit ihren Augen sehen, daß der Mann Gottes noch da sei und die Seinigen noch um sich habe. O, wie erfreuten sie sich seines Anblicks: einen Gebeugten und Angefochtenen hatten sie verlassen, einen Genesenen und neu Erstarkten fanden sie wieder, der ihnen mit leuchtenden Augen den Gruß entgegen rief: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben!“

Vierzehntes Kapitel.

Verlust und Ersatz.

Vor dem Elsterthor in etlicher Entfernung von Wittenberg ist ein Brunnen, dessen Ort man noch zeigt bis auf den heutigen Tag. Er heißt der Lutherbrunnen, denn Luther ist es gewesen, der ihn im Jahre 1520 gefunden und gegraben hat. Der Bergmannssohn hatte ein sicheres Gefühl und Witterung für alles Metall und Kleinod in der Erde.

Weil es nun um den Brunnen her so gar anmutig war

von Laubwerk und Rauschen der fernen Elbe und stärkender Luft, so hatte sich der Doktor Martinus im Jahr 1526 an dem Brunnen ein luftiges Häuslein errichten lassen, dessen Inneres Käthens geschickte Hand mit allerlei Zierat geschmückt und mit Gerätschaft aufs bequemste ausgestattet hatte, so daß es gut war, hier zu weilen, und reichlicher Zuspruch von Freunden die Mühe der Frau Doktorin belohnte.

Es war ein warmer, sonniger Tag im Mai des Jahres 1528. Die Natur prangte in ihrem schönsten Schmuck, die Bäume standen in dem hellsten Grün, mit den Blumen im Garten, von Menschenhand gepflegt, blühten die wildwachsenden auf dem Feld um die Wette und spendeten Bienen und Schmetterlingen die süße Kost. Auf allen Zweigen pfiff und zwitscherte es im vollen Chor durcheinander, und auch die unter dem Joch gehenden Rosse der Bauern wieherten lebenslustig in den wonnigen Frühlingstag hinein.

In dem Brunnenhäuschen vor dem Elsterthor zeigt sich uns durch die weit offen stehende Thür ein lieblich Bild. Da sitzt der Doktor Martinus mit der Laute in der Hand und musiziert. Der Lenz hat ihm das Herz gepackt, und wo draußen in der Natur alles singt und klingt, da kann der Doktor Martinus auch nicht schweigen.

Zu seiner Seite sitzt Frau Katharina, den Säugling an der Brust, in süßem Träumen halb den Tönen der Laute lauschend, halb in die Herrlichkeit der Frühlingslandschaft verloren. Wie aber der Doktor aus dem freien, frischen Phantasieren in eine bekannte Melodie einlenkte, da summte die Käthe unter leisem Wiegen des Kopfes mit, und auch der kleine Hans, welcher mit einem von Wolfgang gedrechselten Steckenpferd am Boden spielte, schaute aufmerksam in die Höhe.

Der Knabe war nun zwei Jahre alt geworden und recht fröhlich aufgeblüht, konnte sich schon geschickt auf seinem Holzpferdchen tummeln und mit Worten verständlich machen, wenn es auch mitunter zum Lachen war. Das Holzpferd war sein liebstes Spielwerk, und ein Vergnügen war's, ihm zuzusehen, wie die kindliche Einbildungskraft dem toten Dinge Leben gab und es wie ein lebendes Wesen behandelte. Es hatte seinen besonderen Stall, den er ihm von drei Brettern in einer Ecke gebaut; es bekam sein Futter und Streu für die Nacht, und wenn es einmal krank ward, mußte Arznei herbei, und an tröstlichem Zuspruch fehlte es auch nicht.

Mit innigem Wohlgefallen ruhten der Eltern Augen auf dem sinnigen Spiel ihres Erstgeborenen, und Käthe machte gegen ihren Gemahl die Bemerkung: „Das Hänsichen wird einmal, so Gott Gnade giebt, unseres Alters Trost und Freude werden."

Dann aber die Augen auf den Säugling an ihrer Brust senkend, fuhr sie mit besorgter Miene fort: „Wo ich jedoch unsere liebe kleine Elisabeth anschaue, muß ich flugs der Worte des heiligen Apostels gedenken: Habet, als hättet Ihr nicht! Sie ist das Kind meiner Angst, in Angst geboren und mit Angst erzogen bis hierher. Sehet, wie gar bleich das kleine Gesichtlein ist und welche Schatten um die Augen her!"

Luther neigte sich zu dem Kindlein und streichelte ihm die kleine Hand. „Liebes Weib, jenes Wort des heiligen Apostels hat seine Kraft und Geltung nicht allein im Blick auf ein schwaches Kindlein, sondern alle unsere Kinder sollen wir immer haben, als hätten wir sie nicht. Hat sie uns doch der HErr nur auf Borg, in die Kost und Ziehe gegeben und fordert sie sich wieder, wann er will."

Über Katharinas Gesicht legte sich ein Schatten tiefen Wehs. „Damit habet Ihr wohl recht, liebster Herr Doktor, dennoch aber siehet man sie lieber kommen, als gehen, und wenn man eines soll hergeben, muß da nicht das Herz zerbrechen? Ach, Du mein liebes Elisabethlein, mein herziges Kind — — — —"

Sie preßte ihre Lippen auf die kleine, bleiche Stirn, und ihre Thränen rannen heiß hernieder.

Auch dem Doktor wurde es weich im Herzen, und er war froh, daß er seinen Freund Melanchthon nebst den Reichenbachschen Eheleuten daherkommen sah.

„Dachten wir es uns doch", rief Frau Elsa schon von weitem, „daß wir Euch am Brunnen zu suchen hätten, da wir Euch daheim nicht fanden. O wie schön ist der Maien!"

Die Freunde setzten sich in den Kreis: Frau Elsa neben die Käthe, die beiden Männer zu dem Doktor Martinus.

„Ei," hob dieser an, „was für einen feinen Geruch habet Ihr doch, liebe Freunde, daß Ihr gerochen habet, was mir Seine kurfürstliche Gnaden schon wieder verehret. Ich aber kann mich auch wohl eines feinen Gefühles rühmen, sintemal ich gefühlet habe, daß heute meiner Freunde etliche zum Brunnen kommen würden. Habe derhalben des gnädigen Herrn Geschenk hierher bringen lassen."

Damit deutete er in eine Ecke, wo ein Fäßlein stand und daneben ein thönerner Krug. „Soll edler spanischer Wein sein, wie der Überbringer sagte, dem Doktor Martinus zur Stärkung."

„Es ist ein guter Herr, unser Kurfürst", bemerkte Reichenbach, „welcher auch wohl das Rechte zu treffen vermag. So müsset aber auch Ihr, Herr Doktor, der gütigen Weisung folgen und dessen, das zu Eurer Stärkung dienen soll, allein gebrauchen."

Luther war aber bereits an dem Fäßlein und zapfte den Krug voll. „Was wollet Ihr, liebster Reichenbach? Wie soll der Wein mir eine Stärkung sein, so ich ihn wollte für mich allein trinken? Siehe, gleichwie geteilte Freude doppelte Freude ist, also ist mir auch geteilter Wein doppelter Wein."

Damit reichte er dem Syndikus den Krug, und als dieser sich trotzdem weigerte, warf ihm Melanchthon einen bedeutsamen Blick zu und sprach: „Nehmet nur, Reichenbach, der Doktor ist nun 45 Jahr alt geworden, da bessern wir ihn in diesem Stück nicht mehr." —

So machte nun der Krug die Runde, und das ihm angeborene fröhliche Wesen brach bei Luther in dem Gespräch mit seinen Vertrauten immer urkräftiger hervor, daß man meinte, er könne sein Lebtag nicht traurig und schwermütig sein.

Gegen den Abend gesellten sich noch andere dazu, Wittenberger Bürger, die lustwandelnd aus dem Thor gekommen waren. Luther nötigte sie alle herbei, und sie mußten seine Gäste sein. Da es an Stühlen gebrach, lagerte man sich am Boden auf ausgebreiteten Mänteln, und das Gespräch drehte sich um allerlei Dinge, Angelegenheiten der Stadt Wittenberg und des Reiches Gottes, wie es sich gerade gab, bis endlich der Wolfgang daher gehinkt kam mit warmen Tüchern für die Frau Doktorin und die Kinder, sowie für den Herrn Doktor mit der bestimmten Mahnung, heimzukehren, ehe denn es Nacht werde und so weiter.

Gehorsam leistete Luther dem Befehl seines Dieners Folge, und die Gesellschaft kehrte gemeinschaftlich in die Stadt zurück. —

Prachtvoll erblühten diesen Sommer in Luthers Garten die Erfurter Rosen und erfreuten nicht bloß das Herz dessen, der sie gepflanzt, sondern auch aller derer, die er in den Garten nötigte, Gottes Wunderwerke anzuschauen, oder denen der mitteilsame Mann ein Sträußlein ins Haus schickte. Doch größer noch als über den Garten war des Doktors Freude, wenn er in die Kinderstube trat und da die sanften Röslein erblickte, die schüchtern auf Elisabeths Wangen erblühten. Wohl lächelte der Hausarzt, Doktor Augustin Schurf, schmerzlich zu der Freude des Vaters, doch dieser sah das nicht und hoffte das Beste für des Kindleins Gedeihen.

Es war aber der Tod, der hinter diesen Rosen arbeitete.

Nicht lange, so war das schöne Rot wieder verblaßt, und mit einem durch die getäuschte Hoffnung doppelt niedergebeugten Herzen standen die Eltern an dem Bett des sterbenden Kindes.

Da es nun in den letzten Zugen lag, und Luther, seine ganze Kraft zusammennehmend, sprach: „Herr, Dein Wille geschehe!" da schrie Katharina laut auf: „Ach, lieber, himmlischer Vater, ist es denn nicht möglich, daß dieser Kelch an uns vorübergehe? Siehe, er ist so bitter, und ich meine, ich könne ihn nicht trinken!"

Wie nun Luther seines Weibes großen Schmerz sah, da brachen auch aus des starken Mannes Augen die Thränen, daß er weinte wie ein Kind.

Dieser Anblick übte aber auf die Katharina eine wundersame Wirkung. Ihr war erst selber um Trost so bange gewesen, nun sie aber ihres Mannes Schmerz sah, da kam es über sie, wie die Kraft Gottes, daß sie ihn trösten konnte. Und siehe, nachdem Luther Trost empfangen, vermochte er auch hinwiederum welchen zu geben, sonderlich da, wo man den Deckel des Sarges zuschlug und das liebe, kleine Engelein hinaustrug. Da ist er hinter dem Sarg dreingeschritten durch das herbeigekommene, weinende Volk, und hat am Grabe geredet, sich selbst zum Trost und allen Anwesenden zur Erbauung, und hat da recht erfahren, welch ein Schatz das liebe Gotteswort sei, welches am lebendigsten und kräftigsten wirkt, wo die Seele durch Nacht und Trauer gehen muß, gleichwie der Demant dann am hellsten funkelt, wenn er auf dunklem Grunde ruht.

Der Wolfgang hatte ein hölzernes Kreuzlein gezimmert, das setzte er auf den Grabhügel und der Vater schrieb darauf: Hic dormit Elizabeth filiola Martini Lutheri. Anno 1528. Zu deutsch: Hier schlaft Elisabeth, Martin Luthers Tochterlein. Im Jahre 1528.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Katharina hatte ein tiefes Gemüt, so nagte das Weh an ihr mit lange anhaltender Gewalt. Dennoch lernte sie hier einen Segen der Trübsal kennen, den sie noch nicht gekannt hatte, daß nämlich ihre Hausgenossen, das Gesinde sowohl als auch die Kostgänger, welche in dem einen Flugel des Hauses wohnten, sich mit noch viel großerer Herzlichkeit der Teilnahme und des Diensteifers an sie drängten, als wollten sie, ein jeder nach seiner Art und Vermögen, der trauernden Mutter den Verlust ersetzen. Katharina war ihnen auch von Herzen dankbar und vergalt ihnen die Liebe, wie sie nur konnte.

Besser aber als Menschen wußte Gott Ersatz zu geben; denn als auf Elisabeths Grab die Maienglöcklein bluhten, da stieg zum Himmel auf der gluckseligen Mutter Dank: „Der HErr hat genommen, der HErr hat gegeben, der Name des HErrn sei gelobet!" Und in seinem Stüblein saß der Doktor Luther und schrieb in fliegender Eile, daß die Feder spritzte und knarrte:

„Gnade und Friede in Christo! Mein lieber Freund und Gevatter Amsdorf! Weil uns der grundgütige Gott in unserm Elend und Traurigkeit angesehen und uns für das tote Mägdlein ein lebendiges geschenket hat, so bitte ich Euch, Ihr wollet eilen, daß dasselbige nicht lange ein Heide bleibe, sondern gar bald durch das heilige Sakrament im Himmel angeschrieben werde als ein Erbe des ewigen Lebens."

Nachdem die heilige Handlung vollzogen war, nahm Luther sein Töchterlein auf den Arm und sprach: „O Du liebes, kleines Lenichen, sollst uns zwiefach willkommen sein: einmal um Deiner selbst willen, danach aber auch um Deines geschiedenen Schwesterleins willen, welches uns in Dir wieder auflebet; denn wo ich Dich ansehe, meine ich, ich habe mein Elisabethlein wieder."

Danach wandte er sich zu dem Bett der Wöchnerin und beugte sich über die noch sehr schwache, marmorblasse Frau: „Du allerliebstes Weiblein, wie muß ich Dir danksagen, daß Du mir unter großen Ängsten abermals ein Kindlein geschenket! Was wäre doch der Doktor Martinus ohne seine Käthe! Seit ich Dich habe, bin ich nicht mehr arm, sondern ein reicher Mann! HErr, mein Gott, schütze, erhalte und segne mir das teure Leben!"

Fünfzehntes Kapitel.

Die Einsame.

In dem Hinterstüblein, jenem berühmten Gemach hart am Wallgraben, aus welchem heraus Luther das Papsttum gestürmt hatte, sitzt Frau Katharina ganz allein. Der Doktor ist nicht anwesend — bereits seit fünf Monaten weilt er fern von Wittenberg auf der Veste Koburg, wohin ihn der Kurfürst mitgenommen, um dem Reichstag zu Augsburg, dem er wegen der noch auf ihm liegenden Reichsacht nicht beiwohnen durfte, doch nahe genug zu sein, um die evangelischen Bekenner mit seinem Rat unterstützen und mit seiner Geisteskraft ermutigen zu können.

Obwohl der Reformator um seines Amtes willen gar oftmals abwesend sein mußte, so konnte sich Katharina doch nimmer an die Einsamkeit gewöhnen. Ihrem Leben war der Schmelz abgestreift, wenn sie nicht ihres lieben Ehegatten Antlitz sah und seine Stimme hörte. Sie lebte nicht sich selbst, sie lebte für ihren Mann.

Kann es uns nun Wunder nehmen, daß der Katharina in Abwesenheit des Gatten ihr Haus so öde und einsam erschien, obschon es darin von all dem Gesinde und den Kostgängern Geräusch und Leben genug gab? Auch die Gebrüder Peter und Hieronymus Weller, welche die Fürsorge des Gemahls ihr zum Schutz und Beistand in dem Haus zurückgelassen hatte, konnten ihr den Mangel nicht ausfüllen.

Katharina hatte eine Näharbeit vor sich, Hänschens Röcklein, das an den Ärmeln schadhaft geworden war, aber ihre Gedanken waren nicht auf die Nadel.

Sie legte endlich das Handwerkszeug beiseite und ging an die Truhe, kramte in den Papieren und brachte bald eine Mappe von gelbem Leder hervor mit den Briefen, welche sie von ihrem Gemahl und anderen empfangen hatte. Obwohl sie dieselben schon fast auswendig konnte, las sie sie doch noch einmal, und auf ihrem Antlitz malte sich stille, innerliche Freude, wie Abendsonnenschein auf der sommerlichen Flur, denn aus diesen Briefen trat es ihr in einem sichtbaren Bild und Zeugnis äußerlich vor die Augen, was sie still drinnen im Herzen als beseligendes Gefuhl getragen hatte: daß der Doktor Martinus seine Käthe mit wahrer, ganzer, voller Liebe umfange.

Sie konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, da sie den ersten Brief zur Hand nahm, denn da schlug der Doktor einen so herzfröhlichen, scherzhaften Ton an, daß aus jedem Wort zu spüren war, wie wohl er sich fühle auf der hohen Warte, im „Reich der Vogel", wie er sich ausdrückte. Der Brief lautete so:

„Gnade und Friede in Christo. Meine liebe Käthe! Wir sind wohlbehalten auf unserm Sinai angekommen, aber wir wollen einen Tabor daraus machen und hier drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Äsop eine. Zuvor aber schreibet Dir Dein alt Liebchen, auf daß Du wissest, wie der Doktor Martinus nun gar ein König worden sei, oder zum mindesten ein Fürst, und in einem hohen Schloß hause mit dreißig Dienstleuten in bunten Röcken, wie Papageien anzuschauen, dazu zwölf Wächtern und zween Hornbläsern auf den Zinnen. Sonsten ist es allhier sehr still und recht angethan zum Studieren, ohne daß draußen in der Luft ein unermüdlich stark Getümmel vernommen wird. Es ist nämlich ein Gehölz dicht vor unsern Fenstern hinunter, wie ein kleiner Wald,

da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingeleget. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll. Da kaket jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange mögen währen; und möcht' gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs noch etliche bei Euch wären, denn mich dünket, sie seien aus der ganzen Welt hierher versammelt. Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unsern Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in allerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen auch alle einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nicht nach Rossen und Harnischen, sie haben gefiederte Ruder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entweichen können. Es sind große mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. Soviel ich aber von einem Dolmetsch vernommen, haben sie einen gewaltigen Zug und Streit vor wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher hie Ritter werden und große Thaten thun. Also sitzen wir hie am Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehr einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunsteden gespießet würden. Ich halte aber, es sei nichts anderes, denn wie Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einen Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigt und sehe, wie sehr nützlich Volk es sei, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür kaken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört, denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus!

Aus dem Reichstag der Malztürken den 28. April 1530."

Katharina legte den Brief sorglich wieder in die Mappe und nahm einen zweiten heraus, von anderer Hand geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

„Es ist bezeichnend für unsere Zeit", schreibt ein deutscher Militärschriftsteller, „daß die Verluste in den Kriegen der Neuzeit als besonders groß bezeichnet werden. Man führt dies auf die Vervollkommnung der Schußwaffen zurück und bedenkt nicht, daß die Schlachten früher viel blutiger waren. Das Überwältigende an den heutigen Verlusten liegt in dem plötzlichen, massenhaften Auftreten derselben bei einzelnen Truppenteilen. Es ist aber bei einem Volk in Waffen, wie es das deutsche ist, nichts weniger als patriotisch, derartige deprimierende und zugleich nutzlose Betrachtungen anzustellen. Die früheren Schlachten waren ein mäßiger, aber anhaltender Regen, der schließlich doch bis auf die Haut durchdringt; die heutigen sind ein heftiger, aber kurzer Platzregen, durch den man eben rasch hindurch muß. Außerdem ist zu bedenken, daß in allen neueren Kriegen (außer im Kriege von 1870—'71 auf deutscher Seite) die Verluste durch Krankheiten weitaus größer waren, als die durch den Feind. Namentlich in den russisch-türkischen Kriegen war es, wo ganze Divisionen geradezu hinwegstarben. Im Krimkrieg während des Winters 1854—'55 fielen von 29,000 Engländern 10,000 durch Krankheiten; 1866 in der preußischen Armee an Cholera 6427, auf den Schlachtfeldern 4450; 1870—'71 fielen auf deutscher Seite 12,000 Mann an Krankheiten zu 28,000 auf dem Schlachtfeld. Gewiß ein sprechendes Zeugnis für die verbesserte Gesundheitspflege!" — Schließlich möge für die Behauptung, daß die früheren Kriege trotz der mangelhaften Schußwaffen doch blutiger waren, als die modernen, noch folgendes dienen.

	An Toten und Verwundeten	
Die Preußen verloren bei Kollin	40	Prozent
" " " " Zorndorf	38	"
" " " " Kunersdorf	40	"
" Österreicher verloren bei Aspern	30	"
" Franzosen verloren bei Aspern nahezu	50	"
" Preußen verloren bei Lützen	30	"
Das Yorksche Korps bei Leipzig in drei Stunden	25	"
" Kleistsche Korps bei Leipzig in zwei Tagen	30	"
Die Russen und Franzosen bei Borodino	30	"
" Engländer bei Waterloo	25	"
" Preußen bei Königgrätz	4	"
" Österreicher ebendaselbst	11	"
" Deutschen bei Wörth	12	"
" " " Spicheren	18	"
" " " Mars la Tour	22	"
" " " Gravelotte	10	"
" " " Sedan	4	"

Die Anrede im Schwedischen. Die äußerst höflichen Bewohner Schwedens lassen es sich nie zu schulden kommen, demjenigen, mit welchem sie sprechen, den ihm zukommenden Titel zu versagen. Demzufolge suchen sie, sobald es nur irgend möglich ist, den Rang und Stand eines Fremden zu erfahren, um ja nicht gegen die Sitte zu verstoßen. Unsere Anrede „Sie" fehlt nämlich im Schwedischen, und der Schwede muß daher denjenigen, welchen er nicht duzt, in der dritten Person anreden. Man sagt z. B. nicht: „Wollen Sie so gut sein", sondern: „Will der Herr Doktor, der Herr Oberst so gut sein." Ist der Titel unbekannt, so sagt man, je nach dem Geschlecht: „Wollen der Herr, die Frau so gut sein." Auch wenn man sich duzt, geht man von der Anrede der dritten Person doch nicht ab, nur daß an die Stelle des Titels die Bezeichnung „Bror", d. h. „Bruder", tritt. — „Will Bruder so artig sein", heißt es nun. Dutzen sich ein Älterer und ein Jüngerer, so heißt jener „Farbror", d. i. „Onkel", dieser „Bruder". Der Jüngere fragt: „Hat Onkel heute einen Spaziergang gemacht?" — „Nein, Bruder", ist die Antwort des Älteren. Wirkliche Brüder pflegen bei gegenseitiger Anrede wohl zu sagen. „Süßer Du — Lieber Du", oder: „Hör', süßer Bruder!" — Das „Ihr" wenden nur Höhergestellte im Verkehr mit Geringeren oder Untergebenen an.

Der Küster Schmidt, welcher zur Zeit Friedrichs des Großen an der Berliner Domkirche angestellt war, muß jedenfalls ein recht drolliger Herr gewesen sein, denn er wendete sich einst mit folgendem Schreiben an den König: „Allergroßmächtigster König! Ew. königlichen Majestät thu' berichten, 1) daß es an Gesangbüchern für die königliche Familie fehlt. Ew. königlichen Majestät thu' berichten, 2) daß es an Holz fehlt, um die königliche Loge ordentlich heizen zu können. Ew. königlichen Majestät thu' berichten, 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist. Schmidt, Küster an der Domkirche." Den König amüsierte das sonderbare Schreiben höchlichst, und es dürfte spaßhaft sein, seine Antwort kennen zu lernen. Sie lautete: „Ew. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu' berichten, 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu' berichten, 2) daß, wer sich einheizen lassen will, sein Holz sich selbst besorge. Ew. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu' berichten, 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu' endlich noch 4) berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.

Friedrich."

Ordnung muß sein. Korporal Bum hatte lange Zeit in der Kanzlei eines höheren österreichischen Militärbeamten fleißig gearbeitet und wollte nun in Familienangelegenheiten einige Wochen auf Urlaub gehen. Er erschien deshalb bei seinem Vorgesetzten und bat um den Urlaub. Allein dieser schnaubte ihn an und sagte: „Wissen Sie denn nicht, daß es Vorschrift ist, mir in dieser Angelegenheit ein Gesuch vorzulegen?" — „Allerdings", antwortete Bum, „allein ich war nicht imstande, dasselbe zu verfassen!" — „Gut", sagte der Intendant, „dann setzen Sie sich, ich werde es Ihnen diktieren!" — Nachdem nun das Bittgesuch fertig dalag und Korporal Bum sich erhob, sagte der strenge Vorgesetzte: „So, das Gesuch ist nun in Ordnung, aber was den Urlaub anbelangt, so kann ich Ihnen denselben nicht gewähren, da sehr viel zu thun ist."

Über die deutschen Kolonieen in Palästina entnehmen wir einem von wohlunterrichteter Seite herrührenden Bericht nachstehende Angaben: Der deutsche Einfluß hat sich im heiligen Lande erst seit 1870 bemerkbar gemacht; der Orient ist überhaupt das erste Land gewesen, welches nach dem großen Krieg den Rückschlag der von Deutschland errungenen Stellung in Europa empfand. Im Jahre 1872 siedelte sich eine Zahl württembergischer Familien bei Jaffa an. Als fleißige und ausdauernde Leute zeigten sich diese Ansiedler sehr tauglich, die unzähligen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihrem Beginnen entgegenstellten. Ihrer Thätigkeit und Ausdauer gelang es, vor den Thoren von Jaffa Musterwirtschaften, Werkstätten zur Verfertigung landwirtschaftlicher Werkzeuge und Wagenfabriken zu errichten, die ausgezeichnete Fuhrwerke für das kaum wegbare Land lieferten. Der günstige Erfolg zog immer neue Kolonisten an, die Kolonie ist in beständiger Zunahme begriffen. Fast zur nämlichen Zeit, als die Württemberger nach Jaffa gekommen, erhielt eine andere Gesellschaft Deutscher einen beträchtlichen Flecken Landes zu Kaipha bewilligt, am Fuße des Berges Karmel, zwischen dem Kap Karmel und den Ruinen von Cäsarea. Diese Kolonie, weit bedeutender als die von Jaffa, nahm eine mächtige Entwickelung. Die vierzig niedlichen Häuschen derselben, blendend weiß getüncht, gewähren einen Anblick von Ordnung und Nettigkeit, der seltsam von dem Schmutze der elenden Häuser von Kaipha absticht. Die Kolonie, ungefähr 400 Seelen, hat eine eigene Verwaltung, eine Art von Stadtrat, über den dem dortigen Konsul die Oberaufsicht zusteht. Sie ist eine deutsche Miniaturstadt mitten in Asien. Die Ländereien der Kolonie sind vorzüglich bestellt und liefern vier- und fünfmal mehr Ertrag als das unter den Händen der einheimischen Bevölkerung befindliche Land. Eine dritte Kolonie ist in der Umgegend von Jerusalem, nahe beim russischen Hospiz, errichtet; diese scheint mehr dem Handel obzuliegen, aber auch sie steht in großer Blüte. Man empfindet infolge des Eindringens deutscher Ansiedler in Palästina nun schon bereits sehr stark den deutschen Einfluß und wird nicht umhin können, auch die deutsche Politik als einen wichtigen Faktor in Rechnung zu bringen, so oft die syrische Frage wieder in Fluß kommt.

Um die sogenannten „Eisblumen", mit denen der Winter kostenlos unsere Fenster schmückt, auf Glasscheiben zu fixieren und dadurch einen Ersatz für die hinter tieferliegenden Fensterscheiben häufig erforderlich werdenden sogenannten „Fenstervorsetzer" zu schaffen, empfiehlt man neuerdings das folgende Verfahren: Auf eine in horizontaler Lage befindliche Glasplatte gieße man eine dünne Lage von Wasser, das mit etwas Mennig (Bleizinnober) vermischt ist, und lasse die Glastafel in dieser Gestalt auf natürlichem oder künstlichem Wege gefrieren. Dabei werden die Mennigparzellen von den in Bildung begriffenen kleinen Eiskristallen eingeschlossen, und man erhält Figuren von Nadeln, Haarbüscheln, Farrenkrautblättern 2c., ganz so, wie es zur Winterszeit an unseren Fensterscheiben beobachtet wird. Später verdunstet das Wasser und der Mennig bleibt am Glase haften. Man braucht jetzt nur die Platte zu firnissen und die künstlichen Eisblumen sind unzerstörbar.

Zarter Wink. „Lieber Großpapa! wir gratulieren Dir recht herzlich zu Deinem Geburtstage und Mama sagt, wenn Du uns jedem einen Thaler giebst, so sollen wir ihn auf dem Rückwege ja nicht verlieren."

„Wer ist der freimütigste Mann?" fragt Schalk und antwortet: „Der Bauchredner — er spricht frei von der Leber weg!"

Sprechsaal.

M. A. C. in Br. Wo steht der Artikel über Alaska? Jahrgang 25 Nummer 26.

W. W. in L. S. Welches deutsch-englische Wörterbuch können sie mir empfehlen? Köhlers englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. — Preis gebunden etwa $3.00. Jede deutsch-amerikanische Buchhandlung hat dasselbe vorrätig.

In unserer Spielecke.

1. Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Ein leichtes Problem von einfachem, aber hübschem Ideenspiel.

2. Arithmetische Aufgabe.

Von welcher dreizifferigen Zahl ist die Quersumme gleich dem Quadrat der mittleren Ziffer, und die Ziffer links dreimal so groß als die Ziffer rechts?

3. Buchstabenrätsel.

Wenn sich ein Laut geändert hat,
Wird ein Prophet zur Musenstadt.

4.

A A D D
D E E M
N N O O
R S U W

Von diesen sechzehn Buchstaben sollen vier Wörter gebildet werden, die so untereinander gestellt sein müssen, daß man dieselben sowohl horizontal, als auch vertikal lesen kann: 1) Ein Himmelskörper, 2), 3), 4) sind Flüsse, wovon einer in Deutschland, einer in Rußland und einer in Oesterreich sich befindet.

5.

Mich rühmet mancher Handwerksmann,
Weil ich ihm sehr viel nützen kann.
Bin ich nur flüssig und auch warm,
So halt' ich fest mit starkem Arm.

Doch hast du, wenn es dir gefällt,
Die Zeichen gründlich umgestellt,
So kann es, lieber Leser, sein:
Du findest gar den Namen dein.

6.

Ein Fremdling auf den Kopf gestellt,
Ein Segen ist's für Flur und Feld.

7.

Mit a erfreut's den Durstigen,
Mit o wollen's die Lustigen,
Mit ie gilt es nur für Paare,
Mit u für Eile gut, oft käuflich' Ware.

8.

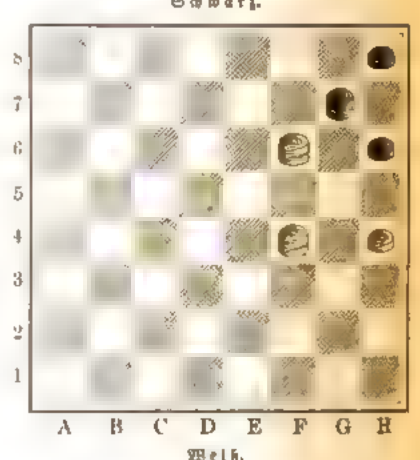
Mit Kopf und Fuß ist's ein Poet,
Ohn' Kopf und Fuß ist's ein Planet.

9.

Schreiber, Geiger und Schütz'
Ohne mich seid ihr nichts nütz'.

10. Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

11. Silbenrätsel.

a ba bar del dor dolf e el her heid ma mi no nu o ra ru the

Von diesen achtzehn Silben sind sechs Wörter zu bilden, die jedes einen Taufnamen geben; doch müssen selbe so untereinander gestellt werden, daß auch die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen zwei Taufnamen bilden.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 31. Januar 1884. Nummer 23.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (19. Fortsetzung.)

15.

Als ich mich endlich lange nach drei Uhr halb angekleidet aufs Bett warf, gestand ich mir ehrlich ein, daß ich in den letzten Stunden eine große Besorgnis gehegt und mich davon herzlich ermüdet und abgespannt fühlte. So dankte ich denn zuerst Gott, daß alles so glücklich vorübergegangen, denn was wäre aus uns in dem einsamen Hause auf abgelegener Höhe geworden, wenn der Blitz bei uns eingeschlagen, gezündet und der wilde Föhn unsere einzige Zuflucht, die mit Stroh gedeckte Nachbarscheune, in Brand gesetzt hätte? An ein solches Unheil wagte ich gar nicht zu denken, und um meine Gedanken davon abzuleiten, dachte ich lieber an meinen armen Kranken oben auf der Alp, was mir aber auch kein tröstlicher Einfall zu sein schien. Denn je länger ich mir vorstellte, wie der Föhn da oben gewütet haben mochte, der dem einsamen Hause so recht aus erster Hand in Thür und Fenster geblasen, um so besorgter wurde ich um den armen Mann und ich fragte mich zehnmal, wie es ihm wohl ergangen sei, was er empfunden haben möge und ob ihm nicht endlich seine selbstgewählte Einsiedelei dadurch gründlich verleidet worden sei?

Indessen, obgleich diese Gedanken wohl geeignet waren, mich von neuem wachzuhalten, so besiegte sie doch endlich meine große Müdigkeit und ich schlief bald, durch nichts mehr gestört, sanft und ruhig ein.

Auch war mein Schlaf ungewöhnlich fest und dauerte viel länger, als es mir eigentlich wünschenswert gewesen. Aber die Ermattung meines Körpers mußte zu groß sein und der Föhn hat ja die Eigenschaft, die menschliche Organisation übermäßig zu erschlaffen und die Kräfte rasch zu erschöpfen, so daß sie, trotz dem dagegen anstrebenden Geiste, nach überstandenem Angriff nur zu sehr einer längeren Ruhe zu ihrer Erholung bedürfen. So hatte ich mir vorgenommen, heute schon um sechs Uhr aufzustehen und den Sennjungen auszukundschaften, dessen Erscheinung ich und Sterchi mit gleicher Spannung entgegensahen, allein ich schlug die Augen erst gegen acht Uhr auf, und da, wenn er so zeitig wie gewöhnlich gekommen war, mußte Christen schon lange wieder das Haus verlassen haben.

Etwas unwillig über mich selber, kleidete ich mich eilig an und begab mich in Sterchis kleines Zimmer, wo ich ihn auch schon bei der Arbeit sitzend fand. Aber auf meine Frage nach Christen und ob er vielleicht Kunde von Mr. Scott gebracht, sagte er mir:

„Nein, Herr Doktor, Christen ist heute gar nicht gekommen und ich glaube auch nicht, daß der arme Junge vor einigen Stunden kommen kann, da die Wege durch Morast gewiß unpassierbar oder durch gefallene Bäume gesperrt sind. Ich habe ihm schon vor sieben Uhr einen Knecht entgegengeschickt, allein der hat ihn nicht getroffen und sagt, der gewöhnliche Weg nach der Alp sei kaum gangbar, das Wasser habe ihn theilweise weggerissen und umgebrochene Bäume lägen gerade an Stellen, die man ohne Lebensgefahr nicht umgehen könne. So gedulden Sie sich denn wie ich mich gedulde, und nehmen Sie heute wie alle übrigen Gäste mit Ziegenmilch zum Kaffee und trockenem Brot vorlieb, da ich weder Kuhmilch noch frische Butter von der Alp beziehen kann. Ich bin auch um meine Kühe und die neue Sennhütte besorgt, denn obgleich sie fest genug gebaut ist, so hat sie einen solchen Sturm doch noch nie erprobt und liegt dem Anprall des Föhns unmittelbar ausgesetzt."

Ich ging wieder nach meinem Zimmer und ließ mir von Anna meinen Kaffee mit Ziegenmilch und trockenem Brot verabreichen, was mir in meiner Besorgnis um die Alp noch eine sehr geringe Einbuße erschien. Indessen hielt ich mich sehr gern im Zimmer auf, um noch etwas Nachruhe zu halten, denn mir war es, als ob mir alle Glieder zerschlagen wären und ich noch einmal die Augen schließen müßte.

Auch schlief ich wirklich ein, wurde aber um halb zehn Uhr wieder von Sterchi geweckt, der mir die Meldung brachte, daß Christen vor einer Stunde gekommen sei, aber so gut wie nichts über Mr. Scott gewußt habe. Er werde wohl ruhig in seinem Hause gesessen haben, hatte der Junge gesagt, und das liege ja in seiner Felsschlucht und unter den Tannen ganz sicher. Letztere würden ihm mit dem Schlagen ihrer Äste und dem Sausen ihrer Nadeln allerdings eine etwas laute Nachtmusik gemacht haben, aber ein Unheil sei ihm gewiß nicht geschehen.

„Und Ihre Kühe?" fragte ich Sterchi, nachdem ich seinen Bericht mit Teilnahme angehört.

„O, die sind alle gesund und haben das Unwetter glücklich in der Hütte überstanden, wohin Heinrich sie vorsorglich am

Abend gebracht, da er ja von da oben her das Unwetter lange vor seinem Ausbruch heraufziehen sah. Aber der Christen, der arme Junge, hat einen mühsamen Marsch bis hierher gehabt. Er ist über den obersten Kamm des Berges gekommen, da der untere Weg ganz ungangbar ist, und ich habe schon einige Knechte hinaufgeschickt, die die gefallenen Bäume bei Seite werfen sollen. Auch den Kamm hat er nur mit Mühe übersteigen können und ist bis über die Kniee in Morast und Schlamm gesunken. Na, der wird sich bald wieder verloren haben, denn sehen Sie doch da, die Sonne scheint wieder und der Wind bläst artig aus Osten über den See her, und der trocknet rasch die überflüssige Nässe auf."

Als Sterchi mich wieder verlassen, zündete ich mir eine Cigarre an und blickte aus meinem Fenster in die frisch aufgelebte Natur hinaus. Aber, wie sah es da draußen auf der sonst so reinlich gehaltenen Matte vor unserm Hause aus! Die ganze grüne Fläche war mit Trümmern aller Art bedeckt. Baumäste, Tannenkronen und Zweige, mit Gewalt von ihren Stämmen gebrochen, zeigten sich ringsum auf dem Rasen. Alle Stühle, Tische und Bänke, die in der Nähe und unter dem Balkon im Freien gestanden, waren hinabgeblasen und lagen, oft in Stücke zerbrochen, weit unter dem Hause umhergestreut. Viele schöne Tannen, ganz in der Nähe der Scheune, waren gekappt und sahen wie Schiffe auf der See aus, die ihre Masten im Sturm zur Hälfte verloren, und daß sie so leicht dem Anprall nachgegeben, war kein Wunder, denn jetzt bemerkte man erst, wie Hunderte von schweren Tannapfeln daran hingen, deren Masse dem daherjagenden Fohn eine sichere Handhabe geboten hatte.

Es war auch noch immer sehr windig und die Tannen wiegten sich lebhaft hin und her; große und kleine Wolken schwebten flüchtig am sonst blauen Himmel und ihre Schatten lagen wie scharf umgrenzte Inseln auf dem trüb schimmernden See, dessen Wogen sich allerdings schon etwas beruhigt hatten, da der Wind, der jetzt hier oben wehte, unten viel geringer zu sein schien.

Als ich bald darauf nach dem Speisesaal ging, um mich nach den übrigen Bewohnern des Hauses umzusehen, fand ich noch niemand am Frühstückstisch; alles schlief noch fest nach der bang durchwachten Nacht. Bald gesellte sich Sterchi zu mir, der eben einige seiner Leute beordert hatte, die auf der Matte liegenden Gegenstände wieder heraufzuholen und einige Ordnung zu schaffen, und ich teilte ihm nun meinen Wunsch mit, bald nach der Alp aufzubrechen und mich persönlich nach dem Befinden meines Kranken zu erkundigen.

Allein da riet er mir ernstlich von diesem weiten Gange ab. „Sie können noch nicht hinauf", sagte er, „der Morast ist viel zu tief und die Bäume, die auf dem Wege liegen, können Sie nicht wie der Christen umklettern. Nein, nein, warten Sie noch einen Tag, der scharfe Wind, der jetzt weht, trocknet den Weg bis morgen auf und dann will ich Sie selbst begleiten, um einmal nach meinen Leuten und Kühen Umschau zu halten. Wenn Sie aber doch etwas Neues sehen und sich überzeugen wollen, wie der Sturm in der Nacht gewütet, so kommen Sie lieber mit mir ein Stück den Berg hinab. Die Zerstörung, die der Föhn im Kampf mit der Bise angerichtet, soll grausig sein, mir haben es einige Knechte gesagt, die gleich nach Tagesanbruch eine Strecke hinabgestiegen sind, und da können Sie einmal erfahren, was solch ein Wüterich zu leisten vermag."

Ich fügte mich nur ungern in diesen Vorschlag, obwohl ich einsah, wie gut gemeint und richtig er war. So zog ich denn meine Bergrüstung an und bald verließ ich mit Sterchi das Haus, um den Weg nach dem unteren Walde in seiner Begleitung anzutreten.

Unmittelbar in der Nähe des Hauses stand der Wald noch aufrecht, nur hatten viele schöne Tannen ihre Kronen und große Äste verloren, die ein unentwirrbares Verhau selbst auf diesem Wege bildeten. Aber je tiefer wir hinabkamen, und wir gingen mehr als eine halbe Stunde weit, um so sichtbarer wurde die Zerstörung, bis wir endlich an die Stelle gelangten, wo der ärgste Kampf gewütet und alles umher verstümmelt oder gar vernichtet hatte.

Auf dem Felsen zur Rechten des Weges standen noch alle alten Bäume aufrecht, aber zur Linken, wo der Abendberg sich in bald steilerem, bald mäßigem Gefälle abstuft, lagen die dicken Stämme haufenweis übereinander und unser Weg weiter hinab zeigte sich völlig verbarrikadiert. Der Weg von Interlaken her war also nicht gangbar und es kam auch niemand in den ersten vier Tagen herauf, während die nach der Post gehenden Knechte sich über Wilderswyl ihren Pfad bahnen mußten und vier Stunden zu ihrem Marsche gebrauchten, den sie sonst in zwei zurückzulegen pflegten. In den nächsten Tagen aber entwickelte sich eine ungemeine Thätigkeit auf dem Wege, wo wir augenblicklich standen, denn es wurde die Gemeinde aufgeboten, um den gefallenen Wald aufzuräumen und die über den Weg geworfenen Stämme zuerst zu zersägen und dann bei seite zu schaffen.

Sterchi stand ganz verdutzt und mit zusammengefalteten Händen und sah sich wortlos den ungeheuren Schaden an, da mehr als tausend hochstämmige Bäume dem Sturm zum Opfer gefallen waren.

„Sind das Ihre Bäume?" fragte ich ihn.

„Ach nein", sagte er, „aber es schmerzt mich doch tief, was ich hier sehe. Dies alles ist Staats- und Gemeindeeigentum und nun können sie billig Holz verkaufen und Jahre lang wieder pflanzen, bis ein sichtbarer Nachwuchs erfolgt. Ich bin noch, so viel ich bis jetzt erfahren, gnädig genug weggekommen, die Grenze meines Waldes ist sehr beschränkt und nur das an Baumwuchs gehört mir, was sich acht Fuß breit um meine Matten herumzieht. So habe ich denn, wie mir meine Leute bis jetzt erzählt, keinen einzigen ganzen Baum verloren, gestutzt aber sind viele, Sie haben es ja selbst wahrgenommen. Aber schauen Sie doch da — diese Riesen, die schon über hundert Jahre zählen! Einer hat den andern im Sturz mit umgerissen und nun wird es hier, viele Jahre hindurch, öde und leer aussehen. O mein schöner Wald!"

Wir konnten den Jammer nicht länger betrachten, die Wüstenei rings um uns her sah zu traurig aus. Sterchi, der als echtes Schweizerkind mit ganzer Seele an seinem Bergwalde hing, war wie zerknirscht und mir selbst war zu Mute, als ob mir ein Teil meines eigenen Besitzes zerstört wäre. So wandten wir denn der elementaren Wahlstatt bald den Rücken und kehrten langsam und betrübt nach Hause zurück. —

Der Tag ging uns allen ziemlich schnell vorüber, und als wir uns, nach der nur halb im Schlaf zugebrachten Nacht von neuer Müdigkeit befallen, trennten, sprachen wir uns gegenseitig unsere Hoffnung aus, daß vom nächsten Tage an wieder alles im alten Gleichgewicht sein werde und daß wir von nun an hoffentlich ungestört den Rest unseres Aufenthalts auf dem Berge genießen würden.

Bevor ich mich gegen zehn Uhr zur Ruhe begab, musterte ich von meinem Fenster aus noch einmal den ganzen Horizont, und in der That, heute bot er einen ganz anderen und bei weitem gefälligeren Anblick als gestern um dieselbe Zeit dar. Ein wunderbar klarer Sternenhimmel spannte sich wie ein unermeßlicher, von Diamanten und Rubinen strahlender Baldachin weit über die ruhende Erde nach allen Richtungen aus und der im reinsten Glanze sich zeigende Vollmond war prächtig aufgegangen, nachdem er sich mit unwiderstehlicher Kraft durch dunkle, vom Winde zerrissene Wolken seinen Weg gebahnt. Er übergoß das ganze ungeheure Naturbild vor mir mit seinem glänzendsten Licht, alles ringsum war fast tageshell, selbst die

Straßen in Interlaken konnte ich voneinander unterscheiden. Dabei herrschte außer dem Gebrause der fallenden Aare tiefe Stille ringsum, kein Laut war nach vornhin vernehmbar; nur zur Rechten rauschte der Saxetenbach sein ewiges Nachtlied herauf, und heute lauter denn je, denn seine nach dem heftigen Regen so reichlichen Fluten fielen mit brausendem Getöse in die wild schäumende Lütschine, deren graue Wellen ich im zitternden Mondenlicht gleichfalls tanzen und glitzern sah.

Im Hause schlief alles bereits fest. Alle Fensterläden waren geschlossen, nur die meinen nicht, denn ich fürchtete ja das frühe Licht des anbrechenden Tages nicht und ließ mich sogar gern zeitig vom Schein der neuen Sonne wecken. Als ich im Bett lag, hatte ich das Haus, wie jeden Abend, von Sterchi schließen hören. Auch die Knechte waren zur Ruh und als ich noch eine Weile nach außen hinhorchte, vernahm ich nichts, was mir irgend einen im Hause noch wachenden Menschen verraten hätte.

Ich mochte wohl zwei Stunden fest geschlafen haben, als ich durch irgend ein Geräusch in meiner Nähe geweckt wurde. Zuerst, als ich noch halb schlaftrunken war, glaubte ich, daß es ein neuer Windstoß sei, der an meinen Fensterläden rüttelte. Ich horchte auf und als ich mich umsah, gewahrte ich, daß der Mond ungemein hell in mein Zimmer schien. Kaum aber hatte ich dies gesehen, so ließ sich das vorige Geräusch noch einmal vernehmen; aber diesmal klang es ganz anders, und es war, als ob jemand an mein Fenster poche und zwar an das, welches nach dem Gehöft hinauslag.

„Nein", sagte ich zu mir, „das ist nicht der Wind, das ist etwas anderes!" Und schon richtete ich mich im Bette auf und horchte noch schärfer hin. Da aber pochte es noch einmal, und diesmal hörte ich deutlich, daß von außen ein menschlicher Finger an eine meiner Fensterscheiben klopfte.

Jetzt sprang ich flugs aus dem Bette, warf meinen Schlafrock über und trat an das betreffende Fenster. Aber da erschrak ich im ersten Augenblick sehr. Ein menschlicher, im bläulichen Mondlicht wild aussehender Kopf drückte sich von außen dicht an die Scheibe, aber die übrige Gestalt war nicht sichtbar und sie mußte, da mein Zimmer ja ziemlich hoch lag, auf einer an die Hauswand gerückten langen Leiter stehen.

Anfangs, im immer noch nicht ganz wachen Zustande, glaubte ich einen Dieb vor mir zu haben und begann eben zu überlegen, wie ich mich in diesem Falle zu verhalten habe, als mir plötzlich Mr. Scott in die Gedanken kam und mir einfiel, daß er mir gesagt, er werde mich, wenn er mich einmal sprechen wolle, sei es Tag oder Nacht, in meinem Hause zu finden wissen.

Bei diesem Gedanken war meine ganze Schlaftrunkenheit im Nu verschwunden und ich fühlte selbst, wie mein völlig ermunterter Geist klar und gefaßt dem Kommenden entgegensah. Allein da warf ich noch einmal einen prüfenden Blick auf den dicht vor meinem Fenster sich gegen mich hinneigenden Kopf und das Gesicht, und in diesem Augenblick tauchte auch etwas von der sich höher hebenden Gestalt auf und ich bemerkte nun einen blauen, um Hals und Brust offen stehenden Kittel, einen breitkrämpigen Hut, wie ihn nur e i n Mensch auf dem Abendberg trug, und nun war ich endlich gewiß, daß ich keinen anderen als Jakob vor mir habe.

Ein zweiter, noch schärferer Blick bestätigte dies und rasch öffnete ich nun das Fenster, wobei ich mich nur bemühte, so wenig Geräusch wie möglich zu machen, da mir das ganze Gebahren Jakobs sehr geheimnisvoll vorkam.

Kaum aber hatte ich das Fenster geöffnet und noch nicht die Zeit gefunden, ein Wort zu sprechen, so begann Jakob selbst in ungewöhnlicher Hast zu reden, indem er mit seiner schwer verständlichen und immer etwas singenden Stimme sagte:

„Guten Abend, Herr! Na, es ist gut, daß Ihr mich so bald gehört."

„Aber was ist denn los, Jakob?" fragte ich, da mir sein Gesicht ungemein bedeutungsvoll erschien und seine ganze Art und Weise etwas Hastiges und ihm sonst gar nicht Eigentümliches an sich hatte. „Warum störst Du mich denn?"

„Nichts für ungut, Herr", erwiderte er flüsternd, „aber es machte sich nötig, und Ihr könnt ja doch thun, was Euch beliebt, wenn ich Euch erst gesagt habe, was ich will. Na, also ich komme soeben von der Alp her, nachdem ich den ganzen Tag auf der Rotheck gelegen habe. Heute abend, etwa vor drei Stunden, traf ich vor der Hütte des fremden Herrn ein, der da oben wohnt, Ihr wißt ja wohl, wen ich meine. Nun, ich bin schon einige Male bei ihm gewesen, und da ich ihn so lange nicht gesehen, wollte ich mich einmal — ich weiß eigentlich selbst nicht warum — überzeugen, was er machte. Es war noch ziemlich hell da oben, denn die Sonne war noch nicht lange unter und der Mond kam eben wie eine feurige Kugel über den Eiger hervor. Aber in dem Schlafzimmer des Herrn, dessen Fensterladen nicht wie sonst geschlossen waren, was mir schon von weitem auffiel, brannte Licht. Ich schaute durch das Fenster und da sah ich den Herrn im Bette liegen und eine Lampe stand auf dem Tisch, nicht weit von ihm. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber er lag so mäusli still, daß ich mit jedem Augenblick neugieriger ward. Genug, da faßte ich an die Thür und die war auch nicht verschlossen, wie sonst. Ich trat in den Flur und schaute mich um. Das Feuer auf dem Herde in der Küche war erloschen, aber die Thür nach seinem Schlafzimmer stand offen. Jetzt dachte ich, es sei dem armen Herrn ein Unglück passiert, und ich trat dreist in die Stube und sah nach ihm hin, der wirklich im Bette lag und noch immer ganz still war. Guten Abend, Herr Scott, sagte ich laut, ich will nur einmal sehen, wie es Euch geht, da ich gerade an Eurem Hause vorübergehe, und nehmt mir das nicht übel, ich meine es nicht schlimm mit Euch.

„Allein er sprach auch jetzt kein Wort und es war, als müßte er sich erst besinnen, wer ich sei. So sagte ich denn: Ich bin es, Jakob, von Sterchi unten, und da ich Licht in Eurer offenen Stube bemerkte, bin ich hereingekommen.

„Da wandte er endlich das Gesicht nach mir hin und ich erschrak fast, denn so blaß und elend hatte ich es noch nie gesehen. ‚Ach', sagte er, ‚Du bist es, Jakob? Nun, es ist vielleicht recht gut, daß Du gekommen bist, Du kannst mir einen Gefallen thun.'

„‚Recht gern, aber was ist Euch denn?' sagte ich zu dem von aller Welt verlassenen Mann.

„‚Ich befinde mich unwohl, Jakob', sagte er, ‚recht unwohl und bin froh, daß jemand kommt. Sei doch so gut und hole mir einen Krug voll frischen Wassers, frisch von der Quelle — da steht er — ich vergehe vor Durst und schmachte schon lange danach.'

„Ohne ein Wort zu sprechen, that ich sogleich, was er wünschte, nahm den Krug und noch einen andern, aus der Küche und lief nach der Quelle, die ich sehr gut kenne und die heute laut wie jede Nacht rieselte. Ich füllte die Krüge, lief rasch nach der Hütte zurück, stellte den einen wieder in die Küche und goß ihm aus dem andern ein großes Glas voll Wasser. Er trank es auf einen Zug aus und nickte mir dankend zu, aber dann legte er sich wieder matt in sein Bett zurück und schloß die Augen und mir war es akkurat so, als ob er im nächsten Augenblick sterben würde.

„Mich dauerte der arme, hilflose Mann ganz außerordentlich und da sagte ich, indem ich mich dicht an sein Bett stellte: Kann ich Euch nicht sonst noch helfen? — ‚Nein', sagte er mit schwacher Stimme, ‚ich danke Dir, aber wenn Du willst dem

Doktor sagen, der unten bei Sterchi wohnt, daß ich krank bin und daß er mich morgen früh besuchen möchte, so will ich Dir noch mehr dankbar sein.'"

Jakob schwieg, als habe er mir nun genug gesagt. Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: „Klagte er denn nicht etwa über etwas Besonderes? Hatte er Schmerzen oder bemerktest Du eine Atemnot an ihm?"

„Ach nein, Herr, ich bemerkte gar nichts weiter und daran dachte ich auch nicht. Auch klagte er nicht, wie er nie klagt, aber in seinem Herzen sah es gewiß recht traurig aus, denn er hatte ein sehr betrübtes und elendes Gesicht."

Dies alles wurde von Jakob in einer so zusammenhängenden und vernünftigen Weise vorgebracht, wie ich ihn noch niemals sprechen gehört, und dabei hatte seine Stimme eine seltsame Weiche angenommen, die sein tiefstes Mitgefühl verriet und mich in Wahrheit rührte. Ich besann mich eine Weile, was unter diesen Umständen zu thun, und blickte dabei in die fast tageshell beleuchtete Landschaft hinaus. Mich wandelte mit einem Mal die Lust an, einen Spaziergang zu machen, wie ich ihn lange nicht gemacht, und sollte es selbst auf einem in der Nacht bei mißlichem Mondenlicht nicht angenehmen und beschwerlichen Wege sein.

„Also er ist sehr krank nach Deiner Meinung?" fragte ich noch einmal.

„Ja, gewiß, Herr, und eine Hilfe thäte ihm sicher not."

„Nun", fuhr ich fort, „so wäre es am Ende gut, daß ich ihn bald besuchte?"

„Das habe ich auch schon gedacht", sagte Jakob ganz erfreut, „aber ich habe es Euch nur nicht sagen wollen."

„Ist es im Walde und auf dem engen Wege sehr finster?" fragte ich noch.

„O ja, ganz hübschli finster und ganz hubschli naß, Herr, namentlich auf dem grünen Anger, der vor der Sennhütte liegt. Aber ich bin doch hindurchgekommen, wie Ihr seht, und wenn Ihr auch hingehen und mich mitnehmen wollt, so gehe ich sehr gern noch einmal mit und hole eine Laterne, die uns im Walde leuchten kann."

„Das ist ein sehr vernünftiger Gedanke, Jakob!" rief ich erfreut. „Ja, begleite mich zu dem kranken Mann und hole die Laterne, aber zünde sie nicht schon hier unten an, damit niemand etwa auf unser Thun aufmerksam werde. Bis nach dem Walde hinauf giebt uns ja der Mond genug Licht. Und während Du gehst und die Laterne holst, werde ich mich ankleiden."

Jakob nickte bloß und glitt wie ein Schatten leise die Leiter hinunter. Ich aber kleidete mich rasch an und schon in fünf Minuten war ich zu der so schnell beschlossenen Reise gerüstet. Als ich fertig war, nahm ich meine kleine Reiseapotheke, steckte sie in eine Art leichter Jagdtasche und hing sie mir über die Schulter. Nachdem ich dann noch meinen Bergstock genommen, stieg ich mittels eines Stuhls auf das Fensterbrett und schwang mich vorsichtig auf die oberste Sprosse der Leiter. Denn zur Hausthür konnte ich nicht hinausgehen, da ich niemand wecken und das Ziel meines Weges nicht verraten wollte, um kein unnötiges Aufsehen zu erregen. Als ich die Leiter betrat, stand Jakob, die Laterne in der Hand, schon wieder am Fuße derselben und hielt sie fest. Dann erst drehte ich mich um, zog mein Fenster wieder zu, drückte von außen die Jalousien vor und stieg nun hinab. Jakob kam mir einige Stufen entgegen und nahm mir meinen Bergstock ab und als ich unten war, gab er ihn mir wieder und bat sich dafür meine Tasche aus, die er sich flugs über die Schulter warf. Dann, damit niemand die Art und Weise meines Entkommens errate, trug er die Leiter wieder an ihren gehörigen Platz unter das Scheunendach, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, stiegen wir auf dem kürzesten Wege hinter der Scheune die Hausalp hinan, bis wir den breiteren Fußweg erreichten, der uns auf die grüne Höhe führte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Bermudas.

Reiseskizzen für die Abendschule von **Hermann Fick**.

Durch ein längeres katharrhalisches Leiden, wozu noch ein besonderer Anfall von Schwäche kam, war meine Kraft dermaßen erschöpft, daß ich nicht mehr predigen konnte. Der mich behandelnde Arzt riet mir zu meiner Erholung einen längeren Aufenthalt auf Bermuda. Alle Schriftsteller, welche Bermuda aus eigener Anschauung beschreiben, darunter tüchtige Ärzte, stimmen darin überein, daß das dortige Klima sich wie kein anderes für solche Personen eigne, welche Erholung und Stärkung suchten. So entschloß ich mich denn, in Gottes Namen dem Rate meines Arztes zu folgen, in der Hoffnung, daß Gott dieses Mittel zu meiner Genesung segnen würde, und stellte alles Weitere in seinen gnädigen und guten Vaterwillen. Der selige Direktor Lindemann schrieb mir einmal: „Zweierlei ist mir durch Gottes Gnade gewiß, einmal, daß ich durch Christi Blut erlöst bin, und sodann, daß Gott alles zu meinem Besten leitet." Damit ist der Zustand eines christlichen Herzens beschrieben. Ein Christ ist durch den heiligen Geist gewiß, daß er durch Christum Gottes Kind ist, daß Gott ihn recht leitet und ihn auf dem Wege, der für ihn der beste ist, durch dieses Leben zum Himmel führt.

Von den Segenswünschen der Meinigen und meiner Gemeinde begleitet, schifften wir uns am 3. Mai in New York an Bord des geräumigen Dampfschiffes „Orinoco" nach Bermuda ein. Bei unserer Abreise begünstigte uns das schönste Wetter: es war eine Lust, im hellen Sonnenscheine die Stadt und den Hafen von New York, das Gewimmel so vieler aus- und einfahrender Dampfer und Segelschiffe zu sehen: allein nur zu bald bemerkten wir im Osten eine dichte weiße Wolke, die nichts Gutes verhieß. Es dauerte auch nicht lange, so gerieten wir in einen so dichten Nebel, daß der Kapitän die Fahrt einstellen und Anker werfen ließ. Dieser Nebel hielt ununterbrochen bis zum anderen Morgen um 10 Uhr an, wodurch unsere Ankunft in Bermuda um einen ganzen Tag verzögert wurde. Darauf stellte sich einige Stunden lang herrliches Wetter ein, allein am Nachmittage um 4 Uhr war schon wieder alles in den dichtesten Nebel eingehüllt. Trotzdem fuhr unser Dampfer mit voller Dampfkraft dahin, doch wurden fortwährend noch in sehr kurzen Zwischenräumen Nebelsignale gegeben. Nun wurde auch der Wind sehr heftig, so daß sich mächtige Wogen zeigten, deren Kämme große Schaummassen bildeten. Es war ein erhebender Anblick: das weite blaue Meer mit seinen hohen Wellen, deren schaumbedeckte Häupter sich in den Abgrund stürzten, um sich dann von neuem wieder zu erheben.

Die meisten Passagiere, alle Frauen wurden seekrank. Im Eßzimmer wurde es immer einsamer. Ich hatte nur im Anfange von der Seekrankheit zu leiden, später wußte ich nichts mehr davon. Die Seeluft wirkte so erfrischend auf mich ein, daß sich mein Appetit mehrte und mein Befinden besserte. Das Wetter war fast immer regnerisch oder doch sehr neblicht und trübe, doch im Golf wurde es bedeutend wärmer, wenn es gleich ebenso stürmisch blieb. Die Gegend des Meeres, durch welche wir fuhren, war eine sehr einsame; wir begegneten nur einem Segelschiffe und dem Bermuda-Dampfer „Flamborough". An Bord unseres Schiffes befanden sich einige Bermudaner, die

mir die Schönheit und das gesunde Klima ihrer Insel nicht genug rühmen konnten. Da die Insel teilweise von Korallenriffen umgeben ist, so ist sie den Seefahrern sehr gefährlich. Doch der treue Gott hat uns gnädiglich behütet. Am Montag-Morgen um halb 8 Uhr ertönte endlich der ersehnte Ruf: Land! welches zuerst wie eine ferne Wolke aussah. Da wir uns demselben schnell näherten, so traten bald einige weiße Punkte näher hervor, welche als Leuchttürme erkannt wurden. Endlich erblickten wir auch das Boot eines Piloten, der einen kleinen Nachen bestieg und damit sich unserm Schiffe näherte. Als er an Bord unseres Schiffes kam, erwies er sich als ein kohlschwarzer Sohn Afrikas von großer Korpulenz. Der Kapitän, dem es bei der Nähe der Klippen schon lange unheimlich geworden sein mochte, schalt ihn, daß er ihn so lange habe warten lassen, worauf der Pilot sich entschuldigte, daß er nicht eher habe kommen können, da es ja fast windstill sei.

Während wir bis dahin in östlicher Richtung gefahren waren, wandte sich unser Schiff jetzt nach Südwesten und führte uns längs der ganzen Insel hin. Wohl keine Einfahrt ist gefährlicher, als die zu den Bermuden. Korallenriffe umgeben die Insel auf der Nord-, West-, und Südseite, erstrecken sich stellenweise zehn Meilen weit in die See hinein und sind fast alle unter dem Wasser. Nur im Nordosten findet sich ein schmaler Eingang, in welchen kein Schiff sich ohne Leitung eines erfahrenen Piloten wagt, und dann auch nur bei Tage.

Da nun das Schiff langsam dahinfuhr, so hatten wir Muße, uns die Insel näher zu betrachten. Bermuda bezeichnet eine Inselgruppe, die den gewöhnlichen Angaben nach aus 365 Inseln besteht. Die größte derselben ist Bermuda, mit welcher die bedeutendsten von den übrigen, St. Georges, Ireland, Somerset und St. Davids, teils durch Brücken, teils durch Fährboote verbunden sind. Bermuda, wie diese ganze Inselreihe heißt, erstreckt sich von Nordost nach Südwesten in einer Länge von 18 englischen Meilen, und ist nirgends breiter als 6 Meilen, durchzogen von einer Hügelkette, die sich bis zu einer Höhe von 250 Fuß erhebt. Der Gipfel des Nordfelsens (North Rock) kann 9 Meilen weit vom Ufer gesehen werden, die „Denksäule eines untergegangenen Bermudas", wie sie im „Bermuda-Almanach" von 1883 genannt wird.

Und hier mag sogleich eine Bemerkung mitgeteilt werden, welche sich in jenem Almanach Seite 86 findet: „Wissenschaftliche und geschichtliche Beweise zeigen, daß die Bermuden sich früher viel weiter ausdehnten, als jetzt. Der spanische Naturforscher Oviedo, welcher sich im Jahre 1515 auf der Reise nach Cuba befand, berichtet, daß die Insel Bermudez in Sicht gekommen sei, und daß sie „36 Meilen lang, 48 Meilen breit und 90 Meilen im Umfange sei." In Smiths Virginien, worin sich eine Beschreibung Bermudas von Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts befindet, wird bemerkt, daß große Scharen von Krähen um den Sonnenuntergang in nördlicher Richtung über das Meer flogen, woraus Jones schließt, daß sie eine Zuflucht in den Inseln gefunden haben, welche damals innerhalb der Korallenriffe gelegen haben müssen."

„Als im Jahre 1870 innerhalb des Hafens der Insel Ireland gebaggert wurde, um die schwimmenden Schiffswerfte (Floating Docks), die von England gebracht worden waren, in eine Tiefe von 52 Fuß unterhalb der Flut hinabzulassen, kam in einer Tiefe von 42 Fuß eine Schicht roter Erde zum Vorschein, die von derselben Beschaffenheit war, wie diejenige, welche sich jetzt auf der Oberfläche findet, und die zwei Fuß Dicke hatte mit Überresten von Cederbäumen, die auf festem Sandstein ruhten. Hieraus ergiebt sich leicht der Schluß, daß innerhalb der Korallenriffe eine Senkung stattgefunden habe. Tropfstein und rote Erde fanden sich auch in einer Tiefe von 6 Faden, als vor 10 Jahren der Kanal in der Einfahrt nach Hamilton verbessert wurde."

Während wir nun nahe an Bermuda hinfuhren, kamen wir zuerst an die Insel St. Georges, dann an Bermuda vorbei, worauf wir, die Insel Ireland zur Rechten lassend, in den großen Sund und darauf in den Hafen von Hamilton einliefen. Was uns bei dem ersten Anblicke der Insel überraschte, war das ernste Aussehen derselben. Dieselbe ist nämlich bis zu dem Gipfel der Hügel, die in anmutiger Weise sich bald heben, bald senken, mit dunkeln Cederbäumen bewaldet. Man unterscheidet daselbst zwei Arten, die weiße und die rote. Die letztere ist die bei weitem vorherrschendste. Wegen ihres tiefdunklen Haines und ihres schwermütigen Aussehens wird die Ceder mit unter die Trauerbäume gerechnet. Im lieblichen Kontraste zu dem dunklen Hain der Cedern stehen die Häuser, Villas und Regierungsgebäude in Bermuda, welche sämtlich schneeweiß sind, und zwar sind nicht bloß die Wände und Mauern der Häuser, sondern auch die Dächer weiß angestrichen, was ihnen in der Ferne das Aussehen von marmornen Palästen giebt. Nun tauchten immer neue Hügel, Thäler und Buchten in mannigfacher Abwechslung vor uns auf, in denen weiße Häuser, bald von Bäumen, bald von Gärten und Feldern umgeben, uns entgegenschimmerten.

Doch was der Insel den schönsten Schmuck verleiht, das ist das Meer mit seinem prächtigen Farbenspiel. Das Meer zeigte nämlich ein so tiefes herrliches Azurblau, daß die Passagiere verwundert meinten, würde ein Maler dasselbe mit dieser Farbe darstellen, so würden es viele für unnatürlich halten. Einer derselben bemerkte, ein Reisender habe ihm gesagt, nur im mittelländischen Meere habe er eine ähnliche blaue Farbenpracht gesehen. An einigen Stellen, namentlich gegen die Küste hin, prangte das Meer im intensivsten Smaragdgrün, während es anderswo eine schöne violette Farbe zeigte. Weiße Möven, mit schwarzgeränderten Fittichen und einer langen Feder im Schweife, belebten das Ganze mit ihrem malerischen Flug; sie heißen bei den Bermudiern langgeschwänzte Boston Vogel (Longtailed Boston Birds).

Im großen Sunde angelangt, lief das Schiff, von der kundigen Hand des Piloten geleitet, sicher seinen Weg durch Inseln und Klippen dahin; einmal war das Fahrwasser so schmal, daß es in der That gefährlich erschien, da das Schiff auf beiden Seiten kaum einen Schritt von den Felsen entfernt war. Stellenweise war das Meer so klar und durchsichtig, daß man auf den Grund sehen konnte.

Endlich lag Hamilton mit seinen weißen Häusern und Straßen vor uns, „die weißeste Stadt", wie Mark Twain sie mit Recht nennt. Da Bermuda mit dem Festlande hauptsächlich durch die Quebec-Dampfer-Linie in Verbindung steht, so ist die Ankunft eines ihrer Schiffe immer ein wichtiges Ereignis, welches den Einwohnern durch Signale angekündigt wird. Noch ehe unser Schiff anlegte, kamen kleine Ruderboote, um die Passagiere abzuholen. Wir nahmen nun Abschied von unseren Mitreisenden, unter denen wir zwei christlich gesinnte Männer, einen Bermudier und einen alten schottischen Schiffskapitän, kennen gelernt hatten. Dann verließen wir den Dampfer „Orinoco", welcher mit seiner Länge von 270 Fuß und einer Breite von 34 Fuß im Hafen sich ganz stattlich ausnahm. Wir hatten auf demselben eine gute Bewirtung und von der Mannschaft und den Offizieren eine freundliche Behandlung erfahren.

Am Landungsplatze überraschte es uns angenehm, daselbst gar kein Gedränge und Lärmen zu finden. Ruhig konnten wir unseres Weges dahin gehen und uns mit Muße so manche tropische Gewächse betrachten. Wir begegneten einigen englischen Soldaten mit ihrer kleidsamen Uniform, roten Waffenröcken und weißen Sommerhelmen, die uns daran erinnerten, daß wir uns nun auf dem Gebiete der Königin von England befanden.

Als wir uns etwas ausgeruht hatten, gingen wir in den

öffentlichen Garten, worin eine Fülle der köstlichsten blühenden Rosen und Lilien prangte. Dazu wehte eine so erfrischende Luft, daß ich mich recht erquickt fühlte und von der Güte Gottes fernere Genesung hoffte. Ein Spaziergang führte uns durch hohe Hecken blühender Oleandergebüsche, die einen lieblichen Duft verbreiteten, und ließ uns manchen Blick in anmutige Gärten voller Blumen und Palmen thun. Wohl hatte ich manches von Bermuda rühmen hören, allein so schön hatte ich mir „den Garten des Golfstroms", wie die Insel mit Recht genannt wird, doch nicht gedacht. Wie mir scheint, hat der gütige Gott hier alle Annehmlichkeiten und Vorzüge des gemäßigten und tropischen Klimas nicht bloß deshalb vereinigt, um die Herzen der Menschen zu erfreuen, sondern auch um Kranken und Schwachen eine liebliche Stätte der Heilung und Stärkung zu bereiten. So hat mich die reizende Natur dieser Insel schon öfters an den Vers Paul Gerhardts erinnert:

Ach! denk ich, bist Du hier so schön
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

Bermuda hat die Annehmlichkeiten der tropischen Zone ohne ihre Schattenseiten. Es giebt auf der ganzen Insel keine Schlangen, überhaupt kein giftiges Tier, dessen Biß todbringend ist. Es giebt hier keinen Winter; Eis und Schnee kennt man hier nicht. Es herrscht hier ein beständiger Frühling; Rosen und andere Blumen blühen hier durch das ganze Jahr. Die tropische Vegetation tritt hier freilich nicht mit üppiger Pracht und Überfülle auf, allein sie macht einen um so angenehmeren Eindruck, da sie von der dunklen Cederwaldung in so anmutigem Kontraste sich abhebt. Über alle andern Bäume ragt majestätisch die königliche Palme hervor, deren schlanker, bronzegleicher Stamm geschmeidig im Winde schwankt, und eine Krone von Blättern trägt, die wie die Federn eines Helmbusches auf- und niederwehen. Schon eine so fremdartige, ausländische Erscheinung ist geeignet, in uns die Sehnsucht nach dem heiligen Lande zu erwecken, wo einst der Allerheiligste mit Palmzweigen empfangen wurde, und dahin, wo sie „angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen" dem Lamme ihr ewiges Loblied singen.

Zwischen den dunkeln Cedern bilden die Fiddle-Bäume mit ihren hellen gelblich-rötlichen Blättern eine angenehme Abwechselung. Einen eigentümlichen Schmuck der bermudischen Landschaft bildet die Banane mit ihren feinen Blättern und Blumen, die hier häufig zu hohen Sträuchern heranwachst. An den Steinmauern neben den Fußwegen ranken die Winde (Morning-Glory), die Prickly-Pear und die bei Nacht blühende Geranie finden sich in großer Menge, und gedeihen hier besser, als in unsern Gewächshäusern. Die Passionsblume schaut unter der Decke ihrer grünen Blätter hervor und windet sich um die Zweige hoher Bäume. Der Granatapfelbaum, der hier häufig vorkommt, fesselt immer wieder unsern Blick durch sein glänzend grünes Laubwerk, das mit den schönsten scharlachroten Blumen übersät ist. Doch die größte Blumenpracht liefert der Oleander, aus dem die zahllosen Hecken zur Umzäunung der Felder und zum Schutz gegen die Winde gebildet sind. Es giebt davon dreizehn Arten, weiß und in allen Schattierungen der roten Farbe blühende, und fast überall erblickt man ihre duftige Blütenmasse. Außerdem sieht man Tamarinden, Tamarisken, India-Rubber-, Mahagony-, Calabash-Bäume, Bambus u. a. Von Früchten finden sich hier Bananen, Papaw, Feigen, Arocado-Pear, Custard-Appel, Surinam-Kirsche, Citronen, Apfelsinen, Plantains; auch der Kafferbaum kommt hier vor. In den Gärten werden schöne Zierpflanzen gezogen. Die Lilien, welche ich hier sah, sind so herrlich entwickelt, daß solche, die man anderswo findet, dagegen wie Zwerge erscheinen.

Von einheimischen Vögeln hat man 180 Arten beobachtet und beschrieben. Einige davon, wie die virginische Nachtigall, gewöhnlich Redbird genannt, Blackbird u. a. erfreuen durch ihren anmutigen Gesang. Der Sperling wurde auch hier eingeführt, da er sich aber auch hier nur als schädlich erwiesen hat und kleinere nützlichere Vögel tötet, so wird in den hiesigen Blättern zu seiner Vertilgung aufgefordert.

Von Fischen giebt es hier eine große Mannigfaltigkeit. Man hat ungefähr 168 verschiedene Arten, wovon 8 Bermuda eigentümlich sind; 134 kommen auch in Westindien, 8 in Europa vor. Der schönste ist der sogenannte Engelfisch, der, prachtvoll goldig und himmelblau schillernd, eine anmutige Erscheinung gewährt. Auch finden sich hier Schildkröten, Austern und Krebse. Kroten und Frösche giebt es hier nicht.

Bermuda enthält im ganzen nur 10,019 Acre Land, etwa 19 englische Quadratmeilen, wovon nur 2203 Acre kultiviert werden. Doch ist der Boden ungemein fruchtbar und gewährt jährlich drei Ernten, im Mai, September und Dezember. Früher wurde hier Tabak, Kaffee und Indigo gezogen, doch ist der Anbau davon jetzt aufgegeben, da Kartoffeln, Zwiebeln, Tomatoes und Rüben lohnendere Ernten geben. Im Jahre 1882 wurden aus Bermuda Früchte ausgeführt zum Werte von £106,538, mehr als eine halbe Million Dollars.

Eigentümlich ist das Material, welches hier zum Bau der Häuser verwendet wird. Es giebt hier nämlich einen weißen, weichen, porösen Kalkstein, von welchem mit der Säge die Blöcke, wie man sie haben will, ausgeschnitten werden, die dann, wenn man sie der Luft aussetzt, eine größere Härte annehmen. Aus demselben Steine werden auch die Platten oder Schindeln zum Decken der Häuser geschnitten; und da die Häuser, die Dächer sowohl, als die Mauern, jährlich weiß angestrichen werden, so giebt das ihnen, sowie den Städten, ein eigentümliches Ansehen. Brunnen, Bäche und Quellen besitzt Bermuda nicht, weshalb die Einwohner auf das Regenwasser angewiesen sind, das sie in großen Cisternen aufbewahren. Die Brunnen, welche man hier hat, enthalten nur schlechtes Wasser, das einen salzigen Geschmack hat und nicht genießbar ist. Deshalb, damit das Regenwasser rein ablaufen kann, ist das jährliche Anstreichen der Dächer eingeführt.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 14,000, wovon über 8000 Farbige sind; die übrigen sind Nachkommen der Engländer, welche diese Insel schon frühzeitig besiedelten. Es giebt hier nur zwei Städte, Hamilton und St. George. Die englische Regierung, welcher die Einwohner sehr zugethan sind, hat hier eine Flotten- und Militär-Station, auf welche sie viel Geld verwendet. Die meisten Einwohner gehören der anglikanischen oder bischöflichen Kirche an; doch giebt es hier auch eine methodistische, eine presbyterianische und eine katholische Gemeinde.

Was nun Bermuda am meisten auszeichnet, ist das herrliche Klima. Bermuda liegt ziemlich unter demselben Breitegrade wie Charleston, Madeira, Jerusalem und Shanghai. Von Cap Hatteras in North-Carolina, der nächsten amerikanischen Küste, ist sie 625, von New York etwa 700 englische Meilen entfernt. Sie liegt unter dem 32. Grad nördlicher Breite und dem 64. westlicher Länge, also unter demselben Längengrade wie Halifax und St. Thomas. Da Bermuda mitten im Meere liegt und nirgends breiter als höchstens 5 Meilen ist, so folgt daraus, daß überall die feuchte Seeluft vorherrscht. Fast immer weht hier ein frischer Wind, meist aus Südwest oder Nord; die leichteste Luft bringt der Südwind.

Einen großen Vorzug des hiesigen Klimas bildet seine Gleichmäßigkeit. In Nordamerika kommt es häufig vor, daß der Thermometer im Winter auf 10 und mehr Grad unter Zero

fällt und im Sommer auf mehr als 100 Grad Fahrenheit steigt. Ganz anders in Bermuda, wie Doktor Ogilvy, der hiesige oberste Militärarzt, in seinem soeben erschienenen Werke: Account of Bermuda Past and Present, mitteilt. Hier ist die größte Hitze, von der man Bericht hat, 90 Grad, die größte Kälte 49 Grad. Wie man seit zehn Jahren beobachtet hat, beträgt die mittlere Temperatur 71 Grad. In dem heißesten Monate August beträgt die Wärme durchschnittlich 87 Grad; im Monat Februar beträgt die Kälte durchschnittlich 55 Grad. Während am 7. Juni dieses Jahres die Wärme in New York um 30 Grad bis auf 93 Grad im Schatten stieg, betrug hier das Maximum nur 81 Grad. Der tägliche Wechsel der Temperatur beläuft sich hier durchschnittlich auf 6—8 Grad, der jährliche auf 32 Grad. Wie mir Herr Allen, der hiesige amerikanische Konsul, mitteilte, betrug einmal während 7 Wochen der Wechsel der Temperatur nur 4 Grad, nämlich 69 Grad bis 73 Grad, also Tag und Nacht fast die gleiche Wärme. Nach seiner Angabe hat nur Madeira ein gleichmäßigeres Klima, da dasselbe im Sommer kühler und im Winter wärmer ist.

Was den Regen betrifft, so hat man während 10 Jahre beobachtet, daß es an 155 Tagen von 365 regnete, und zwar betrug die Regenmenge jährlich 56 Zoll. Danach waren die nassesten Monate August, Juli und März, die trockensten Januar und April. Indessen bleibt, wenn es auch lange und heftig geregnet hat, das Wasser doch nicht lange stehen, da es von dem porösen Erdreich alsbald aufgesogen wird.

Besondere der Insel eigentümliche Krankheiten und Fieber giebt es nicht. Fälle von Sonnenstich sind hier noch nicht vorgekommen. Zuweilen herrschte hier das Dengue- oder Broken Bone Fieber, ein ansteckendes Erkältungsleiden, eine Art Grippe, die aber nur von kurzer Dauer, milde in ihrem Verlaufe war und einmal sich als tödlich erwies. Es fehlt nicht an rheumatischen und Halsleiden; auch giebt es Fälle von typhischem Fieber und Schwindsucht mit tödlichem Ausgange, letztere Krankheit herrscht besonders unter den Negern vor. Doch auf die Frage, woran hier die meisten Leute sterben, erhält man zur Antwort: an Altersschwäche. Und in der That sieht man hier auch viele hochbetagte Leute in noch rüstiger Kraft. „Die Insel", sagt Dr. Ogilvy, „ist berühmt wegen der langen Lebensdauer ihrer eingeborenen Bevölkerung."

Seit mehreren Jahren ist Bermuda als Winter-Zufluchtsort für Kranke und Leidende immer mehr in Aufnahme gekommen. Am lieblichsten und gleichmäßigsten sind die Monate November, April und Mai. Der Konsul für Deutschland, Herr Meyer, der seit vielen Jahren in Geschäften alle westindischen Inseln bereiste, sagte mir, daß, was die Rücksicht auf die Gesundheit betreffe, Bermuda vor allen den Vorzug verdiene. Diesen Winter kamen etwa 1000 Personen hieher, um hier Erholung oder Genesung zu suchen.

In welchem Falle einem Patienten dieses Klima anzuraten ist, hat natürlich ein erfahrener Arzt zu entscheiden. Im allgemeinen urteilen Ärzte, wie Dr. Ogilvy ꝛc., und Kenner des hiesigen Klimas, es sei ganz besonders heilsam für Leidende im vorgerückteren Zustand, für Nervenschwache, und solche, die durch anstrengende Arbeiten erschöpft sind. Auch sei es solchen zu empfehlen, die an Bronchitis, Asthma und Rheumatismus litten, wenn sie die nötige Vorsicht beobachteten. Ebenso können Personen im ersten Stadium der Schwindsucht hier Genesung finden. Zwar wird schwerlich ein Nordländer wünschen, hier immer zu wohnen. Denn wie alle südliche Klimata hat auch das bermudische auf die Länge etwas Erschlaffendes. Herr Konsul Meyer, der die Vorzüge des hiesigen Klimas aus eigener langjähriger Erfahrung kennt und hoch schätzt, sagte mir doch, er wünsche einmal wieder einen tüchtigen kalten Winter zu erleben. Doch ist ein zeitweiliger Aufenthalt in Bermuda für viele Leidende das heilsamste Stärkungsmittel.

Die Anmut der Natur und der Scenerie macht den wohlthuendsten Eindruck. Da ich auf den Rat des Arztes mir so viel als möglich Bewegung im Freien machen mußte, so hatte ich Gelegenheit, auf meinen Spaziergängen immer etwas Neues und Interessantes zu sehen. Auffallend war es mir, oben auf den Hügeln so viele kleine Muscheln zu finden, die dort auf der Oberfläche umherlagen und mich daran erinnerten, daß auch hier einst die Gewässer der Sündflut standen. Sehr häufig sieht man eine eigentümliche Pflanze, von den Eingebornen die Pflanze des Lebens (Plant of Life) genannt, weil ihre Blätter noch sterbend lebendige Sprossen treiben. Wenn man nämlich die Blätter, welche gezackt sind, abbricht und nach einiger Zeit wieder betrachtet, so findet man, daß aus der Kerbe zarte grüne Sprossen hervorgebrochen sind. Überall laden fremdartige tropische Pflanzen und Bäume zur Betrachtung und zum Verweilen ein, während Blumen und Kräuter einen balsamischen Duft verbreiten, und hie und da ein Singvogel mit seinem Liede die Einsamkeit belebt.

Gerne lenkte ich meine Schritte nach einem einsamen Thale bei Walsingham. Der Weg dahin führt durch blühende Oleander-Hecken, während zur Rechten uns das Meer mit seinem Rauschen und seinem prächtigen Farbenspiel erfreut. Unterwegs findet sich öfters eine seltsame Pflanze, Snuff Plant genannt, mit braunen Blumen, die aber garstig riechen, wie schlechter Schnupftabak. Einen angenehmen Anblick gewährt die Surinam-Kirsche, Gebüsche von dunklem Grün, deren Früchte brennend rot gefärbt sind. Am Ufer des Meeres wachsen die Mangrove-Bäume, aus deren Zweigen sich Schößlinge bilden, die sich ins Wasser hinabsenken, dort Wurzel fassen und dann zu Bäumen werden, so daß auf diese Weise ein undurchdringliches Dickicht entsteht.

Ein Fußsteig führt uns in jenes einsame Thal, worin „Thomas Moores Calabash Tree" steht, so genannt zum Andenken an den englischen Dichter, der unter jenem Baume gern saß und Gedichte schrieb. Als ich den alten Baume zum ersten Male sah, schien mir derselbe völlig abgestorben zu sein; nur hie und da zeigten sich noch einige gelbe Blätter. Wie verwundert war ich, als ich später wieder hin kam und sah, daß der ganze Baum in frischem, jungen Blätterschmucke prangte, Blüten zeigte und schon einige Früchte angesetzt hatte. Nahe dabei ist ein kleines Wäldchen, welches Kaffee-Bäume enthält, die dort auch blühen und Frucht bringen. Doch wird auf Bermuda der Kaffee-Baum nicht kultiviert. Auch sahen wir dort einen Ölbaum mit seinen dunkel-, fast blaugrünen Blättern, ein rechtes Bild der Lebensfrische, weshalb der Psalmist sagt: „Ich aber werde bleiben wie ein grüner Ölbaum im Hause Gottes, verlaß mich auf Gottes Güte immer und ewiglich." Ps. 52, 10.

Bermuda ist reich an Höhlen. Bei einem Spaziergange wurden wir einst darauf aufmerksam gemacht, wie aus einer Felsen-Öffnung am Meere ein mächtiger Wasserstrom hervorbrach. Es war gerade Ebbe, und durch jene Öffnung flossen die Gewässer ab, welche während der Flut in die unterirdische Höhle eingeströmt waren. Daß diese Höhlen mit dem Meere in Verbindung stehen, geht auch daraus hervor, daß man darin zuweilen Lobsters findet, die sich, namentlich im Winter, gerne dahin zurückziehen. Auf Herrn Penistons Lande befindet sich eine Höhle, welche wir untersuchten und uns an den Stalaktiten erfreuten, bis das Wasser unten in der Höhle uns ein weiteres Vordringen unmöglich machte.

Nicht weit vom Harrington-Sund ist das sogenannte Teufels-Loch (Devils Hole) oder die Neptuns-Grotte, wie sie seit dem Besuch der Prinzessin Luise auch genannt wird. Es ist ein kleiner See, nur etwa 20—25 Fuß im Durchmesser, der aber durch einen unterirdischen Zufluß vom Meere immer mit klarem Wasser versorgt wird, und als Fischbehälter dient.

Gegen einen Schilling erhält man Einlaß innerhalb der Mauern, womit derselbe umgeben ist. Wir sahen in dem See eine Menge große Fische, besonders Groupers, welche begierig das ihnen hingeworfene Futter verschlangen. Als wir länger hinschauten, gewahrten wir einen bläulichen Schimmer und herauf fuhr ein großer schöner Engelfisch, welcher aussah, als hätte er ein langes himmelblaues, silbern und golden schimmerndes Gewand an, und der sich in ebenso feierlichen, als anmutigen Bewegungen der Oberfläche näherte. An lieblicher Erscheinung wird er wohl von nur wenigen Fischen übertroffen.

In angenehmer Erinnerung werden uns stets die Bootfahrten und Seebäder bleiben, die unserer Genesung so förderlich waren. Wenn heiteres Wetter war, weckte unser freundlicher Hauswirt uns schon in aller Frühe, worauf wir, schnell angekleidet, den Hügel hinabstiegen, an dessen Fuße nahe dem Hause in einer kleinen Bucht unser Boot lag. Dann ruderten wir aufs Meer hinaus, bis wir die Stelle erreichten, wo die aus Draht geflochtenen Fischkörbe oder Fish Pots lagen. Da das Wasser hier sehr klar und durchsichtig ist, so waren sie bald gefunden, worauf Herr Peniston sie mittelst einer langen Stange heraufzog. Für uns war es immer ein interessanter Anblick, sobald der Fischkorb über dem Wasser erschien, die verschiedenen Fischgattungen zu betrachten, die darin gefangen waren. Außer Rock- und Heint-Fischen waren es meistens Grunts, Fische von bläulicher Farbe mit grünen Streifen, etwa ein Pfund schw[illegible] Einmal betrug der Fang in einem Fischkorb wohl 50 S[illegible] derselben. Vom Fischfang zurückgekehrt, badeten wir i[illegible] Bucht, und da der Boden derselben aus weißem Sande be[illegible] so war es leicht, die Steine zu vermeiden, sowie die Seeq[illegible] und Seeigel, die auf dem Boden lagen. Man sagte uns, [illegible] das Wasser des Harrington-Sundes ganz besonders salzh[illegible] sei; vielleicht ist dies, sowie die angenehme Temperatur [illegible] selben die Ursache, welches das Baden so erquickend [illegible] Auch gewährte es uns einen unterhaltenden Zeitvertreib, H[illegible] Peniston zu begleiten, wenn er Lobsters speerte, oder Kora[illegible] Muscheln, "Ladies Fans" u. dergl. vom Grunde des Me[illegible] heraufholte.

Nicht lange konnten wir auf den lieblichen Inseln we[illegible] Die „Orinoco" führte uns wieder der Heimat zu. Bald w[illegible] die Bermudas unseren Blicken entschwunden. Da wir sch[illegible] Wetter hatten, kamen wir schon nach einer Fahrt von [illegible] Stunden glücklich in New York an, von wo wir bald wohl[illegible] halten in unsere Heimat gelangten, innig Gott dankend, [illegible] Er alles mit uns so wohl gemacht hatte.

„Eingeschneit."

Nach William Rideing.

Im Oktober 1876 kampierte eine Abteilung der Landesvermessungskommission der Vereinigten Staaten, zu der ich gehörte, unter Befehl des Leutnants George Wheeler, an den Ufern des in der Sierra Nevada gelegenen Tahoe-Sees.

Ein brauner Ranchero von verwittertem Aussehen war soeben aus seiner Hütte getreten und hatte uns in seiner ruhigen, kaltblütigen Weise verkündigt, daß wir noch vor dem kommenden Morgen Schnee haben würden. Der Wind war plötzlich von Südwest nach Nord übergesprungen und jagte schwere weiße Wolkenmassen über den blauen Himmel hin. Wir hatten Barometer, Thermometer und alle die andern Instrumente bei uns, deren man sich nach altherkömmlicher Weise bedient, um das Wetter vorauszubestimmen, allein wir zogen sie nicht zu Rate, wußten wir doch, daß wir der Prophezeiung des alten Mannes Glauben schenken durften; denn Laubfrösche, Schwalben, Spinnen und alte Rancheros sind zuverlässige Wetterpropheten.

Unser alter, sonnverbrannter Ranchero war nun freilich, was wissenschaftliche Kenntnisse betraf, nicht gelehrter als ein Laubfrosch; allein ein langes Leben im Freien und fortwährende Beobachtung der Natur hatten einen Instinkt in ihm entwickelt, welcher an Feinheit dem der Tiere gleichkam und für einen bevorstehenden Witterungswechsel empfindlicher war als die feinsten von Menschenhand verfertigten Instrumente.

Der Schnee ist hierzulande nichts Neues für uns; er bedeckt auch im Sommer die Gipfel der benachbarten Bergriesen und hängt, zu Eiszapfen erstarrt, von den schroffen Felswänden herab, welche den See einschließen. Schon Anfang September hatten wir Schneeball gespielt, jedoch bis jetzt noch keinen eigentlichen Schneesturm erlebt.

Wir hatten kein anderes Obdach, als kleine Zelte aus Segeltuch; unser Lager bestand aus wollenen Decken, welche auf dem gefrorenen Erdboden ausgebreitet wurden, und was unsere Nahrung betraf, so mußten wir uns täglich mit einer Soldatenration begnügen.

Während der Nacht fielen einige weiße Flocken, welche an dem Feuer aus Fichtenholz schmolzen, das wir angezündet hatten; dann strömte ein heftiger Regen, der bis zum Morgen anhielt, auf unsere Zelte herab. Wir verlegten nun unser Bivouak vom Tahoe-See nach dem Squaw-Thal, einer tiefen, in den Bergen gelegenen Thalbucht, die in eine jener, von hohen Felswänden eingeschlossenen, von Gebirgswasser durchbrausten Schluchten mündete, welche man hierzulande Cannons nennt.

Der Regen hielt ohne Unterbrechung sechsunddreißig Stunden an. Unsere Zelte schwankten im Wind hin und her und drohten jeden Augenblick zusammenzustürzen, trotz der starken Stricke, mit welchen sie an die nächststehenden Tannen festgebunden waren. Wir waren so durchnäßt und erstarrt, daß das gestreifte Eichhörnchen, das uns aus der Höhlung einer alten Fichte von Zeit zu Zeit neugierig anlugte, sicherlich Mitleid mit uns empfand, als es bemerkte, wie wir uns um das Feuer drängten, das statt Wärme nur Rauch spendete. Das Abendbrot, eine Schnitte geräucherter Speck und Brot, war auch nicht besonders einladend — kein Wunder, wenn wir uns unter solchen Umständen mit sehnsüchtigen Gedanken an die Heimat in unsere feuchten Decken hüllten.

Als ich mich am folgenden Morgen auf meinem Lager streck[illegible] dehnte, stieß ich mit der Hand an die Zeltwand und fühlte, da[illegible] schwere Masse auf ihr lag, unter der sie knirschte. Rasch sprang [illegible] und schaute mich draußen um. Welche Umwandlung! Berg und [illegible] die gestern noch in den buntesten Farben geprangt hatten, waren [illegible] eine einförmige, weiße Decke gehüllt, aus welcher die hohen Stäm[illegible] Fichten und Kiefern wie massive Schneekegel emporragten. Unsere [illegible] tiere waren Bilder des Jammers. Sie ließen die Köpfe häng[illegible] kehrten ihre Schweife gegen den Wind. — Kein Zweifel me[illegible] waren eingeschneit! Der Sturm konnte noch tage-, ja wochenl[illegible]forttoben; denn wenn das Schneewetter in den Sierras von Cal[illegible] und Nevada eintritt, so ist sein Ende gar nicht vorauszusehen. [illegible] Schnee türmt sich dann in den Thälern bis zu einer Höhe von [illegible] Fuß auf und begräbt die ganze Gegend unter einer Decke von [illegible] artiger, blendender Schönheit, der man jedoch um ihrer trüg[illegible] Weichheit willen allen Grund hat zu mißtrauen. Die Farmer, [illegible] ihren Viehstand an den Abhängen des Gebirges untergebracht [illegible] besitzen zwei Gehöfte. Eines im Sakramento-Thal, wo das Kli[illegible] köstlicher Milde ist und das Vieh den ganzen Winter draußen [illegible] Weide sein kann, das andere in einem jener Gebirgsthäler, we[illegible] Frühling, wenn der Schnee schmilzt, einen besonders nahrhaften [illegible] wuchs hervorbringen.

Wir hatten im Laufe der letzten Wochen eine Farm um die [illegible] nach Westen aufbrechen sehen und nun, da der Winter wirklich g[illegible] war, fand sich unseres Wissens auf viele Meilen in der Ru[illegible] menschliche Wohnung mehr. Die weißen Flocken fielen und [illegible] gerspitzen und Zehen erstarrten vor Kälte! Es war, als ob di[illegible] auf die Erde herabgekommen wären, wo sie geisterhafte Gesta[illegible] ten, die sich bald kräuselten und aufrollten, bald zu riesigen Ph[illegible] anwuchsen, die ein wunderliches Spiel zu treiben und Ringe u[illegible] landen auszuwerfen schienen. Die höchsten Berggipfel wa[illegible] schwunden und die näherliegende Landschaft, Hügel und Bäum[illegible] nen durch den feinen Schneeschleier wie die Zeichnung eines [illegible] Spitzengewebes.

Unsere Leute standen still und niedergeschlagen um das Lager[illegible] sogar die Cigarre gewährte ihnen keinen Trost mehr. Jeden Mo[illegible] rief uns unser schwarzer Koch zum „Frühstück" und jeden Abend [illegible] „Nachtessen", allein es gab am Morgen wie am Abend nur Sp[illegible] Brot, die einzigen Leckerbissen, welche unsere ambulante Speisekam[illegible] zu liefern vermochte. Hätten wir uns wenigstens einmal im Tag z[illegible] einer anständigen Mahlzeit hinsetzen können — gewiß, unser Humor wäre ein besserer gewesen.

Der Rauch des Feuers verursachte uns Husten und Augenschmerzen und gerne hätten wir auf unserem Lager unser Elend zu vergessen gesucht, wenn uns der Schlaf unter unseren feuchten Decken, unter welchen wir vor Kälte schauderten, nicht beinahe unmöglich gewesen wäre. Als wir am andern Morgen ins Freie hinaustraten und bemerkten, daß keine Aussicht auf helleres Wetter vorhanden war, gaben wir jede Hoffnung



Kampf zwischen Elefant und Nashorn.

(Siehe Seite 368.)

auf solches auf und wir hielten es für hohe Zeit, unser Lager abzubrechen und an einem geschützten Ort aufzuschlagen. Nicht weiter als fünfzehn Meilen von unserem seitherigen Biwouak lag der berüchtigte Donner-See, an dessen Ufern eine Gesellschaft Auswanderer vor vier Jahren eingeschneit worden und achtundvierzig Personen vor Kälte und Hunger gestorben waren. Obschon wir keine derartige Gefahr für uns zu befürchten hatten, da wir das Squaw-Thal jeden Tag verlassen konnten, so wußten wir doch, daß unsere Arbeit durch einen längeren Aufenthalt hier in keiner Weise gefördert werden würde.

Demzufolge wurden Zelte, Decken, Instrumente und Vorräte auf unsere Maultiere gepackt und die Richtung nach Truckee Cannon eingeschlagen. Wir bildeten eine seltsame und trostlose Karawane! Von feinen, eleganten Kleidern konnte natürlich bei keinem von uns die Rede sein. Vom Befehlshaber an bis auf den schwarzen Koch herab trug jeder Beinkleider von schwerem Buckskin, ein Flanellhemd, einen Filzhut und hohe Reiterstiefel. Soldaten und Gelehrte sind auf ihren Rekognoszierungsreisen in den Bergen und Thälern des fernen Westens in der Regel nicht die feinen, schmucken Touristen, wie sie von den illustrierten Zeitungen häufig dargestellt werden. Ein Stutzer würde im Lager eine ebenso lächerliche als überflüssige Rolle spielen und es befand sich in unserer Gesellschaft keine solch lächerliche Figur. Eine einzige Person aus unserem Train jedoch hätte vielleicht einem fremden Beobachter ein Lächeln entlockt, nämlich der Sergeant Ford, ein intelligenter, junger Offizier, der vom Camp Independence zu unserer Abteilung kommandiert war. Das Maultier, das er ritt, zog zugleich einen einräderigen Karren, und so oft das Tier, von dem Schneegestöber geblendet, stolperte, erhielt der Karren einen Stoß und wurde in bedenklicher Weise hin- und hergeschleudert, wobei Sergeant Ford mehr als einmal vom Sattel herunter in den weichen Schnee fiel. Dieses schwerfällige Fuhrwerk war übrigens für unsere Vermessungsarbeit ganz unentbehrlich; denn an seinem Rad war eine kleine Scheibe, ein Hodometer (Wegmesser) angebracht, welcher jede Umdrehung des Rades angab. Da eine gewisse Anzahl solcher Umdrehungen eine Meile ausmachen, so waren wir dadurch in den Stand gesetzt, die Strecke, welche wir täglich zurücklegten, zu messen.

Die Straße, auf welcher wir uns langsam vorwärts bewegten, war von einer Kette hoher, weißer Berge eingeschlossen. Schwer und bleigrau lag der Himmel über uns und ein eisiger Wind, der an den Bergwänden herabfegte und die Wipfel der Bäume schüttelte, daß der Schnee wie Rauch zum Himmel aufwirbelte, schnitt uns bis aufs Mark der Knochen. Unsere Maultiere glitten jeden Augenblick aus und wollten nicht mehr von der Stelle, und ehe wir es uns versahen, war die Nacht angebrochen.

In dem heftigen Schneegestöber konnten wir unsern Weg nur auf eine kurze Strecke hin unterscheiden, und es schien fast, als ob das Unwetter entschlossen sei, uns nicht mehr aus seinen eisigen Griffen entrinnen zu lassen. Von Zeit zu Zeit wurde ein dunklerer Punkt auf dem grauen Hintergrunde sichtbar und belebte unseren Mut, wenn unsere Einbildungskraft uns darin die Umrisse eines Hauses erkennen ließ; allein bald stellte sich heraus, daß das erhoffte Obdach eine Baumgruppe oder ein einzeln stehender Felsen gewesen war, und unsre Hoffnung, ein Unterkommen für die Nacht zu finden, schwand immer mehr.

Solche Enttäuschungen erlebten wir viele und sie hatten endlich zur Folge, daß wir dem, was vor uns lag, keine Aufmerksamkeit mehr schenkten und mit stumpfer Gleichgültigkeit uns durch das Unwetter durchkämpften. So kam es, daß ich die Hütte, vor welcher die Anführer unserer Karawane Halt gemacht hatten, erst bemerkte, als ich dicht vor ihr stand. Thüren und Fenster waren sorgfältig zugenagelt und die nach dem Ausgang des Thales führenden Spuren, welche das Vieh zurückgelassen hatte, bewiesen, daß der Ranchero bei Herannahen des Sturmes in Eile abgezogen war. Sicherlich hatte er sich, als er sein Häuschen verließ, nicht träumen lassen, daß menschliche Wesen in diese Gegend kommen würden, ehe der Frühling sich mit neuem Grün schmückte.

Bevor wir Anstalt machten, in das Innere der Hütte zu dringen, tauchte plötzlich ein gewisser strenger Gesetzesparagraph, nächtlichen Einbruch betreffend, in meinem Gedächtnis auf, auf welchen ich meine Gefährten aufmerksam machte. Da standen wir in der jämmerlichsten Verfassung, bis auf die Knochen erstarrt, hungrig und todmüde, und vor uns lag das Haus, das uns Obdach und ein trockenes Fleckchen versprach, wo wir unser Lager aufschlagen konnten. Einen Augenblick schwankten wir — dann schüttelten wir den Schnee aus unseren Kleidern und erbrachen den Eingang, überzeugt, daß der Eigentümer, wenn er zu Hause gewesen wäre, uns mit der bekannten kalifornischen Gastfreundschaft herzlich willkommen geheißen hätte.

Der neugierigere Teil unserer Gesellschaft nahm eine genaue Inspektion des Hauses vor und jede neue Entdeckung, die er machte, wurde uns andern mit lauter Stimme mitgeteilt. Eine Büchse Mixed-Pickles, ein Korb Kartoffeln, eine Flasche Whisky, ein Stück Seife, eine Kiste mit Mehl und noch viele andere Dinge fanden sich vor, welche der Ranchero nicht der Mühe wert gehalten hatte mitzunehmen. Der unternehmendste Entdecker in dieser Richtung war Mr. Frank Carpenter, unser Topograph, den ich damit beschäftigt fand, einen schimmeligen Pudding aus einer rostigen Blechform mit einem Stückchen Holz zum Munde zu führen.

Bald hatten wir ein lustiges Feuer angezündet und unsere Decken auf dem Fußboden ausgebreitet. Nicht minder schnell wurde der Koch beordert, in der Küche seine Vorbereitungen zum Nachtessen zu treffen, und obgleich wir schon einen Korb voll Kartoffeln verzehrt, welche wir mit dem Federmesser geschält und auf dem Ofen gebraten hatten, so verschwand doch die schöne Hammelskeule, welche unter den Vorräten aufgefunden und von dem Koch zum Abendessen zubereitet worden war, ganz erstaunlich schnell.

Nicht weit vom Hause lag eine große Scheune, in welcher wir unsere Maultiere einstellten und mit Heu fütterten. Ein kalifornisches Maultier ist ein abgehärtetes Geschöpf, welches die größten Strapazen aushalten kann und sich nicht häufig eines Stalles zu erfreuen hat. Es war uns daher eine wahre Freude, unsere Tiere einmal wieder gut untergebracht zu sehen und sie ihr reichliches Futter kauen zu hören.

Der Schneesturm hielt noch mehrere Tage an und nur wenige von uns hatten Lust, unser schützendes Dach zu verlassen. Eines Abends, als wir um das wärmende Herdfeuer herumsaßen, stürzte Sergeant Ford, der sich draußen herumtrieb, in Eile zur Thüre herein und rief in großer Aufregung nach einer Büchse. Das einzige, was er auf unsere erstaunten Fragen erwiderte, war das atemlos hervorgestoßene Wort: „Truthahn!“ worauf er eilig wieder verschwand. Die Aussicht auf einen so leckern Bissen war, nach so vielen Entbehrungen, fast zu viel für uns. Als wir deshalb Ford feuern hörten, liefen wir alle in freudiger Erwartung hinaus. Da stand unser Jäger mit rauchender Flinte, aber statt des erlegten Truthahns, den wir am Boden suchten, sahen wir eine aufgeschreckte weiße Eule in die Nacht hinausfliegen. Enttäuscht, aber nicht wenig erheitert durch die verlegene Miene unseres sonst so flotten Sergeanten, kehrten wir in das Haus zurück und legten uns bald darauf zur Ruhe nieder.

Der folgende Tag war hell und sturmfrei. Wir brachen deshalb in der Frühe nach Truckee auf und ließen die gastliche Hütte, wenigstens nach außen, genau so zurück, wie wir sie angetroffen hatten, indem wir Thüren und Fenster gegen Stürme wieder sorgfältig verrammelten. Wir thaten aber noch mehr. Nach unserer Heimkehr suchten wir den Namen des betreffenden Rancheros zu erfahren und schickten einen Wechsel an ihn ab, dessen Betrag etwa dem Wert der Vorräte, welche wir verzehrt hatten, entsprach. Unsere Gesellschaft hat daher gegründete Hoffnung, daß sie der Strafe, welche auf nächtlichem Einbruch steht, glücklich entgehen wird.

Luther als Patient.

Von **Dr. M. Dyrenfurth.**

Die Jubelfeste des vergangenen Jahres haben die mächtige Gestalt wieder in den Vordergrund treten lassen, welche den Blicken der Gegenwart fast entschwunden schien. Bei allen kühnen Thaten, welche die Geschichte von ihm meldet, denken wir uns ihn und können ihn uns nicht anders vorstellen als in der Fülle männlicher Wohlgestalt. Wird nicht ein Geist von so urwüchsiger, markiger Gesundheit und solch' gewaltiger Schaffenskraft auch in einem Körper voll eherner Kraft und strotzender Lebensfrische gethront haben? Konnte er so oft zu Frohsinn und Kurzweil, zu Gesang und Saitenspiel aufgelegt sein, wenn nicht auch der leiblichen Hülle die Pein der Schmerzen und Krankheiten allezeit fern blieb? — Doch die Wirklichkeit beweist das Gegenteil!

Der große Reformator, als Knabe zart und dürftig gebaut, als Jüngling infolge übermäßiger Kasteiungen und Studien schwächlich und abgemergelt, wurde als Mann von zahlreichen Gebrechen heimgesucht, und hatte, je näher ihm das Greisenalter heranrückte, um so mehr mit schmerzhaften und oft lebensgefährlichen Leiden zu kämpfen, deren häufige Anfälle seine an sich rüstige Natur untergruben und einem vorzeitigen Ende zuführten.

Ein großer Teil von Luthers Krankheiten entsprang aus

seiner sittlichen Eigenheit. Wäre Luther nicht eben Luther gewesen, so hätte er's zu hohen Jahren bringen können. Er vergaß den Körper und dessen Bedürfnisse. Hatte er sich ein Ziel gesetzt, so verfolgte er dasselbe mit Feuer, schrieb, reiste, predigte, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit; niemals glaubte er seinen Pflichten vollauf genügt zu haben. Insbesondere während seines Klosteraufenthalts quälte ihn beständige Gewissensangst; er kasteite sich so sehr, daß er oft Tage lang nicht aß und vor Hunger und Durst zuweilen ohnmächtig wurde. „Ich hätte mich" — erzählte er später — „zu Tode gef stet, denn oft nahm ich in drei Tagen weder einen Tropfen, noch ein Krümchen Brot zu mir."

Sicher hat er in der Klosterzelle den Grund zu vielen seiner nachmaligen Beschwerden gelegt, von denen ihn Muskel- und Gelenk-Rheumatismus, Nervenschmerzen, Gicht und Nierenstein-Krankheit niemals mehr ganz verließen. Zu Wittenberg im Augustinerkloster schlief er bei bitterster Kälte auf steinhartem Lager unter dünner Decke; der Boden seiner Zelle war ungedielt und mit Ziegelplatten belegt. Zum Gebet erhob er sich oft schon um 2 Uhr morgens; die Ertötung des Leibes trieb er so weit, daß allmählich eine krankhafte Ueberspannung der Gehirnnerven eintrat.

Eine andere schwere Pein, die Neigung zu Hämorrhoidalzufällen, wurde ihm durch die sitzende Lebensweise bereitet, zu welcher ihn seine vielfachen geistigen Arbeiten, namentlich das große Werk der Bibelübersetzung, und die Abfassung der vielen Predigten und Streitschriften zwangen. Sein Feuergeist, fast immerdar an den Schreibtisch geschmiedet, mißachtete die einfachsten Gebote der Gesundheitspflege, und hielt zumal von regelmäßiger Bewegung im Freien gar wenig. Daraus entwickelte sich ein ganzes Heer von Unterleibsbeschwerden, vor allem eine hartnäckige, mit oft unerträglichen Krampfzuständen verbundene Verstopfung, und in ihrem Gefolge eine fehlerhafte Blutverteilung, Andrang des Blutes nach dem Kopf, öftere Kopfschmerzen, nervöse Verstimmung, Schwindel, furchtbares Sausen und Brausen vor den Ohren. Gegen solche Qualen gewährte ihm vorübergehende Erleichterung der häufige Gebrauch abführender Mittel, wahrscheinlich aus Aloe bestehend, noch heilsamer und wahrhaft befreiend wirkte als Naturhilfe eine von Zeit zu Zeit auftretende Blutung. „Man nennt dies" — schreibt er an Justus Jonas — „güldene Ader und ist sie in der That gülden." Als Hausmittel gegen den Schwindel brauchte er die Butter. „Mir hilft nichts mehr gegen den Schwindel als früh am Morgen ein klein Klümpchen Butter, etwa sechs Löffelchen voll. Denn Butter ist ein gesund Ding und ich halte dafür, daß die Sachsen darum so starke Leute sind, weil sie häufig Butter essen."

Ähnliche Linderung wie die goldene Ader scheint ein Fußgeschwür erzeugt zu haben, welches am linken Schienbein aufbrach, aber nach einigen Monaten wieder zuheilte. „Unsere Ärzte meinen", schreibt Luther, „wo ich den Fluß im Beine, so bisher offen war, offen erhalten könnte, worauf sie hinwirken, so solle es dem Kopfe Lösung geben." Solch ein äußerer Schaden, wie lästig er auch sein möge, erscheint doch oft als eine wirkliche Wohlthat für den Kranken, er leitet von edlen Organen ab, und verhütet Gefahr und Unheil. Darum nehmen vorsichtige Ärzte sich in acht, derartige Gebrechen plötzlich zu unterdrücken, ja sie rufen bei ernsten und langwierigen Krankheiten äußerliche Eiterungen mit Absicht hervor, in der Hoffnung, dadurch bösen Säften einen bequemen Abfluß zu verschaffen. Fontanellen heißt man diese künstlich erzeugten Krankheiten, und sie werden meistens an den Armen oder Beinen angelegt. Auch Luthers Arzt, der kurfürstlich sächsische Leibarzt Matthäus Ratzeberger erteilte ihm den Rat, sich zur Erhaltung seiner Gesundheit am linken Bein ein Fontanell öffnen zu lassen, wodurch er in der That eine Zeit lang von seiner Schwere des Kopfes, von Schwindel und anderer Pein befreit und in den Stand gesetzt wurde, wieder zu Fuß das Kolleg und die Kirche zu besuchen und zu predigen, während er vorher gezwungen war, zur Kirche zu fahren oder die Predigt in seinem Hause zu halten. Den nötigen täglichen Verband der Wunde mit dem Ätzstift lernte mit der Zeit Frau Käthe gut besorgen.

Unter Luthers mannigfaltigen Leiden waren es aber namentlich zwei, die ihn mehrfach in Lebensgefahr und seine Umgebungen in Angst versetzten: sein Steinübel und seine häufigen Ohnmachten.

Der erste Anfall der Steinplage erfolgte im Jahre 1526. Gleichzeitig waren noch andere beschwerliche Symptome vorhanden, besonders ein heftiger Kopfschmerz und ein gänzlicher Mangel an Eßlust. „Als er nun" — schreibt Ratzeberger — „weder essen noch trinken konnte, und alles, was ihm seine Hausfrau aufs beste und fleißigste zugerichtet hatte, von sich schob, bat sie ihn inständigst, er möchte doch eine Speise nennen, auf die er Verlangen habe. Wohlan, spricht er, so richte mir einen Brathering und ein Essen von kalten Erbsen und Senf zu, weil Du willst, daß ich essen soll, und mache schnell, ehe mir die Lust dazu vergeht; verziehst Du lange, so mag ich's nachher nicht. Die Frau that, wiewohl mit großen Sorgen, was ihr Herr befohlen, und richtet das Essen, so schnell sie vermochte, zu und setzt es ihm vor. Als er nun gerade mit großem Appetit davon ißt, besuchen ihn die Ärzte und wollen sehen, wie es sich mit seiner Krankheit anlasse. Als sie ihn nun essen sahen, entsetzten sie sich ob seiner Kost, die sie für schädlich und ungesund erachteten. Ach, was thut Ihr doch, sagte Licentiat Fend; Herr Doktor, Ihr wollt Euch selbst noch kranker machen. Doktor Luther schwieg ganz still und aß immer fort und hatte kein Mitleiden über die Traurigkeit der Ärzte, die so aufmerksam für ihn sorgten. Bald nachdem sie ihn verlassen und bei sich dachten, er werde sich eine tödliche Krankheit zuziehen, ging ein großer Stein von ihm und war Luther wieder gesund. Des andern Morgens besuchten sie ihn wieder und vermeinten ihn im Bett krank zu finden. Da sahen sie ihn aber in seinem Schreibstübchen über den Büchern sitzen, worüber sie sich sehr verwunderten." Denn mitunter bestraft sich ein Diätfehler eben nicht und übt wohl gar die entgegengesetzte Wirkung aus; ja in vorliegendem Falle mögen Senf und die schweren blähenden Speisen einen treibenden Einfluß auf die kranken Teile und den Stein geäußert haben.

Auch ein bei weitem härterer und lebensgefährlicher Anfall des Steinleidens traf ihn am 18. Februar 1537 in Schmalkalden. Nach einer anstrengenden Predigt in der großen eisigen Kirche und einem kalten, durchnäßten Nachtlager wurde er von unsäglichen Unterleibsschmerzen ergriffen. Der qualvolle Zustand dauerte acht Tage lang. Die Kunst der Ärzte war erschöpft, Hoffnung auf Rettung nicht mehr vorhanden. Auch Luther gedachte zu sterben und wünschte nur noch in Gotha die Augen zu schließen. Es geschah ihm nach seinem Willen: er wurde auf einen Wagen geladen und gen Gotha gefahren. Auf den holperigen Wegen stand er aber so gräßliche Martern aus, daß er in einer Herberge unterwegs (in Thambach) ausruhen mußte. Allein die Erschütterung durch das Fahren war seine Rettung gewesen. Am folgenden Tage schrieb er an seine Frau: „Gott hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thut's noch durch frommer Leute Furbitte. Solches schreib ich Dir darum, denn ich halte, daß mein gnädiger Herr habe dem Landvogt befohlen, Dich mir entgegen zu schicken, da ich ja unterwegen stürbe, daß Du zuvor mit mir reden, oder mich sehen möchtest; welches nun nicht not ist, und magst wohl daheim bleiben, weil mir Gott so reichlich geholfen hat, daß ich mich versehe, fröhlich zu Dir zu kommen." Einige Tage nach

überstandener Niederlage ging ihm ein großer Stein ab, in Gotha noch sechs andere.

Die damalige Medizin steckte freilich noch in den Kinderschuhen; die Methoden und Handgriffe der Wundärzte waren roh und abenteuerlich, die Mittel der Ärzte seltsam und abgeschmackt, ebenso groß an Zahl, wie unzuverlässig an Wirkung. Bernstein galt als unübertrefflich heilsam gegen den Stein; Luther behauptete, daß ihm das Eimbecker Bier (es schaffte ihm guten Schlaf) bei seinem Leiden höchst wohlthätig sei. Heutzutage würde man — abgesehen von dem so sehr vervollkommneten chirurgischen Heilverfahren — einem Gichtbrüchigen und Steinkranken Salicyl, Lithium, warme Bäder, Wildungen, Wiesbaden, Teplitz und Karlsbad verordnen. Sicher hätten Luthers Leiden durch den Gebrauch dieser Mittel eine große Linderung erfahren; vielleicht wäre auch sein Leben dadurch verlängert, vielleicht auch das andere tückische Übel, das sich im Laufe der Jahre, zuletzt Tod bringend, bei ihm entwickelte, die Herzverfettung, aufgehalten worden.

Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß Luthers häufige Ohnmachts- und Beklemmungsanfälle nur durch eine fettige Entartung des Herzmuskels entstanden sind. Bereits 1527 in einem Brief vom 13. Jan. schreibt er an seinen Freund Spalatin (lateinisch): „Es ist wahr, neulich wäre ich durch ein plötzlich auftretendes Blutgerinnsel um die Präcordien — (vermutlich ein Anfall von Asthma oder Herzkrampf?) — zugeschnürt und fast des Lebens beraubt worden, aber mir half schnell ein Schluck Aqua Cardui benedicti, wie sie es nennen."

Eine dieser Ohnmachtsszenen schildern wir, gestützt auf Küchenmeisters treffliches und an Material reiches Werk „Doktor Martin Luthers Krankheitsgeschichte" etwas näher, weil sie zeigt, wie sehr die Konstitution des Reformators bereits im kräftigen Mannesalter untergraben war. Am 6. Juli 1527 überkam Luther eine große Seelenangst, ohne daß er anfangs körperliche Beschwerden empfand; doch folgten diese bald. Er ließ deshalb früh 8 Uhr seinen Beichtvater Bugenhagen kommen, beichtete, verlangte Absolution und Trost, betete in einem fort, besonders sprach er Psalmen und erinnerte an das, was Paulus 2. Korinther 12. als seine Anfechtung erzählt. — — Als nun Jonas zu ihm ins Kloster gekommen und etwas gewartet hatte, stand Luther auf, um mit den andern zu Abend zu essen; aber er befand sich nicht wohl. Er sagte zu Jonas: er fühle vor dem linken Ohr und auf der ganzen linken Seite ein Geräusch, das mit großem Ungestüm auftrete, rauschenden Meereswellen gleich; noch aber zeige es sich nicht im Innern des Kopfes. Wenn es nur nicht mehr lange dauere, das könne kein Mensch ertragen. Bald darauf brauste es ihm wie eine Windsbraut im Ohr und Haupt, und es dehnte sich das Klingen immer weiter aus. Alsbald sagte er, er könne nicht mehr auf sein und wolle sich aufs Bett legen. Jonas folgte ihm allein auf dem Fuße nach. Frau Käthe blieb auf den unteren Stufen stehen und rief den Mägden noch etwas zu. Aber obgleich sie sich beeilte, wurde dennoch, bevor sie an der Schwelle des Schlafzimmers angekommen war, Luther von einer Ohnmacht ergriffen und sagte plötzlich: „Herr Doktor Jonas, mir wird übel, Wasser her, oder was Ihr habt, ich vergehe." Die Ohnmacht war ziemlich stark und Luther ganz ohne Bewußtsein, ganz kalt, ohne Farbe, Blut, Gefühl und bemerkbare Sprache. So lag er eine Zeit ohne alle Lebenszeichen wie tot da. Jonas goß ihm Wasser über das Gesicht und den entblößten Nacken. Inzwischen kam auch Frau Käthe herbei, und als sie ihn in Ohnmacht daliegen sah, rief sie unter lautem Klaggeschrei ihre Mägde. — — Er kam allmählich wieder zu sich und fing dann an, ein Vaterunser zu beten und dann geistliche Gespräche zu führen und schloß mit den Worten: „HErr, erhalte mich noch, wenn es Dein Wille ist."

Die beschriebenen Symptome, zumal das Ergriffensein der linken Kopfhälfte deuten mit Bestimmtheit auf eine zeitweise Einstellung der Herzarbeit hin, durch welche das Hirn in Mitleidenschaft gezogen und blutleer wurde. Nachdem der Anfall vorüber war, blieb keine Lähmung zurück, und kamen sämtliche Hirn- und Rückenmarkfunktionen in normaler Weise wieder zum Vorschein — ein Beweis dafür, daß von einem Hirnschlagfluß nicht die Rede sein konnte.

Die Jahre kamen, die Gesundheit schwand mehr und mehr. Wie ein großer Staatsmann der Gegenwart fühlte er sich „müde, todmüde". Im Januar 1545 nennt er sich „alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun gar einäugig" (wahrscheinlich infolge eines grauen Staares). Bald quälen ihn Stein-, bald Knieschmerzen, bald rumort es im Haupt. „Mein Kopf fängt an, von neuem wieder zu leiden. Ich glaube, es ist der Satan." Am 30. März 1544 schreibt er an Kurfürstin Sibylle: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er einmal zerbricht. Ich habe lange genug gelebt; Gott beschere mir ein selig Stündlein, darin der faule, unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volke und den Würmern zu teil werde."

Der Schluß eines großen, thatenreichen Lebens naht heran. Eine Friedensmission sollte ihn beschleunigen. Zwei feindliche Brüder, die Grafen Mansfeld, beriefen ihn nach Eisleben zur Schlichtung eines Erbstreites. Ende Januar, im kalten Winter, im beständigen Wechsel zwischen Frost und Thauwetter, auf holprigen gefrorenen Wegen begann er die Reise. In einem Briefe an Melanchton (1. Febr. 1546) schreibt er: „Auf der Reise ergriff mich gleichzeitig eine Ohnmacht und weiter jene Krankheit, die Du Magenzittern (eigentlich Herzschlagen) zu nennen pflegst. Ich ging nämlich zu Fuße, aber über meine Kräfte, so daß ich in Schweiß kam; dann im Schweiße und bei kalt gewordenem Kamisol auf den Wagen gestiegen, fühlte ich widerwärtige Kälte des linken Arms. Dadurch bekam ich eine Kompression des Herzens und gleichsam Erstickung des Atems, woran mein Alter schuld ist."

Die Verhandlungen gingen gut von statten und führten zur Versöhnung der streitenden Teile. Luther wurde aber dadurch sehr angegriffen. Am 17. Februar fühlte er sich sehr unwohl. Am Abend sagte er plötzlich: „Mir wird aber weh und bange, wie nie zuvor, um die Brust." Graf Albrecht schabte ihm mit eigener Hand Einhorn, ein damals sehr beliebtes Anregungsmittel; Luther nahm zweimal davon einen Eßlöffel mit Wein. Dann schlief er bis 1 Uhr. Darauf erwachte er und verlangte, die Stube solle geheizt werden. „Ach, HErr Gott, wie ist mir so wehe; ach lieber Doktor Jonas, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben." Dann ging er einigemal das Zimmer auf und ab und klagte, daß es ihn um die Brust stark drücke, aber noch des Herzens schone. Es wurden die Ärzte Magister Simon Wild und Doktor Ludwig gerufen, welche ihm im Verein mit der Gräfin Arznei und Labsal verabreichten. Darauf geriet er in einen starken Schweiß. Jonas und Celius getrösteten ihn: „Ihr habt einen großen Schweiß gelassen, Gott wird helfen, daß es wird besser werden." Luther entgegnete: „Ja, es ist ein kalter Totenschweiß, ich werde meinen Geist aufgeben, denn die Krankheit mehret sich." Nachdem er einen Löffel Arznei genommen und: „Vater, in Deine Hände" lateinisch gebetet hatte, fing er an still zu sein, und regte sich nicht, wiewohl man ihn schüttelte, rieb und mit kaltem Wasser begoß.

Es war am 18. nach 3 Uhr morgens. Er schien zu schlafen. Da verwandelte sich sein Antlitz und wurde bleich; Füße und Nase wurden kalt; noch einen tiefen Atemzug und er war verschieden. — Das kranke Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Das „Mens sana in corpore sano" („ein gesunder Geist in einem gesunden Körper") hat doch nicht immer seine Giltigkeit. Oft wohnt ein gesunder Geist in sehr krankem Körper.

(Schluß folgt.)

Katharina von Bora.

Von Armin Stein. Für die Abendschule bearbeitet. (9. Fortsetzung.)

„Wie wohl thut es mir", sagte sie leise vor sich hin, „daß auch seine Freunde meiner so herzlich gedenken!" Und sie las den Brief, den nach seiner Ankunft in Augsburg Melanchthon an sie geschrieben:

„Gottes Gnad und alles Guts! Ehrbare, tugendsame Frau Doktorin! Ich thue Euch kund und zu wissen, daß wir nun, Gottlob, bis gen Augsburg kommen sind und haben den Herrn Doktor zu Koburg gelassen, wie er ohne Zweifel Euch geschrieben hat. Hoffe aber in kurzem bei ihm zu sein. Bitte Euch, Ihr wollet mir schreiben, wie es Euch gehet und wie sich der Hauptmann des Kornes halber erzeiget habe. Womit ich Euch dienen kann, will ich mit allem Fleiß, wie ich mich schuldig erkenne, solches thun und ausrichten. Beide Kanzler, Doktor Georg Brück und Doktor Christian Baier, so das evangelische Glaubensbekenntnis auf dem Reichstag sollen vorlesen, grüßen Euch und wünschen alles Gute. Gott bewahre Euch!

Datum Augsburg, am Mittwoch nach St. Walpurgis.
Philippus Melanchthon."

Darunter standen noch etliche Worte:

„Liebe Gevatterin! Auch ich wünsche Euch, dem Hänsichen, dem Lenichen und der Muhme Lene viel seliger Zeit. Küsset mir in meinem Namen meinen liebsten Jungen. Justus Jonas."

Auf dem äußersten Rand war noch zu lesen:

„Ich, Johann Agricola von Eisleben, meine es auch gut, meine liebe Frau Doktorin."

Auf das Papier, welches, wie die anderen Briefe, ziemlich abgegriffen war, fielen zwei Thränen, daß die Tinte zerlief.

„Wie doch alles, was uns böse dünket, sein Gutes hat!" flüsterte die Käthe. „Die Trennung von meinem Herrn deucht mir ein Übel, und doch wachsen als süße Frucht aus derselben solche liebe Brieflein, daraus ich sehe, wie man mich lieb habe und meiner in Treuen gedenke."

Wieder folgte ein Brief von fremder Hand: Veit Dietrich, ihr Kostgänger und Hausgenosse, welcher nebst dem Schwestersohn Luthers, Cyriakus Kaufmann, zur Pflege und Beistand des Doktors mitgereist war, beantwortete einen Brief, den Frau Katharina bald nach Lenchens Geburtstag zugleich mit des Kindes Bildnis nach Koburg gesendet hatte.

Katharina suchte weiter in der Mappe und las die folgenden Briefe, auf welchen wieder ihres Mannes derbe, starke Züge sichtbar wurden.

„Gnade und Friede in Christo! Meine liebe Käthe! Der Bote lief so eilend vorüber, daß ich nur weniges schreiben kann. Du magst dem Doktor Pommer und allen sagen, daß ich bald mehr schreiben will. Wir haben noch nichts von Augsburg, warten aber alle Stunden auf Botschaft und Schrift. Aus fliegenden Reden haben wir, daß unseres Widerparts Antwort solle öffentlich gelesen werden; man habe aber den Unsern keine Abschrift geben wollen, daß sie darauf antworten möchten. Weiß nicht, ob's wahr ist. Wo sie das Licht so scheuen, werden die Unsern nicht lange bleiben.

Ich bin seit Lorenztag sehr gesund gewesen und habe kein Sausen im Kopf mehr gefühlet. Das hat mich fein lustig gemacht zum Schreiben, denn bisher hat mich das Sausen arg geplaget. Grüße alle und alles. Ein ander Mal weiter. Gott sei mit Euch. Amen. Und betet getrost, denn es ist wohl angelegen, und Gott wird helfen. Gegeben am Sonntag nach St. Lorenztag den 14. August 1530.

Martinus Luther."

An diesen Brief hatte die Käthe einen andern mit einem Fädlein geheftet, den sie zugleich mit erhalten hatte.

„Gnade und Friede in Christo. Meine liebe Käthe! Als ich den Brief zugemacht, kamen mir die Briefe von Augsburg, da ließ ich den Boten aufhalten, daß er sie mit sich nähme. Daraus wirst Du wohl vernehmen, wie es zu Augsburg mit unserer Sache stehe, fast so, wie ich in dem andern Brief geschrieben. Laß sie Dir von Peter Weller vorlesen, oder von dem Doktor Pommer. Gott helfe weiter, wie er gnädiglich angefangen. Amen. Jetzt kann ich nicht mehr schreiben, weil der Bote so wegfertig dasitzet und ungeduldig harret. Grüße alle Lieben, sonderlich Hänsichen Luther und seinen Schulmeister, dem will ich auch bald schreiben. Grüße Muhme Lenen und allesamt. Wir essen hie reife Weintrauben, wiewohl es diesen Mond heraußen sehr naß gewesen. Gott sei mit Euch allen. Amen.

Aus der Wüste, am Tag der Himmelfahrt Mariä,
den 15. August 1530.
Martinus Luther."

Nun kam aber das Allerbeste, etwas apart in ein rosenrotes Papier Eingeschlagenes, der Brief Luthers an sein liebes Söhnlein Hänsichen, den wir bereits kennen. Das Herz lachte der Katharina im Leibe, als sie diesen kostbaren Brief wieder las, und in den Augen schimmerte es feucht, und in leisem Flüsterton stahl sich ein Gebet zum Himmel hinauf, ein Gebet für den großen, den herrlichen, den einzigen Doktor Martinus.

Sechzehntes Kapitel.

Die Herberge Gottes.

Während Käthe noch beschäftigt war, die Briefe fein säuberlich wieder zusammenzulegen und die Mappe mit einem scharlachroten Bändlein zuzubinden, trat ihre Nichte Else Kaufmann herzu, eine Schwestertochter Luthers, die dieser nebst ihrer Schwester Lene und dem vorhin erwähnten Bruder Cyriakus als Waisen in sein Haus genommen hatte, wie er auch den Sohn einer andern Schwester, den Studiosus der Gottesgelahrtheit Hans Polner in Kost und Pflege bei sich hielt.

Die Else meldete, es sei ein Fremder draußen, der sich Urbanus Rhegius nenne und die Frau Doktorin zu sprechen begehre, sagend, er komme gerades Wegs von Koburg.

Freudig erschreckt bei Nennung dieses Namens eilte Katharina nach dem Hof und fand auf der Bank unter dem großen Birnbaum, dem Lieblingsplatz des Doktors, einen sauberen Herrn, der bei ihrem Nahen mit großer Ehrerbietung sich erhob und mit gezogenem Barett ihr entgegen kam.

„Gott grüße Euch, liebwerte Frau Doktorin!" hob er mit fremder Aussprache an, die an den Dialekt des Hieronymus Baumgärtner erinnerte. „Schätze es als ein sonderliches Glück, das Ehegemahl dessen kennen zu lernen, den ich vor etlicher Zeit zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht gesehen, und bin hoch erfreut, ihm einen kleinen Dienst thun zu können, indem ich Euch, durch Wittenberg reisend, seine Grüße bringen darf."

„Wie geht es meinem lieben Herrn?" fragte Katharina, indem eine freudige Begierde ihre Wangen höher erglühen ließ.

„Er ist wohlauf und gutes Mutes, hat mir auch in seiner großen Güte und Herablassung einen ganzen Tag seiner kostbaren Zeit geschenket. Wahrlich, in meinem Leben habe ich keinen froheren Tag gehabt, denn der Doktor Luther ist ein so gewaltiger Theologus, als zu keiner Zeit leichtlich gewesen. Habe ja allezeit Großes von ihm gehalten, aber jetzo halte ich noch mehr von ihm, denn ich selbst gegenwärtig gesehen und

gehöret, was man mit keiner Feder den Abwesenden schreiben und auch mit Worten nimmer sagen kann."

In lieblicher Verwirrung stand Frau Käthe da und fand nicht gleich, was sie erwidern sollte.

Rhegius ließ seine Blicke betrachtend nach allen Seiten gehen. „Dieses also ist die Stätte, da er wohnet, die Herberge Gottes, die Zufluchtsstatte aller, so um des Evangelii willen Verfolgung ausstehen? Saget mir nur, hochwerte Frau Doktorin, wie Ihr es machet, daß Ihr mit Eurem Wenigen so viele speisen und tränken und kleiden könnet. Denn meinen Ohren wollte ich nicht trauen, da ich von dem Herrn Doktor vernahm, 200 Gülden wären sein ganz Einkommen."

Katharina wies lächelnd nach dem Viehhof mit dem Stallgebäude. „Höret Ihr diese Töne, lieber Herr? Wo Küche und Keller leer sind, muß der Stall sie füllen und das Gärtlein dazu. Doch würde auch diese Hilfe nicht ausreichen für die vielen, so alltäglich an unsern Tisch kommen, wo nicht frommer Leute Erbarmen dazu schenkte. Sonderlich ist unseres lieben gnädigen Kurfürsten Hand gegen uns immer offen. Doch ist der Doktor, mein Herr, in diesem Stück von eigener Art: weiset viel Geschenk zurück. Dieweil man nun den Doktor von dieser Seite kennet, wendet man sich, so man ihm mit einem Geschenk dienen will, lieber an mich. Und ich weigere mich der Annahme nicht, nehme vielmehr mit Dank und Freude, was die Liebe darreichet, sintemal es not ist für die Armen. Denn ob ich gleich alles nach Kräften zu Rate halte, habe ich es doch nicht hindern mögen, daß der Doktor mehrere hundert Gulden Schulden gemacht hat, sonderlich durch Bürgschaftleistung für andere und Verpfändung der geschenkten Kleinodien; weshalb auch unsere lieben Freunde Lukas Kranach und Doktor Bugenhagen in treuer Fürsorge den Doktor gar nicht mehr zur Bürgschaft wollen zulassen, dieweil seine Bereitwilligkeit oft übel gemißbraucht wird."

„Setzet Euch doch, liebster Herr Rhegius", bat nach einer Pause Katharina gastfreundlich, „daß ich unserer Hausgenossen etliche herbeihole, denen Ihr auch von dem Doktor erzählen möget. Inzwischen will ich Euch den Imbiß bereiten."

Damit eilte Katharina über den Hof nach dem Seitengebäude, aus welchem sie nach wenigen Minuten mit den Brüdern Petrus und Hieronymus Weller, Hänschens Schulmeistern, zurückkehrte.

Während diese sich zu dem Fremden unter dem Birnbaum gesellten und mit lebhaften Fragen denselben bestürmten, stieg Katharina in den Keller hinab, eine Flasche selbstgebrautes Bier heraufzuholen, und begab sich dann in Hast nach der Küche, um auf dem Herd Eier in Speck zu bereiten.

Sie war damit noch nicht zu Wege, als abermals die Else einen Ankömmling meldete. „Ach, Frau Doktorin, draußen stehet ein Weib, davor ich erschrocken bin — weiß nicht, ob aus Ehrfurcht, oder vor Jammer. Siehet aus wie eine Königin und ist doch so elend, ach so elend, daß man stracks weinen möchte, wo man in ihr gramvolles Antlitz schauet. Hat mich gefragt, ob der Doktor Luther wieder daheim, und da ich es verneinte, ist sie noch viel trauriger worden, hat aber bald wieder aufgeschauet und geforschet, ob wohl die Frau Doktorin ein barmherzig Gemüt habe für fremde Not. Da ich nun dieses bejahete, hat sie geflehet, ich solle sie zu Euch führen."

Käthe fühlte bei dieser unheimlichen Erzählung eine Beklemmung auf der Brust, übergab der Else die halbfertige Speise zu weiterer Besorgung und begab sich nach der großen Diele.

Betroffen blieb sie in der Thür stehen, denn vor ihr stand ein Weib, das wie ein Zauber auf sie wirkte. Eine hohe, edle, majestätische Gestalt mit einem Antlitz, auf welchem die Würde mit der Sanftmut um die Herrschaft kämpfte, und wie ein zarter Schleier darüber ausgegossen der Ausdruck unsäglichen Leides, so schaute das fremde Weib die Frau Doktorin an, daß es dieser ebenso erging, wie der Else: unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen.

Die Unbekannte schien eine Anrede, einen Willkommsgruß oder eine Frage zu erwarten und ließ bittend ihre milden, sanften Augen auf der Käthe ruhen.

„Wer seid Ihr, liebe Frau?" fragte diese endlich mit gepreßtem Ton und hielt zugleich der Fremden die Hand dar.

Langsam trat diese herzu und erwiderte mit einer müden, matten, aber seelenvollen Stimme: „Mein Vater sitzet auf dem Thron von Dänemark und mein Gemahl trägt einen deutschen Kurhut, ich aber habe nicht, da ich mein Haupt hinlege."

In heftigster Bestürzung wich Katharina einen Schritt zurück: So seid Ihr des brandenburgischen Kurfürsten unglückselig Gemahl!"

„Erschrecket Euch meine Nähe?" fragte die Fremde mit der mißtrauischen Scheu, die dem Unglück eigen ist. „So will ich wieder von dannen ziehen, ob ich gleich mit schwerem Herzen von der Hoffnung scheide, daß ich unter diesem Dach Ruhe finden würde, denn um des Evangeliums willen ruhet auf mir der Zorn meines Gemahls, und dieweil ich des Doktor Martinus Lehre als Gottes Wort verehre, hat mir der Kurfürst mit Einmauerung gedräuet."

Heiß wallte der Katharina das Blut und drängte sie zu der unglücklichen Frau hin, sie an ihre Brust zu ziehen; aber die natürliche Scheu vor der Tochter eines gekrönten Hauptes ließ sie nur zitternd nach der Hand der Fürstin greifen und in dem innigsten Ton flüstern: „Dieses Haus stehet offen sonderlich denen, so um des Evangeliums willen leiden müssen."

Da ging ein heller Lichtschein über das Antlitz der Dulderin, und mit mühsam verhaltenem Weinen erwiderte sie: „Dafür segne Euch der, der gesagt hat: Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Bruder, das habt ihr mir gethan."

Hochklopfenden Herzens führte nun Katharina die Kurfürstin, nachdem sie sich von dem Herrn Urbanus Rhegius kürzlich verabschiedet, nach dem stillen Gemach, welches nach dem Garten hinauslag, und bald hatte die herzgewinnende Leutseligkeit der hohen Frau alle beklemmende Scheu der Wirtin überwunden, daß sie mit dem hohen Gaste redete wie mit einer Freundin.

Nun erfuhr Katharina im Zusammenhang und der Wahrheit gemäß, was das Gerücht bruchstückweise und mit Unwahrheit gemischt schon lange umhergetragen hatte, daß also die Kurfürstin um ihres evangelischen Glaubens willen den Zorn ihres streng päpstlich gesinnten Gemahls auf sich gezogen und zumal durch die heimliche Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die dem Kurfürsten verraten worden, in seinem Herzen solche Leidenschaft entzündet habe, daß er in toller Besinnungslosigkeit geschworen, der Frevlerin und Gotteslästerin solle keine Sonne und kein Mond mehr scheinen; worauf sie, um dem Gemahl ein Verbrechen zu ersparen, nach Torgau geflüchtet sei zu dem Kurfürsten von Sachsen, welcher ihr ein stilles Schloß an der Elbe, die Lichtenburg, zur Wohnung angewiesen habe. Dankbar habe sie solche Güte angenommen, doch fühle sie sich in der Absperrung innerlich wie verwelkt und verdorrt, da sie der geistlichen Speise entbehren müsse. Sei darum in aller Stille nach Wittenberg gekommen, um im Hause Luthers Erquickung, Kraft und Trost zu genießen.

Die Käthe sprach ihr herzliches Bedauern aus, daß ihr Eheherr so gar lange in Koburg festgehalten werde, bat aber die Kurfürstin dringend, so lange mit ihr vorlieb nehmen zu wollen, bis der Doktor selbst ihr besseres Brot darreichen könne.

Die hohe Frau fiel tief ergriffen und mit dem Ausdruck herzinnigsten Dankes der Frau Doktorin um den Hals, daß es dieser ganz wunderseltsam zu Mute ward, und diese stumme Umarmung war die Besiegelung einer verständnisinnigen, warmen Freundschaft. Wenn Katharina in dem Umgang mit der Fürst-

lichen Frau je länger desto mehr erkannte, daß das Gerücht nicht zu viel gesagt hatte von der Sanftmut, der Demut, dem Edelsinn und der tiefinnerlichen lauteren Frömmigkeit der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, so fand diese hinwiederum sich angezogen von dem schlichten, aufrichtigen, von echter Liebe geweihten Wesen, dem bei aller kindlichen Einfalt und aller Weichheit des Empfindens so starken Geist und so herzhaften Mut der Frau Doktorin, wie sie denn auch mit unverhohlenem Wohlgefallen ihr zusah, wenn sie mit sicherem Blick und energischem Durchgreifen das Regiment führte über ihre Dienstboten und mit praktischer Umsicht die umfangreiche Hofwirtschaft leitete. Es machte ihr sogar Freude, mit Hand anzulegen, und namentlich der Kindlein sich anzunehmen, war ihr eine liebe Beschäftigung. Die gute Muhme Lene trat gern in den Schatten zurück und fühlte keine Regung von Eifersucht, wenn der undankbare Hans über der neuen „Muhme Elisabeth" all der Liebe vergessen konnte, die ihm von seiner Muhme Lene zu teil geworden war.

Das Gefühl der Einsamkeit war nun für Katharina verschwunden. Der hohen Frau zu dienen und die Schwergeprüfte zu trösten, das füllte nun ihre freie Zeit aus und gab der Alltäglichkeit ihres Lebens eine höhere Aufgabe. Sie fühlte sich gehoben und geheiligt in diesem Werk der Liebe, und um so zufriedener ward sie mit sich selbst, je mehr sie aus den Blicken und Worten der Dulderin abnahm, daß dieselbe in der „Herberge Gottes" Ruhe gefunden habe und langsam aus der Nacht den Tag heraufdämmern sehe.

Nach acht Tagen kam aus Koburg ein Brief von Luther an seine „liebe Käthe" mit der Botschaft, daß seine Rückkunft nahe sei. Bei dieser Kunde fielen sich die beiden Frauen in die Arme, und die Herzen pochten gegen einander in wetteiferndem Ungestüm sehnender Erwartung.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Friedensfeier.

„Bringe die Gefäße, Sibylla, denn das Bier ist fertig!" rief Frau Katharina einer der Mägde zu, welche mit ihr im Brauhaus beschäftigt waren. „Wird auch dieses Mal ein schön Gebräu, daran der Herr Doktor seinen Wohlschmack haben mag, denn sonderlich frisch und kräftig ist das Malz, so uns des Kurfürsten Gnade gesendet. — Wo bleiben denn die Dorothea und Brigitta? Daß sie doch eilen möchten, uns zu helfen, ehe der helle Tag anbricht, denn viel noch bleibet uns für den heutigen Tag zu schaffen.

Schlaftrunken und die Glieder reckend kam in diesem Augenblick der Wolfgang herbeigehinkt und legte auf Frau Katharinas Aufforderung mit Hand ans Werk, daß das klare, schwarzbraune Getränk in den Gefäßen stand, als der Türmer der Stadtkirche die sechste Morgenstunde verkündete.

Es war ein stiller, schwüler Augustmorgen des Jahres 1532. Der Himmel hing schwer voll aschgrauer Wolken und milderte die Glut der Sonne, die schon mehrere Tage erdrückend auf der Welt gelegen hatte. Fido, das Spitzhündlein, dehnte sich schläfrig auf seinem Nachtlager und schien keine Lust zu haben, dasselbe heute zu verlassen. Auch die Tauben auf dem Dach ließen träg die Flügel hängen und rührten sich nicht vom Fleck. In dem Hof des Lutherhauses herrschte aber sonst ein reges Leben — es mußte heute wohl etwas Besonderes in Vorbereitung sein.

Frau Katharina begab sich eilig aus dem Brauhaus nach dem Viehhof, wo zwei Mägde beschäftigt waren, etlichen feisten Hühnern die Hälse zu brechen. Von da ging sie nach der Küche, um zu sehen, wie weit die Else und Lene, ihre Basen, mit der Zubereitung des Gemüses seien.

Nachdem sie sich überzeugt, daß alles in Ordnung und im besten Gange sei, schritt sie an der Seite des Wolfgang und eines Knechtes zum Hofthor hinaus durch die noch stillen Straßen nach dem Baumgarten, welchen Luther in der Nähe des Saumarktes besaß.

Unter dem Schatten dichten Weidengebüsches ruhte hier still und träumerisch ein kleiner, schmaler Fischteich, auf dessen Inhalt es jetzt abgesehen war, denn die beiden Männer warfen ein Netz aus, welches die Breite des Teiches hatte, und zogen dasselbe, indem jeder an einer Uferseite entlang ging, durch das Wasser.

Es währte nicht gar lange, so hatte die Käthe, welche inzwischen von einem niedrigen Baum einen Korb voll Birnen gepfluckt, einen ziemlich großen Zuber voll Fische aller Gattungen: Hechte, Schmerlen, Forellen, Kaulbarschen, Karpfen und Schleien.

„Solch Gericht wird den Herrn Doktor baß erfreuen", sagte sie mit zufriedenem Lächeln, „denn er ein großer Liebhaber von Fischen ist, und dem heutigen Fest soll diese Speise zur sonderlichen Zier gereichen."

„Mit Gunst, Frau Doktorin", fiel der Knecht ein, „noch nimmer habe ich recht erfahren mögen, was das heutige Fest zu besagen habe."

„Weißt Du nicht, Daniel, daß Friede worden in Deutschland?" fragte Katharina verwundert zurück. Und nun belehrte sie auf dem Heimweg den Knecht über das, was am 23. Juli zu Nurnberg auf dem Reichstag geschehen: daß die evangelischen Fürsten sich mit dem Kaiser vertragen und ihm wider den Türken Hilfe versprochen hätten, falls er dem Evangelio nicht ferner wehren, sondern ihm sein Recht zugestehen wolle, bis die Sache auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zum endlichen Austrag gebracht worden sei.

Man war inzwischen an die Pforte gekommen. Als man eben in den Hof eintrat, kam Meister Peter aus dem Haus, der Barbier, welcher allmorgentlich erschien, um dem Doktor den Bart zu scheren. Er trat eiligen Schrittes auf die Frau Katharina zu, grußte artig und fragte, ob denn der Herr Doktor nicht daheim sei. Er habe ihn vergebens in allen Räumen gesucht.

Katharina wurde unruhig und nachdenklich. „Habet Ihr nicht an seinem Studierstüblein gepochet?"

„Wohl habe ich zu dreien Malen an die Thür geklopft, doch eine Stimme habe ich drinnen nicht vernommen, und ohne seinen Zuruf einzudringen, wage ich niemals."

„Sicherlich hat er", fiel Katharina erregt ein, „die ganze Nacht wieder über den Buchern gesessen, denn er gestern schon über Tisch nicht viel redete und in sich versunken saß."

Sie eilte nach des Gatten Schlafgemach — da stand das Bett unberuhrt.

Nun lief sie zu dem Studierzimmer und pochte, aber es kam keine Antwort. Sie pochte abermals — wieder alles still. Sie pochte zum dritten Mal, und als auch jetzt nichts hörbar ward, riß sie in Angst die Thür auf und trat in das Gemach, aus welchem ihr eine dumpfe, erstickende Luft entgegenquoll. Da saß der Doktor über ein Buch gebeugt, regungslos und stumm. Neben ihm auf dem Tisch stand ein wenig trockenes Schwarzbrot und ein halber Hering.

„Herr Doktor!" rief Katharina mit gepreßter Stimme, indem sie an der Thür stehen blieb.

Luther regte sich nicht.

Da trat sie herzu, rührte ihn mit der Hand an und beugte sich zu ihm nieder mit einem Blick, in welchem Angst und Vorwurf sich mischte.

Jetzt erst regte sich Luther und schaute verwundert auf.

„Herzliebster Herr Doktor!" klagte Katharina mit Thränen, „wie habet Ihr uns schon wieder erschrecket und mit Sorge erfüllet! Warum thuet Ihr doch also?"

Diese Frage brachte den Doktor erst vollends zu sich selbst. Über seine Stirn ging ein Schatten und seine Hand deutete auf die vor ihm liegende hebräische Bibel. „Was ist es, daß Du mich verklagest, Katharina? Meinest Du, es sei etwas Schlechtes, das ich vorhabe?"

Er hatte diese Worte in einem fast harten Ton gesprochen, aber aus dem Klang seiner Stimme hörte Katharina, daß der Zorn nicht ernstlich gemeint sei. Sie streichelte darum still glücklich die Hand, die rastlos wirksam sein mußte für die ganze Christenheit und sich nimmer genug thun konnte. Da fiel ihr Blick auf den halb verzehrten Hering, und mit wehmütigem Lächeln fragte sie: „Wie ist das nur zu deuten, daß Ihr bei der mäßigen Kost, so Ihr zu Euch zu nehmen pfleget, einen so gar starken, stattlichen Körper habet, daß der Magister Melanchthon neben Euch erscheinet als ein Knäblein? — Heute aber müsset Ihr Eurer Hausfrau ihr Recht vergönnen, daß sie Euer pflege und Euch erquicke mit festlicher Speise. Sind doch auch zu heute die Freunde geladen, daß sie fröhlich seien mit dem Fröhlichen über den geschlossenen Frieden."

Luther wischte sich mit der Hand über die Stirn. „Ei, schier hätte ich dieses vergessen, liebe Käthe! Ich freue mich des Mittagsmahls im Kreis der Vertrauten, denn auch Freund Spalatin sein Erscheinen zugesaget hat."

Er stand plötzlich auf, legte sanft die Hand auf die S... ter seines Weibes und sprach mit veränderter, bewegter Sti... „Du liebes Weib, wie herzlich bist Du doch um mich be... Wünsche mir Glück, daß mir Gott der Herr eine solche ... liche Ehefrau bescheret, die so fürtrefflich meiner Gesun... warten, sich so verständig in meine Art schicken und m... Fehler und Gebrechen so still tragen mag! Würde dem D... Martinus gar übel ergehen, wenn er keine Käthe hätte. ... Dir darum auch gern in Haus, Küche und Hof das Reg... lassen, denn ich ein gar ungeschickter Hausherr bin, ... häuslichen Sachen die Weiber tauglicher sind, denn die Män...

Katharina wurde verlegen und suchte dem Gespräch ... andere Wendung zu geben, indem sie sagte: „Es harret d... Meister Peter, der Barbier; darf er jetzt zu Euch her... der Herr Doktor?"

Auf Luthers bejahendes Kopfnicken entfernte sich die ... und der Bartscherer, ein kleines, hageres Männlein mit ... den Augen und beweglicher Zunge, trat ein. Er begrüß... furchtsvoll den Doktor und ging alsbald an sein Werk. ...

Als er fertig war, wollte er sich entfernen, Luther ... hielt ihn fest: „So Ihr Muße habet, möget Ihr noch bleiben und der Morgenandacht beiwohnen, denn die Stunde ist da."

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Kampf zwischen Elefant und Nashorn.

(Zu unserem Bilde auf Seite 361.)

Kämpfe zwischen den plumpgewaltigen Dickhäutern, dem Elefant und dem Nashorn, mögen nicht gerade zu den Seltenheiten gehören. Da diese Kolosse den Wohnort und die Nahrungsweise teilen, wird wie in aller Welt so auch zwischen diesen massigen und dabei leicht zu Zorn gereizten Riesen die Frage über das Mein und Dein gelegentlich zu einem Duell führen, dessen Ausgang freilich nur selten zweifelhaft sein kann. Die gewaltigen Stoßzähne des Elefanten und sein kräftiger Rüssel sind gar zu mächtige Waffen, gegen die das bald einfache, bald gedoppelte Horn der Nase des Rhinoceros, so furchtbar dasselbe auch sonst ist, kaum anzukämpfen vermag. Nur selten gelingt es dem wuchtig daherstürmenden Nashorn, das scharfe Horn dem Elefanten in die Flanken zu stoßen: der Elefant, so plump er auch erscheint, weiß gewandt dem Angreifer die zahn- und rüsselbewehrte Front entgegenzustellen.

Der Elefant ist darum auch dem Jäger ein kräftiger Gehülfe bei der Jagd auf das Rhinoceros. D.

Von den Annehmlichkeiten eines Polizeidirektors in Persien mag folgende Geschichte einen Begriff geben. Der Polizeidirektor von Teheran, Graf Monteforte, bekanntlich ein Wiener, hat vor einiger Zeit die Gattin des Dieners eines persischen Prinzen verhaften lassen. Daraufhin bewaffneten sich die Diener des Prinzen mit Stöcken, Messern u. dgl., stürmten das Polizeigebäude, schlugen die Wachmannschaft nieder und befreiten dann die Gefangene, die nun im Triumphe in ihre Behausung zurückgeführt wurde. Einige der Revoltanten waren sogar gegen das Bureau des Polizeidirektors selbst vorgedrungen, um denselben zu ermorden, doch diesem gelang es, durch eine Nebenthür zu entfliehen und sich zu retten. Als schließlich Militär herangerückt kam, waren die Revoltanten längst verschwunden, denen nun die Behörde nichts anhaben kann, da das Palais eines persischen Prinzen von der Polizei nicht betreten werden darf.

Eine niedliche historische Anekdote aus dem englischen Parlamentsleben erzählt „Sch. Fbl.": Lord Belgrave las einst eine lange Stelle aus einem griechischen Werke vor. Als er geendet, stand sein politischer Gegner Sheridan auf und sagte: „Mein gelehrter Freund hat nur vergessen, die nächste Seite auch zu zitieren, auf der die eben gehörte Ausführung wesentlich modifiziert wird, es heißt dort nämlich so": — Und nun trug er einen langen griechischen Passus vor. Lord Belgrave und das ganze Haus mit ihm war über diese horrende Gelehrsamkeit verblüfft. Sheridan hatte aber nur griechische Worte willkürlich zusammengestoppelt, die er mit feierlicher Würde vortrug.

Über das Staatsschwert des Königs von Siam wird aus London geschrieben: In Siam befindet sich ein uraltes Staatsschwert, welches seit Menschenaltern das Symbol der höchsten Macht des Königs ist. Die Klinge ist blattförmig und dieser Umstand bestätigt die Theorie der Gelehrten, daß der Ursprung des Schwertes in der Speerspitze zu suchen sei, die oft abgebrochen und zum Nahekampf benutzt wurde. Vorgeschichtliche Schwerter, sowie griechische aus dem klassischen Zeitalter haben dieselbe Form. Das alte siamesische Staatsschwert jedoch scheint auch dem Zahn der Zeit nicht widerstanden zu haben. Mr. Benson hat den Auftrag erhalten und ausgeführt, dem König von Siam ein neues Schwert zu liefern. Diese prächtige Waffe hat eine zweischneidige Klinge, die einer Speerspitze ähnlich und fünfzehn Zoll lang ist. Am unteren Teil, in der Nähe des Griffs, ist die Klinge prächtig vergoldet; die verschiedenen farbigen Goldlagen sind in den Stahl gehämmert und stellen symbolische Zeichen dar, worunter die Figur Buddahs auf beiden Seiten. Der Griff hat keinen Schutz, ist sieben Zoll lang, emailliert und mit Diamanten besetzt. Die Scheide ist aus massivem Gold, emailliert und reich mit Steinen verziert. Über 700 Diamanten sind in diesem Meisterstück zur Verwendung gekommen.

Eine teure Ohrfeige. Am 1. Juni 1655 nahm der polnische Reichstag seinen Anfang, welchem der damalige polnische König Johann Kasimir beiwohnte. Nachdem man zehn Tage lang über verschiedene Dinge debattiert hatte, schritt man am folgenden Tage zur Beratung über die zu erlegenden Steuern. Bei dieser Gelegenheit gerieten zwei Landboten dergestalt in Disput miteinander, daß nach dem Ausdrucke des Chronisten einer dem anderen „eine Ohrfeige gereicht" hat — und zwar in Gegenwart des Königs. Dieser erhob sich sofort und zog sich in seine Gemächer zurück; es entstand ein großer Tumult, man ergriff den Attentäter und stellte ihn vor Gericht. Das Palatinatsgericht sah die Handlung des „Darreichens einer Ohrfeige" in Gegenwart des Königs als Majestätsverbrechen an und verurteilte den Thäter zum Tode. Schließlich wurde er jedoch dahin begnadigt, daß er vor dem Könige Abbitte thun und ein Jahr und sieben Wochen im Turme sitzen mußte.

Maßstab. Mutter: „Büble, warum bisch denn so still?" — Büble: „Weil i' net gnua gessa han." — Mutter: „I' mol do', Du hättest gnua gessa." — Büble: „Noi, i' han no' net Bauchweh."

Sauhirt (von der Gemeinde seines Amtes entsetzt): „Na meinetweg'n, mei' Stell' kennt 'r mer wohl nemme, awer mei' Kenntnisse net!"

Analog. (A und B sitzen zusammen im Eisenbahnwagen.) Als der Zug an einer Hopfenpflanzung vorbeifährt, fragt A: „Ist das Wein?" — „Nein", entgegnet der andere, „Bier".

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 7. Februar 1884. Nummer 24.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes“.

Für die Abendschule umgearbeitet. (20. Fortsetzung.)

Langsam begannen wir die Hausalp zu besteigen, viel zu langsam für meinen so rasch vorwärts drängenden Trieb und das ließ ich auch Jakob durch einige leise Winke merken, da ich den mir jetzt so willig folgenden Mann, der den ganzen Tag vorher auf den Beinen gewesen war, nicht zu hastig antreiben wollte. Allein Jakob wußte wohl, was er that, und keiner meiner Winke verfing bei ihm. Er ließ sich aus seinem gleichmäßigen schleppenden Gange nicht herausbringen und rief mir mehr als einmal mit seiner tiefen Gutturalstimme zu:

„Hübschli langsam, Herr! Solche Eile hat es ja nicht und wir kommen immer noch zur rechten Zeit an, wo wir hin wollen!“

So mußte ich mich denn wohl in das gemessene Wesen meines Begleiters fügen, und ohne auf der Hausalp einmal anzuhalten, setzten wir ununterbrochen unsern Weg fort. Erst auf der obersten Terrasse, bevor wir in den unheimlich dunklen Wald eintraten, blieb ich eine Weile stehen, um meinen kurz gewordenen Atem zur Ruhe kommen zu lassen und dabei einen raschen Rückblick auf das so heimlich verlassene liebe Haus zu werfen. O wie friedlich lag es, als wäre es selbst im Schlummer, unter den flackernden Sternen, einer weißen Wolke gleich da, und nichts unterbrach die Stille ringsum, als das Rauschen der Aare und dann und wann ein Hundegebell von Neuhaus her. Hell und klar, wie ich ihn selten im Gebirge gesehen, stand der glanzvolle Mond westlich von der Jungfrau und ließ seinen silbernen Schein liebevoll in die Thäler und auf die Gletscher aller Schneeberge fallen, deren Oberfläche einem beständigen Lichtwechsel unterlag, da oft eine graue Wolke darüber hinflog und dann einen rasch verschwindenden Schatten über die funkelnden Eisgründe warf.

Während ich so still stand und mein Auge an dem herrlichen Nachtbild weidete, war Jakob schon in den dunklen Wald eingetreten und hatte seine Laterne angezündet, und das war, wie ich sehr bald erkannte, durchaus nötig, denn der Raum oben zwischen den Tannenwipfeln, durch den das Licht vom Himmel hereinfiel, war nur überaus schmal und eine solche Dunkelheit, wie ich sie jetzt mich umgeben sah, hatte ich noch niemals in meinem Leben wahrgenommen. Erst als ich mein Auge allmählich daran gewöhnt, kam es mir erträglich heller vor, und da Jakob mir langsam voranging, seine Laterne unmittelbar über dem Boden hielt und mich auf jeden großen Stein aufmerksam machte, so kam ich mit einigem Stolpern und Fehltreten leidlich genug den ersten steilen Absatz hinauf. Gesprochen wurde sehr wenig unterwegs, nur dann und wann fügte Jakob seinem Wink mit der Laterne ein kurzes Wort hinzu und dabei ging er so langsam, wie ich es nie an ihm gesehen, obgleich sein Gang immer lässig erschien und er sich überall Zeit zu nehmen verstand.

Meine Ungeduld, vorwärts zu kommen, wuchs denn auch allmählich immer mehr an und endlich konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen:

„Bist Du etwa vom Umherschweifen an diesem Tage müde, Jakob?“

„O nein, Herr“, antwortete er, „ich bin hübschli frisch und Müdigkeit in den Beinen giebt es für mich nicht. Wenn ich täglich meine Portion Schlaf habe, dann halte ich es lange aus, und diese Portion habe ichmir heute nachmittag auf der Rotheck zugelegt. Also seid nicht bange um mich, Herr, aber langsam gehe ich immer; man schwitzt so schon genug, wenn die Nachtluft heute auch gerade nicht warm und drückend ist.“

Bisweilen erlitt unser Marsch dennoch einige Unterbrechung und wir mußten reiflich überlegen, wie wir uns in der sich zeigenden Verlegenheit benehmen wollten. Bisher war der Weg zwar morastig und steinig genug gewesen, aber ein größeres Hemmnis hatte er uns nicht gebracht. Nun aber kamen wir an Stellen, wo vom Sturm umgerissene Bäume quer über dem Wege lagen und sie mußten wir entweder überklettern oder umgehen, was stets eine unangenehme Sache war, da der Bergwald zur Rechten sehr steil aufstieg und zur Linken ebenso jäh in die Tiefe stürzte. Indessen wanden wir uns immer glücklich hindurch und Jakob war überall bei der Hand, wenn es mich sicher zu leiten oder festzuhalten galt.

Nur einige Male war ich unterwegs stehen geblieben, um Atem zu schöpfen und dabei nach den Eisbergen zur Linken hinüberzuschauen, wenn sie in einer Waldlücke sichtbar wurden. Und je höher wir kamen, um so schöner wurde die Beleuchtung, obgleich die vom Monde bläulich angehauchten Gletscher und Firnfelder immer etwas Starres und Gespenstisches an sich

tragen, was sie bei Nacht viel dämonischer und feindseliger als am Tage erscheinen läßt. Aber die Luft war köstlich, frisch und rein, alles duftete ringsum wie von Waldmeister und Maiblumen, und so hatte ich einen Genuß von meiner nächtlichen Wanderung, wie ich ihn bisher noch nicht kennen gelernt.

Übrigens kam mir heute der Weg viel länger als sonst vor und der Wald schien mir gar kein Ende nehmen zu wollen. Mochte es nun sein, daß ich mich sehnte, aus der mich umgebenden Finsternis herauszukommen, oder nahm meine Ungeduld, an Ort und Stelle zu sein, jeden Augenblick zu. Nur das Steigen war mir nie so leicht geworden, wie diesmal, ich fühlte nicht die geringste Beschwerde, und rüstig wie je bewegte ich mich empor, als ob meine Kraft, statt allmählich abzunehmen, mit jedem Schritt im Wachsen begriffen wäre.

Endlich jedoch traten wir aus dem Walde heraus und, vom grellen Mondlicht überstrahlt, breiteten sich vor uns die langgestreckten hügeligen Matten aus, die uns die allmählich näher rückende Alp verkündeten. Indessen so rasch, wie ich gewollt, ging es immer noch nicht vorwärts; wir mußten sogar sehr vorsichtig sein, um über die tief ausgetretenen Mattenwege hinwegzukommen und nicht in eine morastige Stelle zu geraten, deren es hier so viele und seit vorgestern noch viel mehr als sonst gab. Auch brauchten wir die Laterne hier eben so wie im Walde und Jakob leuchtete oft tief am Boden hin, wenn das trügerische Mondenlicht uns einen festen Grund vorgespiegelt, wo keiner war. So ging es denn langsam genug über die weitausgedehnte Vorderalp, und erst als wir das erste Gatter erreichten, welches Sterchis obere Alp umschloß, wurde mir etwas leichter ums Herz, denn jetzt sah ich ganz deutlich die Sennhütte auf ihrem grünen Hügel liegen, in deren einem Fenster eben das Mondlicht mit glühendem Schein widerstrahlte.

Nun dauerte es höchstens noch zehn Minuten, und wir hatten die Hütte erreicht. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich Jakob noch weiter mit mir nehmen oder ob ich den gewiß müden Mann nicht lieber in der Hütte ruhen lassen solle, allein, als ich ihm darüber eine Frage vorlegte, schien er keine Lust zu haben, zurückzubleiben, und ohne ein Wort zu sprechen, schritt er weiter und betrat unmittelbar hinter der Hütte sogleich den steilen schmalen Pfad, der nach den Tannen und der Bergkuppe führte, wo er mir auch hier wieder mit seiner Laterne freundlich voranleuchtete.

Endlich hatten wir auch diesen steilen Weg überwunden und traten aus den Tannen auf das grüne Plateau voller Eriken und Alpenrosen hinaus, und da sah ich schon die Blockhütte des Einsiedlers vor mir liegen, wie Jakob sie vor einigen Stunden verlassen, denn aus ihrem einen Fenster schimmerte noch immer ein mildbrennendes Licht hervor. Als wir ihr aber näher getreten waren und ich mich alsbald orientiert hatte, nahm ich wahr, daß alles sich noch ebenso verhielt, wie Jakob es mir vorher geschildert. Die Läden der Fenster waren unverschlossen, die Lampe stand in der Nähe des Krankenbettes auf einem kleinen Tisch und die Thür war im Schloß nur eingeklinkt.

Als wir davor angekommen, sah ich nach der Uhr, wobei Jakob mir zuvorkommend leuchtete. Es war eben zwei Uhr vorbei. „Jakob“, sagte ich nun mit raschem Entschluß, „Du brauchst nicht hier zu bleiben und kannst nach der Sennhütte zurückkehren und mich dort erwarten. Eingang wirst Du ja wohl bei Heinrich finden. Schlafe also wieder ein Stündchen, gehe aber nicht eher nach dem Hause unten zurück, als bis ich es Dich heiße. Ich könnte Dich noch zum Besten des Kranken gebrauchen und Dir einen Auftrag an Deinen Herrn mitzugeben haben.“

Jakob versprach zu thun, wie ich ihm sagte. Dann nahm er meine Tasche mit der Apotheke von der Schulter und überreichte sie mir; eben so die Laterne, die er einstweilen auf den Boden gesetzt, denn ich mußte, wenn ich in den dunklen Flur der Hütte trat, doch Licht haben. Dann gab ich ihm die Hand und dankte ihm vorläufig. Er nickte mir schweigend zu und wandte sich sogleich, um nach der Sennhütte hinabzusteigen, ich aber legte mit merklicher Hast meine Hand auf die Thürklinke und öffnete sie, denn nun endlich hatte ich mein erstes herbeigesehntes Ziel erreicht und sah mit laut schlagendem Herzen dem nächsten Auftritt mit Mr. Scott entgegen, als ob ich gewiß wäre, jetzt auch das weitere Ziel zu erreichen, das mir in noch ganz dunklen Umrissen schon lange vor der Seele schwebte.

16.

Die Laterne in der Hand haltend, trat ich in den kleinen Flur und sah mich erst gemächlich darin um. Der Vorhang vor dem hinteren Raum, der Küche, war ganz zurückgezogen und als ich den Herd genauer untersuchte, fand ich keinen Funken Feuer mehr vor. So warf ich denn rasch einiges Reisig darauf und zündete es an, um den Kessel auf den Rost zu setzen, den ich aus dem daneben stehenden Krug speiste, den Jakob erst vor wenigen Stunden an der Quelle gefüllt hatte, denn daß ich nun bald des heißen Wassers bedürfen würde, da ich ja nun den Koch für meinen Kranken und mich selber spielen mußte, war klar genug. Dann erst, als ich somit gleichsam die Präliminarien meines Hausverweseramts vollendet, wandte ich mich mit wieder stärker klopfendem Herzen nach dem Schlafzimmer Mr. Scotts und öffnete leise die Thür. Vorsichtig trat ich näher an sein Lager und da sah ich ihn, wie Jakob ihn vorher verlassen, unbeweglich und still im Bett liegen.

Die kleine Studierlampe, deren Mr. Scott sich abends bei seinen Arbeiten bediente, brannte stetig auf einem Seitentischchen und beleuchtete den beschränkten Raum leidlich genug; da ich aber mehr Licht zu meiner ärztlichen Untersuchung bedurfte, zündete ich noch eine Kerze an, die unmittelbar neben der Lampe auf einem metallenen Leuchter stand.

Nun erst wandte ich mich zu dem Kranken hin, der mit geschlossenen Augen regungslos dalag, als höre er gar nicht, daß jemand bei ihm eingetreten, oder als schlafe er fest. Und doch sah ich, daß er nicht schlief, wenigstens keinen gesunden Schlaf, denn in seinen Gesichtsmuskeln zuckte es dann und wann, seine Lippen bebten und seine mageren Hände bewegten sich mechanisch auf der über ihn gebreiteten Decke hin und her. Sein Gesicht war im ganzen äußerst blaß und merkwürdig abgemagert, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wie er sich in der kurzen Zeit, wo ich ihn nicht gesehen, so habe verändern können. Allein etwas nahm ich auf diesem Gesicht wahr, was früher nicht zum Vorschein gekommen, und das eben belehrte mich, daß Mr. Scott diesmal kränker als früher sei und daß ein inneres Fieber an ihm nage. Seine eingefallenen Wangen nämlich waren gerötet, nicht in der Art, wie man es in Form eines verdächtigen umschriebenen Fleckes bei Brustkranken findet, die bereits den Keim des Todes in sich tragen, sondern die ganze Wange flammte und zeigte mir, daß mein Patient in der That eines Arztes bedürfe.

Als ich ihn eine Weile schweigend betrachtet, nahm ich leise einen der beiden Stühle und rückte ihn dicht an das Bett heran, um mich darauf zu setzen, den Kranken noch genauer zu beobachten und seinen Puls zu fühlen. Da erst, als er die unmittelbare Nähe eines Menschen fühlte, schlug er die matten und doch so großen blauen Augen auf und starrte mich eine Weile prüfend an, als kenne er mich nicht gleich und wolle sich erst überzeugen, wer in seiner Nähe sei. Kaum aber hatte er mich erkannt, so änderte sich sein ganzes, in sich selbst versunkenes Wesen, ein blitzartiges frohes Leuchten flog über sein Gesicht und er streckte mir sanft beide Hände entgegen.

„Guten Abend, Mr. Scott", sagte ich ruhig, „wie geht es Ihnen? Ich bin durch Jakob benachrichtigt, daß Sie krank sind, und da bin ich sogleich aufgebrochen, da ich wegen des Wetters gestern und vorgestern nicht kommen konnte."

Er nickte, als wollte er sagen: „Ich begreife das!" Dann aber sagte er kurz: „Guten Abend, Herr Doktor!"

Weiter sprach er im ersten Augenblick nichts und es fiel mir nicht besonders auf, daß er gar nicht erstaunt war, mich schon jetzt bei sich zu sehen. Indessen, soeben erst aus seinem Halbschlummer erwacht, wußte er vielleicht selbst nicht, ob es Nacht oder Morgen sei, und möglicherweise war er auch bereits so teilnahmlos, daß ihm mein Besuch ziemlich gleichgültig war. Jedoch konnte ich diesen Gedanken nur einen Augenblick festhalten; als er sich erst in seine neue Lage mir gegenüber gefunden, bemerkte ich doch, daß er sich freute, mich wieder in seiner Nähe zu haben, denn nach einem raschen Blick, den er im Zimmer umhergeworfen, als wolle er sich orientieren, was darin vorgegangen oder wo er sich befinde, griff er mit der Rechten nach meiner an seinem linken Pulse liegenden Hand und indem er sie herzlich drückte, sagte er mit einer Stimme, deren Mattigkeit und weicher Ton mich tief rührte:

„Ach Du großer Gott! Es giebt doch noch teilnehmende Menschen auf der Welt! O, ich habe mir beinahe gedacht, als Jakob mich heute abend verließ, daß Sie bald kommen würden, wenn der Weg zu mir auch weit und beschwerlicher als sonst wäre. O lieber Herr Doktor, das macht mich ganz glücklich, ich fühle mich fast schon durch Ihre bloße Nähe erleichtert, und nun will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß ich mich nie nach einem wohlwollenden Menschenantlitz so sehr gesehnt habe, wie diesmal. Mir war heute und gestern den ganzen Tag entsetzlich zu Mute und meine Krankheit schien mir allein in mein Hirn gestiegen zu sein. So trostlos war meine Stimmung vorgestern und gestern, daß ich mir nicht zu raten und zu helfen wußte; heute aber, jetzt ist es damit vorbei, da ich Sie wiedersehe, und vor meiner leiblichen Krankheit fürchte ich mich viel weniger, da sie wohl bald wieder mit Ihrer Hilfe verschwinden wird."

Ich nickte ihm beistimmend zu und freute mich wahrhaft über das, was ich eben gehört. Denn aus seinen Reden glaubte ich erkannt zu haben, daß mein Kranker, wenn er leidend war, mehr geistig oder im Gemüte als körperlich leide, und das erstere war mir in diesem Augenblick viel angenehmer als das zweite, da mir der arme Mensch als Schwerkranker in seiner hilflosen Lage jetzt eine große Sorge bereitet haben würde.

„Also bloß trostlos und von Ihren früheren Erlebnissen in eine so traurige Stimmung versetzt sind Sie?" fragte ich mit aufgeheiterter Miene. „Nun, dann bin ich auch einigermaßen getröstet, da mir Jakob sagte, daß Sie sehr krank seien und mein erster Blick auf Sie das auch zu bestätigen schien. Doch nun sprechen Sie sich vor allen Dingen das Herz frei, also erzählen Sie mir, wie es Ihnen seit dem Tage ergangen ist, wo der Föhnsturm kam, der mich allein verhindert hat, meinen beschlossenen Besuch bei Ihnen zur Ausführung zu bringen."

„Ach, der Föhnsturm!" seufzte er schwer auf. „Ja, der hat bei mir alles auf einen Schlag zum Ausbruch gebracht, was noch nötig war, um meine Lage ganz unerträglich zu machen. Er kam so plötzlich, war so gewaltig und hat mich in meiner Einsamkeit so durch und durch erschüttert, daß ich zum erstenmal fast bereute, mich in eine solche Lage begeben zu haben. Ja, der Sturm hier oben war fürchterlich, Sie hätten ihn nur heulen hören sollen! Jeden Augenblick dachte ich, die Tannen würden über mein Haus zusammenbrechen und mich unter seinen Trümmern begraben. Allein ehe diese Katastrophe eintrat, die ich erwartete und die doch schließlich ausblieb, war meine Lage entsetzlich und ich — ich habe doch schon so viele Stürme im großen Weltmeere erlebt."

Ich hatte ihn ruhig aussprechen lassen und dabei fortwährend seinen Puls gefühlt. Ich wollte ihn erst von seiner Angst sich frei reden lassen, und das that er, ich nahm es mit jeder Minute mehr und mehr wahr. Allein endlich glaubte ich doch mein ärztliches Examen beginnen zu müssen, und je weiter ich darin vorschritt, um so leichter atmete ich auf, denn ich fand nichts Besorgniserregendes vor. Allerdings hatte er ein ziemlich starkes Fieber und das machte mein Einschreiten nötig, allein eine lokale Affektion irgend eines seiner Organe war nicht vorhanden, und ich mußte mir zuletzt gestehen, daß sein jetziger Zustand nur eine Folge der großen, durch den eben erlebten Sturm herbeigeführten Nervenerschütterung sei, nachdem Einsamkeit, gänzliche Isoliertheit von allem menschlichen Verkehr und innere Kümmernis schon lange die an ihm nagende melancholische Stimmung erzeugt hatten.

Das setzte ich dem Patienten auch mit klaren Worten auseinander und er schien mir zu glauben, wenigstens nickte er einigemal beistimmend mit dem Kopf und drückte mir dankbar die Hand. Als ich ihm aber nun noch einmal ernstlich den Rat gab, mit mir zu Sterchi zu gehen, wenn er sich auch, da er sich zu schwach zum Gehen fühle, in einer Tragbahre nach dem Hause tragen lassen müsse, da erbleichte er mitten in seiner Fieberröte, sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick an und rief:

„Um Gotteswillen nicht! Nein, den Kelch nur lassen Sie mich nicht noch einmal trinken. Ich habe es ja versucht voriges Jahr, aber es hat mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinausgeworfen aus dem Kreise der Menschen, zu denen ich nicht mehr gehöre, da sie mir — so wehe gethan. Ach nein, lieber Doktor", fuhr er sanfter und fast bittend fort, „verstehen Sie mich doch recht! Ich bin ja nicht imstande, unter Menschen zu gehen; ihre auf mir ruhenden Gesichter, ihre fragenden Blicke würden mich erdrücken. O, wenn Sie meine ganze verzweiflungsvolle Lage kennten, Sie würden mich begreifen und mir nicht das einzige raten, was ich unmöglich zu thun vermag."

Ich muß gestehen, diese von krankhafter Gemütsstimmung zeugenden Worte überzeugten mich, daß mein letzter Rat in der That noch nicht an seiner richtigen Stelle sei. Aber die Situation, in der ich mich hier in dieser Einsamkeit und diesem seltsamen Menschen gegenüber befand, war mir neu. Ich sah ein, daß er vor allen Dingen des Umgangs, des Verkehrs mit einem gebildeten Menschen wenigstens bedurfte, und doch widerstrebte er mir durchaus, sich zu anderen Menschen zu begeben. So reifte denn in mir allmählich der Entschluß, hier ein kleines Opfer zu bringen und meinen armen Patienten nicht eher zu verlassen, als bis ich ihm sein Fieber genommen und ihn durch Ueberredung oder sonst ein mir noch völlig unklares Mittel zu einem anderen Entschluß gebracht.

Als ich ihm das mit klaren Worten auseinander setzte, nahm sein Gesicht einen rührenden Ausdruck großer Freude an. Er drückte mir krampfhaft die Hand, lächelte mich mit einem thränenfeuchten Blick an und sagte:

„O, was sind Sie für ein lieber Mensch und wieviel Gutes haben Sie mir schon in so kurzer Zeit erwiesen! Ach, ich möchte Ihr Anerbieten sehr gern annehmen, aber halte ich Sie denn nicht von Ihrer Bequemlichkeit und Ruhe da unten ab? Das zu denken, würde mir unendlich schmerzlich sein. Und würden Sie es denn bei mir einen oder zwei Tage aushalten?"

„O, warum denn nicht? Frische Luft habe ich hier eben so gut wie unten, ja noch bessere, und Bewegung im Freien, die mir so notwendig ist, kann ich mir genug bei Ihnen machen."

„Aber die Entbehrung Ihrer Gesellschaft? Ihre Mahlzeiten?"

Ich mußte unwillkürlich über diese Einwürfe lachen, obgleich sie gut gemeint waren. „Ich habe ja durch Sie Gesell-

schaft", sagte ich, „und hoffentlich werden wir uns recht gut und — recht vertraulich unterhalten. Und was die Mahlzeiten betrifft, so hänge ich daran nicht so sehr und werde es mir doch wohl mit den Speisen, die Sie ein Jahr lang genährt, auf einige Tage genügen lassen können. — Vor allen Dingen aber", fuhr ich mit größerem Ernst fort, „werde ich meine Freude darin finden, Sie wieder leidlich gesund zu sehen, und daß ich alles dazu thun werde, was in meinen Kräften steht, darauf können Sie sich verlassen. Fürs erste versuchen Sie nur zu schlafen, das ist jetzt das erste und beste Mittel für Sie, und zu diesem Zweck habe ich Ihnen eine Arznei mitgebracht, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird."

„Ach ja, Schlaf!" sagte er. „Das wäre mir das Liebste. Ich habe seit vier Nächten kein Auge geschlossen; mir ist zu vieles durch den Kopf gegangen, was mich nicht zur Ruhe kommen läßt und was ich nicht vergessen kann. Hier, hier sitzt es", und er zeigte dabei auf seine Stirn, indem er die darüber gefallenen langen Haare zurückschüttelte, „ja, hier sitzt es und quält und preßt mich, daß ich bisweilen ganz meinen Verstand zu verlieren fürchte."

„Lassen Sie das gut sein", sagte ich besänftigend, „und regen Sie sich nicht wieder auf, indem Sie die Erinnerung an Vergangenes in sich wachrufen. Davon, was Sie so peinigt und quält, wollen wir sprechen, wenn Sie geschlafen haben und einigermaßen wieder zu Kräften gekommen sind. Ich reiche Ihnen jetzt mein Mittel und dann verlasse ich Sie, um es mir drüben in Ihrem anderen Zimmer bequem zu machen, wie schon einmal, und dann werde ich mir mit Ihrer Erlaubnis einen Kaffee kochen, wenn die nötigen Erfordernisse dazu vorhanden sind."

„O, dazu finden Sie alles in der Küche vor. Holz habe ich erst vor einigen Tagen gesammelt und auch Heinrich hat mich damit reichlich versorgt. Und was Sie zu Ihrer Nahrung bedürfen, finden Sie in dem Vorratsschrank in der Küche und in dem kleinen Keller, den Sie ja kennen. Übrigens thun Sie in allem — ich bitte Sie herzlich darum — als ob Sie bei mir zu Hause wären, und wenn ich Ihnen einmal Ihre gegen mich bewiesene Menschenliebe vergelten kann, soll es gewiß geschehen."

„O bitte", unterbrach ich ihn, „davon lassen Sie uns vor der Hand nicht reden; ich möchte von Ihnen nichts vergolten haben, nur gesund und — heiter möchte ich Sie wissen. Das ist alles, was ich wünsche, was ich erstrebe."

„Ach, heiter!" flüsterte er vor sich hin. „Das wird ein frommer Wunsch bleiben, ich weiß es im voraus."

„Wer kann das wissen!" fuhr ich fort. „Die Wogen des Lebens kommen und gehen, in Flut und Ebbe, und Ihre Flut kann auch einmal wieder kommen. Vertrauen Sie auf Gott!"

Er faltete die Hände und es sah so aus, als ob er bete. Ich aber erhob mich von meinem Stuhl, öffnete meine kleine Apotheke und nahm eine reichliche Dosis Morphium heraus, die ich ihm einflößte. Dann bat ich ihn noch einmal, ruhig zu sein, seine Gedanken auf nichts Unangenehmes zu richten und die Wirkung des ihm dargereichten Mittels geduldig abzuwarten.

Er versprach es, legte sich zum Schlafen zurecht und ich verließ ihn, nachdem ich die Kerze wieder gelöscht und die Lampe niedrig geschraubt hatte.

* * *

Als ich in den Flur zurücktrat und die Hausthür öffnete, sah ich, daß die Morgendämmerung schon angebrochen war. Ich trat vor die Thür hinaus, um in der reinen Luft einen frischen Atemzug zu thun, und dankte dabei Gott, daß ich hier oben nichts Schlimmeres gefunden. Ja, die Morgendämmerung war bereits angebrochen und über dem Brienzer See und seinen Bergen begann es am Himmel schon rosig zu flackern, während der übrige Horizont und die Thäler und Berge darunter noch in grauen Nebelwellen verschwammen. Rasch jedoch stieg die neue Sonne empor und allmählich funkelte ihr Strahl doppelt so schön im Tau der Gräser, als in der Nacht vorher im bleichen Mondenlicht. Kleine weiße Wölkchen, die bis jetzt im Schoße der Erde geschlafen, huschten wie lebendig gewordene Gespenster plötzlich aus allen Spalten und Thälern hervor, als müßten auch sie das junge Licht begrüßen, und dann rollten sie, vom leichten Morgenwinde getrieben, der wieder mehr nach Süden herumgegangen war, über das breite Thal zu meinen Füßen und zu meiner Höhe heran, die sie einige Minuten lang in ihren flockigen Mantel hüllten, bis sie auch von hier wieder weiter getrieben wurden und nun die ganze Welt so ziemlich klar vor meinen Augen lag.

Nun erst, nachdem ich mich an diesem immer schönen Anblick gelabt, kehrte ich in das Haus zurück. Ohne jedoch vor der Hand an Speise und Trank zu denken, setzte ich mich an den Schreibtisch, in Mr. Scotts Wohnzimmer, in dessen Lade ich alles zum Schreiben Notwendige in reichlicher Auswahl vorrätig fand. Ich wollte sogleich an Sterchi schreiben, denn das schien mir das Notwendigste zu sein, damit er sich keine Sorge um mich mache und auch andere über meine Abwesenheit beruhige, die, wie ich mir selbst sagte, immerhin einige Tage dauern könnte. So schrieb ich ihm denn, wo ich war, warum ich bei Nacht aufgebrochen und daß ich die Stunde meiner Rückkehr noch nicht bestimmen könne. Dann bat ich ihn, niemandem Kunde von meinem Aufenthalt zu geben, sondern auf Befragen einfach nur zu sagen, ich würde erst in einigen Tagen wieder auf dem Berge eintreffen. Ferner bat ich ihn um Übersendung einiger meiner warmen Kleidungsstücke und Wäsche durch Christen, und beschrieb ihm, was ich haben wollte und wo er es in meinem Zimmer finden würde. Sodann möge er auch einige kräftige Fleischspeisen beifügen, die ich, um sie mit dem Kranken zu genießen, bloß zu wärmen brauchte. Auch einige Stücke Tafelbouillon und ein paar Flaschen von seinem besten Wein solle er beilegen, denn das könne ich hier oben alles verwerten.

Vor allen Dingen aber empfahl ich ihm, das beigefügte Rezept rasch in der Apotheke in Interlaken besorgen zu lassen und mir die Arznei durch einen besonderen Boten zu senden, sobald sie eingetroffen sei. Es habe Eile damit und Mr. Scotts Krankheit lasse sich noch nicht völlig übersehen. Indessen besorgte ich nichts Ernstliches und hoffentlich würde ich bald den Zweck erreichen, den ich nun schon seit dem Augenblick verfolgte, wo ich den seltsamen Mann kennen gelernt. Die englischen Damen endlich möge er herzlich von mir grüßen und wenn sie mich wiedersähen, sollten sie erfahren, daß keine unwichtige Angelegenheit mich ihrer Gesellschaft entzogen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Armenkolonie.

Aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule von K.

Als im Jahre 1714 in England das Haus Hannover zur Regierung kam, bestanden an der Küste von Nordamerika bereits zwölf brittische Kolonieen: im Süden Virginia und Carolina, im Norden die jetzt sogenannten Neuenglandstaaten und New York, in der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen Maryland, Pennsylvania und die davon abgezweigte Kolonie Delaware.

Unter König George II. kam noch eine Ansiedlung hinzu, und damit wurde die Zahl der dreizehn Staaten, welche sich 1776 vom Mutterlande losrissen und unabhängig erklärten, vollständig. Diese jüngste Kolonie ist Georgia, die südlichste von allen, zwischen Carolina und dem spanischen Florida gelegen. Sie unterschied sich in ihrem Ursprung von den anderen allen. Hier waren es nicht Abenteurer, Fischer, Pelzhändler, welche den Grund legten, nicht Puritaner, die eine christliche Republik gründen wollten, nicht Quäker, die einen Staat der Humanität und der allgemeinen Duldung errichteten. Georgien war in seinen ersten Anfängen eine Armenkolonie.

Zu jener Zeit, in der die Obrigkeit es für ihre Hauptaufgabe hielt, das Eigentum der Unterthanen zu schützen, bestand auch in England die altrömische Schuldhaft. Wer nicht bezahlen kann, wird eingesperrt und gefangen gehalten, so lange, bis er oder ein anderer für ihn bezahlt — jener altertümliche Gebrauch, auf den bekanntlich auch der Heiland im Evangelium vom Schalksknecht anspielt. Jährlich wurden in Großbritannien wenigstens viertausend zahlungsunfähige Schuldner in den Schuldturm geworfen. Bei geringen Leuten ohne wohlhabende Verwandte oder Freunde wurde daraus eine lebenslängliche Gefangenschaft. Der Zustand der Gefängnisse, in denen eine Anzahl solcher Unglücklichen saßen, war schrecklich; sie starrten von Schmutz und wimmelten von Ungeziefer; es fehlte an genügender Nahrung und Kleidung. Unter Georg II. nahm sich ein menschenfreundlicher Mann, James Oglethorpe, dieser Sache an. Er war Offizier, in Oxford gebildet, nach seiner politischen Gesinnung Royalist, Mitglied des Parlaments, er hatte im Auslande unter Prinz Eugenius gedient, als dieser für den deutschen Kaiser Belgrad eroberte. Ihm gebührt der Ruhm, als der erste bezeichnet zu werden, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf das traurige Los der Schuldgefangenen gerichtet hat. Von aufrichtigem Mitleid für die Unglücklichen beseelt, bewog er im Jahre 1728 das englische Parlament, in der Sache einzuschreiten. Er wurde an die Spitze einer Kommission gestellt, die den Zustand der Schuldgefängnisse untersuchen sollte, und ruhte in der treuen Ausübung dieses Amtes nicht eher, als bis er, wie ein damaliger Schriftsteller sich ausdrückt, „die Menge der Unglücklichen, die durch langjährige Schuldhaft fremd und hilflos in dem Lande ihrer Geburt geworden waren, aus ihrem tiefen Elende wieder zu Licht und Freiheit geführt hatte." Er that noch mehr. Er entwarf den menschenfreundlichen Plan, diese Zahlungsunfähigen nach Nordamerika zu versetzen und ihnen dort eine menschenwürdige Existenz möglich zu machen. Zugleich sollte die neue Kolonie eine Zufluchtsstätte für verfolgte Protestanten sein.

Der König zeigte sich diesem Plane geneigt. Durch einen Charter vom 9. Juni 1732 machte er das Gebiet zwischen dem Savannah, Altamaha und von den Quellen dieser Flüsse westlich bis zum Stillen Ozean zu einer neuen Provinz, der er den Namen Georgia beilegte. Es wurden einundzwanzig Verwaltungsräte (Trustees) ernannt, die das Recht erhielten, einundzwanzig Jahre lang die neue Kolonie "in trust of the poor", zum Besten der Armen zu verwalten. Die Korporation erhielt ein Siegel, welches die Bestimmung der Kolonie symbolisch bezeichnen sollte. Der Seidenbau sollte der Haupterwerbszweig werden; darum befand sich auf der einen Seite des Siegels eine Gruppe von Seidenwürmern mit ihren Gespinsten, und daneben das Motto: Non sibi, sed aliis, d. h.: Nicht für sich, sondern für andere. — Der Verwaltungsrat wollte damit andeuten, daß er nicht den eigenen Nutzen, sondern das Wohl der Mitmenschen suche. Alle Einwohner, „die Papisten ausgenommen", sollten das Recht freier Religionsübung, und sie sowie ihre Nachkommen alle Freiheiten und Privilegien geborener Engländer erhalten. Ganz England interessierte sich für das wohlthätige Unternehmen; vornehm und gering, reich und arm wetteiferten miteinander, es nach Kräften zu fördern. Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums hoffte, daß von Georgia aus das Christentum unter den Indianern verbreitet werden würde, und stellte mit Freuden Geld und Missionare zur Verfügung. Das Parlament zeigte seinen guten Willen durch Beisteuerung von zehntausend Pfund Sterling.

Im November 1732 schiffte sich Oglethorpe mit ungefähr 120 Emigranten nach Amerika ein. Nach glücklicher Fahrt erreichten sie im folgenden Januar das Ziel ihrer Sehnsucht. Am Ufer des Grenzflusses von Georgia, achtzehn Meilen oberhalb seiner Mündung in den Atlantischen Ozean, wurde der Platz ausgesucht, wo die Hauptstadt der neuen Kolonie stehen sollte. Unverdrossen ging man an die Arbeit. Noch heute trägt die Stadt Savannah den Charakter, welchen die ersten Ansiedler ihr vor hundertundfünfzig Jahren verliehen haben. Nicht viele Städte dürften eine größere Anzahl von Baumalleen, schattigen Parks und Squares in sich tragen wie die Handelshauptstadt von Georgia. Sie führte von der Zeit ihrer Gründung an mit Recht den Namen „Waldstadt" oder „Stadt der Bäume." Schöne Avenuen kreuzen sich mit breiten, schnurgeraden Straßen. Sie sind sämtlich mit den herrlichsten Alleen von schattigen uralten Lebenseichen, Bananen und Magnolienbäumen durchzogen, welche die Häuserfronten oft vollständig vor den Blicken des Besuchers verbergen. Es war ein irdisches Paradies, in welches sich die Armen, welche noch vor kurzem in harter Schuldhaft geschmachtet hatten, versetzt sahen. Mit den Indianern des Landes stellte Oglethorpe sich sogleich auf freundschaftlichen Fuß. Er schloß mit ihnen ein Friedensbündnis und flößte ihnen Achtung und Vertrauen ein. Tomochichi, der oberste Häuptling der umwohnenden Indianerstämme, brachte eine Büffelhaut, die inwendig mit dem Kopfe und den Federn eines Adlers bemalt war. „Hier ist ein kleines Geschenk", sprach er, „welches dem weißen Vater seine roten Kinder darbringen. Die Federn des Adlers sind weich und bedeuten Liebe. Die Haut des Büffels ist warm und ist das Sinnbild des Schutzes. Der weiße Vater möge darum seine roten Kinder lieben und beschützen." Willig erkannte der Häuptling die Oberherrlichkeit des Königs von England an über das Gebiet, welches bis dahin der unbestrittene Tummelplatz der wilden Söhne des Waldes gewesen war. Das gute Einvernehmen zwischen ihnen und den Kolonisten erhielt sich lange Zeit. Oglethorpe war darauf bedacht, den Wilden auch das Evangelium von Christo nahe zu bringen. Sein Wunsch sollte sich bald erfüllen.

Die ersten, welche dies nötige Werk in die Hand nahmen, waren deutsche Lutheraner. Im Jahre 1729 versuchte bekanntlich der römisch-katholische Erzbischof von Salzburg, Graf Firmian, eine gewaltsame Bekehrung der in seinem Sprengel seßhaften Evangelischen, welche als stille und fleißige Unterthanen bis dahin geduldet worden waren. Aber ihre Ältesten schwuren auf die Hostie und auf geweihtes Salz (2 Chron. 13, 5.) ihrem Glauben unverbrüchliche Treue. Dieser „Salzbund" wurde als Empörung gedeutet, und trotz der Intervention protestantischer Fürsten wurden sämtliche Evangelische im strengen Winter 1731 mit unmenschlicher Härte von Haus und Hof getrieben. Gegen 20,000 fanden in Preußisch-Litthauen gastliche Aufnahme; die übrigen rüsteten sich auf Einladung der britischen Gesellschaft für Ausbreitung des Glaubens zur Auswanderung nach Savannah in Georgien. Kostenfreie Reise, Versorgung mit Lebensmitteln für die Dauer einer ganzen Jahreszeit, freies Land für sie und ihre Kinder, die Rechte geborener Engländer, Freiheit des Kultus und Gottesdienstes: das alles wurde den Salzburgern bereitwillig zugesagt und von ihnen natürlich mit heißem Dank angenommen. Am 31. Oktober 1733 traten sie, wohl versehen mit Bibeln, Katechismen, Ge-

fang- und Erbauungsbüchern, außerdem mit wenigem Vieh und dem nötigsten Hausgerät, die Kranken, Schwachen und Kinder in zwei Wagen mit sich führend, ihre Pilgerfahrt getrosten Mutes und fröhlichen Glaubens an. Auf ihrer Reise durch Deutschland wurde ihnen überall die reiche Liebe der Glaubensgenossen zu teil, während papistische Städte ihnen den Durchzug verweigerten. In Frankfurt am Main, das ihnen seine Thore gastlich öffnete, zogen sie in feierlicher Prozession je zwei und zwei ein und sangen dabei geistliche Lieder. Von da schifften sie den Main und Rhein hinab bis Rotterdam; auf der ganzen Reise priesen sie den HErrn für seine Gnade und redeten zur Erbauung der Mitreisenden von der Rechtfertigung und Heiligung. In Rotterdam schlossen sich ihnen zwei Prediger an, Bolzius und Gronau, die im Waisenhause zu Halle von Hermann August Francke in den Werken christlicher Liebe unterwiesen worden waren. Von Dover aus, wo sie von einigen Trustees der Armengesellschaft von Georgia liebreich begrüßt wurden, traten sie im Januar 1734 die große Seereise an. Die Majestät des Ozeans erfüllte sie mit Bewunderung der Allmacht und Weisheit Gottes; sobald sie das Land aus den Augen verloren hatten, stimmten sie einen Lobgesang an. Der Anblick der im Meere sich spiegelnden Abendsonne entzückte sie derartig, daß sie einmal über das andere ausriefen: „Wie herrlich ist die Schöpfung, und wie unendlich herrlicher ist der große Schöpfer selbst!" Bei widrigem Winde beteten sie mit einer Inbrunst und einem Glaubensmute, daß ein auf dem Schiffe befindlicher Spötter stille wurde, in sich ging und mit Thränen Vergebung seiner Sünden suchte. Jeden Abend machten die lieben Auswanderer einen Bund miteinander, daß sie durch Christi Gnade alle fremden Götter aus ihren Herzen reißen und in die Tiefe des Meeres werfen wollten. Im Februar erhob sich ein gewaltiger Sturm, so daß kein einziges Segel gesetzt werden konnte; sie aber erhoben mitten im Sturme ihre Stimmen zu fröhlichen Gesängen, in denen sie die Liebe des HErrn JEsus zu den armen Sündern priesen. Am 18. März 1734 landeten sie in Charleston, wo Oglethorpe persönlich sie empfing, und fünf Tage später konnten die teuren Pilgrime ihre Zelte unter sonnigem Himmel in der Nähe von Savannah aufschlagen.

Oglethorpe hatte eine besondere Liebe für diese friedlichen Christen und erwartete von ihnen wohlthätigen Einfluß nicht nur auf die Indianer, sondern auch auf die ehemaligen Gefängnisbewohner, unter denen ohne Zweifel viel schlechte Elemente waren. Er war ihnen behilflich, eine Stätte zu finden, wo sie ihre Ansiedlung errichten konnten. Er teilte mit ihnen Strapazen und Entbehrungen mancherlei Art, bis sie mitten im Urwalde unweit eines anmutigen Bächleins den passenden Platz entdeckt hatten. Hier bauten sie ihre Hütten und nannten den Ort Eben-Ezer, auch beschlossen sie, einen Gedenkstein aufzurichten zum Zeichen ihrer Dankbarkeit gegen den HErrn, der sie bis hierher gebracht und sie so gnädig geführt habe. Oglethorpes freundliche Fürsorge für sie wußten sie hoch zu schätzen. „Er trägt eine große Liebe zu den Knechten und Kindern Gottes", schreibt der Pastor von Eben Ezer. „Er hat sich unser angenommen, so viel nur in seinen Kräften stand. Gott hat seine Gegenwart und seine Regierung in diesem Lande so sehr gesegnet, daß andere in vielen Jahren dasjenige nicht vollbracht haben würden, was er in einem Jahre zuwege gebracht hat." Die Kolonie der Salzburger wuchs und blühte zur Freude ihres edlen Stifters. Die wackeren Deutschen legten sich hauptsächlich auf Seidenzucht: sie produzierten innerhalb eines Jahres an zehntausend Pfund Rohseide. Gottesfurcht und deutsche Sitte lebte unter ihnen; ihre Streitigkeiten schlichteten sie selbst auf friedlichem Wege; es herrschte in ihrem Verbande ungefärbte Bruderliebe. Dabei hielten sie lange Zeit fest an dem ungefälschten Glauben ihrer Väter.

Die Sklaverei, welche nördlich und südlich von Georgia bereits eingeführt war, hatte Oglethorpe verpönt. Er hielt sie für widersprechend dem Evangelium und den Grundgesetzen von England, für ein schreckliches Verbrechen. Um so mehr war er bedacht, weiße freie Ansiedler nach Georgia zu ziehen. Eine neue Schar von Auswanderern, tapfere Männer, kamen aus dem schottischen Hochlande. Ihnen folgte ein Häuflein deutscher Herrnhuter aus Bertelsdorf. Durch Zinzendorfs Vermittlung hatte Oglethorpe sie zur Auswanderung nach Georgia eingeladen. Schon standen die Herrnhuter Brüder überall im Rufe fleißiger Kolonisten. Im Frühjahr 1735 kamen die ersten zehn in der neuen Heimat an. An ihrer Spitze stand August Gottlieb Spangenberg, der nachmalige zweite Begründer oder Befestiger der Brüdergemeinde. Im folgenden Jahre brachte Oglethorpe, der inzwischen zu einem kurzen Besuche nach England gereist war, wieder eine Schar von Herrnhutern mit, unter ihnen David Nitschmann, der mährische Exulant, früh um des Glaubens willen im Gefängnis, später der erste Bischof der Brüdergemeinde. Unter Mangel und Krankheit half der den Einwanderern, auf den sie sich verließen. Sie erwarben sich Achtung auch bei den Indianern. Auf der Insel Irene am Savannah River wohnten Creek-Indianer. Hier wurde eine Schule errichtet und in englischer Sprache das Wort des Lebens verkündigt. Nach zwei Jahren langte Petrus Böhler an, ein ordinierter Prediger der Brüder, aber bald mußten diese, wegen Befreiung vom Militärdienst beneidet, nach Pennsylvania übersiedeln.

Unter den Männern, die Oglethorpe bei seinem zweiten Besuch in der von ihm gegründeten Armenkolonie begleiteten, befanden sich zwei junge englische Prediger, die später sich ausgezeichnet haben, die Brüder John und Charles Wesley. Der erstere ist der bekannte Vater des Methodismus. Er machte in den zwei Jahren seines Aufenthaltes die größten Anstrengungen, um die Kolonisten zu bessern, die zerstreut wohnenden Engländer und Deutschen zu besuchen und zu erbauen. Keine Entbehrung, keine tropische Hitze hinderte ihn an der Erfüllung seines Berufes. Er war damals ein strenger Hochkirchenmann; er wollte zugleich die altchristliche Kirchenzucht durchführen. Er schloß unter anderen ein böses Weib von der Kommunion aus; dadurch zog er sich heftige Feindschaft zu, vor der ihn selbst Oglethorpe nicht schützen konnte. Er hatte gehofft, Indianer zu bekehren; er studierte ihre Sprache, er erwartete, bei ihnen Herzenseinfalt und Empfänglichkeit zu finden, aber auch da mußte er bittere und entmutigende Erfahrungen machen. Neben den heroischen Eigenschaften der Wilden fand er bei ihnen entsetzliche Roheit und Treulosigkeit. Er wurde von tiefer Melancholie erfaßt; ein schleichendes Fieber zerrüttete seine Gesundheit. Tief gedemütigt kehrte er nach England zurück. Erst später fand er im Verkehr mit den Herrnhutern in London und in Deutschland den wahren Frieden und die innere Freudigkeit, wodurch er — trotz der vielen Schwärmereien, die ihm anhafteten und seine Wirksamkeit lähmten — zu einem so außerordentlichen Prediger des Evangeliums wurde.

Später kam auch George Whitefield, der gewaltige Volksredner, Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter Wesleys, nach Georgia. Er hatte einen ganz anderen Erfolg in der Kolonie als jener. In Savannah stiftete er ein Waisenhaus nach dem Muster des von Hermann August Franke gegründeten Waisenhauses in Halle; er durchzog die ganze Küste, er fand überall viele Tausende von Zuhörern. Er hat dazu geholfen, in Georgia die Arbeit der Schwarzen, das heißt, die Sklaverei einzuführen. Zu dem Besitztum des Waisenhauses, das er der Gräfin Huntington vermachte, gehörten fünfzig Sklaven. Whitefield starb 1770 in der neuen Heimat.

Die Lage der Kolonie Georgia war gefährdet durch die spanischen Nachbarn, welche das Grenzgebiet streitig machten.

Im Jahre 1739 erklärte England den Seekrieg gegen Spanien, und zwar aus sehr niedrigen Beweggründen. Man wollte den großartigen Schmuggel der englischen Kaufleute in Westindien gegen den Willen der spanischen Regierung aufrecht halten. Die englischen Admirale Anson und Vernon richteten mit ihren Angriffen auf die spanischen Kolonieen nichts aus. Oglethorpe hatte ein Regiment Soldaten aus England geholt und griff die Spanier in Florida an. Mit sechshundert regulären Truppen, vierhundert Milizen aus Carolina und zweihundert Indianern belagerte er die Festung St. Augustine. Vier Wochen lang hielt er die Stadt eingeschlossen, aber die Tapferkeit des spanischen Kommandanten schlug alle Angriffe ab. Unverrichteter Sache mußte Oglethorpe wieder abziehen. Im Jahre 1742 fielen die Spanier in Georgia ein. Der Gouverneur mit seinen tapferen Hochländern stellte sich ihnen entgegen. Es kam zu einem mörderischen Gefechte am „Blutigem Sumpfe“ (bloody marsh), wo die Engländer Sieger blieben. Die Spanier flüchteten, und schon wenige Tage später konnte Oglethorpe einen Danktag ausschreiben wegen der glücklichen Beendigung der spanischen Invasion.

Nach einem Jahre der Ruhe und des Friedens kehrte er zum drittenmale nach England zurück. Er sollte die Kolonie nicht wiedersehen, welcher er zehn Jahre seines Lebens in unermüdlicher, aufopfernder Thätigkeit gewidmet hatte. Seine letzten Jahre bis zum höchsten Lebensalter brachte er in der Heimat zu, allgemein geachtet, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, einer der großen Wohlthäter Amerikas, uneigennützig wie William Penn, ein Mann von fleckenlosem Ruf. Als Vater der Emigranten, Freund der Lutheraner, Wohlthäter der Herrnhuter, Befreier der Gefangenen, Wohlthäter der Armen, Eiferer für die Bekehrung der Indianer wird er in der Geschichte der Vereinigten Staaten unvergessen bleiben.

Luther als Patient.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Schluß.)

Diesem Artikel Dr. Dyrenfurths, der sicherlich das Interesse der Leser finden wird, wollen wir nun noch einige Thatsachen aus Luthers Leben anführen, die klar zeigen, daß dieser große Mann auch eine, sonderlich für seine Zeit, bemerkenswerte Einsicht in eine vernünftige Gesundheitspflege oder Hygieine, wie man heutzutage sagt, besaß. Schon als vierzehnjähriger Knabe that er sich als ein Schüler in Magdeburg durch ein hygieinisches Schelmenstücklein hervor. Als er damals von einem hitzigen Fieber befallen wurde, nahm man ihn so falsch „in acht“, daß man ihm trotz lebhafter Klage über brennendes Durstgefühl kühles Getränk hartnäckig vorenthielt. Als nun des Sonntag-Nachmittags die ganze Gesellschaft zur Kirche gegangen und Martin sich allein zu Hause weiß, faßt er einen thatkräftigen Entschluß, verläßt das Bett und kriecht, weil zum Gehen zu schwach, auf allen Vieren hinab in die im Erdgeschosse liegende Küche, ergreift dort eine mit kaltem Wasser gefüllte Kanne und trinkt sie in einem Zuge mit größtem Wohlbehagen aus. Immerhin aber fühlte er sich noch so schwach, daß er auch auf Händen und Füßen zurückkriechen mußte, und er hatte sein Lager noch nicht erreicht, als die Hausleute zurückkehrten und ihn entsetzt auf seiner Wanderung ertappten. Doch bekam ihm der Gewaltstreich so gut, daß er in tiefen Schlaf verfiel und fortan vom Fieber verschont blieb. Als er diese Geschichte später einmal erzählte, fügte er die echt hygieinische Erläuterung hinzu: es sei doch nichts natürlicher, da man ja auch lebloses Feuer mit Wasser zu löschen pflege und das Fieber nichts anderes sei als ein innerlicher Brand.

Als Student gab er sich auch bei einem äußerlichen, sogenannten chirurgischen Unglücksfalle als offener Kopf zu erkennen: auf einer Ferienreise stieß er sich aus Versehen den damals von allen Studierenden getragenen Degen so unglücklich in den Oberschenkel, daß die große Pulsader geöffnet wurde und rascher Tod durch Verblutung drohte. Luther aber bewahrte Kaltblütigkeit und Überlegung genug, um ganz aus eigenem Verstande den Kunstgriff zu finden, der ihm heutzutage in der Esmarchschen Samariterschule gelehrt worden wäre: er stillte die Blutung dadurch, daß er das spritzende Gefäß mit dem Finger so lange komprimierte (zudrückte), bis ein Wundarzt erschien und einen festen Verband kunstgerecht anlegte. Sehr rasch erlernte er aber auch diesen Kunstgriff und legte sich fortan den Verband immer allein an.

Ganz und voll zeigte sich Luther während der in damaliger Zeit wiederholt in Gestalt der Beulenpest ausbrechenden Massenerkrankungen. Selbst zu Wittenberg, welches doch, wie man meinen sollte, in seiner Gelehrtenkörperschaft eine Auslese von gescheuten und denkenden Männern beherbergte, steigerte sich im Sommer 1527 die Panik in solchem Grade, daß die ganze Universität deshalb nach Jena auswanderte und auch der Kurfürst in Luther drang, sich nicht länger der Gefahr auszusetzen. Er aber hielt mit den Getreuen Bugenhagen und Jonas Stand und verkündete schon damals den Satz: „Schlimmer als die Pestkrankheit ist der Pestschrecken!“ Trotzdem er durch Vertretung der ausgewanderten Universitätslehrer alle Hände voll zu thun hatte, predigte er nicht bloß von der Kanzel herab wider die alberne Pestfurcht, sondern gab auch eine populäre Schrift heraus: „Über das Verhalten (d. h. ruhig Daheimbleiben) bei ansteckenden Krankheiten“. Ja, er ging mit dem guten Beispiele der Unerschrockenheit so weit, daß er Pestkranke und durch Pesttod verwaiste Familienglieder in sein eigenes Haus aufnahm. Richtig blieben auch er und die Seinen von der Seuche verschont und nur im Schweinestalle räumte sie mit den darin vorhandenen 5 Stück auf, ein Ereignis, welches Luther launig so deutete: anstatt in seine Familie sei die Pest unter die Säue gefahren!

Denselben hygieinischen Freimut, aber zugleich noch schärfere ärztliche Einsicht offenbarte er gegenüber einer anderen damals „Mode“ gewordenen Massenerkrankung, dem sogenannten englischen Schweiße, der gerade zu der Zeit umging, wo auf Veranlassung des Landgrafen Philipp von Hessen zu Marburg die berühmten Religionsgespräche abgehalten wurden (Oktober 1529). Die meisten der von weither berufenen Teilnehmer nahmen schleunigst wieder Reißaus, Luther aber blieb und erklärte lächelnd die sogenannte Seuche für einen bloßen Angst- und Angstschweißausbruch, den sich die Kleinmütigen einfach dadurch zuzögen, daß sie in die turmhohen Betten stiegen. Wörtlich schrieb er an N. Hausmann unter anderm folgendes:

„Jene englische Pest soll bei Euch in Zwickau und Zerbst grassieren; viele meinen, sie herrsche auch hier; ich glaube es aber nicht. Unser Bürgermeister machte sich selbst in der Einbildung krank, da er an keinem Leiden als an seinen Gedanken litt. Denn wenn das, was als Anfänge ausgegeben wird, wirklich der Anfang jener Krankheit wäre, so hätte ich vor 3 Jahren und darüber öfters daran gelitten; und auch in dieser Nacht schwitzte ich, als ich ängstlich erwachte; und auch mich fingen an Gedanken zu quälen und wenn ich diesen nachgegeben haben würde, würde ich daliegen so wie die anderen daliegen, sich selbst marternd. Ich schreibe dies, damit Du mit mir das Volk ermahnst, nicht kleinmütig zu sein und nicht durch ihre Einbildungen eine Krankheit herbeizuholen, die noch nicht da ist. Ich habe viele gewaltsam zum Aufstehen gebracht, die sich schon in den Schweiß gelegt hatten und die jetzt lachend sagen,

sie würden vielleicht jetzt noch liegen, wenn ich sie nicht herausgeholt hätte."

Luther verspottete die studierende Jugend, weil sie hinter der von ihr zur Schau getragenen Pestfurcht vielmehr das verberge, was wir heutzutage das „Faulfieber" der Lernenden nennen: „Ich merke", so schreibt er, „daß derselben Jugend viel solch' Geschrei der Pest gern gehöret; denn etliche den Schwären (die Pestbeule) auf dem Schubsack, etliche die Colika in den Büchern, etliche den Grind an den Schreibfedern, etliche die Gicht am Papiere kriegen. Vielen ist auch die Dinte schimmlicht geworden, so haben auch schon etliche den Mutterbrief gefressen, davon sie das Herzweh und Sehnsucht nach dem Vaterhause gewonnen, und mögen dergleichen Schwächlichkeiten mehr sein, denn ich erzählen kann."

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor dem Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blas't nur, ihr Stürme, blas't mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Emanuel Geibel.

Doch auch bei Einzelerkrankungen handelte Luther wie ein leib- und seelsorgerischer Löwe in einer Person, um damit zum Lebensretter an zwei Freunden zu werden.

Der erste war sein Jugendfreund, nachmaliger Stadtpfarrer zu Gotha, Myconius, von dem ihm (154.) gemeldet wurde, daß er an einer hitzigen Krankheit im Sterben liege. Darob verschrieb ihm Luther folgendes "Rezept": „Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an Eurer Stelle wollte lassen krank werden und mich heißen ablegen diese meine Hülle; deshalb bitte und ermahne ich Euch mit Ernst, daß Ihr samt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er Euch länger am Leben erhalte, zu Dienst und Besserung seiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß; der Herr lasse mich's ja nicht hören, daß Ihr gestorben seid, sondern schaff's, daß Ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst, will's auch gewähret sein und so haben und mein Wille soll hierinnen geschehen. Amen!" Dies





Italienisches Mädchen.

Ein fröhliches, sorgloses Kindergesicht blickt uns lächelnd an. Das tiefschwarze Haar, die dunklen Glutaugen, zu denen die blendend weißen Zahnreihen in schönem Kontrast stehen, der Perlenschmuck, auch die bunt-malerische Tracht verraten die Heimat des Mädchens, das auf dem Blumen- und Grasteppich, wie nur die südliche Sonne ihn hervorbringen kann, sich gelagert hat. Welch ein gewinnender Zauber liegt doch auf einem so jungen Menschengesicht, dem weder die Leidenschaft noch die Sorge ihre Furchen eingegraben hat! Wer doch immer so harmlos und vergnügt in die Welt hinausschauen könnte!

Schreiben wirkte denn auch so aufrichtend, daß der schon Sterbenwollende wieder genas, noch 4 Jahre und thatsächlich 7 Monate länger als Luther lebte.

Das zweite Beispiel betrifft die schwere Erkrankung und Wiedergenesung des treuen Melanchthon zu Weimar im Jahre 1540. Als Luther ankam, traf er Magister Philippus im Verscheiden, ohne Besinnung, mit gebrochenen Augen. Er erschrak gewaltig und sprach: „Behute Gott, wie hat der Teufel dieses Organon geschändet!" Dann kehrte er der Gesellschaft den Rücken und trat zum Fenster, wie er gern that, wenn er betete. „Allhier", sagte dann Luther selbst, „mußte mir unser HErrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebetes, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich anhören mußte, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand und sprach: „Seid getrost, Philipp, Ihr werdet nicht sterben." Und Melanchthon fing zur Stelle an, Atem zu schöpfen, erhielt die Besinnung wieder und wurde hergestellt.

In der Behandlung seines eigenen Leibes erwies Luther insofern von jeher seine Löwennatur, als selbst bei wirklich vorhandener Ursache zum Krankfühlen Begriffe wie „abgespannt", „nervös", „kaput", „unwohl" für ihn gar nicht vorhanden waren. Ja, es muß ihm schuldgegeben werden, daß er sich wie schon bei jenen Kasteiungen im Kloster, so auch nachher auf Reisen allzuviel zumutete, sich nicht nur „aus-", sondern auch abarbeitete. In Augsburg z. B. kam er am 10. Oktober, wie er selbst an Spalatin schreibt, „sehr ermattet an, und ich war durch den Weg fast alle geworden, denn ich hatte mir, ich weiß nicht was für ein schweres Magenleiden zugezogen." Als er aber nachher, um der Gefangenschaft zu entgehen, heimlich über Kopf und Hals aus Augsburg durch das Pförtchen der Stadtmauer „Dahinab" zu Pferde flüchten muß, legte er in der Richtung nach Nürnberg 35 Meilen in einem Tage zurück; des Abends im Wirtshause zu Mohnheim angelangt und im Stalle abgestiegen, konnte er sich nicht mehr auf den Füßen halten und stürzte stracks auf die Streu hin. Doch auch während der Reise nach Worms, die er doch in dem vom Wittenberger Goldschmied Döring gestellten Dreigespann zurücklegte, befand er sich von Eisenach an so leidend, daß sich ein anderer wie er mit bestem Gewissen hätte „krank melden" dürfen; hatte er aber schon mit Rücksicht auf seine geistigen Feinde unter allen Umständen kommen zu wollen erklärt, so bekennt er auch als körperlich Angegriffener: „Ich komme, mein Spalatin, obgleich der Satan mich durch mehr als eine Krankheit daran zu hindern versucht hat. Aber Christus lebt und allen zum Trotz werde ich in Worms einziehen."

Luther wußte auch den guten Einfluß der Musik auf den Körper wohl zu schätzen. Ratzeberger berichtet: „Einsmals kam derselbe mit etlichen Genossen, alle gute Musici, ihn zu besuchen. Da wird ihm angezeigt, daß sich Luther in sein Stüblein eingeschlossen und dasselbe über die Zeit zugehalten, auch in etzlicher Zeit nichts Sonderliches gegessen noch getrunken und niemand zu sich habe lassen wollen. Da dachte der Magister, es muß gewiß nicht recht um ihn stehen, klopfte an, bekam aber keine Antwort. Da schaut er durch ein Löchlein in der Thür hinein und sieht, daß Luther an der Erde auf seinem Gesicht liegt in einer Ohnmacht, mit ausgestreckten Armen. Da öffnet er die Thür mit Gewalt, rüttelt ihn auf, führt ihn ins untere Zimmer, läßt ihm ein wenig Essen zurichten und fängt darauf an, mit seinen Gesellen zu musizieren. Während dies geschieht, kommt Luther allgemach wieder zu sich selbst und es vergingen ihm seine Schwermut und Traurigkeit, also daß er auch anfängt, mit ihnen zu singen. Hierüber wird er so fröhlich und bittet gedachten M. Lukas (Vorname des Dr. Edemberger) aufs angelegentlichste, sie sollten ihn ja oft besuchen, insonderheit wenn sie Lust zum Musizieren hätten, und sich durch nichts irren oder abweisen lassen. Er hatte auch gleich zu schaffen, was er wollte; denn er fand, daß sobald er Musik hörte, sich seine Plagen und Schwermut änderten. So sei der Teufel insonderheit der Musik, wodurch der Mensch fröhlich werde, sehr feind und sähe nichts lieber, als wie er den Menschen durch Schwermut und Traurigkeit übereilen und in Zagen und Zweifeln führen könne."

Mit der durch Erwerb eines häuslichen Herdes angeregten Beschaulichkeit erwachte in Luthern auch der Sinn für Beobachtung gesunder Körperpflege: nicht mehr bloß, wie der Lateiner sich versmäßig ausdrückt "inter libros" (in der Studierstube), sondern auch "inter liberos" (im Schoße der Familie) lernte er sich wohl fühlen und die Notwendigkeit, seine Kräfte zum Wohle der Seinigen zu erhalten, erkennen. Zu dem Ende zunächst auf tägliche Übung der Körperbewegung bedacht, verlegte er sich auf eigenhändige Bestellung des zur Wohnung gehörigen Gartens, aber damit nicht genug, so richtete er sich noch eine Drechslerwerkstatt ein, um sich auch an der Drehbank tüchtig „auszuarbeiten".

Wie Luther im allgemeinen über Ärzte dachte, lehren folgende Äußerungen:

„Unglücklich ist der Mensch, der von der Hilfe und dem Consil der Ärzte abhängt. Aber wo giebt es vollkommene Ärzte? . . . Ich bin zufrieden und es gefällt mir, wenn ein Arzt Methode hat, aber sie müssen die Menschen in ihre Regeln nicht allzusehr einzwängen wollen. Furchtsame (ihrer Sache nicht sichere) Ärzte sind die gefährlichsten und dann die, die dem Willen ihrer Kranken in allem nachgeben. Solche Gesellen müssen viele Kirchhöfe haben. Deshalb ist ein gelehrter und kluger Arzt, der sich nicht leicht dahin und dort leiten läßt, ein ungeheures Geschenk Gottes. Denn die Ärzte sind die Diener der Natur. Daher halte ich den Arzt für den besten, der Gott unterthan ist und ihn fürchtet; die ohne Gottesfurcht praktizieren, werden Menschenmörder." Als Beweis von Luthers vollkommenem Klarsinn für den hygieinischen Kern der Leibespflege sei zum Schluß noch folgender Ausspruch verzeichnet: „Eine Hauptsache ist richtige Diät. So fühle ich mich krank; wenn ich aber in meiner Diät verharre, abends um 9 Uhr ins Bett gehe und ordentlich ausschlafe, dann befinde ich mich wohl; komme ich aus der Ruhe, so werd ich's nicht lange treiben, wie es denn auch Zeit mit mir wäre."

„Auffi und abi."

Bekanntlich war die Gemahlin des Großherzogs Ludwig III. von Hessen, Mathilde, eine Tochter des Königs Ludwig von Bayern. So lange die Großherzogin lebte, kam der König — besonders wenn er im nahen Aschaffenburg residierte — öfter nach Darmstadt oder auch ins sogenannte Fürstenlager bei Auerbach, einem reizend gelegenen Städtchen an der Bergstraße, um seine Tochter und deren Gemahl zu besuchen. Der König war dann meistenteils sehr heiter und vergnügt und wußte sich in seiner lebhaften Weise gut zu unterhalten. Gelegentlich einer Familientafel erzählte er ein kleines Abenteuer, das ihm in München mit einer Schildwache begegnet war.

Der König ging nämlich im englischen Garten spazieren und traf weit draußen an einer einsamen Stelle auf eine Schildwache, welche, als sie jemanden kommen sah, schleunigst etwas in den Waffenrock schob. Auch blickte der Soldat mißtrauisch auf den Spaziergänger. Da dieser aber in Civilkleidern, entwölkte sich die Stirn des biedern Kriegers bald wieder, und er sagte gemütlich zu dem Unbekannten:

„Na, Sie hob'n mich schön erschreckt, Herr!"

„So", sprach der König im Münchener Dialekt, „hoben S' denn vielleicht a bös G'wiss'n?"

„No, dös grad net", antwortete der Soldat, „aber schau'n S', i bin erst ganz kurz hier in Munchen und kenn no niemand. Un der König thut manchmal do 'rausspazieren. No hob' i grad 'wos g'essen, dös darf der Soldat auf Wacht net, un do hob i's glei' unter die Jacken do g'schob'n. Aber jetzt ess' i glei' weiter, denn's is wos zu Gut's un's wird jo net wieder Aaner komme, was manen S'?"

„Ich glaab net!" antwortete der König. „No sagen S' aber a mol, wos hob'n S' denn Gut's z'essen?"

„Wissen S' wos, rot'n S' amol", antwortete die Schildwache.

„No", meinte der König, „vielleicht hoben S' aan Schweinsbrot'n?"

„Jo, Schweinsbrot'n! dös is wos Gut's, aber so hoch steig i net; abi!"

„Hob'n S' vielleicht aan Kalbsbrot'n?" fragt der König weiter, den die Treuherzigkeit des Soldaten höchlich amüsierte.

„Is aa wos Gut's, aber abi sag i, rot'n S' weiter!"

„Vielleicht aan Schinken?"

„Schink'n loß i mir schon g'fallen a, aber heut net; abi!"

„Do hob'n S' gewiß aan Schweizerkaas?"

„O geh'n S' mit Ihr'm Schweizerkaas!" lachte der Soldat, „was i hob, is viel besser, aber abi, sog' i!"

„No, do hob'n S' vielleicht gar a Radi!" rief der König belustigt.

„I natirli, fast gerot'n, aber zwoa Radi san's; den oanen hob i schon g'gessen, un den andern hob i noch; vielleicht kann i dienen! No nur zug'griffen un net scheniert."

„Dank vielmol", sagte der König, „loss'n S' sich die Radi gut schmecken, i muß jetzt zum Mittagessen un will mir den Appetit net verderben, adje!"

Als der König ein paar Schritte gemacht, rief die Schildwache, welche munter den Rest des ersten Rettigs verzehrt hatte, auf einmal: „Sie! hören S' doch amol!"

Der König wandte sich um.

„Woll'n S' net so gut seen un mir sag'n, wer Sie san? Sie war'n so freundlich, da möcht i doch a wisse, mit wem i denn die Ehr' g'habt hab'?"

„Do bleibt nix anders übrig, als daß S' aach rot'n", sagte der König. „Sie hob'n mich aa rot'n loss'n."

Die Schildwache biß kraftig in den zweiten Rettig, sah den König scharf an und sagte: „Nu, Sie san vielleicht an Kanzlist oder so 'wos?"

„A Kanzlist is wos ganz Schöns, aber höher auffi!"

„Do san Sie am End goar'n Herr Assessor?"

„Is aa wos ganz Schons, aber auffi!"

„So san Sie am End goar'n Herr Direktor?"

„Dös lass' i mir aa g'fall'n", sprach der König; „so'n Herr Direktor is ganz wos Schönes, aber auffi, sog' i!"

„Die G'schicht g'fällt mer", sprach die Schildwache, „un i freu' mi, daß i de' Ehr' hob', so 'n hoh'n Herrn kenn'n z'lerne: drum will i jetzt aber amol was Tüchtiges rot'n: Sie san g'wiß 'n Herr Exzellenz?"

„Is was recht Schön's, aber i sog' Ihnen: auffi!"

„Do — san Sie am End goar der König?" — rief der Soldat und riß die Augen weit auf.

„Richti gerot'n!" antwortete der König.

Der Soldat rief verblufft: „Do holt'n S' nur glei mol den Radi, daß i präsentier'n kann!"

Der König that's, die Schildwache präsentiert — und vergnugt schieden beide voneinander.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (10. Fortsetzung.)

Er nahm die Bibel und den Katechismus vom Tisch und schritt dem Meister vorauf nach der großen Diele, wo bereits das Gesinde sich an der Thür versammelt hatte und des Hausherrn wartete.

Nach freundlichem Morgengruß setzte sich alles in guter Ordnung um den langen Tisch von Eichenholz her, jeder auf seinen gewohnten Platz: obenan saß der Doktor, neben ihm zur Rechten Frau Katharina mit der Muhme Lene und den Kindern, zur Linken die Gebrüder Peter und Hieronymus Weller nebst dem Wolfgang und vier andere Kostgänger, welche als Familienglieder galten; ihnen gegenüber die Schwestern Elsa und Lene Kaufmann, danach das Gesinde.

Mit seiner wohlklingenden, runden, vollen Stimme gab der Hausherr den Ton an, und im vollen Chor der hohen und tiefen Stimmen sang es andächtig zum Himmel hinauf.

Nachdem hierauf der Hausvater den 23. Psalm verlesen, erhob sich die ganze Hausgemeinde und betete gemeinsam den Morgensegen:

„Das walt' Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen. Ich danke dir, mein lieber himmlischer Vater, durch JEsum Christum, deinen lieben Sohn, unsern Herrn, daß du mich diese Nacht vor allem Schaden und Gefahr so gnadiglich behütet hast, und bitte dich, du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünden und allem Übel, auf daß dir all mein Thun und Leben möge wohlgefallen. Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele und alles in deine Hände. Dein heiliger Engel sei mit mir, daß der böse Feind keine Macht an mir finde. Amen."

„Lasset uns nun den Katechismus hören!" fuhr Luther fort. „Du, Wolfgang, mögest heut den Beginn machen!"

Wolfgang erhob sich mit gefalteten Händen und sagte das erste Gebot auf, sein Nachbar das zweite, und so ging es der Reihe nach, bis es an den Doktor kam, der wie ein Schulknabe gleich den andern seine Lektion aufsagte.

„Mein liebes Hänsichen", fragte er darauf seinen sechsjährigen Ältesten, „magst Du mir wohl sagen, bei welchem Stucklein ich gestern mit der Erklärung stehen geblieben?"

Sogleich war aus des Kindes Mund die Antwort da: „Beim Beschluß der heiligen zehn Gebote."

„So merket auf", fuhr Luther fort, „daß Ihr vernehmet, was Gesetz sei. Die Kreatur mag vor dem Wörtlein Gesetz billig erschrecken, denn es da mit Dräuen und Strafen gehet wider alle Übertreter. Und solches ist auch Gottes Absehen, daß das Gesetz den Sünder erschrecke und ängste, denn es ist ein Zuchtmeister, so in der Rechten die Rute fuhret. Doch will es recht verstanden sein: das Gesetz ist nicht ein Zuchtmeister stracks für sich selbst, als habe es seine Lust und Gefallen am bloßen Strafen, sondern es ist ein Zuchtmeister auf Christum. Kommt Mose mit mir vor Gericht, so will ich ihn abweisen und sagen: Hinweg, Mose, hie stehet Christus! und am jungsten Tag wird Mose mich ansehen und sagen: Du hast mich recht verstanden', und wird mir gunstig sein. Denn wer in Christo ist, der ist los von dem Gesetz, wie die Schrift spricht: Christus ist des Gesetzes Ende. Welche Christo angehören, die darf Mose nicht mehr mit der Rute streichen, denn sie sind geheiliget."

Plötzlich sich zu seiner Frau wendend, fuhr der Doktor fort: „Liebe Käthe, glaubest Du, daß Du heilig seiest?"

Die Angeredete war uber diese unvermutete Frage erschrocken und fand nicht gleich, was sie erwidern sollte. Nach einer Weile sagte sie: „Wie soll ich glauben, daß ich heilig sei? Bin ich doch eine große Sunderin!"

Da lächelte der Doktor: „Sehet nur den päpstischen Greuel, wie er die Herzen verwundet und alles Inwendige eingenommen und besessen hat, also daß sie nicht mehr sehen können, denn nur die äußerliche und persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch für sich selber thut. Liebe Käthe, glaubest Du, daß Du getaufet und eine Christin bist, so mußt Du auch glauben, daß Du heilig bist. Denn die heilige Taufe hat solche Kraft, daß sie die Sünden ändert und wandelt, nicht daß sie nicht vorhanden wären und gefuhlet würden, sondern daß sie nicht verdammen. Der Taufe Wirkung, Kraft und Macht ist so groß, daß sie alle Anfechtung aufhebet und wegnimmt."

Über Katharinas Wangen ging eine leise Röte, und ihre Augen dankten dem Doktor für die herztröstende Belehrung mit einem stummberedten Blick.

Wieder erhob sich jetzt nach dem Exempel des Hausherrn die ganze Hausgemeinde, um den priesterlichen Segen zu empfangen.

Die Mägde holten hierauf aus der Küche das Morgensüpplein, welches still eingenommen ward. Dann verfügte sich ein jedes an seine Arbeit. —

Die Vormittagsstunden gingen hin, und unter dem Birnbaum im Hof wurde ein großer, langer Tisch mit weißem Linnen gedeckt, denn so hatte es der Doktor gewunscht, daß das Freudenmahl unter Gottes freiem Himmel eingenommen werde.

Der Himmel bezog sich aber immer schwärzer, und bald fielen schwere Tropfen; auch ein heftiger Wind erhob sich und fegte alles zusammen, was von Wolken am Horizont hing.

Verdrießlich rief Käthe die Mägde herbei und klagte dem herzutretenden Doktor ihre Not, daß ihr durch den Regen ein gut Teil ihrer Freude genommen werde.

Luther erhob drohend den Finger: „Nicht doch, liebe Käthe! Jetzt giebt uns Gott viel hundert tausend Gülden wert, jetzt regnet es Weizen, Hafer, Gerste, Kraut, Zwiebeln, Gras, Milch und dergleichen. Dafür sollen wir billig dem Herrgott danken und nicht murren. Haben wir doch auch drinnen im Hause Raum genug zu essen und zu trinken. — — Horch, ist das nicht das Geräusch eines heranrollenden Wagens? Das ist der Spalatin! Besorgete schon, er werde nicht kommen. Die andern sind schon alle drinnen bei einander.

Jetzt rollte wirklich ein Gefährt in den Hof ein, und einen Augenblick später drückte unter strömendem Regen Luther seinen lieben, teuren Spalatin an das Herz. Indem traten auch die andern Gäste aus dem Haus und begrüßten den Ankömmling: Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Johann Bugenhagen, Georg Rörer, der Kaplan von St. Marien, Kaspar Cruziger und Lukas Kranach.

Auch Katharina hatte heute zwei ihrer besten Freundinnen geladen, die Frauen von Melanchthon und Jonas, beides ihre Namensschwestern, so daß also drei Katharinen bei Tisch zusammensaßen. —

Mit großer Freude sahen die Freunde des Doktor Martinus fröhliche Laune und dankten still im Herzen dem Herrn, denn längere Zeit hatte wieder einmal der Geist des Trübsinns und schwerer innerer Anfechtung auf ihm gelegen wie ein Alp. Mit besonderem Interesse erkundigte sich Luther nach dem Befinden des Kurfürsten, der schon seit dem Februar kränkelte, und die tröstliche Kunde, welche Spalatin geben konnte, half dem Doktor zu noch größerer Heiterkeit.

Nachdem das Tischgespräch eine Weile lebhaft hin und hergegangen war, erhob sich Luther von seinem Sessel und faßte mit der Rechten den Bierkrug. „Meine herzlieben Freunde! Sonsten ist die Christenheit gewohnt, vor dem Türken drei Kreuze zu machen und ihm alles Böse zu wünschen, als dem Feinde Gottes und dem Verderber der Christenheit; heute aber gebühret es sich, daß wir ihm Dank sagen und ihm zu Ehren einen Trunk thun!"

Die Männer lachten auf, denn sie verstanden den Scherz wohl. War es doch dem Sultan Suleiman zu danken, daß der Friede zwischen dem Kaiser und den evangelischen Fürsten, welche zu Schmalkalden ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatten, zustande gekommen war. Die Gefahr, welche das anrückende Türkenheer dem deutschen Reiche drohte, hatte den Kaiser genötigt, in den sauren Apfel zu beißen und den Forderungen der Evangelischen nachzugeben, um ihre Hilfe wider den auswärtigen Feind zu gewinnen.

Luther fuhr fort: „Wie doch in der Hand Gottes alle Kreatur ein Werkzeug werden muß zur Ausrichtung seines heiligen Willens, oftmals ohne daß sie es weiß und ahnet! Die da meinen, es böse zu machen, die machen es gut und müssen, während sie das Reich Gottes stürzen wollen, daran bauen helfen. Also möge auch unser Vertrauen nicht müde werden, denn Gott der Herr hat viele Mittel und Wege, auch wo unser Kleinglaube meinet, es sei alles aus; und selbst der Türke muß dem Evangelio helfen, wo Papst und Kaiser nicht wollen. — Ach, liebe Freunde! Wie gnädig hat sich doch der Herr bis hieher zu unserer Sache bekannt! Ist doch jetzund allenthalben in deutschen Landen eine große Schar zu finden, so der Wahrheit folget."

Spalatin hatte sich inzwischen zu der neben ihm sitzenden Käthe gewendet und flüsterte ihr ins Ohr: „Des Kurfürsten Gnade sendet Eurem Eheherrn durch mich ein Geschenk von hundert Goldgulden. Klein und geringfügig, sagte er, sei dieses als Gegengabe für das, was Doktor Luther bei seiner letzten Anwesenheit ihm von Trost und Stärkung auf dem Krankenlager gespendet. Doch dränge ihn sein Herz, zu thun, was er könne, um seinen Dank kund werden zu lassen. Will mich aber nicht an ihn selber wenden, sondern an Euch, werteste Frau Doktorin, maßen ich schon im voraus weiß, daß er die Gabe verweigert. Wollet das Geld gütig annehmen, denn Ihr desselbigen wohl bedürfet und dem gnädigen Herrn damit eine große Freude geschiehet."

Katharina drückte dem Hofprediger unter dem Tisch die Hand, sagte ihm leise ihren Dank und fügte hinzu: „Es ist unmöglich, in diesem Stück des Doktors Sinn zu wenden. Erst ehegestern wieder wäre fast ein Streit zwischen uns entstanden. Kam ein Studiosus, so seine Studien beendet und kein Zehrgeld mehr hatte zur Heimfahrt. Mein Eheherr langet alsbald in die Tasche, findet aber keine Münze, im Kasten auch nicht. Da greift er einen silbernen Becher vom Gesims und reicht ihn dem Gesellen dar. Dieser weigert sich zu nehmen, und ich winke dem Doktor auch mit den Augen. Doch es ist, als hörete und sähe er nicht, drückt vielmehr mit seiner starken Hand den Becher zusammen und drängt ihn dem Jüngling mit den Worten auf: „Ich brauche keinen silbernen Becher! Da, nimm ihn, Gesell, trage ihn zum Goldschmied, und was Du dafür lösest, das behalte!"

Spalatins Augen gingen mit einem feuchten Schimmer nach dem Doktor Martinus hin, der mit seinen Tischnachbarn in fröhlich lautem Gespräch begriffen war, und mit dem Kopfschütteln bewundernder Verehrung sagte er leise vor sich hin: „Es ist der Luther!"

Da das Gemüse verzehrt war, erhob sich Katharina und brachte nach einer Weile das Fischgericht. Als sie beim Herumreichen zu ihrem Gatten kam, klopfte ihr dieser scherzend auf die Schulter: „Käthe, Du hast größere Freude an den wenigen Fischen, denn mancher Edelmann, wenn er etliche große Teiche und Weiher fischet und etliche hundert Schock Fische fähet. Ach, der Geiz und Ehrsucht machen, daß wir Gottes Kreaturen nicht können recht mit Lust brauchen. Es sitzet mancher Geizhals und lebet in großer Wollust, hat überflüssig genug und

kann dennoch desselbigen nicht mit Lust und Nutzen genießen. Es heißt: Der Gottlose wird Gottes Herrlichkeit nicht sehen."

Melanchthon hatte nach seiner Gewohnheit im stillen Sinnen dagesessen. Jetzt hob er den Kopf hoch und sagte, zu Luther gewendet: „Was möchten wohl unsere Widersacher sagen, wo sie uns allhier so lustig schmausen sähen!"

„Laß sie immer das Maul aufreißen", fiel Luther schnell ein. „Fasten wir, so schreien sie: Die Pharisäer und Scheinheiligen! Schmausen wir, so schreien sie: Die Fresser und Säufer! Mit dem Heiland haben sie es seiner Zeit auch also gemacht. Was sagt aber unser Herrgott droben im Himmel dazu, daß wir also hier sitzen und seine Güter verzehren? Nu, er hat alles darum geschaffen, daß wir es brauchen sollen, fordert anders nichts von uns, denn daß wir erkennen, daß es seine Güter sind, und ihrer mit Danksagung genießen." —

Das Gespräch ging so in beständigem Fluß und großer Lebhaftigkeit noch eine Stunde weiter, bis der Hausherr seine Gäste zum Danksagen aufforderte.

Die Männer begaben sich danach in den Hof, während die Frauen sich unter den Birnbaum setzten und plauderten.

Der Freundschaftsbund dieser drei Frauen war nicht minder innig, als der der Männer, besonders waren die Ehefrauen von Luther und Justus Jonas ein Herz und eine Seele. Es gab keine Freude, die sie nicht mit einander teilten, es gab kein Leid, das nicht die eine mit der andern trug. Manchmal, wenn Luther mit Todesgedanken umging und vorahnend sein Weib als Witwe sah, da wies er tröstend auf Frau Katharina Jonas als ihre Stütze, ihre Zuflucht, ihren Rat und ihren Trost. Und die Freundschaft der Mütter übertrug sich auch auf die Kinder, welche viel mit einander spielten und auch zusammen lernten.

Die Frauen hatten noch gar nicht lange gesessen, als sie Luthers fröhliche Stimme vernahmen und beim Aufschauen einen neuen Gast daherkommen sahen, den von Luther sehr wert gehaltenen Johann Walter, den Sangmeister von Torgau. Das gab eine freudige Begrüßung, nur der Wolfgang war mit der Störung nicht einverstanden und brummte ärgerlich vor sich hin: „Warum muß dieser Unhold gerade jetzund hereinbrechen! Nun wird wieder das leidige Singen und Zetern anheben."

Sein Verdacht ging auch in der That nicht fehl, denn bald hatten sich die Männer nebst den herzukommenden Frauen um den Sangmeister gesammelt und stimmten unter dessen Leitung ein Liedlein nach dem andern an: erst Volksweisen, welche Luther sehr liebte, dann aber geistliche Lieder und Choräle, welche auf Luthers Bitten und unter seinem Beirat der Sangmeister für den evangelischen Gottesdienst in Druck herausgegeben hatte. Und immer höher gingen auf den Schwingen der Töne die Herzen, bis die Begeisterung ihren Gipfel erstieg, als Walter das Schlacht- und Triumphlied des Wittenberger Gotteshelden anstimmte: „Ein' feste Burg ist unser Gott", dessen Töne an den Klosterwänden widerhallten und von dem Abendwind hinausgetragen wurden in die Straßen und Gassen der Stadt, auch andern zur Erbauung, denn wunderbar war die Gewalt, mit welcher dieser Heldensang mit seinen majestätischen Klangwellen jedes Hörers Herz ergriff. Auch der Wolfgang konnte da nicht widerstehen, er trat herzu und sang, oder vielmehr krähte mit.

Der Abend dämmerte langsam herein, und nachdem die Käthe noch einen Imbiß bereitet, verließen die Freunde außer Spalatin und Walter das Haus, welches, wenn es eine Inschrift hätte tragen sollen, diese haben mußte: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!"

Achtzehntes Kapitel.
Die Mutter und ihre Kinder.

Wittenberg war zur Zeit des sechzehnten Jahrhunderts eine elende Stadt: die Häuser meist Hütten, von Holz und Lehm gebaut und zum großen Teil mit Stroh gedeckt, die Gassen krumm und düster, das Pflaster holprig und an vielen Stellen gar nicht vorhanden, so daß bei Regenwetter oder gar im Frühjahr beim Auftauen das Fortkommen äußerst beschwerlich war. Nur einzelne wenige ragende Häuser, die schönen Kirchen, das kurfürstliche Schloß, die Universität, das Franziskaner- und Augustinerkloster nebst etlichen Privathäusern vornehmer Bürger gaben zu erkennen, daß man sich in einer Stadt befinde und nicht auf einem Dorf.

Aber auch die Gegend um Wittenberg her war von der Natur ziemlich stiefmütterlich bedacht. Luther scherzte gern:

„Ländiken,
Du bist ein Sändiken",

denn ringsum streckte sich Sand und abermals Sand. Nur in der unmittelbaren Umgebung, namentlich nach der Morgenseite, wo die breite Elbe ihre gelben Fluten wälzt, grünte es von Bäumen, Gesträuch, sogar von Rebstöcken und, von dem Fluß getränkt, von dem Wäldlein jenseit des Wassers geschützt, blühten und sproßten hier anmutige Gärten, den Bürgern ein lieber Aufenthaltsort, besonders in der Hitze des Sommers.

Unweit des Elsterthores befand sich ein Gärtlein, dem man vor allen anderen die pflegende Hand anmerkte und den Geschmack für Schönheit. In kunstvoller Anlage wechselten Gemüsebeete und Hopfenplantagen mit Blumenrabatten und Ziergesträuch. Auch ein kleiner Weiher, von einer Quelle gespeist, glitzerte durch das lispelnde Schilf, und um ein schneeweiß getünchtes Gartenhäuschen dehnte sich rings ein freier Kiesplatz, zum Tummeln für Kinder wohlgeeignet.

In der That finden wir auch hier an einem herrlichen Sommertag des Jahres 1534 eine muntere kleine Gesellschaft, die sich abwechselnd im Sande kollert und einen Streifzug in die Erdbeeren unternimmt. Den Anführer macht ein Knabe von neun Jahren, kräftig und blühend, ein Bild von Gesundheit und Lebensfrische, der mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens als der Älteste und heute zumal als das gefeierte Geburtstagskind die Kleineren beherrscht: ein sechsjähriges, feines, zartes, sanftes Mägdlein und zwei Knaben von vier und zwei Jahren, von denen der erstere ebenso schwächlich, als der letztere vollbäckig war.

Durch die weit offene Thür des Gartenhäuschens bemerken wir eine Frau mit einem Säugling auf dem Schoß, welche mit dem ganzen Hochgefühl mütterlicher Freude dem fröhlichen Treiben der Kinder zusieht und nur dann und wann mit einem Mahnwort dareinfährt, wenn die tolle Lust über die Grenze gehen und ausarten will, oder wenn der Älteste das Erstgeburtsrecht allzustark für sich ausbeutet.

Die glückselige Mutter ist keine andere als Katharina. Sie ist heute nachmittag nach vollbrachter häuslicher Arbeit nach ihrem Lieblingsplätzchen gewandert, um unter Gottes freiem Himmel, umduftet von Rosen und Lilien und umsprungen von ihren Kindlein, den Tag zu begehen, an welchem vor neun Jahren Gottes Gnade ihr den ersten Sohn bescherte.

Die Kinder erheben plötzlich ein Jubelgeschrei: „Die Muhme Lene! die Muhme Lene!" und stürzen der eben in den Garten tretenden Alten entgegen, als wäre sie ein Festungsturm, der im Sturm erobert werden sollte.

Sie haben sie alle sehr lieb, die gute Muhme, die immer Zeit für sie hat und eine unermüdliche Geduld, auf ihre tausend Fragen zu antworten, die ihnen nie etwas abschlägt, die ihnen in dem Dämmerstündlein die lieben Märchen erzählt, schier so schön wie der Vater, die dem Lenchen so schöne Püpplein ankleidet und den Buben aus Pappe Landsknechte klebt, welche ganz allein stehen können. Ja, sie haben sie alle sehr lieb, die Muhme Lene, und gäben ihr Leben für sie in uneigennütziger Liebe.

Heute aber ist in ihrem zärtlichen Empfang doch ein gut

Teil Eigennutz eingewickelt: die Muhme soll der Mutter das Margaretlein abnehmen, damit diese die Hände frei bekomme, mit ihnen zu spielen. Und mit dem Mutterlein spielt es sich doch gar zu schön, obgleich es nur selten einmal geschieht, denn die liebe Mutter hat immer so viel zu schaffen; oder gerade darum ist es ihnen eine besondere Lust, weil sie es nur so sparsam genießen, und es ist ihnen wie ein Fest, wenn die liebe Mutter mit ihren Kindern ein Kind wird.

Die Muhme Lene ist eine sehr kluge Person. Die Kinder sagen nichts von ihren Wunschen, aber sie merkt es doch und kommt ihnen bereitwilligst entgegen.

Nun muß die Mutter herbei und mit springen und Versteck spielen und Blindekuh mitmachen und in den gegen die Sonne gehaltenen grunen Schoten die Erbsen zählen. Und dann giebt es allemal ein übermutiges Gelächter von seiten der Knaben, wenn sie kluger und geschickter sind als die Mutter — nur das Lenchen schmiegt sich dann an sie und streichelt ihr die Hand, als wollte sie sie trösten über den erfahrenen Schimpf.

Das geht so eine ganze Weile, und die Kleinen können nimmer genug bekommen und achten der Schweißtropfen nicht, die der Mutter von der Stirn rinnen. Sie muß aber auch heute ein Übriges thun, denn es ist heute ihres Hänschens Geburtstag, und ihre Kindlein sind alle so gesund, und ihr lieber Doktor ist auch gesund und arbeitet so frisch an seinem großen Werk! Das alles stimmt sie froh und macht sie stark, daß sie sich tummeln kann wie ein Magdlein.

Endlich aber will es ihr doch zu viel werden, und wie ein Erlöser erscheint ihr jetzt der Wolfgang, der mit einem Korblein am Arm in den Garten tritt. Er bringt die Meldung, daß der Herr Doktor wahrscheinlich erst zum Abend herauskommen konne, und schüttet aus dem Korb allerlei Eßwaren auf den Tisch, über welche die Kinder herfallen, wie die Heuschrecken über ein Erbsenfeld.

Der Johannes scheint aber noch ein besonderes Anliegen an den guten Wolfgang zu haben, denn aus seinen Augen spricht ein lüsternes Verlangen, und da der Wolfgang fur die Augensprache heute gar kein Verständnis zu haben scheint, erwischt der Hans einen unbewachten Augenblick, um dem Wolfgang zuzuraunen: „Komm, wir wollen zum Vogelherd!“

Der Wolfgang ist aber dies Mal schwierig, er denkt wohl an die Lektion, die ihm jüngst erteilt worden, da er dem Herrn Doktor mit einem gefangenen Buchfinken ein Geschenk hatte machen wollen. Der Doktor hatte ihn da hart angelassen, er habe keine Freude an gefangenen Vogeln, welche auch der Schöpfer nicht dazu geschaffen habe, daß Herr Wolfgang Sieberger sie ins Garn locke. — Doch der Johannes ist so ungestüm mit Bitten — und es ist ja heute sein Geburtstag, da muß man ihm wohl den Willen thun.

Die beiden schleichen sich meuchlings von dannen. Martin aber, der vierjährige, merkt es doch und schreit hinter den Fluchtlingen drein und will mit.

Hans wird ärgerlich auf den jüngern Bruder, der „immer mit will“ und versteht doch noch gar nichts von der Sache, stört vielmehr allemal den Fang, denn er kann nicht stille sein und lauern. Nur mit großer Muhe und mit allerlei Versprechungen wird der Martin beschwichtigt, daß er sich zurückzieht und die beiden allein schleichen läßt.

Unweit des Gartens, hart am „Speck“, dem Universitätsgehölz, ist ein stilles, lauschiges Plätzchen, von Menschen wenig betreten; da hat der Wolfgang seinen Vogelherd, denn hier giebt es der gefiederten Sänger eine schwere Menge.

Bei der Ankunft der beiden Helden fliegt ein Schwarm Distelfinken auf, und ihr Gesang klingt wie Spott und Gelächter, als verhöhnten sie den großen Garnkünstler, der immer erst zuzieht, wenn's zu spät ist, und froh sein muß, wenn er nach vierzehntägiger Jagd einmal eine dumme Goldammer oder einen dreisten Spatz erwischt hat.

Es ist richtig so: der Wolfgang macht als Vogelsteller immer schlechte Geschäfte, aber wie das zugeht, kann er sich nimmer erklären, denn er macht doch alles streng nach den Regeln der Kunst, und der Platz ist auch wie geschaffen. Es mögen wohl die Waldelfen ihm nicht gewogen sein und ihm den schönsten Fang verderben.

Auch heute will's ihm nimmer glücken, obwohl des Hänschens Geburtstag ist, und schließlich reißt ihm die Geduld, daß er erbost aufspringt und alles liegen und stehen läßt.

Sehr übler Laune traten die beiden Jäger den Rückweg an. Als sie sich dem Garten näherten, blieb Wolfgang betroffen stehen: „Der Herr Doktor! O weh, das wird einen schönen Empfang geben und so weiter!“

Und langsameren Schrittes bewegten sich die beiden Sünder vorwärts.

Luther war früher gekommen, als er hatte hoffen lassen, und hatte auf seine Frage nach dem abwesenden Hans sofort vermutet, was derselbe wieder betreiben würde. Sogleich hatte er sich im Häuschen an den Tisch gesetzt und einen Bogen Papier, den er immer bei sich führte, voll geschrieben.

Er empfing die beiden Heimgekehrten mit ernster, strenger Miene und hatte gar nicht nötig gehabt, zu fragen, wo sie gewesen seien, denn leserlich stand ihnen im Gesicht die Schuld geschrieben.

Der Wolfgang stammelte etwas daher, was wie eine Entschuldigung klang, Luther aber unterbrach ihn: „Setze Dich hieher, Wolfgang, und Du, Hans, daneben, auch ihr andern alle, daß ihr höret die Klagschrift, so jüngst bei mir eingelaufen.“

Nachdem sich alles gesammelt hatte, nahm der Doktor das Papier zur Hand und las.

„Unserm günstigen Herrn Doktor Martinus Luther, Professor und Prediger zu Wittenberg. Wir Drosseln, Amseln, Hänflinge, Stieglitze samt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Sommer zu Wittenberg weilen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir glaubhaft berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger, Euer Diener, sich ein groß, freventlich Wagnis unterstanden und etliche alte verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß wider uns teuer erkauft habe, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben Freunden, den Finken, sondern auch uns allen die Freiheit in der Luft zu fliegen und auf Erden Körnlein zu lesen, die Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet noch verdienet haben. Weil denn das alles, wie Ihr Euch denken könnet, uns armen Vöglein eine gefährliche und große Beschwerung ist, so gehet an Euch unsere demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Eurem Diener solch Furnehmen verweisen, oder, wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor Korner auf den Herd streue und morgens vor 8 Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollten wir zufrieden sein, ja ihm danken. Wird er das aber nicht thun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steuere, und er eines Tags auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken sahe an unsere Statt, und zur Nacht von Mäusen, Läusen, Flohen und Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und uns den freien Flug nicht wehre. Warum gebrauchet er denn solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten, welche Euch doch viel Leides anthun, stehlen und rauben und Euch Korn, Hafer, Malz, Gerste und dergleichen aus

den Häusern forttragen, welches wir nicht thun, die wir allein nach kleinen Bröcklein und einzelnen verfallenen Körnlein suchen, und Euch vielfältig die Fliegen, Mücken und ander Ungeziefer wegschnappen? Wir stellen solche unsere Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart nachgestellet werde. Wir hoffen aber zu Gott, daß wir seinen losen, faulen Netzen glücklich entfliehen.

Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Insiegel und Federn." —

Ohne ein Wort dazuzusetzen, oder auch nur die beiden Angeschuldigten eines Blicks zu würdigen, faltete Luther das Papier zusammen und schob es in die Tasche.

Der Wolfgang saß da mit der Empfindung eines überführten Verbrechers, dem das Urteil verlesen wird, und wurde abwechselnd rot und blaß, wäre auch unter dem Lesen am liebsten entschlüpft, wenn es sich nur hätte machen lassen. — Auch der Johannes ließ ängstlich die Flügel hängen und war aus allen seinen Himmeln gestürzt, — eine schöne Geburtstagsfreude!

Er wartete begierig, daß der Vater ihn zur Rede setzen möchte — des Vaters Schelten schien ihm wie eine Art Abbüßung der Strafe; er hätte wohl sogar gern einen Rutenstreich hingenommen — aber daß der Vater seiner nun gar nicht achtete und sich zärtlich scherzend zu den andern Kindern wendete, namentlich zu dem Lenchen, der immer gehorsamen, sanften, zarten Tochter, das nagte ihm am Herzen mit unerträglicher Pein. Eine härtere Strafe gab es für ihn nicht, und mit heimlichem Grauen gedachte er jenes schrecklichen Vorgangs, wo er um eines bösen Streiches willen drei Tage lang nicht vor seines Vaters Angesicht kommen durfte, wo alles Bitten der Mutter und eines dazugekommenen Freundes vergeblich war, und noch klangen ihm schneidend in den Ohren des Vaters Worte: „Ich will lieber einen toten, denn einen ungehorsamen Sohn. Sankt Paulus hat nicht umsonst gesagt, daß ein Bischof soll seinem Hause wohl vorstehen und gehorsame Kinder haben, auf daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden."

Der Hans wollte weinen, aber die innere Angst verstopfte den Thränenkanal und versagte ihm die Wohlthat, den Schmerz zu Wasser werden zu lassen.

Bei dem Abendessen brachte er keinen Bissen hinunter: die Kehle war ihm zugeschnürt, und die väterlich-freundlichen Worte, welche der Vater mit den andern redete, schnitten ihm wie zweischneidige Messer durch die Seele.

Das Lenchen aber saß still und aß auch wenig. Von Zeit zu Zeit gingen ihre Augen zu dem unglücklichen Bruder hinüber — sein Schmerz war auch ihr Schmerz. Hatte doch der Vater einmal gegen die Mutter geäußert: „Wenn man ein lebendig Bild sehen will zu des Heilands Worten: Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, so muß man das Lenchen ansehen. Sie hat eine feine, zarte Seele, gleich einer Äolsharfe, welche alsobald erklinget und tönet, wo ein Windhauch über die Saiten gehet."

Als abgegessen war, drückte sich das Mägdlein an den Vater, streichelte ihm die Hand und lächelte wehmütig süß zu ihm hinauf.

„Was willst Du, mein Lenichen?" fragte der Vater herzlich, indem er sie auf den Schoß nahm.

Mit holdem Erröten flüsterte das Kind: „Es ist heute Hänschens Geburtstag!" und zwei große Thränen stahlen sich in ihre wunderbar-schönen, sanften, blauen Augen.

Da zog der Vater, von solcher zartsinnigen Liebe überwältigt, sein Töchterlein an sich und drückte ihr einen langen Kuß auf die weiße Stirn. Danach aber winkte er dem Hans und sprach: „Komm herzu, Du Sünder, Dein Mittler und Fürsprech hat mein Herz bezwungen, daß ich mich Deiner erbarmen muß!"

Der Hans hätte laut aufjauchzen mögen, aber er hielt seine Herzwonne in sich verschlossen und drückte sich an sein Schwesterlein heran, indem er ihr ins Ohr flüsterte: „Lenichen, ich schenk Dir auch meine Klappermühle."

Luther aber wandte sich derweile zu seiner Frau und der Muhme Lene: „Hier möget Ihr sehen, was für einen kräftigen Mittler und Fürsprech wir an unserm Herrn JEsu Christo haben, dem der himmlische Vater nichts versagen und abschlagen kann, wo er für einen Sünder bittet. Denn wenn mein Töchterlein Lenichen mein Herz stracks bezwungen hat, daß ich nicht dawider kann und den Zorn muß fahren lassen, wie viel mehr wird Christus der HErr durch sein Wort den Zorn des himmlischen Vaters brechen, daß dem Sünder nichts geschiehet! Sehet, da ich zuerst solchen Trost aus der heiligen Schrift herausgelesen, daß wir nicht durch unsere Tugend selig werden, sondern allein durch das Verdienst und Fürsprache JEsu Christi, da ist in mir das neue Leben aufgegangen und hat in mir also rumoret, daß ich es nicht lassen konnte, ich mußte es der ganzen Welt verkündigen."

Indem kam der kleine, dicke, pausbäckige Paul auf einem Stecken dahergeritten und machte in hitzigem Eifer einen regelrechten Angriff auf den Vater, kam aber dabei elendiglich zu Falle.

Alles mußte lachen. Der Paul war auch gar zu possierlich, und der Vater hob das wilde Bürschchen auf seine Kniee, indem er sagte: „Der Paul muß ein Kriegsknecht werden und einmal wider den Türken reiten, so wird Deutschland Ruhe haben von dieser Seite her."

Er streichelte dem munteren Knaben die Ringellocken und wandte sich dann an die Katharina: „Daß doch die Eltern die jüngsten Kinder immer am allerliebsten haben! Solches kommt aber davon, daß sie am hilfsbedürftigsten sind. Der Hans und die Lene, auch der Martin, können schon gehen und kund geben, was ihnen not sei; dessen sind die Kleinen noch nicht fähig. Dennoch aber ist gegen alle die Liebe gleich."

Katharina reichte ihm das kleine, halbjährige Margaretchen dar und sagte mit scherzendem Vorwurf: „Dieses ist der Liebe am allerbedürftigsten, dennoch erwähnet Ihr desselbigen mit keinem Wort, Herr Doktor! So ist es aber: die Männer haben die Kinder erst gern, wenn sie aus dem Gröbsten heraus sind — bis dahin lassen sie sie gern den Müttern."

Lächelnd nahm Luther seiner Frau das Gretchen ab, setzte es sich auf den Schoß und liebkoste es.

Der Abend war bereits hereingefallen, und Katharina nahm davon Veranlassung, an die Heimkehr zu gemahnen, da der Hausarzt dem Doktor den Aufenthalt im Freien in der Abendluft streng untersagt hatte. Luther schien noch keine Lust zu haben, in die enge, dumpfe Stadt zurückzukehren, doch den Bitten seiner Käthe vermochte er nicht zu widerstehen, und mit schalkhaftem Lächeln fügte er sich in den hausfräulichen Befehl, indem er sagte: „Käthe, Du beredest mich zu allem, was Du willst!"

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Wer in Deutschland Bücher kauft. In dem „Grenzboten" findet sich unter der obigen Überschrift eine Besprechung des Probeheftes der kritischen Gesamtausgabe von Luthers Werken, aus welcher die folgende gelegentliche Erörterung ein allgemeines Interesse haben dürfte: „— — — Nicht minder interessant aber als die eben besprochenen Teile des Probeheftes ist das demselben beigefügte Subskribentenverzeichnis. Für ein Unternehmen wie die neue Gesamtausgabe von Luthers Schriften, sollte man meinen, müßten sich in jeder größeren deutschen Stadt in den wohlhabenden und auf Bildung Anspruch machenden Kreisen ein paar Dutzend Käufer finden. Ja, wenn's ein Ebers'scher Roman wäre, und wenn er zwölf Bände hätte, oder irgend ein noch nicht dagewesenes Land der Erde ‚in Wort und Bild' — sofort würden zwei, drei, fünftausend Subskribenten bei der Hand sein. Das erste Subskribentenverzeichnis von Luthers Werken weist in Deutschland — höre und staune, du deutsches Volk! — 357, sage dreihundertsiebenundfünfzig subskribierte Exemplare auf! Und zwar haben von diesen Exemplaren bestellt:

Fürstliche Personen	58,
Öffentliche Anstalten	159,
Privatpersonen	140,
Summa	357.

Die öffentlichen Anstalten sind natürlich Kirchen- und Schulbibliotheken, Universitäts- und Magistratsbibliotheken und ähnliche, die Privatpersonen zum größten Teile Geistliche, Lehrer, Universitätsprofessoren, unter den Lehrern gewiß einzelne, die sich das Geld dazu am Munde absparen müssen, auch ein paar Frauen und — ein Gymnasiast — aber wo bleibt der reiche Kaufmannsstand Deutschlands? Wo bleibt der reiche Grundbesitz? Wo bleibt der ‚christliche Adel deutscher Nation'? Es wäre eine Schmach für unser Volk, wenn wir bei einer vierhundertjährigen Feier von Luthers Geburtstag faktisch über kostümierte Umzüge, Pfennigliteratur und Zinnmedaillen nicht hinauskämen, und dagegen die annehmbarste Festgabe, die unserem Volke bei dieser Gelegenheit geboten wird, eine erste kritische und dabei in ihrer äußeren Erscheinung höchstens monumentale Ausgabe von Luthers Werken ein paar hundert Liebhaber finden würde."

Das Netz der Spinne — eine Telephon-Anlage. Eine hochinteressante kleine Studie hat Herr C. Boys an dem gefräßigen Raubtier, der Spinne, gemacht. Boys brachte eine tönende Stimmgabel mit dem Netz einer Gartenspinne in Verbindung, und sofort richtete sich das Tier nach der Gegend, aus welcher die Töne kamen und suchte mit den Vorderfüßen den Faden, welcher die Schwingungen leitete. Befand sich jedoch die Spinne nicht im Zentrum ihres Netzes, in dem sich alle Fäden vereinigen, so wußte sie nicht, welchen direkten Weg sie einschlagen sollte. Sie lief nach der Mitte und von dort aus setzte sie den Weg stets richtig fort. Kam das Tier an einen Kreuzungspunkt von zwei oder mehreren Fäden, so stellte sie wiederum erst fest, welchen Weg sie einzuschlagen hatte. Bei der Gabel angelangt, umfaßte sie dieselbe, als sei das tönende Instrument eine Brummfliege, und so oft aufs neue ein Ton erzeugt wurde, wiederholte sie die fruchtlosen Versuche, das summende Eisen zu überwältigen. Sie schien nicht begreifen zu können, daß auch noch andere Dinge außer ihrer Nahrung zu summen imstande sind. Wie gefräßig und merklustig übrigens diese Tiere sind, sah der Genannte, indem er sein Versuchstier veranlaßte, etwas zu verspeisen, was es sonst verschmähte. Boys tauchte eine Fliege in Paraffin, setzte sie in das Netz und berührte sie dann mit der schwingenden Stimmgabel. Die Spinne kam, umfaßte die Fliege und zehrte so lange von derselben, als die Stimmgabel summte. Schwieg die Gabel, so bemerkte sie, daß Paraffin höchstens eine Delikatesse für Russen sei, und lief davon. Jede neue Berührung des unschmackhaften Bissens mit der Stimmgabel lockte jedoch die Spinne wieder an und veranlaßte sie stets von neuem und so nach und nach eine ziemliche Portion von der Fliege zu fressen.

Das größte Buch. Das größte Buch, welches jemals in der Welt gedruckt ist, auch jene riesigen Formate nicht abgerechnet, die von jeher in China Mode waren, ist zweifellos „Der Ehrentempel englischer Helden", ein Buch, welches im Jahre 1832 in London erschienen ist. Die Höhe jedes Blattes dieses riesenhaften Folianten beträgt vier Klafter und die Breite zwei Klafter. Dementsprechend sind auch die nicht mit Druckerschwärze, sondern mit einem Goldfirnis gedruckten Buchstaben von kolossalen Dimensionen, indem jeder derselben die respektable Höhe von einem halben Fuß hat. Dieses in der Größe seiner Exemplare jedenfalls einzig dastehende Werk wurde auf Staatskosten gedruckt, die Herstellung desselben wurde aber so teuer, daß man es nur in hundert Exemplaren abziehen ließ und von einem Verkauf im Buchhandel Abstand nahm. Die hundert Exemplare sind an die Glieder des englischen Königshauses, einige fremde Souveräne und unter die bedeutendsten englischen Bibliotheken wie diejenige des brittischen Museums und der Universität Oxford verteilt worden.

In der Instruktionsstunde. Unteroffizier: Der Soldat hat zwei Paar Stiefel, wovon — —? Müller! Einjähriger Müller: Von Rindsleder! Unteroffizier: Ach, was die Herren Einjährigen immer gele[illegible] wollen und können die einfachsten Fragen [illegible] beantworten, — wovon das eine [illegible] immer gewichst sein muß.

„De englische Sprak", sagte ein [illegible] Plattdeutscher zu seinem eben von Deu[illegible] herüber gekommenen Neffen, „is ganz lich[illegible] wenn Du tom Bispil ‚Stevel' seggen [illegible] dann seggst Du nicht ‚Ste-vel', sündern [illegible] ‚boots', un so is es mit de anderen Wör[illegible]

Sprechsaal.

F. D. in St. L. Welches sind die [illegible] Tabakrauches?

Außer dem durch die trockne Destillation [illegible] ätherischen Öl Nikotianin und dem [illegible] in enthält der Rauch noch die Verbrennun[illegible] Ammoniak, Paraffin, etwas Essigsäure, [illegible] die gewöhnlichen Gase: Kohlensäure, [illegible] Kohlenwasserstoff. Das Nikotianin oder [illegible] kampfer giebt dem Dampf seinen eigentümlich[illegible] Dasselbe ist nicht giftig. Das Nikotin dagegen [illegible] starkes Gift, dem die Übligkeiten der Anfänger [illegible] schreiben sind. Das Nikotin ist genannt nach dem fran[illegible]zösischen Gelehrten Jean N. Nicot, der die Tabakspflanze in Frankreich einführte.

Th. Sch. in W. 1.) Woraus wird Karbolsäure und Salicylsäure hergestellt? Sind diese Säuren giftig?

Karbolsäure wird aus Kohlentheer, Salicylsäure aus der Karbolsäure durch Erhitzen dargestellt. Beide sind giftig, wenn sie in zu großer Menge in den Körper gelangen; beide sind aber wegen ihrer fäulniswidrigen (desinfizierenden) Eigenschaften, in richtigen Gaben verwendet, sehr geschätzte Arzneimittel.

2. Welches ist das beste Mittel, Frost aus erfrorenen Gliedern zu ziehen?

Die Kälte, welche man durch vorsichtiges oder energisches Reiben mittels Eis, Schnee oder eiskalten Wassers anwendet.

3. Wissen Sie ein einfaches, sicheres Mittel gegen Zahnweh?

Wer ein solches wüßte! Schon Jean Paul sagt, es gäbe tausend Mittel gegen das Zahnweh — nur [illegible] keins. Eine sorgfältige Zahnpflege ist das beste Vorbeugungsmittel; ist man darin lässig gewesen, so muß der kranke Zahn entfernt oder gefüllt werden. Handelt es sich um einen hohlen Zahn, so hilft oft die Einführung betäubender Tropfen auf Watte. Man nimmt hierzu Chloroform, Ammoniak, Alkohol, Kreosot, [illegible] und hundert andere Dinge, die man übrigens immer mit Vorsicht gebrauchen muß. — Handelt es sich um Zahnschmerzen bei gesunden Zähnen, also um rheumatische Schmerzen, so lindert sehr häufig erwärmte Watte. Man steckt man der Zähne wegen mit ätzender Flüssigkeit getränkte Wattepfropfen ins Ohr.

4. Wie viel Einwohner zählt Leadville in Colorado?

Nach dem Census von 1880 zählte es 14,[illegible].

5. Sind die Abessinier Abkömmlinge der Juden, da sie die Beschneidung haben?

Nein, die Beschneidung ist bei verschiedenen Völkern herrschende Sitte, so z. B. auch bei den Arabern, Äthiopiern, Phöniziern, Kopten und bei vielen anderen afrikanischen Völkerschaften.

6. Warum kommen so wenig Fragen in den Sprechsaal?

Es fehlt durchaus nicht an Fragen für den Sprechsaal; viele finden eine briefliche Beantwortung, manche gehen uns anonym (ohne Namensunterschrift) zu und werden daher nicht beantwortet, manche endlich können wir nicht beantworten, sintemal fragen leichter ist als antworten.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alle Geschäftliche Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 14. Februar 1884. Nummer 25.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (21. Fortsetzung.)

Mit diesem Brief stieg ich um fünf Uhr morgens nach der Sennhütte hinab, wo ich Jakob auf Heinrichs Bett im tiefsten Schlaf liegend fand, während der Senne selbst schon im Freien bei seinem Vieh beschäftigt war. Ich weckte ersteren sogleich, gab ihm den Brief und empfahl ihm dringend die schleunige Besorgung desselben an seinen Herrn an. Übrigens solle er über unsern Nachtmarsch schweigen, schärfte ich ihm ein, und reichte ihm zur Belohnung seines menschenfreundlichen Dienstes ein Fünffrankenstück, worüber er sehr glücklich war, sich „tusigmal" bedankte und dann, die Laterne, die ich mit heruntergebracht, wieder mit sich nehmend, den Weg nach Sterchis Hause antrat.

Ich selbst nahm mir ein großes Gefäß voll Milch und frische Butter mit nach der Blockhütte hinauf, denn ich dachte mir wohl, daß mein Patient nach der ersteren Begehr haben werde, sobald er erwachte. Aber auch für mich brauchte ich beides, denn nun wollte ich mir endlich mein erstes Frühstück bereiten, da mein Appetit sich mit der Zeit sehr bemerklich gemacht. Als ich aber in der Küche das Notwendige besorgt, was mir, ich gestehe es gern, gerade nicht schnell und leicht von der Hand ging, nahm ich meinen Kaffee mit in das Zimmer. Die dazu nötigen Gerätschaften hatte ich samtlich in bester Ordnung und Reinlichkeit im Küchenschrank gefunden, und wenn das dabei liegende Brot auch nicht mehr ganz frisch war, so mußte die herrliche Butter aushelfen, die ich ja süß, wie sie aus der Sennhütte kam, in reichlicher Fülle besaß.

Mein Frühstück schmeckte mir prächtig und da ich, am Fenster sitzend, dabei die köstliche Aussicht genoß, so fand ich meine augenblickliche Lage einladend und romantisch genug. So richtete ich mich denn auch bald gemütlich ein und konnte mir gestehen, daß mir vor der Hand nichts fehle. Wenn ich mit jemandem sprechen wollte, so hatte ich ja Heinrich in der Nähe, den ich nachher wieder in der Sennhütte aufsuchte, um mit ihm einiges zu verabreden. Mit meinem Kranken freilich konnte ich mich für jetzt noch nicht viel unterhalten, denn er schlief fast den ganzen Tag, was ich vom Fenster draußen beobachtete, und erst um 3 Uhr nachmittags wurde er zum erstenmal munter und bat mich, als ich sogleich bei ihm eintrat und mich nach seinem Befinden erkundigte, um etwas frische Milch, die ich ihm auch in Fülle verabreichte. Er schlief darauf bald wieder ein und erst gegen Abend erwachte er und war, zu meiner Freude, fast ganz fieberfrei, wie er mir denn auch berichtete, daß er sich augenblicklich so wohl befinde, wie lange nicht. So reichte ich ihm denn eine Tasse kraftiger Bouillon, die ich mit einem Ei angerührt, denn bis zum Mittag hin war ich durch den guten Sterchi mit allem möglichen versorgt worden, und der arme Christen hatte eine schwere Tracht auf dem Rücken heranschleppen müssen.

Schon um zehn Uhr war er keuchend bei mir eingetroffen und hatte mir alles getreulich überliefert, nicht nur was ich verlangt, sondern noch vieles andere, an das ich in der Eile am Morgen nicht gedacht. Ich fand eine Schüssel mit gutem Braten vor, den ich nur zu wärmen brauchte, ferner einen ziemlichen Vorrat französischer Tafelbouillon, und ich machte mich sogleich dabei, den Koch zu spielen, was mir auch bald ganz leicht wurde und mir eigentlich ein noch nicht gekanntes Vergnügen bereitete.

Meine Wäsche und Kleider, berichtete Christen, werde sein Herr nachmittags senden und ebenso eine Kiste Cigarren, die er in meinem Zimmer vorgefunden und die ich in der That schon sehr entbehrt hatte. In dem Brief, den er mir von Sterchi brachte, hieß es, daß er meinen Wunsch in betreff des Verschweigens meines Aufenthalts erfüllen und daß er mir am Abend, wenn der Sennjunge noch einmal zu ihm komme, auch andere Speise und zur besonderen Erquickung ein paar Flaschen Sekt schicken würde, der auf hohen Bergen, wie alle Bergsteiger behaupteten, ebensogut, wenn nicht noch besser als im Thale schmecke. Im übrigen sei unten alles in der hergebrachten Ordnung; die drei Damen wüßten noch nicht, daß ich das Haus verlassen, wenigstens habe er sie noch nicht gesprochen, er werde aber meinen Gruß an sie bestellen. Die Arznei werde er, sobald sie aus Interlaken angelangt sei, mit meinen Kleidern und Wäsche durch den alten Peter heraufsenden, aber vor ein Uhr dürfe ich nicht auf seine Ankunft rechnen, da der Bote erst nach elf Uhr aus dem Thale zurückzukehren pflege.

Mit diesem Briefe und allem, was er versprach, war ich außerordentlich zufrieden, und namentlich war mir der verheißene Champagner erwünscht, denn ein Glas davon wollte ich

meinem Kranken geben, sobald ihn das Fieber verlassen, um seine gesunkenen Lebensgeister wieder rascher zu beleben.

Da ich so mancherlei in dem kleinen Haushalt zu thun hatte, was früher nicht zu meinen Obliegenheiten gehört, so verging mir der Tag ungemein rasch und ich wußte später nicht, wie der Abend herangekommen war, nachdem ich nachmittags eine Stunde auf Mr. Scotts Ruhebett gelegen und sanft geschlafen hatte. Als ich aber nun eben erwachte und mich nach meinem Kranken umsah, fand ich ihn, wie schon gesagt, munter und völlig fieberfrei. Er erklärte mir auch, daß er wieder Appetit habe, und ich holte rasch herbei, was ihm dienlich und ratsam war. Kaum aber hatte er seine Suppe, sein Ei und sein Glas Wein verzehrt, so schloß er schon wieder die Augen und sagte, er sei überzeugt, er werde die ganze Nacht hindurch schlafen und so würden seine Kräfte sich bald wieder herstellen.

Ich wollte ihn durch vieles Reden nicht von neuem aufregen, nur stellte ich ihm die Arznei vor sein Bett und sagte ihm, wie ich den Gebrauch derselben wünschte. Am andern Morgen fand ich die Flasche schon halb leer, denn Mr. Scott war mehrmals in der Nacht erwacht und hatte sich jedesmal dabei der Arznei erinnert, der er eine überaus wohlthätige Wirkung zuschrieb.

Ich aber hatte den Tag noch lange nicht beschlossen, als Mr. Scott gegen Abend fest eingeschlafen war. Nachdem ich alles, was mir Sterchi am Nachmittag durch den alten Peter gesandt, an Ort und Stelle untergebracht, zündete ich mir eine der so glücklich in meine Hände gelangten Cigarren an und schritt nach der Sennhütte hinab, um mir auf dem Rasen unten eine ordentliche Bewegung zu machen. Ich lief ein gut Stück der Alp wiederholt auf und ab und kehrte erst zurück, als die Dämmerung schon hereingebrochen war. Bei Heinrich kehrte ich einige Minuten ein, nahm mir frische Butter, Brot und Milch mit hinauf, dann betrat ich mein kleines Stübchen, um, von einiger Müdigkeit ergriffen, an die Bereitung meines Nachtlagers zu denken, was ein sehr einfaches Beginnen war, denn ich streckte mich in meinen Kleidern auf das etwas harte Ruhebett, zog eine wollene Decke über meinen Körper und schlief rasch und zufrieden ein.

So hatte ich denn also meinen ersten Tag auf hoher Alp und in mich keineswegs bedrückender Einsamkeit zugebracht, denn zum ernstlichen Nachdenken und der Empfindung des Alleinseins war es noch nicht bei mir gekommen, dazu war ich mit allerlei viel zu sehr beschäftigt gewesen. Und als nun der zweite Tag anbrach, fand er mich früh munter und zu allem möglichen neuen Thun aufgelegt. Mein erster Gang führte mich nach der Quelle, um frisches Wasser zu unserm Hausbedarf zu holen. Zuerst aber trank ich selber ein paar Gläser davon und nie hat mir ein Trunk so gut geschmeckt wie dieser, der einer Quelle entstammte, die der bei Sterchi ganz ähnlich und ebenso kühl, frisch und wohlschmeckend war.

Erst als ich mein Wasser geschmeckt und getrunken, sah ich mich in meiner nächsten Umgebung um, die so schöne rote Blumen aufwies und wo es von kräftigen Kräutern und Gräsern balsamisch duftete, so daß man sich schon vom Einsaugen dieser Luft gestärkt und gehoben fühlte. Dann aber richtete ich meine Blicke in weitere Ferne und begrüßte den herrlichen Morgen, der so schön über das Thal wie über meine Alp heraufgestiegen war.

Als ich eine Stunde später meinen Kaffee getrunken und auch für meinen Patienten die Milch ans Feuer gesetzt, begab ich mich leise in sein Schlafzimmer, da ich am Abend vorher die Jalousien von innen geschlossen hatte und also von außen nicht mehr in das Innere desselben blicken konnte. Ich fand ihn noch im festesten Schlaf und selbst als ich die Fensterläden öffnete, erwachte er nicht von dem Geräusch, welches mein Thun verursachte. Ich beobachtete ihn längere Zeit und stellte im stillen meine Betrachtungen über ihn an. Er atmete vollkommen ruhig, vom Fieber war keine Spur mehr wahrzunehmen und da seine edlen Züge, obgleich immer noch abgezehrt genug, jetzt nicht von der Trauer entstellt wurden, die sonst immer darauf lag, wenn er im wachen Zustande war, so konnte ich nicht umhin, mir zu sagen, daß Mr. Humfrey Scott ein ansehnlicher Mann sei und daß er noch viel mehr gewinnen würde, wenn er sich herbeiließe, seine langen Haare und den Bart zu beschneiden, die sich beide im natürlichen Urzustande befanden und namentlich jetzt, wo sie nicht gebürstet und gekämmt, wie eine Mähne um seinen Nacken und seine Brust fielen, ein Umstand, der, da ihre Farbe vom dunkelsten Braun war, die Bleiche der Züge noch viel mehr hervortreten ließ.

Als ich so lange Zeit vor ihm still stand und mir seine einzelnen Züge zergliederte, indem ich mich fragte, welche Schmerzen denn eigentlich an diesem Herzen und in diesem Kopfe zehren mochten, erwachte er, war sich sogleich seines gegenwärtigen Zustandes bewußt und erklärte mir, nachdem wir uns begrüßt, daß er vortrefflich geschlafen habe und sich danach außerordentlich gestärkt fühle. Aufstehen aber wolle er doch noch nicht, er befinde sich zu wohl in der ruhenden Lage und fürchte seine Schwäche, wenn er zum erstenmal auf seinen Füßen stehen würde.

Ich beruhigte ihn darüber und forderte ihn auf, gemächlich liegen zu bleiben, und als ich mir ihn dabei wiederum betrachtete, mußte ich mir gestehen, daß der lange tiefe Schlaf in der That Wunder bei ihm gewirkt habe. Sein Auge war viel klarer als sonst und es leuchtete ein besonderer Glanz aus ihm hervor, den ich heute, da es früher immer so erloschen und geistig verödet ausgesehen, zum erstenmal darin wahrnahm und der im Laufe des Tages, so oft ich wieder in seine Nähe kam, noch mehr hervortrat, bis ich mir denselben vollständig zu deuten in der ersten Stunde der nächsten Nacht die so lange ersehnte Gelegenheit erhielt.

Auch die bleiche Farbe seines Gesichts hatte sichtbar abgenommen und die Wangen erschienen mir nicht mehr so eingefallen. Ebenso stellte sich sein Appetit allmählich wieder ein und Mr. Scott sagte mir selbst gegen Abend, daß er lange nicht so viel wie an diesem Tage und nie mit solcher inneren Begehrlichkeit gegessen habe.

„Das ist sehr natürlich“, erwiderte ich. „Sie haben so lange gefastet und im Verhältnis zu Ihrer Körpergröße und Ihrem Alter stets viel zu wenig genossen, so daß jetzt mit einem Mal das Gefühl der Erschöpfung in Ihnen zu tage tritt. Jetzt sind Ihre leiblichen Funktionen wieder in ihren regelmäßigen Gang geraten und der raschere Umsatz der Materie macht sich eben durch Hunger und Durst bemerkbar.“

„Ja, das ist wahr“, sagte er, „aber ich bin immer noch merkwürdig müde, ich könnte sogar bald wieder einschlafen, glaube ich, und darum eben habe ich noch keinen Trieb, das Bett zu verlassen.“

„Das sollen Sie auch nicht und wenn Sie können, so schlafen Sie so rasch wie möglich wieder ein. Der Schlaf tritt bei Ihnen diesmal als Krisis auf, Ihre geschwächte und durch unregelmäßige Lebensweise verkümmerte Natur verlangt eine so lange Erholung und das alles bezeugt mir, daß wir mit Ihrer vollständigen Wiederherstellung, wie in allem übrigen —“ setzte ich absichtlich mit Nachdruck hinzu — „auf dem besten Wege sind.“

Er verstand mich auch sogleich und sagte, heute zum erstenmal leise aufseufzend:

„In allem übrigen? Nun ja, vielleicht bald sind wir auf diesem Wege, doch so lange die Sonne am Himmel steht, nicht. Also haben sie Geduld!“

Ich wollte ihn nicht fragen, was er damit meinte, denn ich hatte mir vorgenommen, nicht wieder von neuem in ihn zu

bringen, mir durch Mitteilung seines Schicksals sein Vertrauen zu beweisen. Ich wollte ihn vielmehr darin sich selbst überlassen und rechnete sicher darauf, daß er sich endlich zu seiner eigenen Beruhigung gedrungen fühlen werde, ein offenes Wort mit mir zu reden.

Darin hatte ich mich auch nicht getäuscht, allein ehe es dazu kam, was ich so lebhaft wünschte, sollte ich etwas Neues erleben, woran ich gerade in diesem Augenblick gar nicht gedacht und was meine Gedanken fast während des ganzen Tages von Mr. Scott abzog und sie in eine ganz andere Richtung lenkte.

In diese neue Lage sollte mich der gute Christen versetzen und er ahnte gewiß nicht, daß das, was er mir heute von Sterchi mitgebracht, wichtiger als alles war, was er jemals nach der Alp hinaufgetragen.

17.

Gegen neun Uhr, als Mr. Scott nach seinem ersten Frühstück, das ich ihm treulich an sein Bett gebracht, schon lange wieder in den ruhigsten Schlummer gesunken war, kam Christen mit seiner Milchbutte und seinem Korbe wieder von Hotel Bellevue zurück und stieg ohne Aufenthalt durch die Tannen nach meiner jetzigen Wohnung empor, um mir auf der Stelle zu übergeben, was Sterchi mir sandte. Er brachte wieder einige nahrhafte und leicht verdauliche Speisen, zwei Flaschen vom besten alten Burgunder und — das Wichtigste von allem für mich an diesem unvergeßlichen Tage — einen Brief und zwar aus Bern, dessen an mich lautende Adresse von der Hand meines lieben Freundes, des Obersten H . . ., geschrieben war und den ich sogleich für die so lange und sehnlich erwartete Antwort auf jenen Brief hielt, den ich in Beau-Site in der Nacht abgefaßt, nachdem mir Mrs. Duncan die traurige Geschichte ihrer Familie und das entsetzliche Unglück ihres Sohnes erzählt und mich schließlich um Trost und Rat in ihrer verzweifelten Lage gebeten hatte.

Wenn dieser Brief nun das enthielt, was ich doch ziemlich sicher erwarten konnte, also die Gewißheit des Todes Harry Duncans, so war derselbe für mich und noch viel mehr für jene Damen von überaus großer Bedeutung, und daß er mir gerade jetzt und hier oben in die Hände kam, so daß, während ich in der Entwickelung des einen mich umspinnenden Rätsels begriffen war, auch das andere sich zu lösen begann, betrachtete ich als eine besondere Fügung Gottes, wie ich deren in meinem Leben schon oft zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Ich hielt den verhängnisvollen Brief lange in der Hand, nachdem ich mich damit in meine stille Stube zurückgezogen, blickte forschend auf ihn nieder, ehe ich ihn öffnete, und wog ihn gleichsam, als wollte ich aus seiner mich überraschenden Schwere auf seinen Inhalt schließen.

„O, was wird er mir bringen?“ fragte ich mich, „und wird er meiner Erwartung auch wohl insofern entsprechen, als er mir eine nicht mehr zweifelhafte Gewißheit über Mr. Duncans Tod bringt?“

Ich kann nicht leugnen, mir schlug das Herz bei diesen Gedanken laut und augenblicklich standen mir, als ob sie gegenwärtig gewesen wären, Miß Mary Markham mit ihrem schmerzerfüllten Blick und die arme Mutter des Unglücklichen, Mrs. Duncan, mit ihrem kummervollen Gesicht vor der Seele, wie ich beide damals gesehen, als sie mir ihre Herzen erschlossen und das ihnen aufgebürdete Unheil in allgemeinen Zügen berichteten.

Endlich jedoch mußte ich den Brief eröffnen, aber niemals hatte ich es mit so zitternden Händen wie heute gethan, und bald erkannte ich, was ich schon vermutet, daß mein Freund nämlich in seiner Antwort sehr ausführlich gewesen war und mehrere Bogen mit derselben gefüllt hatte. Völlig ungestört, wie ich war, machte ich mich mit einem seltsamen und jeden Augenblick wachsenden Eifer an die Lesung desselben und schon der Eingang befriedigte mich in Bezug auf die Genauigkeit und Gründlichkeit meines gewissenhaften Freundes, obgleich mir daraus noch nicht die geringste Mutmaßung erwuchs, was mir die Fortsetzung bieten würde.

Zuerst bat mich der Schreiber um Entschuldigung, daß er mich so lange auf Antwort habe warten lassen, zumal ich um so schleunige Erwiderung gebeten. Indessen habe er einmal in Bern mancherlei Arbeit vorgefunden, auf die er nicht gerechnet und die notwendig zuerst habe beseitigt werden müssen, und sodann habe die gewissenhafte Erforschung der von mir vorgelegten Thatsachen ebenfalls viel mehr Zeit fortgenommen, als er selber im Anfang vermutet. Nun aber sei er mit seinen Forschungen zu Ende gekommen und das Resultat werde mir in den folgenden Zeilen klar vor Augen gelegt werden. Er wolle mir nicht alle die Mittel und Wege nennen, die er eingeschlagen, um zum Zweck zu gelangen, allein daß dieselben etwas kompliziert gewesen, könne ich schon daraus entnehmen, daß er nicht allein sämtliche Fremdenlisten der Gasthöfe des Berner Oberlandes habe durchsehen, sondern auch mit den Gemeindepräsidenten der verschiedenen Ortschaften habe in Verbindung treten müssen.

Was nun zunächst die Notiz in der Times betreffe, die den Todesfall des Mr. Duncan verkündet, so müsse er dieselbe als kaum maßgeblich oder genau betrachten, wenigstens stehe sicher fest, daß sie keinem Schweizer Blatte entnommen sei, da überhaupt keine Zeitung in der Schweiz eines solchen Vorganges erwähnt habe. Indessen käme es sehr häufig vor, daß auswärtige Zeitungen Ereignisse als in der Schweiz vorgefallen brächten, die niemals daselbst geschehen und die also auf höchst mangelhaften Berichten von seiten unzuverlässiger Korrespondenten beruhten, also ebenso unwahr wie trügerisch wären. Dafür aber, daß keine Schweizer Zeitung im vorigen Jahre diese Notiz gebracht, dafür bürge er, denn ihm hätten im Archiv zu Bern sämtliche Zeitungen zu Gebote gestanden und er habe sie eine nach der andern vergeblich nach dem fraglichen Berichte durchforscht.

Aus allem diesem habe sich nun ergeben, daß im vorigen Jahre kein Engländer namens Harry Duncan weder in Bern noch in irgend einem Orte in der Umgebung Interlakens oder in Interlaken selbst gewesen sei, wenigstens sei sein Name in keiner Fremdenliste aufzufinden gewesen, und ebensowenig sei einem der Hauptführer bekannt geworden, daß ein englischer Seeoffizier, der schon seiner Stellung wegen gewiß die Aufmerksamkeit derselben erregt haben würde, irgend einen hervorragenden Berggipfel im Oberlande erstiegen habe.

Wenn nun also schon die Anwesenheit des rc. Duncan nicht zu ermitteln gewesen, so sei es noch viel weniger die Konstatierung seines Todes, resp. seines Begräbnisortes, und ich könne sicher annehmen, daß eben jener englische Seeoffizier nicht bei Besteigung eines Berges in der Nähe von Interlaken umgekommen sei.

Eine bei weitem interessantere und ihm selbst noch viel wichtiger erscheinende Aufklärung des über Mr. Harry Duncan obschwebenden Dunkels sei ihm aber erst nach der Beendigung seiner eben geschilderten Nachforschungen durch einen besonderen Zufall in Bern zu teil geworden und diese Aufklärung müsse er mir in allen Details schildern, damit ich Einsicht in die Sachlage gewänne und danach handeln zu können in die Lage versetzt würde.

„In Bern nun“, schrieb mir mein Freund und ich lege hier dem Leser seine eignen Worte vor, „dem Mittelpunkte unseres Kantons, wo alle um Personen und Ereignisse sich schlingenden Fäden aus dem Oberlande zusammenlaufen und wo man oft besser von dem unterrichtet ist, was in irgend einem Teile des Kantons geschieht als in unmittelbarer Nähe des fraglichen Ortes, war ich auch außer meiner eigentlichen Arbeitszeit und

in den Stunden der Erholung und des Vergnügens Ihrer Bitte eingedenk, und da wollte es eine günstige Fügung, daß ich endlich an die rechten Leute geriet, die mir über Ihren Verschollenen eine so ausreichende Auskunft geben konnten, wie ich sie nach allen meinen vergeblichen Bemühungen, die Wahrheit zu ergründen, kaum noch für möglich hielt.

„Hören Sie also, wie mich und also auch Sie das Glück begünstigte und was ich in wenigen Stunden erfuhr, nachdem ich wochenlang vergebens nach dem rechten Ziele getrachtet hatte.

„Vor etwa acht Tagen besuchte ich meinen alten biederen Freund, den jetzigen Bundespräsidenten, und er lud mich auf den vorgestrigen Tag zur Tafel ein, wobei mir der so sehnlich erwartete Aufschluß über Mr. Duncan zu teil werden sollte. Sie sehen also, meine Mitteilungen über ihn sind ganz frisch und ich habe mich beeilt, alles so genau niederzuschreiben, wie ich es selbst erlebt, und meine Aufzeichnungen Ihnen so rasch zukommen zu lassen, wie es mir möglich war.

„Ich fand mich also vorgestern beim Bundespräsidenten ein und fand eine Art diplomatischer Gesellschaft vor, wie sie mein liebenswürdiger Freund öfters um sich zu versammeln pflegt und in deren Mitte ich sehr gern weile, da sie mir von jeher des Interessanten so viel geboten hat. Man kann, wenn diese aus dem Auslande hierhergeschickten Herren bei einem Glase Wein vereinigt sind, bisweilen ganz hübsche Studien machen, was ich so sehr liebe, und diesmal sollte mir mehr Stoff dazu geboten werden, als jemals zuvor.

„Die eigentlichen Chefs der Gesandtschaften waren freilich nicht anwesend, da diese Herren im Sommer ja stets zu verreisen pflegen, aber ihre Stellvertreter oder wenigstens ihre ersten Sekretäre hatten sich ziemlich zahlreich eingefunden, und diese jungen Herren sind in der Regel mitteilsamer und oft auch besser von den vorgehenden Dingen unterrichtet als ihre älteren Vorgesetzten. Genug, es war eine ganz gemütliche Gesellschaft und wir waren bald in den besten Fluß der Unterhaltung geraten.

„Da fiel mir plötzlich Ihr englischer Seeoffizier Mr. Harry Duncan ein und ich dachte mir, es könne nicht schaden, wenn ich das Gespräch auf ihn hinüberleitete und auch hier meine bereits aufgegebenen Untersuchungen fortsetzte.

„So richtete ich denn in einer längeren Gesprächspause das Wort an den Präsidenten und erzählte ihm, daß Sie, mein Freund, wieder wie alljährlich in Unterseen eingetroffen und daselbst einer englischen Familie begegnet seien, die über das Schicksal ihres Angehörigen sehr unglücklich sei. Und nun setzte ich unter dem aufmerksamsten Schweigen und Zuhören der Gäste genau auseinander, was Sie mir über den betreffenden Fall geschrieben hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den Katakomben Roms.

Für die Abendschule von J. C. Simon.

Wenn man von dem Kapitol in Rom nach dem Forum Romanum herniedersteigt, so führt eine Akazienallee nach dem Titusbogen, hinter welchem sich das Kolosseum majestätisch und prachtvoll erhebt. Durch den Konstantinsbogen vorüber an den hochaufragenden Mauertrümmern der Thermen des Caracalla und an dem Grabe der Scipionen führt die Straße — die alte Via Appia*) — durch das Thor des hl. Sebastian. Auf dieser Straße weiter wandernd, kommt man zu dem Kirchlein Domine quo vadis? (Herr, wohin gehst du?). Dort biegen wir links ab und wandern zwischen Weinbergen dahin, bis endlich rechts von der Straße das ersehnte Ziel sich zeigt, der Kern eines alten kolossalen Grabmonumentes, von Cypressen beschattet.

Es giebt keine zweite Stätte in Europa, welche eine so große Fülle heiligster Erinnerungen für Christen in sich birgt, wie diese unterirdische Graberstadt der **Katakomben** zu Rom. Wer für die Geschichte der ältesten christlichen Kirche Interesse hat, findet über dieselbe **vor** den Thoren Roms in diesen dunkeln unterirdischen Gängen und Gemächern mehr Aufschlüsse, als sämtliche Basiliken Roms mit ihrer glänzenden Pracht und ihrem Legendenreichtum gewähren.

Eine steinerne Treppe führt in die Tiefe. Langsam steigen wir nieder und nähern uns den Grabgewölben, die dunkel und schweigend sich vor uns ausbreiten. Wir zünden uns Wachsstöcke an und wollen nun in deren Schein an der Hand **Edmund Alex'**†) besonders das Cömeterium (Begräbnisplatz) des Callist und die Krypta (Grabgemach) der Lucina näher besichtigen, ihre Inschriften besprechen, etliche der dort aufgefundenen Denkmäler der Kunst betrachten, und dann mit einem historischen bis in die älteste Zeit der Katakomben reichenden Überblick schließen.

*) Die Via Appia oder appische Heerstraße führte von Rom aus 80 Stunden weit über Terracina an der Meeresküste hinab bis Capua. Sie hatte eine Unterlage von Quadern und eine Decke von Kies, und war mit Meilensteinen, Einkehrhäusern und Auftritten zum Besteigen der Pferde versehen; auf beiden Seiten gewährten Grab- und andere Denkmale dem Reisenden Abwechslung und belehrende Unterhaltung. Sie war ein im ganzen Altertum bewundertes Riesenwerk.

†) Aus den Katakomben ꝛc. Dresden.

Nur allmählich gewöhnt sich das Auge daran, die engen ausgehöhlten Gänge, in deren Wänden sich die Öffnungen für die Leichen befinden, beim Schein der Fackel von oben bis unten zu durchmustern. Weithin ziehen sich diese Gänge*), zuweilen erweitern sie sich zu Grabgemächern, bald sind sie so niedrig, daß man sich bücken muß, bald sehr hoch; und unter dieser ersten Totenstadt liegt eine zweite, und von dieser führt eine Treppe noch zu einer dritten und vierten. Es ist ein Gewirr von Straßen, Gäßchen, Nebenwegen, ähnlich den dunkelsten Labyrinthen. Derjenige würde verloren sein, der sich ohne Führer hineinwagen wollte. Wir sind in den Katakomben, im Cömeterium des Callist und damit an den Gräbern der ersten Christen. Dafür zeugen die mannigfachen **Inschriften**, von denen so manche noch erhalten sind und uns wie Grüße aus uralter Zeit entgegenklingen.

Beachten wir nun zunächst die **Graffite**, Einkritzelungen von Namen und Wünschen in die Wände oder auch in die Marmorplatten, mit welchen man die Graböffnungen zu schließen pflegte. Nicht ohne Mühe wurden die kleinen, oft zerrissenen Schriftzeichen entziffert. Es waren teils Namen von christlichen Pilgern, teils Bitten wie: „Gedenket des Elaphius, des Dionysius!“ — „Mogest Du leben in Gott!“ Die Glut der Begeisterung, hier an der Stätte zu sein, von welcher die Berichte sagen: „Hier ist eine unzählbare Menge von Märtyrern, viele tausend Heilige“, — mochte einen Pilger zu dem Ausruf bewogen haben, der an der Wand zu lesen ist: „Jerusalem, Stadt und Zierde der Märtyrer des HErrn, dessen ....“ Hier ward er unterbrochen in seinem Preis über dies unterirdische Jerusalem der Märtyrer und die Glorie ihrer Gräber. Die Buchstaben und der Stil dieser Graffite weisen auf Pilger des 4., 5. und 6. Jahrhunderts. Auch über die Ausdehnung der besuchten Teile der Cömeterien geben sie Aufschluß. So durchwanderte einst ein Pilger dieses Cömeterium und schrieb unten bei der Treppe, dann an anderen Stellen des Cömeteriums, endlich in die letzte besuchte Krypta, nicht seinen eignen Namen,

*) Es sollen die rings um Rom sich hinziehenden Gänge zusammen eine Länge von 200 deutschen Meilen haben und man nimmt nach Marchi 5 bis 6 Millionen Christengräber unter der Erde an.

sondern eine Bitte für Sofronia. Wer war Sofronia? Wir wissen's nicht, war es seine Mutter, Schwester oder Braut? Gewiß war es eine durch den Tod ihm geraubte, ihm sehr teure Person. Am Eingange, am Fuße der Treppe lesen wir: Sofronia vivas! Sofronia, mögest Du leben! (nämlich in Gott!), anderswo Sofronia in Domino! (Sofronia im HErrn!), und bei der letzten Krypta, wo er zurückkehren und die Katakomben verlassen mußte, schrieb er mit großen Buchstaben nicht mehr ein Gebet, sondern einen überströmenden und vertrauensvollen Freudenruf, daß seine süße Sofronia immer leben werde in Gott.

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Grabinschriften. In den Katakomben sind die meisten Gräber offen, die Marmorplatten mit den Inschriften sind zur größern Sicherheit in die Museen gebracht und in den Gängen des Lateran und Vatican aufgestellt; aber doch finden sich einzelne Inschriften noch an ihrem Platze. Man teilt die Inschriften ein in nachkonstantinische und vorkonstantinische. Die Hauptkennzeichen der nachkonstantinischen sind diese: es findet sich auf ihnen oft das Monogramm Christi ☧, — die Verschlingung der griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus; die Buchstaben sind meist schlecht geschrieben, sind lateinisch, die Namen sind sehr ausführlich mit Angaben verschiedener Art, des Datums u. dgl. Die Grabschriften der vorkonstantinischen Zeit enthalten selten eine durch das Konsulat bestimmte Jahresangabe — die ältesten pflegen nicht einmal das Lebensalter anzugeben, — ausführlichere sind wenigstens frei von Überschwenglichkeiten. Wollen wir etliche näher besehen. Unter der Inschrift EVEMERA IN PACE (Evemera in Frieden!) befindet sich, wie auf vielen Marmortafeln, Spiegeln, Gläsern u. dgl., der Fisch, dieses uralte Bekenntnis der Kirche zu JEsu Christo, dem Sohne Gottes, dem Heiland. Denn das Wort Fisch benutzte man zu einem Symbol, indem man die einzelnen (im Griechischen) 5 Buchstaben des Wortes (J Ch Th Y S) zu Anfangsbuchstaben der 5 Worte macht: JEsus Christos Thëu (= Gottes) Yios (= Sohn) Soter (= Heiland). Hindeutungen auf den Stand des Verstorbenen giebt u. a. die folgende Inschrift: Valerius Pardus, Felicissima, conjugi optimo fecit. (Felicissima ihrem besten Gatten). Daneben befindet sich das Bild des Verstorbenen, eines Gärtners, welcher in der Rechten das Winzermesser, in der Linken irgend eine Pflanze hält. Auch ein Palmzweig findet sich daneben, wohl als Zeichen des Martyriums, wie noch auf zwei anderen nahebei gefundenen Tafeln.

Reich mit Symbolen versehen ist die Inschrift: Faustinianum; darunter ein Anker in Kreuzgestalt, eine Taube mit einem Ölzweig und ein knieendes Lamm. Der Anker in Kreuzgestalt deutet an, daß der Christ das Kreuz, durch welches er erlöst ist, mit seiner Hoffnung umfaßt. Die Taube ist oft das Sinnbild des hl. Geistes, oft aber auch, wie hier, der Seele, die, vom Leibe befreit, dem Himmel zueilt, während das Lamm den Gläubigen (wenn auch nicht immer) in seinem irdischen Leben darstellt. Der Ölzweig ist das Bild des Friedens. So haben wir hier eine sinnige Darstellung: Die Seele des Gläubigen ist befreit von den Banden des Körpers in dem Frieden, welchen der Gläubige hienieden durch das Kreuz Christi zu erlangen gehofft hat. — Rührend ist die in der Nähe der bischöflichen Kapelle befindliche Inschrift auf ein Kind: „Chresime Victoria. Chresime, süßeste und mir folgsamste Tochter, lebe in Gott. Sie starb in einem Alter von 5 Jahren 7 Monaten 5 Tagen. Chresimus und Viktoria, die Eltern."

Der älteste Teil des Cömeteriums des Callist ist die Krypta der Lucina. Hier finden wir in einem Gange die ältesten Inschriften. Die Graböffnungen sind geräumig, denn die Zahl der Christen ist noch gering, man hatte noch keine Rücksicht auf die Anlage einer großen Anzahl von Gräbern zu nehmen; die Inschriften sind meist griechisch, die Buchstaben groß und schön, auch eine jede fast von anderer Hand. Nur wenige Sinnbilder finden sich neben dem Namen; es unterscheiden sich die ältesten christlichen Inschriften von den heidnischen mehr durch das, was sie nicht sagen, als durch das, was sie sagen. Sie verbergen ihr Geheimnis, nur hier und da durchbricht eine Stimme das Stillschweigen, ein Seufzer ringt sich los aus der Brust: „In Frieden!" — „Lebe in Gott!" — „Du wirst leben mit den Heiligen!" — Sonst finden wir bloße Namen. Wie anders als bei den Heiden, wo der Stand, die Abkunft, die Verhältnisse von Patronen, Freigelassenen, Sklaven sehr betont sind. Es bezeugen uns die alten Inschriften, wie die Christen auf die gesellschaftlichen Bande des heidnischen Staates keinen Wert legten, wie bei ihnen das apostolische Wort (Gal. 3, 28): „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn Ihr seid allzumal einer in Christo JEsu!" in freiester Weise als Gesetz galt. Treten wir nun zu den Marmorplatten aus ältester Zeit, so sehen wir zunächst eine solche, in deren Mitte sich ein Schild befindet; auf diesem steht der Name Urbica; links ist ein Anker, rechts ein Ölbaum mit einer Taube — der Geist im Frieden! wie es erklärt wird. Eine andere Grabplatte hat in wunderschönen griechischen Buchstaben die Inschrift: Hesperus; darunter ist ein Anker mit dem querdurchgehenden, an das Kreuz erinnernden Strich. Endlich noch eine Grabplatte mit zwei griechischen Worten: Rufina, Irene; es sind wahrscheinlich die Namen von zwei hier begrabenen Christinnen. Merkwürdigerweise findet sich bei dieser Inschrift das Kreuz, welches sonst nur äußerst selten und absichtlich versteckt vorkommt. Der Geist, der aus ihnen allen uns entgegenweht, ist der des einfachen, ursprünglichen, apostolischen Christentums; wir fühlen uns als Genossen und Brüder jener Entschlafenen, die als Erstlinge uns vorangegangen sind und die zu uns reden, ob sie gleich tot sind.

Wenden wir uns nun weiter zu den Werken der Kunst, die wir in jenen alten Cömeterien finden. Es hat etwas wunderbar Ergreifendes, wenn man da in der Tiefe jene einfachen Gemälde sieht und sich in die Zeit ihrer Entstehung versetzt. Während droben die furchtbare römische Staatsgewalt durch Verfolgungsedikte und Bluturteile die Existenz des Christentums menschlich angesehen in Frage stellte und die Gemeinden zersprengte, wie der Wolf die Schafe, versammelten sich die Christen in den unterirdischen Grabkapellen voll weltüberwindender Hoffnung und malten da unten beim Lampenlicht an die Wände und Decken ihrer Grüfte Sinnbilder ihres Glaubens, besonders den guten Hirten, der sein Lamm auf den Schultern heimträgt. Es ist dies das bekannteste und am häufigsten zu findende Bild aus den Denkmälern altchristlicher Kunst; es erscheint in den Wand- und Deckengemälden, aber auch in Relief auf den Särgen. Über die Bedeutung dieses Bildes kann kein Zweifel sein; es ist der Erlöser, welcher der verlorenen Seele nachgegangen ist, sie sich zu eigen gemacht hat und mit seiner Liebe sie trägt. Was die Reliefs auf andern Sarkophagen anlangt, so sind sehr viele heidnischen Ursprungs. Denn da die Särge im Freien vor aller Augen aus Marmor gearbeitet wurden, konnten die Christen nicht wagen, hier Darstellungen aus der heiligen Geschichte abbilden zu lassen.

Blicken wir nun auf die Fresken, welche sich in den Callistkatakomben befinden. Dieselben sind zumeist Darstellungen aus der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments oder auch aus der symbolisch aufgefaßten Mythologie. Um den geneigten Leser nicht zu ermüden, seien nur zwei Grabkammern mit ihren Fresken und Bildern vorgeführt. Beide finden sich in der Krypta der Lucina. In dem ersten Grabgemache befinden sich Dekorationen in fast klassischem

Stile; sie gehören jedenfalls dem ersten Jahrhundert an. Von den Bildern ist nur noch dasjenige zu erkennen, welches sich über dem Eingange zum zweiten Zimmer befindet. Es ist die Taufe Christi. Christus steigt nach dem Empfange der Taufe aus dem Wasser; über ihm schwebt die Taube. Noch interessanter ist das zweite Zimmer. Auf beiden Seiten von der Thür befinden sich Bilder — das über der Thüre befindliche ist zerstört —; in einem Blumengefilde sitzen zwei Vögel, einer gegenüber dem andern, bekannte Sinnbilder der Seelen der Gläubigen, die befreit von den Banden des Leibes aufgeflogen sind in den Schoß Gottes. Das andere Bild stellt auf einer kleinen Erhöhung einen Melkeimer dar, zu dessen Seiten sich ein Schaf und ein Widder befinden. In andern Cömeterieen findet man den Melkeimer auf dem Rucken eines Lammes, hier steht er auf einem Altar und um ihn sammelt sich die Herde, ganz wie um den guten Hirten selbst. Der Altar mit den Abendmahlsgefäßen steht hier augenscheinlich an der Stelle des guten Hirten d. i. Christi, ohne daß man irgendwie berechtigt wäre, hier an die Transsubstantiation zu denken. Von den Seitenwänden der Krypta ist die eine gänzlich zerstört, die andere mit vier in den Tuff gehauenen Gräbern stellt die Geschichte Jonas' dar. Die Deckendekoration ist von großer Schönheit. In der Mitte befindet sich der gute Hirte mit dem Lamme auf der Schulter und zwei Schafen zu den Füßen. In den andern mit Blumen verzierten Feldern begegnet uns noch zweimal das Bild des guten Hirten, zweimal auch das Bild einer Betenden. In der dem Eingange gegenüber befindlichen Wand unseres Grabgemaches befinden sich drei regelmäßig angelegte Gräber: das unterste mußte mit Ziegeln geschlossen werden, um der Wand einen festern Halt zu geben. Die Bekleidung ist von barbarischen Besuchern früherer Zeit meist heruntergeschlagen worden, so daß von den Malereien wenig übrig geblieben ist. Wir sehen nur noch zwei Fische auf dem Wasser schwimmend dargestellt; jeder tragt auf seinem Rücken einen Korb, in dem sich ein Glas mit rotem Weine befindet; auf dem Korbe liegen fünf resp. sechs Brote, jene aschfarbenen syrischen Brote, wie sie die Orientalen, besonders die Juden, den Priestern als Erstlinge darzubringen pflegten. Der Fisch kann nichts anderes bedeuten, als Christum. Christus als der Lebendige kommt mit Brot und Wein zu der Gemeinde, welche ja gern in diesen Krypten das Abendmahl feierte.

Hiermit wollen wir unsere Wanderung schließen und nur noch in wenigen Zügen die Geschichte der Katakomben an uns vorüberziehen lassen, von der Gegenwart bis zu ihrem Anfange. (Schluß folgt.)

Der Königstiger.

Na Dr. A. E. Brehm.

(Zu unserem Bilde auf Seite 393.)

Der Tiger ist der König aller Katzen Asiens; denn der Löwe, welcher an einigen Orten dieselben Steppen mit ihm bewohnt, ist viel schwacher als er, und kann sich keinesfalls mit ihm messen. Wollte man den König einem Könige gegenüberstellen, so müßte man den afrikanischen Löwen wählen.

Der Tiger wird etwa drei Fuß hoch; er erreicht eine Länge von acht Fuß, wenn man den Schwanz einrechnet. Das Gestrupp der Flußniederungen, die sogenannten Dschungeln, sind des Tieres liebster Aufenthalt. Hier verbringt er den Tag in träger Ruhe und jagt erst bei eintretender Dämmerung. Er belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlagt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Tier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht bloß die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein. Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel. Ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich, wie der Mensch, schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Bloß die mutigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los und wissen ihm mit ihren tüchtigen Hörnern auch erfolgreich zu begegnen.

Groß ist die Frechheit des Tigers. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen seiner Raubthaten; Forbes versichert, daß ohne die große Furcht des Tigers vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich sein könnte. Man reist in Indien der Hitze wegen gewöhnlich des Nachts, und da kommt es noch immer vor, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubtier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen; nicht einmal die Truppen sind gesichert. Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von den Tigern gefressen wurden. Die Nachzügler der Heere fallen dem Tiger regelmäßig in Menge zur Beute. Ebenso wie unter Reisetrupps, dringt der Tiger in Dörfer, ja selbst in Städte ein und holt sich dort zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg. Hierdurch hat er an einigen Orten es wirklich dahin gebracht, daß ganze Dörfer ausgewandert sind oder andere sich bloß durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken zu schützen vermögen. Man hat Beispiele, daß sich Leute, welche durch einen Tiger vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rucken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhl, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der mutige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubtieres ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz des Tigers, welcher alsbald tot zur Erde stürzte. Die beiden Schüsse hatten seine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackern Kämpen halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Teil werden lassen, und so kam er mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Ebenso selten als die Rettung aus den Klauen des Tigers sind die Fälle, in welchen sich derselbe vor dem Menschen zurückzieht, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrag der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Auch die Briefträger leben in beständiger Gefahr. Forbes berichtet, daß die Briefboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleit von Lanzen- und Fackelträgern, sowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien, und ungeachtet dieser Begleitung noch immer oft genug

weggeschleppt wurden. An den beschwerlichen Übergängen des Gumeahstromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt; einmal sogar, anstatt eines Menschen, das Felleisen. In dem Engpasse Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter welchen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Tier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn niemand wollte sich an das Untier wagen.

Bei großem Hunger scheut der Tiger selbst das Feuer nicht und ebensowenig hält ihn das Wasser ab, sich seiner ausersehenen Beute zu bemächtigen; denn mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie die Tiger sich in die Ströme stürzten und auf Kähne zuschwammen, um einen der Ruderer von dort herauszureißen.

Ein Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hinterteile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vorderteile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben: da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist sehr groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht bloß einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel mit sich fort. Wenn er ein großes Tier schlägt oder tötet, z. B. einen Ochsen, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Tier weiter in das Dickicht, bewacht es dort bis zum Abend und frißt dann während der Nacht ungestört und ruhig, soviel er fressen kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Er ist unmäßiger, als der Wolf, und frißt, soviel als er kann; dabei geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem aller übrigen Tiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, Menschenfresser genannt. Nach einer sehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtlosen Zustande. Er bewegt sich bloß, um zu trinken, und giebt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin.

Es wird uns nach dem Mitgeteilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäischen Bewohner des schönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entsetzlichen ansehen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß das Ungeheuer an vielen Orten Indiens geradezu geschont, ja an einigen sogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Übermächtige und Eigentümliche von Unverständigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. In Siam nämlich fanden noch vor etwa sechzig Jahren Tigerproben zur Ermittlung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig! Dieser abscheuliche Aberglaube ist natürlich nur geeignet, die Tiger zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung bieten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt werden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Berüchtigung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigentages die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer 1032 Tiger erlegt werden konnten. Noch häufiger, als hier, sollen die Tiger in Siam und Birma sein, zumal in den Rohrwäldern am Irawaddi. Auf Java und Sumatra leben die Eingeborenen der Überzeugung, daß die Tiger bloß die Hüllen verstorbener Menschen sind, und wagen es deshalb gar nicht, sie zu töten. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer giebt es deren gerade genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr sechzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pf. St. verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen, wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viel englische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, ist der Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossinbazar ist durch den unerschütterlichen Mut eines Deutschen, welcher mehrere Male in einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tötete, gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Ramus zurück; denn dieser hat während seines Lebens nicht weniger als 360 Tiger eigenhändig erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben, und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten bloß die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das Hauptsächlichste war.

Karl von Görtz hat bei Seharunpore eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen, bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleinern für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Tieres saß der Mahut. Die übrigen 32 Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen saßen außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborne. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von 40 Elefanten vorwärts bewegte, oft 15 bis 20 Fuß hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu widerholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von 100 Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Tier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harvey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle möglichen Arten von Schreckmitteln angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt 2c. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind dem Raubtiere fürchterlich: kein Tiger kann einem solchen feurigen Drachen, der mit soviel Wut und Kraft dahinrauscht, widerstehen.

Weit ergiebiger, als alle die großen Treiben, wenn auch weniger pomphaft, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika

seine Löwenjäger, hat Ostindien seine besonderen Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Leutnant Rice einnehmen. Derselbe hat ein besonderes Werk herausgegeben, unter dem Titel "Tiger Shooting in India", und erzählt darin, daß er 68 Tiger, 3 Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe.

Mit vortrefflichen Doppelläufern versehen und von wohl bezahlten Treibern und einer Koppel mutiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Tigers beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links schritten neben ihm die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausch. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welche letztere fort und fort abgeschossen wurden. Männer, welche mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnet waren, dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schleuderer, welche beständig über die Köpfe der vorderen hinweg Steine in die Dschungeln warfen und damit noch viel besser, als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge, den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Tieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Überfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Mut beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er immer auszuweichen, und wenn er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht. Wird er verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wut auf seine Feinde los; hierdurch geriet bei einer solchen Jagd der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertöters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem andern Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei, doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. Da läßt sich plötzlich ein wütendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Untiers loszubrennen, und durch den Knall, den Rauch, und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, springt es nun mit einem ungeheuren Satze auf den Jagdgefährten, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglü[illegible] Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hing[illegible] In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber [illegible] wundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites [illegible]nes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf [illegible] erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hat[illegible] ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarm gep[illegible] schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervo[illegible]gen war. Der nächste Schuß mußte also notwendig [illegible] in das Gehirn treffen, denn eine jede andere, nicht au[illegible]lich tötliche Wunde würde die rasende Wut der fur[illegible] Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte des[illegible] Tiere in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Au[illegible] abzuwarten. Nachdem er einigemale vergeblich gezielt [illegible] er endlich diesen Augenblick gekommen zu sehen, feuerte [illegible] traf den Schädel des Tigers, welcher sterbend über [illegible] hinrollte. Ein fernerer Schuß tötete ihn, und jubelnd [illegible] seinen Freund von dem erdrückenden Gewichte des Rau[illegible]

Außer dieser Jagdart giebt es noch viele andere, [illegible] sehr eigentümliche, um sich des Raubtieres zu [illegible] Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu [illegible] namentlich leisten die Fallgruben gute Dienste. Von [illegible]licher Wirkung ist auch das Feuer. Man zündet näm[illegible] Zeit zu Zeit die Hauptversteckplätze des Tigers an, [illegible] dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quer vor [illegible] dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere [illegible] auf. Kann man den Ort auskundschaften, an wel[illegible] Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man [illegible] Nähe eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zur[illegible] um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Ein sehr gefährlich scheinender, aber in Wahrhe[illegible]fährlicher Jagdplan besteht auch in folgendem: Man [illegible] Käfig aus sehr starkem Bambus und stellt ihn auf den [illegible] des Tigers. In diesen Käfig verbirgt sich ein [illegible] Mann und giebt sich somit selbst als Köder hin. [illegible] der Nacht erscheint der Tiger und gewahrt natürlich [illegible] den Menschen, welcher seinerseits alle Mittel gebraucht, [illegible] herbeizulocken, und klagt und jammert oder anderes [illegible] hervorbringt. Die Sache näher zu untersuchen, kom[illegible] Tiger heran, sieht sein vermeintliches Opfer durch die [illegible] des Gitters und versucht jetzt, diese mit seinen Tatzen [illegible]chen. Dabei muß er sich aber notwendigerweise so stellen, [illegible] Brust nach dem Manne zugekehrt wird, und dieser be[illegible] günstigen Augenblick, um ihm seine Lanze mit Mac[illegible] Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen [illegible] wenigstens, vergiftet ist, wird das Raubtier fast [illegible] mit dem ersten Stoß erlegt.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger au[illegible] Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen [illegible] Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann [illegible] alle Teile des Tigers verwerten. Das Fleisch wird al[illegible] nicht gegessen, wie man in Anbetracht der Gewohnheiten [illegible] Völker, welche alle erlegten wilden Katzen als gute Beute [illegible]trachten, vermuten möchte; wohl aber benutzt man das [illegible] die Klauen, die Zähne und das Fett. Das Fell wird [illegible] irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Ke[illegible] getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Euro[illegible] oder nach China. Es wird weniger geschätzt, als das [illegible]fell und entweder zu Pferde-, Sattel- oder Schlittendecken [illegible] China aber zu Polstern verwendet.

Eine deutsche Kaiserreise zur guten alten Zeit.

Von Paul Lemke.

Wenn in späteren Jahrhunderten unsere Nachkommen sich über die Reisen näher unterrichten wollen, auf denen der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches zu den verschiedenen Stämmen des weiten deutschen Vaterlandes von Zeit zu Zeit in



Der Königstiger.

(Siehe Seite 390.)

nähere Verbindung trat, so wird ihnen dies nicht schwer fallen. Namentlich in den Archiven bedeutenderer Zeitschriften und größerer öffentlicher Blätter werden sie in Wort und Bild Anhaltspunkte der verschiedensten Art, Schilderungen bis auf die geringste Kleinigkeit hinab in Hülle und Fülle vorfinden. Ganz anders liegt die Sache, wenn man zur heutigen Zeit über die Züge und Reisen nähere Kunde zu suchen unternimmt, auf denen die Beherrscher des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich ihren getreuen Unterthanen zu zeigen pflegten. Erst im fünfzehnten und namentlich im sechzehnten Jahrhundert gesellen sich zu den geschichtlichen Werken hin und wieder Reisebeschreibungen und autobiographische oder andere ähnliche Erzeugnisse, welche, meist von der Person des Schreibers ausgehend, dennoch über viele heutzutage mehr oder minder unbekannte Ereignisse und Einzelheiten höchst erwünschten Aufschluß geben.

Eine der kostbarsten Fundgruben unter den Werken jener Art ist die aus dem Jahre 1595 stammende und als Manuskript in der Ratsbibliothek zu Stralsund niedergelegte Autobiographie des Greifswalder Kaufherrnsohns Bartholomäus Sastrow, welcher nach den mannigfachsten Lebensschicksalen im Jahre 1603 als Bürgermeister der Stadt Stralsund verstarb. Für die gegenwärtige Abhandlung kommt dieses Werk insoweit in Betracht, als es eine Fülle interessanter Andeutungen enthält, welche wohl geeignet sind, uns ein ziemlich getreues Bild davon zu verschaffen, wie es bei den Zügen Kaiser Karls des Fünften durch das Deutsche Reich herzugehen pflegte.

Sastrow stand zu jenen Zeiten in Diensten der pommerschen Herzöge, folgte als deren Agent dem kaiserlichen Hoflager von Ort zu Ort, fehlte nirgend, wo etwas Wichtiges vorfiel, und wird in seiner Glaubwürdigkeit als Gewährsmann in keiner Weise in Zweifel zu ziehen sein.

Die Schlacht bei Mühlberg war geschlagen, der Schmalkaldische Bund bis auf wenige damals unbedeutend erscheinende Überbleibsel gesprengt, und Kaiser Karl zog, nachdem er so die Palme des Sieges errungen, von Wittenberg aus über Halle, Naumburg, Bamberg und Nürnberg nach Augsburg, um auf dem dort anberaumten Reichstage die Religionsvereinigung und damit die völlige Herstellung des Friedens in Deutschland zuwege zu bringen. Neben deutschen und spanischen Reitern und Fußtruppen zog ein gewaltiger Troß von Abenteurern und Glücksrittern, die ihre Hoffnung auf das Leben und Treiben am bevorstehenden Reichstage setzten, von in Sammt und Seide prangenden lüderlichen Dirnen und zahllosen anderen zweifelhaften Persönlichkeiten mit dem kaiserlichen Gefolge gen Süden; einzelne Wegelagerer aber schwärmten mordend, raubend und plündernd seitwärts im weiten Umkreise durch die Lande mit. Wie es trotz der Nähe des Kaisers mit der Mannszucht dieser bunt zusammengewürfelten Scharen aussah, läßt sich leicht denken. Schon im Feldlager vor Halle an der Saale kam es aus geringfügigem Anlasse, einem jener Pferdediebstähle nämlich, wie sie damals unter den verschiedenstämmigen Bestandteilen der kaiserlichen Mannschaft an der Tagesordnung waren, zwischen den deutschen und den spanischen Reitern zu zu einem blutigen Zusammenstoße: achtzehn Deutsche und siebzig Spanier büßten hierbei ihr Leben ein. Zum guten Glücke ließ Kaiser Karl, der in der Stadt lag, gleich bei Beginn des Tumults die Thore schließen, so daß das bei den Bürgern einquartierte deutsche Fußvolk seinen Landsleuten nicht beizuspringen vermochte und ein allgemeines Blutbad vermieden blieb. Als das Getümmel draußen immer ärger wurde, sandte der Kaiser einen vornehmen Spanier seines Gefolges hinaus, um Frieden zu stiften: „der hatte einen wohlgestalten Spanischen Gaul unter sich, den Hals voller güldenen Ketten.“

„Schieß' den spanischen Bösewicht!“ schrie es von allen Seiten, und von einer deutschen Kugel getroffen, stürzte der Abgesandte von der Brücke in den Saalestrom, wo er elend ertrank.

Auch der vom Kaiser in zweiter Stelle hinausgeschickte nachmalige Kaiser Maximilian erzielte mit seinen Beschwichtigungsversuchen keinen Erfolg, ja ein deutscher Reiter versetzte ihm mit solcher Gewalt einen Schlag auf den Arm, daß er diesen noch wochenlang in der Binde tragen mußte. Endlich ritt der Kaiser selbst hinaus.

„Lieben Deutschen“, rief er, als sich alles um ihn zu scharen begann, „ich weiß, Ihr habt keine Schuld, gebt Euch zufrieden; ich will Euch Euern erlittenen Schaden erstatten, und bei meiner Kaiserlichen Ehre morgenden Tags vor Euern Augen die Spanier hängen lassen!“

So ward der blutige Streit schließlich geschlichtet: andern Tags ließ der Kaiser den Deutschen den Wert der siebzehn Pferde ersetzen, die ihnen von den Spaniern getötet waren; von dem in Aussicht gestellten Hängen der letzteren nahm er Abstand, da ihrer ohnedies viermal so viele als von den Deutschen zu Tode gekommen und sie hierdurch schon genügend gestraft seien.

Die spanischen und deutschen Regimenter kehrten sich auf ihrem Zuge gen Süden nicht im mindesten an die gebahnten Straßen: bergauf, bergab wälzte sich die buntgemischte Masse immer gerade aus, dem nächsten Marschziele zu. So wurden die Felder und Weinberge stundenbreit zertreten und vernichtet, Hindernisse wie Hecken oder Gräben durch Umhauen oder Zuwerfen beseitigt, alle in die Marschlinie fallenden einzelnen Gehöfte, Dörfer und Städte aber aufs unglaublichste ausgesogen und ausgeraubt. Die Bewohner ganzer Ortschaften flohen vor den herannahenden kaiserlichen Heerhaufen in Wälder und andere Schlupfwinkel, denn wen die rohen Krieger ergriffen, Mann und Weib, dem standen oft genug die schrecklichsten Martern und Todesqualen bevor. Abgehauene menschliche Gliedmaßen und Leichname in den verlassenen Gehöften herumliegen zu sehen, war keine Seltenheit; ja es kam sogar dahin, daß die unter dem Namen „Hussierer“ bekannten ungarischen Reiter des Kaisers den Kindern die Hände und Füße abhieben und dieselben als Zier an den Kopfbedeckungen trugen.

Und alle diese Greuel in Friedenszeiten, im eigenen Lande, unter den Augen des Oberhauptes des heiligen Reichs!

Angesichts solcher Zügellosigkeiten darf es in keiner Weise Wunder nehmen, daß man von oben herab wie auch aus der Mitte des fahrenden Volks heraus oft blutige Exempel statuierte.

„Alle Abend“, erzählt Sastrow im Tone des selbstverständlichsten von der Welt“, „da der Kaiser sein Zelt aufschlug, ließ er auch einen Galgen richten, ließ sie tapfer anbinden, half gleichwohl nicht; und als die Kaiserliche Majestät in Augsburg angekommen, hat sie mitten in der Stadt, hart am Rathause, zu mehrerem Schrecken einen Galgen, und dabei einen halben Galgen, daran man strapido Chorda gab, und dann, rechts gegenüber, ein Gerüst aufrichten und bauen lassen, ungefähr eines mittelmäßigen Mannes hoch, darauf man räderte, köpfte, strangulierte, vierteilte und andere dergleichen Arbeit verrichtete.“ Von den mannigfachen auf der Kaiserreise und im Anschluß an dieselbe vorgenommenen Hinrichtungen, welchen unser braver Pommer als Augenzeuge anwohnte, sei nur der bemerkenswertesten hier mit einigen Worten gedacht.

Die erste betraf einen Büchsenschützen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen: dieser hatte, als das kaiserliche Heer vor Wittenberg lag, einen vertrauten Schreiber des Kaisers, welcher zu Schiffe von Torgau aus die Elbe hinabfuhr, durch einen wohlgezielten Schuß getötet, war dann durch Ungarn nach der Türkei entflohen, schließlich aber doch den nachgesandten kaiserlichen Häschern in die Hände gefallen. So ward denn der Unglückliche eines Tags auf einem Karren in

das kaiserliche Hauptquartier geführt: „Zwischen die Schenckell war ihm ein hulzerne Stange gesetzt, daran sein rechter Arm so hoch, als er reichen konnte, gebunten; auf dem Gerüst ward ihm die rechte Faust am Stangen abgeschlagen, der Stumpff, damit er sich nicht verblotete, wieder zugebunden, die Handt an den Pfall, so darzu an die Gasse gesetzt, genagelt, und er sodann von unten auf gerädert."

Als weiterer bemerkenswerter Fall ähnlicher Art verdient die auf eigenen Befehl des Kaisers erfolgte grausame Hinrichtung eines kaiserlichen Kommissarius angeführt zu werden, der unter der Drohung, ihnen andernfalls etliche hundert Spanier ins Quartier zu legen, von einigen schwäbischen Städten Gelder erpreßt und dieselben für sich verwendet hatte. Auch in diesem Falle mögen, schon der in gleicher Weise nicht gut wiederzugebenden Originalität halber, unseres Gewährmanns eigene Worte hier Platz finden: „Das Exequieren", schreibt er, „ging so zu: der Hencker setztte ine auf eine Banck, den Rucken hart an die Lehne des Gerüsts, machte ime unten die Füße fest, denn er würde, wenn er angestrenget, wohl etwas lebendig werden. Deßgleichen bevestigte er ime auch die Arme zuruck am Gerüst, und that ime ein Strang umb den Hals, so kurtz, als ime darzu dienlich, stack ime an den Nacken einen Stock dreier Vinger dick und eine halbe Ellen lang in den Strick, und worgelte denselben kräftiglich umbher. Als er befant, daß er todt, machte er ime loß, zug ime alle Kleider ab, bis aufs Hembde, wurff ine auf ein Disch, darunter er ein Zuber stehen hatte, schlitzte den Cörper mit dem Messer auf von unden bis oben ahn, nahm alle intestina (Eingeweide), und wurff sie under den Disch in den Zuber, und hub sodann den Cörper in vier Teile."

Alles im Tone des geschäftsmäßigsten, trockensten Erzählens, ohne irgend ein Wort des Abscheus, Bedauerns, Mitleids, oder ähnlicher Empfindungen!

Doch wir wenden uns nun zur Schilderung minder ergreifender Episoden, die sich auf jener Kaiserreise abspielten.

Gleich am Anfange der Reise, als man von Naumburg abzog, ereignete sich ein kleiner, aber äußerst interessanter Vorfall. Vor dem Thore sammelte sich in der Frühe des 24. Juni 1547 das kaiserliche Gefolge; auch der Beherrscher des heiligen römischen Reichs war zu Pferde bereits zur Stelle, als ein leichter Regen zu fallen begann. Karl der Fünfte trug einen Sammethut und einen mit schmalem Sammetstreifen besetzten Mantel. Eine Weile schien er zu hoffen, der Regen werde bald nachlassen, dann aber, als dies nicht der Fall war, kehrte er den Mantel um, daß das Futter nach außen kam, nahm den Sammethut unter den Mantel und ließ sich auf den bloßen Kopf regnen, „dessen sich männiglich sehr verwunderte;" so harrte der Beherrscher des damals mächtigsten Reichs der Welt geduldig aus, bis ein grauer Filzhut und ein ebensolcher Mantel aus der Stadt herbeigeholt war.

„Armer Kaiser", sagt Sastrow, „der etliche Tonnen Goldes vorkriegen könte, das sammitten Hutlein und den Mantell aber vor dem Regen nicht verderben, sondern denselben viel lieber auf das blosse Haupt fallen lassen wölte!"

„Armer Kayßer", ruft ein anderer Augenzeuge, Daniel Schirmer, der Verfasser der am 10. Oktober 1547 geschriebenen „Merkwürdigkeiten bei dem Einzuge Kayßer Caroli quinti und seiner Armada zu Naumburg" aus, „der so viel Thaten in der Welt gethan, in Afrika gekriegt und so viel Tonnen Goldes reich, sich ließ aufs blose Haupt regnen!"

Einige andere Ereignisse zeigen, wie man zu jener Zeit Beleidigungen der kaiserlichen Majestät zu ahnden pflegte, selbst ohne Unterschied, ob dieselben bewußt oder unbewußt geschehen waren.

Einstmals, als der kaiserliche Zug auf der Reise ins Stokken kam, ritt Karl V. selbst vor, um nach der Ursache zu sehen: das Gespann eines schwäbischen Fuhrmanns war im Kothe stecken geblieben und trotz aller Muhe nicht von der Stelle zu schaffen. Als der Kaiser dem Lenker des Gefährts schleunigst Platz zu machen befahl, und diesem Befehle durch einen Stockschlag Nachdruck verlieh, schrie unser Schwabe, der den Kaiser von Gesicht nicht kannte, diesem eine Verwünschung zu und schlug mit der Peitsche den Kaiser wiederholt über Hals und Kopf. Erst da Seine kaiserliche Majestät in höchster Aufregung befahl, den Übelthäter zu greifen und sogleich an den nächsten Baum zu hängen, merkte dieser mit Entsetzen, wen er thätlich beleidigt hatte. Die Obersten und Hauptleute aber, denen die Vollstreckung des Todesurteils übertragen worden war, suchten auf allerlei Weise etwas Zeit zu gewinnen, bis sich der Zorn des Kaisers ein wenig gelegt haben würde, thaten dann vor dem Kaiser einen Fußfall, und baten, dem unglücklichen Delinquenten, der Seine Majestät nicht gekannt, das Leben zu schenken. Kaiser Karl ließ sich denn auch endlich erweichen, befahl aber zum Zeichen, daß der Fuhrmann den Römischen Kaiser geschmäht und mit der Geißel geschlagen, demselben die Nase hart vor dem Gesichte abzuschneiden. Und so geschah es, unter tausend Dankesbeteuerungen des unglücklichen Fuhrmanns, „der sich sollicher Gnade Zeit seines Lebendes der Key. Maytt. zu Ehren mit fröhlichem Gesichte und lachendem Munde gerümpt."

Der zweite Fall einer Beleidigung der kaiserlichen Majestät lief ungleich ernster ab: Die deutschen Landsknechte hatten schon mehrere Monate hindurch keinen Sold erhalten, rotteten sich deshalb einst zusammen und rückten mit entfalteten Feldzeichen sowie in voller Bewaffnung vor des Kaisers Quartier, jeden Spanier, der ihnen unglücklicherweise in die Hände lief, schmählichst insultierend. „Geld oder Blut!" war die Losung. Angesichts der drohend auf die kaiserliche Wohnung gerichteten „Zundröhre" und der brennenden Lunten mußte sich Karl V. notgedrungen zu dem Zugeständnisse verstehen, am folgenden Tage den rückständigen Sold auszuzahlen und keinem Empörer das Geschehene am Leben nachzutragen. Nach erfolgter Auszahlung wurden alle Beteiligte ihres Dienstes entlassen: der Kaiser aber schickte den abziehenden Haufen einige ihm ergebene Männer nach, welche über etwaige unehrerbietige Äußerungen der Entlassenen ihm zu berichten hatten. Im Wirtshause, beim fröhlichen Trunke, ließen sich denn auch wirklich einige der letzteren zu majestätsbeleidigenden Äußerungen hinreißen. Die unbedachten Schwätzer wurden sofort ergriffen, zurückgeführt, und vor des Kaisers Quartiere ohne Erbarmen an den Galgen gehenkt, wobei man sie, weil sie mit entfalteten Feldzeichen vor des Kaisers Quartier gezogen waren, zum Hohne durch an den Kleidern befestigte bunte Fähnlein zierte.

Daß der Kaiser anderseits auch verzeihen konnte, und daß er alsdann auch von freien Stücken und gern verzieh, zeigt ein anderes Ereignis: Zufällig kam es ihm einst zu Ohren, daß unter den deutschen Landsknechten sich ein gewisser Martin von Rosen befinde, der vordem der kaiserlichen Regierung in den Niederlanden vielen Verdruß bereitet hatte. Karl ritt sogleich zu den deutschen Knechten hin, Martin von Rosen aufzusuchen: erschreckt warf sich dieser dem Kaiser zu Füßen und flehte um Verzeihung, da er jetzt kaiserlicher Majestät treu diene, auch für dieselbe jederzeit sein Leben zu lassen bereit sei. Da lächelte der Kaiser, schlug den Knieenden leicht mit dem Stocke auf die Achsel, und versetzte in seinem niederländischen Dialekte: „Wel Marten, dith sy Jw vorgeben; mar thuth idt nit mehr!" d. i. „Wohl Martin, das sei Euch vergeben, aber thut es nie mehr!"

Und nun noch einiges über des Kaisers nähere Umgebung, sowie über sein Verhalten gegenüber den Fürsten des Reiches, die mit ihm von Wittenberg nach Augsburg zogen. Des Kaisers Trabanten, die ihn und die Reichsfürsten umgaben, waren ausnahmslos stattliche und dabei sehr humane Leute, die schon

manchen Kriegszug mitgemacht hatten und überall hoch in Ansehen standen; sie trugen ein schwarzsammetnes Wamms, darunter einen ebenfalls mit schwarzem Sammet verbrämten Mantel und einen spanischen Hut, oft auch schwere goldene Ketten und anderen Zierat über dem Sammetwammse.

Kaiser Karls Benehmen gegenüber den ihn begleitenden Reichsfürsten war ein in hohem Grade freundliches und zuvorkommendes. Vor der Öffentlichkeit äußerte sich dies namentlich dann, wenn der Kaiser von seinem Quartier aus zur Kirche ritt. War er zu Rosse gestiegen und kamen die Kurfürsten wie die übrigen Großen des Reiches, welche in der Nähe auf das Erscheinen des Kaisers gewartet hatten, herzugeritten, „so war er wohl der erste, der sein Haupt zum Gruß entblossete, unnd, das es bisweilen regnete, woll auf das blosse Haar, so kästensarben war, den Regen fallen ließ, unnd mit gar gnedigtem Angesicht einem yeden die Hand darreichte; imgleichen, wen sie ine aus der Kirchen bis an sein Haus begleiteten, wende er sich mit dem Gaull umme, nam sein Hudtlein abe, gab einem yedern die Hand unnd dimittierte sie freundtlich unnd gnedig." Anders des Kaisers junger Sohn, König Philipp, der die höchsten Reichsfürsten kaum eines Blicks würdigte, ja ihnen sogar mit merklicher Mißachtung begegnete: da ihm einst sein Hofmarschall, der Kardinal von Trient, in dieser Beziehung das Beispiel seines kaiserlichen Vaters zum Muster hinstellte und ihm begreiflich zu machen suchte, es sei zwischen den Kurfürsten und Fürsten deutscher Nation und seinen spanischen Fürsten daheim denn doch ein großer Unterschied, versetzte der stolze Kaisersohn mit geringschätzigem Lächeln:

„Es ist auch ein gros Unterscheit zwuschen mir und meim Herrn Vatter, denn der ist nur eines Koniges, ich aber bin eines Keysers Sohne!"

Daß der Kaiser gegen die beiden gegnerischen Fursten, den Landgrafen Philipp von Hessen und den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, von denen man den Ersteren eine Strecke Wegs, den Letztern aber bis nach Augsburg gefangen mitführte, weniger freundschaftliche Seiten herauskehrte, wird nicht Wunder nehmen dürfen. So ritt Landgraf Philipp inmitten spanischer Wächter „mit ihren langen Röhren" auf einem erbärmlichen Klepper, leere Pistolenhalfter am Sattel und den Griff des Säbels an die Scheide befestigt, so daß die Waffe nicht gezogen werden konnte. Allenthalben lief, sobald der kaiserliche Zug erst in streng katholische Gegenden angelangt war, das Volk zusammen, um den gefangenen Reichsfürsten zu sehen, den man daher führte wie einen Missethäter zur Exekution. „Allhie reit der auffrurischer trewloser Schelm unnd Bosewicht!" und noch ärgere, hier gar nicht wiederzugebende Schimpfworte mußte der unglückliche Fürst ruhig hinnehmen, ja er mußte es sich schließlich gefallen lassen, daß ihn seine spanischen Wächter in den Quartieren für Geld sehen ließen! Alles ohne daß der Kaiser oder einer seiner Leute auch nur im mindesten dagegen einschritt! Von den persönlichen Gesinnungen des Letzteren gegen seine gefangenen Feinde giebt eine Episode genügend Zeugnis, die sich beim Einzuge in Bamberg abspielte.

Da der Kaiser inmitten starker Bedeckung zum Thore hineinritt, stand der sächsische Kurfürst oben an seinem Fenster: als er des Kaisers ansichtig wurde, verneigte er sich tief vor ihm. Karl aber „vorlies ine mit den Augen nicht, so lang er ine absehen konnte, unnd lachede gar schimpflich." Einen Dank gönnte das Oberhaupt des Reiches dem Kurfürsten auf dessen demütigen Gruß nicht.

Und nun zum Schluß einige höchst interessante Einzelnheiten über des Kaisers Leben und Treiben innerhalb seiner vier Wände. Karl war dort meist allein und sprach auch mit seinen Dienern, und mit wem er sonst zu schaffen hatte, wenig oder gar nicht. Das Essen wurde ihm von jungen Fürsten und Grafen aufgetragen und bestand gemeiniglich aus vier Gängen zu je sechs Gerichten: die Schüsseln wurden verdeckt vor den Kaiser hingestellt und dann eine nach der anderen aufgedeckt. Was Sastrow, der, wie er anführt, den Kaiser oft essen sah, von den Gewohnheiten Karls vor, während und nach der Tafel erzählt, ist im höchsten Grade kulturgeschichtlich wertvoll, zumal sich ähnlich authentische und ähnlich glaubwürdige Mitteilungen hierüber wohl schwerlich noch an vielen anderen Orten in gleicher Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit auffinden lassen werden. Sastrows originelle Schreibweise erhöht noch den Reiz, den seine Mitteilungen uns bieten, so mag denn das folgende genau in dem Wortlaute hier wiedergegeben werden, in welchem er es niederschrieb:

„Gegen die Schusseln, davon der Keyser nicht begerte, schuttelt er den Kopff; davon er aber essen wollte, wendete er mit dem Kopffe, zug dasselbige vor sich, unnd dorffte woll stattliche Pasteyden, Wiltbrett unnd wollzugerichtete feroula wegtragen lassen unnd behielt ein Brathferken, ein Kalberkopff unnd dergleichen. Ließ sich nicht vorschneiten, braucht auch das Messer nicht viele, sondern schnit so viell Stucklein Broths, so groß als er jedesmal in den Mund stach; so auch vom Gerichte, von dem er essen wollt; an den Ortte, dar es ime zum besten gefiell, losete er mit dem Messer, sonst brach ers mit den Vingern von einander, zog die Schussel under den Kin, unnd aß so naturlich, yedoch renlich unnd sauber, das man seine Lust daran sehende hette. Wen er drinken wollte (wie er denn nur drei Drunce über die Malzeit thate), so wendete er seinen Doctoribus Medicinae, die vorme Dische stunden; die gingen hin zum Schencktisch, darauff stunden zwei silberne Flaschen unnd ein Cristallinen Glaß, gossen aus beiden Flaschen das Glaß voll; das drunck er rein auß, das nichts darin blieb, solt er auch zwei- oder mehrmahlen Athem holen, ehe ers vom Munt zog. Sonst redete er nichts uber Disch; stunden woll Schalcksnarren hinder ime, die allerlei Possen reißen konnten, er kerte sich aber nichts daran, möchte etwan, wan sie etwas gar Kurtzweiliges sagten, mit einem halben Lächeln den Munt verziehen. Lies sich auch nichts ansechten, das viell da stunden, so den Keyser essen sehen wollten. Hatt auch ein stattlich Cantherei, auch musicam instrumentalem, die sich in der Kirchen woll horen ließen, aber in seinem Gemache klangen sie nicht. Die Mallzeit werte nicht voll eine Stunde: dann wurt alles weggereumet, Sessel und Disch zusammengeschlagen unnd aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wende blieben. Wenn ine dann das Gratias fürgebetet, reichte man ime ein Vederkielchen, damit sauberte er die Zänen; waschete sich dann unnd stellete sich in eine Ecke des Gemachs nach dem Fenster; dar mochte ein yeder kommen, übergeben supplicationes oder berichten mundtlich; dem sagt er sofort, wo er Bescheid bekommen sollte."

Katharina von Bora.

Von Armin Stein. Für die Abendschule bearbeitet. (11. Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Vom Tod erstanden.

In dichten, schweren Flocken fiel der Schnee, obwohl sich die Erde schon fußdick in den weißen Wintermantel eingehüllt hatte, und die Kälte war so streng, daß durch die dicken Eisblumen an den Fenstern den Leuten der Ausblick ins Freie versperrt war und draußen die Tritte der Wanderer knirschten, als lägen die Gassen voll Glasscherben. Blieb darum auch jeder gern am warmen Ofen sitzen, wenn ihn nicht die Not hinauszwang.

Frau Katharina war beschäftigt, einen Reisekoffer zu packen. Wieder einmal galt es für ihren lieben Eheherrn eine Reise, und eine weitere als sonst. Doch nicht die größere Entfernung war es, was ihr die Augen mit Thränen füllte — der Gedanke an ihres Gatten körperliches Leiden schnitt ihr durch das Herz und ließ sie selber die Beschwerden fühlen, die er unterwegs werde ausstehen müssen. Sie hätte sich wohl auch gern dazwischen gelegt und ihn zum Bleiben beschworen, wenn nicht der Kurfürst so dringlich gebeten hätte, Luther solle auf dem Tag der evangelischen Fürsten und Stände in Schmalkalden erscheinen, wo über eine vom Papst nach Mantua ausgeschriebene Kirchenversammlung verhandelt werden sollte.

Katharina sah die Notwendigkeit dieser Reise ein, darum fügte sie sich still, aber ihren Thränen konnte sie dennoch nicht wehren, denn ihr ahnungsvolles Herz schlug stürmisch und wollte sich nimmer beruhigen. Nicht sowohl die Einsamkeit war es, was sie fürchtete, denn Luther ließ ihr zum Schutz den von Eisleben nach Wittenberg übergesiedelten Johannes Agricola, dem er mit Weib und Kind gastlich sein Haus geöffnet hatte, bis sich eine neue Stellung für ihn finden würde. Es war vielmehr die Angst vor den Folgen der beschwerlichen Winterreise für den armen kranken Mann, was ihr den nächtlichen Schlummer verscheuchte, zumal sie ihm auch deutlich genug anhörte, daß es ihm sauer ward, sie zu trösten, als er das von dem Kurfürsten Johann Friedrich gestellte Wägelein bestieg und in dichte, warme Decken gehüllt zum Elsterthor hinausfuhr.

Mit der Katharina hat da mancher wittenbergische Bürger besorgten Blickes hinter ihm dreingeschaut und heimlich dem Kurfürsten gezürnt, daß er ein solches Opfer von dem kranken Manne fordere, welches möglicherweise die ganze evangelische Christenheit in Trauer versetzen könne.

In angstvoller Spannung harrte Katharina von einem Tag zum andern und erschrak jedes Mal durch den ganzen Körper, wenn ein Brief kam, deren täglich eine große Zahl im Hause des geistigen Führers der evangelischen Sache einliefen. Denn Luther hatte ihr das Versprechen gegeben, sobald als möglich Nachricht zu senden, besonders wenn ihm etwas Übles zustoßen sollte. Doch es verging Woche auf Woche, der Monat Februar ging dahin, und noch war kein Brief angekommen mit den bekannten großen derben Buchstaben.

Da legte sich langsam die Angst im Herzen der Frau, und sie fing an Gott zu danken für die neue Gnade.

Da, am 2. März ritt ein Eilbote in den Hof ein mit einem Schreiben von des Doktors Hand. Wieder fiel die alte Angst auf Katharinas Brust, und kaum waren ihre zitternden Hände imstande, den Brief zu öffnen. Da stand es mit entsetzlich klaren Worten geschrieben, daß ihre Ahnung sie nicht getäuscht.

Der Brief war datiert aus Gotha vom 27. Februar und lautete folgendermaßen:

„Gnade und Friede in Christo! Du magst dieweil besondere Pferde mieten zu Deiner Notdurft, liebe Kathe, denn mein gnädiger Herr wird Deine Pferde behalten und mit dem Magister Philippus heimschicken; denn ich selber gestern, von Schmalkalden aufgebrochen, auf meines gnädigen Herren eigenem Wagen daher fuhr. Dessen Ursach ist aber diese: ich bin nicht über drei Tage hier gesund gewesen, und ist bis auf diese Nacht vom ersten Sonntag an kein Tröpflein Wassers von mir gelassen, hab' nie geruhet und geschlafen, kein Trinken und Essen behalten mögen. Summa: ich bin tot gewesen und hab' Dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich Euch nimmer wiedersehen; hat mich Euer sehr erbarmet, aber ich hatte mich dem Grabe beschieden. Nun hat man so hart für mich zu Gott gebeten, daß vieler Leute Thränen vermocht haben, daß mir Gott diese Nacht der Blasen Gang geöffnet, und in zwo Stunden wohl ein Stübchen von mir gangen ist, und mich dünket, ich sei von neuem geboren. Darum danke Gott und laß auch die lieben Kindlein mit Muhme Lenen dem rechten Vater im Himmel danken, denn ihr hättet diesen Euren irdischen Vater gewißlich verloren. Der fromme Fürst hat lassen laufen, reiten, holen und mit allem Vermögen sein Höchstes versuchet, ob mir möcht' geholfen werden; aber es hat nicht wollt sein. Deine Kunst und Mittel zur Verdauung hilft mir auch nicht, Gott aber hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thut es noch durch frommer Leute Fürbitt.

Solches schreibe ich Dir darum, weil ich meine, mein gnädigster Herr habe dem Landvogt befohlen, Dich mir entgegenzuschicken, falls ich ja unterwegs stürbe, daß Du zuvor mit mir reden oder mich sehen möchtest; welches nun nicht not ist, und magst wohl daheim bleiben, weil mir Gott so reichlich geholfen hat, daß ich mich versehe, fröhlich zu Dir zu kommen.

Heute liegen wir zu Gotha. Ich habe sonst vier Mal geschrieben, wundert mich, daß nichts zu Euch kommen ist.

Dienstags nach Reminiscere 1537.

Martinus Luther."

Mit bebenden Händen und thränenden Augen hatte Katharina diesen Brief gelesen und erhob nun gegen die Muhme Lene, welche gerade zugegen war, ein lautes Klagen, daß sie ihrem geliebten Herrn habe fern sein müssen, wo er ihrer am nötigsten bedurft hätte. Vor lauter Schmerz und Wehmut darüber, daß sie an ihrem kranken Gatten nichts habe thun können, vergaß sie ganz den Dank für das, was Gott an ihm gethan, und die Muhme Lene mußte ihr das erst zu Gemüte führen.

„Vier Briefe hat er geschrieben, die nicht angekommen sind!" rief sie die Hände ringend. „O wie mag er sich gebanget haben nach Weib und Kindern! Fremde Gesichter hat er um sein Lager her gesehen, fremde Hände haben sein gepfleget! O, sie mögen es treu gemeinet haben, aber die Freunde sind nicht sein Weib!"

Es klang fast wie Vorwurf, was die Muhme Lene ihrem Ungestüm erwiderte, und doch sprach auch jetzt wieder aus ihren Worten heraus nichts anderes, als das Ferngefühl des neuen Ungemachs, welches zurückkehrend ihren Mann zum andern Mal an den Rand des Grabes brachte.

In Gotha liegt der kaum Genesene wieder krank danieder, so krank, daß er nun nicht mehr an sein Leben glaubt. An seinem Bett steht Doktor Bugenhagen und reicht ihm das heilige Sakrament. Herrliche Worte redet sein Mund, indem er, um verständlich zu werden, den letzten Rest leiblicher Kraft zusammenrafft. „Ich weiß, Gottlob, daß ich recht gethan, daß ich das Papsttum gestürmet hab mit Gottes Wort, denn es ist Gottes, Christi und des Evangeliums Lästerung. Bittet meinen lieben Philippus, Jonas, Creuziger und die andern, daß sie mir verzeihen alles, was ich wider sie gesündiget! Tröstet meine Käthe, daß sie dies geduldig hinnehme dafür, daß sie zwölf Jahre hindurch Freude mit mir gehabt. Sie hat mir treu gedienet, nicht bloß wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd. Gott vergelt' es ihr! Ihr aber werdet für sie und die Kinder sorgen, so gut es gehen wird; wie denn auch mein gnädiger Herr, der liebe, fromme Kurfürst in Schmalkalden zu mir gesagt hat: Sorget nicht, denn Euer Weib soll mein Weib und Eure Kinder meine Kinder sein! Dazu ich mich festiglich verlasse, denn er ist ein wahrhaftiger Mann."

Immer heißer brennt in Katharinas Herzen die Angst, immer stürmischer wogt die Brust, bis sie es endlich nicht mehr ertragen kann, hier still zu sitzen: sie muß hinweg, sie muß ihm entgegen — vielleicht stirbt er nicht, wenn ihre Hand des Kranken wartet.

Und hin eilt sie auf einem gemieteten Wägelein, hin gen Altenburg zu seinem lieben Freunde Spalatin, betend und flehend ohne Unterlaß. Und siehe, mit guter Botschaft tritt ihr dieser entgegen: „Der Doktor kommt — hier hat er seine Ankunft gemeldet.“ Und er liest ihr die Verse vor, welche er tags zuvor empfangen:

„Christus der HErr, mein Spalatin,
Im kranken Luther zieht dahin
Und sucht bei Dir um Herberg an,
Damit er mög' sein' Ruhe han.
Was Du dem Luther wirst erzeigen,
Das wird der HErr ihm selbst zueignen,
In des Wort man geschrieben find't,
Daß wir sein's Leibes Glieder sind.“

„Seid getrost, vielliebe Frau Doktorin“, fuhr Spalatin fort, „es gehet gut, denn Melanchthon hat noch etliche Verslein beigefüget, so aus einem fröhlichen Ton gehen.“

Die spannende Erwartung der Frau Katharina sollte nicht mehr lange auf die Probe gestellt werden: schon am folgenden Tage lag sie in den Armen ihres Gatten und stimmte mit ihm in die Wette ein Loblied nach dem andern an. Wohl war die Krankheit noch nicht ganz ausgeheilt, aber unter solcher Pflege mußte ja der Rest bald weichen, und hohe Wonne war es für die Käthe, wenn der Doktor ihr still die Hand drückte und mit den Augen seinen Dank aussprach, indem er sah und fühlte, wie seine treue Käthe bemüht war, mit verdoppeltem Eifer nachzuholen, was sie ohne ihre Schuld und zu ihrem größten Schmerz hatte versäumen müssen.

So warm und weich in seines Weibes pflegende Liebe gebettet, ging es mit dem Leidenden sichtbar aufwärts, und als am grünen Donnerstag die Glocken zum Gottesdienst läuteten, da sahen die Wittenberger auf der Kanzel der Stadtkirche wieder das alte, liebe, teure Gesicht und vernahmen wieder aus des Propheten Mund das Wort des Lebens.

Zwanzigstes Kapitel.
„Herr“ Käthe.

Zwei Meilen südwärts von Leipzig, an der Landstraße nach Altenburg im Amt Borna liegt zwischen grünen Wiesen, wogenden Saatfeldern und rauschenden Eichen ein kleines Gütlein mit Namen Zulsdorf, ein amtsassiges Landgut und Vorwerk.

Still und einsam liegt es da, denn es fehlen rings die Hütten der Arbeiter und Unterthanen. Auch macht es, wenn wir näher treten, mit seinen durchlocherten Dächern einen altersschwachen Eindruck und zeigt überall wie hilfeflehend seine klaffenden Wunden.

Die Hilfe kommt aber auch schon. Auf dem geräumigen Hof halten drei Lastwagen mit Bauholz und Ziegeln, von kurfürstlich sächsischen Beamten gesandt, und Zimmerleute, Maurer und Ziegeldecker sind auch bereits zur Hand, die Schaden zu beseitigen und namentlich das kleine, weinumrankte Wohnhaus in wohnlichen Stand zu setzen.

Geschäftig schreitet ein Weib von Raum zu Raum und giebt mit kundigem Sinn und sicherem Blick ihre Anordnungen, daß die Werkleute manchmal sich ansehen und zuflüstern: Schade, daß die Frau Doktorin kein Mann ist!“

Bier hat sie auch kommen lassen, um den Eifer der Leute zu stärken; denn in kurzem, hat sie gesagt, wolle ihr Herr und Gemahl kommen, da müsse alles in gutem Stand und Wesen sein.

Von dem Bauplatz geht sie zu dem Stall und redet mit dem Vogt und erkundigt sich nach dem Stand der Saaten. Und dann begiebt sie sich in den Garten und weist die Magde an und ermuntert sie mit freundlichem Zuspruch zu hurtigem Schaffen. Unmittelbar neben dem Garten ist ein Sumpf, mit Binsen und allerlei Schlinggewächs bestanden. Dort sind vier Bauern thätig, durch eingeschüttete Erde den Morast in Ackerland zu wandeln. Auch zu diesen begiebt sich die Frau und freut sich des geforderten Werks.

Man sieht es auf den ersten Blick, daß wir hier keine Bäuerin vor uns haben; aber das ist auch sofort zu sehen, daß die Frau sich hier wohl fühlt und mit Lust schaltet und waltet, wie ein König in seinem Reich. Sieht wohl etwas blaß und durchsichtig aus, wie wenn sie eben erst aus schwerer Krankheit erstanden wäre, aber aus ihren Augen leuchtet die helle, kräftige Lebenslust und das befriedigende Gefühl, hier in ihrem Element zu sein.

Aus dem Baumgarten, der sich gleich an den Gemüsegarten schließt, schallt fröhliches Kindergeschrei. Ein Mägdlein von zwölf Jahren kommt dahergelaufen mit gerötetem Antlitz und ruft schon von weitem: „Mütterlein, kommet mir zu Hilf! Der Paul will nicht von dem Birnbaum herunter, ob er gleich sich an dem Gezweig schon das Wams zerrissen! Und die Margarete will auch nimmer aufhören, von den Birnen zu essen, da sie doch längst genug hat.“

„Der Paul ist ein wilder Bursch“, sagte die Mutter ärgerlich und folgte der Tochter nach dem Baumgarten, wo alsbald die beiden Verbrecher ihre Strafe empfingen.

„Kommet herein, Kinder“, sagte die Mutter, „daß ihr vernehmet, was der liebe Vater aus Eisenach geschrieben!“

Und die Kinder folgten ihr in die Stube, in welcher es sich schon recht behaglich wohnen ließ.

Der Leser hat wohl schon längst erraten, daß die geschäftige Landwirtin keine andere ist, als Frau Katharina Luther, so sehr er sich auch wundern mag, wie sie in diese Gegend und in dieses Verhaltnis gekommen sei.

Ein Vetter Luthers, dem das Gütlein Zulsdorf gehörte, war in Schulden geraten und hatte seinen Landsitz veräußern müssen. Da hatte sich, von der Käthe geschoben, Luther seiner erbarmt und für 610 Gulden, die ihm der Kurfürst dargeliehen, das Landgut gekauft.

Als er seiner Frau die Kaufsurkunde brachte, leuchtete deren Gesicht in kindlicher Freude auf, und mit den zärtlichsten Worten bekam er seinen Dank. Das war ja von jeher ihre Schwärmerei, die Landwirtschaft und das ländliche Wesen. Was sie zuerst als Notwerk betrieben hatte, um für den großen Haushalt eine Einnahmequelle zu schaffen, das war ihr durch die errungenen Erfolge immer mehr zur Liebhaberei geworden.

Auch Luther selbst hatte bald seine Freude an dem Kauf, indem seine hausväterliche Fürsorge in dem stillen Landgütlein einen Ruhesitz für seine Witwe hoffte.

Freilich gewann es den Anschein, als habe Gott andere Gedanken und wolle der Katharina ein anderes Ruheplätzchen anweisen, draußen an dem Ort, wo die stillen Toten in ihren Kammern schlafen. War es Katharina gewohnt geworden, als Pflegerin an ihres häufig leidenden Gatten Lager zu stehen, so wendete sich jetzt das Blatt, und Luther kniete an dem Bett seines Weibes, von dem er meinte, es sei ihr Sterbebett. Die Pest, welche im Jahre 1539 abermals mit großem Wüten in Wittenberg einfiel, war schonend an dem Hause Luthers vorübergegangen, da ward im Februar des folgenden Jahres Katharina zufolge einer Fehlgeburt so hart daniedergeworfen, daß der Arzt alle Hoffnung aufgab und auch alle Umstehenden meinten, sie sei bereits tot. Aber ein Mittel gab es noch, das besser wirkt, als alle Mixturen des Apothekers, und auf dieses Mittel verstand sich Luther meisterlich. Auf seinen Knieen lag er und betete und betete sein Weib aus des Todes Umarmung wieder los. Am dritten März konnte er einem Freunde schreiben: „Meine Käthe ist von dem nahen Tod sehr wunderbar auferstanden, sie fängt an mit Wohlgefallen zu trinken und zu essen und schleicht mittels der Hände an Bänken und Tischen herum und lernet gehen.“

Jetzt erschien ihm der Gedanke, Zulsdorf zu kaufen, in einem neuen Licht. Dort in der ländlichen Stille und der frischen, gesunden Luft war der Ort, wo seine liebe Käthe sich wieder erholen und stärken konnte.

Käthe nahm das Anerbieten mit dankbarer Freude an, doch war sie nicht zu bewegen, früher abzureisen, als bis auch ihr Herr und Gemahl genötigt war, Wittenberg zu verlassen, um auf des Kurfürsten Wunsch den Konvent zu Hagenau zu beschicken. In liebendem Sichselbstvergessen wartete die der Pflege selber so Bedürftige des Gemahls, sie konnte sich nicht anders denken, denn als seine Gehilfin in des Wortes vollster und tiefster Bedeutung.

Als nun Luther hinweg war, da machte sich auch Katharina fertig und strebte mit Lenchen, Paul und Gretchen dem Ort ihrer Sehnsucht zu — Johannes und Martin mußten wegen des Unterrichts zurückbleiben, erhielten aber in ihrer Traurigkeit den Trost, nachkommen zu dürfen, wenn der Vater von seiner Reise zurück sei. —

Nun war Katharina bereits etliche Wochen in Zulsdorf und lebte hier in der stärkenden Landluft und dem ihr so sehr zusagenden Beruf zusehends auf, daß sie ihrem Mann nur gute Nachrichten geben konnte.

Aber auch Luthers Briefe waren voll von herzerhebender Botschaft. Von anderer Seite hatte sie erfahren, daß der große Betemeister eine zweite große That vollbracht und auch seinen lieben Philipp Melanchthon aus dem Tod heraus gebetet habe. Melanchthon war auf der Reise nach Hagenau plötzlich zum Tod erkrankt und hatte in Weimar liegen bleiben müssen. Der berühmte Arzt Sturz, welcher Luthern in Schmalkalden behandelt hatte, hatte ratlos an dem Bett gestanden, da war der Held des Glaubens und der Liebe hereingetreten, Doktor Martin Luther.

Auch er war bei dem Anblick des Freundes mit den gebrochenen Augen und den verfallenen Wangen erschrocken und hatte zu seinen Gefährten gesprochen: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“ Doch das Erschrecken hatte in seinem Herzen nur einen Augenblick Raum gehabt — alsobald hatte er sich zum Fenster gewendet und mit lauter, immer lauterer Stimme gebetet und Gott seinen lieben Freund abgerungen, daß der Tote wieder lebendig geworden war. —

Bald nachdem dieses Gerücht nach Zulsdorf gedrungen, war ein Brief aus Eisenach gekommen, vom 10. Juli datiert, in welchem es unter anderm hieß: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, siehet noch kränklich, aber doch leberlich, scherzet und lachet wieder mit uns und isset und trinket wie zuvor über Tisch. Gott sei Lob, und danket Ihr auch mit uns dem lieben Vater im Himmel.“

Nach etlichen Tagen hatte Luther noch ein Schreiben gesendet, welches von froher Laune übersprudelte.

„Meiner gnädigen Jungfrau Katharina Lutherin von Bora und Zulsdorf, meinem Liebchen. Meine liebe Jungfer und Frau Käthe! Euer Gnaden sollen wissen, daß wir allhier, Gottlob, frisch und gesund sind, essen wie die Böhmen, doch nicht sehr, trinken wie die Deutschen, doch nicht viel, sind aber fröhlich, denn unser gnädiger Herr von Magdeburg, Bischof Amsdorf, ist unser Tischgenoß. Es ist allhier solche Hitze und Dürre, das unsäglich und unerträglich ist Tag und Nacht. Komm, lieber jüngster Tag! Amen!

Dein Liebchen
Martin Luther.“

Endlich meldete er in einem dritten Schreiben seine nahe Rückkunft, und das war der Brief, den die Mutter jetzt ihren Kindern vorlas.

„Der reichen Frau zu Zulsdorf, Frau Doktorin Katharina Lutherin, meinem Liebchen, zu Handen. Morgen, Dienstags, wollen wir uns von hier aufmachen. Es ist mit dem Reichstag zu Hagenau ein Dreck, ist Müh und Arbeit verloren und Unkost vergeblich; doch, wo wir nichts mehr ausgerichtet, so haben wir doch den Magister Philippus wieder aus der Hölle geholet und aus dem Grab fröhlich heimbringen wollen, ob Gott will und mit seiner Gnade. Amen.

Ich bin nicht gewiß, ob Dich diese Briefe zu Wittenberg oder zu Zulsdorf würden finden; sonst wollte ich von mehreren Dingen geschrieben haben. Hiemit Gott befohlen.

Montags nach Jakobi 1540.

Dein Liebchen
Martin Luther.“

Mit lautem Jubel hörten die Kinder diesen letzten Brief von der Mutter vorlesen, das Lenchen wurde aber bald nachdenklich und sagte: „Der liebe Vater weiß nicht, ob wir noch allhier oder zu Wittenberg seien, wird darum nicht wissen, wohin er sich wenden solle auf der Heimfahrt.“

Und das Kind ließ traurig den Kopf hängen.

Die Mutter tröstete: „Liebes Kind, Dein Vater hat ein fein Gefühl, wird schon den rechten Weg finden.“

Nach drei Tagen sahen die Kinder, welche alle Tage zu wiederholten Malen auf den Hügel hinter dem Haus gestiegen waren, eine Staubwolke auf der Landstraße, aus welcher bald ein Wagen sichtbar ward. Das mußte der Vater sein, und in überstürzender Hast eilten sie ihm entgegen, indem die beiden älteren unbarmherzig das gestürzte Gretchen liegen ließen.

Durch das Geschrei war auch Frau Katharina aufmerksam geworden und hinausgeeilt. Da sah sie ihren geliebten Gatten, von seinen drei auf den Wagen gehobenen Kindern umgeben, daherkommen, und winkte ihm schon von weitem mit dem Schweißtüchlein den Willkomm entgegen.

Mit stolzem Behagen und kindlicher Freude führte sie den Doktor, dem sie kaum Zeit gelassen, sich des Reisestaubes zu entledigen, in ihrem neuen Reich herum, denn sie brannte vor Begierde, ihm alle Herrlichkeit zu zeigen. Das dauerte eine gute Weile, denn es galt vieles zu erklären und zu preisen. — Luther hörte ihr geduldig, wie ein Lamm, zu, denn seiner Käthe Freude war auch seine Freude, ja er konnte seine Bewunderung nicht bergen, indem er sagte: „Lieber Herr Käthe, ich sehe, daß Ihr Euch als König in Eurem neuen Reich wohl zu schicken wisset und will Euch meine Ehrfurcht vor Eurem Regiment nicht versagen, auch meine alleruntertänigste Huldigung nicht weigern. Mehr aber als über das Königreich freue ich mich über den König selber, der wieder so volle, runde Wangen bekommt und einen so frischen, fröhlichen Mut.“ —

In dem wohnlich hergerichteten Zimmer nach dem Hof zu hatten inzwischen die Mägde einen Imbiß auftragen müssen nebst allerlei Obst aus dem Garten, und Luther aß mit Genuß und Behagen, und mit stiller Wonne hörte ihm Katharina samt den Kindern zu, wie er dazwischen von seiner Reise erzählte.

Seinen Bericht plötzlich unterbrechend, sagte er: „Ein alter Heide in Rom, der außerhalb der Stadt auch so ein Zulsdorf besaß, hat davon gesungen:

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Das heißt zu deutsch:

Vor allen Ortern dieser Welt
Mir dieser Winkel wohlgefällt.

Dasselbige mag ich auch wohl singen und rühmen. Wie gütig ist doch der HErr! Er giebt über Bitten und Verstehen. Wenn wir um ein Stück Brot bitten, giebt er uns einen ganzen Acker. Als Du krank lagest, liebe Käthe, da bat ich Gott, er sollte Dich mir leben lassen, und er giebt mir noch das Gütlein Zuls-

dorf dazu und bescheret uns sonst ein reich, fruchtbar Jahr. Ach, wie ist es hier so paradiesesschön und wehet mich so herzwarm an! Wahrlich, so mir Gott der HErr nach des Tages Last und Hitze noch einen Feierabend möchte vergönnen, so will ich denselben fern von Wittenberg allhier in Zulsdorf verbringen. Verspüre auch schon deutlich, daß mein Leb[illegible] Rüste gehet und meine Kräfte brechen. Alsdann will i[illegible] ends alle Herrschaft von mir thun, und Du sollst dann [illegible] ‚Herr‘ Käthe sein, dem ich gehorsamen will als wie ein [illegible]

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Instinktäußerungen einer blinden Katze. Der englische Naturforscher Hoven besaß einen Kater, welcher erblindete und in diesem Zustande Veranlassung zu höchst interessanten Studien bot. Das arme Tier wußte nach seiner Erblindung offenbar zuerst nicht, was es mit sich machen solle; der Kater saß da und miaute jämmerlich, als ob er sein Mißgeschick beklagte, und wenn er einen Weg zu unternehmen versuchte, traf er auf Hindernisse: er lief gegen die Wände, fiel die Treppen hinunter, stolperte über alles, was ihm zufällig im Wege lag u. s. w. Wenn man ihn rief, war er bestürzt, wußte nicht, von wo der Ruf kam und wohin er ihm Folge leisten solle, und man dachte schon daran, seinem Dasein ein Ende zu machen, als er klar bewies, daß er es doch verstände, seine anderen Sinne für die verlorene Sehkraft Dienst thun zu lassen. Es war höchst unterhaltend, seine Experimente zu beobachten. Zuerst übte er sich in der schwierigen Kunst, die Treppe hinabzugehen; auf der obersten Stufe stehend, flog er nicht wie früher in die Luft hinaus, sondern suchte seitwärts, bis seine Barthaare ihm die Nähe der Treppenwange anzeigten, und ging dann diese entlang im Galopp hinunter in den Hausflur. Er studierte nach und nach alle früher gemachten Wege, prägte sich genau die Lage einer jeden Thür ein, durchforschte von neuem seine alten Verstecke und schien fest entschlossen, mannhaft ein neues Leben zu beginnen. Seine Erfolge waren so überraschend, daß die Hausbewohner oftmals glaubten, er könne wieder sehen. Aber wenn man etwas in seinen Weg legte und ihn dann dringend an seinen gewohnten Fütterungsplatz rief, so rannte er gegen das Hindernis und machte dann etwas später denselben Versuch mit großer Vorsicht und sorglicher Prüfung. Sein Wert als Rattenfänger war nicht vermindert. Ein Versuch, den Hoven in dieser Beziehung unternahm, kostete ihm Blut. In einem alten Kabinett, das zur Aufbewahrung alter Zeitungen diente, bemerkte er das Nagen einer Ratte; er setzte den Kater hinein und kramte unter den Papieren, als plötzlich seine Hand gepackt ward, das Tier hatte in seiner Blutgier die pflegende Hand seines Herrn für das erwartete Opfer gehalten. Aber am nächsten Morgen saß der Kater im Triumph neben einer erlegten Ratte. Es ist bekannt, daß eine Hauskatze ihren Weg zurückfindet aus entfernten Orten, nach welchen sie verhüllt gebracht wurde; eine Thatsache, welche die Naturforscher noch nicht befriedigend erklären konnten. Manche nehmen an, daß das Tier auf dem Wege sich die nach und nach auftretenden Gerüche so sicher einprägt, wie es mit einer Reihe von Bildern im Gesichtssinne der Fall ist, und dann diesen Gerüchen in umgekehrter Reihenfolge nachgehend sich wieder nach Hause findet. Wie mehrfache Versuche ergaben, war des blinden Katers Geruchssinn nicht besonders scharf, und als stets im Finstern wandelnd wählte er immer den kürzesten Weg nach Hause zurück, ohne Rücksicht auf denjenigen, welchen er bei seinem Ausmarsche folgte. Eines Tages bei starkem Schneefall, der alle Gegenstände in einen dichten Mantel hüllte, alle Pfade auslöschte, jeden Geruch und Ton erstickte, wurde er auf Kreuz- und Querwegen vom Hause weit fortgetragen, auf einen Schneehügel gesetzt und lautlos beobachtet. Das arme Tier wandte seine lichtlosen Augen hierhin und dorthin und miaute jämmerlich nach Hilfe. Als es fand, daß es ganz auf sich selbst angewiesen sei, stand es etwa eine Minute überlegend da und trabte dann durch den dichten Schnee geradenweges bis zur Hausthür zurück, die ohne Zögern für den frostbebenden Märtyrer wissenschaftlicher Forschung geöffnet wurde, zu dessen Trost sofort eine volle Schale frischer Milch kredenzt wurde. — Diese Beobachtung zeigt, daß Wallaces geistreiche Theorie über das Heimfinden der Katze durch Registrierung der Gerüche im Gehirn die eben beschriebene Thatsache nicht erklärt; diese geheimnisvolle Gabe ist wahrscheinlich derjenigen analog, mit welcher Zugvögel auf ihren nach Hunderten von Meilen zählenden Flügen ihren Weg nicht verfehlen.

Von der verschwenderischen Pracht [illegible] am Hofe König Friedrichs des Ersten [illegible] erhält man einen ungefähren Begriff [illegible] man dem Bericht folgt über die Feierlich[illegible] welche am Berliner Hofe stattfanden, [illegible] König im Mai 1700 seine Tochter mit [illegible] prinzen von Hessen verheiratete. [illegible] fast dauerten die Hoffeste. Alle Kl[illegible] dazu getragen wurden, waren aus [illegible] die Tonkünstler, Sänger und Schau[illegible] Wien, Paris und Dresden verschrie[illegible] Anzug der Braut kostete vier Million[illegible] und wog einen Zentner, weshalb [illegible] merfräulein, die noch von zwei Edelk[illegible] terstützt wurden, die Schleppe tragen mu[illegible] Die Tafel, an welcher der Hof speiste, ward mit 500 Gerichten besetzt, und diese Besetzung geschah in einer halben Stunde, während welcher Zeit der Küchenmeister noch 86 andere Tafeln zu versorgen hatte, denn an so vielen Tischen speisten die Gäste. Bei solcher Wirtschaft waren Steuern auf Steuern unvermeidlich. Man besteuerte schließlich sogar die Perücken. Jeder Perückenträger mußte je nach Beschaffenheit der Perücke 6—25 Prozent Stempel zahlen. Ein Franzose hatte diese Abgabe gepachtet, und nicht selten kam es vor, daß jemand auf der Straße angehalten und erst die Perücke, welche er trug, auf den Stempel geprüft wurde. Damals standen die Grafen Wartenberg, Wartensleben und Wittgenstein an der Spitze des Staat[illegible]wesens und im stillen sagten die Brandenburger mit Bezug auf die gleichen Anfangsbuchstaben dieser drei Namen: „Uns drückt ein dreifaches Weh!“

Glück. „Frau Jeheimrätin, ick war man bloß ein bisken auf dem Hofe; da muß det Beest, der Karo, in die Küche jeschlichen sein und die Wurscht jestohlen haben.“ — „Ein ander Mal, Auguste, schließe die Küchethüre, wenn Du weggehst. Ich kann Dir nicht helfen, durch Schaden wird man klug.“ — „Es is man bloß ein jroßes Jlück, Frau Jeheimrätin, det er nur die Wurscht jenommen hat. — Denken Sie, dicht daneben stand det janze Silbergeschirr.“

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 21. Februar 1884. Nummer 26.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (22. Fortsetzung.)

„Der Bundespräsident, an den ich direkt das Wort gerichtet und dabei die Frage ausgesprochen hatte, ob ihm vielleicht über den betreffenden Gegenstand etwas zu Ohren gekommen sei, sann einige Augenblicke nach und warf dabei einen fragenden Blick nach dem englischen Gesandtschaftssekretär hinüber, der, ein sehr ernster Mann, überaus wenig sprach und unmittelbar neben einem Sekretär der Gesandtschaft der nordamerikanischen Freistaaten, mir gegenüber saß.

„‚Nein', sagte er endlich, ‚ich selbst habe nicht in Erfahrung gebracht, daß ein Engländer im vorigen Jahre im Oberlande verunglückt ist. Aber das geschieht ja leider so oft, da die Herren Engländer' — und hier blinzelte er lächelnd nach dem britischen Diplomaten hinüber —, ‚sich zu häufig auf ihr Glück und ihre Kräfte verlassen, den Rat erfahrener Schweizer so selten befolgen und bei ihren Bergunternehmungen ihren Untergang finden. So kann auch sehr leicht der Herr, nach dem Sie forschen, zugrunde gegangen sein, aber gehört habe ich, wie gesagt, darüber nichts. O, das thut mir aber doch sehr leid, zumal sich Ihr Freund für die Familie des Verunglückten interessiert. Wie heißt denn die Familie, der dies Unglück begegnet sein soll?'"

„Ich nannte ihren Namen, wie ich ihn von Ihnen erfahren habe, denn das schien mir hier durchaus notwendig zu sein. Kaum aber war der Name über meine Lippen gekommen, so nahm ich zweierlei wahr, obgleich ich kein schlauer Diplomat, sondern nur ein ehrlicher Schweizer mit gesunden Sinnesorganen bin. Beide mir gegenübersitzenden Herren nämlich, der Engländer wie der Amerikaner, legten mit einem Mal eine ganz besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf die eben angesponnene Unterhaltung an den Tag, und zwar auf ganz verschiedene Weise.

„Was zuerst den Engländer betrifft, so hielt er augenblicklich im Essen inne und ich sah, wie sein bleiches Gesicht einen Moment lang stark errötete. Und als nun unser Wirt die Frage an ihn richtete, ob ihm der Name des Verschollenen oder der seiner Familie bekannt sei, sagte er kurz und augenscheinlich nur ungern sich zum Sprechen entschließend: ‚O ja!' und fügte dann mit einem seltsamen, diplomatischen Lächeln voller Zurückhaltung hinzu, daß er ebenfalls nicht glaube, daß Mr. Duncan im Oberlande ums Leben gekommen, wie er denn überhaupt nicht gehört, daß irgend ein Engländer im vorigen Jahre beim Bergsteigen verunglückt sei.

„Einen ganz anderen Eindruck dagegen machte bei diesem Gespräch auf mich der junge Diplomat aus Washington, der von Anfang an demselben mit großer Aufmerksamkeit zugehört und sichtbar genug einen persönlichen Anteil daran verraten hatte. Schon während ich sprach, fixierte er mich ohne Unterlaß scharf und als der Engländer sein Votum abgegeben und die Sache damit also abgethan schien, gab er sich,

Wie schön, sich zu wiegen,
Die Luft zu durchfliegen
Am blühenden Baum!
Bald vorwärts vorüber,
Bald rückwärts hinüber, —
Es ist wie ein Traum!

Die Ohren, sie brausen,
Die Haare, sie sausen
Und wehen hintan!
Ich schwebe und steige
Bis hoch in die Zweige
Des Baumes hinan.

wie es mir vorkam, alle Mühe, seine diplomatische Ruhe beizubehalten; allein das gelang ihm doch nicht so ganz und meine guten Augen nahmen trotz seiner Bemühung, ruhig zu bleiben und unbefangen auszusehen, nur zu sehr wahr, daß sein Inneres durch lebhafte Empfindungen bewegt wurde, die notwendig mit dem Gegenstand unsers Gesprächs in Verbindung stehen mußten. Er war eben ein junger, warm fühlender und noch nicht vollständig geschulter Diplomat, der die Selbstbeherrschung seiner Gedanken noch nicht in dem Grade besaß, wie sein älterer britischer Kollege.

„Daß der junge Mann es übrigens auf mich abgesehen hatte und das Gespräch über den angeregten Punkt noch nicht für vollständig beendigt hielt, glaubte ich schon während der Tafel zu bemerken, obgleich auch er kein Wort über den Verschollenen sprach, so lange er saß. Denn er behielt mich fast beständig im Auge, sah mich oft forschend an, als wolle er erkunden, ob ich vielleicht noch mehr sagen würde, aber da ich schwieg, weil ich in der That nichts mehr zu sagen wußte, schwieg auch er.

„Kaum aber hatten wir abgespeist und waren von unseren Plätzen aufgestanden, so kam er mir in das Nebenzimmer, wohin ich mich mit einigen anderen Gästen zu einer Tasse Kaffee und einer Cigarre zurückgezogen, nach, reichte mir die Hand und zog mich, ohne es gerade auffällig zu machen, in eine abgelegene Fensternische. Hier legte er mir, etwas hastig sprechend, die mich sehr in Verwunderung setzende Frage vor, ob er mich vielleicht heute noch in meinem Hotel sprechen könne. Zugleich überreichte er mir mit einer Verbeugung seine Karte und ich las darauf den mir bisher unbekannten Namen Mr. Charles H.....t. Dabei aber sah ich mir den jungen Herrn ganz gemächlich in allernächster Nähe an und ich muß gestehen, daß er mir in seiner hübschen und kräftigen Erscheinung, mit seinem ehrlichen und treufesten Gesicht ganz ausnehmend gefiel, so daß er von Augenblick zu Augenblick mehr den günstigsten Eindruck auf mich machte. Indem ich ihm nun auch meine Karte überreichte, sagte ich zu ihm:

„‚Ich wohne in keinem Hotel, Mr. H.....t, sondern in einem bescheidenen Privathause bei einem Freunde, wo ich mich in der Regel aufhalte, wenn ich zum Großrat in Bern einberufen werde. Wenn Sie mich aber dort aufsuchen wollen und es nicht vorziehen, mich selbst in Ihrer Wohnung zu empfangen, so wird mir Ihr Besuch jederzeit sehr angenehm sein.‘

„Er nickte beistimmend und sagte ohne langes Besinnen: ‚Da ich etwas von Ihnen zu hören hoffe, was Interesse für mich hat, so ziemt es sich wohl, daß nicht Sie sich zu mir bemühen, sondern ich zu Ihnen komme. Sie würden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Wohnung und die Stunden nennen wollten, wann ich Sie noch heute sprechen kann.‘

„Ich nannte ihm Straße und Nummer und gab als Gesprächszeit die Stunde um acht Uhr abends an.

„‚Ah,‘ sagte er, ‚da wohne ich ja dicht neben Ihnen und ich habe es also nicht weit. So sage ich Ihnen denn: Auf Wiedersehen!‘

„Er verbeugte sich dankend, reichte mir noch einmal seine Hand und bald darauf entfernte er sich, wie auch die übrigen Gäste und ich sich allmählich von unserm Wirte verabschiedeten.

„Ich machte nach unserm Diner noch einen kleinen Spaziergang und war dabei etwas von Neugierde geplagt, was mir der amerikanische Diplomat zu sagen haben werde. Dann aber verfügte ich mich nach Hause, um mich auf den Besuch desselben vorzubereiten. Die Familie, bei der ich wohnte, war bald davon unterrichtet und ließ mich diesmal in meinem Zimmer allein, während sie sonst immer den Thee bei mir zu trinken pflegte.

„Es hatte noch nicht acht Uhr geschlagen, da ließ sich mein Besuch schon melden und aus dieser Eile merkte ich von neuem, daß ihm die vorliegende Sache von Wichtigkeit sei. Nun, er trat bei mir ein, ich bot ihm eine Cigarre an, die er dankend ablehnte, und dann setzte er sich auf einen zufällig im Zimmer vorhandenen Schaukelstuhl, sichtlich erfreut, daß er dies bequeme, vaterländische Hausmöbel auch bei mir vorfinde.

„‚Ich will mich kurz fassen, mein Herr Oberst‘, begann er sogleich das Gespräch, ‚denn ich möchte gern so bald wie möglich in der von Ihnen heute bei Tisch angeregten Sache klar sehen. Ich kann Ihnen auch nicht leugnen, daß sie mir von großer Wichtigkeit erscheint, und nun, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, so erzählen Sie mir, woher Sie die Nachricht haben, daß ein Mr. Harry Duncan im vorigen Jahre im Berner Oberlande ums Leben gekommen sei.‘

„Ich holte sogleich Ihren Brief herbei, worin sich jener Ausschnitt aus der Times befand, den Sie mir mitgeschickt haben und den ich Ihnen einliegend zurücksende, und reichte ihm den Zettel hin, wobei ich der Wahrheit gemäß berichtete, wie er in meine Hände gelangt und daß Sie, der Briefschreiber und Fragesteller, der Arzt der Familie des Verstorbenen wären, also ganz natürlich großen Anteil an dem Schicksal derselben nähmen.

„Als ich diese Worte gesprochen, versank der amerikanische Herr in ein kurzes Stillschweigen und schaukelte sich heftig in seinem Stuhle hin und her, als ob er ernstlich mit sich über etwas zu Rate ginge. Aber bald darauf erhob er sein ehrliches Gesicht ganz zu mir, sah mich mit seinen blauen Augen treuherzig an und sagte:

„‚Verzeihen Sie mir die Bewegung, die Ihre Berichterstattung notwendig in mir hervorgerufen hat, aber ich wiederhole Ihnen, daß das Schicksal dieses angeblichen Umgekommenen mich auf das tiefste rührt. Nun denn, ja, was das Schicksal desselben betrifft, so kann ich Ihnen und Ihrem Freunde einen Trost sprechen und Ihnen beiden sogar die bestimmte Versicherung geben, daß dieser — dieser Mr. Duncan auf die von Ihnen erzählte und in dieser Zeitung angegebene Weise nicht umgekommen ist, und das teilen Sie Ihrem Freunde, dem Arzte, sofort mit, damit er auch der Familie des jungen Mannes diesen Trost überbringen kann.‘

„‚Wie‘, rief ich erstaunt, ‚wie soll ich das verstehen, was Sie sagen? Wenn der junge Engländer nicht umgekommen ist, wie Sie mir auf das bestimmteste versichern, darf ich dann annehmen, daß er noch lebt?‘

„Der Amerikaner lächelte still vor sich hin und schaukelte sich wieder, aber immer langsamer und langsamer, bis er endlich den Stuhl anhielt und wie mir schien, noch etwas zögernd und seine wahre Meinung zurückhaltend, sagte:

„‚Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon gesagt: daß Harry Duncan nicht von einem Felsen herabgestürzt ist und nicht in der Umgegend von Interlaken begraben liegt.‘

„‚O Mr. Charles H.....t,‘ fuhr ich dringender fort, denn jetzt glaubte ich schon deutlicher in den Mienen des jungen Mannes zu lesen, was er, mit sich selbst im Kampfe, mir noch verschwieg, ‚lassen Sie uns doch ganz ehrlich gegeneinander verfahren und sagen Sie mir alles, was Sie mir über jenen jungen Mann sagen können, an dem Sie einen ebenso großen Anteil nehmen, wie mein Freund, der Arzt, sonst hätte er mir ja nicht einen so ausführlichen Brief geschrieben, in dem aus jeder Zeile hervorgeht, daß er die eingehendste Beantwortung seiner Frage wünscht, damit er der unglücklichen Familie des Verschollenen einen sehr notwendigen Trost sprechen kann. Anstatt mir also mit nur halber Aufrichtigkeit zu sagen, daß er nicht von einem Felsen herabgestürzt und in oder bei Interlaken begraben ist, sagen Sie mir lieber die ganze Wahrheit und gestehen Sie ein, daß er lebt.‘

„Der Amerikaner kämpfte offenbar von neuem einen schweren Kampf mit sich selber, diesmal aber war derselbe viel kürzer

als vorher und endlich sagte er, während ich schon in seinem auf mir ruhenden Auge das folgende las:

„‚Nun denn, ja, hier helfen keine diplomatischen Ausflüchte mehr und nach meiner Ansicht der Sache — namentlich wie sie jetzt liegen — sind sie auch durchaus nicht mehr notwendig und könnten sogar, wenn sie noch länger in Anwendung gebracht würden, die verworrene Angelegenheit nur noch mehr verwirren. Also ja — Mr. Harry Duncan lebt, und nun, da ich Ihnen so viel gesagt, will ich auch noch etwas anderes hinzufügen, was Sie Ihrem Freunde, dem Arzte seiner Familie, getreulich mitteilen mögen. Jedoch muß ich die Bedingung dabei stellen, daß ich vor der Hand noch nicht mit der Frage behelligt werde, wo Mr. Duncan seinen Aufenthalt genommen hat und unter welchen Verhältnissen er lebt, denn ich habe ihm gelobt, daß ich gegen jedermann darüber schweigen will. Auch würde ich Ihnen nicht so viel gesagt haben, wie Sie wirklich gehört, wenn eben seine Verhältnisse nicht augenblicklich der Art wären, daß ein völliger Umschwung derselben zum Besseren zu erwarten steht. Und das eben ist es, was Sie Ihren Freund wissen lassen mögen, daß nämlich das Schicksal des Verschollenen, über welches seine Verwandten mit Recht so sehr besorgt sind, bald eine vor kurzem noch ganz unvermutete Wendung nehmen wird, und sobald ich darüber etwas Bestimmtes erfahre, was ich jeden Tag erwarten kann, werde ich Mr. Duncan selbst davon benachrichtigen, der über sich und seine Zukunft ebenso im Unklaren ist, wie seine Familie darüber, ob er lebt oder nicht. Ich habe schon lange nicht mehr an ihn geschrieben, weil ich ihn mit ungewissen Hoffnungen — aus Gründen, die ich für mich behalten möchte — nicht täuschen durfte, und erst, wenn ich alles klar und fertig vor mir habe, darf und werde ich ihn dem Verhängnis entreißen, dem er unglücklicherweise schon so lange verfallen ist.‘

„Als der liebenswürdige Diplomat mir das gesagt, senkte ich sinnend den Kopf, denn mir war vieles in seiner Rede durchaus unverständlich geblieben, wozu ich allerdings in meiner halben Kenntnis der Sache nicht den rechten Schlüssel besaß. Endlich aber fiel mir etwas in seiner Offenbarung besonders auf und ich deutete es ihm auch ehrlich an, indem ich sagte:

„‚Gut, ich danke Ihnen für alles das, was Sie mir über diesen Mr. Duncan vertraut haben, aber wie kommen Sie, das Mitglied der nordamerikanischen Gesandtschaft, dazu, das alles zu wissen, während der englische Diplomat, der heute bei unserm Diner zugegen war, den jungen Mann nicht persönlich zu kennen schien, obgleich sein Name ihm, seiner eigenen Äußerung und seinem eigentümlichen Benehmen nach, sehr wohl bekannt war?‘

„Mr. Charles H.....t lächelte auf eine Weise, daß ich sah oder zu sehen glaubte, wie diese Frage ihm etwas ungelegen kam, allein er faßte sich bald wieder und sagte, den blonden Kopf langsam hin und her bewegend:

„‚O, diese Frage zu beantworten, dürfte doch wohl nicht sehr schwer sein und ich glaube Ihnen mit wenigen Worten die Erklärung darüber zukommen lassen zu können. Wie kann denn jedes Mitglied der englischen Gesandtschaft alle Engländer im Auslande kennen oder genau von ihren Verhältnissen unterrichtet sein? Viele Tausend Engländer leben jahraus, jahrein im Auslande und werden durchaus nicht so streng überwacht, wie es etwa mit den Polen von seiten Rußlands geschieht. Mr. Harry Duncan ist eben ein Engländer und — erfreut sich der freien Institutionen seines Landes, die freilich‘ — und hier spielte ein fast wehmütiger Zug um die Lippen des Redenden — ‚auch nicht immer von Fehlern frei sind, wie mir — ich sage mir — gerade der vorliegende Fall beweist. Daß ich aber, mein Herr‘ — und hier leuchtete das blaue Auge des Amerikaners wahrhaft stolz und feurig auf — ‚mit den Verhältnissen Mr. Duncans viel genauer bekannt bin, als ein Mitglied seiner eigenen Gesandtschaft, das hat allein darin seinen Grund, daß ich — schon lange mit ihm persönlich bekannt und sogar — befreundet bin, und daher allein stammt auch das innige Interesse, welches ich an seinem traurigen Schicksal nehme.‘

„Nachdem der junge Diplomat diese Worte mit einer wahren Erhebung seines ganzen Wesens gesprochen, stand er von seinem Stuhle auf und nahm seinen Hut. Ich war von dem ganzen Vorgange so bewegt und ergriffen, daß ich sogar die Fragen vergaß, die ich ihm in betreff seines englischen Freundes noch vorzulegen beabsichtigt hatte, und so dankte ich ihm für seinen Besuch und seine Mitteilung, und er, nachdem er sich mit wenigen Worten verabschiedet, verließ mich.

„Hier, mein lieber Doktor, haben Sie alles, was ich in Bezug auf Ihren Auftrag in Erfahrung bringen konnte und ich glaube fast, daß Sie mehr empfangen, als Sie erwartet hatten. Wenigstens so viel steht fest, daß der Sohn der liebenswürdigen Familie, der Sie Ihre Teilnahme geschenkt, nicht gestorben, sondern dem Leben und den Seinigen erhalten ist, ihnen also auch wohl ohne allen Zweifel wiedergegeben werden wird. Wie und wann das geschehen wird, kann ich freilich nicht wissen und überlasse Ihrer Einsicht und der Zukunft die Lösung dieses mir sehr interessant erscheinenden Rätsels.

„Leben Sie wohl! In acht Tagen denke ich wieder daheim zu sein und hoffe Sie noch auf dem Abendberge vorzufinden, dem ich gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr einen Besuch abzustatten gedenke, und dann wollen wir mehr über den vorliegenden Fall sprechen und Sie sollen mir erzählen, welchen Eindruck die neue Mitteilung über das Geschick des jungen Engländers auf seine Familie hervorgebracht hat.

„Herzlichen Gruß von Ihrem treuen Arnold.“

* * *

Als ich diesen Brief zu Ende gelesen, sank mir das letzte Blatt aus der Hand und ich starrte eine Weile ganz beklommen vor mich hin. Ich konnte den mir wunderbar vorkommenden Inhalt noch gar nicht fassen und mich nur schwer in die neue Lage versetzen, in der sich von nun an Mrs. Duncan und ihre Familie befanden, und in die ich mich selbst ihnen gegenüber zu stellen hatte. Erst nach geraumer Zeit nahm ich den Brief zum zweitenmal auf, durchlas noch einmal aufmerksam einige Stellen und faltete ihn dann mit zitternden Händen zusammen, um ihn sorgsam in meine Brusttasche zu stecken. Aber dabei fluteten so viele Gedanken durch mein Hirn und so viele Empfindungen der seltensten Art bestürmten mein Herz, daß ich sie unmöglich im engen Zimmer bewältigen konnte und es zog mich mit Macht ins Freie hinaus, wo ich eine Weile ziellos und hastig auf- und niederlief und das Wogen und Stürmen in meiner Brust zu bekämpfen suchte.

Endlich war es mir auch gelungen und nun erst kam ich zur ruhigen Überlegung der gegenwärtig vor mir liegenden Aufgabe. „Ja“, sagte ich zu mir, „dieser Brief bringt mir allerdings mehr Neues, als ich erwartet habe. So viel ist gewiß: die Unglücksbotschaft in jenem Zeitungsblatt, die das ganze Unheil der Familie angerichtet hat, war falsch, und alle Unternehmungen derselben zur Auffindung der Spuren des angeblich Verunglückten mußten also auch natürlich eben so überflüssig wie vergeblich sein. Ah! Diese Mitteilung müssen die armen Frauen bald erfahren und ich bin dazu auserlesen, sie ihnen zu überbringen. O, das ist allerdings eine köstliche Aufgabe für mich, denn nun werden ja wohl ihre bittersten Schmerzen ein Ende haben und ein neues Leben voller Hoffnung und Zuversicht wird vor ihnen tagen, denn alle übrigen Schwierigkeiten, in denen sie sich in betreff Harry Duncans befinden, werden wohl nicht so groß sein, daß sie nicht durch die Nachricht, daß er noch lebt, beseitigt oder wenigstens ge-

milbert werden konnten. O, o, welches Glück ist mir da wieder einmal beschieden! Aber die Aufgabe, die mir dabei zugefallen, auf die rechte Weise zu lösen, wird nicht ganz leicht sein, da ich die armen Frauen ja nur allmählich auf die unerwartete Thatsache vorbereiten kann."

„Und wie seltsam ist es", sagte ich ferner zu mir, „daß mir gerade jetzt und hier dieser Brief mit dem abgeschlossenen Geschick einiger mir so wert gewordener Menschen in die Hände fällt, wo ich im Begriff stehe, dem Schicksal eines anderen Unglücklichen näher zu treten! Es ist das sehr merkwürdig, aber mir fehlt es nicht an analogen Vorkommnissen in meinem Leben und ich weiß ja aus alter Erfahrung, daß die Vorsehung, nicht immer, nein, aber doch oft dafür sorgt, daß ein Unglück im Menschenleben durch das Dazwischenwerfen eines Glücksfalls gemildert und gewissermaßen neutralisiert wird. Ja, das erlebe ich hier wieder, denn während ich noch hier in großer Sorge um des armen Mr. Scotts Zustand bin und die Folgen seines jetzigen traurigen Verhältnisses noch nicht überschauen kann, erfahre ich, daß meine frühere Sorge um jene bemitleidenswerten Frauen zu Ende ist und sich sogar in eine unerwartete Freude verwandelt hat. Ja, so geht es oft im Leben und wohl dem, dem das Unglück nicht immer in doppelter Gestalt erscheint, wie so häufig, und der über das eine lächeln kann, wenn sein Herz noch voll bitterer Sorge über das andere ist. So will ich denn die mir zugefallene Aufgabe mit Ruhe und Fassung zu lösen versuchen und getrost an die Arbeit gehen, denn daß ich damit noch nicht über alle Berge bin, wie ich hier so hoch über so vielen stehe, das sagt mir eine innere Stimme."

So oder ähnlich lautete damals mein langes Selbstgespräch, aber ich fühlte mich infolge der eben erhaltenen Nachrichten und des Nachdenkens darüber in eine solche Aufregung versetzt, daß ich mehr Zeit zu meiner eingenen Beruhigung bedurfte, als ich für möglich gehalten. Es waren bereits Stunden vergangen, seitdem Christen mir den bedeutungsvollen Brief gebracht, und ich wußte es kaum, denn ich hatte an die Berechnung der Zeit nicht gedacht, wie mir auch anderes ganz aus der Erinnerung gewichen zu sein schien. Da aber fiel mir plötzlich mein armer Kranker oben in der Hütte ein und rasch stieg ich wieder zu ihr empor, um durch das Fenster in sein Schlafzimmer hineinzuschauen.

Ich nahm noch keine Bewegung darin wahr, er lag noch ruhig in seinem Bett und schlief fest, was mir in diesem Augenblick doppelt erwünscht war, da ich erst ganz mit mir zur Ruhe kommen wollte, bevor ich mich in eine neue Aufregung begab, die unzweifelhaft an mich herantreten mußte, wenn er wirklich ausführte, was ich mit ziemlicher Sicherheit erwartete, nämlich mir endlich sein ganzes Vertrauen schenkte und mir seine Lebensschicksale erzählte.

So begab ich mich denn in die Küche, um wiederum mein eigener Koch zu sein, denn ein nagendes Gefühl im Magen erinnerte mich daran, daß ein Mensch, der innerlich mit so schwer wiegenden Gedanken und Empfindungen beschäftigt ist, auch der leiblichen Speise bedarf, um seine Kräfte aufrecht zu erhalten und sich zu ferneren Unternehmungen geschickt zu machen.

Erst als ich mit meiner Mahlzeit fertig war, zog ich meine Uhr hervor und fand zu meinem Erstaunen, daß der Nachmittag bereits vorgerückt war. Der ganze Tag war mir unter den verschiedenen, so rasch aufeinander folgenden Gemütsbewegungen und dem Nachdenken darüber förmlich unter den Händen weggeschwunden und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß in einer so isolierten Lage die Zeit so flüchtig sein könne, wenn ich es jetzt nicht an mir selbst erfahren hatte.

Endlich um 5 Uhr, als ich noch einmal in das Fenster Mr. Scotts blickte, sah ich, daß er erwacht war und im Bette aufrecht saß, sich auch bereits die langen Haare und den Bart kämmte, was ich als eine gute Vorbedeutung seines Befindens aufnahm, denn ich wußte als Arzt sehr genau, daß, wenn ein Kranker erst an die Wiederherstellung seiner äußeren Erscheinung, also an seine Toilette denkt, die schwerste Krisis seines Leidens überstanden ist und man mit Sicherheit auf seine völlige Genesung rechnen kann.

Ich ließ ihn noch einige Zeit gewähren und erst als ich annehmen konnte, daß er mit seiner leichten Arbeit zustande gekommen, begab ich mich zu ihm und begrüßte ihn mit freundlichen Worten, indem ich meine Freude aussprach, daß er so lange geschlafen und sich wahrscheinlich nun auch in besserer Stimmung befinde.

Er lächelte mich zum erstenmal mit einer merklichen Heiterkeit an und reichte mir ruhig die Hand, die ich durchaus frei von allem Fieber und warm wie bei einem gesunden Menschen fand. Auch sein übriges Befinden, wie ich bald erfuhr, ließ nichts zu wünschen übrig und als ich mein Auge forschend in das seine senkte, nahm ich darin eine wunderbare Veränderung wahr, die mich noch mehr mit neuer Hoffnung und Freude erfüllte.

Sein blaues Auge hatte zwar immer noch seinen schwärmerischen Blick bewahrt, aber es schaute mir klar und von dem früheren Schleier befreit entgegen. Auf seiner Miene lag eine gewisse innere Zufriedenheit und die trübselige Spannung, die sie so oft und lange gezeigt, war fast ganz daraus verschwunden. Er betrachtete mich, wie ich sofort wahrnahm, diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit und Teilnahme und sein Blick hatte dabei etwas Fragendes angenommen, was ich mir richtig deutete und was er mir bald auch selbst durch seine Worte kundgab.

So atmete ich denn, nachdem ich ihm einige Fragen vorgelegt und aus seinen Antworten immer mehr Anzeigen erhalten, daß er sich wohler denn je befinde, auch in dieser Beziehung erleichtert auf und ich setzte ganz bestimmt voraus, daß ich nun endlich an das Ziel gelangen würde, das ich mir schon so lange vorgesteckt. Allein so weit waren wir für jetzt noch nicht und es sollten noch mehrere Stunden vergehen, bis mir auch hier eine Erklärung zu teil ward, wie ich sie in anderer Weise an diesem so bedeutungsvollen Tage aus dem Briefe meines Schweizer Freundes erfahren.

Endlich aber, nachdem wir noch mancherlei hin und her gesprochen, wandte sich Mr. Scott mit einem raschen Entschluß zu mir und sagte:

„Herr Doktor, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich befinde mich mit einem Male so wohl, als ob mir die göttliche Vorsehung plötzlich Genesung ins Herz gehaucht. So kann ich denn nicht länger unthätig im Bette liegen und will lieber aufstehen und einmal wieder nach längerer Zeit Gottes frische Luft einatmen, die, ich fühle es, mir durchaus notwendig ist. Ich habe mir auch vorgenommen, heute noch etwas anderes zu thun, und das soll geschehen, wenn ich auf meinen Füßen stehe, und da sollen Sie sich überzeugen, daß noch Manneskraft und Entschlossenheit genug in mir ist, um noch einmal einen Blick in mein vergangenes Leben zu werfen. Ja, ich muß aufstehen und sogleich. So lassen Sie mich denn einige Zeit allein, damit ich mich ankleiden kann und dabei habe ich noch manches zu überlegen, was ich — mit Ihnen heute abend unternehmen will."

Ich drückte ihm meine Befriedigung darüber aus und verließ ihn, um wieder einen kurzen Spaziergang zu machen und abermals mit mir zu Rate zu gehen, was mir unter den jetzt obwaltenden Umständen geradezu eine innere Notwendigkeit geworden war. Als ich aber nach einer Stunde zurückkehrte und das einsame Blockhaus wieder erreichte, fand ich noch alles in der Umgebung desselben still und ich schloß daraus, daß

mein Patient noch nicht mit seinen Vorbereitungen fertig sei. Da ich ihn darin nicht stören und ihm jetzt in keiner Weise hinderlich in den Weg treten wollte, um ihn sich ganz allein selbst zu überlassen, hielt ich mich, zwischen den Alpenrosen hin und her schreitend, vor der Thür auf und beobachtete die Erscheinungen in der Natur, die mit einem Male wieder meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und in der That auch ganz dazu angethan waren, mein Herz mit Wonne zu erfüllen.

Die untergegangene Sonne hauchte den westlichen Horizont und etwa darüber hinsegelnde Wolken glühend an. Von ihren äußersten Spitzen an begann sich die ganze Riesenkette der Alpen zuerst mit einem zart angehauchten Rosarot, dann bis zum intensiven Purpur und endlich mit der Farbe des Kupfers zu bedecken, die sich bis auf den Fuß der zunächst liegenden Berge erstreckten und die ganze sichtbare Welt in ihren köstlichen Mantel hüllten.

Es war ein großer, ein schöner, ein unvergleichlich erhabener Anblick und ziemlich lange dauerte er heute. Mein Herz schauerte dabei in selten empfundener Wonne auf und unwillkürlich falteten sich meine Hände, um dem großen Schöpfer mein Dankopfer darzubringen. Allmählich aber erloschen die Farben wieder, die dunklen gingen in hellere über, bis plötzlich und auf einen Schlag die Eisberge wieder in ihrem gewöhnlichen kreideweißen Kleide dastanden und durch den so schnell hervorgebrachten Kontrast den Eindruck hervorriefen, etwa wie ein blühendes Menschenantlitz es thut, wenn es aus dem vollsten Leben plötzlich in den Tod versinkt und dann seine Wangen sich mit der Blässe dieses Todes bedecken.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den Katakomben Roms.

Für die Abendschule von J. S. Simon. (Schluß.)

Gegenwärtig wird die päpstliche Erlaubnis zum Besuche nur auf die Callistkatakomben ausgestellt. Ein Führer empfängt die Fremden und eilt mit ihnen in einer halben Stunde durch einige der wichtigsten Zellen. Man kommt dabei natürlich zu keiner rechten Besinnung, insonderheit wenn etwa die Begleiter keinen Sinn für den Ernst und die historische Bedeutung dieses Ortes haben. Ein ganz anderer wird der Besuch, wenn ein kenntnisreicher, sich dafür interessierender Führer die Fremden durch die Katakomben geleitet. Dann verrinnen bei fesselnder, eingehender Erklärung schnell drei bis vier Stunden unter der Erde und bleiben leicht die genußreichsten und anregendsten eines ganzen römischen Aufenthalts. An einem Tage im Jahre, am Cäcilientage (22. November), kann man ohne Führer diese Katakomben betreten: Die Kapellen und Gänge sind erleuchtet und mit Blumen und Lorbeerzweigen geschmückt; die Besucher verlieren sich in den weiten Gängen, in denen nur das Rascheln des Laubes das Nahen eines andern Besuchers verkündet; in der bischöflichen Kapelle wird den ganzen Tag über Messe gelesen und die Gläubigen knieen an den Gräbern der Heiligen.

In den letzten Jahrzehnten ist für die Durchforschung der Katakomben außerordentlich viel gethan worden, namentlich durch die Gebrüder de Rossi. Auch von Frankreich ist die wissenschaftliche Thätigkeit über die Katakomben unterstützt worden. Im 18. Jahrhundert ward mit Ausnahme einiger Werke wenig für die Katakomben gethan. Im Anfange des 17. Jahrhunderts trat Bosio, „der Columbus der Katakomben", auf. Sein Werk darüber ist vorzüglich. Im 16. Jahrhundert lagen die Katakomben fast unbeachtet; sie wurden nur besucht, aber nicht durchforscht. Ihr Legendenbüchlein, die „Mirabilia", in der Hand durchzogen die Pilger die ihnen zugänglichen Cömeterien und lasen dabei die Warnung: „Es können die heiligen Leiber zwar öffentlich gesehen und berührt werden, aber sie dürfen keinesfalls weggenommen werden, bei Strafe päpstlicher Exkommunikation, es sei denn die besondere Erlaubnis des heiligen Vaters erlangt worden!" Als im 13. Jahrhundert Gregor IX. und Friedrich II., der Hohenstaufe, widereinander stritten, finden wir die Katakomben in dem Briefe eines unabhängigen Klerikers erwähnt, aber freilich in trauriger Weise; er schreibt: „Wie könnt ihr in Rom sicher sein, wo alle Bürger und Geistliche für und wider beide Gegner im täglichen Gefechte liegen? Die Hitze ist dort unerträglich, das Wasser faul, die Nahrung grob und roh, die Luft mit Händen zu greifen und mit Moskitenschwärmen erfüllt; es wimmelt von Skorpionen; das Volk ist schmutzig und abscheulich, voll Bosheit und Wut. Ganz Rom ist unterhöhlt und aus den von Schlangen erfüllten Katakomben steigt ein giftiger und tödlicher Dampf hervor." Eine wenig verlockende Beschreibung! Dazu wissen wir, daß auch die Pilger des Mittelalters, besonders im 10. Jahrhundert, oft den unheimlichsten Anblick gewährten. Pilger kamen nach Rom, um ihre Verbrechen abzubüßen; sie waren mit Scheinen ihrer Bischöfe versehen, darauf standen die Verbrechen, die sie begangen hatten. Man sah in Rom Menschen, welche Ketten trugen, andere halbnackt einen schweren Eisenring um den Hals, oder den Arm von einem Eisenbande umschmiedet; Mörder von Eltern, Brüdern oder Kindern, denen ein Bischof diese Pönitenz und Wallfahrt nach Rom auferlegt hatte. Hier gebärdeten sie sich oft unsinnig, ihrer Geschicklichkeit gelang es zuweilen, die Ketten vor dem Grabe eines Märtyrers zu sprengen. Auch andere, Gauner, hüllten sich in ähnliche Trachten, gebärdeten sich wahnsinnig, kamen bei einem Heiligenbilde plötzlich zu Sinnen und Sprache und erwarben dadurch von den beglückten Mönchen nicht kleine Geschenke, womit sie dann lachend abzogen, um ihre Künste anderswo zu üben. Immermehr nahm der Glaube an die magische Kraft der Märtyrergebeine überhand. Man plünderte die Katakomben und brachte die Gebeine der Heiligen nach der Stadt. Zum erstenmale ließ dies Paul I. im 8. Jahrhundert thun. Rom erscholl dann Wochen und Monate lang von Hymnen oder Prozessionen, welche diese schauerlichen Züge begleiteten; durch die Thore kamen Wagen nach Wagen herein, die mit Schädeln und Knochen oder mit Sarkophagen belastet waren. Sollen doch allein ins Pantheon 28 Karren mit Märtyrergebeinen gebracht worden sein. Und nach allen Seiten begehrte man von diesen Schätzen Roms; ein förmlicher Handel mit Leichen wurde getrieben. Wenn man diese Toten auf geschmückten Wagen aus der Stadt entfernte, begleiteten sie die Römer im feierlichen Zuge mit Fackeln in den Händen und mit frommen Gesängen eine Strecke lang. In allen Orten strömte das Volk dem Zuge entgegen, Wunder erwartend. Am Ziele angelangt — einer Stadt oder einem Kloster Deutschlands, Frankreichs, Englands —, wurden die heiligen Leichen mit Jubelhymnen und tagelangen Festen begrüßt.

Schon zur Zeit Gregors I. hören wir von mancherlei abergläubischem Reliquiendienst, so daß es immerhin bedenklich erscheinen muß, wenn die lombardische Königin Theodolinde um Fläschchen mit Tropfen heiligen Öles aus den Katakomben bittet und sie erhält. Es pflegten die Pilger Öl in das Grab der Heiligen zu sprengen und die Tropfen, besonders wenn sie die Gebeine der Heiligen berührt hatten, als kostbare Reliquien mitzunehmen. Auch befand sich in der Nähe eines Märtyrergrabes zuweilen ein Gefäß mit wohlriechendem Öl oder Narde, mit welchem man nicht bloß beim Begräbnis, sondern auch am Gedächtnistag der Heiligen die Grabmäler oder die Leichen besprengte, möglicherweise diente das Öl auch dazu, einen

kleinen durch Papier gesteckten Docht zu nähren, welcher ähnlich wie unsere Nachtlichter dort brannte. Im Grabgemach des Cornelius findet sich ein kreisrunder Tisch in der Weise einer abgeschnittenen Säule. Wahrscheinlich hat dieser zum Tragen einer Ölvase gedient; einige Stückchen, welche zu einer solchen Vase gehört zu haben scheinen, tragen noch die Spuren eines öligen Stoffes an sich. Möglich aber ist auch, daß dieser Tisch zur Feier des heiligen Abendmahls gedient hat. Denn daß an den Gräbern der Märtyrer das hl. Abendmahl gehalten worden ist, ist eine erwiesene Thatsache. So versammelte sich am 14. September die römische Christengemeinde, so viele als eben Platz hatten, in dieser Krypta des Cornelius und in den benachbarten Gängen, um das Gedächtnis des Cornelius und des Cyprian zu feiern. Die Leiche des Märtyrers lag in Linnen gewickelt in einem Sarkophag, nicht auf der bloßen Erde der Grabnische. Der Deckel des Sarges war durch große bronzene Ringe beweglich; er konnte vorgeschoben werden und diente dann als Tisch für das Sakrament, welches somit unmittelbar über der Leiche des Märtyrers gehalten wurde. Weil die Gemeinde nun hier unten durch die Teilnahme am hl. Abendmahle sich zu dem Glauben an Christus bekannte, erhielt die Krypta den Namen Konfession, über welche sich dann zuweilen Basiliken erhoben, welche dann den Namen des Heiligen erhielten. Doch nicht bloß zur Feier des Abendmahls besuchte man die Gräber, die Verehrung der Märtyrer war beim gemeinen Volke bald in Anbetung übergegangen. Die Erzählungen von dem Leben, Leiden und Sterben des Märtyrers las man da unten gemeinschaftlich; man wünschte in der Nähe eines Märtyrers begraben zu sein, so daß ein Märtyrergrab zuweilen der Anfang eines neuen Cömeteriums ward. Und nicht der Märtyrer nur ward gedacht, sondern eine jede Familie beging mit besonderer Feierlichkeit den Sterbetag ihrer entschlafenen Glieder. Man brachte für den Toten an solchem Tage eine Gabe oder ein Opfergeschenk zum Altare, gleich als ob er selbst mit am Abendmahle Teil nähme, und in dem Kirchengebete, welches der Abendmahlsfeier voranging, wurde der Name des Verstorbenen genannt und eine Bitte für das Heil seiner Seele ausgesprochen. Sodann versammelten sich die Familienglieder um die geliebten Gräber, schmückten sie mit Blumen und zündeten die Lampe an, die mit dem Monogramm Christi oder mit dem Bilde des guten Hirten versehen war, wie sich deren noch viele in den alten christlichen Grabstätten gefunden haben. Bis zum Jahre 410 begrub man in den Katakomben, und zwar sonderte man sich streng von den heidnischen Begräbnisplätzen; denn mehr als die Familiengemeinschaft galt die Glaubensgemeinschaft. Für die Form der Gräber in den Katakomben diente das Grab Josephs von Arimathia als Vorbild. Die Totengräber bildeten eine eigene Ordnung der Kleriker; sie bereiteten das Grab, hüllten den Leichnam in das Leintuch, sorgten für den Verschluß des Grabes. Unter Begleitung der Verwandten und Freunde, Geistlicher und anderer Gemeindeglieder, meist zur Tageszeit ward der Entschlafene an die stille Begräbnisstätte gebracht. Psalmen und Lieder wurden im Trauerhause, auf dem Wege und im Cömeterium gesungen; Gebete und Feier des Abendmahls beschlossen die Begräbnishandlung. Um den in Linnen gewickelten Leichnam wurden Blumen und kostbare Spezereien gestreut.

Leintücher von blendender Weiße
Ausbreiten, so will es die Sitte.
Und Myrrhen arabischer Mischung
Geträufelt bewahret den Leichnam.

Man that dies wohl in Erinnerung an die Salbung JEsu Christi.

Prudentius († um 405) giebt uns eine Beschreibung der Katakomben aus der Zeit, wo sie noch im vollen Gebrauche waren:

Meist wohl nennet ein Grab durch deutliche Zeichen den Namen
Dir eines Märtyrers bald, bald einen sinnigen Spruch;
Aber es schließet auch oft die verschwiegenen Gräber ein stummer
Marmor, welcher allein zeigt der Begrabenen Zahl.
Zwar ist zu wissen vergönnt, wie viele der Leiber gehäuft sind
Eng aufeinander, jedoch Namen erfährest Du nicht.
Wohl noch erinnr' ich mich heut', daß ich sah, wie ein einziges Grabmal
Sechzig Tote zugleich schützend dort unten bedeckt,
Deren Namen allein nur Christo, dem Meister, bekannt sind,
Ihm, der sie alle zugleich treu zu den Seinen gezählt.

Auch Hieronymus († 420) giebt in der Auslegung des Propheten Ezechiel ein anschauliches Bild von den Katakomben; er erzählt: Während ich als Knabe in Rom war und in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet wurde, pflegte ich mit anderen Knaben gleichen Alters und Begehrens an Sonntagen die Gräber der Apostel und Märtyrer zu besuchen und häufig in die Krypten hineinzugehen, welche, tief in die Erde gegraben von beiden Seiten der zwischen den Wänden Einherschreitenden, die Leichname bergen; und so dunkel sind alle,, daß hier fast jenes prophetische Wort erfüllt ist: Sie müssen lebendig in die Hölle fahren. Ps. 55, 16. Nur dann und wann mildert ein von oben nicht durch Fenster, sondern durch Löcher herabfallendes Licht das Grauen der Finsternis; nur langsam schreitet man vorwärts und von dichter Nacht umgeben erinnert man sich an das Virgilische:

Rings faßt Schrecken mein Herz, grauenvoll wird selbst mir die Stille.

Unter Zephyrinus († 217) kommt die erste Erwähnung einer geistlichen Aufsicht der Begräbnisstätten vor; Callistus, damals Archidiakonus, dann Bischof, nach welchem das große Cömeterium an der Via Appia benannt ist, erhielt die Verwaltung der Cömeterien. Später legte Fabianus über dem Friedhof Kapellen an, wie solche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts noch gestattet waren. Die römische Gemeinde hatte 46 Presbyter, 7 Diakonen, 7 Subdiakonen und noch viele niedere Kleriker; die Zahl der Christen schätzte man auf 50,000, als die Verfolgung des Decius ausbrach. Die Bischöfe Fabian und Cornelius fielen als Märtyrer. Schlimmer noch war es unter Kaiser Valerian. Dieser untersagte die christlichen Versammlungen, verwies die Bischöfe und Priester und verwehrte den Gläubigen den Zutritt zu den Begräbnisstätten. Stephan I. und Sixtus II. starben in dieser Verfolgung den Märtyrertod. Sixtus wurde am 6. August 258 überfallen, während er mit seinen Diakonen in einer auf dem Friedhofe befindlichen Kapelle zum Gottesdienst vereint war. Das Schwert traf seinen Nacken, 6 Diakonen teilten sein Geschick. Drei Tage darauf folgte ihm der berühmte Archidiakon Laurentius. Die Christen waren zur äußersten Behutsamkeit gezwungen: die Zugänge und Treppen zu den Cömeterien wurden sorgfältig geschlossen, geheime Eingänge geöffnet, heimliche Verbindungen zwischen den einzelnen Gängen hergestellt. Trotzdem wurden diese Friedhöfe Stätten von Mordszenen und Hinrichtungen; Gläubige, die hier ein stilles Asyl zu finden hofften, wurden von Schergen überfallen, ganze Scharen wurden getötet, indem man durch die Lichtlöcher Steinmassen herabstürzte, die Ausgänge vermauerte und so die in der Tiefe befindlichen Gläubigen lebendig begrub! Und doch wußte man mitten in den Zeiten des Kampfes die Leichen der Märtyrer in die verborgenen Grabgemächer zu bringen und mit großen schönen Buchstaben, die wir jetzt noch lesen, die Namen derselben in den Marmor zu graben!

In den beiden ersten christlichen Jahrhunderten konnten die Christen unbelästigt ihre Toten begraben. Die Verfolgungen waren meist vorübergehend, mit der Hinrichtung des Verklagten hörte die Strafe auf und erstreckte sich nicht auch noch auf den Leichnam. Die Christen konnten sich besondere Begräbnisplätze erwerben. Einzelne angesehene reiche Christen — denn auch in sehr vornehmen Familien hatte das Christentum

Eingang gefunden — werden die Mittel zur Erwerbung eines Platzes vor der Stadt geboten haben; nach diesen reicheren Besitzern oder Besitzerinnen wurden zuweilen die Cömeterien genannt. Die ältesten Begräbnisplätze sind klein, die Nischen für die Särge aber sind groß, durch große Zwischenräume voneinander getrennt, denn die neue Religion schien sich noch nicht der Zukunft bemächtigt zu haben.

So hat uns die Geschichte der Katakomben bis zurück in das älteste christliche Jahrhundert geführt. Es ist das Studium dieser alten Cömeterien ohne Zweifel von höchster Wichtigkeit für die Geschichte der christlichen Kirche. Zwar hat der Papst vor kurzem noch geäußert, es könnten die Katakomben doch nur für den katholischen Besucher von Werte sein; er scheint darin ebenso verrannt zu sein, wie in der aus der Schrift und Geschichte schon so oft nachgewiesenen Landlüge von dem 25jährigen Pontifikat Petri zu Rom. Vielmehr müssen wir sagen: aus der Tiefe der Katakomben, aus ihren Inschriften und Bildern tönt eine **Anklage** herauf, welche dem jetzigen Rom so mancherlei zu bedenken geben könnte; eine Anklage, ein Protest wider die Pracht und den Luxus seiner Kirchen, wider Titel und Ehren seiner Priester, wider weltliche Macht und irdischen Besitz, wider Werkgerechtigkeit und Menschenvergötterung. Worauf jene alten Christen gestorben sind, war die gläubige Zuversicht zu Christo, dem guten Hirten; wessen sie sich voller Hoffnung getrösteten, war das Kreuz Christi; was sie rühmten, war immer und immer wieder JEsus Christus, Gottes Sohn, der Heiland! So wandelt uns in den stillen Räumen der Katakomben etwas ganz anderes an, als römisches Papstwesen, nämlich die hohe Freude über die durch alle Jahrhunderte, durch alle christlichen Lande sich hindurchziehende **Eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen!**

Der Kaiser und die Diakonissin.

Beim Besuche des deutschen Kronprinzen in Jerusalem im Jahre 1869 ging dieser auch zu den Arbeitsstätten, wo Kaiserswerter Diakonissen an den Armen, Kranken und Kindern in Jerusalem arbeiten. Beim Abschied lud er die Schwestern freundlich ein, ihn zu besuchen, wenn sie einmal wieder nach Deutschland zurückkehrten.

Wohl hat nun manche Diakonissin ihr Arbeitsfeld im heißen Klima verlassen müssen, um sich in der deutschen Heimat neu zu kräftigen, keine aber hat es gewagt, der freundlichen Einladung des Kronprinzen nachzukommen; keine, bis auf eine Schwester, Louise genannt. Diese Schwester, liebenswürdig und unverzagt, bei aller Schüchternheit keck und originell, kehrte vor kurzem nach sechzehnjährigem Aufenthalt im Orient in ihre Heimat zurück. Da hat sie nun für den Kronprinzen und seine Familie kleine asiatische Geschenke mitgebracht und schickte sich an, der Einladung nachzukommen, wohl eingedenk des Satzes wie ehemals die Weiber von Weinsberg:

An einem Kaiserwort
Soll man nicht dreh'n noch deuteln.

Sie machte sich ohne jede Legitimation auf und ging eines Tages nach dem neuen Palais in Potsdam. Als die Diener sie anhielten, versicherte sie, einer persönlichen Einladung des hohen Hausherrn zu folgen. Das half, ungehindert kam sie zu den königlichen Herrschaften und wurde vom Kronprinzen, der Kronprinzessin und deren Töchtern aufs huldvollste und liebenswürdigste empfangen, und durfte ihnen von der Arbeit in Jerusalem und von ihrer Reise erzählen.

Als sie nun freundlich aufgenommen wurde, wuchs ihr der Mut. Sie sagte zum Kronprinzen, wie sehr sie sich freuen würde, wenn sie doch nur ein einziges Mal den Kaiser sehen könnte, wenn auch nur ganz von der Ferne.

Der Kronprinz nickte und ließ sogleich eine seiner Equipagen anspannen, da hinein mußte sich Schwester Louise setzen und zur Parade fahren, wo sie in allernächster Nähe den Kaiser sehen durfte. Es war gerade am Jahrestag der Schlacht bei Gravelotte.

Von seinem Sohn aufmerksam gemacht, hat dann der greise Herrscher unsere Schwester Louise freundlich begrüßt, ihr die Hand gegeben und als Antwort auf ihren Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, zu ihr gesagt: „Sie sehen einen Menschen, wie alle Menschen sind."

Das war richtig, aber auch wieder nicht richtig; deshalb antwortete Schwester Louise: Erlauben Majestät, in vieler Beziehung doch nicht."

Da feuchteten Thränen des Kaisers Augen, er dachte all der Wunderwege, die Gott ihn geführt, und entgegnete bewegt:

„Sie haben recht, ich bin ein **gesegneter Mann.**"

Dies ist ein Kaiserwort, welches das deutsche Volk nie vergessen sollte. Er rühmt nicht seine Macht, seine Siege, seine Erfolge, — nein, er weiß nichts Höheres von sich zu sagen, als daß er ein **gesegneter Mann** ist. Wenn jemand sich rühmen will, der rühme sich des HErrn.

Später hat Schwester Louise dem Kaiser einen kleinen Tisch, den sie ihm aus Damaskus mitgebracht, überreichen dürfen, und sie kann nicht genug erzählen, wie warm und innig er ihr dafür gedankt hat.

Ja, der Kaiser ist fürwahr ein gesegneter Mann.

Die eiserne Jungfrau.

Von. J. v. Lenau.

Von den grauenerregenden Geräten der mittelalterlichen Folterkammern sind verhältnismäßig wenig Überreste erhalten geblieben, wenn man in Betracht zieht, daß die Tortur fast überall ausgeübt wurde, wo Gerichte waren. Nürnberg und München können sich rühmen, ziemlich vollständige Sammlungen von echten Folterwerkzeugen zu besitzen, während man sonst weit und breit nach diesen Überbleibseln der in dieser Hinsicht schlimmen alten Zeit vergebens sucht und nur zu häufig schlecht nachgemachte Kunstprodukte findet, die zur Befriedigung der Neugier für echt ausgegeben werden.

Das germanische Museum zu Nürnberg besitzt eine Sammlung von Folter- und Strafwerkzeugen, welche den Vorzug hat, nur Echtes zu enthalten und einige wenige dieser stummen und doch so sprechenden Zeugen menschlicher Verirrung aufzubewahren, welche mit der Abschaffung des älteren Gerichtsverfahrens meistens beiseite gethan wurden. Als dem Richterstande und dem Volke die Augen aufgingen, überkam sie auch die Scham über die frühere Behandlung Angeklagter, und mit Eifer wurden die Instrumente zerstört, an welche sich vorwurfsvolle Erinnerungen schrecklichster Art knüpften.

Wer vermag heute ohne Schauder im germanischen Museum den sogenannten gespickten Hasen zu sehen, der noch deutliche Spuren daran heruntergelaufenen Blutes trägt, oder die Zange, deren Spitzen noch den Einfluß des Feuers erkennen lassen, in dem sie glühend gemacht wurden, ehe der Delinquent gezwickt ward? Und doch ist die Zeit ihrer Anwendung nicht so ferne von uns!

Ebenso spärlich wie die Werkzeuge erhalten wurden, ebenso dürftig sind die Nachrichten von dem was in den Folterkammern vor sich ging. Wohl sind in den juristischen Büchern jener Zeit die Grade der Tortur vorgeschrieben und erscheint das sogenannte „peinliche Verhör" ziemlich genau festgestellt, aber andererseits ersieht man aus den Verboten, welche den Folterknechten, Henkern und auch den Richtern gemacht worden sind, daß in den Marterkammern nicht alles nach dem Buchstaben der Gesetzesvorschriften geschah, sondern daß in den unterirdischen Gewölben, aus denen kein Schrei in die Nachbarschaft zu dringen vermochte, Greuel getrieben wurden, welche der Willkür, fanatischem Haß und wollüstiger Grausamkeit entsprangen. Die Schleier des Geheimnisses liegen über diesen Thaten der Finsternis, und nur hin und wieder gelingt es, dieselben ein wenig zu lüften, wenn auch mehr durch Mutmaßungen als durch un-

umstößliche Beweise, denn wenn erst das Opfer verstummte, wußten auch diejenigen zu schweigen, welche es unter Qualen dem Leben entrissen hatten.

Aus den meisten der noch vorhandenen Folterwerkzeuge kann man sich leicht einen Begriff ihrer Anwendung machen, nur ein Instrument entbehrt der befriedigenden Deutung: Es ist dies die eiserne Jungfrau.

Wie wir später sehen werden, gehörte die eiserne Jungfrau durchaus nicht zu den Seltenheiten, und desto merkwürdiger ist es, daß von ihrer Verwendung so äußerst wenig Nachrichten aufbewahrt geblieben sind. Oder hatte man sich der eisernen Jungfrau so sehr zu schämen, daß man sich bemühte, ihr Andenken so viel als möglich zu verwischen? Wir wollen versuchen, diese Frage zu beantworten.

In England bediente man sich im Tower zu London eines Torturwerkzeuges, welches the scavengers daughter — des Gassenkehrers Tochter — hieß. Niemand weiß jetzt noch zu sagen, wie dasselbe beschaffen war, aber es erinnert an die „Jungfer", welche sich in Deutschland an mehreren Orten in den Gefängnissen vorfand. Durch dieses Werkzeug hingerichtet werden, hieß „die Jungfer küssen", und ein altes Sprichwort lautet: Es ist nit alleweg gut, die Jungfer zu küssen." Eiselen bemerkt: „Vormals bestand eine Todesstrafe darin, daß der Verurteilte einem weiblichen Automaten entgegenschreiten mußte, der ihn umarmte und in eine von Messern und Spießen starrende Tiefe warf." In ihrem schauerlichen Humor nannte die gute alte Zeit diese Prozedur scherzhaft „die Jungfer küssen." Auch nannten die Schotten, welche das Fallbeil längst vor der Revolution der verrückten Franzosen kannten, die Kopfmaschine the maiden — die Jungfer.

Nach den meisten Überlieferungen und Überresten zu schließen ist die Jungfer ein künstlich zusammengesetztes Werk aus Eisen in der Gestalt einer stehenden Jungfrau, mit beweglichen Armen und Schwertern in den Händen gewesen, welches in einem Gewölbe vor einer mit einer Fallthür verdeckten Öffnung im Fußboden stand, worunter ein Schacht in die Tiefe, womöglich auf fließendes Wasser hinabging.

Wurde nun ein zum Tode Verurteilter gezwungen, sich dieser Figur zu nähern, und betrat er die Fallthür, so breitete die Figur die Arme aus und umschlang den Menschen, den sie mit den Schwertern durchbohrte. Der Leichnam fiel dann durch die geöffnete Fallthüre in den Schacht, an dessen Seiten scharfe Messer angebracht waren, und gelangte in kleine Stücke zerfetzt in die Tiefe, wo sie von dem Wasser weggeschwemmt wurden.

Den Ort, an dem die Strafe vollzogen wurde, nannte man das „heimliche Gericht" und die Strafe selbst „den Jungfernkuß".

Der Nürnberger Jurist Siebenkees redet von einer solchen eisernen Jungfrau in Nürnberg, ohne sie jedoch selbst gesehen zu haben, und beschreibt nur die unheimlichen Gänge und den Kerker, in welchem sie stand. Das Werkzeug selbst soll sich damals in dem Schlosse Heistriz in Steiermark befunden haben, wohin es ein Liebhaber brachte, der das seltene Instrument mit anderem Nürnberger Zeughausgerät angekauft hatte. Diese Jungfrau, in der Nürnberger Zopftracht und dem Mantel der Bürgerfrauen des 16. Jahrhunderts, war sieben Schuh hoch, eine verhüllte Gestalt von Eisenblech mit bleichem Angesicht. Durch Gewichtseile in Bewegung gesetzte Federn ließen sie aufspringen, ihr hohler Rumpf empfing den Verurteilten, sie schlug mit Gewalt zu und spitze Dolche, welche auf die Brust trafen, sowie zwei Schwerter, welche sich in die Augen bohrten, neben anderen Stacheln gruben sich in das dem Tode verfallene Opfer. Der Boden der Figur hatte Rinnen und in der Mitte ein Loch zum Abfluß des Blutes.

Eine andere Jungfrau stand im Gefängnis des Schlosses [illegible] Salzburg, eine dritte im roten Turm zu Wien, eine vierte [illegible] dem Hradschin in Prag, wo Staatsverbrecher schmachteten, eine [illegible] siebente in Wittenberg, oder wie aus alten Rechnungen hervorgeht, muß die letztgenannte Stadt zwei eiserne Jungfrauen besessen haben. Eine achte war in Schwerin, eine neunte in Köln, wo sie den Namen „Wegschnapp" führte, eine zehnte in Mainz und eine elfte in Berlin. Die letztgenannte soll im runden Turme des Schlosses gestanden haben, worin sich ehemals ein Gefängnis „der grüne Hut" befand. So erzählt die Sage.

Dr. G. Klemm berichtet in seiner Chronik von Dresden, daß die im Jahre 1589 vom Kurfürsten Christian angelegte Jungfernbastei ihren Namen von der „Jungfrau" erhalten hat, welche als steinerne weibliche Figur mit beweglichen Armen und zwei Schwertern bewaffnet in einem unterirdischen Gewölbe jener Bastei gestanden habe und die zur Hinrichtung vornehmer Staatsverbrecher gebraucht worden sei.

Von der Schweriner eisernen Jungfer waren im Jahre 1839 noch fünf große zweischneidige Schwerter vorhanden, [illegible] in einer Maschine gesessen haben müssen, und in der Ma[illegible] eiserner Ring.

Die Kölner Jungfrau war anders geartet, als es [illegible] gemein üblichen Beschreibung entspricht.

Am nördlichen Ende der Rheinseite erhob sich [illegible] eckiger Wartturm, der mit seinem Unterbau weit in den [illegible] hineinragte. Obgleich der Turm längst abgetragen [illegible] die Gegend noch jetzt „am Türmchen". In jenem [illegible] ein Gemach, welches durch eine Fallthüre mit dem [illegible] Verbindung stand. Sobald der Fuß eines Mensch[illegible] Thür trat, öffnete sich ein Schlund. Der Unglückli[illegible] hinab und, von unzähligen Messern durchbohrt, wu[illegible] Leiche vom Rhein fortgeschwemmt.

An der Decke des Gemaches hing ein Wecken ([illegible] Wollte der Gefangene den Sprung nach dem Brote [illegible]gen, so mußte er verhungern, wagte er ihn aber, [illegible] getrieben, so traf er die Fallthür und stürzte in die [illegible] Abgrundes.

Es ist nur schwer zu entscheiden, ob die Ma[illegible] Namen „Wegschnapp" von dem Schnappen nach [illegible] erhalten hat, oder ob die Volksphantasie den Sprung [illegible] Wecken in späterer Zeit erfunden hat, um den Namen [illegible]schnapp" zu erklären, als die Maschine bereits versch[illegible] war und das unheimliche Wegschnappen des Opf[illegible] die Jungfer mit den letzten Augenzeugen dieser Pr[illegible] Vergessenheit geriet.

In Mainz soll die Jungfer aus einem hölzerne[illegible] Cylinder mit Messern an der inneren Seite bestande[illegible] welche bei schnellem Umdrehen die in den Cylinder [illegible] Personen zerstückten. Die Bestrafung wurde jedoch [illegible] Adeligen wegen Hochverrats gegen den Kurfürsten [illegible] Der gemeine Pöbel wurde nicht mit dieser Todes[illegible] sondern nur kurzweg enthauptet und der Körper de[illegible] vorgeworfen.

Zu bemerken ist, daß sowohl von der Jungfer [illegible] wie von derjenigen in Dresden und Prag erzählt wird, [illegible] zur Hinrichtung vornehmer Staatsverbrecher benutzt [illegible] Es scheint demnach, als wenn die Jungfrau kein [illegible] Folter- oder Hinrichtungsinstrument gewesen ist, den[illegible] mir aus den Akten der Hexenprozesse klar geworden [illegible] die eiserne Jungfrau bei den Hexen und Zauberern nicht [illegible]wandt. Die wurden gedehnt, gezogen, mit heißem Pech [illegible]sen, mit Daumschrauben, spanischen Stiefeln und dem gespickten Hasen bis auf das Blut gepeinigt, aber die Jungfer erhielt[illegible] sie nicht zum Kusse. Diese war für besondere Verbrecher aufbehalten.



Ein guter Fang.

(Siehe Seite 414.)

Der sich drehende hölzerne, inwendig mit Messern versehene Cylinder in Mainz erinnert unwillkürlich an das mit Nägeln ausgeschlagene Faß, in welchem im Märchen die böse Königin so lange gewälzt wird, bis sie tot ist. Nur eine hohe Person — die Königin selbst — wird auf diese Weise getötet. Ferner wurde weder in Österreich noch in Bayern die Tortur und öffentliche Hinrichtung gegen Adelige und Geistliche angewendet: dergleichen Personen kamen entweder mit einer Geldbuße frei oder wurden, wenn die Verbrechen allzu schwer waren, bei versperrten Thoren — im geheimen — hingerichtet.

Die Jungfrau, das heißt, die drehende Tonne mit den Messern ebensowohl wie die mit Messern versehenen Fallschachte machten den Leichnam des Hingerichteten durch Zerstückelung unkenntlich. Ebenfalls geschah die Hinrichtung durch die Jungfer im geheimen. Wir können deshalb annehmen, daß die eiserne Jungfrau ursprünglich eine Hinrichtungsmaschine für vornehme Verbrecher war, deren Leichname gleichzeitig unkenntlich gemacht und möglichst zerstört werden sollten. Das fließende Wasser, welches die Stücke aufnahm und fortschwemmte, war das einfachste Mittel, die Leichenteile zu zerstreuen, und darum findet man die eiserne Jungfrau meist in der Nähe von Wasser, womöglich über fließendem Wasser, aufgestellt.

Die eiserne Jungfrau scheint aber nicht bloß das Hinrichtungsinstrument für bevorzugte Stände geblieben zu sein, sondern wurde im Laufe der Zeit auch zum Folterwerkzeug eingerichtet, das sowohl erschreckend und grauenerregend, als quälend und tötend wirkte, je nach Wunsch und Bedarf.

Ein Franzose, der unter der Regierung Joseph Bonapartes Aufseher über das Inquisitionsgebäude in Madrid war, erzählte im Jahre 1835 zu Lüttich, daß sich unter den in jenem Gebäude vorhandenen Marterwerkzeugen auch eine aus Holz und Eisen gemachte Figur befunden habe, welche mater dolorosa geheißen und als Werkzeug zum letzten und härtesten Grade der Tortur gedient habe.

In der That war die eiserne Jungfrau ein Werkzeug der Tortur, das durch gleichzeitige Einwirkung auf den Geist, wie auf den Körper den festesten Mann zum Wanken und zum Geständnis bringen konnte.

Im Hintergrunde des dunklen Gewölbes stand einsam und schrecklich das eiserne Bild mit dem bleichen Antlitz ohne Regung — eine entsetzliche Maschine in Menschengestalt, ohne Gefühl, ohne Mitleid, ohne Barmherzigkeit. Geheimnisvoll schweigend stand sie da, geschlossen, ihr furchtbares Innere noch den Blicken des Angeklagten verbergend, den man aus dem Kerker in das Gewölbe des heimlichen Gerichtes schleppte.

Gewiß war ihm schon hart zugesetzt worden, oder wenn er das Vorrecht des Adels hatte, so war er mürbe gemacht durch Haft, Entbehrung und Verhöre. Bis jetzt war er standhaft geblieben, vielleicht hatte er nichts einzugestehen, weil er unschuldig war, vielleicht schwieg er, um nicht auch andere mit in das Verderben zu ziehen, die wie er Gut und Leben für das Vaterland einzusetzen bereit waren. Vielleicht auch hatten Privatrache, Haß und Neid einer hochgestellten Person ihn bis zum Kusse der Jungfrau gebracht.

Die Henkersknechte entkleideten ihr Opfer und führten es vor die Jungfrau mit dem Bescheid, ihr einen Kuß auf die bleichen Lippen zu drücken. Sowie nun der Unglückliche auf die Fallthür trat, schlang die Maschine ihre Arme um ihn, und ebenso langsam wie die Gewichte abliefen, drückte sie den nackten Körper gegen die Stacheln und Dolche, welche sichtbar wurden, indem sie auseinander klappte.

Langsam zog sie ihr Opfer an sich, immer näher kamen die Spitzen der aufgeschlagenen Wandungen den zuckenden Gliedmaßen, ja auch die Hälften der eisernen Maschine begannen sich langsam zusammenzuziehen. Unter der geöffneten Fallklappe rauschte das Wasser und blitzten im Fackelschein die Messer und Schwerter des Abgrundes, über dem der Delinquent schwebte, gehalten von den eisernen Armen der Maschine.

In dieser Lage wurde er wieder zum Geständnis aufgefordert. Blieb er standhaft, so drangen die Dolchspitzen und Stachel tiefer in sein Fleisch und zwei furchtbare Spitzen näherten sich seinen Augen, um sich in dieselben langsam einzubohren. Vielleicht gestand er, jetzt da die Spitzen die Augäpfel bereits berührten, und wurde dann, aus vielen Wunden blutend, von der Maschine befreit, oder er schwieg und gab alsdann seinen Geist im Innern der Maschine auf, deren Stachel ihm zuletzt durch die Augen in das Gehirn drangen, in das Herz und die edleren Organe des Innern. Dann floß das Blut durch die Rinnen und das runde Loch im Boden der Maschine ab. Den Leichnam zerstückelten die Henker durch das Hinabwerfen in den messerbewehrten Schacht.

Die eiserne Jungfrau konnte martern und töten, während die übrigen Folterwerkzeuge nur in Ausnahmefällen den Tod herbeiführten. Wer jedoch verurteilt wurde, die eiserne Jungfrau zu küssen, der war nicht nur der Maschine, sondern auch der Willkür seines Richters übergeben, denn wenn dieser nicht das Zeichen zum Einhalten gab, so erdrückte die Jungfrau ihr Opfer mit eiserner Umarmung und durchbohrte ihm Hirn und Herz.

Wie oft wohl die Jungfrau die Vollstreckerin von Privatrache und Haß gewesen ist, wie oft wohl Unschuldige an ihrem eisernen Busen verbluteten, während ihr Feind sich an ihren Qualen weidete? Wer weiß alle die Geheimnisse, welche in den Gewölben der mittelalterlichen Kerker der Inquisition sowohl in Spanien wie in Italien geschehen sind? Denn die Tortur stammt aus Rom und wurde auf das höchste ausgebildet, um — Ketzer zu entdecken. Ja, die eiserne Jungfrau in den Inquisitionsgewölben von Madrid glich in ihrem Äußeren, wie jener Franzose erzählte, der Jungfrau Maria und wurde Mater dolorosa — die schmerzensreiche Mutter — genannt.

Sprechende Zahlen.

Von Dr. Gustav Warneck.

Die Zahlen stehen in dem Rufe, daß sie trocken und langweilig sind. Mit Unrecht; es kommt nur darauf an, ob man die Sprache versteht, die sie reden. Es steckt viel Inhalt in den Zahlen, und wenn man diesen Inhalt herausholt, dann werden sie lebendig. Auch in der Geschichte des Reiches Gottes spielen die Zahlen eine Rolle, und das Missionsbuch des Neuen Testaments, die Apostelgeschichte, enthält manche statistische Angaben. Es ist wahr: im Reiche Gottes wird gewogen, aber es wird auch gezählt. Unsere Haare auf dem Haupte sind alle gezählet und wie Gott die Zahl der Sterne kennt, so heißt es auch in bezug auf die Menschen: „Gott der HErr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl.“ Wir dürfen also auch zählen; nur müssen wir uns bewußt bleiben, daß unsere Zählungen Fehler enthalten, und dürfen die Zählung niemals an die Stelle der Wage setzen.

Wie die Gelehrten berechnet haben, giebt es heut 1434 Millionen Menschen auf der Erde. Da es weite Ländergebiete giebt, in denen niemals eine amtliche Volkszählung stattgefunden hat, so ist diese Zahl freilich nicht ganz sicher. 1434 Millionen — was ist das für eine riesige Zahl! Wollte man diese Menschen alle nebeneinander stellen, so würden sie eine Linie bilden, die wenigstens 100,000 Meilen lang wäre, also etwa 20mal rund um die ganze Erde herumliefe. Und alle diese 1434 Millionen hat unser HErrgott täglich zu Kostgängern und von jedem einzelnen dieser 1434 Millionen kennt er und leitet er alle seine Wege, — wenn man

darüber nachdenkt, was für einen Respekt bekommt man da vor der göttlichen Fürsorge und Weltregierung! Und alle diese 1434 Millionen liebt Gott und von jedem einzelnen will er, daß ihm geholfen werde und er zur Erkenntnis der Wahrheit komme.

Wie viel von diesen 1434 Millionen Menschen das Heil, das in Christo JEsu ist, wirklich gefunden haben, das ist freilich Gott allein bewußt. Wir können nur diejenigen zählen, welche durch die Taufe Glieder der Christenheit geworden sind und durch christlichen Unterricht den Weg des Heils einigermaßen kennen gelernt haben, ihrer sind es heute gegen 400 Millionen. Unter dieser Zahl sind viele bloße Namenchristen, aber immerhin ist es eine Thatsache von großer Bedeutung, daß es heute keine andere Religion auf der ganzen Erde giebt, welche so viel Anhänger hat, als das Christentum. Verfolgt man die Geschichte der Ausbreitung des Christentums von den kleinen Anfängen an, die wir im Neuen Testament finden, bis auf den heutigen Tag, so muß man doch sagen: wahrlich, der christliche Glaube ist der Sieg geworden, der die Welt überwunden hat! Aber freilich, 400 Millionen Christen — das ist noch nicht der dritte Teil der Menschheit. Mehr als 1000 Millionen Menschen kennen den Weg des Heils noch nicht einmal. Von diesen 1000 Millionen sind etwa 7 Millionen Juden, 175 Millionen Mohammedaner und über 800 Millionen Anhänger des Brahmanismus, Buddhismus, Konfuzianismus bis zum rohesten Heidentum herunter, dem Fetischismus. Da muß man doch sagen, es ist des Landes noch sehr viel übrig, einzunehmen. Es giebt noch viel durch die Sünde verschuldetes Elend innerhalb der Christenheit, — aber wie massenhaft ist erst das Elend unter den 1000 Millionen Nichtchristen, die den Durchbrecher aller Bande und den Stiller alles Haders noch gar nicht kennen! O, wenn wir all dieses Elend auf einem Haufen sehen könnten, — wir müßten ja kein Herz im Leibe haben, wenn es uns nicht jammern und dieser Jammer uns nicht treiben sollte, diesen unglücklichen Millionen den Heiland zu bringen.

Und was thut heute die evangelische Christenheit, um die Heiden auf den Weg des Heils zu führen? Aus sehr kleinen Anfängen ist es im Laufe unseres Jahrhunderts nach und nach zur Gründung von 72 selbständigen Missions-Gesellschaften gekommen, welche zusammen gegen 3000 männliche Missionsarbeiter und ebensoviele weibliche Gehülfinnen, also zusammen 6000 Menschen im Missionsdienste unterhalten und eine Jahreseinnahme von mehr als acht Millionen Dollars aus lauter freiwilligen Beiträgen beziehen.

72 Missionsanstalten — das ist leicht gesagt, aber was für eine Fülle ergreifender, göttlicher Gnadenführungen und wunderbarer Durchhülfen erzählt die Geschichte der Gründung und Erhaltung, des Wachstums jeder dieser Gesellschaften, wenn man sie einzeln durchgeht. 6000 Missionsarbeiter und Arbeiterinnen — allerdings noch immer eine kleine Zahl, wenn man sich die 1000 Millionen vorstellt, unter denen zerstreut sie das Werk des HErrn treiben. Aber was für ein Kapital von Glauben und Liebe, von Selbstverleugnung und Heldensinn, von Leidensfreudigkeit und Geduld steckt in dieser Zahl! Man muß sie nur in ihre Einheiten zerlegen und die Einzelgeschichte aller dieser Männer und Frauen durchgehen. Acht Millionen Dollars — freilich eine geringe Summe für das Werk der Evangelisierung der Welt, und wir wollen ja kein Rühmens davon machen, zumal darunter mancher Beitrag ist, der nur durch den Stecken des Treibers eingebracht wird. Aber es steckt auch ein großes Kapital von fröhlichem Opfersinn und selbstloser Liebe in dieser Summa und es wird einmal ein erbauliches Geschäft werden im Himmel, über diesen vielen Scherflein der Witwe Gott zu preisen.

Und was sagen die Zahlen über den Erfolg der heutigen Missionsarbeit? Nun, auf dem gesamten Missionsfelde, das sich über alle 5 Erdteile erstreckt, giebt es heut 2,283,700 Heidenchristen, von denen 675,000 volle Kirchenglieder sind, die das Recht haben, zum heiligen Abendmahl zu gehen. Das ist wieder eine sehr inhaltsreiche Zahl. Wohl steckt das Christentum der meisten dieser jungen Heidenchristen noch sehr in den Kinderschuhen; und doch — wie viele ergreifende Einzelgeschichten von wundersamer Lebensführung, von Kraftwirkung des Evangelii, von reeller Bekehrung, von kindlichem Gebet, zuversichtlichem Glauben, heldenmütigem Leiden, fröhlichem Opfersinn schließt diese Zahl von 2¼ Millionen ein! Wie viel Mühe hat es gekostet, wie viel Widerstände haben überwunden werden müssen, wie viel Geduld des Glaubens ist geübt worden, bis diese Zahl erreicht worden ist!

Es ist kein Raum da, um auszuführen, wie weit zerstreut diese 2¼ Millionen Heidenchristen leben und wie sie sich auf die verschiedenen Missionsgebiete verteilen. Aber darauf muß ich noch kurz hinweisen, wie viele Sprachen von ihnen gesprochen werden. Seit Anfang der heutigen Missionsperiode sind allein 265 Bibelübersetzungen in heidnischen Sprachen zustande gekommen und verkündigt wird das Evangelium in noch viel mehr Sprachen und Mundarten! Welche Mühe hat das gekostet, alle diese zum Teil recht schweren und vorher ganz unbekannten Sprachen so zu erlernen, daß in ihnen die göttliche Wahrheit verständlich gemacht werden konnte! Und welchen Segen auch für das irdische Leben hat das gebracht! Denken wir nur an die vielen Schriften, welche die Missionare in diesen vielen Sprachen geschrieben, und an die vielen Schulen, in denen sie bisher ganz ungebildete Völker erst in den elementaren Fächern und dann auch in allerlei Wissenschaft unterrichtet haben. Auf allen Gebieten der evangelischen Heidenmission giebt es in Summa wenigstens 12,000 Schulen der verschiedensten Grade, die etwa von ½ Million Schülern und Schülerinnen aus allen Ständen besucht werden. Wie viel Belehrung und Zucht ist durch diese stattliche Anzahl von Missionsschulen weithin über die Erde verbreitet worden! Aus diesen Schulen gehen auch die Jünglinge und Männer hervor, welche aus den Eingebornen Mitarbeiter der Missionare werden, und deren Zahl heute etwa 25,000 beträgt, unter ihnen gegen 1700, welche ordinierte Pastoren sind.

Und nun laßt mich zum Schluß noch einmal auf die 2,283,700 Heidenchristen zurückkommen. Das ist ja freilich im Verhältnis zu den 1000 Millionen Nichtchristen noch eine kleine Zahl. Aber diese Zahl wächst mit der Länge der Missionszeit. Auf der Goldküste zählte die Baseler Missionsgesellschaft nach dreißigjähriger Arbeit 1857 erst 367 Christen, 1867 waren es schon 1505, 1877: 3355 und 1881: 4780. In Indien und Ceylon gab es 1861: 213,370 Christen; 1871: 318,363, 1881: 528,590. Das sind doch redende Zahlen, denn sie zeigen uns in unwiderleglicher Weise, daß es in der Mission mit jedem Jahrzehnt vorwärts geht, und das zu sehen ist ermutigend für uns, es stärkt den Glauben, es macht Lust zur Weiterarbeit. Darum verachten wir auch die Zahlen nicht, sie sind ein Text, über den unser HErrgott auch seine Predigten hält, Predigten, die sehr lehrreich und erbaulich sind und für die wir dankbar sein wollen.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (12. Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Ehrendenkmal für die Käthe.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Der gewünschte Feierabend sollte dem Manne, welcher mehr gearbeitet hatte, denn sie alle, hienieden nicht kommen; es gab noch viel für ihn zu vollbringen, wirkend und schaffend sollte er sein großes Leben aushauchen und manchen sauren Tritt sollte er noch thun, ehe sein HErr zu ihm sprach: Ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines HErrn Freude.

Dennoch war er müde, ach sehr müde, und seine Gedanken waren beständig auf den Tod gerichtet. Auf die vielen teilnehmenden Anfragen nach seinem Befinden war seine Antwort immer ziemlich dieselbe: „Das Alter ist da, welches an ihm selbst alt und kalt und ungestalt, krank und schwach ist. Der Krug gehet so lange zum Wasser, bis er einmal zerbricht. Ich habe lange genug gelebt; Gott beschere mir ein selig Stündlein, darin der verdorrte, unnütze Leib unter die Erde komme zu seinem Volk und den Würmern zu teil werde. Achte auch wohl, ich habe das Beste gesehen, das ich hab' auf Erden sehen sollen. Denn es lässet sich an, als wollte es böse werden. Gott helfe den Seinen! Amen."

Der Kurfürst überbot sich in zärtlicher Fürsorge und schickte ihm seinen eigenen Leibarzt. Als sich aber Luther bei seinem gnädigen Herrn bedankte, daß sich derselbe seiner alten, bösen Haut so herzlich angenommen, setzte er hinzu: „Ich hätte wohl gerne gesehen, daß mich der liebe Herr JEsus mit Gnaden weggenommen hätte, da ich doch nun wenig mehr nütze bin auf Erden."

Es war nicht greisenhafte Schwarzseherei, was ihm die Zeit in einem so düstern Licht erscheinen ließ, sondern der klare, erleuchtete Blick, der eine schwere, trübe Zukunft voraussah. Und war nicht schon die Gegenwart unerquicklich genug? Wie hoch gingen die politischen Wogen, wie spannte sich zwischen der katholischen und protestantischen Partei der Bogen immer straffer, daß es einmal zum Springen kommen mußte! Und nun in Wittenberg selbst, der Stadt, die die Leuchte des Evangeliums

gewesen war, wie war das sittliche Leben der Hochschule im Niedergang begriffen! Wie hatte Luther wider die liederliche Wirtschaft der Studenten donnern müssen, wie war er auch genötigt gewesen, gegen die Juristen und deren Verdrehung der Rechtsbegriffe zu Felde zu ziehen, daß von ihm das geflügelte Wort durch die Welt lief: „Juristen, schlechte Christen.“ Die Antwort aber auf diesen Notschrei des evangelischen Gewissens und solches Zeugnis des Vorkämpfers der Wahrheit war Haß und Feindschaft. Man konnte in seiner zornigen Verblendung ganz vergessen, was die Christenheit dem Doktor Martinus zu danken hatte; man entblödete sich nicht, den Mann zu kränken und zu lästern, vor dem alles mit gezogenem Hut stehen mußte. — Das alles drückte auf den Riesengeist und machte ihn mürbe, so daß Todesgedanken jetzt seine Lieblingsgedanken wurden.

In solcher Stimmung saß er eines Tages zu Anfang des Jahres 1542 auf seinem Stublein und schrieb seinen letzten Willen nieder. Innerlich war er zur Heimfahrt bereit, nun wollte er auch seine äußeren Angelegenheiten ordnen und sein Haus bestellen.

Dieses Testament gestaltete sich von selbst zu einem Ehrenzeugnis und Dankbarkeitsdenkmal für sein Weib. Es ist, als wollte der hinwelkende Gatte noch einmal mit Buchstaben zusammenfassen und in einem unverlöschlichen Bild befestigen, was er in Worten je und je hatte laut werden lassen.

Das Schriftstück, welches bis auf den heutigen Tag noch vorhanden ist, hat folgenden Wortlaut:

„Ich, Doktor Martin Luther, bekenne mit dieser meiner eigenen Handschrift, daß ich meiner lieben und treuen Hausfrau Katharina gegeben habe zum Leibgeding, oder (wie man das nennen mag) auf ihr Lebenlang, damit sie ihres Gefallens und zu ihrem Besten dessen brauchen möge, und gebe ihr das in Kraft dieses Briefes, gegenwärtigen und heutigen Tages:

Zum ersten das Gütlein Zulsdorf, wie ich dasselbe gekauft und zugerichtet, allerdinge, wie ich es bis daher gehabt habe.

Zum andern das Haus Bruno*) zur Wohnung, so ich unter meines Wolfgangs Namen gekauft.

Zum dritten die Becher und Kleinodien, als Ringe, Ketten, Schenkgroschen, gülbene und silberne, welche ungefährlich gegen 1000 Gülden mögen wert sein.

Das thue ich darum:

Erstlich, daß sie mich als fromm, treu, ehelich Gemahl allzeit lieb und wert und schön gehalten und mir durch reichen Gottessegen fünf lebendige Kinder geboren und erzogen hat.

Zum andern, daß sie die Schuld, so ich noch schuldig bin, (wo ich sie nicht bei meinem Leben noch abtrage) auf sich nehmen und bezahlen soll, welche ungefähr, mir bewußt, 450 Gülden sein mag — mögen sich auch vielleicht noch mehr finden.

Zum dritten und allermeist darum, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat, denn ich wohl gesehen und erfahren, wie der Teufel wider dies Gebot die Kinder hetzet und reizet, wenn sie gleich fromm sind, durch böse neidische Mäuler, sonderlich wenn die Mutter Witwen sind, und die Söhne Ehefrauen, die Töchter aber Ehemänner kriegen. Denn ich halte, daß die Mutter ihren eigenen Kindern der beste Vormund sein werde und solch Gütlein und Leibgeding nicht zu der Kinder Schaden oder Nachteil, sondern zu Nutz und Besserung brauche, als die ihr Fleisch und Blut sind, und die sie unter ihrem Herzen getragen.

Und ob sie nach meinem Tod genötigt oder sonst verursacht würde — (denn ich Gott in seinen Werken und Willen kein Ziel setzen kann) — sich zu verändern, so traue ich doch und will hiemit solch Vertrauen aussprechen, sie werde sich mütterlich gegen unser beider Kinder halten und alles, es sei Leibgeding oder anderes, wie recht ist, treulich mit ihnen teilen.

Und bitte ich hiemit unterthäniglich meinen gestrengen Herrn Kurfürsten Johann Friedrich, Seine Kurfürstliche Gnaden wollten solche Begabung oder Leibgeding gnädiglich schützen und handhaben.

Auch bitte ich alle meine guten Freunde, sie wollten meiner lieben Käthe Zeugen sein und sie entschuldigen helfen, wo etliche Mäuler sie beschweren oder verunglimpfen wollten, als sollte sie etwa eine Barschaft hinter sich haben, so sie den armen Kindern entwenden oder unterschlagen würde. Ich bin des Zeuge, daß da keine Barschaft ist, ohne die Becher und Kleinode, droben im Leibgeding aufgezählet. Und zwar sollt's bei jedermann die Rechnung öffentlich geben, weil man weiß, wie viel ich Einkommens gehabt von meinem gestrengen Herrn, und sonsten nicht einen Heller noch Körnlein von jemand einzukommen gehabt, ohne was Geschenk ist gewesen, welches droben unter den Kleinodien, zum Teil auch noch unter der Schuld steckt und zu finden ist. Und ich doch von solchem Einkommen so viel gebaut, gekauft, große und schwere Haushaltung geführt, daß ich's muß neben anderem selbst für einen sonderlichen, wunderlichen Segen erkennen, daß ich's hab können erschwingen, und nicht Wunder ist, daß keine Barschaft, sondern daß nicht mehr Schuld da ist. Dies bitte ich darum; denn der Teufel, so er mir nicht könnte näher kommen, möchte wohl auf allerlei Weise meine Käthe suchen, um des willen, daß sie des Mannes Doktor Martinus eheliche Hausfrau gewesen und Gottlob noch ist. Dieses ist meine ernstliche und wohlbedachte Meinung.

Geschehen und gegeben am Tag Epiphaniä 1542.

Martinus Luther.“

Noch an demselben Tag ließ der Doktor seine Freunde Melanchthon, Cruziger und Bugenhagen kommen, um die Urkunde mit den Zeugenunterschriften zu versehen und dadurch rechtsgiltig zu machen. Seine Frau aber bekam das Schriftstück jetzt nicht zu Gesicht. Der Doktor scheute sich, ihre Wehmut aufzuregen, die bei dem Gedanken an eine baldige Trennung von dem Gefährten des Lebens ihre gegenwärtige Grundstimmung war.

Es war ihm aber, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen, nachdem er diese Pflicht des Hausvaters und Ehegatten erfüllt, und mit noch größerer Inbrunst konnte er jetzt in seinem täglichen Gebet sprechen: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Das gute Leutchen.

Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen, und die Gott liebt, die züchtigt er.

Durch tiefe Fluten der Angst und Not waren sie beide schon gegangen, Martin Luther und seine Käthe, er vorauf, der Held im Kampf der Geister, und sie hinterdrein, in heiliger Liebe alles mitfühlend, was den teuren Gatten traf. Aber noch sollte die Prüfung und Läuterung nicht zu Ende sein, durch den bittersten Schmerz, der ein Vater- und Mutterherz verwunden kann, sollten sie nach Gottes Ratschluß noch hindurch. —

Sie saßen einmal unter dem Birnbaum bei einander, von der Schar ihrer Kinder umgeben, und die Rede kam von ungefähr auf Isaaks Opferung. „Lieber Gott“, äußerte sich Luther,

---

*) Das Haus Bruno, die sogenannte Bude oder das kleine Haus, mit einem jährlichen Gebräude Bier, in der Kolleglengasse gelegen, hatte Luther im Jahre 1541 von Bruno Brauer, dem Pfarrer zu Dabin für 480 Gulden erkauft und seinem Famulus Wolfgang Sieberger als Lehnsträger übergeben. Es gehörte ursprünglich zu dem Augustinerkloster und war schon 1534 Luthern einmal zum Ankauf angeboten worden; er hatte aber damals den Pfarrer Brauer zum Käufer vorgeschlagen. Die Universität, welche es später kaufte, brach es ab und erbaute auf der Stelle das Vordergebäude des Augusteums, in welchem sich gegenwärtig das Predigerseminar befindet.

„wie mag sich ein Herzbrechen in dem Abraham erhoben haben, da er seinen einigen und allerliebsten Sohn Isaak hat sollen töten! O wie wird ihm der Gang an den Berg Moriah so sauer angekommen sein, er wird der Sarah nichts davon gesagt haben.“

Katharinas Auge ruhte mit schmerzlichem Blick auf den Kindern, und drinnen das Herz zuckte zusammen bei dem Gedanken, daß Gott ihr eines derselben abfordern könnte. Sie zog das Lenchen, welche gerade neben ihr saß und andächtig zugehört hatte, mit stürmischer Inbrunst an ihre Brust und küßte ihr den lieblichen Mund zu wiederholten Malen. — —

Im September des Jahres 1542 war's, als das Lenchen, während sie bei einer Handarbeit zu Füßen ihrer Mutter saß, sich plötzlich im Gesicht verfärbte und über große Schmerzen in der Brust zu klagen anfing. Der schnell herbeigerufene Arzt untersuchte die Kranke mit aller Sorgfalt, konnte aber den Sitz und die Ursache der Krankheit nicht entdecken. Er verordnete zwar einen Trank, aber nur um erst zu versuchen.

Es war das rechte Mittel nicht, und das Übel wuchs mit erschreckender Schnelligkeit.

Vater und Mutter wichen nicht von des Kindes Lager und sahen sich an, als suchte eines bei dem andern Trost, und wandten sich dann in ihrer Hilflosigkeit nach oben zu dem, der allein vom Tod erretten kann, der Vater mit lautem, starkem Beten, die Mutter mit unausgesprochenem Seufzen.

Das Kind hatte viel Schmerzen und Beängstigung, aber es lag still und ergeben, es sagte nichts, es klagte nichts, man erriet es nur an den zuckenden Muskeln des marmorblassen Gesichts, das im Angesicht des Todes immer schöner und lieblicher ward, als schimmerte durch die durchsichtiger werdende Haut die Seele hindurch.

Ach, ist das ein Schmerz, wenn ein Vater, eine Mutter ihr Kind leiden sieht und möchte ihm gerne helfen und kann doch nicht, möchte ihm gern die Schmerzen abnehmen und vermag's doch nimmermehr! —

Manchmal, wenn Katharina nicht imstande war, die Thränen zurückzuhalten, wandte das Lenchen den Kopf herum, und ein halb bittender, halb tröstender Blick ihrer lieben himmelblauen Augen sprach der Mutter zu: Weine nicht!

Als so mehrere Tage hingegangen waren, richtete sich das Kind eines Morgens mühsam auf und sagte zu dem dasitzenden Vater: „Mein Vater, mich verlanget herzlich, meinen Bruder Johannes zu sehen, denn ich habe ihn sehr lieb. Möchtet Ihr nicht nach Torgau schicken und den Herrn Magister Crodel bitten, daß er ihn auf etliche Tage aus seinem Unterricht entlasse? Er ist ja so fleißig, der gute Johannes, wird das Versäumte bald nachholen.“

Luther streichelte liebkosend die feuchtkalte Stirn und sagte dem Lenchen die Bitte zu. —

Nach zwei Tagen war der Johannes schon da. Er hatte keine Ahnung gehabt von der Ursache der Zurückberufung, denn Luther hatte in seinem Brief an den Magister Markus Crodel, dessen Unterricht der Hans seit einiger Zeit genoß, diesem streng anbefohlen, von Lenchens schwerer Erkrankung nichts verlauten zu lassen. Um so größer aber war der Schrecken des armen Knaben, als er, zur Thür hereintretend, sein geliebtes Schwesterlein mit ganz verändertem Gesicht in dem Bett liegen sah.

Es war herzergreifend, wie die beiden Geschwister sich begrüßten, daß Katharina nicht imstande war, zu bleiben. Sie meinte, das Herz bräche in ihr, und Luther, der starke Mann, mußte sich zum Fenster wenden, um die Thränen in seinen Augen zu verbergen. —

Die Tage schlichen hin, und die Herzen wurden zwischen Fürchten- und Hoffen hin- und hergeworfen. Mit angstvoller Miene hingen der Mutter Augen an dem Gesichtsausdruck des Arztes, und sie wagte nicht zu fragen, denn sie fürchtete zerschmetternde Antwort.

Wohlthuend war ihr die Teilnahme der Freunde, ja des ganzen Wittenberg, und doch war jede neue Erzählung des Krankenverlaufs ein neues Aufwühlen des Schmerzes.

Schon zwei ganze Wochen hindurch war sie in kein Bett gekommen. Die Liebe hatte sie stark gemacht, die Liebe, die sich selbst vergißt. Endlich aber forderte die Natur ihre Rechte: der müde Leib sank aufs Lager, und in tiefem Schlummer schenkte ihr Gott einige Stunden Vergessenheit, zeigte ihr auch im Traum ein liebliches, freundliches Bild: von lichtem Glanz umflossen, wie ein Engel schwebte ihr Magdalenchen auf einer rosigen Wolke, und zwei junge, schöne Gesellen kamen, sie zur Hochzeit zu holen.

Sie erzählte diesen Traum am andern Morgen ihrem Gatten und fügte hinzu: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ich nehme das Traumgesicht als eine gute Vorbedeutung.“

Melanchthon, welcher gerade anwesend war, verzog in schmerzlichem Lächeln den Mund und sagte, nachdem sich Katharina entfernt hatte, zu seinem Freunde: „Deutest Du den Traum auch also, liebster Martinus? Deinem Weib wagte ich nicht zu widersprechen, Dir aber muß ich es sagen, was das Traumbild sei, denn von Dir weiß ich, Du hast das liebe Kind dem HErrn schon übergeben. Die beiden jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich zu dem rechten Bräutigam heimführen.“

Luther neigte schweigend das Haupt und faltete die Hände auf der Brust. Nach einer Weile sprach er: „Ich habe sie sehr lieb und wollte sie gern behalten, wenn sie mir unser Herrgott lassen wollte; aber ist es dein Wille, lieber Gott, daß du sie dahinnehmest, so will ich sie gern bei dir wissen.“

Nachdem Melanchthon wieder gegangen war, begab sich Luther nach der Krankenstube und setzte sich an das Bett. Die Augen des Kindes waren schon am Brechen, und immer durchsichtiger wurde die Haut, als sollte die Verklärung schon anheben.

„Magdalenichen, mein Töchterlein“, sprach der Vater mit wankender Stimme, „Du bleibest gerne hier bei Deinem Vater und ziehest auch gerne zu jenem Vater?“

Da antwortete es leise, ganz leise aus dem Bett: „Ja, Herzensvater, wie Gott will.“

Die Mutter knieete in der entgegengesetzten Ecke am Boden und barg das Gesicht in beide Hände und weinte laut — sie konnte des Kindes Sterben nicht sehen.

Luther versuchte ihr zuzusprechen und sie aufzurichten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt! Das Los ist ihr gefallen aufs liebliche, ihr ist ein schön Erbteil geworden.“ Aber siehe, auch ihm versagte im Anblick des nun folgenden Todeskampfes die Kraft: er sank an dem Bett nieder und weinte bitterlich. Unter dem Weinen aber rief er zu wiederholten Malen gen Himmel hinauf: „Ach HErr, erbarme dich und mach ein Ende ihrer Not!“ —

Sein Gebet war erhört: Magdalenchen hatte selig vollendet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drüben auf der Diele saßen die andern Kinder dicht bei einander und hatten sich bei den Händen gefaßt und wagten kein Wort zu sprechen. Da kommt eine Magd mit dick geweinten Augen und spricht: „Ach, nun habet ihr kein Lenichen mehr!“

Die Kinder schreien auf und strecken die Hände nach der Überbringerin der Trauerkunde und schauen sie an, als sollte sie das Wort wieder zurücknehmen. Und der Paul steht auf, schüttelt den Kopf und spricht in ungläubigem Trotz: „Es ist nicht wahr, sie ist nicht tot!“

„Es ist nicht wahr, sie ist nicht tot!“ wiederholte das Gretchen und will hinüber zu dem Schwesterlein. Doch da

kommt ihr die Mutter entgegen, und aus deren Gesicht sieht das Kind, daß es doch wahr ist. — — — —

Ach, wie war es so still jetzt in dem ganzen Hause! Niemandes Hände waren an der Arbeit, aller Füße schritten leise, als schliefe das Lenchen nur und dürfte nicht gestört werden; und nicht im Lutherhause allein, auch in ganz Wittenberg flossen die Augen von Thränen.

Mit zitternder Feder schrieb der tiefgebeugte Vater an seinen Herzensfreund Justus Jonas, der das Jahr zuvor als Superintendent nach Halle gegangen war:

„Mein herzlieber Jonas! Du sollst wissen, daß meine liebe Tochter Magdalena wiedergeboren ist zum ewigen Reich Christi. Wohl sollten wir, ich und meine Frau, nun nichts als danken und uns freuen über einen so glücklichen Heimgang und seliges Ende, dadurch sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels enthoben ist; aber die Kraft der natürlichen Liebe ist so groß, daß wir ohne Schluchzen und Herzseufzer, ja ohne groß Herzbrechen das nicht können. Denn zu tief im Herzen sitzet uns die fromme, folgsame Tochter, die uns nicht ein einzig Mal gekränket hat, ihre Blicke, ihre Worte, ihr ganzes Wesen, wie sie war im Leben und im Sterben, daß auch Christi Tod das nicht ganz verwischen kann, wie es doch sein müßte. Sie war, wie Du weißt, von einer milden, sanften Gemütsart und bei jedermann beliebt. Gelobet sei unser HErr JEsus Christus, der sie berufen, erwählet und herrlich gemacht! O daß doch mir und allen Unsrigen ein solcher Tod, ja ein solches Leben zu teil würde! Das ist das einzige, was ich mir von Gott, dem Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit, erflehe.

Martinus Luther."

Der Mann Gottes warf sich auf die Kniee und betete um Kraft zur Ausrichtung dessen, was mit dem geliebten Leichnam zu thun sei. Doch siehe, wie er in die Totenkammer trat, da kniete die Mutter an dem toten Kind und hatte es bereits mit einem weißen Kleid geschmückt und ihr das Haar glatt gestrichen und steckte ihr eben ein Rosmarinzweiglein in die Hand.

Ach, wie sie schön und hold dalag, die liebe Magdalena, als dürfe der Tod an ihr nichts zerstören und verwüsten, sondern müsse gleich alles verklären, wie am jüngsten Tage, wo das Grab seine Beute herausgeben muß, damit das verweslich Gesäte unverweslich auferstehe. —

Am dritten Tage lag das Lenichen, mit vielen Blumen geschmückt, im offenen Sarg, den man wegen des stark andrängenden Volkes auf dem Hof unter dem Birnbaum aufgestellt hatte. Luther trat herzu und gab ihr den letzten Kuß. „Du liebes Lenichen, wie wohl ist Dir geschehen! Ach, Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. Das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr. Ein wunderlich Ding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch traurig sein."

Das Volk drängte sich herzu und weinte sein Beileid daher. Luther dankte den guten Leuten herzlich und fügte hinzu: „Es soll Euch lieb sein, denn ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt, ja eine lebendige Heilige. O hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen."

„Ja, Herr Doktor", sagte einer aus dem Volk, „es ist wohl wahr, doch behält ein jeder gern die Seinen."

Luther erwiderte: „Fleisch ist Fleisch und Blut ist Blut! Ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da, denn die des Fleisches."

Jetzt kam, von ihrer Freundin, der Ehefrau Melanchthons, geführt, die Katharina dahergewankt, dem lieben Kind das letzte Lebewohl zu sagen. Bei diesem Anblick erhob sich in dem umstehenden Volk ein lautes Weinen und Wehklagen, und der Wolfgang, der auch herzugewollt hatte, wandte wieder um — er konnte den Schmerz der Mutter nicht sehen.

Der Sarg wurde endlich zugemacht und aufgehoben. Draußen auf dem Gottesacker war dem Lenchen neben ihrem Schwesterlein Elisabeth das Ruhebett bereitet, und zum andern Mal mußte der Wolfgang seine zitternden Hände zur Anfertigung eines Kreuzes zwingen, auf welches Luther die Worte schrieb:

Hier schlaf ich, Magdalenichen,
Doktor Luthers Töchterlein,
Und ruh' mit allen Heilgen
Mich aus in meinem Kämmerlein.
Die ich in Sünden war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren,
Doch leb' ich nun und hab' es gut,
HErr Christ, erlöst mit Deinem Blut.

Als Luther vom Begräbnis zurückkam, sagte er: „Mein Tochterlein ist nun beschickt, beide an Leib und Seel. Wir Christen haben nichts zu klagen, wir wissen, daß es also sein muß. Wir sind des ewigen Lebens aufs allergewisseste, denn Gott, der es uns durch seinen lieben Sohn zugesaget hat, der kann ja nicht lügen."

„Ach, Ihr seid stark und ein Mann", seufzte Katharina, „aber eine Mutter kann so geschwind den Schmerz nicht meistern, denn schwach und zaghaft ist des Weibes Herz. Gott muß Geduld mit mir haben — ich will ja stille sein."

„Ja, weine nur, meine allerliebste Käthe", tröstete Luther, „denn dazu sind uns die Thränen gegeben, und Gott der HErr weiß auch, was für ein elend Gemächt wir sind, er gedenket daran, daß wir Staub sind und hat Geduld mit uns, will aber auch selber mit seiner Kraft in unserer Schwachheit mächtig sein. Dieses aber bedenke zu dem allen wohl: die Zeit gehet schnell; es ist nur um ein Kleines, so werden wir uns wiedersehen, und unser Herz wird sich freuen, und unsere Freude wird niemand von uns nehmen."

Katharina faltete die Hände und hob die schweren Augen zum Himmel auf: „Ach komme bald, HErr JEsu!"

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Ein guter Fang.

(Zu unserem Bilde auf Seite 409.)

„Fischefangen, Vogelstellen verdarb schon manchen Junggesellen" — ruft zwar der Volksmund warnend den arbeitsscheuen Menschen zu; aber diese Warnung trifft, in Amerika wenigstens, taube Ohren. Hier zieht Jung wie Alt mit Vorliebe zum Fischfang aus nach dem Satze: „Wer allzeit angelt, dem nimmer mangelt!" So finden wir dann auch auf unserem Bilde einen passionierten Angler am stillen, felsenbegrenzten Gebirgsbach Forellen fangend. Er hat im Kanoe Posto gefaßt und sich mit Geduld und — Köder reichlich versehen. Er kennt die Regel: „Wenn du die Angel zieh'st zu früh, so fängst du nie!" Wir sehen ja, daß er den richtigen Moment erspäht und zur rechten Zeit gezogen hat. Freilich muß er sich trösten mit dem Satze: „Besser ein kleiner Fisch als gar nichts auf dem Tisch" und „ein kleiner Fisch auf dem Tisch ist besser als ein großer im Bach." Darum nur weiter gefischt, aber ja nicht „im Trüben" und keine „faulen Fische"! D.

Ein Dr. Tanner aus dem Jahre 1684. Der bekannte Hungerdoktor Tanner hat bereits im Jahre 1684 in Isaak Heinrich Stiphout in Harlem einen ebenbürtigen Vorgänger gehabt. Stiphout war im Jahre 1644 geboren und im Jahre 1684 als Wahnsinniger in das Tollhaus nach Harlem gebracht worden. Dort behauptete er plötzlich, er sei der HErr Christus und deshalb wolle er auch 40 Tage und 40 Nächte fasten. Am 6. Dezember 1684 begann er sein Fasten und nahm in der That bis zum 15. Januar 1685 keinerlei Speisen zu sich. Nur Ta-

bak rauchte er und trank Wasser. Jeden Versuch, ihm Nahrungsmittel beizubringen, wies er hartnäckig zurück und begann zu toben und zu rasen, wenn man sein Wasser mit Branntwein oder Fleischbrühe vermischte. Um ihn von seinem unsinnigen Vorhaben abzubringen, schonte man keine Drohungen, ja man ließ sich sogar zu Gaukeleien herbei, um den Unglücklichen zu retten, indem man ihm einen Engel erscheinen ließ, der ihm im Namen Gottes alles Fasten verbieten mußte. Er ließ sich nicht irre machen, sondern beharrte auf seinem Vorsatz und führte ihn durch. An einen Betrug war nicht zu denken, und es war schlechterdings unmöglich, dem Irren, der stets von Wärtern umgeben war, etwas heimlich zuzustecken. Die Thatsache stand fest, er hungerte wirklich 40 Tage und Nächte und hatte am Ende des Fastens nur wenig von seinen Körperkräften verloren. Am 15. Januar des folgenden Jahres 1685, als die 40 Tage um waren, forderte er zu essen, und zwar habe ihm, so behauptete er, Gott befohlen, eine Maissuppe, von seiner Frau zubereitet, zu essen. Alle Arzneien wies er energisch ab. Eine große Zahl Ärzte aus der Umgegend hatten sich versammelt, um den Wundermenschen zu schauen. Er aß mit so großem Appetite, daß man sich gezwungen sah, ihm die Speisen zu entziehen, doch bekam ihm sein vierzigtägiges Fasten sehr gut, freilich blieb er wahnsinnig wie vorher. Das Ereignis machte damals großes Aufsehen, wenn es auch Zeitungen noch nicht in alle Welt tragen konnten, wie man es mit dem Experiment des Dr. Tanner in Amerika gemacht hat. Man schrieb das Gelingen des Vorhabens damals der abstumpfenden Wirkung des Tabaks zu.

Krupps Etablissement in Essen. In demselben wurden während der Sommermonate des Jahres 1888, nach vorgenommener Zählung, nicht weniger als 19,605 Arbeiter beschäftigt; welche Ziffer sich unter Hinzurechnung der Familienglieder derselben auf 65,881 Köpfe erhöht, wovon 13,087 noch im schulpflichtigen Alter befindliche Kinder sind. Ziemlich ein Drittel der 65,881 Personen bewohnt die von Krupp gegründete Arbeiterstadt; die andern zwei Dritteile wohnen teils außerhalb derselben in Essen selbst, teils in dessen Umgegend. — Vor sechzig Jahren befanden sich unter den (damals vierzig) souveränen Staaten des „durchlauchtigsten deutschen Bundes“ nicht weniger als achtzehn, welche weniger Einwohner hatten, als heutzutage die Gesamtziffer der in den Kruppschen Fabriken Beschäftigten und ihrer Familienangehörigen beträgt; nämlich vier Herzogtümer, zwei freie Städte, eine Landgrafschaft und elf Fürstentümer; ja zehn der achtzehn „Staaten“ hatten noch nicht einmal halb so viel Bewohner!

Durch geregelte obligatorische Wiederimpfung ist es nach amtlichen Berichten gelungen, im deutschen Heere die Pockenkrankheit beinahe zu unterdrücken, — während in andern Heeren, zumal dem französischen, in denen die Zwangswiederimpfung nicht so geregelt ist, alljährlich eine beträchtliche Zahl der Soldaten den Pocken zum Opfer fallen. Im preußischen Heere erkrankten noch 1867 188 und starben an den Pocken 2; 1868 und '69 dagegen erkrankten nur 3 und 5 und starben je einer. Unter dem Einfluß der Epidemie starben 1870 im ganzen 76 und 1871 sogar 288, — während von den französischen Kriegsgefangenen 7000 erkrankten und 1216 starben. In den Jahren 1873—'80 wurden sämtliche Soldaten und Offiziere wieder geimpft, und zwar 63 Prozent mit, 17 Prozent ohne Erfolg. Bei Pocken-Epidemieen in der Bevölkerung blieben die Truppen verschont.

Sonderbare Sitte in Sibirien. Wenn ein Bradyage (entlaufener Sträfling) in Sibirien in einem Dorf Zuflucht sucht, wo vielleicht eben ein Bauer verstorben ist, und er der hinterbliebenen Witwe gefällt, so kommt es wohl, und zwar nicht gerade selten vor, daß er von der Gemeinde stillschweigend angenommen und mit dem Namen des Verstorbenen bekleidet wird. Er hat dafür einen „Eimer“ Branntwein zu „stellen“, der ungefähr fünf Rubel kostet, und lebt nun das Leben des Verstorbenen weiter, der in aller Stille als ein Fremdling begraben wird. Denken wir uns den Fall, der Verstorbene zählte sechzig Jahre und sein Stellvertreter lebt nachträglich gegen fünfzig, so würde er an seinem Lebensende amtlich hundertundzehn Jahre zählen, während er thatsächlich kaum siebzig Jahre alt geworden sein mag. Man verfährt so aus dem Grunde, weil man sagt, daß man doch dem Verstorbenen nichts mehr nütze, wenn man den seinen Namen führenden und seine Stelle einnehmenden Flüchtling den Behörden ausliefert, während man, wenn man letzteren ruhig annimmt, doch einen kräftigen Mitarbeiter in der Gemeinde hat, den man anderenfalls unglücklich machen würde.

Ein Stammbuchvers. Während der Weimarschen Glanzperiode erschien ein fader livländischer Edelmann, Namens v. Goren, daselbst, um sich von den litterarischen Heroen Denksprüche auszubitten. Er besuchte nacheinander Wieland, Schiller und Göthe, und der erstere schrieb ihm auf sein dringendes Verlangen um einen Beitrag endlich die Worte ins Stammbuch:

Die Erde ist ein Jammerthal Wieland.

Schiller schrieb darunter:

Von Gauklern und von Thoren Schiller.

Worauf Göthe vollendete:

Worunter Sie der größte sind,
Mein lieber Herr v. Goren. Göthe

Aus Neu-Kaledonien läuft die Nachricht ein, daß das dort stationierte französische Kriegsschiff „Bruat“ in dem Korallenriffe an der Insel Santa Cruz messingene Kanonen und Anker aufgefunden habe, welche der seit 1788 verschollenen französischen La Pérouse-Expedition angehört haben. Die letzte Nachricht über diese unglückliche Expedition datiert vom 24. Januar 1788, wo das Schiff in die an der Ostküste von Australien gelegene Botany-Bay eingelaufen war. Die gefundenen Überreste sind zunächst nach Nouméa, der Hauptstadt von Neu Kaledonien, geschafft und sollen von da nach Frankreich eingeschifft werden.

Prinz Ludwig von Baden kam im vorigen Sommer auf einer Fußwanderung durch den Schwarzwald auch nach Sommerau. Obgleich es im Juli war, pfiff doch ein schneidend kalter Wind über die Höhen, so daß der Prinz sich im Zimmer behaglich fühlte. „Wie kommt denn dieser Ort zu dem Namen Sommerau?“ fragte der im strengsten Inkognito reisende Fürstensohn. — „Nun sehen Sie“, antwortete der gemütliche Oberländer, „weil es hier im Winter kalt und im Sommer au“ (auch). —

Die tiefste Kohlengrube Nordamerikas ist bei Pottsville in Pennsylvania; der Schacht hat eine Tiefe von 1576 Fuß. Täglich werden zweihundert Aufzüge zu vier Tons Kohle bewerkstelligt, so daß zur Ausförderung einer Ladung jedesmal nur weniges mehr als eine Minute beansprucht wird — eine Geschwindigkeit, bei welcher den ausgeförderten Menschen der Atem verlegt werden würde.

Die Kaninchenplage will in Australien kein Ende nehmen. Die Kolonie Südaustralien hat bis jetzt bereits $50,000, Neusüdwales $175,000 und Viktoria $125,000 für Ausrottung dieser Tiere verausgabt, und weitere $160,000 sind dafür noch bewilligt, ohne daß sich eine Abnahme derselben bemerklich machte. Der Schaden, welchen sie den Farmern und Squattern durch ihre Gefräßigkeit zufügen, ist sehr groß.

Eingegangen. Ein Leutnant läßt sich verschiedene Monocles vorlegen. Eine Reihe von Proben legt er mit dem Bemerken weg, daß das nicht seine Nummer sei. Endlich erklärt er, das passende Glas gefunden zu haben. — Leutnant: „Bitte, was kostet dieses Glas?“ — Optiker. „Entschuldigen Sie, Herr Premier, in diesem Gestell befindet sich ja noch gar kein Glas!“

Zeitgemäße Frage. „Gnädige Frau, ich erlaube mir, Ihnen hiermit meinen Vetter, Kandidaten der Theologie, vorzustellen. „Freut mich sehr; welche Lutherschrift haben Sie geschrieben?“

Der Sohn des Politikers. Vater: „Nun, Karl, hast Du schon wieder nachsitzen müssen?“ Karl: „Ja, leider. Ich sag' es ja immer, es wird nicht eher besser in der Welt, als bis die Schule vom Unterricht getrennt wird.“

Sprechsaal.

J. P. in K. Wie befreit man Kinder von den „Würmern“? Habe schon viele Patentmedizinen gebraucht, aber ohne Erfolg.

Sie meinen jedenfalls die kleinen, fadendünnen, madenähnlichen Springwürmer (Askariden). Gegen diese erweisen sich die Wurmmittel allerdings in der Regel als erfolglos. Wir raten Ihnen zu allabendlich zu wiederholenden Klystieren von kaltem Wasser mit Essig versetzt oder auch solche von warmer Knoblauchsmilch. Daneben eine milde, aus leichten Fleischspeisen und jungem Gemüse, besonders Mohrrüben bestehende Kost. Das Vollstopfen des Magens mit Brot, Kartoffeln, Süßigkeiten, fetten Backwaren, Mehlspeisen, Käse und fetter Milch ist zu meiden. — Sie müssen übrigens, wenn Sie Wurmmittel eingeben, immer einige Gaben Ricinusöl (Castor Oil) folgen lassen. —

J. G. B. in P. Nennen Sie mir ein Lehrbuch zur Selbsterlernung der lateinischen Sprache.

Versuchen Sie es einmal mit der lateinischen Grammatik nach Ollendorfs Methode aus dem Verlage von Karl Jugel in Frankfurt a. M.

J. Sch. in J. 1. Ist jemals von der Missouri-Synode das Prädikat „beitragende Glieder“, welches sich in den Parochialberichten findet, näher bestimmt worden? — 2. Wen hat man unter die Rubrik „Einheimische“ und „Fremde“ zu setzen?

1. Im Synodalhandbuch findet sich darüber nichts. Ohne Zweifel aber sind solche Gemeindeglieder gemeint, die, ohne stimmfähig zu sein, doch zur Erhaltung von Predigt- und Schulamt beitragen, z. B. Jünglinge, Jungfrauen, Abendmahlsgäste 2c.

2. „Gemeindeglieder und Nichtgemeindeglieder.“ Übrigens ein unglücklich gewählter Ausdruck!

K. M. in M. 1. Können Sie mir sagen, ob Davids Tanz um die Bundeslade ein Rundtanz war? — 2. Tanzte er allein oder mit mehreren? — 3. Wurde überhaupt zur Zeit Davids im Kreis getanzt?

1. Das hebräische Wort für „tanzen“ in der betreffenden Stelle (2 Sam. 6, 14.) scheint darauf hinzudeuten, daß Davids Tanz ein Rundtanz war. Kirker heißt nämlich „sich dreben.“

2. Aus der angeführten Stelle geht deutlich hervor, daß David allein tanzte. 2 Sam. 6, 5. dagegen lesen wir, daß auch andere Männer die Freude ihres Herzens durch Tanz kund gaben.

3. Die Tänze bestanden in kreisförmigen Bewegungen mit regellos rhythmischen Schritten und lebhaften Gestikulationen.

Gustavus in D. Woher stammt die Sitte, daß bei einer Leichenfeier sowohl im Hause als auch in der Kirche Lichter brennen, und welches ist ihre Bedeutung?

In protestantischen Kirchen haben wir diese Sitte noch nie gefunden, bei den Papisten dagegen besteht sie. Die Sitte ist allerdings alt, aber nichtsdestoweniger unschön. Bei Hieronymus lesen wir „Dem Gebrauche der Heiden gemäß, der unter dem Vorwande der Religion in die Kirchen eingeführt worden ist, sehen wir, daß noch bei Sonnenschein Massen von Wachslichtern angezündet werden.“ Offenbar soll das brennende Licht den Glanz der Gnade Gottes abbilden. Bei uns Lutheraner wird nur bei der Feier des heiligen Abendmahls Licht gebrannt.

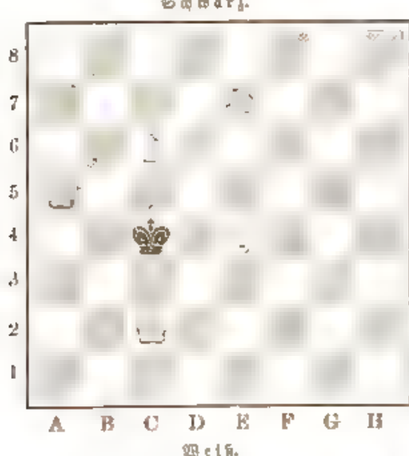
In unserer Spielecke.

1.

Schachaufgabe.

Redigiert von C. A. Kampe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

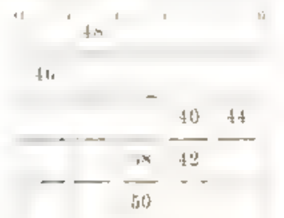
2.

Scharade.

Die ersten zwei, meist an dem Weg gelegen,
Sind auf der ganzen Welt zu finden weit und breit;
Das erste bringt den Staaten oft viel Heil und Segen
Als schöner Aufenthalt in heißer Sommerzeit,
Das Ganze rief durch seine Lieder Deutschlands Kinder
Zum Kampfe auf einst gegen ihre Ueberwinder.

3.

Magisches Zahlen-Quadrat.



In die achtzehn leeren Felder des obenstehenden Quadrats lassen sich die achtzehn kleinsten geraden Zahlen (2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20, 22, 24, 26, 28, 30, 32, 34, 36) so eintragen, daß die Summe der fünf Zahlen, welche in jeder senkrechten, oder in jeder wagerechten, oder in jeder diagonalen Reihe stehen, 130 beträgt.

Wie sind die Zahlen einzutragen?

4.

Zahlenräthsel.

4 9 2 9 10 9 13 1 9 6 Insel im indischen Ozean.
9 7 8 9 5 7 9 4 biblischer Name.
9 14 11 3 3 11 altheidnischer Götze.
11 3 10 9 weiblicher Name.
6 11 15 15 7 6 2 9 4 Stadt in Holland.
4 7 12 6 5 7 7 6 großer Komponist.

Richtig zusammengestellt ergeben diese Namen in ihren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und in ihren Endbuchstaben von unten nach oben eine Steinart.

5.

Logogriph.

Wenn zwei meines Namens der Fehde pflegen,
Siehst du Massen einander zu bewegen.
Ein Zeichen dran änd're — ich ende ihr Thun,
Der Gewohnheit gehorsam werden sie ruh'n.
Nicht allen jedoch ist die Ruhe beschert,
Den Laut änd're nochmals — ich bleibe bewehrt.
Dies Zeichen ersetz' nun durch ihrer vier —
Die Entscheidung liegt dann gemeinhin in mir.

6.

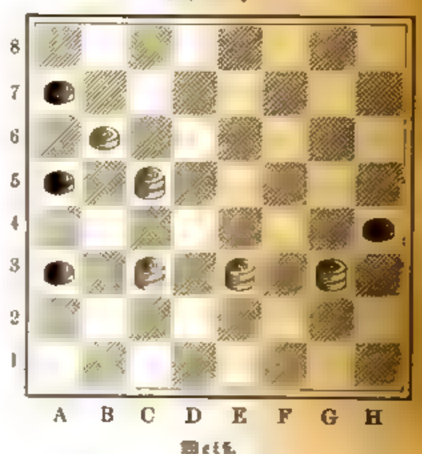
Räthselhafte Inschrift.



7.

Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

8.

Räthsel.

(Einsilbig.)

Mit einem m bedrück' ich sehr,
Mit zweien bin ich gar nicht schwer.

Auflösung zu den Aufgaben in Nummer 22.

1. Schachaufgabe.

1) T. g7—g2. K. f1—e1.
2) T. g2—h1. K. e1—f2
3) T. h2—h1 ††. Auf 2.... f2—f1 D. S. f4—d3 ††.

2. 943.
3. Jena. Jena.
4. M O N D
   O D E R
   N E V A
   D R A U
5. Leim. Emil.
6. Neger. Regen.
7. Laben, Leben, Lieben, Loben.
8. Herder. Erde.
9. Bogen.
10. Damenspielaufgabe.

1. Df6—b2 Dg7—a1 (schl. b2)
2. h4—g5 beliebig.
3. Df4—e1 oder h2 gewinnt.

11. Barbara, Emanuel, Rudolf, Theodor, Hermine, Adelheid, — Bertha — Alfred.

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 28. Februar 1884. Nummer 27.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes“.

Für die Abendschule umgearbeitet. (23. Fortsetzung.)

Starr auf diese Vorgänge hinblickend, stand ich stumm eine Weile voller Betrachtung da, ohne eine weitere Empfindung als nur die des Schauens zu haben — aber was war das? Das hatte ich ja noch nie gesehen und konnte es mir anfangs auch gar nicht erklären. Denn plötzlich, als erstände eine neue Sonne im Osten, begannen sich die erhabenen Berghäupter noch einmal mit sichtbarer Glut zu bedecken, nur war sie viel zarter, feiner und noch kürzere Zeit dauernd als vorher. Endlich, der neuen Erscheinung alle meine Gedanken widmend, wandte ich mein Auge nach Osten, und da war mir mit einem Mal das schöne Rätsel erklärt. Denn über dem stolzen Schneeberge hervor, ganz langsam schleichend, war der Mond am klaren Osthimmel heraufgestiegen und übergoß nun mit seinem ersten und perlreinsten Lichte die erhabenen Felsstirnen, wie es vorher die scheidende Sonne gethan.

Eingeregnet!

Da sitzen die armen Tröpfe
Gefangen im dunklen Haus,
Und stecken die blonden Köpfe
Betrübt zur Luke hinaus.

Der Wunsch, den sie beide hegen
— Man sieht's ihnen an — ist der:
„O daß ich aus Sturm und Regen
Geborgen bei Muttern' wär'!“

Da, als ich so stand und in stilles Schauen und Staunen über die Schönheit der Natur versunken war, schrak ich plötzlich zusammen. Eine menschliche Hand hatte sich von hinten her sanft auf meine Schulter gelegt und ließ mir so auf liebevolle Weise ihren Gruß zukommen. Ich drehte mich um und da stand Mr. Scott mit seltsam leuchtenden Augen und wunderbar belebtem Gesicht vor mir, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen. Auch schien er mir viel größer und stattlicher in der dämmerigen Abendbeleuchtung zu sein; in seiner Haltung verriet sich keine Schwäche und Hinfälligkeit mehr und es sah gerade so aus, als ob er den bösen Feind, der ihn bisher unterjocht, abgeschüttelt und von sich geworfen hätte. — Dabei lächelte er mich mit einem wunderbarfrohen Gesichtsausdruck an und sagte, fast nur flüsternd: „Nicht wahr, das war eben schön, sehr schön? Ja, ich habe es auch mit angesehen, habe schon lange hinter Ihnen gestanden und mich mit Ihnen darüber gefreut. Aber nun sagen Sie mir — Sie sind also noch immer bei mir, obgleich es schon so spät ist, und Sie wollen also auch diese Nacht noch hier bleiben, da es doch in betreff meiner Gesundheit kaum noch nötig ist?“

„Gewiß“, sagte ich, ihm meine Hand reichend, die er schnell ergriff, als fürchte er, er könne mich dennoch sehr bald aus seiner Nähe verlieren, „gewiß will ich auch die zweite Nacht bei Ihnen bleiben, wenn Sie mich behalten wollen, da ich ja ein so gutes Bett bei Ihnen gefunden und vortrefflich geschlafen habe. Übrigens hege ich dabei eine besondere Hoffnung, Mr. Scott, nämlich die, daß Sie mir endlich erzählen, was Sie schon lange gewollt, damit wir uns nicht mehr wie zwei Fremde gegenüberstehen, sondern auch wirklich Freunde werden. So lange, bis Sie mir nicht dieses Vertrauen geschenkt, betrachte ich meine Aufgabe bei Ihnen noch nicht vollendet, womit ich die sichere Hoffnung verbinde, daß Sie sich, wenn Sie sich erst diese Erleichterung verschafft, auf dem Wege der völligen Genesung befinden und meiner Gegenwart nicht mehr so wie bisher benötigt sein werden, wenn ich auch ferner fortfahren will, Ihnen meine ganze Teilnahme zu widmen und Ihnen mit Rat und That zur Seite zu stehen, so weit es in meinen Kräften liegt.“

Als ich diese Worte mit warmer Hingebung sprach, schaute er ernst, aber nicht mehr so traurig, sondern mit festem, entschlossenem Blick vor sich nieder, nickte dann mit seinem dunklen Kopf und sagte ruhig und klar:

„Ja, Herr Doktor, Sie haben es erraten, ich bin dazu entschlossen, Ihnen endlich etwas zu erzählen, was Sie schon lange wissen wollten; aber nicht hier draußen im Freien will ich das thun. Begleiten Sie mich also in das Zimmer, wo Sie nachher schlafen werden; ich habe bereits die Läden geschlossen und die trauliche Lampe brennt, um uns zu einer recht ernsten Betrachtung eines seltsamen Menschenschicksals zu leuchten. Kommen Sie hinein und lassen Sie mich bald beginnen, denn meine Erzählung wird etwas lange dauern und Sie noch mehrere Stunden vom Schlafe fern halten; ich aber fühle in mir endlich die Kraft zum Sprechen und möchte den günstigen Augenblick dazu nicht wieder verrinnen lassen."

„Ich komme schon!" sagte ich mit hochaufschlagendem Herzen, aber mehr konnte ich nicht sagen, denn mir lag es etwas bang und voll auf der Seele, daß ich schon wieder der Enthüllung eines Menschenschicksals entgegengehen sollte, von dem ich noch keine Ahnung hatte, wie es beschaffen sei und was ich zu der besseren Gestaltung desselben thun konne.

So schritten wir denn beide schweigend der Blockhütte zu und als wir in den Flur eingetreten waren und die Thür hinter uns verriegelt hatten, öffnete Mr. Scott sein Wohnzimmer und bald saßen wir vertraulich nebeneinander auf dem Ruhebett, das nachher mein Nachtlager bilden sollte. Vor uns auf dem Tisch aber standen eine Flasche edlen Weins und zwei Gläser, von denen das eine Christen erst diesen Morgen von Sterchi mit heraufgebracht, da Mr. Scott bisher nur eins besessen hatte.

„Bedienen Sie sich", sagte mein jetziger Wirt und deutete auf die Flasche und die Gläser. „Ich denke, ich werde heute abend auch ein Glas davon trinken dürfen, denn ich gebrauche Kraft und Ausdauer zu meiner Erzählung und weiß vorher, daß sie mich hart angreifen wird, da ich ja zum erstenmal in meinem Leben vor einem Menschen sitze, dem ich mich und mein Schicksal ganz enthüllen will."

Ich entkorkte die Flasche rasch, goß die beiden Gläser mit dem dunklen Frankenwein voll und saß dann voller Erwartung des nun Kommenden da.

18.

„Ja", begann Mr. Scott seine Erzählung, nachdem er bedächtig von dem feurigen Wein getrunken, als ob er sich dadurch zu seinem Vorhaben stärken müsse, „es drängt mich, was ich früher nie für möglich gehalten, jetzt fast mit Gewalt dazu, einmal mit einem Menschen über mein seltsam trauriges Schicksal zu sprechen, um dann von ihm zu vernehmen, wie er mein Leben auffaßt und was er über mich urteilt. Ich habe lange geschwankt und mit mir im Kampfe gelegen, ob ich gerade Ihnen dieses mein Schicksal anvertrauen sollte, und ich hatte vielleicht nicht den Mut dazu gefunden, wenn der Zustand innerer Verzweiflung, in den ich seit einigen Tagen und namentlich seit jenem Föhnsturm verfallen, der mich ganz unvorbereitet traf und meine ganze Seele erschütterte, mich nicht mit unwiderstehlicher Kraft dazu gedrängt hätte. Ja, ich will ehrlich gegen Sie sein: schon am Tage vor Ausbruch dieses Sturmes, als die ganze mich umgebende Atmosphäre und die Berge da drüben in einen traurigen gelben Nebel gehüllt waren, hatte ich mich eigentlich zu dieser Mitteilung gegen Sie entschlossen und kaum konnte ich den mich dazu drängenden Trieb bis zum Abend bewältigen, nachdem ich den ganzen Tag vergebens auf Sie gewartet, obgleich ich mir nachher wohl sagte, daß es Thorheit von Ihnen gewesen wäre, wenn Sie bei dem drohenden Unwetter den Weg nach der Alp allein angetreten hätten. So machte ich mich denn gegen Abend selbst auf den Weg, um Ihnen wo möglich irgend wo zu begegnen und Sie von meiner Absicht zu unterrichten, ja, indem ich an keine Gefahr dachte, stieg ich vorsichtig nach Sterchis Hause hinab, in der Hoffnung, Sie selbst oder den alten Peter oder Jakob zu treffen, die Sie benachrichtigen könnten, daß ich Sie sprechen wolle. Allein ich traf keinen von allen dreien, obwohl ich mich, vom inneren Drange gestachelt, bis auf die Hausalp hinauswagte, was ich bisher noch nie gethan, indem ich aus dem oberen Walde von Baum zu Baum langsam niederstieg, da mir auf diesem Wege ja gewiß kein Unberufener begegnen konnte. So kehrte ich unverrichteter Sache und tief bekümmerten Gemüts wieder in meine Einsamkeit zurück und streckte mich auf mein Lager, das mir zum längeren Krankenlager wurde, nachdem der Föhnsturm in der nächsten Nacht meine letzte Widerstandskraft vollkommen gelähmt hatte.

„Allein Gott wollte mich in meinem tiefen Elende nicht vergehen lassen, vielmehr sandte er mir einen Retter und Tröster, dessen Gegenwart allein schon so heilsam auf mich wirkte, daß ich von neuem selbst an meine Wiedergenesung glaubte, als ich seiner nur ansichtig ward. Nun aber, da Sie so wacker und treu an meiner Seite ausgeharrt und mir durch Gottes Gnade wirklich diese Genesung gebracht haben, muß ich mich Ihnen, dem einzigen mir zugänglichen fühlenden Wesen, vertrauen, denn ich kann die Einsamkeit, die mich hier umgiebt und nachdem ich durch Sie mit der Menschheit wieder in nähere Berührung geraten bin, nicht länger ertragen, obgleich ich sie anfangs mit allen Kräften und Wünschen meiner Seele suchte und sie mich auch, als ich sie hier gefunden, in der ersten Zeit befriedigte, ja in manchen ruhigen und friedlichen Stunden sogar verhältnismäßig beglückte.

„Und nun zu meiner Geschichte, Herr Doktor, und da muß ich Ihnen vor allen Dingen zuerst ein Geständnis ablegen, welches Sie in einige Verwunderung setzen wird. Ich bin, mit einem Wort, nicht der, für den Sie mich bisher gehalten haben. Ich heiße weder Humfrey Scott, noch bin ich ein Amerikaner, wie Sie geglaubt und ich Ihnen selbst gesagt —"

„Ah!" rief ich, den Sprechenden unwillkürlich unterbrechend, im höchsten Erstaunen aus, denn in mir dämmerte plötzlich die wie im Nebel verschwommene Ahnung auf, daß ich in diesem Augenblick vor der Enthüllung eines merkwürdigen Rätsels stände, dessen ganzer Umfang und Inhalt, ich bekenne es ehrlich, jetzt zum erstenmal vor meine Seele trat, da ich bisher zwei ganz getrennte Verhältnisse vor mir zu haben geglaubt, die jetzt wider alles Erwarten im Begriff standen, sich in eins zusammenzuziehen. Aber mir war dabei so wunderbar zu Mute, wie mir noch niemals im Leben zu Mute gewesen war. Ich war so erschrocken und von einer inneren tiefgreifenden Bewegung ergriffen, daß ich sie kaum bewältigen und den Augen des Erzählers verbergen konnte. Meine ganze Seele flutete und hätte ich dem ersten mich ergreifenden Antriebe folgen müssen, so wäre ich ihm schon jetzt in die Rede gefallen und hätte ihm gesagt, daß er mir nur noch sehr wenig zu sagen, daß ich einen Teil seines Schicksals bereits erraten habe und daß er mir nur noch einen anderen Teil desselben enthüllen konne. Allein ich bezwang mich mit aller Gewalt, nur wagte ich im ersten Moment nicht, mein Auge zu Mr. Scott zu erheben, weil ich fürchtete, er werde in meinen Blicken lesen, was meine ganze Seele erfüllte. Indessen, Mr. Scott, ganz und gar mit seinem augenblicklichen Vorhaben beschäftigt, hatte seine Aufmerksamkeit glücklicherweise nicht auf mich gerichtet, und, in seiner eben begonnenen Erzählung ruhig fortfahrend, nahm er den Faden derselben unmittelbar da auf, wo ich ihn mit meinem Ausruf der Verwunderung unterbrochen hatte.

„Nein", sagte er, „ich bin kein Amerikaner und führe auch nicht den Namen, unter dem Sie mich kennen gelernt, und daß

ich dies, mein größtes Geheimnis, Ihnen, dem ersten Menschen, dem ich seit meinem Unglück ein solches Vertrauen schenke, mit so großer Ruhe sagen kann, mag Ihnen beweisen, wie unbegrenzt das Vertrauen ist, das Sie mir eingeflößt haben und welches mit jedem Augenblick, den ich mit Ihnen verbracht, gewachsen und endlich bis zu der Höhe gediehen ist, auf welcher es sich gegenwärtig befindet. Wie ich aber heiße und wer und was ich bin, sollen Sie teils im Laufe meiner Erzählung, teils dann erfahren, wenn ich mit derselben zu Ende bin, und nun will ich Ihnen meine Schicksale so getreu und wahrheitsgemäß enthüllen, wie es nur ein Mensch vor einem anderen glücklicheren vermag, dem Gott selbst das Tröster- und Helferamt gegeben hat.

„Ich bin der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes, der meist in London oder zur Sommerzeit auf seinem Gute lebte, und außer mir nur noch eine Tochter hatte, die sechs Jahre jünger ist als ich. Mein Vater war ein ernster, strenger, doch sehr einsichtsvoller Mann, der von Anfang an darauf hielt, daß ich eine gute Erziehung genoß und etwas Reelles lernte, um, auch ohne mich auf sein Vermögen zu stützen, mir durch eigene Kraft durchs Leben helfen zu können. Indessen lebte er nicht so lange, um mich in eine erwünschte Laufbahn gelangen zu sehen, denn schon als neunjähriger Knabe wurde ich vaterlos. Meine Mutter erbte von meinem Vater nicht nur eine ziemlich bedeutende Rente, sondern auch einen reizenden Witwensitz. Ich selbst ward als Extraneer in Eton erzogen, von wo ich, nach dem Wunsch und Willen meines Vaters, nach erhaltener Vorbildung, zur Marine Ihrer Majestät übergehen sollte, da mein Vater eine gewisse Vorliebe für dieselbe gehabt und in früheren Zeiten auch selbst ein angesehener Seemann gewesen war. Auch auf mich war diese Neigung zur See übergegangen und nach glücklich bestandenem Examen trat ich, durch verschiedene glückliche Umstände begünstigt, unmittelbar aus der Schule den Dienst eines Aspiranten auf einem Kriegsschiff Ihrer Majestät an.

„Meine Mutter war oder ist, so Gott sie bis heute am Leben erhalten hat — und mir ist keine Kunde zu Ohren gekommen, daß sie dem grausamen Schmerz, den ich ihr unschuldigerweise bereitet, erlegen ist — eine edle, weichherzige und für das Wohl ihrer Familie lebende Frau, die besonders mir mit zärtlicher Liebe zugethan war und mich in vorgerückteren Jahren fast mehr als einen jüngeren Freund denn als ihren Sohn behandelte, allein sie litt bisweilen an einer gewissen nervösen Reizbarkeit und Charakterschwäche, die sie die Wichtigkeit der sie umgebenden Verhältnisse bald zu hoch und bald zu gering anschlagen ließ, und diese oft bis zur Krankheit sich steigernde Reizbarkeit habe ich, wie mir scheint, von ihr geerbt und sie war es, die zum großen Teil mich zu dem unglückseligen Menschen machte, als welcher ich Ihnen vor Augen getreten bin. Sie kam bei mir schon in früher Jugend bei kindischen Anlässen zum Vorschein, verstärkte sich aber von Jahr zu Jahr und wuchs zuletzt zu einer mich so gewaltig beherrschenden Macht an, daß sie auch mich, wie meine Mutter, die Bedeutung der mich umgebenden Verhältnisse ganz und gar verkennen ließ.

„Meine erste Seefahrt führte mich nach längerem Umherkreuzen an der schottischen und dann an der spanischen Küste nach New York, wo ich einige Monate verweilte und Zeit genug hatte, den besten Freund meines verstorbenen Vaters und meinen Taufpaten, der zugleich der geehrte Freund meiner Mutter war, kennen und lieben zu lernen. Er war ein sehr reicher, unabhängiger und dabei praktischer Mann, ein Matador in der Kaufmannswelt, der einem bedeutenden überseeischen Geschäft vorstand, aber er war ebenso wie durch seinen Reichtum, durch seine Liebenswürdigkeit und allgemeine Bildung ausgezeichnet. Seine Frau war schon lange tot und er hatte von ihr nur zwei Söhne, deren älterer im Geschäft seines Vaters thätig war, und deren jüngerer — eben mein späterer Freund — sich der diplomatischen Karriere widmete und zu diesem Behufe später nach England kam, um seine Studien daselbst zu vollenden, nachdem er den besten Grund dazu in seiner Vaterstadt selbst gelegt hatte. Mit diesem jüngeren Sohn, der mit mir im gleichen Alter stand, schloß ich schon damals in New York eine herzliche Freundschaft, die bis auf diesen Tag gedauert hat und mir, wie Sie alsbald hören werden, später von ungeheurem Vorteil gewesen ist.

„Wie innig und treu der Vater meines Freundes, Charles H . . . . . t, meinem eigenen Vater ergeben gewesen war, bewies er mir erst nach seinem Tode, der ein Jahr vor meinem großen Unglück erfolgte, denn als sein Testament eröffnet wurde, ergab sich, daß er mir, seinem Täufling, eine jährliche Rente Zeit meines Lebens ausgesetzt, deren Kapital in New York angelegt war und welches niemand antasten durfte, so lange halbjährlich die Quittungen von meiner Hand mit dem gerichtlichen Zeugnis einliefen, daß ich noch am Leben sei. Sollte ich jedoch sterben, lautete es in dem Testament, so sollte sein zweiter Sohn, mein Freund Charles, in den Genuß dieser Rente treten und dessen älterer Bruder, der anderweitig reichlich genug abgefunden war, nie die Hand dagegen erheben dürfen.

„Wie weise und vorbedacht dieses Vermächtnis war, ergab sich erst in der Zukunft, denn hätte ich diese Rente nicht bezogen, und wäre sein zweiter Sohn nicht zu meinem dereinstigen Erben darin bezeichnet worden, so würde vieles im Leben anders mit mir gekommen sein, ich würde nicht imstande gewesen sein, mein Schicksal auf die Weise zu ertragen, wie ich es jetzt ertrage, und Sie würden mich nicht hier gefunden haben, denn um meine Unabhängigkeit von aller Welt in Bezug auf meine pekuniären Mittel wäre es geschehen gewesen.

„Seit jener meiner ersten Reise nach New York nun kam ich noch öfter dahin und jedesmal schloß sich das Band zwischen der Familie H . . . . . t und mir noch enger und fester. In seinem achtzehnten Lebensjahre aber kam mein Freund Charles nach England, um seine Studien in Oxford zu beendigen, und so sahen wir uns auch mehrmals in London wieder, wohin auch ich bisweilen zurückkehrte, um auf englischem Boden die Freundschaft fortzusetzen, die so heilvoll auf amerikanischem begonnen hatte.

„Als mein Freund nämlich seine Studien in Oxford beendet, wurde er nach kurzem Aufenthalt in New York und Washington seiner vaterländischen Gesandtschaft in London zugeteilt, wo er mehrere Jahre als Attaché verblieb, bis er endlich als Sekretär an die zu Bern versetzt wurde, und zwar gerade zu einer Zeit, von der ich später noch mehr zu erzählen haben werde, da sie die traurigste und verhängnisvollste meines ganzen Lebens war.

„Zuvor jedoch verlebte ich einige verhältnismäßig recht glückliche Jahre. Mein Beruf sagte mir mehr und mehr zu, je länger ich im Dienst war, und ich stieg rasch vom Kadett zum Seeoffizier auf, da ich mein Examen gut bestand und überhaupt Lust und Liebe zum Lernen besaß, wozu mir ja im Königlichen Dienst und auf einem guten Schiff so reichliche Gelegenheit geboten wurde. Ich machte mehrmals die Reise um die Welt, sah China und Japan, war in Californien und Australien, und auf dem amerikanischen Kontinent gab es fast keine englische Station, die ich nicht vorübergehend besucht hätte.

„Vor etwa zwei Jahren kehrte ich im Spätsommer zum letztenmal von Japan nach England zurück und hier sollte mein Leben ein für allemal an einem Wendepunkt angelangt sein, von dessen Bedeutung mich, den so harmlos froh nach der Heimat Heimkehrenden, keine Ahnung beschlich. Meine Mutter wohnte, wie bis dahin jeden Sommer, in dem Badeorte Margate in der Grafschaft Kent, wo sie am Meeresufer ein reizendes Landgut besaß, das ihr mein Vater als Witwensitz zugewiesen. Ich hatte auf meinen Wunsch einen dreimonatlichen

Urlaub erhalten und stürmte mit Wonne im Herzen zu den Meinigen, die mich alle mit offenen Armen empfingen. Wir lebten vier bis sechs Wochen lang in süßester Harmonie und fast keine Stunde verging, in der ich nicht irgend einen Genuß hatte, von einer Art, wie sie namentlich dem so lange auf wogendem Meere schwimmenden und dem tagtäglichen Einerlei im dienstlichen Schiffsleben unterworfenen Seeoffizier neu erschien.

„Nicht am wenigsten trug zu diesem Glück und Genuß die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen bei, der zum erstenmal hier zu begegnen mir bestimmt war. Es war dies eine ferne Verwandte meiner Mutter, die auch über See aus St. Louis nach England gekommen war, seit einem Vierteljahre in meinem mütterlichen Hause wohnte und gar bald einen großen und verhängnisvollen Einfluß auf mein ganzes Leben gewann. Sie hieß Mary Markham, war eine Kreolin und stammte von einem englischen Vater und einer mexikanischen Mutter ab. Dabei war sie unermeßlich reich und völlig unabhängig, denn sie war eine Waise und von ihrem Vormund nur aus dem Grunde nach London gebracht, um unter dem Dache meiner Mutter eine Stütze und einen Halt zu gewinnen, woran es ihr seit dem vor kurzer Zeit erfolgten Ableben ihres Vaters vollständig gebrach.

„Meine immer und gegen jedermann so gütige Mutter hatte sich der Verlassenen mit ganzer Herzenswärme angenommen, ihr bis zu einer anderweitigen Gestaltung ihres Schicksals ihr Haus als Freistatt dargeboten und behandelte und liebte sie, wie sie ihre eigene Tochter liebte und behandelte.

„Diese Mary Markham also lernte ich im August vor zwei Jahren in Margate kennen und es dauerte nicht lange, so liebte ich sie wie ein Mann ein Weib nur lieben kann. Sie schien mir anfangs etwas — wie soll ich sagen, denn Stolz ist nicht das rechte Wort — selbständig und selbstbewußt zu sein, ohne daß ich bemerken konnte, daß sie sich auf ihre äußeren Vorzüge oder auf ihr großes Vermögen etwas einbildete. Nur schien sie auch von mir wie von jedermann zu erwarten, daß man alle ihre Regungen, Neigungen und Wünsche auf der Stelle verstände, daß man immer Gleiches mit ihr dächte und fühlte, und das war gewiß auch bei mir der Fall, obgleich ich nie über meine Gedanken und Empfindungen, namentlich in Bezug auf ihre eigene Person, zu sprechen und sie also über mich selbst aufzuklären vermochte. Im Gegenteil, nie war ich so stumm und innerlich gleichsam benommen gewesen, als wenn ich ihr gegenüberstand, und ich wurde es um so mehr, je liebenswürdiger und herzlicher sie sich gegen mich erwies.

„Daß ich eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt, wurde ihr bald klar, und meine Mutter selbst, der ich mich anvertraut, hatte sie, wie ich bestimmt wußte, darüber aufgeklärt; auch zeigte sie mir nicht, daß ihr meine Person und meine Neigung zu ihr unangenehm sei, im Gegenteil, sie wurde alle Tage liebenswürdiger, vertraulicher und herzlicher gegen mich, so daß ich zuletzt keinen Zweifel mehr hegte, daß auch sie mir von ganzem Herzen zugethan sei.

„Dies bestätigte mir auch meine Mutter, das erklärte mir meine Schwester, die endlich ebenfalls die Vertraute meiner geheimen Neigung geworden war, nur war es mir nicht gegeben, Mary selbst zu meiner Vertrauten zu machen, denn dazu war ich viel zu wenig entschlossen, viel zu bedachtsam und zaghaft. Daß ich mich so still und abwartend verhielt und höchstens in einsamen Stunden mit meiner Mutter über die mich beherrschenden Gefühle sprach, hatte seine Gründe in der Eigentümlichkeit meines zwar reizbaren, aber in Sachen des Herzens mehr denn je verschlossenen Wesens. Einmal hielt ich mich noch für zu jung, zu unerfahren, zu wenig männlich entwickelt, um das Schicksal eines braven Mädchens an das meine zu fesseln, das mir noch nicht abgerundet genug und endgültig entschieden erschien. Sodann war ich der Meinung, sie könne am Ende glauben, ich, der ich nur meinen Offizierssold und meine Rente besaß, erhöbe Ansprüche auf den Besitz ihres fürstlichen Vermögens. Ach, dieser Sold und diese Rente waren für England nicht groß genug, um ein Familienhauswesen davon unterhalten zu können, obgleich meine Rente allein für den Kontinent hinlänglich ausgereicht hätte, um anständig und glücklich selbst mit einer nicht gar zu anspruchsvollen Frau wirtschaften zu können. Allein damals dachte ich nicht, daß man auch außerhalb der Grenzen Englands glücklich und angenehm leben könne, und das war für mich ein sehr schwer wiegender und nicht genug zu überlegender Punkt.

„Jedoch, nachdem ich Sie nun einen Blick auf die bisherigen Ereignisse meines Lebens habe thun lassen, muß ich Sie mit einen Mann bekannt machen, dem ich, vielleicht ohne sein Verschulden — denn ich hebe nie mehr einen Stein gegen einen Menschen auf, wenn ich nicht sonnenklare Beweise seiner Schuld in Händen habe — mein ganzes ferneres Unglück verdanke. Dieser junge Mann war der zweite Sohn Lord Rowlands und der Lieblingsneffe eines alten steinreichen Onkels, der ihn sich zum Erben ausersehen und der als solcher die nicht unangenehme Aussicht hatte, dermaleinst auch ein Lord und der Besitzer großer Güter zu werden.

„Lord Rowland war einer der nächsten Nachbarn meiner Mutter in Margate und dabei Herr großer Ländereien und Wälder, in denen er mit dem in der Umgebung wohnenden hohen Adel oft große Jagden abhielt. Außerdem war er als vornehmer und reicher Herr mit aller Welt verschwägert und befreundet, besaß einen großen Einfluß in politischen und persönlichen Angelegenheiten und so war sein Haus zu jeder Jahreszeit mit Dutzenden von Menschen angefüllt, denen ein lustiges und luxuriöses Leben über alles ging.

„Sir Lawrence Rowland, jener von mir genannte zweite Sohn des Lords, ziemlich gleichen Alters mit mir, war auch zugleich mit mir als Extraneer in Eton erzogen und folgte derselben Neigung, ein Seemann zu werden, wie ich. Das wäre mir nun ziemlich gleichgültig gewesen, aber nicht, daß er durch eine seltsame Schicksalsfügung mit mir an einem und demselben Tage auf dasselbe Schiff Ihrer Majestät kam, auf dem ich meine seemännische Laufbahn beginnen sollte.

„Sir Lawrence nun war ein etwas aufgeblasener, auf seine ihm angeborne Baronetschaft und seine Aussicht, einst noch mehr zu werden, eingebildeter Mensch, der infolge der ihm so leicht zugefallenen Güter glaubte, daß ihm alles übrige auch so leicht zufallen müsse und daß er deshalb bei weitem nicht so viel Wert auf das eigentliche Studium und auf die Arbeit überhaupt zu legen habe als andere nicht in so hohem Stande geborene Menschen. Im übrigen war er ein hübscher, mit feinen Manieren ausgestatteter und gewandter Mann, namentlich aber ein sogenannter galanter Herr, sobald er die feste Erde betrat, und nichts in der Welt ging ihm über ein vergnügtes, abwechselungsreiches Leben, dem er auch Tag und Nacht in der ganzen Umgegend von Margate nachging, sobald er als Gast bei seinem Vater eingekehrt war, was fast alle Jahr und leider immer zu derselben Zeit geschah, wenn ich meine Mutter besuchte.

„Für mich selbst hatte er etwas Abstoßendes, meiner Natur durchaus Widersprechendes in seinem Benehmen, indem er als vornehm geborener Mensch mich wie alle seine übrigen Kameraden, die nicht gleich ihm Söhne eines Lords oder wenigstens eines Baronets waren, wie ein hoher Herr von oben herab behandelte. Außer dieser nicht rühmenswerten Eigenschaft besaß er noch eine andere, die mich gleichfalls von ihm abwendig machte, und das war eine überall mit Eifer betriebene allgemeine Spott- und Necksucht. Er liebte es vor allen Dingen, jedermann, der ihm irgend wie und wo im Wege

war, mit hämischen Worten und Bemerkungen aufzuziehen und gewissermaßen zu hänseln, und nur wer sich das ohne Murren und Widerstand von ihm gefallen ließ, konnte gewiß sein, ihn zu seinem immerhin sehr zweifelhaften Freunde zu haben. Ich nun verstand es nie, diese sich ewig wiederholenden und oft sehr ernstlich gemeinten Neckereien mit Gleichmut aufzunehmen, meiner ernsten Natur widerstrebte dergleichen durchaus, und so widersetzte ich mich seiner Spottsucht, die sich natürlich auch oft an mir versuchte, von Anfang an, woraus sich, schon in früher Jugend, kleine Fehden zwischen uns entwickelten, die mit der Zeit an Umfang und Bedeutung zunahmen, bis sich endlich eine gegenseitige Antipathie herausstellte, die zuletzt, wie Sie sogleich hören werden, die ernstesten Folgen haben sollte.

„Zu dieser Antipathie, die allmählich jedermann auffällig wurde, trug bei Sir Lawrence namentlich der Umstand bei, daß ich, der sein unmittelbarer Vordermann im Dienst war, ihn nicht selten überflügelte, nicht allein im Wissen, sondern auch im Leisten und in der Anerkennung unserer Vorgesetzten, und gerade durch die sichtbar zu tage tretende, mir zugewandte Gunst der letzteren kam es, daß er sich von mir im stillen übervorteilt glaubte, obgleich ich gewiß nie danach trachtete, ihm darin zu nahe zu treten. So war es denn sehr natürlich, daß er mir seine Geringschätzung meiner Person durch allerlei kleine Gehässigkeiten bemerkbar machte, die oft einen bitteren Ausdruck annahmen und mich zu Entgegnungen reizten, die nicht selten zu ernsteren Verwickelungen führten, aber immer wieder durch das Dazwischentreten anderer Kameraden und die friedliche Vermittelung unserer Vorgesetzten gemildert und beseitigt wurden.

„Diese Befehdungen dauerten stets so lange, als wir auf dem Schiffe zusammen waren, und das Unglück wollte es, daß er immer mit mir zugleich die Schiffe wechselte und dabei, was ihn am meisten verdroß, mein Hintermann blieb. Sobald wir aber, und, wie gesagt, leider fast immer zu gleicher Zeit, auf Urlaub waren, trat ein scheinbarer kurzer Friede zwischen uns ein, er vergaß den Dienst, und mit ihm unsern Konflikt, und seine Vergnügungen, denen er unausgesetzt nachging, leiteten seinen Haß von mir ab, so daß es bisweilen den Anschein gewann, als ob ihn am Lande reute, was er zur See gegen mich verbrochen hatte.

„Dieser Unglücksmensch nun trat auch in jenem erwähnten August vor zwei Jahren, nur einige Wochen später als ich, mit mir seinen Urlaub an und brachte denselben wie ich im elterlichen Hause zu; wir waren also auch da wieder Nachbarn, obgleich mir das, wie schon bemerkt, eben jetzt am wenigsten erwünscht war. Sir Lawrence hatte diesmal auch drei bis vier andere Kameraden von verschiedenen Schiffen mit zu seinem Vater gebracht, die nun mit ihm jagten, fischten und tanzten, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bot.

„Gleich am ersten Tage, als er in Margate eintraf, machte er mir mit seinen Gefährten seinen kameradschaftlichen Besuch, und ich empfing sie alle höflich, zeigte mich aber gegen Sir Lawrence kalt und am wenigsten zuvorkommend, denn meine alte Antipathie gegen ihn war auf der Stelle von neuem und stärker denn je in mir erwacht. Dazu mag wohl Mary Markhams Anwesenheit das meiste beigetragen haben, die er gleich am ersten Tage sah und mit seinen Augen fast verschlang, da ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit augenblicklich einen großen Eindruck auf ihn zu machen schien.

„Mir quoll es heiß und bitter im Herzen auf, als ich das sah, und ich ahnte nichts Gutes von dieser Begegnung. Mary Markham erwies sich freundlich und wohlwollend auch gegen ihn, wie sie es gegen jedermann war, aber der junge vornehme Seeoffizier legte sich das ganz anders aus und bewies es mir dadurch, daß er seine Neckereien von neuem gegen mich begann.

„Von diesem ersten Besuchstage an kam Sir Lawrence alle Tage und meist allein zu uns, wenn es auch nur auf eine halbe Stunde geschah, und meine gastfreundlich gesinnte Mutter war großmütig genug, ihn und seine Kameraden öfter in unser Haus oder zu gemeinschaftlichen weiteren Exkursionen einzuladen, bis ich, von Eifersucht gepeinigt, sie eines Tages bat, es nicht mehr zu thun, da ich mit Sir Lawrence Rowland nicht gern etwas zu teilen hätte. Meine Mutter ging auch sofort auf meine Bitte ein, aber es war leider zu spät; Sir Lawrence kam nun ganz von selbst, so oft er nur eine Stunde Zeit übrig hatte.

„So gingen einige Wochen hin und ich zehrte mich in täglich wachsender Eifersucht ab. Tausendmal hatte ich den Entschluß gefaßt, Mary Markham meine Liebe zu gestehen, aber immer wieder scheute ich bang davor zurück, da ich mich gerade jetzt in meiner gegenwärtigen bescheidenen Stellung am wenigsten dazu befähigt hielt, um die Hand eines so reichen Mädchens zu werben, das sich die Gunst des jungen Baronets so sichtbar gern gefallen ließ. Aber wie ich mich vor Eifersucht auch innerlich abzehren und meine augenblickliche Lage fast unerträglich finden mochte, ich bezwang mich dennoch und zeigte niemandem mein Herzeleid, nur wurde ich alle Tage stiller und schweigsamer und zog mich alle Tage mehr an irgend eine abgelegene Stelle zurück, wozu ich überhaupt von Jugend auf eine besondere Vorliebe und Neigung gehabt hatte. Sobald ich aber wieder aus meinem Versteck hervorkam, fand ich Sir Lawrence irgend wo in der Nähe der Meinigen, und ohne Unterlaß fuhr er fort, mich mit seinen spitzen Redensarten zu verfolgen und mein so schon genug aufgeregtes Blut in noch größere Wallung zu versetzen.

„Jedoch ich will Ihnen meine bitteren Gefühle, zu denen das mich durchaus nicht ermutigende Verhalten Mary Markhams Veranlassung gab, und die vielen Reibereien, die deshalb zwischen Sir Lawrence und mir vorfielen, nicht ausführlich schildern, genug, wir vermieden uns, wo es nur ging, denn ich fürchtete stets, daß ich mich einmal vergessen und nicht mehr in meiner Gewalt behalten, daß ich vielmehr meiner Heftigkeit in einem unbewachten Moment einmal die Zügel schießen lassen konnte, und was dann zwischen uns vorfallen konnte, ja mußte, das sah ich, wie im trüben Nebel vor meinen Augen schwimmend, nur zu gut voraus.

„Unser Verhältnis, ich meine das zwischen Sir Lawrence und mir, wurde von unseren Kameraden oft genug besprochen, denn es war allen nur zu wohl bekannt, welche lange und bittere Fehde zwischen uns insgeheim obwaltete, und daß dieselbe einmal zum offenen Kampfe losbrechen werde, betrachtete man allgemein nur als eine Frage der Zeit. Mary Markham selber mag davon kein rechtes Bewußtsein gehabt haben, obwohl ich mir oft sagte, daß sie wohl Ursache habe, gerade in dieser Zeit näher an mich heranzutreten, da sie offenbar bemerken mußte, wie schwer und schmerzlich ich unter den obwaltenden Verhältnissen litt. Aber nein, sie trat mir um keinen Schritt näher, blieb nur stets freundlich und liebreich gegen mich und reichte mir, wenn wir uns trennten und nach der Trennung wiedersahen, ebenso herzlich wie sonst die Hand, so daß ich durchaus an keine wirkliche Abnahme ihrer früheren liebevollen Gesinnung gegen mich denken konnte. Allerdings schien es mir oft, als ob sie mir insgeheim etwas sagen wollte, ihr Blick ruhte oft teilnehmend, forschend auf meinem Gesicht, und einmal glaubte ich sogar wahrzunehmen, wie ihre Brust sich beklommen hob, um einen Seufzer zu unterdrücken, als ich nach längerem Beisammensein unter vier Augen ihr die Hand reichte, die ihrige eine Weile in der meinen behielt und ihr dann einen guten Abend bot."

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth von Brandenburg.

Lebens- und Charakterbild. Für die Abendschule von K.

I.

Vor einiger Zeit haben wir den Lesern der Abendschule das Lebens- und Charakterbild Friedrichs des Weisen, des ersten lutherischen Fürsten, vorgestellt. Heute gedenken wir, unseren Freunden von einer auserwählten Frau aus fürstlichem Geschlechte zu erzählen, die nicht lange nach Beginn der gesegneten Kirchenreformation das reine Evangelium von ganzem Herzen angenommen und ihren lebendigen Glauben unter viel Kreuz und Trübsal treulich bewährt hat. Das Motto ihres Lebens war das Wort St. Pauli: „Ich achte es alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi JEsu, meines HErrn, um welches willen ich alles habe für Schaden gerechnet, und achte es für Kot, auf daß ich Christum gewinne und in Ihm erfunden werde, daß ich nicht habe eine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird." Um Christi willen hat Elisabeth von Brandenburg, die erste lutherische Fürstin aus dem erlauchten Hause der Hohenzollern, alles für Schaden gerechnet, was sonst namentlich einer Frau auf dieser Erde das Teuerste ist; sie hat die Heimat, den Gemahl, die Kinder, Glanz und Bequemlichkeit um des Evangeliums willen geopfert und dafür Verlassenheit, Entbehrung, Mangel aller Art, die Schmach Christi eingetauscht. Sie hat sich nicht mit Fleisch und Blut besprochen, sie hat kein Verhandeln mit weltlichen Rücksichten gekannt, wo es galt, ihrem HErrn Christo treu zu bleiben und ihn vor den Menschen zu bekennen; sie war eine demütige Jüngerin der Wahrheit, die in aller Einfalt nach ihrem in Gottes Wort gefangenen Gewissen handelte. Wir meinen, es werde unsern christlichen Lesern und Leserinnen nicht unlieb sein, wenn wir sie in dem folgenden mit dieser glaubensstarken, heldenmütigen Frau, dieser unerschütterlichen Bekennerin JEsu Christi, die um Seinetwillen eine arme Verstoßene und Bettlerin wurde, zu ihrer Erbauung und Glaubensstärkung etwas näher bekannt zu machen suchen.

Elisabeth war königlichen Geschlechtes. Ihr Vater war König Johann von Dänemark, der im Jahre 1481 seinem Vater Christian I. in der Regierung der skandinavischen Reiche gefolgt war. Ihre Mutter Christine war eine geistreiche Frau, eine Förderin der Wissenschaften und Künste. Am dänischen Königshofe herrschte deutsche Sitte und Bildung; war es doch ein deutsches Fürstenhaus (Oldenburg), welches mit Christian I. den Thron von Dänemark und Norwegen bestiegen hatte. Die junge Prinzessin erhielt daher eine tüchtige Erziehung; unter sorgfältiger Pflege entwickelten sich ihre Geistesgaben zu schönster Blüte; frühe schon zeichnete sie sich durch Selbständigkeit und Reife des Urteils aus. Im Frühjahr 1502 vermählte sie sich mit dem damals erst achtzehn Jahre alten ebenfalls talentvollen Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg. Zu Stendal in der Altmark wurde mit großer Pracht das Beilager gehalten. Die Trauung vollzog ein Verwandter, der Erzbischof von Magdeburg, ein geborener Herzog von Sachsen. Als Mitgift brachte Elisabeth ihrem jugendlichen Gemahle das Successionsrecht auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein mit. Bekanntlich hat dieser Umstand in neuerer Zeit eine hohe politische Bedeutung erlangt, indem von ihm die Krone Preußen ihre Ansprüche auf die Erbherzogtümer und ihr Recht, dieselben zu annektieren, herleitete. Joachim dagegen wies seiner Gemahlin als Wittum das Amt Spandau mit Einkünften aus Küstrin und anderen Orten zu.

Die Ehe war anfänglich eine glückliche und zufriedene. Elisabeth war dem Kurfürsten mit treuer Liebe zugethan. Sie nahm mit regem Eifer an seinen Arbeiten und Vergnügungen teil. Dabei war sie ihren Kindern, deren sie im Laufe der Jahre mehrere gebar, eine liebende Mutter und gewissenhafte Erzieherin. Auch darin war sie geraume Zeit mit ihrem Gemahl ein Herz und eine Seele, daß sie treu in den Satzungen der papistischen Kirche lebte. Sie hatte ihre besondere Freude an Reliquien und anderen vermeintlichen Heiligtümern. Als im Jahre 1518 der Erzbischof Albrecht von Mainz ihr ein Stückchen Holz angeblich vom Kreuze Christi verehrte, da war sie voll Dankbarkeit. In ihrem Dankschreiben sagt sie, daß sie solch Heiligtum, das billig in hoher Ehrwürdigkeit zu halten, mit Andacht und großem Behagen empfangen habe.

Es war die Zeit, als von Wittenberg aus der erste Strahl des wiederaufleuchtenden Lichtes göttlicher Wahrheit in die Welt fiel. Joachim stellte sich dem Werke Luthers von Anfang an feindlich entgegen. Dem Ablaßhandel öffnete er bereitwillig seine Lande. Während Friedrich der Weise von Sachsen dem Treiben des unverschämten Tetzel gegenüber Abneigung und Widerwillen zeigte, begünstigte der Brandenburger Kurfürst dasselbe auf alle Weise. In Berlin durfte Tetzel in feierlicher Prozession unter dem Geläute aller Glocken einziehen und sein Schwindelgeschäft betreiben. In Luthers Auftreten gegen den Ablaßkram sah Joachim und mit ihm seine Gemahlin anfangs nur ein Mönchsgezänk, das keine weiteren Folgen haben würde. Als aber der Funke, den die fünfundneunzig Thesen in die Welt geworfen hatten, überall ein gewaltiges Feuer entzündete, da sah sich auch Joachim zur Entscheidung für oder wider gedrängt. Er wählte das letztere. Die Grundneigung seines Herzens, die ihn nach Rom zog, politische Bedenken aller Art und vor allem die Eifersucht gegen Kursachsen machten ihn zum grimmigen Feinde der Reformation. Er entschloß sich, ihr mit aller Gewalt entgegen zu treten und sie, wenn es sein müßte, selbst mit Gewalt von seinem Lande ferne zu halten. Immer schärfer wurden seine Verordnungen gegen die „lutherische Ketzerei". Das berüchtigte Wormser Edikt vom Jahre 1521 ist wesentlich mit sein Werk. Er veröffentlichte dasselbe sogleich in seinen Landen und ließ es drei Jahre später noch einmal einschärfen. Luthers Schriften, auch dessen Übersetzung des Neuen Testamentes verbot er seinen Unterthanen unter Androhung schwerer Strafen. Er bemerkte, daß er die Übertreter ohne alle Gnade strafen und niemandes dabei schonen werde. Daß das Evangelium trotzdem namentlich durch die lutherischen Kirchenlieder sich in Brandenburg verbreitete, war das Werk besonderer göttlicher Vorsehung. Der Kurfürst that alles, um es zu hindern. Er ließ keinen Landtag vorübergehen, ohne vor Luther und seiner vermeintlichen Ketzerei ernstlich zu warnen. Er war durch Betrug des Satans fest davon überzeugt, daß die Konzilien der Väter längst endgültig alle Wahrheit festgestellt hätten. Er wähnte, was die löblichen Vorfahren für christlich und wohlbegründet gehalten hätten, das könne nimmermehr irrig sein, alle neue Lehre sei notwendig ketzerisch und verdammlich. Joachim wollte nicht erkennen, daß Luthers Lehre keine neue, sondern die alte Lehre der Propheten und Apostel war.

Daß Elisabeth die Abneigung ihres Gemahls gegen das Werk der Kirchenerneuerung wenigstens im Anfange teilte, kann man mit Bestimmtheit voraussetzen. Sie war wie jener im papistischen Aberglauben aufgewachsen, und sich als eine gehorsame Tochter der Kirche d. h. des Papstes zu erweisen, war gewiß ihr eifriges Bestreben. Außerdem stand sie damals noch dem Kurfürsten zu nahe, als daß sie daran hätte denken sollen,

andere Wege wie er zu gehen. Es könnte darum unter diesen Verhältnissen fast rätselhaft erscheinen, daß sich bei ihr nach und nach eine so ganz verschiedene Geistesrichtung ausbildete. Während Joachim in seinem Hasse gegen das Evangelium immer mehr sich verhärtete, glich Elisabeth der Lydia, welcher der HErr das Herz aufthat. Sie lernte Luthers Lehre kennen und lieben und nahm sie gläubig an. Gott hatte sie dazu ersehen, das brandenburgische Fürstenhaus für die Reformation zu gewinnen. Das Werkzeug, dessen sich Gottes Gnade bediente, um sie zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen, war ein entthronter König.

Im Jahre 1513 hatte Elisabeths Bruder Christian II den Thron seines Vaters bestiegen. Es wohnte in ihm ein energischer, kräftiger, klarer Geist, aber auch große Leidenschaftlichkeit und Härte der Gesinnung. Bei seinem Regierungsantritt mußte er einen harten Kronvertrag eingehen, welcher ihn fast gänzlich von der Willkür des Adels und der höheren Geistlichkeit abhängig machte. Seine kräftige Natur widerstrebte dem unnatürlichen Zwange und er war von dem Wunsche beseelt, die unberechtigten Gewalten zu brechen. Er suchte deshalb die in Deutschland beginnende reformatorische Bewegung seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen. Als der Ablaßkrämer Arcimboldus in den Jahren 1517 und 1518 das dänische Volk ausplünderte, sah er es nicht ungern, daß sich einige Stimmen dagegen erhoben, und überwarf sich deshalb mit dem Papste. Im folgenden Jahre 1519 lud er sogar Luther selbst ein, nach Dänemark zu kommen, und die Kirchenverbesserungen zu fördern. 1520 kam ein deutscher lutherischer Prediger, der den Dänen die Wahrheit predigte. Die Königin Isabella, die Enkelin des Kaisers Maximilian, wurde bald für das reine Evangelium gewonnen. Bei dem Könige selbst fiel der gute Same auf den Weg. Sein Eigenwille und Jähzorn machten ihn immer mehr zum Tyrannen. Im Jahre 1520 richtete er in Stockholm das schrecklichste Blutbad an, nachdem er durch Gewalt und Hinterlist sich zum unbeschränkten Herrn Schwedens gemacht hatte. Doch bekanntlich erhob sich bald das tapfere Volk unter der Führung des Helden Gustav Wasa gegen seine Herrschaft. Geschlagen kehrte Christian nach Dänemark zurück. Doch auch hier und in Norwegen dauerte seine Herrschaft nur noch kurze Zeit. Durch seine Niederlage ermutigt, erhob der ihn hassende dänische Adel sich gegen den bauernfreundlichen Monarchen und setzte ihn ab. Merkwürdig genug war der Mut dem Könige im entscheidenden Augenblicke entfallen. Statt die ihm geneigten Bürger und Bauern für sich aufzurufen, verlor er die Fassung und verließ im April 1523 mit seiner Frau und drei Kindern sein Königreich.

Sein Unglück sollte ihm zum Segen gereichen. Nach kurzem Aufenthalt in Holland wandte er sich nach Deutschland. Hier verweilte er an den verwandten Höfen von Kursachsen und Brandenburg. In Sachsen lernte Christian auch Luther persönlich kennen und hörte ihn predigen. „Ich hatte", schreibt er, „noch nie jemand also das Evangelium predigen hören; ich bin bereit, alles zu leiden, da Christus so viel für uns gelitten." Daß es vom Könige ernst gemeint war, leidet keinen Zweifel. Er suchte ja auf eigene Kosten die Bibel durch Hans Mikkelsen, früher Bürgermeister zu Malmö, ins Dänische übersetzen zu lassen, und sandte seiner Gemahlin die einzelnen Bogen, welche erschienen, wie auch andere lutherische Schriften. Luther hatte auch die beste Hoffnung von der Bekehrung des Königs und äußerte einmal, „Gott möge vielleicht ein seltenes Wildbret, das heißt, einen König und eine Königin, in den Himmel haben wollen; und das den König, von dem man es am wenigsten gehofft hätte; so wunderbar ist er zu täuschen der Menschen Gedanken." Wie mag die fromme Königin Isabella, die am brandenburgischen Hofe lebte, über diese Sinnesänderung ihres Gemahls sich gefreut haben! An der Kurfürstin Elisabeth, ihrer Schwägerin, hatte sie eine treue Freundin gefunden. Vor dieser hielt sie mit ihrer evangelischen Überzeugung nicht zurück. Auch Christian übte mit seinem damaligen Eifer für die Wahrheit auf das Herz seiner Schwester heilsamen Einfluß aus. Er lebte jetzt vielfach an ihrem Hofe und besuchte mit ihr gemeinsam öfters den Kurfürsten Johann den Beständigen von Sachsen. Das alles wirkte durch Gottes Gnade zusammen, um Elisabeth für die Sache des heiligen Evangeliums zu gewinnen. Sie wurde eine wahrhaft gläubige Christin, eine rechte Jüngerin des HErrn JEsus.

„Ich glaube, darum rede ich", sagt der heilige Psalmist, und das ist das Losungswort aller Christenleute. Das Bekenntnis des Mundes ist das notwendige Zeugnis des Glaubens im Herzen. So war es auch bei der Kurfürstin Elisabeth. Sobald die Wahrheit ihr Herz erfaßt hatte — es muß im Jahre 1526 gewesen sein —, da war es ihr auch Bedürfnis, dieselbe anderen mitzuteilen. Wer aber stand ihr näher als die eigenen Kinder? Sie hielt es für ihre heilige Mutterpflicht, diese treulich im Worte Gottes zu unterweisen. Der tiefe nachhaltige Eindruck, den sie damit auf die Herzen aller ihrer Kinder ausübte, weist darauf hin, daß es eine längere Einwirkung gewesen sei. Sie that es hinter dem Rücken ihres Gemahls. Ältere und neuere Schriftsteller haben sie deswegen getadelt. Sie habe dadurch ihre eheliche Pflicht verletzt. Aber o Thorheit der blinden Welt! Als ob eine christliche Mutter ihr teuerstes und heiligstes Herzenskleinod ihren Kindern verbergen, den Weg, welchen sie aus voller Überzeugung für den einzig wahren Weg zur Seligkeit erkennt, ihnen verschweigen könnte! Daß aber Elisabeth nicht auf gleiche Weise gegen ihren Gemahl verfuhr, war leider nur zu berechtigt. Zwischen den Gatten war allmählich eine gewisse Kälte eingetreten. Die Schuld daran lag ganz und völlig auf Joachims Seite, in seinem sittlichen Verhalten. Das war für Elisabeth ein schweres Kreuz. Sie konnte zu ihrem Manne kein Vertrauen mehr haben. Sie hielt ihm die eheliche Treue — kein Feind hat auf sie je einen sittlichen Makel zu werfen gewagt; aber ihn ferner zum Vertrauten ihrer Herzenserfahrungen, ihres geistlichen Lebens zu machen, vermochte sie nicht mehr. Was hätte es auch genutzt? Joachim wäre fürwahr der Letzte gewesen, der im eigenen Hause geduldet hätte, was er im Lande verbot. Er war ein entschiedener, erklärter Feind des Evangeliums. Von Glaubensduldung, von einer Achtung der Überzeugung wußte er nichts. Es war darum auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß er in seinem Hasse gegen die Wahrheit umgestimmt werden könnte. Was sollte da Elisabeth thun? Oder sollte sie ihren Glauben opfern, um des Gebotes ihres Mannes willen ihre Überzeugung fahren lassen, wie man etwa ein schönes Kleid fahren läßt, an dem das Herz hängt? Sollte sie sich damit trösten, daß eine Frau der Rücksicht auf die Stellung ihres Mannes alles eigene Wünschen und Wollen hintanzusetzen habe? Dies fordert ein Teil der heutigen Geschichtsschreiber. Aber so handelt kein Christ, das thut keine Seele, welche die köstliche Perle gefunden hat und festhalten will, das thut kein Bekenner des großen Meisters, der gesprochen hat: „Wahrlich, ich sage euch, wer verläßet Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." So blieb Elisabeth nur das eine übrig, einstweilen in der Stille ihres Glaubens zu leben und es dem HErrn zu überlassen, wenn Er ihre Überzeugung auch ihrem Gemahle kundbar werden ließe.

Dieser Zeitpunkt, von Elisabeth sehnsüchtig erwartet, sollte bald kommen. —

In den Tagen, die auf Ostern 1527 folgten, konnte man den Kurfürsten Joachim in heftiger Erregung durch die Prunkgemächer seines Berliner Schlosses schreiten sehen. Scheu

gingen ihm die Hofleute und Diener aus dem Wege. Man fühlte, daß etwas Unheimliches in der Luft lag. Die Zimmer der Kurfürstin waren abgesperrt, nur die nötigste Dienerschaft hatte Zutritt. Was war geschehen? Ängstlich flüsterte man einander zu, daß zwischen dem Herrscherpaare eine schreckliche Szene stattgefunden habe. In grimmigem Zorn sei neulich der Kurfürst in das Gemach seiner erlauchten Gemahlin gedrungen, habe sie mit heftigen Worten angelassen und endlich sie sogar persönlich gemißhandelt. Dann sei er in höchster Erregung fortgestürmt und habe die drohenden Worte ausgestoßen, er wolle Elisabeth lebendig einmauern lassen. Mochten nun diese Gerüchte auf Wahrheit beruhen, oder mochten sie übertrieben sein: so viel stand fest, daß Joachim über seine Gemahlin aufs höchste erzürnt war und böse Anschläge im Schilde hatte.

Was hatte die unglückliche Frau verbrochen? Nun, in den Augen des Kurfürsten war, was sie gethan, allerdings ein schweres Verbrechen. Schon lange war es ihr Herzenswunsch gewesen, das heilige Abendmahl nach Christi Einsetzung, das heißt also, unter beiden Gestalten genießen zu dürfen. Bei der österlichen Abendmahlsfeier des Jahres 1527 wollte sie diesem ihrem heißen Wunsche genügen und damit zugleich den entscheidenden Schritt eines offenen Bekenntnisses thun. Sie berief sich heimlich einen lutherischen Prediger auf ihr Schloß und feierte nun zum erstenmale mit tiefer Herzensbewegung das hochwürdige Sakrament nach der Einsetzung ihres HErrn. Die verständige Frau hatte sich ohne Zweifel die möglichen Folgen nicht verborgen, allein sie kannte einen HErrn im Himmel, der auch über Fürsten und Herrscher Macht hat. Sie befahl sich dem Schutze Gottes und sah getrost den kommenden Ereignissen entgegen.

Das war es also, was den Kurfürsten so furchtbar aufgebracht hatte. Er hatte die strengsten Strafen gegen alle diejenigen Unterthanen ausgesprochen, die sich zu Luther neigten, und nun sollte er dulden, daß seine eigene Gemahlin ihm Trotz böte? Das war dem seiner Herrscherwürde im hohen Grade sich bewußten Manne ein unfaßbarer Gedanke. Kein Wunder, daß er von Stund an entschlossen war, den Widerstand, den seine Anordnungen in seinem eigenen Hause fanden, niederzuwerfen und seine Gemahlin nötigenfalls mit Gewalt von dem betretenen Wege zurückzuführen.

Es mochte ihm Überwindung genug kosten, ihr eine Frist bis Michaelis zuzugestehen, ob sie von der „Ketzerei" abstehen und sich seinen Anordnungen fügen wolle. Elisabeth konnte sich nicht verhehlen, daß sie des Schlimmsten gewärtig sein müsse. Noch im Juli desselben Jahres ließ der Kurfürst durch den Ausschuß der Landstände die Erklärung abgeben, daß die alte Ordnung nach allem Vermögen aufrecht erhalten werden sollte. Der entscheidende Augenblick rückte immer näher. Der teuren Bekennerin stand es fest, daß sie nicht nachgeben würde. Der Ruf Gottes war zu mächtig an sie ergangen. Es ging ihr, wie der Prophet sagt: „Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Der HERR HErr redet, wer sollte nicht weissagen!" Sie konnte nicht anders, sie mußte bekennen. Der Glaube, der wahre Herzensglaube ist die höchste Macht auf Erden. Er überwindet alle Bedenken der Vernunft. Er giebt einen fröhlichen, starken, gewissen Bekennermut.

Kurz vor dem entscheidenden Termin kehrte König Christian von Wittenberg nach Berlin zurück, die Schwiegersöhne des Kurfürsten, die Herzöge Ernst von Braunschweig und Albrecht von Mecklenburg, erschienen, um Elisabeth zur Seite zu stehen. Der Kurfürst von Sachsen sandte einen vertrauten Boten, den Ritter Hans von Minkwitz. Alle versuchten ihr möglichstes, den Kurfürsten umzustimmen. Dieser befand sich in einer mißlichen Lage. Von einer übereilten strengen Hand-

Seltene Freundschaft.

(Siehe Seite 431.)

habung seiner Strafgesetze gegen seine Gemahlin mußte er, bewogen durch die Bitten seiner Familie, endlich wohl oder übel abstehen. Auf der anderen Seite drängten ihn Kaiser und Papst, seine papistisch gesinnten Verbündeten und Beichtväter wie sein eigener Starrsinn, die äußerste Strenge walten zu lassen. Einem Herrscher, der sonst rücksichtslos seinen Willen und seine Pläne durchzuführen gewohnt war, mußte es schwer halten, diese Unentschiedenheit lange zu ertragen. Nur widerwillig entschloß er sich, einen Gerichtshof zusammen zu rufen, der über Elisabeths Schicksal entscheiden sollte.



Der Aufgeblasene.

Eine Fabel. Von Viktor Blüthgen.

Es war ein Spätzlein wunderschön,
Das hatte noch nie einen Adler geseh'n.

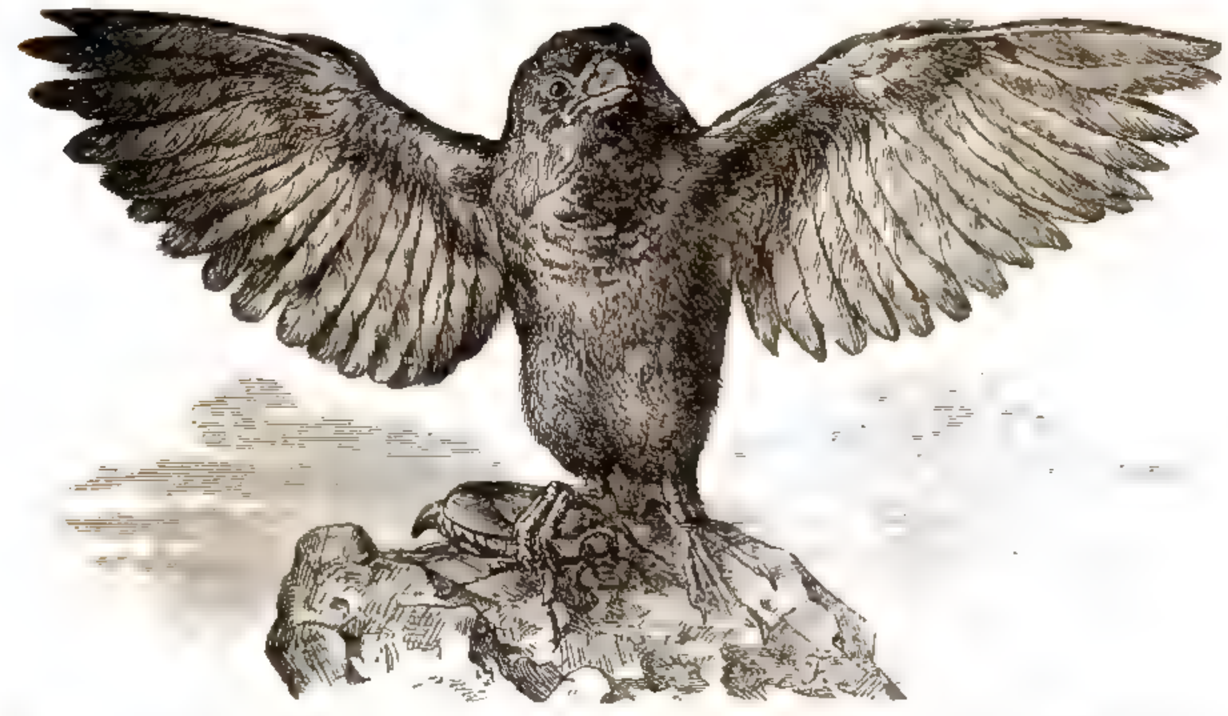
Da hängten die Leute vors Haus ein Schild,
D'rauf sah man den Adler bös und wild.

Er saß auf einem Felsgestein
Und hielt mit den Fängen ein Zicklein klein.

Die Fittiche hat er gebreitet stolz:
So sah ihn der Spatz auf dem Schilde von Holz.

Hei! dachte er, ist ein Adler so klein,
Da kann ich wahrhaftig auch Adler sein!

Ein Maikäfer kam, den fing sich der Zwerg
Und flog mit dem Aermsten hoch auf den Berg.



Dort sitzt er mit grimmigen Augen dann
Und spreizet die Flügel, so weit er kann.

Da nahte die Lerche. „Ihr Diener, Herr Spatz';
Was macht Ihr denn hier auf dem steinichten Platz?"

„Unglückliche, weiche, sonst würg' ich Dich hin!
Du weißt wohl nicht, daß ich der Adler bin?"

Da lachte die Lerche und sagte schnell:
„Dort kommt der Falk und ich flieh' auf der Stell'!"

„Ei was? Ei was?" sprach ängstlich der Spatz':
„Wir flüchten zusammen, mein lieber Schatz!"

Und eiligst verschwand er und fand ein Loch,
In das er mit großem Zittern kroch.

Laut lachte die Lerche und flog ins Feld:
„Lebt wohl, Herr Adler, Ihr tapferer Held! — —

Das grimmige Wort und Gebärden voll Graus,
Die machen noch lange den Helden nicht aus!"

Die Neu-Hebriden.

Der Archipel der Neu-Hebriden hat in neuster Zeit große Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die Franzosen auf Neu-Kaledonien sowohl, wie die englischen Kolonisten in den Kolonien des australischen Kontinents möchten denselben annektiert haben und bewachen einander mit scheelen Augen. Folgende Angaben über diese Inselgruppe werden interessieren.

Der Archipel liegt östlich vom Festland Australien im stillen Ozean und besteht aus 20 größeren und einer beträchtlichen Anzahl kleinerer Inseln, von denen insgesamt nur dreißig bewohnt sind. Der mutmaßliche Flächeninhalt umfaßt 2,500 engl. Quadratmeilen, und die Einwohnerzahl wird von den Missionären auf 200,000 geschätzt. Die nördlichen Inseln wurden im Jahre 1606 von dem spanischen Seefahrer Quiros entdeckt, welcher die größte derselben Terra Australia del Espiritu Santo benannte, wie sie denn noch heute Espiritu Santo oder Heilige Geist Insel heißt. Etwa 150 Jahre später besuchte sie Bougainville und machte weitere Entdeckungen. Näher bekannt sind diese Inseln aber erst durch den berühmten Erdumsegler Cook geworden, welcher auf seiner Fahrt die ganze Gruppe entdeckte und ihr den heutigen Namen gab.

Die Neu-Hebriden liegen im Zentrum zweier der größten Korallenformationen der Erde. Wie die meisten Inseln der Südsee sind auch sie vulkanischen Ursprungs. Vulkane haben einst auf allen Inseln existiert und auf mehreren finden sich noch jetzt die deutlichen Spuren davon. Zur Zeit sind nur noch drei Vulkane thätig, — zwei im Norden auf den Inseln Lopevi und Ambryn, und einer, der bedeutendste, auf Tanna im Süden.

Wie immer auf vulkanischen Inseln, ist der Erdboden auf den Neu-Hebriden ein äußerst fruchtbarer. Tropische Gewächse zeigen sich in Menge, wie der Brotfruchtbaum, die Kokospalme, Bananen, Yams, Taro u. s. w. Nicht minder vorzüglich gedeihen die importierten: Custardbaum (Annona), Guavabaum, Ananas, Melonen, Orangen u. s. w.

Die einzigen einheimischen Tiere sind der fliegende Hund, eine Rattenspezies und das wilde Schwein (wahrscheinlich die Nachkommenschaft von Schweinen, welche frühere Seefahrer dort laufen ließen). Vögel sind zahlreicher, namentlich größere und kleinere Papageien, Tauben und Schwalben. Von Reptilien finden sich nur wenige Arten.

Die Eingebornen gehören zur Papuarasse, wiewohl man einen auffälligen Unterschied unter den Bewohnern der verschiedenen Inseln bemerkt. Sie haben im allgemeinen eine kaffeefarbige Haut und schwarzes, welliges Haar. Die Männer gehen so gut wie nackend und führen immer Bogen und Pfeile, welche auf den nördlichen Inseln in der Regel vergiftet sind, bei sich. Ihre übrigen Waffen bestehen in Tomahawks aus Stein oder Eisen, Speeren, oft mit einer Spitze von Menschenknochen versehen, und Keulen aus hartem Holze. Auf vielen Inseln besitzen die Eingebornen jetzt auch Gewehre, welche sie gut zu handhaben verstehen. Auf den südlichen Inseln tragen die Frauen Röcke, die sie sich aus Gras, Rinde oder den Blättern der Pandaneen anfertigen, und auf einigen der andern Inseln einen Umhang aus Callico oder aus einheimischem Mattenwerk. Wie überhaupt unter den niedern Rassen, sind auch hier die Frauen wenig mehr als die Sklaven ihrer Männer und haben alle Arbeiten zu verrichten. Ihre Hütten bestehen aus einem aufrechten Pfahle, von dem Holzlängen zur Erde laufen, welche mit Zuckerrohrblättern bedeckt sind und durch Stricke aus Kokosfasern zusammengehalten werden. Auf ihren Plantagen, die sie mit ineinander dicht verflochtenem Rohr eingehegt haben, um die wilden Schweine abzuhalten, kultivieren sie Yams und Taro. Sie sind außerordentlich abergläubisch und verehren ihre Vorfahren. Sie treiben Polygamie, Kannibalismus und Kindermord, und auf mehreren Inseln ist es Gebrauch, die Frauen beim Tode ihrer Männer zu strangulieren. Im allgemeinen gilt, daß die Bewohner der nördlichen Inseln körperlich und in mechanischen Fertigkeiten besser beanlagt sind, als die der südlichen, aber in sittlicher Beziehung stehen sie insgesamt auf der niedrigsten Stufe, wie sie nur auf den Inseln der Südsee gefunden wird. Das Bild, welches uns das Leben dieser Eingebornen darbietet, ist bei den grausamsten und empörendsten Gebräuchen, denen sie huldigen, ein höchst trauriges und widerwärtiges. Verschiedene Krankheiten, die sie sich durch ihre ungesunde Lebensweise zuziehen, raffen sie alljährlich zu Hunderten hin, ebenso wie die genannten blutigen Fehden, sodaß ihre Zahl von Jahr zu Jahr beträchtlich abnimmt. Die einzige Hoffnung, welche ihnen für die Erhaltung ihrer Rasse verbleibt, ist die Annahme des Christentums und der damit verbundenen Zivilisation, soweit sie dafür empfänglich sind, wenngleich zugegeben werden muß, daß die bisherigen langjährigen Bemühungen der Missionäre nur sehr geringe gute Erfolge aufzuweisen haben.

Eine „Übersetzungsblüte" in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Ein Freund unseres Blattes sendet uns aus Detroit eine so schaurig-heitre „Übersetzungsblüte", daß wir dieselbe unseren Lesern nicht vorenthalten können, ohne sie um eine heilsame Zwerchfellerschütterung zu berauben. Es handelt sich um einen während der Weihnachtszeit in den Straßen verteilten Zettel, der auf der einen Seite in gutem Englisch, auf der andern aber in einem Schauerdeutsch allen Käufern von Thee oder Kaffee eine Prämie anbietet. Doch der Leser sehe selbst und staune über das, was wir hier buchstäblich nachdrucken.

Beautiful Christmas Cards

Designed specially for us, and pronounced by all who have seen them the prettiest and most beautiful card they ever saw.

They are now on exhibition in our windows; call and see them, and examine our magnificent stock of

Holiday Presents

We have Majolica, China and Cut Glassware, Bisque, China and Parian Statuettes, Handsome Library Lamps, Tea and Dinner Sets in Chinese and Decorated English Granite, French and Japan Tete-a-Tete Sets, Dolls, Toys, Games and numerous other articles suitable for the Holiday Season, all of wich ARE GIVEN AWAY to holders of our Tea and Coffee Checks.

Our prices are the lowest. Our 50c. Teas and 25c. Coffees are the best value in the market. Our 30c. roasted Java and Mocha Coffee will please the most fastidious taste; and our 60c. New Crop Teas are of delicious flavor, and must be tried to be appreciated.

Don't forget the Grand Distribution of Christmas Cards

ON

SATURDAY, DECEMBER 29th

EVERY CUSTOMER PURCHASING 50c. WORTH OF TEA OR COFFEE will be presented with one of our beautiful cards on this day only.

As we anticipate a tremendous rush on this day we must ask those who have checks to exchange to come on some day previous.

——Austheilung von unsere——

Prachtvollen Weihnachts Karten

Vorzüglich für uns Bestimmt, und sind ausgesprochen bei alle die schon besucht, die schönsten und Prachtvollesten Karten die sie jemals ge'ehen haben.

Sie sind jetz Aufgestellt in unsere Fenstern; kommt und siht sie, und gleichfalls unser prachtvoller Vorrath von Feiertag-Geschenk zu abhören.

Wir haben Majolica, Porzellan und geschlietete Glass Waaren, Bisque, Pozellan und Parien Statuettes, schöne Büchersaal Lampen, Thee und Tisch Geschirr in China Schmückede Englische Granite, Französische und China Tete a Tete Geschirr, Puppen, Spielzeugen und Spiel, und wohlklingende andere Artikeln angemessen für die Feiertag Jahreszeit, welche wird zu alle unserer Thee und Kaffee Check haltende verschenken.

Unsere Preise sind die Niedrigsten. Unser 50c. Thee und 25c. Kaffee ist der beste werth im Markt; unser 30c. Geröstete Java und Mocha Kaffee wird den übermüthigste Geschmack ergötzen und unser 60c. Neue Kropf Theen sind von den angenehmsten Geschmahaftigkeit und muß versuch werden zum wirdigung sein.

Vergesse niht unsere Grosse Aurtheilung von Weihnachts Karten, am Samstag den 29. Dezember.

Jeder Kunden die 50c. werth von Thee oder Kaffee kauft erhält eine von unsere Prachtvollen Karten, auf diesem Tag blos.

Als wir auf diesem Tage ein schrecklisches Ungestum verempfinden, müßen wir diejenigen bitten die Checks zu tauschen haben, auf einige vorläufige Tage zu kommen, oder am Montag den 24. da keine Checks an unsere Austheilungstag getauscht werden.

Nicht wahr, Leser, es ist kaum zu glauben, daß so etwas verübt werden kann? Und das in Detroit, einer der deutschesten Städte unseres Landes! Der Leser halte diese Übersetzungsblüte ja nicht für eine fabrizierte — viele unserer Detroiter Freunde werden ihre Echtheit bezeugen können.

D.

Die Alligatorzucht.

Zur Geschichte eines neuen Erwerbszweiges.

Den Tieren, welche im Dienste der menschlichen Industrie ihr Leben lassen müssen, haben die unternehmungslustigen Amerikaner letzthin das auf unserm Erdteil heimische Krokodil, den Alligator, zugesellt.

Zwar hat man auch in der alten Welt die Panzerechsen zu Handelszwecken ausgebeutet, doch geschah das nur in geringem Maße. Die Ärzte des Altertums benutzten das Krokodilblut als ein Mittel gegen Schlangengift; mit der Asche der verbrannten Haut suchten sie Wunden zu heilen, das Fett wandten sie bei Fieber und Zahnschmerzen an, und die Zähne wurden als wunderthätige Amulette gepriesen. Auch das Fleisch der gewaltigen Saurier ward vor Christi Geburt in Afrika gegessen. Der starke Moschusgeschmack, der uns den Genuß desselben unmöglich macht, war den Völkern des dunklen Weltteils nicht unangenehm. Die Einwohner von Apollinopolis sollen den erbeuteten Tieren vor dem Schlachten eine tüchtige Tracht

Prügel gegeben haben. Ob sie sich durch diese handfeste Behandlung den Braten weich zu klopfen gedachten oder das Tier für jeden Schaden züchtigen wollten, den es ihnen mit seiner Sippe zugefügt hatte, können wir nicht sagen. Die jetzigen Ostafrikaner haben diese Gewohnheit keineswegs. Sie pflegen die Tiere nicht lebendig zu fangen, sondern sie entweder mit Feuerwaffen oder mit eisernen, dreikantigen Wurfspießen zu erlegen. Nach dem Zerteilen des Fleisches werfen sie die Stücke in kochendes Wasser, fügen vielleicht noch etwas Salz und Pfeffer hinzu und lassen es gar kochen. Die vier Moschus-Drüsen des Krokodiles, deren Inhalt von Nubiern und Sudanesen als eine wohlriechende Hautsalbe und Haarpomade geschätzt wird, stehen im Wert von zwei halberwachsenen Rindern. Die Händler nehmen sie den Jägern bereitwillig ab; die übrigen Bestandteile des großen Tierkörpers finden in Afrika selten Verwendung.

Die erfindungsreichen Bürger der Vereinigten Staaten entnehmen dagegen ihren Panzerechsen das Rohmaterial zu einer großen Reihe von Handelsartikeln. Die Haut liefert ihnen Fußbekleidungen aller Art, namentlich Jagdstiefeln und Sturmschuhe; sie dient ihnen zur Anfertigung von Satteln, Damentaschen, Gürteln, Cigarrenetuis und Briefmappen, und hat sich somit nicht nur für einfach praktische Zwecke, sondern auch für zierliche Luxusgegenstände brauchbar erwiesen. Gut gegerbt, soll das Leder ausnehmend wasserdicht und sehr haltbar sein, und da überdies die Mode jenen Fabrikaten ihre einträgliche Gunst zuwendet, so steigert sich die Nachfrage nach ihnen von Monat zu Monat. Die Alligatorzähne liefern vorzügliche Signalpfeifen, die Gedärme Riemenzeug und das Fett ein Öl, welches nicht nur zum Einschmieren von Maschinen verwandt wird, sondern auch als ein wirksames Mittel gegen Rheumatismus gilt. Die amerikanischen Neger essen das Fleisch nicht minder gern, als ihre afrikanischen Rassengenossen. Sie bezeichnen namentlich den Schwanz als eine Delikatesse, die wie zartes Schweinefleisch schmecke, eine Behauptung, welche in Anbetracht der Nahrung des Tieres durchaus nicht widersinnig erscheint.

Infolge dieser mannigfachen Benutzung der verschiedenen Teile des Alligators finden die südstaatlichen Jäger und Fischer auf den Märkten der größeren Städte willige Abnehmer ihrer Beute. Große und kleine Alligatoren werden daselbst zum Verkauf gebracht. Aber das Angebot steht hinter der Nachfrage zurück, und obwohl die Neger sehr geschickt beim Alligatorfang sind, so hat derselbe doch große Schwierigkeiten, weil die Haut des Tieres schußfest ist und eine Flintenkugel nur dann tödlich wirkt, wenn sie das Gehirn oder das Herz durchbohrt. Auch die Anwendung von Schlingen oder großen Netzen hat seine Schwierigkeit und überdies ist diese Art der Erbeutung nicht ohne Gefahr, da die Tiere eine enorme Kraft im Schwanz haben und denselben als wirksame Waffe benutzen. Mit einem Schlage können sie einen Menschen töten.

Weit sicherer, aber auch nicht ohne Schwierigkeiten ist die Jagd auf junge Alligatoren. Das Weibchen legt im Frühjahr seine verhältnismäßig kleinen, weißen hartschaligen Eier, wohl hundert an der Zahl, in ein Nest, das es sich in der Nähe eines Morastes aus Strauchwerk und Laub erbaute und deckt dasselbe sorgsam mit Blättern zu. Mit großer Gewissenhaftigkeit bewacht es seine Brutstätte aus nächster Nähe. Die Wärme, welche sich in dem Pflanzenbett entwickelt, thut ihren Dienst: die kleinen Alligatoren kriechen nach Ablauf einer bestimmten Zeit aus ihrem Schalengehäuse. Die Mutter nimmt sie unter ihre Obhut und macht ihnen im Schlamm eine Kinderstube zurecht, in der sie ein behagliches Jugendleben führen. Gelingt es dem Jäger, ein solches Heim aufzuspüren und die Jungen zu fangen, ohne die Aufmerksamkeit der wachsamen, am Strande sich sonnenden Alten auf sich zu ziehen, so ist er einer guten Einnahme sicher. Ein Dutzend kleiner sechszölliger Alligatoren wird mit vier Dollar bezahlt. Größere Exemplare bringen natürlich verhältnismäßig mehr ein.

Da nun aber die Alligatoren zu denjenigen Artikeln gehören, deren Preis in den letzten Jahren stetig steigt, so sind unternehmungslustige amerikanische Landwirte auf den Gedanken gekommen, sich der „Alligatorzucht" zu widmen und auf diese Weise die Sümpfe und seichten Teiche von Nord- und Südcarolina, sowie von Louisiana und Florida, welche infolge ihres verderblichen Miasmengehaltes für sonstige ökonomische Zwecke völlig unbrauchbar sind, zu wertvollen Grundstücken umzuwandeln. Die Erfahrung hat ja überdies gelehrt, daß diese Tierart nicht schwer zu zähmen ist. Schon Herodot erzählt von den Anwohnern des ägyptischen Sees Möris, welche die Krokodile so an sich zu gewöhnen verstanden, daß sie dieselben unbesorgt anfassen konnten. Die „heiligen" Reptilien wurden mit fürstlicher Pracht umgeben; sie trugen Ohrringe aus Gold und geschliffenen Steinen; ihre Vorderfüße waren mit Goldreifen geschmückt, und als Nahrung erhielten sie Mehlspeisen und Opferfleisch. Starben sie, so ward ihr Körper einbalsamiert und in ein geweihtes Grab getragen. — Jetzt warten die ägyptischen Krokodile vergeblich auf eine so liebevolle Pflege; sie haben im Gegenteil den Haß der Menschen zu fühlen und werden aller Orten mit Feuer und Schwert verfolgt. In Indien giebt es jedoch noch manche Stätte, woselbst zu religiösen Zwecken die Krokodilzucht betrieben wird. Die reisende Engländerin Miß Gordon Cumming berichtet uns, daß sie in den Gewässern von Kurrachee derartige zahme Ungeheuer gesehen habe. Dieselben streckten auf den Ruf ihres treuen priesterlichen Pflegers ihr unförmiges Haupt aus den Wellen hervor und nahmen die Speisespenden der am Ufer inbrünstig betenden Heiden in Empfang. Auch Anderson sah auf Sumatra ein riesenhaftes Krokodil, das, in einem Flusse hausend, regelmäßig mit Fischköpfen gefüttert und infolge der guten Behandlung sehr zahm geworden war. Es litt keine anderen Krokodile in seiner Nähe; gegen seine menschlichen Freunde bewies es sich jedoch dankbar und friedliebend, so daß diese es ungefährdet streichelten. Die Zähmung ist demnach leicht zu bewirken; und da die Panzerechsen der neuen Welt denen der alten an Kampflust und Kampffähigkeit bedeutend nachstehen, so werden sie sich dem menschlichen Willen noch leichter anpassen als diese.

Die Zähmungsidee an und für sich ist also kein Erzeugnis des amerikanischen Erfindungsgeistes; spezifisch amerikanisch ist nur die Verwertung derselben zu Handelszwecken.

Einer der ersten Pioniere des neuen Erwerbszweiges ist ein Oberst Williams, der auf seinem Gute bei Spanish Fort in Florida eine Alligatorfarm anlegte. Die ersten Insassen seiner merkwürdigen Kolonie bestanden aus einer ganzen Familie, denn er nahm mit Recht an, daß er junge Alligatoren mit Hilfe ihrer Mutter sicherer großziehen werde, als ohne diesen Beistand. Aber ein ganzes Hauswesen einzufangen war keineswegs mühelos. Er begab sich mit seinen Leuten zu einem Nest, das in einem seichten Flusse sich befand. Geräuschlos ließ er die Tierchen ergreifen und in sein Boot legen, das von starken Schlingen umgeben war. Als er seine kleinen Gefangenen in sicheren Gewahrsam gebracht hatte, zwang er sie zum Schreien. Die Alte vernahm den Hilferuf und schoß, da sie den Lagerplatz leer fand, ingrimmig auf das Boot zu. In blinder Hast rannte sie geradeswegs in eine der Schlingen hinein. Vergebens suchte sie sich wieder frei zu machen. Mit jeder Bewegung zog sie sich den Strick fester um den Nacken. Zuletzt, als ihr fast der Atem verging, ward sie ruhiger. Man schob ihr nun, diesen Augenblick der Erschöpfung benutzend, ein Floß unter den Leib und band sie auf dasselbe fest. Dies Fahrzeug wurde an das Boot gebunden und nun ging die Fahrt langsam von stat-

ten. Wohlbehalten brachte der Oberst seine Beute an ihren Bestimmungsort; auch die Umquartierung der Tiere in ihre künftige Behausung, einen großen, schlammigen Teich, gelang vortrefflich. Dem ersten Fang folgten natürlich mehrere, und so befand sich der Oberst gar bald im Besitz einer ganzen Reihe junger und alter Alligatoren.

Wird dieser neue Industriezweig sich ebenso nutzbringend erweisen, wie die Straußenzucht in Südafrika? Wir glauben es. Die Vereinigten Staaten sind überreich an Alligatoren; den industriellen Landwirten wird es nicht schwer werden, sich große Alligatorherden zu verschaffen. Freilich sind die Reptilien vor dem Andrange der Zivilisation in der nämlichen Weise zurückgewichen, wie die Ureinwohner des Landes. Sie sind aber sehr lebensfähig und wenn sie sich auch stillere Wassergründe aussuchten und vor dem Lärm der Dampfschiffe flohen, so giebt es in den Mittel- und Südstaaten der Union doch noch zahllose Sümpfe, Buchten, Flüsse, Teiche und Moräste, die von Alligatoren wimmeln. Zu Hunderten sieht man sie sich dort am Ufer sonnen, oder auf den Treibhölzern liegend, eine Wasserfahrt machen. Die Jungen sitzen wohlgemut auf dem Rücken der Alten und stoßen ab und zu ein stierartiges Gebrüll aus.

Sollte die amerikanische Alligatorzucht sich bewähren, so werden in Indien sicherlich auch bald „Krokodilfarmen" entstehen. Das Leistenkrokodil, welches in großer Anzahl die Gewässer Südasiens bewohnt, ist jedenfalls in gleicher Weise zu industriellen Zwecken zu verwerten, wie sein neuweltlicher Stammesgenosse. Von Indien aus würden die Fabrikate aus Krokodilsleder nach London und in das übrige Europa dringen. Es ist jedenfalls interessant zu beobachten, ob und wie dieser neue Erwerbszweig sich entwickelt.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (13. Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Noch einmal in Zulsdorf.

Drei Jahre waren dahingegangen. Zu dem Verlust des Kindes war noch ein anderer harter Schlag gekommen, der an den Herzen riß: bald nach dem Lenchen war auch Frau Katharina, Justus Jonas' Ehewirtin, Käthens trauteste Freundin, heimgegangen, jene edle Frau, von welcher Luther gehofft hatte, sie werde seiner Witwe einmal Zuflucht, Trost und Stütze sein. Dieser neue Schlag auf die noch offene Wunde hatte die Gebeugten noch tiefer erschüttert, daß des Seufzens viel war und Luthers Haus ein rechtes Klagehaus. — Nun aber hatten die Wunden ausgeblutet, der wilde Schmerz war still geworden und hatte sich in sanfte Wehmut gelöst.

Viel aber hatte zu diesem Stillewerden die Ruhe und der ländliche Frieden Zulsdorfs beigetragen, wohin sich die beiden Ehegatten in dieser Zeit wiederholentlich geflüchtet.

So klein und bescheiden auch dieser Landsitz war — für des großen Mannes Anspruchslosigkeit und für Katharinas Genügsamkeit war er doch ein Königreich. Wohl hatte ihre Baulust manchen Strauß auszukämpfen mit der Unredlichkeit der kurfürstlichen Beamten, die bei den Lieferungen von Baumaterialien ihren Vorteil zu ziehen wußten; doch wurde alle diese Unannehmlichkeit reichlich aufgewogen durch die Annehmlichkeit, die ihr sonst der Reiz des Landlebens bot.

Auch heute wieder finden wir sie in ihrem „Reich" und das Gretchen bei ihr. Sie legt eben die letzte Hand an die Umkränzung der Hofthür, während die Tochter beschäftigt ist, den Weg mit weißem und gelbem Sand zu bestreuen.

Es ist ein wunderschöner Julimorgen. Die Natur lacht in ihrer wonnigsten Pracht, das Feld duftet, die reine Luft erschallt von all dem Singen der Vöglein und der Grillen, die ganze Welt atmet frei im Vollgefühl des Lebens.

„Nun mögen sie kommen!" ruft Katharina dem Gretchen zu, und ihre Augen schweifen sehnend in die Ferne.

Doch es verging Stunde auf Stunde, und die Sehnsucht der Erwartung blieb ungestillt.

Erst am Nachmittag, als Katharina gerade in dem Garten beschäftigt war mit Stachelbeeren pflücken, gab es ein Geräusch, und kurz darauf fuhr ein Wagen in den Hof ein, von welchem Katharina ihrem Gatten und dem Johannes herunterhalf.

„Gelobt sei Gott!" rief Luther, tiefaufatmend, nachdem die Begrüßung ihr Ende erreicht. „Gelobt sei Gott, daß wir hier sind! Mir ist es, wie einem Schiffer, der aus dem wilden Meer in den stillen, sicheren Hafen eingelaufen ist. Ach Du mein lieber himmlischer Vater, ich danke Dir, daß Du mir auch einen Hafen zugerustet hast. Deine Gnade bleibet über mir bis an das Ende." —

Er schaute recht trübe drein, der liebe Doktor, auch war sein Gesicht recht bleich und angegriffen.

Nachdem er sich durch ein Glas frische Milch und Schwarzbrot gestärkt, nötigte er sein Weib neben sich auf die Ruhebank, aus drei Brettern roh zusammengezimmert, die er sich auf des Arztes Rat hatte herrichten lassen.

„Gehet jetzt ein wenig hinaus, meine Kinder", sagte er zu Johannes und Margarete, „denn ich bedarf der Stille."

Als die beiden sich Arm in Arm entfernt hatten, faßte Luther seiner Käthe rechte Hand und schaute sie mit einem langen, bedeutsamen Blick an, daß es dieser etwas beklommen ums Herz her ward. „Mein liebes, gutes Weib", hob er nach einer Pause an, „ich habe Dir viel zu sagen und einen Entschluß kund zu geben, darüber Du wohl erstaunen magst. In Wittenberg ist meines Bleibens nicht fürder, ich habe die Stadt gesegnet, darinnen ich nahe an siebenunddreißig Jahr gewirket und gearbeitet."

„Herr Doktor!" fuhr Katharina betroffen auf.

Luther beschwichtigte sie und fuhr fort: „Wohl ist mir solche Entschließung schwer geworden, aber es muß also sein. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht mehr mag bleiben in einer Stadt, da des unordentlichen Wesens immer mehr wird und niemand meiner Stimme mehr achten will, da die Thologen nicht mehr fest stehen und eine Spaltung drohen, da weiter unter dem jungen Volk das alte Schwelgen und lüderliche Leben hervorbricht, da auch die Juristen des bösen, unordentlichen Wesens Helfer sind durch Begünstigung der heimlichen Verlöbnisse. So wollte ich auch, Du verkauftest Garten und Hufe, Haus und Hof nebst allem, das wir zu Wittenberg besitzen und es wäre Dein Bestes, wenn Du allhie zu Zulsdorf verbliebest, dieweil ich noch lebe, so könnte ich Dir mit meinem Sold wohl helfen, das Gütlein zu bessern, denn ich verhoffe, mein gnädiger Herr werde mir den Sold nicht weigern, bis ich sterbe. Nach meinem Tod werden Dich die vier Elemente in Wittenberg doch nicht wohl leiden. Darum wäre es besser bei meinem Leben gethan, was gethan sein will. Ach, auf der Fahrt hieher habe ich mehr gehört, denn ich zu Wittenberg selbst erfahren, darum ich der Stadt müde bin und nicht wiederkehren werde. — Übermorgen werde ich nach Merseburg fahren zu dem lieben Fürsten Georg von Anhalt, so gegenwärtig der Administrator des Bistums ist und über die Maßen treu erfunden wird in seinem Amt. Will also umherschweifen und lieber das Bettelbrot essen, ehe ich meine armen, letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und verunreinigen will mit Verlust meiner sauern teuern Arbeit. Noch wissen

sie in der Stadt nichts von meinem Entschluß, denn mir solcher erst unterwegens gekommen ist. So will ich hernach an Bugenhagen und den Magister Philippus schreiben, daß sie es der Stadt und Universität kund geben."

Katharina hatte sich während dieser Mitteilung immer näher an ihren Mann geschmiegt und mit immer fröhlicheren Augen ihn angeschaut. Jetzt drückte sie seine Hand und preßte sie an ihre Brust. „Herzliebster Herr Doktor, was bereitet Ihr mir doch für eine Freude! Siehe, längst schon hat mir dieser heimliche Wunsch im Herzen gelegen, daß wir möchten für immer hier bleiben, wo es so stille ist und Gottes Frieden waltet. Doch ist in meiner Freude ein Fürchten und Zagen, daß man Euch die Ruhe nicht lassen wolle und Euch wieder zurückfordern in das Leid und den Streit."

„Sorge nicht, liebes Weib", versetzte Luther. „Es gehe, wie Gott will. Und nun will ich mich sogleich ans Schreiben geben."

Er ließ sich Papier, Tinte und Feder bringen und gab nach einer Stunde zwei Briefe dem zurückkehrenden Fuhrmann mit. —

Es folgten nun drei stille, glückliche Tage. Wohlthätig wirkte die ländliche Abgeschiedenheit auf Luthers müden Leib. Mit Interesse sah er die Verbesserungen an, welche Käthe in ihrem „Reich" mit großem Geschick vorgenommen hatte, mit Lust und Wohlgeschmack aß er von den selbstgeernteten Fruchten und sein Gemüt erheiterte sich wieder, daß er gar anfing zu scherzen und mit seinem „Herrn" Käthe manche neckische Rede zu führen. Viel Freude machte ihm auch die Biederkeit und Zutraulichkeit der Arbeiter, mit denen er in ihrer Sprache redete, und die durch solche Leutseligkeit hoch beglückt auch alle Scheu verloren vor dem Mann, von dem sie wußten, daß er mit Königen und Fürsten umging.

Nach etlichen Tagen fühlte er sich so frisch, daß er sich getrosten Mutes auf das Wägelein setzte, welches ihm Fürst Georg von Merseburg herüber geschickt hatte. Ja mit Freuden zog er mit dem fürstlichen Administrator am 2. August nach Halle, wo derselbe durch seine Hand die Ordination empfangen sollte, hielt auch in der Domkirche unter großem Zulauf des Volkes eine Predigt und begab sich dann nach Leipzig, wo man mit Sehnsucht seiner wartete, um aus seinem Mund das Evangelium zu hören.

Als er darauf nach Zulsdorf zurückkehrte, fand er seine Käthe in Thränen. Wieder einmal hatte sie ihre Ahnung nicht betrogen. Sie trat ihrem Gatten entgegen mit den Worten: „Ach liebster Herr Doktor, unsere Freude ist aus: gestern ist ein kurfürstlich Schreiben eingelaufen, daraus Ihr alles ersehen werdet."

Luther flog mit den Augen über den Brief und las darin des Kurfürsten Schrecken und Trauer über seinen Entschluß, Wittenberg zu verlassen. Der hohe Herr gab die heiligsten Versprechungen, mit seinem landesherrlichen Ansehen dafür einzustehen, daß die Ursache der Klagen Luthers, deren Berechtigung er anerkannte, beseitigt würde, und beschwor den Flüchtling mit den inständigsten Worten, von seinem Vorhaben abzustehen, zumal dasselbe auch noch weitere üble Folgen nach sich ziehen würde, indem Melanchthon sich geäußert hätte, er könne ohne Martinus nicht allein in Wittenberg bleiben, sondern müsse sich verkriechen.

Luther hatte den Brief kaum fertig gelesen, da entstand draußen auf dem Hof Unruhe, und als er eben zur Thür hinaus wollte, traten ihm Melanchthon und der Bürgermeister von Wittenberg, Ambrosius Reuter, entgegen. Die gaben zu dem Brief des Kurfürsten die Fortsetzung und machten's noch viel dringlicher mit Bitten und Beschwören.

Da vermochte Luther nicht länger zu widerstehen. „Wie Gott will!" sagte er ergeben und sah mit einem beschwichtigenden Blick sein Weib an, das mit Thränen in den Augen am Fenster stand. —

Wie ein Triumphzug war's, als am 16. August Luther auf einem reich mit Blumen und Kränzen geschmückten Wagen des Rats an der Seite seines Weibes und seines ältesten Sohnes zum Elsterthor einfuhr. Die besseren Elemente jauchzten dem Geliebten, dem Verehrten entgegen, von den Irregegangenen wandten viele reumütig um, und gegen die Unverbesserlichen schritten scharfe Verordnungen der Universität wie des Rates ein. Mit innerlicher Genugthuung sah Luther die Wendung zum Bessern und gab um solcher Wirkung willen seine eigene Ruhe gern preis, wie denn überhaupt in seinem ganzen Leben dies das Gesetz seines Denkens und Handelns gewesen war, sich selbst zu vergessen, sich zu opfern für das Ganze.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Auf Nimmerwiedersehen.

Der Sturm heulte und trieb in wildem Grimm dichte Schneemassen gegen die Fenster. Die armen Dohlen flüchteten sich in ihre Mauerritzen, und wo sich eine hinauswagte, den Hunger zu stillen, da wurde sie vom Winde übel zerzaust. Die Leute, welche gezwungen waren, über die Straße zu gehen, hatten sich tief in ihre Mäntel gehüllt und vermochten sich doch nicht gegen die schneidende Kälte zu schützen. Es war, als wollte der Winter, der bisher so sanft aufgetreten war, noch nachholen, was er versäumt, ehe ihn der Lenz zum Abzug kommandierte.

In ihrem Stüblein saß Frau Katharina, ihr jüngstes Kind Margarete neben sich. Ihr Angesicht war sehr bleich und müde, sie mochte wohl manche Nacht ohne Schlaf verbracht haben, denn die Sorge lag auf ihr wie ein Stein, die Sorge um ihren geliebten Eheherrn, der wieder einmal hinausgemußt hatte in die Welt, wieder einmal von einem Fürsten gezwungen, der arme, alte, kranke Mann, dem keine Ruhe werden sollte auf dieser Erde.

Schon im Oktober und Dezember des vorigen Jahres war er auf die Bitten der Grafen von Mansfeld in seinem Heimatsland gewesen, um als Streitschlichter und Friedensvermittler eine neue Perle einzufügen in die Krone seiner Verdienste. Jetzt hatte man ihn zum dritten Mal geholt, und er hatte mit schwerem Herzen Abschied genommen, so wenig er sich das auch anmerken ließ.

Tage der Angst und Besorgnis waren auf seine Abreise gefolgt. Katharina hatte auf keinem Fleck Ruhe. Sie suchte die Einsamkeit, um ohne Störung mit ihren Gedanken bei dem geliebten Eheherrn zu weilen und geistig mit ihm zu verkehren; aber die Einsamkeit wurde ihr unheimlich, und sie suchte die Gesellschaft des Kindes auf. Wenn sie aber in den geängsteten Blicken der Margarete ihre eigene Angst sich abspiegeln sah, so sehnte sie sich wieder nach der Einsamkeit.

Wohl wußte sie den teuren Mann im Schutz ihrer drei Söhne und des Präzeptors derselben, Ambrosius Rudtfeld, aber — konnten diese ihn denn wahren vor der Unbill des Winters und ihm seine Schmerzen nehmen, die er mit auf die Reise genommen hatte? Sie seufzte, sie flehte: „HErr, wenn Du es doch wolltest Frühling werden lassen um Deines Knechtes willen!"

Und siehe, es ward Frühling.

Der Wind ging plötzlich herum, und das Eis brach, der Schnee zerrann unter dem milden Hauch von Welschland her.

Mit geweitetem Herzen atmete Frau Katharina die wonnige Luft, und eine über ihrem Haupte tirilierende Lerche erklang ihr wie die Stimme eines Engels, wie Gottes Antwort auf ihr Seufzen, und von ihren Lippen lallte es: „Du bist der Gott, der Wunder thut."

Am folgenden Tage mußte sie ihrem Gebet noch zufügen: „Du giebst über Bitten und Verstehen.“ Siehe, ein Brief war eingelaufen, von Halle datiert, ein Brief, bei dessen Lesen ihr das Herz in Sprüngen ging. Ach, das waren wieder die alten, lieben, scherzenden Worte, ihr Herr konnte wieder fröhlich sein! Und das Gretchen mußte herbei, sie mußte den Brief hören.

„Meiner lieben, freundlichen Käthe Lutherin in Wittenberg zu Handen.

Gnade und Friede im HErrn. Liebe Käthe! Wir sind heute um 8 Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren, denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckete, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns danach durstete zu trinken, sondern wir nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür; damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen, denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser verwahret, denn beklagt, und ist nicht not, daß wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollen. Hätte nicht geglaubet, daß die Saale eine solche Wirtschaft machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte. Ich halte, wärest Du hie gewesen, Du hättest uns auch also zu thun geraten, so hätten wir Deinem Rat auch einmal gefolget. Hiemit Gott befohlen! Amen.

Zu Halla am Tag St. Pauli Bekehrung Anno 1545.
Martinus Luther. Dr.“

Die Freude über diesen Brief war noch nicht verklungen, als schon ein zweiter Brief einlief, aus Eisleben gesendet.

„Meiner herzlieben Hausfrau Katharina Lutherin, Dr. Zulsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann.

Gnade und Friede in Christo und meine alte, arme und wie es scheint, unkräftige Liebe zuvor. Liebe Käthe! Ich bin ja schwach gewesen auf dem Weg hart vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wenn Du wärest dagewesen, so hättest Du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewesen; denn wir mußten durch ein Dorf hart vor Eisleben, da viele Juden inne wohnen; vielleicht haben sie mich so hart angeblasen. Denn da ich bei dem Dorf war, ging mir ein solch kalter Wind hinten im Wagen ein auf meinen Kopf durchs Barrett, als wollte er mir das Gehirn zu Eis machen.

Ich trinke naumburgisch Bier, fast des Geschmacks, wie Du das von Mansfeld mir hast gelobet. Es gefällt mir wohl und machet mir Erleichterung. Auch das halbe Stübchen Rheinweins, so mir der Rat der Stadt zu jeglicher Mahlzeit verehret, trinke ich unterweilen mit meinen Gesellen.

Deine Söhnichen sind ehegestern nach Mansfeld gefahren, weil sie Hans von Jena so demütiglich gebeten hatte; weiß nicht, was sie da machen. Wenn's kalt wäre, so möchten sie helfen frieren. Nun es warm ist, könnten sie wohl was anderes thun oder leiden, wie es ihnen gefällt. Hiemit Gott befohlen samt allem Hause, und grüße alle Tischgenossen.

Den 1. Februar 1546.
Martin Luther, Dein alt Liebchen.“

Auch die folgenden Briefe vom sechsten, siebenten und zehnten brachten günstige Nachrichten und nahmen die letzte Sorge von Katharinas Herzen ab. Luther dankt im scherzenden Ton ihr, der „heiligen, sorgfältigen Frau Katharina Lutherin, Dr. Zulsdorferin, zu Wittenberg“ für ihre große Sorge um ihn, davor sie nicht habe schlafen können, und erzählt ihr, seit sie so für ihn gesorgt habe, sei hart vor seiner Stubenthür ein Feuer ausgebrochen und habe ihn verzehren wollen; ferner sei ihm im Gemach um ein kleines ein mächtiger Stein auf den Kopf gefallen, dadurch er wie in einer Mausfalle zerquetscht worden wäre. „Ich meine, wenn Du nicht aufhörest zu sorgen, so möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen. Bete Du nur und laß Gott sorgen; denn es heißt: Wirf dein Anliegen auf den HErrn, der sorget für dich.“

Und nun der folgende Brief vom 14. Februar, ach, was brachte der für Jubel in das Lutherhaus zu Wittenberg: „Der Vater kommt! Der Vater kommt!“ rief die Margarete und fiel der Mutter um den Hals.

Und er kam auch, aber anders, ach so ganz anders, als des Töchterleins und des treuen Weibes Sehnsucht gehofft hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Was läuten von den Türmen die Glocken so klagend durch das Land? Was soll das bittere Weinen in den deutschen Gauen? Und was steht dort an der Thür des Lutherhauses zu Wittenberg der kurfürstliche Eilbote so zaghaft und so klaghaft? Warum wagt er sich mit dem Brief, den er der Frau Doktorin eilend überbringen soll vom gnädigen Herrn, nicht in das Haus hinein? Ach, das Herz will ihm brechen, der Frau Doktorin zu sagen, daß sie seit gestern eine Witwe sei und ihre Kinder arme Waisen!!

— — — — — — — — — — — — —

Da kommt es gezogen von Eisleben her, ein langer, trauriger Zug, da bringen sie den Mann Gottes, der nach seiner Vaterstadt nur gereist war, damit die Stätte seiner Geburt auch sein Sterben sehen sollte; und hinter dem aus Zinn gegossenen Sarg schwillt lawinenartig der Strom wehklagender Menschen, denn es ist, als hätten sie einen lieben guten Vater verloren und wären nun alle Waisen. Allenthalben ruft von den Zinnen der Türme der eherne Mund der teuren Leiche den Scheidegruß, in den Dörfern lassen die Bauern ihre Arbeit liegen, hüllen sich in ihr Festtagsgewand und empfangen trauernd den herankommenden Zug; aus den Stadtthoren kommt ihm Geistlichkeit, Rat, Volk und Schulen mit Sterbegesängen und Klagpsalmen entgegen.

Immer näher kommt man Wittenberg, der Stadt, deren Straßen sehr still und sehr öde sind, denn das allermeiste Volk ist zum Thor hinaus auf der Straße nach Pratau zu. Drinnen aber in ihrem Stüblein sitzt eine Witwe, die Hände welk im Schoß, die Augen vom Weinen rot, müde, ach so müde! Ihre Seele ist erschöpft, sie kann kaum noch einen Gedanken fassen, und wie eine Wohlthat Gottes hat sich eine Art dumpfe Betäubung über sie gebreitet.

So sitzt sie und weiß nicht, was um sie her vorgeht: ihre Seele ist versunken in großem, unendlichem Weh.

Da, horch! — läutet es nicht? Und strömt nicht das Volk auf der Gasse?

Sie fährt auf und greift sich mit beiden Händen an die Stirn. —

Da tritt der treue Wolfgang herein, mit fahlem Gesicht, mit bebenden Knieen und reicht ihr mit mühsam zurückgehaltenem Weinen die Hand: „Der Herr Doktor kommt! Lasset uns ihm entgegen gehen!“

Katharina ließ sich willenlos von dem treuen Menschen führen; sie achtete nicht des drängenden Volks; sie sah von der ganzen Welt nichts mehr; nur einen Sarg sah sie daher

kommen und hinter dem Sarg ein unabsehbares Gefolge von Grafen und Edelleuten zu Roß und Professoren und Studenten und Ratsherrn, und ringsumher eine zahllose Menge von Männern, Weibern und Kindern, weinend und wehklagend.

Sie ließ sich zu dem Wägelein bringen, das hinter dem Sarg für sie geführt wurde. Darauf folgte sie ihrem lieben Herrn, dessen Angesicht ihr auf Erden zu sehen nicht mehr vergönnt war.

Der Zug ging nach der Schloßkirche durch die Thür, an welche vor neunundzwanzig Jahren die nun erkaltete Hand jene Hammerschläge gethan hatte, die durch die ganze Christenheit vernommen worden waren. Bugenhagen that hier die Leichenpredigt über 1. Thessalonicher 4, 13—18, welche aber vor dem lauten Schluchzen und Weinen des Volks nur zum Teil verständlich war. Melanchthon hielt darauf noch eine lateinische Rede im Namen der Universität, dann sank das letzte, was von dem Propheten Gottes übrig war, vor dem Altar der Kirche in die Erde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Thränenlos sah Katharina dieses alles geschehen — ihr Herz war leer, sie hatte keine Thränen mehr.

Melanchthon nimmt sie bei der Hand und führt sie in ihr Haus, das stille, öde Haus. Er versucht zu trösten, aber hilflos und ohnmächtig erscheint ihm sein Zuspruch gegenüber einem solchen Verlust. Im Haus warten ihrer die Kinder, Gesinde und Kostgänger, die brechen bei ihrem Anblick in neues Jammern aus.

Da kommt es über sie wie Wunderhilfe Gottes: im Anschauen dieses allgemeinen Klagens und Verzagens richtet sich ihr Herz zu neuem Gottvertrauen auf, und mit himmelwärts erhobenen Armen, mit wundersam aufleuchtenden Augen ruft sie: „Wenn mir gleich Leib und Seel' verschmachtet, dennoch bleibe ich stets bei Dir!" —

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Seltene Freundschaft.

(Zu unserem Bilde auf Seite 421.)

Daß Katze und Hahn miteinander friedlich verkehren, ist ihnen wohl sonst nicht eigen. Aber der tändelnden Katze hängt die glänzende, weit hinabgeschwungene Schwanzfeder des stolzen Hahnes doch zu verlockend, als daß sie nicht mit ihren Sammetpfoten damit spielen sollte. Der Hahn traut offenbar dem Frieden nicht so sehr, wie seine Haltung zeigt; er bedenkt den alten Reim:

Doch ändern sich auch oft geschwind
Die freundlichsten Katzen
Denn Katzen nun einmal Katzen sind
Und müssen kratzen.

Eine türkische Bittprozession. In den Jahren 1716 und 1717 erlitten die Türken zu Wasser und zu Land gewaltige Niederlagen. Prinz Eugen von Savoyen, der Generalissimus der kaiserlichen Truppen, schlug sie bei Peterwardein und Belgrad, und Graf Schulenburg zersprengte Flotte und Landheer bei Korfu. Da befahl der Großsultan, daß die Fahne des Propheten entfaltet und eine Bittprozession abgehalten werden sollte, deren Programm uns noch erhalten ist. Ehe die Prozession jedoch selber abgehalten wurde, sollte am Freitag nach Neumond im fünften, sechsten und siebenten Monate ein strenges Fasten sein, die Muftis und Derwische sollten in Trauerkleidern und ungeschorenen Bärten einhergehen und in den Moscheen sollte das Gebet: Ja Mofurech il ahual Ketach (Öffne die Pforten Deiner Gnaden) gesprochen, in Mekka aber der Sarg des Propheten ausgestellt und dieser mit Gebeinen von gefallenen Spahis behängt werden, damit der Prophet gerührt würde. Nachdem dies alles auch so vorbereitet war, begann die Bittprozession selber. Zuerst kam ein Sarg mit Totengebeinen, getragen von Personen in Bußkleidern, mit bloßen Beinen, ohne Turban und Mützen. Sechshundert Personen folgten, welche zerbrochene Säbel, verbogene Kürasse, zerbrochene Bogen und Pfeile trugen. Dreihundert Mann kamen hinterdrein, deren Kleider zerfetzt und zerlumpt waren und dann das gemeine Volk; es sollte hundert Bußfertige in seiner Mitte führen, welche sich Brust und Arme mit Messern bearbeiteten, um dadurch eher den Zorn Gottes und Muhammeds zu stillen; die Bußfertigen mußten außerdem auf jeden fünften Teil der Meile die Hand aufheben und rufen: Allah bi kai gedodni aliidai (Ich rufe Gott an mit meinem Munde, daß er mich stärke gegen meine Feinde). — Geholfen hat diese großartige Bittprozession aber doch nicht.

Hunde als Sprachkenner. In dem 1616 zu Hamburg erschienenen Lehrbuche für Jäger, betitelt: „Der bestetigte Weydmann", kommt folgende Stelle vor: Absonderlichen lieben die Jagd Kötters (Köter, Hunde) eine gute, deutliche Ansprach, item daß allemal die gleichen Worte wiederholt seynd, wornach selbigte ihr Gebühr gehorsambst ausrichten sollen, p. Ex. apporte, coucho etc. Zu einer schlodderigen Ansprach, die herausgemauet ist, wie die alten Katzen denen jungen was vermauen, haben bloß die Wachtelkläffer Beliebung, aber Brake und Rüde verderbet es und macht sie laß und weibischer Natur. Ist die Ansprach herzhaft und mannbar, wobei man aber gleichwohl eine feine Stimme machen kann zum Cajolieren, so ist's gleich viel, welche Sprache man zu denen Kötters redet. Sie verstehen sie alle, ziehen aber welsch und französisch denen teutschen, engelländischen und dänischen Mundarten merklich für.

Die erste Meerschaumpfeife. In 1723 lebte in Pest Karol Kowates, ein Schuhmacher, dessen Talent im Holzschnitzen ihn, so erzählt ein irisches Blatt, in Berührung mit Graf Andrassy brachte, dessen Günstling er wurde. Der Graf brachte einst aus der Türkei, wohin er sich in einer Mission begeben, ein Stück weißlichen Thon mit, der ihm wegen seiner außerordentlich geringen spezifischen Schwere als Seltenheit zum Geschenk gemacht worden war. Der Schuhmacher kam auf die Idee, daß, da der Thon porös war, derselbe für Pfeifen sehr geeignet sein müsse, da er das Nikotin absorbieren würde. Das Experiment wurde versucht und Karol schnitzte eine Pfeife für den Grafen und eine für sich selber. Allein er konnte bei der Arbeit seine Hände nicht rein halten und manches Stück Schusterpech blieb an der Pfeife hängen. Aber statt ein schmutziges Aussehen anzunehmen, wenn Karol das Pech abwischte, empfing der Thon, wo immer das Pech hängen blieb, eine klare braune Politur an Stelle der mattweißen Farbe, die er vordem hatte. Den Wechsel in der Farbe auf seine gehörige Quelle zurückführend, wichste er die ganze Oberfläche, und nachdem er die Pfeife poliert, rauchte er dieselbe und bemerkte, wie schön sie sich färbte, sowie auch, wie viel besser sich die Pfeife rauchte, nachdem sie gewichst worden. Andere Edelleute, die von den merkwürdigen Eigenschaften dieser eigentümlichen Thongattung hörten, importierten dieselbe in beträchtlichen Quantitäten für die Fabrikanten von Pfeifen. Die natürliche Knappheit dieses hochgeschätzten Artikels und die großen Einfuhrkosten in jener Zeit der beschränkten Leichtigkeiten limitierte dessen Gebrauch ausschließlich auf den reichen Adel bis 1830, in welchem Jahre Meerschaum ein allgemeiner Handelsartikel wurde. Die erste von Karol Kowates gefertigte Meerschaumpfeife ist im Museum von Pest aufbewahrt.

Eine amüsante Episode wird von der koreanischen Gesandtschaft gelegentlich ihres Besuches in den Ver. Staaten erzählt. In Korea existierte früher bekanntlich ein Gesetz, welches Ausländern bei Todesstrafe verbot, das Land zu betreten. Dieses ist jetzt freilich durch die kürzlich abgeschlossenen Verträge annulliert worden. Die guten Koreaner mochten nun wohl glauben, daß es hier zu Lande auch so sei, und gerieten bei dem geringsten Anlaß in große Furcht. Als sie General Hancock auf Governors Island besuchten, flößte ihnen die Anwesenheit so vieler bewaffneter Mannschaften nicht geringe Besorgnis ein, und nur nach vielem Zureden ließen sie sich dazu bewegen, die Werke zu besichtigen, und schritten mit einer wahren Armensündermiene einher. Bei jeder früheren Mahlzeit war das Fleisch in der Küche zerlegt worden; als sie daher in einem New Yorker Restaurant speisten und man bei Tische ein gewaltiges Tranchiermesser zum Vorschein brachte, meinten sie, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, und einer der Attachés, Kuong Soc, sprang auf, nahm Reißaus und mußte vom Sekretär Lowell par force zurückgebracht werden.

Arzt und Nachtwächter. Zu dem berühmten Arzt Hufeland sagte einst eine hochgestellte Persönlichkeit: „Sie und ein erfahrener Arzt und kennen den menschlichen Körper so genau, daß Sie doch imstande sein müßten, alle Krankheiten heilen zu können." — „Es geht uns Ärzten", erwiderte Hufeland, „wie den Nachtwächtern. Wir kennen wohl die Straßen genau, aber wie es im Innern der Häuser aussieht, können wir nur vermuten."

Buntscheckigkeit. Zur Zeit, als noch der Deutsche Bund in Frankfurt a. M. seine Sitzungen abhielt, gab es in Deutschland eine Stadt, die so recht ein Bild der damaligen Buntscheckigkeit darbot. Es war dies

die Stadt Mainz. Dieselbe gehört zum Großherzogtum Hessen und hat eine deutsche Bevölkerung. Jedoch galt in ihr französisches Recht, der Kommandant der damaligen Bundesfestung war ein Preuße, der Gouverneur jedoch ein Österreicher. Die Besatzung bestand meistens aus Italienern, welche aus der Lombardei stammten. Die Post war in Händen der Fürsten von Thurn und Taxis, die Telegraphenämter waren bayr und die Gasanstalt gehörte einigen Badensern. Ein rechtes Bild der deutschen Bundesherrlichkeit.

Kaiser Karl V. und der Schuhflicker. Es ist eine alte Gewohnheit in Brüssel, daß bei den festlichen Aufzügen der Gewerke in der Stadt die Schuhflicker den Schuhmachern vorangehen und das Vorrecht vor diesen haben, auf dem Stiefel in ihrem Banner die deutsche Kaiserkrone zu führen. Sie gründet sich auf einem Erlebnis des Kaisers Karl V., welches diesem mit einem Schuhflicker in Brüssel begegnet ist. Karl, ganz gegen die strenge spanische Etikette mit jedermann freundlich und leutselig, hatte die Gewohnheit, häufig des Abends sich ungekannt unter das gewöhnliche Volk zu mischen und auf diesem Wege die Urteile auch seiner niedrigsten Unterthanen über seine Regierungsmaßregeln zu hören. An einem solchen Abende verlor er im Gedränge den einen Absatz vom Schuh und ließ sich von jemand zu einem Schuhflicker weisen. Als er in die Stube tritt, findet er den Schuhflicker mit einigen Freunden beim Apfelwein um den Tisch sitzen, und als er nun sein Anliegen vorträgt und eine gute Belohnung für die kleine Arbeit bietet, da antwortet ihm der Jünger Crispins. „Was, Ihr seid wohl einer von den Spitzköpfen, den Reformierten, daß Ihr nicht wißt, daß heute der Tag St. Crispins ist, da arbeitet kein ehrlicher Schuster! Und wenn Ihr selbst der Kaiser wäret, dessen lange Nase Ihr habt, ich würde nimmer die Sünde thun und Pfriem und Hammer am St. Crispinstage anfassen. Wollt Ihr aber mittrinken, dann setzt Euch!“ Damit schob er dem Kaiser ein Dreibein hin und schenkte ihm ein. „Hurrah, der Kaiser soll leben!“ Karl that Bescheid. „Liebt Ihr Flamänder denn unseren Kaiser?“ fragte er dann. — „Gewiß lieben wir ihn! Freilich wär's gut, wenn er weniger Steuern verlangte und nicht so hohe Taxen auf unser Gewerk legte!“ Der Kaiser entfernte sich bald darauf und ließ am anderen Tage den Schuhflicker zu sich rufen. Als derselbe ihn erblickte, fiel er ihm zu Füßen und bat ihn flehentlich, ihm den Spaß mit des Kaisers Nase zu verzeihen, er habe nicht gewußt, daß sein Gast der Kaiser sei. Aber der Kaiser hob ihn gnädig auf, ließ ihn bewirten und forderte den glücklichen Jünger Crispins, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, auf, einen Wunsch auszusprechen, er solle ihm gewährt sein. Nach langem Zögern kam er endlich damit heraus, daß der Kaiser den Schuhflickern von Brüssel gestatten möchte, als Abzeichen einen Stiefel mit der Kaiserkrone zu tragen. Kaiser Karl bewilligte es und drängte den ehrlichen Mann, noch eine zweite Bitte zu sagen. „Nun, dann befehlt, daß bei Festzügen die Schuhflicker stets den Schuhmachern vorangehen sollen!“ bat derselbe. — Seitdem war es in Brüssel Sitte, daß die Schuhflicker bei festlichen Gelegenheiten einen großen Stiefel mit der Kaiserkrone trugen und den Schuhmachern voran schritten.

Der Dieb und die Stadt Thorn. Im Beginn der zweiten Periode des dreißigjährigen Krieges, als der König Gustav Adolf von Schweden noch in Preußen gegen die Polen und den ihnen zu Hilfe geschickten kaiserlichen Feldmarschall Hans Georg v. Arnim kämpfte, plante der schwedische Oberst und später so berühmte Feldmarschall Wrangel einen Überfall gegen die feste Stadt Thorn, und nur ein merkwürdiger Zufall rettete ihre Freiheit. Es war am Nachmittage des 19. Februar 1629, als man einen Dieb aus den Thoren der Stadt nach dem Hochgericht führte, das wie gewöhnlich auf einer Anhöhe lag. Schon hatte der Delinquent die hohe Leiter erstiegen, als er von seinem hohen Standpunkt zahlreiche schwedische Soldaten hinter einem Hügelzuge heranziehen sah. Sogleich schrie er den umstehenden Ratsverwandten und Bürgern zu, daß die Feinde ganz in der Nähe zum Angriff bereit seien, und die Folge davon war, daß der Henker wie die übrigen Thorner in eiligster Hast in die Stadt zurückstürzten. Der Dieb, statt die Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, folgte ihnen merkwürdigerweise. Als bald darauf die Schweden vor den Thoren ankamen, wurden sie mit Kanonen- und Flintenschüssen begrüßt und ihnen jede Hoffnung, die Stadt im Fluge zu [illegible] nommen. Der Dieb wurde begnadigt und lange Jahre hindurch [illegible] nete ein Volksfest in Thorn die glückliche Errettung der Stadt [illegible]

„Läppisches Jägerlatein“ könnte man folgendes S[illegible] eines Sportblattes betiteln oder auch: Wie man drob[illegible] land die Schneeeule fängt. In Lappland giebt es [illegible] große weiße Schneeeulen, welche für Naturaliensammler ein [illegible] volles Objekt sind. Die Aufgabe besteht nun darin, derselben [illegible] zu werden, daß das wertvolle Gefieder nicht leidet, was beim [illegible] leicht geschehen kann. Die Schneeeule hat, wie alle anderen [illegible] Eigentümlichkeit eines starren Blickes, d. h. sie vermag ihre [illegible] dem einmal erfaßten Gegenstande nicht mehr abzuwenden. [illegible] der Lappe und baut darauf seinen Plan. An schönen sonn[illegible] tagen „hakt“ die Schneeeule in vergnügter Laune auf niedrig[illegible] „auf“ und äugt“ nach Raub aus. Der jagdkundige Lapp[illegible] einen Stock ein hellrotes, weithin sichtbares Tuch (man [illegible] sagen: Lappen) und pürscht so lange, bis er eine Schneeeule [illegible] dann schleicht er sich heran, immer den Stock mit dem Tuch [illegible] tragend. Die Fahne erregt bald die Aufmerksamkeit der Eu[illegible] darnach hinäugt. Der Jäger geht nun langsam um den [illegible] die Eule kann ihren Blick nicht abwenden, und ehe der Jä[illegible] seinen Rundgang vollendet, fällt sie bereits tot herunter; sie [illegible] Genick total abgedreht, das Gefieder aber ist völlig unverle[illegible] kluge Mensch steckt die Eule nun in die eigens zu diesem Zwecke [illegible] brachte Jagdtasche und eilt fröhlich nach Hause, woselbst er das Ereignis bei Eisbein von Renntier und Wachholderpunsch mit Frau und Kindern festlich begeht.

Ein junger Lehrer versuchte in einer Country-Schule die Herzen seiner Schüler zu Patriotismus und Vaterlandsliebe zu begeistern, und da er an einer der Schulwände das Sternen- und Streifenbanner hängen sah, rief er einen der älteren Schüler auf und fragte ihn: „Was bedeutet die Fahne dort?“ — Ohne Besinnen antwortet der Jüngling: „Herr Lehrer, die ist dahin gehängt worden, weil im vorigen Jahre da ein Stück Kalk aus der Wand gefallen ist; so sieht man das Loch nicht!“ — Der junge Magister ging auf ein anderes Thema über.

Zu lärmend. Ein kleiner Pariser wird gefragt, was ihm wohl als Neujahrsgeschenk Freude machen würde. „Eine kleine Deputiertenkammer“, sagt der junge Weltbürger. „Nein, das geht nicht“, ruft der Vater entsetzt, „das macht zu viel Lärm.“

Taschendieb: „Der Winter ist halt die schlechteste Zeit für unsereinen; ein Jeder hat die Hände in den Taschen.“

Sprechsaal.

G. A. B. in F. W. Wie heißt der „Groundhog“ auf deutsch?

Amerikanisches Murmeltier.

A. D in St. P. Wie breit ist der atlantische Ozean? Wie tief ist er? Welches ist der kürzere Weg von New York? Nach Hamburg oder Bremen?

Seine größte Breite ist 5000 Meilen, seine geringste, zwischen Kap St. Roque in Brasilien und der afrikanischen Küste 1600 Meilen. Die Tiefe ist stellenweise nur wenige Fuß, stellenweis aber auch noch gar nicht zu ergründen gewesen. Die tiefste bis jetzt durch das Senkblei erreichte Stelle fand man 90 Meilen von der Insel St. Thomas (Westindien), sie betrug 23,250 Fuß oder etwa 4⅘ Meile. Eine bemerkenswerte Erhöhung zeigt der atlantische Ozean zwischen Kap Clear in Irland und Kap Race in Newfoundland; es ist dieselbe etwa 400 Meilen breit, 1640 Meilen lang und liegt 2 bis 2½ Meilen unter dem Wasserspiegel. Auf dieser Bank, die man das Telegraphen-Plateau nennt, ruhen die Kabel. — Bremen liegt näher nach New York zu als Hamburg, wie Sie auf jeder Karte sehen können. Der Unterschied trägt aber nur wenige Stunden für die Fahrt aus. —

J. B. in M. Ich habe von einem Kandidaten gehört, daß das Titelbild der Abendschule Herrn Lange mit Familie darstellt. Ist das der Fall?

Der Herr „Kandidat“ hat Ihnen einen Bären aufgebunden. — Ihren Vorschlag, den „Irren von St. James“ als Prämienbuch herauszugeben, haben wir schon früher überlegt, sind aber zu der Überzeugung gekommen, daß es nicht rätlich ist, eine in der Abendschule schon mitgeteilte Erzählung wieder abzudrucken. Wir sind jetzt dabei, ein ganz prächtiges Prämienbuch für den nächsten Jahrgang zurechtzustellen. — Ihre Hühnerfrage sandte ich „unserm Fritz“. — Über Kometen finden Sie das Wissenswerte in der Abendschule, Jahrgang 27, Nr. 50.

R. F. H. in B. Welches sind die vier bedeutendsten Kultur- und Handelssprachen der Reihe nach?

Französisch, Englisch, Deutsch, Spanisch.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alle Geschäftliche Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 6. März 1884. Nummer 28.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (24 Fortsetzung.)

Mr. Scott hielt hier in seiner Erzählung einen Augenblick inne, seufzte ebenfalls schwer auf und sah träumerisch vor sich nieder. Ich, der ich auf die Fortsetzung seiner Geschichte auf das äußerste gespannt war, die mir nun bald etwas noch völlig Unbekanntes bringen sollte, ließ ihn eine Weile gewähren und goß ihm ein frisches Glas Wein ein. Er wehrte es aber mit der Hand ab, als ich es ihm darbot, und sagte endlich, nachdem ich ihn gebeten, fortzufahren, nach tiefem Aufatmen:

„Ja, ich will fortfahren, aber es wird mir schwer, das folgende zu sprechen, denn ich stehe jetzt unmittelbar vor der furchtbaren Katastrophe, die mein ferneres Unglück herbeigeführt hat. Hören Sie also und malen Sie sich selbst das folgende mit Hilfe Ihres Mitgefühls für mich weiter aus, da ich nur wenig Worte darüber machen und höchstens die Hauptsachen im Fluge andeuten will.

„Es war unter den hervorragenderen Badegästen in Margate schon lange die Rede von einem großen Fest gewesen, welches in einem neuen Hotel stattfinden und dasselbe an diesem Tage zum Sammelplatz der vornehmen Welt einweihen sollte. Auch der umwohnende Adel und die Gutsangesessenen hatten sich dabei beteiligt und meine Mutter selbst hatte ihren Entschluß ausgesprochen, mit meiner Schwester und Kousine Mary Markham daran teil zu nehmen, wenn ich sie dahin begleiten wolle. Ich war wahrhaftig gerade jetzt sehr wenig zu solchen Vergnügungen geneigt, sagte aber dennoch zu, und so bereitete man sich auf das ländliche Fest mit allen bei uns gebräuchlichen Umständlichkeiten vor. Ich wußte, daß Mary Markham eine Liebhaberin lieblich duftender und seltener Blumen war, und begab mich deshalb zwei Tage vor dem Fest zu einem benachbarten Kunstgärtner, der ein Treibhaus voll der seltensten Orchideen besaß, die er nie zu Bouquetts verschnitt und nur ungern einzeln an einen Fremden verkaufte. Mich indessen kannte und sah er gern, da sein jüngster Sohn mit mir auf einem Schiffe als Steuermann diente, und so erfüllte er meine Bitte und versprach mir für einen ungeheuren Preis das verlangte Bouquett. Die Blumen gelangten denn auch rechtzeitig und unversehrt in meine Hände und ich begab mich zu Mary, um sie ihr zu überliefern. Ich sprach dabei nur wenige Worte, und auch sie sprach nur wenig, aber ihre Freude und ihren Dank nahm ich in ihren Blicken wahr, und der warme Druck ihrer Hand sagte mir mehr, als er mir je gesagt. Dennoch schwieg ich auch jetzt über meine Neigung, obgleich mir das Geständnis derselben auf den Lippen schwebte, und so verließ ich sie, um sie einige Stunden später mit meiner Familie zum Feste zu begleiten.



Lauter Kleinigkeiten!

„In einem der Prachtsäle des Hotels traf ich wiederholt mit Sir Lawrence und seinen Gefährten zusammen und vernahm wieder die alten von ihm gewohnten Sticheleien und Spottreden, denen er, freilich in sehr vorsichtiger Weise, gegen mich freien Lauf ließ. Ich that, als hätte ich heute keine Ohren für dergleichen, und vermied sogar die höhnischen Blicke einiger Kameraden, die sich ärgern mochten, daß ich die absichtlichen Herausforderungen meines frechen Nebenbuhlers so gelassen hinnahm. Mochte nun Sir Lawrence endlich keine Lust mehr an seinen Neckereien empfinden, oder hatte er einen andern Grund — genug, er zog sich auf längere Zeit in den Hauptsaal zurück, wo die Damen sich befanden und den Klängen der Musik lauschten. Wer aber beschreibt meinen Schrecken, als er endlich zurückkehrte und — in der Hand jenes Bouquet trug, welches ich Mary Markham verehrt hatte! Es konnte kein Zweifel sein, daß es dasselbe war, denn keine andere Dame hatte ein ähnliches aufzuweisen, und als ich nun,

beinahe taumelnd, in den Hauptsaal eilte und nach Mary Markham hinüberblickte, sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

„Fast bewußtlos begab ich mich in den Trinksaal und ließ mir Champagner bringen. Als ich das erste Glas getrunken, ohne es zu schmecken, denn alle meine Sinne wogten tumultuarisch durcheinander, traten Sir Lawrence Rowland und seine Gefährten zu mir heran und ohne ihre Reden besonders an mich zu richten, sprachen sie nur untereinander und es fielen dabei einige auf mich anspielende Worte, die ich nur zu gut verstand und die doch so vorsichtig abgemessen waren, daß ich mich auch jetzt noch nicht persönlich beleidigt fühlen konnte. Nur daß mein Gegner mit strahlender Miene offenbar seinen Triumph über mich feierte, entging mir nicht, und da, meiner Sinne kaum noch mächtig, mischte ich mich plötzlich in das allgemeine Gespräch und entgegnete zum erstenmal in meinem Leben Worte, die gewiß bitter klangen und ihr Ziel und ihre Bedeutung nicht verkennen ließen.

„Auf der Stelle wurde dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und die mich Umgebenden gelenkt und alle sahen und hörten, daß ich mit Sir Lawrence Rowland ernstlich anbinden wollte. Allein, so weit ließ es Sir Lawrence Rowland nicht kommen. Er hielt plötzlich mit seinen spöttischen Reden inne, verließ den Trinksaal und kehrte achselzuckend in den Hauptsaal zurück. Ich ging ihm nach, obgleich einige Befreundetere mich halb mit Gewalt zurückhalten wollten, und da dies einige Zeit in Anspruch nahm, bis ich mich endlich von ihnen frei gemacht, verlor ich ihn aus dem Gesicht. Dafür aber gab mir meine Mutter einen Wink, und als ich ihm folgte und zu ihr ging, erklärte sie mir, daß sie nach Hause zu fahren wünsche und daß ich mich erkundigen möge, ob ihr Wagen vor der Thür sei.

„Ich, ohne einen Blick auf die mich starr ansehende Mary zu werfen, ging sogleich hinaus, fand den Wagen und benachrichtigte meine Mutter. Alle drei Damen erhoben sich sofort von ihren Sitzen und ich führte diesmal nicht Mary, wie ich sie in den Saal geführt, sondern meine Mutter hinaus. Am Wagen angekommen, stiegen die Damen ein und ich war ihnen dabei behilflich, kaum aber saßen sie, so schlug ich den Schlag zu und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren. Da erst sah mich meine Mutter mit einem besorgten Blick an und Lucy, meine Schwester, fragte mich:

„‚Willst Du denn nicht mit uns fahren?‘

„‚Nein!‘ entgegnete ich kurz und gleich darauf fuhr der Wagen davon.

„Ich aber kehrte mit matt schlagendem Herzen und vor unterdrückter Leidenschaft bebend in den Trinksaal zurück, wo ich Sir Lawrence Rowland wieder in Mitte seiner Gefährten fand. Und nun fielen abermals spöttische Worte von seinen Lippen und ich entgegnete sie noch herber als vorher. Sir Lawrence schwieg mit einem Mal still, maß mich mit einem halb herausfordernden, halb verächtlichen Blick und fragte mich, was mein Benehmen zu bedeuten habe.

„Ich jedoch wollte mit diesem hochmütigen Manne hier keine Worte mehr wechseln und so sagte ich nur und zwar so laut, daß alle übrigen es hören konnten:

„‚Wenn Sie das bis jetzt noch nicht wissen, Sir Lawrence Rowland, so werde ich es Ihnen morgen früh durch einen anderen sagen lassen.‘

„Damit drehte ich ihm den Rücken und ging von dem Hotel fort, und während des ganzen Vorganges war ich so mit den in mir wogenden Gedanken beschäftigt gewesen, daß ich sogar meinen Degen mitzunehmen vergaß, den ich bald nach meiner Ankunft im Hotel in eine Ecke der Garderobe gestellt hatte.

„Es war drei Uhr nachts, als ich in meinem Zimmer anlangte, und ohne wie sonst an Ordnung oder Beseitigung meiner Sachen zu denken, warf ich nur meine Kleider hastig von mir auf den ersten besten Stuhl und legte mich in mein Bett.

„O mein Freund, welche furchtbare Nacht brachte ich nach diesem verhängnisvollen Abend zu! Ich wälzte mich verzweifelnd auf meinem Lager umher und tausend Gedanken der Wut, des Neides, der Eifersucht und gekränkten Ehrgefühls stiegen in meinem fast wirren Geiste auf und setzten mein laut hämmerndes Herz in fieberhafte Bewegung. Ach, was wäre aus mir geworden, wenn mich Gott aus diesem Zustande vor seinen Richterstuhl gefordert hätte!

„Aber noch viel furchtbarer als diese Nacht sollte mein Erwachen am nächsten Morgen sein! Denn, denken Sie, nachdem ich erst spät und schon bei Tagesgrauen in einen kurzen, unerquicklichen Schlummer gesunken war, wurde ich bei hellem Sonnenlicht plötzlich durch das Eintreten mehrerer Personen in mein Zimmer geweckt, und meine Bestürzung, mein Entsetzen waren so grenzenlos, daß ich erst gar nicht zur klaren Besinnung kommen konnte.

„Ich sah nämlich sechs Personen vor meinem Bette stehen, von denen ich nur drei kannte, den Hafenkommandanten und zwei Seeoffiziere, die auch auf dem gestrigen Feste gewesen waren. Der vierte war ein Konstableroffizier und die beiden letzten zwei Seesoldaten, die mit starr auf mich gerichteten Blicken an der Thür standen und ihre gezogenen Degen in der Faust hielten. Auch die übrigen vier Personen waren bis an die Zähne bewaffnet, als ob es ein Raubtier zu jagen und zu fangen galt, und so sahen auch ihre Gesichter gespannt und lauernd aus, und alle Augen senkten sich mit Blicken auf mich nieder, wie sie noch nie ein Mensch auf mich gerichtet hatte.

„‚Mein Herr‘, sagte nun der Hafenkommandant, ein eisgrauer, altgedienter Seekapitän, ‚ich bin im Namen des Gesetzes hier und beauftragt, Ihnen Ihren Degen abzufordern. Wo haben Sie ihn?‘

„Jetzt erst war ich vollkommen zur Besinnung gelangt und auf der Stelle fiel mir ein, daß ich Sir Lawrence Rowland in der Nacht vorher mit einer Herausforderung gedroht, der man nun, wie ich glaubte, durch Abforderung meines Degens zuvorkommen wollte. Aber es handelte sich nicht darum, sondern um etwas viel Ernstlicheres, wie Sie sogleich hören werden.

„Ich blickte suchend im Zimmer umher, ob mein Degen nicht irgend wo in einer Ecke stände, und jetzt erst wurde ich gewahr, daß ich ihn in der Nacht im Hotel hatte liegen lassen. Als mir das nach kurzem Nachdenken zum Bewußtsein kam, sagte ich, ich hätte meinen Degen nicht.

„Die Offiziere wie die Soldaten tauschten bei diesen Worten seltsame, mir unverständliche Blicke aus und es sah gerade so aus, als hätten sie vorher gewußt, daß ich so sprechen würde.

„‚Nun‘, nahm der Hafenkommandant wieder das Wort, ‚wenn Sie Ihren Degen nicht haben, wird ihn wohl ein anderer haben. Das wird sich bald finden. Stehen Sie jetzt nur auf, kleiden Sie sich schleunigst an und folgen Sie uns. Wir verhaften Sie im Namen des Gesetzes und bringen Sie dahin, wohin ein Mann Ihres Kalibers gebracht werden muß.‘

„Ich verstand ihn erst gar nicht, aber ich that, wie er befahl. ‚Also ein Gefangener bin ich?‘ fragte ich nur noch, während ich mich schon ankleidete und mir aus meinem Schrank einen neuen Uniformsrock ohne alle äußeren Abzeichen hervorlangte. ‚Warum denn das?‘

„‚Das wissen Sie nicht?‘ fragte mich nun der Kommandant mit bebender Stimme und ganz bleich gewordenem Gesicht. ‚Nun, dann will ich mehr thun, als ich hier zu thun brauche, und Ihnen sagen, warum Sie unser Gefangener sind. Man hat heute bei Tagesanbruch Sir Lawrence Rowland, den armen Sir, in seinem Blute schwimmend auf der Straße in der Nähe des Hotels gefunden, in dem wir alle versammelt gewesen. Ein Degen stak fest in seiner Brust, und daß Sie — ja, Sie

diesen meuchelmörderischen Stoß geführt, unterliegt keinem Zweifel, denn der Degen, der des Getöteten Brust durchbohrt, war Ihr Degen, da er Ihren Namen leserlich genug auf seinem goldenen Griff eingraviert trägt.'

Bei diesen Worten stand mir das Herz vor Bestürzung still. Ja, das eine war wenigstens wahr: der Degen, den ich am Abend vorher an die Seite gesteckt, ein sehr kostbarer Degen, und der einzige, den ich mit auf Urlaub genommen, war ein Weihnachtsgeschenk meiner guten Mutter, als ich Offizier geworden war, und sie hatte, nicht ahnend, in welche Lage sie mich einst dadurch bringen würde, mit mütterlicher Sorgfalt meinen Namen in denselben einschneiden lassen. Wie dieser Degen nun in andere Hände gekommen, Herr Doktor — das will ich hier gleich erwähnen — und wer ihn in Sir Rowlands Brust gestoßen, habe ich nie erfahren und darüber konnte ich also natürlich auch in den späteren Verhören keine Auskunft geben. Wahrscheinlich aber hatte ihn der Thäter, der damit den unglücklichen Stoß geführt, nicht absichtlich mit dem seinen verwechselt und ihn nur irrtümlich von seiner Stelle genommen, als er das Haus verließ, indessen das war durchaus kein Beweis für meine Unschuld und wurde auch von niemandem dafür angesehen, so lange der Thäter sich nicht selbst nannte und darüber den einzig möglichen Aufschluß gab. Genug, man hielt mich vom ersten Augenblick an für den Mörder Sir Rowlands und behandelte mich als solchen mit der ganzen Strenge der für solche Fälle gegebenen Gesetze.

„Jedoch, lassen Sie mich im folgenden kurz sein und nur das Wichtigste berichten. Man führte mich an jenem Morgen, während die Meinigen noch im ahnungslosen Schlummer lagen, von meinem mütterlichen Hause fort und durch die glücklicherweise noch stillen Straßen nach dem Gefängnislokal in der Nähe des Hafens, aber schon in der nächsten Nacht wurde ich, ohne meine Mutter noch einmal gesehen zu haben, warum ich fast flehentlich bat, unter starker Bedeckung auf der Eisenbahn nach London gebracht, in ein festes Gefängnis gesetzt und bald darauf vor ein Kriegsgericht gestellt, das in aller Eile berufen und aus mir ganz fremden Richtern und Beisitzern zusammengesetzt war.

„Nachdem ich lange und oft in einer Art Voruntersuchung durch Kreuzverhöre gepeinigt worden und dabei zehnmal meine Unschuld beteuert hatte, wurden mir die in Margate bei dem Feste zugegen gewesenen Kameraden, die sich in Sir Lawrence Rowlands und meiner Nähe befunden, als der Streit zwischen uns ausbrach, als Zeugen vorgestellt, und alle sagten, wie es fast kaum anders zu erwarten war, nur zu meinem Schaden und nichts zu meinen Gunsten aus. Allen war bekannt, daß ich Jahre lang mit Sir Lawrence Rowland in Fehde und Zwietracht gelebt und daß vielfache Reibereien auf den Schiffen und am Lande zwischen uns stattgefunden. Endlich, nachdem so mein ganzes früheres Leben durchgegangen, kam der unselige Abend im Hotel an die Reihe und über diesen Abend sprach sich die allgemein gegen mich gerichtete Meinung der Zeugen noch einstimmiger aus. Ich hatte mit Sir Lawrence wiederholt ohne besondere Veranlassung seinerseits Streit gesucht; ich hatte deutlich genug ausgesprochen, daß ich ihm am nächsten Morgen meine Zeugen schicken werde, und das einzige, was zu meinen Gunsten hätte gedeutet werden können — hören Sie, das einzige! — war der Umstand, daß ich an dem Abend viel Wein getrunken und augenscheinlich in berauschtem Zustande mich befunden haben sollte.

„Nun aber kam der unglückliche Degen zur Sprache. Ich konnte nur angeben, daß ich denselben in meiner Aufregung im Festlokale vergessen, und das glaubte mir natürlich niemand, denn wie wäre er dann nachher in der Brust Sir Lawrence Rowlands gefunden worden? Daß ihn ein anderer dem Verstorbenen in das Herz gestoßen, dazu lag in den Augen des Gerichts nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, und daß es wirklich mein Degen war, erklärte ich selbst, als man ihn, den traurigen Beweis meiner Schuld, mir vor Gericht vorzeigte; ich war und blieb also der Thäter, der Mörder, und ich war also in den Augen meiner Richter nicht nur ein Verbrecher im Thun, sondern auch ein Lügner in Worten, und das wurde mir ins Gesicht gesagt und von meinen Richtern am übelsten gedeutet.

„Meine eigene Verteidigung war und blieb daher sehr kurz und einfach. Ich beteuerte ganz allein und wiederholt, daß ich das Verbrechen nicht verübt, daß ich unschuldig sei. Man lächelte über diese meine Verteidigung und ich las mein Urteil, noch ehe es gesprochen war, auf allen Gesichtern meiner Richter. Vergebens berief ich mich endlich auf meine vorwurfsfreie Vergangenheit, auf die mir so häufig bewiesene Gunst meiner Vorgesetzten — das wußte man alles, aber man wußte auch, daß Lord Rowland und sein mächtiger Anhang alles in Bewegung gesetzt, mich nach aller Strenge des Gesetzes bestrafen zu lassen.

„So wurde denn das Urteil über mich gefällt und ich im ersten Spruch zum Tode verurteilt, in Anbetracht mildernder Umstände aber, die mir die erwiesene Aufregung durch Eifersucht und meine angebliche Trunkenheit erwirkte, und in Anbetracht meiner früheren guten Führung, zur lebenslänglichen Deportation begnadigt.“ —

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne und bedeckte sich schaudernd das Gesicht mit beiden Händen. Ich saß unbeweglich, unbeschreiblich erschüttert von allem, was ich bis jetzt von ihm gehört, vor ihm und vermochte kein Wort zu sprechen; er ließ mich auch nicht dazu kommen, sondern fuhr nach kurzer Pause fort:

„Zur Deportation begnadigt! Verstehen Sie das? Moralisch tot für die ganze civilisierte Welt in eine Wildnis geschickt zu werden, für ewige Zeiten, das heißt so lange ich lebte! In eine Wildnis, in der nur Verbrecher, Diebe und Mörder existieren, aus der es keine Rückkehr in die Welt giebt, was also schlimmer als der wirkliche Tod, als das Aufhören des Daseins ist!

„O mein Gott, verlangen Sie, daß ich Ihnen noch mit Worten ausmale, wie mir damals nach diesem Urteilsspruch zu Mute war und wie ich die nächsten Tage und Wochen in meinem Kerker zubrachte? Nein, gewiß nicht, und ich, ich weiß es kaum selbst noch und könnte auch mit den treffendsten Worten nicht meine qualvollen Empfindungen schildern.

„Es war die Zeit für mich gekommen, wo es wie eine geistige Nacht über mich hereinsank. Ich war in meinen eigenen Augen wie in denen der Welt vernichtet, denn daß man mich, einen ganz Unschuldigen, für einen gemeinen und seine Unthat noch dazu leugnenden Mörder halten konnte, war ein so gräßlicher Gedanke für mich, daß er mich in meinen eigenen Augen schändete. Ich erschien mir selbst ein Unwürdiger, ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, und die ganze Welt war mir ein undurchdringliches, wüstes Chaos voller Nebel und ohne einen Funken von Licht.

„Ja, es stand damals sehr schlimm um mich, und hätte ich am Ende nicht noch einen kleinen Trost gewonnen, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Denn oft hatte mich alle Überlegung, alle Energie verlassen; ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr hoffen, und in meinem Hirne und in meinem Herzen wirbelte es trostlos durcheinander, wie es in einem Menschen aussehen muß, der seinen Verstand und mit ihm die Kraft und den Mut verloren hat, sich noch als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu empfinden.

„So vegetierte ich gedankenlos Wochen lang vor mich hin, kein Lichtstrahl drang in meinen dunklen Kerker, kein Schimmer von Hoffnung leuchtete in die Nacht meines Daseins und ich erwartete nur in dumpfer Verzweiflung die Stunde, wo man

kommen und mir verkündigen würde, daß das Schiff, welches mich nach Botany=Bay oder wo anders hinbringen sollte, bereit sei, um sein Opfer an Bord zu nehmen. Allein, dies dauerte lange, lange Zeit, und ich kam endlich durch jenen oben erwähnten kleinen Trost wieder zur Besinnung, zur Empfindung meiner selbst, und damit erwachte zugleich noch einmal in mir die Lebenslust und der Drang nach ungehemmter Freiheit, die den Menschen oft sogar in der Todesstunde nicht verlassen und seine Fähigkeiten zu einer wunderbaren, kaum glaublichen Kraftäußerung anspornen, nachdem jede andere Fähigkeit und Kraft längst in ihm entschwunden schien.

„Und nun, mein Freund, bin ich abermals an einen wunderbaren Wendepunkt meines Schicksals gelangt, der mich wieder zu Gottes Allmacht und Güte aufblicken ließ, und Gott bediente sich diesmal hierbei, wie so oft, eines sehr untergeordneten Werkzeugs, das aber gleichwohl, was ich erst gar nicht begreifen konnte, ein sehr bedeutungsvolles für mich werden sollte. Es war dies kein anderer als mein alter Gefängniswärter, Thomson hieß er, und nie, nie werde ich den Wackeren aus meinem Gedächtnis verlieren. Dieser Mann hatte sich von Anfang an außerordentlich freundlich und wohlwollend gegen mich erwiesen und mir mehrmals seine Teilnahme an meinem Geschick auf sehr einfache, aber mich stets rührende Weise zu erkennen gegeben. Auch hatte er mir mancherlei, nicht allen Verbrechern zugewandte Erleichterung verschafft, mir gutes Essen und Trinken gebracht und mir Freiheit gelassen, auf dem luftigen Korridor vor meinem Kerker abends eine Stunde spazieren zu gehen. Endlich auch hatte er mir heimlich zur Bestreitung verschiedener kleiner Ausgaben einige Goldstücke eingehändigt, die ihm, wie er geheimnisvoll sagte, ein junger Herr gegeben, der fast täglich gekommen sei, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen, der ihm aber niemals seinen Namen genannt habe.

„Ich dachte hierbei sogleich an Charles H . . . . . t, meinen amerikanischen Freund, und als ich sein Äußeres dem Gefängniswärter beschrieb, nickte er und sagte, daß dieser Herr es wohl sein müsse, denn gerade so und nicht anders sehe er aus.

„Dies alles geschah schon, während ich noch in Untersuchung begriffen, als ich aber endlich zur Deportation verurteilt war, nahm meines guten Thomsons Miene geradezu den Ausdruck eines lebhaften Bedauerns an, er hielt sich von jetzt an viel länger bei mir auf und fragte nach allerlei, was er sonst nicht gethan und wofür ich den Grund eigentlich nicht auffinden konnte. Ich geriet dadurch auf eine ganz eigene Vermutung, die ich aber später freilich durch nichts bestätigt fand. Wollte man mir etwa absichtlich Gelegenheit zur Flucht offen lassen, weil man Rücksicht auf meine Familie, auf meine Stellung und meine frühere gute Führung im Dienst nahm? Oder war man vielleicht trotz der einstimmig erfolgten Verurteilung doch nicht so ganz von meiner Schuld überzeugt, so daß man es gern sah, wenn ich mich dem strafenden Arm des Gesetzes entzog? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und wohl ist es möglich, daß Thomson dergleichen zu Ohren kam, daß er dadurch noch menschenfreundlicher gegen mich gesinnt wurde und endlich den klar ausgesprochenen Wünschen Charles H . . . . . ts sein Ohr lieh.

„Indessen dehnte sich meine Haft immer länger aus, viel länger als ich vermutet hatte, allein das nächste Schiff nach Australien ging, wie mir Thomson gesagt, noch lange nicht ab und ich hätte gewiß noch einige Monate auf die Vollfracht des unglückseligen Transportschiffes warten müssen. Da kam Thomson eines Abends später als sonst mit etwas aufgeregter Miene zu mir und fragte mich mit einem ganz seltsamen Nachdruck, ob ich heute etwa wieder spazieren gehen wolle, er würde schon dafür sorgen, daß niemand auf dem Korridor sei, der mich bemerken könne.

„Ich stand still und überlegte. Schlummerte hier etwas anderes im Hintergrunde? Und warum sah mich der menschenfreundliche Wärter so forschend und gewissermaßen stachelnd an?

„Mr. Thomson', sagte ich nun, ‚Sie wissen doch, daß ich zur Transportation verurteilt bin?' — ‚Ja', sagte er, ‚leider weiß ich es und sogar auf Lebenszeit!' setzte er bedeutungsvoll hinzu. — ‚Sagen Sie dann ehrlich', fuhr ich fort, ‚halten auch Sie mich für einen Mörder, wie meine Richter es gethan?'

„Thomson schüttelte den Kopf. ‚Nein', sagte er, ‚ich kann Sie nicht dafür halten, und andere halten Sie auch nicht dafür.'

„Nun', sagte ich jetzt, ‚ich schwöre es Ihnen bei Gott, dem Allmächtigen, daß ich an dem Morde des Lordssohns so unschuldig bin wie Sie und daß hier irgend eine Büberei im Spiele ist, die ich nicht durchdringen kann, die aber jener Allmächtige einst zu tage fördern wird.'

„Ja', erwiderte er, ‚wenn Sie in Botany=Bay und ein grauer Mann geworden sind.'

„Ich schauderte. ‚Leider', sagte ich, ‚kann es wohl so sein, aber die Rechtfertigung wird immerhin, wann sie auch kommen mag, mir zur Ehre und meinen Richtern zur Schande gereichen.'

„Ach', sagte Thomson leise, ‚ich glaube Ihnen alles und daß Sie unschuldig sind, hat mir auch der junge Herr versichert, der so oft kommt und heute wieder dagewesen ist, und zwar zum letztenmal' — Thomson betonte diese Worte stark — ‚hat er gesagt, denn morgen müsse er verreisen und käme so bald nicht wieder nach England zurück.'

„Bei diesen Worten durchblitzte mich ein neuer Gedanke und augenblicklich gab ich ihm die notwendige Folge.

„Ja, Thomson', sagte ich, ‚ich möchte heute auf dem Korridor spazieren gehen.'

„Thomsons Gesicht verklärte sich. ‚Gut', sagte er, ‚dann will ich Ihnen aber zuvor hier zwanzig Goldstücke einhändigen, die Sie möglicherweise — auf der Überfahrt — nach — Botany=Bay — gebrauchen könnten, und die mir der junge Herr für Sie gegeben hat.'

„Ich nahm die in Papier gewickelten Goldstücke in die Hand; es waren zwanzig Pfund Sterling, die also wieder aus Charles H . . . . . ts Händen kamen. Ich zählte die Hälfte davon ab und reichte sie meinem Wärter hin. ‚Wir wollen sie uns teilen, Thomson', sagte ich. ‚Ich würde Ihnen gern alles geben, aber ich weiß nicht, ob ich nicht etwas Geld gebrauchen kann.'

„Nein', erwiderte der brave Mann mit dem Ausdruck überzeugendster Bestimmtheit, ‚behalten Sie alles, Sie können es vielleicht sehr gut gebrauchen; aber da Sie auch kleines Geld nötig haben könnten, wollen wir ein Goldstück wechseln und ich habe die zwanzig Schillinge dazu schon mitgebracht. Hier sind sie. Der junge Herr hat mir übrigens für mich selbst genug gegeben und um mich brauchen Sie nicht im geringsten besorgt zu sein. Er und ich — wir haben an alles gedacht und alles vorbereitet, was nötig war und — nötig werden wird. Und nun gehen Sie in Gottes Namen — spazieren!'

„Ich horchte hoch auf, denn nun sah ich, daß die ganze Sache eine wohl abgekartete war, und daß mir meine Flucht auch anderweitig leicht gemacht werden würde. Thomson aber schickte sich an, meine Zelle zu verlassen; ehe er jedoch ging, drehte er sich noch einmal um, kam auf mich zu und reichte mir die Hand, wobei ich eine Thräne in seinem Auge schimmern zu sehen glaubte. Keiner von uns sprach noch ein Wort, nur blieb ich erwartungsvoll stehen, um zu sehen, ob er wie sonst die Thür nur anlehnen würde, wenn er mir die Erlaubnis zum Spazierengehen gegeben.

„In der That, er ließ sie offen und kaum war er hinter einer anderen Thür verschwunden, so trat ich ihm auf den Korridor nach.

„Draußen war alles still, die Lampen brannten düster und nach meiner Uhr, die man mir gelassen, wie manche andere Kleinigkeit, ging es stark auf Mitternacht. Langsam und leise schritt ich den Korridor hinab, nach der Thür hin, die, wie ich wußte, nach dem unteren Flur und nach dem Vorhofe des Gefängnisses führte. Diese Thür war sonst immer verschlossen, heute aber war sie nur von innen verriegelt. Ich schob den Riegel vorsichtig zurück und öffnete sie. In wenigen Augenblicken stand ich auf der obersten Stufe der Treppe und, wie von einem unsichtbaren Führer geleitet, schritt ich sie leise hinab, fast in halber Bewußtlosigkeit und doch einem bestimmten inneren Triebe gehorchend. So gelangte ich auf den unteren Flur, ging ihn hinab und kam an dem Wachtzimmer vorbei, in dem ich die Wache schnarchen hörte. Jetzt schloß ich mit bebender Hand und so leise wie möglich die Thür von innen auf, denn der Schlüssel steckte in dem Schloß. Mit zwei Schritten stand ich auf dem Hofe und ging nun schon mutiger dem äußeren Gitterthor entgegen. Wiederum fand ich es verschlossen, aber auch hier war der Schlüssel vorhanden. Es regnete leise, ein dicker Nebel füllte den ganzen Hof und eine kühle Luft wehte mich an, denn wir befanden uns schon am Ende des Februar.

„So gelangte ich auf die Straße und warf einen hastigen Blick auf das Schilderhaus, das an der linken Seite vor dem Thore stand. Die Schildwache hatte sich in das Haus zurückgezogen und — schlief ebenfalls. Mit weitausgreifenden Schritten und von einem Gefühl beherrscht, welches sich nicht beschreiben läßt, eilte ich die Straße hinab, denn nun erst begriff ich, daß ich meine Freiheit wiedererlangt. Als ich aber eben bedachte, nach welcher Richtung ich mich wenden sollte, um das einzige Asyl zu erreichen, welches mir in dem großen London Sicherheit gewähren konnte, fuhr zufällig ein Nachtcab die Straße herunter und mir entgegen. Ich rief den Kutscher an, stieg ein und gab den Befehl, mich nach Kensington, meines Freundes Wohnung, zu fahren.

„Mit atemloser Spannung saß ich auf meinem weichen Sitz und freute mich, daß das Pferd im raschesten Trabe vorwärts flog. In einer halben Stunde war ich vor meines Freundes Hause angekommen und sah, als ich sogleich die Augen darauf richtete, in seinem im hohen Parterre gelegenen Arbeitszimmer Licht. O, nie habe ich über einen Lichtstrahl inniger frohlockt als diesmal.

„Ich sprang aus dem Wagen, gab dem Kutscher doppelt so viel als ihm gebührte und klopfte stark und doch vorsichtig an die Thür. Es dauerte keine zwei Minuten, so hörte ich im Hause eine Thür sich öffnen und gleich darauf eine Hand rasch den Schlüssel im Schloß umdrehen. Ja, er war es, den ich hier zu finden erwartet, es war Charles H . . . . . t selber, der mir die Thür öffnete, und bald stand ich vor ihm und wir schauten uns beide atemlos und im ersten Augenblick schweigend an."

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth von Brandenburg.

Lebens- und Charakterbild. Für die Abendschule von K.

II.

Der Gerichtshof, welcher nach Joachims Willen das Schicksal Elisabeths entscheiden sollte, bestand aus den drei Landesbischöfen, drei Äbten und drei Rechtsgelehrten. Der Kurfürst legte ihnen zur Entscheidung die Frage vor, ob er seine Gemahlin, falls sie bei ihrer Ketzerei beharre, vom Leben zum Tode bringen oder sich von ihr scheiden lassen solle. Das Gericht gab weder zu dem einen noch zu dem andern seine Zustimmung. Zum Tode sei keine genügende Verschuldung gegeben und Scheidung sei nicht rätlich. Der Kurfürst solle Elisabeth lieber auf ein festes Schloß setzen, ihr Essen und Trinken gewähren, aber sie eingesperrt halten. Das, sagt die fromme Dulderin, ist der Schriftgelehrten Rat und Beschluß über mich gewesen.

In ihrer Bedrängnis wandte sie sich an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte um Rat und Beistand. Sie schreibt: „Meines Herrn und Gemahls Absicht ist nichts anderes, als daß er mich gern vom Glauben abbringen will und daß ich das Testament JEsu Christi für Irrtum und ketzerhaft halten soll. Ich hoffe jedoch zu Gott, mein Seligmacher werde mich gnädiglich davor bewahren und mir Beständigkeit verleihen, damit ich bei seinem göttlichen Wort bis an mein Ende bleibe. Denn eher, als daß ich mich davon abbringen ließe, wollte ich lieber die ganze Welt, Leib und Leben dahingeben. Der Christus aber, der mich nun schon zweimal errettet hat, vermag es, wenn es sein göttlicher Wille ist, mich auch zum drittenmale noch zu erlösen. Es geschehe indes sein göttlicher Wille." Man sieht, Elisabeth besorgte von ihrem Gemahle das Äußerste, aber sie war bereit, um Christi willen alles zu erdulden. Fürs erste freilich schien die Gefahr nicht allzu drohend zu sein. Der märkische Landtag, der seit dem 8. Oktober einberufen war, hatte sich an den Kurfürsten mit der dringenden Bitte gewandt, daß er ohne der Landstände Rat, Wissen und Willen nichts Thätliches gegen Elisabeth vornehmen möge. Er mußte sich diesem Wunsche fügen und verlängerte die gegebene Frist bis Ostern, jedoch mit dem beschwerlichen Zusatze, daß Elisabeth sich inzwischen als eine christliche Fürstin schicken wolle, d. h. daß sie sich der Feier des heiligen Abendmahls bis dahin ganz enthalten und jede auffallende Äußerung ihres Glaubens vermeiden müsse.

Es war eine Zeit schwerer Anfechtungen und heißer innerlicher Kämpfe, welche die fromme Fürstin jetzt durchleben mußte. Der Kurfürst ließ nichts unversucht, sie von ihren vermeintlichen Irrwegen abzubringen. Seine fanatischen Beichtväter mußten ihr mit Bitten und Drohungen zusetzen. Sie begehrten u. a., daß sie bereits am 1. November mit ihrem Gemahle gemeinschaftlich die Kommunion in alter Form empfangen sollte, sie habe nun Bedenkzeit genug gehabt. Sie möge doch reumütig in den Schoß der Kirche zurückkehren und sich versichert halten, daß dann alles wieder gut werden würde. Wolle sie aber diesem Wunsche nicht nachkommen, so sei der Fürst entschlossen, andere Wege einzuschlagen, eine längere Duldung könne er nicht verantworten. Die geängstete Frau mußte also befürchten, daß man ihr nicht einmal das gegebene Versprechen halten werde. Aber sie blieb dennoch fest. Gottes Gnade war in der Schwachen mächtig. Sie war entschlossen, um keinen Preis von ihrem Glauben zu weichen. Sie sah ein, daß mit dem Aufschub nichts mehr gewonnen sei. Joachim ließ ihr freilich endlich sagen, daß er bis Ostern nichts Fährliches oder Unfreundliches gegen sie vornehmen werde. Aber was half ihr diese Versicherung? Sie kannte ihren Gemahl hinlänglich, um zu wissen, daß er, wenn auch dieser Termin verstrichen war, keine Schonung mehr kennen würde. So reifte denn in ihr immer mehr der Entschluß, alles Zeitliche aufzuopfern, um ihrem HErrn Christo allein leben zu können. Sie sann auf Flucht. Es war dies ein Gedanke, der ihr anfangs unfaßlich erschien. Denn starke Bande der Liebe umschlossen sie mit ihren Kindern, die nicht minder treu an der liebenden Mutter hingen. Sie verlassen zu sollen, mußte ihr ein herz-

durchbohrender Gedanke sein. Und welche Folgen würde die Flucht nach sich ziehen! Sie sah im Geiste, welch ungeheures Aufsehen dieselbe im Lande machen würde. Ihre Unterthanen, ja alle Welt würde sie als ehr- und pflichtvergessene Frau verurteilen. Mit Abscheu würden alle Fürsten sich von ihr als von einer Abtrünnigen und Ausgestoßenen wenden. Und erst ihr Gemahl! Wie würde sein Jähzorn bei der Kunde von ihrer Flucht aufflammen, wie würde er alles aufbieten, um sie zu züchtigen und zu verderben! Und wie, wenn der Fluchtversuch fehlschlagen sollte? Stand ihr da nicht ein noch schrecklicheres Los bevor? Vielleicht der Tod, vielleicht lebenslängliche Gefangenschaft? Ach, es mag ein langer, schwerer Kampf für die arme Frau gewesen sein. Aber ihr Geist war stark in Gott, er vertraute auf Den, der Fels und Burg, Hort und starke Wehr ist. Die Seele zu retten, den Glauben zu bewahren, das war ihre vornehmste Sorge. Sie fand keinen andern Ausweg, um das möglich zu machen, als Flucht. Den Ausgang, den Erfolg dieses schweren Schrittes befahl sie Gott zu treuen Händen. Sie legte alle ihre Sorgen in die Hand Dessen, der sie zu Sich gezogen hatte aus lauter Güte.

Sie entschloß sich, ihren Plan dem Kurfürsten Johann von Sachsen, ihrem Oheim, zu offenbaren. Am 14. Februar 1528 erfolgte die Antwort. Der Kurfürst beriet seine Nichte als treuer christlicher Freund. Mit Schmerz, schreibt er, habe er erfahren, daß sich ihre Beschwerung des Evangeliums wegen nicht mindere. Er habe das vorausgesehen. Wie vorwurfsvoll es nun auch vor der Welt wäre, wenn sie sich von ihrem Gemahle wende, so müsse man doch oft aus der Not eine Tugend machen und von zwei Übeln das geringere wählen. Ein größeres sei es, der Seelen Speise als der leiblichen Speise zu ermangeln. Er bietet ihr hierauf sein Land als Zufluchtsstätte an, sie könne nach Kolditz kommen, gern werde er ihr nach seinem Vermögen mitteilen. Sobald er ihren Entschluß erfahre, wolle er geheime Anordnungen zu ihrem Empfange treffen. Den Brief möge sie ihm zurücksenden, damit er nicht in fremde Hände gerate. Das ist geschehen. König Christian, der damals gerade am Berliner Hofe weilte, eilte sofort nach Sachsen zurück, um dem Oheim den Brief und zugleich mündlich Kunde von den Entschlüssen seiner Schwester zu bringen.

Noch zögerte Elisabeth mit der Ausführung ihrer Absichten. Beinahe vierzehn Tage schwankte sie, von Furcht und Hoffnung bewegt. Immer näher rückte das Osterfest, das der Geduld ihres Gemahls ein Ziel setzen sollte. Wie war es möglich, das gefährliche Unternehmen zur Ausführung zu bringen? Aber siehe! Des HErrn starke Hand bahnte den Weg. Kurfürst Joachim entschloß sich kurz vor Ostern zu einer nötigen Reise nach Braunschweig zu seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Erich. Nun galt es zu handeln. Sollte aus der Flucht überhaupt etwas werden, so war dies der richtige Zeitpunkt. Alle Vorbereitungen wurden heimlich und mit Eifer betrieben. Am 24. März reiste der Kurfürst ab, nachdem er sich von Elisabeth verabschiedet hatte. Er ahnte nicht, was im Werke war. Am Abend dieses Tages nahm die Kurfürstin sehr bewegt von ihren beiden Söhnen Joachim und Johann Abschied, anscheinend um sich zur Ruhe zu begeben. Welch eine schwere Abschiedsstunde! Und doch, sie mußte stark bleiben, die Söhne durften ja nicht wissen, was sie vorhatte. So gewann diese starke, charakterfeste Frau über sich, den Thränen zu gebieten.

Nur wenige treu ergebene Personen waren in das Geheimnis eingeweiht: das Hoffräulein Ursula von Zedwitz, der „Thürknecht" Joachim von Götz und ein Herr Achim von Bredow. Letzterer vermittelte den Verkehr mit König Christian, in dessen Hand alle Fäden zusammenliefen. Die Nacht brach herein. Die Bewohnerschaft des kurfürstlichen Schlosses lag in tiefstem Schlafe. Da huschten aus den Zimmern der Kurfürstin zwei tiefvermummte Gestalten über die Gänge, die zu der Wasserpforte des Schlosses hinabführten. Es waren Elisabeth und Ursula von Zedwitz. Ihnen voraus schritt Götz, der die Schlösser der Gänge öffnete. Alles war still; kein Unberufener kreuzte ihren Weg. An der Wasserpforte lag ein Kahn bereit. Auf seinen starken Armen hob der treue Diener die beiden Frauen hinein. Mit kräftigen Ruderschlägen brachte er dann den Kahn über den Schloßgraben an das jenseitige Ufer. Hier harrte der König von Dänemark mit seinen Getreuen der Flüchtigen, um sie auf sicheren Pfaden nach Sachsen zu bringen. Es wird erzählt, ein elender Bauernwagen habe sie aufgenommen. Gar viele Hemmnisse habe der Teufel der frommen Frau in den Weg geworfen, aber die Kraft des Gebetes habe sie alle überwunden. An dem schlechten Wagen sei unterwegs ein Rad gebrochen. Lärm habe man nicht machen dürfen. Da habe Gott der Fürstin Hilfe gezeigt. Sie nahm ihren Schleier und ihr Kopftuch und band das Rad an der gebrochenen Stelle, es hielt zusammen, bis sie ins Kloster Prettin kamen, wo sie sicher einkehren konnten.

Die Kunde von der Flucht seiner Gemahlin erreichte den Kurfürsten bald. Am Abend des 25. März brachte sie ihm ein reitender Bote. In höchster Eile kehrte er nach Berlin zurück, um seine Maßregeln zu treffen. Gleichwohl mußte von jeder Verfolgung abgestanden werden, da über die Richtung der Flucht nichts in Erfahrung zu bringen war. Eilboten mit schriftlichen Aufträgen gingen an den Herzog Georg von Sachsen, den Kurfürsten Johann und an König Christian. Seinem Schwager kündigte er mit den bittersten Worten seine Freundschaft auf, weil er ihm zum öffentlichen Schimpf bei Nacht und Nebel die Gemahlin entführt und ihm, der ihn mit Gut und Blut gedient, mit Undank belohnt habe. Von dem Kurfürsten forderte er entschieden und nachdrücklich die ungesäumte Auslieferung Elisabeths und ihrer Begleitung.

Mittlerweile war die Kurfürstin am 26. März glücklich in Torgau angekommen, wo Johann väterlich für ihren Empfang gesorgt hatte. Von hier sandte sie ein Schreiben nach Wittenberg, worin sie um seinen Schutz bat. Wolle er sich ihrer erbarmen, schrieb sie, so werde sie sich allem fügen, was er und ihre übrigen hohen Blutsverwandten nach reiflicher Erwägung für gut erachten möchten. Sollte er sie aber wider Erwarten verlassen wollen, so sei sie entschlossen, sich nach dem Willen Gottes in das Elend zu begeben, und werde es ihr durch Gottes Gnade leichter werden, dies zu thun, als etwas zu bewilligen, das dem göttlichen Worte und ihrem Gewissen entgegen sei.

Kurfürst Johann hatte einen harten Stand. Er wußte, daß der ganze Zorn seines Nachbars auf ihn fallen würde, daß derselbe möglicherweise zu den Waffen greifen werde. Luther hat diese bedenkliche Lage des edlen Herrn wohl herausgefühlt. Am 28. März schreibt er darüber an Wenceslaus Link: „Betet für unsern Fürsten. Der fromme Mann und herzliche Mensch ist doch ja wohl geplagt und wohl wert, daß wir ihm mit Gebet helfen." Doch keinen Augenblick nahm Johann Anstand, sich der bedrängten Fürstin anzunehmen. Er that die Schritte, welche Klugheit und Edelsinn zugleich geboten und die den Verhältnissen angemessen waren. Schon am 27. März schickte er eine Gesandtschaft an Joachim ab, welche den Brief der Geflohenen demselben mitteilen und seine Bereitwilligkeit erklären sollte, als Vermittler in dieser leidigen Sache einzutreten.

Die meisten Verwandten Elisabeths waren in dem Wunsche einig, daß sie bald ihrem Gemahle wieder zugeführt werden möge, damit Joachim in seinem Zorn nicht zu Gewaltthätigkeiten, die ganz Norddeutschland erschüttern könnten, verleitet werde. Auch Joachim war von demselben Wunsche beseelt; aber er verlangte das Versprechen, daß Elisabeth in ihrem Glauben nicht gekränkt werde. Umsonst stürmte man von allen Seiten auf ihn ein; er blieb trotz alles Andringens bei seinem

einmal gefaßten edelmütigen Entschlusse. Er wies eine Gesandtschaft Joachims, die seine Gemahlin persönlich in Empfang nehmen sollte, zurück, schlug endlich die Forderung auf Auslieferung rundweg ab und erneuerte nur die Erklärung seiner Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen.

Joachim entschloß sich unter diesen Umständen, die Vermittlung Johanns anzunehmen. Ende April traten zu Jüterbogk ihre beiderseitigen Räte zu einer Besprechung zusammen. Aber über die Bedingungen, unter denen die Rückkehr der Kurfürstin stattfinden sollte, war keine Einigung zu erzielen. Elisabeth forderte nichts Unbilliges: nur Verzeihung für die Flüchtigen, künftiges eheliches Zusammenleben und standesmäßigen Unterhalt, sowie endlich die Gewährung eines lutherischen Predigers und die Abendmahlsfeier unter beiden Gestalten. Joachim aber weigerte sich entschieden, seiner Gemahlin freie Religionsübung zuzugestehen; er forderte unbedingten Gehorsam und fußfällige Abbitte. Unter diesen Umständen mußten die Verhandlungen gänzlich und für immer abgebrochen werden.

So war der Kurfürstin einstweilen Ruhe gegönnt. Aber die kräftige jugendliche Frau war in eine leidende Matrone verwandelt und ihr heiterer Sinn einer grämlichen Stimmung gewichen. Die schweren inneren Kämpfe vor ihrer Flucht, der Abschied von ihren Söhnen, die Beschwerden während der Reise und die steten Besorgnisse, unter denen sie in Sachsen lebte, mußten ihre Körperkraft untergraben, wenn auch ihr Geist ungebeugt blieb.

Zu allem kam noch in der Folge als ungewohnte Bürde die Sorge für ihren leiblichen Unterhalt. Zwar für Wohnung und Tafel sorgte der edle Kurfürst zu Sachsen, dessen Hoflager bald zu Torgau und Wittenberg, bald zu Weimar sie teilen durfte. Aber für ihre sonstigen Bedürfnisse, wofür sie ihres Oheims milde Hand nicht in Anspruch nehmen mochte, war sie fast allein auf die geringen Ersparnisse angewiesen, die ihre Söhne ihr senden konnten. Kurfürst Joachim weigerte sich entschieden, auch nur das Geringste für den Unterhalt seiner Gemahlin herzugeben. So blieb ihr nichts übrig, als die wenigen Kostbarkeiten, die sie hatte, zu veräußern. Welch eine Lage für eine Königstochter, für die Fürstin einer der ansehnlichsten deutschen Provinzen! Doch sie fügte sich mit Würde in ihr hartes Los und trug es um Christi und seines heiligen Evangeliums willen mit stiller Geduld.

Das Jahr 1532 brachte ihr zwei harte Schläge. Am 16. August starb ihr edler und hochherziger Beschützer, Johann der Beständige. Bald darauf mußte sie zu ihrem tiefen Schmerze erfahren, daß ihres Bruders Unternehmen, sein Reich wieder zu erobern, gescheitert war und derselbe in harte Gefangenschaft auf dem Schlosse Sonderburg wandern mußte. Der Gram warf sie auf ein schweres Krankenlager. Sie glaubte, ihr Ende sei nahe, und sehnte sich, ihre Kinder noch einmal zu sehen. Wiederholt bat sie dieselben, sie an ihrem Schmerzenslager zu besuchen. Der unbeugsame Vater schlug es rundweg ab, und auch die Fürbitte des Kurfürsten Johann Friedrich blieb vergeblich. So mußte sie sich auch hierin still in Gottes Wege ergeben. Doch den Trost hatte die edle Dulderin, daß sie die Herzen aller ihrer Kinder ihr fort und fort zugethan sah. Auch wußte sie Mittel und Wege zu finden, um wenigstens brieflich mit ihnen in Verbindung zu bleiben und den guten Samen zu fördern, den sie mit aller Treue in ihre jugendlichen Herzen ausgestreut hatte.

Der damalige Aufenthalt Elisabeths war gewöhnlich das herzogliche Schloß zu Wittenberg, wo sie sich eines häufigen Verkehrs mit Luther zu erfreuen hatte; er nennt sie wiederholt seine Frau Gevatterin. Sie beschäftigte sich fast nur mit kirchlichen Dingen. Mit großer Heilsbegier las sie die heilige Schrift und Luthers Schriften. Sie hörte mit Andacht die Predigten des Reformators und schrieb sie mit unermüdlichem Eifer nach; diese Sammlung betrachtete sie als ihren edelsten Schatz, so lange sie lebte. Allmählich hatte sie durch Gebet und Studium eine solche Vertrautheit mit dem Worte Gottes und mit theologischen Fragen gewonnen, daß sie durch ihre Erkenntnis der heilsamen Lehre manchen Schriftgelehrten beschämen konnte.

Die innere Befriedigung, die sie bei dieser Beschäftigung empfand, war es allein, die sie ihre traurige Lage nicht allzuschwer empfinden ließ. Gottes heilkräftiges Wort erwies sich auch an ihr als die rechte Arzenei für alle äußere und innere Not. Manchmal freilich stiegen die Wasser der Trübsal hoch. Die finanzielle Bedrängnis wuchs, und Elisabeth wußte öfters nicht, wo aus noch ein. Auch die Söhne wußten hierin endlich keinen Rat mehr zu schaffen. Im Jahre 1535 stand es mit ihr in dieser Hinsicht so schlecht, daß sie schon glaubte, „hilflos verderben und in Not und Kummer vergehen zu müssen". Doch der HErr verließ sie nicht. Die Hilfe stand vor der Thür. Unerwartet schnell starb der erst einundfünfzigjährige Kurfürst Joachim (11. Juli 1535), ohne eine mildere Gesinnung, ohne ein versöhnliches Herz gegen seine Frau. Aber für diese war mit seinem Tode die schwere Leidenszeit der äußeren Not vorüber. Ihre beiden Söhne Joachim und Johann forderten sie sogleich, nachdem der Vater die Augen geschlossen hatte, dringend auf, sich nunmehr in die Heimat zurückzubegeben. Allein die viel geprüfte und verständige Frau, der vor allem daran lag, in keiner Weise in ihrer Glaubensübung beschränkt zu sein und überhaupt in nichts voreilig zu handeln, wollte sich zuerst mit ihrem treuesten Freunde, dem Kurfürsten von Sachsen, beraten. Mit ängstlicher Besorgnis hatte sie bisher alle Schritte ihrer Söhne verfolgt, die für die evangelische Sache von Bedeutung waren. Die noch unentschiedene Haltung ihres ältesten Sohnes, des Kurfürsten Joachim II., sowie seine Heirat mit einer polnischen römisch-katholischen Prinzessin waren es vorzüglich, die ihr die Heimkehr bedenklich machten. Ihr war die erste Grundforderung, daß sie nicht Gefahr lief, irgendwie in das römische Wesen wieder verstrickt zu werden. Auch war es ihr Bedürfnis, in Ruhe sich des Evangeliums freuen zu dürfen. Sie ließ sich darum von ihren Söhnen ein Jahresgehalt auszahlen und blieb in Sachsen. Johann Friedrich wies ihr nun das Schloß Lichtenberg als Aufenthaltsort zu, und von da an hieß sie im Munde des Volkes nur kurzweg die Markgräfin von Lichtenberg.

Doch war sie auch nicht in der Heimat, so blieb sie doch beständig über ihren Kindern die wachende treue Mutter, die nicht bloß täglich die Hände des Gebetes über ihnen erhob, sondern sie auch fleißig ermahnte, Gottes Wort doch ja in allem ihres Fußes Leuchte sein zu lassen und, so viel sie könnten, für Förderung der reinen Lehre zu wirken. In der Seele ihres jüngeren Sohnes Johann zündete ihr Mahnwort zuerst. Er förderte nach Kräften die Einführung der Reformation in seinem Lande, erbat und erhielt durch die Vermittlung seiner Mutter von Luther rechtgläubige Prediger und bekannte sich schließlich 1538 zur lutherischen Lehre durch Genuß des heiligen Abendmahles unter beiden Gestalten. Voll inniger Freude konnte Elisabeth ihm schreiben: „Wir sind herzlich erfreut, daß Eure Lieb ein beständiges christliches Gemüt ob dem göttlichen Wort haben, und bitten freundlich und mütterlich, Eure Lieb wolle an solcher klaren und hellen Wahrheit mit angefangenem beständigem Gemüt bleiben, wie wir zu Gott hoffen." In demselben Jahre trat auch Johanns Schwester, die Herzogin Elisabeth von Braunschweig, zu den Evangelischen über. Ihr Gemahl Erich ließ sie gewähren, und nachdem er 1540 gestorben war, ordnete sie als Regentin an der Statt ihres unmündigen Sohnes die evangelische Predigt für ihr Land an. Dem Einflusse der Mutter gelang es endlich auch, den älteren

Sohn Joachim II. für die Sache des Evangeliums zu gewinnen. Er ließ die lutherische Lehre ungehindert in seinen Landen sich ausbreiten; ja er sorgte auch selbst für tüchtige Prediger und trat deshalb mit Melanchthon in Verbindung. Endlich am 1. November 1539 empfing er in Spandau das heilige Abendmahl gemäß der Einsetzung Christi und bekannte sich damit offen und feierlich zum Evangelium.

So war denn Elisabeths Herzenswunsch erfüllt: ihre Kinder hatten mit ihr denselben allerheiligsten Glauben. Sie selbst lebte während dieser Zeit in aller Stille und Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse Lichtenberg. Nach wie vor war ihre liebste Beschäftigung der Umgang mit dem Worte Gottes. Mit Luther und seinem Hause hielt sie treue Freundschaft. Der Reformator stand ihr lehrend, tröstend, ermahnend, auch wohl strafend zur Seite. Auch Elisabeth hatte ja gegen ihren alten Adam zu kämpfen. Namentlich in den letzteren Jahren hatte sich ihrer eine gewisse Empfindlichkeit, Wunderlichkeit und ein gereiztes Wesen bemächtigt. Sie war häufig körperlich leidend und dann war nicht gut mit ihr auszukommen. Während des Jahres 1537 lag sie lange Zeit im Hause Luthers krank. Dieser wie seine treue Käte pflegten die Leidende mit aller Liebe und Geduld. Stundenlang saß die Frau Doktorin bei ihr auf dem Bette und suchte sie zu beruhigen; Luther erzählt, daß er damals viel mit ihr auszustehen gehabt habe. Aber das waren doch nur Schwachheiten, Sünden, die ihr inneres Glaubensleben nicht ertöteten. Sie war und blieb eine wahre Jüngerin ihres Heilandes, der ihre Seele immer wieder mit Licht und Trost erfüllte.

Im Winter 1540 erkrankte Elisabeth abermals und erwartete nun ihren Heimgang. Da schrieb sie ihren beiden geliebten Söhnen, sie möchte sie noch einmal sprechen. Sie eilten herbei, doch noch einmal sollte es besser werden. Ja es erwachte nun in ihr die Sehnsucht, da auch ihre Lande jetzt evangelisch waren, ganz zu den Söhnen zu ziehen. Ihr zartes, wenn auch in diesem Punkte allzu ängstliches, Gewissen fand nur an dem **einen** Punkte Bedenken, daß Joachims Kirchenordnung noch einige papistische Ceremonien festhielt, die aber nicht an sich wider das Evangelium waren. So zogen [...] Verhandlungen bis in den Juli des Jahres 1545 hin [...] der Kurfürst versprach, sie solle auch die Ceremonien [...] Hofprediger Dr. Nik. **Medler** nach Belieben halten [...] So kehrte denn Elisabeth nach siebzehnjähriger Ab[...] endlich im August 1545 in die Mark zurück.

Sie nahm ihren Wohnsitz in Spandau und fü[...] unter lebhaften Anteil an den ferneren Schicksalen de[...] schen Kirche während des schmalkaldischen Krieges, [...] lang ein stilles ruhiges Leben. Am 9. Juni 1550 [...] ihr Testament, das ein schönes Zeugnis ihres lebendi[...] bens und ihrer dankbaren Liebe ist. Sie legte in [...] ihren Söhnen die Bewahrung ihres evangelischen Beke[...] ans Herz und befahl ihrer besonderen Fürsorge die [...] ihres Bruders Christian und ihres Vetters, des K[...] Johann Friedrich von Sachsen, von dem sie so gro[...] thaten genossen.

Kurz vor ihrem Ende begehrte sie von Spandau na[...] lin gebracht zu werden. Sie hoffte von der Luftverä[...] eine Linderung ihrer Leiden. Joachim erfüllte den [...] der sterbenden Mutter und brachte sie glücklich in se[...] denzstadt. Die Leiden der letzten Tage ihres Erd[...] waren sehr schwer, doch sie ertrug dieselben mit großer [...] Als in ihren letzten Stunden ihre Umgebung besorgt [...] Mondfinsternis erzählte, die damals gerade eintrat, [...] ruhig: „Was erzählt ihr mir von Mondfinsternis? [...] auf Gott, der Himmel und Erde, Sonne und Mond [...] hat und auch jetzt alles gut machen wird. Ihn allein [...] an, daß Er mich alsbald in Seine Hütten aufnehme, [...] mich sehne." Das letzte Stündlein kam bald. Am 1[...] 1555 entschlief sie sanft und selig im festen Glauben an [...] Erlöser, dem sie während ihrer Pilgrimschaft das Kre[...] und willig nachgetragen hatte.

Das ist das Lebensbild Elisabeths von Brandenburg[...] ersten lutherischen Kurfürstin aus dem Hause Hohenzo[...] Ihr Andenken möge auch unter uns im Segen bleiben.

Ein Sterbebett im Kriegssturm.

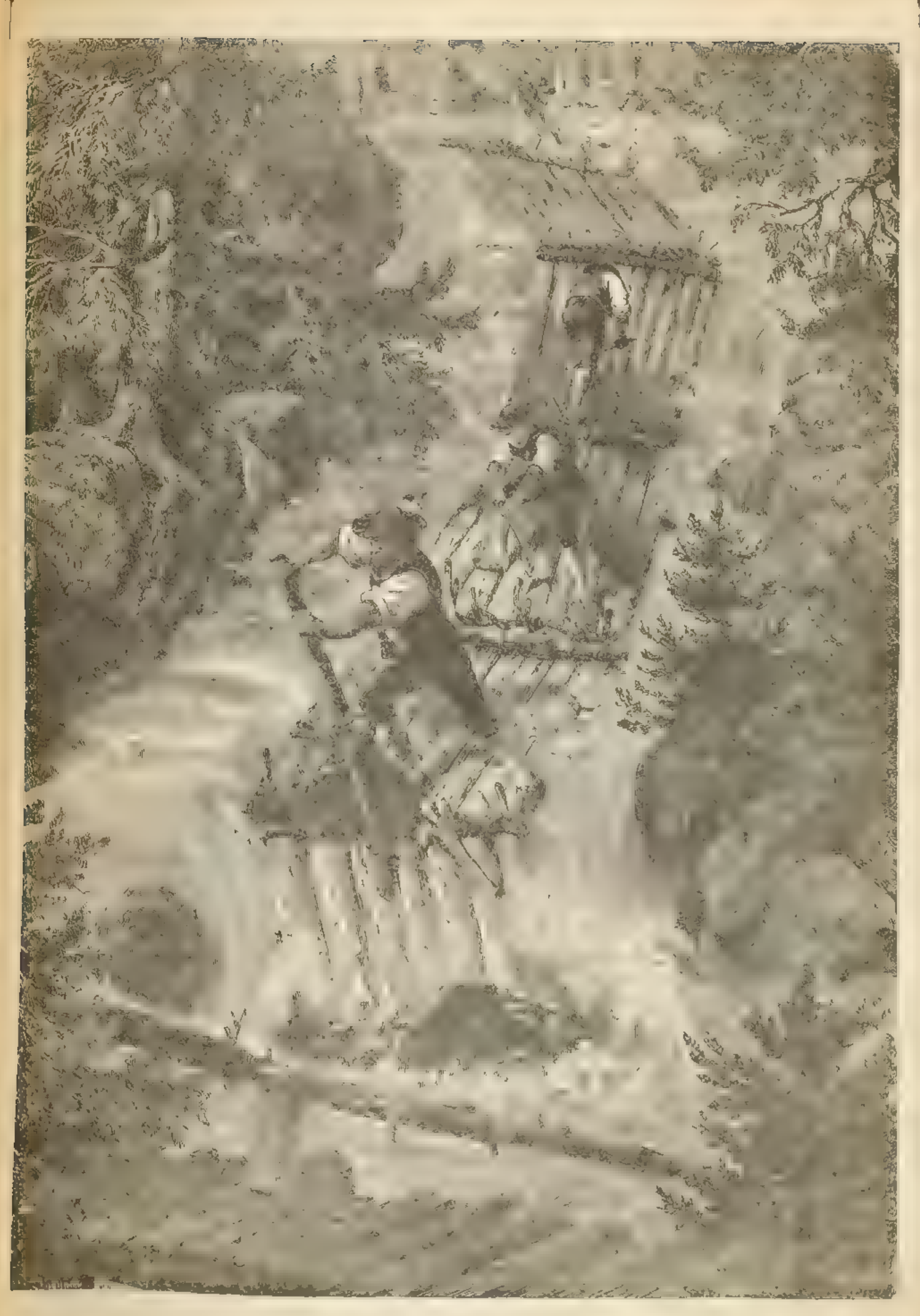
Es war am 3. Dezember 1870. Unser Regiment hatte die ganze Nacht hindurch einen anstrengenden Marsch gehabt. Gegen vier Uhr morgens kamen wir in einem Orte unweit Artenay, einige Stunden von Orleans an, wo wir Halt machten, und wo unsere Mannschaft einquartiert wurde, um den Morgen abzuwarten, welcher neblig und trübe hereinbrach. Am Tage zuvor hatten hier schon einige Gefechte stattgefunden, und heute sollte ein entscheidender Angriff unsrerseits unternommen werden. Es galt, die sich hier gesammelte feindliche Armee von dem Vormarsch nach Paris abzuhalten, und dann auch, Orleans wieder zu nehmen, welches unsre braven bairischen Brüder schon einmal erobert, jedoch der großen Übermacht wegen nicht hatten behaupten können. Etwa gegen neun Uhr stieß unser Heerführer Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe zu uns, und dies war das Signal zum Angriff. Überall mußte der Feind dem kräftigen Andrängen der Deutschen weichen. Jedes Dorf, in welches er sich festzusetzen suchte, wurde von unserer Artillerie mit Granaten überschüttet, und dann von der Infanterie mit Hurrah im Sturm genommen. Überall sah man auf der großen Ebene fliehende Truppen, brennende Häuser, umherirrende Frauen und Kinder. Den ganzen Tag hindurch wurde der Feind unaufhaltsam auf Orleans zurückgedrängt, bis die Nacht einbrach und mit ihrer Dunkelheit der blutigen Arbeit für heute ein Ziel setzte.

Nachdem unsere Feldwachen besetzt und die Vorposten ausgestellt waren, rückte die übrige Mannschaft in die zunächstliegenden Ortschaften, um womöglich für die Nacht unter Dach zu kommen. Jedes Haus und jeder Stall wurde von den Soldaten vollgepfropft. Jetzt wurden in aller Eile Kühe geschlachtet und Fleisch und Reis unter die hungernde Mannschaft verteilt. Fünfzig bis sechzig Mann unsrer Kompanie, darunter auch ich, erhielten ein kleines Gehöft als Quartier angewiesen; als ich aber mit mehreren Kameraden in das kleine Wohngemach trat, bot sich uns hier ein herzzerreißender Anblick dar. In der einen Ecke der Stube stand ein Bett, worauf ächzend und stöhnend ein Sterbender lag. Es war keiner von den vielen in der heutigen Schlacht so schwer Verw[...] ten, sondern der Sohn des Hauses, ein Jüngling von etwa zw[...] Jahren. Abgezehrt und bleich lag er da, und von wilden Fieberph[...] nen gefoltert, schrie er im Schlafe oft laut auf. Vater und Mutter [...] still weinend auf dem Bettrand, und neben der Mutter kauerte au[f dem] Fußboden ein Schwesterchen von etwa sieben Jahren und barg sch[...] das Köpfchen in den Schoß der Mutter. Gern hätten wir bei d[em] traurigen Anblick das Zimmer wieder geräumt. Die nachdräng[enden] Kameraden jedoch ließen sich nicht mehr zurückhalten, weil jeder ei[n Unter]kommen für die Nacht begehrte. So war in einem Augenblick da[s] Gemach von Soldaten vollgepfropft, welche alsbald, da sich gle[ich] auch der Kochherd darin befand, ein Feuer anmachten und au[f dem in] der Stube befindlichen Tisch das eben erhaltene Fleisch mit den S[...] Stücke hieben; im Nu stand eine Menge Kochgeschirr am Feuer, [...] in kurzer Zeit der kleine Raum mit Qualm, Eßdunst und Tab[ak...] angefüllt war.

Man kann sich einen Begriff von der Angst der arme[n ...] machen, zumal wenn man denkt, daß am Nachmittag die S[...] dieses Gehöft herum getobt hatte. Granaten waren hinüber [...] durch die Luft gesaust; eine hatte sogar eingeschlagen, zum G[...] nicht gezündet. Die meisten Einwohner waren geflüchtet, [...] Liebe ließ das vielgeprüfte Elternpaar nicht weichen, sondern [...] das Sterbelager ihres Kindes gefesselt. Und nun folgte nach [...] der Angst eine Nacht voller Ungemach.

Nachdem die Soldaten abgekocht und gegessen hatten, wa[r ...] nacht bereits vorüber, und jeder suchte ein Plätzchen zum [...] Jeder Winkel wurde benutzt, und auf dem platten Fußboden la[g Mann] an Mann. Selbst der Tisch mußte für zwei Mann als Lagerst[...]

Während sich nun fast alle zur Ruhe begaben, war der [...] Priester des Ortes eingetreten, um dem Sterbenden den letzten [...] die Segnungen seiner Kirche, die letzte Ölung zu bringen. Nachdem [...]



Zu Thal! (Siehe Seite 417.)

Priester sich wieder entfernt hatte, wollte auch ich mir ein Ruheplätzchen aufsuchen, doch war keines mehr zu finden. Übrigens spürte ich auch wenig Müdigkeit, die Aufregung des vergangenen Tages und der trostlose Auftritt hier im Krankenzimmer hatten mir allen Schlaf geraubt. Ich suchte mich daher zu den betrübten Eltern hindurchzudrängen und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nachdem ich meine Teilnahme bezeugt, sagte der kummervolle Vater, es wären doch allzu traurige Umstände, unter welchen sein Sohn hier so krank liege. Ich erwiderte: „Ich kenne einen, der unter noch weit schmerzlicheren Umständen gelitten hat und gestorben ist, und er war doch der beste aller Menschen.“ Der Vater meinte treuherzig, dieser Mann sei wohl mein lieber Freund gewesen, den ich vielleicht in der gestrigen Schlacht verloren? Ich antwortete: „Dieser Mann ist allerdings mein bester und treuester Freund, doch in der Schlacht habe ich ihn nimmer verloren, sondern gerade da recht mit ihm verbunden.“ Doch ich merkte bald, daß ich ihm unverständlich blieb, und da mein bißchen Französisch auch nicht ausreichte, mich ihm deutlich zu machen, so wollte ich schon das Gespräch abbrechen. Aber plötzlich kam mir ein guter Gedanke. „Wenn der Mann nur lesen könnte“, dachte ich, „so wäre uns geholfen.“ In meinem Tornister hatte ich nämlich ein französisches neues Testament, welches ich beim Ausmarsch aus unserer Garnisonstadt R. . von einem lieben Freunde bekommen hatte. Schnell holte ich dasselbe herbei und fragte den Mann, ob er lesen könne. Als er mir diese Frage bejahte, schlug ich ihm das 26. Kapitel im Matthäus auf, welches uns von JEsu Kampf in Gethsemane berichtet und reichte ihm das Buch mit der Bitte, dieses vorzulesen, „denn hier“, sagte ich, „steht die ganze Leidensgeschichte meines besten Freundes.“ Er sah mich etwas zweifelhaft und mißtrauisch an, nahm jedoch das Buch und begann zu lesen, zuerst mit etwas gleichgültigem Ton, dann aber immer inniger, nahm auch ehrerbietig die Kopfbedeckung ab, die er bisher noch aufgehabt und las dann mit tiefbewegter Stimme zu Ende. Dann schlug ich ihm die Geschichte von der Kreuzigung auf, und er las auch diese mit großer Bewegung. Die Mutter hörte ihrem Manne zu, ihre Hände hatten sich wie zum Gebete gefaltet, und die Thränen flossen reichlicher die Wangen herab. Auch der Sterbende, der sich seit geraumer Zeit wieder in bewußtem Zustande befand, schien andächtig zuzuhören. Zwar betrachtete er zuerst mit Befremden den feindlichen Soldaten, welchen er neben den Eltern an seinem Bette stehen sah, doch gewöhnte sein Auge sich nach und nach daran, und man merkte, daß sein Ohr begierig dem Gottesworte lauschte.

Als der Vater mit der Leidensgeschichte zu Ende war, schlug ich ihm Joh. 3, V. 16 auf, den schönsten Spruch der ganzen Bibel, allein für sich schon ein ganzes Evangelium. Der las denselben mit großer Andacht zu Ende. “Car Dieu a tant aimé le monde”, sagte der Sterbende mit matter Stimme, und der Vater las das große Wort noch einmal. Dann reichte er mir dankend das Buch wieder hin und sprach seine Freude aus, daß er jetzt selbst einmal gelesen, wovon er sonst nur aus dem Munde seines Priesters gehört. Der Kranke lag, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken; dann schlief er wieder ein. Doch lieblichere Bilder mochten jetzt wohl an seiner Seele vorüberziehen, denn statt des vorher oft lauten Schreiens und Rufens im Schlafe hörte man ihn abgebrochene Worte sagen, die auf das vorhin Gelesene Bezug hatten, ja mitunter schien ein mattes Lächeln sein abgezehrtes Gesicht zu erhellen. Nach einer kleinen Stunde erwachte er wieder. Er schien sehr schwach, und man merkte, daß jetzt die große Scheidestunde für ihn anbrach. Die Augen schienen schon gebrochen, mit Anstrengung suchten sie nochmals die Eltern; dann sagte er leise, kaum vernehmbar die Worte: La paix! La paix! (Frieden! Frieden!) Das Haupt senkte sich zurück, er war entschlafen. Wieder war eine Stunde vergangen, kaum dämmerte der Morgen, da rief die Alarmtrommel uns schon wieder zum Aufbruche und zu neuer, blutiger Arbeit. Noch einmal schaute ich dem Toten in das bleiche Gesicht, über welches unverkennbar Spuren jenes Friedens ausgebreitet lagen, den die Welt nicht zu geben vermag. Beim Fortgehen reichten mir die betrübten Eltern die Hände und sprachen die Bitte aus, das schöne Buch als Andenken behalten zu dürfen. Natürlich ließ ich es ihnen gern. In wenigen Minuten war unser Regiment aufgebrochen, ich aber bewegte lebhaft den Gedanken: „Wirst auch du vielleicht schon heute Abend mit unter den Toten sein?“ Der treue Gott aber hielt auch diesen Tag seine schützende Hand über mir, und unversehrt konnte ich am nächsten Morgen mit unserem Regiment den Siegeseinzug in Orleans halten.

Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen, doch habe ich jenen Abend nie vergessen können, und wenn ich von Sterbebetten hörte, oder bei einem zugegen war, so habe ich je länger je mehr von Herzen für die Segnungen des Friedens, deren wir uns bis zu dieser Stunde erfreuen konnten, danken können.

Aber ich habe es auch je länger je mehr erfahren, daß ein Sterbebett zu einem Siegesbett wird, wenn der Heiland durch Not und Tod einer Seele zum ewigen Frieden durchhilft. (Nachbar.)

Eine indische Straßenpredigt.

Aus Dr. Warnecks „Allgemeiner Missionsschrift“.

Sie versetzt uns lebendig in die dortige Arbeit der Boten Christi unter einem aufgeweckten redegewandten Volke. Denken wir uns hier den Missionar vor einem Haufen Hindus und Mohammedaner, die sich um ihn gesammelt haben.

„Es giebt“, beginnt der Missionar, „verschiedene Unterschiede zwischen Euch und mir. Wir unterscheiden uns in Farbe, Sprache, Nationalität, Religion u. s. w. Aber wir sind auch in vielen Stücken einander gleich. Wir haben beide Leib und Seele, wir sind alle Menschen. Wir sind ganz ähnlichen Schwächen und Krankheiten unterworfen. Gesetzt, ein Hindu, ein Mohammedaner und ein Christ haben das Fieber, giebt der Arzt diesen dreien verschiedene Arzneien? Nein, er giebt ihnen ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Religion die gleiche Medizin. Nun sind wir alle in gleicher Weise krank an dem Übel der Sünde und es giebt kein Glück für uns, wenn wir von diesem Übel nicht frei werden. Denkt Euch, daß einer von Euch Hindus tausend Rupies schuldig wäre, und sein Gläubiger drängte auf Bezahlung und drohte mit dem Schuldturme, und dann käme ein armer Landsmann und sagte: ‚Sei ruhig, ich will Deine Schuld bezahlen‘ — würdest Du da nicht antworten: ‚Du, meine Schuld bezahlen? Du hast selbst keinen Pfennig und bist obendrein arg verschuldet?‘ Oder denke Dir, Du wärst in eine tiefe Grube gefallen und säßest fest im Schlamm, und Dein Genosse an Deiner Seite wollte sagen: ‚Sorge nichts, ich ziehe Dich heraus‘ — würdest Du nicht erwidern: ‚Wie kannst Du das? Du bist so übel dran wie ich selbst, ziehe Dich erst selbst heraus und dann siehe zu, wie Du mir hilfst.‘ Nun sehet, wir alle stehen in einer großen Schuld vor Gott, und wir brauchen einen, der selbst schuldenfrei ist und uns frei macht, wir stecken alle im Schlamm der Sünde, und wir brauchen einen, der nicht selbst darin steckt und uns herauszieht. Mit andern Worten: wir sind alle Sünder und brauchen einen sündlosen Heiland. Wo wollen wir ihn finden? Die Götter begehen selbst große Verbrechen, sie können uns also nicht von der Sünde frei machen. Mohammed bekennt im Koran ausdrücklich selbst, daß er ein Sünder ist. Wo finden wir einen Sündlosen? — Nun, jetzt laßt uns von Christus reden, von seinem Leben und Charakter, seiner Lehre, seinem Tod, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt — das ist der Heiland, den wir brauchen.

Aber jetzt erhebt sich jemand aus der Versammlung und sagt: „Herr, Du behauptest, daß JEsus sündlos ist und daß er doch starb. Wie reimt sich das?“ „Deine Frage kommt mir sehr zu statten“, antwortete der Missionar. „Sie ist der weitere Text für meine Predigt. Christus starb nicht um seiner eigenen Sünde willen, sondern weil er als das Lamm Gottes trug die Sünden der Welt. Er starb für uns . . .“ Da unterbricht den Redner wieder ein anderer Zuhörer: „Wie ist die Sünde in die Welt gekommen?“

„Freund, laß diese Frage, sie ist von keiner praktischen Bedeutung.“

„Ich höre Dich nicht weiter, wenn Du mir nicht zuvor meine Frage beantwortest.“ „Es war ein Mann sehr krank, und der Doktor kam zu ihm und sprach: Freund, Du bist gefährlich krank; es giebt nur ein Heilmittel, das mußt Du einnehmen, sonst bist Du verloren. Aber der Kranke spricht: Nein, Doktor, wie wurde ich krank? Laß Dich das nicht kümmern, sagt der Arzt, jetzt bist Du krank, nimm die Arznei-

und werde gesund. Nein, Doktor, wiederholt der Kranke, wenn Du mir nicht sagst, wie ich krank geworden, so nehme ich Deine Medizin nicht. Wie würdest Du einen solchen Kranken nennen? Seht, geradeso macht's hier unser Freund: er will wissen, wie die Sünde in die Welt gekommen ist. Laß das — die Sünde ist da. Die Frage, um die es sich handelt, ist die, wie schaffen wir die Sünde heraus aus der Welt? Und ich bin deshalb zu Euch gekommen, Euch zu sagen, daß wir einen großen Erlöser von der Sünde haben."

Da steht ein anderer auf: „Alles gut, vortrefflich, was Du sagst, Herr. Eure Religion ist ausgezeichnet — für euch; aber für uns ist die unsere ebenso gut.

„Jeder wird selig durch seine eigene Religion. Es giebt viele Straßen in einer Stadt, und Du kannst gehen, wie Du willst. So führen auch viele Wege zum Himmel, und einer ist so gut wie der andere."

„In einem Dorfe lag alles krank am Fieber. Es kamen sechs Doktoren, und jeder hatte eine besondere Arznei, und jeder sagte zu seinem Patienten, daß die andern nicht helfen könnten. O, antworteten die Leute, darum sorgen wir uns nicht. Wir halten uns an den Arzt, den unser Vater hatte, und der wird uns sicher gesund machen. Handeln diese Leute weise?"

„Nein", antwortete der Haufe.

„Aber sie handeln gerade so wie unser Freund hier. Die verschiedenen Religionen der Erde sind widereinander, die eine behauptet: Es ist nur ein Gott, die andere, es sind viele Götter; eine, daß wir selig werden durch den Glauben, die andere, durch unsere religiösen Verrichtungen, und so fort. Sie können doch nicht alle wahr sein. Es ist eine Sonne und ein Mond, und auch nur eine wahre Religion."

„Aber wie sollen wir erkennen, welche die wahre ist?"

„Es kamen in ein Dorf zwei Doktoren. Alle, welche die Arznei des einen nahmen, starben, und die, welche die des andern nahmen, wurden gesund. Wie erkennt ihr nun, welcher der rechte Doktor ist?"

„Der war es, der die Leute gesund machte."

„Gerade so erkennt man auch die wahre Religion daran, daß sie die Leute selig macht. Ihr Hindus und Mohammedaner seid Eurer Religion von Kindheit auf gefolgt, aber ihr wißt, daß die Sündenlast auf Euch noch so schwer ruht wie je. Wenn Ihr einen Doktor habt, der Euch zwanzig oder fünfzig Jahre behandelt und es wird immer nicht besser mit Euch, sucht Ihr Euch dann nicht einen andern? Das Christentum hat Millionen gerettet. Tausende von Trunkenbolden hat es mäßig, von Unkeuschen keusch gemacht und hat den Sündern Frieden gegeben."

„Herr" — nimmt jetzt ein anderer das Wort, und man sieht's ihm an, wie er sich über die Verlegenheit freut, in die er den Missionar setzt — „sagest Du nicht, die wahre Religion werde erkannt an ihren Wirkungen?"

„Jawohl."

Und daß das Christentum sich dadurch als die wahre Religion erweist, daß es die Menschen von der Sünde befreit?"

„Allerdings."

„Nun, ich kenne Christen, die Trunkenbolde sind und alle nur möglichen Schlechtigkeiten begehen."

„In einem Dorfe waren zwei Kranke. Der gute Doktor gab beiden Arznei und sie dankten ihm und versprachen, sie einzunehmen. Aber als der Arzt fort war, hielt nur der eine Wort, der andere schüttete die Medizin weg. War es des Doktors Schuld, daß er starb?"

„Nein, seine eigene."

„Nun seht, so giebt es viele Christen, die nicht von ihren Sünden frei geworden sind, weil sie die Arznei Christi nicht wirklich eingenommen haben."

„Warum" — wirft ein anderer ein — „redest Du überhaupt so viel von Christus? Ermahne die Leute, wahrhaft, keusch und redlich zu sein, das ist genug."

„Wenn ein Arzt zu einem Kranken kommt und ihn nur ernstlich ermahnt: werde gesund, hilft das? Oder wenn ich einen Gefangenen ermahne: werde frei, wird er dadurch frei? Wir predigen Euch Christum, weil er nicht bloß zur Gesundheit und Freiheit ermahnt, sondern Gesundheit und Freiheit wirklich giebt."

„Ich sehe nicht ein" — sagt wiederum ein anderer — „warum ich Christum ehren soll. Ich verehre Gott und bete zu ihm, das genügt."

„Ihr erinnert Euch, wie alles Volk in Indien sich beeiferte, den Prinzen Wales zu ehren, als er dieses Land besuchte. Denke Dir nun, Du hättest gesehen, wie ein Mensch auf der Straße seine Arme ineinanderschlug und dem Prinzen Gesichter schnitt und auf Deine Frage: Ehrt man so den Sohn der Königin? antwortete er: Was schert mich der Prinz? ich ehre die Königin, das ist genug — würdest Du ihm nicht sagen: wenn Du den Sohn der Königin nicht ehrst, so ehrst Du auch die Königin selber nicht? So sandte Gott seinen Sohn in die Welt. — Freilich nicht so herrlich ausgestattet, wie der Prinz von Wales nach Indien kam, sondern er sandte ihn, daß er für uns leide und sterbe, und Du willst sagen, was kommt es darauf an, ob ich ihn liebe oder nicht? Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt auch den Vater nicht."

Da steht abermals einer auf und spricht: „Wir brauchen Christum nicht; wenn wir uns im Ganges baden, so werden wir frei von Sünden."

„Kann denn Wasser, das den Leib reinigt, die Seele von ihren Sünden reinigen?"

„Aber es ist doch nicht recht, daß man seine väterliche Religion aufgiebt?"

„Trug Dein Vater Schuhe? Fuhr er auf der Eisenbahn? Beförderte er seine Briefe auf der Post? Warum bist Du in diesen Stücken nicht bei der väterlichen Sitte geblieben?"

Mit solchen und ähnlichen Einwürfen geht es oft lange fort. Ernste Frager ladet der Missionar ein, ihn in seinem Hause oder Zelte zu besuchen, und die bloß Disputiersüchtigen muß er durch kurze gleichnisartige, schlagende Antworten abfertigen; da heißt es aber: „Habt allezeit Salz bei Euch."

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (14. Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kriegsnot.

Im Lutherhaus zu Wittenberg, der Stätte tiefster Trauer, saß zwischen ihren Kindern Frau Katharina, die Witwe, und dankte mit ihnen dem HErrn, der sie in ihrer Trübsal besucht und ihr mitten in der Nacht des Leides ein helles Sternlein hatte aufgehen lassen.

„Du bist der Vater der Waisen und der Richter der Witwen", betete der bleiche Mund. „Du hast Dich uns nicht unbezeugt gelassen und uns gegeben über Bitten und Verstehen."

Von drei Seiten zugleich war nämlich Hilfe gekommen. Zuerst der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich der Großmütige, hatte nicht bloß des seligen Luthers Testament vom Jahr 1542 bestätigt, sondern auch zweitausend Gülden geschenkt, wofür nach der Witwe Wunsch das Gut Wachsdorf käuflich erworben werden sollte, und zwar für die vier Kinder zu gleichen

Teilen. Am folgenden Tag war ein Schreiben von den Grafen von Mansfeld eingelaufen, in welchem der Witwe gleichfalls ein Kapital von zweitausend Gulden verehrt wurde, welches zwar nicht auf der Stelle ausgezahlt, aber doch mit hundert Gulden jährlich verzinst werden sollte. Und nun endlich waren auch noch von dem Dänenkönig Christian dem Dritten fünfzig Speziesthaler gekommen, mit der Erklärung, daß das Gnadengehalt, welches Luther nebst zwei andern Wittenberger Theologen vom König Christian bezogen habe, auch der Witwe nicht verweigert werden solle.

Das war also Hilfe über Hilfe. Wohl lag es nahe, beim Blick auf die vier unversorgten Kinder zu sprechen: Was ist das unter so viele? Aber Katharina sprach nicht so, sie hatte in der Schule Luthers eine andere Sprache gelernt und hatte jetzt nur ein Gefühl: Dank gegen den Lenker der Herzen und Vertrauen auf den Helfer aus aller Not.

Auch darin erkannte sie eine Gottesgnade, daß sie so treue und ehrenwerte Männer zu Vormunden für sich und ihre Kinder fand: der Hauptmann Asmus Spiegel und ihr Bruder Hans von Bora waren bereit, der Witwe als Beistand zu dienen, während die Fürsorge für die Kinder von dem Bürgermeister Ambrosius Reuter, dem kurfürstlichen Leibarzt Melchior Ratzenberger und dem Bruder des Verewigten, Jakob Luther, übernommen ward. Auch erboten sich die Professoren Melanchthon und Cruziger zu Mitvormündern, um mitzusorgen, daß des seligen Doktors Kinder zur Gottesfurcht, Lehre, Zucht und Tugend gehalten werden möchten.

Dem Ältesten, Johannes, nun ein Jüngling von zwanzig Jahren geworden, der lieber beim Studium bleiben, als in die kurfürstliche Kanzlei eintreten wollte, wurde sein Wunsch gewährt, die beiden Jüngeren, der vierzehnjährige Martin und der dreizehnjährige Paul, wurden der Mutter auf deren Bitten belassen, da der bisherige Präzeptor Ambrosius Rudtfeld sich als ein treuer und gewissenhafter Lehrer bewährt hatte. Das elfjährige Gretchen blieb natürlich ebenfalls bei der Mutter.

Es steht aber geschrieben: Wie gar unbegreiflich sind Gottes Gerichte und unerforschlich seine Wege! Wappne Dich, Katharina; Deine Trübsal ist noch nicht zu Ende, und durch ein neues Läuterungsfeuer muß Dein geängstetes Herz!

„Böse Zeiten werden nach mir kommen", so hatte Luther manchmal gesprochen, da er noch unter den Lebenden wandelte, und hatte kaum die Augen geschlossen, da brach der Sturm los.

Kaiser Karl dem Fünften war es schon längst anzusehen gewesen, daß er nur auf eine Gelegenheit warte, die Pflanzung Luthers mit dem Schwert zu verwüsten. In richtiger Erkenntnis dieser Gefahr hatten sich die evangelischen Fürsten und Stände zu dem schmalkaldischen Bund zusammengeschlossen, und dieser Akt der Notwehr reizte des Kaisers Zorn zu nur noch heißerer Glut. — Karl der Fünfte spielte ein falsches Spiel. Unehrlich und trügerisch sowohl den Protestanten als auch dem Papst gegenüber suchte er nur sich und seine Gewaltherrschaft in dem Reich, dessen Sprache er nicht einmal verstand.

Nachdem er durch allerlei Spiegelfechtereien den Papst für sich gewonnen, suchte er in Deutschland selbst Hilfe für den beschlossenen Vernichtungskrieg. Der katholische Herzog von Bayern kam auf das Versprechen der pfälzischen Kurwürde sofort gelaufen; andere Klepperfürsten lockte schon ein geringerer Lohn. Schmachvoller aber war die Thatsache, daß der Kaiser selbst aus dem Lager der unter sich uneinigen evangelischen Fürsten Bundesgenossen gewann. Markgraf Hans von Küstrin und Herzog Erich von Braunschweig-Calenberg entblödeten sich nicht, die kaiserlichen Farben zu tragen. —

Mit diesen Eroberungen nicht zufrieden, streckte der Kaiser noch weiter seine Fangarme aus nach dem jungen, feurigen, kraftvollen, hochstrebenden und maßlos ehrgeizigen Herzog Moritz von Sachsen, für dessen Gewinnung der Kaiser die Spannung zwischen ihm und seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, ausbeutete, und nicht umsonst. Für den Judaspreis der verheißenen sächsischen Kurwürde verriet Herzog Moritz die Sache des Evangeliums.

Nun, nachdem solche Bundesgenossen für ihn einstanden, machte der Kaiser aus seinen Rüstungen kein Hehl mehr und antwortete den Schmalkaldischen auf ihre Anfrage, was das zu bedeuten habe, mit bitterem Hohn: es gelte, etliche ungezogene deutsche Fürsten, die unter dem Schein der Religion das kaiserliche Ansehen zu Schanden machten, mit der Rute zu streichen.

Da galt es denn, in aller Geschwindigkeit auf den Plan zu treten.

Und dazu ließ sich die Sache auch ganz an. Unter Anführung des wackern Feldhauptmanns Schärtlin stand bald in Oberdeutschland ein ansehnliches Heer in Waffen, welches nach Vereinigung mit den Sachsen und Hessen auf 47,000 Mann anschwoll: und nun wäre es ein Leichtes gewesen, den in Regensburg sitzenden Kaiser mit seinen 9000 Mann wie in einer Mausefalle zu fangen. Schärtlin brannte auch darauf, aber große Gewissenhaftigkeit und Rücksichtnahme auf den neutralen Bayernherzog, dessen Gebiet man nicht verletzen zu dürfen glaubte, vereitelte den Plan. So gewann der Kaiser Zeit, sein Heer zu verstärken, und Mut, über den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als Rebellen die Reichsacht zu verhängen.

Nun wurde es Ernst.

Mit Schärtlin vereinigt rückten die beiden Geächteten dem Kaiser entgegen. Es war viel versäumt, aber nichtsdestoweniger hätte der Kaiser der evangelischen Übermacht unterliegen müssen, wenn er nicht einen abermaligen Helfer bekommen hätte in dem Zögern der Protestanten. Man ließ sich nicht bloß den Winter auf den Leib rücken, sondern gab auch dem Herzog Moritz Zeit, die sächsischen Kurlande zu besetzen und sich huldigen zu lassen als dem neuen Landesfürsten. Nun blieb Johann Friedrich nichts weiter übrig, als sich von Schärtlin zu trennen und erst sein Land zurückzuerobern.

Schärtlin hatte für seine Armee nichts zu essen und konnte nicht einmal ein festes Winterlager beziehen. Die Städte verloren den Mut, eine nach der andern kroch zu Kreuze, so daß der Kaiser zu Anfang des Jahres 1547 Herr von ganz Süddeutschland war. Bald darauf ging auch das Rheinland für den Protestantismus verloren.

Da wendete sich das Blatt. —

Was ist das für ein Jauchzen und Jubilieren in den sächsischen Landen? Was drängt sich in Haufen das Volk? Was donnern von den Wallen die Kanonen? Was flattern von den Türmen die Fahnen? Was rauschet die Begeisterung, anschwellend von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt?

Da kommt er, der vom Kaiser Geächtete und seines Kurhuts Beraubte, aber von seinem Volk Geliebte, nur noch viel brünstiger Geliebte, da kehrt er zurück in sein der kaiserlichen Bosheit zum Opfer gefallenes Land, und die Liebe seines Volks ist der Triumphwagen, auf dem er seinen Einzug hält, ist das Schwert, mit welchem er den eingedrungenen Feind wirft, ist das Panier, unter welchem er sein Land wieder einnimmt.

Kurfürst Johann Friedrich, der dem Untergang Geweihte, steigt hoch auf den Gipfel drohender Macht, höher, als er je gestanden. Der Kaiser zittert in Angst und Sorge, und das Gefühl, seinen unwürdigen, schmachvollen Handel mit Herzog Moritz vor den Augen des ganzen Deutschlands entlarvt zu sehen, nahm ihm vollends den Mut.

Er gab seine Sache verloren, und viel fehlte nicht, so verlor er auch noch den Verstand. Denn schon hieß es: die Böhmen stoßen zu dem Kurfürsten! — und geschah dieses, so war allerdings für den Kaiser die Hoffnung aus.

Zu seinem Glück aber und des Kurfürsten Unglück lagen

die Böhmen in unbegreiflicher Unthätigkeit, ließen sich alle Vorteile entgehen und das kaiserliche Heer aus Böhmen herausschlüpfen hinter dem Kurfürsten drein.

Mit nur 9000 Mann lag dieser bei Mühlberg an der Elbe, sorglos und nichts Böses fürchtend, denn die abgebrannte Elbbrücke hielt er für einen genügenden Schutz.

Doch was hilft alles Abbrennen der Brücken, wenn der Verrat dem Feind eine Furt zeigt, wo man der Brücke entbehren kann? Der Name des Müllers Strauch ist auf alle Zeiten gebrandmarkt und mit Schmach bedeckt. Aus Rache, weil ihm kurfürstliche Reiter die Pferde aus dem Stall gezogen, opferte der Bube seinen Landesherrn und die Zukunft seines Herrscherhauses. —

Es ist ein stiller, friedlicher Morgen, der Morgen des Sonntags Quasi modo geniti, den 24. April 1547. Andächtig sitzt der fromme Kurfürst zu Mühlberg in der Kirche und hört das Evangelium. Da plötzlich wird ein Geräusch hörbar, das näher und näher kommt und die Andacht stört. Wehe, das ist der Feind!

Alles rennt in wüster Bestürzung auseinander; kein Kommandoruf wird gehört, keine Ordnung ist möglich. Es ist ein wildes Fliehen, stracks nach der Lochauer Haide zu. Wohl gelingt es der Donnerstimme des kurfürstlichen Feldherrn, noch im Fliehen etliche Reihen zu sammeln und zur Deckung des Rückzugs die Reiterei zu ordnen. Aber der Übermacht des Feindes vermag alle Tapferkeit nicht zu widerstehen. Das kurfürstliche Heer wird teils niedergehauen, teils zerstreut, und der Kurfürst selbst, der sich ritterlich verteidigt, empfängt von einem ungarischen Säbel einen Hieb in die Wange, daß das strömende Blut den ferneren Widerstand unmöglich macht. Er giebt sich gefangen, und fast wie Verzweiflung spricht es aus seinen verglasten Augen.

Da kracht vom Himmel ein Donnerschlag, alles schrickt zusammen über das unvermutete und in der frühen Jahreszeit doppelt seltsame Gewitter. Des Kurfürsten Antlitz aber bekommt neues Leben; und mit starker, heiterer Stimme ruft er zum Himmel hinauf: „Ach ja, Du alter, starker Gott, Du lässest Dich hören, daß Du noch lebst, Du wirst es wohl machen!"

Höhnend aber schleppen ihn die ungarischen Reiter vor den Kaiser, der ihn mit einem Blick empfängt, in welchem Freude, Stolz, Zorn und Spott sich mischen.

Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen war ein Gefangener des Mannes, der gedroht hatte, das Evangelium mit Stumpf und Stiel auszurotten, und sein Kurfürstentum war für ihn und seinen Stamm unwiederbringlich verloren.

* * *

Zu Wittenberg rannte in Angst und Schrecken das Volk durcheinander: Rette sich, wer kann — der Kaiser kommt! Und vor dem Kaiser her lief das Gerücht, er wolle die Stadt des Erzketzers seinen ganzen Zorn fühlen lassen, Wittenberg solle von dem Erdboden verschwinden, da es nicht wert sei, von der Sonne beschienen zu werden.

Wer da zu allererst die Flucht ergreifen zu müssen glaubte, das war die Witwe des „Erzketzers". Ach, sie war kaum erst wieder warm geworden in Wittenberg, denn schon einmal hatte sie mit vielen Bürgern fliehen müssen, als im Dezember des vergangenen Jahres Herzog Moritz bis vor Wittenberg drang und sich vor die Veste legte. Sie hatte mit den übrigen Entwichenen in Magdeburg Schutz gefunden, bis der herbeigeeilte Kurfürst seine Stadt gerettet und die Geflohenen zurückgerufen hatte. Nun galt es zum andern Mal fliehen und Abschied nehmen von dem heimatlichen Herd — gewiß für immer, denn was war nach der Gefangenschaft des Landesherrn und jener Drohung des Kaisers für Wittenberg noch Gutes zu erhoffen? —

Die Flucht war voller Mühsal und Beschwerde, denn in der allgemeinen Not dachte jeder nur an sich selbst und seine eigene Rettung. Nach vielem vergeblichen Bitten und Flehen hatte sich endlich ein Bauer willig finden lassen, die Witwe mit ihren vier Kindern auf seinen Wagen zu nehmen.

Es ging in rasender Eile über Stock und Stein, daß den Insassen Hören und Sehen verging. Mit wütigen Schlägen fiel die Geißel auf den Rücken der armen Rosse, denen der Atem versagen wollte und doch keine Minute Ruhe vergönnt ward zum Verschnaufen, als säße ihnen der Feind bereits auf dem Nacken.

Vier volle Stunden war es so gegangen, und der Abend dämmerte herein. Der Weg führt eine Anhöhe hinauf, steil und voller Steine. Die Rosse weigern sich, die letzte Kraft ist erschöpft. Doch der Fuhrmann zwingt sie durch erneute Peitschenhiebe zu weiterer Anstrengung. Da thut das eine einen kurzen kläglichen Schrei und stürzt mit blutspeiendem Maul leblos zu Boden.

Der Fuhrmann ist außer sich und schilt einmal auf das elende Tier und dann wieder auf den Kaiser und zuletzt auf die Insassen des Wagens, die mit ihrem Gewicht die Rosse überbürdet hätten.

Katharina stieg mit ihren Kindern von dem Karren herab, und der Fuhrmann hatte nichts dagegen.

Ratlos stand die Witwe nun unter freiem Himmel: hinter sich eine große Kiste mit ihrer geflüchteten Habe, vor sich die Nacht. Was soll geschehn? Ringsum alles still, kein menschliches Wesen zu erspähen! Dazu hängt der Himmel voll schweren Gewölks, und es geht bereits feucht hernieder. So ist es eine Unmöglichkeit, hier unter freiem Himmel zu übernachten.

Doch nicht gar lange währt die Unentschlossenheit. Katharina winkt ihren Söhnen, daß sie mit helfen die Truhe zu erbrechen, dann ladet sie einem jeden auf, soviel er tragen kann, und tröstet die verzagenden Kinder. „Lasset uns in Gottes Namen gehen! Wir stehen überall in Gottes Hand, und er wird uns nicht verlassen."

Sie schritten rüstig fürbaß, und nach halbstündiger Wanderung zeigte ihnen ein aus der Dämmerung aufschimmerndes Licht den Weg zu Menschen.

Bald war ein Dorf erreicht, und gleich in dem ersten Haus, an das sie pochten, öffnete sich ihnen die Thür zu mitleidigem Empfang.

„Ach, die Frau Doktorin", rief es aus dem Hintergrund der niedrigen, von einem Kienspan spärlich erleuchteten Stube den Eintretenden entgegen.

„Herr Magister!" antwortete es mit gleichem Erstaunen aus Katharinas und der Kinder Munde. Und die verlassene Witwe hatte einen Freund gefunden, Philipp Melanchthon.

Es ergab sich, daß diesen ein ähnlicher Unfall in dieses Dorf verschlagen hatte, da sein Gefährt unterwegs in einen Graben gefallen und zerbrochen war.

Die guten Bauersleute, welche aus Melanchthons Rede erfuhren, wer die Frau und wes die Kinder seien, konnten sich gar nicht genug thun in ehrfurchtsvoller Liebe und brachten herzu, was Küche und Keller zur Erquickung der Verschmachteten hergab, trösteten auch die lieben Gäste, wenn diese sich fragten, wie sie die Reise fortsetzen sollten, und bereiteten ihnen für die Nacht ihre eigenen Betten, indem sie sich im Stroh der Scheune ein Lager suchten. Die Gäste wollten solches Opfer nicht annehmen, aber sie drangen mit ihrer Weigerung nicht durch.

Am andern Morgen, ehe noch die Sonne aufgegangen war, schirrte der Bauer sein Rößlein vor den Wagen und brachte seine Schützlinge glücklich bis Magdeburg.

„Unseres HErrgotts Kanzlei", sagte Melanchthon, als sie durch das düstere Festungsthor fuhren. „So hat Euer seliger Herr die Stadt gar oft geheißen. Wer hätte damals gedacht,

daß auch wir sie wurden aufsuchen müssen als Zufluchtsstätte derer, die um das Evangelii willen verfolgt werden! Gott aber sei Dank, daß in diesen betrübten Zeiten solche HErrgottskanzlei vorhanden!"

Auch hier in Magdeburg nahm die Liebe Luthers Witwe und Kinder mit offenen Armen auf und bereitete um ihretwillen auch ihrem Begleiter und Beschützer ein gastliches Unterkommen. Einer der Ratsherren bot alles auf, um seine lieben Gäste vergessen zu machen, daß sie hier in der Fremde seien und nicht in der Heimat. Mit rührender Freundlichkeit bat er im Verein mit seiner Frau, die Witwe möchte mit den Ihrigen für immer bei ihnen wohnen bleiben, da das große, weitläufige Haus Raum genug böte. Wer wüßte denn auch, ob sie jemals nach Wittenberg würden zurück können; und der Katharina war es nicht möglich, der Dringlichkeit der Bitte zu widerstehen, daß sie langsam die Zusage gab.

Aber kaum war das geschehen, als einer der Flüchtlinge die Schreckenskunde brachte, der Kaiser habe der Stadt Magdeburg wegen ihrer Aufnahme der geflohenen Wittenberger die Reichsacht angedroht.

Alles stand stumm und starr, und die Herzen, die sich eben zur Freude hatten heben wollen, sanken zurück in noch viel tiefere Traurigkeit.

Die ganze folgende Nacht hatte Katharina schlaflos zugebracht. Sie rang mit sich und rang mit Gott um Licht: wohin nun gehen? Wo in der weiten Gotteswelt ist der Ort, da die arme Witwe des Reformators ihr Haupt hinlege?

Am andern Morgen ganz in der Frühe begab sie sich zu dem Professor Major, der sie sehr niedergeschlagen empfing.

„Mein lieber Herr Professor", sagte Katharina, indem sie ihm die Hand reichte, „es ist mir diese Nacht ein Entschluß gekommen, den auszuführen ich Euch um Euren Beistand bitten möchte. Es ist klar und sonder Zweifel, daß wir hier zu Magdeburg nicht können bleiben."

Major unterbrach sie: „Gott sei's geklagt, wir müssen hinweg aus dieser lieben Stadt und von diesen guten Leuten. Aber wohin sollen wir uns wenden?"

„Höret mich an, lieber Herr Professor!" fuhr Katharina fort. „Nirgends werden wir Ruhe finden in dem Land, da Kaiser Karl regieret! Seine Drohung wird uns überallhin auf dem Fuß folgen, sonderlich mir und meinen Kindern. So meine ich, wir müssen dahin fliehen, wo sein Arm uns nicht erreichen kann."

„Was meinet Ihr, Frau Doktorin?" fragte der Professor mit großen, scheuen Augen.

„Es ist ein weiter Weg, den ich im Sinne trage", fuhr Katharina fort, „aber ich scheue ihn nicht, denn das Ziel wird alle Mühsal reichlich lohnen. Nach dem Norden stehet meines Herzens Verlangen, dorthin, wo unter König Christians Panier dem Evangelium ein sicherer Ort bereitet ist. Zu dem Vorkämpfer des evangelischen Glaubens, der dem Doktor Martinus Freundschaft und Treue gehalten, will ich mich flüchten, und bin desselben in guter Zuversicht, daß er sich der armen Witwe Luthers gnädiglich erbarmen wird."

Der Professor hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört und drückte nun der Frau Katharina freudig bewegt die Hand. „Ich billige Euren Gedanken, werte Frau Doktorin, und wünsche Euch Glück zur Reise."

Mit etwas verlegenem Lächeln sah die Katharina dem Professor ins Gesicht. „Eines muß ich noch hinzufügen, was zur Vollführung des Entschlusses erforderlich. Da das hilflose Weib solche weite Reise nicht allein machen kann, so ergehet an Euch meine inständigste Bitte, Ihr wollet mir die Liebe anthun und das Opfer bringen, mein Geleitsmann und Beschützer zu sein."

Einen Augenblick neigte der Professor nachdenklich den Kopf, dann sagte er im Ton fester Entschlossenheit: „Es geschehe, wie Ihr begehret, liebe Frau Doktorin!" —

Am andern Morgen hielt vor dem Haus des Ratsherrn ein mit Segeltuch überspanntes Wägelein, das führte die Flüchtlinge von dannen.

Die Reise ging ungefährdet bis Braunschweig. Da legte sich ihnen ein neues Hindernis in den Weg: die zuvorkommende Freundlichkeit und Ehrerbietung des Rats der Stadt, welcher von dem Magdeburger Ratsherrn erfahren hatte, wer die Flüchtlinge seien. Man suchte der Katharina ihre Absicht auf Dänemark auszureden und sie mit der Hoffnung besserer Zeiten zu trösten; doch stand sie zu fest in ihrem Entschluß und drängte ihren Beschützer zu baldigem Aufbruch.

Auf einem gemieteten Fuhrwerk ging die Reise weiter. Von Zeit zu Zeit begegnete ihnen ein Landsknecht oder auch mehrere, und der Professor machte ein bedenkliches Gesicht, denn er hatte die kaiserlichen Farben bemerkt. Auch Katharina wurde ängstlich und drängte den Fuhrmann zur Eile, daß man nur erst den in der Ferne sichtbar werdenden Flecken Gifhorn erreiche.

Damit wurde aber die Sache nicht besser, denn je näher man dem Flecken kam, desto mehr Kriegsvolk kam zum Vorschein, und in dem Flecken selbst war ein solches Gedränge von Soldaten und Troß, daß die Reisenden nur mühsam vorwärts zu kommen vermochten.

Noch schwieriger war eine Herberge zu finden, und mit bangem Herzen sah Katharina das rastlose Mühen des Professors, der um ihretwillen sich ganz hinopferte. Es war ihr, als verlöre sich das Ziel ihrer Reise, das sie schon so nahe glaubte, in eine nebelhafte, unerreichbare Ferne, und sie hatte bereits nach bitterem, schwerem Kampfe Abschied genommen von ihrer schönen Hoffnung, als sie am Abend dieses Tages zu dem Professor sagte: „Ich kann das nicht länger sehen, wie Ihr um meinetwillen Mühe und Arbeit habet. Lasset uns wieder umkehren, denn es mehret sich die Fährlichkeit, und nach Dänemark zu gelangen scheinet unmoglich."

Professor Major nickte bekummert. „Was ich thue, thue ich gern und um Gotteswillen, doch auch ich sehe ein, daß uns die Umkehr geboten."

Am folgenden Morgen trat man die Rückreise an, ohne noch zu wissen, wohin man sich wenden und wo man bleiben sollte.

Gegen den Mittag kehrte man in einer Dorfschenke ein, um ein wenig zu essen. In der Gaststube saß bei einem Stück Schwarzbrot und Käse ein ältlicher Mann, der nach seinem Aussehen als ein fahrender Händler kenntlich ward.

Man grüßte sich und that die üblichen Fragen: Woher? Wohin? Da kam's heraus, daß der Fahrende aus Torgau kam, von ihm konnte man also Nachricht einziehen über das Geschick der Stadt Wittenberg.

„Es ist gegangen wider alles Erwarten", fing der Händler an. „Denn dem Kaiser lief das Gerücht vorrauf, er wolle die Stadt des Erzketzers seinen ganzen Zorn fühlen lassen. Ist nun aber dennoch sehr gnädiglich gefahren und mit echt kaiserlichem Sinn. Wäre freilich auch ein Schurke und Bube gewesen, wo er anders gehandelt hätte, denn sein Wort muß man halten, zumal wenn man ein Kaiser ist."

„Wie meinet Ihr das, Herr?" fragte der Professor dazwischen.

„Kennet Ihr vielleicht den Lukas Kranach", fuhr der Erzähler fort, „den kurfürstlichen Hofmaler?"

„Wie sollten wir den nicht kennen?" riefen der Professor und Frau Katharina zugleich.

„Nun sehet, dieser Mann ist der Erretter der Stadt. Ist kühn in das kaiserliche Lager gedrungen, gerade auf das kaiserliche Zelt zu und hat sich durch die Trabanten hindurch den

Zutritt erzwungen. Ist dann demütig und doch mit mutigem Vertrauen auf die kaiserliche Majestät zugeschritten und hat dieselbe gemahnet an ein Wort der Zusage, welches sie einstmals ihm, dem Maler, gegeben. Weiß nicht, welches Wort das sei; aber die Folge und Wirkung ist gewesen, daß der Kaiser über die Maßen säuberlich mit der Stadt Wittenberg gefahren."

„Ha, ich verstehe!" rief der Professor Major lebhaft. „Kranach hat es mir einmal erzählet, wie er vor langen Jahren mit dem jetzigen Kaiser Karl dem Fünften, da derselbe noch ein Knabe war, zusammen getroffen sei. Irre ich nicht, so war Kranach vom damaligen sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen als Abgesandter nach Mecheln in den Niederlanden abgeordnet worden, wo damals Kaiser Maximilianus Hof hielt. Bei dieser Gelegenheit nützte der Kaiser die Kunst des berühmten Malers für sich aus, indem er sich von demselben abkonterfeien ließ. Danach begehrte der junge Prinz Karl, dem damals schon die deutsche Kaiserkrone zugedacht war, gleichfalls gemalt zu werden; bat dahero den Herrn Kranach inständig und versprach, auch recht fein stille zu sitzen. Solches Versprechen hielt aber der unbändige Wildfang schlecht, denn er verlor bald die Geduld und machte dem Künstler große Mühe. Dennoch gelang dem Meister das Konterfei sehr wohl, und in seinem kindlichen Entzücken sprach der Prinz, dem Kranach die Hände drückend: ‚Meister Lukas, wo ich auch einstens ein Fürst sein werde, wie mein Oheim, und Ihr habet einen Wunsch, so bittet nur, und Ihr sollet es empfahen. Hier habet Ihr meine Hand darauf!' — So hat es mir Kranach erzählet. Ach, nun ist nach vielen, vielen Jahren doch noch ein Tag gekommen, wo er den Fürsten an sein Fürstenwort erinnern konnte! Kranach, Du Edler, für Dich hast Du nichts erbeten, an Dich hast Du nicht gedacht, nur für andere hast Du Deine Furbitte eingeleget! Darin bist Du dem ähnlich, der Dich zu seinen besten Freunden zählte, dem seligen Doktor Martinus!"

Tief bewegt wischte sich der Händler eine Thräne aus dem Auge und sagte: „Ja, das muß ein Edler sein, der so sich selbst vergißt und opfert für seine Vaterstadt. Und doch ist es das noch nicht einmal allein, das er gethan. Es wird weiter erzählt, der Kaiser habe ihn sehr gnädig aufgenommen und ihm die lockendsten Anerbietungen gestellt, in seine Dienste zu treten als sein Hofmaler; Kranach aber habe solche Darbietungen dankend abgelehnt und dafür etwas anderes erbeten, dieses nämlich: kaiserliche Majestät wolle mit seinem gefangenen Herrn, dem Kurfürsten Johann Friedrich, glimpflich fahren und verstatten, daß er, Kranach, des unglücklichen Fürsten Gefangenschaft teile; er habe von ihm viel Gutes und Wohlthat empfangen, so müsse er ihm dankbar sein und ihn mit seiner Kunst in der Trübsal trösten."

Katharina hatte mit thränenden Augen zugehört, auch der Professor saß mit tief gerührtem Herzen, und ein langes Schweigen folgte der Erzählung des Fahrenden, bis Katharina, zu diesem gewendet, sprach: „Der Stadt ist Schonung widerfahren, aber eine Sorge drücket noch meine Seele: welches Schicksal die Gebeine meines geliebten — — —"

Sie vollendete den Satz nicht, sie hing mit angstvoller Erwartung an den Mienen des Händlers.

„Sorget nicht, vielliebe Frau Doktorin!" tröstete der Mann. „Wohl ist Herzog Alba, der Mann mit dem Pergamentgesicht und dem steinernen Herzen, heftig in den Kaiser gedrungen, er solle des Erzketzers Überreste in alle Winde zerstreuen; der Kaiser aber hat ihn hart angelassen: ‚Ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Toten'; er hat sogar seinen Soldaten verboten, den lutherischen Gottesdienst zu stören, und Bugenhagen hat ohn' alle Anfechtung in Gegenwart vieler spanischer Soldaten über den evangelischen Glauben gepredigt."

Katharina atmete tief auf und drückte dem Überbringer dieser Botschaft herzinnig beide Hände. — — —

Drei Tage später kniete an dem Grabe Luthers in der Wittenberger Schloßkirche eine Frau mit ihren vier Kindern und betete unter vielen Thränen. Das war ihr erster Gang gewesen, nachdem sie durch das Thor der Stadt getreten. Jetzt erst, nachdem sie sich überzeugt, daß die Stätte unentweiht geblieben sei, jetzt erst begab sie sich nach ihrer Wohnung, dem Augustinerkloster.

Da sollte ihr nun freilich ein trübseliger Anblick werden. Auf Luthers Wohnung hatte sich des Kaisers Verbot nicht mit erstreckt, und so sollte denn der Ort, wo der „Erzketzer" gehaust hatte, der Schauplatz wüster, gemeiner Zerstörungslust der welschen Soldateska werden. Das Hausgerät war zum allergrößten Teil zertrümmert, die Keller ihrer Vorräte entleert und die Wände mit Schelmenreimen verunreinigt.

Die Kinder erhoben ein lautes Wehklagen, Katharina aber war still und ging mit festzusammengepreßten Lippen daran, sich auf den Trümmern ein neues Haus zu bauen.

(Schluß folgt.

Buntes Allerlei.

Zu Thal!

(Zu unserem Bilde auf Seite 441.)

Es fordert gewiß viel Umsicht, Geschicklichkeit und Mut, auf der hier dargestellten Weise das Holz zu Thal zu flößen, und doch ist es oft der einzig mögliche Weg, dieser Weg ohne Balken, den das jäh abschießende Wasser bietet. In manchen Gebirgsgegenden bepackt man Schlitten mit dem Holz und der Flößer muß sich davor stemmen und Schritt vor Schritt das Holz hinabrutschen lassen. Oder — und das ist, wenn thunlich, jedenfalls das einfachste — man baut einen Weg ins Thal hinab frei, glättet diese Bahn und läßt die Baumstämme in denselben hinabsausen. Dies Verfahren wird in unsern Alleghanies sehr häufig angewendet.

Heidnischer Aberglaube. In der westafrikanischen Landschaft Mendi am Bompehflusse wird allgemein geglaubt, daß, wenn ein Mensch von einem Leoparden oder einem anderen Raubtier zerrissen wird, dies kein wirkliches Tier, sondern immer ein Mensch gethan hat, welcher sich in ein Raubtier verwandelt hat, um den Mord ungestraft begehen zu können. Natürlich müssen nun wieder besondere Zaubermittel gebraucht werden, um diese Bösewichter, die doch unzweifelhaft den Tod verdient haben, zu entdecken. Ein Europäer wohnte am 10. Juni vorigen Jahres einer solchen Gerichtsverhandlung in Bonjamah bei. Man hatte sich dazu einen besonders berühmten Hexenrichter kommen lassen, welcher mit einem Gefolge von 24 phantastisch in Tierfelle gekleideten Gehilfen erschien. Nachdem er die Häuptlinge vor dem gesammelten Volke hatte schwören lassen, daß sie ein gerechtes Gericht ausüben und keinen Schuldigen ungestraft lassen würden, begann eine schauerliche Musik von Trommeln und Trompeten, während welcher die Gehilfen des Hexenrichters ihre Zaubertänze ausführten und dazu ihre Zaubergesänge sangen. Plötzlich stürzte sich dann der Anführer auf einen der Zuschauer, schlug ihm mit seiner Keule auf den Kopf und bezeichnete ihn damit öffentlich als einen Schuldigen. Alles wirft sich nun auf das arme Schlachtopfer, das mißhandelt wird, bis es den Geist aufgiebt. Der Berichterstatter sah neun Leute auf diese Weise aburteilen. Am Abend sollten dann alle Leichen zusammen zu Asche verbrannt werden. Am Tage vorher waren schon 20 in dieser Weise getötet. Und als der Berichterstatter Bonjamah verließ, waren noch 6 Schuldige herauszufinden.

Gustav Adolf trug ein silbernes Schaustück mit der Zahl 1630 auf der Brust. Die Inschrift lautete:

> Das Aug' Gottes, des HErrn, sehe mich an in Gnaden,
> Daß alles glücklich zu Seiner Ehre geraten.
> Sein Wort erhalte Er und sterkhe mein' Handt:
> Der edle, werte Frid' grüne im teutschen Land!

Dieses Stück befand sich im Jahr 1832 in dem Besitze des Kaufmanns Schomburgk in Querfurt, der es von seinem Urgroßvater mütterlicher Seite, dem Schulzen Rhobis daselbst, geerbt. Bei letzterem hatte der

König 1631 Rasttag gehalten, war von ihm unentgeltlich verpflegt worden, und riß sich beim Abschied die Münze ab, sie seinem Wirte zum Andenken überreichend.

Münchhausiade. Aus Garn, Dakota, kommt die wundersame, doch wie es heißt, authentische Nachricht, daß es einem dortigen deutschen, wissenschaftlich gebildeten Farmer gelungen sei, von einer mit Hopfen, Malz und Korn gefütterten Kuh Bier statt der Milch zu erlangen. Dieses Bier, das Resultat einer Reihe von Versuchen, soll eine schöne braune Farbe besitzen, schäumen, eine Milchhaube bilden und ganz herrlich schmecken. Welche Folgen das gelungene Experiment haben wird, ist noch gar nicht abzusehen! Der Temperänzsache wird es jedenfalls einen schweren Schlag versetzen. Nicht minder aber wird es den Brauern Unheil bringen. Diese edlen Kulturverbreiter werden jetzt gänzlich verarmen, sie werden sich — horribile dictu — statt der Equipagen fürderhin der Hoch- oder Straßenbahn bedienen müssen. Der Konkurrenz mit dem Wiederkäuer sind sie in keinem Falle gewachsen und ein trauriges Los harrt ihrer, sobald erst die Schilder vor den Kneipen „Bier frisch von der Kuh!“ lauten werden. Der Bierwirt dagegen hat alle Ursache, die Entdeckung zu bejubeln. Kein Bier-Kontrolleur wird ihm jetzt das Leben mehr sauer machen, kein Kunde mehr fortgehen können, weil zufälligerweise einmal gerade nicht „frisch angestochen“ ist. Er wird sich hinter seinem „Saloon“ einen hübschen Stall einrichten, dort nach Bedarf eine Kuh oder mehrere halten und wenn ein Gast erscheint, einfach das volle Euter in Anspruch nehmen. — Das Kuh-Bier wird übrigens, so wunderbar seine Entdeckung ist, sehr bald von einem anderen „künstlichen Naturprodukt“ in Schatten gestellt werden. Wie wir unseren Lesern mitteilen können, beschäftigt sich nämlich ein anderer der wissenschaftlich gebildeten Landwirte von Dakota schon seit längerer Zeit mit Versuchen, den gemeinen Stör und den Hausen zur Herstellung von Kaviarbrötchen zu veranlassen. Durch fortgesetzte Fütterung beider Fische mit den Früchten des Brotbaumes (Artocarpus) und mit der Butterblume (Ranunculus acris) ist es ihm gelungen, „Butterbrötchen mit Kaviar“ zu erzeugen, doch brachte er es noch nicht fertig, dieselben mit den nötigen „Citronenscheibchen“ zu versehen, obwohl die Fische große Quantitäten von Citronen wie von Limonade zu sich nehmen mußten, indessen ist auch das nur eine Frage der Zeit.

Einen interessanten Aufschluß über die überraschende, wenn auch alljährlich sich wiederholende Erscheinung des frischen Grünens und Blühens verschiedener Bäume im Spätherbst finden wir in der „Magd. Z.“. In der Regel sind es Kern- oder Steinobstarten, insbesondere Kirschen oder Äpfel, Robinien, Roßkastanien, Ebereschen und Spiersträucher, an denen sich dieses „ungewöhnliche Vorkommnis“ darbietet. Bei einer näheren Prüfung der aufs neue blühenden Gehölzarten, schreibt das Blatt, wird man finden, daß sie entweder in sehr trockener Lage, durch Dürre oder durch Raupenfraß früh ihr Laub verloren, oder durch Windbruch Einbuße an Ästen und Zweigen erlitten, vielleicht auch stärker beschnitten waren ꝛc. Wenn nun mit Sommers Ende noch einige Zeit günstige Witterung eintritt, bei höherer Wärme reichliche Niederschläge den Boden tiefer durchfeuchten, dann weckt der neubelebte Saftstrom an jenen früh entlaubten oder in irgend einer Weise beraubten Bäumen die schlafenden, fürs nächste Jahr angelegten, von den Blättern aufgezogenen Blütenknospen auf und entfaltet frischgrüne Blätter und buntes Blütenwerk. Den oben genannten Gewächsen reihte sich heute auch der Wein noch an. Herr Tischlermeister Huhn in Schwetzingen übersandte köstlich duftige Blütenstauden, die mit völlig reifen, süßen Trauben zusammen die Reben schmücken.

Zwei merkwürdige Nadeln. Die internationale Ausstellung von Nadelarbeiten, welche im Juli 1884 im Krystallpalast in Sydenham eröffnet werden soll, wird unter anderen Kuriositäten zwei Artikel umfassen, die nicht die kleinste Attraktion der Ausstellung bilden dürften. Einer dieser Artikel ist die berühmte Nähnadel, welche dem deutschen Kaiser im vorigen Jahre unter Umständen verehrt wurde, die Erwähnung verdienen. Der greise Monarch besuchte die große Nadelfabrik in Kreuznach, um sich zu überzeugen, was Maschinen, gepaart mit der menschlichen Hand, erzeugen können. Es wurde ihm eine Anzahl superfeiner Nadeln gezeigt, von denen tausend zusammen keine halbe Unze wogen, und er wunderte sich, wie solch' niedliche Gegenstände mit einem Öhr durchbohrt werden konnten. Aber er sollte sehen, daß in dieser Hinsicht selbst etwas Feineres und Vollkommeneres geschaffen werden konnte. Der Bohrer, das [illegible] der Arbeiter, dessen Beschäftigung es ist, das Öhr in diese Nadeln [illegible] bohren, erbat sich ein Haar von dem Silberhaupte des Kaisers. Na[illegible]dem er das Gewünschte empfangen, bohrte er mit der größten Sorgf[illegible] in das Haar ein Öhr, zog einen Faden durch dasselbe und überreichte d[illegible] eigentümliche Nadel dem erstaunten Monarchen. Die zweite kuriose Na[illegible]del ist Eigentum der Königin Viktoria. Diese Nadel wurde in der be[illegible]rühmten Nadelfabrik in Redditch verfertigt und stellt die Trajanssäule en miniature dar. Auf dieser kleinen Nadel sind Szenen aus dem Leben der Königin in erhabener Arbeit dargestellt, welche aber so fein gestochen und so klein sind, daß es zu ihrer Besichtigung eines Vergrößerungsglases bedarf. Die Viktorianadel kann überdies geöffnet werden. Sie enthält eine Anzahl kleinerer Nadeln, die ebenfalls mit Szenen in erhabener Arbeit geschmückt sind.

Die Ansicht, daß man in Deutschland noch nicht genug Kanonen habe, findet bekanntlich sehr ernste Vertreter. Die deutsche Armee verfügt aber im Kriege jetzt über 2550 Geschütze, und zwar über 300 Feldbatterieen à 6 Geschütze mit 2286 Offizieren, 78,210 Mann und 77,482 Pferden, 71 Ersatzbatterieen à 6 Geschütze mit 340 Offizieren, 18,261 Mann [illegible] 5507 Pferden, 54 Besatzungsbatterieen à 6 Geschütze und 283 Fußartilleriekompanieen mit zusammen 1370 Offizieren, 54,852 Mann und [illegible] Pferden. Es sind dies Ziffern, von denen man sich früher nichts hat träumen lassen. Der große Kurfürst verfügte 1655 über nur 78 Geschütze. Als am 3. Dezember 1578 vom Grafen Lynar ein Inventar des Berliner Zeughauses aufgenommen wurde, befanden sich darin 23 Geschütze, und zwar 2 scharfe Metzen, schießt eine 90 Pfund Eisen; 2 ganze ungefaßte Karthaunen à 52 Pfund, 4 neue Karthaunen ungefaßt, 2 Nachtigallen auf Rädern schießen jede 48 Pfund Eisen; 2 schlechte halbe Karthaunen auf Rädern à 22 Pfund Eisen, 10 Magdeburgische Stücke auf Rädern à 7 Pfund Eisen und 3 halbe Falkaunen auf Rädern à 4 Pfund Eisen. Außerdem gab es noch, wie man aus einem Geschützverzeichnis der Festung Küstrin ersieht, die auch nur 34 Geschütze enthielt, Schlangen, Notschlangen, Quartierschlänglein und Scharpffentienlein oder Falkenetlein à 1 Pfund oder 1½ Pfund. Heute sind diese Namen alle verschollen und man kennt nur eine Bezeichnung der Geschütze, die nach Centimetern des Durchmessers der Seele. Als der große Kurfürst starb, bestand das ganze Artilleriekorps aus 306 Köpfen. Heute hat Deutschland allein an Offizieren 3996 Köpfe.

Ein unmöglicher Disput. Napoleon I. war außerordentlich rechthaberisch. Bei Meinungsverschiedenheiten schrie er so laut und stampfte so heftig mit dem Fuße auf, daß seine Gegner selten zu Worte kamen. Der General Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, hatte mehrfach darunter zu leiden und schwieg daher später bei ähnlichen Fällen unverbrüchlich, was aber dem Kaiser auch nicht paßte. Gelegentlich eines Kriegsrats rief der letztere, über das plötzliche Verstummen des Generals abermals unangenehm berührt: „Warum reden Sie nicht? Ich sehe es Ihnen an, daß Sie wichtige Einwendungen zu machen haben.“ — „Allerdings, Sire“, gab Bernadotte zu. — „Weshalb äußern Sie denn Ihre Ansichten nicht?“ — „Weil ich keine Lust habe, mit Eurer Majestät Stiefel zu disputieren.“

Höchste Geduldprobe. Frau: „Hören Sie, Herr Dokter, wär's nit gut für meinen Mann, wenn er nähm' ein Fußbad?“ — Doktor: „O ja, Sie können ihm auch ein Fußbad geben.“ — Frau: „Meinen Sie nit, daß's gut wär', wenn man 'nein thät' ein wenig Essig?“ — Doktor: „Könnt' nicht schaden.“ — Frau: „Und ein wenig Asche?“ — Doktor: „Ist auch nicht schlecht.“ — Frau: „Und ein wenig Salz?“ — Doktor: „Thut auch nichts.“ — Frau: „Und wie hoch denn, Herr Dokter?“ — Doktor (unwillig): „Bis ans Maul, denn sonst ersauft er.“

Hufeland, der berühmte Arzt, soll einmal gesagt haben: „Schlimm ist's, daß die Menschen husten müssen, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt; müßten sie aber auch dann husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Keuchens gar kein Ende.“

Im Seebade. Junge Dame: Ach, Herr Direktor, stets, wenn ich in's Wasser gehen will, bekomme ich am ganzen Körper eine Gänsehaut! Badearzt: O, das macht gar nichts aus, das ist etwas ganz Natürliches.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. | Saint Louis, Donnerstag den 13. März 1884. | Nummer 29.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (25. Fortsetzung.)

19.

Der Erzähler schwieg und atmete mehrmals erleichtert auf, als ob er eben erst dem grausamen Gefängnis entflohen wäre und die damals überstandenen schweren Stunden noch immer nicht ganz überwunden hatte. Dann aber, seiner gegenwärtigen Freiheit sich wieder bewußt werdend, lächelte er so heiter, wie ich es noch niemals an ihm gesehen, und fuhr sogleich also zu sprechen fort:

„Und nun, mein Freund, bricht ein neues, obgleich immer noch sehr trübes Morgenrot meines Lebens an und Sie sollen nun einen edlen Menschen, meinen braven und treuen Freund, Mr. Charles H . . . . . t, noch etwas genauer kennen lernen.

„Er selbst also hatte mir die Thür geöffnet und ich trat in den durch ein Gaslicht ziemlich hell erleuchteten Korridor. Als er mich aber sah und trotz meines veränderten Aussehens auf der Stelle erkannte, stieß er einen Ruf höchster Freude und Überraschung aus, schloß schnell die Hausthür fest zu und stürzte mir, dem ihm Wiedergegebenen, an die Brust. Lange hielten wir uns umschlungen und keiner von uns konnte dabei ein Wort hervorbringen. Endlich aber gelang es mir zuerst, Herr meiner Stimme zu werden, und ich rief, dem einzigen Gedanken, der mich ganz und gar erfüllte, Ausdruck gebend:

„‚Charles! Sprich! Hältst auch Du mich für einen Mörder?‘

„‚Nein, nein‘, rief er, ‚darnach brauchst Du mich gar nicht zu fragen, wie hätte ich mich sonst so sehr um Deine Freiheit bemühen können? Ja, ich habe Dich diese Nacht mit ziemlicher Bestimmtheit bei mir erwartet, denn ich wußte, daß Du nur zu mir flüchten würdest und konntest, und habe darum auch meinen Diener frühzeitig zu Bett geschickt, um durch nichts gestört zu werden, wenn Du kamst. Aber nun komm' rasch in mein Zimmer. Du bist naß und gewiß etwas ermattet, ich kann es mir denken.‘

In großen Nöten!

„Ich folgte seiner mich leitenden Hand und bald saß ich in seinem gemächlich warmen Zimmer und hatte einen trockenen Rock von ihm an, denn mich fror in der That, da ich nur leicht bekleidet gewesen war und außer meinem Interimsuniformrock, den ich noch immer trug, keinen Schutz gegen die feuchtkalte Nachtluft gehabt hatte. In dem Zimmer selbst aber, in dem ich mich flüchtig umblickte, sah es nicht so ordentlich und gemütlich wie früher aus, denn es war mit Koffern und Kisten aller Art gefüllt, die deutlich genug auf eine baldige Abreise meines Freundes hindeuteten.

„Ich hatte ihm bald alles erzählt, was ich ihm im ersten Moment unseres Wiedersehens erzählen konnte und er erwiderte mir darauf nur, daß er schon lange mit Thomson Unterhandlungen angeknüpft und demselben einen guten Dienst für die Zukunft angeboten hatte, wenn er mich retten wolle. Daß er mir nichts Schriftliches über seine dahinzielenden Bestrebungen zukommen ließ, erklärte nur zu gut seine amtliche Stellung, denn er, das Mitglied der Gesandtschaft der nordamerikanischen Freistaaten, durfte ja keinem vom Kriegsgericht verurteilten Engländer zur Flucht aus dem Gefängnis behilflich

sein und wie leicht konnte ein von ihm geschriebenes Wort in die unrechten Hände fallen und nicht nur ihn selbst kompromittieren, sondern auch mir den einzig möglichen Weg der Rettung verschließen

„Wir sprachen darauf lange über mein Verhältnis hin und her, denn ach, was hatten wir uns alles zu sagen und zu klagen! So war die Mitternacht längst vorüber und ich fühlte mich erschöpft und weit mehr von einem peinlichen Durst als von Hunger gequält. Mein Freund, der über seiner Freude, mich wiederzusehen und sprechen zu hören, alles übrige vergessen hatte, holte jetzt Wein und Brot herbei, mehr hatte er selbst nicht im Hause, da er nie oder selten nur in demselben zu speisen pflegte. Als ich mich aber wieder gestärkt und ermutigt fühlte, sprach mein Freund folgendes zu mir:

„‚Ja, Du bist gerade zur rechten Zeit Deinem Kerker entflohen und in der letzten Frist zu mir gekommen, denn morgen schon hättest Du mich um diese Zeit nicht mehr in London gefunden. Ich bin seit einigen Wochen als erster Sekretär an die Gesandtschaft zu Bern versetzt und morgen schon gehe ich mit dem Postdampfer nach Ostende ab. Es bleibt Dir natürlich nichts anderes übrig, als mich dahin zu begleiten, wozu ich bereits einige mir nötig scheinende Vorkehrungen getroffen habe. In der Schweiz bist Du ein freier Mann, nimmst einen andern Namen an und kein Mensch fragt nach Deiner Vergangenheit, wenn Du sie nicht selbst jemandem verraten willst. Brauchst Du übrigens irgendwelche Legitimationspapiere, so wirst Du sie von mir in bester Form erhalten. Deine in New York fällig gewordene Rente mußte nach Deiner Verurteilung, die ja öffentlich bekannt gemacht worden war, natürlich von englischer Seite mit Beschlag belegt werden, aber man muß mir, Deinem gesetzlichen Erben, das in der Bank niedergelegte Kapital ausliefern, denn ich bin ja außer meinem Bruder, der sein Teil vorweg erhalten, der einzige natürliche Erbe meines Vaters, wozu ja auch Dein Rentenkapital gehört. Indessen zage deshalb nicht, ich werde Dir Deine Rente so pünktlich zahlen, wie die Bank von New York es gethan hätte, denn für mich bist Du weder tot, noch hast Du in meinen Augen das Recht eingebüßt, die Dir allein gehörige Erbschaft zu genießen.‘

„Nun, Herr Doktor, war das nicht edel von meinem treuen Freunde und haben Sie nun schon einen schwachen Begriff von seinem Charakter und seinem Herzen gewonnen? Ich denke doch, aber Sie werden ihn bald noch besser kennen lernen, indem Sie sehen, wie er selbst in den kleinsten Dingen für mich zu sorgen gewußt und alle möglichen Maßregeln ergriffen hatte und ferner ergriff, die meine Zukunft sicher stellen und mich unabhängig machen konnten.

„Erst nach drei Uhr gingen wir in jener Nacht in Kensington zur Ruhe, und Charles' Bett war geräumig geräumig genug, uns beide aufzunehmen. Wir teilten uns brüderlich darein und seit sieben Monaten hatte ich nicht auf einem so guten und weichen Lager geschlafen; Sie werden also begreifen, wie verhältnismäßig glücklich ich mich fühlte und wie wonnig ich meine ermatteten und von dem langen Sitzen steifen Glieder auf das feine Linnen streckte.

„Am nächsten Tage standen wir erst um neun Uhr morgens auf und beglückwünschten uns noch einmal von ganzem Herzen. Bald darauf aber und während wir beim Frühstück saßen, teilte mir mein Freund mit, was er zunächst über mich beschlossen habe und welche Rolle ich spielen müsse, um sicher auf den Dampfer zu kommen und später ungefährdet die Schweizer Grenze zu erreichen. Ich sollte einen seiner Diener vorstellen und dazu wurden alsbald alle Vorkehrungen getroffen. Sein Diener, er hatte nur einen, mußte mir seine neueste Livree bringen und glücklicherweise paßte sie mir. Eine Perücke war auch bereits vorhanden und meinen im Gefängnis bedeutend gewachsenen Bart stutzte mir Charles so kunstgerecht zu, daß niemand mich, der ich früher nie einen Vollbart getragen, so leicht erkennen konnte, was auch schon deshalb nicht so leicht möglich war, da wir am dunklen Abend nach der Themse fuhren und die Dienerschaft eines amerikanischen Gesandtschaftssekretärs niemals einer polizeilichen Kontrolle unterworfen wird.

„Der Tag verging mir wie im Fluge unter mir ganz neuen Betrachtungen der Fuhrwerke und Menschen, die ich an meinem Fenster vorüberfahren und gehen sah, und mein Freund war in der Mittagszeit nur zwei Stunden abwesend, um von seinem bisherigen Chef Abschied zu nehmen und einige andere Bedürfnisse für mich einzukaufen. Auch brachte er seine Pässe von der Botschaft mit zurück und in denselben war ich als Mr. Humfrey Scott eingetragen, ein Name, den ich, wie Sie wissen, bis heute beibehielt. Wir speisten diesmal im Hause und wurden von Charles' Diener auf das beste bedient, der nicht einmal mit Blicken fragte, warum ein Freund seines Herrn, den er persönlich nicht kannte, seine eigene Livree zu tragen beliebe. Er war ein stiller ernster Mann, obwohl er Fröhlich hieß, und aus Baltimore erst vor einigen Monaten in London angelangt und meinem Freunde von einem Verwandten als zuverlässig und treu aus seinem eigenen Haushalt herübergesendet, da er, als geborener Schweizer, nun mit seinem neuen Herrn seine Heimat wiedersehen konnte, nach der er ein großes Verlangen hegte, das in Baltimore sogar zu einem krankhaften Heimweh ausgeartet war.

„So war ich also in jeder Hinsicht gesichert und unter dem Schutze meines Freundes ging unsere Einschiffung am dunklen nebelreichen Abend ganz vortrefflich von statten, indem er die Vorsicht gebrauchte, erst kurz vor Abgang des Schiffes an Bord einzutreffen, nachdem sein Gepäck schon lange vorher dahin gesandt war.

„O, mit welchen Gefühlen ich die großen Schaufelräder des Schiffes sich in Bewegung setzen sah, lassen Sie mich nicht beschreiben, und mit Freuden spielte ich die Rolle eines Dieners und begab mich mit Fröhlich in eine ziemlich geräumige Kabine, um mich sofort auf mein Lager zu strecken und aus ganzem vollem Herzen dem Allmächtigen meinen Dank zu sagen, daß Er mich der Schmach der Deportation hatte aus dem Wege gehen lassen.

„Am nächsten Morgen langten wir zu guter Zeit glücklich in Ostende an, bestiegen ohne Aufenthalt die Eisenbahn und fuhren nach Köln, wo wir eine Nacht blieben, um am nächsten Morgen unverweilt die Reise südwärts nach der Schweiz anzutreten. Neben dem Diener meines Freundes sitzend, hielt ich mich auf dieser ganzen weiten Reise still, denn noch konnte ich den raschen Umschwung meines Schicksals nicht fassen, und erst als ich die Grenzen der freien Republik überschritten hatte und in Basel im Gasthof saß, atmete ich erleichtert auf, zwar nur für den Augenblick, denn bald genug stürmten wieder die düsteren Gedanken auf mich ein, denen ich nun schon so lange zur Beute gefallen war und die mich nie wieder aus ihren Geierkrallen loslassen sollten.

„Ich blieb acht Tage bei meinem Freunde in Bern, wo ich mir neue Kleider, Wäsche und alles übrige anschaffte, was ich zu meinem ferneren Unterhalt bedurfte und bei dem großen Schiffbruch meines Lebens verloren hatte. Charles H.....t ging mir in allem mit Rat und That zur Hand und suchte vergebens meine Stimmung zu bessern, meinen gesunkenen Mut aufzurichten, denn nichts, was er ersann und vorbrachte, äußerte die geringste Wirkung auf meinen vom Unheil umnachteten und sich selbst befehdenden Geist. Allmählich aber dämmerte schon hier ein seltsamer Entschluß in mir auf, und wenn ich ihn auch jetzt noch nicht ausführte, so stand doch so viel bei mir fest, daß etwas Ernstliches, Unwiderrufbares geschehen müsse, um meinen Bruch mit meiner Familie, die durch meine Verurteilung mit gebrandmarkt war, zu einem vollständigen zu machen und mich wie einen Toten aus ihrem Gedächtnis zu streichen.

„Zudem hielt ich mich auch in der Schweiz und am wenigsten in Bern für vollkommen sicher, wenn ich etwa verfolgt werden sollte, was mein Freund als nicht wahrscheinlich von der Hand wies und, aus mir näher angegebenen Gründen gerade auf diese Unwahrscheinlichkeit bauend, meine Sicherheit für vollkommen gewährleistet hielt. Denn, verfolgte man mich, früher oder später, wie ich es voraussetzte und befürchtete, so war selbst die republikanische Schweiz verpflichtet, mich, wenn ich entdeckt wurde, auszuliefern, da ich ja ein vom Gesetz anerkannter und verurteilter Mörder war oder wenigstens dafür galt. Und wie leicht konnte mir auf den Straßen Berns, dieser belebten Stadt, die von Engländern aller Gesellschaftsklassen wimmelte, irgend ein Bekannter zufällig begegnen und durch ihn eine Kunde von meinem Aufenthalt daselbst nach England gelangen, um den englischen Gesandten sofort auf mich aufmerksam zu machen.

„Über diesen Punkt pflog ich häufige Beratungen mit meinem Freunde, und da er meine Besorgnis nicht ganz wegleugnen konnte, verabredeten wir allerlei, wie einer solchen Gefahr am besten entgegenzutreten oder sie ganz zu beseitigen sei. Ich ging darin am peinlichsten zu Werke, überlegte Tag und Nacht jede Kleinigkeit und faßte endlich einen Entschluß, den mein Freund nach genauer Prüfung im allgemeinen billigte, da er wohl sah, daß ich nicht länger in Bern zu halten sei.

„Nein, ich konnte das heitere Leben der mich umgebenden Welt und das rauschende Treiben einer großen Stadt nicht länger ertragen, und mir kam es oft so vor, als müßten die hohen Häuser der Stadt und ihre Türme über mich zusammenstürzen, wenn ich noch länger in ihren Mauern verweilte. Ich mußte allein sein, ganz allein, von niemandem gekannt, von niemandem beachtet, und mir meine eigenen Wege suchen, die außer mir so leicht niemand betrat. Zu diesem Zweck und um jedem Notfall gewachsen zu sein, stellte mir mein Freund einen Paß auf meinen einmal angenommenen Namen mit dem Charakter eines amerikanischen Bürgers aus, von dem ich jedoch nur in besonderen Lagen Gebrauch machen sollte.

„Mit Geld war ich Dank der Güte meines Freundes von Anfang an mehr denn hinreichend versehen und niemals bis heute habe ich mir in meinen Ausgaben die geringsten Einschränkungen aufzuerlegen brauchen.

„So trennte ich mich denn, zwar mit großen Schmerzen, aber doch der gebieterischen Notwendigkeit folgend, von Charles H . . . . . t, der mir feierlich versprach, meine Verhältnisse auch in meiner Abwesenheit im Auge zu behalten und namentlich von Zeit zu Zeit in England unter der Hand und bei vertrauten Personen Erkundigungen einzuziehen, ob sich in Bezug auf die Entdeckung des wahren Mörders Sir Lawrence Rowlands noch nichts neues zugetragen habe. Von Zeit zu Zeit schrieb er mir darüber, aber im ganzen korrespondierten wir nur selten, er, weil er mir nichts neues mitzuteilen hatte, wenigstens nichts günstiges, und ich, weil ich allmählich ganz und gar ein einsiedlerisches Leben zu führen und mich von allen Befreundeten auf Erden loszulösen begann.

„Als ich Bern endlich den Rücken gekehrt und nun anfangs planlos, später nach einem bestimmten geographischen Plane die verschiedenen Kantone besuchte, begannen meine monatelangen Irrfahrten in der Schweiz, auf denen ich mir irgendwo ein mir zusagendes Asyl suchen oder gründen wollte. Allein so viel ich anfangs suchte und in allen Winkeln und Ecken umherspähte, keine Stelle war mir einsam und abgelegen genug. Endlich kam ich auf meinen langen Irrfahrten auch nach Interlaken, das ich bisher als Hauptsammelplatz aller Touristen der Erde absichtlich vermieden hatte. Hier gefiel es mir trotz der sichtbaren Menschenmenge ausnehmend, die Berge und Thäler sagten durchaus meiner Naturliebhaberei zu und so suchte ich die ganze Umgebung des kleinen Paradieses nach einer einsamen Stelle ab, wo ich endlich von meinen Pilgerfahrten ausruhen und mir ein festes Standquartier gründen konnte.

„So erstieg ich auch eines Tages den Abendberg, nächtigte bei Sterchi und besuchte am andern Morgen seine Alp, die ich nach allen Richtungen umkletterte und behufs einer Niederlassung gleichsam studierte. Und siehe da, da hatte ich endlich gefunden, was ich so lange gesucht. Ich sah mir die auserwählte Stelle genau an, berechnete jede Örtlichkeit und erwog in meinem darin sehr umsichtig gewordenen Geiste jede Möglichkeit, die mir hier oben verderblich oder ersprießlich sein konnte. Nichts aber sprach gegen meine Wahl, alles dafür, und so kehrte ich im stillen frohlockend zu Sterchi zurück und teilte zuerst ihm meinen Plan mit, mich auf seinem Grund und Boden in einer mir zusagenden Weise anzusiedeln. Ich versprach, die von mir zu erbauende Hütte, wenn ich sie einst verließe, ihm als sein Eigentum zu hinterlassen, fragte, ob er mich in einfachster Weise und gegen gute Bezahlung beköstigen wolle, und — er ging nach einigem Besinnen darauf ein. Er hat mir auch bis auf den heutigen Tag treulich Wort gehalten und sich mir überhaupt als ein redlicher und wackerer Mann erwiesen, namentlich in dem ihm von mir abgenommenen Versprechen, niemandem meinen Aufenthaltsort zu verraten. Wie ich ihm sagte, wollte ich ganz unbehelligt von anderen nur mir allein leben, von niemandem Besuch haben und hauptsächlich in der frischen Bergluft von meiner nervösen Schwäche zu genesen suchen, weshalb ich mich auch ganz still verhalten müsse und höchstens nur zeichnen, klettern und jagen dürfe.

„So ließ ich mir denn dieses Haus bauen und im Frühjahr, nachdem ich den Winter über einsam und allein in Sterchis Haus gewohnt, zog ich selbst in dasselbe ein. Ich ward mein eigener Koch, Bäcker und Fleischer, Tischler und Zimmermann, und da ich auf meinen Seereisen darin schon mancherlei Studien gemacht, wurde mir meine Aufgabe nicht allzu schwer und ich fügte mich willig und schnell in alle Umstände, von deren Mannigfaltigkeit und doch auch öder Einförmigkeit ich mir in meinem früheren Leben nichts hatte träumen lassen.

„Ich hatte jedoch trotz meiner vielen, sich täglich neu einstellenden Arbeiten Zeit genug, über mein Schicksal und mein verfehltes Leben nachzudenken. Anfangs freilich fehlte mir nichts, ich hatte Ruhe vor der Welt und vor den Menschen, die mir so wehe gethan; mit der Zeit aber kam mir allmählich das einsame Leben hier oben schrecklich vor, es drückte bisweilen zentnerschwer auf mich und kaum konnte ich es ertragen, da ich meine Widerstandskraft allmählich schwinden fühlte. Meine einzige Lust bestand darin, auf den Bergen umherzuschweifen und dann von Zeit zu Zeit von meinem Freunde in Bern, dem einzigen, der meine traurige Existenz halb und halb kannte, einen Brief zu empfangen und aus seinen Zeilen zu lesen, daß ich noch nicht ganz im Gedächtnis der Menschen erloschen und noch ein, freilich sehr isoliertes, Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei. Von meinem in mir wogenden und täglich wachsenden Schmerze aber gab ich ihm niemals Kunde, denn ich war auch jetzt noch zu stolz, irgend jemanden ganz in mein trostloses Herz blicken zu lassen.

„Doch hier muß ich nun endlich auf jenen schon vorher angedeuteten Entschluß zurückkommen, der sich gleich in den ersten Tagen in Bern in mir gebildet, hier oben aber schon während des vorigen Sommers ganz in mir entwickelt hatte. Ich war fest entschlossen, nun ganz tot für die Welt zu sein, und zu dem Zweck verfaßte ich selbst eine Zeitungsnachricht, schrieb sie mit verstellter Hand ab und sandte sie von Interlaken aus einem Redakteur der „Times“, eine Zeitung, die, wie ich wohl wußte, von meiner Mutter alle Tage genau, namentlich in Bezug auf Familienangelegenheiten, gelesen wurde. In dieser Nachricht stand, daß ein Engländer meines wirklichen Namens bei einer Bergtour im Berner Oberlande, in der Nähe von In-

terlaken verunglückt sei, daß man aber seinen Leichnam bis jetzt noch nicht gefunden habe.

„Der Zeitungsredakteur druckte ohne weitere Prüfung und wahrscheinlich ohne meinen Prozeß in England zu kennen oder zu beachten, die ihm zugesandte Nachricht ab, nachdem er sie nach eigenem Ermessen zugestutzt und seinen Lesern mit einigen hochweisen Bemerkungen mundgerecht gemacht hatte. Daß sie wirklich in der Times in einer ganz anderen Form, als ich es gewollt, erschienen war, teilte mir mein Freund aus Bern mit, der sie selbst gelesen, zugleich aber sagte er mir auch in seinem Briefe, daß er mit diesem meinem Vorgehen nach wie vor unmöglich einverstanden sein könne, einmal, weil ich mit derselben doch eine offenbare Lüge ausgesprochen hätte, und sodann, weil ja gar nicht zu berechnen sei, welche Folgen eine solche Todeserklärung nach sich führen werde. Indessen diese seine mir schon bekannte Mißbilligung meines letzten Schrittes verschlug mir nichts mehr, ich hatte einmal den mir vorgesetzten Zweck erreicht und war nun, was ich wollte, tot für die Welt, für die Meinen, und bin es auch heute noch. Jetzt haben die letzteren mich, nachdem sie mich eine Zeit lang beklagt und betrauert, gewiß vergessen, und der unauslöschliche Makel, der an mir haftete, so lange ich lebte, vergiftet ihr Herz nicht mehr.

„Aber ach! die Wucht der Last, die ich mit diesem Schreiben auf mich genommen, war doch viel größer, als ich mir vorgestellt, und das sollte ich nicht gleich in den ersten Wochen darnach, sondern erst später erfahren. Ich hatte mir wohl ganz richtig gedacht, daß der Schmerz meiner Verwandten, wenn sie glaubten, daß ich tot sei, endlich vorübergehen würde, aber daß ich selbst eine so große Sehnsucht, die zuletzt zu einer kaum beschreiblichen Höhe anwuchs, nach meinen Lieben empfinden könnte und würde, das hatte ich mir nicht gedacht, und nun, als diese namenlose Sehnsucht in meiner Einsamkeit sich einstellte, mein Herz vor Wehmut zusammenschrumpfen machte und zugleich meinen Geist verdunkelte, da wurde ich erst den ganzen Umfang und die Bedeutsamkeit meines Schrittes gewahr. Aber die Reue kam zu spät, und der einmal, ach, so leichtsinnig gethane Schritt ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Ich mußte die selbstverschuldeten Folgen tragen.

„Mit dieser Betrachtung, mein lieber Herr Doktor, bin ich mit meiner Geschichte eigentlich zu Ende, und mir bleibt nur noch übrig, einige Worte in Bezug auf Sie selbst hinzuzufügen.

„Von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, als Sie in jenem Gewitterregen in Sterchis Sennhütte traten, fiel es mir mit einem Mal wie Schuppen von den Augen und meine ganze trostlose Verlassenheit drückte mit voller Wucht schwerer denn je auf mein Herz. Ich war gerade durch meine zunehmende Kränklichkeit und das unablässige Nagen des in mir wühlenden Schmerzes in eine Art Krisis meines Leidens geraten, deren Entscheidung notwendig bald nach der einen oder anderen Seite fallen mußte. Ich sehnte mich seit einiger Zeit namenlos nach einem empfindungsreichen Menschen, nach freundschaftlicher Teilnahme, nach Austausch der Gedanken — mit einem Wort, ich war nahe daran, mein selbstgewähltes Einsiedlerleben fernerhin für unerträglich, ja für unmöglich zu halten. Ich hatte es in der letzten Zeit nur noch mit der größten Selbstüberwindung ertragen und eingesehen, daß ich meine innere Widerstandskraft gegen die peinvollen Entbehrungen meiner äußeren Lage bei weitem überschätzt. Ja, das war aber nun alles zu spät. Der Würfel war gefallen und ich mußte das verlorene Spiel zu Ende bringen. Und wohin sollte ich auch? Wer bot mir eine sichere Unterkunft, wer zugleich Teilnahme und Mitgefühl an? Tag und Nacht lag ich darüber im Kampf mit mir selbst und konnte mich zu keinem neuen Entschluß durchringen. Da, gerade zu dieser Zeit kamen Sie. Ich betrachtete Ihre Person als eine Gabe Gottes, die mir zu rechter Zeit zu Hilfe gesandt; Ihr Gesicht, mit dem unverkennbaren Ausdruck der Teilnahme, Ihr ganzes Wesen, die Art und Weise Ihres Sprechens, der Ton Ihrer Stimme gefielen mir auf der Stelle, heimelten mich förmlich an. Nun, ich hatte mich in Ihnen auch nicht getäuscht. Sie wurden zuerst mein Arzt, dann mein Freund, und jetzt, jetzt wissen Sie, bis zu welcher Höhe meine Freundschaft für Sie gediehen ist, welches Vertrauen ich zu Ihnen gehabt, denn nun erst kennen Sie mich ganz und haben die traurige Geschichte des unglücklichen Einsiedlers vom Abendberge gehört."

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschwörung des Pontiac.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Von K.

I.

Einleitung. — Eine Reise in die Wildnis. — Fort Michillimackinac und seine Umgebung. — Der Pelzhändler Henry. — Unliebsamer Besuch. — Die Rede des Häuptlings. — Rechtzeitige Hilfe. — Ottawas und Objibwas.

Pontiac, der große Indianerhäuptling, ist den Lesern der Abendschule kein Fremder mehr. In der Geschichte der Belagerung von Detroit, die wir vor einigen Monaten in diesen Blättern erzählten, spielt er ja die wichtigste Rolle. Es war dies nur eine Episode aus dem großen Indianerkriege, den er, der grimmige und unversöhnliche Feind der Engländer, erregt hatte. Die Leser erinnern sich, daß Pontiacs Pläne weit gingen. Er wollte den Engländern die Herrschaft über Nordamerika entreißen und dadurch seinen roten Brüdern die verlorenen Jagdgründe wieder gewinnen. Zu diesem Zwecke zettelte er eine weit verzweigte Verschwörung an. Im Mai 1763 sollten im ganzen ungeheuren Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten alle Indianerstämme auf einmal das Kriegsgeschrei erheben. Zuerst sollten die verschiedenen englischen Forts mit stürmender Hand genommen und ihre Garnisonen niedergemetzelt werden. Dann aber wollte man sich mit vereinten Kräften auf die britischen Niederlassungen der Grenze werfen, sie zerstören und so die verhaßte englische Rasse in der neuen Welt vom Erdboden vertilgen. Pontiac selbst gab das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Während überall im Lande die Indianer sich auf die nichts ahnenden Weißen stürzten und Tod und Verderben anrichteten, leitete er persönlich die Belagerung von Detroit. Die wechselvollen Ereignisse bei derselben sind unsern Lesern bekannt. Diesmal nun möchten wir ihnen auch andere Szenen und Bilder aus der großen Pontiacschen Verschwörung vorführen, die, wie wir hoffen, ebenfalls nicht ohne Interesse sein werden.

Begleite uns denn der freundliche Leser zunächst noch einmal in die Wildnis von Michigan. Es ist die Zeit unmittelbar vor Ausbruch des großen indianischen Krieges. Wir schließen uns einer Gesellschaft englischer Händler an, die vom Fort Detroit aus nach Norden ziehen. Nicht lange nachdem wir die schützenden Pallisaden des Forts verlassen haben, betreten wir mit unseren Canoes den Lake St. Clair, der uns wie ein riesiges zum Überfließen gefülltes Wasserbassin erscheint, dessen weit entfernt liegende Ränder mit dichtem Urwald umsäumt sind. Wir durchkreuzen den See, lenken dann unsere leichten Birkencanoes oberhalb desselben in den großen

St. Clairfluß und sehen endlich den Lake Huron gleich einem Ozean vor uns liegen, wo das ermüdete Auge bis zum äußersten Horizont nichts als eine ungeheure Wasserwüste erblickt. Aber wir müssen hinein, wenn wir das Ziel unserer Wanderung erreichen wollen. Am östlichen Ufer von Michigan, wo der Urwald gleich einer grünen Mauer zum Himmel sich hebt, entlang fahren wir nach Norden. Je weiter nördlich wir kommen, desto eintöniger, trostloser und öder wird das Bild. Das Ufer ist mit einer endlosen Reihe von hochragenden rauhen Fichten gesäumt, die dicht mit Moos bewachsen sind. Sonst schauen wir nichts als den weiten Himmel über uns und unter uns das unendliche Süßwassermeer. Endlich, im besten Falle nach dreimonatlicher beschwerlicher Reise, winkt uns das ersehnte Ziel. Nachdem wir rechter Hand die große Insel Bois Blanc passiert haben, erhebt sich vor uns die schöne Mackinaw Insel mit ihren weißen Felsen und grünen Wäldern gleich einer Oase in der Wasserwüste. Doch auch sie lassen wir liegen, ohne sie zu betreten, denn sie ist nur von Wilden bewohnt; wir richten unser Steuer links dem Hauptufer zu, während unsere Begleiter aus rauhen Kehlen ihre eintönigen Lieder singen. Da, noch ein paar Ruderschläge — welch ein erfreulicher Anblick bietet sich uns! Lustig flattert im Winde die rote Flagge Englands, hart am Ufer erheben sich die Pallisaden und hölzernen Bastionen des Forts M i ch i l l i m a c k i n a c. Wir sind am Ziele. Am Gestade liegen mehrere Canoes, und im bunten Gemisch erwarten träg lungernde Indianer und Kanadier die Ankömmlinge. Im Hintergrunde des Bildes zeigt sich eine Anzahl weißer kanadischer Häuser, die mit ihren Dächern aus Baumrinde und mit ihren Zäunen von starken runden Pfahlen dem Ganzen einen freundlichen Abschluß geben.

Wir treten durch das gastlich geöffnete Thor in das Innere des Forts und sehen vor uns einen ausgedehnten viereckigen, mit hohen Pallisaden eingefaßten Platz. Zahlreiche Häuser, Baracken und andere Gebäude bilden innerhalb desselben ein zweites kleineres Viereck; auf dem von ihnen eingeschlossenen freien Platze zeigen sich in malerischem Durcheinander die roten Uniformen der britischen Soldaten, die grauen Röcke der Kanadier und die bunten Blankets der Indianer, während schmutzige Squaws und nackte Kinder im Sande hocken oder müßig sich herumtreiben. Das war Fort Michillimackinac im Jahre 1763. Der Name bedeutet in der Algonquinsprache die „große Schildkröte" und war wegen einer gewissen Ähnlichkeit, welche die benachbarte Insel mit einer Schildkrote hat, zuerst jener und später dem Fort beigelegt worden.

Obwohl in einer Wildnis begraben, hatte Michillimackinac doch schon seine Geschichte. Im Jahre 1671 hatten die Jesuiten in der Nähe des Platzes eine Mission errichtet. Bald folgte ihnen ein kleiner Militärposten, denn zur Zeit der französischen Herrschaft gingen der Priester und der Soldat Hand in Hand. Weder Strapazen noch Leiden noch die Schrecken der Wildnis vermochten den Eifer des mutigen Missionars zu lähmen, und die französischen Eroberer des Landes bedienten sich gerne seiner Mitwirkung, um das Ziel ihres Bestrebens, die unumschränkte Oberhoheit über die Indianerstämme des Urwaldes, zu erreichen. Außer Michillimackinac befanden sich in diesem Teile des heutigen Michigan zwei noch weiter vorgeschobene Posten: Green Bay und Sault Ste. Marie. Beide waren ebenfalls schon im siebzehnten Jahrhundert gegründet und trugen beide dasselbe charakteristische Gepräge: ein Missionshaus, ein Fort und eine Anzahl kanadischer Wohnhäuser. Die ersten Garnisons bestanden aus französischen Soldaten, die ihre Familien mit sich gebracht, das Land ringsum angebaut hatten und so die Gründer dieser kleinen Kolonien geworden waren. Michillimackinac war von den dreien weitaus die größte. Innerhalb der Pallisaden wohnten etwa dreißig Familien und ebensoviele außerhalb derselben. Neben seiner militärischen Bedeutung war es auch als Mittelpunkt des Pelzhandels wichtig; hier pflegten die östlichen Händler mit den von ihnen angestellten Pelzjägern zusammenzutreffen und von hier aus sandten sie ihre Waren auf Canoes nach den entfernteren Gegenden des Mississippi und des Nordwestens.

Während des größten Teiles des Jahres waren die Soldaten und Ansiedler vollständig isoliert, abgeschnitten von aller Verbindung mit der Außenwelt. Und auch unter sich hingen diese drei am weitesten vorgeschobenen Posten der nördlichen Seen so lose zusammen, daß wegen der großen Entfernung und der vielen ernstlichen Gefahren der Verkehr zwischen ihnen während des ganzen Winters vollständig aufhören mußte.

Man kann sich heutzutage schwerlich eine rechte Vorstellung von der damaligen Wildheit und Öde jener Gegend machen. Jene riesigen Wasser- und Waldwüsten befanden sich damals noch in ihrer ganzen wildromantischen Ursprünglichkeit und bildeten die gewaltigen Fisch- und Jagdgründe einiger weniger wandernder Indianerstämme. Man konnte tagelang, ja wochenlang in ihnen fahren und wandern, ohne auf ein menschliches Angesicht zu stoßen. In der Nahe von Michillimackinac wohnten die Objibwas und Ottawas. Das Hauptdorf der ersteren zählte ungefähr hundert Krieger und stand auf der Insel Mackinaw. Ein anderes kleineres Dorf desselben Namens befand sich an der Spitze der Thunder Bay. Die Ottawas, zweihundertundfünfzig Krieger an der Zahl, wohnten in dem Settlement L'Arbre Croche an den Ufern des Lake Michigan, westlich vom Fort. Dieser Platz war damals der Sitz einer alten Jesuitenmission, die seinerzeit von dem bekannten Jesuiten P. M a r q u e t t e an der Nordseite der Straits gegründet worden war. Viele von diesen Ottawas waren dem Namen nach Christen, alle aber so weit civilisiert, daß sie in Blockhäusern wohnten und durch Korn- und Gemüsebau nicht nur ihr eigenes Leben fristeten, sondern auch das Fort mit Vorräten versehen konnten. Die Objibwas dagegen zeigten noch keine Spur von Civilisation; sie befanden sich in der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, noch in ihrer vollen angeborenen Wildheit.

Beide Stämme jedoch und mit ihnen die meisten der anderen benachbarten Indianer waren in e i n e m Punkte völlig gleich — in ihrem Hasse gegen die Engländer. Viele ihrer Krieger hatten in dem letzten großen Kriege gegen dieselben gekampft und sich als treue Bundesgenossen der Franzosen bewiesen. Geschürt wurde ihr Haß durch die Aufreizungen der Kanadier, welchen die Briten nicht nur aus nationalen Gründen, sondern auch als Rivalen im Pelzhandel mißliebig waren. Die folgenden Ereignisse, die sich im Herbste des Jahres 1761 zutrugen, zeigen, welche Gesinnungen damals herrschten.

Auch Michillimackinac war in den Besitz der Engländer übergegangen. Die französische Garnison war abgezogen, aber bis jetzt waren die englischen Truppen, die in Zukunft das Fort besetzt halten sollten, noch nicht angekommen und die Kanadier waren seine einzigen weißen Bewohner. Um diese Zeit traf ein abenteuerlicher Händler, mit Namen Alexander H e n r y, der mit einem oder zwei anderen der Pionier des englischen Pelzhandels in jener Gegend war, von Kanada her in Michillimackinac ein. Auf dem Wege dorthin war er wiederholt ernstlich vor der Fortsetzung seiner Reise gewarnt worden, da ihm der Tod drohe, aber Henry ließ sich nicht einschüchtern. Als seine mit Waren beladenen Canoes das Fort erreichten, fand er bei dessen Bewohnern eine äußerst kühle Aufnahme; sie thaten alles, was in ihrer Macht stand, um ihn zu beunruhigen und zu entmutigen. Bald nach seiner Ankunft erhielt er die sehr unwillkommene Kunde, daß eine große Anzahl Objibwas aus den benachbarten Dörfern in ihren Canoes sich aufgemacht hätten, um ihm einen Besuch abzustatten. Unter gewöhnlichen Umständen würde ein solcher Besuch, so unange-

nehm er sonst auch sein mochte, kaum Überraschung, noch weniger Befürchtungen hervorgerufen haben; denn die Indianer führten in ihren Dörfern ein so einförmiges Dasein, daß sie jede Gelegenheit, die dasselbe zu unterbrechen versprach, mit Freuden begrüßten und in der Hoffnung, ein paar Geschenke oder auch nur eine Pfeife Tabak zu erhalten, oft eine Reise von mehrtägiger Dauer unternahmen. Diesmal jedoch war Ursache genug zu ernstlichen Befürchtungen vorhanden, da die Indianer sowohl wie die Kanadier von feindseligen Gefühlen gegen den englischen Händler beseelt waren. Hören wir, wie dieser die folgenden Thatsachen mit seinen eigenen Worten erzählt.

„Um zwei Uhr nachmittags", so schreibt Mr. Henry, „kamen die Objibwas zu dem Hause, in welchem ich mich befand, etwa sechzig an der Zahl, geführt von ihrem Häuptling Minavavana. Sie gingen einer hinter dem andern in langer Reihe; jeder hatte den Tomahawk in der einen und das Skalpiermesser in der andern Hand. Ihr Oberkörper war nackt, nur einige hatten ein Blanket lose um die Schultern geworfen. Das Gesicht hatten sie mit Holzkohle und Talg beschmiert, auch der übrige Körper war in den verschiedensten Mustern weiß bemalt. Einige hatten ein Loch durch die Nase gebohrt und durch dasselbe Federn gesteckt, andere trugen reichen Federschmuck auf dem Kopfe. Ich brauche wohl nicht die keineswegs angenehmen Gefühle zu beschreiben, die mich bei diesem barbarischen, um nicht zu sagen schrecklichen Anblick bestürmten.

„Der Häuptling trat zuerst ein, die übrigen folgten geräuschlos. Auf ein Zeichen des ersteren setzten sie sich auf den Fußboden nieder.

„Minavavana schien etwa fünfzig Jahre alt zu sein. Er war sechs Fuß hoch und seine Gesichtszüge zeigten ein unbeschreibliches Gemisch von Gutmutigkeit und Tücke. Er sah mich mit durchbohrenden Blicken an, während er gleichzeitig ein Gespräch mit einem gewissen Campion, einem Kanadier, anknüpfte. Er fragte, wann ich Montreal verlassen hatte, und bemerkte, die Engländer schienen tapfere Männer zu sein und sich nicht vor dem Tode zu fürchten, da sie furchtlos unter ihre Feinde zu treten wagten.

„Nun begannen die Indianer mit der ihnen eigenen Grandezza ihre Pfeifen zu rauchen, während ich innerlich alle Qualen der bangen Erwartung durchkosten mußte. Endlich legten sie ihre Pfeifen beiseite; eine lange Pause tiefen Schweigens folgte — dann nahm der Häuptling einen Wampum zur Hand und hielt die folgende Ansprache:

„‚Engländer, zu dir rede ich jetzt, und ich verlange, daß du mir aufmerksam zuhörest.

„‚Engländer, du weißt, daß der französische König unser Vater ist. Dies zu sein hat er uns versprochen, und wir wiederum haben versprochen, seine Kinder zu sein. Dieses Versprechen haben wir gehalten.

„‚Engländer, auch du hast Krieg mit diesem unserm Vater geführt. Du bist sein Feind, und doch hattest du die Frechheit, dich unter uns, seine Kinder zu wagen? Du weißt, daß seine Feinde die unsrigen sind.

„‚Engländer, es ist uns zu Ohren gekommen, daß unser Vater, der König von Frankreich, alt und schwach ist. Des Kriegführens gegen eure Nation müde, ist er in einen tiefen Schlaf gefallen. Während desselben habt ihr über ihn einen Vorteil errungen und euch in den Besitz von Kanada gesetzt. Aber sein Schläfchen ist beinahe zu Ende. Mich dünkt, als hört' ich ihn schon sich rühren und nach seinen Kindern, den Indianern, sich erkundigen. Wenn er nun aber vollends aufwacht, was soll dann aus euch werden? Er wird euch vollständig vernichten.

„‚Engländer, obwohl ihr die Franzosen besiegt habt, uns habt ihr doch noch nicht besiegt. Wir sind nicht eure Sklaven. Diese Seen, diese Wälder und Berge sind die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren. Sie sind unser Erbteil und wir wollen dasselbe mit niemand teilen. Eure Nation vermutet, daß wir wie die Bleichgesichter nicht ohne Brot und Schweinefleisch und Rindfleisch leben könnten! Aber ihr sollt wissen, daß der Große Geist in diesen weiten Seen, auf diesen waldigen Bergen uns mit Nahrung versorgt hat.

„‚Engländer, unser Vater, der König von Frankreich, hat unsere jungen Leute aufgefordert, eure Nation zu bekriegen. In diesem Kriege sind viele von ihnen getötet worden, und es ist unsere Gewohnheit, Vergeltung zu üben so lange, bis die Geister der Erschlagenen versöhnt sind. Die Geister der Erschlagenen lassen sich aber auf zweifache Weise versöhnen: entweder muß das Blut der Nation, durch welche sie gefallen sind, vergossen werden, oder man muß die Leiber der Toten bedecken und auf diese Weise den Zorn ihrer Verwandten besänftigen. Das letztere geschieht durch — Geschenke.

„‚Engländer, euer König hat uns noch niemals Geschenke gesandt und hat keine Verträge mit uns geschlossen, deshalb stehen er und wir noch auf dem Kriegsfuße, und so lange ersteres nicht geschieht, müssen wir erwägen, daß wir unter den Bleichgesichtern keinen andern Vater oder Freund haben als den König von Frankreich. Was dich aber anbetrifft, so haben wir in Erwägung gezogen, daß du dein Leben auf das Spiel gesetzt hast in der Erwartung, daß wir dich nicht belästigen würden. Du kommst nicht bewaffnet, in der Absicht, gegen uns Krieg zu führen; du kommst in Frieden, um mit uns Handel zu treiben und uns mit den nötigen Bedürfnissen zu versehen. Wir werden dich deshalb als Bruder betrachten und du kannst ruhig schlafen ohne Furcht vor den Objibwas. Als Zeichen unserer Freundschaft bieten wir dir diese Pfeife, die du mit uns rauchen mögest.

„Als Minavavana dies gesagt hatte, bot mir einer der Wilden eine Pfeife. Ich that aus derselben drei Züge und ließ sie dann im Kreise herumgehen. Damit endigte die Ceremonie, der Häuptling erhob sich und reichte mir die Hand; alle übrigen folgten seinem Beispiel."

Der Pelzhändler mußte sich ins Unvermeidliche fügen. Er erwiderte Minavavanas Anrede in angemessener Weise und versprach, ihre Wünsche nach Vermögen zu erfüllen. Die Wilden forderten Whiskey, und so ungern er es that, mußte Henry diesem Wunsche nachkommen. Er fügte einige kleinere Geschenke bei und sah nun mit tiefer Befriedigung, daß seine unwillkommenen Gäste sich wieder auf den Heimweg machten. Aber ihm stand noch ein zweiter noch fatalerer Besuch bevor. Kaum war er die Objibwas los, als zweihundert L'Arbre Croche Ottawas in das Fort kamen und Henry nebst zwei andern soeben angekommenen Händlern aufforderten, mit ihnen zu einer Ratsversammlung zusammenzutreten. Dies geschah; aber wer beschreibt den Schrecken der Engländer, als die Wilden ihnen die trockene Ankündigung machten, daß sie ihre Waren unter die Indianer verteilen müßten, und dabei das leere Versprechen gaben, daß sie im Frühjahr Bezahlung erhalten sollten; im Verweigerungsfalle wurde mit Gewalt gedroht. Bis zum nächsten Morgen erhielten sie Bedenkzeit. Aber so leichten Kaufes sollten die Rothäute die erwünschte Beute nicht erhalten; die Engländer beschlossen, sich ihrer Haut zu wehren, bewaffneten dreißig ihrer Leute mit Musketen, verschanzten sich in dem von Henry bewohnten Hause und hielten während der ganzen Nacht scharfe Wache. Die Ottawas jedoch wagten keinen Angriff. Am folgenden Tage gaben die Kanadier, indem sie für die Engländer Teilnahme erheuchelten, diesen den Rat, dem Verlangen der Wilden nachzukommen; aber die drei Engländer waren entschlossen nicht nachzugeben. Sie hielten sich während des ganzen Tages in ihrer befestigten Wohnung und hatten schließlich die Genugthuung, daß ihr entschlossenes

Handeln mit Erfolg gekrönt wurde. Gegen Abend hörten sie zu ihrer Überraschung und Freude die Neuigkeit, daß die Truppenabteilung, die seit längerer Zeit behufs Besetzung des Forts auf dem Marsche war, gegenwärtig nur noch wenige Meilen von dem Orte ihrer Bestimmung entfernt war. Eine zweite Nacht des Wachens und der Angst folgte; aber mit Sonnenaufgang bestiegen die Ottawas ihre Canoes und zogen ab, während wenige Augenblicke später die Boote des englischen Detachements sich dem Landungsplatze näherten, Michillimackinac erhielt eine starke Garnison, und die Händler waren wenigstens für den Augenblick gerettet.

So verging die Zeit, ohne daß die Indianer ihre feindseligen Gefühle gegen die Engländer ablegten. Zwischen den Ottawas von L'Arbre Croche und denen von Detroit bestand fast gar keine politische Verbindung. Erstere hatten ihren eigenen Häuptling, und dieser war so völlig unabhängig, daß er weit davon entfernt war, unter die Oberhoheit Pontiacs sich zu beugen, obwohl er das hohe Ansehen, welches dieser berühmte Krieger überall genoß, auch seinerseits gerne anerkannte. Dasselbe Verhältnis bestand zwischen den Objibwas von Michillimackinac und ihren südlicheren Stammesgenossen; die letzteren konnten Krieg erklären oder Frieden schließen, ohne daß dies auch nur den geringsten Einfluß auf die Entschließungen der ersteren gehabt hätte.

Den Namen des Ottawa-Häuptlings zu L'Arbre Croche hat die Geschichte oder Überlieferung nicht erhalten. Der Häuptling der Objibwas dagegen lebt noch heute in der Erinnerung des Restes jenes einst so mächtigen Stammes. Es ist derselbe, den Henry Minavavana nennt, — Le Grand Sauteur, der Große Objibwa, wie ihn die Kanadier bezeichneten. Er wohnte in dem kleinen Dorfe Thunder Bay und seine Macht wurde auch von den Indianern der benachbarten Inseln anerkannt. Daß er ein Mann nicht gewöhnlichen Schlages war, hat der Leser wohl schon aus seiner mitgeteilten Rede gemerkt. Er war ein begabter Mann, ein tapferer Krieger und ein schlauer Kopf, aber er besaß nicht das Herrschertalent eines Pontiac. Er war darum auch nicht imstande, sich unter seinen Stammgenossen unbedingten Gehorsam zu erzwingen, geschweige denn alle zu gemeinsamem, wohlgeordnetem und energischem Handeln zu bestimmen. So konnte denn während der Ereignisse, auf die wir im folgenden die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen, die natürliche Unbeständigkeit des indianischen Charakters in ihrer ganzen Jämmerlichkeit vollauf sich entfalten.

Todesfurcht und Todesverachtung, oder Todeserinnerung und Sterbensfreudigkeit?

Daß viele Menschen den Tod furchten und ihm gerne entfliehen möchten, ist an sich wohl begreiflich. Denn wie sollten die, welche mit dem Tode nichts zu hoffen, wohl aber alles zu verlieren haben, nicht ein Grauen und Bangen vor dem Sterben haben? Aber Thorheit ist es, wenn sie glauben, sie konnten dem Tode entfliehen oder ihn von sich fern halten, wenn sie alle Gedanken an und alle Worte von ihm ängstlich meiden. Und doch hat es von jeher solche Thoren gegeben. Es zeigt uns die ganze Trost- und Haltlosigkeit derer, die ihre Güter und Hoffnungen nur auf dieses Leben setzen, und darum jede Erinnerung an den Tod verscheuchen wollen. — Es ist gut, dem Tode ins Auge zu sehen, ehe er an einen selbst herankommt. Ein Sterbebette ist oft die beste Kanzel. Denn wie das Leben, so predigt auch der Tod. Aber nicht alle Sterbebetten sind gleich. Die Sterbebetten der Frommen sind erwecklich und tröstlich, die Sterbebetten der Gottlosen schrecklich und erschütternd. —

Schon der Heide Aristoteles nennt den Tod „das erschrecklichste von allem“. Er hat nicht unwahr geredet, wenn er sagt, daß Menschen und Vieh denselben fürchten und davor erschrecken. Ein anderer Heide, Seneka, sagt im 121. Briefe: „Kein Geschöpf geht zum Leben hervor ohne Todesfurcht.“ — Den Römern war die Nennung des Todes so zuwider, daß, wo es freudig zugehen sollte, derselbe nicht erwähnt werden durfte, weil sie solches für ein böses Anzeichen hielten, welches der Freude einen betrübten Ausgang bringen würde. — Ludwig XI., König von Frankreich, kam der Tod so fürchterlich und erschrecklich vor, daß er, um sich wider denselben zu verwahren, das Schloß Plessis mit Soldaten sehr wohl besetzen ließ. Seinem Arzt, Jakobus Caucterius, spendierte er monatlich zehntausend Franken, um bewährte Arznei wider den Tod zu verschreiben. Er ließ einen Einsiedler holen aus Calabrien, vor demselben fiel er auf seine Kniee und bat ihn inbrünstig, er wolle ihm doch sein Leben länger fristen. Ja, er hat den Tod so gefürchtet, daß er auch befohlen, man solle ihn zwar zur Buße vermahnen, aber daneben das erschreckliche Wort des Todes verschweigen, weil er, solchen erschrecklichen Namen zu hören, nicht Herz genug zu haben vermeinte. Er verbot auch, für den Fall, wenn man ihn in der letzten Lebensgefahr sähe, das Wort „Tod“ vor ihm auszusprechen, weil es fur die Ohren eines Königs zu hart klinge. — In der Heilsbronner Markgräflich Brandenburgischen Fürstengruft steht das Todesbild des 1536 in Ansbach verstorbenen Markgrafen Friedrich von Bayreuth mit einer Sense und dem Lehrsatz: Mir kann niemand entfliehen. Daneben findet sich ein Mann dargestellt, der auf einen Baum zu entweichen sucht, mit der Beischrift: „Ich flieh' aus großer Not, denn ich fürcht' den bittern Tod.“ — Damascenus schreibt von einem Indianischen Fursten, daß, als dieser gehört, daß auch er sterben müßte, er sofort erschrocken und mit Thranen gesprochen: Ich? soll auch ich sterben? — Margaretha von Valois, Königin von Navarra, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Sterbelieder, und konnte es nicht leiden, daß mit ihr auch nur vom Tode gesprochen wurde. Man könnte sagen, daß sie dies gleichsam von ihrer Königin Mutter geerbt. Diese ging so weit, daß sie auch sogar auf Prediger ihre Ungnade warf, welche in ihrer Gegenwart auf der Kanzel über das letzte Schicksal der Menschen redeten.

Und wie grausig ist erst der Tod offenbarer Gottesverächter! Eine vornehme Pariserin, die an dem verderbten Hofe des Königs Ludwig XV. eine Meisterin in der Eitelkeit und Frivolität geworden war, ließ sich über ihrem Bette, einem Dache gleich, einen horizontalen Spiegel anbringen, um in den letzten Augenblicken wahrnehmen zu können, — mit welchen graziösen Zügen sie ins Jenseits überginge. —

Als es mit dem Schauspieler Mylius in Hannover zum Sterben kam, verlangte er, daß sein junger Freund, der nachher so berühmte Schauspieler Schröder, auf seinem Bette sitzend und während des Todeskampfes zu ihm niedergebeugt, komische Gesichter schnitte. Auch ein fröhliches Leichenbegängnis hatte er ihm versprechen müssen, infolgedessen Schröder, wie er selbst erzählt, sich einen Trauerflor von acht Ellen Länge kaufte und diesen, hinter dem Sarge hergehend, in lächerlicher Weise im Winde flattern ließ.

Als Schröder selbst dem Sterben nahe war, schon mit dem Finger das Betttuch zupfte und in die Luft griff, wie Sterbende es thun, da begehrte er, daß man ihm etwas vorlese, worauf der anwesende Schauspieldirektor Schmidt aus Hamburg ihm aus den „Märchen aus tausend und eine Nacht“, die eben zur Hand lagen, vorlas. Nicht lange darauf waren seine Augen gebrochen. —

Wie ganz anders denken die Gläubigen an den Tod! Er ist ihnen kein Schreckbild, das sie aus den Augen und aus dem

Sinn zu bannen suchen, sondern schwebt ihnen täglich und bei all' ihrem Thun und Erleiden vor.

Selbst der vorgenannte Seneka (†65 n. Chr.) sagt an einer anderen Stelle: „Du mußt Dir den Tod wohl einbilden und stets daran gedenken, damit Du Dich ihm, wenn es einmal dazu kommt, willig ergeben kannst."

Der Apostel Paulus sagt (1. Kor. 15, 31.): „Ich sterbe täglich." Der Kirchenvater Hieronymus († 420 n. Chr.) sagt: „Ich esse oder trinke, oder was ich thue, so dünkt mich, ich höre allezeit die Stimme Gottes: „Stehet auf, ihr Toten, und kommt zum Gericht."

Die alten Juden hatten ihre Gräber in ihren Gärten, um ja den Tod nicht zu vergessen. Die Ägypter pflegten sogar bei fröhlichen Gastmahlen einen Totenkopf auf den Tisch zu stellen. Andere ließen sich einen solchen an die Wand malen, mit der Umschrift: „Wer den Tod recht bedenkt, achtet alles Irdische gering."

Der deutsche Kaiser Maximilian hat, ähnlich wie Karl V., wo er hingezogen, seinen Sarg mitgeführt. — Ein evangelischer Herzog von Öls hat 1625 den „Orden des Totenkopfs" gestiftet, „zum Andenken an die allgemeine Sterbensnotwendigkeit und Erweckung ritterlicher Tugenden." — Die Fürstin Agnes zu Anhalt (†1569) ließ sich noch in jugendlichem Alter eine Tafel vor's Bett hängen, worauf ein sterbender Mensch gemalt war, u. deſſen Bett herum Glaube, Liebe und Hoffnung und dabei die Engel Gottes zu sehen waren, welche die Seele gen Himmel führten. — Die Herzogin Dorothea von Braunschweig trug immer ein goldenes Särglein an ihrer Brust. — Der evangelische Fürst Wolfgang von Anhalt, der die Augsburgische Konfession 1530 mit unterzeichnete, schickte seiner Base als Hochzeitsgeschenk ein Totengemälde aus Leinwand: es stellte einen Sarg dar, der rings von evangelischen Trost- und Sterbesprüchlein umgeben war. Er selbst aber hatte 15 Jahre lang vor seinem Ende einen Sarg neben seinem Bette stehen, damit er sich täglich auf sein Sterbestündlein erinnern möchte. Auch Jonas, der Freund Luthers, hatte sich schon lange vor seinem Tode seinen Sarg machen lassen. — Der fromme Graf v. Kottwitz bereitete sich 31 Jahre lang auf sein Sterben vor. Auf seinen Trauring hatte er sich die Worte eingraben lassen: "Memento mori!" (Gedenke ans Sterben!) An seinem Sterbetage konnte er sagen: „Ich bin täglich gestorben, darum sterbe ich jetzt um so freudiger." — Der gesegnete Prediger Scriver († 1693) widmete viele Jahre lang die erste Stunde des Tages der Vorbereitung auf seinen Tod.



Eisfontäne in den Alleghanies. (Siehe Seite 461.)

Und welch leuchtende Beispiele, jene Märtyrer aus dem 1. und 2. Jahrhundert! Stephanus, der Almosenpfleger und erste Blutzeuge JEsu, starb (im Jahre 36) unter dem Gebete: „HErr JEsu, nimm meinen Geist auf!" — „HErr, behalte ihnen diese Sünde nicht!" (Apg. 7, 54 u. 58). Jakobus der Jüngere, der Apostel des HErrn, wurde (64) von der Zinne des Tempels zu Jerusalem hinabgestürzt, dann wurde ihm von den wütenden Feinden der Kopf mit einer Keule gespalten. Seine letzten Worte waren: „Ich bitte, HErr Gott und Vater, für sie, denn sie wissen nicht, was sie thun."

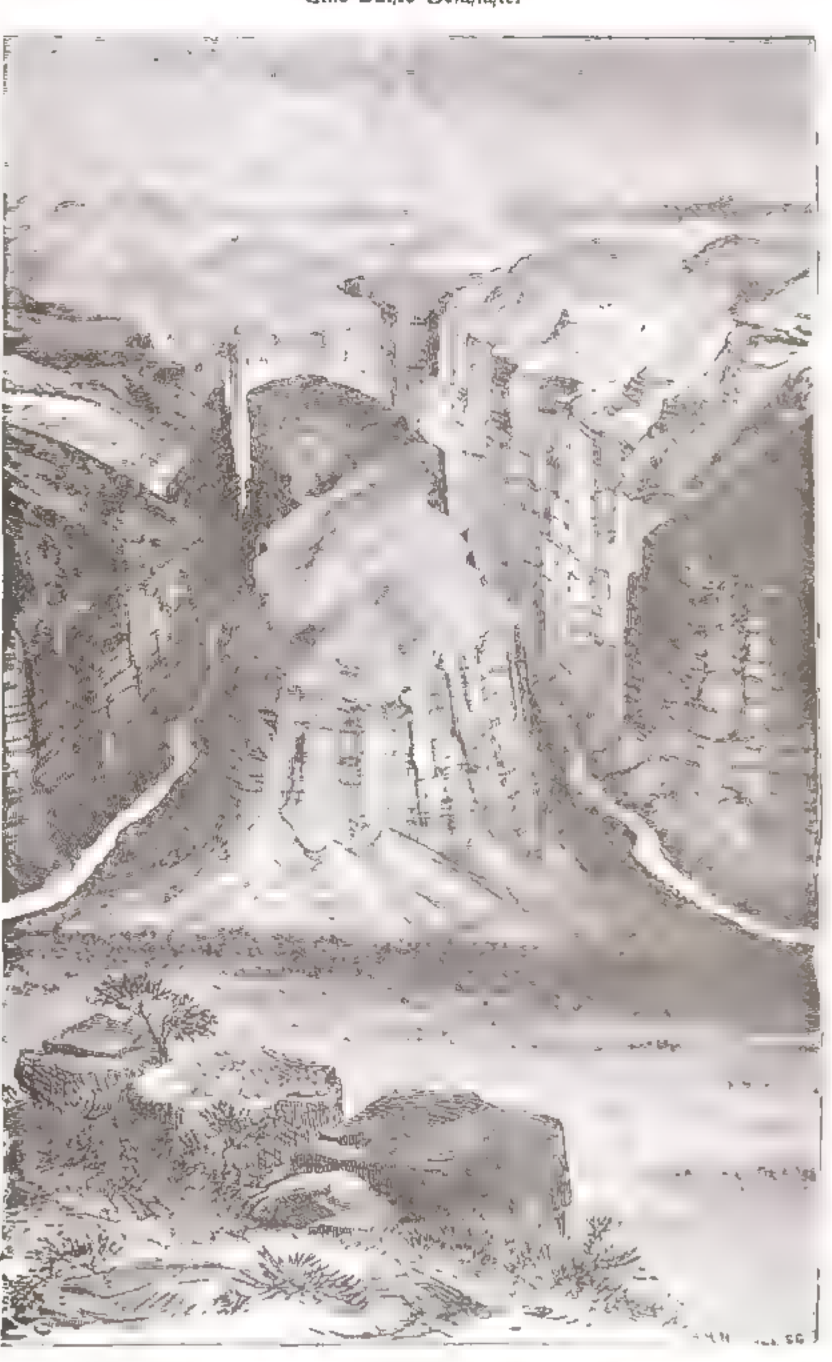
Ignatius, der ein Schüler des Johannes gewesen und im Jahre 116 zu Rom den wilden Tieren vorgeworfen wurde, schrieb kurz vor seinem Märtyrertode: „Ich frage nichts nach dem Sichtbaren und Unsichtbaren, wenn ich nur JEsu Christi teilhaftig werde. Feuer, Kreuz, wilde Tiere, Zerfleischung des Körpers, alle Martern Satans mögen über mich kommen, wenn ich nur JEsu Christi teilhaftig werde. Nichts können mir helfen die Reiche der Welt, nichts die Reize des Lebens. Ich verlange nach dem HErrn, dem Sohne des wahren Gottes, den suche ich, der für uns starb und auferstand. Schonet meiner, o Brüder, und stehet mir nicht im Wege, das Leben zu erlangen; denn JEsus ist das Leben der Seinigen. Wollet nicht, daß ich im Tode bleibe, denn ein Leben ohne Christum ist der Tod. Haltet mich nicht fest in dieser Welt. Laßt mich aus dem Borne des lauteren Lichtes schöpfen! Wenn ich dort sein werde, dann werde ich ein Mann Gottes sein. . . .

Nehmen wir dazu Macrina, die Schwester des Kirchenlehrers Basilius des Großen. Sie blieb heiter auch im Angesicht des Todes. Kurz vor demselben betete sie: „Du, o Gott, hast mir die Todesfurcht genommen. Du hast verliehen, daß dieses Lebens Ende der Anfang des wahren Lebens ist. Du giebst die Leiber zu ihrer Zeit dem Todesschlafe hin und erweckst sie wieder aus dem Schlafe mit der letzten Trompete. — O, sende mir den Engel des Lichtes, der mich führe an den Ort der Erquickung, wo das Wasser der Ruhe ist! Du, der Du das flammende Schwert gebrochen und den Menschen, der mit Dir gekreuzigt ist und zu Deiner Barmherzigkeit flüchtet, dem Paradiese wiedergiebst, gedenke auch meiner in Deinem Reiche! Auch ich bin ja gekreuzigt mit Dir, nichts scheide mich von Deinen Auserwählten, nicht trete mir der Feind in den Weg, nicht mögen meine Sünden vor Deinen Augen erfunden werden." So betete Macrina, bis ihr das Wort auf der Zunge erstarb.

Mein gutes Mutterle.

Eine wahre Geschichte.

Es war eines Sonntag-Abends im Sommer 1858, als sich vor dem Billetschalter eines mitteldeutschen Bahnhofes eine ungeduldige Volksmenge drängte. Mühsam schob sich ein armes, altes Mütterchen hindurch und fragte, da die müden Augen den ausgehängten Tarif wohl nimmer zu lesen vermochten, den Kassierer nach dem Fahrpreise zur nächsten Station. Mürrisch nannte dieser den Betrag; sie zog ein dünnes Beutelchen, aber ihr Kleingeld reichte nicht mehr aus: sie legte ein Silberstück — das einzige — auf das Gesimse und suchte das Herausbekommene mit welker, zitternder Hand zusammenzuklauben. „Vorwärts, vorwärts!" erscholl es von den Nachdrängenden, und ein vierschrötiger Unhold stieß die Alte so heftig zur Seite, daß sie von der Stufe abglitt und wimmernd an die Mauer taumelte, während Fahrkarte, Beutel und Geld unter die Füße der dichtgedrängten Leute fielen.



Hufeisen-Canyon des Colorado-Flusses. (Siehe Seite 464.)

Da pfiff die Maschine; alles eilte in die Wagen, und jetzt schlich auch die arme Alte wieder hervor, um ihr bischen Habe zusammenzusuchen. Es ging wohl nicht leicht. Erst wenig hatte sie wiedergefunden, als eine sanfte Männerstimme neben ihr fragte: „Darf ich Euch nicht helfen, gutes Fraule? Ich habe alles gesehen", und ohne Antwort abzuwarten, half der Fragende nun getreulich suchen, war natürlich auch gewandter und glucklicher, so daß er der Alten alsbald eine Handvol Munzen wieder ins Beutelchen legen konnte.

„Ist's nun alles?" fragte er wieder.

„Ach nein!" schluchzte die Alte, „noch ein halber Gulden fehlt."

„Halben Gulden hab' ich eben keinen", versetzte der junge und gutgekleidete Herr; „aber

nehmt nur diesen ganzen; werdet ihn wohl recht gut brauchen können."

„Ja, wenn ich nur heute noch heim käme!" klagte die Frau wieder: „aber es geht kein Zug mehr — was soll ich anfangen? Zu Fuß gehen kann ich die zwei Stunden nicht mehr", und sie begann bitterlich zu weinen.

„Nun", sagte der junge Mann, „dann fahr' ich Euch heim; mein Wirt giebt mir seinen Einspänner, und meine Siebensachen sind schnell gepackt. Jetzt stützt Euch nur auf mich und kommet mit; habt ihr noch Schmerzen, liebes Fraule?"

„Ach ja!" war die Antwort, an Arm und Fuß, vom Stoß des wilden Menschen! — Aber sagt, guter Herr, wie kommt Ihr dazu, Euch einer armen, alten Frau, die Ihr gar nicht kennt, so anzunehmen?"

„Darum", sagte der junge Mann mit unterdrückter Rührung, „weil ich weit, weit von hier selber noch ein altes Mutterle habe, gerad' so klein und schmächtig wie Ihr, und da hat es mich erbarmt, weil auch ihr so etwas widerfahren könnte. Aber jetzt kommt, sitzet ein; macht's Euch nur recht bequem; kutschieren werd' ich selbst."

Sprach's, brachte sein kleines Gepäck unter, ordnete noch das Nötige mit dem Wirt und führte nun seinen greisen Schützling durch die warme Sommernacht in die Heimat, ein ärmliches Dörfchen. Dort half er ihr noch säuberlich vom Wagen, und als sie nach heißen Segensworten bat, ihr auch seinen Namen zu nennen, sagte er nur: „So lange ich hier wohnen werde, mogt Ihr mich J o a c h i m heißen", und lenkte hinüber zu dem einzigen, mehr als bescheidenen Gasthause des Ortes. —

Die alte Frau hatte zum Glück keine Nachwehen von dem erlittenen Unfalle, aber nicht müde wurde sie, ihrer Tochter Agnes, einem zarten, blassen Geschöpfe, die den ganzen Tag an ihrer Näharbeit saß, von dem guten Herrn Joachim zu erzählen, der noch immer drüben im „Bären" wohnte. Auf die Frage, was er dort alleweil treibe, hatte die Wirtstochter, eine Freundin der Agnes, nur berichtet, daß er auf große Blätter fünffache Linien ziehe, und darauf zahllose Punkte, Striche und Zeichen eintrage, ohne irgend eine Vorlage zu haben, und obendrein mit fabelhafter Schnelligkeit. Sonst laufe er draußen in den Waldbergen herum, und bei den Mahlzeiten sei er meist schweigsam und gedankenvoll; höchstens summe er leise vor sich hin.

Eben sprachen sie wieder von ihm, als er, eine große Schachtel unter dem Arme, mit den Worten in die Stube trat:

„Da seht einmal! Hat mir mein gutes Mutterle wieder einen ganz unbezwinglichen Haufen Eßwaren gesandt; ihr werdet damit wohl fertig werden!" Es waren allerlei gute Dinge darunter, die auch der Wilhelm bewundern und kosten mußte. Das war nämlich ein junger Mann in Bergmannstracht, der sich inzwischen geräuschlos eingefunden hatte. Er ward Joachim als Bräutigam der Agnes vorgestellt, sah aber heute gar trübe darein, da er, wie allmählich herauskam, wieder einen vergeblichen Versuch gemacht, hundert Thaler zu leihen, die er zur Kaution stellen sollte, um einen Hausstand begründen zu können.

Er selbst besaß nichts als zwei kräftige Arme zum Arbeiten; sein Vater war gleichfalls Bergmann, zugleich aber, wie Joachim mit steigendem Anteil vernahm, ein so leidenschaftlicher Geiger gewesen, daß er, als er sich, wie oft in freien Momenten, auch drunten in einem entlegenen Gange des Schachtes mit seiner geliebten Violine unterhielt, einmal das Warnungszeichen überhörte, welches das Eindringen von Wasser anzeigte, und ein Opfer der unterirdischen Fluten wurde.

„Nur einhundert Thaler?" murmelte Herr Joachim, und ein Plan schien in seiner Seele zu reifen. Andern Tages erhielt Wilhelm ein Packet und einen Brief folgenden Inhalts:

„L i e b e r j u n g e r F r e u n d! Bevor ich heute abreise, muß ich Sie um einen Gefallen bitten; es liegt mir sehr viel an direkter persönlicher Bestellung beifolgenden Päckchens; bitte, besorgen Sie es selbst nach L., und geben Sie es persönlich in die Hand des Adressaten; das Fahrgeld hin und zurück liegt bei. Leben Sie wohl, und grüßen Sie noch herzlich die Ihrigen, wie Sie Agnes und Ihre Mutter hoffentlich bald nennen dürfen. J o a c h i m."

Das Päckchen war an eine berühmte Musikhandlung adressiert. Als Wilhelm es dort abgegeben hatte und sich zum Fortgehen anschickte, rief ihn jedoch der Chef noch in die Office: er habe ihm auf Ordre des Absenders hundert Thaler bar auszuzahlen. Wilhelm traute kaum seinen Augen und Ohren. Niemals war er von L. geschwinder heimgekommen: jetzt war ja alle Not zu Ende, und die Abendsonne beschien drei glückliche Menschen mehr auf der Welt, ja vielleicht auch noch ein paar weitere; denn der Musikhändler trat triumphierend zu seinen Partners und zeigte ihnen eine neue, vielversprechende Komposition, deren Autor sich nannte — J o a c h i m R a f f, mit dessen beliebten Klavierstücken gewiß manche unserer Leser bekannt sind.

Katharina von Bora.

Von **Armin Stein.** Für die Abendschule bearbeitet. (Schluß.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.
[D]urch neue Angst und Plage.

Es gehörte wahrlich ein hoher Grad von Gottvertrauen dazu, auf solchen Ruinen wieder Mut zum Leben zu fassen. Wenn es das zertrümmerte H a u s allein gewesen wäre! Das ließ sich allenfalls wieder herrichten. Aber wohin die Witwe sonst ihre Augen richtete, allenthalben sah sie zerbrochene Stützen. —

Der Krieg — ach, dieses Ungeheuer hatte weithin gewütet. Schwer lasteten auf dem ausgesogenen und zertretenen Land die Steuern und Abgaben, und mit Seufzen pflügte der Bauer sein Feld, indem er sich sagte, daß andere die Frucht seines Schweißes essen würden. Mit Seufzen gedachte Katharina jetzt an ihr liebes Zulsdorf. Der schöne Traum, den sie einstens dort geträumt, war in nichts zerronnen. Ihr lieber Eheherr hatte einen andern Ruheplatz gefunden; es war ihr nicht vergönnt worden, in Zulsdorfs Stille dem Geliebten die letzten Tage seines Lebens mit ihrer liebenden Pflege zu versüßen. Aber auch ein Witwensitz sollte Zulsdorf ihr nicht werden: ihre Kinder hielten sie an Wittenberg gefesselt — wie hätte sie sonst für deren Unterricht sorgen sollen? Sie hatte auch in stiller Ergebung diesen Herzenswunsch geopfert und hoffte nun in Zulsdorf wenigstens eine Nahrungsquelle zu haben; aber auch diese Hoffnung wurde ihr zu nichte — durch den Krieg. Wertlos wurde unter des Krieges Wüten der Grund und Boden, den die Hufe der Rosse zerstampften, und dessen Erlös der Landesherr für sich forderte, um den Krieg zu bezahlen. Anstatt von Zulsdorf zu nehmen, mußte sie geben.

Melanchthon erwies sich auch hier wieder als der treue Helfer und Beistand. Er ließ es nicht an Bitten bei dem Kurfursten Moritz fehlen, der armen Witfrau die Kriegskosten und Abgaben zu erleichtern, ja er erbot sich auch, mit ihr selbst nach Leipzig zu reisen in das kaiserliche Hauptquartier, um den Befehlshaber persönlich mit Bitten anzugehen — sie kamen aber beide mit vereitelter Hoffnung wieder.

Das war das eine.

Wenn nun Katharina weiter um sich blickte, was sah sie? Zerbrochene, menschliche Stützen. Sie blickte nach Mansfeld

hinüber, von wo ihr die Zinsen des zugesicherten Kapitals kommen sollten, aber sie kamen nicht; auch hier hatte der Krieg die Kassen erschöpft und den Wohlthätern die Kraft geraubt, ihr gegebenes Versprechen zu halten. — Und wenn die Witwe nun nach Torgau blickte — ach, in Torgau saß ein anderer auf dem kurfürstlichen Thron, ein neuer Pharao regierte in Ägypten, der den Joseph nicht kannte: Johann Friedrich aber, der Edle, der Fromme, die Hauptstütze ihrer Hoffnung, der ihr sein fürstliches Wort verpfändet hatte, er saß in Ketten und Banden, und der Kaiser hielt schon die Feder in der Hand, sein Todesurteil zu unterzeichnen!

Doch eine Zuflucht war ja noch vorhanden: droben im Norden die dänische Majestät, die schon einmal aus der Not geholfen! Es war der Witwe vereitelt worden, sich persönlich unter seinen Schutz zu flüchten, da erbot sich der immer bereitwillige Melanchthon, für sie an des Königs Herz zu pochen.

Er verfaßte ein Schreiben an seine Majestät, in welchem er mit beweglichen Worten die Not der Witwe Vater Luthers schilderte. —

Nun saß diese in Hoffen und Harren, jedem Fremden, der bei ihr eintrat, als einem Boten des königlichen Helfers entgegensehend. Aber die Antwort blieb aus.

War der Brief nicht an Ort und Stelle gekommen? Oder war des Königs Herz hart geworden? Oder war der Bote auf dem Weg verunglückt?

Und immer lauter pocht die Not an der Witwe Thür, immer bitterer nagt der Mangel und die Entbehrung in dem Hause, das sonst so vielen Armen und Elenden Trost und Hilfe gespendet. Was hat doch die Welt für ein kurzes Gedächtnis! Wie ist doch Undank der Welt Lohn! Wohl war noch Freundschaft und Treue vorhanden, aber nicht bei denen, die da hätten helfen können. Die treuen Freunde waren selber arm, und Scherflein waren es nur, was sie von ihrer Armut geben konnten.

Bugenhagen vernimmt mit Trauer, daß der Dänenkönig auf Melanchthons Bittschrift keine Antwort gegeben habe, und ohne der Witwe etwas zu sagen, richtet er ein zweites Mahnschreiben an den Monarchen, noch dringlicher, als das erste gewesen war. Aber auch er hofft und harrt, und auch an ihm soll sich das Sprichwort vom Hoffen und Harren erfüllen.

Inzwischen nimmt die Witwe ihre letzte Kraft zusammen. Sie muß etwas erraffen, denn nicht länger mehr kann sie es mit ansehen, daß Johannes, ihr Ältester, daheim sitzt und das Gelernte wieder vergißt. Es gelingt ihr, gegen Verpfändung von Bechern und Ringen etliche hundert Gulden aufzunehmen — damit stellt sie einen Flügel ihres Hauses notdürftig wieder her und nimmt Kostgänger an ihren Tisch. Gott lenkt es gütig, daß unter diesen etliche sind, die es der armen Witwe erbarmt, daß sie über die Forderung geben.

Da nimmt sie eines Tages ihren Johannes mit in die stille Kammer, fällt mit ihm auf die Kniee und befiehlt ihn in mütterlicher Fürbitte dem Herrn.

Am folgenden Morgen zieht der Jüngling aus: die Mutter hat ihm den Ranzen gefüllt und einige Goldstücke mit hineingethan, die Frucht ihres Schweißes und ihrer rastlosen Treue; damit geht er von dannen und wandert und wandert, bis er die Stadt Königsberg erreicht hat. Dort, wo ihm des Herzogs Unterstützung in Aussicht steht, läßt er den Stab ruhen und seinen Namen einschreiben in die Register der Universität.

Der Mutter Segen hatte ihn auf der Reise geleitet, er lag auf ihm auch während seines Studiums, daß ihm die Kraft nicht erlahmte und der Mut nicht gebrach; der Mutter Gebet drang in den Himmel, daß auf des Herzenslenkers Gebot die Menschen sich des armen Jünglings erbarmen mußten. — Er hat hernach in hohem herzoglich sächsischem und später preußischem Kanzleidienst dem Namen seines Vaters Ehre gemacht.*)

Einer drückenden Sorge war jetzt die Mutter ledig — die Briefe, welche Johannes von Königsberg schrieb, enthielten ja lauter gute und tröstliche Nachrichten. An den andern Kindern erwuchs der Katharina auch viel Freude, und so bekam ihr Leben noch einmal frische Farbe.

Da hatte aber der Rat Gottes noch eine neue Prüfung für sie: ihre Hände, ihre rastlos thätigen Hände wurden zum Feiern gezwungen, indem ein schleichendes Siechtum sie auf das Lager warf.

Der Arzt wußte nicht recht, wo er angreifen sollte, er meinte, das Leidwesen säße mehr im Gemüt, als im Körper.

Sollten die Kostgänger im Haus bleiben, so mußte fremde Hilfe herzu. Eine Magd wurde angenommen zur Bedienung des Tisches, aber deren Treue war Heuchelei und ihre zur Schau getragene Uneigennützigkeit in Wirklichkeit ein fortgesetzter Diebstahl. Lange ließ sich Katharina, die allen Menschen immer das Beste zutraute, von der Meisterin in der Verstellungskunst täuschen, bis die endliche Entdeckung ihr Leidwesen noch verschlimmerte.

Es kamen jetzt Tage, wo Mutter und Kinder fühlen mußten, wie weh der Hunger thut. Wohl waren die Freunde noch da: Melanchthon, Bugenhagen, Cruziger standen noch zu ihr in unwandelbarer Zuneigung; aber der Witwe war es peinlich, mit immer neuen Klagen die schon oft in Anspruch Genommenen zu belästigen. Ein Silberbecher nach dem anderen wanderte zur Verpfändung aus dem Haus, so schwer es auch der Katharina wurde, Abschied zu nehmen von den Zeugen ihres vergangenen Glücks.

---

*) Ein Jahr nach seiner Mutter Tod vermählte er sich mit Elisabeth, der nachgelassenen Tochter des Probstes an der Schloßkirche und Professors der Theologie zu Wittenberg Dr. Kaspar Kruziger, trat als Kanzlerrat in die Dienste Herzog Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen, dann in die des Herzogs Albrecht von Preußen und starb den 22. Oktober 1575 im Alter von nahe an 50 Jahren. In der Altstädter Kirche zu Königsberg, wo er mit großen Ehren begraben wurde, harrt sein Gebein der Auferstehung. Wie viel Kinder er hinterlassen habe, ist bis heute nicht genau ermittelt. Mit Sicherheit kennt man nur eine Tochter Katharina, welche 1629 als Ehefrau des Pfarrers Magister Böhme in Eilenburg starb.

Es sei erlaubt, an dieser Stelle auch der übrigen drei Lutherkinder kurze Erwähnung zu thun.

Martin, der zweite Sohn, erfüllte einen Herzenswunsch seines Vaters, indem er sich dem Studium der Theologie widmete. Seine glänzenden Geistesgaben, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, wurden aber durch seine körperliche Schwächlichkeit und Kränklichkeit so gelähmt, daß er nie ein öffentliches Amt zu bekleiden imstande war. Er starb am 3. März 1565, 34 Jahre alt — wie es scheint an der Schwindsucht. — Seit 1560 mit Anna, der Tochter des Bürgermeisters Hilliger vermählt, hat er in kinderloser Ehe gelebt.

Paul, der dritte und geistig bedeutendste unter Luthers Kindern, wählte das Studium der Medizin, promovierte 1557 zum Doktor, verheiratete sich mit Anna von Warbeck, Tochter des kursächsischen Vizekanzlers, wurde Professor der Medizin in Jena, dann Leibarzt Herzog Johann Friedrich des Mittleren, darauf des Kurfürsten Joachim des Zweiten von Brandenburg und nach dessen Tode zweier Kurfürsten von Sachsen. Die Wühlereien des geheimen Calvinismus nötigten ihn, seinen Abschied zu nehmen und sich nach Leipzig zu begeben, wo er den 8. März 1593 starb und in der Paulinerkirche feierlich beigesetzt wurde. Sein Geschlecht wurde durch vier Söhne und zwei Töchter fortgepflanzt.

Margarete, die einzige am Leben gebliebene Tochter, über welche Luther an den Pfarrherrn Jakob Probst 1538 schrieb: „Es grüßet Euch meine liebe Frau Käthe und Euer Patchen, mein Töchterlein Margaretchen, der Ihr nach meinem Tode einen feinen, frommen Mann schaffen werdet" — erhielt einen solchen in Georg von Kunheim, Erbherrn auf Knauten bei Mühlhausen in Preußen und herzoglich preußischem Landrat, mit welchem sie sich am 5. August 1555 im Beisein vieler Grafen und Edelleute vermählte. Sie starb, nachdem sie ihrem Gatten neun Kinder geboren, auf ihrem Gute Knauten, vier Meilen von Königsberg, im Jahre 1570 und liegt daselbst in der Kirche begraben, von den Bildnissen ihrer Eltern behütet.

Doch immer bitterer ward die Not, immer entmutigender der Ausblick auf die trostlose Zukunft.

Da sehen wir eines Tages die Witwe an einem ungewohnten Platz: am Schreibtisch. Wenn Melanchthons und Bugenhagens Worte auf den Dänenkönig keine Wirkung geübt haben, so will sie den letzten Versuch machen, ob nicht der Witwe eigene, mit Thränen benetzte Buchstaben das königliche Herz erweichen. Sie sitzt lange an dem Brief, ihre Hand ist des Schreibens nicht gewohnt, und mühsam fügt sich Buchstabe an Buchstabe, zumal die Thränen ihr den Blick verschleiern und das gepreßte Herz die Schreiberin wiederholt zum Ausruhen zwingt.

Endlich nach zweistündiger saurer Arbeit ist das Schreiben fertig.

„Gottes Gnade durch seinen eingeborenen Sohn, JEsum Christum, unsern Heiland und wahrhaftigen Helfer zuvor. Durchlauchtigster, großmächtigster, gnädigster König und Herr!

Eure königliche Majestät bitte ich in Unterthänigkeit, meine Schrift gnädiglich anzunehmen, in Betrachtung, daß ich eine Witwe bin, und daß mein lieber Herr, Doktor Martinus Luther, seligen Gedächtnisses, der Christenheit treulich gedienet hat und insonderheit sich aller Gnaden zu Eurer königlichen Majestät versehen. Nun hat Eure königliche Majestät meinem lieben Herrn die letzte Zeit seines Lebens alljährlich eine gnädige Hilfe gethan mit fünfzig Thalern, dafür ich Eurer königlichen Majestät unterthäniglich Dank sage und für Eure königliche Majestät Gott anrufe. Nachdem aber ich und meine Kinder jetzund weniger Hilfe haben und die Unruhe dieser Zeit viele Beschwerden bringet, bitte ich, Eure königliche Majestät wolle mir solche Hilfe gnädiglich auch fürderhin verordnen. Denn ich zweifle nicht, Eure königliche Majestät hat meines lieben Herrn große Last und Arbeit nicht vergessen. So ist auch Eure königliche Majestät der einzige König auf Erden, zu dem wir armen Christen Zuflucht haben mögen, und wird Gott ohne Zweifel Eurer königlichen Majestät von wegen solcher Wohlthaten, die den armen christlichen Prädikanten und ihren armen Witfrauen und Waisen erzeiget worden, besondere Gaben und Segen geben; darum ich treulich und ernstlich bitten will. Der allmächtige Gott wolle Eure königliche Majestät samt Gemahlin und junger Herrschaft gnädiglich bewahren.

Datum Wittenberg am 6. Oktober anno Domini 1550.

Eurer königlichen Majestät
unterthänigste
Katharina,
Doktor Martini Lutheri nachgelassene Witfrau."

Was weinest Du, Katharina? Ist Dein Flehen abermals **umsonst** gewesen? Ja, Monat auf Monat ist verstrichen, und **noch** ist keine Antwort da auf ihren Brief.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sonnenblicke.

Wenn es ein Trost ist, Genossen im Leiden zu haben, so sollte der Witwe Luthers wenigstens dieser Trost nicht mangeln.

Noch immer schmachtete der vertriebene und geächtete Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in des Kaisers Haft. Er war seinen Unterthanen fern und hatte ihnen nicht mehr zu gebieten, und doch wirkte er noch in seinem Land, und Segen ging von dem Gefangenen aus auf alles, was dem evangelischen Glauben Treue hielt. Sein Beispiel und Vorbild edelmütigen Duldens, heldenhafter Standhaftigkeit und demütiger Ergebung gab Tausenden und Tausenden Kraft, der Wahrheit treu zu bleiben und Christum mutig zu bekennen, wie es andererseits den Abgefallenen und Hartherzigen das Gewissen rührte und sie in ihrer Erbärmlichkeit an den Pranger stellte.

Luther hatte einmal von seinen Freund Hausmann gesagt: „Was wir lehren, das lebt er." Wäre er noch auf Erden gewesen, er würde dieses Wort auch auf den Kurfürsten angewendet haben. Wer ein Kurfürstentum dranzugeben hat, dem mag die Nachfolge Christi wohl noch etwas saurer ankommen, als einem, der von der Welt nicht viel zu verlieren hat. Um so herrlicher steht ein gekrönter Bekenner da. Als ein großer in Israel erscheint uns Johann Friedrich, wenn wir seine heroische Ruhe und kindliche Ergebung ansehen. Da ist kein Wanken und Schwanken, kein Hinken auf beiden Seiten — sein Herz steht fest in der Gnade, und nun kann der Kaiser ihn locken mit den süßesten Versprechungen, oder ihm drohen mit dem furchtbarsten Gericht, sein Herz ist fest, unerschütterlich fest. Es wird ihm das Todesurteil verkündigt, während er beim Schachspiel sitzt — er spielt gelassen die Partie erst aus und sagt dann: „Ich vermeinete, kaiserliche Majestät werde etwas gnädiger mit mir fahren; im Fall es aber nicht anders sein kann, so bitte ich, man wolle mir den Tag meines Todes zuvor verkündigen, damit ich mit meiner Gemahlin und Kindern reden kann, was not ist." — Der Tod kann ihn nicht schrecken — aus seinen Augen spricht es Christus ist mein Leben, so ist Sterben mein Gewinn.

Der Kaiser, den das erschrockene Gewissen das Todesurteil zurücknehmen hieß, verspricht ihm das Ende seiner Gefangenschaft und reichliche Entschädigung aller erfahrenen Unbill, wenn er das sogenannte Augsburger Interim anerkenne, dieses Schelmenstück römischer List, welches unter scheinbarem Nachgeben doch dem Protestantismus das Herz ausbrach; — und jetzt glaubt er seiner Sache sicher zu sein, das hält er nicht für möglich, daß ein Mensch solcher Lockung widerstehen und dem Worte Gottes Thron, Ehre und Freiheit opfern könne, weil ihm selbst so etwas nicht im Traum eingefallen wäre; aber es imponiert ihm doch, und die Schamröte steigt ihm ins Gesicht, da er aus des Kurfürsten Mund die Antwort hört: „Ich stehe hier vor Eurer kaiserlichen Majestät wie ein armer, gefangener Mann, leugne auch nicht, daß ich die Wahrheit bekannt und darob Hab und Gut, Weib und Kind, Land und Leute, kurzum alles, was mir Gott in dieser Welt gegeben und verliehen hat, verlassen, und habe nicht mehr, denn diesen gefangenen Leib, der doch nicht in meiner, sondern in Eurer Macht und Gewalt stehet: und weil ich vor aller Welt bloß stehe, und soll dazu das Ewige auch verlassen durch meinen Widerruf, dafür wolle mich Gott behüten! Denn ich meinen höchsten Trost darein gesetzet habe, daß ich gewiß weiß, ob ich schon diesen armen Leib samt dem Leben darob verlieren muß, daß mir Gott Besseres darum geben wird. Mir stünde auch übel an, daß ich durch meinen freventlichen Widerruf viel tausend Menschen in groß Ärgernis führen sollte. Derhalben, allergnädigster Kaiser, Eure kaiserliche Majestät hat mich in ihrer Gewalt, möge mit mir handeln, wie mit einem Gefangenen. Bei der bekannten Wahrheit will ich bleiben, und den andern zum Exempel darob leiden, was mir Gott und Eure kaiserliche Majestät auflegt."

Der Kaiser muß sich bei diesen Worten abwenden. Gott der Herr klopft an Kaiser Karls Herz, aber dieses Herz bleibt verschlossen, die Gefangenschaft des armen Kurfürsten wird nur noch härter, ja der Kaiser entblödet sich nicht, den gebundenen Feind wie zur Schau mit sich durch Deutschland zu führen, gestattet es in seiner Schamlosigkeit sogar, daß die bewachenden spanischen Trabanten ihn dem neugierigen Volk für Geld zeigen.

Des Gefangenen höchster Trost ist die Bibel und Luthers Schriften, von denen er einmal sagte, sie herzeten, gingen durch Mark und Bein und hätten den rechten Geist in sich; denn wenn er gleich einen Bogen anderer Schriften läse und ein Blättlein Luthers dagegen halte, so finde er mehr Saft und

Kraft, auch mehr Trost darinnen, denn in einem ganzen Bogen anderer Skribenten. Der Kaiser will ihn an der empfindlichsten Stelle treffen und nimmt ihm diesen Schatz hinweg. Auch sein Hofprediger Magister Christoph Hofmann, welcher ihm anfänglich das lautere Gotteswort predigen durfte, tritt eines Tages mit Thränen zu ihm und nimmt Abschied — auf kaiserlichen Befehl.

Der Kurfürst bleibt gelassen und unverzagt: „Nehmen sie mir gleich meine Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernet, nicht aus dem Herzen reißen. Und wenn Ihr gehet, mein werter Hofmann, Gott bleibet allezeit bei mir."

Da der Kaiser bei dem Kurfürsten nichts ausrichtet, versucht er es mit dessen Söhnen, sie zur Annahme des Interims zu bereden. Diese wollen aber ohne ihren Vater nichts thun und fordern deshalb sein Gutachten. Das lautet: so lieb ihnen Gottes Gnade und seine väterliche Huld wäre, so sollten sie bei seiner eigenen vorigen Erklärung und Antwort beständig verharren und sich nichts abschrecken noch bewegen lassen; ob ihnen auch alle übrigen Länder darüber eingezogen und größere Gefahr angedroht würde, so könnte doch Gott der Allmächtige ihrer nicht vergessen, sondern würde sie gnädiglich beschützen und beschirmen."

Große Scharen evangelischer Geistlicher, die das Interim nicht anerkennen wollen, wandern ins Elend — die Augsburger auch. Diese wollen aber nicht scheiden ohne den Segen des kurfürstlichen Märtyrers, der gerade mit seinem kaiserlichen Stockmeister in der Stadt anwesend sein mußte.

Johann Friedrich ist bei ihrer Anrede anfangs tief bewegt und wendet sich zum Fenster, um seine Thränen zu verbergen, bald aber hat er sich wieder gefaßt und tritt zu den Geistlichen mit der Frage: „Wie, hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?"

„Nein!" war die Antwort.

Da rief der Kurfürst mit erhobener, gewaltiger Stimme: „Ei, was hat's dann für Not? Der Himmel muß uns doch bleiben! Gott aber wird auch wohl noch ein Land auf Erden finden, wo Ihr sein Wort predigen dürfet."

Darauf griff er in seine Manteltasche: „Hierin ist alles, was ich jetzund auf Erden habe; ich will Euch daraus einen Zehrpfennig verehren. Den teilet mit Euren Kreuzbrüdern. Ich bin zwar auch ein Gefangener, aber mein Gott wird mir wohl wieder Gutes bescheren."

Der Mitgefangene Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg will schließlich allen Mut und alle Hoffnung verlieren. Da spricht ihm Johann Friedrich tröstlich zu: „Bekümmert Euch nicht! Sind wir im Krieg unterlegen, so wollen wir uns mit Standhaftigkeit waffnen, daß wir noch obsiegen."

Und siehe, auch zum David macht ihn die Not und Drangsalshitze, zur Harfe greift der fromme Fürst, und ein Psalm erklingt aus seinem Kerker, ein Psalm, dessen Töne bis auf den heutigen Tag zu Herzen dringen, tröstend, stärkend, mahnend und beruhigend:

Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch,
Und laß mich gar nichts irren.
Ob mich zu Zeiten beißt der Rauch,
Und wenn sich schon verwirren
All' Sachen gar,
Weiß ich fürwahr:
Gott wird's zuletzt wohl wenden.
Wie er's will han,
So muß es gahn,
Und selig wird er's enden.

Wie's Gott gefällt, zufried'n ich bin,
Das übrig' laß ich fahren;
Was nicht soll sein, stell ich dahin.
Gott will mich recht erfahren,
Ob ich auch will
Ihm halten still.
Gott wird doch Gnad' bescheren.
Ich zweifle nicht;
Soll's sein, man spricht:
So sei's! Wer kann Gott wehren?

Wie's Gott gefällt, gefällt mir's wohl
In allen meinen Sachen.
Was Gott zuvor ersehn einmal,
Wer kann das anders machen?
Drum ist umsonst
Weltwitz und Kunst;
Es hilft nicht Haarausraufen.
Murr' oder beiß'!
Soll's sein, so sei's,
Weil's doch sein'n Weg muß laufen.

Wie's Gott gefällt, laß ich's ergehn,
Will mich darein ergeben.
Wollt' seinem Will'n ich widerstehn,
So müßt' ich bleiben kleben.
Denn g'wiß fürwahr,
All' Tag und Jahr
Bei Gott sind ausgezählet.
Ich schick' mich drein.
's gescheh, soll's sein,
So sei's bei mir erwählet.

Wie's Gott gefällt, so soll's ergahn
In Lieb und auch im Leide.
Dahin mein Sach' ich g'stellt will han,
Daß mir sie sollen beide
Gefallen wohl.
Darum mich soll
Ja oder Nein nicht schrecken.
Schwarz oder weiß:
Soll's sein, so sei's!
Gott wird wohl Gnad' erwecken.

Wie's Gott gefällt, so lauf's hinaus!
Ich laß die Vöglein sorgen.
Ob's Glück mir heut nicht kommt ins Haus,
So wird es kommen morgen.
Was mir beschert,
Bleibt unverwehrt,
Ob's sich schon thut verziehen.
Dank' Gott mit Fleiß.
Soll's sein, so sei's!
Er wird mein Glück wohl fügen.

Wie's Gott gefällt! Nichts weit'res will
Von Gott ich sonst begehren.
Gott hat mein'r Sach gestellt ein Ziel,
Dem will ich nimmer wehren.
Das Leben mein
Setz' ich auch drein,
Auf guten Grund zu bauen
Und nicht auf Eis.
Soll's sein, so sei's!
Will Gott allein vertrauen.

Wie's Gott gefällt, so nehm' ich's an,
Will um Geduld ihn bitten.
Er ist allein, der helfen kann,
Und wenn ich schon wär mitten
In Angst und Not,
Läg gar am Tod,
Kann er mich wohl erretten
Gewalt'ger Weis'.
Soll's sein, so sei's!
Ich g'winn's! Wer nur will wetten.

Wie einst die Thesen Luthers, wie von Engelsflügeln getragen, in kurzer Zeit durch ganz Deutschland geflogen waren, so war es ähnlich mit diesem Lied des gefangenen Fürsten. Auf wunderbarem Wege war es aus dem Kerker in die Welt hinausgeklungen und Tausende hatten es vernommen; in den Kirchen sang man es beim Gottesdienst, im Kämmerlein beteten es geängstigte und zerschlagene Herzen, denen um Trost bange war, und manchem Abgefallenen schlug es wie ein Gerichtsbote Gottes ans Gewissen.

Auch über dem Bett der Witwe Luthers war das Lied an die Wand geklebt. Sie hatte es sich aufgeschrieben und da angebracht, wo es sie jeden Morgen beim Erwachen grüßte wie ein Trostengel Gottes. Und jeden Morgen dankte sie dem lieben Kurfürsten, der ihr damit mehr gab, als er ihr in den Tagen seines Glücks und Glanzes hätte geben können.

Ja Geld und Brot konnte er ihr nicht mehr schenken, und dennoch blieb er ihr Wohlthäter, der an der Witwe des Reformators sein Fürstenwort einlöste bis zu ihrem letzten Hauch. Das trotzige und verzagte Herz ist in Trübsal so geneigt, nur sich selbst zu sehen und sein Leiden für größer zu achten, als das aller andern Menschen. Lernt der Kreuzträger dann um sich blicken und findet, daß andere noch schwerer zu tragen haben, so kommt ihm davon ein starker Trost und ein stilles Herz und Kraft zum mutigen Ertragen.

Der armen Katharina war's auch manchmal so zu Mut, als trüge sie die Leiden für die ganze Welt, und als wäre der Undank gegen die Witwe des Wohlthäters der ganzen Christenheit doppelt schandlich. Wenn sie aber dann ihres lieben Kurfürsten gedachte und dessen ritterliche Standhaftigkeit, sowie seine demütige Gottgelassenheit ansah, dann wendete sich plötzlich ihr Sinn, sie fühlte ihr Kreuz nur mit halber Last und bat es mit einem Anflug von Schamröte dem lieben Gott ab, wenn sie hatte verzagen wollen und sprechen: „Ach, HErr, es ist zu schwer aufgeladen — die Achse bricht!“ —

Das war ein Lichtblick in der Nacht ihrer Trübsal. Und nun sollte an ihrem Himmel zu guter Letzt noch ein Sternlein aufgehen, das tröstend ihr einen Gruß bestellte von dem lieben Gott.

Es war am Neujahrstag des Jahres 1552. Katharina hatte eben mit feuchten Augen die Wünsche ihrer Kinder entgegengenommen, als der Stadtpfarrer Bugenhagen eintrat und aus seinem treuen, tiefen Herzen gleichfalls hervorholte, was er der Witwe zum Trost und zur Ermunterung zu sagen wußte.

Nachdem ihm Katharina von Herzensgrund gedankt und ihm auch ihrerseits reichliche Neujahrswünsche dargebracht, fuhr Bugenhagen fort: „Es hat mir lange Zeit befremdlich auf dem Herzen gelegen, aus was Ursach der König von Dänemark das mehrmalige Anklopfen um Euretwillen nicht gehöret habe; denn ich weiß sein frommes und zur Barmherzigkeit geneigtes Herz, welches auch mir und dem Magister Melanchthon den jährlichen Ehrensold unverbrüchlich weitergezahlet hat. Nun ist aber gestern ein junger Schreiber bei mir gewesen, so in der Welt viel herumgekommen und auch zuletzt am dänischen Hof in der königlichen Kanzlei eine Zeitlang thätig gewesen, wohin er auch wieder zurückzukehren gedenket, maßen er an einem anderen Ort kein schickliches Unterkommen gefunden. Da ich nun diesem mein Befremden über des Danenkönigs plötzlich abgebrochene Hilfsleistung ausgesprochen, hat ihn solche Mitteilung sehr Wunder genommen, und er hat sich die Sache nicht anders erklären mögen, als daraus, daß die Briefe wohl nicht nach Kopenhagen gelanget seien. Denn eines Tages sei die Rede auf des seligen Doktor Luthers Witwe gekommen, da habe einer in der königlichen Kanzlei geäußert: Mag ihr wohl gegenwärtig besser ergehen, denn früher, dieweil sie niemals wieder eine Bitte an Seine Majestät hat laut werden lassen. Daraus, liebste Frau Doktorin, möget Ihr klärlich ersehen, daß dem König von Eurer Not nichts kund sei. — Rate Euch dahero, Ihr wollet noch einmal einen Brief wagen, und selbigen durch jenen Schreiber, so in etlichen Tagen wieder zurückgehet, mitgeben; so wird es nicht ohne Frucht bleiben, hoffe ich.“

Katharina dankte dem Freunde und ging mit Freuden auf den Ratschlag ein. Nachdem sie erfahren, daß der junge Mensch seine Rückreise auf den 9. Januar festgesetzt habe, begab sie sich tags zuvor ans Schreiben:

„Durchlauchtigster, großmächtiger König!
Allergnädigster Herr!

Eurer königlichen Majestät seien meine unterthänigsten Dienste samt meinem armen Gebet zu Gott unterthänig allzeit zuvor. Allergnädigster Herr! Eure königliche Majestät wissen sich gnädiglich zu entsinnen, daß Eure königliche Majestät meinem lieben Herrn seligen samt dem Herrn Philippus Melanchthon und Doktor Bugenhagen jährlich ein Gnadengeld geschenket, welches sie zum Unterhalt ihrer Haushaltung und Kinderlein haben sollten. Welches denn auch bis anhero jährlich gemeldetem Herrn Philippo und Doktor Pomerano von Eurer königlichen Majestät gnädiglich überreichet worden. Dieweil aber mein seliger lieber Herr Eure königliche Majestät allezeit geliebet und für den christlichsten König gehalten, auch Eure königliche Majestät sich in solchen Gnaden gegen meinen seligen Herrn gehalten, dafür ich unterthäniglich Eurer königlichen Majestät danke, so werde ich durch dringende Not bewogen, Eure königliche Majestät in meinem Elend unterthäniglich zu ersuchen, des Verhoffens, Eure königliche Majestät werden mir armen und jetzund von jedermann verlassenen Witwe solch mein unwürdig Schreiben gnädiglich zu gut halten. Und will hiemit Eure königliche Majestät unterthänig gebeten haben, Eure königliche Majestät wolle mir aus Gnaden solch Geld folgen lassen. Denn sonder Zweifel Eurer königlichen Majestät wohl bewußt ist, wie es nun eine Zeit her nach dem Abgang meines Mannes in diesen Landen gestanden, wie man die Elenden gedrücket, Witwen und Waisen gemacht, also daß zu erbarmen, ja mir mehr durch Freunde, denn durch Feinde Schaden geschehen, welches alles Euer königlichen Majestät zu erzählen zu lang wäre. Aus diesen und anderen Ursachen werde ich gedranget, Eure königliche Majestät unterthänig zu ersuchen, nachdem sich ein jeder so fremd gegen mich stellet und sich niemand meiner annehmen will. Versehe mich, Eure königliche Majestät werden sich bei diesem meinen Ansuchen gnädiglich erfinden lassen und den Lohn von Gott dem Allmächtigen empfahen, welcher der Witwen und Waisen Vater sein will. Demselbigen Gott, Vater unseres Herrn JEsu Christi, will ich Eure königliche Majestät in seinen väterlichen Schutz und Schirm befohlen haben; der wolle Eure königlichen Majestät bei langem Leben, seiner Kirche zu gut, gnädig erhalten und für allem Schaden Leibes und der Seelen behüten. Amen.

Datum im Jahr 1552 den 8. Januarii.

Eurer königlichen Majestät
allzeit unterthänige
Katharina Lutherin,
Doktor Martini nachgelassene Witwe.

Katharina ließ diesen Brief den Doktor Bugenhagen lesen, der setzte noch ein besonderes Fürwort zu:

„Die Witwe Vater Luthers klaget hart und bittet Eure Majestät um gnädige Hilf. Es ist ja am Tage, daß sie an ihren Gütern dieses Jahr sonderlich großen Schaden gelitten hat samt ihren Nachbarn, derowegen sie auch zu Rechte gehen müssen vor des Kurfürsten Gerichte wider Jahn Löser.“

Am folgenden Tage reiste der Schreiber ab und überbrachte eigenhändig dem König die Bittschrift. —

Wieder einmal mußte Katharina zu dem Wandschränklein gehen und drei silberne Becher zum Verpfänden herausholen. Doch es sollten die letzten sein.

Früher, als sie zu hoffen geglaubt, bereits am 20. März kam vom dänischen König ein Eilbote, welcher der Katharina fünfzig Speziesthaler überbrachte und des Königs Gruß dazu.

Das war der andere Sonnenblick in der Nacht des Witwenleides und eine neue Mahnung, daß der alte Gott noch lebe. Doch sollte von dessen Treue und Barmherzigkeit gar bald noch bessere Hilfe kommen. Sein Engel war schon unterwegs, der der Dulderin zurufen sollte: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Erlösung.

Die Stadt Wittenberg hat keine gesunde Lage. Die Dünste, welche der weiten, breiten Elbniederung entsteigen, mögen vielleicht dem Gras der Auen förderlich und den Rohrdommeln dienstlich sein — den Menschen sind sie um so unzuträglicher. Und der Wallgraben, welcher hart um die Stadt läuft, thut auch sein Möglichstes, die Luft zu verderben — in früheren Zeiten natürlich noch kräftiger, als heutzutage.

Mehrere Male, so lange Luther in Wittenberg wohnte, war neben andern Seuchen und epidemischen Krankheiten die Pest eingefallen und hatte schrecklich gehaust; im Sommer des Jahres 1552 kam sie noch einmal und abermals mit grausamem Wüten.

Wieder war es, wie allemal: der Würgengel hatte zwei Vorreiter und Wegbereiter: die Angst und den Schrecken. Die Menschen hatten nichts gelernt, die Erfahrung hatte sie nicht gewitzigt. Man hätte sich doch erinnern sollen, daß Angst und Schrecken die wirksamsten Helfershelfer der Krankheit seien, und daß man sich am besten schütze durch ein ruhiges, gefaßtes Gemüt. Aber wenige nur waren von der erforderlichen Seelenruhe und Festigkeit des Herzens, so daß der Seuche wieder reichliche Opfer fielen. Auch das war abermals die entsetzliche Folge derselben, daß in der allgemeinen Not die Liebe erstarb und die Selbstsucht in ihrer abschreckendsten Gestalt hervortrat. Die Kinder konnten ihre erkrankten Eltern allein liegen und ohne Hilfe elendiglich sterben lassen; die Totenknechte konnten hartherzig an einem Leichnam vorübergehen und ihn unbeerdigt liegen lassen; auch half der Aberglaube mit seinen sinnlosen Zaubertränken nur zu reichlicherem Sterben, und der Neid trug in teuflischer Verworfenheit den Krankheitsstoff in die noch unberührten Häuser.

Viele Bürger suchten das Heil in der Flucht, und der Verkehr fing an zu stocken. Auch die Universität lag still und öde, denn vom Kurfürsten war der Befehl gekommen, nach Torgau überzusiedeln.

Katharina war es von ihrem seligen Gatten noch gewohnt, in ruhigem Vertrauen sich dem Herrn zu befehlen und zu helfen, so viel sie vermochte. Gott gab ihr Gelegenheit, feurige Kohlen zu sammeln auf das Haupt vieler, die kein Herz für sie gehabt hatten, da es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, ihr zu helfen in der Not.

Fünf Wochen hatte der Würgengel in der Stadt sein Wesen gehabt und war an Katharinas Hause schonend vorübergegangen. Da kehrte er auch bei ihr ein, indem er zwei der Kostgänger jäh dahinraffte. Auch jetzt noch fürchtete sie sich nicht, wenigstens nicht für sich selbst — hatte sie doch Lust abzuscheiden, um bei Christo zu sein und ihrem lieben Herrn Doktor; jedoch um ihre Kinder war ihr bange, und um sich ihnen zu erhalten, um an ihnen noch die Mutterpflichten zu erfüllen, faßte sie endlich den Entschluß, die Stadt zu verlassen und sich ebenfalls nach Torgau zu begeben.

Nach ihrer raschen Art folgte dem Entschluß die Ausführung auf dem Fuß. Eines Morgens hielt ein großer Wagen, mit Segeltuch überspannt, vor der Thür des Lutherhauses, der nahm das notdürftigste Gerät auf und die Witwe mit ihren Kindern (außer dem noch in Königsberg studierenden Johannes).

Mit Wehmut hafteten Katharinas Augen auf der Stätte, da ihr an der Seite des Gatten so viel Glück und nach seinem Hinschied so viel Leid widerfahren war. Es hängt der Mensch mit tausend Fäden an der Heimat, und nicht die Freude allein, sondern auch die Trübsal, die er erfuhr, übt die magnetische Kraft, die ihm das Scheiden schwer macht.

Es war der Katharina über die Maßen traurig zu Sinn. Sie meinte, sie müsse bleiben, sie dürfe die Stätte nicht lassen, zu der sie gehörte, sie könne anderwärts sich nicht mehr anwurzeln. Heiße Thränen rannen ihr von den Augen, und zaudernd stand sie an der offenen Hofthür, bis der Fuhrmann ungeduldig ward und mit fast harten Worten zum endlichen Aufbruch mahnte, zumal auch die Pferde unruhig wurden und mürrisch am Gesträng rissen.

Der Weg ging durch das Elsterthor an dem Garten vorbei, dessen dichtes grünes Strauchwerk die Witwe an so manches trauliche Stündlein erinnerte, das sie im Kreis der Ihrigen hier hatte verleben dürfen. Dann tauchte in einiger Entfernung von der Landstraße das Brunnenhäuslein auf, in welchem ihr seliger Herr mit seinen Freunden so gerne geweilt und in heiterer Zwiesprach wie in ernster Arbeit gesessen hatte. Es war ihr, als nähme sie Abschied von dem Leben, als diese Zeugen ihres vergangenen Glücks hinter ihr verschwanden.

Sie versank in dumpfes Träumen, und die Kinder, welche ihre inwendigen Gedanken aus ihrem Gesicht lasen, wagten nicht, sie zu stören, wagten nicht einmal zu schluchzen, so schwer ihnen auch das Herz war. Nur der Fuhrknecht hatte kein Gefühl für ihre Not und fluchte in allen Tonarten auf die Gaule drein, die heute gar nicht gehorchen und sich zu ruhigem Schritt gewöhnen wollten. Manchmal prallte der eilende Wagen gegen einen im Weg liegenden Stein, daß alle Insassen erschreckt zusammenfuhren.

Auch die in sich versunkene Katharina wachte endlich aus ihrem Brüten auf und sah mit Ängsten auf die immer wilder werdenden Pferde.

Als man an einem Dorf vorüberkam, lief ein Hund daher und bellte den Pferden nach. Da war der Knecht nicht mehr imstande, sie zu zügeln. Sie wurden scheu und rasten mit Pfeilgeschwindigkeit die Landstraße dahin.

Die Katharina überfiel eine Todesangst. Sie wußte selbst nicht, was sie that, als sie plötzlich aufstand und vom Wagen sprang. Das geschah an der unglücklichsten Stelle, die sie hätte wählen können: es war hier gerade ein sehr hohes Ufer und ein Wassergraben daneben. Die Herabspringende schlug hart gegen einen Stein und das Ufer hinab in den Graben.

Mit Hilfe eines herbeigeeilten Bauern gelang es dem Fuhrmann, die Rosse zum Stehen zu bringen, und nun wurde die Unglückliche aus dem Wasser gezogen, der es wegen der erfahrenen Betäubung nicht möglich gewesen war, sich aufzurichten.

Man hob sie ganz durchnäßt auf den Wagen und die Kinder suchten durch aufgelegte Kleider die Fröstelnde zu erwärmen.

Nach zwei Stunden kam man endlich in Torgau an. In einem Haus auf der Schloßgasse unweit der Klosterkirche war ihr Quartier bestellt worden. Der Hauswirt war ein Freund Luthers und ein braver Mann, Kaspar Grünewald mit Namen. Von ihm kann man rühmen, was einst der HErr der Magdalena zum Lob sagte: Er hat gethan, was er konnte. Es war ihm wie eine Dankesschuld, die er dem heimgegangenen Freund abtrug, daß er der Witwe desselben in seinem Haus ein Unterkommen gab und in der treuesten Pflege mit ihren Kindern wetteiferte.

Katharina mußte sofort zu Bett gebracht werden: der Schreck und die Erkältung unterwegs hatten sie entkräftet und ihr ein hitziges Fieber zugezogen.

Der zu Rat gezogene Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, und auch er that, was er konnte, den schwachen Lebensfunken wieder anzufachen. Es war, als wetteiferte jetzt alles, der Witwe des göttlichen Segenspenders die versäumte Liebe nachzuholen und den erwiesenen Undank zu vergüten.

Und der Kranken that es wohl. Ihr Mund floß über von herzinniger Danksagung, und wo ihr die zunehmende Leibesschwäche die Kraft zum Reden versagte, da sprachen die Augen mit ihren stillen Thränen und die Hände mit ihrem stummen Druck.

Auf ihren Wangen bluhten die schönsten roten Rosen, und in durchsichtiger Lilienweiße schimmerte die Haut. Man hielt sie gar nicht für krank; man meinte auch, sie habe nie in ihrem Leben schoner ausgesehen. Dazu leuchtete aus ihren Augen ein ganz eigener Glanz, und ihr ganzes Wesen hatte so etwas Sanftes, Weiches, Friedliches und Himmlisches bekommen, daß man sich in ihrer Nahe angeweht fuhlte wie von der Luft der zukünftigen Welt. Auch waren ihre Gedanken jetzt mehr droben, als auf der Erde. Sie sprach viel von ihrem seligen Gatten, nicht allein im Wachen, sondern auch im Traum, ja manchmal redete sie mit ihm, als stande er gegenwärtig bei ihr.

Der Winter kam mit seinen Schneeflocken und Eisblumen, mit seinen langen Nächten und der stillen, ahnungsreichen Adventszeit. „Nun komm, der Heiden Heiland" sang es in den Kirchen, und auf den Straßen wiederholten es unter den Fenstern der Burger die Kurrendeschüler.

Die Kranke vernimmt die fröhlichen, lieblichen Klänge, und ihre Wangen röten sich höher, ihre Augen leuchten seliger — sie singt leise mit: „Nun komm, der Heiden Heilan[illegible] ihr Mund.

Darauf ward sie still und lag erschöpft mit gefalt[illegible]den, die Augen weit aufgethan und nach oben gekehrt, [illegible] sie des kommenden HErrn.

Die Umstehenden wagten sich nicht zu bewegen, [illegible] Lippen flüsterte leises Gebet.

So gingen mehrere Stunden hin, und die Nacht fiel [illegible]

Es wurde Licht geschlagen und im Ofen frische[illegible] gemacht, denn es war ein bitter kalter Tag, der zwa[illegible]zember des Jahres 1552.

Als der Seiger die neunte Abendstunde schlug, [illegible] Mutter nach ihren Kindern um, deren Angesicht vom [illegible] Wachen und Seufzen und Härmen ganz fahl und ver[illegible] „Ach möchtet ihr nicht schlafen und ruhen, meine [illegible] Kinder?" fragte sie mit leiser, kaum vernehmliche[illegible] „Siehe, ich bin auch müde."

Damit wandte sie sich, von dem Gretchen unter[illegible] der Wand herum, schloß die Augen und atmete ganz [illegible]

Schweigend saßen die Kinder um das Lager her [illegible]ten der Mutter süßen Schlummer, noch einmal in ihrem [illegible] der Hoffnung Raum gebend, es könne ein Schlaf der Genesung sein. So verging wohl eine Stunde.

Da erhob sich Margarete, schlich auf den Zehen zu dem Bett und beugte sich über ihr Mütterlein. Sie lauschte und lauschte — da war kein Atem mehr zu hören: die fromme Dulderin war längst daheim bei ihrem HErrn.

Ende.

Buntes Allerlei.

Eisfontäne in den Alleghanies.

(Zu unserem Bilde auf Seite 456.)

Das Town Kane auf den Alleghanies, die höchste Station der Philadelphia- und Erie Eisenbahn, ist einer der besuchtesten Plätze für Sommertouristen. Schwefel- und eisenhaltige Quellen sprudeln hier aus der Erde. Einen besonderen Anziehungspunkt aber bildet eine merkwürdige Fontäne. Im Frühjahr 1878 wurde ein 2000 Fuß tiefes Bohrloch ohne Erfolg angelegt. Seitdem man das Holzgerüst und den Bohrapparat entfernt hat, füllt sich in je zehn Minuten das Bohrloch mit Wasser und dieses wird von den sich darunter ansammelnden Gasen mit mächtiger Gewalt hundert Fuß emporgeschleudert, was namentlich dann einen imposanten Anblick gewährt, wenn man die Gasmasse entzündet. Im Winter gefriert das schäumige Wasser und bildet dann eine mehr als hundert Fuß hohe Eisfontäne von ganz besonderer glitzernder Pracht.

Hufeisen-Canyon des Colorado-Flusses.

(Zu unserem Bilde auf Seite 457.)

Mit dem Worte „Canyon" bezeichnet man im spanischen Amerika und in unserem Westen tiefeingeschnittene Flußbetten mit fast senkrechten Uferwänden nach dem spanischen Worte für Kanone, Flutenlauf. Nirgends finden sich diese Canyons in so großen Dimensionen wie am westlichen Colorado Fluß und an seinen Quellflüssen auf dem hohen Tafellande zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada. Diese Schluchten sind nicht selten über eine Meile tief, so daß die Sonne nie ihren Grund erreicht. Die Wände bestehen aus horizontalen Sandsteinlagern, unter denen Marmor und Granit noch tief eingeschnitten sind.

Sprechsaal.

K. M. in E. E. Wie muß die Temperatur des für Augusts Psychrometer zu verwendenden Wassers sein?

Wenn Sie das Wasser nicht gar zu kalt oder heiß nehmen, hat es keinen störenden Einfluß. Seine Temperatur reguliert sich durch die Verdunstung. Zum Umwickeln nehmen Sie dünnen Gazestoff oder feine Leinwand.

K. W. in Ch. Was ist die altkatholische Kirche und wodurch unterscheidet sie sich von der römisch-katholischen Kirche?

Im Jahre 1870 erklarte bekanntlich das Vatikanische Konzil als Glaubenssatz die Lehre, daß der Papst unfehlbar sei. Der anfangliche Widerspruch einiger Bischöfe verstummte, sobald das neue Dogma promulgiert war. Aber mehrere deutsche Professoren, an ihrer Spitze der Propst v. Döllinger in München, beharrten bei ihrem Widerspruch. Die von ihnen ausgehende Bewegung ergriff weitere Kreise. Diese modernen Protestanten nannten sich Altkatholiken im Gegensatze zu den Neukatholiken oder Infallibilisten. Sie hielten angstlich an allen Lehren des Papsttums fest, aber das Papsttum selbst verwarfen sie, „dessen tausendjährige Irrtümer nur in der Unfehlbarkeits-Erklärung gipfelten." Es kam zur Bildung altkatholischer Gemeinden in Passau, München, Straubing, Kempten, Köln, Bonn, Elberfeld 2c. 1873 wurde der erste altkatholische Bischof in der Person des Dr. Joseph Hubert Reinkens gewählt; der jansenistische Bischof von Deventer weihte ihn. Seine Anhänger hat der Altkatholizismus hauptsächlich in Deutschland und in der Schweiz. Doch gleicht er einer Pflanze, der Licht, Luft und Wärme fehlt, die daher nicht zur fröhlichen Blüte gelangen kann. Auch nach außen hin geht er eher rückwärts als vorwärts. Er gehört eben nicht zu den Pflanzen, die der himmlische Gartner gepflanzt hat.

D. in O. u. a. Wir geben zu, daß unsere Beantwortung der Frage des Gustav Kaus eine nicht ganz richtige ist. Sie schreiben: „Es giebt lutherische Gemeinden im alten Vaterlande, wo beim Begräbnis Lichter gebrannt werden, wenigstens im Trauerhause, meist aber auch bei der Leichenfeier in der Kirche; und zwar in dem Sinne, daß damit unsre selige Ewigkeitshoffnung bildlich bekannt werden soll. Und in diesem Sinne finde ich besagte Sitte weder unschön noch tadelnswert, vorausgesetzt, daß sie als ein, in unsrer christlichen Freiheit stehendes, Mittelding geübt und niemandem als irgendwie nötig aufgedrungen wird; und daß vor allem nicht der päpstliche Wahn damit verbunden ist, als ob das Brennen von (geweihten) Kerzen am Sarge dem Toten noch verdienstlich sein und etwas zu seiner Seligkeit helfen könnte."

P. K. in K. schreibt: „Das Lichterbrennen bei Begräbnissen findet bei den hiesigen Hessen allgemein statt. Ich finde gewöhnlich 2 brennende Lichter auf dem Sarge, die während der Begräbnisfeierlichkeit im Hause brennen bleiben, bis die Leiche hinausgetragen wird."

In vielen Gegenden Norddeutschlands, so auch in Mecklenburg, ist diese Sitte allgemein.

F. R. in N. Y. Wissen Sie ein Rezept gegen Gesichtsausschlag und rote Nase, durch Blutschärfe veranlaßt?

Nein, wir kennen kein Blutreinigungsmittel außer dem einen: sorgfältige Hautpflege und reizlose Diät.

L. Fr. in Ch. Welche Nähmaschine ist die beste?

Das wagen wir nicht zu entscheiden. Kaufen Sie eine, die bereits im allgemeinen Gebrauch ist, so werden Sie nicht fehlgreifen; eine jede der guten Maschinen hat ihre eigenen Vorzüge.

F. G. in M. Löst Salpetersäure Silber auf und in wie langer Zeit?

Salpetersäure löst Silber auf. Die Lösung giebt abgedampft den Höllenstein. Die Salpetersäure löst Gold nicht, scheidet also Gold von Silber, weshalb man sie auch Scheidewasser nennt. Die Zeit hängt von der Größe des Silberstückes und von der Stärke der Säure ab.

G. W. in M. Ist es wirklich der Fall, daß Petroleum, auf den Kamm einer Welle gegossen, die Wirkung hat, daß die Welle sich senkt und zur Ruhe kommt? Die zweite Frage, die im 19. Säkulum unvermeidlich ist, lautet: Wie erklärt man sich diese Wirkung des Oels? — Erhalte ich auf diese Fragen keine Antworten, so soll mein Trost dieser sein, daß Sie in der Mathematik nicht selten eine Frage an mich gerichtet haben, die ich mit dem tiefsten Stillschweigen beantworten mußte.

Allerdings beruhigt Oel die Wogen. Erst kürzlich hat die englische Regierung bestätigende Versuche in der Brandung an den Küsten anstellen lassen. Aber die zweite Frage müssen wir — wie Sie — mit Stillschweigen beantworten, weil uns eine plausible Erklärung nicht bekannt ist. "Tit for tat!"

F. O. in W. Ist das Rauchen der Gesundheit schädlich?

Der Tabak ist vielen Menschen ein Genußmittel, das ihnen ein Gefühl der Befriedigung und Behaglichkeit giebt, ihnen die Langeweile und Einsamkeit erträglicher macht und sie zur Geselligkeit stimmt. Mäßig genossen schadet er nicht. Aber das „edle Kraut" birgt Unheil, wenn man ihm im Übermaß fröhnt. Es enthält ein sehr starkes Gift, das Nikotin, das Kopfweh, Schwindel und Herzklopfen hervorruft. Wo immer sich solche Symptome bei einem Raucher einstellen, da entsage er dem Tabaksgenuß. Wer sonst an Husten, Augenübeln, Appetitmangel und Magendrücken leidet, sollte das Rauchen gänzlich meiden. Geradezu als Gift wirkt der Tabak auf Herz- und Lungenkranke, besonders auf Blutspeier. Die Jugend ist vor dem zu frühen Gebrauch des Tabaks ernstlich zu warnen; vor dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre ist der Genuß desselben zu untersagen und auch dann nur mäßig zu gestatten.

K. G. in O. wünscht zu wissen, ob es hierzulande Orgeln mit Glockenspielen giebt und wo. Kann einer der Leser Bescheid geben?

W. Str. in K. 1. Variiert die Mittagslinie? 2. Auf welche Weise pflanzt sich der Aal fort?

1. Nein. 2. Ist noch unbekannt.

H. St. in C. Bitte um ein Mittel gegen Hühneraugen.

Empfehle Ihnen R. J. Richards Corn Remedy (Marietta, O.) und — bequeme Stiefel.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 20. März 1884. Nummer 30.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule.

1.

Am Brunnen.

So hieß die alte Häuserreihe, welche an der Stadtmauer lag; stand auch so an der Ecke geschrieben, weiß auf schwarzem Grunde; war auch ganz in der Ordnung mit dem Namen, denn es gab hier wirklich einen Brunnen, welcher das klarste und kühlste Wasser gab in der ganzen Stadt. Man nannte den Brunnen nach dem heiligen Gallus den „Gall-Brunnen" und rankte sich allerlei Gesprosse der Sage um sein granitenes Becken, wie die grünen Zweiglein des Epheu, die da emporschossen. Der Heilige sollte hier ein Wunder gethan haben, da er mit seinem weißen Pilgerstab in den Boden gestoßen, und alsobald sei ein klarer Wasserstrahl hervorgesprudelt! Denn er bedurfte ja des Wassers, um die Bekehrten zu taufen. Also war's nach des Volkes Aberglauben nicht von ungefähr, daß des Brunnens Wasser klarer und köstlicher war, als all der andern Brunnen Wasser!

Es war ein herrliches Plätzchen zur Sommerszeit am alten Gallus-Brunnen, denn über ihm breitete eine alte Linde ihr schattiges Dach, nach beiden Seiten weit hinausragend, über die Stadtmauer gen Osten und bis an das alte Haus gegenüber gen Westen. In der Linde sangen alle die Vögelein, vom Rotkehlchen bis zur Nachtigall, und unter der Linde stand eine Bank, die ward auf der Stadt Unkosten vom wohlweisen Rat unterhalten und alljährlich am Gallus-Tage besichtigt, ob auch etwas dran fehle.

Dem Brunnen gegenüber stand ein niedriges Haus mit einer gewölbten Thür, nur zwei Fenster in der Front und oben im vorspringenden Giebel auch ein Fenster, die Scheiben in Blei gefaßt und das Holzwerk eichen und geschnörkelt. Das war eine Freiwohnung, welche vom Rat alten würdigen Leuten, beiderlei Geschlechts, verliehen ward, von welchen es dann hieß: „sie wohnen beim Gallus". Der jetzige Inhaber dieser Freiwohnung war der alte würdige Meister Martin Jakobi, in jungen Jahren wohl erfahren in dem edlen Gewerbe der Gold- und Silberschmiede; nachdem ihm aber das Augenlicht schwach und die Hände zitternd geworden, harrte er in der Stille hier „am Brunnen", in der Freistatt, auf ein sanftes und seliges Ende. —

Es war in der Maienzeit. Die Linde hatte wieder ihre Knospen springen lassen, das zarte, durchsichtige Grün schimmerte goldig in der Morgensonne. Laut und lustig ging es her in den Zweigen unter dem luftigen Laubdach. Hin und wieder kamen sie auch herab, all das leichte Gesindel, setzten sich auf den Rand des steinernen Beckens, tauchten Kopf und Flügel hinein in die klare Flut unter den perlenden Strahl, flatterten aufwärts und schmetterten oben ein Danklied dem gütigen, allzeit freigebigen Spender, dem alten Brunnen des heiligen Gallus!

Am Brunnen, auf der Ratsbank, saß der alte Meister Martin, freute sich der linden Maienluft und der Vogelstimmen und des plätschernden Strahls, hatte auch seine Gedanken dabei. Seitdem seiner Hände Arbeit stille gestanden, arbeitete er gern innerlich in Gedanken. — Das waren seine Gedanken: Da fließt es hin, über des Brunnens Rand, das klare Wasser, ungenutzet und vergeblich! und doch giebt der Brunnen sein Wasser bei Tag und Nacht, viel lange, lange Jahre, — Jahrhunderte! Die Menschen sind gekommen zu schöpfen, zu trinken bis auf diesen Tag, — und sie denken und danken gar nichts dabei — kommen und gehen, und der Brunnen giebt sein Wasser, den Bösen und Guten, den Gerechten und Ungerechten! — Das überwältigte schier den Alten und drängte ihn seine Hände zu falten; er gedachte des anderen Brunnens, der aus der Ewigkeit quillt, welcher ist das Wort Gottes.

Über all den Dächern der Häuser, der hohen und der niedrigen, ragten die Türme der beiden Pfarrkirchen in den Himmel, da ward das heilige Wort gepredigt, alle Sonntage zu dreien Malen. Meister Martini saß an jedem Sonntage dreimal auf seinem Klappbänklein im Steige unter der Kanzel zu St. Johann; er wußte also genau Bescheid, wie es stand mit den Hörern. In seiner Jugend waren diese Plätze im Gestühl alle voll gewesen, in der Frühe kamen die Bauersleute und Tagelöhner und sonstiges niederes Volk; im Hauptgottesdienst, am Vormittage, die wohlhäbigen Bürger, die Kaufleute samt den Ratsherren; am Nachmittage die Kinder und die Dienstboten zur Christenlehre. Wie war's aber jetzt anders geworden! kaum daß im Hauptgottesdienst sich die Plätze füllten; in der Frühe war's ganz schwach besetzt und nachmittags nur die Schuljugend, weil sie mußte. —

Und doch ist's das alte, ewige Gotteswort und Evangelium! ist's nicht geradeso damit, wie mit dem Brunnen? Die Menschen achten's so geringe, daß sie die teure Gottesgabe gar nicht erkennen, lassen's dahinfließen bei Tag und Nacht und machen sich nichts daraus; — die himmlische Güte aber ist unermüdlich — unerschöpflich — ohne Ende! — Ohne Ende? — Meister Martin machte eben in Gedanken ein Fragezeichen dahinter, und wollte in seinen Gedanken weiter arbeiten. Da rief ein feines Stimmchen von drüben her, aus der offenen Hausthür: „Großvater! ich möchte gar zu gern auch einmal bei Euch sitzen auf der Bank, es muß da so hübsch sein!“

Das war Ännchens feine Stimme, und Ännchen war des Alten Enkelin, und weil sie weder Vater noch Mutter hatte, war's verstattet worden, daß sie bei dem Großvater unterschlüpfen dürfe in der Freiwohnung „am Brunnen“. Ännchen war ein armes, krüppelhaftes Ding, gelähmt an den Füßen, konnte keinen Schritt gehen, und war im Wachstum zurückgeblieben, daß sie aussah wie ein zwölfjährig Kind und war doch bald zwanzig! — Das arme Kind saß für gewöhnlich in einem Binsen-Stühlchen, hatte geschickte Hände für allerlei feine Handarbeit und große, sprechende Augen in dem blassen Gesichtchen. —

Der Alte, als er die Stimme seiner Enkelin hörte, schüttelte sachte den weißen Kopf und ward ganz betrübt aussehen. „Ei, Ännchen“, rief er hinüber, „da wirst Du Dich gedulden müssen, bis heut mittag der Heinrich von der Arbeit kommt, der trägt Dich wohl hinüber! ich wag's nicht, wir könnten beide hinfallen! Aber warte nur, ich komme gleich hinüber, dann stell' ich Dich mit dem Stuhle vor die Thür, das wird schon gehen, und setze mich selber daneben, da hörst Du auch den Brunnen und die Vögel in der Linde. So plaudern wir ein Stündchen und dann mache ich die Mahlzeit zu Mittag, der Heinrich will auch etwas haben. Wir essen heut Specksalat!“

So geschah's, und bald saßen die beiden in der Steinlaube vor der Hausthür und das Ännchen schaute glückselig in den blauen Frühlingshimmel und in die grüne Linde, und freute sich an Vogelsang und Brunnenrauschen. Denn das arme Ding hatte bei all seinen Gebrechen einen heiteren Sinn und ein fröhlich Herz und verstand's, wie das Bienlein, aus jeder Blume einen Honigtropfen zu saugen, und das Gift drin zu lassen. Unter des Großvaters Wort und Gebet aber war ihre Seele gelehret worden Gott zu suchen, und das war das Allerbeste beim Ännchen; es stehet ja geschrieben: „Die Gott suchen, denen soll das Herz leben!“ Das ist ein teuerwertes Wort, und je gewißlich war! —

Ännchen arbeitete an einem feinen Tüchlein, das knotete sie aus weißen Seidenfäden und ihre weißen, mageren Finger flogen emsig hin und her. Die reiche Adlerwirtin am Markt hatte es sich bestellt und wollte sich damit putzen, denn sie war eine Witwe und hatte Freiersgedanken. —

„Großvater“, hob Ännchen an, „Heinrich hat mir wieder viel von Amerika und Australien vorgeredet — es läßt ihm hier keine Ruhe mehr, er will durchaus in die Welt hinaus, — das quält mich bei Tag und Nacht!“ —

„Und was soll denn aus Dir werden?“ fragte der Alte, „wenn ich heut' oder morgen die Augen zumache?“ — Heinrich war Ännchens Bruder, ein lang aufgeschossener Maurergeselle, ein paar Jahre älter als die Schwester, der zog sich den Riemen fest um den Leib, wiegte sich in den Hüften, ließ die blauen Augen hin- und herschweifen, und unter den Sohlen brannte es ihm, wie so vielen, als ob drüben, jenseits des Weltmeers, die gebratenen Tauben nur so herumflögen. —

Ännchen seufzte, dann hob sie wieder an: „Halten werden wir ihn doch nicht, Großvater! das ist wie ein Fieber! da sind noch mehr, die's immerhin gar nicht übel hier haben in der alten Heimat, aber es duldet sie doch nicht länger, fort müssen sie, da ist kein Halten und Helfen! — ein guter Junge ist der Heinrich wohl, und ich halte ganz erschrecklich viel von ihm — es wird mir das Herz zerreißen, wenn ich ihn nicht mehr sehen soll — aber wenn's nun sein Glück wäre — ach, da wollt' ich ihn ja gerne gehen lassen. Aber — ach aber“ — sie stockte.

„Ja, Kind, wenn nur kein ‚Aber‘ dabei wäre, dann ging's schon! Aber der Heinrich ist just so wie sein Vater und Du bist wie Deine Mutter: er windig und leichtfüßig, und Du still und sinnig; er arbeitet wohl, aber er betet nicht, und wo das nicht beides zusammen, da geht's nimmer gut. Nun sausen ihm die Amerikagelüste im Schädel herum wie Wespen; hier ist alles gar nichts und dort ist's alles schön und herrlich! als ob's nicht immer noch so wäre, daß jeder liegt, wie er sich bettet. — Da drüben finden sie das Geld auch nicht auf der Straße und wer nur arbeiten mag und sich zu Gott hält, der wird auch hier sein bescheiden Teil finden. Das ist's aber grad, an dem ‚bescheidenen Teil‘ läßt keiner sich mehr genügen; das will alles oben hinaus, der Knecht will sein wie der Herr und die Magd wie ihre Frau, und wenn's nicht gehen will, dann sind sie wie die unartigen Kinder, schlagen die Thür hinter sich zu und schreien: Weg damit! wir gehen nach Amerika! — Deine arme Mutter hat auch schon ihr Leiden mit der Art gehabt, der Heinrich hat's von seinem Vater geerbt, das leidige Amerika-Fieber!“ —

„Ach, meine Mutter!“ seufzte Ännchen, ließ eine Weile die Hände sinken und blickte träumerisch hinüber nach dem Brunnen, als horche sie auf sein Rauschen. „Väterchen, erzählt mir doch ein wenig von meiner Mutter.“

„Ja, Deine Mutter! mein einzig liebes Kind!“ erwiderte der Alte — „ihre Seele gefiel dem HErrn wohl, darum eilte Er mit ihr hinweg aus diesem bösen Leben — sie hat ihre Last getragen, aber sie hat Glauben gehalten und ist getreu gewesen bis in den Tod — so wird der HErr ihr nun wohl beigelegt haben die Krone des Lebens. Wenn ich Dich so ansehe, Du armes Herz, in Deiner Gebrechlichkeit, und an Deine hochgewachsene Mutter denke, da will's mir gar nicht in den Sinn, wie Du doch so jämmerlich hast werden können! Der Heinrich ist ihr gleich dem Leibe nach, Du aber nach Herz und Gemüt, und das ist die Hauptsache! — Weich wie Seide war ihr blondes Haar, aber noch weicher ihre Seele! klar und rein ihr Auge wie der Sonnenstrahl, aber noch klarer und reiner ihr Herz! — Dein Vater hatte eine starke Liebe zu ihr gefaßt und sie auch zu ihm: sie dachte, daß sie von Gott bestimmt sei, ihm eine rechte Gehilfin zu werden auf dem Wege zum Himmel. Aber die Mächte des Argen hatten ihr Spiel und böse Leidenschaften rissen ihn fort, ich kann Dir das nicht alles erzählen, Du bist ja sein Kind! Da brannte ihm der Boden unter den Füßen. Alle Künste der Überredung hat er daran gesetzt, sein armes, zartes Weib zu bewegen, daß sie mit ihm gehe; sie hat gerungen wider sein Andringen, mit Bitten und Flehen, denn sie konnte ihr Herz nicht losreißen von der geliebten Heimat und von ihrem Vater; sie hat auch gerungen im Gebet vor Gott, Er wolle ihr Kraft geben zu thun was recht sei. Da ist eines Tages Dein Vater verschwunden, heimlich davongegangen. Vom Bord des Auswandererschiffes kam ein Brief, ein kurzes Lebewohl, ohne Angabe des Orts, wohin er ginge, ohne Entschuldigung oder Rechtfertigung, ohne Bitte um Vergebung, ohne Dank für all die treue Liebe, ohne Gruß an seine Kinder. Seitdem blieb er uns ein Verschollener. Das brach Deiner Mutter das Herz. Aber es kam keine Klage über ihre Lippen, sie hat es alles mit ihrem Gott allein durchgekämpft. Wenn ich mit ihr reden wollte, schüttelte sie nur leise den Kopf, faltete die Hände und blickte vor sich nieder, mit einem so traurigen Gesicht, daß es mir in der Seele wehe that. Doch wußte ich wohl, was in ihr vorging: es war die Selbstanklage, daß sie nicht mit ihm hatte gehen wollen. Das nagte an ihr und zer-

nagte zuletzt den zarten Lebensfaden, sie schwand dahin und mit einem letzten, leisen Seufzer, man hörte ihn kaum, eilte ihre Seele hinweg aus diesem bösen Leben, zu Dem, Der sie je und je geliebt."

Als Meister Martin so gesprochen, stand er auf, wischte sich eine Thräne von der grauen Wimper und ging ins Haus, er mußte ja das Mittagsessen rüsten für den Gesellen Heinrich, welcher sich bei seinem Großvater in die Kost gegeben hatte, der pflegte einen tüchtigen Hunger mitzubringen.

Ännchen aber blieb stille sitzen in ihrem Binsenstuhl, unter der steinernen Thürlaube. Die Arbeit ruhte in ihrem Schoße. Was der Großvater ihr erzählt, — ach, sie hatte es schon oft, oft gehört, — aber sie mußte es immer wieder hören, denn ihr zärtliches Herz lebte und webte im Andenken an die früh verlorene Mutter, an keinem Abend schlief sie ein, ohne sich ihr feines blasses Antlitz vorzumalen, ohne dieser großen, blauen Augen ernsten Blick zu empfinden, — ohne ein Verslein vor sich hinzubeten, das sie von diesen Lippen gelernt, es war das bekannte:

JEsu, geh' voran, auf der Lebensbahn!

Jetzt, nachdem sie bei des Alten Worten sich wieder ganz in das traurige Los ihrer Mutter versenkt hatte, dachte sie bei sich: Eins bitte ich vom HErrn, das hätte ich gern, daß ich zu meiner Mutter käme in Gottes seligen Himmel, ehe der Großvater die Augen zumacht!

Die Vögel in der Linde schlugen und sangen fröhlich ihre Lieder — es war ein ganzer Chor! — Ännchen hörte es nicht: die Vögel flatterten auch abwärts und setzten sich an des Brunnens Rand, tranken und badeten sich, es war ein liebliches Spiel — Ännchen sah es nicht! — der alte Gallus-Brunnen rauschte nach wie vor — Ännchen merkte es nicht, ihr war die Seele entrückt! — Manch altes Mütterchen aus der Nachbarschaft ging vorüber, nickte einen Gruß hinüber, Ännchen hatte ihn nicht erwidert. Als aber nun vom Ende des Gäßchens ein fester, rascher Tritt auf dem Steinpflaster tönte, da hob sich das gesenkte Köpfchen, sie blickte hinunter und flüsterte: Heinrich!

Nach wenig Minuten stand dieser Heinrich vor dem Mägdlein, ein schlanker Geselle, das Käpplein keck auf dem Ohre, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Mit sprechenden Augen schaute er auf das arme Geschöpf; lauter warme Lebenslust und Lebenskraft sprühte aus seinem hübschen Antlitz; scherzend zog er seine Mütze, ehrerbietig grüßend, dann sagte er: „Ist's erlaubt?" und ohne Antwort abzuwarten, hob er Stuhl und Mägdlein leicht wie eine Feder auf seinen Arm, trug's ins Haus und in die Stube, setzte die leichte Last an den bestimmten Ort, hinter den weiß gescheuerten Tisch von Tannenholz und nachdem er einen verlangenden Blick in die aufgetragene Schüssel geworfen, setzte er sich rasch auf seinen Platz. Jetzt trat der Großvater ein, begrüßte den Enkelsohn, sprach ein Tischgebet, welches jener gedankenlos mitmachte, dann aßen die drei, wobei dem Burschen der Löwenanteil zufiel.

Während des Essens sprach er nicht, — als aber die Schüssel ganz leer geworden bis auf die letzte Krume, da sagte Heinrich lachend: „Na, das wäre besorgt! wenn Ihr beide es mir gleich thätet, dann säh's schlimm aus — wovon lebst Du eigentlich, Kind? jeder Vogel auf dem Baum und jeder Käfer am Halm kann's mit Dir aufnehmen, Du Wurmlein! — Vaterchen!" wandte er sich dann an den Alten, „hättet Ihr wohl ein wenig Tabak für mein Pfeifchen, hab' schon den ganzen Heimweg kalt geraucht, und so nach dem Mittag schmeckt's herrlich!" — Der Alte zeigte auf den Kasten, und Heinrich stopfte sich den Kopf fest voll. Dabei plauderte er weiter und erzählte, daß der Bau am Markte rasch vorwärts schreite, daß die Gesellen aber mit dem Tagelohn lange nicht zufrieden seien und ehestens dem Meister auftrumpfen wollten. Ihm könne es gleich sein, heute hätte er's fest gemacht mit seinem liebsten Freunde Konrad, dem Zimmermann, — zu Mittsommer wollten sie nach Amerika, vielleicht auch nach Australien, darüber erwarteten sie noch Nachricht. Jetzt eben sei's die rechte Zeit, bevor ihm der bunte Rock drohe. Drüben sei noch was zu machen und zu werden für 'nen fixen Kerl, der sein Handwerk verstünde; hier bleibe man ja doch ein Schlucker und Hungerleider sein Leben lang, wenn man sich auch die Seele aus dem Leibe arbeite. Und das treffe sich herrlich, er ein Maurer und Konrad Zimmermann! sie wollten ein Kompanie-Geschäft begründen, und nur so die ganzen Städte aus der Erde wachsen lassen! Das sei 'n ganz anderer Kram als hier, wo die reichen Filze so fest auf ihren Geldkasten säßen, daß sie sich zehnmal bedächten, eh' sie sich ein neues Haus bauten! Und dann all die Hochnasigkeit, die man sich hier gefallen lassen müßte! da rümpfen die Dämchen die Nase, wenn sie einem ehrlichen Handwerker im Arbeitszeug begegnen und biegen sorgfältig aus, daß er sie nur nicht am Ärmel streife! Von all dem jammervollen Wesen wüßten sie drüben nichts, da werde man gerade durch die Arbeit geadelt! —

Das war so eine von den Reden, die der Heinrich jeden Tag dem Großvater und seiner Schwester hielt. Man mußte sich nur wundern, daß ihm die Pfeife nicht dabei ausging vor lauter Begeisterung und Beredsamkeit.

Der Alte hatte es längst aufgegeben, mit Gründen dagegen an zu reden. Das war alles umsonst. Heute sagte er nur: „Hast Du denn schon das Überfahrtsgeld zusammen, mein Junge?"

„Noch nicht ganz, Großvater, aber es fehlt nicht viel. Bis Anfang August werde ich's haben. Dann sind wir mit dem Neubau am Markte fertig, und dann hält mich nichts mehr!"

„Auch Deine Schwester nicht? — ich bin alt und kann jeden Tag davon gehen, dann ist sie ganz allein!"

„Na, höre 'mal, Großvater, das müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich nicht in den ersten vier Wochen so viel verdiente, daß ich Euch so viel schicken könnte, ein ganzes Jahr davon zu leben. Ihr braucht ja so gut wie nichts. Und dann sind doch auch noch die Verwandten auf dem Haidhofe da. — Freilich, die Elsbeth hat auch viel Sinn für Amerika — hab' neulich mal mit ihr gesprochen — denk's mir beinahe, daß sie mit macht — aber die Muhme, die geht nicht mit, und die hält so viel auf Ännchen, als wär's ihr eigen Kind, das wißt Ihr beide doch ebensowohl als ich!"

„Die Elsbeth mit nach Amerika!" rief Ännchen jetzt — „das darf doch nimmer geschehen! — was sagt Ihr, Großvater? was soll denn da aus dem Haidhof werden? die Muhme ist kränklich und zart — und der Ohm kann nichts ohne die Elsbeth, die ist ihm ja wie ein Sohn. O, Heinrich! Du wirst ihr doch nicht zugeredet haben? — das könnt'st Du nimmer verantworten! das bräche der Muhme das Herz!"

Heinrich zuckte die Achseln — nahm die Pfeife aus dem Munde und betrachtete das Bild auf dem Kopfe so aufmerksam, als hätte er's noch nie gesehen.

„Ja, siehst Du, Kind, das ist nun einmal nicht anders mit dem Auswandern, das kommt so über einen wie ein Schicksal, — da ist's, als wenn man's immer von neuem hörte: ‚Geh! mach', daß Du hinkommst! was willst Du hier länger? Dein Glück wartet schon auf Dich!' mit der Elsbeth mag's wohl auch so sein. Meinetwegen kann die gern hier bleiben — ich mach' mir weiter nichts draus, ist zwar ein kapitales Mädchen, das muß wahr sein, aber der Konrad sagt immer, nur ja keinen Anhang, frei und los und ledig muß der Mann drüben sein, mit 'nem Klotz am Bein, sagt er, das geht nicht! Und darin hat er gewiß recht. Wenn die Elsbeth übrigens so mit will auf ihre eigne Hand, na ja, ich kann's ihr doch nicht verwehren."

Er machte dabei eine besondere Miene, und Ännchen wußte wohl, was er dachte, denn sie wußte, daß Elsbeth ihn sehr gern hatte und gewiß schon um seinetwillen mit ginge; auch hätt's für den windigen Burschen keine bessere Frau gegeben, als die tüchtige, resolute und zuverlässige Bauerntochter, die ihm zu seinem Wohl einen Kappzaum angelegt hätte. Es mocht' aber wohl sein, daß der Heinrich davon ein richtiges Vorgefühl hatte und sich darum kühl verhielt. —

Meister Martin hatte sich bei diesem Gespräch ganz schweigsam verhalten und ein sehr ernstes Gesicht dazu gemacht. Die Sache mit der Elsbeth war ihm nicht bloß überraschend, sondern auch sehr betrübend, denn er wußte, wie viel seine Schwester, die Bauerfrau auf dem Haidhofe, dabei leiden würde und daß die Wirtschaft draußen nicht bestehen könne ohne das Mädchen. Drum trat der alte Mann jetzt dicht an den Enkelsohn heran, legte ihm seine Hand schwer auf die Schulter und sagte mit ernstem Nachdruck:

„Für Dich selber mußt Du thun, was Du nicht lassen kannst, und nehmen, was drauf folgt. Deinem HErrgott entlaufst Du ja doch nicht. Aber anderen Deinen blauen Dunst vormachen und damit Unheil stiften, das sollst Du bleiben lassen, sonst werden wir zwete unfreund'!"

Das war dem Burschen aber zu viel, unwillig schüttelte er des Alten Hand von sich. „Vom blauen Dunst ist hier gar kein' Red' — das laßt Euch gesagt sein, und im übrigen laß ich mir den Mund nicht stopfen und thu', was ich will! Adje, es ist Zeit, auf die Arbeit zu gehn!" — Damit schoß er zur Thür hinaus.

Das Ännchen war ganz kreideweiß geworden bei dem Wortwechsel und ihre Finger zitterten, als sie die Hände, wie Hilfe suchend, zum Großvater aufhob.

„Laß ihn nur, mein Kind!" sagte er beruhigend, — „er ist nur ein wenig in der Hitz, das legt sich schon; er wird's sich doch merken, was ich ihm gesagt hab', ich kenn' ihn. Und die Elsbeth darf nicht fort, es geht nimmer an. Am nächsten Sonntag setz' ich Dich in Dein Korbwägelchen, da fahren wir in der Früh hinaus nach dem Haidhof, und wollen's selber hören und sehen, wie's mit der Sach' steht. — Jetzt trag' ich Dich hinaus und mach' die halbe Thür los, da kannst drinnen vor sitzen und Dein Schläfchen halten. Ich leg' Dir das Kissen hinter den Kopf! Die schöne Luft wird Dich anwehen und der Brunnen singt Dich ein! Gelt?" —

Ännchen sah den Alten durch Thränen dankbarlich an, und ließ es mit sich geschehen, wie er gesagt hatte. Seine Güte war ja alles was sie auf Erden hatte, und sie ließ sich so gern von dieser Güte umfangen. Da saß sie nun im Thürwinkel, ungesehen von draußen her, aber umspielt von der sanften Frühlingsluft. Jeden Tag nach dem Essen war's da ihr Plätzchen in der Sommerszeit. Der Brunnen rauschte und platscherte, das klare Wasser floß dahin und die Vögel aus der Linde kamen herab zu trinken — sonst war's still in der abgelegenen Gasse, — und leise sanken die Lider über Ännchens müde Augen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschwörung des Pontiac.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Von K.

II.

Krieg den Engländern. — Drohende Gerüchte! — Vergebliche Warnung. — Königs Geburtstag. — Das Ballspiel. — Das Blutbad von Michilimackinac. — Aufregende Szenen. — Zweimalige Rettung.

Im Frühjahr 1763 traf bekanntlich Pontiac die Vorbereitungen zum Beginn der Feindseligkeiten gegen die Engländer. Überallhin sandte er Boten an die verschiedenen Indianerstämme, um sie zum Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind zu bewegen. Auch die Indianer von Michillimackinac ließ er einladen, an dem Kriege teilzunehmen. Seine Gesandten erschienen mit Kriegswampums vor den versammelten Kriegern, warfen ein rot bemaltes Beil vor ihre Füße und hielten die Rede, welche Pontiac ihnen eingeprägt hatte. Die wilde Versammlung lauschte den zündenden Worten mit Spannung. Ein gellendes Geheul des Beifalls war ihre Antwort; das blutrote Kriegsbeil wurde aufgehoben und alle Anwesenden gelobten, Pontiacs Sache zu der ihrigen machen zu wollen. Vor Ende Mai erhielten die Objibwas die Nachricht, daß Pontiac die Engländer bei Detroit bereits vernichtet habe. Dies stachelte ihre Kampfbegierde mächtig an und sie beschlossen, nicht länger mehr Frieden zu halten. Ihre Zahl war damals durch wandernde Scharen ihres Stammes mehr als doppelt so stark geworden; wahrscheinlich hatte das Gerücht von einem bevorstehenden Kriege die Objibwas von nah und fern bewogen, sich bei Michillimackinac zu versammeln. Vielleicht aus Eifersucht gegen die Ottawas oder in der Meinung, Ruhm und Beute für sich allein behalten zu wollen, beschlossen sie das Fort anzugreifen, ohne ihren Nachbarn von L'Arbre Croche ihre Absicht zu verraten.

Die Garnison von Michillimackinac bestand damals aus ungefähr fünfunddreißig Mann und mehreren Offizieren. Sie alle hätten wissen können, daß ein Sturm drohe; an Warnungszeichen hatte es nicht gefehlt. Mehrere den Engländern weniger feindlich gesinnte Kanadier hatten allerlei Andeutungen von einer nahe bevorstehenden Gefahr fallen lassen, ja einer von ihnen hatte dem Kommandanten, Kapitän **Etherington**, geradezu gesagt, daß die Indianer den Plan geschmiedet hätten, nicht nur seine, sondern auch alle übrigen englischen Garnisonen an den Seen zu vernichten. Aber in unseliger Verblendung, wie man sie zu jener Zeit unter den britischen Offizieren in Amerika häufig treffen konnte, hatte Etherington gegen dergleichen Warnungen nicht nur ein taubes Ohr, sondern er drohte sogar, daß er den Nächsten, der das Fort mit ähnlichen Gerüchten beunruhigen würde, als Gefangenen nach Detroit senden würde. Der Händler Henry, der sich gerade jetzt im Orte befand, hatte ebenfalls gegen die Indianer Verdacht geschöpft; als er aber davon gegen den Kommandanten redete, wies ihn dieser verächtlich ab. Henry klagte sich später an, daß er die Verblendung des Offiziers geteilt hatte. Daß seiner eigenen Person Gefahr drohe, war ihm deutlich genug angedeutet worden, und zwar unter den folgenden merkwürdigen Umständen.

Ein Häuptling der Objibwas, Namens **Wawatan**, hatte zu ihm eine freundschaftliche Zuneigung gefaßt, wie dies bei den Indianern häufiger vorkommt. Vor einem Jahre war Henry diesem Manne zuerst begegnet. Eines Morgens war Wawatan in sein Haus gekommen, hatte ein großes Geschenk an Pelzen und getrocknetem Fleisch vor ihm auf den Boden gestellt und ihm dann eine Rede folgenden Inhalts gehalten. Früh im Leben, so begann er, habe er sich nach altem Brauche seines Volkes in die Wüste zurückgezogen, um dort zu fasten und zu beten, damit er den Großen Geist versöhne und von ihm sein zukünftiges Schicksal erführe. Da sei ihm denn im Traume geoffenbart worden, er würde nach Jahren einem weißen Manne begegnen, der ihm Bruder und Freund sein sollte. Kaum aber

habe er Henry gesehen, als es ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden sei, daß dieser der ihm vom Großen Geiste angezeigte Mann und daß sein Traum daher jetzt in Erfüllung gegangen sei. Henry erwiderte einige fröhliche Redensarten, machte dem Wilden ebenfalls ein Geschenk, rauchte mit ihm die Friedenspfeife und — hatte bald darauf seinen neuen Freund und Bruder vollständig wieder vergessen. Seit diesem sonderbaren Begegnis waren mehrere Monate vergangen, als eines schönen Tages — es war am 2. Juni — Henrys Hausthür sich öffnete und die dunkele Gestalt Wawatans schweigend eintrat. Es dauerte ziemlich lange, bis der verwunderte Händler den Wilden wiedererkannte. Auf seine Frage, wo sein Bruder den Winter verlebt und ob er gute Jagdbeute mitgebracht habe, erhielt er keine Antwort. Der Indianer zeigte eine niedergeschlagene Miene und äußerte endlich in den tiefen Kehllauten seiner Sprache sein tiefes Bedauern, daß er seinen weißen Bruder noch im Fort träfe. Er setzte hinzu, daß er am nächsten Tage nach Sault St. Marie gehen würde und daß er wünschte, Henry ginge mit ihm. Dann fragte er, ob die Engländer keine bösen Neuigkeiten vernommen hätten; er selbst sei während des Winters durch den Gesang böser Vögel schwer beunruhigt worden. Als er endlich sah, daß Henry seinen Worten nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, ging er endlich mit trauriger und bekümmerter Miene wieder weg. Doch schon am nächsten Morgen kam er in Begleitung seiner Squaw wieder und wiederholte eindringlich seine gestrige Bitte. Als Henry nach dem Grunde fragte, erhielt er die ausweichende Antwort, ob sein Bruder nicht wüßte, daß viele böse Indianer, die sich früher nie in der Nähe des Forts gezeigt hätten, in den benachbarten Wäldern sich gelagert hätten. Am folgenden Tage würden diese alle ins Fort kommen, Whiskey verlangen und sich volltrinken, da sei es denn gefährlich, dort zu bleiben. In Verbindung hiermit ließ Wawatan noch mehrere andere Winke fallen, aber seine wohlgemeinten Worte hatten keinen Erfolg, und so zogen sich denn endlich die beiden Wilden, nicht ohne zuvor einige Thränen vergossen zu haben, schweren Herzens zurück. Unter den indianischen Weibern herrscht die Gewohnheit, bei traurigen Anlässen laut zu weinen und zu klagen; kein Wunder, daß auch Wawatans gutmütige Squaw, während sie ihres Mannes Canoe zur Abreise rüstete, unaufhörlich seufzte und stöhnte, als ob ihr selbst ein großes Unglück widerfahren sei.

Henry erzählt in seinen Memoiren, daß an demselben Nachmittage das Fort sich mit Indianern gefüllt habe, die sich unter den Soldaten anscheinend mit der größten Freundschaftlichkeit bewegt hätten. Mehrere derselben suchten ihn in seinem Hause auf, um Messer und kleine Perle zu kaufen; sie verlangten dabei widerholt, silberne Armbänder und andere Schmucksachen sehen zu wollen, — wie sich später herausstellte, lediglich in der Absicht, auf diese Weise zu erfahren, wo Henry seine Wertsachen verborgen hatte, damit sie im Augenblicke der Plünderung desto leichter Hand daran legen könnten. Als die Dämmerung hereinbrach, zogen sich die Besucher still zurück, und viele aus der unglücklichen Garnison sahen zum letztenmale die Sonne hinter die Gewässer des Lake Michigan zur Rüste gehen.

Am folgenden Morgen herrschte in der Natur drückende Schwüle. Es war der vierte Juni, der Geburtstag des Königs Georg. In der Garnison waren infolge dieses festlichen Ereignisses die Bande der Disziplin etwas gelockert, den Soldaten wurden einige Freiheiten gestattet. In den nahen Wäldern lagerte eine große Anzahl kürzlich angekommener Objibwas und auch mehrere Banden von Sac Indianern, die vom Wisconsinflusse hergezogen waren, hatten in der Nähe ihre Hütten errichtet. Früh am Morgen kamen einige Objibwas in das Fort und luden Offiziere und Soldaten ein, herauszukommen und einem großen Ballspiel beizuwohnen, welches zwischen ihrer Nation und den Sacs stattfinden sollte. Die Folge war, daß der Platz bald von der Hälfte seiner Bewohner verlassen war. Wir können uns eine ziemlich genaue Vorstellung von dem Bilde machen, welches Fort Michillimackinac an jenem verhängnisvollen Morgen gewährte. Wie die Leser bereits wissen, waren die Häuser und Baracken so arrangiert, daß sie ein Viereck bildeten und auf diese Weise einen großen freien Platz umschlossen, während ein zweites äußeres Viereck durch die das Ganze umgebenden hohen Pallisaden gebildet wurde. Die malerischen kanadischen Wohnhäuser mit ihren Verandas und hervorspringenden Dächern zeigten deutlich die Beschäftigung ihrer Bewohner; denn in ihrer Nähe lagen Birkencanoes und zum Trocknen ausgespannte Fischernetze. Weiber und Kinder lungerten vor den Hausthüren; im Hintergrunde standen Gruppen von rauchenden und plaudernden kanadischen Voyageurs; an den Thüren und Fenstern der Baracken lehnten mit verdrossenen Mienen einige Soldaten, während andere in ihren Interimsuniformen sorglos auf dem freien Platze umherschlenderten

Außerhalb des Forts trug die Szene einen weitaus verschiedenen Charakter. Die Thore waren weit geöffnet, in Gruppen standen die Soldaten im Schatten der Pallisaden und sahen dem indianischen Ballspiele zu. Die meisten von ihnen trugen keine Waffen, eine große Anzahl Kanadier hatte sich unter sie gemischt, eine Menge von Squaws, in bunte Blankets gehüllt, gaben dem seltsamen Bilde ein noch harmloseres Gepräge.

Kapitän Etherington und Leutnant Leslie standen in der Nähe des Thores; namentlich ersterer schien sich für das Spiel sehr zu interessieren, denn er war in lebhafter Unterhaltung mit einigen Objibwas begriffen und vermaß sich ihnen gegenüber hoch und teuer, daß er jederzeit eine Wette gegen die Sacs eingehen würde. Unter den Zuschauern befanden sich auch indianische Häuptlinge und Krieger, anscheinend nur mit der aufmerksamen Betrachtung des Spiels beschäftigt, in Wahrheit aber Gedanken erwägend, die ein ganz anderes Ziel hatten.

Die Ebene im Vordergrunde war mit den Ballspielern bedeckt. Das Spiel, dem sie sich mit ganzer Seele hinzugeben schienen, heißt bei den Objibwas „Baggattaway" und wird noch heute wie ehedem von vielen Stämmen mit großer Leidenschaft geübt. An jedem Ende des Spielplatzes war ein hoher Pfosten in den Grund getrieben, bei dem einen hatten die Sacs, bei dem andern die Objibwas ihren Standplatz. Für jede der spielenden Parteien handelte es sich darum, ihren eigenen Pfosten zu verteidigen und den Ball gegen denjenigen ihres Widerparts zu schleudern. Hunderte von geschmeidigen und beweglichen Gestalten hüpften und sprangen auf dem Platze umher. Alle waren fast völlig nackt, ihr langes schwarzes Haar flatterte im Winde und in den Händen trugen sie das bei diesen Spielen gebräuchliche Fangnetz. Bald standen sie alle auf einem Haufen, ein Knäuel von Kämpfern, jeder bemüht, den Ball zu erwischen; im nächsten Augenblick waren sie wieder auseinander und rannten über den Platz wie eine heulende Meute. Einer überbot den andern in Lärmen und Schreien, jeder suchte dem andern im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Bein zu stellen, — hier thut ein Sac-Indianer einen Salto mortale, der einem modernen Akrobaten alle Ehre machen würde, dort kollert sich ein Objibwa auf dem Boden, um gleich darauf einem Gegner einen wohl applizierten Fußtritt auf die Kehrseite seines Daseins zu versetzen. Es war eine ebenso amüsante wie aufregende Szene, und es läßt sich denken, daß die zuschauenden Engländer vor Lachen sich die Seiten halten mußten. Plötzlich aber schwirrt aus der Menge der Ball durch die Luft in weitem Bogen und fällt hart bei den Pallisaden zur Erde. Als wollten sie den Ball wieder holen, wälzen sich die Spieler dicht ge-

schart dem Thore des Forts entgegen. Im nächsten Augenblick haben sie es erreicht. Die erstaunten Engländer haben keine Zeit sich zu besinnen. Die Szene hat sich mit einem Schlage geändert. Aus den harmlosen Spielern sind grimmige blutdürstige Feinde geworden. Ihr Schlachtgeheul erschüttert die Luft. Die Squaws haben sich herzugedrängt und den Kriegern die Beile gereicht, die sie unter ihren Blankets verborgen trugen. In das Innere des Forts dringen die einen, die anderen stürzen sich auf die wehrlosen Zuschauer. Ein schreckliches Morden beginnt und das Blut fließt in Strömen. Etherington und Leslie aber werden von starken Armen gepackt und in die Wälder geschleppt. So bleibt ihnen doch wenigstens der Anblick des Gemetzels erspart, dem ihre Genossen zum Opfer fallen.

Der Händler Henry befand sich während des Ballspiels in seinem Hause innerhalb der Pallisaden. Er war eben mit Briefschreiben beschäftigt, da am folgenden Tage ein Canoe nach Montreal abgehen sollte. Plötzlich aber wurde die ringsum herrschende Stille schauerlich unterbrochen durch das gellende Kriegsgeschrei der Wilden. Bestürzt warf Henry die Feder hin und eilte ans Fenster. Was er sah, machte ihm das Blut in den Adern erstarren. Ein Haufe von Indianern wälzte sich die Straße entlang. Jeder Engländer, den sie fanden, wurde gepackt, zu Boden geworfen und skalpiert. Die Haare straubten sich, als der Händler sah, wie die Wilden ihre zappelnden und schreienden Opfer zwischen die Kniee nahmen und ihnen, während sie noch lebten, die Kopfhaut abzogen. Er wußte, was ihm im nächsten Augenblicke bevorstand, wenn er nicht irgendwo Schutz fände. In dem Nachbarhause wohnte ein Kanadier, Namens Langlade. Nur eine niedrige Fence trennte die beiden Grundstücke. Kurz entschlossen sprang Henry hinüber. Die ganze Familie des Nachbars stand am Fenster und schaute mit ruhigen Augen der blutigen Szene, die sich vor ihnen abspielte, zu. Hilfeflehend wandte sich der Händler an Langlade, er möge ihm um Gottes willen in seinem Hause Schutz gewähren. Aber gleichgültig sah ihn dieser einen Augenblick an, dann zuckte er kalt die Achseln, wandte sich wieder gegen das Fenster und sagte in französischer Sprache: „Que voudriez-vous que j'en ferais?“ — zu deutsch etwa: „Ich kann nichts für Sie thun!“

Das war für den unglücklichen Mann ein Augenblick der Verzweiflung. Da fühlte er, wie ihn hinten eine schüchterne Hand am Rocke zupfte. Überrascht drehte er sich um. Vor ihm stand eine Pani-Indianerin, eine Sklavin des ungastlichen Kanadiers. Der Stamm der Pani (Pawnee) lebte westlich vom Mississippi und fand sich in fast beständigem Kriege mit den übrigen umwohnenden Indianern, namentlich auch mit den Sacs und Foxes. Diese brachten häufig ihre Kriegsgefangenen zum Verkaufe in die französischen Niederlassungen. So kam es denn, daß auch in mehreren französischen Familien zu Detroit und Michillimackinac Pani-Sklaven sich befanden. Die Indianerin winkte Henry, ihr in das Innere des Hauses zu folgen. Er that, wie ihm geheißen. Leise flüsterte sie ihm zu:

„Mein weißer Bruder soll gerettet werden. Die verachtete Pani will nicht, daß er sterbe. Die Bleichgesichter sind oft unbarmherziger als die Tiere des Waldes. Mitleidslos wenden sie sich von ihrem eigenen Fleisch und Blut. Will mein Bruder leben, so thue er, was ich ihm gebiete. Hier diese Thür öffnet ihm wenigstens für den Augenblick die Pforte der Freiheit. Eine Treppe führt nach oben in die Dachkammer. Dort findest Du Schutz und Sicherheit. Thue, was ich Dir sage!“

Dankbar drückte Henry dem mitleidigen Mädchen die Hand. Dann stieg er die enge Treppe hinauf, die Indianerin folgte ihm. Bald befand er sich in der engen Dachkammer und hörte, wie die Thür hinter ihm zugeschlossen und der Schlüssel abgezogen wurde. Er war in Sicherheit, aber wie lange, das wußte allein Gott. Ein begreifliches Gefühl der Neugierde trieb ihn an eine Öffnung im Dache, von wo aus er den freien Platz vor den Häusern überblicken konnte. Was er sah, war trostlos genug. Vor seinen Augen spielten sich Szenen des Kannibalismus ab, die er bisher für unmöglich gehalten hatte. Er sah, wie die Leichen der getöteten Engländer von den bestialischen Wilden skalpiert und verstümmelt wurden. Unter den unersättlichen Messern und Tomahawks ihrer Mörder wanden sich stöhnend und schreiend die noch Lebenden. Die blutdürstigen Scheusale thaten noch mehr. Sie schnitten mit ihren Messern tiefe Wunden in die Leiber ihrer Opfer, schöpften mit der hohlen Hand das hervorsprudelnde Blut und schlürften es unter infernalischem Geheul. Der entsetzte Zuschauer zitterte bei diesem Anblick am ganzen Leibe wie Espenlaub. Alle Qualen der schändlich Ermordeten glaubte er selbst durchkosten zu müssen. Nicht lange währte es, und das grausige Zerstörungswerk war beendigt, alle Engländer, deren man hatte habhaft werden können, schwammen in ihrem Blute. Wieder zitterte ein gellendes Siegesgeschrei durch die Luft. Die roten Teufel tanzten um die Leichen der Erschlagenen. In dem nächsten Augenblick aber hörte Henry, wie einige Indianer in das Haus traten, in welchem er Zuflucht gefunden hatte. Es wurde ihm dunkel vor den Augen.

Der Dachraum war von dem unteren Zimmer nur durch einige Bretter getrennt, die zugleich den Boden des einen und die Decke des andern bildeten. Der Händler konnte daher deutlich alles hören, was unten gesprochen wurde. Kaum waren die Indianer in das Haus getreten, als sie auch schon fragten, ob nicht ein Engländer im Hause verborgen sei. Dem Horchenden klopfte das Herz hörbar; was würde der Kanadier Langlade erwidern? Würde er ihn verraten? Aber ruhig sagte dieser, er wüßte von nichts, seines Wissens sei kein Engländer im Hause. Der Ton seiner Stimme verriet, daß er die Wahrheit sage. Die Pani-Sklavin hatte also den Händler nicht nur heimlich gerettet, sondern auch ihr Geheimnis vor jedermann sorgfältig bewahrt. Schon glaubte Henry erleichtert aufatmen zu dürfen, als ein neuer Schrecken seine Glieder lähmte. Er hörte, wie Langlade zu den Rothäuten sagte, sie möchten nur selbst im Hause nachsehen, sie würden dann bald finden, daß er keinem Engländer Schutz gewährt habe. Mit diesen Worten begleitete er sie persönlich zu der Thür, die zu der Treppe in das obere Gelaß führte.

Die Gemütsverfassung des unglücklichen Flüchtlings läßt sich nicht beschreiben. Zitternden Herzens hörte er die Schritte seiner blutdürstigen Verfolger sich nähern. Jetzt stolpern sie die schmale Treppe hinauf, im nächsten Augenblick sind sie oben, . . . sie rütteln an der Thür, sie ist verschlossen . . . . Henry vernimmt ein Stimmengewirr: „Wo ist der Schlüssel?“ . . . einer geht wieder zurück, um ihn zu holen . . . Der Gefangene sieht sich nach einem Winkel um, wo er sich verbergen kann. Da erblickt er in einer Ecke einen Haufen von großen Gefäßen aus Birkenrinde, wie sie bei der Bereitung von Ahornzucker (maple-sugar) benutzt werden. Ein rettender Gedanke durchzuckt sein fieberndes Gehirn: hier kannst du dich verkriechen! Der Haufen bietet an der einen Seite eine schmale Öffnung: der Händler krümmt sich zusammen und schlüpft durch dieselbe . . . es ist die allerhöchste Zeit, der Schlüssel ist gefunden, die Thür dreht sich in ihren Angeln, und vier Indianer, alle mit Tomahawks bewaffnet, am ganzen Körper mit Blut beschmiert, treten ins Innere. Henry glaubt das Funkeln ihrer blutunterlaufenen Augen sehen zu können . . .

Er wagt kaum zu atmen, sein Herz klopft so laut, daß er meint, das Geräusch müsse ihn verraten. Die Wilden durchstöbern das Dachzimmer nach allen Richtungen . . . jetzt nähert sich einer von ihnen der Ecke, wo der Gesuchte mit angstverzerr-

ten Mienen lauert. Nur die Birkengefäße trennen ihn von seinem Feinde. Nur die Hand braucht dieser auszustrecken, um ihn zu ergreifen. Aber war es die Dunkelheit, mit der Gottes schützende Hand ihn bedeckt . . . , der Wilde wendet sich von ihm weg und auch die übrigen stellen ihre Nachforschungen ein. Henry hört noch, daß sie dem Kanadier erzählen, wie viele sie getötet und wie viele Skalps sie erbeutet haben; dann verlassen sie den Raum . . . wieder dreht sich der Schlüssel in der Thür . . . . die Schritte der Feinde verhallen und — — Henry ist zum zweitenmale gerettet!

Giftproben.

Von Julius Stinde.

Nüsse, Rettig und Eppich (Sellerie) galten im Altertum als Gegengifte gegen künftige Vergiftung, nicht aber gegen schon genossenes Gift, weshalb diese Vegetabilien als Vorspeisen vor den übrigen Gerichten aufgesetzt wurden, und schon aus dieser Anordnung des Menus, welche unseren heutigen Tafelgepflogenheiten geradeaus entgegensieht, geht deutlich hervor, daß man das Vergiften damals als etwas alltäglich Mögliches ansah. Mithridates soll sich an den Genuß verschiedener Gifte gewöhnt gehabt haben, um vor heimtückischem Meuchelmord sicher zu sein, und in welchem Schwange das Vergiften seiner Zeit in Italien stand, davon geben die Prozeßakten über die Giftmischerin Tofana einen Anhalt, der nur deshalb nicht ganz der Wahrheit nahe kommt, weil so furchtbare, die höchsten Familien kompromittierende Geschichten zu Tage kamen, daß man es für geeignet hielt, die Untersuchungen ruhen zu lassen. Die Tofana soll sechshundert Giftversendungen an ihre vornehmen Kunden eingestanden haben.

Viel jedoch wird von den Giften der Alten gefabelt. So soll der Vergifter imstande gewesen sein, je nach der Dosis Aqua Tofana genau die Todesstunde seines Opfers vorher zu bestimmen, und ihm je nach der Anzahl der verabreichten Tropfen eine Galgenfrist von Wochen und sogar Monaten gewährt haben; allein diese und ähnliche Angaben gehören der Volksphantasie an.

Wie aus den berühmtesten Giftmordprozessen hervorgeht, bedienten sich die Giftmischer in den meisten Fällen metallischer Verbindungen zu ihren Zwecken und zwar des weißen Arseniks und des Quecksilbersublimates, welche beide sehr bald nach dem Genusse die heftigsten Krankheitssymptome hervorrufen, wenn sie in tödlicher Gabe verabreicht werden.

Ganz besonders war es der weiße Arsenik, der angewendet wurde, weil er sich weder durch Farbe noch durch den Geschmack verriet. Die übrigen mineralischen Gifte, welche abscheulich schmecken, waren den Opfern heimlich und unmerklich kaum beizubringen, und Gleiches gilt von den vegetabilischen Giften.

Und doch war der Giftmischer dem Chemiker früher insofern überlegen, als jener es in der Bereitung seiner Gifte zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht hatte, während dieser nicht imstande war, die geringen Mengen von Gift in den Leichen derart nachzuweisen, daß den Gerichten untrügliche Beweismittel an die Hand gegeben werden konnten. Der Chemiker goß früher nach Rezepten das Widrige zusammen und suchte den Stein der Weisen, den lebenverlängernden und goldwandelnden, zu gewinnen: die Eigenschaften der Körper, an denen sie erkannt werden, wo und wie sie sich auch finden, blieben ihm bei seinem einseitigen, plan- und zwecklosen Treiben verborgen.

Die neuere Chemie dagegen hat es in der Entdeckung mineralischer Gifte außerordentlich weit gebracht, und was den Arsenik anbelangt, so gelingt es noch, den tausendsten Teil eines Grans mit Sicherheit zu ermitteln.

Dem Giftmischer sitzt daher jetzt der Chemiker auf den Fersen, seine Verbrechen werden schonungslos mit Hilfe der Wissenschaft an den Tag gebracht und selbst noch nach Jahren hat man die Leichen Vergifteter ausgegraben, sobald Verdacht laut wurde, und den Arsenik gefunden, wenn derselbe zur Verübung eines Verbrechens gedient hatte.

Der Mediziner von heute hat ebenfalls einen geübteren Blick für die Symptome einer Vergiftungskrankheit, als die Ärzte älterer Zeit besaßen, so daß er häufig zum Ankläger wird, während dem Chemiker die Aufgabe zufällt, die gerichtlich beweiskräftigen Belege für das Vorhandensein des Giftes herbeizuschaffen.

Dies bietet keine großen Schwierigkeiten bei den mineralischen Giften, welche nach bereits feststehenden Methoden unter der Beobachtung der peinlichsten Vorsichtsmaßregeln selbst in kleinen Mengen ermittelt werden.

In dem Dombrowskyschen Vergiftungsprozesse, der vor einer Reihe von Jahren Sensation erregte, entschied sogar die chemische Untersuchung einer Stelle auf einem eisernen Ofen über Leben und Tod eines Verbrechers. Es war durch die gerichtliche Untersuchung bis zur moralischen Gewißheit erwiesen, daß Dombrowsky seiner Frau am Montag Arsenik auf Leberwurst und Brot gegeben hatte. Die Frau hatte jedoch die vergiftete Speise nicht bei sich behalten und wurde vom Arzte als am Magen leidend behandelt, am Freitage als Rekonvalescent entlassen. Am Sonnabend starb die Frau; in dem Magen der Leiche wurde Arsenik gefunden und desgleichen in den Schlafrocktaschen des Mannes. Unmöglich konnte das im Körper vorgefundene Gift von dem am Montage verabreichten herrühren; die Frau mußte in der Nacht vom Freitag auf Sonnabend noch einmal Arsenik erhalten haben. Sie hatte in dieser Nacht nach Vorschrift des Arztes als Getränk Sagoschleim mit Rotwein getrunken, das Dombrowski selbst bereitete, der sehr schlau der Krankenwärterin davon zu kosten gab und dasselbe dann im Nebenzimmer in ein Trinkglas goß. Die Patientin wies das Getränk jedoch zurück, nachdem sie davon getrunken, und zwar mit der Bemerkung, es verursache ihr Schmerzen.

Am andern Morgen, so sagte die Wärterin vor Gericht aus, habe Dombrowski der Frau dringend empfohlen, den Rest des schönen Trankes zu nehmen, und dann, da er mittlerweile kalt geworden, das Glas auf den geheizten Ofen gestellt. Das Glas aber sei zersprungen und der Ofen von Dombrowski sorgfältig mit Papier ausgewischt worden.

Mehrere der Sachverständigen hielten die Untersuchung des Ofens für zwecklos, da dieser geheizt worden und bereits ein Vierteljahr verflossen war. Professor Otto in Braunschweig aber versicherte, daß wenn der fragliche Trank Arsenik enthalten habe, die Chemie das Gift auch nachweisen werde, und in der That gelang es ihm, in einer halben Messerspitze Rost, der von dem eisernen Ofen abgekratzt wurde, Arsenik mit größter Schärfe zu ermitteln. Die Chemie ergänzte somit in der langen Kette der Indizien das einzige fehlende Glied und der ganze Lauf der Vergiftung stand nunmehr klar vor den Augen der Geschworenen, welche ihr Schuldig über den Mörder aussprachen.

Schwieriger als die mineralischen Gifte sind jedoch die feinen Gifte nachzuweisen, deren Darstellung aus Pflanzen die moderne Chemie lehrte. Sehr geringe Mengen derselben genügen bereits, um den Tod herbeizuführen, während zu ihrer deutlichen Erkennung kleine Quantitäten nicht ausreichen. Die Abscheidung der Gifte aus dem Mageninhalt ist keineswegs eine leichte und einfache Arbeit. Strychnin, Morphium,

Atropin und die ganze Reihe der hierher gehörigen Gifte haben allerdings ihre besonderen chemischen Erkennungseigenschaften, allein dieselben sind vorübergehender Natur und oft muß man sich damit begnügen, den sicheren Nachweis zu führen, daß überhaupt ein organisches Gift in den verdächtigen Speisen und Getränken oder im Mageninhalte vorhanden ist, ohne mit Gewißheit die Natur desselben derart feststellen zu können, daß sie gerichtliche Beweiskraft erlangt. Die Giftigkeit zu prüfender Substanzen wird schon seit geraumer Zeit an geeigneten Tieren ermittelt. Frösche und Mäuse dienen als Prüfobjekt auf Giftgaben, die chemisch nur äußerst schwer oder gar nicht nachweisbar wären, sei es wegen ihrer Kleinheit oder wegen der unreinen Mischungen, in denen sie zur Untersuchung gelangen.

Mäuse und Frösche werden schon von dem fünftausendsten Teil eines Grammes Strychnin unter den Erscheinungen des Starrkrampfes getötet. Vom Kurarin bewirkte bereits der fünfmilliontelste Teil eines Grammes bei Fröschen Lähmung der motorischen Nerven, so daß ein Frosch, dem eine so geringe Dosis des aus dem Pfeilgift erhaltenen Alkaloids gegeben wird, sich nicht mehr bewegen kann. Ein zehntausendstel Gramm Digitorin — das Gift des Fingerhuts — bewirkt bei Fröschen Herzstillstand. Eine gleiche Menge Atropin — das Gift der Belladonna — erweitert die Pupille bei warmblutigen Tieren und beim Menschen.

Die genannten Gifte können sonach nicht nur in sehr kleinen Gaben, als aus dem Pflanzenreiche stammend, erkannt, sondern auch durch ihr charakteristisches Verhalten von einander unterschieden werden. Mineralische Gifte mit einer so überaus empfindlichen Einwirkung auf den Tierkörper giebt es nicht.

So außerordentlich fein die Giftproben auch sind, so daß man nicht mehr glauben sollte, noch feinere auffinden zu können, so ist Herrn Prof. M. J. Roßbach eine Steigerung dennoch gelungen, indem er von den höheren Tieren zu den Infusorien (Aufgußtierchen) überging. Diese zeigen charakteristische Erscheinungen und sterben von noch kleineren Gaben der Pflanzengifte, und zwar nicht etwa weil sie empfindlicher, sondern nur, weil sie weit viel kleiner sind — als diese.

Bei verhältnismäßig starker Gabe zerfließen die Infusorien fast augenblicklich in eine formlose Masse; bei kleinen Gaben zeigen sie Drehbewegungen, starkes Aufquellen des ganzen Körpers und schließlich Zerfließen. Bei Strychnin treten diese Erscheinungen auch noch bei einer Verdünnung von 1 zu 15,000 ein.

In ähnlicher Weise und in ähnlicher Verdünnung wirken die übrigen organischen Gifte ebenfalls auf Infusorien ein, so daß dieselben zum Nachweis selbst der kleinsten Giftmengen dienen können.

Die Chemie lehrte die Bereitung der Pflanzengifte, welche dem Mediziner geradezu unentbehrlich geworden sind, wie z. B. das Atropin, dessen pupillenerweiternde Eigenschaft dem Augenarzt die wesentlichsten Dienste leistet; sie hat nun auch die Methoden gefunden, ihre Anwesenheit zu ermitteln, wenn sie zu einem Verbrechen gemißbraucht worden sind. Diesen Mißbrauchen steuert die Furcht vor Entdeckung, und die Sicherheit dieser letzteren nimmt zu mit der Feinheit der Giftproben.

Die Perlenfabrikation.

Fast klingt es unglaubwürdig und doch ist es eine Thatsache, daß man ein Dutzend Lokomotiven bedürfte, um das Gewicht Glasperlen zu transportieren, welche das schöne Geschlecht alljährlich zum Schmuck benötigt.

Die Franzosen, oder richtiger gesagt die Französinnen, verbrauchen die größte Quantität dieses Luxusgegenstandes. Ihnen am nächsten stehen die Spanierinnen beider Hemisphären, während die Deutschen im Verhältnis am wenigsten Perlen verwenden und dies derart erklären, daß sie behaupten, je edler der Menschenschlag sei, desto geringeren Wert lege er auf solchen Flitterstand. Nach dieser Anschauung beweisen die Amerikaner, welcher Mischlingsrasse sie zum großen Teil angehören, denn sie kaufen reichlich ebenso viel Perlen als Spanier und Franzosen. Die Engländer importierten im Jahre 1871 2,204,241 Pfund Perlen, während Deutsche und Skandinavier ihnen nachstehen, letztere sind viel leicht zu ernst und nüchtern, um Wert auf solche Äußerlichkeiten zu legen. Bei den Türken und Ungarn tragen nur die vornehmen Stände Perlen, da sich solcher Schmuck mit dem Nationalkostüm gar nicht in Einklang bringen ließe. In der Regel kauft die zivilisierte Europäerin, welcher Nationalität sie auch angehören möge, nur die billigsten Glasperlen und überläßt die schönsten und teuersten den mehr oder minder barbarischen Eingeborenen Indiens und Afrikas. Reiche Perlenschnüre schmücken Hals, Nacken, Haare, Arme, Fußknöchel der Hinduweiber, der Malayinnen; ja sie bilden häufig die einzige Bekleidung der Äthiopierinnen; im Innern Afrikas aber werden Perlen oftmals anstatt des Geldes als Bezahlung angenommen. Unter der mongolischen Rasse tragen nur die Japanesen Perlen, während die chinesischen Damen Perlen jeder Art geringschätzen.

Obschon die Italiener im allgemeinen die Vorliebe anderer romanischer Stämme für Perlen nicht teilen, so bezieht doch die ganze zivilisierte, halb und gar nicht zivilisierte Welt ihre Perlenvorräte aus Venedig. Die böhmischen Fabriken stehen der größten venetianischen Glasperlenfabrik auf der Insel Marano weit nach, während die kleinen Fabriken in der Levante kaum der Erwähnung verdienen. Die größte der sieben Glasperlenfabriken Venedigs ist jene auf der Insel Marano; dieselbe gehört einem Deutschen namens Weberbeck, der allein etwa 500 Leute beiderlei Geschlechts beschäftigt. Alles in allem genommen leben in Venedig etwa 6000 Personen, welche ihren Lebensunterhalt aus der Perlenfabrikation schöpfen, es ist dieser Lebensunterhalt fürwahr armselig genug; denn der Gesamtwert der Perlen beträgt kaum mehr als $600,000.

Der Prozeß der Perlenfabrikation an sich ist meist sehr einfach, es handelt sich in erster Linie nur darum, daß das Glas, welches eine halbflüssige Masse sein muß, so biegsam und doch zugleich so stark sei, daß man es gleich Harz oder Siegelwachs ziehen könne; nur muß der gesponnene Glasfaden um vieles feiner sein. Das Glas wird, noch ehe man es dem Ofen entnimmt, mittelst Chemikalien gefärbt; Salpeter, Antimonium und Blei sind die drei Hauptfärbemittel. Man füllt es dann in Röhren. Einer der Glasbläser taucht dann einen eisernen Stab in die zähe Masse, und indem er einen Klumpen, etwa von der Größe einer Melone, aufzufangen sucht, rollt er denselben zuerst auf einer Eisenplatte hin und her, um ihm die gehörige Rundung zu geben, und macht dann mit einem Werkzeug eine Vertiefung in die Kugel, etwa wie jene auf dem Grunde einer Weinflasche. Ein anderer Arbeiter ist inzwischen mit einem anderen Klumpen in der gleichen Weise verfahren, sie pressen nun diese beiden Teile aneinander, und die Verschmelzung ist eine so vollständige, daß die in den Kugeln befindliche Luft nicht heraus kann. Sie nehmen nun beide ihre Stäbe und entfernen sich in entgegengesetzter Richtung, jeder auf etwa hundert Schritte; das glühend heiße Glas spinnt sich von den Kugeln ab, bis es kalt wird, und auf diese Weise entsteht endlich eine hohle Glasröhre.

Diese Glasröhren existieren in den verschiedensten Dimensionen, sie können so fein wie eine Stricknadel sein und auch wieder armstark. Bunte Perlen werden ebenfalls aus solchen Glasröhren verfertigt; nur daß die Glasklumpen, wenn sie dem Ofen entnommen werden, in flüssiges Glas von anderer Farbe getunkt werden müssen, so daß sie zwiebelartig verschiedene Häute bekommen. Frauen und Mädchen kommt es dann zu, die zahllosen verschiedenen Gattungen der Glasröhren in großen Körben zu sortieren, je nach Farbe und Gewicht. Sie werden darauf in Bündel zusammengebunden und in einer Maschine, welche große Ähnlichkeit mit einer Stroh-Schneidemaschine hat, zu der Form verarbeitet, welche man ihnen geben will.

Dann gilt es, alle Schärfen und Ungleichmäßigkeiten zu entfernen; um dies zu bewerkstelligen, vermengt man die Perlen zuerst mit feinem Sand, welcher die kleinen Löcher ausfüllt und es verhindert, daß dieselben wieder zusammenschmelzen; dann werden sie sorgsam in runde Cylinder gefüllt, welche man beständig im Ofen umdreht, bis die Perlen die gehörige Weiche und Glätte erhalten haben. Man seiht die Perlen nun durch feine Siebe, damit jene von gleichem Umfange und gleicher Stärke immer zusammenkommen.

Die für Indien und Afrika anzufertigenden Perlen sind viel schwieriger zu fabrizieren, da sie mit dem Blasrohr angefertigt werden. Große mechanische Geschicklichkeit ist erforderlich, um die geschmackvollen Arabesken und die Farbenpracht zustande zu bringen, welche die Orientalen fordern. Im Innern Afrikas ist ein Strang Perlen oft von viel mehr Wirksamkeit, um die Eingeborenen günstig zu stimmen, als der glänzendste Silbergulden. Ganz gegen alle naturgemäße Voraussetzung lieben diese Kinder der Wildnis aber nicht etwa grelle, schreiende, glitzernde Farben, sondern nur wirklich geschmackvolle Perlen.



Röschen.

Urteile über die deutsch-amerikanischen Einwanderer.

Von **Dr. W. Sihler.**

Es ist sehr selten der Fall, daß von sonst urteilsfähigen Menschen ein sachlich wahres und gerechtes Urteil mündlich oder schriftlich abgegeben wird. Es handle sich nun um Personen oder Thatsachen, Zustände und Verhältnisse auf dem Gebiete des kirchlichen, bürgerlichen oder häuslichen Gemeinwesens, der Gesellschaft, der Wissenschaft oder Kunst — wie sieht es da mit dem Urteil der meisten Sprecher oder Schreiber aus? Es wird meist von vorgefaßten Meinungen oder von persönlichem Für oder Wider schädlich beeinflußt; es ist sehr selten ein wahres und sachgerechtes Urteil.

Dazu kommt noch die klägliche Zugabe, daß gerade in dieser unserer Zeit die lautere und ungeschminkte Wahrheit und Gerechtigkeit auf dem Gebiete des bürgerlichen, politischen, gesellschaftlichen und litterarischen Lebens überaus abgeschwächt, ja durchschnittlich schier dahingefallen ist; denn es fehlt dieser unserer leichtfertigen und leichtlebigen, vielgeschäftigen, vielschreiberischen und vielleserischen, ver- und zerbildeten, oberflächlichen, schwammigen, zerflossenen und genußsüchtigen Zeit, d. i. den Menschen darin, als notwendige Unterlage der richtigen Erkenntnis, der rechte sittliche Ernst. Dieser aber fließt wiederum aus der rechtschaffenen Furcht Gottes, die jedoch ohne die wahrhaft christliche Gesinnung unmöglich ist.

So steht die Sache also dergestalt, daß nur von einem wahren Christen, der sonst die nötige Begabung und Bildung für den zu beurteilenden Gegenstand, er sei Person oder Sache, hat, ein wahrhaftes und gerechtes Urteil zu erwarten ist; denn nur ein solcher ist auch mit der Liebe der Wahrheit gesegnet und dazu angethan, mit dem Lichte und der Leuchte des göttlichen Wortes seinen Gegenstand bis auf den innersten Grund zu durchschauen und ein sachlich gerechtes Urteil zu fällen.

Wie sieht es aber außerhalb des christlichen Gesichtskreises und Standpunktes mit dem Urteil über die deutschen Einwanderer hierzulande aus? Es ist vielfach einseitig, schief und nicht wahr und gerecht.

Die Nativisten nämlich, die in einseitiger und parteihalterischer Vorliebe für alles Einheimische befangen und von ihr beherrscht sind, sie betreffe nun die Verfassung, den Reichtum der natürlichen Begabung ihres Landes, die Natur- oder Kunsterzeugnisse u. s. w. — diese Anglo-Amerikaner schauen auch die deutschen Einwanderer nur als freche Eindringlinge an, die kein Recht hätten, hier sich niederzulassen und einzubürgern; denn nur den Eingebornen gehöre das Land mit all seinen Gütern und Gaben.

Es entschlüpft ihnen aber bei dieser Behauptung zweierlei, das wider sie zeugt. Das eine ist, daß eigentlich doch die Indianer die rechten Eingebornen und Besitzer des Landes sind, die jedoch von den Vorfahren jener, den ersten Eindringlingen, mit List und Gewalt immer mehr nach dem Westen gedrängt und ihres Eigentums beraubt wurden. Ist es nun nicht ganz unwahr und ungerecht, ja thöricht und lächerlich, die deutschen Einwanderer als freche Eindringlinge anzuschauen und zu beurteilen? Gehen diese etwa auch damit um, sie mit List oder Gewalt aus ihrem Besitz zu treiben und denselben sich anzueignen? Die Nativisten sehen es ja täglich mit eigenen Augen, wie die deutschen Einwanderer, zumal die Landleute, zu Besitz und Eigentum gelangen. Sie verkaufen es diesen, wenn sie bemittelt sind, ja wohl selber, falls sie guten Gewinn dabei machen, sintemal doch vielleicht bei ihnen der Dollar stärker ins Gewicht fällt als ihr Nativismus. Es ist ihnen auch sonst ja nicht verborgen, wie der deutsche Einwanderer, als Landmann, auf ganz rechtmäßige Weise zu einer Farm oder einem Stücke Waldland oder Prairie und zu einer Heimstätte gelangt.

Das andere, was diesen fanatischen und aufgeblasenen Nativisten bei ihrer obigen Behauptung auch entschlüpft, ist dieses, daß unser HErrgott, als Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, der alleinige und ursprüngliche Eigentumsherr der ganzen Erde und also auch jedes einzelnen Landes ist, samt dessen Gaben und Gütern. Was sind also die nativistischen Häuser- und Grundbesitzer und Erbsassen anderes, mögen sie es gleich nicht wissen und wollen, als bloße Verwalter Gottes? Und sollte dieser nicht Macht haben, aus dem übervölkerten Deutschland, da hin und her die Leute sich schier auf die Füße treten und keinen Ellbogenraum haben, in dies meist noch dünnbevölkerte Land herüberzusenden, um es anzubauen und zu bevölkern? Sollte es ein Unrecht sein, wenn die bemittelten deutschen Einwanderer selbst von diesen Anglo-Amerikanern, nicht wie deren Väter durch Krieg und Sieg über die Indianer, sondern auf friedsame Weise auf dem Wege Rechtens, deren Güter käuflich an sich bringen?

Es bleiben aber vielfach die Nativisten an der herrschenden Beschaffenheit vieler deutschen Einwanderer haften, die meist in den größeren Städten des Ostens hängen bleiben. Und da ist es ja freilich nicht zu leugnen, daß sich unter diesen nicht wenige sittlich verkommene Gesellen befinden.

Diese traurige Thatsache ist ja leider nicht zu leugnen und wird von den ehrbaren Deutschen hierzulande am meisten beklagt. Sie könnten es den entrüsteten Eingebornen von moralischer Beschaffenheit, die solchen Gelichters eigener Zunge genugsam im Lande haben, kaum verargen, für diesen Unflat und Abschaum Deutschlands, aus schuldiger Dankbarkeit jährlich einige Kisten mit Klapperschlangen hinüberzusenden, was freilich nicht der Liebe des Nächsten entspräche. Aber indem die Nativisten aus dieser unleugbaren bedauerlichen Thatsache sich ein Gesamturteil über die deutschen Einwanderer überhaupt bilden und sie verachten und hassen, so schütten sie das Kind mit dem Bade aus und sündigen wider die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Es ist dies aber um so mehr unrecht, weil es unmöglich diesen Vorurteilern sogar verborgen ist, daß selbst in den größeren Städten unter den deutschen Einwanderern es auch gottesfürchtige und moralisch gesinnte Leute giebt, die als fleißige Handlanger und Tagelöhner, als treue Knechte und Mägde, als gewissenhafte Gehilfen der Kaufleute, als rechtschaffene Eisenbahn- und Fabrikarbeiter u. s. w. sich hinreichend bekannt machen. Dazu können die Nativisten nicht in Abrede stellen, daß der bei weitem größte Teil der eingewanderten und immer mehr einwandernden deutschen Landleute beharrlichen Fleiß und Geschick ankehren, den fernen Westen, Nordwesten und Südwesten zu besiedeln und anzubauen und dadurch die gemeine Wohlfahrt zu fördern und den Nationalreichtum zu mehren. Wie große Strecken fruchtbaren Landes würden noch lange Zeit öde und wüst liegen, wenn allein die eingeborenen Anglo-Amerikaner oder ihre Söhne und deren Söhne sie anbauen und bepflanzen sollten?

Dazu können die nativistischen Yankies auch nicht leugnen, es wäre denn, daß sie auch hier die schwarzgefärbte Brille auf der Nase behielten, daß der größte Teil dieses deutschen Landvolks nicht bloß beharrlich fleißige und geschickte Anbauer des Bodens, sondern auch den Gesetzen des Landes gehorsame, gewissenhafte, moralisch ehrbare, dienstwillige, hilfreiche, friedsame Leute, gute Freunde und getreue Nachbarn sind. Damit hängt denn freilich ein Umstand zusammen, der den kurzsichtigen und engherzigen Nativisten zum Ärger gereicht und sie noch blinder und verkehrter in ihrem Urteil über den deutschen Einwanderer macht.

Das ist folgender Umstand. Es trägt sich nämlich bisweilen zu, daß bemittelte deutsche Einwanderer, vornehmlich unter dem Landvolke, sich durch besondere Verhältnisse auch in den älteren und mehr besiedelten Staaten ankaufen und dort anglo-amerikanische Farmer zu ihren Nachbarn haben. Es ereignet sich aber nicht selten, daß diese weniger beharrlichen Fleiß und Ausdauer haben als jene und überdies mit dem unstetigen Wesen und mit dem unruhigen Wandertrieb ihres Volks ziemlich stark behaftet sind. Da kommen sie denn, verglichen mit ihren deutschen Nachbarn, in ihrem äußerlichen Wohlstande nicht so vorwärts wie diese; und dies bewegt sie dann häufig, an deutsche Zusiedler auszuverkaufen und weiter zu ziehen.

Im Gegensatze zu diesen fanatischen Nativisten giebt es nun allerdings eine Anzahl von verständigen, wohlwollenden und humanen eingeborenen Anglo-Amerikanern, welche die eingewanderten und einwandernden Deutschen ganz anders anschauen und im ganzen richtig beurteilen.

Diese nämlich erkennen gern und willig an, was oben Gutes von ihnen gesagt ist, vornehmlich von dem Landvolke. Sie freuen sich aufrichtig darüber, daß durch den ausdauernden Fleiß und das Geschick deutscher Hände so große Strecken des jungfräulichen Bodens in reiche Fruchtfelder umgewandelt und in den Bereich der Kultur, des Verkehres und Handels gezogen werden. Sie bezeugen es unaufgefordert, aus freien Stücken, wie ihr Vaterland durch die beharrliche Betriebsamkeit auch der deutschen Einwanderer an Wohlstand und Wohlhabenheit merklich zugenommen habe. So rühmen sie auch gern die Gewissenhaftigkeit der deutschen Arbeiter in ihrem Dienste, die Treue der deutschen Knechte und Mägde in den Städten. Nicht minder erkennen sie willig an, wie durch die Berufung gründlicher deutscher Gelehrten, die der englischen Sprache kundig waren, ihren höheren Lehranstalten und dem wissenschaftlichen Leben keine geringe Förderung zugeflossen sei. Desgleichen rühmen sie, wie die Pflege klassischer (mustergültiger) Musik auf Instrumenten und in Gesängen in den höheren Schichten der Gesellschaft erst durch deutsche Künstler ins Leben gerufen sei. Es ist ihnen auch nicht verborgen, daß gar manche begabte Söhne ihres Landes, welche die Mittel haben, auf Jahre sich nach Deutschland begaben, um hier gründliche und höhere Kenntnisse in mancherlei Wissenschaften, z. B. in den alten Sprachen und in der Mathematik, und größere Ausbildung und Fertigkeit in der Pflege der schönen Künste, besonders der Musik, sich zu erwerben. Das sind ja in der That wohlwollende Anschauungen und gerechte Urteile von Eingeborenen englischer Zunge. Und wir eingewanderten Deutsche haben uns, zumal gegenüber jenen wegwerfenden Urteilen, deren sehr zu erfreuen. Gleichwohl, wenn wir gerecht gegen unsre eigenen Schäden sein wollen, so müssen wir selber auf zwei Mängel hinweisen, die sich bei unsern Gönnern in der Beurteilung von uns vorfinden. Der eine ist, daß sie dessen zu wenig, was unser Gegner, die Nativisten, zu viel thun. Entweder nämlich übergehen sie mit Stillschweigen die sittliche Verkommenheit dieser und jener eingewanderten Deutschländer, deren oben gedacht ist, oder sie deuten sie nur flüchtig an. Sodann betonen sie nicht genugsam den verderblichen Einfluß, den notwendig die revolutionär gesinnten deutschen Einwanderer hier ausüben, vornehmlich wenn sie einen gewissen Grad von Bildung haben, Zeitungen und Zeitschriften herausgeben und als Männer des Umsturzes von Kirche und Staat, Ehe und gesondertem Besitztum sich mündlich und schriftlich klar genug zu erkennen geben, zunächst ihre Landsleute vergiften und darnach auch die Eingebornen, falls sie der englischen Sprache sich bemächtigen.

Solche ungläubige und unsittliche Gesellen, die grundsätzlich gegen jederlei Obrigkeit vorgehen und sie zu stürzen suchen, sollten fürwahr hier kein Bürgerrecht erlangen können. Ist es nicht widersinnig von seiten der Obrigkeit, denen das Bürger- und Stimmrecht zu erteilen und sie zum Gehorsam gegen die allgemeine Verfassung und die einzelnen Staatsgesetze zu verpflichten, die es offen aussprechen, daß solcher erforderte Gehorsam (ohne den doch auch das republikanische bürgerliche Gemeinwesen nicht bestehen kann) nichts als Tyrannei und Knechtung sei? denn, nach ihrem Wahne, soll auch nur zeitweise kein geordneter Unterschied stattfinden zwischen Gebern und Ausführern von Gesetzen einerseits und Gehorchenden andrerseits; denn in ihrer gesetzlosen, erträumten Sozialdemokratie regieren alle, und keiner gehorcht oder schickt sich höchstens in das brüderliche Übereinkommen, so lange es ihm gefällt und sein persönliches Interesse dabei nicht zu kurz kommt.

Auch begehren diese Männer des Umsturzes keineswegs das Bürger- und Stimmrecht, um unter dem Schutze der Gesetze, an ihrem Teil das Gemeinwohl des Landes zu fördern, das sie gastlich in seinen Schoß aufgenommen hat. Es liegt ihnen nur daran, hier auf leichtere Weise Bauch und Beutel zu füllen und ihren verderblichen Wahn und Traum mündlich und schriftlich auszubreiten. Auch lehrt die Erfahrung, daß nichts so unsinnig und aberwitzig ist, daß es nicht seine Anhänger fände, wie z. B. auch jetziger Zeit die schwärmerischen Sendboten der Mormonen sogar unter den sonst nüchternen und besonnenen Norwegern ihre Rekruten werben.

Ja, es ist sehr die Frage, ob es wohlgethan sei, diesen grundstürzenden Verderbern und gefährlichen geistigen Giftmischern auch nur das Gastrecht im Lande noch länger zu gewähren. Findet ja doch die giftige Aussaat dieser Kinder des Teufels empfänglichen Boden genug vor, zumal bei denen, die schnell mit ihrer Arbeit ausstehen und ungerechte Arbeitgeber haben. Überdies ist für die mündliche und schriftliche Widerlegung und Bestrafung dieser Herolde der Gesetzlosigkeit und des Aufruhrs der sittliche Ernst nicht kräftig genug hier im Lande, das leider selber von Parteien zerrissen ist, deren keine das Gemeinwohl im Auge behält, sondern nur dem Durchtreiben ihrer selbstsüchtigen Parteizwecke nachjagt.

Der andere Umstand, darin unsre wohlwollenden Gönner unter den gebildeten Anglo-Amerikanern ihre gerechte Mißbilligung und Tadel auch schonender Weise zurückhalten oder ihn unter sich belächeln, betrifft ganz andere von uns deutschen Einwanderern. Das sind nämlich solche, die seit Jahren sich schon hier befinden und, mit gutem Geschäftsverstande begabt, durch klugliche Benutzung günstiger Umstände und Verhältnisse und beharrlichen Fleiß zuweilen in kurzer Zeit zu Wohlhabenheit, ja einzelne zu Reichtum, selbst nach hiesigem Maßstabe, gelangt sind.

Diese bieten nun für uns Deutsche, und selbst für die ernsteren, ehrbaren Amerikaner, zum guten Teile, einen überaus bedauerlichen Anblick dar.

Zum ersten nämlich sind sie als Verehrer und Anbeter des großen Gottes Mammon und als zum Teile große Geschäftsleute in diesem Götzendienst eifrig beflissen.

Zum andern thun sie redlichen Fleiß, die deutsche Sprache und Sitte so schnell als möglich abzustreifen und die englische Sprache und amerikanische Sitte sich anzueignen. Zu dem Ende schaffen sie so eilig als möglich den Gebrauch der deutschen Sprache in ihren Familien ab und reden mit Frau und Kindern und sonstigen Hauswesen nur englisch.

Zum dritten ist es die Art dieser unsrer Landsleute, in geselliger Hinsicht nur den Umgang mit den reichen Eingebornen zu suchen und zu pflegen und deren Schliff und Halbbildung sich anzueignen, dagegen ziemlich kühl gegen ihre Volksgenossen sich zu verhalten, die, vielleicht bei ähnlichen Vermögensverhältnissen, doch ihr Deutschtum festhalten, sowohl in Sprache und Sitte innerhalb ihrer Familien, als auch im Gebrauche ihrer Muttersprache im geselligen Umgang mit ihren Landsleuten, es seien diese reicher oder ärmer. Während aber

diese auch begüterten Deutschen grade deshalb von den ernstern Amerikanern geachtet werden, daß sie ihr Deutschtum nicht über Bord werfen, so werden jene von den reicheren Eingebornen eher verachtet und ihr eitles Gebahren ins Lächerliche gezogen. Summa, nach der Betrachtung beider Extreme in der Beurteilung der deutschen Einwanderer von den Anglo-Amerikanern selber, den Schwarzsehern wie den Lichtsehern, werden wir selber sagen müssen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Auf der einen Seite können wir ja leider nicht leugnen, daß alljährlich keine ganz geringe Zahl von unglaubigen und sittlich verderbten oder geistig untüchtigen und unbrauchbaren Deutschen hier einwandert, die dem Lande eine Last, ja sonderlich in jenen Männern des Umsturzes ein Fluch sind. Auf der andern Seite aber hoffen wir das Rechte zu treffen, wenn wir behaupten, daß doch die Mehrzahl von uns deutschen Einwanderern, vornehmlich unter dem Landvolke, eine Wohlthat für das Land ist und ihm zur Förderung dient. Und um so mehr ist dies der Fall, wenn unsre einwandernden Landsleute von christlicher Gesinnung sind, daraus ja dann auch die bürgerlichen Tugenden, als aus einer lautern Quelle, fließen.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (20 Fortsetzung.)

Der Erzähler atmete nach diesen Worten aus tiefster Seele auf, senkte den Kopf auf die Brust und sah schweigend und wie in Gedanken verloren vor sich nieder. Ich aber, ich — ach! war schon lange so tief erschüttert, so von Mitgefühl durchdrungen und von den mannigfachsten in mir durcheinander wühlenden Gedanken bestürmt, daß ich zuerst gar keine Worte fand, meine Empfindungen auszusprechen, die dem armen, neben mir sitzenden Manne ein Zeugnis von meiner innigsten Teilnahme gegeben hätten. Und um so weniger fand ich Worte, mir selbst Luft zu machen, da ich ja das, was ich am liebsten gleich auf der Stelle gesagt hätte, in meine Brust zurückdrängen mußte; denn ich erkannte, daß ich ihm mein Wissen, meine Kenntnisse von seinen Verhältnissen und schließlich die Nähe seiner Verwandten nicht verraten durfe, sondern ihn, meinen Patienten, dessen Nervensystem nach so schweren Prüfungen so arg zerrüttet war, allmählich, Schritt vor Schritt, auf das nun Kommende vorbereiten und somit erst an die Wirklichkeit des Lebens wieder gewöhnen musse, ehe ich ihn in dasselbe zurückführte.

Aber bevor dies geschehen konnte, war noch viel bei mir zu überlegen, zu bedenken, zu ordnen, zu regeln, denn wenn ich auch einen Teil seines Geschicks, die Wiedervereinigung mit seinen Verwandten, in Händen hielt, so war doch der andere, der Hauptteil, der ihn allein seines Glücks sich bewußt werden lassen konnte, bei weitem noch nicht aufgeklärt und ich mußte erst mit dem Amerikaner in Bern selbst darüber Rat pflegen, da mir mein Schweizer Freund in seinem Briefe nicht alle mir nötige Auskunft über diesen Punkt gegeben hatte oder hatte geben können. Erst wenn ich diese Auskunft erlangt, konnte ich mit voller Überlegung in meiner Handlung vorwärts schreiten und — wo möglich — noch auf dem Berge die Vereinigung der getrennten Familienglieder ins Werk setzen.

Dies alles flog mir damals durch die Seele, nachdem mir Mr. Scott seine Geschichte zu Ende erzählt, und da er mich in ein langes Sinnen versunken sah, glaubte er, ich sänne über sein trauriges Schicksal nach, und so störte er mich nicht darin und hielt geduldig neben mir aus, bis ich mit meiner Erwägung zu Ende gekommen war.

Da aber regte sich plötzlich ein neuer Gedanke in mir, und freudig aufblickend reichte ich ihm meine Hand und drückte die seine innig und warm. „Mr. Scott", sagte ich, „ich danke Ihnen herzlich für Ihr schönes und mich so hoch ehrendes Vertrauen. Ich nehme nach wie vor den innigsten Anteil an Ihrem Schicksal und werde Ihnen das mit Gottes Hilfe auch durch die That beweisen können. Ja, Ihr Schicksal ist in Wahrheit ein unsäglich schweres und trauriges gewesen und immer noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, da der wirkliche Mörder des Sir Lawrence Rowland sich der menschlichen Gerechtigkeit entzogen und dadurch niederträchtigerweise Sie so schonungslos ins Unglück gestürzt hat. Nun aber nennen Sie mir auch Ihren wirklichen Namen, damit ich endlich weiß, wen ich in Ihnen vor mir habe; denn so treu und gewissenhaft Sie auch in Ihrer Erzählung gewesen sein mögen, den Namen Ihrer Mutter und den Ihrigen haben Sie mir nicht genannt."

Er lächelte matt bei diesen Worten, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, Sie haben recht, das muß und will ich Ihnen auch sagen. Nun, meine Mutter ist Mrs. Harriet Duncan und ich heiße Harry, also Harry Duncan. Aller übrigen Namen, den meiner Schwester und meiner Cousine, kennen Sie ja schon bereits."

Ich nickte nur wieder, fast sprachlos, denn meine Gefühle übermannten mich fast. Ach, der Arme ahnte von allen Gedanken, die mich durchfluteten, keinen einzigen und am wenigsten den, daß ich sein Schicksal in Bezug auf seine Verwandten gewissermaßen in meinen Händen hielt. Aber, so gern ich ihm auch sogleich eine große Freude bereitet hätte, so wiederholte ich mir doch, daß ich nur langsam den Faden dieses Schicksals abwickeln durfe, ohne sein angegriffenes Nervensystem mehr als nötig zu erschüttern; denn daß dasselbe einer längeren Erholung bedürfe, sah ich nur zu gut ein.

Er hatte schon lange seinen Kopf gegen die hölzerne Wand gelehnt und seine Lider fielen schwer über seine Augen herab. So hielt ich es denn für nötig, noch einmal sein Arzt zu sein, und gab ihm wieder ein Pulver von meinem beruhigenden Mittel ein, und dann bat ich ihn, sich zur Ruhe zu begeben, um am nächsten Morgen um so frischer zu sein, damit wir unsere Meinungen und Ansichten über das Vorliegende noch weiter aussprechen konnten. „Ja", sagte er und erhob sich schon, „ich bin müde, merkwürdig müde und abgespannt, und doch fühle ich mich wunderbar erleichtert. O, geben Sie mir noch einmal Ihre Hand und nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Liebe entgegen."

Ich gab ihm die Hand und dann begab er sich in sein Schlafzimmer, und als ich nach einer Viertelstunde noch einmal leise zu ihm ging, hörte ich an seinen ruhigen Atemzügen, daß er sanft und fest eingeschlummert war.

Jetzt erst, von den mannigfachsten Empfindungen heimgesucht, begab ich mich in mein Zimmer zurück, um mich auch allmählich auf meine Nachtruhe vorzubereiten. Indessen kam ich noch lange nicht zu Bett, das heißt, auf mein mit wollenen Decken notdürftig versehenes Sofa, vielmehr saß ich fast unbeweglich auf meiner einfachen Lagerstätte, den Kopf auf die Hand gestützt, und sann über die wunderbaren und geheimnisvollen Wege Gottes nach. Dann aber überlegte ich, was ich in dem vorliegenden Falle zu thun nötig haben würde. Es wurde mir bald klar, daß ich vor allen Dingen zuerst nach Bern reisen und den amerikanischen Diplomaten sprechen müsse. Zu dieser kurzen Reise war ich auch bald entschlossen. Ich wollte keinen Tag verlieren und schon am nächsten Tage nach Bern abreisen. Allein bei näherer Überlegung sah ich ein, daß es doch noch nicht so schnell gehen würde, wie ich im ersten Moment gehofft. Bevor ich nach Bern ging, mußte ich notwendig erst zu Sterchi

hinunter, um mir die zur Reise erforderlichen Kleider zu holen, denn in dem schon hart mitgenommenen Bergrock und den Bergschuhen, die ich hier oben trug, konnte ich unmöglich den mir persönlich unbekannten amerikanischen Diplomaten besuchen.

Nun aber erregte mir ein längerer Aufenthalt bei Sterchi wieder einige Schwierigkeit in Bezug auf die drei Engländerinnen, die, sobald sie meiner habhaft wurden, mich doch gewiß mit Fragen bestürmen würden, wo ich so lange gewesen sei. Ihnen also mußte ich auch aus dem Wege gehen und ich wollte ihnen in der That erst wieder vor Augen treten, wenn ich genau von allen obschwebenden Verhältnissen unterrichtet war und ihnen mit meiner Person zugleich auch Hoffnung, Freude und Glück in jeder Gestalt wiederzubringen vermochte. So mußte ich also heimlich in Sterchis Hause eintreffen und Harry Duncans Verwandte durften fürs erste nicht erfahren, daß ich wieder eine Nacht mit ihnen unter einem und demselben Dache wohnte.

Sobald ich daher am folgenden Morgen aufgestanden war, setzte ich mich an Harry Duncans Schreibtisch und schrieb an Sterchi, daß ich an diesem Abend, wenn in seinem Hause alles zur Ruhe sei, bei ihm eintreffen würde, daß er aber niemandem meine Ankunft verraten dürfe. Ich würde abends halb neun Uhr langsam von der Alp weggehen und also etwa eine Stunde später im Hotel sein und er möge mir, wo möglich, auf dem gewöhnlichen Wege eine Strecke entgegenkommen, da ich mancherlei Wichtiges mit ihm zu besprechen hätte. Sodann wollte ich mich einmal in einem Bette eine halbe Nacht ausruhen, aber morgens um vier Uhr schon wieder den Berg hinabsteigen, um Punkt halb sechs am Thuner Dampfer zu sein und eine etwa zwölfstündige Reise anzutreten. Abends bald nach sieben Uhr würde ich dann wieder auf dem Berge bei ihm sein. Dieses mein ganzes Vorhaben solle er vor jedermann geheim halten. Es sei wichtig und er werde alles so genau erfahren, wie möglich, wenn er nur noch ein paar Tage Geduld haben wolle.

Das war mein erster Brief und ich rechnete darauf, daß mein darin angedeutetes Vorhaben, namentlich in Bezug auf die festgesetzte Zeit, glücken würde. Denn, traf ich Mr. Charles H....t in Bern zu Hause, wie ich hoffte, so hatte ich von neun Uhr morgens bis zwei Uhr mittags Zeit zum Aufenthalt bei ihm und konnte also bequem bald nach sieben Uhr wieder auf dem Abendberge sein und mich den drei englischen Damen zugesellen, um sie, wenn ich glückliche Kunde mit heimbrächte, allmählich auf ihr Zusammentreffen mit Harry vorzubereiten. Damit ich sie aber bestimmt am Abend auf dem Berge fände, schrieb ich noch einen zweiten Brief an Sterchi, den er ihnen, wie ich ihm am Schlusse des ersten Briefes sagte, zeigen solle und worin es hieß, daß ich am nächstfolgenden Tage abends nach sieben Uhr von Interlaken zurückkehren werde, daß sie also unter allen Umständen mich bis dahin auf dem Berge erwarten sollten, wobei ich mit wenigen Worten durchblicken ließ, daß ich hoffte, ihnen eine angenehme Kunde mitteilen zu können.

Sobald ich diese beiden Briefe geschlossen und adressiert, kleidete ich mich rasch an, stieg, der besten Hoffnung voll, nach der Sennhütte hinab und kam gerade zur rechten Zeit, um Christen noch vor der Thür zu treffen, der seine Milchbutte schon auf dem Rücken hatte, um den Weg nach seines Herrn Hause anzutreten. Ich gab ihm die Briefe und empfahl ihm die größte Sorgfalt für dieselben. Er versprach, sie seinem Herrn nur eigenhändig zu überliefern, trabte sogleich ab und ich sah ihn mit einer wahren Herzensfreude von der Alp abziehen.

20.

Jetzt erst, als auch das besorgt, dachte ich an mich selber und kehrte langsam wieder zur Blockhütte zurück, wo ich, da Harry Duncan noch schlief, zur Bereitung eines einfachen Morgenmahls schritt. Eben aber, als ich bei dem Genusse einer Tasse Kaffee war, trat mir mein Wirt entgegen und begrüßte mich mit der freundlichsten Miene. Meine Augen flogen sogleich nach seinem Gesicht und da fand ich zu meiner Freude, daß er ganz wohl und zufrieden aussah. Er reichte mir die Hand und ich lud ihn ein, an meinem Frühstück teilzunehmen.

„Wie haben Sie geschlafen?" fragte ich zuerst.

„Vortrefflich!" entgegnete er rasch. „Ihre Mittel wirken bei mir immer, was sie sollen, und ich habe die ganze Nacht traumlos und im festesten Schlaf zugebracht. — Aber, es ist sonderbar", fuhr er mit leichtem Lächeln fort, „die Welt hat sich bei mir hier oben fast ganz umgedreht. Sie scheinen der Wirt und ich Ihr Gast zu sein, während es doch umgekehrt sein sollte."

„Lassen Sie es gut sein", erwiderte ich scherzend, „man sagt ja, die Welt drehe sich immer um, warum also auch nicht hier? Doch nun setzen Sie sich. Da haben Sie alles, was Sie bedürfen."

Er nahm seinen Platz ein und ich sah, daß es ihm trefflich schmeckte und daß er mit größerem Appetit als am vorigen Tage aß. Nachdem wir eine Weile im Schweigen verharrt, nahm ich das Gespräch wieder auf und sagte:

„Nun aber, mein lieber Freund —" ich vermied es absichtlich, ihn bei seinem wirklichen Namen anzureden, um seine Gedanken nicht wieder in eine unruhige Strömung zu treiben — „muß ich Ihnen eine Mitteilung machen. Ich habe eine nötige kleine Reise vor, die mich morgen den ganzen Tag in Anspruch nehmen wird. So werde ich Sie denn heute abend verlassen, übermorgen aber denke ich wiederkommen zu können und dann — und dann — werden Sie ja wohl ganz genesen sein."

„Ich will es hoffen. Aber einen ganzen Tag soll ich Sie nicht sehen? O, das wird ein langer Tag für mich sein. Doch, was hilft's? Ich muß mich fügen und so füge ich mich. Ach ja, das wenigstens habe ich gelernt. Wann aber werden Sie übermorgen wieder bei mir sein?"

Ich sann nach. Ich konnte es ja nicht bestimmt vorhersagen, da ich nicht im voraus wissen konnte, was vorfallen würde, und so sagte ich denn:

„Die Stunde will ich nicht genau bestimmen, aber kommen werde ich gewiß. Sie brauchen mich jedoch nicht zu erwarten und können ausgehen, wenn Sie ein Bedürfnis darnach haben."

„Ja, das ist es eben, woran ich dachte", sagte er. „Nun gut, so kommen Sie, sobald Sie können; aber ich will Ihnen meinen zweiten Schlüssel vom Hause geben, dann kann ich gehen, wohin ich will, und Sie brauchen nicht vor der Thür zu warten."

Damit war ich einverstanden und steckte den Schlüssel, den er mir alsbald gab, in die Tasche.

Als wir gefrühstückt, nahmen wir Hüte und Stöcke und machten einen tüchtigen Spaziergang, wobei ich mich von Herzen freute, meines Patienten Schritt wieder frisch und elastisch zu finden, wie früher.

Erst gegen elf Uhr kehrten wir heim und sahen, als wir aus den Bäumen der Kuppe auf das freie Plateau traten, den alten Peter mit einem Korbe, den er neben sich gestellt, vor der Thür der Blockhütte sitzen und geduldig unserer warten. Als der kleine Mann uns kommen sah, sprang er behende auf und begrüßte uns freundlich, indem er viele Grüße von seinem Herrn bestellte und dann frischen Braten, frische Eier, einige Kartoffeln und zwei Flaschen Markgräfler überlieferte, die mir heute außerordentlich zur rechten Zeit kamen. Nebenbei aber gab er mir auch einen Brief und ich sah sofort an der Handschrift, daß er von Sterchi geschrieben war, also eine Antwort auf meine Briefe von heute Morgen enthielt.

Nachdem Peter von Mr. Duncan ein paar Franks zur Belohnung für seine Mühe erhalten, ging letzterer mit den gebrach-

ten Speisevorräten in das Haus, ich dagegen begleitete Peter eine Strecke den Berg hinab.

„Peter“, sagte ich, als wir vom Hause entfernt genug waren, um nicht mehr gehört zu werden, „sprecht jetzt etwas leise, wenn Ihr meine Fragen beantwortet. Zuerst: wie steht es unten?“

„O, ganz gut, Herr Doktor. Alles ist ja wohlauf und steht noch auf derselben Stelle.“

„So. Was machen die drei Engländerinnen? Habt Ihr sie gestern oder schon heute gesehen?“

„Ja wohl, Herr, ich habe sie oft gesehen und auch gehört, daß die beiden jungen Damen mit dem Herrn von Ihnen sprachen, noch heute morgen, als ich vom Hause fortging und Ihren Brief schon in der Tasche hatte. Und da sagte ihnen gerade der Herr, daß Sie morgen abend wahrscheinlich wieder auf dem Berge sein würden und darüber freuten sie sich sehr.“

Als ich dies von Peter hörte, nickte ich freudig und sagte zu mir selbst: „Nun, das walte Gott!“ Und dann ließ ich Peter ziehen, um zwischen den Tannen, von niemandem beobachtet, meinen Brief zu öffnen und zu lesen.

Sterchi versprach mir in seiner Antwort, alles zu thun, was ich von ihm verlangt, und er würde mir am Abend, wenn ich den gewöhnlichen Weg von der Alp nach seinem Hause einschlüge, eine Strecke entgegenkommen, um das, was er bereits über den Einsiedler wissen dürfe, von mir zu erfahren. — Der gute Mann war also auch, wie es schien, etwas neugierig geworden und das mochte ich ihm in diesem Fall gewiß nicht verdenken. — Die drei englischen Damen, schrieb er mir noch, befanden sich ganz wohl, nur hatten sie eine große Sehnsucht nach mir und stiegen mehrmals des Tages eine Strecke den Berg hinab, in der Hoffnung, mich einmal auf dem Wege zu treffen.

„Nun, das wird auch bald geschehen“, sagte ich zu mir, „aber sie mögen Geduld haben, wie ich. Wer weiß, wer sich mehr auf unser Wiedersehen freut, sie oder ich!“ —

Sinnend, wie jetzt immer, denn ich hatte, weiß Gott! in meinem Herzen genug zu überlegen, schritt ich langsam wieder zwischen den Tannen empor und traf Harry Duncan vor der Thür auf einer kleinen Bank sitzen, die er sich erst in den letzten Tagen vom Sennen Heinrich hatte anfertigen lassen, und in seiner Mappe unter seinen Zeichnungen blättern. Ich war nicht wenig darüber verwundert und erfreut, daß er sich schon wieder solchen Dingen zuwandte, und es schien mir ein gutes Zeichen in jeder Beziehung zu sein. Denn wenn ein Gemüt, wie das seine, sich seinem selbstquälerischen Grübeln entzieht und sich der Arbeit oder der ernsten Betrachtung irgend eines äußeren Gegenstandes widmet, so ist der Gram überwunden oder wenigstens nicht mehr in seiner früheren Größe vorhanden. So ging ich denn rasch auf sein augenblickliches Beginnen ein, sah mit ihm die zahlreichen Aquarellen und Bleistiftzeichnungen durch und suchte seinen Geist nur mit angenehmen Dingen zu beschäftigen, wie sie mir glücklicherweise hier oben so reichlich zu Gebote standen. Bisweilen freilich seufzte er noch leise und gleichsam heimlich auf, aber er sprach doch dann so gelassen über verschiedene von mir angeregte Gegenstände, daß ich mit jeder Stunde beruhigter über sein geistiges Befinden ward. —

Um acht Uhr abends machte ich mich reisefertig und Harry Duncan ließ sich nicht abhalten, wie ich mir gleich gedacht, mir eine Strecke das Geleit zu geben.

Langsam stiegen wir durch die Tannen nach der Sennhütte hinab und noch langsamer legten wir den ebenen Weg über die weiten grünen Matten der Alp bis an den Wald zurück. Bis hierher aber ließ ich meinen Begleiter nur mit mir gehen, da ich nicht wissen konnte, wie weit mir Sterchi entgegen kam, und den wollte ich diesmal für mich allein haben. So blieb ich denn bei dem ersten Baume hinter der die Alp einschließenden Pforte stehen, reichte Harry Duncan die Hand und sagte:

„So, bis hierher nehme ich Sie nur mit; in den Wald dürfen Sie nicht, da ist es am Abend für Sie noch zu kühl. Nun kehren Sie um, gehen Sie gleich zu Bett, schlafen Sie morgen recht lange und denken Sie, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, den ganzen Tag an mich. Ich werde es mit Ihnen ebenso machen und so vergeht uns beiden der Tag rasch, bis wir uns wiedersehen.“

Er stand still, drückte mir immer wieder die Hand und sah mir tief und forschend in die Augen, als ob er sich gar nicht von mir trennen könne.

„Ich weiß nicht“, sagte er endlich, „warum mir so seltsam zu Mute ist. Aber ich bin ein merkwürdiger Mensch und habe immer von einem Hauptentscheidungspunkte meines Schicksals ein gewisses dunkles Vorgefühl gehabt, was mich auch niemals getäuscht hat. Und ein solches Vorgefühl habe ich auch heute, nur kann ich mir nicht entziffern, ob es zum Guten oder Schlimmen neigt.“

Bei diesen Worten fühlte ich, daß ich unwillkürlich errötete, schüttelte leise den Kopf und sah seitwärts in den düsteren Wald hinein.

„Nun“, sagte ich, „ja, es giebt solche Menschen, ich weiß es, aber sie sind nicht immer die glücklichsten. Letzteres weiß ich durch mich selbst, denn auch mir ist schon oft Ähnliches begegnet. Wenn es denn aber doch einmal ein Vorgefühl sein soll, welches Sie diesmal haben, so gebe Gott, daß es etwas Gutes betreffe, daß also bald etwas Entscheidendes in Bezug auf Ihr Schicksal sich zeige. Und mit diesem Wunsch will ich Sie verlassen. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie, bis wir uns wiedersehen!“

Er drückte mir fast krampfhaft die Hand, sah mich mit schwimmenden Augen an und sagte dreimal hintereinander und jedesmal lauter und inniger: „Ich danke Ihnen!“

Ich mochte die stille und doch aufregende Szene nicht verlängern und so wandte ich mich rasch von ihm ab und schritt dem dicht vor mir liegenden Walde zu.

Als ich mit laut pochendem Herzen zwischen die ersten Bäume trat, bemerkte ich, daß es in der Tiefe des Waldes noch viel dunkler war, als ich vermutet, und ich hätte recht gut wieder Jakobs Laterne gebrauchen können. Dennoch kam ich rasch genug bergab; als ich aber nach fünf Minuten langsamen Gehens um eine Ecke bog, sah ich plötzlich einen Lichtschimmer vor mir in der Tiefe aufleuchten.

Ich stand still und schaute scharf in die Ferne. „Sollte das etwa Sterchi sein?“ fragte ich mich. Hatte er wirklich an die Dunkelheit hier im Walde und an meinen schaurigen Weg gedacht?

Ja, er war es, wie ich sehr bald erkannte. Er kam mir mit seinem festen gemessenen Schritt rasch entgegen, und als das Licht der Laterne über seine mächtige Gestalt und auf seinen Strohhut fiel, erkannte ich ihn zuerst an seiner Haltung und dann an einem Räuspern, welches er zufällig hören ließ.

„Sterchi!“ rief ich ihm freudig entgegen, „Sie sind es? O, das ist hübsch!“

Da hatten wir uns erreicht und drückten uns die Hände. „Ja“, sagte er, „ich dachte es mir, daß Ihr Weg bei der Dunkelheit unangenehm sein würde, und ich wäre gern schon früher aufgebrochen; aber es ging nicht, es gab heute im Hause so viel zu thun. Doch nun kommen Sie nach der Hausalp; dort müssen wir uns ein Weilchen aufhalten und auf irgend eine Bank setzen, denn noch ist es im Hause nicht ganz still und da Sie nicht gesehen sein wollen, müssen wir vorsichtig sein.“

„Aber, was macht denn Mr. Scott?“ fragte er nun und ich merkte aus der Hast der Frage, wie neugierig er auf meine Nachrichten sei.

„Es geht ihm jetzt wieder gut“, erwiderte ich, „aber, als ich kam, stand es schlimm genug mit ihm.“

„Das glaube ich, Jakob hat es mir schon gesagt — doch nun, was können Sie mir weiter von ihm erzählen? Darf ich wissen, was Sie ausgerichtet oder von ihm erfahren haben?“

„Ja“, sagte ich nach kurzem Besinnen, „Sie sollen mehr hören, sobald wir unsere Bank erreicht. Zuerst aber sagen Sie mir, wie geht es Mrs. Duncan und ihren jungen Damen?“

„O, ganz gut, Herr Doktor. Nur können sie nicht begreifen, was Sie so lange fern hielt, und wünschen außerordentlich, daß Sie bald zurückkehren.“

„Das wird zuverlässig morgen abend geschehen; es bleibt bei meinem ersten Plan und Sie können ihnen dreist sagen, daß ich bald nach sieben Uhr auf dem Berge sein und ihnen dann gewiß recht viel zu erzählen haben werde.“

„Was wollen Sie ihnen denn erzählen?“ lachte Sterchi laut auf. „Daß Sie so lange bei Mr Scott gewesen sind?“

„Nein, das gewiß nicht, aber etwas anderes, was ihnen gewiß viel angenehmer sein wird. Doch warum stehen Sie still?“

„Ich will nur meine Laterne löschen, denn wir sind gleich am Ausgange des Waldes und man soll unten nicht das Licht bemerken. Der Ned könnte aus irgend einem Winkel sein schwarzes Auge hierher gerichtet haben und dann gäbe es am Ende wieder einen Geist. Haha!“

„Nun“, sagte ich etwas kleinlaut, „über den Geist, den Ned neulich gesehen, denke ich jetzt etwas anders als früher, lieber Sterchi; aber nun kommen Sie vorwärts. Da oben am Hause sitzen wir gegen den kühlen Nachtwind am meisten geschützt und wir sind beide etwas warm vom Gehen.“

So setzten wir uns denn, als wir die oberste Hütte auf der Hausalp erreicht, auf die vor derselben stehende Bank; indes begann ich nicht eher zu sprechen, als bis ich die Hütte umgangen und mich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in unserer Nähe sei.

Als ich von meiner Rekognoszierung zurückkam, sagte Sterchi, indem er sich eine Cigarre anbrannte, was ich nun auch that: „Inwiefern denken Sie denn jetzt anders über jenen Geist, der Ned neulich so krank gemacht? Erklären Sie mir das gefälligst zuerst.“

„Es ist sehr einfach, lieber Sterchi. Der Schwarze hat ohne Zweifel an jenem Abend Mr. Scott gesehen, als er aus dem Walde auf die Hausalp trat, und sein bleiches Gesicht, sein langes Haupt- und Barthaar haben ihn so mächtig erschreckt, daß er ihn eben für einen Geist gehalten hat.“

„O, wie wäre denn das möglich, Herr Doktor? So weit kommt ja Mr. Scott nie herab und ich habe ihn noch nie in der Nähe meines Hauses bemerkt, seitdem Fremde in dasselbe eingekehrt sind.“

„Diesmal hat er es doch gethan“, erwiderte ich. „Da er sich krank fühlte, wollte er mich sprechen und glaubte, Peter oder Jakob irgendwo zu treffen, damit einer von ihnen mich riefe. Bei dieser Gelegenheit mag Ned ihn wahrgenommen haben und hat ihn — den Lebendigen — für den Geist eines Toten gehalten. So ist es, ich bin jetzt überzeugt davon.“

„Ah! Das verstehe ich doch nicht recht, aber immerhin mag es so sein. Nun aber erzählen Sie mir von Mr. Scott!“

„Das will ich, ja!“ Und nun erzählte ich ihm so viel, daß er daraus entnehmen konnte, daß Mr. Scott wohl Ursache habe, sich verborgen zu halten, daß aber sein Schicksal sich nun bald auf die eine oder andere Weise entscheiden werde und daß er, Sterchi, dem armen Manne eine große Wohlthat erwiesen, indem er ihm gestattet, sich auf seiner Alp anzusiedeln.

„Was hat er denn gethan, daß man ihn verfolgt oder daß er das wenigstens besorgt?“ fragte Sterchi mit sichtbar zunehmender Spannung.

„Ich kann Ihnen für jetzt nur so viel sagen, daß er ein großes Unglück gehabt, aber auch das, daß er ein schuldloser Mann und gegen göttliches und menschliches Recht aus seinem Vaterlande vertrieben ist. Indessen wird sich diese Ungerechtigkeit auch bald aufklären, wie ich hoffe, und dann wird sich unser armer Freund nicht mehr in seiner Einsiedelei verborgen zu halten brauchen.“

Sterchi nickte befriedigt und wollte eben etwas erwidern, als ich ihn unterbrach und, auf sein Haus unten deutend, sagte: „Da sehen Sie, die Lichter verschwinden allmählich aus den Zimmern dort unten und auch der Salon ist schon dunkel geworden. Sollten die Bewohner zu Bett gegangen sein?“

Sterchi schaute eine Weile hinab, dann sagte er: „Es kann wohl sein. Ich werde zuerst hinabgehen und erkunden, wie es steht. Wenn Sie ungefährdet hinuntersteigen und in Ihr Zimmer gelangen können, werde ich oberhalb der Hinterthür auf dem Korridor mit einem Licht ans Fenster treten. Geben Sie acht darauf, das soll das Zeichen sein, daß Sie kommen können.“

Mit diesen Worten verließ er mich und ich saß auf der Bank allein. Bis hierher war also alles geglückt und ich hoffte, daß mit Gottes Hilfe auch das noch übrige Wichtigere glücken werde. —

Plötzlich sah ich, wie das Korridorfenster oberhalb der hinteren Thür des Hauses unter mir geöffnet und ein Licht hoch emporgehoben und hin- und herbewegt wurde. So war denn auch meine Zeit zum Hinabsteigen gekommen und hastig begab ich mich auf den Weg. In wenigen Minuten hatte mich Sterchi unter dem großen Birnbaum im Hofe in Empfang genommen und mir zugeflüstert, daß ich unbemerkt in mein Zimmer gelangen könne, da er aus Vorsicht auch die beiden Mägde und Johann in das Hinterhaus geschickt.

Mit ein paar Sprüngen war ich die Treppe hinauf und bald stand ich in meinem Zimmer, von Sterchi begleitet, der sich herzlich zu freuen schien, mich wieder in seinen gastlichen Räumen zu sehen.

„Wann soll ich Sie morgen früh wecken?“ fragte er noch.

„Ach, leider schon um drei Uhr, denn ich muß um halb sechs am Dampfer in Neuhaus sein.“

„Wohin wollen Sie denn?“

„Nach Bern!“ sagte ich kurz.

„Ah, dann begreife ich, was Sie vorhaben. Die einzigen Briefe, die Mr. Scott erhält, sind immer aus Bern gekommen und nun gehen Sie dahin, um sichere Kundschaft einzuholen, nicht wahr?“

„So ist es“, sagte ich, mit heimlicher Freude nickend, „und nun wünsche ich Ihnen eine gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Du Narr, diese Nacht —! Am 10. Oktober vorigen Jahres starb in Moskau ein reicher Geizhals, dessen Vermögen etwa vier Millionen Rubel betrug. Der Mann schleppte sich, als er sich dem Sterben nahe fühlte, zu seinem eisernen Geldkoffer, legte sich auf denselben und packte mit beiden Händen die Klammern an den Seiten des Koffers, als wollte er denselben mit sich schleppen. In dieser Stellung überraschte ihn der Tod, und so blieb er zwei Tage lang liegen, bis sein Sohn durch das Schlüsselloch in das Zimmer blickte und daselbst den Körper seines Vaters bemerkte. Da alle Thüren, welche in das Zimmer führten, verschlossen waren, wurde die Polizei herbeigerufen, welche die Thür öffnen ließ. Man hatte Mühe, die Hände des Greises vom Koffer loszulösen. Neben dem Ofen hingen an einem Strick mehrere Obligationen, die im Koffer feucht geworden waren, und die der Tote kurz vor seinem Ende zum Trocknen aufgehängt hatte. Im Koffer selbst fand man über vier Millionen bares Geld. Der Verstorbene spendete nie in seinem Leben auch nur einen Pfennig zu wohlthätigen Zwecken und lebte selbst wie ein

Bettler, indem er nur trockenes Brot mit Salz aß und so schäbige Kleider trug, daß sich seine eigenen Kinder schämten, mit ihm zu gehen. In seinem hinterlassenen Testamente verlangte der arme Geldnarr, daß man ihm sein Geld mit in den Sarg geben solle!

Eine Jubiläumsgabe. Bankier G. tritt am Morgen in das Komptoir und begrüßt seinen Buchhalter, welcher heute vor 25 Jahren in das Geschäft getreten ist, mit den wärmsten Worten, indem er ihm ein verschlossenes Kouvert überreicht mit der Bemerkung „Dies zur Erinnerung für Sie an den heutigen Tag!" Dankend nahm der Jubilar das Kouvert entgegen, wagte dasselbe aber nicht zu öffnen. Erst auf freundliches Zureden des Gebers öffnete der Gefeierte dasselbe, und siehe da, das Kouvert enthielt die Photographie seines Prinzipals! Der also Beschenkte war sprachlos vor Erstaunen. „Nun", sagte der Bankier, „was sagen Sie dazu?" — „Sieht Ihnen sehr ähnlich", erwiderte der Buchhalter.

Militärisches. Ein christlicher Soldat antwortete auf die Frage, wie er zum christlichen Glauben und Leben gekommen sei, in militärischer Kürze: „Der HErr fand mich und kommandierte Achtung! Still gestanden! Rechtsum kehrt! Vorwärts, Marsch! Diesem Kommando habe ich Folge geleistet." In der That ist in diesem Kommando alles aufs schönste enthalten: Erweckung, da man anhebt, Achtung zu geben und stille zu stehen auf dem Weg der Sünde; Bekehrung, da man das große Rechtsumkehrt macht aus der Gewalt des Satans zu Gott, aus dem Zorn in die Gnade; Heiligung, da man vorwärts geht und jagt nach dem vorgesteckten Ziele, dem ewigen Kleinod.

Sibirische Kälte. „So kalt ist es in Sibirien", versicherte ein von dorther zurückgekehrter Reisender, „daß ich mich im Winter nie anders waschen konnte, als — mit Handschuhen!" — Au!

Selbsterkenntnis. A.: „Definiere mir einmal den Begriff Wirtshaus." — B.: „Wirtshaus ist — wo wir z' Haus sind."

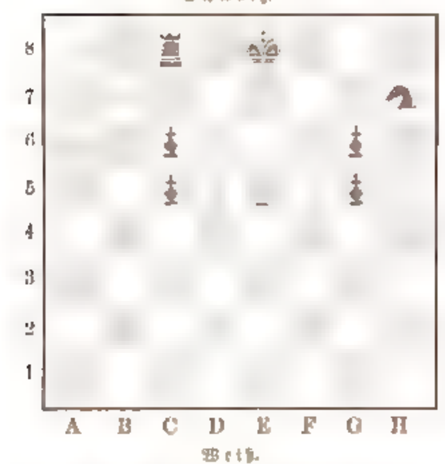
In unserer Spielecke.

1.

Schachaufgabe.

Redigiert von C. A. Kampe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

2.

Damenspielaufgabe.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

3.

Die ersten sind ein Unterthan,
Die dritte ist ein Unterthan,
Das Ganze ist ein Unterthan,
Der von dem zweiten Unterthan
Wird unter den ersten Unterthan
Ganz unterthänigst gethan.

4.

Es ist eine kleine Unterwelt,
Die sich im Bilde vor euch stellt;
Nur statt der Lethe ist darin
Ein Wasser von ganz anderm Sinn.
Man kommt durch einen engen Schacht
In einen Raum, so schwarz wie Nacht;
Da breitet sich ein dunkler See;
Allein kein Berg ragt in die Höh';
Kein Fisch schwimmt auf des Sees Grund,
Nicht Vögel fliegen drüber bunt;
Nur Wesen, weißen Geistern gleich,
Die steigen oft herab zum Teich,
Zu trinken draus; ein kleiner Schluck
Ist jedem auf einmal genug.
Dann, wie begeistert, reden sie
Von dem, was sie gesehen nie,
Von jeglicher Vergangenheit,
Von jetz'ger und künft'ger Zeit,
Und fließt die Rede nicht mehr gut,
Giebt neuer Trunk gleich neuen Mut.
Zuletzt, wenn ausgetrunken der See,
Dann füllt er sich wieder aus der Höh'.

5.

Kreuzrätsel.

1	2
3	4

1 2 von einem Zwillingspaar
Der erste und der zweite war.
3 4, ein bied'rer Handwerksmann,
Des Wassers nicht entbehren kann.
Der Silbe 2 ist, wie bekannt,
1 4 hinwiederum verwandt.
Doch wer 2 4 will bleiben gern,
Der halte sich von ihnen fern.
1 3 ist Fluß und Stadt daran.
2 3 ein blutbegier'ger Mann;
Doch auch als Mittel wohlbewährt,
Womit man zarte Kindlein nährt.
3 2 ein Dorf im Schweizerland,
Aus Schillers „Tell" uns wohlbekannt;
Jedoch 3 1 in alter Zeit
Gebrauchte man im Kampf und Streit.
So findest Sinn du fort und fort,
4 3 allein ergiebt kein Wort.

6.

Rechenaufgabe.

Zwei Knaben spielten um Nüsse. Der eine gewann 5 und sagte: „jetzt habe ich doppelt so viel wie Du." „Ja", sagte der andere, „hätte ich Dir 5 abgewonnen, so würden wir unsern mitgebrachten Vorrat einfach getauscht haben." Wie viel hatte jeder mitgebracht?

7.

Logogriph.

Mit K nährt es,	Mit B fließt es,
Mit H wehrt es,	Mit Z hält's im Zaum,
Mit D spießt es,	Gieb ihm keinen Raum.

8.

Magisches Quadrat.

a	a	a	a
g	g	m	m
o	o	r	r
r	r	s	s

Die vorstehenden Buchstaben ergeben, geordnet, vier wage- und senkrecht gleiche Worte.

Das erste ist der Schmuck der Auen,
Das zweite schmückt der Thaten Glanz,
Das dritte schmückt die jungen Frauen,
Das vierte schmückt der letzte Kranz.

Auflösung zu den Aufgaben in Nummer 26.

1. Schachaufgabe.

Weiß.	Schwarz
1) S. c7—g6	K. c4—d4
2) D. a5—c3:	K. d4—e4 ×
3) D. c3—d3 matt.	....

2. Eichendorf.

3.

34	48	2	16	30
46	10	14	28	32
8	12	26	40	44
20	24	38	42	6
22	36	50	4	18

4. Meyerbeer. Apollo. Rotterdam. Madagaskar. Olga. Rehabeam.

5. Macht, Nacht, Wacht, Schlacht.

6. „Sie, wenn es zieht, mach' z' de Lade' da zu, is es Ihne' lieb, ja?"

7. Damenspielaufgabe.

Weiß:	Schwarz
1) e3—f4	g3—e3×
2) c5—b4	a7—c5×
3) b4—f4×	....

Weiß nimmt einen Stein und Dame, blockiert die andern Steine. Schwarz kann einen Stein opfern und eine Dame bekommen, ist aber nicht imstande, die Doppelecke zu erreichen, um das Spiel unentschieden zu machen.

8. Gram, Gramm.

Richtige Lösungen gingen ein von J. R. und Parvulus.

Inhalt:

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 27. März 1884 Nummer 31.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (1. Fortsetzung.)

2.
Auf dem Haid-Hofe.

„Vater! 's ist heuer nicht viel gewachsen! das bringt hier keine zehn Fuder! hat in andern Jahren doch immer an die zwanzig gebracht. Das ist nun schon das zweite Mißjahr! wir werden 's Vieh nicht durchbringen, die Schecke und die Bleß müssen verkauft werden, es wär 'ne Schand um die beiden schönen Tiere! aber, sagt selbst! ob's anders gehen wird?" —

So redete ein großgewachsenes, schönes Mädchen beim Heumachen in der Wiese. Sie schaffte ganz allein mit dem Vater, einem dürren Bäuerlein mit spärlich gewordenem grauem Haupthaar, der sich's gern gefallen ließ, wenn die wackere Tochter zweimal den Rechen kehrte, während er es einmal that, machte auch gern und oft eine Pause und sah dem Mädchen schmunzelnd nach, wenn es so rüstig die Schwaden herunterschritt, das duftige Heu ausstreuend. Er hatte ja keinen Sohn, hatte nur dies einzige Kind, da war's ein rechter Gottessegen, daß das Mädchen eben so geraten, wie sie nun war; daß sie alles konnte, ausrichtete und tüchtig zustand brachte. Wußte sie doch auch mit Sense und Sichel, mit Pflug und Egge Bescheid, und die Rößlein gehorchten ihr aufs Wort und kannten ihre Stimme von ferne.

Der Haidbauer Dietrich Veit hatte sich auf dem Hofe eingefreit, er war sonst eigentlich von Profession ein Schneider gewesen und nicht bei der Bauernarbeit groß gezogen worden. Auch wunderten sich damals die Leute, daß die Margareth, die doch ein stattlich Mädchen war, ihn genommen. Die wußte aber wohl, was sie that; sie war über dreißig, ehe sie sich zum Heiraten entschloß, und wollte keinen haben, der alles kommandiere und ordoniere, darum nahm sie den Schneider, da, wußte sie, hätte sie doch auch ein Wort mitzureden, denn der verdankte ihr ja alles.

So war's auch gekommen und geblieben, bis die Elsbeth groß ward. Seitdem hatte die Bauerfrau wenig mehr zu sagen und die Elsbeth leitete und regierte alles, auch Vater und Mutter. Und zwar ging das ganz ohne Pochen und Schelten ab, es ergab sich eben ganz von selbst, als könnt's garnicht anders sein. Das Mädchen hatte eine so feste, gute Hand, einen so sichern Blick, einen so klaren Verstand, ein so kurzes, kerniges Wort, eine so helle Stimme, daß sie zum Regieren geboren war. Der Vater hatte nie etwas zu sagen gehabt, bei dem machte sich das Gehorchen von selbst; und die Mutter war in den letzten Jahren mit allerlei Siechtum behaftet: Gliederreißen, Husten und dergleichen — die ließ es sich jetzt mehr als gern gefallen, wenn jemand anders das Befehlen übernahm. —

Der Haidhof lag da oben auf halber Bergeshöh. Ackerland war nicht viel dabei, es war fruchtbar gemachte Haide — daher der Name. Der Wert und Ertrag bestand in den schönen, saftig grünen Wiesen, die zu beiden Seiten des Berg-Wässerleins hingebreitet lagen, wo wir jetzt eben Vater und Tochter beim Heumachen sahen.

Der Tag war heiter angebrochen und guten Mutes waren beide herabgestiegen, in der Hoffnung, heute wohl das Gemähte so weit zu trocknen, daß es in Haufen gesetzt werden könne. Nun aber türmten sich Wolken auf, die Sonne stach, der Wind drehte südlich, — allem Anschein nach würde Regen kommen, wohl gar ein Gewitter.

Elsbeth stemmte den Rechen auf, warf den Kopf in die Höh, schaute ernst in den Himmel hinein, schlang sich dabei die schweren, lose gewordenen Zöpfe um den zierlichen Kopf und sagte verdrießlich:

„Na, da haben wir's! hätten uns heut die Arbeit sparen können, Vaterchen, 'ne halbe Stund, da platscht's wieder hinein, ist ja die ganze Wochen nicht anders gewesen, ich dacht', es sollt' sich heut aufsetzen mit dem neuen Mond! 's will aber halt nit! mussen's auch so zufrieden sein! wenn's bloß kein Unwetter giebt mit Platzregen, daß das Wasserle schwillt und reißt uns das Heu mit fort. Man hört's und liest's ja heuer immer zu, bald hier bald da! — Wollen's doch lieber so hoch hinauf bringen als möglich. Greift's nur noch 'ne Weile fix mit an, Vater, wir zwingen's wohl noch!"

Damit schaffte sie in verdoppelter Hast und der Alte mußte mit, daß sie das gemähte Gras aus der Niederung am Rande des Baches zu den mehr erhöhten Seiten des engen Thales hinaufbrächten. Aber es währte nicht lange, da donnerte es, der Himmel ward dunkler, die ersten schweren Tropfen fielen, die beiden mußten machen, daß sie unter Dach kämen.

Inzwischen hatte die Bauerfrau im Hause geschafft und alles auf den Mittag gerüstet. Es ging ihr nicht rasch von der

Hand, der kurze Atem ließ es nicht zu. Sonst hatte sie sich hoch und gerade gehalten und war stattlich anzuschauen gewesen, wenn sie Sonntags in die Kirche ging. Jetzt war sie vorn über gebeugt, der Gang langsam, das Antlitz still und leidend. Heut ward's ihr alles doppelt schwer. Die Elsbeth hatte gestern abend beim Zubettgehen in der Kammer, wo die beiden schliefen, ein Wort fallen lassen von Amerika und Auswandern, vom Vetter Heinrich, der auch hin wolle und von vielen andern, welche drüben schon angesiedelt, und denen es dort wohl gehe. Die Bauerfrau hatte solche Reden mit Schrecken gehört und sie zuerst gar nicht für Ernst gehalten. Dann aber kurz erwidert: Eher wollte sie sterben, als die Heimat mit dem Rükken ansehen. Elsbeth hatte nichts erwidert und ihre Mutter war lange wach und schlaflos dagelegen. In der Morgenfrühe waren Vater und Tochter ausgezogen aufs Heumachen, der Dienstjunge war beim Vieh auf dem Felde, eine Magd ward nicht gehalten, — so war denn die Frau ganz allein im weiten Haus und Gehöft. Es war alles stille um sie her und sie hatte rechte Zeit und Weile, bei ihren Geschäften in Küche und Keller den schweren Gedanken nachzuhängen.

Draußen an der Küchenthür stand ein alter Nußbaum, den hatte die Ahne gepflanzt. Die Bauerfrau erinnerte es noch dunkel, daß die bald Neunzigjährige am Stock tief gebeugt mit weißen Haaren vom Bett nach dem Stuhl am Ofen geschlichen, daß ihre Stimme aber hell und durchdringend war, und alles ehrerbietig still geworden, wenn sie einmal drein geredet, was nicht oft geschah, da sie meistens still und schweigsam dagesessen. Unter dem Nußbaum stand jetzt die Frau, sie stützte sich mit dem Arm an seinen Stamm, als wäre sie matt und müde und bedürfte eines Halts. Man blickte von da, unter dem weiten Geäste, hinab in das grüne Wiesenthal, wo Vater und Tochter im Heu schafften, man konnte die Gestalten und ihre Bewegungen erkennen. Eine Weile blickte die Bauerfrau hinab, dann richtete sie ihre Augen aufwärts in das dichte Grün und Gezweige des Baumes, wo Vögel mancherlei Art aus- und einflogen, sie seufzte schwer und ihre Augen schimmerten von aufquellenden Thränen; so fest wie dieser Baum im heimischen Boden gewurzelt, so fest hing auch sie selber an Heimat und Herd ihres Vaterhauses. Ihr ganzes Erdenleben war an diese Scholle, an diese ihr so trauten Räume gebunden! Sie konnte sich kein Leben denken von hier getrennt; das nächste Dorf schon wäre ihr viel zu weit gewesen, und nun gar Amerika! über das schauerliche große Wasser! wo man kein gutes, heimisches Deutsch rede! wo die Menschen hinrennen und einer kenne den andern nicht und die meisten seien Betrüger! — Ein Schaudern überrieselte die arme Bauerfrau auf dem Haidhofe; — mit einer plötzlichen Bewegung schlang sie den rechten Arm fest um den rauhen, tiefgefurchten Stamm, und was sie dachte, ward laut und ging über ihre Lippen: „Lebendig bringen sie mich nicht hier weg!"

Dann ging sie wieder ins Haus und schaffte am Herde. Sie schürte das Feuer mit dürrem Reisig, heller schlug die Flamme hinauf! — die Frau merkte es nicht, daß dunkle Wolken aufstiegen draußen, sie kehrte dem Licht den Rücken und sah ins Herdfeuer. Da schlugen einzelne schwere Regentropfen an die Scheiben, und zugleich hörte man ein fernes Donnern. Rasch wandte sie sich, trat wieder hinaus und ward des drohenden Unheils gewahr; ein Windstoß fuhr sausend durch den Baumwipfel; sie blickte hinab und sah, wie Vater und Tochter gerade den Heimweg antraten. Besorgt blickte sie in den Himmel, wo die Wolken immer dichter und schwärzer zusammen zogen, die Regentropfen fielen reichlicher und trieben sie ins Haus zurück. „Sie werden durchnäßt heimkommen", sprach sie bei sich, „ich muß ihnen die trocknen Kleider zurecht legen!" Das Wetter zog rasch herauf, Schlag folgte auf Schlag! die Bauerfrau stand mit gefalteten Händen am Herde und betete ein Verslein „bei schwerem Wetter", welches noch von der Ahne stammte und kräftigen Schutz gewähren sollte. Mit einem dröhnenden Schlage traten Vater und Tochter ins Haus! —

„Gott sei ewig Dank! daß Ihr da seid", rief die Frau ihnen entgegen; „wäre der Junge mit den Kühen nur auch erst da. Ich hab' Euch das Zeug in der Kammer zurecht gelegt. Geht nur schnell hinein!"

„Ach, Mutter", erwiderte Elsbeth, „was ist an uns gelegen, aber das Heu, das schöne Heu! und der Bach schwillt schon, wenn nur nicht das Oberwasser kommt! wir haben's zwar so hoch hinaufgebracht, als es in der Eile ging! wird's aber schlimm, dann geht's doch fort!" —

Und es ward schlimm; so schlimm, als man's nicht erinnerte jemals erlebt zu haben. Ströme schütteten die Wolken aus; das Wetter wollte nicht über den Berg rücken und kehrte immer von neuem zurück.

Elsbeth war in steigender Unruhe, — man dachte nicht an das Mittagsessen. Der Junge kam mit den Kühen und berichtete, daß es weiter hinauf in den Bergen noch viel ärger gehaust habe. Das Mädchen hörte es mit finsterer Miene, sie trat trotz des Regens hinaus, sie horchte, man hörte von fern ein dumpfes Brausen. „Das Wasser kommt!" murmelte sie zwischen den Zähnen. Dann ging sie ins Haus und setzte sich in einen dunklen Winkel, sie mochte es nicht mit ansehen, wie ihr kostbares Heu weggerissen ward von den wilden Wassern. Bleich, in sich gekehrt, die Arme verschränkt, saß sie da. Im Geiste überlegte sie: was nun zu thun sei? — und immer lauter ergab sich als einzige Antwort: „Amerika".

„Ach Else!" rief die Mutter, die am Fenster stand, — „ein gelber, breiter Strom wälzt sich über die Wiese — es wird alles verschlungen! wir armen Leute! was soll draus werden?"

Elsbeth saß unbeweglich, gab keine Antwort, starrte vor sich hin, nur war's, als wenn ein Fieberfrost sie erschauern mache. „Wo ist denn nur der Vater?" hob die Bauerfrau wieder an, „der könnte uns doch wohl Trost zusprechen! er wird wohl draußen beim Vieh sein! Else, sprich doch ein Wort mit Deiner Mutter! Kind! so sitze doch nicht da wie versteinert!"

Aber Else schüttelte nur leise den Kopf, als wollte sie sagen: Was soll ich jetzt sprechen! es redet ja ein anderer, da sollen wir nur hören! — ihre starke Seele erzitterte wohl unter der gewaltigen Hand Gottes, aber sie arbeitete auch des Übels Herr zu werden! Dabei redet man dann nicht gerne! Das Mädchen legte die Hände vor das bleiche Gesicht und senkte den Kopf tief in den Schoß.

Die Mutter wandte sich ihr zu und blickte staunend und traurig auf ihr Gebahren. Wieder gab's einen Schlag, daß alles krachte. Der Regen aber schien nachzulassen.

„Hilf Gott!" rief die Frau, „das schlug ein! sieh doch zu, Else, ob's auch im Dachstuhl brennt, ich kann mich nicht rühren!"

Das Mädchen war schon aufgestanden, trat ans Fenster, dann in die Küche und öffnete die Thür. Da lag einer von den Hauptästen des Nußbaumes dicht ans Haus geworfen, er versperrte den Weg! —

Ruhig kehrte Elsbeth sich um und rief in die Stube, wo die Mutter voll Angst harrte: „Es hat den alten Nußbaum getroffen, seine Krone ist heruntergefallen! sonst ist nichts geschehen! seid doch nur stille, Mutter!" —

Bei sich selbst dachte sie: ob's wohl ein Wahrzeichen ist, daß das Alte hier zu Ende geht und wir ein Neues anfangen sollen?

Es schien, als habe sich das Wetter jetzt ausgetobt. Die Schläge wurden seltener und schwächer. Drunten im Thal aber schossen die wilden Wasser dahin, Sand und Geröll, Trümmer und Bretter mit sich führend, ein herzzerreißender

Anblick für die Leute auf dem Haidhofe, sie wußten's ja nur zu gut, daß nicht bloß für dieses Jahr, sondern für lange Zeiten ihre wertvollsten Grundstücke verwüstet waren.

Der Bauer trat jetzt in die Stube, schob sich die Mütze aufs Ohr, kratzte sich in den Haaren und warf sich auf die Bank hinterm Eßtisch.

„Ja, Mutter", fing er mit seiner dünnen Stimme an, „was hilft's alles! müssen's nehmen, wie's kommt! und essen müssen wir doch bei alledem. Ich schlag vor, Du trägst die Schüssel herein, daß wir uns erst mal stärken. Hernach wollen wir den Schaden besehen." —

„Ach Gott, Else, mir zittern die Beine — geh Du doch hinaus und hol's Essen herein, fertig ist's! der Vater hat recht, ruf auch den Jungen zu Tisch, der wird Hunger haben!"

Das Mädchen stand schweigend auf und that, wie's ihm geheißen, und bald klapperten die Blechlöffel in emsigem Takt in der Schüssel. Else hatte sich wieder in ihre Ecke gesetzt, nachdem sie wenige Bissen genossen, sie konnte nicht essen, die Brust war ihr wie zugeschnürt.

Gegen Abend ward der Himmel wieder klar, und nach Sonnenuntergang stand der Mond hell am Himmel. Die Muttter war früh in die Kammer gegangen, die Angst und Unruhe hatten sie ganz elend gemacht. Der Vater lag im Stuhl mit ausgestreckten Beinen und rauchte.

Da war Elsbeth ins Thal hinabgestiegen, den Schaden zu besehen. Wo sie am Morgen auf der saftig grünen Rasendecke das duftende Heu gekehrt, da war's jetzt eine Wüste. Die Wasser waren verlaufen, aber sie hatten eine Decke von Schlamm und Sand zurückgelassen, daß man kein grünes Hälmchen sah, darauf lagen verstreut Holzstücke und Torfsoden, zerbrochenes Hausgerät und dergleichen, es war ein Greuel der Verwüstung!

Am Bergeshang auf einem großen Steinblock saß das Mädchen, traurig, tief traurig ließ sie ihre Augen gehen, thalabwärts und aufwärts! langsam flossen die großen Thränen ihr übers Gesicht! ihr Leben und Sein war ja verwachsen mit diesen Bergen und Thälern! es war ein Stück von ihr, das jetzt verwüstet dalag, und klar stand es vor ihrer Seele: es mußte etwas Besonderes geschehen, wenn sie den Haidhof halten sollten: entweder eine schwere Schuld darauf laden, um Heu zu kaufen, oder auch das Ganze verkaufen und in einer andern Gegend etwas Neues anfangen! —

Der Mond stieg eben über den jenseitigen Bergesrand, und goß sein mildes Licht ins Thal, überglänzte auch das Mädchen auf dem Stein. Da mußte sie des Heinrich gedenken; er ging ja auch, er war ihr naher Verwandter, sie fühlte einen geheimen Zug zu dem Burschen hin! sie war nicht blind gegen seine Fehler, erkannte wohl sein leichtes, oberflächliches Wesen, seine Großsprecherei, aber sie hatte ihn dennoch gern. „Ich möchte ihm wohl zur Seite stehen", dachte sie jetzt, „er würde auf mein Wort hören! ich könnte ihn warnen und schützen vor dem Bösen! es sollte schon gehen!" —

Else dachte an diese lachenden, blauen Augen, an die schlanke, geschmeidige Gestalt! — es könnte ihres Lebens Glück werden, beständig unter diesen Augen hinzugehen, und sie wußte es, auch Heinrichs Glück würde es sein, dagegen aber sein Unglück, wenn er eine andere nähme, die ebenso leichtlebig wie er selbst. —

Der Mond stieg höher — unten rauschte der Waldbach mit starken Wassern — das Mädchen saß noch immer sinnend auf dem Stein! — da flog eine Eule mit leisem Flügelschlag durch das Dämmerlicht, setzte sich in den Schatten eines Baumes, und ließ ihr Gekreisch hören! es hallte unheimlich durch die Stille.

Elsbeth fuhr zusammen, erhob sich und ging langsam den Bergpfad hinan, dem Hofe zuschreitend. Jetzt erst merkte sie's, daß die Nacht sich gesenkt ins Thal. Droben der Haidhof lag hell beschienen da im Mondlicht. Das Mädchen dachte an die Mutter, ob ihr Ausbleiben sie wohl beunruhigt habe; „will's Gott, schläft sie", sprach sie bei sich selber. —

Aber die Bauerfrau schlief nicht. Die gewöhnliche Atemnot hatte sie befallen, sie saß aufrecht im Bett und kämpfte um Luft. Schon mehrmals hatte sie gerufen, aber niemand hörte. Jetzt ward die äußere Thür geöffnet, sie lauschte, — erkannte Elsbeths Schritt — sie ruft und das Mädchen tritt rasch in die Kammer und ans Bett.

„Ich war drunten, Mutter, ich mußte es sehen! es ist alles fort, alles versandet! viel schlimmer, als ich dachte!"

„Ach, Kind", keuchte die Mutter — „jetzt nicht — ich kann nicht, ich habe keine Luft!"

Die Tochter war so erfüllt von dem geschehenen Unglück, daß sie der Mutter Zustand nicht bemerkt hatte.

„Warum hast Du Deine Tropfen nicht bekommen?" fragte sie. Doch erwartete sie keine Antwort — sie wußte ja, der Vater schlief in der gegenüber liegenden Kammer und hörte kein Rufen. Rasch ging sie in die Stube zurück, holte die Arznei und flößte sie sorgsam der Kranken ein.

Es ward allmählich besser. Else setzte sich ans Bett, hielt die Mutter im Arm und strich ihr leise das wirre Haar von der Stirn. — Ist's sehr schlimm gewesen", fragte sie sachte — „und ich war nicht da Dir zu helfen! es ist mir leid, arme Mutter!"

„Ach ja!" seufzte die Frau, und that wieder einen tieferen Atemzug, „es mag wohl schlimm sein! all die schweren Gedanken legen sich auf meine Brust und da wird's so enge, so enge! Kind, nur nicht fort von hier! das siehst Du doch ein, wie könnt' ich denn wohl anderswo sein und leben, als auf dem Hofe!"

Der Mond schien hell durchs Fenster, die Wand über dem Bett lag im vollen Schein, das Christusbild mit der Dornenkrone war deutlich zu erkennen. Das Mädchen schlug die Augen auf zu dem Bilde, und es trat ihr auf die Lippen, sie wußte selbst nicht wie: „Unser HErr hat nicht gehabt, wo Er Sein Haupt hinlege!"

Die Frau im Bett drehte den Kopf und sah die Tochter ganz erstaunt an, sie wußte nicht, was das Wort bedeuten sollte. —

„Ich meine", fuhr Else fort, „wenn der HErrgott uns selber fortschickt, da müssen wir wohl gehen! es ist ja auch schon vor alters so gewesen, da hieß es auch: Geh in ein Land, das ich dir zeigen will!"

„Ach, Else, das Land war aber doch ganz gewiß nicht Amerika und warum sollt uns denn der HErrgott fortschicken?"

„Ja, Mutter, woher soll's denn alles kommen? wir können das Vieh ja nicht durchbringen? und wer hat Heu zum Verkauf? — jeder braucht das wenige, was er hat. Haben wir uns nicht schon im vorigen Jahr in Schulden setzen müssen? Und wenn wir den Hof verkaufen, da behalten wir so viel, daß wir drüben ein großes Stück Land kaufen können. Wie mancher geht mit leeren Händen auf gut Glück hinüber, wir gehen nicht mit leeren Händen. Nu freilich, arbeiten wird man schon müssen, aber arbeiten kann ich auch und mag ich — es soll an mir nicht fehlen!" —

Dabei richtete das Mädchen den schönen, schlanken Nacken stolz empor und ihre Augen erglänzten, daß man's im unsichern Dämmerlicht der mondbeglänzten Kammer sehen konnte. Aber die Mutter sah es nicht, sie hatte das müde Haupt tief auf die Brust sinken lassen und antwortete nur mit Seufzen.

„Mein liebes Mütterchen braucht nicht zu arbeiten", fuhr Else nach einer Weile fort, — „so wenig drüben als hier. Ich bring's alles alleine fertig! Du sollst es sehr gut haben in der neuen Heimat, besser als in der alten, und haben wir's nicht erst jüngst gelesen: Die Erde ist überall des HErrn, und Seine Güte reicht, so weit die Wolken gehen?"

Aber die Frau hatte immer nur den einen Gedanken: Lebendig bringen sie mich nicht vom Haidhofe! es bricht mir das Herz! — dem Nußbaum hat das Wetter die Krone abgeschlagen! mich trifft's auch, und meines Lebens Krone ist auch dahin! — Doch sprach sie's nicht aus, was sie dachte, denn sie wollte dem geliebten Kinde nicht wehe thun! —

„Else", sprach sie müde, „es schläfert mich, die Ruhe wird mir gut thun und Du sollst auch schlafen, kannst auch wohl müde sein. Zuvor aber bet' über mir ein heilig Vater Unser, das wird mir die Seele still machen."

Das Mädchen kniete am Bette nieder und betete, es klang so sanft und gut, sie legte ihr ganzes Herz hinein.

Als sie geendet, legte sich die heiße Hand aus dem Bett auf ihren Scheitel, — der Mond überglänzte das geneigte Haupt, das Christusbild sah von der Wand auf die beiden.

Müde sank der Mutter Kopf ins Kissen; — Else ging sachte zur Ruh und der Haidhof lag stille da im Mondschein. —

Der nächste Morgen war wolkenlos draußen, — aber nicht wolkenlos drinnen. Die Bauerfrau war nach einigen Stunden erquickenden Schlafes erwacht. Das erste Frühlicht fiel in ihre Kammer, es war noch lange vor Sonnenaufgang. Sie konnte nicht wach im Bette liegen bleiben, dann überfielen sie die Gedanken. Wenn sie im Hause umherging und schaffte, was nötig war, ging ihr's besser.

Eine Weile blickte sie hinaus in die dämmernde Morgenfrühe. Weiße Nebelschleier hingen duftig über den Bergen, es war noch ganz still, auch die Vögel schliefen noch. Sie faltete die Hände und dachte dem Worte Elsbeths nach. „Unser HErr hatte auch nicht, wo Er Sein Haupt hinlege!" Daran reihte sich wie von selbst ein anderes Wort, das in ihrer Seele auftauchte, wie eine weiße Hand aus tiefen Wassern: „Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten!" das ist von den himmlischen Wohnungen geredet; ach ja, wer nur erst dort wäre! da ist die Ruh der Seligen! was ist denn hier unten, als eitel Unruh? Das Liebste, was sie hier hat, ist die Else! aber die wird ja leicht fertig ohne sie; — sie denkt's mit einem Seufzer: sie kann so gut entbehrt werden! — und die Wohnungen da oben? — ja, die sind wohl viel schöner als der Haidhof — nur das eine: wird sie da auch so heimisch sein als auf dem Haidhofe? — Sie wendet sich und wirft einen langen, warmen Blick auf das Christusbild mit der Dornenkrone an der Wand über dem Bette! Dann trat sie aus der Kammer und schaffte still im Hause, es war über sie gekommen wie Sonntagsstille und noch leiser ging sie umher als sonst; es wäre ihr ganz recht gewesen, wenn die andern noch eine Stunde geschlafen hätten. —

Aber bald regte es sich und als die Sonne ihre ersten Strahlen sandte, war der Haidhof schon in voller Thätigkeit. Else zog mit den Kühen aufwärts, sie wollte selber die Weideplätze besehen, ob sich dort etwa ein Platz zur Heuwerbung sollte abgrenzen lassen. Das Mädchen ging voran neben der großen rotbunten Leitkuh und hatte die Rechte ihr auf den Nacken gelegt. Das Tier kannte sie wohl, es drehte den Kopf ihr zu, sie kraute ihm das krause Stirnhaar zwischen den breiten Hörnern.

Es würde ihr doch nicht leicht werden, wenn die Tiere alle verkauft werden sollten. —

Inzwischen war der Bauer beschäftigt, die heruntergeschlagene Baumkrone wegzuschaffen, er hieb mit einer blanken Axt das kleine Gezweige herunter und legte es auf einen Haufen. Die Bauerfrau stand in der offenen Thür und sah ihm zu, es lag ein tiefer Ernst auf ihren blassen Zügen. „Veit!" hob sie an: „die Else sagt, es bleibt nichts anderes übrig als den Hof verkaufen und auszuwandern. Ich kann's aber nicht überkommen und bitt' den HErrgott, daß Er mich zuvor aus der Welt nehm'. Dann könnt Ihr beiden ja gehen, wohin Ihr wollt, — in die weite Welt — über das große, schreckliche Wasser!" —

Der Bauer hielt mit der Arbeit inne, stemmte ie Axt auf den Haublock, senkte den Kopf mit der Zipfelmütze und war anzusehen, als dächte er tief nach. Er wußte nicht recht, was er auf solche Rede sagen sollte, und hatte ein Gefühl, wie er's als Knabe im Kirchensteig gehabt, wenn der Pastor zwischen den Kindern auf- und abgeht, und nun plötzlich vor ihm still stand und eine Frage drohend an ihn heranrückte, davon er im voraus wußte, daß er sie nicht beantworten könne.

„Je nu! Margreth — Frau" — stotterte er nach einer Weile: „wer wird sich denn gleich solche Gedanken machen, — es wird sich schon alles zurecht laufen!" —

Unwille und Ungeduld spiegelte sich in dem Antlitz der Frau. „Zurecht laufen — ja, das ist immer Deine Rede, hier läuft sich's aber nicht zurecht — wenn die Wiesen versandet sind, da weißt doch wohl, wie lang es dauert, bis wieder Gras wächst! aber Du lebst am liebsten in den Tag hinein und wartest, ob Dir nicht die gebratenen Tauben in den Mund fliegen! Zudem weißt ja auch recht wohl: was die Else will, das setzt sie durch! mag wohl auch immer das Beste sein!" — Der Bauer Dietrich Veit machte ein langes Gesicht, wie ein gescholtener Schuljunge, zog die Schultern in die Höh', und wollte schon seine Arbeit fortsetzen, da kam ihm etwas in den Sinn, er blinzelte pfiffig mit den kleinen Augen und sagte: „Ich wußt' wohl was, Frau, da würde die Else schon alles thun, was Du möchtest und, könnt'st sie um den Finger wickeln!" —

Die Frau sah ihn ungläubig an, er aber trat ganz dicht an sie heran und flüsterte ihr ins Ohr, als ob's die Vögel im Baum nicht hören sollten: „Sag's ihr, daß sie ein gefunden Kind ist und wir sie als eigen angenommen haben, das wird die Sach' schon andern!" —

Damit aber hatte der arme Veit es erst recht verkehrt getroffen. Der Frau stieg es rot ins Gesicht, und mit Heftigkeit erwiderte sie: „Nun und nimmer soll sie's erfahren! das würd' ihr ein Stich ins Herz sein! und daß Du mir nur den Mund hältst! Du weißt doch wohl, daß Du's mir auf die Bibel damals versprochen, als wir das arme Würmlein hier ins Haus nahmen im zweiten Jahre unsers Eh'stands! Viel lieber, als daß die Else davon etwas erführe, leg' ich mich selber hin zu sterben! Zudem — was würd's ändern an der ganzen Sach'? — das brächt' uns nicht heraus!" —

Dann drehte sie sich kurz um und ging ins Haus. Der Bauer blickte ihr ganz verdutzt nach, als dächte er: Ihr kann man's nimmer recht machen! es mag wohl von der Kränklichkeit kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aschenbrödel unter den Monaten.

Ja fürwahr, ein Aschenbrödel ist er gewesen von jeher, der ar e Februar, und sein Leben eine lange Kette von Leiden und Erniedrigungen. Bei jeder Gelegenheit ist er seinen übermütigen Brüdern nachgesetzt, ja, zu ihren Gunsten in seinem rechtmäßigen Besitz geschmälert worden. Denn es ist keineswegs das Ergebnis einer wirtschaftlichen oder astronomischen Notwendigkeit, daß der Februar mit 28 Tagen oder, wie im laufenden Jahre, bestenfalls 29 Tagen abgespeist wurde, während sich sieben seiner Brüder eines Überflusses über die runde Dreißig zu erfreuen haben. Keine Zufälligkeiten sind es gewesen, denen der Februar die ihm widerfahrene Zurücksetzung zu danken hat, dem Umstande entsprungen, daß man

bis zur endlichen genauen Feststellung der Dauer des Sonnenjahres sehr viel an dem Kalender herumexperimentiert hat.

Unser Kalender hat sich aus der Zeitrechnung des alten Rom entwickelt, wo man anfänglich — etwa zur Zeit des sagenhaften Königs Romulus, des Gründers der Stadt — nach einem Mondjahr von 304 Tagen rechnete; dieselben verteilten sich auf 10 Monate zu 31 (pleni) beziehungsweise 30 Tagen (cavi) und zwar: Martius (31), Aprilis (30), Majus (31), Junius (30), Quintilis (31), Sextilis (30), September (30), Oktober (31), November (30), Dezember (30).

Diese Einteilung war jedoch nicht lange von Bestand, da man in Rom allmählich zu der Einsicht kam, daß die Sonne doch eine wichtigere Bedeutung für die Erde habe, als der Mond.

Numa Pompilius (715 bis 673 vor Christi Geburt), der Nachfolger des Romulus, war es, der das Jahr nach dem Lauf der Sonne zu richten und es auf eine solche Länge zu bringen suchte, daß dieselben Kalenderzeiten auch immer in dieselben Zeiten des Sonnenjahres fielen. Zu diesem Zweck fügte er den 304 Tagen des Mondjahres 51 Tage hinzu, die er nebst einigen den alten Monaten genommenen Tagen auf zwei neugeschaffene Monate: Januarius und Februarius verteilte.

Welchen Platz er diesen Monaten gegeben, ist zweifelhaft. Nach der einen Lesart hat er den Januarius an den Anfang und den Februarius an das Ende des Jahres gestellt, welche Plätze man nach den gewählten Namen — Januarius, der Monat des Gottes Janus, des Beschützers allen Anfangs, und Februarius, der Monat der Reinigung — allerdings vermuten könnte. Es sprechen aber auch viel Anzeichen dafür, daß das Jahr erst im vierten Jahrhundert (vor Christo) mit dem Januarius angefangen habe, weshalb die andere Ansicht, daß nämlich Numa beide Monate an den Dezember angeschlossen, die richtige zu sein scheint.

Nun behauptet die Sage, daß der alte Numa bedenklich abergläubischen Gemüts gewesen sei und namentlich eine ganz besondere Abneigung gegen alle geraden Zahlen gehabt habe. Er wünschte daher, alle seine zwölf Monate mit einer ungeraden Anzahl von Tagen auszustatten. Dies ließ sich die Zahl 355 aber partout nicht gefallen und wohl oder übel mußte Numa einen der Monate mit 28 Tagen abfinden, wenn er für die übrigen bei 29 und 31 bleiben wollte. Der arme Februar war es, der sich hier zum erstenmal als Opfer des Aberglaubens darbieten mußte.

Die bisherigen 4 pleni behielten ihre 31 Tage, die 6 cavi mußten sich aber nunmehr statt ihrer 30 mit 29 Tagen begnügen und ebensoviel erhielt auch der neue Januarius, so daß Numas Jahr aussah, wie folgt: Martius (31), Aprilis (29), Majus (31), Junius (29), Quintilis (31), Sextilis (29), September (29), Oktober (31), November (29), Dezember (29), Januarius (29), Februarius (28).

Diese Rechnung zu 355 Tagen stimmte jedoch noch immer sehr schlecht zu dem Sonnenlauf, weshalb bekanntlich Julius Cäsar später Veranlassung nahm, die Sache so zu regulieren, daß das gemeine Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden normiert und jedes vierte Jahr ein besonderer Tag eingeschaltet wurde. Von den somit zum Numaschen Jahre hinzugekommenen zehn Tagen des gemeinen Jahres teilte Cäsar dem Januarius und Dezember je zwei, dem Aprilis, Junius, Sextilis, September, November und Februarius je einen Tag, den elften Tag des „Schaltjahres" aber ebenfalls dem Februarius zu, so daß dieser im gemeinen Jahr 29 und im Schaltjahr 30 Tage hatte. Inzwischen war auch, wahrscheinlich unter den Dezemvirn, der Januarius mit dem Februarius an den Jahresanfang verlegt, wonach sich das Julianische Jahr also folgendermaßen gestaltete: Januarius (31), Februarius (29 resp. 30), Martius (31), Aprilis (30), Majus (31), Junius (30), Quintilis (31), Sextilis (30), September (30), Oktober (31), November (30), Dezember (31).

Obgleich der Februar also nun nicht mehr der letzte in der Reihe der Monate war, nahm Cäsar wohl an, daß er die stiefmütterliche Behandlung einmal gewohnt sei, und benutzte ihn auch seinerseits wieder als Experimentationsobjekt, wie wir später sehen werden. (Aus der vorstehenden Darstellung wird uns gleichzeitig klar, wie es gekommen ist, daß die Monate September, Oktober, November, Dezember, die ursprünglich in der That der siebente, achte, neunte und zehnte Monat gewesen waren, jetzt, ihre Namen Lügen strafend, zum neunten, zehnten, elften und zwölften Monat geworden sind.)

Hiermit wären wir zu der Einteilung gelangt, wie wir sie noch heute haben; nur eine kleine Abweichung ist noch vorhanden: Der August (der frühere Sextilis) hat jetzt einen Tag mehr und der Februar einen Tag weniger als im Julianischen Jahr. Der Grund davon ist folgender: Julius Cäsar fühlte als Vater des großen Werkes das Herzbedürfnis, seinen Namen in dem von ihm neugestalteten Kalender zu verewigen und gab deshalb dem Monat, in welchem er geboren war, dem Quintilis, seinen Namen „Julius". Der Kaiser Augustus, der Erbe der Cäsarischen Machtstellung, seinen Namen der Unsterblichkeit nicht minder würdig erachtend, nannte später den Sextilis (der übrigens hernachmals sein Sterbemonat wurde) „Augustus". Da jedoch der Sextilis bisher nur 30 Tage hatte und es dem Kaiser Augustus nicht in den Kopf wollte, daß sein Monat weniger reich ausgestattet sein sollte als Cäsars (der 31 Tage zählte), so wurde dem ehemaligen Sextilis, jetzigen Augustus, durch kaiserliches Dekret ein Tag zugeschrieben, um welchen also ein anderer Monat gekürzt werden mußte. Und wem mutete man dieses Opfer zu? Wem anders, als unserm Aschenbrödel, dem Februar, der ja ohnehin nicht ganz vollzählig war. So ist er denn im gemeinen Jahr wieder auf seine 28 Tage heruntergekommen, die ihm Numa gegeben, als er ihn ins Leben rief. Und dabei hat er sich beruhigen müssen bis auf den heutigen Tag, denn auch die Gregorianische Kalenderverbesserung hat sich des armen Prügelknaben nicht erbarmt.

Nun, noch immer sind wir ja mit der Zeitrechnung nicht ganz in Ordnung, auch die späteren Generationen haben sich an der Lösung dieser Aufgabe den Kopf noch ein wenig zu zerbrechen, und da kann es denn leicht kommen, daß man den armen, gedrückten Februar auch einmal zu seinem Rechte kommen läßt und ihm Genugtuung giebt für die vielfachen Unbilden, die er von frühester Kindheit an hat erdulden müssen. P. Christiani.

Die Verschwörung des Pontiac.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Von K.

III.

Fortsetzung des vorigen Kapitels. — Neue Gefahr — Der weiße Sklave. — Eine Jagd ums Leben. — Unerwartete Begegnung. — Eifersucht der Ottawas. — Henrys Befreiung. — Die Objibwas ziehen ab. — Green Bay und Sault Ste. Marie.

Es wird dem Leser nicht unlieb sein, das Schicksal des aus großer Gefahr erretteten Händlers Henry weiter zu verfolgen. Kaum hatten die Indianer das Dachzimmer verlassen, so kroch der Flüchtling aus seinem Verstecke hervor. Durch die furchtbare Aufregung der letzten Stunden vollständig erschöpft, warf er sich auf ein am Boden liegendes Federbett und im nächsten

Augenblick war er eingeschlafen. Es fing bereits an zu dämmern, als ein abermaliges Oeffnen der Thür ihn wieder aufweckte. Aber es war diesmal kein Feind, der sich nahte, sondern die Gattin des Kanadiers Langlade, die gekommen war, um ein Loch im Dache zu verstopfen, denn es hatte inzwischen zu regnen angefangen. Ihre Überraschung, den Händler in ihrem Hause zu finden, war groß, aber gutmütig beruhigte sie ihn, indem sie die Hoffnung aussprach, daß er dem Verderben, das über seine Landsleute gekommen sei, entgehen würde. Auf seine Bitte brachte sie ihm etwas Wasser, dann verließ sie ihn, und Henry war mit seiner Furcht und Sorge wieder allein.

Unruhig wälzte er sich während der ganzen Nacht auf seinem Lager. Was sollte er beginnen? Er sah keinen Ausweg. Flucht nach Detroit war nicht möglich. Von Michillimackinac bis dorthin waren es vierhundert Meilen; er hatte keine Lebensmittel; überall lauerten wütende Feinde; der erste Indianer, der ihm begegnete, würde ihn töten. Und an seinem jetzigen Zufluchtsorte konnte er auch nicht bleiben; auch hier schwebte er in beständiger Lebensgefahr. Tausend Gedanken, einer schrecklicher und trostloser als der andere, stürmten auf ihn ein und marterten ihn beständig. Erst gegen Morgen schlossen sich seine schweren Augenlieder und ein kurzer Schlummer ließ ihn das Traurige seiner Lage vergessen.

Ein Stimmengewirr im unteren Zimmer unterbrach seine Ruhe. Bestürzt horchte er auf. Offenbar befanden sich Indianer im Hause. Deutlich unterschied er deren tiefe Kehllaute und die Stimmen seiner unfreiwilligen Gastgeber. Er hörte, wie die Wilden Langlade mitteilten, daß sie den Händler unter den Erschlagenen gesucht, aber nicht gefunden hätten; unzweifelhaft hätte er sich irgendwo verborgen. Dann vernahm er Worte in französischer Sprache. Die Frau redete heftig auf ihren Mann ein. Offenbar hatte sie ihm schon während der Nacht mitgeteilt, daß Henry sich im Hause befände. Jetzt bestürmte sie ihn, daß er den Flüchtling seinen Verfolgern ausliefern sollte; schrecklich würde die Rache der Indianer sein, wenn sie entdeckten, daß die Kanadier einem Feinde Schutz und Obdach gewährt hätten. Langlade schien anfänglich nicht geneigt zu sein, der Bitte seiner Frau zu willfahren; endlich aber, wahrscheinlich weil er selbst für sein und der Seinen Leben zu fürchten begann, gab er nach, und Henry hörte, wie er äußerte, es sei allerdings besser, daß der Engländer sterbe, als daß er und seine Familie von den entmenschten Wilden umgebracht würden. Mit diesen Worten wandte sich Langlade an die Indianer und teilte ihnen mit, daß Henry ohne sein Vorwissen sich in seinem Hause versteckt hatte, und daß er nunmehr entschlossen sei, ihnen denselben auszuliefern. Den Worten folgte sogleich die That. Der Kanadier stieg die Treppe hinauf; seine wilden Begleiter folgten ihm auf dem Fuße.

Der Händler hatte sich inzwischen auf das ihm drohende Schicksal gefaßt gemacht. Er wußte, daß jeder Versuch, sich noch einmal zu verstecken, vergeblich sein würde. So erhob er sich denn von seinem Bette und trat in kühner und männlicher Haltung den Indianern entgegen. Sie alle waren betrunken und fast gänzlich nackt. Einer von ihnen, Namens Wenniway, war dem Engländer von früher her bekannt. Es war ein baumlanger Mensch, der in diesem Augenblicke einen wahrhaft schauderhaften Anblick gewährte. Der ganze Körper war schwarz gefärbt und glänzte von Fett; nur im Gesichte befanden sich zwei weiße Flecken von zwei Zoll Durchmesser, aus denen die kohlschwarzen Augen hervorsprangen. Kaum hatte dieser den Engländer erblickt, als er auf ihn lossprang, ihn mit der einen Hand am Rockkragen packte, mit der andern ein langes Messer gegen seine Brust zückte, als ob er sie durchbohren wollte, und dabei mit grimmigem Blicke ihn unverwandt anstarrte. Endlich aber, nach einigen Sekunden, die dem Händler eine Ewigkeit dünkten, ließ er den erhobenen Arm mit den Worten sinken: „Ich will Dich nicht töten. Oft schon habe ich mit den Engländern im Kampfe gelegen und ihnen manchen Skalp abgenommen. Dafür haben sie meinen Bruder Mustnigon getötet. Jetzt sollst Du seinen Namen tragen, mit mir in meiner Hütte leben und — mein Sklave sein.“

So wenig verlockend diese Aussicht auch war, — Henry pries sich doch glücklich, daß er dadurch dem Leben und zugleich auch der Hoffnung zurückgegeben war. Sein neuer Herr wollte ihn sogleich mit sich in seine Hütte nehmen; da aber Henry von den toll und voll getrunkenen Wilden das Schlimmste befürchten mußte, so bat er den Kanadier Langlade, die ihm drohende Gefahr dem Wenniway vorzustellen. Bereitwillig kam jener seinen Wünschen nach, und die Folge war, daß dieser seinem Sklaven gestattete, bis auf weiteres in dem Hause des Kanadiers zu verbleiben.

Allein schon nach einer Stunde kam ein Indianer und gebot Henry, ihm ins Lager der Objibwas zu folgen. Der Bursche stand bei dem Händler tief in der Kreide; erst vor kurzem hatte ihn dieser um Zahlung seiner Schuld ersucht und die in drohendem Tone gegebene Antwort erhalten, daß er bald mit ihm abrechnen wollte. Daß der Wilde versuchen würde, diese Abrechnung jetzt in seiner Weise zu halten, stand dem Engländer fest; aber was sollte er thun? er mußte seinem Befehle Folge leisten. Sein Begleiter führte ihn zum Thore hinaus; statt aber den Weg zum Lager einzuschlagen, wandte er sich plötzlich nach den Wäldern und Sandhügeln hinter dem Fort. Jetzt sah Henry seinen Verdacht bestätigt. Er weigerte sich, weiter mitzugehen, und sagte dem Wilden ins Gesicht, daß er seine Absicht, ihn zu töten, durchschaute. Kaltblütig erwiderte dieser, daß er sich hierin keineswegs irre; in demselben Augenblicke ergriff er seinen Gefangenen beim Arme und zog das Messer, um es ihm in die Brust zu stoßen. Doch der Engländer wußte den Angriff zu parieren; mit Aufbietung aller seiner Kräfte stieß er den Mordgesellen von sich und lief nun, was das Zeug halten wollte, um sein Leben zu retten. Er gewann das Thor des Forts, dicht auf den Fersen folgte ihm sein Feind. In der Mitte des freien Platzes stand Wenniway; kaum war dieser des Flüchtlings ansichtig geworden, als er seinem Verfolger mit lauter Stimme befahl, augenblicklich von ihm abzulassen. Jener aber schäumte vor Wut; den Befehl des Häuptlings mißachtend, setzte er die Verfolgung fort, dabei vergeblich versuchend, sein unglückliches Opfer mit seinem Messer zu erreichen. Zum Glück stand die Thüre zu dem Hause Langlades offen, mit einem Sprunge hatte Henry die Schwelle erreicht, die Thür flog in ihr Schloß, — wieder war er in Sicherheit. Er begab sich sogleich in das Dachzimmer, legte sich, erschöpft wie er war, nieder und fühlte dabei, wie er später schreibt, eine Art Überzeugung, daß kein Indianer die Macht habe, ihm ein Härlein zu krümmen. Ob er darin Gottes allmächtige Hand erkannte, das verrät er leider mit keinem Worte.

Als die Dämmerung hereinbrach, erhielt Henry den Befehl, in das untere Zimmer zu kommen. Wer beschreibt sein Erstaunen und seine Freude, als er hier Kapitän Etherington, Leutnant Leslie, einen Händler Namens Botswick, sowie den Jesuitenpriester von L'Arbre Croche, Vater Janois, antraf! Sie waren sämtlich auf Veranlassung der Häuptlinge in das Fort gebracht und unter den Schutz des Kanadiers gestellt worden. Die Indianer feierten nämlich in jener Nacht ein großes Fest, wobei der gestohlene Whiskey in Strömen floß. Bei solchen Saufgelagen steigert sich die Wildheit des roten Mannes bis zur Raserei; die weißen Gefangenen würden in der größten Lebensgefahr gewesen sein, und so war jene Vorsichtsmaßregel sehr am Platze. Alles in allem waren es ungefähr zwanzig Mann, die dem Blutbade entronnen waren und von den Wilden gefangen gehalten wurden.

Als Henry in das Zimmer trat, fand er seine drei Un-

glücksgefährten in lebhaftem Gespräch begriffen. Obwohl sie soeben erst einem furchtbaren Blutbade entronnen waren, standen sie doch auf dem Sprunge, ein neues zu riskieren. Die Versuchung dazu war allerdings groß genug. Das Fort befand sich an jenem Abend thatsächlich in den Händen der Weißen. Die Indianer hatten, durchaus im Einklang mit ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit, sogar unterlassen, innerhalb der Pallisaden eine Wache aufzustellen. Sie befanden sich nun samt und sonders in ihrem Lager, toll und voll von Branntwein, während im Fort zwanzig Engländer und ungefähr dreihundert Kanadier waren. Wie leicht wäre es gewesen, die Thore zu schließen und ähnlich wie die Garnison von Detroit es auf eine Belagerung seitens der Indianer ankommen zu lassen! Die Offiziere waren auch wirklich sehr geneigt, den Versuch zu machen, aber die Vorstellungen des Jesuiten, der namentlich die Unzuverlässigkeit der Kanadier betonte, brachte sie endlich von ihrem gefährlichen Plane ab.

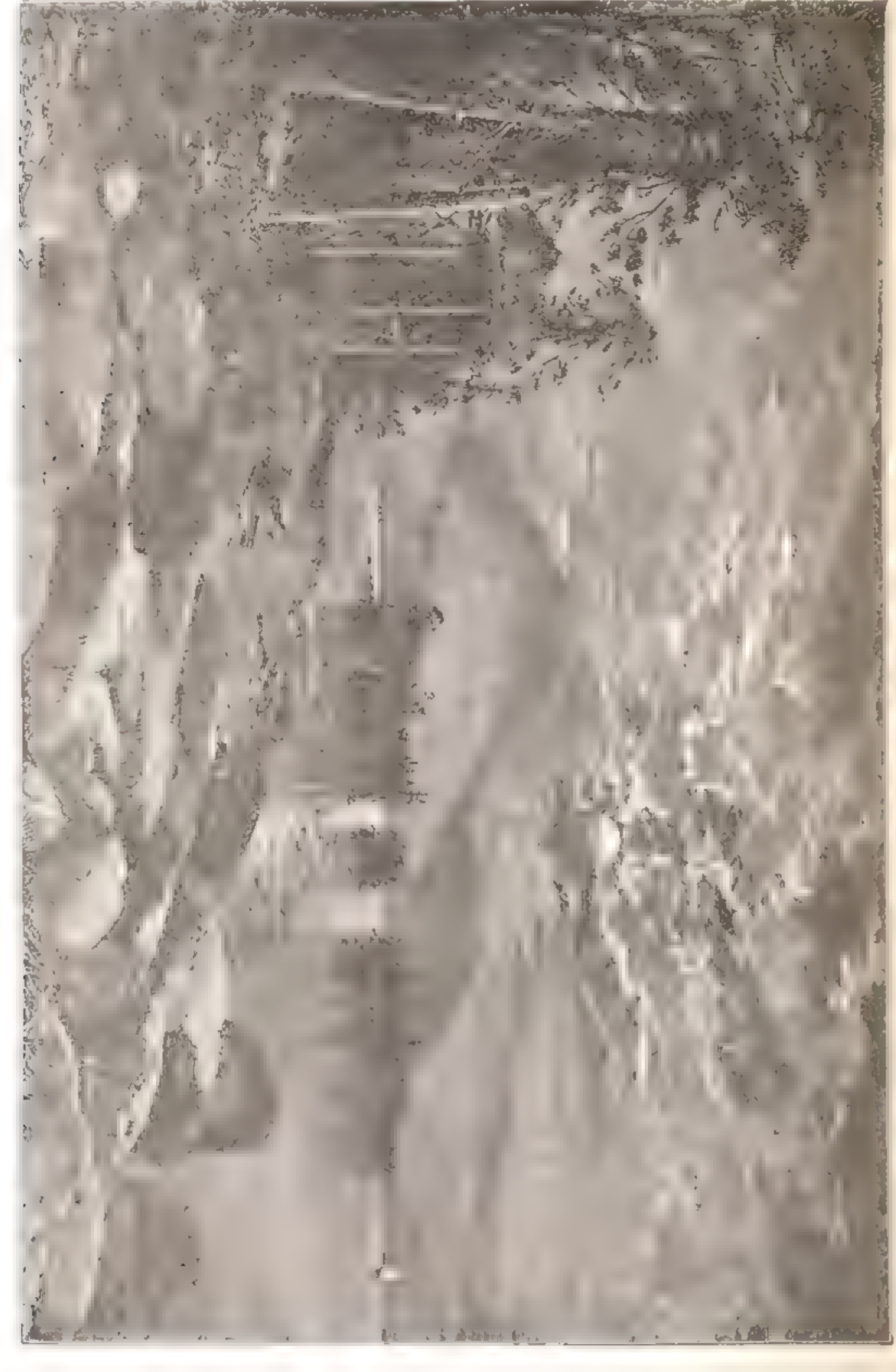
Der folgende Morgen brachte neue Sorgen. Es kamen einige Wilde und geboten Henry, ihnen ins Freie zu folgen. Das Wetter hatte sich geändert, ein kalter Wind hatte sich erhoben. Auf dem freien Platze des Forts zeigten sich nur wenige Indianer, die meisten waren noch draußen im Lager und schliefen ihren Rausch aus. Henrys Begleiter führten ihn in ein Haus, wo er in einem dunklen Zimmer zwei Händler und einen Soldaten als Gefangene fand. Sie wurden ihrer Fesseln entledigt und angewiesen, dem Zuge zu folgen. Bald war derselbe am Seeufer angelangt. Ein Canoe wurde flott gemacht und von sieben Indianern nebst den vier gefangenen Engländern bestiegen. Der dichte Nebel, der den See bedeckte, und das stürmische Wetter nötigte die Wilden, den Kurs entlang der Küste zu nehmen. So mochten sie eine Strecke von achtzehn Meilen gefahren sein, als plötzlich in der Nähe von L'Arbre Croche ein Ottawa-Indianer aus den Wäldern kam, das Boot anrief und fragte, wer die Gefangenen seien. Es entspann sich nun zwischen den Indianern eine Unterhaltung, während welcher das Canoe sich der Küste immer mehr näherte. Da auf einmal erhob sich ein gellendes Geschrei, aus dem Dickicht des Waldes stürmten mehr als hundert Ottawas hervor, durchwateten das seichte Wasser und hielten das Canoe mit seinen Insassen an. Die bestürzten Objibwas protestierten gegen diese Gewalthat vergeblich. Die vier Engländer wurden aus dem Boote gerissen und sicher an das Ufer gebracht. Hier fanden sie seitens der Ottawas ein freundliches Entgegenkommen. Die Häuptlinge schüttelten ihnen die Hand und teilten ihnen mit, daß sie einer großen Gefahr entronnen seien, da die Objibwas nichts Geringeres beabsichtigt hätten als sie zu töten und zu verspeisen. Doch war dies freundliche Benehmen keineswegs durch freundliche Gesinnung gegen die Engländer veranlaßt. Die Ottawas waren vielmehr lediglich durch Eifersucht und Zorn zu ihrer Handlungsweise veranlaßt. Sie nahmen es den Objibwas sehr übel, daß sie das Fort genommen hatten, ohne ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, sich an dieser Heldenthat zu beteiligen und einen Teil der Beute für sich einzuheimsen. Deshalb suchten sie nun in dieser summarischen Weise ihre vermeintlichen Rechte zu wahren.

Nicht lange währte der Aufenthalt am Lande. Die vier Gefangenen, die Opfer so vieler wechselvoller Schicksale, mußten ein Ottawa-Canoe besteigen und die Rückfahrt nach Michillimackinac antreten. Sie waren nicht allein. Eine ganze Bootflotille begleitete sie, und noch ehe der Tag zu Ende war, hatte man das Fort wieder erreicht. Das Lager der Objibwas befand sich gegenwärtig an einer Stelle, von wo aus man den Landungsplatz genau übersehen konnte. Als die Ottawas mit ihren Gefangenen sich näherten, standen jene stumm und starr vor Erstaunen und ließen es ruhig geschehen, daß sie alsbald das Fort besetzten. Erst am folgenden Morgen luden die Objibwa-Häuptlinge diejenigen der Ottawas ein, mit ihnen zu einer Ratsversammlung zusammenzutreten. Der große Kriegshäuptling der ersteren, Minavavana, der den ganzen Angriff auf das Fort geleitet hatte, erhob sich und hielt eine zündende Ansprache, in welcher er die Ottawas aufforderte, nicht länger mit den Engländern gemeinsame Sache zu machen, sondern gleich ihren Brüdern das Kriegsbeil gegen sie zu erheben, und dies um so mehr, da Pontiac bereits Detroit genommen habe. Dann wurde die Versammlung bis auf den nächsten Morgen vertagt, um nach indianischer Sitte jedem Gelegenheit zu geben, das Gehörte reichlich zu überlegen. Das Ergebnis war, daß die Ottawas auf die Wünsche und Pläne der Objibwas eingingen. Die meisten der englischen Gefangenen blieben in der Gewalt der letzteren; nur die Offiziere und einige wenige Soldaten wurden nach L'Arbre Croche gebracht, wo sie eine freundliche Behandlung fanden, wahrscheinlich dank dem Einflusse des Jesuiten Janois. Dieser begab sich bald darauf nach Detroit, um dem Major Gladwyn einen Brief Etheringtons mit der Kunde von dem Falle des Forts Michillimackinac und mit der Bitte um Hilfe zu überbringen. Der Brief wurde richtig abgeliefert, aber Gladwyn hatte, wie die Leser sich erinnern, so viel mit sich selbst zu thun, daß er nicht daran denken konnte, seinen unglücklichen Landsleuten die erbetene Hilfe zu gewähren.

Die Objibwas brachten ihre Gefangenen in eines ihrer kleinen Dörfer in der Nähe des Ufers. Hier befand sich, wie in allen indianischen Dörfern, eine Hütte, die größer war als die übrigen und zur Abhaltung von Ratsversammlungen, Festlichkeiten u. dgl. diente. Sie wurde jetzt als Gefängnis benutzt. Die Soldaten wurden je zwei und zwei zusammengebunden, außerdem aber lag um eines jeden Hals ein langer Strick, der an den Stützpfeiler in der Mitte der Hütte geknüpft war. Henry und die übrigen Händler entgingen dieser grausamen Behandlung. Die geräumige Hütte füllte sich bald mit Indianern, die sich an dem Anblick der Gefangenen weiden und sie nach indianischer Sitte mit Hohn- und Spottreden martern wollten. Dem Eingang gegenüber saß der große Kriegshäuptling Minivavana, ihm zur Seite Winneway, der nunmehrige Gebieter Henrys. So verging etwa eine Stunde. Da sah Henry abermals die dunkele Gestalt eines Wilden sich der Hütte nahen und durch den niedrigen Eingang ins Innere derselben schreiten. Zu seiner großen Freude erkannte er in ihr seinen Freund und Bruder Wawatan, den er zuletzt am Tage vor dem Blutbade gesehen hatte. Wäwatan sagte nichts; als er aber an dem Händler vorbeikam, schüttelte er ihm ermutigend die Hand, dann schritt er weiter auf Winneway und den Kriegshäuptling zu und setzte sich an deren Seite nieder. Kein Wort wurde gesprochen, stumm saßen die drei Indianer und rauchten ihre Pfeifen. Bald aber erhob sich Wawatan wieder und ging ins Freie, er kehrte jedoch sogleich wieder zurück in Begleitung seiner Squaw, die in ihren Händen ein wertvolles Geschenk trug und dasselbe zu den Füßen der beiden Häuptlinge niederlegte. Dann hielt Wawatan eine Ansprache, in welcher er sein unsern Lesern schon bekanntes merkwürdiges Verhältnis zu Henry auseinandersetzte, mit echt indianischer Logik folgerte, daß jener folglich auch ihr eigener Verwandter sei, und daraufhin seine Freilassung aus der Sklaverei forderte. Die Rede und das sie begleitende Geschenk machten Eindruck. Wawatans Bitte wurde erfüllt und der Gefangene losgegeben. Sein indianischer Freund nahm sich seiner nach Vermögen an, teilte mit ihm seine Hütte, sorgte für Speise und Trank und erwies ihm in allen Stücken wirklich die Liebe eines Bruders. Henry konnte sich in der That glücklich preisen, daß sein Schicksal in dieser Weise sich gewendet hatte. Denn schon am Tage nach seiner Befreiung mußte er sehen, wie sieben Soldaten aus dem Gefängnis geholt wurden, um den Martertod zu sterben. Ihre schrecklich zerfleischten Körper wurden von den Kannibalen ver-

zehrt! Henry mußte sich sagen, daß auch ihm leicht dasselbe Schicksal hätte zuteil werden können, wenn er in dem Gefangenenhause hätte bleiben müssen.

Es waren nunmehr acht Tage seit der Einnahme des Forts durch die Indianer verstrichen. Während dieser ganzen Zeit hatten letztere in Saus und Braus gelebt. Jetzt folgte die Ernüchterung. Sie fingen an, die Folgen zu fürchten, die ihre Handlungen nach sich ziehen konnten. Es hatte sich das



Ansicht von der Vierzehnmeilen-Insel, Lake George.

Gerücht verbreitet, daß schon eine englische Heeresmacht im Anmarsche begriffen sei. Sie hielten es darum für das Beste, ihr Lager zu verlassen und sich nach einem zur Verteidigung besser geeigneten Platze zurückzuziehen. So schifften sich denn dreihundertundfünfzig Krieger samt ihren Familien und Haushaltsgeräten nach der sieben oder acht Meilen entfernten Insel Michillimackinac, dem jetzigen Mackinaw ein. Unter ihnen befanden sich auch Wawatan und sein „Bruder“ Henry. Kaum

hatten sie hier ihre Hütten aufgeschlagen, als Boten von Pontiac eintrafen und sie dringend aufforderten, nach Detroit zu seiner Unterstützung zu kommen. Aber der kriegerische Eifer der Objibwas hatte sich merklich gelegt. Sie waren nur noch auf die eigene Sicherheit bedacht und wiesen darum Pontiacs Boten ab. Bald stellte sich unter ihnen Hungersnot ein, die sie endlich zwang, Mackinaw Island zu verlassen und das nördliche Ufer des Lake Huron aufzusuchen, wo es mehr Fische gab.



Long Island, Lake George.
(Siehe Seite 496.)

Hier blieben sie bis Ende des Sommers, dann zerstreuten sie sich und jede Familie suchte ihre winterlichen Jagdgründe auf. Henry, bemalt und gekleidet wie ein Indianer, folgte seinem Freunde Wawatan und verbrachte einen einsamen Winter in den schneebedeckten Wäldern, einzig und allein mit der Jagd beschäftigt, um sein Leben kümmerlich zu fristen. —

Die Posten Green Bay und Sault Ste. Marie teilten nicht das traurige Schicksal von Michillimackinac. Ste. Marie war im vorhergehenden Winter teilweise durch eine Feuersbrunst zerstört und darum von seiner Besatzung verlassen worden. In

Green Bay kommandierte Leutnant Gorell über nur siebzehn Soldaten. Er hatte es verstanden, sich mit den benachbarten Indianerstämmen auf guten Fuß zu stellen, so daß von diesen keine Gefahr drohte. Am 17. Juni 1763 brachte ihm ein Ottawa einen Brief von Kapitän Etherington, der sich, wie oben berichtet, in L'Arbre Croche befand. Der Kapitän befahl ihm, mit seiner ganzen Garnison dem Boten zu folgen und sich zu ihm zu begeben. Gorell gehorchte und schiffte sich am 21. Juni mit seinen Leuten ein; achtzig indianische Krieger begleiteten ihn. Am 30. erreichten sie das Dorf L'Arbre Croche und wurden von den dortigen Ottawas freundlich aufgenommen. In den nächsten Tagen wurden mehrere Ratsversammlungen abgehalten, deren Endergebnis dieses war, daß die in dem Dorfe befindlichen Engländer freien Abzug erhalten sollten. Begleitet von ihren Landsleuten aus Green Bay und von den indianischen Freunden eskortiert, verließen sie L'Arbre Croche am 18. Juli und kamen endlich am 13. August glücklich in Montreal an. Außer der Garnison von Detroit befand sich jetzt nicht ein einziger britischer Soldat mehr in der Gegend der Seen.

Ein Stück Predigt von der Ungeduld.

Es geht uns armseligen Menschen mit unserer Ungeduld in Kreuz und Widerwärtigkeiten, wie es den Hirschen und anderen wilden Tieren, auch den Vöglein zu ergehen pflegt. Wann ein Hirsch oder Wildstück auf einer Jagd in ein Garn springt, so will es sich mit Gewalt ledig machen, wütet und tobt, schlägt, wirft sich hin und her, machet sich aber damit gar nicht ledig, sondern verwickelt sich und verstricket sich nur mehr und mehr. Also auch ein armes Vögelein, wann es auf der Leimruten sitzet, und wann es nur mit einem Füßel oder Federl hangen bleibt, so fängt es an zu zappeln und zu pfludern, schlägt also die andere Flügel und Federn auch in den Vogelleim und wird gefangen.

Also ergeht es uns armseligen Menschen auch, wann wir in die Stricke und Maschen der Kreuz und Widerwärtigkeiten treten.

Ein solcher Mensch ist einem Bauernhund gleich, welcher, wann er mit einem Stein geworfen wird, achtet er diesen nicht, so ihn geworfen, sondern läuft dem Stein nach, beißet darein, daß ihm die Zähne springen, und lässet seinen völligen Zorn über den Stein aus.

Also machen es die ungeduldigen Menschen, sie sehen nicht, daß Gott es ist, welcher mit Kreuz und allerhand Widerwärtigkeiten auf sie wirft, sondern sie sehen nur den Menschen oder andere Ursache so äußerlich an, murren und knurren darüber, werden ungeduldig, schmählen, skalieren, daß sich der Erdboden möchte aufthun.

Sie sollen's aber machen wie jener fürnehme Kavalier, so Winterszeit in der Stadt in einem prächtigen Schlitten herumgefahren. Jählings in einer Gassen saust ihm ein Schneeballen auf den Rücken, worauf er heftig erzürnet, wollte mit bloßem Degen über den Diener her, vermeinend, er habe ihm diesen Affront erwiesen, der Diener aber entschuldigte sich auf alle Weise. Kaum stieg der Kavalier wieder in den Schlitten, batsch, kommt der andere Schneeballe auch daher und versetzt ihm ein bessers als zuvor; der sprang ganz rasend, wütend und tobend aus dem Schlitten mit der Fuchtel heraus, alles tot zu schlagen. Unter diesem Wüten sah er ungefähr in die Höhe und wurde gewahr, daß seine Holdschaft und Liebste an einem Fenster stunde, so ihm mit lachendem Mund auch den dritten Schneeballen zeigte. Als dieser Weiberlapp gesehen, daß die Schneeballen von einer so lieben Hand herkommen, steckte er den Degen ein, wurde aus einem wütenden Löwen zu einem sanftmütigen Lamm, bedankte sich gegen seine Liebsten, machte eine höfliche Reverenz und fuhr mit seinen zwei Ochsenaugen auf dem Buckel ganz content davon. Also sollten auch solche ungeduldige, furiose, unwillige Köpfe, welche nichts leiden wollen, über sich sehen, von was für einer lieben, nämlich von der Hand Gottes, der Wurf und das Kreuz herkomme, würden sie sich besser darein schicken, das Kreuz nicht fliehen, sondern mit Andreas umfangen, küssen und sagen, „sei mir willkommen, mein gutes Kreuz, du bist mir von meinem liebreichsten Gott geschickt, darum nehme ich dich mit Freuden an". Also würden sie mit dem rechten Schächer leiden, und nicht wegen ihrer Ungeduld mit dem linken, also würden sie Christi, nicht des Teufels Märtyrer sein.

Santa Fe, die Hauptstadt Neu-Mexikos.

Amerikanisches Städtebild von R. v. Schlagintweit.

Santa Fe, zu deutsch die „Stadt des heiligen Glaubens", zur Zeit der spanischen Herrschaft "La Villa Real de Santa Fé" genannt, ist wohl die älteste Stadt in dem heutigen Nordamerika. Sie wurde ursprünglich von den Azteken erbaut, die sie, wie man nahezu allgemein annimmt, Cicuye nannten. Ihre überaus interessante, an blutigen Ereignissen reiche Geschichte auch nur in allgemeinen Zügen zu schildern oder die Aufstände aufzuzählen, die wiederholt mit Erfolg von den Pueblo-Indianern gegen die drückende Herrschaft der Spanier von hier unternommen wurden, gestattet der Raum nicht.

Zwischen dem 2. Juli und 3. August 1883 feierte Santa Fe den 333. Jahrestag ihres Bestehens seit der Ankunft der Spanier, — den "Tertio-Millenial", wie er amtlich genannt wurde. Es fand eine große Ausstellung statt, die aus zwei Abteilungen bestand, einer historischen und einer industriellen. Die erstere enthielt Werkzeuge, Waffen und verschiedenartige Gegenstände aus der Steinzeit, sowie Monumente, Skulpturen und Objekte aus der Epoche der Azteken, ferner Reliquien der spanischen Eroberer und Kolonisten, die in Santa Fe oder seiner Umgebung angesiedelt waren. In der Industrieausstellung spielten die zahlreichen Minenprodukte Neu-Mexikos die Hauptrolle. Gleichzeitig hatte man für interessante Schauspiele Sorge getragen. Die Pueblo-Indianer gaben ihre Tänze zum Besten, die mexikanischen Hirten (Vaqueros) entfalteten ihre Geschicklichkeit im Reiten und Lassowerfen; auch belustigende Esels- und Pferderennen und Volksbelustigungen aller Art fanden statt, sowie großartige Festaufzüge.

Dem äußeren Ansehen nach ist auch heute noch Santa Fe so verschieden von jeder anderen amerikanischen Stadt, daß man gar nicht mehr im Gebiete der Union zu sein vermeint. Die zahlreichen Fortschritte, die wir im Zeitalter des Dampfes zu verzeichnen haben und die namentlich gerade in Nordamerika so auffällig hervortreten, sind fast bis in die neueste Zeit spurlos an Santa Fe vorübergegangen. In der ganzen Stadt gab es, was manchem unglaublich erscheinen mag, vor dem Jahre 1880 nicht eine einzige Dampfmaschine, deren jetzt allerdings mehrere vorhanden sind. Eine andere Eigentümlichkeit der Stadt besteht darin, daß man ihr Vorhandensein erst dann gewahr wird, wenn man so zu sagen mit der Nase auf sie stößt. Denn die niedrigen, aus einem Erdgeschosse bestehenden, mit flachen Dächern versehenen Häuser, die alle, wie auch die hoher Türme entbehrenden Kirchen, aus in der Sonne getrockneten Ziegeln, den sogenannten Adobes, erbaut sind, unterscheiden sich fast gar nicht von dem Boden, worauf sie stehen. Um so mehr erstaunt war ich, als ich das Innere dieser so überaus einfach sich ausnehmenden Wohnstätten betrat, gar häufig überraschend große Räume vorzufinden. Das eine bedeutende Fläche einnehmende Exchange-Hotel, in dem ich wohnte, ist ringsum mit einer Veranda versehen, von der aus man in die einzelnen, keineswegs kleinen Zimmer direkt hineingeht. Auch vom Hofe aus ist meistens ein Zugang zu jedem Zimmer vorhanden, von denen jedoch kein einziges ein Fenster enthält. Ihre Stelle vertreten die mit großen Glasscheiben versehenen, an der Veranda befindlichen Thüren, die fast jeder Reisende, wenn er zu Hause ist, ganz offen läßt, so daß jeder Vorübergehende ohne Weiteres sein Thun und Treiben beobachten kann. Gar häufig tritt dann eine zerlumpte Indianersquaw in Begleitung eines oder mehrerer ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge oder Papus, wie sie genannt werden, ohne weitere Ceremonie herein, um eine kleine Gabe zu erbitten.

Im Jahre 1881 ist übrigens das neue, mehrstöckige, mit allen modernen Einrichtungen versehene große Palace-Hotel vollendet worden, dem sich wahrscheinlich in nicht zu ferner Zeit noch gar manche andere anreihen werden. Überhaupt ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß innerhalb weniger Jahre eine ganze Anzahl großer neuer Häuser in Santa Fe entstehen werden, die dann der Stadt zweifellos eine ganz andere, als die gegenwärtige originelle spanisch-mexikanische Physiognomie verleihen werden.

Wohl nirgendwo anders (mit Ausnahme der Stadt Mexiko und des mexikanischen Staates Chihuahua) kann man schönere Filigranarbeiten aus Gold und Silber sehen, als in Santa Fe. Während meiner Anwesenheit daselbst besaß Herr Charles Thayer ein Armband, von dem er sich sogar für den ihm gebotenen Preis von zweitausend Dollars nicht trennen wollte. Dieses Meisterwerk war vor etwa sechzig Jahren in Mexiko gefertigt worden; nunmehr wird aber auch in Santa Fe und Las Vegas dieser Zweig der Juwelierkunst mit großem Erfolg, vielem Geschick und feinem Geschmack betrieben. — Nicht minder als die Fili ranarbeiten fesseln den Besucher Santa Fes die von den Pueblo-Indianern hergestellten, meistens mit grellen Farben bemalten Töpferarbeiten. Wir finden darunter nicht bloß religiös-groteske Darstellungen alt-mexikanischer Gottheiten, sondern auch viele für den praktischen Gebrauch bestimmte Gegenstände, wie Wasserkrüge, Vasen, Waschschüsseln, Trinkgefäße und dergleichen Hausgeräte.

Sind auch die durchweg ungepflasterten, seit 1. Dezember 1880 übrigens mit Gas beleuchteten Straßen und Gassen Santa Fes vorwiegend enge, so giebt es doch in ihr einen sehr schönen großen Platz. Wie nämlich in jeder deutsch- oder österreichisch-schlesischen Stadt ein „Ring", so ist in jeder spanisch-mexikanischen, also auch in Santa Fe, eine „Plaza" vorhanden, nämlich ein großer, mit guten Wegen, Rasenplätzen und Blumenbeeten versehener und teilweise mit Baumen bepflanzter und eingefriedigter Platz. Diese in Santa Fe sehr sauber gehaltene Plaza ist überdies mit einem einfach-geschmackvollen, obelisk-artigen Monumente geschmückt, das 6947 Fuß über dem Meere liegt. Der Bahnhof in Santa Fe ist 7013 Fuß über der Meeresoberfläche erbaut. Der auf der Plaza befindliche Obelisk wurde auf Veranlassung der Territorial-Legislatur im Jahre 1867 errichtet, und zwar zum Andenken der Bundessoldaten, die in der den Unionstruppen ungünstigen Schlacht zu Valverde im südlichen Neu-Mexiko gegen den konföderierten General Sibley am 21. Februar 1862 gefallen waren.

Auf der Plaza, die einen einfachen Musiktempel enthält, spielt dreimal in der Woche (Sonntags, Dienstags und Donnerstags) zwischen 6 und 7 Uhr abends die aus Negern bestehende Regimentsmusik, deren Kapellmeister, wie fast überall in den Vereinigten Staaten, ein Deutscher ist. Zu meinem nicht geringen Erstaunen trugen die schwarzen Musiker mit alleiniger Ausnahme des großen und kleinen Trommelschlägers weiße, baumwollene Handschuhe, die sie sogar, was mir noch auffälliger erschien, während der Ausübung ihrer Kunst krampfhaft anbehielten. Daß man behandschuht Blechinstrumente so gut blasen kann, wie es hier geschah, war mir allerdings neu. Als ich dem Kapellmeister mein Befremden darüber ausdrückte und ihm sagte, daß in Deutschland selbst bei Hofkonzerten die ausübenden Künstler niemals Handschuhe trügen, erwiderte mein guter, schon stark amerikanisch angehauchter Landsmann stolz: „Ja, sehen Sie, in der feinen Civilisation sind wir in Neu-Mexiko Ihnen eben über."

An einer Seite der Plaza liegt der sogenannte „Palast" des Gouverneurs von Neu-Mexiko. Es ist dies ein ausgedehnter, ebenerdiger, mit großer Veranda versehener, nur aus Adobes hergestellter Bau. Überhaupt fehlt es in Santa Fe, wo so viel Militär liegt, wo der Gouverneur des Territoriums seinen Wohnsitz hat, nicht an öffentlichen Gebäuden. Freilich ist infolge der Veränderungen, die nach und nach, und namentlich in neuerer Zeit an dem „Palast" vorgenommen wurden, nur wenig mehr von seinem ursprünglichen Aussehen wahrzunehmen. In diesem Palaste residierten die spanischen Generalkapitäne, die nominell Vicekönige, in Wahrheit und Wirklichkeit jedoch nahezu völlig unabhängige Herrscher waren. Die für das Wohl und Wehe Neu-Mexikos wichtigsten Beschlüsse wurden in diesem historisch höchst merkwürdigen Gebäude gefaßt. Innerhalb seiner Mauern schmachtete im Jahre 1809 der amerikanische Forschungsreisende Zebulon M. Pike, dem zu Ehren der weithin sichtbare, 14,336 Fuß hohe Pikes Peak in Colorado genannt wurde; eine Menge anderer Staatsgefangener waren hier vor ihm und nach ihm interniert.

An alten kirchlichen Bauten ist in dem auch heute noch vorzugsweise katholischen Santa Fe kein Mangel; der interessanteste ist die dem Verfalle entgegengehende Adobekirche San Miguel (St. Michaelskirche), die nach Bancroft im Jahre 1582 erbaut worden sein soll und daher bereits über dreihundert Jahre alt wäre. In ähnlicher Weise hergestellt, aber kleiner, ist die Guadalupe-Kapelle. Eine neue, in ziemlich großem Maßstabe angelegte Kathedrale, die aber noch der Vollendung harrt, wird ganz solid aus Steinen erbaut. Übrigens haben nunmehr auch die Methodisten, die Kongregationalisten, die Presbyterianer und andere Religionsgesellschaften ihre Kirchen und Geistlichen in Santa Fe, wo auch George K. Dunlop, der Bischof der Episkopalkirche für Neu-Mexiko und Arizona, seinen Sitz aufgeschlagen hat.

Nordöstlich von der Plaza, auf einer felsigen Anhöhe, in der Nähe eines alten spanischen Begräbnisplatzes, erheben sich die noch recht gut erhaltenen Ruinen des vom amerikanischen General Stephan W. Kearney im Jahre 1846 zum Schutze gegen etwaige mexikanische Überfälle erbauten Forts Marcys. Das neue, heutige Fort Marcy besteht aus einer Anzahl niedriger, von einer elenden Lehmmauer umschlossener, überaus ärmlicher, von Soldaten bewohnter Adobehäuser.

Die auf einem den Fuß der Felsengebirge begrenzenden Plateau erbaute Stadt Santa Fe zählt nicht ganz 7000 Einwohner, ist jedoch zur Zeit weitaus die volkreichste Stadt Neu-Mexikos. Sie hat ihrer südlichen Lage ungeachtet infolge ihrer Erhebung über dem Meere im Sommer ein äußerst angenehmes und gesundes Klima; lästig sind nur die zuweilen mit ziemlicher Heftigkeit auftretenden Staubstürme. Ich fand hier mehrere Familien aus den östlichen Staaten vor, denen ärztlicherseits eine Luftveränderung angeraten worden war und die sich über die infolge hiesigen längeren Aufenthaltes erzielten Erfolge sehr zufrieden aussprachen, wenngleich sie gar manchen zu Hause gewohnten Komfort entbehren mußten.

Was der bis jetzt in Santa Fe und seiner Umgebung noch wenig kultivierte Boden bei richtiger Behandlung und namentlich mit Zuhilfenahme von Bewässerung zu leisten vermag, zeigt uns der prachtvolle, inmitten der Stadt gelegene Garten des seit länger als dreißig Jahren in Santa Fe wohnenden katholischen Erzbischofs John B. Lamy. Die Erfolge, die er namentlich in der Obstzucht erzielte, sind staunenswert. Wir finden in seinem Garten nicht nur köstliche Pfirsiche und Orangen, sondern auch Äpfel und Birnen, ferner Pflaumen, Aprikosen und Kirschen; außer Weintrauben sind auch Beeren aller Art vorhanden (Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren u. s. w.). Überdies ist der Garten geschmackvoll mit einer reichen Auswahl der schönsten Blumen und Zierpflanzen geschmückt.

Höchst eigentümlich sind Santa Fes Bevölkerungs- und sociale Verhältnisse. An Deutschen, die in immerhin nennenswerter Anzahl vorhanden sind, fehlt es natürlich nicht. Die

Mehrzahl der Bewohner Santa Fes besteht jedoch aus Mexikanern und Spaniern, für die das Leben ohne aufregende Tierkämpfe und Hazardspiele aller Art kaum denkbar ist. Daher auch die riesige Zahl von Spielhöllen aller Art in Santa Fe, daher der Ärger und die Wut dieser Bevölkerungsklasse über die durchaus gerechtfertigte Unterdrückung und Aufhebung der Stiergefechte und Hahnenkämpfe und ähnlicher grausam-roher Vergnügungen.

Nächst den Mexikanern liefern das Hauptkontingent für die Bewohner der Stadt die Pueblo-Indianer, die nunmehr, im Laufe mehrerer Jahrhunderte vielfach mit spanischem Blute vermischt, ganz friedlich und nach indianischen Begriffen sehr fleißig, thätig und arbeitsam sind. Während die Squaws das Haus und Feld besorgen und der Pflege der Kinder sich widmen, treiben die Männer ihre Lasttiere, die ausschließlich aus Eseln bestehen oder, wie man sie in Neu-Mexiko heißt, Burros, hinaus in die mit Bäumen und Gestrüppen bedeckten Abhänge der Berge, sammeln das dort umherliegende abgestorbene Holz, beladen damit schwer ihre geduldigen Tiere, treiben sie in die Stadt zurück und verkaufen eine solche Ladung für den geringen Preis von 25 Cents. Die Esel, deren Kleinheit auffällt, sind ganz unglaublich gutmütig, willig und zahm. Niemals werden den Tieren Zäume angelegt; man behandelt sie wie die Hunde und lenkt sie nur mit Worten. Stundenlang, ohne sich zu regen, bleibt so ein Esel auf dem Flecke stehen, auf den man ihn hingestellt hat.

Eine größere Anzahl dieser Grautiere kann man namentlich während der Morgenstunden in Burro-Alley antreffen, die für Santa Fe das ist, was der Fulton Markt für New York, — nämlich ein Platz zum Austausch und An- und Verkauf von Waren aller Art.

Erläuternd will ich hier bemerken, daß nicht bloß in Santa Fe und seiner Umgebung, sondern zerstreut in ganz Neu-Mexiko, ja selbst in einzelnen Grenzdistrikten Arizonas Pueblo-Indianer auch heute noch in nicht unbeträchtlicher Anzahl angesiedelt sind. Man unterscheidet sie in vier Hauptabteilungen, nämlich in Keras, Ahimnos oder Mokis, Tewans und Zunis; die letzteren sind nicht bloß die in der Kultur vorgeschrittensten, sondern auch ihrer religiösen Anschauungen und früheren Geschichte halber weitaus die interessantesten, deren nähere Untersuchung den Archäologen und Ethnographen die lohnendste Ausbeute verspricht.

„Ein friedlicherer Menschenstamm als die Pueblo-Indianer", sagt Balduin Möllhausen, „ist kaum denkbar. Freundlich und gefällig zeigen sie sich gegen Fremde, wo sie ihnen auch immer begegnen mögen, sowie die größte Gastfreundschaft denen zu teil wird, welche sie in ihren Städten und Wohnungen besuchen. Manche reich bevölkerte Indianerstadt blüht noch in Neu-Mexiko, doch sind es nur die Überreste des einstmals mächtigen und weitverzweigten Stammes, dessen Spuren und Trümmer in allen Richtungen vom Rio Grande bis an den großen Colorado des Westens zu finden sind. Seit langer Zeit in stetem Verkehr mit den Mexikanern, haben sie vieles in Beziehung auf Sitten und Tracht von denselben angenommen, ist sogar der größte Teil der Bevölkerung der spanischen Sprache mächtig. Fleiß und Betriebsamkeit ist eine ihrer Haupttugenden; sie treiben Acker- und Gartenbau und unternehmen gelegentlich Reisen zu den wildesten Indianern der Steppe, um nach Art der Weißen für Tauschartikel Pelzwerk und Häute mit heimzubringen. Daher kömmt es auch, daß Reisende, die sich den Grenzen von Neu-Mexiko nähern, so häufig kleinen Karawanen der Pueblo-Indianer begegnen, die in eiligem Schritt ihre bepackten Esel und Maultiere über die Ebene treiben."

Nominell sind die Pueblos alle Katholiken, aber in Wahrheit und Wirklichkeit sind sie nichts anderes als getaufte Heiden, die bis auf den heutigen Tag nahezu unverändert ihre religiösen Anschauungen, Sitten und Gebräuche beibehalten haben.

Außer den ständig in Santa Fe oder seiner nächsten Umgebung angesiedelten Pueblo-Indianern bekömmt die Stadt hie und da Besuch von anderen Stämmen, die, wie die Navahus und namentlich die Apachen, den Weißen keineswegs freundlich gesinnt sind.

Pueblo-Dörfer sind heute noch in einzelnen Teilen Neu-Mexikos anzutreffen. So liegt nur 10 Meilen nördlich von Santa Fe das sehr sehenswerte Pueblo-Dorf Tesuque. In diesen Pueblos bestehen die Häuser aus eigentümlichen Adobegebäuden. Es hat nämlich der untere Stock, über den sich terrassenförmig ein, ja zuweilen sogar noch zwei weitere Stockwerke erheben, keine Thüre. Man gelangt mittelst einer Leiter auf das flache, mit einem Einschnitt versehene Dach, das eigentlich den einzigen Zugang zu dem Hause bildet. Ebenso hat man vom ersten Stock mit einer anderen Leiter zum zweiten und von da auf gleiche Weise zum dritten Stock hinanzukommen. Im Innern sind in manchen Kammern winzige Löcher angebracht, durch die sich ein Erwachsener mit Mühe nur hindurchzwängen kann; sie stellen die Verbindung zwischen den oberen Gemächern mit den unteren her.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (27. Fortsetzung.)

Ich sah mich nur oberflächlich in meinem lieben alten Zimmer um und fand alles in bester Ordnung. Sodann suchte ich die Wäsche und Kleider hervor, die ich am nächsten Morgen anziehen wollte und legte mir alles zur Hand. Dann aber kleidete ich mich rasch aus und warf mich mit einer Wonne ins Bett, wie ich sie lange nicht gefühlt, denn ich hatte drei Nächte nicht ordentlich gelegen und geschlafen und große Gemütsbewegungen überstanden, und so kam es mir vor, als ob ich jetzt in einer Himmelswiege gebettet wäre. Es war noch nicht ganz zehn Uhr, als ich schon einschlief, und ich schlief fester denn je und so süß, wie ein Mensch es nur kann, der eine Freude im Herzen trägt, wie ich sie in dem meinen trug. Aus diesem süßen und nur zu kurzen Schlaf wurde ich unerwartet geweckt, denn Sterchis Hand rüttelte mich und seine Stimme sagte leise:

„Es ist gleich drei Uhr, Herr Doktor. Sie haben fest geschlafen und nicht einmal gehört, daß ich hereingetreten bin und Ihr Licht angezündet habe."

In einer Minute stand ich auf den Füßen. „Was haben Sie da?" fragte ich, während ich mir den Schlafrock anzog und dabei sah, daß mein Wirt etwas Dunkles in der Hand hielt.

„Eine Flasche Marsala", sagte er lachend, „und hier ist auch etwas Brot, denn Kaffee kann ich Ihnen leider noch nicht geben."

„Ha, das ist gut. Kaffee trinke ich auf dem Schiff, da habe ich Zeit genug dazu. Aber was wollen Sie noch?"

„O, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Johann mit einem Schlitten bestellt habe, um Sie den steilsten Weg hinunter zu schleifen. Sie kommen dann nicht so erhitzt unten an und auf dem See wird es etwas kühl und luftig sein. Sie brauchen sich also gar nicht zu übereilen, bald nach fünf Uhr können Sie in Neuhaus sein, selbst wenn Sie gemächlich ausschreiten."

Ich dankte ihm und er verließ mich. Ich war rascher denn je angekleidet und zwar so, wie man sich vor einem Diplomaten

in Bern am Tage sehen lassen kann. Während ich meine Toilette machte, aß ich etwas Brot und trank dann und wann einen Schluck Wein, der mich neu belebte und zu meinem Unternehmen stärkte. Daß das Wetter gut war, hatte ich schon erkundet. Um halb vier Uhr stand ich im Freien und fand Sterchi und Johann mit dem Schlitten schon an Ort und Stelle. Es war noch lange nicht ganz Tag, aber die Helligkeit nahm mit jedem Augenblick zu, so daß ich ohne Gefahr die hier übliche Rutschpartie antreten konnte.

Als ich in den Schlitten stieg, reichte ich Sterchi die Hand und sagte ihm ein herzliches Lebewohl bis zum Abend.

„Farewell!“ erwiderte er heiter. „Sie sprechen ja jetzt mehr Englisch als Deutsch und so will ich es auch einmal thun. Johann, nimm Dich in acht und mach' schnell. Und nun in Gottes Namen vorwärts!“

Eine Schlittenfahrt den Abendberg hinab, und namentlich zu so nächtlicher Zeit, gehört immer zu einer absonderlichen Reiseart, der sich ängstliche Gemüter oft selbst bei Tage nur mit Zittern und Zagen unterziehen, aber ich kannte mein gutes Schlittenpferd, Johann, und hatte die kleine Exkursion schon oft bei glatten und trockenen Wegen gemacht. So saß ich denn ganz gemächlich auf meinem harten Kissen, knöpfte mir nur den Oberrock gegen die scharfe Morgenluft fester zu und überließ es dem gewandten „Portier“, mich mit seinen starken Armen den steilen Steinweg hinunterzuschleifen, was erstaunlich rasch geschah, denn er wollte mir heute zeigen, was er leisten könne.

So war es eben erst vier Uhr vorbei, als ich dem hölzernen Fahrzeug wieder entstieg, Johann mein Trinkgeld in die Hand drückte und ihm Lebewohl sagte, mit dem Befehl, niemandem zu verraten, daß er mich heute morgen auf dem Berg gesehen.

„Das hat mir schon Herr Sterchi gesagt“, versetzte er, „und ich, Herr, kann schweigen. Leben Sie wohl!“

Bei diesen Worten hob er den schweren Schlitten auf seinen Kopf, um ihn, was schwerer als das Hinunterziehen ist, wieder den Berg hinan zu tragen; ich aber eilte mit raschen Schritten von ihm fort und den Berg hinab, und um noch rascher im Thale anzukommen, schlug ich einen mir von früher her bekannten Fußpfad ein, der zwar steiler, aber viel kürzer als der in Schlangenlinien verlaufene Fahrweg ist.

Zehn Minuten vor fünf Uhr war ich in der Wengeren-Schlucht angekommen und nun schritt ich eiligen Ganges auf der ebenen Straße nach Neuhaus dahin, wo eben die ersten Omnibus aus Interlaken mit einigen Reisenden anlangten, die mit mir über den Thuner See fahren wollten. Einer der ersten war Ruchtis mir sehr wohlbekannter Wagen und der Kutscher, der ihn fuhr, freute sich sehr, mich so unverhofft wiederzusehen.

„Wollen Sie schon wieder fort, Herr Doktor“, fragte er etwas verwundert, „ohne noch einmal in Beau-Site gewesen zu sein?“

„Ja, aber ich komme schon heute mit dem Nachmittagsboot wieder zurück“, antwortete ich, „und da können Sie mir gleich einen Gefallen thun. Bestellen Sie mir bei Ihrem Herrn einen guten Einspänner nach Neuhaus um fünf Uhr, der mich nach dem Abendberg hinauffahren soll, so weit es geht. So spare ich Dreiviertelstunden Zeit und komme oben frisch und munter an.“

Er versprach es und wünschte mir freundlich eine glückliche Reise; ich aber begab mich bald auf das Schiff, und da mir die Morgenluft auf dem Deck doch etwas zu frisch nach dem raschen Gange war, stieg ich in die Kajüte hinab und ließ mir mein Frühstück bringen, wonach ich endlich ein großes Verlangen hegte. Als ich dasselbe aber in Gesellschaft einiger Familien, die außer mir die einzigen Passagiere auf dem Frühboot waren, verzehrt, litt es mich nicht länger in dem eingeschlossenen Raum und ich kam gerade noch zur rechten Zeit auf dem Deck an, um von dem bereits eifrig fortschaufelnden Boot einen Blick nach meinem grünen Abendberg emporwerfen zu können.

Der schnellfüßige Beatus legte heute seine Fahrt, obgleich sie mir bei meinem vorwärtsdrängenden Triebe noch immer zu langsam ging, so rasch wie stets zurück und um sieben Uhr war ich schon in Scherzlingen, wo ich den Dampfer mit dem Waggon des unser harrenden Eisenbahnpostzuges vertauschte. Fünf Minuten darauf war ich in Thun und eine Viertelstunde nach acht in Bern. Nun galt es, zuerst die Wohnung des amerikanischen Diplomaten zu erfahren, die ich leider nicht kannte, und da ich meinen zum Großrat einberufenen Interlakener Freund nicht erst aufsuchen wollte, um mich in keinerlei Weise aufzuhalten, mußte ich schon einen anderen Kundigen zu Rate ziehen.

Das Glück wollte mir auch darin wohl. Vor dem Ausgange des Bahnhofes begegnete mir ein Briefträger, und als ich ihm meinen Wunsch aussprach, sagte er mir, daß er zufällig die Wohnung Mr. Charles H . . . . . ts kenne, und er zeigte sie mir. Sie lag ganz in der Nähe, und ohne mich einen Augenblick zu besinnen, schritt ich auf das bezeichnete Haus zu und zog, da es verschlossen war, hastig an der Glocke.

Daß ich an das richtige Haus gewiesen, erkannte ich auf der Stelle an dem mir öffnenden Mann, dem stillen, schweigsamen Diener Mr. Charles H . . . . . ts, den mir Harry Duncan mit wenigen, aber treffenden Worten geschildert. Ja, es war in der That Fröhlich, der Schweizer, der jetzt nicht mehr an Heimweh litt und der mit seinem Herrn vor anderthalb Jahren aus London nach Bern herübergekommen war. Er sah mich eine Weile groß an, als ich ihn so aufmerksam betrachtete, und mochte eine gewisse Aufregung an mir bemerken, von der ich mich keineswegs frei fühlte. Da ich aber schon wußte, wie man mit einem Schweizer seines Standes, den man etwas zur Eile treiben will, umgehen muß, so drückte ich ihm rasch ein Fünffrankenstück in die Hand und sagte:

„Sie heißen Fröhlich, nicht wahr?“

„Zu dienen, Herr“, erwiderte er mit schmunzelndem Gesicht, „was wünschen Sie von mir?“

„Ist Ihr Herr, Mr. Charles H . . . . t, schon aufgestanden und zu Hause?“

Das Gesicht des Dieners nahm bei diesem hastig vorgebrachten Worte wieder seine frühere ernste Miene an und doch sah ich ihm an, daß er von meiner Appellation an seine Gefälligkeit gerührt war. „Ja“, sagte er langsam, „zu Hause ist mein Herr wohl und auch schon aufgestanden, aber er hat so eben wichtige Depeschen erhalten und daran studiert er im Augenblick.“

„Das thut nichts“, sagte ich nun mit zunehmender Entschiedenheit, denn mein erster Schritt am heutigen Tage war ja gelungen. „Ich muß ihn notwendig sprechen, denn auch ich bringe ihm eine Depesche, die sehr wichtig ist.“

„Wohl“, sagte er bedächtig. „Wen aber soll ich meinem Herrn melden?“

Ich besann mich nicht lange, denn meine Visitenkarten hatte ich in der Eile auf dem Berge liegen lassen und das war mir auch eigentlich lieb, da ich Mr. Charles H . . . . . t meinen Namen, den er ja schon von meinem Interlakener Freunde am Tage nach der Tafel beim Bundespräsidenten erfahren, nicht gern sogleich nennen, mich vielmehr mit meinem Anliegen persönlich bei ihm einführen und ihn erst sehen und erkunden wollte, ob er wirklich der Mann von so großer Menschenfreundlichkeit sei, wie Harry Duncan ihn mir geschildert hatte.

„Sagen Sie ihm“, sagte ich also zu dem mich immer verwunderter anstarrenden Diener, „daß ihn ein fremder Herr sprechen wolle, der eine wichtige Botschaft bringt und der ihm seinen Namen selbst nennen wird.“

Fröhlich nickte und verschwand, indem er mich nur bat, ihm die Treppe hinauf zu folgen, da Mr. Charles H . . . . . t,

als ein sehr bescheidener Diplomat eines so großen Landes, im zweiten Stockwerk eines freilich äußerst sauberen Miethauses wohnte. Als ich die hohe Treppe erstiegen, fühlte ich mich etwas außer Atem und es war mir ganz lieb, daß ich auf dem verschlossenen Korridor einige Augenblicke warten mußte, wo ich unterdes meinen Paletot ablegte und meinen merklich befangenen und umhertastenden Geist auf einen einzigen Punkt zu konzentrieren suchte.

Endlich kam Fröhlich mit bedächtigem Gesicht wieder aus einer Thür des Korridors, behielt sie in der Hand und indem er sie weit aufstieß, bat er mich, einzutreten, sein Herr erwarte mich.

Ich schritt langsam und mit einem Mal merkwürdig ruhig werdend, durch ein elegant eingerichtetes Zimmer und trat in ein zweites, offenbar das Arbeitszimmer des Bewohners ein, wo der Gesandtschaftssekretär der Freistaaten Nordamerikas an einem Schreibtisch saß und eifrig in einem wahrscheinlich erst kurz vorher angekommenen Briefe las. So wandte er mir noch den Rücken zu und ich nahm nur wahr, daß er völlig angekleidet war und einen bequemen kurzen Sommerhausrock trug. Plötzlich aber, da ich mich unwillkürlich räusperte, erhob er sich, drehte sich nach mir um und ich hatte nun den braven Freund Harry Duncans in ganzer Person vor mir, der augenblicklich einen höchst angenehmen Eindruck auf mich hervorbrachte.

Er war ein großer, stark gebauter und muskelkräftiger Mann, etwa dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt. Sein Haar war blond, etwas lockig und stark und sein frisches Gesicht von einem gutgepflegten Vollbart eingerahmt, unter dessen schön geschwungenem Schnurrbart weiße, regelmäßig gebildete Zähne hervorblitzten. Der ganze Ausdruck dieses jugendlichen Gesichts war ein ungemein wohlthuender, auf allen Zügen lag Wohlwollen ausgeprägt. In seiner ganzen Haltung aber lag eine gewisse natürliche Eleganz und anspruchslose Würde, und die Verbeugung, die er mir machte, war, obwohl höflich, doch kurz und legte eine feinfühlige Zurückhaltung an den Tag, die jedoch nur wenige Augenblicke dauerte und auf der Stelle wich, als wir erst einige Worte gewechselt.

Offenbar war ihm mein Erscheinen gerade in diesem Augenblick nicht ganz angenehm. Ich störte ihn in seiner Lektüre und da ich das sofort von seinem anfangs starr auf mich gerichteten Gesicht ablas, bat ich, mich dabei der englischen Sprache bedienend, um Entschuldigung, daß ich zu einer so ungelegenen Zeit und unangemeldet käme. Indessen meine Sache sei wichtig, fuhr ich fort, sie beträfe einen Freund von ihm und — mir, und ich käme soeben vom Abendberg her, um eine Stunde ungestört mit ihm zu sprechen.

Bei meinen ersten Worten schon und namentlich als ich von einem uns gemeinsamen Freund sprach und den Abendberg erwähnte, veränderte sich das Aussehen des jungen Mannes blitzartig schnell. Er schaute mich mit der größten Aufmerksamkeit an und sagte rasch und offenbar erstaunt:

„Vom Abendberg und von I h r e m und m e i n e m Freunde kommen Sie? Ah, das ist ja seltsam. Aber was bringen Sie mir von dorther?"

„Erlauben Sie", sagte ich nun und mich schon ganz sicher fühlend, „lassen Sie mich zuerst noch nicht vom Abendberg sprechen, das kommt erst nachher. Zunächst möchte ich Ihnen nur sagen, daß ich Mrs. Duncan und ihre Tochter und Nichte auf dem Schiffe von Thun nach Unterseen vor sieben Wochen kennen gelernt habe und in welche Verbindung ich dadurch mit diesen Damen geraten bin."

„Ah", sagte er wieder, leicht aufatmend und mich mit einem durchdringenden Blick betrachtend, „nun glaube ich schon besser orientiert zu sein. Dann sind Sie wohl gar der Arzt, der Herr Doktor ..., von dem mir neulich der Oberst H ..., der beim Bundespräsidenten mit mir speiste, erzählte und in dessen Auftrag derselbe bei mir — nach einem verschollenen Manne forschte?"

„Ja wohl", sagte ich, „der bin ich und ich bin durch ein eigentümliches und mich tiefbewegendes Geschick berufen, in die traurigen Familienverhältnisse der armen Mrs. Duncan mit Rat und That einzugreifen."

Jetzt erst ergoß sich ein warmer Strahl lebhafter Freude über das ausdrucksvolle Gesicht des Amerikaners; er reichte mir herzlich die Hand und führte mich auf ein Sofa, während er selbst auf einem Sessel mir gegenüber Platz nahm.

„Ja", sagte er, als wir nun saßen und er mir dabei von Zeit zu Zeit um einige Zolle näher rückte, als könne er nicht schnell genug meine Worte vernehmen, „nun begreife ich fast alles. Aber bitte, erzählen Sie mir gefälligst zuerst und von Anfang an, wie Sie die Bekanntschaft mit Mrs. Duncan gemacht haben. Mir ist darin jeder Zug von Wichtigkeit und um Ihnen schon jetzt eine Erklärung darüber abzugeben, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie gerade in einem für diese Familie höchst bedeutungsvollen und sogar günstigen Moment zu mir gekommen sind."

Ich horchte hoch auf, denn durch diese letzten Worte Mr. Charles H . . . . ts fand ich schon im Beginn meiner Eröffnungen die briefliche Aussage meines Freundes aus Interlaken bestätigt. Und so zögerte ich nicht lange und erzählte ihm meine Begegnung mit der Familie auf dem Schiff und mein Zusammenleben mit ihr in Beau-Site. Das war ihm nun freilich nicht mehr neu, er wußte es schon durch meinen Freund, aber er konnte sein Erstaunen und seine Freude kaum zurückhalten, als er nun noch viel mehr Einzelnheiten darüber von mir selber vernahm.

„O", sagte er, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, „das ist gut. Nun erst erkenne ich, wie wichtig Ihr heutiger Besuch ist und wie Sie gerade zur rechten Zeit bei mir eingetroffen sind. Daß die drei Damen in der Schweiz überhaupt, dann in Unterseen waren, wußte ich nicht nur aus den Fremdenblättern und durch den Herrn, der neulich mit mir in Bern über sie sprach, sondern auch aus ihren Karten, nachdem sie mir auf ihrer Durchreise in Bern einen Besuch gemacht, mich aber glücklicherweise nicht getroffen hatten, da ich, auf einer kurzen Reise begriffen, zufällig einige Tage abwesend war. Ich sage: g l ü c k l i c h e r w e i s e, und das muß ich Ihnen einigermaßen erklären. Mir persönlich wäre ihr Besuch natürlich außerordentlich angenehm gewesen, weil ich die mir so teure Familie Duncan aus mehr als einem Grunde liebe und verehre, aber ich mußte sie trotz alledem zu vermeiden suchen, da ich nicht gewußt hätte, wie ich mich den Damen gegenüber verhalten, was ich ihnen sagen und was verschweigen sollte. Doch darüber wollen wir nachher sprechen, da ich Ihnen eine vollständige Erklärung meiner eigentümlichen Lage in diesem Punkt schuldig zu sein glaube, zumal Sie ja, wie ich sehe, vollkommen in die bestehenden Verhältnisse eingeweiht sind. Nun aber reden Sie erst weiter und erzählen Sie mir auch das übrige und — wie Sie nach dem Abendberg kamen. Aber sprechen Sie ganz ehrlich und offen mit mir, ich werde es nachher mit Ihnen ebenso thun."

Ich that es und teilte ihm alles von der Mutter, der Schwester und Cousine Harry Duncans mit, was ich wußte, wobei ich namentlich das Vertrauen betonte, das sie allmählich zu mir gefaßt, und ihren Schmerz, ihren Kummer und insbesondere das unsägliche Leid Miß Mary Markhams schilderte, die sich in ihren Geständnissen gegen mich als die einzige Urheberin alles Unheils betrachtete, welches über die Familie ausgeschüttet worden und zuletzt den Untergang des jungen Mannes veranlaßt hatte oder wenigstens veranlaßt haben sollte, wie es in jener Zeitung aller Welt verkündet war. „Denn daß Mr. Harry Duncan nicht tot ist", fügte ich hinzu, „daß er lebt, das weiß

ich nicht nur durch meinen Freund, dem Sie es gesagt, sondern ich habe es auch wo anders erfahren, wodurch mir eine noch viel größere Gewißheit seines Lebens, seines jetzigen Aufenthalts und inneren Zustandes erschlossen wurde."

Mr. Charles H . . . . . t machte bei diesen Worten große Augen und sah mich eine Weile starr und nachdenklich an, als ob er prüfen wolle, wie weit ich in diesen meinen Erfahrungen vorgedrungen sei. Offenbar aber las er in meinen Mienen, daß ich die volle Wahrheit sprach und von allem genauere Kenntnis besaß, und so hatte der kluge Mann beinahe schon ziemlich alles erraten, bevor ich noch weiter zu sprechen fortfuhr.

„Fahren Sie fort", sagte er endlich, „ich glaube Sie zu verstehen und höre mit hundert Ohren, was Sie mir nun zu enthüllen haben."

So fuhr ich denn in meiner Erzählung weiter fort und sprach über den Wechsel meines Aufenthalts und meine Uebersiedelung nach dem Abendberg und wie Mrs. Duncan und die Ihrigen auf meine Empfehlung auch dahin gezogen seien und daselbst wohnten, nicht nur um auch dort Erkundigungen über ihren verschollenen Sohn einzuziehen, sondern auch ihrer eigenen Gesundheit wegen die friedliche Stille und die köstliche Luft des Berges zu genießen.

„Wie?" rief da, als ich kaum zu Ende gesprochen, der Amerikaner auf das höchste erstaunt aus, „die drei Damen befinden sich augenblicklich auf dem Abendberg?"

„Ja, da befinden sie sich. Doch haben Sie nur noch einen Augenblick Geduld, Sie werden gleich noch mehr Grund zum Erstaunen erhalten." Und nun erzählte ich ihm, wie ich bei einer zufälligen Begegnung von dem Baumeister gehört, daß ein Amerikaner auf dem Abendberg sich ein Blockhaus gebaut, wie ich, dadurch neugierig geworden, eine Rekognoszierungsreise nach demselben unternommen und endlich durch Jakob die Lage desselben erfahren hatte. Daran knüpfte sich denn meine endliche Bekanntschaft mit dem Einsiedler selbst, den ich krank und leidend gefunden und zu dem ich zuletzt in ein näheres freundschaftliches Verhältnis getreten sei.

„Aha", sagte der lebhafte junge Mann, der mein langsames Erzählen gar nicht abwarten konnte und meinen Worten mit seinem Herzen immer vorauseilte, „nun begreife ich schon. Sie wurden auf dem Berge ebenso mit Mr. Scott wie auf dem Schiff mit Mrs. Duncan bekannt, und er schenkte Ihnen sein Vertrauen, wie jene es gethan."

„Ja, gewiß, und vollständig und ebenfalls wie diese sich in einem höchst kritischen Zustande befindend. Aber erst seit gestern, nachdem ich bei Mr. Scott während einer ernsten Krankheit einige Tage verweilt, weiß ich alles, also ebensowohl, daß Mr. Scott Harry Duncan ist, als daß Sie sein treuester und einzig zuverlässiger, sein edler und aufopferungsfähiger Freund sind."

Mr. Charles H . . . . . t schlug die Augen nieder und ich sah, wie tief er durch meine Worte bewegt war. „Nun ja", sagte er endlich, „wenigstens sein zuverlässiger und wahrer Freund bin ich von jeher gewesen und bin es noch, aber wie? Sagen Sie mir erst das eine: Sind Sie mit der öffentlichen Erklärung seines Todes einverstanden, wie mir es beinahe scheint?"

„Nein", erwiderte ich rasch, „das bin ich durchaus nicht", und nun entwickelte ich ihm meine Ansichten über diesen so mißlichen Punkt.

„Ja", sagte er, „so sehe ich es auch an. Nein, diese Handlung war die einzige, die entschieden unrecht war. Er durfte sich bei seiner Familie nicht für gestorben ausgeben, wenn er auch für die ganze übrige Welt tot bleiben wollte. Sein eigener gerechter Schmerz konnte durch die Zeit und glückliche Ereignisse gemildert werden und jedenfalls mußte er seiner alten Mutter den Bericht über seinen Tod ersparen. Auch lag wohl nicht in seiner Absicht, damit Miß Mary Markham eine empfindliche Strafe aufzuerlegen, dazu liebte er das Mädchen zu sehr, doch, wenn es für sie eine war, so trug sie sie mit Recht, denn sie allein hat ja meinen armen Freund durch ihren Leichtsinn ins Verderben gestürzt. Doch, ich will darüber nicht zu strenge urteilen und sie hat eine so böse Folge ihrer Handlungsweise gewiß nicht vorausgesehen."

„Nein, das hat sie gewiß nicht", sagte ich nun, „und sie hat diese Handlungsweise, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß, bitter bereut."

„Ja, das glaube ich wohl, aber eine Reue der Art kommt leider immer zu spät."

„Hier ist sie doch wohl nicht zu spät gekommen", fuhr ich fort. „Harry Duncan lebt ja und diese Reue wird ihm über Miß Mary Markham selbst die Augen öffnen. Übrigens trösten Sie sich darüber, Mr. H . . . . . t, der liebe Gott hat hier offenbar Seine Hand im Spiel. Denn hätte Harrys Mutter ihren Sohn nicht für tot und in oder bei Interlaken für beerdigt gehalten, so wäre sie nicht nach der Schweiz gekommen, um ihn zu suchen. Ich hätte sie also auch nicht kennen gelernt und könnte sie nun nicht mit ihrem Sohn zusammenführen, und Miß Mary Markham würde nicht mit eigenen Augen gesehen haben, was für ein Unheil sie durch ihren schrecklichen Einfall auf jenem Fest in Margate angerichtet hat."

Mr. Charles H . . . . . t schüttelte den Kopf, als ob er noch nicht ganz dadurch befriedigt wäre. „Freilich", sagte er, „es ist einmal geschehen und nicht zurückzunehmen. Aber mich persönlich trifft jene Todeserklärung, auf die ich noch einmal zurückkommen muß, besonders hart. Auch mich beraubte Harry Duncan dadurch eines eben so großen Glückes, wie seine Mutter eines Trostes, denn gerade ich hätte sie ja so gut trösten können, indem ich ihr sagte, daß ihr Sohn an jenem ihm aufgebürdeten Verbrechen unschuldig sei, daß seine Unschuld noch einmal ans Licht kommen werde und daß er noch lebe und in vollkommener Sicherheit sich befinde. Was mich selbst aber dabei betrifft, so will ich auch darin gegen Sie offenherzig sein, obgleich es ein zarter Punkt ist, den ich hiermit berühre, und Sie werden daraus erkennen, wie schwer mir die Erfüllung meines Versprechens geworden ist, welches ich Harry gab, indem ich sein Leben und seine Rettung jedermann zu verschweigen unternahm. Denn dadurch allein machte er es mir unmöglich, mit seiner Familie in Korrespondenz zu treten, da ich es nicht über das Herz gebracht hätte, ihr, wenn ich ihren Schmerz über seinen Tod sah, zu verhehlen, daß Harry lebe, und ich hatte ein großes Interesse daran, mit ihr in steter Verbindung zu bleiben, da seine Schwester Lucy in der letzten Zeit, als ich sie in London sah, mich die Hoffnung hatte fassen lassen, daß ich ihr nicht gleichgültig sei. Doch, das mag unter uns bleiben, Herr Doktor, ich habe Sie damit einen Blick auch in m e i n Herz thun lassen, während wir beide doch noch vollauf mit dem Schicksal eines anderen beschäftigt sind. So fahren Sie denn also in Ihrem Bericht fort, denn ich sehe, daß Sie damit noch nicht ganz zu Ende gekommen sind."

„Nein, noch nicht ganz", sagte ich zögernd, „denn nun kommt ja das Wichtigste, was mich heute zu Ihnen getrieben. Vor einigen Tagen, gerade als ich bei dem sehr leidenden Harry in seiner Blockhütte war, um ihn zu pflegen und wo möglich zu heilen, habe ich den Brief meines Freundes erhalten, der Sie so zufällig beim Bundespräsidenten kennen gelernt, und dieser Brief enthielt eine für mich und Harry Duncan selbst höchst wichtige andere Mitteilung."

„Ah!" rief Mr. Charles H . . . . . t lebhaft aus, „dachte ich mir es doch! Das ist ja ein eigenes Zusammentreffen aller

Umstände. Doch, machen Sie es kurz, welche Mitteilung meinen Sie?"

„Es handelt sich jetzt", sagte ich, „namentlich darum und eben deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, was für eine günstige Nachricht in Bezug auf unsern gemeinsamen Freund [illegible] teten, wie Sie es nicht nur jenem Herrn zu Bern halb [illegible] zu verstehen gaben, sondern es auch mich vorher mit [illegible] licheren Worten hoffen ließen."

(Fortsetzung f[illegible]

Buntes Allerlei.

Lake George.

(Zu unseren Bildern auf Seite 488 und 489.)

Noch vor wenigen Jahrhunderten stritten zwei mächtige europäische Nationen, England und Frankreich, um den Besitz der prächtigen Wasserfläche, die wir hier darstellen, und fochten mit den von ihnen in den Streit gezogenen Indianern manch blutigen Strauß an den Ufern des jetzt so friedlichen Sees aus. Vater Jogues, ein Jesuit, soll der erste Weiße gewesen sein, dessen Auge im Jahre 1646 den Lake George erspähte. Er nannte ihn den Sakramentssee, aber General William Johnson, der das englische Banner hier aufpflanzte und die französische Lilie knickte, gab dem See zu Ehren seines Königs George den Namen, den er noch heute trägt.

Lake George liegt in Warren County im Staate New York, etwa 60 Meilen von Albany entfernt. Er ist etwa 34 Meilen lang und ein bis vier Meilen breit. Seine Wasser ergießen sich in den Lake Champlain. Viele Inseln — man sagt 365 — schmücken ihn. Seinen malerischen Küsten hat James Fenimore Cooper durch seinen „Leatherstocking" und seine Helden — Uncas, den letzten der Mohikaner, Alice und Hawkeye — auch romantisches Interesse gegeben. Lake George ist einer der beliebtesten Plätze für Sommerreisende.

—

Farbensinn der Bienen. Der bekannte englische Forscher Sir John Lubbock stellte interessante Versuche an, um zu erproben, ob und wie Bienen durch verschiedene Farben affiziert werden. Kleine Glastäfelchen wurden mit verschieden gefärbten Papierchen beklebt: blau, grün, orange, rot, weiß, gelb, und eines blieb farblos, das heißt, unbeklebt; auf jedes derselben wurde ein weiteres Glasplättchen mit je einem Tropfen Honig gebracht und dieselben auf einem Grasplatze in der angeführten Weise aufgestellt. Ein Bienchen wurde früher gewöhnt, an diesen Platz zu kommen, um Honig zu holen. Die farbigen Gläser und die Honiggläser wurden, nachdem sie von der Biene besucht waren, fortwährend successive vertauscht, damit allein die Farben als das Tier bestimmende Faktoren übrig blieben. Zuerst flog die Biene auf das blaue Glas; als sie verjagt wurde, begab sie sich auf das weiße und so fort in der Reihenfolge von grün, orange, gelb, farblos, rot. Dies wurde hundertmal wiederholt, wobei zwei Bienenstöcke benützt wurden, und außerdem wurde die Beobachtung auf längere Zeit verteilt. Das blaue Glas wurde bei diesen Beobachtungen als eines von den drei ersten unter hundert Fällen vierundsiebzigmal besucht. Das farblose Glas wurde hingegen nur fünfundzwanzigmal als eines der drei ersten gewählt. Demgemäß werden Bienen in der That durch Farben affiziert, und ihre Lieblingsfarbe scheint demnach Blau zu sein. Sicherlich ist dieses Resultat von tiefergehender Bedeutung, da die Insekten, zumal die Bienen, bei der Befruchtung der Blüten eine sehr hervorragende Rolle spielen.

Wie man im Mittelalter die Fahrlässigkeit der Ärzte bestrafte. Der westgotische Kodex, eine Gesetzessammlung, nach welcher in Spanien bis gegen Anfang des zwölften Jahrhunderts Recht gesprochen wurde, machte die Ärzte für den unglücklichen Verlauf der von ihnen behandelten Krankheiten verantwortlich. Die beregte Verordnung bestimmte, daß ein Chirurg, der beim Aderlassen einer adeligen Person Schaden zugefügt hatte, eine Geldbuße von hundert Solidos erlegen sollte. Starb aber der Patient, so wurde der Arzt den Familienangehörigen übergeben, die über Leben und Freiheit des unglücklichen Heilkünstlers nach ihrem Belieben schalten konnten. Hatte dagegen ein Leibeigener durch die Behandlung des Chirurgen einen dauernden Nachteil an seiner Gesundheit erlitten oder war derselbe gar ums Leben gekommen, so mußte der Arzt für den zur Arbeit untauglich gewordenen oder toten Leibeigenen einen Ersatz in der Person eines anderen Sklaven leisten. Alle diese Verfügungen waren ganz danach angethan, den Ärzten, namentlich aber den Chirurgen, die Lust an der praktischen Ausübung ihrer Kunst zu benehmen, zumal in jenen Zeiten die Frage, ob der un[illegible] Verlauf des Heilprozesses durch die Natur der Krankheit und [illegible] des Patienten oder durch die Schuld des Arztes bedingt war, [illegible] selten richtig beantwortet werden konnte.

Kinderstreiche. Zwei Knaben im Alter von vier bis [illegible] werden von dem Großvater des einen Knaben freundlich [illegible] er sie verlassen, fragt der eine: „Wer war der?" worauf die [illegible] folgte: „Als mein Vater noch klein war, war der sein [illegible] Dame, die sich an einem Berliner Pfannkuchen gütlich [illegible] nicht selbst in die Konditorei treten mag, giebt einem Knab[illegible] schen mit dem Auftrage, dafür in der Konditorei zwei Pf[illegible] geben zu lassen. Einen soll er ihr bringen, der zweite sei f[illegible] Der Knabe ist einverstanden und kommt auch alsbald aus de[illegible] mit vollen Backen kauend zurück und meldet: „Fräulein, hie[illegible] den einen Groschen wieder, es war man ein Pfannkuchen [illegible] hab' ich vor mir behalten." — Ein fünf Jahre alter Knabe finde[illegible] Büreau seines Vaters eine Cigarre, die er heimlich raucht und [illegible] dessen in der bekannten Weise so unwohl wird, daß er zu Bett gebracht werden muß. Die Ursache des Unwohlseins wird dem herbeigerufenen Arzte verschwiegen. Nach einiger Zeit wird die Mutter unwohl; sie hütet das Bett, und als der Knabe hört, sie leide an Kopfschmerzen und Erbrechen, hat er die Ursache des Unwohlseins entdeckt und bittet: „Mutter, gesteh' es nur, Du hast geraucht?"

Probates Mittel, stark zu werden. Im „Hamburger Korrespondenten" von 1737 ist die neue Auflage eines Buches angezeigt, welches den Titel führt: „Die bekannten hundertachtunddreißig neuentdeckten und vollkommen bewährten, anjetzo aber auf zweyhundert vermehrten Geheimnissen, oder allerhand magische, spagyrische, sympatetische und ökonomische Kunststücke, deren vielmals eines alleine dem Besitzer viel Geld gekostet hat, wobei annoch fünfzig Kunststücke von Weinschänken angefügt sind, nicht allein allen Hauswirten und vorsichtigen Leuten zum besondern Nutzen, sondern auch den Kuriosis zu mehrern Nachdenken, viel vollkommener ans Licht gegeben." Unter anderem, wird in der Anzeige erwähnt, giebt der Verfasser ein Rezept, auf was Art ein Mensch große Stärke erlangen kann und zwar so: „Nimm guten, klaren, roten Wein, verwahr denselben wohl in einem Glase, und setze ihn an einem Donnerstage in einen Ameisenhaufen, laß ihn ein ganzes Jahr über darin stehen, hernach nimm es an dem darauffolgenden Freytag des entflossenen Jahres wieder heraus und trinke denselbigen Wein, so wirst Du Riesenstärke bekommen und unerhörte Wunder thun." Dieses Kunststück, setzt der Rezensent des erwähnten Blattes ironisch hinzu, ist ohne Zweifel eins von den allergewissesten.

Ludwig, der Sohn König Wladislaws von Ungarn, war, nach den bekannten „zuverlässigen" Berichten der Historienschreiber seiner Zeit, ein seltsames Menschenkind. Er wurde, wenn wir anders der Chronik glauben dürfen, ohne Haut geboren (!) und deshalb auf den Rat der Ärzte in ein frisch geschlachtetes Schwein gelegt, um, nachdem dasselbe erkaltet war, bei einem zweiten, dritten und so weiter dieselbe Prozedur so lange durchzumachen, bis sich endlich eine Haut auf seinem Körper gebildet hatte. Er lernte bereits in wenigen Monaten reden, wurde mit zehn Jahren gekrönt, hatte mit vierzehn einen Bart, im achtzehnten graue Haare und starb im zwanzigsten als welker Greis.

Nach dem Kongreß von Rastatt kam Napoleon durch Aschaffenburg und es waren an seinem Wege die Zöglinge sämtlicher Institute aufgestellt, mit dem Befehl, zu rufen: "Vive l'Empereur!" Dies geschah jedoch bei einer Abteilung nicht, und ein hoher Offizier, der in diesem Stillschweigen eine verabredete Demonstration sah, frug barsch den Bürgermeister: „Wer hat diesen jungen Leuten Stillschweigen auferlegt?" „Gott, der HErr!" war die Antwort. Es waren die Schüler des Taubstummen-Instituts.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $1.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.60 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 3. April 1884. Nummer 32.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von A. Fries. Revidiert für die Abendschule. (2. Fortsetzung.)

3.

Sonntagsgäste.

Es war Samstag-Abend. In der Gasse „am Brunnen" war's schon festtäglich gerüstet: die Steine gefegt, die Haustreppen und Flure mit weißem Sand bestreut, etliche hatten gar grüne Tannenzweiglein dazu gethan. Der Gallus-Brunnen hatte am Nachmittage viel Zuspruch gehabt und die Weiber und Mägdlein hatten so laut geschwatzt, daß man sein Rauschen garnicht hörte. Jetzt war's aber einsam und still geworden unter der Linde, denn man rüstete das Abendessen in den Häusern. So konnten die Vögel ungestört ihr Abendlied singen, während die Sonne immer tiefer sank, und ihre Lichter immer goldener durch das Grün blitzten. Die Luft war dabei so mild und der Wind so still, daß Ännchen noch behaglich in ihrem Binsenstuhlchen in der Thürlaube saß. Zu ihren Füßen hatte sich auf eine der Treppenstufen der Heinrich hingelagert, er hatte die Mütze neben sich gelegt, die Pfeife angezündet und dampfte lustig in den schönen Abend hinaus. Ännchen hatte ihm leise die feine Hand aufs volle Haar gelegt, und strich ihm das krause Gelock aus der heißen Stirn.

„Gehst Du morgen mit auf den Haidhof, Heinrich?" fing das Mädchen an, — „der Großvater hatte es mir schon versprochen, mich im Wägelchen hinaufzuschieben und nun hat die Muhme Nachricht geschickt, daß das Wetter neulich droben arg gehauset und ihnen schweren Schaden gethan, wir müssen doch nach ihnen sehen. Du solltest doch ja mitmachen, dem Großvater wird's allemal recht sauer, mich hinzufahren, und Dir ist's ein Spiel!"

Sie ließ die Augen bittend auf dem Burschen ruhen und ihre Kinderstimme klang so weich und rührend.

Aber auf Heinrichs Gesicht zeigte sich Mißmut. „Ja, siehst Du, Ännchen, ich thät's schon, aber ich hab' mich mit dem Konrad verabredet, morgen geht ein Extrazug nach der Hauptstadt, es wird sehr hübsch, da muß ich doch Wort halten!" —

„Ach, Heinrich, thu's doch mir zu lieb', dies eine Mal! Du gehst noch heut' Abend zum Konrad und sagst ihm: Du könnest nicht! was schadt's denn dem, der hat Gesellschaft genug, und uns bist Du sogar vonnöten! Sei gut, mein Bruder, und thu's doch!"

Aber Heinrich hatte noch Einwendungen, er werde den Konrad jetzt nicht treffen, er habe versprochen, ihn morgen früh abzuholen, der werde drüber den Zug versäumen, das könne ihm seine Freundschaft kosten und die sei ihm eben jetzt doch gar zu wertvoll.

Darauf antwortete das Mädchen gar nichts, aber sie weinte, und das konnte Heinrich durchaus nicht ertragen, er bat sie inständig, doch nicht zu weinen, sondern vernünftig zu sein.

Da sagte Ännchen unter Thränen: „Ich will Dich nicht zwingen, aber denk' dran, ob's Dir nicht einmal leid sein sollte, das kannst Du doch mit Augen sehen und mit Händen greifen, daß ich nicht lang mehr leben kann, der Doktor hat's auch dem Großvater gesagt, — ich bin Dir nicht bös drum, aber es möcht' Dir doch noch 'mal leid thun!" —

„So solle und dürfe sie nicht reden", erwiderte er, „das könne er nicht aushalten, dies ewige Gerede vom Sterben und Tod sei ihm ganz unausstehlich, und wie denn ein Doktor so reden möge, der bringe ja die Leut' um, statt sie zu kurieren. Dabei solle es denn bleiben: träfe er den Konrad, dann wolle er mitgehen, träfe er ihn nicht, dann sollten sie morgen nicht länger als bis 7 Uhr warten." — Damit sprang er rasch auf und stürmte die Straße hinunter. Das kleine, blasse Mägdlein schickte ihm einen traurigen Blick nach aus ihren thränenschweren Augen und faltete dann die mageren Finger ineinander. —

Da trat Meister Martin heraus, er hatte drinnen das Gespräch der beiden gehört und sagte nun, seinetwegen brauche der Heinrich nicht mitzugehen, das Wägelchen schiebe er ganz leicht, auch mache er den Weg am liebsten mit ihr alleine, doch solle es ihm recht sein, wenn der Junge mitgehe, man könne ja nimmer wissen, ob's ihm nicht besser sei, als den Extrazug mitmachen! „Ich hab's mir schön ausgedacht", fuhr er dann fort; „wir machen uns zeitig auf den Weg, fahren durch den Wald, da ist der Weg fest und das Wägelchen rollt beinahe von selber; im schönen, grünen Schatten wird's köstlich sein. So halten wir im Gehen die Morgenandacht. Dann kommen wir an die Bergkirche gerade recht zum Frühgottesdienst, den versäumt die Elsbeth vom Haidhofe auch nimmer; da ist's gerad' des Weges Hälfte, und von da schiebt Dich das starke Mädchen leicht hinauf." —

Da lächelte Ännchen den Großvater an, — das war ein schöner Plan, der ihren ganzen Beifall hatte, doch sagte sie: „Nun hoff' ich's erst recht, daß der Heinrich mitkommt, er würde dann auch das liebe Gotteswort hören, und sonst geschieht's ihm so selten. Wir wollen's uns mitsammen erbitten, Großvater, daß wir den Heinrich mitkriegen! —

Der Alte nickte ihr zu und dachte bei sich, so lange das Kind noch für ihn betet, kann der Junge nicht verloren gehen! —

Der Sonntag-Morgen zog glänzend herauf. Ännchens Bitten war erhört worden, Heinrich hatte sich richtig eingestellt und zwar mit guter Laune; da's nun einmal nicht anders sein konnte, hatte er sich drein ergeben, auch war die Aussicht auf Elsbeth ihm keineswegs gleichgültig, er mochte es sich nur nicht selber gestehen, wie viel Gewalt das schöne Mädchen über ihn hatte. So war er denn rechtzeitig in seinem Sonntagsstaat erschienen. Man sah's ihm an, daß er auf sich hielt. Das lose um den schlanken Hals gebundene Seidentuch stand ihm gut, und der breite Filzhut auf dem dichten Lockenhaar gab ihm beinah das Aussehen eines Künstlers.

Ännchen saß schon erwartungsvoll im kleinen Korbwagen. Ihre Augen glänzten in froher Erwartung, sie hätte allen Menschen Gutes thun mögen in dem aufwallenden Freudengefühl ihres Herzens. Bisher hatte sie ja noch nichts vom schönen, geliebten Frühling gesehen, als die Linde über dem Gallus-Brunnen und einen Veilchenstrauß, den ihr ein Kind von der Straße hereingebracht. Nun sollte sie hinaus in die weite grüne Welt, in den schattigen Wald; sollte Berge und Thäler überschauen und in der Waldkapelle ihrem Gott danken für all seine unaussprechliche Gnade! — Kaum hatte sie die Nacht schlafen können vor Erwartung, immer war ihr etwas Neues eingefallen, worauf sie sich freute, bald war's das grüne, sammetne Moos unter den Bäumen, bald die weißen Blumen, die wie Sterne leuchten, bald das kletternde Eichkätzchen, bald die girrende Waldtaube. Und besser, als das alles: die liebe Elsbeth, die so gut, so gut mit ihr war, die sie auf ihren starken Armen so sicher trug, sie hegte und pflegte wie eine Mutter und so geduldig alles anhörte, was sie ihr zu sagen und zu klagen hatte.

Meister Martin war nicht minder in gehobener Stimmung, bei dem that's schon der Sonntagmorgen, da war's ihm immer zu Mute, wie dem Jakob nach dem Traum von der Himmelsleiter, wo es hieß: Hier ist nichts anders denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Er trug seinen langen Kirchenrock und den Stock mit silbernem Knopf, den ihm die Goldschmiedezunft als ihrem Altmeister geschenkt. Das Gesangbuch steckte ihm hinten in der Tasche, man sah die eine silberbeschlagene Ecke hervorsehen.

Der Heinrich schob sein Schwesterlein, sie war ja leicht, wie eine Feder, es kostete dem kräftigen Burschen kaum eine Anstrengung. Bald lag die Stadt hinter ihnen und sanft stieg der Waldweg aufwärts. Da hob von den alten Türmen das Sonntagsgeläut an, Sankt Johann mit den tiefen, dunklen Baßtönen, Sankt Jakob mit hellerer Stimme und Sankt Marien schwebte über beiden im rascheren Takt wie mit Taubenflügeln. Es war zum Händefalten, so andachtvoll, so erbaulich. Dem Ännchen lagen auch längst die Hände gefaltet im Schoß und als nun der Wald den kleinen Zug aufnahm, als die hohen Buchenkronen sich droben so wunderbar wölbten und ein Chor von Vogelstimmen herunterschallte, da konnte das Mägdlein, so verkrüppelt am Leibe, dem Aufschwung der Seele nicht wehren, sie mußte ihr Teil mitthun, zu all der Feier und Anbetung der Kreatur, und so schwebte es denn klar und rein durch den grünen Wald, das uralte Wallfahrts-Lied:

Schönster HErr JEsu,
Herrscher aller Enden,
Gottes- und Mariensohn!
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Du meines Herzens Freud' und Kron'!

Inzwischen rüstete man sich auch auf dem Haidhofe den Sonntag zu begehen. Zwar der Bauer selbst war einer von der Sorte, welche den Kirchleuten nachrufen: Bet mit für mich! und bleiben daheim; die allerhöchstens an den großen Festen und am Neujahrstage dem HErrgott eine Reverenz machen. Da half auch kein Mahnen und Bitten, und selbst Elsbeths Macht war hier zu Ende. Mutter und Tochter aber fehlten nicht leicht in der feiernden Gemeinde; bald in der Hauptkirche vormittags, bald in der Frühe, wo im Filial, in der kleinen Waldkapelle, Gottesdienst gehalten ward, sah man sie vom Haidhofe im Festtagsschmuck herabsteigen. —

An diesem Sonntage war Elsbeth allein auf dem Kirchwege. Die Mutter war von all den Erlebnissen und Gemütsbewegungen der Woche zu schwach; auch waren die Gäste aus der Stadt gemeldet, da gab's denn mancherlei zu rüsten und zu schaffen im Hause.

Das Mädchen war früh ausgegangen, die Morgennebel dampften noch in den Thälern und frisch strich der Hauch von den Höhen herab. Ein kräftigeres Rot weckte die Morgenluft auch auf Elsens gebräunter Wange, aber ernst blickte ihr dunkles Auge in die schöne Welt hinein, denn ernste Gedanken bewegten ihr die Seele.

Da unten lag ja die versandete Wiese. Die Heimsuchung Gottes in dem schweren Wetter ging ihr durchs Herz, und das Fragen: Warum doch also? — sie konnte es nicht unterdrücken. Dann stieg das blasse, von Sorge und Bangen erfüllte Gesicht der Mutter vor ihr auf, und sie sagte sich selbst, ob es nicht schweres Unrecht sei, sie zu überreden die alte Heimat zu verlassen.

Am Wege stand eine breitastige Kastanie, darunter ein Kreuz und eine Bank. Man hatte von da einen weiten, herrlichen Ausblick, und jetzt läutete es zum erstenmal von der Kapelle herauf; ein dünnes Glockenstimmchen, und doch hörte es sich hier feierlich an und bewegte das Herz zum Gebet.

Else setzte sich nicht auf die Bank, sie stützte die gefalteten Hände an das Kreuz, und flehte aus tiefster Seele: „HErr, zeige uns den Weg, den wir gehen sollen! laß Dein Antlitz vorangehen und uns führen!"

Dann schritt sie rüstig weiter, es hatte ja schon geläutet. Jetzt kamen ihr andere Bilder und Gedanken, sie wußte ja, wen sie an der Kapelle treffen würde. Das Ännchen! das sie mit einer schützenden, schirmenden Liebe im Herzen trug, das so kluge Augen und so gute Gedanken hatte, deren sanfte Rede ihrer Seele so wohlthat, wie nächtlicher Tau dem Gewächs des Feldes! o wie freute sie sich gerade heute auf das Ännchen! — Und der wackere, alte Ohm! wie gut würde es der Mutter thun, seinen bruderlichen Trost und Rat zu hören, sie hatte ja zu keinem solches Vertrauen als zu ihm! Und endlich der Heinrich! Else lächelte so eigen bei dem Gedanken an ihn! er wird wieder groß sprechen, sie weiß es wohl, er wird's besser wissen wollen als die andern, ach ja! aber wie seine Augen dann glänzen und wie keck er den Kopf in den Nacken wirft! wer könnte ihm dann böse sein? — Else gewiß nicht!

Jetzt öffnet sich der schmale Weg, da liegt das Kirchlein in der grünen Einsamkeit! es ist doch noch früh! der lahme Peter, der den Glöcknerdienst hat, lehnt am Eichenstamm dicht an der Kirchthür; und die Kranz-Lotte sitzt auf den Steinstufen, sie hat die wenigen Kreuze wieder mit ihren Mooskränzen geschmückt, wie sie's alle Sonntage thut, und hat davon den Namen. Sonst ist noch keiner da.

Else setzt sich neben der alten Frau. Die beiden haben sich gern. „Grüß Gott am heiligen Sonntag-Morgen!“ redet die Alte das Mägdlein an, und weidet sichtlich ihre alten, blöden Augen an dem erquickenden Anblick so frischer Jugend!

Das Mädchen dankt freundlich und drückt der Alten etwas in die Hand, die gewöhnliche Sonntagsgabe, denn in dem Kirchlein geht der Klingbeutel nicht, und man muß den HErrgott nicht um das Seine betrügen, sagt die Mutter. Die Kranz-Lotte ist ein sonderbar Geschöpf, sie nimmt die Gabe, sie betrachtet die Münze, — nicht nach dem Silberwert forschend — sondern in ihrem Herzen erwägend die Gegengabe. Das ist nämlich immer irgend ein guter Spruch oder Vers, welcher ihr in der Woche aufgestoßen. Nun hat sie gehört von dem Unheil, das vom Wetter angerichtet ist, für die Haidhofsleute, und denkt, sie geben Dir dennoch die milde Gabe, wie sollst Du's ihnen lohnen? Da faßt sie des Mädchens Hand und mit einem warmen Aufblick ihrer Augen spricht sie:

„Weg' hat Er allerwegen,
An Mitteln fehlt's Ihm nicht.“

Das war der Kranz-Lotte Dank für Elsens Sonntagsgabe! Indessen läutete der lahme Peter zum zweitenmale, und unter dem Geläute kamen von rechts der Pastor mit dem Küster, und von links das Wägelchen mit seinen Begleitern.

Else erhob sich rasch, knixte tief vor dem geistlichen Herrn, der rasch die Stufen hinanstieg und ins Kirchlein trat; dann wandte sie sich mit freudigem Willkommensgruß, beide Hände ausbreitend, den lieben Sonntagsgästen zu. Doch war jetzt keine Zeit zum Reden, denn schon stimmte es drinnen an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“

Rasch hob Else das Ännchen heraus und trug sie auf ihren Armen hinein; das war beiden eine liebe Gewohnheit und Ännchen schmiegte sich dabei recht an die Starke an, wie ein Vögelchen im Nest unter den Mutter-Flügel. Die beiden Männer gingen langsam hinterdrein.

Viel Hörer waren nicht gekommen, hier saß einer und dort wieder einer, es war eine kleine Gemeinde, den meisten war's bequemer in die Hauptkirche am Vormittage zu gehen. Die Thüren blieben weit offen stehen; so konnte der Wald grünlich hineinschimmern und die Vögel in den Zweigen ihre Lieder mischen in den Sang der Gott lobenden Menschen.

Dazu paßte auch recht wohl das verkündigte Wort. Es war nämlich die uralte und hochberühmte Vogel- und Lilien-Predigt, die der HErr JEsus zu ewigem Nutz und Frommen seinen sorgenschweren Christenleuten hinterlassen hat; und jene heilsame Frage: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ bewährte sich auch diesmal in ihrer beugenden und erhebenden Kraft an mancher Seele. Hin und her unter den wenigen senkte sich doch ein Haupt tiefer, um darnach sich getroster aufzurichten. Dazu brach eben jetzt ein Sonnenstrahl durch das Gezweige draußen, der fiel durch die schmalen Bogenfenster und spielte auf dem Altarbilde, wo der HErr JEsus sein Haupt am Kreuz neigte. Der Strahl wob eine Krone über dem Dornenkranze, die funkelte in allerlei Farben durch das bunte Glas der Fenster, und war sehr erbaulich anzusehen.

Das paßte schön zu der Frage: Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? — Klein Ännchen hat ihre Gedanken dabei gehabt, und da fiel's wie ein Edelstein aus der Strahlenkrone des Heilands über dem Altar, und ward zum Thränlein auf des armen Mägdleins Wange. —

Sonderbar! Dicht daneben stand der Heinrich und dachte garnichts desgleichen, es ging an ihm vorüber und er dachte nur: „Wär's erst beim Amen, ich wär's zufrieden.“ Seine Stunde war noch nicht gekommen.

Aber als sie nun wieder draußen waren, als das Ännchen wieder im Wagen placiert, als Else es sich nicht nehmen ließ, ihr den Liebesdienst zu thun, da war der Heinrich auf einmal beredt geworden. Er hatte seine rechte Hand gelegt auf Elsens Linke, um sie doch nicht alleine schieben zu lassen, und sie ließ sich die Hilfe gefallen, und da er nun gehört von der geschehenen Verwüstung, und wie sie den Haidhof schwerlich halten könnten, da war's für ihn eine ausgemachte Sache, daß alle miteinander auswandern müßten.

Großvater Martin aber trat ernst dazwischen, und gebot dem Jungen in einer so wohl berechtigten und überwältigenden Weise Schweigen, daß dieser rot ward und sich auf die Lippen biß. Dann wandte sich der Alte an Elsbeth und bat sie, von dem Wetter zu berichten und von dem Schaden, den sie erlitten.

In klarer und wahrer Rede, kein Wort zu viel oder zu wenig, berichtete das Mädchen nicht bloß von dem letzten Unglück, sondern legte alle Verhältnisse und Zustände, die den Hof betrafen, verständig und offen dar. Da kam's denn zu tage, daß schon in den letzten Fehljahren nicht unbedeutende Schulden gemacht waren, welche hoch verzinst werden mußten. Wollte man den Hof halten, dann mußte wieder eine Anleihe gemacht werden, und es war dann kein Absehen, wie man aus solcher Belastung je herauskommen solle. Was aber das Schlimmste war, der Hauptgläubiger war der weit bekannte Jude Jakob Heymann aus O . . . . ., ein Güterschlächter und Leuteschinder, der kein Erbarmen kannte.

„Aber Else“, fragte Meister Martin, „wie seid Ihr in des Juden Hände gefallen?

„Ja Ohm“, erwiderte sie, „ich weiß es selber nicht! es war das erstemal geschehen, als ich nicht im Hause war, da hat er die Eltern beschwatzt, hat ihnen das Geld schier aufgedrängt, daß sie sich seiner kaum erwehren konnten, hat ihnen die Verbesserungen ausgemalt, die sie in der Wirtschaft mit dem Gelde ausführen könnten, und daß die Zinsen, gegen den großen Vorteil, gar nicht ins Gewicht fielen. Da haben sie das Geld genommen. Aber nun ist's gegangen nach dem Wort: 'Gieb dem Teufel den kleinen Finger, und bald nimmt er die ganze Hand! — Es war auch, als wäre von da an der Gottessegen vom Haidhofe gewichen. Bald nasse und bald trockne Jahre. Das Vieh wollte nicht gedeihen. Die Mutter kränkelte immer mehr. Und immer drängte der Jude sich wieder an uns heran. Ich hab's ihm wohl gesagt, unverblumt und derbe, und hab' ihm gerad' heraus die Thür gezeigt. Aber dazu hat er gelacht und widerlich mit den Augen gezwinkert und lose Reden geführt, die ich nicht in meinen Mund nehmen mag. Der Vater wußte sich auch nicht anders zu helfen, Geld brauchte er und wer hat sonst Geld als der Jude? So ist's geschehen, daß wir tief hereingekommen sind, und wenn wir den Hof verkaufen, da geht der Jude mit dem besten Teil davon. —

Das Ännchen war ganz blaß geworden bei dem Bericht und angstlich hingen ihre großen Augen an Elsbeths Munde. Sie waren jetzt wieder angelangt bei dem Kreuz unter der großen Kastanie. „Ach“, seufzte Ännchen, „laßt uns einen Augenblick hier still halten, — ihr setzt Euch auf das Bänkchen, seid gewiß müde! hier beim Kreuz wollen wir all das Unglück niederlegen, sonst kann ich heut gar nicht wieder froh werden, und ich wollte doch so gern einmal einen ganz frohen Tag haben!“

Die andern drei thaten, wie Ännchen es wünschte. Else blickte mit ihren ernsten, milden Augen auf die Kleine im Wagen, als dächte sie: wie konntest Du's auch tragen, gottlob! wer starkere Schultern hat! —

Ännchen schaute erst lange auf das Kreuz und dann wandte sie den Kopf und sah in die Thäler hinab und über die waldigen Höhen, und leise ging's uber ihre Lippen: wie schön! wie schön! — „Nun laßt uns ein schönes Lied singen!“ sprach sie dann. Aber Heinrich wandte ein, dazu ginge es jetzt doch zu steil bergan. Else jedoch erklärte, sie und Ännchen

wollten singen, und so sangen sie: „JEsu, geh voran auf der Lebensbahn!“ —

Nun kamen sie an eine Biegung und aufwärts blickend lag der Haidhof vor ihnen. Da stand der alte Nußbaum, und unter dem Baume die Bauerfrau, sie winkte mit ihrer weißen Schürze, und die Heranziehenden schwenkten ihre Tücher. Noch ein kurzer Aufstieg und sie waren da. Das Essen war fertig, man setzte sich gleich an den Tisch, wo der Heinrich nicht genug den saftigen Schinken und das kräftige, lockere Brot zu loben wußte. Er that all den guten Dingen recht wacker die Ehre an, und Elsbeth ward nicht müde, ihre Gäste zu nötigen und dem Heinrich vorzulegen. Das Ännchen aber pflegte sie mit den allerzartesten Bissen, und zerschnitt es ihr gar so klein, wie man's einem Kinde zu thun pflegt.

Nach dem Essen hielt der Bauer seine Mittagsruh. Da setzten sich Meister Martin und die Bauerfrau in die Lindenlaube, die lag ganz abgeschieden an des Gartens äußerstem Ende. Da war man vor Lauschern ganz sicher und herrschte eine grüne Dämmerung drin. Vor der schmalen Öffnung hatte Elsbeth ein Beet angelegt, darauf blühten Levkojen und Reseda, die sandten reichlichen Wohlgeruch in die Laube. Über dem Garten lag der warme Sonnenschein des Sommer-Tages, in der Laube war's kühl und erquicklich. —

Aber die beiden in der Laube merkten nicht viel von all der Schönheit ringsum, sie saßen im ernsten Gespräch. — Die Bauerfrau hatte dem Bruder ihr Herz ausgeschüttet; nicht daß sie's gewagt hätte, ihm von der Verschuldung des Besitzes zu sagen, sie fürchtete sein Fragen und Rügen, aber das wußte er ja schon und verschonte die arme Seele damit, daß er's ihr aufgerückt hätte. Aber das hatte sie ihm geklagt, wie es ihr das Herz brechen würde, wenn sie den Haidhof verlassen müsse und gar auswandern, lieber noch wolle sie in der kleinsten Hütte sich genügen lassen, nur nicht auf ein Schiff und auf das schreckliche, große Wasser! — Müsse es denn sein, so wolle sie ihren HErrgott bitten, daß Er sie vorher wegnehme aus diesem bösen Leben, sie sei's wohl zufrieden! Da konnten dann die andern ihretwegen thun, was sie wollten! —

Meister Martin ließ sie ganz ausreden, dann schwieg er ein Weilchen und bat in der Stille den lieben Gott um ein gutes Wort. „Ja, siehst Du, Margreth“, hob er an, „ich bin auch gar nicht für Amerika und ist mir ein Greuel und Abscheu, daß die Leute dahin rennen, machen sich gar nichts aus Heimat und Vaterland, lassen sich goldene Berge versprechen, und verachten's, was ihnen der gute Gott hier beschert hat! aber das Genügenlassen an dem, was da ist, das findet sich leider nicht mehr. Doch kann's ja auch wohl einmal unsers HErrgotts Wille sein, daß wir uns losmachen sollen von allem, woran uns das Herz hängt — kommt ja überall nur darauf an, daß wir Seine Wege gehen und uns halten an Seiner Hand! Wenn's so kommen sollte, daß Ihr ziehen müßtet, so dürftest Du doch darum nicht verzagen! Gäste und Fremdlinge sind wir ja alle, und der Himmel ist ebenso blau drüben jenseits des großen Wassers, als er's hier ist über dem Haidhof, und unseres Gottes Güte reicht, so weit die Wolken gehen, das weißt Du ja. Und, was das Beste ist: Gottes liebes Wort ist ja auch draußen zu finden, und es heißt gar, daß es dort in dieser Hinsicht besser aussehe wie bei uns! Drum schlag Dir nur hernach einmal das Lied auf im Gesangbuch, es wird wohl Nummer 420 sein, hebt an: ‚Ich bin ein Gast auf Erden‘, da steht's in dem Einen Verse von den ‚lieben Alten‘:

> Die frommen, heil'gen Seelen,
> Die gingen fort und fort
> Und änderten mit Quälen
> Den erst bewohnten Ort!

Und dann heißt's im nächsten Verse weiter, recht als wär's für Dich gemacht, Margreth:

> Ich habe mich ergeben
> In gleiches Glück und Leid:
> Was will ich besser leben
> Als solche große Leut'? —

Siehst Du, mit dem ‚Sich ergeben‘ ist's ein eigen Ding! wir armen Menschen wollen immer unsern eignen Willen haben hier in der Welt, und das geht nun einmal nicht! wir müssen's hier schon lernen uns gänzlich in Gottes Willen zu ergeben und gelassen in Seiner Führung zu ruhn. Weißt Du noch, Margreth, wie unser Vater, Gott hab ihn selig, oft zu sagen pflegte: Die Grethe hat einen festen Kopf und einen harten Sinn, mit der wird der liebe Gott noch seine Not kriegen. Darum konnt'st Du Dich auch nicht zum Heiraten entschließen, weil Du Deinen Sinn nicht unter eines Mannes Hand beugen mochtest; darum nahmst Du endlich den Schneider, weil Du dachtest mit dem leicht umspringen zu können! Ja, Margreth, Du hast lange genug regiert, es sollte mich nicht wundern, wenn Du jetzt 'mal klein beigeben müßtest.“

So sprach Meister Martin in der Sommerlaube mit weisem Bedachte; es kam alles so ganz sachte und mildiglich über seine Lippen und er hielt dabei seiner Schwester Hand fest in der seinigen. So thut ein guter Arzt, der mit fester und doch schonender Hand eine Wunde untersucht, muß auch einen Schnitt hinein thun, träufelt aber dabei Balsam hinein.

Die Bauerfrau fühlte wohl den Schnitt, und ihre Hand zuckte in der des Bruders, als er das Wort sprach von dem harten Sinn und vom Regieren! Doch erwiderte sie kein Wort und die Bitterkeit, welche in ihrem Herzen aufwallen wollte, drängte sie zurück, sie senkte den Kopf tief und Thränen flossen in ihren Schoß. Leise vor sich hin sprach sie: Gottes Wille geschehe! aber ich fühl's deutlich, lebendig komme ich nicht über das große Wasser!

Inzwischen gab's auch noch anderswo eine Verhandlung übers Weggehen und Auswandern. Am Bergeshang, wo man einen Ausblick hatte in zwei Waldthäler, stand eine Bank von Stein, darüber blühte und duftete ein Fliederbusch und in dem Busch baute ein Buchfink sein Nest und die weißen Blütensterne fielen auf die Steinbank.

Das Ännchen ruhte ein wenig in der schattigen Kammer, wo Elsbeth sie sanft hingebettet auf ihr eignes Lager und ein Tüchlein vors Fenster gehängt. Wenn der Kaffee fertig sei, wolle sie sie wecken. Weg und Wind und Sonnenschein hatten das schwache Kind müde gemacht.

Dann waren Heinrich und Else zusammen hingeschlendert durch Garten und Flur. Der Bursche hatte erzählt, daß er bei einem Steinmetzen in die Lehre ginge, es sei ihm doch nicht genug an dem simplen Mauerhandwerk; mit dem Steinhauen sei's doch ein ganz ander Ding! „Weißt Du“, sprach er, „erstlich kommt einem so etwas in Amerika famos zu statten, und dann ist man doch auch nicht bloß ein Kalkhannes, sondern so'n Stück von 'nem Künstler!“

Dabei warf er den Kopf in den Nacken und warf einen Blick auf das Mädchen neben ihm, als wollte er sagen: Respekt vor dem Künstler!

Else konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, aber es war kein spöttisches, sondern ein wohlwollendes, und sie lobte den Burschen, daß er vorwärts strebe! ihr selber könne es auch schon gefallen mit dem Meißel und Hammer den spröden Stein zu gestalten, das müsse eine Lust sein!

So waren sie an die Bank gekommen. Sie setzten sich, und der Buchfink im Fliederbusch sang ihnen zu Häupten, als riefe er's ihnen zu: Willkommen, ihr beiden! und im leisen Sommerwinde sanken die weißen Blüten herab und legten sich auf des Mädchens Scheitel und Mieder. — Heinrich sah's und ließ die kleinen Sternlein liegen, ihn dünkte das Mädchen wunderschön in dem Frühlingsschmuck.

Er redete nun noch viel von seinem Werk und Thun in der Hütte des Steinmetzen, von Sandsteinrippen und Kreuzblumen, die er schon gehauen, und Else hörte ihm aufmerksam zu, that auch nicht ungläubig, obwohl sie bei sich denken mußte, ob's denn wohl wirklich schon so wichtig sei mit der Kunst.

Dann sagte sie plötzlich: „Wann geht Ihr denn nun fort, Du und der Kamerad?" —

„Spätestens im August!" gab er zurück — „und Else, wenn's mit Euch auch so wird, dann müssen wir zusammen gehen!"

Das Mädchen hatte es ihm heute nun doch angethan, sie war zu brav und zu schön, eine Stimme im Herzen sagte ihm: wir sind einander bestimmt! er fühlte es ihr an, daß sie ihn gern hatte, und das übt eine Macht über des Mannes Seele. Freilich sie war 2 Jahre älter als er, aber was that das bei einem solchen Mädchen?

„Else", sagte er, „Du bist wie für Amerika geschaffen! so kerngesund, so voll Kraft und Mut! Du weißt was Du willst und gehst gerad durch! und wenn Du auch 'mal an einen Stein oder Baumwurzel anstöß'st, — da machst Du Dir nichts draus! gelt?" —

Sie nickte ihm zu und ihre Augen strahlten ihn an. Er rückte ihr näher und nahm ihre Hand zwischen seine beiden Hände.

„Aber höre!" fuhr er fort, „da drüben sind die Mädchen rar und solche wie Du erst recht. Da giebt's Freier wie Sand am Meer, Du würdest große Auswahl haben."

„Nu", sprach sie, „daß man närrisch wäre sich gleich fest zu machen! erst umsehen und vorsehen, denk ich, die Männer laufen einem nicht weg!" —

„Grad so denk auch ich! Du bist doch ein rechter Schatz! und Else, — erst 'mal bleiben wir gute Kameraden, hier und auf der Reise und drüben! Du kannst auf mich zählen in allen Stücken, und Du brauchst doch auch eine junge Stütze mit den beiden Alten? ist's Dir recht, Else?" —

Sie lächelte, als er so redete, und machte eine Miene, als dächte sie: Du bist ein großes Kind, und wenn's aufs Stützen und Schützen ankommt, da könnt'st Du mich wohl eher nötig haben als ich Dich! Dann aber sprang sie auf und sagte: „Ja, ja, Heinerle, die Sache wird sich wohl machen, jetzt muß ich hinein und den Kaffee kochen."

Er wollte sie festhalten — aber sie flog vor ihm den Berg hinan und er hatte Mühe sie einzuholen.

Der Vogel im Fliederbusch schmetterte laut hinterdrein, und wer der Vogelsprache kundig, der mußte es wohl heraushören:

> Lieb und Mut —
> Junges Blut!
> Lieb und Not —
> Tröst euch Gott!

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschwörung des Pontiac.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Von K.

IV.

Fort Pitt. — Sturmzeichen. — Das Schicksal der Händler. — Ein merkwürdiger Zwischenfall. — Kleine Neckereien. — Ein ungefährlicher Angriff. — List wider List. — Die Flüchtlinge von Le Boeuf. — Fort Venango.

Da wo der Alleghany und der Monongahela zu einem Strom, dem Ohio, sich vermählen, auf derselben schmalen Landzunge, auf der jetzt die große Handels- und Fabrikstadt Pittsburg aus Hunderten von Schloten ungeheure Rauchmassen aufsteigen und über die romantische Gegend sich lagern läßt, — da stand vor hundertundzwanzig Jahren das wichtige und starke Fort Pitt, welches der englische General Stanwix im Jahre 1759 auf den Ruinen des von General Forbes zerstörten französischen Fort du Quesne errichtet hatte. Ringsum war damals nichts als dichter Urwald, und mehr als zweihundert Meilen östlich konnte man reisen, ehe man auf nennenswerte englische Niederlassungen stieß. Etwa sechsundfünfzig Meilen von Pitt lag das kleine Fort Ligonier, fünfzig Meilen östlich von diesem Fort Bedford. Je weiter nach Osten die Straße führte, desto zahlreicher wurden an beiden Seiten derselben die Häuser der Ansiedler, so daß jenseits des Susquehanna mehrere Hundert Familien die dünne Bevölkerung eines ungeheuren Landstriches bildeten. Hundert Meilen von Bedford lag Fort Carlisle; von hier bis zu Harris's Ferry, dem jetzigen Harrisburg, schön gelegen an den Ufern des Susquehanna, war nur noch eine kurze Strecke, und von nun an führte die Straße geraden Wegs durch wohlbebaute Fluren in das Herz der britischen Niederlassungen.

Längere Zeit hatten die englischen Posten diesseits und jenseits der Alleghanies mit den Indianern in leidlich gutem Einvernehmen gestanden und nichts ereignete sich, was ihre Ruhe hätte stören können. Anfangs Mai des Jahres 1763 jedoch drangen in den tiefen Frieden des Urwaldes allerlei beunruhigende Gerüchte von drohender Gefahr. In Fort Pitt kommandierte damals Simeon Ecuyer, ein tapferer schweizerischer Offizier. Schon am 4. Mai schrieb dieser an den in Philadelphia stationierten Oberst Bouquet, von dem wir später noch mehr hören werden: „Major Gladwyn von Detroit schreibt mir, daß ich von Schurken umgeben sei. Er beklagt sich bitter über die Delawares und Shawanoes. Diese Canaillen stiften bei den übrigen Indianern Unheil an." Endlich am 27. Mai bei Anbruch der Dämmerung sah man von den Ufern des Alleghany einen Haufen Indianer mit beladenen Saumpferden herabkommen. Sie zündeten Feuer an und lagerten sich im Freien bis Tagesanbruch; dann kamen sie zum Fort mit einer großen Anzahl kostbarer Felle. Diese verkauften sie den dort anwesenden Händlern und verlangten dafür Kugeln, Beile und Pulver. Ihr Benehmen dabei war so auffällig, daß es gerechten Verdacht erregte; die Engländer fürchteten, daß sie entweder als Spione oder aus irgend welchen anderen hinterlistigen Absichten gekommen seien. Kaum waren sie wieder abgezogen, als die Nachricht eintraf, daß Oberst Claphan und mit ihm mehrere andere Personen, Männer und Frauen, in der Nähe des Forts von den Indianern ermordet und skalpiert worden seien. Bald darauf machte man die Entdeckung, daß die Einwohner eines Indianerdorfes am Alleghany ihre Hütten sämtlich verlassen hatten, woraus man mit Recht schloß, daß sie mit unheilvollen Plänen sich trügen. Am folgenden Tage wurden zwei Soldaten in nächster Nähe des Forts erschossen. Bald darauf traf ein Händler Namens Calhoun im Fort ein, der noch beunruhigendere Nachrichten brachte. In der Nacht auf den siebenundzwanzigsten waren mehrere Krieger des indianischen Dorfes Tuscaroras, wo er sich damals aufhielt, in seine Hütte gekommen und hatten ihn ernstlich gebeten abzureisen, da sie nicht sehen möchten, daß er vor ihren Augen getötet würde. Die Ottawas und Objibwas, sagten sie, hätten das Kriegsbeil aufgenommen und Detroit, Sandusky sowie alle übrigen im Innern gelegene Forts erobert. Die Delawares und Shawanoes des Ohio folgten ihrem Beispiele und töteten alle in ihrer Mitte befindlichen Händler. Calhoun und seine dreizehn Leute ließen sich dies nicht vergeblich gesagt sein und

machten sich eilig auf die Flucht. Die Indianer zwangen sie, ihre Flinten dazulassen, und versprachen ihnen, daß drei ihrer Krieger sie sicher nach Fort Pitt geleiten sollten. Aber letzteres erwies sich bald als eine bloße Finte. Die Wilden führten die Flüchtlinge in einen Hinterhalt an der Mündung des Beaver Creek. Plötzlich erhob sich ein Kugelregen; elf der Unglücklichen wurden auf der Stelle getötet, und nur Calhoun nebst zwei seiner Begleiter wurden wie durch ein Wunder gerettet. „Ich sehe", schreibt Ecuyer an seinen Oberst, „daß es sich um einen allgemeinen Aufstand handelt. Ich zittere für unsere Außenposten. Ich glaube nach allem, was ich höre, daß ich von feindlichen Indianern umringt bin. Ich versäume nichts, um ihnen einen guten Empfang zu bereiten, und ich erwarte ihren Angriff morgen früh. Gott gebe, daß es so sein möge. Ich bin ziemlich gut gerüstet. Jeder ist an der Arbeit und ich schlafe nicht; aber ich zittere vor dem Gedanken, daß mein Bote an sie abgeschnitten werden könnte."

Die Nachricht von dem traurigen Lose der Händler in den Indianerdörfern erwies sich bald als nur zu begründet. Überall wurden diese beklagenswerten Männer erbarmungslos abgeschlachtet, oft unter den haarsträubendsten Martern. Die Journale jener Zeit konstatieren, daß mehr als hundert Händler ums Leben gekommen seien und daß das ihnen genommene oder bei der Eroberung der kleineren Forts erbeutete Eigentum die ungeheure Summe von $3,000,000 repräsentiert habe. In den Dörfern der Wyandots bei Sandusky waren die Händler so zahlreich, daß die Indianer einen offenen Angriff scheuten und deshalb zu folgendem schurkischen Plane ihre Zuflucht nahmen. Sie erzählten ihren nichtsahnenden Opfern, daß die benachbarten Stämme zu den Waffen gegriffen hätten und bald kommen würden, um jeden Engländer, den sie finden würden, zu töten. Die Wyandots versicherten, daß sie mit Freuden die weißen Männer, ihre Freunde, beschützen würden; doch sei dies unmöglich, wenn letztere sich nicht dazu verstehen würden, scheinbar ihre Gefangenen zu werden. Gingen sie aber auf diesen Plan ein, so würden die feindlichen Indianer ihnen nichts zu leide thun, und sobald die Gefahr vorüber sei, würden sie selbstverständlich wieder in Freiheit gesetzt werden. Die Händler schöpften keinen Verdacht und gingen ins Garn. Sie lieferten ihre Waffen aus und ließen sich, vermeintlich um die Täuschung desto vollständiger zu machen, sogar fesseln. Kaum aber war dies geschehen, als die verräterischen Schurken sie überfielen und sie samt und sonders kaltblütig ermordeten.

Eine andere merkwürdige Episode aus dieser Zeit erzählt der Missionar Heckwelder. Die Geschichte klingt sonderbar, stimmt aber vollständig mit dem Charakter und den Gebräuchen der Indianer. Ein Händler Namens Chapman war in die Gefangenschaft der Indianer in der Nähe von Detroit geraten. Eine Zeitlang war sein Leben durch die Vermittlung der Franzosen verschont geblieben; endlich aber beschlossen die Wilden, ihn lebendigen Leibes zu verbrennen. Der Scheiterhaufen wurde errichtet, Chapman an denselben festgebunden und das Holz in Brand gesetzt. Als die Hitze anfing unerträglich zu werden, reichte ihm einer der Indianer ein mit irgend einer Flüssigkeit gefülltes Gefäß. Der unglückliche, von heftigem Durste geplagte Mann ergriff das ihm dargebotene Gefäß hastig und setzte es begierig an die trockenen Lippen; aber die Flüssigkeit war von dem schuftigen Wilden mit Absicht glühend heiß gemacht worden. Was that nun der Gefangene? In gerechtem Zorn schleuderte er das Gefäß samt seinem kochend heißen Inhalte dem Indianer in die bunt bemalte Visage. Die Wirkung war eine erstaunliche. „Er ist besessen! er ist besessen!" schrie die Menge, und dieselben Menschen, die noch einige Augenblicke vorher an den Todesqualen des Engländers sich hatten weiden wollen, beeilten sich jetzt, denselben von dem Scheiterhaufen loszubinden und in Freiheit zu setzen. So groß ist die abergläubische Furcht, welche die Wilden vor irgend einer Form des Wahnsinns hegen.

Doch wir kehren nach dieser kurzen Abschweifung wieder nach Fort Pitt zurück. Hier wurde alles vorbereitet, um der augenscheinlich drohenden Gefahr nach Kräften begegnen zu können. Die Häuser und Hütten außerhalb der Wälle wurden dem Erdboden gleichgemacht, und jeden Morgen eine Stunde vor Sonnenaufgang wirbelte die Trommel und rief die Mannschaft auf den Posten. Die Garnison bestand aus dreihundertunddreißig Soldaten, Händlern und Hinterwäldlern; außerdem befanden sich im Fort etwa hundert Frauen und eine noch größere Anzahl von Kindern; letztere gehörten meistens zu den Ansiedlerfamilien, welche sich gerade damals anschickten, ihre Hütten in der Nähe des Forts aufzuschlagen. „Das Fort ist so gedrängt voll", schreibt Ecuyer an Colonel Bouquet, „daß ich Krankheiten fürchte; denn trotz aller Sorgfalt kann ich den Platz nicht so rein halten, wie ich wohl möchte. Außerdem sind die Blattern unter uns ausgebrochen und ich habe deshalb ein Hospital bauen lassen . . . Ich bin entschlossen, meinen Posten zu halten, meine Leute zu schonen und keinen unnötigerweise zu exponieren. Das ist es, denke ich, was Sie von mir verlangen." Alle Umstände wiesen darauf hin, daß die Indianer dieser Gegend ziemlich planlos handelten und daß an ihrer Spitze kein hervorragender Häuptling stand, der die Stämme zu gemeinsamem Handeln anführen konnte. Die Unruhestifter waren unlenksame junge Krieger, die kein höheres Ziel kannten als den ersten Skalp zu erbeuten, und die deshalb den Rat der Alten verachteten. Tagein tagaus führten sie eine Art kleinen Krieges, der aber immerhin für die Garnison unangenehm genug war und sie in beständiger Unruhe und Aufregung hielt. Es war gefährlich, sich außerhalb der Wälle sehen zu lassen; die wenigen, welche es wagten, wurden von den lauernden Wilden erschossen und skalpiert. „Sie haben die Unverschämtheit", schreibt ein Offizier, „jede Nacht auf unsere Schildwachen zu schießen"; aber auch während des Tages wagte nicht so leicht einer, seinen Kopf über der Umwallung sehen zu lassen. Die benachbarten Wälle waren augenscheinlich mit beutelustigen Indianern angefüllt, und ihre Zahl schien täglich zu wachsen. Doch hatten sie bis dahin noch keinen allgemeinen Angriff unternommen. Endlich aber am Nachmittage des 22. Juni erschien eine Bande an der äußersten Grenze des urbar gemachten Landes hinter dem Fort, trieb die dort friedlich grasenden Pferde weg und tötete das weidende Vieh. Zu gleicher Zeit erhob sich von allen Seiten auf das Fort ein heftiges Gewehrfeuer, das jedoch nur sehr geringen Schaden anrichtete. Die Garnison erwiderte den Angriff mit einer wohlgezielten Geschützsalve, die unter den Feinden Verwirrung und Unheil stiftete. Mit Anbruch der Dunkelheit gaben letztere ihr unnützes Feuern auf; aber noch während der ganzen Nacht hörten die beunruhigten Bewohner des Forts das gellende Geschrei ihrer unsichtbaren Angreifer.

Am folgenden Morgen kamen mehrere Indianer und begehrten eine Unterredung mit dem Kommandanten. Ihr Wortführer war ein Delaware, Namens „Schildkrötenherz". Er hielt folgende echt indianische Ansprache: „Meine Brüder, wir stehen hier als eure Freunde, aber wir haben euch traurige Neuigkeiten zu melden. Sechs große indianische Nationen haben das Kriegsbeil aufgehoben und alle englischen Garnisonen außer der eurigen niedergemacht. Sie befinden sich jetzt auf dem Wege, um auch euch zu vernichten. Brüder, wir sind eure Freunde und möchten euch retten. Das einzige, was wir von euch verlangen, ist dieses: ihr samt allen euren Weibern und Kindern müßt dies Fort verlassen und in die englischen Niederlassungen ziehen, wo ihr sicher seid. Ihr müßt sogleich abziehen, denn wenn ihr wartet, bis die sechs großen Nationen hier ankommen, werdet ihr alle getötet werden, und wir können

nichts zu eurem Schutze thun." — Die Wilden glaubten natürlich, daß diese Worte Eindruck machen würden. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kapitän Ecuyer gab eine stolze und entschiedene Antwort, in welcher er jedoch auch zu einer Kriegslist seine Zuflucht nahm. Er sagte, es seien drei große englische Heere im Anzuge. Das eine werde binnen kurzem bei Fort Pitt ankommen, ein zweites schicke sich an, die Ottawas und Objibwas zu züchtigen, das dritte Heer werde sich an der Grenze von Virginia mit den alten Feinden der Delawares, den Cherokees und Catawbas, vereinigen und dann ersteren völlig den Garaus machen. „Darum", so schloß der Kommandant seine Rede, „habt Mitleid mit euren Weibern und Kindern und macht euch so schnell wie möglich aus dem Staube. Wir haben euch dies im Vertrauen gesagt, aus purer Freundschaft, damit keinem von euch ein Leid widerfahre; hoffentlich werdet ihr es nicht weitersagen, denn die übrigen Indianer sollen unserer Rache nicht entrinnen."

Das Märlein von den drei Armeen machte auf die Rothäute gewaltigen Eindruck. Die meisten von ihnen verließen die Gegend schon am folgenden Tage und schlossen sich einer großen Schar von Kriegern an, die von Westen gegen das Fort heranzog. Die folgenden Tage jedoch brachten neue Unglückskunde. Am Nachmittage des 26. Juni kam ein Soldat Namens Gray im Zustande völliger Erschöpfung in Fort Pitt an. Er erzählte, daß er einem großen Blutbade entronnen sei, welches die Wilden bei Presqu' Isle angerichtet hätten. Presqu' Isle war ein kleines Fort am Lake Erie, wo jetzt die blühende Stadt Erie steht. Durch Verrat sei die Garnison in die Gewalt der Indianer gekommen und er, Gray, sei der einzige, der Rettung in der Flucht gefunden habe. Auf seinem Wege nach Pitt habe er die Plätze berührt, wo noch vor kurzem die Forts Le Boeuf und Venango sich befunden hätten. Beide seien vollständig zerstört, und er fürchte, daß von den Besatzungen nicht ein einziger Mann entronnen sei. Ganz so schlimm, wie es der Soldat glaubte, war es damit nicht. Noch an demselben Tage sah man den Fähnrich Price, der das Kommando in Fort Le Boeuf geführt hatte, mit sieben halbverhungerten Soldaten von den Ufern des Alleghany herabkommen. Nachdem sie sich in Fort Pitt mit Speise und Trank erquickt hatten, erzählte der jugendliche Offizier folgendes:

Das Fort Le Boeuf bestand aus einem einzigen schlecht gebauten Blockhause, dessen Besatzung aus dem Kommandanten, zwei Korporalen und elf Gemeinen gebildet wurde. Sie waren ungenügend mit Lebensmitteln versehen, ihre Waffen befanden sich in schlechter Ordnung, der Pulvervorrat war klein und schadhaft. Am Morgen des 18. Juni näherten sich Indianer aus der Richtung von Presqu' Isle. Die kleine Besatzung zog sich in das Innere des Hauses zurück und verrammelte die Thüren. Etwa dreißig Wilde kamen bald darauf an das Fenster und baten um einen Kessel, um ihr Essen kochen zu können. Price wollte ihnen das Gewünschte durch das Fenster reichen, aber die Öffnung war nicht groß genug; die unliebsamen Gäste verlangten deshalb, er solle ihnen die Thür öffnen. Natürlich erhielten sie abschlägige Antwort. Höchstens zehn Yards von dem Blockhause entfernt stand ein Warenhaus. Hierhin begaben sich die Wilden und eröffneten gegen Abend den Angriff. Sie schossen eine Menge von brennenden Pfeilen gegen das Dach des Blockhauses, so daß dasselbe wiederholt Feuer fing. Die kleine tapfere Schar im Innern arbeitete mit dem Mute der Verzweiflung; dreimal gelang es ihr des Feuers Herr zu werden. Doch die Wilden waren hartnäckig. Wieder schwirrten die brennenden Pfeile durch die Luft, abermals schlug die helle Flamme aus dem Dache des gefährdeten Gebäudes. Diesmal waren alle Löschversuche vergebens. Die Leute verzagten am Leben. Sie flehten ihren Offizier an, er möge sie um Gotteswillen ins Freie lassen, damit sie nicht lebendig verbrennen müßten. Price behielt seine Geistesgegenwart. „Wir müssen bis zum letzten Atemzuge kämpfen und dann zusammen sterben", lautete seine Antwort auf das Flehen seiner mutlosen Leute. Und immer lauter prasselte das entfesselte Feuer, immer unerträglicher wurde die Hitze, immer dicker der erstickende Rauch. Wieder flehten die Unglücklichen um Befreiung aus ihrem brennenden Kerker. Endlich gab Price nach: „Rette sich, wer kann!" war die Losung. Nach hinten führte ein schmales Fenster ins Freie. Einige Axtschläge erweiterten die Öffnung, einer nach dem andern kroch hindurch, und alle erreichten im Schutze der Dunkelheit einen nahe gelegenen Tannenwald. Von hier aus konnten sie wahrnehmen, wie der Himmel von der Feuersbrunst immermehr sich rötete; sie hörten das gräßliche Geheul der Wilden und sahen, wie diese, gleich einer Schar Dämonen, im Vordergrunde des brennenden Hauses tanzten und sprangen, in dem teuflischen Glauben, daß die unglücklichen Opfer ihrer Rache den Flammentod mit all' seinen Qualen erleiden müßten.

Die Flucht der Engländer ging wegen der herrschenden Dunkelheit nur langsam von statten. Mehrere Leute verloren sich von den übrigen und mögen den Wilden in die Hände gefallen sein. Erst in der folgenden Nacht erreichte der Rest das Fort Venango. Aber o grauser Anblick! Von dem Fort war nichts übrig geblieben als ein rauchender Trümmerhaufen, in welchem die halbverkohlten Leichname der unglückseligen Besatzung lagen. Die Flüchtlinge setzten nun ihren Marsch den Alleghany abwärts fort. In der dritten Nacht endlich, nachdem sie furchtbare Strapazen erduldet hatten, winkten ihnen die freundlichen Wälle von Fort Pitt.

Das Schicksal von Venango hat kein Überlebender beschreiben können. Erst mehrere Jahre später gab ein Indianer, der bei dem Zerstörungswerke zugegen war, einen kurzen Bericht. Ein großer Haufe von Senecas habe sich unter Erheuchlung von Freundschaft Eingang zum Fort zu verschaffen gewußt, die Garnison überfallen und alle bis auf den Kommandanten, Leutnant Gordon, niedergemetzelt. Letzterer sei eines schrecklichen Todes gestorben. Mehrere Nächte hintereinander hätten die entmenschten Wilden ihn über einem gelinden Feuer bei lebendigem Leibe langsam geröstet, bis er endlich unter entsetzlichen Qualen seinen Geist aufgegeben habe.

Leser, so sah es vor wenig mehr als hundert Jahren in einer Gegend unserer neuen Heimat aus, wo heute eine mächtig aufstrebende Kultur längst die letzten Spuren des barbarischen roten Mannes verwischt hat! — —

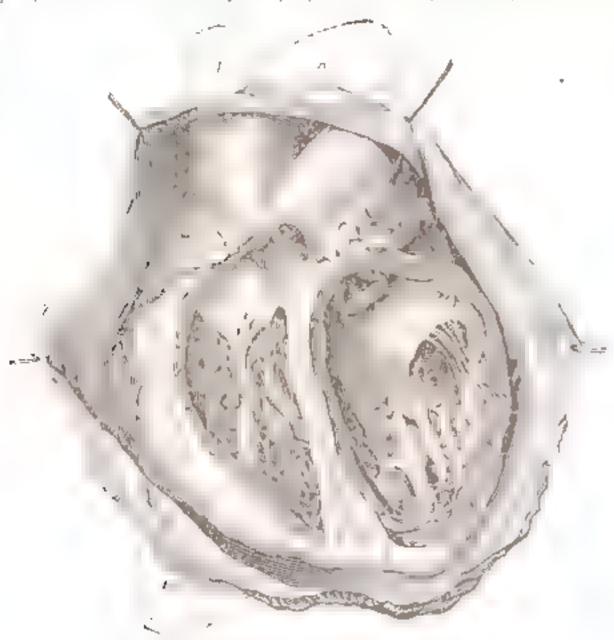
Das neueste „Doktorbuch".

Eine Plauderei von K.

Das ist doch einmal eine wirklich pikante Überschrift! Der dies schreibt, freut sich über den glücklichen Wurf, den er damit gemacht hat, und reibt sich — selbstverständlich erst nachdem er seine Feder beiseite gelegt hat — stillvergnügt die Hände. Von „Doktorbüchern" ist meines Wissens in der Abendschule noch nie die Rede gewesen. Und nun auf einmal soll ein ganzer Artikel von diesem anziehenden Gegenstande handeln, — und zwar nicht von alter, abgestandener Ware, sondern von dem allerneuesten Sprößling seiner Art? Wenn das nicht zieht, so zieht nichts mehr. Ja, ich will es nur gleich heraussagen: ich gedenke das „neueste Doktorbuch" zu empfehlen, allen meinen Lesern die Anschaffung desselben ans Herz zu legen! Um so mehr hoffe ich, daß die beiläufig vierzigtausend Augen, die schon die Überschrift dieses Artikels begierig eingesogen

haben, nun auch den Inhalt desselben sorgfältig durchlesen werden, denn nicht alle Tage bringt dergleichen die Abendschule.

Oder irre ich mich? — Wollen die werten Leser und Leserinnen dieses Blattes von Doktorbüchern nichts wissen? Und legen sie deshalb diesen Aufsatz mißmutig beiseite? — Nun, ich habe vor einer solchen schnöden Mißachtung nicht die geringste Sorge, wenn es mir nämlich gestattet ist, von mir selbst auf andere zu schließen. Doktorbücher sind mir nämlich je und je recht angenehme Gesellen gewesen. Ich besitze deren mehrere. Wenn mir früher einmal das Haupt benommen war vom langen Arbeiten, oder wenn der Leib, das „Unterparlament", rebellisch wurde und mich inwendig zwickte und zwackte, oder wenn's mir in der Seite stach, daß jeder Atemzug weh that: flugs holte ich mir einen meiner doktorierenden „Tröster" vom Bücherbrett (je nach der Größe meines Leidens wählte ich den dickleibigsten, der über tausend Seiten zählt, oder die Mittelsorte oder auch das dünnleibige „Handbuch"), schlug darin die eingehende Beschreibung meines bresthaftigen Zustandes nach und machte dann die Entdeckung, daß die Benommenheit meines Hauptes das bedenkliche Symptom eines heranziehenden Nervenfiebers sei, das unliebsame Kneifen im Leibe zum mindesten eine beginnende Unterleibsentzündung anzeige, und daß mein Seitenstechen auf einen sehr bedenklichen Zustand meiner Lungen schließen lasse. Diese nichts weniger als angenehme „Entdeckung" machte mich dann einige Tage melancholisch und maulhenkolisch; ich holte mir den im Doktorbuche angegebenen „Doktorstoff" aus der Apotheke oder nahm Nux vomica in der zweihundertsten Potenz, schleppte mein lamentabeles Dasein einige Tage hin und war, wie wenigstens meine bessere Hälfte behauptete, „unausstehlich", — bis mir ein tüchtiger Spaziergang mein Kopfweh, ein gelindes Fasten mein Leibweh und ein Senfpflaster mein Seitenweh genommen hatte, worauf ich denn fester als je an die Zuverlässigkeit meiner Doktorbücher glaubte und meine Bibliothek mit den neuesten einschlagigen Erscheinungen bereicherte.



Illustrationsprobe aus dem neuesten „Doktorbuch".

Vielleicht machst Du es nicht ganz so, aber doch ähnlich, geneigter Leser! Wenigstens habe ich in den Häusern der verschiedensten Stände Doktorbücher angetroffen. Die Studierstube des Pastors und Lehrers, das Wohnzimmer des Kaufmanns und Arbeiters, das Wandbrett des Farmers enthält nebst anderen Raritäten zum mindesten eins derselben — homöopathisch, hydropathisch, allopathisch, eklektisch, zuweilen auch alles zusammen in einem Einbande, je nach dem medizinischen, mehr oder weniger „wissenschaftlichen" Standpunkte des Besitzers. Und nicht wahr, liebwerte Leserin, wenn es deinem Eheherrn schlimm zu Mute ist, oder häufiger noch: wenn deinen Kindern etwas fehlt, so holst Du hurtig deinen „Hausarzt" von Papier und Druckerschwärze herbei, stellst Dir nach Anleitung desselben ein Krankheitsbild zusammen, bekommst einen tüchtigen Schrecken, wenn die aufgefundenen Symptome den Namen irgend einer schweren Krankheit tragen, und giebst die im Buche angegebenen Mittel, bis deine Patienten entweder (nach deiner Meinung natürlich dank deinem vortrefflichen Buche!) wieder besser sind, oder — bis die zunehmende Krankheit Dich zwingt, zum Arzte zu schicken, und dieser den vorliegenden Fall für einen hoffnungslosen erklärt. Geschieht dergleichen nicht tagtäglich in Tausenden von Familien? Sind Doktorbücher wie Patentmedizinen nicht außerordentlich begehrte Artikel, und ist ihre Zahl nicht Legion? Wird nicht mit ihrer Hilfe an allen Ecken und Orten Kurpfuscherei getrieben, und findet sich nicht, durch sie verleitet, in fast jedem Hause ein



Illustrationsprobe aus dem neuesten „Doktorbuch".

männlicher oder weiblicher Laienarzt, der die wirklichen Ärzte für Humbugger hält? Ja, haben nicht die Doktorbücher schon manch einen zum Hypochonder, zum eingebildeten Kranken, zum wirklichen Kranken, zum Todkranken gemacht, am Ende gar ihn unter die Erde gebracht? Man sieht's ihnen von außen nicht an, diesen elegant gebundenen papiernen Ärzten, was sie alles in ihrem Schoße bergen, und die populärsten haben es oft gerade am dicksten hinter den Ohren! —

„Na", wird der Leser ausrufen, „der Mann versteht es, den Gegenstand, über den er schreiben will, herauszustreichen. Der will ein Doktorbuch empfehlen, und noch dazu das allerneueste? Er spöttelt ja über die Doktorbücher und macht sie schlecht! Aha, ich merk' es wohl, was es mit seiner ‚Empfehlung' auf sich hat: ironisch meint er es damit; im Grunde will er vor dem neuesten Doktorbuche warnen! Na, mir soll's recht sein, kaufen werd' ich's mir doch!"

Gemach, Verehrtester. Mit meiner Empfehlung hat es seine volle Richtigkeit. Es ist keine Ironie oder des etwas im Spiele. Obwohl ich den Doktorbüchern im allgemeinen nicht grün bin, so habe ich doch das neueste, noch ehe es im Markte war, mit aufrichtiger Freude gelesen. Und als ich es zu Ende



Am Sarge der Freundin.

gelesen hatte, nahm ich mir vor, dasselbe den Lesern der Abendschule anzuzeigen und ihm ein Geleitwort mit auf den Weg zu geben. Nötig ist das nun zwar keineswegs, — das Buch, von dem ich spreche, wird sich schon ohne meine Empfehlung seinen Weg bahnen, aber ich denke, manch einer wird es mir doch Dank wissen, wenn ich ihn ausdrücklich und umständlich auf dasselbe aufmerksam mache. Um so mehr, da meines Wissens in Amerika ein ähnliches Werk in deutscher Sprache noch nicht existiert.

Es handelt sich wirklich um ein „Doktorbuch". Nicht nur hat ein wahrer und leibhaftiger Doktor es geschrieben, wenn auch nicht ein solcher, der sich M. D. schreibt, sondern vor allem giebt ihm sein Inhalt Anspruch auf diese Bezeichnung. Allerdings ein Doktorbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist es nicht. Weder enthält es ein ausführliches Verzeichnis sämtlicher Krankheiten, denen unser Leib unterworfen ist, noch giebt es dem Leser Anleitung, aus den Symptomen eines ihm etwa anhaftenden Leidens dessen Wesen und Natur zu erkennen; vergeblich würde man in unserm Buche nach allopathischen oder homöopathischen Rezepten suchen, und noch weniger preist dasselbe Patentmedizinen an. Auch den Arzt, den wirklichen, tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Arzt, will es nicht ersetzen und entbehrlich machen; im Gegenteile: es will ausgesprochenermaßen einem solchen vor- und in die Hände arbeiten. Nicht die Frage wird zumeist in ihm beantwortet: „Wie werde ich gesund?" sondern die Frage: „Wie bleibe ich gesund?" Und im Sinne dieser letzteren Frage, weil es eine Menge von ausgezeichneten Winken und Ratschlägen giebt, wie man sich in gesunden und kranken Tagen, bei ansteckenden Seuchen und plötzlichen Unglücksfällen verhalten soll, wie man Krankheit von sich und seinem Hause mit Gottes Hilfe fern halten und sich Gesundheit, diese köstliche Gabe Gottes, erhalten kann; weil es ferner uns unsern Körper mit allen seinen einzelnen Teilen, Thätigkeiten und Verrichtungen genau beschreibt und endlich auch zeigt, wie man durch Nahrung, Kleidung, Wohnung, Übung verderblichen Einflüssen vorzubeugen und, wenn sie sich bereits bemerklich gemacht, sie wieder zu beseitigen vermag: — in diesem Sinne nennen wir das Buch, von dem wir sprechen, ein Doktorbuch im edelsten und besten Sinne des Wortes, nämlich einen treuen, weisen und verläßlichen hygieinischen Ratgeber.

Oder hält der Leser ein solches Buch für überflüssig? Gehört er etwa zu denen, welche ihrem bresthaften Leibe mit Quacksalbermedizinen aufhelfen, oder nach der Angabe ihres Doktorbuches sich selber ein Mittel aus der Apotheke verordnen, oder bei dem leichtesten Unwohlsein gleich zum Arzte laufen und in der Menge der Medizin alle Krankheit gleichsam zu ersäufen gedenken, — die sich aber inzwischen um Bau, Leben und Pflege ihres sterblichen Teiles nicht im allermindesten kümmern und in dieser Hinsicht gedankenlos in den Tag hinein leben? Eine lobenswerte Stellung wäre das gerade nicht. Sie wäre nicht nur unvernünftig, sondern widerspräche sogar schnurstracks dem Bibelworte: „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde." Der liebe Gott will es allerdings haben, daß wir unsern Leib als ein uns anvertrautes Gut behandeln, als eine Gabe seiner Güte, die wir vernunftgemäß und in der rechten Weise und Ordnung uns zu erhalten trachten sollen. Für jeden Menschen, jung und alt, reich und arm, Mann und Frau ist es darum nützlich und in mancher Hinsicht sogar notwendig, daß er seinen Körper möglichst genau kenne und also gleichsam im eigenen Hause genau Bescheid wisse. Es herrscht auf diesem Gebiete oft ganz erstaunliche Unwissenheit. Wo die Leber ihren Sitz habe und ob das Herz recht- oder linkseitig sei, wissen manche sonst ganz gescheite Leute nicht. Über die Blutcirkulation machen viele sich ganz absonderliche Vorstellung. Summa: Der eigne Körper, die Herberge der Seele, ist vielen, vielleicht den meisten, eine terra incognita wie Hinterindien, während andere im Lande der Kaffern besser Bescheid wissen als in der selbsteigensten Residenz. Freilich mit dem Wissen um den Körper ist es auch noch nicht gethan; man muß vor allem wissen, wie man mit ihm umgehen muß, um ihn gesund zu erhalten. Letzteres lehrt ja in vielen Fällen die Natur und die eigene Vernunft; aber wie wenige giebt es heutzutage, die natur- und vernunftgemäß leben. Das moderne Leben ist ein solches, daß es dem einzelnen fast unmöglich ist, aus sich selbst zu wissen, wie man nach den Gesetzen der Natur und Vernunft leben müsse und auch könne. Hier thut Anweisung und Anleitung not. Auch der Gesündeste kann aus der Gesundheitslehre lernen. Ein Buch also, das solche Anleitung giebt, ist durchaus nicht überflüssig, sondern im Gegenteil sehr nützlich und lehrreich. Daß mir daher niemand mein „neustes Doktorbuch" verachte, weil es nichts von Pillen und Latwergen, von Pulvern und Mixturen weiß, sondern die Ordinierung derartigen Stoffe den gelehrten Ärzten überläßt, dagegen aber zeigt, wie man mit Gottes Hilfe einen gesunden Leib behalten und erhalten könne.

„Schön!" spricht der hoffentlich recht freundliche Leser, „so weit wäre alles recht gut und nett. Was Du gesagt hast, leuchtet mir ein. Aber — die Sache hat doch einen Haken. Dein ‚Doktorbuch' ist offenbar ein Monstrum von Gelehrsamkeit, sintemal der Verfasser ein gelehrter Doktor und der Stoff, den er behandelt, schon an und für sich gelehrt ist. Allen Respekt vor dem gelehrten Herrn Doktor und seinem gelehrten Doktorbuche: aber mir möge er und es gefälligst drei Schritt vom Leibe bleiben!"

Fehlgeschossen, lieber Freund! Mein „Doktorbuch" denkt gar nicht daran, gelehrt sein zu wollen. „Für Schule und Haus" ist es bestimmt. Also der heranwachsende Knabe wie das aufblühende Mägdlein, der Herr Vater wie die Frau Mutter, und auch — das ist mein bescheidener Wunsch — sämtliche Muhmen und Gevatterinnen sollen es lesen, verstehen, genießen und befolgen können. Folglich muß unser Doktorbuch ein populäres, d. h. ein volkstümliches, ein Volksbuch sein. Und das ist es auch, Hinz und Kunz kann es verstehen. Was gilt's, mein Leser: Du wirst Dich nicht nur über seinen Inhalt, sondern auch über seine Form freuen. Der Verfasser besitzt die edle Gabe der klaren, leicht und allgemein verständlichen, schlichten, kernigen und dabei doch anmutigen Darstellungsweise in hohem Maße. Er lehrt gleichsam spielend. Den trockensten Gegenstand weiß er saftig zu machen. Witz und Humor steht ihm in reichem Maße zu Gebote. Kurz und gut: das neueste „Doktorbuch" verrät allerdings dem Kundigen des Verfassers umfangreiches Wissen, seinen recht wissenschaftlichen Sinn; aber nie tritt das alles dem ungelehrten Leser störend entgegen, so daß es ihm die Lektüre stören und verderben könnte; sondern es kann sich die einfachste Farmerfrau aus dem Buche Belehrung, Rat, Hilfe und Trost holen.

Nach einer vortrefflichen Einleitung, in welcher der Verfasser Ziel und Plan seines Buches darlegt, den „Quacko" auf den Leib rückt und den Patentmedizinen eines versetzt, folgen die einzelnen Kapitel. Zuerst kommt das Knochengerüst an die Reihe, dann die Muskeln, die Haut, der Blutumlauf, die Atmung, der Kehlkopf, die Verdauung, das Nervensystem und endlich die Sinne. In allen diesen Abschnitten wird zuerst die Natur und Beschaffenheit dieser einzelnen Körperteile und Körperverrichtungen genau, leicht verständlich und unterstützt durch zahlreiche vortreffliche Abbildungen beschrieben. Dann folgt in kleinerer Schrift eine kurze und bündige Darstellung der Krankheiten, denen die einzelnen Organe unterworfen sind, sowie der hygieinischen Behandlung der gesunden und, solange kein Arzt nötig oder vorhanden ist, auch der kranken Organe. Um dem Leser das

anschaulich zu machen, will ich eines der Kapitel herausgreifen: die Atmung. Zuerst werden also alle Teile unsers Körpers, die dem Atmungsprozesse dienen, genau beschrieben und durch mehrere Illustrationen dem Leser vor Augen gestellt. Dann folgt eine kurze Schilderung verschiedener Vorgänge, die mit dem Atmen in Verbindung stehen; es wird uns gesagt, woher z. B. das Seufzen, Schlucken (Hickup), Niesen, Lachen, Weinen kommt. Nachdem ferner ausführlich von der Luft, die wir ein- und ausatmen, geredet worden ist, werden die Krankheiten der Atmungsorgane vorgeführt, worauf dann der Verfasser wieder sein Steckenpferd reitet und den Leuten einschärft, daß hier die beste Kur die Atemkur sei, sowie zweckmäßige und rationelle Einrichtung von Haus und Schule, desgleichen gute und praktische Ventilation. Doch noch ist das Kapitel von der Atmung nicht am Ende. Erst bekommst Du noch praktische Winke, wie Du Dich vor dem Ertrinken und Ersticken schützen und wie Du anderen in der Gefahr beispringen könnest, wie denn überhaupt die Behandlung Verunglückter hin und her im Buche reichlich angewiesen wird. Leider ist es mir ja nicht möglich, den ganzen Inhalt des Buches hier gebührend darzulegen und herauszustreichen. Nur das eine will ich noch erwähnen, daß die Fülle des gegebenen Stoffes, der mancherlei praktischen Winke und Ratschläge — selbst gute Krankensuppen zu bereiten, kann die werte Leserin lernen — wirklich groß und trotzdem doch auf den Raum von wenig mehr als zweihundert Seiten zusammengedrängt ist. Den Schluß bildet ein ausführlicher Anhang, in dem noch allerlei wichtige Dinge behandelt werden. Da wird zunächst die Hauskrankenpflege, von der der Erfolg der ärztlichen Behandlung so sehr abhängt, ausführlich erörtert, und in der Hausapotheke werden solche Mittel und ihre Anwendung namhaft gemacht, die bei Unwohlsein, bis zur Ankunft des Arztes und auch bei plötzlichen Unglücksfällen in jedem Hause sein sollten. Daran schließt sich dann ein Abschnitt über Gifte und Gegengifte, und endlich führt Dich ein Kapitel vom Sterben auch ins Sterbezimmer und zeigt Dir auch hier das rechte Verhalten. Ein gutes Register macht es jedem leicht, in dem Buche sich zu orientieren. Zu den äußeren Vorzügen desselben gehört, daß der Einband geschmackvoll, Druck und Papier ausgezeichnet, die Illustration sehr zahlreich und sauber und der Preis sehr billig ist.

Daß das Buch kein solches ist, über welches ein Christenmensch sich ärgern müßte, brauche ich dem Leser nicht erst zu versichern. Daß die Abendschule keine unchristlichen Bücher empfiehlt, versteht sich ja von selbst. Aber hervorheben will ich noch, daß unser neuestes „Doktorbuch" überall nicht nur die christliche Gewissenhaftigkeit seines Verfassers, sondern auch seine entschieden christliche Weltanschauung, ja auch sein offenes Bekenntnis zu dem rechten Arzte Israels, zu Christo JEsu, dem Heilande verrät.

Bis jetzt habe ich nur gelobt; soll ich nun auch noch tadeln? Daß dem Buche wahrscheinlich auch Mängel und Gebrechen anhängen, kann ich mir denken, denn nichts Menschliches ist vollkommen. Aber zur Kritikasterei habe ich keine Lust, schon aus dem Grunde, weil ich wie zu vielem andern auch hierzu nicht kompetent bin. Was ich etwa auszusetzen habe, ist zudem rein äußerlicher Natur. Meine ehrliche und nach sorgfältiger Prüfung gewonnene Überzeugung ist die, daß das neueste Doktorbuch alles Lobes wert und darum unbedingt für jedermann zu empfehlen ist.

Sollte aber der geneigte Leser sich wundern, daß ich ein Buch von zweihundert Seiten, das sich doch fast nur mit unserm sterblichen Teile beschäftigt, hier so ausführlich und umständlich zur Anzeige bringe, so will ich ihm auch hierüber Rechenschaft geben. Zum ersten erschien mir der Gegenstand wichtig genug zur eingehenden Besprechung zu sein. Zum andern aber darf ich allerdings nicht verschweigen, daß der Herr Verfasser mein verehrter und teurer Freund ist, dem ich, weil ich es mit gutem Gewissen thun kann, mit dieser aus eigenem Antrieb übernommenen kleinen Arbeit ein Zeichen meiner aufrichtigen Anerkennung und Liebe bieten möchte.

Und damit wäre ich denn zu dem Punkte gekommen, der mir noch zu erledigen übrig bleibt: zur Angabe des Verfassers und Titel des neuesten „Doktorbuches". Dasselbe schreibt sich: „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers. Für Schule und Haus," und sein Verfasser ist der allen Lesern der Abendschule wohlbekannte Professor Dr. H. Dümling in Fort Wayne, Ind.

Luther über das deutsche Volk.

Für die Abendschule von C.

Luthers Lebensgebiet waren die geistlichen Dinge. Als der Engel mit dem ewigen Evangelium (Offenb. 14, 6) wies er seinen Deutschen das himmlische Vaterland. Aber gelegentlich redete er zu ihnen auch von ihrem irdischen, deutschen Vaterlande. Der Mann, welcher als Reformator und Lehrer der Kirche „allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Zungen" von Gott gegeben war, war zu gleicher Zeit auch ein guter deutscher Patriot. Das Christentum hebt ja die natürliche Ordnung auf bürgerlichem und staatlichem Gebiet nicht auf, sondern heiligt und bestätigt sie. Die Liebe zum Vaterlande aber gehört zu Gottes natürlicher Ordnung. Was man gewöhnlich unter Kosmopolitismus versteht, ist Unnatur und sozialistischer Schwindel.

In Luthers Herzen war eine innige Liebe zu seinem Vaterlande. Wie oft redet er von seinem „lieben Deutschland"! Wie herzergreifend sind die Worte der Klage, welche seinem Herzen entströmen, wenn er das Unglück voraussieht, das über Deutschland wegen der Verachtung des Evangeliums kommen werde! Da ermahnt er die Christen in deutschen Landen zur Fürbitte, damit sie mit solcher Fürbitte „helfen tragen solche Schuld gemeiner deutscher Nation" und Linderung der Strafen bei Gott erwirken. Es bewegt ihn tief, daß gerade das deutsche Volk sich in den Dienst des Papstes stelle zur Verfolgung der Diener des Evangeliums. „Du unselige Nation" — ruft er aus — „mußt Du denn vor allen anderen des Antichrists Stockmeister und Henker sein über Gottes Heilige und Propheten!"[1] In seiner „Warnung an seine lieben Deutschen" vom Jahre 1531 klagt er über die Vorgange auf dem Reichstag zu Augsburg zunächst als Christ und Lehrer der Christenheit. Er weist darauf hin, wie man daselbst das Bekenntnis der seligmachenden Wahrheit anstatt es zu fordern und zu fördern, auf alle Weise, dem Papste zu Liebe, gehindert habe. Aber was zu Augsburg geschehen ist, betrübt ihn auch als Deutschen. Er schreibt: „O des schändlichen Reichstages, desgleichen nie gehalten und nie gehört ist und nimmermehr gehalten noch gehöret werden soll, solcher schändlichen Handelung halben, der allen Fürsten und dem ganzen Reich ein ewiger Schandfleck sein muß und alle uns Deutsche für Gott und aller Welt schamrot machet. Was will hiezu der Türk sagen, und sein ganzes Reich, wenn sie solche unerhörte Handlung von unserem Reich hören werden? Was werden die Tatern und Moscowiten dazu sagen? Wer will hinfort unter dem ganzen Himmel sich für uns Deutschen fürchten oder etwas Redlichs von uns halten, wenn sie hören, daß wir uns den verfluchten Papst mit seinen Larven also lassen äffen, närren, zu Kindern, ja, zu

1) E. A. 58, 128.

Klötzen und Blöcken machen, daß wir um ihr lästerlich, sodomitisch, schändlich Lehren und Leben willen so schändlich, ja, über und über schandlich in öffentlichem Reichstage wider Recht und Wahrheit handeln? Es sollte billig einen jeglichen Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre und ein Deutscher heißen soll."[1])

Ja, Luther liebte sein deutsches Vaterland. Was sagt nun dieser „größte Deutsche" von dem deutschen Volk, von seinen Eigenheiten, seinen Tugenden und seinen Lastern? Die folgende darauf sich beziehende Ausführung macht keinen Anspruch auf Ausführlichkeit. Was dem Schreiber im Gedächtnis war und sich leicht finden ließ, möge hier Platz finden.

Luther läßt die von Rabbinen ausgesprochene und auch von neueren Exegeten angenommene Meinung gelten, daß der 1 Mos. 10, 3 genannte Japhetite Askenas der Stammvater der Deutschen sei. Askenas war der Erstgeborene Gomers. Luther bemerkt, daß diese Erstgeburt kein „Ruhm vor Gott" sei, aber er findet durch dieselbe doch etwas bedeutet. Gott wird, bemerkt er, auf dieses Geschlecht ein sonderliches Auge haben. Er wird ihm geistliche Güter verleihen, indem er es zur Erkenntnis des Evangeliums führt; aber er wird es auch mit „andern herrlichen" — nämlich natürlichen — „Gaben" ausstatten. Dieser „unser Askenas" ist „ein sonderlicher Held und eines gottesfürchtigen Wandels" gewesen, „dazu auch fertig mit der Faust" (manu promptus). In demselben Zusammenhange sagt Luther: „Unsere Vorfahren sind große treffliche Leute gewesen" und: „Die Historien zeugen, daß die deutsche Nation allezeit für die löblichste ist gehalten worden." Für einen Charakterzug der Deutschen im Unterschied von anderen Nationen hält Luther die weltliche Treue, wenngleich dieselbe in dieser letzten Zeit sehr ins Wanken geraten sei. Er schreibt im Jahre 1534: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt, und wie ich glaube, bisher so hoch erhaben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja ja, Nein nein lassen sein, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind .... Wir Deutschen haben noch ein Fünklein — Gott wollt's erhalten und aufblasen — von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gern Lügener heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder ein Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einnistet — Gott erbarms! —, so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er ein Lügener schilt oder gescholten wird."[2])

Aber das deutsche Volk hat auch große Untugenden an sich. Immer und immer wieder kommt Luther auf das Laster des übermäßigen Trinkens und der Völlerei. „Wir Deutschen sind rechte Bierbäuche!"[3]) ruft er aus. Er nennt das Laster des Saufens „Deutschlands Plage". „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben, Welschland seinen, Frankreich seinen; unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauf heißen, daß er so dürstig und hellig ist, der mit so großem Saufen Weins und Biers nicht kann gekühlet werden."[4]) Dieses Laster hat alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen; es ist auch selbst an Fürstenhöfen arg eingerissen. Es ist „also eingerissen, daß es nu ganz ein gemeiner Landbrauch ist worden, und nicht mehr allein unter dem groben, gemeinen, ungezogenen Pöbel, auf den Dörfern unter den Bauern und in offenen Tabernen, sondern nu in allen Städten und schier in allen Häusern, und sonderlich auch unter dem Adel und zu Fürsten Höfen, über und über gehet."[5]) Das Gefühl für diese Sünde ist zum Teil so abgestumpft, daß man in der Sünde seinen Ruhm sucht. Es ist „dahin kommen, daß auch Fürsten und Herren selbst von ihren Jungherren solches gelernet und sich nun nicht mehr deß schämen, und schier will eine Ehre und fürstliche, adelige, bürgerliche Tugend heißen, und wer nicht mit ihnen eine volle Sau sein will, der wird verachtet."[1]) — Dieses Laster hat den Deutschen „ein bös Geschrei" in andern Ländern eingetragen. Denn andere Nationen, sonderlich die Türken, sind in diesem Stück viel besser. „Wenn ja nichts anderes helfen wollte, so sollte uns doch die Schande bewegen, so über uns in andern Landen gehet. Denn in dem Stück haben andere Nationen, sonderlich Welschland, eine große Hoffart und Trotz wider uns, daß sie uns heißen die vollen Deutschen. Denn die Tugend ist dennoch bei ihnen, daß sie nicht solche trunkene, volle Leute sind. Die Türken aber sind hierin rechte Mönche und Heilige, und so fern von diesem Laster, daß ihnen auch durch ihren Mahomet Wein und aller Trank, davon ein Mensch trunken wird, verboten und für der größten Laster eins bei ihnen gestraft wird." Obwohl etliche unter dem Adel bereits durch Vereine der Ausbreitung des Lasters entgegenzuwirken suchten, fürchtet Luther doch, es werde dem Übel nicht gesteuert werden, sonderlich auch, da die Obrigkeit hier nicht thue, was ihres Amtes sei. Es „wird solcher ewiger Durst und Deutschlands Plage bleiben, hab ich Sorge, bis an den jüngsten Tag. Es haben gewehret Prediger mit Gottes Wort, Herrschaften mit Verbot, der Adel etliche selbst untereinander mit Verpflichten; es haben gewehret und wehren noch täglich große, greuliche Schaden, Schande, Mord und alles Unglück, so an Leib und Seele geschehen für Augen, die uns billig sollten abschrecken. Aber der Sauf bleibt ein allmächtiger Abgott bei uns Deutschen und thut wie das Meer und die Wassersucht; das Meer wird nicht voll von so viel Wassern, die drein fließen; die Wassersucht wird von Trinken dürstiger und ärger."[4])

Ferner bezeichnet Luther als eine Nationaluntugend der Deutschen ihre partikularistische Gesinnung, ihr Auseinandergehen in kleinlichem Sonderinteresse. Wenn er zu 1. Mos. 11, 7—9 auch auf die „allerschädlichste Plage" in der Welt, die „Zwietracht und Uneinigkeit" kommt, „dadurch umgekehrt und zu Grunde verstört wird die Religion, weltliche Gesetze und Ordnung, gute Sitten und was dieses ganze Leben Gutes hat, wie die Exempel zugleich in der Kirche, weltlichem und häuslichem Regiment vor Augen sind"; so schließt er hier eine Klage über die Uneinigkeit Deutschlands an: „Was wollte der Türke uns Deutschen haben abgewonnen oder könnte uns auch noch anhaben, wären wir eins gewesen und hätten mit einerlei Sinn, Gemüt und Vornehmen zusammengestanden? Weil wir aber um eines armseligen Titels willen uneins sind, macht er Deutschland allmählich müde und matt und nimmt immer ein Land nach dem andern ein." Ironisch schreibt er im Jahre 1530: „Sonderlich gehets in deutschen Landen fein zu, daß ein Fürst den andern, ein Edelmann den andern, eine Stadt die andere, und allesamt einer den andern hindert."[3]) Luther wünschte ein einiges Deutschland zu sehen und hielt das geeinigte, unter einen Herrn gebrachte Deutschland — menschlich zu reden — für unüberwindlich. „Wenn Deutschland nur einen Herren hätte, so wäre es nicht zu gewinnen, wie es unter Kaiser Henrichen, Ottens Vater, war;[4]) da stund es wohl in Deutschland. Hernach haben die drei Kaiser, die Otten, sehr wohl regiert[5]), thaten dem König zu Frankreich Widerstand, der ihnen dräuete, er wollte so stark kommen und den Rhein aussaufen."[6]) Luther vergleicht Deutschland mit einem schönen, starken Roß, das „Futter und alles genug hat, was es bedarf." Aber „es fehlt ihm an einem Reiter". „Gleichwie nun ein stark Pferd ohn einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in der Irre läuft, also ist auch

[1]) E. A. 25, 16. [2]) E. A. 39, 356.
[3]) E. A. Opp. lat. X, 40. [4]) E. A. 39, 353. [5]) E. A. 8, 293.

[1]) A. a. O. [2]) E. A. 30, 353. [3]) E. A. 39, 248.
[4]) Heinrich I. (919—936) ist gemeint.
[5]) Die Ottonen regierten von 936—1002. [6]) E. A. 62, 420.

Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten."[1])

Luther hat sich gelegentlich auch über die deutsche Sprache und die Eigenheiten der einzelnen deutschen Stämme geäußert. Von der deutschen Sprache im allgemeinen sagt er, sie sei „die allervollkommenste" und habe „viel Gemeinschaft mit der griechischen Sprache"[2]). Doch sind einige deutsche Dialekte sehr korrumpiert. Am besten hat nach Luther damals die „hessische Sprache" gelautet, „als die die Worte pronunzierte und redete mit einem Accentu, gleich als sängen sie dieselbigen". Auch „die sächsische Sprache gehet fein leise und leicht ab", aber „die oberländische Sprache ist nicht die rechte deutsche Sprache, nimmt den Mund voll und weit und lautet hart". Insonderheit ist es mit dem bayrischen Dialekt schlecht bestellt. „Die Bayern verstehen bisweilen einer den andern nicht recht." Oesterreicher und Bayern „halten keine Diphthongos, sagen: ‚Uur', ‚Fuhr', ‚Brout' für ‚Euer', ‚Feuer', ‚Brot'."[3]) Dagegen zeichneten sich damals die Bayern in einer andern Hinsicht vor Hessen und Sachsen aus. Luther soll gesagt haben: „Wenn ich viel reisen sollte, wollte ich nirgend lieber, denn durch Schwaben und Bayerland ziehen, denn sie sind freundlich und gutwillig, herbergen gerne, gehen Fremden und Wandersleuten entgegen und thun den Leuten gütlich und gute Ausrichtung um ihr Geld. Hessen und Meißner thun es ihnen etlicher Maße nach, sie nehmen aber ihr Geld wohl darum. Sachsen ist gar unfreundlich und unhöflich, da man weder gute Worte noch zu essen gibt; sagen: ‚Live Gast, ick weit nit, wat ick ju to eten geven sol, dat Wif ist nit daheimen, ick kan ju nit herbergen'. Ihr sehet hie zu Wittenberg, wie unfreundlich Volk es hat, fragen weder nach Ehrbarkeit und Höflichkeit, noch nach der Religion, denn kein Bürger läßt seinen Sohn studieren, da sie doch ein groß Exempel sehen und Anzahl der fremden Studenten und Gäste."[1]) Doch muß man im Auge behalten, daß „Sachsen" damals ein weiterer Begriff war, als jetzt.

1) E. A. 62, 412. 2) E. A. 62, 421—425. 3) E. A. 62, 424.

1) E. A. 62, 422.

Habt Frieden untereinander!

Na, wat heww Ji denn, Ji beiden Nawers? rode Köppe un gluhe Ogen? Zank un Strit üm den Bom, de up Ju Grenze steiht? Un nu schall dat Prozessen losgahn? Noch n beten Geduld! Ick will Jü erst 'ne Geschichte vertellen.

Ji hewwt den olen Brümmer nich kennt. As ick so'n Junge was, da sät he jeden Dingsdag und Fridag as Ratsherr up de Ratsstuw, üm allen Strit to richten und to slichten. He mak korten Prozeß, as he sülwst to seggen pleg, un de Lüd stünnen sick beter dabi, as jetzund bi de langen, witlöftigen Schriwerien. Awer Prozesse sünd Prozesse; 't is'r min Dage noch nicks bi rutkomen.

Malins sitt de Ratsherr up sinen Richterstohl un denkt: „Na, hüt gift dat ja wol nicks." Da geiht de Dör up un vöran kummt de Ratsdiner Korf herein, de het 'n Hahnen up sinen Arm, as ob he 'n leew lütt Kind drigt; un so marschirt he snurstracks up den Ratsherrn to.

„Wat is dat?" seggt de Ratsherr; „was will de Hahn hier vör Gericht?"

„Mit Verlöw, Herr Ratsherr", antwort Korf, „de Hahn will nicks, aber düsse beiden olen Wiwer de willt den Hahnen alle beide."

„Lat se vör!" seggt der Ratsherr, „un Du, holt den Hahnen wiß!"

Nu güng de Spetakel los. De Pikische seggt: „De Hahn is min." — „Ne", seggt de Fikische, „t' is min Hahn." — „Ick kann't bewiesen", swert de Pikische; „min Hahn kreiht jeden Morgen Klock dree, un dat het büs noch hüt dahn; ick bin'r von upwakt." — „Un hir is min Bewis", schrit de Fikische, un tüht 'ne swarte Fedder ut ehrn Knüttebüdel; „sehn Se, Herr Ratsherr, paßt de nich ganz akkerat to em? De het he erst vörrige Woch ut sinen Swanz verlaren." — So güng dat in eens fort.

De Ratsherr lett dat 'ne Tid lang gedüllig gewähren. Toleßt awer röpt he mit sin wuchtige Stimm: „Stille jetz! Un nu paßt mal up! Woveel taxirt Ji den Hahnen?"

„O acht Gröschen gewiß", seggt de Pikische.

„Ja", seggt de Fikische, „acht Gröschen is he god wert."

„Na", seggt de Ratsherr, „denn is ja allens klar. Acht Gröschen köst de Hahn un acht Gröschen köst de Termin. Geld heww Ji nich, so will ick den Hahnen davör annehmen — von Rechts wegen. Korf, bring den Hahnen mal na min Fru; se schöll em gliks up't Füer setten tor Suppen — un schöll dat Suppenkrut nich vergeten; Klock twölf wör ick to Hus. Ji awer könnt nu gahn, un wenn Ji mal wedder äwer 'n Hahnen uneens sid, so komt man drist hirher, wi willt'r wol äwer fertig warn." —

Seht Ji nu woll, Kinners, wat bi Prozessen rutkummt? Ick will Ju awer wat seggen: Latet den Bom ruhig stahn; he giwt Schatten vör twee, un hir is ünner em 'n prächtigen Platz vör 'ne Bank. Makt se awer lang nog, dat ick'r mit Ju tosam up sitten kann. Un äwer de Bank will ick an den Bom schriwen: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen." Ps. 133, 1; un: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." Matth. 5, 9. —

H. Edelmann.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (28. Fortsetzung.)

Des jungen Diplomaten blaues Auge leuchtete hell und in unverkennbarem Freudenglanz auf. „Ja", rief er, „das ist es und nun komme ich zu meinem Bericht, der Ihnen nicht weniger angenehm sein wird, wie es mir der Ihrige gewesen ist. Ja, diese günstige Nachricht ist endlich eingetroffen und — sehen Sie — dieser Brief da, bei dessen wiederholter Lesung Sie mich trafen, hat offiziell und mit einem Guß die Bestätigung alles dessen gebracht, was ich schon früher tropfenweise aus einzelnen Privatmitteilungen erfahren hatte. Doch, hören Sie und Sie werden sich bald eine Vorstellung von meiner heutigen frohen Stimmung machen können. Man ist in dem in Bezug auf seine Gesetzeshandhabung sonst so stolzen und sich für mustergültig haltenden England wieder einmal nahe daran gewesen, einen sogenannten Justizmord zu begehen, indem man gegen einen völlig Unschuldigen den traurigen Indizienbeweis, der schon so oft auf Irrwege geleitet, in seiner ganzen Strenge allein gelten ließ und keine Rücksicht auf die Aussage des Angeklagten und anderweitige seine Person betreffende moralische Anhaltspunkte nahm. Unser armer Freund konnte vor Gericht keinen Beweis beibringen, daß er das ihm zugehörige Schwert nicht in die Brust Sir Lawrence Rowlands gestoßen, und ebensowenig konnte er darthun, wer es gethan. Sein Degen allein sprach gegen ihn und leider auch die Aussage der Kameraden, daß er schon früher verschiedene Male und namentlich auf dem Fest mit dem Getöteten Streit gehabt. Gegen diese feststehenden Thatsachen halfen ihm alle Beteurungen seiner Unschuld und sein früherer lobenswerter Lebenswandel nichts. Hätte Harry Duncan sich seiner Verurteilung nicht durch die Flucht entzogen, so wäre er ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Mördern und Dieben gemeinschaftlich nach Australien deportiert worden.

„Nun aber hat die Sache mit einem Mal eine ganz andere und unerwartete Wendung genommen und der unumstößliche Beweis der wirklichen Thäterschaft ist gewissermaßen durch ein Gottesurteil herbeigeschafft. Hören Sie nun, wie das zusammenhängt.

„Einige Monate nach der Flucht meines Freundes nämlich, den ich durch glückliche Umstände seinem Kerker entreißen und unerkannt nach der Schweiz bringen konnte, hatte sich schon, wie man mir aus London schrieb, das vage Gerücht verbreitet, daß er trotz seiner Verurteilung am Ende doch nicht der wirkliche Mörder Sir Lawrence Rowlands sei. Zu diesem Gerücht hatte vielleicht der Umstand beigetragen, daß man erfahren, daß irgend jemand, man wußte nur leider nicht wer, am Morgen nach dem Fest in aller Frühe einen im Festlokale zurückgebliebenen Degen durch einen ebenfalls unbekannten Mann habe abholen lassen. Da hieß es denn erst ganz im stillen, der unbekannte Eigentümer dieses Degens müsse der eigentliche Mörder Sir Lawrences gewesen sein, und für mich und einige andere Freunde stand es nach solchem allerdings unbestimmten Gerücht unzweifelhaft fest, daß dieser Unbekannte, wahrscheinlich ohne Absicht und nur aus einem sehr erklärlichen Irrtum, beim Verlassen jenes Hotels den Degen Mr. Harry Duncans statt seines eigenen mitgenommen, also, mit einfachen Worten gesagt, die sich sehr ähnlich sehenden Waffen miteinander verwechselt hatte. Lange Zeit erzählte man sich darüber mancherlei hin und her, aber Klarheit kam dadurch nicht in die dunkle Sache und Harry Duncan half sie also auch nichts. Wir, das heißt, meine Freunde und ich, boten daher alles mögliche auf, um hinter den Schleier der so wohl verborgenen That zu blicken, allein es gelang uns nicht und bis vor acht Wochen blieb alles, wie es bisher gewesen, das heißt also, vollkommen unklar.

„Da erfuhr ich mit einem Mal aus einem Brief, daß man auf der Spur des wirklichen Thäters zu sein glaube, oder wenigstens eine Dämmerung der Wahrheit in der Ferne auftauche, denn es hatte sich ein Mann gefunden — und zwar war es ein an jenem Abend vom Hotelwirt angenommener Lohndiener — der in der betreffenden Nacht, im hellen Mondlicht, nicht weit von der Thür des Hotels entfernt, zwei sich streitende Herren gesehen haben wollte. Sie hatten zuerst dicht an der Thür heftige Worte miteinander gewechselt, dann in einiger Entfernung die Degen gezogen und waren aufeinander losgegangen. Der eine dieser Herren sei unzweifelhaft Sir Lawrence Rowland, der andere aber sei nicht, wie Harry Duncan, ein großer und starker Mann, sondern ein viel kleinerer gewesen, und Harry Duncan selbst habe er eine halbe Stunde zuvor ganz ruhig nach Hause gehen sehen.

„Dieser Lohndiener nun wurde auf das Betreiben meiner Londoner Freunde zur Untersuchung gezogen, aber es ergab sich bald, daß er nichts weiter aussagen konnte, als was ich soeben erwähnt. Da waren wir denn wieder im alten Dunkel und nichts auf der Welt schien uns das nötige Licht geben zu wollen. Aber nun, Herr Doktor, vor wenigen Tagen endlich hat sich etwas anderes zugetragen und das schreibt mir eben in jenem Briefe, den ich vorher las, ein Freund, der in London an dieselbe Stelle gekommen ist, die ich früher daselbst bekleidet. Und nun sollen Sie ausführlich den Zusammenhang der unheilvollen Sache erfahren. Indessen will ich Ihnen den ganzen langen Brief nicht vorlesen, sondern nur das Hauptsächlichste erzählen, das mir fest im Gedächtnis steht, da es ja so ungemein wichtig für unsern armen Duncan ist. Und da haben wir wieder einmal einen Beweis, daß die göttliche Vorsehung über den Menschen wacht und daß endlich einmal alles Dunkle an das Licht der Sonne gezogen wird. —

„Den wirklichen Mörder, oder ich will lieber sagen, den Thäter, der Sir Lawrence Rowland ums Leben gebracht, hat die gerechte Strafe schnell genug ereilt und er ist wenigstens auf seinem Sterbebette ehrlich genug gewesen, der Wahrheit die Ehre zu geben und unsern armen Freund als einen unschuldig Verurteilten darzustellen. Mit einem Wort: Derjenige, der Sir Lawrence Rowland tötete, indem er ihm Harry Duncans Degen in die Brust stieß, ist ebenfalls ein Kamerad beider gewesen, aber ein Kamerad, wie man ihn nicht gern um und neben sich hat. Mr. Pumpey Rumford, so hieß dieser Mann, war schon oft von einem Schiffe aufs andere versetzt worden, weil man nirgends mit ihm zufrieden sein konnte und weil er schon oft in seinem Leben und auf seinen Reisen Dinge ausgeführt hatte, die ihm nicht zur besonderen Ehre gereichten. Er war nicht nur ein Trunken- oder Raufbold von ungezügelter Lebensweise, sondern auch in anderer Beziehung von sehr zweifelhaftem Charakter. Darum wurde er auch von allen Kameraden gemieden, niemand verkehrte gern mit ihm und jedermann ging ihm aus dem Wege, wo er nur konnte. So erging es auch dem stolzen und hochmütigen Sir Lawrence Rowland und dennoch konnte derselbe in seiner Spottsucht es nicht unterlassen, Mr. Pompey Rumford bei jeder Gelegenheit zu kränken und ihm seine Verachtung deutlich genug an den Tag zu legen.

„Auch an jenem Feste hatte Mr. Pompey Rumford teil genommen, sich aber wohlweislich von den übrigen Kameraden fern gehalten und war so bei den Streitigkeiten zwischen Sir Lawrence Rowland und Harry Duncan neutral geblieben, weshalb er auch nicht als Zeuge gegen den letzteren vor Gericht gezogen worden war. Als sich nun eine halbe Stunde nach Harry Duncans Entfernung Sir Lawrence Rowland allein nach Hause begeben wollte, trat ihm Mr. Pompey Rumford auf dem Korridor in den Weg, und beide gerieten in einen heftigen Wortwechsel. Als nun Sir Lawrence das Hotel verließ, folgte ihm Mr. Rumford, und als ersterer in barschem Tone fragte, was er von ihm wolle, sagte dieser: ‚Ich will Sie endlich einmal züchtigen, Sie hochmütiger kleiner Lord, und Ihnen beweisen, daß nicht alle Menschen Ihre Neckereien und Spöttereien geduldig zu ertragen gesonnen sind.‘

„Sir Lawrence wollte ihn mit einigen Redensarten abfertigen, aber in seiner bekannten hochmütigen Weise vergriff er sich dem Mr. Rumford gegenüber in der Wahl seiner Worte. Dieser ergrimmte darüber und zog ohne weiteres seinen Degen, eben jenen Degen Harry Duncans. Auch Sir Lawrence zog nun vom Leder und sie hieben und stachen aufeinander los, und da geschah es, daß Sir Lawrence tödlich verwundet wurde. In dem Augenblick aber, als Mr. Rumford sich bemühte, seinen tief eingedrungenen Degen aus der Brust Sir Lawrences zu ziehen, kam ein Wächter vorbei und Mr. Rumford, um nicht auf frischer That ergriffen zu werden, floh und ließ seinen Degen im Stich. Jener Wächter nun fand den Sterbenden in seinem Blute und schlug Lärm, und da man alsbald Harry Duncans Degen erkannte, wurde dieser verhaftet und — das Folgende kennen Sie ja so gut wie ich. Am zweiten Tage nach dieser Nacht aber segelte Mr. Rumford mit seinem Schiffe ab und hat seitdem nicht wieder lebend Englands Boden betreten."

„O, das ist ja schrecklich", sagte ich beklommen, als Mr. Charles H . . . . . t schwieg und mich mit einem fragenden Blick ansah, in dem trotz seiner traurigen Mitteilung eine triumphierende Freude aufblitzte, „und der arme Duncan hat dafür leiden müssen!"

„Ja wohl hat er das", fuhr der Amerikaner fort, „aber nun ist ja seine Unschuld klar wie der Tag und das Kriegsgericht ist bereits wieder zusammengetreten, um den verschollenen Harry Duncan, den man nach jener Nachricht in der Times für tot hält, nachträglich für unschuldig zu erklären und wenigstens seinen geschädigten Ruf zu Gunsten seiner Familie wieder herzustellen."

Ich atmete tief und erleichtert auf, und doch war mir das Ganze noch nicht vollkommen klar, da mir noch die Erklärung des unumstößlichen Beweises für Harry Duncans Unschuld fehlte, und darum fragte ich auch sogleich: „Wie ist denn aber die That des Mr. Rumford ans Tageslicht gekommen?"

„Nun", sagte Mr. Charles H . . . . . t ruhig, „eben durch Mr. Pompey Rumford selbst, hören Sie nur das letzte. Er ist nämlich auf einem Schiff nach Malta unterwegs gewesen und auf der Heimfahrt, als sein Schiff nahe daran war, im Kanal bei einem heftigen Sturm Schiffbruch zu leiden und er den Dienst auf Deck hatte, brach eine Rahe, fiel auf ihn und verstümmelte ihn. Er konnte aber doch noch sprechen und hatte Besinnung genug, um, von Gewissensbissen gequält, seinem Kapitän zu beichten, was er gegen Sir Lawrence Rowland und ebensosehr gegen Harry Duncan verbrochen. Der Kapitän sah die Wichtigkeit seiner Aussage ein, rief mehrere vollgültige Zeugen herbei und so — ist unser Harry gerettet. Mr. Rumford aber ist noch in jener Sturmnacht gestorben und seiner irdischen Strafe enthoben. So steht denn der vollständigen Rehabilitation unseres Freundes nichts mehr im Wege und in kurzem werden wir die Proklamation seiner Unschuld zur Beschämung aller seiner Richter und zur größten Freude für ihn und seine Familie in allen englischen Zeitungen lesen."

„So", sagte ich, nicht ohne eine gewisse mit Ironie gemischte Heftigkeit, „das ist alles recht schön, Mr. H . . . . . t, und die Herren, die über Harry Duncan zu Gericht gesessen, werden sich damit freilich zufrieden geben und glauben, ihm Wunder was für eine Wohlthat mit dieser ihrer Erklärung zu teil werden zu lassen. Wer aber ersetzt ihm, was er verloren, wer macht ihn seine Einkerkerung vergessen, wer löscht den Makel von ihm ab, der ein Jahr lang und länger auf seinem und seiner Familie Namen gehaftet, ja, wer nimmt den namenlosen Schmerz von ihm hinweg, den er Tag und Nacht erlitten, und wer endlich giebt ihm das verlorene Lebensglück wieder?"

Mr. Charles H . . . . . ts Antlitz nahm einen fast triumphierenden und freudigen Ausdruck an und er sagte sogleich: „Das wollen wir Gott, dem Allmächtigen, überlassen, Herr Doktor. Er wird ihm gnädiger und barmherziger als die Menschen sein und auf andere Weise ersetzen, was ihm diese entzogen haben."

„Ja, ja", sagte ich, mit dem Kopfe nickend, „darauf kommen wir arme Sterbliche immer wieder zurück und einen anderen Trost giebt es nicht für uns in solchem Leid!"

Nach diesen Worten blieben wir eine Weile stumm und jeder von uns hing seinen besonderen innersten Gedanken nach. Ich, ich gestehe es ehrlich, konnte mich längere Zeit von meinem Erstaunen über alles, was ich gehört, erst gar nicht erholen, obwohl demselben eine große Freude beigemischt war. Da aber wurde ich in meinem Nachdenken unterbrochen, denn Mr. Charles H . . . . t erhob mit einem Mal seinen Kopf, sah mich forschend an und rief laut:

„Aber was nun, Herr Doktor? Was müssen wir zunächst thun, um Harry aus seinem qualvollen Zustande zu reißen, denn daß etwas geschehen muß, um ihn über sein Geschick aufzuklären, das ist gewiß, und es muß das sogar unsere nächste Aufgabe sein. Am liebsten möchte ich Sie gleich nach dem Abendberg begleiten und Ihnen helfen, zuerst seine in Angst und Sorge vergehende Mutter und die Ihrigen aufzurichten und sie dann mit ihrem Sohn, Bruder und Freund zu vereinen, aber ich kann heute leider nicht von Bern fort, da ich am Nachmittag eine wichtige Konferenz mit meinem Chef habe, der gestern von Paris angekommen ist."

„O", sagte ich nach kurzem Besinnen, „diese Abhaltung scheint mir sehr zu gelegener Zeit zu kommen. Wie ich nämlich die Sache ansehe, um die es sich handelt, so dürfen Sie noch nicht sogleich vor die Augen der Familie Harry Duncans und seine eigenen treten, da sie ja sämtlich noch nicht auf die Umwandlung ihres Geschicks vorbereitet sind. Diese Umwandlung dürfen sie auch nicht zu rasch erfahren, sie müssen sich dieselbe vielmehr aus einzelnen ihnen zugeworfenen Andeutungen gewissermaßen selbst zusammensetzen und wir müssen in unserer Mitwirkung dabei äußerst vorsichtig verfahren, da sowohl die Mutter wie der Sohn nervös aufgeregt und von den ausgestandenen langen Leiden angegriffen sind, also der größten Schonung bedürfen. Lassen Sie mich also fürs erste lieber allein handeln, ich kenne ihre augenblicklichen Zustände am genausten und werde sie beide ganz allmählich auf das Bevorstehende vorbereiten. Dennoch sollen auch Sie nicht lange unthätig bleiben, sondern bald in meine Aufgabe mit eingreifen, mir helfen, den letzten Rest von Kummer in ihnen auszulöschen und Freude und Frieden in ihre Gemüter zurückzuführen. Und zu dem Ende komme ich Ihrem eben ausgesprochenen Wunsche entgegen und bitte Sie, von übermorgen an jede Stunde meines Rufes gewärtig zu sein. Sobald ich oben einigermaßen alles in Ordnung gebracht, sollen Sie Ihres Freundes nicht länger entbehren. In derselben Stunde, wo Harry Duncan den Wechsel seines Schicksals erfahren hat, also dem Leben und seiner Familie wiedergegeben ist, telegraphiere ich an Sie und wenige Stunden später können Sie schon auf dem Abendberg sein. Bis dahin gedulden Sie sich hier und überlassen Sie mir die erste eingreifende Handlung, die mehr beruhigend als aufregend sein muß, und Ihr plötzliches Erscheinen würde viel zu heftig auf die zu tief erschütterten Gemüter wirken."

„Ja", sagte nun Mr. Charles H . . . . . t, „da haben Sie recht und so soll Ihre Ansicht der Sache für mich maßgebend sein. Ich gedulde mich gern hier und lasse Sie fürs erste allein handeln. Sobald Sie mich aber rufen, komme ich mit diesem meinem Brief und bringe damit die Bestätigung dessen, was Sie ihnen gesagt. Ich werde auch heute noch nach London telegraphieren und mir von dorther in amtlicher Form die sprechenden Beweise von Harrys Unschuld ausbitten, aber so rasch, wie wir es wünschen, wird die Antwort freilich nicht anlangen und es ist ja auch eigentlich nicht nötig. — Aber wie, Sie erheben sich? Wollen Sie mich etwa schon verlassen? Sie haben ja keine so große Eile, da Sie erst mit dem Zweiuhrzug abfahren können, Sie müßten denn noch andere Geschäfte in Bern zu besorgen haben."

„Nein", erwiderte ich, „heute habe ich hier keine anderen Geschäfte als die, die mich zu Ihnen geführt, und bis gegen zwei Uhr habe ich allerdings Zeit."

„Nun denn also!" rief der junge Diplomat heiter aus, „so bleiben Sie bis dahin bei mir und frühstücken Sie mit mir, wir haben ja unsere Herzen bei weitem noch lange nicht ganz voreinander ausgeschüttet. Weiß es Gott!" und hier nahm Mr. Charles H . . . . . ts schönes Antlitz einen ungemein freudigen Ausdruck an, „ich habe nach Ihrem Besuch und unserm wichtigen Gespräch wieder frischen Lebensmut bekommen und allmählich bricht sich eine Art Wonnegefühl in mir Bahn, wie ich es kaum je gehabt. O, lassen Sie mich nicht zu lange auf Ihre Depesche warten, ich sehne mich zu sehr, Mrs. Duncan und die Ihrigen wiederzusehen, und Gott sei Dank, bis dahin werden Sie bei ihnen eine solche Wandlung bewirkt haben, daß ich nicht mehr schmerzliche Gesichter zu finden befürchten muß."

„Ja", sagte ich, „das soll geschehen und ich denke schon morgen oder spätestens übermorgen so weit zu sein, daß ich Mrs. Duncan zu ihrem Sohn führen kann, obgleich ich ihr nicht sagen werde, daß er ihr bereits so nahe ist. Doch, wie ich dies schwierige Werk beginne, darüber muß ich noch länger mit mir zu Rate gehen und glücklicherweise habe ich während meiner fünfstündigen Reise Zeit genug dazu."

Während wir uns so über das Vorliegende unterhielten, hatte Mr. Charles H . . . . . t schon Befehl gegeben, im Nebenzimmer ein Frühstück zu servieren. Dies ließ auch nicht lange auf sich warten und bald saßen wir beide, von dem schweigsamen Fröhlich bedient, an einem wohlbesetzten Tisch und selten hatte ich einen Menschen so glücklich und zufrieden gesehen, wie meinen jungen Wirt bei diesem improvisierten Mahl. So

vergingen mir denn ein paar Stunden in so angenehmer und liebenswürdiger Gesellschaft erstaunlich rasch und unbemerkt war die Zeit herangerückt, in der ich wieder von Bern scheiden mußte.

Gegen zwei Uhr brach ich denn auf und Mr. Charles H . . . . . t begleitete mich nach dem Bahnhof. Mit herzlichem Händeschütteln schieden wir voneinander und sprachen noch einmal die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen aus.

Mit welchen Gedanken und Empfindungen ich aber diesmal abreiste, will ich nicht zu schildern versuchen, da es sich ganz von selbst versteht. Ich hatte ohne alle Schwierigkeit in wenigen Stunden weit mehr ausgerichtet, als ich hatte erwarten können, selbst wenn meine Hoffnungen recht kühn gewesen wären. Darum war ich über die Maßen dankbar [illegible] heiter gestimmt. In meine Gedanken an die [illegible] Einsiedlers vertieft und das ihr bevorstehende Glück [illegible] genießend, verging mir die Fahrt nach Thun wie [illegible] und erst als ich wieder auf dem Dampfer inmitten [illegible] von Reisenden saß und die hochragenden Eisberge [illegible] mich her und vor mir im vollen Sonnenschein glühen [illegible]ten sah, ward es still in mir, denn nun, so nahe mei[illegible]sten Ziele, mußte ich endlich überlegen, was und wie [illegible] zunächst zu thun sei.

Allein der Mensch überlege dergleichen so viel [illegible] Ausführung wird immer eine andere werden, als [illegible] beschließt, und so war es auch diesmal der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Am Sarge der Freundin.

(Zu unserem Bilde auf Seite 505.)

Unser Bild bedarf kaum der Erklärung. Es führt uns in eine ländliche Gegend Deutschlands. Man schickt sich an, ein entschlafenes Kind zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten. Noch einmal sammeln sich die Gespielen, um der verblichenen Freundin einen Kranz auf den Sarg zu legen und einen letzten Blick auf ihre friedlichen Züge zu werfen. Dann wird sich der Leichenzug bilden, Sterbegesänge werden erschallen, das Grab wird ein Saatkörnlein aufnehmen, — dann kehrt alles wieder in die Alltäglichkeit des Lebens zurück, die Alten zu ihrer Arbeit, die Kinder zu ihren Spielen — — wie lange währt's, so wird die verstorbene Freundin von allen vergessen sein. So ist's der Lauf der Welt!

Ein königliches Gedächtnis. Als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1840 bis 1861) einmal die Stadt Stendal besuchte, nahten sich ihm die Stadtverordneten mit der Bitte um eine Garnison. Der König bedauerte sehr, diesen Wunsch für jetzt nicht erfüllen zu können. Da fragte der Brauer S. etwas sehr vorlaut: „I, warum denn nicht?" Der König beachtete dies scheinbar nicht und knüpfte dann mit den einzelnen Herren Gespräche an, so auch mit dem Herrn S. „Was für ein Geschäft betreiben Sie?" — „Ich bin Brauer, Majestät." — „Welche Sorten brauen Sie?" — „Weißbier und Braunbier, Majestät." — „Brauen Sie nicht auch bayrisches Bier?" — „Nein, Majestät." — „I, warum denn nicht?" — „Es fehlen mir die Einrichtungen dazu." — „Sehen Sie, so geht's mir auch mit der Garnison!" — Nach Jahren passierte der König einen Ort, der etwa anderthalb Stunden von Stendal entfernt ist. Die Schützengilde von Stendal rückte nach dorthin aus und nahm Aufstellung, der König war sehr gnädig, ging die Front ab und blieb vor einem Schützenbruder mit der Frage stehen: „Sind Sie nicht der Brauer S.?" — „Aufzuwarten, Majestät." — „Nun, brauen Sie immer noch kein bayrisches Bier?"

Sprechsaal.

H. H. E. in H. 1. Ist eine 25 bis 28 Zoll lange Glasröhre für ein Barometer zweckentsprechend? 2. Wie erklären Sie die Entstehung und das Verschwinden der Krystalle in dem viel gebrauchten Wetterglase? 3. Giebt es ein Merkmal, wodurch man Nadelhölzer (evergreens) im Sommer von anderen Bäumen unterscheiden kann? 4. Hat man hierzulande schon Schritte gethan, das metrische System einzuführen?

1. Die Glasröhre sollte etwa 32 Zoll lang sein, da das Queck[illegible] Höhe von 31 Zoll noch überschreitet. — 2. Der Einfluß der Witterung [illegible] bildung gewisser Stoffe, wie hier des Kampfers, Salpeters und Salmiak[illegible] Thatsache, eine Erklärung desselben ist aber nicht bekannt. Übrigens [illegible] von Barometern sehr unzuverlässig. — 3. Am leichtesten durch die nadel[illegible]förmigen Blätter und durch ihren Harzgehalt, am sichersten durch das [illegible] wo die Holzteile eine, seltener zwei Reihen linsenförmiger Hohlräume (Tüpfel) [illegible] Diese letzte Eigentümlichkeit zeigen sogar noch die versteinerten Nadelhölzer. — [illegible] Allerdings, aber bisher ohne sonderlichen Erfolg. Unsere Regierung hat schon im Jahre 1866 das metrische Maß- und Gewichtsystem gesetzlich anerkannt, aber nicht eingeführt. Jetzt agitieren einige Gesellschaften für die Einführung dieses nahezu von der ganzen civilisierten Welt bereits angenommenen, äußerst einfachen Systems.

E. M. in D. 1. Welches ist das beste Predigtbuch über die Evangelien und Episteln für den Familiengebrauch und wo ist es zu haben? Was ist von den Grangers zu halten, und ist es ratsam sich ihnen anzuschließen?

1. Ihre Frage ist nicht so ganz leicht zu beantworten. Es giebt viele gute Postillen, welches aber die beste sei, vermögen wir nicht zu entscheiden. Für den Familiengebrauch empfiehlt sich in erster Linie Luthers Hauspostille, dann aber auch die Evangelien- und Epistelpostille Dr. Walthers. Die genannten Bücher sind vom "Concordia Publishing House" (M. C. Barthel, Agent), St. Louis, Mo., zu beziehen. — 2. Die Grangers sind eine geheime Gesellschaft. Ein Christ weiß darum, daß er mit ihnen keine Gemeinschaft haben sollte.

P. H. in Ch. 1. Wer regierte 1741 in Rußland? — 2. Wie vertreibt man "Cockroaches"?

1. Iwan IV. regierte von 1740 bis 1741 unter der Regentschaft seiner Mutter Anna, einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern. Diese Regierung wurde durch Elisabeth, die jüngste Tochter Peters des Großen, gestürzt. Sie sandte den zweijährigen Iwan auf die Festung Schlüsselburg, und machte sich am 6. Dez. 1741 zur Kaiserin. Sie regierte bis 1762. — 2. Weiß einer unserer Leser ein gutes Mittel? —

K. Gr. in H. 1. Woher stammt die Sitte, die Leute in den April zu schicken? — 2. Wie wird "Gas Tar" bereitet?

1. Über den Ursprung der namentlich in Deutschland, England, Amerika und Frankreich am 1. April üblichen Sitte des Aprilschickens (engl. April-fool, franz. poisson d'Avril, d. i. Aprilfisch) sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Gewöhnlich wurde der Brauch bisher als eine Nachahmung des Hin- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes angesehen, weil im Mittelalter am Osterfeste, welches meistens in den April fällt, auch diese Szene bei den Passionsspielen aufgeführt wurde. Andere haben darin eine Andeutung auf die Veränderlichkeit des Aprilwetters finden wollen. Der ganze Brauch ist jedoch dem deutschen Altertum unbekannt und scheint, wie auch Grimm annimmt, erst in den letzten Jahrhunderten von Frankreich gekommen zu sein. Obgleich der Ursprung desselben auch dort nicht aufgeklärt ist, so spricht doch alles dafür, daß er der Rest eines alten heidnischen, vielleicht altkeltischen Festes ist, welches mit dem Beginn des Frühlings im Zusammenhange stand. — 2. Das aus Kohlen bereitete Leuchtgas wird, zum Zwecke der Reinigung, durch Wasser geleitet und verliert dabei seinen Gehalt an Theer. Derselbe ist also ein Nebenprodukt der Gasfabrikation.

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 10 April 1884. Nummer 33.

Osterjubel.

Frohlocke doch mit aller Macht,
O Herz, und laß das Bangen!
Vorüber ist das Grau'n der Nacht,
Das Alte ist vergangen.
In deinem Heiland JEsu Christ,
Der von dem Tod erstanden ist,
Ist alles neu geworden.

Die Sonne niemand fesseln kann
Mit Banden und mit Stricken:
So kann auch nicht der Todesbann
Das Leben unterdrücken.
Der HErr ersteht, das Leben siegt,
Und Teufel, Tod und Hölle liegt
Gebändigt Ihm zu Füßen.

Gesprenget ist des Grabes Thor,
Das man verschloß im Wahne;
Der Ueberwinder steigt hervor
Und schwingt die Siegesfahne.
So muß es auch dereinst gescheh'n,
Daß alle mit Ihm auferstehn,
Die mit Ihm sind begraben.

Nun wird es kündlich offenbar,
Trotz feindlicher Gewalten,
Nachdem es doch unmöglich war,
Im Grabe Ihn zu halten,
Daß er der Fürst des Lebens ist,
Und daß du wohl geborgen bist,
Wenn du dich Ihm vertrauest.

Und ob die Flut der Trübsal gleich
Dir an die Seele schwölle,
Umfinge dich des Todes Reich,
Umringte dich die Hölle:
Das Leben lebt, der Tod ist tot,
O Herz, was hat es denn für Not?
Frohlocke doch, frohlocke! Ludwig Grote.



Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (3. Fortsetzung.)

4.
Bei der Kranz-Lotte.

Der Ziegenhirte hatte es im Vorbeiziehen in die Thür hineingeschrieen, die Kranz-Lotte wäre schwer krank und die Elsbeth vom Haidhof sollt' zu ihr kommen, eh' sie sturbe.

Das Mädchen war draußen auf dem Felde, als die Bestellung gemacht ward, und der Bauerfrau machte dieselbe viele schwere Gedanken. Sie dachte eines dunklen Novemberabends, da es leise an die Scheiben geklopft, und als sie geöffnet, hatte ein Weib dagestanden, zitternd, das Haar im Winde flatternd, ein Bündel wohlverwahrt im Arm. Sprachlos, mit flehentlicher Gebärde war das Weib auf der Schwelle hingesunken und hatte das Bündel, aus welchem sich ein wimmerndes Kinderstimmchen hören ließ, der Bauerfrau mit beiden Armen entgegengestreckt. Diese wußte selbst nicht, wie es zugegangen, aber als sie sich besann, hielt sie das Bündel im Arm und das Weib war in der schauerlichen Nacht verschwunden. Da hatten sich aus dem Bündel zwei kleine Ärmchen herausgearbeitet, und, ans Licht gebracht, zwei klare Kinderaugen hervorgeblinzelt.

Seit Jahren hatte die Bauerfrau sich ein Kind gewünscht und viel darum gebetet, — nun hatte sie eins. — Aber es war nicht ihr eignes, — sie besann sich, sie kannte ja das Weib, es war des Webers Lotte aus Lindenbühl, einem Dorf, das eine Wegstunde entfernt lag, ein gutes und schmuckes Mädchen, die hatte einen jungen Burschen geheiratet, der war bei den Soldaten verunglückt, sie hatte davon gehört, beide hatten nichts gehabt, als ihre gesunden Glieder, — und nun war dies Kind geboren. Die bittere Not hat das arme Weib getrieben, sich von dem Kinde zu trennen, und wo könnte sie's besser aufgehoben wissen als auf dem Haidhof. Die Weber-Lotte weiß, wie's da zugeht, sie hat vor Jahren da gedient und sich brav gehalten. —

Damals hat die Bauerfrau eine schlaflose Nacht gehabt, teils hat das Kind viel geschrieen, teils hat's auch im Herzen ein lautes Reden und Gegenreden gegeben. Erst hieß es: ich bring's der Lotte wieder, gleich morgen, gewiß ich thu's, kann doch nicht anderer Leute Kind als eigen annehmen! Dann wieder sprach die andere Stimme: „Das Kind mag Dir wohl von Gott beschieden sein! hast Dir ja längst eins gewünscht!

wenn das Kind seiner Mutter nachartete, könntest Du wohl viel Freude dran erleben! besinne Dich, Margreth, eh' Du's wieder wegträgst!" So ging's die ganze Nacht hin und her.

Mit ihrem Manne wollte sie's bereden, der sagte aber, wie gewöhnlich, nichts weiter als: „Thu', was Du willst! mir ist's alles recht!" Dann legte er sich aufs andere Ohr und schlief getrost weiter. —

Am Morgen ging die Bauerfrau richtig nach Lindenbühl, aber ohne das Kind. Die Lotte war im Dorfe nicht zu erfragen, es hieß, sie wäre über Land gegangen, sich einen Dienst zu suchen. Die Bauerfrau mußte sich unverrichteter Sache auf den Heimweg machen.

Verdrießlich, den weiten Weg umsonst gemacht zu haben, da es ihr doch sehr am Herzen lag, die Sache zu einem Abschluß zu bringen, schritt sie dahin. Da sieht sie von ferne am Wegrain eine Gestalt, über den Kopf ein schwarzes Tuch gebunden, vorn über geneigt, die Hände vors Gesicht gelegt, sitzt sie da. Die Bauerfrau kommt näher — es ist die Weber-Lotte! — Nun sitzen die beiden nebeneinander.

„Hast mir 'ne schöne Bescherung ins Haus gebracht gestern abend! hast wohl gedacht, St. Niklas wäre vor der Thür, da wollt'st mir doch 'ne Freud' machen!" —

„Ach! um Gottes Barmherzigkeit! redet nicht so, Frau Margreth! ich hab's mir ja vom Herzen gerissen! es ist ja mein Letztes, mein Einzig's, was ich noch auf der Welt hab'! mein Vater und Mutter sind tot und begraben! meinen herzallerliebsten Mann seh' ich nimmer wieder, der hat beim Manöver den Sturz mit dem Pferd gethan und sie haben ihn tot aufgehoben! Da bin ich mit dem Wurm allein übrig gewesen! soll's auch sein Leben in Armut und Not hinbringen? soll ich's der Gemeind' übergeben, daß es zu fremden Leuten kommt, die's vielleicht verhungern lassen? — Gott erbarm' sich mein, aber da will ich's doch lieber nimmer wieder an mein Herz drücken und will einer andern das selige Mutterrecht an mein'm Kind lassen! und da seid Ihr mir in den Sinn gekommen, Margreth! Ihr wart allzeit gut zu mir, habt mich's nimmer fühlen lassen, daß ich 'n blutarmes Ding! ich wußte ja, wie sehr Ihr Euch so 'n kleines Kind wünschtet, habt mir's doch selbst gesagt, am letzten Sonntag bei der Kirchthür, da ich so viel weinen mußt', und Ihr mich getröstet habt und gesagt, jeder hätt' sein Kreuz, und Ihr hättet auch eins, und das wär's, daß Ihr kein Kind habt! — Ach, Margreth, ich hab' Euch mein Allerbestes gebracht! und ich will's dem Kinde nimmer sagen, daß es mein ist, mein süßes, herziges Kind! will's nur von ferne ansehen, wenn ich 'mal wieder in die Gegend komm', und mich freuen, wie es groß und schön geworden, und daß es kein Kummer und Not hat, wie sein' Mutter!"

Jetzt hatte die Bauerfrau ihre Hände vors Gesicht gelegt und es schien beinah, als ob sie weine!

„Du armes Ding!" sagte sie dann ganz weich, und strich der Webers-Lotte über das blasse, erregte Gesicht, — „kannst mich dauern! — aber siehst Du, soll ich das Kind behalten, da muß es kein' ander' Mutter haben als mich! da kann ich Dir nicht helfen! darfst auch nicht alle Wochen hergelaufen kommen es zu betrachten, Du würd'st Dich verraten. Aber weiß't, alle Jahr zweimal magst Du für bestimmt kommen, wollen sagen: am zweiten Pfingsttag und auf St. Niklas, da sollst mir willkommen sein!" —

Das arme, blasse Weib nickte traurig vor sich hin und sagte leise: „Ich möcht' am liebsten weit weg mir 'n Dienst suchen, und da würd' ich wohl kaum alle Jahre zweimal herkommen; aber ich dank' Euch schön, Frau Margreth, es ist so alles gut und recht. Nur eins möcht' ich mir erbitten von Euch, wenn's 'mal mit mir zum Sterben kommt, und ich das Kind herrufen laß, da möcht' ich's ein einzig Mal noch als mein eigen Kind ans Herz drücken und ihm sagen, daß ich sein' Mutter bin! Gelt, Margreth, das könnt Ihr mir nicht abschlagen?" —

Da hat die Bauerfrau der Webers-Lotte die Hand darauf gegeben, — sie waren damals ja beide noch jung und wer weiß denn, welche von ihnen zuerst stirbt? —

Die arme Witwe ist dann Jahre lang weit weg gewesen, kein Mensch hat von ihr gewußt und gehört, bis sie eines Tages wieder da war, aber man kannte sie nicht wieder. Ein kleines, gekrümmtes, schwaches Weiblein, stand sie unter dem großen Nußbaum des Haidhofes, bescheiden um Einlaß bittend, sie mochte wohl viel schwere Arbeit gethan und Krankheiten überstanden haben, daß sie so vor der Zeit gealtert, sie selber pflegte zu sagen: ohne Lieb' durch die Welt gehen, das mache alt! —

Man hatte ihr nun das Witwenstübchen im Gemeindehaus angewiesen, da lebte sie seitdem, man wußte eigentlich nicht, wovon, aber jedermann hatte sie gern und that ihr Gutes, und dann band sie Kränze: Brautkränze, Erntekränze, Richtfestkränze, und — — viele, viele Totenkränze! —

Drum — als an jenem Tage der Hirtenbub die Bestellung auf den Haidhof brachte, da fuhr's der Bauerfrau durch alle Glieder, die Beine zitterten unter ihr — sie mußte sich setzen — sie wischte sich mit der Schürze übers Gesicht.

Es kam der Frau bitterlich an, daß die Elsbeth sie nicht mehr als ihre einzige und rechte Mutter lieben und ehren solle; — ja, und wer konnt's denn so gewiß sagen, ob die Lotte wirklich sterben würde, ist doch schon mancher schwer krank gewesen, und wieder besser geworden, — und was dann! — Und was wird die Else zu der Sache sagen! das wird ihr ein furchtbarer Schlag sein! sie, die angesehene, viel bewunderte Else vom Haidhofe, die Tochter der armen, bemitleideten Kranz-Lotte! — aber es braucht's ja niemand sonst zu wissen! ist's denn nicht genug, wenn die Else es alleine weiß? — „HErr-Gott vom Himmel sieh darein und laß es Dich erbarmen!" seufzt die Bauerfrau aus tiefster Seele. Eins aber steht fest: sie kann das Mädchen nicht alleine gehen lassen, sie muß mit dabei sein, mag denn kommen, was da wolle! —

Indessen lag die Kranz-Lotte auf ihrem Bette, sehr blaß und todesmatt, die Augen geschlossen, aber mit gefalteten Händen und ein glückseliges Lächeln um die schmalen Lippen.

Es war eine recht dürftige Behausung, dies Witwenstübchen im Gemeindehause, kaum eine Stube zu nennen, der Fußboden von Lehm, die Wände roh beworfen, das einzige Fenster mit bleigefaßten Scheiben. Aber die liebe Gottessonne vergaß auch dies Kämmerlein nicht, hell und warm sandte sie ihre gütigen Strahlen durch das grünliche Fensterglas, sie beschien die saubere weiße Wand, wo alle die Totenkränze hingen, welche die Lotte im Vorrat hatte. Die andern Kränze band sie nur auf Bestellung, aber die Totenkränze hatte sie vorrätig, die wurden gar zu oft und viel gefordert. Diese Kränze gaben der Behausung einen eigentümlichen Schmuck und der Luft, die man atmete, einen besonderen harzigen und würzigen, beinah betäubenden Duft. Aber das war die Bewohnerin längst gewohnt, der Duft des Todes betäubte sie nicht.

Sie war so schon lange müde gewesen, die Glieder so schwer, als wären sie bleiern. Die Last der Jahre war es nicht, die sie drückte, manche in ihrem Alter that noch wie eine junge Frau und schritt rüstig zur Arbeit. Aber die Lotte pflegte zu sagen, ihr sei gar zu früh das Herzblatt ausgebrochen und dann müsse die Pflanze wohl welk werden. —

Nun lag sie da und fühlte das Ende herankommen. Zweimal hatte ein Fieberfrost sie geschüttelt, sie wußte: kommt's zum drittenmal, dann ist's zuletzt. Ach, wie lange hat sie sich auf diese Stunde gefreut! darum heißt's in ihrem Herzen: Endlich! Endlich! Sie weiß ja, nun geht's in die ewige Ruh! zu ihrem JEsus! und bei Ihm zu allen, die sie lieb gehabt! aber

vorher noch die große Erdenfreude, die sie sich ausbedungen, da sie sich von dem Liebsten getrennt. In des Todes Thoren soll sie noch ihrem Kinde begegnen, soll sich erquicken an Kindesliebe, und, will's Gott, in den Armen dieser Liebe heimgehen! was könnte es Besseres, Schöneres geben für die arme Kranz-Lotte? —

Ihre Seele ist voll Sehnsucht! sie liegt zu lauschen, bei jedem Geräusch von Schritten, bei jedem Wagenrollen in der Ferne öffnen sich ihre müden Augen und ihre Lippen flüstern: sie kommt! sie kommt!

Arme Lotte! Du mußt oft getäuscht deine Augen wieder schließen und den Kopf wieder sinken lassen. Auf dem Haidhof haben sie's nicht so eilig. Um die Mittagszeit ist Else vom Felde nach Hause gekommen, dann hat die Mutter es ihr gesagt, daß die Botschaft gekommen, dann haben sie zu Mittag gegessen, darauf ist das Rößlein an den Einspännerwagen gespannt, denn die Bauerfrau kann nicht so weit gehen, und endlich sitzen die beiden Frauen auf dem Wagen, Else nimmt selbst die Zügel und fort geht's den Berg hinunter auf Lindenbühl zu.

Auf dem Wagen sagt Elsbeth: „Was ist's doch damit, Mutter, Du bist so eigen, so verändert, als ob Dir etwas schwer auf dem Herzen läge! — Der Kranz-Lotte ist doch am Ende nichts Besseres zu gönnen, als daß unser HErrgott sie hinnähme, sie hat mir's oft gesagt, daß sie sich nach dem Himmel sehne."

Die Bauerfrau seufzte tief und meinte ausweichend, es sei doch immer ein schweres Stück, jemanden sterben zu sehen, vielleicht liege sie gerade im letzten Kampfe! Else schüttelte leise den Kopf und trieb das Pferd zu rascherem Laufe an, es lag ihr daran, schnell hinzukommen. Als sie ins Dorf kommen, will das Mädchen einen Knaben heranwinken, daß er das Pferd ein halbes Stündchen halte, sie denkt, länger kann's doch nicht dauern. Aber die Bauerfrau rät, das Gefährt im Krug einzustellen, es könne sich wohl verziehen.

Endlich gehen sie auf das Gemeindehäuschen zu, Else voran — sie treten in die Thür — die Kranke sitzt aufrecht im Bett — beide Arme streckt sie dem Mädchen entgegen — ihre Augen leuchten von einem überirdischen Licht, sie ruft mit klarer Stimme: „Kommst Du! kommst Du endlich! ach, komm doch hierher — ganz heran — es ist hohe Zeit!"

So hat Else die alte Frau nie gesehen — was ist das? — aber eine höhere Macht zieht sie, sie weiß nicht, wie es geschieht, aber sie hat die arme Alte in ihre Arme genommen, sie fühlt sich von ihr umschlungen, herabgezogen, mit den zärtlichsten Namen genannt, mit Küssen bedeckt!

Die Bauerfrau steht noch am Thürpfosten, sie muß sich anlehnen, ihre Augen strömen von Thränen, — da richtet Else sich auf und spricht: „Mutter! Mutter! was bedeutet dies? — sag doch was? ist die Kranz-Lotte mit uns verwandt?" —

Und nun erhebt sich die Kranke an Elsens beiden Händen, sie sitzt aufrecht im Bette, strahlend blickt sie dem Mädchen ins Gesicht: „Mutter! Mutter!" — sagt sie — „ach, nenne mich doch ein einzig Mal: Mutter! denn ich bin's! — Margreth! sag's ihr doch! ich kann nicht mehr!" —

Da raffte die Bauerfrau sich zusammen, trat dicht heran, und mit schluchzender Stimme, als risse sich sich etwas vom Herzen ab, hat sie's dem Mädchen erzählt, was in jener Novembernacht geschehen.

Else stand ganz still — immer blasser ward ihr Gesicht, — die Arme fielen ihr am Leibe nieder — sachte sank sie auf ihre Kniee am Bettrande und verhüllte sich die Augen mit beiden Händen.

Es war eine Weile ganz still über den dreien, nur ein Luftzug ging durch den engen Raum, der rauschte leise durch alle die Totenkränze an der Wand.

„Mein Kind!" flüsterte es dann aus den Kissen — „mein einzig liebes Kind — Du schämst Dich wohl Deiner armen Mutter?" —

Da ging es wie ein Beben durch Elsens schlanke Glieder, sie richtete sich hoch empor — ihr Antlitz leuchtete:

„Schämen!" sagte sie — „schämen! — da sei Gott vor! ich wäre ja nicht wert, daß mich die Sonne beschiene! aber Mutter! wenn Du wirklich meine Mutter bist — wie konntest Du Dein Kind von Dir geben! wie war's möglich? — o wie war **das** möglich?" —

Da verklärte ein wundervolles Lächeln das todesbleiche Antlitz im Bette: Mein liebes, liebes Kind! Du weißt nicht, wie hart das Leben ist, und Du weißt nicht, wie stark Mutterliebe ist! für Dich, für Dich vermochte ich alles!"

Da brach dem Mädchen das Herz! laut weinend beugte sie sich über die Alte, streichelte ihr über beide Wangen, nannte sie mit Schmeichelnamen, — und hielt die gebrechliche Gestalt in ihren starken Armen. Da blickten die beiden sich einander in die Seele, mit einem langen, langen Blick, als sollten sie's nachholen für viele, viele Jahre; — dann ward die Kranke schlaff, die Augen schlossen sich, eine Ohnmacht nach der gewaltigen Erregung nahm ihre Sinne gefangen.

„Sie stirbt, sie stirbt!" rief Elsbeth — die Bauerfrau trat heran, beugte sich über das Bett, horchte und lauschte: „Noch nicht! noch nicht! aber lange kann's wohl nicht dauern, — ach, Else, dann bin ich doch wieder Deine Mutter, Deine einzige Mutter?" —

Else blickte wie verwirrt auf, sie strich sich über die Stirn, sie nickte und sagte leise: „Wenn der armen Kranz-Lotte Kind Euch auch jetzt noch recht ist, da muß ich's wohl mit tausend Dank hinnehmen! ja Dank! Dank! was hab' ich nicht alles zu danken! und ich meinte immer, der Haidhof hätte mir auch etwas zu danken! — o, verzeiht mir doch, wenn ich dumm und thöricht rede — aber die ganze Welt ist ja anders geworden, ich muß mich erst zurecht finden, daß ich nicht anstoße und falle! — ach, Mutter! Mutter! nun habe ich zwei Mütter! ist das ein Reichtum! Gott erbarme sich meiner, womit habe ich **das** verdient?" —

Die Bauerfrau schüttelte verwundert den Kopf, jetzt war sie die Stärkere! „Was nun, Else? ich muß wieder nach Hause! was willst Du thun?" —

„Was ich thun will?" fragte sie verwundert — „o, wer weiß es denn so gewiß, vielleicht wird meine Mutter besser, ich will sie pflegen, wir wollen einen Doktor rufen lassen, der wird schon etwas für sie wissen! — Fahrt nur getrost nach Hause, der Wirtsknecht muß mit — nun muß der Haidhof ohne Else bestehen!" —

„Ach, Kind, sprich doch nicht so! aber bleibe Du nur hier, ich schicke mit dem Knecht alles, was für Euch beide not thut, und morgen komme ich wieder, dann sprechen wir weiter!"

Die Frau ging langsam, als trennte sie sich schwer von der Stelle, in der Thür blickte sie sich noch um, Else lag über die Kranke gebeugt, sie sandte ihr keinen Blick nach.

Der Abend senkte sich langsam auf die Erde, die Schatten wuchsen — rot fielen die letzten Sonnenstrahlen in das Sterbekämmerlein der Kranz-Lotte. Sie hatte die Augen wieder aufgeschlagen — sie erkannte noch das Mädchen, das unverwandt sich über sie beugte und lächelte so froh — so glücklich! Else reichte ihr eine Erquickung —

„O, wie schön! wie schön!" flüsterte sie leise — „mein gutes Kind! mein Kind, giebt — mir — zu trinken!" —

Dann fiel sie wieder in einen leisen Schlaf.

Die Nacht kam. Der Mond zog herauf. Muttter und Tochter blieben allein — ganz allein im engen Stübchen, in der stillen Sommernacht. — Die blassen Mondstrahlen fielen auch

auf die weiße Wand und auf die Totenkränze, und wie die Mondstrahlen kamen auch die Engel Gottes, die trugen leis und lind die arme Seele in ihres Heilands Arm und Schoß!

Aber auch vor des Mädchens Seele trat der Engel Gottes und die Klarheit des HErrn leuchtete um sie. In dieser Nacht hat die Else vom Haidhofe zuerst ihrer Mutter die Augen zugedrückt. Dann hat sie sich tief, tief geneiget unter ihres Gottes Hand und demutig stille auf sein Wort gehört, das lautete: Alles Fleisch ist wie Heu, und alle Menschenherrlichkeit ist wie Gras und Grases Blume! das Gras ist verdorret und die Blume ist abgefallen! — Aber — aber — das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit! —

Darnach hat auch des Mädchens Seele zu ihrem Gotte geredet, freilich nur ein einziges kurzes Wort, es liegt aber alles in diesem einen Worte, was unsrer Seele not thut, und was der HErr unser Gott von uns begehrt, dies Wort lautet: „Mir geschehe, wie Du gesagt hast!"

In der Kraft dieses Wortes ist die Else vom Haidhof fortan ihren Weg gewandelt.

Man hat viel auf sie eingeredet, sie solle nun thun, als wäre nichts geschehen, damit es kein Mensch weiter erfahre, daß sie des armen Weibes Kind. Frau Margreth hat gebeten am nächsten Tage: komme mit nach Hause, wir wollen alles thun lassen, was recht ist, daß der Toten geschieht, wie's ihr gebührt! — Aber das Mädchen hat rund heraus erklärt, sie selber wolle ihrer Mutter die letzte Ehre erweisen, dann erst komme sie wieder auf den Haidhof.

So hat sie der Leiche das Totenhemd angezogen, hat ihr das Haar geglättet, und ein weißes Kopftuch umgebunden, hat ihr die Hände fromm gefaltet, und alle die Kränze, welche diese Hände selbst gebunden, hat sie ihr wohlgeordnet auf's Sterbelager hingebreitet.

Dann ist sie still hingekniet und hat ein heilig Vater-Unser laut gebetet unter viel Weinen.

Und als am dritten Tage Kranz-Lotte begraben ward, da haben die Dorfleute sich über drei Dinge sehr verwundert, zuerst über den Sarg, das war kein schmaler, enger Kasten mit plattem Deckel, sondern hoch und breit, mit blanken Schildern und Kreuzen, wie die Reichen ihn bekommen. Das zweite war, daß dicht hinterm Sarge die Bauerfrau vom Haidhofe und die Elsbeth, ihre Tochter, gegangen sind; drum haben die Leute gesagt, die sei doch eine gar Brave und Gute, daß sie der Lotte so viel Ehr' anthue, weil sie vor Jahren auf dem Haidhofe gedient. Und endlich hat der Pfarrer eine ganz aparte und gar schöne Red' gethan, die hat zum Text das Wort gehabt von der Liebe aus dem 1. Briefe St. Pauli an die Korinther:

„Die Liebe glaubt alles, trägt alles, hofft alles, duldet alles!"

Da haben etliche Kluge sich's gesagt, der Herr Pfarrer möge wohl etwas Absonderlich's von der Kranz-Lotte gewußt haben, daß er ihr solchen schönen Text mit in's Grab gegeben!

Mater dolorosa. (Maria, die Mutter des HErrn.)

Die Sache hing aber so zusammen, daß Elsbeth ein langes und geheimes Gespräch mit dem Pfarrer gehabt, und hatte ihm alles gesagt und mit ihm beraten.

Nach dem Begräbnis fuhren die beiden Frauen zusammen auf den Haidhof, und abends, als der Mond über den Bergrand stieg, saßen sie stille, Hand in Hand, auf der Bank unter dem alten Nußbaum. Die ganze, weite Gotteswelt lag im tiefsten Frieden, aus weiter Ferne trug die Luft einen Glockenton herauf vom Abendleuten. Es war auch den beiden gar feierlich zu Sinn, wie's wohl nicht anders sein kann, wenn man Tags an einem offnen Grabe gestanden hat. — Da sagte Else, es sei ihr als ginge sie mit einer Lüge unter den Leuten hin, wenn sie's geheim halte, wer ihre rechten Eltern gewesen, und so thue, als sei sie hier Kind im Hause durch ihre Geburt! Entweder müsse sie ihren wahren Namen tragen, oder auch sie müsse fort, weit weg, wo alles neu und wo kein Mensch sie kenne.

Tief senkte Frau Margreth den Kopf, und tief seufzte sie aus bekümmerter Seele, — es war, als wolle sie ihrem armen Herzen einen Entschluß abringen — bis es endlich über ihre Lippen kam: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Und Else legte ihren Kopf mit dem schwarzen Trauerkäppchen auf Frau Margreths Schulter und sprach's nach mit gefalteten Händen:

„Sein Wille geschehe! Amen!"

(Fortsetzung folgt.)

Simon von Kyrene.

(Aus einer alten Familienchronik.)

Anno Domini 1677, am Tage seines allerheiligsten Leidens und Sterbens.

Alle Welt sei stille vor dem HErrn, der HErr ist in seinem Heiligtume. Auch meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Denn das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus JEsus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin; aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren.

Wie sich das zugetragen hat, das steht in der Kürze zu lesen Luc. 23, 26: „Und als sie ihn hinführten, ergriffen sie einen, Namens Simon von Kyrene, der kam vom Felde, und legten das Kreuz auf ihn, daß er es Ihm nachtrüge.“ Das ist auch meine Geschichte. Ich will sie des weiteren hier aufzeichnen zum Gedächtnis für Kind und Kindeskind, wie sie mir heute wieder lebendig vor Augen steht.

Wer weiß, ob ich übers Jahr noch hier bin. Unser Leben währt 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre; habe auch Lust abzuscheiden und daheim zu sein bei dem HErrn, der mich erlöset hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels — Er sei hochgelobet in Ewigkeit.

Es ging mir, wie es im Liede heißt:

„Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren;
Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren;
Ich fiel noch immer tiefer drein,
Es war kein Gut's am Leben mein,
Die Sünd' hatt' mich besessen —“

und ich war doch einer vom Volke Gottes, gleichwie Simon von Kyrene — der kam vom Felde — ging seinen eigenen Weg — wollte nichts zu schaffen haben mit dem, der die Sünder zur Buße und die Mühseligen und Beladenen zur Erquickung ruft, daß sie Ruhe finden für ihre Seelen.

Er war mir oft genug begegnet, ich aber war ferne von ihm geblieben, ja war immer weiter von ihm abgekommen, vermeinte auch ein Recht dazu zu haben, denn die böse Zeit machte mich unwirsch und trutzig. Ja, es war böse Zeit. Krieg und Pestilenz, Hunger und Kummer, Jammer und Elend landauf und landab, auch hier im Dorfe und hier im Hause. Als wir anno 1627 die spärliche Ernte mit Seufzen eingebracht hatten, kamen die Tillyschen und plünderten uns rein aus. Mein Vater selig mußte ihnen den Raub obendrein nach Braunschweig fahren; mich wollte er statt seiner nicht ziehen lassen, weil er um meinen Hitzkopf besorgt war. Er kam wieder ohne Pferde und Wagen, marode und krank, legte sich hin und stand nicht wieder auf. Dann legte sich mein arm' Mutterlein an seine Stelle und folgte ihm bald nach. So blieb ich allein auf dem Hofe, allein mit einer Kuh, um die ich mich auch sehr wenig bekümmerte. Ich haderte mit Gott und der ganzen Welt, wäre am liebsten unter das wüste Kriegsvolk gegangen, nur unter die Kaiserlichen mochte ich nicht, weil sie das Elend über uns gebracht hatten. —



Es ist vollbracht! (Siehe Seite 519.)

Ab und an kam die alte Nachbarin über den Zaun herüber, fütterte die Kuh, kramte auf in der Küche und Stube und sagte dabei kein Wort; nur wenn sie wieder ging, sagte sie wohl: „Ludolf, sorge für Deine Kuh und für Deine Seele.“ Ich ließ sie gewähren; mochte ihr auch nicht bös antworten, wie sonst meine Weise war; denn sie hatte mich über die Taufe gehalten und hatte dasselbe stille blasse Gesicht, wie meine Mutter, an die ich deswegen immer denken mußte, wenn ich sie sah. Lieber freilich hätte ich ihre Tochter gesehen, die Anna Marie, aber die ging mir aus dem Wege — ich wußte wohl, warum? weil ich ein böser Gesell war und sie ein frommes Kind. Der HErr Christus stand zwischen uns, und das machte mich schier grimmig gegen Ihn; denn ich dachte, wenn Der nicht wäre, würde ich sie wohl noch unter dem Birnbaume am Gartenzaune treffen, wie vordem, da wir noch Kinder waren. Mochte deshalb auch nicht mehr zur Kirche gehen, denn da sah ich sie in dem Stuhle nebenan und ärgerte mich, daß sie mich nicht ansah — und ihn sah ich am Kreuze über dem Altare und ärgerte mich, daß er mich ansah. Magister Rambach, der treue Mann Gottes, ist den Winter etliche Male zu mir gekommen und hat

mich ernstlich vermahnt, daß ich Gottes Wort und die Predigt nicht verachten solle. Bin aber störrisch geblieben. Als die Fastenzeit angegangen, hat er mir noch einmal gesagt: „Ludolf, Du widerstrebst nicht mir, sondern dem, der sein heilig Blut für Dich vergossen hat; gieb acht, der ist stärker, denn Du — ich übergebe Dich in seine Hände." Damit hat er sich zur Thür gewendet und hat mich fürder in Ruhe gelassen.

Ich habe aber seitdem keine rechte Ruhe gehabt. Das Wort ist mir doch wie ein Stachel in die Seele gefahren und jedesmal, wenn die Glocken läuteten, hat sich der Stachel von neuem geregt. Mußte dann nach dem Gesangbuche sehen da oben auf dem Schranke, das ich seit dem Begräbnis meiner Mutter nicht wieder angerührt hatte, und dann wurde es mir ganz unheimlich im Hause, ich griff nach meinem Hute und entwich hinten durch den Garten ins Feld hinein. Freilich da draußen fand ich auch keine Freude. Da lagen die Äcker unbestellt, wüst und leer — und woher im Frühjahr die Aussaat nehmen? und woher Mut nehmen zur Arbeit? Das Plündern und Marodieren, das Sengen und Brennen dauerte fort. In Isenbüttel und Essenrode waren sie kürzlich wieder eingefallen, in Groß-Schwülper hatten sie die Kirche rein ausgeraubt. Dieserhalb auch unser allergnädigster Herzog Christian zu Celle dem Obersten Hans von Eichstedt, der das Kommando in Gifhorn gehabt, Vorhalt gemacht hat und hat sich auf den Schutzbrief des Friedländers berufen und gefordert, den Übelthätern Einhalt zu thun. Der Oberst aber hat geantwortet, es gäbe der Reuter mit blauen Mänteln viele, er könne die Schuldigen nicht herausfinden.

So kam der Karfreitag. Ich machte mich schon früh auf den Weg aus dem Dorfe hinaus, wollte nachsehen, ob die Wiese hinter dem Buchenkampe schon Gras hätte für die Kuh. Es war so; freute mich fast, als mir das frische Grün vor die Augen trat. Dazu blühten die Schneeglöckchen und Osterblumen am Rande des Waldes und die Sonne schien warm vom Himmel herunter und die Lerchen stiegen fröhlich singend zum Himmel hinauf. Sonst war alles still, still wie in der Kirche. — Wie in der Kirche! Das ging mir wieder wie ein Schwert durch die Seele. In der Kirche! — ja, da standen sie alle unter dem Kreuz — ich nicht, da blickten sie alle auf zu dem dorngekrönten Haupte — ich nicht; da sangen sie alle: „Am Freitag muß ein jeder Christ das Kreuz mit Christo tragen" — ich nicht. Jetzt hallte die Betglocke vom Turm — nun liegen sie auf den Knieen und beten: „Christe, Du Lamm Gottes —", soweit hatte ich es unwillkürlich mit gebetet, aber weiter kam ich nicht, das andere wollte nicht über meine Lippen; es war, als ob mir jemand den Mund zuhielt und mir zurief: „Du darfst nicht und Du kannst nicht — was hast Du mit Christo zu thun?" Ich sank zu Boden, wie von einer schweren Last niedergedrückt; eine dumpfe Müdigkeit kam über alle meine Sinne und Gedanken. Als ich mich wieder besann, stand die Sonne im Mittag, die Kirche mußte längst aus sein und so schlug ich mich seitwärts durch den Buchenkamp, um ungesehen heimzukehren.

Dort aber an der Ecke, wo der Weg zuletzt auf die Landstraße einbiegt, da prallte ich entsetzt zurück. Welch ein Anblick! Dicht vor mir ein Trupp Reuter, vorne an einer mit wild funkelnden Augen, in der Hand einen goldenen Kelch, den er in der Sonne schwenkte — o, das war ja der Abendmahlskelch aus unserer Kirche. Hinter ihm, mitten zwischen den anderen Blaumänteln, der Magister Rambach in seinem priesterlichen Ornate, barhaupt und gebückt unter einem Kreuz, das er auf dem Rücken trug — o, das war ja das Kreuz von unserm Altar. Ich stand wie erstarrt, konnte keinen Schritt vorwärts noch rückwärts. Da gewahrte mich der vorderste. „Heda, Gesell", schrie er, „hast Dich wohl klüglich im Busche verkrochen? Kommst noch gerade recht, kannst den Alten ablösen!" Im nächsten Augenblick lag das Kreuz auf meinem Nacken und vorwärts ging's unter dem Hohn- und Spottgelächter der wüsten Rotte. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen — da hörte ich neben mir die sanftmütige Stimme meines Gefährten: „Am Freitag muß ein jeder Christ das Kreuz mit Christo tragen." Von da an hörte ich nichts weiter, hörte nichts von dem Fluchen und Lästern um mich her, hörte nur das eine, nicht neben mir, sondern in mir: „Am Freitag muß ein jeder Christ das Kreuz mit Christo tragen." Wohl wehrte und sträubte sich mein Herz dagegen, aber es half ihm nichts; aus demselben Herzen klang es herauf lauter und immer lauter: „Am Freitag muß ein jeder Christ das Kreuz mit Christo tragen" — bis es zuletzt auch hier alle Widerrede übertönte.

Plötzlich hielt der Zug; wir waren vor einer Schenke angelangt. „Holla!" Wein her! Den Kelch dazu haben wir bereits. — Wollen Karfreitag feiern. — Der Pfaffe soll uns ein andächtig Trinklied anstimmen." — So schrie es wirr durcheinander.

Doch mit einem Male ward es stille, ganz stille. Dort in der Thür stand ein anderer Blaumantel im hellblitzenden Harnisch, aber seine Augen blitzten doch noch heller und der Donner kam flugs hinterdrein. Es war eine richtige Stillfreitagspredigt, die der Kriegsmann seinen Leuten hielt, nur still war sie nicht, dagegen kurz und erbaulich. Die Zuhörer ließen alsbald die Köpfe hängen und der Schluß war, daß sie den Raub wieder pünktlich in die Hände des Magisters auslieferten. Dann reichte uns der seltsame Prediger die Hand und bat uns im Namen des Gekreuzigten, den Übelthätern zu vergeben. „Sie wissen nicht, was sie thun — Kriegsvolk ist Heidenvolk — ich tauge auch nicht viel, aber ein Christ will ich sein und bleiben, und der Teufel soll den holen, der sich an meinem HErrn und Heilande vergreift. Sie sagen, Ihr seid Ketzer; aber wenn ich sage: Gelobt sei JEsus Christus! so sagt Ihr: Amen. Zieht hin in Frieden!"

Wer's gewesen ist, habe ich nie erfahren; aber der Obriste Hans von Eichstedt wird's nicht gewesen sein.

Wir zogen heimwärts, der Magister fröhlich mit Loben und Danken, ich still und bedrückt, — das Kreuz lag mir noch schwer, nicht auf meiner Schulter, wohl aber auf meinem Herzen. „Ludolf", sagte mein Begleiter, „wer das Kreuz hat, der segnet sich, und den Demütigen giebt Gott Gnade." Damit überließ er mich meinen Gedanken.

Wir lenkten unsere Schritte zu unserer Kirche und fanden da die ganze Gemeinde versammelt. Als die Unholde am Ende des Vormittagsgottesdienstes hereingebrochen waren, war die Herde auseinandergestoben, nur der Hirte hatte stand gehalten. Nachher aber hatten sich die bangen verschüchterten Seelen doch wieder besonnen und waren beschämt zurückgekehrt, um den HErrn anzurufen um Schutz und Schirm für den, den sie im Stich gelassen hatten. Dann hatte der Küster nach alter Ordnung die Lektion der Leidensgeschichte angefangen und war bis zu dem Worte gekommen: „Und als sie ihn hinführten, ergriffen sie einen, Namens Simon von Kyrene, der kam vom Felde, und legten das Kreuz auf ihn, daß er's ihm nachtrüge." Da hielt er inne, denn wir waren eingetreten und aller Augen hatten sich auf uns gerichtet, während ein leises Flüstern von Mund zu Mund ging: „Simon von Kyrene! Simon von Kyrene!" Wir wandten uns still zum Altare und stellten das Kreuz und die heiligen Gefäße wieder an ihren Ort; dann warf sich der Magister auf seine Kniee und die ganze Gemeinde mit ihm und — ich auch; und da er anhub: „Christe, Du Lamm Gottes" — da kam es auch aus meinem Herzen inbrünstiglich herauf bis zum Amen; und da er fortfuhr: „Lobe den HErrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen" — da konnte ich fröhlich mit einstimmen, konnte auch fröhlich mitsingen, da die Gemeinde zum Schlusse sang:

„Wir danken Dir, HErr JEsu Christ,
Daß Du für uns gestorben bist,
Und hast uns durch Dein teures Blut
Gemacht vor Gott gerecht und gut.“

Als dann die Osterglocken läuteten, bin ich nicht ins Feld gegangen und habe das Gesangbuch da oben auf dem Schranke nicht liegen lassen. War herzensfroh, daß ich den wieder ansehen konnte, der für uns gestorben und auferstanden ist. Dagegen die Anna Marie im Stuhl nebenan wagte ich nicht anzusehen, habe es auch lange Zeit noch nicht gewagt. Meine Kuh versorgte ich treulich und schaffte mit freudigem Mute im Hause und auf dem Acker, und Gott gab seinen Segen dazu. Unser Dorf hatte eine gute Weile Ruh und Frieden, und die Ernte füllte Scheuer und Speicher. Auch der Birnbaum am Gartenzaun hing voll Früchte. Als ich dann der Anna Marie einige davon über den Zaun hinüberreichte, fragte ich sie, ob sie nicht herüberkommen und sich mehr holen wolle? sie seien ihr gern gegönnt. — „Nein“, antwortete sie, über den Zaun hinüber, „das würde sich für mich doch nicht schicken.“ — „Anna Marie“, sagte ich da, „der schlimmste Zaun zwischen uns ist, Gott sei Dank! längst abgebrochen — sollen wir diesen nicht auch wegnehmen? Wir singen jetzt beide aus e i n e m Herzen in der Kirche: Der am Kreuz ist meine Liebe, meine Lieb' ist JEsus Christ — sollen wir's nicht auch in e i n e m Hause singen?“ — Darauf hat sie Ja gesagt.

Was soll ich nun noch weiter berichten? Es ist seitdem manches Jahr dahin gegangen — im Dorfe nennen sie mich noch immer Simon von Kyrene, und ich selbst nenne mich tagtäglich so, wenn ich des Unglaubens meiner Jugend gedenke und der Gnade, die mich so wunderbarlich zum Glauben geführet hat. Habe auch meine beiden Söhne in der heiligen Taufe Alexander und Ruffus genannt und habe sie von früh an unter das Kreuz gestellt, von dem uns aller Segen kommt für Zeit und Ewigkeit. Der älteste hat den Hof übernommen, der jüngste predigt uns hier als des seligen Rambachs Nachfolger das Wort vom Kreuz, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Thorheit, uns aber, die wir selig werden, eine Gotteskraft. Ich sitze mit meiner herzallerliebsten Anna Marie im stillen Altenteilstübchen, in dem es aber laut genug hergeht, wenn uns die fröhliche Enkelschar heimsucht. Ach, HErr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast! Ja, der HErr ist allezeit der Stecken und Stab unserer Wallfahrt gewesen, auch im dunklen Thale — und das Lied unserer Wallfahrt ist geblieben:

„Am Freitag muß ein jeder Christ
Das Kreuz mit Christo tragen,
Bis der Sabbath vorhanden ist,
Dann ruht er in seinem Grabe,
Dann kommt der fröhlich Ostertag,
Dann ihn das Grab nicht halten mag,
Mit Freuden er aufwachet.
Der Freitag währt die kleine Zeit,
Weil wir leben auf Erden
Mit Jammer, Angst und Herzeleid;
Darum betrübt wir werden.
Das macht Adams und unsere Schuld.
Wohl dem, der sein Kreuz mit Geduld
Dem lieben HErren nachträget.“ —

Es ist vollbracht!

Von Eleonore Fürstin Reuß.

Es ist vollbracht! Das Leiden ist erfüllt —
Lamm, Dir sei Preis und Ruhm!
Der Vorhang reißt, der unserm Blick verhüllt
Das große Heiligtum;
Was einst verheißen die Propheten,
Darum die Heil'gen Gottes beten,
Es ist vollbracht.

Es ist vollbracht! Der heil'ge Lebenslauf
Jetzt ist er ausgelebt,
Bald zieht der Sohn zum Vaterhaus hinauf,
Wenn sich die Wolke hebt.
Was in den drei und dreißig Jahren
Die Erde Seligstes erfahren,
Es ist vollbracht.

Es ist vollbracht und das Gesetz erfüllt,
Das lange uns gedrückt,
Und das verlor'ne Gottes-Ebenbild
Wir haben's jetzt erblickt,
Der Menschheit ist's zurück erworben,
Da Gottes Sohn als Mensch gestorben:
Es ist vollbracht.

Es ist vollbracht! Der Tempel ist gebaut,
Das Königreich des HErrn,
Ob's auch im Glauben nur das Auge schaut
Und scheint uns oft noch fern,
Wir schwören doch zu seinen Fahnen
Und rufen mit als Unterthanen:
Es ist vollbracht!

Es ist vollbracht in alle Ewigkeit,
Das Heil, es ist vollbracht!
Kommt alle her, nehmt, was für euch bereit;
Er naht in Königspracht;
O kommt zu seines Thrones Stufen,
O hört Ihn triumphierend rufen:
Es ist vollbracht!

Die Verschwörung des Pontiac.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Von K.

V.

Ein unverschämtes Ansinnen. — Die Belagerung von Fort Pitt. — Indianergreuel. — Sir Jeffreys Amherst und Colonel Bouquet. — In den Thälern von Pennsylvania. — Szenen in Carlisle. — Bouquets Marsch. — Die Schlacht bei Bushy Run.

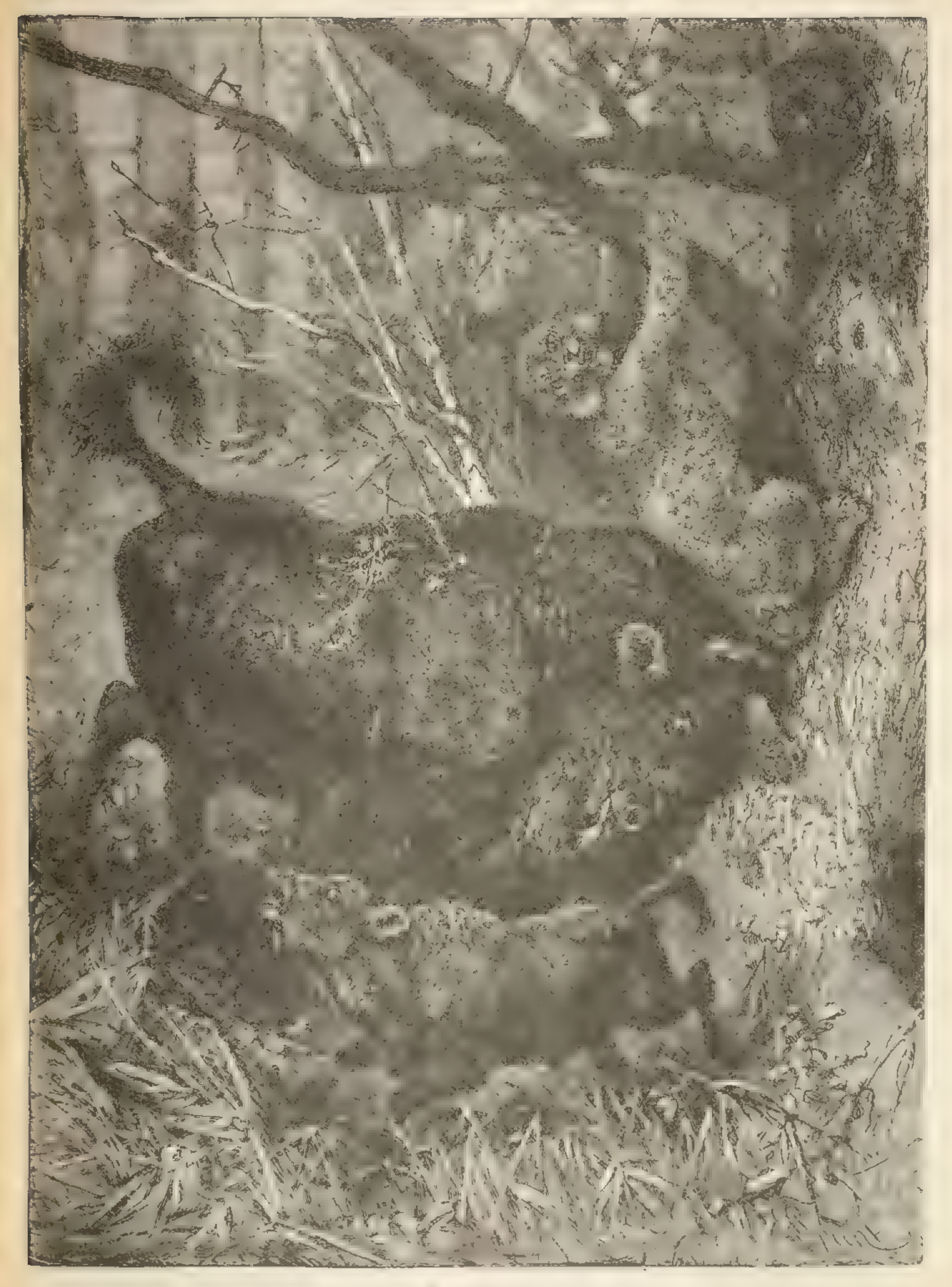
In Fort Pitt rüstete man sich inzwischen mit aller Macht, um den stündlich erwarteten Angriff der Wilden zurückschlagen zu können. Die durch heftige Regengüsse unterminierten und zum Teil eingestürzten Wälle wurden wieder ausgebessert und durch eine Reihe von Pallisaden verstärkt; die Baracken wurden zum Schutze der Frauen und Kinder schußfest gemacht; sogar eine allerdings sehr primitive Feuerspritze wurde angefertigt, um jede durch die brennenden Pfeile der Wilden etwa entstehende Feuersbrunst sogleich im Keime ersticken zu können. Es vergingen jedoch mehrere Wochen, ehe die Indianer einen ernsten Angriff unternahmen; sie waren vollauf mit ihrer blutigen Arbeit in den Settlements und kleineren Forts beschäftigt. Von Anfang bis Ende Juli geschah nichts als eine Reihe von kleinen ungefährlichen Angriffen, die für die Garnison keine weiteren Folgen hatten, als daß dieselbe zu steter Wachsamkeit ermuntert wurde. Endlich am 26. Juli konnte man eine kleine Anzahl von Indianern dem Festungsthore sich nähern sehen. Sie hatten eine Flagge entfaltet, die sie früher einmal von den Engländern zum Geschenk erhalten hatten, und auf Grund dieses Friedenszeichens begehrten und erhielten sie Einlaß. Es

waren lauter hervorragende Häuptlinge, die nunmehr mit Kapitän Ecuyer und den übrigen Offizieren zu einer Beratung zusammentraten. Abermals stellten sie an die Garnison das Ansinnen, Fort Pitt alsbald zu räumen. „Brüder", sagte ihr Wortführer, „habt ihr nicht eure eigenen Dörfer und Wohnplätze? Dies Land hier aber gehört, wie ihr gut genug wißt, nicht euch, sondern uns. Folglich ist es eure Pflicht, dies Fort zu verlassen. Die Ottawas von Detroit haben uns einen großen Wampum geschickt und uns mitgeteilt, daß sie bald in großer Anzahl hierher an den Ohio kommen und alles, was ihnen in den Weg träte, verzehren und vernichten würden. Die Ottawas sind die Leute, ihre Drohung wahr zu machen. Wenn ihr diesen Platz sogleich verlaßt und heimkehrt zu euren Frauen und Kindern, so wird euch nichts Übles widerfahren; bleibt ihr aber hier, so mögt ihr die Folgen euch selbst zuschreiben. Wir wünschen also, daß ihr abzieht." Natürlich war die Antwort des Kommandanten eine abschlägige. „Ich habe", sagte er, „Krieger, Lebensmittel und Waffen genug, um das Fort drei Jahre lang gegen alle Indianer in den Wäldern zu verteidigen. Ich verachte die Ottawas und wundere mich sehr über unsere Brüder, die Delawares, daß sie uns vorschlagen, diesen Platz zu verlassen und heimzugehen. Hier ist unser Heim. Ihr habt uns ohne Grund angegriffen; ihr habt unsere Krieger und Händler ermordet und ausgeplündert; unser Vieh und unsere Pferde habt ihr gestohlen. Ich gebe euch deshalb den Rat, Brüder, geht in eure Dörfer und kümmert euch um eure Weiber und Kinder. Ich sage euch, wenn einer von euch noch einmal in der Nähe des Forts sich sehen läßt, so werde ich durch meine jungen Leute Bomben werfen lassen, die euch in Atome zerschmettern werden. Also seid auf eurer Hut, denn ich möchte euch nichts zu leide thun!"

Enttäuscht und mißmutig zogen die Häuptlinge wieder ab. Die Folge war, daß die Wilden jetzt endlich zum allgemeinen Angriffe schritten. In der folgenden Nacht schon kamen sie in großer Zahl herbei und umzingelten das Fort unter dem Schutze der Dunkelheit vollständig. Mit unglaublicher Ausdauer wühlten sich viele mit ihren Messern tiefe Löcher an den Ufern der beiden Flüsse und erhielten dadurch genügenden Schutz vor den Kugeln des Forts. Auf einer Seite war das ganze Ufer auf diese Weise unterwühlt, und aus jedem dieser Löcher wurde ein Pfeil oder eine Kugel abgeschossen, sobald einer der Soldaten sich bloßstellte oder auch nur seinen Kopf sehen ließ. Bei Tagesanbruch wurde von allen Seiten ein heftiges Schießen eröffnet, welches ohne Unterbrechung den ganzen Tag über bis spät in die Nacht hinein und auch an den folgenden Tagen fortgesetzt wurde. Es wurde jedoch nur wenig Schaden angerichtet. Die Soldaten lagen wohlgeborgen hinter ihren Brustwehren, beobachteten jede Bewegung des verschlagenen Feindes und erwiderten jeden Angriff mit gutgezielten Gegenschüssen. Doch blieben sie wohlweislich im Schutze der Wälle, denn Ecuyer wollte das Leben seiner Leute nicht unnütz aufs Spiel setzen. Er selbst war unermüdlich bald hier, bald dort und feuerte die Soldaten in seinem gebrochenen Englisch zu Mut und Ausdauer an. Ein Pfeil flog über den Wall und brachte ihm eine Beinwunde bei, aber er achtete nicht darauf und war unerschöpflich in allerlei derben Spaßen und Witzen. Das Geheul der Wilden war zuzeiten schrecklich und die in den Baracken dicht gedrängten Weiber und Kinder mußten die größte Angst ausstehen; aber es ging auch hier nach dem Sprichwort: „Viel Geschrei und wenig Wolle", die Wilden richteten nichts aus und erlitten mehr Verluste als die von ihnen Angegriffenen. Einige Tage später schrieb Ecuyer an seinen Oberst: „Der Angriff der Indianer währte fünf Tage und fünf Nächte. Wir haben gewiß zwanzig von ihnen getötet und verwundet, vielleicht noch weit mehr. Ich ließ niemand feuern, bis er seinen Mann auf dem Korn hatte, und kein Indianer konnte seine Nase zeigen, ohne eine Kugel drauf zu kriegen, denn ich habe einige ausgezeichnete Schützen hier. Unsere Leute schlagen sich sehr wacker, es ist mir eine Ehre, so tapfere Männer befehligen zu dürfen. Ich wünschte nur, die Wilden hätten einen Sturm gewagt; sie hätten daran denken sollen bis ins tausendste Geschlecht!" Dieser Brief wurde am 2. August geschrieben. Am Tage zuvor hatten die Feinde sämtlich plötzlich das Feld geräumt. Ein Ereignis, das wir unsern Lesern nunmehr erzählen müssen, hatte dem Angriffe ein Ende gemacht und die müde Besatzung von Fort Pitt von ihrer Gegenwart befreit. —

Der Schrecken, welchen der Indianeraufstand, den Pontiac erregt hatte, an den westlichen Grenzen von Pennsylvania, Virginia und Maryland herauf beschwor, war über die Maßen groß. Überall streiften Indianerhaufen, verwüsteten die Niederlassungen, zerstörten die Ernte und schlachteten Männer, Weiber und Kinder unbarmherzig ab. Viele Hunderte von unglücklichen Flüchtlingen suchten in Carlisle und den anderen Grenzstädten Zuflucht und brachten Kunde von unfaßbaren Greuelthaten. Starke Streifpatrouillen, die das Land rekognoszierten, fanden alle Wohnungen in Asche gelegt und die halbverbrannten Leichname ihrer Insassen unter den rauchenden Trümmern; hin und wieder erblickte man ein unglückliches Opfer, das, obwohl skalpiert und gräßlich verwundet, noch am Leben war. Ein Augenzeuge schreibt, daß nach seiner Ansicht tausend Familien Heim und Habe verloren hätten, daß an beiden Seiten des Susquehanna die Wälder mit obdach- und nahrungslosen Flüchtlingen angefüllt wären, und daß, wenn dem Zerstörungswerke nicht bald Einhalt geboten würde, der westliche Teil von Pennsylvania bald völlig verwüstet und Lancaster die Grenzstadt sein würde.

Der britische Oberkommandant in den vereinigten Kolonien war damals Sir Jeffrey Amherst. Die von Tage zu Tage sich häufenden Unglücksnachrichten versetzten ihn in maßlose Wut. Er schwur den „blutdürstigen Bösewichtern", wie er die Indianer nannte, furchtbare Rache. Vor allem den schon erwähnten Oberst Bouquet betraute er mit der Ausführung seiner Pläne. Henry Bouquet war ein Schweizer von Geburt, im Kriegshandwerk ergraut. Beim Ausbruch des Kolonialkrieges zwischen England und Frankreich hatte er das Kommando eines neugebildeten englischen Regimentes, des sogenannten „königlich-amerikanischen", das hauptsächlich aus Deutschen, Schweizern und Schotten bestand, übernommen. Sein Hauptquartier befand sich, als die Verschwörung des Pontiac ihre Folgen äußerte, in Philadelphia. Keiner war geeigneter, die Indianer zu züchtigen, wie er; mit allen Schlichen der indianischen Kriegsführung vertraut, von hohem persönlichen Mute beseelt, unermüdlich und energisch in allem, was er unternahm, war gerade er der Mann, einen entscheidenden Schlag zu führen. An der Spitze von ungefähr 500 Hochländern, mit einem Troß von hundert Stück Schlachtvieh und zweihundert Schafen, wohlversehen mit Pulver und Lebensmitteln, die auf Packpferden und Ochsenwägen mitgeführt wurden, machte er sich auf den Weg zum Entsatze der bedrängten Forts. Sir Jeffrey hatte ihm die gemessensten Befehle erteilt: „Ich will keine Unterhandlungen mit den Wilden, bis sie unsere gerechte Rache gefühlt haben. Jedes Mittel, sie zu vernichten, ist mir recht." „Wer Pontiac tötet, soll von mir eine Belohnung von $600 erhalten." „Gefangene soll man nicht machen, sondern alle, die in die Hände unserer Soldaten fallen, sollen getötet werden." So maßlos war sein Zorn, daß er in einem Briefe an Bouquet den abscheulichen Vorschlag macht: „Könnte man nicht die Blattern bei den unzufriedenen Indianerstämmen einschleppen? Wir dürfen kein Mittel verschmähen, um sie zu reduzieren." Leider scheint Bouquet auf diesen Plan eingegangen zu sein, denn nicht nur erwidert er dem General: „Ich will versuchen durch einige Blankets,



Erwischt.

Siehe Seite 127

die ich in ihre Hände spielen will, die Krankheit bei ihnen zu verbreiten", sondern wirklich richteten einige Monate später die Blattern unter den Stämmen des Ohio arge Verwüstungen an.

Ende Juni erreichte Bouquet das Fort Carlisle. Jedes Gebäude in der kleinen Stadt fand er von den Familien der vor dem Schrecken des Tomahawk geflüchteten Ansiedler dicht besetzt. Überall beklagten verzweifelnde Witwen den Verlust ihres Gatten, trostlose Waisen den Tod ihrer Eltern. Am 13. Juli schreibt Bouquet an Amherst: „Die Liste der von den Wilden Getöteten wächst sehr schnell von Stunde zu Stunde. Die traurige Lage so vieler in den äußersten Grad von Mangel und Elend versetzter Familien, die Verzweiflung derer, welche ihre Eltern, Verwandte und Freunde verloren haben und das Geschrei der fast wahnsinnigen Mütter und Kinder, welche die Straßen füllen, — das alles bildet eine jedes menschliche Gefühl erregende und schwer zu beschreibende Szene." Und die Not wuchs von Tage zu Tage. Am 3. Juli kam die Schreckensbotschaft, daß Presqu'Isle und die übrigen Außenposten gefallen seien. Der Unglücksbote fügte hinzu: „Die Indianer werden bald hier sein!" Alles geriet in Aufregung und Bestürzung. Die böse Zeitung verbreitete sich mit Windeseile. Alle in Carlisle mündenden Straßen und Pfade waren bald mit flüchtenden Ansiedlern besetzt, die hier zusammenströmten. Bald hörte man das Gerücht, daß die Indianer im Anzuge seien. Einige der Flüchtlinge hatten den Rauch brennender Häuser aus den Thälern aufsteigen sehen, und was sie erzählten, wurde furchtbar bestätigt durch die Ankunft von Unglücklichen, welche mit knapper Not dem Feuertode in ihren brennenden Häusern und der Niedermetzelung ihrer Familien entronnen waren. Eine Schar von Bewohnern der Stadt Carlisle bewaffnete sich und zog aus, die Lebenden zu warnen und die Toten zu beerdigen. Als sie Shearmans Valley erreichten, fanden sie nichts als verwüstete Felder und noch brennende Häuser, aber was war dies gegen den Anblick, der ihnen noch bevorstand? Das Haar sträubte sich, als sie sahen, wie eine Anzahl Schweine sich um die Leichname der Ermordeten rissen und sie gierig verschlangen. Und je tiefer sie in das Thal eindrangen, desto häufiger wurden die Anzeichen der kürzlichen Anwesenheit eines grausamen Feindes, während Rauchwolken, die von den das Thal umgebenden Bergen aufstiegen, verrieten, wie allgemein das Werk der Zerstörung war.

Überaus traurig war der Anblick, den Carlisle bot. Viele der Flüchtlinge, die in der Stadt kein Unterkommen finden konnten, hatten in den benachbarten Wäldern und Feldern Schutz gesucht und fristeten ihr elendes Dasein mit den spärlichen Liebesgaben, welche die sehr beschränkten Mittel der Stadtleute ihnen bieten konnten. Man konnte unter ihnen jede Form menschlichen Elends antreffen. Da standen Männer, Weiber und Kinder, denen aus jeder Miene das Entsetzen sprach, in welches der plötzliche und unerwartete Schlag, der sie betroffen, sie gestürzt hatte. Andere brüteten stumpf und starr vor sich hin; wieder andere weinten und jammerten laut. Bei nicht wenigen überwog die blasse Furcht alle anderen Gefühle; Tag und Nacht verfolgten sie die Schreckensbilder des blutigen Messers und des rauchenden Skalps. Wieder andere endlich hatten keinen andern Gedanken als den der Rache, der blutigen, furchtbaren Rache an den Mördern ihrer Lieben, an der ganzen von ihnen zur Hölle verfluchten indianischen Rasse.

Nach einem Aufenthalt von achtzehn Tagen, zu welchem allerlei verdrießliche Umstände ihn gezwungen hatten, brach Bouquet endlich zum Weitermarsche auf. In angstvollem Schweigen sahen die Bewohner von Carlisle den wackeren Hochländern nach, denn sie wußten, daß ihr Geschick von dem Erfolge des kühnen Unternehmens abhing. Wohl mochte manch einem der wetterharten Männer, die zurückbleiben mußten, das Herz schneller klopfen, als sie die letzten Bajonnette der Abziehenden hinter den Bäumen des Waldes verschwinden sahen; — still kehrten sie in ihre Hütten zurück, sich darauf gefaßt machend, daß vielleicht bald die Kunde von der Niederlage der Soldaten sie treffen werde, und bereit, in diesem Falle das Land zu verlassen und jenseits des Susquehanna zu flüchten.

Nach einem mühseligen und beschwerlichen Marsche kam Bouquet mit seiner kleinen Armee am 25. Juli in Fort Bedford an, das sich bisher gegen die wiederholten Angriffe der Wilden hatte behaupten können. Nach einer Rast von drei Tagen, die für Menschen und Vieh nötig war, wurde der Marsch in die Wildnis fortgesetzt. Dreißig tapfere Hinterwäldler schlossen sich dem Zuge an. Nur langsam konnte dieser sich seinen Weg durch das Dickicht des Waldes, über Wurzeln, Steine und Baumstumpfe bahnen. An der Spitze marschierte eine Anzahl von Hinterwäldlern, dann folgten die Freiwilligen, die sich früher schon dem Unternehmen angeschlossen hatten; in der Mitte befanden sich die Wägen und das Vieh, begleitet von den regulären Truppen; eine Abteilung von Hinterwäldlern schloß den Zug. So wurden die Alleghanies langsam erklommen, und alles atmete hoch auf, als endlich der Gipfel des Gebirges erreicht war. Jetzt ging es bergab in eine an sich weniger rauhe und wilde Gegend, in der aber nichtsdestoweniger Gefahren aller Art beständig sich mehrten. Am 2. August traf das kleine Heer in Fort Ligonier ein. Zwei Tage lang wurde hier Rast gemacht. Der Kommandant wußte nichts über die Lage in Fort Pitt, da schon während des ganzen vorhergehenden Monates jeder Verkehr zwischen den beiden Plätzen von den Wilden abgeschnitten worden war. Um desto schneller vorwärts zu können, ließ Bouquet die Wagen und das Schlachtvieh in Ligonier zurück; er selbst machte sich am 4. mit seinen Truppen und fünfzig Pferden wieder auf den Weg. Schon am folgenden Tage griffen die Wilden die Vorhut an, aber zwei Kompanieen der Hochländer vertrieben sie aus ihrem Hinterhalte. Der Angriff wurde wiederholt, und abermals zurückgeschlagen; doch immer zahlreicher wurde der wilde Feind, immer gellender erschallte der Kriegsruf. Wieder und wieder, bald auf dieser Seite, bald auf jener, erfolgte ein Angriff; unaufhörlich knallten die Schüsse und brachten den Engländern empfindliche Verluste bei, während die Wilden verhältnismäßig wenig litten. Sieben Stunden lang währte der Kampf, bis endlich die hereinbrechende Nacht ihm vorläufig ein Ende machte. Sechzig Soldaten und mehrere Offiziere waren gefallen. Die Überlebenden waren bis zum Tode erschöpft. Die Nacht brachten sie auf Edge Hill, eine Meile östlich von Bushy Run zu.

Kaum begann der Tag zu dämmern, als der unruhige Schlaf der ermatteten Truppen durch das schreckliche Geheul der Wilden jäh unterbrochen wurde. In demselben Augenblick eröffnete der Feind auf allen Seiten ein furchtbares Gewehrfeuer. Mit wildem Ungestüm stürzte er sich auf die Engländer, um ihre Reihen zu durchbrechen, und so oft er auch abgeschlagen wurde, immer häufiger und immer heftiger wurde der Angriff. Die Wilden verstanden es ihrerseits meisterhaft, sich zu decken; sobald die Truppen das Bajonnett zum Angriff fällten, verschwanden sie hinter den Bäumen, um erst wieder zum Vorschein zu kommen, wenn die Gefahr vorüber war. Auf diese Weise wurde der für die Weißen so verderbliche Kampf bis gegen zehn Uhr fortgesetzt. Letztere mußten sich lediglich auf die Defensive beschränken, doch war es den Wilden bis jetzt noch nicht gelungen, ihre Reihen zu durchbrechen und sich auf den in der Mitte befindlichen Train zu werfen. Aber die Kraft und der Mut der Angegriffenen schwand zusehends, und der Augenblick mußte bald eintreten, wo der Feind völlig die Oberhand bekam. Da durchzuckte das Gehirn des tapferen Oberst

Bouquet ein rettender Gedanke. Es kam alles darauf an, daß die Indianer auf einen Haufen gebracht und zum regelrechten Kampfe gezwungen würden. Um dies zu erreichen, mußte eine Kriegslist ersonnen werden. Zwei Kompanieen Infanterie, die einen Teil des Ringes bildeten, der dem heißesten Feuer ausgesetzt war, erhielten den Befehl, in das Innere des Lagers zurückzufallen, während die übrigen Truppen angewiesen wurden, die dadurch entstandene Lücke zu schließen, als wollten sie den Rückzug ihrer Kameraden decken. Gesagt, gethan; der Befehl wurde mit der größten Schnelligkeit ausgeführt. Die Wilden glaubten, es handele sich um einen Rückzug, und glaubten nun, der Zeitpunkt sei gekommen, um einen allgemeinen Angriff wagen zu dürfen. Von allen Seiten, aus jedem Gebüsch sprangen sie mit infernalischem Geheul hervor und warfen sich mit Ungestüm auf die dünne Truppenkette, die sie nach dem vermeintlichen Rückzuge der beiden Kompanieen nunmehr mit Leichtigkeit durchbrechen zu können glaubten. Der Anprall war ein so starker, daß sie ihre Absicht bald erreichen mußten. Aber plötzlich änderte sich die Sachlage mit einem Schlage. Die beiden scheinbar retirierten Kompanieen hatten thatsächlich die Aufgabe, den Angriff zu beginnen. Von den dicht belaubten Bäumen des Urwaldes gedeckt, hatten sie, ohne daß die Indianer es merkten, einen kurzen Umweg gemacht und fielen nun den wütenden Angreifern in die Flanke, indem sie eine heftige Salve auf sie abfeuerten. Die dadurch entstandene Verwirrung benutzend, gingen sie zum Bajonnettangriff über. So furchtbar war der Ansturm der erbitterten Hochländer, daß die Wilden ihm nicht widerstehen konnten, sondern sich zu wilder Flucht wandten. Inzwischen hatten sich die übrigen Truppen in einen Hinterhalt gelegt und überschütteten im gegebenen Augenblicke die Flüchtenden mit einem Tod und Verderben bringenden Kugelregen. Die Schlacht war dadurch entschieden, der Sieg vollständig auf Seiten der Engländer. Die Leichen vieler Wilden, darunter eine Anzahl von Häuptlingen, bedeckten den Boden, der von dem Blute der Gefallenen sich rötete. Den übrigen gelang es, zu entkommen. Aber auch der Verlust der Weißen war groß. Acht Offiziere und hundertundfünfzehn Mann an Toten und Verwundeten machten den Sieg zu einem teuer erkauften.

Am 10. August endlich erreichte die Armee Bouquets das fünfundzwanzig Meilen von Bushy Run entfernte Fort Pitt. Es war dies ein freudvoller Augenblick sowohl für die Garnison wie für die Truppen. Die Leser wissen jetzt auch, warum die Indianer ihre Belagerung des Forts am 1. August plötzlich aufgehoben hatten. Sie hatten von dem Anmarsche Bouquets gehört und waren ihm entgegengezogen. Bis zum zehnten hatte von da an die Garnison nichts wieder von ihnen gesehen; an dem genannten Tage jedoch, kurz vor der Ankunft Bouquets, hatten sie das Fort passiert, ein furchtbares Geschrei erhoben und die erbeuteten Skalps vor den Augen der Engländer entfaltet.

Die Schlacht bei Bushy Run war eine der heißesten, die je zwischen Weißen und Rothäuten gekämpft wurde. Beide Teile hatten mit dem größten Mute und mit zäher Ausdauer gefochten, und daß die englischen Truppen über den an Zahl weit überlegenen Feind endlich doch den Sieg davongetragen, gereichte ihnen zu hoher Ehre. In den Provinzen rief der Sieg gleicherweise Freude und Bewunderung hervor, namentlich bei denen, welche die unberechenbaren Schwierigkeiten eines indianischen Feldzuges kannten. Der gesetzgebende Körper von Pennsylvania votierte in Anerkennung der Verdienste Bouquets diesem den Dank der Provinz, und auch der König ehrte den tapfern Oberst durch ein eigenhändiges Dankschreiben.

In manch einem Indianerdorfe schnitten die Weiber ihre Haare ab, zerfetzten ihre Lippen mit Messern und stimmten die Totenklage wegen der bei Bushy Run gefallenen Krieger an. Aber der Haß der Indianer gegen die Engländer wurzelte zu tief, als daß die ihnen beigebrachte Niederlage sie zum Aufgeben der Feindseligkeiten hätte bestimmen können. Nicht lange dauerte es, so wurde das ganze Land von neuem durch die Kunde von Greuelthaten erregt, welche die Wilden täglich an der Grenze begingen. Fort Pitt jedoch war für immer von ihnen befreit, und auch die Ansiedler der Grenze hatten durch den Sieg Bouquets den Mut gewonnen, ihren grimmigen Feinden nunmehr selbst entschieden entgegenzutreten.

Die Feuersbrunst.

Ein wahrheitsgetreues Stimmungsbild aus dem sonnigen Süden.

Für die Abendschule von H. F.

G., eine kleine Stadt Louisianas, hatte zwei Feuerglocken, worauf sich die ehrsame Feuerwehr nicht wenig zu gute that. Beide Glocken hätten ihrem Zweck nicht besser entsprechen können, als sie es thaten; denn ihr Geheul fuhr einem wie ein elektrischer Schlag in die Glieder, und wer in G. nicht aus dem Bett fuhr, wenn nächtlicherweile Lärm geschlagen wurde, der mußte schon ein ganz verschlafener Mensch gewesen sein. Ja, gute Glocken sind es gewesen; schade, daß die eine von ihnen, nachdem sie eines schönen Sonntagmorgens ihres Amtes entsetzt worden war, spurlos verschwunden ist.

Wie zwei Glocken, so besitzt G. auch zwei Feuerspritzen in zwei verschiedenen Häusern. Die eine, eine Dampfspritze, David genannt, war neu und ziemlich gut; aber sie litt an einem chronischen Übel: sie war immer außer Ordnung. Die andere war eine Handspritze, alt und äußerst schäbig zwar, aber immer kampfbereit und guter Dinge. Die Dampfspritze wurde von den Weißen bedient, d. h. vernachlässigt, während die Handspritze sich in den Händen der Neger befand und für gewöhnlich in stiller Zurückgezogenheit, staubbedeckt und von Spinnen umwoben, ein kosiges Dasein fristete.

Natürlich wurde die schwarze Bemannung der Handspritze von der weißen des feurigen David mit namenloser Verachtung behandelt.

Ein wundervoller, warmer Sonntag zu Anfang Februar war zu Ende gegangen, ich saß auf meinem Zimmer und schrieb einen Brief an meine Lieben im fernen Norden. Aus der geräumigen Halle über einem der erwähnten Spritzenhäuser, worin an jenem Abend ein großer Ball statt fand, trug der Wind die Klänge der Tanzmusik zu mir herüber. Dazwischen ertönte das wilde Jauchzen der Tanzenden. Ich hatte der Musik gelauscht und beugte mich eben wieder nieder, um weiter zu schreiben, als fast gleichzeitig beide Feuerglocken angeschlagen wurden. Wie der Blitz fuhr ich in die Höhe und in meinen Rock, und fort ging's die unebene Straße entlang. Als ich um die nächste Ecke bog, bot sich mir ein merkwürdiger Anblick dar. Da stand das große Spritzenhaus mit dem blendend hell erleuchteten Ballsaal. In den Fenstern, auf der Veranda und den Treppen lag und stand alles voll von schwitzenden Tänzern und Tänzerinnen. Vor dem Gebäude standen Männer und Weiber in buntem Durcheinander und gafften in die Flammen des brennenden Hauses, welches kaum sechzig Schritte von dem Ballsaal entfernt stand. Wenige nur legten Hand an, die umstehenden Häuser zu retten. Warum auch? Alle Augenblicke mußte ja der David anlangen, und dann war ja keine Gefahr mehr vorhanden. — Unterdessen aber brennt das Haus fürchterlich. Dicke Rauchwolken quillen schon aus dem Dach hervor und schon züngeln die Flammen am Nachbarhause empor. Einer der Tänzer hat sich des Glockenstrickes bemächtigt und

stellt Versuche an, wie oft er in der Minute anschlagen kann. Der Mensch an der anderen Glocke merkt das und thut nun auch seinerseits, was er kann. Vor dem Glockengeheul richten sich einem die Haare unter dem Hute zu Berge. Die Not wird immer größer und ängstlich richten sich aller Augen nach der Gegend, von wo man die Spritze erwartet, aber David, wo bleibst denn du? Du hast doch auch ein Wort mitzureden! Doch da erschallt ein Hurra, jetzt noch eins; ein ohrenzerreißendes Schreien bekundet das Nahen des ersehnten David. Donnernd rasselt die Spritze im nächtlichen Dunkel daher. Aber was ist das? Das ist ja nicht der David, sondern die staubbedeckte Handspritze der Neger. "What do those confounded niggers want here?" ruft eine Stimme. Zehn andere entgegneten: "Give those niggers a show anyhow!" Und es wird ihnen "show" gegeben. Sie stellen ihre Spritze auf und die fast halbnackten Kerle pumpen ritterlich darauf los. Die Schläuche schwellen an, ein baumstarker Neger ergreift die Schlauchspitze und ein tüchtiger Wasserstrahl schießt in die Flammen. Die Freude der Neger ist riesig; ihr Geschrei erfüllt die Luft. — Da, jetzt rollt es wieder und der heißersehnte David kommt feuerhustend an. Nun wird das Feuer gleich gelöscht sein. Die Spritze schnaubt aus Kampfbegier und ihre Mannschaft ist — wie jeden Sonntag — ziemlich angeheitert. Wie kann es da fehlen!

"Away, you black Senegambians, away there! Do you hear?" So werden die pumpenden Neger angeschnauzt, die nach kurzem Widerstand ihren Schlauch aufrollen und fluchend mit ihrer Spritze abziehen.

Nun hat der David das Feld allein. Sofort wird er über das Brunnenloch in der Straße gezogen und der Schlauch entrollt. Mister R. war der erste zur Stelle, hat also konstitutionsgemäß das Vorrecht, den Strahl auf das Feuer zu richten. Er steht mannhaft vor dem brennenden Haus, energisch hält er seinen Schlauch. Der wackere David speit Millionen von Funken, die den jungen Damen in den Fenstern des Ballsaals in die Haare geraten, aber — der Schlauch bleibt platt auf dem Boden liegen wie eine leere Wursthaut. "See what's up!" brüllt der Mann am Schlauch, und jemand eilt, um zu sehen, was "up" ist. Er kommt zurück und meldet, daß das alte Ding (der David) nicht saugen will. — Das Feuer verbreitet sich rasch; schon brennt der Stall und der Zaun des linken Nachbarhofes. Auch das rechte Nachbarhaus brennt schon im Giebel. Ein Mann im Fenster dieses Hauses gießt die Flammen mit einem Eimer aus, aber das geht langsam. Die Nachbaren gegenüber haben zur Erholung der Feuerleute Schnaps geholt. Ha, der bringt Leben in die Sache! Alt und jung ist jetzt Feuermann. Wenn man nur dem David mit einem guten Schluck das Saugen beibringen könnte! Der aber steht über dem Brunnenloch, hustet und keucht, seufzt und faucht und bebt dabei vor Aufregung am ganzen Leibe. Armer David! er kann heute nicht besser.

Doch horch! was war das? Ein Schuß im Ballsaal? Das ist vielleicht interessanter als Feuer. Alles strömt in den Saal; denn man könnte am Ende mitthun, wenn die Schießerei allgemein wurde. Für einige Minuten herrscht der wildeste Aufruhr unter den Tänzern; es wird geschimpft und geflucht; die Röcke fliegen und die Hemdärmel werden aufgerollt. Plötzlich aber legt sich der Aufruhr; es wird ruhig und man kehrt zur Brandstätte zurück. Es hatte bloß einer der Tänzer aus Eifersucht auf einen anderen geschossen, und das ist ja etwas Gewohnliches. Wie könnte auch ein Ball stattfinden, ohne daß man dabei auf einander schösse! Ein solcher Fall wäre in G. fast undenkbar.

Unterdessen ist der Schaden an der Dampfspritze geheilt. Der David saugt, er saugt wirklich; und wie! Urplötzlich schwillt der Schlauch zum Bersten an, ein dicker Strahl schießt hervor und — der Mann oben im Giebelfenster des Nachbarhauses läßt seinen Eimer fallen und verschwindet aus dem Fenster, indem er sich in sehr unzweideutigen Fremdwörtern ergeht. Sein Verschwinden hat jedoch nichts mehr auf sich; denn der David vertritt ihn doppelt. Es ist zwar nicht viel mehr zu löschen übrig, aber um so mehr wird gearbeitet. G. erkennt jetzt völlig den Wert seiner Spritze und schaut staunend zu.

Da! der Strahl wird auf einmal dünner, sein Bogen weniger kühn und endlich versiegt er ganz. Mister R. steht ratlos. Was ist jetzt wieder los? Ja, der David hat wieder Mucken im Kopf und zudem lohnt es sich auch nicht mehr zu spritzen. Das Haus ist ja glücklich abgebrannt und die Nachbarhäuser werden wieder mit Eimern bedient. Lustig und siegestrunken rollt der David wieder in seine Behausung ein, das Volk zerteilt sich und tiefe Stille lagert über dem schlafenden G. — — —

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (29. Fortsetzung.)

21.

Während der anderthalbstündigen Fahrt nach Neuhaus hatte sich allmählich eine seltsame und mit jedem Augenblick zunehmende Unruhe meiner bemächtigt, und so war es sehr erklärlich, daß ich mich durch die mich umstehenden Passagiere hindurchdrängte und der erste war, der, nach unserer Ankunft in dem kleinen Hafen, vom Schiffe auf die Landungsbrücke sprang. Flüchtigen Fußes und ohne mich um irgend jemand zu kümmern, eilte ich nach den in langen Reihen aufgefahrenen Wagen hin, um mich nach meinem Einspänner umzusehen. Aber da winkte mir der Kutscher, den ich heute morgen gesprochen, schon von seinem Omnibus zu, der heute ganz vorn stand, und auf der Stelle trat ich zu ihm heran.

„Guten Abend, Herr Doktor!" sagte der freundliche Mann. „Nun, Ihr Wunsch ist erfüllt. Herr Ruchti hat Ihnen seinen leichtesten Korbwagen mit einem guten Pferde geschickt, und da drüben — hinter dem Hause — hält er schon. Aber ich soll Ihnen noch etwas anderes bestellen. Mein Herr wäre gern selbst mit nach Neuhaus gekommen, um Sie eine Strecke den Berg hinauf zu begleiten, aber er kann nicht von Beau-Site fort, da sein ganzes Haus bis unter die Dachsparren voller Gäste ist. Dafür schickt er die besten Grüße und das Rosenbouquet, welches Sie in Ihrem Wagen finden werden, möchten Sie der Engländerin mit den schwarzen Augen in seinem Namen überreichen."

Ich dankte ihm für seine ausführliche Bestellung und gleich darauf saß ich in meinem leichten Gefährt. Im scharfen Trabe rollte es auf der staubigen Chaussee dahin, und nach einer Stunde Fahrt ungefähr war ich so weit auf den Berg hinaufgelangt, als man ihn befahren kann. Nun sprang ich hastig aus dem Wagen, nahm mein Bouquet in die linke, meinen Stock in die rechte Hand und sagte dem Kutscher mit einem Gruß an seinen Herrn Lebewohl, wozu ich den Bescheid fügte, daß derselbe bald mehr von mir hören würde.

Daß ich von nun an meinen beschwerlichen Weg langsam zurücklegen wollte, hatte ich mir unterwegs schon zehnmal vorgenommen, aber das war weit leichter beschlossen als ausgeführt. Ohne es zu wissen, stieg ich rascher und immer rascher den steilen Saumpfad durch die Tannen hinan, sah dabei nichts um mich her und wußte kaum, ob die Sonne noch schien oder

ob die Nacht schon im Hereinbrechen begriffen wäre. — Plötzlich jedoch stand ich still, ich mußte notwendig etwas ruhen und frischen Atem schöpfen, denn ich war übermäßig scharf gestiegen, das fühlte ich nur zu wohl am Schlagen meines Herzens und an dem Schweiß, der unter meinem Hut hervor mir über die Stirn rieselte. So saß ich denn auf der ersten Bank eine Weile, beschloß von neuem, mich in Geduld zu fügen und setzte dann meinen Weg in der That anfangs etwas vorsichtiger und langsamer fort. Und das war gut, denn mein Atem sollte bald und früher, als ich es gedacht, auf eine andere Weise wieder in Anspruch genommen werden.

Als ich noch etwas höher gekommen und die längste in einer Richtung steil aufstrebende Stelle des Saumpfades erreicht hatte, setzte ich mich wieder einen Augenblick und ließ mein noch stärker klopfendes Herz abermals etwas zur Ruhe kommen. Es gelang, und als ich mich wieder erhob, um weiterzugehen, fühlte ich, daß ich mich nun wirklich vollständig gefaßt habe und zur nächsten Handlung bereit sei. Ich überlegte eben, was ich der alten Mrs. Duncan zuerst sagen wollte, als ich unwillkürlich wieder stehen blieb und, vor mir in die Höhe blickend, auf der Stelle erkannte, daß alle meine Beschlüsse auf Sand gebaut gewesen und daß gleich die erste Szene sich ganz anders entwickeln würde, als ich sie mir ausgemalt. Denn eben als ich kaum in die Mitte des langen Kehrs gelangt war und die nächste Bank vor mir unter einem mächtigen Felsblock, zur Seite einer alten Rottanne liegen sah, bemerkte ich, daß sie besetzt war, daß zwei Damen darauf saßen und daß sie dunkle Trauerkleider trugen, die mir schon von weitem verrieten, wen ich vor mir hatte.

In der That, es waren Miß Lucy Duncan und ihre Cousine, die, von Sterchi unterrichtet, daß ich um sieben Uhr von Interlaken heraufkomme, mir bis hierher entgegengegangen waren, um, von ähnlicher Ungeduld wie ich geplagt, mich schon auf dem Wege zu treffen.

Als sie mich aus der Ferne erkannt hatten, standen sie von der Bank hastig auf und flogen mir entgegen. „Herr Doktor, Herr Doktor!“ lautete ihr erster Ruf, „o, da sind Sie ja endlich! Wo sind Sie denn so lange gewesen und was haben Sie so Wichtiges unten zu thun gehabt? Wir haben Sie schon seit einigen Tagen jede Stunde erwartet und die Mamma ist außer sich vor Sehnsucht nach Ihnen.“

Ich hatte meinen Stock in die linke Hand genommen, worin ich auch mein Rosenbouquet hielt, und reichte den lieben Mädchen die rechte zum Gruße hin, die sie beide nacheinander ergriffen und herzlich drückten. Aber sogleich an Miß Lucys letzte Worte anknüpfend und ihre ersten Fragen gar nicht beachtend, sagte ich nur:

„Die Mutter ist doch gesund?“

„O, Gott sei Dank, ja“, sagte Miß Lucy, „in der herrlichen Luft hier oben ist sie ganz munter geworden und Ihr letzter Brief an Sterchi hat sie unendlich beruhigt und doch auch wieder von neuem aufgeregt.“

Ich lächelte still vor mich hin und dachte mit innerem Zagen an das, was sich nun möglicherweise sogleich entwickeln könnte. Als ich aber dabei schwieg, musterten Mary Markhams scharfe Augen mein Gesicht und auf der Stelle rief sie lebhaft aus:

„O Herr Doktor, was für eine bedeutsame und glückliche Miene nehmen Sie mit einem Mal an! So haben Sie ja noch nie ausgesehen, so lange wir Sie kennen!“

Jetzt sammelte ich mich und versetzte, so ruhig ich konnte: „Ich habe auch noch nie so viel Grund gehabt wie heute, so bedeutsam und glücklich auszusehen, Miß Mary, aber Sie müssen einige Geduld haben, denn die günstigen Nachrichten, die ich bringe, möchten noch etwas auf sich warten lassen, wenigstens so lange, bis wir mit Ihrer Tante zusammengetroffen sind.“

„Nein, nein“, nahm Miß Mary wieder das Wort, „das dauert uns und namentlich mir viel zu lange und mir ist zu Mute, als ob Sie das Wichtige, was Sie bringen, gerade uns zuerst mitteilen müßten. Lucys Mutter ist Ihnen zwar auch, von Ungeduld gepeinigt, entgegengegangen, aber sie sitzt viel höher oben auf einer Bank, und bis wir sie erreichen, kann ich meinen Drang nach Ihren Worten nicht bezwingen.“

Ich wollte eben etwas darauf erwidern, als die viel ruhigere Schwester Harrys mich mit einem wunderbar freundlichen Blick ansah und sagte:

„Bitte, lieber Herr Doktor, beschwichtigen Sie doch zuerst unsere Mary. Sie leidet ja am schwersten von uns. So viel wenigstens können Sie uns doch sagen: Auf wen bezieht sich zumeist Ihre günstige Nachricht?“

Während dieses Gesprächs hatte ich mich wieder langsam in Bewegung gesetzt und war sinnend einige Schritte emporgestiegen. Als ich aber diese so sanft und bescheiden gesprochene Bitte vernahm, blieb ich wieder stehen und, indem ich that, als ob mir mein Atem zu kurz wäre und kein längeres Sprechen gestattete, sagte ich mit merklich bebender Stimme:

„Sagen Sie sich das nicht selbst, Miß Lucy?“

Kaum war das Wort heraus, so wandten sich beide Mädchen mit sichtbarer Hast zu mir hin und ein hastig hervorgestoßenes „Wie?“ und „Was?“ ließ sich von ihren Lippen vernehmen. Mehr konnten sie im Augenblick nicht sprechen, da ihre Erregung zu groß sein mochte.

Jetzt glaubte ich den rechten Augenblick zur Mitteilung meiner Neuigkeiten gekommen zu sehen, und tief Luft holend und ihnen beiden freundlich zunickend, brachte ich ihnen zunächst mit einfachen Worten bei, daß Harry Duncan nicht verunglückt sei, sondern noch unter den Lebenden weile. Die Wirkung dieser Nachricht auf die beiden Mädchen war ergreifend. Wie von einem Impulse dazu getrieben, schrieen sie plötzlich laut auf und brachen in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus, das die Spannung ihrer Seelen löste und ihren Gefühlen einen nur zu natürlichen Ausbruch gewährte.

Ich blickte lange auf sie hin und ließ den ersten Sturm ihrer Freude langsam vorüberziehen. Endlich aber, als sie sich etwas beruhigt zu haben schienen, zu weinen aufhörten und mich mit Blicken ansahen, die ich nicht beschreiben kann, sagte ich mit einer Stimme, die ich so fest und beruhigend wie möglich zu machen suchte:

„Meine lieben Damen, Sie müssen sich mit allem Aufgebot Ihrer jugendlichen Kraft noch mehr beruhigen, oder Sie machen es mir sehr schwer, Ihnen alles zu sagen, was ich Ihnen noch zu sagen habe.“

Bei diesen Worten faßte sich Mary Markham zuerst, stand auf, nahm eine entschlossene Haltung an und sagte: „Ja, Sie haben recht. Lucy, wir müssen jetzt standhaft und stark sein, denn uns steht, jetzt begreife ich es, etwas Großes, etwas Bedeutsames bevor. Und nun, lieber Herr Doktor, können Sie uns alles sagen. Also Harry lebt! O Gott! Und wo lebt er, wie lebt er?“

„Er hat schwer gelitten“, fuhr ich zu reden fort, „das können Sie sich denken —“

„O ja, das denken wir uns gewiß“, nahm nun Miß Lucy das Wort, „aber erlauben Sie mir zuerst die Frage, die mir plötzlich in den Sinn kommt: woher wissen denn Sie das alles?“

Ich sah sie fest und prüfend an und unwillkürlich flog ein heiteres Lächeln über meine Züge. „Woher ich das alles weiß, Miß Lucy?“ fragte ich. „Nun, das hat mir ein Mann, ein edler Mann gesagt, der noch viel mehr von Ihrem Bruder weiß und viel mehr für ihn gethan hat, als ich Ihnen mit kurzen Worten und auf der Stelle erklären kann.“

„Wer ist dieser Mann?" fragte Mary Markham mit seltsamer Hast und faßte mich in ihrer leidenschaftlichen Erregung fast hart am Arme an. Ich aber ließ mich dadurch von dem einmal betretenen Wege nicht abbringen, behielt Lucy Duncan fest im Auge und fuhr also zu sprechen fort:

„Kennen Sie einen gewissen Mr. Charles H.....t aus New York, Miß Lucy?"

„Charles H.....t?" rief sie plötzlich in Purpur aufglühend. „Aus New York? Ob wir den kennen? Danach fragen Sie noch? O ja, den kennen wir gewiß und er ist Sekretär bei der Nordamerikanischen Gesandtschaft in Bern."

„Ja", sagte ich, „das ist er und er ist auch gegenwärtig in Bern, und da bin ich ebenfalls gewesen, denn eben komme ich von ihm her."

Beide Mädchen sahen mich im ersten Augenblick starr an, als könnten sie nicht begreifen, was ich ihnen soeben gesagt, und doch war es so leicht zu begreifen. Lucy Duncan aber war ganz still geworden und von ihren eben noch so roten Wangen war die Farbe schon wieder gewichen und hatte sogar einer merklichen Blässe Platz gemacht.

Endlich aber sammelte sie sich, sah mich wieder forschend an und sagte leise: „Wie? Und Sie haben es uns verborgen, daß Sie nach Bern — zu Charles H.....t gingen? Ah, jetzt begreife ich — das war das Geheimnis, das schon so lange sichtbar auf Ihrem ganzen Wesen lag und welches wir uns auf keine Weise erklären konnten!"

Sie schien noch weiter sprechen zu wollen, aber sie kam nicht dazu, denn nun hatte sich die charakterstarke Miß Markham völlig gefaßt, sich das ihr noch Verborgene schon in Gedanken zurechtgelegt und fragte mich mit viel ruhigerer Miene als vorher.

„Also Sie kommen von Bern, von Charles H.....t, Herr Doktor? Nun gut, haben Sie von ihm Ihre günstigen Nachrichten mitgebracht?"

„Ja", sagte ich, „so ist es, und nun hören Sie auch meine Erklärung darüber. Mein Schweizer Freund, an den ich von Beau-Site aus schrieb, da er sich gerade in Bern aufhielt, hat daselbst zufällig Charles H.....t kennen gelernt und mir über den verschollenen Harry Duncan so wunderbare Nachrichten zukommen lassen, daß ich den Urheber derselben, eben den jungen amerikanischen Diplomaten, notwendig selbst sprechen mußte. So bin ich, da ich Sie ja mit ungewissen Hoffnungen vorher nicht aufregen durfte, ganz im stillen zu ihm gereist — und hier nun haben Sie mich mit allen meinen glücklichen Nachrichten wieder."

Mehr aber konnte und wollte ich jetzt nicht sagen, ich mußte auch auf andere Rücksicht nehmen, und so verfolgte ich unerbittlich einen ganz anderen Plan, dessen Ausführung, wenn er gelang, mir noch viel schöner und bedeutsamer erschien, als wenn ich den Mädchen ihre Fragen, wo Harry sich jetzt befände, mit kurzen Worten beantwortet hätte.

„Ja, es ist genug", sagte endlich Mary Markham, „und unsere Dankbarkeit für alles, was Sie für uns gethan, hat keine Grenzen."

So forderte ich Sie denn auf, jetzt alle weiteren Fragen zu unterdrücken und mit mir zu Mrs. Duncan zu gehen, damit auch sie die fröhliche Nachricht so schnell wie möglich erfahre.

„O, unsre Mutter!" riefen beide. „Ja, Sie haben recht und nun kommen Sie rasch zu ihr."

„Gut!" sagte ich, mich wieder zum langsamen Steigen anschickend. „Aber nun hören Sie noch eins und in dem, was ich Ihnen jetzt rate, müssen Sie mir folgen. Lassen Sie mich mit Ihrer Mutter, sobald wir sie oben treffen, einige Minuten allein und gehen Sie ruhig voran in das Haus und in Ihr Zimmer, wo ich mich möglichst bald mit Ihrer Mutter auch einfinden werde. Ich kann ihr leichter und besser das Notwendige erklären, wenn ich ohne Zeugen zu ihr spreche, denn Ihre Einwände und Fragen, die ich voraussehe, wenn Sie in unserer Nähe blieben, würden mir dabei — ganz ehrlich gestanden — nur hinderlich sein."

„Darin haben Sie recht", erwiderte Miß Lucy, rasch entschlossen. „Ja, komm, Mary, bezwinge Dich und trockne Dir die Augen, damit die Mama sich nicht von neuem ängstigt. Aber beeile Dich, denn siehe, dort sitzt sie schon auf der Bank, wo wir sie vorher verlassen haben."

Es war so, wie sie sagte. Auf der vorletzten Bank unterhalb des Hauses saß die alte Dame, anscheinend in ruhigster Geduld, um ihre Kinder und vielleicht auch mich zu erwarten. Als wir ihr näher kamen, stand sie auf und trat mir einige Schritte entgegen, aber sie sah zugleich mit mir auch ihre Kinder an und deren Aufregung entging ihrem Mutterblick nicht. —

„Herr Doktor!" rief sie mir entgegen und streckte mir begrüßend ihre Hände hin. „Also endlich, endlich haben wir Sie wieder! O, warum haben Sie uns so lange verlassen und ich habe mich so unendlich nach Ihnen gesehnt. — Aber was habt Ihr?" wandte sie sich plötzlich zu den beiden Mädchen, da Mary Markham ihre freudige Aufregung nicht länger bemeistern konnte und unwillkürlich wieder in ein leises Weinen ausbrach, was sie freilich durch ein vor die Augen gehaltenes Tuch vor der Mutter zu verbergen suchte.

„Mama", sagte nun Miß Lucy, „halte uns jetzt nicht auf und laß uns gehen. Warum Mary weint, wird Dir der Herr Doktor sagen, und wer weiß, ob Du nachher nicht auch — solche Thränen vergießest, wie Mary sie jetzt vergießt!" — Damit zog sie die sanft widerstrebende Mary mit sich fort, die, wie ich wohl bemerkte, gern in meiner Nähe geblieben wäre, um auch das Gespräch mit anzuhören, das ich nun mit ihrer Tante führen würde.

Mrs. Duncan sah den beiden langsam den Berg hinaufschreitenden Mädchen mit leichtem Kopfschütteln eine Weile nach, dann wandte sie sich zu mir und winkte mit der Hand, daß ich neben ihr auf der Bank Platz nehmen solle.

„Was haben denn die Kinder?" fragte sie. „Warum weint denn Mary und warum wollte Lucy sie nicht länger in unserer Nähe lassen? O mein Gott, sollte es möglich sein? Beide haben gewiß schon durch Sie eine traurige Nachricht erfahren und gehört, daß mein armer Sohn irgendwo in der Nähe begraben ist?" Dabei flossen auch ihr die bei Frauen so leicht flüssigen Thränen aus den Augen und nur mit Mühe hielt sie an sich, um nicht ebenfalls in ein lautes Schluchzen auszubrechen.

„Nein, Mrs. Duncan", sagte ich nun, „diesmal befinden Sie sich in einem großen Irrtum. Wenn Miß Markham eben Thränen vergoß, so geschah es gewiß nicht infolgen eines neuen Schmerzes, sondern es waren Freudenthränen, die ihr die Nachrichten auspreßten, die ich soeben von meiner Reise mit zurückgebracht habe. Und so will ich denn auch Ihnen diese glücklichen Nachrichten nicht länger vorenthalten, die sich auf den Brief beziehen, den ich, wie Sie wissen, in Unterseen in der letzten Nacht schrieb, nachdem Sie mich in das Schicksal Ihres Sohnes eingeweiht. Bevor ich jedoch mit meiner Erzählung beginne, versprechen Sie mir, recht ruhig und gefaßt zu sein. Wollen und können Sie das?"

Sie sah mich eine Weile stumm an, dann, als sie in meiner aufgeregten Miene, die ich unmöglich länger beherrschen konnte, auch nur Freude lesen mochte, sagte sie schnell: „Ja, ich will und kann es, denn wenn Sie von meinem Sohne sprechen wollen, wie ich nun wohl merke, und mir, wie es scheint, etwas Gutes zu sagen haben, kann selbst ein Mutterherz sich zur Ruhe zwingen. Und so sprechen Sie denn in Gottes Namen!"

So schickte ich mich denn auch hier zum Reden an und teilte

ihr zuerst mit, daß ich gleich von Anfang an, als ich jenes mir von ihr gegebene Blatt der Times gelesen, die Mutmaßung gehabt, daß die Mitteilung derselben nicht ganz auf Wahrheit beruhe. Ich hätte deshalb alle möglichen Erkundigungen eingezogen, und da hätte sich ergeben, daß ich mich in der That in meiner Annahme in Bezug auf die Wahrhaftigkeit jener Zeitungsnachricht nicht getäuscht. Als ich aber erst so weit in meinen Forschungen gekommen, hätte ich weitere Schritte gethan und die wären jetzt endlich mit einem ganz sicheren Erfolg gekrönt. Gottes gnädige Fügung habe mich in den letzten Tagen auf die richtige Spur geführt und da hätte ich zuerst alles das aus dem Leben ihres Sohnes erfahren, was sie selbst mir verschwiegen, obgleich ich durch Mary Markham schon darauf vorbereitet gewesen, daß sie an dem Unglück, welches Harry betroffen, allein schuld zu sein glaube.

Ich schwieg eine Weile und sah die unbeweglich neben mir sitzende alte Frau mit erwartungsvoller Spannung an. Aber sie war so erstaunt und fast betreten, daß sie anfangs kein Wort hervorbringen konnte und nur eine zunehmende Verwunderung drückte sich auf ihrer sprechenden Miene aus.

„O", sagte sie endlich und ich sah, welche schmerzliche Überwindung ihr das verursachte, „also Sie wissen, daß Harry den Sohn Lord Rowlands getötet haben soll?"

„Ja, ich weiß das alles und noch viel mehr, Mrs. Duncan", fuhr ich rascher sprechend fort, „und Sie hätten mir damals dreist Ihr ganzes Vertrauen schenken können, es hätte das wahrhaftig keine üblen Folgen gehabt und wir wären vielleicht rascher dadurch zum Ziele gelangt. Allein, das ist nun einmal auf andere Weise ans Tageslicht gekommen und glücklicherweise hat Ihre Verschwiegenheit nichts geschadet, da ich — von anderer Seite her über alle, Harry Duncan betreffende Verhältnisse ganz genau aufgeklärt wurde. Hören Sie nun, was ich über sein Schicksal in Erfahrung gebracht, seitdem er in England verschollen war und während Sie infolge jener Zeitungsnachricht glaubten, daß er in der Schweiz verunglückt sei. Diese ganze Nachricht war eine durchaus falsche und Sie sind leider dadurch überaus lange in den herbsten Schmerz versetzt worden. Genug, es gelang Harry, Ihrem Sohne, der zur Deportation verurteilt war, aus seinem Kerker in London zu entfliehen, und zwar durch Hilfe seines braven amerikanischen Freundes, Mr. Charles H . . . . . t."

„Ah!" unterbrach mich Mrs. Duncan mit einem lauten Freudenruf. „Also das hat Mr. Charles H . . . . . t gethan? O, der edle, brave Mann!"

„Ja, edel, gut und brav ist er gewiß gewesen, aber er hat für Ihren Sohn noch viel mehr gethan, Mrs. Duncan. Hören Sie nur. Er hat ihn nicht nur durch Aufwendung reichlicher Geldmittel aus dem Gefängnis befreien helfen, sondern seinen geretteten Freund auch, indem er ihn für seinen Diener gelten ließ, sicher mit nach der Schweiz genommen, wohin er gerade zu rechter Zeit versetzt wurde, und auch da auf jede Weise für seine Sicherheit gesorgt."

„Nach der Schweiz?" rief sie wieder laut, indem sie beide Hände voller Verwunderung zusammenschlug. „Also Harry ist in der Schweiz?"

„Ja", sagte ich, „er wurde wenigstens vor einem Jahre von Mr. Charles H . . . . . t mit nach Bern genommen, nun aber, — o, Sie haben mir Ruhe versprochen — nun lassen Sie mich auch ruhig weiter reden, da Sie ja doch schon das Hauptsächlichste meiner Nachricht wissen."

„O nein, nein", rief sie wieder, und ich sah, wie schwer es ihr wurde, ihre mit Mühe so lange behauptete Fassung beizubehalten, „ach, was sagen Sie da, und warum habe ich das nicht früher erfahren! Ich war ja in Bern bei Mr. H . . . . t, aber er war leider verreist und ich sprach ihn also nicht. Aber er hätte mir wohl auf andere Weise sein Wissen über Harry mitteilen können. O, wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich ihn gesprochen und er mir das alles schon vor sieben Wochen gesagt hätte, was Sie mir jetzt sagen!"

„Nein", sagte ich mit großer Bestimmtheit, „urteilen Sie nicht so schnell darüber; das hätte er nicht gekonnt, denn damals, als Sie in Bern waren, wußte er selbst noch nicht, was er jetzt weiß und was Sie vollkommen über Ihren Sohn beruhigt hätte. Dafür nun habe ich Mr. Charles H . . . . . t, auf den ich durch meinen Freund, an den ich geschrieben, aufmerksam gemacht worden war, heute in Bern selbst besucht und mit ihm alles besprochen, was er damals mit Ihnen nicht besprechen konnte."

„Wie? Sie sind in Bern bei Mr. H . . . . . t gewesen, und meines Sohnes und meinetwegen?"

„Ja, Mrs. Duncan, und wie das alles zusammenhängt, sollen Sie später erfahren, wenn Sie erst wieder ganz zur innern Ruhe gelangt sind. In Bern nämlich erfuhr ich, daß Ihr Sohn lebt —"

„Er lebt?" rief sie laut aufschluchzend und bedeckte sich, von unbeschreiblichen Gefühlen durchwogt, das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, er lebt", wiederholte ich. „Zwar ist er noch etwas leidend und von den ihn verfolgenden Gemütsbewegungen tief erschüttert, aber im ganzen befindet er sich wohl und das — das wollte ich Ihnen heute nur sagen, womit ich noch etwas anderes verbinden will, was Ihnen gewiß eine ebenso große Freude bereiten wird, wie die Gewißheit, daß er lebt."

„Was könnte das sein?" fragte sie leise, mich forschend von der Seite betrachtend.

„Haben Sie vergessen", sagte ich, „daß Harry, Ihr Sohn, als Mörder Sir Lawrence Rowlands verurteilt war?"

„O mein Gott, ja, das hatte ich ganz vergessen", schluchzte sie auf, „aber das — das habe ich nie für möglich gehalten, nein, mein Harry konnte kein Mörder sein, dagegen hat sich vom ersten Augenblick an mein mütterliches Gefühl gesträubt und sträubt sich noch mit allen Fasern meiner Seele dagegen."

„Nun, da haben Sie auch recht", sagte ich freudig. „Und nun hören Sie das glückliche Ende meines Berichts. Nein, Ihr Sohn Harry ist kein Mörder gewesen", — und nun erzählte ich ihr, auf wie seltsame Weise die Unschuld ihres Sohnes endlich an den Tag gekommen und wie die amtliche Erklärung derselben und eine vollständige Kassation des ungerecht gefällten Urteils nur noch eine Frage der Zeit sei.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Erwischt.

(Zu unserem Bilde auf Seite 521.)

Es ist eine drastische Szene, die Meister Spechts Stift uns hier zeichnet. Der lüsterne Luchs hat dem Büffelkalb zugesetzt und hat jedenfalls die Büffelkuh nicht in der Nähe vermutet. Aber das ängstliche Geschrei des Kalbes hat die Alte so eilig herbeigelockt, daß Freund Luchs die schützende Höhe nicht mehr erreichen konnte. Der wuchtige Stoß des gewaltigen und überdies aufs höchste gereizten Wiederkäuers hat noch den einen Hinterfuß der Katze zermalmend gegen den Baum gepreßt und dieser damit einen Denkzettel gegeben, den sie so bald nicht vergessen wird.

Was für eine Riesenstadt London ist, geht daraus hervor, daß in ihr mehr Katholiken leben als in Rom, mehr Juden als in ganz Palästina, mehr Schotten als in Aberdeen, mehr Deutsche als in Köln oder Frankfurt. Jährlich werden ungefähr 12,000 neue Häuser gebaut, und die Anzahl der jetzt vorhandenen Häuser beträgt 574,000. Das Zollamt nimmt ebensoviel ein wie die Zollämter aller übrigen Häfen des ganzen Reiches zusammen. Die Bahnlinien dieser Stadt haben eine Länge von etwa 500 Stunden. Die ganze Hauptstadt bedeckt eine Fläche von etwa 125 Quadratmeilen; ihre Straßen haben eine Länge von 2,600 Meilen, von Kirchen sind 1,100, von Wirtshäusern 7,500, von Kaffee-

häusern 1,700 vorhanden. Und was wird in London gegessen? Nun der Magen der großen Themsestadt verschlingt jährlich 400,000 Ochsen, 1,500,000 Schafe, 130,000 Kälber, eine Viertelmillion Schweine, acht Millionen Stück Geflügel und Wildpret, ungefähr drei Millionen Centner Fische. Auch im Trinken lassen sich die Londoner nicht schlecht finden; sie vertilgen jährlich 200 Millionen Quart Bier, 37 Millionen Quart Wein, 21 Millionen Quart Schnaps. Der Kohlenverbrauch beläuft sich auf 160 Millionen Centner, die Gasbeleuchtung kostet 17 Millionen Dollars jährlich, täglich werden von den verschiedenen Wasserleitungs-Gesellschaften 700 Millionen Quart Wasser geliefert. Gefahren wird, abgesehen von den Privat-Equipagen der Reichen, in weit über 12,000 Mietsdroschken, die ihren Besitzern im Jahre 17 bis 20 Millionen Mark einbringen; außerdem giebt es zahlreiche Fiaker, die von Stallmeistern privatim ausgegeben werden. Die „Allgemeine Omnibus-Gesellschaft“ befördert in 580 Omnibussen (außer diesen sind zahlreiche Privat Omnibusse vorhanden) jährlich etwa 50 bis 60 Millionen Passagiere, die unterirdische Eisenbahn mehr als das Doppelte. Zur Sicherheit aller dieser Menschenkinder dient eine Polizei von 12,000 Mann, was im Verhältnis zur Einwohnerzahl vielleicht wenig scheinen mag; die Sicherheit ist aber glücklicherweise recht groß, und daß die tüchtigen Londoner Stadt Missionare nicht wenig zur Sicherheit Londons und zur Eindämmung der unordentlichen Elemente beitragen, ist bekannt.

Lebenszähigkeit des Faultiers Es ist allgemein bekannt, daß einige Tiere eine große Lebenszähigkeit besitzen, aber wohl keines in so hohem Grade, wie das Faultier. Zwei Jahre lang hatte ich eins in meiner Wohnung und als ich dann in die Heimat zurückzukehren gedachte, wollte ich es töten, um den Balg mitzunehmen. Eines Abends erzählte ich in Gegenwart von Einheimischen, ich wolle das Tier vergiften, da entgegnete mir einer der Anwesenden: „Das Tier stirbt nicht von Gift, es ist überhaupt nur zu töten, wenn man ihm das Herz abschneidet.“ Natürlich glaubte ich dieses nicht und gab dem Faultier eines Abends vier Gran Strychnin in einem Stück Banane. Sowie der Tag graute, trieb mich die Neugierde zu ihm. Wie immer hing es, die Krallen der vier Füße ganz nahe aneinander geschoben und den Kopf zwischen die Füße gesteckt, an einer in der Schwebe hängenden Stange und nahm sein Futter wie gewöhnlich. Mit Hilfe meines Indianerbuben legte ich ihm nun abends eine Schlinge um den Hals, die ich sehr fest anzog, und hing es auf; aber am andern Morgen lebte es noch und kroch, sowie ich die Schlinge entfernt hatte, auf dem Boden herum. Ich gestehe, daß mir sehr unheimlich wurde, da drückte ich ihm mit der linken Hand den Kopf fest auf den Boden und gab ihm wohl ein Dutzend starke Schläge mit einem Hammer auf denselben. Es blieb regungslos liegen und als ich nun den Schädel untersuchte, fand sich, daß ich ihm zwei Drittel desselben total zertrümmert hatte. So wurde das Tier unter die Veranda gebracht. Um zehn Uhr, als ich mich eben zum Frühstück hingesetzt hatte, meldete mir der Bube, es kröche wieder auf dem Boden herum. Diese Nachricht erschütterte mich so, als wenn ich einen Mord an einem Menschen versucht hatte. Ich mochte das Tier nicht mehr sehen und gab dem Buben den Befehl, es unter allen Umständen sofort töten zu lassen. Als er nach einer Stunde mir meldete, jetzt sei dem Tier das Herz abgeschnitten und es sei tot, atmete ich erleichtert auf. Als ich dann beim Abbalgen das Herz untersuchte, fand ich dasselbe von den großen Gefäßen getrennt und vollständig zerschnitten.

Wetterregeln. So ausgebildet auch heutzutage die W[illegible] und so groß die Wahrscheinlichkeit ist, mit der man auf Grund [illegible]terungstelegramme die Witterung von einem Tag zum ander[illegible] berechnen kann, so trifft eben dennoch dann und wann einmal [illegible] rechnung nicht zu, und ein als „meist trocken“ angekündigter [illegible]puppt sich als vollständiger Regentag. Unsere Leser werden [illegible] gewiß dankbar sein, wenn wir ihnen im folgenden einige gereimte [illegible]rungsregeln geben, auf deren Zutreffen sie sich mit vollständiger [illegible]heit verlassen können. Es sind folgende:

Giebt's im Januar Schnee und Eis,
Ist's selten auf der Straße heiß.
Taut's im Januar unverhofft,
Giebt es nasse Füße oft.
Kräht der Hahn im Februar auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter oder's bleibt, wie es ist.
Schneit es am neunundzwanzigsten sein,
So wird das Jahr ein Schaltjahr sein.
Der Märzenschnee und Märzenstaub
Fällt selten auf Grüneichenlaub.
Stellt sich im März schon Donner ein,
So kann das ein Gewitter sein.
Der Schnee, den im April man schaut,
Ist oft im Juli weggetaut.
Stellt im April sich Regen ein,
Ist meistenteils kein Sonnenschein.
Soll zu Pankratius Frost sich nah'n,
So ziehe warme Handschuh' an.
Wenn's wittert am Medardustag,
So folgt manchmal auch Regen nach.

Daß einst die Gänse der Juno das römische Kapitol gerettet haben, ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß diese braven, von den undankbaren Menschen so schnöde verkannten Vögel auch jetzt noch imstande sind, unter Umständen ein Wächteramt zu versehen. Im Boulogner Wäldchen bei Paris ist ein Teich, und auf diesem Teich schwimmen Enten. Böse Buben hatten auf sie ihre Augen geworfen und kaperten allnächtlich die schönsten und fettesten Tiere. Der Aufseher war in Verzweiflung. Da kam ein Mann zu ihm und machte ihm den Vorschlag, den Ententeich von Gänsen bewachen zu lassen. „In meiner Wirtschaft“, sagte er, „leisten mir die Gänse als Nachtwächter die besten Dienste. Niemand kann dem Hühnerstalle zu nahe kommen, ohne daß die Gänse durch ihr Geschrei das ganze Haus alarmieren.“ Das leuchtete dem Aufseher ein; man ließ zwei Gänse im Teich los und ein Wächter stellte sich so, als wolle er eine Ente ans Ufer locken. Alsbald erhoben die Gänse ein Geschnatter, daß alles zusammenlief. Seitdem halten fünf Gänseriche und sechs Gänse bei Tag und Nacht die Teichpolizei.

Naiv. Im Jahre 1744 veröffentlichte der Magister Enderfeld eine „Kurzgefaßte Kindergeographie“. In diesem Werke, das vier starke Bände umfaßte, erzählt der Verfasser ganz ernsthaft: „Wider den Regen haben die Marokkaner ein eigenes Remedium, denn wenn sie von selbigem auf freiem Felde betroffen werden, so ziehen sie sich aus und setzen sich auf ihre Kleider, damit sie nicht naß werden.“

Die beste Kuh. Ein Milchmann wurde in der Nacht von einem boshaften Nachbar mit der Schreckensnachricht aufgeweckt, daß seine beste Kuh in Gefahr stände, zu ersticken. Sofort sprang er aus dem Bette, dem Tier zu helfen. Als er aber in den Stall kam, fand er sie ganz gesund, dagegen — stak eine dicke Rübe in der Brunnenröhre.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $1.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 17. April 1884. Nummer 34.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (4. Fortsetzung.)

5.

In bösen Händen.

Wenn im Frühjahr die junge Hafersaat so lustig gegrünet hat, daß einem das Herz lachte, wenn man's ansah, und nun plötzlich gelbe Flecken erscheinen in der grünen Fläche, wo die zarten Hälmchen welk werden und vergehen, und die Flecke breiten sich aus und werden immer größer, da sagt der Landmann: der Fresser ist drin! und seufzet dabei, denn gegen dieses unterirdische Übel, gegen diesen heimlichen Wurm, der im Dunkel verborgen sein Wesen treibt, ist man völlig machtlos. Ist's dabei auch noch ein dürrer Wind oder Nachtfrost, ohne warmen Regen und fruchtbare Zeit, dann vergehet gar bald das ganze Haferfeld und alle Hoffnung auf ein gesegnetes Ernten ist zu schanden geworden! —

Es giebt auch solche „Fresser" im Menschenleben, welche heimlich ihr Wesen treiben, dem Glück und Wohlergehen des Nächsten im Verborgenen die Wurzeln abbeißen, nur um sich selbst zu mästen. Die sind viel schlimmer als jener böse Wurm in der Hafersaat.

Auf einem leichten Korbwagen mit einem Sitze drauf, und einem Pferde davor, fuhr ein Mann durchs Land weit und breit bekannt in der Gegend, man kann nicht sagen: „beliebt" — doch wußte er sich Eingang zu verschaffen. Thaten sich ihm die Thüren nicht freiwillig auf, so kroch er durchs Schlusselloch, — warf man ihn vorne hinaus, so kam er durch die Hinterthür wieder hinein. Wo es was zu handeln gab, da war er zur Stelle, es war, als leite ihn seine krumme Spürnase eben dahin, wo den Leuten gerade das bare Geld knapp geworden, und wo es noch ein Stück Vieh im Stall, oder etliche Tonnen Korn auf dem Speicher gab, die man verkaufen konnte. Doch blieb er nicht bei Korn und Vieh — er kaufte alles! die Hühner auf der Stange und die Enten im Teich waren nicht sicher vor seinen gierigen Augen; den Flachs am Rocken und die Wolle auf des Schafes Rücken befuhlte er mit seinen schmierigen Fingern und erkundigte sich nach dem Kaufpreis; gern holte er die Eier unter der Henne weg und riß im Vorübergehen die Frucht vom Baume — denn das „Ansichreißen" saß ihm in allen Gliedern, zuckte ihm in den Fingerspitzen, zwinkerte ihm in den Augen, kribbelte ihm in den Füßen.

Er war seines Glaubens ein Jud — wenn man's nicht schon bemerkt haben sollte — und nannte sich: Jakob Heymann, wie fruher schon erwähnt.

In seiner linken Brusttasche tief vergraben, trug er ein dickleibiges, ledernes Buch, fest umwickelt mit einem Riemen, das war ihm viel wichtiger als sein altes Testament und als die Gesetzrollen, denn darin standen geschrieben in Hieroglyphen, die niemand anders als nur er selbst entziffern konnte, alle seine „Geschäftche" mit allem „Rebbes", den er dabei machte, und Jakob Heymann machte niemals ein „Geschäftche", ohne seinen „Rebbes" dabei zu finden. Da standen die Namen all der Christenleute, welche er gerade so behandelte, wie der Fresser die Hafersaat, d. h. er biß ihnen die Lebenswurzeln ab, sog ihnen den Lebenssaft aus, und wenn sie denn welk und erstorben hinsanken, kroch er weiter zu den anderen, wo es noch was zu fressen und auszusaugen gab. — Dies Buch ruhte nicht bloß auf seinem Herzen, es war das Abbild seines Herzens, welches ebenso ledern, ebenso unsauber und besudelt, ebenso nur voll von Geschäft und Rebbes war und, namentlich, ebenso durchaus unempfindlich für Wohl und Wehe des Nachsten. —

Wir wissen es schon, daß leider der Besitzer des Haidhofes auch in diesem Buche verzeichnet stand und zwar mit einer nicht unbeträchtlichen Zahlenreihe. Anleihen mit Wucherzinsen, bezahlt und unbezahlt, — eingetauschte Produkte, die an Zahlungsstatt geleistet waren — gekauftes und verkauftes Vieh u. dgl. Wer diese Schrift zu lesen verstand, dem mußte es sich alsbald ergeben, daß böse Hände sich auf den Haidhof gelegt, und daß diese Hände an allen zehn Fingern scharfe Krallen hatten und daß diese Krallen sich tief eingebohrt und ganz gewiß nicht wieder fahren lassen würden, was sie einmal gepackt hatten. —

Es mochten wohl vierzehn Tage vergangen sein, nachdem das Unwetter gehauset über den Wiesen des Haidhofes, da fuhr auf der langsam ansteigenden Straße von M.... her das erwähnte Fuhrwerk. Ein jämmerlich genährtes Rößlein strengte seine schwachen Kräfte an, den leichten Wagen bergan zu bringen. Der Wagen war mit Koth bespritzt, das Geschirr und Gezäume mit Stricken notdürftig geknotet, — es paßte alles wohl zu einander in seiner Jämmerlichkeit und Schabigkeit, auch zu dem Menschengebilde, das auf dem Wagen saß! Alle

Schlottrigkeit, Schmierigkeit, Widerlichkeit, die man bei den verkommenen Erben so großer Verheißungen findet, wodurch sie zum Sprichwort geworden unter den Leuten, waren hier vereinigt zu einem Ganzen, daß man auch bei geringeren Ansprüchen auf Reinlichkeit und Sauberkeit sagen mußte: der Mensch ist nur mit der Feuerzange anzufassen. —

In sich zusammengekrümmt, als wäre sein Rückgrat ein Haken, den Zaum in der Linken, eine alte Peitsche in der Rechten trottete der Jude dahin. Bald schimpfte er das arme Zugtier, wenn's keuchend in einen langsamen Schritt fiel, und hieb kräftig mit der Peitsche drauf, rechnete dem abgemagerten Geschöpf vor, wie viel Hafer und Heu es ihm alle Tage verzehre, und wie er deshalb ein Recht habe, von ihm zu verlangen, daß es auch seine Pflicht thue. Dann wieder brütete er vor sich hin und murmelte Zahlen und Summen und Geldsorten in den grauen Bart hinein, der rasiert sein sollte, aber wohl in acht Tagen kein Schermesser gespürt hatte. Die scharf gebogene Nase zeigte deutliche Spuren des Schnupftabaks, der aus einer Horndose stammte, welche sich barg in der fettglänzenden Westentasche ihres Besitzers.

Jetzt hob der Jude seinen Kopf und blickte erst in die Höhe, da lag der Haidhof, sonnenbeschienen mit seinen grünen Baumwipfeln vor ihm; dann ließ er die scharfen Augen abwärts schweifen in den Wiesengrund, wo es nicht grün, sondern graugelb aussah, mit Steingeröll und Trümmern bedeckt. —

Wenn das Raubtier in der Wüste bei nächtlicher Weile einen Fraß wittert, dann stößt es ein Geheul aus, dem man die unerbittliche Gier und die wilde Kraft anhört. Als der Jude auf seinem Wagen beim Anblick der zerstörten Wiesen sich aufrichtete, und dann wieder zum Haidhofe hinaufspähte, stieß er zwar kein Geheul aus, aber ein halb gurgelnder, halb schnalzender Ton entstieg seiner Brust, dem mans gleichfalls anhörte: jetzt ist das Mahl bereitet, darauf ich schon längst gewartet habe, und nichts soll mich abhalten, es an mich zu reißen! —

Nach wenigen Minuten, als der Gaul mit letzter Kraftanstrengung die Höhe erreicht hatte und nun erschöpft vor dem Hause stille stand, trat Jakob Heymann mit kriechender Höflichkeit, ein grinsendes Lachen im Gesicht, in die Bauernstube. Die beiden Frauen hatten am Tisch gesessen, mit einer Handarbeit beschäftigt. Elsbeth hatte das Gefährt den Berg heraufkommen sehen und erblassend ausgerufen: „Der Jude kommt! der bringt nichts Gutes!" — Jetzt stand das Mädchen hoch aufgerichtet, die rechte Hand fest auf die Tischplatte gestemmt, mit hochgerötetem Antlitz da, die klaren, großen Augen fest und durchdringend auf den Eintretenden gerichtet, man las ihre Gedanken deutlich in ihren Zügen, sie war bereit gegen Unrecht und Frevel zu kämpfen, und sich und die Ihrigen zu verteidigen gegen diese gierig ausgestreckten Hände bis aufs äußerste! —

„Allerliebstes Madamche! schönste Jungfer! wünsch einen guten Tag! wie is denn mit dem Befinden? hab' vor den bösen Husten 'n herrliches Mittelche in der Tasche, von de Stollwerkschen Brust-Bonbons! is'n großes Geschäft mit die Bonbons! 'n gewaltiges Geschäft! darf ich der liebsten Madam anbieten! ich weiß, was es is mit den Husten, muß mir auch oft quälen de halbe Nacht."

Dabei holte er ein graues Stück Papier aus der Tasche, worin etwas eingewickelt war, das Papier klebte an der süßen Masse fest, und er war eifrig bemüht es davon zu lösen! —

Die Bauernfrau bedankte sich, er möge sich aber ja nicht bemühen, sie könne kein Süßes vertragen.

„Na, denn nich!" erwiderte der Jude, und zufrieden keinen unnötigen Aufwand machen zu müssen, versenkte er das Papier wieder in seine weite Tasche. —

„Will de liebe, gute Madam einen armen, alten Mann 'n wenig erfrischen", fuhr er dann fort, „so möcht ich wohl so unbescheiden sein zu bitten um 'n Trunk Bier und e Häppche Brot." —

Und zu dem Bauern gewandt, welcher hinter ihm in die Stube getreten, nachdem sie sich draußen schon begrüßt hatten, sagte er weniger freundlich und so etwas von oben herab: „Das arme Vieh am Wagen hat wohl zu fresse und saufe bekommen, der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehs!" —

Die Frauen kannten bereits von den früheren Besuchen her diese Anliegen ihres unwillkommenen Gastes. Elsbeth verließ schweigend die Stube, und kehrte bald mit einer Kanne und dem gewünschten Imbiß zurück.

Der Jude that zuerst einen tiefen Trunk, dann ließ er wohlgefällig seine Augen über die aufgetragenen guten Sachen hingehen, verschmähte auch die Wurst nicht, obgleich er Schweinefleisch darin witterte, und hielt nicht eher auf, als bis alles vertilgt war. Dabei überrechnete er, daß er nach solchem Frühstück recht wohl sich das Mittagsessen sparen könne.

Darauf legte er sich behaglich zurück, nahm bedächtig und langsam eine Prise, streckte die Beine von sich und vergrub beide Hände in den Hosentaschen. —

„Schlechte Zaiten! sehr schlechte Zaiten! — das Geld is rar un Verdienst nich zu machen — und nu noch gar das böse Wetter, das grausame Wetter! hat doch wohl nich Schaden gebracht?" frug er lauernd.

Der Bauer erzählte trocken und kurz was geschehen! „Gott, Du Gerechter!" — schrie der Jude — „is das 'n Unglück! is das 'n Malöhr!" — aber mit schlauem Lächeln fuhr er fort: „Nu, Freundche, 's is man gut, daß ihr's tragen könnt! wer so'n scheenen Besitz hat, dem thut das nichts. Unsereiner hat auch seine Verluste — grausame, schreckliche Verluste! — es is zum Erbarmen! aber da is kein Ehrlichkeit un kein Rechtschaffenheit mehr in der Welt! Kommen se, einer nach 'm andern: groß is de Not! der Heymann muß Geld schaffe, un wenn er sein Geld wieder haben will, dann is 'n groß Geschrei um Lamentieren, denn haben se nix un kriegen nix, un schimpfen auf den Jud, der doch am End auch leben will. — Na', allerliebste Madamche, schönste Jungfer, nix vor ungut! wollte nur sagen" — und dabei holte er das bewußte Buch aus der Brusttasche, schlug es auf, hob den Stift mit einer unnachahmlichen Gebärde in die Höhe, um ihn langsam auf eine Zahlenreihe zu senken, — „wollte nur sagen, ob es den Herrschaften belieben möcht', auf die nächsten Geldstage um Michaeli die kleinen Kapitälchen zurück zu zahlen, — stehen noch Zinsen vor die letzten drei Monate, macht 33 M. 50 Pf., — bitt' schön darum!"

Der Jude machte hier eine Pause, hob die Augen vom Buch, und ließ einen forschenden Blick über die drei Anwesenden gleiten. Der Bauer schob sich die Kappe aufs linke Ohr und kratzte sich in den Haaren. Frau Margareth saß über ihre Näharbeit gebeugt und blickte garnicht auf. Das Mädchen aber schaute den Juden fest und gerade an und sagte, die Zinsgelder lägen bereit, was das Kapital betreffe, so wolle sie doch fragen, ob es etwa bieder und rechtschaffen sei, die Rückzahlung zu verlangen, wenn just eben ein großes Unglück hereingebrochen? Sein Geld stehe ja sicher genug, sie möchte doch wissen, warum er's gerade jetzt kündigen müsse?

Der Jude machte ein tiefbetrübtes Gesicht, wie einer, dem man das größte Unrecht angethan; er erhob sich halb aus seiner liegenden Stellung, legte die Hand, wie zur feierlichen Beteuerung, auf die Brust und sprach im tiefen Brustton sittlicher Entrüstung:

„Gott soll mir bewahren, daß ich Unrecht thue, meine edelste Jungfer! wüßte sie's, was in diesem Buche geschrieben steht" — und dabei klopfte er mit seinem gekrümmten Finger auf das inhaltschwere Buch — „dann würde sie keine bösen Gedanken haben über den Jakob Heymann. Wissen Sie,

Verehrteste, ich bin auch Familienvater, und habe auch Frau und Kinder." —

Das Mädchen fuhr dagegen unbeirrt fort, was in dem Buche stünde, das wüßte sie freilich nicht, verlange auch nicht darnach, aber die zehn Gebote, die in der Bibel im alten Testament stünden, die kennte sie wohl, und da hieße eins: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus!"

Einen wütenden Blick schoß der Jude auf die kühne Sprecherin und sagte darauf nur, er bitte gehorsamst um 33 M. 50 Pf. — er habe gar keine Zeit länger.

Der Bauer trat an das Spinde, nahm das Geld aus einer Schieblade und zahlte es hin auf den Tisch.

Nachdem der Jude vorsichtig die Goldmünzen geprüft und eins nach dem andern in einen ledernen Beutel hatte gleiten lassen, empfahl er sich ernst und würdevoll, mit der Miene gekränkter Unschuld. Der Bauer brachte ihn an den Wagen. Als er aufgestiegen und die Peitsche schon in die Hand genommen, wandte er sich noch einmal zurück und rief mit einer fast kreischenden Stimme hinunter: „Also, das Kapital wäre auf Michaeli gekündigt, habt's doch wohl verstanden! Adjes!" — Dann hieb er auf den Gaul und rasselte vom Hofe. —

Nachdem der Jude die Stube verlassen, machte Elsbeth zuerst das Fenster auf, als müsse sie einen bösen Dunst entweichen lassen und frische Luft atmen. Die Bauernfrau saß bleich zurückgelehnt da, die Arbeit lag ihr im Schoße.

„Da haben wir's denn nun, wie ich es mir längst gedacht! Der Jude zieht das Netz zu und hat den Haidhof gefangen! er hat die rechte Zeit erkannt! zahlen können wir nicht, das weiß er; müssen also verkaufen; Kaufer sind nicht reichlich in dieser Zeit, da bietet er und hat den Hof für einen Spottpreis, und wir können abziehen und mussen uns noch bedanken, wenn wir ein paar Hundert Thaler mitnehmen. Nun ist denn freilich keine Wahl, wir müssen auswandern!" —

Der Bauer war inzwischen wieder eingetreten, hatte sich in die Ecke gesetzt und den Kopf auf den Tisch gelegt, der wußte natürlich keinen Rat und Ausweg.

Frau Margareth sah auf Elsbeth wie ein hilfloses Kind, das sich vor dem heraufziehenden Unwetter nicht zu bergen weiß, in ihren Augen lag ein flehender Ausdruck, als wollte sie sagen, wie einst Ruth sagte: „Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen! wo Du bleibst, da will ich auch bleiben! wo Du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der HErr thue mir dies und das, der Tod muß mich und Dich scheiden!"

Elsbeth las diese Gedanken aus den Augen ihrer Pflegemutter, sie legte ihr den Arm um die Schultern, zog ihren Kopf an sich und legte einen Augenblick ihre weiche Wange auf Frau Margreths Stirn.

Dann richtete sie sich straff auf und mit strengem Blick sagte sie: „Der Jude soll den Hof nicht für einen Spottpreis haben, wir bieten selber mit darauf, oder lassen bieten, ich will mit dem Ohm in der Stadt reden, vielleicht weiß er jemand, der uns Geld leiht, daß wir aus des Juden Krallen kommen!"

„Ach Kind!" sprach die Bauerfrau, „der Ohm weiß keinen, alle seine Freunde und Gönner sind tot, und die junge Welt rechnet nichts mehr auf ihn! Damit ist es nichts!"

Else schüttelte den Kopf, die Gedanken brausten ihr durch den Sinn, sie mußte Rat finden, wußte sie auch nicht, wie. Mit leeren Händen wollte sie nicht von der alten Heimat scheiden. Sie hatte auch das bestimmte Gefühl: Das kann Gott nicht zulassen, daß dieser Jude über uns triumphiere, daß unser Eigentum in seine schmutzigen Hände falle und er's „ausschlachte", wie sie's jetzt heißen, und man alsbald nicht mehr wisse, was zum Haidhof gehört habe!

„Laß uns gehen!" sagte sie zum Bauer gewandt, „wir wollen das Getrümmer in der Wiese aufräumen, ich muß arbeiten, tüchtig arbeiten, sonst halt' ich's nicht aus vor Ärger und Kummer!" —

Sie gingen und die Bauerfrau war wieder allein, sie mußte den Mittag rüsten, es war hohe Zeit.

Da stand sie nun an den Herd gelehnt, schürte das Feuer und schälte die Kartoffeln, welche weiß und appetitlich aus ihren saubern Händen in den Topf wanderten, den sie zur Hälfte mit klarem Brunnenwasser gefüllt hatte.

Von Zeit zu Zeit that sie einen tiefen Atemzug, als wenn es ihr an Luft mangle, so beengt war's ihr im Herzen. Sie dachte an ihren Vater, an die Ahne, immer war Wohlhäbigkeit und gesicherter Besitz hier zu Hause gewesen! sie erinnerte sich, wie ängstlich die Eltern sich vor Schulden gehütet und der Vater vor den Juden gewarnt als vor einem großen schrecklichen Übel! Und nun war's so weit gekommen, daß sie rettungslos in eines Juden Händen waren. Wie war's doch möglich gewesen, daß es dahin gekommen? — sie hatten's selbst nicht gemerkt, wie eine Schlinge an die andere, eine Masche zur andern sich leise gefügt, bis nun das Netz ihnen über den Nacken geworfen war. Die erste Anleihe war so geringe gewesen, gar nicht der Rede wert, der Jude hatte sie dem Bauern auf dem Jahrmarkt beim Ankauf einer Kuh schier aufgedrängt. Über die sofort abgerechneten Zinsen waren sie gar nicht ins klare gekommen. Dann waren die Mißjahre hereingebrochen, es hatte immer am baren Gelde gefehlt; am Hause ward eine Reparatur dringend nötig, der Jude war immer mit Vorschüssen bei der Hand. Die Zinsenlast wuchs rasch! — Und nun das Unwetter! — Frau Margreth war zum Tod betrubt! — sie mußte ihr widerwillig Herz beugen unter die gewaltige Hand Gottes, sie wäre gern vorher zur himmlischen Ruh' eingegangen, um all der schrecklichen Erdenunruh' zu entfliehen, welche vor ihr lag wie unersteigliche Berge. Was hatte sie alles erleben müssen! Damals als die Kranz-Lotte ihr das Kind gebracht und sie's behalten, da hatte sie bei sich gedacht, sie lüde sich doch eine rechte Last auf und habe wohl Anspruch auf einen Gotteslohn. — Ach, und was sollte sie nun anfangen, wenn sie das Mädchen nicht hätte! die war ja ihr einziger, ihr köstlicher Erdentrost! wie gut hatte der Herr es mit ihr im Sinne gehabt, als er ihr das Kind ins Haus geschickt! durfte sie denn jetzt in Kleinglauben versinken? — sie holte aus dem Schatze ihres Herzens manchen kräftigen Spruch und Vers hervor, aber es wollte alles nicht anschlagen, still wollte es nicht werden in ihrem Herzen; des Seufzens war kein Ende.

Das Mittagsmahl stand auf dem Tische, Else und der Vater hatten sich hungrig gearbeitet, aber Frau Margreth legte alsbald den Loffel nieder, sie konnte nicht essen. —

Erst am stillen Abend in der Kammer kam die Gottesruh über ihre arme Seele.

Da waren die beiden Frauen wieder allein. Else hatte sich einen Schemel herangerückt und saß zu Fußen der Bauerfrau, hielt ihre Hand fest gefaßt und blickte mit den ernsten Augen zu ihr auf. — Zu einem rechten, vollen Aussprechen war's zwischen den beiden noch gar nicht gekommen, nachdem die Kranz-Lotte gestorben. Das Mädchen war unverändert so geblieben, wie sie's immer gewesen, ja man merkte es wohl, daß sie mit besonderer Sorgfalt darauf achtete, Frau Margreth keinen Unterschied fuhlen zu lassen. Sie sagte es sich selber immer wieder: Wie soll ich ihr je alle die Wohlthat vergelten, die sie an mir gethan von Kind auf! aber des Blutes übermächtiger Zug trieb sie zu dem kleinen Grabhügel, wo sie das schlichte Kreuz hingestellt und den Epheu herumgepflanzt hatte! und wenn sie in der Stille an das einsame trubselige Leben ihrer rechten Mutter dachte, wenn sie sich versenkte in alle die heldenmütige Entsagung und Selbstverleugnung, die es ihr gekostet, sich von ihrem Kinde zu trennen, wenn sie sich ins Ge-

dächtnis zurückrief die zaghaft scheuen Liebkosungen, welche die arme Alte ihr so oft erwiesen, und die sonderbaren Blicke ihrer Augen, worüber das Mädchen sich so oft gewundert, — dann brachen die heißen Thränen hervor und wollten sich nicht stillen lassen! —

Doch hatte sie in jener Sterbenacht nicht umsonst die Gottesstimme vernommen und darauf geantwortet mit dem: „Mir geschehe, wie Du gesagt hast!"

Sie wußte jetzt, wie sie der Frau, welche Mutterstelle an ihr vertreten, die Liebe lohnen sollte; sie erkannte ihres Gottes Weg und Führung; sie stärkte sich die Seele mit der Gewißheit: Er wird alles wohl machen! —

So konnte sie denn nun auch in der einsamen Kammer, wo das Christusbild von der Wand herabschaute, manch gutes und heilsames Wort reden, das sich wie eine linde Hand auf Frau Margreths unruhiges Herz legte. Allmählich zog all das schwarze Gewölk, das ihr den Sinn umdüstert, auseinander, und wie der klare Abendstern am Himmel droben, trat hervor der einige, gute und gnädige Wille ihres Gottes!

Else half der Mutter beim Entkleiden, wie man ein Kind zu Bett bringt, und die Frau ließ es sich so gern gefallen. Sanft und gut ließ sie sich zurechtlegen, die Kissen fest unter den Rücken geschoben, wie sie's gern hatte. — Else verstand das, wie niemand sonst. Dann faltete sie der Mutter Hände, setzte sich vors Bett und hob an mit halber Stimme zu singen:

> Weg hast Du allerwegen,
> An Mitteln fehlt Dir's nicht,
> Dein Thun ist lauter Segen,
> Dein Gang ist lauter Licht!
> Dein Werk kann niemand hindern,
> Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
> Wenn Du, was Deinen Kindern
> Ersprießlich ist, willt thun!

Unter diesem Singen sank Frau Margreth in einen sanften Schlaf. (Fortsetzung folgt.)

Die Verschwörung des Pontiac.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Von K.

VI.

Franzosen und Indianer. — Der Zug Bradstreets. — Bouquet unterwirft die Stämme am Ohio. — Ende des Krieges. — Pontiacs neue Pläne. — Gescheiterte Hoffnung. — Pontiac unterwirft sich. — Sein Tod. — Schluß.

Die ersten wirksamen Maßregeln zur Beruhigung der aufständigen Indianer gingen von den Franzosen in Illinois aus. Der französische Kommandant von Fort Chartres, De Noyon mit Namen, sandte Friedenswampums, Botschaften und Friedenspfeifen in alle Teile des Kontinents und ließ die verschiedenen Stämme der Wilden dringlichst ermahnen, das Kriegsbeil zu begraben und sich mit den Engländern auszusöhnen, denn ein Stellvertreter des Königs von Frankreich würde sich nie wieder unter ihnen sehen lassen. Am 31. Oktober 1763 kam ein französischer Kurier nach Detroit, welches, wie die Leser wissen, unter Pontiacs persönlicher Leitung von den Indianern belagert wurde. In einer Proklamation an die kanadischen Ansiedler teilte er diesen mit, daß Kanada an die Engländer abgetreten sei; eine zweite Proklamation wandte sich an alle roten Männer und namentlich an Pontiac; eine dritte gab dem Kommandanten von Detroit die Nachricht, daß die Franzosen bereit seien, alle ihre Forts am Ohio und östlich vom Mississippi den Engländern zu übergeben. Die Folge war, daß Pontiac sich gezwungen sah, die Feindseligkeiten wenigstens fürs erste aufzuheben und zur Verfolgung seiner Pläne einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten.

Im folgenden Jahre boten die Engländer alles auf, um nun auch ihrerseits dem Kriege ein Ende zu machen. Eine Expedition unter Anführung des Oberst Bradstreet suchte die Nationen am Lake Erie auf und hatte überall den glücklichen Erfolg, dieselben zum Frieden geneigt zu machen. Die Huronen, die Ottawas und Objibwas, die Miamis, Pottawatomies, Sacs und Missisagas — alle schlossen mit Bradstreet einen Friedensvertrag ab. Das Land der Indianer wurde feierlich dem Könige von England abgetreten, die einzelnen Stämme verpflichteten sich zu Gehorsam und Treue; die Engländer dagegen versprachen ihnen den Schutz und die Rechte britischer Unterthanen.

Nach der Rückkehr Bradstreets von Lake Erie und Detroit erschien es wünschenswert, eine starke Heeresmacht unter den roten Männern am Ohio zu enthalten. Die reguläre Armee stellte dazu fünfhundert Mann; Pennsylvania, dessen Kolonialregierung sich endlich zu einem entscheidenden Schritte aufgerafft hatte, rüstete aus eigenen Mitteln tausend Mann aus; eine Schar Freiwilliger lieferte Virginia. Im Oktober begann der Marsch in das Ohiothal. Der Befehlshaber sämtlicher Truppen war Oberst Bouquet, den unsere Leser schon im vorigen Kapitel kennen gelernt haben. Viele Privatleute, welche den Verlust von Verwandten oder Freunden beklagten, begleiteten den Zug, um die Verlorenen in der Wildnis aufzusuchen. Unterhalb der Mündung des Sandy Creek kamen die Häuptlinge und Krieger der Senecas, Delawares und Shawnees zusammen, zündeten das Ratsfeuer an, rauchten die Friedenspfeife und baten um Frieden. Ihr Wortführer war ein Häuptling der Delawares. Nachdem er seine Rede beendigt hatte, lieferte er achtzehn weiße Gefangene aus und fügte dreiundachtzig kleine Stäbe bei zum Unterpfande, daß sobald als möglich ebensoviele Gefangene ihre Freiheit wieder erlangen sollten. Bouquet hielt seine Gegenansprache in ernstem und drohendem Tone. Er warf den Wilden ihre Verrätereien und Greuelthaten vor und schloß mit den Worten: „Ich gebe euch zwölf Tage Zeit, alle Gefangenen, die in eurer Gewalt sind, auszuliefern. Ihr habt sie mit Kleidern, Lebensmitteln und Pferden auszustatten und sie sicher nach Fort Pitt zu geleiten. Erst wenn ihr diesen Bedingungen nachgekommen sein werdet, sollt ihr erfahren, ob ich geneigt bin, euch Verzeihung und Frieden zu gewähren." Auf die Indianer machte diese energische Sprache gewaltigen Eindruck. Sie fürchteten die Rache ihrer Feinde und dieselben Greuelthaten, deren sie sich schuldig gemacht hatten. Sie zerstreuten sich in ihre verschiedenen Dörfer, um die Gefangenen zusammen zu bringen, während Bouquet weiter vorwärts in das eigentliche Herz ihrer Niederlassungen drang. Da, wo der Muskingum mit dem Ohio sich vereinigt, schlug er sein Lager auf, das bald den Charakter einer kleinen englischen Stadt erhielt. Hierher brachten die wilden Krieger ihre Gefangenen. Mütter erkannten ihre Kinder wieder; Brüder und Schwestern, kaum noch fähig, die Sprache ihrer Kindheit zu reden, vernahmen zu ihrem Erstaunen, daß sie denselben Eltern gehörten. Viele, die dem Schrecken des Tomahawks entgangen waren, hatten die Liebe der wilden Söhne des Waldes erfahren. Sie waren von diesen in ihre Wigwams, in ihre Familien und Stämme an Kindes Statt aufgenommen worden. Ergreifende Szenen fanden bei der Auslieferung der Gefangenen statt. Die rothäutigen Männer und Weiber vergossen Ströme von Thränen, wenn sie die Kinder,

welche sie in ihr Herz geschlossen hatten, ihren rechten Eltern zurückgeben mußten. Tagtäglich suchten sie dieselben im Lager auf und machten ihnen Geschenke an Korn und Häuten. Als die Engländer nach Fort Pitt zurückkehrten, folgten sie ihnen, um für sie zu jagen und ihnen Lebensmittel zu verschaffen. Ein junger Mingokrieger wollte sich nicht von einer jungen Frau aus Virginia trennen lassen, die er sich zur Gattin genommen hatte. Viele von den weißen Kindern hatten ihre wilden Freunde ebenfalls lieb gewonnen und weinten, als sie von ihnen Abschied nehmen mußten. Manche mußten mit Gewalt von ihnen getrennt werden, und einige ergriffen die erste beste Gelegenheit, um in die Wigwams der Indianer zurückzukehren.

Der glückliche Ausgang der Expedition erfüllte das ganze Land mit Freude. Ein blutiger, von unerhörten Greueln begleiteter Krieg, der Unglück und Jammer über Tausende von Familien gebracht hatte, war beendigt. Die verwüsteten Felder wurden neu bestellt, die niedergebrannten Wohnungen wieder aufgebaut. Die Indianer hielten ihr Versprechen und beunruhigten die friedlichen Ansiedler jahrelang nicht mehr. In den englischen Kolonien des Ostens herrschte jetzt Ruhe, Frieden und Wohlfahrt. Nur im wilden, damals noch fast gänzlich unbesiedelten Westen glimmte das Feuer unter der Asche noch einige Jahre lang weiter fort, und namentlich ein Mann wußte es zu schüren: — Pontiac, der wilde Kriegshäuptling der Ottawas, der grimme und unversöhnliche Feind der Engländer.

Die Expeditionen Bradstreets und Bouquets hatten ihm einen schweren Schlag versetzt. Seine weitgehenden Pläne waren gescheitert, seine Hoffnung, Amerika wieder für sein Volk erobern zu können, lag am Boden. Aber er hatte den Mut noch nicht verloren. Noch gab es ein weites Gebiet, in welches die Engländer noch nicht eingedrungen waren und wo noch das Lilienbanner von Frankreich wehte. Vom Maumee bis zum Mississippi hausten zahlreiche Indianerstämme, deren Nacken ungebeugt war. Namentlich das Land der Illinois betrachtete Pontiac als sein letztes Bollwerk, auf dessen Verteidigung er seine ganze Kraft zu werfen beschloß. Es fehlte ihm nicht an Bundesgenossen. Die handeltreibenden Franzosen, welche in den Niederlassungen am Mississippi, in den Forts Ouatanon, Miami und Vincennes, oder unter den Indianern am Illinois- und Wabashfluß lebten, fürchteten die ihren Interessen gefährliche Konkurrenz der Engländer und hatten keinen sehnlicheren Wunsch als den, sie von dem Lande fernzuhalten. Sie scheuten kein noch so verwerfliches Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Sie stachelten die Indianer auf, indem sie ihnen vorlogen, daß die Engländer ihr Verderben beschlossen hätten. Sie behaupteten, daß französische Heere auf dem Wege seien, den Indianern beizustehen, und daß die Bajonette der weißröckigen Krieger bald in den Wäldern des Mississippi schimmern würden. Pontiac erhielt gefälschte, vom König von Frankreich unterzeichnete Briefe, in denen er ermahnt wurde, nur noch ein paar Wochen lang auszuharren, dann würde alles wieder gut werden. Um ihren Lügen einen größeren Schein der Wahrheit zu geben, zogen einige dieser Unheilstifter französische Uniformen an und gaben sich bei ihren leichtgläubigen Zuhörern für Gesandte des Königs aus. Sie verteilten unter den Kriegern Waffen und Munition und forderten sie auf, dieselben zum Vernichtungskampfe gegen die verhaßten Engländer zu gebrauchen.

Nachdem der Aufstand im Osten niedergeworfen war und die Delawares und Shawnees sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, hielt man es für wahrscheinlich, daß die Engländer keine Zeit verlieren würden, in den vollen Besitz des Landes zu gelangen, welches durch den Frieden von 1763 an sie abgetreten worden war. Auf zwei Straßen konnten sie in das Land der Illinois gelangen: entweder von Süden auf der großen Wasserstraße des Mississippi, oder von Osten auf dem Wege von Fort Pitt den Ohio entlang. Welchen Weg sie nun auch einschlagen möchten: — es war die bestimmte Absicht Pontiacs, ihnen entgegenzutreten und sie zu vertreiben.

Ende Herbst 1764 brach er mit vierhundert Kriegern von den Ufern des Maumee auf gen Westen, um dort nacheinander die verschiedenen Stämme zu besuchen und ihre Unterstützung zu gewinnen. Nachdem er den Wabash überschritten hatte, zog er von Dorf zu Dorf unter die Kickapoos, die Piankishaws und die drei Stämme der Miamis, bot die ganze Macht seiner wilden Beredsamkeit auf und flößte ihnen etwas von dem Geiste ein, der ihn selbst beseelte. Eilmärsche durch Wälder und über Prairien brachten ihn sodann an die Ufer des Mississippi, wo die vier Stämme der Illinois hausten. Aber bei diesen fanden seine Pläne wenig Anklang. Unter ihnen herrschte nicht der kriegerische Geist der übrigen Wilden und sie erklärten offen, daß sie keine Lust zum Kampfen hätten. Pontiac hatte seine eigene Weise, mit solchen Geistern umzuspringen. „Wenn ihr zögert", rief er stirnrunzelnd aus, „so will ich eure Stämme zerstören, wie das Feuer das dürre Gras auf der Prairie zerstört." Diese Worte hatten den gewünschten Erfolg. Die Bedenken der Illinois zerstreuten sich wie Nebel, und mit merkwürdigem Eifer erklärten sie sich für die Pläne des gefürchteten Redners. Nachdem Pontiac diese allerdings sehr zweifelhaften Verbündeten gewonnen hatte, eilte er nach Fort Chartres. Der französische Kommandant bekam einen nicht geringen Schrecken, als er den berühmten Häuptling mit seinen vierhundert wilden Kriegern heran kommen sah. Dieser redete ihn mit der größten Höflichkeit an. „Vater", sagte er, „wir haben lange gewünscht, dich zu sehen, dir die Hand zu drücken, die Friedenspfeife zu rauchen und uns mit dir der vielen Schlachten zu erinnern, in welchen wir gemeinschaftlich gegen die englischen Hunde gekämpft haben. Ich liebe die Franzosen und bin hierher gekommen mit meinen Kriegern, um das ihnen angethane Unrecht zu rächen." Der Kommandant war gezwungen, diese Hilfe abzulehnen, aber er versüßte seine Ablehnung mit einigen schmeichelhaften Redensarten und mit ein paar Geschenken. Doch Pontiac ließ sich nicht hinters Licht führen. Er beklagte sich bitter über die treulose Haltung der Franzosen, bei denen er statt warmer Sympathie und thätiger Unterstützung nur erheuchelte Freundschaft fände. Seine Krieger schlugen ihre Hütten unweit des Forts auf, und die Franzosen wurden nicht wenig beunruhigt durch die drohenden Vorboten eines beginnenden Bruches mit ihren ehemaligen Verbündeten, der möglicherweise für sie verhängnisvoll werden konnte.

Inzwischen hatte Pontiac durch seine Squaws einen Kriegswampum von außergewöhnlicher Größe anfertigen lassen. Diesen übergab er einer Anzahl auserlesener Krieger mit dem Auftrage, ihn in jedem indianischen Dorfe am unteren Laufe des Mississippi zu entfalten und in seinem Namen die Bewohner zu ermahnen, daß sie jede Bewegung der Engländer genau beobachten und jeden Versuch derselben, den Mississippi zu besteigen, verhindern möchten. Die Boten thaten, wie ihnen geheißen war. Sie besuchten die Indianerdörfer und erfüllten die Herzen ihrer Bewohner mit Mordgedanken. Sie suchten die entlegensten Stämme im südlichen Louisiana auf und fanden überall willige Ohren. Dann gingen sie, ebenfalls im Auftrage Pontiacs, nach New Orleans und verlangten eine Unterredung mit dem Gouverneur, um von diesem kräftige Unterstützung der indianischen Sache zu fordern. Aber selbstverständlich konnten sie nichts ausrichten. Die Antwort lautete, Frankreichs König habe Frieden mit den Engländern gemacht, und diesen Frieden dürfe er nicht brechen. „Wenn", so erklärte der Gouverneur, „wenn meine roten Brüder Mangel leiden und in Not sind, so will ich für sie thun, was in meinen Kräften steht. Ebenso soll der tapfere Häuptling der Ottawas willkommen sein, wenn er mit seinem ganzen Stamme in das Gebiet des Königs von Frankreich ziehen will; aber mehr zu

thun ist mir nicht erlaubt." Dabei blieb es, und in ihren Hoffnungen völlig getäuscht, mußten die Gesandten Pontiacs sich auf den Heimweg machen.

Welchen Eindruck auf letzteren die Kunde, die sie brachten, machen mußte, läßt sich denken. Er gewann die Überzeugung, daß seine Sache eine gänzlich verlorene sei. Ohne die Hilfe der Franzosen konnte er nichts ausrichten. Alles war verloren. Seine Verbündeten fielen von ihm ab, seine Begleiter verließen ihn. Noch länger aushalten hieß Selbstvernichtung; Flucht war ebenfalls fast unmöglich. Im Süden lagen die Cherokees, die Erbfeinde seines Stammes. Im Westen waren die Osages und Missouris, verräterische und unzuverlässige Freunde, sowie die stolzen und eifersüchtigen Dakotahs. Im Osten wurden die Wälder bald sich füllen mit englischen Händlern und von englischen Truppen besetzt werden; im Norden lag sein eigenes Dorf Detroit unter den Geschützen der von ihm vergeblich belagerten Garnison. Sein Entschluß war daher bald gefaßt. Er beschloß, mit den Engländern, seinen Feinden, die Friedenspfeife zu rauchen.

Im Frühjahr 1765 brach von Fort Pitt eine Abteilung englischer Soldaten unter dem Befehl des Leutnants George Crogham auf, um die kleinen Forts im Illinoislande für die Krone Englands in Besitz zu nehmen. Pontiac zog ihm entgegen, aber diesmal nicht in feindlicher Gesinnung. In einer Versammlung in der Nähe von Fort Vincennes bot er den Engländern den Friedenswampum. Die Franzosen, sagte er, hätten ihn betrogen, indem sie ihm und seinem Volke gesagt hatten, daß die Engländer die Indianer des Illinoislandes zu Sklaven machen wollten. Das habe ihn zu den Waffen getrieben; aber jetzt, da er von der Grundlosigkeit dieses Verdachtes überzeugt sei, wolle er den Engländern nicht mehr im Wege stehen. Er verpflichtete sich, hinfort nicht wieder die Waffen gegen England zu ergreifen, sondern fort und fort in Frieden mit ihnen zu leben. In einer späteren Versammlung, die Crogham mit mehreren Indianerstämmen bei Detroit abhielt, wiederholte Pontiac seine feierlichen Versprechungen und rauchte mit seinen ehemaligen Feinden die Friedenspfeife. Auf Einladung des Indianerkommissärs Sir William Johnson kam er im Sommer des nächsten Jahres mit diesem in Oswego zusammen. Hier unterwarf er sich förmlich der britischen Herrschaft und zog sich dann an den Maumee zurück, wo er in der Umgegend der heutigen Stadt Fort Wayne sein Lager aufschlug und wie ein gewöhnlicher Krieger mit Jagen und Fischen sich beschäftigte. Es mag dem stolzen und herrschsüchtigen Mann schwer genug gefallen sein, in diese Lage sich zu schicken. Daß er den Engländern wirklich zugethan war, ist nicht anzunehmen; es entspricht vielmehr ganz und gar seinem Charakter, daß er nur deshalb Ruhe hielt, weil die Umstände ihn dazu nötigten, und daß er gerne sein Herzblut dafür hingegeben haben würde, die Engländer aus dem Lande seiner Väter zu vertreiben.*)

Bis April 1769 verliert sich die Spur des großen Indianerhäuptlings völlig. Um diese Zeit aber taucht er wieder bei den Illinois auf. Was ihn dorthin geführt hat, ist unbekannt; nur so viel ist gewiß, daß sein Erscheinen bei den wenigen Engländern in jener Gegend viel Unruhe erregte. Bald nach seiner Ankunft begab er sich nach St. Louis, wo viele seiner früheren französischen Freunde wohnten. In der Nähe dieses kleinen, erst 1763 von Laclede errichteten Forts wohnte damals einer der Gründer und ersten Bewohner desselben, Pierre Chouteau. Diesem stattete Pontiac, nachdem er das Fort wieder verlassen hatte, einen Besuch ab. Er trug damals die volle Uniform eines französischen Offiziers, die er von dem Oberbefehlshaber der französischen Truppen schon vor längeren Jahren zum Geschenke erhalten hatte und die er nur bei besonderen Gelegenheiten anzulegen pflegte. Chouteau und die übrigen befreundeten Franzosen empfingen den wilden Häuptling mit der größten Herzlichkeit und boten alles auf, um ihm und seinen Begleitern den Aufenthalt angenehm zu machen. Er blieb in St. Louis zwei oder drei Tage; dann hörte er, daß in dem am jenseitigen Mississippiufer gelegenen Cahokia eine große Anzahl von Indianern zu einer Festlichkeit sich versammelt hätten, und beschloß, an derselben teilzunehmen. Seine Freunde rieten ihm ab, da er sein Leben aufs Spiel setzen würde; aber Pontiac hörte nicht auf ihre Vorstellungen, sondern bestieg sein Canoe, um lebend nicht wieder nach St. Louis zurückzukehren.

Cahokia war mit Illinois-Indianern angefüllt. Ein so berühmter Häuptling wie Pontiac konnte nicht lange unbemerkt bleiben, und so kam es denn, daß er bald den Mittelpunkt des festlichen Kreises bildete. Die Whiskeyflasche spielte in demselben eine wichtige Rolle und auch unser Häuptling setzte sie häufiger an, als ihm zuträglich war. Nachdem das Fest oder vielmehr das Saufgelage beendigt war, zog er sich in die benachbarten Wälder zurück, wo er die Zaubergesänge seines Volkes mit lauter Stimme sang. Hier sollte ihn der Tod ereilen. Ein englischer Händler, Namens Williamson, der sich damals in Cahokia aufhielt, hatte Pontiacs Besuch in Illinois und St. Louis mit mißtrauischem Auge verfolgt und beschloß nun, die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, um ihn für immer zu beseitigen. Er gewann das Ohr eines Illinoisindianers, bestach ihn mit einem Fäßchen Branntwein und versprach ihm eine weitere Belohnung, wenn er den Häuptling töten würde. Der böse Handel war bald abgeschlossen. Als Pontiac den Wald betreten hatte, folgte der Meuchelmörder seiner Spur, schlich sich von hinten an ihn heran und hieb ihm mit seinem Tomahawk den Hirnschädel ein.

Der Leichnam wurde bald nachher aufgefunden. Unter den Indianern erregte der feige Mord ein ungeheures Aufsehen. Die Krieger schärften ihre Waffen. Die Illinois ergriffen die Partei ihres schuldigen Landmannes und vertrieben die wenigen Begleiter des ermordeten Häuptlings. Wie mit Windeseile verbreitete sich die Trauerkunde unter allen Indianerstämmen des Landes. Von Nord und Ost zogen sie herbei, um den Tod des berühmten Mannes, dessen wilde Beredsamkeit sie so oft begeistert hatte, zu rächen. Unter den Illinois wurde ein schreckliches Blutbad angerichtet, welches sie bis auf wenige spärliche Reste vom Erdboden vertilgte.

Pontiacs französische Freunde holten den Leichnam und bestatteten ihn mit kriegerischen Ehren in der Nähe des Forts St. Louis. Kein Grabhügel, keine Gedenktafel bezeichnet die Ruhestätte des erschlagenen Häuptlings. Aber über seinem Grabe hat sich als Mausoleum eine große Stadt erhoben, von derselben Rasse erbaut, deren Untergang Pontiac mit der ganzen Glut seines haßerfüllten Herzens herbeigesehnt hatte.

*) Unsere Angabe in Nummer 13, Seite 206, daß Pontiac am Zusammenfluß des Mississippi und Missouri sein Lager aufgeschlagen habe, ist, wie wir jetzt sehen, irrtümlich. Sein Standquartier scheint er am Maumee gehabt zu haben.

Konstantinopel.

An dem südlichen Ende des Bosporus, da, wo durch die etwa 5 Meilen ins europäische Ufer einschneidende Bucht des goldenen Horns eine dreieckige, an der Spitze etwas gegen Norden gekrümmte, Halbinsel ausgeschnitten wird, ist ein so begünstigter und gesegneter Platz, daß ihm wenige auf Erden gleichkommen. Das goldene Horn, in welches Küstenflüsse (die süßen Wasser) münden, bildet einen der geräumigsten und geschütztesten Häfen der Welt; eine hier liegende Stadt ist eine

ausgezeichnete Hafenstadt. Sie ist Meerengenstadt und eine Hauptpassage des Landverkehrs zweier Erdteile, die sich bis zur Berührung nähern und den Landverkehr ineinander fließen lassen. Die Stadt ist endlich Mündungsstadt des schwarzen Meeres und aller seiner Zuflüsse. Der Austausch des schwarzen und mittelländischen Meeres, der Verkehr zwischen Europa und Asien gehen durch diese Stadt. Hier stand das alte **Byzantium**, ein blühender Handelsort, 658 v. Ch. von Megarensern unter Byzas gegründet, später von Milet aus neu kolonisiert. Nach wechselnden Schicksalen baute der erste christliche Kaiser Konstantin es zu einer prächtigen Residenz aus; er nannte die auf sieben Hügeln ruhende Stadt **Neu-Rom**, das Volk Konstantinsstadt, **Konstantinopel**. Die Türken heißen es **Stambul** (**Istambul**).

Das ganze Konstantinopel gewährt, vom Meere oder dem asiatischen Ufer aus gesehen, einen prachtvollen, in mancher Beziehung einzigen Anblick; nur Lissabon, Neapel und Stockholm können in die Schranken treten. „Ich sah" — ruft Lord Byron — „Athens geheiligte Räume, Ephesus' Tempel sah ich und war in Delphi, ich habe Europa durchreist von einem Ende zum anderen und Asiens schönste Länder besucht, aber nie erfreute mein Auge ein Anblick dem von Konstantinopel vergleichbar." Wie das alte Rom breitet sich das neue auf sieben Hügeln aus: auf einem derselben der Serail. Hinter demselben folgen bunte Häusermassen den Wellenlinien der Hügel. Dort tritt eine Gruppe von Cypressen über die Häuserlinie, dort unterbricht sie ein einsamstehendes halb verfallenes Mauerwerk. Über die ganze Stadt gesäet sind glänzende Kuppeln der Moscheeen und Grabmäler; hoch steigt der Wald zierlich schlanker, säulenartiger Minarets empor. Der Hafen ist dicht erfüllt mit Schiffen aller Nationen, und hin und her schießen kleine türkische Kähne mit langen spitzigen Schnäbeln über die Flut.

Der Einblick in das Innere der Stadt steht mit dem Anblick von außen in so großem Gegensatze, daß ein Reisender den Rat giebt, daß man, von der Lage Konstantinopels entzückt und hingerissen, ohne auszusteigen, gleich wieder abreisen solle. Fast alle Gassen Stambuls — Straßen darf man sie kaum nennen — sind sehr enge und zu beiden Seiten mit hölzernen Häusern eingefaßt; die meisten eigentlich nur mit Mauern, die nur hie und da ein melancholisch vergittertes Fenster zeigen. Nur Ärmere wohnen in der Stadt, die Reicheren am Bosporus. Obgleich die meisten dieser Gassen ehemals mit Steinen gepflastert waren, so sind dieselben durch den starken Verkehr in der Mitte ganz zusammengetreten, und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der sich fast durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten der Gasse, wo der Strom der Menschen und Tiere nicht so verderbend hinzieht, bleiben wohl einzelne Pflastersteine stehen, die eine Art Trottoir bilden, welches jedoch nur für den wegsam ist, der es versteht, von einem der platten Steine zum andern zu springen; doch sind die Gassen, wenn auch die finstersten, doch nicht die schmutzigsten der Stadt, da in ihnen nicht der starke Verkehr herrscht, wie in den andern Stadtvierteln, wo sich die große Menge der größeren und kleineren Bazars findet.

Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden angegeben: 715,000; 900,000; nach einer angeblichen Zählung von 1864: 1,075,000, darunter 480,000 Muselmänner. Sonst werden gerechnet: 630,000 Moslemen, 240,000 Griechen und Armenier, 50,000 Franken, 40,000 Juden. Die Bevölkerung bietet ein buntes Gemisch aller Nationen und Trachten dar. Türken mit vollem Gesicht und starkem Backenbart, mit dem roten Fes auf dem Haupte, in langem Rock und unten zugeschnürter Hose, mit gelben Schuhen oder Pantoffeln; Türken der alten Zeit mit dem Turban, aus dem Tschibuk mit der Bernsteinspitze rauchend; Griechen mit dem Fes in europäischer Kleidung oder in kurzen, ungeheuer weiten Hosen, die hinten in einem großen Sack herunterhängen, mit roten Schuhen an den Füßen, im Munde die Papiercigarre, hinterher ein Grieche aus Griechenland, mit der weiten, faltenreichen Fustanella; hier Armenier und Juden in langen Talaren, dort Haufen niederen Volks mit nackter Brust und bloßen Füßen, die Haut von der Sonne schwarz gebrannt; sodann Perser mit ellenlangen, turmartigen, schwarzen, steifen Mützen, und wilde Arnauten mit trotzigen Blicken, die ihre Mäntel von Schaffellen nachlässig über die Schultern geworfen haben, Mohren, Italiäner, Franzosen, Deutsche; dort watschelt eine Türkin mit weißem Schleier und weißem Mantelgewande vermummt, an den Füßen gelbe Stiefeln in gelben Pantoffeln; und nun eine Truppe Soldaten und hinterher ein halbes Dutzend Lastträger mit langen über den Rücken ruhenden Stangen, von denen vorn und hinten die Bündel herabhängen, dazwischen ein griechischer Geistlicher in schwarzem Mantel mit schwarzer steifer Mütze, dort ein armenischer Priester mit gleicher Kopfbedeckung, von der ein schwarzer Schleier herabweht; hier eine feine europäische Dame mit weißer Krinoline am Arme eines schwarzgekleideten Herrn, beide gar ängstlich durch die Haufen fortschiebend, und hinterher wilde lärmende Bursche mit Eseln, die lange Balken und Bretter hinter sich auf dem Boden schleifen: und dort der Derwisch mit der Blumentopfmütze und dem weißen Mantel; die Zigeunerinnen in roten und gelben Kleidern, mit den schmutzigen, erdfarbenen Gesichtern; und hier vor der Kaffeebude die Reihe auf der Erde hockender Türken, die den Narphile, die Wasserpfeife, rauchen; und wieder dort ein Gelehrter, der einem Ungelehrten auf den Knieen einen Brief schreibt, ein anderer, welcher einem Greise, der nicht lesen kann, eine Schrift vorliest und erklärt; und dort steht ein Matrose und schält mit langem Messer von der noch längeren grünen Gurke die Schale und verschlingt die rohe Kost; ein anderer nagt die gelben Maiskörner aus dem Kolben und verschlingt sie mit Behagen, ein dritter nimmt sich aus der Bretterbude von dem zum Verkauf ausgestellten gekochten Fleisch ein Stück, zerreißt es mit den Fingern und verzehrt es; ein anderer stillt den Hunger an der Wassermelone. Da schreit ein Birnenverkäufer: apidia kala, kala apidia! (schöne Birnen!), ein anderer Nüsse feilbietend: karidia, karidia kala fresca! und ein türkischer Wassermann: sü, sü, sü! und einer überschreit den andern, daß uns Hören und Sehen vergeht. Ein so reges Volksgetümmel, wie in andern großen Städten, herrscht in Konstantinopel aber nicht. Wagen können in den Straßen nicht fahren, und die Türken sind ein gravitätisches, wortkarges Volk. In einer dichtbelebten Straße vernimmt man oft nichts als das Geschrei der wandernden Hausierer, Backwerkverkäufer, Obsthändler, welche ihre Waren preisen, oder den Ruf: Barnabak! (Gebt Achtung!), den die Treiber belasteter Kamele und Esel fortwährend wiederholen. Dagegen knurren überall unzählige, schmutzige, von Fliegen zerfressene Hunde.

General Gordon, der Retter des Sudan.

General Gordon ist eine jetzt so vielgenannte Persönlichkeit, daß es sich wohl der Mühe lohnt, sich den Mann etwas näher anzusehen, welcher es übernommen hat, die Ordnung im Sudan wieder herzustellen.

Das Leben dieses verdienstvollen Offiziers ist ein überaus wechselvolles gewesen. Der Schauplatz seiner Thätigkeit erstreckt sich über drei Kontinente. Er ist General der britischen Armee und besitzt den Rang eines Ti-Tu, des höchsten, dessen ein Unterthan des chinesischen Reiches teilhaftig werden kann; in Ägypten hat er den Rang eines Pascha und, wie als bekannt voraus-

gesetzt werden darf, ist er drei Jahre lang Generalgouverneur des Sudan gewesen. Dies letztere vornehmlich ist die Ursache, warum man jetzt mit so großer Spannung dem Ausgange der Mission folgt, die er übernommen hat.

Der Knabe, Charles Gordon, vierter Sohn des verstorbenen Generalleutnant Gordon in Woolwich, hatte nichts an sich, was zu außergewöhnlichen Hoffnungen berechtigte. Die Familie seines Vaters aber war von ausgesprochen militärischem Charakter. Charles Gordon wurde am 28. Januar 1833 geboren, ist mithin jetzt noch in den besten Mannesjahren. Es wird von ihm berichtet, daß er als Kadett einst im Zorn die Epaulette von den Schultern riß und sie einem Vorgesetzten vor die Füße warf. Jener hatte nämlich behauptet, er sei untauglich für den Dienst!

Seine erste militärische Thätigkeit fand er in den Laufgraben vor Sebastopol, und daß er ein besonderes Geschick besaß, dem Feinde jede seiner Bewegungen abzulauschen, machte ihn schon damals der Beachtung seiner Vorgesetzten würdig. Nach Beendigung des Krimkrieges ward er in die Kommission gewählt, welche die Grenzen zwischen Rußland und der Türkei festzustellen hatte. 1858 kehrte er in die Heimat zurück.

Konstantinopel, vom asiatischen Ufer aus gesehen. (Siehe Seite 534.)

Wie sich vielleicht mancher noch erinnert, brach im Jahre 1860 in China eine Revolution aus, welche in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit derjenigen jetzt durch den Mahdi im Sudan in Szene gesetzten hat. Der Aufstand in China wurde damals durch einen fanatischen Schullehrer, Hung mit Namen, organisiert. Er gab sich für einen Propheten aus, welcher die Mission habe, die alte Mandschu-Rasse zu vertilgen. Er gewann Tausende von Leichtgläubigen zu Anhängern, und es währte nicht lange, so hatte er eine Provinz nach der anderen an der Spitze dieses wilden, ungeordneten Haufens verwüstet; des Mordens und Brennens war kein Ende, auch Nanking wurde endlich erstürmt und hier schlug der „himmlische König", wie Hung sich nannte, seine Residenz auf. Nun wandte sich die chinesische Regierung um Hilfe an England, und Gordon war es, auf welchen die Wahl fiel, Oberbefehlshaber der kaiserlich-chinesischen Truppen zu werden. Es war nur ein Häuflein von 4000 ungeschulten Soldaten, die Gordon übernahm. Aber wie richtig hatten seine Vorgesetzten in England ihn taxiert in der Befähigung zu dem übertragenen Amte! Sehr bald gelang es seinem Genie, aus den bis dahin kaum des Namens würdigen Soldaten sich ein Korps heranzubilden, welches Schrecken unter den feindlichen Horden hervorrief, wo es sich zeigte. Schlag auf Schlag führte er mit einer Wucht und Plötzlichkeit, daß seine Armee nur noch den Namen „der allezeit siegreichen Armee" führte. Freilich würden deutsche Soldaten den Kopf schütteln, wenn sie unter einem Führer kämpfen sollten, welcher, wie hier Gordon, sich an Stelle eines Degens nur eines Stockes bediente; die chinesischen Soldaten aber liebten diese Art. Sie

Im Korbe.

(Siehe Seite 54.)



nannten den Feldherrnstab in ihres Führers Hand „Gordons Siegesrute", ja, sie hielten ihn für einen Zauberstab und meinten, er gehöre mit zu der gefeiten Person ihres Generals. Nur einmal ward er verwundet während der ganzen Dauer dieses Aufstandes, trotzdem er allezeit im dichtesten Kugelregen stand, und nach allen Seiten hin mit seinem Stabe die Punkte andeutete, wo anzugreifen war. Nicht eher als bis der Aufstand völlig unterdrückt und die Macht der Insurgenten gebrochen war, legte er seinen Feldherrnstab nieder und kehrte in die Heimat zurück. Der Kaiser von China erhob ihn zu großen Ehren und beschenkte ihn mit einer Summe von 10,000 £. Er konnte die Ehrenzeichen des Kaisers nicht ausschlagen, sie folgten ihm in die Heimat, das Geld aber verteilte der edle, uneigennützige Mann unter die Truppen und kehrte ebenso arm nach England zurück, als er ausgezogen war.

Von seiten seiner Landsleute wurde ihm die ungeteilteste Bewunderung zuteil, und zwar nicht nur dem, was er geleistet, sondern auch dem, was er war: ein Offizier, dessen Tapferkeit und Genie, dessen Milde und Hochherzigkeit, dessen selbstlose Bescheidenheit und Genügsamkeit ihresgleichen suchte. Über den Mann, welcher ihm die Gelegenheit gab, alle diese glänzenden Eigenschaften zu entfalten, über den Insurgentenführer Hung erfahren wir noch, daß er das Fiasko, welches er als „Prophet und Himmelskönig" gemacht, nicht überleben mochte. Seine Fußtapfen trieften überall, wo er hinkam, von Blut und Grausamkeit aller Art, mit einer Greuelthat sondergleichen schloß er seine Laufbahn. Die unglücklichen Gefangenen in seiner Hand starben unter den ausgesuchtesten Martern, seine Frauen und Kinder schaffte er durch Erhängen aus dem Leben, dann legte er Hand an sich selbst. Gordon in erster Linie ist es zu verdanken, daß dem Elend, welches dieser Fanatiker über China verbreitete, so bald gesteuert wurde. So wie die Sachen damals lagen, ehe er das Kommando übernahm, stand ein jahrelanges Hinziehen des Aufstandes in Aussicht.

Nach Gordons Rückkehr aus China warteten seiner friedlichere Aufgaben in der Heimat. Gerade die nun folgenden sechs Jahre, welche er in der Stille eines glücklichen Privatlebens verbrachte, geben uns besondere Gelegenheit, unseren gefeierten General nicht bloß als Soldaten, sondern auch vornehmlich als Menschen und Christen kennen zu lernen. Zwar war ihm als Ingenieurobersten die Befestigung der Themseufer besonders anvertraut, dennoch erübrigte er viel Zeit daneben zu allerhand Werken christlicher Barmherzigkeit. Wir hören von ihm, daß er eine besondere Vorliebe gewann für die Kinder, welche sich am Flußufer und an der See tummelten. Er suchte die Knaben an sich zu fesseln, ja er holte sie von der Gasse herein, reinigte sie und behielt sie bei sich. Er richtete für sie eine Abendschule ein, wo er selbst mit dem größten Eifer sie unterrichtete. Je nach ihrem Alter suchte er ihnen dann ein Unterkommen zu verschaffen. Viele von ihnen gingen zur See, seine täglichen Gebete folgten ihnen auf der Reise; die große Weltkarte, welche in seinem Zimmer an der Wand hing, war besäet mit Stecknadeln, mittelst deren er ihre Reiseroute verfolgte. Bezeichnend und besonders vorbereitend für seine fernere Laufbahn ist die erstaunliche Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit seines täglichen Lebens. Nicht allein, daß er durch alle mögliche Abhärtung seinen Körper stählte, er versagte sich auch fast jeden erlaubten Genuß an Tafelfreuden, nur um das, was er sich entzog, Ärmeren zuwenden zu können. Ein Freund schreibt von ihm: „Sein Haus in Gravesend diente bald als Hospital, bald als Schule, bald als Armenhaus, am wenigsten aber glich es der Wohnung eines Ingenieurobersten, vielmehr der eines Missionars. Kein Bittender ward abgewiesen und keiner ohne Teilnahme angehört."

So hatte er auch den Garten an seinem Hause an verschiedene bedürftige Leute zur Benutzung überwiesen, damit sie aus dem herrlichen Gemüse, das dort gedieh, einen Gewinn zögen. Die Welt wunderte sich über sein genügsames Stilleben, ihm selbst galt es für das glücklichste und friedvollste, das er zu führen vermochte. Was lag ihm an Ruhm und Ehre vor der Welt? Sie waren ihm so verhaßt, daß einer seiner begeisterten Verehrer, welcher über ihn und China berichten wollte, es sich mußte gefallen lassen, daß Gordon alle die Seiten des Manuskriptes, welche seinem Lobe galten, unbarmherzig in Stücke riß. Bis 1871 durfte er im Frieden daheim bleiben; darauf folgen einige Jahre der Thätigkeit im Dienste seiner Regierung im Donaugebiet und 1874 tritt dann zum erstenmal der Auftrag an ihn heran, die Verwaltung des Sudan zu übernehmen.

Der Sudan ist derjenige Teil von Afrika, welcher das eigentliche Negerland umfaßt und sich vom roten Meere bis zum Atlantischen Ozean erstreckt. Naturgemäß ist er auch der Hauptsitz des Sklavenhandels und infolgedessen der Schauplatz von unerhörten Grausamkeiten. Bei der Unwirtbarkeit der Wüste, durch welche die Sklaventransporte führen, ist es erklärlich, daß die einheimischen Stämme sich auf alle Art der Kontrolle zu entziehen wissen, welche die ägyptische Regierung über den ihr unterstehenden Teil des Sudan ausüben möchte. Der 1879 vom Throne gestürzte Khedive Ismael Pascha hatte den ernsten Willen, den Sklavenhandel zu unterdrücken und den Sudan durch neue Verkehrswege der Civilisation zugänglicher zu machen. Während vier Jahren bereits hatte ein Engländer, Sir Samuel Baker, ihn in seinen Bestrebungen unterstützt; im August 1873 legte dieser die damit verbundene Verantwortung nieder und kehrte nach Kairo zurück. Im Februar 1874 ließ Gordon sich bereit finden, das angefangene schwierige Werk fortzusetzen und die Verwaltung des Sudan zu übernehmen. Vorerst war er gehalten, die Grenzen des Gebietes der Seen nicht zu überschreiten in dem Gange, welche die beabsichtigten Reformen nehmen sollten. Eine Beschränkung, welche seinem Eifer für die einmal übernommene Aufgabe sehr unbequeme Fesseln anlegte.

Es gelang ihm bald, sich einen Teil der Sklavenhändler unterthänig zu machen und leisteten sie ihm treffliche Dienste im Aufspüren und Abfangen von vielen der zahllosen Sklavenherden, welche Tag für Tag das Land durchziehen. Aber unsäglich waren dennoch die Schwierigkeiten, welche ihn umgaben. Nicht allein wurden alle seine europäischen Begleiter der Reihe nach krank und starben oder wurden hilflos invalide; auch die Korruption der Beamten und Soldaten, mit denen er es zu thun hatte, überstieg alle Grenzen. „Wer hier nicht den Höchsten zum Leitstern hat, ist ohne Rat und Hilfe verloren auf dem gefährlichen Weg", schreibt er nach Hause. „Die Tünche europäischer Bildung und Zivilisation sitzt nur auf der Oberfläche und die Begriffe von Recht und Unrecht verwirren sich unter hiesigen Verhältnissen sehr bald so, daß es hochnötig wird, dann und wann sie in der Heimat aufzufrischen, wenn man nicht auch in die gewohnten Ungerechtigkeiten eines ägyptischen Paschas verfallen will." Und dann wieder schreibt er: „Es ist ein dorniges, unfruchtbares Arbeitsfeld, dies Land mit seinen Dschungeln und seinen wilden Volksstämmen. Die Leute werden vielleicht gewitzigter werden mit der Zeit, aber sie werden doch immer ein träges, unintelligentes Volk bleiben. Zu verwundern ist nur, daß bei ihrer großen Anzahl und ihrer Gesetzlosigkeit doch verhältnismäßig wenige Verbrechen geschehen. Ich zweifle nicht daran, daß ich hier eine besondere Aufgabe zu erfüllen habe, und die Soldaten und Offiziere lieben mich auch, ja, sie lieben nicht bloß meinen Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn, sie lieber sogar auch meine Heftigkeit. Ich möchte sie alle so glücklich machen als in meiner Macht steht und ich sorge für sie auf ihren Märschen, ich sorge für ihr Essen und Trinken und schütze ihre Frauen und Kinder, wenn sie sie mißhandeln,

und doch bin ich es nicht, der das alles thut: ich bin bloß der Meißel in des höchsten Meisters Hand, werde ich stumpf, so muß er mich wetzen, legt er mich als unbrauchbar beiseite und wählt anstatt meiner einen anderen, so ist es sein heiliger und guter Wille so — bei ihm ist keiner unersetzlich."

Drei Jahre hielt Gordon fürs erste im Sudan aus; als er im Dezember 1876 nach England zurückkehrte, hatte er die Genugthuung, auf eine im ganzen gelungene Arbeit zurückzublicken. Das Land von Kairo bis nach den Seen und König Mtesas Land hin war dem Verkehr eröffnet, befestigte Militärstationen eingerichtet und der Sklavenhandel zum mindesten in einigen Teilen des Landes lahm gelegt.

Von langer Dauer war General Gordons Ruhe daheim jedoch nicht. Schon 1877 berief ihn ein dringender, eigenhändiger Brief des Khedive auf den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit zurück. Doch diesmal stellte Gordon seine Bedingungen; sie wurden ihm gewährt, und ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten, die bis nach Abessinien hineinreichten, trat er in seine neue Würde als Generalgouverneur des Sudan im Februar 1877. Er schreibt davon: „Ich habe die Verwaltung einer ungeheuer großen Provinz (sie bestand aus dem ägyptischen Sudan, Darfur und den Provinzen am Äquator) überkommen; aber es ist ein großer Trost für mich zu wissen, daß Gott selbst diese Verwaltung versehen wird und daß es Sein Werk und nicht meines ist, welches ich hier zu treiben habe. Mißlingt mir meine Aufgabe, so ist es Sein Wille, gelingt sie mir aber, so ist es allein Sein Werk. Unzweifelhaft ist Er es, der es mir zur Freude macht, weltlichen Ruhm für nichts zu achten und die Vereinigung mit Ihm höher als alles zu schätzen. Sollte ich auch bis in den Staub gedemütigt werden, nur daß es zur Verherrlichung Seines Namens diene. Die Größe meiner Stellung aber bedrückt mich und ich kann mich des Wunsches nicht erwehren, daß die Zeit kommen möchte, wo er mich beiseite legen und einen anderen Erdenwurm erwählen möchte, sein Werk hier auszurichten."

Am 21. Juni desselben Jahres läßt er sich über den Sklavenhandel folgendermaßen vernehmen: „Erst jetzt erkenne ich die ungeheuren Schwierigkeiten, mit den ich dem Sklavenhandel gegenüber zu kämpfen habe. Ich wünschte, ein Mitglied der Gesellschaft zur Ausrottung der Sklaverei, das mit Verständnis für die ganze Frage ausgerüstet wäre, käme zu mir herüber, um sie mir lösen zu helfen. Mir steht volle bürgerliche und militärische Gewalt zur Verfügung. Es würde niemand auch nur ein Wort darüber verlieren, wenn ich einen oder zehn Leute hinrichten ließe; darum sieht es so aus, als trüge ich die alleinige Verantwortung, wenn der Sklavenhandel fortdauert. Aber nun lassen Sie mich meine eigentliche Lage Ihnen auseinandersetzen: Darfur und Kordofan sind von so und so vielen fast ganz selbständigen Beduinenstämmen bevölkert, welche unter eigenen Scheiks stehen. Das Land ist größtenteils eine unabsehbare Wüste, nur hin und wieder giebt es eine Quelle, und manchmal wissen nur eben diese Beduinen von einzelnen. Einige dieser Stämme können zwischen zwei- bis sechstausend Mann beritten ins Feld stellen, sei es zu Pferde oder zu Kamel, und was ein Aufstand hier in diesem Lande besagen will, weiß ich leider aus Erfahrung. Die Beduinenstämme nun treiben Handel mit den Negerstämmen des Sudans oder auch sie liefern den Beduinenstämmen weit über Ägyptens Grenze hinaus Kleider für die Sklaven ..... Es ist nicht so wie die Leute sich einbilden, daß ich nur ein Wort zu sprechen hätte, damit die Sklaverei ein Ende nähme..... Was soll ich beispielsweise mit den vier- bis fünftausend Sklaven, Frauen und Kindern in Shiaké anfangen, wenn wir es einnehmen? Ich kann sie weder in ihre Heimat zurückschicken noch kann ich sie ernähren. Lösen Sie dieses Problem an meiner Stelle! Ich muß sie entweder meinen Beamten oder den Soldaten überlassen, einen anderen Ausweg giebt es nicht. Denn gebe ich ihnen die Freiheit, so zerstäuben sie in alle vier Winde, werden eingefangen und sind rechtlos wie ein verirrtes Schaf. Deshalb muß es mir überlassen bleiben, was ich für den einzelnen für das Beste halte und darf nicht darnach fragen, was Europa dazu sagen könnte; es ist der Sklave, der darunter leiden würde und nicht Europa."

Nur noch eine kurze Notiz sei eingefügt, welche die Schwierigkeiten vollends in das rechte Licht stellt, mit denen Gordons Kampf gegen die Sklaverei zu rechnen hatte. „Unter uns gesagt scheint es mir, als ob ich selber der Anführer eines Sklaventransportes von Schaka nach Obeid sei! Ich kann es jedoch nicht ändern. Einer der Leute behauptet, daß die sieben Frauen, die er mit sich führt, seine eigenen wären. Ich kann ihnen das Gegenteil nicht beweisen. Da giebt es zahllose Kinder — die Männer geben sie alle für ihren Nachwuchs aus. Ja, wahrhaftig, gelingt es, aus einem Löschblatt die Tinte herauszubringen, die es aufgesogen hat, dann wird auch die Sklaverei in diesen Ländern ihr Ende erreicht haben."

Zu allen diesen Erfahrungen gesellt sich noch die eine, daß alle Verbrecher auf dem Gebiete des Sklavenhandels, welche Gordon zur Bestrafung nach Kairo sandte, dort ungestraft entlassen wurden, ja selbst auf den Festen des Khedive erscheinen durften. Was Wunder, daß er dieser fruchtlosen Arbeit herzlich müde wurde! Der Sturz des Khedive machte auch seiner Thätigkeit in Sudan ein Ende. Doch gelang es ihm, das schwierige Werk der Säuberung des Landes treuen Händen zu übergeben, ehe er im Juli 1879 in die Heimat zurückkehrte. Leider starb sein befähigtster Nachfolger, Gessi Pascha, in kurzer Frist eines gewaltsamen Todes. Von da an gewannen die gewissenlosen Sklavenhändler wieder mehr Spielraum; die Folge davon ist der heut unter dem Mahdi organisierte und tobende Aufstand. Es wird immer klarer, daß alle diese ägyptischen Unruhen sich mehr oder weniger um die Frage des Sklavenhandels drehen. Alle, welche Gelegenheit hatten, die Verhältnisse in Sudan kennen zu lernen, sind derselben Ansicht darüber, und das englische Volk hat ebenso wie die Europäer im Sudan längst es begehrt, daß General Gordon, als der einzig dazu befähigte Mann, zur Herstellung der Ordnung hingeschickt werden möchte. Es ist nun geschehen und es wirkt wie eine Art Beruhigung auf die Gemüter, welche mit Interesse und Teilnahme zugleich den Ereignissen in dem schwerleidenden Lande folgen. Möge es dem lieben Gott gefallen, Seinen selbstlosen und demütigen Knecht in Wahrheit zu krönen mit dem verdienstvollen Namen: der „Retter des Sudan" gewesen zu sein!

v. R.

Ist das Diebshandwerk einträglich?

Unter diesem Titel steht ein kleiner Aufsatz in der „Helvetia", der nicht nur einen Blick in den Abgrund der Sünde thun läßt, sondern auch ein thatsächlicher Beleg von der Wahrheit ist, die schon Assaph im Psalm 73 darlegt. Dort heißt es von den Gottlosen, an deren Wohlergehen „seine Füße schier gestrauchelt hätten": Wie werden sie so plötzlich zunichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken.

Die obige Frage richtete der Berichterstatter eines New Yorker Blattes an den Chef der New Yorker Geheimpolizei, welcher die besten Jahre seines Lebens in ihrem Dienste zugebracht. — „Kaum", erwiderte dieser. „Ja, so weit meine Erfahrung reicht, glaube ich sogar, daß es sich besser zahlt, ein ehrlicher Mensch zu bleiben." — „Warum giebt es trotzdem so viele Diebe, Einbrecher und Fälscher?" fragte der andere. — „Viele sind es, weil sie nichts anderes können, andere, weil sie durch schlechte Gesellschaft und hauptsächlich durch lose Frauenzimmer verleitet werden. Es giebt hier Familien, in denen der Hang zum Verbrechen

ebenso erblich ist, wie bei andern der Wahnsinn. Geistige Getränke unterdrücken die Stimme des Gewissens, der Spieltisch setzt dem Werk die Krone auf, und sobald der erste Versuch geglückt, ist auch schon der Dieb, der Fälscher oder Einbrecher fertig. Während der eine ein großes Genie wird und der andere nur ein kleines Licht in der Verbrecherwelt, ist es eine Thatsache, daß keiner von beiden zu einem Vermögen kommt. Ein gemeinschaftliches Schicksal harret aller. Alle Verbrecher sind zugleich Spieler und Verschwender. Viele ‚arbeiten' nur, wenn sie betrunken sind. Bei nahezu jedem Einbruch sind Spuren davon übrig, daß die Schnapsflasche eine Hauptrolle gespielt. Dies beweist, daß der Mut, welcher bei schweren Verbrechen, besonders bei Einbrüchen an den Tag gelegt wird, im Schnaps seinen Ursprung hat. Die Pläne zur Ausführung eines Einbruchs und die Werkzeuge dazu werden von Leuten geliefert, die eigentlich keine Einbrecher sind, welche aber über den Raub später verfügen und den Einbrechern bestimmte Prozente zahlen. Auf diese fällt in der Regel der geringere Teil; derselbe wird dann ebenso schnell wieder aufgezehrt, als er erworben wurde." — „Kommt es nie vor, daß einzelne Verbrecher Vermögen erwerben und sich dann vom Geschäft zurückziehen?" — „Meiner Erfahrung nach ungemein selten! Der größte Teil derselben stirbt entweder in bitterer Armut, oder sie werden von der Polizei im Handgemenge oder gar von den eigenen Kumpanen getötet; ein anderer Teil verkommt in den Zuchthäusern. Von einer Spitzbubenehre, wie dies sprüchwörtlich geworden, ist in Wirklichkeit keine Spur vorhanden; jeder ist ein Schurke im allgemeinen sowohl, als seinen Kameraden gegenüber, die er übers Ohr haut, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu bietet. Ein Bankräuber, der vor einigen Wochen in Baltimore abgefaßt wurde und nun im Zuchthause sitzt, hat bedeutendes Grundeigentum in New York; sobald er New York betritt, harret seiner das Zuchthaus, da etwa sechs Anklagen gegen ihn vorliegen. Was nützt ihm sein Reichtum? Mortimer Kelly, der Larry Jerome um $200 000 beraubte und mit seiner Beute nach Paris entkam, starb dort in einem Irrenhause; auch ihm half sein Geld nichts. Drei Taschendiebe, welche jetzt noch der Polizei viel zu schaffen machen, sind ebenfalls vermögend, aber über jedem derselben hängt das Damoklesschwert in Gestalt mehrerer Anklagen, die ihnen das Zuchthaus zeitlebens sichern. Der weitaus größere Teil der Anhänger dieser Zunft ist ärmer als Hiobs Huhn. So ist z. B. ‚Dutch Heinrich', der an den bedeutendsten Räubereien beteiligt gewesen und dem zwei bis drei Millionen Dollars bereits durch die Finger gingen, einer der ärmsten der Zunft; er brachte in letzter Zeit seine Nächte in den Stationshäusern zu, bis seine ehemaligen Kumpane eine Sammlung für ihn veranstalteten und ihn nach Deutschland schickten, wo er in einem Irrenhause starb. Der berüchtigte Ladendieb Charles Rotschild, der einst vierspännig in der Stadt umherfuhr und das Geld geradezu verschleuderte, hinterließ nicht einmal genug, daß man seine Begräbniskosten damit bestreiten konnte. Kerwin Karr, der $200,000 stahl, starb ebenfalls arm und irrsinnig. Sein Genosse wurde bei einem Einbruch von einem herabfallenden Fensterladen erschlagen. Und solcher Beispiele lassen sich viele Hunderte anführen."

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (30. Fortsetzung.)

Als ich mit meinem Bericht zu Ende gekommen, war ich verwundert, die Wirkung desselben, vor der ich mich lange im voraus gefürchtet, bei weitem nicht so stark zu finden, als ich vermutet. Mochte es nun sein, daß die Überzeugung von ihres Sohnes Unschuld so fest in ihr Wurzel geschlagen, daß sie dieselbe nur als etwas Selbstverständliches aufnahm, oder war ihr innerliches Gefühl zu stark und heftig, um sich durch äußerliche Kennzeichen kundzuthun, genug, eine Wirkung war allerdings vorhanden, allein sie äußerte sich vor der Hand nur durch einen leisen Thränenguß, und auch dieser dauerte nicht lange, sondern sie wandte sich plötzlich mit auffallender Lebhaftigkeit zu mir hin und umfaßte mich liebevoll, indem sie Worte des Dankes gegen Gott und mich, der ich Sein Werkzeug gewesen, stammelte. —

Es war ganz dunkel um uns her geworden, denn die Unterhaltung mit den beiden jungen Damen und Mrs. Duncan hatte mehr Zeit in Anspruch genommen, als wir selber wußten. Ich führte nun die alte Dame langsam nach dem Hause empor und bald hatten wir wieder Sterchis gemütliche Niederlassung erreicht, vor deren Thür, als hätten sie uns schon erwartet, uns mehrere Gäste eilig entgegenkamen, mich mit Fragen aller Art bestürmten und mir ihre herzliche Freude zu erkennen gaben, daß ich von meiner Reise wieder zurückgekehrt sei.

Mrs. Duncan aber hielt sich, während ich mit den Bewohnern der Pension sprach, nicht auf, sondern schlüpfte schnell durch die Menge hindurch nach ihrem Zimmer, zu ihren Kindern, zu denen ich mich auch verfügen wollte, nachdem ich mich nur nach meinem Zimmer begeben und mit Sterchi das Nötige besprochen hatte. Am meisten aber waren die Fremden über die drei englischen Damen verwundert, denn daß mit ihnen irgend etwas von Bedeutung vorgegangen sein müsse, hatten alle auf der Stelle erkannt. Natürlich brachten sie diese so sichtbare Umwandlung mit ihrer bisherigen Trauer in Verbindung, mich aber fragten sie, diskret genug, nicht danach, obwohl sie vermuten mochten, daß ich ein Teilnehmer ihrer Freude und ein Mitwisser ihres noch verborgenen Geheimnisses sei.

Als ich eben mein Zimmer betreten wollte, um mich einigermaßen von meinem Berggange und den Gemütsbewegungen, die ich zuletzt gehabt, zu erholen, kam mir auf dem Korridor meine Stubenmagd Anna entgegen, und sie sandte ich sofort zu ihrem Herrn und ließ ihn bitten, mich, wenn er irgend Zeit habe, auf meinem Zimmer zu besuchen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern kam flugs die Treppe herauf, um mich in seinem Hause wieder willkommen zu heißen. Ich teilte ihm sogleich alles mit, was ich über Mr. Scott oder vielmehr Harry Duncan erfahren hatte, und sagte ihm dann, was ich mir vorgenommen, daß ich nämlich morgen möglichst früh nach der Alp aufbrechen wolle, daß aber die englischen Damen erst gegen Mittag erfahren dürften, wohin ich gegangen, damit sie nicht etwa auf den Einfall gerieten, mir nachzugehen, und mich möglicherweise in Gesellschaft von Harry Duncan träfen.

Sterchi versprach alles nach meinem Wunsche zu thun und fragte nur noch: „Darf ich den Damen denn gegen Mittag sagen, auf welchem Wege Sie kommen, wenn sie Ihnen durchaus entgegengehen wollen?"

„Ja", sagte ich nach kurzem Besinnen, „nur nehmen Sie nicht das Wort „Alp" in den Mund, denn dahin strebt ihr Sinn schon lange, als ob sie fühlten, was sich dort oben vor ihnen verbirgt. Sie sollen die Alp nun auch wirklich endlich kennen lernen und zwar übermorgen, aber ich brauche dazu gute Transportmittel, denn Mrs. Duncan kann den beschwerlichen Weg nicht zu Fuß zurücklegen, und selbst die jungen Damen dürfen nicht erschöpft oder zu sehr angestrengt auf der luftigen Höhe anlangen."

„O, dafür weiß ich guten Rat", versetzte Sterchi. „Wir können ja drei gute Esel kommen lassen und die so lange hier oben behalten, als sie gebraucht werden."

„Gut", rief ich erfreut, „das war ein trefflicher Vorschlag. Wollen Sie die Tiere und ihre Führer besorgen?"

„Gewiß will ich das. Wann sollen sie eintreffen?"

„Lassen Sie sie übermorgen früh etwa um sieben Uhr hier sein. Dann können sie sich eine Stunde ausruhen, um mit uns den zweiten Berg zu ersteigen. Aber verraten dürfen Sie niemandem, was wir eben verhandelt."

„O, das versteht sich ja von selbst. Ach, der arme Herr da oben, was wird er für eine Freude haben, wenn er die Seinigen wiedersieht!"

„Ja, und was werden die Seinigen sagen! Doch still, so weit sind wir noch nicht. — Wenn ich ihn nur gesund und munter finde!" fügte ich nachdenklich hinzu.

„O, das darf Sie nicht beunruhigen. Christen sagte mir heute nachmittag, als er von der Alp kam, daß Mr. Scott ganz

wohl sei und eine Cigarre nach der andern rauche, was er früher nie gethan."

Ich lachte. Das war allerdings ein gutes Zeichen für sein Wohlbefinden und mich befriedigte es ungemein. So stand ich denn auf und schickte mich an, zu den Engländerinnen zu gehen, die mich gewiß schon seit einiger Zeit erwarteten.

Sterchi verließ mich, ich aber begab mich zu Mrs. Duncan, klopfte an ihre Thür und ward rasch hineingerufen.

Als ich ins Zimmer trat, sah ich alle drei mit verschlungenen Händen dicht nebeneinander auf dem Sofa sitzen, zu jeder Seite der Mutter eins der Mädchen. Sie hatten offenbar alles miteinander ausgetauscht, was ich der einen oder der anderen erzählt, und dabei reichliche Thränen vergossen, denn sie hielten alle ihre Tücher in den Händen, legten sie aber sofort beiseite, als sie meiner ansichtig wurden.

Mary Markham sprang zuerst auf und eilte mir mit einer Hast entgegen, als ob sie mich schon lange sehnsüchtig erwartet hätte. „O Herr Doktor", rief sie, mit einem Gesicht, so heiter und glücklich strahlend, wie sie es wohl lange nicht gehabt, „da sind Sie ja endlich! Nun kommen Sie und erzählen Sie uns noch einmal ruhig und der Reihe nach, was Sie gesehen und erlebt und wie Sie das alles so klug und umsichtig zu Tage gefördert haben."

Auch Mrs. Duncan und Miß Lucy näherten sich mir nun und begrüßten mich herzlich; dann setzte ich mich zu ihnen und erzählte noch einmal in ruhigster Weise, was sie zwar schon wußten, aber doch noch umständlicher aus meinem Munde hören wollten. Als ich aber mit allem fertig war und immer wieder von neuem Fragen an mich gerichtet wurden, die ich schon mehrmals beantwortet, unterbrach uns glücklicherweise Anna, die mit Nelly hereinkam, um den Theetisch in Stand zu setzen. Bald saßen wir auch um ihn her und Miß Lucy machte die Wirtin in einer so anmutigen und geräuschlosen Art, wie sie ihr als Engländerin eigen war. Als wir aber etwas später wieder allein waren, fiel mir mit einem Mal ein, daß ich doch noch etwas Neues für sie habe, und ich sann einige Zeit nach, wie ich damit hervortreten solle. Aber Mary Markham, die mich unausgesetzt beobachtete und fast kein Auge von mir verwandte, als ob sie die geheimsten Gedanken in meiner Seele ergründen wolle, fragte mich bald, worüber ich noch so eifrig nachdächte, und so sagte ich dreist:

„Ja, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen vergessen, was Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein wird."

„Wen betrifft es?" fragte Mary Markham, während Miß Lucy voller Spannung an meiner Miene hing.

„Es betrifft Mr. Charles H . . . . . t", sagte ich langsam und dabei scharf die verschiedenen Gesichter beachtend.

„Ah!" riefen die Mutter und Mary Markham zugleich, während Miß Lucy sich ganz still verhielt, so daß ich sie jetzt allein fragend anblickte und dabei zu sprechen fortfuhr:

„Er wird Sie in den nächsten Tagen besuchen, vielleicht übermorgen schon, und ich hoffe, daß Ihnen diese meine letzte Mitteilung ebensoviel Freude verursachen wird, wie er sich selbst auf diesen Besuch freut."

„Er will uns besuchen?" rief Mrs. Duncan und fuhr lebhaft in die Höhe. „Er will nach dem Abendberg kommen? Wirklich?"

„Ja, er hat es mir versprochen, und so weit ich ihn kenne, hält er gewiß Wort."

Jetzt blickten Mrs. Duncan und Mary Markham auf Miß Lucy hin; diese aber, wieder wie vorher erglühend, sah stumm vor sich nieder, reichte mir nur bald darauf die Hand und nickte mir freundlich zu, als ob sie mir für diese letzte gute Nachricht besonders danken wolle.

„Ja", fuhr ich fort, „er kommt, sobald er die Zeit dazu findet, und dann — und dann werden wir ja wohl erfahren, wo sein Freund Harry Duncan sich gegenwärtig aufhält."

Ich hatte damit genug gesagt, um das größte Erstaunen und die höchste Freude hervorzurufen, aber wie Miß Lucy vorher still gewesen, so wurde jetzt Mary Markham stumm und sie blieb es während der ganzen Stunde, die ich noch bei ihnen zubrachte. Nach dieser Zeit aber schickte ich mich an, die Damen zu verlassen, denn mir fielen die Augen fast vor Müdigkeit zu. Man merkte es mir auch an und legte meinem Weggehen kein Hindernis in den Weg.

So verabschiedete ich mich denn von ihnen, um einmal eine ganze Nacht in meinem guten Bette zuzubringen, und bald war ich nach den Erlebnissen dieses ereignisvollen Tages sanft eingeschlummert.

* * *

Am folgenden Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um den „Einsiedler vom Abendberg" aufzusuchen und ihn auf die große Freude, die ihm bevorstand, vorzubereiten. Als ich an seinem Hause anlangte, fand ich die Thür verschlossen; ihr Bewohner war also nicht da. So setzte ich mich denn still auf die Bank vor der Thür und gab mich meinen Gedanken hin, im Grunde recht froh, daß ich Zeit behielt, um mir noch einmal alles innerlich zurechtzulegen, was ich dem Einsiedler heute sagen wollte.

Plötzlich aber horchte ich auf. Es war mir, als ob von den tiefer stehenden Tannen her ein wuchtiger Bergstock mehrere Male auf einen am Wege liegenden Stein gestoßen würde. Bald erkannte ich auch, daß ich mich nicht getäuscht, denn eine menschliche Gestalt tauchte zwischen den Bäumen auf, und unwillkürlich sprang ich in die Höhe, um dem Kommenden erwartungsvoll entgegenzublicken.

Ja, er war es, den ich erwartete, mein Einsiedler, der, in seine gewöhnliche Ledertracht gehüllt, aber diesmal ohne Stutzen und Jagdtasche, den Berg heraufstieg, und beim ersten Blick nahm ich an ihm etwas Neues wahr. Er trug auf seinem Hut einen weithin leuchtenden Büschel Edelweiß, den er sich wahrscheinlich am vorigen Tage von der Suleck geholt. Ich hielt dies für ein gutes Zeichen in betreff seiner fortschreitenden Genesung, denn es bewies mir, daß er wieder lebhafteren Anteil an den ihn umgebenden Dingen nahm und selbst Kleinigkeiten der Art seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Da hob er, der anfangs vor sich niedergeblickt, den Kopf in die Höhe und auf der Stelle hatte er mich bemerkt. Er stand still, wie um sich von seinem raschen Gange zu erholen, aber dabei blitzte ein Freudenstrahl in Gestalt eines heiteren Lächelns über sein Gesicht, das zwar immer noch bleich genug war, aber durchaus nicht mehr die krankhafte Farbe wie vor einigen Tagen zeigte.

„Herr Doktor!" rief er mir entgegen, als ich auf ihn zugetreten war, „da sind Sie ja endlich wieder! Gott sei gedankt! Ich habe Sie schon lange erwartet und bin Ihnen eine Strecke entgegengegangen, aber ich vermied den unteren Weg und ging über die Höhe; Sie aber sind über die Alp gekommen, nicht wahr?"

„Ja", erwiederte ich, meine Hand fest in die seine legend, die er mir herzlich entgegenstreckte, „das bin ich, aber nun sind wir ja wieder beisammen und das ist gut."

„Sind Sie schon lange hier?" fragte er noch, als wir der Hütte zuschritten, die er alsbald mit seinem Schlüssel öffnete.

„Etwa eine Viertelstunde", sagte ich und trat vor ihm her in das Zimmer zur Rechten, wo ich Hut und Stock ablegte und mir mit dem Schließen der Fenster zu schaffen machte, um meinen plötzlich etwas kurz gewordenen Atem zur Ruhe kommen zu lassen.

Da, als ich mit meinem Beginnen fertig war, stand er vor

mir und sah mich forschend mit seinen schönen blauen Augen an, die mir heute ungewöhnlich klar und scharf beobachtend vorkamen.

„Warum sehen Sie mich so scharf an?“ fragte ich zuerst.

„Warum? Ei, ich freue mich, daß Sie wieder da sind, und nun sollen Sie mir erzählen, wo Sie gewesen sind, aber — wissen Sie, daß Sie heute ganz besonders aussehen?“

„Ich, ganz besonders?“ fragte ich lächelnd und doch nicht ohne einige Verlegenheit. „Nun, ich freue mich auch, daß ich wieder bei Ihnen bin und daher mag ich — so besonders aussehen. Doch nun sagen Sie mir zuerst“, fuhr ich fort, während wir uns beide nebeneinander auf das Sofa setzten, „wie befinden Sie sich? Wie mir scheint, fühlen Sie sich wohl?“

„Gott sei Dank, ja, so ziemlich wenigstens und viel, viel besser als neulich. Ihre Ratschläge und Ihr so gut gemeinter Trost haben mir unendlich wohlgethan. Aber — ich muß noch einmal auf Ihre Miene zurückkommen. Wissen Sie, wie Sie aussehen oder wie ich mir wenigstens den seltsamen Glanz Ihres Auges und das lebhafte Spiel Ihrer Mienen deute?“

„Nun, wie denn?“

„Ja, ich weiß es so eigentlich doch nicht, Sie haben eben ein ganz seltenes, gespanntes, unentzifferbares Gesicht und ich entnehme nur so viel daraus, daß Sie auf Ihrem kurzen Ausfluge ein gutes Geschäft gemacht haben müssen.“

„O ja“, sagte ich nun, aus meiner bisherigen Zurückhaltung mutig herausgehend, „das ist gewiß wahr, ein sehr gutes sogar. Raten Sie einmal, wo ich gewesen bin.“

„Wie kann ich das? Sie sagten ja, Sie gingen nach Interlaken. Sind Sie da nicht gewesen?“

„O ja, auch dort bin ich gewesen, aber dann bin ich noch weiter gegangen — und so sei es mit einem Wort gesagt — nach Bern!“

Bei diesem einen Wort schien sich sein ganzes Aussehen zu verwandeln. Er reckte sich hoch in die Höhe, sein Gesicht überflog eine dunkle Röte und seine Lippen bebten unter seinem dichten Bart. Gleich darauf sagte er kurz und hastig, fast stammelnd und sah mich dabei mit gleichsam durchbohrenden Blicken an, als ob er mein ganzes Wesen bis in die tiefste Tiefe durchdringen wolle:

„Nach Bern? — O“, fuhr er nach einer Weile fort, während er sinnend vor sich niedergeblickt, „was haben Sie denn da gemacht? Daß Sie dort Geschäfte zu verrichten hatten, haben Sie mir ja gar nicht gesagt.“

Ich schwieg, denn ich konnte im ersten Augenblick nicht weiter sprechen und meine Augen hatten auch viel zu sehen. Der Mann vor mir richtete sich immer höher und stolzer auf, als wolle er sich wappnen, einem unbekannten Feinde siegreich ins Auge zu schauen.

Hatte er bereits aus meinem gepreßten Wesen etwas erraten, was ich ihm noch verbarg, oder ahnte er, was ich sogleich sagen würde? Ich wußte es noch nicht, aber auf seinem Gesicht, das noch immer jene dunkle Röte überzog, sprachen sich Neugierde, Staunen und doch auch eine gewisse Zuversicht zugleich aus.

„Ja“, sagte ich endlich, „ich bin in Bern gewesen, und ich glaube, Sie erraten schon halb und halb, was ich dort gethan und wen ich gesprochen habe. Doch — ich will Sie nicht länger in Ungewißheit lassen. Mit einem Wort: Sie haben mir in Ihrer bedeutungsvollen Erzählung so viel Gutes von einem edlen Manne gesagt und ich habe einen so großen Anteil an Ihrem Geschick genommen, daß ich es für meine Pflicht — und zwar für eine sehr gern auf mich genommene Pflicht hielt, diesen edlen Mann persönlich kennen zu lernen und aus seinem Munde selbst zu erfahren, was er über Ihre Lage denkt und ob derselben nicht etwa mit praktischerer Hilfe zu begegnen sei.“

„Ha!“ rief er lebhaft aus, „das haben Sie gethan? Sie sind also bei Charles H . . . . . t gewesen?“

„Ja, ja“, sagte ich rasch, „da bin ich gewesen — aber wie, merken Sie denn nichts?“

„Nein“, sagte er leise, und doch schien mir immer mehr die wahre Ahnung des Vorgefallenen in seinem Auge aufzublitzen, „nein, ich merke nichts. Nur daß Sie etwas Freudiges in sich tragen, was sich vielleicht auf mich bezieht, daß Sie bewegt sind, sehr bewegt, das habe ich Ihnen auf der Stelle angemerkt, als ich aus der Ferne Ihr Gesicht erfaßte. Aber sprechen Sie nun und wenn Sie mir nichts Tröstliches zu sagen haben sollten, was ja auch möglich ist, so genieren Sie sich nicht. Alles, was auf Erden Hoffnung, Freude und Glück heißt, habe ich längst, längst hinter mir gelassen, Sie wissen es ja.“

„Mr. Duncan“, sagte ich mit erhobener Stimme, denn nun war für mich der schönste Augenblick gekommen, ihm die ganze Wahrheit zu enthüllen, „das sollen Sie nicht sagen. Gott hat Großes an Ihnen gethan, und Sie sollen wieder Freude, Glück und Hoffnung haben. Es war nicht recht von Ihnen, daß Sie das Vertrauen auf Gottes Güte fast gänzlich weggeworfen hatten und infolge dessen zu Lüge und Betrug — verzeihen Sie diese scharfen Worte — gegriffen haben. Ich weiß aber, Sie bereuen diese Handlungen, zu denen Ihr Kleinglaube Sie getrieben hat, und so will ich Ihnen nicht vorenthalten, was ich in Erfahrung gebracht habe. Daß Sie ein unschuldiger Mann sind, das haben Ihre wahren Freunde, die Sie besser als ihre Richter kannten, schon lange gewußt, jetzt aber — jetzt wissen es auch Ihre Feinde und diese Richter, also die ganze Welt, denn der Mann, der in Wahrheit Sir Lawrence Rowland erschlagen, ist durch Gottes große und gerechte Hand — endlich und ohne jedes Menschen Hinzuthun — entdeckt.“

Bei diesen Worten sah er mich erst starr und gleichsam meine Aussage bezweifelnd an. Allmählich aber, je mehr er begriff, was ich gesprochen, kam Leben in seine Gestalt, sein Gesicht, und etwas Strahlendes brach aus seinen Augen hervor, die mit wunderbarer Klarheit und Innigkeit auf mir ruhten, als wollten sie in meiner Miene noch einmal die Bestätigung meiner Worte lesen. Aber er sprach kein Wort, nur zog sich seine Hand, die ich noch in der meinen hielt, krampfhaft um meine Finger zusammen und seine Brust hob sich höher und höher auf, als könne er nicht genug Luft in seine Lungen einsaugen.

Plötzlich aber wandte er sich zu mir hin und seine Ohren fast an meine Lippen drängend, sagte er mit gepreßtem, kaum verständlichem Ton:

„Jetzt nennen Sie mir den Mann, der Sir Lawrence Rowland erschlagen hat.“

„Er heißt Pompey Rumford“, sagte ich und erzählte kurz, wie er zu Tode gekommen und auf seinem Sterbebett dem Kapitän seines Schiffes sein entsetzliches und bisher so wohl verborgenes Geheimnis gebeichtet hatte.

Harry Duncan saß noch immer unbeweglich neben mir und nichts an ihm hätte mir verraten, daß eine tief wühlende Empfindung sein Herz bewege, wenn es nicht sein kurzer und fast stoßweise hervortretender Atem gethan.

„Also Pompey Rumford!“ sagte er endlich ganz leise. „Der Trunkenbold, der Händelsucher auf allen Meeren, der grausame Vorgesetzte, der kriechende Untergebene — o! Das ist ja merkwürdig, sehr merkwürdig!“

„Warum merkwürdig?“ fragte ich.

„Weil er und Sir Lawrence Rowland, den er erschlagen, und mit meinem Degen erschlagen — die einzigen wirklichen Feinde sind, die ich je in meinem Leben gehabt. Aber es hat mir viel gekostet, daß ich von ihnen befreit wurde, sehr, sehr viel! — O“, fuhr er gleich darauf mit größerer Lebhaftigkeit fort, „ja, was habe ich darunter leiden müssen, und wer, wer

auf der Welt giebt mir einen Ersatz für das, was ich ausgestanden?"

„So haben auch schon andere gesprochen, Mr. Duncan", sagte ich, „und immer ist die Antwort die gewesen, daß nur Gott Ihnen einen Ersatz für das Verlorene gewähren kann."

„Gott!" erwiderte er langsam und leise. „O ja, der kann es, wenn er mich um meiner Sünden willen — nicht auch vergessen hat."

„Nein, Harry Duncan", rief ich laut, „er hat Sie gewiß nicht vergessen und es schon dadurch dargethan, daß er den Schuldigen aus Millionen Menschen herausgegriffen und als den Thäter jener schweren That bestraft hat, Ihrer Sünden aber will Er in großer Gnade nicht mehr gedenken. O, bezwingen Sie doch Ihren Unglauben und heben Sie Ihr Auge vertrauensvoll zu Ihm, dem Allmächtigen und Barmherzigen auf — Gott, Er allein, kann Ihnen nicht nur Ersatz für das Verlorene bieten, sondern er wird es auch."

Er nickte, als glaubte er es. Plötzlich aber fuhr er aus seiner Träumerei, in die er wieder zu versinken schien, in die Höhe und rief:

„Aber wie? Wie kommt es, daß Charles H.....t dies alles wußte und mir nichts darüber geschrieben hat? Er wollte auch darin gewissenhaft sein und nun hat er es mir doch bis heute verschwiegen!"

Ich lächelte ihn freundlich an. „Verurteilen Sie Ihren braven Freund nicht zu früh", sagte ich. „Er ist gewissenhaft, treu und pünktlich gewesen alle Zeit, aber erst gestern morgen, eine Stunde bevor ich in sein Zimmer trat, hat er den bedeutungsvollen Brief aus London erhalten, dessen Inhalt bereits ganz England in Bewegung setzt. Und wäre ich nicht gerade zu so rechter Zeit zu ihm gekommen, so würden Sie auf andere Weise erfahren haben, was sich zugetragen hat, denn Mr. H.....t wollte selbst und in Person der Ueberbringer seiner glücklichen Nachricht sein."

„Ha!" rief Harry Duncan freudig aus, „das lautet freilich anders, als ich es mir dachte!"

„Ja", fuhr ich fort, „es lautet ganz anders und man muß alles, was geschieht und wie es sich zuträgt, nur nach den maßgebenden Umständen beurteilen. Das werden Sie übrigens bald noch genauer erfahren, denn übermorgen wird Charles H....t bei Ihnen sein und Ihnen alles viel treuer und umständlicher schildern, als ich es vermag."

„Ah!" rief er wieder, lebhaft in die Höhe schnellend, und wie mit einem Schlage hatte sich sein ganzes Aussehen verändert, „also Charles kommt? Übermorgen, sagen Sie?"

„Ja, er kommt, und nachdem Sie so lange in trauriger Einsamkeit zugebracht, werden Sie sie ja wohl in Freude und Hoffnung noch zwei Tage länger aushalten, nicht wahr?"

Er nickte mir mit einer glückseligen Miene zu. Plötzlich aber nahm sie wieder einen traurigen Ausdruck an und er verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Was haben Sie?" fragte ich, fast erschrocken auf ihn hinblickend und seinen Arm ergreifend.

„O mein Gott", rief er, „in meiner maßlosen, aufwallenden Freude hätte ich beinahe das Wichtigste von allem vergessen. Ja, es fällt mir noch zur rechten Zeit ein."

„Was fällt Ihnen denn ein?" unterbrach ich ihn zaghaft.

Er brachte das Folgende nur mit Mühe über seine Lippen und kaum verstand ich seine ersten Worte, so leise sprach er sie. „Danach fragen Sie noch? Ich dachte an meine Mutter und — die anderen!" stammelte er. „O meine arme Mutter! Jetzt fühle ich erst, wie wehe ich ihr gethan, daß ich sie an meinen Tod glauben ließ. O, o, wie konnte ich einen solchen Schritt thun, und nun begreife ich, warum Charles so ernstlich und oft davon abgeraten hat. Was mag sie gelitten, was ausgestanden haben, als sie mich nun tot und zerschmettert glauben mußte, und wer weiß, ob sie den Schmerz überwunden hat und darüber nicht zu Grunde gegangen ist!"

„Wenn das Ihr Kummer und Ihre Sorge ist", sagte ich beruhigend und faßte wieder seine Hand, „so kann ich Ihnen auch darin einen Trost sprechen. Denn auch in dieser Hinsicht ist das Nötige geschehen und Ihre Mutter weiß längst, daß Sie noch leben, und jetzt sogar weiß sie auch, wie alle Welt, daß Sie ein unschuldig Verurteilter sind."

Bei diesen unerwarteten Worten jauchzte er beinahe laut auf. „Wie", rief er, „sprechen Sie die Wahrheit? Also meine Mutter lebt nicht nur selbst und ist gesund, sondern sie weiß auch, daß ich lebe und unschuldig bin?"

„Ja, sie weiß es, ich bürge Ihnen dafür! Wer weiß, ob Ihre Mutter nicht schon unterwegs ist, um Sie in ihre Arme zu schließen!"

Da, als der Mann neben mir dieses hörte, brach er, von unnennbaren Gefühlen erschüttert, fast zusammen. Laut auf schluchzte er und dann fiel er mir an die Brust und weinte still seine tiefwogende Empfindung aus.

Ich ließ ihn ruhig eine Weile gewähren; als er sich aber erleichtert fühlte und das hochgerötete Gesicht wieder zu mir erhob, ergriff er meine beiden Hände, drückte sie gegen sein Herz und sagte:

„Das war ein ereignisvoller Morgen, mein lieber Freund! Sie haben an mir Großes und Bedeutsames vollbracht, viel mehr, als je ein Mensch auf der Welt. Ich will darüber kein Wort verlieren, auch läßt mich meine Aufregung nicht die rechten Worte finden und nur das *eine* will ich Ihnen sagen: Ich danke Ihnen!"

Ich nickte einfach mit dem Kopf, und da ich seinem ganzen Wesen und gedankenvollen Verhalten zu entnehmen glaubte, daß er jetzt am liebsten mit seinem Gott allein sein würde, so ergriff ich ohne Säumen Hut und Stock und schickte mich zum Gehen an.

Er ging auch alsbald darauf ein und sagte bloß: „Ich sehe, Sie wollen gehen und mich diesmal sehr früh verlassen. Nun, dagegen habe ich heute nichts einzuwenden. Ja, ja, so wird es am besten sein — und so werde ich Sie auch nicht begleiten."

Er reichte mir die Hand, sah mir mit einem tiefen dankbaren Blick in die Augen und ich schritt schnell aus dem Zimmer, Gott dankend, daß ich wieder mit mir allein war, nachdem ich eine so aufregende Szene überstanden. Ja, auch in mir wogte es bunt durcheinander, mein ganzes menschliches Gefühl war erregt, und mein Herz schlug in so lauten Schlägen, daß ich es selbst klopfen hörte. Wie ich durch die Tannen hinunter kam, weiß ich nicht mehr, auch weiß ich nicht, daß ich die Sennhütte und Heinrich oder Christen gewahrte, und erst als ich langsam über die grünen Alpmatten schritt, den blauen Himmel über mir und die ewigen Schneeberge in voller Majestät und in unzerstörbarer Pracht vor mir ragen sah, kam es wie eine himmlische stille Freude über mich und ich sagte mir, daß ich meine heutige Aufgabe gelöst und mit dem Erfolge zufrieden sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Im Korbe.

(Zu unserem Bilde auf Seite 537.)

Kinder sind erfindungsreich. Im Austüfteln neuer Spiele und der damit verbundenen mehr oder weniger dummen Streiche sind sie unerschöpflich. Einen neuen Beleg für diese Behauptung liefert unser Bild. Auf dem Hofe steht ein großer Tragkorb. Das junge Volk, das sich nach Abwechselung im Spiel sehnt, hat ihn mit scharfem Auge entdeckt, und der Anführer — man kann ihn auf dem Bilde leicht entdecken

— verfällt auf den genialen Gedanken, in seiner geräumigen Tiefe eine Art von Kinderstube zu etablieren. Gedacht — gesagt — gethan! Wie ein Korps der Rache stürzt sich die kleine Bande auf den willkommenen Fund und klettert in die Tiefe der neuentdeckten „Stube"! Nur das kleinste muß nach menschlichem Recht den Stärkeren weichen und drängelt sich von außen gegen die improvisierte Wohnung. Vielleicht ist das „Baby" dennoch nicht so übel daran; denn der Korb ist von schlechter Bauart und obendrein eng; er zerbricht an allen Ecken und Kanten, und Ännchen wird so gedrückt und gequetscht, daß es in lautes Geheul ausbricht. Sonderlich gut daran ist das Mädchen im Hintergrund, die die Kehrseite ihres Daseins dem andrängenden Völkchen entgegenstemmen kann. Von selbst werden sich die kleinen Racker schwerlich aus ihrer Lage befreien können, denn jeder Versuch eines Gequetschten, sich zu befreien, wird von den übrigen verhindert werden. Nun, der Besitzer des Tragkorbes wird hoffentlich nicht gar zu lange säumen.

Im Himalaya wandert gegenwärtig ein englischer Bergsteiger, Namens Graham, dem die Gipfel der Alpen nicht mehr genügen zur Befriedigung seines Thatendrangs, in Begleitung zweier Schweizer-Führer aus Grindelwald im Berner Oberland. Der Engländer hat es auf nichts Geringeres abgesehen als auf die Besteigung des höchsten Gipfels der Erde, nämlich des Gaurisankar oder Mount Everest, der zu der kolossalen Höhe von 30,000 Fuß, also etwa der doppelten Höhe des Mont blanc, aufsteigt. Bis jetzt hat sich, soweit Nachrichten [illegible] Hoffnung des Bergsteigers auf Bezwingung dieses Bergriesen [illegible] füllt. Das schlechte Wetter, die furchtbare Wildheit. Steil[illegible] des Gebirges und die Unzuverlässigkeit sowie geringe Ausdauer[illegible] tigen Kulis als Träger scheinen die Haupthindernisse zu sein, [illegible] der gänzliche Erfolg scheiterte. Immerhin ist die Gesellschaft bis [illegible] beträchtliche Höhe von etwa 23,000 Fuß emporgedrungen, [illegible] merkwürdig, daß nach den Erfahrungen dieser Bergsteiger in ei[illegible] von 22,500 Fuß das Atmen nicht schwerer fällt, als bei 1[illegible] Graham ist voll Lobes über die Leistungsfähigkeit seiner Berg[illegible] ter. Er schreibt: „Es ist Goldes wert, so gute Kameraden [illegible] haben; ich weiß nicht, wie ich ohne sie vorwärts gekommen [illegible]

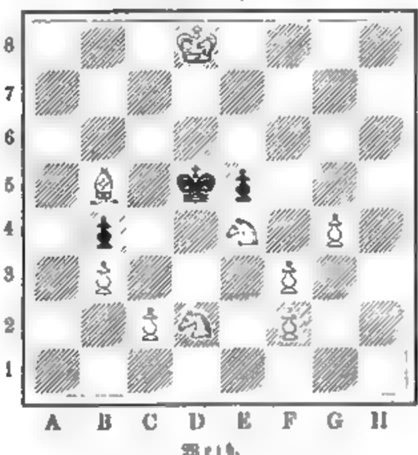
Universitäten. — Deutschland hat 22 Universitäten [illegible] Lehrenden und 25,442 Studierenden; Östreich-Ungarn 10 [illegible] mit 979 Lehrkräften und 15,573 Studierenden; England [illegible] Universitäten und sieben sogenannte Colleges mit insgesamt [illegible] und 18,170 Studierenden. Frankreich besitzt bekanntlich kei[illegible] Universitäten, sondern nur Fakultäten, und zwar 18 juristische, [illegible] ginische, 15 medizinische Vorbereitungsschulen und 30 [illegible] schönen Wissenschaften, die zusammen 1184 Lehrer und 15,[illegible] rende aufweisen. Italien hat 17 Staats- und vier freie [illegible] mit 1635 Lehrern und 11,728 Studierenden; Rußland acht [illegible] mit 709 Docenten und 10,305 Studenten.

In unserer Spielecke.

1. Schachaufgabe.

Redigiert von C. A. Kampe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

2. Scharade.

Die Ersten haben der Dritten viel,
Drum sind sie gefährlich und mächtig.
Das Ganze blüht auf zartem Stiel,
Schmückt Felder und Wiesen prächtig.

3. Rechenaufgabe.

„Guten Morgen, ihr hundert Gänse!" „Schönen Dank, Herr Bauer!" Wir sind aber unserer mehr als hundert!" „Nun, wie viele seid ihr denn?" „Nimm die Hälfte von uns und noch zwei weniger, dann nochmals die Hälfte und noch vier weniger, dann wirst du so viel unter hundert haben, als unserer jetzt über hundert sind!" „Aha!" sagte der Bauer, ging davon und dachte bei sich: „Das ist zu schwer für mich, als daß ich's ausrechnen könnte."

4. Zauberquadrat.

1	2	3	4	5
1	2	3	4	5
1	2	3	4	5
1	2	3	4	5
1	2	3	4	5

Die Zahlen dieses Quadrats sollen so versetzt werden, daß in jeder wagerechten, senkrechten und diagonalen Reihe die Zahlen 1 2 3 4 5 vorkommen.

5. Rätsel.

Es schützt und ist doch luftig,
Verhüllt, und dennoch duftig,
Ob neu, doch fadenscheinig; —
So sage mir, was mein' ich?

Doch darfst vor allen Dingen
Du nicht zusammenbringen
Das Wort mit einer Predigt;
Sonst laß es unerledigt.

6. Logogryph.

Die sind's, die über Sternen droben
Den Höchsten ohne Ende loben;
Und die an heißen Kampfestagen,
Des Todes Raub, am Boden lagen.
Die sind es, die ein jeder Tag
Ins Totenreich entführen mag.
Die sind's, die Hamburg wandern sah
Aus Deutschland nach Amerika.

Hast du das allbekannte Wort,
So nimm das vierte Zeichen fort;
Und statt erhab'ner Poesie
Siehst du die kahle Prosa hie:
Siehst mich in Händen jener Alten
Und Wetterfesten strenge walten,
Hörst jene Jungen kläglich heulen,
Die nicht zu Lande mochten weilen.

7. Rebus.



8. Homonym.

Ja, gäb' es ihn in Wirklichkeit,
So würd' ich reich noch heute.
So pflanz' ich ihn im Garten nur
Zu meiner Augenweide.

9. Was ist in folgenden Sätzen bemerkenswert?

Die Liebe, ist sie Beileid?
Ein teuer Reittier reuet nie.

Auflösung zu den Aufgaben in Nummer 30.

1. Schachaufgabe.

Weiß:		Schwarz:
1) D. a6—e2.		1) c6—d5x.
2) K. e5—d5x:	oder	
1)		1) S. b7—fg.
2) T. g7—e7x:	oder	
1)		1) g6—h5x.
2) D. e2—h5x:	oder	
1)		1) T. c8—c7.
2) K. c5—f6:	oder	
2) S. a6—c7x:		

2. Damenspielaufgabe.

Weiß:	Schwarz:
1) c5—d6.	e7—c5x.
2) h4—g5.	h6—f4x.
3) f2—e3.	f4—d2x.
4) c1—e6.	....

Nimmt drei Steine und muß gewinnen.

3. Stiefelknecht.

4. Tintenfaß.

5.

E	sau
ger	ber

6. Der eine Knabe 26, der andere 20 Nüsse.

7. Korn, Horn u. s. f.

8.

g	r	a	s
r	o	m	a
a	m	o	r
s	a	r	g

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 24. April 1884. Nummer 35.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von N. Fries. Revidiert für die Abendschule. (5. Fortsetzung.)

6.

Das Kind des Lichts.

Der Hundsstern herrschte am nächtlichen Himmel. Die Tage waren brennend heiß, die Nächte kühl und tauig. Die Mäher strichen schon die Sensen und rötlich winkte die Frucht vom Baum. Viel Vogelgesang gab's nicht mehr in der Linde am Gallus-Brunnen, Finken und Meisen hatten ihre Nester schon geräumt und flogen mit der jungen Brut über die sommerliche Flur. In der engen Gasse brütete schwül und schwer die Hitze, und der kühle Brunnen war eine doppelte Segnung in der heißen Zeit für Menschen und Tiere. Kinder und Vögel kamen herbei, sich zu laben, das gab ein Plätschern und Sprengen, ein Zwitschern und Lachen! die Büblein lernten's von den gefiederten Gesellen, zogen die Schuhe von den Füßen und stellten sich mit beiden Beinen hinein, mitten in die klare Flut. Da mochten die Mägdlein sich nur hüten, sonst gab's einen Sprühregen, der flog weit in die Gasse hinein und die silbernen Tropfen hingen sich in die Haare und Zöpfe und glänzten wie Perlen.

Das gab viel Augenweide fürs Ännchen, und oft hörte man ihr klares Lachen aus der Steinlaube der Thür oder aus dem offenen Fenster; — sie rief auch wohl hinüber, wehrte den Knaben, wenn sie's zu arg trieben, und tröstete die Mädchen, wenn etwa eins gar zu pudelnaß geworden war und weinen wollte.

O du schöne, fröhliche Sommerzeit! warum vergehst du so schnell? ihr Wandervögel, warum zieht's euch sobald schon dem Süden zu? und du, Lindenbaum, warum lässest du schon hin und wieder ein gelbes Blatt flatternd in den Brunnen gleiten! —

Doch war Ännchens Herz allermeist voll Dank über all die empfangene und genossene Herrlichkeit. Jener Sonntag auf dem Haidhofe stand in ihrem Gedenken, wie von lauter Güte umfangen! oft schloß sie die Augen, und inwendig zogen an ihr vorüber alle die Bilder voll Leben und Schönheit, die sie an jenem Tage in sich aufgenommen! und in der allerfrühsten Morgenstunde, wenn der Großvater noch schlief und die Dämmerung noch grau und farblos am Fenster hing, ihr kurzer Schlaf aber schon beendet war, — dann gedachte sie des heiligen Wortes in der Waldkapelle, und wenn der erste Vogel seinen Schnabel netzte drüben am Brunnen, zog es ihr durch die Seele: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" — und die allerteuerste JEsus-Gestalt stand vor ihr, und sie beugte ihr Haupt tief Ihm entgegen und seufzte: Bin ich auch mehr denn sie, mein HErr und mein Gott, o so thue an mir nach Deinem Wort und gieb mir Deinen Frieden!"

Mit dem Großvater hat sie's dann auch alles fromm und verständig besprochen, was da draußen auf dem Haidhofe die Seelen der Menschen bewegte! das Sorgen und Grämen der Bauerfrau haben die beiden in ihre gefalteten Hände genommen und es mit Fürbitte und Gebet vor Gott kund werden lassen; und noch etwas anderes haben sie reiflich erwogen und der gnädigen Führung des HErrn treulich befohlen, das war die Liebe zweier junger Herzen, des Heinrich und der Elsbeth.

Nach jenem Sonntagsbesuch war's dem Burschen entschieden: die Else und keine andere! er hatte sich dem Schwesterlein anvertraut; das Herz war ihm so voll davon, daß er's los sein mußte, und wem auf der ganzen Welt hätte er sich wohl eher mitgeteilt als diesem allertreusten Herzen? — freilich that er meistens so, als wäre sie ein zartes, schwaches Kind und er der starke, gereifte Mann doch ohne es zu wissen und zu wollen, beugte sich der starke Mann vor dem gereiften und in Gott geheiligten innern Menschen, der in der gebrechlichen Hütte des zarten Mägdleins wohnte, aus ihres Mundes Rede ihn fesselte und durch den Blick der Augen ihn zu ihren Füßen zog. Ja, diese merkwürdigen Augen! was konnten die alles aus ihm herauslocken, ihm abfragen, in ihm entdecken, daß er sich selbst offenbar ward in ihrem Lichte! und wiederum, was konnten dieselben Augen in ihm wachrufen, wenn sie ihn durch Thränen ansahen, wie kehrte sich ihm das Herz um! und wenn sie ihm freundlich zulachten, wie jauchzte seine Seele auf! —

Ja, er hatte ihr's alles gesagt, wie sehr er die Else lieb habe, und es nun auch ganz gewiß wisse, daß sie ihm gut sei! Und Pläne machte er, den einen Tag so und den andern anders! Daß die Leute vom Haidhof mitzögen übers Meer, war beim Heinrich eine ganz ausgemachte Sache. Aber, wie's nun drüben in der neuen Welt werden sollte, — wie alles gelingen und vortrefflich sein würde — das beschäftigte ihn. Wenn man ihn hörte, konnte man glauben, daß alle menschliche

Schwachheit und irdische Unvollkommenheit nur diesseits des Weltmeeres wäre, und drüben wenigstens der innerste Vorhof des Himmels. Dazu kam noch, daß ein Brief aus Amerika gekommen war, an den Zimmermann Konrad, von einem drüben kürzlich angesiedelten Freund geschrieben. Der hatte sich mit Eltern und Brüdern und Schwestern in Nebraska angekauft und die erste Ernte des jungfräulichen Bodens heimgebracht. War das eine Herrlichkeit! — Als die Kundschafter von den Früchten des gelobten Landes dem Volke in die Wüste brachten, da waren die armen Wüstenleute voll Staunen über des Landes Fruchtbarkeit, daß ihnen wohl das Wasser im Munde zusammengelaufen sein mag vor Verlangen nach dem guten Lande. Gerade ebenso ging's dem Heinrich, als er jenen Brief aus Nebraska las und immer wieder las! — Von Arbeit und Mühe, von Fleiß und Anstrengung, von Kampf und Widerwärtigkeit stand gar nichts darin! „Die Halmen und Ähren des schwersten Weizens solltet Ihr sehen!" schrieb der Freund — „Ihr würdet's gar nicht für Weizen halten! und dann der Mais! ich sage Euch, Kolben, wie mein Oberarm, und der ist nicht dünn, denn ich habe Muskeln, wie Ihr wißt! — Weintrauben! na, ich sage Euch, jede Beere mindestens wie eine Pflaume! — Steuern? — is nich! was man sich erobert, das hat man und braucht nichts davon abzugeben! Jeder thut mit dem Seinen, was er will! all das Gesindel in zweierlei Tuch, das Euch alle Tage auf dem Nacken sitzt, kennt man hier nicht! — Pfaffen kriegt man nicht zu sehen und die Schulmeister ärgern einen nicht! — Von Polizei merkt man auch nichts, hat jemand eine Tracht Prügel verdient, dem zieht man's über, und kümmert sich weiter keiner drum. Dabei immer schön Wetter! Tags blauer Himmel, und braucht man Regen, so fällt er Nachts! — Sonntags besucht man die Nachbarschaft, alles gemütliche Leute! wird Punsch gebraut, Karten gespielt, getanzt! — Bauhandwerker sehr gewünscht! sind in wenig Jahren gemachte Leute! Narren wäret Ihr, wenn Ihr Euch darum nicht entschließen würdet, herüberzukommen, je eher je lieber!" u. s. w.

Meister Martin schüttelte freilich den Kopf dazu und Ännchen machte ein sehr ernstes, beinahe trauriges Gesicht! Das von den Pfaffen und Schulmeistern war ihnen natürlich ein Anstoß — das hätte er auch überschlagen können, dachte Heinrich, nachdem er den Brief vorgelesen, aber damit konnte ja jeder es halten, wie er wollte. Die köstliche, goldene Freiheit war ja doch das allerbeste! Der Großvater meinte ja freilich immer, von dieser Sorte Freiheit gäb's jetzt auch schon hier mehr als zu viel, aber was wußte er davon, wie's einem jungen freiheitsdurstigen Menschenkinde zu Mute war; er war ja ein alter Mann! —

Frau Margret mit Elsbeth war auch dagewesen und hatten berichtet von dem Juden Jakob Heymann und von seinen Plänen; daß nun ja der Haidhof verkauft werden müsse, und der Termin bereits angesetzt sei!

Der Eindruck, den diese Nachricht auf Ännchen machte, war eigentümlich. Zuerst hörte sie mit ängstlicher Miene von den Ränken und Plänen des Juden, ihre kleinen Hände falteten sich, wie eines Kindes Hände, wenn es einen Wolf kommen sieht. Das war die Macht der Finsternis, davor das Kind des Lichts zurückbebte! Sie fragte, ob es denn keinen Ausweg gebe, keine Möglichkeit des Entrinnens? und als man ihr keine Antwort zu geben vermochte und sie erkennen mußte, daß es bei den Menschen unmöglich sei, da senkte sie eine Weile ihr Köpfchen und blickte vor sich hin, ihre Seele war Gebet. Alsdann richtete sie sich wieder auf und sah alle der Reihe nach ganz hell und fröhlich an, und sagte, beinahe mit Lachen: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich! Ihr sollt es sehen: Der Haidhof fällt nicht in eines Juden Hände!" — Das Kind des Lichts hatte sich aufgeschwungen zu Dem, der ein Vater des Lichts ist, und ist bei Ihm kein Wechsel des Lichtes und der Finsternis.

Da war's, als bestrahlte das Licht auch die beiden bekümmerten Seelen neben ihr, sie mußten die Hände ausstrecken, und Ännchen umfaßte diese Hände mit ihren beiden gefalteten Händen und zog sie empor, als wollte sie ihnen den Weg zeigen, von wo die Hilfe käme.

Da gingen die Bauerfrau und Elsbeth heim, reichlich getröstet. Meister Martin aber empfand in seinem stillen Gemüt etwas von jenem Lobpreisen des Volkes, da JEsus den Gichtbrüchigen gesund gemacht hatte und sie Gott lobeten, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Ein anderes Mal war Else allein dagewesen, und da der Großvater eben, nach seiner Gewohnheit, hingegangen war, seine Gräber zu besuchen auf dem Gottesacker, so waren die beiden Mädchen ganz allein. Da hat nun Else ihr Herz ausgeschüttet über alles, was sie mit der armen Kranz-Lotte erlebt, unter viel Thränen, und Ännchen hat stille mitgeweint. Erschüttert aber hat es sie nicht, denn sie fand in dem allen ihres Gottes Hand.

Als aber Else sie nun fragte, ob sie denn nun länger so hinleben dürfe als das Kind vom Haidhofe? ob sie's nicht den Leuten frei und offen sagen müsse, daß sie der Kranz-Lotte Tochter, daß sie ganz arm und niedrig geboren? da hat Ännchen eine Weile still nachgedacht, dann hat sie ganz schlicht und einfältig gesprochen: „Sag's jedem, der Dich fragt; sonst aber sei stille, ganz stille und warte des HErrn!"

Und die Nachmittagssonne warf einen Strahl auf die beiden Mädchen und der Gallus-Brunnen rauschte, — sonst war's ganz still; und Else stand auf und ging heim und that, wie ihr gesagt war. —

Über den Kornfeldern und Weinbergen brütete die Sommerhitze; in den vollen Ähren, welche sich neigten im Winde, reifte sie die Körnlein, und in den Beeren der Traube zeitigte sie den köstlichen Wein. Ja, selbst die lauen, klaren Nächte schafften und wirkten an dem Gewächs des Feldes, an Stillstehen und Ausruhen war jetzt nicht zu denken.

Über Ännchens Seele lag es auch wie sommerliche Hitze. Alle diese Ereignisse und Bedrängnisse, diese Zukunftspläne, der bevorstehende Abschied von den lieben Menschen, die Ungewißheit, wie alles sich gestalten werde, das Fragen und Zagen, das lag über ihr wie eine heiße Sonne, sie sehnte sich oft nach Ruhe — wie ein Tagelöhner sich sehnet nach dem Schatten und ein Arbeiter, daß seine Arbeit aus sei! Und doch reifte sie dadurch innerlich und spann sich ein in eine heilige Gedankenwelt, wie der Seidenwurm sich einspinnt in die kostbaren Fäden, bis er die Hülle durchbricht und ein Schmetterling wird. —

Am Tage rührte das Mägdlein fleißig die Finger, denn sie mußte ja für den Bruder die Ausrüstung besorgen; Hemden von Leinen und von Wolle gab's zu nähen, Strümpfe zu stricken, Tücher zu säumen, — sie mußte jedes Augenblicks wahrnehmen, wenn's alles fertig werden sollte. Doch dankte sie Gott, daß Er ihr den freien Gebrauch der Hände gelassen, es war ja ihr letzter Liebesdienst, den sie ihrem Heinrich erweisen durfte.

Abends war sie dann müde — sehr müde! und doch wollte der Schlaf nicht kommen, — und wenn er kam, war er wie ein treuloser Freund, der schon um Mitternacht sich auf und davon machte. Dann lag sie die langen Stunden wach auf ihrem Lager und harrete von einer Morgenwache zur andern. Sie hatte sich darum das Bett ganz nahe ans Fenster rücken lassen, da konnte sie mit ihren aufwärts gerichteten Blicken den schmalen Himmelsstreifen sehen, der über der Gasse stand, wo die lieben Sterne vorüber zogen, einer nach dem andern. Und weil, der nächtlichen Schwüle wegen, immer ein Fenster geöff-

net sein mußte, so konnte sie auch nach Herzenslust auf das Brunnenrauschen hören, und war ihr, als wenn ein alter Freund gute Worte zu ihr rede.

Wenn alsdann am Morgen der Großvater kam und seinem lieben Enkelkinde ins Gesicht sah, dann fand er ihre Wänglein doch so gar bleich und ihre Lippen so farblos; die Augen leuchteten so überirdisch klar und auf der Stirn lag's wie ein Schimmer der zukünftigen Welt. Und es erhob sich sodann ein Streit in seinem Innern, eine Stimme sprach: Soll ich denn ganz allein bleiben in diesem Thränenthal? ganz allein? — es wird mir so lang zu wohnen unter den Hütten Kedars, soll nun auch diese von mir gehen? — die andere Stimme sprach: kannst Du nicht besser ohne sie bleiben, als sie ohne Dich? laß sie ziehen, laß sie ziehen, ihr ist das Los gefallen aufs Liebliche, ihr ist ein schön Erbteil worden! —

Ännchen aber schaute auf zu dem Großvater und ein Lächeln schwebte ihr übers Antlitz, ihre Lippe schwieg, doch las sie ja deutlich die Gedanken seines Herzens, wie man liest in einem aufgeschlagenen Buch.

Am späten Nachmittage pflegte Meister Martin seinen Gang auf den Gottesacker zu machen, wo alle die Kreuze und Steine von vergangenen Geschlechtern redeten. Sein Weib, seine Kinder, die Freunde seiner Jugend, sie schliefen hier ja alle den langen, tiefen Schlaf, entgegen dem großen Erwachen jenes Tages. Es war ein wunderschöner, kühler Schlafsaal, wo man sie zur Ruhe gebracht hatte. Rings umgeben von uralten Ulmen und eingefriedigt mit hoher Steinmauer, lag die Welt draußen vor und ihr Geräusch verhallte weit ab. Drinnen aber war alles wie übersponnen von tausend Rosen; mit ihren blühenden Ranken bildeten sie luftige Kuppeln und Gewölbe über den Grabhügeln, daraus die weißen und schwarzen Kreuze hervorragten. Und ob auch die Ärmeren nur schlichte Holzkreuze auf ihre Gräber gepflanzt hatten, die Rosenpracht war überall gleich, was kümmern sich unsers HErrgotts Rosen um den Unterschied zwischen arm und reich. Inmitten des Ganzen aber war ein sehr altes Christusbild aufgerichtet aus hartem Stein, das aller Unbill der Zeiten Trotz geboten hatte. Zu Füßen dieses Gekreuzigten hatte man die allerschönsten Rosen angepflanzt, die ihre Purpurkelche ihm zuwandten und ihren Duft ihm zusandten, von Dem wir singen: „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart." Und hoch oben, wo die Dornenkrone sich fügte an den Kreuzesstamm, da baute alle Jahre ein frommes Rotkehlchen sein Nest, als ob es bestätigen wolle die Sage, daß dies allerteuerste Blut ihm den roten Schmuck verliehen zum ewigen Gedenken!

Hier verbrachte Meister Martin manche Nachmittagsstunde, und oft erst trennte er sich von der Stille dieses heiligen Ortes, wenn die sinkende Sonne rote Lichter auf die Gräber warf, und die Vögel im Gezweig das Abendlied anstimmten.

Er hatte seinen heimgegangenen Lieben auch nur ein schlichtes Holzkreuz setzen lassen, aber von dem Kreuze leuchtete das Ewigkeitswort: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" das war mehr als Gold und Marmor. Und um das Kreuz blühte der schönste Rosengarten: Weiß, Rot und Purpur. Da hatte er sich selbst ein Bänklein gezimmert, daß er der Ruhe pflegen möge unter den Toten.

„Großvater! ist das Bänklein nicht für zweie?" hatte Ännchen gefragt, „nehmt mich doch nur ein einzig Mal mit, ich möchte so gern den Platz sehen, wo sie mich hinlegen werden! laßt uns doch einmal zusammen dort sitzen, wir werden doch, will's Gott, auch da zusammen ruhen!" —

Das konnte Meister Martin nicht abschlagen, und so ward Ännchen an einem schönen Nachmittage hinausgerollt in ihrem Wägelchen. Heinrich mußte ihr den Dienst leisten, dem Großvater mochte sie's nicht zumuten. Zwar suchte der lebensfrohe Geselle ihr's auszureden, was wollte sie da zwischen den Gräbern, aber weil sie drauf bestand, that er's ihr zu liebe. Er selbst machte sich schleunigst davon, ihm war die Luft da zu drückend, indem er versprach, sie hernach wieder abzuholen. —

Da saßen denn nun die beiden zusammen auf dem Bänklein. Es war ein schöner, goldiger August-Nachmittag, die Sonne stand bereits hinter den hohen Ulmen und warf Streiflichter durch das dunkle Laub des Hochsommers. Die Rosen blühten zum zweitenmal. Die Vogel sangen nicht mehr, es war alles still, ganz still. Zwischen den Gräbern sah man wohl hie und da eine Gestalt in Trauerkleidern. Aber hier, wo der Tod alles gleichmacht, kümmert man sich nicht umeinander.

Das Mägdlein war ganz bewältigt von der heiligen Schönheit des Ortes. Ihre Seele war versunken im Gebet. Meister Martin hatte den Hut abgenommen und das weiße Haupt geneigt. „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" so las er's leise vor sich hin vom Kreuze und aus seinem Herzen heraus, denn da stand's auch geschrieben, schon lange stand es da, Gottes Finger hatte es selbst da hinein geschrieben!

„Ja, Gott sei Dank! Großvater! — ach, wie ist das alles hier schön! wie ist es mir so wohl, und thut so gut, so innerlich gut. Gewiß ist der HErr an diesem Ort! hier ist ja auch Gottes Garten und die Pforte des Himmels! Weißt Du, Großvater, wir beide sind auch Auswanderer, es dauert nicht lange mehr, dann singen wir das Auswandererlied:

> Löse, erstgebor'ner Bruder,
> Doch das Ruder
> Meines Schiffleins, laß mich ein
> In den stillen Friedenshafen
> Zu den Schafen,
> Die der Furcht entrücket sein!

Ach, wir glücklichen Auswanderer! und die andern armen Auswanderer! wir im Friedenshafen und sie auf der weiten, wilden See! wir der Furcht entrücket, und sie von Furcht und Sorge umgetrieben, wer weiß wohin und wie lange! — Ich möchte weinen drum, Großvater, viel weinen!"

„Ja, Kind! Du hast ganz recht, die irdische Heimat verlassen, um in die himmlische einzugehen, das ist selig, aber die alte, lieb gewesene Wohnstätte aufgeben, um sich eine neue zu suchen, das ist ein hartes Stück. Doch, — wenn's Gottes Wille ist, so heißt's ja doch auch hier: ‚Dein Wille geschehe!' mit dem Heinrich ist's freilich anders, als mit denen auf dem Haidhof! wir wollen sie alle Gott befehlen und hoffen, daß Er sie alle zu sich zieht, — ob sie auch wandern müssen, Er kann's ja doch auch mit ihnen herrlich hinausführen."

Ännchen nickte und ließ ihre Augen hinüberschweifen zu dem hohen Steinbilde des Gekreuzigten und konnte sich nicht satt daran sehen!

„Ach, Großvater", seufzte sie, „wenn doch der HErr uns zusammen hinwegnähme! ich möchte nicht ohne Dich zurückbleiben, und Du wohl auch kaum ohne mich." —

„Wie Gott will!" antwortete der Alte.

Die Sonne sank tiefer und die Schatten wurden länger; über ihnen in der Hängeweide des benachbarten Grabes sang ein Vogel einen ganz kurzen, aber süßen Gesang.

„Wir müssen nach Hause!" sagte Meister Martin — „der Heinrich scheint uns vergessen zu haben." —

„Ja, wir müssen nach Hause", antwortete Ännchen! — „nach Hause!" wiederholte sie noch einmal.

So zogen sie langsam heim!

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschwörung in Lüttich.

Historische Skizze von J. O. Hansen.

Die heutige belgische Provinz Lüttich mit der gleichnamigen reichen und gewerbfleißigen Stadt gehörte vorzeiten zu Deutschland — zum westphälischen Kreise — und bildete ein Bistum, dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren.

Im Jahre 1637 war Sebastian de la Ruelle, ein alter, würdiger und kluger Mann, Bürgermeister der Stadt Lüttich, welche unter der Herrschaft des Fürstbischofs große, fast republikanische Vorrechte genoß und wo die Bürger beinahe so unabhängig lebten wie in den deutschen Reichsstädten.

Der dritte Akt der Tragödie des dreißigjährigen Krieges hatte damals begonnen. Frankreich hatte Österreich und Spanien den Krieg erklärt und den tapferen Herzog Bernhard von Weimar zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Kaiserliche und spanische Truppen drangen bis zu der Gegend von Lüttich vor und wollten die Stadt zu ihrem Quartiere wählen, welchem Begehren jedoch der Bürgermeister und die Ratsherren, indem sie die Mauern und Wälle rasch in wehrhaften Zustand bringen ließen, sich energisch widersetzten, weil sie wohl nicht mit Unrecht vermuteten, daß es darauf abgesehen sei, ihre feste Stadt hinterlistig zu überrumpeln und ihrer Selbständigkeit ein jähes Ende zu machen.

In der That waren bereits Verschwörer in der Stadt emsig thätig für diese dunklen, hochverräterischen Absichten. Mehrere Versuche, den standhaften Bürgermeister, den man für das größte Hindernis hielt, gewaltsam beiseite zu schaffen, mißlangen. Als er einst in der Abenddämmerung mit seiner Gemahlin über die Straße ging, wurde aus einem Hinterhalt nach ihm geschossen. Der Mörder traf ihn freilich nicht; aber die Musketenkugel zerschmetterte den Arm der Frau de la Ruelle.

Der Attentäter konnte nicht ermittelt werden, ebensowenig dessen Auftraggeber.

Man wußte nicht, daß der Anstifter des Mordversuches ein Mann war, den der Bürgermeister zu seinen besten Freunden zählte, der hundert Male an dessen gastfreiem Tische gesessen und nun auch der erste war, der zu ihm eilte, um seinem geheuchelten Abscheu über das Attentat in vielen Worten des Bedauerns und des Zornes Ausdruck zu geben.

Es war der Graf René von Warfusen, von Geburt ein Lütticher und vermählt mit einer Gräfin v. Bergen. Lange Jahre war er in einer hohen Stellung in spanischen Diensten gewesen, bis er vor dem Zorne Philipps IV. eiligst hatte flüchten müssen. Er galt also jetzt für einen Feind der Spanier, da er nach seiner eigenen Angabe vom Madrider Hofe durch allerlei Kränkungen und Verfolgungen vertrieben worden war.

Der Graf mußte sehr reich sein, denn er machte großen Aufwand in seinem prächtigen Hause auf dem Domherrenplatze bei der St. Johanniskirche. Ursprünglich war er als unbemittelter Abenteurer aus Lüttich fortgezogen. Woher nun dieser Reichtum? Man munkelte insgeheim davon, daß er am spanischen Hofe große Unterschleife verübt, und daß es ihm gelungen sei, rechtzeitig mit seinem Raube dem rächenden Arme der Justiz zu entwischen.

Wirklich verhielt es sich so, wie man mutmaßte, obgleich niemand es laut auszusprechen wagte. Denn Warfusen war ebenso tapfer wie intrigant, und ein angesehener Mann, der sich Respekt zu verschaffen wußte. Das stille thatenlose Leben in Lüttich gefiel ihm schon lange nicht mehr. Sein Ehrgeiz ersehnte einen größeren Schauplatz. All sein Sinnen und Trachten war jetzt darauf gerichtet, sich die Gnade des Königs von Spanien wieder zu erwerben, um in dessen Dienst zurückkehren zu können. Am besten glaubte er dies Ziel zu erreichen, wenn er verräterischerweise seine Vaterstadt den spanischen Truppen überlieferte, zu welchem Behufe zuerst der halsstarrige Bürgermeister de la Ruelle aus dem Wege geräumt werden sollte. Mit den Ratsherren und Bürgern hoffte er dann im ersten Augenblick des Schreckens schon fertig zu werden, zumal von den vornehmeren Einwohnern der Stadt einige zu seinem Anhang gehörten und ihm bei seinen finsteren Plänen behilflich waren.

In aller Stille und Heimlichkeit ließ er siebenzig spanische Soldaten in den verschiedensten Verkleidungen durch die Thore sich in die Stadt schleichen und verbarg sie in und bei seinem Hause. Der Anführer dieser siebenzig Wagehälse war ein früherer Freund Warfusens, nämlich der Graf Milis, ein Burgunder.

So war denn nun die Falle bereit gestellt; es galt nur noch, das unglückliche Opfer hineinzulocken.

Am 15. April 1637 besuchte der schändliche Verräter den alten Bürgermeister und lud ihn aufs freundlichste für den folgenden Tag zu einem Festmahle in seinem Hause auf dem Domherrenplatze ein.

Der arglose alte Herr nahm die Einladung des falschen Freundes mit herzlichem Danke an und verfügte sich am 16. April zur festgesetzten Zeit, nur begleitet von einem jungen Diener, nach der Wohnung des Meuchelmörders, wo alles sehr festlich hergerichtet war und die Gäste aufs liebenswürdigste empfangen wurden.

Außer de la Ruelle gehörten noch der französische Resident Abbé de Mousson, die Domherren Ryes und Kerkhem, der Baron Saison mit seiner Gattin, sowie andere Herren und Damen zu der auserlesenen Gesellschaft. Nachdem sämtliche Gäste erschienen waren, ließ der Graf das Thor des hohen Gitters schließen, welches nach allen Seiten sein weitläufiges Grundstück umgab.

Man setzte sich an die mit den köstlichsten Speisen wohlversehene Tafel, war froh und guter Dinge und dachte an nichts Arges. Als der zweite Gang aufgetragen war, da erhob sich Warfusen und brachte mit tönender Stimme eine Gesundheit aus auf den König von Frankreich, Ludwig den Gerechten, wie er ihn zu nennen beliebte.

Dieser Toast wurde von den Gästen mit Jubel aufgenommen. Waren sie doch alle den Spaniern feindlich gesinnt und Anhänger der Politik des Kardinals Richelieu, der für Ludwig XIII das Staatssteuer Frankreichs führte. Der Abbé de Mousson und die anderen eingeladenen Franzosen strahlten vor Freude.

Aber dieser heuchlerische Toast war ein Signal für die verborgenen Spanier, daß es Zeit sei, die beabsichtigte Gewaltthat auszuführen.

Noch war der Jubel nicht verhallt, da stürmte der Graf von Milis herein, ein riesengroßer, wild aussehender Mann, gekleidet in einen roten Sammetrock, in der einen Hand den blanken Degen, in der andern eine Pistole. Ihm folgten die siebenzig verkleideten spanischen Soldaten, alle wohl bewaffnet. In einem Augenblick war die Gesellschaft so umzingelt, daß niemand entrinnen konnte.

Die bestürzten und erstaunten Gäste begriffen nicht sogleich, was dies zu bedeuten habe. Wer waren diese Eindringlinge? Einige von der Gesellschaft vermuteten, daß ihr edler Wirt sich einen Karnevalsscherz erlaube, und sie begannen, jedoch in etwas gezwungenem Tone, zu lachen.

„Lacht nicht, Ihr Schelme!“ schrie da der Graf v. Milis wild. „Wir sind getreue Soldaten Seiner Majestät des Königs von Spanien! Wer von Euch nicht Philipp IV. als Herrn von Lüttich anerkennen will, der ist des Todes!“

„Lang lebe König Philipp!“ schrie darauf Warfusen. „Möge der König von Spanien noch heute Herr von Lüttich sein!“

„Ha, das ist Verrat!“ rief der Bürgermeister aufstehend. „Freunde, Graf Warfusen hat uns in eine schändliche Falle gelockt.“

„Ja!“ schrie der Graf triumphierend. „Auf Dich besonders, de la Ruelle, ist es abgesehen! — Milis, der Alte da ist der Bürgermeister! Haben wir den unschädlich gemacht, so ist das übrige leichte Arbeit!“

„Im Namen des Königs!“ befahl der Burgunder. „Ergreift den alten Schurken!“

Darauf bemächtigten sich mehrere von den Bewaffneten in brutalster Weise der Person des Greises.

„Elender!“ rief der Unglückliche. „Also so achtet Ihr das heilige Gastrecht! Wehe Euch! Mein Blut komme über Euer eigenes Haupt!“

„Spart Eure Worte!“ versetzte der Graf wütend. „Die Sache ist beschlossen. Ihr müßt sterben. Befehlt Eure Seele Gott!“

Die anderen Gäste waren fast versteinert vor Entsetzen. Keiner brachte ein Wort über die Lippen.

Da aber warfen die Gemahlin und die Tochter Warfusens sich diesem zu Füßen und flehten ihn an, dem alten Herrn das Leben zu lassen. Doch der Graf geriet darüber noch mehr in Wut und ließ seine Damen gewaltsam aus dem Saale entfernen.

„Vorwärts!“ schrie Milis. „Schlagt ihn tot!“

Einer von den spanischen Mordbuben sprang vor und versetzte dem unglücklichen Opfer einen Schwerthieb über den Kopf. Andere folgten dem blutigen Beispiel. Außer dem Schwerthieb, der seinen Schädel spaltete, hatte der Bürgermeister de la Ruelle sieben Degenstiche in den Leib erhalten, als er entseelt niedersank.

Jetzt hörte man draußen im Vorzimmer Geschrei: „Haltet ihn fest!“

„Er ist entflohen!“ rief jemand.

„Wer?“ fragte Warfusen.

„Der junge Mensch, ein Diener des Bürgermeisters.“

„Alle Wetter! Setzt ihm nach und schlagt ihn tot, damit nicht vor der Zeit die Stadt in Alarm gerate. Das könnte unser aller Verderben sein.“

Mehrere Söldner rannten bereits hinter dem Flüchtling her.

Doch Stephan, so hieß der Jüngling, rannte auf Tod und Leben über den Hofraum, durch den Garten und erreichte das hohe Gitter, an welchem er mit erstaunlicher Gewandtheit hinaufkletterte.

Ein Verfolger war dicht hinter ihm und verwundete ihn durch einen Pistolenschuß. Dennoch gelang es Stephan, die Spitzen des Gitters zu erklimmen. Ein kühner Sprung — und er war auf der andern Seite in Sicherheit.

Bleich und blutend lief er in die Stadt hinein und erfüllte die Gassen mit seinem Mordgeschrei:

„Bürger heraus! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Spanier sind in der Stadt! Man ermordet den Bürgermeister und die anderen Herren, die bei dem Grafen Warfusen zu Gaste sind! Warfusen ist ein Verräter! Er will die Stadt den Spaniern überliefern! Zu den Waffen! Mord! Mord! Mord!“

Diese Stadtgegend war das Quartier der Eisenarbeiter und besonders der Waffenschmiede, deren es damals in der gewerbfleißigen Stadt zu Tausenden gab. Aus den Werkstätten heraus stürzten die rüstigen Männer, bewaffnet mit Musketen, Schwertern, Spießen, Äxten, Beilen, Morgensternen, Hellebarden und Eisenstangen.

„Rache! Rache!“ erscholl es aus tausend Kehlen. „Tod den Verrätern! Tod den Spaniern! Tod den Mördern! Auf! Stürmt das Haus des Verräters Warfusen! Schlagt den Mörder tot!“

Und wutentbrannt wälzte sich die Volksmenge der Wohnung des Grafen Warfusen zu. . . .

Dort hatten unterdessen der Hausherr und Graf Milis den gefangenen Lütticher Herren die Alternative gestellt, entweder sich den Spaniern zu unterwerfen oder den Tod zu erleiden.

Sie weigerten sich, das erstere zu thun, und erklärten, lieber sterben zu wollen, als daß sie an ihrer Vaterstadt zu Verrätern würden.

„Daran sind diese französischen Spione und Intriganten schuld!“ rief Milis zornig, den Abbé de Mousson und Baron Saison bezeichnend. „Die müssen zuerst aus dem Wege geräumt werden!“

„Wenn man uns ermorden will, wie man soeben den würdigen Bürgermeister de la Ruelle schändlich ermordet hat, so wird Frankreich unseren Tod zuverlässig rächen“, sprach der Abbé de Mousson gefaßten Mutes. „Gottes Fluch und Strafe möge Euch treffen! Das zeitliche und das ewige Verderben komme über Euch!“

„Wir wollen unsere Vaterstadt nicht verraten“, sagte der Domherr Kerkhem. „Lieber Tod als Schande! Will man uns ermorden, so wird das Volk von Lüttich unseren Tod rächen... Hört den Lärm, Freunde! Unsere Befreier eilen schon herbei! Die Rächer sind nahe!“

In der That erscholl jetzt näher und näher von der Stadtseite her wilder Lärm, gewaltiges Wutgeschrei.

„Was ist das?“ murmelte Warfusen finster. „Sollte der Diener des Bürgermeisters entwischt sein?“

„Ja!“ rief ein spanischer Söldner, der in diesem Augenblick hereinstürzte. „Der junge Bursche ist, obgleich verwundet, mit wunderbarer Gewandtheit über das Gitter geklettert und schreit jetzt Mord in allen Gassen. Ein großer Volkshaufen drängt bereits mit wutendem Geschrei hieher.“

„Pest und Tod!“ schrie der Graf. „Warum ließet Ihr den Schurken entwischen?“

„Ei, es war nicht unsere Schuld. Er lief und kletterte wie eine Katze.“

Jetzt hörte man deutlicher das Geschrei des anstürmenden Volkes: „Warfusen! Warfusen! Nieder mit den Spaniern! Rache für das vergossene Blut! Tod den Mördern und Verrätern!“

„Wir müssen an unsere Verteidigung denken“, sagte Milis. „Schleppt einstweilen die Gefangenen in den Keller und schließt sie ein. Dann besetzt sorglich die Treppen und Ausgänge. Das Haus ist sehr fest aus Quadersteinen erbaut. Wir können wohl eine längere Belagerung aushalten, bis man uns von außen Hilfe sendet.“

Ein Diener des Grafen kam schreckensbleich herein.

„Was giebt's?“

„Das Gitterthor ist bereits zertrümmert. Der Volkshaufe dringt herein! Es sind mehrere Tausend Bewaffnete, meistens Waffenschmiede und Eisenarbeiter.“

„Das sieht doch bedenklicher aus, als ich glaubte“, brummte Milis. „Was wollt Ihr nun thun, Graf?“

„Ich will auf den Balkon treten und das Volk anreden.“

„Und was wollt Ihr sagen?“

„Ich will sagen, daß der Bürgermeister de la Ruelle ein Verräter gewesen sei, der die Stadt den Franzosen habe überliefern wollen, und daß man ihn deshalb habe töten müssen.“

„Nun, versucht es immerhin“, meinte Milis kopfschüttelnd. „Ich glaube aber nicht, daß die Leute dadurch zu bethören sind. Anderen stellten wir eine Falle und sind nun selber hineingera-

ten. Hoffentlich werden wir uns mit heiler Haut aus dieser Klemme retten! Soldaten, seht nach Euren Waffen! Es wird einen harten Strauß geben, wie ich vermute. Wir haben keinen Pardon von diesen Wütenden zu erwarten. Es gilt unser Leben! Sieg oder Tod!"

Warfusen trat auf den Balkon hinaus und blickte bestürzt nieder auf die wütende Menge, die ihn mit Verwünschungen und Flüchen begrüßte. Er winkte mit der Hand und brachte mit schallender Stimme seine frechen Lügen vor.

Aber das Volk schrie sogleich: „Lüge! Lüge! Die Franzosen sind unsere Freunde! Du bist ein Mörder, ein Verräter! Du willst Lüttich an die Spanier verkaufen! Tod den Spaniern! Tod den Verrätern! Tod dem Grafen Warfusen!"

Ein Musketenschuß wurde abgefeuert und die Kugel zerschmetterte das Fenster neben dem Balkon.

Der Graf wich hastig zurück.

Jetzt entbrannte ein furchtbarer Kampf. Ein athletischer Schmied schlug mit einer Eisenstange die Thür ein und das wütende Volk drang mit unwiderstehlicher Gewalt ins Haus. Zwar verteidigten sich die Spanier mit heroischem Mute und erschossen und erstachen manche von den Angreifern; aber schließlich trug doch die ungeheure Übermacht den Sieg davon. Treppe nach Treppe, Zimmer nach Zimmer wurden erstürmt, bis sämtliche spanische Söldner und auch Graf Milis erschlagen waren. Auch die Diener des Hauses fielen der Volkswut zum Opfer, bis auf einige, denen es im Getümmel gelang, zu entkommen.

Warfusen fiel lebend in die Hände der Bürger. Man schleppte ihn vor die Hausthür auf den Vorhof und tötete ihn hier durch hundert Hiebe und Stiche. Der zerfetzte Leichnam wurde nach dem nächsten Marktplatze geschleift und dort mit dem Kopfe nach unten an einen schnell aufgerichteten Galgen gehängt. Dann schnitt man den Kopf und die Arme ab und nagelte diese Körperteile an die Stadtthore. Der Rest wurde mit dem Galgen zu Asche verbrannt, welche ein Knabe in die Maas streuen mußte.

Ebenso wurde das Haus des Grafen mit den Leichen der erschlagenen Spanier verbrannt und die feste Mauer demoliert, so daß kein Stein auf dem anderen blieb.

Gemahlin und Tochter des Verräters entrannen dem Blutbad, weil die befreiten Gefangenen für sie Zeugnis ablegten, daß sie kniefällig um Schonung für den Bürgermeister gefleht, ohne ihm helfen zu können. Aber man wollte beide Damen doch nicht länger in Lüttich dulden, sie mußten in die Verbannung nach Mastricht wandern, damit der Name Warfusen gänzlich aus der Stadt verschwinde.

Die Leiche des ermordeten Bürgermeisters wurde mit fürstlichem Prunke in der St. Lambertskirche bestattet. Abbé de Mousson hielt die Trauerrede. Auf Verlangen der Bürgerschaft empfing der treue Diener Stephan aus dem Stadtsäckel eine reiche Belohnung, und der trostlosen Witwe de la Ruelle wurde eine Pension von 25,000 Brabanter Gulden ausgesetzt.

Auf solche Weise behaupteten die Bürger von Lüttich die Freiheiten ihrer Stadt. Ohne einen zweiten listigen Überrumpelungsversuch ins Werk zu setzen, verließen bald nachher die spanischen und kaiserlichen Truppen das Gebiet des Bistums.

Mein erster Elefantenritt.

Von O. Flex.

Geplant wurde er bei Gelegenheit eines Picknicks im Thale von Surendra. Etwa eine Stunde im Süden der Militärstation Barnadabad in Centralindien erhebt sich eine Reihe bewaldeter Berge. Die von ihnen umschlossenen Thäler sind bewohnt und bebaut von dem ackerbautreibenden Stamm der Paharias, welche hier seit Jahrhunderten ein Asyl gefunden gegen die Angriffe der ihnen an Kraft und Bildung weit überlegenen arischen Kolonisten. An den südöstlichen Abhängen der Berge errichteten sie ihre einfachen Erd- und Bambushütten, um sich gegen die vom Norden her tobenden Stürme zu schützen. Der Thalgrund wurde vom wildwachsenden Strauchwerk befreit, mit dem primitiven Holzpflug durchpflügt, an seinen tieferen Stellen zum Reisbau terrassenförmig angelegt, an den höheren mit Öl und Hülsenfruchtsamen besät und so zu fruchtbaren Gefilden umgewandelt. Weitästige blattreiche Fruchtbäume: die eichenähnliche knorrige Mango, die zartgefiederte Tamarinde, der starkduftende Mahna und andere wurden an Stelle alter Waldriesen gepflanzt, und damit nicht nur der unter der Sonne der Tropen so unentbehrliche Schatten, welchen diese spendeten, ersetzt; sondern auch Früchte und vor allem die zum Bereiten ihres Lieblingsgetränkes, des Madh, nötige Blüte des letztgenannten Baumes gewonnen. Hecken von riesigen Aloestauden, mit Blütenstengeln von 12—13 Fuß Höhe, schließen die Gärten ein, welche die Hütten umgeben und Mais, Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse und indische Gemüsearten in üppiger Fülle hervorbringen.

An den Berglehnen grasen zwischen Bambus, wilden Oleander- und Hagebuttensträuchern die Dorfherden. Das Vieh ist klein und mager. Besonders die Ochsen erscheinen dürr und abgetrieben, oft mit zerknickten Schwänzen, oder gar ohne dieselben, eine Folge der Landsitte, das Zugvieh mit dem Schwanze zu lenken und anzutreiben. Auch die Büffel, von Natur starkknochig und groß, sind abgefallen und haben infolge des langen Zusammenlebens mit dem Menschen und der schweren Arbeit, die sie Tag für Tag thun müssen, jede Spur ihrer ursprünglichen Wildheit verloren; ja ihre Zahmheit und Gutmütigkeit sind geradezu sprichwörtlich geworden, und mit wahrem Hochgenuß wälzen sich die jungen Dorfkobolde, die das Amt der Hirten versehen sollen, auf ihrem zottigen Rücken umher. Höher hinauf amüsiert sich das leichtfüßige Volk der Ziegen, die ihres Fleisches wegen von den Leuten in Menge gehalten werden. Hie und da im Gesträuch auftauchend und wieder verschwindend, beleben sie mit ihrer buntscheckigen Hautfarbe das dunkle Grün des Laubes und die graue Öde der oberen Felspartieen, wo sie, bald in keckem Sprung von Stein zu Stein sich schwingend, bald in übermütigem Spiel auf spitzem Felskegel sich balancierend, oder auf schmaler Steinplatte sich gegen einander aufbäumend ihr graziöses Gliederspiel treiben und, die waghalsigsten Stellungen einnehmend, mit souveräner Verachtung auf ihre plumpen Gefährten herabschauen, welche ihnen auf diese schwindelnden Höhen nicht folgen können.

Etwas seitwärts vom Dorfe, in einer Thalmulde, unter den schützenden Armen eines gewaltigen Pipalbaumes, steht das Heiligtum des Ortes. Eine elende Lehmhütte mit zerfallenem Dach und vom Regen aufgeweichten Wänden, in- und auswendig voll Schmutz, birgt einen mit roter Farbe bestrichenen kleinen Erdhügel, gekrönt mit dem eisernen Dreizack, dem Repräsentanten der Gottheit, unter dessen Schutz sich der etwas hinduisierte Teil dieser Eingebornen glaubt. Daneben ragt zwischen zwei aus dem Boden hochaufstehenden Wurzeln der mit dem Blut der Opfertiere getränkte heilige Stein hervor, an dessen Fuße man die den Wald-, Berg-, Erd- und Wassergeistern geweihten Gaben niederlegt. Ihm gegenüber, am Ausgang des Orts, liegt der hartgetretene Tanzplatz mit dem Burschenhaus; und dahinter auf den Feldern stehen die kolos-

falen Felsplatten, welche die Dörfler dem Andenken ihrer Vorfahren errichtet haben. —

Selbstredend konnte ein so idyllisch schönes Plätzchen wie Surendra den Offizieren der englischen Garnison in Barandabad nicht lange verborgen bleiben. Ein junger Leutnant entdeckte es auf seinen Streif- und Jagdzügen in der Umgegend der Station. Seine Kameraden, denen die Zeit, besonders an den Nachmittagen, herzlich lang wird, waren entzückt von seinem Funde; und nachdem man das Thal nach allen Seiten hin untersucht hatte, erklärte die ganze Station einstimmig, nie einen zur Abhaltung von Picknicks geeigneteren Platz gesehen zu haben, als Surendra, daß man sofort eine Zusammenkunft daselbst arrangieren müsse. Gesagt, gethan! Ein Verschönerungskomitee sorgte für die Säuberung und passende Ausschmückung des Platzes; ein anderes übernahm die Aufstellung und Ausführung des Festprogramms. Einladungskarten ergingen an alle gesellschaftsfähigen Residents der Station, und von nun an sprach die ganze höhere, mittlere und niedere Welt von Barandabad über nichts anderes, als das großartige Picknick, welches am 15. des Monats stattfinden und endlich wieder einmal ein bißchen Abwechselung in die oft geradezu tödliche Langeweile eines indischen Garnisonlebens bringen sollte. Da man in Indien glücklicherweise nichts von der Unbeständigkeit des Wetters zu befürchten hat, weil dasselbe je nach den Jahreszeiten feststeht — in der kalten Zeit ist es nämlich vier Monate lang schön, in der heißen Zeit vier Monate lang heiß und in der Regenzeit regnets vier Monate — so hatte das Verschönerungskomitee seine Pläne, ohne die beständige Furcht, sie durch einen plötzlich hereinbrechenden Regenschauer zu Wasser werden zu sehen, in ihrem ganzen Umfang ausführen können, denn am 15. November, also anfangs der kalten Zeit, mußte es selbstverständlich schön sein. Und so war es auch in der That, die Sonne meinte es so gut, daß ich mich nicht entschließen konnte, vor vier Uhr nachmittags nach Surendra zu fahren, obgleich der Anfang des Picknicks um zwei Uhr angesagt war.

Als ich von der großen Heerstraße abbiegend den alten Fußpfad einschlagen wollte, welcher nach Surendra führte, begegneten mir schon die ersten Anzeichen der Umänderungen, welche hier so plötzlich ins Werk gesetzt worden waren: der schmale, sich hin- und herschlängelnde Fußweg war in eine breite prachtvolle Kiesfahrstraße umgewandelt, auf welcher jetzt noch vereinzelte Equipagen, deren Insassen gleich mir zu spät gekommen waren, heranrollten. Als sich mein bescheidenes Buggy durch das Wagengedränge hindurchgewunden hatte, und ich mich dem Thaleingang näherte, präsentierte sich mir ein überaus anziehendes lebensreiches Bild. Ich hatte Surendra auf meinen kürzeren Predigtausflügen oft besucht und kannte jeden Baum und Strauch im Thal, aber heut war der Ort kaum wieder zu erkennen. Aus dem dunkelgrünen Geäst der Bäume, auf denen sonst verschlafene Krähen oder nach einem gefallenen Stück Vieh auslugende Geier zu sitzen pflegten, ragten heute weiße Zeltspitzen mit buntflatternden Wimpeln hervor, während besagte Krähen und Geier in Begleitung ihrer Gesinnungsgenossen, der Pariahunde, abseits an den Feldrändern gierigen Blicks auf- und abhüpften oder mit schnüffelnder Nase umherlungerten, um den Abfall aufzuschnappen, der von den Masalchis*) weggeworfen wurde. Eine kleine Zeltstadt füllte den ganzen Raum unter den schattigen Bäumen und begrenzte von zwei Seiten eine lange, lange Tafel, welche unter einem immensen Leinwanddache aufgeschlagen war. Gegen fünfzig Herren und Damen hatten an derselben Platz genommen, und ein Heer von schwarzen Dienern besorgte in geschäftigster Eile das Auf- und Abtragen der Speisen, welche in großen Körben in den Zelten verwahrt waren.

*) Bezeichnung derjenigen Küchendiener, welche die Teller abzuwaschen haben.

Mrs. D., die liebenswürdige Frau eines in der Station ansässigen Regierungsbeamten, hatte die Güte gehabt, mich zum Picknick einzuladen und mir, wie ich nähertretend bemerkte, in mütterlicher Fürsorge einen Platz in der Mitte der Tafel, wo sie sich mit den Ihrigen niedergelassen, zu reservieren.

"How late you are, there is scarcely anything left for you", rief sie mir lächelnd und mit dem Finger drohend zu, als ich ihr meine Verbeugung machte und den Grund meines Späterkommens mitteilte. Ich nahm Platz und fand bald, daß es mit der Nachricht, es sei kaum etwas für mich übrig geblieben, nicht so schlimm gemeint war.

Nach der Tafel zwischen den Gruppen umherwandernd stieß ich auf den Superintendenten des Kommissariat-Departements, Mr. P., einen alten behäbigen Herrn, der zu beleibt war um an den Spielen teilnehmen zu können und sich damit begnügte, in Begleitung seiner beiden Töchter, die an seinem Arme hingen, gleich mir als Zuschauer umherzupromenieren.

„Ah, Sie kommen mir wie gerufen, Mr. F., wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?"

Ich versicherte ihm, daß ich ganz zu seiner Disposition stünde.

„Nun sehen Sie, meine beiden Mädchen quälen mich fortwährend, mit ihnen auf den Berg da zu steigen, weil sie sich einbilden, sie dürften nicht nach Hause fahren, ohne Schloß Radschghar von da oben gesehen zu haben, ich bin aber nicht im stande, nach all den Strapazen, die ich heut schon hinter mir habe, meinen alten Kadaver noch auf einen 300 Fuß hohen Berg zu schleppen."

„Ich verstehe", unterbrach ich ihn, „wenn die Damen sich meiner Führung anvertrauen wollen, so —"

„O gewiß", fielen beide ein, „Papa war schon so langweilig mit seinem Nein sagen, und die anderen Herrn sind ja so vollständig von ihren games hingenommen, daß wir schon fürchteten, wir würden unsere Wanderung allein antreten müssen, denn wir haben's uns nun einmal in den Kopf gesetzt, Radschghar von da oben zu sehen."

„Ich bitte also", und den Damen den Arm bietend schritt ich mit ihnen die Berglehne hinan.

Da kein Weg hinaufführte, so waren wir genötigt, auf den schmalen Pfaden, welche das Vieh, das jahraus jahrein auf diesen Bergen weidet, ausgetreten hatte, oder wo sie aufhörten, von Fels zu Fels kletternd und durch das Dickicht uns windend, den Gipfel zu erreichen zu suchen. Nach einer etwa halbstündigen angestrengten Arbeit war die Aufgabe gelöst. Eine kahle Felsplatte, auf welcher in einem zusammengetragenen Steinhaufen noch eine Fahnenstange steckte, welche die Surveyors bei ihren trigonometrischen Vermessungen des Distrikts dagelassen hatten, bildete die Spitze des Berges. Wir ließen uns am Fuß der Fahnenstange auf dem Steinhaufen nieder und genossen nun die in der That reizende Aussicht auf das Thal mit dem Picknicklager unter uns und die umliegenden Gebirgs- und Waldpartieen. Vor allem richteten sich unsere Blicke auf Radschghar, dem vorerwähnten Schlosse, welches in einer Entfernung von etwa vier Stunden am südlichen Horizont auf einer hohen Bergkuppe sichtbar war. Das Schloß gehörte einem eingebornen König, welcher in Ermangelung irgend welcher Regierungsgeschäfte*) seine ganze Energie dem edlen Waidwerk zugewandt und besonders der speziellen Landplage Indiens, den Tigern, Fehde geschworen hatte. Seinem rastlosen Jagdeifer und großen persönlichen Mute war es allein zuzuschreiben, daß ein großer Teil des Distrikts, welcher längere Zeit durch die Tiger so unsicher gemacht worden war, daß bei Nacht niemand mehr zu reisen wagte, dem unbeschränkten Verkehr wieder gege-

*) Die indischen Könige regieren nicht mehr, haben aber ihre königlichen Titel und ihren Privatbesitz behalten, sie sind Vasallen der britischen Krone und große Grundbesitzer.

ben wurde. Die Regierung [illegible] ähnliche Belohnungen für die Ausrottung dieser Bestien aus[illegible] die Europäer aus den umliegenden Stationen hatten zu wiederholten Malen große Treiben auf sie veranstaltet, aber alles ohne Erfolg, die Verluste an Menschenleben und Vieh blieben dieselben. Da appellierte man an den Maharadscha*) in Radschahar und er machte in einer Zeit von ungefähr drei Wochen nicht weniger als sechs Tiger unschädlich, indem er [illegible] erschoß und zwei lebendig fing**). Natürlich hatte er sich dadurch nicht nur die Dankbarkeit der europäischen und eingebornen Bevölkerung in hohem Grade erworben, sondern auch die Aufmerksamkeit aller benachbarten Jagdliebhaber, insonderheit der europäischen Offiziere Barn[illegible] auf sich gezogen, welche ihn [illegible]ten, sich an seinen Jagdpartieen beteiligten und es in kurzer Zeit dahin brachten, daß sein Schloß der Sammelplatz aller Nimrode der Umgegend wurde. Und nicht nur Herren



Die Balcony-Fälle des Jam[illegible]

auch Damen hatten, wie ich jetzt erfuhr, es nicht verschmäht, in seinen gastlichen Räumen zu erscheinen und dieselben zum

*) [illegible]

**) [illegible] zoologischen G[illegible] zum Geschenk [illegible]macht, wo sie, soviel ich weiß, n[illegible] Ein anderer [illegible] der Radscha von Ba[illegible]rampur, welcher [illegible] einiger Zeit starb, assistierte bei der Er[illegible]gang von 800 Ti[illegible]. In Oude und den nordwestlichen Provinzen wurden laut amtlichen Mitteilungen im Jahre 1880 allein 7[illegible] Tiger [illegible] Personen starben [illegible]

Ausgangspunkt von halsbrecherischen Fuchs- oder Jakeljagden zu machen.

wir wieder genügend bei Atem waren, um eine Unterhaltung führen zu können.



n Virginia. (Siehe Seite 559.)

„Ganz gut, aber um ein wirkliches Urteil darüber zu haben, müßte man es wohl in der Nähe sehen."

„Waren Sie noch nicht drüben?" fragte Miß Emmy erstaunt.

„Nein."

„Sie waren noch nie in Radschghar?" wiederholte die jüngere Schwester, Miß Anne, mit noch größerer Emphase.

„Nein, ich habe schon viel von dem Schloß gehört, hatte aber nie Gelegenheit es zu sehen."

„Ist das möglich! Nun da sollten Sie keine Zeit versäumen, es zu besuchen, denn Radschghar ist wirklich sehenswert;" und nun ergingen sich die beiden Schwestern in einer detaillierten Beschreibung der Persönlichkeit des Maharadscha, der Pracht des Schlosses und all des Sehenswerten, das es enthalte, und endigten mit der nochmaligen Aufforderung, das neue Weltwunder sobald als möglich zu besichtigen.

„Ja, aber wie hinkommen?" warf ich ein, „ich habe kein Reitpferd."

„O, das soll Sie nicht abhalten, wir bitten Papa, Ihnen einen Elefanten zu leihen, die Tiere stehen jetzt den ganzen Tag müßig umher, ich sehe nicht ein, warum Sie nicht einen haben sollten", meinte Miß Emmy.

„Wie gefällt Ihnen denn Radschghar?" fragte Miß Emmy, die ältere der beiden Mädchen, nach einer Weile, als

„Ja wohl, Mr. F. hat uns auf den Berg geholfen, um

Radschghar aus der Ferne zu sehen, und wir helfen ihm auf den Elefanten, um ein Gleiches in der Nähe thun zu können," witzelte Miß Anne.

Die Klänge der Nationalhymne Englands: God save the Queen, mit welcher jedes Militärkonzert in Indien schließt, tönten jetzt zu uns herauf und mahnten uns, daß die Festlichkeiten im Thal zu Ende seien, und daß die Gesellschaft zur Heimkehr aufbreche. Wir kletterten so eilig wie möglich den Berg hinab, und ich übergab meine beiden Schutzbefohlenen ihrem Papa, der, schon ihrer harrend, am Wagen stand. Miß Emmy teilte ihm sogleich ihren Wunsch mit, daß mir zum Dank für den ihnen erwiesenen Dienst einer von den Kommissariat-Elefanten an einem der nächsten Tage zu einem Spazierritt nach Radschghar zur Verfügung gestellt werden möge. Mr. P. willigte gern ein, meinte aber, es würde mir wenig Vergnügen machen, auf einem dieser alten schwerfälligen Tiere zu reiten, er wolle mir lieber seinen Jagdelefanten geben, das sei ein junges Tier und gehe so sanft wie eine Wiege; „nur", setzte er hinzu, „sehen Sie, daß Sie keinem Pferde in den Weg laufen, die kleine Bestie hat eine unüberwindliche Scheu vor Pferden und könnte Ihnen leicht Not machen, wenn Sie nicht vorsichtig sind, doch der Mahaut (Elefantenlenker) weiß das schon, und ich werde ihn noch besonders warnen." Wir verabschiedeten uns; ich suchte Mrs. D. auf, welche mir schon vorher einen Sitz in ihrem Wagen zur Nachhausefahrt angeboten hatte, und eine halbe Stunde später saßen wir in ihrem Gesellschaftszimmer bei einer Tasse Thee, das große Ereignis des Tages besprechend und uns gegenseitig gratulierend, daß es einen so allgemein befriedigenden Verlauf genommen.

Am nächsten Morgen um acht Uhr stand das versprochene Reittier schnaufend und seinen Rüssel, wie zum Gruß, graziös hin und her schwenkend, vor meiner Thür. Es war ein kleiner, etwa sechs Fuß hoher, wohlgepflegter weiblicher Elefant. Statt des gewöhnlichen Haudas war ein dickes, mit Stroh gestopftes Kissen auf seinem Rücken befestigt, über welchem eine buntfarbene Decke hing. Auch die kleine Leiter, welche man sonst beim Besteigen der Elefanten benutzt, fehlte.

„Wie soll ich denn da hinauf kommen?" fragte ich verwundert den Mahaut, welcher auf dem Nacken des Tieres saß.

Statt der Antwort kommandierte dieser: „Baith!" (Sitz nieder!), und der Elefant kniete nieder.

„So, nun setzen Sie den linken Fuß auf den Fuß des Elefanten, mit einer Hand fassen Sie mich, mit der andern das Reitkissen an und dann schwingen Sie sich auf dasselbe."

Ich that's — schwang mich auf den Rücken, spreizte meine Beine so weit wie möglich auseinander, und saß nun, wie zu Pferde, auf dem Kissen, indem meine Füße über die Schultern des Elefanten herabhingen.

„Nun halten Sie sich an meinen Schultern fest, sonst rutschen Sie hinten runter", sagte der Mahaut.

Ich packte dieselben. „Uth!" (Steh auf!) kommandierte er. Der Elefant erhob sich. „Tschal!" (Geh!) und das Tier schlenderte mit uns zum Hofe hinaus.

„Klettert Dein Herr auch so auf den Elefanten, wenn er ausreiten will?" fragte ich den Treiber, als wir in den nach Radschghar führenden Weg eingebogen waren, und ich mich etwas bequemer auf dem harten Strohsitz zurechtgesetzt hatte.

„Wie's kommt", erwiderte er, „manchmal nimmt er auch einen Stuhl oder die Leiter zu Hilfe."

„Gebraucht Ihr nie den Hauda für diese Elefanten?"

„O ja, des Abends, wenn die Damen spazieren reiten, dann wird stets der Hauda aufgebunden, aber bei Jagdpartieen oder wenn der Herr über Land reitet, dann nehmen wir nur das Kissen, weil es dann gewöhnlich durch Wald geht, und der Elefant mit dem hohen Hauda nicht durch das Strauchwerk und unter den niedrigen Baumzweigen durchkann."

„Führt unser Weg heut auch durch solches Gebüsch?"

„Gewiß, eben deswegen konnte ich den Hauda nicht nehmen."

„Mr. P. warnte mich, mit dem Elefanten Pferden nahe zu kommen."

„Ja, ja, Dschauni (so hieß der Elefant) kann sie nicht vertragen, sie hat diese Eigenheit schon von Jugend auf gehabt. Alle Elefanten scheuen übrigens vor Pferden."

„Kennst Du Dschauni schon lange?"

„Seit drei Jahren. Ich habe sie dressiert, seit sie gefangen wurde, sie war damals erst zwei Jahr alt."

„Wo wurde sie gefangen?"

„In Sylhet."

„Von wem?"

„Von den Regierungsbeamten, welche zu diesem Zweck in den östlichen Provinzen des Landes, wo es noch viele wilde Elefanten giebt, angestellt sind. Wenn sie eine Anzahl gefangen haben, dann verauktionieren sie dieselben, und mein Herr, der damals in Silhet stationiert war, erstand diesen."

„Was zahlte er für das Tier?"

„Zweitausend Rupies ($1000)."

„Sind alle Elefanten so teuer?"

„Ach, Herr, die größeren sind noch viel teurer. Wir haben unter unsern Elefanten im Kommissariat Tiere, welche 3—4000 Rupies ($1500—$2000) kosten."

„Das sind wohl Lastelefanten?"

„Ja, sie werden zum Transport auf dem Marsch gebraucht."

„Ich habe aber doch auch Soldaten auf den Elefanten reiten sehen."

„In besonderen Fällen werden sie allerdings auch zum Transport der Mannschaften verwandt."

„Mr. P. sagte mir, daß es sich sehr unbequem auf ihnen sitze."

„Das ist auch der Fall. Da sie nur zum Tragen und Ziehen schwerer Lasten, wie Zelte, Proviant, Gepäckwagen, Kanonen und dergleichen gebraucht werden, so haben sie einen schwerfälligen, stoßenden Gang bekommen, während Elefanten, die nur zum Reisen verwandt werden, wie Dschauni, eine leichte, behende Gangart behalten."

Ich fand das vollkommen bestätigt. Dschauni bewegte sich so leicht und trat so sanft auf, daß ich mich bald auf ihrem Rücken zu Hause fühlte, und ganz gut begreifen konnte, [illegible] man das Reiten auf einem Jagdelefanten dem Reiten [illegible] Pferde vorziehen könne, um so mehr, als man hier die Hände frei hatte und sich weder um Zügel noch Lenken des Tieres zu kümmern brauchte.

Gegen Mittag langten wir wohlbehalten in Radschghar an. Der Radscha sei nicht zu Hause, hieß es, die Besichtigung des Schlosses aber erlaubt. Ich stieg also am Parkthor ab. Der Mahaut und Dschauni lagerten sich im Schatten des nächsten Pipalbaumes, und ich übergab mich dem Rudel eingeborener Diener, welche mich beim Eintritt in den Park sofort umschwärmten. In Abwesenheit ihres Herrn hatten sie ja nichts Besseres zu thun, als neugierige Fremde nach Kräften auszubeuten. Das Schloß, in europäischem Stil aufgeführt, lag auf einer künstlichen Insel. Die Wasserarme, welche es in den verschiedensten Windungen umgaben, waren an mehreren Stellen überbrückt und gestatteten so dem Besucher, das Gebäude von allen Seiten zu erreichen. Das Hauptportal, zu dessen Seiten zwei englische Kanonen aufgefahren waren, führte in ein gewölbtes Vestibül, welches die Jagdtrophäen des Radscha enthielt. Man sah auf den ersten Blick, daß der Tiger der Hauptgegenstand seiner edlen Passion war, denn obgleich es an Raubvögeln und Raubtieren aller Arten keineswegs mangelte, so war doch der Tiger am meisten vertreten. In jeder Größe, vom prachtvollen Königstiger bis zur kleinen Wildkatze

Bengalens standen und lagen sie da, die grimmigen Bestien, in allen erdenklichen, ihrem Leben in der Natur abgelauschten Stellungen. Hier erhoben sich zwei riesige Exemplare in wildem Kampf miteinander. Die breiten, wuchtigen Vordertatzen tief in die zerfleischten Schultern des Gegners geschlagen, hat der eine die Kehle des andern mit bluttriefendem Rachen gefaßt, und es ist leicht denkbar, wer der Sieger geblieben wäre, wenn nicht die Kugel des Radscha, welcher beide erlegte, dem Kampfe ein Ende gemacht hätte. Eine andere Reihe von Gruppen zeigt, wie der listige Räuber der indischen Wälder einer grasenden Kuh, die sich von der Herde verirrt hat, am Waldessaum auflauert, auf sie springt, ihr den Hals aufreißt und den Kadaver in das Dickicht fortzuschleppen sucht. Da liegt eine Tigermutter mit ihren Jungen spielend. Dort umschleicht ein Leopardenpaar ein im Schilfrohr äsendes Reh. Daneben verfolgt ein Panther eine zum Fluß eilende Antilope; und auch das schrecklichste Bild fehlt hier nicht, weil das Schreckliche, was es darstellt, ja alle Tage in Indien passiert: da wird ein Mensch, in diesem Falle ein Wanderer, der einsam seine Straße durch den Wald zieht, vom Tiger überfallen und zerrissen.

Die Tiere waren alle ausgestopft, und zwar mit einer Kunstfertigkeit, welche den eingebornen Jägern des Radscha, denen, wie mir die Diener sagten, die Erhaltung und Vermehrung dieser Kollektion oblag, alle Ehre machte. Was mich in derselben am meisten anzog, war eine reichhaltige Sammlung der in Indien so bekannten und beliebten tiger claw jewellery, das sind Schmucksachen, welche aus Tigerklauen hergestellt werden. Die Klauen werden aufs feinste poliert, mit Gold, Silber und Edelsteinen eingefaßt und besetzt und zu Broschen, Halsbändern, Armringen, Ohrgehängen, Gürteln &c. verarbeitet. Sowohl die europäischen Goldschmiede Kalkuttas als auch die von dem Radscha patronisierten eingeborenen Goldarbeiter hatten in der Anfertigung dieser eigentümlichen Kunstsachen ihr Mögliches geleistet, und es war besonders interessant, die Verschiedenheit des europäischen und indischen Geschmacks in den phantasiereichen und bizarren Formen der Dessins zu beobachten.

Hinter dieser Eingangshalle befanden sich auf der einen Seite die Privatgemächer des Radscha, welche natürlich für Fremde unbetretbar waren, auf der andern die Empfangszimmer für Eingeborene. Diese waren in der im Morgenlande üblichen Weise eingerichtet, d. h. ohne besondere Möbel und nur mit dicken Teppichen ausgelegt und nur mit Sitzpolstern und Divans versehen. Das einzige, was speziell an Indien erinnerte, waren die immensen Pankahs (große Fächer), welche über dem Polstersitz in der Mitte jedes Zimmers herabhingen, sowie die Gemälde, welche die Wände schmückten und, wie ich aus den Unterschriften sah, von indischen Künstlern gemalt waren.

Im ersten Stock befanden sich die für die europäischen Gäste bestimmten Besuchs- und Speisezimmer, welche nach europäischer Sitte und mit königlicher Pracht ausgestattet waren. Auch Rauchsalon und Billardzimmer fehlten nicht. In dem ersteren standen auf den Seitentischen die von den wohlhabenden Indern stets gesuchten und bewunderten europäischen mechanischen Kunstwerke, wie Spieldosen, Uhrwerke mit Schiffen, welche auf bewegtem Wasser segelten, bewegliche Tiere, selbstlaufende Figuren u. s. w.

Im Speisesaal fand ich die große Tafel vollständig gedeckt und hörte auf meine Frage nach dem Warum von einem der umherstehenden Diener, daß dies stets der Fall sei, um zum Besuch eintreffende Europäer sogleich bewirten zu können. „Hazur tiffin Bhaenge (Werden Eure Herrlichkeit das Nachmittagsessen einnehmen)?“ fügte er hinzu, indem er mir einen der Tischstühle zurechtstellte. Ich war nahe daran, ja zu sagen, um so Gelegenheit zu haben, auch mit des Radschas Küche und Keller Bekanntschaft zu machen. Da ich mich aber mit Mundvorrat von zu Hause versehen, denselben auch schon auf Dschaunis Rücken kurz vor unserm Einzug in Radschghar verzehrt hatte, so lehnte ich die Einladung ab und folgte meinen Führern in den Park, welcher sich an der westlichen Seite des Schlosses weithin ausdehnte. Es war auch hier des Interessanten und Wunderbaren so viel, daß es fünf Uhr wurde, ehe ich mit der Besichtigung des Ganzen zu Ende war und den Mahaut und Dschauni unter dem Pipalbaume wieder aufsuchte. Beide hatten mich schon sehnsüchtig erwartet.

„Es wird spät werden, Herr, ehe wir nach Hause kommen“, sagte der Treiber, indem er Dschauni, die noch mit dem Rüssel an einem Bananenstrunk herumspielte, an dessen Früchten sie sich während meiner Abwesenheit regaliert hatte, bestieg.

„Na, dann vorwärts, laß den Elefant schnell laufen, so sind wir um neun Uhr da.“

Er ließ Dschauni niederknieen, ich schwang mich auf ihren Rücken, und durch ein kräftiges „tschal“ (lauf!) des Mahaut angefeuert schoß das behende Tier durch den großen Bogen des Parkthores hindurch und schlug den Weg nach Barandabad ein.

Wir waren alle drei in der denkbar angenehmsten Stimmung. Dschauni wußte, daß es nach Hause ging und lief, was das Zeug hielt; der Mahaut wußte, daß er in wenigen Stunden im Besitz eines für ihn ganz ansehnlichen Trinkgeldes sein würde und teilte seine Aufmerksamkeit in liebenswürdiger Weise zwischen ihr und mir, indem er bald sie über ihre Schnelligkeit bekomplimentierte und zur Vorsicht beim Füßeaufsetzen ermahnte, bald mich mit allerhand Bemerkungen über die Gegend und Neuigkeiten aus dem Bazar, was wir auf deutsch ‚Stadtklatsch‘ nennen, unterhielt; und ich konnte nicht umhin, mir zu gestehen, daß durch den heutigen Ausflug meine Kenntnis von Land und Leuten um ein höchst interessantes Kapitel vermehrt worden war. So mochten wir ungefähr drei Stunden Wegs zurückgelegt haben und waren eben in die dichteren, jetzt schon finstern Waldpartieen gekommen, welche das wellenförmige und von tiefen Erdsenkungen durchschnittene Terrain auf Barandabad zudecken, als Dschauni plötzlich unruhig wurde. Sie zuckte zusammen und drängte nach dem Wegrande hin. Durch Schenkeldruck und Befehl des Treibers gehalten, blieb sie auf dem Wege, zitterte aber am ganzen Leibe und wollte nicht weiter.

„Was ist dem Tier?“ fragte ich besorgt den Mahaut. Doch ehe er mir noch antworten konnte, hörten wir schon das Geklapper von Pferdehufen vor uns, und im nächsten Augenblick jagte ein Dorfklepper, von seinem Reiter nach Sitte der Eingebornen mit Händen und Füßen zum schnellsten Lauf angetrieben, um die Wegbiegung uns entgegen. Das Pferd sehen und sich mit einem Mark und Bein erschütternden trompetenstoßähnlichen Gebrüll in das Dickicht zur Rechten stürzen, war für Dschauni das Werk eines Augenblicks.

„Rah! Rah!“ (Halt, halt!) „Khara rah!“ (steh!) kommandierte der Mahaut, indem er dem wildgewordenen Tiere den schweren Eisenhaken des Ankus*) in die Stirn trieb, daß das Blut herausspritzte. Nichts hielt sie auf. Schnaubend und mit dem Rüssel wütend um sich schlagend, das Strauchwerk zerstampfend, die Äste zerbrechend, raste sie weiter. Alles Kommandieren des Mahaut, alle Bemühungen, sie mit dem Ankus zurückzuhalten, Drohungen, Schmeichelworte, Schläge, alles war umsonst. Das Tier raste weiter. Der Treiber umklammerte mit den Schenkeln den Hals des Elefanten und ich versuchte mich an seinen Schultern festzuhalten, das Parieren der Äste aber, die uns ins Gesicht schlugen, der Aststumpfe, an die wir anprallten, der Schlingpflanzen, welche uns von unserm Sitz herabzureißen drohten, die fortwährenden Anstrengungen

*) Schwerer eiserner Haken mit Spitze, mit dem die Mahauts die Elefanten antreiben und zurückhalten.

Dschaunis, in der jetzt alle Dressur verschwunden war und nur die wilde Bestiennatur wütete, uns von ihrem Rücken abzuschütteln oder an die Baumstämme zu quetschen, nahmen unsere Hände und in der That alle unsere Aufmerksamkeit und Kraft derart in Anspruch, daß es mir endlich nicht mehr möglich war, mich auf des Elefanten Rücken zu halten, und ein rascher Sprung auf die Erde mir das einzige Mittel schien, mich vor dem Zerquetscht- oder Zerstoßenwerden zu retten.

„Ich will herabspringen!" rief ich dem Mahaut zu.

„Nein, nein, thun Sie das nicht, Dschauni trampelt Sie zu Tode, auf ihrem Rücken bleiben, ist unsre einzige Rettung."

„Sie will uns aber augenscheinlich an den Baumstämmen zerdrücken oder durch die Zweige von ihrem Rücken streifen."

„Wir müssen ihnen aber auszuweichen suchen. Selbst wenn Dschauni Ihr Herabspringen nicht merken sollte, was wollen Sie im Stockfinstern mitten im Walde hier anfangen; ziehen Sie nur die Beine ganz auf das Reitkissen, damit Ihre Füße nicht gestoßen werden und klammern Sie sich an meine Schultern an, Dschauni wird sich schon beruhigen."

Sie beruhigte sich aber nicht, sie raste weiter. Mir schlug das Herz zum Zerspringen. Was thun! In finstrer Nacht mitten im Wald weit ab vom Weg auf dem Rücken eines wildgewordenen Elefanten, zerstoßen und zerfetzt von Ästen und Dornen, und jeden Augenblick in Gefahr, herabgeschleudert und zertreten zu werden — das war das Ende meines Ritts! Da — ein Ruck — Dschauni prallt schnaubend zurück — von unsichtbarer Macht gehalten, steht sie still — sie drängt nach rückwärts. Was ist geschehn? Wir beugen uns über ihren Kopf und suchen mit unsern Augen das Dunkel zu durchdringen — da gähnt vor uns ein schwarzer Abgrund — unmittelbar zu Dschaunis Füßen schießts steil hinab in die finstere Tiefe — noch einen Schritt, und wir lagen zerschmettert auf ihrem Grunde. Dschaunis Instinkt hatte sie gerettet — der Engel Gottes stand am Rande des Abgrundes und bewahrte den Mahaut und mich vor dem tödlichen Sturz. Dschauni drängte weiter zurück — stand wieder still — der Mahaut sprach ihr beruhigend zu — sie ließ sich umwenden und ging langsam, aber immer noch zitternd und schnaubend, dieselbe Bahn zurück, die sie auf ihrer wilden Flucht durch den Wald gebrochen. Wir kamen endlich wieder auf den Weg und eine Stunde später waren wir zu Hause.

Ich habe nachher auf meinen Reisen in Indien noch manchen Elefantenritt gethan und noch manche Strapaze auf dem Rücken dieser Tiere durchgemacht, aber so gefährlich und angstvoll wie dieser war keiner mehr.

Dampferfahrten.

Im Mai des Jahres 1819 durchschnitt der erste Dampfer den Ozean. Es war der kleine Dampfer „Savannah", der von Savannah nach Liverpool die Überfahrt in 22 Tagen und im November desselben Jahres in 25 Tagen zurücklegte. Die Welt staunte über die schnelle Fahrt, und es war mit diesem Ereignisse der transatlantischen Dampfschiffahrt die Bahn gebrochen.

Von damals bis heute lassen sich regelmäßige Perioden in der Erhöhung der Geschwindigkeit der Dampfer sowie in deren Vergrößerung und verbesserter Einrichtung und Ausstattung unterscheiden. Die erste Periode der langsamsten Fahrten endete in der Mitte der fünfziger Jahre. Bis dahin hielt man sich an den Vergleich mit den Segelschiffen und war sehr zufrieden, auf den alten Räderdampfern die transatlantische Reise in 15 bis 18 Tagen zu vollenden. Erst als die Rivalität zwischen den Dampfschiffahrtsgesellschaften, den „Steamer" Linien, begann, trat eine Änderung in dieser Sachlage ein. Man bewunderte die schnellen Fahrten der Collinslinie, welche 13, dann nur 12 Tage beanspruchten und durch welche die Cunardlinie ausgestochen wurde. Mit neugebauten Dampfern gelang es darauf der Cunardlinie, ihre regelmäßigen Fahrten in 11 Tagen zu vollenden. Das alles geschah mit Räderdampfern, die nicht viel Ladung faßten und bei deren Einrichtung nur auf Kajütenpassagiere Rücksicht genommen war. Die Masse der Auswanderer konnte damals nur auf Segelschiffen Platz finden.

Englische und amerikanische Schiffsbauer wetteiferten von da an in der Verbesserung der Dampfer zur Erzielung größerer Geschwindigkeit, und mit Rücksicht auf vermehrte Leichtigkeit wurden in Amerika die ersten eisernen Dampfer gebaut.

Eine ganze Reihe von Jahren hindurch galt eine zehntägige Überfahrt als eine genügend rasche Reise. Dann aber bildeten sich neue Dampfergesellschaften für Passagier- und Frachtbeförderung, welche die alten Dampferlinien in rascheren Fahrten überboten, so daß bis zum Jahre 1875 achttägige Überfahrten gewöhnlich wurden. Im Jahre 1876 wurde von dem zur „White Star-Line" gehörigen großen Dampfer „Britannic" in sechs aufeinander folgenden Fahrten eine mittlere Geschwindigkeit von 7 Tagen, 20 Stunden und 56 Minuten erreicht, was als ein neuer bedeutsamer Fortschritt galt, welcher im September 1881 von dem zur „Williams-Guion-Line" gehörigen prächtigen Dampfer „Arizona" durch die nur 7 Tage, 8 Stunden, 32 Minuten dauernden Fahrten zu aller Welt Verwunderung noch überboten wurde. Einen Monat später vollendete dieses schöne Schiff sogar die Reise in 7 Tagen, 7 Stunden und 48 Minuten, was man als eine neue Errungenschaft ansah. Man brachte es aber noch weiter, denn ein Jahr darauf brauchte der zu derselben Linie gehörige Dampfer „Alaska" nur 6 Tage, 18 Stunden, 37 Minuten und später gar nur 5 Tage, 23 Stunden, 46 Minuten, wobei durchschnittlich 447 Knoten, das ist Seemeilen, in 24 Stunden zurückgelegt wurden. Als noch schnellerer Dampfer trat dann der „Aragon" in derselben Linie auf; derselbe ist 530 Fuß lang und 52 Fuß breit; der Dampf wirkt in seinen Maschinen mit 13,000 Pferdekräften, so daß seine Betriebskraft um 2000 Pferdekräfte größer ist, als die der „Alaska".

Nach solchen Resultaten darf man sich nicht wundern, wenn man eine fünftägige Überfahrt schließlich auch noch für möglich hält, wobei die Erhöhung der Geschwindigkeit nur durch noch stärkere Maschinen und vergrößerte Schiffsdimensionen, sowie durch vermehrten Kohlenverbrauch, ja nur durch Kohlenverwüstung zu erreichen ist.

Zu den schnellsten Fahrzeugen gehören auch die zum Theetransport von China nach England dienenden Dampfer, indem die betreffenden Firmen sich auf dem Theemarkte den Rang abzulaufen suchen. Der letzte Sieger — „Stirling Castle" — legte die Tour von rund 13,000 Seemeilen in 29 Tagen, 22 Stunden, 15 Minuten zurück, wobei noch 2 Tage durch Aufenthalt von der Fahrt abzurechnen sind. Der bis dahin schnellste Dampfer war damit um 10 Stunden geschlagen.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (11. Fortsetzung.)

22.

Am nächsten Morgen, als ich schon vor sieben Uhr mein Frühstück im Zimmer verzehrte, klopfte eine bescheidene Hand leise an meine Thür. Auf meinen Hereinruf trat Ned bei mir ein und nickte mir mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit seinen Morgengruß zu.

„Guten Morgen, Massa Doktor!" begann er nach meinem Gegengruß zu reden. „Ned sein sehr froh, daß Massa wieder da sein. O, Sie sein ja so lange weggeblieben und die arme Missus haben sich so sehr nach Ihnen gesehnt. Aber, ja, was ich sagen wollten: Massa Sterki schicken mich herauf und lassen Massa Doktor sagen, daß die drei Esel gekommen sein und schon im Stall stehen und lustig fressen. Und da haben ich und Nelly gehört, daß Massa Doktor mit Missus und den jungen Damen nach dem hohen Berg hinaufsteigen wollen, und da haben nun Ned und Nelly eine sehr große Bitte."

„Sprich sie aus, Ned", ermutigte ich ihn. „Wenn ich kann, werde ich sie Euch gern erfüllen."

„O ja, Massa können das, denn Missus thun alles, was Massa Doktor wollen. Und nun sehen Sie, wenn Missus

Duncan und Miß Mary und Lucy da hinaufsteigen, dann bleiben Nelly und Ned ja hier unten ganz allein."

„Ah, Ihr möchtet auch wohl mit?" fragte ich lachend. „Aber wieso seid Ihr denn hier unten allein? Es bleiben ja noch andere Menschen genug zurück und Ihr fürchtet Euch doch nicht etwa?"

„O, fürchten!" sagte Ned mit erzwungen mutigem Gesicht und zog seine beweglichen Augenbrauen bis zur halben Stirnhöhe empor, „warum sollten ich mir fürchten? Aber wir möchten auch einmal gern von da oben die weißen Berge betrachten, die so schön wie Silber oder Zucker sein."

„Aha", versetzte ich, „also Ihr wollt wirklich mit?" Und schon überlegte ich rasch, ob er und seine Schwester mir auf der Alp nicht hinderlich sein würden. „Ja", sagte ich endlich, „es ginge wohl, Ned, aber ich habe doch eine kleine Besorgnis dabei."

„Eine Besorgnis? Vielleicht daß wir nicht hinauf kommen? O Massa Doktor, wir sein viel jünger als Sie und Sie gehen ja alle Tage ganz munter hinauf und kommen immer wieder ganz munter zurück."

„Das meinte ich diesmal nicht, Ned", versetzte ich lachend, „doch ich will Dir meine Besorgnis, die ganz anderer Art ist, nicht verhehlen. Wenn Dir nun", fuhr ich mit leiserer Stimme fort — „denke einmal nach — dort oben in dem finsteren Walde wieder — ein Geist begegnete? Nun, wie dann?"

Ned machte ein sehr betroffenes Gesicht und seine Augäpfel rollten wie zwei kleine Schneebälle bald nach links, bald nach rechts im Kopfe herum. Offenbar überlegte er und daß er dabei doch etwas ängstlich war, verriet mir sein kurz gewordener und pfeifend aus seinen breiten Nüstern strömender Atem.

„O Massa Doktor", sagte er endlich, „das werden der Geist doch nicht? Und wenn er es doch thäten", fuhr er verschmitzt fort, „dann sein ja Missus und die anderen alle und Sie selber dabei — und dann fürchten ich mir gar nicht, zumal es ja heller Tag heute sein."

„Nun, wenn das ist", schloß ich unsere Unterhaltung, „dann werde ich bei Mrs. Duncan die Erlaubnis auswirken, daß Ihr beide einmal mitgehen könnt, aber Ihr müßt Euch feste Schuhe anziehen und von Herrn Sterchi einen Stock zur Stütze geben lassen."

Ned bedankte sich herzlich und sprang flüchtig davon, um seiner Schwester die frohe Botschaft zu überbringen und sich von irgend einem Knechte einen Stock zu holen.

Ich dagegen beendete rasch mein Frühstück, warf mich in mein Bergkostüm und ging in den Hof, um nach den angemeldeten Eseln zu sehen. Ich fand Sterchi bei den drei mit ihnen heraufgekommenen Jungen im Stall, und instruierte letztere dahin, daß ich mir ein für allemal verbat, die Esel mit ihren Stöcken und überlauten Rufen zur Eile zu treiben. Wir hätten Zeit im Überfluß, sagte ich ihnen, und die Damen liebten das Prügeln der armen Tiere nicht. — Sie versprachen, gehorsam zu sein, und dann begaben sie sich in das Zimmer der Scheune, wo die Leute ihr Essen bekommen und wo auch sie jetzt reichlich mit allem Nötigen bedacht wurden.

„Auf wie lange Zeit haben Sie die Esel gedungen?" fragte ich Sterchi.

„O, ganz auf unbestimmte Zeit. Die Damen haben vollständig darüber zu disponieren. Aber sagen Sie, Herr Doktor", fuhr er näher an mich herantretend und leiser sprechend fort, „Sie wollen also die Damen heute zu Mr. Scott — wollte ich sagen — zu Mr. Duncan führen?"

„Ja!" sagte ich mit einem unwillkürlich lauten Atemzug.

„Aha, na, Sie haben auch einige Angst davor, wie ich sehe!"

Ich konnte es nicht läugnen und mochte es auch nicht. „Allerdings", sagte ich, „eine Kleinigkeit ist es nicht, was heute da oben vorgehen wird. Indessen werde ich mich nicht länger dabei aufhalten, als bis sie beisammen sind. Dann überlasse ich die Familie sich selbst und komme wieder zu Ihnen herab. — Hier aber", fuhr ich fort, einen schon vorher geschriebenen Zettel aus der Tasche ziehend, „habe ich eine Depesche, lieber Sterchi, die sogleich besorgt werden muß. Auch muß der Bote auf dem Telegraphenamt unten so lange warten, bis die erbetene Rückantwort erfolgt. Da, lesen Sie, und halten Sie uns noch ein Zimmer für den amerikanischen Gesandtschaftssekretär bereit, den ich erwarte. Sie haben doch noch eins?"

„Glücklicherweise, ja; er kann ja das Zimmer neben dem Ihrigen bewohnen, für — einen anderen, wenn er endlich herunterkommen sollte, habe ich noch eins ganz in der Nähe der Mrs. Duncan."

In diesem Augenblicke traten auch die drei Damen aus der Thür und hinter ihnen mit gravitätischen Schritten und freudestrahlenden Gesichtern die beiden Schwarzen. Natürlich wußte niemand von ihnen, was ihnen bevorstand; sie glaubten, es handele sich um einen bloßen Spazierritt auf die höhere Alp. So setzte sich denn unser Zug in Bewegung, hinauf in die wundervolle Alpenwelt. Als wir endlich Sterchis Sennhütte auf ihrer Höhe liegen sehen konnten, hielt ich den Marsch an und zeigte den Damen das hölzerne Bauwerk.

„Ah", sagte Miß Lucy, „die liegt ja wunderbar schön, und welche köstliche frische Luft weht uns mit einem Mal an!"

„Es ist eben Alpluft", sagte ich freudig, „und sie allein schon lohnt die Mühe des langen Steigens."

„O gewiß! Also nach dem Hause müssen wir hinauf?" rief Mrs. Duncan. „Ach, welche herrliche Aussicht muß man von dort haben!"

„Gedulden Sie sich noch ein Weilchen in Bezug auf die schöne Aussicht", erwiederte ich. „Nicht allein nach jener Hütte müssen wir hinauf, sondern noch etwas höher."

„Können wir denn da oben auch reiten?" fuhr die alte Dame im Fragen fort.

„Nein", sagte ich, „die letzte Strecke müssen Sie alle zu Fuß gehen, wie ich", denn ich wollte den uns begleitenden Eseljungen nicht die Lage der Blockhütte verraten, wie ich denn überhaupt ihre Tiere oben nicht sehen lassen wollte, da es doch immer möglich war, daß Harry Duncan, wenn er im Freien umherstreifte, sie mit seinen guten Augen von irgend einer Stelle aus wahrnehmen und dadurch vorzeitig in Aufregung gesetzt werden konnte.

Wir zogen langsam wieder weiter, bogen endlich um die letzte Ecke des Weges und klommen den obersten Absatz vor der Sennhütte empor. Da trat Heinrich zufällig aus derselben hervor und spähte scharf zu uns herüber. Ich eilte den Reiterinnen voran und ging ihm entgegen.

„Heinrich", sagte ich rasch und fast atemlos, „ist — Mr. Scott oben?"

„Nein, Herr", antwortete er; „er ist vor einer Stunde bei mir gewesen, hat ein Glas warmer Milch getrunken und ist dann der Roteck zu gegangen. Sie kämen erst gegen Mittag, sagte er mir dabei."

„Gut", rief ich, überaus erfreut, „das paßt mir. So sagt ihm nicht, daß ich da bin, wenn er an der Sennhütte vorüberkommen sollte, und noch weniger, daß ich Begleitung bei mir habe. Wollt Ihr das?"

„Gewiß, Herr!"

Da waren die Damen herangekommen und begrüßten Heinrich, der ehrerbietig seinen Hut zog, als er das ehrwürdige Gesicht der alten Mrs. Duncan und die schönen jungen Mädchen erblickte.

„Das ist der Senne Herrn Sterchis, der uns jeden Morgen die Milch und die Butter schickt", sagte ich. „Aber nun, meine Damen, bitte ich abzusteigen, und Ihr, Heinrich, nehmt wohl die Esel und die Jungen in Euren Stall, nicht wahr?"

Er nickte bloß und legte schon Hand an Mrs. Duncan, die er mit seinen starken Armen leicht aus dem Sattel hob. Die Eseljungen hatten ihrerseits schnell einen Holzblock herbeigeschleppt und so standen auch die beiden Misses bald auf dem Boden, denen ich nacheinander meine Dienste angedeihen ließ.

„Jetzt, meine Damen", sagte ich mit wieder lauter klopfendem Herzen, „folgen Sie mir. Es geht freilich etwas steil bergan, aber der Weg ist nicht allzu weit." Und eben, als der letzte Junge mit seinem Esel in die Sennhütte getreten war, schritt ich den jäh ansteigenden Pfad nach den Tannen empor, Mrs. Duncan an der Hand führend, die vorsichtig und langsam, doch willig folgte, wie ihre Tochter und Nichte, denen sich hörbar aufatmend Ned und Nelly anschlossen.

Fünf Minuten etwa mochten wir geklettert sein, als ich an einer geeigneten Stelle die Damen bat, sich auf das Moos des Weges niederzulassen und meine Rückkehr zu erwarten, da ich einmal vorangehen und mich etwas umschauen müsse.

„Bleiben Sie lange aus?" fragte Miß Mary, die in der letzten Zeit auffallend still geworden war.

„Nein, etwa zehn Minuten; ich will nur sehen, ob mein kleines Bergschloß bereit ist, Sie zu empfangen. Leben Sie also so lange wohl!"

Rasch stieg ich nun nach der Kuppe des Berges hinauf und bald hatte ich das Plateau erreicht. Da ich durch Heinrich wußte, daß der Bewohner der Einsiedelei nicht zu Hause, so hatte ich leichtes Spiel. Schon als ich zwischen den Alpenrosen und Eriken auf die Blockhütte zuging, hielt ich meinen Schlüssel in der Hand, und davor angekommen, öffnete ich rasch damit die verschlossene Thür. Im Flur befand sich alles in bester Ordnung, wie immer, nur der Vorhang vor dem Herd war nicht zusammengezogen. Ich schloß ihn rasch und dann warf ich einen Blick in das Wohnzimmer, um zu erkunden, ob nichts den Aufenthalt Harry Duncans erkennen ließe. Die Staffelei stand an ihrem Platz, aber keine Zeichnung, die des Malers Hand verraten hätte, lag darauf. Da ich auch sonst nichts Störendes fand, schloß ich die offenstehenden Fenster und die Thür wieder und trat in das Schlafgemach, wo ich etwas mehr zu thun hatte. Auch hier war alles in bester Verfassung, das Bett war gemacht und mit seiner gewöhnlichen wollenen Decke belegt, und auf einen neben der Toilette stehenden Tisch, ihrem gewohnlichen Platz, standen zwei Kerzen neben der Lampe. Rasch zündete ich die ersteren an, denn Licht gebrauchte ich, da ich die Läden schließen mußte, um die beiden Misses, die sich hier zuerst aufhalten sollten, Harry Duncan nicht sehen zu lassen, wenn er von seinem Gange zurückkehrte und auf die Hütte zuschritt. Sobald ich aber die Läden von innen geschlossen und die beiden vorhandenen Stühle zum Empfang der jungen Damen zurechtgesetzt, verließ ich das Haus und trat in größerer Bewegung denn je meinen Rückweg an.

Bald hatte ich die kleine Gesellschaft wieder erreicht und fand sie gerade so, wie ich sie verlassen, auf dem Moose sitzen. Da fiel mein Auge auf Ned und Nelly, die mir mit einem Mal störend in den Weg traten und an die ich bei meinen bisherigen Vorkehrungen gar nicht mehr gedacht. Flugs überlegte ich, was nun zu thun, und rasch war ich entschlossen, die beiden Schwarzen, die mir, wenn sie draußen blieben, mein ganzes Vorhaben vereiteln konnten, das Schicksal ihrer jungen Herrschaft teilen zu lassen und sie auch in das Schlafgemach einzuschließen. Namentlich war ich vor Ned besorgt, denn hatte er neulich wirklich Harry Duncan gesehen und ihn für den umgehenden Geist desselben gehalten, so mußte er ihn hier im ersten Augenblick wiedererkennen, sobald er vor sein Auge trat. Das mußte ich nun unter allen Umständen zu verhindern suchen, und so that ich denn auch.

„Bitte, meine Damen", sagte ich nun, „jetzt erheben Sie sich und folgen Sie mir."

„Aber Herr Doktor", fing Miß Mary plötzlich an, indem sie mich mit ihren glänzenden Augen verwunderungsvoll betrachtete, „Sie kommen mir immer seltsamer vor, Sie sind ja ganz ungewöhnlich aufgeregt."

Ich versuchte zu lächeln, als ich sie etwas mißtrauisch ansah. „Es mag wohl sein", sagte ich, „aber lassen Sie sich das nicht kümmern. Die Erklärung davon wird nicht lange auf sich warten lassen und ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich Ihnen heute ein kleines Geheimnis zu verraten habe. So kommen Sie denn und richten Sie Ihre Augen nicht mehr auf mich, sondern nur auf das, was um Sie und vor Ihnen liegt."

Bei diesen Worten führte ich Mrs. Duncan wieder den Berg empor und bald traten wir aus den Bäumen auf das Plateau hinaus, wo ich stehen blieb und mit lächelnder Miene auf das vor uns liegende Häuschen zeigte.

Da war denn mein erstes kleines Geheimnis enthüllt und von nun an wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von mir ab und dem niedlichen Häuschen selber zu.

„Was ist das?" riefen alle drei Frauen fast zu gleicher Zeit in heller Verwunderung aus.

„Das ist weiter nichts", sagte ich mit laut schlagendem Herzen, „als mein kleines geheimes Sommerschloß, und hierher, meine Damen, bin ich alle Tage so heimlich gewandert."

„Ah!" rief Miß Lucy. „Nun begreifen wir. Aber das ist ja ein artiges Geheimnis. Weiß denn Herr Sterchi davon?"

„Gewiß, da es aber eben ein Geheimnis ist oder vielmehr war, so sprach er bisher gegen niemand davon."

Bei diesen Worten stieß ich die Thür auf und trat in den Flur ein, die Damen bittend, mir dreist zu folgen. Sie hatten kaum mit Ned und Nelly die Schwelle überschritten, so zog ich vorsichtig die äußere Thür wieder zu. Dann aber blickte ich auf meine Begleitung hin, die mit großen Augen sich in dem kleinen netten Raum umsah und alles und jedes einer genauen Betrachtung unterwarf. Aus dem Flur nun und nachdem ich ihnen noch die Küche gezeigt, führte ich sie in das Wohnzimmer, worin sie sich noch mehr als vorher mit stillem Behagen und doch auch wieder mit sichtbarer Verwunderung umschauten.

„Das ist wahrhaftig hübsch", sprach Miß Lucy zuerst, „aber merkwürdig, es riecht etwas nach Cigarrendampf, als ob jemand vor kurzer Zeit hier geraucht hätte. Und doch sind Sie heute noch nicht oben gewesen."

„Ich freilich nicht", sagte ich nun dreist, „aber vielleicht ein anderer. Sie müssen nämlich wissen, meine Damen, daß ich hier nicht allein wohne, sondern mit einem Freunde, der augenblicklich ausgegangen ist."

„Wie, ein Freund?" rief Mrs. Duncan, über die Maßen erstaunt. „Also wir sind nicht bei Ihnen allein?"

„Nein, meine Damen, nicht allein bei mir. Aber lassen Sie sich das nicht kümmern und thun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären. Mein Freund ist ein so guter und lieber Mensch und harmoniert in allen Dingen so vollständig mit mir, daß er sich über Ihren Besuch unendlich freuen wird, wie auch Sie sich freuen werden, ihn kennen zu lernen."

Die Damen waren trotz meiner Versicherung sichtbar befangen, und Ned und Nelly drückten sich fast verschämt in eine Ecke, wo sie sich bei den Händen hielten, als fühlten sie sich durchaus nicht in ihrem Elemente. Aber ich durfte mich nicht lange mit meinen Betrachtungen aufhalten und mußte eilen, um mit meinen Vorbereitungen zu Ende zu kommen, da Harry Duncan ja jeden Augenblick von seinem Ausgange zurückkehren konnte.

„So", sagte ich also, mich jetzt allein an Mrs. Duncan wendend. „Legen Sie Ihren Hut und Ihre Mantille ab, nehmen Sie auf diesem Sofa Platz und erwarten Sie mich in wenigen Augenblicken wieder bei sich. Den beiden jungen

Damen habe ich noch etwas anderes zu zeigen und Sie müssen sich daher auf kurze Zeit von ihnen trennen."

Alles schwieg um mich her; Mrs. Duncan aber legte Hut und Mantille ab und setzte sich auf das Ruhebett, ich dagegen gab den beiden Misses und den Schwarzen einen Wink, daß sie mir folgen sollten.

„Kommen Sie bald wieder?" rief mir die erstere nur noch nach, als ich schon in der Thür stand.

„In fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen und verlasse Sie dann nicht mehr", antwortete ich.

Jetzt führte ich Miß Mary und Lucy in das Schlafzimmer und winkte auch die etwas zögernden Neger herein. Alle waren von neuem verwundert, die beiden brennenden Kerzen in dem sonst dunklen Raume zu sehen.

„Das ist das Schlafgemach meines Freundes", sagte ich, „und Sie müssen einmal damit vorlieb nehmen, da wir keine große Auswahl in unserer Einsiedelei haben. Allein Sie können sich auch hier ganz gemächlich niederlassen. Legen Sie also immerhin wenigstens Ihre Hüte ab. Sie sehen, es ist alles sehr einfach und eng, aber es entspricht den Anforderungen, die ein genügsamer Mensch, der als Einsiedler einsam lebt, an einen Aufenthalt in so hohen Bergen stellen kann. Ned und Nelly, Ihr könnt Euch auf das Bett setzen, und für Sie, meine lieben Damen, sind diese Stühle bestimmt. So."

Die beiden Mädchen gehorchten auf der Stelle, als ob sie aus irgend einer geheimen Besorgnis mir nicht zu widersprechen wagten, und wenn ich auch in ihren Mienen las, daß sie über alles Vorgehende im höchsten Maße erstaunt waren, so that ich doch, als bemerkte ich es nicht.

„Jetzt hören Sie mich aber an", fuhr ich zu reden fort. „Ich habe Sie nicht ohne gute Absicht hierhergeführt und Sie werden das in sehr kurzer Zeit begreifen. Ich muß Sie notwendig jetzt hier einige Zeit allein lassen, denn ich habe mit Ihrer Frau Mutter und Tante noch etwas Wichtiges zu besprechen. Sobald ich jedoch mit ihr fertig bin, rufe ich Sie zu uns hinüber und dann bleiben wir wieder alle beisammen. Und sollten Sie sich etwa auch darüber wundern, daß ich diese Thür, wenn ich hinausgegangen bin, verschließe und den Schlüssel sogar abziehe, so verspreche ich Ihnen auf mein Wort, daß Sie auch darüber sehr bald eine genügende Erklärung von mir erhalten werden, wenn Sie ihrer noch bedürfen sollten, was ich beinahe nicht glaube. Jetzt bin ich so weit fertig mit Ihnen. Kann ich Sie nun getrost und in der Überzeugung verlassen, daß Sie in Ruhe abwarten werden, was ich Ihnen nachher zu zeigen verspreche?"

Als ich dies gesprochen, stand Miß Lucy von ihrem Stuhl auf und trat auf mich zu, während Miß Mary unbeweglich und in tiefes Sinnen verloren, auf ihrem Platz sitzen blieb. „Herr Doktor", sagte sie mit innigem und vertrauensvollem Ton und reichte mir dabei ihre Hand hin, „wir vertrauen Ihnen. Sie haben uns bisher nur Gutes gethan, und jetzt — jetzt werden Sie gewiß nichts thun, was unsere Meinung über Sie verändern könnte. So gehen Sie in Gottes Namen zu meiner Mutter, wir erwarten geduldig Ihre Rückkehr und wissen Ihr Geheimnis zu schätzen, auch ohne daß wir es durchdringen können."

„Sind Sie derselben Ansicht, Miß Markham?" fragte ich diese.

„Ja!" sagte sie laut und fest und winkte mir mit einer anmutigen Bewegung der Hand ein Lebewohl zu.

Schon jetzt ungemein erleichtert, daß ich alles sich so gut abwickeln sah, trat ich schnell aus dem Zimmer, verschloß die Thür und zog den Schlüssel ab, den ich in meine Tasche steckte, damit etwa nicht Harry Duncan, wenn er von mir unbeachtet käme, gleich in dieses Zimmer träte, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte. Gleich darauf trat ich wieder bei Mrs. Duncan ein und fand sie wie vorher auf dem Sofa sitzen.

Jedoch erhob sie sich, sobald ich eingetreten war, kam auf mich zu und fragte: „Wo sind meine Kinder, Herr Doktor?"

„In einem anderen Zimmer", sagte ich, „und sie wollen mich nur noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen lassen, worum ich sie gebeten habe."

„Ah, dann bin ich zufrieden. Aber wissen Sie, daß ich es allerliebst hier finde? Und welche wundervolle Aussicht hat man von diesem hohen Berge! O wie glücklich mag sich fühlen, wer hier oben wohnen darf!"

Ich lächelte und nickte ihr freundlich zu. „O ja", sagte ich, „wenn man nicht gerade zufällig sehr unglücklich ist, wie mein armer Freund, der hier wohnt."

„Wie, unglücklich ist er?" fragte sie rasch. „Davon haben Sie uns ja noch gar nichts gesagt."

„Wer spricht gern über dergleichen, und ich hätte Ihnen auch jetzt nichts davon gesagt, wenn Sie den Abwesenden nicht, ohne sein Schicksal zu kennen, glücklich gepriesen hätten."

„Aber wer ist er denn? Darf ich das nicht wissen?"

Ich war ans Fenster getreten, um scharf über das Plateau nach den Tannen hinüberzublicken, die ja in fünfzig Schritt Entfernung vor mir lagen und mit ihren Wipfelspitzen hie und da über den letzten Felsvorsprung ragten. Aber noch sah ich niemanden daraus emportauchen und doch — mir sagte es mein lautschlagendes Herz — war er, den ich voller Sehnsucht und Spannung jeden Augenblick erwartete, uns schon ganz nahe.

„Wer er ist?" erwiderte ich jetzt auf Mrs. Duncans Frage, immer noch durch das Fenster nach den Tannen blickend. „O, seinen Namen kennen Sie ja nicht, aber Sie sollen ihn bald aus seinem eigenen Munde vernehmen."

In diesem Augenblick zuckte ich unwillkürlich zusammen. Eben hob sich ein Hut auf einem menschlichen Kopf über den Bergabhang vor dem Plateau aus den Tannenspitzen hervor und gleich darauf erschien seine ganze Gestalt, ganz so, wie ich sie bisher immer auf dem Berge gesehen. Also der lange gefürchtete und doch so ersehnte Moment war gekommen. O, wie gut war es, daß ich drüben die Läden geschlossen, denn die beiden Mädchen hätten den Kommenden gewiß zuerst bemerkt, da sie ohne Zweifel wegen der schönen Aussicht nicht vom Fenster weggegangen wären. (Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Die Balcony-Fälle des Jamesflusses in Virginia.

(Zu unserem Bilde auf Seite 552 und 553.)

Der Reisende, welcher Lynchburgh in Virginia in nordwestlicher Richtung verläßt und dem Jamesflusse folgt, erreicht in wenigen Stunden die Balcony-Fälle, deren großartige Schönheit unsere Illustration wiedergiebt. Es ist ein wenig besuchter Platz des an Naturwundern so reichen Virginia, an den sich nur der Künstler erinnert, dessen Stift immer neue Bilder sucht und — in Virginia wenigstens — auch immer noch findet.

In der Nationalbibliothek in Paris wird ein uraltes Dokument aufbewahrt, welches vor siebzig Jahren in Rom gefunden worden ist und echt sein soll. Dasselbe ist in lateinischer Sprache geschrieben und enthält ein Schreiben des römischen Prokonsuls Lentulus in Palästina an den römischen Senat, welches lautet. „Jetzt befindet sich in Judäa ein mit besondern Tugenden und Gaben ausgerüsteter Mann, den man JEsus Christus nennt. Die Barbaren halten ihn für einen Propheten. Seine Anhänger aber verehren ihn, als ob er von unsterblichen Göttern abstamme. Er erweckt Tote, heilt durch sein Wort oder durch sein Anrühren alle Arten von Krankheiten. Von Gestalt ist er groß und wohlgebildet. Sein Ansehen ist sanft und ehrwürdig. Die Farbe seiner Haare kann nicht wohl mit etwas verglichen werden. Sie hängen in Locken bis über die Ohren herab, sind auf dem Scheitel des Hauptes nach Gewohnheit der Nazarener geteilt und fallen mit vieler Anmut auf seine

Schultern herab. Seine Stirn ist glatt und breit, seine Wangen bedeckt eine liebenswürdige Röte, seine Nase und Mund sind mit bewunderungswürdiger Ebenmäßigkeit gebildet, seine Barthaare sind von eben der Farbe, wie das Haupthaar, ragen unter dem Kinn einen Zoll breit hervor und sind in der Mitte beinahe gabelförmig abgeteilt. Er straft und tadelt mit majestätischer Würde, er ermahnt mit Sanftmut. Er mag nun reden oder handeln, so thut er es mit männlichem Ernste und Sanftmut. Man hat ihn nie lachen, aber einigemale weinen sehen. Er ist sehr gelassen, mäßig und weise. Kurz, er ist ein Mann, der durch seine vortreffliche Schönheit und göttliche Vollkommenheit alle Menschen weit übertrifft" u. s. w. — Ob obiges Schriftstück wirklich echt ist, lassen wir dahingestellt; immerhin aber haben wir eine treffliche Schilderung von der Person unsers Heilandes, wie man sich dieselbe vorstellen kann, da die Schrift Ihn Selber den „Schönsten unter den Menschenkindern" nennt, „holdselig sind Seine Lippen." Doch halten wir diesem Bilde gegenüber das Marterbild von Gethsemane und Golgatha, das „Haupt voll Blut und Wunden", das Lamm Gottes, welches unsere Sünden trägt und den Zorn Gottes wider uns auffängt, so müssen wir doch bekennen: „Alle Tage kommt Er mir schöner in dem Bilde für", denn: „wie Er am verhöhntesten, ist Er mir am schönsten." —

Der Wert des Guano als Düngungsmittel war schon den alten Peruanern bekannt. Vor vielen Jahrhunderten erließen die Inkas ein Gesetz zum Schutze der Vögel auf den Chincha-Inseln, um eine Erschöpfung des Vorrats zu verhindern, und bedienten sich desselben zur Fruchtbarmachung ihrer Küstenstriche. Ebenso erzählt bereits der Araber Edrisi in seinen „Unterhaltungen für Wißbegierige nach den Wundern der Welt" (1154 n. Chr. Geb.), daß im persischen Meerbusen auf den kahlen Eilanden zwischen Dolfak und Bobreia eine Gattung Vogeldünger sich vorfinde, welcher allen bekannten Düngerarten vorzuziehen sei. Die ersten Proben von Guano brachte Alexander v. Humboldt zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Europa und gab zugleich die ersten genaueren Aufschlüsse über die Gewinnung dieses Stoffes, den Handel mit demselben und dessen Benützung bei den Indianern Perus und Chilis. Die ersten Versuche, peruanischen Guano als Düngungsmittel nach Europa auszuführen, geschahen im Jahre 1832, fielen jedoch für die Unternehmer so ungünstig aus, daß erst 1840 von einem Handlungshause in Lima der Versuch wiederholt wurde. Auf Anregung der brittischen Gesellschaft für Ackerbau wurden umfassende Düngungen mit Guano vorgenommen, die so glänzende Erfolge hatten, daß dieser Handel einen gewaltigen Aufschwung und eine nie geahnte Ausbreitung erhielt. Jedoch sind die Vorräte auf den Chinchas dadurch so erschöpft worden, daß diese Quelle wohl in nicht mehr ferner Zeit versiegen wird. Aber für neue Lager hat die Natur gesorgt, denn es findet sich Guano in riesigen Mengen auf den Lobosinseln, auf der Makabigruppe, auf der Guanapegruppe, bei Mejillones an der Nordgrenze Chilis, im amerikanischen Polynesien, an der südlichen Küste Arabiens auf den Kuria Muria-Inseln. — Zwei Ärzte in Lima haben sogar den Guano als Heilmittel gegen Aussatz angewandt und angeblich günstige Erfolge erzielt.

Eine Bettlerhochzeit. Der berühmte Satiriker Jonathan Swift (geb. 1667, gest. 1745) erhielt im Jahre 1713 die Dechantenstelle zu Saint Patrick in Dublin. Swift machte sich oft das Vergnügen, sich verkleidet unter das gemeine Volk zu mischen, um dessen Sitten und Denkungsart zu studieren. Mit seinem Freunde, dem Dr Sheridan, der gut Geige spielte und deshalb, von Swift geführt, die Rolle eines blinden Spielmannes übernahm, kam er eines Tages zu einer Bettlerhochzeit. Mit Jubel wurden die Beiden willkommen geheißen, und nach den Klängen der Geige Sheridans tanzte das Bettlervolk bis an den frühen Morgen, wo die beiden Freunde, mit einem reichen Trinkgelde versehen, heimwanderten. Am anderen Tage eilten Sheridan und Swift an die gewöhnlichen Standorte der Bettler von Profession und siehe, da stand der eine, der gestern Nacht die lustigsten Lieder gesungen hatte, mit einer Tafel auf der Brust, die anzeigte, daß er taubstumm sei; ein zweiter, der lustig getanzt hatte, hatte sein Bein in eine Krücke geschnallt; ein dritter, der gestern noch sehend gewesen war heute blind. Swift verteilte unter sie die Münzen, die sie selbst ihm am vergangenen Abend als Trinkgeld gereicht hatten. Sodann aber hielt er ihnen eine Strafpredigt und ließ alle jene zur Stadt hinausjagen, die nicht wirklich verkrüppelt und hilfsbedürftig waren.

Ein einträglicher Kaffee war derjenige, welchen im Herbst des vorigen Jahres eine dänische Bauernfrau kochte. Kaiser Alexander von Rußland und Prinz Woldemar nämlich machten in jener Zeit einmal einen längeren Spaziergang. Auf dem Rückwege wurden die beiden Herren durstig, gingen in einen an der Landstraße gelegenen Bauernhof und baten um einen Trunk Wasser. Die Frau, welche die Fremden nicht kannte, meinte, daß Wasser für solch „feine Herren" nicht paßte. „Können wir denn vielleicht etwas Milch bekommen?" Die Frau antwortete: „Eben kommt unser Vater, wir können dann miteinander Kaffee trinken." Derselbe wurde eingenommen. Beim Fortgehen fragten die Fremden, ob sie nichts schuldig wären? Dies wurde verneint. Am selbigen Abend kam eine reitende Stafette von Fredensborg in das Bauernhaus und überreichte der Frau eine prachtvolle silberne Kaffeekanne. In derselben fand man die Adreßkarte des Kaisers Alexander mit der Aufschrift: „Dank für den Kaffee!"

Sprechsaal.

J. S. in C. 1. Im Winter des Jahres 1874 sah man zur Zeit des Vollmonds ein hellleuchtendes Kreuz vor dem Monde. Giebt es eine Erklärung hierfür? — 2. Ist es gefährlich, Kindern die Strafen auf die Hand zu applizieren?

1. Diese Erscheinung findet wie die Höfe um den Mond ihre Erklärung in einer starken Trübung der Luft oder in einer dünnen vor dem Mond stehenden Wolke. Das Spiegelbild eines Lichtes in einer etwas angelaufenen Fensterscheibe zeigt ebensolche Höfe. Daß gerade ein Kreuz entstand, möchte sich dadurch erklären, daß sich zwei Höfe vor dem Monde kreuzten und dadurch den Effekt steigerten. 2. Gefährlich wohl gerade nicht, aber immerhin bedenklich und darum jedenfalls zu widerraten. Man könnte doch durch einen ungeschickten Schlag oder, weil das Kind die Hand bewegt, die Finger verletzen. Der „verlängerte Rücken" scheint uns der einzige „applizierbare" Platz, wenn einmal die körperliche Strafe nötig wird.

E. G. St. in S. F. 1. Ist das Spucken beim Rauchen absolut ungesund? Ein Farmer, der beim Rauchen spuckte, unterließ plötzlich das Rauchen. Das machte ihn krank, weshalb ihm der Arzt riet, wieder zu rauchen. Er that so und wurde wieder gesund. 2. Kann man für zehn Cents eine echte Havanna kaufen? — 3. Ist es ratsam, den Hunger zu jeder Zeit, auch des Nachts, wenn man aufbleibt, zu stillen? — 4. Wie und wann entstehen Nebensonnen?

1. Das übermäßige Spucken beim Rauchen ist ungesund. Ihr Farmer hätte wissen sollen, daß man eine langjährige Gewohnheit nicht plötzlich abstellen muß. Weil er dies that, wurde er krank, sonst hätte ihn die Wiederaufnahme einer jedenfalls nicht gerade die Gesundheit befördernden Gewohnheit nicht wieder hergestellt. — 2. I guess not! — 3. Ja, aber nur mit wenig und leicht verdaulicher Speise. — 4. Eine Erklärung finden Sie bereits oben. Die Nebensonnen bilden sich immer da, wo sich zwei Höfe kreuzen. Im Winter scheinen die häufig die Luft der höheren Regionen erfüllenden feinen Eisnadeln die Bildung zu befördern.

F. B. in F. Wie wäscht man hirschlederne Hemden?

Kann einer unserer Leser diese Frage beantworten?

A. M. in L. teilt mit, daß die B. Shoninger Organ and Piano Co., New Haven, Ct., Orgeln mit Glockenspielen baut. — Sie irren übrigens, wenn Sie behaupten, wir hätten die betreffende Frage mit Nein beantwortet. Sehen Sie sich unsere Antwort freundlichst noch einmal an.

H. St. in St. L. Haben die Philadelphia Athletics mit Recht das "Championship" gewonnen?

Na, Sie trauen einem Redakteur wirklich viel zu! Doch es mag sein, daß ein Leser Ihnen diese schwierige Frage beantworten kann.

Th. Fr. W. in F. Ihre Frage ist in einem Artikel in einem früheren Jahrgange des „Schulblatt" beantwortet. Hier scheint uns zu einer derartigen Erörterung nicht der rechte Platz zu sein.

Rudolf in M. Ein Freund behauptet, daß der deutsche Kuckuck sich nie vernehmen ließe, wenn das Siebengestirn am Himmel steht. Ist dem so?

Nein, der Kuckuck läßt sich allerdings nur bis zur Dämmerung und nicht vor Tagesanbruch vernehmen, und nur daraus, daß die Zeit seines Stilleseins im allgemeinen mit der Zeit zusammenfällt, während welcher das Siebengestirn am Himmel sichtbar ist, läßt sich die obige Behauptung erklären. Der Kuckuck ist kein Astronom.

H. K. in Gr. R. frägt, ob es eine Karte giebt, auf welcher der Zug der Kinder Israel verzeichnet ist und eine Karte, welche die Einteilung des gelobten Landes zu Josuas Zeit zeigt. Uns ist eine solche nicht bekannt, wir haben solche Karten immer nur in Atlanten gefunden. Oder weiß einer unserer Leser von einer solchen Karte?

K. in M. Woher kommt es, daß ein Kochtopf, in dem Fische gekocht sind, direkt vom Feuer auf die Hand gesetzt werden kann, ohne daß man sich verbrennt?

You don't say! Wer hat Ihnen denn den Bären aufgebunden? Wenn Sie einmal hier herkommen, wollen wir das Ding mit Ihrer Hand und meinem Kochtopf probieren.

L. D. in St. L. Wie ist das Paragraphenzeichen (§) entstanden?

Das Paragraphenzeichen markiert einen Schriftabschnitt, lateinisch sectio. Es ist darum dieses Zeichen wohl auf das lateinische S zurückzuführen. In englischen Drucksachen begegnet man dem Zeichen ¶, welches als ein verkehrtes P, dem Anfangsbuchstaben des Wortes Paragraph, aufzufassen ist.

J. F. in L. F. Welche Klassiker oder welche Chrestomathie würden Sie Amerikanern zur Weiterbildung in der deutschen Sprache empfehlen?

Uns scheint Schiller am empfehlenswertesten. — Schlegel's Series of Classical German Readers scheint uns brauchbar. — Wenden Sie sich an E. Steiger, 22 & 24 Frankfort str., New York. Derselbe wird Ihnen einen ausführlichen Katalog über die gewünschten Bücher senden.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)



Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 1. Mai 1884. Nummer 36.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (6. Fortsetzung.)

7.

Wie Gott bösen Rat und Willen bricht.

Ihre besten Blumen und einen schönen Rosmarinstock hatte Elsbeth aus dem Garten genommen und war damit auf den Kirchhof gewandert, um das Grab ihrer armen Mutter zu schmücken. Ein Kreuz hatte sie auch bestellt, darauf sollte geschrieben stehen: „Die Liebe duldet alles", 1. Kor. XIII. Heute sollte das Kreuz fertig sein, da wollte Else den Totengräber bitten, es aufzurichten.

Das Mädchen hatte sich sehr früh aufgemacht, die Sonne war kaum über die Berge, sie wollte gern in der Stille und ungefragt von den Leuten das fromme Werk thun.

Ihr war das Herz schwer. Morgen sollte der Haidhof mit ganzem Inventar verkauft werden und in der nächsten Woche dann die weite, weite Reise angetreten werden. Sie hatte sich's gar nicht so gedacht, daß der Abschied ihr so hart ankommen werde, es war ihr doch, als bleibe das beste Stück ihres Lebens hier zurück. Wenn sie durch Haus und Garten ging, hörte sie von allen Seiten Stimmen, die riefen: „Bleib' doch bei uns! warum willst Du gehen?"; wenn sie das schöne, wohlgepflegte Vieh ansah, die blanken Rößlein, die breitgestirnten Kühe, — wenn die Hauskatze sich an ihren Füßen rieb oder der Pudel an ihr aufsprang, so wollt's ihr fast zu viel werden, sie mußte sich abwenden, den Thränen zu wehren.



„Ach, wenn Ihr wär't mein eigen!"

Dazu kam die Sorge um Frau Margret. Es war jetzt ganz anders mit ihr geworden, sie klagte nicht mehr, aber sie ward alle Tage bleicher und nachts hörte Elsbeth ihr stilles Weinen. Wenn des Mädchens Augen fragend auf ihr ruhten, dann schüttelte sie sachte den Kopf und sagte: „Es ist nichts. Brauchst Dich nicht zu sorgen, wenn wir nur erst unterwegs sind, wird's besser werden!"

Und dann der Gedanke: es wird alles dem Juden in die gierigen Hände fallen! dabei krampfte sich der wackern Dirne das Herz zusammen und sie stöhnte innerlich: nur Das nicht! nur Das nicht!

Heute wollte sie Abschied nehmen von ihrer Mutter Grab. Die letzten Tage, das wußte sie, würde der Unruh' zu viel werden, um den weiten Weg noch einmal zu machen.

Der Friedhof an der kleinen Dorfkirche lag noch im Morgentau da, als sie kam. Auf Nebenwegen, hinter der Dorfstraße, durch ein Seitenpförtchen, war sie hineingegangen; es waren ihr nur etliche Kinder begegnet, die kaum auf sie geachtet hatten.

Eine Weile stand sie in Gedanken verloren an dem kleinen, schmucklosen Hügel, dann hob sie ihr Werk an; kniete hin, grub und ebnete mit der Pflanzkelle, die sie mitgebracht, pflanzte um den Rand einen Kranz von Maßliebchen, und stellte den Rosmarinstock in die Mitte.

Jetzt war sie fertig, und da kam auch schon des Totengräbers Fritz, mit dem Holzkreuz, legte es behutsam neben das Grab, und sagte, sein Vater werde gleich kommen es aufzurichten.

„O", sagte Else, „das können wir beide auch, Fritz! Du machst das Loch und ich halte das Kreuz an, bis Du es zugeworfen hast!" — Fritz war's zufrieden, und so richteten sie das Kreuz auf; es wundere ihn nur, meinte er, wo der Vater bleibe, er habe doch gleich nachkommen wollen. —

Da stand es mit der teuern Inschrift: „Die Liebe duldet alles!" Das Mädchen blickte darauf mit nassen Augen! und ahnungsvoll ging es ihr durch die Seele, ob sie wohl werde gehen müssen in ihrer Mutter Fußstapfen? — sie nahm es sich vor, dies schlichte Kreuz mit seinen Worten fest und treu im

Herzen zu tragen und sich dran aufzurichten in schwerer Zeit! —

Dann nahm sie das Gerät zusammen und ging langsam der Pforte zu. Da fand sie den Totengräber im Gespräch mit einem Reiter, der eben jetzt fragte: „Wo führt mich denn der Weg auf den Haidhof?" —

Ein stattlicher Mensch war's, und mit seinen großen Augen blickte er von oben fast beherrschend auf die Leute unter ihm, straff und gerade saß er im Sattel, und der Goldfuchs, der unter ihm tanzte, war auch nicht von schlechten Eltern.

Als das Mädchen die Stufen herabstieg, die vom Kirchhof abwärts an die Straße führten, überflog sein Blick ihre Gestalt und ein helles Aufleuchten zuckte ihm über das schmucke Gesicht.

„Ei sieh da!" sagte der alte Totengräber, „das ist die Else vom Haidhof, die wird's Euch bedeuten, wenn Ihr draußen vorm Dorfe seid."

„Die Else vom Haidhof?" wiederholte der Reiter nachdenklich, und übermütig sein Bärtchen drehend, wollte ihm ein keckes Wort entfahren, — doch hielt er's noch rechtzeitig zurück, gebannt von des Mädchens ernsten Augen, die zu ihm aufblickten.

Rasch und höflich zog er nun seinen Hut, daran er eine rote Nelke gesteckt hatte, und sich herabbeugend fragte er bittend und artig, ob die Jungfer wohl ihm den Dienst erweisen werde, er wolle sich den Hof ansehen, der ja morgen verkauft werden solle, er sei des Schulzen ältester Sohn aus Wels, vier Stunden von hier, und von seinem Vater abgeschickt worden dem Verkauf beizuwohnen. —

„Also wahrscheinlich ein Käufer!" dachte Else — „und zwar ein recht ansehnlicher und respektabler; dem gönn' ich den Haidhof lieber als dem Juden!" — Laut sprach sie: „Seid nur so gut, ein wenig voran zu reiten, ich treff' Euch, wo der Weg sich biegt, eben draußen an der Dorfstraße, wo die alte Linde steht!"

„Ist das eine Sittsame!" dachte der Reiter, „die will nicht mit Dir durchs Dorf ziehen!" — aber er wagte nichts zu sagen, grüßte mit leichtem Kopfneigen, gab dem Pferde einen Schlag und sprengte voraus.

Da hielt er auch schon an der Linde, als das Mädchen die letzten Häuser hinter sich ließ, er war abgestiegen und blickte erwartungsvoll auf die Straße, wo sie herkommen mußte. Den Zügel hatte er sich um den Arm geschlungen, und achtete nicht darauf, daß das Tier an den herabhängenden Zweigen fraß. —

Wie er so dastand neben seinem Tier, war's ein hochgewachsener Bursche, mit breiter Brust; um Kopfeslänge überragte er des Gauls hohen Bug, und stolz saß ihm das Haupt auf dem starken Nacken. — Mit einem einzigen Blick hatte Else dies alles wohl erkannt, doch kam sie langsamen Schrittes und mit gelassener Miene näher.

„Ich möcht' wohl einen Vorschlag wagen", hob der Reiter an, den Hut lüftend; — er pausierte einen Augenblick — als erwarte er eine Ermutigung. Da aber das Mädchen ihn nur schweigend und fragend anblickte, fuhr er fort: „Ihr steigt auf, und ich gehe neben her, und führe das Roß am Zügel, da kommen wir beide aufs beste ans Ziel, und ein gut Gespräch verkürzt uns den Weg!"

Als Elsbeth noch immer schwieg — jetzt wohl vor Staunen über diesen Vorschlag, fuhr er fort: „Ich heiße: Hartwig Holm, — des Schulzen Ältester aus Wels!" dabei richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf, als wollte er sagen: „Du darfst Dich mir getrost anvertrauen, ich bin kein Hergelaufener und treibe nicht Mutwillen." —

Über des Mädchens Gesicht flog ein heiteres Lächeln, als wollte sie sagen: „Ich stehe schon für mich selber ein, und nehm's mit Dir auf!" — Er erkannte auch ihre Gedanken, und es stieg ihm rot in die Wangen, als sie sagte: „Was würdet Ihr selber denken von einer, die sich beim ersten Sehen auf eines fremden Mannes Pferd heben läßt und den Reiter nebenher gehen? — steigt nur gleich auf, dann beschreibe ich Euch den Weg und hernach treffen wir uns! ich hab' Richtwege! und Euer Tier in Ehren, aber mehr als eine halbe Stunde geb ich Euch nicht voraus!" —

„Ihr wollt also nicht! weiß Gott, ich hätt's mir zur Ehre angerechnet und dem guten Pferde auch, wenn wir beide Euch hätten dienen dürfen; es wird mir wahrlich schwer zu reiten und Euch im Staub der Straße gehen zu lassen! aber ich bin gehorsam Eurem Wort." Und damit schwang er sich leicht in den Sattel.

Als aber nun das Mädchen ihm den Weg beschrieben hatte und wartend dastand, um ihn voran reiten zu lassen, da hatte er so viel zu fragen und zu berichten, daß sie, um nicht unhöflich zu sein, ihm Bescheid geben und ihn neben sich dulden mußte.

Er erzählte, daß der Vater zwar einen schönen Besitz habe jenseits der Berge drüben, er und die Mutter seien aber noch beide frisch und rüstig, und nicht gesonnen, aufs Altenteil zu ziehen. Ihm selber, als dem Ältesten, werde freilich später der väterliche Besitz zufallen, darüber könne aber noch manches Jahr hingehen, und nachdem er seine drei Jahre bei den Dragonern gedient, habe er dem Vater gesagt: Kauf mir einen Hof! ich möchte selber wirtschaften! Nun habe er die Anzeige vom Verkauf des Haidhofes in der Zeitung gelesen, und habe sich gleich gedacht: „Da blüht Dein Weizen!"

Er ließ bei dem letzten Wort seine Augen mit einem strahlenden Lächeln auf dem nebenher schreitenden Mädchen ruhen, und gab seinem Pferde einen derben Schlag mit der flachen Hand, daß es hoch aufstieg und er es mit den kräftigen Schenkeln nieder zwingen mußte! —

Da war's gerade, wo der Fußsteig sich über den Berg abzweigte, Else bog also links ab, grüßte den kecken Reiter, der ihr ein „Auf Wiedersehn" mit heller Stimme nachrief und etwas verdrossen eine Weile das Pferd anhielt, um ihr nachzublicken, wie sie so sicher und leicht dahinwandelte, und sich garnicht nach ihm umsah, auch nicht ein einziges Mal! es war zu ärgerlich, — er hätte ihr so gern mit der Hand zugewinkt. Dann setzte er die Sporen ein und das Tier flog mit ihm dahin, er wollte ihr auf dem Fußwege schon ein gutes Stück entgegenkommen! —

Daraus ward nun freilich nichts, denn ob er auch eher auf dem Haidhofe anlangte, so fand er doch dort eine so freundliche Aufnahme, ward so viel gefragt, als man von seinen Absichten hörte, mußte sich ein aufgetragenes Frühstück gefallen lassen, — daß das Mädchen in der Thür erschien, ehe er seine Füße unterm Tisch heraus hatte.

Ruhig, als verstände sich's von selbst, ging Else auf den Gast zu, hieß ihn willkommen und bot ihm die Hand, die er ein wenig länger, als nötig, in der seinen festhielt. Sie ging dann in die Kammer, und von da in die Küche, und erschien erst wieder beim Mittagstisch.

Inzwischen war der Bauer mit dem Fremden allenthalben herum gewesen, hatte ihm die Ackerstücke gezeigt, auch den Schaden drunten in den Wiesen hatten sie zusammen besehen. Das vermögliche Auftreten des jungen Mannes, seine verständigen Reden und Fragen hatten dem Bauern Respekt eingeflößt. Einen bessern Käufer konnte er sich nicht wünschen, und so verstand es sich von selbst, daß er den Gast aufforderte, die Nacht zur Herberge zu bleiben auf dem Haidhofe; was dieser auch dankend annahm. —

Bei Tisch hingen seine Blicke an der Else, es war, als wolle er sie genau beobachten in all' ihrem Thun, um ein wohl-

begründetes Urteil über sie abgeben zu können. Und daß das Urteil kein ungünstiges sein werde, konnte man wohl seinem ganzen Wesen anmerken. Er war so belebt, seine Augen glänzten so lustig, als wäre ihm ein unverhofftes Glück widerfahren; und in seinen Reden war's, als hätte er den Haidhof bereits sicher in der Tasche. —

„Ei“, dachte Else, „dem mußt Du doch einen Dämpfer aufsetzen, die Bäume durfen nicht in den Himmel wachsen. „Ihr meintet erst“, sprach sie, „hier werde Euer Weizen blühen, jetzt werdet Ihr s wohl gesehen haben, daß hier kein Weizenboden ist; müßt Euch genügen lassen an Hafer und Roggensaat! seid's wohl anders gewohnt! groß aufspielen kann man sich nicht auf dem Haidhofe! wir rechneten uns hier immer nur zum Mittelschlag!“

Diese Rede verfehlte aber gänzlich ihre Wirkung. Vor lustigem Übermut lachend, daß man alle seine weißen Zähne sah, erwiderte der kecke Bursch: „Nun, der Boden scheint mir hier doch nicht so übel, die Früchte, die hier wachsen, gefallen mir just. Was hier nur fehlt, das ist die Welser Wirtschaft! der Tausend, wenn ich hier drei Jahre gewirkt und geschafft, da sollt's Art kriegen, ich wett', daß ich hier noch den schönsten Weizen bau'! hier ist mein' rechte Hand, schlagt ein, Jungfer Else, soll die Wette gelten? — Ihr kommt nach drei Jahren wieder und taxiert meinen Weizen, oder noch besser, Ihr bleibt gleich hier!“ —

Er war aufgesprungen und hielt die Hand hin und seine Augen leuchteten dabei.

Aber Elsbeth verdroß sein Übermut, ihr war das Herz schwer, sie sah ihn garnicht an und erwiderte mit eisiger Kälte, der nächste Tag werd s ja lehren. Der Jude Jakob Heymann sei leider auch noch da, der werde sich den Haidhof nicht leicht nehmen lassen.

„Das nennt man abgetrumpft“ — sagte er drauf, drehte sich kurz auf dem Absatz und fuhr sich mit der Hand durch das dunkle, krause Haar — „aber in Wels sind wir unverfroren, geehrteste Jungfer! da steckt man sich die Nelke vom rechten hinters linke Ohr, und die Fortsetzung folgt!“ —

Dabei that er, wie er gesagt, und machte ein so komisch Gesicht dazu, daß der Bauer laut lachen mußte und meinte: „Die Art gefiel ihm, so müßten die Mädchen es haben.“ — Doch kam man nun auf den Juden zu reden, und dem Bauer saß das Herz längst auf der Zunge, er berichtete dem Gast alles, und beachtete es nicht, daß Else ihm Winke machte und Frau Margreth ihn auf den Fuß trat. —

Hartwig hörte gespannt zu, und je klarer ihm die obwaltenden Verhältnisse wurden, desto röter stieg's ihm in die Stirn und desto fester biß er die Zähne aufeinander. Zuletzt hielt er sich nicht mehr, dröhnend ließ er die geballte Faust auf den Tisch fallen, und verschwor's hoch und teuer, der Jude solle den Hof nicht haben. Der Vater habe ihm Vollmacht gegeben zu thun, was er für Recht halte, und da wolle er's mit allen Juden in der ganzen Welt aufnehmen! — „Das walte Gott!“ sagten Frau Margreth und Elsbeth wie aus e i n e m Munde. Dann stand das Mädchen auf und ging hinaus. Nach einer Weile folgte der Gast ihr, und fand sie draußen am Brunnen, wie sie Wasser holte, das Vieh zu tränken. Rasch griff er zu und die Eimer flogen in seiner starken Hand. Dabei redeten sie über die Rosse und Kühe und Hartwig taxierte alles, wie hoch er wohl gehen könne! Das lebende Inventar musse dableiben nach seiner Ansicht! — Das war Elsbeth aus der Seele gesprochen! mit Kummer hatte sie schon daran gedacht, daß die Tiere, die sie gehegt und gepflegt, zerstreut werden sollten nach Ost und West. Sie mußte es sich sagen. „Der Mensch ist doch brav“, und darüber floß ihr auch die Rede gefälliger von den roten Lippen. Sie erzählte von diesem und jenem, auch von ihren Zukunftsplänen. Er hörte eifrig zu und hing mit seinen Augen an ihren Lippen. Zuletzt fragte sie ihn, wenn er den Hof bekäme, was er mit den versandeten Wiesen zu thun gedenke? —

Ehe er antwortete, zog er schmunzelnd die rote Nelke hinterm linken Ohr heraus und steckte sie sich mit vielsagendem Blick wieder hinters rechte Ohr. Else blickte vor sich hin und that, als bemerke sie nichts. Dann faßte der Bursche sein Kinn nachdenklich mit der Hand und strich sich den derben Knebelbart, darauf sagte er bedächtig: „Das werd' ich Euch sagen, liebste Jungfer, hab' mir's schon alles zurecht gedacht. Zuerst ist die Hauptsach', das Geschwemmte wegbringen, und dazu gehören drei tüchtige Gespann. Da leiht mir der Vater seine beiden Spann auf acht Tag' nach der Ernte, und dann schaffen wir's schon! Alsdann gehört im Herbst recht viel Dünger drauf, und der kost't Geld, da muß mir der Vater schon ein Darlehn geben, es geht nicht anders. und im nächsten Jahr giebt's wieder Gras, fußhoch, oder ich will nicht Hartwig Holm heißen!“ —

Darauf ging er in einen andern Ton über, als wolle er dem Mädchen heimliche Weisheit offenbaren, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ja, so 'ne versandete Wiese ist schlimm, ist aber doch noch lang nicht das Schlimmste' seht, wenn einem der Wildbach mit all seinen Wassern durchs Herz gebraust ist, und man weiß garnit wie's einem geschieht, und hernach ist der Schaden angericht't! wer soll das wieder gut machen! wißt Ihr, wie der Wildbach heißt?“

„Elsbeth! Elsbeth!“ rief's da aus dem Hause, „wo bleibst denn? und wir haben so viel zu thun!“

Weg war das Mädchen! und der Bursch blickte ihr nach mit einem Seufzer, zog sich den Leibgurt enger, und holte das Pfeifchen aus der Brusttasche und stopfte sich nachdenklich den Tabak drein, zündete an und schlenderte den Berghang hinunter, wo die Steinbank stand. Da saß er lange und dampfte in den hellen Nachmittag hinein, und dachte drüber nach, wie der Wildbach heißt, der durch das Manneshcrz braust. Am Abend, nach der Mahlzeit, saßen sie alle auf der Bank unterm Nußbaum, und Hartwig, der zuerst schweigsam gewesen war und kaum auf die Fragen geantwortet, die man an ihn richtete, ward wieder redselig, als er auf seine Mutter daheim zu sprechen kam, das sei eine, solche gäb's nicht mehr, so wacker und fleißig und verständig, der gerat's alles unter ihren Händen und was sie pflanzt, sie braucht's nur in die Erd zu stecken, da wächst's; und dabei so gut, so gut, — jed's Kind hab' sie lieb, und das Kranke werd' schon halb wieder gesund, wenn's sie nur schaut, und wenn sie 'mal sterben sollt, was der lieb' Gott verhüten wollt, dann würden die armen Leut' sie auf den Händen zu Grab tragen. — Aber wer nicht ordentlich und brav oder gottlos — ja, der mög' sich nur hüten, dem könne sie's auftrumpfen, daß ihm höllenangst werd', und mit den putz- und tanzsüchtigen Mädels hab' sie garnichts im Sinn. Drum warnt' sie uns Buben auch alle Tag', daß wir uns nur ja recht vorsehen! na, ich wüßt ihr jetzt schon eine, die würd' ihr schon gefallen! —

Dann versank er wieder in sein voriges Schweigen und nach einer Weile stand er auf, sagte allen Gut' Nacht! und ging in die obere Kammer, die man ihm hergerichtet. —

Am nächsten Tage gab's nun die große Unruh' auf dem Haidhof. Ein solcher Verkauf an den Meistbietenden ist den Leuten auf dem Lande wie ein Fest. Das Bieten und Überbieten erregt die Leidenschaften; da fliegen die Worte hin und her, derbe Witze und Scherze erregen das Gelächter. Die lose Habe, das Vieh, die Acker- und Hausgeräte werden besichtigt, betastet, beurteilt. Man thut einen Blick in das Leben und Hauswesen des Nächsten, das befriedigt die Neugier. Dabei sind die Leute aber meistens durchaus ohne Mitleid. Wie hart und bitter es denen zu Sinn sein mag, die ihr Hab und Gut unter den Hammer bringen müssen, das kümmert keinen.

Darum hatte die Bauerfrau sich auch in die Schlafkammer zurückgezogen, da saß sie auf einem Bündel, ganz nach hinten, an die Wand gedrückt; das Fenster hatte sie mit einer blauen Schürze zugehängt, daß kein fremdes Auge von draußen eindringe. Ihr wollte das Herz brechen. Das Christusbild hing noch an der Wand, dahin richteten sich ihre verweinten Augen flehentlich, es war ihr auch, als fühle sie Dornenspitzen und Hammerschläge jedesmal, wenn draußen der Hammer fiel. —

Anders Elsbeth. Wohl ging's ihr auch wie ein Schwert durch die Seele, aber sie mußte dennoch mitten drunter sein. Die Lippen fest zusammengepreßt, eine finstere Falte zwischen den dunklen Augenbrauen, stand sie da, halb verborgen hinter der Küchenthür. Da konnte ihr nichts entgehen! Wenn sie das Auge an die Spalte legte, dann sah sie gerade auf einen, der mit übergeschlagenen Armen nachlässig gelehnt stand im Hintergrunde, wo er alles überschauen konnte. Er mochte sich wohl ein Stück Scheitholz unter die Füße geschoben haben, denn er überragte alle die andern Köpfe weit, und um seinen Mund, darin er das Pfeifchen baumeln ließ, zuckte es bisweilen von Trotz und Übermut. Else konnt's nicht lassen, sie mußte dann und wann einen Blick werfen durch die Thürspalte, wo sie diesen einen sehen konnte. —

Der Jude Jakob Heymann, mit seinem bekannten Gefährt, hatte sich schon eine Stunde vor dem festgesetzten Termin eingestellt. Er war gekommen wie zu einer Hochzeit. Der Wagen war gereinigt, das Pferd gestriegelt, er selbst rasiert, mit einem buntfarbigen, seidenen Halstuch geschmückt. Seine stechenden Augen blickten lustig nach allen Seiten, und er rief den Leuten auf der Straße Grüße und Scherzworte zu.

Der Himmel aber weinte über dem bunten Menschentreiben. Aus tief hängenden grauen Wolken floß sachte und ebenmäßig ein dichter Regen ins Land.

Die Versteigerung nahm ihren Anfang. Man begann mit dem geringeren Hausrat, dann kam das Ackergeschirr. Der Jude bot garnicht. Er saß in der vordersten Reihe, den Kopf schwer in die Hand gestützt, und blickte vor sich hin, als ginge ihn die Sache garnichts an.

Nun kam das Vieh. Die schönen Milchkühe fanden reichlich Liebhaber. Da hob der Jude den Kopf, und that ein Mehrgebot. Aber es reichte nicht, er ward überboten; — er bot mehr — zum ersten — zum andern — zum — — da kam eine Stimme aus dem Hintergrunde, hell und klar wie eine Glocke, über all' dem Gesumme der Menschen, flog sie hin, wie der Pfeil von der Sehne, — die Stimme rief: 10 Thaler mehr!

Das Mädchen hinter der Thür hob den Kopf, als sie die Stimme hörte, und ein Schimmer flog ihr über das blasse Gesicht! —

Der Jude fuhr in die Höhe, wie von einer Natter gebissen, blickte hinter sich, den kecken Bieter zu erspähen, — darüber fiel der Hammer, die weiße Bleß gehörte dem letzten Gebot! —

So ging's aber nicht bloß einmal, so ging's auch weiter. Wenn der Jude schon sicher war, den Zuschlag zu erhalten, dann kam die Stimme aus dem Hintergrunde und aus der Höhe, mit einem so gewichtigen Mehr, daß Jakob Heymann es nicht über sich vermochte, darüber hinauszugehen. Nun kam der Hof selbst an die Reihe. Der Jude war in eine Unruhe gekommen, welche den Spott und die Lachlust der Versammlung unwiderstehlich reizte. Man rief ihm zu: „Ruhig Blut, Anton!" man bot ihm ein Glas kalten Wassers! man gab ihm den Rat, tiefer in den Beutel zu greifen! man fragte ihn, ob die „Papierche" gefallen wären? Er schoß wütende Blicke um sich; er nahm eine Prise Tabak nach der andern; er rüstete sich, wie zum Sprunge, er wollte und mußte den Hof haben. Die Angst, daß dieser Fremde auch hier bieten werde, preßte ihm Schweißtropfen aus, die er immer wieder mit seinem unsaubern Tuche abtrocknete.

Der Gerichtsbeamte, welcher den Verkauf leitete, setzte den Hof ein mit fünf Tausend Mark. Das war nach des Juden Sinn viel zu hoch eingesetzt, ein schlechter Anfang. Was hilft's, er bietet 50 Mark mehr! „Sechs Tausend!" bietet ein Bauer aus Lindenbuhl. 50 Mark mehr, der Jude. So treiben's die beiden bis zehntausend hinauf. Der Jude hat das letzte Gebot.

Zum ersten — zum andern —

„Zwölf tausend" — das ist wieder die Stimme, — triumphierend — majestätisch — kommt sie daher diese Stimme — als hatte sie hier allein zu gebieten.

„Ah weih!" schreit der Jude, drängt sich an den Tisch und fordert, daß dieser junge, unbekannte Mensch sich legitimiere und Garantie gebe! Er, Jakob Heymann, sei der Hauptgläubiger, er könne das fordern, und dabei holte er das bekannte Buch aus den Tiefen seiner Brusttasche hervor, seine Finger zitterten beim Umschlagen der Blätter und mit kreischendem Ton zählte er seine verschiedenen Guthaben auf.

Da teilte sich zu beiden Seiten die gedrängte Menge und hindurch schritt langsam und in stolzer Ruhe der Schulzensohn aus Wels. Keine Miene verzog er, als er an den Tisch trat, und auch ein rotledernes Taschenbuch herausnahm; er entfaltete ein Papier und legte es dem Beamten vor, welcher Einsicht davon nahm, beifällig nickte und es dann zurück gab.

Der junge Mann begab sich darauf ebenso ruhig wieder auf seinen Platz, wie er gekommen war, legte die Arme übereinander und erwartete den weiteren Verlauf. Den Juden hatte er keines Blicks gewürdigt.

Der Verkauf nahm sodann seinen Fortgang. Noch einmal raffte sich der Jude auf zu einem Mehrgebot, ward aber ebenso ruhig wieder überboten. Der Zuschlag erfolgte. Der Haidhof mit seinem ganzen lebenden Inventar gehörte dem Bauern und Schulzen Matthias Holm in Wels, in dessen Auftrag und Vollmacht sein ältester Sohn Hartwig Holm durch das höchste Gebot den Hof erstanden hatte.

Man drängte sich an ihn, man schüttelte ihm die Hände, da waren manche Leute, die seinen reichen und angesehenen Vater kannten. Der Bursche war jetzt wie umgewandelt, für jeden hatte er eine lustige Gegenrede, einen fröhlichen Dank, dabei aber schweifte sein Auge immer nach der Küchenthür, ob nicht eine hervortreten würde und ihm ein gutes Wort sagen, aber sie kam nicht.

Um den Juden hatte man sich nicht weiter gekümmert; er hatte sich im Gedränge davon gemacht. Man erzählte hernach, er sei so wild den Berg hinuntergejagt, daß er umgeworfen, und mit blutiger Nase von der Straße aufgestanden. Das arme Tier habe böse Hiebe bekommen. Sonst sei ihm kein Schaden passiert.

Und wie sah's hinter der Küchenthür aus? — Da lag eine auf den Knieen und weinte, aber es waren Freudenthränen. Bei dem Bieten und Überbieten war's ihr so bange geworden, daß sie beide Hände auf das klopfende Herz gepreßt. Jedesmal, wenn die klare machtvolle Stimme ihres Gastes sich hören ließ, hätte sie aufjubeln mögen! als endlich der Zuschlag erfolgte und zum letztenmal der Hammer fiel, da war's, als lösten sich alle Bande und Gelenke, die Kniee sanken unter ihr ein, und die Thränen brachen hervor. — Aber es war nur ein Augenblick, rasch faßte sie sich, raffte sich auf, und flog durch Küche und Wohnstube, in die Kammer, wo die Bauerfrau auf dem Bündel saß. Elsbeth warf sich vor ihr nieder, umfaßte ihren Leib mit beiden Armen, hob das feuchte Antlitz strahlend zu ihr empor und in abgebrochenen Sätzen, mit fliegendem Atem berichtete sie, wer den Sieg davon getragen.

„Gott sei Dank!" schloß sie ihren Bericht — „der Hof bleibt in guten Händen. — Der Jude hat's doch nicht erreicht, — und all unser Vieh, die beiden Braunen, und die Bleß und

die Scheck — alles bleibt bei einander: und wir, — wir ziehen nicht mit leeren Händen davon, wir können uns ein schönes, stattliches Heim gründen! nun weiß ich's, was es heißt: wenn Gott bösen Rat und Willen bricht! — gewiß, das hat der treue Gott gethan! o Mutter, freue Dich doch ein bißchen!"

Aber die Frau konnte sich nicht zur Freude durchringen. Mit trübem Lächeln saß sie da, strich der Elsbeth mit matter Hand übers Gesicht und Haar, nickte still vor sich hin und sagte garnichts. Bei sich aber dachte sie: „Mag's drum sein, davon müssen wir ja doch!" —

Allmählich verlief sich die Menge. Die Wolken waren um Mittag auseinander gezogen und die Sonne schien hell über das erquickte Land. Jedermann konnte trocken heimkehren. Auch Hartwig mußte an den Heimweg denken. Überall hatte er Elsbeth gesucht, um noch ein Wort mit ihr zu reden, konnte sie aber nirgends finden, weil sie immer noch in der hinteren Kammer war und Frau Margreth zuredete.

Schon hatte er seinen Fuchs aus dem Stalle geholt und wollte ihn aufzäumen, — da stand sie, die er suchte, am Brunnen stand sie, Wasser zu holen — das Gefäß war längst voll, es lief über, sie merkte es nicht, sie war in Gedanken versunken! —

Ja, was dachte sie wohl? — sie hatte auch in der letzten Nacht schlaflos dagelegen und vor Gedanken nicht zur Ruhe kommen können! Er hatte sie gefragt, ob sie den wilden Strom kenne, der durchs Herz schießt und reißt alles mit sich fort! kennt sie den Strom? ist das, was sie für Heinrich fühlt, wie ein solcher Strom? — aber sie fühlt's am Klopfen ihres Herzens, wenn dieser Mensch mit seiner Kraft, seinem Mut und Übermut, ihr früher begegnet wäre, ja dann hätte es sie fortgerissen, und sie hätte sich von diesem Strom jubelnd fortreißen lassen! Jetzt aber — nein — sie klammert sich an den Fels, der heißt Treue! Else kann nicht treulos werden! sie grübelt weiter: freilich wenn sie die beiden nebeneinander stellt, welch ein Unterschied: zuverlässige, selbstbewußte Manneskraft, ein festes, tüchtiges Wesen, und daneben das sprudelnde, überquellende Leben, wie ein frischer, voller Brunnen; — und daneben Heinrich — so schwach und schwankend, so unfertig und unzuverlässig, — so thöricht und leichtgläubig! — Aber, Else! fragt sie sich selbst: könntest Du auch einem Manne ganz unterthan sein, Dich ihm ganz unterordnen, seine stille, gehorsame Magd sein? möchtest Du Deinem Manne alles, alles verdanken? möchtest Du von seiner Sippe Dich behandeln lassen, als eine Geduldete? — wär's Dir nicht lieber, daß Dein Mann auch Dir etwas zu verdanken habe, daß Du ihm geben und darreichen könntest aus Deiner Fülle, mit guten, allzeit wohlthuenden Händen? —

So hat das Mädchen gedacht in der stillen Nacht, so denkt sie auch jetzt am Brunnen und merkt's nicht, daß der Eimer überläuft.

„Was grübelt denn die Jungfer?" — hört sie sich plötzlich anreden und fährt auf, wie aus dem Traum, — „sie haben mir alle Glück zum Kauf gewünscht, ich dachte, Elsbeth vom Haidhofe hätte auch ein Wort für mich gehabt?" —

Er hat seinen Fuchs am Zügel, als er so spricht, und ist nahe an den Brunnen herangetreten, das Tier thut noch einen Zug aus dem klaren Wasser im Eimer, wie zum Abschied!

Da streckt das Mädchen ihm die Hand entgegen: „Weiß Gott, es liegt nicht am guten Willen, ich mußte bei der Mutter sein. Euch hat uns der liebe Gott selber gesandt! ich will ihm dafür danken mein Lebenlang, und Gott segne den geliebten Haidhof und Euch und alle seine Bewohner! es kommt mir von Herzen!"

Hartwig hat die ihm gebotene Hand genommen und hält sie fest, seine Augen ruhen fest und so durchdringend auf des Mädchens Antlitz, daß sie die ihren senken muß. Es gehört etwas dazu, daß Elsbeth ihre Augen senkt, hier kann sie nicht anders!"

„Ihr seid mir die Antwort schuldig geblieben gestern, ob Ihr's wißt, wie das zugeht, wenn einem so ein wilder Strom durch's Herz geht, und man muß mit und kann nicht anders. Ich will's Euch offen sagen, so ist's mir gegangen, seit ich Euch gesehen! Else, warum willst Du gehen! bleib hier auf den Haidhofe! bleib bei mir! hörst Du's wohl? hier stehe ich mit allem, was ich bin und habe. — Du brauchst nur ein einziges ‚ja' zu sagen und es gehört alles, alles Dir!"

Er hielt noch immer ihre Hand, sie glühte in der seinen, aber sie lag dennoch wie erstarrt da, er fühlte nicht den leisesten Druck, und ihr Gesicht hatte sie abgewandt und die Linke über ihre Augen gelegt. — Droben am blauen Himmelsbogen zogen die weißen Wolken wie Schwäne, — vom Nußbaum tropfte es noch leise und das klare Naß schimmerte im Sonnenschein wie Silber — es lag eine große Stille jetzt über dem Hofe, nach all der Unruh' des Vormittags, und die grünen Waldberge ragten grüßend übers Thal hinüber! —

Das Mädchen ließ die Hand sinken, hob den ersten Blick hinauf zu dem klaren Blau da oben, als wollte sie sich von daher die Antwort holen, womit sie sich zu entscheiden hatte über ihre Erdenzukunft. Sie bedachte es wohl, wie inhaltsschwer die Wahl sei, die vor ihr lag. Auf der einen Seite ein ruhiges, bequemes Leben in Überfluß und Ehren, und kein Mensch würde es ihr verdenken, wenn sie mit beiden Händen zugriff; — auf der anderen Seite Kampf, Mühe, Arbeit, vielleicht Not und Kummer aller Art, und die Leute würden sie gewiß eine Närrin schelten, wenn sie sich dennoch dieses Los erwählte! Und doch wußte sie, was sie zu thun hatte! es bedurfte keiner außerordentlichen Offenbarung, um sie gewiß zu machen, die inwendige Stimme sprach laut genug.

„Gott weiß es, ich kann nicht! ich kann nicht!" sagte sie endlich, und wandte dabei dem Manne ihre Augen zu, mit einem flehenden Ausdruck, als müßte sie's ihm abbitten, daß sie nicht anders konne. — „Würde es nicht der schnödeste Undank sein, wenn ich die Wohlthater meines ganzen Lebens verlassen wollte? sie können nicht alleine gehen, es ist unmöglich! Frau Margreth — meine Mutter" — fügte sie hinzu, „wäre ein fallender Baum, wenn ich sie nicht stützte! und auch der Heinrich darf nicht allein gehen!" —

„Der Heinrich!" fragte er, und ließ ihre Hand fallen — „wer ist der Heinrich? —"

Das letzte war Elsbeth entschlupft, jetzt stand sie da errötend, in holder Verwirrung stockte ihre Rede. Doch faßte sie sich und gab Aufschluß, daraus er sich das Weitere entnehmen konnte. —

„Ja so!" lautete die Antwort, und die Stimme klang hart und rauh, „ich hätt's auch wohl denken können, daß ich nicht der erste wäre! Nu, mein Fuchs, dann haben wir beide hier nichts mehr zu thun! Gott hat es nicht gewollt!"

„Nein", wiederholte sie, „Gott hat es nicht gewollt!"

Er schwang sich in den Sattel, reichte die Hand herab, sie legte ihre hinein und wandte das Gesicht und eine Thräne floß ihr über die blasse Wange!

„Leb wohl! Else, leb wohl!"

Sie nickte stumm und senkte tief ihr Haupt.

Da ritt er rasch davon — und solange sie den Hufschlag hören konnte, stand das Mädchen still da — dann hob sie den vollen Eimer herab und that ruhig ihre Arbeit.

Als der Abend gekommen war und die Sonne schon lange hinabgegangen, da hat Elsbeth noch lange unter dem alten Nußbaum gestanden und in das verglimmende Abendgold geschaut. Es war ihr unsäglich weich und weh ums Herz! und doch auch voll Frieden! Drinnen schlief schon alles, auch Frau

Margret hatte das müde Haupt niedergelegt und die Ruh' war über sie gekommen. Nie sollte sie es erfahren, was nachmittags am Brunnen geredet war. — Hell funkelte der Abendstern aus dem lichten Himmelsgrunde, — Else grüßte den lieben Stern und tröstete sich: „Der geht doch mit, und so weit der Himmel ist und die Sterne gehen, so weit auch Deine Güte, HErr, und Deine Wahrheit!" — Dann dachte sie auch an das Kreuz auf ihrer rechten Mutter Grab, und an das Wort: „Die Liebe duldet alles!" Dabei richtete sie das Haupt auf und als hätte sie einen Halt und Hort gefunden, sprach sie leise vor sich hin: „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Christian II. von Dänemark.

Ein Geschichts- und Lebensbild. Für die Abendschule von K.

I.

Der Mann, von dessen zum Teil höchst merkwürdigen Lebensführungen die nachfolgenden Blätter erzählen sollen, wurde zwei Jahre vor Luther, im Jahre 1481 geboren. Sein Vater war der Dänenkönig **Johann**, seine Schwester die nachmalige fromme Kurfürstin **Elisabeth** von Brandenburg, deren Lebensbild erst vor kurzem in der Abendschule gezeichnet wurde. Der junge Prinz erhielt seine erste Erziehung nicht in dem Schlosse seines Vaters, sondern in den Häusern von Privatleuten, da König Hans der Ansicht war, daß der Hof sich nicht dazu eigne. Schon in seiner Jugend war er wild und unbändig, seine Erzieher hatten mit ihm ihre liebe Not. Der ebene Boden genügte nicht zu seinen Spielen; am liebsten kletterte Christian auf die Dächer und blickte von dort aus hinab in die Welt. Als einst sein Hofmeister ihm deswegen Vorstellungen machte, erwiderte der achtjährige Knabe: „Ebene und niedrige Örter schicken sich für geringe und schlichte Menschen, dem Hochstrebenden gebührt das Erhabene und Große." Diese Unbändigkeit seines Wesens nahm nicht ab, als er heranwuchs und ins väterliche Haus zurückkehrte. Er lernte leicht und mehr, als es an den Fürstenhöfen der damaligen Zeit üblich war; aber die strenge Zucht, in welcher er gehalten wurde, sagte ihm wenig zu. Der Umgang mit Altersgenossen war ihm versagt, darum suchte er denselben durch unerlaubte Mittel zu erlangen. Nachts schlich er sich vom Schlosse fort, trieb sich auf den Straßen umher und fand bald gleichgesinnte Gefährten, die mit ihm in Zügellosigkeit und Leichtsinn wetteiferten. Es kamen Dinge vor, die dem strengen Vater gemeldet werden mußten. Um den zügellosen Übermut des Sohnes zu brechen, wandte dieser die Peitsche an, bis er auf die Kniee fiel und Besserung gelobte.

Neunzehn Jahre alt war Christian, als sein Vater ihn zum Statthalter von Norwegen ernannte. Es muß hier erwähnt werden, daß die Königin **Margarete** durch die sogenannte Kalmarische Union im Jahre 1397 die drei Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen unter sich vereinigt hatte. Aber diese Verbindung entsprach wenig der Neigung der Völker und lockerte sich in der Folge mehr und mehr. Auch in Norwegen trugen sich häufig Bauernaufstände zu, deren Unterdrückung eine energische und starke Hand nötig machte. Eine solche besaß Christian in nicht geringem Maße. In Norwegen wußte man bald viel zu erzählen von der erbarmungslosen Strenge, mit welcher er jede Auflehnung blutig rächte. Ein gefangener Rebellenführer sagte auf der Folter aus, daß der Bischof **Karl von Hammer**, den der König seinem Sohne als Ratgeber zur Seite gesetzt hatte, im Einvernehmen mit den Aufständischen sei. Christian lud ihn zu sich nach Schloß Aggerhuus und ließ ihn in ein elendes Gefängnis werfen. Um sich zu befreien, zerschnitt der Bischof seine Betttücher in Streifen, knüpfte sie aneinander und ließ sich an dem so gewonnenen schwachen Seile in der Nacht von seinem Turme hinunter. Er hatte kaum die Hälfte des gefährlichen Weges zurückgelegt, als das Seil riß und er zu Boden stürzte. Er hatte das Bein gebrochen und schleppte sich deshalb mühselig über das Eis des Grabens in den nahen Wald. Dort kroch er in einen hohlen Baum. Am folgenden Morgen wurde die Flucht entdeckt, und zornig bot der jugendliche Statthalter sein Jagdgefolge zur Einholung des Unglücklichen auf. Die Hunde witterten seine Spur; bald war er entdeckt und Christian ließ ihn in ein unterirdisches Gefängnis werfen, wo Gram, Schmerz und Hunger seinem Leben wenige Tage darauf ein Ende machte. Den Prinzen traf der Fluch der Kirche, der erst bei seiner Krönung auf sein fußfälliges Bitten von ihm genommen ward.

Nach neun Jahren rief ihn der König zurück. Christian hatte während dieser Zeit gelernt, sich äußerlich Gewalt anzuthun und die Leidenschaften, die in seinem Innern tobten, zurückzudrängen. Er wußte ein ruhiges und gesetztes Wesen zur Schau zu tragen, das den König über den wahren Charakter des Sohnes täuschte und ihn mit den besten Hoffnungen für die Zukunft erfüllte. Drei Jahre später, 1513, unternahm er eine Reise durch Jutland. In einem angeschwollenen Flusse stürzte er mit seinem Pferde. Matt und fieberkrank setzte der alte Mann seine Reise fort, bis er wenige Tage darauf an den Folgen des Unfalls starb. Alsbald versammelten sich die Reichsräte von Dänemark und Norwegen in Kopenhagen und erkannten Christian als König an, nachdem er geschworen hatte, alle Rechte und Privilegien des Adels und der Geistlichkeit in vermehrter Ausdehnung anerkennen zu wollen. Aber dieser Vertrag war wenig nach dem Sinne des neuen Königs. Ließ er ihm doch wenig mehr als den Ehrennamen, während alle Macht in den Händen des reichbegüterten Adels und des Klerus lag. Dem herrschsüchtigen und gewaltthätigen Manne war es unerträglich, die Herrschergewalt so gebunden zu sehen, und er sann auf Abhilfe. Er wollte die königliche Macht erweitern, den bis dahin unterdrückten dritten Stand heben, den Handel befördern und dadurch das Joch des feudalen Herrenstandes allmählich von sich abschütteln. Es war die Frage, ob er die rechten Mittel zu diesem an sich nicht unlöblichen Zweck wählen würde.

Bei seiner Krönung in Oplis sah Christian ein Mädchen wieder, das er vor einem Jahre auf einem Balle in Bergen kennen gelernt und für die er eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt hatte. Sie hieß **Duifje** (Täubchen) und war mit ihrer Mutter **Sigbrit Willums** aus Amsterdam, wo sie einen Kleinhandel betrieben hatten, nach Norwegen gezogen. Das schöne Mädchen wurde die Geliebte des Königs, der im dreiunddreißigsten Lebensjahr noch unvermählt war. Es traf sie kein anderer Vorwurf als der des unsittlichen Verhältnisses selbst. Dagegen war Sigbrit ein kluges und ränkevolles Weib; sie verstand es, das Ohr des Königs zu gewinnen und immer mehr sein Vertrauen zu erwerben. Allmählich kam es dahin, daß Christian mit ihr die wichtigsten Staatsangelegenheiten verhandelte. Sigbrit, welche den friesischen Bauernstolz, das heiße demokratische Blut ihres Volkes in sich trug, benutzte ihren Einfluß, um dem Könige Haß gegen die Aristokratie einzuflößen, welche drei Viertel des Grundbesitzes in Händen habe, Bürger und Bauer in knechtischer Unterwürfigkeit halte und dem Monarchen selbst schmähliche Fesseln anlege. Sie erzählte von dem Reichtum der Städte in den Niederlanden, von der Un-

abhängigkeit der Bürger, welche nicht sich demütig beugten vor Adel und Geistlichkeit. Ihre Worte fanden Eingang in Christians Seele und bestärkten ihn in seinem Wunsche, in Dänemark ähnliche Zustände herbeizuführen.

Wiederholt versuchten die Großen des Landes, den König von seiner Verbindung mit Duisje und Sigbrit abzuziehen, aber vergeblich. Das Verhältnis änderte sich auch dann nicht, als Christian endlich in die Ehe trat. Erich Walkendorp, der als Propst von Roeskilde die Liebe des Königs begünstigt hatte und dafür zum Erzbischof von Drontheim eingesetzt worden war, fühlte sich jetzt in seinem Gewissen beunruhigt und betrieb die Vermählung. Unter Vermittlung seines Oheims, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, erhielt Christian die Hand der Infantin Isabella, Schwester des nachherigen deutschen Kaisers Karl V. Nach einer stürmischen Überfahrt gelangte die zarte junge Fürstentochter nach Kopenhagen und wurde Königin von Dänemark. Vergebens drang der Erzbischof auf Entfernung der Duisje und ihrer Mutter; Christians ganzes Herz hing an dem holländischen Bürgermädchen. Die Königin nahm die Sache ziemlich gleichgültig hin. Mitten in der kalten Fremde sah sie in Sigbrit eine willkommene niederländische Landsmännin; ihr gefiel die lebhafte Alte, die bei dem König täglich mehr galt, und sie wußte es ihr Dank, als ihr Gemahl vierundzwanzig Bauernfamilien aus Nordholland auf der Insel Amak, dicht bei Kopenhagen, ansiedeln ließ. Sie vermehrten sich dort in glücklichem Gedeihen unter freien bäuerlichen Verhältnissen und schafften ihrer Königin die Freude der schmerzlich entbehrten Butter und des goldgelben Käses ihrer Heimat. So verflossen zwei Jahre, während welcher die Holländerin den größten Einfluß ausübte. Der König vertraute ihr die Verwaltung der Zolleinkünfte, namentlich des Sundzolles, „dieses Weinbergs von Dänemark“, und man muß zugestehen, daß Sigbrit im allgemeinen von ihrer Herrschaft guten Gebrauch machte. Es war ihr Verdienst, daß Christian Verordnungen erließ und Einrichtungen traf, welche dem Ackerbau, der Industrie, dem Handel in Stadt und Land aufhelfen, Kopenhagen und die anderen Seestädte zu blühenden regsamen Kaufmannsorten erheben sollten.

Da starb plötzlich die schöne Duisje in voller Gesundheit. Der Tod schien unnatürlich und dunkle Gerüchte eines Giftmordes durchliefen die Menge. In dem Könige regten sich alle Geister der Rache und die Leidenschaften seiner Seele gewannen völlig die Oberhand. Es war die Frage, wem man das Verbrechen zur Last legen sollte. Der Verdacht fiel auf einen angesehenen Edelmann, Torban Oxe, der in Kopenhagen das Amt eines Schloßvogts versah. Aber Christian ließ sich nichts merken, Verstellung und Heuchelei war ihm schon zur zweiten Natur geworden. Er war still und heiter in seinem Äußern und wenige ahnten das verzehrende Feuer des Hasses und des Ingrimms, das unter der ruhigen Oberfläche glühte. Er näherte sich nun der Königin, aber er entließ die alte Sigbrit nicht.

Viele Monate waren schon seit dem Tode der Duisje verflossen, als eines Abends ein Ball im königlichen Schlosse alle Mitglieder des Hofes vereinte. Der König war heiter und froh, wie man ihn selten gesehen, und redete vertraut mit dem Schloßvogte. Endlich wandte er sich an diesen mit der Bemerkung, er habe vernommen, daß er, Torban Oxe, die Duisje habe heiraten wollen, er möge ihm doch sagen, wie es damit sei. Arglos ging der Schloßvogt auf das Gespräch ein und bestätigte dem Könige, daß an dem Gerede allerdings etwas Wahres sei. Er habe sich der Duisje genähert, sei aber von ihr abgewiesen worden. Diesmal war es dem Könige nicht möglich, seine Selbstbeherrschung zu bewahren. Torban Oxe sah mit Schrecken die Veränderung in den eben noch so freundlichen Gesichtszügen. Christian schwieg, aber die Heiterkeit der Gesellschaft war dahin, und diejenigen, welche den König besser kannten, kehrten mit banger Furcht eines nahen Unheils heim in ihre Wohnungen.

Wenige Tage darauf vernahm man in Kopenhagen, daß Turban Oxe gefangen im Turm sitze. Der Prozeß eines Edelmannes gehörte vor den Reichsrat. Christian klagte ihn der Ermordung der Duisje an. Die Sache wurde untersucht und endete mit der Freisprechung des Angeklagten. Des Königs Zorn kannte keine Grenzen. Er schwor: „Hätte der Oxe auch einen Hals so dick wie ein Ochs, er soll ihn doch missen.“ Wider Recht und Herkommen berief er zwölf dänische unfreie Bauern auf sein Schloß zu Kopenhagen. Auf dem Platze vor demselben wurde durch vier Lanzen ein Raum abgesteckt. Innerhalb desselben traten die geängsteten und bedrängten Bauern zum Richtspruch über einen Adligen zusammen. Sie fanden die nichtssagende und dummkluge Entscheidung: „Nicht wir, sondern seine Thaten selbst verdammen Torban Oxe.“ Das genügte dem Könige und er bestätigte das Urteil. Der Unglückliche sollte sterben. Sämtliche Mitglieder des Adels legten Fürbitte für ihn ein, die ersten Frauen des Landes traten in langer Reihe vor den König und baten um Gnade, die Königin selbst, die damals schon ihm eine Tochter geboren hatte, flehte ihn weinend und kniefällig an: — es war vergebens. Der alte Grimm des Nordens war furchtbar in Christian erwacht; Duisjes Andenken sollte mit Blut gerächt werden. Torban Oxe wurde zum Richtplatz geführt und öffentlich enthauptet.

Durch diesen Gewaltakt gegen ein Haupt der Adelsgemeinde schnitt Christian II. zwischen sich und dem Reichsrate das Tafeltuch entzwei. Der Haß mehrte sich mit jedem Tage und die Adligen sannen auf Rache. Den König schien das wenig anzufechten. Sigbrit stieg höher in seiner Gunst. Sie führte im Rate und Regimente das entscheidende Wort und ließ Adel und Amtleute ihren demokratischen Stolz durch anmaßendes und übermütiges Benehmen fühlen. Man sah die dänischen Reichsräte in Sturm und Regen und im Schnee und Eise des Winters an Sigbrits Thür harren, während sie mit dem Könige beriet. Die Verstimmung stieg noch, als ihr Bruder Hermann Willums und ein anderer Ausländer, Dietrich Slaghoek aus Westfalen, Doktor des kanonischen Rechts und in der Arzneikunst wohl erfahren, durch sie des Königs Vertrauen erlangten. Seltsamerweise war die Königin ihr nicht minder zugethan. Die Alte stand der jungen Frau bei der Geburt ihrer Kinder bei, ihr wurde die Erziehung des Prinzen Johann übergeben; der König teilte oft seiner Gemahlin Befehle durch Sigbrit mit und diese hatte Zutritt zu ihr in Freud und Leid. Der Klugheit und Erfahrenheit dieser Frau ist es auch zuzuschreiben, daß der König seiner Gemahlin Anteil an den Regierungsgeschäften gab und sich mit ihr über die wichtigsten Angelegenheiten beriet.

So scharf auch der Gegensatz zwischen Christian und dem Adel seines Landes sich gestaltete: in einem Punkte waren doch beide gleicher Gesinnung, in dem Wunsche, über das Nachbarvolk, die Schweden zu herrschen. In diesen war das Bestreben, ihre Selbständigkeit gegen die von Dänemark aus regierenden Unionskönige zu behaupten, stets herrschend geblieben. Im Oktober 1470 war Christian I. mit Heeresmacht gegen sie ausgezogen und hatte am Brunkeberge im Angesicht der Hauptstadt Stockholm Schlacht und Krone verloren. Sein Nachfolger, König Johann, that alles, um das verlorene Reich wiederzuerlangen. Dies gelang ihm insofern, daß durch den sogenannten „Kalmarer Rezeß“ aufs neue feierlich ausgesprochen ward, daß die Reiche wieder „zusammenbleiben sollen in ewigem Frieden, Liebe und Verbündnis unter einem Herrn und König zu ewigen Zeiten“. Aber thatsächlich war nicht der Dänenkönig Herr zu Schweden, sondern der Reichsverweser

Sten Sture. Für Christian II. war es daher Ziel des Bestrebens, das Reich, für dessen legitimen Erben er sich hielt, wieder mit seiner Herrschaft zu vereinigen. Sten Sture war ein edler ritterlicher Mann, der die Liebe des Volkes in hohem Maße besaß. Aber er hatte auch Gegner. Wenn auch der niedere Adel zu seiner Fahne hielt, die einflußreichsten Glieder des Reichsrats, welche fürchteten, die königliche Würde möchte sich in dem emporstrebenden Geschlechte vererben, waren ihm entgegen. Den heftigsten Widersacher aber fand Sten Sture in dem neuen Erzbischofe von Upsala, Gustav Trolle, einem Manne von leidenschaftlicher Natur und unversöhnlicher Gemütsart. Derselbe hegte mit Rücksicht auf seine großen Besitzungen in Dänemark ein Interesse an der Vereinigung beider Länder, die er denn auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln betrieb, zunächst damit, daß er Christian II. zu Eroberungszügen aufstachelte. Bereits 1518 versuchte dieser einen Einfall in Schweden, der jedoch keinen Erfolg hatte. Gustav Trolle, sein entschlossenster Parteigänger, wurde durch Sten Sture seiner Würde entsetzt, und als Christian mit einer dänischen Flotte in der Nähe von Stockholm eine Landung versuchte, erlitt er bei der Kirche von Brännkyrka eine Niederlage. In dieser im Volksliede vielgefeierten Schlacht trug der junge Gustav Erichson Wasa, der nachmalige Befreier und erste König von Schweden, das schwedische Banner. Der König begehrte eine Zusammenkunft mit Sten Sture. Zur Sicherheit wurden mehrere schwedische Edelleute als Geiseln auf die dänische Flotte gestellt, unter ihnen der siegreiche Kämpfer Gustav Wasa. Diese wurden dann, als Christian die Verhandlungen verräterisch abbrach und nach Dänemark zurückkehrte, wider Treu und Glauben als Gefangene weggeführt. Auch der abgesetzte Erzbischof folgte über den Sund. Er veranstaltete in Dänemark ein geistliches Gericht, welches über Sten Sture und das ganze Land Schweden Bann und Interdikt verhängte, wozu der Papst seine Zustimmung gab und dem Dänenkönig die Vollstreckung des Strafurteils übertrug. Es war um die Zeit, als in Deutschland Luther seine gewaltige Stimme erhob, vor deren Klange der päpstliche Stuhl in seinem Fundamente erbebte.



„Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne." (Siehe Seite 570.)

Christian machte nunmehr große Anstrengungen, die widerspenstigen Schweden, die sich um den Bann wenig kümmerten, zum Gehorsam zu zwingen. Im eigenen Lande fand er mehr Willfährigkeit, als er hoffen durfte. In Norwegen wie in Dänemark wurden bedeutende Mittel zusammengebracht, nach langem Zaudern zahlte dem Könige auch sein Schwager Karl V. einen Teil des Heiratsgutes der Königin. Dafür warb Christian französische Söldner und unternahm mit diesen und seinem Adel 1520 aufs neue einen Kriegszug gegen Schwe-

den. Es war Winter, harter Frost hatte die Gewässer und Moore Schwedens mit Eis bedeckt. Auf dem beeisten See Aasunden bei Bogesund in Westgotland kam Sten Sture dem Feinde entgegen. Eine Schlacht wurde geliefert, deren Ausgang Schwedens Macht zu Boden warf. Sten Sture raffte seine letzten Kräfte zusammen, um die Hauptstadt zu retten. Aber ehe er Stockholm erreichte, starb er auf seinem Schlitten in dem Eise des Mälarsees. Dadurch löste sich alle Regierung in Schweden auf. Christian triumphierte. Gustav Trolle wurde wieder in die erzbischöfliche Würde eingesetzt, und ein



Eine zudringliche Freundin. (Siehe Seite 576.)

unter seinem Einfluß in Upsala tagender Herrentag erkannte Christian II. als König von Schweden an, unter der Bedingung, daß er nach einheimischem Recht und den kalmarschen Verträgen gemäß regiere. Christian leistete den verlangten Eid auf der Flotte; darauf wurde Stockholm von **Christina Gyllenstierna**, der heldenmütigen Witwe Sten Stures, übergeben und der König in der Kathedrale gekrönt und geweiht. Das war am 4. Nov. 1520.

Mit Eid, Hand und Siegel hatte Christian gelobt, allgemeine Amnestie zu üben; nicht allein der König der Schweden wollte er sein, wie er versicherte, sondern auch ihr Vater. Daraufhin leisteten alle, auch Sten Stures Witwe mit ihren Rä-

ten und Kriegsobersten, ihm den Eid der Treue. Unter Trompetenklang wurde der Friede verkündigt; nach allen Richtungen des Landes wurde des neuen Herrschers Huld und Gnade gemeldet. So war die Union hergestellt, aber sie sollte mit Blut gekittet werden. Christians Ratgeber, der schon erwähnte Dietrich Slaghoek, flößte ihm einen Gedanken ein, der nun in der Seele des Königs reifte. Sein Ansehen schien nur so lange festbegründet zu sein, als er selber mit seiner Macht da war; deshalb faßte er den Entschluß, die angesehensten Männer des Landes, die er fürchten mußte, mit **einem** Schlage zu vernichten.

„Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne."

Nach **Dr. A. E. Brehm.**

Kein Tier der Gewässer ist so gefürchtet wie der **Hai**, dieses gewaltige und kühne, raubgierige und freßwütige Geschöpf, der Schrecken der Schiffer und Anwohner aller größeren Meere.

Alle größeren Menschenhaie, wenigstens diejenigen, welche dieselbe Größe haben, gleichen sich in ihrer Lebensweise. Sie halten sich vorzugsweise, jedoch keineswegs ausschließlich, in der Nähe der Küsten auf und treiben sich regelmäßig in den oberen Schichten des Wassers umher. Gewöhnlich erblickt man sie schon aus ziemlicher Entfernung, weil sie so hoch zu schwimmen pflegen, daß die Rückenflosse noch um ein gutes Stück aus dem Wasser hervorragt, und daß man mit gutem Erfolge eine Büchsenkugel auf sie abgeben kann. So lange sie nicht eine bestimmte Beute vor Augen haben, schwimmen sie gleichmäßig und ziemlich rasch dahin; beim Verfolgen eines Tieres aber steigern sie die Schnelligkeit ihrer Bewegung in sehr hohem Grade. An Gelenkigkeit stehen sie allerdings hinter anderen Fischen weit zurück, vermögen beispielsweise nicht, jähe Wendungen auszuführen, sind jedoch viel gewandter, als man gewöhnlich annimmt, und ersetzen durch die jähe Schnelligkeit ihres Angriffs das, was ihnen an Gelenkigkeit wirklich abgeht. Ihre Sinne scheinen wohl entwickelt zu sein; jedenfalls steht so viel fest, daß sie sehr gut sehen, und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß auch ihr Geruch feiner ist als der anderer Fische. Mehrere Beobachter wollen geradezu im Geruch den hochstentwickelten ihrer Sinne erkannt haben und behaupten, daß sie von stark riechenden Körpern mehr angezogen werden als von anderen, so von Negern mehr als von Weißen.

Ihr Heißhunger, ihre unglaubliche Freßgier ist unersättlich. Es quält sie ein niemals zu stillender Heißhunger. Alle Nahrungsmittel, welche sie verschlingen, gehen nur halbverdaut wieder weg, und deshalb sind sie genötigt, den fortwährend rasch sich entleerenden Magen immer von neuem zu füllen. Sie fressen alles Genießbare, ja sogar alles, was genießbar scheint; denn man hat schon die verschiedenartigsten Dinge in ihnen gefunden. Der Magen eines der Weißhaie, welcher bei Jackson erlegt wurde, enthielt einen halben Schinken, einige Schafbeine, das Hinterteil eines Schweines, das Haupt und die Vorderbeine eines Bulldoggen, eine Menge von Pferdefleisch, ein Stück Sackleinen und einen Schiffskratzer. Andere Haie sah man die verschiedenartigsten Dinge verschlingen, welche man ihnen vom Schiffe aus zuwarf, Kleidungsstücke ebensowohl als Speck oder Stockfisch u. dgl., pflanzliche Stoffe mit gleicher Gier wie tierische, wirklich nährfähige.

Dem Menschen sind die Haifische äußerst gefährlich und allgemeines Entsetzen verbreitet sich, wenn eines dieser Tiere unvermutet in einem Hafen erscheint, wie dies nicht selten vorkommt, und Badende angreift, die in der Regel unrettbar verloren sind. Sofort entsteht eine durch ausgesetzte Preise angeeiferte Jagd auf den furchtbaren Gast. Ein Mensch, welcher innerhalb des heißen Gürtels, ja selbst im Mittelmeere vom Schiff aus in die See fällt, findet regelmäßig sein Grab im Magen eines Haifisches, und wenn diese Fische einmal Menschen verschlungen haben, werden sie unglaublich frech. Bei längeren Seereisen gewähren die dem Schiffe folgenden, von ihren Lootsen begleiteten Haie dem Beobachter eine angenehme Unterhaltung; wenn aber das gelbe Fieber auf dem Schiffe haust und in kurzen Zwischenräumen eine Leiche nach der anderen ins Meer geworfen werden muß, sind sie wohl geeignet, das Herz auch des Mutigen mit Schrecken zu erfüllen. Während der Seeschlacht bei Abukir sah man die Haifische zwischen den Schiffen beider Flotten umherschwimmen und auf die ihnen vom Bord zufallenden Kämpfer lauern; sie ließen sich also nicht einmal durch den furchtbaren Kanonendonner zurückschrecken. Äußerst selten läßt der Hai einen ergriffenen Menschen wieder fahren; doch sind mehrere derartige Fälle bekannt geworden. Es wird noch heutigentags behauptet, daß es an der Westküste Afrikas Neger geben soll, welche, mit einem scharfen Messer in der Hand, den Hai im Meere angreifen und ihm den Bauch aufschlitzen, und man versichert, daß einst Sandwichinsulaner mit den Haien um die Eingeweide von Schweinen, welche die Matrosen in das Wasser geworfen, gekämpft hätten.

Zur Vertilgung der Haie erweisen sich handliche Schußwaffen fast unwirksam. Wenn einer von ihnen durch eine Büchsenkugel verwundet wird, entfernt er sich mit rasender Eile, und man bleibt im Zweifel, ob ihm der Schuß tödlich geworden oder nicht. Netze lassen sich nicht wohl zu seinem Fange verwenden, weil er sie gewöhnlich entweder zerreißt, oder mit seinem furchtbaren Gebiß zerschneidet und sich so befreit; doch geschieht es, daß einer und der andere auf diese Weise gefangen wird. Am wirksamsten ist eine starke Angel, welche an einer Kette befestigt sein muß. Der Köder kann in einem Fische oder in einem Speckstück, nötigenfalls auch in einem Bündel Werg bestehen; denn das Ungetüm schnappt eben nach allem, was vom Schiffe aus ihm zugeworfen wird.

Unmittelbar nachdem ein Hai die Angel spürt, geberdet er sich wie rasend. Zuweilen dreht er sich mit einer wunderbaren Schnelligkeit so lange um die eigene Axe, daß er das Tau zerschleißt oder sich so in ihm verfitzt, daß man nicht imstande ist, ihn ohne Zerschneidung des Taues herauszulösen. Von kleinen Booten aus darf man den Fang größerer Haie nicht betreiben, weil ein schwach bemanntes Fahrzeug dieser Art nicht imstande ist, der Kraft des Fisches zu begegnen.

Im August 1869 wurde bei Fiume ein Hai von ungewöhnlicher Größe gefangen, unter Umständen, welche ein augenfälliges Beispiel des Heißhungers, sowie der Unbändigkeit dieser Ungeheuer abgeben. Derselbe hatte einem Tunfisch so hitzig nachgejagt, daß er nahe am Ufer, da die Welle, die ihn getragen, zurückwich, strandete. Seine Länge betrug 22, sein Umfang 10 Fuß, der Durchmesser des offnen Rachens 2½ Fuß und die vordersten Zähne hatten eine Länge von 2 Zoll. Das Gewicht der Eingeweide wurde allein auf eine halbe Tonne geschätzt. Im Magen fand man einen Knopf vom Rock eines mit der Fregatte „Radetzky" zu grunde gegangenen Matrosen, sonst war er leer; es scheint also der Heißhunger der Bestie den Untergang bereitet zu haben.

Wenn auch nicht im Stil eines Naturforschers, so doch mit anschaulicher Lebendigkeit berichtet über dieses Ereignis ein vorliegender Brief eines Augenzeugen wie folgt: „Bei Fiume hat man einen Haifisch gefangen und nach Triest gebracht, wo er für 30 Kreuzer im Mouronnetheater zu sehen ist. Er ist dreimal so lang als mein Bett. Die Eingeweide sind herausgeschnitten, die Leber wog mehrere Centner. Der Rachen, der

mit einem Holz aufgesperrt ist, ist so groß, daß ich hineinkriechen könnte. Die Zähne sind wie die Spitzen eines Küchenmessers und so groß wie mein Daumen. Mehrere Reihen stehen wie Batterien hintereinander. Die Seitenflossen sind so dick wie unsere Tischplatte und so lang wie der Stiel meines großen Regenschirms, und die Rückenflosse ist halb so groß. Die Schwanzflosse steht senkrecht und ist mondförmig. Der Bauch ist viel dicker als der eines Ochsen, wird aber am Schwanz so dünn wie mein Bein."

„Merkwürdig ist es, wie er gefangen wurde. Er geriet in Wasser, das zwar noch so tief war, als unser Kleiderkasten hoch ist, das für ihn aber doch zu seicht war und ihn am Schwimmen hinderte. Da griffen ihn die Fischer erst mit einem Beil und dann mit Knütteln an. Das Beil stießen sie ihm in den Rachen, aber das war, als ob man einem Hund einen Nagel in den Rachen stieß, es war zu wenig. Da stießen sie ihm einen Stein in den Rachen und diesen arbeiteten sie ihm mit Knütteln hinunter. Zugleich schlugen sie ihn immer auf die Nase und auf den Kopf. Er wühlte mit dem Schwanz so arg auf dem Meeresboden, daß Steine zimmerhoch übers Wasser flogen. So dauerte der Kampf neun Stunden."

„Die Fischer verkauften ihre Beute um 500 Gulden an einen Triester, der nun seine Auslagen mit Gewinn zurückerhalten wird. Das Gewicht wird auf 5500 Pfund angegeben, was wohl zu viel ist; aber so schwer als drei fette Ochsen wird er wohl sein."

Das Fleisch wird nur in Ausnahmsfällen gegessen. Aus der Leber gewinnt man Thran. Die Flossen werden in Indien zum Polieren und zu Abziehriemen für Metallgegenstände verwendet.

Der Faule.

Es ist bekannt, wie die Bibel gar oft von dem Faulen redet, und wie namentlich die Sprüche Salomos ihn arg mitnehmen. Da wird er einfach und kurzweg ein Narr genannt und ein Gottloser zugleich; ein Narr, weil er sich selbst straft und sogar durch die kleinsten Tiere, z. B. die Ameisen (welche die Ehre genießen, daß das Wort „emsig" von ihnen abstammt), beschämt wird, es sich auch gefallen lassen muß, auf ihre Weisheit hingewiesen zu werden, — ein Gottloser aber, weil er das erste und einfachste Gebot Gottes mit Füßen tritt, welches lautet: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", und: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen." Ist die Arbeit im Schweiße des Angesichts auch eine Strafe Gottes für der Menschen Sünde, so ist sie doch zugleich wie alle göttliche und auch alle rechte menschliche Strafe ein großer Segen, indem sie vor vielen Ausbrüchen des Bösen bewahrt. Wir würden allesamt mit Riesenschnelle auf der abschüssigen Bahn der Sünde und des Lasters dahin eilen, wenn Gott nicht unserem Lebenswagen in der Arbeit einen Hemmschuh angehängt hätte. Darum mahnt die Bibel so oft, daß wir nicht träge sein, sondern daß jeder mit der fleißigen Arbeit seiner Hände darnach trachten solle, sein eigenes Brot zu essen. Nur dann, sagt sie, sei unser Leben köstlich, wenn es Mühe und Arbeit sei. — Und nicht bloß im irdischen Beruf werden wir zu treuer, leiblicher Arbeit ermahnt, sondern erst recht auch in unserem himmlischen Beruf. Auch da kommen uns die gebratenen Tauben nicht in den Mund geflogen. Obwohl Gott das Wollen und Vollbringen schaffen muß nach seinem Wohlgefallen, so heißt es doch auch hier: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern", und der ist der allergrößte Narr, welcher meint, die Hände in den Schoß legen und doch selig werden zu können.

Aber nicht bloß die Bibel, auch „die Weisheit auf der Gasse", das deutsche Sprüchwort macht sich mit dem Faulen zu schaffen. Ich will nur an etliche erinnern: „Sei nimmer faul, das Jahr hat ein großes Maul." — „Junger Faulenzer, alter Dieb." — „Der Faulenz und der Luderli sind beide gleiche Brüderli." — „Faulheit lohnt mit Armut." — „Müßiggang ist aller Laster Anfang" — u. s. w.

Unsere deutsche Sprache gebraucht merkwürdigerweise denselben Ausdruck, wenn sie ein verdorbenes Ei, einen wurmstichigen Baum und einen trägen Menschen bezeichnen will. Ist das nicht sehr charakteristisch, daß sie alle drei „faul" nennt? Warum wohl? Laßt's euch wieder das Sprüchwort sagen: „Dem Faulen fällt das Faule zu" — und: „Viel verdirbt, was Faulheit nicht erwirbt." —

Summa: „Rast' ich, so rost' ich!" Das ist ein goldener Apfel in einer silbernen Schale" — nota bene, aber nur dann, wenn man auch darnach thut, sich seine kurze Lebens- und Tageszeit sorgsam einteilt, sie treulich auskauft und alles, was man thut mit Worten oder mit Werken, zur Ehre Gottes thut. Solche „Weisheit" schenke Gott uns allen beizeiten und bewahre uns vor der Narrheit des Faulen! E. Rinck.

Kuriositäten aus der Musikgeschichte.

Mitgeteilt von **Theodor Winkler.**

Welches Kleinod die Musik für das menschliche Gemüt ist, hat man zu allen Zeiten und in allen Ländern erkannt. Die Sprache der Engel hat man sie genannt, die Poesie der Luft, ein geistiges himmlisches Bad für kranke Seelen, den geheimsten süßesten Zauber unseres Erdendaseins, und wie sonst alle die Ausdrücke des Entzückens lauten, womit man, bisweilen etwas überschwenglich, ihren Wert in Worte zu kleiden suchte. Jedenfalls ist und bleibt die Musik, wie Jean Paul sagt, die rein menschlichste und allgemeinste unter allen Künsten.

Gerade die Deutschen aber waren von jeher eines der musikalischsten Völker, und daher findet man immer ein Stück deutsche Kulturgeschichte wieder, wenn man einen Streifzug durch die Geschichte der Musik unternimmt.

Zu einem solchen Streifzug fühlt sich der denkende Mensch in unseren Tagen vielfach angeregt. Ist doch heute fast kein Ort, das nicht seinen Gesangverein, kein Haus, das nicht irgend ein Musikinstrument aufzuweisen hätte; von den großen, oft kostspieligen und nicht selten künstlerisch bedeutenden Musikaufführungen, welche einen wesentlichen Teil der Wintervergnügen in unseren Städten bilden, gar nicht zu reden.

Allein wie viele Jahrhunderte mußten entschwinden, wie viele mißglückte Versuche mußten hervorgehen, ehe die Musik zu dieser Höhe der Entwickelung gedieh, auf der wir sie heute bewundern. Jedes einzelne Instrument, von der Flöte, deren sich schon die Hirten im grauen Altertum bedienten, bis zum Waldhorn, das erst in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Paris erfunden wurde, oder von der Harfe, deren schon in der altbiblischen Geschichte Erwähnung geschieht, bis zum Violoncell oder zum Kontrabaß, endlich von dem ganz außer Gebrauch gekommenen Hackbrett, dem Urahn des heutigen Pianoforte, bis zur majestätischen Orgel, die ihre Tonflut durch die Hallen der Kirche ergießt — sie alle hatten einen Werdeprozeß zu bestehen, dessen verschiedene Stadien zum Teil äußerst interessant sind.

Gar mancherlei Versuche sind auch auf diesem Felde gemacht worden, die ohne Resultat blieben, oder doch, selbst wenn sie glückten, bald wieder der Vergessenheit anheimfielen. So konstruierte z. B. der deutsche Physiker Chladni (1756 bis 1827), der auf dem Gebiete der Akustik Tüchtiges geleistet hat, ein neues, der Orgel ähnliches Instrument, das mit vielem Scharfsinn und unsäglicher Geduld aus klingenden Stäben zusammengesetzt war, durch ein Schwungrad zum Ertönen gebracht und Klavicylinder genannt wurde. Aber so viel Bewunderung es anfangs erregte, es fand keinen dauernden Anklang und ist heute ganz verschwunden. Nicht besser erging es dem von Hans Hayden, dem Organisten der Sebalduskirche in Nürnberg, 1610 erbauten Gambenwerk. Zehn bis zwölf kleine Rollen, welche durch ein mit dem Fuß in Bewegung gesetztes Schwungrad gedreht wurden, waren auf ihrem Umfang mit Pergamentstreifen bekleidet und diese mit Kolophonium

bestrichen. Durch Tasten wurden die Saiten des Instrumentes an die Rolle gedrückt und ließen dann einen eigenartigen Ton hören. Allein weder dieses von Kaiser Rudolf II. privilegirte Instrument, noch seine im Jahre 1757 von Hohlfeld verbesserte Form, in welcher es den Namen Bogenklavier erhielt, vermochten der Vergessenheit zu entgehen. Ebenso wenig die sogenannte „Schüsselfiedel", ein violoncellartiges Bogeninstrument, dessen Hals in einen Kasten verschlossen war, aus welchem nur die Tasten hervorsahen, mittelst deren es gespielt wurde.

Kuriose Dinge wurden mitunter zu tage gefordert. So war die Stadt Guben zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Besitz einer Riesenbaßgeige von vier Ellen Höhe. Wenn dieselbe gespielt werden sollte, mußte sich der „Streicher" einer besonderen Spieltreppe bedienen. Der Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, ein großer Musikliebhaber, wurde bei einem Besuche in der Kirche zu Guben auf das Wunderinstrument aufmerksam gemacht, ließ es streichen und vernarrte sich förmlich in das Ungeheuer. Er wollte dasselbe käuflich an sich bringen, aber die Gubener erklärten, daß es ihnen nicht feil sei. Er reiste endlich ab, aber die große Baßgeige kam ihm nicht aus dem Sinn. Nach einiger Zeit ließ er an den Bürgermeister von Guben schreiben: Seine fürstliche Durchlaucht trüge ein besonderes Verlangen nach dem Instrument und würde es sehr huldvoll aufnehmen, wenn ihm dasselbe überlassen und mit dem „Kunstpfeifer", der es streiche, zur Disposition gestellt würde. Diese Anfrage erfolgte im Jahre 1718, aber das würdige Stadtoberhaupt von Guben verlangte Bedenkzeit. Diese dauerte bis zum März 1721. Da kam es endlich zu einer Verhandlung im Rate, wobei das Dasein der Riesenbaßgeige und das Besitzrecht der Stadt Guben an derselben mit aller erdenklichen Umständlichkeit amtlich festgestellt und Bedenken erhoben ward, einen so einzigen Schatz von hinnen ziehen zu lassen. Das reizte aber den Herzog nur noch mehr und er ließ nicht nach, die Bürgerschaft mit Bitten zu bestürmen, bis sich dieselbe endlich im Juli 1722 erweichen ließ. Nun lud man die Baßgeige, in einem hölzernen Kasten wohlverpackt, auf einen vierspännigen Wagen, setzte die Spieltreppe und den „Streicher" oben darauf und schickte alles dem Herzog zu. Ein Stadtrichter nebst dessen Schreiber begleiteten in einer Kutsche den kostbaren Schatz, welcher der Obhut einer Abteilung Bürgerschützen unter einem Hauptmann anvertraut war, dabei waren die Schützen — wahrscheinlich um einen etwaigen räuberischen Ueberfall abzuwehren — mit Seitengewehr und scharfgeladenen Büchsen bewaffnet. Was später aus der Baßgeige geworden, ist nicht bekannt.

Ein leidenschaftlicher Freund der Geige war der Graf von Trautmannsdorf, Stallmeister Kaiser Karls VI. (gest. 1740). Derselbe kaufte von dem berühmten Geigenbauer Jakob Stainer eine der besten Violinen, welche aus dessen kunstfertigen Händen hervorgegangen war, unter folgenden Bedingungen. Er zahlte dem Verfertiger sofort 66 Karlsd'or, außerdem lebenslänglich jeden Sonn- und Feiertag ein gutes Mittagessen, jedes Jahr ein neues Kleid mit goldenen Tressen, zwei Faß Bier und freie Wohnung mit Heizung und Licht, monatlich 100 Gulden bar und für den Fall, daß er sich verheiraten sollte, so viel Hasen, als er für seinen Hausstand brauchte, sowie jährlich 12 Körbe Obst für sich und ebenso viel für seine alte Amme. Der Verkäufer lebte noch 16 Jahre und so kam die Violine dem Grafen auf 20,000 Gulden zu stehen. Ueber 60 Jahre blieb dieselbe in der Familie des Käufers, worauf sie in den Besitz eines Grafen Kolowrat und von diesem an den berühmten Violinisten Fränzel gelangte. Vor einigen Jahren erstand sie in Dresden ein russischer Fürst um dem Betrag von 1800 Dollars.

An diesem hohen Preise läßt sich schon erkennen, was es mit den alten Geigen für eine Bewandtnis hat: sie stehen in ihrer Art einzig da, denn es ist der neueren Geigenbaukunst nicht gelungen, Instrumente von solchem Wohlklang herzustellen, wie es vor zwei Jahrhunderten die Italiener Niccolo Amati (gest. 1684), Giuseppe Guarneri (gest. um 1718), Stradivarius (gest. 1737) und der schon erwähnte Tyroler Stainer (gest. 1683) verstanden. Von den mehr als tausend Violinen, die z. B. Stradivarius in seinem Leben verfertigt haben soll, sind nur wenige bis auf unsere Tage gekommen und diese schätzt man wie Kleinodien. Ursprünglich kostete das Stück vier Louisd'or, heute bezahlt man dafür den hundertfachen Preis und noch mehr. Der berühmte Geigenvirtuos Ole Bull besaß u. a. ein solches von Stradivarius stammendes Instrument, das im Sommer 1883 in London für 2500 Dollars verkauft wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit erwarb der Herzog de Campo-Medina ein paar Violinen der gleichen Art aus dem Nachlasse des gefeierten Geigenspielers Henri Vieuxtemps für den Preis von 9000 Dollars.

Der Versuch, einem Instrumente durch riesenhaften Umfang eine außerordentliche Klangwirkung zu geben, ist übrigens nicht allein mit der oben erwähnten Baßgeige gemacht worden, sondern auch mit anderen, so besonders mit der Pauke. Dieses Instrument, von welchem vor Zeiten jedes Reiterregiment ein Paar zur Begleitung der Trompetenmusik mit sich führte (daher der Name Heerpauke), ist ebenso wie die Trommel uralt und fast allen Völkern bekannt. Von den Eskimos bis zu den Feuerländern, von den Bewohnern Nordsibiriens bis zu den Insulanern der Südsee, von Skandinavien bis zu den Kaffern und Hottentotten ist die Trommel wie die Pauke zu finden. Gefäße von Metallblech, aus Holz, Thon oder aus Kokosnußschalen, überspannt mit den Fellen des Rentieres, des Kalbes, des Esels, wie der Haut des Krokodils liefern das beliebte Schallwerkzeug, in dessen Behandlung es zahlreiche Musiker bis zur Virtuosität gebracht haben. Im 18. Jahrhundert gaben z. B. fürstliche Hofpauker Konzerte auf vierzehn Pauken und warfen dabei noch, ähnlich den Jongleurs, die Schlägel während des Spieles in die Luft, um sie im rechten Takte wieder zu fangen und in die Harmonie einzufallen. Ein wahrer Koloß von einer Pauke wurde in den fünfziger Jahren von Henry Distin in London unter dem Namen Monstrepauke oder Gonggongtrommel öffentlich ausgestellt. Es war das größte Schlaginstrument, welches bisher bekannt geworden ist.

Gonggong oder auch bloß Gong nennen die Chinesen ein mit dem Klöpfel oder mit der Faust geschlagenes paukenartiges Instrument, welches der europäischen Kesselpauke ähnlich ist; davon entlehnte Distin den Namen für sein Werk. Im Kristallpalast zu London ausgestellt, bildete es lange Zeit eine Sehenswürdigkeit, zu der man weit und breit herzugeströmt kam. Von vorn betrachtet, glich es einem ovalen Ofenschirm mit Fußgestell. Sein Horizontaldurchmesser betrug sieben, seine Höhe zehn Fuß. Die sehr flache, scheibenartige Trommel war aus einhundertacht Mahagonistücken zusammengesetzt und mit dreißig Schraubenbolzen oder Paukenschlüsseln zur Herstellung der nötigen Spannung versehen. Die Töne, welche der kunstgeübte Schläger dieser Monstrepauke entlockte, durchdrangen die weiten Räume des Kristallpalastes wie Kanonendonner und machten sich noch über einen Teil der Umgegend hin bemerkbar. Eine praktische Verwendung dieses lärmenden Instrumentes in einem Orchester war natürlich von vornhereln ausgeschlossen, und daher ist es denn auch bald wieder verschwunden.

Am meisten aber unter allen Instrumenten ist wohl mit der Orgel experimentiert worden, deren erste in Deutschland im Jahre 812 von Karl dem Großen im Dome zu Aachen aufgestellt wurde. Anfangs wurden diese Instrumente nicht durch Wind, sondern durch Wasserdruck in Bewegung gesetzt und waren überhaupt sehr unvollkommen. Der byzantinische Kaiser

Theophilus (829 bis 842) ließ zwei Orgeln bauen, ausgeschmückt mit kostbaren Steinen und vergoldeten Bäumen, auf denen Vögel saßen, welche die Stelle der kleinen Pfeifen vertraten. Im 16. und 17. Jahrhundert gab es Orgelwerke, welche das Zwitschern der Vögel, die Stimme des Kuckucks, den Schall der Trommel nachahmten und in ihrer Front mit Adlern geschmückt waren, welche die Flügel ausbreiteten, mit Engeln, welche Trompeten an den Mund setzten oder die Pauke schlugen, mit Sonnen und Sternen, welche, durch den Orgelwind getrieben, sich um ihre Achse drehten und kleine Glocken erklingen ließen — alles Geschmacksverirrungen, von denen man längst wieder zurückgekommen ist.

Im Gegensatz hiezu war die Instrumentalmusik bis auf die neueste Zeit eine sehr einfache. Wir wissen, daß bis zum 15. Jahrhundert an den meisten deutschen Höfen das Orchester lediglich durch einen Trompeter vertreten wurde, welcher morgens und abends beim Auf- und Zuschließen der Schloßthore, sowie mittags zur Tafel zu blasen, desgleichen bei festlichen Gelegenheiten den Fürsten und seine Gäste beim Eintritt in den Speisesaal mit einem lustigen Stücklein zu empfangen, die Trinksprüche zu begleiten und den Gästen ein Willkomm und Ade nach Art der Postillone zu blasen hatte. Auch im alten Rom war die Zahl und Vollkommenheit der vorhandenen Musikinstrumente eine sehr bescheidene. Wenn auch die Kaiser große Summen für ihre musikalische Unterhaltung ausgaben und Nero sogar, selbst ein Virtuose in Gesang und Spiel, Kunstreisen durch Unteritalien und Griechenland machte, so stand doch die Ausbildung der Musik sowohl in Griechenland als in Rom hinter derjenigen der übrigen Künste weit zurück. Nichtsdestoweniger hat es Leute gegeben, die auch in der Musik der Alten ein Ideal erblickten, dem das christliche Zeitalter wieder nachstreben müsse. Zur Zeit der Königin Christine von Schweden lebte in Stockholm ein Professor Namens Maibom, der als großer Kenner des Hellenentums auch für die altgriechische Musik schwärmte und dieselbe durchaus wieder eingeführt haben wollte. Er schrieb ein Buch über dieses Thema, das er der Königin Christine widmete. Diese ließ nun auf seinen Rat altgriechische Instrumente anfertigen und ein Konzert nach altgriechischem Muster veranstalten, in welchem Maibom selbst ein Lied sang, das ein anderer Professor, Naudäus mit Namen, durch einen altgriechischen Tanz begleitete. Aber die Wirkung dieser Aufführung war über die Maßen komisch: der ganze versammelte Hof brach in schallendes Gelächter aus. Maibom hörte auf zu singen, gab einigen der Lacher, darunter dem Leibarzte der Königin, tüchtige Ohrfeigen und stürzte aus dem Saale, um bald darauf ganz aus Stockholm zu verschwinden. Seitdem ist ein ähnlicher Versuch wohl nicht wieder gemacht worden.

Dagegen hat man bis in die neueste Zeit nicht aufgehört, die verschiedenartigsten Dinge der Musik dienstbar zu machen. Klingende Stäbe, wie wir sie bei dem Triangel unserer Orchester und Militärmusiken finden, können kaum als etwas Neues gelten, denn diese waren schon im Altertum bei den Ägyptern, sowie bei den Griechen und Römern in Gebrauch. Auch die aus klingenden Holzstücken zusammengesetzte Strohfiedel oder Holzharmonika ist schon seit Jahrhunderten bei den Russen, Tataren, Polen, besonders aber unter den Gebirgsvölkern der Karpathen und des Urals unter dem Namen Jerova i Salamo in Gebrauch und wird als deutsches Instrument schon gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts angetroffen. Ebenso hat man die Glasstabharmonika aus Fensterglas, das auf straff ausgespannten Bändern liegt und mit kleinen Hämmerchen von Korkholz geschlagen wird, schon ziemlich lange. Eine Erfindung der neueren Zeit ist dagegen die Musik, welche durch Berührung der Ränder von größeren und kleineren, teils leeren, teils halbgefüllten Weingläsern erzeugt wird, und zwar mittelst der hiezu besonders angefeuchteten Fingerspitzen. Künstler auf diesem eigentümlichen Instrument kann man häufig hören, und man muß gestehen, daß bei einigermaßen geübter Behandlung die schönste Harmonie mit den feinsten Tonschattierungen möglich wird.

Aber man ist auf diesem Gebiete noch viel weiter gegangen. Die Flammen in den Dienst der Musik zu stellen versuchte u. a. ein Herr Friedrich Kastner im Jahre 1876 zu Paris. Er nannte das Instrument Pyrophon; dasselbe bestand darin, daß man Gas in Röhren von verschiedener Größe und Stärke einströmen ließ und anzündete, wodurch eine vollständige Tonskala entstand. Eine Art Tastatur wie beim Klavier vermittelte das Spiel. Wurde eine Taste angeschlagen, so öffnete sich ein die Glasröhren schließender fächerartiger Schirm, durch welchen dann das Gas strömte und, während es sich entzündete, zu tönen begann. Aber die Flamme sang nur so lange, als man die Taste aufhob, dann schloß sich der Schirm wieder und der Ton verstummte. Man war erstaunt über die Schönheit des Klanges dieses Pyrophons und prophezeite ihm eine große Zukunft; indeß hat es sich nicht lange zu halten vermocht.

Etwas Ähnliches tauchte vor kurzem auf, indem ein italieischer Ingenieur, Enrico Sergani, eine Dampfharmonika erfand. Dabei war eine Klaviatur mit einem Dampfkessel so in Verbindung gesetzt, daß nach Berührung der Tasten sich verschiedene Löcher für den Dampf öffneten und verschiedene Töne erzeugt wurden. Abgesehen davon, daß letztere eine allzu große Verwandtschaft mit den schrillen Pfiffen der Lokomotive verrieten und für die Dauer keineswegs angenehm klangen, wäre das Instrument auch schon des entströmenden Dampfes wegen für geschlossene Räume unmöglich. Man ist schnell genug über diese Erfindung zur Tagesordnung übergegangen.

Eine merkwürdige Entdeckung ferner machte der Engländer Richardson, während er in den Cumberlandsbergwerken arbeitete. Er beobachtete nämlich den schönen Klang des Basalts und kam dadurch auf die Idee, ein Instrument aus Stücken dieser Steinart zusammenzusetzen, die nach der Tonleiter von kleineren bis zu größeren vier Fuß langen Stücken geordnet waren und mit hölzernen Kloppeln geschlagen wurden. Der Erfinder nannte sein Instrument „Felsenharmonika". Eine Probe damit in der Royal Musical Library zu London gelang; dennoch hat sich auch dieses Instrument keine Bahn gebrochen.

Man sieht, der menschliche Geist ist unermüdlich im Auffinden neuer Mittel zur Erzeugung von Musik, und in der That ist dabei schon manches Erstaunliche zu tage gefördert worden. Allein das wunderbarste aller Klanginstrumente ist noch immer das, welches der Mensch in seiner Kehle besitzt. Das Werk des allmächtigen Schöpfers, welcher aus wenigen Knorpeln, zwei kleinen Streifchen elastischer Haut und einigen dichtverschlungenen Muskeln ein musikalisches Instrument formte, welches, wenn nicht an Stärke und Umfang, so doch gewiß an Lieblichkeit des Tones alle mechanischen Erfindungen weit übertrifft, ist bisher unerreichbar gewesen und wird es für alle Zeiten bleiben.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (32. Fortsetzung.)

Harry Duncan, der noch keine Ahnung hatte, daß ich im Hause, und noch weniger, daß ich nicht allein gekommen, schritt ziemlich rasch heran, wenigstens kam es mir so vor. Aber einige Schritte vom Hause entfernt, blieb er stehen und schien

zu stutzen, als er die Jalousien seines Schlafzimmers geschlossen fand, dessen Fenster er doch beim Weggehen offen gelassen. Aber das dauerte nur wenige Sekunden, dann setzte er sich wieder mit sinnender Miene in langsamere Bewegung dem Hause zu.

„Da kommt mein Freund!“ wandte ich mich nun zu Mrs. Duncan und hörte dabei selbst, mit wie beklommenem Atem ich sprach. Augenblicklich stand sie an meiner Seite und blickte neugierig und mit gespannter Miene hinaus. Sie sah ihren Sohn freilich, aber offenbar erkannte sie ihn nicht, und das war auch nicht gut möglich, denn er sah ja vollkommen anders als früher aus. Das lange Haar, das halbgelockt über seine Schultern wallte, der starke, bis auf die Brust herabreichende Bart, der Tyrolerhut und die seltsame Bekleidung, die er trug, mußten ihn wohl unkenntlich machen, zumal er ja in Margate stets nur seine Seemannsuniform getragen hatte und ein viel volleres und nicht so bleiches Gesicht gehabt haben mochte.

„Kennen Sie ihn?“ fragte ich mit bebenden Lippen.

„Nein!“ hauchte die Frau an meiner Seite, „ich kenne ihn nicht.“

„Nun, so will ich ihn auf Sie vorbereiten“, sagte ich hastig, „und ihm lieber entgegengehen.“

Mit zwei Schritten war ich wieder vor der Thür und in demselben Augenblick trat Harry Duncan auf die Schwelle seines Hauses und zwar mit dem glücklichsten Lächeln auf dem Gesicht, da er mich bereits in seiner Wohnung fand. Eben wollte er laut sprechen und mich freudig begrüßen, da legte ich zur rechten Zeit den Finger auf den Mund und bedeutete ihm, daß er schweigen sollte, damit man ihn nicht im Nebenzimmer sprechen höre und an der Stimme erkenne.

„Was haben Sie?“ flüsterte der ahnungslose Einsiedler. „Sie zittern ja und Ihr Gesicht sieht ganz seltsam aus.“

„Ich will es Ihnen mit einem Wort verraten“, sagte ich leise, „und bitte um Verzeihung für meine eigenmächtige Handlungsweise. Aber es ist ganz einfach, was ich zu sagen habe. Ich habe — habe — Ihnen Besuch mitgebracht.“

„Besuch?“ Und er fuhr staunend um einen Schritt zurück. „Mein Gott, wen denn — etwa Charles H . . . t?“

„Kommen Sie nur erst herein“, sagte ich — „es sind Freunde — liebe Freunde von mir und vielleicht auch von Ihnen!“

Unwillkürlich zögerte sein Fuß, aber da faßte ich ihn bei der Hand und zog ihn seinem Wohnzimmer zu. Im Nu hatte ich die Thür aufgestoßen und war mit ihm ins Zimmer getreten, um die Thür sogleich wieder hinter mir zu schließen. Da hob er die Augen auf und sah — seine Mutter. Sie freilich erkannte ihn, bevor er sprach, auch jetzt noch nicht, wohl aber hatte er auf den ersten Blick seine Mutter erkannt.

„Mutter!“ schrie er laut auf und stürzte zu ihren Füßen, ihre Kniee mit beiden Armen umklammernd, während die alte Dame, von einem grenzenlosen Schreck ergriffen, anfangs wie gelähmt auf einen Stuhl sank. „Mutter, Mutter — großer Gott! Wie kommst Du hierher? Ach — aber sieh mich an — ich flehe Dich an! — Du kannst es ohne Scheu thun, denn ich bin — kein Mörder — ich bin ein unschuldiger Mensch!“

Da erst, bei diesen Worten ermannte sie sich, und in einem Augenblick war ihr der ganze Vorgang und alles bisher Dunkle klar. „Mein Sohn! Harry, mein Sohn!“ schrie sie auf und hatte ihn empor und an ihre Brust gerissen, um ihn mit beiden Armen fest zu umschließen und dabei ihren Mund auf seine bärtigen Lippen zu pressen. „O mein Gott, welches Glück — welches unnennbare Glück!“

Weiter hörte ich nichts und sah auch nichts. Mein Herz schlug in zu gewaltigen Pulsen und mir stand es nicht zu, Mutter und Sohn in ihren ersten Herzensergießungen durch meine Anwesenheit zu stören. Ohne zu wissen, was ich that, nur einer instinktartigen Eingebung folgend, verließ ich das Zimmer, trat vor die Thür des Schlafgemachs, schloß sie mit bebenden Händen auf und stand gleich darauf in dem kleinen Raum.

Es sah noch alles darin aus wie vorher. Ned und Nelly saßen dicht zusammengekauert auf dem Bett und auch die beiden Mädchen hatten noch ihre Stühle inne. Kaum aber war ich ins Zimmer getreten, so sprangen beide in die Höhe und stürzten auf mich los.

„Herr Doktor“, rief Miß Lucy, „was ist geschehen? Sie sehen bleich aus wie der Tod!“

„Wie der Tod?“ fragte ich mit zitternden Lippen und doch von einer unsäglichen Freudenwelle wie in den Himmel gehoben. „O nein, nicht wie der Tod, obgleich ich mich in der That — etwas beklommen fühle. Doch — erlauben Sie einen Augenblick - Ihre Haft ist zu Ende!“ Und diese wenigen Worte mit Hast hervorstoßend, denn ich konnte unmöglich zusammenhängend sprechen, ging ich dem Fenster zu, öffnete die Läden, stieß sie zurück und ließ nun durch die aufgerissenen Flügel die frische Bergluft hereinströmen. Dann ging ich zu den Kerzen, löschte sie und nun wandte ich mich zu Ned und Nelly, die unbeweglich auf ihrem Bett saßen und mich mit verwunderungsvoll glotzenden Augen anstarrten.

„Steht auf und kommt!“ sagte ich zu ihnen. Jetzt könnt Ihr vor die Thüre gehen. Da sind Blumen in Fülle, pflückt davon, so viel Ihr wollt, aber entfernt Euch nicht zu weit. Ich habe jetzt mit Eurer Herrschaft zu sprechen.“

Ich öffnete die Thür und ließ die beiden Neger hinaus, die flugs wie freigewordene Vögel aus ihrem Käfig durch die offene Hausthür ins Freie stürzten. Ich aber zog die Schlafstubenthür wieder zu und wandte mich zu den beiden Mädchen hin.

Sie sahen mich ebenso verwundert wie Ned und Nelly an. „Was bedeutet das alles?“ fragte Mary Markham mit tonloser Stimme.

„Was es bedeutet, Miß?“ erwiderte ich, mit einem Ohre immer nach dem gegenüberliegenden Zimmer hin horchend. „Ja, da fragen Sie mehr, als ich Ihnen in einem Atem beantworten kann.“

„Das sehen wir“, sagte Miß Lucy, „Ihr Atem ist sehr kurz —“

„Das finde ich sehr begreiflich und Sie werden es nachher auch so finden. Doch jetzt — jetzt wird die rechte Zeit sein — kommen Sie beide — folgen Sie mir!“

Beide drückten sich ganz eingeschüchtert an meine Seite und folgten mir schweigend in den Flur. Ich stand einen Augenblick und horchte. Ich hörte nur Mrs. Duncan sprechen, in einem klagenden und doch innigen Ton, und daß nur sie allein sprach, war mir lieb. Im nächsten Augenblick schon hatte ich die Thür des Wohnzimmers geöffnet und trat mit beiden Mädchen zugleich über die Schwelle.

Aber da wurden in demselben Moment nur drei laute Aufschreie wie ein einziger gehört. „Harry!“ riefen Miß Lucy und Mary, und „Mary“ antwortete es ihnen aus einer tief erregten männlichen Brust. — —

Ich hatte genug gesehen und gehört und mein innerstes Gefühl sagte mir, daß ich jetzt an dieser Stelle überflüssig sei. So trat ich denn rasch aus dem Hause ins Freie, aber da sollte mir eine andere rührende Szene entgegentreten, die mich wunderbar beruhigte, da sie so ganz von der abwich, der ich eben beigewohnt und doch mit ihr im innigsten Zusammenhange stand.

Vor der Thür, dicht an das Fenster des Wohnzimmers gedrängt, standen Ned und Nelly nahe beieinander und starrten mit fast versteinerten Gesichtern und weit aufgerissenen Augen durch die Scheiben in die Stube hinein. Kaum aber bemerkten sie mich neben sich, so stürzten sie auf mich los und erfaßten

meine Hände, und da sah ich, daß sie beide weinten, wie zwei Kinder, von denen man nicht weiß, ob sie vor Freude oder Schmerz so leicht rinnende Thränen vergießen.

„O großer Gott“, schluchzte Ned — „sehen Sie doch, Massa, da sein er — er, den ich meinen — und nun wollen Ihnen auch sagen, daß Ned jetzt wissen, daß er neulich keinen Geist und kein Gespenst gesehen, wie er glaubten. Nein, es waren sein lieber Herr oder Miß Marys lieber Freund, Massa Duncan, der da oben aus dem Loch im Walde kamen und so sehnsüchtig nach dem Hause hinuntersahen. Ned haben ihn damals auf der Stelle erkannt, aber da er tot sein und jetzt so kreideweiß waren, einen so langen Bart hatten und so närrische Kleider trugen, haben er ihn für einen Geist oder ein Gespenst gehalten und nur Missus Duncan und Miß Mary nicht sagen wollen, damit sie sich nicht ängstigen.“

Mit diesen in der höchsten Aufregung hervorgebrachten, obwohl mir sehr verständlichen Worten war mir alles aufgeklärt. O wie froh war ich jetzt, daß Neds Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Herrschaft so groß war, daß er sie nicht mit dem wahren Sachverhalt der ihm aufgestoßenen Erscheinung ängstigen wollte, denn was für ein unberechenbarer Auftritt hätte sich entwickelt, wenn er schon damals so zur Unzeit den Damen gesagt, daß er soeben Harry Duncan gesehen!

Für jetzt beruhigte ich die beiden Geschwister, so gut ich vermochte, und zog mich dabei mit ihnen vom Hause zurück, so daß man uns aus dem Innern des Zimmers, in welchem die vier Personen versammelt waren, nicht sehen konnte.

„Ned“, sagte ich endlich, als ich mit beiden den Tannen nahe gekommen, zwischen denen der Weg nach der Sennhütte hinab führte, „sei einmal vernünftig und störe Deine Herrschaft, die Du so sehr liebst, nicht, da sie mit sich allein genug zu thun hat, nachdem sie den so lange Totgeglaubten lebendig und froh wiedergefunden. Nachher wirst Du Mr. Harry Duncan noch genug betrachten und begrüßen können, und auch Du, Nelly, denn daß er lebt und gesund ist und Euch nicht wieder verschwindet, das versichere ich Euch. Nun aber hört mich beide an und thut, wie ich Euch sage. In einer Viertelstunde könnt Ihr in das Haus gehen und an die Thür in jenem Zimmer klopfen, und da sagt Mr. Duncan und seiner Mutter, daß ich die Alp verlassen habe. Ich gehe nach Hause und dort werde ich die ganze Familie heute Nachmittag oder Abend erwarten.“

„Wollen denn Massa Doktor gehen und die Herrschaft allein hier lassen?“ fragte die feiner als ihr Bruder fühlende und überhaupt gebildetere Nelly.

„Ja, Nelly“, erwiderte ich, „auch ich darf sie jetzt nicht stören. Sie werden sich so viel zu sagen haben, daß jeder Fremde, sei er wer er sei, fürs Erste überflüssig ist. Also laßt mich gehen. Wollt Ihr meine Bitte erfüllen?“

Nelly schluchzte wieder laut auf und Ned winkte mit seinem wolligen Kopf und seinen hin und herrollenden Augen wohl zehnmal hintereinander. Ich aber sprang rasch in die Tannen hinein und mit wenigen Schritten war ich den Augen aller mir etwa Nachschauenden entschwunden.

* * *

Wie ich damals meinen einsamen Weg nach Sterchis Hause zurücklegte, weiß ich heute nicht mehr. Meine Empfindungen waren zu hoch gespannt, meine Gedanken zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich jetzt noch über äußere Einzelnheiten in jener Stunde Rechenschaft ablegen könnte. Ich weiß nur, daß ich nichts auf meinem Wege gesehen, keinen Baum, kein Thal, keinen Berg, keinen Weg — mit einem Wort, ich trat mit einem Mal aus dem Walde auf die von der Sonne beschienene Hausalp hinaus und sah auf der halben Höhe derselben Sterchi bei einigen seiner Knechte stehen, die an einer neuen Bank zimmerten.

Als er mich gewahrte, schüttelte er erst verwundert den Kopf, dann kam er mir eilig entgegengeschritten. In wenigen Minuten stand ich an seiner Seite und wir schritten langsam wieder den Abhang hinunter. In kurzen Sätzen erzählte ich ihm, was vorgefallen, und er begnügte sich damit. Auch sprach er selbst nur sehr wenig, denn auch sein Herz war tief bewegt.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, warf ich mich ohne weiteres auf mein Bett, denn ich fühlte mich von den heftigen Gemütsbewegungen wie an allen Gliedern zerschlagen. Mein erster Gedanke aber war ein Aufblick zu Gott, dem ich herzlich für alles dankte, was er mir in der letzten Zeit beschieden. Dann lag ich lange Zeit still und überließ mich meinem allmählich ruhiger werdenden Nachdenken.

Eine halbe Stunde vor Tisch kam Sterchi zu mir, um zu erfahren, wo ich so lange bliebe. „Sie werden doch zum Essen herunterkommen?“ fragte er mich, als ich ihm berichtete, was ich gethan.

„Nein“, sagte ich, „das verlangen Sie heute nicht von mir. Ich kann unmöglich unter mir fremde und fern stehende Menschen gehen; ich habe heute zu viel Bedeutsames erlebt und gesehen. Schicken Sie mir also etwas Speise herauf und fügen Sie eine Flasche guten Weines bei. Nach einem solchen Trunk habe ich allein Verlangen, denn die Zunge klebt mir vor Durst am Gaumen.“

In einer Viertelstunde hatte ich, was ich bedurfte, und als hätte mein Wirt meinen unausgesprochenen Wunsch erraten, sandte er mir eine Flasche Champagner, die ich heute mit einem Behagen trank, wie niemals vorher in meinem Leben. Kaum aber hatte ich sie halb geleert und auch etwas gegessen, so kam Sterchi mit strahlendem Gesicht schon wieder zu mir.

„Mein kleiner Johann“, sagte er lachend, „scheint heute Flügel gehabt zu haben. Ich habe ihn am Morgen um sieben Uhr mit Ihrer Depesche nach Interlaken geschickt, und eben bringt er schon die Antwort aus Bern zurück. Da haben Sie sie.“

Ich nahm ihm das Kouvert aus der Hand, öffnete es und las folgende Worte:

„Treffe schon heute abend in Interlaken ein, um morgen früh acht Uhr auf Abendberg sein zu können. Herzlichen Dank und Gruß — Charles.“

„So“, sagte ich, „also schon morgen früh. O, das ist gut. Da, da lesen Sie!“

Sterchi las die Depesche und nickte. „Wann werden die Damen denn wieder von der Alp zurückkommen?“ fragte er.

Ich zuckte die Achseln. „So bald gewiß nicht, aber kommen werden sie sicher und wenn ich mich nicht täusche, wird sie noch — ein anderer begleiten.“

„Na, das wird hier ein schönes Aufsehen geben“, versetzte Sterchi lachend. „Was werden unsere neugierigen Gäste sagen, wenn sie mit den Engländerinnen, die ihnen schon an und für sich so viel Stoff zur Unterhaltung bieten, einen Mann, wie aus den Wolken kommend, vom Berge herabsteigen sehen!“

„Das thut nichts“, lachte ich auf. „Lange kann ihnen der ganze Vorgang doch nicht verborgen bleiben, und es ist ja glücklicherweise auch nicht nötig.“ —

Der Nachmittag verging mir, trotzdem ich allein war und mir die einsamsten Stellen in der Umgebung der Pension aufsuchte, sehr schnell. Nur dann und wann sprach ich einige Worte mit Sterchi, wenn er mir zufällig begegnete. Als der Nachmittag aber in den Abend überzugehen begann, überfiel mich wieder einige Unruhe und ich konnte mich zuletzt nicht enthalten, die Hausalp zu besteigen und in den nahen Wald einen lauschenden Blick zu werfen. Als ich ihn erreichte, sank die Dämmerung schon merklicher herein und die alten Tannen warfen schon tiefere Schatten über den Weg, obwohl der Himmel darüber noch hell und klar genug war. (Schluß folgt.)

Buntes Allerlei.

Eine zudringliche Freundin.

(Zu unserem Bilde auf Seite 569.)

Man liest's dem kleinen Kerl auf unserm Bilde vom Gesichte ab, daß er, wenn er könnte, jetzt am liebsten ausrufen würde: „Na, so 'was!“ oder ins Deutsch Amerikanische übersetzt: „Das biett doch einiges!“ Pussy leistet allerdings in der Unverschämtheit das Katzenmögliche. Unser kleiner Freund will eben voll Behagen sein Süpplein verzehren, da naht sich Pussy, sonst seiner Kindheit trauteste Freundin, springt auf den Stuhltisch, und ohne erst die Erlaubnis abzuwarten, steckt sie das naschhafte Zünglein in das leckere Mahl, das ihr jedenfalls ebensogut mundet wie ihrem menschlichen Freunde. Daß dieser, obwohl in seiner Menschenwürde aufs tiefste gekränkt, nicht sogleich Herr der Situation wird, muß man seiner großen Jugend schon zu gute halten. Geht es doch auch Erwachsenen oft ähnlich; wenn ihnen die Zudringlichkeit und Unverschämtheit plötzlich entgegentritt, so reagieren sie vielleicht innerlich, auf ihre Mienen und Gebärden aber wirkt dieselbe geradezu verblüffend.

Schlagfertigkeit in Antworten ist eine schöne Gabe, und um so kostbarer, je seltener sie ist. Denn den meisten Leuten fällt erst hintennach ein, was für eine schlagende Antwort sie hätten geben können; sie ärgern sich dann hintennach, daß sie's nicht gethan, und wenn sie es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen, so erzählen sie gelegentlich andern, das und das seien sie gefragt worden, sie haben sich aber nicht schlechtfinden lassen und alsbald eine Antwort parat gehabt, mit der sie den Nagel auf den Kopf trafen. Mancher, der nicht bloß hintennach, sondern sofort mit der richtigen Antwort auf dem Platz war, hat sein Glück damit gemacht. Als zum Beispiel im Jahr 1817 König Friedrich Wilhelm III nach Wittenberg kam und ohne jede Begleitung vom Wagen aus den Exerzitien der Wittenberger Garnison zuschaute, kletterte ein junger Mann, um besser sehen zu können, auf den für Lakeien bestimmten Hintertritt, ohne zu wissen, daß es des Königs Equipage war. Dieser wandte sich um und fragte kurz: „Wer ist Er?“ Die schnelle Antwort lautete: „Er ist die dritte Person Singularis männlichen Geschlechts.“ Der König lachte und sagte dann: „Scherz bei seite! Ich bin der König von Preußen, wer sind Sie?“ „Kandidat der Theologie“, versetzte jener und nannte seinen Namen. „Ihr Platz ist auf der Kanzel!“ erwiderte der König und winkte dem Kutscher, weiter zu fahren. „Ich habe aber keine Stelle in Aussicht, Majestät“, rief ihm jener nach. „Wird sich schon machen“, tröstete der König im Fortfahren. Wenige Tage darauf erhielt der Kandidat die Anweisung, seine Zeugnisse beim Konsistorium einzureichen, und bald darauf hatte er seine Bestallung als Landpfarrer in Händen. — Ähnlich erging es jenem russischen Sergeanten, welcher sich in der Schlacht sehr ausgezeichnet hatte, und nun dem Marschall Suwarow eine wichtige Depesche überbrachte. Der Marschall suchte ihn durch eine Reihe wunderlicher Fragen in Verlegenheit zu setzen, fand ihn aber im Wortgefecht ebenso gut beschlagen wie im Dreinschlagen. „Wie viel Fische sind im Meer?“ fragte Suwarow. „Alle, die noch nicht gefangen sind“, lautete die Antwort. „Was würden Sie thun, wenn Sie Ihre Leute in der Schlacht erlahmen sähen?“ „Ich würde ihnen sagen, daß sich hinter der feindlichen Linie eine ganze Wagenladung Schnaps befände.“ Nun stellte der Marschall noch eine dritte Frage: „Was ist für ein Unterschied zwischen Ihrem Oberst und mir?“ „Mein Oberst kann mich nicht zum Leutnant machen, Euer Excellenz aber brauchen nur ein Wort zu sprechen und es geschieht.“ „So spreche ich denn hiermit das Wort“, antwortete Suwarow — „und ein guter Offizier werden Sie sein, das weiß ich.“ —

Während des deutsch-französischen Kriegs haben bekanntlich die Deutsch Amerikaner in wahrhaft hochherziger Weise ihrer alten Heimat mit allerlei Unterstützung unter die Arme gegriffen. Einmal kam auch wieder eine größere Geldsendung nebst einem Brief an die Kaiserin Augusta. Der Brief war überschrieben: „Hochgeehrte Frau Königin!“ und enthielt unter anderem den Satz: „Da Ihr Mann die Ehre hat, die deutschen Heere gen Frankreich zu führen“ etc. Man nahm zuerst Anstand, der Kaiserin diesen Brief vorzulesen; als es aber dennoch geschah, war sie ganz entzückt über das herzliche Schreiben und rief: „Das ist ja köstlich, bitte, lesen Sie mir das noch einmal!“

Gartenbau für die Versorgung New Yorks. Wie jede [illegible] stadt, so streckt auch New York seine Riesenfangarme weit hin [illegible] fruchtbaren Gefilde des umliegenden Landes, um den gewaltige[illegible] bedarf für seinen ungeheuren Magen in rastlosem Eifer an sich [illegible] Tausende und Abertausende sind Tag und Nacht unermüdlich [illegible] den unermeßlichen Bedarf an animalischer und vegetabilischer [illegible] marktgerecht zu decken. Über die Kultur und Herbeischaffung [illegible] wollen wir versuchen, unseren Lesern einige nicht uninteress[illegible] schlüsse zu geben. Long Island, Staten Island, New Jers[illegible] chester County und weite Strecken des fruchtbaren Connecti[illegible] Hauptorte, von woher New York den größten Teil seiner [illegible] erhält. Unabsehbare Strecken des ergiebigsten Bodens [illegible] Werte sind ausschließlich in Frucht- und Gemüsegärten [illegible] ken, deren Eigentümer, die “truck-men”, in echt amerika[illegible] Gärtner, Ackerbauer, Handels- und Marktleute zugleich sin[illegible] schäft wirft so sichern Gewinn ab, wie das “market-ga[illegible] „Marktgärtnerei“, und ein Zweig derselben, die Treibhau[illegible] erst seit kurzem überhaupt aufgekommen ist, erfreut sich ganz [illegible] licher Erträgnisse und verspricht für die Zukunft ungeahnten [illegible] zu nehmen. Nirgendwo wird diese Treibhausgärtnerei sach[illegible] erfolgreicher betrieben, als in Boston, dem Hauptorte des lang[illegible] Long Island, von woher die feinsten Arten Wintersalat, wie [illegible] dere Gurken, auf den New Yorker Markt kommen. Man brauch[illegible] einen Blick aus dem Waggonfenster irgend eines der von Boston nach allen Richtungen zahllos auslaufenden Eisenbahnzüge zu werfen, um in übersichtlichem Bilde zu erkennen, in welch riesigen und mustergültigen Anlagen das System der Treibhausgärtnerei in der Umgebung Bostons ausgebeutet ist. Der Transport der erzeugten Leckerbissen erfordert namentlich während des Winters eine außerordentliche Sorgfalt, vor allem in der Art der Verpackung. Besondere Aufseher stehen, die Schätze zu behüten, in ständigen Diensten des besorgten Eigentümers. Tagtäglich sieht man während der Wintermonate auf den Eisenbahnstationen Gruppen von Marktleuten in eifriger Sorge um ihre in Kisten, Schachteln und Körben verpackten Vorräte, die die Tafeln der Reichen zu schmücken bestimmt sind. Das scheint um so begreiflicher, wenn die sparsame Hausfrau mit Entsetzen vernimmt, daß sich darunter kleine Bunde Radieschen zu fünfundzwanzig Cents, oder Gurken zu einem Dollar das Stück, oder gar Erdbeeren im Preise von sieben bis acht Dollars das Quart befinden. Rhabarber (Pie-plant), der während der Wintermonate zumeist und am besten aus den Gewächshäusern Quebecs auf den New Yorker Markt kommt, wird oft, wie auch der kostbare Spargel, mit Geld aufgewogen. Daß die deutsche Einwanderung treffliche Gärtner ins Land geführt und den Gemüsebau außerordentlich gefördert hat, wird unumwunden anerkannt. Die Kultur der Sellerieknollen, der Pilze und Wasserkresse, die Zucht neuer Arten von Salat ist ihnen in erster Linie zu danken. Die Wasserkresse spielt auf dem New Yorker Markt eine große Rolle. Gezogen und geerntet in fast allen fließenden Gewässern der genannten Landschaften, kommt sie, in Tausende kleiner Körbe verpackt, in den Handel. Ihr stehen als ein gleich sehr beliebtes Gemüse die sonnenfeindlichen Pilze zur Seite, welche in ungeheuren Mengen in dunklen Höhlen und Kellern mit bestem Erfolge kultiviert werden. Bemerkenswert dürfte noch sein, daß die Gemüsezufuhr aus der nächsten, in einem Umkreise von zwanzig englischen Meilen belegenen Umgebung der Riesenstadt auf besonders hergerichteten mächtigen Leiterwagen geschieht, welche zwischen Mitternacht und Morgengrauen am Ziele ihrer Bestimmung einzutreffen pflegen, während sonst dem Eisenbahnverkehr der größte Spielraum gewahrt bleibt. Schon um acht Uhr des Morgens ist durchschnittlich aller Markthandel mit Gartenerzeugnissen abgethan.

Der erste Zeichner einer Brooklynbrücke war ein Baumeister Thomas Pope von New York, welcher im Jahr 1811 Zeichnung und Beschreibung einer Brücke veröffentlichte, welche in einem Bogen über den East-River New York und Brooklyn verbinden und in solcher Höhe über den Fluß wegführen sollte, daß die größten Schiffe ungehindert unter ihr durchfahren könnten. Trotzdem er sogar ein Modell des Baues ausstellte, so konnte er keine Unterstützung für seine Idee bekommen; sie wurde lächerlich gemacht, bis der Erfinder zuletzt selbst sein Modell zerschlug.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden, alle Geschäftliche Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 8. Mai 1884. Nummer 37.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (7. Fortsetzung.)

8.
Scheiden.

Wenn die Hausfrau ein altes Kleidungsstück unter Händen hat zum Ausbessern, und es heißt: „Der Wurm ist drin!“ so ist's ein schwierig und unerfreuliches Arbeiten, hält man's gegen den Tag, da findet sich Loch bei Loch, und des Flickens ist kein Ende.

So ging's auch, als nun die Geldsachen des Haidhofes in Ordnung gebracht werden sollten. Da konnte es auch heißen: Der Wurm ist drin! das waren die Schulden, die mit Zins auf Zins darin herum gesessen. Als man's nun bei Tage besah, da gab's hier ein Loch und da wieder eins, und immer mehr. Weil man immer dem Juden die Wucherzinsen hatte zahlen müssen, so war stets Mangel gewesen am baren Gelde. Die Reparaturen an den Gebäuden waren noch nicht ganz bezahlt, Handwerker meldeten sich, Kaufleute schickten Rechnungen; es war, als ob die Gläubiger aus der Erde wüchsen. Nachdem der Jude befriedigt war, ergab sich noch ein ansehnlicher Rest der Kaufsumme, welche prompt ausbezahlt war, in der Kasse; aber auch dieser schmolz noch gewaltig zusammen in den letzten Tagen vor der Abreise. Der Bauer war von all den Geldsachen ganz wirrig, und es war gut, daß Elsbeth rechnen konnte, um alles zum richtigen Abschluß zu bringen.

Park in Sheboygan, Wis.

Frau Margreth hatte Kopf und Hände voll vom Einpacken der Sachen, die mitgenommen werden sollten. Drei mächtige Holzkoffer waren bestimmt, die fahrende Habe der Auswanderer in sich aufzunehmen. Nr. 1) für das Bett- und Leinenzeug, Nr. 2) für Kleidungsstücke und Geräte, Nr. 3) für Eßwaren. Es nützte nichts, daß Elsbeth mahnte, sich nicht mit so vielem Gepäck zu beschweren, in dem Stück war die Bauerfrau unerschütterlich, und keine Macht der Erde hätte sie bewogen, wie sie sich ausdruckte: „nackt und bloß“ in die neue Welt zu ziehen. Das selbstgesponnene und von ihren Eltern ererbte Leinen konnte sie doch nimmer aus ihren Händen lassen; ihr gutes Bett, darin sie so viele Jahre ihr Haupt zur Ruhe niedergelegt, das konnte sie doch nicht entbehren. Es kostete einen Kampf um eine halb zerbrochene Tasse und schadhaften Topf, ehe sie sich überreden ließ, es fahren zu lassen. Am liebsten hätte sie die Nägel aus der Wand gezogen, um doch in Amerika nicht in Verlegenheit zu kommen. —

Endlich war der letzte Sonntag da. Zum letztenmale wollten sie in der Kirche das heilige Abendmahl feiern. Am Abend sollte dann die Abreise vom Hofe stattfinden. Der alte, langjährige Taglöhner, den sie „Kaspar-Ohm“ nannten, sollte sie in die Stadt fahren, wo man zunächst bei Meister Martin und Ännchen Station machen wollte.

Als sie am Sonntagmorgen in die Kirche traten, fanden sie vorm Altar sonderliche Plätze bereitet, da sollten sie sitzen, unter der fürbittenden Gemeinde und unter dem Segen des letzten Gotteswortes in der alten Heimat. Das war ihnen sehr ergreifend und that doch wohl. Auch hatte eine freundliche Hand drei Sträuße hingelegt, auf jeden Stuhl einen; der mittlere war der schönste, der machte wohl für Elsbeth bestimmt sein, drin glühte noch ein Spätröslein. Das hatte gewiß eins der armen Leute gethan, welchen sie oft das Brot gebrochen. Da saßen sie nun, das Mädchen mitten inne, mit gefalteten Händen und warteten des Gottestrostes. Der sollte dann auch reichlich über sie kommen.

Es war am 13. nach Trinitatis, da man predigt in der Christenheit vom barmherzigen Samariter. Des können wir

armen Fremdlinge und Pilgersleute allzeit und allewege brauchen, zumeist aber doch, wenn wir uns rüsten zu einer Reise, die noch viel weiter und gefahrvoller ist, als die von Jerusalem nach Jericho. —

Frau Margreth wollte freilich schier bei sich verzagen, wenn sie daran gedachte, wie leicht es geschehen möge, daß sie auch in Morder- und Räuberhände fielen, daß man sie auszöge und halbtot liegen ließe, ja, daß die wilde See schon ein viel schrecklicheres Ungeheuer, als alle Räuber und Mörder der ganzen Welt! je dennoch gewann der Preis göttlicher Barmherzigkeit zuletzt den Sieg, und mag's wohl nicht oft geschehen sein, daß das liebe, heilige Evangelium vom barmherzigen Samariter seine gebenedeiete Gotteskraft an einer zaghaften Menschenseele so wunderbarlich bewiesen als an diesem armen, kleingläubigen Frauenherzen. Ja, es ist nicht bloß ihr, sondern allen dreien, die hier beisammen saßen, zu Mute geworden, als spürten sie etwas von dem linden Öl und stärkenden Wein, welche der himmlische Samariter noch immerdar so treulich und gnädiglich in unsere Wunden träufelt. — In solcher Trostſtimmung sind sie dann auch genahet dem hochwürdigen Gute des Leibes und Blutes unsers HErrn im heiligen Sakrament, und sind dadurch sehr erquicket worden.

Zu allerletzt aber haben alle, welche an jenem 13. Trinitatissonntage im Gotteshause gewesen, der Herr Pfarrer oben an, auf ihren Knieen gebetet und hat also geheißen:

„Allmächtiger, ewiger Gott! barmherziger, lieber Vater im Himmel! der Du der Menschen Herzen und Wege lenkest wie Wasserbäche, wir bitten Dich, um JEsu willen, daß Du Dich dieser, welche nun eine so weite und gefahrvolle Reise unternehmen, mögest herzlich annehmen, daß sie nicht verderben. Wir befehlen sie Dir, o Herr, mit Leib und Seel, der Du ja lässest kein Haar von unserm Haupte fallen ohne Deinen Willen; der Du auch Wolken, Luft und Winden giebst Wege, Lauf und Bahn! führe sie wohlbehalten an ihrer Reise Ziel. Vor allem aber erhalte ihre Seele bei dem Einigen, daß sie Deinen Namen fürchten und ja nicht weichen von Deinen heiligen Geboten und von dem seligmachenden Glauben an das teure Verdienst ihres HErrn und Heilandes JEsu Christi! auf daß sie, wenn ihre Zeit ein Ende hat, zu Dir kommen und der Seelen Seligkeit davontragen mögen! Amen!"

Ist denn auch alsbald eine Erhörung zu spüren gewesen, sintemal sogar auch der Bauer Dietrich Veit, welcher sonst keineswegs besonders empfindlich gegen überirdische und unsichtbare Dinge, eine so tiefe Rührung gemerkt hat, daß ihm die Augen übergegangen, und hat noch auf seinen Knieen gelegen, als die andern längst wieder auf den Bänken gesessen, so daß man ihn recht derb am Ärmel hat zerren müssen, daß er nur wieder zu sich selber käme und gutes Mutes wurde. —

Durch solchen starken und absonderlichen Gottestrost am Morgen ist ihnen denn auch das Wegfahren am Abend recht erleichtert worden! „Ich weiß, wie ich's mach" — hat Frau Margreth zur Else gesagt, als sie aus der Kirche nach Hause gingen — „ich deck' mir ein Tuch übers Gesicht und halt' mir beide Händ' vor die Augen, und denk' immer an den barmherzigen Samariter. So werd ich's am ehesten überwinden."

Und so hat sie's denn auch gemacht, und hat nicht übel dran gethan. Als sie das Tüchlein weggezogen, ist der alte liebe Haidhof schon aus dem Gesicht gewesen. Vorn auf dem Wagen saßen Dietrich Veit, der frühere Besitzer des Haidhofs, und neben ihm, die Zügel schlaff in der Hand haltend, der alte Tagelöhner Kaspar, die haben von diesem und jenem geredet. Die Elsbeth aber hat's ganz anders gemacht als die Bauerfrau, sie hat kein Tuch sich über's Gesicht noch über's Herz gedeckt. Am Nachmittage ist sie durch Stall und Scheune, durch Küche und Keller gewandert, langsam aber mit Bedacht! den Tieren hat sie sanft über den Rücken gestreichelt und leise sie bei Namen gerufen; den Rossen hat sie ein Stückchen weißen Zuckers aus der hohlen Hand dargereicht, wie sie's gern haben. Unterm Nußbaum hat sie gestanden und hinauf gelauscht in das Flüstern der Zweige, und ihre rechte Hand auf den knorrigen Stamm gelegt, als möchte sie ihn segnen für Schatten und Frucht, die er gewährt so manches Jahr. Auf der Steinbank am Bergeshang hat sie gesessen und lange hinausgeblickt in die Thäler und über die Höhen, als könnte sie ihre Augen nicht losreißen von dem altgewohnten Bilde und als müsse sie's einsaugen, daß sie gut davon habe ihr Lebelang.

Und als sie endlich auf dem Wagen gesessen, hat sie kein Wort sprechen können, aber rückwärts hat sie schauen müssen, so lange noch ein Schimmer von der alten Heimat zu erspähen war. Das Letzte waren die hohen Wipfel des Nußbaumes, darüber zog eine Schar Vögel gen Westen, — dann gab's eine Wendung auf dem Wege und alles war verschwunden. Da seufzte das Mädchen tief auf — und fing ein Gespräch an mit den beiden Männern, die vor ihr saßen. —

Bei Meister Martin in der Stadt, wo es „am Brunnen" heißt, waren sie schon lange erwartet und fanden herzlichen Empfang. Die kleine Stube ward ganz voll von all' den Leuten. Das schadete nicht, es war ja mild und still draußen, so konnte man die Fenster offen lassen und der Gallus-Brunnen konnte mit hineinrauschen in das Reden der Menschen drinnen.

Ännchen saß mit ihrem zarten, blassen Gesicht so still und ergeben da in ihrem Binsenstuhl — aber aus ihren Augen leuchtete ein schönes Licht, nnd mit ihren Händen strich sie liebkosend über das Antlitz denen, die sie begrüßten. Heinrich war noch nicht da, er hatte so viel zu besorgen, von so vielen Abschied zu nehmen. Als er kam, blickte er sehr fröhlich und erregt um sich, setzte sich auch gleich neben Elsbeth und nahm ihre Hand, als ob sich das so gehöre, sie entzog ihm aber ihre Hand bald wieder und sah ihn ernst an. „Kaspar-Ohm" war auch mit eingetreten, hatte sich aber der Pferde wegen nicht lange aufhalten können. Die beiden in der Stadt waren schon vorher benachrichtigt, wie gut der treue Gott es alles gemacht mit dem Verkauf des Haidhofes.

„Wir haben's auch so gut eingerichtet als möglich für die Nacht", sagte Ännchen, „ihr müßt schon zufrieden sein, wie's denn ist. Großvater macht sich ein Lager zurecht in der Küche, da ist die Kammer frei für die Muhme Margreth, Else soll in meinem Bett schlafen, ich bleibe im Stuhl sitzen, das macht mir garnichts, — und Heinrich nimmt den Onkel mit in sein Quartier. Dann wäret ihr untergebracht. Jetzt wollen wir erst unsere Mahlzeit halten, ihr werdet euch verwundern, wie der Großvater und ich zugekocht haben." Dabei lachte sie glückselig wie ein Kind.

Die Traktamente waren nun zwar nicht eben großartig, ein Reisgericht und eine Wurst mit grünem Salat und Weißbrot. Es schmeckte aber allen gut und Ännchens fröhliche Rede würzte das Mahl.

Hernach ward sie still und ernst und bat den Großvater, daß er ihnen etwas lesen möge aus der Schrift. Da las Meister Martin den 23. Psalm, der mit dem guten Hirten anfängt, über die rechte Straße und durch das finstere Thal und zuletzt in's Haus des HErrn führt, wo man bleiben werde immerdar. Das hörte sich denn unter den obwaltenden Umständen sehr gut an, und mußte wohl alle, die es annahmen, innerlich erquicken.

Darnach sangen sie auch noch das schöne Lied:

Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab' hier keinen Stand!

welches ohne Zweifel hier auch ganz am Platze war.

Mit solchem geistlichen Trost ist's aber ein sonderbar

Ding, manchen Leuten wird's dabei, als wenn sie am geheizten Ofen sitzen, rücken immer weiter ab, weil's ihnen auf den Leib brennt, und springen wohl zuletzt auf und rennen davon. Dem Burschen Heinrich war's hier auch, als würde ihm zu stark eingeheizt, brannte ihm zwar nicht auf den Leib, sondern auf die Seele, und wollte ihm scheinen, als hätte Paul Gerhard jenem schönen Liede doch etwas reichlich angehängt mit seinen vierzehn Versen. Sprang daher auch rasch auf und erklärte, es würde jetzt Zeit zum Gehen, und wollte den Onkel mit sich nehmen. Am nächsten Morgen sähe man sich ja noch wieder.

Aber Ännchen hielt ihn fest, als er ihr die Hand reichte, zog ihn mit ihren bittenden Augen, denen er niemals widerstehen konnte, ganz nahe heran, und als er den Kopf über sie beugte, da hat sie's ihm zugeflüstert, wie eine Mutter ihrem Kinde etwas ins Ohr sagt, daß sie ihn hier in der Welt ja gewiß nicht wiedersehen werde, sie wollten doch beide ernstlich darnach trachten, daß sie sich in der andern Welt wiederfänden!

Für die andere Welt hatte Heinrich zwar jetzt noch keinen Sinn und Geschmack, aber es traf ihn doch ins Herz, er küßte sein Schwesterchen rasch und ging davon.

In der stillen Nacht, da die beiden Mädchen allein waren, haben sie freilich nicht viel geschlafen, aber viel geredet. Ännchen hatte sich drein geben müssen, nicht nur, daß sie selbst in ihrem Bette bliebe und Else sich den Stuhl zum Lager wähle, diese hat's ihr auch abgeschmeichelt, daß sie sie entkleide und auf ihren Armen zu Bette brächte und zudecke, alles damit von ihr erreichend, daß es ja zum letztenmale wäre! —

Als es dann ganz still und dunkel um sie her geworden war, und man nichts hörte, als das leise Gemurmel des Brunnens von drüben her, da hat Else es der Freundin anvertraut, was ihr am Brunnen geschehen und wer sich ihr angetragen, und es hat ihr gut gethan, den leisen Druck der kleinen Hand zu fühlen in der ihrigen und das zustimmende Wort zu hören.

Wiederum aber fühlte Ännchen Elsens Hand beben, als sie auf Heinrich zu reden kam.

„Hast Du ihn wirklich lieb“, sagte sie, „und willst Du wirklich seine Frau werden, dann hast Du freilich viel Geduld und Sanftmut nötig, aber Du wirst ihn auf guten Wegen halten und zuletzt auf den einen besten Weg bringen. Ich habe seinetwegen vor Gott gestanden und habe Gewißheit bekommen: „er soll nicht verloren werden, Gott will, ihm soll geholfen sein!“

Der Abschied am nächsten Morgen ist auf Ännchens Bitten kurz und still geschehen, sie fühlte es wohl, daß ihr sonst das Herz brechen würde. Alle haben sie ihr die Hand gegeben und jeden einzelnen hat sie eine Weile angeblickt mit ihren tiefen, stillen Augen, den Heinrich am längsten, so daß er's nie vergessen hat. Dann sind sie gegangen und sobald die Thür sich hinter ihnen geschlossen, hat das Mägdlein ein lautes Vater Unser gebetet, das sollte hinter ihnen herziehen mit seinen heiligen sieben Bitten, wie eine Engelschar.

Das war eine lange, lange Eisenbahnfahrt, bis sie in die Seestadt kamen, wo sie zu Schiff gehen sollten; einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Frau Margreth ist wie betäubt dagelegen in der Ecke des Koupees, sie war ja noch nie in ihrem Leben mit Dampf gereist, und wenn sie nicht das Fläschchen mit „Karmeliten-Geist“ aus dem Kloster in Augsburg mitgehabt hätte, dann, meinte sie, würde ihre Lebenskraft nicht gereicht haben bis ans Ende dieser Fahrt. Wie betaubt und betrunken ist sie gewesen, als sie wieder auf ihren eigenen Fußen stehen sollte, und von beiden Seiten hat man sie stützen mussen, sonst wäre sie wohl hingefallen. Gedanken hat sie nicht mehr gehabt in ihrem armen Kopfe, und mag wohl so recht gut gewesen sein, denn sie ist wie im Traume über dieses letzte Scheiden hinweggehoben worden. Nun zeigte sich's denn bei der Ankunft in der Seestadt, wie viele Reisegefährten unsere Auswanderer hatten. Da zogen sie hin, vom Bahnhofe durch die langen Straßen, jedes Alters und Standes: rüstige Männer und Jünglinge, auch kleine Kinder, die der Handleitung bedurften; Mütter mit ihren Säuglingen im Arm, und alte, greise Leute mit Stöcken in den Händen. Etliche mit weißen Zwillichsäcken, andere schoben's auf einem Ziehwagen vor sich her. Ach, es war ein langer, ernster Zug! und wer sie hingehen sah, dem mochten wohl ernste Gedanken kommen.

Verschiedener Art waren die Gedanken unserer Leute. Heinrich hatte seinen Freund, den Zimmerer Konrad, am Arme und schwang lustig seinen Knotenstock, der Hut saß ihm keck auf dem Ohr, und das Herz klopfte ihm vor Verlangen, das große Schiff zu besteigen, dessen Schornstein, rot und schwarz bemalt, dicke Rauchwolken ausstieß. Er vertraute auf sein gutes Glück und auf seine gesunde, fröhliche Jugend.

Der Bauer Dietrich Veit sah mitleidig auf die Armut seiner Reisegefährten und gedachte der vier großen Koffer und ihres guten Inhalts; vor allem aber that er einen zuversichtlichen Griff unter seine Weste, wo er in einem ledernen Säckchen die gelben, blanken Goldstücke und etliche Banknoten trug, welche sein Vermögen ausmachten.

Elsbeth ging stille und gesenkten Hauptes einher, ihr Antlitz war sehr bleich und ihre Augen traurig. Sorgsam war sie bemüht um Frau Margreth, daß sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoße oder einen Fehltritt thue; sprach ihr auch wohl hin und wieder ein tröstendes Wort zu von Ausruhen und Erquickung. Bei sich selber aber bewegte sie im Herzen die letzten Tröstungen ihrer irdischen und himmlischen Heimat, und da umschwebte es sie trostreich:

„Er führet mich auf rechter Straße um Seines Namens willen!“

„Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich!“

9.
Luft und Wasser.

Weit und immer weiter wichen die Ufer zurück.

Zuerst all das bunte Getreibe und Getümmel am Hafen — alle die Menschen, kommend und gehend, Lasten tragend, Abschied nehmend; — dann das Wegziehen der Landungsbrücken, das Aufwinden des Ankers, das Rauschen der ersten Bewegung, das Wehen der Tücher hüben und drüben, — ach, und die vielen nassen Augen und bleichen Gesichter! —

Drunten am Kiel dreht sich unsichtbar die geheimnisvolle Schraubenkraft, welche diesen ganzen Koloß, diese schwimmende Welt vorwärts treibt, unerbittlich vorwärts! jetzt ist das Los entschieden! vielleicht wäre jetzt noch mancher gerne umgekehrt, es ist zu spät, zu spat! Nebel und Rauch verhüllen die Türme der Stadt — schwach und immer schwacher zeichnen sich die Umrisse ab am Himmelsrande — bald ist's ein violetter Streifen noch — bald eine graue Linie nur, — jetzt ist alles versunken, nur die endlose Wasserfläche dehnt sich, Welle an Welle gedrängt, eine die andere aufrollend; — doch, oben über all den endlosen Wassern: der Himmel — ja, Gott sei Dank, oben der Himmel!

Und dieser Himmel ist ein klarer, lichtblauer, stiller September-Himmel, weißes, leichtes Gewölk zieht drüber hin, und unter den weißen Wolken Scharen von Zugvögeln. Erfrischende Stärkung weht der leichte Seewind übers Verdeck hin, und alle die Menschen, welche der alten Heimat den Rücken kehren, atmen tief auf und weiten die vom Abschied beengte Brust, blicken hinaus in die blaue Ferne und vor dem inwendigen

Blick steigen sie auf, die luftigen Schlösser des zukünftigen Glücks.

Da sitzen sie auch nebeneinander, unsere drei! Frau Margreth mitten inne, die Luft thut ihr wohl und sie hat sich bereden lassen herauf zu kommen, weil's da unten doch gar zu schrecklich ist, wo eine Matratze an der andern liegt, der Raum halbdunkel und die Luft so dick. Sie sind ja Passagiere des Zwischendecks, — da muß man sich eben eine große und dicht gedrängte Gesellschaft gefallen lassen, und manche Unannehmlichkeit gleichmütig ertragen. Es hatte zur Frage gestanden, ob man's dran wenden solle, in der zweiten Kajüte zu reisen, aber der Unterschied war doch gar zu groß: fast mal so viel; das machte für drei Personen ein ganzes Kapital aus. Jetzt aber bereut sie's doch, daß sie's nicht für sich und Elsbeth drangewandt haben, wie soll's werden, die langen Tage und noch längeren Nächte! — „Doch — ist es nicht am Ende alles einerlei!?!" So steht's geschrieben in den teilnahmlos gleichgültigen Blicken, welche die arme Frau auf dieser ihr so fremdartigen und widerwärtigen Umgebung ruhen läßt. Man könnte denken, sie sähe eigentlich garnichts von dem was um sie her vorgeht, so abwesend ist der Ausdruck ihrer Züge. Nur daß sie's ängstlich vermeidet das Wasser zu sehen, zusammengeschmiegt unter der Schanzkleidung sitzt sie auf einem hölzernen Kasten, darin sie allerlei unentbehrliche Dinge mit sich führt. Wenn sie denn doch, statt abwärts, aufwärts schauen wollte, nach oben, zu dem HErrn, der die betrübten und bekümmerten Herzen so gerne trösten und aufrichten will.

Ihr Mann dagegen hat es sich auf der Bank bequem gemacht, hat die Beine heraufgezogen und raucht sein Pfeifchen ebenso behaglich, als er's am Feierabend auf der Bank unterm Nußbaum gethan. Er denkt, der Anfang der Seereise lasse sich gut an, wenn's nicht schlimmer komme, da könne man's schon aushalten. Die Kost freilich, so viel er davon erprobt hat, könnte besser sein, doch tröstet er sich bei dem Gedanken an den Schinken und die Würste, welche er in den Quersack gesteckt, wo er jederzeit das Fehlende ergänzen kann, und an die Rumflasche, welche er in seiner Rocktasche trägt, — er will's schon aushalten. — Nur eins macht ihm Sorge, das Seekrankwerden; denn dabei soll man ja allen Appetit gründlich verlieren.

Elsbeth ist aufgestanden. Sie hat gestrickt, — aber der Blick auf Luft und Wasser ist ihr so neu, so wunderbar, daß sie, mit aufgestützten Armen, bald in das Wellenspiel, bald in die blaue Luft schauen muß. Wohin sie blickt, ein unbegrenztes Einerlei! alle diese Wellen ohne Ende eine der andern folgend; — wie findet doch das Schiff seinen Weg durch die Wasserwüste? — da schweben weiße Seevögel, eine Mövenschar mit scharf geschnittenen Flügeln, — sie tauchen hinab und wieder hinauf, — wo finden sie einen Fleck zum Ausruhen? sie können doch nicht immer so dahinschweben! und nun alle die Menschen um sie her, und sie selbst — sind sie nicht auch wie das Schiff auf dem Meer? wer wird den Weg und die Bahn zeigen? — oder wie die schwebenden Vögel? — wo wird ihr Fuß einen Ruhepunkt finden? — ach, und sie ist ja nicht allein! — diese arme, schwache, hinfällige Frau, die hier neben ihr sitzt, den Kopf so schwer gestützt, so verzagt mit den traurigen Augen! — und dieser Mann, so unselbständig, so ratlos und unerfahren! wahrlich mehr eine Last als eine Stütze! — aber Heinrich? — wo ist Heinrich? — ja, da steht er mitten unter einer Gruppe von Männern, in der Hand ein dampfendes Glas, es ist wohl Grog; im Munde eine brennende Cigarre. Er ist sorgfältig gekleidet in dem neuen Reiseanzug; die dunkle, eng anliegende Joppe steht ihm sehr gut zu Gesicht und seine schlanke, hohe Gestalt überragt die Umstehenden. Unter diesen führt einer das große Wort, ein rotbärtiger Mensch mit gedunsenem Gesicht, dem das viele Biertrinken widerlich aufgeprägt ist. Die dicken, vorstehenden Augen schwimmen wie in Bier und der Bart ist wie verklebt vom Bier. Was er redet, ist nicht zu verstehen auf dem Vorderdeck, wo die drei sitzen, aber es muß wohl sehr interessant sein, denn alle hängen an seinen Lippen und besonders Heinrich drängt sich immer näher heran, und es scheint so, als wende der Fremde sein Wort ganz besonders an ihn und habe ihn scharf im Auge.

Else seufzt! Heinrich soll ihr ja Trost, Halt und Hilfe gewähren im fremden Lande! mit ihm vereint soll sie am Steuer ihres Lebensschiffleins stehen und den rechten Weg finden! ach, und wie sie ihn nun da vor sich stehen sieht, erscheint er ihr so leichtgläubig, so haltlos, so leicht verführt und betrogen. Sie nimmt sich vor ihn zu warnen vor diesem Menschen mit dem roten Bart und den Bieraugen; der taugt ganz gewiß nichts. Sie wendet wieder den Blick ins Meer und über das Wellengedränge dem Himmel zu. Da schweben die weißen Wolken so langsam still dahin. Es ist später Nachmittag geworden, die Sonne steht schon tief, die Wolkenränder sind wie vergoldet. O, wie schön mag's jetzt sein in der lieben deutschen Heimat! auf dem Hardhofe! der Blick auf die grünen Berge und in die Thäler! — ja, das liegt nun alles, alles dahinten! — auf Nimmerwiedersehn! — aber dieser Himmel, diese Wolken sind doch dieselben! und wieder senkt sich das Wort auf ihre Seele: „Seine Güte reichet, so weit der Himmel ist, und Seine Wahrheit, so weit die Wolken gehen!"

„Else, ich möchte hinunter, mir wird schlecht zu Mut!" sagte jetzt Frau Margreth.

Von beiden Seiten gestützt, — sonst wäre sie taumelnd hingefallen, — brachte man sie hinunter. Da hatte Else ihr das Lager bereitet, so gut es möglich war und jedenfalls viel besser als es den meisten der Mitreisenden zu teil ward. Aus dem mitgenommenen Vorrat hatte Else, ehe die drei Koffer im Schiffsraum verstaut worden, mehrere Stücke Bettzeug herausgenommen, und so hatte Frau Margreth über der harten Seegrasmatratze ein weiches Federbett, und unter dem Kopfe mehrere gute Kissen. Wie hätte sie's auch sonst ertragen sollen?

Neben ihrem Lager war eins der runden, kleinen Fenster, welche von starkem Glas in die Schiffswand eingelassen, durch welches man weit, weit hinausblicken konnte über die Meeresfläche. Aber Else hatte diese Öffnung fest verstopfen müssen mit alten Kleidungsstücken, damit Frau Margreth nur ja nichts sehen möge von dem schrecklichen, großen Wasser.

Doch, — was half's! — wenn sie auch nichts davon mit ihren Augen sah — bald genug sollte sie es erfahren, was es sei, sich dem beweglichen Elemente anzuvertrauen. Schon in der Nacht, da der Wind stärker ward, und die Nordsee ihre großen Wellen heranschickte, stellte sich die Seekrankheit ein.

Im Zwischendeck eines mit Menschen voll gepfropften Auswandererschiffes die Seekrankheit! Wer das nicht gesehen, der macht sich keine Vorstellung davon; es ist ein Jammern, Ächzen, Wimmern, Stöhnen ohne Ende. Da liegen sie hingestreckt alle diese Frauen, Mädchen, Kinder; die Mütter können sich kaum um ihre Kleinen kümmern, ja, wenn jetzt das Schiff in Trümmer ginge und das Meer sie alle verschlänge, es wäre diesen allen einerlei, sie sind ja so zum Sterben elend, daß der Tod nicht schrecklicher erscheint als dieser furchtbare Zustand! — Und dabei eine Luft einatmen, die wie verpestet ist! wer doch hinauf könnte aufs Verdeck! aber es ist unmöglich, man kann weder stehen noch gehen, und niemand ist da, der einen hinaufträge.

Und die Nordsee wälzt immer größere und höhere Wellen heran; das Schiff rollt gewaltig. Alles, was nicht festgenagelt und angeschroben ist, kollert und poltert durcheinander. Die Menschen selber, wenn sie sich nicht anklammern, werden hin und her geworfen.

Auch Elsbeth, die sich noch ziemlich lange tapfer gehalten,

wird von der Krankheit ergriffen! Sie hat sich noch einmal heraufgeschleppt aufs Deck, um sich da nach den beiden Männern umzuschauen, welche in einem andern Raum untergebracht sind, aber sie hat keinen erspähen können.

Ein freundlicher Matrose, an den sie sich gewandt, hat ihr lachend geantwortet: Alles krank! Alles unter Deck! — Und da sie wohl ein sehr jämmerliches Gesicht gemacht, hat er ihr einen Schlag auf die Schulter gegeben und gesagt: Erst durch den Kanal, dann ist's überstanden!

Mit diesem Trost begab das Mädchen sich wieder hinunter. Frau Margreth lag da wie eine Tote. Die Augen schlug sie garnicht mehr auf, und wenn Else ihr Mut einzusprechen sich bemühte, antwortete sie nur mit einem schwachen Gestöhne! Einer von der Schiffsmannschaft reichte einmal die Rumflasche herunter, die schickte Dietrich Veit als fürsorglicher Gatte seiner Ehehälfte, sie solle nur tüchtig dran saugen, das helfe! aber die Flasche ward mit Ekel zurückgewiesen. Ein anderes Mal kam derselbe gutmütige Bote mit einem warmen Grog, das schicke der „junge Mann" der Mamsell, es habe ihm gut gethan, er sei schon wieder besser, sie solle doch mal auf Deck kommen, ihn verlange sie zu sehen. Else hielt das Glas an Frau Margreths Lippen, aber sie wollte es nicht nehmen. Das Mädchen nahm einen Schluck, und gab den Rest dem Boten, der es rasch verschwinden ließ. Sie hoffe morgen auch wieder hinauf zu können, ließ sie dem Heinrich sagen. Es war doch gut von ihm, daß er ihrer gedacht und für sie gesorgt.

Am nächsten Tage kroch es denn wirklich von allen Seiten die Treppen herauf, aus den unheimlichen Tiefen des Zwischendecks, wie aus den luxuriösen Salons und Kabinen der Kajüts-Passagiere. Was die Seekrankheit anlangte, da waren die Menschen alle in gleichem Elend gewesen, und als sie hervorkamen, sah man's allen gleichermaßen an den grünlich blassen Gesichtern ab, was sie gelitten.

Elsbeth hatte sich auch mit Anstrengung nach oben begeben. Die Beine wollten sie noch kaum tragen, bei der Ankerwinde, wo altes Segeltuch und Tauwerk lag, hatte sie sich niedergehockt. Die frische Seeluft that ihr sehr wohl, sie atmete tief und lange, und mit jedem Atemzug fühlte sie sich neu gestärkt. Ihre blassen Wangen und Lippen färbten sich wieder und ihre Augen blickten mutiger um sich.

Wo denn die beiden Mannsleut' wohl stecken? denkt sie. Da kommt denn auch schon der Heinrich! er begrüßt sie mit freudigem Zuruf: als eine Wiedererstandene. „Brr!" schüttelt er sich, „— das war schlimm, gelt Else? aber nun ist's vorbei. Wir haben uns schon eben ein tüchtiges Frühstück geleistet, Schinken vom Haidhof und dazu gekochte Eier! famos! sag ich Dir! willst Du nicht auch?" — Das Mädchen fühlte wirklich nach dem tagelangen Fasten zum erstenmal wieder Eßlust, und Heinrich war sehr diensteifrig ihr das Gewünschte herbeizuholen. In dem bewußten Quersack Dietrich Veits fand sich auch noch ein Rest Brot vom Haidhofe, es war grobes, schwarzes Brot, hart und trocken, und doch schmeckte es Elsbeth so wundergut, ach, es war ja das letzte Heimatsbrot! wann wird sie wohl wieder selbstgebackenes Brot essen? Sie trinkt dazu ein wenig heißen Thee, alles übrige, was Heinrich ihr aufnötigen möchte, verschmäht sie.

Er hat sich neben sie an die Ankerwinde gelehnt und umfaßt sie mit dem warmen Blick seiner Augen. Das Mädchen aber sieht kummervoll über die Meeresfläche hin.

„Nun, Else, jetzt haben wir das Schlimmste überstanden, noch acht Tage, dann sind wir hinüber, da fängt das neue Leben an!"

„So? meinst Du? ja, Gott geb's! aber die Mutter da unten! sie spricht garnicht und schlägt die Augen nicht mehr auf!"

„Na, sie ist eben seekrank, wie wir's alle gewesen sind, wird sich schon geben. Die andern sagen, darnach wird man gerad' recht gesund, da kommt all die Ungesundigkeit heraus und man ist wie neugeboren. Ich fühl's auch schon!"

„Ja, so einer wie Du, der kann's wohl machen, und ich am Ende auch! aber die da unten ist viel zu schwach! ach, und das quält mich so! wir hätten ihr doch wohl den Willen thun sollen und da bleiben! O, Heinrich, wenn sie uns stürbe, hier auf dem Schiff stürbe, was dann? sag mir: was dann?"

„Wer wird denn aber auch gleich ans Sterben denken! die wird noch manch' schönes Jahr drüben leben und ganz vergnügt sein, sollst nur sehen!"

Else schüttelte leise den Kopf, aber es that ihr doch gut sich von ihm Mut einsprechen zu lassen. Sie bat ihn, ihr noch eine Tasse heißen Thee zu besorgen für die Mutter, sie wolle versuchen ihr etwas einzunötigen. —

Als er gegangen war, sah sie den Pflegevater mit jenem rotbärtigen Fremden im eifrigen Gespräch auf- und abgehen. Der feingekleidete Herr hatte den schlichten Bauern untergefaßt und that so vertraut mit ihm, als wären sie alte, gute Bekannte. Elsbeth wollte ihren Augen nicht glauben. —

Heinrich brachte jetzt den Thee. Das Mädchen erhob sich und winkte mit dem Kopfe nach den beiden, welche eben jetzt den Rücken kehrten: „Wer ist das, und was will der mit dem Vater?" —

„O, das ist ein ganz kapitaler Kerl! den sollt'st Du hören! der kennt Amerika von einem Ende bis zum andern, — reist alle Jahr 'mal hinüber, hat ein großes Geschäft in Hamburg und ein zweites in New York. Von dem kann man alles erfahren und lernen!" —

„Den mag ich aber gar nicht leiden, der sieht schlecht aus, der taugt nichts, nehmt Euch vor dem in acht! der will was von Euch! Sag's doch ja dem Vater, Heinrich, er soll sich vor dem in acht nehmen! Ich komm' wieder hinauf und will's ihm selber sagen, will nur erst der Mutter den Thee bringen."

Heinrich stützte und geleitete sie bis an die Treppe, — damit sie den Thee nicht verschütte, ihr Schritt war noch schwankend und unsicher. Dann hielt sie sich am Geländer und kam glücklich unten an. —

Frau Margreth hatte die Augen geöffnet, sie hatte das Mädchen schon vermißt und nach ihr verlangt, es schien auch, als fühle sie sich augenblicklich etwas erleichtert. Sie ließ es sich gefallen den Thee zu trinken, der sie auch erquickte.

Mit leiser Stimme fing sie an zu sprechen, griff nach Elsens Hand und zog sie ganz nahe heran. Sie fragte, ob sie denn nun bald in Amerika wären? und als sie hörte, daß die Reise noch mindestens acht Tage dauern werde, legte sie die Hände vor's Gesicht, und durch die Finger drangen ihre Thränen.

Else bemühte sich ihr Trost einzusprechen, es werde ihr gewiß nun bald besser gehen, sie seien ja doch alle so krank gewesen, das brächte die Seereise ja mit sich, morgen werde man sie hinaufbringen an die schöne, frische Luft, das solle ihr gut thun, das gebe Appetit, sie selbst habe es eben auch erfahren! ob sie nicht Lust habe ein wenig zu essen? —

Aber Frau Margreth schüttelte den Kopf, nahm die Hände vom Gesicht und blickte das Mädchen mit ihren Augen lange und traurig an, und sagte: „Wenn's noch acht Tage dauert, dann erleb' ich's nicht, gewiß nicht! Glaub's mir, mein liebes Kind, ich fühl's hier in der Brust, die Kraft ist alle geworden. Diese letzten Tage und Nächte waren zu schlimm, ich weiß garnicht, wie lange es gewesen ist, aber ich hab' inwendig viel zu Gott geschrieen, und Er hat mich auch gehört und mir Antwort gegeben. Margreth, hat Er gesagt, Du bist ein wunderlichs und eigensinnigs Weib gewesen, Dein Leben lang, darum hab' ich Dich jetzt noch 'mal beim Kopf gekriegt und Dich hingeführt, wo Du nicht hin wolltest. Soll Dir aber gar keinen Schaden

thun, und wenn Du hier auf dem großen Wasser stirbst und nicht mit hinüberkommst, dann laß Dich das garnicht grämen, Du wirst mir noch danken, daß ich Dich davor bewahrt hab'. — Sei Du nur ganz getrost, ich will's schon machen. — Ja, Elsbeth, das hat der liebe Gott ganz deutlich da inwendig zu mir gesagt. Du hast wohl gedacht, weil ich die Augen nicht aufschlug, ich sei garnicht bei mir selber, aber siehst Du, wenn der liebe Gott mit einem spricht, dann gehört das sich so, daß man die Augen zumache. Das sagte die alte Ahne immer zu uns Kindern, — hab's nie vergessen! — drum wenn ich die Augen zuhalt, dann laß Dich das nicht kümmern, mir g'schieht da wohl recht was Gutes!" —

Elsbeth hörte diese Rede mit nassen Augen, schob ihren Arm sachte unter das Kissen, und beugte sich tief auf die Kranke hernieder, die schon wieder ihre Lider geschlossen hatte. Das Mädchen nahm sich vor, sie keinen Augenblick wieder zu verlassen. Aber sie wollte doch dem Bauern jemanden schicken, und ihm sagen lassen, er solle mit dem Kapitän sprechen, ob es ihm nicht verstattet werden könne, seine Frau zu sehen, sie spreche vom Sterben. —

(Fortsetzung folgt.)

Im nördlichen Wisconsin und Michigan.

Für die Abendschule von J. W.

„O glaube, wenn dir's unter Menschen graute,
Im stillen Walde sind nur Friedenslaute!"

„Wie wäre es, Freund W. W., wenn wir uns einmal von der engen Scholle entfernten und nach jenen Urwäldern reisten, wo zahlreiche Quellen, Flüsse und Seeen den Wisconsin-Fluß, einen mächtigen Arm des ‚Vaters der Ströme', speisen, und wohin kaum noch die Kultur gedrungen ist, sondern wo sich die Natur fast noch in ihrem Urzustande befindet?"

„Einverstanden! Aber A. L. und A. R. müssen auch mit."

„Gewiß."

Gesagt, gethan. Rasch werden alle nötigen Vorbereitungen für die mit mancherlei Beschwerden verknüpfte Reise getroffen, und abends um acht Uhr sitzen wir heiter und vergnügt in dem Schlafwaggon der Milwaukee-, Lake Shore- & Western-Eisenbahn. Der Reiseplan wird noch mehrfach durchdacht und besprochen; und dann begiebt sich jeder zur Ruhe, träumend von den Bären und Muskallongen, welche wir in der Wildnis anzutreffen gedenken.

Das reizende Fabrikstädtchen Sheboygan, mit etwa 8000 Einwohnern — ein Mekka für Sommerfrischler —, sowie das ebenso große Manitowoc — „die Stadt des großen Geistes" — mit seinem Schiffsbauhof, passieren wir während der Nacht. Dann geht es in nordwestlicher Richtung weiter und bei Brillion wird kurze Zeit gehalten.



„Riverside-Drive" bei Appleton.

„Heraus, ihr Naturforscher!" ruft R., der das Bett bereits verlassen, und wir folgen dem Störenfried. Er hatte weise gehandelt, denn die Morgenröte brach an, und bis wir Toilette gemacht und der Porter unsere Jagdstiefel zum Ueberfluß recht blank geputzt hatte, waren wir dem lieblichen Fox-River-Thal um ein Bedeutendes näher gerückt.

Bei Forest-Junction kreuzten wir die Milwaukee-Northern-Bahn. Noch eine Weile, und der Zug hält bei dem aufblühenden Zwillingsstädtchen Ledyard-Kaukauna, zu beiden Seiten des Fox-Rivers gelegen. In Ledyard befinden sich das Round-House und die Werkstätten der Bahn. Die Lokomotive wird ausrangiert und unser Schlafwagen einem Schnellzug angehängt. Inzwischen wird uns genügend Zeit geboten, die herrliche Wasserkraft und die interessanten Dammbauten der Regierung zu bewundern. Der Historiker aber erinnert sich des ersten weißen Pioniers von Wisconsin, des Jesuitenmissionars J. Marquette. Es war am 10. Juni 1673, als dieser mit Joliet und fünf französischen Begleitern, sowie zwei indianischen Führern von dem jetzigen Green Bay aus den genannten Fluß mit zwei Indian-Canoes befuhr und den Mississippi zu erreichen suchte. Welche Schwierigkeiten mögen ihm in den Weg getreten sein, bis er die Stromschnellen dieses und des Wisconsin-Flusses überwunden hatte. Am 7. Juli sah er den „Vater der Ströme" bei dem heutigen Prairie du Chien.



Manitowoc am Michigansee.

Das nächste Panorama, welches sich unserem Auge bietet, ist das malerisch gelegene Appleton mit seinen Papiermühlen. Bald erreichen wir nun Urwaldgebiet. Bekannte Ortschaften, wie Clintonville, Marion und Wittenberg, welche vor unsern Blicken verschwinden, erinnern uns an die Mühseligkeiten und Strapazen unserer lutherischen Reiseprediger, die in Shawano County und anderen Gegenden die zerstreuten Glaubensbrüder aufgesucht und zu blühenden Gemeinden organisiert

haben. Halten wir in Wittenberg ein wenig stille. Da sehen wir eine Sägemühle, etliche „Stores" und Wohnhäuser. Noch mehr aber interessiert uns das Asyl des Hrn. Past. Homme, in welchem altersschwache Leute und Waisenkinder untergebracht

Fälle des Wisconsin-River bei Rhinelander.

werden. Blicken wir aber die „Lutherstraße" hinauf, so bemerken wir auf einer Anhöhe, vom Urwald umrahmt, den Punkt, auf welchem die Luther-Akademie gestanden. Wie bekannt, brannte diese Schule, die von den milden Gaben armer Pastoren und Gemeinden erbaut war, nieder, und die schönsten Hoffnungen waren zu nichte gemacht. Aber die Männer, welche das Pionierleben in seiner ganzen Poesie (?!) kennen lernten, verzagten nicht, und so wird denn in nächster Zeit ein neues Gebäude — schöner und besser eingerichtet, als das erste — auf dem alten Platze erstehen.

Das Dampfroß schnauft weiter. Unser nächstes Ziel ist Antigo. Antigo zeigt so recht, wie der menschliche Unternehmungsgeist in unglaublich kurzer Zeit, in kaum zwei Jahren, aus einer Wildnis ein blühendes Geschäftsplätzchen hervorzaubern kann. Der Ort ist bereits zu einer „Präsidentschafts-Postoffice" erhoben worden, hat eine der größten und besteingerichteten Sägemühlen im Norden, ein freundliches Courthaus, eine hübsche Public-Schule und vier große geschmackvolle Hotels, dabei aber keinen einzigen Saloon. Jeder Bürger ist hier vom Spekulationsgeist beseelt, ja selbst ein alter Parson wollte uns „totschwätzen", weil er uns für Landspekulanten hielt. — Wir streifen nun abwechselnd die Counties Lincoln und Langlade, welche mit noch etlichen andern einen Kongreßdistrikt von über 200 Meilen Länge bilden. Sie übertreffen an Flächeninhalt mehrere Duodez-Staaten des Ostens und sind zum großen Teile noch das unbestrittene Terrain des Indianers und der wilden Tiere, weshalb sie gegenwärtig für die ergiebigsten Jagdgefilde Wisconsins gehalten werden. Blicken wir auf die korrekten und bis ins kleinste Detail gehenden Karten des Landmessers, so liegt vor uns ein Gebiet, das erstaunlich reich ist an krystallenen Seeen, Bächen und Flüssen. Selten noch sind Weiße bis zum State-Park im nördlichen Teile von Lincoln County gedrungen. Auch uns sollte die Freude nicht vergönnt werden; denn dazu bedurfte es viel Zeit und der umfassendsten Vorbereitungen. Unser Zug erreicht Summit-Lake, Echo- und — Pelican-Lake, das erste Ziel unserer heißesten Sehnsucht. Bedenke man doch. Von New London aus beinahe hundert Meilen gefahren und fast nichts gesehen, wie Holz, Holz, Holz! Ein Blick über den vier Meilen langen Wasserspiegel und auch dieser See ist unsern Augen entschwunden. Aber auf der Rückreise werden wir ihn genießen. Monico-Junction! Ein 15 Meilen langer Zweig führt nach dem Plätzchen Rhinelander, nach dem Präsidenten der Bahn so benannt. Dort rauschen und tosen schon die Stromschnellen des Wisconsin. Wie mag er sich aber erst in seiner Majestät weiter unten bei Merrill und Wausau zeigen, wenn die ungeheuren Schneemassen, zu Wasser verwandelt, sich in seinen Kanal ergießen!

Unser Begleiter W. leistet jetzt dem Lokomotiveführer Gesellschaft und genießt das seltene Schauspiel, daß drei Hirsche mit rasender Schnelligkeit die Bahnlinie kreuzen. „Der nie irrende Ruf der Natur, welcher den Flug des wilden Vogels leitet", sagt der „Bohemian" im „American Field", „veranlaßt diese feenhaften Geschöpfe um ihrer Brut willen nach der Gegend des Lake Superior zu wandern, und von dorther im Juli und August in südwestlicher Richtung zurückzukehren. Diese alljährliche Wanderung ist beinahe so allgemein, daß man nach dem Oktober kaum noch eine Hirschspur im westlichen Teile des nördlichen Michigan entdecken kann. Diese Reise zur Sommersonnenwende nennen die Jäger "traveling time" (die Reisezeit), und die Indianer bauen oft meilenlange Fenzen



Yellow Birch-Lake.

von Sträuchern von einem See zum andern, um die Flucht des Wildes zu hemmen, und auf diese Weise dasselbe mit weniger Mühe zu töten. An der Südseite der Fenz schleicht der Sohn der Wildnis wie ein Leoparde, um seine Beute zu erhaschen."

[illegible] Hirsche in Wisconsin dauert vom 1. bis zum 15 November. Will der Jager in dieser spaten Jahreszeit nicht bis in die nordlichsten Gegenden dringen, so findet er auch bei Kempster, Amiva, Antigo, wenn er sich östlich von der Bahn in den Wald begiebt, eine reiche Beute. Betrachten wir jetzt das Bild des alten Mus—cos—ah—no, „des Mannes der alten Squaw und Vater oder Großvater der andern". Im Hintergrunde ist seine Hütte von Birkenrinde und geflochtenen Weiden, die von den Familiengliedern (darunter eine junge Mutter mit einem Säugling) umstanden wird. Er gehört zum Stamme der Chippewas und wohnt bei Yellow Birch-Lake, dessen Illustration wir bringen. Aus der Kette von Seeen, die wir nun teils vom Zuge aus sehen können, welche teils aber auch etwas weiter von der Bahn entfernt liegen, heben wir hervor: Thunder-Lake, Clear Water-Lake und Eagle Waters. Wir sind mittlerweile bei Eagle River-Station angelangt und müssen aussteigen; denn bis hierher nur geht der Expreßzug (2. August 1883). Wir laden unser Gepäck auf den „Constructions Train" und finden noch Zeit, die Umgegend zu besehen. Vor uns steht das „Grand Eagle-Hotel", eine Bretterhütte von 20 bei 24 Fuß. Wir erblicken eine Anzahl Hutten und Zelte, sowie eine lange Eisenbahnbrücke, Spekulanten, Arbeiter, Landmesser, Indianer bilden die Bevölkerung. Sie kamen hierher "with an eye to business". Wie man glaubt, wird dieser Ort bald ein blühendes Städtchen werden. Zwei unserer Begleiter haben das seltene Vergnugen, den interessantesten Mann der nördlichen Wildnis zu sprechen. Er heißt Perry, ist aber besser unter dem Namen „Kaintuck" bekannt. Seit 1856 haust er hier oben als Pelzhandler und Trapper. Er spricht die Chippewa-Sprache so gut wie das Englisch und ist eine reiche Quelle für den, welcher die Wildnis durchforschen will. Wisconsin, sagt er, heiße bei den Chippewas so viel als: der Ort, wo die Gewässer zusammentreffen — Wis-kun-sink. Die Erklärung trifft mit der Thatsache zusammen, daß in dieser Gegend wirklich vier Flüsse einander zulaufen. Der Eagle-Fluß ist hier ein Hauptfluß des Wisconsin.

(Schluß folgt.)

Die Höhle im Bolson-Thale.

Von G. Jaquet.

Nicht eine der kleinsten, wohl aber eine der mindest bekannten unter den mancherlei Merkwürdigkeiten des großen Landes und Bundesstaates Mexiko in Nordamerika ist die große Totenhöhle von Mapimi. Dieselbe liegt in der Provinz oder dem Staate von Durango, einem an mineralischen Schätzen und trefflichen Viehweiden reichen, gleichwohl aber erst sehr wenig angebauten Lande, da es auf dreihunderttausend geographischen Geviertmeilen nur hundertundsiebzigtausend Bewohner, deren also nur 68 auf der Quadratmeile zählt. An der Nordgrenze desselben, und zwar im Kreise Mapimi, befindet sich ein sehr geräumiges, von Vorbergen der Anden oder Cordilleren umschlossenes, sumpfiges Thal, von den spanisch redenden Bewohnern des Landes: "el bolson grande de Mapimi", d. h. „der große Beutel von Mapimi", genannt. Rings um dieses völlig unbewohnte, von wellenförmigen Anhöhen durchzogene Thal haben seit dem Anfange dieses Jahrhunderts kecke Kolonisten amerikanisch-spanischer Nationalität in ziemlich weiten Entfernungen voneinander vereinzelte ausgedehnte Niederlassungen gegründet, in denen sie mit Hilfe von farbigen Dienstboten etwas Ackerbau und eine ausgedehnte Viehzucht betreiben, wie dies in vielen Strichen Mexikos der Fall ist.



Clear Water-Lake.

Es war im Jahre 1848, als einer dieser Kolonisten, Don Juan Flores, von seiner Hazienda oder Niederlassung aus in das bisher noch von niemand betretene, an Größe manches deutsche Herzogtum überragende Bolson-Thal eindrang. Hier tritt er eines Tages, während seine Begleiter im Schatten eines Ahornbaumes ihre Siesta hielten, allein eine Strecke weit vorwärts. An der Seite eines Berges bemerkt er die Öffnung einer Höhle. Er steigt vom Pferde, bindet dieses an einen Baum und will, neugierig geworden, hineinsteigen, tritt aber augenblicklich erschreckt zurück und bekreuzigt sich. Er glaubte nämlich unter feindliche Wilde gefallen zu sein, denn er hatte in der Höhle eine Menge braunroter Menschen im tiefsten Schweigen sitzen sehen. Eiligst besteigt



Im Blütenschnee.

(Ein Frühlingsbild.)

er sein Roß wieder und reitet zu seinen Gefährten zurück, denen er sein Abenteuer erzählt. Diese aber glauben, ihr Genosse habe geträumt, und veranlassen ihn, mit ihnen zur Höhle zurückzukehren. Es geschieht. Wohlbewaffnet mit Schießgewehr, dem die Wilden nur schwer Stand halten, und mit Fackeln versehen, treten sie ein. Welch ein Schauspiel bietet sich ihnen dar! Sieben- oder achthundert Indianerleichen oder mehr, vollständig erhalten — Männer, Weiber, Kinder — hocken auf dem Boden der Höhle, die Hände unter den Knieen gekreuzt. Sie sind in verschiedene Gruppen, wahrscheinlich nach den Familien geteilt.

Die Bekleidung dieser Mumien besteht aus Spitzenröcken, welche mit vieler Kunst gewebt und gearbeitet sind, nebst Binden und Schärpen von verschiedenen Stoffen und Farben. Ihren Schmuck bilden Schnüre von bunten Körnern oder kleinen Früchten, untermischt mit kleinen Kugeln von geschnittenen Knochen; ferner Kämmchen von Horn und Ohrgehänge von cylindrischen, schön polierten Knochen. Die Sandalen endlich sind aus einer in großen Maschen geflochtenen Linnenart und mit Schnüren von dem nämlichen Stoffe an den Füßen befestigt. —

Es dauerte längere Zeit, ehe der Entdecker dieser Höhle, von welcher bis dahin niemand eine Ahnung gehabt hatte, und seine Begleiter sich von dem Erstaunen über das, was sie hier sahen, erholen konnten. Durch sie wurde die Kunde von dem Vorhandensein dieser merkwürdigen Gruft in weitere Kreise verbreitet, und ist die Höhle seitdem wiederholt von Reisenden — die indessen nur spärlich in diesen entlegenen Winkel Mexikos kommen — besucht worden. Augenscheinlich ist sie die letzte Ruhestätte eines indianischen Volksstammes, welcher vor einem Jahrtausend oder länger hier gewohnt hat und bereits auf einer höheren Stufe der Kultur stand, als diejenige war, deren die Mexikaner zur Zeit der spanischen Eroberung sich erfreuten, namentlich aber auf einer erheblich höhern Stufe der Bildung, als sie die heutigen noch ununterworfenen und unbekehrten Stämme Mexikos, die "Indios barbaros", besitzen. Wie aber dieses längst vom Erdboden verschwundene Volk geheißen; welche Schicksale, Sitten und Verfassung es gehabt habe, und wann und wie es untergegangen sei? darüber schwebt zur Zeit noch das tiefste Dunkel, welches wohl schwerlich jemals genügend gelichtet werden wird. Es ist eben eins unter den vielen Rätseln, welche die Geschichte der Menschheit darbietet.

Christian II. von Dänemark.

Ein Geschichts- und Lebensbild. Für die Abendschule von K.

II.

Der blutige Plan Christians sollte schnell zur Ausführung gebracht werden. Seine Krönung in Stockholm wurde in einem dreitägigen Feste mit dem größten Pomp gefeiert. Der König nahm zu seiner schon so oft geübten Verstellungskunst die Zuflucht. Allerdings fiel es auf, daß bei der Krönung nur Dänen die üblichen Dienste vollzogen und daß kein Schwede zum Ritter geschlagen wurde. Befremdlich war es auch, daß auf den beiden größten Plätzen der Stadt Galgen aufgerichtet wurden. Aber der aufkeimende Verdacht erstarb in der Fülle der Freudenfeste, von denen Schwedens Hauptstadt wiederhallte. Alle anwesenden Großen wurden drei Tage lang auf dem königlichen Schlosse aufs reichste und kostbarste bewirtet. Die Reichsräte, eine große Anzahl Ritter, Adlige und Prälaten, die Bürgermeister und vornehmsten Bürger von Stockholm waren geladen. „Der König", so erzählt ein Augenzeuge der folgenden Begebenheiten, „schien gegen alle freundlich und ließ sich in Gebärden und Worten gar lustig und aufgeräumt vernehmen, einige mit gleisnerischen Küssen, andere mit Umarmungen liebkosend. Er reichte denen, die zu ihm traten, die Hand, lächelte und ließ allerlei Zeichen von Leutseligkeit blicken." Aber im Hinterhalte lauerte der Verrat. Im stillen brütete der König mit seinen Ratgebern Slaghoek und dem Erzbischof Trolle Tod und Verderben.

Der Festjubel verhallte. Es war am Mittwoch den 7. November 1520, als König Christian die vornehmsten schwedischen Herren samt der Witwe Sten Stures in den großen Saal des königlichen Schlosses entbot. Die Thore von Stockholm wurden geschlossen. Die erlauchte Versammlung saß in tiefem Schweigen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Endlich erhob sich Erzbischof Trolle. In feierlicher Anrede an den König verlas er eine Anklage gegen den ehemaligen Reichsverweser Sten Sture und dessen Anhänger. Mit bitteren Worten hob er hervor, wie viel Schaden ihm dieselben zugefügt, daß sie seine Schlösser zerstört, ihn seines Amtes entsetzt und einige Bischöfe ins Gefängnis geworfen hätten. Für das alles forderte er Ersatz, Entschädigung, Genugthuung. Er beschwor den König, der ihm mit eherner Stirn scheinbar überrascht zuhörte, bei seinem Krönungseid, ihm und der in seiner Person zugleich mit verunglimpften Kirche zum Rechte zu verhelfen. Zugleich bezeichnete er sämtliche von ihm Beschuldigte mit Namen. Das Ganze war ein abgekartetes Spiel. Christian selbst hatte den Erzbischof zu seiner Anklage angespornt. Nichtsdestoweniger heuchelte er Milde und Versöhnlichkeit und stellte sich, als wollte er den Kläger beschwichtigen. Aber dieser, der verabredeten Rolle treu bleibend, verharrte nur um so nachdrücklicher auf seinem Anspruch. Er verlangte, daß alle von ihm Aufgerufenen, die gegenwärtig waren, ergriffen und bestraft würden. Der König versprach, daß ihm in allen Stücken Gerechtigkeit zu teil werden sollte. Zunächst ließ er die Bannbulle gegen Sten Sture verlesen. Da aber erhob sich mit edlem Mute dessen Witwe, Christina Gyllenstierna. Sie erinnerte den König an seinen Eid, den er erst vor wenigen Tagen am Altare geschworen, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sein sollte. Sie beschwor ihn, das Andenken ihres Gatten nicht zu entweihen und brachte im Eifer die Urkunde von dem Beschlusse des Reichsrates hervor, der einstimmig Gustav Trolle seiner erzbischöflichen Würde entsetzt hatte. Der König forderte die Urkunde. Durch sie hatte er die Namen und die Unterschrift aller derer in Händen, welche er zu verderben trachtete. Es waren Edelleute, Stockholmer Bürger und zwei Bischöfe. Ein dritter Bischof machte sich frei, indem er hervorhob, man möge nur sein dem Beschlusse beigefügtes Siegel zerbrechen. Dies geschah, und in dem Wachse verborgen fand sich ein Zettel mit der Erklärung, er habe nur gezwungen beigestimmt. Dies rettete ihn. Die anderen wurden für Gefangene erklärt. Dänische Bewaffnete drangen in den Saal und führten die ihnen Bezeichneten ins Gefängnis ab. Christian setzte sofort ein Gericht von zwölf Männern, vier Bischöfen und acht Priestern, ein. Er gab ihnen die Weisung, ohne Verzug über die Übelthäter zu erkennen.

In der Morgenfrühe des Donnerstags versammelten sich die Richter und gaben ihr Urteil ab, es lautete auf den Tod der Gefangenen, weil dieselben der „Ketzerei" schuldig seien. Das genügte dem Könige. Dänische Trompeter gingen durch die Straßen und riefen aus, daß jedermann daheim bleiben sollte. Alle Thore der Stadt waren verschlossen, alle Plätze wurden mit starken Wachen besetzt und auf dem großen Markt Kanonen aufgepflanzt, deren Mündungen nach den Hauptstraßen gingen. Angst und Schrecken ergriff die Gemüter. Über der Stadt lag Totenstille. Mit dem Glockenschlage zwölf wälzte sich ein langer Zug durch die Straßen von dem Schlosse nach dem Markte. Hier war unterdessen ein Blutgerüst aufgeschlagen worden. In dichten Massen drängte sich das Volk heran, sei es daß man das Verbot stillschweigend aufgehoben, oder (nach anderen Berichten) die Bürger dorthin ausdrücklich beschieden hatte. Die unglücklichen Opfer erreichten die Richtstätte. Voran schritten die beiden Bischöfe in voller Amtstracht, hinter ihnen, ebenfalls mit den Abzeichen ihrer Würde, die Reichsräte, darauf die übrigen Ritter und Edlen, zuletzt die Bürgermeister und Räte nebst den angesehensten Bürgern der

Hauptstadt. Auf dem Altane des Rathauses stand König Christian inmitten seiner vertrautesten Räte. Um die Gefangenen wurde ein Kreis geschlossen.

Jetzt erhob sich Nils Lycke, ein dänischer Reichsrat, und hielt eine Anrede an das versammelte Volk. Man möge nicht erschrecken, sagte er, über das, was nun geschehen solle. Der König könne nicht anders. Also fordere es die Gerechtigkeit gegen den Erzbischof Gustav Trolle, der dreimal fußfällig den König um Strafe für die Übelthäter gebeten habe, und die Sicherheit selbst; denn die Verbrecher hätten zu ihrer sonstigen Schuld noch die gehäuft, daß sie unter des Königs Zimmer Pulver gelegt hätten, um ihn in die Luft zu sprengen. Letzteres war eine schändliche Lüge, nur darauf berechnet, die schnöde Gewaltthat vor der Menge zu rechtfertigen. Einem der anwesenden schwedischen Bischöfe wallte deshalb der Zorn auf; er rief: „Es ist alles erlogen. Der König handelt mit treuloser Arglist gegen die Schweden, er will uns verderben.“ Er forderte Recht und Urteil eines unparteiischen Gerichtes und stellte seine Sache Gott anheim. Derartige Erörterungen konnten weitläufig werden; man schritt daher alsbald zum blutigen Werke. Zuerst fielen die Häupter der beiden Bischöfe, Matthias von Strengnäs und Vincentius von Skara. Sie waren die ersten und eifrigsten unter den schwedischen Herren gewesen, die Christians Thronbesteigung förderten, aber die Wut des Tyrannen schonte auch nicht das Leben der ihm mißliebigen Anhänger. Als das Haupt des Bischofs Matthias auf den Boden rollte, erhoben seine Schreiber, die Brüder Lorenz und Olaf Petri, die später als Prediger des reinen Evangeliums in Schweden auftraten, lautes Wehklagen. Sogleich wurden sie auf ein Zeichen des Königs in den Kreis geschleppt, und schon hatte der Henker sein Schwert erhoben, um sie dem gleichen Schicksale zu überantworten, als ein deutscher Offizier unter den Dänen ein „Halt!“ rief und die beiden Männer als seine Landsleute bezeichnete. Das rettete sie und zitternd schauten sie dem weiteren Verlaufe des unerhörten Schauspiels zu, den sie nachher selbst berichtet haben.

Nach den Bischöfen kam die Reihe an die übrigen Opfer des gekrönten Wüterichs. Vierundneunzig blutige Häupter, unter ihnen dasjenige des Vaters Gustav Wasas, des nachherigen Schwedenkönigs, sah Olaf Petri in den Sand rollen. Ein Zuschauer, der in der Nähe stand, konnte sich bei dem grauenvollen Anblicke der Thränen nicht enthalten. Sofort ergriffen ihn Christians Schergen und führten ihn zum Blocke. Dasselbe Schicksal traf einen unglücklichen Barbier, der zufällig unter die Gefangenen geraten war. Keinem der Opfer ward ein besonderes Urteil, noch eine Vorbereitung auf den Tod gestattet. Andere wurden gehängt oder auf martervolle Weise umgebracht. In die Häuser der feindlichen Bürger drangen Trabanten und Leibknechte, um alle diejenigen, welche wegen ihrer vaterländischen Gesinnung bekannt waren, aufzugreifen und nach dem Richtplatze zu führen. In ihrer Todesangst suchten sich die Bürger zu retten, so gut wie sie konnten, und verbargen sich in den Kellern und geheimsten Winkeln der Häuser.

Tiefes Schweigen deckte Stockholm. Der Marktplatz war so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. Am Abend legte man die Leichen der Hingerichteten in drei Haufen je nach der Ordnung ihres Standes. Aber noch hatte Christians Blutdurst nicht genug. Voll teuflischer Bosheit ließ er eine Amnestie verkünden, um die Versteckten aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken, aber kaum war dies geschehen, so ging das Blutbad von neuem an. Die Zahl der Opfer mehrte sich am Freitage und Sonnabend. In diesen Tagen kamen einige Knappen der gemordeten Ritter in die Stadt. Sie wurden sogleich beim Einreiten in das Thor erfaßt, vom Pferde gerissen und gestiefelt und gespornt ohne Zögern aufgehängt. Die auf den Märkten aufgestellten Galgen wurden nicht leer; ein Bürger folgte dem andern im Tode des Verbrechers.

Zur Vermehrung des Schreckens und um jeden etwaigen Aufstand im Keime zu ersticken, ließ Christian die Leichname der Hingerichteten zwei Tage und zwei Nächte auf offenem Markte liegen. Am Sonnabend endlich wurden dieselben nach Södermalm hinausgeführt und ihnen auch die wieder ausgegrabene schon halb verweste Leiche des ehemaligen Reichsverwesers Sten Sture und seines halbjährigen Söhnchens beigefügt. Sie alle als im Banne Gestorbene umfaßte ein Scheiterhaufen. Die Güter der Hingerichteten wurden konfisziert und zum größten Teile die Beute des meineidigen Königs. Christina Gyllenstierna, ihre alte ehrwürdige Mutter, vier Kinder von Sten Sture, die Mutter Gustav Wasas nebst zwei Töchtern, sowie viele andere vornehme Frauen wurden gefangen nach Dänemark geführt und in den blauen Turm zu Kopenhagen eingesperrt. In diesem schauerlichen Kerker erlagen die meisten dieser Unglücklichen dem Hunger, dem Durst und der Kälte.

Das war das Blutbad von Stockholm im November 1520. Nachdem die Häupter gefallen waren, kam die Reihe auch an die anderen minder Mächtigen. Christian ließ öffentlich verlauten, er wolle alle schwedischen Männer noch so kirre machen, daß keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. In Finnland und anderen Gegenden wiederholten sich die Ereignisse von Stockholm. Die Mönche, die dem Tode bestimmt waren, warf man ins Wasser und trieb sie wieder hinein, wenn sie sich durch Schwimmen zu retten versuchten. Zu Jönköping gab Christian eine der furchtbarsten Proben seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht, den andern von fünf Jahren. Als der jüngere von dem Blute des älteren bespritzt wurde, sagte das arme Kind zu dem Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!“ Der rohe Henkersknecht ward gerührt und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt. Er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst den Knaben und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte. Die Gesamtzahl der Hingerichteten wird von zeitgenossischen Schriftstellern auf sechshundert, von manchen sogar noch höher angegeben. Nachdem Christian so sein Blutwerk vollendet hatte, kehrte er nach Dänemark zurück. Seinen bösen Ratgeber Dietrich Slaghoek machte er zum Bischof von Skara und zum königlichen Statthalter in Schweden.

In Stockholm hatte sich König Christian II. des Erzbischofs von Upsala und des päpstlichen Bannfluches bedient, um über Blut und Leichen zur Herrschaft in Schweden emporzusteigen; in Dänemark hoffte er mittels der Reformation die Macht der geistlichen und weltlichen Aristokratie zu brechen. Ohne Gottesfurcht und Glauben wollte er das Evangelium als Hebel für seine persönlichen Zwecke, als Staffel zur souveränen Königsgewalt benutzen. Am liebsten hätte er Luther selbst in seinem Lande gehabt; da dies aber nicht anging, wandte er sich gleich nach seiner Rückkehr aus Schweden an den Kurfürst von Sachsen, seiner Mutter Bruder, daß man ihm einen Prediger von Wittenberg zusende. Es kam ein Prediger, Magister Martin Reinhard, im Frühjahr 1521; allein des HErrn Stunde war für Dänemark noch nicht gekommen. Magister Martin predigte in deutscher Sprache und so war er denn natürlich nicht der Mann, dem Evangelium Anhänger zu gewinnen. Im Juni desselben Jahres kam der später so berüchtigt gewordene Karlstadt auf Christians Wunsch in die nordische Hauptstadt, aber auch er vermochte während seines kurzen Aufenthalts keinen Einfluß auf die Universität zu gewinnen. Doch scheint Carlstadt bei dem Entwurf eines neuen Gesetzbuches thätig gewesen zu sein, durch welches Christian die Zustände des Landes von

Grund aus verändern wollte. Dem Leibeigentum sollte die Axt an die Wurzel gelegt werden. Es sei unchristlich, sagte der König in dem genannten Buche, arme Bauern und Christenmenschen wie unvernünftige Kreaturen zu verkaufen; es solle dem Landmann frei stehen, bei ungerechter Behandlung seinen Herrn zu verlassen. Die Hebung des dritten Standes ist der Grundzug aller dieser Gesetzentwürfe. Damals lastete auf Schiffahrt und Handel an den jütischen Küsten der unselige Fluch des sogenannten Strandrechtes, in dessen habgieriger Ausführung namentlich die Bischöfe von Jutland sich verhaßt gemacht hatten. Man sagte von ihnen, daß sie die Schiffe durch falsche Zeichen in die Gefahr lockten, der Mannschaft auf den gestrandeten Fahrzeugen nicht bloß keine Hilfe, sondern selbst den Tod brächten, damit sie sich ungehindert ihre Güter aneigneten. Christian hob dieses Recht auf und machte seine Beamten an den Küsten bei schwerer Strafe verantwortlich, wenn sie nicht Leben und Eigentum der Gestrandeten nach Kräften zu retten sich bemühten. Einer der Bischöfe wagte es, dem Könige zu erwidern, daß vom Strandgute nichts in der Bibel stände, allein der König verwies ihn auf das fünfte und siebente Gebot. Alle seine gesetzgeberischen Pläne gingen darauf hin, die Macht des Adels und der höheren Geistlichkeit zu brechen, den Bauer zu einem freien Menschen zu machen, den Handel zu fördern und das Gemeinwesen nach dem Muster der niederländischen Städte einzurichten. Auch auf Abstellung vieler kirchlicher Mißbräuche wurde Bedacht genommen; ja die beabsichtigten Gesetze enthielten schon damals die Aufhebung des Cölibats der Priester, mehrere Jahre bevor Luther hierin die Bahn brach. Aber alles dies sollte geschehen, weil Christian es so wollte; seine Reformgedanken kamen nicht aus der Gesinnung eines gottseligen Fürsten, sondern aus derjenigen eines rücksichtslosen Tyrannen. Das eine Mal waren die Mittel zur Erreichung seines Zweckes Gesetze und Schulen, das andere Mal Mord und Tücke, je nachdem es paßte. Christian II. war damals noch ein durch und durch unlauterer Mensch, der nur an seinen Nutzen und seine Ehre dachte.

Die Blutthat in Schweden war indessen üppig aufgegangen, freilich nicht nach dem Wunsche Christians. Gustav Wasa, den er, wie wir bereits erzählt haben, mit anderen Geiseln aus Schweden wegführte, war ihm entkommen, hatte in Lübeck nicht ungünstige Aufnahme gefunden und gelangte von dort nach gefahrvollen Wanderungen zu den Bauern Dalekarliens. Diese brachen mit ihren langen Piken ihm die Bahn bis zur Belagerung Stockholms noch im Jahre 1521. Die Besatzung bat um Entsatz, aber Christian konnte sie aus Mangel an Geld nicht gewähren. Dennoch wollte er nichts von Klagen über Slaghoek und seine Diener hören. Diese hatten dem unterdrückten Volke ein ehernes Joch aufgelegt; Galgen und Rad schienen dem fremden Statthalter die sichersten Mittel, jede Bewegung zu ersticken. Diese Grausamkeit arbeitete dem jungen Gustav Wasa vortrefflich in die Hände. Aber Christians Gunst blieb dem Freunde der Sigbrit erhalten. Slaghoek kam nach Kopenhagen und wurde dort zum Erzbischof von Lund, d. h. zum ersten Bischof des christlichen Nordens gemacht.

Allein die Gunst der Tyrannen ist ein morscher Stab. Im Herbste des Jahres 1521 kam ein Nuntius des Papstes nach Kopenhagen und forderte Rechenschaft wegen der in Stockholm hingerichteten Bischöfe und Prälaten. Christians Lage war nicht derartig, daß er allen Feinden zugleich widerstehen konnte; auf der andern Seite aber wollte der Nuntius den König in so kritischer Zeit nicht unnötig reizen. Unter diesen Verhältnissen fanden beide einen Ausweg. Christian sollte alle Schuld von sich ab auf seinen Ratgeber Dietrich Slaghoek wälzen. So geschah es, und diesen traf die ganze Wucht der allerdings reichlich verdienten Strafe. Wenige Tage hatte sich Slaghoek in dem Glanze seiner erzbischöflichen Würde gesonnt, als man ihn zu Kopenhagen in den Turm warf. Der päpstliche Legat saß zu Gerichte über ihn und verurteilte ihn zum Tode. Zwei Monate nach seiner Erhebung führte man ihn in Samt und Seide seiner Würdentracht gekleidet auf den Markt, wo Galgen und Scheiterhaufen nebeneinander standen. Unterwegs erblickte Slaghoek den Geheimschreiber des Königs und rief ihm in lateinischer Sprache zu: „Lebt wohl, Ihr seht, das ist der Lohn der Arbeit!" „Nein, nein", entgegnete dieser, „es ist die Strafe des Frevels." Auf dem Markte hieß man ihn die Galgenleiter hinansteigen und wieder herunter, riß ihm die Ehrenkleidung ab, band ihn an die Galgenleiter und warf ihn so rückwärts auf den brennenden Scheiterhaufen. Dann rief der päpstliche Nuntius aus, daß der König Christian unschuldig sei an dem Blute von Stockholm; allein der König ließ sich innerhalb der Stadt nicht blicken und Mutter Sigbrits Fenster blieben verschlossen.

Doch auch für Christian sollte die Stunde der Vergeltung schlagen. Schon zogen sich drohende Wolken über seinem Haupte zusammen, und nicht lange mehr sollte ihn der königliche Purpur schmücken. Davon, geliebt es Gott, das nächste Mal.

Der Einsiedler vom Abendberg.

Ein Seitenstück zum „Irren von Saint James. Aus dem Tagebuche eines Arztes".

Für die Abendschule umgearbeitet. (Schluß.)

Hier nun aber war endlich der Augenblick gekommen, wo ich nicht länger mehr in meiner alleinigen Gesellschaft bleiben sollte, denn als ich kaum einige Schritte in den Wald hineingethan, glaubte ich mehrere Menschen vor mir den Weg herabkommen zu hören. Ich stand still und lauschte, und bald wußte ich, daß ich mich nicht geirrt, und die den Berg Herabsteigenden konnten ja nur die Erwarteten sein. Schon unterschied ich einzelne Stimmen, Frauen- und Mädchenstimmen und eine tiefere, die nur e i n e m Manne gehören konnte, und zwischen ihnen hindurch tönten ganz deutlich einzelne Rufe der Jungen, die ihre Esel durch lauten Zuspruch ermutigten, wenn ihnen ihre Last auf dem beschwerlichen Wege hinab etwas sauer werden mochte.

So blieb ich denn stehen und wartete, halb mit Absicht, halb unwillkürlich, denn wieder klopfte mir das Herz so stark, als ob es heute seine Schuldigkeit noch nicht genug gethan. Aber da wurden die ersten Personen, um eine Ecke biegend, schon sichtbar und es waren gerade die, welche heute in der Blockhütte auf der Alp die Hauptrolle übernommen. Voran ging Harry Duncan, das stattliche Grautier, welches seine Mutter trug, fest im Zügel haltend. Ja, er mußte es sein, und doch hätte ich ihn bei dem ersten Blick kaum wiedererkannt. O, wie sah er doch in diesem Augenblick so ganz anders als früher aus! Sein ledernes Büffelwamms trug er nicht mehr, sondern einen modernen Rock, und darunter leuchtete hell ein feines Leinenhemd hervor, wie er es bisher nicht auf dem Berge getragen. Auch seine langen Haare und sein Bart waren, und wie ich nachher hörte, unter den geschickten Händen seiner Schwester, gefallen, und so sah er aus wie ein stattlicher Gentleman, der jetzt wenigstens um zehn Jahre jünger erschien, als es noch heute morgen der Fall gewesen.

Aber was soll ich nun von der Hauptveränderung seiner Erscheinung, dem Ausdruck seines Gesichts sagen, als ich es nun, da er mir allmählich näher kam, genauer durchforschen

konnte? Nein, dies von Glück strahlende Gesicht, dieses von Freude und Zufriedenheit leuchtende Auge waren nicht mehr das Gesicht und das Auge meines armen Einsiedlers auf der Alp, sondern das des plötzlich wieder aufgetauchten Harry Duncan, der mit elastischer Schnellkraft die Last seines Schicksals von seinen Schultern geschüttelt und dem das wiedererrungene Glück Gesundheit, Lebenskraft und Mut in sichtbarer Fülle wiedergegeben hatte.

Kaum aber war er, der bisher vorsichtig auf den holprigen Weg vor sich niederschaute, nun endlich auch meiner ansichtig geworden, und dazu gab ein lauter Ausruf seiner Mutter die nächste Veranlassung, da sie mich zuerst bemerkt, so stand er einen Augenblick still, wie an den Boden gewurzelt, und hielt auch den Esel, den er führte, und somit den ganzen ihm folgenden Zug an. Gleich darauf aber hatte er die Zügel des Tieres losgelassen und in raschen, weitausgreifenden Sätzen sprang er auf mich zu. In einem Nu hatte er mich umschlungen und ich fühlte mich fest an eine hochklopfende Brust gedrückt.

„Mein Freund! Mein wackerer Freund!" rief er endlich aus, als seine Überraschung ihn zu Worten kommen ließ — „sehen Sie, o sehen Sie, was Sie aus mir gemacht! O, da haben Sie mich — mich, wie ich früher war, denn ich habe meine Mutter, meine Schwester, und ach! auch meine Mary wiedergefunden!"

Da erst, als er dies in laut aufjubelnder Freude mehr gerufen als gesprochen, ließ er mich los, und die nächste, die jetzt auf mich zueilte, nachdem sie ihrem Sattel entsprungen, war Miß Lucy. Auch sie fiel mir um den Hals, umschlang mich mit ihren Armen und küßte mich, wie man einen älteren Bruder küßt.

Aber Miß Markham, was that die? Sie, als sie sah, was ihre Cousine that, ließ diese erst ruhig gewähren, dann schwang auch sie sich mit Hilfe Harrys aus dem Sattel und trat auf mich zu, schon von weitem mit schwimmenden Augen ihre Hände mir entgegenstreckend.

„Herr Doktor", sagte sie leise und innig und sich nahe zu mir hinneigend, als ob die anderen nicht hören sollten, was sie sprach, „ich sage nichts, aber ich fühle — alles, was ich Ihnen für mich und — für einen anderen schuldig bin."

„Nein", rief ich, ihre beiden Hände ergreifend und deren herzlichen Druck freudig erwidernd, „sagen Sie nichts, gar nichts, denn der Worte bedarf es ja hier nicht."

Und nun trat ich zu Mrs. Duncan heran, die auf ihrem Tier sitzen geblieben war, und sagte nur: „Sind Sie mit meinen Anordnungen zufrieden gewesen und schelten Sie mich noch, daß ich mein kleines Geheimnis so lange bewahrt?"

„O Gott, nein!" rief sie laut aus und legte ihren linken Arm um meinen Hals, mich leise an sich heranziehend und meine Stirn mit ihren Lippen berührend, „ich — ich bin nur so von namenlosen Dank erfüllt, daß ich nichts, nichts weiter sprechen kann."

Nach diesen wenigen Worten trocknete sie sich mit ihrem Tuch die Augen und ich wunderte mich nicht, daß sie ihr wieder naß geworden waren.

„Damit bin ich zufrieden", sagte ich nun, „und jetzt lassen Sie uns unsern Weg weiter fortsetzen."

Das geschah denn auch sofort, aber nicht ohne daß einige Änderung in der bisherigen Reihenfolge eintrat. Denn Miß Lucy hing sich laut aufjauchzend an meinen Arm, Miß Mary, ebenfalls von jetzt an zu Fuße gehend, schloß sich Harry an, und die Mutter kam dicht hinter uns, um langsam und vorsichtig auf der noch helleren Hausalp nach dem friedlichen Hotel hinunter zu reiten. —

* * *

Als wir eine Viertelstunde später auf dem Hofe unten anlangten, stand Sterchi und mit ihm die meisten der in seinem Hause wohnenden Gäste, unser schon wartend, vor der Thür. Wie groß die Verwunderung der Fremden war, als sie in Begleitung der Engländerinnen einen ihnen bisher fremden Herrn sahen, der ohne Zweifel an einer anderen Stelle des Berges gewohnt, will ich hier nicht beschreiben. Indessen fanden sie sich bald in das neue Vorkommnis, sobald ihnen Sterchi gesagt, daß es der Sohn der Mrs. Duncan sei, der sich mit seiner Familie hier oben ein Rendezvous gegeben habe.

Am nächsten Morgen war ich, wenigstens von den im Hause sich aufhaltenden Fremden, gewiß der erste munter, denn mir ließ es keine Ruhe im Zimmer mehr, das bei meiner noch immer vorhandenen Aufregung alle seine frühere Gemütlichkeit für mich verloren hatte. Schon um sechs Uhr hatte ich mein Frühstück verzehrt und um sieben Uhr trat ich ins Freie, um den Weg nach Interlaken einzuschlagen und Charles H . . . . . t entgegenzugehen. Er begrüßte mich, als er meiner ansichtig wurde, auf das herzlichste und hörte mit lebhafter Aufmerksamkeit die Entwickelung der Szenen mit an, die an den beiden Tagen rasch aufeinander gefolgt waren. Noch ehe wir oben anlangten, wußte er alles, was sich zugetragen, und dankte mir mit überströmenden Worten, was ich an seinem Freunde gethan. Ich hatte Mühe, ihm mit Worten zu begegnen, und erst als wir mein Zimmer betraten, wohin ich ihn zuerst führte und er nun wußte, daß er in Mrs. Duncans und der Ihrigen Nähe sei, wurde er schweigsamer, stand lange nachdenklich am Fenster und sah vom Nebenzimmer aus, das er ja nun bewohnen sollte, mit sichtbarem Entzücken die herrliche vor ihm liegende Gegend an.

Als er sie aber eine Weile in Augenschein genommen und mit wenigen empfindungsreichen Worten seine Freude darüber ausgesprochen, wandte er sich zu mir und sagte mit leichtgerötetem Antlitz:

„Wann werde ich Mrs. Duncan sprechen können? Das sagen Sie mir zunächst, mein lieber Herr Doktor!"

Ich schellte sogleich und als Anna kam, schickte ich sie mit Mr. Charles H . . . . . ts Karte zu Mrs. Duncan und ließ ihr sagen, daß der Herr, der diesen Namen trage, soeben aus Bern angekommen sei und ihr seine Aufwartung zu machen wünsche.

Zwei Minuten später und Anna konnte kaum die Karte in Mrs. Duncans Hände gelegt haben, hörten wir einen lauten Freudenruf auf dem Korridor vor meiner Thür, an die gleich darauf eine Hand heftig pochte. Ich öffnete sie und herein kam Mrs. Duncan selber, noch im Morgenkleide, und flog mit offenen Armen auf Mr. Charles H . . . . . t zu.

Auch dieses Wiedersehen war, wie ich es mir vorhergedacht, ein überaus freudiges auf beiden Seiten, aber Mrs. Duncan hielt sich nicht lange mit Fragen auf, sondern zog den alten Freund ihres Sohnes, dem sie so viel Dank schuldig war, in ihr Zimmer, wohin ich ihr nicht folgte, obwohl sie mich wiederholt dazu aufforderte. Ich konnte mir denken, was da vorging, und daß auch dort wirklich Freude auf allen Seiten geherrscht, sah ich an den leuchtenden Blicken der Frauen, als ich sie eine halbe Stunde später in den Speisesaal treten sah, wo sie nun mit dem neuen Gaste das Frühstück einnahmen.

Charles H . . . . . t war alsbald bereit, unserer Aufforderung zu folgen und uns nach der Alp zu begleiten. So ging ich denn in den Stall und ließ die Esel wieder zum Ritt fertig machen. In einer halben Stunde war alles bereit und wie am vergangenen Tage, nur in viel heitererer Stimmung, traten wir unsern Weg an.

Als wir aber in den Wald getreten und eben unter einer großen gespaltenen Tanne angelangt waren, die sich etwa auf dem halben Wege erhebt, kam uns schon der Einsiedler vom Berge entgegen, und kaum wurde er sichtbar, so sprang Charles H . . . . . t auf ihn zu und bald lagen beide Brust an Brust.

Das verursachte natürlich einen längeren Aufenthalt, denn

hier gab es viel zu sprechen; aber nur eines Wortes erinnere ich mich, das ich nie vergessen werde, da es mir galt und mein stilles Wirken noch einmal und nicht zum letztenmale zur Sprache brachte.

Als Harry Duncan nämlich seinem Freunde für alle ihm erwiesene Liebe dankte und seine Gefühle in den herzlichsten Worten aussprach, schüttelte der bescheidene Mann leise den Kopf, deutete mit der Hand auf mich und sagte:

„Nicht ich allein habe das für Dich gethan, sondern siehe Dir diesen Mann an, der mir auf seine Weise wacker in meinen Unternehmungen geholfen hat."

Da gab es denn wieder eine aufregende und glückliche Szene, die ich jedoch kurz abschnitt, indem ich sagte, daß wir uns nicht so lange auf dem Wege aufhalten dürften, vielmehr eilen müßten, um Mr. Charles H . . . . . t die trauliche Einsiedelei seines Freundes zu zeigen.

So zogen wir denn endlich wieder bergan und in einer Stunde von hier aus langten wir vor der Sennhütte an, wo wir die Esel mit ihren Jungen wieder wie am vorigen Tage zurückließen.

Was für ein Gesicht der junge Amerikaner machte, als er die kleine Blockhütte in ihrer malerischen Umgebung sah, wo sein ehemals so unglücklicher Freund so lange in trostloser Einsamkeit gelebt und doch eine behagliche Freistätte gefunden hatte, übergehe ich hier und ebenso will ich nicht weiter berichten, wie wir den Tag oben zubrachten. Es war, mit einem Wort gesagt, ein glücklicher Tag und jeder von uns genoß sein reichliches Teil davon.

Am Nachmittag halfen wir alle Harry Duncan beim Ordnen und Einpacken seiner Sachen und schon um fünf Uhr, wie es vorher verabredet, erschienen drei Knechte Sterchis, um sein Gepäck und alles das, was er mitnehmen wollte, nach dem Hause hinunterzuschaffen. Nachdem sie endlich vor uns abmarschiert, dachten auch wir an den Rückweg, Harry Duncan aber wurde das Scheiden von seiner Hütte schwerer, als er selber geglaubt, und wiederholt, nachdem er schon lange die Thür geschlossen, stand er davor und sah sich sein kleines Asyl von allen Seiten an, bevor er sich wieder mit uns in das Leben der großen Welt zurückbegab, dem er so lange entzogen gewesen.

Es dunkelte schon, als wir bei Sterchi eintrafen und uns nun alle zum erstenmal mit dem wiedergefundenen Sohne und Freunde um die große Tafel ordneten. Aber es war nicht der letzte Tag, den wir hier oben in herzlicher Freude und allseitigem Genuß verlebten, denn noch fast eine Woche blieben wir hier beisammen und fast jeden Tag stiegen die jungen Leute nach der Alp hinauf, von der sich Harry jetzt nur so schwer trennen konnte.

Indessen die Zeit verrann uns Glücklichen schnell und ernstere Aufgaben traten an uns alle heran, nachdem wir oft und eingehend das Vorliegende nach allen Seiten besprochen und auch der nächsten Zukunft eine ernste Betrachtung geschenkt hatten.

Namentlich war auch für mich jetzt endlich die Zeit gekommen, wo ich einmal wieder, nachdem ich mich so lange und unausgesetzt mit dem Wohle anderer beschäftigt, an mich selbst denken konnte, denn ich hatte ja notgedrungen alle meine eigenen Verhältnisse fast ganz außer acht lassen müssen. Die Zeit, die ich auf Reisen zubringen durfte, war zum größten Teil abgelaufen, meine Gesundheit hatte sich wieder hergestellt und durch den Aufenthalt und die Bewegung in der nervenstärkenden frischen Bergluft war ich selbst wieder frisch und kräftig geworden. Auch mein Geist und mein Herz hatten vollauf zuträgliche Nahrung gehabt und so konnte ich wieder mit Freuden an meine Heimat denken, um mich allmählich, wenigstens in Gedanken, auf die mir bevorstehende Winterarbeit vorzubereiten.

Dies alles ging mir jetzt unaufhörlich im Kopfe herum und meinen Freunden auf dem Berge, die eine liebevolle Aufmerksamkeit auf mich und meine Wünsche richteten, entging es nicht, daß ich mit ihnen noch unbekannten Plänen und Vorbereitungen innerlich beschäftigt war.

Als Harry Duncan mich eines Tages nach der Ursache meines Sinnens und Grübelns fragte, gestand ich offen ein, was mich so in Anspruch nahm, und glaubte damit den Augenblick gekommen, ihm mitteilen zu müssen, daß ich den Berg zu verlassen gedächte, um noch einige Tage in Beau-Site zu verleben, da ich in Interlaken noch mancherlei Geschäfte abzuwickeln hätte.

Kaum hatte ich dies gesagt, so wurden von den drei Damen Äußerungen des lebhaftesten Bedauerns laut, daß wir uns schon so bald trennen sollten, aber da war es Harry Duncan zuerst, der seine Meinung dahin abgab, daß er ebenfalls die Neigung verspüre, einmal wieder auf ebener Erde zu wandeln und sich das Treiben der Welt und der Menschen, das er so lange gemieden, aus der Nähe zu betrachten.

Da wurde denn mit einem Mal von allen der Entschluß ausgesprochen, daß sie mit mir zugleich den Berg für dies Jahr verlassen und mit nach Unterseen ziehen wollten, um wenigstens noch einige Tage daselbst in meiner Gesellschaft zuzubringen.

Als ich an dem Abend vor unserer Abreise Sterchi gute Nacht sagte, fand ich ihn ungewöhnlich still und nachdenklich, und doch auch wieder sichtbar erregt.

„Was haben Sie?" fragte ich den sonst so ruhigen Mann.

„Nun", sagte er, „glauben Sie denn, daß man bloß Gastwirt ist und kein Herz hat, wenn man solche Leute scheiden sieht, wie sie morgen mein Haus verlassen? O, die Lücke, die Sie alle bei mir zurücklassen, wird so bald nicht ausgefüllt werden."

„Geduld, alter Freund", erwiderte ich, „auch im nächsten Jahr lebt noch der alte Gott, und wir, die wir auch mit Herzeleid von Ihnen scheiden, kommen ja um so fröhlicher und lieber wieder."

„Ja, ja", sagte er, „das mag wohl sein, aber Sie werden mir alle doch diesmal mehr als sonst fehlen. Und diese Familie Duncan — und besonders den Mr. Scott — die werde ich nie vergessen, und sie hat mir soeben für mich und meine Leute ein Andenken zurückgelassen, das so hochherzig und liebevoll gegeben und so reich ausgefallen ist, wie wohl niemand von uns es erwarten konnte."

„Nun", sagte ich, „Sie haben es ja auch wohl um sie verdient und alle die Ihrigen mit. Auch sind es ja reiche Leute und so freuen Sie sich doch!"

„O ja, ich freue mich auch, aber was die reichen Leute und namentlich die Engländer betrifft, so sind sie es nicht immer, die die offenste Hand haben, aber Miß Markham — glauben Sie es mir — die hat eine sehr offene Hand gehabt und wir werden alle noch lange davon zu sprechen haben." —

* * *

Am nächsten Morgen um acht Uhr zogen wir alle in merkwürdig übereinstimmender Schweigsamkeit und im Herzen sichtbar bedrückt vom Berge hinunter und der Stillste von uns war Harry Duncan, obwohl er Miß Mary am Arme führte und der herrlichste Sonnenschein durch die Tannen blitzte. Um zehn Uhr schon zogen wir in Beau-Site ein und da erst, als ich meines guten Ruchti freundliches Gesicht wiedersah und mich von ihm und den Seinigen so herzlich begrüßen hörte, wurde mir etwas wohler zu Mute und bald war ich in dem lieben Hause wieder so heimisch wie früher, obwohl ich noch oft, wie wir alle, mit stiller Wehmut im Herzen meine Blicke nach dem weißen Hause auf dem Abendberge emporschweifen ließ. —

* * *

Noch eine schwere Stunde stand uns jetzt allen bevor und mir war sie ohne Zweifel die schwerste — unsere Scheidestunde.

Meine Zeit, die ich für die Reise bestimmt, war bis auf wenige Tage abgelaufen und die Heimat winkte mir mit ernstem und doch freundlichem Gesicht aus weiter Ferne herüber. Es wurden über diese bevorstehende Trennung immer nur wenige Worte zwischen uns gewechselt, so lange wir noch einen und den andern Tag vor uns hatten, aber am letzten Tage erfuhr ich ganz wider Erwarten, daß meine neu erworbenen englischen Freunde mich nicht allein ziehen lassen, sondern wenigstens bis nach Scherzligen vor Thun begleiten wollten. Obgleich ich eine wohlbegründete Einsprache dagegen erhob und sie bat, mir den Abschied durch die Verlängerung desselben nicht noch mehr zu erschweren, so half doch all mein Reden nichts und es blieb bei der einmal ausgesprochenen Absicht. Am Reisetage und nachdem ich von Ruchti und seiner Familie den herzlichsten Abschied genommen, fuhren wir denn auch alle nach dem Thuner Dampfer hinaus, und wieder war es der wohlbekannte Beatus, der mich der Eisenbahn entgegenführen sollte. Wir traten sehr schweigsam an Bord, nur deutete Harry Duncan oft mit der Hand nach dem herüberwinkenden Abendberge hinauf, und ich verstand ihn wohl, auch ohne daß er mir sagte, was er dabei empfand. Still und ruhig schaufelte das Boot beim herrlichsten Wetter durch die blauen Wellen des schönen Sees, und ernst und majestätisch blickten die erhabenen Berghäupter auf uns nieder, um mir auch ihren stillen Gruß in die Heimat mitzugeben.

Ja, wir alle redeten nur sehr wenig unterwegs, nur lagen unsere Hände oft ineinander und unsere Augen sprachen eine sehr beredte und verständliche Sprache. Endlich aber war der Augenblick des Scheidens gekommen und wir erkannten es gleichzeitig, als wir die lange Reihe der dunklen Eisenbahnwaggons auf den Schienen an der Aare vor uns halten sahen, die mich ohne Aufenthalt in die Ferne führen sollten.

Die Worte aber, die jetzt laut wurden, will ich nicht wiederholen, sie waren süß und schmerzlich zugleich, das schönste von allen aber hieß: „Auf Wiedersehen in Interlaken im nächsten Jahr!"

Zehn Minuten später hatte ich meinen Platz im Koupee eingenommen und fuhr durch die prachtvolle Landschaft dahin — einsam zwar, doch nicht allein, denn die Gedanken, die Wünsche, die Freundschaft der hinter mir Bleibenden geleiteten mich; in meinem Herzen selbst war es still und traurig, doch auch die innere Zufriedenheit, die Freude an der Erinnerung, die Hoffnung auf die Zukunft fehlten nicht, und in solcher Begleitung gelangte ich nach drei Tagen in meine behagliche Heimat, wo ich meinen Lieben erzählte, was mir Großes und Freudiges begegnet war und wo ich mich, mit neuen Kräften zur neuen That gestählt, wieder der Arbeit, dem Schaffen und der Liebe der Meinigen widmete. —

Ende.

Buntes Allerlei.

Häuser von Eis. Es ist bekannt, daß die Reisenden, welche die Polargegenden besuchen, öfter die Gewohnheit haben, Wohnungen aus Eisblöcken zusammenzustellen, in welchen sie, was paradox klingen mag, vor der heftigen Kälte Schutz finden. Doch läßt sich diese Thatsache leicht erklären. Das Innere eines solchen von Eisblöcken errichteten, geschlossenen Gebäudes hat eine Temperatur gleich derjenigen schmelzenden Eises, nämlich 32° Fahrenheit, und dieser Wärmegrad erscheint natürlich milde, wenn draußen das Thermometer 25° unter Null zeigt. Der Unterschied ist deutlicher wahrzunehmen, wenn es stark weht. Die Gewohnheit, dergleichen Häuser von Eis zu bauen, herrscht in denjenigen Ländern, wo es während des ganzen Winters friert, und wo man deshalb nicht zu befürchten braucht, daß das Gebäude plötzlich zusammenschmilzt. In Rußland geschieht das öfter und in Canada sind es hauptsächlich die Franzosen, welche sich solche Häuser bauen, aus Blöcken, die aus dem Eise herausgesägt werden. Das Ausschneiden oder Aussägen dieser Blöcke geschieht vermittelst sehr schwerer Eggen oder Pflüge, die von Pferden gezogen und so oft über das Eis geleitet werden, bis die sich bildenden Furchen ungefähr drei Zoll tief sind, wo dann wenige Schläge mit der Axt genügen, um die Blöcke von der Eisdecke abzutrennen. Dann werden die Blöcke nur einfach aufeinander gestapelt; anstatt Mörtel und Kalk braucht man hier einfach Wasser, wodurch die Blöcke aufeinander festfrieren, so daß das Ganze bald ein großes Stück, einen Monolith, mit kristallhellen Seitenflächen bildet. Am Tage macht solch ein Gebäude, trotz der architektonischen Verzierungen, wenig Eindruck, aber abends, wenn es drinnen erleuchtet ist, bietet es einen wirklich prächtigen Anblick dar. Bekanntlich ist kürzlich in Montreal in einem riesigen, auf die gedachte Weise hergestellten Eispalaste das Eröffnungsfest des Eiskarnevals gefeiert worden, in dessen Verlauf durch Lichteffekte geradezu überraschende Farbenwirkungen hervorgebracht wurden.

Riesenbauten im alten Amerika. Die „Times" berichtet von der Entdeckung von Ruinen, einige Leguas südöstlich von Magdalena (Mexiko), wie ähnliche in Amerika noch nicht gefunden wurden. Zuerst ist da eine Pyramide, deren Basis 4350 Fuß, deren Höhe 750 Fuß mißt, von unten führt in sanftem Ansteigen eine gewundene Straße bis zur Spitze, breit genug, daß Wagen darauf fahren können, und so gut gebaut und geschickt angelegt, wie es nur die besten Ingenieure der Jetztzeit ausführen könnten. Etwas östlich von der Pyramide liegt ein kleiner, etwa ebenso großer und hoher Berg, an dessen Wänden Hunderte und aber Hunderte von Zimmern, 5 zu 10 bis 16 oder 18 Fuß messend, im festen Gestein sehr sorgfältig ausgehauen sind. Fenster besitzen dieselben nicht und nur einen Eingang von oben her; ihre Höhe beträgt acht Fuß. Auf den Wänden befinden sich zahlreiche „Hieroglyphen" und menschliche Gestalten; Steinwerkzeuge jeglicher Art liegen in Massen dort herum. Man darf auf nähere Nachrichten über die Entdeckung gespannt sein.

Kränze bei festlichen Gelegenheiten zu tragen war nicht nur im klassischen Altertum Sitte, sondern es ist das auch in Deutschland, besonders im 16. Jahrhundert, ein ziemlich gewöhnlicher Brauch gewesen. Nicht nur Frauen, sondern auch Männer trugen Kränze, und zwar entweder auf die Mützen, Barette oder Hüte geheftet, oder auf dem bloßen Haar, und letzteres obenein ohne Rücksicht auf Ort oder Jahreszeit. Diese Kränze waren entweder aus edlen Metallen kunstvoll gearbeitet, oder sie bestanden aus einer mehrfach gewundenen, mit farbigen Bändern durchflochtenen Schnur oder auch aus frischem Laub und Blüten. So trug ein Herr Mathias Schwarz, der Buchhalter bei den reichen Fuggers in Augsburg war, bei einer Schlittenpartie, die gelegentlich eines Fuggerschen Familienfestes am 12. Januar 1521 stattfand an Stelle des Hutes auf seinem Haar einen „grünen, mit goldenen Fäden durchflochtenen Kranz". Gleicherweise kamen am 20. Februar 1522 zehn junge Herren als Gäste zur Hochzeit eines gewissen Sigmund Peucher geritten, „alle mit Kränzen im bloßen Haar". Und nicht nur junge Leute liebten und trugen diesen Schmuck, auch bejahrtere Männer verschmähten ihn nicht, wie gelegentlich von einem 56jährigen Herrn erwähnt wird, der bei einem städtischen Fest am 9. Juli 1553 erschien mit einem Blumenkranz im eisgrauen Haar. Kränze bei Hochzeiten (oft von den Hochzeitgebern geliefert) sind nicht nur für die Brautleute und ihre Führer, sondern auch für die anderen Hochzeitgäste, ja sogar für die Kutscher und Spielleute seit uralten Zeiten gebräuchlich gewesen. Ja es wurden schon im Mittelalter Klagen über den Luxus geführt, der damit getrieben wurde, und Verordnungen dagegen erlassen. In einem Nürnbergschen Hochzeitbüchlein, verfaßt anno 1485, erneuert 1526, wird u. a. anbefohlen, daß weder die Braut noch jemand von ihren Angehörigen Kränze austeilen und verschenken darf, ausgenommen an den Bräutigam, die Brautführer, Tanzlader, an die Spielleute und an diejenigen fremden Gäste, so von auswärts zu der Hochzeit eintreffen.

Neue Patentmedizin. In der Medizin spielt der Thermometer bekanntlich insofern eine große Rolle, als er häufig von den Ärzten dazu verwendet wird, die Fiebertemperatur der Kranken zu messen und daraus einen sicheren Anhalt für die Diagnose und einen Schluß auf den günstigen oder ungünstigen Verlauf der Krankheit zu gewinnen. Welcher Aberglaube sich nun daran knüpft und welche wunderbare Heilkraft von unklaren Köpfen dem Thermometer zugeschrieben wird, davon zeugt folgendes jüngst erlebte Geschichtchen: Ein Soldat liegt in seinem Militärlazarett, an Lungenentzündung erkrankt. An demselben wird im Auftrage des Stabsarztes die Temperatur durch Einlegen des Thermometers in die Achselhöhle gemessen. Als der damit betraute Unterarzt sich anschickt, die Decke zu lüften, um den Thermometer wieder zu entfernen, sagte der Kranke im flehendsten Tone: „Ach bitte, Herr Doktor, lassen Sie mir's noch ein wenig, ich fühle schon, daß es mir gut thut." .... Diese Geschichte erinnert an ein von einem Arzte belauschtes Gespräch

zwischen zwei Wärterinnen. Sie sprachen über Typhusbehandlung und die eine beklagte sich über die Beschwerlichkeit der bei Typhuskranken angeordneten Kaltwasserbäder, worauf die andere in sichtlicher Befriedigung erwiderte: „Wir haben das viel leichter, wir legen täglich zweimal den Thermometer ein und nachher wird's schon besser.“ — Und das alles soll der harmlose Thermometer mit dem unschuldigen Glasröhrchen und der Quecksilbersäule bewirken!

Ein Amazonenstaat. Im Territorium des Sternenbanners giebt es nach amerikanischen Berichten ein Gebiet, das sich fast ausschließlich unter weiblichem Regiment befindet, es ist dies der Distrikt der Wyandots, eines der wenigen Indianerstämme, welche der vordringenden Kultur bisher noch erfolgreich Widerstand zu leisten vermochten. Bei diesem Volk nimmt das Weib eine gesellschaftlich hervorragendere Stellung ein als der Mann. Die Suprematie des Weibes hat zur Folge, daß die Ratsversammlung jedes Dorfes aus vier Frauen besteht, welchen ein von ihnen gewählter Mann gewissermaßen als Exekutivorgan und technischer Beirat zur Seite gesetzt ist. Der Stammesrat wird durch die Vereinigung sämtlicher Ratskollegien der Dörfer gebildet; er setzt sich demgemäß aus viermal so viel Weibern als Männern zusammen. Den Sochem (Stammeshäuptling) wählen die männlichen Dorfvorsteher, welche nach den Instruktionen der weiblichen Majorität ihres Kollegiums zu stimmen haben. Es zeugt für die Einsicht der Frauen, daß sie den freien Männern des Stammes, welche im Kampfe ihre Haut zu Markte tragen, die Wahl der Führer und der Mitglieder des obersten Kriegsrates überlassen. Das Recht der Gemeinde-Angehörigkeit vererbt sich nicht vom Vater, sondern von der Mutter aus. An jedem Saatenfest treten die Frauen des Dorfmagistrats zur Namengebung für alle im Laufe des Jahres Geborenen zusammen. Bei dem Tode einer Mutter muß die Schwester oder die nächste Verwandte derselben die Kinder zu sich nehmen und an ihnen Mutterstelle vertreten. Die Kultur des Bodens wird durch die Frauen besorgt, während den Männern der Fischfang, die Jagd und die Kriegsführung obliegt. Die von ihren Weibern majorisierten Wyandots kommen jedoch seit lange nicht mehr in die Lage, den Kriegspfad zu betreten; ihre kriegerische Dienstpflicht ist eine rein nominelle; ihre Frauen gestatten ihnen die Kriegsspielerei als einen harmlosen Zeitvertreib. Der Wigwam und die Hütte samt der ganzen Einrichtung gehören dem Weibe, welches als eigentliches Familienhaupt betrachtet wird; bei dessen Ableben tritt die älteste Tochter oder die nächste Anverwandte als Erbin ein. Der Hausvater, oder besser gesagt, der Mann seines Weibes besitzt als Eigentum nichts als seine Kleider, seine Jagd- und Fischgeräte.

Eine lustige und trefflich erfundene Geschichte von einer mißlungenen Bürgermeisteransprache ist die folgende. Jakob II., König von England, kam auf einer Reise nach Southwald, Grafschaft Suffolk, woselbst zu dem Behufe von der Obrigkeit ein festlicher Empfang beschlossen worden war. Der Bürgermeister hatte sich von dem Stadtschreiber eine Rede verfassen lassen, solche jedoch der Kürze der Zeit halber nicht ordentlich memorieren können und daher den Betreffenden beauftragt, sie zu soufflieren. Die Erscheinung des Herrschers konsternierte ihn aber derart, daß er über den Beginn: „Eure Majestät!“ nicht hinauskam. Der Stadtschreiber wollte ihm Mut einflößen und flüsterte: „Haltet doch den Kopf aufrecht, wie ein Mann.“ Und der unglückliche Bürgermeister wiederholte mechanisch mit zitternder Stimme: „Eure Majestät, haltet doch den Kopf aufrecht, wie ein Mann.“ — „Seid Ihr denn verrückt, Sir?“ fragte der Souffleur leise und betroffen, das Stadtoberhaupt hatte aber jetzt vollends die Fassung eingebüßt und repetierte laut: „Seid Ihr denn verrückt, Sir?“ — „Ich sage Euch, Ihr werdet uns alle zu Grunde richten!“ murmelte der Schreiber verzweifelt, und mit schweißtriefender Stirn rief der Bürgermeister nach: „Ich sage Euch, Ihr werdet uns alle zu Grunde richten!“ Man kann sich die Wirkung dieser Ansprache vorstellen. Zornglühend wandte der König den total niedergeschmetterten Stadtvätern den Rücken, bestieg seinen Wagen wieder und fuhr mit seinem Gefolge weiter.

Das größte Fährschiff der Welt wird wohl der „Solano“ werden, der den Dienst zwischen St. Francisco und der Zentral Pacific Eisenbahn versehen soll. Das Schiff ist 494 Fuß über dem Hauptdeck lang, 406 Fuß im Raum, im ganzen breit 116 Fuß, und soll, wenn beladen, nur 6½ Fuß tief stechen. Auf dem Deck liegen vier Schienenwege von einem Ende zum andern, so daß es 24 Personenwagen nebst Tender und Lokomotive aufnehmen kann.

Ein schlechter Erzähler. Von jemandem wird mit [illegible] sich die Gelegenheit dazu bietet, folgender Scherz zum [illegible] „Denken Sie sich, meine Herrschaften! In unserem Kran[illegible] findet sich gegenwärtig ein Mann, der drei Füße hat.“ — [illegible] rufen kopfschüttelnd die nicht Eingeweihten. — „Und doch ist [illegible] Mann hat einen rechten Fuß, einen linken Fuß und den Ty[illegible] Das beifällige Gelächter, welches diesem Scherze stets zu folgen [illegible] veranlaßt den Bürgermeister eines Ortes, ihn auf einer Gesell[illegible] zubringen. „Denken Sie sich, meine Herrschaften!“ hebt er [illegible] wie sein Vorbild, „in unserem Krankenhause befindet sich geg[illegible] Mann, der drei Füße hat!“ — „Unglaublich, wunderb[illegible] durcheinander. — „Und doch ist die Sache sehr einfach; er h[illegible] ten Fuß, einen linken Fuß — und das Nervenfieber.“

London sonst und jetzt. Die „Pall-Mall-Gazette“ [illegible] 14. Januar eine Beilage mit Karten von London, wie es [illegible] 1834 und 1881 war. Anschaulich hat man hier den gro[illegible] wachs der Stadt binnen eines Zeitraums von 320 Jahren [illegible] Im Jahre 1560 betrug Londons Oberfläche zwei, in 1818 [illegible] sechzehn und im Jahre 1881 zwischen siebzig und ach[illegible] dratmeilen. Während also in den 258 Jahren zwisch[illegible] 1818 die Ausbreitung nur langsam vorging, nahm sie mit [illegible] Jahrhunderts einen rapiden Anlauf, so daß die Stadt in ei[illegible] 63 Jahren (von 1818—81) sich ungefähr verdreizehnfa[illegible] bei ist von diesem Wachstum das Ende noch nicht abzusehen, [illegible] fährt ohne Zögern mit dem Anbau fort.

Sprechsaal.

A. F. Gr. in E. Die älteren Jahrgänge der „Abendschule“ sind sämtlich vergriffen. Ihre anderen Fragen sandten wir unserem „Fritz“ zur Beantwortung in der „Rundschau“.

G. B. in F. W. 1. Wissen Sie ein wirkliches Heilmittel für das „kranke Kopfweh“ bei Frauen? 2. Ist das Impfen ein zu empfehlendes, heilsames Mittel, oder ist es schädlich?

1. Uns ist ein sicheres Mittel nicht bekannt. 2. Bekanntlich ist im Jahre 1796 durch den englischen Arzt Jenner die Impfung als Schutzmittel gegen die Blattern empfohlen worden. Der Wert des Impfens ist in letzter Zeit auch von ärztlicher Seite angezweifelt worden, wie denn auch die Thatsache, daß Geimpfte von den Blattern ergriffen wurden, jedenfalls zeigt, daß das Impfen keinen absoluten Schutz gegen diese gefährliche Erkrankung bietet. Ebenso fest steht aber auch die Thatsache, daß durch das Impfen bei richtiger Auswahl des Impfstoffes dem Impfling kein Schaden zugefügt werden kann. Somit fällt das Impfen in die Reihe der vielleicht zweifelhaften, aber gewiß unschädlichen Vorbeugungsmittel. Und warum sollte also auch der Zweifler davon keinen Gebrauch machen? Wir raten also jedermann zum Impfen, betonen aber, daß das Impfen durch einen gewissenhaften Arzt vorgenommen werden muß. Man benutzt zum Impfen entweder den Kuhpocken entnommene, sogenannte animalische Lymphe, oder die aus dem Impfbläschen des menschlichen Impflings entnommene humanisierte Lymphe. Die Kuhlymphe, der wir den Vorzug geben, ist in Amerika in vorzüglicher Reinheit zu bekommen. Durch den Gebrauch solcher Lymphe ist die Gefahr, daß gewisse abscheuliche Krankheiten dem Impfling übertragen werden, ausgeschlossen. Die irrige Ansicht daß auch andere Krankheiten, namentlich Hautkrankheiten, übertragen werden, kommt wohl daher, daß bei Personen, deren Säfte unrein sind, die Impfentzündung den Anlaß zu weiteren Entzündungen giebt. — Ob bei drohender Pockenepidemie eine Wiederimpfung (Revaccination) nötig ist, muß der Arzt entscheiden. —

J. M. in N. B., Texas. Hier giebt es viele Teiche, in denen sich nach einem schweren Regen Wasser ansammelt, die aber auch zu Zeiten ganz trocken sind. Wie ist es zu erklären, daß in diesen Teichen sich nach einem schweren Regen Fische zeigen?

Die Fische bohren sich, wenn ihnen das so nötige Element, das Wasser, entzogen wird, in den Schlamm, der sie wie eine Kapsel einhüllt, verfallen also in eine gewisse Erstarrung, bis der wiederkehrende Regen ihren Wohnplatz von neuem mit Wasser füllt. Namentlich in der heißen Zone ist diese Erscheinung, die sich mit dem Winterschlaf mancher Säugetiere vergleichen läßt, eine ganz gewöhnliche.

A. St. in H., Ind. Unsere Stadt ist eine der betriebsamsten Städte des Wabash-Thales. Wir haben viele solide Geschäftsleute hier, aber ein Teil unserer Einwohner scheint sich jeden Abend mit dem Gedanken zu Bett zu legen: „Wie kann ich es morgen möglich machen, um etwas auf Pump zu bekommen?“ Nehmen wir einmal an, wir hätten 600 Bürger; davon sind wenigstens 125 "Dead beats" und Bummler. Ich verliere an diese Kerle jährlich etwa $100. Wäre es nun nicht geraten, ich und die anderen Geschäftsleute legen dies Geld zusammen, bauen ein Gefängnis und stecken die 125 "Dead beats" rc. hinein und lassen sie arbeiten bei Wasser und Brot?

Ihr Vorschlag klingt allerdings nicht übel — aber seine Ausführung würde schwerlich die Zustände bessern. Wenn Sie die Kerle glücklich im Loch sitzen haben — was seine Schwierigkeiten machen wird — und Sie stellen dieselben an die Arbeit und bringen es endlich auch dahin, daß die Burschen arbeiten, so entsteht dadurch eine so verderbliche Konkurrenz, daß die fleißigen und ordentlichen Bürger ohne Arbeit sind und endlich mit den Herren "Dead beats" im Gefängnisse wechseln müssen. Kurz — Sie können es anfangen, wie Sie wollen — die "Dead beats" schaffen Sie nicht aus der Welt. Es muß nun einmal ein Teil der Menschen faulenzen, damit den andern der Segen der Arbeit nicht genommen wird.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 15. Mai 1884. Nummer 38.

Das fünfte Rad am Wagen.

Von Emil Frommel.

Erstes Kapitel.

Eine Kindtaufe und was sich dabei begeben.

Wie das Dorf heißt und wo es auf der Landkarte zu finden, in welchem es zu Anfang der dreißiger Jahre unsres Säkulums mit der dritten Glocke im Kirchturm läutete, kann dem geneigten Leser nicht ohne weiteres gesagt werden. Genug, das Örtlein lag oben am Kamm eines großen Waldes, wo zwei Grenzpfähle verschiedener Länder gute hölzerne Nachbarschaft hielten. Dort läutete es in kurzen Schlägen mit der kleinen hellsten Glocke; das war das Zeichen, daß eine Kindtaufe unterwegs sei. Wenn sonst ein Kindlein im Ort getauft wurde, ging nur da und dort ein Fenster auf, denn es war den Leuten nicht absonderlich interessant, wenn so einem armen Hintersassen zu seinen sieben hungrigen Schnäbeln noch ein achter geboren wurde. Aber diesmal war am Kirchwege jedes Fenster besetzt, denn des Eichbauern erster Sohn und Stammhalter sollte getauft werden. Hinter der Hebamme, die ihren zwanzigfaltigen Extrarock heute angezogen und über das Kind ein großes kirschrotes Tuch mit Goldfranzen gedeckt hatte, ging's im langen Zug hinterdrein. Da war der Stabhalter mit seiner Frau, der Gerichtsschreiber mit der seinigen, die er durchaus nur vor den Bauern mit „Frau Gemahlin" zu titulieren pflegte, weil sie einst Köchin in der Stadt bei einer vornehmen Herrschaft gewesen, dann folgten drei „Herren" vom kleinen Rat und abermals drei vom „Ausschuß", und unter der Aufsicht der alten Kantorin der ziemlich ansehnliche Nachwuchs der Obgenannten. Die Hauptperson war freilich der Eichbauer mitsamt seinen fünf Mädchen, die Blumenkränze auf dem Kopf und Rosmarinzweige in der Hand hatten und sich untereinander an den Röcken festhielten. Der Eichbauer schaute mit seinem Dreispitz nach allen vier Winden und nickte jedem freundlich zu, auch dem, der ihn nicht grüßte. So herablassend hatten ihn die Leute ihr Lebtage nicht gesehen, denn er galt für einen stolzen harten Mann. Diesmal aber hatte die Sonne der Freude den Eiszapfen geschmolzen. Das machte sein Bube, den die Hebamme in ihrem flotten Rock so gravitätisch trug. Es war anders heute als das letzte Mal. Als das fünfte Mädchen ihm geboren wurde, war er nämlich so widerborstig, daß er nicht zu bewegen war, zu seiner Frau in die Kammer zu gehen und ihr die Hand zu geben, und als er notgedrungen ins Pfarrhaus mußte zur Anzeige, legte er weder seinen Sonntagswams noch seinen Dreispitz an, ging auch nicht offen durchs Dorf, sondern schlich sich in der Dämmerung hinten am Haag des Pfarrgartens ein. Seine Anmeldung klang, als wäre er nicht der Eichbauer, aus dem lieben deutschen Vaterland geburtig, sondern ein echter Insasse aus Hinterindien, die bekanntlich ihren Vettern die Geburt eines Mägdleins also notifizieren: „Heute ist mir nichts geboren worden." Schon bei dem vierten Mägdlein ward's ihm engbrüstig, aber beim fünften ging ihm das wenige von Geduld, was er überhaupt von diesem seltenen Kraut auf Lager hatte, vollends aus. „Also keiner sollte den Namen des Eichbauern fortpflanzen und der schöne Hof am Ende noch so einem fremden hergelaufenen Schwiegersohn anheimfallen!" Das wurmte ihm gerade so am Herzen als weiland dem Heiden Prometheus der Geier an der Leber, wobei man nicht weiß, wer mehr gestraft war, ob der Mann oder der Geier — denn alle Tage Leber essen ist auch kein Spaß. — Item, der Herr Pfarrer schrieb das Nr. V pflichtmäßig ein, gratulierte auch dem Eichbauer dazu und ließ so etwas fallen von fünf klugen Jungfrauen im Evangelio, deren Zahl jetzt voll geworden. Dem Eichbauer leuchtete dieser Vergleich wenig ein; ein andrer ging ihm vielmehr im Kopf herum, den er beim Heimweg zwischen den Zähnen murmelte: „Ja das fünfte Rad am Wagen, hätte er sagen sollen, dann hätte



Des Eichbauern erster Sohn und Stammhalter sollte getauft werden.

er recht gehabt", und diese Rede brachte er selber mit ins Wirtshaus, in den schwarzen Adler, allwo er sich seinen Ingrimm hinunterspülen wollte. Die Herren aus dem kleinen Rat, die er hier traf, gingen gleich auf sein Wort ein und ließen lachend das fünfte Rad am Wagen hochleben, und so bekam das Kind gleich noch vor seiner Taufe im ganzen Dorf einen Spitznamen, denn der kleine Rat sagte es zum großen Rat, nämlich ihren Weibern zu Hause, und die sagten's im Vertrauen weiter, bis es das ganze Ort wußte. Bei der Taufe ging er auch nicht mit zur Kirche, sondern ließ das Kind durch eine Base und ein paar Tagelöhner über die Taufe heben. Diese Base war seines Vaters Schwester und galt für steinreich und ebenso geizig, ja etliche hielten sie für eine Hexe, die einen bösen Blick habe. — Der Kindtaufzug war in der Kirche angelangt, der junge Provisor (so nannte man dort den zweiten Lehrer) that sein Möglichstes auf der Orgel und ließ alle Register spielen, selbst den Tremulant, der nur bei Leichenfeierlichkeiten in Vorschein kommen durfte. Aber er dachte: auf ein bißchen mehr oder weniger Wind kommt's heute nicht an, denn dem Eichbauern kommt's heute auch auf ein paar Groschen mehr nicht an. Der goldne Taufengel, der hoch oben am gestirnten Kirchenhimmel seine gewöhnliche Residenz hatte, senkte sich mit der Taufschale kunstgerecht auf das Kindlein herunter, als der Pfarrherr eben taufen wollte. Derselbe sprach wieder etwas bei dieser Gelegenheit von den voraufgegangenen fünf Mägdlein, was den Eichbauern unwillkürlich an das fünfte Rad am Wagen erinnerte. Dies kleine Ding hielt seinen Rosmarinstrauch krampfhaft in den Händen und schaute groß und voll bald den Pfarrherrn, bald den goldnen Engel und bald das Brüderchen an, und kam sich gar nicht überflüssig vor, sondern machte ein wichtiges Gesicht, als sei es die Hauptperson bei der Sache. Beim Nachhausegehen sagte sie heimlich zu der Ältesten: „Nicht wahr, Jakobine, das war der liebe Gott, der den Engel gerufen und das Brüderchen getauft hat?" „Du dumme Gundel (Kunigunde), Du wirst auch Dein Lebtage nicht gescheit, das war ja unser Herr Pfarrer." Beschämt schwieg die Kleine. Sie hatte es so fest bei sich ausgemacht, daß eigentlich nur der liebe Gott taufen könne und die Engel zur Disposition habe. Zu Hause war großes Festmahl, das bis tief in die Nacht hinein dauerte. Dem Eichbauern merkte man's an seinem ganzen Gesichte an, daß er mit seinem Buben große Dinge im Kopfe hatte. Er sah ihn im Geiste schon, wie er große Reisen in der Welt machte und Holzgeschäfte, denn der Eichbauer trieb neben seinem Ackergut mit seinem schönen Stück Wald ein einträgliches Geschäft, und der Handel wurde ihm immer lieber mit der Zeit als das Bauerngeschäft. Deswegen sollte sein Bub alles das lernen, was er selber in Handelsgeschäften nicht ganz verstand, Geographie, Rechnen und was dergleichen Dinge mehr sind. Denn des Eichbauern ganze geographische Kenntnis bestand wesentlich darin, zu wissen, daß die Welt kugelrund sei und alle Flüsse nicht den Berg hinauf-, sondern ins Meer hinablaufen. Als der Eichbauer von all diesen Plänen beim Tauffessen etwas verlauten ließ, schüttelte der alte Stabhalter den Kopf und dachte das Seine dabei. Ihm war's immer so vorgekommen, als sei's für den Bauern ein Unglück, wenn er ein Handelsmann würde und nicht bei seinem Leisten bliebe. Dazu dachte er: der Mensch addiert und multipliziert wohl in seinen Gedanken, aber unser HErrgott versteht das Subtrahieren und Dividieren und nimmt schließlich dem Menschen die Kreide aus der Hand und setzt eine ganz andere Summa unter die Rechnung. Item: ein Mensch ist eben kein Rechenexempel, das so glatt abläuft wie die Regula de tri, sondern ein Rätsel und ein Geheimnis, und manches Kind, von dem man geglaubt hat, es würde mit aller Rechenkunst ein Ölzweig um den Tisch, ist schließlich ein Dornzweig ums Herz geworden. Drum ward's dem Stabhalter bedenklich zu Mute, und als es einmal still war, that er einen tiefen Zug aus der Pfeife und sagte: „Nichts für ungut, Herr Gevatter, ich wünsche Eurem Buben, schon weil's mein Patenkind ist, alles Gute. Aber laßt ihn werden, was Euer Vater auch war und was wir alle sind, und setzt ihm keine Mücken in den Kopf. Ihr wißt ja aus Eurem Wald, daß dem kleinen Strauchwerk der Wind und Sturm nichts thut, aber in den hohen Stämmen saust er und da giebt's leicht Windfall."

„Dafür laßt mich sorgen, Stabhalter", entgegnete der Eichbauer. „Ihr seid eben nicht weiter hinausgekommen als nur bis aufs Gericht ins Städtlein. Aber in der Welt sieht's anders aus, als Ihr glaubt. Unsereiner schindet und plagt sich und kommt doch zu nichts. Was nutzen mich meine fünf Stück Mädel, mit denen kann ich doch nichts anfangen, die sind nur fressendes Kapital. Wenn der Bub aber ein Holzhändler wird, dann können die fünf Mädel auch noch 'was anders werden als Bauernweiber, die die Hacke auf den Buckel nehmen müssen."

Der Gerichtsschreiber mit seiner „Frau Gemahlin" spitzte schon lange die Ohren und rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her näher an den Eichbauern hin. So manchmal hatte er ihr schon verstohlen einen sanften Stoß mit dem Ellbogen gegeben, und es ging ihm nicht anders als dem Manne im Buch Hiob, der sprach: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstigt. Siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt." Deswegen erhaschte er einen freien Augenblick, als der Eichbauer Atem holte, und sprang ihm bei mit seiner Rede.

„Ihr habt recht, Eichbauer, es ist ganz so, wie Ihr sagt. Ich hab' das alles gesehen auf dem Gericht in der Stadt. Wer kommt schlecht weg? Antwort: Der Bauer. Wer muß alles zahlen? Antwort: Der Bauer. Wer macht's beste Geschäft? Antwort: Der Kaufmann. Wer kann die Welt sehen? Antwort: Der Kaufmann. Da, fragt meine Frau Gemahlin, die in Städten gewesen, die kann's Euch haarklein sagen. Wenn Ihr später Eure saubern Mädel in die Stadt bringt, da braucht keine zu sorgen, da hängt dann an jedem Finger ein Freiersmann, und sie haben die Auswahl. Laßt nur den Buben groß werden und fein ausbilden. Der junge Provisor versteht's und hört das Gras wachsen."

Das war der Kantorin, deren Mann mit dem Pfarrherrn schon längst nach dem Filial zu einer Leiche gegangen, doch zu starker Tabak.

„Also Gerichtsschreiber, mein Mann, der Herr Kantor, ist nicht gut genug um dem Eichbauern seinen Buben zu unterrichten? Hat man so schon 'was gehört im Ort? Gerichtsschreiber, wenn Euch mein braver Mann unter den Fingern gehabt hätte, es hätte was aus Euch werden können und Ihr wäret um hundert Prozent gescheiter als Ihr heute seid. Der hätte Euch hinter den Ohren ordentlich abgetrocknet und Euch den Kopf und den Mund gewaschen, daß Ihr solche Reden ließet. Ja schaut Euch nur den Herrn Provisor an. Was nutzt mich der feine Kopf, wenn's Herz krank ist? Dem ist alles lieb, nur's Schulhalten nicht. Letzthin hat er meinem Mann gesagt: ‚Mit dem Schulhalten verplempert man seine beste Zeit!' das ist sauber. Wenn's zum Essen geht, da kann er nichts vertragen: erstens keine Linsen, zweitens keine Erbsen, drittens keinen Speck, viertens kein Sauerkraut, und wißt Ihr was er gar nicht vertragen kann, he? Keinen Widerspruch, das ist das allerschönste. Nein, laßt mich aus! Ich bin froh, daß ich schon so alt bin und es nicht noch einmal durchzumachen brauche."

„Nun, nun, Frau Gevatterin, so böse hat's der Gerichtsschreiber nicht gemeint. Andere Zeiten, andere Ansichten. Wenn man eben viel studiert, kann man keinen Speck und Sauerkraut essen, das macht dickes Blut. Laßt's gut sein, es

hat noch lange Wege, bis mein Bub soweit ist" — sagte der Eichbauer.

„Ja, ja Eichbauer, bis dahin hat's keine Not mehr; wir Alten sterben weg wie die alten Buchen im Hochwald. Was ich aber sagen wollt', Eichbauer, seid froh um Eure fünf Mädel, die halten vielleicht zusammen, was der Bub verschleudert. Ihr thut nicht recht, daß Ihr die so verachtet, und namentlich die jüngste, die Gundel, die Ihr das fünfte Rad am Wagen geheißen habt. Wer weiß, ob Euch nicht noch ein Rad bricht, oder zwei — und Ihr noch heilfroh seid, daß Ihr noch eins im Vorrat habt. ‚Man muß kein Kind verachten', sagt mein Mann, ‚dieweil man nicht weiß, was aus ihm wird.' Das hab' ich Euch nur sagen wollen, und daß es nicht schön war, daß Ihr mit dem Kind nicht in die Kirch gekommen seid. So, jetzt ist alles heraus, was unter dem Brusttuch gesessen hat. Ihr könnt nun denken, ich sei ein altes Weib, das mehr spricht als es verantworten kann. Aber, Eichbauer", sagte sie plötzlich mit weichem Ton, „ich bin noch eine Schulkamerädin von Deinem Vater selig, und wir haben uns unser Lebtag lieb gehabt, und wenn's Deine Großeltern zugegeben hätten, wären wir dazumal ein Pärlein geworden. Es ist anders gekommen. Ich hab' jetzt einen braven Mann, und Dein Vater ist in jungen Jahren gestorben. Aber schau', die Liebe hab ich immer noch im Herzen, jetzt bald mehr als fünfzig Jahr, und wenn ich dich nicht lieb hätt' und Deine Kinder, thät ich so was nicht am Tauftag sagen. — Da komm, gieb mir Deine Hand und bleib fein auf Deines Vaters warmem Sitz; denn Du bist allweg ein braver Mensch gewesen und sei der alten Kantorin gut."

Es wurde still im Zimmer, der Eichbauer reichte ihr treuherzig aber schweigend die Hand. Keiner wollte und konnte mehr ein Wörtlein sagen. Es giebt ja so ein letztes Wort im Gespräch, wonach es gut ist, wenn eines nicht von neuem wieder anfängt.

In diese Stille drang plötzlich ein lauter Schrei. Alles sprang auf und eilte hinaus und die Treppe hinauf, von wo der Schrei drang. Oben in der Kammer lag des Eichbauern eben getaufter Bube. Die Hebamme hatte in der lauen Sommernacht das Kammerfenster aufgelassen und war dann heruntergegangen zu den Knechten und Mägden, die die Reste der Taufmahlzeit verzehrten, und hatte derweilen das Kind ganz vergessen. Aber eine hatte es nicht vergessen und das war die Gundel. Das Kind machte sich dann und wann schnell los von den Dorfkindern und lief herauf in die Kammer zu dem Brüderchen. Denn sonst wurde sie immer weggescheucht, wenn sie 'mal das Kind sehen wollte, jetzt aber waren die Eltern unten und die Amme fort und sie konnte es nach Herzenslust



Die Kantorin hielt das blutende Kind in ihren Armen und sagte: „Eichbauer, ist das Dein fünftes Rad am Wagen?"

küssen. Plötzlich hörte sie ein leises Wimmern und schnell wie der Blitz war sie oben. Da sah sie zum Entsetzen, wie ein riesiger Marder, der von dem Mehlboden durchs offene Fenster gekommen sein mußte, auf dem Halse des Kindes saß und sich eben über dasselbe hermachen wollte. Die Gundel lief zu und rief nur „Böser, Böser!" und schlug nach dem Tiere, das sofort wütend sich in ihren Arm festbiß. Sie schrie aus Leibeskräften, und die Taufgesellschaft hatte alle Mühe den Marder loszukriegen, den schließlich einer erwürgte. Nun sah wohl der Eichbauer den Zusammenhang und wem er die Rettung seines Buben zu danken hatte. Mit der Taufgesellschaft war's zu Ende. Die Hebamme kriegte eine ordentliche Ladung von Schimpfwörtern auf den Weg, aber die Kantorin hielt das blutende Kind in ihren Armen und sagte: „Komm, Gundel, wein' nicht." Zu dem Eichbauern aber: „Eichbauer, ist das Dein fünftes Rad am Wagen?"

Zweites Kapitel.
Oben und unten im Dorf.

Am frühen Morgen stand das Bernerwäglein des Eichbauern angespannt im Hofe. Der Eichbauer wollte mit seinem Gundel hinunter nach dem Städtlein zum Physikus. Fast die halbe Nacht hatte er mit Aufschlägen die tiefe Wunde am Arm des Kindes gekühlt. Das Kind wimmerte nur leise in seinem Schmerz, „damit das Brüderchen nicht erwache", sagte sie zum Vater und tröstete ihn mit dem Wort: „Thut nicht weh." Und doch that es ihr zum Schreien weh. Der Eichbauer hatte so seine Gedanken in der stillen Mitternacht, und sein Gewissen sagte ihm auch alles leise ins Ohr, was er am hellen lichten Tag nicht gern hörte. Darum nahm er sich vor, zum Physikus zu fahren. Er wickelte ihren Arm in frische Salbeiblätter und setzte das vierte Mädchen mit auf den Sitz, damit die beiden Kinder Unterhaltung hätten. Der Bescheid vom Physikus lautete nicht tröstlich. Der Marder hatte eine Hauptsehne völlig durchgebissen, und es fragte sich, ob Arm und Hand ihr nicht steif für Lebtag bleibe. Er gab ihm allerhand Salben mit und versprach auch bald einmal herauf zu kommen. Der Eichbauer tröstete sein Kind so gut er konnte, und das Kind war so froh, daß der Vater so gut zu ihr war, und lachte zwischen den Thränen, wie wenn die Sonne in den Regen scheint. War's doch das erste Mal, daß ein milder Thau von Vaterliebe auf sie fiel. — Wohl war ihre Mutter, die Eichbäuerin, zu ihrer Zeit das schönste Mädchen im Ort gewesen und auch vermöglich dazu. Aber sie hatte nichts als ihr schönes Gesicht und ihren großen Geldsack, und das ist eben nicht viel, denn die beiden haben noch keinen Mann glücklich gemacht, dieweil sie wandelbarer Natur sind. Sie that ihrem Mann nichts Böses, aber auch nichts Gutes und lachte zu allem und sagte auch ja zu allem. So war sie auch mit ihrem Manne einverstanden, daß die Gundel eigentlich überflüssig sei, und lachte auch, als ihr der Eichbauer von dem fünften Rad was sagte, und meinte, ihr Eichbauer sei doch viel gescheiter und witziger als der Herr Pfarrer mit seinen fünf Jungfrauen. Sie hatte sich nicht viel um das Kind gekümmert. Jetzt that es ihr auch leid, daß sie wegen des Buben, auf den sie ebenso stolz war wie der Eichbauer, leiden mußte. — Als das Wägelein ankam, hob sie sie herunter und sagte: „Nun, Gundel, hast Du spazieren fahren dürfen? der Doktor hat Dir doch nicht weh gethan? 's wird schon wieder gut werden." Das Kind verbiß sich den Schmerz und lachte ihr entgegen und legte ihren gesunden Arm um die Mutter, und schaute ihr fröhlich ins Auge. Wochen gingen drüber hin, der Physikus kam wohl herauf nach dem Wald und prüfte den Arm — aber trotz allen seinen Salben blieb er eben steif. Am schnellsten hatte sich die Gundel darin gefunden. Kinder wissen es ja nicht, wenn ihnen ein Glied am Leib und wenn ihnen ein Glied am Leib der Familie, Vater oder Mutter, fehlt, und merken erst später den ganzen vollen Schaden. Ihr Trost war einmal das Brüderlein, zu dem sie

jetzt alle Tage durfte. Die Mutter war froh, daß sie jemand hatte, der den kleinen Schreihals in Schlaf brachte. Der andere bestand in ihrer Base, die sie einst über die Taufe gehoben. Die wohnte im letzten Haus des Orts und war's von da nur ein paar Schritte in den großen grünen Wald. Das war so ein Haus zum Malen und noch mehr zum Drinnwohnen. Das Dach sprang mit seinem schmucken durchbrochenen Holzwerk weit vorn über das Haus, unter seinem Schutz konnte man auf der breiten Altane, die das ganze Haus umlief, im Sonnenbrand und Regenschauer sitzen und sich die Welt behaglich besehen. Im Obern Gelaß war das „Ahnenzimmer", d. h. da oben war alles zusammen, was die Base von Eltern und Großeltern geerbt, das goldverbrämte Mieder ihrer Großmutter, und die schöne Pelzkappe ihrer Urgroßmutter, Gebetbücher mit den Silberspangen, kurz es war da oben eine Welt für sich, in die die Base nur in Strumpfen ging, nachdem sie vorher die groben Schuhe ausgezogen und feierlich vor die Thüre gestellt. Regelmäßig ging sie an den Todestagen der Ihren hinauf und öffnete die sonst immer geschlossenen Laden und las aus den alten Gesangbüchern der Verstorbenen, deren Sterbelieder mit trocknen Rosmarinzweigen gezeichnet waren. Ihre Welt lag überhaupt in der Vergangenheit, und der einzige Mensch, der ihr sagte, daß auch noch ein jüngeres Geschlecht lebte und heranwuchs, war ihr Patenkind, das ihren Namen trug. Was ihr im Leben passiert, daß sie nicht an's Heiraten gekommen, kann jetzt nicht gesagt werden. So viel weiß ich nur, daß sie und die Kantorin Herzensfreundinnen waren und sie selbigmal viel gelitten hat, als ihr Bruder, des Eichbauern Vater, nicht nach seiner Herzensneigung heiraten durfte. Das hatte sie für alle Zeiten mit der Freundin zusammengebunden. Es ist ja wohl so bei edlen Herzen (und die schlagen auch unterm schlichten Bauernwams), daß eine Zeit, wo man dem andern tief ins Herz geschaut mit seinem Sturm und Wogen, einen furs Leben zusammenbindet. Man hat dann einen gemeinsamen Grund und Boden, auf den man immer wieder zuruck kommen kann, und weiß das Tiefste und Beste vom andern, so daß einen auch nichts mehr an ihm irre macht. Unter diesen beiden Frauen war die Kunigunde die dritte in der Gesellschaft, und wenn sie ganz vollzahlig war, dann kam auch der Kantor dazu. Da spielte das Kind zu Füßen der drei Alten und sang, wenn es sich Blumen band, so frisch wie eine Lerche ihre selbstkomponierten Lieder aus allen Tonarten, während die Alten sich erzählten von vergangenen Tagen. Oft nahm der alte Kantor das Kind auf den Schoß, das sich an ihn so traulich schmiegte und mit seinem langen in der Mitte gescheitelten schneeweißen Haar spielte. Es giebt (wo's recht steht) eine wunderbare Brucke von den Alten zu den Jungen, und von den Jungen zu den Alten, die liegt darin, daß beide Kinder sind. Die Alten sind's wieder geworden im Glauben, in der Demut, nehmen alles wieder wie Kinder aus Gottes- und Menschenhand, was ihnen von Liebe widerfahrt, sorgen nicht für den andern Tag, dieweil sie nicht wissen, ob sie nicht morgen schon zu Hause sind. Bei beiden ist der Himmel licht und rot. Bei den Kindern ist's ahnungsvolles Morgenrot, das zwischen den Wolken kommt, und bei den Alten ist's ein friedevolles Abendrot, und wenn die Sonne sinkt hinter den Abendwolken, die wie Alpenberge aufsteigen, singen sie wohl auch mit dem alten Lied:

> Da frag ich oft mit Thränen
> Liegt wohl hinter jenen
> Mein ersehntes Ruhethal?

Und das bringt die beiden nah zu einander. So war des Gundels zweite Heimat das Haus der Base oder „Göthel" (Patin), wie sie sie dort zu nennen pflegten.

Die Base hatte von der Kindtaufe, zu der sie nicht geladen war, auch schon durch die Herzensfreundin gehort, und was sich alles dort zugetragen, und im stillen schon eine Salbe zugerührt, die sie von alters her „gegen den Biß böser Tiere" hatte und wartete nur, bis ihr Patenkind käme. Endlich nach mehren Tagen hatte man sie ihren gewohnten Weg gehen lassen, und sie sprang mit ihrem verbundenen Arm der Alten entgegen. Das Kind erzählte ihr so treuherzig, was alles geschehen war, und fand es so selbstverständlich, daß sie statt des Brüderchens gebissen worden wäre, daß der Alten die hellen Thränen in den Augen standen. Nie hatte sie mit dem Kinde gesprochen, als ob es zu Hause nicht die Liebste sei. Sie hatte ihm nur Liebe erwiesen in seinen Kindheitstagen. Die Alte wußte, daß man wohl ein zartes Keimlein, wenn's eben herauskommt aus der Erde, mit der Hand zudecken und schützen kann, aber nimmermehr, wenn's einmal ein Bäumlein geworden, da muß man es schon den Winden preisgeben. Drum that sie alles, daß in dem Kinde keine Bitterkeit aufkäme, und schaffte ihm Sonnenschein und Licht, die es zu Hause ungeahnt entbehrte.

Der Vorfall bei der Kindtaufe war bald vergessen, und wenn der halblahme Arm, der trotz der Salben der Göthel nicht heilen wollte, nicht gewesen wäre, so würde wohl kein Hahn mehr danach gekräht haben. Die Jahre gingen und kamen, der Eichbauer war mehr fort in Geschäften als je, und der Bube wuchs herauf und sah seinen Vater wenig. Als er zur Schule kam, war das im Jahr zuvor eingetroffen, was die alte



Die alte Kantorin strich ihm das Haar und sagte dann: „Kinder, geht heim und sagt zu Euren Eltern: Euer alter Kantor sei in den Himmel gegangen."

Kantorin am Tauftage gesagt. Der alte Kantor war in seinem 80. Jahre heimgegangen. Er hatte ein seliges schönes Abscheiden gefeiert. Er war einst am Sommertag morgens um 6 Uhr in die Schule gegangen. Die Morgensonne leuchtete herein durch die Fenster geradezu auf sein Pult. Die Schulkinder wußten nicht wie, aber so feierlich wie heute hatte ihr Kantor noch nie ausgesehen, und seine Stimme klang inmitten der Kinderstimmen wie die Tiefe Glocke am Turm. Und über dem Gesang ward es plötzlich still, und die Kinder hörten auch so eins nach dem andern auf und schauten nur hinauf nach dem Pult. Aber der Kantor hielt die Augen groß und hell offen und sagte kein Wort und schaute nur nach der Sonne hin. Der alten Kantorin, die immer ihr Zimmer offen ließ, um dem Morgenchoral zuzuhören, war's auch verwunderlich, daß so mitten im Verse der Gesang aufhörte, und öffnete leise die Thür und schaute durch die Spalte herein. Da sah sie den verklärten Blick und wußte schon was es war, und stieg hinauf zum Pulte und strich ihm das weiße Haar. Aber diesmal that er nicht wie sonst, daß er in solchem Augenblick aufwachte und sie freundlich anschaute und sagte: „Mutter, Du hast mich wieder vom Himmel auf die Erde zurückgerufen", sondern blieb still so sitzen und schaute hinaus der Sonne entgegen. — Da nahm die starke Greisin alle Kraft zusammen und sagte: „Kinder! wir wollen den Vers zu Ende singen und dann geht Ihr heim und sagt zu Euren Eltern: Euer alter Kantor sei in den

Himmel gegangen.“ So that sie auch und sang mit fester Stimme vor, und die Kinder fielen weinend mit ein und gingen also mit einander heim.

Dafür führte der junge Provisor das Scepter, die alte Kantorin war zu der Base gezogen. Der hatte sie ihr „Ahnenzimmer“ eingeräumt, denn die paßte ja am allerbesten zu den alten Erinnerungen da oben. — Der junge Eichbauer war gelehrig wie kein anderer und er konnte schon fix lesen als er in die Schule kam und saß stolz als Erster in seinem Sammetwams und seinen hirschledernen Höslein oben. Dafür aber war er einer der wildesten Buben im Ort, und keiner konnte ihn bändigen, am allerwenigsten die Mutter. Die noch im Hause die meiste Gewalt über ihn hatte, war das fünfte Rad am Wagen. Ihr gegenüber war er immer wehrlos, wenn sie ihren kranken Arm um ihn schlug und mit ihren großen hellblauen Augen ihn ansah. Die zwei älteren Schwestern, die bereits schon 15 und 17 Jahre alt waren, hatte der Eichbauer in die Stadt geschickt auf eine „Schnellbleiche“, d. h. zu einer Frau Amtsrätin, die junge Mädchen bei sich hatte und, wie eine Bärin ihre Jungen, so auch diese ungeleckten Landbären herrichtete. Durch sein Geschäft war der Eichbauer immer mehr in die Stadt gekommen, sein Bauernwesen besorgten die Knechte, die auch wenig Freude an ihrer Arbeit hatten, denn ihr Herr hatte keine dran. — Wenn ein Glas voll ist, braucht es am Ende nur noch einen Tropfen zum Überlaufen, und wenn ein Haus schon etliche starke Risse hat und windschief ist, braucht's auch nur einen einzigen Windstoß und es liegt am Boden. So brauchte es beim Eichbauern auch nicht viel, um ihn vollends aus seinem Erbsitz fortzutreiben. Im Dorfe schafften die Leute gehörig und wuhlten wie die Maulwürfe, den Eichbauer locker zu machen; das war der Gerichtsschreiber und seine Gemahlin und der Provisor oder der jetzige junge Kantor. Dem Gerichtsschreiber träumte alle Nacht von den hohen Spesen, die für ihn abfielen, wenn der Eichbauer losschlage, und was sich sonst noch für ein Geschäftchen machen ließe, und benutzte die Gelegenheit, wo er nur immer auf dem Bernerwäglein sitzen konnte, um zur Stadt zu fahren. Denn er hatte dann jedesmal „auf dem Gericht zu thun.“ Und auf dem Wägelein benahm er sich im Gespräch wie ein Stoßvogel, der erst in großen langen Kreisen in der Luft herumfliegt, dann sie immer enger zieht und zuletzt herunter auf sein Opfer stößt. So kam der Gerichtsschreiber immer wieder auf das alte Thema von der Kindtaufe zu sprechen, nur war der Pfiff jedesmal anders. Denn der Eichbauer war, wie mehr oder minder alle Menschen, und namentlich auch wie die Bauernmenschen, mißtrauisch, und dachte: „Was hat denn der davon, daß er mich so wegdrücken will?“ darum galt's Vorsicht. Die Frau Gerichtsschreiber aber hatte sich mit ihrem Mann in die Arbeit geteilt und nahm sich die Eichbäuerin vor. Bei der hatte sie leichtere Arbeit. Sie erzählte ihr von der Stadt, und wie man alles haben könne und sich nicht mit so vielen Leuten plagen brauche. Da lasse man das Essen kommen, wenn man nicht Lust habe zu kochen, oder man gehe auf den Markt, da hingen die Hasen zu Hunderten gespickt und ganz fertig da, daß man nur noch ein wenig Butter daran zu thun brauche. Da gäb's alle Abend was zu sehen für wenig Geld, während sie hier nichts sehe als ihre Schweine und Schafe. Zuletzt packte sie die Eichbäuerin an der empfindlichsten Seite, an ihrem immer noch schönem Gesicht, und wie das sich ganz anders ausnehmen thäte, wenn sie einen ordentlichen Hut und Stadtkleider hätte, und wie sie jetzt ihr schönes Geld gar nicht sehen lasse könne. Das bohrte auch wie ein Maulwurf im Herzen der Eichbäuerin. — Und was die beiden nicht fertig brachten, das that noch der Provisor und sein Zögling. Denn der erste malte dem jungen Eichbauern alle goldenen Berge vor, auf die er selber einst in den Städten „beim Studieren“ gestiegen und seinen Goldklumpen gesammelt habe, daß dem Buben schon lange das Leben da oben verleidet war, und er dem Vater in den Ohren hing, er solle doch wegziehen. Und da dem Eichbauern sein Herz an dem Buben hing, als wäre es mit einem Schiffstau an ihn gebunden, so war's weiter auch kein Wunder, daß eines Tages am Gericht angeschlagen war, was der Amtsdiener dieses Orts fast wie eine Leichenabdankung ausschellte: „Der Eichbauer ist willens auf Martini seinen Hof samt Äcker an den Meistbietenden zu verkaufen.“ Den letzten Ausschlag hatten freilich noch andere Leute gegeben, die weder der Gerichtsschreiber noch seine Frau Gemahlin, noch auch der Provisor und am allerwenigsten des Eichbauern Bub wußte. — So stand's unten und oben im Dorf.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der europäischen Kolonisierung Brasiliens.

Von Harry James.

Am 10. September 1556 begaben sich aus Genf die beiden evangelischen Missionäre Pierre Richer und Guillaume Chartier, begleitet von zwölf Genfer Handwerksleuten, auf die Reise nach dem Hafen Honfleur, wo sich ihnen zweihundertundneunzig ebenfalls evangelische Passagiere anschlossen. Das Ziel aller war Brasilien. Am 19. November desselben Jahres wurden sie auf drei Fahrzeugen eingeschifft, um in Brasilien eine evangelische Missionskolonie zu gründen. Der Admiral Coligny (Gaspard von Chatillon, Graf von Coligny geboren am 16. Februar 1517 zu Chatillon-sur-Loing, ermordet zu Paris am 23. August 1572), hatte den König Heinrich II. (1547—1559) für die Ansicht gewonnen, daß diese Expedition für Frankreich Vorteile bringen würde, und erhielt die Geldmittel zu diesem Zwecke von dem Monarchen. Hauptsächlich beseelte den eifrigen Anhänger des Calvinismus die Hoffnung, daß diese Kolonie ein sicherer Zufluchtsort für diejenigen werden würde, die um ihres Glaubens willen zum Verlassen Europas gezwungen seien.

Am 7. März 1557 landeten die Emigranten auf der Ile de Coligny und einige Wochen später erstattete Richer seinen ersten Bericht an Calvin, betonte namentlich den freundlichen Empfang durch den Gouverneur der Kolonie, den Malteserritter Nicolas Durand de Villegagnon, beschreibt die Armut des Landes und die Entbehrungen, welchen die Ankömmlinge sich unterwerfen müßten, und schildert den kläglichen geistigen Zustand der Ureinwohner, welche Menschenfresser seien.

Obwohl diese ersten christlichen Missionäre Brasiliens von Kannibalen umgeben waren, fielen sie nicht diesen zum Opfer, sondern ihrer harrte ein anderes Geschick, das ihnen die Christen bereiteten. Villegagnon war ein Verräter und suchte sich beim Papste und beim Könige von Frankreich dadurch beliebt zu machen, daß er diejenigen, die auf fremder Erde Gott nach ihrem Gewissen dienen wollten, in den Schoß der römischen Kirche zurück zu zwingen suchte. Er ließ die meisten mit Gewalt auf ein Schiff bringen, das bei seinem schlechten Zustande kaum imstande war, die weite Seereise nach Frankreich zu überstehen; er verproviantierte es so kärglich, daß viele unterwegs Hungers starben; für den Rest, der wider Vermuten dennoch in einem französischen Hafen anlangte, hatte er geheime Verhaftsbefehle mitgeschickt, in welchen er die unschuldigen Leute der Ketzerei und der Empörung bezichtete und ihre Gefangennahme, ja ihren Tod forderte. Jean de Lery, der diese gefahrvolle Reise mitmachte, hat uns einen eingehenden Bericht darüber hinterlassen. Pierre du Bordel, Matthieu Vermeil und Pierre Bourdon, die unbeirrt auf Ile de Coligny ihre Mission fort-

setzten, wurden auf Befehl des Gouverneurs in das Meer gestürzt und starben mutig den Märtyrertod für ihren Glauben.

Das war das unselige Ende der ersten evangelischen Mission in Brasilien, aber die Genfer Kirche hielt fest an ihren edlen Bestrebungen und gelangte nach schweren Kämpfen an das Ziel.

Der König von Portugal und Kaiser von Brasilien, Johann VI., begründete im Jahre 1818 auf einer ihm gehörigen, nordwestlich von Rio de Janeiro gelegenen, großen Besitzung eine Schweizerkolonie, in welcher sich schon 1819 eintausendsechshundertundvierundzwanzig meistens italienische oder romanische (wälsche) Schweizer befanden, die sich infolge der eifrigen Bestrebungen Nicolas Gachets dort ansiedelten, wo bald darauf die Stadt Neu-Freiburg entstand. Der von Morel (Pastor in Corgemont im Berner Jura) 1826 angeregte Plan, einen Geistlichen dorthin zu schicken, zerschlug sich, indem die Baseler Missionsgesellschaft damals sich hauptsächlich mit dem Wohle der Schweizer und deutschen Ansiedler in Nordamerika beschäftigte.

Indessen wuchs die Einwanderung der Schweizer nach Brasilien von Jahr zu Jahr, die von dort anlangenden Nachrichten waren jedoch so beunruhigender Natur, daß Tschudi mit allen Vollmachten abgesandt wurde, um zur Verbesserung der Sachlage die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Wenige Monate nach seiner Ankunft sprach er die Notwendigkeit aus, Missionäre zu schicken, und in thunlich baldiger Zeit standen neun Geistliche aus Tschudis Institut zu Diensten in den Kolonieen. Von jetzt an wuchs das begonnene Werk in einem neuen und fruchtbaren Boden mit Riesenschritten.

Unter den zahlreichen, stark bevölkerten Kolonieen ist namentlich die Geschichte der Ansiedelung Petropolis betrüblich interessant.

Am 15. Juni 1844 schloß die brasilische Regierung mit einem Handelshause in Dünkirchen einen Kontrakt ab, nach welchem dieses innerhalb achtzehn Monaten 600 Familien schweizer und deutscher Kolonisten in Rio de Janeiro stellen sollte. Die brasilische Regierung übernahm ihrerseits die Transportkosten zu tragen und verpflichtete sich dem Handelshause 245 Francs für jeden Erwachsenen und 120 Francs für jedes Kind zu zahlen, das mit dieser Sendung am Bestimmungsorte anlangte. Um seiner Verbindlichkeit nachzukommen, erließ das Haus in schweizer und deutschen Zeitungen Aufrufe und lud in tönenden Phrasen alle ein, die in fernem Lande ein glückliches Leben führen wollten, sich diese gute Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, um billig in dieses „Land der Palmen und Diamanten" zu gelangen, ein wahres Paradies, wo die Ansiedler bei leichtester Arbeit täglich bis $1.25 Einnahme hätten. Es wurden außerdem Geistliche für die Seelsorge und Lehrer für die Kinder versprochen.

Es fanden sich wirklich nahezu 600 Familien, die sich zur Einschiffung nach Dünkirchen begaben. Als sie sich bei dem Handelshause meldeten, waren keinerlei Vorbereitungen für ihre Aufnahme getroffen, man schickte sie ganz einfach zu den Kapitänen der nach Brasilien bestimmten Schiffe; diese waren zur Abfahrt noch lange nicht bereit und schickten ebenso einfach die Personenfracht an das Haus zurück. Ohne Obdach mußten die armen Leute unter freiem Himmel kampieren, wurden bestohlen und litten Hunger inmitten einer Bevölkerung, mit welcher sie sich nicht verständigen konnten. Sie wandten sich um Hilfe an den deutschen Konsul in Dünkirchen, der ihnen antwortete: sie hätten als Auswanderer keinen Anteil mehr am deutschen Vaterlande, folglich könne er für sie nichts thun. Endlich fühlten sich mitleidige Einwohner der Stadt bewogen, für diese Verlassenen bis zu ihrer Abreise einigermaßen zu sorgen und brachten sie in Ställen und Kellern notdürftig unter. Inzwischen strich das Handelshaus von der brasilischen Regierung als Unkostenersatz und Verpflegungsgelder für jeden in Dünkirchen angelangten Emigranten $10 ein!

Auf schlechten Schiffen wie Warenballen eingepfercht, wurden die Ärmsten schlecht ernährt, schlecht bewahrt, sogar mißhandelt. In Rio de Janeiro angekommen, harrten ihrer neue und bittere Enttäuschungen. Die landwirtschaftliche Scenerie war allerdings großartig, aber die Regierung hatte inzwischen dieses Ansiedelungsprojekt ganz aus dem Auge verloren und für Unterbringung der Ankömmlinge nichts vorbereitet. So sahen sie sich an einer glühend heißen Küste ohne Obdach und Lebensmittel ihrem Schicksale überlassen, das Wenige, das sie noch besaßen, nahmen ihnen die zahlreichen räuberischen Neger und Mulatten. Während dieses jämmerlichen Zustandes brach unter ihnen eine Epidemie aus, welche mehr als 300 Kolonisten dahinraffte. Endlich richteten einige angesehene Einwohner der Stadt in ihrem Interesse ein Gesuch an den Kaiser Dom Pedro II., der die Schwergeprüften nach Petropolis schaffen ließ.

Trotz ihres stolzen Namens bestand die „Stadt" nur aus fünf elenden Hütten, mitten im Urwalde auf kaltem und nassem Boden gelegen, wo die Ansiedler weder Nahrung, noch Quellen, noch Wege fanden. Von Verzweiflung ergriffen, ergaben sie sich, um ihre Sorgen zu betäuben, einem lüderlichen Leben. Um das Elend auf das Höchste zu steigern, stellte man einen ruchlosen Mann an die Spitze der jungen Kolonie, der, statt sie zu schützen und zu fördern, den Verkauf aller Lebensbedürfnisse für sich monopolisierte und die unglücklichen Kolonisten schamlos plünderte, indem er ihnen zu unerhörten Preisen die schlechtesten Waren anschmierte. Die $5000, welche ihm die Regierung zur Anlegung von Verkehrswegen zahlte, flossen in seine Tasche, und er trieb die Schamlosigkeit soweit, daß er sich aus Rio de Janeiro Kumpane einlud, die ihn in Befriedigung seiner Gelüste und in Aussaugung der seiner Fürsorge befohlenen Kolonisten unterstützten.

Der elende Zustand von Petropolis veranlaßte die beiden deutschen Pastoren Lippold, der bald nach seiner Ankunft am gelben Fieber starb, und Hoffmann sich dorthin zu begeben. Letzterer mußte wegen Kränklichkeit bald zurücktreten, ihm folgte 1862 Ströle, der eine Schule für Kinder, eine für junge Leute von 15 bis 20 Jahren einrichtete, 53 Katechumenen um sich sammelte, von denen jedoch 30 weder lesen noch schreiben konnten, regelmäßige Gottesdienste einrichtete und einen Kirchenbau durchsetzte, der zu Pfingsten 1863 eingeweiht wurde. Seine Frau steht einer Mädchenschule vor. Zu Ende 1863 zählten sämtliche Schulen von Petropolis 70 Schüler und Schülerinnen und seitdem hat die Kolonie einen vielversprechenden steten moralischen und materiellen Fortschritt gemacht.

Die Geschichte von Petropolis ist die Geschichte auch der anderen deutschen Kolonieen Brasiliens. Nach schweren Anfängen, Leiden und Infamieen ein endliches Durchringen zu guten und geordneten Zuständen. — Wie weit leichter wird es hingegen den Auswanderern, die sich nach den Ver. Staaten wenden.

Glöwst Du an Amerika?

Glöwst Du an Amerika?

„Dat is 'ne wunnerliche Frage."

Awer towilen doch ganz paßlich. Lat Di verteLln, wo mi dat gistern gahn is. Ick was in de Stadt un hemw da up Schulten Danzbön 'n Reiseprediger hört.

„'n Reiseprediger? bi uns hir to Lann? Ick weet wol,

dat de Apostel Reiseprediger west sünd, un de Missionare sünd't noch, wi awer hewwt ja uns' stännigen Predigers, un an de schöllt wi uns holen, un't schall ok keen anner in ehr Amt gripen."

Dat is allens ganz richtig; mit düssen Reiseprediger het dat awer sin besonnere Bewandtnis. Du weeßt doch, wenn de Fabrikanten ehr Ware geern an'n Mann bringen willt, so schickt se Reisende ut, üm Avnehmers to gewinnen; de mött de War anprisen un Prowen vörleggen un mött god snacken könnnen. Je slechter de War, desto groter dat Mul un desto flinker de Tung, dat is de Regel. Nu hewwt se ja upstund Fabriken vör allens, ok vör de Religion: un so 'ne Religionsfabrik het düssen Reisenden utschickt, üm Kundschaft vör ehr War to söken. Dat Snacken und Anprisen verstünn he denn ok. He sä, sin Religion wör von de allerbesten un allerfinsten Sorte, un billig; man könn veel dabi sparen, wat sünsten föddert wörd, to'n Exempel, dat veele Lehren un Bäen un Karkengahn; ok Bibel und Katchissen bruk man eegentlich nich, denn allens, wat nödig däh, könn man kort in dat eene Wort tosamfaten: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst." Up den Globen käm nicks an, ja, de Globe harr mannigmal sin Bedenken. „JEsus Christus, Gottes Sohn, empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel" — dat wör swar to glöwen; un Himmel un Hölle — nu, 't harr noch keen rinsehn — un dat Sehn wör doch de Hauptsak — erst sehn un denn glöwen.

Dat schien veelen to gefallen. Se röpen: „Bravo! Bravo!" un een röp: „Da capo!" wat up Dütsch so veel heeten schall, as: „Segg dat noch 'mal'!" Dat däh he denn ok; he sä't noch 'mal un noch 'mal; sin ganze Red was jümmer datsülwige.

Ick bleew ganz still, bit se to Enn was. Da röp ick ganz achter ut minen Winkel — ick stünn dicht an de Dör —: „Mit Verlöw, Herr Reiseprediger, sünd Se all 'mal in Amerika west?"

De ganze Gesellschaft stutz un keek sick na mi üm; he stutz ok, antwort denn awer: „Ne."

„Nu, segg ick da, denn glöwt Se wol nich an Amerika, denn Se hewwt 't ja nich sehn?"

Noch bleew allens still; blot se wennen de Köpp na em, wol ut Nigirigkeit, wo he mi to Hus lüchten wörd.

Un he? O, he besinnt sick 'n beten, un denn griwlacht he un seggt: ja, sülm harr he 't nich sehn, he harr awer 'n goden Fründ, de wör in Amerika west, un dat wär 'n toverlassigen Tügen.

„O", segg ick da, „denn het dat vör mi ok keen not. So'n goden Fründ heww ick ok, de heet Johannes, un de betügt mi: ‚Daß da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehn haben mit unsern Augen, das wir beschaut haben, und unsere Hände betastet haben, vom Wort des Lebens, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt, und unsre Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit seinem Sohne JEsu Christo.' Un min allerbeste Fründ, de dat Land jensit sülwst sehn het, de seggt: ‚Wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben. Selig sind, die nicht sehn und doch glauben.'"

Da güng de Spektakel los; 'n paar nicken mi to, awer de annern — nu, ick heww wider nicks sehn un nicks hört; ick mak mi sachten ut de Dör, denn ick harr doch keen recht Tovertrun to de „Religion der Liebe", de da predigt was. —

Im nördlichen Wisconsin und Michigan.

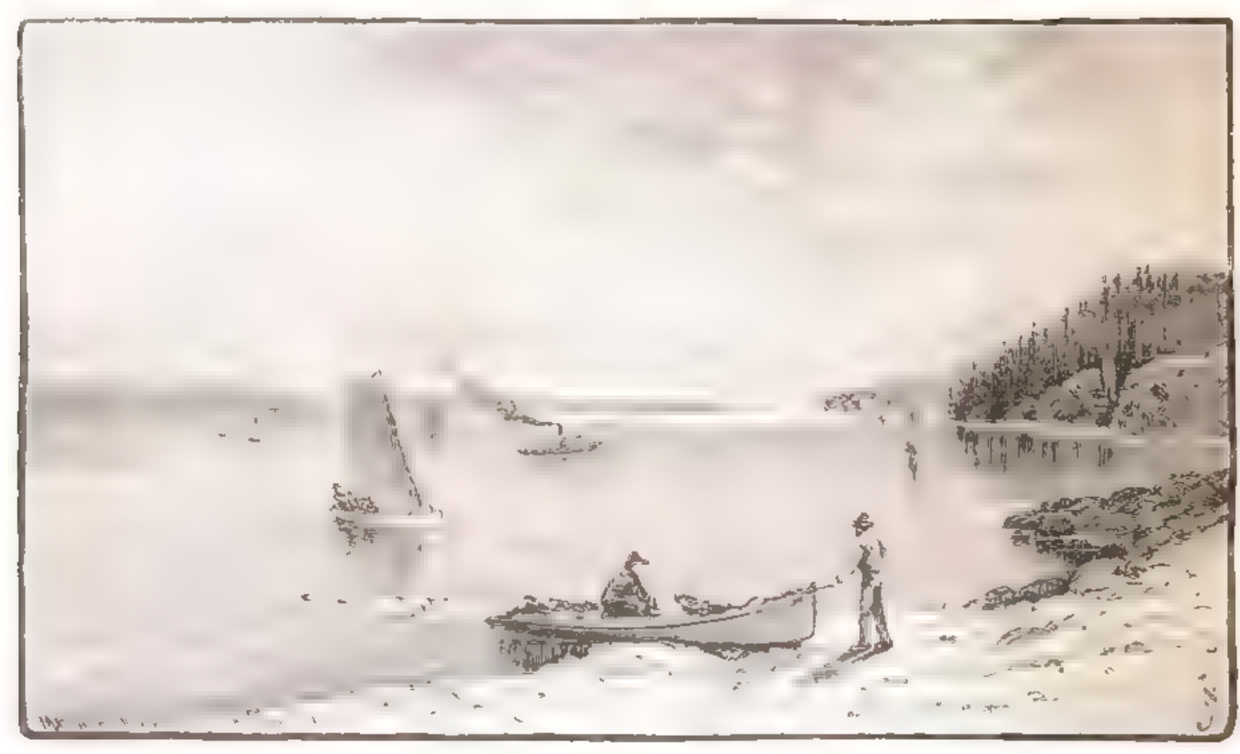
Für die Abendschule von J. W. (Schluß.)

Noch zwölf Meilen weiter! Jetzt hören die Schienen auf; aber das Eisenbahnbett von Sand, Kies und Moorgrund zieht sich noch bis weit über die Grenze von Michigan hinaus. Wir begrüßen Herrn Rümmeli, den Erbauer der Bahn, und wollen gleich wieder zurück nach Pelican fahren. „Meine Herren, Sie sind meine Gäste und dürfen nicht gleich wieder fort", redet uns der gemütliche Tyroler an. "Mr. J., you go fishing with these gentlemen!" Fort geht es nun nach Norden durch den Urwald, über Heidelbeer- und Kronsbeersümpfe, durch das Gebiet des schwarzen Bären. Wir gehen, fallen, kriechen, klettern, stolpern und keuchen. Da endlich zeigt sich ein See von der Länge einer guten halben Meile. Er ist eingefaßt von Fichtenwäldern und hat meistens sumpfige Ufer. Hier ist das Eldorado des "Black Bass" (Barsch). Ein leichtes, schwaches Indianerkanoe liegt am Ufer. Über dem Wasser läßt der „Loon", der nordische Taucher, seine melancholische Stimme erklingen; denn er sieht von seiner Höhe aus, daß unberufene Geister hier den Frieden stören wollen. Millionen von Moskitos schwirren in der Luft, wie wir uns dem Ufer nahen. Sie singen von Liebe, Haß und Mord, und wie ein racheburstiger Pöbelhaufen stürzen sie auf uns ein. „Wo ist die Buttel (Flasche)?" — rufen wir unisono, und sofort werden Gesicht und Hände mit "Oil of Tar" und "Sweet Oil" tüchtig eingerieben. Mein Nachbar glänzt wie ein Spiegel. Aber das macht nichts. Die wilden Geister blasen zum Rückzug. L. und J. fangen jetzt eine Anzahl Fische. Nun wird abgewechselt. J. ist erster Steuermann, J. W. zweiter und W. W. sitzt vorn im Boot als Kapitän. In kurzer Zeit sind ein Dutzend je einen Fuß lange Barsche gefangen. J. steuert mit Vorsicht, J. W. ruft zuweilen mit pädagogischer Bestimmtheit: "Keep cool!", und der Kapitän wiederholt es in freier deutscher Übersetzung. So gelangen wir glücklich wieder ans Ufer und wandern zurück. Kein Kompaß zeigt uns die Richtung, aber der schrille Pfiff der Lokomotive bringt an unser Ohr und deutet die Richtung an. Wir kommen wohlbehalten zurück und staunen, denn der freundliche Gastgeber hat uns ein „Grand Northern Hotel" während der Abwesenheit aufbauen lassen. Wir nennen es "Camp Ruemmeli" und besichtigen es. Es ist ein geräumiges Zelt, 18 Fuß lang. In demselben bilden Eisenbahnschwellen, Bretter, Matratzen, Kissen und Decken zwei breite Betten, wie man sie sich unter den himmelanstrebenden Baumriesen der Wildnis nur wünschen kann. Jetzt wird gespeist, dann folgt die Unterhaltung, endlich nach stiller Andacht der erquickende Schlaf. Wir ruhen im Reiche des Friedens und träumen von der Fichte, die Ernst, Ruhe und kühnes Aufstreben zum Erhabenen vereinigt, und so dem gotischen Baukünstler zum Vorbilde für seine hochaufstrebenden Dome wird. Außer den Fichten (Pines), welche im Wisconsingebiet zu vielen Hundertmillionen Fuß geschlagen werden, trifft man die Birke, den Ahornbaum, Buchen, die Schierlingstanne (Hemlock), Pappeln, die man in Appleton zu Papierbrei verarbeitet, und eine Menge andere Bäume.

Es ist Morgen. Wir sind neugestärkt vom Schlaf erwacht. Kein Unfall ist uns begegnet, obwohl wir in einer Gegend geruht hatten, wo Bären, Hirsche, Wölfe, Luchse, Wiesel, Wildkatzen, Biber, Otter, Marder, Minks u. dgl. fast ungestört hausen können. Bären und Hirsche sind noch in Menge vorhanden, die übrigen genannten Tiere kommen zum Teil nur noch vereinzelt vor. Meister Petz war, wie die frischen Fußspuren dieses Sohlengängers zeigten, wirklich in der Nähe unsers Camps. Fürchtete er sich etwa vor der Pistole unsers Doktors und Proviantmeisters R., welcher dieselbe in seinem

Stiefel aufbewahrt hatte? — Petz ist ein bescheidener und gutmütiger Geselle; er flieht sogar, wenn er eines Menschen ansichtig wird. Nur wenn er angegriffen wird, oder wenn man in die Nähe seiner Jungen kommt, wird er gefährlich. Sonst begnügt er sich damit, wenn er die "Slop Pits" der "Boarding Car" der Eisenarbeiter ausleeren darf.

dort. Wilde Enten finden hier im Herbste ihren Tummelplatz. Die Gegend war einstens von Trappern frequentiert, ist aber jetzt verlassen. Wir richten uns jetzt nach Westen. Ein Hirsch huscht in weiter Ferne an uns vorbei und verschwindet im Dickicht. Wir eilen ihm nach und finden den wunderlieblichsten See, den wir bis Dato auf unsrer Reise gesehen. Er



Gogebic-Lake, Michigan.

Das Ende der Bahn am 3. August 1884 (278 Meilen von Milwaukee) wird durch folgende Figur illustriert:

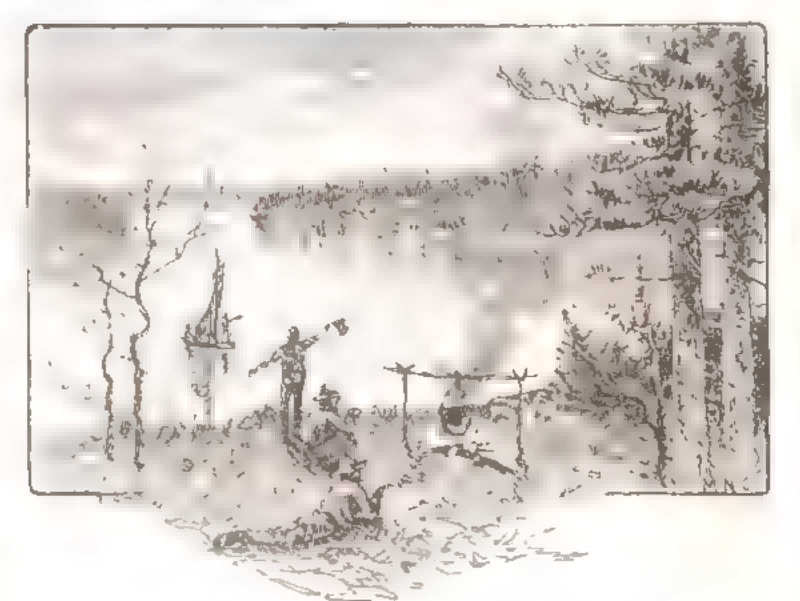
W.

S. b N.

O.

Auf der Hauptlinie b stehen der Konstruktion-Train und die Maschine, welche mit großer Exaktheit und schnell (etwa $^3/_4$ Meile pro Tag) die Schienen auf die Schwellen legt. Auf dem Zweige a ist Rummelis Office, Schlafcar, Küche, und daneben im Walde befindet sich der "Supply Store". Linie c trägt eine Anzahl Wagen, die zum Wohnen und Speisen der Arbeiter eingerichtet sind.

Eine Fußtour wird jetzt nach der Michigan-Grenze unternommen. Herr R. begleitet uns mit seiner Winchester-Rifle. Etwa zwei Meilen weiter, und wir haben die Brücke des Wisconsin (hier ein gewöhnlicher Bach) erreicht. Ein paar Meilen rechts ist Lac Vieux Desert, die Quelle des genannten Flusses, an welchem die alte Militärstraße vorbeigeht. Der See ist sumpfig, darum nicht fischreich. Wilder Reis gedeiht



Sonnenuntergang beim Eagle-River-„Camp".

ist nur eine Meile lang, aber krystallhell. Ach, hätten wir nun ein Canoe und den nötigen Apparat zum Fischen! Der Winchester wird an dem geschickten Taucher, dem Loon, probiert; aber er spottet unser. Jetzt, umgebohrt! Wir kommen in eine Lichtung. Massenhafte junge Fichten reihen sich Glied an Glied wie ein großes Heer preußischer Soldaten. Terrassenförmig erheben sie sich nach dem Urwalde zu und erregen unsere Bewunderung. Die deutschen Sänger stimmen an: „Wie lieb ich dich, Waldeinsamkeit", oder: „Wer hat dich, du schöner Wald", und die müden Glieder werden zu frischer Thatkraft elektrisiert. Endlich ist Camp Rümmeli wieder erreicht. Eine einfache, aber kräftige Mahlzeit, wozu der mitgebrachte Milwaukee-Gerstensaft auch gehörte, wird eingenommen. Dann wird im trauten Vereine noch eine Cigarre geraucht und von dem Gastgeber dankend Abschied genommen. Wir sitzen im selben Zuge, mit dem wir gekommen, und fahren heimwärts. Die folgende Illustration zeigt die Gegend, nach welcher wir steuern. Während aber die Räder des Zuges uns südwärts bringen, reisen wir auf Flügeln des Gedankens nach entgegengesetzter Richtung und ver-

setzen uns in jene Regionen, welche die Bahn drei Monate später erreichte. Unser oben erwähnter „Bohemian", welcher die Herbstscenerieen bewundern und die auf Hochwild erlaubte Jagd mitmachen konnte, teilt uns mit, daß der Name des **Gogebic-Lake** (zuweilen auch Agogebic) im Staate Michigan nicht zufriedenstellend definiert werden könne. Ein Chippewa, welcher behauptet, daß der Name seines Stammes Ojebeway sei, giebt jedoch an, daß Agogebic eine Verstümmelung des Namens einer Beere (A-go-ge-minnon) sein müsse. Die Bildfläche des Sees repräsentiert das Bein eines Menschen. Die Mündung des Slate-River stellt das Knie dar, der Merriweather-Creek die Ferse, und der Ausfluß des Sees die große Zehe. Hügel mit hartem Ahorn und andern Bäumen bestanden, umgeben ihn, während im Innern der Erde noch ein Mineralreichtum (z. B. Kupfererz) schlummert. Der Slate River, in welchem drei Pfund schwere Forellen gefangen wurden, fließt in nördlicher Richtung, wendet sich bei **Pilot-Rock** nach Osten und ergießt sich bald nachher an dem Punkte in den See, an welchem in diesem Jahre ein Sommerhotel erstehen soll. Ehe jedoch der Wanderer dahin gelangt, bahnt er sich einen Weg durch das pfadlose Dickicht und lauscht den geheimnisvollen Tönen des lieblichen Wasserfalles, genannt **Hudson-Falls**.

Pilot-Rock am Gogebic.

Doch wir kehren an den Pelican-Lake zurück.

Das Darling-Hotel, ein zweistöckiges Bretterhaus ohne „Plästering", wird bezogen. Unsere beiden Stuben sind eng, aber nett und reinlich. Ebenso die Betten. Als praktische Leute, die in der Wildnis schon manches gelernt, verstehen wir, es uns hier recht wohnlich zu machen. Unser „Doktor" ist sogar so geschickt, durch das Astloch der Wand eine gute Telephon-Verbindung zwischen beiden Stuben herzustellen. Es ist Nachmittag und das Wetter für eine Bootfahrt günstig. Der See ist etwas rauh. Vorsichtig wie Männer, aber neugierig wie Kinder bleiben wir in der Nähe des Ufers und steuern nach Westen. Bald schweift unser Blick über die Fläche, bald nach dem Ufer, woselbst sich die Felssteine aus dem Wasser erheben. Wir staunen über die dichte grüne Fichtenwand, welche den ganzen See umgiebt, und wohinein kein Sonnenstrahl dringt. Zuweilen fällt unser Blick auf eine schmale Öffnung. Dort ist ein Indian-Trail. Wir steigen aus und bemerken an dem Lager in der Nähe, daß dort vor kurzem der Indianer kampiert hat. Um den Zorn des roten Mannes nicht zu erregen, lassen wir alles ruhig liegen. An einer andern Stelle bemerken wir eine Falle für Bären, von denen einer selbst in der Nähe des Hotels getötet wurde. Im westlichen Teile des Sees erhebt sich eine Insel in der Form eines abgestumpften Kegels. Dieselbe hat eine Peripherie von etwa anderthalb Meilen. Am nördlichen Ufer passieren wir Reeds Point. Hier ist ein Dorf, welches von den Pottawottamies, einem schmutzigen Indianervolk, bewohnt wird. Die Männer faulenzen, jagen, fischen; die Weiber aber besorgen den Haushalt, pflücken Beeren, gerben Hirschfelle und machen Moccasins. Ihre Industrie-Artikel vertauschen sie in Pelican für Gewehre, Pulver und Lebensmittel. Es wird dort eine Grabstätte gezeigt, in welcher sie ihre Toten früher in sitzender, jetzt aber in liegender Stellung begraben. Auch der zerfallene, halbkreisförmige Wall, auf dem die früheren Krieger ihre Ratsversammlungen gehalten, ist noch sichtbar. Wie lange aber wird es noch



Hudson-Fälle.

währen, und der Fuß der Civilisation wird auch über diese heilige Stätte des roten Mannes dahingleiten! Sehr lebhaft dachten wir hierüber nach, als wir am nächsten Morgen, ehe das Morgenrot zitterte, im dichten Nebel abermals an dieser Stelle vorbeifuhren. Ach, wie heimelte uns da das Krähen der Hähne in diesem Dorfe an! Ja, einer aus unsrer Mitte rief entzückend aus: „Ein pommersches Bauerndorf!"

Unser Herz schwamm in Wonne, als die Sonne am ersten Tage sich neigte. Vor uns lag die Insel, beleuchtet von den letzten Strahlen derselben; ringsherum die jetzt spiegelglatte Wasserflache. Die Raben krächzten im Walde; auch vernahmen wir hier schon einige Drosseln, ja selbst ein Komiker der Natur, der Blauseher (Blue-Jay), ist unter den gefiederten Bewohnern und neckt die andern. Oben in der Luft kreist der weiße Adler und späht nach seinem Abendbrot, welches in einem Barsch, Hecht, Häring oder Muskallonge besteht. Letzterer gehört zu der Familie der Hechte und hat in Wisconsin so recht seine Heimat. Der schwerste in diesem See gefangene Muskallonge wog 43 Pfund! Wir durften uns auch gerade nicht beklagen, obwohl die Fisch-Saison längst vorüber war. Außer einer Anzahl Hechte und Barsche, welche in Pelican verspeist wurden, fing W. W. einen Muskallonge von drei Fuß und ein Zoll Länge. Die Freude hierüber war so groß, daß unser Petrus beschloß, denselben nach Milwaukee zu schicken.

Eine Merkwürdigkeit bei Pelican erregt die Aufmerksamkeit der Geologen und Altertumsforscher. Es ist ein meilenlanger, siebzig bis achtzig Fuß hoher, geradliniger Damm und hat etwa folgenden Durchschnitt:

Wie der Durchstrich südlich von Pelican zeigt, ist er von Sand, Kies u. s. w. aufgeworfen worden. Auf demselben wachsen Laub- und Nadelhölzer, und die Holzfahrer benützen ihn im Winter als Fahrweg. Ein alter Surveyor und Prospector, durch den wir unsere geographische Kenntnis der nördlichen Wildnis bedeutend bereicherten, behauptete, daß der Superior See denselben gebildet, was wir alle entschieden bezweifelten.

Wir kehren nun auch Pelican den Rücken und kommen nach einer Woche wieder glücklich in der Heimat an. Wir waren Gott für das Genossene herzlich dankbar und können nur dazu raten, daß auch andere hierher wandern. Tausende gehen alljährlich aus den südlichen Städten nach dem Norden und verzehren in fashionablen Sommer-Resorts ganze Kapitalien, wähnend, daß sie dort Ruhe und Erholung von dem wahnsinnigen Geschäftstaumel einer Großstadt finden, und wissen nicht, daß sie für wenig Geld den dreifachen Genuß von Wisconsins "Cool and Bracing Air" haben können, wenn sie die neuen Ortschaften in den Wäldern aufsuchen und dort bei ruhigen, anspruchslosen Pionieren der Wildnis heilsame Erquickstunden für die Sorgen und Mühen des Lebens suchen. Selbst die Erinnerungen an solche Tage sind noch nach langer Zeit ein wohlthuender Balsam für das Gemut, und gen Himmel dringt dann

„Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank!"

Christian II. von Dänemark.

Ein Geschichts- und Lebensbild. Für die Abendschule von K.

III.

Christians Lage wurde immer bedenklicher. Zu seinen mächtigsten und gewandtesten Gegnern gehörten die Handelsherren der freien Reichs- und Hansastadt Lübeck. Diese blickten mit größtem Mißtrauen auf die Unternehmungen des Dänenkönigs. Sie wußten, welche Mühe er sich gab, die Reichsstadt unter Dänemarks Oberhoheit zu stellen. Seine Handelsordnungen und Zollgesetze verkürzten die bisher genossenen Vorrechte der hanseatischen Kaufmannschaft. Die klugen Handelsherren suchten daher dem schlimmen Nachbar alle möglichen Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten, um ihn anderswo zu beschäftigen. Auf ihren Schiffen war Gustav Wasa nach Schweden gefahren; die Eroberung von Stockholm sicherte ihnen aufs neue die Handelsherrschaft in Schweden und auf allen Küsten der Ostsee. Es lag darum auch in ihrem Interesse das im Entstehen begriffene Königtum der Wasa kraftig zu unterstützen; ihre Haltung Christian gegenüber wurde immer feindseliger, je mehr dieser versuchte, Schweden wieder in seine Gewalt zu bekommen. Nicht minder verhängnisvoll war für den Konig die Verbindung Lubecks mit dem unzufriedenen Adel Dänemarks und mit dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, Christians Oheim. Dieser trachtete offen nach der dänischen Herrschaft. Er wußte die Adligen anders zu behandeln wie der Neffe. Christian ließ noch damals 1522 die Leiche eines verstorbenen Adligen wieder aus dem Grabe nehmen und sie aufhängen, weil er an seinen Bauern gefrevelt habe; Herzog Friedrich räumte den Gutsherren „Hals und Hand" über ihre Unterthanen ein, wie man es nannte, und verzichtete auf jegliches landesherrliche Recht der Oberaufsicht. An einen solchen Herrn schlossen sich die Adligen Jütlands bereitwillig an und unter seiner Leitung wurde eine weitgreifende Opposition ins Leben gerufen. Im Herbste 1522 berief Christian II. einen Reichstag, aber weder die Bischöfe noch die Herren aus Jütland erschienen. Dagegen versammelten sich diese im Februar des folgenden Jahres in Wiborg, verfaßten eine scharfe Beschwerdeschrift, worin sie alle Eingriffe in die Freiheiten und Rechte des Adels, alle gesetzwidrigen Handlungen gegen Kirche und Staat aufführten. Sie beklagten sich vor allem darüber, daß der König Tyrannen, Schälke und Hexen über sie erhöhe. Die letzte Bezeichnung galt der alten Sigbrit, die sich mit allerlei alchimistischen Dingen zu beschäftigen pflegte, aber daneben den Sundzoll bis zu Ende von Christians Regierung zu seiner Zufriedenheit verwaltete. — Schließlich aber kündigten die Ritter und Prälaten dem Könige den Gehorsam und erklärten, daß sie von nun an Friedrich von Holstein als ihren rechtmäßigen Herrn erkennen wollten. Und dieser, schon längere Zeit mit dem Neffen auf Kriegsfuß und in seinen Besitzungen bedroht, nahm den Antrag an. Die Hilfe der Lübecker erkaufte er sich durch große Zugeständnisse. Bald darauf sagte der Herzog und die Hansastadt dem Dänenkönige Fehde an. Vergebens suchte Christian nun den Sturm durch Unterhandlungen zu beschwören, indem er Abstellung aller Beschwerden versprach; „er erfuhr jetzt an sich selbst, wohin die menschlichen Dinge geraten, wenn das Heiligtum der Treue zerbrochen ist." Man hielt ihn durch täuschende Aussichten so lange hin, bis der Aufstand sicher organisiert war und dem König alle Macht des Widerstands gebrach; auch die Vermittlungsversuche seiner Verwandten, Friedrichs von Sachsen und Joachims von Brandenburg, fanden keine Stätte. Christians Schicksal war besiegelt.

Nur der Adel in Schonen war treu gesinnt, und bei den Bauern von Seeland verband sich mit der Pflicht der Treue gegen den rechtmäßigen König die Erinnerung an seine Wohlthaten in der Erleichterung ihres Verhältnisses zu den

Gutsherren. Sie waren bereit, für Christian zu kämpfen, aber dieser selbst hatte allen Mut verloren. Er entschloß sich, zu fliehen, um anderswo Hilfe zu suchen und vielleicht mit Hilfe seiner Verwandten wieder in das Land seiner Väter zurückzukehren.

Im April 1523 wurden im Hafen von Kopenhagen zwanzig der besten Schiffe, die dort lagen, segelfertig gemacht und alle Schätze, die Christian noch zusammenbringen konnte, auf dieselben geschafft. Dann stieg er selber an Bord und mit ihm eine Anzahl Männer, die lieber sein Geschick in der Ferne teilen als dem neuen Könige sich unterwerfen wollten. Nur Mutter Sigbrit durfte sich nicht offen zeigen, sie wurde zur Sicherheit in einer Kiste an Bord geschafft. Der Reichsrat und der neue König Friedrich boten der Königin Isabella an, im Lande zu bleiben, und sagten ihr ein ansehnliches Leibgeding zu; aber sie wollte nichts davon hören, sondern folgte mit unwandelbarer Treue ihrem Manne ins Elend. Die Wälle von Kopenhagen, jeder Raum am Hafen war gedrängt voll Menschen, die dem scheidenden Königspaare stumm das Geleit gaben. Christian hatte vielleicht manchen unter ihnen durch Härte und Gewaltthat erbittert und gekränkt; aber der Anblick eines unglücklichen Königs verfehlt selten seine Wirkung auf die Herzen der Menge und söhnt sie aus mit dem, was er Unrechtes gethan. Und nun blähte der Wind die Segel der Fahrzeuge, und Christian sah zum letztenmale seine Hauptstadt, in welcher er zehn Jahre lang mit der Willkür eines Tyrannen geherrscht hatte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in den Niederlanden und England zog der entthronte König mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge nach Deutschland. Hier führte er ein unstätes Wanderleben; bald weilte er am Hofe seines Oheims, des Kurfürsten von Sachsen, bald bei seinem Schwager, dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg. Im Herbste 1523 traf er zum erstenmale mit Luther zusammen. Er war zu jener Zeit am kursächsischen Hofe zu Lochau und beschied von dort aus Luther und Melanchthon in das benachbarte Schweinitz. Ersterer mußte ihm eine Predigt halten, von welcher er so hingerissen ward, daß er erklärte, an sie ewig denken und im Gedanken an den ihm verkündigten Christus all sein eigen Leiden geduldig tragen zu wollen. Noch in demselben Jahre verweilte Christian längere Zeit in Wittenberg, wo er im Hause des Malers Lukas Kranach wohnte und mit dem Reformator in täglichem Verkehr stand. Daß das Evangelium sein Herz damals mächtig erfaßte, läßt sich nicht in Abrede stellen. Wir haben Briefe von Christian aus jener Zeit, in welchen sich eine wahrhaft gottesfürchtige Gesinnung ausspricht. Luther selbst war der Ansicht, daß mit dem Könige eine wirkliche Herzensänderung vorgegangen sei, und bezeigte ihm deshalb fort und fort christliche Teilnahme. In einem Briefe an Spalatin äußerte er sich einmal, der unglückliche König, von dem man's am wenigsten hätte erwarten sollen, lebe nur Christo, und Gott wolle so vielleicht ein selten Wildbret, einen König und eine Königin, im Himmel haben. Seinen Eifer für Luthers reformatorisches Werk bethätigte Christian auch dadurch, daß er durch Hans Mikkelsen, früher Bürgermeister zu Malmö, die Bibel auf eigene Kosten ins Dänische übersetzen ließ und selbst an der Uebersetzung mehrerer alttestamentlicher Bücher arbeitete. Aber leider scheint seine Bekehrung doch keine gründliche und tiefe gewesen zu sein. Er ging fortwährend jenen Plänen nach, mit welchen er seinen Leiden keineswegs im Geiste Christi ein Ende zu machen suchte, indem er beständig darauf bedacht war, Geld und Bundesgenossen zu sammeln, um sein verlorenes Reich wieder erobern zu können. Dabei war er in der Wahl seiner Mittel nichts weniger als ängstlich; trotz seiner evangelischen Überzeugung schmeichelte er den streng papistischen Fürsten und dem Kaiser, damit diese ihm zur Ausführung seiner Pläne behilflich sein möchten. So gewährt er das traurige Bild eines beständig hin und her Schwankenden, der keinen rechten Grund unter den Füßen hat. Anders war es mit seiner Gemahlin Isabella. Diese ergriff das reine Evangelium mit wahrer Heilsbegier, suchte und fand darin ihren Trost und ihre Erhebung und bewahrte ihren Glauben unter den härtesten Prüfungen, ja unter den größten Anfechtungen.

Auf Wunsch ihres Gemahls besuchte sie im Jahre 1524 den Nürnberger Reichstag, um dort seine Sache zu führen und ihm Freunde zu erwecken. Die einfachen aber beredten Worte der frommen tiefgebeugten Frau machten auf die glänzende Versammlung einen gewaltigen Eindruck, und wenige waren, deren Augen sich nicht mit Thränen gefüllt hätten. Allein Christians Ruf war ein zu schlechter, man mißtraute ihm sowohl von protestantischer als von papistischer Seite, und so schlugen alle Versuche der edlen Frau fehl. In Nürnberg nahmen viele Anhänger der reinen Lehre, um ihren Glauben öffentlich zu bezeugen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten. Unter ihnen war auch Isabella. Von ihrem glaubensvollen Herzen getrieben und zugleich dem Rate ihres Gatten folgend, beichtete sie vor O s i a n d e r und nahm das Sakrament nach der Einsetzung ihres Herrn. Ihrem Bruder, dem Könige F e r d i n a n d, der, hierüber aufs äußerste erbittert, sie nicht mehr als Schwester anerkennen wollte, antwortete sie mit hohem Glaubensmute: „Unsere gemeinsame Mutter hat uns doch beide als leibliche Geschwister zur Welt gebracht. Ich will mich an Gottes Wort halten und darin Gott und keinen Menschen anerkennen; in allen anderen Dingen will ich mich gern meinem Bruder unterwerfen und ihm gehorchen. Will er mich als seine Schwester verleugnen, so mag er es thun; ich werde das Gott anheimstellen."

Nach Beendigung des Nürnberger Reichstages zog sich Isabella nach den Niederlanden zurück, wohin Christian ihr bald folgte. Ihre Gesundheit hatte schwer gelitten und schon am 19. Jan. 1526 schloß die schwergeprüfte königliche Frau im dreiundzwanzigsten Jahre ihres Alters die Augen im Tode. Ihr Gatte schildert ihren Tod in einem Briefe an Luther folgendermaßen: „Aber in dem Maße, als ihre Krankheit zunahm, hat sich unsere Gemahlin Gott, unserm Vater, und Christo, unserem Erlöser, ganz und gar hingegeben, Herz und Sinn auf Ihn allein in einem festen Glauben gestellt, alle Menschen um Verzeihung gebeten und von jedem demütig begehrt, daß er in der Fürbitte für sie zu dem Allmächtigen beständig anhalte, damit Er ihr Seine göttliche Gnade verleihe; um einen wahren, starken, festen Glauben an Ihn zu haben, sich Seiner grundlosen Barmherzigkeit zu trösten und gern nach Seinem Willen den Tod zu erleiden. Und da nun die Schwäche immer mehr zunahm, hat Frau Margaretha*) ihr Gefolge und andere vornehme Leute zu ihr geschickt, welche sie bereden sollten, den papistischen antichristlichen Glaubensweg zu betreten. So hat denn Gott nach Seiner Milde unserer Gemahlin die Sprache zur rechten Zeit genommen, so daß sie ihnen keine Antwort darauf gab; nichts desto weniger haben sie sie mit Öl bestrichen und mit Überredungen nicht nachgelassen. Aber sie hatte zuvor mit inniger Sehnsucht, festem Glauben und wohlbedachtem Mut das heilige hochwürdige Sakrament nach rechter christlicher Weise genommen, und da einer unserer Prediger sie nach Gottes Wort ermahnte, versprach sie uns, beständig in einem rechten starken Glauben an den HErrn zu bleiben und auf den Aberglauben der andern nicht zu antworten, bis sie ganz sprachlos wurde. Sie nahm aber mit vielen Zeichen eines wahren Glaubens zuletzt Abschied von der Welt den 19. Januar. Der Allmächtige sei ihrer Seele gnädig in aller Ewigkeit. Aber wir haben die unzweifelhafte Hoffnung, daß sie ein Kind der ewigen Seligkeit ist. Dazu helfe uns Gott! Amen."

*) Es war dies Isabellas Tante, die Statthalterin der Niederlande, eine kluge, thatkräftige, aber päpstlich gesinnte Frau.

Diesen schönen, von fröhlichem Glauben und guter Erkenntnis der evangelischen Heilslehre zeugenden Brief schrieb Christian II. am 28. Jan. 1526. Aber was müssen wir hören? Zwei Jahre später verleugnete derselbe Mann um elender irdischer Rücksichten willen seinen Glauben und wandte sich wieder dem Papste zu! Es war bei ihm eben nicht zu einer rechtschaffenen aufrichtigen Buße gekommen, sein Herz war noch ungebrochen. Um diesen harten Fels zu zermalmen, mußte Gott noch gewaltiger dreinschlagen. Er hat es gethan, zu keinem andern Zwecke, als um die Seele Christians zu retten.

Wir haben gehört, welch große Stücke Luther von dem vertriebenen Dänenkönige hielt, der sich in seinem Elend so vertraulich ihm genähert und den er selbst für ein so edles und seltenes Exempel eines gottseligen Fürsten angesehen hatte. Was für ein Schmerz mußte es für Luther sein, als er 1530 von dem Abfall Christians hörte! Es zeigte sich, daß diesem doch die irdische Krone das höchste Ziel sei. Als Karl V. in dem genannten Jahre nach Deutschland kam, hoffte er sie mit dessen Hilfe wieder erlangen zu können, indem er seinen evangelischen Glauben schnöde verleugnete. Wirklich hatte dieses schändliche Verfahren nach Gottes gerechtem Gerichte den gewünschten Erfolg. Karl unterstützte Christian mit einer namhaften Geldsumme, der Papst nahm ihn wieder zu Gnaden an. So hielt denn der verblendete Mann den Zeitpunkt für gekommen, um eine Invasion in die skandinavischen Reiche zu unternehmen. Dort war inzwischen, in Schweden durch Gustav Wasa, in Dänemark durch Friedrich I., die Reformation eingeführt worden. Aber der Papst hatte in beiden Ländern und besonders auch in Norwegen noch immer einen bedeutenden Anhang. Auf diese Thatsache rechnete Christian; er konnte den Altgesinnten gegenüber als Streiter für die römische Kirche im Norden auftreten. Mit zwanzig Fahrzeugen und siebentausend Knechten ging er am 24. Oktober 1531 in See. Sein Absehen war auf Seeland gerichtet, aber ein heftiger Sturm im Kattegat zerstreute seine Flotte und trieb ihn an die Küste von Norwegen. Nach seiner Landung in Opslo (Christiania) gelang es ihm, dort festen Fuß zu fassen. Mit Hilfe des Erzbischofs von Drontheim und anderer Prälaten und Gutsherren vermochte er den Winter über in Schloß Aggerhuus sich zu behaupten, vom Volke und von vielen Großen durch feierliche Huldigung als König anerkannt. Aber nur kurze Zeit währte dies Glück. Die vereinte dänische und lübeckische Flotte, die König Friedrich ausgesandt hatte, verbrannte fast alle seine Schiffe, die Matrosen auf den anderen wurden meuterisch. Der königliche Flüchtling mußte sich also auf Unterhandlungen einlassen. Vergebens versuchte er den Besitz von Norwegen zu erlangen; alles, was ihm zugestanden ward, war freies Geleit zu seinem Oheim, um durch persönliche Besprechung einen Ausgleich herbeizuführen. Würde dieser nicht zu stande kommen, so sollte er nach Norwegen zurückkehren dürfen oder nach Deutschland entlassen werden. Auf diese Bedingung hin schloß er den Vertrag mit Gyldenstern, dem Befehlshaber der dänischen Flotte und ging dann mit kleinem Gefolge zu Schiffe, um nach Kopenhagen gebracht zu werden. Aber schon hatte man den Plan gefaßt, den unruhigen Mann in sichern Verwahrsam zu nehmen. Er durfte nicht die Hauptstadt betreten, nicht den Oheim von Angesicht zu Angesicht schauen. Mit zweideutigen sophistischen Ausreden suchte man den Vertrags- und Geleitsbruch zu beschönigen und hielt ihn so lange an Bord, bis über sein Schicksal entschieden war. Die Staatsklugheit galt mehr als Manneswort.

Man brachte den einstigen König der drei Reiche des Nordens auf das Schloß Sonderburg, wo im östlichen Turme eine gewölbte Kammer zu seiner Wohnung bestimmt war. Aber die Fenster derselben waren vermauert, jeder Zugang wurde abgesperrt. Von seinem Gefolge wurde ihm nur ein norwegischer Zwerg zur Gesellschaft gelassen. In diesem traurigen Gefängnis hat Christian sechzehn lange Jahre zugebracht. Vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend hörte man seine Klagen und die wilden Ausbrüche seiner Verzweiflung. In der Mitte seines Kerkers stand ein großer runder Tisch. Um diesen lief er unablässig, dabei den Nagel des Daumens der rechten Hand auf der Platte nachschleifen lassend, so daß davon in dieser eine Rinne entstand. Oder er schritt immer und immer wieder schweren Trittes vom Fenster zur Thür und von dieser zu jenem zurück und hat dabei, immer dieselbe Richtung einhaltend, im steinernen Fußboden eine tiefe Rinne ausgetreten. Diese kann der Besucher des alten Schlosses von Sonderburg noch heute in jenem Turmzimmer sehen. Die Tischplatte wird noch jetzt im Museum zu Kopenhagen gezeigt.

Christians Kerkermeister war Peter Oxe, der Sohn jenes Torban Oxe, den er, wie wir erzählt haben, auf bloßen Verdacht hin hatte hinrichten lassen. Dieser Mann war von einem glühenden Haß gegen den König erfüllt. Er behandelte ihn nicht nur rauh und geringschätzig, sondern ließ ihn sogar Hunger, Durst und Kälte leiden. Christian hatte eine Spinne, die in seinem Kerker ihre Fäden zog, so zu zähmen gewußt, daß sie, wenn er ihr pfiff, von der Decke hernieder kam, sich auf seine Hand setzte und aus dieser die Fliegen fraß, welche er ihr fing. Dieses harmlose Vergnügen gönnte Peter Oxe dem unglücklichen Manne nicht. Eines Tages zertrat er die Spinne am Boden, indem er mit Hohnlachen rief: „Fort mit dir! Christian, der Tyrann, soll keine Freude, keinen Trost haben!" Von Wut ergriffen sprang der König auf den Herzlosen zu und begann ihn zu würgen; doch Peter Oxe ward seines durch das bereits beginnende Alter und mehr noch durch die langjährige schwere Haft geschwächten Angreifers Herr. Mit einem kräftigen Ruck schüttelte er ihn von sich ab und schleuderte ihn mit einem heftigen Stoße zu Boden. Ohne sich weiter um den Ohnmächtigen zu kümmern, der erst allmählich sich erholte, verließ er mit einem Fluche auf den Lippen das Gefängnis.

Vergebens waren alle Bemühungen des Kaisers und befreundeter deutscher Fürsten, dem unglücklichen Könige zur Freiheit zu verhelfen. Vergebens verwandte sich selbst Luther, dessen Vertrauen Christian so schmählich getäuscht hat, für ihn bei dem Könige Friedrich. Sein schöner Brief vom 28. September 1532 ist uns erhalten.*) Er ist voll von erbarmender Liebe für König Christian, dessen er als seines „guten Herrn" gedenkt. Er erinnert den Oheim desselben an das „Exempel Christi" und ermahnt ihn zur Barmherzigkeit, „Gott zum herrlichen Dankopfer, dem Gefangenen zu Trost und Erquickung und uns allen zur Freude und Wonne". Aber Friedrich ließ sich nicht erbitten. Christians Gefangenschaft währte fort. Was mag der Unglückliche in diesen langen, langen Jahren ausgestanden haben! Die furchtbarste Not mußten ihm die Anklagen seines so schwer belasteten Gewissens machen. Und jeglicher geistlicher Trost war ihm viele Jahre hindurch genommen. Er hatte niemanden, der die Wunden seines Gewissens heilen konnte. Gott führte ihn in die tiefsten Tiefen des Elends, und schon drohte der Wahnsinn seine gemarterte Seele völlig zu umnachten. Aber der HErr will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. So sollte denn auch endlich für Christian die Stunde der geistigen Errettung schlagen. Sein grausamer Kerkermeister stürzte im Rausche eine steile Treppe hinunter und brach dabei das Genick. Sein Nachfolger im Amte war mitleidiger gegen den Gefangenen. Er gab ihm, der seit länger als elf Jahren kein Buch zu sehen

*) Der Leser findet denselben in „Luthers Volksbibliothek" Band 8, Seite 72 ff. Jedem, der dieses billige, vom Luth. Concordia-Verlag in St. Louis zu beziehende Werk besitzt, raten wir, Luthers Brief an Friedrich von Dänemark dort nachzulesen.

bekommen, eine Bibel. Christian nahm das beschmutzte und zerlesene heilige Buch mit lebhaftem Danke an. Von nun an las er täglich mehrere Stunden und der Heilige Geist lehrte inwendig in seinem Herzen. Er lernte verstehen, was Luther gesungen hatte: „Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist vielmehr Gnade; Sein Arm zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade." Er suchte und fand Gnade, Schächersgnade. In seiner armen Seele wurde es allmählich ruhig. Er beugte sich unter Gottes gewaltige Hand und ergab sich in Seinen heiligen Willen. Im Lichte des Evangeliums verwandelte sich ihm sein Unglück in ein heiliges und heilsames Kreuz, das er seinem Heilande jetzt gerne und willig nachtrug.

Noch mehrere, doch für ihn jetzt minder entsetzliche Jahre schmachtete der König in seinem Gefängnisse; dann schlug für ihn endlich, nach sechzehn langen Jahren, die Stunde der Erlösung. Sein einziger Sohn Johann war gestorben und dadurch die Erbfolge im Hause Friedrichs für alle Zeiten festgestellt. Nun konnte man Christian getrost aus seiner Kerkergruft entlassen. Zwar seine volle Freiheit erhielt er auch jetzt noch nicht; er mußte sich eidlich verpflichten, den Bezirk des Amtes Kallundsborg auf Seeland, dessen Einkünfte ihm als Leibgeding überwiesen wurden, nicht zu überschreiten. Auf dem dortigen alten Schlosse hat er unter dem Titel „Graf von Oldenburg" noch über zehn Jahre gelebt, zumeist mit der Sorge für seine Seele beschäftigt und vielfach Almosen spendend. Die Ersparnisse, welche er von seiner Jahresrente machte, bestimmte er letztwillig zur Stiftung eines Hospitals, das noch heute in einer kleinen Stadt Seelands besteht. Am 20. Jan. 1559 ist er endlich im Alter von fast 78 Jahren eingegangen zu seines HErrn Freude — als ein wie ein Brand aus dem Feuer geretteter und begnadigter Sünder. Wie singt doch der selige Woltersdorf? „Da siehst du's, daß man schwören kann: Ja, JEsus nimmt die Sünder an!" Die Weltgeschichte hat Christian II. den Namen des „Bösen" gegeben. Gott sei Dank, daß die Weltgeschichte nicht das Weltgericht ist. Gottes Gericht hat auch über Christian ein anderes Urteil gefällt: — wir dürfen hoffen, daß auch **sein** Name im Himmel angeschrieben ist.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von **R. Fries**. Revidiert für die Abendschule. (8. Fortsetzung.)

Und nun saß Else Tag und Nacht auf einem niedrigen Schemel an dem Lager der Kranken. Es war dabei eine große Plage, daß alle die Mitreisenden so nahe und gedrängt dabei herum waren. Das Geschwätz der Weiber, das Geschrei der Kinder hörte garnicht auf. Die Kranke schien nicht viel darunter zu leiden; wenn's gar zu arg wurde, denn kehrte sie wohl einmal den Kopf unwillig gegen die Schiffswand, sonst aber lag sie mit gefaltenen Händen still da, und zwar meistens mit geschlossenen Augen. Die Seekrankheit schien ganz überstanden zu sein, aber die Schwäche war groß und nahm immer noch zu, weil sie keine Speise nehmen wollte.

Es war auch ein Arzt am Bord, der alle Tage die Runde machte. So lange er die Frau für seekrank hielt, achtete er nicht weiter drauf. Als er sie aber jeden Tag so still daliegen sah, und das Mädchen ihn bat heranzukommen, ihre Mutter klage so sehr; da ward er aufmerksam, und wollte die Kranke nach ihrem Zustande befragen. Aber Frau Margreth öffnete kaum die Augen, und als sie den jungen fremden Mann über sich gebeugt sah, drehte sie den Kopf weg und schwieg beharrlich. Er fühlte ihr an den Puls, an die Stirn und legte seine Fingerspitzen dahin, wo das Herz schlägt; zuckte die Achseln und versprach ein Medikament zu schicken, auch müsse man versuchen ihr Wein einzuflößen.

Aber Frau Margreth nahm weder Arznei noch Wein und bat flehentlich, sie damit zu verschonen. Ein wenig Milch und Thee ließ sie sich ja gefallen, das war alles.

Auch ihrem Manne ward es erlaubt, sie zu besuchen, sie gab ihm die Hand und nickte ihm zu, blickte ihn eine Weile fest an, dann winkte sie, er möge nur wieder gehen, und sagte: sie werde ihn rufen lassen, wenn es Zeit sei. —

So saß denn nun das Mädchen stille da, bei Tage nahm sie wohl eine Strickarbeit zur Hand, aber es wollte ihr gar nicht damit fortgehen, sie fühlte sich zum erstenmal in ihrem Leben so hilflos und verzagt. Immer mußte sie denken: ach, läge die Kranke doch in ihrem Bette daheim in der traulichen Kammer, mit dem Christusbild zu Haupten des Lagers, wo zum Fenster hinein die lieben Vöglein sangen und die grünen Waldberge schauten! — ach ja, wären wir da!

Und wenn's nun Nacht ward und alle diese Schlafstätten besetzt waren, und die Luft immer dumpfer und drückender wurde, und rötlich die Lampen glühten, die unter der niedrigen Decke des Raumes schwebten und schwankten. —

Das Wetter war nicht stürmisch, aber das Rauschen und Brausen des Windes und der Wellen hielt niemals auf, dazu das unaufhörliche Getöse der arbeitenden Maschine, das Hin- und Herlaufen der Mannschaft auf dem Deck: o, welch ein Segen ist doch für das unruhige Menschenherz die **Stille** der Nacht! hier gab es keine Stille!

Und doch fordert die Natur ihr Recht. Das Gesicht in beide Hände gelegt, übermannte der Schlaf das treue Mädchen, es war freilich keine rechte Erquickung, aber es war doch ein Ausruhen. Da träumte ihr von der Heimat! Da saß sie unterm Nußbaum, da kehrte sie ein im Stiftlerhäuschen „am Brunnen", da grüßten sie die lieben Gesichter mit freundlichen Augen, da hörte sie Ännchens gute sanfte Stimme, die sprach ihr einigen Trost zu!

Aber wenn sie dann plötzlich erwachend auffuhr, — da mußte sie sich erst besinnen. Wo war sie denn? — was sind das für Töne? — wer sind alle diese Schläfer? —

O, wie ward's ihr dann so unheimlich, so graulich, so einsam! — sie mußte dann ein Wort sprechen, sie beugte sich über die Kranke, sie fragte, wie es ihr gehe? — ob sie nicht ein wenig trinken wolle? — manchmal bekam sie gar keine Antwort, — manchmal faßte die Kranke ihre Hand, streichelte ihr übers Gesicht, und kaum hörbar flüsterte sie: Dank — Dank — Dank — bisweilen ließ sie sich aufrichten und ihre Lippen befeuchten, — öfter aber wehrte sie ab und mochte nichts nehmen.

Das ging so drei Tage und Nächte hindurch. In der vierten Nacht war Elsbeth wieder ein wenig entschlummert, da fühlte sie sich am Kleide gezupft, und auffahrend sah sie Frau Margreth aufgerichtet dasitzen mit weit offnen Augen und mit einem fröhlichen, ja glückseligen Ausdruck im Gesicht.

„Ännchen ist bei mir gewesen!" hob sie an und ihre Stimme klang hell, wie kaum bei gesunden Tagen — „o das war sehr schön! — sie winkte mir mit der rechten Hand, die Hand war so weiß, so weiß! sie zeigte nach Oben! nach Oben! und als ich aufsah, da war's ganz hell, o so schön hell! und dann sprach der liebe Gott wieder mit mir: Margreth, sagte er, nun ist's bald genug! nun will ich Dich holen lassen! Du sollst auch zu mir kommen! freue Dich, Margreth, nun hat das Leid ein Ende! Ja, das sagte Er, der liebe, treue Gott! nun freu' ich mich! o ja, wie sehr freu' ich mich! — zu Ende — zu Ende — zu Ende!" Damit sank sie ganz allmählich wieder zurück und sagte noch oft und immer leiser „zu Ende" — zuletzt regte sie nur noch die Lippen — bis auch das vorüber war!

Ist sie denn tot? — wirklich tot? — kann man denn so leicht

sterben? — Else beugt sich über das Lager, sie legt ihr Ohr an den blassen Mund, — sie sucht mit der Hand nach dem Herzschlag; — ach, es ist alles still, ganz still! — Das Mädchen ist wie erstarrt, so nahe hat sie sich das Sterben nicht gedacht! Immer noch hat sie gehofft, daß es besser werde, — bei Gott ist ja kein Ding unmöglich, — oder doch, daß sie mit der Kranken das Land erreichen würden! — Und nun liegt sie da — eine Leiche! O, eine der Frauen — da schläft sie, auf der nächsten Matratze, mit ihrem Kinde im Arm — eine dunkelhaarige, mit stechenden schwarzen Augen — die hat ihr gestern Schreckliches ins Ohr geflüstert: sobald jemand am Bord stirbt, nehmen sie die Leiche, binden sie auf ein Brett, und dann fort damit hinüber in die tiefe, tiefe See!

Das Mädchen kann den Gedanken nicht ertragen! Also kein Glockenton, kein Chorgesang, kein Gotteswort! und kein ehrliches ordentliches Grab in geweihter Erde, zwischen all den andern Schläfern unter den Kreuzen und Steinen! — kein stiller, grüner Hügel, zu dem man hingehen kann mit Blumen und Kränzen, ein heilig Betwort zu sprechen. Nun begreift sie den Abscheu der Mutter vor dem großen Wasser! es mag ihr wohl geahnt haben, daß sie ihr Grab darin finden soll! —

Aber was nun thun? — Else legt die Hände an ihre hämmernden Schläfen! sie **muß** nachdenken — und doch ist es ihr, als konnte sie keinen vernünftigen Gedanken fassen.

Sie sollen jetzt noch keine Hand an sie legen, das steht klar vor ihr! — es muß erst eben Mitternacht vorüber sein! sie will sich ganz ruhig halten, — dann will sie der Leiche ein weißes Sterbehemde anziehen, ihr das Haar glätten und die Sonntagshaube aufsetzen! — ach, und zu allererst will sie beten! Sie kniet nieder mit den gefaltenen Händen auf dem Sterbebett, so liegt sie lange; der Kopf ist ihr auf das Kissen gesunken neben der Verstorbenen, — ihre Atemzüge werden tief und regelmäßig — sie schläft — die große Ermüdung hat sie überwältigt. Die Güte Gottes schenkt der armen Seele eine Stunde tiefen, traumlosen Schlafes. Als sie dann von einem Geschrei der Kinder erwacht, muß sie sich eine Weile besinnen; einige Frauen sind mit ihren Kindern beschäftigt, Else wartet bis alles wieder still geworden. Dann macht sie sich ans Werk. Mit zarten, leisen Händen, und unter viel Weinen, verrichtet sie an der Gestorbenen den letzten Dienst treuer Liebe. Sie muß oft inne halten in ihrem Thun, — das Weh schnürt ihr die Brust zu! — aber sie rafft sich zusammen! — Als sie der Toten die schöne Sonntagshaube aufsetzt, mit den langen Bändern dran, — ach, da stehen alle die schönen Kirchgänge ihr vor der Seele, die sie mit ihr gemacht; und der letzte Kirchgang! — die trostreiche Predigt vom barmherzigen Samariter — o das ist's, das thut ihr not, einen solchen JEsustrost muß sie haben! Und als sie nun alles vollbracht, als die stille Frau in ihrer Sonntagstracht da vor ihr liegt und der ewige Gottesfrieden ihr im verblaßten Antlitz steht — da wird's dem Mädchen als wäre sie in einem Gotteshause; sie schließt die Augen, denn sie fühlt es, Gott will mit ihr reden, und die Gestorbene hat's ja gesagt, dann müsse man die Augen zumachen, und sie hört die himmlische Stimme, die spricht zu ihr: „Furchte Dich nicht, Else, ich bin bei Dir, ebensowohl hier auf der See, als daheim auf dem Lande! ich werde Dich auch hier nicht verlassen und versaumen! halte Dich nur fest an meiner Hand, da soll Dich kein Unfall treffen! und der Tod meiner Heiligen ist wert geachtet vor mir, sie ruhen alle in meinem Arm und Schoß, ob sie im Meer oder in der Erde ihr Grab finden, denn auch das Meer soll seine Toten wieder geben! Ich, **der HErr, bin größer denn das alles!**" Da neigte das Mädchen tief ihr Haupt und kreuzte die Arme über der Brust und sprach leise: Amen, lieber HErr, Amen! —

10.

Das Wellengrab.

Wir armen Menschenkinder! „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen," — und doch, wenn der Tod einmal mit seiner dürren, kalten Hand hereingreift in unsere Mitte, so recht nahe an uns heran, daß wir diese Hand sehen, dann erschrecken wir und gebärden uns wie thörichte Kinder. So geschah's, als nun der Morgen anbrach, und die mitreisenden Frauen sahen, daß die kranke Frau eine **stille Frau** geworden war. Das gab ein Reden und Schwatzen, erst gedämpft mit halber Stimme, dann anschwellend, laut und immer lauter. So schnell haben sie noch nie im Zwischendeck die Morgentoilette gemacht, ja, etliche ließen sich nicht die Zeit dazu, nahmen ihre Kinder an sich und eilten die Treppe hinauf auf's Deck, um das Geschehene zu verkündigen.

Else rührte sich nicht vom Fleck, — sie mußte ja Wache halten. Da kam zuerst der Schiffsarzt mit dem Kapitän, welche beide sehr verwundert thaten, an Sterben hatte der Arzt garnicht gedacht. — Es ward ein Protokoll aufgenommen, und das Mädchen mußte viele Fragen beantworten. Sie that es so gefaßt, so ruhig, und doch klang ihre Stimme so tief traurig, daß beide Männer sie, wie bewundernd, anblickten, und der Kapitän ihr ermutigend auf die Schulter klopfte.

Dann kam Dietrich Veit, und zugleich mit ihm etliche vom Schiffsvolk, welche die Leiche entfernen sollten. Der Bauer war ganz fassungslos, er hatte es garnicht glauben wollen, daß seine Frau gestorben, hier auf dem Schiff gestorben, es hätte doch seiner Meinung nach warten müssen, bis man wieder am Lande, — seine Augen wanderten unruhig von der Leiche zu Else, er tastete mit seiner Hand, bis er des Mädchens Hand erfaßt, er blickte sie ratlos und hilflos an. —

Aber die Sache hatte ihren angewiesenen Verlauf und Dietrich Veit brauchte sich um garnichts weiter zu kümmern. Hier war die Bestattung von der denkbar größten Einfachheit. Kein Tischler brauchte einen Hobel anzusetzen um den Sarg kunstvoll zu bereiten, kein Gefolge war anzusagen, kein Geläute zu bestellen, kein Totengräber hatte Arbeit. Das Grab ist bereit, weit, weit geöffnet — o, ein unermeßliches, tiefes Grab! so tief grabt's kein Totengräber! so kristallenklar ist's auf keinem Friedhof! und der Himmel von Oben mit seinem Blau und Wolken schaut hinein bis auf des Grabes Grund, und die Sonnenstrahlen dringen hindurch und hüllen's in eine grüne, sanfte Dämmerung! — Glockengeläut und Chorgesang aber besorgen die Winde und Wellen, — ganz umsonst! Ja, es geschieht wirklich so, wie jene schwarzhaarige Frau es Elsen ins Ohr geflüstert: sie haben Frau Margreths Leiche auf eine Schiffsplanke gebunden, und ein großes, weißes Tuch ist drüber genäht, daß man die Umrisse der Gestalt deutlich sieht, den Kopf mit der scharfen Nase, die Arme und die gefalteten Hände, die zusammengelegten Füße — man kann es alles so wohl erkennen. —

Zwei Mann haben das Brett angefaßt von der Rechten und Linken, sie heben es in die Höhe, sie legen es auf den Rand der Schanzkleidung, jetzt tritt ein Augenblick der Stille ein — die Umstehenden, welche es nicht gescheut haben, dieses seltene Schauspiel mit anzusehen, entblößen ihre Häupter vor der Majestät des Todes, zu einem stillen Vater-Unser! — Doch — was ist das! — es bleibt kein stilles, es wird ein lautes Gebet! mit klarer, fester Stimme betet ein junges, schönes Mädchen das heilige Gebet des HErrn! sie verwendet dabei keinen Blick von der verhüllten Todesgestalt! Als sie das „Amen" gesprochen, heben die beiden Männer das Brett hoch und lassen es in die Wellen fahren! ein Augenblick — und es ist versunken und keiner Schaufel bedarf es, um das Grab zu schließen! —

Als das Brett hinabfuhr, hörte man einen Aufschrei der anwesenden Frauen! Dann war alles still! nur der Wind sauste über's Verdeck hin und die Wellen rauschten. Das Schiff hatte keinen Augenblick in seinem Laufe inne gehalten und in wenigen Minuten war man schon weit entfernt von der Stelle, wo Frau Margreth vom Haidhofe auf tiefem Meeresgrund ihre Ruhstatt gefunden.

Die andern Leute schlichen sich einer nach dem andern sachte davon. Den Weibern war das Reden vergangen auf eine Weile, und die Männer meinten jetzt etwas Stärkendes trinken zu müssen. Nur drei blieben noch stehen wie festgebannt an die Stelle, wo sie den erschütternden Anblick gehabt! eine Handvoll Erde konnten sie der Toten nicht mitgeben ins Grab; — aber doch eine Thräne!

Else stand zwischen den beiden Männern. Der eine, jetzt Witwer geworden, hielt noch immer die Mütze in den Händen, das graue Haar flatterte ihm im Winde, seine unsteten Augen irrten über die Wasserfläche hin, die sich vor ihm ausbreitete bis an den fernen Horizont, als suche er den Fleck, wo man das Weib seiner Jugend hinabgesenkt, wo sie verschwunden war vor seinen Augen, es lag in seinen Mienen und Blicken mehr Staunen und Verwunderung über etwas Niegesehenes, etwas garnicht für möglich Gehaltenes, als Trauer und Betrübnis über einen schweren Verlust. —

Heinrich dagegen war tief erschüttert. Halb abgewandt stand er da, die rechte Hand hatte er über die Augen gelegt, er war sehr blaß geworden und seine Lippe zuckte, er mußte sich anlehnen. Von männlicher Kraft und Fassung war nichts an ihm zu sehen, — dem Tode in solcher Nähe und in solcher Gestalt hatte er noch nie gegenüber gestanden! es dünkte ihn unerträglich! Diese Leiche unter dem weißen Tuch! diese schauerlichen Umrisse! dieses Versenken in die See! es hatte ihn gepackt wie mit eisiger Hand.

Und Elsbeth? — über ihr weißes Gesicht flossen langsam die Thränen, sie blickte nicht auf das Wasser, sie blickte aufwärts, klar, fest, ruhig! Sie merkte es garnicht, daß die Menschen, die so dicht herumgestanden, sich alle verloren hatten, und als sie endlich nur die beiden Männer neben sich fand, welche ihre Stützen sein sollten im Leben, in der Fremde, ach, da seufzte sie tief und schwer! diese beiden boten ihr wahrlich wenig Halt! Am meisten dauerte es sie um Heinrich, wäre es nicht an ihm gewesen, mit seinem stärkeren Mannesarm sie zu halten, mit einem guten, heilsamen Wort ihr Trost ins Herz zu sprechen? Aber daran war nicht zu denken, er bedurfte es wohl, daß sie ihn halte und tröste! — Else mußte unwillkürlich an den andern denken, der ihr seine Liebe angetragen, — dessen Arm und Wort würden ihr in dieser Stunde nicht gefehlt haben.

Sie legte ihre Hand auf Heinrichs Arm, und sagte zu beiden gewandt: „Laßt uns hier ein wenig niedersitzen! Ich habe Euch viel zu erzählen." —

Sie setzten sich neben die große Ankerwinde, so daß sie dem Schiffsdeck und den Menschen darauf den Rücken zukehrten, und das weite Meer vor sich hatten.

Und nun erzählte Elsbeth den beiden, was sie da unten im Zwischendeck mit der Kranken und Sterbenden erlebt. Sie erzählte ganz schlicht und einfach, aber es war doch sehr ergreifend zu hören, wie der liebe Gott mit Frau Margreth geredet und daß sie das kleine Ännchen im Geiste gesehen. Die Männer hörten stille zu, mit gesenkten Köpfen und gefalteten Händen, als säßen sie in der Kirche. Es war ja auch ein heilig Totenamt, das hier gehalten ward, und die redenden Lippen waren geweiht, wenn auch nicht durch ein priesterlich Salböl, so doch durch Glauben und Liebe, es war auch der Geist Gottes mit dabei, der an den Herzen dieser Hörer anklopfte und Einlaß begehrte, sie merkten auch wohl die Nähe dieses Gastes, sowie sie das Sausen des Windes hörten, der über sie dahinfuhr, aber die Herzen haben sie doch nicht aufgethan, denn sie dachten in tiefster Seele, es sei doch recht unangenehm und widerwärtig, daß sie von solchem Schicksal auf der Reise betroffen, auch verlangten sie darnach, etwas anderes zu hören und zu sprechen, wodurch sie auf andere Gedanken kommen möchten und das Bild des Todes von sich abschutteln könnten, das ihnen so schauerlich nahe getreten war.

So wußten sie denn auch beide kein Wort zu sagen, als das Mädchen schwieg. Eine Weile saß sie noch neben ihnen auf der Bank, als verlange ihre Seele nach einem guten Wort. Dann erhob sie sich seufzend und ging hinunter, um Frau Margreths Sachen zu ordnen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Über die Höhengrenzen des Baumwuchses, mit besonderer Bezugnahme auf die Gebirgssysteme der Vereinigten Staaten, hat die Academy of Natural Science in Philadelphia höchst interessante Nachforschungen angestellt, deren Ergebnis wir folgendes entnehmen: In den Gebirgen Colorados hat der Nadelholzgürtel eine Breite von etwa 4000 Fuß und hört 11,000 Fuß über dem Meeresspiegel plötzlich auf. Die Fichten kommen vor bis zu einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß, über diese Waldgrenze hinaus findet man sie nur noch als kaum 4 Fuß hohe Krüppel und die meisten sind sogar nur 1 bis 2 Fuß hohe Büsche; aber was diese Koniferen an Höhe verlieren, das suchen sie in der Breite wieder zu gewinnen, indem sie ihre fast den Boden berührenden Äste weit hinausstrecken. In diesem Zustande findet man sie bis zu einer Höhe von 12,500 Fuß. Die Waldgrenze des Mount Washington in New Hampshire, welcher wenig über 6000 Fuß mißt, ist in einer Höhe von 4000 Fuß zu finden, während der das Südende des nämlichen Gebirgsstockes bildende Mount Webster bei einer Höhe von 4000 Fuß nur bis zu 3000 Fuß bewaldet ist. Auf dem sich 6300 Fuß über die Meeresfläche erhebenden Roan-Mountain in Nord-Carolina erstreckt sich der Wald an mehreren Stellen bis auf den Gipfel und noch in einer Höhe von 6000 Fuß wurde eine Schwarzeiche mit einem Stammumfang von 6 Fuß (3 Fuß über dem Boden gemessen) gefunden, welche volle 40 Fuß in der Höhe maß. — Diese Thatsachen stoßen die alte Theorie, daß die Waldgrenze in den Gebirgen durch klimatische Verhältnisse, wie durch das Durchschnittsquantum des Feuchtigkeitsniederschlages und durch die örtliche Durchschnittstemperatur bestimmt werde, vollständig über den Haufen. Auf dem Mount Washington angestellte Beobachtungen ergaben dagegen, daß dort die Waldgrenze vor Zeiten weit höher als gegenwärtig gelegen hatte, und daß sie immer noch langsam, aber stetig, herabsinkt. Dieses Phänomen ließ sich indessen leicht erklären, denn ein bei dem Bau der bis auf den Gipfel des Berges führenden Bahn gemachter Durchstich auf der gegenwärtigen Waldgrenze ergab, daß das dort bereits eingetretene Absterben der Fichten auf das Schwinden des Erdreiches zurückzuführen sei, denn der eine üppige Vegetation ermöglichende gute Waldboden war nur $1^1/_2$ bis 2 Fuß dick und war durch dichtes Wurzelgewebe zusammengehalten, sonst wäre er, gleich den einst tiefer gelegenen Erdschichten, von den thalwärts strömenden Wassern, welche von dem Gipfel zur Zeit der Schneeschmelze und nach starken Regengüssen herniederbrausen, auch bereits fortgeschwemmt worden. Diese dünne Schicht Humuserde genügte zur Ernährung des üppig wuchernden Gestrüpps und der massenhaft emporgeschossenen Fichtenschößlinge, aber sie reichte nicht aus für die ausgewachsenen Bäume, welche dort schon massenhaft abgestorben sind. Der junge Baumnachwuchs wird dort natürlich verkümmern und verkrüppeln und die Höhengrenze der Wälder wird tiefer und tiefer herabgedrückt.

Das Mississippi-Gebiet. Eine gute Vorstellung von der riesenhaften Ausdehnung des Mississippi Gebietes gewährt die Mitteilung des „Scientific American", daß der Hauptstrom mit seinen 55 schiffbaren Nebenflüssen in einer Gesamtlänge von nicht weniger als 16,571 Meilen für Dampfschiffe und von 20,221 Meilen für größere Kähne zugänglich und fahrbar ist. Die angegebene Länge kommt etwa zwei Dritteln des Erdumfanges gleich. Dabei verteilt sich die Schiffbarkeit auf 22 Staaten und Territorien, von denen jeder einen beträchtlichen Flächenraum bedeckt. Es entfallen auf Louisiana 2500, Arkansas 2100, Mississippi 1380, Montana 1310, Dakota 1280, Illinois 1270, Tennessee 1260,

Kentucky 1260, Indiana 840, Iowa 830, Indianer Territorium 720, Minnesota 660, Wisconsin 560, Ohio 550, Texas 440, Nebraska 400, West Virginia 390, Pennsylvania 380, Kansas 240, Alabama 200, New York 70 Meilen Schiffbarkeit. Es genügt, diese 22 Staaten und Territorien auf einer Karte anzusehen, um die geradezu fabelhafte Ausdehnung des Flußgebietes besser zu begreifen.

Bei Gleenitz, unweit Hitzacker (Hannover), wurde jüngst ein kolossaler Eichenstamm aus der Elbe gehoben, dessen Hauptstamm 21 Fuß Länge und 4 Fuß durchschnittlichen Durchmesser hält und sich in 3 Zweige teilt, welche je 60 Fuß Länge und 4 Fuß Durchmesser im Mittel haben. Sachverständige sind der Ansicht, daß der Baum schon 1000 Jahre und darüber auf dem Grund der Elbe gelegen. Der Graf v. Oynhausen auf Dötzingen hat ihn gekauft und wird ihn auf dem Gutshofe aufrichten lassen. — Auch bei Pretzetze wurde neulich ein respektabler Eichenstamm aus der Elbe gehoben, wobei man auch ein prächtiges, gut erhaltenes Hirschgeweih von 3½ Fuß Höhe und ebenso viele Fuß Gabelweite im Strom fand.

In unserer Spielecke.

1. Schachaufgabe.

Redigiert von **C. A. Kampe.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

2. Logogryph.

Gieb ihm zu Kopf ein M statt L,
Zum Vogel wird mein König schnell.

3. Rätsel-Distichon.

1.

Decken und Dächer trag' ich, doch giebst du für **e** mir den **a** Laut,
Trage ich Wälder sogar ragend als mächt'ges Gebirg.

2.

Nimmst du der mächtigen Wüste, in Asiens Mitte gebreitet,
Erstes Zeichen, mein Freund, bleibt dir ein mächtiger Strom.

3.

Lieber, du kennst mich mit **r** als asiatischen Bergwall,
Aber geschrieben mit **n** bin ich ein deutsches Gebirg.

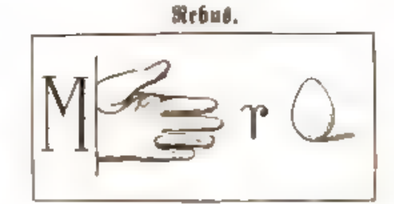
4.

Erste: ein Laut der Verwund'rung, Zweite: ein Ort der Erquickung,
Letzte: ein Zustimmungswort, Ganzes: ein kleiner Prophet.

4. Rechenaufgabe.

Ein Kugelhaufe ist in Form einer vierkantigen Pyramide geschichtet. In der untersten Schichte befinden sich zehn Reihen, in jeder Reihe zehn Kugeln. Jede Kugel der nächst höheren Schicht ruht auf vieren der nächstniederen. Wie viel Kugeln bilden die oberste Schicht, und wie viel enthält der Haufe?

5. Rebus.



6. Kreuzrätsel.

1	2
3	4

1 2 der ist ein Zaubermann,
Der Berg und Stadt versetzen kann.
1 3 sitzt wohl an manchem fest,
Den's nicht zur Ruhe kommen läßt.
1 4 ist der Betrüger Art
Und jedem Redlichen verhaßt,
2 4 gar oft ein Vorbild ward
Des frohen Danks dem Erdengast.
3 2 dem guten Wirte gleich
Uns „naß und trocken" bietet gern,
3 4 such' in dem Blumenreich
Auf den Altären auch des HErrn.

7. Scharade.

Der Erste (zwei Silben).

Mit genialem Entwurf hat er neu eine Kraft uns erschlossen
Die nun Welten bewegt, bietet ein Meer uns von Licht.

Der Zweite (zwei Silben).

Stets hat das Mitleid der Philanthropen der Zweite genossen,
Wo Dynamit er gebraucht, schreibt auf die Fahne den Mord!

Das Ganze (drei Silben).

Freiheit und Gleichheit hat er dem Menschen als Erster verkündet,
Nur macht die Gleichheit nicht frei — Freiheit zu Gleichen uns nicht.

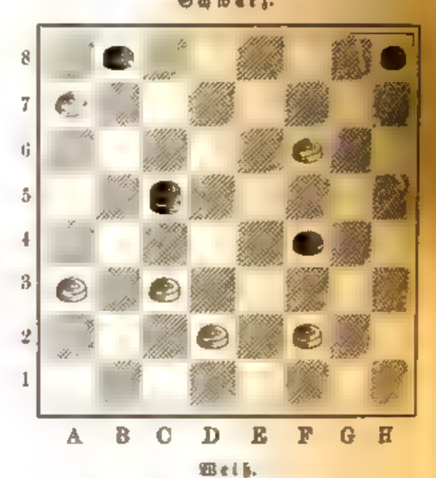
10. Aufgabe.



Die elf Linien nebenstehender Figur bezeichnen die Straßen einer Stadt. Es wohnt jemand in dem Hause an der oberen Ecke links und hat täglich zweimal, hin und zurück, den Weg zu machen nach der unteren Ecke rechts. Er nimmt sich vor, jedesmal einen neuen Weg zu wählen, ohne jedoch einen Umweg zu machen, so lange, bis er alle möglichen Wege eingeschlagen habe. Wie lange Zeit gebraucht er, seinen Plan auszuführen?

9. Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

8. Homonym.

„Der" — ist Brigant,
„Die" — ist pikant.

Auflösung zu den Aufgaben in Nummer 34.

1. Schachaufgabe.

	Weiß:	Schwarz:
1)	f 3—f 4	e 5—f 4:
2)	S. d 2—f 3	K. d 5—e 4: oder e 6
3)	L. b 5—c 6 oder c 4.	

1)	. . . .	K. d 5—d 4.
2)	L. b 5—c 6.	
3)	S. d 2—f 3.	

2. Löwenzahn.
3. 164 Gänse.
4.

1	3	5	2	4
5	2	4	1	3
4	1	3	5	2
3	5	2	4	1
2	4	1	3	5 ums andere.

5. Gardinen.
6. Tausende. Tauende.
7. Kaffeegesellschaft.
8. Goldregen.
9. Sie lauten von vorn und von hinten gelesen ganz gleich.

Briefkasten.

P. T. B. Ihre Lösung 1182|7 ist, wie Sie sehen, falsch. Die anderen Lösungen sind richtig.
F. Kr. Recht!

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden, alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo. zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 22. Mai 1884. Nummer 39.

Das fünfte Rad am Wagen.

Von **Emil Frommel.** (1. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Vater und sein Kind.

Zwischen Wollen und Thun und auch zwischen dem Fortgehenwollen und dem wirklichen Fortgehen liegt ein dicker Gedankenstrich. Es kann ein Zahn im Mund wohl wackeln, und man meint, er ginge mit einem ordentlichen „Rupfer“ schon heraus, aber man merkt erst, wenn's ans Herausreißen geht, daß er noch festsitzt. So gings dem Eichbauer auch. Dazu aber kam, daß in jener Zeit der Eichbauer akkurat aussah wie ein Wagen, vor den zwei Pferde gespannt sind und ziehen, und hinten zwei, die festhalten. Und diese zwei waren die Base und die Kantorin. Die dachten nicht wie weiland Kain: „Soll ich meines Bruders Hüter sein; der Eichbauer hat uns so lange links liegen lassen und thut doch nach seinem Kopf“, sondern merkten wohl, daß allerhand Leute um den Eichbauern herum waren wie Bremsen um einen Gaul in einem dichten Waldweg. Drum zog die Base ihren Sonntagsstaat an, und was sie noch von Erbstücken hatte und machte sich auf zum Eichhof. 'S war ein saurer Gang, bei dem ihr das Herz klopfte, und sie war auf einen Sturm gefaßt, und redete drum in ihrem Herzen unterwegs mit noch einem, den kein Mensch sieht, der aber alles sieht und hört und verschwiegen ist wie Gold und doch mit den Menschen reden kann, daß es durch's Herz geht, und den der geneigte Leser wohl auch kennt. Als der Eichbauer sie kommen sah, legte er noch einen extra starken eisernen Ring ums Herz und sagte: Die soll mich nicht herumkriegen. Wenn er aber meinte, die Base würde gleich so mit Karthaunen losschießen, so hatte er sich getäuscht — denn zu allererst brachte sie für die Kinder allerhand Sachen, die sie auf dem Jahrmarkt gekauft, und kam erst langsam drauf, zu fragen, ob's denn wahr wäre, was der Ortsdiener ausgeschellt, das könne sie doch nicht glauben.

„Freilich ist's so, aber fertig ist's noch nicht. 's fragt sich noch, wie viel der Hof gilt“ entgegnete der Eichbauer — „ich kann ja immer noch thun was ich will.“

„Eichbauer! wenn der Wagen einmal ins Rollen kommt, dann ist bald kein Haltens mehr. Was treibt Dich denn fort?“

„Das versteht Ihr nicht, Base, Ihr seid noch von der alten Welt zu Haus, unsereins ist aber aufgeklärt worden.“

„Eichbauer, merkst Du denn nicht, wer Dich fort haben will aus unser Eltern Haus? daß das alle Leute sind, die selber wie der Vogel auf dem Zweig sind und kein Nest haben. Die haben freilich gut reden — oder sagt, wer ist der Gerichtsschreiber und seine „Frau Gemahlin“, und wer ist der junge Kantor? Haben die ihre Eltern und Großeltern hier gehabt und auf dem Kirchhof liegen, wie Dein Geschlecht seit Menschengedenken her? Haben die ihre alte Bank in der Kirche, wie Du eine hast, wo Dein Vater und Dein Großvater selig drauf gesessen? Eichbauer, Du sitzt im warmen Nest und hast den Vogel in der Hand, warum willst aufs Dach steigen und einen holen, der Dir am Ende davon fliegt? Hast Du hier nicht Dein ehrlich Brot?“

„Horch, Base, das ist alles wahr, was Ihr sagt, und wegen des Gerichtsschreibers thu ich's auch nicht, den kenne ich auch. Aber 's wird halt so meine Bestimmung sein“, sagte der Eichbauer.

„Deine Bestimmung! horch, es giebt nur eine Bestimmung und die kommt von unserm Herrgott, der hat Dir aber gewiß nicht durch einen Erzengel extra sagen lassen, daß Du den Hof verkaufen sollst, sondern es heißt: Bleib im Lande und nähre dich redlich.“

„Das war Anno dazumal, Base. Aber gebt Euch weiter keine Mühe, der Eichbauer thut doch, was er will und was er für recht findet.“

Die Base schwieg und schaute ihn nur voll an und sagte: „Ist das Dein letztes Wort?“ „Wenn Ihr wollt — ja.“

Sie hatte wohl gemerkt, daß er sich verschanzt hatte, wie ein Fuchs in seinem Bau, und nicht auf die Sache eingehen wollte, sondern in seinem Herzen schon fest war.

„Nun, Eichbauer, ich habe immer gedacht, Du thätst auf Deines Vaters Schwester noch was halten, aber 's wird wohl vergeblich sein. Zieh Du fort — in Gottes Namen kann ich nicht sagen, denn der ist nicht dabei. — Schaue ob Du mehr Treue und Glauben da draus in der Welt findest, als da oben bei Deiner Base. Aber eine Bitte hätt ich, die schlägst Du mir gewiß nicht ab, nicht wahr?“

„Und die wär? Wenn's in meiner Macht steht, will ich sie Euch gern erfüllen, weil Ihr meines seligen Vaters Schwester seid“, sagte der Eichbauer weich.

„Laß mir Deine Gundel da. Sie ist mein Patenkind — was willst Du mit dem Kinde mit seinem lahmen Arm in der Stadt? Ich will sie groß ziehen, die paßt ja nicht hinein."

Man merkte dem Eichbauern jetzt an, daß ihm eigentlich selbst ein Stein vom Herzen dabei gefallen war, denn er hatte doch manchmal schon mit seiner Frau gesprochen, was sie eigentlich mit dem lahmen Kind anfangen könnten. Aber wie ein Blitz schlug ihm schnell der Gedanke durch den Kopf, ob er nicht noch etwas loseisen konnte, wenn er ihr das Kind ließ.

„Ich will sie Euch geben, Ihr könnt sie haben, Base, wenn Ihr sie wollt. Aber sie ist uns auch was wert und schafft mehr als eine Magd. Ihr könntet mir noch dafür ein Stück von Eurem Wald geben, so zwei Morgen. Ich brauch' jetzt doch viel Geld!"

„Wenn's weiter nichts ist, und Du mir das Kind leibeigen geben willst, daß sie bei mir bleibt bis zu mein selig End als mein Kind, so soll's so sein."

„Gebt die Hand drauf, Base", sagte der Eichbauer schnell.

„Nun, die kannst Du auch haben, wiewohl was Deines seligen Vaters Schwester sagt, so gut ist als ein Eid."

„Morgen wollen wir's fertig machen auf dem Gericht, wenn's Euch recht ist", sagte der Eichbauer.

„Meinethalben. Willst Du mit dem Kinde reden, oder soll ich's thun?"

„Ich werd's ihm schon sagen, sie bleibt schon gern bei Euch", entgegnete der Eichbauer.

Die Base reichte ihm die Hand und ging nachdenklich hinunter ins Dorf. Noch einmal hatte sie sich das Haus recht angeschaut, da ihre Eltern und Großeltern drin gewesen, namentlich das Hinterstüblein, wo der Großvater oft an der großen Bibel gesessen und sie auf den Schoß genommen. Alles stand noch so wie damals, denn dem Eichbauern war's immer unheimlich drin, und nur die Gundel bat sich's aus am Sonntag still da hinein zu sitzen.

Die Kantorin war auch ein paar Tage nachher gekommen, was sie geredet, muß doch dem Eichbauern einen ordentlichen Stoß gegeben haben. Denn die Kantorin hatte von ihrem seligen Eheherrn manch gutes Wort gelernt und war eine Meisterin in der Rede und stand, da sie nicht verwandt war, im Vorteil dem Eichbauern gegenüber. Der Eichbauer ging etliche Tage herum, als hätte ihn einer auf den Kopf geschlagen, und war halb willens die Sache aufzugeben, denn die Kantorin kannte die Stadtleute auch und erzählte dem Eichbauern so etwas vom „Ganserupfen", was die Leute in der Stadt vortrefflich verstünden, und legte ihm in sein Mißtrauen noch einen schweren Stein mit drauf, daß er dachte, am Ende könnte doch die Kantorin recht haben. Er machte sich drum nochmals auf zur Stadt, um klar zu werden. Und als er heimkam, da stand's ihm felsenfest — du gehst.

Die Kinder waren alle voll Freude, denn sie hatten immer mit Angst so jemand kommen sehen, wie die Base und die Kantorin. Nur das fünfte Rad am Wagen wurde aus alledem nicht klug. Sie hatte wohl so ein Wörtlein fallen hören von den Schwestern und den Dienstleuten, aber sie war dabei als wären ihr die Augen zugebunden. Da nahm sie der Vater eines Tages mit in den Wald und stellte ihr die Sache vor und auch das, daß sie bei der Base bleiben sollte. Während der Rede des Eichbauern, die auch nicht wie Wasser lief, sondern oftmals stockte, hatte es ihr einen Herzstoß nach dem andern gegeben, den der Vater aber nicht merkte. Da brach aber beim letzten das Kind los, das mittlerweile fünfzehn Jahre alt geworden und drückte seinen Kopf ans Herz des Eichbauern und weinte, daß man die Hände unter ihr hätte waschen können.

„Ach Vater — Ihr wißt ja, daß ich meine Göthel lieb habe, — aber Ihr seid doch meine rechten lieben Eltern und habt mich auferzogen bisher, nehmt mich mit und laßt mich nicht allein da oben! Ich will ja keine schönen Kleider haben wie die Schwestern und will Euch alles thun. — Aber ich hab



Da brach aber das Kind los und drückte seinen Kopf ans Herz des Eichbauern und weinte, daß man die Hände unter ihr hätte waschen können.

doch den Konrad damals auch von dem Marder gerettet und hab ihn aufziehen helfen, und hab ihn doch so lieb und die Mutter auch, und Ihr seid doch mein Vater. Muß es denn sein, daß Ihr weggeht von unserm schönen Hof und vom Wald?"

Jetzt war die Reihe am Eichbauern, was die Herzstöße anbelangte. Das hatte er doch nicht erwartet, das war gegen seine Rechnung.

„Gundel, es geht nicht mehr anders und Du mußt dableiben bei der Base."

„Aber warum geht's nicht anders? Ihr könnt mich doch mitnehmen?"

„Nein, es geht nicht, Du siehst ja selbst, daß Du mit dem lahmen Arm nicht paßt in die Stadt und für Dich ist's doch besser bei der Base."

„Aber ich hab Euch doch bisher helfen können und Ihr seid doch mein Vater."

„Gundel, mach mir das Herz nicht schwer; es ist mir ja ohnehin schwer genug, aber es ist einmal so. Ich hab Dich der Base versprochen."

„Versprochen?" — sagte langsam und erschreckt das Kind. „Hat Euch die Base was gegeben, daß Ihr mich versprochen habt?"

Der Eichbauer zögerte, „Du hast fast gar recht, ich hab's zu nötig."

„Zu nötig? Vater, seid Ihr denn nicht reich? gehört Euch denn nicht der schöne Hof und der große Wald?"

Der Eichbauer schwieg. Das Kind ging neben ihm her und faßte seine Hand und sagte dann mit einem Mal, als ob ihr etwas ganz klar geworden wäre:

„Vater, wenn's so ist, daß Ihr mich der Base versprochen habt und sie Euch dafür geholfen hat — dann will ich dableiben und thun, wie Ihr wollt."

Dem Eichbauern ward's zu Mut, wie in jener Nacht, wo er dem Kind die Wasserumschläge machte. Nur umgekehrt. Ihm war's als ob das Kind ihm jetzt die Umschläge um den heißen Kopf und das noch viel heißere Herz machte. Was er in Jahren nicht gethan, das that er still im Wald: unter einer großen Blutbuche küßte er sie und sagte: „Du bist doch mein gutes Kind."

„Aber gelt, Vater, die andern sind doch auch alle gut."

Viertes Kapitel.

Allerhand Auszug und Einzug.

Wenige Wochen nach dieser Unterredung sah man aus dem alten Eichhof hoch bepackt zwei große Wagen fahren. Hinter ihnen drein das Bernerwägelein mit den Braunen, die heut zum letzten Mal Dienst thaten. Am Wagen stand die Gundel und verbiß sich die Thränen, als sie den Schwestern die Hand reichte, die ihr zuriefen: „Gundel, Du kommst bald und besuchst uns, nicht wahr." In der Eichbäuerin schönem aber gleichgültigen Gesicht regte sich doch so was von Weh und Leid, als sie auf das in seiner Sonntagsbauerntracht dastehende schmucke Kind mit seinen hellen Augen und langen blonden Zöpfen schaute. Sie sah ihr ja sonst auf's Haar ähnlich, nur daß eben ein anderer Ausdruck in dem Kinde lag. Sie beugte sich noch einmal herunter, sie zu küssen. Der Eichbauer aber gab ihr nur die Hand und sagte: „Gundel, wir nehmen nicht Abschied, in ein paar Tagen muß ich doch wieder herauf, um noch alles fertig zu machen." So fuhren sie den Wald hinab. Die Gundel stieg auf den höchsten Hügel und winkte ihnen unaufhörlich nach, bis sie endlich hinter einer Waldecke verschwanden.

Da aber brach sie in lautes Weinen aus, als sie in dem leeren Hause war. Zum ersten Mal ging ihr's auf, was sie gewesen im Hause, und was sie nie hatte verstehen können und wollen, dämmerte ihr auf: „das fünfte Rad am Wagen!" So fand sie die Base — die ließ sie ausweinen, und legte ihr nur still die Hand auf ihren Kopf. Dann ergriffen zwei Taglöhner die Kiste, die der Gundel gehörte, ihre Werktagskleider und Schulbücher, alte abgetragene Kleider der Schwestern, und die Base ging mit ihr ins letzte Haus im Dorf.

Unter den Bauern hatte es den Stoff für Monate abgegeben, daß der Eichbauer weggezogen. Und der Adlerwirt hätte dem Eichbauern eigentlich noch eine Dankadresse schreiben können, denn so voll wie in dieser Zeit war's bei ihm abends noch nie. Vor allem aber hatten sie sich den Kopf zerbrochen, wer denn das gewesen, der am Zuschlagstag aufs Gericht gekommen und das höchste Gebot gethan. Das war ein fremder Mann, den keiner kannte. Er ließ sich auf gar nichts weiteres ein, sondern bot nur immer höher, bis den andern, namentlich dem Gerichtsschreiber, der für einen andern Herrn aus der Stadt mitsteigern sollte, der Odem ausging. Sofort wurde protokolliert, der Eichbauer fuhr mit ihm vor Gericht samt dem alten Stabhalter, und der fremde Mann zahlte baar in lauter harten Thalern, was der Hof kostete. Der Wald verblieb noch dem Eichbauern.

Bald darnach sah man auch einen großen Wagen den Berg hinauf kommen und einen zweiten darnach und in den Hof einfahren, und auf eben dem Bernerwägelein mit denselben Braunen auch die Familie, die aus dem Mann, seiner Frau und einem schmucken Burschen und seiner etwas jüngern Schwester bestand. Der Ort öffnete neugierig die Fenster und staunte den Wagen und die Leute an. Die Bürger sprachen zwar am Abend im Adler davon, ob nichts zu machen sei gegen den Fremden, der doch nicht ortsberechtigt sei — aber der alte Stabhalter gab ihnen so runden Bescheid, daß alles bis aufs Tüpflein auf dem „i" fertig sei beim Amt, daß sie ihre Weisheit ganz füglich unter Schloß und Riegel legen könnten. Sie würden noch froh sein, sagte er, daß sie einen so braven Mann da herauf kriegten. Etliche Tage darnach kamen Maurer herauf aus dem Städtlein in den Hof, die dort ihr Wesen trieben, und als etliche Wochen um waren, ragte ein kunstgerechter kleiner Schornstein über das Haus hinaus, und eines andern Tages kamen etliche Handwerksburschen des Wegs und kehrten nicht im Adler, sondern im Eichhof ein, und wieder über ein etliches hörte man ein Hämmern auf dem Amboß und zwischendrein sangen rußige Männer mit aufgestülpten Hemdsärmeln ein fröhlich Lied. Den Bauern ward' sonnenklar, daß sich da oben ein Schmied, und zwar ein kunstgerechter, wasserdichter Wagen-, Nagel- und Hufschmied bei ihnen niedergelassen. Der flinkeste aber unter allen war sein Sohn, der langes gelbes Haar hatte und den großen Hammer schwang als wäre es eine Feder und der auch die schönste hellste Stimme hatte. Merkwürdig war's aber und wurde auch gehörig vermerkt, daß der alte Stabhalter oft des Abends bei dem neuen Eichbauern — oder Eichschmied saß und mit ihm seine Pfeife Tabak rauchte.

Die Base war derweilen schon längst mit ihrer Gundel daheim. Die alte Kantorin hatte dem Abschied nicht zusehen wollen und hatte dafür des Mägdleins Stube ausstaffiert. Da fand sie alles hergerichtet zum Empfang, als ob sie eine Königin wäre. Über ihrem Bette hing ihr Einsegnungsspruch, den hatte der alte Pfarrer aus dem Gleichnis von den zehn Jungfrauen genommen, von dem er eben einmal nicht mehr loskommen konnte, nämlich den letzten Vers: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde des Menschen Sohn kommen wird." Dann waren ihre Schulbücher alle in Reih und Glied, dazu noch etliche gute alte Tröster von dem seligen Kantor, in denen das Kind immer gern gelesen. Ihr Bett war so weiß wie der frisch gefallene Schnee und auf dem Tische stand ein großer Feldblumenstrauß. Durch die kleinen runden Scheiben sah man gerade in den Wald, und wenn man den Kopf hinausstreckte, konnte man noch den Eichhof am andern Ende des Dorfs sehen. Die Gundel fiel der alten Kantorin um den Hals, als sie sah, daß das alles für sie sein sollte. „Du mußt eben jetzt uns zwei alte Leute zu Tod pflegen, Gundel. Aber wenn Dir's einmal sauer wird, denn Du weißt, daß alte Leute eben auch einmal wie Hiob die Geduld verlieren, dann gedenke daran, daß es ein Gottessegen ist, alten Leuten wohlthun und Dir's Gott für Deine alten Tage reichlich lohnt." Das Mädchen schaute treuherzig der Kantorin ins Gesicht und sagte: „Base Kantorin, Ihr müßt halt Geduld haben noch mehr mit mir als ich mit Euch, und denkt nur immer, daß ich das fünfte Rad am Wagen bin und Ihr's besser versteht als ich. Ihr mit der Base zusammen habt vier Augen, vier Hände und vier Füße. — Ihr seid schon ein rechter Wagen mit vier Rädern."

So ganz schnell ging's nicht mit dem Eingewöhnen, denn es ist eben doch etwas anders, wenn man nur als Gast im Hause ist und so dann und wann kommt, oder ob man im Hause dient. Der Gundel kam doch die Stille manchmal wunderbar vor, und die Schwestern und der Bruder fehlte ihr an allen Enden. Da traf sie die Base manchmal sinnend am Feuer stehen und statt die Milch herunterzuthun, ließ sie sie überlaufen oder sonst etwas verbrennen. Und merkwürdig: von der Base, wenn sie einmal zankte, konnte sie's viel weniger ertragen, als wenn sie von ihrer Mutter oder den Schwestern gehudelt und mit allerhand Schimpfnamen belegt wurde, wovon die „Jungfer Gans" noch eins der nobelsten war. Das kam daher, daß sie die Base eben gar zu lieb hatte, und von solchen Leuten verträgt man oft am wenigsten etwas. Item, die Gundel hatte eben auch noch nicht ausstudiert, und nicht bloß den Fehler am linken Arm, mit dem sie ungeschickt war — und war darum bei den beiden Alten auch in einer Pension, aber in einer bessern als in der der Frau Amtsrätin. (Fortsetzung f.)

Die Männer von Paxton.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule von K.

I.

Es war im Jahre 1768. Der furchtbare von Pontiac organisierte Indianeraufstand hatte bereits namenloses Elend herbeigeführt. In den dünn besiedelten Grenzdistrikten waren schon zweitausend Personen getötet und eine gleich große Anzahl von Familien von Haus und Hof vertrieben worden. Der Rest befand sich in einem Zustande, der an Verzweiflung grenzte. Es war ein rauher und wetterharter Menschenschlag, der damals die Grenze von Pennsylvania bevölkerte: Jäger, Kundschafter, Pfadfinder, Indianerhändler und Hinterwäldler, die mit den Waffen in der Hand aufgewachsen waren und ihr Leben lang unter dem Einflusse eines rauhen und uncivilisierten Daseins gestanden hatten. Was sie seit dem Ausbruch des Pontiacschen Krieges erlitten hatten, war nur zu sehr geeignet, ihre Herzen mit grimmigem Hasse gegen die Indianer und mit bitterem Grolle gegen die quäkerische Kolonialregierung in Philadelphia zu erfüllen. Was letztere betrifft, so beklagten sie sich bitter darüber, daß sie hilflos den Angriffen eines wilden und grausamen Feindes ausgesetzt seien und ihr Leben für die Sicherheit von Leuten in die Schanze schlagen müßten, welche für ihr Leiden nur ein mitleidsloses Achselzucken übrig hatten und keine Gelegenheit versäumten, um die Greuelthaten der Wilden zu entschuldigen und zu beschönigen. Sie erklärten, daß die Quäker lieber einen mörderischen Indianer beschützen als ihren Landsleuten zur Hilfe kommen würden, daß sie rotes Blut mehr liebten als weißes und einen Heiden mehr als einen Presbyterianer. Die Bewohner der pennsylvanischen Grenze waren meistens die Abkömmlinge presbyterianischer Emigranten aus dem Norden von Irland. Sie hatten von ihren Vätern einen Teil jenes sektiererischen Fanatismus geerbt, der nicht dazu beitragen konnte, ihre wilden Herzen zu sänftigen, sondern nur dazu dienen mußte, sie immer mehr gegen die Quäker zu erbittern. Von ihm entzündet, glaubten sie im vollen Rechte zu sein, wenn sie den Haß und die Rachegelüste ihres Herzens zur That werden ließen; aus dem göttlichen Befehle an Josua, die Heiden in Kanaan erbarmungslos zu vernichten (5 Mose 7, 2.), glaubten sie Recht und Pflicht herleiten zu können, um ihrerseits die verhaßte indianische Rasse vom Erdboden zu vertilgen.

Diese erregte Stimmung hatte sich nicht bloß des niederen Volkes bemächtigt. Sie beherrschte selbst die Geistlichkeit und die Ortsbehörden, und obwohl diese die späteren Ausschreitungen der Volkswut beklagten, so schrieben sie doch die Ursachen derselben dem Verhalten der Quäker in Philadelphia zu, die an der Spitze der Provinzialregierung standen. Wenn man die damalige Lage der Dinge erwägt, so kann man sich in der That kaum darüber wundern, daß die ohnehin wilden und vor keiner Gewaltthat zurückschreckenden Grenzbewohner sich zu Handlungen der Grausamkeit entzünden ließen, die den von den Indianern selbst verübten aufs Haar glichen und ihnen manchmal sogar den Rang abliefen.

Wer wie wir die Segnungen eines ruhigen, ungestörten civilisierten Lebens genießt, kann sich nur schwer eine Vorstellung von der Tiefe und Stärke des unauslöschlichen und rücksichtslosen Hasses machen, den indianische Greuelthaten in den davon Betroffenen und darunter Leidenden entzünden können. Die Chroniken aller amerikanischen Grenzdistrikte berichten von Männern, denen der unbarmherzige Tomahawk des Indianers alles, was ihren Herzen teuer war, geraubt hatte und die nun fortan ihr Leben allein der Rache widmeten, und solche Männer wird es geben, so lange ein feindlicher Indianerstamm in unmittelbarer Nähe einer amerikanischen Niederlassung haust. Nie aber war dieser Haß tiefer oder allgemeiner als an der pennsylvanischen Grenze zur Zeit des Pontiacschen Krieges, und vielleicht nie kamen so viele Ursachen zusammen, um ihn in so furchtbarer Weise überschäumen zu machen. Ein Bett, wohin die wilden Gewässer dieses Hasses sich ergießen konnten, war bald gefunden.

Am Susquehanna, nicht weit von der Stadt Lancaster, lag ein Fleckchen Erde, das unter dem Namen „Manor of Conestoga" bekannt war. Hier hatte sich eine kleine Anzahl von Indianern, welche die Iroquois-Sprache redeten, gleichzeitig mit der ersten Besiedlung der Provinz niedergelassen. William Penn selbst hatte sie besucht und einen Vertrag mit ihnen geschlossen, den mehrere der folgenden Gouverneure bestätigt hatten, so daß diese Indianer mit den Engländern beständig auf freundschaftlichem Fuße standen. Nichtsdestoweniger hatten auch sie das Los der Indianerstämme, die in der Nachbarschaft der weißen Ansiedler wohnten, teilen müssen: sie hatten an Zahl und Wohlstand immer mehr abgenommen und zählten gegenwärtig nur noch zwanzig Personen, die in einer Anzahl von verfallenen Hütten wohnten und ihr kümmerliches Dasein vom Bettel und vom Verkauf hölzerner Löffel, Körbe und Besen fristeten. Die Männer lagen nur selten dem indianischen Nationalvergnügen, der Jagd, ob; den größten Teil des Tages brachten sie im trägen Nichtsthun hin. In der unmittelbaren Nachbarschaft hielt man sie gewöhnlich für harmlose Müssiggänger; anderswo aber herrschte über sie eine ungünstigere Meinung und man hatte sie im Verdachte, daß sie heimlich dem Feinde Vorschub leisteten, indem sie ihm als Spione dienten, dem umherstreifenden Skalpierbanden Obdach gewährten und auch wohl gar an deren Raub- und Mordthaten thätig sich beteiligten. Daß dieser Verdacht nicht ganz ohne Grund war, hat sich später klar herausgestellt, aber ebenso klar auch die Thatsache, daß an dergleichen verräterischen Handlungen nur ein oder zwei Individuen beteiligt waren. Allein die erbitterten Grenzbewohner waren nicht in der Verfassung, einen Unterschied zu machen, und so mußten denn die Unschuldigen das wohlverdiente Geschick der Schuldigen teilen.

Am östlichen Ufer des Susquehanna, etwas weiter oberhalb Conestogas, lag die kleine Stadt Paxton. Der Ort war seit dem französischen Kriege beständig den größten Gefahren ausgesetzt gewesen. Im Jahre 1755 hatten ihn die Indianer bis auf den Grund niedergebrannt und dabei an den Bewohnern ihre oft geschilderten Schandthaten verübt. Sie töteten ihrer viele und raubten den übrigen Hab und Gut. Paxton war seitdem wieder aufgebaut worden, aber seine Einwohner waren die Verwandten der von den Wilden Ermordeten, und das Andenken an die damals vorgefallenen Schreckensszenen war in ihrer Seele noch frisch. Sie dürsteten nach Rache, — ein Gefühl, das durch die Leiden, die sie selbst jüngst von den Rothäuten hatten erleiden müssen, nur noch gesteigert wurde. Der presbyterianische Ortsprediger war ein gewisser John Elder, ein einsichtsvoller und gebildeter Mann, der im Orte selbst und in der ganzen Umgegend hohes Ansehen genoß. Oft mußte er von der roh gezimmerten Kanzel seines Kirchleins herab zu einer Versammlung von bewaffneten Männern reden, während draußen Kundschafter und Schildwachen scharfe Wacht hielten, damit der Feind die Gemeinde nicht plötzlich überfiele. Auf die Anregung und unter der Leitung des Predigers schlossen sich die Männer von Paxton zu einer wohl organisierten Kämpferschar zusammen, die bald wegen ihres Eifers und ihrer erfolgreichen Verteidigung der Grenzbezirke überall bekannt

wurde und berechtigtes Aufsehen erregte. Einer ihrer Hauptanführer war **Matthew Smith**, ein Mann, der unter seinen Gefährten Ansehen und Popularität genoß und dabei gleichfalls von grimmigem Hasse gegen die Indianer im allgemeinen und von schwerem Verdachte gegen die Rothäute von Conestoga erfüllt war.

Etwa Mitte Dezember kam ein Kundschafter zu Smith mit der Nachricht, daß man die Spuren eines Indianers, der, wie man wußte, in der Umgegend Räubereien begangen hatte, bis nach Conestoga verfolgt habe. Smiths Entschluß war sogleich gefaßt. Er rief fünf seiner Gefährten zusammen und machte sich mit denselben auf den Weg nach der indianischen Niederlassung. Sie erreichten dieselbe früh am Morgen. Smith stieg vom Pferde und schlich sich, das Gewehr in der Faust, leise und unbemerkt an die Hütten der Wilden heran, um zu spionieren. Bald darauf kehrte er wieder zu seinen Genossen zurück und brachte ihnen die Kunde, daß er eine Anzahl bewaffneter Krieger gesehen habe. Das Blut der Männer war in Wallung und so beschlossen sie denn, die Conestogas bis auf den letzten Mann auszurotten. Boten eilten hin und her, und am folgenden Tage fanden sich ungefähr fünfzig Männer, meistens aus den Städten Paxton und Donegal, auf dem verabredeten Sammelplatze ein. Unter der Anführung des Matthew Smith brachen sie nach Conestoga auf, wo sie am 14. Dezember kurz vor Tagesanbruch ankamen. Aus einer der Hütten schimmerte ihnen das gelbe Licht eines Herdfeuers entgegen, das seine Strahlen auf den die Erde deckenden Schnee warf. Sie ließen nun ihre Pferde am nahen Walde, löſten sich in mehrere kleinere Abteilungen auf und rückten dann von mehreren Seiten zugleich auf das Settlement los. Obwohl sie dabei alle nötige Vorsicht gebrauchten, so traf doch der knisternde Ton ihrer Schritte oder der Schall ihres leisen Gespräches das wachsame Ohr eines Indianers, und die Männer konnten wahrnehmen, wie derselbe eine der Hütten verließ und die Richtung, aus welcher das Geräusch kam, einschlug. Der Wilde kam so nahe heran, daß einer der Begleiter Smith's ihn zu erkennen glaubte. „Wahrhaftig, das ist der Mörder meiner Mutter!" rief dieser aus und in demselben Augenblicke lag auch schon das Gewehr an seiner Wange. Ein scharfer Knall, ein gellender Schrei — und in seinem Blute wälzte sich der zum Tode getroffene Indianer am Boden. Das Signal war gegeben, die weißen Männer verloren völlig die Herrschaft über ihre Leidenschaften. Brüllend vor Wut brachen sie in die Hütten und erschossen, erstachen und erwürgten alle, welche sie dort fanden. Glücklicherweise waren nur sechs Indianer in Conestoga anwesend, die übrigen hatten sich vagabundierend und bettelnd über die Umgegend zerstreut. So konnten denn die Mörder ihr Rachewerk nur unvollständig ausrichten. Nachdem ihre Opfer den letzten Atemzug ausgehaucht hatten, raubten sie deren geringe Habe, legten an die Hütten Feuer und zogen dann bei Tagesanbruch wieder ab.

Der Morgen war kalt und trübe. Der Schnee fiel in dichten Flocken und bedeckte die Erde. Mühsam bahnten sich die Pferde ihren Weg. Unterwegs begegnete den Reitern ein gewisser Thomas Wright, der, über ihr unerwartetes Erscheinen erstaunt, sie anhielt und eine Unterhaltung mit ihnen anknüpfte. Sie erzählten ihm freimütig, was sie gethan hätten, und als er sein Erstaunen und seinen Abscheu darüber äußerte, fragte ihn einer, ob er an die Bibel glaube und ob diese nicht geböte, daß man die Heiden ausrotten sollte!

Bald darauf zerstreute sich die Gesellschaft und die einzelnen suchten Farmhäuser auf, um sich und ihren Pferden Nahrung zu verschaffen. Einige ritten vor das Haus des Farmers Robert Barber, der sie, sobald er ihrer ansichtig ward, freundlich einlud, ins Innere zu kommen und einen Imbiß anzunehmen. Die Männer nahmen die Einladung an, hielten sich aber nur kurze Zeit auf und ritten dann wieder durch den Schneesturm hindurch davon. Kaum hatten sie das Gehöft verlassen, als ein Sohn des Farmers, der sich die Pferde betrachtet hatte, ins Zimmer trat und seinem Vater erzählte, er habe an dem Sattel jedes der Pferde einen blutbedeckten Tomahawk hängen sehen, und an der Fenz habe eine kleine Flinte gelehnt, die einem der Indianerkinder gehöre. Barber erriet sogleich, was geschehen sei, und machte sich deshalb unverzüglich mit einigen Nachbarn auf den Weg zu dem indianischen Settlement. Die Blockhäuser standen noch in Flammen, an Löschen war natürlich nicht zu denken. Das einzige, was die mitleidigen Farmer thun konnten, war, daß sie die halbverbrannten Leichname der unglücklichen Opfer aus den brennenden Hütten zogen und sie zur Erde bestatteten. Bei dieser Arbeit traf sie der Sheriff von Lancaster, der inzwischen Kunde von der Begebenheit erhalten und sich sogleich mit einigen Begleitern auf den Weg nach der Unglücksstätte gemacht hatte. Seine erste Sorge war, die Indianer, welche vierzehn an der Zahl der Metzelei entronnen waren, zusammen zu bringen. Dies war bald geschehen. Als die Unglücklichen das traurige Geschick ihrer Freunde und Verwandten erfuhren, ergriff sie die größte Bestürzung und Sorge für ihr eigenes Leben; sie baten flehentlich um Schutz. Der Sheriff ließ sie nach Lancaster bringen, wo sie in dem Countygefängnisse, einem starken Steingebäude, untergebracht wurden. Man glaubte, hier würden sie vor ihren Feinden sicher sein.

Ein Bote wurde nach Philadelphia mit der Nachricht von dem Gemetzel bei Conestoga abgeschickt. Alsbald erließ der Gouverneur eine Proklamation, in welcher er die Blutthat zur öffentlichen Kenntnis brachte und einen Preis auf die Entdeckung der Missethäter aussetzte. Auf diese machte dieses energische Verfahren nicht den geringsten Eindruck. Im Gegenteil, ihre Erbitterung wurde nur gesteigert, und voll Wut, daß die meisten ihrer Opfer ihnen entwischt waren, beschlossen sie, das begonnene Werk zu Ende zu führen. In diesem Entschlusse wurden sie durch die wahrscheinlich erfundene Nachricht bestärkt, daß sich unter den in der Jail von Lancaster untergebrachten Indianern der Mörder eines ihrer Verwandten befände. Um sich sichere Kunde zu verschaffen, sandten sie einen Spion aus und gaben sich dann nach dessen Rückkehr abermals ein Stelldichein, um ihren Plan ins Werk zu setzen. Zu ihrem Führer ernannten sie diesmal **Lazarus Stewart**, einen tapferen und unter den Grenzbewohnern hoch geachteten jungen Mann. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß dieser nichts Schlimmeres beabsichtigte, als den vermeintlichen mörderischen Indianer zu ergreifen, ihn nach Carlisle zu bringen und ihn dort, sobald seine Schuld konstatiert wäre, hinzurichten. Die meisten seiner Begleiter jedoch führten weit Gefährlicheres im Schilde; ihre Absicht, die sie vor ihren gemäßigteren Gefährten zu verbergen wußten, ging auf die unterschiedslose Ermordung aller in der Jail befindlichen Indianer.

Früh am Morgen des 27. Dezember brach die fünfzig Mann starke Schar von Paxton nach Lancaster auf. Elder hatte alle seine Beredsamkeit aufgeboten, um sie von ihrem gottlosen Vorhaben abzubringen, aber vergeblich. Jetzt wollte er das letzte Mittel versuchen. Als er sie abmarschieren sah, sattelte er sein Pferd, holte sie in schnellem Ritt ein und hielt an sie eine ernste und bewegliche Ansprache. Aber wieder machten seine Worte keinen Eindruck, alles Bitten und Drohen war vergebens. Den Männern riß endlich die Geduld. Matthew Smith legte seine Flinte auf das Pferd des Predigers an und drohte diesem, daß er schießen würde, wenn er nicht Raum gäbe. So blieb denn Elder nichts übrig als dem Befehle nachzukommen; seufzend kehrte er um und ritt wieder heim.

Um drei Uhr nachmittags ritten die Aufrührer, bis an die Zähne bewaffnet mit Flinten, Messern und Tomahawks, im

Galopp in Lancaster ein. Sie stellten ihre Pferde im Hofe des Gemeindehauses ein, stürmten dann nach der Jail, erbrachen die Thür und drangen mit Ungestüm ins Innere. Die vierzehn Indianer befanden sich in einem kleinen an das Gebäude grenzenden Hof, der von hohen Steinmauern umschlossen war. Sobald sie das Geschrei des anstürmenden Haufens vernahmen, wußten sie auch, um was es sich handelte, und unbeschreiblich war ihr Schrecken, als sie die bewaffneten Männer erblickten. Zwei oder drei ergriffen ein paar Holzscheite, die am Boden lagen, um den Feind abzuwehren. Das sollte ihnen und den übrigen teuer zu stehen kommen. Mochten die Absichten der Männer von Parton gewesen sein, welche sie wollten: — sobald sie sahen, daß die Indianer an Widerstand dachten, verloren sie alle und jede Besinnung. Schreiend und fluchend drangen sie in den Hof und feuerten ihre Gewehre auf ihre zitternden und um Gnade flehenden Opfer ab, meistens in solcher Nähe, daß sie von dem Gehirn der Unglücklichen bespritzt wurden. Das abscheuliche Werk war bald vollendet. In dem Hofe lagen bunt durcheinander die Leichen von Männern, Weibern und Kindern, zum Teil von ihren entmenschten Mördern auf das grausamste verstümmelt. Es war ein Anblick, der das Blut in den Adern gerinnen machen konnte.

Während die Partoner ihr blutiges Werk verrichteten, befanden sich die städtischen Beamten in der Kirche, wo eine Nachfeier des Weihnachtsfestes stattfand. Die Gemeinde lauschte eben andächtig den Worten des Predigers, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und, atemlos vom schnellen Lauf, ein Mann mit den Worten hineinstürmte: „Mord — die Jail — die Parton Boys — die Indianer!“ Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte diesem Ausrufe auf dem Fuße. Mit der Andacht war es vorbei. In wilder Hast verließ die Versammlung das Gotteshaus und eilte nach dem Schauplatze des Unglücks. Als der Mayor denselben erreichte, war schon alles zu Ende; eben sprengten die Mörder in wütendem Galopp davon. Der Sheriff und Coroner hatten sich unter die Aufrührer gemengt und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht. Und wahrscheinlich befanden sich auch andere Einwohner von Lancaster mit im Komplott. Alle Vorbereitungen waren mit solcher Sorgfalt und Umsicht getroffen worden, daß die ganze blutige Szene nur zehn bis zwölf Minuten in Anspruch genommen hatte. Die Gebeine der unglücklichen Opfer wurden in der Nähe der Stadt zur Erde bestattet. Dort haben sie 75 Jahre geruht, bis sie endlich beim Bau einer Eisenbahn wieder ausgegraben und in alle Winde zerstreut wurden.

Giraffe, etwas vom Boden aufnehmend.

In Nummer 35 der Rundschau findet sich die Mitteilung, daß eine Giraffe im zoologischen Garten zu Berlin auf eine sonderbare Weise zu ihrem Tode kam. Man fand das prächtige Tier in einer für dasselbe sehr unnatürlichen Lage, aus der es sich nicht erheben konnte. Es nahm aber liegend noch das gereichte Futter zu sich. Bald aber wurde es schwächer und verendete. Die Sektion der Leiche erwies, daß das rechte Schulterblatt und die vorderen fünf Rippen gebrochen waren. Man nimmt daher, und wohl auch mit Recht, an, daß die Giraffe beim Aufnehmen der Nahrung auf dem glatten cementierten Boden ausglitt und so den lebensgefährlichen Bruch erlitt. — Wir sind in der Lage, den Lesern in naturgetreuer Abbildung die höchst sonderbare Stellung vor Augen zu führen, in der die Giraffe ihre Nahrung vom Boden aufzunehmen oder auch zu trinken genötigt ist. Der eigentümliche Bau des Tiers macht diese Stellung notwendig. Der Kopf steht bis zu 15 Fuß über dem Boden, und ein solches hochgebautes Tier vermag wohl mit Leichtigkeit mit seiner langen biegsamen Zunge in den Laubmassen der hohen Palmen und Mimosen zu wühlen, aber es kann nur auf beschwerliche Weise die Nahrung vom Boden aufheben. Der Bau der Giraffe erscheint um so sonderbarer, wenn man bedenkt, daß das Hinterteil des Tieres jäh abstürzt und so eine Form entsteht, die gerade das Gegenstück zu dem Leibe des Känguruh darstellt, dessen volle Kraft in einem übermäßig entwickelten Hinterkörper ruht. Sehr passend nannte schon Horaz die Giraffe Camelopardalis, d. i. Kamelparder, denn das Tier erscheint allerdings als ein Gemisch von Kamel und Parder — ja, man kann auch Formen des Pferdes und des Straußes an ihm finden. D.

Beinamen gekrönter Häupter.

Geschichtliche Skizze. Nach **Theodor Winkler.**

Wenn wir in der Reihe der Herrscher vergangener Zeiten Umschau halten, so finden wir eine große Anzahl derselben nicht bloß mit ihren eigentlichen Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen, sondern noch mit einem Beinamen versehen, den sie bei ihrer Geburt nicht empfingen, den sie zumeist überhaupt nicht bei Lebzeiten führten, sondern der ihnen erst nach dem Tode und zwar in manchen Fällen ziemlich lange nach demselben beigelegt wurde. Die Gründe, welche diese Beinamen veranlaßten, sind sehr verschiedener Art. Teils entsprang der Beiname dem Bedürfnis, einen verdienstvollen Toten zu ehren, und erscheint dann als der ungeschminkte Ausdruck des Volksbewußtseins, teils ging er bloß aus der Notwendigkeit hervor, ein gekröntes Haupt von gleichnamigen Fürsten zu unterscheiden, nicht selten auch kam ein solcher Namenszusatz ohne thatsächliche Begründung nur als Resultat feiler Lobrednereien auf, endlich aber geschah es auch, daß sich in diesem Beinamen die richtende Stimme der Nachwelt ausdrückte und damit dem Betreffenden ein Brandmal für alle Zeiten aufgeheftet wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, an der Hand historischer Überlieferungen diesen Spuren gerechter Würdigung und stellenweise

der Willkür nachzugehen und die einzelnen Persönlichkeiten nach dieser Seite hin ins Auge zu fassen, wobei wir uns hier auf die wesentlichsten und interessantesten beschränken müssen.

Zunächst geziemt es sich wohl, einen Blick auf die gekrönten Häupter zu werfen, welche mit dem vielsagenden Beinamen „der Große" geschmückt sind, und hier sind es vor allem vier, die uns aus vergangenen Jahrhunderten entgegentreten: Alexander von Macedonien, der größte Eroberer aller Zeiten, ferner Karl, der Frankenkönig und römische Kaiser, dann Friedrich der Große, auch wohl der Einzige, noch öfter aber „der alte Fritz" genannt, dem nicht allein das preußische, sondern auch das deutsche Volk die Wiedererweckung nationalen Selbstbewußtseins und opferfreudiger patriotischer Gesinnung verdankt, endlich Peter der Große, der Gründer des russischen Staates und bei allen seinen Schwächen eine mächtige Herrschernatur, ein politischer Reformator von klarem Wissen und Wollen. Ihnen an die Seite tritt Friedrich Wilhelm, gemeinhin „der große Kurfürst" genannt, der in seiner langen vielbewegten Regierung und bei den vielfach verwickelten schwierigen Zeitverhältnissen unstreitig Bedeutendes geleistet hat. Ob aber diese Männer wirklich den Namen „der Große" verdienen, ist eine andere Frage.

Noch mehrere andere Fürsten führen den Beinahmen „der Große", die aber den Vorgenannten an Bedeutung nicht gleichkommen. So Otto I. (912 bis 973), der Stifter des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, der die höchste weltliche und geistliche Gewalt des Abendlandes in seiner Hand vereinigte, als Held, Herrscher und Charakter hervorragend; ebenso König Alfred von England (849 bis 901) als Gesetzgeber und König, als Krieger und Staatsmann, als Dichter und Gelehrter, als Christ und Mensch gleich erhaben. Dann finden wir weiter noch Kunt den Großen, welcher in Dänemark der christlichen Religion zum Sieg über das Heidentum verhalf; ferner Konstantin den Großen, unter dessen Regierung das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde; endlich Johann der Große, König von Portugal, dem dieses Land einen Teil seiner Gesetze verdankt und der wohl auch deshalb den Ehrentitel „Vater des Vaterlandes" erhielt. Einer ähnlichen Auszeichnung konnte sich nur Ludwig XII. von Frankreich rühmen, welchem die Generalstaaten 1506 in Tours, trotz seiner unglücklichen Unternehmungen, mit Rücksicht auf seine milde und gerechte Regierung das Prädikat „Vater des Volkes" zuerkannten.

Höchst mannigfaltig sind die körperlichen Eigenschaften, die man zu Beinamen für Kaiser, Könige und Fürsten benutzte. Da stehen in vorderster Reihe drei mit dem Prädikat „der Schöne", so Kaiser Friedrich III., welcher ebenso der Edelmütige oder Großherzige genannt werden könnte. Jahrelang wurde er von seinem Vetter Ludwig von Bayern, der als Gegenkaiser aufgestellt war, auf der Burg Trausnitz in der Oberpfalz gefangen gehalten. Friedrich mußte sich ihm unterwerfen und erwirkte seine Freiheit nur gegen das Versprechen, daß er freiwillig in die Gefangenschaft zurückkehre, wenn es ihm nicht gelänge, seine Brüder gleichfalls zur Unterwerfung unter Ludwig zu bewegen. Es gelang ihm nicht und Friedrich kehrte, seinem Eide getreu, obwohl ihn der Papst davon entbunden hatte, aus eigenem Antrieb in die Gefangenschaft nach München zurück. Auch zwei französische Könige, Vater und Sohn, gehören hierher: Philipp der Schöne (1268 bis 1314), merkwürdig dadurch, daß er beständig an Geldverlegenheiten litt, denen er durch Konfiskation und Erpressungen aller Art abzuhelfen suchte, und Karl IV., der Schöne († 1328), ein despotischer Regent, mit welchem der gerade Mannesstamm der Capetinger erlosch. Beide sollen von wahrhaft seltener Schönheit gewesen sein. Von geradezu tragischer Wirkung wurde übrigens dieser körperliche Vorzug bei König Philipp I. von Spanien (1478 bis 1506), welcher gleichfalls der Schöne hieß, und dessen Gemahlin, Johanna von Castilien, mit solch' schwärmerischer Liebe an ihm hing, daß sie in Wahnsinn verfiel, als sie sich treulos von ihm hintergangen sah.

Häufig finden wir im Mittelalter, daß Beinamen von dem Bart, jener in früheren Jahrhunderten so hoch respektierten Manneszierde, abgeleitet wurden. Obenan in dieser Reihe steht Friedrich Barbarossa oder der Rotbart, dessen mächtigen ins Rötliche spielenden Bart die Sage im Kyffhäuser durch den steinernen Tisch wachsen ließ. Aber auch später kehrt der Bart noch oft wieder. So bei Ludwig I., dem Stammvater des thüringischen Landgrafenhauses († 1056), welcher in der Geschichte als „Ludwig mit dem Barte" aufgeführt wird, ferner bei Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, dem Vater Ludwig des Höckerigen, der ihn wegen Begünstigung seines natürlichen Sohnes, Wieland von Freiberg, 1438 mit Krieg überzog, ihn dabei in seine Gewalt brachte und bis 1446 gefangen hielt. Nach des Sohnes Tode bemächtigte sich dann Albrecht von Brandenburg des unglücklichen Herzogs und lieferte ihn seinem Todfeind, Heinrich von Landshut aus, der ihn aufs neue in den Kerker warf, wo er am 1. Mai 1447 starb.

Auch Graf Eberhard I. von Württemberg, genannt „im Bart", mag hier genannt werden (1445 bis 1496), der Urheber der ständischen Verfassung Württembergs, der sich mit seinem Volke so eng verbunden wußte, daß er vor Kaiser und Fürsten sich rühmen durfte, er könne im dichtesten Wald unbesorgt im Schoße jedes seiner Unterthanen ruhen. Noch eines Bärtigen sei gedacht, wir meinen Herzog Heinrich I. von Schlesien und Polen, den Gemahl der heiligen Hedwig. Sechs Kinder hatte diese letztere ihrem Gatten geboren, als sie in dem Wahne, daß man durch Verzichten auf alles Erdenglück Gott besonders wohlgefällig werde, sich entschloß, allen Verkehr mit Heinrich abzubrechen. Sie legte allen Schmuck ab, trug nur grobe Kleider und widmete sich ausschließlich geistlichen Übungen. Und Heinrich ahmte ihr Beispiel nach. Er ließ sich den Bart wachsen (weshalb man ihn den Bärtigen nannte), und gründete 1203 das Cisterzienserkloster zu Trebnitz bei Breslau, welchem Hedwig ihren ganzen Brautschmuck und viele Güter schenkte.

Mit körperlichen Abnormitäten und sogar Gebrechen gekennzeichnet zieht eine sehr zahlreiche Gruppe von fürstlichen Personen an uns vorüber. Schon das Altertum belegte den König von Persien Artaxerxes I. mit der Bezeichnung Longimanus, d. h. Langhand. In späterer Zeit begegnen wir nicht allein Pipin dem Kurzem, jenem Frankenkönig, der übrigens bei aller Kleinheit seines Körpermaßes eine ungemeine Kraft besaß, sowie auch einem König von Neapel und Sicilien, Karl III. von Durazzo, und einem Markgrafen Friedrich von Meißen, welche beide ebenfalls den Beinamen „der Kleine" erhalten haben; es erscheint auch wie ein Gegensatz dazu Otto der Lange, Markgraf von Brandenburg, sowie Philipp V. der Lange, nach dessen gewaltsamem Tode Karl IV. den französischen Königsthron bestieg. Einzig in seiner Art aber steht der fränkische König Karl der Kahle da; wogegen eine gesegnete Leibesfülle mehreren zu einem Beinamen verhalf, so dem Frankenkönig Karl dem Dicken (839 bis 888), der ebenso geistig unfähig wie körperlich kränklich war, ferner Ludwig dem Dicken, König von Frankreich, Alfons dem Dicken, König von Portugal (1211 bis 1223) und Olaf II., dem Dicken, König von Norwegen. Letzterer wurde wegen seines Eifers für die Ausbreitung des Christentums, das eigentlich durch ihn zuerst Boden in Norwegen gewann, kanonisiert und 1164 zum Schutzpatron dieses Landes erklärt. Auch auf den Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen Friedrich mit der gebissenen Wange sei hier hingewiesen, der sich dieses Andenkens der Liebe seiner zum Tode betrübten Mutter nicht zu schämen brauchte. Bekanntlich rührte sein Beiname daher, daß seine Mutter Margarethe (Tochter Kaiser Friedrichs II.),

welche vor ihrem untreuen, sie mit dem Tode bedrohenden Gemahl 1279 floh, ihn beim Abschiedskuß, vom Schmerze überwältigt, heftig in die Wange biß. Ein solches Merkmal nahm sich jedenfalls vorteilhafter aus, als die Gebrechen der in der Geschichte wie folgt benannten Fürsten: Albrecht II. oder der Lahme, Erzherzog von Österreich, Sohn des deutschen Kaisers Albrecht I., übrigens ein milder, duldsamer und großmütiger Herr († 1358); dann Karl II., der Hinkende, König von Neapel und Sicilien (1243 bis 1309); Richard III., der Buckelige, König von England (1483 bis 1485), der trotz seines mißgestalteten Körpers voll persönlicher Tapferkeit war; desgleichen ein Herzog von Lothringen, Gottfried der Höckerige, ein gebildeter, energischer Fürst, der Letzte vom Mannesstamme der alten lotheringischen Herzöge, der 1076 ermordet wurde. König Erich V., der Blinzelnde, von Dänemark, hatte diese Bezeichnung wohl nur einer üblen Gewohnheit zuzuschreiben, dagegen erweckt Friedrich II., der Einäugige, Herzog von Schwaben († 1147) unsre volle Teilnahme, umsomehr, als er sich im Leben um sein gutes Recht vielfach herumschlagen mußte, und noch mehr Mitleid verdient der König Johann der Blinde von Böhmen. Dieser half 1329 den deutschen Rittern gegen die Litauer und büßte dabei zunächst ein Auge ein. Obwohl er nun 1340 auch auf seinem zweiten Auge erblindete, beteiligte er sich doch an dem Feldzuge der Franzosen gegen die Engländer und fiel am 26. August 1346 bei Crecy. Noch sind wir mit dieser bedauernswerten Gruppe von Fürsten nicht zu Ende. Da haben wir noch Ludwig II., den Stammler, König von Frankreich (846 bis 879), dessen zweite Gemahlin Adelheid nach seinem Tode Karl den Einfältigen gebar; ferner Markgraf Friedrich Tutta von Meißen, gewöhnlich ebenfalls der Stammler genannt († 1291). Sie alle tragen ihren Namen wohl mit gutem Grunde, während man heute nicht recht begreift, warum ein Mann wie Erzherzog Albrecht III. von Österreich († 1358), ein Gelehrter und insbesondere tüchtiger Mathematiker, der sich auch um Wiens Verschönerung verdient gemacht hat, gerade den Beinamen „mit dem Zopfe“ erhalten mußte.

Indes giebt es auch Kronenträger genug, denen die Nachwelt mit ehrenvollen Beinamen ein Denkmal gestiftet hat. Gedenken wir z. B. an Friedrich III., den Weisen, Kurfürst von Sachsen, an Herzog Albrecht III., den Beherzten, von Sachsen, welcher, als Knabe mit seinem Bruder durch Kunz von Kauffungen seinen Eltern entführt, schon damals Proben seiner Geistesgegenwart ablegte; an Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, einen der mächtigsten Fürsten des späteren Mittelalters; Wilhelm den Eroberer, den Stifter der englisch-normannischen Dynastie (1027 bis 1087) u. a. m. Alle diese ehrenvollen Beinamen werden jedoch überstrahlt durch das pomphafte Prädikat, mit welchem Kaiser Otto III. auftritt, welcher „das Wunder der Welt“ genannt wird — ein allerdings körperlich wie geistig hochbegabter Monarch voll großer Weltherrschaftspläne, dessen Erfolge aber doch weit hinter seinen Zielen zurückblieben.

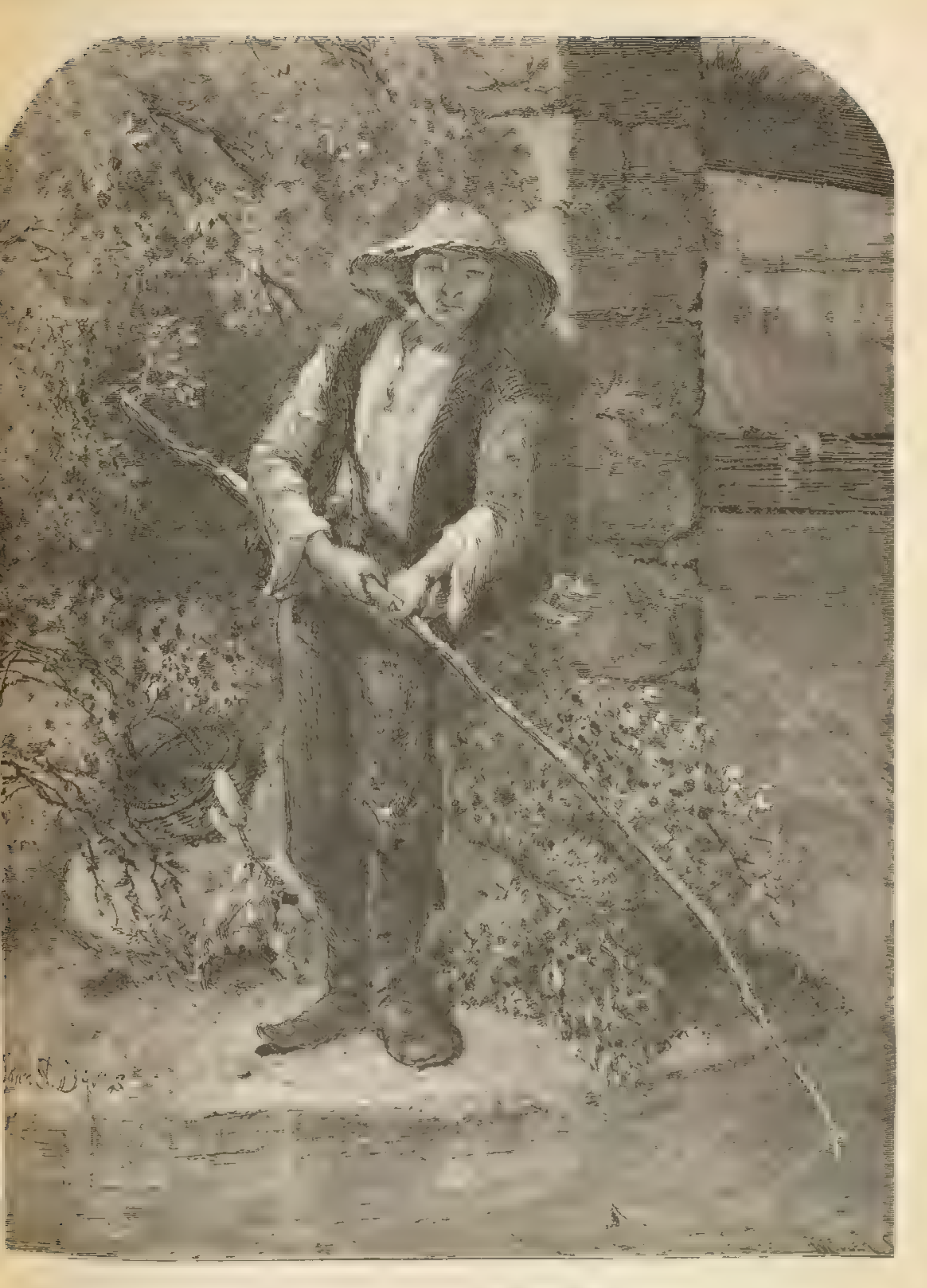
Beinamen wie der Fromme, der Gütige, der Sanftmütige, der Friedfertige, der Gute und der Heilige erscheinen zahlreich bei den Machthabern jedes Ranges und stützen sich großenteils auf eine segensreiche Regierung und einen edlen Charakter. Auch das Prädikat „der Keusche“ ist einmal vertreten, und zwar bei Alfons II., König von Asturien (792 bis 842). Übermäßiger Stolz eines Herrschers erregt besonders leicht die Unzufriedenheit des Volkes und veranlaßte schon die alten Römer, ihrem siebenten König, dem gewaltthätigen Tarquinius, den Beinamen Superbus (der Stolze) zu geben. Mitunter hat auch wohl ein einzelner Vorfall den Anlaß zu Beinamen gegeben, wie bei dem ersten deutschen König aus dem sächsischen Hause, Heinrich I., welcher als der Finkler, Vogler oder Vogelsteller [illegible] Sage nach sollen ihn die Gesandten der Fürst[illegible] aufsuchten, um ihm die Königskrone anzutrag[illegible] linburg bei seinem Vogelherde gefunden habe[illegible]

Nicht selten sind unter den Beinamen [illegible] treme vertreten. Der Herzog Ludwig von [illegible] (1417 bis 1479), der nicht nur ein ungeh[illegible] besaß, sondern auch freigebig und prachtliebend [illegible] Reiche genannt. Ihm steht gegenüber der He[illegible] reich, Friedrich mit der leeren Tasch[illegible] diesen Spottnamen (den er schon bei Lebzeiten [illegible] zuwerden, vergebens an der von ihm erbauten [illegible] Innsbruck das sogenannte güldene Dachl anb[illegible] ihm 30,000 Dukaten gekostet haben soll. [illegible] dem Markgrafen Otto dem Reichen von [illegible] dessen Regierung die Freiberger Silbergruben [illegible] die er 1183 zu Lehen erhielt, den englischen Kön[illegible] ohne Land gegenüberstellen, welcher übrige[illegible] namen einst nur scherzweise von seinem Vater [illegible] ten hat, obwohl er beinahe ein Dritteil von [illegible] eigen hatte. [illegible]

Um urwüchsige Kraft und Energie zu bez[illegible] die Beinamen zum Teil auch treffend aus [illegible] lehnt. Wir brauchen nur an König Ludwig [illegible] reich zu erinnern, ebenso wie an Herzog Albr[illegible] schweig-Lüneburg, welche beide „der Löwe“ [illegible] während andererseits Markgraf Albrecht I. [illegible] Begründer des Hauses Askanien oder Anhalt, [illegible] Mark zu einem deutschen Lande machte († 11[illegible] „der Bär“ erhielt. Dem Sachsenherzog He[illegible] (1139 bis 1195) hat man diesen Beinamen [illegible] sicht auf einen bestimmten Vorgang gegeben. [illegible] unter anderen die Stadt Bardowiek eingenomm[illegible] den Dom fast ganz zerstört hatte, ließ er voll [illegible] an dessen Mauern das Bild des rächenden Löw[illegible] schrift setzen: „Vestigia Leonis“ (die Fußstapf[illegible] Richard Löwenherz, König von England, [illegible] Beinamen nicht nur seinem ganzen Wesen [illegible] ritterlichen Tugenden alle seine Zeitgenossen [illegible] seiner Vorliebe für das Bild des Löwen, das [illegible] führte. Fast wie ein Spott klingt es dagegen [illegible] nenkönig Erich III. „das Lamm“ genannt wur[illegible] leicht nur deshalb geschah, weil er, nachdem er [illegible] mit Gewalt bemächtigt, der Regierung entsa[illegible] Kloster ging.

Um unerschütterliche Festigkeit des Willens [illegible] hat man Friedrich II. von Brandenburg (geb. 14[illegible] Herzog Ernst von Österreich (geb. 1377) den Be[illegible] Eiserne“ gegeben. Den gleichen Beinamen erh[illegible] bestimmten Anlaß Landgraf Ludwig II. von Th[illegible] dieser nämlich sich zu einem Schmied in Ruhl[illegible] rief der Letztere der Sage nach bei jedem Schlag [illegible] „Landgraf werde hart!“, um ihn dadurch zum [illegible] gegen die Bedrängnisse zu veranlassen, welche das [illegible] Edelleuten zu erdulden hatte. In ähnlichem Sinn[illegible] Karl Martell (d. h. „Hammer“) seinen Bein[illegible] in der mörderischen Schlacht gegen die Araber zwis[illegible] und Tours 732 mit seinen Mannen wie ein Ham[illegible] feindliche Heer niederfiel und durch seinen Sieg [illegible]

Bereits oben wurde erwähnt, daß so man[illegible] ihm zugelegten Beinamen nichts weniger als [illegible] fahren ist, daß darin vielmehr die tadelnde [illegible] stimme zum Ausdruck kam. So nannte man [illegible] Frankreich den Einfältigen. Ebenfalls in tadel[illegible] wurde dem Markgrafen Albrecht von Brandenb[illegible] der Titel „Alkibiades“ beigelegt, und zwar [illegible]



Bruder Liederlich. (Siehe Seite [illegible])

Wankelmutes und seines abenteuerlichen, in der Verbannung endenden Lebens. In anderen Fällen hat sich der Volksmund noch weniger zurückhaltend gezeigt. Man denke nur an Landgraf Albrecht den Unartigen von Thüringen, an König Ludwig den Faulen von Frankreich, dann an Heinrich den Ohnmächtigen von Kastilien, der durch Ausschweifungen entnervt war, an König Christian II. von Dänemark, genannt der Böse, und an Herzog Heinrich den Gottlosen von Österreich. Auch eine Königin gehört zu dieser gebrandmarkten Gruppe, es ist Maria die Blutige, Tochter Heinrichs VIII. von England. Als sich das Volk gegen sie empört hatte, richtete sie ein furchtbares Blutbad an, wobei auch der Herzog von Suffolk und die unschuldige Johanna Gray mit ihrem Gemahl zum Opfer fielen. Um die katholische Kirche zu heben, ließ sie ferner mehr als 300 Protestanten auf dem Scheiterhaufen sterben. Gott traf sie dafür schwer genug; in tiefe Melancholie versunken starb sie, zerfallen mit sich und der Welt, 1558. — Es muß hier noch erwähnt werden Iwan II., Wasiljewitsch, genannt der Schreckliche (1533 bis 1584), welcher zwar mehr für die Beförderung der Civilisation seines halbwilden Volkes that, als alle seine Vorgänger, diese aber auch an Grausamkeit überbot, wie er denn z. B. auf einem Zuge gegen Nowgorod, dessen Freiheitssinn ihn aufbrachte, binnen sechs Wochen an 60,000 Menschen mordete.

Aus dieser kurzen Zusammenstellung ist zu ersehen, in welch' vielfältiger Weise sich die Meinung der Zeitgenossen oder der Nachwelt über den Charakter und den Wert gekrönter Häupter in den ihnen zuerteilten Beinamen ausgesprochen hat. Mag auch in zahlreichen Fällen das Richtige getroffen sein, so ist doch auch viel Zufall und selbst Irrtum mit im Spiel gewesen, und nur ein kleiner Teil dieser stehend gewordenen Attribute wird als eine Bestätigung des meistens sehr verkehrten Sprichwortes „Volkesstimme — Gottesstimme!" gelten können.

Sextaner-Weltschmerz.

Eine Tabaksstudie für unsere großen und kleinen Lateiner.

Mensa, mensae, mensae,
Wozu — vae mihi, vae!
Mensam, mensa, mensa —
Ist dies Latein nur da?
Servus, servi, servo
Kein Kasus macht mich froh!
Eo, ivi, itum, ire
In dem Gekonjugiere
Do, dedi, datum, dare
Fand ich schon manche Haare,
Floreo, florui, florere
Die ganze Formenlehre,
Ja — malo, malui, malle
Haß' ich wie Gift und Galle!

Doch halt 'mal: hic, haec, hoc
Blickt da aus Vaters Rock
Pater, patris, patri
Nicht ein Cigarr'netui?
Amo, amas, amat
Hervor, du braunes Blatt!
Amamus, amatis, amant
Ich setze dich in Brand.
Bonus, bona, bonum
O qualm' um mich herum,
Sei possum, potui, posse
Mein Studiengenosse. —
Sto, steti, statum, stare
Ich fühl's, das ist das Wahre!
Denn nolo, nolui, nolle
Im Mund die Tabaksrolle
Geht alles qui, quae, quod
Just noch einmal so flott.

Doch unus, duo, tres
Wie wird mir plötzlich es?
So eigen sum, es, est
Ist mir's noch nie gewest.
Ipse, ipsa, ipsum
Welch Sausen, welch Gebrumm
Tobt volo, volui, velle
Vor meinem Trommelfelle?
Was soll sum, fui, esse
Die sonderbare Nässe,
Die mir is, ea, id
Aus allen Poren tritt? —
Acer, acris, acre
O namenloses Weh!
Und volo, vis, nebst vult
Und wer ist daran Schuld?
Fructus, fructus, fructui,
Nur ihr, o Römer. Pfui!

Edwin Bormann.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (9. Fortsetzung.)

Als sie nach etlichen Stunden wieder nach oben kam, erblickte sie mit Schrecken, daß beide Männer mit andern beim Kartenspiel saßen und tranken. Arme Else! da überfiel sie ein trauriges Gefühl tiefster Einsamkeit! — In sich versunken, mit verdüsterter Miene, schaute sie in das ewige Einerlei von Luft und Wasser. Da trat jemand an sie heran mit höflichem Gruß und eine breite, mit Schwielen der Arbeit bedeckte Hand streckte sich ihr treuherzig entgegen. Es ist Konrad, der Zimmermann, Heinrichs Freund und Reisegefährte. Das Mädchen hat wohl schon früher ein flüchtiges Wort und Gruß mit ihm gewechselt, aber dabei ist's auch geblieben, er ist sehr bescheiden und zurückhaltend. Äußerlich betrachtet sind die beiden Kameraden sehr verschieden, und wohl auch innerlich. Man hat's jawohl, daß gerade so verschiedene Naturen sich zu einander hingezogen fühlen. Dieser kleine, gedrungene Kerl, mit den breiten Schultern und dem kurzen Halse, worauf ein plumper Kopf gedrückt ist, mit schlichten gelbblonden Haaren; wie anders als der schlanke, schön gewachsene Heinrich! das ist ein Unterschied, wie zwischen Edeltanne und Sumpfweide. Ein Paar wasserblaue Augen schauen dem Konrad unter einer niedrigen Stirn hervor, und die Nase ist so verdrückt und verquetscht, als wäre sie nicht ganz fertig geworden. Aber wenn er seinen Mund aufthut zum Reden, dann ist jedes Wort ein überlegtes und jeder Satz ist wie eine Wohlthat für den der's hört. Darum ist's auch seine Weise, keine überflüssigen Worte zu machen, und nur da zu sprechen, wo's not thut. Seine Bekannten haben Respekt vor ihm, denn er ist eben so tüchtig und zuverlässig, als bescheiden und schlicht in seinem Wesen; wollen sie etwas bekräftigen, dann heißt's: „Der Konrad hat's gesagt! er ist nicht für jeden bei der Hand mit Versprechungen und Zusagen, hat er aber einmal etwas ausgesagt, dann geschieht's auch, daran wagt keiner zu zweifeln." Alle haben sich gewundert, daß der nach Amerika ginge, denn die Meister rissen sich um ihn, ja, man sagte, daß einer ihm seine Tochter zur Frau angeboten habe, dann wäre

er doch ein gemachter Mann gewesen, — aber er habe sich bedankt. —

Dieser Konrad war's, der Elsbeth seine Hand hinreichte, und sie ergriff diese Hand, als eines Freundes Hand in schwerer Stunde, und hat's nie bereut.

„Das war 'n hartes Stück heute, Jungfer Elsbeth", hob er an, „Ihr habt mich wirklich gedauert! Aber jeder Mensch hat sein Schicksal und vorbestimmtes Los, man muß sich drunter biegen, wie unter einen schweren Balken! — Meint Ihr nicht auch?" —

Konrad war ein natürlich wackerer Mensch; aber von Religion und Christentum wußte er damals leider nichts. Sein oberster Grundsatz war: „Thue recht und scheue niemand!" und der liebe Gott mußte ihn auch noch in Seine Schule nehmen, bis er als ein in sich selbst verlorener armer Sünder zu Kreuze kroch.

Das Mädchen blickte ihn ruhig an, und erwiderte: „Ja, es steht alles in Gottes Hand, man soll's nur durchkämpfen, und nun bin ich allein!" — sie sagte das letzte nicht ohne Bitterkeit und ihre Stimme bebte, und sie warf dabei einen Blick über Konrads Schulter weg, auf die Kartenspieler, die so vertieft waren, daß sie nichts bemerkten von dem Zwiesprach der beiden! —

Konrad bemerkte den Blick Elsens und den bitteren Ton ihrer Rede verstand er auch wohl. Zwischen seinen Augen erschien eine finstere Falte und er sagte: „Ja so, a l l e i n! Ihr habt ganz recht, Jungfer Elsbeth, es ist schändlich an solchem Tage die Karten in die Hand zu nehmen. Ich meine, man hat da anderes zu denken, besonders wenn man hier auf dem großen Wasser schwimmt und nach Amerika will. Soll ich hingehen und den beiden 'mal auf die Schulter klopfen und ihnen die Sache klar machen?" —

„Noch nicht, Konrad, ich möchte wohl zuvor ein Wort mit Euch reden, Ihr seid Heinrichs Freund, was haltet Ihr von ihm? — was denkt Ihr über seine Aussichten in Amerika!" —

Der Gefragte schwieg, und blickte nachdenklich vor sich hin. Er hatte die Gewohnheit Tabak zu kauen, und man sah an einer eigentümlichen Mundbewegung, wie er das Priemchen von der einen Seite nach der andern schob; dann fiel ein scharfprüfender Blick aus seinen Augen auf das Mädchen, das ihn erwartungsvoll ansah. —

„Auf 'ne Frage gehört 'ne Antwort!" hob er bedächtig an. „Eichenholz ist er nicht, Jungfer — viel Splint an ihm — muß noch manchen Jahresring ansetzen, bevor das Holz fest wird und man damit ein Haus bauen kann, aber er hat auch 'was an sich, daß man immer denken muß: 's wär' doch schad' um den schmukken Kerl, wenn er in schlechte Hände fiele! — Ihr haltet ja zusammen mit ihm, Jungfer, wollt Ihr 'nem ehrlichen Menschen ein freies Wort erlauben?" —

Dabei streckte sich wieder die schwieliche Hand dem Mädchen entgegen und sie nickte auf seine Frage beistimmend und gab ihm ihre Hand. Er fuhr dann fort:

„Ja, seht — heiraten müßt Ihr ihn noch fürs erste nicht — ja nicht! es wäre ein Unglück. Erstlich 'mal taugt's überhaupt nicht, gleich zu zweien in Amerika anzufangen, jeder hat genug mit sich selber zu thun, bis er festen Grund unter den Füßen hat; und dann — so einer, wie der Heinrich, der muß erst behauen werden, und das ganz gehörig, wenn 'n guter Balken aus ihm werden soll. Paßt nur auf, Jungfer, Hiebe und Haue werden wir alle kriegen, der Heinrich aber die meisten. Nachher kann er darum auch noch gut werden, besonders wenn er so 'ne fixe, solide Frau kriegt, ich will's ihm auch von Herzen gegönnt sein."

Das Mädchen war rot geworden bei den derben Worten, aber sie konnt's vertragen, und fragte jetzt ableitend: „Warum seid Ihr eigentlich fortgegangen, Konrad? ich dächte, es wäre Euch daheim wohl auch geglückt?" —

Der Zimmermann rückte sich den Hut in den Nacken und ward dadurch noch häßlicher, lehnte sich bequem über die Schanzkleidung, so daß er Elsbeth beinahe den Rücken zukehrte, man sah's, daß er kein Frauenknecht war. Dann erwiderte er: „Ganz recht, Jungfer, mein Stück Brot hätte ich auch daheim haben können und Butter und Fleisch dazu, — es war mir aber gar zu langweilig, immer in die alte Kerbe zu hauen! und dann, wißt Ihr, wenn man so 'ne gewisse Kraft in sich fühlt, um sich zu langen und 'n gehörigen Span loszureißen, kann aber nicht, weil man keinen Platz hat und allerwegen gegenstößt, — da muß man mal probieren, ob's nicht da drüben, wo wir nu bald hinkommen, etwas geräumiger ist. Na, und Anhang hab' ich nicht auf der Welt, die sich mir an den Ärmel kletten — Vater und Mutter sind tot, Brüder und Schwestern nach Ost und West verstreut — ich bin allein gegangen und keiner hat um mich gedauert — wollen's denn 'mal sehen, was wir losreißen werden, sollt's gar nicht gehen, da kann man in 14 Tagen wieder zu Hause anfangen, wollt's aber kaum glauben!" —

So redete Konrad, der Zimmermann, über den Schiffsrand hinüber, als erzählte er's den Wellen, die da unten vorüber rollten. Aber das Mädchen stand dicht hinter ihm und ließ sich kein Wort entgehen, und alles, was er sagte, gefiel ihr nicht übel, sie nickte mehrmals zu seinen Worten, das sah er aber nicht, weil er ihr den Rücken zukehrte. —

Plötzlich richtete er sich auf und blickte Elsen wieder mit seinem scharfen Blick an, und sagte: „Um aber noch einmal auf das ‚allein' zu kommen von vorhin — so wollte ich Euch doch sagen, daß Ihr immer auf mich rechnen könnt, wenn Ihr's wollt und Euch es so recht ist! Man kann ja auch so auf 'ne gewisse Art gut Freund sein, und weiter nichts. Also wenn Ihr mich brauchen könnt, dann gebt mir ein Zeichen, dann komme ich. Und nun wollen wir doch dem Kartenspiel da ein Ende machen!" —

Damit zog er wieder seinen Hut vor Elsbeth und ging auf die Gesellschaft der Spieler zu; — sie blickte ihm ernst und sinnend nach — da ging er hin mit seinen kurzen, krummen Beinen, sie mußte aber denken: Sein Sinn ist gerade, und das ist viel wert! und der Gedanke that ihr sehr wohl, daß sie von nun an einen Freund habe, auf den sie sich verlassen könne, und meinte, den habe ihr gewiß Gott gesandt! —

Von ferne sah sie's nun mit an, wie Konrad dem Heinrich die breite Hand schwer auf die Schulter legte, daß der auffuhr; wie er ihm dann winkte, als habe er ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Heinrich sprang auf und folgte.

Es waren nur wenige kurze Worte, die Konrad zu ihm sagte, aber Heinrich ward rot im Kopf, da er sie hörte und warf einen raschen, scheuen Blick dahin, wo Elsbeth stand. Und weil auch der Bauer Dietrich aufgestanden war und das Mädchen gesehen hatte, so nahm das Spiel ein Ende und die Spieler gingen auseinander.

Else bemerkte, daß auch jener rotbärtige Fremde drunter gewesen und wie er, aufstehend, eine Handvoll Geld in die Tasche schob. Es beunruhigte sie nicht wenig.

Arme Elsbeth! sie ahnte nichts davon, was in den Tagen vorgefallen war, während sie in Sorge und Bangen versunken, da unten im Frauen-Raum des Zwischendecks an Frau Margreths Lager saß. Hätte sie's gewußt, die Unruhe wäre noch viel größer geworden.

Jener Fremde verstand es nicht bloß, den Mitreisenden im Kartenspiel ihr Geld abzunehmen, er war auch sonst ausgelernt und wohl bewandert darin, leichtgläubige und unerfahrene Leute in schändlicher Weise zu seinem Vorteil auszubeuten. —

Der frühere Haidhofsbauer trug sein Geld in einem Ledertäschchen an einer Schnur vorn auf der Brust, teils war's in Gold umgesetzt, größtenteils bestand es in guten preußischen

Kassenscheinen. Der glückliche Besitzer dieses Vermögens fühlte sich innerlich sehr gehoben, so oft er an dies Ledertäschchen dachte, und dann überzeugte er sich jedesmal mit einem raschen Griff unter die Weste, ob es doch auch wirklich noch an Ort und Stelle vorhanden sei. Wollte er sich aber eine rechte Güte thun, dann ging er ein wenig abseits und wenn er sich ganz unbeobachtet glaubte, dann zog er das Täschchen hervor und überzählte den Inhalt. Die schönen, blanken Goldstücke machten ihm dabei am meisten Vergnügen, dagegen kamen ihm die blauen und grauen Zettel immer verdächtig vor und gewissermaßen unsolide...

Bei diesen Operationen, welche er meistens auf dem Verdeck vornahm, wenn es da einmal still und einsam war, hatte man ihn doch nicht ganz unbeachtet gelassen. Jener Herr, welcher als Passagier der ersten Kajüte reiste, aber sich in großer Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit viel auf dem Verdeck aufhielt und mit den Zwischendecks-Passagieren verkehrte, als wären sie seinesgleichen, immer bereit, guten Rat zu erteilen, ja, auch nicht verschmähte, ein Spielchen zu machen — dieser Allerweltskerl hatte aus der Ferne unsern Dietrich Veit scharf ins Auge gefaßt, als er einmal mit dem Inhalt seines Ledertäschchens wieder Abgötterei trieb.

Er hatte nun immer öfter Gespräche mit ihm angeknüpft, namentlich von Geldsachen und Wertpapieren geredet und sein Bedauern geäußert über manchen dummen Kerl, der sich nicht zu rechter Zeit vorgesehen, sein Vermögen in Papieren anzulegen, welche drüben in Amerika eben jetzt unglaublich hoch im Kurs ständen. Auf diese Weise könne man ja sein Vermögen verdoppeln und verdreifachen.

Der glückliche Besitzer des Ledertäschchens sperrte Augen, Mund und Ohren auf bei dieser wertvollen Eröffnung. Die Angel war ausgeworfen und das Bäuerlein hatte zugeschnappt und saß nun wie ein Dorsch am Widerhaken...

Der kluge Angler ließ nun den Fisch an der Schnur getrost schwimmen und wartete seine Zeit ab, wo es ihm passend schien, den Fang herauszuziehen.

So oft nun der Geangelte seinen Mann traf, band er mit ihm an über Geldkurse und Wertpapiere, und auf die direkte Frage, wie er denn sein Vermögen angelegt habe, gab er halb verschämt zur Antwort, er habe an Papieren weiter nichts als die gewöhnlichen Zettel und etwas Gold.

„Ja so!“ machte der Fremde — „da werdet Ihr's nun wohl behalten müssen, in Amerika sind die vorteilhaftesten Papiere nicht zu haben!“ Dabei holte er aus seiner scheinbar sehr inhaltsreichen Geldtasche verschiedene Aktien- und Rentenbriefe, Bonds mit einer langen, langen Reihe angehängter Coupons, entfaltete dieselben mit wichtigen Gebärden vor den erstaunten Blicken des Bauern, schlug mit dem Rücken der Hand darauf, und flüsterte ihm vertraulich ins Ohr: das sei der wahre Jakob! packte dann alles wieder sorgfältig zusammen, stand auf und begab sich langsam mit verbindlichem Gruß aufs Hinterdeck und in den Salon.

Dietrich Veit stand da mit ganz verblüfftem Gesicht, schob sich die Mütze hin und her und rechnete und zählte, wie viel höher er käme, wenn er statt seiner elenden blauen 100-Markzettel jene wunderschönen Papiere des Mannes bekommen könnte. Der Fisch zappelte stark an der Angel.

Bei der nächsten Begegnung wandte er sich geradezu an den Mitreisenden, ob er ihm nicht den großen Gefallen thäte, eins von den Papieren einzuwechseln gegen preußische Scheine?

Der Mann that zuerst etwas erstaunt über diese dreiste Zumutung, nahm aber bald eine wohlthuende Gönnermiene an, und antwortete huldvoll, wenn er nicht mit dem nächsten Schiff wieder zurückginge nach Europa, dann würde er es nicht können, weil der Verlust zu bedeutend sei; so wolle er aber ein übriges thun, er werde sich dann bei seiner Rückkehr in Hamburg wieder dieselben Papiere anschaffen. Er müsse aber dringend und ausdrücklich bitten, keinem Menschen etwas davon zu sagen, weil er sich auf weiteres nicht einzulassen gedenke. Der feine Herr ging nun in herablassender Weise mit hinunter ins Zwischendeck und hier ward dann das Geschäft abgemacht; Dietrich Veit gab seine guten Banknoten hin für die zweifelhaftesten Papiere aus der Gründerzeit und dünkte sich hochbeglückt. Der Fremde schien auch sogar nicht abgeneigt ihm, das Goldgeld einzuwechseln, aber von dem Golde mochte der Bauer sich doch nicht trennen. Das schöne, blanke Gold, meinte er, müsse doch allenthalben seinen Wert behalten; und der wohlwollende Banquier, der mit seinem Geschäft zufrieden sein konnte, hielt es für angemessen, nicht weiter in ihn zu dringen. — Nachdrücklichst ermahnte er noch einmal den Gerupften, gegen niemanden etwas von dem großen Dienst zu äußern, welchen er ihm erwiesen und begab sich sodann mit wohlwollender Herablassung in seine Kabine. —

Von dem allen ahnte Elsbeth nichts, als der Zimmermann Konrad ihr seine Freundschaft antrug, sie hätte sonst jetzt schon diese Freundschaft anrufen mögen, würde es auch nicht vergeblich gethan haben, denn das war so recht nach seinem Sinn, einer Schurkerei auf die Spur zu kommen und den Schuldigen mit eignen derben Fäusten zur Verantwortung zu ziehen. —

Vorläufig bewies aber der Konrad dem Mädchen seine Freundschaft, indem er dem Heinrich, so gut er's verstand, bei Anlaß jenes Kartenspiels ernstlich in's Gewissen redete.

„Höre mal,“ hob der derbe Zimmermann an, „Du hast ganz bedeutend mehr Glück als Verstand, mein Junge, das muß ich Dir doch mal gründlich sagen. Ist das 'n kapitales Mädchen, die Elsbeth, und die will Dich ja wohl richtig haben und nehmen. Wenn's noch solche zweite giebt, und sie kommt mir in den Weg, da möcht' ich auch zugreifen, obgleich ich sonst nicht gerade stark fürs Heiraten bin. Aber mit solch 'ner Frau kann man was werden, die legt mit Hand an, das merkt man, sobald man nur drei Worte mit ihr geredet hat. Aber da muß ein Mann sich auch darnach halten, sonst klappt's nicht. Daß Ihr beide, Du und der Bauer, Euch da hinsetzt zum Spielen und Trinken, heute an solchem — wie soll ich sagen — heiligen Begräbnistage, das schickt sich nicht — nein — das schickt sich garnicht, und macht Euch meiner Seel keine Ehre! — Ich hab's Dir ja überhaupt schon oft gesagt, Du bist 'n ganz guter Junge, aber zum Mann fehlt Dir noch viel, und wenn Du in Amerika vorwärts willst, da mußt Du noch ganz anders werden, da brauchen sie Männer, weißt Du, aus Kernholz, durch und durch gesund und fest! — Gebratene Tauben fliegen da nicht herum! das brauchst' 'e nicht zu denken; und gefackelt wird da auch nicht! wen sie nicht brauchen können, den schmeißen se weg! ganz einfach: weg damit! und wo er hinfällt, da bleibt er liegen, und dreht keiner den Kopf darnach! — Kannst Dich meinetwegen zu mir halten, soll mir ganz recht sein, aber das sag' ich Dir, mußt Dich auch darnach haben, als 'n Klotz am Bein will ich Dich, meiner Seel, nicht mit mir 'rumschleppen. Bedenk Dir das, mein Junge! schreib's Dir hinter die Ohren! Lehrgeld wird's jedenfalls kosten, — aber wir wollten doch gern mit 'nem blauen Auge davon kommen! da — willst 'n Priemchen?“ —

Damit bot er ihm seine Dose — aber Heinrich that als sähe er's nicht, lehnte sich über die Schanzkleidung und biß sich in das Bärtchen. Der Tabak, den er bekommen, war stark genug, — er brauchte kein Priemchen dazu.

Konrad stand noch eine Weile hinter ihm, betrachtete ihn mit einem eigentümlichen Ausdruck in dem unschönen Gesicht, als wünsche er ihm eine „gesegnete Mahlzeit!“ Dann vergrub er beide Hände in die Hosentaschen, wo der Zollstock herausguckte, und schlenderte langsam übers Verdeck hin. —

11.

Land! Land!

Am nächsten Morgen erhob sich die Sonne glühendrot aus dem Meere, und ihre ersten Strahlen beleuchteten einen violetten Streifen am westlichen Horizont, der wie eine Nebelschicht auf den Wassern ruhte. Aber es war kein Nebel und keine Wolke, — es war das verheißungsreiche Land der Zukunft, es war Amerika, und bald ging's von Mund zu Munde: Land! Land! —

O, wie drängte sich da alles herbei! wie kam's hervorgekrochen aus allen Ecken und Winkeln des Zwischendecks! Gestalten, die man auf der ganzen Reise noch nicht gesehen! Alte mit weißen Haaren und kleine Kinder! und alle diese Augen spähten neugierig über die Wellen hin auf den Streifen der fernen Küste, welcher kaum erkennbar, noch viele Meilen entfernt, vor ihnen lag; und alle diese Herzen klopften erwartungsvoll diesem Lande entgegen, wo sie das Glück dieser Erde suchen und erjagen wollten. Aber fragen wir, wie viele Hände falteten sich, und wie viele Herzen schlugen aufwärts, die Lose der Zukunft in die Hände Dessen zu befehlen, der alle Haare unseres Hauptes gezählet hat, — da lautet die Antwort traurig.

Auch unsere Auswanderer stehen da und suchen mit ihren Blicken das auftauchende Land. Elsbeth hat ihre Hand auf Heinrichs Schulter gelegt, und blickt ihm in das freudig erregte schöne Antlitz. Über ihren Zügen aber liegt ein Schatten, und ein wehmütiger Ausdruck in den großen, klaren Augen. Zweierlei geht ihr durch die Seele. Das Gedenken an die Gestorbene, deren Fuß niemals diese Küste betreten sollte; und das bange Fragen: „Wie soll's werden?" — sie sieht nicht hinüber wie alle die andern, nach der fernen Küste; sie muß immer in dies Menschenantlitz sehen und daran denken, was Konrad gesagt hat, von all den Schlägen und Kämpfen, die ihm not seien. Könnte sie doch den Kampf mit ihm gemeinsam aufnehmen, ihm zur Seite stehen, ihm den rechten Weg zeigen! — Aber da steht an ihrer andern Seite ihr Pflegevater, den darf sie nicht verlassen, er ist ratlos und alsbald verloren ohne sie. Heinrich muß zunächst sich seinen Weg allein bahnen, sie kann ihm nur folgen mit Fürbitte und Gebet! —

„Else! was siehst Du mich so ernst und traurig an?" wandte sich der junge Mann an das Mädchen und legte seinen Arm um ihre Schulter — „Du solltest Dich doch freuen, daß wir die Reise überstanden haben!"

Sie nickte nur vor sich hin und blickte übers Meer.

Er aber fuhr fort: „Sieh, Else, mir sagt's mein Herz, wir beide werden noch glücklich miteinander werden in diesem Lande!"

„Bleibe fromm und halte Dich recht, solchem wird's zuletzt wohlgehen!" erwiderte sie und betonte das „zuletzt", — „das ist mein Spruch, Heinrich, von der Konfirmation her!" —

„Na ja, Else, an mir soll's auch nicht liegen! ich werd' mich schon brav halten, das sollst Du sehen! Wenn wir nun am Lande sind, dann bleiben wir erst noch einen Tag zusammen — der Konrad hat alles mit mir verabredet; — und dann gehen wir in den Westen, wo sie viele neue Städte gründen und Häuser bauen, das ist unser Feld. Ihr müßt dann sehen, wo, und wie Ihr Euch am besten ansiedelt; und wenn ich dann tüchtig verdient habe, daß ich mir selbst auch ein Haus bauen kann, dann komme ich wieder zu Dir und dann machen wir Hochzeit!"

Sie hörte das doch nicht ungern, wenn er so zu ihr redete, und ein warmer Aufblick lohnte es ihm. Doch erwiderte sie nur mit einem Seufzer: „Ja, Heinrich, ja, mit Gottes Hilfe." — — — —

Das Schiff lag bei Castle Garden. Das Gepäck ward von den Zollbeamten untersucht, mit Marken versehen, in die großen Schleppkähne verladen und mit den Passagieren am Castle Garden Pier gelandet. —

Da breitete sich nun ein Anblick vor den Augen der Ankömmlinge aus, wie es nur wenige an Großartigkeit und Schönheit auf dieser Erde giebt! Auf einer weit ins Wasser hineinragenden Landzunge liegt das Häusermeer New Yorks, auf beiden Seiten zwei wunderschöne Wasserstraßen, deren Ufer wie grüne Gärten den Ankommenden winken, aus welchem palastartige Bauwerke aller Art hervorragen. —

In den Wassern verstreut kleine Inseln, wie schwimmendes Bouquet, umschwärmt von unzähligen Schiffen aller Art, und über dem allen ein klarer Herbsthimmel, ein milder Sonnenglanz, eine Luft so durchsichtig, daß man auch die weiteste Ferne erkennen kann! —

Aber es ist jetzt noch keine Zeit dies alles zu beschauen und zu genießen. Alles drängt sich durcheinander, den großen Sälen zu, wo man Auskunft erhält über alles was, Fremdlingen im unbekannten Lande zu wissen not thut.

Die nächste Sorge war das Gepäck — die schönen rot angestrichenen Koffer, die alles enthielten, was man aus der lieben Heimat mitgebracht, wo waren sie geblieben? wo sollte man sie finden? — Aber man braucht nur dem Strome zu folgen, der sich in den großen Gepäckraum drängt. — Dann gilt's warten; aber endlich kommen sie, die roten Koffer, die so heimatlich vertraut anzuschauen sind, und nun frägt der Beamte nach dem ferneren Bestimmungsort dieser Sachen, um denselben daran zu vermerken und dem Eigentümer seinen Check einzuhändigen. Darauf ist unser Bauer nicht gefaßt, er blickt auf das Mädchen, und Elsbeth blickt ihn an. Da ist Konrad, der muß raten — er weiß die Adresse eines soliden Gasthauses mittleren Ranges, das von einem Schweizer gehalten wird, — dahin werden die Kisten dirigiert und der Bauer bekommt seinen Schein.

Nun geht's in den Hauptsaal, da ruft einer Namen auf, es sind die Namen derer, welche von Freunden und Verwandten erwartet werden, die sich nun melden und ihnen zugeführt werden ins Wartezimmer, das am Eingang des Depots liegt. Unsere Einwanderer werden von niemand erwartet, sie stehen ganz fremd und allein da unter dieser drängenden, rufenden hin- und hereilenden Menge. Jetzt ist alles erledigt und man schickt sich an, in die Stadt zu gehen, nur muß noch vorher gangbare Münze eingewechselt werden. Die drei Männer begeben sich zu dem beaufsichtigten und vereidigten Geldwechsler, um einige Goldstücke gegen Silberdollars einzutauschen. Der Kurs ist, allen sichtbar, auf Wandtafeln angeschrieben. —

Da fällt es dem Bauern ein, dem Wechsler auch eins von den großen Wertpapieren vorzulegen, die er auf dem Schiffe eingetauscht, und ihn zu fragen, wie viel Dollars das in Amerika wert sei. Vier solcher Papiere besitzt er, und auf jedem derselben steht die Ziffer 500! Der Amerikaner nimmt das Papier prüfend in die Hand, betrachtet den Bond, die Coupons von der Vorder- und Rückseite, schüttelt den Kopf, sieht den Eigentümer bedenklich, fast mißtrauisch an, und giebt das Papier achselzuckend und schweigend zurück. Dem Bauern wird's dabei ärgerlich zu Sinn. Diese Amerikaner sind wunderliche Leute. Der Konrad hat inzwischen auch das Papier in die Hand genommen und von allen Seiten betrachtet, er frägt, woher es stamme? der Bauer thut geheimnisvoll, erzählte aber doch von der besondern Gefälligkeit jenes Mitreisenden, — wo ist er denn geblieben? am Lande hat ihn keiner mehr gesehen. —

Konrad schüttelt auch den Kopf und meint, er verstehe sich zwar nicht recht darauf, die Sache sei ihm aber doch sehr bedenklich, da werde man wahrscheinlich bös hereingefallen sein, denn er sei ausdrücklich gewarnt, sich am Bord vor den Leuten zu hüten, die Geld wechseln wollten. Man müsse gleich den Schweizerwirt um Rat fragen. —

Draußen vor Castle Garden gab's nun ein Geschwirre von rufenden Stimmen, von Lockungen und Anerbietungen zum Führen, Nachweisen, Tragen, Helfen — daß man kaum wußte, wo einem der Kopf stand. Auch ein freundlich aussehender Herr trat auf sie zu, der sich ihnen als lutherischer Emigrantenmissionar vorstellte und sie fragte, ob sie Rat und Hilfe brauchten. Else hätte auch gerne die Freundlichkeit des Missionars in Anspruch genommen, aber ihre Begleiter verspürten keine Neigung, sich gleich mit einem Pastoren einzulassen, und so wandten sich unsere Auswanderer thörichterweise von ihm, um ihre eigenen Wege zu gehen. Else schritt zwischen dem Bauern und Heinrich, sie ließ ihre großen Augen ernst über all das Getümmel hingehen und ein Gefühl der Fremde, der Vereinsamung legte sich bleiern auf ihre Seele. —

Endlich kam man aus dem lautesten Getreibe heraus. Konrad winkte einen Wagen heran, gab dem Kutscher die Adresse, und bald hielt man vor dem Gasthause in der untern Stadt, wo die Deutschen auf gut Deutsch begrüßt und willkommen geheißen wurden. Der Wirt führte die Männer in das allgemeine Gastzimmer, während die Frau mit Elsbeth eine Treppe hinanstieg und sie in ein kleines, freundliches Zimmer brachte, darin ein sauberes, weiß bezogenes Bett stand. Leider habe sie jetzt keine Zeit, denn es solle gerade angerichtet werden und die Jungfer möge nur bald herunterkommen zum dinner; aber später, so gegen Abend, dann wollten sie beide ein rechten „G'schwatz" zusammen halten, daß man sich kennen lerne. Damit walzte die kleine runde Frau sich zur Thür hinaus, indem sie dem Mädchen noch ermutigend zunickte.

Sie mochte es Elsen wohl ansehen, daß ihr Zuspruch und Ermutigung Not thate, auch sollte sie desselben, noch ehe der erste Tag in der Fremde zu Ende ging, besonders bedürfen.

Denn der beunruhigte Bauer Veit wandte sich sofort an seinen Hauswirt, zog ihn in eine Ecke und holte die Wertpapiere heraus, welche dieser sofort mit Kennermienen untersuchte. Er war darin nämlich wohl bewandert, da in seinem namentlich von Einwanderern viel besuchten Hause beständig Gelegenheit war, sich mit allen möglichen einheimischen und fremdländischen Papieren bekannt zu machen, unter welchen die deutschen am häufigsten vorkamen. Er unterschied da die unsoliden mit einem eigenen Namen von den andern, er nannte nämlich jene, fast wertlosen Papiere aus der Gründerzeit kurzweg „Berliner" — damit war denn alles gesagt. —

Nachdem er die ihm vorgelegten Papiere sorgfältig geprüft, sogar seine Brille auf die kleine, rötlich angelaufene Nase gesetzt — richtete er seine klugen hellblauen Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck auf den erwartungsvoll vor ihm stehenden Mann; halb Mitleid, halb komisches Erstaunen malte sich in seinen Zügen, als er seine kleine, fette Hand dem armen, betrogenen Bauern auf die Schulter legte, ihm die Unglückspapiere unter die Nase hielt, und langsam, als verkünde er ein Todesurteil, die inhaltschweren Worte sprach:

„Dat sind Berliner! echte Berliner!"

Dietrich Veit blickte mit einem unbeschreiblich stupiden Ausdruck dem Wirt ins Gesicht, und als nun auch Konrad und Heinrich herzutraten, vernahmen sie's denn alle mit zweifelloser Gewißheit, daß hier ein ganz schmählicher Betrug vorliege, und daß, wie der Wirt sich ausdrückte, eine Null von den 500 verloren gegangen sei, mithin die zweitausend in zweihundert verwandelt seien.

„Wer hat Euch denn aber die Dinger an den Hals geschwindelt?" fragte zuerst Konrad — nachdem das erste Staunen von ihm gewichen — „den Kerl müssen wir uns denn doch näher besehen!" —

Dem Bauern zitterten die Kniee so heftig, daß er auf einen Stuhl sank, und der geschäftige Wirt, rasch ein Glas Cognac eingoß, um den schwer Betroffenen zu stärken.

Nachdem er dies willenlos sich hatte gefallen lassen, stotterte er's hervor: „Na ja! der mit dem roten Bart! Ihr habt ihn ja alle gesehen! der feine Herr aus der ersten Kajüte, — wer denn anders! — ich hab' ihn ja selbst drum gebeten, er sagte, das wären die besten Papiere in ganz Europa und — Amerika! — wo mag er denn doch geblieben sein?" — und ratlos, wie ein Kind, das seine Mutter verloren, blickte er um sich! —

Der Wirt zog die Schultern bis an die Ohren, faltete die Hände und blickte dieses, in seinen Augen, wahrhaft erbarmungswürdige Menschenkind an, als wollte er sagen: „O, Du Grünhorn! was willst Du doch in Amerika?!" —

Konrad verstand diese Gebärdensprache sehr wohl, stampfte mit dem Fuße auf und sagte: „Ja, Haidhofbauer, das seid Ihr los! werdet wohl umrechnen müssen, 'ne elliche Geschichte, wenn so 'ne Null hinten verloren geht! — werdet jetzt wohl nicht viel Land hier kaufen können, wenn's auch nicht viel kostet!" —

Dann faßte er den Bauern unter den Arm und zog ihn in eine entfernte Ecke des geräumigen Zimmers, wo er ernst und eindringlich mit ihm redete, ohne daß jemand es hören konnte.

Inzwischen saß Else oben in ihrem Zimmer, in Gedanken verloren. Also jetzt wäre das nächste Ziel erreicht, sie wären in Amerika! — sie blickte aus dem Fenster in einen engen Hof hinaus, der von hohen Häusern und Mauern eingeschlossen war. Da unten waren zwei Neger beschäftigt, welche wahrscheinlich als Hausknechte in diesem Hause angestellt waren, sie trugen von einem großen aufgeschütteten Haufen Steinkohlen hinein.

Elsbeth hatte noch keine schwarzen Menschen gesehen. Der Anblick widerte sie an. Diese platten Gesichter, die Wollköpfe, die wulstigen Lippen, das Zähnefletschen. Sie wollte sich abwenden und mußte doch hinsehen. Also mit solchen Menschen würde sie auch künftig zu thun haben! sie schauderte! — ach, und wie enge, wie dunkel dieser Hof! und wie unermeßlich hoch diese Mauern! sie blickte dran aufwärts, — wie schmal und klein das Stückchen Himmel, das da hineinschaute! — Gott sei Dank! daß sie nicht in dieser großen Stadt bleiben soll, — sie nimmt sich vor den Konrad zu bitten, daß der Pflegevater und sie selber doch gleich morgen mit weiter reisen möchten, um sich irgendwo ein Stück Land zu kaufen — und wär's auch nur ein kleines Fleckchen Erde, nur daß sie frei atmen und den weiten Himmel über sich sehen und Gras und Bäume um sich haben möchte!

Da klopft es an ihre Thür, die Wirtin erscheint, welche den Zimmermann Konrad hinter sich hat. Die erstere verschwindet sogleich wieder und Konrad steht vor dem Mädchen, das auch aufgestanden ist. Verlegen steht er vor ihr. Er zieht den Zollstock heraus, klappt ihn auf und zu, als gäbe es hier etwas zu messen. Else sieht ihn erwartungsvoll an — sie frägt, was er denn eigentlich wolle und wo denn Heinrich und der Vater seien. —

„Na" — antwortete er — „die wären unten, und er sei gekommen, weil die beiden andern nicht hätten kommen mögen; — am liebsten wäre er auch nicht gekommen — aber einer hätte es doch müssen! — Seht mich nur nicht so an, mit Euren Augen", fährt er fort, „dann will's mir nicht heraus! — schlimm genug is't — aber doch nicht das Schlimmste! — Na, mit einem Wort, das Geld is futsch! nicht alles — aber doch das meiste! der Bauer hat sich von dem rotbärtigen Halunken betrügen lassen — von dem da, auf dem Schiff! habt ihn ja auch bemerkt! so 'n Erzschwindler und Filou! man sah's ihm an auf den ersten Blick, — was wollt' der Kerl auch immer zwischen uns geringen Leuten? — aber gewisse Leute sind stockblind gewesen, und das auf beiden Augen! — Genug — alles in allem — sind nur so etwa 'n zweihundert Dollars übrig

geblieben — damit läßt sich hier nicht viel anfangen! is 'ne ekliche Geschichte!" —

Elsbeth starrte den Sprechenden unverwandt an, während der, beide Hände in den Taschen, heftig hin und her wanderte in dem engen Gemach und dabei arge Gesichter machte, teils vor Wut und Ärger, teils vor Mitleid mit dem Mädchen. Eine Weile stand sie stumm und regungslos da, dann fragte sie mit bebender Stimme, während ihr zwei Thränen über das blasse Gesicht liefen: „So werden wir nun wohl kein Land kaufen können? — ach, Konrad, müssen wir dann hier in der großen Stadt bleiben?"

Mit einem Ruck stand er still: „Land kaufen!" sagte er — „nee, das is nu für den Augenblick unmöglich! — was kann man für Land kaufen um 200 Dollars, und aufs Land gehört auch 'n Haus, wenn's auch nur 'n Blockhaus ist, und ins Haus gehört Vieh und Gerät, und was weiß ich alles — nee — das is nich! — Aber darum kann's doch noch werden, — wir sind jung und gesund, haben 'n paar Arme am Leibe und 'n paar Augen im Kopf — das is auch 'n Kapital! Hört mal, Jungfer Elsbeth, wenn mich nicht alles trügt, so werden wir beide Geld verdienen hier in Amerika, — na und etwas wird der Heinrich auch verdienen, wenn er ordentlich bleibt — und dann legen wir's zusammen, so nach 'n paar Jahren, und kaufen uns Land und ich will mit wirtschaften — und da wird's denn doch wohl endlich gehen. Und nu thut mir den Gefallen und weint nicht mehr und macht nicht so 'n elendiges Gesicht, das verdirbt mir den Appetit, und wir sollen gleich essen, zum erstenmal amerikanisch essen! Ihr möchtet doch mit herunterkommen."

Das Mädchen raffte sich gewaltsam zusammen, sie reichte dem Konrad ihre Hand — es hatte ihr sehr wohl gethan, was er gesprochen; sie blickte ihn dankbar und mutig an, ohne ein Wort zu sagen, aber Konrad verstand sie auch ohne Worte, er wußte: die hält den Kopf oben!

Nach dem Essen ward geratschlagt, man zog den Wirt herzu. Es galt, sich darüber klar zu werden, wie man sich die Zukunft gestalten solle und das übrig gebliebene Geld am vorteilhaftesten anwende.

Daß die beiden jungen Männer weiter nach Westen zögen und als tüchtige, deutsche Handwerker ihr Fortkommen suchten, billigte der Wirt ganz!

Aber das Mädchen und ihr Pflegevater! Ja, wäre sie allein gewesen, dann hätten sich ihr Häuser genug aufgethan, wer dies Mädchen nur ansah, der mußte es ja merken, daß sie nicht bloß schön, sondern sittsam, fleißig, ordentlich, brav sei. Aber was soll dieser alternde, einfältige, ungeschickte Mann allein anfangen? der wäre sich selbst überlassen, gleich verloren.

Der biedere Schweizer nimmt eine riesige Zeitung zur Hand, deren ellenlange Spalten mit einer Unzahl von Annoncen bedeckt sind. Er durchläuft diese Reihen mit großer Schnelligkeit, — er schüttelt den Kopf, er reißt die Augen weiter auf, als fände er etwas — nein, es ist doch nichts! er fängt eine neue Seite an; seine Miene verfinstert sich — schon will er das Blatt weglegen; — da in der letzten Spalte, nach unten, er legt seinen Finger drauf — ein Laden — ein Handel — ja — das wird gehen! — ein Laden in der That — es wird gehen! Grocery — murmelt er — yes — that will do! — a Grocery! — yes, indeed, it will do!

Der Lesende blickt auf, seine hellen Augen richten sich scharf auf das Mädchen: „Auf Käse und Butter und Speck und Schinken — da verstehe sie sich doch gewiß? und etwas Kaffee, Zucker und dergleichen Sachen werde sie ja auch wohl verkaufen können? Hier sei eine kleine Grocery zu vermieten — die Gegend — nu ja — die beste ist es nicht — viel rohes Volk — Matrosenkneipen — Kohlenträger — aber das schad't nicht — Groceries brauchen sie alle — kommt nicht aus der Mode — was meint Ihr dazu?" er blickt die vier der Reihe nach an.

Der Bauer meint garnichts — Heinrich auch nicht — Else sieht ernst und nachdenklich drein. Konrad nimmt das Wort und sagt ruhig: „wenn's ihm erlaubt sei mitzusprechen, so meine er, das könne wohl angehen und sei nicht zu verachten; ob man sich das Lokal wohl mal ansehen könnte, er schlage vor, sich gleich auf den Weg zu machen!"

Der Wirt erbietet sich einen Neger als Führer mitzugeben, und dann sollten sie sich doch die Stadt ansehen, den Broadway und den Central-Park — da sei es schön! — Die Straße und der ganze Stadtteil, wohin der Neger führt, ist wenig anziehend, enge, finster, von Rauch geschwärzt die Häuser, die Fenster und Thüren. Auch der geforderte Mietpreis für den sehr kleinen Laden, mit dran stoßender Stube und Kammer erschien den Deutschen sehr hoch. Sie wollten darum auch nicht sogleich abschließen, sondern zuvor ihren kundigen Wirt zu Rate ziehen.

Elsbeth wäre am liebsten von da wieder in die Herberge und in ihr Stübchen zurückgekehrt, wo sie ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte — sie hatte ja so viel zu denken, — aber Heinrich wollte den Broadway und Central-Park sehen und drang mit Bitten in das Mädchen, daß sie doch mitgehe.

Da saßen sie denn — nach langem, langem Gehen durch endlose Straßen, durch all das Jagen und Rennen der Menschen und der Wagen — endlich saßen sie auf einer Bank in dem großen, herrlichen Park! Ja hier sind Bäume von allerlei Art, hoch und niedrig, mit üppigen Laubkronen und mit spitzen Nadeln und tannenartigen Wipfeln, — hier sind weite, weite grüne Plätze und Rasenflächen, geputzte Menschen, spielende Kinder! ist das nicht alles wunderschön? — und über dem allen ein klarer schöner September-Abend! — Schon mancher deutsche Ankömmling hat hier gesessen und für sein heimwehkrankes Herz Trost gesucht! — — Elsbeth sitzt hier auch, und denkt an den Nußbaum auf dem Haidhofe, — sie sieht alle diese Bäume rund umher an — kein einziger ist so schön als der Nußbaum! — sie blickt zum Himmel auf — ach, so blau ist er doch nicht, als der Himmel über dem Haidhofe! — sie seufzt! — da denkt sie: „Aber Der im Himmel, Der ist doch derselbe hier und dort! Gott sei Dank!" — Dann steht sie auf und sagt: „Kommt! laßt uns nun gehen! was sollen wir hier länger?"

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Bruder Liederlich.

(Zu unserem Bilde auf Seite 617.)

Wir alle kennen ihn, den sorglosen Bruder Liederlich, der jetzt, da man mit Vorliebe angeln geht, an jedem Flüßchen, jedem Teich und jedem Seeufer zu finden ist. Kann man sein "I care for nothing!" besser zeichnen, als es in unserem vortrefflichen Bilde geschehen ist?

Ein Brief Blüchers. Kurz und erbaulich ist ein Blücherscher Brief, dessen Original sich, wie der „Bär" mitteilt, im Besitz eines Berliner Gymnasiasten befindet; er lautet: „mein Kind die Schönste Schlagt ist geschlagen. der herligste Sieg ist er fochten: daß Detaillie wird er vollgen, ich denke die Bonapatsche geschigte ist nun wohl ziemlich wider zu ende. La Bell alliance den 19. frühe ich kann nicht mehr Schreiben, den ich zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß. Blücher."

Etwas von der Nase. Napoleon gab sehr viel auf lange Nasen, da er sie für ein Zeichen hielt, daß ihre Träger bedeutende geistige Fähigkeiten besäßen. Er sagte einmal: „Wenn ich eine gute Arbeit brauche, die Kopf und Talent fordert, so wähle ich stets einen Mann mit langer Nase, denn sein Gehirn ist kalt und klar." Er war von seiner Ansicht so überzeugt, daß er sich darin nie geirrt zu haben behauptete. Ein Eng-

länder ging darin noch weiter, er war der festen Überzeugung, die Menschen, ihren Charakter und ihre Fähigkeiten an der Nase erkennen zu können, und schrieb ein dickleibiges gelehrtes Buch darüber. Schon die Alten hielten die Nase für eine der bedeutendsten und sprechendsten Auszeichnungen des Gesichts. In unseren Sprichwörtern, die sehr oft die Nase behandeln, erscheint sie als ein Sinnbild des Witzes und Verstandes, denn nicht umsonst heißt es von einem klugen Manne, daß er eine „feine oder gute Nase habe“. Ist einer vorwitzig und mit seinen Urteilen nicht sparsam, dann heißt es gleich: „Er ist naseweis.“ Zieht einer den kürzeren, dann ruft sogleich die böse Welt: „Er zieht mit einer langen Nase ab“, was in die Sprache des deutschen Beamtenstandes über setzt heißt: „Er hat eine Nase bekommen.“ Hochmut wie Verachtung giebt die Nase ebenfalls wieder, der erstere „trägt die Nase hoch“, der letztere „rümpft sie“. Einem, der „seine Nase in alles steckt“ und über fremde Fehler die eigenen Gebrechen nicht sieht, dem ruft man wohl zu: „Zupfe dich an der eigenen Nase!“ Daß der Mensch ohne Nase nicht mehr schön genannt werden kann, wird jedermann zugeben, und der Jurist konnte es daher auch einer Braut nicht wehren, ihren Bräutigam zu verabschieden, wenn derselbe die Nase verloren hatte; aber ein Grund zur Ehescheidung war der Verlust der Nase nicht. Besonders große Nasen hatten zwei berühmte deutsche Könige. Rudolf von Habsburg und Maximilian, der letzte Ritter. „Jeder, der eine große Nase machen kann“, sagte dieser lachend, „kommt zu Uns und will Uns porträtieren!“ und jener hatte manchen Spott wegen seiner außergewöhnlichen Gesichtszierde auszustehen, über den er aber nie vor Zorn „mit der Nase schnaubte“. Unsere deutschen Sprachreiniger warfen die Nase als Fremdwort aus unserem Wörterschatz, dafür wollte man „Riechkolben, Gesichtserker, Rüssel oder gar Löschhorn“ setzen. Zieht man einen Schluß aus dieser kleinen Plauderei über die Nase, so ist es gewiß der, daß der Träger einer langen Nase Gründe genug hat, um in dem Besitz derselben ein Zeichen von Witz, Geschmack und Verstand zu sehen.

Eine hochmütige Antwort. Durch seine asiatischen Besitzungen stand Rußland bereits vor Jahrhunderten in näheren Beziehungen zu China, als irgend ein anderer europäischer Staat. Mit welcher Verachtung jedoch noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts der Beherrscher des „himmlischen Reiches“ auf den Kaiser aller Reußen herabsah, mag folgende verbürgte Anekdote beweisen. Der russische Hof sandte nämlich eine Gesandtschaft nach China, um dessen Herrscher zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen. Die Abgesandten fanden indessen keine günstige Aufnahme und kehrten höchlichst beleidigt und erzürnt nach Moskau zurück. Der russische Hof hielt es für unpolitisch, sich merken zu lassen, daß er die Kränkung empfunden, sandte vielmehr eine neue Deputation ab, die für den guten Empfang der ersten danken sollte. Man hoffte, der Kaiser von China würde jetzt beschämt, seine Unhöflichkeit wieder gut zu machen. Allein die Antwort, welche die entsetzten Gesandten erhielten, war im höchsten Grade demütigend. „Ihr seid sehr lächerlich“, sagte der „Sohn des Himmels“, „daß Ihr Euch noch des Empfangs Eurer Gesandten rühmt. Habt Ihr denn nicht gehört, daß, wenn ich ausreite, ich auch dem geringsten Bettler nicht verwehre, mich anzusehen?“

Durch die Finger. Kurfürst Christian II von Sachsen, sonst einer der gerechtesten Fürsten seiner Zeit, hatte in einem Prozesse, den ein Wittenberger Bürger gegen einen seiner Hofherren anhängig gemacht, sehr eigenmächtig zu Gunsten des letzteren entschieden, obwohl gerade das Recht sich auf Seite des Bürgers befand. Professor Taubmann, des Kurfürsten Lustigmacher, beschloß, den Bürger zu rächen und stellte sich verkleidet, mit einem kleinen Brillenkram, an dem Schloßthor auf, wo der Kurfürst täglich heraustritt. Christian erkannte den Mann nicht, als er in Begleitung jenes Günstlings aus dem Thore trat und den Alten fragte, wie sein Geschäft gehe. „Ach, schlecht genug“, klagte der Verkleidete. „Ehedem, da noch Rechtens im Lande war, brauchten die Leute wohl Brillen, heutzutage aber, da die hohen Herren selbst den ärgsten Spitzbuben durch die Finger sehen, will es mit dem Verkaufen nicht mehr glücken.“ Dabei hatte er dem Hofherren einen giftigen Blick zugeworfen. Christian erkannte jetzt wohl in dem alten Brillenhändler seinen Hofnarren, fühlte sich aber durch dessen Worte so getroffen, daß er den Prozeß wieder aufnahm und den Bürger zu seinem Rechte kommen ließ.

Abenteuer eines Schafes. Das originelle Geschöpf, dessen Geschichte wir nach dem Berichte des englischen Seeleutnants Bagnold erzählen, wurde noch ganz jung von einem englischen Landgut auf das Kriegsschiff „Arab“ versetzt und besuchte nacheinander Island, Grönland und Norwegen; hier schickte man es zur Waide aufs Land. Als es den Tag hernach das Boot vor der Stelle, wo es behaglich waidete, vorbelrudern sah, schien es plötzlich von einer Art Heimweh befallen zu werden. Es sprang nämlich ins Wasser und schwamm nach dem Boote infolge eines kühnen Entschlusses, der sein Leben nun für immer vor den Nachstellungen der Fleischer schützte. Vor Boulogne wohnte es hernach 13 Gefechten der englischen Marine mit den Franzosen bei, ohne Schaden zu erleiden. Bedenklicher war das 14. Recontre, denn gelegentlich desselben verlor es das eine seiner großen Hörner. Hierauf fuhr es längs der Küste des westlichen Afrikas hin, kam nach Brasilien und langte später in Westindien an. Endlich besuchte es Irland, worauf es nach England zurückgebracht wurde. „Tom“ — so der Name, welchen die Matrosen des „Arab“ ihrem Liebling gaben — war so zahm, daß er aus der Hand fraß und seinem Beschützer, dem erwähnten Marineleutnant, wie ein Hund folgte; hielt man ihm ein Kohlblatt hin, so tanzte Tom und machte närrische Kapriolen, auch hielt er sich lieber in der Kajüte oder auf dem Lande am Kamine auf, als im Stalle. Mehrere Monate lang verzichtete das Tier auf Heu und Gras, verschlang dagegen die Schalen von Kartoffeln und Äpfeln mit Gier, liebte es auch, an den Enden von Stricken und Packleinwand zu nagen und von dem mit Grog angefeuchteten Pudding der Matrosen zu naschen. Die Gelehrigkeit dieses Tieres war außerordentlich und machte den Zuschauern viel Vergnügen. Tom fraß von dem Teller, steckte den Kopf durch den Arm desjenigen, der bei Tische saß, trank Wein, Genever, Bier und Thee — letzteren jedoch nur, wenn er recht süß gemacht war. Tom rannte die Treppen auf und ab; kam er in die Küche, so liebte er es, den Deckel vom Topfe abzuheben und neugierig hineinzugucken. Es war dem originellen Geschöpfe, welches den größten Teil seines Lebens auf der See zubrachte, nicht vergönnt, sein Leben auch auf dem „Arab“ zu beschließen. Toms Protektor schenkte das Tier, welches so manche Stürme und Mühseligkeiten glücklich überstanden hatte, bald nach seiner Heimkehr einer Dame in Salisbury, wo aber Tom bereits einige Tage nach seiner Ankunft, wohl aus Heimweh nach der See, starb.

Fürstliche Sammelleidenschaft. August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, hatte eine ganz übertriebene Vorliebe für chinesisches Porzellan, von dem er nahezu für eine Million Thaler zusammenkaufte und im sogenannten japanischen Palais aufhäufte. Zu den kostbarsten und denkwürdigsten Stücken dieser Sammlung gehören zweiundzwanzig Vasen von ungeheurer Größe, für welche August dem König Friedrich Wilhelm I von Preußen ein Regiment Soldaten, darunter viele „lange Kerls“, überließ, welches deshalb nur das Porzellanregiment hieß. Übrigens wurde er durch seinen Tod verhindert, seiner Leidenschaft in dem Umfange zu fröhnen, wie er eigentlich gewollt hatte. Das japanische Palais sollte nämlich als Wandbekleidung durchweg mit weißen Porzellanplatten belegt werden, und selbst im Garten sollten zwischen Orangen auf Sockeln abwechselnd weiße und blaue Porzellanvasen stehen. Unter den Porzellanfiguren fanden sich viele, die mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert waren. Man nannte damals diesen unvollendeten Porzellanpalast das „sächsische Eskurial“.

Ein Irrtum. Professor mit Studenten am Bette eines Kranken: „Wollen Sie, meine Herren, ja das schnurrende Geräusch in der linken Brust gehörig würdigen, um die rechte Diagnose zu ermöglichen.“ — Frau: „Mit Verlaub, Herr Professor, dees is der Dazel, der schlaft bei mein' Mann unter der Decken; der schnurrt a so.“ — „Da kann Sie von Glück sagen, liebe Frau, denn wenn es nicht der Dazel wäre, so wäre Ihr Mann unrettbar verloren gewesen.“

Unfehlbare Heilmittel. „Na, also Euer Mann und Ihr seid ja beide ganz gesund geworden; das hat mein Magenpflaster bei dem Bauer und mein Pulver bei der Bäuerin g'macht.“ „I bitt', mir ham g'wechselt. Wal mein Mann in d' Stadt müassen, hab' i mir's Pflaster aufg'legt und er hat's Pulver g'numma, und das hat uns so viel guat than.“

Ähnlichkeit. Worin ist eine junge Frau einem Major ähnlich? — Beide streben nach dem Regiment.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 29. Mai 1884. Nummer 40.

Das fünfte Rad am Wagen.

Von Emil Frommel.

(2. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Drei Stock hoch.

So war also der Eichbauer ausgezogen, das fünfte Rad eingezogen, der neue Eichbauer aufgezogen — und wiederum der Eichbauer in seine neue Residenz verzogen. Einmal war er gekommen, um etliches noch in Richtigkeit zu bringen, unter anderm auch die Abtretung des Waldes der Base, und hatte dann herzlichen Abschied genommen. Aber auf seiner Stirn lagen Wolken, die die Kantorin nur zu gut merkte, und die Base wollte so ein eigentümliches Luftlein wehen gespürt haben. Nur das fünfte Rad am Wagen merkte nichts, sondern küßte den Vater und trug ihm viel tausend Grüße auf und gab ihm noch selbstgemachten Handkäse und einen großen Blumenstrauß mit in die Stadt, weil sie dort doch wohl keinen Käse und Blumen hätten.

Die Stadt, in die der Eichbauer gezogen, lag weit fort und der Verfasser darf sie auch nicht weiter nennen. Die Sachen waren per Bahn vorweg geeilt, und im Fluge sausten Dörfer und Städte an den Insassen im Coupe vorüber. Der Eichbauer war schon völlig verändert in seinem Kostüm, so daß ihn seine Frau kaum mehr kannte. Er trug große Vatermörder und einen Cylinder und Handschuhe, die er aber gleich beim ersten Mal unten versprengt hatte. Das hatte er alles in der Stadt unterwegs parat liegen, in der sie übernachteten. Als sie durch die endlosen Straßen fuhren, konnte die Bäuerin sich nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten, so daß ihr die Gassenjungen nachliefen und riefen: „Schaut 'mal, die hat Maulaffen feil!" — Über drei Treppen war ihre Wohnung, und es kam ihr ganz wunderbar vor, so hoch vom Erdboden hinaufzusteigen und meinte, sie müsse nun nah am Himmel sein. Oben erwartete sie eine Jungfer Köchin, die ihr schon durch die Frau Amtsrätin aus langer Hand her verschafft war. Die Möbel waren angekommen und standen herum in den leeren Zimmern. Die Eichbäuerin wußte sich nicht zu raten und zu helfen, die Tochter ebensowenig, und der Eichbauer hatte auch wenig Praxis. So that dann die Jungfer ihr Möglichstes, sie lachte und machte bissige Bemerkungen über die Hochzeitskiste der Eichbäuerin, darauf ein großes Herz gemalt war und fragte die „gnädigen Fräuleins", ob das vielleicht das Herz ihrer Mama sei. Kurz am Abend, als sie endlich etwas zur Ruhe gekommen und die Jungfer Köchin Geld begehrte, um etwas zu essen zu holen, da sank's der Eichbäuerin wie ein Zentner aufs Herz, und sie fing an, bitterlich zu weinen und war wie ein Kind, das sagt: „Ich will aber doch zu meiner Mutter heim." Die vergangenen Tage war sie wie im Traum, jetzt fing sie an aufzuwachen, und was dem Gerichtsschreiber seine Frau Gemahlin gesagt, wurde ihr jetzt klar, daß es nämlich in der Stadt „großartig" wäre. Ihr ward's vollends großartig zu Mute, als die Jungfer nach Hause kam und ein paar Scheibchen Wurst mitbrachte und ein paar Brötchen, das war so wenig für das viele Geld, daß ihr vor Schreck aller Hunger verging. Die ganze Nacht weinte sie, aber der Eichbauer dachte, es wird schon anders werden.



Gefeiertürmchen. (Nürnberg.)

Am folgenden Tag kamen ein paar Herren, die nach dem Eichbauern, der als „Holzhändler Ehrmann" jetzt angeredet wurde, fragten — das waren seine Bekannten, denen er seine Frau und Töchter vorstellte. „Nun gut, daß Sie da sind", sagten die Herren, „wir haben ja lange gewartet." „Meine Frau", sagte der eine, „wird auch bald kommen und ihnen die Stadt zeigen und Einkäufe machen mit ihnen." So geschah's

auch. Die Frau des Kaufmanns, der eben das gesagt, war selbst vom Lande in die Stadt gekommen und fühlte darum ein menschlich Rühren.

Der Eichbauer oder der „Herr Holzhändler“ hatte auf seinen Reisen diese Herren kennen gelernt, die Teilhaber an einem sehr blühenden Geschäfte waren, das die Sache im großen betrieb. Sie merkten bald, daß, was dem Eichbauern an mathematischen Kenntnissen abging, er durch andere sehr nützliche Eigenschaften ersetze, durch seine Kenntnis des Holzes, vor allem aber durch sein ganz ansehnliches Kapital, was er einlegen sollte. Der Eichbauer war auch nicht so ohne weiteres etwa „auf einen Leim gekrochen“, sondern hatte sich, namentlich als die Kantorin ihn warnte, noch einmal bei der Regierung seiner Provinz genau über die Lage der Gesellschaft erkundigt. Es fehlte ihm damals, da er das Wort der Einzahlung gegeben hatte, am baren Gelde, und daher kam ihm der Gedanke, den Wald sich von der Base abtreten zu lassen. So kam ihm der Handel wegen des fünften Rades am Wagen ungemein gelegen. Er hatte sich bald eingelebt, und da er eine ganze Portion guten Menschenverstand und auch etwas Bedeutendes von Verschmitztheit besaß, so war er bald ein ganz brauchbares und angesehenes Glied der Gesellschaft.

Der Winter kam heran, die Tochter erhielten auf den Rat der Kaufmannsfrau Tanzstunden, um Bildung zu lernen mit jungen Herren, die sich später auch die Ehre ausbaten, „die Damen“ nach Hause zu geleiten und näheres über die Verhältnisse der Familie zu erforschen suchten. Die Mädchen erzählten auch ohne Arg, was sie wußten, und einem unter den jungen Herren lief immer das Wasser im Munde zusammen, wenn er hörte, daß der „Herr Vater“, wie die Kinder ihn immer nannten, ein großer Holzhändler und ein holz- und steinreicher Mann sei. Dieser junge Mann war Supernumerarius in einem Ministerium, und als er den Töchtern dies Geheimnis während des Balls anvertraute, that er das mit so wichtiger Miene, daß die eine zu Hause alles Ernstes erzählte, der Herr habe einen so langen Titel, er müsse gewiß was Großes sein. Item: Am Ende des Winters erschien an einem Sonntage vor dem Mittagsessen obengenannter Herr Supernumerarius und sah feierlich wie ein Leichenbitter aus im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und Glacehandschuhen und hielt in optima forma um die Hand der ältesten Fräulein Tochter des Herrn Ehrmann an. Dabei entwickelte er einen großen Sprechanimus, daß dem alten Eichbauern ganz blümerant vor den Augen wurde. Trotzdem behielt er aber doch den Kopf oben und ließ seine alte Bauernklugheit spielen und fragte so etwas über „Soll und Haben“ und was er etwa seiner Tochter mitbrächte. Denn daß man so frei „vom Stumpen weg“, wie's in seiner Heimat hieß, so eine Bauerntochter freite und meinte, daß der Herr Vater „blechen“ müßte, darauf war er doch nicht eingerichtet. Der Herr Bräutigamskandidat aber war nicht wenig verblüfft über diese Frage, denn sein Reichtum bestand nur in dem, was unter seiner Frisur saß, die heute nach allen Essenzen roch. Aber der Eichbauer meinte: Der Kopf sei schon recht, aber vom Kopfe lebe der Mensch nicht, und sagte, er wolle sich die Sache überlegen. — Aber mit der Überlegung war's auch nicht weit her; denn als der Herr Bräutigamskandidat sich verzogen und der Vater mit seiner Tochter sprechen wollte, da fand er, daß die beiden das bereits hinter seinem Rücken besorgt hatten. Das sei in der Stadt so Mode, hätte der Herr Supernumerarius gesagt, da mache man das allein fertig, und nur pro forma frage man noch so an. Da wollte doch der Eichbauer fast auf den Rücken fallen, so was sei ihm noch nicht vorgekommen. Er habe seine Eltern zuerst gefragt und um ihr Jawort gebeten und ihren Segen, ehe er um die Mutter angehalten.

„Ja. Das sind andere Zeiten. Ihr seid eben aus der andern Welt her. Die Mädchen in der Pension bei der Frau Amtsrätin haben schon alle gesagt, daß man's heutzutage in der Stadt so mache.“ — Der Eichbauer besprach sich mit seinen Kompagnons, die zwar die Sache „etwas stark“ fanden, aber schließlich versprachen, sich nach dem jungen Manne zu erkundigen. Was sie hörten, war nicht zu seinem Nachteil, nur daß er allerdings noch etwas zu warten habe auf eine feste Anstellung, die indessen nicht ausbleiben könne. — So wurde denn die Verlobung gefeiert und der Supernumerarius führte sein „Fräulein Braut“ zu seinen Eltern und Verwandten. Es folgten die Einladungen auf Bälle und in die kleinen Theater, kurz, das Vergnügen wollte kein Ende nehmen. Nur der Eichbauer merkte, daß auch etwas anderes kein Ende nehmen wollte, nämlich das Bezahlen von seiner Seite. Und das war ihm doch störend. Als daher sich eine Aussicht auf Anstellung zeigte, war er nicht entgegen, daß sie sich heirateten. Die Gundel erhielt nur eine gedruckte Verlobungsanzeige wie die



Die Hochzeit wurde in einem Hotel gefeiert, wobei eine Menge Menschen geladen war.

Base und die Kantorin auch, und alle drei studierten an dem gewaltigen Titel herum und dachten auch, es müsse was ganz Ungeheures sein von Glück, was der Jakobine — die ihren Namen schon längst in „Jeanette“ verbessert hatte — aufgeblüht sei. Die Eichbäuerin saß bei alledem als stummer Zuschauer und ließ sich nur lächelnd die Huldigungen ihres Schwiegersohnes gefallen, der ihr überall die besten Bissen zuschob und sie spazieren fahren ließ. Die Hochzeit ging vorüber, sie wurde in einem Hotel gefeiert, wobei eine Menge Menschen geladen war. Dem Eichbauern war's so anders zu Mute als bei seiner Hochzeit, wo man im feierlichen Zug zur Kirche gegangen und dann am heimischen Herd gleich als Eheleute den Dienst an den Gästen gethan, während hier fremde Kellner sich dutzendweise herumtrieben. — Man machte eine Hochzeitsreise, die der Eichbauer auch bezahlen mußte, und kam dann heim in die neue Wohnung, und waren die zwei also ein Paar. — Nachdem die älteste Tochter so ihr Glück gemacht, dachte die zweite auch: Warum sollte es dir nicht auch blühen? Der älteste Kom-

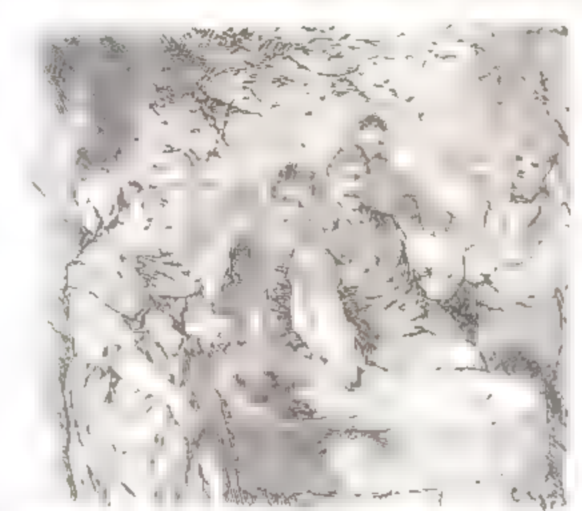
mis in der Gesellschaft des Vaters, der viel mit ihm zu thun hatte, ließ sich noch, wiewohl er längst schon tanzen konnte, auch in das Tanzkränzchen aufnehmen, und das Ende war nach etlichen Schwierigkeiten, daß der Kommis mit als Teilhaber eintrat. Nur die beiden letzten, die nie viel Lust am Stadtleben gezeigt, blieben still bei der Mutter, der die Welt immer „großartiger" vorkam. Mit dem Buben, dem Konrad, hatte der Eichbauer seine liebe Not. Der hatte sich am schnellsten „in die Stadt" gefunden und war auch schon durch den Provisor in alle Lumpereien derselben voreinstudiert worden. Es fehlte ihm nicht an Gaben, aber sein Leichtsinn war über alle Begriffe. Da halfen keine Nachhilfestunden und kein Student, der „ums Essen" mit ins Haus genommen wurde und sich mit der „Fräulein Kathinka" (die ihren Namen Kathrine auch trotz alles Widerstrebens hatte verbessern müssen) mehr unterhielt als mit seinem Zögling und Flegeling. — Er hatte es kaum zur Berechtigung zum einjährigen Dienst*) gebracht, als ihn der Vater herausnahm, um ihn in die Lehre zu thun. Das hatte er schon gesehen, ging's so fort, so war's mit der Stutze für seine alten Tage am Ende. — So kam der Eichbauer oft Abende und Nächte lang nicht nach Hause, denn ihn ärgerte es, wenn er nur daran dachte, alles das zu hören, was der Junge angestellt. Der Herr Supernumerarius konnte und konnte noch nicht zu fixer Anstellung gelangen, und der Eichbauer mußte ein gutes Stück Wald verkaufen, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Da ging's oft recht trübselig zu und selbst über die Eichbäuerin kam so etwas wie Herzweh und die blühende Frau fing an zu kränkeln. Sie war dies Stillsitzen und Eingeschnürtsein nicht gewöhnt. — Der einzige Lichtstrahl, der in dies Leben fiel, war, wenn die Gundel einmal schrieb und einen recht handfesten großen Käsekuchen, Zwiebelkuchen und gedörrtes Obst, alles selbst gemacht und gebrochen, in einer Kiste sandte. Der Herr Supernumerarius ließ sich dann diese Sachen „vom Lande" außerordentlich schmecken, wiewohl er nicht wußte, woher sie kamen. Denn von der Existenz des fünften Rads am Wagen wußte er so wenig als wie von seiner eigenen und seiner fixen Besoldung. Ihre Briefe waren lauter Sonnenschein, und wenn die beiden Eltern sie allein zusammenlasen, liefen ihnen verstohlen die Thränen aus den Augen.

Sechstes Kapitel.

Junge und alte Liebe.

Die Bauern hatten derweilen Zeit gehabt, sich den neuen Eichbauern oder Eichschmied des nähern zu besehen. Und er war dessen vollkommen wert und konnte auch die Probe aushalten. Der alte versoffene Nagel- und Hufschmied des Ortes, dessen Nägel keinem Brette was zu leide thaten, dieweil sie alle brachen, räsonnierte freilich über den bösen Brotstehler — aber das hatte bald ein Ende, zumal als er sah, daß der Mann auf dem Eichhof seine Sache ganz anders betrieb und ihm selber, wenn er nur wollte, Arbeit zukommen ließ. Die vortrefflichen Holzkohlen aus den Meilern im nahen Walde, der klare volle Bach, der durch seinen Grund lief, alles war dazu angethan, sein Geschäft schwunghaft zu treiben, so daß alle Montag ein großer Wagen mit allerhand Schmiedearbeit hinunterging.

So tüchtig der Schornstein dampfte in der Woche, so still war er am Sonntag. Da zog der Schmied sauber gekleidet mit all seinen Leuten zur Kirche, und man merkte es ordentlich seitdem, daß der Gesang durch die starken Männerstimmen ein ganz anderer geworden. Wie der Schmied mit seinen Leuten arbeitete, so feierte er auch Sonntag mit ihnen. Jeder bekam von der Meisterin sein reines Hemd, und mitten unter ihnen saß des Nachmittags mit seinem blonden Sohn der Meister. Nur über eins konnte niemand etwas sagen, und er sagte am wenigsten davon: über seine Vergangenheit. Wenn so ein Übergescheiter, wie der Herr Provisor oder der Gerichtsschreiber (die sich übrigens in gehöriger Schußweite hielten, nachdem sie des Schmiedemeisters „deutsche Meinung" bei einer absonderlichen Gelegenheit gehört), daran tippen wollten, sagte er nur immer: „Gehorsamster Diener, zu viel Ehre für unsereinen!" und die Leute waren gerade so gescheit wie vorher. Nur kam zu der Freundschaft des alten Stabhalters auch noch die der Kantorin und der alten Base. Denn der Schmiedemeister war ganz ein Mann nach dem Herzen der Kantorin und deswegen schon auch der Base. Denen war's, als hätten sie sich schon lange gekannt. Es ist ja so, daß man mit Menschen zusammen sein kann und leben in einem Haus und einer Stube Jahre lang und man bleibt sich gerade so fremd wie am Anfang — und bei andern ist man in einer Stunde so nah am Herzen, als ob man Jahre miteinander gelebt. Namentlich war die Base mit dem Schmiedemeister ein Herz und eine Seele und war zu ihm wie eine Mutter, und er war immer so ehrerbietig, daß man sich nichts Freundlicheres hätte denken können. Da nahm die Base denn oft die Gundel mit, wenn sie zusammen nach dem Eichhof gingen, und der Gundel



An den Sonntagnachmittagen saßen sie unter dem Lindenbaum am Ziehbrunnen und die weißgewaschenen Schmiede saßen mit dabei.

ward's ganz wohl, daß sie wieder ins alte Haus durfte, in das Hinterstüblein, wo sie so oft als Kind gesessen. Im Hofe stand, den großen Ziehbrunnen überschattend, ein mächtiger Lindenbaum mit Hunderten von Insassen, dem Spatzenvolke. Wie oft hatte sie, auf dem Rand des Brunnens sitzend, dem Geplauder der Vögel zugehört! Jetzt durfte sie das wieder thun an den Sonntagnachmittagen, nur saßen die weißgewaschenen Schmiede mit dabei auf dem Brunnenrande und sangen ihre schönen Lieder. Da sagte eines Tages die Gundel, sie wollte ihnen auch einmal ein Lied singen, wenn's ihnen genehm wäre. Die alte Kantorin sang trotz ihrer beinahe achtzig Jahre immer noch klar, wenn auch fast einem Baß ähnlich, und studierte fleißig auf der Altane mit der Gundel die Lieder aus den Büchern ihres seligen Kantors. Manchmal holten sie auch die Tochter des Schmiedemeisters, die in demselben Alter stand, dazu. So hatten sie sich verabredet, sie wollten auch einmal diese Männerkehlen mit ihrem Sang übertreffen und stellten sich am Brunnen auf. Das scholl so fröhlich und schmetternd hinauf in das Konzert der Vögel, und vornehmlich eine Stimme, die war so glockenrein und froh und voll, daß dem Schmiedemeister, der das zum erstenmal gehört, die hellen Thränen in den Augen standen. Aber noch einem wurde ums Herz ganz sonderbar, und wenn er das Lied gekannt hätte, so hätte er wohl auch gesungen:

*) In Deutschland wird bekanntlich solchen, die einen gewissen Bildungsgrad nachweisen, die sonst dreijährige Dienstzeit im Heere auf ein Jahr gekürzt.

Herz, mein Herz, was soll das werden?
Herz! ich kenne dich nicht mehr —

und das war der blondlockige Schmiedssohn, der abseits bei seiner Mutter stand. Und die Mutter merkte wohl wie der starke Bursche zitterte, der sonst so mutig dreinschlug, daß keiner das Eisen fest genug halten konnte, wenn er schmiedete. Er hatte die Sängerin wenig beachtet, wenn sie zu Hofe kam mit der Base, aber diesmal war's wie ein Zauberton, der sein Herz traf. Sie hatte ihm die Liebe wachgesungen im jungen zwanzigjährigen Herzen. Aber er getraute sich nicht sie anzusehen, die selber so kinderfroh im Kreise herumblickte als sie aufgehört, als wollte sie fragen: nun, wie hat's euch gefallen? Er dachte nur: weiter singen! und ahnte nicht, daß er damit nur näher ans Feuer ging. So ging der Abend vorbei, und als sie Abschied nahmen, die drei, bat er, sie möchten doch wiederkommen. Aber am Montag früh war sein Arm nicht auf dem Platz, er schlug meist daneben und seine Nägel waren gerade so krumm, wie dem versoffenen Schmied seine, und die Gesellen schauten den blonden Meistersohn fragend an. Aber einer von ihnen, dem auch schon einmal was passiert sein mußte, sagte: Der hat einen Schlag aufs Herz gekriegt, paßt mal auf! — Und der blonde Sohn wurde immer stiller. — Mit dem Wiederkommen aber war's nichts. Denn in der Woche kam ein anderer und legte sich auf die Brust der einen Sängerin — das war der Tod, der über die Kantorin kam, zwar nicht schnell, sondern so wie sie gewünscht und erbeten: „Brich meine Hütte stille ab." Eine Entzündung legte sich ihr über Lunge und Herz, und die Atemsnot war schwer. In der Nacht hörte die Gundel sie seufzen, und schnell war sie auf und bei ihr. „Ach Kind", sagte sie, „es geht mir wohl wie meinem seligen Herrn!" — „Da sei Gott davor, daß Ihr uns sterbt", entgegnete die Gundel und ging hinab, die Base zu wecken und den Thee zu kochen. Früh morgens aber um 5 Uhr hatte sie sich schon geschürzt und aufgemacht nach dem Städtlein zu gehen zum Physikus, um Hilfe zu holen. Sie ging das Dorf entlang und kam auch an der Schmiede vorbei, da hörte sie den Morgengesang und blieb einen Augenblick stehen. Aber die Gesellen hatten sie schnell bemerkt und waren herausgekommen. „Jungfer Kunigunde, wohin so früh?" sagte der Schmiedssohn, der neben seinem Vater stand. „Zur Stadt, wegen der Kantorin." „Laßt mich gehen statt Euch, nicht wahr, Vater, ihr erlaubt's, der Weg ist zu weit, und die Base ist allein, es ist besser, sie hilft." Flugs war er drinn im Hause und kam bald heraus, den großen Schlapphut auf den blonden Locken. „Da habt Ihr eine Nelke von der Mutter, die läßt die Base grüßen. In vier Stunden bin ich wieder zurück und bringe Euch den Doktor." Die Gundel wollte zwar zuerst nicht, aber als der Bursche so treuherzig sagte, sie könne doch der Base besser helfen, gab sie ihm die Hand und ein Vergelt's Gott, steckte sich die Nelken ins Busentuch und ging wieder hinab. Die Tage waren schwer. Tag und Nacht saß die Gundel am Bette und lauschte auf jeden Atemzug. Nichts war ihr zu viel. Da, in einer Nacht, richtete sich die Kantorin auf und sagte mit der letzten Kraft: „Gundel, es geht zu Ende. Wenn ich tot bin, ziehst Du mich an, wie's recht ist, schneeweiß. Dort liegt alles beisammen, mein Sterbekleid und das Laken, und das Gesangbuch und die Lieder sind gezeichnet. Was ich habe, gehört Dir, aber vergiß die Armen nicht. Du bist mir eine rechte Tochter allzeit gewesen. Sei froh, daß Du das fünfte Rad am Wagen warst, und daß Du in dieser Welt einen lahmen Arm hast und Du Dich hast ducken müssen. Gott wird Dich erhöhen zu seiner Zeit. Deinen Eltern kann's noch einmal schlecht gehen, dann, Gundel, weißt Du, was Du zu thun hast, und nun segne Dich Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen." Die Gundel war niedergekniet über alle diesen Worten, und ihre heißen Thränen fielen auf die noch heißere Hand der Kantorin. Als sie aufstand, schaute die Kantorin sie noch mal an, gerade so tief und glänzend wie ihr seliger Mann und sagte nichts mehr. Da nahm sie die Gundel in den Arm und legte sie weich in die Kissen hinein und drückte ihr einen langen Kuß auf die Stirn. Dann zündete sie zwei Wachskerzen an, die die Kantorin auch zurecht gelegt und stellte das Kruzifix dazwischen und setzte sich unten ans Bettende und sah, wie die Dämmerung den rosigen Schein auf die liebe Tote warf. Und in der Kirche, da sang die Gundel mit heller Stimme die Lieblingslieder der Kantorin, und einer hörte wieder zu und es war ihm, als ob er nicht in der Kirche wäre.

Die Gundel schrieb an den Vater den Tod der alten Kantorin, und als der Eichbauer das las, war's ihm wie wenn eine starke Hand, die sich über ihn gehalten, plötzlich von ihm gewichen, und er konnte es tagelang nicht los werden, daß sie nicht mehr unter den Lebenden war.

Über ein halbes Jahr war dahin. Da saßen einmal die zwei, die Base und die Gundel auf dem Altan und sprachen von alten Zeiten. Und die Base griff nach einem Bündel Flachs und spulte ihn langsam auf und sagte über solcher Arbeit: „Horch! Gundel — ich hab' Dir was zu sagen!" Die


Die Base und die Gundel saßen auf dem Altan und sprachen von alten Zeiten.

Gundel schaute sie groß an. „Ja, Gundel, schau, es geht eins nach dem andern, und das liebste Herz ist fort. Nun weiß ich nicht, wie lang's bei mir noch geht, da will ich Dir denn was sagen. Hast Du nichts gemerkt?" ‚Was denn?' sagte erschrokken das Mädchen. „Nun, daß Dich jemand lieb hat, und Deine Stimme ihm ins Herz gegangen wie ein Pfeil?" ‚Wer soll das sein?' „Weißt Du's denn nicht? Der ist's, der für Dich zum Physikus gelaufen und Dir die Nelke gegeben hat. Sein Vater war gestern bei mir und hat mir's gesagt. Er hat seinen beiden Eltern seine Liebe gestanden, wie's ein rechtes Kind thut, und der Vater ist zu mir gekommen, weil ich Deine Mutter bin und Dein Vater alles Recht an mich abgetreten hat. Kannst Du ihn auch lieben?"

Die Gundel barg ihren Kopf in den Schoß der Base. Die nahm ihre langen Flechten in die Hand und spielte mit denen und sagte: „Schau, ich glaub, ihr paßt zueinander wie ein Tropfen Wasser zum andern."

„Aber er kann keine lahme Frau brauchen, habt Ihr's ihm nicht gesagt? Ich tauge nichts mit meinem Arm."

„Das laß Du gut sein. Dafür hat er zwei Arme für

drei, die sind stärker als Deine beiden, wenn sie ganz heil wären."

„Aber ich kann nicht von Euch fort, Base, Euch verlaß ich nicht bis in den Tod."

„Da will ich Dir was sagen. Schau, es taugt ohnehin nicht, daß Du so allein mit mir da wohnst, so nah am Wald. Ich hab immer Angst für Dich. Ich zieh' zu euch hinauf in meines Vaters Haus, das ist mein letzter Wunsch, und lang dauert's doch nicht mehr."

„Aber ich hab doch nichts, kein Heiratsgut, als nur, wenn Eure Liebe mir was giebt."

„Gundel, dafür ist gesorgt, Du bist reicher als er. Weißt Du, wem der Eichhof gehört?"

„Ja, dem Eichschmied."

„Nein, mein Kind, der gehört Deiner Base und Dir. Schau, laß Dir sagen. Du weißt, daß die Kantorin selig Deinen Großvater geliebt hat und ihn nicht gekriegt hat, weil die Eltern es nicht zugegeben, weil sie arm war. Und ich habe auch einen lieb gehabt, und der war auch arm, und die Eltern gaben's auch nicht zu, und das ist der Vater von dem Eichschmied. Und er ist in die weite Welt, aber der Stabhalter war sein Freund, und ich habe immer von ihm gehört. Der hat später geheiratet, und ich habe ihm zur Aussteuer geholfen. Er ist in jungen Jahren gestorben und hat nur den einzigen Sohn, was jetzt der Eichschmied ist. Der wohnte weit fort im Reich, aber er hat sich immer zu mir gehalten wie ein Sohn. Und als Dein Vater fort ist, hab ich — und das weiß niemand als der Stabhalter und der Eichschmied — den Hof gekauft, daß er nicht in fremde Hände fällt, und habe den Eichschmied darauf gesetzt, daß er hier arbeite und ein Vorbild sei. — Und sieh, ich hab's nicht gewußt, daß der einen so braven Buben hat, der seine Eltern auf den Händen trägt, — und da er jetzt bittet, so sage ich Dir, ich will die Brautwerberin sein und auch die Brautmutter. — Dir gehört, wenn ich sterbe, der ganze Eichhof mit allem, was drauf ist."

Da stand das Mägdlein auf und sagte: „Das ist zu viel für's fünfte Rad am Wagen! Base, das ist zu viel!"

„Kind, laß Dir sagen, sei Du jetzt das rechte erste Rad am Wagen, den Dir unser Herrgott schenkt und gebaut hat, und wenn Du's versprechen willst, so thu's jetzt!" dabei klopfte die Base ans Fenster und auf den Altan trat der junge blonde Schmied — und die Base sagte: „Komm, Friedrich — da nimm Deine Braut und führ sie in Deiner Eltern Haus." Sie hob die Hände über das junge Paar segnend hin und die Abendsonne schaute groß und friedevoll drein.

(Schluß folgt.)

Die Männer von Paxton.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte. Für die Abendschule von K.

II.

Sobald die Nachricht von der Mordthat der Paxtoner in Philadelphia bekannt wurde, erhob sich dort ein wahrer Sturm der Entrüstung. Die Quäker waren nicht bloß über die Mörder selbst erbittert, sondern auch über die ganze Sekte der Presbyterianer, die man laut und unverfroren als Mitverschworene und Mitschuldige bezeichnete. Der Gouverneur erließ abermals eine Proklamation, in welcher er einen hohen Preis auf die Entdeckung und Gefangennahme der Mörder aussetzte. Aber diese wußten sich sicher. Weit davon entfernt, den Schauplatz ihrer Unthat schleunigst zu verlassen, rühmten sie sich derselben vielmehr frei und offen und verteidigten sie mit Vernunft- und Schriftgründen. Die Bevölkerung der Grenzcounties stand auf ihrer Seite. Selbst die Nüchternsten und Gemäßigtsten hielten ihre That keineswegs für ein mutwilliges und überlegtes Verbrechen, sondern höchstens für eine bedauerliche Verirrung, zu welcher die Paxtoner durch Leiden aller Art und in einem Anfalle von Raserei getrieben worden seien. Die meisten jedoch sprachen offen ihre Billigung des Frevels aus und erklärten, daß sie gegebenen Falls ähnlich handeln würden. An die Festnahme der Mörder war darum gar nicht zu denken; um dieselbe auszuführen, hätte es einer bedeutenden Truppenmacht bedurft, und das wäre doch ein zu gefährliches Experiment gewesen. So gingen denn die Übelthäter völlig straffrei aus; erst acht Jahre später wurde Lazarus Stewart auf die Anklage der Beteiligung an dem Indianermorde von Conestoga gefänglich eingezogen. Sein Prozeß sollte nach Philadelphia verlegt werden, wo seine Verurteilung außer Frage stand. Stewart zog es deshalb doch vor, das Weite zu suchen. Mit der Hilfe guter Freunde brach er aus der Jail und zog sich mit seinen Anhängern nach Wyoming zurück. Hier schloß er sich an eine Anzahl von eben aus Connecticut angekommenen Farmern an und spielte dann in der Folge eine nicht unbedeutende Rolle in der ereignisvollen Geschichte jener berühmten Niederlassung.

Mit der Erstürmung der Jail von Lancaster und der Ermordung der wehrlosen Indianer war der Riot der Paxtoner noch nicht beendigt. Der Tiger in ihnen hatte Blut geleckt und dürstete nach mehr. Die verhaßten Quäker, die sich zu Verteidigern und Beschützern der Indianer aufwarfen, sollten ebenfalls seine schwere Tatze zu fühlen bekommen. Ein Anlaß, um den neuen verderblichen Plan ins Werk zu setzen, war bald gefunden.

Vor vielen Jahren hatten die Herrnhuter ihr Missionswerk unter den Indianern Pennsylvaniens mit anerkennenswertem Eifer begonnen, und Gott hatte ihre Bemühungen um die unsterblichen Seelen der armen Heiden mit Erfolg gekrönt. Im Lehigh-Thal entstanden mehrere blühende Kolonieen bekehrter Indianer, in denen deutsche Missionare und einheimische Katecheten das Wort des Lebens verkündigten und wo christliche Zucht und Sitte regierte. Der Ausbruch des französischen Krieges 1753 brachte über sie namenloses Unglück. Die Bekehrten waren bei den Engländern und den heidnischen Indianern gleich verhaßt; während diese sie als Verräter verfolgten und ermordeten, behandelten jene sie mit dem größten Mißtrauen als heimliche Verbündete des Feindes. Die Volkswut gegen sie wurde schließlich so groß, daß ihr Untergang beschlossene Sache wurde. Ein Haufe von Ansiedlern machte sich auf, um die größte der herrnhutischen Kolonieen, Gnadenhütten, zu zerstören. Aber die feindlichen Indianer waren ihnen zuvorgekommen, und bei ihrer Ankunft in Gnadenhütten fanden sie viele Bewohner ermordet und die Gebäude in Asche gelegt. Die übrigen Niederlassungen blieben verschont. Die sechshundert flüchtigen Bewohner von Gnadenhütten ließen sich in der Nähe von Bethlehem, zu Nain, nieder, das sich lieblich entwickelte und den menschgewordenen Schöpfer auch wilden Stämmen predigte. Ja, es ward bald so überfüllt, daß hinter den blauen Bergen ein neues christliches Indianerdorf Wequetank angelegt werden mußte. Da brach der Pontiacsche Krieg aus und mit ihm neues Unheil für die indianischen Christen. Von ihren heidnischen Landsleuten blutig verfolgt, wurden sie von ihren weißen Mitchristen abermals mit Mißtrauen und unverhohlenem Hasse behandelt. Waren sie doch Rothäute, Indianer — also für die erbitterten Grenzbewohner Grund genug, ihnen mit Lieblosigkeit zu begegnen. Man klagte sie ohne Grund der Teilnahme an verschiedenen von den Wilden

verübten Greueln an. Die Bewohner der christlichen Indianerdörfer waren ihres Lebens nicht mehr sicher; beständig wurden sie von Heiden und Christen bedroht. Die Provinzialregierung in Philadelphia wurde auf ihre verzweifelte Lage aufmerksam und beschloß ihre Entfernung aus den gefährdeten Distrikten. Am 6. November 1763 erreichte der betreffende Befehl den Ort seiner Bestimmung. Mit Widerstreben fügten sich ihm die christlichen Indianer und rüsteten sich zum Aufbruch. Der Missionar Bernhard Grube hielt ihnen zum Abschied eine bewegliche Predigt, dann sang die unglückliche Gemeinde unter vielen Thränen einen Choral, und nun begann die traurige Pilgerfahrt. Die Alten und Kinder, die Kranken und Blinden wurden auf mehrere Wagen geladen, die übrigen marschierten zu Fuß. Es waren im ganzen hundertundfünfzig Personen. In jedem Dorfe und Weiler, den sie passieren mußten, wurden sie mit Drohungen und Flüchen bewillkommt; selbst in Germantown konnte der Pöbel nur mit großer Mühe von Gewaltthätigkeiten abgehalten werden. Als sie Philadelphia erreicht hatten, wurden sie unter dem Geschrei und Gejohle des Pöbels nach den Baracken gebracht, die für sie in Bereitschaft gesetzt waren; aber die dort einquartierten Soldaten wollten sie nicht aufnehmen und versagten den Befehlen des Gouverneurs den Gehorsam. Mehrere Stunden mußten die Unglücklichen vor den Baracken warten, von der Menge beständig geschmäht und verhöhnt. Die Soldaten blieben bei ihrer Weigerung, sie aufzunehmen, und so mußten denn die Behörden endlich wohl oder übel für die armen Leute einen andern Aufenthaltsort ausfindig machen. Die Haltung des Pöbels ihnen gegenüber wurde nachgerade so drohend, daß ihre Missionare sie mit einer Herde von Schafen unter lauter reißenden Wölfen verglichen. Nur die Quäker erwiesen sich ihnen freundlich, und unter deren Schutz erreichten sie endlich das unterhalb der Stadt gelegene Province Island, wo einige leerstehende Gebäude ihnen vorläufig Unterkommen und Sicherheit gewährten und wo die Quäker in wahrhaft christlicher Mildthätigkeit auch ferner sich ihrer annahmen.

Diese Begebenheit nun war es, welche die Männer von Paxton mit neuer Wut erfüllte. Bald nach ihrer Heldenthat in der Jail zu Lancaster verbreitete sich das Gerücht, daß sie auch der Hauptstadt einen Besuch abzustatten und die dort befindlichen christlichen Indianer zu töten gedachten. Es wurde nur zu bald offenbar, daß dies nicht ein leeres Gerücht sei. Den wilden Grenzleuten war der Gedanke unerträglich, daß man *ihren* Leiden gegenüber kalt und teilnahmlos blieb und dafür denen, die sie für die Urheber ihrer Not hielten, allen möglichen Vorschub leistete. In ihrer blinden Wut konnten sie nicht erkennen, daß die Entfernung der herrnhutischen Indianer nach Philadelphia wenigstens zum Teil wegen ihrer eigenen Sicherheit geplant und bewerkstelligt worden war, da deren Bleiben für die Grenzdistrikte immer neue Gefahren von seiten der feindlichen Wilden heraufbeschworen haben würde. Zu ihrem Hasse gegen die Indianer gesellte sich die nicht minder große Erbitterung gegen die Quäker, deren Grundsätze sie verachteten und verabscheuten. Auch aus politischen Gründen waren sie gegen dieselben verstimmt; sie behaupteten, daß die fünf Grenzcounties in der gesetzgebenden Provinzialvertretung nicht hinlänglich vertreten seien und daß von diesem Mißverhältnisse der ungebührliche Einfluß der Quäker auf die Regierung der Provinz herrühre.

So begannen denn die erregten Leute in Schänken und Privathäusern Versammlungen abzuhalten, in denen sie sich gegenseitig zu ungesetzlichen Ausschreitungen anstachelten und ihre vermeintlich mit Füßen getretenen Rechte selbst zu wahren sich anfeuerten. Fanatische Prediger legten ihnen die Pflicht ans Herz, die Heiden auszurotten, wobei sie vergaßen, daß die herrnhutischen Indianer bessere Christen als sie selbst waren, und ihre erbitterten Zuhörer waren bald zu einer raschen That bereit. Sie faßten den Beschluß, sich zu versammeln und in Waffen nach Philadelphia zu marschieren. Bei einer früheren Gelegenheit hatten sie dorthin einen Wagen voll von den verstümmelten Leichen ihrer Verwandten und Freunde, den Opfern indianischer Grausamkeit, gesandt; aber das schauerliche Schauspiel hatte nicht die gewünschte Wirkung gehabt, und die Volksvertretung in Philadelphia hatte ihren Bitten um wirksame Hilfe nur ein taubes Ohr geliehen. Auf dem Wege der Güte hatten sie nichts zu erreichen vermocht — so beschlossen sie nun, mit ihren Büchsen sich Gehör zu erzwingen.

Unter der Anführerschaft von Matthew Smith, der ja auch an der Spitze der Mörder von Conestoga gestanden hatte, machten sich gegen Ende Januar gegen fünfzehnhundert Mann auf den Weg nach Philadelphia. Ihr fester Vorsatz war, die herrnhutischen Indianer zu töten und die quäkerische Regierung zu stürzen. Trotz ihrer verhältnismäßig kleinen Zahl war ihr Unternehmen keineswegs ein ganz hoffnungsloses. Sie zählten auf die wirksame Hilfe des städtischen Pöbels und die geheime Unterstützung der presbyterianischen Sekte. Die Quäker, ihre entschiedensten Feinde, konnten ohne Verletzung ihrer so oft ausgesprochenen Grundsätze die Waffen gegen sie nicht ergreifen; aber selbst *wenn* sie es dennoch thäten, so hofften die kriegsgewohnten Grenzbewohner mit ihnen doch leichtes Spiel zu haben. Sie setzten darum ihren Marsch mit großem Selbstvertrauen und unter dem Beifallsjubel der Bewohner der Ortschaften, welche sie berührten, fort, und ihre Zahl wuchs stündlich.

In Philadelphia verursachte das Gerücht von ihrer nahen Ankunft große Bestürzung. Besonders die Quäker waren sowohl wegen ihrer eigenen Personen als wegen der von ihnen beschützten Indianer in nicht geringer Sorge. Bisher hatten sie ihrem Grundsatze, sich des Gebrauches der Waffen völlig zu enthalten, ohne besondere Schwierigkeit treu bleiben können, da ihre eigenen Personen noch nie einer nennenswerten Gefahr ausgesetzt gewesen waren. Jetzt aber stand die Sache anders. Jetzt standen sie vor dem Dilemma, entweder das Leben ihrer indianischen Freunde und ihr eigenes Hab und Gut den wilden Grenzleuten preis zu geben, oder, was für sie nicht minder schrecklich war, zu den Waffen zu greifen. Die Luft war mit allerlei übertriebenen und schrecklichen Gerüchten gefüllt. In den Augen der guten Bewohner von Philadelphia bildeten die heranrückenden Paxtoner eine Armee von zehntausend Mann, die sämtlich von gräßlichem Blutdurste erfüllt waren und die wildesten Wilden an Grausamkeit und Bosheit bei weitem übertrafen. Die Stadt war diesen barbarischen Horden gegenüber schutzlos, und Mord und Blutvergießen waren unvermeidlich. Das alles quälte die wackeren „Freunde“, wie sich die Quäker nennen, bei Tag und Nacht. Nichtsdestoweniger dachten sie auch jetzt noch vor allem an die Sicherheit ihrer Schutzbefohlenen. Es wurde der Beschluß gefaßt, diese nach New York zu senden und sie unter den Schutz des Indianeragenten Sir William *Johnson* zu stellen. Am 4. Januar mitternachts erhielten sie den Befehl die Insel zu verlassen und in die Stadt zu kommen. Kurz vor Tagesanbruch langten sie, dünn bekleidet und zitternd vor Kälte, hier an. Ihre herrnhutischen Glaubensgenossen versorgten sie mit Lebensmitteln und wollenen Decken, und nun begann der traurige Marsch durch die eis- und schneebedeckten Fluren nach Amboy, wo mehrere kleine Schiffe bereit lagen, um die Flüchtlinge an das Ufer der Provinz New York hinüber zu schaffen. Aber in Amboy erwartete sie ein neuer Schlag. Der sie begleitende Agent aus Philadelphia erhielt dort einen Brief vom Gouverneur Colden von New York, der ihm strengstens untersagte, die Indianer in das Bereich jener Provinz zu bringen. An die Ausführung des Planes war also nicht zu denken. Die armen rothäutigen

Christen wurden einstweilen in den Baracken von Amboy untergebracht, aber auch hier sollte ihres Bleibens nicht sein. Ein Bote des Gouverneurs von New Jersey traf ein, der ihr sofortiges Verlassen des Platzes forderte, und so blieb nichts anders übrig, als sie wieder zurück nach Philadelphia zu eskortieren. Hier kamen sie am 24. Januar an und wurden in den Baracken untergebracht; diesmal weigerten sich die Soldaten, von ihrem Unglücke gerührt, nicht, sie gastfreundlich aufzunehmen.

Ihre Rückkehr änderte die Sachlage in Philadelphia mit einem Schlage. Immer näher rückten die Aufständischen, es war keine Zeit zu verlieren. Die Quäker ließen ihre Bedenken fahren und beschlossen, die Stadt nach Kräften zu verteidigen. Bald bot die friedliche Stadt den ungewohnten Anblick kriegerischer Thätigkeit. Alle Bürger, welche Eigentum besaßen, nahmen lebhaften Anteil daran, die Stadt in Verteidigungsstand zu setzen. Die Quäker selbst waren die Eifrigsten, allen Widerstand mit bewaffneter Hand zu brechen. Die Provinzialbehörde proklamierte die englische Aufruhrakte. Benjamin Franklin, dessen Energie und praktischer Blick seine Dienste unschätzbar machten, war die leitende Seele. Er bot alle Bürger auf, sich zu Militärkompanieen zu organisieren, und fast stündlich klirrten auf allen öffentlichen Plätzen die Waffen. Nicht lange währte es, so waren mehrere tausend Bürger bereit, dem heranrückenden Feind einen warmen Empfang zu bereiten.

Dieser ließ auch nicht mehr lange auf sich warten. Am 4. Februar brachte ein Kurier die Nachricht, daß die „Paxton Boys" schon in nächster Nähe der Stadt wären. Jetzt ertönte in den Straßen der Wirbel der Alarmtrommel und von allen Seiten strömten bewaffnete Bürger herbei. Während der folgenden Nacht blieb alles ruhig. Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — wurden in der Nähe der Baracken, wo die Indianer sich befanden, Barrikaden errichtet und diese mit zwölf Kanonen bespickt. Um den verruchten Paxtonern zum voraus einen heilsamen Schrecken einzujagen und sie von dem Schrecklichen zu unterrichten, was ihrer warte, wurden die Geschütze abgefeuert. Ob nun das ohrenzerreißende Gekrach auf die verhärteten Gemüter derer, für die es bestimmt war, einen heilsamen Eindruck gemacht habe oder nicht, vermag der Schreiber dieser wahrhaftigen Geschichte nicht anzugeben; aber so viel ist gewiß, daß die unglücklichen Insassen der Baracken, als das Geknall losging, einen tödlichen Schrecken bekamen und sich auf ihr letztes Stündlein gefaßt machten. Da nun aber der Feind trotz oder wegen des furchtbaren Geschießes nichts von sich hören ließ, so ließen die guten Bürger von Philadelphia, ihrer Heldenthat froh, die Geschütze stehen und zingen heim zu Muttern, wo sie sich von den Anstrengungen dieses kriegerischen Tages nach Kräften zu erholen suchten.

Mitten in der Nacht wurden die auf ihren Lorbeeren sanft ruhenden Krieger abermals durch Trommelwirbel aus ihrem Schlummer aufgeschreckt. Von den Türmen der Stadt läuteten die Glocken und ihr dumpfer Klang mischte sich in das Stimmengewirr auf den Straßen. Einem am Tage zuvor erlassenen Befehle gemäß stellten die Bewohner vor jedes Fenster ein brennendes Licht, als ob es gälte, die Gassen festlich zu erleuchten. Die Bürgerwehr eilte zu ihren verschiedenen Sammelplätzen und stellte sich mit mehr Eifer als Ordnung in Reihe und Glied. Seine Excellenz der Gouverneur war darauf bedacht, vor allem sein kostbares Leben dem engeren und weiteren Vaterlande zu erhalten, und retirierte deshalb, so schnell ihn seine Beine zu tragen vermochten, in das Haus Benjamin Franklins, wo die Paxton Boys ihn schwerlich suchen würden. Die ganze Stadt war in fieberhafter Aufregung, und Trommel-, Glocken- und Menschenstimmen sorgten für den nötigen Spektakel. Nur die Hauptperson fehlte, um einen regulären Straßenkampf herbeizuführen, nämlich — der Feind. Ja, wo war der Feind? Vor den Baracken sammelte sich eine ungeheure Menschenmenge, um ihn aus erster Hand zu genießen, aber er kam nicht. Stunde auf Stunde verging, und die Stimmung der Menge wurde in Abwesenheit des Feindes begreiflicherweise immer kriegerischer. Endlich ertönte der Ruf: „Die Paxton Boys rücken heran!" Und wirklich, von der zweiten Straße her näherte sich ein Reitertrupp. Jetzt galt es. Die Truppen faßten die Gewehre fester, eine Kanone wurde auf die Heranrückenden gerichtet, — — jetzt konnte es losgehen. Da plötzlich sprang aus der gespannt harrenden Menge ein Mann hervor und hing seinen Hut vor die Mündung des Geschützes. Die Kanoniere stutzten, die tapferen Bürgersoldaten sahen sich die Reiter etwas näher an und siehe da! es stellte sich heraus, daß die vermeintlichen schrecklichen Paxtoner eine Anzahl deutscher Metzger und Kärrner waren, die zur Verteidigung der Stadt herangezogen kamen. Es hätte also nicht viel gefehlt, so wäre unsern wackeren Landsleuten ihr Eifer um das Wohl der Quäkerstadt teuer zu statten gekommen.

Kaum hatte diese bedenkliche Geschichte sich in Wohlgefallen aufgelöst, als ein neuer Lärm entstand. Die Paxtoner seien schon in Germantown, hieß es. Und diesmal hatte Frau Fama nicht gelogen. Die Vorhut des Feindes, zweihundert Mann stark, unter der Anführung des Matthew Smith waren wirklich in Germantown eingedrungen. Aber weiter wagten sich die grimmigen Hinterwäldler nicht. Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß mit Kanonen, selbst wenn sie von Quäkern bedient würden, nicht zu spaßen sei, und zogen darum vor, einstweilen in respektvoller Entfernung zu bleiben. Am Nachmittage nach dieser verhängnisvollen Nacht machten sich viele Bewohner Philadelphias auf den Weg, um sich die Grenzleute einmal aus nächster Nähe anzusehen. Sie fanden in dem Anblick nicht viel Außergewöhnliches, ja zu ihrer Verwunderung empfingen die Paxtoner sie mit ausnehmender Höflichkeit, so daß die guten Quäker zu der Überzeugung kamen, daß jene im Grunde ganz nette Burschen seien. Vergnügt kehrten sie in die Stadt zurück und erzählten ihren staunenden Genossen, was sie gehört und gesehen.

Aber am folgenden Tage ertönte abermals der Kriegsruf in den Straßen der Friedensstadt. Wieder eilten die Bürger zur Musterung, und das Feuer der kriegerischen Begeisterung loderte hoch. Leider setzte ein Regenschauer ein, der das Feuer beträchtlich dämpfte und die Tapferen unter Dach und Fach trieb. In der Nähe befand sich ein quäkerisches Versammlungshaus, das zufällig offen stand und den verregneten Kriegern willkommene Trockenheit bot. So geschah es denn, daß der friedliche Ort in ein Kriegslager verwandelt ward, und daß die Mauern, die so oft den schärfsten Verurteilungen des Krieges gelauscht hatten, wiederhallten von dem Lärm der Waffen, — eine Thatsache, die für die Ältesten der Quäker eine Quelle des höchsten Entsetzens und für die Presbyterianer ein Gegenstand beißenden Spottes wurde.

Da die Paxtoner sich fortwährend ruhig verhielten, so beschlossen Gouverneur und Stadtrat mit ihnen in Unterhandlung zu treten und sie zum friedlichen Abmarsche zu bestimmen. Die Bürgerschaft war mit diesem Plane wenig einverstanden, und am wenigsten waren es die Quäker, die exemplarische Bestrafung der Aufrührer verlangten. Die Kanonen und die anscheinende Harmlosigkeit der Paxtoner hatten ihnen Mut gemacht. Aber die leitenden Herren waren sich des letzteren Umstandes doch nicht ganz gewiß, und so schickten sie denn Benjamin Franklin und drei andere Bürger nach Germantown, um mit den „Paxton Boys" Frieden zu schließen. Letzteres gelang wider Erwarten gut, die Empörer sahen die Vergeblichkeit und Hoffnungslosigkeit ihres Unternehmens ein, und die Unterhändler thaten wiederum ihrerseits alles, um Öl auf die Wunden zu gießen. Sie versprachen den Grenzleuten das

Blaue vom Himmel, — Abstellung aller Schäden, Berücksichtigung aller Wünsche und Bewilligung aller billigen Forderungen. Matthew Smith und ein gewisser James Gibson sollten in Philadelphia bleiben, um ihre Beschwerden und Wünsche persönlich dem Gouverneur und der „Assembly" vorzutragen. Die übrigen aber sollten ruhig nach Hause zurückkehren und ruhig den Erfolg der Mission ihrer Abgeordneten abwarten.

Also geschah es. Die tapferen Hinterwäldler zogen sich etwas kleinlaut in ihre Heimat zurück, die meisten froh, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein. In den Straßen von Philadelphia verstummte der kriegerische Lärm, und alles kehrte zu der gewohnten Beschäftigung zurück. Wie vorauszusehen war, richteten Smith und Gibson nichts aus, endlich wurden sie bedeutet, Philadelphia zu verlassen und sich heim zu trollen. Der berühmte „Paxton Riot" hatte somit kein anderes Resultat, als daß er die Schwäche und Unfähigkeit der Provinzialregierung außer Frage setzte und die Thorheit der quäkerischen Kriegsunlust auch dem blödesten Auge offenbar machte.

Die herrnhutischen Indianer, die unschuldige Ursache des ganzen wüsten Spektakels, blieben ein ganzes Jahr in den Baracken von Philadelphia. Dort wurden sie von den Blattern befallen, die ein volles Drittel von ihnen hinrafften. Nach der Beendigung des Pontiacschen Krieges wurde ihnen der Abzug gestattet; dankbar für die Wohlthaten, die ihnen zu teil geworden, suchten sie sich eine neue Heimat an den Ufern des Susquehanna, wo sie unter der Leitung des liebwerten Missionars David Zeisberger abermals eine blühende Niederlassung gründeten.

Begrüßungsformen.

Von D. Gronen.

Den Ursprung der großen Mehrzahl unserer Bräuche suchen wir mit Recht im Osten; die orientalischen Völker sind ja auch die ersten, deren Grußformen uns bekannt geworden sind. Es tritt in ihnen vor allem ein tief religiöser Sinn zutage. Das hebräische Wort „barach" ist gleichbedeutend mit „segnen" und wird zum Willkommen wie zum Abschied als Gruß geboten. Bei jedem Gruße wird da die Person dem Schutze Gottes empfohlen. „Der HErr segne dich!" „Der HErr sei mit dir!" „Jakob segnete Pharao!" 2c. sind Beispiele dafür. Ähnlich dem Sinne nach lautet das arabische: „Gott schenke dir seine Gnade!" „Möge Gott deinen Morgen stärken!" und das persische: „Ich bete für deine Größe!" wie das türkische: „Sei unter dem Schutze des Gottes!" „Meine Gebete sind für dich!" „Vergiß mich nicht in deinen Gebeten!" Es kann uns nicht wunder nehmen, daß sich derartige Begrüßungsformen bei allen Nationen finden, da unsere Religion, die aus dem Osten gekommen, sie wohl mit sich gebracht hat. Unser „Behüt' dich Gott!" das esthnische „Leit' dich Gott!" das französische „Adieu!" (d. h. „Mit Gott!") das korrumpierte englische „Good-bye", eigentlich „God be with you", und das gleichbedeutende des Spaniers: „Gott sei mit Ihnen, Sennor!" — jeder dieser Sätze ist nur eine Umprägung des frommen Grußes im Orient. Gleichfalls in die religiöse Kategorie fallen alle Gesundheitswünsche, wenn auch ohne spezielle Nennung des Namens Gottes. Das „chaire" der Griechen, der Römer „salve", „ave", „vale", das deutsche „Lebewohl", das schwedische „Farvol", das englische „Fare well!" (beide = fahr' wohl!) wie das esthnische und russische „Sei wohl", gehören dahin.



Stadtthor. (Nürnberg.)

Auch in ihren Grußbeantwortungen tritt bei den Orientalen das religiöse Element in den Vordergrund. Auf die Frage: „Wie geht es dir?" wird ein Araber antworten: „Gott sei gepriesen", und der Tonfall in diesen Worten wird dem „gut" oder „schlecht" Ausdruck verleihen. „Dir ist wohl" erhält „Gott segne und erhalte dich" zur Antwort, und es würde als Mangel an gebührender Artigkeit betrachtet, erführen diese Antworten irgend welche Abweichung, was zugleich charakteristisch für den konservativen Charakter der Orientalen ist. „Gott sei Dank, wie geht es dir?" ist ein immer noch in Arabien üblicher Gruß. Es gemahnt dies an das „Deo gratias" der ersten Christen, das, von den Heiden so viel verspottet, sich in „Gelobt sei JEsus Christus" geändert und immer noch erhalten hat. In Polen kursiert immer noch als Gruß des Eintretenden „Der HErr sei gelobt", worauf die Antwort, wie auf den kurz vorher erwähnten Gruß, lautet: „In Ewigkeit, Amen." — „Sei glücklich", „Mögest du Gemächlichkeit und Fülle genießen", das sind Grüße im Orient, die aus den ältesten Zeiten stammen. In Verbindung mit dem Wunsche materiellen Gedeihens stand und steht auch jener des Friedens. Der Friedensgruß war allezeit üblich unter den Hebräern, Arabern, Persern, wie er es jetzt noch unter allen Türken ist. Der Gruß „Friede sei mit dir" führt uns in jene

Zeiten zurück, wo der Krieg unter den angeführten Stämmen und Nationen kein Ende nahm, Hab und Gut sich ebensosehr wie seine Besitzer dem Feinde gegenüber in steter Unsicherheit befanden. Unter diesen Umständen umfaßte der „Friede" — und zwar der „nicht bewaffnete" — alle Herzenswünsche; mit ihm kam die Muße zum Ackerbau, das materielle Gedeihen, der Reichtum auch in der Viehzucht und die eigene Körperpflege, welche ja auch Wohlsein mit sich bringt. Die ursprüngliche Grußformel hieß denn auch: „Friede sei mit dir und die Gnade Gottes mit all seinem Segen!" Sie wurde aber allgemach zu dem einfachen: „Der Friede sei mit dir!" gekürzt. Eine andere Segensform, auf welche die Orientalen hohen Wert legten, war die Langlebigkeit. Die Phönizier, Hebräer, die Babylonier und Perser begrüßten ihre Könige und Stammesoberhäupter, ja, ihre Vorgesetzten überhaupt mit einem dahingehenden Wunsche.

Je weiter wir in eine Zeit zurückgreifen, in welcher die Sprache noch wenig entwickelt war, um so ausgebildeter finden wir den mimischen (mit Gebärden ausgedrückten) Gruß. Je reicher der Gedankenausdruck im Worte ist, um so beschränkter ist die Pantomime. Entwickelte Civilisation spannt die Thatkraft der Leute viel zu sehr an, um ihnen zu orientalisch-ceremoniösen Begrüßungen Zeit zu gönnen. Auch hier aber macht sich der Einfluß des Klimas fühlbar, und während der Südländer, den Hut in der Hand, mit den Begegnenden spricht, lüftet der Nordländer den seinigen nur.

Und nun erwägen wir, von Osten nach Westen fortschreitend, einige noch nicht in Betracht gezogene Begrüßungsformen in national-charakteristischer Beziehung. Der alten Griechen erwähntes „chaire" „freue dich!" — zeigt's uns nicht das sonnige Land unter dem immer lachend blauen Himmel und die schönen anmutigen Menschen, deren Lebenszweck der Frohsinn ist?



Die Sebalder Kirche. (Nürnberg.)

Was aber war das „salve", „ave", „vale", der grüßenden Römer? Gesundheit, Mut, Machtübung. „Vale" nämlich gemahnt an „valor", im Sinne von Wert und Mut, das „ave" — vielleicht in Beziehung zu „augeo" — erregt uns die Vorstellung der Entwicklung der Kräfte und der Macht; später finden wir das „quid agis?" (was thust du?) als ein Anzeichen ihrer nimmerruhenden Thatkraft, das aber wieder später, als Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr für die vornehmsten Güter gehalten wurden, wie alles andre, auch einen weichlicheren Charakter annahm: „quid agis, dulcissime rerum?" „was machst du, süßes Wesen?" eine Phrase, welche zu der Zeit, wo die Römer vornehmlich Krieger gewesen, nimmermehr landläufig geworden wäre.

Im Mittelalter pflegte der Genuese seinen Freund mit dem Wunsche zu grüßen, „sanita e guadagno", „Gesundheit und Gewinn", ein für die genuesischen Kaufherren charakteristischer Gruß. Im Neapolitanischen begegnet man häufig noch dem Gruße: „wachse an Heiligkeit", und der überhöfliche Piedmontese grüßt immer noch mit den Worten: „Ich bin Ihr Diener." Das allgemein übliche: „come sta?" („wie steht's)" der modernen Italiener charakterisiert ihr passives an sich Herankommenlassen des Lebens ganz gut. In der spanischen Grußweise begegnen wir weit mehr wieder orientalischen Formen. „Vaya con Dios, Señor", „Gott mit Ihnen, Herr", bringt das religiöse Element in den Vordergrund, wie das ewige: „Vuestra merced", bezw. in der Mehrzahl „Vuestras mercedes", das meist in „Usted" oder „Ustedes" zusammengezogen wird, dieses „Euer Gnaden", Zeugnis giebt von dem höflichen Stolze der Spanier und zugleich von ihrer ernsten Kürze im Vergleich zur Weitschweifigkeit der Italiener. Auch das „ave Maria purissima", (sei gegrüßt, Maria, du Reine), welchem stets ein: „sine peccato concepta" (sündlos empfangen) folgt, ist bei dem Eintritt in ein spanisches Haus noch fast unumgänglich.

Das „comment vous portez-vous" („wie tragen Sie sich?") der Franzosen ist charakteristisch für eine Nation, welche ein so großes Gewicht auf die äußere Haltung und Anmut der Formen legt, daß sie das „Wie?" mehr im Auge behält als das „Was?" Ihr „comment ca va-t-il?" und „comment vous trouvez-vous?" entspricht unserem: „Wie geht's" und „Wie befinden Sie sich?" Der Holländer Gruß: „Wie fahren Sie?" ist charakteristisch für ein Volk, das sich eine zeitlang, durch seine vielen überseeischen Besitzungen dazu veranlaßt, beinahe fortwährend auf Reisen befunden, wie das „how do you do?" der Engländer andererseits auf ihre rastlose Thätigkeit hinweist, während ihr „how are you?" wieder dem innerlich berechnenden Sinne der Nation Ausdruck verleiht. Dem Anscheine nach erfreuen sich die slavischen Stämme keiner individuell geschaffener, sondern nur überkommener Grußformen. Ihr „Friede sei mit Euch" und „Der HErr sei gepriesen", welchem letzteren „In Ewigkeit! Amen!" zur Antwort wird, stammt aus dem Osten und von den ersten Christen, ihr „Sei wohl!" und „Bist du fröhlich?" ist ebensowenig eigenartig. Das Handschütteln dürfte wohl seinen Ursprung in einer als Friedenszeichen geltenden waffenlosen Handreichung haben. Das Schütteln ist als eine nachdrückliche Bezeugung freundlicher Gesinnung hinzugekommen. Beinah alle Nationen haben es acceptiert, und nur bei den Franzosen macht sich noch eine

verbreitete Opposition gegen diese Art des Grußes, als der Stattlichkeit wie Grazie gleich sehr entbehrend, bemerklich. —

Auf Ceylon findet man, neben dem orientalischen Wunschausdrucke nach Wohlergehen und langem Leben, bei den Singalesen und Tamilen auch noch den seltsamen Abschiedsgruß: „Ich gehe und komme wieder", was jedenfalls für den orientalischen Gastfreund die schmeichelhafte Anerkennung enthalten soll, daß man sich wohl bei ihm befunden. Der Gruß der Chinesen: „Haben Sie Ihren Reis gegessen?" bedarf keines Kommentars. Ihre streng festgesetzten Begrüßungsphrasen und Bewegungen sind höchst gekünstelt. Die Pantomime allein schon ist sehr kompliziert und muß für jeden Fall genau nach spezieller Vorschrift innegehalten werden, z. B. die grüßende Person legt die Hände ineinander, breitet sie dann weit auseinander, schüttelt sie in der Luft und murmelt dabei sanft: „chin, chin", was so viel als „bitte! bitte!" bedeutet und ebenso gut als Dank wie als Abschiedsgruß dient. In China wie auch in Japan und Siam wird bei der Begrüßung gar streng darauf gehalten, nur in der dritten Person von dem Begrüßten zu sprechen wie auch von sich selber. Von unerläßlicher Notwendigkeit auch ist es in China, sich und alles dem Redenden Angehörende herabzusetzen. Spricht man z. B. zu einem älteren Manne, so sagt man von sich: „der thörichte jüngere Bruder." Spricht man zu einem Jüngeren, so sagt man von der eigenen Person: „der thörichte Alte", oder gar anmutig: „die alte Fäulnis."

Die Gattin nennt sich in China eine „niedrige Sklavin", ein Verwandter bezeichnet sich als den „Schweif der Verwandtschaft". Will man von seinem Hause sprechen, so muß man es, ist man wohl erzogen, die „baufällige Scheune" nennen. Seine Gattin bezeichnet man ausdrucksvoll als „den dummen Dorn." Giebt man seiner eigenen Meinung Ausdruck, so darf man nicht vergessen zu sagen. „meine alberne Meinung" oder „mein gewagter Ausspruch". Seinen Sohn benennt man „das Grasinsekt". Ist die begrüßte Person ein Mann von Rang und Stand, so ist sie: „Er, unter dessen Füßen" sich der Sprechende befindet, oder symbolisch: „der im Wagen Befindliche." Der Kaiser ist „der Vater von Myriaden Jahren". Spricht man vom Vater eines anderen, so ist er entweder „der ehrenwerte Graubart" oder „die ehrenwerte Strenge". Die Mutter des andern wird „die gütige Sanftmut" oder „die Halle der Langlebigkeit" genannt, sowie seine Tochter die anmutige Bezeichnung „die tausend Goldstücke" erhält. Ob sich einer unserer Minister besonders geschmeichelt fühlt, wenn er erfährt, daß er in China „die Galerie" ist, „unter welcher man steht?" So höflich ist man in einem Lande, in dem sich eine ursprüngliche Civilisation so glücklich mit ursprünglicher Barbarei vermischt, daß täglich einige „Grasinsekte" in den Fluß spediert werden, und daß jede „Galerie" es als eine ihrer angelegentlichsten Berufspflichten erachtet, Hinrichtungen vornehmen zu lassen. — Die Japaner, deren Grußsprüche große Ähnlichkeit mit jenen der Chinesen haben, ziehen, wenn sie einander begegnen, die Pantoffel aus, offenbar eine Reminiszenz des schon im Alten Testament erwähnten Brauches, an geheiligter Stätte die Schuhe auszuziehen. Der Grußspruch: „Verletze mich nicht" ist auch ein Ergebnis des Absolutismus, der in der ganzen Welt nicht so streng gewesen, wie er Jahrhunderte lang in China, Japan und Siam geherrscht. — Zum Schluße noch einige Grußarten wenig bekannter Völkerschaften. Gewisse Inselbewohner unweit der Philippinen heben den Fuß des Begegnenden in die Höhe und reiben sich damit das Gesicht. Es ist dies eine Variante der Liebenswürdigkeit, jemanden den Fuß auf den Nacken zu setzen; nur bleibt das Gesichtreiben wieder eigenartig. Offenbar ist der ganze Akt der Ausdruck größter Unterwürfigkeit. In Neu-Guinea legt man Blätter auf das Haupt des Begrüßten, was ursprünglich auch als Friedenszeichen gegolten haben mag. Auf manchen Südseeinseln gilt es als Blume der Höflichkeit, dem zu Begrüßenden ein Gefäß kaltes Wasser über den Kopf zu gießen. Es ist dies eine Grußform, die nur in sehr heißen Ländern willkommen sein kann. So ist es auch z. B. in einigen afrikanischen Ländern Höflichkeitsbrauch, dem Begegnenden die spärliche Kleidung, die er ohnehin nur trägt, abzunehmen und sich selber um den Leib zu knüpfen. An anderen Orten wieder, z. B. in Tahiti, ist es üblich, sich selber vollends zu entkleiden, die äußerste Potenz der Ehrfurchtsbezeugung, welche durch das Schuhausziehen beabsichtigt wird. — Civilisierte Nationen begnügen sich mit dem Abnehmen des Hutes, was auch nur zu einer Berührung desselben vereinfacht wird. Wenn der hutlose Neger den Kamm aus seinem Haar zieht, bedeutet dies ungefähr dasselbe. Das Fingerschnappen und Knacken, das bei uns als despektierlich gilt, erfreut sich bei gewissen Negerstämmen gleichfalls auszeichnender Bedeutung, indem es als Ausdruck der Freude über die Begegnung mit einem anderen gilt, wie denn überhaupt das Lärmen bei wilden Völkerschaften immer eine Freudenbezeugung bildet. Völker, bei denen das Beifallklatschen und -rufen gleichfalls einer ehrenden Freude Ausdruck verleiht, dürften eigentlich nicht allzuviel darüber die Achsel zucken. Die Begrüßung, welche ein Neger zu Pferde dem ihm Begegnenden zuteil werden läßt, will er ihn besonders ehren, bedingt, daß derselbe starke Nerven besitzt, und giebt auch zugleich Zeugnis von dem Mißtrauen, das Jahrhunderte unausgesetzter Kämpfe in der Negerbevölkerung haben festwurzeln lassen. Auch verrät sie in eben dieser Weise die Beimischung ismaelitischen Blutes. Er galoppiert nämlich so rasch als nur irgend möglich auf den ihm Begegnenden los, als wolle er ihn niederreiten; sobald er ihm aber nahegekommen, legt er seine Feuerwaffe an und schießt über das Haupt des Grußbeglückten hinweg, indem er ihm somit das schmeichelhafte Kompliment macht, statt des Feindes, den er in ihm gemutmaßt, in ihm den Freund zu finden. Auf jeden Fall eine äußerst bedenkliche Art der Begrüßung, welche schon sehr oft zu Mißdeutungen Anlaß gab.

Merkwürdige Moden und ihre Entstehung.

Die eigentümlichsten Modegebräuche der jetzigen und vergangenen Zeit verdanken ihren Ursprung — mögen sich dies besonders diejenigen merken, welche auch heutzutage den teilweise unsinnigsten Anforderungen der Mode mit einer fast krankhaften Nachäffungssucht gehorchen — meistenteils dem Bestreben, irgend eine Mißgestaltung des Körpers zu verbergen. In nachfolgenden Zeilen sind einige derselben zusammengestellt.

Jene lächerliche Fußbekleidung, bekannt unter der Bezeichnung Schnabelschuhe, welche, in eine Spitze endigend, oft eine Länge von zwei Fuß erreichten, so daß der Schnabel in diesem Falle, um nicht gar zu lästig zu sein, aufgebogen und am Knie befestigt werden mußte, erfand im Mittelalter Heinrich Plantagenet, Herzog von Anjou, um einen großen Auswuchs, den er am Fuß hatte, zu verbergen.

Der König von Frankreich, Karl III., führte anstatt der kurzen Leibröcke lange wallende Kleider ein, und zwar wegen seiner krummen, nach innen gebogenen Kniee.

Franz I. von Frankreich, in der Schlacht von Pavia am Kopf verwundet, mußte Haare und Bart abnehmen lassen — es dauerte nicht lange, und alle Bärte in England und Frankreich waren um die Wette verschwunden.

Heinrich VIII. von England, der dem Beispiel seines königlichen Nachbars in Einführung dieser Mode folgte, verursachte hierdurch eine große Aufregung unter den alten Bretonen. Diese, stolz auf ihre Bärte, bezeugten dem Könige offen ihre Unzufriedenheit, so daß dieser eines Tages lachend ausrief, „daß denselben, wie es scheine, mehr an ihren Bärten, als an ihren Köpfen gelegen sei", — ein Scherzwort, dessen Bedeutung unschwer zu erraten ist, wenn es aus dem Munde eines Landesvaters kommt, der nicht sehr schonend mit den Köpfen seiner Untertanen umging.

Der berüchtigte König Ludwig XVI litt an Geschwülsten am Kopfe und zwang infolge dessen seine Höflinge, auch ihre Schultern

unter riesigen und sehr kostspieligen *Perrücken* zu verbergen. Die Erfindung dieser unsinnigen Mode, die sich sehr bald über die benachbarten Staaten verbreitete, wird Ludwig XIII. zugeschrieben, der dadurch seine Kahlköpfigkeit den Augen der Welt wirksam entzog.

Eine Dame am Hofe des Königs Eduard VI. von England erfand die sogenannten *Schönheitspflästerchen*, um zwei häßliche Warzen, welche ihren weißen Hals entstellten, zu verdecken.

Die *Reifröcke*, Krinolinen genannt, machten als Mode rasch ihren Rundgang über die ganze damalige zivilisierte Welt, seit eine spanische Kronprinzessin den ersten wegen ihrer etwas schiefen Hütte anlegte.

Während eines Zeitraumes von fast fünfzig Jahren erachteten es die Frauen Europas für schön, die natürliche Farbe ihrer Haare durch eine dicke Lage von überstreutem Mehl zu verdecken, weil der Herzog von Richelieu seine gebleichten Haare nicht sichtbar tragen wollte und daher die unbequeme und abscheuliche Mode des *Haarpuders* erfand.

Eine einzige hübsche Mode entstand aus dieser Notwendigkeit, körperliche Unvollkommenheiten zu verbergen, und deshalb verdient sie eine besondere Erwähnung. Es ist dies nämlich der Gebrauch des *Spitzentaschentuches*, erfunden von der ersten Gemahlin Napoleons I. Die Kaiserin Josephine nämlich hatte unansehnliche Zähne — heutzutage hat man um so schönere Zähne, je älter man wird. Die Kunst des Einsetzens künstlicher Zähne, ja ganzer Gebisse, lag eben damals noch in den Windeln. Um daher ihren Fehler zu verdecken, hielt die Kaiserin ein Battist-Taschentuch, mit sehr langen Spitzen besetzt, stets in der Hand und hielt es beim Sprechen vor das Gesicht. Sie trieb mit diesen Taschentüchern bedeutenden Luxus; einzelne kosteten gegen $250. Diese Mode, welche sich bis auf unsere Tage vererbt hat, ist zudem die einzige, welche nicht, wie die vorhin erwähnten, andere nötigt, sich zu entstellen, weil der Erfinder sich selbst damit doch nicht verschönern konnte.

Soldatenwerbung in England.

Keinem anderen, als Napoleon dem Dritten haben die Engländer es zu danken, daß etwas militärischer Eifer unter das Volk gekommen. Seit dem Jahre 1858, da Napoleon anläßlich der verweigerten Auslieferung von vermuteten Mitschuldigen an dem Orsini-Attentat eine Faust gegen England machte, kennt man dort eine Volontär-Armee von beiläufig 150,000 Mann, alle „guter Leute Kind", welche in den Feierstunden sich zu guten Schützen ausbilden und nach Korps geordnet in sauberer Uniform nach soldatischem Muster exerzieren und manövrieren. Dieser Dienst zur Verteidigung des heimischen Herdes, so dieser wirklich einmal ernstlich bedroht sein sollte, ist in England volkstümlich. Anders steht es um den Dienst im regelmäßigen Heere. Eine Aushebung nach festländischen Begriffen giebt es nicht. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß, wer nicht schon im Leben wiederholt Schiffbruch gelitten oder mit aller Mühsal beladen seine Tage begonnen hat, seine persönliche Ungebundenheit nicht für die strahlende Uniform dahinzugeben pflegt.

Nur die Werbetrommel ist es, welche die englische Garde und Linie in Vollzahl erhält, die „Horse-Guards", die „Goldstream-Guards", die „Dragoons", die „Lancers", die „Highlanders". Die Werbetrommel geht tagtäglich um im ganzen Lande, von dem Zettelkleber begleitet, welcher die verlockendsten Plakate an Mauern und Bäume heftet, oder sie der Bier- und Schnapswirtin zur Verteilung oder zur Fensterschau überliefert. „Zwei Pfund Sterling Handgeld und eine — Scharlach-Uniform", das trommelt die Werbetrommel aus, wenn sie umgeht in England, Schottland und Irland, von den fischerbewohnten Kaps der Hebriden bis zu der südlichsten Spitze von Cornwall, wo die zähen, finsterblickenden Abkömmlinge eines früheren Strandräubervolkes und die festen Bergleute der Zinn- und Kalkgruben in höhlenartigen Hütten wohnen. Wo immer ein Wirtshaus steht, auf offener Haide oder auf den Kartoffelfeldern Irlands, wo die Armut ihre eignen Thränen trinkt, und Menschenkinder sich für den Tag als Vogelscheuchen in den Kornfeldern wegen ihrer genialen Zerlumptheit vermieten; wo auch nur englischer „Gin", schottischer „Usquebaugh" und irischer „Whiskey" geschenkt wird, da ist sicherlich der Werber nicht weit. Er ist sicherlich da, „im Scharlach" oder der leichteren Überlistung wegen im Civilanzuge. Denn die List und der Rausch sind die erfolgreichsten Helfer des werbenden Sergeanten, der die Sovereigns in der Tasche klingen läßt, „immer freihält", ein unerschöpflicher Anekdotenerzähler ist, der Braut den Bräutigam als einen zukünftigen Kapitän in goldgestickter Uniform schildert, zehn „weiße Lügen" (white lies) lügt, zehn Eide schwört, die nimmer gehalten werden, und so viele angenehme Schnurren zu erzählen weiß. Das Leben ist ein Tanz, der Soldatendienst eine Polonäse — er muß es ja wissen! Toast um Toast, Bruderschaft um Bruderschaft — „Hip! Hip! Hurrah!" — Der Shilling fällt leise in die Hand und der Vogel ist gefangen. Der Sergeant aber hat seine Sporteln verdient.

Am nächsten Morgen erwacht Tom oder Jack mit großem Kopfweh und schwerem Herzen und starrt erstaunt auf die flatternde Bänder-Kokarde in rot, blau und weiß, die ihm während des schweren Trinkens an die Mütze gesteckt worden. Er hat keine Guineen, um sich jetzt noch loszukaufen. Dann geht es zum Doktor, der die Muskeln und Glieder prüft, dann zum Fahneneid, und eine Woche später oft schon zum Schiff, um in West- oder Ostindien oder in Afrika die Fieberstationen durchzumachen.

Kaum zweihundert Schritte vom Parlamentsgebäude zu Westminster giebt es eine Charles Street. Ich sage eine, denn es giebt fünfzig desselben Namens in dieser Millionenstadt. Dort, wo die Kasernen der Garde nicht weit sind, wimmelt es von Werbesergeanten und Bierhäusern. Erstere sind kenntlich an den rot-weiß-blauen Bändern, die von der verwegen und schief auf den Schädel gestülpten Kappe flattern, und an dem Rohrstock, einem vieldeutigen Zeichen ihrer Würde, da Militärpersonen, wenn nicht in unmittelbarem Dienst, keine Waffe öffentlich tragen dürfen. Am meisten aber spricht ihr behäbiges Wesen, das feiste, rote Gesicht, das humorvolle Auge, die pfiffige Vertraulichkeit, mit welcher sie jeden, der nicht feine Wäsche trägt, aber gerade Beine hat, auf die Achsel klopfen und auf die zahlreichen Werbeplakate verweisen, die überall die schiefen und morschen Häuser zieren; am meisten, sage ich, spricht dies alles für ihr Gewerbe, und das Gläserklingen, Singen und Lachen in den Kneipen beweist, daß es an Opfern niemals fehlt.

Auf dem Lande, auf dem Dorfanger, wo Markt gehalten wird, ist das Bild noch farbenreicher. Trommel und Pfeife spielen die Nationalmelodieen, vor allem den „Hornpipe", der von Berauschten mit den zitternden Hacken gestampft wird. Bier fließt, der Platz sieht aus wie ein Jahrmarkt; Alte, Junge, Weiber und Kinder, Gruppen angetrunkener Bauersleute; dazwischen die gefährlichen bunten Bänder an den Mützen und Tschakos der Werber und der Geworbenen; der Sergeant immer rührig hier und da, rechts und links, spaßend, lachend, prahlend! Aber in weitem Kreise herum stille, angstvolle Gesichter von Müttern, Schwestern, Bräuten. „Es ist so gar weit nach Australien, West- und Ostindien, China und Neufundland!" heißt es. Wäre es für den eigenen Herd daheim, neun unter zehn würden nicht klagen oder fürchten.*)

Es ist der Sergeant, der hier einen Burschen erspäht, welcher gerade mit seiner Braut einen Wortwechsel gehabt, und schwört, er wolle ihr das Schlimmste zum Trotz thun. Ehe sich die erste Hitze abgekühlt, ist der Shilling in seiner Hand

*) Nach englischen Zeitungen wird in je sieben Jahren die britische Armee Ostindiens durch klimatische Krankheiten nahezu aufgerieben.

und die Kokarde an seiner Mütze. Die Braut bleibt daheim, und vielleicht sehen sie sich nimmer wieder.

Es ist der Sergeant, der Frau Kathleen ihren angetrunkenen Ehemann mit Zunge und Fäusten bearbeiten sieht. Sie hatten sich sonst immer sehr bald wieder versöhnt, die beiden. Aber heute ist Bill „tückisch" und fühlt sich hoch geschmeichelt, daß der liebenswürdige, der freigebige Sergeant auf seine Gesundheit trinkt.

Armer Bill! Unter dem Wendekreise des Krebses oder Steinbocks wird er mit Wehmut an seine Kathleen zurückdenken, die dann vielleicht im Armenhause die langen Jahre abwartet, weil sie versäumt hatte, zur rechten Zeit in gesetzlicher Form ihn als ihren Ernährer zurückzufordern.

Es ist der Sergeant, er und kein anderer, der am Fenster von Mutter Jonas Hütte steht und horcht, wie drinnen die alte Mutter dem geliebten, aber sehr liederlichen Sohn eine thränenvolle Strafpredigt hält. Mürrisch und trotzig setzt der lange Sohn die Mütze auf und geht aus der Thür. Der Sergeant trifft ihn „ganz zufällig" und fragt ihn spöttisch, ob er zeitlebens am Schürzenband der Mutter gehen lernen wolle? Der denkt sogleich ganz wie der Sergeant und trinkt sich in so vornehmer Gesellschaft „unabhängig". Er singt und johlt und ist über Nacht ein Soldat. Es hilft ihm gar nichts, daß er nach vierundzwanzig Stunden davonläuft und zur Mutter zurückkehrt. Es hilft ihm noch weniger, daß diese ihn unter das Heu versteckt. Der Sergeant kommt am andern Morgen mit drei Grenadieren, findet ihn heraus, legt ihm Handschellen an und überliefert ihn sonst der Peitsche (der „neunschwänzigen Katze" mit neun Knoten in jedem Schwanz, macht einundachtzig Schläge richtig gezählt), heute aber noch dem Brandeisen, mit welchem ihm ein D (Deserteur) auf der Schulter markiert wird.



Haus in der Nassaustraße. (Nürnberg.)

Und dann Lebewohl für viele, viele Jahre! Kehrt er je heim, vielleicht „wegen Krankheit entlassen", so findet er alles still im alten Hause; sein Mütterchen liegt auf dem Friedhof. Dann geht er wohl nach London und wandert, wie andere Kameraden, in Uniform — bettelnd — durch die Straßen.

Er hat nie die Beute auch nur von weitem gesehen, die der Sergeant ihm in jener bösen Nacht von den Chinesen und den indischen Rajahs versprochen. Das letzte Glas Branntwein, das er trinkt, bezahlt er oft dem Wirt mit seiner Medaille oder seinem Orden, den dieser, das Gesetz mißachtend, irgendwo zu verwerten weiß. Fiel es doch einmal einem Obristen auf, daß so viele Soldaten seines aus der Krim mit Ruhm heimgekehrten Regiments ohne ihre Ehrenzeichen auf der Parade erschienen. Das Rätsel wurde bald gelöst, und etliche zwanzig Bierwirte wurden genötigt, die „Pfänder" bald herauszugeben.

Hin und wieder taucht ein „Eingesandt" in der Presse auf, welches Entrüstung über die Undankbarkeit des Landes kundgiebt. Aber die „Welt" in England hat keine Zeit, darüber zu diskutieren, jeder Tag bringt neues und löscht alles von der Tafel des vorigen Tages, nur mitunter eine blutig-kolossale Schauergeschichte auf eine Spanne Zeit verschonend. Der Engländer glaubt zwar dem eisernen Herzog Wellington aufs Wort, der da sagte: „Gebt mir zehntausend ganz satte Engländer, zehntausend halb hungrige Schottländer und zehntausend halb trunkene Irländer, und ich fordere eine Welt in die Schranken!" — aber eine Vorliebe für Kriegsruhm wird ihm niemand zumuten dürfen. Derselbe könnte immer nur als Mittel zum Zweck gelten, denn „wir sind eine Nation von Kaufleuten", hört man in London täglich bekennen. In den Kolonialkriegen ist der Soldat der vorwärtsarbeitende Pionier, und der Geschäftsreisende mit seinen Warenkolli folgt ihm auf den Fersen und ist der Herr! D. G.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (10. Fortsetzung.)

12.
Die einsame Seele.

Die erste Nacht in der Fremde war vergangen. Der frühe Morgen brachte die Abreise der beiden jungen Männer.

Der Bauer, in sehr gedrückter Stimmung wegen seines schweren Verlustes, und das Mädchen, nicht minder herabgestimmt wegen des bevorstehenden Abschieds, hatten ihnen das Geleite gegeben bis auf den Bahnhof. Da stehen sie nun bei einander, Else und Heinrich, Hand in Hand. Sie hängt mit ihren Blicken an ihm, voll Liebe und doch so ernst, als wollte sie ihm ins Herz blicken und ihm das Herz fest und stark machen wider alle Gefahr und Versuchung, damit er doch einen guten Kampf kämpfen möge und stand halten in der bösen Stunde.

„Heinrich!" sagt sie leise, daß sonst niemand es hört, als nur er — „Heinrich, denk daran, daß ich hier so allein zurückbleibe ohne Dich, daß ich die Tage zähle, bis Du kommst mich zu holen. Ich habe ja keinen andern als Dich auf der Welt, und ich bin doch nur ein schwaches Mädchen. Du weißt, daß der Bauer, mein Pflegevater, mir keine Stütze sein kann, so muß ich für uns beide ganz allein Weg und Bahn machen hier unter den fremden Menschen! — Es ist schwer, Heinrich! ich würde es nicht wagen, wenn ich nicht wüßte, daß der allmächtige, treue Gott mir beistünde! O, ich wollte, daß wir bei einander hätten bleiben können, aber es soll nicht sein, wir sollen erst geprüft und bewährt werden, jeder an seinem Teil. Du hast einen guten Freund am Konrad, halte Dich fest an ihn, Heinrich, er ist zuverlässig, nimm Dich ja in acht, daß Du nicht von ihm abkommst. Und, Heinrich, der beste Freund ist im Himmel, vergiß Den nicht! Den frage zuerst bei allem, was Du thust, mit Dem rede, wie Du als Kind zu Ihm gebetet hast, und wenn Du Sonntags keine Kirche finden kannst, dann lies doch ja in Deiner Bibel. Du hast sie doch mit Dir, Heinrich?" — Er nickte.

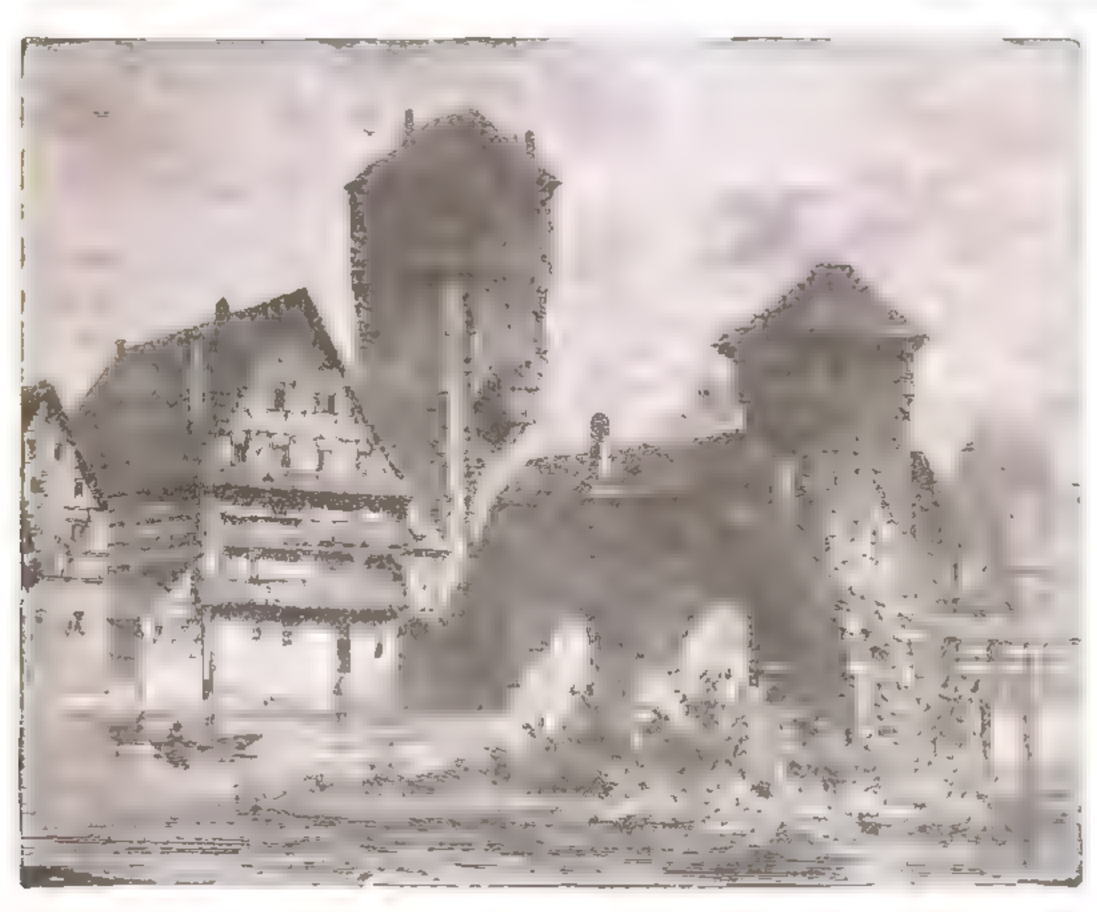
Der junge Mensch hörte das alles geduldig an, machte auch ein ehrbares Gesicht dazu, und doch lag etwas in seinen Zügen, dem man ein gewisses Unbehagen anmerkte. Er drückte des Mädchens Hände fest zwischen den seinen, er neigte sich zu ihr und preßte einen Kuß auf ihre Lippen; und die Augen wurden ihm feucht, als er sagte: „Ich hab' Dich ja so lieb als mein Leben, Else, verlaß Dich drauf, es wird noch

alles gut! Bete für mich, Else, bete jeden Tag für mich, wenn ich das weiß, so wird es mich halten und beschützen!"

Da trat Konrad heran. Die Wagen wurden noch rangiert. Es war noch Zeit ein Wort zu reden. Er sagte Elsbeth, daß er mit dem Wirt geredet. Das notwendigste sei: die Sprache zu lernen, und da habe er sich erboten, ihr Arbeit in seinem Hause zu geben, bis sie so viel gelernt, um den Laden zu übernehmen. Der Laden müsse jedenfalls gemietet werden, sie würden da ihr Fortkommen finden und könnten die ersten Ankäufe für den Rest ihres Vermögens ja bar bezahlen, das sei ein großer Vorzug. — „Der Bauer," fügte er mit einem etwas geringschätzigen Ausdruck hinzu, „mag denn auch lernen, wie es schmeckt, zu arbeiten; er wird in den ersten Wochen sich seinen Tagelohn suchen müssen. Das hilft nun einmal nichts! Und nun, lebt wohl, Jungfer Elsbeth! fürs erste werdet ihr nichts von uns hören, geht's uns gut, dann schreiben wir! Wenn's Euch recht ist, so denkt an mich, als wär' ich Euer Bruder! — Ja," fügte er mit Schmunzeln hinzu, „es wird mir, mein Seel, ein netter Gedanke sein, daß Ihr mir eine Schwester sein wolltet. Schlagt ein, Elsbeth, wollt Ihr?" —

Da legte sie ihre Hand ruhig und fest in seine und sagte freudig: „Ja!" und Konrad schüttelte die Hand derb und gut. Das that dem Mädchen wohl und stärkte ihr die Seele für den Abschied.

Der war jetzt vorhanden. Die Abfahrtsglocke läutete, alles drängte sich in die Wagen. Da fuhren sie hin, und es war Elsen, als stünde sie nun auf einem Stein, mitten im großen Wasser; um sich her keine Hand, keine Hilfe — ganz nur auf sich angewiesen: — nur den Himmel über sich.



Altes Gefängnis an der Pegnitz. (Nürnberg.)

Als sie sich nach ihrem Pflegevater umsah, fand sie ihn an der Bar des Depots stehend, ein Schnapsglas in der Hand. —

Doch erwiesen sich der Logierwirt und seine Frau als treue Menschen. Die Wirtin hatte sogleich beim ersten Sehen ein Auge auf das stattliche und tüchtige Mädchen geworfen, und wenn sie nicht den Bauern als Anhängsel gehabt, würde sie ihr den Vorschlag gemacht haben, in dem großen Hauswesen einen Posten zu übernehmen. Jedenfalls war's ihr recht, sie so lange zu beschäftigen, bis sie einigermaßen mit der Sprache bekannt geworden. — Der Wirt schloß nicht bloß die Ladenmiete so vorteilhaft als möglich ab, sondern verschaffte auch dem Bauern in einer Fabrik Arbeit, die seinen Kräften entsprach.

So finden wir denn nach einigen Wochen unsere Elsbeth vom Haidhofe als Inhaberin einer allerdings sehr kleinen Grocerie in einer der engen, räucherigen Straßen der untern Stadt in dem großen New York wieder. Die notwendigen Ausdrücke und Redensarten beim Kaufen und Verkaufen, die Maße und Gewichte, die Geldsorten, das alles hatte sie bald gelernt, die Wirtin hatte sich oft darüber gewundert. Die Einkäufe fürs Geschäft hatte der Wirt für sie abgeschlossen, auch an mancherlei Landsleute, die in der Straße wohnten, sie empfohlen, so daß es ihr nicht an Kundschaft fehlte.

Das alles war, den Umständen nach, sehr glücklich und wird nicht jedem so gut und leicht gemacht. Elsbeth erkannte dies auch wohl, und doch war ihr das Herz so schwer, so unsagbar schwer! — Warum denn doch? —

Arbeit, tüchtige Arbeit, wobei alle Kraft dran gesetzt werden muß, — das war Elsens Lebenselement, dabei war sie groß geworden, und anders verlangte sie es nicht, aber das Feilschen und Handeln, das Stehen hinterm Ladentisch, das Abwägen und Einwickeln, das Geschwätzmachen und den Kunden unter die Augen gehen, — nein, wahrlich nein, das war

nicht ihre Art. Daran trug sie, darunter seufzte sie, als unter einer schweren Last.

Und dann war sie eine gesellige Natur. Sie mußte jemanden haben, für den sie sorgen, mit dem sie reden, dessen Freud und Leid sie teilen, dem sie das eigene, volle Herz ausschütten konnte, und nun war sie immer allein, ganz allein!

Wo war denn ihr Pflegevater? stand der ihr nicht zur Seite? — oder suchte er etwa selbständig durch Arbeit etwas mit beizutragen zum Lebensunterhalt? — Nichts davon.

Die Arbeit in der Fabrik hatte ihm nicht zugesagt, er hatte sie bald wieder aufgegeben, und nun fand er's ganz bequem, sich von dem Mädchen ernähren zu lassen. Ja, er räsonnierte so, das sei garnicht mehr als recht und billig, sie sei ihm das mehr als schuldig. Denn, was wohl aus ihr geworden wäre, wenn man sie nicht als Kind auf dem Haidhofe angenommen hätte? So ergab Dietrich Veit sich einem Tagtreiberleben! Morgens schlief er bis in den Tag hinein und ließ sich den Kaffee aufs Bett bringen. Dann ging er aus, trieb sich in dem Menschengewühl der belebtesten Straßen herum, oder ging ans Wasser, wo die Schiffe kamen und gingen, und es bewährte sich denn auch bald an ihm, daß Müßiggang aller Laster Anfang. Er fand den Weg in die zahlreichen Saloons, er trank seinen Whisky, und er trank ihn nicht allein. Wie das Ungeziefer, so finden sich die Tagediebe, die Trinker, die Spieler zusammen. Der frühere Haidhofbauer war wie ein altes Karrenpferd. So lange es in Zaum und Zügel gehalten wird und die Peitsche über sich fühlt, geht's im ebenen Trott dahin, — wird's aber ausgespannt und losgelassen und soll nun selbst seinen Weg finden und sein Werk thun, da gerät's auf Abwege, und der erste beste steigt ihm auf den Rücken und reitet mit ihm davon.

In früheren Zeiten hatte Frau Margreth ihren Ehemann bei der Stange gehalten und da war nichts Ungerechtes passiert. Das war nun vorbei. Aber hatte Elsbeth denn keine Macht über ihn? Ja, die Elsbeth vom Haidhofe hätte es wohl gehabt; die Elsbeth in Amerika war eine andere geworden. Ihr waren die Flügel gebrochen, — sie war machtlos und mutlos gegenüber der Gemeinheit und Jämmerlichkeit, welche ihr jeden Tag handgreiflich vor Augen traten. Wohl hatte sie gewarnt, gebeten, — einmal, zweimal, — als dies aber erfolglos blieb, da ergab sie sich in ihr Schicksal.

So ertrug sie's denn, daß ihr Pflegevater heimlich in die Ladenkasse griff, um das Geld zu vertrinken; sie ertrug es, daß er mittags nicht nach Hause kam und sie ihr einfaches Mahl allein verzehren mußte; sie ertrug auch das schwerste, daß er mit lallender Zunge und schwankendem Schritt abends heimkam und mit einem scheuen Blick auf das ernste, blasse Mädchen in seine Kammer stolperte.

Eine gewisse Scheu hatte er noch vor ihr, — er wagte es nicht sie anzusehen am Morgen, wenn er abends betrunken nach Hause gekommen, — er fuhr zusammen, wenn sie ihn plötzlich anredete; — er hatte auch schon gelobt, daß es nicht wieder vorkommen solle, und wenn seine Zechbrüder sich an ihn gedrängt und mit ihm in seine Wohnung wollten, hatte er dies immer noch abgewehrt. —

So verbrachte denn das Mädchen ihre Tage allein, ganz allein, ihre Seele war einsam geworden. Die Gegenwart war ihr eine Wüste — die Vergangenheit das Paradies, darin sie lebte, unter dessen Bäumen sie wandelte, an dessen Früchten sie sich labte. —

Es war ein enges, durch zwei niedrige Fenster erhelltes Stübchen, das an die Grocerie stieß; die Fenster gingen auf einen Hinterhof, wo die Sonne nur in den langen Sommertagen einen Zugang fand. Man hörte hier beständig das Arbeiten einer Dampfmaschine in einer angrenzenden Fabrik, und wenn abends die Maschine still stand, das Rollen der Kugeln auf einer bedeckten Kegelbahn. Still war's nur am Sonntag. O, wie dankbar war Elsbeth für die herrliche Sonntagsstille. Und der Sonntag brachte ihr noch viel mehr Segen. Der Laden war fest verschlossen von Morgen bis Abend, sie brauchte nicht aufzuspringen, wenn jemand kam, es gab kein Kaufen und Verkaufen. O, wie dankbar war Elsbeth für die friedsame Sonntagsruhe.

Sie hatte auch bald eine lutherische Kirche gefunden, wo deutsch gepredigt und deutsch gesungen wurde. Und o, wie froh war Elsbeth, als sie hier das alte liebe Gotteswort wieder hören konnte, die süßen Evangelien, die wie helle Lichter schon in ihrer Kindheit erschienen! O, wie dankbar war Elsbeth, daß das benedeiete Gotteswort seinen Weg auch übers Meer gefunden hatte, daß es buchstäblich dasselbe war in der Fremde, wie in der Heimat, und mit Beweisung des Geistes und der Kraft rein und lauter verkündigt wurde!

Das war des Mägdleins Sonntagstrost, und ohne diesen wäre ihr die einsame Seele verschmachtet.

Aber auch an den gewöhnlichen Tagen gab's in der Wüste hin und wieder einen grünen Fleck, und Erquickung wie aus einem kühlen Brunnen. Das war so: In den Laden kamen auch Kinder, kleine und große; die kleinen unter 6 Jahren waren Elsens Freunde, sie nannte sie ihre Trostengel! Es waren auch arme darunter, sehr arme, mit zerrissenen Kleidern und Löchern an den Strümpfen. Für wenige Cents, die in ein schmutzig Stück Papier gewickelt waren, sollten sie ein wenig Fett oder Speck holen und standen frierend am Ladentisch, und die kleinen Hände waren so blau und steif, daß die Finger sich kaum biegen wollten zu geben und zu nehmen. Die Kinderaugen aber, die großen blauen deutschen, und die schwarzen, fremdausschauenden, die waren klar und rein, und redeten eine Sprache, welche der Verkäuferin ans Herz ging. Da hob sie denn die Bublein und die Mägdlein auf den Tisch und schloß ihnen Herz und Lippen auf, und wenn die Löcher in Strümpfen und Jacken gar so groß waren, da hat sie schnell eine Nadel und Garn herbei geholt und den Schaden kuriert, und wenn das Geld gar so knapp war, da hat sie falsch Maß und Gewicht gebraucht, aber — sich selbst zum Schaden. Die deutschen Kinder waren ihr die liebsten, sonderlich wenn sie noch deutsch redeten, — sie fand's leider oft, daß die Kinder deutscher Eltern die traute Muttersprache nicht gelernt hatten, da ruhte sie nicht, bis sie ihnen bei den oft wiederkehrenden Besuchen ein deutsches Betsprüchlein beigebracht, und ließ sich's immer wieder hersagen und lohnte es denen, die es fest hielten. —

Vom Heinrich und Konrad kam keine Nachricht; auch aus der deutschen Heimat vom alten Ohm und von Ännchen keine Nachricht. Elsbeth hatte zwei lange Briefe geschrieben und alle ihre Schicksale berichtet, und nun war die heilige Weihnacht vorüber und ein neues Jahr angebrochen, aber kein Lebenszeichen weder von hüben noch drüben! Das machte dem Mädchen das Herz noch schwerer, sie dünkte sich oft ganz verlassen und vergessen!

Der Januar ist ein rauher und kalter Geselle mit Frost und Schnee. Ihr warmes Stübchen hatte Elsbeth freilich, aber es war doch ganz anders mit dem dunstigen Kochherd, der zugleich die Heizung geben mußte, als daheim in der traulichen Ecke hinter dem großen grünen Kachelofen, wo sie mit Frau Margreth am Spinnrocken gesessen und die Bratäpfel im Rohr gezischt. Da stand freilich ihr Spinnrad in der Ecke, sie hat's mit übers Meer genommen, — aber es paßt garnicht hierher, — Else hat keine Lust zum Spinnen. Da hängt auch die alte Schwarzwälder Uhr vom Haidhof, — die Bäuerin hat sich nicht davon trennen können, — das schöne Zifferblatt mit den roten Rosen und dem Vollmond, der halb zu sehen, ist freilich in der Kiste abgescheuert und verbogen, auch klingt der Schlag

hier ganz anders als daheim. Der Tag wird schon länger; auf den Dächern liegt noch ein Lichtschimmer, und das Kohlenfeuer wirft seinen Schein in die Stube. Da kommt ein rascher Schritt, die Thür öffnet sich — Elsbeth eilt hinaus — zwei Briefe liegen auf dem Ladentisch — der Briefträger, der sie eben hineingelegt, ist schon verschwunden, zwei Briefe auf einmal, — also doch nicht vergessen! O, wer jemals in weiter Fremde und Ferne geharrt und gehofft auf einen Brief von geliebten Menschen, Tag auf Tag, Woche auf Woche verrann, und die Wochen sind zu Monden geworden — immer nichts! — und nun endlich, endlich hält man das weiße Blatt in der zitternden Hand, — wer das erfahren hat, der wird es begreifen, daß dem Mädchen der Atem stockte und die Augen sich umflorten, ehe sie zu lesen begann.

Auf dem einen Briefe sind verschiedene Marken und Stempel — der kommt von drüben her, aus der lieben deutschen Heimat, — das sind die steifen aber festen Schriftzüge des alten Meisters und Ohms, die kennt Else, dieselben Schriftzüge stehen vorn in ihrer Bibel, die er ihr geschenkt zur Konfirmation und hat ihren Namen und ein Verslein hineingeschrieben. Den Brief muß sie zuerst lesen. Sie öffnet und liest:

M........ am heil. Weihnachtstage 18....

Lieben Freunde!

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden! so will ich anfangen, denn es ist ja Weihnacht. Gott gebe auch Euch allen fröhliche Weihnacht, wie Er sie mir gegeben hat, mir alten, einsamen Mann. Ja, das sollt Ihr zuerst wissen, ich bin ein einsamer Mann geworden. Das liebe Kind, meiner alten Augen Trost, ist von mir gegangen, es war ihr auch zu gönnen. Nicht lange nach Eurer Abreise, — Ihr mögt wohl noch auf dem großen Wasser gewesen sein, — da ging sie — sanft und still und selig war ihr Heimgang — sichtbarlich war's, wie die lieben Engel kamen und trugen ihre Seele aufwärts. — Ich hätte es Euch wohl eher schreiben sollen, aber ich konnte nicht, meine Seele war matt und müde und konnte nur seufzen wie Elias: „Es ist genug, HErr, so nimm nun meine Seele!“ mußte mich auch erst an die Einsamkeit gewöhnen; war mir alles so leer, so fremd, so ungewohnt. — Nun aber habe ich zu Bethlehem an der Krippe auf meinen Knieen gelegen, und da haben die himmlischen Herrscharen mir den Frieden ins Herz gesungen, — so kann und will ich Euch nun alles ordentlich und der Reihe nach erzählen! — Der Abschied von Euch allen hatte dem Kinde sehr wehe gethan, sie konnt's garnicht verwinden; sie wollte wieder fleißig sein nach ihrer Weise, aber es ging nicht mehr, die Hände versagten den Dienst. „Sie sind nur noch gut zum Falten“, sagte sie, und von da an hat sie mit gefaltenen Händen gelegen, Tag und Nacht. Speise mochte sie auch nicht mehr nehmen, nur ein wenig getrunken hat sie, wenn ihre Lippen dürre waren und ihr die Zunge am Gaumen klebte. — So schwand sie hin, dem Leibe nach, aber der Geist war stark, ja, ward immer stärker, er leuchtete aus den großen Augen, er redete hell und klar aus ihren Worten, ja, sie hat auch noch gesungen! „Christus, der ist mein Leben“ sang sie. Das klang so wunderschön, so überirdisch, als käme es schon vom Himmel her, und man mußte dabei weinen und Gott loben, der solche Macht den Menschen gegeben hat. Das allermerkwürdigste aber kam zuletzt: es war am 23. September, sie lag mit großen, klaren Augen auf ihrem Bette und blickte unverwandt in den blauen Himmel nach ihrer Gewohnheit. Da sagte sie: Großvater, die Muhme Margreth liegt auch im Letzten, ich möchte ihr so gerne sterben helfen, wenn doch der liebe Gott es mir erlauben wollte, daß ich hinginge ihr beizustehen und dann zu uns beiden sprechen: „Heute sollt ihr beide mit mir im Paradiese sein!“ Ich dachte: sie träumt! sie ist nicht bei sich! und schwieg ganz stille. Da sanken ihr die Augenlider und sie lag eine Weile ganz ruhig da, man hörte kaum den Atem. — Als sie die Augen wieder öffnete, sprach sie: „Nun ist es gut! Er hat alles wohlgemacht!“ — Ich saß die Nacht an ihrem Bette, man hörte nichts als den Brunnen rauschen, — sie hörte ihn auch, sie lächelte vor sich hin, und sprach: „Hab' Dank, Du lieber Brunnen, daß Du mir so viel vorgesungen! der HErr ist mein Hirt, nun führt Er mich zu Seinen frischen Wassern!“ — Nach einer Weile rief sie ganz leise: „Großvater! komm' bald nach! küsse mich noch einmal! — Ich liege — und schlafe — ganz in Frieden!“ — Da gab ich ihr den letzten Kuß — und sie schlief ein, wie ein müdes Kind. — Dann saß ich bis der Morgen anbrach neben ihr, und ließ den Brunnen singen den uralten Gesang vom Sterben und Leben.

Hernach kam Dein erster Brief, liebe Else, und ich erfuhr, daß meine gute Schwester Margreth auch am 23. September auf der großen See gestorben sei. Gottes Wege sind unerforschlich und seine Gedanken sind sehr tief. Er hat sie gewiß hinweggenommen aus diesem bösen Leben, damit sie vor der größeren Pein verborgen sei. Ja, verborgen im tiefen Meeresgrunde! das laßt Euch nicht kümmern! denkt nur dran: Das Meer seiner Gnade ist noch viel tiefer! —

Von den übrigen weltlichen Geschichten, von Geld und Betrug und all dergleichen, kann ich nichts schreiben; ich verstehe nichts mehr davon, mag auch nicht daran denken! Gott wird's ja alles, alles versehen! Hütet Euch nur vor dem einen, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet und thuet wider Gottes Gebot! denkt auch, was der heilige Johannes zuletzt noch schreibet: „Kindlein, hütet Euch vor den Abgöttern!“

Ich sitze nun hier und warte „auf Bescheid“ — wann ich kommen darf! bitte Tag und Nacht: „Laß bald, bald Deinen Diener in Frieden fahren, meine Augen haben ja Deinen Heiland gesehen!“ —

Dies ist mein erster und letzter Brief, lieben Freunde, ihr wißt nun alles, was ich euch noch zu sagen hatte! — Auf ein seliges Wiedersehn! Der einsame Alte.

Welch ein Brief ist das! dachte Elsbeth. — Es war ihr, als hätte jemand aus der andern Welt zu ihr geredet! ist sie in dem Leibe, oder außer dem Leibe, sie weiß es nicht! die Uhr an der Wand schlägt langsam die siebente Stunde, sie hört es nicht! — ihr Geist ist weit, weit weg! sie feiert ein Gedächtnis der Gestorbenen! —

Da fällt ihr Auge auf den zweiten Brief — soll sie ihn lesen — jetzt in dieser Stunde? Sie vermag es nicht, — es ist ihr, als ob jeder andere Ton nicht hineinpasse in die Stimmung ihrer Seele! — sie legt ihn weg bis morgen.

Dann liest sie wieder den ersten Brief. Jedes Wort ist ihr ein Schatz; es wird still und hell in ihrer Seele; das Seufzen schweigt, und die Wolken ziehen auseinander; sie fühlt sich auf einmal geborgen vor allem Unheil, — sie fürchtet sich nicht mehr; derselbe Gott, der so große Dinge drüben gethan hat, ist ja auch ihr Gott, und wie von seinem eignen Finger geschrieben steht es vor ihr: „Ist Gott für uns, wer will wider uns sein!“

Arme Elsbeth! es kann Dir not thun, daß Deine Seele stark und mutig werde, Dein Kampf, der Dir verordnet, ist nicht leicht.

Die äußere Thür wird geöffnet. Das ist der Vater. Aber er ist nicht allein, — wen bringt er mit? — Er läßt einen großen Mann zuerst eintreten, welcher vor dem Mädchen eine nicht ungeschickte Verbeugung macht.

„Ein Landsmann! Elsbeth!“ sagt der Bauer mit schwerer Zunge, — „ein guter Freund, der Deine Bekanntschaft machen will; hast Du nichts zu essen?“ —

Das Mädchen erhebt die Augen zu dem Fremden, wandte sie aber schnell wieder ab, denn was sie sieht, erregt ihren Widerwillen! Aus einem blassen, hageren Gesicht blicken sie ein Paar gluhende Augen an, ein dichter, grauer Bart bedeckt Kinn und Lippen. Das spärliche Haar liegt sorgfältig über der kahlen Stirn. Der Anzug soll fein und modisch sein, aber die schäbigen Stellen dran lassen sich nicht verbergen. Am Finger sitzt ein unechter Siegelring. Elsbeth fühlt instinktartig die tiefe sittliche Verkommenheit, welche ihr entgegentritt.

Unbeweglich steht sie aufrecht am Tisch, als erwarte sie etwas Schlimmes. Doch trägt sie den schönen Kopf hoch und die Hand, welche sich auf die Tischplatte leicht stützte, bebt nicht, — sie ist das Bild jungfräulicher [illegible] Reinheit.

Der Fremde fühlte das auch. Er mochte es [illegible] wartet haben. Er räusperte sich verlegen, ließ die [illegible] Cigarre fallen und bat um Entschuldigung, wenn [illegible]

Darauf sagte das Mädchen ruhig: „Ja, stören [illegible] allerdings; es sind eben Briefe gekommen, Vater [illegible] aus der Heimat, eine Todesnachricht; da ist man [illegible] unter sich allein!“ —

Der Mann biß sich auf die Lippen, warf [illegible] Blick auf das Mädchen, gab dem Alten flüchtig [illegible] entfernte sich. —

(Fortsetzung [illegible])

Buntes Allerlei.

Nürnberg.
(Zu unseren Bildern.)

Wie freundlich altdeutsch mutet's uns an, wenn wir den Namen der edlen Stadt Nürnberg aussprechen hören! Welche Fülle von geschichtlichen Erinnerungen, Ereignissen, Gestalten schließt dieser Name für denjenigen in sich, der sich in der Geschichte des lieben deutschen Landes schon einigermaßen umgesehen hat! Die ganze alte deutsche Städteherrlichkeit steigt, wenn wir von Nürnberg hören, vor unsern Augen auf: edle, stolze Patriziergeschlechter, stattliche, würdige Ratsherren, mit gemessenem Schritt über den Marktplatz schreitend, Häuser mit zierlichen Erkern und Giebeln, runden Fenstern, bunter Malerei und allerlei Schnitzwerk, und hinter den runden Fenstern sitzen blonde deutsche Mägdlein mit sittigem, rosigem Angesicht, ehrbare Frauen, das Gesicht von der weißen Haube umrahmt; in den Wohnungen solide Wohlhabenheit, geschmackvolle Ausstattung; blühender Handel nach Nord und Süd, nach Ost und West, zur Nord- und Ostsee wie zum Mittelmeer, ja bis in die Länder des fernen Orient. Und dabei Namen vom besten, liebsten, deutschen Klang: Beheim, Pirkheimer, Hans Sachs, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß, Lazarus Spengler, und wie sie alle heißen, die berühmten, hochangesehenen alten Vertreter der edlen Stadt an der Pegnitz. — Und trittst du nun als Kind des neunzehnten Jahrhunderts hinein in die alte Reichsstadt, so ist im Vergleich mit früheren Jahrhunderten wohl manches verändert, aber doch fühlst du dich beim Anblick der mächtigen, trutzigen Thortürme, beim Hinwandern durch die alten Straßen, zwischen den Erkerhäusern hindurch, vom Geist und Treiben vergangener Zeiten angeweht, wie nicht leicht in einer andern deutschen Stadt. Wohl tönt der Pfiff der Lokomotive und das Rollen der Bahnzüge als unmißverständliches Zeugnis einer andern Zeit über die ehrwürdige Stadt hin, wohl haben sich neumodische Vorstädte um das alte Nürnberg her gelagert, und von der starken Umwallung ist manches Stück den gesteigerten Verkehrsbedürfnissen der Gegenwart zum Opfer gefallen. Aber so allbeherrschend erschallt das Geräusch der Neuzeit noch nicht, daß es die Zeugen aus früheren Jahrhunderten, welche so achtunggebietend dastehen, zu überschreien und zum Schweigen zu bringen vermöchte, und daß nicht jeder, der Nürnberg besucht, gerne sich diesen Zeugen zu Füßen setzen und sich von ihnen etwas erzählen ließe aus vergangenen Tagen.

Geschichte einer Schwalbe. Der berühmte Tier-, Schlachten- und Genremaler Vernet (gest. 1836) war während seines Aufenthaltes in Paris Stammgast im Café de Foy. Eines Abends ließ er sich daselbst eine Flasche Bier servieren. In dem Augenblicke aber, wo er dieselbe entkorkte, spritzte der ungeduldige Gerstensaft an die Decke und verursachte auf dem erst kurz vorher neugemalten Plafond einen garstigen Fleck. Der Wirt des Cafés gab zwar mit Rücksicht auf den allverehrten Gast seinem Leidwesen über den Vorfall nicht mit Worten Ausdruck, trat aber in den folgenden Tagen, so oft Vernet erschienen war, unter die Stelle des Fleckens und richtete seine vielsagenden Blicke nach der schadhaften Stelle. Um diesen stummen Vorwürfen ein Ende zu machen, ließ Vernet Farben und Pinsel bringen, eine Leiter auf[illegible] mit seiner Künstlerhand an die Stelle des häßlichen [illegible] zierliche, allerliebste Schwalbe. Von Stund an ward [illegible] mälde eine Reliquie, auf die jeder fremde Gast besonders a[illegible] macht wurde und auf welche der Wirt nicht wenig stolz war. [illegible] Tode des Künstlers gewann das improvisierte Kunstwerk natü[illegible] mehr an Wert. Da — es war im Jahre 1864 — ging der [illegible] Cafés in andere Hände über. Der bisherige Inhaber desselben [illegible]tete sich aber als rechtmäßigen Eigentümer der gemalten Schwalbe und wollte sie aus dem Plafond herausnehmen lassen und mit sich nehmen. Der neue Besitzer des Hauses protestierte jedoch dagegen und erhob seinerseits ebenfalls Anspruch auf das Bild. Es kam darüber zum Prozeß und das Seinetribunal sprach dem ehemaligen Inhaber des Cafés die Schwalbe zu. Hocherfreut machte sich nun dieser sofort daran, das vielbegehrte Schwälblein aus der Decke herausheben zu lassen, allein vergebens, trotz aller aufgewandten Sorgfalt war es nicht zu retten, es zerbröckelte und folgte dem Schicksal seines Urhebers, indem es sich in Staub auflöste.

Ein Vielschreiber. Der deutsche Gelehrte, Kaspar v. Barth (1587 bis 1658) hatte ein so kolossales Gedächtnis, daß er, neun Jahre alt, schon alle Lustspiele des Terenz auswendig wußte. Die Anzahl seiner Schriften ist so groß, daß er selbst zu sagen pflegte, „ein damit beladenes Pferd brauche von Leipzig bis Halle zwei ganze Tage“. Er war außerordentlich belesen und gab u. a. 60 Bücher Adversaria heraus, während nach seinem Tode noch 120 Bücher solcher Adversarien im Manuskripte vorhanden waren. Adversarien nannte man im 15. und 16. Jahrhundert solche Schriften, in denen man ursprünglich nur gelegentlich hingeworfene Bemerkungen und Notizen über Gegenstände der Grammatik, Kritik, Philosophie, Geschichte u. s. w. niederlegte, die man aber durch den Druck veröffentlichte. Barth hatte fast alle griechischen und römischen Schriftsteller durchgelesen, und ein Teil jener Adversarien ist heute noch den Philologen nicht völlig unentbehrlich.

Fatal. In einem bombastischen Kampflied für irisch-amerikanische Revolutionäre war jüngst die jedenfalls sehr gelungene Zeile zu lesen: "We fight the **bottle** bravely." (Wir bekämpfen brav die Flasche.“) Der „Dichter“ hatte nämlich "battle" geschrieben („wir bekämpfen brav die Schlacht“), der dito revolutionäre Setzer war aber in diesem Falle wahrheitsliebender als der Dichter.

Prompte Expedition. Der Prinzipal wirft einen Kunden, mit dem er in Streit geraten, aus seinem Privatkomptoir, wo ihn der Buchhalter ergreift und auf den Hausflur wirft. Nachdem er dort vom Hausflur auf die Straße hinausgestoßen ist, bricht er in die Worte aus: „Das sind Grobiane, aber das muß man sagen, es herrscht doch eine prompte Ordnung in dem Hause!“

Alte Bekannte. Richter (ironisch zu einem Strolch): „Na, lieber Freund, ich dächte, wir kennen uns wohl schon!“ — Strolch: „Jewiß, Herr Präsendent, jewiß! War mir auch immer schmeichelhaft! Wo befindet sich denn Ihre werte Familije?!“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alle geschäftlichen Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

[illegible]) Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo. ([illegible]



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 5. Juni 1884. Nummer 41.

Das fünfte Rad am Wagen.

Von **Emil Frommel.** (Schluß.)

Letztes Kapitel.

Wie das fünfte Rad das Hauptrad wird.

Vor der Hochzeit schrieb die Gundel einen langen Brief an Vater und Mutter: So und so sei's gegangen. Nur das eine durfte sie nicht schreiben, daß der Eichhof ihr gehöre. Sie bat nur um den Segen, und ob nicht eins kommen wolle zur Hochzeit. — Als der Brief in der Stadt ankam, schickte ihn der Vater der Ältesten.

„So eine Heirat! — Das sieht ihr recht ähnlich, einen Schmiedegesellen, na, nu kann sie ihm helfen Räder machen" — sagte schnippisch die Supernumerariussen. Ihr Mann schaute zufällig hinein in den Brief, fuhr auf und sagte: „Was, eine Schwester habt ihr noch und habt mir nichts davon gesagt?" „Sie ist ein Krüppel und der Vater hat sie zu Hause gelassen, man spricht nie von ihr", entgegnete die Frau.

„Ihr seid doch recht elendes Bauernvolk, ein hartherziges! Statt daß ihr ein solch armes Madel in eine Anstalt bringen ließet, laßt ihr sie verkommen. Nein, eure Schwester möchte ich erst recht sehen."

„Ich verbitt' mir solche Redensarten von Bauernvolk. Was bist denn Du? Schreibervolk seid ihr, und wenn mein Vater Dich nicht erhalten würde, so könntest Du verhungern."

„Mach, daß Du fortkommst", schrie der Supernumerarius und hätte wahrscheinlich noch handgreiflicheres gethan, wenn nicht der Vater eben hereingekommen wäre. Der hatte schon lange gemerkt, daß es mit den beiden nicht mehr richtig im Senkblei stand. Heut kehrte er nur ein, die Tochter zu bitten, doch zu den Schwestern zu kommen, die beide recht krank seien. Aber die Tochter entschuldigte sich, sie habe sich für heute Abend schon versagt zu einer Gesellschaft, die andere Schwester könne ja hingehen. Aber bei der war der Vater auch schon gewesen, und die hatte denselben Grund gehabt zum Absagen. Da ging denn der Vater fort und nahm den Brief mit und dachte sein Teil. „Ja, wenn du deine Gundel hier hättest. Die würde schon dir helfen. Dein bestes Kind hast du doch verstoßen und losgeschlagen." — Seine beiden übrigen Mädchen lagen nämlich im hellen Fieber seit drei Tagen. Sie hatten sich bei einem Balle, den sie mitmachten, in der scharfen Nordluft beim Heimgehen schwer erkältet. Der Doktor zuckte die Achsel und wußte nicht, wo's hinauswollte. In den Fieberphantasieen waren die beiden immer zu Hause auf dem Eichhof. Sie redeten bald vom Lindenbaum und dem Brunnen, bald vom Wald, von der Kantorin und der Kirche. Dann sahen sie wieder die Gundel im Brautzug in die Kirche ziehen. — Den Eltern ward es wundersam ums Gemüt, als die beiden so ungeahnt und ungewollt alles wieder in die Erinnerung riefen. Der Verlauf der Krankheit war rasch. Am siebenten Tage legte die eine ihr heißes Haupt zur Ruhe und die andere am neunten. Den Tod hatten die beiden Eheleute noch nicht als Gast im Hause gehabt. Jetzt kehrte er und zwar doppelt ein. Der Eichbauer saß die Nächte durch am Bette. Was er da ausgestanden und durchlebt, das sah man ihm nur zu gut an. Er war um zehn Jahr älter geworden. Die Schwiegersöhne besorgten das Begräbnis. Ein Prediger ging nicht mit, das hielten sie für überflüssig, dagegen hatten sie ein Quartett bestellt: das sollte ein Lied singen vom Scheiden und Meiden. Das war so anders als zu Hause! In der schwarzen Leichenkutsche zu fahren ohne die Frau, allein mit den Schwiegersöhnen, keine liebende Hand, die die Särge trug, sondern kalte fremde Leute ringsum! Auf dem Kirchhof standen mit Kränzen in der Hand wohl teilnehmende Leute, und mancher sprach auch ein herzlich Wort, aber der Eichbauer hörte kaum darauf. Ihm fehlte alles, und am liebsten hätte er sich zu den beiden Kindern ins Grab gelegt. Es ist eben etwas Jammervolles, wenn sich draußen auf dem Kirchhof nur der Boden unter unsern Füßen aufthut und nicht auch zugleich der Himmel über dem Haupte. Da wird man nur hinuntergezogen ins dunkle schwarze Leid, statt hinaufgezogen in den lichten Trost. Als er wieder nach Hause kam, saßen ein paar bekannte Frauen da, die sich vergeblich bemüht hatten, die schreiende Eichbäuerin zur Ruhe zu bringen, die durchaus zu ihren Kindern wollte auf den Kirchhof.

Unter diesen Umständen konnte keines zur Hochzeit der Gundel kommen. Der Vater schrieb ihr einen Brief voll Liebe, aber auch so weichmütig, daß die Base und auch ihr Bräutigam in der Eichschmiede meinten, es müsse noch etwas Schweres dahinterstecken, was sie nicht sagen wollten. Und darüber kam die Gundel so in Aufregung, daß sie die Nächte nicht schlief und ganz ablebte. Ihr träumte, die Mutter sei am Ende gestorben oder der Konrad. Kurz sie ruhte nicht, bis ihr Bräu-

tigam wieder geschrieben und sie die Nachricht vom Tode der beiden Schwestern erhielt. Da schloß sie sich einen Tag lang ein in ihre Kammer und weinte sich einmal satt und wollte durchaus zu den Eltern. Aber Aufgebot und Hochzeit konnten nicht mehr abgestellt werden. Da bat sie nur, sie möchten sie nur so still wie möglich feiern. Und wiewohl die Base sich königlich gefreut hatte, als Brautmutter ihre Tochter zu führen, und die Schmiedegesellen noch apart sich was einstudiert und das ganze Dorf sich gefreut, so that man ihr doch gern den Willen, denn alle hatten sie lieb. Dafür aber gab sie alles, was für die Hochzeit gebacken werden sollte, den Armen, und einen großen Teil dessen, was sie an Kleidern von der Kantorin geerbt, hatte sie für die Waisenkinder im Orte zurecht gemacht. Die sollten alle unter der großen Linde gespeist werden. Aber den Schmiedegesellen versprach sie, wenn das Trauerjahr um wäre, ein großes rechtes Fest unter der Linde. Zur Kirche ging sie in ihrem schwarzen Sonntagskleid und dem Erbstück der Base um den Hals, aber doch als eine rechte Braut. Sie hatte ihr Angesicht gesalbt um ihres lieben Bräutigams willen, dem sie ihre Trauer nicht zumuten wollte. Und so steht es auch recht. Man braucht kein Totenvogel zu sein unter andern, wenn man auch selbst den schwarzen Flor ums Herz hat. Die Kirche war gedrückt voll, obgleich niemand geladen war; sie war voll von armen Leuten und Kindern, denen die Gundel Gutes gethan, die sie ganz im Stillen besucht hatte in Krankheit und Not. — Der alte Pfarrer blieb wieder bei seinem alten Tauftext und redete von dem Vorrat an Öl, den jedes kluge Paar haben müsse — notabene nicht Brennöl oder anderes, sondern Geistesöl, nämlich Freude, Friede, Geduld und so weiter; dieweil es auch im Ehestand teure und mitternächtige Zeiten geben könne. Da reiche so ein geschmücktes Lämplein irdischer Liebe noch nicht aus.

Nach der Hochzeit kamen noch traurigere Nachrichten von der Stadt. Der junge Schmiedemeister, der, was das Schreiben anging, die Feder gerade so gut führte als den Hammer, schrieb nun statt seiner Frau, die viel bei der Base in der Hinterstube war. Der alte Schmiedemeister hatte sich zur Ruhe gesetzt und war in das Haus der Base gezogen. Er wußte mit seinem Weibe recht wohl, daß es nicht tauge, wenn die Eltern des Ehemanns im Hause verbleiben, wiewohl die Gundel zu ihrer Schwieger gesagt: „Ich will mich halten zu Dir, wie die Ruth im ersten Kapitel Vers 16, und sagen: ‚Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Gott ist mein Gott, und dein Volk ist mein Volk. Der Tod muß mich und dich scheiden.‘“ Die Nachrichten aber lauteten, daß die Mutter immer schwächer werde, daß der Konrad ein Nagel am Sarg seiner Eltern sei, weil er schon mehrmal seinen Prinzipal betrogen, was alles der Vater ersetzen mußte. Mit den Supernumerariusschen Eheleuten wollte es auch nicht mehr gehen. Denn der Herr Gemahl klagte, daß seine Frau ihm nicht gebildet genug wäre und er sie nicht mehr in seine Gesellschaften einführen könne. Wenn sie im Theater ein Stück höre, so wisse sie nicht einmal die Pointe, d. h. so viel als das Pünktlein, worauf es ankommt, und da müsse er sich schämen. Im Grunde aber war's, daß die Zuflüsse spärlicher flossen von des Vaters Seite. So verlautete was davon, daß sie wieder auseinander gehen wollten. Das faßte die Gundel vollends nicht. „Thun denn so was die Stadtleute?“ fragte sie ihren Mann darum, „wenn sie's doch versprochen haben, bei einander zu bleiben bis zum Tod?“ — Da kam auch die Nachricht an's Gericht, daß das letzte Stück Wald des Eichbauern verkauft werden sollte. Es war wieder die Base, die die Sache in aller Stille fertig machte und den Wald ankaufte. — Allerdings nach der Stadt etwas zu schicken, wie Geld, dazu war sie nicht zu bewegen. „Man darf unserm HErrgott nicht ins Handwerk pfuschen, denn wenn man jetzt denen hilft, so kommen sie ihr Lebetage nicht zurecht. Die müssen erst arm und klein werden, wie der verlorene Sohn. Aber der Gundel und ihrem Manne wehrte sie nicht, wenn sie das schönste Mehl und die besten Kartoffeln in stiller Ahnung der Mutter sendeten, die Eltern möchten Not leiden. — Da kam ein herzzerreißender Brief des Vaters, der meldete in kurzen Worten viel. Das Vermögen war vollends verloren durch schlechte Zeit und falsche Spekulation einesteils, durch den Aufwand im Hause und die immerwährende Krankheit der Eichbäuerin, aber vornehmlich durch einen schlechten Streich des Konrad, der einen falschen Wechsel ausgestellt und nur wählen konnte zwischen Bezahlen oder Zuchthaus. Das brach dem Vater vollends das Herz. In seinem Briefe klagte er aber niemand an und schlug nicht um sich wie viele Leute, sondern in sich, was das Beste ist. Als die Base diesen Brief gelesen, sagte sie zur Gundel und ihrem Mann: „So, jetzt darf ich heim, mein Gebet ist erhört, nun kommt meines Bruders Sohn auf den rechten Weg. Gundel und Friedrich! ich danke Euch für Eure Liebe. Wenn's in der Stadt völlig am Ende ist, dann macht Ihr Euch auf. Ihr werdet's schon von selber thun, aber es ist auch mein letzter Wille. Mit dem, was der Wald wert ist, mit den Zinsen, nehmt Ihr die Alten auf und was sich noch retten lassen will von dem Jungen. Das andere ist alles in Richtigkeit. Ihr begrabt mich gerade so wie die Kantorin. So und nun holt mir Euren Vater drunten in meinem Haus.“ Mit dem redete sie noch lange. Ein Schriftstück besagte, daß ihm das Haus gehören und später an seine Enkel fallen solle, wenn Gott ihnen Kinder gäbe. Danach ist sie noch zum Pfarrherrn gegangen, mit dem sie auch noch allerhand abmachte, und als es Sonntags früh zur Kirche läutete und die Gundel die Base wecken wollte, war sie schon aufgewacht — aber zum ewigen Leben. Ein Herzschlag hatte ganz still ihr Leben zum Feierabend gebracht. — Durch die Gemeinde ging eine Totenstille, als der Pfarrer die Abdankung las und was alles sie den Armen und Elenden vermacht, wie sie nichts vergessen. Das war die, von der sie sagten: „Sie habe einen bösen Blick.“ Und der Pfarrherr sprach dann auch etwas vom „bösen Blick“ und vom „bösen Ohr“ und vom „bösen Maul“, und ging die Gemeinde also nachdenklich heim.

Der Gundel aber und ihrem Mann ließ es keine Ruhe; sie mußten die Eltern zu sich bekommen. So luden sie sie ein, ob sie nicht zu Besuch kommen wollten im Frühjahr, das ganz nahe war, und sich die Wirtschaft ihrer Kinder besehen, und stellten ihnen das so leicht hin und versprachen auch, die ganze Reise zu zahlen und sie eine große Strecke abzuholen. Der Brief kam gerade zur rechten Zeit, die Pfändung stand vor der Thür, die der Supernumerarius nur mit aller Anstrengung zu verhindern vermochte. Während des Prozesses sollten die Eltern fort, für den Konrad aber sollte anderweitig gesorgt werden. Er sollte aufs Schiff nach Amerika gebracht werden. Aber das litt die Gundel nicht. „So lang ich lebe, nicht. Ich hab ihn einmal gerettet, vielleicht geht's zum zweiten Mal mit Gottes Hilfe.“ Seinem Vater durfte er nicht unter die Augen kommen. Sie sann und sann, und endlich sagte sie ihrem Mann: „Friedrich, Du bist ein Mann nach Gottes Herzen und wiewohl Du jung bist, hast Du doch Macht und Gewalt über ein Herz. Thätst Du Dich getrauen, den Konrad wieder mit Gottes Hilfe zurecht zu kriegen?“ „Ja, mit Gottes Hilfe, Gundel. Aber folgen muß er.“ „Nun, dann ist's gut.“ — Die Eltern kamen an. Am Mittag holten die beiden sie von weiter Station ab, und tiefe Mitternacht war's, als sie, oben durch den Wald fahrend, am Eichhof ankamen. So hatte es die Gundel eingerichtet, um den Eltern den Anblick der Leute zu ersparen. Das Hinterstüblein war heimlich hergerichtet und der Eltern Betten standen drin, die die Base auch ersteigert hatte, und alles, was ihnen sonst lieb war, die Bilder

der Base und der Kantorin. Dort oben in der Hinterstube brach der starke Eichbauer, der mittlerweile schneebleich geworden, zusammen. Als sie aus der Kantorin Gebetbuch den Abendsegen zusammen lasen, weinten sie wie die Kinder, denn auch die Eichbäuerin war nicht mehr zu kennen. Wohl sah ihr Gesicht mit den regelmäßigen Zügen noch immer schön drein, aber doch wie ein verhageltes Korn- oder Blumenfeld. Als die Gundel hereinkam, um die Eltern noch recht warm zuzudecken, erhob sich der Eichbauer im Bette und wollte anfangen: „Gundel, wir haben schwer an Dir gefehlt" — aber die ließ ihn nicht ausreden, sondern küßte ihn auf den Mund und sagte: „Vater, das dürft Ihr mir nie mehr sagen, so lange Ihr hier seid.. Ich bin Euer leiblich Kind, jetzt wie ehemals, und hab Euch nur zu ehren und zu lieben." — Und so stand auch der junge Mann zu ihnen. Er konnte den Rat des Eichbauern in allen Sachen gut brauchen, und vom Fortgehen war keine Rede mehr. Die Töchter blieben in der Stadt, die Supernumerariussen waren wirklich geschieden; sie zog zu der Schwester, deren Mann wieder Stellung gefunden. Nur der Sohn — ach so manchmal ging's dem Eichbauern durchs Herz, wenn er an ihn dachte, und namentlich als auf dem Eichhof



„Kennt Ihr den, Vater? Euren Konrad!" In Schmiedetracht mit dem Schurzfell und Hammer stand er vor ihm, das Auge gesenkt.

nach manchen Jahren erst der erste Enkel geboren wurde, that er bei der Taufe als Großvater einen Spruch, der ging durch Mark und Bein. Da erzählte er, was er einst in Thorheit geredet von seinem Sohn, der ein Nagel an seinem Sarg sei. Hundertmal habe er schon gedacht, daß es besser gewesen, der Marder hätte ihn damals als Kind erdrückt, und die Gundel wäre nicht um den Arm gekommen, und alles wäre anders gekommen." Aber da fiel ihm die Gundel in die Rede und sagte: „Vater, meinen lahmen Arm scheltet nicht, der ist zehnmal besser als ein gesunder. Mit diesem Arm hab ich nach unserm HErrgott greifen gelernt — und wer weiß, ob Euer Sohn, mein Konrad, nicht noch kommt und Ihr's erlebt, daß er Eure Freude wird?"

Der Eichbauer sah wehmütig drein und schüttelte den Kopf. — „Aber wenn er nun käme, würdet Ihr ihn aufnehmen? Darf er dann vor Euer Angesicht kommen?" Der Eichbauer nickte stumm. Da ging die Gundel mit leuchtendem Antlitz hinaus. Die Schmiedegesellen standen draußen und sangen ein Lied, und in ihrer Mitte stand ein schöner, kräftiger Bursche, und die Thränen liefen ihm herunter von den Backen beim Singen. Der Eichbauer trat ans Fenster, um zuzuhören. Aber als der Sang fertig, faßte die Gundel den dunkelschwarzen Burschen und umhalste ihn mit ihrem lahmen Arm und führte ihn am gesunden herein. „Kennt Ihr den, Vater? Euren Konrad?" In Schmiedetracht mit dem Schurzfell und Hammer stand er vor ihm, das Auge gesenkt. Da lief der Eichbauer ihm entgegen wie der Vater im Evangelio und weinte lange an seinem Halse und rief immer nur: „Mein Sohn, mein Sohn!"

Was hat die Gundel gethan? Ja, allerdings war der Junge nach Hamburg gekommen, aber nicht aufs Schiff, sondern zu einem Gottesmanne, der schon manchen schiffbrüchigen Sohn zurechtgebracht. Dort wurde er Schlosser und Schmied. Das hatte alles der alte Pfarrherr vermittelt, und die Gundel gab das Geld und das Gebet dazu her. Und als er sich wieder zurechtgefunden und in der Tiefe neu angefangen, so nahm ihn der Friedrich in die Pflege. Der hatte nämlich etliche Stunden weit vom Eichhof noch eine Schmiede, in der feinere Sachen gemacht wurden. Wie oft ist die Gundel in den Wald gefahren halbwegs, und der Konrad kam auch halbwegs entgegen, und unter der Blutbuche saßen die zwei, wo einst der Vater sein fünftes Rad am Wagen mitgenommen und ihr gesagt, daß sie dableiben müsse. Dort hat sie ihren lahmen Arm oft um ihn geschlungen und ihm zugeredet und durch ihre Liebe sein Herz völlig überwunden. Nun aber, bei der Taufe ihres Erstgeborenen, sollte er den Vater sehen. — Es war des



So hielt sie ihre drei Kinder in ihrem gesunden Arm und umschlang den Mann mit dem lahmen — und ist still unter solcher Liebe eingeschlafen.

Eichbauern letzte Freude, und ihm war auch wie dem alten Erzvater Jakob, als er seinen Joseph wiedersah. Und doch sollte er noch eine erleben: das war, als sein Konrad an einem Tage sonntäglich zum alten Eichschmied in der Base Haus kam und von dort das Jawort erhielt und die Tochter, die Schwester des Friedrich, als seine liebe Braut dem Vater brachte und um seinen Segen bat. — Der Konrad zog dorthin und ward ferner alten Schwiegereltern Trost.

Den Gerichtsschreiber und „seine Gemahlin", den Provisor haben die Zeiten weggefegt wie Spreu, und der Konrad versieht das Amt des Gerichtsschreibers vortrefflich neben seiner Schlosserei. Die Alten gingen auch heim.

Aber von einer thut's dem Verfasser und vielleicht auch dem geneigten Leser doch besonders leid zu scheiden. Und das ist die Gundel. Beim dritten Kind kam das Fieber über sie und war keine Rettung mehr. Aber sie war lange darauf gefaßt, und der Spruch über ihrem Bette sagte ihr's alle Tage. So lieb sie ihren Mann hatte und die Kinder — das halbe Herz war droben bei dem andern Teil, der ihr so ans Herz gewachsen und ihr das Beste gewesen im Leben, beim Kantor und der Kantorin und der Base und ihren Eltern, die ihr alle hatten helfen müssen, ein rechtes Rad am Wagen zu werden. So hielt sie ihre drei Kinder in ihrem gesunden Arm und umschlang den Mann mit dem lahmen — und ist still unter solcher Liebe eingeschlafen. — Seit Mannesgedenken war keine Leichenbegleitung wie die ihre. Ihr Grab sah man vor Blumen nicht. Der

alte Pfarrer aber, der allein übrig geblieben von alle denen, redete von ihr und schilderte sie, die alle als fünftes Rad am Wagen wohl gekannt, wie ihr solches zum Segen geworden und sie selbst ein Segen gewesen, und schloß mit seinem alten Satze: „Sie war kein fünftes Rad am Wagen, aber eine der fünf klugen Jungfrauen im Evangelio.

Friede über ihrem Grabe! Amen.

Ende.

Fürstliche Seelenverkäufer und ihre Opfer.

Ein Blatt aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts

I.

In Amerika war die Revolution der englischen Kolonieen gegen das Mutterland ausgebrochen. England brauchte, um dieselbe niederwerfen zu können, vor allem Truppen. Die in den Kolonieen stationierten reichten zur erfolgreichen Führung des Krieges durchaus nicht hin. Die englische Streitmacht in Amerika war über den ganzen Kontinent zerstreut und belief sich alles in allem auf höchstens 15,000 Mann. Die Machthaber in London mußten daher darauf bedacht sein, die Zahl zu verdoppeln, wenn nicht zu verdreifachen.

Aber wie sollte das bewerkstelligt werden? Die im eigenen Lande vorhandenen Mittel waren nicht genügend. Die geborenen Engländer wollten und sollten in Amerika nicht dienen. „Der dortige Konflikt war namentlich in den unteren Volksklassen von Anfang an sehr unpopulär gewesen und wurde jetzt durch die Aussicht, moglicherweise selbst noch zur Niederwerfung der Revolution herangezogen zu werden, bei ihnen noch unpopulärer."

Die Regierung hatte daher sehr wenig Neigung, die Zahl ihrer Regimenter durch Werbungen in England voll zu erhalten oder zu vermehren. Irland, Schottland, Canada und die amerikanischen Loyalisten konnten zusammen ebenfalls keine Armee auf die Beine bringen. Was blieb also übrig? Das Kabinett beschloß am 14. Juni 1775, im Einklang mit der fast seit einem Jahrhundert befolgten und bewahrten Praxis, unverzüglich fremde Hilfstruppen anzuwerben.

Man wandte sich zuerst an Rußland. Der englische Gesandte in Petersburg erhielt den Auftrag, um die Überlassung eines Hilfskorps von 20,000 nachzusuchen. Ein eigenhändiger Brief des Königs Georg III. an die Kaiserin Katharina unterstützt das Gesuch. Aber — man wird abgewiesen, ja obendrein von den hochmütigen Barbaren verhohnt. Man wendet sich an Holland, und wieder läßt sich kein Geschäft machen. Politische Beziehungen zu fremden Machten und bedeutende eigene Interessen bewogen beide Staaten, das englische Ansinnen kurzerhand abzuweisen. Guter Rat war also teuer. Truppen mußten beschafft werden und zwar so schnell wie möglich. Die Herren Minister beschlossen daher, sich jetzt endlich an die einzige noch übrige Quelle zu wenden, aus welcher man seinen Bedarf an Soldaten zu schöpfen hoffen konnte: — an Deutschland.

Hier war der Soldatenschacher eine längst bekannte und geübte Sache. Wie einst die Obersten der Landsknechte die von ihnen geworbenen und besoldeten Regimenter an die Fürsten vermietet hatten, so vermieteten vom Ende des dreißigjährigen Krieges an bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus die meisten der kleineren und größeren deutschen Potentaten ihre durch Werbung oder Aushebung zusammengebrachten Truppen, ganz als ob sich das von selbst verstände, an fremde Mächte, vorzüglich an Holland, Venedig und Frankreich. Was sie dazu bewog, läßt sich leicht begreifen. Die verschwenderischen Fürsten der damaligen Zeit brauchten Geld, viel Geld, um ihren kostspieligen Launen und Leidenschaften frönen zu können. Sie betrachteten das Land, über welches sie herrschten, als ihr unbestrittenes Eigentum, mit dem sie nach Belieben schalten und walten könnten. Mithin hielten sie sich auch für berechtigt, mit ihren Heeren zu machen, was sie wollten, also auch dieselben gegen reichliche entsprechende Bezahlung an den Meistbietenden zu vermieten. Was kümmerte es sie, wenn ihr ruchloses Thun Deutschland bald zu einem Menschenmarkte erniedrigte, wo gegen Geld und gute Worte immer Soldaten zu haben waren? Über solche albernen Vorurteile, wie Vaterlandsliebe und das Gefühl politischer Würde, war die Mehrzahl der deutschen Potentaten vom dreißigjährigen Kriege an bis auf die französische Revolution erhaben. Namentlich die kleineren und kleinsten der Fürsten überboten einander auch in dieser Hinsicht an Schamlosigkeit. Sobald nur ein Krieg drohte, boten sie den feindlichen Parteien ihre Truppen an, und je nach der Konjunktur des Marktes erhielten sie höhere oder geringere Preise für ihre Ware. Namentlich England, das nach der Thronbesteigung des Hauses Braunschweig-Hannover in der europäischen Politik eine tonangebende Rolle spielte, war ein stets bereiter Käufer. Auf fast allen Schlachtfeldern Europas, in Gibraltar und Minorka, ja in Madras und den übrigen englischen Kolonieen sehen wir daher im Laufe des vorigen Jahrhunderts deutsche Regimenter in englischen Diensten kämpfen, und ungeheure Summen flossen dafür in die Taschen der Landesväter, welche das Blut ihrer Unterthanen dem fremden Monarchen zur Verfügung stellten. Niemals aber wurde diese schmachvolle Verschacherung deutschen Blutes in größerem und niederträchtigerem Maßstabe betrieben, als zur Zeit der amerikanischen Revolution.

Kaum war die Verlegenheit Englands in Deutschland bekannt geworden, so liefen auch im Kabinette von St. James von verschiedenen deutschen Höfen Briefe ein mit eifrigen Anerbietungen militärischer Gefälligkeit gegen ein gut Stück Geld, und kaum hatte der englische Minister die Blicke nach dieser Seite gewendet, so hatte er auch schon ein halb Dutzend kleiner Herren hinter sich am Rockschoß, die mehr oder minder zu brauchen waren und die sich um Aufträge in Menschenware förmlich rissen. Wir wollen zunächst einmal die Schatten der Landesvater, die sich an diesem ungewöhnlich schmutzigen Handel beteiligten, rasch am Auge des Lesers vorübergehen lassen und nur bei einem besonders widerwärtigen kleinen Kerl uns etwas langer verweilen.

Lord Suffolk, der englische Minister des Auswärtigen, beauftragte einen Obersten Faucitt die Lieferungsverträge abzuschließen. Sir Joseph Yorke, der Gesandte Großbritanniens im Haag, der die deutschen Verhältnisse und Zustände genau kannte, war dazu ersehen, gelegentlich als Vermittler den Wünschen der nach englischem Golde hungernden Serenissimi*) zum Ziele zu helfen. Faucitt machte sich also auf den Weg. Im November 1775 reiste er zuerst nach Braunschweig. Hier regierte Herzog Karl I. (1735—1780), ein alter prachtliebender, liederlicher und gründlich verschuldeter Herr, dem italienische Oper, französisches Ballett, Maitressen, Militärspielerei und Goldmacherei ungeheure Summen verschlangen. Neben ihm regierte der Erbprinz Ferdinand, nicht viel besser als der Vater, nur weniger verschwenderisch und viel klüger. Mit ihm hatte der britische Kommissarius zu thun und an ihm fand er bei der Unterhandlung seinen Meister. Nach einigem

*) Serenissimus, d. h. der Allerheiterste, ein Ehrentitel deutscher Fürsten im vorigen Jahrhundert.

Feilschen wurde für die herzogliche Kasse ein recht günstiger Kontrakt abgeschlossen. Braunschweig liefert 4500 Soldaten und empfängt dafür zunächst pro Mann dreißig Kronen ($35) Werbegeld, dann jährlich, so lange die Leute in englischen Diensten stehen, 64,500 Kronen und von dem Tage an, wo sie in die Heimat zurückkehren, zwei Jahre lang das Doppelte dieser einfachen Subsidie.

Nachdem Faucitt den Vertragsentwurf in Braunschweig abgeschlossen und an Suffolk eingesandt hatte, reiste er seinem Auftrage gemäß sofort nach dem benachbarten Kassel ab, wo er am 10. Dezember ankam. Hier spielte sich der zweite Akt der Tragödie — für Unbeteiligte stellenweise Tragikomödie — ab.

Die Landgrafen von Hessen hatten schon seit etwa hundert Jahren das Vermäkeln bewaffneter Unterthanen und Landsleute als regelmäßiges kaufmännisches Geschäft betrieben und sich wohl dabei befunden. Der hier damals regierende Landesbeglücker war ein Namensvetter des großen Preußenkönigs und hieß also Friedrich II. Er gehörte durch seinen Reichtum, seine Familienverbindungen und die günstige Lage seines Landes zu den mächtigsten und angesehensten Reichsfürsten. Er war ein nüchterner Rechner und ordnungsliebender Geschäftsmann, dabei ein rücksichtsloser Egoist, ein Liebhaber französischer Sitte und Unsitte, maßlos baulustig und niederträchtig liederlich. Sein Heer in Friedenszeiten belief sich auf etwa 16,000 Mann. Das Land war nach dem Vorbilde Preußens in Kantone eingeteilt, deren jeder eine gewisse Anzahl Rekruten für ein bestimmtes Regiment liefern mußte. Wenn die Eltern der ausgehobenen Söhne klagten, so kam der Vater in die Eisenarbeit, die Mutter ins Zuchthaus. Wer desertierte, mußte zwei Tage hintereinander Spießruten laufen, jeden Tag zwölfmal, zuweilen bis zum Tode. In einem solchen Lande, wo ein solcher Tyrann regierte, hatte Faucitt leichtes Spiel. Der Minister des Landgrafen, Ernst Martin von Schlieffen, mit dem der Unterhändler die Verhandlungen anknüpfte, war einer der geriebensten Diplomaten der Zeit. Derselbe wußte die Not Englands vortrefflich auszubeuten und schrieb die striktesten Bedingungen vor, wofür er allerdings zwölftausend der besten Truppen zur Verfügung stellte. Daß bei dem Geschäfte die Excellenz Schlieffen selbst nicht leer ausging, versteht sich von selbst. Rührend ist, die landesväterliche Gnade zu beobachten, die sich infolge des gemachten vortrefflichen Geschäftes über das glückliche Hessen ergießt. Serenissimus streicht außer dem Betrag einer angeblichen Schuldforderung aus dem siebenjährigen Krieg, der unter anderen Umständen nicht zu erlangen gewesen wäre, für jeden der auf die amerikanische Schlachtbank verhandelten Unterthanen erst 30 Kronen Werbegeld, dann noch einmal 37½ Kronen jährliche Subsidien in seinen Säckel. König Georg bezahlt und verpflegt selbstverständlich die Gemieteten für die Dauer des Krieges. Für das alles geruht der Landgraf huldreichst, seinen getreuen Hessen die halbe Kriegskontribution zu erlassen. Das Volk freilich sieht diese „Wohlthat" nicht ein. Den Reisenden jener Zeit fällt immer das traurige gedrückte Wesen der Hessen auf, namentlich bemerken sie über den Gesichtern der Frauen eine tiefe Trauer, eine schmerzliche Resignation ausgebreitet. Die Hessen, welche, um den beständigen Aushebungen zu entgehen, haufenweise nach Ungarn und Polen auswanderten, pflegten sich sehr bezeichnend selbst „Herrenmänner" zu nennen. „Sind wir tot, so sind wir davon", war eine gewöhnliche Redensart der armen Leute im Lande. Daher vermutlich der Ausdruck „blinde Hessen". Nach dem siebenjährigen Kriege war ganz Hessen von aller junger Mannschaft entblößt, und kaum war wieder einige nachgewachsen, so mußte sie, der zwanzigste Teil der Bevölkerung des ganzen Landes, nach Amerika ziehen. Hier ist infolge dessen der Name „Hessen" ein sogenanntes "household word", wenn auch nicht in ehrenvollem Sinne, geworden. Wir kommen auf die Schicksale der hessischen, sowie der übrigen deutschen Truppen, die im Kriege gegen die Ver. Staaten verwendet wurden, später zu sprechen.

Doch zurück zu dem Soldatenschacher. Der nächste fürstliche Seelenverkäufer, mit welchem Faucitt zu thun hatte, war der Sohn des vorigen, Erbprinz Wilhelm, der die Grafschaft Hanau als selbständiges Fürstentum verwaltete. Nach Hanau also reiste der britische Unterhändler, nachdem er in Kassel alles abgewickelt hatte. Prinz Wilhelm war damals noch ein junger Mann, der alle übeln Eigenschaften seines Vaters und noch ein paar schlimmere dazu besaß, eine rohe Unteroffiziersnatur, grob, sinnlich, aller persönlichen Würde bar, Feind jeder Bildung, über die Maßen geldgierig, — derselbe, der später als Kurfürst von Napoleon weggejagt wurde, den preußischen Minister v. Stein um Entschuldigung bitten mußte, daß er sich unterstanden, ihm einen Orden anzubieten, und der 1814 den Hessen den abgeschnittenen Zopf wieder aufzwang. Ungleich seinem Vater spielte er Faucitt gegenüber eine sehr servile Rolle. Er nennt König Georg seinen „hochherzigen Beschützer und erhabenen Herrn" und fließt in seinen Briefen an diesen und Suffolk von unterwürfigen Wendungen über. Um des geringfügigsten Vorteils willen wird er zum kriechenden Bittsteller. Er liefert schließlich ein Infanterieregiment von 668 Mann nebst etwas Artillerie und streicht dafür dasselbe Blutgeld ein, wie der Braunschweiger Vetter. Übrigens muß, was wahr ist, auch hier wahr bleiben: England wird gut bedient, auch die Ware des Erbprinzen ist preiswürdig, und auch er behält nicht den ganzen Profit, den sie ihm abwirft, sondern bewilligt, wie der Herr Vater, einen Steuernachlaß für die Dauer des amerikanischen Krieges. Wie aber der Sohn noch geiziger als sein würdiger Erzeuger ist, so erstreckt er auch seine Huld nicht auf alle Unterthanen, sondern nur auf die Eltern und Eheweiber der von seiner Firma übers Meer versandten Soldaten und Unteroffiziere. „Indem Wir", so schließt er seinen betreffenden Erlaß, „uns nun ein wesentliches Vergnügen daraus machen, unseren getreuen Unterthanen ein solches Merkmal unserer Gnade zufließen zu lassen, und dadurch unserer unveränderlichen Neigung, ihnen auf alle Weise wohlzuthun, auch hierinnen folgen zu können: So leben Wir der zuversichtlichen Hoffnung, unsere getreuen Unterthanen werden sich dieser Gnade und Wohlthat würdig zu machen, folglich auch die in unseren (sic) Kriegsdiensten dermalen abwesenden Soldaten sich bestreben, solche durch Treue, Mut und Tapferkeit, die hier im Lande zurückgebliebenen Unterthanen aber durch Rechtschaffenheit, Fleiß und wirtschaftliches Benehmen zu verdienen suchen."

Von Hanau eilte Faucitt nach Waldeck. Der Hof von Arolsen hatte ebenfalls schon seit einem Jahrhundert aus dem Soldatenvermieten ein Geschäft gemacht und dabei seine Rechnungen gefunden. Sein ältester und bester Kunde war Holland, und nur bei besonders günstigen Konjunkturen des Menschenmarktes überließ man seine Truppen an andere Mächte, wie z. B. im siebenjährigen Kriege an England. Dieser Handel hatte bisher den Chefs des Hauses Waldeck die Mittel zu einem Auftreten verschafft, welches weit über das hinausging, was ihr winziges Land eintrug. Aber wie bekanntlich der Krug so lange zu Wasser geht, bis er zerbricht, so waren auch die Finanzen des Waldeckers schließlich in arge Trümmer zerfallen. In der Schatulle des gnädigsten Herrn herrschte tiefe Ebbe, und guter Rat war um so teurer, als die Landesstände sich alleruntertänigst über die sinnlose Verschwendung Serenissimi beschwerten. Der Ausbruch des Aufstandes in Amerika war daher für Durchlaucht Friedrich eine wahre Wohlthat. Er beeilte sich deshalb, an Lord Suffolk einen devoten Brief zu schreiben, in welchem er sich und sein Land dem Könige

Georg gehorsamst zu Füßen legte. „Mit Leib und Seele“, so heißt es in dem vom 13. November 1775 datierten Schreiben, „dem Monarchen ergeben, dessen Minister zu sein Sie das Glück haben, halte ich es für meine Pflicht, was nur in meinen schwachen Kräften steht, aufzubieten, um wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, wenn es sich um Seinen Dienst handelt. Ich nehme mir deshalb die Freiheit, Mylord, Sie gehorsamst zu ersuchen, Sr. Majestät versichern zu wollen, daß, im Falle irgend welche Verhältnisse es nötig machen, fremde Truppen anzuwerben, ich es als eine große Gunst Ihrerseits betrachten werde, wenn Sie ein Regiment von 600 Mann annimmt, das wie sein Fürst vor Verlangen brennt“ — hier lügt Serenissimus wie gedruckt —, „sich für Sie (die Majestät) zu opfern.“ Suffolk nahm denn auch dies Anerbieten an, und daraufhin erschien Faucitt, wie bereits gemeldet, auf der Bildfläche von Arolsen. Aber es erhoben sich Schwierigkeiten, der gute Wille des Fürsten, Geld zu verdienen, war größer als seine Leistungsfähigkeit. Indes zuletzt ging es doch. An die Pfarrer des Ländchens erging der Befehl, daß sie von der Kanzel herab ihre Pfarrkinder zum Anschluß an das nach Amerika verkaufte Regiment auffordern sollten. Was zur Komplettierung desselben noch an „Kerls“ mangelte, wurde in dem benachbarten Bistum Hildesheim zusammengestohlen, dann aber wurden die Leute wie ein Haufen Sträflinge von berittenen Landjägern an die Grenze bis auf die Weserschiffe in Beverungen eskortiert. Der Fürst aber verleibt schmunzelnd seinem Dokumentenschrank einen Kontrakt ein, in welchem ihm 20,100 Kronen Werbegeld, 25,050 Kronen jährlicher Subsidien, sowie 30 Kronen für jeden seiner in Amerika etwa fallenden Unterthanen zugesichert werden.

Der Feldzug des Sommers 1776 war für die englischen Waffen ein entschieden siegreicher. Suffolk beeilte sich daher durchaus nicht, von den ihm seitens vieler anderer deutschen Fürsten gemachten Truppenanerbietungen Gebrauch zu machen. Solche Anerbietungen kamen aber in Menge, und von den Souveränen machte einer dem andern in der Weise der gemeinsten Schacherjuden Konkurrenz. Jeder wollte einen günstigen Vertrag für sich und glaubte zu verlieren, wenn sein Nachbar schnellern Erfolg hatte. Der alte Kurfürst von Bayern bettelte den englischen Gesandten Elliot förmlich an und wurde von diesem höhnisch abgefertigt. Man wollte das bayerische Militär nicht, da dasselbe nach dem päpstlichen für das schlechteste in ganz Europa galt. Würtemberg bot 4000 Mann an, vermochte aber weder sie aufzutreiben, noch sie zu equipieren. Der Herzog Karl Eugen, ein halbtoller Verschwender, hatte sich ruiniert. Er besaß weder Waffen noch Uniformen für das von ihm in Aussicht gestellte Kontingent, die Soldaten erhielten keine Löhnung, „damit sie nicht desertierten“, die Offizierszelte waren für die ländlichen Feste Serenissimi zerschnitten. Man suchte Faucitt hinters Licht zu führen, aber er merkte die Absicht und brach die Unterhandlungen ab. Ähnlich stand es mit Darmstadt, Sachsen-Hildburghausen und Gotha. Anspach-Bayreuth dagegen stellte 2553 Mann, wofür eine hübsche Summe in die stets leere Tasche des Markgrafen Karl Alexander floß. Unter seinen Truppen brach auf dem Marsche in Ochsenfurt am Main ein Aufstand aus, der nur durch die Geistesgegenwart des in aller Eile herbeigekommenen Markgrafen unterdrückt werden konnte. So schnell war Serenissimus von Anspach weggeeilt, daß er seine Uhr auf dem Tische liegen gelassen und nicht einmal Kleider mitgenommen hatte, so daß er sich von dem fürstlichen Vetter in Hanau reine Wäsche und Hemden borgen mußte. Er beschloß, der größeren Sicherheit wegen seine Truppen jetzt nicht mehr außer Augen zu lassen und sie den Main und Rhein hinunter bis zu ihrer Einschiffung in Holland zu begleiten.

Doch, es widerstrebt uns, tiefer auf die widerwärtigen Einzelheiten einzugehen. Nur noch einen der kleinen fürstlichen Seelenverkäufer möchten wir unseren Lesern zeigen, ehe wir auf die Schicksale der von ihnen verkauften beklagenswerten Opfer weiter eingehen.

Auf der Entenjagd in Chile.

Von F. Forstner.

Viele gefährliche Stunden und aufregende Szenen habe ich während meiner Fahrten auf der See erlebt, aber keine hat eine so nachhaltige, noch jetzt mir die Haare sträubende Erinnerung zurückgelassen, als folgendes Abenteuer, welches sich auf dem Lande abspielte.

Ich lag mit dem englischen Walfischfänger „Prince Regent“ in Valparaiso, um, nachdem wir zehn Monate zwischen den Südseeinseln gekreuzt hatten, einmal wieder die Takelage gründlich nachzusehen.

Es war an einem herrlichen Julimorgen, als einer meiner Kameraden, der Harpunier James Grace, und ich, nachdem wir Urlaub bekommen hatten, an Land gingen, um einen seit mehreren Tagen geplanten Jagdausflug zu machen. Nachdem wir am Qual gelandet waren, schritten wir munter durch die engen steilen Straßen von Valparaiso, indem wir beabsichtigten, uns nach einer ziemlich großen Niederung zu begeben, welche ungefähr sechs englische Meilen von der Stadt liegt und unter dem Namen Las Salinas bekannt ist. Keiner von uns beiden war früher an diesem Orte gewesen, aber wir hatten gehört, daß es dort von wilden Enten wimmeln sollte und daß man, um dorthin zu kommen, nur dem Eisenbahndamm, welcher zwischen Quellota und Valparaiso läuft, zu folgen brauche, bis man an einen Tunnel käme, hinter dem das Jagdterrain läge. Hierbei muß ich erwähnen, daß auch in Chili die Eisenbahnen nicht etwa mit Drahtzäunen oder sonstigen Sicherheitsmaßregeln versehen sind und daß es kein Hindernis giebt, welches jemanden abhielte, auf dem Eisenbahndamme selbst entlang zu gehen. Nachdem wir die Stadt hinter uns hatten, stieg unsere Ausgelassenheit, wir gingen längs den Schienen, sangen aus voller Brust alle möglichen Lieder, sprangen über im Wege befindliche Büsche, kurz und gut, betrugen uns sehr wenig wie richtige Jäger. Unser Weg führte an der Bucht entlang, und da es am Strande Möwen und Pelikane in Menge gab, hielten wir öfter an, um einige von diesen Vögeln zu schießen, so daß es beinahe Mittag war, als wir den Eingang in den Tunnel erreichten.

„Nun, Jim, müssen wir den Berg hinaufklettern“, sagte ich zu meinem Gefährten „und auf der anderen Seite wieder hinuntersteigen, dann werden wir die ersehnten Enten in Sicht bekommen.“

„Das ist eine saure Arbeit“, antwortete Jim, indem er den Berg mit kritischer Miene betrachtete. „Könnten wir uns den Weg nicht bedeutend abkürzen, wenn wir durch den Tunnel hindurch gehen?“

„Du weißt, was wir gehört haben“, entgegnete ich. „Es liegt nur ein einfacher Schienenstrang und es soll kaum Raum genug für die Lokomotive sein. Wenn wir von einem Zuge überrascht würden, ist es unser sicherer Tod, es wäre ein Wahnsinn, ein solches Wagestück zu unternehmen.“

„Du kannst ja den Berg hinaufklettern, wenn es Dir sonst Vergnügen macht“, antwortete hartnäckig mein Kamerad. „Ich bleibe dabei, es zu wagen und durch den Tunnel durchzugehen. Komm nur mit, alter Junge“ — und ohne ein Wort weiter zu sagen, betrat er den dunklen Raum. Ich wußte, daß es unnütz sein würde, weiter mit ihm zu streiten, und eine falsche Scham hielt mich ab, der Vernunft zu folgen und den allerdings mühsameren, aber unbedingt sicheren Weg über den Berg hinweg einzuschlagen. Ich fürchtete, daß meine Weigerung mich in den Ruf der Feigheit bringen würde, und so ließ auch ich mein Bedenken schwinden; nachdem ich noch einen Blick zurückgeworfen hatte, um mich zu überzeugen, daß kein Zug auf den Schienen sei, folgte ich meinem Gefährten.

Jeder Schritt, welchen ich vorwärts that, zeigte mir aufs klarste, welcher furchtbaren Gefahr wir ausgesetzt wären, wenn ein Zug einführe, während wir in dem Tunnel seien. Die Durchbohrung war so schmal, daß der Raum zwischen Wand und Schiene kaum für eine magere Person ausreichte. Ein widriger, ungesunder Geruch stieg von dem Boden auf — ein Geruch, wie er aus einem lange geschlossenen Grabgewölbe kommt — Wassertropfen, welche durch die schlecht gebaute Wölbung drangen, fielen mit dumpfem Geräusch in die schon stehenden Pfützen. Welcher Unterschied zwischen dem herrlichen Sonnenschein draußen

und den dunkeln Schrecken dieses unterirdischen Weges! Die frohe Laune meines Gefährten schien durchaus nicht durch unsere augenblickliche Lage beeinträchtigt zu sein, wie ich dies aus dem Tone seiner Stimme schließen mußte, denn er blieb dabei, lustige Lieder zu singen, welche jedoch wie aus einem Grabe hervor klangen, als der Schall sich in der Wölbung fortpflanzte.

„Hurra“, schrie er plötzlich und blieb stehen, um mich heran kommen zu lassen. „Dort ist das Ende, siehst Du nicht das Licht durch die Öffnung scheinen?“

„Nein“, entgegnete ich, „irgend etwas hat es verdeckt. Was kann es wohl sein?“

Jim hatte sicher dieselbe Frage auf der Zunge, aber die schrecklichste Antwort schloß ihm die Lippen, denn gleichzeitig mit dem Verschwinden des Lichtes schrillte ein Pfiff durch den Tunnel, der Boden dröhnte unter dem herankommenden Zuge und ein Donnergetöse machte jedes gewöhnliche Sprechen unhörbar.

„Schnell an die Seite“, schrie Jim in mein Ohr, „und mache Deinen Körper so dünn wie einen leeren Geldbeutel“, und er machte es mir vor, indem er sich möglichst platt gegen die Wände unseres fürchterlichen Gefängnisses andrückte. Obgleich ich innerlich zitterte, bewahrte ich doch meine Geistesgegenwart und ahmte meinem Kameraden nach, und das Glück begünstigte mich insofern, als ich eine kleine Höhlung fand, in welche ich meinen Körper einquetschte.

Dort stand ich atemlos und krank vor Furcht, während tausend Gedanken mein Gehirn durchzuckten. Dies alles verschwand jedoch, als der Zug näher kam, und ich mußte meine Augen wie in einer Art Verzauberung auf das rote Licht der Laterne richten, welche sich ins Ungeheuere zu vergrößern schien, je mehr sich die Entfernung verringerte. Worte vermögen nicht den Schauder auszudrücken, mit welchem ich diese feurigen Augen beobachtete, als sie zu unserer Vernichtung herannahten.

Dann durchzuckte mich ein anderer Gedanke. Holz, nicht Kohlen, wurde zum Heizen der Maschine benutzt und stets große Mengen dieses Materials auf dem Tender mitgeführt. Wenn nun ein Teil dieser Holzkloben hervorragte, wie das so oft der Fall war, was wäre dann unser Schicksal?

Alles dies braucht Zeit, um niedergeschrieben zu werden, in Wahrheit waren aber nicht zwei Minuten seit der Einfahrt des Zuges in den Tunnel vergangen bis zu dem Augenblicke, wo derselbe an uns heran kam. Als der Zug ungefähr siebzig Fuß von mir entfernt war, schienen die roten Lichter der Lokomotive sich wirklich in mein Gehirn einzubohren, und unwillkürlich schloß ich die Augen, als die Maschine bei mir vorbei brauste. Ich fühlte die heiße Glut des Aschenkastens, dann die wechselnde Zugluft, wie Wagen nach Wagen vorbeifuhr, während das donnerähnliche Getöse mich beinahe taub machte.

Plötzlich hörte der Lärm auf und ich wußte, daß die Gefahr vorüber sei. Noch eine Minute — der Zug hatte den Tunnel verlassen und tiefes Schweigen herrschte wieder in dem Gewölbe.

„Wie ist Dir, alter Junge?“ hörte ich Jim ausrufen. Wie unendlich dankbar fühlte ich mich in diesem Augenblicke gegen Gott!

„Das war eine enge Falle, nicht wahr?“ fuhr Jim fort. „Es sieht aber diesen loddrigen Chilenen ganz ähnlich, daß sie ihre Tunnels nicht breiter, als ein Boot bauen. Nun wollen wir uns aber beeilen und einige Enten schießen.“

Jim war wirklich unverwüstlich, keine Gefahr schien seinen tollkühnen Mut niederbeugen zu können. Zum Schießen kamen wir aber doch nicht. Und aus welchem Grunde! — Unsere Gewehre waren breit gedrückt, von den Rädern des darüber hinweggegangenen Zuges zermalmt, und so blieb uns nichts anderes übrig, als ohne Enten zur Stadt zurückzukehren.

Ein Stiergefecht in Granada

Reise-Skizze von Theodor Zeitz.

Es war spät am Abend eines Herbsttages im Jahre 188*, als ich die herrlich gelegene alte maurische Königsstadt Granada erreichte. Der Omnibus brachte mich vom Bahnhof nach dem Hotel Washington Irving, welches ich deshalb gewählt, um der berühmten Alhambra möglichst nahe zu sein und gleich am nächsten Morgen dieses Wunderwerk besichtigen zu können.

Bei der Abendtafel lernte ich einen Mr. Watson, einen Irländer, kennen, der in Geschäften Spanien bereiste, aber gleich mir das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußte und sich keine der zahlreichen Sehenswürdigkeiten, welche die iberische Halbinsel dem Fremden bietet, entgehen ließ.

„Haben Sie schon einem Stiergefechte beigewohnt?“ fragte er mich, als wir später bei einem Glase Wein und einer Cigarre plaudernd beisammen saßen.

Ich verneinte.

„So lade ich Sie ein, mich morgen zu begleiten. Es findet ein großes Stiergefecht statt, bei dem sechs der berühmtesten Stierfechter Spaniens in offenem Preiskampf in die Arena treten werden. Der Preis für denjenigen, welcher den geschicktesten Stoß ausführen wird, besteht aus einer kostbaren goldenen Platte.“

Die Aussicht, ein echtes spanisches Stiergefecht, von dem ich schon so viel gehört und gelesen, mit eigenen Augen ansehen zu können, lockte mich in hohem Grade. Ich sagte also meine Begleitung zu — und ich bereute nicht, es gethan zu haben, denn es giebt kein Schauspiel, das zur Beurteilung des spanischen Volkscharakters besser geeignet und daher für den Fremden lehrreicher wäre, als ein Stiergefecht.

Die mir gewordenen „Genüsse“ und Eindrücke will ich in den folgenden Zeilen meinen deutschen Landsleuten zu schildern versuchen.

Wenn ich aber das Stiergefecht, oder die Corrida de toros, wie man hier sagt, genau so beschreiben soll, wie ich es gesehen habe, das heißt ohne zu verschönern, so muß ich zum Teil ein Bild des allerabscheulichsten Barbarismus entrollen — der Wahrheit gemäß läßt sich das jedoch nicht umgehen. —

Als ich mich mit Mr. Watson am anderen Nachmittag (einem Sonntag) nach dem Platze begab, wo das blutige Schauspiel stattfinden sollte, waren die Straßen Granadas dicht gedrängt mit Menschen und Wagen. Letztere in allen Kalibern und in allen Rangstufen, vom eleganten Zweispänner bis zum halbzerfallenen, schlechtberoßten und dabei unsinnig überladenen Omnibus. Alle Balkone und Fenster in den Straßen waren mit Frauen und Mädchen besetzt, welche den Vorübereilenden freundlich zuwinkten. Hie und da sah man wohl auch einen Blick tief empfundenen Bedauerns, daß man nicht mitkonnte, denn wer in Spanien versäumt eine Corrida, wenn ihm die Möglichkeit geboten ist, ihr beizuwohnen?

Wir bezahlten je fünf Pesetas (1 Peseta = 20 Cents) Entrée, hatten aber unsere Plätze zu erkämpfen, denn die Sombra war besetzt bis auf den letzten Zoll. Der cirkusähnliche Bau von ungeheurer Ausdehnung (er faßt gewiß gegen zehntausend Menschen) ist zunächst in zwei Hauptteile geschieden: Sol und Sombra. Sol (Sonne) ist der sonnige Platz, auf dem man gar keinen Schutz genießt und sich die sengenden Strahlen direkt ins Gesicht fallen lassen muß — dort können es nur die allerabgehärtetsten Eingeborenen aushalten; Sombra (Schatten) ist der geschützte Platz, welcher seinerseits dann wieder in vier oder fünf Unterabteilungen zerfällt.

Bei unserem Eintritt begann gerade die Musik zu spielen — ein Zeichen, daß man zum Anfang gerüstet war. So lange diese Introduccion musical währte, gaben die sehr zahlreich anwesenden Damen ihre Ungeduld durch nervöses Fächerschwingen zu erkennen, Freunde und Bewunderer der Toreros (Stierfechter) promenierten im untersten Ring unmittelbar hinter der Manége plaudernd umher, und zungengewandte Obsthändler boten alle erdenklichen Früchte und Erfrischungen an... Da plötzlich schweigt die Musik, eine Fanfare ertönt, die massiven Flügel eines weiten Thores fliegen auf und herein

bewegt sich der Zug der Stierfechter, welche an der Corrida Teil nehmen werden.

Dies ist einer der schönsten Momente der ganzen Vorstellung. An der Spitze marschieren die Matadores, die eigentlichen Stierkämpfer, in ihrer reich mit Silber und Gold verzierten Tracht, und mit ihren kleinen Mäntelchen von roter, violetter oder gelber Seide über dem Arm. Ihnen folgen die Picadores zu Pferde in der bekannten malerischen Tracht merikanischer Steppenreiter. Hinter ihnen treten die Banderilleros und Punterillos ein, und der ganze Zug ist geleitet von zwei Alguazils (Polizisten) in altspanischem Kostüm, bestehend aus schwarz sammtenem Radmantel, Kniehosen und seidenen Strümpfen, den Kopf mit langem Schlapphute bedeckt, von welchem eine lange weiße Feder niederwallt. Sie sitzen auf ihren edlen andalusischen Hengsten, in hohem Sattel mit arabischen Steigbügeln, als ob sie darauf gewachsen wären. Den Schluß bilden zwei Dreigespanne bunt aufgeputzter Maultiere, deren Bestimmung es schließlich ist, die toten Stiere und Pferde hinauszuschleifen.

Dreimal bewegt sich der Zug in raschem Tempo rings um die Arena, dann verschwindet er so prompt und geordnet, wie er gekommen ist. Nur die beiden Alguazils bleiben und sprengen mit entblößtem Haupte unter die Richtertribüne. Dort bitten sie um die Erlaubnis, die Corrida eröffnen zu dürfen, welche ihnen auch bereitwilligst gewährt wird. Geschickt fangen sie im Hut den ihnen vom Präsidenten zugeworfenen Schlüssel zum Stalle der Stiere auf, und während sie salutierend zurückreiten, um dem Thürhüter den Befehl zu überbringen, daß er den Stier herauslasse, treten die sechs Matadores wieder, unbewaffnet, nur mit ihren Mäntelchen über dem Arme, in die Bahn. Alles geschieht in größter Ordnung und Präzision, nur das vielköpfige Ungeheuer, Publikum genannt, schreit und streitet durcheinander, tadelt den einen und lobt den andern, ehe sie noch ihre Geschicklichkeit beweisen konnten.



Zwischen zwei Feuern. Siehe Se[illegible]

Eine zweite Fanfare erteilt dem Thürhüter die Erlaubnis, den Toro (Stier) einzulassen, die Alguazils verlassen die Bahn, und die Picadores, beritten und mit langen Lanzen bewaffnet, treten an ihre Stelle. Von diesem Augenblicke bis zum Schluß folgt eine Aufregung der anderen.

Der Stier, ein junges feuriges Tier, setzt in die Arena wie aus einer Kanone geschossen. Die Musik, der Lärm und das ungewohnte Abgesperrtsein haben ihn aufs höchste gereizt. Weißer Schaum fließt ihm vom Maul in langen Flocken, seine Augen sprühen Feuer und kraftvoll schlägt er mit Vorder- und Hinterfüßen aus.

Da sieht er den ihm nächststehenden Fechter, welcher mutwillig seinen grellroten Mantel schwingt — er ist das erste lebende Wesen, an welchem der gereizte Stier seine tolle Wut kühlen zu können glaubt. Mit einem unheimlich klingenden Geheul, ähnlich dem Winseln eines Hundes, geht er, die Erde hoch aufscharrend, ein paar Schritte zurück, um größere Kraft für den Anlauf zu gewinnen. Der Torero aber, auf den er's abgesehen hat, regt sich nicht, er läßt ihn ganz ruhig heranstürmen, so nahe, daß man meint, im nächsten Augenblicke müßte er von den langen spitzen Hörnern aufgespießt werden — aber gerade im kritischsten Momente macht der gewandte Stierfechter eine blitzschnelle Wen-



Wo bin ich? (Siehe Seite 656.)

dung und hält dem rasenden Tiere sein Mäntelchen vor, gegen welches dieser im Vorbeilauf wütend losstößt. Bevor er sich wenden kann, um den Torero von neuem zu attackieren, tritt ihm rasch ein anderer in den Weg, und so wird er für eine Zeitlang beschäftigt — das heißt, er jagt seine Angreifer durch die ganze Arena, von einem Ende bis zum anderen.

Oft gelingt es nicht, ihn von der Verfolgung seiner Peiniger abzubringen, so viele andere ihn auch mit ihren roten Tüchern abzulenken versuchen, und dann heißt es: auf Leben und Tod laufen! Für diesen Fall sind in der mehr als manneshohen Barrière, welche die Arena in weitem Kreise umspannt, schmale Thürchen angebracht, durch die der Stierfechter im Falle äußerster Not entweicht, während ihm der Stier nicht folgen kann. Meistens aber verschmäht es der Torero, sich dieser Thürchen zu bedienen, sondern schwingt sich leicht über die Holzbrüstung hinweg, während der Stier mit gewaltiger Macht gegen das Holzwerk rennt, daß es dröhnt und kracht und die Holzsplitter umherfliegen. Gelingt der Sprung nicht, so ist natürlich der Mann verloren — eben noch frisch und voller Lebenskraft, liegt er in der nächsten Minute als formloser, zuckender Klumpen da!

Wenn nun dieses allseitige Reizen den Stier in eine wahrhafte Tollwut versetzt hat, so beginnt die Vorstellung der Picadores, und sie bietet zweifelsohne das grausamste und ekelhafteste Bild der ganzen Corrida.

Der Picador reitet den elendesten Klepper, den man sich denken kann. Er darf zu nichts anderem, als zum Todmachen mehr nütze sein, denn wenn er wirklich mit dem Leben davon kommt, so geht er doch meistens so verstümmelt aus der Vorstellung hervor, daß er gleich nachher den Gnadenstoß erhalten muß. Die Augen sind ihm mit einer Lederkappe verdeckt, damit er den gegen ihn anrennenden Stier nicht sieht. Deshalb verrät ihm aber doch das Schnauben und Heulen des letzteren den fürchterlichen Feind, so daß es oft wuchtiger Peitschenhiebe und Sporenstöße bedarf, damit er dem nahenden Gegner einigermaßen Stand halte.

Die Lanze, mit welcher der Picador bewaffnet ist, hat eine sehr scharfe, dünne, aber nur anderthalb bis zwei Zoll lange Spitze. Sie soll nicht dazu dienen, den Stier ernstlich zu verwunden, sondern sie soll ihn durch Einstoßen in das empfindliche Rückenfleisch, dicht hinter den Schultern, nur noch mehr reizen.

Das Hauptkunststück besteht darin, die Lanze so fest einzustoßen und sie so kräftig zu halten, daß der mit aller Macht andrängende Stier mittelst derselben Pferd und Reiter zurückschiebt. Wie gesagt, gehört dazu ein starker Arm und ein sicherer Stoß.

Für ein paar Sekunden hält das Pferd wohl das Andrängen des riesenstarken Stieres aus, dann aber sinkt es entkräftet auf die Hinterschenkel, oder es weicht zur Seite, und in beiden Fällen ist es verloren. Im Nu rennt ihm der Stier die langen Hörner in den Leib und reißt ihm die Eingeweide heraus. Man hört das Aufreißen des Felles, ja, man fühlt es selbst, so sehr ist man aufgeregt. Rippen krachen, Stier, Mann und Pferd bilden ein zuckendes Durcheinander im Sande der Arena; Hufe, Sattelzeug und die Rüstung des Picadors schlagen und reiben einander ... Tod und Entsetzen! ... Und dann rennt der Stier in wütender Hast wieder davon hinter einem bunten Mantel her, welcher ihn in den Bereich der Lanze eines anderen Picadors zu locken versucht — dort wiederholt sich das gräßliche Bild.

Der Picador bleibt gewöhnlich ruhig unter dem Pferde liegen, wenn er sieht, daß der Stier seine Hörner so tief in den Leib desselben gegraben hat, daß er sich nicht gleich wieder losmachen kann, bis ihn (den Picador) die herzueilenden Toreros mit ihren bunten Mänteln, wie oben beschrieben, befreien. Oder er benutzt auch unter aalgleichen Wendungen und Biegungen Pferd und Sattel als Schild gegen die wütenden Stöße des Stieres.

Sobald der Stier den überwundenen Gegner verläßt, eilt ein Troß von Dienern herbei. Einige davon ziehen den Picador unter dem Pferde hervor und führen oder tragen ihn hinaus, je nachdem er aus dem Zusammenstoß hervorgegangen ist. Andere ziehen dem Pferde das Sattelzeug ab und geben ihm den Gnadenstoß, während wieder andere die herausgerissenen Eingeweide des noch röchelnden Tieres in Körben hinaustragen und ein wenig Sand über die sich bildenden Blutlachen scharren. Dabei werden sie oft von dem, von der anderen Seite des Cirkus heranrasenden Stier gestört und müssen für ihr Leben rennen, um eine jener schmalen Thüren in der Umwallung des Cirkels zu erreichen.

Am entsetzlichsten wird den armen Pferden mitgespielt, welche nicht gleich beim ersten Recontre getötet werden. Hat ihnen der Stier nur eben die Eingeweide herausgerissen, ohne Herz, oder andere edle Teile zu verletzen, so steigt der Picador doch wieder auf, wenn auch dem armen Klepper die Gedärme bis auf die Erde heraushängen, und das totesmatte Tier wird mit klatschenden Peitschenhieben dem Stier wieder entgegengetrieben. Ich habe mehreremale gesehen, daß die Pferde ihre Eingeweide im Sande nachschleiften, und indem sie beim Laufen mit den Hinterfüßen darauf traten, rissen sie sich selbst die bluttriefenden rauchenden Gedärme Stück für Stück aus dem Leibe. Aber dafür hat man hier gar kein Gefühl; bricht das Tier endlich zusammen, so giebt man ihm nicht einmal immer den Gnadenstoß, sondern man läßt es meistens nach und nach verenden, und das Spiel nimmt seinen Fortgang. Im Durchschnitt macht jeder Stier zwei bis drei Pferde kampfunfähig, von denen aber oft eins bei der nächsten Vorstellung wieder erscheint, man nimmt es rasch aus der Arena heraus, stopft ihm die Eingeweide wieder in den Leib und näht diesen zusammen.

Ja, wer keine starken Nerven hat, der sehe kein Stiergefecht!

Die nächste Nummer in der Corrida ist das Spiel mit den bunten, mit Widerhaken versehenen Fähnchen, welche dem Stier von den Banderilleros in den Hals gestoßen werden — ein ferneres Mittel, um die Wut des Tieres nicht verrauchen zu lassen.

Banderillero und Stier laufen aufeinander zu, und in dem Augenblicke, wo der letztere den Kopf senkt, um zum Stoße auszuholen, und man es nicht mehr für möglich hält, daß der tollkühne Fechter einem schrecklichen Schicksale entrinne, springt er leicht und graziös zur Seite und der ungelenke Stier schießt an ihm vorbei, mit den Speeren im Nacken, welcher von Blut zu triefen beginnt. Wehe dem Armen, welcher sein Ziel um einige Zoll verfehlt und vor dem Stiere ausreißen muß — er wirft seinen Mantel zu Boden, um das Tier zu bannen, und springt darüber hinweg, der schützenden Barrière entgegen. Aber die Finte mit dem Mantel gelingt nicht mehr, der Stier hat endlich herausgefunden, wer sein eigentlicher Feind ist, er reißt wohl das rote Tuch im Vorbeilauf in Fetzen, es hält ihn aber nicht auf, und kann der verfolgte Banderillero nicht frühe genug die Barrière erreichen, so durchbohrt ihn in der nächsten Sekunde das mächtige Horn, oder die gewichtigen Hufe zerschmettern ihm den Kopf und die Brust.

Einer der sechs Stiere, welche ich in Granada töten sah, sprang dem Banderillero über die fast mannshohe Barrière nach und verfolgte ihn in der schmalen Passage, welche den eigentlichen Ring abschließt und unter anderem zum Aufenthalt der Bedienung dient. Leicht wie eine Feder schwang sich der gewandte Fechter wieder in die Arena zurück. Vergebens versuchte der Stier es ihm nachzuthun, denn der Raum zum An-

springen fehlte ihm; er mußte aus einer besonderen Thüre wieder hinaus in die Arena gelassen werden.

Sind also nun einige Pferde getötet, und haben die Picadores mit ihren Lanzen, sowie die Banderilleros mit ihren Fähnchen den Stier, welcher vom Würgen des Pferdes immer noch wilder geworden ist, so weit gebracht, daß er in wahnwitzigem Zorne alles niederzurennen sucht, was sich ihm in den Weg stellt, so läßt sich der Espada (Hauptfechter) sein Schwert reichen. Während seine Kollegen das Tier nach der anderen Seite der Arena locken, tritt er unter die Tribüne des Präsidenten, nimmt seine Büffelhaarkappe ab und fragt in folgenden Worten um die Erlaubnis, den Stier im Einzelgefecht töten zu dürfen:

„Nun töte ich diesen Stier zu Ehren der Bevölkerung von Granada und des hochverehrten Präsidenten dieses Turniers!“

Hat ihm der Präsident seine Zustimmung gewährt, so schwingt er seine Mütze ein paarmal um die Brust und wirft sie in hohem Bogen unter das Publikum, wo sofort um ihren momentanen Besitz ein lärmender Kampf entsteht.

Hierauf beginnt das Schönste der ganzen Vorstellung. Der Espada geht mit stolzem, athletischem Schritte langsam und ruhig dem Tiere entgegen, indem er die blitzende Klinge seines Schwertes unter dem über den Arm geschlagenen Mantel verbirgt.

Um einen guten Stoß führen zu können, muß der Stierfechter den Stier ganz gerade vor sich haben und dessen mächtiger Kopf muß zum Angriffe gesenkt sein, denn nur so wird die wenige Zoll große Stelle im Nacken erreichbar, durch welche der Stich zwischen den Schulterblättern hindurch in's Herz gelingt.

Das Tier hält natürlich keinen Augenblick still, sondern versucht fortwährend dem Torero mit dem Horne beizukommen, und es bedarf deshalb einer außerordentlichen Sicherheit und Gewandtheit, unterstützt von unerhörter Kaltblütigkeit, um den verhängnisvollen Stoß gut zu führen. Die Folge davon ist ein ziemlich lange währendes Spiel zwischen Tier und Mensch, sich gegenseitig zu fassen, und da der Stierfechter dabei immer in unmittelbarer Nähe der wütenden Bestie bleiben muß, so gewährt dies ein äußerst aufregendes und spannendes Bild, bei dem das Leben des Mannes oft nur an einem Haare zu schweben scheint. Allzu lange darf aber auch diese Nummer nicht werden, sonst wird das erregte Publikum grob, so feurig es auch Mensch und Stier soeben noch für jede geschickte Wendung applaudiert hatte.

Endlich sieht man den Espada für einen Moment zielen und dann blitzschnell zustoßen, und die Klinge des langen Schwertes fährt dem Tiere bis an's Heft in den Rücken.

Von den sechs Stieren, welche ich töten sah, fiel nur einer auf den ersten Stoß. Nur wenige Sekunden stand er noch aufrecht, wobei ihm alle Glieder schlugen, dann brach er schwer zusammen. Ein anderer lief noch zweimal mit dem Degen im Leibe um die Arena herum hinter dem Espada her, obwohl ihm das Blut wie aus einem Brunnen aus der Wunde schoß. Beim Laufen sank aber das Schwert immer tiefer, und als es das Herz erreichte, war der starke Mut mit einem Male gebrochen. In einem solchen Falle kam es auch vor, daß der Espada die Klinge im Vorbeilauf wieder aus dem Rücken des Tieres zog, um einen neuen und besseren Stoß zu führen.

Bei wieder einem anderen Tiere stieß der Stierfechter die Klinge bis ans Heft zwischen die Schultern, zog sie aber sofort wieder heraus und brach damit in demselben Anlaufe dem Stier das Genick, dicht hinter den Hörnern. Das war, so sagte man, der schönste Stoß vom ganzen Tag! Der Stier warf den Kopf zurück, als ihm der Stahl ins Genick drang, und fiel wie umgemäht, ohne auch nur mit einem Gliede noch zu zucken. Der Espada bekam den ersten Preis für dieses Kunststückchen.

Bei den meisten anderen Tieren machte sich ein Gnadenstoß nötig, um sie von ihren Qualen zu erlösen. Er wird von einem ganz in Schwarz gekleideten Manne, Punterillo genannt, mittelst eines kurzen breiten Dolches ausgeführt und zwar in der Art, daß man dem Tiere die Wirbelsäule dicht hinter den Hörnern zertrennt.

Den Schluß einer jeden einzelnen Vorstellung bildet das Hinausschleifen des getöteten Stieres und der gefallenen Pferde durch ein bunt aufgeputztes Dreigespann von Maultieren. Dies geschieht im Galopp und unter lustigem Hallo und Peitschenknall.

Ein jeder Stier nahm mit seinem ganzen Programme, wie oben beschrieben, kaum eine halbe Stunde in Anspruch, so daß also das ganze „Fest“ mit sechs Stieren in weniger als drei Stunden vorüber war.

Das Publikum verhielt sich während des Gefechtes ungefähr so, wie die naiven lachlustigen Gaffer vor einem Hans-Käsperchen-Theater auf einem thüringischen Vogelschießen. Ein geschicktes Aufreißen des Pferdeleibes seitens des Stieres und ein allgemeines Durcheinanderpurzeln von Mensch und Tier kann die Leute zum Thränenlachen bringen, und es schien mir, als ob die Damen mit ihren großen schwärmerischen Augen und ihren lieblichen Gesichtchen das Schauspiel noch viel mehr genössen, als das stärkere Geschlecht.

Aber leicht ist die Unzufriedenheit erregt. Sie fällt gleichmäßig auf Mensch und Tier.

„Pfui, schäm' Dich, dummer kleiner Stier — mach' vorwärts!“ — „Laßt die Picadores endlich attackieren!“ — „Mehr Pferde! mehr Pferde!“ — „Gut gemacht, Espada!“ — „'s ist Zeit für den Matador!“ So schreit es durcheinander zum Präsidenten hinauf, und oft, wenn der Sport nicht ganz so prompt von statten geht, wie es gewünscht wird, können die verschiedenen Parteien im Publikum nur dadurch vom Blutvergießen untereinander abgehalten werden, daß man ihnen sofort mehr Blut in der Arena zeigt. Und daran fehlt es dann auch nicht.

Unter Freunden und Nachbarn kursieren in den Pausen (nach Tötung eines jeden Stieres ist ein kleiner Zwischenakt, welcher durch lustige Musikstücke ausgefüllt wird) lange Lederflaschen, unter dem Namen „kleine Säufer“ bekannt, mit Wein. Limonadenflaschen knallen und die Cigaritos, welche konsumiert werden, wiegen gewiß mehrere Centner. Sieht man doch sogar manchmal einen der Stierfechter rasch eine Cigarrette in Brand setzen, wenn das Tier gerade nicht in allzu großer Nähe ist.

Anfänglich sind diese Stiergefechte schrecklich und ekelhaft; bei den beiden ersten Stieren wäre ich beinahe hinausgegangen — es drehte sich mir alles vor Ekel im Leibe herum, wie man zu sagen pflegt. Dann aber, als dies überstanden war, gewann ich mehr und mehr Interesse an dem blutigen, im höchsten Grade aufregenden Schauspiel; die bei dem Stiergefecht vonseiten der Menschen und Tiere entfaltete Kraft und Geschicklichkeit fesselte mich derartig, daß ich kurze Zeit nachher nochmals einer Corrida in Madrid beiwohnte. Ich sah dort aber nichts neues, ausgenommen allenfalls ein Kunststückchen, welches ein Madrider Stier fertig brachte. Dieser stämmige Bursche warf nämlich Roß und Mann frei vom Boden in die Höhe, so daß der Reiter über den Stier hinwegflog und einige Schritte hinter ihm auf den Rücken fiel. Das Blut floß dem Picador aus Mund und Nase und er wurde bleich und besinnungslos von vier Dienern hinausgetragen. Das Publikum blieb vollständig kalt gegen den Menschen bei diesem Intermezzo, applaudierte aber den mächtigen Stier aufs lebhafteste.

Man sagt, daß jedesmal vor und nach dem Stiergefechte

von den sämtlichen Mitwirkenden gebetet werde, und als Kuriosum kann gelten (wenn es auch von den Spaniern nicht als solches angesehen wird), daß vor nicht langer Zeit eine Corrida gehalten wurde, deren Erlös für den Madrider Tierschutzverein bestimmt war.

Als der letzte Ochse erschlagen und hinausgeschleift war und die Plätze schon fast alle leer wurden, da saßen Mr. Watson und ich immer noch auf unseren Sitzen und starrten hinab auf die eben noch so belebte Szene. Ich hatte das Gefühl, als wäre ein Blutsport der alten Römer vor mir aufgeführt worden, nur als ich in das weiße aufgeregte Gesicht des Mr. Watson sah und dort unter der breiten, nichts weniger als klassischen Visage des biederen Irländers den Stehkragen und die rote Halsbinde des 19. Jahrhunderts erblickte, taumelte meine trunkene Phantasie wieder in die Gegenwart zurück.

In der That, Spanien ist in fast allem hundert Jahre hinter der Kultur zurück, dieses blutige Spiel aber rangiert es unter die wilden Völker Mittelafrikas ein!

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (11. Fortsetzung.)

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, rückte Elsbeth einen Stuhl an den Tisch, wies mit dem Finger drauf und sagte: „Da, setzt Euch und höret! es möchte Euch gut sein.“

Der Alte gehorchte zögernd, als fürchte er sich vor dem, was kommen solle. Dann las Else den Brief laut und langsam, und während des Lesens flossen ihr die Thränen über das bleiche, ernste Antlitz.

Der Eindruck auf den Hörer war erstaunlich. Es mochte ihm wohl sein, als packe ihn eine eiskalte Hand im Nacken. Er begann zu zittern, — er wollte es verbergen, aber er konnte nicht, — die Zähne klapperten ihm aufeinander, und das weingerötete Gesicht ward fahl.

Er kam ja mitten aus dem greulichsten Sündenpfuhl heraus, — aus einem Gewühl von Zechbrüdern, aus einer Spielhölle — und hier ward er plötzlich in ein Heiligtum geführt, vor des lebendigen Gottes durchdringende Augen, — da stand er, dieser jämmerliche Mensch, wie vor seinem Richter, und spürte etwas davon, daß Seine Augen sind wie Feuerflammen.

Als das Mädchen schwieg, war es sehr still. Nur die Uhr tickte überlaut. Man sah's dem Alten an, daß er gar zu gern sich davon gemacht hätte und in seine Kammer gegangen wäre. Aber eine höhere Macht hielt ihn fest. Endlich sagte Elsbeth: „Geht zu Bett, Vater, wir wollen morgen weiter davon reden!“ — Da erhob sich der alte Mann und ging schweigend in die anstoßende Kammer. —

Als er gegangen, fühlte das Mädchen sich erleichtert. Jetzt, das fühlte sie, konnte sie auch den zweiten Brief lesen. Sie nahm ihn hervor; sie betrachtete die Aufschrift, fest und deutlich stehen die Buchstaben da — Heinrich schreibt nicht so, es kann nur vom Konrad sein. Sie öffnet und liest:

Liebe Schwester!

Es thut mir sehr leid — wahrhaftig leid thut's mir, aber ich kann's nicht helfen, der Heinrich ist fort! — kann auch nicht sagen wohin — die letzte Nacht hat er sich heimlich davon gemacht! — Ich werd's Euch alles erzählen, wie's gekommen. Wir sind hier so irgendwo bei Lincoln herum, — wir bauen hier auch Häuser — sie nennen die paar Baracken auch schon 'ne Stadt; sind sich über den Namen noch nicht einig, aber was feines wird's, so was mit Sankt oder San — das soll auf Deutsch „heilig“ heißen, is aber absolut nix Heiliges drum und dran, das kann ich versichern. — Na genug, also wir beide haben auch mit gebaut — das kommt aber anders als zu Hause; da werden einen die Knochen bei weh thun und geht man immer so auf Biegen oder Brechen. Das paßte dem Heinrich schlecht — hatte sich das ganz anders gedacht. Und dann ist hier zweierlei, was nich sein müßte: Die Irländer und der Whisky — das Arbeiten schad't keinen Menschen nich — aber die zwei sind schlimm, sehr schlimm. Ich hab' genug gepredigt. Heinrich, hab' ich ihm gesagt, hör' was ich Dir sag', gieb Dich nicht mit den Kerls ab, und bleib von der Flasche weg, die kriegen Dich unter! Du bist zu flau, sie kriegen Dich, mein' Seel, unter! — Dann versprach er alles Gute, aber es währte man nich, und nu haben sie ihn richtig unter gekriegt! Mord und Totschlag ist hier auch was ganz Gewöhnliches; so was is auch die letzte Nacht passiert, haben auch mit Revolvers geschossen, — aber weg is er, und hat nix gekriegt, das kann ich auf Ehre bezeugen; viel Geld hat er wohl nich mitgenommen, denn das war immer alle bei ihm. Na, liebste Schwester (ich darf das ja sagen), ängstigt Euch darüber nur nicht allzusehr, er wird sich wohl irgendwo wieder anfinden, und unser HErrgott lebt ja auch in Amerika.

Ich hoffe, daß dieser Brief Euch bei guter Gesundheit und auch sonst im gehörigen Wohlbefinden antreffen möge, und sollte da irgendwas an fehlen, so bitte ich ergebenst um Nachricht und werde das Meinige als gütigst acceptierter Bruder vornehmen. Bitte, an mich gerichtete Briefe nach Lincoln, Nebr., zu adressieren, an einen gewissen Mr. Th. P. Smith, is eigentlich ein Schulkamerad von mir und heißt mit seinem ehrlichen deutschen Namen Schmied, das muß hier aber alles englisiert werden, sonst geht's nich; is auch seines Zeichens Schuhmacher, — aber nu hat er sich auf das Handeln geschmissen und hält 'ne Grocerie und daneben einen Saluhn, und das is hier 'ne große Hauptsache. — Also bei diesem Mann werden meine Briefe abgegeben, hab' ihn auch schon instruiert, wenn einer kommen sollte, was mich sehr erfreuen sollte, und sag's noch mal: ich bin zu allem bereit und verbleibe bis weiter

aufrichtig und treu

Konrad Knobbe.

Das war auch ein Brief, ach, wie verschieden von dem ersten! vor Elsens Augen aber stand nur das eine: Heinrich weg! und kein Mensch weiß wohin! Nun ist er verloren, heißt es in dem angsterfüllten Mädchenherzen, und tief bekümmert stützt sie den Kopf, die Hand mit dem Briefe sinkt ihr so schwer in den Schoß, als wär's eine schwere Last. Sie weint bitterlich, ach, was soll nun daraus werden! nun hat sie keine Hoffnung mehr! wüßte sie nur, wo sie ihn suchen sollte, gewiß, sie machte sich auf, und wenn sie ihn gefunden, würde sie in seiner Nähe bleiben, sie fühlt es, sie könnte ihn noch retten, er müßte auf sie hören! aber was nun? — ob er nicht hierher kommen wird? — ob er sie nicht aufsuchen wird? — wenn er's doch thäte! — und wenn er's nicht thut? — dieser Konrad, wie er doch so leichtfertig drüber schreiben kann! sie ist ihm ernstlich böse — sie wird ihm gewiß nicht schreiben. Wirklich nicht, Elsbeth? — Sie liest noch einmal, es ist geradeso wie er leibt und lebt — sie sieht ihn vor sich stehen — mit den guten, treuen Augen — mit der breiten, dargebotenen Hand, — zu Bruderdiensten erbietet er sich ihr! — ach, sie hat ja nun keinen andern als ihn — und böse kann sie ihm am Ende doch nicht sein, — gewarnt hat er doch, und zwingen hat er den Heinrich doch auch nicht können. — Ja, sie will ihm doch schreiben, — sie will

ihn bitten, alles dran zu setzen, Heinrichs Spur zu finden, es muß doch möglich sein. Konrad wird's gewiß ihr zuliebe thun. —

Noch lange hat das Mädchen in Gedanken verloren dagesessen, hin und her hat's ihr die Seele gezogen; bald ist sie wie in einem Friedensreich gewesen, wenn sie an das heimgegangene Ännchen und an den Alten daheim dachte, der seines Herrn wartet, dann wieder ist all der Kampf und Streit dieser argen sündigen Welt auf sie eingedrungen und mit erhobenen Händen hat sie gefleht um Hilfe, um Licht und Trost. —

Der Schlaf hat sie lange geflohen, als sie sich endlich auf ihr Bette gelegt, und als er endlich kam, da hat sie im Traum an einem tiefen, schauerlichen Abgrund gestanden, und an einem dünnen Zweige angeklammert hat Heinrich gehangen, sie hat sich hingeworfen an den Rand und ihre Hand hinabgestreckt, aber sie kann ihn nicht erreichen, nicht fassen — nur die äußersten Fingerspitzen erreichen sein schönes blondes Lockenhaar, — und in Schweiß gebadet erwacht sie. —

12.
Die Rute der Zucht.

In einer einsam gelegenen, räucherigen, niedrigen Hütte in der Kohlengegend des südlichen Illinois finden wir am späten Abend zwei Männer. Der Ältere ist am Herd beschäftigt, auf einem Kohlenfeuer eine Mahlzeit zu bereiten, der Jüngere sitzt am nahen Tisch auf einem Holzblock, den Kopf auf die Arme gelegt, — man würde glauben, daß er schliefe, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine zuckende Bewegung durch den schlanken Körper ginge.

Der Mann am Herde rührt emsig in einem Topfe und summt dabei eine Melodie, die wie ein geistliches Lied klingt, die Worte sind nicht zu verstehen. Mitunter wirft er einen Blick auf den jungen Menschen am Tisch und zieht die Schultern in die Höhe. — Er ist eine stark gebaute, hochragende Gestalt, mit gewaltigen Knochen, breit in den Schultern und Hüften. Den Kopf mit der vorspringenden Stirn trägt er etwas gebeugt, die tiefliegenden dunklen Augen, unter den starken grauen Augenbrauen, sind ernst und durchdringend. Wenn er spricht, klingt es so voll und feierlich wie eine Kirchenglocke, und seine stark ausgeprägten Gesichtszüge sehen so aus, als hätten sie das Lachen ganz verlernt unter viel harten Lebensschicksalen.

Die Kohlengräber in jener Gegend, mit denen er zusammen arbeitet, nennen ihn „Dutch Charley", — sein eigentlicher Name ist Karl Berghoff — und behandeln ihn mit Respekt; die Säufer unter ihnen, deren es viele giebt, wagen sich nicht in seine Nähe. Er ist ein ernster lutherischer Christ und gehört der deutschen Gemeinde in dem nahen Städtchen St . . . an. Er besucht fleißig die Kirche und in seiner Hütte trifft man ihn jeden Abend beim Lesen der heiligen Schrift oder guter Erbauungsbücher. Im übrigen ist er ein Sonderling, der einsam und allein seinen Lebensweg geht. —

Dutch Charley hat sich noch nicht Zeit gelassen, Gesicht und Hände vom Kohlenstaub zu befreien, der bis unter das blauwollene Hemd bis tief auf die nackte Brust eingedrungen, welche bei der Bewegung des Umrührens sichtbar wird. Es hat ihm am Herzen gelegen, so rasch als möglich eine warme Mahlzeit herstellig zu machen, nachdem er mit seinem Gefährten aus dem unterirdischen Bau an die Oberwelt zurückgekehrt ist, nicht um seiner selbst willen, er kann Hunger und Durst lange ertragen, aber um dieses seines jungen Kameraden willen. —

Jetzt ist die Mahlzeit fertig, er hebt den Topf vom Feuer, stellt ihn auf den Tisch, welcher von einer trübe brennenden, an der Decke schwebenden Lampe erleuchtet wird, und legt dem jungen Menschen, der noch immer regungslos daliegt, seine breite Hand leise auf den blonden Kopf und sagt mit einem sanften, beinahe zärtlichen Ton: „Nun komm, mein Junge, das Nachtessen ist fertig!"

Der Angeredete fuhr auf. Auch sein Gesicht war geschwärzt vom Kohlenstaub, doch sah man die fahle Blässe durchschimmern, und die schwarzen Schatten machten dies junge Menschenantlitz noch elender und verkommener aussehen. Wer ihn nicht sehr genau früher gekannt, würde in diesen abgezehrten, aschgrauen Zügen, in dieser ganzen Jammergestalt, daran die verschlotterten Kleider schlaff herunterhingen, niemals den schmucken Gesellen, den lustigen und großsprecherischen Heinrich wieder erkannt haben. Amerika hatte ihm, wie so vielen andern, die Schwungfedern alle ausgerupft, nun ließ er die Flügel hangen und lag am Boden. —

Der junge Mann, zum Essen aufgefordert, wollte sofort zum Blechlöffel greifen, der vor ihm lag, aber der Alte legte seine Hand auf den Löffel und sagte ernst: „Erst beten, Henry! Ochs und Pferd ißt ohne Gebet — ein Christenmensch soll das nicht thun!" —

Darauf faltete er die Hände und zwang den andern durch den ernsten Blick seiner Augen dasselbe zu thun und sprach ein kurzes Tischgebet.

Alsdann aßen sie. Der Alte langsam und bedächtig; der Junge mit Hast und Gier, als wäre er ausgehungert. Mit freundlichem Ausdruck, beinahe lächelnd, beobachtete Karl Berghoff, wie sein Gegenüber immer zweimal mit dem Löffel in den Topf fuhr, während er denselben einmal zum Munde führte.

Als alles verzehrt war, sagte der Alte: „Das war ein gut Supper, was, mein Junge? — thut wohl — macht stark! nun geht's Dir besser, nicht wahr? Nun geh' und wasch' Dich! sonst thun wir das vor dem Supper, aber heut war der Hunger zu groß, nicht wahr?"

Heinrich fuhr sich mit der Hand über das geschwärzte Gesicht, — war es möglich, daß er's vergessen, sich erst zu waschen, — er seufzte tief — ging in eine Ecke der Hütte, wo ein Gefäß mit Wasser stand, und kehrte gesäubert an den Tisch zurück.

Der Alte hatte sich draußen gewaschen und jetzt sah man's erst, wie ausdrucksvoll seine Züge und wie mächtig, aber zugleich gütig der Blick seiner Augen.

Vor zwei Nächten hatte er diesen jungen Menschen am Wege liegend gefunden, als er spät von der Kirche heimgegangen. Ein schneidend scharfer Wind strich übers Land, und man mußte wacker ausschreiten, um sich warm zu halten. Und da lag dies Mannsbild hingestreckt, kraftlos, ohnmächtig, die Augen halb geschlossen. Der Mond schien ihm hell ins Gesicht und gab ihm ein leichenhaftes Ansehen, — und wenn er hier liegen geblieben, hätte der anbrechende Tag gewiß einen Toten begrüßt.

Berghoff kniete neben ihm hin, hielt das Ohr an seine Lippen, legte die Hand in die Herzgegend, — schüttelte den Kopf, — rieb ihm Stirn und Hände, richtete ihn auf, wobei er ihn sorgsam in seinen starken Armen hielt. Er hatte eben eine ernste Predigt über Gottes Liebe in Christo und über Nächstenliebe gehört; es packte ihn innerlich, daß er sobald schon beweisen sollte, ob er ein Thäter, und nicht bloß ein Hörer des Wortes sei! —

Aber er besann sich nicht lange, was er thun sollte. Er hob den Erstarrten wie ein Kind empor in seinen gewaltigen Armen, umfaßte seinen Oberkörper, hauchte ihn an mit seinem warmen Odem und schüttelte ihn dabei mächtig.

Das half. Es kam Leben in dies starre Gebein, die Arme hoben sich und wollten den Retter von sich stoßen — aber sie waren viel zu kraftlos, um das zu vermögen, — sie sanken wieder schlaff am Leibe nieder, nur murmelten die Lippen etwas, es ist kaum zu verstehen, es klingt wie: a little drop — brandy — give me a little drop! —

„No, my boy“, sagte Berghoff sanft, „not brandy! we shall go home — yes, home — come, let us see — this way — that will do!“

Dabei umfaßte er seinen Schützling, der wie ein Schlaftrunkener taumelte, halb trug er ihn, halb führte er ihn. Zuerst ging's schlecht, allmählig besser, langsam, mit vielen Ruhepausen und unter viel Zureden war es gelungen, die Hütte zu erreichen.

Nun trieb der Alte sein Samariterwerk mit einem Eifer und einer Geschicklichkeit, die man bewundern mußte. Er bettete den verkommenen Menschen auf seinem eignen Lager, das freilich nur aus hartem Maisstroh und einer wollenen Decke bestand. Er holte alte Kleider zusammen und breitete sie über den Hingestreckten aus, — er entzündete rasch ein Feuer, brachte Wasser ins Kochen, tauchte Brotstücke hinein, und hielt sie dem halb verhungerten Menschen an die Lippen, der sie gierig verschlang, flößte ihm auch heißen Thee ein, und hatte nach stundenlangem Bemühen die Freude, daß die kalten Glieder sich erwärmten, die Atemzüge tief und langsam wurden und ein ruhiger Schlaf sich auf den Elenden herabsenkte.

Da kniete sich unser alter Freund hin und lag lange mit fest gefalteten Händen in brünstiges Gebet versunken.

Als er am nächsten Morgen anfahren mußte, lag sein Gast noch immer regungslos im tiefsten Schlafe da. Der Alte stellte alles, was er an Nahrungsmitteln besaß, neben das Lager, legte große Kohlenstücke an die Glut auf den Herd; streichelte mit seiner rauhen Hand sanft über den blonden Flaum der jugendlichen bleichen Wange des Schlafenden und ging davon. —

Am Abend zurückkehrend, fand er seinen Schützling aufrecht sitzend, den Kopf tief herabgesunken, ein Bild tiefster Traurigkeit! — Er wollte aufspringen, als er den Alten eintreten sah, sank aber matt wieder zurück, nur die Hand hob er empor und seine blauen deutschen Augen blickten dankbar seinen Wohlthäter an, welchen er trotz der Schwärze seines Antlitzes sofort wieder erkannte. — Er bemühte sich, auch etwas wie Dank auszusprechen, aber der Alte unterbrach ihn: „Du bist gewiß ein Deutscher, ich sehe es an Haar und Augen! Nun, mein Junge, sei mir herzlich willkommen! Du fühlst Dich nun wieder gut? wie! — nun, viel besser als in der Nacht! Ich sehe, Du hast auch gegessen? Nun, das freut mich, Landsmann, das ist ein gutes Zeichen der Genesung! Jetzt will ich auch sogleich Supper machen, damit Du ganz satt wirst!“

Der junge, blasse Mensch saß wie verwundert auf seinem Lager, folgte mit seinen Augen den Bewegungen des Alten, der in freundlicher Hast hin und her eilte und allerlei unverständliche Worte vor sich hinsprach, von Zeit zu Zeit einen fürsorglichen Blick auf seinen Gast werfend, wie eine emsige Mutter Blicke wirft auf ihr Kind, daß es nur nicht schreien möge, bevor sie ihm alles bereitet hat.

Dem Heinrich ist dies alles wie ein Wunder vor seinen Augen; — er verstummt davor, — eine solche Liebe, die nicht frägt, nicht forscht, nicht zweifelt, nicht zaudert; die in der schlichtesten Einfalt n u r l i e b t — das ist ihm viel zu wunderlich und zu groß, er kann's nicht begreifen! — aber hinnehmen kann er's — sowie ein Kind, das man von der Straße aus Winters Frost und Schnee hereinholt in einen hellen, warmen Weihnachtssaal und stellt es unter den Lichterbaum, auch mit großen, verwunderten Augen dasteht, — aber es thut ihm so unaussprechlich wohl und läßt es sich so gern, ach so gern gefallen!

Als nun der Alte an jenem ersten Abend die Mahlzeit bereitet hatte, reichte Heinrich ihm die Hand, zog ihn nahe an sich heran, neigte sein Gesicht herab auf die breite, dunkle Hand seines gütigen Pflegers, küßte sie und weinte bitterlich.

Da sagte dieser: „Du sollst nicht weinen, auch heute noch nicht sprechen, sondern nur essen und schlafen, und wieder essen und schlafen! Nachher aber will ich Dir etwas vorlesen — hier aus meiner alten lieben Bibel! — und morgen abend — na, dann kannst Du mir, wenn Du willst, alles sagen — aber erst ausruhen — erst gesund werden!“

Nach dem Essen setzte sich der Alte am Fußende des Bettes, darauf Heinrich lag, auf einen Holzschemel, holte seine Bibel herbei und las dem jungen Menschen das 11. Kapitel aus Matthäus vor, wo die Worte sich finden: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Dann aber nahm er das Gesangbuch und sang mit wohltönender Stimme das schöne Lied: „Mein Heiland nimmt die Sünder an.“ Das war die Medizin, die Dutch Charley seinem Patienten an jenem Abend verabreichte! —

Als später die Hütte wieder im Dunkel lag und der alte Karl Berghoff sich in einer Ecke ein Lager bereitet hatte, wo er fest und sanft schlief, da lag Heinrich wach und seine Gedanken wogten auf und ab in ihm. Er hatte fast den ganzen Tag schlafend zugebracht, nach der übergroßen Erschöpfung; nun floh ihn der Schlaf. Öffnete er die Augen, dann war es ihm, als stünde es mit leuchtender Schrift in der Dunkelheit vor ihm: „Mein Heiland nimmt die Sünder an!“ und wenn er die Augen schloß und zu schlafen versuchte, dann hörte er's tiefinnerlich, wie es ihm vorgesungen war: „Mein Heiland nimmt die Sünder an!“

Das war eine merkwürdige Nacht, wie Heinrich noch keine in seinem Leben gehabt hatte.

Am nächsten Abend war nun Berghoff bereit anzuhören, was sein Gast ihm über seine Herkunft und Schicksale berichten wollte.

Der Hauptinhalt dieser Geschichte hätte ja nun freilich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eine Selbstanklage sein müssen. Soweit waren wir aber noch lange nicht.

Wie die meisten bitter enttäuschten Einwanderer, klagte und murrte auch dieser, daß Amerika nicht gehalten, was man gehofft dort zu finden. Er erzählte, daß er beim Häuserbau in Nebraska beschäftigt gewesen sei, daß aber der Lohn keineswegs der schweren, harten Arbeit entsprechend gewesen, daß alle Lebensmittel über die Maßen teuer, daß man ihn betrogen und geschunden habe in schändlicher Weise. Darauf sei er davongegangen und habe in einer Sägemühle Arbeit gefunden, es wäre auch sonst wohl gegangen, aber die andern Arbeiter hätten keinen Deutschen unter sich leiden wollen, Händel gesucht und Streit gemacht, und da sei er fortgeschickt. Sodann habe er bei einem Farmer gearbeitet; die Sorte wäre aber die allerschlimmste, bis aufs Blut habe er sich angestrengt und doch nie genug gethan, Bäume gerodet vom Morgen bis in den Abend, daß er schier hingesunken, und dafür nur freie Kost, fast gar kein Geld und saure Gesichter; und als er mehr Geld verlangt habe, da sei ihm die Antwort geworden, er verdiene mit seinen Leistungen kaum sein Essen und Trinken. Das wäre ihm denn doch zu viel gewesen und er hätte sich davon gemacht. Nun aber sei es gewesen, als ob die Menschen ihre Thüren vor ihm verschlossen hätten; tagelang, ja wohl eine Woche, hätte er sich in Städten und auf dem Lande herumgetrieben, zuletzt keinen Cent mehr in der Tasche; mitleidige Frauen hätten ihm ein Stück Brot und einen Trunk gereicht, sonst wäre er verhungert! in Strohhaufen sei er nachts gekrochen, um sich vor der Kälte zu bergen, und habe Gott danken müssen, wenn die Hunde ihn nicht gewittert! Zuletzt — ja zuletzt habe er vor Jammer und Hunger nicht weiter können und habe sich draußen hingestreckt, um zu erfrieren! — Aber — es hätte ja nicht sein sollen! —

Der alte Mann blickte ernst und traurig vor sich hin, als der Erzählende geendet. Er wußte und merkte es recht wohl, daß in diesen Selbstbekenntnissen die Hauptsache fehle: — die eigne Schuld! —

„Du hast doch wohl nicht das Geld, das Du Dir verdient hast, wie so viele, in Bier und Schnaps angelegt, Heinrich?"

Dieser schwieg und blickte vor sich nieder.

„Das Beten und Kirchengehen hast Du doch nicht auch am Ende ganz verlernt?" fragte er weiter.

Heinrich schwieg wieder und errötete bis in die Stirn hinauf, leider nicht vor Scham, sondern vor Ärger und Unwillen, daß er sich so solle examinieren lassen von diesem alten Kohlenarbeiter! aber dieser Mensch war sein Wohlthäter, sein Lebensretter — er mußte wohl schweigen. —

„Willst Du jetzt hier bleiben und in den Minen schaffen?"

Heinrich nickte schweigend. Er hatte sich die Sache schon überlegt und eingesehen, daß ihm vorläufig nichts anderes übrig bleibe. Das Loos eines unterirdischen Kohlenarbeiters schien ihm freilich nicht sehr erfreulich, er hatte aber bereits zu bittere Erfahrungen gemacht, um noch wählerisch zu sein. —

„Du darfst hier bei mir bleiben, wenn Du willst, mein Junge; — ich bin jetzt ganz allein, hab' auch einen Sohn gehabt und eine Tochter und ein Weib, — aber die sind alle tot — ich bin nun ganz allein; — Du kannst nun an meinem Tisch essen und in meiner Hütte schlafen, brauchst kein Geld zu bezahlen, no, kein Geld. Willst Du auf den Handel eingehen?" —

Heinrich war bewegt über des Alten unverdiente Güte, er reichte ihm die Hand und dankte ihm.

„Du mußt mir aber zweierlei versprechen: daß Du keinen Schnaps trinken und Dich von aller bösen Gesellschaft fern halten willst, — und dann, daß Du Sonntags mit mir zur Kirche nach St . . . gehst; kannst Du darauf eingehen?"

Ein Kind, das die Rute gefühlt hat, verspricht leicht alles Gute, Heinrich gab auch sein Versprechen.

Am nächsten Tag sprach Berghoff mit dem Minen-Inspektor, bei dem er viel galt, und Heinrich fand leicht Arbeit in den Minen. —

An jenem Abend, da er am Tische saß mit geschwärztem Antlitz und kaum aufsehen mochte, hatte er seinen ersten Tag als Kohlenarbeiter überstanden.

Es ist ein eigen Ding, wenn man zum erstenmal in die Tiefe fährt, mehr als 100 Fuß in die Unterwelt. Es benimmt einem fast den Atem, wenn man unten angekommen, in diese unabsehbaren schwarzen Gewölbe, von dicken, rohen Pfeilern gestützt, seinen Fuß setzt, wo in der tiefen endlosen Nacht die Grubenlichter auftauchen und verschwinden wie Irrlichter, und man selber beim eignen schwachen Lichte kaum etliche Fuß im Geviert um sich blicken kann. Bald aus weiter Ferne, bald auch in nächster Nähe donnern die Sprenggeschosse, und das Rasseln der Kohlenkarren, welche, auf Schienen von flinken Maultieren gezogen, bis an die Stelle gebracht werden, wo die obere Dampfkraft sie ans Licht befördert — klingt betäubend, bis man sich an dies alles gewöhnt hat. Dazu das Gefühl, in beständiger Todesgefahr zu schweben, die Abgeschiedenheit von allem Leben und Treiben der Oberwelt, das Entbehren des freundlichen Sonnenlichts, des Geredes der Menschen, der fröhlichen Stimmen Klang! Alles Schwarz in Schwarz, in Schweigen getaucht, nur auf die rastlose, einförmige Arbeit angewiesen!

„Also das soll mein Loos sein in dem gepriesenen Lande!" so grollte es an jenem Abende in dieser jungen Menschenbrust — „wahrlich ein echtes Glückslos! — das nenne ich: Lebendig begraben sein!" — und ein Schauder zuckte ihm durch die Glieder! —

„Also das soll meine lustige Gesellschaft sein, dieser alte, freilich gutmütige, aber doch sehr wunderliche Gesell! der mich von den andern absperren will, daß er mit mir seinen Zeitvertreib habe? keine Lebenslust soll mir erlaubt sein! kein Glas trinken! kein Tanzen, kein Singen, kein Lachen!"

Und wieder zuckte ihm ein Schauder durch die Glieder! „Wie gut hattest Du es in Deutschland — hier mußt Du ein Hundeleben führen; — ja ein wahres Hundeleben!" murmelte er zwischen den Zähnen; „ach, wer doch umkehren könnte! — wer war das doch, der umkehrte ins Vaterhaus? — richtig, der verlorene Sohn! der sein Gut umgebracht mit Prassen! — Auch keine schöne Gegend!" dachte der Bursche und wollte sich davon losmachen, aber es hielt ihn fest, wie mit heimlicher Gewalt, und eine Stimme ganz hinten aus dem tiefsten Grund der Seele sprach: das bist Du! das bist Du! aber die Stimme war noch sehr leise!

Dennoch zuckte er wieder zusammen. Da legte der Alte ihm seine Hand aufs Haar und lud ihn zum Essen ein. Und siehe da! mit dem „Hundeleben" mußte es doch wohl nicht gar zu bös sein, denn die einfache, aber kräftige Mahlzeit glitt rasch hinunter, sein Körper war noch ausgehungert, und die schwere Tagesarbeit hatte den Hunger verschärft! —

An jedem Abend holte der wackere Karl Berghoff aus einer Kiste, die seine Habseligkeiten barg, seine große Bibel und las daraus mehrere Psalmen und Abschnitte aus beiden Testamenten. Heinrich lag dabei mit dem Kopf auf dem Tische, und von der ungewohnten Arbeit übermüdet, hörte man's bald an den tiefen Atemzügen, daß der Schlaf ihn überwältigt hatte.

Der Alte ließ dann wohl seinen Blick lange mit tiefem Ernst auf ihm ruhen, doch gönnte er ihm den Schlaf, aber über dem Schläfer stieg ein brünstiger Seufzer nach oben, der bedeutete: O, daß Du aufwachtest vom Schlafe, so würde Dich Christus erleuchten!

Die Sonntage waren für Heinrich nicht weniger hart und unerfreulich, als die Arbeitstage. Freilich verlebte er sie im Lichte der Oberwelt, aber wie still, wie erstorben war diese Welt, eine tödliche Langeweile legte sich auf ihn, als ob er ersticken sollte.

Der Alte ging in die lutherische Kirche, es war ein meilenweiter Weg; und Heinrich ging mit, was sollte er auch anders thun; da sah man doch Menschen und es mochte sich wohl eine Gelegenheit finden, ein Gespräch anzuknüpfen und Bekanntschaften zu machen.

Während der Predigt saß Heinrich scheinbar aufmerksam da, aber was er hörte, ging zum einen Ohr hinein und zum andern wieder heraus. — Heinrichs Herzensacker glich noch dem Wege, von dem die Vögel den guten Samen hinwegzehren! — Der Pastor war ein ernster und entschiedener Zeuge, der Gesetz und Evangelium recht zu scheiden verstand, und manchmal schauerte auch Heinrich innerlich zusammen, wenn der Hammer des Gesetzes auf sein Herz fiel oder wenn der Tau des Evangeliums es erweichen wollte. Aber er schüttelte die heilsamen Eindrücke wieder ab — er widerstrebte dem Heiligen Geiste; — — Gott mußte noch mehr thun, um dieses trotzige Menschenherz zu zerschlagen! —

Nur unglücklich fühlte sich Heinrich mit sich selber und mit der ganzen Welt unzufrieden. Jeden Tag in der unterirdischen Welt, in der schwarzen Hölle, wie er es nannte, und Sonntags in der Kirche, da sei's auch nicht viel besser! — Ach wenn er doch nur einmal am Sonntage drüben in der alten Heimat hätte sein können bei dem alten Ohm und Ännchen, auf der Bank am Brunnen sitzen, oder das arme, liebe Ding, sein Schwesterlein, hinaustragen in die Steinlaube vor der Thür! — das Heimweh packte ihn, und er saß in der Kirche mit den Händen vors Gesicht, und eine Thräne stahl sich durch die Finger! Auch dachte Heinrich viel an Elsbeth und das Herz that ihm weh, wenn er ihrer gedachte. Er hatte noch gar nicht geschrieben, das Schreiben war gar nicht seine Sache. Sollte er jetzt schreiben? die Stirn erglühte ihm vor Scham, daß er ihr hätte schreiben müssen, was aus ihm geworden, daß er ein rußgeschwärzter Kohlenarbeiter sei! o, wenn sie mich sehen könnte,

dachte er, wie ich abends zurückkomme, sie würde vor mir schaudern, sie würde mich verachten, daß ich so tief herabgestiegen!

— — — Wochen waren hingegangen und zu Monden geworden, die Gewöhnung hatte das schwere Lebenslos leichter gemacht, — da ging eines Tages die Schreckenskunde von Mund zu Mund: es ist ein Unglück in den Minen geschehen! Man wollte einen dumpfen Schall gehört haben, ein Erbeben des Bodens. Was ist es gewesen? sind es schlagende Wetter gewesen, oder ist ein Einsturz geschehen? — es verbreitete sich durch die Wohnungen der Arbeiter; — die Frauen hörten es mit Entsetzen, sie liefen aus den Häusern, die schreienden Kinder hinterdrein, alles stürzte dahin, wo der Schacht mündet, wo das Haus stand, wo die Dampfkraft arbeitete, welche die Lasten aus der Tiefe zieht und die leeren Wagen hinabgleiten läßt. Der Raum ist abgesperrt. Jedermann aber weiß hier, was geschehen, es ist eine Verschüttung, der Inspektor, die Beamten sind eingefahren. Was werden sie mit zurückbringen? — Am Abend des Tages wußte man's! dreißig Leichen waren zutage gefördert und ein Schauspiel des herzzerreißenden Jammers hatte sich dargestellt, als die Frauen ihre Versorger, die Kinder ihre Väter unter den Toten fanden. Zehn Arbeiter wurden vermißt, unter diesen Dutch Charley und Heinrich! —

Die Minenverwaltung bot mit größter Energie alle Mittel und Kräfte auf, um, wenn es möglich wäre, noch ihrer etliche zu retten.

Wie es aber drunten in der grausigen Tiefe steht, ob noch Leben sich regt und Herzen klopfen unter den eingestürzten Kohlenmassen — ob der Tod alles Lebendige hingerissen — das weiß nur Gott! — (Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Zwischen zwei Feuern.

(Zu unserem Bilde auf Seite 648.)

Den kleinen Strolch in unserem ersten Bilde hat die Sucht nach verbotener Frucht das siebente Gebot vergessen lassen; er ist über die Mauer gestiegen und hat seinen Schulranzen mit den besten rotwangigen Äpfeln gefüllt. Aber das Gebell des wachsamen Hausfreundes hat den Herrn herbeigerufen, der Taugenichts hat eiligst Fersengeld bezahlt und hängt nun „bangend und hangend in schwebender Pein", von oben her bemüht sich der entrüstete Eigentümer, die ängstlich festgeklammerten Finger des Bengels von der Mauer zu stoßen und von unten her fletscht der Bullenbeißer höchst unmißverständlich sein gewaltiges Gebiß. Möglich, daß der Bestohlene Nachsicht übt und den Dieb mit dem Schrecken davonkommen läßt.

Wo bin ich?

(Zu unserem Bilde auf Seite 649.)

Der Zeichner unseres Bildes führt uns in die gemütliche Wohnstube einer bürgerlichen Familie des sechzehnten Jahrhunderts. Die Mutter in der sehr kleidsamen und züchtigen Tracht jener Zeit ruht von der Arbeit und freut sich des Versteckspielens ihrer Kleinen. Der Künstler hat uns hier eine recht anheimelnde Szene echt deutschen Familienlebens gezeichnet.

Ein Thron aus geschliffenem Kristallglas ist gegenwärtig in dem Verkaufsgewölbe der Herren Osler in Oxfordstreet, London, ausgestellt. Derselbe ist ein wahres Meisterstück moderner Glastechnik und beschäftigte Künstler, Glasschleifer und Glasbläser in den Birminghamer Werken der genannten Herren durch mehrere Monate. Über dem Thronsessel erhebt sich ein von vier Säulen getragener Glasbaldachin, alles in maurischem Stil, der äußerst kunstreich gearbeitet ist und nicht wenig dazu beiträgt, die glänzende Wirkung des ganzen Kunstwerkes zu heben. Die Arme des Sessels laufen in ananasförmige Knöpfe aus, die je 324 mit mathematischer Genauigkeit geschnittene Facetten tragen. Die Säulen sind gleich dem Thronsessel mit eingravierten Zeichnungen versehen. Der Thron ist für einen indischen Fürsten bestimmt und der Preis desselben kann durch ein Rechenexempel festgestellt werden, wenn man hört, daß der gleichfalls aus Glas verfertigte Fußschemel 800 Guineen ($4200) kostet.

Auch ein „Partner". Student: „Ich bin Teilhaber an dem Geschäft meines Vaters!" — Professor: „Wie so? Sie studieren doch Medizin und Ihr Vater ist Kaufmann!" — Student: „Ja, ja! Er besorgt eben die Einnahmen und ich die Ausgaben!"

Aus Luisens Poesiebuch.

Hier stehen Bäume, Und dazwischen
Da stehen Bäume Zwischenräume.

Sprechsaal.

J. W. K. in B. Was ist ein "Handicap"?

"Handicap" ist ein Ausdruck, der beim Pferderennen gebraucht wird. Man bezeichnet damit den Vorsprung, den man einem schwächeren Gegner erlaubt, oder das Gewicht, das man dem stärkeren auflegt, um dadurch die Kräfte auszugleichen, so heißt es z. B. "The handicap was five seconds, oder ten pounds" und ähnlich.

R. R. in St. L. Welches ist das beste Mittel gegen übelriechenden Atem?

Äußerste Reinhaltung der Mundhöhle durch fleißiges Spülen, Gurgeln und Putzen mit Wasser. Sehr zweckdienlich ist zum Spülen und Gurgeln eine Lösung von übermangansaurem Kali (Potassium permanganate), wovon man ein Körnchen in einem Weinglas voll Wasser löst. Für wenige Cents können Sie in jeder Apotheke sich eine für lange Zeit ausreichende Menge kaufen.

L. M. in D. Wo liegt die Leber?

Die Leber hat ihre Lage rechts oben in der Bauchhöhle, unmittelbar unter dem Zwergfell und unterhalb der Rippen.

A. B. in L. P. Wie kommt es, daß man, auch wenn das Brot gerade aus dem Backofen kommt, doch die Nasenspitze dagegen drücken kann, ohne sich dieselbe zu verbrennen? — Warum fault die Außenseite des Baumes schneller als das Innere desselben? —

Die Nasenspitze ist gegen Hitze, weil sie nervenarm ist, verhältnismäßig unempfindlich, wie das von manchen andern Körperteilen auch gilt, z. B. dem Hals, der Brust, dem Ober- und Unterarm. Die Innenfläche der Hand ist der empfindlichste Teil unseres Körpers. — Daß die Außenseite eines Baumes schnell verwest, hat seinen Grund darin, daß dieselbe säftereicher ist und darum schneller als das trockene Innere verfault, gerade wie auch saftiges, frisches Fleisch viel schneller verdirbt als getrocknetes.

G. R. in P. Können Sie mir ein Mittel gegen schweißige Füße angeben?

Skrupulöse Reinlichkeit durch häufige Waschungen und häufiger Wechsel der Strümpfe werden wenigstens den Geruch beseitigen. Man empfiehlt auch Weinsteinsäure (Tartaric Acid), die man in die Strümpfe streut, oder Gerbsäure (Tannic Acid), von der man alle drei Tage eine Messerspitze voll in die Stiefel oder Schuhe bringt. Beim Wundsein gebraucht man eine Salbe aus gleichen Teilen Leinöl und Bleipflaster.

Carl Ruppert, 98 Jersey Street, West Cleveland, O., teilt mit, daß er die gut erhaltenen Jahrgänge der „Abendschule" von 1869 an zu einem Drittel des Wertes verkaufen will.

J. G. F. W. B. in M. Ist der Turm zu Pisa aus Versehen oder absichtlich schief gebaut, oder hat er sich nach einer Seite gesenkt?

Der im 12. Jahrhundert von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute 180 Fuß hohe schiefe Turm, dessen höchster Punkt, wenn man ein Bleilot herabläßt, an der Grundmauer eine Abweichung von 14 Fuß zeigt, ist ein allerdings merkwürdiges Gebäude. Ob der Turm absichtlich schräg gebaut sei oder ob er sich gesenkt habe, ist streitig, das letztere aber in hohem Grade wahrscheinlich, da auch an den benachbarten Gebäuden alle Senkrechten vom Lot abweichen und vom dritten Stockwerk an ganz ersichtlich die Ausgleichung für eine schon vorhandene Senkung angestrebt wurde.

C. D. St. in D. beantwortet die Frage wegen des Reinigens von hirschledernen Hemden so: In lauem Wasser gewaschen, mit einem alten Löffel die besonders verschwitzten, hart gewordenen Stellen abgeschabt, in der Luft getrocknet, aber weder gestärkt noch geglättet, sondern mit dem Rollholz geglättet.

L. J. F. M. in R. teilt mit, daß im Atlas zur biblischen Geschichte von E. Leeder eine sehr gute Karte mit der Einteilung Kanaans zu Josuas Zeiten und auch eine Karte des Zuges der Kinder Israel enthalten ist. — C. D. Strudel, 207 Jefferson Ave., Detroit, Mich., ist im Besitz einer Wandkarte, die das Obige darstellt, und ladet den Fragesteller zur Besichtigung an einem Sonntag ein.

W. G. in St. L. schreibt: „Nicht die „Philadelphia Athletics", sondern die „St. Louis Browns" haben das „Championship" gewonnen!" — Well, this settles it!

F. N. in Wh. L. Seite 551 in der „Abendschule" schreibt Herr Flez, er sei mit einem Buggy auf das Picknick gefahren; nachher heißt es, er sei mit Mrs. D. nach Hause kutschiert. Wo ist denn sein Buggy geblieben? Steht's noch dort?

Das ist ja eine ganz verzweifelt verwickelte Frage! Sind Sie denn noch nie mit einem „Buggy" nach einem Orte hin- und mit einer „Hack" oder irgend einem anderen Vehikle zurückgefahren? Muß denn ein Erzähler jeden unbedeutenden Umstand breit treten? — Da wäre doch die Frage noch viel bedeutungsvoller, was aus dem Pferde geworden ist, welches vor dem „Buggy" gespannt war? Ob der arme Gaul auch Futter bekommen hat u. s. f.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 12. Juni 1884. Nummer 42.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (12. Fortsetzung.)

13.

Pein in der Flamme.

Die Nacht ist vergangen. Grau blickt der neue Morgen durch die Scheiben. Das Menschenleben erwacht und alle die mühseligen und beladenen Erdenpilger müssen sich wieder anschicken, ihre Last weiter zu tragen. Die fröhliche, gesunde Jugend eilt lachend dem jungen Tag entgegen, sie hofft nur Gutes von ihm. Die reichen Leute dehnen sich unter den seidenen Decken und sinnen auf neuen Genuß und Zerstreuung; oder auch sie schlafen weiter, um des langen Tages endlose Stunden zu kürzen!

Wo aber ein Menschenherz schmerzerfüllt nach langem Wachen mit einer Thräne im Auge endlich eingeschlafen, wo im schweren, dunklen Traumgesicht die Seele weiter gesponnen, was der vergangene Abend gebracht, — und nun ist das neue Tageslicht wieder da, das Geräusch des erwachten Menschenlebens dringt an das schlaftrunkene Ohr, — da fährt es empor, es kann sich nicht besinnen — was war's doch? — was ist doch geschehen? — der inwendige Druck ist noch da, — die Hand fährt über die Stirn; — ach ja, das war's! nun steht alles wieder auf, was der Schlaf mildiglich auf eine Weile zugedeckt! — und an den letzten Seufzer des vergangenen, reiht sich der erste Seufzer des neuen Tages!

Wohl dem Menschenkinde, das seine Schmerzenstage unter Gottes Auge zur Ruhe bringt und an Gottes Hand wieder anfängt!

So ging es Elsbeth an dem Morgen, welcher dem Abend folgte, da wir sie zuletzt sahen. Ihr Schlaf hatte keine Erquickung gebracht, schwer lag es ihr in Haupt und Gliedern, sie mußte erst ihre Gedanken sammeln und ihre Seele in Gottes Hände befehlen, ehe sie den neuen Tag beginnen konnte, sie suchte nach einem Gottestrost: — sie faltete die Hände und ließ dabei die langen Haare, welche sie ordnen wollte, herabfallen, daß sie ihr wie ein goldener Mantel über die Schultern fielen.

Da stieg vor dem innern Auge das Bild des barmherzigen Samariters auf! und ihre Seele fragte: hast Du nicht Öl und Wein auch für mich? — o mache mich still und stark!

Und es geschah ihr, wie sie geglaubet hatte.

Das Mädchen lauscht. Drinnen in der anstoßenden Kammer regt sich's auch schon. Das ist früh — eine Stunde eher als sonst. Ja, da hat sich auch einer besinnen müssen auf das, was gestern war, — nun, was ist's denn? — ein krankes Mägdlein ist gestorben, wie's lange erwartet ist. — Aber da ist noch etwas anderes, etwas Unbequemes, Stechendes, — wie eine heimliche Nadel, die man nicht finden kann. Was ist es denn? — nun, der Ton aus der alten Welt ist zugleich ein Ton aus der andern Welt gewesen! solchen Ton mag man aber nicht hören, so lange man in Sünden lebt. Daher muß man den Ton baldmöglichst durch andere Töne übertäuben.

„Vater!“ bittet das Mädchen, „Ihr solltet heute einmal nicht fortgehen! bleibt doch einmal bei mir, wir hätten so manches zusammen zu reden!“

„Ja, ja, Kind! ich gehe auch noch nicht! sprich nur frei heraus, was Du auf dem Herzen hast. Du siehst ja, ich sitze hier ganz geduldig und höre zu!“

Dabei irrten die Augen des alten Mannes unstät hin und her und man sah's ihm an, wie unangenehm es ihm war, nicht sofort aufspringen und weglaufen zu können.

Das Mädchen blickte mit einer stummen Klage auf ihn hin und sprach leise vor sich hin: „Ach, hätten wir unsere Mutter noch! wie würde sie um das liebe Ännchen getrauert haben!“

Der Alte that, als hätte er's nicht verstanden, und schnitt sich ein Stück Brot ab, das er dick mit Butter bestrich.

„Vater“, fuhr das Mädchen fort, „ihr habt's noch garnicht gehört, der Konrad hat auch geschrieben, Heinrich ist nicht mehr bei ihm, und er weiß nicht, wohin er gegangen.“

„Was? — was sagst Du? — Heinrich nicht mehr beim Konrad? — was will er denn? was haben sie miteinander gehabt?“

Elsbeth konnte darauf nicht antworten und schüttelte nur traurig den Kopf.

„Nu ja“, meinte der Alte, „das ist denn doch auch kein Unglück, der Junge wird sich schon durchschlagen, kann ja auch arbeiten, ist jung und schmuck und geschickt, der wird sich schon was erobern!“

Da klingelte die Ladenthür, die ersten Kunden kamen schon, zum ersten Frühstück etwas einzukaufen. Else mußte

hinaus, sie ward lange draußen festgehalten, und als es eben recht voll im Laden war, schlich der Alte sich sachte hinaus, um auf bekannten Wegen den Tag hinzutreiben.

Es war eine Schenkstube in der Hafengegend, wohin Dietrich Veit gewöhnlich seine Schritte lenkte und wo er den Stammgästen wohl bekannt war, unter welchen er die Bekanntschaft des Mannes gemacht, der sich ihm am gestrigen Abend aufgedrängt und ihn in seine Wohnung begleitet hatte. Dieser Mann, der sich Mr. Black anreden ließ, und am Abend in einem an den Saloon stoßenden Zimmer als Banquier einer heimlichen Spielbank thätig war, hatte sich bereits früher eingefunden, saß vor einem leckeren Frühstück und einer vollen Flasche, winkte den alten Veit sogleich an sich heran und trank ihm zu. Sodann fing er an, ihn auszufragen nach dem Brief, der gestern gekommen, und nach der Todesnachricht, welche derselbe enthalten. Ein Scharfsichtigerer als Dietrich Veit, würde wohl entdeckt haben, daß seinem Fragen besondere Ursachen zu Grunde lägen; dieser merkte davon natürlich nichts und erzählte ausführlich von seiner Verwandtschaft drüben und von dem Todesfall, welcher ihnen mitgeteilt worden. Es sei ein armes kümmerliches Ding gewesen, das Ännchen, hätte nicht gehen und stehen können, aber sehr klug und fein und schön von Angesicht sei's gewesen, hier in der Welt sei's zu nichts nütze gewesen und jetzt gut aufgehoben. Der Bruder treibe sich hier auch in Amerika herum, wäre in den Westen gegangen und nun hätte sein Kamerad geschrieben, der Heinrich hätte sich davon gemacht, der Junge sei 'n bischen windig, geradeso wie sein Vater, der wäre vor langen Jahren auch durchgebrannt, hätte Frau und Kinder drüben sitzen lassen, und die arme Frau hätte sich darum zu Tode gegrämt, der werde hier auch wohl längst gestorben und verdorben sein, wär auch nicht viel Gutes dran gewesen.

Mr. Black hatte sehr genau zugehört, und hinter der blauen Brille hatte es ihm eigentümlich um die Augen gezuckt, jetzt goß er rasch ein Glas Whiskey hinunter, räusperte sich, als könne er das rechte Wort nicht finden.

„Ja, ja — Landsmann — mag wohl sein — gewiß, schlimm ist das — sehr schlimm! — aber was ich sagen wollt, heut abend nehmt mich doch mal wieder mit, es wird Eurer Tochter heut wohl passen, das Mädchen hat mir's angethan, natürlich in allen Ehren, ich könnte ja ihr Vater sein, wäre mir aber doch sehr lieb, ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

Dietrich Veit rückte verlegen auf seinem Sitze hin und her und kratzte sich hinterm Ohr. „Ja", sagte er, „das Mädchen ist sehr eigen, das sollt Ihr wissen, und sie hat so was an sich, wißt Ihr, so was wie: Drei Schritt vom Leibe! übrigens ist sie mit dem Heinrich Schwartz verlobt, von dem wir nicht wissen, wohin er gegangen."

„So", erwiderte Mr. Black, „verlobt ist sie — mit dem — ah! was Ihr sagt, Landsmann, — nu, um so besser, wollte sagen, — dann hat sie ja ihr Teil, da kann sie doch gerne mal mit mir ein vernünftig Wort reden, was schadt's denn! laßt mich nur machen, ich versteh mich auf die Weibsleut!" —

Zu ihrem Schrecken sah also Elsbeth am Abend wieder jenen Fremden mit dem Vater bei sich eintreten, fand aber sein Wesen und sein Benehmen anders, als am Tage zuvor. Bescheiden näherte er sich, sprach seine Teilnahme aus und bedauerte, wenn er gestern abend zur unglücklichen Stunde gekommen; daß er es gewagt, heute wieder zu kommen, möge sie sich daraus erklären, daß er auch ein Deutscher sei, der hier in der Fremde ohne Verwandte und Freunde lebe, sich hier noch niemals heimisch gefühlt habe und dem man eine große Wohlthat erweise, mit ihm von der Heimat drüben zu sprechen. Das Leben in den Gasthäusern und Schenkstuben, wozu man genötigt sei, wenn man kein eigenes Heim und keine Familie habe, sei ihm gründlich zuwider, und wer ihm einen Platz gönne an seinem Tische, der thue ein gutes Werk an ihm. Hierher habe es ihn gezogen, weil er, wie man's auch an seiner Sprache hören werde, ein ganz spezieller Landsmann sei, aus der Gegend von M . . . . . ., wo er vor Jahren alles zurückgelassen habe, was er auf Erden lieb gehabt.

Im Verlaufe des Gesprächs zeigte sich denn auch, daß er in der heimatlichen Gegend wohlbekannt, daß ihm die Namen der Ortschaften und Dörfer geläufig, — ja, er behauptete sogar, den Haidhof von der vorüberführenden Landstraße aus gesehen zu haben und sich der Lage wohl zu erinnern.

Bei dem allen ging Elsbeth das Herz auf, sie erzählte mit nassen Augen zuerst von dem traurigen Erlebnis auf der Reise und von dem wunderbaren, gleichzeitigen Sterben Ännchens, — sie erzählte von dem Abschied aus der Heimat und von den beiden geliebten Menschen in der Straße „Am Brunnen"; sie erzählte auch vom Heinrich und von der bangen Sorge um ihn.

Der Fremde hing an ihren Lippen, sprach ernst und verständig über das Gehörte und bat zuletzt, wenn es nicht unbescheiden sei, ihm aus dem Briefe vorzulesen, den man gestern empfangen.

„Nun ja", sagte das Mädchen, „Geheimnisse sind nicht darin, und ist alles, was darin steht, so gut und so heilsam für jeden zu hören, daß ich's gern vorlesen kann."

Sie nahm den Brief aus einem Schubfach und hob an zu lesen. Ihre Stimme klang ernst und feierlich, als ob sie aus der Bibel lese, und immer wärmer, immer eindringlicher ward ihr Ton.

Der Mann aber mit der blauen Brille, der vor ihr saß, sank immer tiefer in sich zusammen, die Arme fielen herab und eine düstere Glut brannte auf seiner Stirn und im blaßgelben Antlitz zeigten sich rote Flecke.

Else ahnte es aber nicht, daß sie Ännchens eigenen Vater vor sich hatte und daß sie ihm von dem Sterben seines Kindes vorlas; — sie ahnte es nicht, daß sie in dieser Stunde von Gott berufen war, das Gewissen eines elenden, verkommenen Sünders wachzurufen.

Dieser Mr. Black, früher Robert Schwartz, war mit dem früheren Haidhof-Bauern in einer Schenkstube zusammengetroffen, hatte ihn alsbald erkannt, ohne von jenem erkannt zu werden, was sehr erklärlich war, bei der gründlichen Veränderung, die teils durch die Jahre, teils durch die Brille und falsches Haar und Bart mit ihm vorgegangen war; auch bei dem gänzlichen Mangel an Beobachtungsgabe von dem Dietrich Veit nicht zu erwarten war.

In all den Jahren, welche dieser Mann in Amerika zugebracht, hatte sich wohl zuerst ein Erinnern und Mahnen an die Vergangenheit kund gemacht, — es war aber zum Schweigen gebracht und untergegangen in dem großen Leichtsinn seines Wesens und in der Not des Lebens, womit er lange zu kämpfen gehabt. Was war dieser Mensch nicht alles gewesen! Kellner und Hausknecht — Schauspieler und Tierbändiger — Marktschreier und Zeitungsausträger — Gassenkehrer und Kloakenreiniger. Überfluß und leckeres Leben hatten gewechselt mit Hunger und Mangel, wo er sogar dem Verhungern nahe gewesen. Und jetzt? — jetzt raffte er sich seinen Unterhalt zusammen als Spieler und Bankhalter.

Die erste Berührung mit Dietrich Veit war auch so gekommen, daß er dem Bauern ein Spiel vorgeschlagen und die Karten aus der Tasche gezogen, wobei ihm das wenig intelligente Aussehen des Landsmannes Hoffnung auf reichlichen Gewinn gemacht. Als er nun aber bald einen alten Bekannten in ihm entdeckt, hatte er es über sich vermocht, ihn ungerupft zu lassen, wie er sich selber sagte, zum Dank für manchen guten Trunk und manche gute Wurst, die er auf dem Haidhofe genossen. Dann aber war in ihm der Wunsch lebendig geworden, von der Heimat zu hören. Die Vergangenheit war [illegible]

dem Grabe aufgestiegen und hatte angeklopft an sein in Sünden und Schanden verderbtes Herz und Gewissen! Eine reine, weiße Gestalt hatte bittende Arme nach ihm ausgestreckt, — das Weib seiner Jugend, das er schändlich verlassen hatte; er hörte wieder in der stillen Nacht ihre sanfte Stimme, er sah ihre milden blauen Augen wieder auf sich gerichtet; — und eine innere Unruhe bemächtigte sich seiner, deren er nur Herr werden konnte, wenn er sich im Gewühl und Getriebe der Menschen befand, wenn er berauschende Getränke hinunterstürzte und hinter den Karten mit leidenschaftlicher Hast Gewinn und Verluste verfolgte und sich heimlicher Kunstgriffe bediente, um den Gewinn in seine Tasche zu lenken.

Dabei aber verfolgte ihn der Gedanke an seine beiden Kinder. Daß seine Frau jung am gebrochenen Herzen gestorben sei, hatte er dem alten Bauern bald abgefragt; dessen Reden und Berichte waren aber so trocken, so abgerissen und ungenügend, daß sie ihn nicht befriedigen konnten. Als er nun Elsbeth hörte, legte er alles darauf an, in ihre Nähe zu kommen, um sie ausfragen zu können und von ihr zu erfahren, was er zu wissen wünschte.

Wohl sagte er zu sich selbst: was soll's denn nur? — bin ich nicht ein Narr? — was nützt es mir denn, davon zu hören? — wenn sie es wüßten, wer ich bin, sie würden mich ja verachten und von sich weisen, meine Kinder müßten sich ja ihres Vaters schämen. Und doch ließ es ihm keine Ruhe. Es war, als zöge und zerre eine unbekannte Macht an seiner Seele, als wäre ihm noch etwas aufbehalten, etwas Merkwürdiges, Großes, Seltsames — ob's etwas Gutes oder Böses, ein hohes Glück oder ein tiefes Leid — er wußte es selber nicht.

Dabei setzte er sein altes Sündenleben immer noch fort, nach wie vor.

In dieser Zerrissenheit seines Gemüts war er an jenem Abend zu Elsbeth gekommen. Er erinnerte sich ihrer kaum, sie mochte wohl ein ganz kleines Kind gewesen sein, als er fortgegangen, vielleicht auch hatte er sie niemals gesehen. Nun stand dies Mädchen vor ihm, so ernst in der Trauer über die eben erhaltene Todesnachricht, so rein und klar, so fest und gewiß! das war dieselbe Art, wie einst sein Weib ihm gegenüber gestanden! diese Art hatte er damals nicht ertragen können, weil er von ganz anderer Art gewesen, es hatte ihn deshalb fortgetrieben aus Europa, er hatte Dem entfliehen wollen. Auch jetzt, da es ihm wieder so entgegentrat, machte er rasch, daß er davon kam.

Als er aber am nächsten Morgen von Dietrich Veit erfuhr, daß jener Brief die Todesnachricht seines eigenen Kindes gebracht habe, da ließ es ihm keine Ruhe, er mußte mehr davon hören.

Er wußte es selber nicht, daß er nicht mehr sein eigner Herr sei, daß eine stärkere Hand über ihn gekommen, welcher er nicht zu widerstehen vermochte, dieselbe Hand, welcher er hatte entlaufen wollen, die ihn aber doch zu finden wußte, weil keiner ihr entlaufen kann. Denn es bleibt dabei: „Und ob ich Flügel der Morgenröte nähme, und flöhe bis an des äußersten Meeres Saum, so würde mich doch Deine Hand daselbst führen, und Deine Rechte mich halten!"

Von dieser Hand geführt und von dieser Rechten gehalten, saß Mr. Black dem Mädchen gegenüber, welches ihm jenen Brief vorlas, aus welchem die Stimmen der Vergangenheit, welche zugleich Stimmen aus der unsichtbaren Welt waren, auf ihn eindrangen mit einer Macht, vor welcher ihm die Arme am Leibe niedersanken.

Else faltete still ihren Brief zusammen und richtete den Blick auf den Hörer, welcher, ohne ein Wort zu sagen, ihr gegenüber saß. Seine Bewegung war zu augenfällig, um nicht von ihr bemerkt zu werden. Sie dachte bei sich: er mag doch wohl kein schlechter Mensch sein, daß dieser Brief ihm so zu Herzen gehen kann! vielleicht, daß auch er schon desgleichen erlebt hat und traurige Gedanken in ihm wach geworden sind! — Sie wollte ihm eben die Hand reichen und ihn darnach fragen, da stand der fremde Mann auf, neigte sein Haupt, wie man sich vor einem Höheren neigt, und ging hinaus. Und es war Nacht!

Nacht draußen — doch da flammten die Gaslaternen um ihn her und wiesen ihm seinen Weg! — Die Nacht in ihm war viel schwärzer — da wollte ihm kein Licht leuchten. Eiligen Schrittes ging er dahin — vorüber an hell beleuchteten Thüren und Fenstern, wo ihm von innen her laute, wohlbekannte Töne entgegendrangen, Singen und Klingen, Harfen und Flöten — sein Fuß zögerte — sollte er hineingehen? — nein, jetzt nicht — er vermag es nicht! jetzt nicht, er muß allein sein.

Durch endlose Straßen und Gassen führt ihn sein Weg, Namen haben sie nicht, es ist ein endloses, einförmiges Gewirr, ein Haus wie das andere, sie tragen nur Nummern und Zahlen. Aber er ist hier tausendmal gegangen, sein Fuß trägt ihn unbewußt an den rechten Ort, vor das rechte Haus, viele Stufen und Treppen aufwärts, bis er todmüde zwischen kahlen, nackten Wänden auf ein elendes Lager hinsinkt.

Es ist ganz dunkel in diesem Raume und der Mann auf dem Bette hat seine Augen fest geschlossen, und doch blicken von allen vier Wänden Gesichter auf ihn herab mit stillen, ernsten Augen, und in den Augen steht die stumme Anklage geschrieben: Warum hast Du Dein Weib verlassen, warum hast Du Deine Kinder vergessen? — warum bist Du so schlecht, so elend geworden?

Woher kommen diese Gesichter mit ihrer Anklage? sie sind ja verblaßt und ihre Lippen verstummt und ihre Augen im Tode gebrochen! sie liegen ja weit, weit weg in ihren stillen Gräbern! woher kommen sie denn! und was wollen sie von ihm?

Ist er denn schuld, daß es ihm so schlecht hier gegangen in diesem elenden Lande? — haben die steinharten Menschen ihn nicht von ihren Thüren mit Fußtritten weggetrieben! — hat er nicht gebeten und gefleht um Arbeit und Brot? — ist er nicht gezwungen worden, ein schlechter Kerl zu werden, nach dem Urteil der anständigen, ehrbaren Leute? — wenn er nicht verhungern wollte! ha, diese anständigen, ehrbaren Leute, ja, die haben's leicht in ihrer Ehrbarkeit und Anstand — bei ihren vollen Schüsseln und Flaschen, bei Wein und Braten; er möchte sie erwürgen, diese erbarmungslosen, bis zur Grausamkeit gleichgültigen Amerikaner, welche kaum den Kopf darnach drehen, wenn einer von diesen Tausenden eingewanderten Deutschen vor ihrer Hausthür verhungert ist.

So wogten die Gedanken auf und ab in diesem unglückseligen Menschenherzen — die Gedanken, die sich verklagen und entschuldigen.

Am nächsten Morgen aber — war das alles verflogen! der helle Sonnenschein eines heiteren Tages schien ins Fenster, der blaue Himmel lachte über all diesen Straßen, — die Straßenlokomotiven ließen ihr Läuten hören — das Menschentreiben wogte und wühlte aneinander vorüber! wo bleiben da die Nachtgesichte eines unruhigen Gewissens?

Doch lenkten sich Mr. Blacks Schritte in einen anderen Stadtteil, wo er gewiß sein konnte, dem Haidhof-Bauern nicht zu begegnen, es gelüstete ihn jetzt nicht mehr darnach, diese Bekanntschaft fortzusetzen.

Seine Barschaft war auch bedenklich zusammengeschmolzen, er mußte auf neuen Erwerb denken. Die Karten sind sein Handwerkszeug, die bringen viel ein, wenn's Glück gut ist und wenn man's fein anzulegen weiß. So ging es Wochen lang fort, bis das Glück nicht mehr gut war. Man paßte ihm auf die Finger, man ertappte ihn, wie er falsches Spiel trieb, es

gab Hader und Streit, von Worten ging's zu Thätlichkeiten. Eine rohe Bande von fremden Seeleuten war's, die er auszuplündern gedacht hatte, nun zogen sie die Messer, und er zog seinen Revolver, aber die Messer waren schneller und sicherer, sein Schuß ging in die Luft, er fühlte sich schwer getroffen in den Unterleib und brach zusammen.

Schutzleute und Polizisten drangen ein, der Verwundete ward in einen Wagen gehoben und in ein Hospital gebracht.

Das Messer hatte gut getroffen, der untersuchende Arzt erkannte eine dreischneidige Klinge, verordnete Eisumschläge und erklärte, daß alles von dem Verlauf der Entzündung und von den gesunden oder ungesunden Säften des Verwundeten abhangen würde.

Gegen Abend stellte sich heftiges Wundfieber ein, die Gedanken verwirrten sich, die Pulse jagten, die Fieberphantasieen trieben ihr wildes Spiel, und die arme Seele litt Pein in dieser Flamme.

Die zurückgedrängten Gestalten — die übertäubten Stimmen — die weißen Gesichter mit den stillen, blauen Augen, alles war wieder da — es umdrängte ihn, der hilflos hingestreckt dalag — es schrie auf ihn ein — es legte sich auf seine Brust, daß er nicht atmen konnte.

Er fuhr in die Höhe — er warf die Decke zurück — er mußte fort, hinaus, weg, weg! weit weg! er wollte reisen mit der Bahn, die Lokomotive pfiff, es war die höchste Zeit; oder war's das Dampfschiff — ja, das ist es! er muß ja zurück in die alte deutsche Heimat — er muß die Gräber aufsuchen, wo sie begraben sind, diese weißen Gestalten und Gesichter — da wird er Ruhe finden und Schlaf, den langen, langen, ewigen Todesschlaf! nein, das will er nicht, er will nicht hinein in diesen Todesschlaf, denn darauf folgt ein Erwachen! ein furchtbares Erwachen! und was dann? — er schreit es durch die stille Nacht, daß es durch alle diese Krankensäle schallt: was dann?

Die pflegende Wärterin beugt sich über ihn, sie drückt ihn sanft aufs Kissen, sie redet ihm beruhigende Worte zu, er starrt sie an, sie hat auch ein weißes Gesicht, er stößt sie von sich — er will sie nicht um sich leiden! was will sie hier!

So geht's die erste Nacht — so noch manche folgende Nacht, nur daß die Kräfte sich verzehren in der Flamme und es immer stiller und stiller wird auf diesem Bette. Eines Morgens aber hat der Arzt bei seiner Runde durch die Krankensäle der Wärterin ausgesprochen, daß No. 22 den Abend nicht mehr erleben werde, sie möge ihn doch fragen, ob er noch Verwandte sprechen wolle oder über einen Nachlaß zu verfügen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstliche Seelenverkäufer und ihre Opfer.

Ein Blatt aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts.

II.*

Zu den verrottetsten und ausgehungertsten Territorien Deutschlands gehörte das Fürstentum Anhalt-Zerbst, ein winzig kleines Ländchen, das eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Einwohnern zählte. Verschiedene Heimsuchungen, wie Mißwachs, Überschwemmung und Krieg, namentlich aber die seit dem dreißigjährigen Kriege dort herrschende Landplage fürstlicher Mißwirtschaft hatten eine solche traurige Lage der Dinge herbeigeführt. Seit 1716 waren in Anhalt-Zerbst mehr Menschen begraben als geboren. Das Land besaß keine Industrie und keinen Handel, dagegen desto mehr Mangel an Nahrung. Nirgend in Deutschland gab es verhältnismäßig mehr Hagestolze als hier. Namentlich waren die meisten Beamten unverheiratet, weil die im 17. Jahrhundert festgesetzten Besoldungen zu einem anständigen Haushalte kaum halb ausreichten. Seit 1698 war kein Landtag mehr berufen worden. Die Fürsten herrschten vollkommen nach Laune und als echte Despoten. In frechem Souveränitätsdünkel übertraf sie aber alle der zur Zeit der amerikanischen Revolution regierende Fürst Friedrich August, der durch göttliche Zulassung fast ein halbes Jahrhundert (von 1747 bis 1793) sein Land regierte. Er ist, was viel heißen will, die Karrikatur des Landesvaters des achtzehnten Jahrhunderts, ein fürstlicher Hanswurst niedrigsten Ranges. Er war der Bruder der Kaiserin Katharina II. von Rußland, der aber mit seiner berühmten und trotz ihrer sittlichen Verkommenheit immerhin genialen Schwester nicht die geringste Ähnlichkeit hatte.

Es verstand sich beinahe von selbst, daß ein derartiger Geist seinen mächtigen Nachbar, Friedrich den Großen, der mit alten Vorurteilen und Mißbräuchen unbarmherzig umging, tödlich haßte. Der König verfuhr allerdings mit dem Zerbster Herrn nicht gerade säuberlich und spielte ihm bei verschiedenen Gelegenheiten übel mit. Er behandelte ihn wie einen unbedeutenden Landjunker, in dessen Rechte er allerdings sehr gewaltsam eingriff, indem er u. a. 1758 einen Schützling des Fürsten ohne viel Federlesen im Zerbster Schlosse verhaften ließ. Jener Haß ging so weit, daß Friedrich August, um nur nicht in der Nähe des verhaßten Königs zu sein, nach Basel und später nach Luxemburg zog, von welchen Orten aus er sein Ländchen dann durch höchst ergötzliche Reskripte und Befehle regierte.

Als seine Unterthanen einst wegen Abstellung von Beschwerden sich an ihn wendeten, antwortete er ihnen, dergleichen Lappalien gingen ihn nichts an, und er wünsche sehr, in seiner Zurückgezogenheit nicht mit ihren elenden Klagen behelligt zu werden. Da diese gleichwohl fortdauerten, verbot er durch Anschlag, daß ihm „niemand mehr nachlaufe noch ihn behellige, bei Vermeidung unausbleiblicher Ahndung“. Auf der Insel Wangeroge, die ihm damals gehörte, errichtete er einen großen Galgen für Austerndiebe; es wurde aber keiner abgefaßt. An Stelle Serenissimi regierte in Zerbst ein geheimer Rat, dessen zwei oder drei Mitglieder die sämtlichen Instanzen bildeten. Man mußte also von dem Geheimen Hofrat Haase durch den Geheimen Hofrat Haase nochmals an denselben Geheimen Hofrat Haase appellieren. Lustige Einrichtungen, nicht wahr? Noch lustiger aber war, wie dieses verwunderliche Ding von einem Fürsten an der französischen Revolution verstarb. Als Friedrich August von ihrem Ausbruch hörte, wurde er unruhig und erließ lange, sehr schwer verständliche Schreiben an seine Unterthanen, in welchen er sie dringlichst vermahnte, treu und gehorsam zu bleiben, und ihnen für den Fall des Ungehorsams die schrecklichsten Strafen androhte. Dann kam die Hinrichtung Ludwig XVI., und auf die erste Nachricht von diesem Ereignis weigerte sich der Fürst, ferner Speise und Trank zu sich zu nehmen. Da er hierbei verblieb, so gesegnete der Märtyrer der Legitimität nach wenigen Tagen das Zeitliche — leider müssen wir hinzusetzen: zur aufrichtigen Freude seiner Landeskinder.

Dieses fürstliche Prachtexemplar hatte es in österreichischen

* Wir benutzen zu dieser Arbeit hauptsächlich folgende Werke: Friedrich Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika; Moritz Busch, Die gute alte Zeit; Edward J. Lowell, The Hessians and other German Auxiliaries &c., J. G. Seume, Mein Leben.

Diensten bis zum Feldmarschall-Leutnant gebracht, hielt sich aber auch für eigene Rechnung eine Armee von 2000 Mann, die insofern eine große Ähnlichkeit mit unseren amerikanischen Staatsmilizen hatte, als sie nicht weniger als elf Obersten zählte. Seine Werbeplätze waren über ganz Deutschland zerstreut; das Geschäft bezahlte sich, denn er fand fast immer Verwendung für seine Truppen. So auch jetzt, doch nicht ohne Mühe und schweren Verdruß. Schon bei Eröffnung der englisch-amerikanischen Feindseligkeiten war er mit seinem Angebote in den Markt gekommen, indessen man nahm anfangs nicht die mindeste Notiz von ihm. Friedrich August aber war, wo es etwas zu verdienen gab, nicht leicht abzuschrecken. Er besaß die beharrliche Zudringlichkeit einer Fliege oder, wenn man will, eines Weinreisenden. Er wandte sich an König Georg, an die englischen Minister und schließlich an den obenerwähnten Sir Joseph Yorke, den britischen Gesandten im Haag zu geneigter Berücksichtigung. Dieser hatte offenbar Mitleid mit solcher Standhaftigkeit im Unglück, und da sich die Dinge in Amerika inzwischen so gestaltet hatten, daß England dringend einen Nachschub von Hilfstruppen bedurfte, meldete er es dem Fürsten nach Basel. Als Antwort empfing er eine wahre Sintflut von fürstlichen Briefen, Plänen und Vorschlägen, die sich sogar bis auf die Vermehrung der englischen Flotte erstreckten. Bei dem verworrenen und hüpfenden Gedankengange der fürstlichen Episteln ist es nur zuweilen möglich, ganz zu entziffern, was er eigentlich meint und will — ein Prozeß, der durch eine wahrhaft grausame Behandlung des Französischen noch erheblich erschwert wird. Die Herren Vettern im Reiche, Schiffe von China und Japan, die Dessauer Judenschaft, falsches Geld, Schiffsballast, Jagdhunde, amerikanische Rebellen, französische Bischöfe und päpstliche Bullen, dann wieder die Anden von Peru, die Kordilleren, ein Predigttext, Zerbster Grenadiere, die über den Harz klettern und die Löcher des Weges mit ihren Bärenmützen ausfüllen, ärgerliche Ausfälle gegen das „liebe Preußen" und andere Allotria purzeln und quirlen darin wie in einem Hexenkessel durcheinander.*)

Aber erst im Herbste 1777 erhielt Faucitt von seinem Minister den Auftrag, mit der Zerbster Regierung wegen Lieferung von zwei Regimentern abzuschließen. Jedes derselben sollte aus 614 Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen bestehen, keines aber mehr als zwei Stabsoffiziere, Oberst und Major haben. Marschfertig sollten die Leute im Frühjahr 1778 sein. England übernahm weder Risiko noch Verantwortlichkeit, wenn das Geschäft nicht glückte; beides fiel vielmehr ausschließlich den Stellvertretern Friedrich Augusts in Zerbst zu, die davon, wie wir sogleich sehen werden, noch allerlei Ärger und Not hatten.

Der König Friedrich von Preußen nämlich, der bisher dem Soldatenhandel, mit dem seine kleinen betriebsamen Vettern sich befaßten, ruhig zugesehen hatte, fing jetzt an, über die Schacherei verdrießlich zu werden und ihren Fortgang nach Möglichkeit zu stören. Er legte ihr am Rheinfels, in Minden und ebenso an der Elbe Hindernisse in den Weg und hätte dadurch unsern Zerbster bei einem Haar um den Profit gebracht, den ihm das Soldatengeschäft einbringen sollte. Die Zerbster Durchlaucht war darüber natürlich furchtbar aufgebracht; seine Wut gegen Preußen erreichte den Gipfel des Möglichen und barocker wie je zuvor machte jetzt sein Zorn dem verhaßten Nachbar in Berlin Faust auf Faust in der Tasche. Ja er ließ es nicht einmal beim Faustmachen bewenden; in seinem gerechten Zorn wandte sich der Selbstbeherrscher aller Zerbster sogar an die Selbstbeherrscherin aller Reußen, um sie zur Intervention gegen Friedrich den Großen zu veranlassen. Allein Schwester Katharina erklärte weder den Preußen den Krieg noch erwirkte sie für Bruder Friedrich Augusts Soldatenware die Öffnung des preußischen Teils der Elbe. Dem vielgeplagten Fürsten blieb daher nichts übrig, als das von ihm endlich zusammengeworbene und -gestohlene Regiment, 841 Mann stark, durch Thüringen, den Harz und Hannover nach Stade marschieren zu lassen. Der Oberst, ein Herr v. Rauschenplatt, hielt, als der Marsch angetreten wurde, seinen „Kerls" eine geharnischte Rede und drohte jedem über Desertionsabsichten Ertappten die Kugel. Trotzdem suchten noch an demselben Tage der Regimentstambour, ein Feldwebel, ein Korporal und einige gemeine Soldaten das Weite und wurden nicht mehr gesehen. Als endlich Stade erreicht wurde, da befand sich's, daß das Regiment inzwischen auf 494 Mann zusammengeschmolzen war; die übrigen hatten sich durch Fahnenflucht salviert. Faucitt, der gerade in Hannover weilte, war über dies unerfreuliche Ergebnis sehr ungehalten und fragte bei Suffolk an, was zu thun sei. Die Antwort lautete, man möge die Reste der Zerbster, falls sich nicht wenigstens noch hundert Rekruten beschaffen ließen, samt und sonders wieder nach Hause schicken. Sogar die für das Kontingent Friedrich Augusts bestimmten Transportschiffe wurden abbestellt. Es war traurig: per tot discrimina rerum (nach so vielen Zwischenfällen) schien der unglückliche Fürst am Ziel seiner Hoffnungen und Mühen angelangt, und nun doch nichts liefern und verdienen können! Böser alter Fritz!!

Indes noch einmal lächelte dem schwer geängstigten Zerbster Soldatenhändler das Glück. Nachdem Holland ein paar Wochen in Nöten gewesen, gelang es dem Obersten Rauschenplatt, den zusammengeschrumpften Bestand seines Regiments in Jever und Nachbarschaft wieder auf 625 Mann, einschließlich der Offiziere, zu bringen, und Faucitt nahm nun keinen Anstand mehr, die Leute in den englischen Dienst einzumustern. Am 22. April wurden sie in Stade eingeschifft. Erst nachdem dies geschehen, schloß jener den Vertrag mit den Bevollmächtigten Friedrich Augusts ab, die sich selbstredend jede von dem englischen Kommissär gestellte Bedingung gefallen ließen. —

Die öffentliche Meinung Europas verhielt sich diesem Menschenschacher der fürstlichen Seelenverkäufer gegenüber ziemlich gleichgültig. In England erhob sich sowohl innerhalb als außerhalb des Parlaments einiger Widerspruch gegen denselben, der aber bald wieder verstummte. In Frankreich war es der damals als Flüchtling in Holland lebende, später durch die französische Revolution so berüchtigt gewordene Mirabeau, der seine Stimme gegen den Menschenschacher erhob. Er veröffentlichte 1777 ein Pamphlet unter dem Titel: „Avis aux Hessois et autres peuples de l'Allemagne. Vendus par leurs Princes à l'Angleterre" („Rat an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands"), in welchem er mit scharfen Worten gegen das schändliche Verfahren der deutschen Fürsten Protest einlegt, die amerikanische Revolution verteidigt und den deutschen Hilfstruppen den Rat erteilt, sich auf die Seite der Amerikaner zu stellen. Der Landgraf von Hessen-Kassel war über diese Schrift nicht wenig aufgebracht; er ließ nicht nur die ganze Auflage derselben aufkaufen, sondern ließ auch durch seinen Minister v. Schlieffen einen seine Handlungsweise verteidigenden Zeitungsartikel veröffentlichen, der jedoch eine Entgegnung seitens Mirabeaus hervorrief, in welcher dieser den Satz aufstellt, daß jeder Versuch, die Freiheit der Nationen zu beschränken, das größte Verbrechen sei. Deutschland verhielt sich im ganzen gleichgültig gegen die erzwungene Beteiligung seiner Söhne am amerikanischen Kriege. Eine eigentliche politische Überzeugung gab es vor 1789 in Deutschland nicht. Die Massen waren so gedrückt, arm, unwissend und an blinden Gehorsam gewöhnt, daß sie die Willkür ihrer Herrscher als etwas Selbst-

*) Ergötzliche Proben des Stiles Serenissimi findet der Leser bei Kapp, a. a. O., S. 240. ff.

verständliches geduldig hinnahmen. Die tonangebenden Klassen dagegen betrachteten diesen Soldatenhandel einfach als ein fürstliches Hoheitsrecht und fanden es nicht einmal der Mühe wert, ein Wort darüber zu verlieren. Nur Friedrich der Große war über die Gemeinheit der kleinen Vetterschaft bei dem Handel empört. In einem am 18. Juni 1776 geschriebenen Briefe des Königs an Voltaire findet sich die Äußerung: „Wäre der Landgraf (von Hessen) aus meiner Schule hervorgegangen, so würde er den Engländern seine Unterthanen nicht verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank schleppen zu lassen.“ Am freisten hat sich damals auf deutscher Seite unser berühmter Dichter Friedrich v. Schiller gegen den Soldatenhandel ausgesprochen. In seinem Trauerspiel „Kabale und Liebe“, das er während des amerikanischen Krieges verfaßte, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Gestern“, so sagt der alte Kammerdiener der Lady Milford zu seiner Herrin, „gestern sind 7000 Landeskinder nach Amerika fort . . ich habe auch ein paar Söhne darunter.“ „Doch keine gezwungenen?“ fragt die Lady. „Nein“, fährt der Kammerdiener fort, „lauter Freiwillige! Es traten wohl einige vorlaute Bursche vor die Front und fragten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesfürst ließ alle Regimenter auf den Parademarsch aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn aufs Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe nach Amerika! Die Herrlichkeit hättet ihr nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr säugendes Kind am Bajonette zu spießen, und wie man Braut und Bräutigam mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen noch zuletzt die Krücken nachwarfen in die neue Welt! . . Noch am Stadtthore drehten sie sich um und schrieen: Gott mit euch, Weib und Kinder! Es lebe unser Landesvater, am jüngsten Gerichte sind wir wieder da!“ Ohne Zweifel spricht hier Schiller die Stimmungen und Gefühle eines großen Teils der gebildeten deutschen Jugend aus. Aber seine Stimme verhallte; im großen und ganzen ließ man sich, wie gesagt, in Deutschland die Willkür und Tyrannei der Fürsten ruhig gefallen oder doch ruhig über sich ergehen.

Die Zahl der deutschen Hilfstruppen, die gegen die amerikanischen „Rebellen“ zu kämpfen gezwungen wurden, war eine ziemlich bedeutende. Sie wurde auf folgende Weise — einschließlich der von Jahr zu Jahr frisch ausgehobenen und nach Amerika gesandten Rekruten — zusammengesetzt:

Anspach-Bayreuth	schickte	2,353
Braunschweig	"	5,723
Hessen-Kassel	"	10,992
Hessen-Hanau	"	2,422
Waldeck	"	1,225
Anhalt-Zerbst	"	1,160
In Summa		25,875

Von diesen Mannschaften segelten mehr als achtzehntausend im Jahre 1776 nach Amerika. Von der ganzen Anzahl, also von beinahe dreißigtausend, kehrten zwölftausend fünfhundertundzweiundsechzig Mann nie wieder in ihr liebes Vaterland zurück!

Die Truppen wurden in derselben Weise zusammengebracht, wie damals überhaupt die Heere gebildet wurden: durch Aushebung oder durch Werbung. Nach dem Aushebungs- oder Kantonssystem, das z. B. in Hessen üblich war, unterlagen sämtliche Klassen der Unterthanen der Militärpflicht. Die unerträglichsten Gesetzlosigkeiten liefen dabei mit unter. Die Offiziere rekrutierten gelegentlich wohl fast die gesamte männliche Bewohnerschaft eines oder des anderen Dorfes und ergänzten damit die zu vervollständigenden Regimenter. Dabei waren sie der Bestechung sehr zugänglich und verschonten daher dienstpflichtige Rekruten, während sie dagegen andere von Rechtswegen in der Kantonspflichtigkeit nicht inbegriffene Personen zwangsweise in den bunten Rock steckten und sich unter Umständen jedes zum Kriegsdienste nur halbwegs tauglichen jungen Menschen bemächtigten, an den sie die Hand legen konnten, wäre es auch auf offener Landstraße gewesen. Noch viel willkürlicher und grausamer ging man bei der Werbung zu Werke, die häufig mit Anwendung von ruchloser Hinterlist im geheimen betrieben wurde und begreiflicherweise unbeschreibliches Unheil anstiftete, Schmerz und Verzweiflung in zahllose deutsche Häuser und Herzen trug. Überallhin dehnten die Werbeoffiziere ihre Spürzüge nach Soldaten aus und lagen dem Menschenfange mit List und Gewalt ob. Niemand, weder Handwerker noch Künstler, nicht Student noch Lehrer, nicht Bauer noch Matrose war vor ihren Nachstellungen sicher; ob er ein Strolch und Lump, ein bestrafter Bösewicht und Verbrecher, ein Deserteur aus fremdem Heere war, darauf kam weiter nichts an. Hatte ein Mann „Handgeld“ empfangen, alsdann war er, so zu sagen, auf ewig von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft geschieden, die sich ihm nur in seltenen Fällen wieder aufthat, da sie, und mit Recht, die nähere Berührung mit den vielen verworfenen Elementen scheute, die sich freiwillig oder gezwungen um die Kriegsfahne sammelten. Einmal im bunten Rock, war der Rekrut eine gebrochene Existenz, wenn er noch ein Fünkchen Selbstgefühl in sich bewahrt hatte, oder eine willenlose Maschine, wenn er sich in seine neue Lage fand und „Ordre parierte“. Denn der Dienst wurde mit barbarischer Strenge und pedantischer Gewissenhaftigkeit, namentlich in den auf preußischem Fuß eingerichteten Heeren ausgeführt. Kaum verstrich ein Tag, an welchem der Soldat nicht mit flacher Klinge „gefuchtelt“ worden wäre, und auch jene furchtbare Strafe, der Spießrutenlauf, war nichts Ungewöhnliches. Diese barbarische Züchtigung traf namentlich denjenigen Soldaten, der sich dem Militärdienste durch die Flucht hatte entziehen wollen. Wieder eingefangen, mußte nun der Unglückliche mit entblößtem Leibe, die Hände mit Riemen auf den Rücken gefesselt, durch eine Exekutionsmannschaft von zweihundert Mann sechsunddreißigmal auf Tod und Leben laufen, glücklich, wenn er nach namenloser Pein und halbsiechen Leibes mit dem Leben davon kam.

Im nächsten Abschnitt wollen wir nun einige Einzelheiten aus dem Werbegeschäft für den amerikanischen Krieg erzählen und uns die deutschen Truppen, ihre mannigfaltigen Nöten, ihre Land und Seereise etwas näher betrachten.

Een von de Narren.

1. Korinther 4, 10.

„Süh da, Christoph! wie hewwt uns lange nich sehn, awer Du hest noch jümmer dat ole ehrliche Gesicht“.

„Worüm ok nich? ick bin ja keen unehrlichen Keerl worn. Doch jetzt kenn ick Di erst — Wilhelm, min Scholkamerad. Ja, tein Jahr sünd dat wohl her, dat Du Dinen Hof verköft hest; mi dücht awer, Du hest Di in de Tid sehr verännert“.

„Mag licht sin: heww veel Last un Unruh hatt, um sin Lewen will man doch ok geneiten; dat makt old. Awer, darf ick Di 'ne Cigarre anbein?“

„Danke! ick rok nich".

„Oder 'n Prischen? 't is echten Stoff".

„Danke veelmals! ick snuppe nich".

„Wat? Du snuppst nich? un rokst nich? wo läßt Du denn Din Geld? verdrinkst Du allens?"

„Nu, man kann sin Geld doch noch up annere Wis los wern!"

„Up annere Wis? da bin ick nigirig".

„Jck bin just unnerwegs dato — ick will wat von mine Schulln avdrägen".

„Du hest Schulln? ick denk, Du bist in gode Umstänn?"

„Darüm eben. De leewe Gott het mi so riklich segnet, dat ick em veel schüllig bin".

„O gewiß, Du bist em Dank schüllig, awer doch keen Geld".

Doch! Allens, wat he mi gewen het, is ja sin eegen, denn ick bin blot de Verwalter davon; un he het dat Geld grot nödig, ton Beispil vör de Armen, vör de he sorgen mutt".

„Awer erst mutt de Verwalter doch sülwst lewen".

„Jck leewe ok".

„'n Glas Win darfst Du awer wohl nicht drinken?"

„Warüm dat nich? Wenn' t de Tid mit sick bringt, is mi dat geern günnt. Awer dat dat alle Dage sin mutt, dat seh ick nich in".

„Na, wenn awer alle Lüd' so denken wolln, wo könn de Welt bestahn?"

„De Welt wol, blot mit de Wertshüser möch dat wol leeg utsehn".

Christoph, weeßt Du, wat ick von Di glöw? ick glöw, Du bist 'n Narr".

„Ja, dat glöwt veele; 't is awer nich to ännern, denn mit Gottes Hülp denk ick 't ok to bliwen. Mit Di steiht dat frilich anners. Als ick hört heww, hest Du ja den leewen Gott nicks to verdanken. Bi Dinen Geschäften het he Di nich hulpen, un wenn Du nu din Geld vör Din Pläsir un Wollewen anwennst, so warst Du gewiß seggen: Dat bin ick mi sülwst schüllig. Weeßt Du nun wol, wat ich von Di glöw? nimm mi dat nich öwel, ick glöw, Du bist een von de Kloken."

„Nu, ick denk dat ok to bliwen".

„Awer nich mit Gottes Hülp; da moßt Du 'n annern to ropen, un denn gaht uns' Weg ut 'n anner. Glückliche Reis! ick mutt hir up de Parr.

Christoph is richtig nach sinen Pastor gahn un het em da 'ne kleene Gaw vör de Armen up 'n Disch leggt. De Pastor awer verwunnert sick äwer de kleene Gaw un meent, eegentlich wör dat 'n groten Hupen; un denn verwunnert he sich nochmal un fragt em, wo he dat möglich mak, so veel äwer to hewwen?"

„O, seggt Christoph, bit hüt heww ick da sülwst noch nich veel äwer nadacht, awer eben het mi dat 'n annern klar makt; dat kummt daher, dat ick 'n Narr bin, so 'n Narr, dat ick min Geld nich int Wertshus bring un nich alle Dage herrlich un in Freuden lewe, as de rike Mann int Evangelium. Doch ganz vullständig is dat de Grund noch nich; alleen kreeg ick 't damit noch nich fertig; min Fru mutt mi helpen un se helpt mi ok; denn de is ok so 'n Narrn, se fegt de Stuw nich mit lange Kleeder ut, se nimmt leewer 'n Bessen dato — de is billiger".

Un nu het sick de Pastor nich mehr verwunnert, wol awer de Fru Pastorin; denn as de glicks naher to em rin kummt, hört se em utropen: „Ei, so wollt ich doch, daß alle Menschen Narren wären!" un as se em da verwunnert anführt, da seggt he: „Ja, liebe Frau, es ist mein völliger Ernst; ich meine Narren um Christi willen."

Im Nationalpark des Yellowstone, dem „Wunderland" Amerikas.

Von **Richard Gördeler.**

Am Ufer des oberen Yellowstone, dort, wo die Nord Pacificeisenbahn den Fluß verläßt, um bald darauf das Gürtelgebirge zu durchbohren, liegt das Städtchen Livingston. Vor einem Jahre noch, da ich diese Gegend zu Pferde durchreiste, war nichts hier zu finden, als kahle unbewohnte Prairie mit einem einzigen Hause darauf, „dem Wanderer zur kurzen Rast bereitet", in dem besagter Wandersmann für sein gutes Geld schlecht zu essen und noch schlechter zu trinken bekam; heute steht hier eine Stadt von über tausend Einwohnern mit Maschinenwerkstätten, Kaufläden, Kirchen, Schulen und — „Saloons", in der die Spekulation in Grundeigentum bis zur Siedehitze gestiegen ist und Bauplätze an der Hauptstraße einen Preis bringen, als lägen sie in der Stadt New York am Broadway.



„Camp" im Yellowstone-Park.

Hier machten wir uns daran, ein Häuflein verwegener Abenteurer, den seiner wunderthätigen heißen Quellen, gewaltigen Geyser und großartigen Naturwunder wegen berühmten „Yellowstone-Nationalpark"*) zu besuchen. Unsere Partie

*) Da, wo Montana, Wyoming und Idaho zusammenstoßen, liegt dieser „Park", der bei einer Breite von 55 und einer Länge von 65 Meilen einen Flächenraum von 3575 Quadratmeilen deckt und vom Kongreß am 2. März 1872 als „ein der amerikanischen Nation für alle Zeiten zu Vergnügungs-, Erholungs- und Gesundheitszwecken vorzubehaltendes und in diesem Sinne von der Bundesregierung selbst zu verwaltendes Volkseigentum" reserviert wurde.

bestand zur Hälfte aus Engländern, zur Hälfte aus Deutschen, jene vom englischen Gesandten in Washington, Mr. Sackville West, begleitet, wir vom deutschen Gesandten, Herrn von Eisendecher, und damit auch das Schöne und Liebliche nicht fehle, so hatte unser Gesandter seine Gemahlin mit sich genommen, der englische Gesandte eine Tochter.

Von Livingston aus führt eine siebenundfünfzig Meilen lange Zweigbahn, die während unserer Fahrt nach dem Stillen Ozean erst fertig geworden war, durch eine malerische Gegend, an Hohenzügen, Geholz und Ansiedlungen vorbei, bis sieben Meilen von der Nordgrenze des Parks, wo vierspännige Bretterwagen und stage-coaches uns erwarteten und wir die schwellenden Samtpolster mit harten Sitzen vertauschen mußten. Das Gefühl der Gefahr, da wir im gestreckten Galopp dicht am Rande hoher Abgründe dahin flogen, erhöhte den Reiz der Situation. Jetzt saßen wir bereit, durch einen Sprung vom umkippenden Wagen das kostbare Leben zu retten, dann waren wir in Betrachtung der majestätischen Felsgebilde verloren und vergaßen über dem Anblick der unbeschreiblich prachtvollen Wälder unser eignes kleines Selbst und unsere winzigen Bedenken.



Die heißen Mammuth Sprudeln

Hoch über uns im hellen blauen Luftrevier schoß ein Adler auf die zitternde Taube hernieder, leichtfüßig huschte die Antilope über das Grün der Wiesen, im Saume des Waldes zeigte sich das Geweih des Elchs, um gleich darauf wieder zu verschwinden, und Myriaden wilder Gänse und Enten bedeckten das Wasser des Yellowstone.

Um elf Uhr vormittags fuhren wir bei dem großen Hotel vor, das in der Nähe der heißen Quellen errichtet ist, und hielten nun Kriegsrat, was ferner geschehen solle. Im Park selbst ist für die Bequemlichkeit von Reisenden an besonders interessanten Punkten durch Zelte gesorgt, aber ihre Zahl ist so gering, ihre Raumlichkeit so beschränkt, daß wir einander schrecklich geniert haben würden, wären wir alle zu gleicher Zeit gekommen. Es wurde also beschlossen, die Damen im Hotel zurück zu lassen und in Staffeln zu reisen. Ein Teil sollte sich zu Pferde voraus auf den Weg begeben, die anderen eine Tagereise hinterher in Wagen folgen und die Fahrgesellschaft am letzten Tage die doppelte Tour machen, so daß wir uns am Ende des vierten Tages sämtlich wieder im Hotel zusammenfänden. Gesagt, gethan! Unter Führung von Oberst von Xylander machten sich zwölf der Herren beritten und zogen nun, von unseren Segenswünschen begleitet, in die weite, weite Welt hinein. Wir dagegen erstiegen die Höhen, welche durch die wundervollen Mammoth Hot Springs (heißen Quellen) gebildet sind. So weit das Auge hier reicht, türmt sich Terrasse auf Terrasse, weiß wie der Kalk an der Wand, über deren gezackte Ränder das stark kalkhaltige Wasser langsam hinabrieselt und im Flusse zu versteinern scheint. Blumen, die man hier ins Wasser legt, werden schon im Verlaufe weniger Stunden mit einer weißen Kalkschicht überzogen und zu Stein. Die Temperatur des Wassers ist sehr verschieden, kochend heiß in der Mitte, an den Rändern viel kühler. Am Fuße dieser Terrassen steigt eine kegelförmige Säule, die ebenfalls durch eine kalkhaltige Quelle gebildet ist, fünfzig Fuß in die Höhe, ist aber schon seit einer Reihe von Jahren verwittert, da das Überfließen von Wasser und damit die Bildung frischer Schichten ganz aufgehört hat. Diese wunderbaren heißen Quellen führen ihre Gewässer in den klaren Gebirgsstrom, den Gardiner-River, der von Forellen wimmelt, man kann somit ein

Fischlein fangen und, ohne es von der Angel und aus dem Wasser zu nehmen, gleich nach einer Stelle führen, wo es gesotten wird. Ob freilich der in solcher Mischung von Schwefel und Kalk gekochte Fisch schön schmeckt, ist eine andere Frage; versucht haben wir es nicht.

Am folgenden Tage machten wir uns früh auf die Reise. Wir hatten zu fünf ein leichtes mit vier Pferden bespanntes Jagdwägelchen und flogen nun lustig durch die herrliche Gegend. Anfangs freilich flößte uns die Fahrt wieder Grauen ein. Während der ersten anderthalb Meilen ging der Weg eine steile Höhe hinan längs eines Abhanges, von dem aus wir bei jedem Schritt in Gefahr waren, in die Tiefe geschleudert und zerschmettert zu werden. Bald standen die inwendigen Räder hoch, bald die auswendigen, nicht um einen oder zwei Zoll, sondern um einen bis zwei Fuß, dann aber rollten wir in eine schöne Ebene hinein, die von zahlreichen Seen durchschnitten und mit lieblichem Grün bedeckt war. Wir befanden uns jetzt mehr als siebentausend Fuß über dem Meeresspiegel, aber die Sonne brannte so heiß von dem dunkelblauen Himmel hernieder, als befänden wir uns in tropischen Landen. Die Schönheit der Natur wird auch im „Park“, wie überall in Amerika,[1] beeinträchtigt durch die Verwüstungen, welche Waldbrände verursacht haben; Waldbrände, die nicht durch Zufall, sondern durch die Fahrlässigkeit der Menschen entstanden sind. Man giebt oft den Indianern die Schuld an dieser Roheit, indem man behauptet, sie gingen nachlässig mit Feuer um und brächen morgens stets vom Lager auf, ohne ihre Feuer auszulöschen; aber da es im ganzen Yellowstonepark keine Indianer giebt, so müssen es wohl Weiße gewesen sein, und zwar echte Amerikaner, die diesen Frevel begingen. Wann wird diese Nation endlich weise Ökonomie lernen, ohne welche wirtschaftliches Gedeihen nicht möglich ist? — Vorbei geht der Weg an großen Feldern von halbverkohlten Bäumen, vorbei an Felsen von vulkanischem Glas und längs des Biberfees mit seinen kunstreichen Dämmen. Plötzlich sehen wir in der Ferne Rauch aufsteigen, von allen Seiten qualmt es empor, die Pferde scheuen vor dem Wagen, denn unter ihren Füßen beinahe öffnet sich der Boden und wirft heißen Dampf in die Luft: wir befinden uns im "Norris Geyser Basin", jenem gewaltigen Hexenkessel, in dem es



Der Yellowstone-Lake.

„— wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Feuer mit Wasser sich mengt.“

In der Mitte erhebt sich aus den Dämpfen mit plötzlicher Gewalt ein Wasserstrahl, tanzt einen Augenblick in der Luft und verschwindet wieder, um in der nächsten Minute dasselbe Spiel zu wiederholen; es ist der sogenannte "minute man", der noch nie sein Publikum enttäuscht hat. An einer anderen Stelle steigt eine riesige Rauchsäule auf, und kleine Geiser sind überall in Thätigkeit, wohin sich auch das Auge wendet. Ein dichter Tannenwald bildet den Rahmen dieses wunderbaren Stückes Erde, das an großartiger Erhabenheit seinesgleichen sucht.

Nachdem wir uns genugsam an diesem hehren Schauspiel geweidet, begaben wir uns ins Lager. Dieses Lager wurde durch einige Zelte gebildet, in denen Matratzen lagen, während ein größeres Zelt als Speisesaal diente. Wir aßen von dem köstlichen wilden Truthahn und dem saftigen Elch, die unsere Jäger geschossen, tranken ein Glas des wärmenden Punsches und sangen ein deutsches Lied dazu, das so recht von Herzen kam, so recht zu Herzen ging und von unseren englischen Freunden lebhaft applaudiert wurde.

Es war längst zehn Uhr vorüber, als Herr von Schauß und ich uns in unser Zelt zurückzogen, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen; aber der Schlummer floh unsere Augen, denn im Nachbarzelte schnarchte es so entsetzlich, daß uns Hören und Sehen verging und wir uns entsetzt auf unserem Lager aufrichteten.

„Ums Himmels willen, wer ist der Verruchte?"

„Nimrod." — Schrecklich! Was thun? — Nach kurzem Kriegsrat suchten wird den Störer unserer nächtlichen Ruhe auf, drangen in sein Zelt und weckten ihn nach langer fruchtloser Anstrengung auf. —

„Was ist los, meine Herren?" —

„Ein kleiner Bär ist in unser Zelt gekommen."

Mit einem Ruck flog der Jagdenthusiast von seinem Lager empor.

„Wie groß ist er denn?"

„So groß wie meine Wasserstiefel."

In der nächsten Minute war Nimrod in unserem Zelte, aber der kleine Bär war schon wieder fort und seine Spur verloren. Lange, ehe der wackere Jäger vor Aufregung einschlafen konnte, lagen wir in Morpheus Armen und schliefen so fest, daß selbst zehntausend Bären nicht imstande gewesen wären, uns aufzuwecken.

Am nächsten Morgen war es hundekalt, so daß alles Wasser in Flaschen und Becken gefroren und man genötigt war, eine mehr als notdürftige Toilette an den heißen Quellen zu machen; eine Stunde darauf brannte die Sonne heiß vom Firmamente hernieder, als sei es Mitte Sommer und nicht der 24. September.

Das Ziel dieses Tages war das Upper Geyser Basin mit seinen riesigen Geisern, unter denen Old Faithful die erste Stelle einnimmt. Alle dreiundsechzig Minuten wirft dieser riesige Krater eine Wassersäule bis zur Höhe von zweihundert Fuß empor. Mitunter erfolgt der Ausbruch schon früher und dann natürlich auch schwächer; läßt er aber einmal zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten auf sich warten, so ist das Schauspiel über alle Beschreibung erhaben. Rings donnert und zittert die Erde und scheint die ganze Welt unter ihren Trümmern begraben zu wollen. Ein Sprudel erhebt sich, versinkt wieder, wird aufs neue sichtbar, und plötzlich fliegt mit furchtbarer Gewalt die kochende Wassersäule aus der Tiefe empor, als wolle sie den Himmel durchbohren und Sonne, Mond und Sterne auslöschen. Wie nichtig kommt sich der Mensch in solchem Augenblicke vor, wie fühlt er die Nähe seines Schöpfers in seinen unverstandenen Gewalten!

Vorbei war das gewaltige Schauspiel, und langsam näherten wir uns dem Schlunde, um, dicht an der Öffnung angekommen, unsere Taschentücher hineinzuwerfen, ein Scherz, der zu den Traditionen des Yellowstoneparkes gehört. Nach einer Stunde erhielten wir sie sauber gewaschen zurück, und nur unser liebenswürdiger Freund, Herr Professor Gneist, hatte entschiedenes Unglück; denn von zwei Tüchern, die er dem Experiment geopfert, kam das eine gar nicht, das andere arg zerfetzt zurück.

„Die richtige amerikanische Waschanstalt", sagte er trocken, indem er das Andenken einsteckte, „die eine Hälfte behalten sie und die andere ist zerrissen; Old Faithful nennt man ihn, Old Faithless sollte er heißen."

Daß amerikanische Geiser weder Treue noch Glauben verdienen, sollte am selben Nachmittage noch zu seinem Leidwesen der junge Benson erfahren. Mit einem Führer wanderte er durch das Labyrinth umher, als er plötzlich an eine Formation kam, die wie ein Sofa geformt war. Die schwellenden Kissen luden ihn zum Niedersitzen ein, und da der Führer ihn versicherte, der Geiser sei schon lange tot, so kam er der freundlichen Aufforderung nach und setzte sich nieder. Ermattet von den Anstrengungen des Tages — er war geritten, statt zu fahren — streckte er die müden Glieder aus, sein Haupt fiel zur Seite, da fuhr er plötzlich mit jähem Sprunge in die Höhe. Was war das? Ein toter Geiser? Da möchte ich wohl einen lebendigen sehen.

Am nächsten Tage marschierte Benson, sein Pferd am Zügel, die ganze Distanz von sechsundfünfzig Meilen neben uns her. Jede Einladung, sich auf den Wagen zu setzen und einen von uns reiten zu lassen, lehnte er ab, er wollte zeigen, was englische Energie vermöge, und wenn man ihn fragte, wie er sich fühle, so sagte er: „Danke, wie ein gekochter Krebs."

Das ganze obere Geisergebiet ist über vier Quadratmeilen groß und zieht sich an beiden Ufern des Feuerlochflusses hin. Der Name Firehole ist nicht gerade poetisch schön, aber treffend gewählt. Wir sehen da den Grottogeiser, so benannt nach der Form seines Kraters, den Beehive (Bienenstock) und den Excelsior, welch letzterer die unangenehme Eigenschaft besitzt, nicht bloß heißes Wasser, sondern auch Steine umherzuschleudern.

Leider nur allzubald mußten wir von diesem Wunderlande Abschied nehmen, da die meisten sich nach Hause sehnten, und kehrten in unserem Salonwagen, den „Nimrod" gar herrlich mit der von ihm erlegten Beute hatte schmücken lassen, nach New York zurück. Die Erinnerung aber an die großartigen Wunder des Yellowstoneparkes und an die vielen mit unseren Reisegenossen verlebten frohen Stunden wird allen Teilnehmern an der Festfahrt unvergeßlich bleiben.

Itel Reding und die Blutthat am Genfersee.

Ein schwarzes Blatt aus der Schweizer-Geschichte von F. Zimmermann.

Im Jahre 1437 gerieten die Züricher mit den Schwyzern über die Hinterlassenschaft des Grafen Friedrich v. Toggenburg, auf welche beide Kantone gegründete Ansprüche zu haben glaubten, in Streit, und nur mit Mühe wurde Zürich zurückgehalten, sein vermeintliches Recht mit Waffengewalt durchzusetzen. Die Schweizer Eidgenossenschaft berief nun ein Schiedsgericht nach Luzern, zu welchem jeder Kanton nach Maßgabe seiner Größe zwei bis vier Abgesandte zu schicken hatte. Die Züricher sandten als Wortführer ihren Bürgermeister Rudolf Stüßi, die Schwyzer ebenfalls ihren besten Mann, den Landammann Itel Reding. Doch die hoffärtige und eigensinnige Art, mit welcher die Züricher Regierung auf

trat, war nicht dazu angethan, ihr Freunde zu erwerben, und so geschah es, daß nach genauer Prüfung des Falles das Schiedsgericht sich zu Gunsten der Schwyzer aussprach.

Obwohl das Urteil gerecht war, wollten sich die Züricher doch dabei nicht beruhigen, fuhren vielmehr in großem Unwillen heim und begannen danach fortgesetzt die Schwyzer zu schädigen, ihnen die Handelsverbindungen abzuschneiden, sie in aller Art zu bedrängen und den Ländern Schwyz und Glarus so großen Schaden zuzufügen, daß diese in bittere Not gerieten und schließlich zu einem Kriegszuge gegen Zürich rüsteten. Die Züricher rückten ihnen entgegen. Da wurden sie, noch ehe es zur Schlacht kam, durch einen Spruch der gesamten Eidgenossenschaft, der sich gegen sie erklärte, dergestalt entmutigt, daß sie sich in ihre Stadt zurückzogen, ohne es zu wagen, sich dem Feinde im offenen Felde zu stellen. Indeß wurden nach diesem schmählichen Ausgang der Bruderfehde der Zorn und die Erbitterung der Züricher nur noch größer, und um sich an der ganzen Eidgenossenschaft zu rächen, verbanden sie sich mit dem Herzog Friedrich von Österreich zu Schutz und Trutz.

Das hieß Öl ins Feuer gießen, und manchem guten Züricher Mann ward ob dieses Verfahrens des Rates das Herz schwer. Die Wohlgesinnten aber konnten nicht zum Worte gelangen, denn der Bürgermeister Stüßi hatte das Volk aufgewiegelt, so daß es jeden, der treu zur Eidgenossenschaft halten wollte, zu töten drohte. Als nun gar im Herbst 1442 Kaiser Friedrich III. in eigener Person nach Zürich kam und mit den höchsten Ehren empfangen wurde, da feierte die österreichisch gesinnte Partei einen glänzenden Triumph, die Eidgenossen aber blickten mit Argwohn auf Zürich und fürchteten Verrat an der gemeinsamen Sache.

Noch einmal versuchten sie das bundesbrüchige Zürich in Güte und Wohlwollen an die alten Eide zu mahnen und von der österreichischen Freundschaft zu trennen. Die sechs Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus schickten deswegen sogar eine Gesandtschaft an den Züricher Rat mit der Bitte, sich wieder treu und fest an die Eidgenossenschaft anzuschließen. Darauf konnte und wollte aber, wie jetzt einmal die Dinge lagen, Zürich nicht mehr eingehen, und nun rüsteten beide Teile ernstlich zum Kriege.

An der Spitze der österreichisch gesinnten Züricher stand noch immer Rudolf Stüßi, ein gar hoffärtiger und herrschsüchtiger Mann, auf seiten der Eidgenossen war der bedeutendste Führer Itel Reding von Schwyz, der ob seines wackeren Festhaltens an den alten Satzungen und seiner Treue gegen die Eidgenossenschaft sehr großes Ansehen besaß. In diesen beiden Männern waren nicht allein die heftigsten politischen Gegensätze verkörpert, sondern auch früher schon hatten sie persönliche Reibungen miteinander gehabt, und zwar in Rom, wohin sie zur Kaiserkrönung König Sigismunds als Abgesandte der Eidgenossenschaft geschickt worden waren. Da war es denn kein Wunder, daß sie einander haßten und, so lange beide lebten, an Frieden nicht zu denken war.

Schon am 24. Mai 1443 wurde am Hirzel auf dem Horgenerberge, wo die Züricher Schanzen aufgeführt hatten, ein Treffen geliefert, in welchem dieselben, obgleich sie durch österreichische Ritterschaft verstärkt worden waren, eine Niederlage erlitten. Noch weit schlimmer erging es ihnen am 22. Juli bei St. Jakob an der Sihl; Rudolf Stüßi selbst wurde da, als er die Fliehenden aufhalten wollte, von einem Züricher niedergestoßen, weil er so viel Unglück über die Stadt gebracht hätte.

Nun verbreiteten sich die Eidgenossen plündernd, brennend und verwüstend über das ganze Züricher Gebiet. Der Krieg wurde mit arger Grausamkeit geführt, wie das bei Fehden unter Stammesgenossen immer der Fall ist, denn je näher die Streitenden von Natur einander stehen, um so ingrimmiger der Haß. Abermals mahnte die Eidgenossenschaft zum Frieden. Derselbe wäre auch jetzt zustande gekommen, hätte nicht die österreichische Partei in selbstsüchtigem Interesse unablässig das Feuer geschürt.

So begannen denn die Eidgenossen unter dem Oberbefehl Itel Redings im Frühjahr 1444 den Feldzug aufs neue und zogen am rechten Ufer der Limmat herauf vor die Stadt und Burg Greifensee, die einzige Veste, welche die Züricher außer ihrer Hauptstadt noch besaßen.

Das Städtchen Greifensee am östlichen Ufer des Greifensees, 2½ Stunden von Zürich entfernt, zählte damals etwa dreißig Häuser und war nur mit einer einfachen Ringmauer und einem Graben umgeben. Desto fester war das Schloß, welches unmittelbar an die Stadt stieß. Es bestand aus einem einzigen viereckigen massiven Gebäude, das zur Verteidigung wohl eingerichtet war, hatte außerdem noch eine Vormauer mit Zinnen und Schießlöchern, einen tiefen Graben und war auf soliden Fels gegründet. An den beiden äußeren Seiten des Schlosses war die Mauer elf Schuh dick, nach der Stadt- und Seeseite dagegen viel schwächer.

Kurz vor dem Auszug des Feindes gelang es den Zürichern noch, eine auserlesene Besatzung von neunundsechzig Mann unter Anführung des kriegserfahrenen und mutigen Hans von Breitenlandenberg, genannt der Wildhans, hineinzuwerfen, die kleine Schar mit Proviant und Munition reichlich zu versehen und die Einwohner des Städtchens, sowie die Weiber und Kinder nach Zürich in Sicherheit zu bringen.

Das eidgenössische Heer zog nun heran und schloß Greifensee vollständig ein. Seeabwärts vor dem Eichhölzli lagerten die Berner, seeaufwärts auf dem Wildsperg die Zuger, die Luzerner landeinwärts, die Leute von Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus im Dörfli ob der Stadt. Sie führten ihre Feldstücke auf und schossen heftig nach Greifensee hinein. Der Wildhans wehrte sich wacker als ein mutiger Kriegsmann, nachdem er aber sechs von seinen Leuten verloren hatte, sah er ein, daß er gegen die große Übermacht das Städtchen nicht länger zu halten vermöge. Er ließ daher die Häuser anzünden, damit sich der Feind nicht etwa darin festsetze, und zog sich dann in das feste Schloß zurück.

Es begannen nun die Eidgenossen das Schloß gar eifrig zu bombardieren, aber ihre Steinkugeln thaten den dicken Mauern nur geringen Schaden, während viele der Belagerer von des Wildhans Schützen verwundet oder tot niedergestreckt wurden. Darob ergrimmten die Eidgenossen nur noch mehr. Als jedoch mehrere Wochen vergangen waren, ohne daß das Schloß vor ihrem Geschütz gefallen wäre, auch der Wildhans von Übergabe nichts hören wollte, so verzweifelten sie schier, die Veste zu bezwingen und wären unverrichteter Dinge wieder abgezogen, hätte sie nicht die Scham zurückgehalten, daß eine so kleine Schar ihrem ganzen Heere kühnlich Trotz bieten sollte.

Und als sie noch so hin und her berieten, da kam ein Mann aus dem Amte Greifensee, Namens Mahler, der ward zum Verräter an seinen Landsgenossen. Er wies den Belagerern die Stelle, wo die Mauer an der Seeseite am schwächsten war und leicht untergraben und zum Einsturz gebracht werden könnte. Darob waren alle hocherfreut, erbauten ein festes Schirmdach, rückten es an die Mauer heran und begannen bei Nachtzeit mit spitzen Meißeln den Felsen zu sprengen. Aber der Wildhans spottete ihrer. Er ließ aus der kleinen Schloßkapelle den mächtigen Altarstein herbeischaffen und von der Zinne herabstürzen, daß er auf das Schirmdach fiel und es samt allen, die darunter arbeiteten, zerschmetterte.

Nun gerieten die Eidgenossen erst recht in Zorn, schwuren, sie wollten nicht von der Veste weichen, vor der sie so viele tüchtige Männer verloren hatten, bis sie dieselbe der Erde gleich gemacht hätten, erbauten auch gleich ein neues, weit festeres

Schirmdach, das der Wurf der Belagerer nicht schädigen konnte, und arbeiteten Tag und Nacht. Zehn Schmiede mußten beständig die Meißel schärfen, die an dem harten Fels stumpf geworden waren, und ob auch der Wildhans gar fleißig große, mit Steinen gefüllte Fässer auf das Schirmdach herabstürzen ließ, es hielt stand und die Arbeit schritt rüstig fort. Nach einer Woche und etlichen Tagen hatten die Belagerer sich so tief in den Felsen hineingebohrt, daß die Mauer anfing sich zu senken.

Jetzt wurde dem Wildhans bang und er schaute eifrig nach Entsatz aus. Aber es kam keiner, denn die Züricher, welche sich viel zu schwach fühlten, dem Feinde im offenen Felde zu begegnen, vertrödelten mit unfruchtbaren Beratungen die Zeit und ließen die tapferen Männer in ihrer Not allein. So blieb also dem Wildhans mit seiner kleinen Heldenschar nichts weiter übrig, als sich unter den Trümmern des einstürzenden Schlosses begraben zu lassen, oder auf Übergabe zu unterhandeln. Die Eidgenossen aber wollten von keiner Bedingung etwas hören, noch den tapferen Verteidigern Gnade gewähren, sondern forderten, der Wildhans solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Da nun die Mauern des Schlosses immer bedrohlicher zu wanken anfingen, auch der Wildhans zuversichtlich meinte, die Eidgenossen würden mit wackeren Kriegsleuten nicht allzu grausam verfahren, so rief er herab, daß er sich in der Hoffnung auf Gnade ergeben wolle und verlangte, man solle Leitern an die Mauern stellen, damit er mit seinen Leuten herabsteigen könne, denn sie hätten das Thor so stark verrammelt, daß sie es selbst nicht wieder aufzumachen vermochten.

Es wurde diesem Begehren entsprochen, doch kaum hatten sich die Züricher angeschickt hinabzusteigen, so setzten die Belagerer alsobald Leitern an die entgegengesetzte Mauer der Burg, kletterten hinein, banden die wehrlosen Verteidiger und zwangen sie mit gefesselten Händen das Schloß zu verlassen.

Zwei Tage darauf wurden alle auf eine zwischen Greifensee und Nänikon liegende Matte geführt, allwo die Eidgenossen „Gemeinde über sie abhielten", was nun mit ihnen geschehen solle, weil Itel Reding gesagt hatte, das Wort Gnade sei zweideutig, man habe ihnen nichts versprochen und sie müßten zur Strafe für ihren Trotz gerichtet werden.

Als die Gemeinde versammelt war, trat zuerst ein Mann aus Schwyz hervor, der sagte, die Gefangenen sollten alle vom Leben zum Tode gebracht werden, außer Ulrich Kupferschmied, der aus einem guten Geschlechte von Schwyz sei und dem man deshalb Gnade gewähren möge.

Darauf begann ein zweiter: Er mache keine Einwendung, daß der Wildhans, der kein geborener Züricher sei, sowie die unter den Gefangenen befindlichen sechs Söldner, welche gegen geringen Sold den Eidgenossen Leids zugefügt hätten, gerichtet würden. Aber es scheine ihm unbillig, die geborenen Züricher und die Männer aus dem Amt Greifensee zum Tode zu bringen, da sie als treue Unterthanen Zürichs nur ihre Pflicht gethan hätten.

Dem widersprach Itel Reding und fuhr den Redner hart an, und die Schwyzer, die seines Sinnes waren, erhoben ein dumpfes Gemurmel. Da trat der tapfere Holzach, Hauptmann der Männer von Menzingen am Zugerberg, vor, seufzte, hob die Hand auf und redete also: „Eidgenossen, biderbe, liebe Männer! Fürchtet Gott und schonet unschuldiges Blut. Jawohl ist Hans von Breitenlandenberg kein geborener Züricher, aber er hat der Stadt den Treueid geleistet und konnte nicht seine Obrigkeit in der Not verlassen, wollte er nicht ehrlos werden. Und seine Knechte, die bei ihm sind, die ihm als treue Männer gedient haben, könnt Ihr fordern, daß sie ihren Herrn aufgeben sollten, als Kriegsnot über ihn kam? Die Söldner aber sind arme Schächer, mit Weib und Kind beladen, denen bei dem Stillstand des Landbaues und der Gewerbe kein anderes Mittel zur Ernährung ihrer Familien übrig bliebe, als durch Söldnerdienste ihr Brot kümmerlich und hart zu gewinnen. Wollt Ihr diese töten? Wollt Ihr auch die töten, welche für ihren Grund und Boden, für ihre Obrigkeit treu und redlich stritten? Liebe Eidgenossen, fürchtet Gott und gedenket Eurer Ehre!"

Als Holzach schwieg, sprang wutschnaubend Itel Reding hervor und schwur: „Wer so redet, der ist ein Verräter, ein heimlicher Züricher!" Doch der brave Zugerhauptmann rief laut: „Niemand meint es so ehrlich mit den Eidgenossen, als ich, auch Du nicht, Itel Reding. Ich habe meinen Rat gegeben mit gutem Herzen. Das unschuldige Blut aber wird Gott richten."

„Dieser Mensch hält es mit den Österreichern!" schrie der Landammann Reding mit großem Zorn, und ein wildes Getümmel erhob sich in der Gemeinde. Die Parteien stritten mit harten Worten und heftigem Geschrei widereinander und suchten einander mit gewaltiger Rede niederzudonnern. Außerhalb des Kreises, in der Ferne wehklagten die Weiber und Kinder der Gefangenen, die herbeigeeilt waren, und suchten das Herz des grausamen Itel Reding mit Jammern und Thränen zu erweichen. Selbst starke Männer weinten vor Zorn und Scham, daß so große Schande und so schwere Blutschuld über die Eidgenossen kommen sollte. Doch Itel Reding und die, welche seines Sinnes waren, blieben hart und schalten jeden Mann, der ein menschliches Herz in der Brust trug, einen Verräter. Da, als der Tumult und das Getümmel in der Gemeinde so arg wurde, daß die beiden Parteien fast mit den Waffen aneinander geraten wären, rief ein Mann Itel Reding höhnisch zu: „So trinke Dich satt in Blut, Heuchler! vollende Dein grausames Werk!"

„Zum Spruch! zum Spruch!" erscholl es ringsum, und die, welche für den Tod der Gefangenen stimmten, hoben die Hände in die Höhe. Und es ergab sich, daß es die Mehrzahl war. Die anderen aber verhüllten in Zorn und Scham ihr Haupt und wandten sich hinweg.

Anstatt ihrer näherten sich die weinenden Mütter, Frauen und Kinder den Verurteilten, um Abschied von ihnen zu nehmen, und der Pfarrer trat herzu nebst Meister Peter, dem Scharfrichter. Nach kurzer Beichte schritt der Wildhans aus dem Kreise der Gefährten heraus und sprach: „Unser Tod ist beschlossen, der Allmächtige sieht es, wie wir unschuldig gemordet werden. Männer! Der Wildhans, der Euch im Kampfe geführt, will Euch auch im Tode vorangehen. Lebt wohl, Kriegsgenossen! — Meister Peter, verrichte Dein Amt!" Darauf kniete er nieder und auf den ersten Streich fiel sein Haupt. Ihm folgte Ulrich Kupferschmied. Der Scharfrichter hielt inne, blickte auf Itel Reding und hoffte, er würde, nachdem die Anführer gerichtet, des gemeinen Volkes schonen. Doch Reding herrschte ihn an: „Wenn Du Dein Amt nicht verwalten willst, so wird sich ein anderer finden, der es thut, und zwar an Dir mit!"

Da schwang denn Meister Peter aufs neue sein Schwert, und es fielen die Männer aus den besten Geschlechtern Zürichs. Als er neun gerichtet hatte, nahm er den zehnten Mann beiseit und stellte ihn hinter sich. Da fragte Itel Reding: „Was thust Du?"

Der Scharfrichter sprach: „Nach hergebrachtem Kaiserrecht gehört bei großen Hinrichtungen jeder zehnte Mann mir. Ich nehme mein Teil!"

„Bei uns gilt Landrecht, kein Kaiserrecht! Richte — kein Wort mehr!" schnaubte ihn Reding an und so mußte denn Meister Peter fortfahren, weil er sah, daß es ihm sonst leicht selbst an Leib und Leben gehen könne.

Zwanzig lagen tot am Boden, alle Zuschauer hatten sich

voller Grausen hinweggewandt, nur der blutdürstige Landammann von Schwyz stand unerschüttert. Als der Kopf des vierzigsten auf den Boden rollte, begann schon die Sonne zu sinken, der Abend brach herein und die Erde vermochte nicht mehr das strömende Blut aufzufangen. Es floß in großen Lachen zusammen und dem Scharfrichter selbst wendete sich das Herz im Leibe bei dem greulichen Anblick. Unwillig stieß er sein Schwert in den Grund, erneuerte noch einmal seine Bitte um Schonung der Übrigen, und als Itel Reding ihn mit heftigen Worten schalt, entgegnete er, es sei zu finster, er könne das Schwert nicht mehr mit Sicherheit führen.

„So will ich Dir Licht schaffen!“ schrie Itel Reding, ließ Fackeln herbeiholen, um zu der blutigen Arbeit zu leuchten, und beim Scheine derselben begann das Werk aufs neue. Und es starben an diesem Tage eines elenden Todes zweiundsechzig Männer. Nur die letzten beiden Gefangenen, ein Greis, der schon halb tot vor Schreck harrte, bis die Reihe an ihn käme, und ein Knabe, die ebenfalls in der Veste gewesen waren, wurden gerettet, da Itel Reding sich hinwegbegeben hatte.

Kalter Schauder erfüllte alle, die von dieser Blutthat hörten, und böser Ahnungen voll zogen die Eidgenossen, nachdem sie das Schloß Greifensee verbrannt und der Erde gleich gemacht, in ihre Heimat zurück, und wenn später Unglück über sie kam, erinnerten sie sich reuigen Herzens der Schuld, welche sie auf sich geladen und glaubten, es sei die Blutrache für jenen Schreckenstag von Greifensee.

Am Tage darnach fuhr der fromme und biedere Herr von Bonstetten, der bei dem Kampfe zwischen den Zürichern und den Eidgenossen neutral geblieben war, mit einer Anzahl seiner Leute über den See, um den armen Opfern ein ehrliches Begräbnis zu teil werden zu lassen. Über dem Ort der Blutthat wurde eine kleine Kapelle aufgerichtet. Als dann die Kapelle im Jahre 1524 verfiel, ließ die Züricher Regierung die Schädel aus dem Beinhaus nehmen und auf den Totenacker bringen.

An Stelle der Kapelle aber setzten die Züricher im Jahre 1841 ein steinernes Denkmal mit einer Inschrift zum Angedenken der schwarzen That Itel Redings von Schwyz und der Opfer von Greifensee.

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von Luise Pichler.

1. Im Walde.

Die Nacht brach ein; der Sturm sauste durch die Lüfte und jagte dem einsamen Wanderer dichte Schneeflocken ins Gesicht, während er rüstigen Schrittes eine wenig betretene Straße entlang ging. Mehrmals war er genötigt, stille zu stehen, da die Wucht des Sturmes ihm entgegen kam.

„Hätte doch den Schlitten annehmen sollen, den mir der gefällige Schultheiß anbot“, sprach er für sich; „ich lehnte es auch nur der Pferde wegen ab; es haben ja die armen Tiere, seit die Menschen selbst darben, kaum noch die spärlichste Nahrung. Nun bin ich bald im Wald, der mir Schutz vor dem Sturm gewährt, und hernach geht der Weg abwärts ins Thal!“

Abermals schritt er rüstiger vorwärts und hatte bald den schützenden Wald erreicht.

„Tönen nicht Schritte hinter mir?“ fragte er sich plötzlich und lauschte; aber alles war still. Er schaute rückwärts. Doch da die Schneewolken den Mond verdeckten, vermochte sein Auge nichts zu erkennen.

„Es sind wohl Bauern, die Schlingen für das Wild legen“, beruhigte er sich; „es ist dies wider das Gesetz, aber wer möchte gerne Menschen zur Strafe ziehen, die der Hunger zum äußersten treibt? Gott sei Dank, ich bin ja kein Forstmann und habe mich nichts um Jagdfrevel zu kümmern.“

Es war im Februar des Jahres 1817. Im Jahre zuvor hatten unaufhörliche Regengüsse im Frühjahr und ein naßkalter Sommer die Ernte völlig vernichtet. Das wenige Getreide, das in günstigen Lagen eingeheimst wurde, erwies sich dazu noch korn- und mehlarm. Die Futterkräuter waren auf dem Felde verfault, die Kartoffeln im Boden ersäuft worden; Reben und Obstbäume trugen nichts. An Vorräten war Mangel, weil schon die vorhergehenden Jahre spärliche Ernten gebracht hatten. Zu aller Not brach schon im Oktober der Winter mit Frost und starkem Schneefall ein. Korn und Kartoffeln waren nur um unerhörte Preise zu haben, welche kaum die Wohlhabenden aufzutreiben vermochten. Weniger Bemittelte verarmten völlig; ganz Mittellose zogen in Scharen bettelnd umher, belagerten die Häuser in den Städten und lasen Kartoffelschalen, Gemüseabfälle und Knochen aus dem Kehricht auf. Das Vieh war großenteils schon im Herbst geschlachtet worden, und die wenigen Kühe, die über den Winter im Stalle blieben, wurden notdürftig mit Waldgras, Stroh, ja mit abgekochten Sägespänen gefüttert. Man sah die Menschen abgezehrt wie Leichen umhergehen; der Hunger und naturwidrige Nahrung riefen Krankheiten, ja sogar Ausbrüche von Wahnsinn hervor.

Seit dem 30. Oktober war König Wilhelm auf dem Throne Württembergs; er zeigte sich in der schweren Zeit im wahrsten und edelsten Sinne dem Lande als Vater. Mit klarem Blick und fester Hand suchte er der Not zu steuern. Zu Schiff ließ er Getreide aus Holland und den Rheingegenden kommen, ließ die Kornvorräte des Staates zu herabgesetzten Preisen verkaufen und setzte dem Wucher Schranken, der gewissenlos die allgemeine Not ausbeutete. Zuerst wurde die Ausfuhr erschwert, dann verboten und die Grenzen gesperrt. Die Oberamtmänner wurden angewiesen, alle Privatvorräte abzuschätzen und, wo es nötig, den Verkauf des Entbehrlichen zu festgesetzten Preisen zwangsweise anzuordnen.

Substitut (Kanzleigehilfe) Henning hatte im Auftrage des Oberamtmanns in Bergwalden Fruchtschau gehalten. Es war dies ein ansehnliches Dorf, worin meist „mittlere Leute“ ansässig waren, Bauern, deren mäßiger Grundbesitz ihnen bei fleißiger Arbeit den Bedarf fürs tägliche Leben, aber keinen Ueberfluß gab. Unter ihnen wohnten einige reiche Bauern und wenige besitzlose Arme, die sich sommers als Taglöhner, winters als Holzhauer nährten.

Der reichste Bauer des Dorfes war unbestritten der Heiligenpfleger Peter Steiner, ein Fünfziger, dem seit dem Tode seiner Frau die einzige Tochter haushielt. Diesen Mann, der sich des höchsten Ansehens und eines unbefleckten Leumunds rühmte, hatte der Substitut des wucherischen Kornverkaufs überwiesen, ihm die gesetzliche Strafe angekündigt und im Namen des Oberamtmanns auf einen im Versteck gehaltenen Kornvorrat Beschlag gelegt. „Der Elende wagte, mich bestechen zu wollen!“ sprach der junge Mann, in der Rückerinnerung wieder vom Unwillen ergriffen. „Wie er die Dukatenrolle klingen ließ! Er meinte wohl, ein Schreiber ohne Hab und Gut könne solcher Versuchung nicht widerstehen. — Selbst der Schultheiß, ein redlicher Mann, erschrak, als er hörte, daß ich den reichen Steinerbauern zu Gericht ziehen werde; er bat mich, die Sache doch zu vertuschen, um die angesehene Familie zu schonen; wär's ein armer Holzhauer und Wilddieb gewesen, der Schultheiß hätte ihn ohne Bedenken ins Zuchthaus wandern lassen. Einen bösen Blick hat mir der Bauer zum Abschied zugeworfen — gut, daß er mir nichts anhaben kann; im Walde möchte ich ihm zu nächtlicher Stunde nicht begegnen.“

Abermals stand der Wanderer stille und lauschte; ihm war's wieder gewesen, als hörte er Tritte hinter sich. „Wer da?“ rief er laut in den Wald; rasch nahm er den Stock zur Wehr in die Hand, doch es blieb stille.

„Was ist doch heute an mir?“ fragte er sich im Weitergehen; „bin ich doch sonst nicht furchtsam. Es muß das Begegnis von heute morgen sein, das mir im Sinn liegt!“ Er rief sich den Vorgang vor die Seele zurück.

„Ich verlasse mich auf Sie, Henning“, hatte der Oberamtmann ihm beim Abschied noch gesagt; „ich weiß, daß ich Ihrem klaren Blick ebenso wie Ihrem Eifer vertrauen kann.“

Als er aber darauf durch den Hausgang schritt, hatte eine schüchterne Stimme ihn besorgt angeredet: „Sie gehen nach auswärts, Herr Substitut? Sind's nicht zwei gute Stunden nach Bergwalden? Und auf der Höhe weht stets solch rauher Wind! Warum nehmen Sie nicht den Schlitten?“

Überrascht von ihrer teilnehmenden Sorge, hatte er die Fragende beruhigt: „Den Schlitten braucht heute der Herr Aktuarius, der in Thalfelden zu thun hat. Seien Sie indessen meinetwegen unbesorgt, Fräulein Marie, ich bin ein rüstiger Fußgänger und, auf der rauhen Alp erwachsen, mache ich mir wenig aus Sturm und Schnee.“

Doch das Mädchen heftete die Augen bittend auf ihn und erwiderte: „Sie beeilen doch Ihre Geschäfte so, daß Sie nicht in die Nacht kommen müssen? Mein Vater sprach gestern abend davon, daß sich jetzt so viele Wilderer und brotlose verzweifelte Menschen in den Wäldern umhertreiben. — Sie lächeln?“

„Nicht über Ihre teilnehmende Sorge“, hatte Henning der Errötenden versichert; „haben Sie vielmals Dank dafür, ich bin es so wenig mehr gewohnt, daß sich jemand um mich bekümmert. Ihre Worte haben mich in die glücklichen, vergangenen Tage zurückversetzt, wo ich noch Mutter und Schwester besaß, die sich um mich sorgten, oftmals ebenso unnötigerweise, wie Sie es heute thun, Fräulein Marie. Ich habe keine Feinde und trage wenig Barschaft bei mir. Überdies wird mein Auftrag bald beendet sein; ich hoffe noch bei guter Tageszeit wieder hier einzutreffen.“

„Thun Sie das gewiß“, hatte Marie erwidert und halblaut hinzugesetzt: „Ich weiß nicht, warum mir heute Ihretwegen so bang zu Mute ist.“

Darauf, als bereue sie dies Geständnis, hatte sie sich rasch zurückgezogen, ihr wehmütiger Abschiedsblick aber war dem jungen Manne in die Seele gedrungen, und in der nächtlichen Einsamkeit des Waldes fühlte er den Eindruck aufs neue. „Ich ahne“, sprach er für sich, „daß Marie ein tieferes Gemüt in sich trägt, als sie gewöhnlich kund giebt. Schüchtern von Natur, ist sie vermutlich durch die Verhältnisse noch verschlossener geworden.“

Marie, mit der sich die Gedanken des einsamen Wanderers beschäftigten, war die ältere Tochter des Oberamtmanns Hellberg, in dessen Schreibstube Henning als Substitut angestellt war. Schon in früher Kindheit war sie der Mutter beraubt worden. Der Oberamtmann hatte sich wieder verheiratet; seine Frau, eine lebhafte Brünette von angenehmem Gesellschaftstalent, war nichts weniger als von übelwollendem Charakter; sie wünschte der kleinen angetretenen Tochter eine gute Mutter zu sein; aber einesteils nahmen sie gesellige Vergnügungen, Gesellschaften in und außer dem Hause, im Winter Kasino und im Sommer Landpartieen zu sehr in Anspruch, anderenteils paßte auch Mariens stille, schüchterne Art wenig zu der raschen und lebhaften Weise der neuen Mutter; daß sie als Kind langsam auffaßte, obwohl sie das Erlernte desto fester sich einprägte, reizte die Ungeduld der Oberamtmännin. Sie fand es höchst unpassend, daß des Oberamtmanns Tochter sich nicht unter den Ersten in der Schule zu erhalten vermochte, und war geneigt, Mariens langsame Entwicklung als schwache Begabung anzusehen.

Als bald ihr selbst ein Töchterchen heranwuchs, lieblich wie eine Blütenknospe, munter wie ein Vögelchen, rasch im Erfassen, wenn auch flüchtigen Sinnes — wandte die Mutter mehr und mehr ihre Sorgfalt nur dieser zu und ließ Marie unbehindert in der ihr eigenen stillen Art hinleben. Sie wuchs heran und war in geselligen Kreisen so wenig beachtet als im Hause. Nur bei den Dienstboten war sie beliebt, denn sie hatte nichts Herrisches, war gefällig und freundlich, dabei emsig und pünktlich wie eine Biene; geräuschlos legte sie überall Hand an und erwarb sich ohne besondere Anleitung frühe schon eine seltene Gewandtheit in allen häuslichen Geschäften. Dies kam der Oberamtmännin sehr gelegen, da sie um so unbehinderter der Geselligkeit leben, auch öftere Reisen nach der Residenz machen konnte, wohin sie ihre jüngere Tochter zur feineren Ausbildung in Pension gegeben hatte. Als nach zwei Jahren die achtzehnjährige Ida ins Elternhaus zurückgekehrt war, hatte die entzückte Mutter nichts wichtigeres zu thun, als mit ihr in der Stadt und Umgegend Besuche zu machen, sie auf Bälle und Kasino zu führen. Die Haushaltung lastete gänzlich auf Mariens jugendlichen Schultern, und sie war's zufrieden; fühlte sie sich zu Hause doch viel mehr am Platze als in Gesellschaften, in welchen sie sich nur auf ausdrückliches Gebot der Mutter zuweilen zeigte, weil diese vermeiden wollte, daß es heiße, sie setze die Stieftochter hinter das eigene Kind zurück.

Diese Verhältnisse hatte der Substitut teils aus eigener Anschauung, teils aus den Mitteilungen seiner Bekannten kennen gelernt. Er hatte die mutterlose Marie gelegentlich bedauert, doch ihr nicht viel Beachtung geschenkt, da sie selbst stets eine schüchterne Zurückhaltung beobachtete. Heute nun beschäftigten sich seine Gedanken lebhaft mit ihr, und er fragte sich, warum doch ihre anspruchslose Pflichttreue so wenig Belohnung finde; warum sie, der es an stiller Anmut nicht fehle, so ganz von der glänzenden Schwester in den Hintergrund gedrängt werden dürfe?

Aus diesen Betrachtungen weckte den nächtlichen Wanderer plötzlich ein nahes Geräusch.

„Diesmal habe ich mich nicht getäuscht; das waren Tritte eines Mannes“, sprach er, sich umblickend. Beim schwachen Blinken des Schnees meinte er eine untersetzte Gestalt hinter sich hereilen zu sehen. „Woher des Weges so spät?“ rief er; doch ehe er sich's versah, traf ihn ein gewaltiger Schlag auf den Kopf, und bewußtlos sank er in den Schnee nieder.

2. Der Wilderer.

Spät abends noch war der Oberamtmann in seiner Kanzlei beschäftigt, denn die Geschäfte hatten sich gemehrt, als die Thür leise geöffnet wurde und ein schüchterner Tritt seinem Pulte nahte.

„Was will die Mutter?“ fragte er, ohne aufzublicken.

„Die Mutter schickt mich nicht“, antwortete Marie zögernd; „aber da soeben der Herr Aktuar zurückgekommen ist — und Johann die Pferde noch nicht ausgespannt hat, wollte ich Sie nur fragen, Papa, ob der Schlitten nicht dem Herrn Substituten entgegenfahren soll?“

„Dem Henning?“ fragte der Oberamtmann. „Warum das? Was kommt Dich an, daß Du mich ohne Geheiß störst?“

„Papa“, fuhr Marie bittend fort, „der Amtsdiener sagt, der Herr Substitut sollte längst hier sein; — ob ihm nichts widerfahren ist? Es stürmt aufs neue; sicher sind die Wege verschneit — und im Walde sollen sich Wilddiebe umtreiben, sagt der Amtsdiener.“

„Ihr könnet einen ja selbst in Angst bringen, Du und der Amtsdiener“, lachte der Oberamtmann, doch schien's ihm nicht

ganz von Herzen zu kommen; „laßt meinethalben den Schlitten dem Substituten entgegenfahren, und wenn der Amtsdiener gerne will, kann er sich für alle Fälle drein setzen."

„Danke schön, Papa, ich will's besorgen!" rief Marie, indem sie rasch wegeilte.

„Die Marie denkt doch an alles", sprach der Oberamtmann für sich, indem er die Feder hinter dem Ohre vorholte. „In Gesellschaft ist sie schüchtern wie ein Huhn, thut kaum den Mund auf; — das hat sie beides von ihrer Mutter selig." Ein Schimmer heller Erinnerung glitt über seine vertrockneten Züge. So gut er sich mit seiner zweiten Frau vertrug, so viele Anerkennung er ihren geselligen Talenten, ihrem Verstand und ihrem Takte zollte, so wurde ihm doch weich ums Herz, wenn er zuweilen seiner früh verstorbenen Lina gedachte. Doch, indem er sich in den Bericht vertiefte, den er eben der Regierung erstattete, nahm sein Gesicht bald wieder den gewohnten Amtsernst an.

Marie, die mit flüchtigen Schritten in den Hof geeilt war, hatte indessen dem Johann ein Glas Wein gereicht, um ihn für die neue Fahrt zu ermuntern, dann richtete sie dem ab- und zugehenden Amtsdiener den Auftrag ihres Vaters aus. Sie war die Patin seiner kleinen Enkel und stand bei dem alten Unteroffizier, der als Invalide aus dem russischen Feldzug gekommen, aber noch bei voller Manneskraft war, in höherer Gunst als selbst die hochgebietende Frau Oberamtmännin.

„Gewiß werde ich mitgehen. Wenn ich mich auch um den Herrn Substituten nicht kümmerte, der ein charmanter junger Mann ist, — so wär's doch Ihnen zu lieb, Fräulein Marie. Ich habe so meine Gedanken, — nun, nun, ich schweige darüber; will mir nur den Mantel überwerfen, dann fahren wir ab, Johann."

Schon saß der stramme Alte im Schlitten, und Johann hob die Peitsche, als Marie noch ängstlich fragte: „Er meint doch nicht, Balthasar, daß dem Herrn Henning ein Unglück geschehen sei?"

„Wollen's nicht hoffen, Fräulein, — nicht hoffen! — aber ich fürchte die Wilddiebe, — die Wilddiebe!" brummte der Amtsdiener. Die Peitsche klatschte in der Luft, und der Schlitten fuhr ab. In raschem Trabe ging's durch das nächtliche Schneefeld hin. Der Amtsdiener spähte vergeblich links und rechts nach einem verirrten Wanderer. Schon war der Waldrand erreicht, als er plötzlich eine dunkle Gestalt sich vom Wege aufrichten und mit raschen Schritten nach dem Walde zu enteilen sah.

Plötzlich hielten die Pferde.

„Um Gottes willen, Herr Balthasar", rief der Kutscher, „hier liegt ein Mensch im Schnee!"

„Und dort läuft der Mörder! Ihm nach, Johann, mit Deinen jungen Beinen, indes ich nach dem Unglücklichen schaue!" Mit diesen Worten sprang der alte Soldat jugendlich rasch aus dem Schlitten. Der Kutscher warf Peitsche und Leitseil nieder und eilte in schnellen Sätzen über das Schneefeld hin, dem Entfliehenden nach.

Johann war ein hochgewachsener Bursche, von der Frau Oberamtmännin seiner stattlichen Gestalt wegen zum Kutscher erwählt. Von Mangel hatte er in diesem Dienste nichts zu spüren. Bald holte er den Flüchtling ein, der vom Hunger erschöpft war, und schleppte ihn unter Flüchen und Drohungen nach dem Schlitten. Von ferne schon rief er dem Amtsdiener zu: „Hier bringe ich den Schuft, ein Wilderer ist's!"

„Hab ich's nicht gesagt?" ließ sich die tiefe Stimme des Amtsdieners vernehmen. „Schnalle ihm Deinen Leibgurt um die Füße, damit er nicht entwische, dann hilf mir den armen Herrn in den Schlitten heben; ich spüre noch Leben in ihm."

Jetzt erst zu Atem kommend, rief der Flüchtling, der einen toten Hasen in der Hand hielt: „Um Gottes willen! was wollt Ihr von mir?"

„Ins Loch wollen wir Dich bringen, vors Kriminalgericht und zuletzt aufs Schaffot, wohin Du verruchter Mordgeselle gehorst!" antwortete der Amtsdiener grimmig.

„Ich bin kein Mörder, Gott weiß es!" beteuerte der Unglückliche; „ich kam uber den Weg, habe einen Mann im Blute liegen sehen und aus Erbarmen schauen wollen, ob noch Leben in ihm sei."

„So? Du bist nur so vorbei gekommen?" gab der Alte in schneidendem Hohne zurück; „was hast Du denn hier im Walde bei Nacht und Unwetter zu thun gehabt?"

Der Gefesselte, ein hagerer junger Bursche, antwortete festeren Tones: „Ich leugne ja nicht, daß ich Schlingen fürs Wild gelegt habe. Zu Haus haben sie nichts mehr zu essen; die Mutter liegt krank, der Vater und die Geschwister sind am Verhungern. — Wollt Ihr mich deshalb vor Gericht führen, so bringt Ihr Unglück und Schande über eine unbescholtene Familie. An der bösen That, die hier verübt worden ist, bin ich unschuldig."

„Wir kennen das; so sagen alle!" brummte der Amtsdiener, indem er sich abwandte und mit Hilfe des Kutschers den Erschlagenen in den Schlitten hob. Während er ihn sorglich mit Decken umhüllte und mit den eigenen Armen festhielt, band Johann den mutmaßlichen Thäter auf dem hinter den Schlitten angebrachten Sitzbrett fest.

„Hier liegt ein Beil im Schnee — es ist mit Blut befleckt!" rief er plötzlich.

„Wirf's in den Schlitten!" versetzte der Amtsdiener; „derlei Dinge haben vor dem Gerichte Wert, das sind die stummen Zeugen, wie man's nennt."

Der festgebundene Flüchtling sprach leise: „Es ist mein Beil, womit ich den Hasen in der Schlinge erschlug; ich hab's vor Schrecken neben dem Erschlagenen fallen lassen. Nun wird's wider mich zeugen."

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Ein Original. Eine der originellsten Figuren am Hofe Augusts des Starken, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, war entschieden der General v. Kyau. Ehemals brandenburgischer Fähnrich, trat er 1682 in sächsische Dienste und wußte sich schnell zum Generaladjutanten seines kurfürstlichen Herrn aufzuschwingen. Seine militärischen Eigenschaften hätten sein Andenken aber kaum auf die Nachwelt gebracht, wenn sie nicht mit einem unverwüstlichen Humor gepaart gewesen wären, der bei aller Derbheit durch die unverkennbare Bravheit des Charakters Kyaus an dem verschwenderischen übermütigen Hofe stets wie ein erfrischender Gewitterschauer wirkte. Die Zahl der von ihm erzählten Anekdoten ist Legion; zu den besten und merkwürdigerweise am wenigsten bekannten gehören aber die beiden nachstehenden: Als ihm einst der Kurfürst einige Flaschen hochfeinen Weines bei Tafel hinstellen ließ und ihm befahl, den Mundschenk zu machen, stellte Kyau den Pokal des Herrschers in die Mitte des Tisches und rings herum die Gläser der Minister nach ihrer Rangordnung, ließ sich dann noch eine Anzahl kleinerer Gläser bringen, die er in weiterem Kreis aufbaute. Alles schaute gespannt dem sonderbaren Beginnen zu; nun begann der General bei den kleinsten Gläsern einzuschenken und füllte darauf die größeren, so daß endlich nur wenige Tropfen für des Königs Pokal blieben. Lachend fragte derselbe, was das bedeuten sollte. Kyau aber antwortete, sich tief gegen die ganze Tischgesellschaft verneigend: „Es ist das Abbild Eurer Majestät Verwaltung der Landeseinkünfte!" Ein andermal ersuchte der König den General bei Tisch über ein Urteil bezüglich der geringen Einkünfte der Zölle. Kyau nahm aus einem vor ihm stehenden Kühlgefäß ein Stückchen Eis und drückte es seinem Nachbar in die Hand mit der Bitte, es weiter zu geben, bis es zum Könige gelange. Die Minister beeilten sich nach Möglichkeit, aber das Eis kam doch stark zusammengeschmolzen in die Hände des Herrschers. „Da sehen Eure Majestät, auf welche Weise die Zölle zu Wasser werden!" rief der General lachend.

Zwergbäume in China. Die chinesischen Zwergbäume sind Merkwürdigkeiten der Waldzucht. Jedes Kind weiß, daß die Chinesen den Wachs der Füße ihrer Frauen dadurch hemmen, daß sie die Füße im jugendlichen Alter einschnüren. In ähnlicher Weise läßt man Miniatureichen, Kastanienbäume, Fichten und Cedern in Blumentöpfen wachsen. Sie sind fünfzig Jahre alt und doch nicht einen Fuß hoch. Um dies zu erreichen, nehme man eine junge Pflanze und schneide die Pfahlwurzel ab. Dann bringe man die Pflanze in ein Behältnis voll guter Erde und feuchte sie tüchtig an. Wächst sie zu schnell, so grabe man hin und wieder ein und kürze mehrere Wurzeln. Jedes Jahr werden die Blätter kleiner wachsen und der niedliche Zwerg gewährt eine anziehende Spielerei, gerade wie mancher Kanarienvögel oder Eichhörnchen zieht.

Gewissenhaft. (Bei dem Brande einer mechanischen Weberei warfen Feuerwehrleute das schon angebrannte und noch brennende Garn aus einem Fenster des ersten Stockes auf die Straße.) Feuerwehrmann: „Herr Brandmeester! Herr Brandmeester! — Brandmeister: „Was soll denn sein?“ — Feuerwehrmann: „Hör'n Se, mei gutester Herr Brandmeester, — es ist wohl nicht netig, daß mer das Garn nach der Nummer herunter werfen?“ —

Aus dem Gerichtssaal. „Also der Angeklagte hat Ihnen, als Sie Posten standen, eine Cigarre angeboten?“ — „Ja wohl, Herr Präsident.“ — „Sie verweigerten die Annahme des Geschenks?“ — „Zu Befehl, Herr Präsident!“ — „Und was gab er Ihnen zur Antwort?“ — „Sie sind ein Schafskopf, Herr Präsident!“

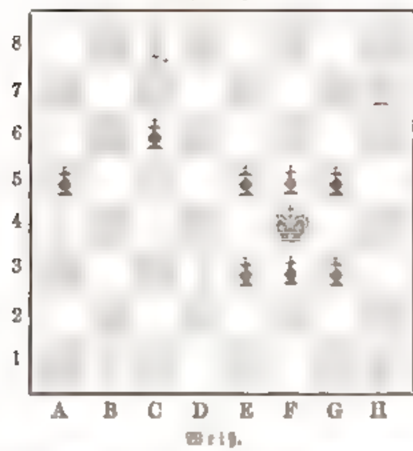
In unserer Spielecke.

1.

Schachaufgabe.

Redigiert von C. A. Kampe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

2.

Scharade.

Das Erste sollst du sein,
Das Zweite bist du gewesen,
Und durch des Ganzen Macht
Von aller Not genesen.

3.

Quadraträtsel.

b b b b
e e e e
a a i i
l l r r

Ordne so, daß vier wagerecht und senkrecht gleiche Worte entstehen.

Das Erste ist ein nied'rer Stand
Als Trank das Zweite ist bekannt,
Das Dritte wirket schnell'gen Schlag
Das Vierte wölbt ein schattig Dach

4.

Logogryph.

Haſt Gefühl du und Verstand,
Laſſe beide walten
Und du wirst zu seiner Zeit
Kunstgerecht mich halten.

Drehe Kopf und Hals mir um —
Uebe kein Erbarmen —
Und mich hält das Firmament
Dann in seinen Armen.

5.

Homonym.

Zur Menschengröße trag' ich bei,
Daher auf mir die meisten wandeln.
Der Kaufmann suchet mich im Handeln
Nach allen Seiten möglichst frei.
Schriftsteller wünschen mich und Drucker,
Ohn' mich trinkt ein geübter Schlucker.

6.



Die Buchstaben in den 16 Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß die erste wagerechte Reihe gleich der ersten senkrechten lautet, die zweite wagerechte gleich der zweiten senkrechten u. s. w.

Die erste Reihe bezeichnet ein Gefäß, die zweite ein Reich in Hinterindien, die dritte einen Fisch und die vierte einen weiblichen Vornamen.

7.

Rätsel.

Ich bin auf offner See
Des Schiffes sich'rer Führer.
Sprichst du mich anders aus,
So thut's der Tapezierer.

8.

Scherzfragen.

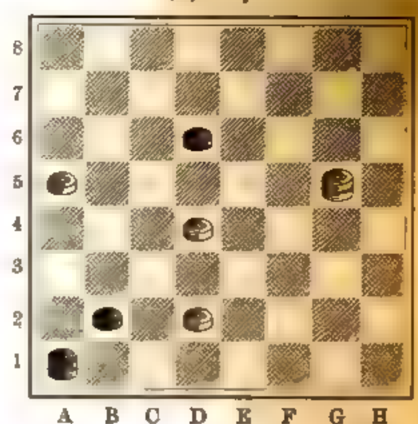
1. Welcher Schimmel ist kein Pferd?
2. Welches Haus hat keinen Herd?
3. Welche Kuh hat keine Hörner?
4. Welcher Hahn frißt keine Körner?
5. Welcher Widder frißt kein Heu?
6. Welches Tier kennt keine Scheu?
7. Welches Licht strahlt kalt und ferne?
8. Welcher Himmel hat nicht Sterne?
9. Welcher Zahn macht keinen Schmerz?
10. Welche Jungfrau hat kein Herz?
11. Welcher Hals ist leicht zu brechen?
12. Welcher Mensch kann niemals sprechen?
13. Welches Haus zahlt keine Steuer?
14. Welcher Knecht erhält nicht Heuer?
15. Welche Mühl' braucht keinen Knappen?
16. Welcher König hat kein Wappen?
17. In welchem Ofen wohnen Leute?
18. Welcher Dieb geht nicht nach Beute?
19. Welche Stadt ist immer krank?
20. Welcher Thaler wird nicht blank?
21. Welche Schul' ist nicht für Kinder?
22. Welches sind die fett'sten Rinder?
23. Welche Uhr hat keine Räder?
24. Welches ist die härt'ste Feder?
25. Welche Katz' frißt keine Maus?

Damit ist das Ratspiel aus.

9.

Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

10.

Rechenaufgabe.

Wenn man zu dem dritten Teil einer Zahl 4 hinzufügt, so erhält man dasselbe, als wenn man von dem Dreifachen der Zahl 4 wegnimmt. Welches ist die Zahl?

Auflösungen zu den Aufgaben in Nummer 38.

1. Schachaufgabe.

Weiß:	Schwarz:
1) D. a5—d8.	S. f6 oder beliebig.
2) D. d8—h4:	....

2. Löwe, Möwe.

3. 1) Balken — Balkan. 2) Gobi — Obi. 3) Taurus — Taunus. 4) O—bad—ja.

4. 2 3 4 0.

5. Mandschurei.

6.

Ma-	ler.
Kel-	che.

7. Volta — Ire. — Voltaire.

8. Kaper.

9. Damenspielaufgabe.

(D bedeutet Dame.)

Weiß.	Schwarz:
1) d2—e3	f4—b4 (schlägt e3 u. c3)
2) f2—e3	D c5—f2 (schlägt e3)
3) a3—c5 (schlägt b4)	D f2—b6 (schlägt c5)
4) a7—c5 (schlägt D b6) und gewinnt.	

10. 63 Tage (126mal).

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 19. Juni 1884. Nummer 43.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (13. Fortsetzung.)

Die Menschen werden in den großen Krankenhäusern zu Nummern und Zahlen, — sind sie gestorben, dann wird die Nummer auf der Tafel am Kopfende ihres Bettes ausgewischt, und damit ist's vorbei auf Erden! Aber, Gott sei Dank, nicht im Himmel! — Im Buch der Ewigkeit sind die Menschen nicht bloße Ziffern, sondern sie sind mit ihrem Namen angeschrieben, sie sind lebendige Seelen, umwaltet und umworben von der der ewigen Liebe Gottes in Christo JEsu ihrem HErrn, gesucht und getrieben vom heiligen Gottesgeist! so gewiß als das JEsuskreuz auf Golgatha seine beiden Arme ausgebreitet hat nach rechts und nach links, so gewiß gilt es allen, allen: hier ist noch Platz für Euch! und wenn auf Erden kein Raum mehr für Euch vorhanden, hier ist noch Raum!

Ja, es ist noch Raum da! auch noch für diese in der Flamme gepeinigte und zerschmolzene Menschenseele. Der himmlische Menschenhüter sprach jetzt: „Es ist genug!" und auf das bange Seufzen: „Laß ab von mir, daß ich mich erquicke, ehe ich dahinfahre und nicht mehr bin!" kam nun die Erhörung — die Erquickung.

Die Wärterin hatte gethan nach Anweisung des Arztes, sie hatte gefragt: ob jemand vorhanden sei, den der Kranke noch zu sprechen wünsche?

Er hatte sie groß angestarrt und den Sinn dieser Frage wohl verstanden. Mühsam brachte er's hervor, ob er denn sterben müsse? Da hatte sie ihm die Hand auf die Stirn gelegt und sachte das Haupt geneigt.

Er hatte dann eine Straße und ein Haus bezeichnet und leise gesagt, da wohne ein alter Mann und seine Tochter, die beiden möchte er wohl sprechen.

Man hatte sofort geschickt, und nach einer Stunde waren beide gekommen. Das Mädchen hatte gemeint, es müsse Heinrich sein, der krank und sterbend daliege, wer anders konnte sie in dieser fremden Stadt rufen lassen.

Mit ängstlich suchendem Blick, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt, trat sie in den Krankensaal, — der Vater trottete langsam hinterher. Die Wärterin empfing sie an der Thür und führte sie zu No. 22.

Aber auch jetzt wußten beide nicht, wen sie vor sich sahen, so furchtbar hatte das innere und äußere Leiden den Menschen entstellt. Der Bart war beinahe weiß geworden, das Haar ungefärbt, die blaue Brille fehlte, die Augen lagen, fast erloschen, tief versunken in den Hohlen. Eine gelbblasse Knochenhand streckte sich ihnen entgegen.

„Wer ist das?" fragte scheu zurücktretend das Mädchen. „Ännchens Vater, Heinrichs Vater!" antwortete eine schwache Stimme.

Alles schwieg, eine bange Furcht vor einem nahen Gottesgericht hielt das Mädchen und auch den alten Bauern gefesselt, welchen ein Zittern überfiel, so daß er auf den Stuhl sank, der an das Bett geschoben war.

Elsbeth faßte sich zuerst. Nahe trat sie an den Sterbenden heran, ließ ihre Augen prüfend auf diesen blassen, abgemagerten Zügen ruhen, dann sagte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme und mit dem wohlthuenden Ton herzlichen Erbarmens:

„Armer Mann! wenn Ihr könnt, wenn's Euch nicht zu schwer wird, dann seid so gut, uns dies alles zu erklären — wir begreifen es garnicht! sagt uns: wie Ihr heißt, wo Ihr herstammt, wie Ihr hierher gekommen, und glaubt es mir, daß es uns sehr leid ist, Euch so elend zu sehen."

Der Kranke konnte sich nicht mehr aufrichten — auch nicht Elsens Hand an sich ziehen, aber anblicken konnte er sie, und seine Augen redeten in einer Sprache, die sie sofort verstand, es war die Sprache der Hilflosen, die einen Retter, einen Befreier suchen; es war der Schrei des im Meere Versinkenden, der das Ufer nicht mehr erreichen kann.

Darum kniete das Mädchen am Bette nieder und in ihren Augen las dieser Hilflose, Versinkende eine Antwort, die lautete: „Es ist noch Raum da, auch für Dich!" Und nun neigte sie ihr Ohr an seine flüsternden Lippen und vernahm eine Beichte, das offene Bekenntnis eines armen verlorenen Sunders, eine herzzerreißende Selbstanklage. Der Mann klagte sich an, sein armes Weib verlassen und verraten, seine Kinder vergessen und verstoßen zu haben, er klagte sich an eines langen Lebens in Sünden und Schanden, des Lugs und Betrugs! es war nichts Gutes an ihm, garnichts Gutes. Und als er geendet, fielen ihm die Augen zu, und der Angstschweiß perlte von der Stirn herab.

Elsens Haupt war tief gesunken — sie verharrte eine Weile schweigend, nachdem der Mann seine Beichte geendet.

Dann richtete sie sich auf, und in ihren Augen strahlte es wie von einem inwendigen Licht; sie ergriff die beiden wachsbleichen Hände, faltete die Knochenfinger sanft ineinander und hob an so mildiglich, so freundlich, so eindringlich eine uralte Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, welche niemals ihre Wirkung verfehlt, wo ein Menschenkind unter die Mörder gefallen ist, die es ausgezogen und halb tot haben liegen lassen. Es war die Geschichte vom barmherzigen Samariter, Else wußte sie gottlob auswendig, und fehlte kein Verslein daran. Und als sie schwieg, da war Öl und Wein auch in die Wunden, in den tiefen Seelenschaden dieses Menschen hineingeflossen.

Niemand brauchte es diesem Sterbenden zu sagen, wer denn **sein** barmherziger Samariter wäre, das sagte ihm der heilige Geist selber; der JEsus-Name kam zu seiner vollen Ehre über dem Arm-Sünder-Herzen.

Die zusammengefalteten Hände sind nicht wieder auseinandergesunken, die Finger waren so fest verbunden, daß man ihn so in den ärmlichen, rohen Sarg gelegt hat, als er am Abend ganz stille entschlafen ist.

Als das Mädchen sich von ihren Knieen erhoben hatte und der Kranke mit geschlossenen Augen dalag, aber mit einem stillen, beinahe fröhlichen Ausdruck in den Todesmienen, da hat die Wärterin sie leise hinweggeführt. Die Sprechstunde war längst vergangen, auch meinte sie, es möge besser sein, den Mann jetzt ungestört zu lassen, er scheine jetzt in guten Händen und auf gutem Wege zu sein.

Sie sahen es nicht mehr, als die Eingangsthür sich hinter ihnen schloß, daß die Augen dieses Mannes in No. 22 sich doch noch einmal öffneten und ihnen einen langen, langen Blick nachsandten, welchen auf Erden niemand bemerkt hat, die Engel Gottes aber, welche alsbald ihres Trägerdienstes warten sollten an dieser armen begnadigten Sünderseele, konnten es wohl lesen in dem Dankesblick dieser Augen: „Gottlob, auch mich nahm JEsus an!“

Elsbeth aber ist durch die vollen Straßen und den Lärm hingegangen, wie Israel durch das Schilfmeer, die Wasserwogen standen wie Mauern auf beiden Seiten, denn der Arm des lebendigen Gottes, des HErrn in der Höhe, war ausgereckt über seinem Kinde.

Als die beiden nach Hause kamen, erklärte der Alte, ihm sei sehr schlecht zu Mute, er habe Frost und es laufe ihm kalt den Rücken hinunter, er wolle sich lieber ins Bett legen und einen heißen Thee trinken.

14.
Das Geheimnis des HErrn.

Wo sollen wir's suchen? Ist es etwa in den tiefen Gründen der Erde, wo die Quellen rauschen und die heimlichen Brunnen ihre kristallenen Adern ziehen? wo dicht und dunkel zugedeckt die goldenen und silbernen Schätze liegen, welche der Menschen Habgier reizen? — Es muß wohl noch tiefer vergraben und verborgen sein, denn der Psalmist sagt: „Das Geheimnis des HErrn ist bei denen, die Ihn fürchten, und Seinen Bund läßt Er sie wissen!“ also in den Tiefen der Menschenbrust müssen wir dies hohe und heilige Geheimnis suchen; und gefunden, entdeckt haben's alle, welche aus Gnaden wissen von dem Ewigkeitsbunde, welchen die Liebe, die vom Himmel ist, geschlossen hat mit armen Sündern. Ja, wahrlich, das sind lebendige Wasser, wer davon trinkt, den wird nimmermehr dürsten! das sind Schätze, darnach die Diebe nicht graben, und die von Rost und Motten nicht verzehret werden, denn sie sind nicht von dieser Welt!

Doch müssen wir im Verlaufe dieser Geschichte zunächst hinabsteigen in die tiefen Gründe der Erde, um das Geheimnis des HErrn zu entdecken.

In den Kohlenwerken bei St . . . in Illinois hatte eine Verschüttung stattgefunden, durch einen Zusammenbruch veranlaßt. Zum Glück der meisten Arbeiter war der Einsturz in den hintersten Gängen geschehen, so daß alle, die dem Ausfahrtschacht näher gearbeitet, sich hatten retten können. Unter den Vermißten waren auch Karl Berghoff und Heinrich. Das Rettungswerk war mit großen Schwierigkeiten verbunden und die daran Arbeitenden setzten sich selbst der großen Gefahr aus, vom nachstürzenden Geröll erschlagen zu werden. Doch arbeitete man Tag und Nacht.

Indessen klopften in der Tiefe der Erde zwei Menschenherzen und erlebten es, was der Prophet beschrieben hat mit den gewaltigen Worten: „Ich sank hinunter zu der Berge Gründen, die Erde hatte mich verriegelt ewiglich!“

Wie durch ein Wunder Gottes hatten sich die zusammenbrechenden Kohlenmassen so um sie her getürmt, daß ein enger Raum sich gebildet vor der Bergwand, an welcher sie gearbeitet hatten, ein Raum, eben hoch genug, um darin aufrecht stehen zu können und eben weit genug, um darin auf den Knieen liegen zu können.

Betäubt und bewältigt durch den starken Luftdruck waren beide hingesunken, nebeneinander, übereinander. Die Grubenlichter waren erloschen, schwärzeste Finsternis hüllte sie ein. Sie haben's nicht gewußt, wie lange sie dagelegen, als ein Winseln, ein Ächzen des einen den andern geweckt hat. Der Alte hat sich zuerst besonnen. Um sich tastend, hat seine Hand das Haupthaar des Jüngeren gefaßt:

„Bist Du es?“ frägt eine schwache Stimme.

Es erfolgt keine Antwort.

„Du sollst mir sagen, ob Du lebendig bist?“ frägt die Stimme lauter, und jetzt antwortet ein dumpfes Stöhnen.

„Sei ganz stille, mein Junge! Ich will versuchen, ob ich anzünden kann, vielleicht wird es gehen.“

Der alte, erfahrene Bergmann hatte alsbald, nachdem ihm das Bewußtsein wiedergekehrt, die Lage erkannt, in welcher er sich mit seinem Gefährten befand; er hatte Ähnliches schon einmal selber erlebt und von anderen oft darüber erzählen hören. Er wußte, daß eine ganz schwache Möglichkeit der Rettung vorhanden sei, weil sie noch beide lebten, — aber auch nur eine Möglichkeit.

Sachte und langsam versuchte er sich in der Dunkelheit aufzurichten, es ging; er tastete in seinen Taschen nach Reibhölzern, — da sind sie! werden sie brennen? wird diese Luft die Flamme nähren? — ein Funke — das erste Hölzchen verlöscht — auch das zweite — das dritte brennt! — Das ist tröstlich! aber ach — es ist eine Grabkammer — das eigne Grab — das von den Flämmchen beleuchtet wird. Ein Doppelgrab! da liegt ihm nahe vor den Füßen der junge Mensch, todesblaß, den Kopf zurückgeworfen, die Betäubung ist noch nicht von ihm gewichen; zusammengehockt liegt er — mehr Platz ist nicht da.

Wo sind die Grubenlampen? — da liegt die eine, — der Brennstoff ist noch darin, — sie wird angezündet — sie brennt! — Der Alte hebt den Kopf, es muß doch ein heimlicher Zugang der Luft sein, es wäre sonst nicht möglich so frei zu atmen und eine Lichtflamme zu erhalten.

Er hockt sich neben Heinrich nieder, umfaßt ihn zärtlich, reibt ihm Stirn und Schläfen, entblößt Hals und Brust. Allmählich kehrt das Bewußtsein zurück, die Augen öffnen sich! die Hand fährt an die Stirn! er blickt seinen Gefährten an, er will sprechen und vermag's doch nicht.

„Ja, mein Junge“, sagte Berghoff, „da liegen wir nun, eingeschlossen wie im Grabe! Die Thür ist verschlossen — keiner von uns kann heraus, — nur Gott kann uns helfen, wenn es so Sein heiliger Wille ist! Wir müssen uns in Seine allmächtige Hand ergeben, Heinrich! Will Er uns am Leben

erhalten — nun, Sein Wille geschehe! sollen wir aber hier unten sterben, nun, so erlöse Er uns **bald** von allem Übel durch einen sanften und seligen Tod! Wir werden dann zusammen heimgehen, Heinrich!"

Es war wieder, als spräche eine Mutter ihr Kind zur Ruh. Aber dieses große Kind war ein unbändiges, ein schreiendes. — Als Heinrich zur Klarheit über die Furchtbarkeit der Lage gekommen war, packte ihn das Entsetzen, die Verzweiflung. Lebendig begraben! lebendig begraben! — wer faßt das? Er wollte aufspringen, aber er sank stöhnend zurück, eine Steinmasse war auf seinen Fuß gefallen, auch war der Raum so enge, daß nicht Beide neben einander aufrecht stehen konnten. Er jammerte laut! Er wollte sich und sein Schicksal verwünschen! seine Augen rollten wild! er raufte sein Haar; — ja, was that und wollte er nicht alles!

Der Alte ließ ihn ruhig gewähren, er wußte ja, das nimmt alles ein Ende; — nur seine Augen ruhten tieftraurig auf diesem jungen Haupte, das er so lieb hatte, er wußte selbst kaum, warum er's so lieb hatte.

Zuletzt war denn auch alles still — totenstill, wie im Grabe, man macht sich keinen Begriff von solcher Stille, denn auch die stillste Nacht auf der Oberwelt hat ihre Töne, — hier unten, wo das Geheimnis des Herrn waltete, war's **ganz** still.

„Willst Du nun hören, mein lieber Junge, was der große Gott zu mir und Dir sagt? — Er sagt: ‚In der Hölle ist es noch viel schlimmer! ihr aber seid noch nicht in der Hölle; — ihr könnt noch in meinen Himmel kommen — zu mir kommen — wo ich bin — da ist es schön — garnicht dunkel wie hier!' — Sieh, mein lieber Heinrich, so redet jetzt der liebe Gott zu uns, — ach, Heinrich, höre doch auf Seine freundliche Stimme! Der Heiland sucht Dich, Er will Dich aus diesem dunkeln Grabe in den lichten Himmel retten, — glaube, glaube, Heinrich, so wird Deine Seele leben!"

Solches und mehreres redete Karl Berghoff zu seinem Unglücksgefährten, und an dessen Herzen arbeitete der Geist Gottes! —

Die Zeit verging, — eine Uhr hatte keiner von beiden — sie wußten nicht, wie lange sie hier gewesen — wußten nichts von Tag und Nacht! — der Schlaf kam über sie, und sie erwachten wieder. Heinrich klagte über Hunger. Der Alte trug ein dickes Stück groben Brotes in der Tasche, aber er vertröstete seinen Gefährten noch, man mußte ja sparsam mit dem Brote umgehen. Nach einer Stunde etwa klagte Heinrich wieder, da brach ihm der Alte ein sehr kleines Stück ab, es war nicht mehr als für die äußerste Notdurft, er selbst enthielt sich noch des Essens.

Noch brannte das Grubenlicht düster, — bald war's erloschen — dichteste Finsternis bedeckte sie. Das Sehen war zu Ende, das Hören noch nicht.

Jetzt mochte wohl oben der Tag zu Ende gegangen sein und die Nacht angebrochen, so dachte Berghoff, wenn er berechnete, wie lange die Lampe gebrannt hatte.

Heinrich hob wieder an zu jammern, als die Lampe erlosch. Er wollte wissen, ob man denn nichts thäte, um zu ihnen zu gelangen? Er fragte mit Todesangst im Herzen, wie lange es denn wohl dauern könne, bis man zu ihnen durchdränge!

Der Alte antwortete, so tröstlich er's vermochte.

Das Brot war bald verzehrt, Heinrich hatte den größten Teil erhalten. Der Durst stellte sich ein und ward immer quälender. Der junge Mensch lag wimmernd am Boden, Karl Berghoff auf seinen Knieen im Gebet. Alles, das heilige Bibelwort, das er im treuen Herzen bewahrt, ward laut in dieser Grabesstille! er redete es seinem armen Leidensgenossen vor und brach ihm nicht bloß das Brot für den leiblichen Hunger, sondern auch das lebendige Brot für die unsterbliche Seele. Er fragte ihn: „Willst Du nicht auch gerne selig werden?" —

Ein leises Weinen antwortete ihm, wenn auch kein lautes Ja erfolgte.

Der Alte nahm es als eine Zustimmung und fuhr fort: „Nun, Du sollst auch selig werden und zu Deinem Vater im Himmel kommen, denn JEsus ist Dein Heiland, und JEsus nimmt die Sünder an! Du weißt doch, daß Du ein armer Sünder bist? nicht wahr?" —

Er suchte dabei in der Finsternis die Hand des andern, und als er sie gefunden, fühlte er einen leisen Druck der Finger, das war ihm Antwort genug, denn er wußte ja, daß er's mit einem glimmenden Docht und geknickten Rohr zu thun habe.

„Gut", fuhr er fort, „nun wollen wir beide ganz ruhig sein, Du läßt Deine Hand in meiner und so wollen wir beide Hand in Hand zu unserm Vater im Himmel gehen. Hast Du in Deiner Jugend von Deiner lieben Mutter kein Gebet gelernt? Bete jetzt, Heinrich, bete, daß JEsus bei Dir bleiben und Dich in Seinen heiligen Schutz nehmen wolle!" —

Da kam zuerst ein Schluchzen, — ein herzzerbrechendes Schluchzen — dann kam in Absätzen, wie sickernde Tropfen, das Verslein:

> Breit aus die Flügel beide,
> O JEsu, meine Freude!
> Und nimm Dein Küchlein ein,
> Will Satan mich verschlingen,
> So laß die Engel singen,
> Dies Kind soll unverletzet — sein! —

Dabei rollten dem lieben Berghoff die heißen Thränen herab, als er den Jungen so schluchzend beten hörte — und doch war ihm die Seele voll von lauter Engelfreude. Die Finsternis dünkte ihm nicht mehr Finsternis zu sein, es war wie ein weißes, strahlendes Lichtmeer vor seinen Augen! —

Wieder trat ein langes Schweigen ein, wohl stundenlang, sie waren wie die Sterbenden, „wenn Sinne und Gedanken wie ein verlöschend Licht hierhin und dorthin wanken."

Heinrich hat's ja hernach alles erzählt, so viel ihm erinnerlich geblieben aus dieser furchtbaren Zeit.

Das aber erinnerte er ganz deutlich, wie der Alte ihn ganz dicht an sich herangezogen, seinen Arm um ihn gelegt, seinen Kopf an die eigne Brust gelehnt; wie er ihm dann ein papiernes Päckchen zugesteckt und es sorglich und sicher unter seiner Weste und dem wollenen Hemde verborgen habe. Er, Heinrich, habe gehofft, daß es Brot sei, und es hervorziehen und essen wollen, aber die Hand des Alten habe ihn daran verhindert. Dann sei ihm wieder das Bewußtsein geschwunden. Das Letzte, was er gehört, sei wie ein schwacher Ton aus weiter, weiter Ferne zu ihm gedrungen, es waren die Worte gewesen: „Hier ist die Pforte des Himmels und das Haus Gottes!"

(Schluß folgt.)

Zur Impffrage.

Herr Dr. E. **Sihler** schreibt uns:

„Da es mir daran liegt, daß das Publikum das segensreiche und unschuldige Impfen nicht unterschätzt, so erlaube ich mir, folgende Beobachtungen mitzuteilen.

Dr Marston hat in 80 Jahren in einem englischen Blatternhospital über 15,000 Fälle beobachtet; und da hat es sich denn gezeigt, daß von 100 Personen, die **nicht** geimpft waren, 35 starben, während von 100, die geimpft waren, nur 7 starben.

Im Jahre 1863 inspizierten Dr. Buchanan und Dr Marston 50,000 Schulkinder. Sie fanden unter 1000 Kindern ohne Impfnarben 360 mit Pockennarben, während von 1000, die geimpft waren, nur 2 Blatternnarben zeigten.

In das „Royal Military Asylum“ wurden zwischen 1803 und '51 5774 Knaben aufgenommen. Von diesen hatten 1950 (also etwa ein Drittel) Blatternnarben. Die übrigen 3824 wurden geimpft, falls sie keine Impfnarben aufzuweisen hatten. Von der ersten Klasse erkrankten 6 per 1000, von der letzten 7 per 1000. Diese Beobachtungen zeigen erstens, wie häufig die Pocken gewesen sein müssen in den Jahren, wo die Impfung noch nicht allgemein eingeführt war; denn wo findet man jetzt jedes dritte Kind durch Blatternnarben verunstaltet? Zweitens ist aus dem Mitgeteilten ersichtlich, daß das Impfen fast denselben Grad an Schutz gewährt, als das einmalige Erkranken an den echten Pocken.

Nun gebe ich zu, daß alle diese Beobachtungen unrichtig sein können — und die Gegner des Impfens würden daher der Menschheit einen großen Dienst erweisen, wenn sie die Irrtümer hier aufdecken würden. So lange mir aber keine Gründe vorliegen, diese Angaben anzuzweifeln, halte ich es für meine Pflicht, zu impfen und das Impfen auch zu empfehlen.

Auch die Furcht vor der Menschenlymphe ist übertrieben und lächerlich. Warum kann man sich nicht auch von Tieren Krankheiten einimpfen? Der Impfstoff vom Rind hat auch manche Übelstände: die eingetrocknete Lymphe ist manchmal unzuverlässig, d. h. geht nicht auf; und die eingetrocknete Kruste, die auch in den Handel kommt, erzeugt oft schauderhafte Entzündungen an der geimpften Stelle. Ich impfe, wenn ich kann, von Arm zu Arm; und die einzige Krankheit, die etwa übertragen werden kann, ist leicht zu vermeiden.“

Fürstliche Seelenverkäufer und ihre Opfer.

Ein Blatt aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts.

III.

An einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1781 wanderte ein junger Student von noch nicht neunzehn Jahren aus den Thoren der alten Universitätsstadt Leipzig in die Welt hinaus. Er war mit dem Studium der Theologie zerfallen und Herz und Kopf waren voll von allerlei verkehrten, unreifen Ideen und Gährungen. Immerhin aber war der junge Mensch ein ehrlicher und offener Charakter, der lieber mit seinen früheren Verbindungen brechen, als gegen seine Überzeugung handeln und heucheln wollte. Nach schwerem Seelenkampfe hatte er sich entschlossen, sein Studium aufzugeben und in die Fremde zu gehen. Er hoffte, daß es ihm vielleicht gelänge, in Paris einen neuen Beruf zu finden, der es ihm ermöglichte, die schwärmerischen, unklaren und unchristlichen Gedanken von „Menschenwohl“ und „Menschenbeglückung“, die seine Seele erfüllten, zu verwirklichen. So wanderte er denn, mit neun Thalern in der Tasche, einigen Hemden im Reiseranzen und einigen alten lateinischen und griechischen Klassikern, nach damaliger Studentensitte den Degen an der Seite, in die unbekannte Fremde und die Ungewißheit der Zukunft hinaus.

Es war Johann Gottfried Seume, ein thüringischer Bauernsohn, der, am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren, später in der deutschen Litteratur einen angesehenen Namen erlangt hat. Dort glänzt er zwar nicht als ein Stern erster Größe, wohl aber als ein unvergeßlicher Patriot, dessen kraftvolle Lieder in einer Zeit der Not und der Schande, da so viele Gebildete dem fremden walschen Unterjocher und fremden Wesen huldigten, niemals die deutsche Gesinnung verleugneten. Doch es ist nicht unsere Absicht, auf die litterarische Bedeutung Seumes, auf seinen Charakter und seine späteren Lebensschicksale näher einzugehen. Daß wir ihn hier erwähnen und uns ein wenig mit ihm beschäftigen, hat seinen Grund in dem Umstande, daß er aus eigener Erfahrung und Anschauung eine einfache, nirgend übertreibende, darum doppelt ergreifende Schilderung des Menschenraubes hinterlassen hat, den die Fürsten der damaligen Zeit übten — ein Menschenraub, dem er selbst auf jener Reise von Leipzig nach Paris zum Opfer fiel.

Die Fußreise des jungen Musensohnes ging anfangs ganz leidlich von statten. Die Menschen in den thüringischen Dörfern, wo er sich unterwegs sein bescheidenes Nachtlager suchte, zeigten sich ihm sehr freundlich und labten ihn zu billigem Preise mit Speise und Trank. Am vierten Abend seines Marsches erreichte er das eisenachsche Städtchen Vacha. Hier geriet der Arglose mit einem daselbst umherstreifenden Werber des Landgrafen Friedrich II. von Hessen in Streit und ward trotz seiner Bitten und Proteste ergriffen und davongeschleppt, um unter die Ersatztruppen gesteckt zu werden, die der genannte berüchtigte Menschenhändler abermals nach Amerika zum Kampfe gegen die aufrührerischen Kolonieen zu senden gedachte.

Es blieb unserm Studenten nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche mit Würde zu fügen. Man hatte ihm seine Universitätszeugnisse, die einzigen Mittel seiner Legitimation, ohne weiteres zerrissen. „Am Ende“, so schreibt Seume in seiner Selbstbiographie, „ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall; wo so viele durchkommen, wirst du auch. Über den Ozean zu schwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits noch etwas. So dachte ich.“ Es war dies bei Seume allerdings keineswegs christliche Resignation, sondern im Grunde nichts als unchristlicher Leichtsinn, der aber seinem ganzen Wesen durchaus entsprechend war. Erst später scheint ihm das an ihm begangene Unrecht als solches zum Bewußtsein gekommen zu sein und ihn zu der ihn charakterisierenden Schwärmerei für wilde Natur und Freiheit, für die kanadischen Indianer, die „Europas übertünchte Höflichkeit“ nicht kennen und die „doch bessere Menschen sind als die Weißen“, und ähnlichem Blech verführt zu haben. Doch das nur nebenbei.

Zuerst brachten ihn die Werber als Halbgefangenen nach der kleinen hessischen Bergfeste Ziegenhain, wo die Angeworbenen eingedrillt wurden, ehe man sie über den Ozean hinüber zu den britischen Regimentern spedierte. Gleich ihm war die Mehrzahl seiner Leidensgefährten zwangsweise in den Soldatenrock gepreßt worden. „Niemand“, so schreibt Seume, „war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt.“ Doch gab es unter den Angeworbenen auch solche, die auf ihren früheren Lebensfahrten, meist wohl durch eigene Schuld, Schiffbruch erlitten und nun freiwillig hessische Dienste genommen hatten. Da war u. a. ein mit Schimpf und Schande von der Universität gewiesener Jenenser Student, ferner ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentiergehilfe aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Franziskanerbruder aus Würzburg, ein Oberamtmann aus dem Meiningenschen, ein preußischer Husarenwachtmeister, ein kassierter hessischer Major — sie alle und noch viele andere Leute ähnlicher Vergangenheit und ähnlichen Schlages befanden sich schon auf Ziegenhain, als Seume daselbst eingeliefert wurde. Alle waren der Mißhandlungen und Quälereien, die sie dort tagtäglich erdulden mußten, herzlich satt, und so wurde schon in der ersten Zeit von Seumes Anwesenheit auf der Festung ein großes Komplott angezettelt, das der gesamten Gesellschaft ihre Freiheit wiedergeben sollte. Man wollte nämlich in einer vorher bestimmten Nacht auf ein verabredetes Signal aus den verschiedenen Quartieren, Kasernen, dem Schlosse und einem alten Rittersaale um Mitternacht ausziehen, der Wache stürmend die Gewehre wegnehmen, was sich widersetzte, niederstechen, das

Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln, schließlich zum Thore hinausmarschieren und sich schleunigst nach allen Weltgegenden hin zerstreuen. Unserm Seume wurde die Führerschaft des Komplotts angetragen, und er war wirklich nicht abgeneigt den „Ehrenposten“ anzunehmen. Zum Glück ließ er sich noch rechtzeitig von einem alten erfahrenen preußischen Feldwebel warnen und trat von der Sache zurück. Ein Schneider aus Göttingen wurde gegen eine Handvoll Dukaten zum Verräter seiner Kameraden, und anstatt des Weges in die Freiheit mußten die Rädelsführer den Weg in den Kerker antreten. Zwei von ihnen wurden zum Galgen geschleppt, im letzten Augenblick aber, nachdem sie auf der Richtstätte bereits die Qualen der Todesangst ausgestanden hatten, zum Spießrutenlaufen und dann „auf unbestimmte Zeit und auf Gnade“, d. h. lebenslänglich, zum Kerker verurteilt. Mehr als dreißig Personen mußten von sechsunddreißig Malen herab bis auf zwölf Gassen laufen! „Es war eine grelle Fleischerei“, ruft Seume aus. Viele, und unter ihnen auch er, kamen nur deswegen ohne Strafe durch, weil sonst das ganze in Ziegenhain liegende Regiment hätte bestraft werden müssen. „Einige kamen bei dem Abmarsche wieder los, aus Gründen, die sich leicht erraten lassen; denn ein Kerl, der in Kassel in den Eisen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt.“

Endlich kam der Frühling heran. Die erforderliche Menge der zu liefernden Rekruten war inzwischen vollständig geworden, und nun ging es fort — „juchhe nach Amerika“. Das war immerhin eine Erleichterung nach dem trübseligen Winter im martervollen Zwange der einsamen Festung. Vorerst wurde nach Kassel marschiert, denn Landgraf Friedrich, der „alte Betellauer“, wie Seume ihn nennt, wollte die unglücklichen Schafe, die er mit so glänzendem Erfolge für seine unergründliche Tasche schor, in höchsteigenen Augenschein nehmen. Dann wandte sich der Zug, den Fuldafluß auf einer Schiffbrücke überschreitend, auf Hannoverisch-Münden zu, um von dort aus weiter zu Wasser auf der Weser transportiert zu werden. Der Zug glich so ziemlich Gefangenen; hessische Dragoner und Jäger mit gezogenem Degen und geladenem Gewehr hielten Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung. So forderte es das eiserne Reglement jener Zeit. Die unglücklichen Rekruten wurden ganz in der Weise, wie die Sklavenhändler ihre Ware aus dem Innern von Afrika nach der Küste transportierten, nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht. Sie erhielten nur so viel, daß sie nicht verhungerten. Zusammengebunden und aufs schärfste bewacht waren sie nur in seltenen Fällen imstande, sich dem ihnen drohenden Schicksale durch die Flucht zu entziehen. Die Maßregeln, um dies zu verhüten, waren furchtbar. Der Unteroffizier, der einen Rekruten eskortierte, mußte Seitengewehr und Terzerol bei sich führen. Nie durfte er denselben vor sich gehen oder ihn sich zu nahe kommen lassen; er mußte ihn warnen, einen falschen Tritt zu thun, da ein solcher ihm das Leben kosten könnte. Große Städte und lebhafte Ortschaften mußten auf dem Marsche vermieden werden. Quartier durfte nur in solchen Wirtshäusern genommen werden, wo man auf die Ergebenheit des Wirtes bestimmt rechnen konnte und nicht fürchten mußte, daß derselbe dem Rekruten irgendwie zur Flucht behilflich sein würde. In Gasthäusern, wo der Transport zur Nacht blieb, mußte sich eine eigene für die Werber und Rekruten bestimmte Stube befinden, womöglich im Oberstock gelegen und an den Fenstern mit eisernen Gittern versehen. Die ganze Nacht mußte im Zimmer eine Lampe brennen; der Unteroffizier mußte seine Waffe abends dem Wirt übergeben, damit nicht der Rekrut in der Nacht gegen ihn davon Gebrauch mache. Morgens erhielt er sie zurück, schüttete frisch Pulver auf, zog sich an und machte sich reisefertig: dann erst erhielt der Rekrut seine Kleider wieder und durfte sich anziehen. Natürlich durfte er während des Transportes keine Feder anrühren, keine Briefe schreiben, keinen Stock tragen und mit keinem Menschen auch nur ein Wort wechseln. War er auch nur im geringsten verdächtig oder ungebärdig, so schnitt ihm der Unteroffizier ohne weiteres den Hosenriemen durch und die Hosenknöpfe ab, so daß er genötigt war, die Beinkleider mit den Händen festzuhalten, wenn er nicht als richtiger Sanscülotte einhergehen wollte.

K a p p citiert in seinem Buche über den Soldatenhandel der deutschen Fürsten ein Werk „Unterricht für die königlich preußische Infanterie im Dienste der Garnison, auf Werbungen und im Felde“. Die dort aufgestellten Dienstvorschriften galten in der „guten alten Zeit“ in ganz Deutschland. Wir können es uns nicht versagen, aus diesem merkwürdigen Buche ein paar Stellen wörtlich auszuschreiben. „So wie dem Offizier“, heißt es da u. a., „um so mehr noch dem Unteroffizier ist ein tüchtiger Hund äußerst nützlich. Nur muß derselbe gehörig abgerichtet sein, keinen Stock in der Hand eines Rekruten leiden, sowie sich derselbe in der Nacht rührt oder aufsteht, anschlagen und seinen Herrn wecken, auf dem Marsche den Rekruten, wenn er aus dem Wege herausgeht, wieder in den Weg treiben; fängt der Rekrute an zu springen, denselben packen und nur auf seines Herrn Wort wieder loslassen, nicht leidend, daß der Rekrute etwas von der Erde aufnehme, und lauter Künste können, die auf das bessere Transportieren des Rekruten abzwecken und dem Unteroffizier den Dienst erleichtern.“ „Mancher Rekrute sucht dadurch seine Freiheit zu erlangen, daß er an einem Orte, wo viele Menschen versammelt sind, oder beim Durchgange durch eine Stadt, über Gewalt oder ungerechte Anwerbung schrie. Hier muß der Unteroffizier den Schutz der Obrigkeit erheischen und wird ihn gewiß erhalten. Der Unteroffizier mit einem Worte muß sich nicht irre machen lassen, sich nicht das Herz abkaufen lassen, niemals die Gegenwart des Geistes verlieren oder wohl gar unentschlossen handeln, welches noch schlimmer ist, als wenn er unrecht handelt.“ „Der Fall, daß ein Rekrute dem Unteroffizier entkomme oder entwische, wird gar nicht als denkbar, also auch nicht zu attestieren angenommen.“ In der That, ein solcher Fall war kaum denkbar. Machte ein Rekrut den Versuch dazu, so schoß man ihn wie ein Stück Wild nieder. Ja, es geschah zuweilen, daß Burschen, die man bei der Feldarbeit überfallen und die zu entweichen strebten, ebenfalls ohne weiteres über den Haufen geschossen wurden, und gewöhnlich krähte dann kein Hahn über die Unthat.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserm Seume zurück, der mit seinen Unglücksgefährten ohne Zweifel in ähnlicher Weise, wie die geschilderte, an den Ort seiner Bestimmung transportiert wurde. Ein buntscheckigeres zusammengewürfeltes Soldatengemisch könnte sich die überschwenglichste Phantasie nicht wohl ersinnen, als es sich nach der Einschiffung bei Münden auf einer Reihe großer Flöße, sogenannte „Bremer Böcke“, fast bis zum Umschlagen der Fahrzeuge zusammengequetscht befand und stromabwärts dem Ozean zutrieb. Des Nachts wurde am Lande Quartier bezogen, und als die Gesellschaft einmal in einer alten Kirche untergebracht war, wie es scheint ohne hinlängliche Bedeckungsmannschaft, kam ein neuer Befreiungs- und Fluchtplan aufs Tapet, um abermals verraten zu werden. Der befehligende Offizier machte kurzen Prozeß, bot die gesamte Bürger- und Bauernschaft der Umgegend auf, ließ die Kirchthüren schließen und drohte das Gebäude mit seinen Insassen in Flammen zu stecken, worauf die Anstifter des Anschlags selbst ihre Schuld bekannten und fortan gefesselt auf dem Strome weiterfahren mußten. Auch diesmal war Seume vernünftig und vorsichtig genug gewesen, sich von dem hoffnungslosen Beginnen fern zu halten, doch sollte ihm dasselbe noch einen, wenn auch kleinen, doch

immerhin angenehmen Vorteil bringen. Als nämlich sämtliche der Transportierten nach etwaigen verborgenen Waffen genau untersucht wurden, entdeckte der kommandierende Offizier, ein Hauptmann Namens Lesthen, in Seumes Tasche, oder vielmehr zwischen Weste und Beinkleidern unter dem Gürtel, ein Buch. Es wurde zutage gefördert und erwies sich als ein Exemplar von Julius Cäsars Beschreibung des gallischen Krieges in lateinischer Sprache.

„Was, Henker, macht Er denn mit dem Buche?" fragte der erstaunte Offizier, der wahrscheinlich in seinem Leben noch kein Latein gesehen hatte.

„Ich lese darin", war Seumes lakonische Antwort.

„Wo hat Er denn das Latein gelernt?"

„Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen", versetzte der andere unerschrocken. Der Hauptmann schüttelte den Kopf, besonders, als er die Randbemerkungen gewahrte, die Seume neben den Text geschrieben hatte. „Von wem sind denn die Bemerkungen hier?" ging das Examen weiter. „Von mir." Lesthen schüttelte den Kopf von neuem, sah den seltsamen Rekruten fest an und ging weiter. Dieser Vorgang hatte für Seume insofern sein Gutes, als man ihm fortan gestattete, ab und zu einen Abschnitt aus seinen Büchern zu lesen.

Die Fahrt auf der Weser nahm, wie man sich nach der obigen Schilderung denken kann, geraume Zeit in Anspruch; sie währte einige Wochen mit den zuweilen eingeschobenen Ruhepausen am Lande, die freilich für die Armen nichts weniger als eine Erholung abgaben, da sie fast immer in widerwärtigen, engen, schmutzigen Quartieren untergebracht wurden und zudem tüchtig exerzieren mußten. Eine Szene, die sich während der Flußreise zutrug, wollen wir Seume selbst erzählen lassen. „Damit wir nicht verhungerten", so schreibt er, „hatte ein Marketender im großen für keine kleine Summe sich anheischig gemacht, uns zu beköstigen. Man weiß, wie es geht. Wir wollten eben so viel als möglich essen, und er wollte so viel als möglich gewinnen, welches sich zusammen nicht wohl vertrug. Fast unsere ganze Löhnung ging auf die Menage, und der Klagen gingen bei dem Obersten von Hatzfeld, der den Transport kommandierte, viele ein. Der Mann hatte ein Gefühl für Recht und that, was er konnte, den Speisewirt zur guten Behandlung zu nötigen. Da Ermahnungen bei Gewinnsüchtigen gewöhnlich vergeblich sind, wurden wechselsweise von dem Transport nach den Schiffen Deputierte gewählt, die auf dem Kochschiffe nach dem Recht sehen sollten. Indes, es ging mit den Deputierten, wie im englischen Parlament. Dort besticht man mit Guineen, Stellen und Pensionen; hier bestach man mit Wein, Schnaps und Kuchen, und so ging es denn nicht viel besser, als vorher. Als die Reihe mein Schiff traf, wurde ich von der Rekrutenschaft einstimmig zum Deputierten erwählt. Auf dem Kochschiffe wollte man mich, wie gewöhnlich, höflich mit dem Weinglase empfangen und mit Konfekt in der Küche halten. Ich habe gefrühstückt, war mein Bescheid und blieb bei den Kesseln stehen, um zu sehen, daß die gehörige Quantität Fleisch und Gemüse hinein kam. Als die Kähne kamen, um zu holen, drang ich darauf, daß die Menagekessel voll gegeben wurden. Es blieb viel übrig, ich ließ zum zweitenmal holen und alle erhielten eine sehr gute Mahlzeit. Ich bekam vom Ufer und von den Böcken eine Menge Dankadressen, mit der Versicherung, daß man noch nicht so gut und so reichlich gespeist habe. Die Sache lief unter den Offizieren herum, und ein jeder machte seine Glossen darüber nach seiner Sinnesweise. Die Reihe, Deputierter zu sein, kam nicht wieder an unsern Bock, also auch nicht wieder an mich."

Bei Bremerlee erwarteten die englischen Transportschiffe unsere Rekruten. Vorher hatte sie der mehrfach genannte Agent Faucitt gemustert, und es gab vonseiten der eskortierenden Dragoner und Unteroffiziere einige freundschaftliche Rippenstöße, da die „Kerls" nicht laut und voll genug schrieen: „Es lebe der König!" „Da ich", erzählt Seume, „als ein kleiner Kerl im Ranzengliede, d. h. im mittelsten, stand, entging ich den Püffen, ohne eine Silbe zu sagen genötigt zu sein. Aber den Hut mußte ich wenigstens mit schwingen."

Alles bisher ausgestandene Ungemach hatte so viel wie nichts zu bedeuten gegen die Leiden, die der unglücklichen Opfer fürstlicher Seelenverkäufer auf dem Ozean harrten. Doch darüber im nächsten Artikel.

Der Schwindsuchtshypochonder.

Nach Dr. Wald.

Die Hypochonder sind keine Rarität. Man braucht nur in der eigenen Familie oder im Bekanntenkreise Umschau zu halten und man wird sicherlich solche Selbstquäler entdecken. An so verschiedenen Übeln auch diese Kranken leiden, so stimmen sie doch alle in zweien Punkten überein. Zunächst meinen sie alle den Grund ihres Übels klarer als der Arzt zu erkennen; und sodann leiden sie ausschließlich nur an solchen schweren Krankheiten, welche zur Zeit eben in der Wissenschaft spezieller behandelt waren und in der Leute Munde sind.

Nun will ich die Geschichte eines solchen Kranken erzählen. Er weiß nicht genau anzugeben, wann sein Leiden begonnen hat; nur das ist sicher, daß ihm zuerst Verdauungsbeschwerden ernstliche Bedenken über seinen Gesundheitszustand rege machten. Ein lästiges Spannen und Vollsein unter den kurzen Rippen, besonders nach der Mahlzeit, drängte sich ihm zunächst auf; Unregelmäßigkeit des Appetits, Leibesverstopfung, Aufstoßen und Kollern im Leibe traten hinzu. Allerdings waren diese Symptome nicht andauernd, wechselten vielmehr mit völligem Wohlbefinden; aber jede neue Wiederkehr derselben hatte den ungünstigsten Einfluß auf die Gemütsstimmung. — Da der Hausarzt sich damit begnügte, ihm fleißige Bewegung, körperliche und geistige Diät vorzuschreiben, und vom vielen Medizinieren nichts wissen will, beginnt er nunmehr selbst, über den eigentlichen Grund seiner ebenso merkwürdigen als peinlichen Krankheit zu grübeln. Der Puls wird fleißig befühlt, Zunge und Stuhlgang beschaut, Speisen und Getränke ängstlich ausgewählt. Daß der Arzt seinen Zustand viel zu leicht nimmt, wird ihm immer klarer. Er konsultiert daher einen andern Arzt, und dieser ist gefällig genug, ihm nicht nur lange Rezepte zu verschreiben und des weitläufigsten über seinen Zustand sich zu verbreiten, sondern auch mit den Arzneien nach den Wünschen des Kranken zu wechseln. Immer mehr wird sein körperliches Befinden der Mittelpunkt seiner Gedanken, der wichtigste Gegenstand seiner Gespräche mit Bekannten. Er kann nicht genug Ansichten und Rat darüber hören. Er forscht in medizinischen Büchern, um über den Grund seines Leidens klar zu werden, aber mit Schrecken nimmt er wahr, daß bei ihm so manche Symptome der bedenklichsten Krankheiten, über die er liest, teils schon vorhanden, teils wenigstens angedeutet sind. Ein ängstliches Herzklopfen befällt ihn, und er schlägt das Kapitel über Herzkrankheiten nach. Die dort beschriebenen Zeichen der organischen Herzfehler drängen sich ihm unzweideutig auf. Bald aber lenken ziehende Schmerzen im Kreuz seine Aufmerksamkeit wieder auf den Unterleib; und nach langem Grübeln, während dessen die Schmerzen sich allmählich steigern, fixiert er seine Gedanken auf ein Nierenleiden. Das Gespenst des morbus Brightii, der Brightschen Nierenkrankheit, erhebt sich. Da der Arzt es nicht bannen kann, so entschließt der

Kranke sich auf Zureden eines Leidensgefährten zur Wasserkur. Nun endlich hat er das Rechte getroffen. Die Zuversichtlichkeit und Derbheit des Wasserdoktors imponieren ihm, das Umständliche der Kur, die die ganze körperliche und geistige Thätigkeit des Patienten absorbiert, ist gerade wie berechnet für ihn, und er wird zum begeisterten Anhänger dieser Heilmethode. Seine Stimmung bessert sich, der Appetit wird rege, der Stuhlgang ist ganz nach Wunsch, und schon fängt er an, sein Interesse zwischen der Sorge um seine Gesundheit und dem Plane zur Gründung eines „Vereins für Wasserfreunde" zu teilen. Aber dieser glückliche Zustand dauert nicht lange. Ein Schnupfen hat sich eingestellt, der ungeachtet der Versprechungen des Wasserdoktors sich nicht wegbaden läßt, vielmehr während der forcierten Kur immer mehr zunimmt und endlich in einen tüchtigen Lungenkatarrh übergeht. Der Husten wird heftiger, der Auswurf immer häufiger. In einer schlaflosen Nacht gehen ihm nun plötzlich die Augen auf. Hatte nicht die Krankheit des an der Lungentuberkulose verstorbenen Vetters genau so angefangen, und erinnerte er sich nicht deutlich eines Gesprächs mit dessen Arzte, in welchem dieser, dem Leichtsinn des Kranken gegenüber, von vornherein ein bedenkliches Gewicht darauf legte, daß der Husten sich gerade des Abends, bei der Bettwärme zu verstärken pflegte? Und war nicht genau dasselbe bei ihm der Fall? War nicht, außer dem Vetter, auch noch eine Großtante an der Schwindsucht gestorben, — wenn auch im hohen Alter — und gehört diese Krankheit nicht zu denjenigen, deren Erblichkeit ganz unzweifelhaft ist? Mit Schrecken fällt ihm aufs Herz, wie höchst gefährlich bei der Lungentuberkulose der Gebrauch kalter Bäder und der unmäßige Genuß des kalten Wassers ist. Der Angstschweiß, der ihm hierbei ausbricht, gilt ihm als neuer Beweis für das Vorhandensein der furchtbaren Krankheit. Kaum kann er den Morgen erwarten, um der Wasseranstalt zu entfliehen, und womöglich den dort erlittenen Schaden noch abzuwenden. Verschwunden sind Herzklopfen, Ziehen im Rücken, Spannung und Kollern im Bauche: dagegen mehrt sich der Husten, Brustschmerzen und Beklemmungen stellen sich ein. Ängstlich prüft er den Auswurf und begiebt sich in banger Erwartung zu dem berühmten Spezialisten für Brustkrankheiten, Professor N. Er fragt, ob zur Zeit der Gebrauch von Milch und Selterwasser ausreichen würde — ob er lieber nach dem Süden reisen solle; — was der Arzt von einem Aufenthalt in Florida oder Colorado halte; oder von der neuerdings für Brustleidende so dringend empfohlenen Stutenmilchkur? Zwar erklärt ihm der Arzt nach sorgfältiger Untersuchung, daß gar kein Grund zu so ausschweifenden Kurmaßregeln vorhanden, das Übel vielmehr nur ein einfacher Catarrh sei; aber das hatte er ja von vornherein gewußt, daß man ihm die wahre Natur seiner Krankheit verheimlichen und ihn mit solchen Ausflüchten zu beruhigen versuchen würde. — Auf dem Heimwege kommt ihm der Gedanke, seinen früheren Hausarzt wieder aufzusuchen; aber auch dieser vermag nicht, seine Besorgnisse zu zerstreuen.

Inzwischen setzt der Kranke seine Beschäftigungen fort, die nur durch die Wasserkur eine Unterbrechung erlitten hatten. Es ist ihm oft selbst rätselhaft, wie er bei seinem Leiden immer noch seinen Geschäften vorstehen kann. Seine Frau erkrankt; er sorgt gewissenhaft für sie und die Kinder, aber ihre Krankheit erscheint ihm gegen sein Leiden als eine wahre Kleinigkeit. Die stete Angst vor der Lungenschwindsucht peinigt ihn Tag und Nacht; der Appetit verliert sich, die Gesichtsfarbe gewinnt eine krankhafte Blässe, der Schlaf wird schlecht, Abmagerung und Schweiße stellen sich ein.

Das ist die Geschichte dieses beklagenswerten Kranken. Er leidet ebensowenig an der Schwindsucht, wie ehemals an der Brightschen Krankheit, er leidet an der Hypochondrie.

Man pflegt im gemeinen Leben unter einem Hypochonder einen Grillenfänger zu verstehen, welcher sich ohne allen Grund für krank hält und sich sein Leiden nur einbildet. Seine Klagen werden daher nicht beachtet, sie werden, wie er selbst, langweilig; und wenn man ihn anhört, so speist man ihn wohl mit der Ermahnung ab, sich dergleichen Thorheiten nicht einzubilden. Aber diese Auffassung und Behandlung des Hypochonders sind ungerecht. Die Hypochondrie ist eine wirkliche, keineswegs eingebildete Krankheit; und gerade zu ihren wesentlichen Kennzeichen gehört es, daß der Kranke sich auf etwa vorhandene abnorme Empfindungen fixiert, sie dadurch steigert, und daß er sie falsch auslegt. Denn der Macht des Gemütes, über krankhafte Empfindungen Herr zu werden, dieser Macht steht eine andere Fähigkeit gegenüber: durch willkürliche Spannung der Aufmerksamkeit auf etwa vorhandene krankhafte Empfindungen, diese zu befestigen, zu steigern und endlich dadurch die eingebildeten Krankheiten im wahren Sinne des Worts in den Körper hineinzubilden. Daß aber die Vorgänge im Gemüt dergleichen materielle Veränderungen im Körper zur Folge haben können, sehen wir auf anderem Gebiet täglich. Die rein psychische Empfindung der Scham treibt das Blut in die Wangen, der Schreck macht erblassen, Furcht und banges Erwarten regt die Ausscheidungen durch Darm und Nieren an. Ich selbst machte zur Cholerazeit bei einem Nachbar, einem hypochondrischen Rentier, die Beobachtung, daß dieser in der Nacht von heftigen Kolikschmerzen befallen wurde, nachdem er geträumt hatte, Pflaumen gegessen zu haben! Item, die Kolik war da, und in der Empfindung derselben macht es keinen Unterschied, ob sie durch die gesteigerte krankhafte Reizbarkeit des Patienten, oder durch äußere Einflüsse entstanden war.

Es würde daher ebenso ungerecht als schädlich sein, wollte man unserem Kranken zurufen: er bilde sich sein Leiden bloß ein. Vielmehr legt er es falsch aus; die gewaltsam erhöhte Reizbarkeit leitet alle seine Gedanken auf die vermeinte Gefahrdung seiner Brustorgane hin und veranlaßt durch die auf dieselben gespannte Aufmerksamkeit eine Fixierung und Steigerung der dort etwa vorhandenen krankhaften Empfindungen. So kommt es, daß der harmlose katarrhalische Husten durch die stete Spannung des Geistes unterhalten und gesteigert wird, daß die anfänglich unbedeutenden Brustbeschwerden sich fixieren und das der Phantasie des Kranken vorschwebende Gespenst der Lungenschwindsucht endlich zu verkörpern drohen. Aber ein solcher Ausgang würde lediglich ein verschuldeter, kein notwendiger sein. Vielmehr ist die vollkommene Heilung des Hypochonders in sichere Aussicht zu stellen: nur ist diese an Bedingungen geknüpft, die er selbst zu erfüllen hat. Und es ist billig, daß er, der durch eigenmächtige und verkehrte Absichtlichkeit seinen Zustand verschlimmert hat, seine Heilung durch richtig geleitete geistige Thätigkeit vorbereite.

Zu diesen Bedingungen gehört nun vor allem, daß er seinem Arzte ein volles Vertrauen entgegentrage. Seiner bisherigen Gewohnheit muß er absolut entsagen, nach welcher er mit den Doktoren am liebsten disputierte und Bedenken aufwarf, deren Beantwortung ihm immer neue Spitzfindigkeiten entlockte. Er muß anfangen, sich der besseren Einsicht unbedingt unterzuordnen. Gern gebe ich zu, daß diese Bedingung die schwerste von allen ist. Denn unser Kranker ist ein Mann von nicht gemeiner Begabung, großer Regsamkeit, und mit Scharfsinn ausgerüstet, der ihn, wenigstens in seinen Augen, aus vielen Kämpfen mit so manchen Medizinern von Fach als Sieger hervorgehen ließ. Träge und phlegmatische Naturen bleiben nämlich in der Regel von dieser Krankheit, dem sicheren Vorrechte des cholerischen und melancholischen Temperamentes, verschont. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß man sich nur sehr schwer von Ansichten trennt, zu denen man durch selbsteigene, peinliche Erfahrungen gelangt ist, und die man somit

für wirkliche *Einsichten* hält. Aber das Mittel hiezu ist einfach und sicher. Es besteht darin, daß man der Wahrheit stets eingedenk bleibe: wie das *Halbwissen* in jedem Gebiete notwendig zu Irrtümern und Abwegen führen muß, vor denen sowohl der Wissende als der Unwissende bewahrt bleiben. Denn *jener* sieht das Ziel, und *dieser* wagt sich ohne kundigen Führer nicht hinein. Es muß ihm daher genügen, wenn der Arzt ihm erklärt: wie der Lungenkatarrh zwar ein häufiger Begleiter der Schwindsucht, aber unendlich häufiger eine einfache, für sich bestehende Krankheit sei; und er wird begreifen, daß es nicht weniger lächerlich ist, aus dem bloßen Vorhandensein eines Katarrhs auf Lungensucht zu schließen, als wenn man ein Stück Milchzucker deshalb, weil es weiß aussieht und schwach süßlich schmeckt, für Arsenik erklären wollte. Da nun ferner auf das große Thema von seinem körperlichen Befinden alle seine Gedanken, soviel deren von der Besorgung seiner Berufsgeschäfte übrig bleiben, gerichtet sind, so muß eine *Ableitung* derselben erfolgen. Das ist längst von den Ärzten erkannt worden, und so mancher abenteuerliche Vorschlag findet hierin seinen Ursprung. So ist unter anderem als Nebenbeschäftigung das Holzsägen und -hauen zu einer Art Ruhm gelangt. Aber jedenfalls ist eine Beschäftigung vorzuziehen, welche neben der körperlichen auch die geistige Thätigkeit in würdiger Weise anregt. Wem nun nicht die Gabe zu künstlerischen Produktionen beschieden ist, sei's für die Musik, sei's für die Malerei, der beschäftige sich mit der Gartenkunst, oder erlerne eine mechanische Kunstfertigkeit, z. B. das Holzschnitzen. Dem tiefer Beanlagten ist vor allem das Studium der Naturkunde zu empfehlen, welche ihn aus dem nebelhaften Gebiet willkürlicher Einbildungen in die klare Wirklichkeit der Gotteswelt zurückführt. Hier findet er reiche Gelegenheit zur fördernden Anwendung seines Scharfsinnes, den er bis dahin in der übeln Deutung mißverstandener Krankheitssymptome zu seinem Schaden geübt hatte. Ganz besonders wohlthun werden ihm hierbei die Fußreisen, die ihn zum Sammeln von Pflanzen, Insekten oder Mineralien ins Freie führen. Und jene finstern Stunden tiefster Verzagtheit, die bis dahin als ein Pfahl im Fleische dafür sorgten, daß ihm nicht zu wohl wurde, sie werden immer seltener. Eine zweckmäßige Abwechselung zwischen Thätigkeit und Ruhe ist Haupterfordernis. Die übermäßige Ausdehnung der Arbeitsstunden, zu welcher der Hypochonder in seinem Eigensinn so geneigt ist, bildet die Hauptursache jener mit körperlicher Abspannung verbundenen geistigen Aufregung, welche zu der mit Recht so gefürchteten Schlaflosigkeit führt. Diese darf nicht durch narkotische Schlafmittel beseitigt werden, sondern dadurch, daß er sich strenge an die ihm vorgeschriebene Lebensordnung bindet, in welcher die Stunden der Arbeit, der Erholung und des Schlafes entsprechend bemessen sind. Aufregende Getränke, als Kaffee und Thee, sind nur mäßig und niemals vor dem Schlafengehen zu genießen: *so wie überhaupt die abendliche Mahlzeit möglichst zu beschränken ist.*

Wenn ich nun alle diese Regeln kurz zusammenfassen soll, so rufe ich diesen Kranken zu: Fasset den rechten Entschluß, gesund zu sein! Valere aude! Ich weiß zwar wohl, was es heißt, sich zu ermannen. „Wenn man schon ermannt ist", klagte ein Hypochonder, „so ist es gut, andern zu raten. Was der Mensch doch elend ist, wenn er alles selbst thun soll!" — Ich weiß auch, daß bei ihm die Phantasie manchmal scheu wird, wie die Pferde, und mit ihm durchgeht. Ein unverhofftes Ereignis, z. B. eine plötzlich eintretende Beklemmung, ein Herzklopfen, verbunden mit momentanem Ohnmachtsgefühl läßt ihn wohl mitunter sofort in seine frühere Verzagtheit zurückfallen, der Arzt wird des Nachts schleunig aus dem Bette geholt, um das alte Lied anzuhören. Doch seine Autorität über den Kranken ist bereits fest begründet und es gelingt ihm leicht, diesen zu beruhigen.

Aber wenn ich vor diesem Mißbrauche der Phantasie nicht genug warnen kann, welche, — wie Lichtenberg sich treffend ausdrückt, — endlich zur unseligen Fertigkeit wird, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben, wie er will, die größtmöglichste Quantität Gift zu eignem Gebrauch auszusaugen, so soll damit in keiner Weise die wunderbare Kraft verkannt sein, welche eine richtig geleitete Phantasie auf die Erhaltung und Herstellung der Gesundheit auszuüben vermag. — Und indem wir somit erkennen, wie auch in diesem Gebiete Leid und Freude dem Menschen aus einem Quell entspringen, sind wir zu unserem Ausgangspunkte zurückgekehrt. Die Einbildungskraft, welche Krankheiten herbeiführt und tödlich machen kann, kann auch Heilung bringen. — Der alte Hufeland hatte Recht, als er eine lieblich gerichtete Einbildungskraft unter die wichtigsten Verlängerungsmittel des Lebens aufführte. Wer eine solche besitzt, hat alle Ursache, Gott dafür recht herzlich zu danken — und wem sie fehlt, der thut wohl, Gott darum zu bitten. —

Mohammedanischer Fanatismus und Geiz.

Der Afrikareisende Gerh. Rohlfs erzählt in seinem Buche: „Kufra, Reise von Tripolis nach der Oase Kufra", folgendes Erlebnis, welches ein charakteristisches Licht auf die Gesinnung der mohammedanischen Bevölkerung wirft.

„Da ich hier (in Areg) kein Mittel unversucht lassen wollte, um nach Kufra und Uadai zu kommen, so bezog ich regelrecht Lager....... Weil aber mein Lagerplatz den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war, beschloß ich, etwas weiter vom Orte wegzuziehen, wo ich zwischen jungen Palmenpflanzen mehr Schutz vor Wind und Stürmen finden konnte.

„Ich wandte mich nun mit dem Saptieh, welchen mir Hammed Efen zur Verfügung gestellt hatte, nach dem nächsten, halbwegs zwischen Areg und Lebbeh, aber nördlich von beiden Städten gelegenen Palmenwald. Ohne Arg ließ ich die Zelte aufschlagen, und sie standen auch bereits, als ein alter Greis wutschnaubend mit den Worten auf uns losstürzte: ‚Das ist mein Grund und Boden, verfluchter Hund und Christensohn; ich dulde keinen Ungläubigen zwischen meinen Palmen!' Dies brüllte er so, daß jeder es hören konnte, und dabei fing er an, die Zeltpflöcke herauszureißen. Meine Diener kamen herbei und drängten ihn zurück, der Saptieh aber rief: ‚Das ist Mustafa Bei, der Freund des Kaimakam und der ganzen Midjeles.' — ‚Der Kaimakam ist ein türkischer Helde', erwiderte er, ‚und die Midjeles haben auf meinem Grund und Boden nichts zu suchen, aber das verfluchte Christenschwein werde ich bespucken!' Näher trat er, aber die Diener hielten ihn fest, so daß er nur schimpfen konnte, allerdings in Ausdrücken, die sich hier nicht wiedergeben lassen. Nur die gelindesten wiederholte ich, da diese Szene durch den plötzlichen Wechsel, den sie erfuhr, immer zu einer der ergötzlichsten Episoden gehörte, die ich auf meiner Reise erfuhr.

„‚Ist der Mann wirklich Eigentümer des Palmengartens?' fragte ich den Saptieh. ‚Das ist er in der That, aber wenn Du als Bei des Sultans in seinem Garten lagern willst, so kann er nichts dagegen machen.' — ‚Als Eigentümer', erwiderte ich, ‚hat er allerdings das Recht, uns auszuweisen, Du hättest mir das vorher sagen müssen.' Ich nahm nun einen Bu Thlo (österreichischen Maria-Theresienthaler), ging auf den Alten los, der wie ein wildes Tier fauchte, und sagte so sanft wie möglich: ‚Nimm, o Herzensfreund, diesen Thaler als Abschlagsgeld für die Miete Deines Gartens; wir Christen zahlen für alles, und ich möchte nicht umsonst hier lagern; gönne mir also den Schatten und den Schutz Deiner Palmen.' Der Thaler und meine kurze Anrede wirkten wie Chinin beim Fieber. ‚O gnädiger Herr, verzeihe meine harten und ungeziemenden Worte; sieh! ich bin Dein Sklave, und alles, was ich habe, stelle ich zu Deiner Verfügung; möge die Zeit schnell eilen, damit die Datteln rasch reifen. Sei tausendmal willkommen, und Dein Verweilen auf meinem Grunde, der nun Dein eigen ist, bringe mir tausendfachen Segen. Willkommen, willkommen!' Nach einer kurzen Entgegnung meinerseits fragte der Alte in kluger Vorsorge, wie viel ich ihm denn später noch geben würde, und als ich ihm noch einen Thaler beim Weggehen versprach, wurden wir von dem Augenblick an die besten Freunde. ‚The almighty Dollar!' dachte ich, und unwillkürlich fiel mir ein in Amerika früher häufig gegebenes Schauspiel ein, das diesen Namen führt.



Der Igel. (Siehe Seite 687.)
Originalzeichnung von F. Specht.

Aus der Kinderstube.



Mit unseren lieblichen Kinderbildern werden wir hoffentlich unseren Lesern eine kleine Freude bereiten. Wer schaut nicht gern ein Kindergesicht, auf das Gott so ganz besondere Reize gelegt hat! Und der Künstler hat es verstanden, diese Reize abzulauschen und aufs Papier zu bringen — anspruchslos und doch herzgewinnend.

Es ist eine wunderbare Welt und ein merkwürdiges Treiben in der Kinderstube. Da sind Mama und Papa die einzigen Autoritaten, die doch aber wieder eine ganz verschiedene Geltung haben.

Interessant für den Statistiker des Kinderlebens müßte es sein, festzustellen, wie oft während des Tages und im Durchschnittsverhältnis zu der Anrede „Papa“ die Kinder „Mama“ sagen.

An den Vater wenden die Kinder sich mehr in wichtigen Fällen, wenn es sich um Papier und Feder, Anschaffung eines Lehrbuchs, um Schul- und Stundengeld handelt, oder in Kardinalfragen lebensgefährlicher und ausnahmsweise bedeutungsvoller Vergnügungen, wenn sie im Flusse baden, zum Schlittschuhlauf gehen wollen — wo dann die Bitte, auch die durchaus furchtlose und vertrauensvolle Bitte, doch meistenteils ein gewisses stereotypes, grundernst straffes Zusammennehmen des ganzen Wesens bedingt, das bei der Berufung an die höchste, schicksalahnliche Autorität des Vaters natürlich ist.

Die Anliegen an die Mutter dagegen umfassen in ihrer Mannigfaltigkeit die ganze kleine Welt der Kindheitsinteressen, die ganze Skala kindlicher Stimmungen, kindlicher Wünsche und Gedanken, Fragen und Bitten, Ratbegehr und Beschwerde, Spielangelegenheiten und Zweifel bei der Arbeit, religiöse Bedenken, Nahrungssorgen und Garderobebedürfnisse, Wissenschafts- und Kunstbestrebungen, Liebesbezeugungen und Unarten wechseln in buntem Durcheinander.





„Mama, dürfen wir noch hinausgehen in die ‚Yard‘?“

„Mama, kann ich noch einen ‚Cracker‘ — —?“

„Mama, ein Schnupftuch!“

„Mama, weißt Du nicht, wo mein Hut ist?“

„Mama, der Karl neckt mich immerzu.“

„Mama, wie schreibe ich ‚Fürst‘, mit einem V oder F?“

„Mama, hat unser seliges Schwesterchen im Himmel auch Spielzeug?“



„Mama, ich hungere zu Tod.“

„Schön, mein Jungchen.“

„Mama, ich bin der Papa ‚zum Spaß‘“ — wie nötig erscheint, dies ausdrücklich zu bemerken, damit die Illusion nicht zu groß wird.

„Mama, fädle mir ein.“

„Mama, bist Du mir wieder gut? Ach, sei mir doch wieder gut!“ — wobei Thränen der Reue überreichlich strömen.

„Mama, ist denn die Bertha nicht hier?“

„Mama, da stehen noch zwei Birnen.“

„Beunruhige Dich nicht um die zwei Birnen.“

„Mama, der Karl will gar nicht mit mir spielen.“

„Ja, Mama, ich will wohl, aber er will immer Kutscher sein, und ich soll immer Pferdchen sein.“

„Mama, welche Farbe soll ich hier nehmen?“

„Mama, ich habe mich gestoßen.“

„Mama, ich kann hier übersteigen, ohne mich zu halten.“

„Mama, wer ist älter, die Auguste Rademacher oder die Klärchen?“

„Mama, hast Du nicht ein Endchen Bindfaden? Ach, Mama, Du wirst es schon haben, Du willst es bloß nicht geben.“

„Mama, sieh 'mal, wie hoch ich werfen kann.“

„Mama, was soll ich doch machen? Mir wird die Zeit so lang.“

„Mama, noch ein Licht zum Klavierspielen.“

„Mama, erzähle uns ein Märchen.“

„Mama, überhöre mich.“

„Mama, mich schläfert.“

Mama, Mama und kein Ende!

Noch bis in die schlafende Nachtzeit hinein hören wir:

„Mama, mich durstet.“

„Mama, gieb mir einen Kuß.“

„Mama, ach mich juckt es so.“

„Mama, Mama, Mama!“

„Nun, was tausend hast Du denn jetzt schon wieder?“

„Mama, jetzt juckt's mich nicht mehr.“

Alle Achtung und Ehrerbietung! So eine vielbegehrte „Mama“ hat keinen leichten Posten.

Kein Sperling fällt auf die Erde ohne euren Vater.

Der Ostermorgen des Jahres 1881 ist angebrochen. Hell scheint die Sonne und kleidet Stadt und Land in festlichen Glanz. Die Glocken läuten von den Türmen und rufen zum Hause des HErrn, und in langen Reihen zieht Jung und Alt, festlich geschmückt, zur Feier der Auferstehung des HErrn.

Hoch oben im sonnigen Stübchen stehen Mutter und Tochter und blicken hinunter auf das festliche Treiben. „Du mußt gehen“, sagt die Mutter. — „Dich allein lassen? — es wird mir sehr schwer, lieb' Mütterchen — die lange Kirchzeit“ — antwortet das junge Mädchen. Mütterchen setzt sich in ihren Lehnstuhl. Lange Krankheit macht es ihr unmöglich, ihr liebes Kind zu begleiten; die Füße tragen die Genesende noch nicht weit, sie muß ruhen.

„Allein bleibe ich doch nicht, meine Elli“, sagt sie, „es jubelt alles dem Fest entgegen; hör' nur den Sperling drüben in der Dachrinne, wie fröhlich er sein Osterliedchen zwitschert!“

Aber wie sie hinüberblicken auf den geschwätzigen Meister Spatz, wenden sich beide erschreckt ab. Er hat irgend einen Faden zum Bau ins Nest getragen, sein Füßchen hat sich darin verwickelt, und er ist gefangen. Er versucht zu fliegen, aber die Fessel zieht ihn zurück — willenlos, vom Winde geschaukelt, hängt er an der Dachrinne, und seine Töne sind Angst- und Hilferufe. Jeder Versuch, dem gequälten Tierchen zu helfen, ist erfolglos. Kein Stab, kein Besen reicht über die kleine Gasse zur Dachrinne — alle Hausbewohner sind zur Kirche — nirgends Hilfe zu erlangen. Betrübten Herzens geht Elli fort. Die Mutter blickt hinüber: Kein Sperling fällt zur Erde ohne den Willen des HErrn! Sollte er sich zu Tode quälen an diesem Fest- und Auferstehungstage? Er flattert und ruft angstvoller. Sein Weibchen fliegt herzu, redet ihm wohl zu, aber helfen kann es nicht und fliegt davon. Es ist ein wunderbares Leben und Walten in der Natur — wer es verstehen könnte! — Die kranke Frau blickt von dem Predigtbuch in ihrer Hand traurig hinüber. Da kommen zwei Tauben geflogen, gehen in der Rinne auf und nieder, und die zierlichen Köpfchen weit vorgebeugt, blicken sie hinab auf den klagenden Vogel. Sie sehen einander an, erzählen sich offenbar etwas, blicken wieder auf den flatternden Vogel, heben die Flügel und fliegen weiter. Verstanden denn die Tauben jene Angstrufe? Lockten dieselben sie unwiderstehlich zurück, oder konnten sie den jammervollen Anblick nicht vergessen?

Der Vogel ruft jetzt lauter und ängstlicher. Da kehren die Tauben wieder zurück, gehen abermals in der Rinne auf und ab, das Täubchen bis ans äußerste Ende; es reckt den schlanken Hals lang aus, betrachtet den Vogel drunten, und wie es sich umwendet, bemerkt es sein warmes, weiches Nest, ein lauschiges, sonniges Plätzchen. Es setzt sich girrend hinein; für den Sperling war es ein Palast, für die Taube ist es eng und klein. Drum plustert sie behaglich ihre Federn auf und zerkratzt mit den roten Füßchen den Bau, um Raum zu schaffen. Da plötzlich lauter Jubelton — sie hat das Band gelöst, der befreite Vogel schwingt sich fröhlich zwitschernd hoch in die Lüfte. Erschreckt durch seinen lauten Ruf brechen die Tauben auf und fliegen davon. Sie wissen nicht, was sie vollbracht haben, aber ihre Mission war erfüllt, sie haben sich nicht wieder sehen lassen.

Bald kehrte Elli zurück: „O, Mutter, der kleine Sperling! er störte so meine Andacht, immer tönte es durch die gewaltigen Worte der Predigt hindurch: ‚Kein Sperling fällt auf die Erde ohne euren Vater‘.“

„Die Haare auf unserm Haupte sind gezählt und kein Sperling fällt zur Erde ohne seinen Willen“, entgegnete bewegt die Mutter — „er ist gerettet!“

Meister Spatz sitzt wieder auf seinem zerstörten Nest und zwitschert in die blaue Frühlingsluft hinein; gewiß erzählt er seinen zahlreichen Verwandten und Freunden die Geschichte seiner Gefangenschaft und wunderbaren Befreiung. Ach, er weiß es ja nicht, daß er gleichzeitig einem kranken Mütterlein als Bote Gottes dienen mußte, um ihm ins einsame Krankenstübchen hinein die frohe Osterkunde zu bringen: „Gelobet sei der HErr! Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick; der Strick ist zerrissen, und wir sind los, denn der HErr ist auferstanden, Er ist wahrhaftig auferstanden! Hallelujah!“

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von **Luise Pichler**. (1. Fortsetzung.)

In fliegender Eile fuhr jetzt der Schlitten nach der Stadt zurück. In voller Jugend- und Manneskraft war der Substitut morgens ausgezogen; blaß und leblos wurde er aus dem Schlitten gehoben und ins Haus getragen, wo sein Anblick große Bestürzung und Verwirrung hervorrief.

Alle Hausgenossen eilten herzu. Eine Regung wehmütiger Teilnahme zeigte sich in der sonst so ruhigen Miene des Oberamtmanns, der Henning als seinen zuverlässigsten Gehilfen aufrichtig schätzte. Der junge Aktuar, der mit seinem Vorgesetzten herbeieilte, bedauerte den Verunglückten; aber er beglückwünschte auch im Geheimen sich selbst, daß der gefährliche Gang nicht ihm übertragen worden war.

Die Frau Oberamtmännin erschöpfte sich in Ausrufungen des Mitleids und der Bestürzung, aber sie faßte sogleich auch die Last und die Störung ins Auge, die ihrem Haushalt nun erwuchs. Einen Toten im Hause zu haben, erschien ihr grauenhaft. Im besten Falle aber, wenn der Erschlagene noch zu retten sein sollte, welch langwierige Pflege stand in Aussicht!

Sie deutete ihrem Manne an, ob es nicht geraten sein möchte, den Verunglückten sogleich ins städtische Spital bringen zu lassen. Doch der Oberamtmann, der sich meist ihrem Willen geduldig fügte, sprach ein so entschiedenes Nein aus und faltete die Stirne so unwillig, daß sie nicht mehr darauf zurückzukommen wagte.

Am Arm der Mutter war auch Ida herbeigekommen. Einen neugierig scheuen Blick warf sie auf das bleiche Gesicht und die blutgetränkten Haare des Bewußtlosen; dann schlug sie schauernd die Hände vors Gesicht und floh mit einem Schrei des Entsetzens hinweg.

Marie, die erste auf dem Platze, als der Schlitten ankam, vergoß keine Thräne und verlor kein Wort. Sie machte schleunig das Bett zurecht, auf das die Männer den Bewußtlosen legten, zündete Feuer im Ofen an, bereitete warmes Wasser und legte Linnen für den Verband zurecht, so daß der in Eile gerufene Oberamtswundarzt alles Nötige vorbereitet fand. Er war ein rüstiger Fünfziger, dessen graue Augen scharf durch die Brille blickten. Mit bestimmten, obwohl höflichen Worten wies er die noch immer in teilnehmenden Klagen sich erschöpfende Frau Oberamtmännin aus dem Krankenzimmer hinweg. Ihr folgte der Oberamtmann, nachdem er dem Arzte die Bitte zugeflüstert hatte: „Geben Sie mir gewiß heute noch Bescheid, lieber Doktor, die Sache geht mir nahe!“

Auch der Aktuar wartete nicht ab, ob ihm der Doktor zu bleiben erlaube, sondern verließ mit seinem Vorgesetzten die Stube; der lebenslustige junge Mann vermochte kein Blut zu sehen, und ihn überlief ein Schauder, als er den Doktor seine blanken Messer zurechtlegen sah.

Nur Marie stand noch stille am Fußende des Bettes; der Amtsdiener hatte sich bescheiden in die Ecke des Zimmers zurückgezogen. Der Doktor warf einen kurzen Blick auf die beiden Zurückgebliebenen und nickte mit dem Kopfe. Dann den Amtsdiener herzuwinkend, fragte er: „Hat Er nicht im russischen Feldzuge Lazarettdienst geleistet?“

„Zu Befehl, Herr Doktor, das that ich“, antwortete der Graukopf, sich hoch aufrichtend.

„Gut, nun halte Er den Patienten fest. — Sie, liebes Kind“, hier wandte sich der Doktor milderen Tones an Marie, „stellen mir ein Becken mit lauem Wasser hierher, dann setzen Sie sich dort in die Ecke und zupfen etwas Charpie, die ich sogleich gebrauchen werde.“

Marie gehorchte; sie verstand, daß der Doktor ihren Blick von dem, was er vornahm, abwenden wollte. Schnell aber war sie wieder zur Hand, wenn er frisches Wasser ins Becken oder Leinwand gebrauchte.

Eine bange Stunde ging vorüber. Der Patient, der, während die Wunde untersucht und verbunden wurde, einigemal gezuckt hatte, lag jetzt wieder regungslos. Der Doktor packte seine Instrumente zusammen, gab Verhaltungsbefehle für die nächste Zeit und schickte sich an, das Krankenzimmer zu verlassen. Nun erst wagte sich über Mariens zitternde Lippen die halblaute Frage: „Ist noch Hoffnung, Herr Doktor?"

„Hoffnung, liebes Kind?" sprach der Doktor, von ihrem angstvollen Blicke gerührt, „die geben wir nicht auf, solange ein Mensch noch lebt und atmet. Im vorliegenden Falle müssen erst die nächsten Tage entscheiden, ob tödliche Gehirnerschütterung oder nur vorübergehende Betäubung vorliegt. Es liegt in Gottes Hand."

„Es liegt in Gottes Hand —" sprach Marie leise für sich, als sie zum Bette des Bewußtlosen zurückkehrte, um über die Nacht hier zu wachen.

Da pochte es leise an der Thüre und Johann schaute herein, dem Amtsdiener mit lebhaftem Augenzwinkern zuwinkend.

„Heiliger Nikolas!" brummte dieser — er hatte sich den Ausdruck in Rußland angewohnt; „ich habe den Arrestanten vergessen. Das ist mir noch niemals begegnet."

„Herr Balthasar", meldete der Kutscher, nachdem er die Thüre des Krankenzimmers hinter sich geschlossen hatte, „als ich den Wilderer vom Schlitten losschnallte, lag er ohnmächtig da. Ich habe ihn in den Stall getragen, da ist er wieder zu sich gekommen und ißt jetzt eine warme Suppe, die ihm die Köchin gebracht hat. Ich glaube, er war am Verhungern."

„Auch gut", nickte der Amtsdiener; „man muß dem Kerl auf die Beine helfen. Wäre schade, wenn der Scharfrichter um ihn betrogen würde."

3. Einem Fuchs auf der Fährte.

Durch den Wald eilte zur selben Zeit raschen Schrittes ein ältlicher Mann in bäuerischer Kleidung.

„Jetzt ists geschehen!" — sprach er bei sich und schauerte, wie vom Frost geschüttelt. „Das Korn will ich hinwegschaffen, ehe wieder ein Spürhund dahinter kommt. Ich kenne die Leute, die es mir auf der Stelle abnehmen und guten Preis zahlen. Über die Grenze wird es geschafft, trotz aller Landjäger und Soldaten. — Warum war der Schreiber auch so dumm und nahm die Dukatenrolle nicht an? Ich habs ihm ja geboten und kein Hahn hätte darnach gekräht. — Nun hat ers, wie er es nicht anders gewollt; in Schande und Strafe läßt sich ein Mann von meines Gleichen um eines Schreibers willen nicht bringen."

Abermals schüttelte er sich in der Erinnerung und schritt rascher vorwärts. Eben lichtete sich der Wald; ein Waldweg kreuzte die Straße, er hörte eilige Schritte, und ein Mann stürzte herzu, der ein junges Reh über die Schultern geworfen trug. Der Mond warf seinen vollen Schein auf die Lichtung; beide einsame Wanderer stießen fast auf einander und prallten erschrocken wieder ab, als einer dem andern ins fahle Gesicht schaute.

„Heiligenpfleger!" rief zuerst der Wilderer; „was sucht Ihr bei nachtschlafender Zeit im Wald?"

„Kannst Dir's denken, Jakob", brummte der andere, sich rasch fassend; „es wird jetzt so frech gewildert, daß man schärfere Aufsicht führen muß. Es war deshalb erst heute ein Schreiber vom Oberamt hier. Wir Herren vom Rathaus müssen nun einer um den andern nächtens den Wald begehen, da die Jäger nicht mehr fertig werden."

„Ihr Herren vom Rathaus seid gerade die rechten", knurrte der Wilderer mit unverholenem Hohne; „dann wollt Ihr mich gleich angeben, Heiligenpfleger?"

„Hab' nicht Angst, Jakob", beruhigte ihn der reiche Bauer; „wir sind ja Nachbarsleute; ich will Dich nicht unglücklich machen — es ist nur zur Warnung, daß ich den Wald beging."

Schweigend setzten beide den Heimweg fort; von Zeit zu Zeit aber streifte ein scharfer Blick des Wilderers den Bauern. „Der Schuft", sprach dieser für sich, „glaubt meinem Vorgeben nicht, — wenn die That herauskommt, so kann er wider mich zeugen."

Der kalte Schweiß brach dem Bauern bei diesem Gedanken aus. Doch sich ermutigend erwog er: „Beweisen kann man mir nichts — und der Jakob läßt sich eher ein goldenes Pflaster auf's Maul drücken, als der stolze Schreiber."

Endlich hatten sie das heimatliche Dorf erreicht, das in nächtlicher Ruhe lag. Kaum blinkte da und dort noch ein schwacher Lichtschimmer aus den Häusern. „Du verstehst, Jakob", raunte der Bauer ihm zu, „daß Du das Maul halten mußt über das, was ich Dir von dem befohlenen nächtlichen Umgang in den Wäldern gesagt habe; es darf nicht unter die Leute kommen."

„Das versteh ich schon, Heiligenpfleger", erwiderte der Wilderer pfiffigen Tones.

„Und daß ich's nicht vergesse", fuhr der Bauer rascher fort, da sie seinem Hause nahe gekommen waren, „ich habe wieder Holz zu schlagen in meinem Wald — Du könntest morgen in mein Haus kommen, daß wir's bereden."

„Soll nicht fehlen, Heiligenpfleger", sprach der Wilderer, der Taglöhner und Holzhauer war; „soll ich im Zwielicht kommen? da sind Knecht und Magd nicht um den Weg."

Der Bauer nickte stumm und trat in sein Haus.

Der Wilderer schlüpfte in das kleine, baufällige Häuschen, das sich an die Scheuer des Heiligenpflegers anlehnte.

Am kalten Ofen kauerte schlaftrunken sein Weib; er warf ihr das Reh in den Schoß. Mit einem Ausdruck freudigen Erstaunens fuhr sie empor.

„Schweig!" gebot er; „sollen die Nachbarn Dich hören? Was soll auch der Lärm um das Schmaltier? — Ich bin einem Fuchs auf der Fährte; der muß mir seinen Balg lassen, daraus will ich schwer Geld ziehen."

„Was willst mit dem Fuchs?" fragte das Weib verwundert; „wer wird Dir in jetziger Zeit um einen Fuchsbalg etwas geben?"

Der Mann stieß ein halblautes, heißeres Lachen aus; dann hieß er das Weib zu Bett gehen und das Licht löschen. Keine ihrer Fragen vermochte ihm ein weiteres Wort zu entlocken.

4. Ich soll Euch abholen ins Verhör.

Neben dem staatlichen Gehöfte des reichen Heiligenpflegers Peter Steiner stand das bescheidene Haus des kinderreichen Bauern Sebastian Seefried, der ein großes, aber verschuldetes Gut von seinen Eltern überkommen hatte. In unermüdetem Fleiß hatte er bis dahin sich und seine Familie ehrlich darauf durchgebracht, seine Zinsen alljährlich entrichtet, auch von Zeit zu Zeit ein Kapital heimgezahlt. In diesem Jahre aber, wo er weder Futter noch Frucht eingeheimst hatte, war er schon im Herbste genötigt, die Zugochsen zu Markt zu führen und für den Erlös Brotfrucht zu kaufen; eine der mageren Kühe wurde ins Haus geschlachtet, die andere, von der man ein Kalb erwartete, notdürftig mit abgekochtem Stroh und Waldgras ernährt. Längst hatte sie bei dieser Nahrung aufgehört Milch zu geben; die geschlachtete Kuh war aufgezehrt, nachdem jeder Knochen dreimal abgekocht worden war.

Mangel und Sorge warfen die Bäuerin aufs Krankenbett; der Bauer suchte eine neue Schuld auf sein Gut aufzunehmen, doch niemand hatte jetzt Geld zu verleihen; er bot mit schwerem Herzen einen Acker zum Verkauf aus; — vergeblich, er fand keinen Käufer. Der älteste Sohn, der sonst dem Vater tüchtig

zur Hand ging und ihm unentbehrlich zur Bebauung des Gutes war, suchte jetzt, da es nichts zu dreschen und kein Stallvieh zu versorgen gab, umsonst nach einem Dienst als Knecht. Wer wollte einen solchen annehmen? Wurden doch vielfach in der Nahrungsnot die alten, vertrauten Dienstboten entlassen. Auch als Holzhauer bot er sich vergeblich an. Die Forstämter waren umlagert von Nahrungslosen, die Verdienst suchten, und waren angewiesen, verheirateten Männern den Vorzug zu geben.

Als sich nun diesen Morgen die Familie in der Wohnstube versammelte, wo die achtzehnjährige Annemarie ein Gericht von mit einer Hand voll Kleie gekochten Wurzeln auftrug, das den nagenden Hunger stillen sollte, fehlte Konrad.

„Er wird auswärts sein, um nach einem Dienst zu suchen", meinte der Vater.

„Er ist schon nächtens weggegangen und nicht heimgekommen", sagte der zwölfjährige Sohn, der mit dem Bruder eine Kammer teilte.

Keines redete weiter über die Sache; nur die Bäuerin, die in der Ecke im Himmelbett lag, seufzte, von Muttersorge erfüllt: „Muß der arme Bursch bei solchem Unwetter mit hungrigem Magen über Feld laufen! Gott behüte ihn, daß ihm nichts zustoße!"

Schwere Tritte dröhnten polternd die Stiege herauf, und ohne Gruß trat ein Mann in die Stube, ein Beil in der Hand. Es war der Dorfschütz, Amtsdiener und Polizeiwächter in einer Person. Feierlich auf den Bauern zuschreitend begann er drohenden Tones: „Ich soll fragen, Bastenbauer, ob dies Beil Euer ist; der Heiligenpfleger wills dafür kennen."

Gleichgültig nahm der Bauer das Beil in die Hand, nickte und antwortete: „Ist schon so, das ist mein; wir haben gestern vor dem Hause Stumpen gespalten, und wie ich zuletzt habe aufräumen wollen, ist das Beil weggewesen. Wie kommt's in Deine Hände, Schütz?"

„Das werdet Ihr beim Schulzen vernehmen, ich soll Euch abholen ins Verhör", antwortete der Schütz trocken.

„Mich ins Verhör? und weswegen?" fragte der Bauer überrascht. Die hungrigen Kinder legten die Löffel nieder, die Kranke richtete sich im Bette auf.

„Nun —" brummte der Schütz, „es ist schon im ganzen Ort um — da wird's Euch nicht länger verborgen bleiben. Der Herr Substitut ist erschlagen gefunden worden im Wald, und Euer Konrad ist daneben betroffen worden mit dem Beil in der Hand. Er hat auch schon gestanden, daß er hat wildern wollen, nur den Mord läugnet er ab — das thut ein jeder."

Mit einem herzzerreißenden Jammerruf sank die Kranke in die Kissen zurück. Die Kinder, groß und klein, fingen laut an zu weinen. Der Bauer aber erhob sich, nahm den Hut vom Nagel und den Sonntagsrock aus dem Kasten in der Ecke, auf dessen Thüre ein Blumenstrauß in bunten Farben gemalt war. Sich dann nach Frau und Kindern umwendend sprach er festen Tones: „Unser Bub ist kein Mörder, seine Unschuld wird Gott an den Tag bringen."

Ohne ein weiteres Wort schritt er dem Schützen voran aus dem Hause.

Beim Schultheißen, wo der Bauer den Heiligenpfleger und die zwei ältesten Gemeinderäte bei dem soeben aus der Stadt angekommenen Gerichtsaktuar traf, gab er ohne Umschweife und ohne Ängstlichkeit an, was er von seines Sohnes Abwesenheit wußte, und erklärte zugleich auch seine Überzeugung von dessen Unschuld.

„Man hat ihn neben seinem Opfer getroffen", versetzte der Gerichtsaktuar mit Strenge; „das Leugnen wird Euch darum wenig helfen; überdies hat der Oberamtswundarzt festgestellt, daß die Wunde durch den Schlag mit einem stumpfen Werkzeug verursacht worden sei. Der Rücken des Beiles aber, das Euer Sohn selbst als das seinige anerkannte, zeigt Spuren von Blut. — Er will einen Hasen damit getötet haben, den er in der Schlinge fing. Thatsache aber ist, daß jenes Beil neben dem Erschlagenen lag."

„Ja", sprach der Bauer, „ich sehe wohl, daß die Herren vom Gericht meinen Sohn für schuldig halten und jedermann ihn für den Mörder ansehen muß. Er hat niemand, der seine Unschuld beweisen kann; aber Gott, der HErr, hat die nächtliche That gesehen, er kennt den Thäter und kann ans Licht ziehen, was allen menschlichen Augen verborgen ist."

Während der Bauer diese aus gepreßtem Herzen strömenden Worte sprach, glitten seine Blicke über die Versammelten hin. Der junge Aktuarius zuckte ungläubig die Achseln; der redliche Schultheiß nickte mit dem Kopf, seine Übereinstimmung mit der Überzeugung des Bauern ausdrückend. Was aber mochte den stolzen Heiligenpfleger an seiner Seite ankommen? Er war jäh erbleicht, und aus seinen Augen schoß ein verstohlener Strahl des Hasses auf den Bauern, dann schlug er den Blick nieder.

„Ich weiß schon", dachte der Bauer; „der stolze Mann grollt uns, weil seine Tochter und mein armer Bub einander gern sehen. Wie kann er mir zu dieser Stunde das noch nachtragen? Der Konrad hat sich ja niemals ernste Hoffnung gemacht, und jetzt ist vollends alles vorbei!"

Mit dem Bescheide, sich andern Tags auf dem Oberamtsgericht in der Stadt einzufinden, wurde der Bauer vom Aktuarius entlassen; nur der gutmütige Schultheiß richtete noch einige teilnehmende Worte an ihn.

Als nach der Sitzung der Heiligenpfleger heimkam, traf er seine Tochter, ein blühendes Mädchen von zwanzig Jahren, die Schulkamerädin von des Nachbars Annemarie, mit verweinten Augen und nahm wahr, daß sie ihm auszuweichen suchte. Ein hämisches Lächeln glitt über sein Gesicht, als er für sich sprach: „Da hatte ich zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen. Der Liebschaft der Rosine mit dem verschuldeten Pack da drüben ist ein Ende gemacht; zum Tod verurteilen kann man den Konrad nicht, weil er beharrlich läugnen wird. Ein paar Jahre Zuchthaus aber mag ich ihm gönnen!"

Abends hieß er mürrischen Tones Tochter und Magd weggehen, da er einige Rechnungen zu stellen habe und deshalb ungestört sein müsse. Er wußte, daß seine Tochter die Gelegenheit benützen werde, um die Eltern des unglücklichen Burschen zu besuchen, aber es war ihm in diesem Fall erwünscht. „Um so weniger wird sie zur Unzeit heimkehren", sprach er für sich. Darauf ging er in den Keller, um einen Krug Wein aus dem wohlgesparten Fäßlein zu holen, das er für sich eingelegt hatte und wovon selten sonst jemand zu kosten bekam. Dazu stellte er zwei Gläser auf den Tisch und nahm aus dem Eckschränklein, wozu er den Schlüssel in der Tasche führte, einen Teller mit Käse und einen Laib besseren Brotes, als womit seine Tochter samt Knecht und Magd sich in der Theurungszeit begnügten.

Er hatte diese Zurüstungen eben beendet, als der Holzhauer mit halb unterdrücktem, mürrischem Gruß eintrat. Beim Schein des Öllichts sah der reiche Bauer seine kleinen Augen wie die eines Raubvogels unter den buschigen Augenbrauen hervorblitzen und um den breiten Mund ein brutales Lächeln — er wußte, daß er von dem Holzhauer belauscht worden und nun in seinen Händen sei.

5. Der Justizassessor.

Während Marie den Kranken kaum verließ und in sorgfältiger, doch geräuschloser Weise seine Pflege besorgte, trat die Oberamtmännin ab und zu des Tages einigemal an das Krankenbett, gab in ihrer lebhaften Weise Anordnungen und Ratschläge, die nicht ausführbar waren, und zog sich wieder

zurück im befriedigenden Bewußtsein, daß sie ihrer Pflicht genügt habe.

Ida war nicht zu bewegen, einen Tritt in das Zimmer zu setzen; sie schauderte noch beim Gedanken an das bleiche, blutüberströmte Gesicht, das sie nachts beim fahlen Kerzenlicht hatte ins Haus tragen sehen.

„Ich bekomme ein Fieber und sterbe, wenn man mich dazu zwingt", erklärte sie, als ihr Vater verlangte, sie solle die ältere Schwester bisweilen ablösen, denn eine zu mietende Krankenwärterin gab es im Städtchen nicht; die Krankenpflege wurde allgemein von den Familiengliedern geleistet. Vor einer Wärterin aus dem Spital aber, die der Oberamtmann vorschlug, graute der Frau Oberamtmännin; ebenso unterstützte sie die Weigerung ihrer jüngeren Tochter, ihrem Manne zuflüsternd: „Es wäre ja gar nicht schicklich, daß ein junges Mädchen wie Ida sich im Krankenzimmer Deines jungen Substituten aufhielte."

„Possen!" murrte der Oberamtmann; „wenn ein Mensch zwischen Tod und Leben schwebt, hörts mit der Schicklichkeit auf. Überdies — ist denn Marie nicht auch ein junges Mädchen?"

„Marie?" gab die Oberamtmännin gedehnt zurück. „Niemand hält sie dafür, Du weißt, daß sie nicht ist wie andere Mädchen. Es fehlt ihr so ganz an Temperament und jugendlicher Munterkeit. Welche Mühe ich mir auch gab, diese in ihr zu wecken — es war vergebens."

Der Oberamtmann konnte dies nicht bestreiten, er zog sich, wie gewöhnlich nach einem Wortwechsel mit seiner Frau, in seine Kanzlei zurück, und der Platz im Krankenzimmer blieb wie bisher fast ausschließlich Marie überlassen.

Trübe Stille herrschte gleichwohl auch in den schön ausgestatteten Zimmern der Oberamtmännin, denn wie ein düsterer Schleier lastet's über einem Hause, worin ein Schwerkranker den ernsten Kampf zwischen den Mächten des Todes und Lebens besteht. Zudem verbot die Not der Zeit heitere Geselligkeit außer dem Hause. Mißmutig saß eines Morgens die sonst so muntere Ida am eleganten Nähtisch, der mit bunter Wolle bedeckt war, und führte Stich für Stich an einer kunstreichen Stickerei, die für des Vaters nahenden Geburtstag bestimmt war. Ihre Gedanken kehrten zurück in die Residenz, wo ihr das Leben so viel ergötzlicher erschienen war. Theaterabende und Tanzkränzchen, die sie mitgemacht hatte, gingen in bunten Bildern an ihrer Seele vorüber.

Der Klang eines Posthorns weckte sie aus diesen wachen Träumen. „Eine Extrapost? Wer doch kommen mag?" sprach sie bei sich, und die Stickerei entfiel ihrer achtlosen Hand, als sie ans Fenster eilte.

Wirklich, die Extrapost hielt vor dem Oberamtsgebäude, der Postillon sprang vom Bock und öffnete den Schlag, ein junger Mann in elegantem Reisepelz, der seiner hohen Gestalt sich leicht anschmiegte, sprang aus dem Wagen, warf dem Postillon ein Trinkgeld zu und trat mit leichtem Schritt durch das Portal in das geräumige Gebäude, ein ehemaliges Kloster, ein.

Klopfenden Herzens lauschte Ida. „Er ist wahrhaftig zu Papa auf die Kanzlei gekommen", sprach sie bei sich; jetzt hörte sie den schweren Tritt des Vaters auf der Treppe, und atemlos trat der Oberamtmann ein.

„Rufe rasch der Mama!" gebot er Ida mit gefalteter Stirne. Soeben kam die Oberamtmännin, die jetzt genötigt war, sich der Küche mehr anzunehmen als sonst, herzu, um ihren Mann über die Extrapost zu befragen. „Ja, denke Dir", sprach er, „ein junger Jurist ist's, Justizassessor nennt er sich; er soll die Untersuchung wegen des Mordversuchs auf Henning führen. — Ich habe Dir ja wohl schon gesagt, daß der neue König die richterliche Befugnis in Kriminalfällen den Oberamtmännern abnehmen und besondere Oberamtsrichter einsetzen will?"

„Du hast davon gesprochen", bejahte die Oberamtmännin; „Dir muß es erwünscht sein, da Du ohnedies über die vermehrte Geschäftslast klagst."

„Gewiß, gewiß —" versetzte der Oberamtmann zögernd; „aber der Fall ist so einfach, der Thäter so gut wie überführt, daß ich mit meinem Aktuarius den Prozeß recht wohl hätte zum Ende führen können. Tüchtig Prügel bei jedem Verhör würden dem Kerl das verstockte Leugnen bald verleidet haben. Ich war eben daran, ihm die erste Portion aufmessen zu lassen, als der Justizassessor ins Verhörzimmer trat und — denke Dir — mir sein Dekret übergebend, in artigen, aber bestimmten Worten verlangte, daß ich jedes weitere Verfahren gegen den Delinquenten einstelle. — Ich, ein gewiegter Richter, seit dreißig Jahren in Amt und Würden, mußte mich der Anordnung des jungen Fremden fügen, der seine Nase wohl in die Bücher gesteckt haben mag, aber sicher noch keinen hochnotpeinlichen Kriminalprozeß geführt hat. — Es blieb mir nichts übrig, als meinen Ärger gehorsamst zu verschlucken und den Delinquenten sofort ins Gefängnis zurückführen zu lassen. — Wie mag der Kerl in die Faust lachen! Und wie solls werden in dieser neuen Zeit, unter solch mildem Regiment? — Unser alter König, wenn auch sein Zorn manchmal den Unrechten traf, ist stets wacker durchgefahren und hat nicht viel Federlesens mit dem Gesindel gemacht."

Die Oberamtmännin zuckte die Achseln. Obwohl sie den Ärger ihres Mannes begreiflich und entschuldbar fand, war ihr doch die Frage weit wichtiger: „Wird der Assessor bei uns in Wohnung und Kost eintreten?"

„Ich mußte es ihm anbieten" — knurrte der Oberamtmann. „Er nimmt ein Zimmer an, da Raum genug bei uns sei. Den Tisch lehnte er ab, um uns nicht zu belästigen, will in der Post essen — mir lieb: hätte meinen Ärger mit jedem Bissen schlucken müssen, wenn ich den Menschen hätte tagtäglich bei mir am Tisch sehen müssen. — Auf heute Abend freilich habe ich ihn eingeladen, um die Sache mit einem Male abzumachen — er hats angenommen."

„Das sagst Du zuletzt erst?" rief die Oberamtmännin aus. „Wie soll ich in jetziger Zeit, wo hier nichts zu haben ist, und da ich auf Marie in gar nichts rechnen kann — ein Nachtessen für einen fremden Gast, der aus der Residenz kommt, zuwege bringen?"

„Nun, Wilhelmine", beschwichtigte der Oberamtmann die Aufgeregte, „ich wußte ja, daß Du allzeit für Gäste bereit bist — und in jetziger Zeit nimmt jeder gern vorlieb."

Geschmeichelt, aber noch nicht beruhigt, fuhr die Oberamtmännin fort: „Ein Herr von Auen — sagtest Du? also von Adel? — ich bin doch sehr in Verlegenheit."

„Mach nicht so viel Aufhebens!" brummte der Oberamtmann; „ob auch von Adel, ist er doch eben Jurist wie ich, nur daß er noch ein grüner Bursche ist, dem gut genug sein kann, was er an eines Oberamtmanns Tisch vorgesetzt bekommt."

Mit polterndem Schritte verließ nach diesen Worten der Oberamtmann das Zimmer; auch die Oberamtmännin ging hinweg, um zunächst gelegentlich eines Besuches bei dem Kranken mit Marie Rat zu pflegen, wie mit den wenigen Vorräten des Hauses ein leibliches Nachtessen hergestellt werden könne.

Nachmittags war die Oberamtmännin vollständig von den Vorbereitungen für das Nachtessen in Anspruch genommen; der Oberamtmann entledigte sich seines Ärgers über die ihm abgenommene Richterwürde in der Kanzlei, wo Substituten und Schreiber Verweise und Standreden des Gestrengen über sich ergehen lassen mußten.

Ida saß allein an ihrem Stickrahmen, auch sie war in unliebsame Gedanken vertieft. Der elegante Herr in der [illegible]

post war also ein ernster Jurist, der einem Verbrechen nachzuspüren kam? Vergeblich hatte sie sich gefreut, daß seine Ankunft Abwechslung in das traurige Einerlei des täglichen Lebens bringen werde. Ein Untersuchungsrichter hatte sicher weder Zeit noch Lust, zu geselliger Unterhaltung beizutragen; es ließ sich schwerlich mit ihm ein angenehmes Gespräch führen.

Es pochte, und ohne sich umzuwenden, rief sie Herein, den Amtsdiener oder gleichgültigen Besuch erwartend. Die Thüre öffnete sich, und eine wohlklingende Mannesstimme redete sie mit dem damals üblichen Gruße: „Gehorsamer Diener, mein Fräulein!“ an.

Als sie rasch aufblickte, sah sie einen hochgewachsenen jungen Mann in feinstem Gesellschaftsanzuge, blauem Frack mit goldenen Knöpfen, sich gegenüberstehen, der sich ihr mit verbindlichen Worten als Justizassessor von Auen vorstellte; vom Herrn Oberamtmann mit einer Einladung für den Abend beehrt, beeile er sich, zu vorläufigem Besuche sich einzufinden, um nicht als völlig Fremder im Familienkreise zu erscheinen.

Ida, sonst so gewandt, war in diesem Augenblick unbegreiflich verwirrt; dem Assessor einen Stuhl bietend, sprach sie einige schüchterne Worte, die Abwesenheit der Mutter entschuldigend. Doch eben diese Befangenheit, das Erröten und die gesenkten Augen, gaben dem lieblichen Gesichtchen einen neuen Reiz. In den Blicken des Assessors sprach sich seine Überraschung aus, in diesem unbedeutenden Orte eine Mädchenblume von solch seltener Schönheit zu treffen.

Auf die harmloseste Weise eröffnete er ein Gespräch; bald verlor Ida ihre anfängliche Scheu und wagte ihn neugierig anzublicken. Der feingeschnittene, von heiterem Lächeln umspielte Mund, die freundlich blickenden blauen Augen, die weiße, von blondem Haar umrahmte Stirne hatten nichts furchterregendes; viel drohender blickte der Oberamtmann drein, wenn er die strenge Amtsmiene annahm, die sogar von dem verwöhnten Töchterlein gefürchtet ward.

Als die Oberamtmännin, von dem Besuch benachrichtigt, nach einiger Zeit ins Zimmer trat, fand sie zu ihrer Befriedigung Ida in unbefangenem Gespräche mit dem adeligen Assessor; sie sah dessen Blicke mit dem Ausdruck lebhaftesten Wohlgefallens auf Ida ruhen, und während sie ihn aufs artigste begrüßte, sagte sie sich selbst in geschmeichelter Muttereitelkeit: „Er mußte ja wahrnehmen, daß Ida eine sorgfältige Erziehung genossen hat.“

Sie nahm Teil an dem Gespräche, das sich lebhaft fortspann, bis die reich vergoldete Stutzuhr auf der Kommode die Stunde schlug und der Assessor mitten im Gespräche abbrach.

„Schon so spät?“ rief er, sich rasch vom Stuhl erhebend. „Ihre fesselnde Unterhaltung ließ mich die fliehende Zeit vergessen. — Mir bleibt noch ein ernstes Geschäft zu erledigen. Ich empfehle mich Ihnen auf Wiedersehen, meine Damen.“

Hochaufgerichtet stand er, als er dies sprach. Ein Schatten verdüsterte sein Gesicht, auf der weißen Stirne war eine Furche zu sehen, und die Augen blitzten ernst unter den gefalteten Augenbrauen. Die Oberamtmännin war überrascht, Ida tief erschrocken, als beide seinen kurzen Abschied erwiderten.

„Er ist furchtbarer, als selbst Papa in seinem Amtsernste —“ dachte das Mädchen, als die Thüre sich hinter dem Assessor schloß.

Buntes Allerlei.

Der Igel.

(Zu unserem Bilde auf Seite 681.)

Ist auch der Igel, dieser Stachelheld, kein Amerikaner, so ist er doch so weltbekannt, daß wir ihn wohl in Wort und Bild unseren Lesern vorführen dürfen. Seine Heimat ist das gemäßigte Europa und ein Teil von Asien. Er hat etwa die Größe einer Katze und ist überall, nur am Bauche nicht, mit zollangen, gefleckten Stacheln besetzt. Er haust unter Baumwurzeln und in Erdlöchern, die er für den Winter vorsorglich mit Laub, Moos u. dgl. staffiert. Seine Füße sind kurz und etwas schiefstehend, aber wackere Läufer. Das scheue Tier schleicht nur im Dunkel der Nacht auf Beute; man hört ihn dann wohl durchs Laub der Büsche oder durchs Halmenfeld rascheln — aber plötzlich liegt er still zu einer Nadelkugel zusammengerollt. In dieser Gestalt ist er wirklich unangreifbar. Hetzt man Hunde auf den Igel, so laufen sie rings um den grimmen Knäuel und umklaffen ihn feindlich, ohne einen Angriff zu wagen. Nur mit Wasser begossen, entkugelt er sich wieder, und der Fuchs soll dies benutzen, indem er ihn mit arger Lauge bewässert und so gleichsam auftaut. Dieses seltsame Stachelwerk giebt dem Igel auch anderweitig Schutz. Wie ein elastisches Stahlfederkleid hält es jeden äußeren Druck ab, so daß er sich ungefährdet steile Abhänge hinunterrollen und von zehn bis zwölf Fuß hohen Mauern herabwerfen kann, ohne Schaden zu nehmen. Seine Unreinlichkeit hat ihm bei uns einen übeln Namen zugezogen, der jedoch ebenso wohl auf die schweinsborstähnlichen Stacheln und den Rüssel geschoben werden mag. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß auch andere Völker den Igel mit Namen belegen, welche auf eine solche Ähnlichkeit deuten. So heißt er bei den Inselgriechen Stachelschwein, bei den Engländern Hedgehog (Heckenschwein). Übrigens hat auch der Igel sein Verdienst, und in manchen deutschen Haushaltungen hat man ihn statt der Katze gezähmt, um Mäuse, Ratten und anderes Geziefer zu vertilgen. Selbst den Schlangen, auch den giftigen, geht er zuleibe, und bei dieser nützlichen Arbeit hat ihn Meister Specht dargestellt.

Eine neue Sprengkraft. Jeder, der auf ein Stück Ätzkalk Wasser geschüttet hat, um es zu löschen, hat bemerkt, daß der Kalk, indem er sich mit dem Wasser verbindet, aufschwillt und einen viel größeren Umfang einnimmt, als er bisher hatte. Diese Ausdehnung des Ätzkalkes in Verbindung mit Wasser, ist eine auf kurze Entfernung ausgeübte Kraft und, gerade wie die durch das Gefrieren des Wassers ausgeübte, fast unwiderstehlich. Diese Kraft ist in neuerer Zeit in den Minen Englands zum Absprengen der Kohlen benutzt worden. Zum Sprengen wird der Ätzkalk erst zu feinem Pulver zermahlen, dann mittels hydraulischer Pressen in Patronen oder Cylinder gedrückt. Eine zwei Zoll im Durchmesser große und sieben Zoll lange Form wird mit dem pulverisierten Kalk gefüllt und dieser mittels einer hydraulischen Presse von vierzig Tonnen Kraft zu einer festen Masse von etwa vier Zoll Länge zusammengedrückt. Nachdem in diese Patronen Längsrinnen zur Aufnahme des Wassers gemacht sind, können sie gebraucht werden. Wie für das Sprengen mit Pulver werden die Löcher gebohrt, in diese kommt die Kalkpatrone und wird dann wie gewöhnlich bedeckt. Durch eine Röhre in der Bedeckung wird das Wasser mittels einer Forcepumpe eingetrieben und kommt mit der Kalkpatrone in Berührung. Beim Löschen trennt das Anschwellen des Kalkes die Masse los, ohne daß Pulverdampf oder lästige Gase entstehen, und es entsteht kein Zeitverlust, um dieselben abzuleiten. Dieses Sprengverfahren wird außer in den Kohlenminen noch ohne Zweifel weitere Anwendung finden.

Ein Pferd als — Briefträger. Ein achtzehn Jahre altes Pferd des Oberst Mott, der ein paar Meilen von Westburg im Staate New York wohnt, besorgt seit Jahren allein und selbständig die Postverbindung zwischen dem Postamte und dem Hause seines Besitzers. Das Tier genießt jetzt das Gnadenbrot und treibt sich nach Gutdünken umher, wo es gerade Lust hat; pünktlich auf die Minute sucht es jedoch jeden Vormittag seinen Herrn auf, dieser befestigt eine leichte Ledertasche auf seinem Rücken, und das Pferd begiebt sich ohne jeglichen Aufenthalt nach dem Postamte. Dort entnimmt der Postmeister etwaige Briefschaften der Tasche, steckt die für Mott angekommenen Briefe und Zeitungen hinein, und das Pferd macht sich ungesäumt auf den Rückweg.

Das Wort „kaput“. „Kaput“ pflegt das Volk an vielen Orten für „entzwei“ zu sagen. Woher mag dieser sonderbare Ausdruck stammen? Gelehrte sind auf folgende Erklärung gekommen: Von den alten Alchymisten und Apothekern wurde mit der Aufschrift “caput mortuum” (Totenkopf) auf eine Büchse angedeutet, daß Gift darin enthalten sei, wie noch heut der Apotheker Totenkopf und gekreuzte Knochen zu ähnlicher Bezeichnung verwendet. Daher stamme die Übertragung des Wortes „kaput“ auf Totes, Zerbrochenes, Zerstörtes. Französisch gebraucht man die Wendung “Il est capot” für jemand, der im Kartenspiel keinen Stich gewinnt.

Gotteslästerliche, ungläubige und unsittliche Schriften sollen jährlich an vier Millionen in London gedruckt und verbreitet werden.

Eine fürchterliche Mahnung. Einer der tapfersten, aber auch grausamsten türkischen Sultane war Murad IV., welcher als zwölfjähriger Knabe am 30. August 1623 den türkischen Thron bestieg und am 9. Februar 1640 an den Folgen der Trunksucht nach kaum zurückgelegtem 29. Lebensjahre starb. Die Türken legten ihm den Beinamen "el Ghazi" (der Sieger) bei, denn seine Truppen fochten während seiner Regierungszeit mit Glück, er verbot das Weintrinken und Tabakrauchen und erschoß Betrunkene mit eigener Hand. Bald jedoch ergab er sich selber dem Trunk und verübte alsdann solche Grausamkeiten, daß er über 100,000 Menschen — worunter zuletzt seine Angehörigen, Lieblinge und Vertrauten sich befanden — hinrichten ließ. Da wurde ihm einst eine furchtbare Mahnung zu teil, die ihn für kurze Zeit zur Besinnung brachte. Am 25. Juni 1632 wütete ein sehr schweres Unwetter über Konstantinopel. Gegen Abend hörte es auf, brach aber gegen Mitternacht von neuem los. Murad IV. erhob sich von seinem Lager und wollte sich entfernen, als ein Blitz in das Schlafgemach fuhr und im Nu alles in Brand setzte. Die Sklaven stürzten herbei, um zu sehen, was dem Großherrn geschehen sei; doch dieser riß die Thüre des Gemaches auf und eilte mit gesträubten Haaren und erhobenen Armen durch die Gänge des Serails. Da erfolgte ein zweiter Blitzstrahl, welcher zwischen dem rechten Arm und der rechten Seite des Sultans hindurch fuhr und ihn an die Wand schleuderte. Entsetzen packte die Sklaven, welche sich alle zu Boden geworfen hatten; nach einiger Zeit kamen sie heran, hoben ihren Herrn, der in tiefer Ohnmacht lag, auf und riefen ihn ins Leben zurück. Am folgenden Tage ließ Murad viele Gefangene los, befahl, eine große Danksagung abzuhalten, opferte eine große Anzahl Schafe und ließ 20,000 Dukaten unter die Armen austeilen. Als jedoch etliche Wochen herum waren, verfiel er von neuem in sein altes Laster und endigte zuletzt im Delirium.

Eine sonderbare Petition. Der Präsident der französischen Republik hat unlängst eine Petition erhalten, die wohl einzig in ihrer Art sein dürfte. Vor mehreren Wochen hat das Schwurgericht des Norddepartements einen Verbrecher schlimmster Sorte, Masquelin, wegen Elternmords zum Tode verurteilt und Grevy hat diesmal von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht. Masquelin ist in Madeleine les Lille geboren und nun petitionieren die Bewohner dieser Stadt, nicht etwa um seine Begnadigung, sondern dafür, daß der Verbrecher in seiner Vaterstadt hingerichtet werde. Die Petenten, gegen tausend, machen geltend, daß Masquelin ihnen gehört, er ist in La Madeleine geboren, getauft und erzogen worden und die Hälfte der Einwohner steht mit ihm auf dem Duzfuße. Alles Gründe, um ihnen denselben zu lassen. Der triftigste Grund aber, den die guten Leute geltend machen, besteht darin, daß eine Hinrichtung ein Schauspiel ist, welches viele Leute anzieht. Aus dem nahen Lille würden zu derselben die Neugierigen massenhaft heranziehen, zu Hunderten und selbst zu Tausenden in La Madeleine übernachten, zum mindesten aber dort Geld verzehren. Für die Gast- und Schankwirte sowie für die übrige Bevölkerung würde daher die Hinrichtung Masquelins in seiner Vaterstadt ein wahres Glück, ein so gewinnreiches Ereignis, wie dasselbe seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Deshalb bitten die Einwohner von La Madeleine den Präsidenten der Republik inständig, er möge doch den Beschluß der Geschworenen, wodurch Douai als Ort der Hinrichtung bezeichnet wird, umstoßen und der Vaterstadt Masquelins zu ihrem guten Rechte verhelfen.

Ehrlichkeit in Rußland. Peter der Große war eines Tages im Senate sehr aufgebracht über die vielen Diebstähle, die ihm angezeigt wurden. „Schreiben Sie“, sagte er zum Kanzler Jaguschinsky, „jeder, der nur den Wert eines Strickes stiehlt, wird ohne Gnade gehängt.“ Der Kanzler lachte laut auf. „Wenn Ew. Majestät Lust haben, gar ohne Unterthanen zu sein, so soll es sofort geschehen.“ Jetzt lachte Peter seinerseits und — die Sache blieb, wie sie war.

Nicht aus der Ruhe zu bringen. „Schon wieder diese eselhafte Schlamperei! Du Dummkopf, wann wirst Du endlich einmal zur Einsicht kommen? Oder willst Du immer ein solcher Esel bleiben?“ — „Geben s' Ihna kan Müh', gnä' Herr, so grob, wie ich's vertragen kann, können's ja do net werd'n.“

Unüberlegt. Hans: „Du, die Türmer haben es doch in einer Beziehung schlecht, — die müssen ja wegen jedem Glas Bier vom Turm herunter!“ — Hugo: „Ah, die haben ja Flaschenbier im Keller, — die gehen nicht jedesmal zum Wirt!“

Sprechsaal.

F. F. in St. P. Jemand hat 7 Acker Land gekauft. Er will dieselben genau in Quadratform haben. Wie findet man die Länge der Seiten in Ruten, Fuß und Zoll?

Ein Acker hat 160 Quadratruten, 7 Acker also 7mal 160, also 1120 Quadratruten. Aus dieser Zahl muß, wie Sie ganz richtig bemerken, die Quadratwurzel gezogen werden. Eine solche läßt sich nur annähernd berechnen, aber man kann, durch fortgesetztes Wurzelausziehen, dem wahren Werte immer näher und näher kommen. Also:

Wurzel aus 1120 = 33.4664 . . . . . Ruten.

```
9
220
189
3100
2656
44400
40116
428400
401556
2684400
2077296
u. s. f.
```

Da nun .4664 Ruten = 7 Fuß 8.3472 Zoll, so wäre die Antwort auf Ihre Frage bis auf Zehntausendstel eines Zolles genau = 33 Ruten 7 Fuß 8.3472 Zoll.

E. B. in M. Ihre Frage läßt sich, ohne persönliche Beobachtung, nicht beantworten.

H. D. B. in W. H. Wir haben hier mehrere Fälle von Zerstörung der Häuser durch Ameisen. Es ist dies hier bis jetzt noch nicht vorgekommen, wir haben sie hier sonst nur an alten Stumpfen und verfaulten Baumstämmen, etwa im Mai, beobachtet, wenn die Sonne heiß scheint. Man kann sie dann bei Tausenden fliegen sehen. Ein Haus haben sie nun so ruiniert, daß man nur mit Lebensgefahr dasselbe bewohnen kann. Ein anderes Haus haben wir erst kürzlich repariert, haben die durchfressenen Teile herausgeschnitten und durch neue ersetzt. Das Haus steht zwar etwas zu tief, aber die Erde fiel doch von allen Seiten ab. Das Fundament hatte freilich keine Luftlöcher. Beim Bauen des Fundaments ist ein Holzblock liegen geblieben, welcher noch etwas in der Erde saß, von hier aus scheinen sich die Ameisen nach allen Seiten verbreitet zu haben.

Die Gefahr, daß die Ameisen ihr Zerstörungswerk wieder beginnen werden, ist allerdings vorhanden. Es ist also jedenfalls ein häufiges Nachsehen geboten. Durch Anwendung getheerten Holzes würde den Ameisen nach Möglichkeit gewehrt werden. Man sieht allgemein und mit Recht die Einnistung der Ameisen als ein sehr schwer zu beseitigendes Übel an. Möglich, daß einer unserer Leser ein Radikalmittel, sie aus den Häusern zu entfernen, kennt und uns freundlichst mitteilt. Wir werden übrigens in einer der nächsten Nummern einen kleinen illustrierten Artikel über einige Ameisenarten bringen.

G. Z. in F. d. L. 1. Was heißt das Wort „Pharaoh“? — 2. Wie heißt der deutsche Kaiser mit dem Familiennamen?

1. Das Wort — bekanntlich der gemeinschaftliche Titel der früheren egyptischen Könige — heißt „König“.

2. Der deutsche Kaiser entstammt dem Geschlecht der Hohenzollern, das seinen Namen der alten Bergfeste Zollern oder Hohenzollern in Schwaben verdankt. Nach der Tradition soll ein schwäbischer Graf Thassilo um das Jahr 800 die Stammburg gegründet haben und also der Ahnherr des Hauses sein. — In Berlin freilich geht der Kaiser unter dem Namen „Lehmann“, womit übrigens der Berliner, der, wiewohl politisch sehr freisinnig, doch der Kaiserfamilie sehr zugethan ist, keineswegs respektswidrig sein will. Bekannt ist die Anekdote, daß, als Kaiser Wilhelm einst, wie er es häufig zu thun pflegt, einen gemeinen Soldaten nach seinem Namen fragte, er nach einigem Zögern von diesem die schüchterne Antwort bekam. „Majestät — ick — ick heiße ooch Lehmann.“ —

G. W. in N. N. bittet um ein Rezept für einen Cement, der Pappe und Tuch gut bindet und von Feuchtigkeit nicht gelöst wird. Wer kennt ein solches?

D. Sch. in St. P. 1. Was ist ein Kompaß und warum zeigt derselbe immer nach Norden? 2. Wo ist die Bundeslade geblieben?

1. Der Kompaß enthält als wichtigsten Teil ein kleines, pfeil- oder rautenförmiges Stahlstäbchen, das mittels eines Hütchens auf einem Stift leicht beweglich ruht. Dieses Stahlstäbchen — die sogenannte Magnetnadel — hat die Eigenschaft, kleine Eisenteilchen anzuziehen und die noch wertvollere Eigenschaft, sich stets nach Norden zu wenden. Daß sich die Nadel mit ihren Enden gerade nach Norden und Süden wendet, hat seinen Grund darin, daß die Erde selber magnetisch ist und daß der Magnetismus derselben sich im Norden (in der Baffinsbai) und im Süden (südlich von Australien) angehäuft hat. Warum aber gerade hier, ist nicht bekannt.

2. Wahrscheinlich ist dieselbe mit der Zerstörung des salomonischen Tempels unter Nebukadnezar verbrannt worden. Nach einer jüdischen Tradition (2 Makk. 2, 4. ff.) soll der Prophet Jeremia auf göttlichen Befehl die Bundeslade vor der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar in einer Höhle des Berges Pisga verborgen, die Priester aber, welche dabei gegenwärtig gewesen, den Ort nicht wieder haben auffinden können. Auf keinen Fall kann bewiesen werden, daß sich im nachexilischen Tempel die Bundeslade befunden habe. Josephus versichert ausdrücklich, das Allerheiligste sei leer gewesen.

Inhalt:

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 26. Juni 1884. Nummer 44.

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von R. Fries. Revidiert für die Abendschule. (Schluß.)

Als man nach tage- und nächtelangem Arbeiten die Verschütteten aus dem Schacht ans Tageslicht bringen konnte, da glaubte man zuerst nur Tote vor sich zu haben. Bei den angestellten Belebungsversuchen fand es sich, daß drei noch einen schwachen Lebensfunken in sich trugen, es waren die drei Jüngsten, unter diesen Heinrich Schwartz, der Deutsche, "Dutch Charley's" Hüttengenosse und Schlafgeselle. Der Alte selbst hatte seinen erstarrten Arm so fest um den Leidensgefährten geschlungen, daß man die beiden mühsam voneinander lösen mußte. In dem Totenantlitz des alten Mannes stand der himmlische Friede, von Gottes eigenem Finger geschrieben.

Die Geretteten, unter diesen Heinrich, wurden der sorglichsten ärztlichen Behandlung und der treuesten Pflege übergeben, trotzdem aber währte es wochenlang, bevor man gewiß sein durfte, daß sie dem Leben zurückgegeben seien und ihre Gesundheit wieder erlangen würden.

Während dieser Zeit hatte Heinrich still und in sich gekehrt dagelegen und ein tiefer Ernst stand in seinem Antlitz, es war, als hätte die richterliche Ewigkeit ihm ihre Spuren eingeprägt. Er redete nicht mehr als das nötigste, — er hatte aber viel zu hören — nicht, was die Menschen um ihn her sprachen, sondern was der HErr, sein Gott, ihm zu sagen hatte, tief in der Seele Grund! Das Geheimnis des HErrn war ja bei ihm, und Er ließ ihn seinen Bund wissen, den seligmachenden Bund der Gnade, wo es heißt: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!"

Dachte er an jene Stunden und Zeiten im Schoß der Erde — dachte er an die Worte, welche da zu ihm geredet waren — an die unverdiente Liebe, welche ihn mit ihrem Arm umfaßt und sich ans Herz gezogen — dachte er dann noch weiter, daß diese Liebe eines treuen Menschenherzens aus Gott stamme, daß sie nur ein schwacher Abglanz der ewigen Liebe sei — da wollte es ihn schier überwältigen und es war ihm, als müsse er vor Scham und Schande über sein elendes, vergangenes Sünderleben den Bergen rufen, noch einmal über ihn zu fallen, und den Hügeln, ihn zu decken.

Jenes Päckchen, welches Berghoff ihm zugesteckt, hatte man ihm richtig eingehändigt, es enthielt das kleine, zusammengesparte Vermögen des alten Mannes. Er hatte Heinrich zu seinem Erben eingesetzt. Als man es diesem gab, hat er's lange in seinen Händen gehalten, ohne es zu öffnen, die Augen aber sind ihm übergegangen, als er auf dem Umschlag, darin dies Papiergeld sorgfältig eingewickelt war, mit großen, ungeübten Schriftzeichen die Worte des ersten Gebots las:

„Ich bin der HErr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir!"

Früher wäre ihm der wertvolle Inhalt ein hochwillkommenes Geschenk gewesen und würde dahingeschmolzen sein, wie Schnee an der Sonne! Die Inschrift dieses Geschenks aber wäre spurlos an ihm vorübergegangen.

Nun war es umgekehrt. Das Geld legte er zunächst kaltblütig beiseite, den Umschlag mit der Inschrift drückte er an seine Lippen und netzte ihn mit seinen Thränen, dann legte er ihn in seine Bibel und bewahrte ihn wie ein Heiligtum.

Was lag ihm nun ob zu thun? wie sollte sich seine Zukunft gestalten? — diese Fragen traten jetzt an ihn heran. Das erste mußte wohl sein, daß er an Elsbeth schrieb. Die Liebe zu ihr regte sich mächtig in ihm, er empfand zu seiner nicht geringen Beschämung, daß er seines Glückes bisher durchaus unwert gewesen. Einen langen Brief zu schreiben — alles das ausführlich und eingehend zu berichten, was ihm widerfahren sei, dazu fühlte er sich nicht imstande. Nur die eine große Hauptsache solle sie wissen, daß er ein neuer Mensch geworden. So entstand denn folgender Brief:

„Liebe Else!

Es ist mir so gegangen, wie es von dem verlorenen Sohn heißt: ‚Da schlug er in sich und sprach: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen', nämlich zu meinem himmlischen Vater. Mir ist viel Schreckliches und viel Gutes geschehen, alles in allem gerechnet aber sage ich: ‚Mir ist Erbarmung widerfahren!' Nun weißt Du wohl, wie es mit mir steht, und wirst Dich gewiß darüber freuen. Daß Du mich, so wie ich früher war, hast haben wollen, begreife ich nicht; ich bin nicht wert gewesen, daß Du den Kopf nach mir drehtest. Wenn es jetzt Gottes Wille ist, daß wir nochmals wieder zusammen kommen, kannst Du mich getrost nehmen, ich darf es sagen: Du sollst jetzt nicht mit mir betrogen sein! denn ich lebe von nun an nach Gottes Wort, und wenn Du Deine

Hände faltest, da falte ich sie auch, und was Du betest, das kann ich auch beten! da soll es mit Gottes Hilfe keine Not haben, denn so allein können Mann und Frau glücklich zusammen sein. Ich habe ein sehr großes Wünschen in mir, Dich zu sehen und zu sprechen, aber es kann doch noch Zeit darüber hingehen; denn ich bin wohl mein eigener Herr, aber auch nicht, weil ich Gottes Knecht bin; und Gott hat mich hierher gebracht und ich muß bleiben, bis er sagt: ‚Geh nun.‘ Ich bin ein ganz geringer Kohlenarbeiter und bin so schwarz im Gesicht, daß Du mich nicht kennen würdest — aber früher war ich schwarz inwendig, dann ist dies doch besser, und was thut auch all das andere, wenn man nur ein Kind Gottes ist. Sei so gut und schreibe mir nach Staunton auf die Post, da hole ich es mir ab. Und dann bete jeden Tag für mich, das thut mir sehr nötig, denn ich bin in beständiger Gefahr. Gott sei Dank, daß hier eine Kirche ist und ein lieber treuer lutherischer Pastor, der sich meiner mit großer Liebe annimmt! Dein Heinrich.“

Leicht war es ihm nicht geworden, zu dem Entschluß zu kommen, vorläufig noch ein Kohlenarbeiter zu bleiben. Es fehlte nicht an der lockenden Stimme, die ihm zuflüsterte: Du hast ja nun Geld genug, sei doch kein Narr, hier zu bleiben! jeden Tag kannst Du dabei zu Tode kommen. Kaufe Dir einen feinen Anzug, daß Du Dich sehen lassen kannst vor den Leuten, setz' Dich auf die Eisenbahn und fahre nach New York zu Deiner Braut, da wirst Du mit offenen Armen aufgenommen.

Das war sehr verlockend. Aber Heinrich saß wieder in Karl Berghoffs Behausung, wo alles ihn an den alten Freund erinnerte; da fragte er sich denn auch, was der dazu sagen würde? und vernahm deutlich seine Rede und Antwort, die lautete: „Wart noch ein wenig, mein Junge! Du bist hier noch nicht fertig, der liebe Gott will Dich hier noch in seiner Schule behalten!“

So blieb er denn, fuhr jeden Morgen getrost und in Gottes Namen mit den andern in die Tiefe und befahl sich mit Leib und Seele dem HErrn; und jeden Abend kehrte er zurück in die bescheidene Behausung, kochte sich seine einfache Mahlzeit und aß sein grobes Brot und legte sich keinen Abend nieder, ohne Berghoffs Bibel aufgeschlagen zu haben.

Dabei gedieh er sichtlich. Im Herzen war er ganz ruhig und zufrieden, und seine Gesundheit erstarkte, seine Schultern und Brust breiteten und weiteten sich und seine Arme wurden stark und muskulös.

Elsbeth hatte ihm sogleich nach Empfang seines Briefes geschrieben, und die Nachrichten, die sie ihm mitgeteilt, hatten ihn gebeugt und erhoben. Seines Vaters Schicksal und Tod war ihm ein neuer starker Beweis von der rettenden Hand Gottes, doch war's ihm leid, daß nicht der eigene Sohn, sondern Fernerstehende an seinem Sterbebette gestanden. Daß aber aus jedem Worte des Briefes das treue, wackere Herz des Mädchens ihm entgegenschlug, das machte ihn so voll Freude und Dank, daß er laut hätte singen mögen und es schmerzlich empfand, keine Menschenseele zu haben, der er sich mitteilen konnte. Am Schluß ihres Briefes schrieb Elsbeth, daß sie zwar den Tag segnen wolle, wenn sie sein Angesicht wieder sähe, dennoch wolle sie sprechen: „Harre nur auf Gott! denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!“

Nicht lange hernach, als Heinrich eines Abends in seine Hütte zurückkehrte, fand er einen fremden Mann; der hatte sich auf den Schemel an den Herd gesetzt und sein Gesicht mit den Händen bedeckt. Aber trotzdem erkannte ihn Heinrich alsbald. Es war Konrad. Aus den Zeitungen, welche das Grubenunglück ausführlich berichtet, hatte er unter den Namen der Geretteten seinen alten Freund Heinrich Schwartz gefunden. Gern hätte er ihn sofort aufgesucht, konnte sich aber von seinen Verpflichtungen nicht früher losmachen.

Jetzt war er da, wie er leibte und lebte.

„Na, höre mal, alter Junge!“ rief er aus, „Du siehst aber schwarz aus! ich wollte Dir einen Bruderkuß geben, aber Du scheinst mir abzufärben! aber schad't nicht, komm' man heran!“ und damit schloß er den Schwarzen in seine Arme und machte sich nichts aus dem Abfärben!

„Also, so weit wären wir denn in dem gepriesenen Amerika“, fuhr er fort. „Du machst ja jedenfalls Deinem Namen Ehre! das muß man Dir lassen! — wenigstens bis Du Dich gewaschen hast. Besorge das nur erst mal, damit ich sehe, wie Du in Natura aussiehst; scheinst mir übrigens bei alledem auseinander gegangen zu sein, kannst Dich sehen lassen unter Brüdern, und nach Deinem Händedruck zu urteilen, bekommt Dir Luft und Wasser nicht übel, und wächst wahrscheinlich kein Gras, wo Du hinschlägst!“

Inzwischen hatte Heinrich sich gereinigt und seinen Sonntagsrock übergeworfen und schickte sich an, das Feuer auf dem Herde anzuzünden, um eine Mahlzeit zu kochen. Aber Konrad wehrte es ihm, indem er aus den weiten Taschen seines großen Überziehers Eßwaren aller Art hervorholte: Brot, Wurst, Käse und eine Flasche Wein.

„Siehst Du, daß Du hier nicht viel zu beißen und zu brocken haben würdest, konnt' ich mir denken, darum hab' ich was mitgebracht. Na, lange man zu und trink auch 'mal!“

Und nun erzählte Heinrich, und Konrad hörte, und je länger er hörte, desto ernster ward sein Gesicht und desto schwerer stützte er seinen Kopf auf beide Arme, und als die Geschichte zu Ende war, sagte er lange Zeit garnichts, und es war ganz still über den beiden in Karl Berghoffs alter Behausung.

Dann sprang Konrad mit einem Ruck auf und lief hin und her in dem engen Raum, als säße ihm eine übermächtige Gewalt im Nacken. Zuletzt blieb er vor Heinrich stehen und fragte: „Sag mir mal, wo habt ihr den alten Kerl begraben, das mußt Du mir morgen zeigen, da will ich doch den Hut abnehmen und ein Vater-Unser beten!“ — Heinrich nickte beistimmend, holte stillschweigend die Bibel und las seinem Freunde Konrad das ganze 15te Kapitel aus St. Lukas vor. Das hatte der lange nicht gehört, und daß er's von dem lustigen Heinrich zuerst wieder hören mußte, das machte einen viel tieferen Eindruck auf ihn, als wenn er's in einer Kirche unter der Kanzel gehört hätte.

Am nächsten Tage standen die beiden Freunde an dem kleinen Hügel, wo sie Berghoff hingelegt hatten und wo Heinrich ein selbstgemachtes weißes Kreuz aufgerichtet. Konrad zog da wirklich seinen Hut und betete ein stilles Vater-Unser. Dann wandte er sich an Heinrich und sagte: „Du, es ist doch eigentlich ganz schändlich, daß man so wenig an seinen HErrgott gedacht hat!“

Dann gingen sie zur nächsten Bahnstation und lösten sich Karten nach New York.

15.

Nachdem Else ihrem Pflegevater den gewünschten heißen Thee bereitet und er die folgende Nacht in tiefem Schlafe zugebracht hatte, schien dennoch der Eindruck, den er am Bette des Sterbenden im Hospital gehabt, nicht spurlos an ihm vorübergehen zu sollen.

Er blieb nach genossenem Frühstück ernst und gesenkten Hauptes in seinem Stuhle sitzen und auf des Mädchens Frage, ob er sich krank fühle, — erwiderte er mit geschlagener Miene, er wisse das selbst nicht recht, aber jedenfalls wolle er heute ruhig zu Hause bleiben, er wäre auch gewiß garnicht so aushän-

sig geworden, wenn er nur etwas zu thun hätte! und dabei ward er ganz weinerlich.

Elsbeth wollte ihren Ohren nicht trauen und mußte zuerst nicht, was sie darauf erwidern sollte. Sie mußte dem alten Manne darin recht geben, ihm fehlte eine Beschäftigung und eine von obenher leitende Hand. Früher in den alten Verhältnissen der deutschen Heimat hatte sich sein Tagewerk abgesponnen wie ein Uhrwerk, es war auch nie die Rede davon gewesen, was er wollte, sondern nur, was Frau Margreth wollte. Damals war er in seinem ruhigen Gang geblieben, wie tausend andere, und von Unordnungen und Verirrungen keine Rede.

Elsbeth machte sich Vorwürfe, dies nicht längst erkannt und bedacht zu haben, sie sagte sich, daß es bei seiner Art nicht anders mit ihm habe kommen können, und fragte sich, was nun zu thun sei, um ihm wieder auf einen besseren Weg zu helfen.

In den langen Winterabenden hatte er auf dem Haidhofe aus Stroh und Binsen schöne Matten geflochten und aus weichem Holz allerlei Geräte geschnitzt. Sie sagte ihm kurz und bündig, ohne erst um seine Einwilligung zu fragen, er möge hingehen, um dies Material zu kaufen, und dann könne er sofort mit der Arbeit beginnen. Sie werde diese Matten, Löffel, Quirle in ihr Ladenfenster aushängen und alles, was daraus gelöst werde, solle sein Eigentum bleiben, sie würde aber das Geld in eine Sparkasse thun.

Der alte Mann war zu allem bereit und sichtlich neu belebt und schon am Nachmittage machte er sich ans Werk, und am Abend war die erste Fußmatte fertig.

Das war ein froher Tag für beide, Else meinte, der erste, den sie in Amerika verlebt.

Es sollten ihr aber noch viele frohe Tage erblühen und es war, als ob mit diesem Tage die Sonnenwende eingetreten.

Das nächste frohe Ereignis war Heinrichs Brief. Das Herz zitterte ihr und jubelte zugleich, als sie ihn las. Was mochte ihm geschehen sein, daß eine solche Veränderung mit ihm vorgegangen? und was mochte er gelitten haben und noch immer dulden müssen, da er ein Kohlenarbeiter geworden? — gewiß war die gewaltige Hand Gottes über ihn gekommen; er selber pries diese Hand als eine gnädige, sollte sie es nicht auch thun? — O, sie ward dessen so freudig gewiß gemacht, daß der HErr mit ihm und mit ihr sei, daß Er nichts als Gedanken des Friedens mit ihnen habe und daß Er ganz gewiß noch alles wohl machen werde. Es ward ihr zu Mute, als wäre ein Festtag in ihrem Leben angebrochen, sie muß diesen Tag feiern, sie holt ihre Bibel, sie läßt das Buch auseinander fallen, da liegt der 92. Psalm aufgeschlagen vor ihr! und sie liest dies teure „Psalmlied auf den Sabbathtag“ in großer Freude und seligem Frieden, wie es anhebt:

„Das ist ein köstliches Ding, dem HErrn danken und lobsingen Deinem Namen, Du Höchster!“

Dietrich Veit hat auch dabei sein Schnitzmesser beiseite gelegt und die Hände gefaltet, wie er's gewohnt war, wenn früher Frau Margreth den Abendsegen las. Aber in Elsbeths Stimme, in ihren strahlenden Augen liegt etwas, das ihn staunend fragen läßt, was denn doch in dem Briefe gestanden?

„Ach, ja, ja, Vater! was drin gestanden, o Du sollst es hören, es ist dieses: Unser Heinrich war tot und er ist lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden!“ Dabei sprang sie auf, fiel dem alten Manne um den Hals und küßte ihn — es mochte wohl das erste Mal sein — und weinte helle Freudenthränen.

Dann bereitete sie ein festliches Mahl, wodurch es dem Alten erst recht einleuchtend wurde, daß etwas ganz Besonderes geschehen sein müsse. Hernach legte sie ihren schönsten Sonntagsstaat an und flocht sich blaue Bänder in die langen Zöpfe, und forderte den Alten auf, einen Spaziergang mit ihr zu machen, sie werde heute den Laden schließen.

Aus all dem dumpfen Straßengewirre heraus wanderten die beiden, bis das weite, blaue Meer strahlend im Sonnenglanz vor ihnen lag. Da setzten sie sich unter grünen Bäumen auf eine Bank, so nahe dem Wasser, daß sie das köstliche Rauschen der kommenden und gehenden Wellen hören konnten, und Elsbeths Gedanken zogen weit, weit hin über den Ozean! sie hätte es hinüberrufen mögen in die ferne Heimat, daß der HErr ihr so gnädig sei, daß sie nun wirklich erfahren habe: „Seine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und Seine Wahrheit, so weit die Wolken gehen!“ — dann aber gedachte sie, daß die eine, welche ihr Glück am nächsten anging, das geliebte Schwester-Herz nicht mehr auf Erden sei und vielleicht der alte Jakob-Ohm auch nicht mehr; da hob sie ihre Augen zum Himmel hinauf und es kam ein Gefühl über sie, als ob die unsichtbare Welt ihr ganz nahe sei und ein Friedensgruß von dorther zu ihr herüberschwebe.

Die Meereswellen sangen dazu ihren alten Gesang von der Macht und Liebe des HErrn, der größer ist, als das Meer und die Berge, und der uns doch geliebet je und je!

Das war um die Zeit des Hochsommers. Die Tage waren nun schon kürzer geworden, — die Hitze hatte nachgelassen. Elsbeth hatte im Laden zu thun, wo es viele Kunden zu befriedigen gab, sie hatte eben den letzten abgefertigt, da trat ein Mann in die Thür, den breitrandigen Hut tief in die Stirn gedrückt, er verlangte ein Pfund Speck. Das Mädchen horcht auf, die Stimme kennt sie, sie blickt ihn scharf unter den Hut: „Konrad!“ ruft sie, „Konrad! wo ist Heinrich?“

„Nanu! ist's denn nicht erst 'mal an einem genug? — ich denke, mein liebes Schwesterchen soll sich recht freuen, den Bruder wieder zu sehen, und gleich frägt sie nach dem andern!“

Aber kaum hat er ausgeredet, da öffnet sich die Thür wieder, und der Erwünschte steht da in eigner Person. Nun wollte Konrad schon Kehrt machen, denn jetzt sei er doch überflüssig, er habe sich das wohl gedacht, und es sei ganz gegen die Verabredung, daß der Heinrich ihm auf dem Fuße gefolgt, er hätte mindestens eine halbe Stunde warten sollen. Er werde denn morgen wieder vorfragen, ob er auch nicht störe.

Aber Else reichte ihm die Hand und bat ihn mit ihren Augen und Lippen, den Scherz zu lassen und hübsch da zu bleiben, er gehöre doch ganz gewiß dazu. Das gefiel ihm wohl und er ließ sich leicht überreden. Doch hat er sich zunächst mit Dietrich Veit in die Ecke gesetzt und sich das Mattenflechten ganz genau erklären lassen. Während dessen haben die beiden andern leise miteinander geredet, und Else hat ihren Kopf an die breite Mannesbrust gelehnt und voll Vertrauen auf ihr künftiges Glück zu ihm aufgeschaut, und er hat sie geküßt in Freuden — jetzt ist er kein thörichter Knabe mehr, sondern ein Mann, gereift unter dem Geheimnis des HErrn!

Darüber ist der Abend herbeigekommen und die Dämmerung breitet ihre Schatten über den Raum. Konrad hat auch gemeint, es sei wohl Zeit, die Lampe anzuzünden, denn hier in Amerika habe man nicht Zeit, wie drüben in Deutschland, „in Schummern“ zu sitzen, hier heiße es: "time is money!" und sie hätten heut abend noch vieles zu bereden.

Konrad war denn nun auch der Wortführer und legte kurz und bündig die Zukunftspläne vor, welche er unterwegs mit Heinrich zurecht gelegt. „Also“, sprach er, „zum ersten: es wird Land gekauft! zum andern: Kostenpunkt, es wird ein Konsortium gebildet. Jeder leistet, was er hat und kann! zum dritten: im Staate Iowa wird eine Farm errichtet! zum vierten und letzten: wir bleiben zusammen, das heißt, wenn ihr den Redner als ehrsamen Bruder und Hausknecht für alles behalten wollt!“

Alle reichten ihm die Hände, der Bund ward geschlossen, und Elsbeths Bedenken, ob denn auch Geld genug vorhanden, glänzend widerlegt, dadurch, daß Konrad zunächst seine eignen nicht unbeträchtlichen Ersparnisse auf den Tisch legte; alsdann kam Heinrichs Erbschaft, und da das kleine gerettete Kapital, dank dem Ertrag des Ladens, noch unangetastet war, so machte dies alles zusammen eine Summe aus, wofür man sich immerhin ein ganz hübsches Stück amerikanischen Boden kaufen konnte.

„Nun aber sei denn auch keine Zeit zu verlieren", fuhr Konrad fort, „das neue Haus müßte vor Winter noch unter Dach sein, daß man warm und gut darin wohnen könne; weil aber auch vor allem in das neue Haus ein Hausvater und eine Hausmutter gehöre, so müßte schleunigst die Hochzeit gerüstet werden. Er sei der gewissen Zuversicht, daß die zunächst Beteiligten dagegen nichts einzuwenden haben wurden, und erbiete sich als zweiter Trauzeuge, — neben Papa hier" — dabei gab er ihm einen Rippenstoß — „seines Amtes zu walten."

Der zuletzt Angeredete hatte bisher ganz still, wie vor Staunen sprachlos dabei gesessen. Nun endlich ging auch ihm der Mund über von dem, des das Herz voll war: „In Gottes Namen! Kinder! In Gottes Namen! und das neue Haus soll ‚der neue Haidhof' heißen!"

Und so geschah es denn auch. Der neue Haidhof ward noch vor Winter unter Dach gebracht. An den alten Haidhof durfte man freilich dabei nicht denken, es war eben alles ganz, ganz anders. Als aber der Sommer kam, da ließ es Elsbeth keine Ruhe, es mußte ein Nußbaum gepflanzt werden vor der Thür, genau so weit vom Hause entfernt, als drüben in der deutschen Heimat, und Konrad hat sogleich eine Bank gezimmert, darauf man am Feierabend sitzen könne.

An demselben Tage, als man diesen Baum gepflanzt hatte, kam eine Erbschaft aus Europa für die neuen Ansiedler. [illegible] war ein stattliches Packet mit einem Begleitschreiben [illegible]. Daraus ergab es sich, daß der alte Jakob-Ohm heimgegangen und letztwillig verfügt habe, daß sein geringer Nachlaß ver[illegible] unter die Armen der Stadt verteilt werden, diese seine [illegible]jährige, von den Vorfahren ererbte und viel gebrauchte [illegible]bibel aber solle man seinen Verwandten in Amerika zukommen lassen.

Es war ein ehrwürdiges Erbstück, diese Bibel; nach alter guter Weise mit schön gearbeiteten silbernen Ecken und Spangen versehen, ein Meisterstück seines eigenen Handwerks.

Mit tiefer Bewegung hielten Elsbeth und Heinrich das heilige Buch in ihren Händen, und da sie es aufschlugen, fanden sie einen rotseidenen Faden gelegt bei der Stelle 1. Mose 28, 17: „Hier ist nichts anders denn Gottes Haus, und die Pforte des Himmels!"

Und sie gedachten dran, daß dies Wort der letzte Seufzer eines im HErrn Vollendeten gewesen sei, und es ging an ihnen vorüber, wie ein Grüßen der Seligen.

Der Nußbaum ist fröhlich gewachsen und gediehen, denn er stand am geschützten Ort und hat ihm nicht gefehlet an Regen und Sonnenschein.

Nach etlichen Jahren bildete er eine Krone, und die Krone warf ihren Schatten, darunter saß Elsbeth vom Haidhofe und lauschte empor in das Rauschen der Blätter, und wenn [illegible] der Büblein oder Mägdlein mit blonden Haaren die [illegible] deutschen Augen zu ihr aufschlug und sie fragte, was sie denn da hinaufhorche und was der Baum ihr erzähle, dann antwortete sie mit feuchten Blicken: „Der Baum erzählt:

‚Die Güte des HErrn reichet, so weit der Himmel ist, und Seine Wahrheit, so weit die Wolken gehen!'" —

Ende.

Fürstliche Seelenverkäufer und ihre Opfer.

Ein Blatt aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts.

IV.

Die von England gesandten Transportschiffe, auf welchen die deutschen Mietstruppen in die Neue Welt geschafft wurden, waren kleine gebrechliche, kaum noch dienstfähige Fahrzeuge, welche die ihnen anvertraute Menschenmenge kaum zu fassen vermochten. „Wir wurden darin gedrückt, gepökelt und geschichtet wie die Häringe", sagt Seume. Hängematten waren nicht vorhanden, weil sie zu viel Raum beansprucht hätten; dafür hatte man Verschläge übereinander in dem Zwischendeck angebracht, das an sich schon so niedrig war, daß ein erwachsener Mann nicht aufrecht darin zu stehen vermochte, und dort lagen nun zur Nachtzeit die Armen in zwei Schichten übereinander. „Die Bettkasten", heißt es bei Seume, „waren für sechs und sechs Mann; man denke die Menage (Einrichtung). Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt: es war für einen einzelnen gänzlich unmoglich, auf dem Rücken zu liegen, und ebenso unmöglich, sich umzuwenden. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: ‚Umgewendet!' und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis (mehr als genug) ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetsche." Ähnliche Erfahrungen mußten auch die schon früher über das Weltmeer gesandten Truppen machen. Als im Mai 1776 die Braunschweiger eingeschifft wurden, da schreibt Faucitt selbst an Suffolk: „Die Offiziere beklagen sich über die nichtswürdig engen und schlechten Schiffseinrichtungen. Die Kajüten sind zu eng, die Leute müssen förmlich aufeinander gepökelt werden. Zudem haben die Lieferanten in Bristol arg betrogen. Die Betten sind dürftig und dünn; die Kopfkissen nur fünf Zoll lang und sieben Zoll breit, kaum größer als Nadelkissen. Ein ganzes Bett, bestehend aus Matratze, Kissen, grober wollener Decke und Oberdecke, wiegt kaum sieben Pfund." Einer der Waldecker Mannschaften erzählt, daß auch auf dem Schiffe, welches ihn über den Ozean brachte, sechs Mann in einem Bette lagen, „und doch kamen wir", setzt er hinzu, „zum öftern mit den Köpfen hin, wo wir zuvor mit den Füßen gelegen hatten, oder fielen durch das starke Wanken des Schiffes aufeinander oder zum öftern aus unsern Betten heraus." Nehmen wir dazu nun noch die Folgen der Seekrankheit, besonders wenn man Stürme zu ertragen hatte, so kann man sich wohl ein Bild vor Augen stellen, dessen Einzelheiten geradezu haarsträubend sein mußten.

Auch die Kleidung der Soldaten war bisweilen eine recht mangelhafte. Am schlechtesten war es in dieser Beziehung mit den Braunschweigern bestellt. Derselbe Herzog von Braunschweig, der seinem Theaterdirektor jährlich 30,000 Thaler Gehalt zahlte und Millionen für den sinnlosesten Luxus ver[illegible]dete, wollte oder konnte nicht einmal brauchbare Uniformen für seine Truppen beschaffen. Sie hatten keine Mäntel und [illegible] ganz zerlumpt und zerrissen in Portsmouth an. Das [illegible]sche Ministerium streckte dem General Riedesel 5000 [illegible] Sterling vor, damit seine Soldaten wenigstens mit [illegible]

und Strümpfen versehen werden konnten. Die englischen Kaufleute waren nicht die letzten, aus dieser Not ihren Vorteil zu ziehen. Als man auf der See die Kisten mit dem englischen Schuhwerk für die Grenadiere öffnete, fand man dünne und leichte Damenschühchen und überhaupt lauter nutzlose Ware. Nach Canada mußten den Truppen neue Uniformen nachgeschickt werden.

Sehr übel war es auf den Schiffen mit der Reinlichkeit bestellt. Hören wir, was der waldeckische Regimentsfourier Karl Philipp Steuernagel, ein verständiger und zuverlässiger Beobachter, darüber zu erzählen weiß. „Obwohl", so schreibt er u. a., „täglich Läuseparade gehalten wurde, so kam dies Ungeziefer doch auf die Länge der Zeit so häufig unter uns, daß sich sogar der Offizier nicht zu schämen brauchte, eine Laus auf seinem Rockärmel zu erhaschen und über Bord zu werfen. Die Ursache von dieser ekelhaften Gesellschaft auf dem Schiffe kam daher, weil der mehrste Teil Soldaten lauter Leute waren, welche durch die in viele Gegenden ausgeschickten Werber waren zusammengebracht, mit keinem Hemde versehen waren, mithin die pro Mann empfangenen zwei Kommishemden nicht hinreichten, um einen so starken Besuch der Läuse abhalten zu können."

Die Schiffskost war spärlich und schlecht. „Heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck", schreibt Seume. Aber du liebe Güte, was für Speck! Er mochte wohl vier oder fünf Jahre alt sein, sah auf beiden Seiten schwarz aus, weiter nach innen gelb und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Kern. Nicht viel besser war das gesalzene Rindfleisch beschaffen, das ab und zu an die Stelle des ranzigen Specks trat und das die Soldaten roh zu essen pflegten. Schauderhaft war das Brot. „In dem Schiffsbrote", sagt Seume, „waren so viele Würmer, die wir als Schmalz mitessen mußten, wenn wir nicht die schon so kleine Portion noch mehr reduzieren wollten; dabei war es so hart, daß wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem Gröbsten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten, es einzuweichen, auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte uns, und zwar nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sei französisch, die Engländer haben ihn im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazine gelegen, und nun fütterte man die Deutschen damit, um wieder die Franzosen unter Rochambeau und Lafayette totzuschlagen". Zuweilen gab es allerdings auch eine Delikatesse, nämlich Pudding. Will die geneigte Leserin das Rezept haben? Hier ist es. Der Pudding wurde sehr einfach aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit Sußwasser und uraltem Hammelfett „angemacht". Ein herrliches Gericht, nicht wahr? Über die Maßen scheußlich war das Trinkwasser. „Wenn ein Faß heraufgeschroten oder aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdecke wie Styx, Phlegethon und Kokytus*) zusammen; große fingerlange Fasern machten es fast konsistent (dicht); ohne es durch ein Tuch zu seigen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen."

Was übrigens unsern jugendlichen Dichter betrifft, so sollte sich sein Schicksal, mit welchem wir uns doch noch ein wenig beschäftigen müssen, auch auf dem Schiffe etwas leidlicher gestalten.

Eines Morgens hatte er sich in einen Winkel des Quarterdecks zurückgezogen, um sich mit der Lektüre des alten römischen Dichters Horaz zu beschäftigen. Der Steuermann, ein roher und ungeschliffener Gesell, packte ihn ziemlich unsanft am Kragen, um ihn von der Bank zu werfen, da kam zufällig der Kapitän, ein gebildeter Engländer, hinzu, blickte in das Buch, in welchem der junge Soldat las und erlaubte letzterem auf seinem Platze zu bleiben. "You read Latin, my boy?" fragte er freundlich. "Yes, Sir", war Seumes Antwort. „Und Ihr versteht es auch?" ging das Fragen weiter. „Ich glaube, ja", antwortete Seume. „Das freut mich; in der Lage, in der Ihr Euch befindet, ist das eine gute Zerstreuung", äußerte der Seemann. „Das finde ich auch", meinte unser Rekrut. So ging es noch eine Zeitlang weiter. Von Stund an hatte Seume auf dem Schiffe einen mächtigen Freund und Gönner gewonnen, der ihm die Beschwerden der Reise nach Möglichkeit zu mindern suchte und ihn namentlich mit Lektüre versorgte. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsration dem exemplarischen Appetit seines Schützlings nicht entsprach, so ließ er ihm zuweilen heimlich „eine Nachtmütze voll Zwieback und Rindfleisch" zukommen, „welches in der That im eigentlichsten Verstande ein sehr wohlthätiges Stipendium war."

So vergingen Seume die Monate, die man auf dem Meere schwamm, einigermaßen erträglich, obwohl niemand ihn von den barbarischen Schlafstätten zu erlösen imstande war. Endlich, nach einer Reise von zweiundzwanzig Wochen, tauchte das Land der Neuen Welt, die Küste von Neuschottland, damals Akadien genannt, vor seinen Blicken auf. Gleich ihm begrüßten diesen Augenblick auch seine Schicksalsgenossen mit freudigen Gefühlen, obwohl niemand wissen konnte, welche neue Unbilden ihm in Amerika bevorstehen mochten, und unter lautem Hurrageschrei lief man im Hafen von Halifax, der Hauptstadt von Neuschottland, ein. Da New York und die anderen britischen Kolonieen in Nordamerika bereits in den Händen der Aufständischen waren, mußte man die neuen Truppen an jenem nördlicher gelegenen Seeplatze ausschiffen, den das Fort George und verschiedene starke Landbatterieen fast uneinnehmbar machten. Und hier, in der am hohen Felsufer, in öder, unfruchtbarer Umgebung gelegenen Hafenstadt Halifax sollten die vom hessischen Landgrafen verkauften Truppen auch liegen bleiben, ohne jemals gegen den Feind geführt zu werden, denn der Friede stand bereits vor der Thüre, der die Unabhängigkeit der Kolonieen vom britischen Mutterlande aussprach, — der Friede von Versailles im Jahre 1783.

Nach der Landung wurden unweit der Stadt Zelte aufgeschlagen und die ausgeschifften Soldaten in denselben untergebracht, obgleich es schon spät im Jahre und die Kälte in den leichten Leinwandhäusern eine sehr empfindliche war und manchen der armen verschacherten Deutschen aufrieb. Zu der Kälte, die „zum Heulen und Zähneklappen" war, gesellte sich noch eine erbärmliche und ungenügende Nahrung, so daß von den neuen Ankömmlingen immer mehr erkrankten. Übrigens war die Truppe die seltsamste und buntscheckigste der Welt, da sie in alten Uniformen von sämtlichen auf dem Kriegsschauplatze befindlichen britischen Regimentern einherging. Seume war dem weiter im Lande stehenden Regimente „Erbprinz" zugewiesen, bekam dasselbe indes niemals zu Gesichte, sondern that im Zeltlager von Halifax Dienst. Zum Unteroffizier befördert, erhielt er den Posten eines Regimentschreibers und sah sich als solcher allmählich so mit Arbeiten überhäuft, daß er sich aus dem einförmigen, abstumpfenden Lagerleben heraus ernstlich nach reger kriegerischer Beschäftigung, nach einer Begegnung mit dem Feinde auf dem Schlachtfelde sehnte. Dazu sollte es indes nicht kommen; der Friede setzte allen Hoffnungen auf ein thatenreiches Leben ein Ziel; die hessischen Truppen wurden eingeschifft, um wieder nach der Heimat befördert zu werden.

Die Rückfahrt nach Europa ward gewissermaßen „im Fluge" zurückgelegt, nämlich in dreiundzwanzig Tagen, anstatt der nahezu ebenso vielen Wochen, die man zur Reise nach Amerika gebraucht hatte. Eine große Anzahl von Schiffen „aller Arten und Nationen" segelten nach geschlossenem Frieden gemeinschaftlich nach Europa heim, und „ehe man sich's

*) Die mythologischen Hadesflüsse der Griechen.

versah", befanden sich die heimkehrenden deutschen Soldaten bei Cuxhaven, von wo sie nach ihrem Umschiffungsorte Bremerlehe geschafft wurden. —

Es kann nicht unsere Absicht sein, die ferneren Schicksale Seumes zu verfolgen. Ebenso liegt es außerhalb der Grenzen der vorliegenden Arbeit, die Mitwirkung der deutschen Truppen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen Amerikas zu schildern; wir hoffen, daß uns dies in einer späteren Serie von Artikeln vergönnt sein wird. Zur Vervollständigung dieser Skizze haben wir nur noch einiges wenige nachzutragen.

Der Gesamtverlust der deutschen Truppen während des fast siebenjährigen Revolutionskrieges stellt sich auf etwas mehr als vierzig Prozent der gesamten Mannschaft — vom bloß militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ein durchaus günstiges Verhältnis, wenn man damit die früheren oder späteren europäischen Kriege vergleicht. Im Gefecht fielen verhältnismäßig wenig Leute; die meisten kamen durch klimatische Krankheiten, angestrengte Märsche, übermäßige Strapazen und Entbehrungen und ungewohnte Lebensweise um. So wurden z. B. in einem einzigen Frühjahr dreihundert hessische Grenadiere vom Faulfieber dahingerafft, während in der Schlacht bei Monmouth achtundzwanzig Mann aus derselben Truppe am Sonnenstich starben. Von den Beschwerden und Entbehrungen, unter denen die Soldaten namentlich im Süden litten, kann man sich kaum annähernd einen Begriff machen. Die Soldaten wurden einigemal auf dem Marsche wie wahnsinnig vor Durst, aus Hunger machten sie sich aus dem für ihre Zopfe bestimmten Puder häufig einen Brei. Auch in den Garnisonen hatten sie meist schlechte Verpflegung und nur ausnahmsweise frisches Fleisch. Dabei Ungeziefer am Leibe, Ungeziefer in der Luft und am Boden, das den Ärmsten den Schlaf raubte. Das schlechte Trinkwasser war ohne Rum gar nicht zu genießen. Für Bier und Wein, welche den englischen Soldaten zugänglich waren, fehlte den deutschen das Geld. So stellte sich namentlich in den südlichen Garnisonen eine große Sterblichkeit ein. Dazu kam die den deutschen Söldnern doppelt gehässige Stimmung der Eingeborenen. Es würde unter diesen Umständen fast ein Wunder sein, daß die Regimentsverbände trotz alledem noch zusammenhielten, wenn nicht eine grausam eiserne Disziplin den Dienst erzwungen hätte.

Die Amerikaner rechneten stark auf die Desertion der deutschen Truppen und gaben sich alle Mühe, sie zu gewinnen. Schon Ende August 1776 passierte der Kongreß einen Beschluß, worin er geradezu zur Fahnenflucht aufforderte. Franklin ließ dies Dokument ins Deutsche übersetzen und es unter diejenigen schmuggeln, an deren Adresse es gerichtet war. Dasselbe war unterzeichnet von John Hancock als Präsident, von William Thomson als Sekretär und lautete also:

„Christliche Herren und Mitbrüder! Da unsere unversöhnlichen Feinde, die Minister von Großbritannien, es für unmöglich halten, mit ihren eigenen und unwilligen Truppen uns zu bekriegen, so haben sie sich an Eure Landesherren gewendet, welche Euch ihnen überlassen, um durch Euren Beistand wahrscheinlicherweise den grausamen Entwurf, uns zu unterjochen und zu Sklaven zu machen, ins Werk zu setzen. Da wir für nichts anderes streiten, als was Natur, Vernunft und die britische Konstitution erfordern, so sind wir völlig berechtigt und können es mit der größten Freudigkeit thun, unsere Sache den Händen Desjenigen zu empfehlen, der Gerechtigkeit ausübt und den Unterdrückten hilft. Wir haben uns an den Himmel gewendet; daher fürchten wir uns nicht vor dem, was uns Menschen thun können. Ja, da unsere Feinde sich äußerst bemühen, uns zu Grunde zu richten, halten wir es für unsere Schuldigkeit, uns an Euch zu wenden und Euch bei allem, was heilig ist, zu beschwören, daß Ihr überlegt, wie Ihr dereinst das dem schrecklichen Gerichte Gottes das unschuldige Blut, das Ihr vergießen müsset, verantworten wollet, wenn Ihr Euch entschließet, unseren Feinden beizustehen. Ihr könnt keine Ursache zur Beleidigung von unserer Seite haben. Wir haben Euch niemals das geringste zu leid gethan; Ihr wußtet auch nichts von den unglückseligen Ursachen unserer Streitigkeiten. Da ihr aber doch mit unseren Feinden an diesem Kriege, der weder nach den Gründen des Christentums, noch nach den Gründen der Weisheit und Ehre kann verteidigt werden, teil nehmet, so hoffen wir, Ihr werdet nichts zur Unterdrückung eines bedrängten Volkes beitragen. Eure Landsleute fanden, da sie zu Haus gedrückt wurden, in Amerika eine Freistatt zur Sicherheit und genießen auch jetzt derselben unter dem Schatten ihrer eigenen Weinstöcke und Feigenbäume in der vollkommensten Freiheit. Wir bieten Euch ebendasselbe an. Alle die, welche die Waffen niederlegen und sich mit uns vereinigen wollen, sollen hinlänglich Land bekommen und es sollen ihnen alle Bequemlichkeiten, nebst der gänzlichen Befreiung von allen Abgaben, auf zehn Jahre verschafft werden. Ihr sollet alle Vorrechte der eingeborenen Amerikaner und die vollkommenste Freiheit der Religion haben. Wenn aber keine der angeführten Ursachen eine Wirkung hat und Ihr noch ferner unseren Feinden beistehen werdet, so werden wir Euch nicht als Leute von Ehre und als Soldaten betrachten und unseren Leuten die schärfsten Befehle erteilen, keinem von Euch Quartier zu geben."

Der Aufruf hatte nicht den gewünschten Erfolg, und wir meinen, daß dies unseren deutschen Landsleuten zur Ehre gereicht. Ja, selbst in der Gefangenschaft blieben sie mit einer der besten Sache würdigen Treue bei ihren Fahnen und wiesen die lockendsten Anerbietungen und Verheißungen zurück. Die Desertion war im Laufe des Krieges unter den Deutschen geringer als unter den Engländern; namentlich hielten sich die in South Carolina und Georgia stehenden Regimenter trotz aller Entbehrungen und Strapazen viel besser als jene. Amerikanische Novellisten wie Cooper werden zwar nicht müde, diese unglücklichen, fremden Interessen geopferten Mietlinge als einen verächtlichen, kaum des Widerstandes fähigen Haufen zu schildern; allein alle diese Phantasieen werden von den Thatsachen auf Schritt und Tritt Lügen gestraft. Die hessischen Truppen zeichneten sich durch ihre Tapferkeit, Disziplin und Unverwüstlichkeit aus. „Die Herren Hessen machen Unmögliches möglich", meinte der sich ihnen ergebende Kommandant von Fort Washington. Die Braunschweiger bewährten in glücklichen und unglücklichen Treffen ihre alte Tüchtigkeit und Tapferkeit, und sie so wenig als die Hanauer trifft der Vorwurf, daß sie bei Saratoga in feindliche Gefangenschaft fielen. Auch die kleineren Kontingente, namentlich die Waldecker und Anspacher, schlugen sich sehr gut. Wenn die englischen Waffen schließlich dennoch unterlagen, so war es wahrlich nicht die Schuld der deutschen Soldaten, sondern die Unfähigkeit der verantwortlichen Offiziere und die Kurzsichtigkeit der englischen Politik.

Die Mehrzahl der deutschen Truppen wurde im Sommer und Herbst 1783 und der kleinere Rest im Frühling 1784 wieder nach ihrer Heimat eingeschifft. Es sind somit jetzt gerade **hundert Jahre**, daß die letzten von ihnen in Deutschland wieder eintrafen.

Es schmeckt doch gut.

Für Eltern und Kinder.

Meine Eltern waren rasch nacheinander gestorben, ich war genötigt, mir meinen Unterhalt selbst zu verdienen, und reiste auf Empfehlung eines Freundes meines Vaters nach Rußland zu einer reichen, kinderlosen Dame. Im nördlichen Deutschland benützte ich die kurze [illegible] Pensionsfreundin aufzusuchen, mit der ich immer noch in [illegible] Verkehr stand und die als Witwe eines Beamten in einem [illegible]

wohnte. Ich fand sie im eigenen Häuschen, das, von einem kleinen Garten umgeben, ein behagliches Heim bot, als Mutter eines reizenden Knaben, nur für diesen lebend und in ihm allen Trost und alle Freude findend.

Die Karte, die mich anmelden sollte, war nicht angekommen, die Überraschung deshalb groß, und als die erste Begrüßung und die ersten Fragen umgetauscht waren, dachte die gute Seele daran, mich auch leiblich zu erquicken. Sie hatte herrliches Kompott vom Obste in ihrem Garten und begann nun, mir Pfannkuchen zu backen. Da uns nur kurze Frist gestattet war und ich jeden Augenblick ausnützen wollte, stand ich plaudernd neben ihr, als sie mir den Leckerbissen bereitete, sah aber auch, wie der kleine Junge, der ebenfalls der Mutter in die Küche gefolgt war, von dem Rande des eben aus der Pfanne auf die Platte gelegten Kuchens etwas abriß und zum Munde führte. Erst sah ich eine Weile zu und fixierte den kleinen Schelm scharf; da er aber den Blick ruhig aushielt und mit Naschen gemütlich fortfuhr, hielt ich es für Pflicht, die Mutter darauf aufmerksam zu machen. Zu meinem Erstaunen aber war dieselbe weder erzürnt, noch sah sie darin etwas Besonderes; sie lächelte nur, legte die Hand auf den blonden Lockenkopf des Lieblings und sagte: „O, es schmeckt ihm ja so gut!“ Dabei sah sie ruhig zu, wie er nun desto kecker auch den knupprigen Rand des zweiten Kuchens mit den kleinen Fingern abbrach und verzehrte. —

Zehn Jahre waren vergangen, meine Dame war leidend geworden und die Ärzte sandten sie nach Deutschland; wir übernachteten in dem Städtchen, wo, wie ich wußte, meine Freundin noch lebte. In der Abendstunde, als ich meine Kranke zu Bett gebracht hatte, eilte ich vors Thor nach dem hübschen Häuschen, fand aber fremde Leute darin. Auf mein Fragen wies man mich in eine enge Straße, und ich erkannte dort in der alten Frau kaum die schöne, elegante Dame von damals wieder. Sie lebte, wie es schien, in drückenden Verhältnissen. Auf meine Erkundigung nach ihrem Sohne erzählte sie mir, er sei auf der hohen Schule; dabei unterdrückte sie einen Seufzer und meinte, es koste doch heutigen Tages gar viel, einen Sohn studieren zu lassen. Ihr kleiner Witwengehalt reiche knapp zu ihrem Unterhalt: so habe sie ihr Häuschen verkauft und wohne zur Miete, um ihrem Sohne nichts abgehen zu lassen. Die Universitätsjahre seien doch die schönsten des Lebens, und sie wolle sie ihm nicht verkümmern. Das alles klang wie eine Entschuldigung, und ich dachte unwillkürlich an das Naschen des Pfannkuchens und ihre Worte: „O, es schmeckt ihm doch so gut!“ Ließ er sich's wohl jetzt auch gut schmecken?

Zwei Jahre waren wir in Deutschland gewesen, meine arme Dame war nicht viel besser geworden, und das Heimweh zog sie nach Hause. Sie durfte nur in kurzen Strecken reisen, und wir mußten öfter einen längeren Aufenthalt nehmen. So war mir wieder ein Besuch bei meiner Freundin vergönnt, und diesmal erschrak ich heftig über die alte, gramgebeugte Gestalt. Auch sie schien fast verlegen, und statt des hellen Jubels, mit dem sie mich sonst begrüßte, brach sie bei meinem Anblick in Thränen aus. Die behagliche, elegante Einrichtung war verschwunden, das kleine Mansardenzimmer enthielt nur das Allernötigste, und kaum hatte ich auf dem zerrissenen Sofa Platz genommen, als ein kurzer, hohler Husten aus der Kammer nebenan erklang und sie hinwegeilte. Bald aber rief sie um Hilfe, und ich fand sie eifrig bemüht, das aus dem Munde eines Kranken hervorquellende Blut zu stillen. Nachdem uns dies gelungen, legte sie die fast leblose, totenbleiche Gestalt eines alten Mannes in die Kissen zurück. Ja, es war ein alter, abgelebter Mann, ein zwanzigjähriger Greis, der, mit kaltem Schweiß bedeckt, mit geschlossenen Augen dalag, kaum atmend und doch nach Luft ringend!

Wer hätte jetzt den reizenden Knaben wieder erkannt mit den rosigen Wangen, den blauen, lachenden Augen, wie er so keck die blonden Locken schüttelte, so leicht und graziös dahinsprang in dem schwarzen Samtröckchen, auch gelegentlich so übermütig den Rand des Pfannkuchens naschte? „Es schmeckte ihm doch so gut!“

Ja, er hatte sich das Leben gut schmecken lassen, hatte es bis zur Hefe genossen und lag jetzt da, entnervt an Leib und Seele! Die Mutter hatte nicht die Kraft, dem Kinde etwas zu wehren, was ihm so gut schmeckte; sie sah auch dann zu, als er das Leben genießen und sich gut schmecken lassen wollte, was es ihm an Lust und Freude bot, bis ihm Kraft und Bewußtsein entschwand, bis ihm der Taumelkelch der sinnlichen Lust aus der zitternden Hand sank, bis ihm nichts mehr gut schmeckte! — Jetzt hatte er das eigene und der Mutter Vermögen und die Gesundheit geopfert, jetzt lag er da, konnte nicht leben und nicht sterben — es war ein erschütternder Anblick und die arme Mutter der Verzweiflung nahe!

Einige Wochen darauf erhielt ich in Rußland die Anzeige seines Todes. Wie wird ihm das Abscheiden aus dieser Welt und das Erwachen in jener geschmeckt haben?

Die Isländer und ihr Leben.

Von Friedrich v. Hellwald.

In der Wüste des nördlichen Ozeans liegt ein seltsames Inselland von finsterem, abstoßendem, melancholischem Charakter, das in seinem Schoße so viel Merkwürdiges, ja so viel Wunder der Natur birgt, wie kaum ein ähnliches derart auf dem ganzen Erdenrunde, während andererseits seine Bildung doch wieder so einfach ist, daß sie eigentlich bloß aus Eis und Feuer zusammengesetzt erscheint. Es ist dies die Insel Island, deren heiße Springquellen, die „Geysir“ und der „Strokkr“, nebst dem mächtigen feuerspeienden Berge Hekla, ihren Ruf zur Genüge verbreitet haben. Wollen wir in kürze ein Bild der isländischen Verhältnisse aller Art gewinnen, so können wir die Insel am besten durch das charakterisieren, was auf derselben sich nicht findet: es giebt dort keine Baume, es wächst kein Korn oder sonstige Frucht, außer ein paar Rüben und Kartoffeln, die bloß zur Hälfte reifen; an wilden Vierfüßlern kennt man nur den Blaufuchs, der wie der Eisbär wahrscheinlich auf Treibeisschollen aus Grönland zu Besuch kommt, und das sehr seltene, erst vor etwa einem Jahrhundert eingeführte Renntier; es giebt keine Stadt außer Reykjavik, kein Dorf, außer Akreyri und Isafjördr, kein Wirtshaus außer einem in dem ersteren Dorfe, keine Hühner, keine Enten, keine Gänse, außer Wildgänsen, keine Schweine, keine Esel; es giebt keine Wagen, keine Industrie, keine Armee, keine Flotte, keine Hüter der öffentlichen Ordnung, außer einem einzigen Polizeimann in Reykjavik, keine Verbrecher. Was giebt es also in Island? — Schnee, Berge, Gletscher, heiße Quellen, Vulkane, Erdbeben, Nordlichter, Sümpfe und mehr als alles andere: Wüsten.

Aus dem vorher Gesagten ergiebt sich, daß die zahlreichen Ortsnamen, welche wir außer den genannten auf der Karte von Island finden, sich nicht auf Ortschaften in unserem Sinne beziehen, sondern lediglich auf einzelne Gehöfte, welche zwei bis drei Stunden voneinander entfernt liegen und oft durch reißende Gewässer getrennt sind; die meisten derselben liegen an der West- und Nordküste und nur wenige fallen dem Süd- und eine noch geringere Zahl dem Ostgestade zu. Was die Hauptstadt Reykjavik am Faxafjord anbelangt, über deren Bevölkerungszahl die Angaben zwischen 1400 und 2000 Einwohner schwanken, so ist die Landschaft um dieselbe noch immer eine der schönsten Islands, besonders wenn die Sonne die schneeigen Gipfel der Berge im Morgenlichte strahlen läßt. Die Uferlinien selbst sind voll Leben und Bewegung; Hügel drängen an Hügel, wogen vor und zurück, eröffnen hier ein weites Thal und springen dort in die See hinaus. Dem Strande zunächst reihen sich die schmucken größeren Häuser, sogar mit zwei Stockwerken und überragt von einem Kirchturme. Dahinter liegen die geringeren Wohnungen, im Stile von Menageriebuden, lang und niedrig aus Brettern erbaut, von der Schwelle bis zum Giebel mit Teer schwarz, die Fensterstöcke und Rahmen dagegen weiß angestrichen. Und dennoch erregt diese schönste der isländischen Landschaften bei aller Wohlgefälligkeit den Eindruck unheimlicher Öde, denn soweit das Auge reicht, so scharf es sieht, es findet hier keinen Baum, keinen Strauch. Die Stadt liegt zwischen Sümpfen und Schutt, so daß auf zwei Stunden im Umkreise kein größerer Fleck kulturfähigen Bodens anzutreffen ist. Vor Reykjavik, welches zwar nur eine unsichere Reede besitzt, finden indessen Schiffe, wenn sie um die Südwestecke der Insel biegen, den ersten Platz zum Ankern, denn die Südküste gewährt in ihrer ganzen Ausdehnung keinen Hafen.

Die Verteilung der Wohnplätze auf Island hängt mit der

Höhenentwicklung der Insel eng zusammen. Gegen Norden und Westen ist das Hochland eben allmählich abgedacht und können deshalb die Thalbildungen entstehen, welche allein bewohnbar sind; weiter als 25 bis 30 Meilen binnenwärts im Lande finden sich keine menschlichen Wohnungen mehr. Gegen Osten und Süden fällt dagegen das Bergwasser jäh und steil in die See. Dort im Südosten zeigt sich die isländische Felsennatur in ihrer ganzen Majestät und erhabenen Größe; hier sind die höchsten Berge und der größte Teil der Gegend erscheint dem Auge wie eine unendliche Masse von Schneebergen, in dichten Nebel gehüllt, zu welcher nur einzelne Engpässe den Zugang ermöglichen. Dennoch sagt den Dänen zum Trotz ein einheimisches Sprichwort: „Island ist das beste Land, welches die Sonne bescheint." So sehr liebt der Isländer seine düstere Heimat, so zugethan ist er der herkömmlichen heimischen Sitte.

Die Isländer unserer Tage sind an Zahl nicht bedeutend; die Insel hat jetzt nicht mehr denn 71,000 Einwohner, unter deren Kindern große Sterblichkeit herrscht. Die Isländer sind die unmittelbaren Nachkommen der alten norwegischen Einwanderer und haben die Reinheit des Blutes in einer Art erhalten, die in Europa vielleicht ohne Beispiel ist. Sie sind den Norwegern im Äußern vollkommen ähnlich, und die normannisch-germanische Abstammung spricht sich in Gestalt und Wesen aus. Der Isländer hat einen schlanken, eher kleinen als großen Wuchs, eine gesunde Gesichtsfarbe, schöne Zähne, helles, meist blondes Haar, ist kräftig, und die Männer sind ebensowenig schön, wie die isländischen Frauen und Mädchen. Die Sprache ist ein norwegisch-dänischer Dialekt, der durch die Abgeschlossenheit in der weiten Entfernung von der Heimat in seiner ursprünglichen Altertumlichkeit sich erhalten hat. Und wie sich in der Sprache des Volkes das Altnordische bewahrt, so gilt ganz dasselbe von Sitten und Gewohnheiten, Lebensweise und gesellschaftlichen Einrichtungen, nicht aber von dem Wesen der heutigen Isländer. Letzteres trägt nämlich einen entschieden ernsten, melancholischen Charakter. Sie sind stets ruhig, gelassen ernst, demütig und bescheiden, scheinbar sogar sehr phlegmatisch, aber nicht ohne Witz. Gelacht wird auf Island wenig oder gar nicht, selbst die Kinder spielen, lärmen und zanken sich nicht, sondern ergötzen sich in ruhiger stiller Weise. Der an Melancholie streifende Ernst spricht sich am entschiedensten darin aus, daß die Isländer, soweit bekannt, keinen Nationaltanz besitzen. Geräuschvolle Fröhlichkeit ist der Natur der Leute fremd, sie singen selten, selbst in der Kirche wird nur recitiert, und ihre Volkslieder mit ihren oft nur aus wenigen Noten zusammengesetzten Melodieen stimmen durch ihren monotonen Singsang unwillkürlich ernst und traurig. Lust und Liebe zur Arbeit ist nicht des Isländers Sache, doch beugt er sich der Notwendigkeit und ist dann standhaft und ausdauernd. Dagegen fehlt es ihm in der Regel an Energie und an jedwedem Unternehmungsgeist. In seinen Entschließungen ist er ebenso schwerfällig, wie in seinen Bewegungen. Unter den übrigen isländischen Tugenden rühmt man Grundehrlichkeit — Verbrechen sind thatsächlich unbekannt, und der größte Luxus, den man sich gestattete, war der Bau eines Gefangenhauses in Reykjavik, denn es steht beständig leer — ferner Treue, Zuverlässigkeit, ungemeine Gutmütigkeit und unglaubliche Genügsamkeit, abgesehen von dem Branntwein, dessen übermäßiger Genuß leider bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Zweifelsohne sind die Isländer mit viel natürlichem Verstande begabt; wenn ihnen aber eine überaus hohe geistige Kraft zugeschrieben wird, so ist doch dabei eine gewisse Überschätzung der im Lande vorhandenen Bildung im Spiele. Wohl findet man auf der ganzen Insel kein Kind von neun Jahren, das nicht lesen und schreiben kann; wahr ist aber auch,
daß es nur eine einzige Schule im Lande gieb[illegible]
weisung erhalten die Kinder lediglich von ih[illegible]
sie bloß das lehren können, was sie selbst wiss[illegible]
ner, daß fast in jedem isländischen Hause eine [illegible]
vorhanden ist, daß auch die Leute große[illegible]
haben, selbst die dienende Klasse, aber diese [illegible]
keineswegs dem, was man gewöhnlich unter [illegible]
Die Isländer sind wohl in einigen abstrakte[illegible]
in Geschichte und Poesie bewandert, in allgem[illegible]
stark zurückgeblieben. Da der Unterricht ledigl[illegible]
Hause stattfindet, so lernen allerdings die Töch[illegible]
Söhnen vorgetragen wird, von fremden Sprach[illegible]
kommt, etwas Latein und Dänisch, und [illegible]
liche Geschlecht dem männlichen an Wissen [illegible]
da; von sonstigen Fertigkeiten ist aber keine[illegible]
nahmsweise die Rede. Die Mädchen malen[illegible]
wirklich nichts zu malen giebt, sie musiziere[illegible]
strumente nur schwer zu beschaffen sind. [illegible]
der Insel vorhandenen Klaviere ließe sich [illegible]
an den Fingern herzählen. In der Hauptst[illegible]
man vier bis fünf Personen, welche englisch[illegible]
die lateinisch, eine oder zwei, welche deutsch[illegible]
welche eine Sprache reden, die für französ[illegible]
ländlichen Gegenden sieht es noch viel schl[illegible]
mit dem Latein der Pastoren ist es dort nicht [illegible]
Zwei bis drei Zeitungen, die sich auf die [illegible]
Nachrichten und auf einige Betrachtungen [illegible]
Regierung beschränken, genügen den geistige[illegible]
Keine politische Umwälzung, kein Obsiegen [illegible]
oder Königtum, keine wissenschaftliche Entdeck[illegible]
Leben der Isländer einen wesentlichen Einfluß[illegible]
Dampf noch Telegraph hat ihnen genützt, den[illegible]
Dampfmaschine oder galvanische Batterie auf de[illegible]
selbst jene Entdeckungen, welche von ganz allgeme[illegible]
sein schienen, wie jene auf dem Gebiete de[illegible]
Chirurgie, gehen spurlos an Island vorüber, das [illegible]
Arzt besitzt.

Die Häuser sind nur aus Steinen und R[illegible]
und inwendig bloß mit Holz, welches sehr teuer[illegible]
det; das Dach, aus Latten gezimmert, wird m[illegible]
gedeckt und von außen mit Grastorf belegt. [illegible]
sind natürlich sehr feucht und die Holzverkleidu[illegible]
wieder ab, so daß sie alle 25 Jahre erneuert [illegible]
Eine isländische Wohnung besteht übrigens [illegible]
zwei kleinen Häusern, das eine hinter dem and[illegible]
gang verbindet sie und am Ende dieses Ganges[illegible]
vorragt, befindet sich die Hausthür, die so n[illegible]
beinahe hineinkriechen muß. Der Gang selbst [illegible]
12 Fuß hoch und ebenso breit; im vorderen [illegible]
auf der einen Seite ein Gastzimmer, dessen [illegible]
sind, auf der anderen Seite ein Gesinde- oder [illegible]
in dem hinteren Raume befindet sich die Vorrats[illegible]
die Küche; einige viereckige Steine dienen zum Fe[illegible]
eine Tonne ohne Boden als Schornstein. Aber d[illegible]
Wohnung ist der obere Stock, in den man auf ein[illegible]
durch ein viereckiges kleines Loch steigt; diese Stub[illegible]
Namen „Badstube" (backtofa) gewiß mit Unrech[illegible]
länder der Jetztzeit sich niemals baden, wie viele [illegible]
Gelegenheit ihnen auch durch ihre warmen Quell[illegible]
wird. In dieser Badstube ist nun gewöhnlich [illegible]
Familie, Hausvater und Hausmutter, Kinder und [illegible]
versammelt, und dies Tag und Nacht. Gelüftet [illegible]
mit kleinen Fenstern im Dache versehene Raum niemals[illegible]
Luft ist darin förmlich verpestet. Sind die Erdw[illegible]
für das stürmische Klima passend, so frieren darin die Isländer [illegible]
doch, wenn das Quecksilber in der Glasröhre auf [illegible]



Schwarzwalder Bauernmadchen.

(Siebe Seite [illegible])

sinkt, obwohl sie besser als wir eine Portion Kälte ertragen, denn sie heizen mit nichts ein als mit der eigenen Körperwärme. Mit Ausnahme weniger reicher Häuser an den Küstenplätzen finden sich nämlich nirgends Öfen, weil Steinkohlen wie Holz viel zu teuer zu stehen kommen. Trotzdem pflegt der Isländer, um seine Kleider zu schonen, sich vor dem Schlafengehen völlig auszuziehen. Die Isländer führen, gleichviel ob Mann oder Weib, in Pulverhörnern Schnupftabak bei sich, den sie im Übermaß gebrauchen. Als große Hundeliebhaber überlassen die Leute bisweilen den Haustieren das Aufwaschen der Teller. Für Ordnung und Reinlichkeit haben die Isländer nur wenig Sinn, und ihre Wohnungen sind mit Schmutz angefüllt; ja sie ersticken förmlich im Unrat, weshalb auch die Krätze allgemein herrscht, ohne daß man sich [illegible] schämt. Einen widerlichen Eindruck macht auch der pro[illegible]sche Anzug der Leute, denn wenn man ein Bäuerlein mit [illegible]drücktem Cylinderhute, abgeschabtem Rock und mit [illegible] Schnapsflasche in der Hand betrachtet, so fühlt man sich [illegible] einen Berliner Eckensteher erinnert. Handwerker giebt es [illegible] Island nicht, einen einzigen Sattler ausgenommen. Sonst [illegible] jedermann sein eigener Schuster, Schneider, Zimmermann und Schmied, mit anderen Worten, wir haben hier ein durchaus primitives Gemeinwesen vor Augen, in welchem die Teilung der Arbeit erst zu sehr geringer Ausbildung gelangt ist.

Die Schwarzwälder.

(Zu unserem Bilde auf Seite 697.)

Die Schwarzwälder*) sind ein tüchtiger, lieber Menschenschlag von herzlicher Gutmütigkeit, munter und voll Lebenslust, und doch wieder der ernsten und geheimnisvollen Seite der Dinge sinnig zugewandt. Treu hängt der Schwarzwälder an seiner Kirche, doch schwingt sich leider um den Glauben wuchernd auch der Aberglaube. Das Volk glaubt noch an allerlei Kobolde, Elfen, Nixen, Wasser- und Berggeister. Aber hiermit geht doch ein recht tüchtiges, praktisches Eingreifen Hand in Hand, ist doch der Gewerbfleiß des Schwarzwaldes weit berühmt. Das Holz ist der Schatz, den der Schwarzwälder in aller Weise zu heben weiß. Die schönsten Stämme werden als Holländertannen die Bergwasser hinab in den Rhein und nach den Niederlanden geflößt, und mancher Schwarzwälder Stamm hat als Schiffsmast die Meere befahren und fremde Länder geschaut. Weiter dient das Holz der eigentümlichen Uhrindustrie des Schwarzwaldes. Gefertigt in der Waldeinsamkeit von einem kunstsinnigen, zum Nachdenken geneigten Volke, haben die Schwarzwälder Uhren in Bezug auf pünktliche Genauigkeit des Ganzen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Darum sind auch die Schwarzwälder mit ihren Uhren in ganz Europa unterwegs und auch nach Amerika wird immer noch eine beträchtliche Anzahl versandt. Der Dichter Auffenberg erzählt, daß er sich ganz kindisch gefreut habe, als ihm einst mitten in Spanien ein Mann mit den Worten „Grüß Di Gott, Landsmännle!" auf die Schulter klopfte. Es war ein Schwarzwälder Uhrenhändler. Auch hölzernes Gerät, wie man es im Haushalte gebraucht, wird viel vom Schwarzwald aus versandt. Das hackt und bohrt und [illegible]pert, wenn man durch den Wald fährt. Hier und da liegt in dunkler, schweigender Einsamkeit eine Terpentinschwelerei oder eine Pechhütte, deren gerade aufsteigende Rauchsäule [illegible] ihre strengen Düfte verbreitet. Dort, wo der Bach [illegible] hinabjagt, lugt aus dem tiefen Grün die Hütte des Holzflößers. Das Haus des Wäldlers ist von Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben, wegen des weit vorspringenden Daches. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen, unter denen der Holzvorrat liegt. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach bis auf den erhöhten Boden, so daß man wie über eine Brücke nach der Tenne der Scheune fährt und über den Köpfen von Menschen und Tieren drischt. In dem Häuschen schaltet noch gut deutscher Weise die Hausfrau und ihr zur Seite steht die rüstige, frische Tochter. Daß diese sich auch in einen überaus kleidsamen Sonntagsanzug zu kleiden weiß, das zeigt unser Bild — es ist ein echtes und rechtes deutsches Gesicht, das uns daraus entgegenblickt.

*) Der Schwarzwald ist ein Gebirge, das sich von Waldshut bis Basel steil aus der Rheinfurche erhebt und nach Norden durch Baden und Württemberg bis Pforzheim streicht.

Die Sitte und das Gesetz.

Für die Abendschule von **Dr. W. Sibler.**

Die Sitte ist nicht von außen geboten, sondern von innen entstanden, wiewohl meist ihre Entstehung in eine sagenartige Dämmerung gehüllt und geschichtlich nicht immer nachweisbar ist.

Gleichwohl ist die Sitte eine stillwirksame Macht, der sich niemand entziehen kann.

Sie hängt genau zusammen mit der Eigentümlichkeit der Familie, des Standes, des Stammes und des Volkes. So ist sie auch sehr verschieden, je nach dem Bildungsgrade dieser Gemeinwesen. Den größten Gegensatz bildet die Sitte an Fürstenhöfen und auf Bauernhöfen. Was auf diesen herkömmliche, unanstößige Sitte ist, erscheint an jenen als Unsitte und gröbliche Verletzung des hergebrachten Anstands und Ceremoniells. Hier wie dort aber fügt sich jedes Glied des betreffenden Kreises der herrschenden Sitte, als einer unwiderstehlichen Macht, und ein geringer Verstoß gegen dieselbe wird zuweilen schärfer empfunden als einer gegen die Sittlichkeit selbst.

Wie verschieden bei verschiedenen Völkern sind nicht z. B. die Sitten und herkömmlichen Bräuche und Gewohnheiten bei der Hochzeitsfeier, Volksfesten, Gedächtnisfesten großer Thaten der Vorzeit durch diese und jene gefeierte und berühmte Männer u. s. w.!

Im großen und ganzen hat aber auch auf diesem Gebiete das Christentum eine große und heilsame Veränderung hervorgebracht, wie die Sittengeschichte ausweist; denn unter den ungebildeten und gebildeten Heiden waren und sind die Sitten von ziemlich unsittlicher d. i. dem angeborenen Sittengesetz vielfach widersprechender Beschaffenheit. Hurerei und Trunkenheit war stehende Sitte selbst bei den [illegible]festen der gebildeten Griechen und der späteren entarteten Römer, und wüstes, rohes, unschlachtiges Wesen gilt auch als Sitte bei den [illegible]deten Heiden der Vor- und Jetztzeit in ihrem geselligen Verkehr.

Wo aber die christliche Lehre Macht gewann und die Predigt des Evangeliums ihre bekehrende Kraft ausübte, da wurden auch die unsittlichen Sitten niedergebrochen und andere und bessere kamen zum Vorschein, die dem ins Herz von Gott gepflanzten Sittengesetz nicht widersprechen. Und wo im äußeren Umfange der Christenheit gleichwohl örtlich hin und her noch die Sitte der Unsitte, z. B. bei Hochzeiten und anderen Festen, festgehalten wird, da ist es eben ein Zeichen, daß [illegible]wandelnden Kraft des göttlichen Wortes auch auf diesem Gebiete [illegible] widerstanden wird; denn wo diesem Worte Raum gelassen wird, [illegible] es nach allen Seiten ein sittiges, züchtiges, ehrbares und wohlanständiges Wesen; und selbst die Ungläubigen können sich dieser Macht nicht entwinden.

Das Gesetz dagegen ist eine von außen stammende Macht der Obrigkeit gegen die Untergebenen, die da ordnet und reguliert, [illegible] und durch Furcht der Strafe den Gehorsam erzwingt, die bürger[illegible]rechten wider die Ein- und Übergriffe der Ungerechten in ihrem [illegible] Freiheit und Leben schützt und verteidigt. Hier ist die Obrigkeit [illegible] Geben und Ausführen der Gesetze Gottes Dienerin, und es gilt [illegible] gleich, ob diese ihre Gesetze zu Nutz und Schutz des bürgerlichen Gemeinwesens Ausflüsse und Anwendungen des ins Herz geschriebenen [illegible]gesetzes sind, oder aus Rücksicht auf anderweitige Nützlichkeit [illegible]

wurden. Widerstreiten diese bürgerlichen Gesetze nicht dem Sittengesetze Gottes, so sind die Unterthanen oder Untergebenen (in Republiken) als Christen in ihrem Gewissen zum Gehorsam verpflichtet.

Unweislich dagegen wäre es von den Gesetzgebern gehandelt, solche Gesetze zu erlassen und durch Furcht der Strafe durchzutreiben, die wider unschädliche herrschende Volkssitte und altes Herkommen anlaufen und dasselbe aufheben sollen. Dies geschähe z. B., wenn ein Fürst in Deutschland seinen plattdeutschen Unterthanen verbieten wollte, sich dieser Sprache in ihren Familien, Verwandtschaften und geselligem Verkehr zu bedienen. Das würden die betreffenden Unterthanen viel härter empfinden als ein ungerechtes Gesetz übermäßiger Besteuerung; und mehr als durch dieses würde er sich durch jenes Verbot die Herzen seiner Unterthanen entfremden und sie gegen ihn erbittern.

Dagegen ist es recht, wenn die Obrigkeit durch gesetzliche Strafen einschreitet wider herrschend gewordene Unsitten, die auch dem bürgerlichen Gemeinwesen schädlich und verderblich sind.

Dahin gehört z. B. das nächtliche Aufhalten der Trinkhäuser, die Jahr- und Viehmärkte an Sonntagen und die sonstige Sabbathsschändung, der Vertrieb unsittlicher Schriften, die Ausstellung unzüchtiger Bilder in den Schaufenstern und was des mehr ist.

Was freilich die Sonntagsfeier an sich betrifft, so hat die weltliche Obrigkeit, als solche, damit nichts zu thun; die ist Sache des kirchlichen Gemeinwesens. Aber es ist ihre Pflicht, keine Sitte oder vielmehr Unsitte bestehen zu lassen, die das christliche Volk veranlaßt, die gottesdienstlichen Versammlungen zu versäumen, und tumultuarische Störungen derselben abzuwehren und die Schuldigen zu strafen. So liegt es auch im Interesse des bürgerlichen Gemeinwesens selber, daß seine Glieder wöchentlich einen Tag der Ruhe von ihrer Arbeit haben.

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von Luise Pichler. (2. Fortsetzung.)

6. Nicht am falschen Ende greift er die Sache an.

Nachdem von Auen den blauen Frack mit einem alltäglichen, braunen Rocke vertauscht hatte, begann er seine Thätigkeit mit einem Besuch im Krankenzimmer, das er sich weisen ließ, indem er sich artig jede Begleitung verbat.

Sehr verbindlich grüßte er Marie, deren Stellung im Hause sein scharfer Blick sogleich durchschaute. Dann stellte er sich schweigend am Bett des Kranken auf, der in fieberhaftem Halbschlummer lag. Während einer geraumen Weile haftete sein Auge forschend auf dessen bleichen Zügen. Dann fragte er in behutsam leisem Tone: „Der Substitut hatte wohl schwerlich Feinde?"

„Sicher nicht; Herr Henning lebte zurückgezogen und hat niemals Veranlassung zu Streit gegeben", versetzte Marie mit Wärme.

„Ich vermute das", erwiderte er, „man spricht von einem Wilderer, den er ertappt haben soll — mir scheint nicht wahrscheinlich, daß er den Angeber machen wollte, wo es seines Amtes nicht war. Eher ein Raubmordversuch. — — Führt der Kranke viel Irrreden?"

„Nur abgebrochene Worte —" versetzte Marie; „er ist zu schwach dazu; später, sagt der Doktor, werde das Fieber sich steigern."

„Achten sie wohl auf seine Reden, mein Fräulein, berichten Sie mir darüber!" Nach diesen Worten entfernte sich der Assessor mit achtungsvollem Gruße. Sofort begab er sich nach dem Gefängnis, worin der Angeschuldigte saß. Seit auch eine silberne Uhr, die bei ihm gefunden wurde, als die des Substituten erkannt worden war, galt seine Schuld für erwiesen. Seine Verteidigung, daß er die Uhr wenige Schritte von dem Erschlagenen im Schnee gefunden habe, wurde als plumpe Ausrede verhöhnt.

Es war zu später Nachmittagsstunde; da sich aber die Tage schon fühlbar verlängerten, streifte der letzte Strahl der Sonne noch das kleine Fenstergitter und warf einen hellen, rötlichen Schein durch den düstern Raum.

Der Gefangene saß auf seinem Strohlager. Beim Anblick des Assessors glitt ein Ausdruck der Hoffnung über seine Züge; aus seinen Augen leuchtete tiefe Dankbarkeit gegen den Mann, dessen Dazwischentreten ihn am Morgen vor den Prügeln gerettet hatte, mit denen der Oberamtmann ein Geständnis von ihm erpressen wollte.

Ohne Zögern, doch mit leiser, von tiefer Niedergeschlagenheit zeugender Stimme legte er genauen Bericht darüber ab, was ihn in den Wald geführt und wie er zuerst die Uhr im Schnee blinkend gefunden, eine kurze Strecke davon den anscheinend leblos Liegenden wahrgenommen habe.

Undurchdringlicher Ernst lag in den Mienen des Assessors, während er den Bericht vernahm. Vergebens forschte der Gefangene, zwischen Hoffnung und Seelenangst schwankend, in seinen Zügen. Der Assessor stellte noch einige Fragen und verließ dann das Gefängnis, ohne ein weiteres Wort weder der Drohung noch der Ermutigung an den Angeklagten zu richten.

Traurig blickte dieser ihm nach. „Nein, es kann mir ja niemand glauben! Ich seh's wohl ein — der Schein ist zu stark wider mich!" rief er verzweifelnd aus.

Eben erlosch der letzte flüchtige Sonnenstrahl, der scheidend das Fenstergitter begrüßt hatte. Im Gefängnis ward's plötzlich dunkel, — der Unglückliche schauderte, — ebenso lag das Leben jetzt vor ihm. In vollster Jugendkraft sah er sich begraben in die traurige Einsamkeit des Kerkers; vor ihm lag das Zuchthaus und die entehrende Gesellschaft von Dieben und Mördern, oder — er wußte ja nicht, ob das Opfer des Verbrechens noch am Leben sei — das Schaffot!

Tiefaufseufzend sank er auf sein Strohlager nieder und begrub das Gesicht in beide Hände.

Während dessen schloß der alte Balthasar, der als Amtsdiener auch das Gefängnis unter sich hatte, mit lautem Geräusch das rostige Schloß ab und schob die Riegel vor. Dann murmelte er mit neugierig schlauem Blick auf den Assessor: „Haben der Herr nicht bemerkt, wie kleinlaut der Kerl schon geworden ist? Der Herr Assessor hätten ihn in den ersten Tagen hören sollen, wie er lamentierte und seine Unschuld beteuerte! — Zwar, als ich die Uhr bei ihm fand, ist er kreideweiß erblaßt — hat noch immer geleugnet, — aber man las ihm die Angst im Gesicht ab. Lang kann er's mit dem Leugnen nicht mehr treiben, — eine tüchtige Tracht Prügel würde ihn rascher gefügig machen."

Ein strenger Blick des Assessors hieß den alten Unteroffizier schweigen. Einen Fluch über diese neumodischen milden Gerichtsherren unterdrückend, zog er den schweren Schlüsselbund ab und geleitete den Assessor zum Ausgang.

Als Herr von Auen in der folgenden Stunde wieder im blauen Frack in der Wohnung des Oberamtmanns eintrat, hätte in dem angenehmen Gesellschafter niemand den ernsten Juristen erkannt.

Seine fließende Unterhaltungsgabe entzückte die Oberamtmännin, vermochte sogar den mürrisch schweigenden Oberamtmann, am Gespräch teilzunehmen, und entlockte der anfangs scheuen Ida bald ein Lächeln, zuletzt ein munteres Lachen. Die Stunden dieses Abends verschwanden allen wie im Fluge. Erst als der Oberamtmann auf den Kriminalfall zu reden kam, der den Assessor hergeführt hatte, und seine Meinung zu hören verlangte, ward dieser plötzlich ernst und lehnte ebenso artig als entschieden jede Mitteilung über das Ergebnis der Untersuchung ab.

„Nun", versetzte der Oberamtmann in neu ausbrechendem Unmut, „ein junger Mann wie Sie mag die Untersuchung

verwickelt finden — ich versichere Sie, daß ein Beamter von langjähriger Erfahrung wie ich, Ihr gehorsamster Diener, den Prozeß einfach zu Ende geführt hätte. Das Beil und zuletzt die Uhr liefern klaren Beweis wider den Angeschuldigten. Gleichwohl leugnet der Kerl; — werden ihm tüchtig Prügel appliziert, so wird er gestehen."

„Derselben Meinung ist Ihr Amtsdiener und Gefängniswärter —" versetzte der Assessor, indem ein feines, kaum merkliches Lächeln seine Mundwinkel umspielte. Der Oberamtmann nahm's nicht wahr. „Ja", sprach er befriedigt, „der Balthasar ist ein Kapitalbursche, hat gedient und Routine erlangt. — Sagen Sie", fuhr er fort, „spricht man nicht davon, daß unser jetziger König — mit aller Ehrerbietung sei's gesagt — ein neues Strafgesetzbuch nach milden Grundsätzen ausarbeiten lassen wolle? Glück zu! Wird eine schöne Wirtschaft werden, wenn man die Herren Morder und Diebe schön bittet, daß sie sich zu einem Geständnis gütigst herbeilassen möchten."

„So weit wird es nicht kommen", erwiderte der Assessor, abermals lächelnd; dann ward seine Miene wieder ernst. Das Gespräch kam nicht wieder in Gang, bald erhob er sich, um sich in artigen Worten zu verabschieden.

Einige Stunden später, als im weiten Oberamtsgebäude alles zur Ruhe gegangen war, pochte der Assessor dem Amtsdiener Balthasar, der seine Wohnung zu ebener Erde neben dem Eingang hatte, und begehrte noch einmal in das Gefängnis geführt zu werden.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, zündete Balthasar, der eben aus dem Krankenzimmer zurückkam, seine Laterne an, nahm den schweren Schlüsselbund zur Hand und schritt dem Assessor voran nach dem Turme, in dem sich die Gefängnisse befanden.

Als er den Schlüssel ins Loch steckte, winkte ihm der Assessor, Behutsamkeit empfehlend. Geräuschlos traten sie ein und fanden den Gefangenen in tiefem Schlummer auf seinem Strohlager liegend.

Vorsichtig hob der Assessor die Laterne so, daß kein Strahl die geschlossenen Lider des Schlummernden traf; tief aufseufzend wandte dieser auf dem Lager sich um, ohne zu erwachen. Sein Mund bewegte sich, er sprach im Schlafe, die Worte waren undeutlich, nur den Namen Rösle verstanden beide Männer.

„Er spricht von seinem Schatz", flüsterte Balthasar, und seine Blicke kreuzten sich mit denen des Assessors. Beider Gedanken begegneten sich, dann verließ der Assessor ohne ein Wort das Gefängnis. Balthasar schloß die Thüre ab, legte die Riegel vor und schritt dem Assessor leuchtend voran, ohne ihn durch eine Frage zu belästigen.

Erst als am Eingang der Oberamtei der junge Beamte sich mit einem Kopfnicken von dem Invaliden verabschiedet hatte, sprach dieser, in seine kleine Wohnung zurückkehrend, für sich: „Der junge Herr ist schärfer als ich dachte, und nicht am falschen Ende greift er die Sache an. Im Schlafe verrät sich ein Mensch, wie er ist, und keine Verstellung hält Stand."

7. Wo ist der Schuldige?

In der Frühe des folgenden Morgens fuhr der Assessor nach Bergwalden ab, diesmal von Balthasar begleitet, der ihm die Stätte, wo der Verunglückte gefunden worden war, am genauesten weisen konnte.

Kopfschüttelnd nahm er diese in Augenschein; die Fußspuren waren durch Schneefall und Thauwetter verwischt worden.

Im Dorfe fuhr er zuerst beim Schultheißen vor, den er genau nicht nur über die Vorfälle jenes Tages, sondern auch über die Verhältnisse in der Gemeinde überhaupt befragte.

Der rechtschaffene, aber beschränkte Mann wußte nur verwirrte Auskunft zu geben; den einzigen Umstand, [illegible] war, rasches Licht in das Dunkel zu werfen, die Anklage [illegible] Kornwuchers, die der Substitut gegen den angesehensten [illegible] des Ortes erheben wollte, verschwieg er in seiner [illegible] um die Ehre der Bauernschaft. Hielt er es doch heimlich [illegible] einen günstigen Umstand, daß durch das Unglück des Substituten, so sehr er diesen im Übrigen bedauerte, doch [illegible] noch jene fatale Angelegenheit unterdrückt worden war. [illegible] Zusammenhang derselben mit dem Mordversuche erkannte [illegible] nicht. Noch eher konnte er den Sohn eines verschuldeten Kleinbauern, so unbescholten er sonst sein mochte, eines Verbrechens fähig halten, als den ihm selbst verschwägerten Heiligenpfleger. In seiner Verlegenheit den Fragen des fremden, ernsten Gerichtsherrn gegenüber nahm er sogar, wie oft schon, seine Zuflucht zu Peter Steiner und ließ ihn eilig ins Haus bescheiden.

„Dies ist der Heiligenpfleger, mein Vetter", stellte er den sofort Herzukommenden dem Assessor vor; „der ist ein gewitzter Mann, weiß mit Wort und Schrift eher umzugehen als ich."

Dem Assessor gefiel der Mann mit den harten Zügen und dem schlauen, tückischen Blick nicht; aber er bekam von demselben rasch und geläufig Bescheid auf alle Fragen, die er stellte.

Über die Familie des Angeschuldigten hatte der Schultheiß nur Gutes berichtet; der Heiligenpfleger aber zuckte die Achseln mit den Worten: „Es läßt sich nichts Böses von den Leuten sagen; aber — ich bin ihr Nachbar — da sieht man doch manches, das einem nicht gefallen kann. Die Leute sind sehr verschuldet und jetzt in großer Not; der junge Bursche war auch immer frecher Art. Das kannst Du nicht leugnen, Vetter Schultheiß."

„Nun ja, wenn man's so nimmt, er hat zu hoch hinaus gewollt", nickte der Schultheiß, dem es selbst ungehörig vorkam, daß der Sohn so verschuldeter Eltern sein Herz der reichen Nachbarstochter zuzuwenden gewagt hatte.

Der Assessor, der nicht ahnte, worauf sich diese Worte bezogen, ward abermals irre geführt.

Zuletzt fragte er nach dem Haus des Bauern Seefried, um sich selbst mit der Familie in Verkehr zu setzen. Vergebens versuchte der Heiligenpfleger, ihm diese Absicht auszureden, auch der Schultheiß meinte, es sei viel schicklicher, daß man den Bauern herbescheide, als daß der Herr Assessor sich in Person bemühe. Doch dieser bestand auf seinem Willen, und der geschmeidige Heiligenpfleger selbst erbot sich nun, sein Führer zu werden. Mit aller Bestimmtheit mußte der Assessor seine weitere Begleitung abweisen, als sie am Hause angelangt waren, da er bei seinen Beobachtungen dort nicht von einem Zeugen belästigt sein wollte.

Ein junges Mädchen mit rot geweinten Augen verließ bei seinem Eintritt hastig die Stube. „Wohin, mein Kind? Bleiben Sie hier!" redete der Assessor sie nicht unsanft, aber mit Bestimmtheit an.

„Sie gehört nicht zu uns, Herr — sie ist unseres Nachbars, des Heiligenpflegers, Tochter", sagte der Bauer, und der Assessor warf noch einen flüchtigen Blick auf das rasch verschwindende Mädchen. „Sie gleicht ihrem Vater nicht", dachte er; „der Heiligenpfleger ist ein schlauer, mir [illegible] Mann."

Dann richtete er die Blicke auf die Bauernfamilie, [illegible] in der Stube beisammen traf. Der Bauer mit der [illegible] vollen Miene, seine Frau, bleich und abgezehrt von [illegible] überstandenen Krankheit, die Kinder, ausgehungert und [illegible] geschlagen, gaben dem Auge ein trauriges Bild; dennoch [illegible] der Assessor sich nicht abgestoßen; redliche Augen [illegible] an, Ehrbarkeit sprach aus den Zügen der Eltern und [illegible] auch ihre Kleidung und die Einrichtung der Stube [illegible]

Bestreben der Reinlichkeit, die in der Not sonst von vielen gänzlich vernachlässigt wird.

Auch die kurze Unterredung, die er mit dem unglücklichen Elternpaar führte, machte guten Eindruck auf den Assessor. Schlicht und gerade, doch ohne Trotz, antwortete der Bauer auf seine Fragen. Die Augen der Bäurin erglänzten hell in Mutterliebe und Mutterstolz, als sie von ihrem Lieblingssohn, ihrem Erstgeborenen, sprach. Hatte doch die Mutterangst auch ihre Krankheit überwunden, so daß, als ihr Mann auf die Schreckensnachricht ihr Leben verloren gab, sie sich vielmehr andern Tages vom Bett erhob und, wenn auch bleich und schwach, ihrem Hauswesen wie sonst vorstand. „Mein Bub hat keinen Mord begehen können", rief sie, die Hände ringend; „lieber noch wäre er selbst verhungert, so viel kenne ich ihn!"

„Halt an Dich, Weib!" sagte ihr Mann; „die Herren vom Gericht dürfen Dir ja nicht glauben. Aber Gott wird dennoch die Unschuld ans Licht bringen."

„Er wird es — hoffet darauf!" sprach der Assessor mit ruhiger, klangvoller Stimme; dann verließ er mit freundlichem Gruße gegen Mann und Frau das Haus. Getröstet blickten beide sich an. „Das ist ein rechter Herr, ein guter Herr", sagte die Bäurin mit aufleuchtendem Blicke. „So wenig er gesprochen hat, so kann ich's Dir nun doch glauben, daß Gott unseres Sohnes Unschuld ans Licht bringen wird."

Indem der Assessor weiter ging, schritt er am kleinen Hause des Tagelöhners Jakob Link vorüber. Eine Pfeife rauchend stand dieser mit gespreizten Beinen unter der Thüre und schaute dem jungen Gerichtsherrn mit frechem Blicke entgegen.

Indem er die Kappe zum Gruß lüpfte, zuckte ein halb schadenfrohes, halb spöttisches Lächeln über sein breites Gesicht und blieb von dem Assessor nicht unbemerkt. Als dieser darauf sein Mittagessen im Wirtshaus einnahm, fanden sich höflicherweise sowohl der Schultheiß als der Heiligenpfleger dort ein, um ihm, indem jeder einen Schoppen bestellte, Gesellschaft zu leisten. Beiläufig warf der Assessor im Gespräch die Frage nach dem Bewohner des kleinen Häuschens am Ende des Dorfes auf.

„Der Jakob Link ist Holzhauer beim königlichen Forstamt", berichtete der Heiligenpfleger, dem Schultheißen mit der Antwort zuvorkommend.

„Mich wundert, wie ein Holzhauer in jetziger Notzeit Geld zu Tabak haben kann?" warf der Assessor fragend hin.

Ohne den abmahnenden Wink des Heiligenpflegers zu verstehen, sagte der Schultheiß: „Der Mann ist übel verrufen als Wilderer, und er muß Glück dabei haben, denn es soll, trotzdem er Weib und Kinder hat, in seinem Hause keine Not zu spüren sein."

„Ein Wilderer?" fragte der Assessor betroffen zurück. Ihm war's, als habe er von ungefähr eine Spur gefunden, die er weiter verfolgen müsse.

Aber der Heiligenpfleger fiel rasch ein: „Auf das Gerede der Leute hin möchte ich so etwas nicht behaupten. Man hat den Mann nie auf der That betroffen."

„Aber der Förster sagt's doch selbst; der Jakob ist ihm nur zu schlau; faul ist er auch und arbeitsscheu, und wäre schon lang als herrschaftlicher Holzhauer entlassen, wenn nicht sein Weib vormals ein paar Jahre als Magd im Forsthause gedient hätte. — Was hast Du nur, Heiligenpfleger? warum sollt ich das nicht sagen?" schloß der Schultheiß, der das bedeutsame Augenzwinkern des Heiligenpflegers wahrgenommen hatte.

Scharf blickte der Assessor diesen an. Seinen Ärger verschluckend, versetzte der Heiligenpfleger mit erzwungenem Lächeln: „Ich meinte nur — ich dachte — der Schultheiß sollte den Ort nicht schlecht machen — einem Herrn vom Gericht gegenüber."

„Die Wahrheit ist jeder dem Gerichtsbeamten schuldig, zumal der Ortsvorsteher", antwortete der Assessor mit Schärfe. Der auf die Ehre seines Ortes eifersüchtige Schultheiß aber fühlte sich von dem Vorwurfe betroffen und bewahrte von da an eine verlegene, vorsichtige Zurückhaltung.

Zögernd nur schickte sich der Assessor an, den Ort zu verlassen, denn ihm war, als ob er hier die verschlungenen Fäden finden müsse, die auf die Spur des wahren Verbrechers führen konnten. Der Angeklagte hatte ihm nicht den Eindruck eines Schuldigen gemacht. Seit er das Elternhaus desselben besucht hatte, empfand er persönliche Teilnahme für die unglückliche Familie und ein lebhaftes Verlangen, durch Entdeckung des wirklichen Verbrechers die Unschuld des Angeklagten ans Licht zu bringen.

Von Tag zu Tag machte der Assessor einen kurzen Besuch im Zimmer des Kranken, dem erst nach mehreren Tagen das Bewußtsein wieder langsam aufdämmerte. Noch war er anfangs zu schwach, um mehr als abgebrochene Worte zu sprechen, und noch immer antwortete der Doktor nur mit Achselzucken, wenn er über den Patienten gefragt wurde. Allmählich neigte sich die Wagschale zum Leben, und der Doktor gestattete, daß der Assessor eine Vernehmung des Kranken einleite.

Nur der Arzt und Balthasar waren zugegen; Marie, die Pflegerin, hatte sich bescheiden zurückgezogen. Auf die ersten einleitenden Fragen antwortete der Kranke zwar mit schwacher Stimme, doch mit klarem Bewußtsein. Als aber der Assessor nach den Vorfällen am Unglückstage zu forschen begann, verdunkelte sich sein Blick, seine Antworten wurden verworren, und ein Ausdruck peinlicher Ungewißheit beschattete sein Gesicht.

Der Arzt schritt dazwischen; die Vernehmung mußte aufgehoben und der Kranke der Ruhe überlassen werden.

Nach einigen Tagen wurde der Versuch wiederholt, doch nicht mit besserem Erfolg; er wurde, je mehr die Kraft des Kranken sich allmählich hob, von Tag zu Tag neu aufgenommen, aber stets erfolglos.

„Stehen Sie von weiterem Verhöre ab!" sagte eines Tages der Arzt zu dem Assessor; „es wird doch stets vergeblich bleiben. Die Erinnerung des Patienten für jene Zeit ist völlig verwischt; er wird nur gequält durch die Anstrengung, womit er sich dieselbe ins Gedächtnis zurückzurufen sucht. Es folgt stets eine unruhige Nacht darauf, wie ich durch Fräulein Marie erfahren — beiläufig gesagt, die umsichtigste Krankenwärterin, die ich im Bezirk habe. Die Genesung des Patienten wird aufgehalten, ja es könnte Rückschlag mit höchst bedrohlicher Gehirnentzündung erfolgen; somit muß ich mich als Arzt einem weiteren Verhöre des Patienten widersetzen."

In peinlicher, fast ärgerlicher Stimmung ging der Assessor hinweg, indem er dem Amtsdiener befahl, ihm zu folgen.

Der Doktor schaute zuerst nach dem Patienten, der die Augen matt geschlossen hatte, dann wandte er sich an Marie, die sich beiseite zu schaffen machte. Er sah, wie verstohlen Thräne um Thräne über ihre bleichen Wangen rollte, und mit warmem, von seiner gewöhnlichen Kälte ganz verschiedenem Tone sprach er: „Beunruhigen Sie sich nicht um den Patienten, liebes Kind! Er ist auf dem besten Wege zur Genesung, nur muß man ihm Ruhe dazu lassen."

Atemlos fragte Marie, sich aufrichtend: „Sie glauben nicht, daß diese Gedächtnisschwäche anhalte, Herr Doktor?"

Mit flehendem Blicke waren ihre Augen auf den alten Doktor gerichtet, der ihr gutmütig spottenden Tones erwiderte: „Sie fürchten bleibende Geistesschwäche des Patienten — Irrenhaus für die Zukunft? — Schade für den frischen jungen Mann! — Nein, liebes Kind, fort mit solchen schwarzen Phantasieen! Die Erinnerung jenes Tages der schwarzen That hält das Gehirn nicht mehr fest — es ist in diesem Punkte gelähmt;

darum aber ist seine sonstige Thätigkeit nicht minder lebensfrisch; er kann es noch zur höchsten Stufe eines Beamten im württembergischen Lande bringen.“ Der Doktor eilte fort, indem er Marie lächelnd die Hand drückte.

Ein inniges Dankgebet schwebte auf ihren Lippen, sie hatte in den letzten Tagen zu fürchten begonnen, daß ihres Pfleglings ein schlimmeres Schicksal warte, als selbst der Tod war.

Ein bittender Wink des Kranken rief sie an sein Bett. Sein Auge schaute hell und mit lebhaftem Ausdruck zu ihr auf, als er mit schwacher Stimme sprach: „Ich habe die Worte des Doktors gehört. Es ist so, wie er gesagt hat; die Vorgänge an jenem Unglückstage sind in meinem Gedächtnisse verwischt, wie eine ausgelöschte Schrift. Nur des einen entsinne ich mich noch, daß Sie, Marie, mich in teilnehmender Besorgnis gewarnt haben, als ich morgens den Gang antrat. Von da ist's lange Nacht in meiner Erinnerung; als ich wieder zu erwachen begann, waren Sie es, die meine schwachen Augen zuerst erkannten. In langen, düstern Nächten, in denen ich kein Zeichen des Bewußtseins zu geben vermochte, habe ich Ihre Gegenwart wohlthuend empfunden. Bleiben Sie mir nahe!“

Er streckte die Hand nach Marie aus, die ihm die ihrige nicht zu versagen vermochte. Während er diese festhielt, schlossen sich seine Augen; das Sprechen hatte ihn angestrengt. Marie stand stille an seinem Bette; ein wonniges Glück schwellte ihr Herz, dem noch wenig wahre Freuden erblüht waren und das sich von früher Kindheit an im Leben einsam gefühlt hatte.

So vieles in der Zukunft noch dunkel vor ihr lag — mit hellem Lichte erfüllte ihre Seele das Bewußtsein, daß Gott ihre aufopfernde Pflege an dem Kranken gesegnet hatte.

8. Ich weiß mir keinen Rat und keine Hilfe auf Erden mehr.

Rosine oder, wie sie sich lieber genannt hörte, Rösle, hatte wenig Ähnlichkeit mit ihrem Vater; sie artete, wie er selbst oft ärgerlich sagte, ihrer weichherzigen Mutter nach, die früh gestorben war und, wie die Leute im Dorfe flüsterten, so reich sie war, doch an der Seite ihres Mannes wenig frohe Stunden erlebt hatte.

Aus Rösles blauen Augen blickte der Frohsinn der Jugend und Gesundheit. Als Kind schon hatte sie selten geweint.

Etwas mehr Entschlossenheit des Charakters, als die sanfte, schüchterne Mutter besessen hatte, war vom Vater auf sie vererbt als eine glückliche Mitgabe fürs Leben.

Schon als Kind hatte Rösle sich im kinderreichen Nachbarhause heimischer gefühlt als zu Hause bei der stillen, stets gedrückten Mutter und dem harten, mürrischen Vater. Von klein auf hing sie neben der Mutter am meisten an Konrad, dem ältesten Sohn des Nachbarhauses, hatte sie doch selbst keinen Bruder, der sie schützte und zu dem sie emporblicken konnte. Als ihre Mutter frühe starb, hatte sie ihr einziges Kind der freundlichen Nachbarin auf die Seele gebunden, und diese hatte von da an wahrhafte Muttertreue an dem verwaisten Mädchen geübt. Und als die Kinder heranwuchsen, Rösle zur Jungfrau erblüht und Konrad zum kräftigen Burschen gereift war, war es hauptsächlich Rösles unbewußter Einfluß, der den Konrad vor so manchen Überschreitungen der gährenden Jugendjahre, vor dem Umgang mit rohen Kameraden bewahrte. Rösle dagegen fühlte ihr junges Leben von zahllosen Fäden lieber Erinnerung an das seinige geknüpft. Ohne Mutter, ohne Geschwister, den finstern Vater mehr fürchtend als liebend, fand sie in Konrads treuherziger Liebe ihr einziges Glück. Oft tröstete sie ihn, wenn er verzagt von der Unmöglichkeit sprach, daß er sie, die reiche Bauerntochter, heimführe, ihn ermutigend: „Es kann ja nicht anders sein, als daß ich Dein werden muß. Gott hat uns für einander aufwachsen lassen, das [illegible] klein auf in mir gespürt. Wenn's an der Zeit [illegible] uns schon einen Weg aufthun, wie wir den Vater zur [illegible]ligung bringen — wir müssen nur geduldig zuwarten.“

Mit einem Schlage aber schien nun diese ganze [illegible] zu nichte geworden. Obwohl Rösle von Konrads [illegible] fest überzeugt war und hoffen mochte, daß diese noch [illegible] kommen werde, so war doch der Umstand, daß er eines [illegible] angeschuldigt im Gefängnis gesessen war, beschimpfend [illegible] er gar noch in das Zuchthaus abgeliefert wurde — [illegible] auch später seine Unschuld noch an den Tag kommen, [illegible] doch nie zu hoffen, daß der angesehenste Bauer des Ort[illegible] reiche Heiligenpfleger, ihn zum Eidam annehme.

In tiefem Herzensweh weinte sie Nächte durch und [illegible] mit jedem neuen Morgen, daß er die Entdeckung des [illegible] Thäters und Konrads Befreiung bringe.

Auch ihrem Vater, so viel er darüber schalt, vermochte sie nicht zu verbergen, wie sie litt. Um so mehr war er verwundert, als sie einmal wieder mit hellblickenden Augen und froh aufgerichtetem Kopfe die Abendsuppe auftrug. Es war an dem Tage, da der Assessor im Ort gewesen war.

„Nun?“ fragte er und nickte zufrieden mit dem Kopfe, „hat das Geflenne doch endlich ein Ende? Bist zum Verstand gekommen und siehst ein, was sich paßt für eine Bauerntochter, wie Du bist?“

„Mir ist's leichter ums Herz, Vater“, versetzte Rösle [illegible] überströmendem Herzen. „Ihr müßt's ja selbst auch gehört haben, daß der neue Gerichtsherr den Konrad nicht für schuldig glaubt, daß er wohl gar dem wahren Thäter auf der Spur ist.“

„Was sagst? — woher willst das wissen?“ fuhr der Heiligenpfleger auf.

„Die Nachbarin hat's mir selbst gesagt,“ antwortete das Mädchen, „und wenn Ihr hättet mit der Wahrheit nicht zurückhalten wollen, Vater, so hättet Ihr's dem Herrn vom Gerichte selbst bezeugen können, daß der Konrad fälschlich angeklagt ist.“

„Wie meinst das? — was willst damit sagen?“ [illegible] der Heiligenpfleger, indem tiefe Blässe sein noch eben zornig gerötetes Gesicht bedeckte.

„Nun, Ihr habt ihn ja aufwachsen sehen und kennt ihn wie mich“, antwortete Rösle, erschrocken über den starren Ausdruck in den Zügen ihres Vaters.

Der Heiligenpfleger atmete auf, befreit von plötzlicher Angst. Dann stieß er polternd hervor: „Nun hab ich das [illegible] Geschwätz aber genug. — Kein Wort sagst mehr darüber! [illegible] hörst Du?“

„Ja, Vater“, antwortete sie entschlossen; „aber wenn ich darüber nicht reden darf, so könnt Ihr mir doch nicht verbieten, daß ich des Nachts und des Tags darum bete, daß Gott den wahren Thäter möge bald ans Licht bringen, daß der Unschuldige befreit werde.“

„Himmelkreuz — —“ fuhr Peter Steiner, mit schrecklichem Fluche auf den Tisch schlagend, auf; „willst mich heute noch von Sinnen bringen, Du Gans?“

Das erschrockene Mädchen flüchtete aus der Stube. „[illegible] der Vater den Konrad gar so sehr haßte, hätte ich nicht geglaubt,“ sprach sie händeringend für sich.

Als Knecht und Magd herzukamen, zwang sie ihre [illegible] nieder und trat mit ihnen zu Tisch. Schweigend wurde [illegible] Nachtessen eingenommen; da weder der Hausherr noch [illegible] Tochter Appetit zeigten, machten sich dies die Dienstboten zu nutze, denn in der teuren Zeit wurde auch im wohlhabenden Hause nicht so aufgetragen, daß man satt vom Tisch [illegible]

Als man die Löffel wischte, herrschte der [illegible] Tochter an: „Du bleibst im Hause! ich muß noch [illegible] hinüber — hab mit ihm zu reden wegen der Stumpen, [illegible] mir graben muß.“ Als er das Haus verlassen hatte, [illegible]

der Knecht gegen die Magd: „Was der Bauer jetzt allzeit mit dem Link zu schaffen hat? Das ist doch sonst nicht so gewesen.“

Zwei Tage darauf — es war Sonntag — ging Rösle mit trostbedürftigem Herzen zur Kirche. Der Magd hatte sie Erlaubnis gegeben, ihre kranke Mutter im Nachbardorfe zu besuchen; lag doch die Hälfte der Einwohnerschaft infolge der schlechten Nahrung jetzt krank darnieder! — Rösle, mildthätig wie einst ihre Mutter, hatte der Magd noch den Armkorb mit Brot, Mehl und Schmalz gefüllt und ihr Geld zu einer Flasche Wein für die Kranke mitgegeben. So geizig der reiche Bauer sonst war, so wollte sein Stolz doch, daß seine Tochter immer schmuck gekleidet gehe: er machte ihr zu diesem Zwecke öfters ein Geschenk an Geld, hatte ihr auch, wie es alter Gebrauch war, ein Flachsland zugewiesen, dessen Ertrag sie einzig für sich verkaufen und nach Belieben verwenden durfte.

Nun sah er zwar wohl, daß sie in dem Hungerjahre nichts Neues trug, und wußte, in welcher Weise sie jetzt ihre Einnahme verbrauchte; da jedoch ihre Mildthätigkeit in der bösen Zeit seinem Hause Ehre brachte, ließ er es bei gelindem Brummen darüber bewenden.

Rösle aber fand, besonders in ihrem tiefen Leid, eine große Erleichterung im Wohlthun. Als sie jetzt die Magd mit ihrem beladenen Korbe so dankesfroh weggehen sah, trat sie selbst mit hoffnungsvollerem Herzen den Kirchgang an.

Es war der erste schöne Sonntag im März. Die Sonne strahlte helle am Frühlingshimmel, der sich in wolkenlosem Blau ausspannte und den bleichen, hungernden Menschen einen fruchtbaren Sommer versprach. Wer nicht krank zu Bette lag, war auf dem Weg zur Kirche, denn die Not hatte die Herzen trostbedürftig gemacht.

Bekümmert schauten die Kirchgänger zum Frühlingshimmel empor; bald war's Zeit zur Sommersaat, aber woher sollten sie Saatkorn bekommen? Als feierlich Orgelschall und Gesang erklangen, tönte manches unterdrückte Schluchzen dazwischen und reichlich flossen Thränen über die abgehärmten Wangen.

In brünstigem Gebet legten die Betrübten ihren Jammer vor Gottes Thron nieder.

Auf dem Heimweg von der Kirche herrschte nicht, wie ehedem, heiteres Gespräch; kaum nickten Bekannte sich zu; seltener noch hörte man die Frage nach dem Befinden des einen und andern kranken Familiengliedes. Es hatte jedes an der eigenen Not so schwer zu tragen, daß die Gemüter abgestumpft waren gegen fremde Leiden.

So sah sich auch Rösle nicht durch neugierige Fragen gepeinigt, obwohl ihre Augen rotgeweint und ihre sonst so blühenden Wangen auffallend blaß waren.

Zu Haus angekommen, betrat sie zuerst die Küche, um nach dem Ofen zu sehen, in welchem ein Topf mit Sauerkraut und Rauchfleisch brodelte.

Sie hörte in der Wohnstube sprechen und war peinlich überrascht, als sie die Stimme des Holzhauers Link erkannte. Eben wollte sie sich zurückziehen, um die Unterredung nicht wider Willen zu belauschen, als ein paar Worte ihr Ohr trafen und sie wie angewurzelt stille stand.

Die beiden Männer in der Stube schienen in Wortwechsel geraten zu sein. „Und ich sag Euch, Heiligenpfleger“, sagte höhnisch auflachend der Holzhauer, „Ihr zahlt mir das Geld oder ich gehe heute noch in die Stadt und laß mich melden bei dem jungen fremden Herrn vom Gericht! — Das würde ein schönes Aufsehen im Dorf geben, wenn der reiche Heiligenpfleger kreuzweis geschlossen vom Landjäger in die Stadt transportiert würde!“

„Halts Maul, Du Lump!“ knurrte der Bauer; „'s wär' gefehlt, wenn man vor Gericht jedem Tropfe Gehör schenken wollte gegen einen angesehenen Bürger. — Wenn ich sag, Du hast's gethan, Du Wilderer und Holzdieb — wer wird's nicht glauben? Was sollt' denn ich wider den Schreiber gehabt haben?“

„Bin nicht auf den Kopf gefallen“, versetzte der Holzhauer; „habe sagen hören, daß manche Leute reicher geworden sind in der teuren Zeit, trotzdem die Regierung den Kornwucher verboten hat. Kann mir so viel schon zusammenreimen, daß ich mir einbilde, was Euch in jener Nacht in den Wald geführt hat dem Substituten nach.“

„Halts Maul!“ wisperte der Heiligenpfleger mit unterdrücktem Zorn, „könnt nicht jemand um den Weg sein? — Ich will Dir das Geld zahlen, nicht daß ich mich vor Dir fürchte, aber ich mag kein Gerede aufgerührt haben. Damit aber hältst Fried'! Weiter geb ich nicht mehr, ich laß es darauf ankommen.“

„Werdet Euch noch anders besinnen, Heiligenpfleger“, sagte der Holzhauer kaltblütig, indem er das Geld des Bauern einstrich.

Rösle hörte nicht weiter; sie wankte in ihre Kammer zurück, wo sie stöhnend auf die Kniee sank. Ihr war es, als hätte ein Blitzstrahl sie vernichtend getroffen. Stumm rang sie die Hände; sie wußte nun, daß ihr Vater der Schuldige war, für dessen That Konrad im Gefängnis schmachtete. Wie dunkle Nacht lag's vor ihren Blicken; sie sah keinen Weg. „Mutter, o Mutter!“ schluchzte sie endlich; „dürfte ich ruhen bei Dir — ich weiß mir keinen Rat und keine Hilfe auf Erden mehr.“

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

In Afrika. Die „Tribuna“ veröffentlicht einen interessanten Brief des jungen italienischen Afrikareisenden Attilio Pecile, welcher sich jetzt in Nghimi, Südafrika, aufhält. Die sieben Plagen Afrikas sind nach jenem Briefe diese: 1) Stechmücken, gegen die man sich in der Nacht durch Vorhänge einigermaßen schützt. 2) Kleine, fast unsichtbare Fliegen, welche den Menschen am Morgen und Abend durch schmerzhafte Stiche plagen. Diese kleinen Ungetüme heißen Furu. 3) Scabies, eine Plage, die man sich durch Zusammensein mit Negern zuzieht. 4) Kleine Springungeziefer, welche sich in die Haut, am liebsten unter den Nägeln der Füße, hineinbohren und dort Eier legen. Jeden Abend muß man seine Füße besehen und diese Brutnester herausziehen. 5) Lästiger Hautausschlag, der Wunden verursacht und oft am Gehen hindert. 6) Das Fieber, welches leicht wiederkehrt, trotz Chinin und anderer Mittel. 7) Giftige Schlangen, Tausendfüßler, Skorpione ꝛc., dazu endlich rote Ameisen, die oft des Nachts ins Haus kriechen und die armen Bewohner sofort zur Flucht nötigen.

Der Marstall des Sultans von Marokko besteht im ganzen, wie arabische Blätter melden, aus fünf Pferden, die aber zusammen den Wert eines kleinen Fürstentums ausmachen. Von diesen fünf Pferden sind drei arabischer und zwei berberischer Abkunft. Jedes dieser Tiere besitzt seinen auf Jahrhunderte zurückreichenden Stammbaum, der von Zeugen unterfertigt und mit dem kaiserlichen Siegel versehen ist. Der Geburt eines Pferdes am Hofe zu Marokko wohnen nämlich immer Zeugen an. Das Juwel unter diesen fünf Pferden ist der „Soheir“, den der Sultan nur an hohen Feiertagen, wenn er zur Moschee reitet, oder beim Empfange eines fremden Prinzen oder Gesandten (der Sultan erteilt seine Audienzen nur zu Pferde) besteigt. Für diese fünf Pferde ist ein besonderer Marstall gebaut, und sie haben auch ihre eigenen Wärter. Der Sultan besitzt noch einen Marstall von siebenhundert Pferden, der aber für seine Familie und seine Dienerschaft bestimmt ist.

Mohammeds Barthaar. Der seltsamste Wallfahrtsort der in Indien diesseit des Ganges lebenden Mohammedaner ist unstreitig Kuddapah. Dort erhebt sich ein prachtvolles Denkmal, das zu Ehren einer Reliquie im Jahre 1720 errichtet wurde, und diese Reliquie war ein Haar aus dem Barte des Propheten, welches in einem goldenen Schreine niedergelegt wurde. Mohammed hatte die Gewohnheit, sich während der Unterhaltung mit Freunden und Vertrauten den Bart zu streichen, ging dabei ein Haar aus, so bemächtigten sich seine Schüler desselben und bewahrten es sorgsam auf. Solchen Ursprungs war denn auch das erwähnte Haar. Der dasselbe enthaltende Schrein hatte einen mit klei-

nen Löchern versehenen Deckel, durch welche jährlich einmal etwas Wasser eingegossen wurde. Dies war eine große Feierlichkeit, zu welcher unübersehbare Scharen von Pilgern herbeiströmten. Als der berühmte Hyder Ali Kuddapah eroberte, eignete er sich das Haar an und nahm es mit nach Seringapatnam, wo es blieb, bis die Engländer diese Stadt einnahmen. Seit dieser Zeit weiß man nicht, was aus der Reliquie geworden ist. Aber trotzdem wallfahrten die Türken nach dem Monumente von Kuddapah, um dem dort nicht mehr vorhandenen Teilchen des Prophetenbartes ihre Andacht zu weihen.

Die Prisenordnung. Bei einer Sonntagsparade, welche Friedrich der Große abhielt, hatte sich, wie gewöhnlich, viel Volks versammelt, das dicht bis an den König heranstand. Als dieser nun aus seiner Dose eine Prise Schnupftabak nahm, hatte ein Zuschauer die Dreistigkeit, ihm über die Schulter zu langen und auch eine Prise zu nehmen. Friedrich der Große, nicht wenig erstaunt, sah den kecken Menschen an, befahl ihn zu arretieren und in das Schloß zu bringen. Es war ein alter, ehrlicher Schuhmachermeister, der nicht wenig erschrocken war, als der König später ihn kommen ließ und fragte, wie er sich habe unterstehen können, eine Prise aus der königlichen Dose zu nehmen. — „Majestät“, antwortete der Schuster, „das war ganz nach der Prisenordnung. Unterthänigst aufzuwarten, bezeichnet der Schnupfer, wenn er vor dem Öffnen der Dose einmal darauf klopft, daß er allein eine Prise nehmen will; klopft er aber zweimal darauf, so ist der Nachbar auch mit eingeladen.“ — „Das ist mir etwas ganz neues“, sagte Friedrich der Große, „aber ich schnupfe nicht gern mit all und jedem aus einer Dose; und damit Er nicht wieder in Versuchung kommt, nehme Er diese, aus der Er einmal geschnupft hat, zu seinem Gebrauch, komme mir aber nicht wieder!“

Ein schlauer Schiffskapitän. Zwischen Schweden und Dänemark war im Jahre 1642 ein Streit wegen der Halbinsel Jütland ausgebrochen, welcher erst 1645 geschlichtet wurde. Um jene Zeit befanden sich auch noch schwedische Truppen in Deutschland unter dem bekannten Generale Torstensohn, welcher große Beute zusammengebracht hatte. Um diese sicher nach Schweden zu bringen, vertraute er sie einigen Offizieren an, die in die Heimat reisten. Die Offiziere bestiegen in einem Ostseehafen ein Schiff, dessen Kapitän ein geborener Däne war; nachdem man den halben Weg nach Stockholm zurückgelegt hatte, fiel es den Offizieren eines Abends ein, sich durch ein Bankett zu belustigen; sie und ihre Diener zechten nach Herzenslust und tranken sich einen tüchtigen Rausch an. Der dänische Kapitän benutzte diese Situation; er veränderte den Kurs und segelte, von einer frischen Brise begünstigt, nach Kopenhagen. Als die Offiziere des anderen Tages erwachten, hatten sie keine Ahnung davon, daß sie mit großer Schnelligkeit der feindlichen Hauptstadt zusteuerten. Abends begaben sie sich wieder in ihre Kajüte, welche dann von dem Kapitän hinter ihnen verschlossen und nicht eher wieder geöffnet wurde, bis das Schiff glücklich in den Hafen von Kopenhagen einlief. Hier nahm man die Überlisteten und die Beute Torstensohns in Empfang. Letztere war aber dem Könige nicht bloß wegen ihrer Kostbarkeit, sondern wegen der verschiedentlichen geheimen Korrespondenzen, Pläne u. s. w., die ebenfalls vorgefunden wurden, von ganz besonderem Werte, und der schlaue Kapitän erhielt reiche Belohnung.

Der Weltpostverein umfaßt gegenwärtig 46 Länder mit 801,029,000 Einwohnern. Zu Gunsten dieser Bevölkerung standen nach dem zuletzt veröffentlichten Bericht des „Internationalen Postbureaus“ über die Thätigkeit des Vereins 114,314 Postanstalten im Betriebe. Die Zahl der Postbriefkasten betrug 243,457, das Gesamtpersonal zur Wahrnehmung des Postdienstes umfaßte 387,695 Beamte und Unterbeamte. Bei den Postanstalten wurden 9812 Millionen Sendungen zur Beförderung übergeben. Der Einladung zum Eintritt in den Verein sind nahezu alle zivilisierten Staaten gefolgt. Von Asien fehlen allerdings noch das chinesische Reich, Annam und Siam. Jedoch ist der Beitritt Chinas zu dem Verein allmählich vorbereitet, indem die englischen Postanstalten in den wichtigeren, dem europäischen Verkehr geöffneten Häfen dem Verein angehören und außerdem ein wichtiger Postkurs von Kiachta nach Peking besteht, der die billige Vereinstaxe hat. In Afrika sind es nur die Bewohner der nördlichen Küstenländer, des Sultanats Sansibar und der europäischen Kolonieen, mit Ausschluß von Kapland und Natal, welche sich der Vorteile des Vereins zu erfreuen haben. Von Amerika fehlt nur noch die Republik Bolivia, deren Beitritt durch die dort bestehenden politischen Verhältnisse verzögert wird. Die Bedenken, welche bisher in Bezug auf den Beitritt Australiens obwalteten, werden voraussichtlich binnen kurzem ihre Erledigung finden.

Eine sterbende Stadt. Städte haben ihre Blütezeit und ihr Ende wie Menschen, manche dauern, wie Athen, Konstantinopel und Paris, Jahrtausende, manche sind ebenso kurzlebig wie ein Mensch, ja, manche dauern noch nicht einmal ein einfaches Menschenalter. Wer durch die pennsylvanischen Ölregionen reist, kann eine ganze Anzahl solcher jugendlichen Städtegreise finden, die ihren Tag gesehen und jetzt nicht mehr emporkommen können. Ein noch merkwürdigeres Beispiel aber liefert Virginia City in Nevada. Noch vor acht Jahren hatte die berühmte Stadt der Bonanza-Minen 35,000 Einwohner, und man fand dort Privatwohnungen, deren Bau und Einrichtung $100,000 gekostet hatten. Es gab Kaufleute dort, deren Geschäftskapital $1,000,000 betrug, die Poch- und Stampfwerke hatten $500,000 gekostet. Ein Hotel für $300,000 wurde errichtet, und die Stadt hatte drei tägliche Zeitungen. Unter den Bewohnern von Virginia City waren mehr als zwanzig Millionäre, Mackay, Fair und andere Bonanza-Könige wohnten dort. Heute, nach kaum acht Jahren, hat sich dort vieles verändert. Die Bevölkerung ist auf 5000 zusammengeschmolzen, die reichen Leute sind fortgezogen, ihre Paläste stehen leer oder dienen als Kosthäuser, oder aber sie werden auf Abbruch verkauft. Die großen Läden sind geschlossen, die Gasgesellschaft und die Zeitungen sind bankerott, und Grundeigentum gänzlich unverkäuflich. In zehn weiteren Jahren wird der Ort gänzlich verlassen sein.

Genügsam. Der berühmte Satiriker Moritz Saphir (geb. 1795, gest. 1858) hielt sich eine Zeitlang in der Residenz des Fürsten von S. auf. Als demselben eines Tages eine überaus bissige Bemerkung des Satirikers, welche dieser sich über die Person des Fürsten erlaubt hatte, hinterbracht wurde, ließ der kleine Potentat im hellen Zorn sofort ein Ausweisungsdekret für Saphir ausfertigen, nach dessen Wortlaut sich der Schriftsteller binnen vierundzwanzig Stunden aus seinen Staaten zu entfernen habe. „O“, rief Saphir, als er das Dekret gelesen, in Gegenwart des höheren Polizeibeamten, der es überbracht hatte, „Seine Durchlaucht überhäufen mich mit Gnade, ich brauche ja nur eine Stunde dazu, um an der Grenze zu sein!“

Eine Statistik der sogenannten Erfindungen stellte gegen Ende 1882 der Londoner „Engineer“ auf und gelangte hierbei zu überraschenden Ergebnissen. In den Hauptkulturländern Europas und Amerikas werden jährlich mindestens 40,000 Erfindungen patentiert, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß eine Anzahl Erfindungen in mehreren Ländern zugleich angemeldet wird. Auf jede patentierte Erfindung kommen aber mindestens 100, die das Stadium der Patentfähigkeit niemals erreichen, so daß man die Gesamtzahl der Erfindungen auf jährlich etwa vier Millionen veranschlagen kann. Von den 40,000 durch Patent geschützten gelangen aber wiederum schwerlich mehr als 400 zur dauernden Einführung in die Praxis.

Im Sudan. Es dürfte wohl unmöglich sein, die Greuel des Krieges im Sudan mit dunkleren Farben zu malen, als dies das „Würzburger Journal“ thut: „Bei der letzten Schlacht baten die egyptischen Soldaten knieend um Pardon; die Araber machten alles nieder. Die Schlacht war in acht Minuten begonnen und verloren. Der Jubel der Araber und das Geschrei der Toten und Verwundeten war gräßlich.“

Nahrungssorge. Bauernjunge (auf einen alten Fiakergaul weisend): „Da, schau her, Vater, das Gäule dort ischt g'wiß krank, weil's den Kopf so hängen läßt.“ — Bauer: „Ha, wer woiß, ob's net über sei' Zukunft nachdenkt, jetz', wo se elektrische Eisebahne und wer woiß noch alles erfind'n, kann so a arm's Gäule leicht brotlos werden.“

Katheder-Blüte. Redner: „.... und was die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Gegend anbetrifft, so können wir mit Recht sagen, daß der Zahn der Zeit hier schon viele Wunden geheilt hat!“

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 3. Juli 1884. Nummer 45.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von Dr. C. G. Barth.

Revidiert für die Abendschule.

1. Zambas Kindheit.

Soweit ich es berechnen kann, habe ich im Jahre 1780 diese Welt der Sünde und des Elends erblickt. Ich wurde geboren in einem kleinen Dorfe am südlichen Ufer des Congoflusses und hatte die Ehre, den Häuptling oder König dieses Dorfes meinen Vater zu nennen. Sein Reich umfaßte einen beträchtlichen Teil der benachbarten Gegend: und nach seiner eigenen Schätzung und der einiger angrenzender Fürsten war er eine Person von nicht geringer Wichtigkeit und Würde.

Mein Vater Zembola, ein gut aussehender, starker Mann, war von Kindheit auf dazu angehalten worden, Gefahren und Schwierigkeiten jeder Art gering zu achten. Den Rang und Ruf eines großen Kriegers zu erreichen, war sein einziger Ehrgeiz; dagegen zeigte er durchaus kein Verlangen, sein kleines Gebiet zu erweitern.

Mein Geburtsort, die Hauptstadt des Königreichs, bestand aus etwa 90 Hütten und war etwa 100 Schritt vom Fluß entfernt, der dort eine Breite von ungefähr einer halben Meile hat. Das Ufer erhebt sich in einer steilen Wand gegen 30 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand, so daß das Dorf zur höchsten Flutzeit vor dem Wasser gesichert ist. Ein kleines, aber schönes Bergwasser, das in einem Gebirgsthälchen entspringt, ergießt sich am östlichen Ende des Dorfes in den Congo. Der königliche Palast, der sich über alle andern Häuser erhob, bildete in der That ein sehr beträchtliches Gebäude. Er war ringförmig und hatte in der Mitte eine Art von Kuppel, in welcher eine alte Schiffsglocke hing, die bei allen bedeutenden Anlässen, trauriger oder freudiger Art, angezogen wurde. Das Innere des Hauses war in achtzehn oder zwanzig Gemächer geteilt, von denen namentlich zwei in einer Weise ausgestattet waren, die einen Europäer in Verwunderung setzen würde. Der Harem — Du wirst ohne Zweifel lächeln, freundlicher Leser, daß ich diese Benennung einem so unansehnlichen Gebäude und bei einem so barbarischen Volke gebe — war mit reichen Teppichen und Ruhekissen und mit einigen sehr schönen Spiegeln verziert. Das Audienzzimmer hatte etwa 20 Fuß im Quadrat, einen Fußboden von schön poliertem Holz und hübsche Sessel und Tische von ausländischer Arbeit. Die Wände waren mit vielen schönen Kupferstichen geschmückt, worunter ich mich namentlich eines Bildes des englischen Königs Georg III. zu Pferd, einiger Porträts von englischen Admiralen und einiger Gemälde von Seeschlachten erinnere; vor allem aber erregte eine sehr schöne Ansicht von London täglich meine Aufmerksamkeit. Als ich noch ein kleiner Knabe war, stand ich stundenlang vor diesem Bild und betrachtete das Meer von Gebäuden; und oft belustigte ich mich damit, daß ich die Häuser und sogar die Fenster zu zählen versuchte. Meine Rechenkunst brachte es aber nie höher, als bis zur Zahl meiner Finger und Zehen, dann mußte ich wieder von vorne anfangen. Man wird vielleicht fragen, wie denn mein Vater zu solchen Luxusgegenständen gekommen sei. Antwort: Durch seinen Verkehr mit den Sklavenhändlern, der einen beträchtlichen Teil seiner Beschäftigung ausmachte. Ich darf nicht vergessen, des Thrones zu erwähnen, der über die andern Sitze ein wenig erhaben stand und mit einem Thronhimmel von Seide und vielen Zieraten von Gold und Silber geschmückt war. Hier saß König Zembola bei besonderen Veranlassungen in einer Kleidung, die er aus verschiedenen Klimaten und Nationen zusammengestoppelt hatte, gewöhnlich in alten Militäruniformen, die mit nicht wenig Gold und Edelsteinen besetzt waren, und rauchte aus seiner langen Tabakspfeife, während eine große Kristallflasche mit französischem Feuerwasser neben seinem Ellenbogen stand. In dieser Weise entschied er mit der äußersten Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit Fälle, wo es sich um Leben und Tod handelte, und sprach Urteile, von denen nicht weiter appelliert werden konnte. Da habe ich gesehen, wie er anscheinend mit ganz ruhiger Fassung seine Pfeife einen Augenblick aus dem Mund nahm, auf irgend einen armen Tropfen deutete, den er für todeswürdig hielt, und dem Hauptmann seiner Wache befahl, ihn hinauszuführen und in fünf Minuten seinen Kopf hereinzubringen. Gesagt, gethan. In der bestimmten Zeit wurde der blutige Kopf am Fuße des Thrones niedergelegt und der Vollstrecker des Befehls in der Regel mit einem Schluck Branntwein von den Händen Sr. Majestät selbst belohnt. Wie andere Fürsten in größeren Reichen hatte mein Vater ein stehendes Heer, das freilich mit Einschluß der Offiziere nur 10 Mann zählte. Wenn aber sein

Reich angegriffen wurde, oder er einen Kriegszug unternehmen wollte, so konnte er in Zeit von einem Tage 150 streitbare Männer zusammen bringen. Seine regulären Truppen waren alle mit Musketen und Hirschfängern bewaffnet; die übrigen bloß mit Speeren oder mit Bogen und Pfeilen.

Das Dorf mit etwa sechs Acres anstoßenden Landes war von starken, bei neun Fuß hohen Pallisaden umringt, teils zum Schutz gegen plötzliche feindliche Anfälle, teils gegen die wilden Tiere, die bei Nacht zuweilen einen Angriff auf das Vieh wagten, das deshalb bei Sonnenuntergang ins Dorf herein getrieben wurde. Hinter dem Dorfe erhob sich das Land allmählich, bis es in der Entfernung einiger Meilen zu beträchtlichen Gebirgen emporstieg. Etwa 200 Schritte hinter dem Palast war ein einsamer Hügel in Form eines Bienenkorbs, von der Ebene aus gerade emporsteigend. Er hatte eine Höhe von 500 Fuß und eine halbe Stunde im Umfang, sein Gipfel war mit Bäumen bewachsen. Gerade am Fuß dieses Hügels, oder eigentlich Felsen, hatte die Natur einen 5—6 Fuß breiten Eingang gebildet, und wenn man ein paar Schritte vorwärts ging, trat man in eine weite Höhle, in welcher die ganze Bevölkerung von meines Vaters Königreich Platz hatte. Durch eine kleine künstliche Nachhilfe war diese Hohle in eine Festung oder in einen Zufluchtsort verwandelt; und da der Eingang durch ein Thor von eisernen Stangen hinlänglich verwahrt wurde, so konnte eine kleine Zahl von Männern den Zufluchtsort von innen heraus verteidigen, so lange es nötig war. In diesem Schlupfwinkel verwahrte mein Vater seine Schätze und Kostbarkeiten. Sie bestanden hauptsächlich aus europäischen und amerikanischen Gütern, meistens Branntwein und Tabak, die er als Tauschwaren für verkaufte Sklaven erhalten hatte; denn, um die Wahrheit offen und ehrlich zu sagen, so war mein Vater nichts mehr und nichts weniger als ein Händler mit Fleisch und Blut, ein Menschenverkäufer. Überdies war er auch ein bedeutender Landwirt und Viehhändler, aber nur um seinen Dienstleuten Lebensmittel zu verschaffen. Alle seine Unterthanen mußten, so oft es verlangt wurde, auf den königlichen Gütern arbeiten; die 40 Mann aber, die sein stehendes Heer bildeten, waren im allgemeinen faule Gesellen: ihre Arbeit bestand fast nur im Halsabschneiden, im Anzünden feindlicher Dörfer und im Erhaschen von Gefangenen.

Obgleich mein Vater in der Regel so despotische Gewalt über seine Unterthanen ausübte, so gab es doch Zeiten, wo eine große Vertraulichkeit zwischen König und Volk an den Tag kam. An gewissen Festtagen und bei der Rückkehr von einem glücklichen Kriegszug mußte mein Vater große Nachsicht üben, namentlich gegen seine Kriegsleute. Gewöhnlich bewilligte er ihre Forderungen mit gutem Anstand und schwärmte und tollte so gut wie einer von ihnen. Ich erinnere mich, daß einmal, als das Heer unter König Zembolas Anführung zurückkam und 50 auserlesene Gefangene mitbrachte, eine ungewöhnliche Lustbarkeit beschlossen wurde. Die Regulären wollten sich mit nichts Geringerem für ihr Freudenfest zufrieden stellen lassen, als mit dem königlichen Audienzzimmer; und in dieses Staatsgemach wurde sofort ein Faß Rum gebracht, nebst andern Erfordernissen zu einem tüchtigen Schmaus. Mein Vater bestieg seinen Thron und hielt eine Anrede (die er aber nicht ablas, wie die Könige in Europa gewöhnlich thun, denn lesen konnte er nicht); besagte Anrede wurde natürlich gewaltig beklatscht. Buchstäblich übersetzt würde sie etwa so lauten: „Meine wackern Knaben, höret mich! Ich bin ein großer, mächtiger König; wer ist größer denn ich! Die Sonne blickt auf mich herab und heißt mich Bruder, und der Mond scheinet mir. Küsset meine Hand! Ihr seid lauter wackere Knaben, weil Ihr meine Männer seid. Wir sind ausgegangen, mit dem Muhla-Stamm zu fechten. Wir sind lauter Löwen." — Großes Gebrülle! — „Die Muhla-Leute sind lauter Schafe. Die armen Kinder! Sie laufen davon, wenn sie den König Zembola sehen. Wir jagen sie, treffen sie, schlagen sie, töten sie, ein-, zwei-, dreihundert, schicken alle zur Jumbo (Hölle). Wir verbrennen das Dorf, machen Gefangene, fünfzig, sechzig schwarze Schufte. Wir verwahren sie in der Zembolaburg. Bald kommt der weiße Kapitän und kauft Sklaven. Wir bekommen Messer, Musketen, Pulver, Kugeln, Rum, Rum. Hurra! Hurra für König Zembola und seine wackern Knaben!"

Mein Vater und seine Regulären (denn die Miliz wurde außerhalb des Palastes bedient) tranken und rauchten und schmausten die ganze Nacht hindurch; und als ich, damals ein zwölfjähriger Knabe, am Morgen mit meiner Mutter und zweien meiner Schwestern, den „Prinzessinnen", in den Audienzsaal trat — o weh, da lag der König Zembola auf dem Rücken, die Hand auf dem Boden, die Füße oder eigentlich Fersen auf der Stufe des Thrones; seine Krone, einen großen Ring von reinem Gold, hielt er fest in der rechten Hand, und einen hölzernen Becher, halb von Rum, in der linken. Der erste Minister lag mit den Füßen quer über meines Vaters Magen, und über ihm lag ein Hauptmann von zehn. In der That war jetzt alle Hofetikette verbannt, und das französische Feuerwasser hatte bewirkt, was hunderte von ihren wilden, bewaffneten Feinden nicht ausrichten konnten. Meine Mutter, eine gewandte Frau in ihrer Art, ließ ihren Gemahl ruhig zu Bett bringen, und schickte augenblicklich ein Dutzend Sklaven mit Wasserkübeln hinein; und da das Wasser nach allen Seiten reichlich ausgegossen wurde, erwachte die ganze Gesellschaft.

Ich habe bereits gesagt, daß im Palast ein eigener Harem oder Frauenhaus war. Mein Vater, der ein mäßiger Fürst war, begnügte sich mit fünf Weibern. Meine Mutter war die einzige, die einen Sohn gebar, und stand demzufolge in der höchsten Gunst. Ich hatte neun Halbschwestern, und soviel ich mich erinnern kann, waren sie alle sehr freundlich gegen mich. Dies mochte teilweise in eigennützigen Absichten seinen Grund haben, da sie wußten, daß ich nach meines Vaters Tod ihr Schicksal in meiner Hand haben würde. Übrigens waren sie, abgesehen davon, in der That recht gutmütig, und wirklich (wenn wir die grausamen und blutigen Auftritte übersehen, an die sie durch die Landesgebräuche gewöhnt sind) besitzen die afrikanischen Frauen viel natürliche Menschenfreundlichkeit; mehr als e i n weißer Reisender hat dies bestätigt.

Ich muß jetzt auf frühere Umstände zurückkommen. Der nachsichtige Leser wird mir diese abspringende und ungeregelte Schreibart zu gute halten, denn ich habe im Büchermachen keine Erfahrung.

Von den ersten drei oder vier Jahren meines Lebens kann ich mich nichts erinnern. Von der Zeit nach meinem vierten Jahr habe ich eine lebhafte Erinnerung daran, daß ich fast jede Nacht nach einem langen Schlaf erwachte, und wenn ich aus meiner kleinen Krippe oder Bettstelle, die an der Wand befestigt war, herausguckte, so sah ich gewöhnlich meine Mutter und ihre vier Mitköniginnen nebst einer ansehnlichen Zahl von Dienerinnen mit Baumwollekämmen und Spinnen eifrig beschäftigt; einige trieben auch die Weberei. Der Zeug, den sie woben, war nicht viel über vier Zoll breit und in gewöhnlicher Feinheit; auch verstanden sie ihn zu färben, gewöhnlich mit blauer Farbe. Viele, viele Jahre nachher, als ich in Amerika wohnte, sah ich zuweilen einige Stücke von diesem Zeug, die aus Afrika kamen, und der Anblick derselben trieb mir die Thränen in die Augen, indem er mich an die Tage meiner Kindheit erinnerte, an die mitternächtlichen Arbeitsszenen in meinem Vaterhause und an die einfachen, aber ausdrucksvollen und ergreifenden Gesänge, welche unwandelbar dieselben begleiteten.

Ich bin gewiß, daß ich mich aller wichtigen Vorfälle erinnere, die nach meinem sechsten Jahr vorkamen. [illegible]

Zeit lehrte mich meine Mutter, jeden Morgen vor einem schauerlichen Götzenbild mich zu beugen, das in einem eigenen Zimmer des Hauses aufgestellt war. Dieses Götzenbild war ziemlich gut geschnitzt und sollte, glaube ich, den Teufel vorstellen; es hatte ein breites Maul von einem Ohr zum andern, lange Fangzähne und großmächtige, schielende Augen aus Edelsteinen; für ein kindliches Gemüt aber hatte es durchaus nichts Anziehendes. Die Worte, welche mich meine Mutter hersagen lehrte, waren nur ein paar eintönige Bitten an dieses häßliche Ungeheuer, mir nichts zu leid zu thun, mich nicht zu verbrennen, mich nicht zu töten, nicht mit mir davonzulaufen. Es war ein Gottesdienst der Furcht und des Schreckens, nicht der Liebe.

In den ersten fünf oder sechs Jahren meines Lebens durfte ich auf dem Boden umher rutschen, oder laufen und springen, soviel ich wollte; aber nie wurde mir erlaubt, die Einzäunung des Dorfes zu verlassen. Mein Vater, ein wenig stolz auf seinen wahrscheinlichen Erben, hatte mich in ein rotes oder gelbes Gewand gekleidet, das um die Hüften befestigt wurde und bis auf die Kniee hinabhing, ungefähr wie der Rock, den die Bergschotten tragen. Auf dem Kopf hatte ich einen glänzenden Turban, mit schönen Federn von vaterländischen Vögeln verziert und vorn mit einem oder zwei Edelsteinen besetzt. Die Kleidung war leicht und luftig und ließ mir volle Freiheit, meine Gliedmaßen nach Herzenslust zu üben.

Im Alter von acht oder neun Jahren lernte ich zum erstenmal den Bogen spannen und wurde bald geschickt genug, um jedes kleine Tier in gewöhnlicher Entfernung zu Boden zu schießen. Meinen ersten großen Versuch im Bogenschießen werde ich nie vergessen. Dicht an der östlichen Seite des Dorfes rauschte ein schöner Fluß vorüber, der in den Gebirgen entsprang. Mehrere Meilen weit lief er durch ein liebliches Thal, in dem sich Millionen Vögel und viele vierfüßige Tiere aufhielten. Unter dem Sand und Kies des Flusses fand man eine nicht geringe Menge Gold, besonders nach starken Regengüssen, wenn nämlich sich jemand die Mühe gab, darnach zu suchen, denn, um die Wahrheit zu sagen, meine Landsleute zeichneten sich keineswegs durch fleißige Thätigkeit aus, so lange sie nicht arbeiten mußten, und die Weiber hatten anderes zu thun. Oft spazierte ich am Bett dieses Flusses hinauf, von einem oder zwei meiner Kameraden, zuweilen auch von einigen meiner Schwestern begleitet. Wir pflegten an dem Fluß kleine Fische zu fangen, die wie Gold und Silber glänzten; zuweilen aber trafen wir auch andere, weniger lustige Tiere an, z. B. kleine Schlangen und anderes schädliches Ungeziefer, während im Congostrom auch Krokodile von 18—20 Fuß Länge und große Haifische waren. Indessen, obgleich viel Verkehr auf dem Wasser getrieben wurde, und namentlich auf dem großen Strom, geschah es doch selten, daß jemand ums Leben kam.

Eines Tages ging ich, begleitet von meiner Schwester Lemba, die damals dreizehn, während ich elf Jahre alt war, mit Bogen und Pfeilen versehen dem Flusse zu, in der Absicht, einen längern Ausflug an seinen Ufern hin zu machen. Ungefähr eine Viertelstunde das Thal hinauf war ein prächtiger Wasserfall, und unsere Eltern hatten uns schon vorher gewarnt, nicht über denselben hinauf zu gehen. Aber ein Verbot dieser Art dient jungen Leuten oft nur zu einem weiteren Reizmittel, sehen zu wollen, was auf der andern Ecke sei. Und so war es auch mit Lemba und mir. Mit frohem leichten Herzen gingen wir immer weiter, obgleich das Übersteigen des Felsenabhangs, über den der Wasserfall herabstürzte, nur mit Mühe gelang. Als wir die Höhe erreichten, hoben wir die Hände voll Bewunderung empor über das großartige Schauspiel, das sich unsern Augen darbot. Der Fluß hatte sich im Lauf der Jahrhunderte ein tiefes Bett durch die Felswände gegraben und stürzte sich kochend und schäumend hindurch. Die Uferwände waren hier etwa 10 Fuß weit voneinander, und erhoben sich schroff zu einer Höhe von wenigstens 100 Fuß; das Tageslicht brach oben wie durch einen engen Spalt herein und unten war alles nur halb sichtbar in einer Art von Zwielicht. Büsche und Sträucher von tausenderlei Arten wuchsen aus den Felsenwänden heraus; und auf ihnen hatten Vögel, Affen, Eichhörnchen und andere Kinder des Waldes ihr Spiel, die uns mit ihrem unaufhörlichen rauhen Geschrei fast taub machten. Es war, als wenn sie einstimmig erklären wollten, Lemba und ich seien unberufene Eindringlinge in ihrem einsamen Gebiet.

Wir gingen jedoch immer weiter mitten unter dem Lärm, und als wir ein paar hundert Ellen gegangen waren, konnten wir an der wachsenden Helle merken, daß die Schlucht sich erweitere. Endlich setzten wir uns auf einem Felsen nieder, und meine Schwester nahm aus einem kleinen Korb, den sie von Hause mitgebracht, etwas zu essen für uns heraus. Während wir unsern Hunger stillten, fiel ein ziemlich großer Stein zu unsern Füßen nieder und alsbald erhob sich ein furchtbares Geschrei, das alle andern Stimmen übertönte. Als wir emporblickten, sahen wir auf der Ecke eines Felsen einen gewaltigen Pavian mit blauem Gesicht, der uns angrinste und aufs schrecklichste bedrohte. Die arme Lemba verfiel in ein Zittern, erholte sich aber augenblicklich, ergriff meine Hand und sagte: „Zamba, Zamba, komm! Laß uns so ruhig als möglich nach Hause gehen! Halte Deinen Bogen in Bereitschaft; aber laß Dir nicht einfallen, schnell zu laufen. Ich will dem Pavian mit Schlauheit begegnen, sonst geht es uns schlimm."

Sogleich nahm sie ein Stückchen von dem, was wir aßen, legte es auf einen Stein, und dann traten wir vorsichtig unsern Rückweg an. Als wir zurück blickten, sahen wir den häßlichen Affen mit einem Satz auf den Platz herabspringen, den wir verlassen hatten. Wir gingen so schnell, als es die Klugheit erlaubte, vorwärts, der Heimat zu, und legten von Zeit zu Zeit etwas von unserer Speise am Wege nieder, was unsern Feind aufhielt; aber gerade, als wir an dem Rand des Absturzes anlangten, hatten wir nur noch das letzte Stückchen übrig. Der Pavian schien entschlossen, uns nicht aus dem Gesicht zu verlieren, und erhob ein wütendes Geklapper, als wir den Abhang um ein gutes schneller denn beim Hinaufklettern herabgleiteten. Wir erreichten glücklich den ebenen Boden. Als wir aber empor blickten, sahen wir, daß unser Feind sich auch zum Herabsteigen anschickte. Obwohl dadurch sehr erschreckt, legte ich doch mit ziemlicher Festigkeit meinen Pfeil auf und ließ ihn fliegen; aber ein kleiner Zweig von einem Baum kam dazwischen, in dem der Pfeil stecken blieb. Das Tier schien zu verstehen, daß der Pfeil in keiner freundlichen Absicht ihm zugeflogen war, und bemühte sich, ihn aus dem Ast herauszureißen. Während er sich zu diesem Ende nach vorne beugte, schickte ich ihm einen andern Pfeil zu, der unsern Feind ganz durchbohrte, so daß er mit fürchterlichem Geschrei auf den Boden herab purzelte. Lemba und ich blieben nicht stehen, um die Wunde zu untersuchen, sondern wir eilten mit möglichster Schnelligkeit nach Hause und erzählten da unsere Angstgeschichte. Mein Vater, obschon unzufrieden, daß wir die vorgeschriebene Grenze überschritten hatten, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Nun, Zamba, bist Du ein Mann. Bald werde ich Dich auf meinen Kriegszügen mitnehmen, und Du sollst eine Muskete haben, um Menschen damit totzuschießen statt der Affen." Hierauf schickte er zwei von seinen Regulären, um den toten Pavian zu holen. Er ließ ihm das Fell abziehen, dasselbe gehörig ausstopfen, und stellte es dann an einem Platz im Palast auf, wo es dem Mut des Prinzen Zamba und der Klugheit der Prinzessin Lemba Ehre machen konnte. In der That wäre ein solches Tier für einen starken Mann ohne Waffen ein würdiger Gegner gewesen; und als ich die Äußerungen der Dienerschaft meines Vaters hörte, die natürlich alle dem künf-

tigen Erben schmeichelten, da schwoll ich vor Stolz auf wie ein Truthahn.

Meine Leser werden vielleicht fragen: Hast Du in dieser ganzen Zeit irgend eine angemessene Erziehung erhalten? Hast Du einen Lehrer gehabt? Hattest Du etwa auch Gedanken, die über die sichtbaren Dinge um Dich her hinausgingen? Wußtest Du etwas von einem Leben nach dem Tode? Auf dergleichen Fragen antworte ich: Ich hatte niemand, der mich in Wissenschaften unterrichtet hätte, und unsere religiösen Vorstellungen waren äußerst thöricht und falsch. Es befanden sich zwar zwei Priester in dem Gebiete meines Vaters; im Grunde aber waren sie bloße Gaukler und Betrüger, nicht allein unwissend, sondern auch liederlich. Sie besuchten von Zeit zu Zeit jedes Haus, murmelten etwas Kauderwelsch her und verrichteten allerlei Gaukeleien, um die Weiber in Erstaunen zu setzen, sammelten auch jedesmal ganz anständige Geschenke. An gewissen Tagen des Jahres kamen sie mit einer Art Verkleidung mit Masken, und wer ihnen begegnete, mußte ein Geschenk für sie bereit halten, wo und wie er es auch auftreiben mochte. An einem besondern Tag im Jahr kamen sie auch maskiert, und die erste Person, die ihnen begegnete, mußte entweder ein sehr schweres Lösegeld zahlen oder sie wurde als Opfer geschlachtet.

Mein Vater hatte im Verkehr mit den weißen Männern, die des Handels halber zu ihm kamen, einige Meinungen von einer andern Welt und von der Zukunft aufgeschnappt; aber er bekümmerte sich sehr wenig um die Sache. Als ich noch ein Knabe war, kam ich auf einige sehr seltsame Vorstellungen von Zeit und Raum. Am Abend legte ich mich zuweilen auf den Boden und schaute eine Stunde lang oder zwei mit Empfindungen von unbeschreiblichem Ergötzen die flimmernden Sterne an. Die Sonne war zu glänzend und blendend, um sie lange ansehen zu können; aber der Mond, der milde, sanfte Mond und die unzähligen Gruppen schöner Sterne bezauberten meinen Blick und füllten meine Seele mit Bewunderung. Wozu sie gemacht seien, wie sie gemacht seien und woraus sie gemacht seien, das alles kam mir höchst rätselhaft vor. Zuweilen jedoch machte ich mir folgende Gedanken: Gesetzt, ich würde in diesem Augenblick zu jenem hellen Stern getragen, was würde ich dann sehen? Wahrscheinlich noch mehr Sterne. Und was dann? Wieder mehr, immer mehr und mehr; und dann wird alles Finsternis und nichts sein. Aber was wird dann hinter jener Finsternis sein? Da standen die Gedanken still. — Auf dieselbe Weise dachte ich auch über die Zeit nach. Wenn mein Vater gestorben ist, dann werde ich König sein. — Dann habe ich einen Sohn, der König wird. — Er hat auch wieder einen Sohn, wieder ein König; noch mehr Sohn, noch mehr König. — Und was dann? Ich kann kein Ende absehen. Die Welt verbrennt, alle Dinge nehmen ein Ende. Aber w i e ein Ende? — E t w a s muß doch sein. Ich konnte zu keinem bestimmten oder befriedigenden Schluß gelangen; doch beweisen wohl solche Gedanken, daß die Vorsehung Gottes, das Licht der Natur, oder wie man es heißen will, schon damals in dem wilden, finstern Afrika einigermaßen auf mich wirkten.

---

2. König Zembala und Kapitän Winton.

Ich habe gesagt, daß mein Vater viel Verkehr mit den weißen Leuten hatte. In der That war sein Hauptgeschäft, den Sklavenhändlern Ladungen von lebendem Fleisch und Blut zu verschaffen, welche sie nach irgend einem fernen Lande gegen Sonnenuntergang bringen wollten. Die Sklavenschiffe, die nach diesem Teil von Afrika kamen, warfen gewöhnlich einige Meilen innerhalb der Mündung des Congo Anker, weil sie da vor der unaufhörlichen Brandung, die an die ganze westliche Küste schlägt, sicher lagen. Zuweilen führte mein Vater seine Leute in großen Kähnen zu den Sklavenhändlern hinab; nicht selten aber kam auch der weiße Kapitän mit einer Mannschaft von zehn oder zwölf Personen den Fluß herauf zu meines Vaters Residenz. Somit war von meiner frühesten Kindheit an ein weißer Mann kein fremder Gast für mich. Da kam z. B. aus Amerika ein Kapitän W i n t o n, der viele Jahre mit meinem Vater Handel trieb. Er war es, der all den schönen Hausrat für den Palast gebracht hatte. Unter andern Spielsachen brachte er auch für mich eine große Violine; aber da wir keinen Lehrer hatten, so waren die Töne, die ich oder mein Vater oder jemand von seinen Leuten ihr entlockten, keineswegs geeignet, Steine zum Tanzen zu bringen. Bei einer Gelegenheit jedoch, als ich die Violine in den Wald mitgenommen hatte, hatte sie glücklicherweise die Wirkung, zu meiner großen Freude und Verwunderung einen ganzen Trupp Hyänen in die Flucht zu jagen. Endlich brachte dieser Kapitän Winton eine kleine Drehorgel, die acht Melodieen spielen konnte; und nachdem er uns unterrichtet hatte, wie wir die Melodieen wechseln könnten, wurde diese Orgel für Fürst und Unterthan zur unaufhörlichen Unterhaltung. Ich glaube, daß sie sechs Monate lang keine sechs Minuten stille stand. Indessen, wie es mit allen Dingen geht, man wurde auch ihrer überdrüssig und stellte sie endlich auf die Seite. Doch weiter! Dieser Kapitän Winton und seine Leute waren oft acht bis zehn Tage lang Bewohner des Palastes; da faßte ich manche englische Worte auf und konnte bald an einer Unterhaltung in dieser Sprache teil nehmen. Mein Vater bewirtete die weißen Leute sehr gastfreundlich, und unaufhörlich wurden Geschenke gewechselt. Als ein Beispiel von der Art und Weise, wie dieser Handel geführt wurde, muß ich jedoch erwähnen, daß Kapitän Winton für die Walzenorgel zwei hübsche Sklaven bekam.

Um sich Sklaven zu verschaffen, ging mein Vater von Zeit zu Zeit mit seinen regulären Kriegern auf einen Kriegszug aus; d. h. er begab sich nach einem entfernteren Teil des Landes, wo er Mittel und Wege fand, mit irgend einem weniger mächtigen Stamm Streit anzufangen. Dieser Streit endete gewöhnlich damit, daß der schwächere Stamm eine Anzahl von Sklaven als Lösegeld auslieferte; oder es kam zu einem Gefecht, wo dann die stärkeren mit Gewalt nahmen, was sie wollten. Um jedoch meinem Vater Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken, daß es bei ihm als Regel galt, nie mit seinen nächsten Nachbarn Krieg zu führen. Er stand lieber auf einem freundschaftlichen Fuße mit ihnen, und so dienten sie ihm auch als eine Art von Festung oder Schutzmauer gegen die Angriffe anderer Stämme. Außer den Sklaven, die er auf diesen Kriegszügen bekam, verschaffte er sich eine noch viel größere Zahl durch ehrlichen Handel, wenn man dieses Wort in einem solchen Fall gebrauchen darf. Er segelte oft den Congo hinauf mit einem Vorrat von englischen oder amerikanischen Waren; und indem er diese an die kleinen Könige austauschte, die mehrere hundert Meilen weit einwärts im Lande wohnten, kam er jedesmal mit einer vollen Ladung zu billigen Preisen zurück. Auf demselben Weg verschaffte er sich auch Goldstaub, Elfenbein und andere wertvolle Dinge. Sein königliches Amt war wirklich kein Ruheplätzchen, denn um ein solches Geschäft im Gang zu erhalten, war nicht geringe Thätigkeit und Klugheit erforderlich.

Mein Vater hielt sein Versprechen hinsichtlich eines Schießgewehrs, und etwa ein halb Jahr nach dem Pavianschuß verschaffte er mir eine kurze Flinte, mit der ich mich jeden Tag übte, so daß ich in zwei Monaten eine ziemliche Fertigkeit im Schießen hatte. Ich kam mir jetzt als ein Held vor, der es mit zwanzig Pavianen oder Hyänen, wo nicht mit einem Löwen aufnehmen könnte; und es stand nicht lange an, so wurde meine Geschicklichkeit auf die Probe gesetzt. Mein Vater hatte einen Jagdzug veranstaltet, da verschiedene Anfälle von wilden Tieren bei seinen Herden in der Nähe des Dorfes vorgekommen

waren. Es wurden gegen 200 Mann aufgeboten, und auf meine dringende Bitte bekam ich Erlaubnis, sie zu begleiten. Mein Vater war wirklich ein sehr kühner Jäger und hatte nach allgemeiner Ansicht als Oberhaupt die Verpflichtung, in der Gefahr der vorderste zu sein. Er war reichlich und sorgfältig bewaffnet. Er hatte eine schöne Doppelflinte, an der Seite einen kurzen Hirschfänger, im Gürtel ein paar Pistolen, und ein Diener, dicht hinter ihm, trug ihm seinen starken Speer, dessen 15 Zoll lange, scharfe und zweischneidige Spitze aus dem feinsten Stahl gemacht war. Der Schaft war gegen 6 Fuß lang, aus Lanzenholz verfertigt und beinahe so dick wie ein Mannesarm, so daß man bei naher Begegnung eines großen Tiers nicht fürchten durfte, er könnte zerbrechen.

Als wir etwa zwei Meilen weit gegangen waren, stieg die Sonne empor, und unterdessen hatten wir eine Biegung erreicht, die der Congostrom macht, und wo eine der schönsten Aussichten sich vor unsrem Blick eröffnete. Ein großer Teil des Landes lag offen vor uns da; hin und her prächtige Gruppen von Teakbäumen und zwischenein Orangen- und Palmbäume schmückten das Land; Felder von 18—20 Fuß hohem Guineakorn wogten im Morgenwind; das schöne breitblättrige Welschkorn oder Mais streckte seine schwankenden Blätter in die Luft empor, und dazwischen ließ sich wieder ein Baumwollenfeld sehen. Nicht weit entfernt lag unser Dorf, und nahe dabei sah man Vieh- und Ziegenherden weiden, sogar die Arbeiter auf dem Felde konnte man aus der Ferne erkennen. Ein paar Minuten lang vergaß ich die Jagd vor lauter Bewunderung der lieblichen Szene; und selbst jetzt noch, nachdem beinahe ein halbes Jahrhundert dahingeflossen ist, steigt in mir, so oft ich mir den Anblick jenes Morgens zurückrufe, der heiße Seufzer auf: Wann, o wann wird das arme, umnachtete, und doch so schöne Afrika unter den milden und segensreichen Einfluß des Kreuzes Christi kommen!

Bald wurde meine Aufmerksamkeit von der bezaubernden Landschaft umher abgezogen durch das unaufhörliche Hornblasen und Hundebellen, vermischt mit dem beginnenden Geheul der wilden Tiere. Dutzende von Hyänen und andern kleineren wilden Tieren flohen vor uns dahin, und gelegentlich wurde eines erschossen; ich kann nicht sagen, wie viele man an diesem Tage erlegte. Wir begegneten keiner von den gefürchteten großen Bestien bis gegen Mittag, wo ein gewaltiger Löwe aufgetrieben wurde. Augenblicklich war unser ganzer Trupp auf dem Anstand, und etliche, die sich im Anfang sehr vorgedrängt hatten, ließen jetzt einige Abneigung blicken, in der vordersten Reihe zu sein. Mein Vater jedoch war, wie es schien, ganz in seinem Element und sagte mir, ich solle mich nur dicht an ihn halten, doch ein wenig hinter ihm. Als ich den Löwen zu Gesicht bekam, den ersten, den ich je gesehen, war mir's in der That ganz sonderbar zu Mute: das war doch ein ganz anderes Geschöpf als der Pavian. Die Bestie zog sich ganz langsam zurück, stand oft still, blickte umher, schlug die Seiten mit dem Schwanz und stieß ein kurzes, leises Geheul aus, was aber mir in meiner kindischen Einbildungskraft so stark vorkam, als ob die Erde davon zitterte. Man hatte wiederholt auf den Löwen gefeuert, bis jetzt aber offenbar ohne bedeutende Wirkung, und endlich wurde er in einer kleinen Schlucht, die keinen Ausgang hatte, zum Stehen gebracht. Als der Löwe seine Lage gewahr wurde, drehte er sich ganz herum und fixierte seine Verfolger mit feurigen Augen, indem er sich fortwährend mit dem Schwanz die Seiten schlug. Dann und wann, wenn ein gar zu verwegener Hund auf ihn losfuhr, schlug er ihn mit seiner Pfote zu Boden, so leicht wie ein Mann eine Eierschale mit seinem Fuße zertritt. Mein Vater mit seinem Waffenträger kam ihm bald auf 20 bis 30 Schritte nahe; er richtete seine Flinte mit der größten Kaltblütigkeit, befahl mir mit leiser Stimme, ein wenig zurück zu treten, und gab dann Feuer. Der Löwe ließ ein scharfes Brüllen hören und schüttelte sich, hielt aber immer noch stand. Mein Vater feuerte wieder, und nun kam das Tier einige Schritte näher. Sein Anblick war furchtbar großartig: seine Mähne, lang genug, um zu Boden zu reichen, stand fast aufrecht wie eine ungeheure Halskrause um seinen Kopf her, und seine blitzenden Augen waren fortwährend auf seinen Feind gerichtet. Mein Vater streckte ruhig die Hand nach seinem Waffenträger aus und ergriff seinen Speer, und dann näherte er sich der Bestie bis auf zehn Schritte, indem er seine Waffe in Bereitschaft hielt. Mann und Löwe standen zum Malen prächtig da. Nach einer augenblicklichen Pause ließ sich mein Vater auf ein Knie nieder, stemmte den Schaft seines Speers fest gegen den Boden, während die Spitze desselben auf den Löwen gerichtet war, und stieß dann ein lautes, ganz besonderes Geschrei aus. Das Tier antwortete mit einem fürchterlichen Gebrüll und machte einen Sprung. Mein Vater hielt immer noch den Speer in die Höhe, sprang dann aber plötzlich mit großer Behendigkeit auf die Seite, und — das Ungeheuer war völlig durchbohrt. Es wälzte sich in allen Richtungen auf dem Boden umher, bis einige der Jäger herbeikamen und ihm den Garaus machten. Wäre mein Vater nicht in dem Augenblick auf die Seite gesprungen, so würde er wahrscheinlich von dem Tier in seinem Todesringen tödliche Wunden empfangen haben: aber er war in solchen Kämpfen erfahren. Als wir nach Haus kamen, sagte er mir, da seine beiden letzten Schüsse gefehlt hätten, so habe er sich entschlossen, mit seinem Speer einen Angriff auf den Löwen zu wagen. In den Augen seiner Leute habe er als unbesiegbar gegolten, und so hätte er nicht daran denken können, sich zurückzuziehen und einem seiner Unterthanen eine That zu überlassen, die ihm selbst mißglückt sei.

Als der Löwe tot war, ließ mein Vater Halt machen zum gemeinschaftlichen Frühstück. Dem Löwen wurde schnell die Haut abgezogen, die von der Nase bis zur Schwanzwurzel etwa acht englische Fuß maß, wozu noch der drei bis vier Fuß lange Schwanz kam. Es war keiner unter den anwesenden Männern, der mit beiden Händen den Fuß des Löwen oberhalb des vorderen Kniegelenks hätte umspannen können: daraus kann man einen Schluß machen auf seine ungeheure Größe.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Riesen.

Von Friedrich v. Hellwald.

Der allersüdlichste Teil des amerikanischen Festlandes führt bekanntlich den Namen Patagonien und bildet ein weites Gebiet, über dessen Besitz die beiden Nachbarrepubliken Chile und Argentinien lange miteinander im Streite lagen, bis am 22. Oktober 1881 ein Vertrag zwischen denselben geschlossen wurde, auf Grund dessen Argentinien von dem östlichen und Chile von dem westlichen Teile des Landes Besitz nahm, wobei es sich allerdings eigentlich um wenig mehr als um eine bloße Form handelte. Lange Zeit war dieses abgelegene Stück Erde bloß seinen äußeren Künstenumrissen nach bekannt; in das Innere war eigentlich niemand gedrungen und es herrschten darüber die merkwürdigsten Vorstellungen. Die erfolgreiche Reise des englischen Marine-Offiziers Chaworth Musters, welcher 1869 in Begleitung einer Bande Eingeborener das Land von der Magelhaensstraße im Süden bis zum Rio Negro im Norden durchwanderte, war aber gewissermaßen das Signal zu einer großen Zahl von mehr oder minder bedeutenden Forschungsexpeditionen, welche zumeist von den Argentinern ausgingen

und eine rege Thätigkeit entfalteten. So sind in jener Zeit, unterstützt von der Regierung wie von den gelehrten Körperschaften der Republik, Francisco P. Moreno, Ramon Lista und C. Moyano, der erstgenannte sogar fünfmal, ausgezogen und haben das Land kreuz und quer derart durchwandert, daß mit Ausnahme der noch nicht betretenen Hauptkette der Kordilleren und ihres Abfalles zum großen Ozean die Erforschung Patagoniens als abgeschlossen gelten kann. Wohl wird hier und dort noch ein bisher unbekannter Salz- oder Süßwassersee, ein während des größten Teiles des Jahres trockenes Flußbett, ein kahler Hügel oder Höhenzug entdeckt werden, wohl wird mancher Flußlauf oder Bergrücken eine andere Lage auf unseren Karten erhalten, wenn genaue Aufnahmen des Landes vorliegen, eine wesentliche Änderung wird aber nicht mehr in dem geographischen Bilde erfolgen, welches wir uns jetzt von Patagonien machen.

Sich mit den dortigen Verhältnissen etwas näher vertraut zu machen, dazu liegt dermalen eine besondere Veranlassung vor, weil man neuerdings in Deutschland wohl den nördlichsten Abschnitt Patagoniens im Verein mit dem angrenzenden älteren Gebiete der Laplatastaaten als ein Ziel für die deutsche Massenauswanderung ins Auge gefaßt hat. Wir wollen hiebei daran erinnern, daß schon im Jahre 1865 unter Führung eines Independenten-Geistlichen eine Gesellschaft von 150 Wallisern, Männer, Frauen und Kinder, sich nach dem damals ganz unbekannten Lande begab und am Nordufer des Chupatstromes eine Niederlassung gegründet hat, von welcher freilich gar bald höchst traurige Nachrichten einliefen. Die Ansiedler hatten mit solcher Not zu kämpfen, daß schon im nächsten Jahre ihrer fünfzig dem Hunger und den Beschwerden des Klimas erlegen waren. Die kleine Kolonie mußte sich alle ihre Bedürfnisse aus dem 960 Meilen entfernten Buenos Aires holen, denn von den patagonischen Indianern abgesehen, sind die Leute von der ganzen übrigen Menschheit getrennt. Auch noch 1871 kam ihnen der Besuch des englischen Kanonenbootes „Cracker“ sehr gelegen, und hätte der Kommodore des Fahrzeuges nicht einen beträchtlichen Teil seiner Vorräte entbehren können, so hätte es wiederum schlimm mit ihnen gestanden, da infolge einer zweijährigen Dürre, welche die Reise unmöglich machte, ihr gelegentlicher Handelsverkehr mit Buenos Aires unterbrochen war. Seit zehn Monaten hatten sie nur von Brot, Butter, Milch und so viel Guanako- und Straußfleisch gelebt, als sie durch Jagden sich verschaffen konnten. Der zweijahrigen Dürre folgte dann eine unheilvolle Überschwemmung; unter günstigen Verhältnissen bringt aber der jungfräuliche Boden dreißigfaltigen Ertrag an Weizen, und gegenwärtig hört man keine Klagen mehr über das Los der Walliser am Chupat. Die althergebrachte Meinung, wonach Patagonien eine unwirtliche Wüste sei, die aus unabsehbaren unfruchtbaren Ebenen und steinigen Hügeln bestehe, ist nur zutreffend für die atlantische Küstenregion und einige ganz abgelegene Strecken. Sonst enthält das Innere des Landes gutbewässerte Thäler und Wiesengründe, auf welchen sich unzählige Herden des Guanako und des südamerikanischen Straußes umhertummeln.

Die Bezeichnung „Patagonien“ (von dem spanischen Worte Patagonés, d. h. Großfüße) ist eine den indianischen Landeskindern völlig unbekannte; sie selbst nennen sich Tsoneka, werden aber gemeiniglich als Tehuelchen bezeichnet. Auf den mannigfaltigen Karten und in den Berichten, die über Patagonien vorhanden sind, werden zahlreiche Stämme mit verschiedenen Namen verzeichnet und erwähnt; doch lassen sie sich alle auf drei große Gruppen reduzieren. In den nördlichen Abschnitten des Landes hausen, und zwar in den gebirgigen Teilen des Westens, Indianer, die zweifelsohne zur araukanischen Völkerfamilie gehören; es sind dies die „Chenna“, auch Manzaneros genannt, weil ihr Hauptquartier La Manzana ist, das von einem dort befindlichen Apfelhaine den Namen hat, eine einstige Station der Jesuiten, die sich vergeblich bemühten, diese Stämme zu bekehren und zu gesitteten Menschen zu machen. Vom Rio Negro bis zum Chupat trifft man einen zweiten Stamm mit besonderer Sprache, der sein Hauptquartier an den Salinas nördlich vom Rio Negro hat. Dies sind die „Penck“, die häufige Einfälle in die argentinischen Ansiedelungen bis zur Provinz Santa Fe, ja sogar bis Cordoba und Mendoza machen. Die Tehuelchen oder eigentlichen Patagonier, mit Ausschluß der sogenannten Fußindianer des Feuerlandes, die, wenn sie auch vielleicht ursprünglich von derselben Herkunft sein mögen, doch von ihnen sehr verschieden sind, werden in zwei große Stämme, die nördlichen und die südlichen, geteilt. Sie sprechen dieselbe Sprache, lassen sich aber an der Verschiedenheit der Betonung erkennen, und die südlichen scheinen im Durchschnitt längere und schönere Menschen und geübtere Jäger zu sein. Die nördlichen streifen hauptsächlich in dem zwischen den Kordilleren und dem Meere gelegenen Distrikte umher; sie wandern vom Rio Negro im Norden bis südlich zum Chupat, kommen aber dann und wann auch bis zum Flusse Santa Cruz herab. Die südlichen haben das Land inne, das südlich vom Santa Cruz liegt, und ziehen sich bis Punta Arena an der Magelhaensstraße. Die beiden Abteilungen sind jedoch sehr miteinander vermischt und heiraten oft ineinander; dessen ungeachtet bewahren sie immer ihre besondere Einteilung und ergreifen bei den häufigen Händeln gegen einander Partei.

Von den körperlichen Eigenschaften der Tehuelchen ist ihre Größe am häufigsten besprochen worden; den ersten Entdeckern erschienen sie als wahre Riesen, was spätere Beobachter wieder bestritten. Die Wahrheit ist: die Tehuelchen sind wirklich ein hochgewachsener Menschenschlag, denn die Durchschnittsgröße beträgt für die Männer 5 Fuß 10 Zoll, doch erreichen einige 6 Fuß 4 Zoll. Dabei sind sie trefflich proportioniert, besitzen eine ungeheure Marschierfähigkeit, wobei sie ohne jedwede Beschwerde die Nahrung lange entbehren können, und in den Armen eine staunenswerte Muskelkraft. Die Weiber haben eine durchschnittliche Höhe von 5 Fuß 6 Zoll; ihr Haar ist selten so lang und schön, als jenes der Männer, und wird in zwei, mitunter durch eingeflochtenes Pferdehaar verlängerten Zöpfen getragen. Die jungen Tehuelchendamen sehen, wenn nicht durch Bemalen entstellt, sehr gut aus; ihr Benehmen ist bescheiden, doch nicht ohne Koketterie. Strapazen und Arbeiten üben keine üble Wirkung auf sie; sind sie aber einmal alt geworden, dann sind sie auch gründlich häßlich.

Die Wohnung dieser Leute ist das „Kau“ oder „Toldo“; das indianische Zelt, welches aus Guanakofellen besteht, die über in die Erde gerammte Holzpfähle gelegt und mit einer Mischung von Fett und rotem Ocker beschmiert werden. Die Einrichtung der Toldo, die der heftigen Westwinde halber mit dem Eingange nach Osten an geschützten Stellen aufgeschlagen werden, beschränkt sich auf Kissen aus alten Ponchos, sonst Mandil genannt, d. h. gewebten wollenen Decken, welche von den wegen ihrer Manufaktur berühmten Araukanern bezogen werden. Sie werden mit Guanakowolle ausgestopft und mit Strauß- oder Guanakosehnen zusammengenäht, um als Sitze, Ruhelager und den Weibern auch als Sättel zu dienen. Die Männer benutzen dann und wann, wenn der Boden feucht ist, die Decken, die sie unter den Sätteln tragen, als Sitze, in der Regel kauern aber alle Insassen des Toldo auf dem Teppich der Natur, der den Vorteil hat, daß er sich leicht reinigen läßt, denn die Tehuelchen sind, was die Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen betrifft, sehr eigen, und ein Stückchen Rasen, das zufallig beschmutzt worden ist, wird sofort von den Frauen herausgestochen und hinausgeworfen. Letzteren fallen alle häuslichen Beschäftigungen zu: das Aufschlagen der Zelte, die

Ausrüstung der Pferde und das Kochgeschäft. Die sehr einfachen Kochgerätschaften bestehen aus einem Bratspieße und gelegentlich aus einem eisernen Topfe, worin sie das Straußenfett auszulassen pflegen; hie und da kommen noch einige hölzerne Platten und Gürteltierschalen hinzu. Eine fernere Beschäftigung der Weiber im Lager ist das Verfertigen der Mäntel für die männlichen Familienmitglieder. Trotzdem hiedurch die Damen viel zu thun haben, finden sie nichtsdestoweniger nebenbei Zeit zum Kartenspielen, Plaudern und Klatschen.

Die Kleidung der Männer wird gebildet aus einer „Chiripa“, d. i. ein um die Lenden befestigtes Unterbeinkleid, welches unter allen Umständen getragen wird, und aus einem Mantel von Guanakofell, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen gekehrt, von außen in verschiedenen Farben bemalt. Nebst den Guanakomänteln trägt man auch noch solche aus Fuchs-, Wildkatzen- und Pumafellen. Als Beschuhung dienen hohe Stiefel aus Pferdeleder oder Pumafell; den Kopf deckt ein farbiges Drahtnetz oder auch ein Hut. Die Weiber tragen den Mantel um den Hals durch eine große silberne Nadel geschlossen und unter demselben ein sackartiges Kleidungsstück aus Kaliko, von den Schultern bis zu den Hüften reichend. Die Kinder haben ebenfalls kleine Mäntel, pflegen aber gewöhnlich ganz nackt umherzulaufen. Schmucksachen aus Silber tragen die Tehuelchendamen mit Vorliebe, und auch die Männer verschmähen sie nicht. Beide Geschlechter bemalen sich, besonders im Gesicht, mit rotem Ocker oder schwarzer Erde. Die Morgentoilette ist sehr einfach: zunächst wird, wenn Wasser vorhanden, ein Bad genommen, dann geht es ans Frisieren, was die Männer durch ihre Frauen, Töchter oder Schwestern verrichten lassen; dagegen pflegen sie sich die spärlichen Barthaare, ja selbst die Augenbrauen regelmäßig auszurupfen. Die Weiber frisieren und bemalen sich gegenseitig. Beide Geschlechter tättowieren sich auch am Vorderarm. Obwohl nun die Tehuelchen, wie schon erwähnt, einen großen Sinn für Reinlichkeit besitzen, jeden Schmutz entfernen und alles waschen, wenn sie irgendwo eines Stückes Seife habhaft werden, sind sie doch stets mit Ungeziefer behaftet, das größtenteils in ihren Mänteln einen festen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Im Essen sind sie überaus mäßig; sie nehmen aber nie regelmäßige Mahlzeiten, sondern essen stets nur, wenn der Appetit sie dazu mahnt. Dagegen sind sie leidenschaftliche Raucher. In Ermangelung von Tabak wird ein von den Araukanern eingetauschtes Kraut, jedoch niemals unvermischt, sondern stets mit Paraguaythee gemengt, geraucht. Weiber rauchen nur, wenn sie schon alt sind.

Die Hauptunterhaltung — denn die Jagd auf Guanako und Strauß ist für den Tehuelchen ein Geschäft, kein Vergnügen — besteht in Pferdewettrennen, Karten- und Würfelspiel, endlich im Ballwerfen. Interessant ist, daß man auch Ehrenschulden kennt und daß diese sofort auf das Gewissenhafteste bezahlt werden.

Schon in der frühesten Jugend wird dem Kinde ein Pferd samt Zubehör zugewiesen; in der That können sehr oft die Kinder beiderlei Geschlechts früher reiten als gehen. Eine Feierlichkeit bei der Namengebung kennen die Tehuelchen nicht; es giebt auch keine erblichen Familiennamen, sondern die meisten Namen scheinen von dem Orte der Geburt herzurühren. Die Ehen gründen sich stets auf gegenseitige Zuneigung; hat sich der Brautwerber der Einwilligung des Mädchens versichert, so sendet er zu den Eltern der Geliebten, um für dieselbe so und so viel Pferde, Stuten oder Silberzieraten anzubieten. Sind die Eltern mit dem Angebote zufrieden, so erscheint der Bräutigam vor dem Toldo seiner zukünftigen Schwiegereltern, um die versprochenen Gaben zu überreichen, welche durch ähnliche Geschenke erwidert werden. Dann wird die Braut durch ihren Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und den Gesängen der weiblichen Bekannten in ihr neues Toldo geführt und eine festliche Schmauserei von Stutenfleisch veranstaltet. Der Tehuelche darf zwar so viel Frauen nehmen, als er ernähren kann, selten aber findet man mehr als deren zwei und gewöhnlich nur eine Frau im Toldo. Kinderlose Eheleute pflegen einen kleinen Hund an Kindesstatt anzunehmen und diesem Pferde und sonstige Gerätschaften zu schenken, die sämtlich vernichtet werden, wenn der Eigentümer, d. i. der Hund, einmal stirbt. Bei einem Todesfalle werden nämlich alle Pferde, Hunde und sonstigen Tiere des Verstorbenen getötet, das übrige gesamte Besitztum verbrannt. Die Leiche wird in einen Poncho eingenäht und in einem Steinhügel in sitzender Stellung bestattet. Der Name des Dahingeschiedenen wird aber nie mehr ausgesprochen.

Obwohl der Tehuelche im allgemeinen gutmütig zu nennen ist, zeigt er sich doch gegen Fremde, nämlich gegen Spanier, ziemlich mißtrauisch. Unter sich sind diese Heiden von staunenswerter Ehrlichkeit, einen Fremden bestehlen sie jedoch ohne Gewissensbisse; auch sind sie der Lüge sehr ergeben.

Jedenfalls aber ergiebt sich aus der vorstehenden Schilderung die wichtige Thatsache, daß die nomadisierenden einheimischen Bewohner des Landes einer etwaigen Kolonisation nicht hindernd im Wege stehen würden, und so mag denn wenigstens der wärmere nördliche Teil des Landes durch die Fruchtbarkeit seines Bodens immerhin noch berufen sein, dereinst zu einer gewissen Bedeutung für die europäische Auswanderung zu gelangen.

Ein mütterlicher Brief.

Zum Muster für viele. Auch in Amerika nützlich zu lesen.

Liebe Karoline! Deinen Brief haben wir mit großem Bedauern gelesen, und Deine Klagen sind uns sehr zu Herzen gegangen. Du weißt, mit welcher Liebe Deine Mutter an Dir hängt; und wir beide, Dein Vater und ich, haben gemeint, wir hätten Dich an kein besseres Plätzchen bringen können, als das ist, welches Du uns nun so trübe hingestellt hast.

Du dauerst uns natürlich recht, daß wir jetzt lesen müssen, wie Du bei so harten Leuten bist, die Dir für gute Kost und schönen Lohn tägliche Arbeit zumuten und Dich dann und wann auch noch zurechtweisen. Daran hast Du freilich nicht gedacht, als Dir das schöne Handgeld von ihnen so wohl gefallen hat. Vielleicht hast Du damals einen schönen Traum gehabt vom Dienen und hast gemeint, wenn man die Dienstboten zum Hause rechne, so haben sie's in allen Stücken wie die Herren und wie die Frauen; da dürfe man spät aufstehen und bald zu Bette gehen, dürfe oftmals seine Spaziergänge machen mit dem Festtagshut, dürfe den Staub in den Zimmern der Frau und den Töchtern des Hauses überlassen und auf weichem Polster seine jungen Jahre verbringen. Du armes Kind, wie unsanft bist Du nun aus diesen schönen Träumen gerissen und sollst im Schweiße Deines Angesichts Dein Brot essen und mit Thränen in den Augen! Freilich in der Schule bist Du immer weit oben gesessen und hast manches gelernt und gewußt. Und nun meinen diese Leute, Dich behandeln zu dürfen wie ein Schulkind; wollen Dir befehlen, nachdem es ihnen gefällt; und verlangen erst noch, Du sollst das Maul nicht aufthun und nur gehorchen. Nicht einmal einen Kopf machen darfst Du. Natürlich, das sind Dir spanische Berge gewesen, und Du meinst mit Recht unwillig werden zu dürfen.

Weißt Du 'was? Ich will Dich wieder zu mir nehmen, damit Du es besser bekommst. Du weißt zum ersten, daß Dein Vater auf seinem Handwerk täglich so gut zwei Mark verdient, als Dein Herr in seinem Berufe zwanzig. Und zum andern, daß Deine sechs Geschwister täglich so viel verzehren, als Deine Herrschaft mit Dir in zwei Tagen. Daraus kannst Du Dir selber die Rechnung machen. Doch das thut nichts! Fleisch und Butter und Mehl und Salz und Schmalz — das läßt sich bei uns aus einem Markstück schon herausbringen, wenn man kein Goldstück hat. Du kannst ja kochen; und einteilen wirst Du jetzt gelernt haben. Du greifst bei uns dann wohl lieber an und arbeitest fleißig.

Des Teufels Kathedrale am Teufelssee in Wisconsin.

[illegible]





Des Teufels Kathedrale am Teufelssee in Wisconsin.

Caß und Pepin Lake, der Geneva und Penaukee Lake und viele andere. Der von Touristen und Sommerfrischlern am meisten besuchte ist aber wohl der Teufelssee, der nur 172 Meilen von Chicago entfernt ist. Umgeben von schroffen Felsmassen, die bis zu 400 Fuß aufsteigen, ruht er wie ein Juwel in einem gewaltigen Kasten und spiegelt seine bizarren Ufer wieder, die nur im Süden und Norden ein wenig zur Seite treten und so dem Dampfroß der Chicago- und Northwestern-Bahn einen Zutritt zu seinen Naturwundern gestatten. Prachtvoll hebt sich die Felsmasse, auf deren kahlem Gipfel nur das Moos noch eben sich halten kann und an deren Fuß sich die zähe Schwarzeiche und die Fichte klammert, von den tiefgrün bewaldeten Uferstellen ab, wo die Ceder, der Hemlock und die Pechtanne Schutz und Nahrung finden. — Der Teufelssee hat weder Zu- noch Abfluß und wird also von unten her gespeist. Wer eine Sommerfrische sucht und wem Zeit und das leidige Geld es erlauben, dem können wir den Staat Wisconsin und hier wieder einen Aufenthalt an einem seiner schönen, fischreichen und lieblichen Seen dringlichst empfehlen. Es wird dem Ueberarbeiteten, Nervösen und Geschwächten dort wieder so wohl werden, wie den Fischlein im See. D.

Denn das sag' ich Dir, solltest Du bei uns dann sehnsüchtig zurücksehen nach den Fleischtöpfen Deiner Herrschaft, so wirst Du einen guten Zuchtmeister dafür in unserm Hause finden. Übrigens bleibt noch eins in gewisser Aussicht. Wenn's auch so nicht geht, so magst Du immerhin den Bettelsack nehmen und bei den Leuten Dein Almosen sammeln um Gottes willen. Weißes Bettelbrot ist Dir noch lieber als Schwarzbrot, das Du mit Deinen Händen verdienst; und es heißt bei meiner Tochter wohl redlich: Lieber einen leeren Darm als einen müden Arm! Das Beste wäre, Du liefest alsbald von Deiner Herrschaft weg und ließest Deinen Vierteljahrslohn dahinten. Die Mädchen, die Dich so bedauern, wie Du uns schreibst, werden Dir gewiß auch ein paar Groschen zur Reise mit auf den Weg verehren. Wir hängen einstweilen zum Empfang ein paar Würstchen in den Rauch, wenn wir sie haben; und legen Dir ein paar Birkenreiser zusammengebunden ins Salz, damit es Dir um die Freudenthränen des Empfanges nicht bange sein darf. — —

Liebe Karoline! Ich denke, Du verstehst meinen Brief, wie ich es meine. Hoffentlich läßt Du mich nicht die Schande erleben, ein liederliches und faules Mensch aufgezogen zu haben. Zu meinen Zeiten habe ich den Spruch gelernt: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen! und bin einfältig der Meinung gewesen, wenn dieser Schweiß von der Stirne rinne, dürfte sich niemand beklagen. Vielleicht [illegible] in eine andere Zeit gefallen, wo man's besser bekommt; aber mit [illegible] in diesem Stück wenig anzufangen: wir bleiben beim alten. Darum folge Deiner treuen Mutter und horche nicht auf die Ohrenbläser[illegible], die Dein Unglück suchen. Was einem im Anfang sauer wird, das [illegible] zuletzt wieder süß und gut. Wenn der Berg erstiegen ist, geht es [illegible] wieder eben fort. Will's Gott, so empfangen wir von Dir bald [illegible] neuen Brief, den wir auch an den Spiegel stecken können; mit dem [illegible]ten wissen wir nicht, was anfangen. Jetzt besinn Dich eben [illegible] grüße von uns Deine gute und wackere Herrschaft. Gott, der Herr [illegible] mit Dir, liebe Karoline, und mit Deiner getreuen Mutter.

(Blätter für das Armenwesen.)

Behaltet den Stern in Sicht.

Geschichte eines Seemanns.

In einer der wildesten Gegenden der norwegischen Küste machte ich die Bekanntschaft des alten Klas. Er war eine so brave alte Teerjacke, wie nur je eine auf einem Rettungsboot gewesen war und einen Sturm mitgemacht hatte. Von außen sah er so zottig aus, wie ein Neufundländer, der eben aus dem Wasser kommt, und er hatte auch noch andere Ähnlichkeit mit diesem edlen Geschöpf: er lag für sein Leben gern in der Sonne und ließ sich warmen und that gar nichts. Aber einen Mut hatte er in der Brust, der sogleich erwachte, sobald er jemand in Gefahr sah. Im Umsehen stürzte er sich in die Brandung, wenn er etwa ein Kind in Not erblickte, und wenn er dann den kleinen Körper mit dem allergrößten indischen gelbseidenen Taschentuch abgetrocknet hatte, wie nur je ein Seemann in der Tasche gehabt, dann legte er sich wieder auf den Rücken in den Sand und guckte in die Wolken, als ob er das Allergewöhnlichste und Alltäglichste gethan hätte.

Klas hatte aber doch eine Altersschwäche; er war beinah siebzig Jahre alt, als ich ihn auf Deck liegen sah, so schien es mir wenigstens, ehe ich seine Geschichte kannte. Oft, wenn es schon längst Zeit war, daß wir Kinder im Bett waren, dann lag er immer noch auf dem Rücken und sah unverwandt in den Abendstern, und wenn wir ihn so liegen sahen, die alten Hände über die Brust gekreuzt und die grauen Locken im Winde spielend, wie er so freundlich und doch so fest auf den Stern schaute: da kam ein ganz eigentümliches Gefühl über uns, und wir meinten oft, er rede dann mit Wesen, die tausende von Meilen entfernt wären.

„Klas“, sagte ich eines Abends, als der Himmel bedeckt war und der Wind sauste, daß die Wellen nur so gegen die Fenster schäumten, „heut kannst Du Deinen Freund nicht sehen, das thut mir leid, Du scheinst so viel Freude daran zu haben.“

„Was für einen alten Freund, Kinder?“ fragte er freundlich.

„Den Abendstern, Du scheinst ihn so lieb zu haben, daß Du ihn doch gewiß entbehrst.“

„Ja, das ist die volle Wahrheit, daß ich ihn entbehre. Ihr seid beide noch zu jung, um verstehen zu können, was der Stern ist, wenn ich daran denke.“

„Höre, Klas, ich weiß, mit dem Stern hängt eine wundervolle Geschichte zusammen, erzähle sie uns.“

Der alte Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit innerlicher Bewegung: „Einem Stern und dem Gott, der ihn gemacht, habe ich die Rettung meines Lebens und die Rettung meiner Seele zu danken. Gerade der heutige Abend stellt mir alles wieder vor die Seele. Und wenn ich je den Stern zu Bethlehem vergesse, so werde meiner auch vergessen.“

„Erzähle uns die Geschichte, Klas“, baten mein Bruder und ich, „es ist gewiß die allerschönste, die Du je erzählt hast.“ Er schob sich ein zusammengerolltes Tau unter den Rücken, zündete sich die kurze Pfeife an und begann:

„Vor 40 Jahren, Kinder, war es gerade eine Nacht wie diese, der Wind heulte unheimlich wie eben jetzt, die See hob sich, und unsere Mannschaft befand sich in einem zerbrechlichen Schiff an einer noch verräterischeren Küste als diese. Das Ungestüm der Wellen trieb uns mit jeder Minute näher ans Land, und ehe wir es uns versahen, waren wir in der Brandung. Unser Kapitän war einer der erfahrensten Seeleute, und sobald er erkannte, mit welchem Wetter wir bedroht waren, nahm er seinen Platz am Steuerrad und gab sich alle Mühe, unsern Mut aufrecht zu erhalten. Er hatte eine sehr schwache Gesundheit, aber sein Geist beherrschte die körperliche Schwäche, und er donnerte seine Befehle durch das Sprachrohr mit einer Kraft und Entschiedenheit, die aus jedem von uns einen Mann machte.“

„Klas“ rief er, als der Wind durch das Takelwerk [illegible] und unsere armen Masten knackten, „bleibe bei mir [illegible] meine Kraft verläßt mich. Siehst Du den Stern über [illegible]“

„Ja, Kapitän.“

„Wenn meine Kraft mich verlassen sollte, steure [illegible] darauf zu, dann seid ihr geborgen; verliert ihr ihn aber [illegible] den Augen, so werdet ihr zertrümmert; und, Klas, [illegible] nicht, es giebt noch einen andern Stern, den mußt Du [illegible] Auge behalten, wenn Du einmal sicher in den Hafen ein[illegible] willst.“ Ich wußte, was er meinte, er wies mich auf [illegible] HErrn JEsum Christum. Er war der gewissenhafteste [illegible] treueste christliche Kapitän, den ich gekannt, und nie ließ [illegible] Gelegenheit unbenutzt, wenn er uns etwas sagen konnte, [illegible] von Wert war für unsere Seele. Er war einer der [illegible] Schiffsprediger, die ich je gehört. Ich habe manchen [illegible]chen auf dem Lande die Liturgie lesen hören, aber es [illegible] der Ton darin, wie bei ihm. Ich habe manchem [illegible]gängnis auf dem Lande beigewohnt und die feierlichen [illegible] sprechen hören: ‚Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub [illegible] Staub,‘ aber es war nie das darin, was er hineinlegte, [illegible] er sagte: ‚So übergeben wir den Leib der Tiefe.‘ Als [illegible] Sturm nicht mehr länger ertragen konnte, rief er mit [illegible] Stimme, die das Unwetter noch übertönte: ‚Behaltet [illegible] Stern in Sicht, Jungens, behaltet ihn in Sicht!‘ [illegible] wurde er nach der Kajüte hinuntergebracht, und ich [illegible] lebend nicht wieder gesehen. Als ich von dem Verlust [illegible] der uns betroffen, bat ich, sie möchten mich an das Steuerrad festbinden, damit ich bis zum Tode die Befehle meines [illegible] Vorgesetzten erfüllen könnte. Der Sturm nahm zu an [illegible] und die Thränen in meinen Augen machten mich fast blind.

aber doch gelang es mir, den Stern im Auge zu behalten." — Der Alte schwieg eine Weile, in Nachdenken versunken. „Kinder", sagte er sinnend, „in Eurem Alter da könnt Ihr noch nicht wissen, wie viele Gedanken und Gefühle in wenigen Minuten in einem Menschenherzen Raum finden. Einmal, als ich dem Ertrinken nahe war, stand plötzlich, wie ich zum drittenmal untersank, die Geschichte von 20 Jahren vor meiner Seele, und so, Kinder, wird es Euch sein am Tage des Gerichts, wenn aller Herzen Gedanken offenbar werden und tausend und abertausend Dinge wieder lebendig werden." Dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Ähnlich ging es mir auch in jenem furchtbaren Sturm. Während ich mit aller Kraft das Steuerrad ergriff, den Befehlen des ersten Leutnants lauschte, aber mein Auge fest auf den Stern richtete, trat das Bild meiner ganzen Vergangenheit vor meine Seele. Ich war wieder ein Knabe auf der Dorfwiese, ich horchte auf der Mutter Gesang vor der Hausthür, ich war in der alten heimatlichen Kirche am Sonntag. Eines der ersten Lieder, das die Mutter mich gelehrt hatte, klang mir in der Seele wieder und selbst im Sturm sang ich es nach der Melodie, nach der sie es zu singen pflegte. Es lautete so:

Wenn mit grimmem Unverstand
Wellen sich bewegen,
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwinds Schlägen:
Einer ist's, der in der Nacht,
Einer ist's, der uns bewacht!
Christ, Kyrie,
Du wandelst auf der See!

Wenn vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden,
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo dann Rettung finden?
Nirgends sonst, als bei dem HErrn!
Seht Ihr dort den Abendstern?
Christ, Kyrie,
Erschein uns auf der See!

Ja, Kinder, Er kam zu uns auf die See. Nachdem wir zwei Stunden durch einen engen tückischen Kanal gesteuert waren, befanden wir uns zwar in einer erregten See, aber wir hatten doch nichts mehr mit der Brandung zu thun. Der Stern hatte uns richtig geleitet und nun konnten wir lawieren. Als das Schiff außer Gefahr war, ging ich in des Kapitäns Kajüte. Eine Flagge bedeckte seine Leiche, aber sein männliches, entschlossenes Gesicht, das selbst der Tod nicht sehr verändert hatte, war unbedeckt. Ich war ein rauher Matrose, aber ich küßte es und benetzte es mit meinen Thränen. Ich kniete neben dem harten Bett nieder, auf welchem er lag und flehte inständig zum HErrn, Er wolle mich durch die Stürme des Lebens leiten, wie Er mich diese Nacht geführt hat durch die Gefahren, die uns umgaben. Mein Gebet ward erhört. Seit jener Nacht habe ich den Stern in Sicht behalten! Jetzt werdet Ihr es verstehen, daß ich solch ein Sterngucker bin. Seht dort! der Stern bricht durch die Wolken. Und er scheint glänzend und klar, und so war es auch mit meinem HErrn und Heiland, wenn ich meinte, ich hätte Ihn verloren. Er war allezeit da, meine Sünden und meine Lauheit, das waren die Wolken, die Ihn vor mir verbargen."

Der alte Mann hielt inne, dann sagte er freundlich:

„Kinder, Ihr seid noch jung und das Leben liegt vor Euch; aber behaltet den Stern in Sicht, den Stern von Bethlehem!"

Der Scharfsinn der Wüstenbewohner.

Der Afrikareisende **Nachtigal** erzählt in seinem Werke: „Sahara und Sudan" ein merkwürdiges Beispiel von dem unglaublichen Spürsinn seiner arabischen Reisebegleiter. Als er im Jahre 1871 die Rückreise von Borku an den Tschadsee, die bis Kanem durch die Wüste führt, machte, blieb sein Diener Hammu aus Marokko bei einem heftig wehenden Sandsturm aus Ermattung liegen, ohne daß es bemerkt wurde, während die übrige Karawane weiter marschierte. Man vermißte ihn erst, als man nach vier Stunden am Haltplatz angekommen war. Nachtigal ritt selbst zurück, um den Vermißten zu suchen, aber alle Nachforschungen waren vergebens. Endlich erbot sich einer der Araber, namens Reyomati, sich seinerseits auf die Suche zu machen. Hören wir Nachtigal, wie derselbe seine Aufgabe löste: „Mit einer leichten Beimischung von Neid", schreibt der berühmte Reisende, „bewunderte ich wieder den Scharfsinn der Wüstenbewohner, wie er in unserem Reyomati zu vollendetem Ausdrucke kam. Derselbe hatte seine Untersuchungen von Angamma aus begonnen und anfangs von der Höhe seines Kamels die auf der Westseite der verkümmerten Sträucher und spärlichen Kräuter gelegenen und einigermaßen vor dem Winde geschützten Stellen des Weges besonders eifrig betrachtet und an denselben auch bald einige noch nicht ganz verwischte Spuren unserer Karawane entdeckt. Aus diesen für einen Europäer kaum bemerkbaren Eindrücken des Bodens, deren wirres Durcheinander von Kamelen, Pferden und Menschen herrührte, war es seinem Scharfsinn gelungen, die Spuren der unförmig großen Füße meines Marokkaners mit ihrer einwärts gekehrten Stellung herauszufinden. Nachdem er dieselben einmal mit Sicherheit erkannt hatte, stieg er von seinem Reittiere ab und durchforschte mit minutiöser Genauigkeit den folgenden Teil des Weges. Noch einigemale fand er die für ihn so charakteristische Spur und entdeckte endlich die Gegend, wo der Vermißte von unserem Wege abgewichen sein mußte, denn weiterhin waren an einem günstig gelegenen Punkte zwar die Spuren der übrigen erkennbar, doch die von Hammus großen Füßen fehlten. Jetzt suchte der Pfadfinder abseits vom Wege, fand glücklich die Spur wieder und konnte derselben um so leichter folgen, als sie nun die einzige war, und der schwächere Nachmittagswind sie weniger zu verwischen vermocht hatte. Weiterhin war der Verirrte auf zwei Leute gestoßen, die ein Kamel an der Halfter geführt hatten und der schwankenden Richtung ihrer Spuren zufolge nicht kundiger gewesen waren als jener. Das alles las Hussein Reyomati mit einer Sicherheit aus den oberflächlichen Bodeneindrücken heraus, als wenn er selbst dabei gewesen wäre. Er folgte nun den häufig auf lange Strecken unterbrochenen Spuren der drei Verirrten, bis dieselben sich plötzlich in den zahlreichen Spuren eines größeren Trique verloren, der offenbar zielbewußt auf den von uns gesuchten Brunnen zumarschiert war. Auch diesen erkannte der scharfsinnige Mann aus der Zahl der Fußeindrücke von Menschen und Pferden und konnte so mit der bestimmtesten Angabe zu uns zurückkehren, daß Hammu wohlbehalten in einer bestimmten Gesellschaft an dem von uns verfehlten Brunnen lagere." Die Angaben des Arabers erwiesen sich in der Folge als bis ins kleinste Detail hinein richtig.

Auch schon in der alten Zeit wußte man sich Wunderbares von dem Scharfsinn der Reisendenführer zu erzählen, die durch feine Beobachtung und eine glückliche Kombinationsgabe aus den Spuren des Weges eine der Wahrheit entsprechende Situation mit allen ihren Nebenumständen herauslesen konnten. Am bekanntesten dürfte die in unsere Lesebücher übergegangene Erzählung vom Derwisch sein, der aus den Spuren erkannte, daß ein Kamel auf dem rechten Auge blind, auf dem linken Fuße lahm, und das einen Vorderzahn verloren hatte, auf der einen Seite mit Honig, auf der anderen mit Weizen beladen, seinem Herrn entlaufen sei. Doch ist dieser Bericht, wie in der „Fr. Ztg." mitgeteilt wird, nicht so alt, wie eine Erzählung in einer dem Talmudkreise angehörenden Schrift, die der genannten ähnlich, aber in ihren Ausführungen einfacher ist. Es hatte einer einen einäugigen Sklaven gekauft, der ihm als ganz besonders klug geschildert und ihm mit den Worten empfohlen war, daß er „in die Ferne schaue". Als der Herr nun mit seinem Sklaven Jerusalem verließ, spornte dieser ihn zur Eile an, damit man noch die Reisegesellschaft erreiche. „Weißt Du, daß Reisende vor uns sind?" — „Gewiß, und zwar führen sie ein trächtiges Kamel, das auf einem Auge blind und mit zwei Schläuchen, deren einer mit Wein und der andere mit Essig gefüllt, beladen ist; die Reisenden sind aber höchstens vier Milien (eine Stunde und zwölf Minuten) von uns entfernt." — „Und woher weißt Du Halbblinder das?" — „Daß es einäugig ist, habe ich daraus erkannt, daß das Gras nur von einer Seite des Weges abgeweidet ist, daß es trächtig, ersah ich aus der Spur, wo das Tier sich lagerte, daß es zwei Schläuche mit Wein und Essig trägt, erkannte ich aus den Tropfen im Sande, der Wein dringt in den Sand ein, der Essig, welcher schäumt, läßt Feuchtigkeit zurück, und daß es höchstens vier Milien von uns entfernt ist, weiß ich, weil in einer größeren Entfernung die Kamelspuren sich verwischen."

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von **Luise Pichler**. (8. Fortsetzung.)

9. Am Krankenbette.

„Habe ich's nicht vorhergesagt?" äußerte eines Tages der Oberamtmann mit sichtlicher Befriedigung gegen seine Frau, bei der er nach Tisch bei einer Tasse Kaffee auf dem Sopha saß. „Der hochgelehrte Assessor bringt nichts zuwege; seit vierzehn Tagen verhört er, hat sich sogar zur Nachtzeit ins Gefängnis führen lassen, wie mir Balthasar mitgeteilt hat, das kommt von der jetzt beliebten Humanität. Ich wollte längst ein Geständnis erlangt haben — und der Kerl wäre wohl gar schon ins Zuchthaus abgeführt. Der Assessor sagt, er könne sich nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugen. — Das ist das humane Gerede unter der neuen Regierung — wenn die Beweise da sind, was braucht's dann weiter?"

Brummend legte er die Tabakspfeife nieder, um sich in seine Kanzlei zu begeben. Die Frau Oberamtmännin legte ihr Strickzeug zurück, um einen Besuch im Krankenzimmer zu machen, was sie nicht versäumte, seit der Patient der Genesung zuschritt.

Zum erstenmal fiel es ihr auf, daß sie den Assessor in der Krankenstube traf — in lebhaftem Gespräche mit Marie. Einer der zu jener Zeit so beliebten Almanache, den der Assessor zur Unterhaltung des Patienten mitgebracht hatte, bildete den Gegenstand der Unterhaltung, in die der noch schwache Patient nur hin und wieder ein Wort einmischte.

Marie, sonst so schüchtern und wortkarg, drückte jetzt bescheiden, aber klar und bestimmt ihre Gedanken aus, und aufmerksam folgte der Assessor ihren Worten.

Wo hatte das schweigsame Mädchen sich so gut auszudrücken gelernt? Woher hatte sie diese Kenntnis der besten Dichterwerke und diese Zuversicht des Urteils geschöpft? Betroffen fragte sich die Oberamtmännin dies. Sie blieb zugegen, bis der Assessor sich verabschiedete, dann verlies auch sie mit freundlichem Kopfnicken gegen den Patienten die Krankenstube, in der es der lebhaften Frau bald langweilig zu werden pflegte.

Ins Wohnzimmer zurückgekehrt äußerte sie etwas aufgeregt gegen Ida, die am Stickrahmen saß: „Es wäre wohl passend, wenn Du Deine Schwester von Zeit zu Zeit in der Krankenstube ablösen würdest. Nicht mit Unrecht wird man es uns übel nehmen, wenn wir Marie die anstrengende Pflege ganz allein überlassen."

„Ich bin bereit, Mama, aber Du selbst hieltest es für unpassend, daß ich in des Substituten Stube komme", war Idas Antwort.

„Das war im Anfang", versetzte die Oberamtmännin; „da der Patient zwischen Tod und Leben lag und man ihn heben und legen mußte, hättest Du nicht zur Hilfe getaugt. Jetzt ist es viel besser mit ihm; Du kannst ihm vorlesen, ihm die Arznei reichen, den Himbeersaft mischen und auf mannigfache Art Dich nützlich machen. Ein Kranker in seiner Hilflosigkeit ist dankbar für den kleinsten Dienst."

Noch im Laufe des Nachmittags machte Ida einen Besuch in der Krankenstube, und Marie sah bei ihrem Anblick ein Lächeln über das bleiche Gesicht des Patienten gleiten. Halb scherzhaft, halb verlegen verteidigte sich Ida gegen Hennings Vorwurf, daß sie sich bis jetzt nicht um sein Leben oder Sterben gekümmert habe. Mit flüsternder Stimme erzählte sie: „Ich erschrak so sehr, als ich Sie nachts hereintragen sah. Mir war, als ob ich den Tod mit hereinschweben sähe. Ich bin noch jung und liebe das Leben, wie Sie wissen. — Nachher bin ich oft an Ihrer Thüre vorübergegangen, aber immer fühlte ich, daß da innen bei Ihrem Lager der Schreckliche laure, vor dem mir graute. — Nun ist er verschwunden, und der heitere Engel des Lebens hat's gewonnen. Darum will ich jetzt oft kommen und Ihnen die langweilige Krankenzeit verkürzen helfen, wenn Sie mich um sich dulden mögen."

Abermals lächelte der Patient. Eben schlug die Glocke. „Wollen Sie mir die Arznei reichen?" fragte Henning, und Ida nahm bereitwillig das Arzneiglas, nahte ihm mit schalkhafter Miene, goß zwei Löffel in die bereitstehende Obertasse und reichte ihm den Himbeertrank, um den bittern Geschmack hinabzuspülen. „Darf ich Ihnen nun etwas vorlesen?" fuhr Ida munter fort. „Ich habe ein hübsches neues Buch mitgebracht, — Undine von Fouque. Denn wissen Sie, ich tauge nicht dazu, etwas ernsthaft Wissenschaftliches vorzulesen. Auch für Sie würde dies jetzt gar nicht taugen."

„Gewiß nicht", nickte der Kranke mit mattem Lächeln.

Indem sie sich den Sessel ans Fenster rückte und das Buch aufschlug, sagte Ida: „Nun kannst Du das Zimmer ruhig verlassen, Marie. Mama meint, es sei nötig, daß Du wieder mehr an die frische Luft kommest. Sie ist heute mit Gärteln beschäftigt und weiß nicht Bescheid, da Du sonst den Garten besorgt hast. Sie ist gewiß erfreut, wenn Du ihr zu Hilfe kommen willst."

Die Gartenarbeit war sonst Mariens Lieblingsbeschäftigung, und es war ihr stets erwünscht gewesen, daß die Mutter sie in dem großen Garten, der an das Oberamtsgebäude stieß, ungestört schalten und walten ließ, zufrieden, wenn möglichst frühe Gemüse auf den Tisch kamen, die Blumenvasen im Besuchszimmer stets frisch gefüllt und die beiden Lauben rein gehalten und regelmäßig beschnitten wurden, so daß sommers das Kaffeekränzchen und die Theeabende dort angeordnet werden konnten.

Dennoch zauderte Marie jetzt, der Aufforderung ihrer jüngeren Schwester zu folgen. Erst als der Patient fast ungeduldig beifügte: „Gehen Sie doch in den Garten, Fräulein Marie, Sie strengen sich meinetwegen zu sehr an; es ist nötig, daß Sie sich erholen", — verließ Marie das Zimmer.

Vor ihren Augen schwamm es wie ein Nebel; es war ihr schwer ums Herz geworden, obwohl sie selbst sich nicht gestehen wollte, was sie bedrückte. Während sie im Garten Beete ausstecken half und angab, wie tief die Blumenrabatte gehen dürfe oder wo die sonnigsten Plätze für Lattich und Kresse seien, kehrten ihre Gedanken in die Krankenstube zurück, sie sah Ida lächelnd und scherzend am Krankenbette sitzen und hörte ihre klare, wohllautende Stimme Fouques duftig schöne Märchendichtung vorlesen.

„Ida ist hold, wie eine Frühlingsblume", sprach sie neidlos zu sich, indem ihr Auge auf einen Büschel frischerblühter Schneeglöckchen fiel; „dem Kranken war's wie ein Sonnenstrahl, als sie in die Stube trat, ich sah's an seinem Lächeln. Mir soll's lieb sein, wenn sie öfters kommt; ihr Frohsinn wird ihn aufheitern."

Von da an besuchte Ida die Krankenstube täglich.

---

10. Aufs Gewissen lege ich's ihm, daß er für den Kranken Hilfe schafft.

Des andern Morgens saß der Assessor in düsterem Sinnen in seiner Stube. Abends zuvor hatte er den unverhohlenen Hohn des Oberamtmanns ertragen müssen, daß er eine Untersuchung, die diesem so einfach erschien, nicht zu fördern verstehe. Ein Pochen an der Thüre weckte ihn aus seinen Erwägungen. Balthasar war's, der die Meldung machte, daß ein Bauernmädchen um die Erlaubnis bitte, den Gefangenen zu sprechen. Der Assessor ließ sie eintreten und erkannte, noch ehe sie ihren Namen und ihr Begehr ausgesprochen hatte. Die

liebliche Tochter des Heiligenpflegers. Doch überraschte ihn die Veränderung, die mit dem Mädchen vorgegangen war. Das blühende Gesicht war bleich; Wehmut und Schmerz waren daraus verschwunden, die sonst anmutig weichen Gesichtszüge erschienen wie versteinert. Ein fester Entschluß drückte sich in ihren Augen, auf der glatten Stirn und in dem festgeschlossenen Munde aus. Sie erschien mit einemmale um Jahre gealtert.

Auf die Frage des Assessors antwortete sie kurz und bestimmt. Die mädchenhafte Schüchternheit, die sie früher gezeigt hatte, war verschwunden.

„Ihr Begehren ist ungewöhnlich, mein Kind", redete der Assessor sie an. „Steht Sie in irgendwelchem Verhältnis zu dem Angeklagten, um es zu rechtfertigen?"

„Wir sind Nachbarskinder", antwortete sie ohne Verlegenheit. „Ich habe keine Geschwister und bin in seinem Elternhause mehr daheim gewesen, als in meinem eigenen. Darum möchte ich ihm Mut und Trost einsprechen."

„Sie hält ihn für unschuldig?" fragte der Assessor, den Blick scharf auf sie heftend.

„Er ist es", antwortete sie. Der Ton ihrer Stimme klang hart; über ihr Gesicht lief's wie ein Schatten und sie schlug die Augen nieder.

„Hat Sie etwa eine Vermutung, wer der wirkliche Thäter sein mag?" forschte der Assessor weiter.

Krampfhaft zuckten des Mädchens Lippen und sie entgegnete herb: „Wie sollte ich dazu kommen, zu wissen, was ein so gescheiter Herr wie Sie nicht herausbekommen kann? Es ist Ihnen nicht ernst mit Ihrer Frage gewesen", fügte sie, wie ihre Heftigkeit entschuldigend und tief Atem holend, hinzu.

„Doch, mein Kind", antwortete der Assessor ernst. „Ich bin fremd in Ihrem Ort; mir ist jede Andeutung wichtig, die mich auf die rechte Spur bringen kann."

Abermals holte das Mädchen tief Atem und fragte dann, rasch abbrechend: „Können Sie mir erlauben, Herr, daß ich den Konrad im Gefängnis besuche?"

„Es sei!" antwortete der Assessor; „doch muß der Amtsdiener zugegen sein."

„Meinetwegen gerne", sagte Rosine. „Was ich dem Konrad zu sagen habe, darf Gott und die Welt hören."

Auf den Wink des Assessors geleitete Balthasar das Mädchen nach dem Gefängnis, wo sie den Angeklagten im Halbschlummer auf seinem Strohsack liegend trafen.

Mit einem Schrei fuhr er auf, als er die Eintretende erkannte, und bedeckte die Augen mit der Hand, indem er mit Heftigkeit fragte: „Warum kommst Du hierher? Es ist ja doch aus zwischen uns beiden auf immer."

„Wenn Du so denkst, will ich Dir nicht widerreden", gab Rösle gelassen zurück; „ich bin nur gekommen, um Dir zu sagen, daß Du nicht verzagen sollst, weil Deine Unschuld bald ans Licht kommen muß."

„Ich glaub's nicht mehr", versetzte der Bursche trüb. „Du hast das rechte Wort gesagt, ich bin verzagt. Das Gefangensein hat mich dahin gebracht. Wären nur die langen Nächte nicht und das Dunkel und die Einsamkeit! Wenn Du wüßtest, was mir für Gedanken da kommen und wie ich sinnieren muß und nicht davon kommen kann! Am Besten wär's, mein Leben wäre am Ende. — Wenn ich auch wieder frei werde, sieht mich doch jedermann drum an. Gewildert habe ich nur das erste- und einemal, da ich ergriffen worden bin, aber darauf steht Zuchthaus."

Das Mädchen erbleichte. Ein jäher Schmerz durchzuckte sie. Jetzt erst, da ihr Auge an das Dunkel des Gefängnisses sich allmählich gewöhnte, fiel ihr die Veränderung auf, die mit dem sonst so kräftigen Burschen vorgegangen war. Seine Wangen waren hohl geworden, die eingesunkenen Augen blickten trübe und wirr. Von der vorhergegangenen Not, langem Hunger und schlechter Nahrung herabgekommen, hatte die Natur des jungen Mannes nicht Widerstandskraft genug, um die dumpfe Kerkerluft, die gezwungene Unthätigkeit samt der Einsamkeit zu ertragen.

Rösle erfaßte dies mit raschem Blicke. „Du bist krank, Konrad", sprach sie entschieden; „sonst würdest Du nicht so reden. Wenn Dir's einsam ist, so denke an Gott, der über Dir wacht, und an Deine Mutter, die mit Herz und Sinnen bei Dir ist, — ich will von mir nichts sagen, habe ja das Recht nicht dazu."

Konrad hatte nur die ersten Worte ins Ohr gefaßt. „Bin ich krank?" wiederholte er; — „das kann wohl sein — es saust mir so in den Ohren, und heute nacht war mir's immer, als liege auf dem Stroh einer neben mir, — ich konnte ihn nicht wegdrücken und bin aufgesprungen — — da lief er wieder neben mir her."

Rat- und hilflos schaute Rösle auf den alten Balthasar, der stramm daneben stand. Die Achseln zuckend äußerte er nur: „Das kommt oft hier vor, kommt vom Gefängnisleben bei Leuten, die sonst immer im Freien, in Feld und Wald zu sein gewöhnt waren."

„Ja", rief Konrad, die Worte aufgreifend, „in Feld und Wald! Laßt mich hinaus — — ich will ja wieder hungern; nur hinaus — laßt mich hinaus!"

Rösle wechselte einen Blick mit Balthasar und antwortete bestimmt: „Du darfst hinaus, Konrad, bald — — nur jetzt lege Dich hin, Du bist ja krank!"

„Bin ich krank?" wiederholte er mit veränderter Stimme; „dann ist's ja gut, dann kann ich sterben. Glaub's mir, das ist das beste jetzt für mich und Euch!"

„Was das beste ist, wird Gott wissen und fügen", sprach das Mädchen rasch; „für jetzt habe nur Mut und Geduld! Ich muß weiter, Konrad, habe einen weiten Weg vor mir."

„Ja, Du mußt weiter", erwiderte er matt; „habe Dank, daß Du noch zu mir gekommen bist, daß Du Dich meiner nicht schämtest!"

„Um Gottes willen, sag so kein Wort! Du weißt nicht, was Du mir damit anthust!" rief das Mädchen aus, das, innerlich namenlos gepeinigt, bis jetzt mit Mühe ihre Standhaftigkeit bewahrt hatte. „Leb wohl, Gott behüte Dich, Konrad! — — ich komme bald wieder."

Sie drückte dem Gefangenen, der sich jetzt ermattet aufs Stroh niederstreckte, die Hand und verließ mit Balthasar das Gefängnis. Knarrend fiel die Thür ins Schloß; Balthasar schob den Riegel vor und zog den klirrenden Schlüsselbund ab.

„Herr", redete das Mädchen im Weitergehen ihn an, „Ihr habt's gehört und gesehen, daß der Bursch krank ist. Ihr müßt gleich den Doktor nach ihm schicken."

„Hat nicht so große Eile, Jungfer", versetzte der Amtsdiener trocken. „'s kommt oft vor, daß die Gefangenen nächtens Gespenster sehen, 's kommt vom Blut und von der eingesperrten Luft. In Rußland ist mir's selber vorgekommen, daß ich Stimmen in der Luft gehört habe, wo doch weit und breit kein Mensch zu sehen war."

„Wir sind nicht in Rußland, Herr", antwortete das Mädchen heftig; ihr Auge flammte, ihr Atem ging rasch. „Aufs Gewissen lege ich's Ihm, daß Er für den Kranken Hilfe schafft, denn daß der Bursch krank ist am Gemüt und am Körper, habe ich gesehen und gespürt."

„Nur sachte, Jungfer", versetzte der Amtsdiener verblüfft; „wir Gerichtspersonen sind keine Unmenschen. — Will's allsogleich dem Herrn Assessor melden, wird nicht viel fehlen, so kommt er selbst auf der Stelle und schaut nach dem Angeklagten. 's ist ein subtiler Herr, der Assessor — subtil und doch scharf."

„In Gottes Namen —" sprach das bekümmerte Mädchen,

„meldet's dem Assessor, ich muß ja weiter um des Konrads willen. Er verkommt nach Leib und Seel im Gefängnis; wird er nicht bald frei, so ist's für ihn zu spät."

Die letzten Worte hatte sie nur halblaut für sich gesprochen. Mit einem „B'hüt Euch Gott!" schritt sie dem Thore zu, ehe der Amtsdiener, der ihr verwundert nachschaute, die Frage an sie richten konnte, mit welcher Absicht sie umgehe.

11. Königin Katharina.

In dunkler, aber anständiger Sonntagskleidung, ein kleines Körbchen am Arme, wanderte Rösle auf der Landstraße weiter, thalauf- und thalabwärts. Ein kühner Entschluß reifte unter der jugendlich glatten, leicht gebräunten Stirne.

Nur wenigemale gönnte sie sich kurze Rast, indem sie auf einem der grünenden Raine neben der Straße niedersaß und ihr Körbchen öffnete, worin sie einigen Mundvorrat mitgenommen hatte.

Schon war's abend, als sie die Türme von Stuttgart aus dem Thalkessel emporragen sah. Rüstigen Schrittes eilte sie noch die Steige hinab; vor dem Thore angekommen, schüttelte sie sorgfältig den Straßenstaub von ihren Kleidern, wusch sich das Gesicht mit einem Tüchlein, das sie an einer vorüberrieselnden Quelle netzte, und strich sich die Haare glatt. Zuletzt faltete sie die Hände und schaute, ein kurzes Gebet sprechend, zum Himmel empor.

Dann schritt sie weiter, indem sie eine vorübergehende Frau bescheidenen Tones nach dem Weg ins Schloß fragte.

Bereitwillig erhielt sie Bescheid. „Kommst gerade zu rechter Zeit", sagte die alte Frau; „kannst die Königin sehen, wie sie die Notsuppen austeilt im Schloßhofe. Das thut sie zweimal des Tages."

Dankend schritt Rösle weiter, die Hauptstätterstraße entlang und über den Marktplatz. Die großen Häuserreihen der lebhaft bewegten Straßen, der helle Marktplatz, die Stiftskirche und das alte Schloß mit seinen grauen Türmen boten ihr einen großartigeren Anblick dar, als sie je gesehen hatte. Zu anderer Zeit hätte sie sich lebhaft umschauen, da und dort verweilen und die Vorübergehenden mit Fragen anreden mögen. Jetzt aber hatte sie nur einen flüchtigen Blick für alles und verfolgte ihren Weg in gesammeltem Ernste. Als sie zuletzt auf den Schloßplatz gelangte, traf sie ihn gefüllt von einer zahlreichen Menschenmenge; ein jedes, Männer, Frauen und Kinder trug einen Topf oder eine Schüssel in der Hand. In der Mitte des Platzes loderte auf einem Steinherde eine qualmende Flamme, über der ein mächtiger Kessel hing. Diesem entquoll ein lockender Speiseduft, den die Hungrigen rings mit lüsternen Mienen einsogen.

Im Gedränge um sie her wurde auch Rösle allmählich näher zur Mitte des Schloßhofes vorgeschoben. Sie sah eine hohe Frau am Kessel stehen, welche mit einem Schöpflöffel die Töpfe und Schüsseln füllte. Um sie standen einige Dienerinnen, welche ihr abwechselnd die Gefäße zum Füllen darboten und den Empfängern zurückgaben. Zwei Portiers, die zu beiden Seiten des Platzes standen, hielten die Ordnung aufrecht und sorgten dafür, daß die Empfänger sich mit ihren gefüllten Gefäßen entfernten und nicht etwa betrügerischerweise zwei Portionen erhaschten.

„Das ist also die Königin?" sprach Rösle halblaut für sich.

„Ja, Mädchen, schau nur, das ist unsere Königin", versetzte ein vor Alter gebücktes Weiblein, das neben ihr stand; „Gott lohn ihr tausendmal, was sie an uns armen Leuten thut! Ohne sie wäre ich lange schon vor Hunger gestorben, und mit mir noch viele bessere Leute."

„Das ist die Königin —" sprach Rösle abermals leise für sich; ihr Auge hing an der Königin, als ob sie Trost und Hilfe schon im Anschauen der edeln Frau schöpfen müßte.

Ein schlichtes graues Kleid umhüllte die hohe Gestalt Katharinas; des edeln Hauptes natürlicher Schmuck war eine Krone der eigenen reichen, in Zöpfe geflochtenen Haare, darüber fiel ein leichter schwarzer Spitzenschleier, denn die Königin trug noch Trauer um den Vater ihres Gemahls, König Friedrich.

Während sie den Schöpflöffel tief in den geräumigen Kessel tauchte, spielte ein anmutiges Lächeln um ihren Mund. Sie freute sich des kräftig duftenden, kaum zu erschöpfenden Inhalts, den sie noch im Kessel brodeln sah.

Hatte sie es doch möglich gemacht, diese Suppen, die täglich Hunderte speisten, großenteils von sonst unnützen Abfällen zu bereiten. Tagtäglich schickte sie ihre Lakaien in der Stadt umher, ließ bei den Metzgern alle Knochen und Abfälle sammeln, von den Bäckern altes Brot um billigeren Preis aufkaufen, in den Viktualienläden und in den Gasthöfen um die unnützen Reste bitten. All dies wurde unter ihrer Aufsicht verlesen, gereinigt und zu jenen Suppen verkocht, die sich überaus kräftig und nahrhaft erwiesen. So gelang es der Königin, mit ihren Mitteln möglichst vieles auszurichten; denn obwohl am Hofe so sparsam wie in einem gut bürgerlichen Haushalt gelebt wurde und König und Königin alle auf diese Weise gemachten Ersparnisse zu Unterstützungen verwandten, so war der Notstand im Lande doch so groß, die Bedürfnisse so mannigfach, daß die Mittel auch des Königspaares zu Rate gehalten werden mußten.

Indessen war die Reihe an die alte Frau neben Rösle gekommen, und die Dienerin, die der Alten den Topf abnahm, redete das Mädchen an: „Hast Du kein Gefäß für die Suppe bei Dir, Kind?"

„Ich begehre keine Suppe", antwortete das Mädchen; „ich möchte die Königin sprechen, ich bin von weit her deshalb gekommen."

„Mein Kind, da mußt Du morgen früh hierher kommen", war die Antwort der Dienerin; „die Königin giebt heute abend keine Audienz mehr." Darauf wandte sich die Sprecherin von ihr ab, um dem Zunächstkommenden, einem alten Manne, die Schüssel abzunehmen und zum Füllen darzureichen.

Endlich waren alle Portionen verteilt, die Königin kehrte ins Schloß zurück, der Schloßhof leerte sich. Rösle wußte nicht, wohin sie sich um ein Unterkommen wenden solle, und setzte sich ermüdet auf die Stufen des Portals nieder.

„Was suchst Du hier, Mädchen?" fragte ein Lakai, herzutretend.

„Ich möchte die Königin sprechen", wiederholte Rösle.

„Da mußt Du morgen wiederkommen", beschied sie der Lakai. „Die Königin fährt jetzt eben ins neue Spital; hernach sind die Herren vom Wohlthätigkeitsverein zur Beratung ins Schloß beschieden."

Rösle erhob sich. Der Lakai in seiner blauen Livree mit silbernen Tressen galt ihr als vornehmer Herr, und herablassend schien's ihr, daß er sie so freundlich berichtete. „Ich danke Ihm, Herr", versetzte sie; „aber sei Er so gut und sag Er mir noch, wo ich mich aufstellen muß, daß ich die Königin sprechen darf. — Ich habe eine wichtige Sache, die ich niemand sonst sagen darf, und bin, wie ich Ihm sagte, viele Stunden Weges deshalb gegangen."

Dem Lakaien war es nichts Neues, daß Leute aller Stände und jeden Alters ihr Anliegen persönlich an die Königin bringen wollten; die Königin konnte kaum alle empfangen, ihr Sekretär war deshalb angewiesen, sie zu vernehmen und, wo es anging, die Bittsteller zu befriedigen.

Das junge Mädchen mit dem ernsten, wehmütigen Blick gewann dem alten Diener Teilnahme ab.

„Stelle Dich morgen früh um neun Uhr hier auf!" sprach er, auf die Stufen deutend, die zum linken Flügel des Schlosses

führten; „hier finden sich morgens die Bittsteller ein. Wenn ihrer nicht zu viele sind, so wirst Du morgen zur Königin gelangen.“

Rösle dankte und ging weiter. Erfüllt von ernsteren Sorgen, hatte sie bis jetzt kaum daran gedacht, wo sie ein Nachtlager suchen sollte. Sie war zu schüchtern, um in ihrem ländlichen Gewande und ohne Begleitung in einen der Gasthöfe einzutreten, die ihre Schilde über den Marktplatz und die Hauptstätterstraße hinstreckten. Aufs Geratewohl ging sie die Straßen entlang. Schon dunkelte es; sie begann sich zu fürchten. Unschlüssig warf sie die fragenden Blicke nach den Häusern links und rechts.

Zuletzt setzte sie sich auf einer Hausstaffel nieder, lehnte den Kopf an die Thüre und schloß die müden Augen. „Eine Nacht kann ich wohl auch so verbringen“, sagte sie sich.

Plötzlich entstand Lärm in der Straße; ein paar Burschen zankten sich mit dem Nachtwächter, der eben die neunte Stunde anrief. Während Rösle geängstigt lauschte, kam ein Mann vorüber, der still stand und sie barschen Tones anredete: „Erwartest Du jemand hier?“

Das Mädchen verneinte. „Ich bin fremd hier und weiß kein Nachtquartier“, erklärte sie zaghaft.

„Hier kannst Du nicht bleiben“, versetzte der Mann milder; „wenn die Wache vorüberkommt, nimmt sie Dich fest; schau, daß Du noch irgendwo Einlaß findest!“

Mit diesen Worten ging er weiter. Aufgeschreckt schaute das Mädchen sich in der Straße um. Sie sah unferne einen Bäckerladen, in welchem Licht war. Ein Schild an dem Hause zeigte an, daß eine kleine Wirtschaft damit verbunden war.

Dorthin richtete sie die Schritte und pochte entschlossen an die Thüre. Das Fenster ward geöffnet und eine Frauenstimme fragte barschen Tones, wer so spät noch Einlaß begehre. Rösle sprach die Bitte um Nachtquartier aus.

„Nichts da!“ antwortete unwillig eine Männerstimme; „wir nehmen so spät in der Nacht kein hergelaufenes Pack ins Haus.“

„Ich bitte Euch, laßt mich ein!“ rief das Mädchen, ehe von Innen das Fenster wieder geschlossen ward; „ich gehöre ehrbaren Leuten an, aber ich bin fremd hier und von weither gekommen. Auch kann ich mein Nachtquartier bezahlen, wie es Euch anständig ist.“

Das Fenster wurde geschlossen. Das in peinlicher Ungewißheit außen wartende Mädchen hörte innen sprechen. Sie vermutete, daß die Bäckersleute sich berieten. Endlich wurde der Thürriegel zurückgeschoben, und eine wohlbeleibte Frau trat, ein Licht in der Hand, auf die Schwelle. Scharf musterte ihr Blick die Obdachlose. Sie war von dem Ergebnis der Prüfung befriedigt, und ihr Bescheid lautete: „Wir übernachten nur ab und zu bekannte Leute, meist Boten vom Land, aber da Sie mir eine ehrbare Person scheint und hier fremd ist, will ich Sie nicht von der Thüre weisen.“

Erleichtert aufatmend trat Rösle ins Haus, in die Bäckerstube zu ebener Erde. Auch vom Hausherrn wurde sie mit strengen Blicken gemustert, während die Bäckerfrau ihren bescheidenen Abendgruß erwiderte und durchaus nicht unfreundlich fragte, ob sie eine Suppe zu essen wünsche. „Sonst haben wir in jetziger Notzeit den Gästen nichts vorzusetzen“, fügte sie hinzu.

Dankend nahm das Mädchen das Anerbieten an, da sie den Tag über nichts Warmes zu sich genommen hatte.

Bald wurde ihr eine schnell bereitete Wecksuppe vorgesetzt, an der sie sich labte, während die Bäckerin ihrem Mann zuflüsterte: „Sie thut nicht so heißhungrig, wie man jetzt an allen Leuten gewöhnt ist.“

Beifällig nickte der Bäcker und stellte, als das Mädchen den Löffel niedergelegt hatte, einige Fragen an sie über den Stand der Felder in ihrem Heimatorte, und wie weit die Hungersnot dort gespürt werde.

Rösle antwortete verständig, ohne Verlegenheit.

„Das ist sicher eines reichen Bauern Tochter“, äußerte der Bäcker in der Nebenstube gegen seine Frau. „Einen Dienst, wie Du gemeint hast, sucht sie schwerlich. Was mag sie hierherführen?“

„Sie hat ein schweres Vorhaben auf dem Herzen“, antwortete die schärfer blickende Frau; „man sieht es ihr in den Augen an.“

„Sie ist müde, Jungfer, wie ich sehe“, redete sie Rösle jetzt an. „Ihr Bett ist bereit; fürchten darf Sie sich nicht, im Kämmerlein daneben schläft meine eigene Tochter.“

Mit diesen Worten führte sie das Mädchen die Treppe empor in ein freundliches Stübchen, worin ein reinliches Bett gerüstet war. Ihr freundlich Gutenacht wünschend, entfernte sich die Wirtin, indem sie ihr das Licht zurückließ.

„Gottes Schutz ist sichtbar mit meinem Vorhaben“, sprach Rösle für sich, „da Er mich ein so gutes Quartier hat finden lassen.“

Nach inbrünstigem Gebet legte sie sich nieder, um in der Nachtruhe sich für das Vorhaben des folgenden Morgens zu stärken.

---

12. Sprich, mein Kind, ich verrate Dich nicht.

Frühmorgens, als Rösle am Geraffel der Fuhrmannswägen auf der gepflasterten Straße erwachte, schaute sie verwundert auf, und es vergingen einige Augenblicke, bis es ihr gelang, sich die Erlebnisse des vorigen Tages und ihr Vorhaben ins Bewußtsein zurückzurufen.

„In Gottes Namen!“ sprach sie entschlossen und erhob sich. Sie hatte in ihrem Körbchen einiges mitgebracht, was den Sonntagsanzug vervollständigte. Als sie eine halbe Stunde später in die Wirtsstube trat, waren die Bäckersleute überrascht von der anmutigen Erscheinung. Sie hatte ein rotes Band durch die langen, blonden Zöpfe geflochten, die über die dunkle Jacke auf den faltenreichen, hellblauen Rock fielen, den ein handbreites schwarzes Band besäumte. Darüber trug sie heute statt der schwarzen eine weiße gefältete Schürze, mit breiten leinenen Spitzen besetzt, von einem roten Seidenband festgehalten, das sich um den Leib schlang und in einer Schleife auf die Schürze niederfiel. Das rote Mieder war von silberner Kette eingeschnürt; den Hals faßte eine weiße Spitze ein, und ein schwarzes Häubchen saß ehrbar auf dem blonden Haupte. Frische weiße Strümpfe und blankgewichste Schuhe vollendeten den Sonntagsanzug des Mädchens vom Dorfe.

„Schau Sie, Jungfer“, rief der dicke Bäcker aus, „so wie Sie jetzt da steht, dürfte Sie ohne Scheu vor die Königin treten.“

„Das will ich gerade jetzt thun“, antwortete Rösle ruhig.

Der Bäcker, der ein Scherzwort beabsichtigt hatte, schaute sie mit offenem Munde erstaunt an; die Bäckerin aber sagte, mit dem Kopfe nickend: „Ich habe mir's wohl gedacht, daß die Jungfer nicht wegen einer gleichgültigen Sache hierher gekommen sei. Habe Sie nur Mut, Gott wird Ihr Vorhaben gelingen lassen!“

Als Rösle das Bäckerhaus verließ, warf die Frühlingssonne helle Strahlen in die engen Gassen des alten Stuttgart. Eben tönte der Glockenschlag von dem Stiftskirchturm sechs. Das Mädchen hatte noch drei Stunden zu warten vor sich, aber es ließ ihr keine Ruhe fern vom Platze. Am alten Schloß vorüber, das von knospenden Bäumen umpflanzt war, schritt sie über den weiten Schloßplatz nach dem linken Flügel des Schlosses, wo, wie sie von der Bäckerin erfragt hatte, die Königin im Erdgeschosse wohnte. Schüchtern blickte das Mädchen zu den fast bis zum Boden reichenden Fenstern empor;

noch waren sie von weißen, wallenden Vorhängen verhüllt; die Königin ruhte noch. Rösle setzte sich auf die unterste der breiten Stufen nieder, die zu den Flügelthüren emporführten; vor ihr breiteten sich rechts die königlichen Anlagen aus. Beim Eingang, unmittelbar unter den Fenstern des Speisesaales, an den rechts die Gemächer des Königs, links die der Königin stießen, lag der See, umkränzt von Rosengehege; in der klaren, stillen Wasserfläche diesseits spiegelten sich die reinen Linien des Schlosses mit den von Statuen gekrönten Zinnen, gegenüber die hochragenden Platanen und Kastanien des schon von Herzog Karl Eugen geschaffenen Parkes. Im Sonnenglanz schimmerte das junge Grün, das jetzt die Knospen sprengte, und hell erklang der Gesang der Vögel, die zu Tausenden in Bäumen und Büschen nisteten.

„O wie schön!" rief Rösle aus und faltete die Hände. Ein Gefühl von Andacht überkam sie, diesem Bild voll friedlicher, sonniger Schönheit gegenüber. Sie ging einige Schritte vor, um den vollen Anblick zu haben, und nahm nicht wahr, daß in diesem Augenblick die weißen Gardinen zurückgeschoben und über ihr ein Fensterflügel geöffnet wurde. [illegible] Frauenkopf beugte sich aus dem Fenster, die [illegible] mit vollen Zügen atmend — es war Königin [illegible]

Ihr Blick fiel auf das junge Bauernmädchen [illegible] mit Wohlgefallen auf der jugendfrischen Gestalt [illegible] Tracht und mit dem anmutigen, fast noch kindlichen [illegible]

Während Katharina sich lächelnd am Anblick [illegible] chens ergötzte, schaute dieses sich um und ihr Auge [illegible] Königin haften. Sie erkannte mit dem ersten Blick [illegible] Antlitz mit den geistvollen Augen und der lichten [illegible] die jetzt von einem weißen Spitzentuch eingerahmt [illegible] leicht über den Kopf geschlungen und unter dem [illegible] den hatte.

Der innern Bewegung folgend, die sie im [illegible] nigin ergriff, drückte das Mädchen die gefalteten [illegible] Herz und heftete die in Thränen schimmernden Augen [illegible] mer, so inniger Bitte auf die Königin, daß Katharina [illegible] der Bittenden täglich viele empfing, sich der Rührung [illegible] wehren konnte.

(Fortsetzung [illegible])

Buntes Allerlei.

Auf indischen Landstraßen ist man doch recht unangenehmen Begegnungen ausgesetzt. Ein im „Madras Mail" abgedruckter Brief einer englischen Dame giebt davon einen Beweis. „Wir sind fünf Tage lang durch den dichten Jungle gereist", schreibt die Dame. „Die Landschaft war prächtig, aber vor drei Tagen wurden Mrs. M., die Ayah (eingeborene Kinderfrau), der Kleine und ich furchtbar erschreckt. Mein Gatte war eine Strecke vorausgeritten, und wir fuhren im Ochsenwagen langsam über die holperige Straße. Plötzlich rief der Ochsentreiber: ‚Ein Tiger! ein Tiger!' Ich schaute auf, und richtig, ein gewaltiger Tiger marschierte durch das Gras auf uns zu. Wie er etwa sechs Fuß von uns entfernt war, blieb er stehen und starrte uns an. Der Kleine erschrak gewaltig und schrie sehr. Der Ochsentreiber wagte es nicht, schnell zu fahren; er ließ die Tiere langsam gehen und starrte den Tiger an. Wie wir ein paar Schritte weiter waren, sahen wir zu unserem Schrecken das Tier im Trab uns nachlaufen. Gerade da kehrte sich mein Gatte, der von alledem nichts wußte, um, stieg vom Pferde und kam auf uns zu, um mich aus dem Tonga zu nehmen, damit ich ihn zu Fuße begleite. Er hatte bloß seine Jagdflinte und kein Gewehr bei sich. Sobald der Tonga anhielt, blieb der Tiger stehen, kauerte und bereitete sich zum Sprung. Mein Gatte legte an und schoß seine Flinte ab, um den Tiger zu erschrecken. Der Schuß hatte die gewünschte Wirkung; das Untier beeilte sich, in den Jungle zurück zu galoppieren, und wir setzten unsere Reise unbelästigt fort."

Ein amerikanischer Scherz. Ein Hund, der auf den Namen „Jack" hörte, hatte sich verlaufen. Ein Freund seines Eigentümers begegnete dem Tiere auf der Straße und glaubte zu bemerken, daß es ängstlich seinen Herrn suche. Der Freund desselben lockte den Hund an sich und begab sich mit ihm in ein Telephon-Bureau. „Haben Sie Ihren Hund verloren?" fragte er mittelst des Apparates. — „Ja", lautete die Antwort, „wo ist er?" — „Ich habe ihn gefunden, rufen Sie ihn", telephonierte der Freund zurück. — „Jack! Jack! wo bist Du?" rief es aus dem Schallrohre. Der Hund, dessen Ohr letzterem nahe gebracht wurde, machte bei der Frage seines Herrn einen Satz und antwortete in freudiger Überraschung: „Hau! Hau! Hau!" — Eine halbe Stunde später hatten sich der Hund und sein Eigentümer im Telephon-Bureau wiedergefunden.

Professor Berg in Buenos Ayres hat eine Spinne entdeckt, welche zu Zeiten — Fischerei treibt. An seichten Stellen spannt sie zwischen Steinen ein zweiflügeliges oder trichterförmiges Netz aus, in welches sie, auf dem Wasser laufend, Kaulquappen, die bekannten kleinen fischähnlichen Froschlarven, hineintreibt und sich dann ihrer bemächtigt. Daß sie ihr Gewerbe wohl versteht, davon legen die zahlreichen, rings um das Netz liegenden eingeschrumpften Quappenhäute beredtes Zeugnis ab.

Die längste Brücke. Die von den Amerikanern aufgestellte Behauptung, die Brücke, welche New York mit Brooklyn verbindet, sei die längste der Welt, wird auf das Entschiedenste bekämpft, und zwar von den — Chinesen. Eine in Peking erscheinende Zeitung berichtet nämlich, daß die New Yorker Brücke nichts sei im Vergleich zu der in Lang-Lang in China befindlichen, welche, auf dreihundert Pfeilern ruhend, eine Länge von fünf Meilen und eine Breite von siebzig Fuß besitzt. Den Kopf eines jeden Brückenpfeilers ziert ein einundzwanzig Fuß langer Löwe, der aus einem einzigen Marmorblock gemeißelt ist. „So kleine Brücken", schließt das Blatt wegwerfend, „wie die zwischen New York und Brooklyn errichtete, bauten wir Chinesen schon lange vorher, ehe einer von Euch rothaarigen Barbaren eine Ahnung davon hatte, daß ein Amerika existierte."

Ein praktischer Zopf. Bekanntlich scheeren sich die Chinesen, mit Ausnahme eines kleinen dünnen Büschels, alle Kopfhaare ab. Dieses Zöpfchen wird Penzó genannt und bildet in den chinesischen Steuertabellen eine sehr wichtige Rubrik. Die Penzós sind nämlich nach ihrer verschiedenen Länge und Dicke mit einer gewissen Taxe belegt. Jeder Chinese pflegt ihn aufs sorgfältigste zu erhalten. Wehe dem Gegner, der denselben antasten oder wohl gar ausreißen wollte, dies würde blutige Rache nach sich ziehen. Wenn daher zwei Chinesen aneinander geraten, so wickeln sie vor allen Dingen ihre Penzós um den Kopf. Die Augenblicke, welche dabei vergehen, sind häufig genügend, um die erste Hitze bei beiden abzukühlen, so daß, dank der Penzós, manche Prügelei durch diesen Aufenthalt vermieden wird.

Sonderbare Jagdgesetze hatte der burgundische König Gundebald (505) erlassen. Wer einen Sperber gestohlen hatte, konnte wählen, ob er acht Goldthaler bezahlen oder öffentlich den Sperber auf seinem Leib zwölf Lot Fleisch verzehren lassen wollte. Wer aber einen Jagdhund stahl oder tötete, der mußte sieben Goldthaler dafür zahlen oder ihm öffentlich die Rückseite küssen.

Verfehlt! Hänschen will durchaus eine Pille nicht einnehmen. Die schlaue Mama steckt sie in eine eingemachte Birne, schenkt diese dem Kleinen und fragt nach einer Weile: „Nun, Hänschen, hast Du die Birne gegessen?" — „Ja, Mama, nur den Kern nicht."

Natürlich. Ein Reisender erzählte, er und noch zwei andere hätten 150 Feinde zum Laufen gebracht. Als man ihm nicht glaubte, ergänzte er: „Es ging ganz natürlich zu, denn wir liefen voraus und sie uns nach."

Ungleich verteilt. „Mama, Ernst läßt mir gar keinen Platz im Bette." — „Ja, will er denn mehr als die Hälfte haben?" — „Nein, aber er will seine Hälfte in der Mitte haben!"

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alle Geschäfts[illegible] Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. | Saint Louis, Donnerstag den 10. Juli 1884. | Nummer 46.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von Dr. C. G. Barth.

Revidiert für die Abendschule. (1. Fortsetzung.)

Nachdem wir etwa zwei Stunden geruht hatten, mußte alles wieder auf die Beine. Die erfahrenen Jäger nämlich hatten starken Verdacht geschöpft, daß die Gefährtin des Löwen nicht weit weg sein könne. Und so war es auch. Eine halbe Stunde von dem Ort, wo ihr königlicher Gemahl fiel, wurde auch die Löwin aufgetrieben, und sie machte sich in aller Eile davon, um das höher gelegene Land zu gewinnen. Wir verfolgten sie, und es war nahe bei Sonnenuntergang, als wir sie in eine Schlucht springen sahen, die unsere Leute wohl kannten. Ein allgemeines Geschrei wurde erhoben, denn man wußte, daß sie von da nicht mehr entrinnen konnte. Die Schlucht, aus welcher ein kleines Bächlein hervor kam, war nicht mehr als 4 Fuß breit; an einigen Stellen konnten zwei Männer kaum aneinander vorbei kommen, und die Felsen stiegen auf beiden Seiten wenigstens 100 Fuß hoch senkrecht empor. Etwa 100 Schritte vom Eingang öffnete sich der enge Spalt in eine weite Fläche, so glatt und eben, wie ein gebautes Feld, in einer Ausdehnung von acht bis zehn Morgen, auf allen Seiten von steilen, mehr als 200 Fuß hohen Klippen umringt, deren oberer Rand mit allerlei Bäumen und Gesträuch bekleidet war. Gegenüber von der Öffnung der Spalte in die Ebene kam ein schöner Wasserstrahl über die Felsen herab und gab ungefähr zwanzig Schritte vom Fuße des Felsens einen kleinen See. Die afrikanische Sprache nannte diesen Wasserfall „Krystallkette“.

Nachdem unser ganzer Trupp durch den engen Paß hineingedrungen war, wurde die Löwin bald entdeckt. Sie kauerte hinter einem Felsen und heulte furchtbar. Mein Vater, der sein Tagewerk bereits gehörig gethan hatte, erlaubte jedem, der wollte, einen Schuß nach der armen Bestie zu thun, und ich glaube, sie hat nicht weniger als fünfzig Kugeln erhalten. Dann wurde Befehl gegeben, das Nachtlager hier aufzuschlagen. In diesem eingeschlossenen Raume hätten, glaube ich, 10,000 Mann bequeme Unterkunft gefunden. Bald war Brennholz in Menge gesammelt, mehrere mächtige Feuer wurden angezündet, und da ein guter Teil der erlegten Tiere zu den eßbaren gehörte und auch andere Lebensmittel mitgebracht waren, so wurde gemeinschaftlich eine fröhliche Nachtmahlzeit gehalten. Mein Vater, der in besonders guter Stimmung war, befahl, jedem Mann eine kleine Portion Branntwein zu reichen, genug zur Erheiterung, aber nicht zur Berauschung.

Bei dieser Gelegenheit kann ich bemerken, daß König Zembola im ganzen eher ein mäßiger Mann genannt werden konnte. Mehrere der benachbarten Fürsten, die nur eine Leibwache von 6—8 Mann halten konnten, thaten Tag für Tag nichts anderes, als daß sie unter dem Schatten eines Baumes saßen, ihre Pfeifen im Mund und ein Branntweinfäßchen an der Seite; und abends mußte man sie in einem Zustand von Bewußtlosigkeit nach ihrem Schlafgemach schleppen. So lange sie die Mittel hatten, führten sie den Krieg fort, wie's im Sprichwort heißt, und es war unter ihnen ein lustiger Bursche, aber ein greulicher Trunkenbold, Namens Gulu Bambu, der immer und immer wieder seinen Schmuck und sogar eines seiner Weiber für ein Fäßchen Rum meinem Vater verpfändete. Sobald er jedoch die Mittel auf andere Weise auftreiben konnte, wurden die Pfänder ehrlich wieder eingelöst. Dieser König Gulu war überhaupt ein ganz närrischer Kerl, absonderlich in Kleidungssachen. Einmal hatte er sich von einem Sklavenhändler einen sehr schönen, langgeschwänzten Scharlachfrack verschafft, der mit Knöpfen und goldenen Tressen bedeckt war. Diesen Frack trug er bis ans Kinn fest zugeknöpft, aber ohne Weste, ohne Beinkleider und sogar ohne Hemd. Auf seinem Kopf trug er den aufgestutzten Hut eines Seeoffiziers, die Füße steckte er in ein Paar guter englischer Stulpenstiefel, das Hemd anlangend aber lachte er über eine so weibische Kleidung. Mein Vater machte ihm ernstlich Vorstellungen, wenigstens ein Hemd zu tragen. „Nein, nein“, sagte er, „Hemd gemacht für Buckramann (d. h. weiße Leute), Hemd gleich Weiberunterrock. König Gulu tapferer Krieger, kein Hemd haben.“ Ich sah ihn eines Tages, nachdem er großmütiger Weise alle seine Hauptleute und männlichen Diener bis zum Tod besoffen gemacht hatte, wie er in der oben geschilderten Kleidung mit einer Muskete auf der Schulter einherstolzierte und am Thor seines eigenen Palastes Schildwache stand. Von Zeit zu Zeit murmelte er vor sich hin: „König Gulu — toller Bursche — großer Fürst; wundert mich, was die Engländer sagen von mir — was König Georg von mir denkt; muß einmal gehen, ihn besuchen. Was die Amerikaner sagen mögen von mir! O

Gomo! Gomo! ich werde sie einmal in Erstaunen setzen." Dann ging er gelegentlich hinüber zum Rumfäßchen und trank sehr ernsthaft auf seine eigene Gesundheit. Doch wieder ins Lager zurück!

Die Nacht trat sogleich nach dem Abendessen ein, und einige von der Gesellschaft waren auch wirklich geneigt, sich alsbald schlafen zu legen. Die übrigen aber fingen ihre Kriegstänze an, die mit greulichem Geschrei begleitet und bis gegen Mitternacht fortgesetzt wurden. Wäre ein europäischer Reisender an diesem Abend an dem Rande der Felsenwand über uns gestanden, er hätte ein höchst seltsames Schauspiel beobachten können. Die Nacht war besonders finster, die Beleuchtung von den mächtigen Feuern um so blendender, und die dunkeln Schatten aller Gegenstände umher erschienen mir höchst großartig. Der dünne Wasserstrahl, der durch die Luft herabstürzte, flimmerte und blitzte in dem flackernden Licht wie von Diamanten. Die wilden Bestien, die dieses Quartier inne hatten und so gestört worden waren, unterhielten ein beständiges Geheul und Geklapper die ganze Nacht. Hyänen, Paviane, Affen und viele andere Tiere begleiteten mit ihren mißtönigen Stimmen das laute Geschwätz zahlloser Arten von Papageien; und kleine Herden des großen schwarzen Geiers, der in diesem Teil von Afrika so häufig ist, flatterten von Baum zu Baum und von Fels zu Fels. In meiner kindischen Einbildungskraft kamen sie mir vor wie Horden von bösen Geistern, die eine Ruhestätte suchten oder auf eine Gelegenheit warteten, auf unsere Schar herabzuschießen, welche sich endlich auch zum Schlafe ausgestreckt hatte. Lange vor Tagesanbruch waren viele von der Gesellschaft schon wieder in Bewegung, um frisches Holz aufs Feuer zu legen, eine Morgenpfeife zu rauchen, oder das Frühstück zuzubereiten. Kaum war diese Mahlzeit beendigt, so brachen wir abermals auf und suchten Wild. Ich hatte das Vergnügen, zwei Hyänen und eine Antilope zu erlegen. Außer diesen wurden von der übrigen Gesellschaft nur einige kleine Tiere geschossen. Nachmittags langten wir wieder in unserem Dorfe an.

Der Tod des Löwenpaares hatte unsere Herden auf lange Zeit von aller Störung erlöst, und die Abenteuer der Jagdpartie waren an manchem langen Abend der Gegenstand der Unterhaltung. Ich war mit dem Erfolg der Jagd so zufrieden, daß ich beschloß, mich regelmäßig an den Gebrauch der Flinte zu halten, und wo möglich mit der Tapferkeit meines Vaters zu wetteifern. Ich schoß alle Tage nach der Scheibe, und machte oft kurze Ausflüge, von denen ich jedesmal mehr oder weniger Wildbret nach Hause brachte. Um diese Zeit hatte ich mein dreizehntes Jahr erreicht; ich konnte ein Ei, das in einer Entfernung von hundert Schritt auf einem Stabe stak, mit einer einzigen Kugel treffen, und nachdem ich dies mehrmals vor meinem Vater ausgeführt hatte, erlaubte er mir in Begleitung von einem oder zwei Dienern zu gehen, so weit ich wollte; doch sollte ich mich nicht über zwei Tagereisen weit entfernen.

In meinem vierzehnten Jahre war ich für mein Alter schon sehr stark und gewandt, so daß ich es mit manchem erwachsenen Mann hätte aufnehmen können. Eines Tages ging ich auf die Jagd; zwei gewandte Diener, namens Pouldamah und Bollah, junge Leute, von denen ich wußte, daß sie keine Gefahr fürchteten, begleiteten mich. Nachdem ich mehrere Hyänen geschossen hatte, wurde ich so jagdbegierig, daß mir nichts mehr genügte als die Begegnung eines Löwen, wenn ein solcher aufzutreiben wäre. Ich versprach dem Mann, der zuerst einen Löwen auftriebe, ein ansehnliches Geschenk; und nachdem wir uns tief in den wildesten Teil des Waldes hineingezogen hatten, vernahmen wir endlich das tiefe, dumpfe Knurren eines dieser Waldkönige. Unsere Hunde leiteten uns bald in eine Höhlung, wo wir einen groß gewachsenen Löwen erblickten, der sich mit dem frischen Fleisch einer soeben getöteten Ziege labte. Als er uns erblickte, drehte er sich [illegible] Augenblick herum und setzte dann seine Mahlzeit fort, [illegible] er, wie ein Hund an einem Knochen, abwechselnd [illegible] knurrte. Ohne einen Augenblick zu zögern, feuerte ich und traf ihn an einem Ohr. Dies machte ihn aber nur zornig, und ehe meine Gefährten zielen konnten, stürzte das ungeheure Tier mit furchtbarem Gebrüll auf uns los. Ich gab natürlich Fersengeld, fiel aber über einen Stein, und lag nun da auf dem Gesicht. Auch meine Gefährten hatten sich augenblicklich auf die Beine gemacht; aber teils aus Treue gegen mich und aus natürlichem Mut, teils vielleicht aus Furcht vor meines Vaters Zorn, der sie, falls mir ein Unglück zugestoßen wäre, getroffen haben würde, nahmen sie sich wieder zusammen und standen einen Augenblick fest. Der Löwe kam auf mich zu, legte eine seiner Tatzen auf meinen Rücken und fing an mich knurrend zu beschnüffeln. Das Gewicht seiner Tatze war schrecklich und schmerzvoll; da ich aber von alten Jägern mit der Art und Weise des Löwen bekannt gemacht worden war, lag ich todesstill und hielt den Atem an, bis ich fast erstickte. Als ich gerade daran war, aus Mangel an Atem nachzugeben, hörte ich zwei scharfe Schüsse, und in einem Augenblick wälzte sich mein mächtiger Feind auf dem Boden. Ich erhob mich, so gut ich konnte, und stürzte meinen zwei treuen Freunden zu, die mich mit Entzücken umarmten und sogar vor Freuden schrieen. Unterdessen fuhr das Tier fort, sich im Todeskampfe umher zu wälzen; und hätten wir uns nicht in gehöriger Entfernung gehalten, bis es ganz tot war, so würden wir wahrscheinlich unsere Unvorsichtigkeit teuer bezahlt haben. Nachdem wir ihn gemessen und gefunden hatten, daß er nur wenig kleiner war als der, den mein Vater so mutig erlegte, zogen wir ihm die Haut ab und nahmen sie als Siegeszeichen mit.

3. König Darrula.

Ich muß nun auf einige andere Vorfälle kommen. Mein Vater machte regelmäßige Wanderzüge mit seinen Leuten, und zuweilen in eine ansehnliche Entfernung, entweder um mit einem andern Stamm sich herumzuschlagen und unterwegs irgend einen Fund zu thun, oder um mit andern Häuptlingen Handel zu treiben. Bei solchen Gelegenheiten jedoch ließ er mich durchaus nicht mitgehen, „denn", sagte er, „es wäre zu viel, wenn der König und der Prinz auf einmal in Gefahr kämen." Er handelte mit mehreren Kapitänen von Sklavenschiffen, englischen und amerikanischen; sein Hauptkunde aber war Kapitän W i n t o n, der gewöhnlich jedes Jahr oder noch öfter kam. Er brachte meinem Vater allerlei Merkwürdigkeiten zur Ausstattung seines Palastes. Wir hatten sogar eine sehr hübsche, acht Tage lang gehende Wanduhr aus London, verschiedene Gefäße aus Krystall, Thon und Eisen, und selbst einiges geschmackvolle Silbergeschirr, ja, was noch mehr ist und was für solche unwissende Menschen, wie wir alle waren, als etwas sehr Unnötiges erscheinen könnte, — viele sauber gedruckte Bücher mit sehr schönen Kupferstichen. Mein Vater wußte, daß alle Fürsten in civilisierten Ländern schöne Bibliotheken besitzen, und er wollte hinter keinem derselben zurückbleiben. Oft durchblätterte ich diese Bücher und verlangte von Kapitän Winton, wenn er nicht sonst zu thun hatte, eine Erklärung darüber; zuweilen las er mir auch aus einem derselben eine Geschichte vor. Ihr Inhalt bezog sich nicht selten auf unser eigenes Afrika, und schilderte die Dinge so natürlich und wahr, daß es uns allen ganz unbegreiflich und übernatürlich vorkam, wie diese Bücher besser sollten reden können als unsere weisesten Männer. Was ich lesen hörte, zog mich so an und machte mich so begierig nach noch mehr, daß ich Kapitän Winton mit Bitten, mich im Lesen zu unterrichten, ganz betäubte, und ihm verdanke ich die erste Grundlage meiner Bildung. Bei seinen verschiedenen Besuchen lehrte er mich das Englische

Alphabet verstehen und einsilbige Worte lesen. Er hatte mir eine englische Fibel zum Unterricht mitgebracht, und ich war ein sehr fleißiger Schüler. Ich konnte mir ja nicht verbergen, daß wir in Kenntnissen weit hinter den Ausländern zurück standen, die uns besuchten. Auch die verschiedenen Industrieerzeugnisse, die sie uns brachten, bewiesen, daß wir im Vergleich mit den Weißen nur Kinder seien. Je mehr ich diese Sache überlegte, desto stärker wurde mein Wunsch, mehr von der Welt und den Menschen zu sehen, als in Afrika möglich war, und ich ließ diesen Wunsch bei Kapitän Winton merken. Als aber mein Vater darauf kam, daß ich ein Verlangen hatte, fremde Völker zu sehen, wurde er ganz unwillig und verbot mir, je wieder davon zu reden. Dieses Verbot jedoch hatte wie gewöhnlich nur die Wirkung, daß ich ernstlicher darüber nachdachte, wie ich zu meinem Ziel gelangen könne.

Kapitän Winton war namentlich bei dem weiblichen Teil unseres Hauses beliebt. Er vergaß nie, einige kleine Schmucksachen für sie mitzubringen, die meisten ohne Zweifel von gut vergoldetem Messing, und er bekam dagegen jedesmal edle Metalle in einer oder der andern Gestalt. Die Weibsleute waren sehr darauf aus, sich kleine Silbermünzen zu verschaffen, aus denen sie recht hübsche Hals- und Armketten verfertigten, die abwechselnd aus Münzen und Ambra- oder Korallenperlen zusammengesetzt waren. An Galatagen trug meine Schwester auf diese Art an Kopf, Hals und Armen so viele kleine Silbermünzen umher, daß ein großer Krämerladen genug daran gehabt hätte.

Ich hatte das sechzehnte Jahr erreicht, als Kapitän Winton einmal wieder kam und ich meinen Vater dringend um die Erlaubnis ersuchte, den Fluß hinab zu fahren und sein Schiff zu sehen. Endlich willigte er ein, indem er sagte, er habe eine Ladung Sklaven zum Schiff hinab zu bringen, und wir würden alle miteinander gehen. Nachdem alles in Ordnung gebracht und die 52 Sklaven in zwei großen Kähnen eingeschifft waren, setzte er sich mit mir und 12 Kriegern in einen andern Kahn, und der Kapitän begleitete uns in seinem mit 8 Matrosen bemannten Boote. In zwei Tagen kamen wir zum Ankerplatz, vier englische Meilen innerhalb der Barre vor der Mündung des Congo. Dort lagen noch vier andere Sklavenschiffe, und ich war ganz dahingenommen vor Verwunderung und Erstaunen über das schöne Aussehen und die Riesengestalt dieser Schiffe, denn nie zuvor hatte ich ein größeres Schiff gesehen als unsere Kähne. Als wir auf das Verdeck von Kapitän Wintons Schiff, dem Triton, kamen, erschien mir alles, was ich sah, wie verzaubert. Das Schiff führte zwölf Kanonen, und Kapitän Winton ließ zu Ehren seiner Gäste fünf Schüsse thun. Ich war natürlich mit der Entladung kleinerer Gewehre hinlänglich bekannt, hatte aber nie eine Kanone abfeuern sehen; und da weder der Kapitän noch mein Vater mich vorher warnten, so machte ich beim ersten Kanonenschuß einen hohen Sprung auf dem Verdeck und sah wie vom Donner gerührt meinen Vater an. In der That hielt ich es für einen Donnerschlag, und es brauchte geraume Zeit, bis ich meine Fassung wieder gewann. Nachdem man mir aber eine Erklärung gegeben hatte, war ich nur um so gewisser von der wunderbaren Macht und Geschicklichkeit der weißen Leute überzeugt.

Hierauf führte man mich hinunter in die Kajüte, wo ich allerlei Gegenstände sah, die mir sehr seltsam vorkamen, unter anderem zwei sehr große Erdgloben, deren Bedeutung mir der Kapitän erläuterte. Mein Vater lachte dem Kapitän ins Gesicht, als dieser behauptete, die Erde sei rund, und sagte: „Kapitän, Ihr haltet die schwarzen Leute für Narren.“ Er zeigte uns auch einige Landkarten und suchte uns sogar die Natur der Sonnen- und Mondfinsternisse mittelst einiger geometrischen Figuren zu erklären, wobei wir freilich wenig verstanden. So geheimnisvoll es mir aber auch vorkam, so war ich doch aus anderen Umständen überzeugt, daß der weiße Mann recht haben müsse.

Nachdem ich einige Zeit darüber nachgedacht hatte, fragte ich den Kapitän, ob er wisse, wer die Welt und Sonne und Mond und alle andern sichtbaren Dinge geschaffen habe. Er erwiderte, ein großes und unsichtbares Wesen habe alle Dinge gemacht, und die Götzen, die wir Afrikaner anbeteten, seien bloß Erfindungen der menschlichen Einbildung und Unwissenheit. Er sagte ferner, Gott habe in früheren Zeiten sichtbare Engel vom Himmel herabgesandt, um den Menschen zu sagen, was recht sei, aber die Gottlosigkeit der Menschen habe ihm mißfallen, und nun habe er keinen sichtbaren Verkehr mehr mit ihnen. „Doch“, fuhr er fort, „hat Gott in seiner Barmherzigkeit seinen Sohn gesandt, der vor etwa 2000 Jahren in die Welt gekommen ist und den Menschen guten Unterricht und Anweisung gegeben hat. Endlich, weil er heiliger war als irgend ein Wesen auf dieser Erde, wurde er von gottlosen Menschen getötet; nach drei Tagen aber stand er aus seinem Grabe wieder auf und bald nachher stieg er vor den Augen vieler Zeugen in den Himmel empor. Wer an den Sohn Gottes glaubt und über seine bösen Werke Buße thut, wird nach seinem Tode in den Himmel aufgenommen, um dort ewig selig zu sein.“ — Alles dies, obwohl sehr oberflächlich und damals großenteils unverständlich für mich, machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüt; wenn ich diese Lehre mit dem verwirrten Unsinn verglich, den uns unsere wandernden Priester predigten, so sehnte ich mich von ganzem Herzen, mehr von diesem Sohn Gottes zu erfahren; und obgleich ich meine Gedanken für mich behielt, wurde doch der Entschluß immer reifer in mir, so bald als möglich eine Reise in das Land der weißen Männer zu machen.

Kapitän Winton zeigte uns hierauf den unteren Schiffsraum, in welchem bereits 300 Sklaven zusammengepackt waren; die meisten trugen Fesseln, und es schien ihnen schlecht zu gefallen. Kapitän Winton sagte uns, wenn er sie nicht so einschlöße, würden sie während der Seereise aufs Verdeck kommen und eine solche Unruhe im Schiff anrichten, daß die Matrosen ihre Arbeit nicht verrichten könnten. Das war nun ziemlich einleuchtend. Ich fragte hierauf, was aus den Sklaven werden würde, wann sie nach Amerika kämen. „O“, sagte er lachend, „die Weiber kriegen alle weiße Männer, und haben wenig anderes zu thun, als sich zu putzen und spazieren zu gehen; sie werden viel besser gekleidet als Ihre Mutter und Ihre Schwestern, Prinz Zamba. Die Männer werden in verschiedenen Handwerken unterrichtet, gut genährt und gekleidet, und haben es viel besser als in Afrika.“ Ich schlang das alles hinein als volle Wahrheit und dachte, die Leute bekämen es in der That besser, als wenn sie von meinem Vater und andern Häuptlingen in der Gefangenschaft gehalten würden, wo sie ihres Lebens keine Stunde lang sicher wären. Kapitän Winton hatte mir aber freilich nicht alles gesagt; das wurde ich später durch eigene bittere Erfahrung gewahr.

Wir blieben an Bord des Schiffes die ganze Nacht, und am folgenden Tage empfing mein Vater die Bezahlung für seine Sklaven. Damals wurde ein starker männlicher Sklave im Durchschnitt auf 30—40 Dollars geschätzt; Weiber zu 5—10 Dollars weniger, und Kinder nach Verhältnis. Der Kaufpreis wurde aber in lauter Tauschwaren bezahlt. Ein Stück ordinärer irischer Leinwand war zu 25—35 Dollars angeschlagen. Eine Muskete mit Bajonett, die in England wahrscheinlich 7 Dollars kostete, galt 20 Dollars, und das Pfund Schießpulver 1 Dollar. Zuweilen jedoch bestand mein Vater darauf, 100 oder 200 Dollars bar zu bekommen, und er schien mit dem relativen Wert der Waren ganz gut bekannt zu sein. Nachdem alles mit Kapitän Winton abgemacht war, bestiegen wir wieder unsere Kähne, und ehe wir eine halbe

Stunde den Fluß hinauf gerudert hatten, sah ich zu meiner Freude eines von den Sklavenschiffen mit gutem Wind unter Segel gehen: es war in der That ein wunderbares Schauspiel für mich. Wir hatten drei Kähne zu führen, und nur wenige Ruderer; es kostete daher fünf Tage, bis wir nach Hause kamen.

Etwa sieben Monate nach diesem Ausflug sagte mir mein Vater, er wolle mich auf eine Handelsreise mitnehmen, und versprach mir auch, daß ich ihn künftighin auf seinen Kriegszügen begleiten dürfe. Ich mußte ihm freilich versprechen, falls ihn ein Unglück träfe, in seinen Fußstapfen wandeln zu wollen und alles gerade so zu machen, wie er es gemacht habe. Ich muß übrigens gestehen, daß ich kein ganz gutes Gewissen dabei hatte, denn in meinem Kopf waren ganz andere Gedanken. Was er jetzt vorhatte, war ein Besuch in Handelsangelegenheiten bei einem König, Namens Darrula, vom Kormantustamme, der ungefähr zweihundert englische Meilen von uns, den Congo hinauf, wohnte. „Dieser Darrula", sagte er, „ist ein ganz wunderlicher Kamerad, und es erfordert große Vorsicht und Mut, wenn man einen vorteilhaften Handel mit ihm machen will. Jedoch Du wirst bald selbst darüber urteilen können." — Wir hatten drei unserer größten Kähne in Bereitschaft gesetzt, deren jeder 30—40 Mann tragen konnte. Derjenige, in welchem mein Vater selbst Platz nahm, hatte in der Mitte eine Art von Kajüte mit Bedeckung und anderen Bequemlichkeiten. Unsere Handelswaren bestanden hauptsächlich aus irischer Leinwand, rotem Flanell, buntgedrucktem englischen Kattun und einigen Eisenwaren, nebst fünf Fäßchen mit etwa hundert Gallonen Rum. Alles dieses, nebst dem Mundvorrat für die Reise, wurde an Bord des Kahnes gebracht, und dreißig unserer besten Männer, in guter Bewaffnung, begleiteten uns.

Nach einer Reise von sechs Tagen brachten uns unsere Ruderer zu König Darrulas Landungsplatz, wo wir die Fahrzeuge mit einer Wache von fünf Männern ließen, und dann gingen wir in feierlicher Ordnung auf das Dorf zu. Man hatte uns bald wahrgenommen, und König Darrula kam an der Spitze von 20—30 Männern uns entgegen. Die beiden Fürsten bezeugten ihre Freude, einander zu sehen, und ich wurde förmlich vorgestellt. König Darrula hatte ein sehr auffallendes und gebietendes Aussehen; in seinem Lächeln aber war etwas besonders Wildes, und seine ungemein großen Augen sahen furchtbar böswillig drein. Er war in rote Flanellhosen mit großen Knieschnallen gekleidet; über einem Paar Halbstiefel guckten die bloßen Beine heraus; eine blaue Schiffsuniform mit großen goldenen Epauletten und einer rot und blau gestreiften Schlafmütze vollendete seinen Anzug.

Als wir uns dem mit Pallisaden umringten Dorfe näherten, fingen einige seiner Leute an, Trompeten zu blasen und mit aller Macht hurra zu schreien. Beim Eintritt durchs Thor war natürlich das erste Gebäude, das in die Augen fiel, der Palast: eine in der Thal sehr anständig aussehende Wohnung von zwei Stockwerken. Sobald wir auf die Pforte zukamen, wurde ich an den oberen Fenstern verschiedene Frauenzimmer gewahr, deren eine zu Ehren unserer Ankunft eine Trommel schlug, die andere gewaltig mit einem Tambourin klapperte. Die Pallisaden rings um den Palast her gewährten einen schrecklichen Anblick. Von drei zu drei Fuß steckte ein Menschenkopf auf einem Pfahl, einige ganz frisch aussehend, andere in verschiedenen Stadien der Verwesung. Ich bemerkte, daß die Pallisade an einer Seite des Palastes dieser furchtbaren Trophäen entbehrte; warum, zeigte sich bald. Gerade als mein Vater durch die Pforte ging, trat er in eine Pfütze frischen Blutes, und ohne im geringsten eine Befremdung merken zu lassen, wandte er sich zu seinem Kollegen um und sagte mit einem halb ernsthaften, halb komischen Blick: „Wie, König Darrula, treibst Du immer noch die alte Belustigung? Du machst es gar zu arg, sag ich Dir. Du weißt doch, daß Du mich allezeit bereit findest, Dir Deine Gefangenen oder Verbrecher abzukaufen. Was hast Du nun diesen Morgen wieder gemacht?" — „He", antwortete Darrula, „Du weißt, König Zembola, daß ich mehr Köpfe aufbringen kann als Du. Was ich mit Dir handle, ist nur fürs Taschengeld. Ich muß meinen Palast verziert haben wie ein rechter König. Ich habe noch etwa fünfzig leere Stellen auszufüllen und habe diesen Morgen nur drei geliefert." Zur Erläuterung setzte er hinzu, er habe sich's zur Regel gemacht, an jedem Neumond wenigstens drei leere Stellen an den Pallisaden auszufüllen, bis sie alle rings herum mit Köpfen besetzt seien. Einer von den heute gelieferten Köpfen habe einer seiner Frauen gehört, auf die er eifersüchtig gewesen; ein anderer sei der Kopf eines Sklaven, der zufällig eine schöne Krystallflasche zerbrochen habe, und der dritte gehöre einem kränklichen Gefangenen, für den er jedenfalls keine zehn Dollars bekommen haben würde. Kaltblütig deutete er auf die Köpfe, die soeben auf ihre Pfähle aufgesteckt worden waren und an denen immer noch das Blut herablief. Mein Vater sagte nur: „Herr, Herr, Du übertreibst es sehr." Der Eindruck aber, den es auf meine Empfindungen machte, war so stark, daß ich mich bei dem greulichen Anblick des Schauders nicht enthalten konnte. Als Darrula dies gewahr wurde, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „He, Knabe, Knabe, ich merke, Du hast die Welt noch nicht gesehen." Ich hielt mich innerlich an die Hoffnung, daß ich bald von einem Lande solcher Schrecken fern sein würde, und erinnerte mich an das, was Kapitän Winton von der Lebensart der weißen Leute gesagt hatte.

Beim Eintritt in das Innere des Palastes sah ich gleich, daß er, obwohl für einen afrikanischen Fürsten wohl ausgestattet, nicht die geschmackvolle Einrichtung und die hübschen Sachen hatte wie das Haus meines Vaters; dagegen lagen überall herum Jagdbeuten in großer Menge, und die Wände waren allenthalben mit Kriegsgeräte geschmückt. Die beiden Häuptlinge setzten sich nun an einen Tisch, und außer mir mußte jedermann hinaus gehen. Sie fingen an, von Geschäften zu reden; Branntweinflaschen und andere Erfrischungen wurden aufgetragen, und nachdem einige Becher voll getrunken waren, fragte Darrula, wie viel Rum sein königlicher Bruder mitgebracht habe. Auf diese und andere Fragen gab mein Vater ausweichende Antworten, und erkundigte sich dagegen, wie viele und was für Gefangene bei Darrula vorhanden seien. Dieser, als ein echter Handelsmann, wich der Frage auch wieder aus: kurz, eine lange Zeit wetteiferten die beiden, gleich geschickten Jägern, um einander die Wetterseite abzugewinnen. Endlich kamen sie zu einer Art von Einverständnis, und ich sah an den Preisen der verschiedenen Artikel, für welche 55 Sklaven eingetauscht werden sollten, daß mein Vater einen sehr vorteilhaften Handel machte: an seinen Waren gewann er wenigstens hundert Prozent, und ebensoviel an den Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristische Sprachstudien aus Deutschland.

Nach Karl Braun-Wiesbaden.

In der Nähe der hessischen Hauptstadt Kassel liegt das Dorf Wehlheiden. Jetzt ist es wohl eher als eine Vorstadt von Kassel zu betrachten. In Kassel grassiert die Redensart: „Das kann der Bauer von Wehlheiden auch." Merkwürdigerweise fand ich dasselbe sprichwörtliche Diktum auch in Berlin; aus hatte man, da man in Berlin von Wehlheiden nichts w[illegible]

die Stelle jenes Bauern einen Hausknecht angenommen. In Berlin sagt man nämlich: „Das kann Fetschows Hausknecht ooch."

Noch interessanter aber als der Bauer von Wehlheiden ist übrigens der Totengräber von Wehlheiden. Derselbe führte über die Leichen, die er begrub, ein genaues Register, in welches er nicht nur den Namen, den Stand und das Alter des Verstorbenen eintrug, sondern auch die Krankheit, woran er gestorben. Bei einer Revision dieses Registers ergab sich's, daß ein nicht unerheblicher Teil der auf dem gedachten Friedhofe Ruhenden an einer Krankheit gestorben war, welche die Revisoren nicht kannten. Die Krankheit hieß: „Schweinzucht"; und doch hatte die Sache ihre Richtigkeit. Es war damit nämlich so zugegangen:

Der Wehlheider nennt das Schwein: Schwin; er weiß aber, daß man im Schriftdeutschen statt des î ein "ei" setzt; und so hatte er denn die „Schwinsucht" (das d wird dort im gemeinen Leben nicht ausgesprochen) in „Schweinzucht" verwandelt, indem er statt des weichen î ein hartes ei und statt des weichen s ein hartes z schrieb. Wenn unsere Gesundheits-, Ungesundheits- und Sterblichkeitsstatistiker zum deutschen Reichsgesundheitsamt ihre Forschungen auch auf die Vergangenheit ausdehnen und dabei das Register des Totengräbers von Wehlheiden benutzen, so wird ihnen diese Todesursache „Schweinzucht" viel Kopfzerbrechen verursachen, falls sie nicht vorher diese meine Abhandlung gelesen haben sollten, was ich ihnen empfehle.

Kurhessen ist freilich die Musterstätte origineller Krankheiten. An einem Orte existierte ein Hospital, welches von einem ehemaligen Militär schlecht und gerecht dirigiert wurde. Der Mann war nicht gerade ein Schriftgelehrter, aber ein sorgfältiger und redlicher Verwalter. Nachdem das Land im Jahre sechsundsechzig preußisch geworden war, erschien ein aus Berlin abgesandter Kommissarius, um sich über die Sanitätsverhältnisse in weiland Kurhessen zu unterrichten. Er fand bei diesem Hospital alles in bester Ordnung; u. a. fragte er auch unsern alten militärischen Hospitaldirigenten, ob man im Hospital viele Todesfälle habe.

„Danke der Nachfrage", brummte der Alte, „mit den Todesfällen, da geht's als noch. Freilich kommt viel auf die Krankheit an, die auf den Zetteln steht, mit welchen die Kranken eingeliefert werden. Indessen gelingt es doch, die Menschen zuweilen am Leben zu erhalten, bei allen Krankheiten, mit Ausnahme einer einzigen. Die heißt nämlich "Moribundus". Wenn diese Krankheit auf dem Zettel stand, dann ist dem Manne niemals zu helfen, dann stirbt er, wir mögen mit ihm machen, was wir wollen."

Die Ärzte schrieben nämlich bei unheilbaren Kranken auf den Ablieferungsschein das lateinische Wort "Moribundus" (im Sterben begriffen), und der alte Direktor, der früher ein braver Soldat und jetzt ein gewissenhafter und praktischer Verwalter, aber niemals ein großer Gelehrter und der Sprache Ciceros vollständig unkundig war, hatte geglaubt, dieses Wort bedeute, ähnlich wie bei Cholera Morbus, irgend eine sehr gefährliche Krankheit. —

Der Oberdeutsche hat mißverständlicherweise aus dem "dat mul open holen" (das Maul offen halten) des Niederdeutschen ein vollkommen sinnloses „Maulaffen feil halten" gemacht. Sinnlos: denn es giebt erstens keine Art von Affen, welche man „Maul-Affen" nennt (vielmehr haben sie alle Mäuler); und zweitens, wenn es welche gäbe, würde man sie nicht feil halten, weil sie niemand kaufte. Aus dem niederländischen Jan primus, Johann der Erste, hat der Oberdeutsche einen Gambrinus gemacht.

Der Plattdeutsche seinerseits antwortet mit ähnlichen Verunstaltungen. Ein niederdeutscher Bauer klagt dem Arzt aus der Stadt, mit welchem er glaubt ein möglichst hohes Hochdeutsch sprechen zu müssen, es fehle ihm schon seit Wochen an „Appe-Zeit". Er wollte sagen Appetit oder Appetid. Da aber „Tid" plattdeutsch ist und „Tid" auf hochdeutsch „Zeit" heißt, so geriet er auf jenen seltsamen Abweg.

Ein anderer forderte, geleitet von demselben sprachlichen Bestreben, von dem Apotheker in der Stadt etwas zum „Abfeiern" oder gar „Abfeuern." Er dachte Abführen, was er: spricht „abfirn", sei Plattdeutsch, und er wollte Schriftdeutsch sprechen.

Ein dritter sprach mit mir von der „Stadt Wein". Ich hatte von einer solchen Stadt, mit einem so anziehenden Namen, noch nichts vernommen und erkundigte mich angelegentlich, wo sie liege. Da ergab sich denn, daß die Kaiserstadt Wien gemeint war. Der Wein heißt plattdeutsch „Win" oder „Win", und der gute Mann glaubte recht hochdeutsch sprechen zu müssen.

Im Taunusgebirge fragte ich einen Burschen, der mir meine Tasche trug: „Jakob, was ist das für ein Baum, der schöne, große, breitästige, der ganz allein da oben auf der Spitze des Berges steht?"

„Das ist ein Einhorn, Herr Doktor", lautete die Antwort.

„Jakob, was fällt Dir ein? Das Einhorn ist ja kein Baum, sondern ein fabelhaftes vierfüßiges Tier mit einem Horn auf der Nase. Wie nennt Ihr denn den Baum, wenn Ihr untereinander redet?"

„Ja, in unserer gemeinen Sprache nennen wir ihn den ‚Ahornbaam', aber mit Ihnen darf ich doch so nicht sprechen."

„Jakob", sagte ich, „Du wirst mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Du auch mit mir so sprichst, wie Dir der Schnabel gewachsen ist; wir sind ja Landsleute; und der Baum ist wirklich ein Ahorn."

Ähnlich ging mir's in den Salzburger Alpen. Mein Führer war ein alter Handwerksbursche von jener Sorte, auf welche die Redensart Anwendung leidet: „Ein ewig rollender Stein setzt kein Moos an." Es war von seinen endlosen Wanderungen wenig an ihm hängen geblieben; und er kannte noch nicht einmal die Namen der Berge in seiner Heimat, schien sich auch wenig dafür zu interessieren. Dagegen konnten wir kein Dorf passieren, ohne daß er plötzlich still stand und mit feierlichem Ernst versicherte: „Gnod'n, hier hat's bereits sehr ä gut's Wirtshaus."

Er machte mich auch einmal auf eine große Schaar Vögel aufmerksam, die an einem einsamen Platze des Hochlandes eine Art von Volksversammlung abzuhalten schienen.

Er nannte das Tier „Kranich." In Wirklichkeit waren es Krähen.

„Seraphin", sagte ich ihm, „das sind keine Kraniche. Wie nennt Ihr's denn in Eurer Sprache?"

„Wir heißen's halt a ‚Kröah', aber es heißt doch in der Sprache der Vornehmen: Kranich."

Ich suchte ihn zu belehren, jedoch mit geringem Erfolg, wie ich vermute.

Zur „Stadt Wein" will ich noch nachtragen:

Solche Verballhornungen haben sich sogar in unsere Schriftsprache eingeschlichen. Die gute alte niederdeutsche Stadt Braunschweig hat mit „Schweigen" gar nichts zu thun. Sie heißt Brun's-Vik, lateinisch: Brunonis vicus, der Ort des Bruno. Erst das Verhochdeutschungsfieber hat sie in eine Stätte des Schweigens verwandelt.

Einer meiner Schreiber, welcher vorher an dem Hofe eines kleinen Hinterwäldler Fürsten beschäftigt gewesen und es liebte, höfische Manieren an den Tag zu legen, so gut er es verstand, hatte u. a. auch über zwei Redensarten nachgegrübelt, nämlich erstens über die Frage „nicht wahr"? und zweitens über das dort in gleichem Sinne gebrauchte „Gelle"? oder „Gelte"

(d. i. „Soll es gelten?", oder „Ist es so?"). Sein Nachdenken hatte ihn zu der Überzeugung geführt, daß weder das eine noch das andere "fair" sei, und da er glaubte, der eine wie der andere Ausdruck beruhe auf der Voraussetzung, daß man mit dem Angeredeten auf „Du" stehe, so hielt er den Gebrauch derselben mir, seinem gestrengen Chef, gegenüber für unstatthaft. Er fragte mich daher: „Nicht wahren Sie, Herr Doktor?" oder „Gelten Sie?" Das hielt er für höflich. Übrigens sagt auch der Schweizer allgemein: „Gellen Sie?"

Vor nunmehr dreißig Jahren, als in München die Tonhalle noch neu war, fragte mich ein Eingeborner, ob ich noch nicht in der „Tanhalle" gewesen. Er wollte hochdeutsch sprechen, vergriff sich aber in dem A und dem O, weil beide Vokale sich sonst bei ihm gleichlauteten.

Der Berliner dagegen sagt mit großer Beharrlichkeit „Lakal" statt Lokal. Unter einem Lakal versteht er eine große und womöglich etwas wüste Bierkneipe. Der Plural heißt nicht Lakale, sondern „Lakäler." Bildlich gesprochen bedeutet dort „Lakal" auch das menschliche Antlitz. In diesem Sinne hört man in Berlin wohl auf der Straße: „Ik werde Dir eens in's Lakal hauen!"

Seltsam ist das Schicksal des Wortes „Suade", das bekanntlich lateinischer Herkunft.

Von einem Redner, der sehr leicht und fließend spricht (der boshafte Berliner sagt: „Unsinn, aber jeläufig"), sagt man, er habe eine außerordentliche „Suade", oder er verstehe es, „den Leuten die Butter vom Brot zu schwatzen." Das Volk aber, dem das Wort Suade einen fremdartigen Klang hat, setzt statt dessen „Schwarte." In meiner Heimat sagte man von einer Frau, die aus Klatsch und Verleumdung ein Gewerbe macht: „Das Weibsbild hat eine Schwarte am Kopp, wie ein Schlachtschwert." In Berlin dagegen nennt man ein solches Mundwerk eine „Revolverschnauze" oder seit dem Krieg von 1870 eine „Schwatzmitrailleuse", und von einer solchen Frau sagt man: „Wenn die mal stirbt, dann muß die Schnauze extra dodjeschlagen weern." Bei der Berliner Schuljugend aber bedeutet „Schwarte" die Übersetzung eines Klassikers, deren sich der Schüler vorschriftswidrigerweise als Eselsbrücke bedient.

Im August 1883 war ich in Wien. Ich fuhr hinaus nach Dornbach und stieg auf den dort gelegenen Heuberg, welcher eine schöne Aussicht bietet, namentlich auf die Stadt und auf die Gesamtheit der neuen öffentlichen Gebäude an der Ringstraße. Der freundliche Wirt aus einem Restaurant auf dem Heuberge diente mir als Cicerone. Obgleich in Wien seit einem Menschenalter ziemlich heimisch, wußte ich mir doch jene kolossale Masse, welche auf dem linken Ufer der Donau wie ein Berg sich aus der Tiefe emporhob, nicht zu erklären und fragte. Der Wirt sagte mir: „Ei, das ist ja die „Rundonte." Wir unterhielten uns nun eine Zeitlang über dieses schöne Überbleibsel der Wiener Weltausstellung von 1873. So oft ich aber sagte: „Rotunde", verbesserte mich der Wirt mit ebenso viel Höflichkeit als Entschiedenheit: „Rundonte"; und da das Ding doch in der That „rund" war, so dachte ich: „der Klügere giebt nach", und sagte am Ende ebenfalls: die Rundonte. So wurden wir einig und schieden als Freunde.

In Nassau kam ein Bericht des Bürgermeisters Kardorf in Kestert am Rhein in meine Hände, worin er anzeigt, daß er den N. N. nicht so, wie befohlen, könne vorführen lassen, denn derselbe befinde sich im Auslande, und zwar dem Vernehmen nach in der Stadt „Kopf und Hagen." Er meinte damit Kopenhagen, aber das war ihm nicht hochdeutsch genug.

Ein nach den Ver. Staaten ausgewanderter Bauer schrieb mir wegen einer Angelegenheit, die er bei der Auswanderung ungeregelt in der Heimat zurückgelassen hatte. Seine Adresse war mit Sorgfalt angegeben: Wohnsitz, Poststation, Grafschaft (County) und dann Staat „Pinselfähnchen". Das sollte Pennsylvania bedeuten.

In einer Schule sollten die Kinder Wörter mit der ziemlich seltenen Endung „sam" aufsuchen; sie brachten alle, welche sie wußten, herbei, wie „heilsam", „wegsam", „lobesam", „gemeinsam", „grausam" 2c. Bald war der Vorrat erschöpft und die Finger der Kleinen senkten sich; nur ein Junge, der sich sonst nicht gerade durch Schlauheit auszeichnete, zeigte immer noch. Der Lehrer macht ein freundliches Gesicht und muntert ihn auf: „Nun, Karlchen, Du weißt noch ein Wort auf „sam"? Das muß uns allen entgangen sein. Wie heißt es also?" Worauf Karlchen sich erhebt und zum größten Gaudium seiner Mitschüler stolz und zufrieden ausruft: „Gespeißsam!" — Es erklärt sich dies so: Bekanntlich begrüßen sich die richtigen Schlesier nicht bloß nach Tische, sondern den ganzen Nachmittag über nicht mit „Guten Tag", sondern mit „Wohl gespeist zu haben"; das wird aber so schnell gesprochen, daß es wie „Gespeistsam" klingt.

Die Redensart, mit der man einander begrüßt in dem Augenblicke, in welchem man die Tafel verläßt, ist in Deutschland sehr verschieden. Das schlesische „Gespeist zu haben" ist noch ein Überbleibsel aus der Zeit, da Schlesien österreichisch war. Was das übrige Deutschland anlangt, so sagt man östlich der Elbe in der Regel: „Ich wünsche Ihnen gesegnete Mahlzeit" oder abgekürzt „Mahlzeit" und reicht dabei einander die Hände. Westlich der Elbe sagt man „Wohl bekomme es Ihnen" (oft auch nur „Komm's Ihne"), ohne einander die Hände zu reichen. In vielen Gegenden aber sagt man gar nichts und unterläßt überhaupt eine jede derartige Begrüßung; ja man erlaubt sich sogar, dieselbe bei anderen affektiert oder gar komisch zu finden. In Deutschland herrscht nun einmal nicht durch das ganze Land jene Gleichförmigkeit oder Übereinstimmung der Lebensgewohnheiten und Sitten wie in England.

Und man kann in der That darüber streiten, ob dies ein Vorzug ist oder ein Fehler.

Alkohol und Alkoholismus.

Zur Orientierung über eine wichtige Zeitfrage.

Für die Abendschule von K.

Fast bei allen Menschen finden sich berauschende, erregende und betäubende Genußmittel, sogenannte Narkotika. Bei den Bewohnern der kalten wie der tropischen Zonen, in den Städten wie auf dem Lande, in den Ebenen wie in den Gebirgen, auf den meerumrauschten Inseln wie im Innern des Festlandes: — überall, wo Menschen wohnen, macht sich ein deutlich erkennbares Bedürfnis nach solchen „Genußmitteln" geltend und veranlaßt die Menschen, die Befriedigung desselben in oft merkwürdig ausgebildeter, fast möchte man sagen, kunstvoller Weise zu suchen.

Lassen wir einmal einige von den bekanntesten dieser narkotischen Genußmittel vor unseren Augen vorüberziehen.

Zu den interessantesten und unheimlichsten zugleich gehört der Haschisch, der gegenwärtig von ungefähr dreihundert Millionen Menschen in Afrika, Amerika und Asien als Berauschungsmittel angewendet wird. Der Haschisch wird aus Hanfpflanzen bereitet, die in der heißen Zone gebaut werden. Die Blätter, die Spitzen, oder auch das rohe Harz, welches der indische Hanf ausscheidet, werden entweder in Pfeifen geraucht oder innerlich in hundertfältig verschiedenen Arten eingenommen

men. Die Verehrer des Haschisch rühmen ihm nach, daß sein Genuß zur Vollführung harter und andauernder Arbeit stärke, daß er Schmerzen und Sorgen stille, gegen die Unbill des Temperaturwechsels unempfindlich mache, die Einbildungskraft anrege, die Lust zu Speise und Trank erhöhe und den Blutumlauf beschleunige. Das sind ja Lichtseiten, aber sie werden von den Schattenseiten reichlich aufgewogen. Der Haschischgenuß erzeugt leidenschaftliche Heftigkeit und Streitsucht, Störung der Hirnfunktionen, Verrücktheit, Tobsinn und eine in Indien häufig vorkommende Art des Starrkrampfs. Er hat das Elend und Verderben zahlloser Menschen herbeigeführt.

Dasselbe muß man von einem anderen Berauschungsmittel sagen, welches gleichfalls im Orient zur Anwendung gelangt und von vierhundert Millionen Menschen gebraucht wird — dem Opium. Bekanntlich besteht dasselbe aus dem den angeritzten Kapseln des Mohns entfließenden und rasch eintrocknenden Milchsaft. Die so gewonnene Masse knetet man zu Kuchen- und Kugelformen und umwickelt sie mit Mohnblättern. Im westlichen Asien, in Ägypten und anderen mohammedanischen Ländern, sowie in Persien wird das Opium meistens verspeist, entweder in Form einer trüben, wässerigen Auflösung, oder in Pillen, in feuchten Pasten oder in trockenen Täfelchen. Je weiter man nach Osten kommt, um so häufiger trifft man das Opiumrauchen. Mit dem Chinesen zieht die Opiumpfeife in alle Welt hinaus und in den Niederlassungen, in denen sich viele Chinesen ansiedeln, namentlich wo die niedrigste Klasse derselben, die Kulis, ihr elendes Dasein führen, finden sich in großer Anzahl Winkelwirtschaften, in denen die Chinesen und andere Asiaten ihren Betäubungsgelüsten frönen und die bösen Leidenschaften auch sehr häufig auf Angehörige aller nichtasiatischen Nationen übertragen. Der Fluch des Opiumgenusses ist, daß eine beständige Steigerung der Dosis notwendig ist, um die gewünschte narkotische Wirkung zu erzeugen. Allmählich treten grauenhafte, beängstigende Sinnestäuschungen der verschiedensten Art, Hallucinationen und Illusionen auf. „In bejammernswerter Art schleppen sich die Sklaven des Opiums von einer Opiumstube zur andern, um schließlich auf Mauern oder Treppen ihr langsam und systematisch vergiftetes Dasein zu beenden. Gar nicht selten hat ein längerer Mißbrauch größerer Opiumdosen Wahnsinnsanfälle im Gefolge; — häufig genug sollen z. B. auf Java oder Sumatra Eingeborene, Rasenden gleich, mit weithin gellendem Rufe: ‚Amott, amott‘ — tötet, tötet — die furchtbare Stichwaffe, den Kris, schwingend durch die Straßen toben, einer beserkerwutartigen Tobsucht verfallen.“

Andere Narkotika liefern die Geschwister unserer an sich harmlosen Kartoffel, welche den Namen Stechapfel, Bilsenkraut und Tollkirsche oder Belladonna führen. Vorzugsweise im Orient verstärkt man häufig durch Zusatz von Stechapfelsaft die berauschende Wirkung des Branntweins. Die südamerikanischen Indianer gewinnen durch Abkochung einer Stechapfelart ein Getränk, das sie Tonga nennen und durch welches sie sich viehisch berauschen und ihren Ruin unaufhaltsam befördern. In den sibirischen Steppen und in den öden Ländereien der Halbinsel Kamschatka wird das Fleisch des bei uns viel gefürchteten Fliegenschwammes als Narkotikum verwendet. Im Sommer gesammelt und an der Luft getrocknet, verursacht der Genuß desselben Berauschung und Verzückung, die zuweilen in vollständige Bewußtlosigkeit übergeht. Außerdem genießen zwei Millionen Menschen den Aufguß von Kaffeeblättern, zehn Millionen den Aufguß von Paraguay- oder Matee-Thee, fünfzig Millionen Kakao, hundert Millionen Kaffee, fünfhundert Millionen Menschen konsumieren Thee oder, was für solchen ausgegeben wird. Betel, eine in Scheiben geschnittene, in Sumatra, Kochinchina, Bombay und Ceylon wachsende Nußart, kauen hundert Millionen Menschen. Endlich findet der Tabak unter fast allen Völkern unzählige Verehrer.

Das Reizmittel der gemäßigten und kalten Zonen ist der Alkohol. Das Wort ist aus dem Arabischen in die europäischen Sprachen übergegangen. Ursprünglich bezeichnet es ein feines mineralisches Pulver, das u. a. zum Schminken benutzt wurde; erst im achtzehnten Jahrhundert gaben die Chemiker ihm die Bedeutung „Weingeist“.

Der Alkohol ist eine farblose, leicht entzündliche Flüssigkeit, welcher mit einer blaßblauen Farbe und bei 172 Grad Fahrenheit brennt. Für unsern Zweck kommt derselbe nur in Betracht, sofern er sich in den alkoholhaltigen, den sogenannten geistigen Getränken findet. Dieselben sind sämtlich Produkte der Gärung (Fermentation) zuckerhaltiger Säfte. Der gebräuchlichste Gärungsprozeß ist unter dem Namen Weingärung bekannt. Er besteht darin, daß man zuckerhaltige Flüssigkeiten, entweder den Traubensaft oder Maische, mit einer beliebigen Hefe mischt und diese Mischung einer Temperatur von 70 bis 80 Grad F. anhaltend aussetzt. Die auf diese Weise gewonnenen Flüssigkeiten führen verschiedene Namen. Aus Trauben gewinnt man Wein, aus Maische Bier oder Ale, aus Äpfeln Cider ꝛc. Wenn man die durch Gärung gewonnenen Stoffe destilliert, so gewinnt man reinere alkoholische Flüssigkeiten: aus Wein z. B. Brandy und Kognak, aus gegorenem Zucker den Rum, aus Getreidemaischen Whisky, Gin und die verschiedensten Liköre. Die nichtdestillierten Getränke enthalten außerdem noch unvergorenen Zucker, Salze, eiweißhaltige Substanzen und ätherische Öle.

Sehr verschieden ist die Beschaffenheit (Qualität) des in den Getränken enthaltenen Alkohols. Die beste Alkoholart ist der Äthylalkohol (Ethylic Alcohol), der sich in gutem Naturwein findet. Die gefährliche Eigenschaft des Alkohols steigert sich stufenweise, je nachdem derselbe aus Wein, Bier, Äpfeln, Getreide, Rüben, Kartoffeln erzeugt wird. Die schlechteste Art ist der Amylalkohol (Amylic Alcohol), der gemeine Fusel, der sich in vielen Brandies und Whiskies findet und für den Körper geradezu Gift ist.

Auch die Menge (Quantität) des Alkohols in den Getränken ist verschieden. Es ist interessant und lehrreich, dieselben daraufhin einmal anzusehen, und wir lassen darum hier eine Tabelle der bekanntesten Getränke mit ihrem Alkoholgehalt folgen. Der Prozentsatz des Alkohols ist in:

Getränk	von		bis
Whisky	50	bis	60
Brandy	50	„	60
Rum	60	„	77
Kognak	55		
Champagner	10	„	14
Rheinwein	8	„	12
Moselwein	8	„	13
Claret	8	„	17
Gewöhnliche amerikanische Weißweine	6	„	8
Cider	5	„	10
Bayrisches Bier	4.8	„	5.1
Lagerbier (hiesiges)	3	„	4
Porter, Ale	6	„	8

Der geneigte Leser erkennt aus dieser Tabelle, daß der größte Alkoholgehalt in den destillierten Getränken, beziehungsweise in Whisky und Branntwein enthalten ist. Wie gering verhält sich dagegen die Quantität Alkohol in Bier. Man hat auch aus diesem Umstande beweisen wollen, daß das Bier ein vorzügliches Heilmittel gegen das Umsichgreifen der Trunksucht bilde. Aber man darf hierbei doch wohl nicht außer Augen setzen, daß kein Getränk in größeren Mengen vertilgt wird als gerade der Gerstensaft und daß dadurch seine angebliche Bedeutung als Kulturträger erheblich abgeschwächt wird. Bei den Weinen kommt es sehr darauf an, in welcher Gegend und in welchem Jahrgange er gewachsen sei. Auch bezüglich des Alko-

holgehaltes ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Forster-Riesling und Missouri-Riesling, geschweige zwischen Rüdesheimer Auslese und jenem thüringischen Landwein, von dem Melanchthon einem Freunde schrieb: „Ubi nativum montes lacrimantur acetum, wo die Berge einheimischen Essig weinen." —

Der Verbrauch alkoholhaltiger Getränke ist ein ganz ungeheurer. Man muß sich die Zahlen, die hier in Betracht kommen, ansehen, um eine Vorstellung davon zu bekommen. Man betrachte sie sich einmal recht genau, und man wird mit dem Verfasser zu der Überzeugung kommen, daß wir es hier allerdings mit einer brennenden Zeitfrage zu thun haben, mit der man es nicht leicht nehmen kann. Wir machen den Anfang mit einigen der europäischen Länder, um dann schließlich auf die Ver. Staaten unser besonderes Augenmerk zu richten.

In Frankreich hat sich der Alkoholkonsum während der letzten fünfzig Jahre fort und fort gesteigert, namentlich aber nach dem letzten Kriege mit Deutschland. Seit 1830 hat er sich hier um 282 Prozent vermehrt, also fast verdreifacht. Während im Jahre 1830 per Kopf der Bewohner etwas mehr als 1 Quart Branntwein, 8.45 Quart Bier und 69.9 Quart Wein konsumiert wurde, hat sich dies 1883 auf 6 Quart Schnaps, 48 Quart Bier und 240 Quart Wein per Kopf gesteigert. Seit 1872 ist namentlich der Branntweinkonsum in stetiger Zunahme begriffen. Auch vielen Kantonen der Schweiz ist der Alkohol ein schlimmer Feind geworden. In Bern ist von 1811 bis 1863 der Konsum um das fünfundzwanzigfache gestiegen, in Graubünden kamen 1869 fünf Quart Branntwein auf den Kopf, in Genf ist der Verbrauch seit zwanzig Jahren um ⅔ gestiegen. Hier wie in Frankreich spielt der durch Alkoholgehalt und die in ihm befindlichen Öle doppelt schädlich wirkende Absynth eine Hauptrolle.

Ein wahrhaft abschreckendes Beispiel der Unmäßigkeit bietet Belgien. Betrug dort der Konsum von Branntwein (Genever) in den Jahren 1850—'60: 6.17 Quart pro Kopf, so schon 1866: 8.51 Quart, 1870: 8.56 Quart pro Kopf. Dazu tritt noch ein Bierkonsum von fast 38 Gallonen pro Kopf. Den Ausschank besorgten 1874 101,000 Schankwirtschaften, so daß auf 49 Köpfe je eine Schenke kommt. Rechnet man allein die vorzugsweise trinkende Bevölkerung (Männer über 21 Jahre), so kommt schon auf zwölf Belgier eine Kneipe! In Österreich-Ungarn trinkt man ca. 3.6 Quart Branntwein, 32 Quart Bier und 33 Quart Wein pro Kopf. Der Branntwein wird hauptsächlich in Galizien und der Bukowina getrunken und richtet dort entsetzliche Verheerungen an. Es ist dort Sitte, daß der (jüdische) Wirt den Reisenden mit zwei großen Kelchgläsern voll Schnaps — eins unentgeltlich zum Willkommen, das andere auf Rechnung — schon vor der Hausthür empfängt. In Rußland rechnet man pro Kopf im ganzen Reiche 50 Quart Branntwein! Davon kommen auf die Kleinrussen 93 Quart, auf St. Petersburg gar 100 Quart pro Kopf! Am günstigsten lauten die Zahlen für Schweden und Norwegen. Hier betrug der Schnapskonsum noch 1855 24 Quart pro Kopf, 1870 dagegen nur noch 11 Quart, eine Verminderung, welche dem dort herrschenden progressiven Steuersystem, der Regelung des Schankwesens und der Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine zuzuschreiben ist.

Wie steht's im alten Vaterlande, in Deutschland? Lassen wir auch hier die Zahlen sprechen. Auf den Kopf der Bevölkerung wurden nach dem Durchschnitt der Jahre 1872—'76 an Branntwein 10 Quart, an Bier 67.3 Quart, an Wein 6 Quart konsumiert. Natürlich aber ist der wirkliche Verbrauch in den verschiedenen Gegenden ein überaus verschiedener. Trinkt der Brandenburger und Posener nur bei ganz besonderen Gelegenheiten ein Glas Wein, so daß dort noch nicht ein Quart auf den Kopf kommt, so ist er in den Rheinlanden, Württemberg ꝛc. tägliches Getränk; es wird dort das zwanzig- bis dreißigfache jener zwei Provinzen getrunken. Ebenso ist es mit dem Branntwein. Kam 1874 auf einen Hohenzollerer nur 4 Quart, auf einen Rheinländer 3.1 Quart, so auf einen Schlesier 17.2, auf einen Pommer 21.7, auf einen Posener 29.7, auf einen Brandenburger 32.2 Quart Schnaps. Mit dem Bierkonsum verhält es sich ähnlich. Namentlich Bayern verbraucht eine ganz kolossale Menge Bier, die zu ernsten Besorgnissen Anlaß giebt. Nach Fr. J. Neumann war der Bierkonsum in Bayern:

1835 bis '41 nur 134 Quart per Kopf jährlich.
1848 „ '55 bereits 159 „ „ „ „
1872 „ '75 „ 204 „ „ „ „
1877 „ '78 sogar 278 „ „ „ „

Übrigens ist im ganzen deutschen Reich der eigentliche Bier- und Branntweinkonsum (nach Abzug des Exports) in den letzten Jahren nicht gestiegen, sondern sogar etwas gefallen. Das weitverbreitete Urteil, wonach das deutsche Volk von allen das schlimmste in betreff der Trunksucht sein soll, erscheint hiernach doch als zu pessimistisch.

Von den europäischen Ländern nennen wir zuletzt Großbritannien. Wir werden später finden, daß hier die Hauptbrutstätte des Alkoholismus in Europa liegt. Zunächst achten wir bloß auf den Alkoholkonsum, abgesehen von den einzelnen trunksüchtigen Konsumenten. Die folgende Tabelle spricht für sich selbst.

Es wurden in England per Kopf verbraucht in Quarts	1852	1862	1872	1883
An einheimischen Spirituosen (Whisky, Brandy ꝛc.)...	3.6	2.5	3.3	3.3
„ fremden „	.7	.7	1.1	.9
„ Weinen........	1.0	1.8	2.1	1.6
„ Bier in Barrels	2.4	2.6	3.5	3.1

Irland verbrauchte an Spirituosen 1857: 4.6, 1866: 3.5, 1876: 5.5 Quart pro Kopf. Während in Irland also eine Zeitlang eine bedeutende Abnahme des Trunkes eingetreten war, müssen wir in letzter Zeit wieder eine Zunahme konstatieren.

Was die Vereinigten Staaten betrifft, so giebt uns auch hier die Statistik interessante Aufschlüsse. Im Jahre 1790 belief sich laut Census die Produktion und Konsumtion destillierter Spirituosen auf ungefähr sechs Millionen Gallonen, d. h. bei der damaligen Bevölkerung von 3,929,000 Seelen auf ca. 6 Quart pro Kopf. Fünfzig Jahre später, 1840, war der jährliche Verbrauch destillierter Getränke auf vierzig bis fünfzig Millionen gewachsen; im Jahre 1860 betrug derselbe 89,308,581 Gallonen, fiel aber 1880 wieder auf 62,132,000 Gallonen. Im Jahre 1883 wurden etwa 70,000,000 Gallonen spirituoser Getränke konsumiert, oder 4.56 Quart per Kopf der gesamten Bevölkerung. In demselben Jahre belief sich der Import fremder Weine auf 6,187,520 Gallonen in Fässern und 195,957 Dutzend Flaschen. Daß diese Zahlen hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben, versteht sich bei den kolossalen Betrügereien, die gerade auf diesem Gebiete bei uns auf der Tagesordnung sind, ganz von selbst. Enorm ist der Bierkonsum in den Vereinigten Staaten. 1863 wurden ungefähr 2,000,000 Barrels, das Barrel zu 31 Gallonen, produziert. 1880 war die Zahl auf 13,347,110 Barrels, 1881 auf 14,311,028, 1883 auf 17,757,892 Barrels oder 550,494,000 Gallonen angewachsen, so daß in dem letztgenannten Jahre 38.72 Quart auf den Kopf fielen (in England während derselben Periode 110.4 Quart pro Kopf). Welch riesige Geldsummen von der Besteuerung geistiger Getränke in die Taschen Uncle Sams fließen, zeigt folgende interessante Tabelle. Die Vereinigten Staaten erhielten an Steuern in dem mit dem 30. Juni endigenden Fiskaljahre:



Halt! Wer da? (Siehe Seite 735.)

	für destillierte Spirituosen	für Malzgetränke
1864	$30,329,149	$ 2,290,009
1870	55,606 004	6,319,127
1880	61,185 509	12,829,803
1882	69,873,408	16,153,926
1883	74,368,775	16,900,615.

In diese Tabelle ist nicht die Spezialsteuer mit eingeschlossen, welche die Händler bezahlen müssen. Im Fiskaljahre 1882—'83 wurden besteuert 187,870 Klein- und 4646 Großhändler; von solchen, die nur Malzgetränke verkaufen: 7998 Klein- und 2582 Großhändler; Summa: 203,096 Personen. Die Taxe beträgt $25.00 für die Person, beläuft sich also in Summa auf $5,077,400. Im ganzen wurden also von Juni 1882 bis Juni 1883 an Steuern für geistige Getränke eingenommen $96,346,791.01!! Bedenkt man ferner, daß die Schnaps- und Bierkäufer allein im Jahre 1883 $793,000,000 ausgegeben haben und daß hierzu noch eine bedeutende Summe für den Verbrauch von Wein 2c. kommt, so finden wir, daß die geistigen Getränke dem Volke der Vereinigten Staaten in einem Jahre rund **tausend Millionen Dollars** gekostet haben! Die riesenhafte Größe dieser Summe springt noch mehr in die Augen, wenn wir dieselbe mit anderen Zahlen vergleichen. Alle öffentlichen Schulen in den Ver. Staaten kosteten im Jahre 1881 $95,000,000. Alle öffentlichen Bibliotheken repräsentieren einen Wert von $91,000,000. Advokaten, Verbrecher und Gefangene kosten uns $90,000,000. An Zollrevenuen brachte das vorige Jahr $214,000,000. Unser Postdienst erfordert $40,000,000. Für die Besoldung von Predigern werden etwa $12,000,000, für Missions- und andere Liebeszwecke $15,000,000 verausgabt. Der Wert aller Brotstoffe, von Mehl 2c. wird auf $445,000,000 das Jahr taxiert. Das alles zusammen ergiebt die Summe von $1,002,000,000. Mithin kostet der Alkohol dem Lande ebensoviel als alle diese Dinge zusammen! Derselbe kostet mehr als der ganze Civildienst, mehr als die ganze Armee, die ganze Flotte, mehr als der Kongreß, als die von demselben gemachten Bewilligungen, mehr als unsere teueren Lokalregierungen. Alle Taxen zusammen belaufen sich auf nicht mehr als siebenhundert Millionen Dollars, also auf dreihundert Millionen Dollars weniger, als der Alkohol allein kostet. (Schluß folgt.)

Die Fabrikation der Kunstbutter.

Bei dem ungeheuren Butterverbrauche der Neuzeit ist es kein Wunder, wenn man gegenüber den mit dem wachsenden Konsum stetig steigenden Preisen darauf Bedacht nahm, ein Ersatzmittel für die teure Butter zu schaffen.

Solange nun das Surrogat unter dieser Bezeichnung in den Handel kommt, läßt sich, vorausgesetzt, daß es seinen Zweck erfüllt, also rein, unschädlich und preiswürdig ist, gar nichts dagegen einwenden.*) Namentlich für die ärmere Bevölkerung, welche die hohen Butterpreise kaum erschwingen kann und deshalb vielfach auf das minderwertige Schweine-, Schöpsen- oder Rinderfett als Zuthat zu Brot und Speisen angewiesen ist, war ein gutes Buttersurrogat geradezu Bedürfnis

Bereits im Jahre 1869 wurde das erste Patent auf ein Verfahren, künstliche Butter aus tierischem Fette herzustellen, erteilt. Zahllos sind heute die verschiedenen Methoden zur Darstellung von Kunstbutter, die unter verschiedenen Namen, wie Oleomargarin, Margarin, Butterin u. s. w. in den Handel kommt. Jedes Jahr brachte neue Verbesserungen, neue Patente, und heute hat dieser Industriezweig eine Bedeutung erlangt, die von Einfluß auf Handel wie Volkswirtschaft ist. Namentlich Amerika erzeugt eine riesige Menge von Kunstbutter und exportierte im Jahre 1880 bereits 34 Millionen Pfund nach Europa.

Deshalb wird es sicher für unsere Leser interessant sein, wenn wir an dieser Stelle die Kunstbutterfabrikation schildern.

Ein Franzose, Namens Mége, ist der „Erfinder" der Kunstbutter; sein Patent fand willige Abnehmer in Frankreich, England, Holland, Deutschland und — hauptsächlich in Amerika, wo es denn auch die größte Ausbeutung erfahren hat, da hier der Grundstoff der Kunstbutter: Rindertalg und Schweinefett, zu den billigsten Preisen zu haben ist. Die Inhaber des Megeschen Patentes sind die „American Dairy Company", und deren Faktoreien in Philadelphia, Pittsburgh, Baltimore, Cincinnati, New Haven und New York, woselbst die „Commercial Manufacturing Company" an der Spitze der Geschäfte steht.

Ohne nun auf die chemischen Vorgänge bei dieser Fabrikation des näheren einzugehen, wollen wir lediglich die Darstellung des Kunstproduktes beschreiben.

Die erste Bedingung der Fabrikation ist peinliche Reinlichkeit. Das zu verwendende Fett — zumeist von Rind und Schwein — wird genau sortiert, von allen Blutteilchen, Fasern, Sehnen, Adern sauber gereinigt, in warmem und dann in kaltem Wasser mehrmals gewaschen und hierauf in eine Schneidemaschine gebracht, wo es so fein als möglich zerschnitten und zerkleinert wird. Nachdem es dann durch ein feines Sieb gepreßt ist, kommt es in einen Schmelztrog, der jedoch nicht direkt mit dem Feuer in Berührung steht, sondern von Wasser umgeben ist, welches auf über 50° C. erhitzt wird. Unter stetigem Rühren schmilzt das Fett in etwa zwei Stunden. Nachdem der Bodensatz gesunken ist, wird das klare Öl abgeschöpft und in hölzernen Gefäßen bei einer Temperatur von 21° C. gekühlt.

In etwa 24 Stunden ist es wieder fest geworden und kommt dann in den Preßraum, wo es, in Tücher eingeschlagen, so lange gepreßt wird, bis das Öl zu fließen aufhört. Der Rückstand ist reines Stearin, welches in demselben Zustande verkäuflich ist.

Das aufgefangene Öl wird nun wieder abgekühlt und mit etwa einem Fünftel seines Gewichtes saurer Milch in ein Butterfaß gethan, worauf die geeigneten Färbemittel, um dem Produkt das Ansehen von Butter zu geben, zugesetzt werden. Diese Mischung wird durch Schütteln und Rütteln innig verbunden, worauf sie in rings mit Eis umgebene Gefäße gebracht wird, in denen sie solange gerührt wird, bis sie völlig abgekühlt, d. h. starr ist. Dann wird sie auf einen geneigten Tisch gestürzt und zerkrümelt, so daß das Eis ausschmilzt, worauf dann der letzte Prozeß mit dem Öle vorgenommen wird, der dasselbe eben in die Gestalt von Kunstbutter kleidet. Etwa 80 Pfund der Masse kommen mit 20—25 Pfund Buttermilch in ein Butterfaß und werden darin etwa 15 Minuten „gebuttert".

Geruch und Geschmack erinnern nun an echte Butter, die Kunstbutter, deren Herstellungskosten pro Pfund etwa sieben Cents betragen, ist fertig und wird, je nach Gelegenheit und Befähigung der Abnehmer, als echte Butter oder Oleomargarin verkauft.

In der heißen Jahreszeit wird der Prozeß nur bis zur Gewinnung des Öles getrieben, da das weitere Verfahren nur bei kühlerer Temperatur ohne Erhöhung der Kosten möglich ist. Von diesem Öl werden allein jährlich über drei Millionen Pfund versandt, und dasselbe findet seinen Weg vor allem nach Holland und dann nach Deutschland.

Holland hat in den letzten Jahrzehnten schwere Verluste an seinem Viehstande erlitten, und es kommt ihm daher dieses Buttersurrogat sehr gelegen, durch welches es in den Stand gesetzt wird, den Anforderungen des Auslandes nach „echter holländischer Butter" in dem alten Umfange zu genügen. Rotterdam ist der Hauptimportplatz, von dem aus das Öl nach den verschiedenen Faktoreien gelangt, in denen es nach der eben geschilderten Art mit Milch und Färbemitteln in „Butter" verwandelt wird.

England ist der Hauptabnehmer dieser „Butter", aber auch Deutschland beteiligt sich lebhaft dabei, doch giebt man hier dem Kinde meist den rechten Namen und bringt das Produkt als Margarinbutter, Oleomargarin, Kunstbutter u. s. w. in den Handel.

Wie schon erwähnt, kommen außer den drei Millionen Pfund Öl noch etwa 30 Millionen Pfund fertige Kunstbutter von Amerika aus in den Handel. Diese hat vielfach die Form von Rollen in Pfundstücken, mit Baumwolle umschlagen, und ist häufig als „echte" Ware gestempelt.

Schließlich wollen wir noch unsern geehrten Leserinnen nach einer Angabe der „Chemischen Zeitung" mitteilen, wie man in bequemer Weise die Butter auf ihre Reinheit prüfen kann. Ein Stückchen reiner Butter giebt, mit zwei Tropfen Schwefelsäure übergossen, eine weißlich-gelbe, undurchsichtige Flüssigkeit, in welcher sich nach etwa fünf Minuten das Auftreten einer blaß-scharlachroten Färbung vom Rande aus bemerkbar macht. Frisches Oleomargarin (aus Rindstalg) giebt sofort eine durchsichtige, bernsteinfarbige Flüssigkeit, die nach zwanzig Minuten tief karmoisinrot gefärbt erscheint. Altes, ranziges Oleomargarin bildet eine undurchsichtige dunkelbraune Flüssigkeit. Pflanzenfette, wie vielleicht Kokosnußöl, geben eine blaß-bernsteingelbe Flüssigkeit, die in einer halben Stunde blaßrot, leicht ins Violette schimmernd, wird.

*) Ganz kürzlich ist im Staate New York die Fabrikation von Kunstbutter untersagt worden. Schwerlich indes dürfte dies Gesetz, so lange die Kunstbutter aus sonst unschädlichen Stoffen gefertigt und als solche ausgegeben wird, unanfechtbar sein.

Der Krüppel von Hohenstein.

In Hohenstein lebte ein Leineweber, mit Namen Steffan. Dieser Mensch war alt und arm und krank. Er hatte somit alles, was man gewöhnlich am meisten scheut, und zwar in reichem Maße, denn sein Alter war beträchtlich, seine Armut bettelarm und seine Krankheit unheilbar. Nichtsdestoweniger war er ein glückseliger Mensch, und daß er das in Wahrheit sein konnte, machte ihn nicht wenig interessant, weil es ein Beleg für die beseligende Kraft des Christentums war, das er bekannte.

Steffan hatte sich bis in ein vorgerücktes Alter als Junggesell verhalten — da starb sein Jugendfreund, ein anderer Weber und verheirateter Mann, und nahm ihm sterbend das Versprechen ab, für seine Hinterbliebenen zu sorgen. Um dem nachzukommen, heiratete Steffan die Witwe, deren Aussteuer nur in zwei kleinen Mädchen bestand, von denen das jüngste taubstumm war. Aber Steffan baute auf Hilfe seines Gottes, die er denn auch bald, und zwar in ganz außerordentlicher Weise, nötig hatte und erfahren sollte. Der sonst kerngesunde Mann erkrankte, war unausgesetzt von empfindlichen Schmerzen gepeinigt und endlich dergestalt gelähmt, daß er weder stehen noch gehen und daher das Bett nicht mehr verlassen konnte. Da war's denn aus mit der Weberei, und auch die Frau konnte nichts mehr verdienen, da sie weder den Mann noch die taubstumme Tochter aus den Augen lassen durfte. Die Familie schien dem Verderben preisgegeben.

Nun aber trat die wunderbarste Hilfe ein. Obgleich dem armen Kranken als Betriebskapital nichts anderes als die vierte Bitte geblieben war, so reichte diese doch zu aller Notdurft aus, denn es ward ihm stets zu rechter Zeit und zwar meist von unbekannten Händen das Nötigste ins Haus getragen. Es war zwar nur das Notigste, aber ein Mehreres hatte auch Steffan früher nicht gekannt, und jetzt war er fast überwältigt von der Fülle des Guten, das ihm so unverdient von allen Seiten zufloß. —

Von diesem Manne, — so erzählt Wilhelm von Kügelchen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" — sowie daß ich ihn aufzusuchen gedachte, hatte ich bei meinem Besuche in Hummelshayn gesprochen, und da ich nun Abschied nahm, steckte mir die Tante noch ein Sümmchen Geld zu „für den Leineweber", wenn ich's nicht selber brauche. Das war eine Freude! denn ich war allerdings so abgebrannt, daß ich keinen Groschen missen konnte. Nun brauchte ich nicht mit leeren Händen zu erscheinen.

Nach mehreren heißen Tagemärschen langte ich eines Abends in Hohenstein an. Vor der Thür eines etwas windschiefen Hauses fand ich eine Frau, die kleingemachtes Holz eintrug und mich auf meine Frage nach dem Leineweber Steffan etwas verwundert die Treppe hinaufwies. Hier trat ich in ein ärmliches Zimmer, dessen wesentlichste Ausstattung in ein paar Betten bestand. In dem einen lag ein auffallend schöner alter Mann, der sich mittelst eines um das Fußende geschlungenen Seils, das er wie einen Zügel in der Hand hatte, aufrecht hielt, und um ihn standen eine Menge Kinder, die er zu unterrichten schien. Er sah mich fragend an.

Ich sagte, ich hätte einen Auftrag an den Webermeister Steffan.

„So heiße ich", — erwiderte er — „aber wenn's nicht allzu eilig ist, so verziehen Sie ein wenig; meine Schule wird gleich aus sein."

So ist er also mittlerweile Schulmeister geworden, dachte ich, — wenn's nur der rechte Steffan ist! Ich setzte mich nun still in eine Ecke, und jener fuhr in seiner Sache fort. Er fragte den Kindern die Gebote ab und sprach zwischendurch so einfach zu ihnen und mit so rührend warmer Liebe, daß es auch mir zu Herzen ging. Ich konnte nicht länger zweifeln, ob ich in diesem Stübchen recht sei.

Inzwischen wurden die Kleinen bald entlassen, und auf den Wink des Alten trat ich ehrfurchtsvoll ans Bett, auf das er sich ermüdet zurückgelassen hatte. Am liebsten hätte ich gleich damit begonnen, mir seinen Segen auszubitten, und war ganz verlegen, ihm statt dessen ein klägliches Almosen einhändigen zu sollen.

„Was haben Sie mir denn zu sagen?" redete Steffan mich jetzt an, indem er mir freundlich die Hand reichte. Ich sagte, eine Dame aus Thüringen, woher ich käme, hätte mir etwas für ihn mitgegeben. Ob ich ihm damit recht käme, wisse ich nicht, aber abgeben müsse ich's, und damit legte ich das Geld der Tante auf die Bettdecke. Es waren drei harte Thaler.

Steffan erwiderte nichts. Er faltete die Hände, und eine Thräne nach der andern ging aus seinen Augen. Als aber nun seine Frau eintrat, dieselbe, die mich unten zurecht gewiesen, sagte er mit leiser Stimme: „Sieh doch da, die ganze Miete!"

Ich konnte es nicht hindern, daß jene mir die Hand küßte, obgleich ich nicht der Geber war; sie löste sich fast auf in Dankbarkeit, und ich erfuhr nun, daß schon am nächsten Tage die Exekution wegen rückständiger Miete erfolgen sollte, die von mir überbrachte Summe die Schuld aber bei Heller und Pfennig decke. Nicht mehr und nicht weniger war es, es hatten gerade drei Thaler gefehlt, wegen deren Geringfügigkeit ich mich dem ehrwürdigen Manne gegenüber geschämt hatte. Nun hatten sie dennoch ausgereicht, ihn vor Pfändung zu schützen.

Nun that sich Steffans Mund auch gegen mich auf, und er erzählte, auf wie merkwürdige Art ihm oft die wunderbarste Unterstützung zugekommen und immer ohne sein eigenes Zuthun, denn er hatte nie gebettelt, außer an jener Schwelle, an welcher alle Christen, große und kleine, täglich zu betteln angewiesen sind. „Noch heute", — sagte er — „wer konnte wissen, daß wir den letzten Spahn verbrannt, — da fährt ein fremder Fuhrmann vor und ladet ein ganzes Fuder klein gespaltenen Holzes ab. Daß meine Frau beteuert, wir hätten nichts bestellt und könnten nichts bezahlen, ist in den Wind gesprochen. Wenn's bei dem lahmen Steffan ist, so ist's schon recht! und damit fährt mein Fuhrmann ab und will keinen Dank mitnehmen. Dann aber kommen Sie, mein junger Freund, vom Thüringer Walde her, um unsere Miete zu bezahlen! Und so ist's nun die ganzen zehn Jahre her gegangen, seit ich mich nicht vom Bette rühre. Wer bin ich, HErr! daß Du meiner so gedenkst! Du hast es nie an Mehl und Öle fehlen lassen, obgleich ich müßig liege wie ein Brachfeld."

Aber die Schule, dachte ich, die muß doch ihre Früchte tragen. Als ich ihn indessen hieran erinnerte, sagte er: dafür habe er auch zu danken, daß die Kleinen gerne zu ihm kämen, arme Fabrikkinder, die den Tag über für ihren Unterhalt arbeiten müßten und die Schule nicht besuchen könnten. Da kämen denn ihrer einige am Feierabend zu ihm, und er unterweise sie im Lesen, Schreiben und im Katechismus. Das sei seine Freude und Erquickung.

So wurde denn dieser Ärmste noch der Wohlthäter vieler armen Kinder, die ohne ihn verwildert wären. Vielleicht mußte er gerade darum leiblich krank sein, damit er den Samen geistiger Gesundheit in die Seelen dieser Kleinen streue, welche somit möglicherweise noch einen Vorzug vor denen hatten, welche die Ortsschule besuchten, denn dort wurde kein

Christentum gelehrt, vielmehr nur Anweisung gegeben, nach dem Vorbild edelmütiger Tiere, wie Löwen, Elefanten u. dgl., recht zu thun und nichts zu fürchten.

Was war doch dieser arme Steffan für ein Reicher. Ein Philosoph der alten Welt würde sich an seiner Stelle ohne weiteres entleibt haben, während er, ein gequälter, halb zertretener Wurm, der er war, nicht allein für seine Person heiter und dankbar lebte, sondern von seinem Überflusse auch noch andere stärkte und auferbaute. Das sind die Wunder des Christenglaubens. Wenn dieser denn auch wirklich eine Täuschung wäre, wie die klugen Leute fabeln, so fragt sich's, ob solche Täuschung nicht jeder Wahrheit vorzuziehen sei, die uns in Not und Sünden stecken läßt. Aber es ist nicht so; ein Steffansglaube wächst nicht auf dem Stamm der Lüge.

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von Luise Pichler. (4. Fortsetzung.)

„Hast Du eine Bitte an mich, mein Kind?" redete sie gütigen Tones das Mädchen an, das nahe ans Fenster getreten war.

„Ja, Frau Königin", antwortete Rösle mit schüchterner, doch vernehmlicher Stimme.

„So komm heran!" versetzte die Königin mit einem Winke der Hand. Während Rösle die Stufen erstieg, hatte schon der Lakai die Flügelthüren geöffnet und führte das zitternde Mädchen durch ein Vorzimmer in das Frühstückszimmer der Königin.

Eine silberne Kaffeemaschine stand dort mit zwei Tassen von feinem Porzellan auf einem Ecktische; zwei Lehnsessel, mit blauer Seide bezogen, standen davor. Gegenüber dem Tische am andern Fenster stand die Königin, die sich jetzt nach der Eintretenden umwandte und dem Lakaien einen Wink mit der Hand gab, worauf er sich geräuschlos zurückzog.

„Mein Kind, was suchst Du bei mir?" redete Katharina das Mädchen an. Rösle trat zagend vor, stand dann stille, warf einen Blick im Gemache umher und faltete stumm die Hände.

„So sprich doch, Kind!" sprach die Königin aufs neue; „was willst Du von mir?"

„Ich weiß es nicht, Frau Königin", antwortete das Mädchen mit leiser Stimme.

„Du träumest, Kind", versetzte die Königin, näher tretend; „komm zu Dir, fürchte Dich nicht und sage mir, was Dich zu mir geführt hat!"

„Ich fürchte Euch nicht, Frau Königin", antwortete Rösle, die trauervollen Augen aufschlagend; „man fürchtet sich ja auch in der Kirche nicht, wo man vor Gott dem Höchsten steht, — — ich weiß mir keinen Rat und keine Hilfe in der weiten Welt, darum komme ich zu Euch."

Ergriffen von dem Ausdruck so tiefen Jammers in dem noch so jugendlichen Mädchengesicht sprach die Königin: „Du hast recht gethan, zu mir zu kommen, denn ich heiße die Landesmutter und möchte des Namens mich wert beweisen."

„Ja, Frau Königin, und ich habe keine Mutter mehr", fuhr Rösle in warmem Fluß der Rede fort; „und die an mir Muttertreue geübt hat, ist in großem Jammer und Leid — — und ich könnte helfen mit einem Worte und darf es doch nicht und muß schweigen gegen jedermann, gegen Freunde und Verwandte und gegen den Pfarrer sogar. Nur zu Euch will ich reden, Frau Königin, als ob ich vor Gott stände und vor meiner seligen Mutter, die im Himmel ist. — Wollt Ihr mir versprechen, daß Ihr niemand verratet, was ich Euch sage — — auch dem Herrn König selber nicht?"

„Sprich, mein Kind, ich verrate Dich nicht!" sagte Katharina mit bewegter Stimme. Der feierliche, fast beschwörende Ton des Mädchens drang ihr zu Herzen.

Rösle atmete tief auf, als müßte sie eine schwere Last vom Herzen wälzen, und begann mit gepreßter Stimme: „Es ist ein Verbrechen begangen worden auf unserer Markung an einem Herrn vom Gericht, — er ist für tot heimgetragen worden, aber, Gott sei Lob und Dank, es heißt jetzt, er werde das Leben davonbringen. — Als den Mörder hat man einen jungen Burschen eingezogen, der in jener Nacht gewildert hat. — Das hat er auch nicht geleugnet, Frau Königin, aber die große Not hat ihn dazu getrieben, es hat ihm sonst niemals jemand etwas Unrechtes nachsagen können, ihm und seinen Leuten nicht, denn er ist von rechten Eltern, das sind unsere Nachbarsleute, und seine Mutter hat sich meiner angenommen, wie ich als Kind meine eigene Mutter verloren habe. Ich bin bei ihnen mehr daheim gewesen, als in meines Vaters Haus — und nun sind sie in Jammer und Schande gekommen unschuldig; — — die Mutter vergrämt sich und siecht dahin, der Konrad verzweifelt im Gefängnis an Gott und Menschen und kann doch seine Unschuld nicht beweisen."

Thränen erstickten des Mädchens Stimme, als sie hier inne hielt.

Aufmerksam hatte die Königin sie angehört; mit unmerklichem Kopfschütteln fragte sie: „Woher willst Du wissen, Kind, daß der Angeklagte in Wirklichkeit unschuldig ist? Er mag ja ein wackerer Bursche sein, aber die Not und Verzweiflung haben in dieser Zeit manche zum Verbrechen geführt. — Ist dem so, dann möge der Unglückliche gestehen und des Königs Gnade anrufen! Ich will um Deinetwillen Fürsprache für ihn einlegen."

„Frau Königin!" rief das Mädchen, die Hände wie in Verzweiflung aufhebend, „er ist unschuldig wie ich — — so unschuldig, wie Ihr selbst es seid, Frau Königin. Ich weiß es, und Gott weiß es."

Katharinas Augen richteten sich mit durchdringendem Blick auf das Mädchen. Sie las in den jugendlichen Zügen einen tieferen Kummer, als die Sorge um den Geliebten allein. „Kennst Du den Schuldigen, da Du so zuversichtlich sprichst? Weißt Du, wer die blutige That verübt hat?" fragte sie.

„Ich weiß es, und ich darf's doch nicht sagen, wenn auch der Konrad in Verzweiflung sterben sollte im Gefängnis — —" schluchzte das Mädchen kaum hörbar.

„Ist's etwa Dein Vater?" fragte die Königin mit schonend leiser Stimme.

„Er ist's —" hauchte das Mädchen, schauderte dabei und schaute sich um, ob nicht längs der Wände ein fremdes Ohr das Geständnis vernommen habe, das sie keinem fremden Ohr, als dem der Königin, anvertrauen durfte.

„Armes Kind!" tönte es leise von den Lippen der Königin. Sie ließ sich in einen Sessel in der Fensternische nieder und stützte nachdenkend das edle Haupt in die Hand.

Nach einer Pause aufschauend sprach sie: „Weiß der Angeklagte sich unschuldig, so möge er geduldig ausharren; wenn auch der Schuldige nicht gefunden wird, muß er aus Mangel an Beweis freigelassen werden."

„Dann ist's zu spät für ihn", sagte Rösle, die Augen voll zur Königin aufschlagend. „Er ist in der Gefangenschaft krank geworden an Seele und Leib. Wenn er noch gesunden soll, muß er bald frei werden. Solch ein junger Bursche ist nicht gewöhnt, in der Stube zu sitzen, und gar das Nichtsthun und

das Alleinsein den ganzen Tag über, und die langen, dunkeln Nächte kann er schwer überstehen."

„Mein Kind", sprach die Königin sinnend, — „wenn der Schuldige sich freiwillig dem Gerichte stellen wird, so will ich um Deinetwillen Milderung der Strafe für ihn auswirken. Kannst Du, seine Tochter, ihn nicht dazu bewegen?"

„Das thut er niemals — — ich vermag nichts über ihn", versetzte Rösle traurig, und Thränen rannen über ihre Wangen.

„Das ist schlimm", sprach die Königin. „In den Gang der Gerichte darf ich nicht eingreifen, erst wenn ein Urteil gesprochen ist, kann ich vom König Begnadigung auswirken. — Gott helfe Dir, Kind, ich kann es nicht!"

„Ihr könnt es nicht?" fragte das Mädchen in tiefer Bestürzung zurück; „ich glaubte, Ihr könnet alles, was Ihr wollt. — Dann wolle Gott mir helfen, daß ich nicht verzagen muß in meinem Leid!"

Mit gebrochenem Mut wollte Rösle ohne weitere Worte sich zurückziehen. Ihr Anblick, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen niedergeschlagen, that der Königin leid.

„Bleibe noch, mein Kind!" sprach sie mild; „ich möchte Dich nicht ohne Trost und Hoffnung weggehen lassen. Sagtest Du nicht, daß der Angeklagte als Wilderer betroffen und festgenommen wurde?"

„So ist es", antwortete Rösle aufblickend, „und er hat mir gesagt, wenn auch seine Unschuld wegen des Totschlags an den Tag käme, so müsse er doch als Wilderer ins Zuchthaus, und doch war's das erste- und einemal, daß er auf verbotenem Wege ging, weil die Not ihn dazu getrieben hat."

„Ich will Dir glauben", sprach die Königin, „die Zeit der Not hat der Gesetzesübertretungen viele hervorgerufen. Hier kann ich rettend und fürsprechend eintreten. Ich verspreche Dir, Kind, daß jede Strafe wegen Wilderns dem Angeklagten erlassen werden soll. — Seine Unschuld an schwererem Verbrechen darzuthun, muß den Gerichten überlassen bleiben."

Eben trat der Lakai ein und meldete: „Seine Majestät der König naht!"

„Gehe mit Gott, mein Kind, und verzage nicht!" sagte die Königin mit einer verabschiedenden Handbewegung gegen das Mädchen.

„Frau Königin — Ihr verratet dem König nichts?" flehte diese noch mit stockendem Atem.

„Du hast mein Wort — sei getrost!" sprach diese und winkte abermals. Der Lakai öffnete die Thür; wie eine Träumende ging Rösle die breiten Stufen hinab und warf noch einen Abschiedsblick in die grünenden Anlagen, auf den sonnigen Spiegel des Sees.

Die schwere Last war ihr vom Herzen genommen, sie wußte nicht, wie? Wenn auch die Königin ihr nicht die Hilfe hatte leisten können, auf die sie in kindlichem Sinne zu hoffen gewagt hatte, so war durch ihre Worte und ihr Versprechen doch Mut und Hoffnung in das ratlose Gemüt des Mädchens zurückgekehrt.

„Wo auch die Königin nicht helfen kann, ist noch Hilfe bei Gott", sprach sie bei sich, indem sie nach dem Bäckerhause zurückkehrte, den Sonntagsstaat ablegte und, nachdem sie die bescheidene Zeche bezahlt hatte, mit dankbaren Abschiedsworten im Reisegewand den Heimweg antrat.

13. Ein schönes Bild höchsten menschlichen Glückes.

Mit freundlichem Morgengruß trat König Wilhelm bei seiner Gemahlin ein, in deren Gemach er gern den Morgenkaffee einnahm, wenn nicht dringende Geschäfte ihn verhinderten. Er war um jene Zeit ein stattlich schöner Mann von siebenunddreißig Jahren mit strammer, militärischer Haltung und ernstem, doch wohlwollendem Gesichtsausdruck; die blauen Augen hatten ruhigen, aber durchdringenden Blick. Ein dichter, blonder Schnurrbart bedeckte die Oberlippe; sonst war das Gesicht glatt rasiert.

Der König setzte sich in einen der beiden Armstühle, die neben dem Frühstückstisch in der Fensternische standen, welche den Ausblick auf den See und die Anlagen bot.

Katharina zündete die Weingeistflamme unter der silbernen Kaffeemaschine an und bereitete mit den feinen, weißen Händen den duftenden Morgentrank, füllte beide Tassen und ließ sich dem Gemahle gegenüber im zweiten Sessel nieder.

Die Krystallschale mit Zucker und ein silbernes Körbchen mit frischen Milchbroten und gerösteten Anisbrötchen stand neben den Tassen bereit.

„Du bist heute schon ausgeritten?" fragte die Königin.

Der König bejahte. „Du weißt", sagte er, „daß eine Schiffsladung Saatkorn zu Heilbronn angelangt ist. Heute nacht haben die ersten Frachtwägen Cannstatt erreicht. Ich ritt in der Frühe hinab, um das Korn in Augenschein zu nehmen. Es wird sofort nach Bedürfnis in den Ortschaften verteilt werden."

„Möge Gottes Segen auf der Aussaat ruhen, damit die Zeit der Not ihr Ende erreiche!" erwiderte Katharina, und ihre Augen schimmerten feucht.

„Die Folgen werden dennoch auf Jahre hinaus fühlbar sein", fügte der König hinzu; „ganze Ortschaften sind verarmt. Besonders ist eine Quelle des Wohlstandes, die Viehzucht, gänzlich versiegt. Es wird Zeit, Mühe und Opfer kosten, sie wieder zu heben. Es muß Holländer- und Schweizervieh auf Staatskosten eingeführt werden. Auf meinen sämtlichen Domänen müssen Musterwirtschaften errichtet werden, sowie in Weil und auf dem Rosenstein."

„Wirst Du heute nach Weil fahren?" fragte die Königin.

„Ich habe die Absicht, gegen Abend", antwortete der König; „Du wirst mich begleiten?"

„Gewiß", versetzte Katharina mit anmutigem Lächeln; „ich interessiere mich, wie Du weißt, mit ganzem Herzen für das Gedeihen Deiner Schöpfung. Ich bin sicher, daß diese Meiereien Pflanzstätten erhöhter Agrikultur für Dein ganzes Land werden."

„Dies ist meine Absicht", erwiderte der König mit Lebhaftigkeit; „Württemberg ist ein Binnenland von fruchtbarem Boden, mit Berg und Thal, Hochebenen und Niederungen, günstig für Viehzucht und Ackerbau, Weinbau und Waldkultur. — Auch Handel und Gewerbe können bei uns gepflegt werden, die Lage zwischen Paris und Wien ist günstig; ich werde dem Verkehr neue Bahnen öffnen und ebnen. — Die Hauptquelle aber für den Wohlstand meines Landes und darum meine Hauptsorge wird stets der Landbau sein."

„Ich preise Württemberg glücklich darum", versetzte Katharina nachdenkend. „Seine Söhne müssen nicht auf schwankendem Meer den kargen Unterhalt des Lebens als Schiffsleute suchen, fern von den alternden Eltern, von Frau und Kindern, nicht in dunkeln Schachten unter der Erde, wo das Sonnenlicht sie nicht grüßt, oder wie in England hinter dumpfen Mauern der Fabriken, im Qualme des Dampfes, unter dem Sausen der Räder. Sie säen und ernten, sie pflanzen die Reben in Gottes herrlichem Sonnenlicht, und selbst die armen Holzhacker und Kohlenbrenner, die starken Flößer vom Schwarzwald freuen sich der freien Luft und des würzigen Waldesodems."

„Du sprichst wahr, Katharina", erwiderte der König sinnend; „und mehr noch, der Grundbesitz des größeren Teils der Bevölkerung fördert die sittlich gesunden Zustände des Landes. Der Bauer ist gottesfürchtig, ein Freund der Ordnung und des Friedens; das religiöse Leben wird von der Bevölkerung des Landes mehr gepflegt als in der Stadt."

„Ich verstehe dies“, versetzte die geistvolle Königin; „der Landmann vertraut die Saat dem Schoß der Erde auf Hoffnung, daß der Himmel ihr Regen und Sonnenschein schicke, und seine Abhängigkeit von einer höhern Macht muß er alltäglich fühlbarer empfinden, als in jeder anderen Beschäftigung. Noch mehr, muß er nicht im steten Werden und Vergehen der Natur, im alljährlichen Wiederaufleben des Erstorbenen den Schöpferhauch Gottes fühlen?“

„So ist es, Katharina“, versetzte der König ernst; „der bürgerlich solide Sinn aber, den wir im Bauernstand vorherrschend finden, wurzelt im Grundbesitz. Haus und Hof stehen fest in den Wechselfällen des Lebens, kommen vom Ahn auf den Enkel. Es ist dem Bauern Ehrensache, daß er das anererbte Gut nicht geschmälert hinterlasse.“

„Ja“, lächelte die Königin, „ist das Haus nur eine Hütte, und es sind ihm Kinder darin geboren; ist der Hof nur ein Stückchen Ackerland, das er im Schweiß seines Angesichts bebaut hat, das ihm und den Seinen die kärgliche Nahrung gab, so wird er sie auf seine Kinder vererben wollen.“

Noch sprach die Königin, als die Thür geöffnet wurde und die Aja (Kindswärterin) eintrat, auf den Armen ein Kind, schön wie ein kleiner Engel, in weißem Kleidchen, mit blauen Augen und zarten, blonden Haaren. Es war die sechs Monate alte Prinzessin Marie, das erste Kind des Königspaares. Augen und Haare hatte es vom Vater; in den weichen Linien des jungen Gesichtchens zeigte sich eine glückliche Verschmelzung der Züge beider Eltern.

Lächelnd streckte das Kind die weißen, runden Ärmchen nach der Mutter aus, die es der Wärterin abnahm. Auf dem Schoß der Mutter zappelnd, lächelte es nun dem königlichen Vater zu, streckte die Händchen nach den blanken Knöpfen seines Rockes aus, jauchzte und suchte in jenen unbeschreiblich zarten Lauten der sich bildenden Kinderstimme die scherzenden Worte der Eltern zu erwidern.

Ein schönes Bild höchsten menschlichen Glückes bot jetzt das Königspaar in der Fensternische, durch die der blaue Himmel, der lachende See und die grünenden Bäume blickten. König Wilhelm in der Vollkraft männlicher Jahre, von echt deutscher Schönheit, mit den militärisch kurz geschnittenen blonden Haaren, den hellen blauen Augen, das sonst ruhig ernste Gesicht jetzt von heiterem Lächeln wie von einem Sonnenstrahl erhellt. Katharinas geistvolle Züge waren wie verklärt im Gefühle des Mutterglückes. Das rosige Kindergesichtchen auf ihrem Schoße hob die edle Schönheit des Frauenantlitzes um so mehr, da deren erste Jugendblüte schon von des Lebens Ernst abgestreift war.

Als der König unversehens aufblickte, sah er in Katharinas dunkeln Augen Thränen schimmern.

„Du weinst, Katharina?“ fragte er betroffen.

„Aus Freude, Wilhelm“, sprach sie mit dem innigsten Tone ihrer klangvollen Stimme. „Ich dachte soeben daran, daß dieses unser höchstes Glück auch der ärmste Mann in seiner Hütte empfinden darf; ihn erfreut das Lächeln seines Kindes wie uns und versöhnt ihn mit den Mühen und Sorgen seines Lebens.“

„Teures Weib“, sprach der König bewegt, „Du denkst selbstvergessend stets an Deines Volkes Wohl!“

„Thust Du nicht dasselbe, Wilhelm?“ fragte sie, die schönen Augen mit vollem Blicke auf ihn richtend, denn eben schlug die Standuhr in der Ecke sieben, und der König stand rasch auf. „Du mußt fort, ich weiß es; die Zeit, die Du Dir und mir gönnen kannst, ist zu Ende. Heute abend, wenn Du nach Weil abfährst, werde ich bereit sein, Dich zu begleiten.“

Der König küßte Kind und Mutter und eilte hinweg.

Die Königin stellte noch einige Fragen an die Wärterin, verhieß ihren Besuch in der Kinderstube und gab ihr das Kind nach warmer Liebkosung zurück. Auch Katharina hatte ein anstrengendes Tagwerk vor sich, das ihr kaum noch eine müßige Stunde gewährte.

---

14. Laß meine Ruhestätte auf jenem Berge sein!

Erst bei der Mittagstafel, damals nachmittags [illegible] Uhr, sahen sich die königlichen Gatten wieder. Mit ihnen saßen die beiden Söhne der Königin aus erster Ehe, die Prinzen Peter und Paul von Oldenburg, am Tisch, muntere Knaben von neun und zehn Jahren, deren Erziehung König Wilhelm eine wahrhaft väterliche Sorgfalt widmete. Wie das Königspaar so im engen Familienkreise speiste, war auch die Tafel bürgerlich einfach bestellt. Die Heiterkeit der jungen Prinzen, die von den Eltern ins Gespräch gezogen wurden, belebte die kleine Tafel; der König fragte nach, was sie in ihren Unterrichtsstunden gelernt haben, und ließ sich hernach von ihren Spielen und ihrem Spazierritt berichten. Er lächelte freundlich über den Eifer, womit Prinz Peter sich über die Vorzüge des kleinen englischen Pferdes aussprach, das er vom königlichen Vater zum letzten Geburtstage erhalten hatte. War ja doch König Wilhelm selbst ein so außerordentlich guter Reiter und ein Freund und Kenner des edelsten Haustieres, des Pferdes.

Nach der Tafel wurden die Prinzen von ihrem Hofmeister abgeholt. Das Königspaar bestieg den kleinen Wagen, der soeben im Schloßhofe vorfuhr und nur zwei Personen faßte. König Wilhelm lenkte stets mit geübter Hand seine Rosse selbst und blieb bis ins höchste Greisenalter dieser Gewohnheit treu.

Es war ein lieblicher Frühlingsabend; die Sonne leuchtete hell am Abendhimmel, ihre Strahlen verklärten die Landschaft und hatten noch keine versengende Glut. Im fruchtbaren Neckarthale standen die Wiesen schon im ersten frischen Grün; aus den Baumknospen quollen Blatt und Blüte schimmernd hervor. Ins grüne Thal herein grüßte, leuchtend im Abendsonnenstrahl, der rote Berg, den einst die Stammburg des Hauses Württemberg krönte. Jetzt ragten noch wenige, vom Brande geschwärzte Mauern empor, umrankt von grünem Strauchwerk, das in den Ritzen wucherte. Die Burg war im Krieg des schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich niedergebrannt worden, wenige Jahre bevor im blutigen Bauernkrieg das Kaiserschloß auf dem Hohenstaufen und die meisten Grafen- und Ritterburgen in Schwaben und Franken zerstört wurden.

An dem roten Berge hing, wie so oft schon, der Königin Auge während der Fahrt. „Wie voll Anmut sind doch die Linien des Berges!“ äußerte sie gegen den königlichen Gemahl. „Wie schön müssen Deine Ahnen hier gewohnt haben, begrüßt vom ersten und letzten Strahl der Sonne, mit weitem Ausblick in ihr fruchtbares Land, und doch so nahe dem Thal! Ob es der Gräfin Irmengard nicht schwer fiel, als ihr Gemahl Eberhard der Erlauchte die Residenz dauernd nach Stuttgart verlegte?“

Der König lächelte. „Du bist gut bewandert in der Geschichte Württembergs“, sprach er. Eben blickten ihnen die Meiereigebäude von Weil entgegen. Auf wohlgepflegtem Wiesenfeld neben der Straße weideten einige prächtige Kühe die zarten Spitzen des jungen Grases ab; sie zogen die Blicke des königlichen Paares auf sich, und das Gespräch nahm eine neue Richtung. Wenige Augenblicke später hielten die Pferde vor dem Pachthof stille; der König warf dem herbeigeeilten Pächter die Zügel zu, sprang rasch aus dem Wagen und bot seiner Gemahlin die Hand zum Aussteigen. Nach einem grüßenden Wort an den Pächter schlugen sie zusammen den Weg in die Ställe ein.

Eine geborene Bäuerin konnte sich nicht lebhafter und aufrichtiger für alle Einzelnheiten der Landwirtschaft interessieren als Königin Katharina, die Tochter des russischen Kaiserthrons,

Sie kannte jedes einzelne Tier, nannte es mit Namen, freute sich über das Gedeihen einiger jungen Kälber, streichelte einer Lieblingskuh den glatten, glänzenden Hals und schaute mit besonderem Vergnügen zu, wie gemolken wurde, und die weiße, schäumende Milch in reichlicher Menge das reingehaltene Melkgefäß füllte. Eingehend überzeugte sie sich dabei über die Menge und Güte der Milch, welche die Kühe verschiedener Rasse geben, und stellte vergleichende Berechnungen an.

Währenddessen hatte sich vor dem Stalle eine Anzahl Leute mit leeren Milchtöpfen eingefunden. Sie kamen aus den umliegenden Dörfern, um für altersschwache Eltern, für Kranke oder für kleine Kinder Milch zu empfangen. Die Königin selbst teilte ihnen die Portionen zu, und mit beglückten, aufgeheiterten Mienen kehrten die Beschenkten heimwärts, um ihren Kranken oder Kindern das Labsal zu bringen, das so selten geworden und selbst um Geld schwer aufzutreiben war.

Der König hatte indessen den Pferdestall besucht und mit dem Pächter einen Gang auf die umliegenden, zur Saat bestellten Felder gemacht. Dort traf Katharina wieder mit ihm zusammen, und sie unterredeten sich über die umfassenden Veränderungen, die der König vorzunehmen gedachte, um die Meierei zu einer Musterwirtschaft umzugestalten. Ausgedehnte Ställe nach holländischer Einrichtung, neue Scheunen und Wohngebäude sollten gebaut werden, besonders aber lag dem König die Herstellung eines Gestütes am Herzen, wozu Weil und in der Nähe Scharnhausen der geeignete Platz schien. Bis jetzt waren nur die für Beschickung der Felder nötigen Pferde dort gehalten worden.

Inzwischen war die Sonne untergegangen; der König befahl, die Pferde vorzuführen. Erfrischungen von Milch, Butter, Honig, auf der Meierei gewonnen, und Wein aus den königlichen Weinbergen hatte die Pächterin wie gewöhnlich bereit gestellt; doch das königliche Paar berührte heute nichts, da sie in Bellevue zu Nacht speisen wollten.

Schon stiegen die Abendnebel im Neckarthale auf, als sie von Weil abfuhren; nur der rote Berg schimmerte noch im hellen Schimmer des verglimmenden Abendrotes und hielt abermals Katharinas Blick fest.

Nacht war's geworden, als sie auf Bellevue anlangten, einem einfachen Landsitz mit Garten an der Stelle, die jetzt den Eingang in die Wilhelma bildet. Darüber erhob sich der Kahlenstein, auf dessen Höhe in einem Halbkreis Pappeln emporragten, unter denen steinerne Sitze angebracht waren. König Wilhelm hat die Schönheit des Ortes ins Auge gefaßt, den Berg später mit fruchtbarer Erde bedecken lassen, ihn angepflanzt und ein Sommerschloß dort erbaut, leicht und licht wie ein helles Traumgebilde, auf griechischen Säulen ragend, der Rosenstein genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Halt! Wer da?

(Zu unserem Bilde auf Seite 729.)

Ein furchtbares Begegnen! Pussy hatte sich gerade zu einem Schläfchen in das Gras gestreckt, da vernimmt es ein verdächtiges Rascheln im Laube. Wie der Blitz schnellt das Kätzchen empor und mit einem Gemisch von Verwunderung und Schrecken schaut dasselbe ein sonderbares Gebilde: einen Käfer mit drohend emporgehobenen hirschgeweihartigen Kneifzangen — offenbar ein kleiner, aber nicht zu verachtender Gegner.

Sprachverderbungen im Schachspiel. Was bedeutet matt? Nun, wird jeder unserer Leser sagen, der König ist matt gesetzt! Weit gefehlt. Schach, persisch „shak", heißt „Herr" oder „König"; „mat" heißt „er ist gefangen", also unser „Schach matt" heißt nichts anderes als „der König ist gefangen". Der Sinn der Worte ist für uns heute so vollkommen verloren gegangen, daß wir von „Schach bieten", in „Schach halten" sprechen, obgleich es, streng genommen, vollkommen Unsinn ist. Noch schlimmer ist man mit dem Wort „Dame" umgegangen. Im Persischen heißt dieser Stein „Ferzin" oder „Vezier", Minister, daraus machte man im Mittelalter „Fercia". In Frankreich änderte man es in „Fierce", „Fierge" und endlich in „Vierge" um, von welchem letzteren die deutsche Übersetzung „Dame, Jungfrau" ist. Was „rochieren" bedeuten soll, weiß wohl auch selten ein Schachspieler; es kommt von „Rokk", „Kamel", und so hießen ursprünglich im Morgenlande unsere „Türme" und wurden auch so abgebildet: ein Kamel mit einem Reiter darauf. Rochieren heißt also nichts anderes als „die Kamele bewegen", d. h. mit den Türmen eine bestimmte Bewegung machen.

Ein wunderliches Geschenk. Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich im Nachlaß der Kaiserin Katharina II. von Rußland befanden, war auch ein in den russischen Farben gestrickter seidener Strumpf, dessen Verfertiger, wie sich aus einem beiliegenden poetischen Brief Voltaires ergab, kein geringerer als der Dichter selbst war. In der Epistel, welche veröffentlicht zu werden verdiente, bedankt er sich zunächst für ein Geschenk, welches die große Kaiserin eigenhändig für ihn fabriziert hätte, eine elfenbeinerne Tabaksdose, die die mächtige Beherrscherin aller Reußen in ihren Mußestunden selbst gedrechselt hatte. Er hätte gemeint, sich nur durch eine ähnliche That der Emanzipation dankbar zeigen zu dürfen, und so habe er Unterricht im Stricken bei seiner Nichte genommen. In dem Strumpfe übersende er ihrer Majestät das erste gelungene Resultat seiner Strickstudien.

Ein eigentümliches Vergnügen. Der römische Kaiser Commodus war sehr geschickt im Rasieren und Haarschneiden. Er machte sich deshalb das Vergnügen, seine Diener und Günstlinge zu scheeren und zu frisieren. Ehe es sich aber einer versah, schnitt ihm der Kaiser die Nase oder ein Ohr weg, worüber er dann in ein unbändiges Gelächter ausbrach.

„Alt wie ein Orangenbaum" sollte man sagen, um ein hohes Alter eines organischen Wesens zu bezeichnen. Gelegentlich der in Paris in jedem Frühjahre stattfindenden Überführung der dem Staate gehörenden zahlreichen Orangenbäume ins Freie und Aufstellung derselben in den öffentlichen Gärten beschäftigt sich ein Pariser Fachblatt mit der Geschichte dieser Kulturpflanzen und führt an, daß die meisten der dem Staate gehörigen, den Winter hindurch in Versailles aufbewahrten Orangebäume vor mehr als hundert Jahren unter Marie Antoinette aus Italien und Spanien nach Frankreich gekommen sind und, dank der überaus sorgfältigen Pflege, in dem neuen Vaterlande trefflich gedeihen. Eine Serie alter Orangenbäume ist vor mehr als zwei Jahrhunderten unter Ludwig XIV. aus Sizilien nach Versailles gebracht worden; dieselben zieren im Sommer die Terrasse im Tuileriengarten. Einige Orangenbäume, die ältesten im Staatsbesitze, sind urkundlicher Beglaubigung in den Staatsinventarien zufolge zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Soldaten aus Pampeluna in Spanien nach Paris gebracht worden und prangen heute noch in voller Blütenpracht.

Kühner Vergleich. Frau Huber: „Mein Mann ist das reinste Talglicht." — Frau Meyer: „Wie so?" — Frau Huber: „Nun, er raucht immer, wenn er ausgeht!"

Sprechsaal.

M. K. in St. P. 1. Welches ist die stärkste Nation der Welt? — 2. Wie behandelt man erfrorene Füße? —

1. Meinen Sie die kriegstüchtigste? Dann antworten wir: Deutschland zu Lande, England zu Wasser. — 2. Ihre Frage ist — bei 90 im Schatten — nicht gerade zeitgemäß. Doch hier ist die Antwort: Man reibe die Füße energisch, aber doch auch vorsichtig mit Schnee oder eiskaltem Wasser, bis der Teil wieder weich wird und seine natürliche Farbe anzunehmen anfängt. Dann decke man ihn mit Öl oder Fett. Entsteht eine Blase, so reiße man dieselbe nicht ab, denn sie ist der beste Schutz für die sonst entblößte Unterhaut. Höchstens darf man sie, wenn sie sehr gespannt ist, mit einer Nadel aufstechen, damit das Wasser ausfließt.

G. M. in H. 1. Was ist das beste Mittel gegen das Einwachsen der Nägel? — 2. Wie wird man die Mitesser los? —

1. Weites Schuhwerk! — Sind die Nägel bereits eingewachsen, so erweiche man den Fuß tüchtig in warmem Seifenwasser und entferne die hornigen Substanzen zwischen Nagel und Fleisch mit einem stumpfen Instrument. Wer das nötige Geschick hat, mag sich den Nagel an der Längsseite möglichst weit nach hinten beschneiden; er muß sich aber dabei nicht verletzen. Man schlägt auch vor, den Nagel durch Schaben mit Glas an der betreffenden Stelle so zu verdünnen, daß er sich leicht biegt. 2. Man kann den Mitesser schon durch einen Druck mit den Fingern oder einem Uhrschlüssel entfernen; aber der Bursche ist zudringlich; wie oft auch hinausgeworfen, er kehrt immer wieder! Um ihm dies für immer zu versalzen, bedarf es einer sorgfältigen Hautpflege. Man empfiehlt daneben Abreibungen mit sehr feinem Sand, in den man einen feuchten Schwamm taucht, den man sachte über die mit Finnen bedeckten Hautstellen hin- und herführt. Dies Verfahren hat täglich unmittelbar vor dem Schlafengehen stattzufinden.

C. G. in N. Y. Sie haben ganz Recht; nicht Boston, sondern Brooklyn ist gemeint. Das ist ein Versehen, aus dem man nicht gleich auf Unwissenheit der „westlichen Schreiber" schließen muß. Was meinen Sie, wenn wir „Westliche" aus Ihrem Angebot, uns "Sand Paper" zu liefern, damit wir unsere geographischen Kenntnisse blank reiben können, auf Ihre „östliche" — Höflichkeit schließen wollten?

In unserer Spielecke.

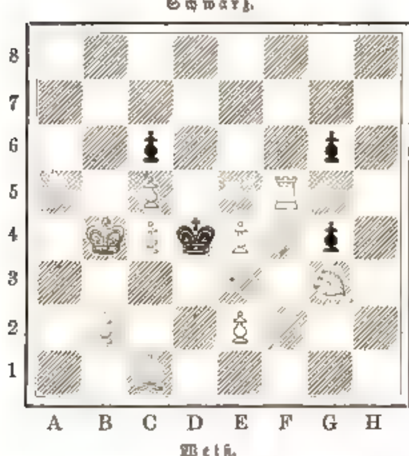
1. Schachaufgaben.

Redigiert von C. A. Rambe.

(Für die Abendschule von P. Chr. R.)

a.

Schwarz.

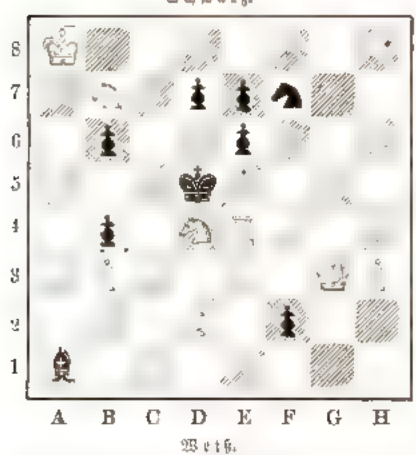


Weiß.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

b.

Schwarz.

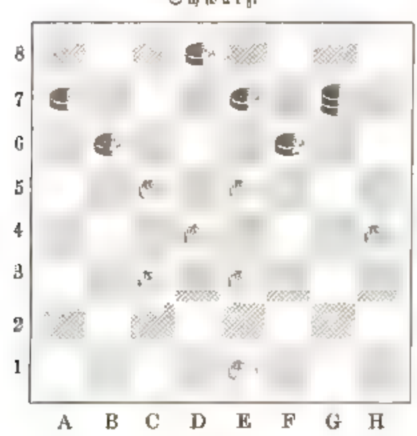


Weiß.

Weiß zieht und setzt im dritten Zuge matt.

2. Damenspielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

3. Scharade.

Die erste ist der Freundschaft Zeichen,
Wenn treu wir uns die Hände reichen.
Die letzten, laßt's uns nur gesteh'n,
Wir alle an uns selber seh'n.
Das ganze selten nur gebricht
Den Blättern, wohl auch diesen nicht.

4. Palindrom.

Mein Wort ist wichtig, wenn auch klein,
Nimmt oftmals weite Flächen ein.
Wer es gefunden in der Wüste,
Mit hoher Freude es begrüßte.

Hast rückwärts du das Wort genommen,
Dann müssen selbst hinein wir kommen,
Doch nimmt der Glaube von dem Ort
Den Kummer und den Schrecken fort.

5. Homonym.

Ist es dir gewachsen,
Magst du's immer zeigen.
Ist es dir geworden,
Wirst du's wohl verschweigen.

6. Rechenaufgabe.

Die Walnüsse waren teuer; das Stück kostete 1/4 Cent. Eine Bäuerin brachte ihren Vorrat zu Markte, sie verkaufte die Hälfte und eine, von dem Reste wieder die Hälfte und eine u. s. f., ohne eine Nuß zu teilen. Als sie siebenmal so verfahren war, war der Vorrat erschöpft. Wie viel Geld hatte sie für ihre Nüsse eingenommen?

7. Rätselhafte Inschrift.



8. Buchstabenrätsel.

	e	o	r	
	g	e	b	
	o	y	a	
	e	g	a	
	r	n	t	
	ö	m	e	
	t	b	e	

Die leeren Felder sind so mit Buchstaben auszufüllen, daß die entstehenden Worte einen und denselben Anfangs- und Endbuchstaben haben. Die Worte bedeuten — jedoch nicht der Reihe nach — einen Missionar, Becher, Lohn, Land, Ritter, gesetzlich und königstreu.

Die leere Kolonne ergiebt den Namen eines Dichters.

9. Logogryph.

Mit r ein Laffe,
Mit n eine Waffe.

Auflösungen zu den Aufgaben in Nummer 42.

1. Schachaufgabe.

Weiß.	Schwarz:
1) S. f2—e4	f5—e4†
2) T. b1—f1	e3—e2
3) T. f1—f3†:	e4—f3
4) D h1:	

oder:

1)	K. f4—g4
2) D. h1—h5:	K. g4—h5†
3) S. e4—f6:	K. h5—h4
4) T b1—h1:	

oder:

1)	f3—f2
2) D. h1—h5	g3—g2
3) D. h5—h3	beliebig
4) D. h3—f5:	

2. Christkind.

3.

e	b	b	e
b	i	e	r
b	e	i	l
e	r	l	e

4. Rede — Erde.

5. Absatz.

6.

V	A	S	E
A	N	A	M
S	A	L	M
E	M	M	A

7. Polstern.

8.
1. Der Pilz.
2. Das Gotteshaus.
3. Die Hirschkuh.
4. Der Wetterhahn.
5. Das Sternbild.
6. Das Ausgestopfte.
7. Das Mondlicht.
8. Der Betthimmel.
9. Der Zahn am Rade.
10. Das Gebirge in der Schweiz.
11. Der Flaschenhals.
12. Der Stumme.
13. Das Schneckenhaus.
14. Der Stiefelknecht.
15. Die Kaffeemühle.
16. Der Kartenkönig.
17. Stadt Ofen.
18. Der Tagedieb.
19. Stadt Pest.
20. Der Papierthaler.
21. Die Baumschule.
22. Die Gemästeten.
23. Die Sonnenuhr.
24. Die Stahlfeder.
25. Die Geldkatze.

9. Damenspielaufgabe.

(D bedeutet Dame.)

Weiß:	Schwarz:
1) d4—c5	d6—b4 (schlägt c5)
2) a5—c3 (schlägt b4)	b2—d4 (schlägt c3)
3) d2—c3	d4—b2 (schlägt c3)

4) D g5—c1 gewinnt, da Schwarz nicht mehr ziehen kann.

Anmerkung. In Nummer 50 werden wir keine neuen Aufgaben, sondern nur die Lösungen der Aufgaben dieser Nummer bringen. Mit Nummer 1 des neuen Jahrganges werden wir eine neue Reihe von interessanten Aufgaben aller Art unseren Lesern bieten. Recht herzlich bitten wir unsere Rätselfreunde, uns mit Originalaufgaben reichlich zu bedenken. Wir möchten gern unsere „Spielecke“ zu einem recht willkommenen Teile unseres Blattes machen.

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 17. Juli 1884. Nummer 47.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von **Dr. C. G. Barth.**

Revidiert für die Abendschule. (2. Fortsetzung.)

Nach kurzer Zeit gingen wir hinaus und besichtigten die 55 Sklaven. Einige davon zeigten bei der Aussicht auf eine Veränderung freudige Gesichter. Mein Vater schickte hierauf einige von seinen Leuten, von Darrulas Männern begleitet, nach den Kähnen, um die bedungenen Waren heraufzuholen, und unterdessen kehrten die beiden Fürsten in die Trinkstube zurück und schienen entschlossen, sich einen lustigen Tag zu machen. Darrula war auf seine Weise sehr unterhaltend; aber wenn ich sein wildes Gesicht ansah, so wünschte ich lieber anderswo zu sein als in seinem Schloß. Die Handelswaren wurden bald von den Kähnen herbei gebracht; Darrula war großmütig genug, ein Rumfaß anzapfen zu lassen und allen Männern auf beiden Seiten reichliche Portionen zu bewilligen. Der ganze Nachmittag wurde in Lustbarkeit hingebracht. Mein Vater war jedoch so vorsichtig, einige Zeit vor Sonnenuntergang in sein Schiff hinab zu gehen und für die ganze Nacht eine Wache von fünfzehn Mann anzuordnen; die übrigen wurden im Palast untergebracht.

Zur Zeit der Dämmerung kehrten wir in den Palast zurück und nahmen an einer Mahlzeit teil, welche Darrulas Köchen alle Ehre machte. Auf das Ansuchen Darrulas wurden einige von meines Vaters Leuten in das Zimmer gebracht, wo die beiden Könige saßen, und durften sich bei ihnen niedersetzen und die guten Sachen genießen helfen. An diesem Abend wurden wir auch noch von einem Priester des Landes besucht, den ich mich augenblicklich erinnerte oft in unserem Palast gesehen zu haben. Nach einiger Zeit nahm dieser Priester, der neben meinem Vater saß, ein kleines Götzenbild aus seiner Tasche, hielt es in die Höhe und stellte sich, als spräche er leise ein Gebet zu diesem Götzen. Dies that er aber nur, um meines Vaters Aufmerksamkeit zu erregen, ohne daß Darrula Verdacht faßte, der unterdessen eifrig damit beschäftigt war, einigen unserer Leute mit Rumtrinken zuzusetzen, und dessen Kopf und Aufmerksamkeit sich nach einer andern Seite gerichtet hatte. Der Priester flüsterte nun: „König Zembola, höre mir zu; aber stelle Dich, als hörtest Du nicht! Du bist mein Freund gewesen; ich bin Dein Freund: ich kann es nicht mit ansehen, daß Du verraten wirst. Merke nun: es wird morgen ein Versuch gemacht werden, Dich und Deine Leute zu vertilgen in dem Augenblick, wo Du Dich einschiffen willst; sei auf Deiner Hut! Mehr kann ich nicht sagen. Nun, laß Dein Gesicht Dich nicht verraten. Heute nacht bist Du sicher; aber morgen — denke dran: morgen!" Ich konnte augenblicklich wahrnehmen, wie das Gesicht meines Vaters sich veränderte; aber schnell wurde er seiner Bewegung Meister, blickte dem treuen alten Priester ins Gesicht, drückte ihm die Hand und sagte: „Gut, mein Freund, ich werde Dich nie vergessen."

Die Unterhaltung wurde fortgesetzt, und endlich waren alle mehr als bereit zum Schlafengehen. Mehrere hatten sich in der That ohne Umstände schon auf den Fußboden niedergelegt, und König Darrula schnarchte in seinem Staatssessel. Mein Vater und ich zogen uns in ein Zimmer zurück, das für uns bereit gehalten war; und nachdem wir zwei Schildwachen an unsere Thüre gestellt und nachgesehen hatten, ob unsere Waffen in Ordnung seien, legten wir uns zum Schlafen nieder und erwachten erst mit Tagesanbruch. Die beiden Könige kamen morgens in aller Freundlichkeit wieder zusammen, und bald war ein Frühstück bereitet, das die Folgen der gestrigen Schwelgerei in kurzer Zeit verschwinden machte.

Im Laufe des Vormittags wurden die 55 Sklaven zum Landungsplatz hinunter gebracht und mit Ketten zusammengefesselt, und nachdem alles im Palast abgemacht war, begleitete uns König Darrula mit einem Dutzend seiner Männer unbewaffnet, und wir alle gingen auf das Ufer zu in scheinbarem Frieden und Wohlwollen. Die Sklaven wurden hierauf in zweien von den Kähnen untergebracht, und die Soldaten meines Vaters waren im Begriff, ihre Plätze einzunehmen: ein Teil von ihnen sollte in die Kähne der Sklaven gehen, und die übrigen mit ihrem Oberhaupt und mir in unser bestes Schiff.

In diesem Augenblick umarmte Darrula mich und hierauf meinen Vater mit scheinbarer Herzlichkeit, wünschte uns eine glückliche Reise und einen guten Markt und zog sich hierauf ein paar Schritte auf dem Ufer zurück. Plötzlich jedoch drehte er sich um, rief: „König Zembola, ich habe etwas vergessen!" gab ein Signal, und alsbald sprangen aus einem 100 Schritt entfernten Gebüsch 50 bis 60 Mann mit lautem Geschrei heraus und feuerten auf uns mit großer Schnelligkeit. Mein Vater, der soweit auf seiner Hut war, hatte schon vorher seinen

Leuten befohlen, jeder sollte seine Muskete mit einer Kugel und acht bis zehn Posten geladen halten, und nun hieß er sie in aller Ruhe fest und dicht stehen und dem Feind eine Salve geben. Beim ersten Angriff waren zwei von unsern Leuten gefallen; allein die Unsrigen waren den Soldaten Darrulas in der Disziplin überlegen und bessere Schützen. Dies zeigte sich schon bei der ersten Salve, die 15 bis 20 Feinde niederstreckte. Überdies waren unsere Leute mit Bajonetten versehen, welche denen Darrulas mangelten, und ehe sie wieder laden konnten, hieß mein Vater seine Krieger im Sturmschritt auf die Feinde losgehen. Sie thaten dies auf so mutige Weise, daß man in zwei Minuten Darrula und seine Männer kaum noch sehen konnte. Mein Vater jedoch war ebenso vorsichtig als tapfer, und da man nicht wußte, wie viele noch im Gebüsch verborgen steckten, befahl er uns, augenblicklich zu Schiffe zu gehen und auf dem Wege zum Fluß hinab alle verwundeten Feinde vollends umzubringen. Mit der äußersten Eile schoben wir unsere Kähne ins Wasser, waren bald auf der andern Seite des Congo und trieben so schnell hinab, als unsere Ruder und der Strom uns bringen konnten.

Unterwegs saß mein Vater ziemlich lange schweigsam da, aber sein Angesicht war ganz verändert, es hatte eine blaßgraue Farbe angenommen, und seine Augen rollten in ihren Höhlen, als wollten sie herausbrechen. Endlich hatte seine Wut Worte gefunden. Er hob seine Hände auf und schwur bei allen Göttern, von denen man je in Afrika gehört hatte, er wolle weder Tag noch Nacht ruhen, bevor er an Darrula und seinem Stamm blutige Rache genommen. „Ich habe davon gehört“, sagte er, „daß Feinde im Krieg Verräterei gegeneinander geübt haben, aber in Frieden und Freundschaft nie. Hat es je einen Schurken gegeben wie dieser schändliche Darrula? Beim großen Kolla! Wenn ich nicht das Blut des ganzen Stammes wie Wasser vergieße, so soll mein ganzes Geschlecht vernichtet werden!“ Hierauf befahl er zur Ermunterung seiner Männer ein Faß Rum anzustechen und gab jedem einen guten Becher voll. Auch den armen Sklaven gab er ein wenig, um ihre Herzen zu erheitern, denn sie schienen offenbar erfreut darüber, daß Darrula in die Flucht gejagt worden. Hierauf befahl er den Ruderern, unablässig zu arbeiten, indem er ihnen reichliche Portionen an Lebensmitteln und Getränken verhieß; und sie alle verrichteten ihr Geschäft so gut, daß wir schon am Abend des folgenden Tages wohlbehalten bei unserem Landungsplatz eintrafen.

Nachdem er die Sklaven in Sicherheit gebracht hatte, war das erste, was mein Vater that, daß er in das Gemach ging, wo der schon beschriebene abscheuliche Götze stand und ihm mit seinem Hirschfänger einen furchtbaren Schlag an den Kopf gab. Ob ich gleich ein ernsthaftes Gesicht dazu machte, konnte ich mich doch kaum enthalten, laut aufzulachen. Hierauf ließ er alle männlichen Bewohner des Orts zusammen kommen, und nachdem er ihnen das Vorgefallene kurz erzählt hatte, schickte er Boten in jede Hütte seiner kleinen Herrschaft, um ohne Aufschub alle, die Waffen tragen konnten, aufzubieten. „Der böse Schurke Darrula“, sagte er, „wird mich natürlich erwarten; aber ich will ihm auf den Hals kommen, ehe er denkt, daß wir zu Hause seien.“ Hierauf ließ er alle für die Nacht zur Ruhe gehen, beorderte sie aber für den nächsten Morgen zu einer allgemeinen Musterung.

4. Der Kriegszug.

Als der Morgen anbrach, versammelten sich die Kriegsleute meines Vaters von allen Seiten her, und ehe die Sonne zwei Stunden am Himmel stand, waren alle, die man erwartet hatte, eingetroffen; nicht einer fehlte, und alle schienen von demselben Rachegeist beseelt zu sein. 140 Mann wurden für den Kriegszug auserlesen, und etwa 30 Bewaffnete blieben zurück, um bis zur Beendigung desselben die Heimat zu beschützen. Fünf große Kähne wurden zugerüstet und mit Lebensmitteln und Branntwein versehen, Schießbedarf und Brennmaterial herbeigeschafft; kurz, es wurde nichts vergessen, was für unsern Zweck erforderlich war. Zur Mittagszeit war alles fertig, und nachdem mein Vater dem Mann, den er als seinen Stellvertreter hinterließ, die nötigen Anweisungen gegeben und von meiner Mutter und seinen übrigen Weibern Abschied genommen hatte, führte er mich in das Zimmer, wo das Götzenbild stand, kniete nieder und betete sehr dringend um glücklichen Erfolg für das Unternehmen. Was mich betrifft, so setzte ich schon damals sehr wenig Vertrauen auf die Macht des abscheulichen Götzen, und um so weniger, da sein abscheulicher Kopf von jenem zornigen Hieb beinahe entzwei gespalten war.

Gleich darauf bestiegen wir unsere Kähne und machten uns in größter Eile auf den Weg; die Ruderer wurden auf alle Weise angespornt, ihr möglichstes zu thun. Es begegnete uns gar kein Unfall, der uns auch nur einen Augenblick aufgehalten hätte, und am dritten Tage nachmittags waren wir nur noch acht bis neun Stunden vom Dorfe Darrulas entfernt. Die Kähne wurden nun so dicht als möglich ans Ufer gebracht und bis Sonnenuntergang vor Anker gelegt; dann aber, nachdem sich alle Hände gestärkt hatten, brachen wir wieder auf, und es wurde Befehl gegeben, sich der möglichsten Stille zu befleißigen. Etwa eine Stunde vor Mitternacht gelangten wir an einen Platz, von dem wir nur noch eine kleine Stunde zu unserem Ziele hatten; hier wurden die Schiffe dicht ans Ufer gebracht und die Vorbereitungen zum Angriff getroffen.

Da es möglich war, daß Darrula sogar schon jetzt sich auf uns gerüstet hielt, gab mein Vater Befehl, es sollten zwanzig auserlesene Männer unter meiner Anführung sich bemühen, die Schildwachen, die vermutlich beim Landungsplatz aufgestellt sein würden, zu überrumpeln; die übrigen, unter König Zembola selbst, sollten in der Nähe der Kähne in Waffen bleiben und für alle Fälle jeden Augenblick gerüstet sein. Sofort brach ich mit zwanzig Mann auf, und da die Nacht ungemein finster und unsere Bekanntschaft mit der Örtlichkeit nur unvollkommen war, so mußten wir bei jedem Tritt vorsichtig sein. Eine Viertelstunde weit marschierten wir gerade ins Land hinein; dann machten wir einen Bogen und schlugen uns wieder gegen den Fluß hinab; und als wir uns dem Ort näherten, wo wir Schildwachen erwarteten, krochen wir auf Händen und Füßen weiter und wagten es kaum, Atem zu holen. Endlich wurden wir ganz nahe am Ufer einen Mann gewahr, der auf und ab ging, und als wir näher kamen, erspähten wir noch drei andere, die in seiner Nähe auf dem Boden saßen und behaglich rauchten. Hätte König Darrula sie gesehen, so würden ihre Köpfe ohne Zweifel bald einige leere Stellen an seinen Pallisaden ausgefüllt haben. Nun standen wir alle auf, aber so geräuschlos als möglich, sprangen vorwärts, packten die vier Schildwachen, banden sie und drohten ihnen mit augenblicklichem Tod, wenn sie den geringsten Laut hören ließen. Ich schickte zwei schnellfüßige Burschen an meinen Vater ab und ließ ihm sagen, er möchte seine Leute gerade am Ufer herauf führen; und sie beeilten sich auch so sehr, daß in weniger als einer Stunde unsere ganze Zahl wieder beisammen war.

König Zembola teilte nun sein Heer in sieben Rotten von je zwanzig Mann, und jeder Mann hatte einige Spähne Kienholz, in besonderer Art zubereitet, daß sie recht leicht brannten, und sobald sie ins Dorf kämen und das Signal gegeben würde, sollte ein jeder das Haus, das ihm am nächsten stand, in Brand stecken. Hierauf hielt mein Vater eine kurze Ansprache an uns alle und ermahnte uns, zu bedenken, daß seine Ehre und die Ehre unseres Stammes auf dem Spiel stände und daß, wenn wir nicht eine ausgezeichnete Rache an Männern, Weibern und

Kindern nähmen, wir nicht zu seinen Freunden gehörten. „Ich werde wenigstens zweihundert opfern“, sagte er, „und ungefähr ebensoviele werden uns zu Gefangenen übrig bleiben; jedenfalls soll Darrula seine Verräterei mit seinem Blute bezahlen; aber schonet des alten Priesters, den ihr an Darrulas Tisch mit mir habt sprechen sehen. Und nun ruhig vorwärts!“

In Todesstille marschierten wir weiter, bis wir an die Umzäunung des Dorfes kamen; glücklicher oder unglücklicherweise gab gleich das erste Thor nach, ohne daß wir Gewalt anzuwenden brauchten. Das ganze Dorf lag in tiefer Ruhe und Dunkelheit, bis das Schweigen durch das Gebell eines oder zweier Hunde unterbrochen wurde. — Auch ich war über die Behandlung, die wir bei Darrula erfahren hatten, nicht wenig aufgebracht; allein, ob etwa mein Herz aus weicherem Stoff gebildet war als das meines Vaters, oder ob es von dem Strahl des neuen Lichtes kam, der kürzlich in meine Seele gefallen war, so viel ist gewiß, daß ich mit einer unbeschreiblichen Empfindung, die an Trübsinn und Kummer grenzte, die Wohnungen der armen Kormantus überschaute, die, obwohl schuldlos und größtenteils ganz unbekannt mit Darrulas Verräterei, in wenigen Minuten aus ihrem friedlichen Schlummer zu allen Greueln von Brand und Mord und Grausamkeit erweckt werden sollten; und ob ich mir gleich denken konnte, daß eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen uns zur Beute fallen würde, so wünschte ich doch von Grund meiner Seele, der Verrat möchte auf andere Weise gesühnt werden können. Übrigens hatte ich kaum Zeit zum Nachdenken; denn gleich kam ein Befehl von meinem Vater, meine Mannschaft gegenüber von Darrulas Palast aufzustellen, er wolle sich mit der eigenen an mich anschließen, da dort der lebhafteste Widerstand zu erwarten sei. Hierauf gab er Befehle, wo die andern sich aufstellen sollten, und befahl ihnen, sobald sie bei ihm ein Licht erblicken würden, ihre eigenen Fackeln mit aller Schnelligkeit anzuzünden und die nächst gelegenen Wohnungen in Brand zu stecken.

Wenige Minuten darauf schlug er selbst ein Licht, zündete eine Fackel an, und augenblicklich hielt jeder Mann von unsern beiden Rotten seine brennende Fackel in die Höhe; alle übrigen Rotten machten es unverzüglich nach. Kaum wurden die brennenden Fackeln an die dürren Stroh- oder Schilfdächer gebracht, mit denen die meisten Hütten gedeckt waren, so stiegen die Flammen auf und verbreiteten sich wie ein Steppenbrand. In wenigen Minuten stand das ganze Dorf im Flammenschein. Nun erhob sich das furchtbare Geschrei der Männer, vermischt mit den schrillen Wehklagen der Weiber und Kinder auf eine gräßliche Weise; die entsetzten Einwohner stürzten aus ihren brennenden Wohnungen hervor, draußen aber fielen unsere Männer wie wütende Tiger über sie her und hieben sie entweder mit ihren Säbeln nieder oder stießen sie mit ihren Bajonetten in die Flammen zurück. Einige von den Kormantumännern leisteten tapfern Widerstand und fochten mit den nächsten besten Waffen, die sie in der Verwirrung erhaschen konnten; die meisten aber waren nackt und wehrlos. Bald wurden die Fenster des Palastes aufgerissen, und wir konnten sehen, wie Darrula selbst mit einer Muskete an der Spitze eines zahlreichen Haufens seiner Leute stand. Sie feuerten unaufhörlich aus den Fenstern, und zwar nicht aufs Geratewohl; allein die Flammen machten so furchtbare und so reißende Fortschritte, daß diese Kampfesweise nicht lange fortgesetzt werden konnte. Unterdessen war zwar eine Anzahl unserer Leute gefallen, aber wir konnten deutlich sehen, daß unsere Salven in die Zahl unserer Gegner im Palast beträchtliche Lücken rissen. Zuletzt wurde das Feuer so wild, daß Darrula mit seinem ganzen Heer von etwa 30 Mann bei der Hauptpforte einen Ausfall machte und sich mutig ins Handgemenge mit uns einließ. Der Kampf war jetzt erschrecklich, und viele erlagen auf beiden Seiten; endlich ging Darrula gerade auf meinen Vater los, der ihm auch keineswegs auswich; und eine Zeitlang waren die beiden in einem unentschiedenen Kampfe begriffen. Darrula war mit einer mächtigen Streitaxt bewaffnet; mein Vater hatte eine Muskete mit Bajonett und parierte seine Streiche mit großer Geschicklichkeit; zuletzt stach er ihn mitten durch den Leib und spießte ihn an eine Wand des Palastes. Auch noch in dieser schauderhaften Lage hieb der tapfere Darrula auf seinen triumphierenden Feind los; aber seine Streiche waren kraftlos geworden, und als mein Vater das Bajonett herauszog, fiel sein Feind tot zu Boden. Gerade als mein Vater diesen wilden Kampf zu Ende gebracht hatte, traf ihn eine Kugel von einem der Feinde auf die Stirne; ehe ich ihn erreichen konnte, war er neben seinem Gegner zu Boden gesunken; er stieß nur noch einen Seufzer aus, dann lag er tot da. Ich war ganz entsetzt und wußte nicht, was anfangen. Der Feind setzte den Widerstand immer noch fort, als aber die Kunde von dem Tode meines Vaters sich verbreitete, rannten die meisten unserer Leute herbei, und ich konnte an ihrer Menge sehen, daß wir einen vollständigen Sieg davon getragen hatten. Ich erteilte augenblicklich Befehl, jedem Pardon zu geben, der darum bitte.

Gerade in diesem Augenblick stürzte ein junges Mädchen, in wenige Kleidungsstücke gehüllt, aber den Zieraten nach, die sie an Kopf und Hals trug, offenbar eine Person von Rang, auf mich zu, verfolgt von einem unserer Leute, der gerade den Hirschfänger aufhob, um auf sie einzuhauen. Ich parierte den Hieb und befahl ihm abzulassen; das Mädchen umschlang meine Füße und blickte mir flehend ins Gesicht. Bei dem Licht der Flammen sah ich ihre schönen Züge, und als sie mich mit ihren lieblichen Augen anblickte, hob ich sie auf und sagte ihr, ihr Leben sei gerettet. Hierauf befahl ich zweien meiner Leute, sie zu den andern Gefangenen zu führen und dafür zu sorgen, daß ihr kein Leid geschehe.

Unterdessen war der Tag angebrochen; aber von dem schönen Dorfe Darrulas sah man kaum noch eine Spur. Eine Anzahl rauchender Aschenhaufen, vermischt mit den Überresten menschlicher Wesen, zeigte den Platz, wo noch gestern die fröhlichen Hütten gestanden waren. Das laute Heulen und Wehklagen der armen Gefangenen hätte das Herz eines jeden erweichen müssen, der nicht ein Feind war. Bei der Musterung unserer Leute fand ich, daß außer meinem Vater 35 fehlten, während von Darrulas Leuten im ganzen wenigstens 200 gefallen sein mußten. Wir hatten 130 Gefangene, worunter viele Kinder. Ich ließ den Leichnam meines Vaters anständig beiseite legen und mit einem Tuch bedecken, und dann ließ ich die Leichname unserer gefallenen Landsleute aufsuchen, wobei ich selbst mithalf. Nach langer Bemühung fanden wir 26 Tote und neun so schwer Verwundete, daß wenig Hoffnung für sie übrig blieb, ihre Heimat wieder zu sehen. Bald hatten wir ein großes Grab gemacht, in welchem die Leichname niedergelegt wurden; und da ich durch den Tod meines Vaters und das entsetzliche Gemetzel unter unsern Feinden tief erschüttert war, suchte ich meine Leute durch das Versprechen einer Portion Rum zu bewegen, daß sie noch ein zweites großes Grab machten und darin so viele Leichname der armen Kormantus begruben, als sie zusammenbringen konnten. Wir ließen kein lebendiges Wesen im Dorf zurück, keine einzige Hütte stand mehr, und ich glaube, daß bis auf diesen Tag der Platz eine Wüste geblieben ist.

Man berichtete mir, während des Aufsuchens der Leichname habe man hinter Darrulas Palast eine niedrig gebaute Hütte mit Lehmwänden aufgefunden, die das Feuer verschont habe, weil sie, statt mit Binsen, wie die andern Häuser, mit Steinplatten gedeckt gewesen; sie habe aber keine Fenster, sondern nur eine sehr starke Thüre. Ich ging augenblicklich mit

einigen Leuten auf den Platz, brach die Thüre ein und kam auf eine Treppe, die in einen ordentlich gewölbten Keller hinunter führte. Dies war Darrulas Schatzkammer. Wir fanden darin einen sehr beträchtlichen Vorrat ausländischer Handelsgüter, einige Fässer Branntwein, verschiedene sehr schöne Elefantenzähne und zu unserer großen Freude auch ein Fäßchen mit drei- bis viertausend spanischen Dollars, einen Beutel mit 120 Dublonen und zwei kleine Säcke mit Goldstaub. Alle diese Schätze, die unsere Eroberung waren, ließ ich heraufbringen und auf einen Haufen legen. Dann rief ich alle meine Leute, die wenigen, welche die Gefangenen hüteten, ausgenommen, zusammen und hielt eine Ansprache an sie. Ich sagte ihnen, ich wolle jetzt, da ich als der Nachfolger meines Vaters ihr König geworden sei, mit fürstlicher Großmut gegen sie handeln, und hoffe dagegen, sie werden allezeit meine getreuen Unterthanen sein. Zum Beweis meiner Gesinnungen gegen sie wolle ich, sobald wir nach Hause kommen, die ganze Beute (mit Ausnahme eines oder zweier Dinge, die im königlichen Schatzhaus aufbewahrt werden sollten) gleichmäßig unter sie verteilen und den Anteil der Gefallenen ihren Witwen oder sonstigen Verwandten zukommen lassen. Diese Ankündigung wurde mit lautem Freudengeschrei aufgenommen, und augenblicklich knieten sämtliche Männer nieder, hielten ihre Hände in die Höhe und schwuren laut bei dem großen Gott Kolla, sie wollten mir und den Meinen treu sein bis zum Tode.

Hierauf schickte ich eine Abteilung von 30 Mann hinab und ließ unsere fünf Kähne an den Landungsplatz heraufholen; dort würde ich mit den Gefangenen, die ich gerade jetzt besuchen wollte, zu ihnen stoßen. Ich fand sie in einem höchst jämmerlichen Zustand; viele von ihnen erwarteten, wie sie nachher gestanden, nichts Geringeres als irgend einen grausamen Martertod, wie es oft bei Eroberungen in diesem Teil von Afrika vorkommt. Ich versicherte sie jedoch, daß, obwohl wir durch die Verräterei ihres Königs sehr gereizt worden seien, keinem von ihnen, der sich friedlich aufführe, etwas zu leide geschehen solle, und ließ ihnen hierauf einige Erfrischungen reichen. Die armen Geschöpfe bezeugten ihre Freude und Dankbarkeit über diese Zusage und klatschten vor Freuden mit den Händen, soweit es ihre Bande erlaubten.

Ich fragte sodann nach dem Mädchen, das in der Nacht vorher Schutz bei mir gesucht hatte und fand sie unter einer Gruppe von Weibern sitzen, die ihr einige Kleidungsstücke geliehen hatten und sie mit großer Achtung behandelten. Bei meiner Annäherung erhob sich das arme Mädchen; eine Röte verbreitete sich über ihre Wangen, und sie schien in großer Bewegung zu sein. Ich versichere hier, daß auch Neger ebensogut erröten können als weiße Leute, wiewohl es bei ihnen nicht so merklich ist. Da wir beinahe die gleiche Sprache redeten, konnte ich mich ihr leicht verständlich machen; ich nahm sie also bei der Hand und fragte sie, wer und was sie sei; denn sowohl ihre persönliche Erscheinung, als der reiche Schmuck, den sie trug, überzeugten mich, daß sie keine gewöhnliche Person sein könne. Sie erwiderte, sie heiße Zillah; aber dann hielt sie inne und ließ den Kopf sinken, wie es schien, in großer Verlegenheit. Hierauf sagte sie, ihre beiden Eltern seien tot; und als sie weiter reden wollte, unterbrach ich sie mit den Worten: „O, laß gut sein, Zillah, laß gut sein; Du kannst mir Deine ganze Geschichte erzählen, wann ich Dich zu meiner Mutter bringe.“ Sie schien durch diese freundliche Behandlung sehr erleichtert zu sein, und ihre schönen Augen blickten mich dankbar an. Den Abend vorher werde ich nie vergessen. Da waren mir ihre Blicke mit einer Macht ins Herz gegangen, wie ich es nie vorher erfahren hatte. Jetzt aber beim hellen Tageslichte sah sie noch viel lieblicher und anziehender aus, und ich schaute sie eine Zeitlang an mit einer mir ganz ungewohnten Empfindung — unbeschreiblich süß, und doch nicht ohne eine gewisse Ängstlichkeit und Pein. Mit einem Wort: Liebe — die allgewaltige Liebe, welche die Herzen der Könige und der Sklaven auf gleiche Weise erwärmt — hatte sich in meiner Brust entzündet. Ja, zum erstenmale — und nach einem blutigen, greuelhaften Auftritt, während meine Hände noch rot waren vom Blut (denn ich hatte tapfer gekämpft) und während mein Herz noch trauerte über den Tod meines tapfern Vaters — nahm die süße und unwiderstehliche Macht der Liebe Besitz von meiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Alkohol und Alkoholismus.

Zur Orientierung über eine wichtige Zeitfrage.

Für die Abendschule von K. (Schluß.)

Mit den vorstehenden ungeheuer großen Zahlen und Summen, die meistens amtlich festgestellt sind, haben wir schon die Grenzlinie überschritten, die den zweiten von dem ersten Teile scheidet. Bei dem enormen Verbrauche geistiger Getränke allerorten kann es, so zu sagen, nicht mit rechten Dingen zugehen. Es muß hier ein Mißbrauch vorliegen, schädliche Übertreibung, Unmäßigkeit. Darauf lassen schon jene Zahlen schließen. Aber was sie nur andeuten, dafür haben wir ganz direkte Beweise. Es wird in Wahrheit *schauderhafter* Mißbrauch mit dem Alkoholgenuß getrieben, und diesen Mißbrauch bezeichnet man als *Alkoholismus*, Trunksucht.

Allgemein wird behauptet, daß am furchtbarsten die Trunksucht in England und dem englischen Nordamerika verbreitet sei; namentlich ist bei diesem Laster die Beteiligung der Weiber nirgends eine so große wie hier. Von New York ward vor einigen Jahren in einer dortigen Abendzeitung mitgeteilt, daß in das Asyl für Trunkenbolde nach offiziellem Berichte im Laufe *eines* Jahres nicht weniger als 2153 Personen aus den bemittelteren Ständen aufgenommen wurden, und zwar unter denselben nicht weniger als 1300 Töchter aus „reichen Häusern“, eine Thatsache, die wahrhaft haarsträubend ist. Wir wissen ja auch aus den täglichen Polizeiberichten namentlich der Großstädte, daß tagtäglich eine große Anzahl von Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes wegen „drunkenness“ aufgegriffen wird. Ein gut Teil der Insassen unserer Arbeitshäuser (workhouses) sind Säufer und Säuferinnen. Hierzulande ist die Völlerei unfraglich ein importiertes Laster. Der Yankee und Stockamerikaner, so lasterhaft einzelne Individuen auch sonst sein mögen, ist nicht unmäßig im Essen und Trinken. Ebensowenig unsere heranwachsende und erwachsene Jugend. Der Trunk ist hier das traurige Privileg der Engländer, Irländer und — der Deutschen. Für England liegen uns bestimmte Zahlen vor. Hier kommen auf 100 Säufer 29 Säuferinnen. Die Zahl der wegen „äußerster Unordnung“ und „Trunk“ der Polizei auffällig gewordenen und deshalb verhafteten Personen belief sich in England und Wales

1857	auf	75,859	Personen	oder	402	auf 100,000	Einwohner.
1862	„	94,908	„	„	467	„ „	„
1870	„	131,870	„	„	588	„ „	„
1873	„	182,941	„	„	781	„ „	„
1875	„	203,989	„	„	849	„ „	„

Diese stetige Steigerung in der Ziffer ist geradezu schaudererregend, wenn man sich die *Folgen* des Alkoholismus vergegenwärtigt.

Es kann ja nicht in Abrede gestellt werden, daß auch geistige Getränke in rechter Weise gebraucht werden können

Mit den fanatischen Prohibitionisten, Temperänzlern, Teetotalers, halten wir es nicht. Der Alkohol, besonders in der Gestalt von Wein und Bier, ist ein erlaubtes Genußmittel für den, der es nicht mißbraucht. Wer mäßig das genießt, was doch auch in Gottes Schöpfung liegt, dem gilt auch hier St. Pauli Regel: „Alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird" (1. Tim. 4, 4.). Hier giebt es nur die Schranke, welche die Liebe zum Nächsten, den man weder verführen noch ärgern darf, zieht. Wer weiter geht, übertreibt und geht über Christum und die Apostel hinaus, welche das Gewächs des Weinstocks tranken. Als Christen sprechen wir uns nicht gegen den Gebrauch, sondern gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke aus.

Der mäßige Genuß hat ja auch eine gute Wirkung auf den Menschen. Sie besteht bekanntlich in einer Erhöhung der Erregbarkeit des Nervensystems und mittelbar in einer Veränderung der Blutverteilung. Der Arbeiter, sei es ein solcher, der mit den Händen, oder einer, der mit dem Kopfe arbeitet, fühlt sich müde und matt. Er muß sich stimulieren, um wieder frisch ans Werk gehen zu können. Er greift zum Alkohol in der Gestalt von Wein, Bier oder auch Schnaps. Wenig Minuten, und derselbe ist in den Organismus eingedrungen. Er reizt die kleinen Nerven, welche die Adern und ihren Blutlauf dirigieren. Sie ziehen sich zusammen und spritzen das Blut mit Energie durch die Adern, so daß die verbrauchten Stoffe weggespült werden und das Lebensgefühl sich erhöht. Man fühlt sich erfrischt und ist zu neuer Thätigkeit fähig. Weiter aber geht die Wirkung des mäßig genossenen Alkohols nicht. Einen Ernährungswert hat er schlechterdings nicht. Alles, was man über einen solchen geredet hat, gehört ins Gebiet der Fabel. Auch beim Bier sind es nur die mit dem Alkohol verbundenen Bestandteile, die ihm einen gewissen Nährwert geben. Daß Bier „flüssiges Brot" sei, ist bloßer Wahn. „Als Liebig", so schreibt Dr. Dümling in seinem Buche „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers" Seite 145. f., „zum erstenmale nachwies, daß Bier nur ein Reizmittel sei, rief seine Erklärung in Bayern, dem Bierlande, einen Sturm der Heiterkeit hervor, weil ja, wie man meinte, gar mancher Bayer die Ernährungsresultate an seinem Leibe deutlich genug zur Schau trägt. Aber man vergaß, daß der Bayer auch im Essen eine gute Klinge schlägt".

Sobald aber der mäßige Genuß alkoholischer Getränke aufhört und die Grenze des Erlaubten überschritten wird, treten andere und zwar verderbliche Folgen ein. Bei unmäßigem Genuß folgt in den meisten Fällen der wachsende Reiz, immer mehr zu konsumieren. Und mit jeder neuen Reizung verlieren die Nerven einen Teil ihrer Reizbarkeit. Immer größer müssen die Alkoholmengen werden, um den gewünschten Erfolg zu erzielen. Statt der anreizenden treten nur die berauschenden Wirkungen ein. Der dem Alkoholismus Verfallene wird zum Gewohnheitstrinker, zum Säufer. Zerrüttung des Körpers, Verkommenheit des Geistes sind das Ziel, auf welches er meist unaufhaltsam losgeht. Zunächst stellen sich gleichsam als Warner allerlei Erkrankungen des Verdauungsapparates ein: Appetitlosigkeit, Säurebildung, Erbrechen, Verstopfung, Rachen- und Magenkatarrh und, diesen Übeln auf dem Fuße nachziehend, empfindliche Ernährungsstörungen und fehlerhafte Blutmischung. Nach und nach folgen übermäßige Fettablagerungen unter der äußeren Haut und in den inneren Organen. Das Herz gerät in den Zustand der Hypertrophie (Übernährung), der Herzmuskel in den der fettigen Entartung, ebenso die Leber. Es stellen sich chronische Kehlkopf- und Lungenkatarrhe ein, Heiserkeit und Kurzatmigkeit. Nase und Gesicht röten sich und drücken dadurch dem Trinker einen Stempel auf. Auch die Nieren werden häufig in Mitleidenschaft gezogen und von der äußerst gefährlichen Brightschen Krankheit (Bright's disease) heimgesucht. Das Gehirn und seine Häute werden mit Blut überfüllt und die letzteren dadurch verdickt, die Hirnsubstanz wird entzündet und erliegt allgemach dem Hirnschwund, oder es treten durch Blutergüsse in das Gehirn die vielbekannten Schlagflüsse ein, desgleichen wird das Nervensystem zerrüttet, die Sinnesorgane und das Rückenmark erkranken, — alles das sich äußernd in Hallucinationen, in Delirium, Blödsinn, Irrsinn und allgemeiner Paralyse (Lähmung). Summa: Alkoholmißbrauch ist Selbstzerstörung. Das beweist die Statistik vollauf.

Zwar ist die angebbare Zahl der direkt durch Trunksucht Umgekommenen nicht sehr bedeutend. Es liegt ja auf der Hand, daß es sehr schwierig sein muß, diese Ursache bei der Diagnose auszusondern. Aber einige zuverlässige Daten liegen doch vor. In den Jahren 1877—79 starben in England und Wales durch Trunksucht 3109 Personen, 1875—78 in Norwegen 142, während des Jahres 1875 in Schottland 513, während desselben Zeitraumes in Belgien 781, im Jahre 1872 in der Stadt New York 416, in letztgenannter Stadt in den 38 Jahren von 1840 bis 1878 sogar 190,000! Man hat berechnet, daß in dem Territorium der Ver. Staaten während der letzten 150 Jahre durch Kriege 600,000, durch Alkoholismus 7,500,000 Personen getötet worden sind. Mit Bezug hierauf schreibt Williams Parker: „Das gelbe Fieber ist dagegen eine sehr milde Geißel." In Preußen starben 1877: 1165, 1878: 1265 Personen an Säuferwahnsinn. Daß das Vorherrschen von Bier und Wein einen sehr zweifelhaften Schutz gewährt, beweist die Statistik von Bayern, wo 1867—73 auch 597 Menschen am Delirium und Alkoholismus starben, und diejenige des kleinen Nassau, welches 1849—58 222 Fälle zählte.

Viel eklatanter aber zeigen sich die tödlichen Folgen der Trunksucht aus den von dem englischen Statistiker Neison angefertigten Tabellen über die Sterblichkeit der Säufer überhaupt, verglichen mit der allgemeinen Absterbeordnung daselbst. Er hat nicht weniger als 6111 Fälle daraufhin genau untersucht und fand, daß von 1000 Säufern alljährlich starben 58, hingegen von 1000 Einwohnern desselben Alters nur 19. Die Sterbewahrscheinlichkeit verhielt sich also etwa wie 3:1. Nach den Angaben des medizinisch-statistischen Bureaus in London ist die Sterbewahrscheinlichkeit bei Trinkern von 21—40 Jahren zehnmal, von 41—60 Jahren viermal und bei Gewohnheitssäufern von über 60 Jahren doppelt so groß als bei der Gesamtbevölkerung. Nach Neisons Berechnung ist die sogenannte „Lebenserwartung" der Trinker geringer als die der Gesamtbevölkerung

im Alter von:	um Jahre:	um Prozent:
20—30 Jahren	29	85
30—40 "	23	38
40—50 "	17	40
50—60 "	10	51
60 und darüber	5	63.

Diese große Sterblichkeit der Trinker kann nicht wunder nehmen. Der Alkohol vergiftet ihr System so gründlich, daß dasselbe eine nur geringe Widerstandsfähigkeit gegen den Tod aufweist. Während Cholera- und sonstiger Epidemien werden, wie statistisch nachweisbar, am schnellsten und sichersten Säufer hingerafft. Jeder Blutverlust wird diesen verhängnisvoll. Im deutsch-französischen Kriege erlagen sehr viele französische Verwundete ihren Wunden infolge des unter ihnen sehr verbreiteten Alkoholismus. Das dünne wässerige, verdorbene Blut hat hier keine Regenerationskraft mehr. Auch die unter den Kulturvölkern in schreckenerregender Weise immermehr zunehmende Epilepsie ist vielfach auf Rechnung des Alkoholismus zu setzen. Unter 166 Kranken in der Anstalt für Epileptische in Bielefeld, deren Atteste der Hausarzt Dr. Müller-Warneck prüfte, war bei 4 die zweifellose Ursache der Krankheit intensive

Berauschung. Ein französischer Arzt zählte unter 371 Säufern 31 mit epileptischen Anfällen. Daneben ist auch ein erheblicher Teil der tödlichen Verunglückungen den Wirkungen des Alkohols auf das Schuldkonto zu setzen. Es ist erwiesen, daß 5—6 Prozent aller Unglücksfälle dem Alkoholmißbrauch entspringen. In Frankreich verunglückten neuestens jährlich im Mittel 404 Menschen in der Trunkenheit; in Preußen befanden sich innerhalb 4 Jahren unter 33,371 tödlich Verletzten 1554, d. h. mehr als $4^1/_2$ Prozent, durch den Trunk zur Verunglückung Gekommene, und im Königreich Sachsen während des Zeitraumes von 1847—1876 unter 17,939 tödlich Verletzten 1111 oder über 6 Prozent durch Trunksucht oder in der Trunkenheit Geschädigte.

Es ist eine entsetzliche, aber unwidersprechliche Thatsache, daß sich die Trunksucht und ihre Folgen vererben. Darwin stellte unter 1406 Fällen von Säuferwahnsinn die Erblichkeit des Trunkes vom Vater oder Großvater in 980 Fällen fest. In den amerikanischen Trinkerasylen schwankt die Zahl der Trinker, welche ihr Laster von den Vorfahren ererbt haben, zwischen $^1/_8$ bis $^1/_2$ der Insassen. Die erbliche Folge, der Einfluß, welchen der Alkoholismus der Eltern auf die Konstitution und Gesundheit der Kinder ausübt, ist vielleicht das traurigste unter den zahllosen Übeln des Alkoholismus. Genau auf diesen Punkt einzugehen, verbietet der Charakter unsers Familienblattes. Einen wahrhaft grauenhaften Einblick in das Elend, welches die Trunkfälligkeit der Eltern auf die Kinder ausübt, liefern die älteren Beobachtungen eines deutschen Arztes (Dr. Rösch): Von 97 solcher Kinder waren nur 14 ohne Gebrechen, 6 litten an Neigung zu Entzündungen des Hirns, 6 an Disposition zu entzündlichen Brustkrankheiten, 10 an Krupp, 3 an Brechdurchfall und Ruhr, 28 an Skrophulose, 4 an Blödsinn, 3 an mangelhafter Körperentwicklung u. s. w. Ein berühmter Irrenarzt (Dr. Down) bestätigt die Angabe, daß unter 300 Idioten 145 Nachkommen von Trunkenen sich finden. In einem Hause, in welchem der Alkohol herrschte, waren 2 Töchter nervenkrank, eine dritte geistesschwach; von den 3 Söhnen einer epileptisch, einer gestorben an alkoholischem Schlagfluß, der dritte blödsinnig. Doch wozu noch mehr Einzelheiten! Wer die Wahrheit jenes ehernen Urteils vom Sinai: „Ich der HErr, dein Gott, bin ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern heimsuchet, bis ins dritte und vierte Glied" bezweifelt, der gehe nur in ein Gefängnis, Irrenhaus, in eine Anstalt für Epileptische, Blödsinnige, oder in eins jener großen Sanitaries oder Reformatories für Trunkfällige in unserm Lande, und hundertfältig wird er den Beweis für diese göttliche Ordnung finden. Man merke sich, was Dr. Dodge, Direktor eines Trinkerasyls in New York, schreibt: „Alkoholismus ist so erblich wie Tuberkulose und Skrophulose!"

Auch zu den Opfern des Irrsinns stellen die Trunkenbolde ein beträchtliches Kontingent. Drei Fünftel aller Fälle von Geistesstörung in England und Amerika sind ganz allein durch die Unmäßigkeit verursacht. Innerhalb der vier Jahre von 1872 bis '75 belief sich die Zahl der in 55 englischen Irrenanstalten Aufgenommenen auf 38,527 und darunter waren 3172, fast 10 Prozent, Trunksüchtige, oder mit andern Worten, alljährlich mußten in diese Anstalten 700 durch den Gewohnheitstrunk irrsinnig Gewordene untergebracht werden. In Frankreich hat sich der Irrsinn infolge des Alkoholismus in zwanzig Jahren verfünffacht. In Oberschlesien veranlaßt der Branntweintrunk $^1/_3$ aller Ansuchen um Aufnahme ins Irrenhaus. In dem großen Petersburger Irrenhause war unter 966 Geisteskranken bei 150 Trunksucht die einzige, bei 497 eine Mitursache ihres Wahnsinns. Das Irrenhaus ist in der Thar eine Lehranstalt der Alkoholverheerungen!

Ungeheuer viele Selbstmorde hat der Alkoholismus ebenfalls auf dem Gewissen. Von den 1409 Selbstmorden, die 1883 in den Vereinigten Staaten vorkamen, sind nachweisbar gegen 500 durch Trunksucht veranlaßt worden. Auf dieselbe Ursache konnten 1875 in Preußen 8 Prozent, in Sachsen 10, in Dänemark $17^1/_2$, in Rußland 38 Prozent aller Selbsttötungen zurückgeführt werden.

Eine finstere Rolle spielt der Alkohol auch auf dem Gebiete des Verbrechens. Der Oberrichter Coleridge von England konstatierte vor kurzem, daß vier Fünftel aller vor englische Gerichtshöfe gelangten Kriminalfälle auf Alkoholismus zurückzuführen sind. Es läßt sich nachweisen, daß von je 100 Fällen der Mord in 46, der Totschlag in 68, leichte Körperverletzung in gleichfalls 68, schwere in 74, Vergehen gegen die Sittlichkeit in 77 Fällen in Trunkenheit verübt worden waren. In Deutschland wurde aus 120 Anstalten mit 32,837 Gefangenen festgestellt, daß 13,706 der letzteren Trinker seien. Hierzulande entspringen von 11 Mordthaten 10 dem Trunk. Von 2421 Gefangenen der Anstalten in Philadelphia waren 2020 Säufer; von 690 wegen Verbrechen inhaftierten Kindern in New York entstammten 400 Trinkerfamilien. Die Erfahrung lehrt, daß die Hälfte aller Verbrechen in Amerika durch den unmäßigen Gebrauch betäubender Getränke verursacht wird. —

So ist denn der Alkohol eine Quelle unsäglichen Elends und ein Reizmittel zum Laster, sobald er unmäßig gebraucht wird. Und er wird ja, wie wir gesehen haben, wirklich in schauerlicher Weise gemißbraucht. Was giebt es da für Mittel, um dem überhandnehmenden Alkoholismus zu steuern? Die Frage ist interessant und wichtig genug, um einmal in einem besondern Artikel beleuchtet zu werden. Für diesmal war es nur unsere Absicht, unsern Lesern den zahlmäßigen Beweis von der Schädlichkeit und Gefährlichkeit des Alkohols zu liefern und ihnen zu beweisen, daß es sich hier um eine der brennendsten und bedeutsamsten Fragen der Gegenwart handelt, um eine Frage von wahrhaft internationaler Bedeutung. Auf welche Weise läßt sie sich lösen? Durch Prohibition, durch Staatsgewalt, durch allerlei Theorien, durch die Wissenschaft, durch Temperänzversammlungen — oder wodurch? Davon, will's Gott, ein andermal!

Die Wette.

Ein Professor der Naturwissenschaft ging eines schönen Morgens früh in den Bergen vor seiner Stadt spazieren, um merkwürdiges Gestein zu suchen. Er traf mit einem Bauern zusammen, welcher, das Gesangbuch unter dem Arm und im Sonntagsrocke, offenbar dem nächsten Kirchdorfe zueilte, um dort einer kirchlichen Feier beizuwohnen.

„Glück auf, guter Freund!" redete er den Landmann an. „Schon so früh auf dem Wege zur Kirche? Es ist aber kein Sonntag heute."

„Wi hebbet hüte Mischonsfest", erwiderte der Bauer mit freundlichem Gruße.

„Ihr guten Leute könntet Euer Geld auch besser gebrauchen, als es zu solcher Thorheit wegwerfen", meinte der Professor.

„Dorheit? Wo so?" fragte verdutzt sein Begleiter.

„Nun, laßt den Heiden ihre Götter und behaltet Ihr meinetwegen Euren Gott. Das wird sich ungefähr gleichbleiben", sprach der Naturforscher.

„Herr", fuhr der Bauer auf, „is et denn gliek, of ener ne Ratte oder en Steen anbäet, oder den wahrhaftigen Gott, de Himmel un Eere makt het? Of he sine Mitminschen bestehlt, dodsleit un upfrit oder jüm leef het un Godes deit? Is et gliek, of ener in den Himmel oder in de Hölle kummt?"

„Ach, Thorheit, guter Freund, lauter Dummheit, das laßt Ihr Euch von Euren Lehrern vorschwatzen", fiel der Professor ihm ins Wort.

„Ick marke all", sagte der Bauer, „he is enen van de Neseklоken!"

„Ich bin Professor und Naturforscher und lasse mir allerdings kein Märchen und Dummheiten aufbinden", antwortete er.

„Je, Herr", erwiderte jener, „aber dat Sprickwort seggt: De Gelehrten de Verkehrten. Mi dünkt doch, dat unse Prediger un Scholmester klöker sin, as he. Nehme he mi dat nich för ungood."

„Nun, was lernt Ihr denn bei Eurem Schulmeister?"

„Je, wat leert wi? Gotteѕ Wort, Schrieben, Reknen, un de Natur, un Geschichte, un up de Landkarte."

„Also aus der Natur auch?" fragte der Professor.

„Dat woll ick meenen, de het unse lebe HErrgott ja erschaffen, als uns de Bibel vertellt, wo dörff denn en Lehrer davon swigen?"

„Aber glaubt Ihr denn, was die Bibel von der Schöpfung erzählt?"

„Ja, glöbt he dat denn nicht?"

„Guter Freund, denkt Euch doch, kann solche Welt in 6 Tagen werden?"

„Dat he se nicht maken kann, ook keenen Grashalm in dusend Jahren mit all' sine Klookheit, un ick nicht, un kin Minsch, dat weet ick ook. Mann, weet he denn, wo veel unse HErrgott kann?"

„Lieber Mann, das versteht Ihr nicht; wir können genau berechnen, wie viel Zeit dazu gehört und solch ein Berg mit seinen Steinen und Metallen haben muß, um sich so durch Feuer und Wasser zu bilden, wie er ist."

„Dat wör!" rief der Bauer. „Mine Grete kriegt en beten mehr Füer unner den Pott, wenn he flinker kaken schall. Un unse HErrgott brukt bloot en beten Sünne, wenn he Botter smelten will; aber in den füerspeenden Barge bött he anner Füer unner den Pott, dat de Steene to Bre smeltet un runner fleetet, wat wi Lava heet. Un will he Gold oder Sülver oder Isen smelten, wo wi Minschen ganze Dagen to nödig hebben, da nimmt he en beten Blitzfüer. Dat hebbe ick sülbens in minen Naber sienen Huse sehn. Ook is et noch, wenn unse HErrgott spricкt: Es werde, so ward et, as et is. Ne, Herr, wen sine Klokheit nich südder geiht, so woll ick woll wetten, dat ick et mit em upnähme, of ick gliek man en schlichten Bur bin."

„Mich dünkt", sprach spöttisch lächelnd der Professor, „Euch juckt das Geld in der Tasche für die Heiden. Oder da Ihr mich für einen Heiden haltet, wollt Ihr es sogleich anbringen."

„Wo so? Wo meent he dat?" fragte sein Begleiter.

„Nun, ich nehme Euch beim Wort, Ihr wollt mit mir wetten. Da wette ich nun nicht unter einen Thaler. Jeder von uns mag dem andern eine Frage vorlegen, beantwortet er dieselbe, so hat er den Thaler gewonnen; weiß er es nicht, so hat er verspielt."

„Ick weet nich, ob ick Sünne doe oder nich, dat ick mi met em inlate", zögerte der Bauer. „Abers man to", fuhr er fort, „dar steiht schreben: „Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild, ich aber komme zu Dir im Namen des HErrn Zebaoth."

„Nun, der wird Euch schon die Thaler zum Wetten wunderbar in die Tasche segnen, oder die Weisheit in allen Sprachen eingeben, wie den Aposteln zu Pfingsten", spottete der Gelehrte.

„De HErr vergebe em sone gotteslästerliche Rede", sagte traurig der Bauer, „Mann, nu mutt ick ja all for mienen Gott wetten, den he schännt. Blot ene Bedingung make ick. Ick gah up sien Feld un do em ne Frage ut de Natur, un he kummt up mien Feld un deiht mi ne Frage ut de Bibel", forderte der Landmann.

„Das ist nicht mehr als billig, da sind die Waffen gleich", lachte der Professor. „Nun thut eine Frage aus meiner Natur."

„Da kummt just Schlachter Jost her, de kann tügen, dat alles ehrlich togeiht, un kann de Dalers in de Hand nehmen un an den geben, de winnt."

„Ich bin's zufrieden", sprach der Gelehrte. Jost kam, hörte den wunderlichen Handel an und war bereit, mitzuwirken. Beide legten ihren Thaler in seine Hand. „Jetzt Eure Frage, guter Freund", widerholte der Professor.

Der Bauer begann: „He will jo van ne Schöpfung ut nicks dör Gotteswort: Es werde! nicks weeten."

„Nein, das ist dummes Zeug, jedes Ding muß sich nach den Gesetzen der Natur entwickeln, wie wir sie vorfinden. Aus nichts wird nichts", sagte sein Gegner.

„Good dat!" fuhr der Bauer fort, „nu kummt aber na den Naturgesetze de Eekel van den Eekelboom."

„Wir nennen das Eichel", fiel der Professor ein.

„Nu, meinetwegen mag dat Ding Eichel oder Eekel heten, he weet ja nu, dat ick mit mine Eekel siene Eichel meene. Genog, wenn en Eekboom wassen schall, so mutt man erst ne Eekel planten, aber wenn man ne Eekel hebben will, so mutt erst en Eekboom da sien, de Eekeln drägt. Na siene natürliche Entwicklung mutt also de Eekel eher als de Eekelboom un doch de Eekelboom eher als de Eekel wesen sien to Anfang. Nu segge he mi, welke van de beiden is denn nu eher as de andere, de doch vor em sien möht?"

„Das ist eine Frage, die niemand weiß, daher auch ich sie nicht beantworten kann", rief ärgerlich der Professor.

„Doch, he künn se weeten, wenn he man voll un gesunnen Verstand harre, denn so steiht in de Bibel und in unse Geweten, dat keene Natur sick natürlich entwickeln kann un keene Maschin nach ere Gesetzen gahn kann, eher se makt is. Wat seggst Du dato, Jost?"

„Dat is klar as Water", sagte dieser.

„Good, denn hebbe ick wunnen", sprach der Landmann, indem Jost ihm den Thaler hinreichte, un nu is an em de Rege to fragen, abers ut de Bibel."

Der Professor, dem man den Ingrimm auf dem Gesicht lesen konnte, sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Wohl denn, es soll nichts gethan haben. Legt nun auch wieder mit mir einen Thaler ein und jetzt sagt mir: wie hieß Habakuks Weib?"

„Dat het em de Dübel ingeben, dat he sone Frage deiht, wovon nicks in unsen Vertrag un in de Bibel steiht; na, dat schall nicks dahn hebben, se heet doch jümmer Fru Habakukken."

„Das ist wohl wahr", sagte verblüfft der Professor, „aber—"

„Na, wennt man wohr is, so kann he dat „aber" for sick behollen. Late he sick siene Dalers aber nich verdreten, de möt nu mit in de Mischonsbüsse wandern un helpen, den Heiden un ook den Herrn Professor de rechte Klarheit to lehren. Nu gaht abers hier unse Wege utenander for hüte; gebe Gott, dat se im Himmel wedder tohope drebt."

So sagend schlug der Bauer den Weg zum nahen Kirchdorfe ein und stimmte das Lied an:

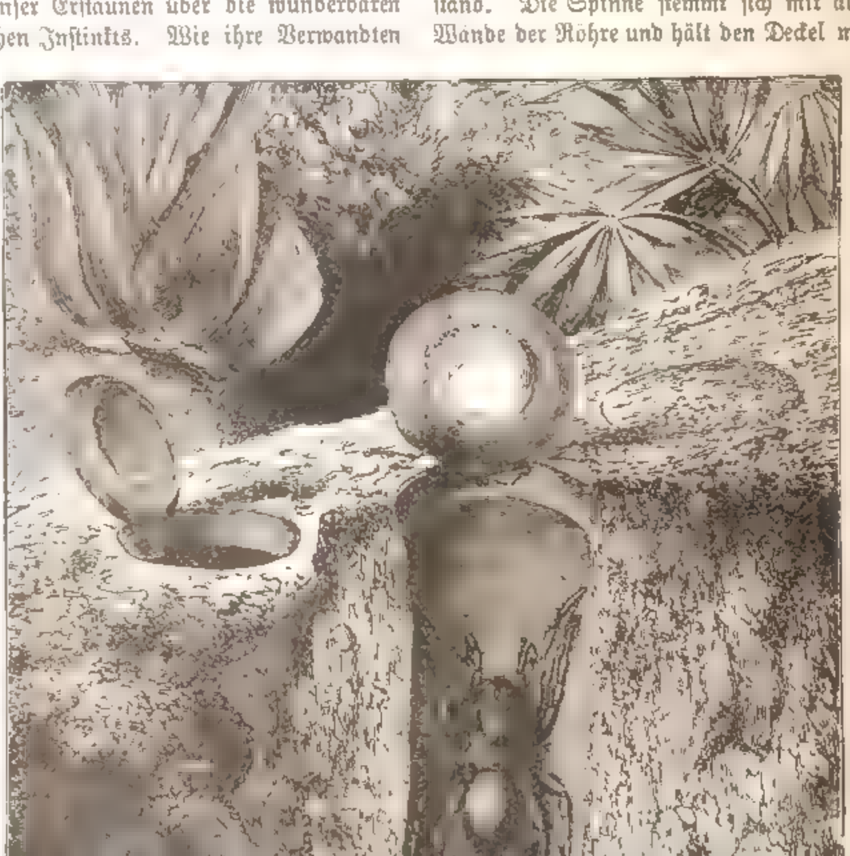
„Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben."

Die Mimirspinne.

Schon die gemeine Haus- und Gartenspinne erregt durch ihr Gewebe, deren Geflecht keine Kunst der Spindel oder des Webstuhls erreicht, unsere Bewunderung, daß wir mit Hebel sprechen können:

„[illegible] macht es so subti. und nett,
Möcht nicht, daß ich's zu haspeln hätt'."*)

Aber mehr noch weckt die Arbeit der Mimirspinne (T[illegible]ap-door Spider) unser Erstaunen über die wunderbaren Äußerungen des tierischen Instinkts. Wie ihre Verwandten sondert auch sie aus drüsenartigen Organen jene zähe Spinnflüssigkeit ab, die an der Luft zu seidenglänzenden Massen erstarrt. Aber sie spannt damit nicht luftige, zartgewobene Fäden, sondern sie kleidet damit eine mehrere Zoll lange und etwa einen halben Zoll im Durchmesser haltende Röhre aus und fertigt daraus einen Deckel, der, gelenkig mit dem Rand der Höhle verbunden, wie eine Fallthür sich durch die eigene Schwere schließt, um so mehr, da er durch Erdklümpchen beschwert ist. Was dieser kunstvoll angelegte Bau soll, ist leicht zu sehen. Derselbe ist offenbar nicht nur ein Zufluchtsort für die Spinne bei Nacht und üblem Wetter, auch nicht nur ein sicherer und trockener Bergeplatz für die Eier, sondern wohl auch eine Fallgrube; denn das nichtsahnende Insekt, das sich dem äußerlich unkenntlichen Verließ nähert, wird von der plötzlich den Deckel hebenden Spinne erfaßt, hinabgezogen und mit den Giftkeifern schnell getötet. — Versucht man, während die Spinne in ihrer Behausung ruht, den Deckel mittels einer Nadel zu heben, so findet man einen nicht geringen Widerstand. Die Spinne stemmt sich mit allen Kräften gegen die Wände der Röhre und hält den Deckel mit einigen eingehakten Beinen fest. — Ein Freund der „Abendschule" sandte mir vor kurzem die Spinne mit ihrem sorgfältig ausgegrabenen Bau zu, wofür ihm hier der herzlichste Dank wird. Er fand sie in California, wo, wie er schreibt, die Spinne gar nicht selten ist. Er nennt sie eine Tarantel und die große Vorsicht, mit der er dieselbe einfing, beweist, daß er den landläufigen Irrtum teilt, daß solche große Spinnen auch den Menschen durch ihren Biß gefährden können. Es ist dies eine ganz unnötige Furcht, wie denn auch die eigentliche, in Italien heimische Tarantel durchaus nicht durch ihren Biß jene Tanzwut erzeugt, von der man nur durch Musik geheilt werden konnte. Naturforscher, denen um Aufklärung dieser Sage zu thun war, haben sich wiederholt absichtlich von einer Tarantel beißen lassen und haben sich von der Unschädlichkeit des Bisses überzeugt. D.



Die Mimirspinne und ihr Bau.

*) Oder in Hebels allemannischer Mundart:
„Es [illegible]achet s so subtil und nett,
[illegible]"

Die Tiefe des Meeres.

In einem Artikel der „Kölnischen Zeitung" finden wir eine interes[illegible]zusammenfassung der bisherigen Bemühungen, die Tiefe des Meeres zu messen. Das Senkblei, welches in seichteren Meeren brauchbare Ergebnisse aufwies, versagte auf dem Ozean vollständig. Kein Zeichen kündigte dort an, daß das Lot den Grund erreicht habe, rastlos rollte die Leine ab, man wußte nicht, ob getrieben vom fallenden Blei oder von Meeresströmungen. Hemmte man den Lauf, so riß sie, an ein Heraufholen des Lotes war nicht zu denken. Bei dem Mangel an Thatsachen griff man zu Hypothesen, worunter die schon früher von Buffon geäußerte Ansicht vielen Beifall fand, die größten Meerestiefen seien annähernd den größten Gebirgserhebungen gleich. Diese Ansicht wurde notwendig aufgegeben, als der Gedanke, Europa und Amerika durch ein unterseeisches Kabel zu verbinden, sich der Verwirklichung näherte; denn der Kabellegung mußte unter allen Umständen eine Sondierung des ozeanischen Bodens vorausgehen. So begannen denn seit 1851 von seiten der Engländer und Amerikaner planmäßige Untersuchungen des nordatlantischen Ozeans zwischen Irland und Neufundland, allein erst nach Brookes Erfindung des auslösbaren Tiefseelots erschlossen sich die Abgründe des Meeres allmählich dem wissenschaftlichen Blicke. Das Brookesche Lot ist sehr einfach. Es besteht aus einer durchbohrten Kanonenkugel, durch welche ein leichter Stab gesteckt wird, so daß er unten über die Kugel hervorragt. Letztere ist mittels einer Schnur an einem Haken befestigt, der sich am oberen Ende des Stabes befindet; stößt dieser auf den Boden, so klappt der Haken um, die Schnur löst sich und die Kugel fällt auf den Grund, während der leichte Stab ohne Schwierigkeit aufgewunden werden kann. Um auch Proben des Meeresbodens zu gewinnen, wurde der Stab an seinem unteren Ende ausgehöhlt und innen mit Talg bestrichen, so daß Teilchen des Seegrundes daran hängen blieben und emporkamen. Der Grundsatz des Brookeschen Lotes hat sich durch den Erfolg durchaus bewährt und rasch folgten neue Vervollkommnungen des einfachen Apparats. Gegenwärtig sendet man ganze Sammlungen von Instrumenten und Apparaten in die Tiefe des Ozeans, Schöpfflaschen, selbstregistrierende Maximum- und Minimumthermometer, Schwebnetze, Quastenschlepper, Kätcher und schwere Schleppnetze. Sahen die Forscher vor dreißig Jahren mit freudigem Stolze auf die kleinen Prisen vom Seegrunde, welche unter günstigen Umständen die



Großmutter und Enkelin. (Siehe Seite 756.)

Sonde aus den dunklen Abgründen des Meeres heraufgebracht hatte, so finden wir heute, daß der Schlamm zentnerweise aus 16,000 Fuß Tiefe emporgeholt wird und man ein überaus reiches organisches Leben in den pelagischen Schlünden kennen gelernt hat. Welche Fortschritte aber auch die Zukunft auf diesem Gebiete noch bringen mag, so werden doch dem unmittelbaren Zugange des Menschen die Abgründe des Ozeans auf immer verschlossen bleiben; denn keine Glocke und kein Taucherhelm könnte Schutz gewähren in ozeanischen Tiefen, wo der Druck infolge der darüber lastenden Wasserschichten 500 Atmosphären und noch mehr beträgt. Auch dem Lichtstrahl ist die Tiefsee unzugänglich. Nach den angestellten Versuchen dringt das Licht etwa 325 Fuß tief in das Meer ein. Experimente mit photographischem Papier ergaben als Tiefe, in welcher die letzten Lichtspuren schwinden, etwa 1300 Fuß; dort herrscht wahrscheinlich eine schwarzviolette Farbe und darunter Nacht. Auch die Temperatur des Meerwassers nimmt von der Oberfläche an ab und am Boden der Ozeane ist selbst unter den Tropen das Wasser eiskalt, wahrscheinlich weil in den tiefen Meeresschichten eine langsame, aber mächtige und ununterbrochene Bewegung des Wassers von den Polen gegen den Äquator hin stattfindet.

Die größte mit zuverlässigen Apparaten bis jetzt gemessene Meerestiefe findet sich im großen Ozean östlich von den Kurilen. Sie wurde 1874 von dem amerikanischen Schiffe „Tuskarora“ gelotet und beträgt 27,680 Fuß, kommt also bis auf 1275 Fuß der Höhe des Gaurisankar gleich. Auch der „Challenger“ hat im westlichen Teile des nördlichen Pacific Tiefen von 26,000 Fuß gefunden, so daß östlich von Japan eine tiefe Furche am Seeboden anzunehmen ist, die man auf den Karten bisweilen als „Tuskarora“-Tiefe bezeichnet findet. Überhaupt sind die Unebenheiten am Grunde des Stillen Weltmeeres größer und schroffer, als im Atlantischen Ozean, und man kann dort wirklich von unterseeischen Bergen sprechen. Der Höhenunterschied zwischen dem Meeresboden und den Spitzen der Vulkanriesen der südamerikanischen Kordilleren beträgt über 32,600 Fuß, und zwar bei horizontalen Entfernungen von nur 150—200 Seemeilen. Es findet sich auch hier eine gewaltige unterseeische Bodenspalte, die, gerade wie an der asiatischen Küste, seitlich von vulkanischen Schlünden begleitet wird, und man empfängt den Eindruck, als sei der damalige Zustand hier mehr jugendlich als im Gebiete des Atlantischen Ozeans. Die größte Tiefe des letzteren beträgt 28,250 Fuß und wurde 1873 vom „Challenger“ nördlich von den kleinen Antillen gelotet, also wiederum nahe der Küste und keineswegs mitten im Ozean, wie man annehmen möchte.

Ein irdisches Samenkorn, von dem allmächtigen Säemann gestreut.

Ich führe Euch auf den Gartenkirchhof zu Hannover. Dort ist gleich hinter der Kirche ein Grab. Ihr seht es auf dem Bilde, das wahrheitsgetreu gezeichnet ist. Es ist mit neun schweren Quadern zugedeckt: vier erst unten als Grundlage fest aneinander gefügt, mit eisernen Klammern verbunden, dann wieder vier darauf liegend, die unteren Fugen bedeckend und schließend und wieder verklammert, und auf diesen dann noch ein schwerer Sandsteinblock, fünf Fuß lang, zwei Fuß breit, zwei und einen halben Fuß hoch und viele Centner schwer. Und an der Quaderfläche, die nach der Kirche zugekehrt ist, steht zu lesen: „Sie gebar dem Himmel drei Söhne, wandelte schon hier, wie sie dort wandeln wird, und durfte eilen in ihr Vaterland“ — und darunter der Name derer, die darunter ruht, einer jungen Frau von 26 Jahren; und auf dem untersten Quader nach der Kirche hin steht: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden.“ Und der große, schwere Sandsteinblock legt sich so fest und massig darauf, als wollte er sagen: „Ja, laßt nur einen kommen und es versuchen, so leicht wird das keinem gelingen“, und als wollte er sich selbst dem Allmachtswort des Menschensohnes, das einst die Toten aus den Gräbern ruft, entgegenstemmen.

So lag das Grab, und so hat's gelegen gar manchen Tag, und keinem ist es eingefallen, die Stätte des Todes öffnen zu wollen, obwohl es keiner beachtet hat, was auf dem unteren Quader geschrieben steht. Aber unser HErrgott hat's beachtet. „Und Er machte seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen.“ Und Er hat dem Herbstwind geboten, und der hat ein Birkensämlein herabgeweht und hat es vor sich hergetrieben, bis das Sämlein eine Ritze gefunden vor dem tosenden Herbstwind zwischen den Quadern dieser Gruft. Da hat es sich stille hingedrückt und hat sich gefreut, daß es da so geschützt und friedlich liegen konnte, und die Augen geschlossen und seinen Winterschlaf gehalten, und Gott der HErr hat es zugedeckt mit Moos und Laub. Da lag es weich und warm.

„Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden.“

Als es aber Frühling geworden, da hat die Sonne so warm in die Ritze geschienen, und von dem Sandstein ist im Lauf der Jahre etwas losgemodert und fruchtbarster Boden geworden, und als dazu der liebe Gott es gefeuchtet von oben her — da macht das Sämlein die Augen auf, und die Lebenskraft, die es in sich trägt, fängt an sich zu regen, und es fängt an sich zu recken und zu strecken, und es treibt einen Keim, und es treibt ein Stämmchen nach oben und seine Würzelchen nach unten und thut wahrhaftig, als ob es sich hier festsetzen wollte und wachsen und ein Baum werden. — Stämmchen, Stämmchen, hüte dich! Da unten zu deinen Füßen steht: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden“, und da über dir liegt der Sandsteinquader und droht dich zu erdrücken und nimmt dir Licht und Luft und Leben.

Das Stämmchen hört nicht. Es wächst fröhlich weiter, ganz bescheiden; aber es gedeiht, obwohl es zunächst noch seine Nahrung gar kümmerlich aus den Ritzen suchen muß. Und es wächst weiter und weiter, Jahr um Jahr, sieht gesund und kräftig aus. — Aber nun muß es ja bald aus sein. Die Wurzeln müssen mehr Raum haben und auch der Stamm mehr Platz. Und obenauf liegt der Steinquader, festgemauert und festgeklammert und unten droht das Wort: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden.“ — Was da unten geschrieben steht, das kümmert das Bäumchen nicht: — es kann ja nicht lesen. Aber der Block da oben!

Schadet nichts. Der HErr hat seine Engel zu Winden gemacht, und die haben das Sämlein hergetragen, daß es da eine Predigt halte von dem allmächtigen Gott, der nicht einmal zu reden braucht,

dessen verborgenster Wille die Allmacht hat, des Menschen Wort und Wille zunichte zu machen und selbst des Grabes Pforten zu sprengen. — Die Würzelchen werden zu Wurzeln, das Stämmchen zum Stamme; und sie machen sich Platz und sprengen die Klammern und treiben die gewaltigen Quader auseinander, Jahr um Jahr immer höher. Und der Staub des jungen Leibes, der da unten ruht in seiner Gruft, um deswillen das vermessene Wort geredet ward, und den man wohl meinte bewahren zu können vor der Stimme des Menschensohnes, muß nun den Wurzeln Nahrung geben. Und so ist es schließlich der Staub des Leibes selbst, den man da bewahren wollte, der des Grabes wohlversicherte Thore sprengt. — Und da unten zu des Stammes Füßen steht noch immer das vermessene Wort: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden." Aber die Birke ist ein prächtiger Stamm geworden und trägt eine prächtige Krone. Und wenn die ersten Frühlingslüfte säuseln, dann flüstert's durch Knospen und Zweiglein und Äste, und wenn die Sommerkühle zieht, dann singt's und klingt's in Blüten und Blättern, und wenn die Herbstesstürme brausen, dann heult's und klagt's in den kahlen Zweigen. — Möchte aber jemand, der im heutigen Eingangswort von dem Samen gelesen, der auf den Fels fiel, irre werden und sagen: „Also auch dieser kann wachsen und gedeihen?" und Ursach nehmen, hinter dem Fels im eigenen Herzen sich zu verbarrikadieren, — der sei gewarnt, nicht auf Zeichen und Wunder zu warten, die der allmächtige Gott thun kann, auch je und dann thut, vielmehr Kraft und Mittel zu gebrauchen, die sein Gott ihm zu gewissenhafter Verwendung in die Hand gelegt, nämlich sein Wort und seine Sakramente, dadurch der heilige Geist „ein gut Land" macht. Dann wird er, wenn sein Stündlein gekommen, selbst als ein feines Samenkörnlein eingesenkt und im Frieden ruhen, bis des großen Sämanns Verheißung sich erfüllt: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens." Aber höre, wenn er mit ernstem Munde schließt: „Die aber Übels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts!"

Riesenschiffe im Altertum.

So geräumig und elegant auch viele unserer jetzigen Dampf- und Segelschiffe sind, so stehen sie doch vielleicht an Reichtum und Größe den Riesenschiffen des Altertums nach. So ließ Ptolemäus Philopator, König von Ägypten, ein Schiff bauen, das 420 Fuß Länge, 56 Fuß Breite und 72 (resp. 80) Fuß Höhe hatte. Hinten und vorne befanden sich als Zierat Figuren von Tieren, die nicht weniger als 18 Fuß hoch waren. Die Mannschaft bestand aus 4000 Ruderern, 400 Sklaven und 2820 Matrosen, war also bedeutend zahlreicher, als auf einem unserer größten Schiffe. Ein anderes Schiff von minder riesigen Dimensionen, „Thalamegas" oder „Zimmerschiff" genannt und ebenfalls für Ptolemäus erbaut, war nur 320 Fuß lang und 45 Fuß breit; aber seine Höhe betrug mit Inbegriff des auf dem Verdecke erbauten Zeltes 90 Fuß. Es war ein flaches Schiff, für das seichte Gewässer des Nils bestimmt, und hatte ein majestätisches Ansehen, das Hinterteil war mit Zieraten von außerordentlicher Schönheit geschmückt. In der Mitte des Schiffes befanden sich Speisesäle und Zimmer, die mit allem versehen waren, was die Phantasie nur ersinnen kann, um die Launen eines üppigen Hofes zu befriedigen. Längs der Seiten und des Hinterteiles lief eine Galerie mit zwei Stockwerken; die untere Galerie war eine Säulenhalle, das obere Stockwerk glich einer indischen Veranda. In die erste trat man durch einen mit Elfenbein und köstlichem Holze ausgelegten Vorsaal. Der mit Säulen umgebene große Saal war mit Purpursofas versehen und mit Cedern- und Cypressenholz getäfelt; seine 20 Thüren waren mit Elfenbein eingelegt. Die Querbalken waren vergoldet; die Decke von Cedernholz war mit Gold verziert. Der Bankettsaal wurde von Pfeilern von dem feinsten indischen Marmor getragen. Segel und Tauwerk waren purpurrot gefärbt. König Hiero II. von Syrakus (299—215 vor Christo), der viele prachtvolle Tempel und andere Gebäude erbauen ließ, besaß auch großen Geschmack für die Schiffsbaukunst, verband aber das Nützliche mit dem Großartigen; denn die meisten seiner ungeheuren Schiffe dienten dem Getreidetransport. Eines dieser Schiffe wurde unter Leitung des Archimedes von dem Baumeister Archias von Korinth erbaut; der Bau, ohne die innere Einrichtung, dauerte ein Jahr. Das Holz, welches dazu aus den Wäldern des Ätna genommen wurde, hätte hingereicht, um 30 Galeeren der damals üblichen Größe zu bauen; das Schiff hatte drei Stockwerke. Alle Zimmer des Schiffskapitäns im mittleren Stockwerke hatten Fußböden, die mit Mosaiktafeln ausgelegt waren, welche aus kleinen farbigen Steinen bestanden und Scenen aus der Iliade Homers darstellten. In demselben Stockwerke befand sich ein Übungsplatz und Gärten mit Pflanzungen und Lauben aus Epheu und Weinreben; zu diesem Ende war der Fußboden mit Blei und irdenen Platten belegt und dann mit Erde überschüttet worden. Sehr schön war das der Venus geweihte Gemach; hier bestand der Fußboden aus Achat und anderen schönen Steinen, die Wände und die Decke aus Cypressenholz, die Thüren aus Elfenbein und einer wohlriechenden Holzart; das ganze Gemach war mit Gemälden, Bildsäulen 2c. kostbar ausgeschmückt. In der Bibliothek oder dem Studierzimmer waren Wände und Thüren von Buchsbaum; an der Decke war ein astronomisches Instrument angebracht. Auch an einem Bade fehlte es nicht; es enthielt u. a. drei Dampfbäder. Auf jeder Seite der Wände befanden sich zehn Pferdeställe.

Am Vorderteile war ein Wasserbehältnis, welches Trinkwasser enthielt und aus Brettern bestand, die mit Leinwand beschlagen und mit Pech bestrichen waren. Daneben befand sich ein Fischbehälter mit Seewasser, um Seefische darin lebendig aufzubewahren. Auf beiden Seiten ragten aus den Wänden des Schiffes Balken hervor, auf welchen das Holz, das Küchengeräte, die Mühlen 2c. ruhten. Das Schiff umgaben acht befestigte Türme, zwei von vorn, zwei auf dem Hinterteil und zwei auf jeder Seite. In jedem derselben waren zwei Wurfmaschinen oder Ballisten und daneben Schießlöcher angebracht, um auf die feindlichen Schiffe Steine werfen zu können; die Türme waren mit Steinen und Wurfgeschossen angefüllt. Auf dem Verdeck stand eine nach Angabe des Archimedes verfertigte Katapulte, d. h. eine Art ungeheure Armbrust, welche 150 Pfund schwere Steine und 12 Ellen lange Balken in die Entfernung eines Stadiums (400 Fuß) schoß. Außerdem gingen, um das Entern zu erschweren, eiserne Pallisaden rings um das Schiff. An die Bemannung anlangend, so standen auf jeder Seite des Schiffes 60 Bewaffnete, ebensoviele um die Masten und Wurfmaschinen, in den Türmen 48, in den eisernen Mastkörben 6, auf dem Vorderteile 600. Dieser kolossale Bau hieß anfangs „Syrakusa"; da aber nur wenige sizilische Häfen geräumig genug waren, das Schiff zu fassen, so schenkte es Hiero dem Könige Ptolemäus Philadelphus von Ägypten und legte ihm den Namen „Alexandria" bei. Die Ladung des Schiffes bestand in 60,000 Bushels Getreide und 10,000 Gefäßen mit sizilischen eingemachten Gegenständen, 500 Tonnen Wolle und ebensoviel anderen Waren, außer dem Proviant für die Mannschaft.

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von Luise Pichler.

(5. Fortsetzung.)

Der damalige Landsitz Bellevue bestand aus zwei Häusern, dem Wirtschaftsgebäude und dem königlichen Landhaus. Den schönen ersten Sommer ihrer glücklichen Ehe hatte das neuvermählte Paar dort verlebt, ehe der Tod König Friedrichs sie ins Königsschloß und zu den ernsten Sorgen und Pflichten des Königsthrones berief.

In stillem Frieden lag der liebliche Landsitz in der lauen Frühlingsnacht. Der Wagen hielt am Portale, wo die wohleingeübten Pferde wie in Marmor gehauen stille standen. Das Königspaar stieg aus und trat durch die Stufen empor in ein trauliches Gemach, worin der kleine runde Tisch mit zwei Gedecken bereit stand.

Während sie das Abendessen einnahmen, fand die Königin die geeignete Stunde, um dem König von der Audienz zu erzählen, die sie morgens dem Bauernmädchen erteilt hatte. Den Namen des Ortes hatte sie von dem Mädchen sich noch

nennen lassen, als dasselbe sich schon zurückzuziehen im Begriff war.

„Ich kenne den Fall“, sprach König Wilhelm, dessen Miene sich verdusterte; „es ist eine traurige Wahrnehmung, daß in Zeiten der Not auch die Verbrechen gegen Leben und Eigentum sich mehren. Wenn der Schuldige genannt wird, so kann ich Gnade üben; der unschuldig Eingekerkerte darf wegen seines Wilderns keine Strafe befürchten.“

„Ich habe nach dem Namen des Schuldigen nicht gefragt, denn ich darf ihn nicht nennen“, erwiderte Katharina rasch; „nur den Unschuldigen möchte ich frei wissen. Daß Du die übrige Strafe ihm erläßest, danke ich gern Deinem edlen Sinne.“

„Ich habe sie in dieser Notzeit jedem deshalb Angeklagten erlassen“, versetzte der König; „der Wildstand muß ohnedies verringert werden, da er der Land- und Forstwirtschaft beträchtlichen Schaden zufügt. Ich habe deshalb neue Forst- und Jagdgesetze erlassen; sie werden aber von dem Personal, meist eingefleischten Jägern, so viel wie möglich umgangen.“

„Habe Dank darum!“ versetzte Katharina innig.

Der König fuhr fort: „Um den, wofür Du Beweise zu haben glaubst, unschuldig Gefangenen zu befreien, werde ich dem dortigen Untersuchungsgericht Andeutung geben. Indessen ist ein junger, sehr tüchtiger Jurist mit dem Prozesse beauftragt, und ich zweifle nicht, daß er bald auf die richtige Spur kommen wird.“

Das kleine Mahl war jetzt beendet. Beide erhoben sich und traten durch die Glasthüre auf den Balkon, wo die Nachtlandschaft in friedvoller Schönheit vor ihnen ausgebreitet lag.

Am östlichen Himmel stieg der Vollmond golden empor und goß sanften Glanz über Berg und Thal. Die Baumgruppen des Neckarufers hoben sich schattend von der glatten Rasenfläche des Thales. Dazwischen glitzerte die Flut des Neckars und wand sich wie ein silbernes Band um die Stadt Cannstatt, deren Türme sich dunkel am hellen Nachthimmel abzeichneten. Dunkel lagen auch die Bergzüge jenseits des Neckars, nur die Kuppe des roten Berges trat hell ins Thal vor, vom vollen Mondstrahl beglänzt. Ringsum herrschte nächtliche Stille; von fern rauschte der von Frühlingsgewässern hochgehende Neckar, in den Bäumen säuselte der laue Wind, es knisterten die Knospen, die ihre Hüllen sprengten, von Cannstatt herüber klang feierlich der Glockenschlag neun.

Das Königspaar war verstummt, vom sanften Ernst des nächtlichen Bildes erfüllt. Katharina hatte die Hand auf den Arm des Gemahls gelegt; ihre Gestalt schmiegte sich an die seine. Endlich sprach sie in leisem Flüstertone: „Wie schön ist die Natur in ihrer Ruhe! — Aller geschäftige Lärm des Tages, alle Mißtöne menschlicher Leidenschaften sind verstummt — wie in der heiligen Ruhe des Todes. — Wie kurz oder lange noch — und auch wir werden ruhen, und das Geräusch des Lebens mit seinen Sorgen und Freuden ist für uns verstummt!“

„Wohin führen Dich Deine Gedanken, Geliebte?“ fragte der König. „Noch stehen wir beide in der Vollkraft des Lebens, glücklich eines im andern. Der Allerhöchste möge dies Glück uns erhalten!“

„Ja — glücklich eines im andern“, wiederholte die Königin leise; „und doch wird ein Tag kommen, der uns trennt, sei er noch fern oder nahe. Doch — ob das Leben auch endet, die wahre Liebe ist ewig wie die Seele. — Sollte ich von Deiner Seite gerissen werden, Wilhelm, Du wirst mich doch niemals vergessen?“

Sie stand stille und heftete den seelenvollen Blick auf den königlichen Gemahl; ihr Antlitz war bleich im Lichte des Mondes.

„Niemals, Katharina, so lange Seele und Atem in mir ist!“ antwortete der König tiefbewegt.

„So laß mich jetzt einen Wunsch aussprechen, den ich längst in mir trage“, fuhr Katharina fort und wandte ihr Antlitz wieder dem mondbeglänzten roten Berge zu. „Laß meine Ruhestätte auf jenem Berge sein, wohin es mich zieht, der mir so freundlich entgegengeblickt hat, als ich zum erstenmal an Deiner Hand diesen Ort betrat!“

„Es sei so, — solltest Du vor mir abgerufen werden, was Gott verhüte!“ antwortete der König.

„Auch Du wirst mir dorthin folgen?“ fuhr Katharina dringender fort; „wie lange ich auch schlummernd Deiner harren mag, ob eine andere Gemahlin meinen Platz an Deiner Seite einnehmen wird, ob das Leben Dir noch vieles bringe in Glück und in Kampf, was ich nicht mit Dir teilen darf, — wenn der Tod Dir dereinst die Augen schließt, wirst Du an meiner Seite ruhen, Wilhelm?“

„Ich gelobe es Dir!“ sprach der König erschüttert.

Noch einen Blick warf Katharina hinüber auf die mondbeglänzte Bergkuppe; dann schritt sie, Arm in Arm mit dem Gemahle, dem Portale zu, wo der Wagen ihrer harrte, um sie nach kurzer Fahrt nach Stuttgart zurückzubringen.

---

15. Bist ein schlauer Fuchs — aber ich bin noch schlauer als du.

Rösles Abwesenheit von Haus hatte ihren Vater nicht beunruhigt. Tags zuvor hatte sie gegen ihn beiläufig geäußert: „Meine Base in Gerstetten ist schon lange krank, wie ich inne worden bin. Ich sollte sie besuchen, da sie ja meiner seligen Mutter einzige Schwester ist.“

„Ich sag nichts dagegen, kannst meinetwegen gleich morgen gehen“, brummte der Bauer. Er hatte sich sonst nicht viel um die auswärts ansäßigen Verwandten seines Weibes bekümmert, aber es kam ihm jetzt gelegen, wenn seine Tochter auf einige Tage abwesend blieb.

Darauf hatte Rösle der Magd die nötigen Anweisungen für mehrere Tage gegeben, indem sie ihr sagte: „Kann sein, ich bleib länger aus, wenn's bei der Base nicht gut stehen sollt.“ Sie beabsichtigte in der That, bei der Rückkehr von Stuttgart den Umweg über das entlegene Albort zu nehmen, wo die Base lebte.

Dem Heiligenpfleger war es aufgefallen, daß die Tochter in den letzten Tagen ihn so oft mit bangem, forschendem Blick betrachtet hatte.

„Die Röse ist der Sache auf der Spur, das fehlte noch zu allem“, sprach er bei sich.

Der dem Trunk ergebene Holzmacher war ihm mit seinen Ansprüchen immer lästiger geworden, wie ein blutsaugerisches Insekt, das durch seine Stiche quält und sich nicht abtreiben läßt. Dabei lag die Befürchtung nahe, daß er in der Trunkenheit das Geheimnis verrate; schon sein öfterer Verkehr mit dem Heiligenpfleger mußte auffallen.

In schlaflosen Nächten fühlte sich der hochmütige, vielbeneidete Bauer bis zur Verzweiflung gequält von der Angst vor der schmachvollen Entdeckung. Er sah sich in seinem Hause festgenommen, von Landjägern durchs Dorf transportiert, wo er seit Jahrzehnten der angesehenste Mann war. Dann kam Gefängnis, Zuchthaus. So sehr ihm die Geldsummen vom Herzen gingen, die ihm der Holzhauer bis jetzt abgepreßt hatte, so trat doch der Geiz zurück vor dem Hochmut, der ihn beherrschte und in ihm die Stelle des Gewissens und des Gefühles für Recht und Ehre einnahm. Ihm schmeckte das bessere Essen nicht mehr, das für ihn bereitet wurde. Er beneidete die Dienstboten um den kräftigen Appetit, mit dem sie die geringe Kost verschlangen, die ihnen vorgesetzt wurde. Desto öfter holte er sich vom Faß in der hinteren Ecke des Kellers; der Wein half ihm die schweren Gedanken verscheuchen. Immer wieder sprach es in ihm: „Fiele der [illegible]

zu tot oder erschlüge ihn ein Baum, so geschähe niemand ein Schaden damit. Sein Weib brächte sich und die Kinder leichter durch ohne ihn, und unterstützen wollt ich sie schon — da wollt ich mich nicht schlecht finden lassen."

Als ihm nun die Magd morgens meldete, daß seine Tochter sich in der Frühe auf den Weg gemacht habe zur fernen Base, nickte er nur zustimmend und mußte sich Gewalt anthun, um der schlauen Magd nicht ein plötzliches Aufleuchten wilder Freude in seiner Miene zu verraten. Ihm fiel nicht auf, daß Rösle ihm zwar ihre Absicht, auf einige Tage wegzugehen, kund gethan, aber ihm nicht „Behüt Gott" gesagt hatte.

„Die Röse ist fort", klang es in ihm; „jetzt muß ich der Sache ein Ende machen — so oder so. Länger kann's nicht mehr fortgehen."

„Geh hinüber zum Link", wies er darauf den Knecht an, „und frage nach, ob er aufs Stumpengraben in meinen Wald gegangen ist, wie ich ihn angewiesen habe."

Doch der Knecht brachte die Antwort zurück, Link sei auswärts; sein Weib wisse nicht wohin. „Er wird aufs Wildern ausgegangen sein", setzte der Knecht als seine eigene Meinung hinzu.

Als am andern Morgen der Bauer wieder anmahnen ließ, hieß es, der Holzhauer sei mit andern im Herrschaftswald beschäftigt. Tag für Tag verging, ohne daß der Heiligenpfleger Gelegenheit fand, ihn unbelauscht zu sprechen. Als ob der Holzhauer seine Absicht ahne, wich er ihm aus, und die Ungeduld des geängsteten Mannes wuchs von Tag zu Tag.

„So lang er Geld hat, läßt er sich nicht sehen; darüber geht die Zeit hin, und die Röse kommt zurück", sprach er bei sich.

Am sechsten Tage abends, als er Link heimkehren sah, überwand der Heiligenpfleger die Scheu, die er neuerdings trug, sich in Links Haus zu zeigen, und verfügte sich sogleich in das kleine Nachbarhäuschen, wo er die Familie beim Nachtessen traf, das für die Teuerungszeit reichlich genannt werden konnte; es bestand aus einer dicken Mehlsuppe, wozu für den Holzhauer noch ein Stück Fleisch auf einem Teller stand.

Der reiche Bauer verbiß den Ärger über diese Üppigkeit, die mit seinem Gelde bestritten wurde, und redete den Holzhauer mit möglichst gleichgültiger Miene an: „Ich komme wegen der Stumpen in meinem Wald; Du mußt Dich morgen daran machen, hast mich jetzt lange genug hinausgezogen."

„Kann nicht sein, Heiligenpfleger", gab der Holzhauer mit boshaftem Blicke zurück; „der Förster pressiert auch, und Ihr wißt, der Herrschaftswald geht vor. — — Aber da Ihr mir einmal wieder die Ehre anthut, in meinem Haus einzusprechen, so setzt Euch auch. Ich lad Euch nicht ein, daß Ihr am Essen mithalten sollt — Ihr habt's besser zu Haus. Mit Wein kann ich auch nicht aufwarten, hab' keinen Keller, aber einen vorzüglichen Branntwein, wie man ihn jetzt nicht überall kriegt, den müßt Ihr schon versuchen. — Bring den Steinkrug, Weib, und das Schnapsglas!"

Der Heiligenpfleger hörte gar wohl den Hohn aus diesen Worten; war's doch wieder er, der dem Holzhauer den jetzt seltenen Genuß bezahlen mußte. Aber wieder hielt er an sich, setzte sich auf die Bank und benutzte den Augenblick, als das Weib aufgestanden war, Link ins Ohr zu raunen: „Ich muß morgen insgeheim mit Dir reden. In meinem Eichenschlag müssen wir uns treffen. Es ist Dein eigener Vorteil, darum sperre Dich nicht länger!"

Indessen kam das Weib mit dem strohumflochtenen Branntweinkruge, stellte ein Gläschen auf den Tisch und schenkte es für den Gast voll.

Der Heiligenpfleger überwand sich, nippte davon und setzte es wieder nieder mit den Worten: „Das ist ein Herrentrunk, Du verstehst Dich darauf, Link, das kann Dir niemand abstreiten."

„Nun seht", sprach der Holzhauer, ihn von der Seite mit schlauem Blick streifend, „ich hab' mir's überlegt; da Ihr gar so pressiert, will ich morgen in Euren Eichenschlag gehen! Die Grete kann mich dann beim Förster entschuldigen. — Ihr kommt doch auch hinaus, schaut nach den Stumpen?"

„Will sehen, ob ich Zeit finde", versetzte der Heiligenpfleger, im Blick auf das horchende Weib rasch einen gleichgültigen Ton annehmend. Dann stand er auf, ohne das Branntweinglas ausgetrunken zu haben. „Ich verlaß mich darauf, Link — und so guten Abend miteinander!" sprach er, indem er rasch die enge Stube verließ.

Mit heiserem Lachen schaute Link dem Weggehenden nach. Als die niedere Thür sich hinter demselben schloß, spottete er: „Bist ein schlauer Fuchs — aber ich bin noch schlauer als du."

„Was meinst damit, Mann?" fragte sein Weib betroffen.

„Werd Dir's nicht auf die Nase binden", erwiderte der Holzhauer rauh. „Halt — laß den Branntweinkrug da! ich brauche heut noch einen guten Schluck. — Schaff die Fratzen da ins Bett! — Ich will Ruhe haben."

Schweigend bedeutete das Weib den älteren Kindern, sich in ihre anstoßende Schlafkammer zurückzuziehen, und ohne Widerrede gehorchten sie, da sie wußten, daß es nicht gut um den Vater zu sein sei, wenn er den strohumflochtenen Krug vor sich habe.

Die Frau aber eilte, die kleineren Kinder ins Bett zu legen, dann zog sie sich in die Küche zurück, wo sie neben den noch erwärmten Herd ihre Kunkel mit Werg stellte. Während sie den groben Faden zu Zwilch spann, sann sie darüber nach, woher ihr Mann in dieser Hungerszeit das viele Geld doch bringe. Das Wildern allein konnte so viel nicht eintragen. „Was soll aus meinen Kindern werden, wenn sie nichts anderes als das Beispiel des Vaters vor sich haben?" sprach sie seufzend.

---

16. Im Eichenschlag.

„Heute muß ich von der Kette los werden —" sprach der Heiligenpfleger, als er sich nach schlafloser Nacht morgens erhob. Er trat zum Fenster und sah den Holzhauer, die Axt auf der Schulter, am Hause vorübergehen und in seiner vertraulich frechen Art emporgrüßen.

„Er hält Wort, er geht in den Eichenschlag", sprach der Bauer, und eine wilde Freude durchzuckte ihn; gleichzeitig aber überlief ihn ein Schauer und er verließ das Fenster rasch.

Er berührte die Morgensuppe kaum, schloß aber mehrmals den Wandkasten auf, wo er einen Extratrunk verwahrt hielt.

Den Morgen über verschob er den Gang nach dem Eichenschlag und machte sich Verschiedenes in Scheuer und Stall zu thun. Seine Unruhe und Hast fiel sogar dem Knecht auf, der, als die Magd an ihm vorüber zum Brunnen ging, ihr zuraunte: „Was nur der Bauer haben mag? Es geht etwas mit ihm um, und er will sich's nicht anmerken lassen."

„Gieb ihm nicht Obacht —", versetzte die behutsame Magd; „er wird von einem Gant Nachricht haben, wo er daran verliert, oder hat ihm sonst ein erhoffter Gewinn fehlgeschlagen. Um sein Geld geht ja doch all sein Dichten und Denken und es ist ihm mehr daran gelegen, als an seiner einzigen Tochter."

Nach dem Mittagessen schickte der Bauer den Knecht samt der Magd auf einen entlegenen Acker. „Ich komme nach", sagte er noch, als sie weggingen, „will vorher nach der Thalwiese schauen — man sollte längst pferchen dort, wenn irgendwo noch Schafe aufzutreiben wären."

Nun erst, als ihm beide aus dem Gesicht waren, rüstete

er sich zu dem verhängnisvollen Gange. Zwar schien die Sonne, aber am Abendhimmel türmte sich eine graue Wolkenbank auf; einzelne weiße Wölkchen hoben sich gleißendhell von dem dunkeln Hintergrund ab.

„Dort hinten zieht ein Hagelwetter herauf", murmelte Peter Steiner; „das ist recht so, — werden heut wenig Leut auf dem Feld sein. — Den Mantelkragen kann ich auch umlegen, ohne daß man was Besonderes darin findet."

Damit warf er den alten Mantel um und ging darauf in seine Schlafkammer. Aschfahl war sein Gesicht, aber seine Hand zitterte nicht, als er eine der geladenen Pistolen, die stets über seinem Bette hingen, von der Wand nahm und unter dem Mantel verbarg. Festen Schrittes verließ er das Haus und nahm den Weg nach dem Walde.

Der Eichenschlag, dessen Besitzer er war, lag in entlegener Ecke des Waldes, die an ein ausgedehntes Wiesenthal grenzte. Zwischen Wald und Wiesen lag ein Teich, der von den herabrinnenden Waldbächen gespeist wurde und dessen dunkler Spiegel den düstern Eindruck des einsamen Thales erhöhte. Der Heiligenpfleger besaß dort eine Wiese. Er konnte von da unbemerkt in den Eichenschlag gelangen.

Der Sturm sauste und drohte ihm den Mantel von den Schultern zu reißen; zwischenein brannten die Sonnenstrahlen und erloschen wieder hinter den Wolken. Ringsum auf dem weiten Felde war niemand zu sehen. Die Bauern hatten weder Saatkorn noch Zugvieh; wie sollten sie die Äcker bestellen? Viele lagen krank, die andern waren entkräftet von Hunger und schlechter, ja ungesunder Nahrung, sie schauten mut- und hoffnungslos dem näher kriechenden Gespenst des Hungertyphus entgegen und spürten keinen Trieb in sich, nach ihren unbesäten Feldern zu schauen.

Auf den Thalwiesen sproßten schon die duftenden gelben Schlüsselblumen und die weißen, lieblichen Anemonen; der Grasboden stand frisch, obwohl er der gewohnten fetten Nahrung entbehren mußte; er schien wieder einbringen zu wollen, was er im vorhergegangenen Frühjahre nicht hatte tragen können.

Der reiche Bauer schaute nur flüchtig über die Wiese hin und warf dann einen lauernden Blick ringsum. — — Nirgends war ein Mensch zu gewahren. Er verließ die Wiese und ging dem Walde zu. Der Weg führte an dem Seespiegel vorüber, der wegen seines düstern Anblicks von den Dorfleuten das schwarze Loch genannt wurde. Er sah düsterer als sonst aus, da graue Wetterwolken sich in der Wasserfläche spiegelten. Im Dorfe erzählte man unheimliche Geschichten von dem kleinen See, der, wie man behauptete, unergründliche Tiefe habe.

Dem Bauern ward der Anblick des stillen Wassers, das wie ein tiefes, dunkles Auge zum Himmel aufblickte, plötzlich zuwider. Er eilte vorüberzukommen und betrat den schmalen Pfad, der steil bergan führte. So atemlos lief er vorwärts, daß er nach einer Weile sich auf einen umgestürzten Baumstamm niederzusetzen genötigt war. Er holte tief Atem, dann stand er mit plötzlicher Bewegung auf, indem er murmelte: „Vorwärts muß ich — zurück kann ich nicht mehr." Rasch ausschreitend stand er bald darauf auf dem halb gelichteten Eichenschlag, wo er sich erst umschauen mußte, bis er den Holzhauer auffand, der sich im Schatten einer Eiche zum Schlaf hingelegt hatte.

„Du läßt Dir's nicht sauer werden, das muß ich sagen", redete der Heiligenpfleger den mit einem derben Ruck aus dem Schlummer Aufgerüttelten an.

„Wäre nicht gescheid, wenn ich's thäte", versetzte der Holzhauer trotzig. „Das Geschäft trägt nicht so viel ein, daß man sich darum plagen mag."

„So wäre Dir was anderes lieber?" fragte Peter Steiner, sich neben dem Holzhauer auf einen Klotz niedersetzend. „Möchtest vielleicht ein Bauer werden, Haus und Hof zu eigen haben und stattliches Vieh im Stalle?"

„Hältst mich für einen Narren, Heiligenpfleger!" höhnte Link barsch; — „oder willst Du mir gar zu Haus und Hof verhelfen?"

„Das will ich —", versetzte der Bauer mit Nachdruck; „versteh mich — — nicht hier in der Heimat, aber ich zahl Dir das Geld zur Überfahrt nach Amerika. Der König will das Auswanderungsverbot aufheben, und im Unterland rüsten sich ganze Ortschaften, übers Meer zu gehen; dort macht ein jeder sein Glück, denn im Handumdrehen wird man in Amerika reich."

„So? Übers Meer soll ich gehen?" fragte Link spöttischen Tones; „das muß ich mir vorher bedenken. Du hast doch einen guten Tropfen mitgebracht, Heiligenpfleger? Das Stumpengraben macht durstig."

„Ja, ich kenn Dich", versetzte der Heiligenpfleger, indem er ein Fläschchen Schnaps aus der Tasche zog. „Da trink! Es wäre zwar überflüssig, denn Du bist ohnehin nicht mehr nüchtern."

Der Holzhauer nahm einen tiefen Zug aus dem Fläschchen und steckte es dann, statt es zurückzugeben, wie in der Zerstreutheit, in die eigene Hosentasche. „Nun laßt mich hören, Heiligenpfleger, wie Ihr's meint mit dem Auswandern!" sprach er jetzt, sich behaglich ins Gras niederstreckend.

Der Bauer begann nun mit lebhafter Beredtsamkeit, wie er sie sonst kaum je entwickelt hatte, dem Holzhauer die Vorzüge des Lebens in Amerika zu schildern. „Das fruchtbarste Ackerland", so versicherte er, „kannst Du dort umsonst in Besitz nehmen, so viel Morgen Du gerade anbauen willst, denn — verstehst Du? das Amerika ist groß, und sind wenig Leute dort; das schönste Feld liegt brach viele Tausend Morgen weit, und niemand sät es an. — Das Haus bauen Dir die Nachbarn neu auf; ich habe mir sagen lassen, in einem Tag sei's fertig, darfst nur einziehen; — schätz wohl, die Leut da drinnen haben mehr Schick, als die bei uns. — Dann kaufst Dir Dein Vieh in den Stall; das ist so billig dort, daß es nicht der Rede wert ist, was Du für ein paar Joch Ochsen und etliche trächtige Kühe zahlst. — Ein paar Schweine thust Du auch ein, zum Schlachten ins Haus, das versteht sich."

Hier hielt der Bauer aufatmend inne, blinzelte listig auf den Holzhauer hinüber und wartete auf dessen Antwort.

„So gefällt mir's; mach weiter, Heiligenpfleger —" versetzte Link und nahm einen frischen Schluck aus dem Fläschchen.

Peter Steiner fuhr eifriger fort: „Du brockst morgens dicken Kuchen in Deinen Kaffee, zu Mittag ißt Du Braten; auf dem Feld läßt Du Deine Knechte arbeiten; so oft Du willst, reitest Du hinaus, daß Du nach ihnen schaust."

„Hab ich denn auch ein Roß?" fragte der Holzhauer.

„Rosse genug von der besten Rasse", versicherte der Bauer, „sie laufen da drinnen wild umher — man fängt sie ein, so viel man gerade haben mag."

„Da wundert mich nur, wie noch einer als Knecht dienen mag; müssen doch rechte Esel sein, wenn sie nicht lieber selber die Herren machen", versetzte Link mit schlauem Blick.

Etwas betroffen, doch schnell besonnen versetzte der Heiligenpfleger: „Junges Volk giebt's überall; dem läßt man's drüben nicht zu, daß sie gleich Haus und Hof bekommen; die müssen vorher ein paar Jahre als Knechte dienen, das ist so das Gesetz."

Er hielt inne. Der Himmel hatte sich indes schwarz überzogen; durch die noch entlaubten Bäume stöhnte der Wind. — — Die beiden Männer nahmen's nicht wahr.

„Schau, Heiligenpfleger", sprach nach einer Weile der Holzhauer aufschauend; „was zahlst mir, wenn ich mit Weib und Kind übers Meer geh?"

„Was willst Dich mit Weib und Kindern belasten?" wandte der Bauer ein, „für die muß doch die Gemeinde sorgen. Du bist noch ein frischer Mann und kommst eher vorwärts in der neuen Welt ohne solchen Anhang; wenn Du sie durchaus bei Dir haben willst, kannst sie auch nachkommen lassen."

„Meinst?" fragte der Holzhauer gedehnt. „Nun, was giebst mir dafür, daß ich Weib und Kinder verlasse und übers Meer ziehe in die neue Welt? — — Ich muß mit Geld in der Tasche klingeln können, wenn ich hinüberkomme in das fremde Land."

„Das hat's nicht nötig", brummte Steiner. „Drüben ist alles spottwohlfeil, da kannst Dein Geld nicht einmal anbringen. Ich zahl Dir die Überfahrt und geb Dir noch zwei Karolin in die Tasche; dann hast Du alles, was Du brauchst."

„Meinst?" fragte Link mit widerwilligem Knurren. „Mich nimmt nur wunder, daß nicht alles nach Amerika geht, wenn's gar so gut drüben ist."

„Weißt ja", antwortete der Bauer, „unter der vorigen Regierung war die Auswanderung verboten; aber es heißt schon jetzt, künftigen Jahrs, wenn die Erlaubnis veröffentlicht ist, wollen ganze Dörfer auswandern. Wer zuerst kommt, hat den Vorteil und die freie Wahl; darum besinn Dich nicht lang! — Es braucht niemand was darum zu wissen, dann hast nicht erst die Scheererei zu erwarten, das Geläufe aufs Amt und die Schreiberei; kannst Dich jählings auf den Weg machen, je eher je lieber, wir wollen sagen, nächste Woche. — — Hast jetzt die beste Zeit zur Überfahrt, es ist noch nicht so heiß auf dem Schiffe wie im Sommer."

„Was Du gescheid bist, Heiligenpfleger!" lachte der Holzhauer; „also nächste Woche schon? Nun komm zur Hauptsache — wie viel giebst Du mir Geld auf den Weg?"

Das hagere Gesicht des reichen Bauern verfinsterte sich; die Summe Geldes, die er abermals opfern mußte, ging ihm vom Herzen. „Wenn ich Dir zweihundert Gulden gebe, so kommst Du gut übers Meer", sprach er zögernd. Ein zorniger Blick von Link bewog ihn, hinzuzusetzen: „ich will sagen — zweihundertfünfzig, in lauter Karolin, die sind nicht schwer zu tragen; so viel Geld hast in Deinem Leben nicht beieinander gesehen, Link."

„Kann sein —" versetzte der Holzhauer, noch immer nachlässig ins Moos hingestreckt. „Sag einmal tausend Gulden, dann will ich mir's überlegen, ob ich gehen will oder nicht!"

„Lump!" schrie der Bauer, in die Höhe schnellend, doch die plötzliche Aufwallung beherrschend, setzte er sich wieder nieder und sprach tiefatmend: „Du bist verrückt, Link; ich will mein äußerstes thun und Dir dreihundert Gulden hinzählen."

„Langt nicht, ich sag tausend —" versetzte der Holzhauer kaltblütig; nur sein scharfes, graues Auge weilte lauernd auf dem Gesicht des reichen Bauern, das sich in Haß und Zorn verzerrte.

„So biet' ich Dir fünfhundert Gulden", sprach er zitternd vor Ingrimm; „das ist aber mein Letztes; so viel bist Du nicht wert an Leib und Seel. — Ich fahre nächste Woche nach Heilbronn, dort kannst mich erwarten; dort will ich Dir das Geld auszahlen. Wenn Du mich aber doch betrügst, das Geld verlumpst und wieder zurückkommst — dann schieße ich Dich nieder wie ein wildes Tier!"

„Das thust Du?" stieß der Holzhauer hervor, indem er sich langsam aufrichtete; „so sag ich Dir auch, ich will gar nicht auswandern übers Meer und will nicht den Schelmen machen an Weib und Kind. Mir gefällt's in der Heimat, und ich laß mich nicht betrügen durch Dein verlogenes Gerede."

Jäher Zorn verzerrte das Gesicht des Bauern, doch wieder zwang er ihn nieder und versetzte veränderten Tones: „Was wollen wir uns verstreiten? Das ist nicht Dein Ernst; ich geb Dir die fünfhundert Gulden — — wärest ja nicht bei Sinnen, wenn Du das Angebot nicht nähmest."

„Und ich will nicht!" rief der Holzhauer, indem er sich vollends erhob und dem Bauern gegenüberstellte; „mir ist's gut genug daheim — und Dich hab ich sicher, Heiligenpfleger!"

„Nimm Dich in acht!" drohte der Bauer, noch immer seinen kochenden Groll niederzwingend, „man kennt Dich als Wilderer; noch kürzlich hat der Assessor beim Schultheißen nach Dir geforscht; ich allein hab den Verdacht von Dir abgewendet und ihn auf eine falsche Spur gebracht. Wenn's an den Tag kommt, wie Du's getrieben hast, so ist Dir das Zuchthaus gewiß."

„Dann hab ich gute Kameradschaft", lachte der Holzhauer hell auf, „denn mit mir kommst Du hinein, Heiligenpfleger! — Wird das ein Aufsehen geben im Ort, wenn Dich der Landjäger transportiert! — Ha, ha, wenn ich dran denke, so weiß ich nicht, ob ich nicht lieber gleich noch heute alles anzeigen will, nur um den Spaß, den das geben wird!"

„Strolch!" rief der Bauer und fuhr mit der Hand unter den Mantelkragen; ein schwacher Blitz flammte auf und ein Knall dröhnte durch den Wald hin.

Mit dem dumpfen Ruf: „Schuft!" stürzte der Holzhauer sterbend zusammen.

„Hast's nicht anders gewollt", klangs tonlos von den Lippen des Mörders. Doch in demselben Augenblick erklang hinter ihm der Schreckensruf einer Kinderstimme. Er schaute zurück und sah wenige Schritte von sich zwei kleine Mädchen stehen; es waren die jüngsten Töchter des Nachbars Seefried, die im Walde umherirrten, um Wurzeln zu graben, und ahnungslos Zeugen des schrecklichen Vorgangs geworden waren.

Schreckenbleich standen die Kinder; die Glieder versagten ihnen den Dienst, sie waren unfähig zu entfliehen. Der Bauer schaute sie stumm an; seine Augen wurden starr, seine Haare sträubten sich empor.

Einen Augenblick drängte es ihn, sich auf die Kinder zu stürzen und sie mit raschem Griff der starken Fäuste zu erwürgen. Aber ihre blauen Augen, voll Entsetzen im Blick, ihre bleichen, schmalen Gesichter schauten ihn so unschuldvoll an, daß er innerlich erbebte. Rasch wandte er sich ab und jagte — wie von strafenden Engeln verfolgt, den steilen Waldpfad hinab. Über ihm in den Baumwipfeln toste der Sturm, heulte durch die Lüfte und jagte die Wolken am Himmel hin.

Als er nach atemlosem Laufe inne hielt, stand er vor dem dunkeln Wasserspiegel, der ihm verlockend entgegenblinkte, Verborgenheit vor aller Menschen Augen bietend in seiner stillen Tiefe.

Ein wahnsinnerfüllter Blick des verhärteten, nun verzweifelnden Mannes zum Himmel, der sich völlig umnachtet hatte, ein Sprung ins Wasser, dessen stille Fläche plötzlich heftig bewegt ward — und der hochmütige, trotzige Sünder hatte an sich selbst das Gericht vollzogen.

Über ihm zog das Wasser noch wenige Ringe, dann lag der Teich wieder unheimlich still; durch die Lüfte aber heulte der losgelassene Sturm, und in großen, schweren Tropfen begannen sich die Gewitterwolken zu entladen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Großmutter und Enkelin.

(Zu unserem Bilde auf Seite 745.)

Mutterhand ist lieb, lind und gut; gesegnet sei sie allezeit! Aber Großmutterhand ist ebenfalls nicht zu verachten, das wissen die Enkel und Enkelinnen nicht minder; gesegnet sei auch sie! Ja, so ein richtiges Großmütterlein mit seinem alten, guten, ernsten und doch freundlichen

Gesicht, der würdigen Haube und dem würdigen weißen Haar, das drunter vorsieht, mit seinem stillen Wesen und Walten, in den einfachen, von der Mode nicht mehr viel berührten Kleidern, das ist ein freundlicher Anziehungspunkt für die Enkelwelt. Steht die Mutter noch mitten in des Lebens Arbeit, in des Tages Last und Hitze und kann deshalb auf die Wünsche, Anliegen und Gedanken der Kleinen nicht immer so eingehen, wie diese es wünschen möchten, so ist das bei der Großmutter anders. Ihre Lebensarbeit ist der Hauptsache nach gethan, sie steht im Feierabend und hat Zeit für die Kleinen, so oft sie ihre Schritte zu ihr lenken. Es ist auch in ihrem Stübchen so still, friedlich, sabbathlich, im Winter so gut warm und im Sommer so gut kühl, und in ihrer gemütlichen Weise sieht sie dem jungen Volk dieses und jenes nach, was die Eltern nicht ebenso hingehen lassen. — Die Enkelin auf unserem Bilde weiß auch etwas davon zu erzählen, wie schön es bei der Großmutter ist. Sie ist ein Stündlein oder zwei bei ihr gewesen und ist im Begriff, wieder nach Hause zu gehen. Noch steht die Kaffeekanne auf dem Tisch, aus der ihr die Großmutter den braunen Trank, mit Milch wohl verdünnt und mit Zucker reichlich versüßt, eingegossen hat, und damit auch das Brüderlein zu Hause nicht zu kurz komme, hält die Kleine einen Wecken in der Hand, den sie ihm mitbringen soll als Gruß von der Großmutter. Sorglich wird die Enkelin nun ins Halstuch eingewickelt und dieses oben fest zugemacht, damit die rauhe Abendluft keine Erkältung bringe, und an freundlichen Mahnungen, hübsch ordentlich nach Haus zu wandeln, sich unterwegs nicht aufzuhalten und beim Gang über den Steg vorsichtig zu sein, läßt es die Großmutter ebenfalls nicht fehlen.

Das Recht der Erstgeburt. Nirgends wird das Recht der Erstgeburt so streng respektiert als in Schottland. Nie würde es dort dem zweiten Sohne einfallen, den Platz des älteren Bruders zu beanspruchen, falls dieser zugegen; z. B. am Tische die Stelle des abwesenden oder verstorbenen Vaters einzunehmen und die „Ehre“ genießen zu wollen, die mit dem Vorlegen von Fisch, Braten u. s. w. verbunden ist; nie würde der jüngere sich herausnehmen, der Mutter oder wenn Gäste da sind, der Dame, welcher die meiste Ehre erwiesen werden soll, statt des älteren Bruders den Arm zu bieten. Die Vorrechte der Schwestern vor den Brüdern in allen gesellschaftlichen Beziehungen sind große, aber selbst die Töchter unter sich halten, bei aller Liebe, streng an dem Vorrang der ältesten fest, es zeichnet sie aus, daß sie allein den Familiennamen mit dem davor gesetzten Miß führt, während die übrigen Miß Edith, Miß Mary u. s. w. sind. Das Bereiten und Verteilen des Thees gebührt nur ihr; sie würde sich diese Ehre um keinen Preis nehmen lassen. Erst wenn sie sich verheiratet, geht diese Würde auf die nächste Schwester über.

Pergament aus Menschenhaut. Es ist nicht durch zuverlässige Quellen bestätigt, daß man einst gegerbte Menschenhaut zu Pergament verarbeitete, um Urkunden darauf zu schreiben. Wohl aber berichtet Crétinau-Jolly in der "Histoire de la Vendée militaire", daß der republikanische General Beysser während des Vendéekrieges in der Schlacht und bei Revuen Beinkleider trug, die aus den gegerbten Häuten gefallener Vendéer verfertigt waren. In der Bibliothek des Boston-Athenäums befindet sich ein 1837 bei Harrington in Boston erschienenes Buch, die Biographie des Straßenräubers Walton (alias Pierce, alias York, alias Grove), eigentlich James Allen geheißen, enthaltend. Das Buch ist in der Haut des berüchtigten Räubers, dessen Leben es schildert, eingebunden und trägt auf dem Deckel die Inschrift: Hic liber Waltonis cute compactus est. (Dieses Buch ist in Waltons Haut eingebunden.) — Roland, der „Philanthrop“, schlug bereits 1787 der Akademie von Lyon eine Ausnutzung der menschlichen Leichname zur Gewinnung von Ölen und Phosphorsäure vor.

Mit der Zimmerbeleuchtung sah es noch zur Zeit Kaiser Karls V. sehr trübe aus. Damals stellte man noch kein Licht auf den Tisch, und in dem Palast des Grafen von Foix, des prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit, standen einige Bediente um die Tafel, deren jeder zwei Talglichter hielt. — Unter Ludwig XIV. erschien der Gedanke, zur Erleuchtung der Straßen Laternen mit Talglichtern aufzustellen, so außerordentlich, daß man eine Denkmünze auf dieses Ereignis prägen ließ.

Napoleon über den Selbstmord. Wie Napoleon I. über den Selbstmord dachte, thut folgender Erlaß dar:

St. Cloud, 22. Floreal, Jahr X der Republik.

Der Grenadier Greslin hat sich wegen Liebeskummer das Leben genommen. Es ist das der zweite Fall gleicher Art in dem Korps seit Monatsfrist. Der erste Konsul befiehlt deshalb, es solle auf den Tagesbefehl der Garde gesetzt werden, daß ein Soldat den Schmerz und den niederdrückenden Einfluß der Leidenschaft zu überwinden wissen muß, daß es ebensoviel wahren Mut erfordert, Seelenqualen mit Standhaftigkeit zu ertragen, als unter dem Kartätschenhagel einer Batterie auszuhalten. Sich ohne Widerstand dem Kummer hingeben, sich töten, um ihm zu entgehen, heißt das Schlachtfeld verlassen, ehe Sieg oder Niederlage entschieden ist.

Gegengezeichnet: Bassières. Unterzeichnet: Bonaparte.

Ein Riesenkuchen. König August II. von Polen ließ einst der Warschauer Garnison zum ersten Osterfeiertage einen Kuchen auftragen, wie er gewiß so leicht nicht wieder gebacken werden wird. Derselbe war nämlich vierzehn Ellen lang, sechs Ellen breit und über eine halbe Elle dick. Man hatte 150 Scheffel Weizenmehl, 80 Schock Eier, zwei Tonnen Milch, eine Tonne Hefen und ebenso viel Butter dazu gebraucht. Um denselben backen zu können, wurde ein eigener dazu eingerichteter Ofen gebraucht. Der König und der ganze Hof wohnten dem oben genannten militärischen Gastmahle bei. Als nun der Kuchen zerschnitten werden sollte, erschienen auf einen Wink des Königs ein Architekt und ein Zimmermann. Letzterer war mit einem drei Ellen langen Messer versehen. Nach der Anweisung des ersteren schnitt er nun mitten in den Kuchen ein Loch, stellte sich hinein, und zerlegte ihn so. Man kann denken, wie viele und große Portionen es gab.

Ein neues Mittel gegen die Seekrankheit bringen die „Wiener medizinischen Blätter“. Nach Angabe des Dr. James aus Boston leiden die Taubstummen weder an Schwindel noch an Seekrankheit. Demnach würde es nach Dr. James ratsam sein, daß solche Individuen, welche an Seekrankheit leiden, sich die Ohren mit Watte zustopfen, sobald sie auf der See sind. Die Geschichte von Ulysses, welcher seine Gefährten zwang, sich die Ohren mit Wachs zuzustopfen, als sie auf die stark bewegte See kamen, steht vielleicht in Beziehung mit der Angabe des Dr. James.

Die Macht der Gewohnheit. „'s ist halt ewig schad', daß unser alter Doktor g'storben ist! Der hat es verstanden, mit den Leuten umzugehen und sie freundlich zu behandeln. Wie oft hat er zu mir gesagt: ‚Bist auch wieder da, altes Kamel? Wo fehlt's Dir denn, dummer Kerl?‘ Das war halt sofort einnehmend, man war gleich zu Hauf' bei ihm.“

Verfehlte Galanterie. Ein Naturforscher, der nach mehrjähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückgekehrt ist, begrüßt die Damen mit folgenden Worten: „Ihr ganz gehorsamer Diener, meine Damen, schon lange nicht die Ehre gehabt, — um so mehr freut es mich, wieder einmal einige alte Gesichter zu sehen!“

Sprechsaal.

J. St. in Ch. Welche Bedeutung liegt der Sitte, bei der Trauung einen Myrtenkranz zu tragen, zu Grunde und warum wird neben anderen schönen deutschen Sitten nicht auch diese beibehalten, statt der französischen Mode nachzuahmen, sich mit einem Blumenkranz zu schmücken?

Die Myrte war schon in Alt-Griechenland als Symbol der Jugend und Schönheit der Aphrodite (Venus) geweiht und wurde in der Umgebung der ihr geweihten Tempel angepflanzt. Hieraus leitet sich der in Deutschland bis auf diese Zeit übliche Gebrauch eines Myrtenkranzes als Ehrenschmuck jungfräulicher Bräute bei Vermählungen. Daß diese Sitte hierzulande nicht allgemein beibehalten wird, ist schade, — aber Gebräuche lassen sich nicht erzwingen, und man kann ihre Befolgung niemandem zum Gewissen machen. Bei den Amerikanern spielt übrigens die Orangenblüte eine ähnliche Rolle.

H. St. in C. empfiehlt Salz oder Salzwasser zur Vertilgung der Ameisen.

R. S. in M. Wie kann ich die Trockenheit im Halse beim Reden beseitigen?

Versuchen Sie "Gelat'ne Troches" (Nelson's oder andere). Auch gewöhnliches Gelatine, wie man's zum Kochen gebraucht, ist vielleicht ausreichend.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $3.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post-office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter.)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 24. Juli 1884. Nummer 48.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von **Dr. C. G. Barth.**

Revidiert für die Abendschule. (3. Fortsetzung.)

Zillah sah ein Jahr oder etwas jünger aus, als ich damals war. Sie war groß und schlank, ungemein zierlich, ihr Gesicht — obwohl die Züge afrikanisches Gepräge trugen — war schön, und ihre Gestalt konnte, die Farbe ausgenommen, mit den edelsten Musterbildern der alten Bildhauerkunst wetteifern. Sie trug massive goldene Ringe in den Ohren; eine Kette von sehr großen Perlen, abwechselnd mit goldenen und Korallenperlen, schmückte ihren Hals, und an den Gelenken trug sie massive goldene Ringe von afrikanischer Arbeit. Ich zweifle nicht, daß diese Juwelen in Europa 2000 Thaler gekostet haben würden. Der Anblick derselben war es, was die Habgier des sie verfolgenden Mannes gereizt hatte; und wäre ich nicht im entscheidenden Augenblick dazwischen getreten, so würde dieser sie ohne Barmherzigkeit niedergehauen haben.

Ich forderte Zillah auf, sich zwei von den Weibern als Dienerinnen auszulesen und versprach, sie in meinem eigenen Schiffe den Fluß hinab zu führen; dann beorderte ich meine Leute samt den Gefangenen nach dem Landungsplatz. Am Wege lag ein junges Weib, im Tode erkaltet, mit einer großen Wunde in der Seite, und an ihrer Brust ein Säugling, der am Busen seiner toten Mutter seine gewohnte Nahrung suchte. Ohne Zweifel war die arme Mutter in dem Gemetzel der letzten Nacht tödlich verwundet worden, während sie zu entfliehen suchte, und hier hatte sie der Tod übereilt. Ich befahl einer von den Frauen, das Kind mitzunehmen.

Da unsere fünf Kahne nicht Raum genug boten, um meine Leute samt den Gefangenen gehörig unter zu bringen, nahmen wir noch drei von Darrulas Kähnen hinzu und so fuhren wir den Fluß hinab; den Leichnam meines Vaters hatte ich natürlich mitgenommen. Nach drei Tagen erreichten wir unser Dorf. Einige von unsern Leuten, unter ihnen zwei von meines Vaters Frauen und vier von meinen Schwestern, warteten am Landungsplatz und merkten gleich bei unserer Annäherung, daß ein Unglück vorgefallen sein müsse, obwohl sie aus der vergrößerten Zahl der Kähne schon erraten konnten, daß wir als Sieger zurückkamen.



Roberts' Resort, Neenah, Wis. (Siehe Seite 760.)

Kaum wurde der Tod des Königs Zembola bekannt, so erhob sich ein großes, verwirrtes Geschrei, und in wenigen Minuten war das ganze Dorf in Bewegung. Ich ging schnell hinauf zum Palast, indem ich Zillah an der Hand führte, und machte meine Mutter und die übrigen Frauen meines Vaters in wenigen Worten mit dem Vorfall bekannt. Es entstand ein allgemeines Geheul; sie rauften sich die Haare aus und legten ihre Betrübnis mit den heftigsten Gebärden an den Tag. Meine Mutter jedoch wußte auf meine ernstliche Bitte ihre Empfindungen besser im Zaum zu halten, als die übrigen königlichen

Frauen, die vielleicht meinen Vater weniger zärtlich geliebt hatten. Ich bat meine Mutter, sich der armen Zillah anzunehmen und sie als eine Tochter zu behandeln; und sie unterdrückte ihren Schmerz, schloß das Kind zärtlich in ihre Arme und führte es in ein inneres Gemach. Ich kehrte augenblicklich an den Landungsplatz zurück, ließ die Leiche meines Vaters ans Land setzen und die Gefangenen aussteigen. Dann besorgte ich die sichere Bewachung der letzteren, denn unsere zurückgebliebenen Leute, als sie den Tod meines Vaters und so vieler seiner Tapferen erfuhren und die Verwundeten erblickten, waren so erbittert, daß man sie nur mit Mühe abhalten konnte, über die armen Gefangenen herzufallen und Rache an ihnen zu nehmen. Ich versicherte sie übrigens, daß bereits hinreichende Rache genommen sei, und warnte sie bei meiner königlichen Ungnade, den Gefangenen ja nichts zu leide zu thun. Nachdem ich hierauf alle unsere Beute ans Ufer geschafft, verteilte ich sie, meinem Versprechen gemäß, nach Recht und Billigkeit; und dies nebst einer mäßigen Portion von Branntwein trug viel dazu bei, Frieden und Ruhe herzustellen. Ich muß hier bemerken, daß man in diesem Teil des Landes den Wert des Dollars und der Goldmünzen ganz gut kannte und daß diejenigen, die Geld besaßen, häufige Gelegenheit hatten, es an vorbeireisende Handelsleute gegen Waren auszutauschen.

Nach diesem traf ich Anstalten zur Beerdigung des verstorbenen Königs, der in einem so heißen Klima schon zu lange unbegraben geblieben war. Nachdem ein passendes Grab gemacht worden, legten wir ihn dem Herkommen gemäß unter vielen sinnlosen Ceremonieen in seine vaterländische Erde und begruben mit ihm einige von den Waffen des tapferen Kriegers. Einem Gebrauch zufolge, den man häufig im Lande findet, verlangten einige von den Frauen meines Vaters, man solle sie opfern und mit ihm begraben. Allein teils durch Drohungen, teils durch Versprechungen, welche ich ihnen und ihren Kindern machte, bewog ich sie, diesen schauderhaften Akt des Aberglaubens zu unterlassen. Doch konnte ich einige von den Frauen und von den Dienerinnen des Hauses nicht verhindern, sich mit Messern und andern Werkzeugen große Wunden beizubringen.

Am folgenden Tage ersuchte ich meine Mutter, mit mir nach der schon erwähnten Höhle zu gehen, denn ich hatte in meines Vaters Tasche einen großen Schlüssel gefunden und erinnerte mich, daß er mir gesagt hatte, er habe einige wertvolle Sachen in seinem Schatz, die er mir einmal zeigen wolle. Wir öffneten eine große Kammer, die in die Wand der Höhle eingehauen war, und fanden in einer Kiste einiges Silbergeschirr, gegen 5000 spanische Dollars, etwa 400 große Goldstücke in einem Beutel und drei Säcke mit Goldstaub, nebst anderen wertvollen Dingen. Auch fand ich, daß die Schatzkammer mit fremden Handelsgütern aller Art wohl versehen war und mehr Fässer mit Rum und Branntwein enthielt, als wir auf nützliche Weise verwenden konnten.

Als wir wieder nach Hause kamen, ließ ich auf den Rat meiner Mutter, dem ich vollkommen beistimmte, die vier Frauen meines verstorbenen Vaters und meine neun Halbschwestern in den Sprechsaal kommen und erklärte ihnen, sie sollten in Zukunft ganz so behandelt werden wie bisher und ihre Beschäftigung und Lebensweise ungehindert fortsetzen können, so daß ihnen ihr Verlust weniger fühlbar werde. Zum Zeichen meiner guten Gesinnung gegen sie, und damit sie in Kleinigkeiten sich ganz unabhängig fühlen möchten, sagte ich ihnen von dem Geld, das ich in der Schatzkammer gefunden, und versprach, jeder von den vier Frauen 500 Dollars und jeder ihrer Töchter 100 Dollars zu geben. Ich brauche nicht erst zu versichern, daß meine Großmut, wie sie es nannten, den entschiedensten Beifall fand.

Abends machte ich einen Besuch bei Zillah, denn ich war äußerst begierig etwas näheres von ihr zu wissen. Ich nahm sie bei der Hand und sagte: „Nun, liebe Zillah, sage mir, wer Du bist und wer Deine Eltern waren.“ Die arme Zillah geriet in ein Zittern und stammelte heraus: „Was kann ich dem Erhalter meines Lebens abschlagen! O, mein Herr, wenn Du wüßtest, wie dankbar mein Herz gegen Dich schlägt, so würdest Du gewiß Mitleid mit mir haben. Ich darf nicht — ich fürchte mich, die Wahrheit zu sagen, denn ach! ich werde Dein Mißfallen erregen und Du wirst mich mit Schauder aus Deiner Gegenwart vertreiben.“ — „Zillah, was kannst Du damit meinen? das ist lauter Geheimnis für mich. Es ist unmöglich, ganz unmöglich, daß Du eine Ursache haben kannst, mich zu fürchten. Wenn es ein Geheimnis ist, das Du mir zu entdecken Dich scheust, so schwöre ich Dir, was es auch sein mag, es kann nicht, es soll nicht meine Liebe zu Dir auch nur einen Augenblick schwächen.“ — „Nun wohlan, mein Herr, da Du so großmütig redest, so will ich, auf die Gefahr hin, alles, was mir teuer ist, zu verlieren, Dir nicht länger verbergen, wer ich bin.“ Bei diesen Worten richtete sich Zillah mit einer ihr wohlanstehenden Würde empor und sagte: „König Zamba, ich bin die Tochter von — Darrula!“ Dann brach sie in Thränen aus und würde zu Boden gefallen sein, hätte ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen. „Und so“, antwortete ich, „hast Du Dich also gefürchtet, meine liebe Zillah, mir einen Umstand zu entdecken, an dem Du so unschuldig bist, als ich daran, daß ich der Sohn Zembolas bin? Unsere Väter sind beide nebeneinander gefallen, und wiewohl sie in manchen Dingen irrig daran waren, so fielen sie doch als tapfere Fürsten; hinfort aber soll die Liebe von Zillah und Zamba den Haß zwischen Darrula und Zembola weit überwiegen. Ist's nicht so, liebe Zillah?“ Zillah schien ganz übernommen zu sein; sie blickte mir mit strahlenden Augen ins Gesicht und sagte: „Edelmütiger Zamba, dann bin ich glücklich. Du liebst mich um meiner selbst willen, und es wäre eine Thorheit, zu leugnen, daß Dein edles Benehmen vom ersten Augenblick an Dir mein Herz gewonnen hat.“ — — Zillah erzählte mir hierauf mit einer neuen Thränenflut, das unglückliche Weib, dessen Kopf Darrula am andern Morgen unsers ersten Besuchs auf die Palissaden seines Palastes hatte stecken lassen, sei ihre Mutter gewesen, aber die Eifersucht ihres Vaters habe durchaus keinen Grund gehabt. Dieser Umstand machte sie mir nur noch teurer.

5. Zamba als König.

Ich fing nun an, über die wichtige Stellung, die mir angewiesen war, nachzudenken: ein Jüngling von 17 Jahren mit so vielen Unterthanen, welche alle auf Anweisung von mir warteten. Die große Zahl der Gefangenen machte mir viele Sorge. Ich sah deutlich, daß ich sie nicht alle bei mir behalten könnte, und in der Zwischenzeit suchte ich die dazu geeigneten mit ein wenig Feldarbeit zu beschäftigen. Ich sah jedoch bald an dem Eigensinn und der Trägheit der meisten von ihnen, daß ich mit Kapitän Winton bei seinem nächsten Besuch einen Handel über sie würde abschließen müssen. Als ich aber anfing zu überlegen, ob ich das Geschäft so fortsetzen wolle, wie mein Vater es getrieben, so fand ich bald, daß meine Empfindungen und Neigungen mit den seinigen nicht übereinstimmten. Ich glaube, es war nicht Mangel an Mut oder an Ehrgeiz; aber die Greuel bei dem Brand des Dorfes Darrulas hatten mir den Krieg in jeder Gestalt zum Abscheu gemacht. Hätte mich ein Feind in meinen eigenen Besitzungen angegriffen, so würde ich bis auf den letzten Mann gefochten haben; aber das gewohnheitsmäßige Hinausziehen mit Kriegsleuten, um mit irgend einem schwächeren Nachbar einen Streit anzufangen und ihn auszuplündern, das empörte mich, insonderheit da ich überzeugt war, daß durch friedlichen Anbau des Landes, Fischerei und Jagd, mein Volk und ich für alle unsere gewöhnlichen Bedürfnisse das Erforderliche aufbringen könnten. Überdies war

auch noch die Möglichkeit vorhanden, in ziemlicher Menge Gold zu finden, wenn man es sorgfältig suchte. Jedenfalls hatte ich Kapital genug, um einen bedeutenden Handel zu führen, wenn ich auch nicht auf dem Wege des Krieges mir Sklaven zu verschaffen suchte. Der Gedanke, einige civilisierte Länder zu besuchen und mir eine Kenntnis ihrer Gebräuche und Religion zu erwerben, schwebte mir jedoch noch immer lebhaft vor der Seele; sogar die neuentstandene Neigung zu Zillah konnte ihn nicht ganz verdrängen. Doch ich darf meiner Geschichte nicht vorgreifen.

Etwa zwei Monate nach König Zembolas Tod kam Kapitän Winton und stellte sich sehr traurig über den Verlust seines alten Freundes. Durch Überredung und Geschenke brachte ich ihn dahin, zwei Wochen bei uns zu bleiben und mir während dieser Zeit täglich Unterricht im Lesen zu erteilen: und infolge meiner großen Aufmerksamkeit und Ausdauer machte ich erstaunliche Fortschritte, wie der Kapitän versicherte. Ich konnte nun jedes gewöhnliche englische Buch mit ziemlicher Fertigkeit lesen, obwohl manche Worte und sogar Sätze mir immer noch unverständlich blieben. Auch erhielt ich von ihm, so viel es unsere Zeit erlauben wollte, allerlei Belehrung über fremde Länder. Endlich fragte mich Kapitän Winton, ob ich mit ihm eine Fahrt nach Amerika machen wolle? Er wolle mich dann mit nach London nehmen, wo er gewöhnlich seine Geschäfte habe, und mich wieder in mein Land zurückbringen. Der Vorschlag gefiel mir außerordentlich; aber für diesmal wurde ich durch den Gedanken an Zillah und durch die Notwendigkeit, die Angelegenheiten in meinem Reich in Ordnung zu bringen, am Mitgehen verhindert. Er sagte, wenn ich eine gute Anzahl Sklaven und meinen vorrätigen Goldstaub mitnehme, so könne ich in Amerika eine Menge von Produkten dafür kaufen, worin er mich aufs beste unterstützen wolle; und wenn ich diese Produkte nach England führe und von dem Erlös Manufakturwaren daselbst einkaufe, so könne ich zuletzt nach Afrika zurückkehren so reich, als irgend ein König in Westafrika. Ich erwiderte, ich wollte über alles das ernstlich nachdenken, denn ich zweifelte keinen Augenblick an seiner Redlichkeit. Kapitän Winton machte nun einen Handel mit mir über die Gefangenen, soweit sie verkäuflich waren, denn es befanden sich darunter viele Kinder und andere Leute, welche zu verkaufen mir nicht geeignet schien. Er kaufte zwischen 80 und 90, und indem ich diese nach Amerika beförderte, glaubte ich gar nicht anders, als daß ich ihnen zu ihrem Glück verhelfe.

Ich traf nun die nötigen Zurüstungen zu meiner Verheiratung mit Zillah, und da nicht jeden Tag eine königliche Hochzeit stattfindet, nicht einmal in dem wilden Afrika, wo so viele kleine Häuptlinge sich diesen hohen Titel beilegen, so wurden die Zurüstungen in großem Maßstabe gemacht. Zuerst erklärte ich meine Absicht meinen Hauptleuten und Großen und schickte dann Boten aus, um verschiedene benachbarte Könige zu der Hochzeit einzuladen; namentlich vergaß ich nicht den König Gulu Bambu; und da ich gewiß war, daß er in der früher geschilderten Weise aufziehen würde, so befahl ich meinem Gesandten, ihm in freundlicher Weise zu sagen, er würde mich sehr verbinden und beehren, wenn er seiner Kleidung auch ein Paar Beinkleider beilegen wollte, und als Zeichen der Freundschaft schickte ich ihm zu diesem Zweck ein Paar sehr hübsche Hosen. Der Gesandte hatte einige Schwierigkeit, dem wunderlichen Gulu die Schicklichkeit des Hosentragens begreiflich zu machen, und seine Majestät machte einige Einwendungen dagegen; als man ihm jedoch zu verstehen gab, wenn er meinen Wunsch in dieser Kleinigkeit nicht beachtete, dann würde ihm von den geistigen Getränken wenig in den Weg kommen, so gab er auf einmal nach und sagte: „O Golly, Golly! Kann nicht entbehren eine Menge Rum bei König Zambas Hochzeit: — muß am Ende doch die Hosen anziehen, wie ein Buckramann."

Nachdem ich den wichtigen Tag festgesetzt hatte, kamen eines Morgens, als ich Hof hielt, meine beiden Freunde Poulbamah und Bollah, die mir das Leben gerettet hatten, indem sie jenen Löwen erschossen, in den Saal und warfen sich vor mir auf den Boden nieder. Hierauf, nachdem sie sich wieder erhoben hatten, erklärten sie mit einigem Zögern, sie hätten eine Bitte vorzubringen, und flehten demütigst, falls ich es für angemessen hielte, ihr Gesuch abzuschlagen, möchte ich sie wenigstens mit einer strengen Strafe verschonen. Wenn ich jetzt daran denke, wie ich, damals wenig mehr als ein Knabe, eine solche Verehrung — ich könnte es Anbetung nennen — von meinen Mitmenschen annehmen und mit Freude und Stolz annehmen konnte, so kann ich nur lächeln über die Schwäche des Menschen auf der einen Seite und seine Anmaßung auf der andern. Wahrhaftig ich verdiente von seiten der Vorsehung Gottes eine Strafe für diese Selbsterhebung. — Die beiden jungen Männer gaben mir hierauf zu verstehen, sie hätten die Zuneigung meiner beiden Halbschwestern Zedra und Koolumah gewonnen und auf deren Antrieb sowie mit der Einwilligung meiner eigenen Mutter bäten sie nun, ihre Vermählung zugleich mit der meinigen feiern zu dürfen. Da ich immer der Meinung war, eine mit Zögern bewilligte Gunst sei nur eine halbe, und da in jener Zeit meine Stimmung in Liebesangelegenheiten besonders zärtlich war, bewilligte ich alsbald ihr Gesuch und sprach meine Erwartung gegen sie aus, daß sie fortan ohne Zweifel ebenso bereit sein würden, ihr Leben für mich in die Schanze zu schlagen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich die wärmsten Zusicherungen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit von ihnen empfing.

Endlich kam mein Hochzeitstag, und um in der Sprache der weißen Leute zu reden, ich wurde „glücklich gemacht", und ebenso fünf weitere Personen, wenn ich nach dem Äußeren urteilen darf. Die Trauung wurde von dem alten Priester verrichtet, der meinem Vater bei Darrulas Verräterei so viel Freundschaft erzeigt hatte; und ihm zur Seite stand ein anderer Amtsbruder. Die ganze Ceremonie bestand aus einigen sinnlosen Fazen, die vor einem abscheulichen Götzenbild verrichtet wurden, und aus verschiedenen Gebeten an den Teufel, daß er die Neuvermählten auf keine Weise beschädigen wolle. Eine Hilfe von seiner Seite wurde weder erbeten noch erwartet; man wollte nur, er solle sich gleichsam neutral halten. Dazu kamen dann gewisse Gebräuche von einer Beschaffenheit, deren nähere Beschreibung der Anstand verbietet. Es war eine große Zahl von Fremden anwesend, und die Festlichkeiten und Lustbarkeiten verschiedener Art währten zehn Tage lang. Ein afrikanischer Festtag zeichnet sich hauptsächlich durch unaufhörlichen wüsten Lärm aus, durch Abschießen der Gewehre, durch Trommelschlagen, Cymbeln- und Tamburinengerassel und durch alle möglichen Töne der menschlichen Stimme, Rufen, Schreien, Kreischen, Johlen.

Während des Festes wurden verschiedene öffentliche Belustigungen bei Lampenlicht gegeben, und die große, oben beschriebene Höhle diente dabei sehr gut als Schauspielhaus. Einmal z. B. bestand das Schauspiel darin, daß eine Anzahl verkleideter Männer verschiedene wilde und zahme Tiere vorstellten: es waren namentlich Vierfüßler; doch hatte sich auch eine gute Anzahl in Vögel des Himmels verkleidet. Die Schauspieler hatten die natürlichen Felle der verschiedenen dargestellten Geschöpfe angezogen, und einige spielten ihre Rolle mit großer Geschicklichkeit und zu vollkommener Zufriedenheit der Zuschauer. Der Löwe spielte seine Rolle vortrefflich und hätte in der Dämmerung in der That beinahe für den Monarchen der Wälder gelten können: er peitschte sich die Lenden mit seinem Schweif, schüttelte seine Mähne, stampfte den Boden mit erschreckender Würde und brüllte furchtbar. Einige große Paviane hüpften und spielten mit großer Lustigkeit umher, und

ein gewaltiges Krokodil schnappte mit den Kinnbacken und schlug den Boden mit seinem Schwanz wie ein Drache; auch ein Pfau und zwei große Truthähne machten ihre Sache gut.



Ashland aus der Vogelperspektive. (Siehe Seite 760.)

Alle vereinigten sich zuletzt zu einer Art von Tanz, oder eigentlich zu einer Promenade, auf welcher sie mit großer Zierlichkeit einander bekomplimentierten und einander anschnatterten und anbrüllten. Mitten in diese seltsame Maskerade kam König Gulu Bambu herein in seinem vollen Staat, reitend auf dem Rücken eines wirklichen lebendigen zahmen Straußen von ungeheurer Größe, den er für solche Gelegenheiten aufgezogen hatte. Seine Majestät war wenigstens „halb über Bord", wie die Matrosen sagen, und hielt in der einen Hand eine große Flasche und in der andern einen Becher, womit er zuerst sich selbst bediente und auf die Gesundheit aller Anwesenden trank, hernach aber sehr großmütig auch sämtlichen Schauspielern etwas zukommen ließ, von denen einige nur mit großer Mühe den Becher an ihre Lippen bringen konnten. Es versteht sich von selbst, daß das Verfahren Sr. Majestät von allen Anwesenden laut beklatscht wurde. Endlich gingen die Festlichkeiten aus, und alle zogen sich sehr befriedigt in ihre Heimat zurück, zu meiner großen Erleichterung, denn die letzten 10 Tage hatten in meine Vorräte ein gewaltiges Loch gemacht und namentlich waren meine Branntweinfässer zu einer sehr niedrigen Ebbe herabgesunken. In der letzten Nacht des Festes hielt ich eine Anrede an meine fürstlichen Kollegen, dankte ihnen für ihren Besuch und sprach meinen Wunsch gegen sie aus, künftighin mit ihnen allen in gutem Vernehmen zu leben und jede Gelegenheit zum Krieg zu vermeiden. Da aber einige unter ihnen waren, die, wie ich wohl wußte, wegen meiner friedlichen Gesinnungen geringer von mir dachten, so erklärte ich zugleich, wenn irgend ein König oder ein Stamm ohne Anlaß von meiner Seite mich angreifen würde, so sollten sie mich nicht unvorbereitet finden.

Sobald wir alle nach der Aufregung des Hochzeitsfestes wieder ein wenig in Ruhe gekommen waren, fing ich an, die Angelegenheiten meines Reiches in Ordnung zu bringen. Ich beschloß, die stehende Armee in ihrer bisherigen Stärke zu erhalten; zugleich aber verlangte ich von meinen Kriegsleuten, sie sollten wenigstens die Hälfte ihrer Zeit auf den Anbau kleiner Landstücke, die ich ihnen anwies, oder auf die Jagd, Fischerei und Aufsuchen von Goldsand verwenden. Wiewohl ich ihnen so viele Freiheiten einräumte, hatten sie immer noch ein großes Verlangen nach kriegerischen Unternehmungen; und in der Stille erfuhr ich, daß sie oft Vergleichungen anstellten zwischen der Kriegslust meines Vaters und meiner, wie sie es nannten, unmännlichen Gesinnung. Meinen beiden Schwägern schenkte ich gleichfalls ansehnliche Landstrecken, um sie zufrieden zu stellen, und gab ihnen verschiedene Vorräte und Werkzeuge; überdies räumte ich ihnen eine vertrauensvolle Stellung in der Nähe meiner königlichen Person ein. Dabei machte ich verschiedene Handelsreisen den Fluß hinauf und schloß mit weißen Handelsleuten, die mich häufig besuchten, manchen Kauf ab.

Cedar Lake. (Siehe Seite 760.)

Ich hatte in Gesellschaft meiner beiden Schwäger ein wertvolles Goldsandlager entdeckt. In der obenerwähnten Schlucht, wo ich das Abenteuer mit dem Pavian bestand, bemerkte ich im Flußbette eine große Menge Aushöhlungen oder Gruben. Es mag vielleicht nicht allen meinen Lesern bekannt sein, daß, was man in der Handelswelt Goldstaub nennt, nicht ein Pulver ist wie Mehl oder wie der Staub der Erde oder wie gemahlener Kaffee, sondern daß man es in Körnern von der Größe eines Stecknadelkopfes bis zu der einer gewöhnlichen Erbse oder auch noch größer findet. Diesen Goldsand sammelten wir so, daß wir einige Hände voll Sand und Kies aus dem Bett des Flusses nahmen — — besonders da, wo man die schwimmenden Körner deutlich sehen konnte — — und das Ganze in eine Kalabasse oder ein kleines hölzernes Gefäß legten, das unter einen dünnen Wasserstrahl gehalten wurde. Dieses Gefäß wurde unaufhörlich geschüttelt und mit den Händen ein wenig übergeneigt. Die leichteren Teilchen wurden natürlich nach und nach über den Rand des Gefäßes hinab geschwemmt, und nach kurzer Zeit war in der Regel unsere Geduld durch einige Stückchen des kostbaren Metalls, das auf den Boden gesunken war, belohnt; manche kleinere Teilchen jedoch entwischten uns bei diesem rohen und einfachen Verfahren. Ich war durch den Unterricht des Kapitäns Winton mit der geheimnisvollen Kraft des Magnets bekannt geworden und hatte auch mehrere Magnete von ihm zum Geschenke erhalten. Da kam mir nun der Gedanke, wenn irgend ein Körper aufgefunden werden könnte, der kleine Goldteilchen ebenso anzöge, wie der Magnet kleine Eisenteilchen anzieht, so wäre das für Goldsandjäger ein bedeutender Vorteil. Ich dachte ferner, wenn ich den Boden der tiefsten Höhlungen in dem Flußbette untersuchte, so würde ich wahrscheinlich mehr Goldsand finden als bisher. Wir machten uns daher an die Arbeit, und nachdem wir auf zwei bis drei Fuß Tiefe den rundlichen Kies und Schutt weggeschafft hatten, untersuchten wir den Boden darunter und waren erstaunt über die Menge von Goldsand, die sich in diesen natürlichen Gefäßen seit Jahrhunderten angesammelt hatten. Ich stellte nun regelmäßige Arbeiterbanden beim Flusse an, und um sie eifriger zu machen, bewilligte ich jedem Arbeiter einen gewissen Anteil an dem, was er fand, oder etwas aus meinen Vorräten von gleichem Werte. Auf diese Weise hatte ich im ersten Jahr nach meiner Verheiratung nicht weniger als 100 Pfund von dem kostbaren Metall gesammelt, wovon ich den größten Teil an Handelsleute gegen europäische Waren austauschte, so daß mein Warenlager reichlich angefüllt war.

(Fortsetzung folgt.)

Seliger Heimgang.

Es war am 8. Februar 1882. Die siebzehnjährige Herzogin Anna von Mecklenburg lag auf ihrem Sterbebette und wußte, daß es ihr Sterbebett war. Doch seht dies stillfreundliche, friedliche Angesicht! Was ihr da seht, das ist nicht der Tod, das ist Leben, das nicht stirbt. Der Same, den der himmlische Säemann durch den Konsistorialrat Karsten in das Herz dieses Kindes gesäet hat, ist lieblich aufgegangen, mächtig gewachsen, früh gereift; es ist Zeit, die reife Frucht in den Scheuern da droben zu bergen. Dahin sind denn auch diese hellleuchtenden Augen gerichtet und immer heller leuchten sie von dem Wiederscheine des Lichtes, in das sie hineinsehen. Was sehen sie? Sie sehen den Himmel offen und JEsum zur rechten Hand Gottes. Da hebt das Mägdlein die gefalteten Hände, wendet das Gesicht ein wenig zu den Umstehenden und sagt lächelnd: „Nun komme ich doch noch eher in den Himmel, als mein lieber alter Karsten.“

Sie ist ihm voraufgegangen; er ist ihr aber bald nachgefolgt, seines Alters 81 Jahre. Das wird ein fröhliches Wiedersehen gewesen sein. —

Ein anderes Mägdlein lag auch auf dem Sterbebette, war aber keine Herzogin. Das Bett stand in einem kleinen, dunkeln Kämmerlein, durch dessen blinde Fensterscheiben ein Lichtstrahl nur mit Mühe hindurchdrang. Dennoch konnten gute Augen auch durch sie hindurch den Himmel offen sehen, und das Mägdlein hatte gute Augen. Schon lange hatte sich die Mutter über diese Augen gewundert, denn sie sahen überall Licht, auch da, wo sie, die arme Witwe, nur düstere Wolken sah. Jetzt war eine recht düstere heraufgezogen, — da lag ihr einziges, ihr liebes Kind, so krank und schwach, daß es nur eben noch die Hände falten konnte. Ach, mußte sie nicht jeden Augenblick erwarten, daß der König der Schrecken an ihre Thür klopfen würde, um das Kind von ihrem Herzen mit sich hinwegzunehmen?

„Mutter“, sagte das Kind, „so weine doch nicht, sonst muß ich auch weinen und bin doch so fröhlich. Gieb mir das goldene Kreuz, das mir meine Gevatterin geschenkt hat, und einen grünen Rosmarinzweig aus unserm Garten, daß ich mich schmücke, denn es kommt heute noch Besuch, vornehmer Besuch.“

„Ach, mein Kind, wer sollte wohl zu uns kommen?“

„Ein Herzog, liebe Mutter, der Herzog der Seligkeit — gieb acht, der kommt und holt mich in sein Himmelsschloß. O, wie schön ist es da! Ich habe eben noch hineingesehen in diese Pracht und Herrlichkeit — und da sollst Du bald mit mir zusammen wohnen.“

Der Herzog ist wirklich noch selbigen Tages gekommen, hat auch dem Kinde eine Krone mitgebracht, köstlicher denn alle Herzogs- und Königskronen hier auf Erden.

Zwölf Jahre hier in dunkler Hütte, — nun ewig in dem hellglänzenden Schlosse da droben!

Die Mutter sitzt allein im Kämmerlein; ihre Augen sind voll Thränen; aber durch die Thränen und durch die blinden Fensterscheiben hindurch sieht sie das Schloß und in dem Schlosse ihr liebes Kind mit der Krone auf dem Haupte — und nun wischt sie sich die Thränen aus ihren Augen — oder thut das ein anderer?

Die Chain O'Lakes, Waupaca, Wis. (Siehe Seite 760.)

Die socialistische Bewegung.

Für die Abendschule von K.

I.

Einleitung. Ein volkswirtschaftlicher Exkurs. Die sociale Frage.

In allen modernen Staaten tritt die socialistische Bewegung mehr und mehr in den Vordergrund. Die sociale Frage wird dadurch überall immer mehr zum Brennpunkt der politischen Tagesordnung. Es vergeht seit geraumer Zeit keine Woche, oft kein Tag, wo man nicht in den Zeitungen von socialistischen Umtrieben liest. Namentlich die Völker Europas werden dadurch in beständiger Unruhe und Aufregung erhalten. Der revolutionäre Sinn wird in den Volksmassen systematisch wachgerufen und greift deshalb fortwährend um sich. Zahlreiche Sendboten der Revolution knüpfen in allen Ländern festere Verbindungen an, um auf die Massen nachhaltiger einzuwirken. Es ist, als ob die ganze civilisierte Welt auf einem Vulkane stehe, dessen Ausbruch nur noch eine Frage der Zeit ist. Es giebt gemäßigte Socialisten, welche die grundsätzliche Revolution verwerfen oder doch den Zeitpunkt für eine solche noch nicht für gekommen halten. Aber es giebt auch in allen Ländern Extreme, die sich über alle Schwierigkeiten einfach hinwegsetzen und den „sofortigen Umsturz alles Bestehenden" fordern und anstreben. Sie sind es, die wieder und wieder Putsche und Excesse ins Werk setzen, die gewissermaßen Vorboten eines gemeinsamen Hauptschlags sind. Namentlich in allerletzter Zeit haben diese Extremen die sogenannte „Dynamitpolitik" auf ihr Programm gesetzt und führen dasselbe mittels Höllenmaschinen und Dynamitbomben durch. Ihr Plan ist, „sich noch gefürchteter als bisher zu machen und keinen Fürsten und Aristokraten zu verschonen".

Alle Länder Europas stehen unter dem Banne des Socialisten- und Anarchistenschreckens, aber auch in den Vereinigten Staaten rumort und arbeitet derselbe immer lauter. Nichtsdestoweniger weiß man namentlich hierzulande in weiten Kreisen der Gesellschaft von ihm so gut wie nichts, oder man unterschätzt ihn doch und lächelt und spöttelt darüber. Der Hauptgrund dieser Thatsache ist der Mangel an genügender Orientierung über die socialistische Bewegung; man spürt wohl hin und wieder den Wellenschlag desselben, aber mit dem eigentlichen Stand der Dinge ist man nicht vertraut. Es ist deshalb gewiß ein dankenswertes Unternehmen des preußischen Regierungs-Assessors Dr. Zacher in Berlin, daß er in einem im höchsten Grade interessanten Buche eine Geschichte der socialistischen Bewegung, ihrer Entwicklung und ihres gegenwärtigen Standes in den einzelnen Ländern geliefert hat. Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes bedarf es keine Entschuldigung, wenn die Abendschule den Inhalt dieses Buches in verkürzter und vereinfachter Form ihren Lesern zugänglich zu machen sucht.

Ehe wir jedoch zu unserer eigentlichen Aufgabe schreiten, achten wir es für angezeigt, unsere Leser kurz daran zu erinnern, um was sich eigentlich die sogenannte sociale Frage dreht. Was wollen die Socialisten, die gemäßigten sowohl wie die extremen? Die Antwort führt uns auf das volkswirtschaftliche Gebiet.*)

Die Wirtschaft eines Volkes besteht in Produktion und Konsumtion, d. h. in der Herstellung und dem Absatz einer Ware. In beständigem Kreislauf werden gewisse Güter für den Gebrauch produziert, umgesetzt und konsumiert. Dieser Kreislauf ist das wirtschaftliche Leben. So ist es zu allen Zeiten gewesen, aber die Art der Produktion und folgeweise auch der Konsumtion ist in den verschiedenen Perioden der Geschichte eine ganz verschiedene gewesen. Das charakteristische Merkmal der heutigen Produktionsweise ist die überwiegende Bedeutung des Kapitals, die Produktionsweise ist kapitalistisch.

Es sind hauptsächlich drei Faktoren, von denen die heutige Wirtschaft abhängt. Der erste ist die auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens herrschende Freiheit. Der Mensch ist frei, er kann gehen und stehen, wo er will, er kann arbeiten, was und wo er will. Das Eigentum ist frei, jeder kann darüber verfügen nach seinem Belieben. Der Grund und Boden ist frei, er kann benützt werden, wie er den reichsten Ertrag bietet. Der Verkehr ist frei, jeder Markt ist offen. Damit ist dem Kapital freie Bahn geschaffen, werbend aufzutreten, wo es den meisten Gewinn hofft. Der zweite Faktor ist die Maschine und die durch dieselbe so stark entwickelte Teilung der Arbeit. Wie einfach war die Arbeit in der guten alten Zeit. Der Handwerksmeister besaß die einfachen Arbeitsmittel selbst, und was er produzierte, war sein. Der Geselle, der um Lohn arbeitete, konnte doch einmal selbständig werden, und dann kam der Ertrag seiner Arbeit ihm selbst zu gut. Ganz anders heute, im Zeitalter der Maschine. Jetzt liegt die Produktion in den Händen einzelner, die Kapital zur Verfügung haben, um die großen Produktionsmittel, Maschinen, Grundbesitz, Vorräte ꝛc., zu beschaffen. Das kleine selbständige Handwerk kann mit dem Großbetriebe, der Fabrik, nicht konkurrieren. Die Maschine teilt die Arbeit immer mehr. Der einzelne arbeitet nur jeder sein Teil, und ehe das Produkt gebrauchsfertig wird, geht es durch viele Hände. Der Arbeiter ist nicht mehr zugleich Unternehmer, Fabrikant, sondern eben nur Arbeiter, Tagelöhner; es giebt jetzt wenige Unternehmer und viele Arbeiter, „Hände", wie sie hierzulande bezeichnend genannt werden. Der dritte Faktor ist die zunehmende Konkurrenz. Davon wußte das Mittelalter nichts. Da gab es für Handel und Handwerk keinen eigentlichen auswärtigen Markt. Der einen Stadt war der Markt der andern verschlossen oder doch nur so weit geöffnet, als es das sorgsam gewahrte Interesse der eigenen Bürger erforderte. Da gab es nicht einmal innerhalb der eigenen Stadt Konkurrenz. Die Arbeiter bildeten eine Verbindung, die Zunft, die Gilde, die keine Konkurrenz zuließ, sondern die Arbeit wie ein Gemeinsames behandelte. Ganz anders heute. Jetzt steht den Produkten die ganze Welt offen. Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfschiffe haben den Markt zum Weltmarkt erweitert, und der Regulator des Verkehrs auf diesem Markt ist die Konkurrenz. Ist das Eisen in England billiger zu produzieren, so müssen bei uns die Hochöfen ausgeblasen werden, oder doch das Eisengeschäft ist „gedrückt"; die Wollzüchter in Ohio müssen ihre Schafe abschaffen, wenn Australien viel Wolle produziert, oder doch der hiesige Wollmarkt wird „flau". Nebenbei: hier ist auch der Angelpunkt der Tariffrage. Der Schutzzoll ist nichts als ein Damm gegen die überseeische Konkurrenz.

Der geneigte Leser versteht jetzt wohl, warum wir die heutige Produktionsweise die kapitalistische nannten. Nicht, wie früher, produziert der einzelne, was er braucht, um dann höchstens mit dem, was er überflüssig produziert, einen Tausch zu treiben, sondern der einzelne produziert, was er nicht braucht, Tauschwerte. Zu dieser Produktion gehört beides, Kapital und Arbeit. Beide, Kapital und Arbeit, müssen sich zur Produktion vereinigen, aber bei diesem Zusammentreten ist das Kapital der herrschende Faktor. Ein Unternehmer oder eine Gesellschaft von Unternehmern, die im Besitz des Kapitals ist, beschafft die Produktionsmittel, dingt die Arbeit und [illegible]

---

*) Vgl. Uhlhorn, Vermischte Vorträge, Seite 353—385.

ziert. Die Arbeiter erhalten ihren Lohn, das Produkt der Arbeit fällt den Unternehmern zu, und der Mehrwert, den dieses Produkt besitzt, bildet den Unternehmergewinn. Nehmen wir ein beliebiges Beispiel zur Veranschaulichung des Gesagten. A., B. und C., reiche Kapitalisten, gründen eine Möbelfabrik. Das Grundkapital zur Anlage derselben beträgt — sagen wir $100,000. A. hat die Hälfte der "shares", B. und C. zusammen die andere Hälfte. Jetzt wird ein Werkführer engagiert, der den Betrieb der Fabrik, die in Fort Wayne errichtet wird, leiten soll; die Eigentümer wohnen vielleicht in New York. Der Werkführer — manager — dingt Arbeiter: Schreiner, Polierer, „Moulders" &c. Die Arbeit beginnt, die Arbeit wird fertiggestellt, regelmäßig erhalten die Arbeiter ihren Lohn. Damit ist deren Beteiligung an dem Geschäftsunternehmen erledigt. Die fertiggestellte Ware gehört den New Yorker Besitzern, die wieder durch Angestellte für dieselbe ihren Markt suchen und finden. Das Geschäft bezahlt sich und wirft erklecklichen Gewinn ab. Dieser füllt die Taschen der Kapitalisten, je nach der Anzahl der "shares", die sie in dem Geschäfte besitzen. Wie sind sie doch zu dem Gewinne gekommen? Haben sie ihn erarbeitet? Nicht doch. Sie saßen ja ruhig in New York City, während die „Hände" in der Fort Wayner Fabrik „schafften". Nein, ihr Kapital hat für sie gearbeitet. Den Gewinn hat das Kapital als solches gemacht. Das Kapital ist produktiv geworden. Früher hielt man es mit der Weisheit des alten Philosophen Aristoteles: „Das Geld bekommt keine Junge." Aber das ist veraltete Weisheit, die heutzutage jeder Clerk verlacht. Heute gilt: Geld erzeugt Geld. Das Geld ist nicht bloß Tauschmittel, sondern selbst Ware, die Gewinn bringt. Ein Mensch, der Kapital besitzt, braucht gar nicht zu arbeiten, sein Geld besorgt die Arbeit für ihn. Er braucht nur sein Kapital in irgend einem gewinnbringenden Unternehmen richtig anzulegen, dann kann er ohne Arbeit den Gewinn einziehen, den sein Kapital für ihn erwirbt, er braucht nur seine Dividenden heimzuholen und das mühselige Geschäft des Couponabschneidens zu besorgen.

Das ist ja in der That ein Zustand, der die Kritik herausfordert. Der Socialismus leistet diese Kritik in rücksichtslosester Weise. Unsere wirtschaftlichen Zustände, spricht er, sind durch und durch ungesund. Der Kapitalist genießt die Früchte fremder Arbeit. Wer macht es, daß das Produkt, verglichen mit dem Rohstoff, einen Mehrwert hat? Der Arbeiter. So müßte denn dieser Mehrwert auch der Arbeit zufallen. Statt dessen fällt er bei der heutigen Produktionsweise allein dem Kapital zu, die Arbeit wird dagegen mit dem Arbeitslohn abgefunden. Der Arbeitslohn ist nicht etwa die Frucht der geleisteten Arbeit, diese fällt ganz dem Kapital zu, — der Arbeitslohn ist nur der Preis für die zur Ware herabgesunkene Arbeit. Der Preis dieser Ware richtet sich, wie bei jeder andern Ware, nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, und die Folge davon ist das „eherne Lohngesetz", nach welchem der Arbeitslohn immer nur so viel beträgt, wie der Arbeiter nach den Anforderungen der Zeit zum notdürftigen Unterhalt gebraucht. Um diesen Punkt gravitiert der Lohnsatz bald etwas steigend, bald etwas fallend. Denn stiege er viel darüber, so würde die Zahl der Arbeiter sich vermehren und das stärkere Angebot den Preis drücken; fiele er stark darunter, so würde die Zahl der Arbeiter sich mindern und die stärkere Nachfrage den Preis steigern. So ist denn für die Arbeiter, solange die jetzige Produktionsweise besteht, gar keine Besserung zu hoffen. Sie stehen unter dem ehernen Lohngesetz; alle Frucht ihrer Arbeit fällt dem Kapital zu. Dieses wächst daher fort und fort, es häuft sich in immer größeren Mengen an, gerät in wenige Hände, und die Kluft zwischen den Kapitalbesitzern und den Arbeitern wird immer großer. Daher das ganze Elend der arbeitenden Klassen, die vom Kapital ausgebeutet werden, daher auf der einen Seite das Geldprotzentum, der Luxus, auf der andern das Proletariat und all das Elend der Gegenwart. Es hat alles seinen Grund nur darin, daß das Kapital die Arbeit mit dem Arbeitslohn abfindet und selbst den Gewinn verschluckt.

So kritisiert und urteilt der Socialismus. Begreiflicherweise rufen seine Anhänger nun auch: Es muß anders werden! Der gegenwärtige wirtschaftliche Zustand ist unerträglich. Also radikale Änderung, Revolution! Was ist das Neue, das nach Ansicht der Socialisten an die Stelle des Alten treten muß?

Vor allem muß der Arbeiter wieder Eigentümer der Arbeitsmittel und folgeweise auch Eigentümer der Arbeitsprodukte werden. Natürlich soll hierbei den Anforderungen der Gegenwart Rechnung getragen werden, wir Socialisten wollen keineswegs mittelalterliche Zustände herbeiführen, indem wir etwa zu dem Kleinbetrieb früherer Zeiten zurückkehren. Nein, wir sind Männer des Fortschritts. Dem Zuge zum Großbetrieb folgend, wollen wir den Großbetrieb noch größer machen. Dazu gehört Kapital. Aber nicht wie bisher soll das Kapital in den Händen einzelner liegen, sondern es soll der Gesamtheit gehören; das Privatkapital soll beseitigt und als Kapital zum Kollektivkapital, zum Gemeinbesitz werden. Mit dem gemeinsamen Kapital sollen dann alle gemeinsam arbeiten, und das Produkt dieser Arbeit soll dann auch gemeinsames Eigentum aller werden, an dem jeder nach dem Maße seiner geleisteten Arbeit teil nimmt.

Das ist in kurzen Sätzen das neue Wirtschaftsprinzip des Socialismus. Der Leser wird sich doch noch keine rechte Vorstellung von seiner Bedeutung und Tragweite machen können. Versuchen wir es daher einmal, uns ein Bild davon zu machen, wie die Welt aussehen würde, wenn es gelänge, dieses Prinzip zu verwirklichen.

Also einen Blick in das neue Gemeinwesen der Socialisten, in den socialen Staat! Alles Kapital ist den Händen der einzelnen entnommen, es gehört der Gemeinschaft. Der Gemeinschaft gehört aller Grundbesitz, alle Häuser, alle Fabriken, alle Maschinen, alle Eisenbahnen, kurz, alle Arbeitsmittel, sie seien, welche sie wollen. Mit diesen produziert nun der sociale Staat, was seine Bürger brauchen. Alle Bürger sind Arbeiter, jeder muß nach seinen Kräften arbeiten. Die Gesamtheit der Produkte gehört wieder dem Staate, denn Unternehmer als Privatpersonen giebt es nicht mehr; der Staat ist der einzige Grundbesitzer, der alleinige Fabrikherr, kurz, der alleinige Unternehmer. Von dem, was produziert wird, nimmt dann der Staat zunächst für sich vorweg, was er für allgemeine Zwecke, für die Leitung, den Rechtsschutz, den Unterricht, ferner für Erhaltung und Erneuerung der Maschinen u. s. w. gebraucht. Steuern wie heute giebt es nicht mehr, der Staat besitzt ja alles. Was übrig bleibt, gehört allen Staatsbürgern, als der gemeinsame Ertrag ihrer Arbeit, und wird nach dem Maße der geleisteten Arbeit verteilt. Geld giebt es nicht mehr, weder für den öffentlichen Verkehr, noch im Privatleben. An die Stelle des Geldes tritt, als Wertmesser, die Arbeitszeit, und statt Verkaufsläden hätten wir nur noch Speicher, in denen die produzierten Güter aufbewahrt und aus denen sie nach dem Maße der geleisteten Arbeit verteilt werden. Diese wird genau berechnet, und die Arbeitsstunde bildet die Einheit. Ebenso wird genau berechnet, wie viel gesellschaftliche Arbeitszeit ein Gut kostet, und darnach geschieht die Verteilung. Der Arbeiter erhält Arbeitschecks, damit geht er in die Vorratshäuser und entnimmt dort für so und so viel Arbeitszeit Brot, Fleisch, Kleidung u. s. w. Kauf und Verkauf, Handel und Wandel, Pacht, Miete, Zins, alles ist verschwunden. Die heute alles beherrschende Konkurrenz ist beseitigt. Jeder Arbeiter erhält, was er gearbeitet hat, zwar nicht dasselbe Produkt, aber ein

demselben ganz gleichwertiges, d. h. ein solches, welches herzustellen ganz genau so viel Arbeitszeit gekostet hat, wie er geleistet; er empfängt also richtig, was seine Arbeit wert ist, und kein Unternehmergewinn bringt ihn um die Früchte seiner Mühe. Allerdings würde eine solche Organisation der Arbeit erst völlig durchzuführen sein, wenn nicht ein einzelnes Volk, sondern alle Völker socialistisch verfaßt wären. Der Socialismus hat dieses Ziel auch im Auge, er ist international und hofft, die ganze Menschheit werde eine große Verbrüderung werden, in der alle als Brüder gemeinsam arbeiten und gemeinsam leben. Da giebt es dann keinen Krieg, keine Waffen mehr, sondern nur fruchtbringende Arbeit; da ist keine Rivalität, keine Konkurrenz, als nur die, wer am besten arbeitet.

Das ist die neue socialistische Welt. Und nun halte man ja im Auge: das sind nicht etwa leere Hirngespinste, Phantastereien, — nein, das sind Gedanken, die jetzt in aller Welt Millionen von Menschen beschäftigen, das sind Pläne, die sie für ausführbar, Ziele, die sie für erreichbar halten. Sie sind sich dessen genau bewußt, daß die Durchführung ihrer Ideen eine Umwälzung bringen würde, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Aber sie arbeiten wie die Bienen, um diese Umwälzung so rasch wie möglich ins Werk zu setzen; sie schrecken schließlich nicht vor Gewaltmaßregeln zurück, um die bestehenden Verhältnisse über den Haufen zu werfen. Man lacht über die „verrückten Pläne" der Socialisten, wenn man nicht anders kann, aber man wähne nicht, daß man mit diesem Lachen den Socialismus abgethan habe. Nein, diesem ist alles, was er ersehnt und erstrebt, bitterer, ja blutiger Ernst! Das sollen die folgenden Auseinandersetzungen beweisen.

Ein Ausflug nach den Apostelinseln am Superiorsee.

Für die Abendschule von J. W.

Ein Passagieragent einer großen Eisenbahn verlangt scherzweise, daß der Konstitution der Vereinigten Staaten ein 16. Amendement angehängt werde, welches verfügt, daß unsere bemittelten Mitbürger nicht eher ins Ausland verreisen dürfen, um ihre Reichtümer zu verzehren, als bis sie sich überzeugt haben, daß der liebe Gott hier ebenso schöne Landschaftsbilder geschaffen hat, als anderswo. Der betreffende Herr ist jedenfalls ein tüchtiger Geschäftsmann, der den Vorteil seiner Bahn im Auge hat, und hat nicht so unrecht, wenn er den Wunsch ausspricht, daß man zunächst die Naturschönheiten bewundere, welche so nahe liegen und sich in Onkel Sams Gebiete in so reichlicher Fülle entfalten; denn je weiter die Eisenbahnen in die Urwildnisse desselben eindringen, desto häufiger und mannigfaltiger treten sie auf und erwecken Staunen und Bewunderung. Man braucht aber nicht erst bis zum Urgebirge, den majestätischen Cordilleras, vorzudringen, schon die Gegend der großen Seeen bietet so viel Merkwürdiges, wie groteske Landschaftsbilder, krystallne, fischreiche Inlandseeen und Teiche, tiefe Urwälder und malerische Ufer, daß man die Allmacht, Güte und Weisheit Gottes anbetend bewundern muß. —

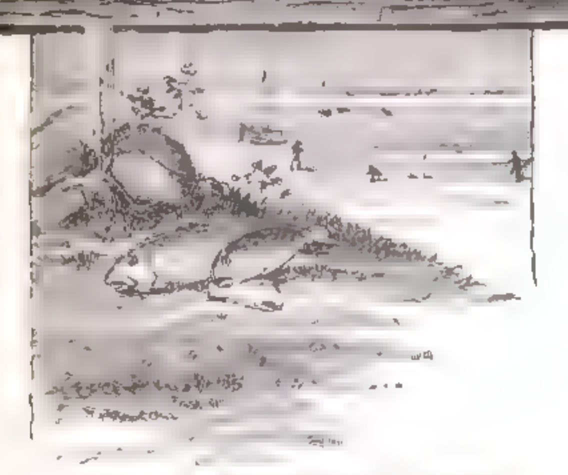
Durch die Freundlichkeit des zuvorkommenden General-Passagieragenten der Wisconsin Central Eisenbahn, des Hrn. James Barker, sind wir in den Stand gesetzt worden, unseren Leserkreis durch etliche vortreffliche Zeichnungen an Ort und Stelle zu versetzen.

Bayfield und La Pointe.

Am Union-Depot zu Milwaukee steigen wir in eine der eleganten Cars genannter Bahn und eilen Schleisingerville, der Poststation des herrlichen Cedar Lake, zu. Bis dahin (32 Meilen von Milwaukee) fährt man auf dem Geleise eines Zweiges der Chicago, Milwaukee & St. Paul Rail Road. Schleisingerville ist der südliche Terminus der Wisconsin Central. Während der nächsten Stunden jagen wir an manchen blühenden, meist deutschen Ansiedlungen vorbei, bis der etwa 28 Meilen lange und bei Oshkosh 13 Meilen breite Winnebagosee (Flächeninhalt über 300 Quadratmeilen) vor unsern Blicken sich entfaltet. Er ist die größte Süßwasseransammlung im Innern Wisconsins und hat mehr Flächenraum, als der den Christen lieb gewordene See Genezareth in Palästina, an welchem und auf welchem der Heiland so oft in Not und Anfechtung half und seinen Jüngern den Willen seines Vaters offenbarte. Der Fremdling, welcher zum erstenmale die Ufer des Winnebago (nach einem Indianerstamme so benannt) betritt, wird unwillkürlich an Kapernaum, Tiberias und Beth-

saida erinnert, wenn er nun auch die blühenden Städte des Winnebagosees bereist. An der Südspitze ist zunächst das etwa 18- bis 20,000 Einwohner zählende Fond du Lac zu





Szenerie in Bayfield, neunzehn Meilen von Ashland.

nennen, welches auf seinen Eisenbahnen einen ziemlichen Verkehr aufzuweisen hat; dann das ebenso große Oshkosh (Name eines Indianerhäuptlings) mit seinen großen Sägemühlen und Fabriken. In beiden Städten treffen wir blühende lutherische Gemeinden an. Am Nordende des Sees endlich liegen Neenah und Menasha, zwei reizende Sommer-Resorts für solche, die Ruhe und Behaglichkeit suchen. Hier ergießt sich das überflüssige Wasser des Sees in den Fox River, welchen die föderale Regierung und die Fox River Improving Company für die Schiffahrt und das Fabrikwesen in seinen gehörigen Schranken hält. Bei Roberts' Resort, Neenah, zeigt man dem Reisenden die alte Wohnung des James Duane Doty, des ersten Territorial-Gouverneurs von Wisconsin.

Wir befinden uns etwa 98 Meilen von Milwaukee. Nach sattsamer Erquickung an den Naturschönheiten besteigen wir abermals einen Zug genannter Bahn und fahren weiter nordwärts. Während jetzt der Tabaksnebel einer Cigarre wirbelnd um unsere Nase zieht, durchblättern wir im Geiste das Buch der Geschichte des Lake Superior, dessen erste Ansiedlungen seit zwei Jahrhunderten infolge der dichten Urwälder Wisconsins und Michigans in fast gänzlicher Abgeschlossenheit sich befanden. Der Jesuitenmissionar Jaques Marquette kam, den Vorschriften seines Ordens blind gehorchend, im Jahre 1668 nach Sault St. Marys, dem Ausfluß des Superior. Von hier aus durchstreifte er unter mancherlei Gefahren die Wildnis, um den rohen Indianer aus der heidnischen Finsternis zum römischen Papsttum zu bekehren. Die Schrecknisse der Wildnis, der Rachedurst des Sohnes der Wüste, bodenlose Sümpfe, bittere Kälte, fußtiefer Schnee, Hunger und Durst — alle diese Feinde überwand er mit Entschlossenheit. Von obengenanntem Orte aus faßte er auch den Plan, zu ergründen, ob der Mississippi in den mexikanischen Meerbusen oder ins stille Meer sich ergieße, und begann 1673 von Greenbay aus seine Entdeckungsreise (siehe Abendschule No. 37). Madelaine, die größte der 24 Apostelinseln, wurde in jener Zeit die Central-Missionsstation der Franziskaner Mönche. Noch jetzt wird auf jener Insel (s. Illustration: Bayfield und La Pointe) in der Chippewa-Sprache unter der Leitung des Priesters Voigt Gottesdienst abgehalten und erst kürzlich wurde gemeldet, daß man das diesjährige Frohnleichnamsfest mit Pomp gefeiert habe. Der neben La Pointe liegende Kirchhof mit seinen Grabkreuzen, an denen sonderbare Inschriften zu lesen sind, ist dem Reisenden von historischem Interesse. Nicht weit von diesem Punkte steht ein altes baufälliges Gebäude, einstens das Depot des bekannten Pelzhändlers Johann Jakob Astor. —

Wir kommen jetzt auf unserer Reise nach den bekannten Orten Weyauwega und Waupaca. Letzterer Ort liegt 130 Meilen von Milwaukee und hat eine prächtige Seeenkette — Chain O'Lakes — aufzuweisen. Stevenspoint und Abbotsford sind die nächsten blühenden Ortschaf-



Chequamegon Hotel, Ashland, Wis.

ten. Sie erinnern an die Reisen und Strapazen lutherischer Missionare, welche das ganze Gebiet der Wisconsin Central Rail Road teils per Bahn, teils zu Fuß durchkreuzten und die

zerstreuten Glaubensbrüder zu wohlgegründeten Gemeinden organisierten. Zu den neuesten Erfolgen in dieser Hinsicht zählen wir namentlich die Gründung von Gemeinden in Dorchester, Medford und Butternut. Butternut wurde erst vor etlichen Jahren von bekannten Milwaukeeern gegründet und ist 291 Meilen von der Metropole Wisconsins entfernt. Von Stevenspoint, wo wir die Wisconsin Rail Road kreuzen, führt uns das schnaubende eiserne Roß durch einen fast 200 Meilen langen Forst. Sägemühlen, neue Ansiedelungen bedeuten uns, daß auch hier die Civilisation zu dämmern anfängt. Erst bei **Penokee Gay** wird es dem Reisenden klar, daß er nun das Land des großen Superior erreicht hat. Jähe Felsen, Abhänge, tiefe Schluchten, romantische Gebirge, die wertvolle Erze bergen, treten an unser Auge heran, und der Zug kreuzt den **Bad River** auf 9 Meilen 17 mal. Von Krümmungen zu Krümmungen, an Stromschnellen und Wasserfällen vorbeifahrend und dabei die große Eisenbahnbrücke passierend, erreichen wir endlich **Ashland**, ein aufblühendes Städtchen von 4000 Einwohnern, nach einer Reise von 344 Meilen. Ashland hat bereits einen lebhaften Verkehr auf seinen beiden Eisenbahnen und auf dem See. Was der Fremdling zunächst anstaunt, ist das große imposante **Chequamegon-Hotel**, mit allem Luxus und Komfort moderner Gasthäuser ausgestattet. Es hat Raum für 500 Gäste und wird sehr stark von Sommerfrischlern besucht, welche es hier selbst im heißen Juli (während der Nächte namentlich) so kühl finden, daß man die Stuben und Parlors mit einem mäßigen Kaminfeuer erwärmen muß. Von hier aus hat man eine brillante Rundschau über die Chequamegon-Bai und erblickt das alte Fort auf der schon erwähnten Madelaine-Insel, woselbst Marquette eine Missionsstation gründete. Exkursionsdampfer, wie der S. B. Barker, und eine Anzahl kleine Boote werden benutzt, um zu fischen, die malerischen Apostelinseln zu bewundern und Ausflüge nach Bayfield zu machen. Die schon einmal genannte katholische Kirche bei La Pointe, gebaut von Bischof Baraga, der das Holz einer noch älteren zu Marquette, Mich., dazu benutzte, ist noch ziemlich gut erhalten. Unter anderen Sehenswürdigkeiten zeigt man uns in derselben ein altes Gemälde, „das Herabnehmen vom Kreuz“ darstellend. —

Bei Washburn, einem emporkeimenden Städtchen, ragt Houghton Point, ein 150 Fuß hohes Promontorium ins Wasser. 30 Meilen östlich von Ashland bietet der Montreal River dem Wanderer ein prächtiges Naturschauspiel, einen 120 Fuß tiefen Wasserfall. Ebenso wird der Naturfreund reichlich belohnt, wenn er nach Odanah am Bad River pilgert und Land und Naturvolk in seinen Eigenheiten näher betrachtet. Seit dem 1. Juli dieses Jahres war Odanah der Schauplatz einer großen Versammlung von Chippewa Indianern. Die ersten drei Tage widmete man dem Kriegstanze, woran mehrere Hundert „Bucks“ mit bunt bemalten Gesichtern und sonderbaren Trachten teilnahmen. Manche von ihnen wohnten so weit von diesem Orte, daß es einer Fußreise von 4 Wochen bedurfte, um hierher zu kommen. Nach dem Tanze reichte man die Friedenspfeife herum und erneuerte die alte Freundschaft. Dann folgte am 4. Juli ein Fest, woran sich namentlich die Indianer der protestantischen und katholischen Missionen beteiligten, wobei aber auch die übrigen als freundliche Gäste bewillkommt wurden. Hunderte von Hunden wurden zu dem Feste geschlachtet und gegessen. Am 5. Juli war große Ratsversammlung; es fehlte nicht an Reden, deren Endresultat war, zu gestatten, daß eine Bahnlinie durch jenes Gebiet verlängert werde. Die Schlußfeierlichkeit bildete das sogenannte „La Crosset“, ein Ballspiel, woran sich die jungen „Bucks“ mit demselben Eifer beteiligten, wie die Knaben civilisierter Völker, welche heute nur das eine Vergnügen, „Base Ball“ zu würdigen wissen.

Der Reisende trennt sich nicht gern vom „Gitchee Gumee“, d. i., dem großen Seewasser, denn er findet hier Ruhe und Erholung und Kräftigung seiner Gesundheit. Das viele Menschen quälende „Heufieber“ (Hay Fever) wird er hier oben bald los. Er kann fischen, „campen“, Vergnügungsfahrten und Naturstudien machen und vom Gouvernement Outlook ein Panorama überblicken, das, von den Apostelinseln bis zum Penokee Gap sich erstreckend, eine Länge von etwa sechzig Meilen hat und noch nach langen Jahren für Tausende von Reisenden ein interessanter Gegenstand bleiben wird.

Doch wir verabschieden uns jetzt von diesen lieblichen Landschaftsbildern und unseren freundlichen Lesern, denn wir fürchten den „Papiertiger“ des Herrn Redakteurs.

Merkwürdige Rettung.

Zwei Brüder, Eduard und Jakob Savage, standen miteinander an dem Hafen Port Royal auf der Insel Jamaika. Der erstere war Seekadett auf der königlichen Fregatte „Phaeton“, der andere ein junger Artillerieleutnant. Dieser war eben im Begriff, mit dem königlichen Postdampfer „Shannon“ nach Hause zu fahren, und sagte zu seinem Bruder: „Wenn Du nur auch mitkommen könntest.“ Allein das war eben nicht möglich, und so begleitete der Seekadett noch seinen Bruder nach dem Dampfer und verabschiedete sich von ihm, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Es geschah mit etwas schwerem Herzen; denn sie mußten voraussehen, daß sie einander vielleicht jahrelang nicht wieder sehen würden. „Lebe wohl und Gott behüte Dich!“ rief Eduard noch seinem abfahrenden Bruder vom Boot aus zu, als der Dampfer seine Räder in Bewegung setzte.

Es war mehrere Tage eine herrliche Fahrt, günstiger Wind und prächtiges Wetter. Und so konnte es auch nicht fehlen, daß die Reisenden alle, soweit sie nicht von besonderem Kummer oder Schmerz bedrückt wurden, recht fröhlich und gutes Muts waren; ging es ja doch der Heimat zu. Die jungen Leute machten Spiele auf dem Verdeck, veranstalteten Konzerte und suchten allerlei hervor, das einförmige Leben unterhaltend zu machen. Bald war unser junger Artillerieoffizier eine der beliebtesten Persönlichkeiten auf dem Schiff, denn in seinem freundlichen, munteren und heiteren Wesen war er immer geneigt, andern zu helfen und irgend etwas zu veranstalten, was Freude machen konnte.

Eines Abends aber teilte der Kapitän unserem Jakob mit, daß der Barometer beunruhigend gefallen sei und daß man sich auf einen Sturm gefaßt machen müsse. Nach einigen Stunden gesunden Schlafs wachte Jakob Savage in großer Unruhe in der Kabine auf und hörte nacheinander die Kommandoworte des Kapitäns, daß die Segel alle eingezogen werden müssen. Er wußte, daß man dadurch das Schiff gegen die Stöße des Sturmes schützt, und zog sich rasch an und ging auf das Verdeck. Wie war alles so gar anders geworden! Statt der ruhigen Oberfläche des Meeres ein Wogen und Brausen der Wellen, daß das Schiff nur mit Mühe sich einen Weg durch dieselben bahnte. Zwanzig Stunden lang blies der Sturm mit großer Heftigkeit, so daß der Dampfer nicht bloß nicht vorwärts, sondern rückwärts kam, und sich kaum einer der Reisenden auf den Beinen halten konnte; von Essen und Trinken war keine Rede. Erst als es zum Nachtessen ging, war die See wieder so weit ruhig, daß man sich zu Tisch setzen konnte.

ohne Gefahr zu laufen, daß alles übereinander falle. Am nächsten Tag war wohl der Sturm ganz vorüber, und die Wellen hatten sich gelegt; aber auf dem Schiff sah es noch öde und traurig aus, trotz des lieblichen Sonnenscheins; die meisten Reisenden lagen noch seekrank in ihren Kabinen oder waren von dieser zwar nicht gefährlichen, aber allen Lebensmut lähmenden Krankheit noch so geschwächt, daß sie nicht an Spiel und Vergnügen dachten. Nur unser junger Artillerieoffizier war wieder ganz munter auf dem Verdeck und hatte große Lust irgend etwas anzustellen, um die Langweile zu vertreiben.

„Nun, wollen wir nicht ein Spiel machen?" fragte der erste Schiffslieutenant. „Ganz recht, das ist prächtig! Wer thut mit?" rief Jakob Savage. Mehrere der Schiffsoffiziere und Kadetten meldeten sich und es wurde „Hase und Hunde" gespielt, wobei ein frischer, munterer Kadett den Hasen spielte, der von den andern verfolgt wurde, die Strickleitern auf und ab u. s. w. „Ich würde es lieber bleiben lassen", sagte der erste Matrose zu unserem Jakob; „das ist kein Spiel für Landratten, besonders solange das Schiff noch so schwankt." — „Nun, hab' keine Angst", antwortete er. Das Spiel ging etwa 10 Minuten fort. Der Hase und seine Verfolger zeigten gleich große Gewandtheit im Klettern und Springen. Plötzlich aber nahm es ein Ende, als der Deckoffizier rief: „Ein Mann über Bord" (gefallen). — „Wer ist's?" fragte der Kapitän. „Der Artillerieoffizier", war die Antwort. — „Rasch das Schiff gestellt, das Rettungsboot hinuntergelassen, eine Wache ausgestellt, nach ihm zu sehen!" ertönten schnell die Kommandoworte des Kapitäns, und augenblicklich wurden sie befolgt. „Können Sie den armen Burschen sehen?" fragte der Kapitän ängstlich den wachhabenden Offizier. „O ja, Herr Kapitän, er ist einige 100 Ellen genau hinter dem Schiff und schwimmt ausgezeichnet." Der Kapitän teilte dies dem Offizier mit, der das Rettungsboot befehligte, und dieses fuhr in der angegebenen Richtung ab. „Jetzt sehe ich ihn nicht mehr", ruft der wachhabende Offizier, „er muß wohl untergesunken sein."

Eine Stunde und noch länger suchte das Rettungsboot und noch ein zweites, das sich zu ihm gesellte, nach allen Richtungen; endlich aber kamen sie mit schwerem Herzen zu der Überzeugung, der arme Jakob müsse ertrunken sein. Sie kehrten um zum Schiff, und dieses setzte nun seinen Heimweg fort mit manch' schwerem Herzen an Bord; denn alle bedauerten den munteren, freundlichen Jüngling, den ein früher Tod so rasch aus seiner glänzenden Laufbahn gerissen. Die Spiele und die Vergnügungen auf dem Schiffe hatten ein Ende genommen.

Kehren wir nun nach Jamaika zurück. Dort stand der Seekadett Eduard Savage nach dem Abschied von seinem Bruder auf seinem Schiff „Phaeton", als einer seiner Kameraden herbeistürmte und rief: „Herrliche Neuigkeiten, Bursche! Wir müssen heimfahren!" — „Ei, das ist schade", sagte Eduard; „hätten wir das früher gewußt, so hätte mein Bruder mit uns reisen können." — „Wann sollen wir denn abfahren?" rief ein anderer. „Wie ich höre, sogleich", sagte der erstere, der die Neuigkeit gebracht hatte. „Gieb acht, Eduard, da kommen wir am Ende noch vor dem ‚Shannon' nach Hause. Das wäre eine Freude!"

Etwa 14 Stunden, nachdem der Postdampfer abgefahren war, verließ auch die Fregatte „Phaeton" den Hafen, und da sie eine sehr gute Dampfmaschine besaß, so ließ sich wohl vermuten, daß sie in Spithead einlaufen werde, ehe der Postdampfer Southampton erreiche.

In den ersten 4 Tagen hatte die Fregatte dasselbe herrliche Wetter, das die Fahrt des Postdampfers begünstigt hatte; am fünften geriet auch sie in den Sturm, hatte aber ihres schwereren Baues wegen weniger zu leiden und wurde auch weniger aufgehalten als der Postdampfer.

Nach demselben ertönte abends plötzlich aus dem Mastkorb der Fregatte der Ruf: „Ein Dampfer vor uns!" Wenige Minuten nachher: „Es schwimmt etwas auf der Wetterseite, Herr Kapitän!" — „Wie sieht's aus?" fragte der wachhabende Offizier. „Es sieht aus, wie ein menschlicher Körper", sagte der Matrose. Der Offizier schickte einen Kadetten, um nachzusehen, und dieser erklärte, es sei ganz gewiß ein menschlicher Körper. Alsbald wurde auf denselben losgesteuert, und Eduard Savage erhielt den Befehl, mit dem ersten Kutter ihm nachzufahren und ihn zu retten, wenn es etwa ein verunglückter Matrose oder Reisender wäre.

Als die Matrosen den Kutter in die Nähe ruderten, rief Eduard: „Gewiß, es ist ein Mensch und er lebt noch! Munter, meine lieben Jungen, daß wir ihn retten." Immer näher kamen sie und Eduard betrachtete den Schwimmer durch sein Fernglas. Plötzlich rief er: „Es ist mein Bruder Jakob! Um Gottes willen sputet Euch, daß wir ihn erreichen." Mit aller Macht ruderten die Männer und kamen an die Seite des Schwimmers, als er eben die Besinnung verlor und am Untersinken war. Rasch wurde er ins Boot gehoben und so schnell als möglich auf die Fregatte gebracht. Dort kam er alsbald unter die Hand der Ärzte, die ihn, jedoch nach langer Mühe, wieder zum Bewußtsein brachten. Man kann sich denken, wie verwundert er war, als er die Augen aufschlug und seinen geliebten Bruder neben sich sah. „Woher kommst denn Du?" fragte er mit schwacher Stimme. „Träume ich denn etwa nur, daß ich auf dem Dampfer ‚Shannon' war?" — „Nein, wir haben Dich aus dem Meere aufgefischt und sind auf dem Heimweg." — „Aber warum haben mich denn die vom ‚Shannon' verlassen?" — „Weiß nicht, doch wie bist Du denn ins Wasser gekommen?" Er erinnerte sich nun nach und nach der Sache und erzählte es seinem Bruder, und man konnte aus dem Gang der Erzählung ersehen, daß er mindestens drei Stunden mußte im Wasser zugebracht haben. Außerdem daß er ein guter Schwimmer war, hatte er seine Rettung vor allem dem zu verdanken, daß nach Gottes Leitung die Fregatte auf dem großen weiten Ocean gerade den Weg einschlagen mußte, auf welchem der Matrose im Mastkorb den mit dem Tode Ringenden sehen konnte, und daß die Hilfe eben zu rechter Zeit eintraf.

Die Fregatte kam wirklich vor dem Postdampfer in England an, und als der letztere neben der ersteren anlegte und die Leute auf demselben den verlorenen Artillerieoffizier neben seinem Bruder stehen sahen, da war große Freude und Verwunderung. Wie es gekommen, daß ihn die Boote des „Shannon" nicht mehr fanden, das konnte nicht klar gemacht werden. Der erste Schiffslieutenant aber rief: „Das macht auch nichts aus, ob wir das wissen. Die Hauptsache ist, daß wir Gott danken für seine wunderbare Rettung."

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von **Luise Pichler**. (6. Fortsetzung.)

17. Fragt denn in dieser Zeit der Heimsuchung noch eins nach dem andern?

Schon auf dem Wege nach Stuttgart hatte Rösle in Dörfern und auf den Straßen so viel Elend gesehen, daß sie sich überzeugte, in ihrem Heimatort habe die Not, so groß sie auch schien, noch nicht den höchsten Grad erreicht.

Noch mehr fiel ihr diese Wahrnehmung auf dem Rückweg ins Auge, wo sie eine veränderte Richtung einschlug. Ganze

Scharen ausgehungerter Menschen waren auf dem Wege nach Stuttgart, weil bekannt geworden war, daß die Königin dort täglich Hunderte speise. Manche fielen vor Hunger ohnmächtig auf dem Wege nieder; Kinder verschmachteten in den Armen der Mütter, Greise hauchten den letzten Atem auf der Landstraße aus.



Scenerie auf der Reise nach Island. (Siehe Seite 760.)

Über den Dörfern brütete Totenstille. Abgezehrt und siech lagen die Menschen darnieder; die Ställe standen leer und die unheimliche Stille belebte kein Brüllen, kein Blöken der trauten Haustiere, die dem Menschen dienen, ihm Nahrung und Kleidung darbietend sein irdisches Dasein bereichern und schmücken.

Im Anblick so vielen Elendes senkte sich tiefe Traurigkeit in das bedrückte Herz des Mädchens. Die Hoffnung, die nach dem Gespräch mit der Königin in ihrem Herzen gekeimt war, schwand mehr und mehr dahin. Den Rest von Brot, den sie noch bei sich hatte, gab sie hin; auch ihr Geld verteilte sie, so daß sie nicht mehr die geringste Münze übrig behielt. „Die Base wird mir schon so viel vorstrecken, daß ich heim kommen kann", dachte sie.

So lange sie noch etwas mitzuteilen hatte, wurde sie selbst durch die Freude des Gebens aufgeheitert. Auch die silberne Kette ihres Sonntagsanzugs, die sie im Körbchen trug, gab sie zuletzt mit zitternden Händen hin und hieß die Hungernden den Erlös verteilen. Aber als sie andere am Wege niedersinken sah und ihnen nicht einen Krumen Brot mehr darreichen konnte, griff ihr der Jammer ins Herz; es war ihr zu Mute, als habe Gott sein segnendes Antlitz von den Menschen abgewendet. Wo so viele im Elend umkamen, wagte sie für sich und für ihn, den sie liebte, nichts mehr zu hoffen.

Sie dachte daran zurück, wie ihr Vater zu Hause nicht nur im vollen lebe, während Tausende hungerten, sondern sogar diese Zeit der Not benutzt habe, um seinen Reichtum durch Wucher zu vermehren; wie er endlich zum Verbrecher geworden, weil er seine Verschuldung verbergen wollte; wie er zuletzt noch einen Unschuldigen für seine Bluthat habe anklagen und gefangen nehmen lassen.

Ihr graute, als sie in diese Gedanken sich verlor. Es klang ihr im Ohre: „Ich bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

Kaum ließ die schmerzliche Aufregung des Gemütes sie die körperliche Erschöpfung empfinden, die sie nach und nach beschlich. Seit morgens war sie unterwegs, ohne etwas zu sich genommen zu haben. „Wie darf ich hungrig sein", sprach sie fast zürnend zu sich selbst, „da ich heute früh eine Suppe gehabt habe? Hier sind so viele, die den ganzen Tag nichts über den Mund gebracht haben." Doch schleppte sie sich mühsamer hin, je mehr der Nachmittag vorrückte; oft netzte sie Lippen, Stirn und Hände an einer Quelle und fühlte sich dann wieder eine Weile erfrischt. Sie war das Hungern nicht gewöhnt, um so ungestümer verlangte der jugendliche Körper seine Nahrung. Fast versagten ihr die Füße den Dienst, als sie mehrmals steile Stege hinanzugehen hatte. Nur mit festem Willen zwang sie die versagenden Kräfte immer wieder zu neuem Dienst, bis sie endlich spät abends den Kirchturm des Dorfes vor sich sah,



Aussichtsturm. Das Island-Steinbruch. Lone Rock.

den sie sogleich erkannte. Wenige Jahre erst waren's, seit sie mit ihrem Vater zur Hochzeit des jüngsten Sohnes ihrer Base dort gewesen war. Damals waren sie auf einem der beliebten leichten Fuhrwerke, Berner Wägelchen genannt, gefahren; ihr Vater hatte mit Stolz seine prächtigen Braunen gelenkt, und Rösle, die zum erstenmal Hochzeitmagd sein sollte, hatte mit

lachendem Munde und mit strahlenden Augen neben ihm gesessen und im raschen Trab der Rosse Felder und Dörfer, Berg und Thal vorüberfliegen sehen.

Wie anders war ihr heute zu Mute nach so wenigen Jahren! Obwohl noch nicht zwanzig, schien sie sich gealtert um Jahrzehnte; der Blütenduft der frischen Jugend war von ihrer Seele abgestreift, Lebenslust und Lebenshoffnung waren ihr verwelkt.

Schon dunkelte es, als sie in das Dorf eintrat, und gut war's, daß sie sich noch des Hauses erinnerte, denn sie traf niemanden auf der Gasse, der ihr den Weg hätte weisen können. Eben schlug die Kirchenuhr acht, doch das Dorf stand wie ausgestorben, nirgends drang ein Lichtstrahl aus den Häusern, nur der Mond, der, im ersten Viertel stehend, silberhell am Himmel glänzte, warf dämmernde Helle auf Gassen und Häuser.

Rösle trat über die Stufen, die zum Hause der Base führten, und öffnete die Hausthür, die nur leicht eingeklinkt war. Im Dunkel ging sie die Treppe empor und trat in die Stube. Sie atmete auf, als ein Ächzen ihr kundthat, daß noch ein menschliches Wesen hier lebe und atme.

Ein paar Augenblicke stand sie still, eine Anrede erwartend. Jetzt hörte sie eine schwache Stimme: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil."

„Base", rief das Mädchen, „seid Ihr's?"

„Wer ist da?" rief jetzt erst die Stimme der Kranken.

„Ich bin's ja, Euere Schwestertochter, das Rösle!" antwortete das Mädchen, sich zum Bett tastend. „Warum seid Ihr denn so gar allein in Euerer Krankheit?"



Vergnügungsdampfer „G. B. Parker". (Siehe Seite 769.)

„Du bist's, Mädle?" fragte die Kranke und fuhr mit zitternden Händen über ihr Gesicht. „Sei Gott willkommen! Ist Dein Vater auch verstorben in der schweren Zeit und hast niemand mehr auf Erden, daß Du zu mir kommst?"

„Nein, Base", versetzte Rösle schaudernd, „der Vater lebt und ist wohl auf, aber da ich von Eurer Krankheit inne worden bin, hat er nichts dagegen gehabt, daß ich gehe und nach Euch sehe."

„Ist's wahr?" sagte die Kranke; „fragt denn in dieser Zeit der Heimsuchung noch eins nach dem andern? Das ist viel, Du hast das Gemüt Deiner seligen Mutter, sonst hättest Du das nicht unternommen."

„Base", fragte das Mädchen jetzt mit erlöschender Stimme, „ich bin einen weiten Weg gegangen, — habt Ihr nicht ein Stück Brot oder Fleisch zu essen für mich?"

„Kein Bröfele, Kind; wenn Dir schwach ist, leg Dich aufs Bett in der Nebenkammer", versetzte die Base. „Morgen, wenn der Tag anbricht, wird Gott Rat schicken."

„Kann ich denn kein Licht anzünden, Base, daß ich mich zurecht finden könnte?" fragte das Mädchen.

„Wo denkst hin, Mädle?" gab die Kranke zurück. „Wer wird das Öl verbrennen, wo man die Wurzelsuppe damit schmälzen kann? — Hat nicht unser gnädiger HErrgott den Mond angezündet? der leuchtet Dir hell genug in die Kammer, daß Du ruhen kannst."

Rösle war zu müde, um die mannigfachen Fragen, die ihr durch den Kopf gingen, auszusprechen. Dennoch fragte sie noch: „Kann ich Euch nichts vorher thun, Base, da Ihr gar so allein liegt?"

„Wohl, Kind", sagte die Kranke; „wenn Du wolltest an den Brunnen gehen vor dem Haus und mir den Krug da füllen, thätest mir eine Wohlthat. Ich hab seit heute früh kein Wasser mehr bekommen." Rösle tastete nach dem Krug und fand ihn auf dem kleinen Tische neben der Kranken. Sie ging damit die dunkle Treppe hinab, füllte ihn am Brunnen, den ihr das Mondlicht zeigte, und kehrte damit zurück. Als sie den Krug der Kranken an die Lippen setzte, trank diese mit vollen Zügen und sprach, in die Kissen zurücksinkend: „Hab Dank, Mädle — ich war halb verdurstet, Du hast mich erquickt. Nun leg Dich nieder und schlaf auch Du!"

Keiner Worte mehr fähig gehorchte das Mädchen, trat in die anstoßende Kammer und legte sich unausgekleidet auf das vorderste der dort aufgeschichteten Betten, wo sie sogleich in tiefen Schlaf sank.

Im Traum glaubte sie neben sich stöhnen zu hören, doch mit bleierner Schwere hielt der Schlaf sie fest, bis morgens der blendende Strahl der aufgehenden Sonne durch die runden Fenster auf ihr Bett schien und sie weckte. Sich aufrichtend, schaute sie um sich. Sie sah, daß sie nicht allein war. Im Bette nebenan schlummerte die junge Frau, zu deren Hochzeit sie drei Jahre zuvor als fröhliches Hochzeitmägdlein gekommen war. Indem sie aber schärfer aufblickte, sah sie, daß es eine Tote war, die auf dem Himmelbett in der andern Ecke der Kammer lag.

Rasch sprang das erschreckte Mädchen empor und eilte in die Stube zurück, wo die kranke Base wachend lag.

„Base", rief sie, „Ihr habt mich bei einer Toten schlafen lassen!"

„Ist die Grete gestorben?" seufzte die Kranke. „Gott sei's gedankt! Sie hat gestern noch im Fieber so schrecklich gejammert. Gegen Abend ist sie still geworden, und ich dachte, sie werde schlafen. — — Nun hat sie Ruhe."

„Um Gottes willen", fragte das erschrockene Mädchen, „warum ist denn der Michel nicht hier, wenn seine Mutter krank liegt und sein Weib stirbt? Er war doch Euer liebster Sohn, habt Ihr einstmals gesagt."

Schwach antwortete die Kranke: „Den Michel hat man vor drei Wochen begraben. Sein Weib, die Grete, hat mich bis vor acht Tagen gepflegt, dann hat auch sie sich legen müssen. Ihr Jörgle, das herzige Kind, ist zuerst gestorben. Gott sei Dank dafür! Wer hätte sich um das Kind annehmen wollen, wenn wir alle dahin sind?"

„Aber, Base", versetzte Rösle, „Du bist doch eine reiche Bäuerin — wie kannst Du so ganz verlassen sein, wenn Dir auch Sohn und Söhnerin gestorben sind?"

„Was hilft jetzt das Geld?" hauchte kaum hörbar die Kranke, „wenn alle hinfallen, jung und alt? Mein Sohn ist tot, meine Söhnerin tot — die Magd ist tot — und die andern Leute haben mit sich selbst und ihrem eigenen Elend zu schaffen."

„Warum schauen aber Deine Töchter nicht nach Dir, die verheiratet sind, die Annamarie und die Katharine?“ fragte Rösle schaudernd.

„Die Annamarie ist tot, die Katharine liegt selbst darnieder samt ihrem Manne“, versetzte die Base mit schwacher Stimme. „Es ist eine Krankheit im Ort ausgebrochen — der Doktor heißt's den Hungertyphus — wo die in ein Haus kommt, da nimmt sie Groß und Klein. Nur mich hat sie verschont; ich liege schon lange an der Wassersucht, habe die jungen, gesunden Leute noch überleben müssen.“

Händeringend rief Rösle: „Was soll ich zuerst thun, Base? Ihr müßt zu essen haben — und ich spür den Hunger gar so arg.“ Die letzten Worte sprach sie halblaut, als schäme sie sich derselben.

„Geh in die Kuche“, sprach die Kranke schwer atmend; „es werden noch Kräuter da sein, die Grete im Wald gesammelt hat. Mag sein, daß du sonst noch was findest; mein Sohn ist noch in der Stadt gewesen und hat Frucht mitgebracht, ehe er sich gelegt hat und nicht wieder aufgestanden ist.“

Rösle ging in die Kuche; sie fand weder Mehl noch Schmalz dort vor, aber einen Haufen Wurzeln und Kräuter und in der Ecke einen gefüllten Sack Korn. In die Stube zurückkehrend, meldete sie dies der Kranken.

„Das ist das Korn“, sagte diese, „das mein Sohn in der Stadt gekauft hat, bevor ihn die Krankheit niedergeworfen hat. In die Mühle hat er's nicht mehr bringen können. — — Thut nichts, mußt's röſten, Spreuer und Kleie sind besser zu essen als Sägmehl, das viele jetzt kochen.“

Rösle kehrte in die Kuche zurück und machte ein Feuer auf. Dann röstete sie in der Pfanne einige Händevoll des ungemahlenen Kornes, wodurch, wie sie sich dachte, die Hülsen genießbarer werden mussen. Das geröstete Korn zerklopfte sie mit einem Hammer und kochte es mit einer Handvoll Kräuter und Wurzeln. Etwas Salz, das sie vorfand, bot Wurze; nur nach Fett, um die rohe Suppe zu schmalzen, suchte sie vergeblich.

Sie brachte zuerst einen gefüllten Teller davon der Kranken, welche die Erquickung dankend zu sich nahm, dann aß sie selbst, und der nagende Hunger ließ sie die Speise vortrefflich finden. Sie vermochte jetzt wieder daran zu denken, was ihr zu thun geboten sei.

Zu der Kranken sagte sie: „Ich will zu allererst dafür sorgen, daß die Tote christlich zur Ruhe bestattet werde. Ich gehe ins Pfarrhaus.“

„Der Pfarrer ist tot, Kind“, sprach die Base; „ob ein Amtsverweser für ihn schon da ist, weiß ich nicht. — — Kannst allewege fragen.“

„Tot — alles tot — —“, seufzte das Mädchen, indem sie sich schaudernd auf den Weg machte. Sie erinnerte sich des freundlichen Pfarrherrn, der im kraftigen Mannesalter stand, als er vor wenigen Jahren das nun samt einem inzwischen aufgeblühten Kinde verstorbene Hochzeitpaar eingesegnet hatte.

Unheimliche Stille lag auch über dem Pfarrhaus, wo sonst fröhlicher Kinderlärm geherrscht hatte. Eine alte Magd, deren zähe Natur der Ansteckung der Krankheit und aller Not widerstanden hatte, trat ihr in der Hausflur entgegen und sagte auf ihre Meldung: „Der Herr Pfarrer ist tot; die Frau Pfarrerin liegt an der bösen Krankheit darnieder, die sich der selige Herr bei den Krankenbesuchen geholt hatte. Die Herren Pfarrer aus der Nachbarschaft versehen das Amt. Einen Tag um den andern kommt einer hieher. Morgen ist der Tag, ich will's ihm melden, daß die Leiche besorgt wird.“

Im Weggehen fragte Rösle schüchtern nach den Pfarrkindern, die sie früher gesehen hatte.

„Zwei sind uns gestorben, die Luise und der Karl“, sagte die treue Magd, die sich zur Familie zählte; „die andern hat ihre Tante nach der Stadt geholt. Wenn aber die Mutter dem Herrn ins Grab folgen soll, dann wäre es ihnen besser, unser HErrgott holte auch die Waisen heim.“

Dem Mädchen einen stummen Gruß zuwinkend, kehrte Rösle zu der Kranken zurück.

Den nächsten Gang machte sie ins nebenanliegende Schulhaus. Der Schulmeister, abgezehrt und bleich, denn er war erst vom Krankenbett erstanden, übernahm es, den Schreiner und den Stellvertreter des selbst darniederliegenden Totengräbers zu bestellen.

„Kommt denn kein Doktor hieher?“ fragte Rösle den Schullehrer.

„Von Zeit zu Zeit“, lautete dessen Antwort, „es sind so viele Kranke in der Stadt, daß sie wenig aufs Land kommen können, zudem ist die böse Seuche im ganzen Oberamt verbreitet — in mehr als zwanzig Dörfern. Wie sollen die Leute jetzt auch noch Geld an die Apotheke wenden, wenn die Gesunden hungers sterben müssen?“

Rösle berichtete die hilflose Lage ihrer alten Base und fragte nach, ob nirgends Gelegenheit geboten sei, Lebensmittel einzukaufen.

Der Schulmeister schüttelte den Kopf. „Auf dem Lande backt schon lange kein Bäcker mehr, die Metzger haben ohnehin nichts mehr zu schlachten. Wenn Sie den weiten Weg in die Stadt machen will, liebe Jungfer, dann kann Sie um teures Geld Brot kaufen, — aber Sie muß früh dort sein, die Bäckerläden sind immer belagert von Leuten, die Brot kaufen wollen, und nicht für alle reicht es aus.“

Mit diesem Bescheid kehrte das Mädchen an das Krankenbett ihrer Base zurück. Entschlossen sprach sie: „Ich gehe nach der Stadt, Base, und hole Euch Brot und Fleisch zu einer Suppe und eine Arznei. Für ein christlich Begräbnis der Grete ist gesorgt.“

„Hast denn Geld, Mädle?“ fragte die Kranke.

„Keinen Kreuzer, Base“, versetzte Rösle; „aber Ihr müßt ja doch haben?“

„Wirst schwerlich finden“, sagte die Kranke kopfschüttelnd; „weißt wohl, bei den Bauern ist bar Geld zuzeiten rar; heuer nun haben wir gar keinen Erlös gehabt, keine Frucht und kein Heu, das Vieh ist gefallen von dem sauren, schlechten Futter, man hat ein Stück ums andere noch schnell stechen müssen. Um teures Geld hat mein Sohn Frucht gekauft für das Haus vom Herbst bis zum Frühjahr; zuletzt konnte er das bare Geld kaum noch auftreiben. Wenn er auch einen Acker um den andern hätte hergeben wollen, wer kann in dieser Zeit Güter kaufen?“

Ratlos suchte nun Rösle das Haus der im Ort verheirateten Tochter ihrer Base auf, um ihr von dem Tode ihrer Schwägerin Nachricht zu geben und womöglich Hilfe für die Mutter zu holen.

Sie traf Mann und Frau krank darniederliegend; der Mann war bewußtlos und schien dem Ende nahe; die Frau lag in starkem Fieber und klagte über brennende Hitze und Durst.

Einige Kinder kauerten weinend in der Ecke der Stube. Ein achtjähriges Mädchen versuchte das Kleinste durch Wiegen zur Ruhe zu bringen.

„Das Kind hat Hunger“, sagte Rösle, mitleidig auf das kleine Geschöpf blickend, das ein halb Jahr alt sein mochte und abgezehrt wie ein Marterbild war. „Ich höre Kühe im Stalle brüllen. Hat sie niemand gemolken?“

„Sie sind alle beide versiegen gegangen“, klagte das kleine Mädchen.

„Ich will nachschauen, mag sein, sie geben noch so viel Milch, daß es für das Kind und für Deine kranke Mutter zureicht.“ Rösle ging in den Stall, wo die abgemagerten Tiere

bei ihrem Eintritt mit kläglichem Brüllen den Kopf nach ihr umwandten. Vergebens aber schaute sich das Mädchen nach Futter um. Der Heuboden war völlig leer; nur einen Arm voll faules Stroh und eine Schütte dürres Laub vermochte sie, nachdem sie alle Räume durchsucht hatte, zusammenzuraffen. Sie schnitt es kurz zusammen und schüttete es den nahezu verhungerten Tieren vor, die das magere Futter mit Gier fraßen. Vergebens aber versuchte sie den Kühen etwas Milch zu entziehen; die Euter waren völlig leer. Nachdem sie die Tiere versorgt sah, ging sie ins Haus zurück und hielt in der Küche Nachschau. Sie fand einiges grobe Mehl samt einem Vorrat von Kleie und machte sofort Feuer auf, um einen dünnen Brei aus Mehl und Wasser für den Säugling und eine Suppe aus Kleie für die größeren Kinder zu kochen. Voll kindischen Jubels sahen diese ihrem Thun zu. Sie hatten, wie das älteste Mädchen sagte, seit zwei Tagen, da die Mutter das Bett nicht mehr verlassen konnte, den Hunger nur mit ungekochter Kleie gestillt. Für das Kleinste hatte die Mutter, ehe sie sich legte, noch einen Brei von Wasser und Mehl im Vorrat gekocht, den ihm die sorgsame kleine Schwester einflößte. Am vorigen Tage aber war dieser zu Ende gegangen, und seit der Nacht schrie das Kind kläglich vor Hunger, bis es zuletzt aus Schwäche nur noch zu stöhnen vermochte.

Hatte die laute Freude der hungernden ältern Kinder Rösles niedergedrücktes Gemüt schon aufgerichtet, so ging ihr der ausdrucksvolle Blick des kleinen Kindes, als sie ihm die warme Nahrung reichte, es trocken und rein legte, tief zu Herzen. Das Bewußtsein seiner Hilflosigkeit und der Dank für die Stillung seines Hungers sprach sich so lebhaft in dem hellen Kindesauge aus, daß dem Mädchen Thränen in die Augen stiegen. Gesättigt legte das Kind das Köpfchen auf die Seite und schlief ein. Rösle sorgte noch für die Kranken, indem sie der Frau einen Kräuterthee kochte und das Bett zurecht machte; dann kehrte sie mit dem Versprechen, wiederzukommen, zu der kranken Base zurück, um sie wieder mit einem frischen Trunk Wassers zu erquicken. Bedürfnis nach Nahrung hatten die Kranken zum Glück nur wenig.

18. Wenn ich einmal soll scheiden, So scheide nicht von mir.

Nachdem sie die Base versorgt sah, suchte Rösle in der Scheuer nach Grastuch und Sichel und ging damit aufs Feld. Wo die Wiesen ihrer Verwandten gelegen waren, wußte sie nicht; schon aber grünten die Raine an allen Wegen. Das frische Gras wurde nicht beachtet, denn nur weniges Vieh hatte den Winter überdauert. Was die Besitzer nicht selbst wegen Futtermangels verkauft hatten, war größtenteils der Viehseuche aus Mangel an gesundem Futter erlegen. Rösle, die reiche Bauerntochter, hatte sich noch nie mit solcher Arbeit befaßt, welche sonst den armen Weibern überlassen blieb. Jetzt war sie innig froh, als sie ein volles Grasbündel nach dem Hause der kranken Verwandten tragen konnte, denn die Kühe mußten erhalten bleiben, schon der Kinder wegen. Rösle mischte vorsichtig das grüne Futter, ehe sie es den Kühen vorsteckte, mit dürrem Laub, das anstatt des Heues gelten mußte. Etwas Kostbares trug sie noch in der Rocktasche — einige Händevoll dürrer Eicheln, die sie an entlegener Stelle aufgelesen hatte; diese röstete, zerrieb und kochte sie; den so gewonnenen Eichelkaffee gab sie dem kleinen Kind und den Kranken zu trinken, das abgekochte Eichelmehl aber mischte sie unter die Kleiensuppe der größeren Kinder, denn nichts, was als Nahrung dienen konnte, durfte jetzt verloren gehen.

Die Nacht brachte sie bei der alten Base zu, die sie nicht allein bei der Toten lassen wollte. Das kleine Kind aber nahm sie in seinem Bettchen mit sich, da die kranke Mutter sich dessen nicht annehmen konnte.

Als sie morgens in der Frühe wieder ins Haus der Verwandten trat, um nach den Kranken zu schauen, erwartete sie den Mann tot zu finden, der tags zuvor schon einem Sterbenden glich. Doch über Nacht hatte die Krankheit sich gewendet, und obwohl so schwach, daß er kaum die Lippen zu bewegen vermochte, schaute er doch mit hellem Bewußtsein um sich. Bei der Frau schien die Krankheit den höchsten Grad erreicht zu haben; doch war sie erquickt und dankbar, als Rösle ihr einen Absud von Kleie und Eicheln darbot, den sie für die Kranken bereitete, während sie den Kindern ihre Kleiensuppe kochte. Zuletzt sorgte sie noch für die Kühe, denen sie wieder einen Bündel frischen Futters aufsteckte.

Tag für Tag teilte sie jetzt ihre Zeit und Sorgfalt zwischen der Pflege der alten Base, die ihrer endlichen Erlösung mit Sehnsucht entgegensah, und dem Hause ihrer Tochter, wo sie die kranken Eheleute, die hungernden Kinder und das Vieh versorgte.

Indem sie alle ihre Sorge und Kräfte den Hilflosen widmete, trug sie die Last leichter, die ihr auf dem eigenen Herzen lag. Nur in den stillen Nachtstunden, wenn das Kind neben ihr schlief, kehrten die peinigenden Gedanken zurück und verfolgten sie in beängstigenden Träumen. Zuweilen wachte sie plötzlich aus dem Schlafe auf, und ihr war, als rufe ihr jemand die Worte ins Ohr, die sie auf dem Wege beschäftigt hatten: „Ich will die Sünden der Väter rächen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

„Was redst, Mädle?" fragte einmal in der Nacht die alte Base, die selten noch Schlaf fand.

Rösle wiederholte die Worte, die sie im Schlafe halblaut gemurmelt hatte.

„Weißt nicht", fragte die Base, „daß es auch heißt: ‚Denen, die mich lieben, will ich wohlthun bis ins tausendste Glied'? — Deine Mutter, Mädle, hat Gott gefürchtet und Christum geliebt — ihr Segen wird auch über Dich kommen.

Die Kranke hatte wohl wahrgenommen, daß Rösle ein schweres Herzeleid in sich trage, und aus abgerissenen Reden die Ursache desselben kennen gelernt. Ihre Worte fielen wie ein Lichtstrahl in das umnachtete Gemüt des Mädchens.

Gleich in den ersten Tagen hatte Rösle den Gang in die Stadt angetreten, um Nahrungsmittel für die Kranken und die Kinder anzuschaffen. Bar Geld hatte sie zwar weder im Hause der Base noch ihrer Tochter gefunden, aber statt dessen ein echtes Granatnuster und einen goldenen Anhänger von der alten Base mitgenommen, um beides zu verkaufen.

Dem Bäcker und dem Metzger bot sie es vergebens an. „Wir müssen bar Geld haben", war die Antwort. „Geschmuck für die Weiber kaufen wir jetzt nicht." Dagegen wies ihr die Bäckerfrau das Haus eines alten Händlers, der Wuchergeschäfte betrieb und auch Geld und Geldeswert zum Sechsteil des Wertes annahm.

Sie bekam freilich für den echten Schmuck nur wenige Gulden, aber diese reichten hin, ein Säcklein grobes Mehl, einiges Brot und einige Pfund Fleisch einzukaufen. Das Säcklein über die Schulter gehängt, den Korb mit Brot und Fleisch am Arme tragend, trat Rösle den Rückweg an, froh, wenn sie an den Jubel der Kinder dachte, obwohl sie selbst sich nach dem weiten Gang mit nichts weiter als einem Stückchen Kleienbrot gelabt hatte. Das teuer bezahlte Fleisch sollte kräftige Brühen für die Kranken geben und für das kleine Kind, das mit seinem sprechenden Blicke der jungen Pflegerin rasch ans Herz gewachsen war.

Am folgenden Tag kam der Oberamtsarzt in den Ort und besuchte auch das Haus von Rösles Verwandten. Er erklärte sich zufrieden mit dem Zustand des Ehepaars. „Sind beide gerettet —" äußerte er gegen das Mädchen. „Hätt's nicht

geschätzt; den Mann gab ich verloren, als ich zum letztenmal hier war. Haben kräftige Naturen, die beiden."

Als er die wassersüchtige Base besuchte und sie ihm über die zunehmende Atemnot klagte, sprach er kopfnickend: „Hab Sie Geduld — Sie wird bald erlöst werden."

Zu Rösle sagte er im Hinausgehen auf der Treppe: „Man darf die Kranke nachts nicht allein lassen; es kann mit ihr plötzlich ausgehen." Darauf warf er einen prüfenden Blick auf des Mädchens Gesicht und sprach warnend: „Auch Sie muß sich in acht nehmen, liebes Kind, sich bei der Pflege der Kranken nicht zu sehr anzustrengen. Sie könnte sonst leichtlich selbst erkranken; Sie sieht aus, als ob Sie überarbeitet wäre."

Rösle lächelte wehmütig: „Ich bin jung und kräftig, Herr Doktor, kann schon etwas aushalten."

Zwei Tage darauf, als Rösle abends aus dem andern Hause zurückkam, sagte die Base: „Mir ist so völlig leicht, wie wenn die Krankheit von mir genommen wäre."

Als sie ihre Abendsuppe aß, dankte sie Rösle besonders lebhaft für all ihre Mühe und Treue.

„Wie ein Engel, den Gott gesandt hat, bist Du zu mir und ins Haus meiner Tochter gekommen", sprach sie; „insonderheit dankt Dir das Kind da sein Leben. Das arme Würmle hätte verschmachten müssen ohne Dich. — Es wird Dir nicht unvergolten bleiben."

Rösle wollte bei ihr wachen, aber die Base litt es nicht. „Du brauchst Schlaf; ich will Dir rufen, wenn ich was nötig hab", sprach sie.

Rösle aber war besorgt; sie legte sich nieder, das Kind neben sich und schloß die müden Augen, doch nur zum Halbschlummer. Als um Mitternacht die Base rief: „Wachst Du, Rösle?" war sie sogleich auf den Füßen und am Bett der Kranken.

„Rösle", sprach sie, „ich möchte, daß Du mir ein Lied vorlesest — — wenn wir nur Licht hätten!"

„Was wollt Ihr hören, Base? Vielleicht kann ich's auswendig sagen."

Mit schwacher Stimme sprach die Kranke: „O Haupt voll Blut und Wunden — das hab' ich sonst so gut auswendig gewußt, und jetzt verläßt mich mein Gedächtnis."

Rösle sagte ihr das herrliche Lied vor, das, vom heiligen Bernhard im zwölften Jahrhundert in lateinischer Sprache gedichtet, von Paul Gerhard fünf Jahrhunderte später ins Deutsche übersetzt wurde. Sie stand neben dem Bett der Kranken und sah im Halbdunkel der Frühlingsnacht, daß die Augen der Kranken nach dem Fenster gerichtet waren, durch das die Sterne blinkten.

Vom Obstgarten vor dem Hause klangen die zwitschernden Locktöne eines Frühlingsvogels, aus der Kammer nebenan hörte man das ruhige Atmen des Kindes.

Während Rösle mit gefalteten Händen und andächtiger Stimme das Lied sprach, fühlte sie sich selbst von dessen gewaltiger Sprache ergriffen. Ihre Stimme bebte, als sie sprach:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt Du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft Deiner Angst und Pein!

Jetzt hörte sie einen röchelnden Seufzer. „Base, was ist Euch?" rief sie, sich unterbrechend. Doch ihr ward keine Antwort mehr; noch ein kurzes Röcheln — und die Leidende hatte ohne Kampf geendet.

„Wer so stirbt, der stirbt wohl", sprach Rösle unwillkürlich mit den Schlußworten des Liedes und drückte der Toten nach frommem Gebrauch die Augen zum letzten Schlummer zu. Dann überkam sie plötzlich der Schauer, den jedes Leben vor dem Tode hegt, und sie eilte in die Nebenkammer, wo das Kind wimmernd seinen Trank begehrte, den sie bereit hielt. In ihren Armen schlief es wieder ein, warmen Lebens voll.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Freiheits- und Befreiungskriege sind die in Geschichtswerken wechselnden Bezeichnungen für die Kämpfe von 1813, '14 und '15. Als so zu sagen offizielle Form ist die letztere aus folgender Veranlassung festgestellt worden. Der verstorbene Vorleser des deutschen Kaisers, Hofrat Louis Schneider, überreichte demselben öfters Publikationen vor ihrer Veröffentlichung zur Durchsicht. In einer derselben, die über die Jahre 1813 bis '15 handelte, kam wiederholt der Ausdruck „Freiheitskrieg" vor. Bei der Rückgabe des Manuskripts fand Schneider nun das Wort von der Hand des Kaisers Wilhelm stets in „Befreiungskrieg" umgeändert. Schneider sorgte für die möglichste Verbreitung dieser Anschauung seines kaiserlichen Herrn, und seitdem hat sich diese Bezeichnung in offiziellen Schriftstücken immer mehr eingebürgert.

Auf dem Berge der Gesetzgebung, dem Berge Sinai, soll jetzt ein Postamt errichtet werden. Das auf diesem Berge befindliche griechische Kloster zur heiligen Katharina geht nämlich daran, zwischen diesem Kloster und dem nahen Hafen von Tor, in welchem die Dampfschiffe der ägyptischen Gesellschaft „Khedivieh" auf ihren Fahrten nach Dschebdah und Hodeida Station machen, einen regelrechten Postverkehr herzustellen. Die auf diesem Berge und in dessen Umgebung hausenden Beduinenstämme haben dem Abte des Klosters gegen die Zusage eines schönen Geldgeschenkes versprochen, daß sie den Postboten ungehindert ihr Gebiet passieren lassen werden.

Aus der guten alten Zeit. Die Jagdlust Wilhelms des Eroberers, Königs von England, ging so weit, daß er von einer Fläche Landes, welche dreißig Meilen im Umfang hatte, alle Menschen verjagen ließ, um einen Forst anzulegen. — Als der jagdliebende König Eduard von England im Jahre 1359 nach Frankreich in den Krieg zog, hatte er dreißig Falkoniere, sechzig Koppeln Jagd- und ebenso viele Koppeln Windhunde bei sich. — Der Graf von Saint-Foix, der um dieselbe Zeit in Frankreich gelebt, hielt sich sechzehnhundert Hunde.

Feine Abfertigung. Gelegentlich seines Aufenthaltes in Halle besah Friedrich II. das große, von dem berühmten Menschenfreunde August Hermann Francke erbaute Waisenhaus. Der Sohn des ehrwürdigen, damals bereits abgeschiedenen Mannes führte den Monarchen durch die weitläufige Anstalt. Es war sehr heiß, Friedrich ging daher entblößten Hauptes; sein Geleiter glaubte aber, daß es aus Höflichkeit gegen ihn geschehe und meinte endlich: „Bedecken sich Eure Majestät doch und genieren Sie sich meinetwegen gar nicht." — Der König klopfte ihm auf die Schulter und sagte nur: „Lieber Francke, Sein Vater war ein sehr vernünftiger Mann."

Ein recht drastisches Sprüchlein aus dem Pommerlande finden wir in einer Abhandlung des „Globus". Dasselbe charakterisiert die einstige Überhebung und den streng abgeschlossenen Korporationsgeist der Stralsunder Kaufleute zur Hansazeit. Auf dem Krämergestühl der Nikolaikirche in Stralsund nämlich ist ein Mann in Relief mit geschwungener Keule zu sehen und darunter die Worte zu lesen:

Dat ke Krämer is, de blief buten
Oder ick schla em ob de Schnuten.

Ja, Kraft der Rede und der Faust sind alte Pommertugenden.

Berichtigung. In unserm Artikel in No 47, Seite 744, ist statt Mimikrspinne stets Minterspinne zu setzen. Der Leser wolle diesen fatalen Druckfehler entschuldigen.

Redaktion Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 31. Juli 1884. Nummer 49.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von **Dr. C. G. Barth.**

Revidiert für die Abendschule. (4. Fortsetzung.)

Etwa ein Jahr nach unserer Heirat gebar mir Zillah einen Sohn und Thronerben. Bald darauf kam Kapitän Winton und brachte viele Raritäten als Geschenke mit; unter anderen einige sehr schöne Kleidungsstücke für mich. Ich verhandelte an ihn eine Anzahl Sklaven, etwas Goldsand und einige Elefantenzähne; dagegen konnte ich mich aber, wiewohl ich viel darüber gedacht hatte, noch nicht entschließen, mit ihm zur See zu gehen, hauptsächlich wegen meiner Liebe zu Zillah und meinem Sohne; doch besprach ich die Sache immer und immer wieder mit ihm und es lag mir stets im Gemüt, daß ich jedenfalls früher oder später doch gehen müsse. Bei diesem Besuch, der vierzehn Tage lang währte, gab ich dem Kapitän einige sehr wertvolle Geschenke und nahm dagegen den größten Teil des Tages seine fernere Hilfe zum Lesenlernen in Anspruch, so daß ich dann ganz fließend und richtig lesen konnte. Auch erlangte ich von ihm weiteren Unterricht in der christlichen Religion, obgleich er keineswegs ein besonderes Interesse dafür zu haben schien. Als der Kapitän sah, wie weit ich durch seinen früheren Unterricht und meine unermüdliche Ausdauer gekommen war, schenkte er mir eine sehr hübsche Bibel als die Quelle und Summe aller Wahrheit. Ich ließ mir einige Hauptpunkte der Schrift von ihm auslegen, konnte aber deutlich sehen, daß dazu ein anderer Lehrer als Kapitän Winton nötig war. Doch erzählte er mir aus der Schöpfungsgeschichte und empfahl mir dann, das neue Testament anzufangen und durchzulesen.

Als Winton abgereist war, machte ich mir es zur Regel, jeden Tag einen Abschnitt der heiligen Schrift zu betrachten; und obgleich das Licht, das mich dabei führen konnte, nur wie der Schimmer eines Glühwurms war, und ich nicht wußte, wie ich den Beistand aus der Höhe auf dem rechten Wege, nämlich durch JEsum, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, suchen sollte, so hoffe und glaube ich doch, daß mein himmlischer Vater, im Blick auf meine besondere Lage, mir von Zeit zu Zeit einen hellen Lichtstrahl aus der Höhe zusandte, um mich aus meinem verfinsterten und elenden Zustand zu führen. Es gab jedoch viele Worte und Ausdrücke, bei denen ich nicht einmal den buchstäblichen Sinn des Englischen herausbringen, viel weniger die geistliche Bedeutung erraten konnte. Ich hatte niemand, an den ich mich in meiner Verlegenheit hätte wenden können, und zum Unterricht im Gebet fehlte mir noch der Lehrer.

Es wird vielleicht dem Leser interessant sein, was ich als ein einsam stehender Heide damals nach Anleitung der heiligen Schrift über das Christentum dachte. Ich merkte wohl, daß das Leben und der Charakter JEsu Christi von dem aller anderen Menschen, die ich mir je denken konnte, total verschieden gewesen sei; daß er ganz rein und unbefleckt war; daß er nie seine Erhöhung in einem weltlichen Sinn suchte, da er ja die Anerbietung der Menschen, ihn zum König zu machen, von sich wies; daß er beständig umherging, Gutes that und vor Tausenden solche Wunder verrichtete, dergleichen vorher in der Welt nie geschehen waren. Auch dachte ich mir, der, welcher Tausende mit ein paar Brotlaiben und einigen Fischen speisen, den tobenden See stillen und tote Menschen aus dem Grab erwecken konnte, hätte ebensogut, wenn er wollte, eine ganze Armee aus dem Staub der Erde erwecken können; aber statt dessen verbot er seinen Jüngern, das Schwert für ihn zu ziehen und überließ sich ruhig der Wut seiner Feinde; und alles dies, um das ganze verkehrte und sündige Menschengeschlecht von einem schrecklichen künftigen Elend zu retten. Das Sterben für seine schlimmsten Feinde und seine Fürbitte für die unmittelbaren Werkzeuge seines Todes schien mir so verschieden von dem Wesen der Welt, soweit ich diese kannte, daß ich wohl fühlte, ein so erhabener einziger Gedanke könne nur in der Seele eines Menschen entstanden sein, der in jeder Hinsicht über das Menschengeschlecht erhaben gewesen.

Je mehr ich in der Bibel las, desto deutlicher wurde es mir, daß sie ein Buch vom Himmel sein müsse, um die blinden und verkehrten Menschen zu unterrichten und sie zum Blick auf die unsichtbare Welt zu leiten; denn wir sogar in dem heidnischen Afrika hatten einige schwache Ahnungen von einem künftigen Zustand, wo die guten Menschen belohnt und die Gottlosen dieser Welt bestraft werden würden. Auch fing ich an zu bemerken, daß mein Herz ungemein geneigt sei, dem Bösen nachzufolgen, und daß ich bisher ganz anders gehandelt hatte als das guldene Gebot, das der Heiland gegeben hat, verlangt, nämlich: „Was Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue Du ihnen.“

Ich fand viele Aussprüche des Heilands, die mich zu der Zeit ungemein in Verlegenheit brachten, ob ich gleich demütig hoffe, daß sie mir seit vielen, vielen Jahren so klar geworden sind wie die Sonne am hellen Mittag. In meinen jungen Jahren aber, und weil ich keinen Ausleger hatte, nahm ich eben den Sinn der Worte ganz buchstäblich. Ich konnte nicht begreifen, wie der, der die Milde und das Wohlwollen selber war und der Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen gebracht hat, an einer andern Stelle sagen konnte, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert; er sei gekommen, den Vater zu erregen gegen den Sohn und den Sohn gegen den Vater; noch konnte ich verstehen, was das heiße, daß wir uns die Hand abhauen oder das Auge ausreißen sollen, wenn sie uns ärgern. Ebensowenig konnte ich begreifen, wie wir alles verlassen und ihm nachfolgen könnten. Aber ich war zu der Zeit blind und konnte die geistliche Auslegung der Schrift durchaus nicht fassen.

Um diese Zeit versuchte ich es, einige meiner neu gewonnenen Gedanken meiner Mutter und Zillah beizubringen. Sie hörten mir sehr geduldig zu; aber ich konnte wohl merken, daß nur ihre Liebe zu mir sie aufmerksam machte; sie schüttelten den Kopf und sagten: „Weißen Manns Religion zu tief.“ Leider war das Licht, das ich über den Gegenstand verbreiten konnte, nur zu schwach: ich war ein Blinder, der den andern leiten wollte. Doch gab ich von der Zeit an meinen Hausgötzen den Abschied und ging nie wieder in das Zimmer, wo sie aufgestellt waren. Zu gleicher Zeit aber meinte ich, daß, solange ich es nicht besser verstand, meine Freunde zur Empfindung der Schönheit und Herrlichkeit der Lehre JEsu zu bringen, nicht viel dabei herauskommen würde, wenn ich ihnen auch noch den kleinen Trost raubte, den ihnen die Anbetung dieser falschen Götter zu gewähren schien.

Etwa zwei Monate nach seiner Geburt starb unser Kind, mein Thronerbe, zu meiner und meiner Zillah großen Betrübnis. Indessen fuhr ich fort, den Zustand meines Volkes zu verbessern und durch den wachsenden Handelsverkehr meine Vorräte täglich zu vermehren; aber ich fand bald, daß man eine irdische Krone nicht allezeit mit ebensoviel Ehre als Bequemlichkeit tragen kann. Ich hatte meinen Schwager Pouldamah mit einem Schiff und zehn Männern etwa hundert Meilen den Fluß hinauf geschickt, um einem Häuptling, Namens Cumanay, eine Warenladung zuzuführen, und hatte ihm die nötigen Handelsvorschriften erteilt. Pouldamah führte diesen Teil seiner Sendung zu meiner Zufriedenheit aus, und er und seine Männer wurden gastfreundlich aufgenommen und bewirtet. Nun geschah es, daß eines Abends einige von seinen Leuten mit den Männern des Königs, meines Nachbars, einen lustigen Trunk gethan hatten, und beide rühmten sich der Eigenschaften ihrer verschiedenen Herren. Im Laufe des Gesprächs sagten einige von den Leuten meines Nachbars, ich sei ein Weib und fürchte mich in den Krieg zu gehen, würde aber wohl nicht lange regieren, außer über Weiber wie ich selbst. Meine Leute kamen endlich beinahe ins Handgemenge mit ihnen, als einer von der Gegenpartei, von vielem Trinken ganz toll, ziemlich deutlich zu verstehen gab, ich würde beim nächsten Neumond einen Besuch bekommen, der mir nicht ganz gefallen sollte. Meine Leute betrachteten dies bloß als die Prahlerei eines Betrunkenen, erzählten mir aber alles nach ihrer Rückkehr, und ich hielt es deshalb für klug, auf der Hut zu sein. Ich ließ meine Soldaten täglich exerzieren; alle unsere Waffen wurden für den Fall eines Angriffs in Bereitschaft gehalten und meine besten Krieger ermahnt, sich zu augenblicklichem Aufbruch fertig zu machen. Als der erwartete Zeitpunkt kam, stellte ich bei Nacht eine Wache an das Ufer des Flusses, ließ den Tag über Achtung geben und am ersten Abend des Neumonds alle meine Streitkräfte versammeln und die ganze Nacht am Ufer in Waffen stehen. Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch hörten einige von meinen Leuten das Plätschern von Rudern und mit der ersten Dämmerung wurden wir zehn oder zwölf mit Männern angefüllte Kähne gewahr, die sich unserem Landungsplatze näherten. Man konnte wohl bemerken, daß die meisten der Männer bewaffnet waren, und ihre Absicht blieb daher nicht zweifelhaft. Ich hatte den größten Teil meiner Krieger ins Gebüsch versteckt, und wenn ich meinen Feind bis auf vierzig bis fünfzig Schritte vom Ufer herankommen ließ, konnte ich plötzlich ein tödliches Feuer gegen ihn eröffnen; aber das neue Licht, das in meinem Herzen dämmerte und meine natürliche Neigung zum Frieden bestärkte, bewog mich, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Sobald daher die feindliche Flotte auf 1000 Fuß nahe kam, ließ ich meine Leute eine volle Salve geben, die in solcher Entfernung wohl in Schrecken setzen, aber meinen Feinden nicht schaden konnte. Die ernste Lage machte sie bedenklich, und nachdem wir drei oder vier Salven gegeben hatten, kehrte uns der Feind den Rücken, während gewisse unzweideutige Töne uns verrieten, daß einige von seinen Leuten verwundet waren. Nach einer Stunde waren sie uns aus den Augen, und ich fand zu meiner großen Zufriedenheit, daß dieses gnädige Verfahren mir einen guten Kredit gemacht hatte, sogar in der Ansicht meiner königlichen Kollegen. Einige Zeit darauf traf ich den König Cumanay in einem benachbarten Ort, wo ich Handelsgeschäfte hatte, und machte ihm Vorwürfe wegen seines ungerechten und unwürdigen Angriffs auf einen Mann, über den er sich doch nicht zu beklagen hätte. Zu meinem Erstaunen leugnete er standhaft jeden Anteil an dem Vorgefallenen und schwur bei allen seinen Göttern, es müsse ein anderer Stamm gewesen sein, der auf eine so niederträchtige Weise mir einen Vorteil abzugewinnen gesucht habe. Als ich sah, wie die Sachen standen, beharrte ich nicht auf meiner Anklage, gab aber zu verstehen, ich würde jederzeit gegen einen verräterischen Feind gerüstet sein, und das nächste Mal würden meine Angreifer nicht so wohlfeil davon kommen. Solange ich nach diesem Vorfall noch in Afrika blieb, wurde ich von meinen Nachbarn nicht mehr belästigt; und es bewährte sich somit der Grundsatz civilisierter Staaten, daß man sich am besten gegen den Krieg schützt, wenn man zur Zeit des Friedens auf den Krieg gerüstet ist.

6. Die Seereise und die Sklaverei.

Bald darauf kam Kapitän Winton, und wie gewöhnlich machten wir ein bedeutendes Handelsgeschäft miteinander. Zuletzt sagte ich ihm meine Begierde, verschiedene Gegenstände des civilisierten Lebens kennen zu lernen, sei so stark geworden, daß ich ihn höchst wahrscheinlich auf seiner nächsten Seereise nach Amerika begleiten würde. Einige Zeit nachher gebar mir Zillah einen zweiten Sohn, der jedoch, wie der erste, nur wenige Wochen am Leben blieb; und wiewohl dieser Umstand meine Zuneigung zu meiner Gemahlin nicht im geringsten schwächte, so verstärkte er doch das Verlangen nach einer weiteren Reise. Beträchtliche Zeit kam nichts Bemerkenswertes vor, und gegen das Ende des Jahres, als Kapitän Winton wieder erschien, entschloß ich mich, die lange vorgehabte Seefahrt anzutreten. Weder meiner Zillah noch meiner Mutter hatte ich je über diese meine Absicht, Afrika zu verlassen, einen Wink gegeben, denn das Unangenehme kommt immer noch zeitig genug, man braucht nicht lange vorher davon zu reden: nun aber, da ich ihnen meinen Entschluß eröffnete, wurden sie in große Betrübnis versetzt und wandten alle möglichen Liebkosungen an, um mich festzuhalten. Aber mein Vorsatz war fest; und endlich hatten einige von meinen Beweggründen zusamt dem feierlichen Versprechen meiner Rückkehr die Wirkung, sie ein wenig zu beruhigen. Ich brachte alle meine Regierungsangelegenheiten in Ordnung und bestimmte, daß meine [illegible]

Schwäger in meiner Abwesenheit die Regentschaft führen sollten, entweder wechselsweise oder gemeinschaftlich.

Kapitän Winton drang sehr darauf, ich sollte allen Goldstaub und andere afrikanische Produkte, die ich besaß, nebst so vielen Sklaven, als ich aufbringen könnte, mit an Bord nehmen. Ich war gegen die Unklugheit eines solchen Verfahrens nicht ganz blind: das Schiff konnte verloren gehen, ich konnte durch Krankheit oder Unfälle von ihm getrennt werden, und somit würde ich meiner Familie ein großes Unrecht angethan haben, wenn ich einen so großen Schatz aufs Spiel gesetzt hätte. Ich schiffte daher nur einen Teil meines Eigentums ein, nämlich 32 ausgesuchte Sklaven, etwa dreißig Pfund Goldstaub und etwas mehr als 200 Dublonen, ca. $25.00 in gemünztem Gold. Der Kapitän hatte mir einen weiteren Vorrat von Kleidungsstücken, feinen und groben, mitgebracht, die ich nebst einigen afrikanischen Seltenheiten und meinem Gold in zwei hübsche Koffer verpackte, welche mir Winton zum Geschenk gemacht hatte. Er schien in der That für meine bequeme Unterkunft auf dem Schiff alles mögliche gethan zu haben; und hätte ich nur ein wenig mehr Scharfblick gehabt und wäre in den Wegen dieser betrügerischen Welt weniger unerfahren gewesen, so würde ich gemerkt haben, daß er hinsichtlich meiner noch irgend eine versteckte Absicht habe.

Nach vielen Thränen und Wehklagen von beiden Seiten, und nachdem ich die Versicherung gegeben, ich würde von meinem Besuch in Amerika und England mit Kapitän Winton wieder zurück kommen und so viele Waren mitbringen, daß ich der reichste König an den Ufern des Congo wäre, — verabschiedete ich mich von Zillah und Afrika. Wie wenig dachte ich damals daran, daß ich mein liebes Afrika nie wieder sehen würde! Meine Mutter sagte mir beim Abschied, aus gewissen Träumen, die sie gehabt, wisse sie, daß sie mein Angesicht nicht mehr sehen werde; — die arme Zillah war untröstlich. Nach so langer Zeit denke ich jetzt an alles das mit schmerzlicher Empfindung; wenn ich aber die Wege betrachte, auf denen mich die barmherzige Hand Gottes geführt hat, so wird mein Herz voll Dankbarkeit und Liebe. Es ist nicht zu berechnen, wie viel Gutes aus einem scheinbaren Unglück meinem Leben zugeflossen ist. Der Allmächtige in seiner Weisheit hielt es für gut, mir einige Händevoll gelben, glänzenden Staubes zu entwinden; aber er hat mich seitdem mit dem unschätzbaren Kleinod entschädigt, das vom Himmel ist, das mir niemand rauben kann und das weder rostet noch verwelkt.

Kapitän Winton wies mir eine hübsche Kajüte an, und wir verließen den Congo am 1. Oktober 1800. Mit Einschluß meiner eigenen 32 waren im ganzen 422 Sklaven an Bord; da wir aber ein Schiff von 500 Tonnen hatten, so waren sie nicht so eng zusammengepackt, wie es oft bei Auswanderern von Europa nach Amerika der Fall ist; für ihre Bequemlichkeit aber war schlecht genug gesorgt. Das Unterdeck des Schiffs war vorn und hinten durch sechs Zoll hohe Bretter in einzelne Gelasse von etwa sechs Fuß im Quadrat eingeteilt und in jeder dieser Abteilungen wurden vier Sklaven untergebracht und konnten darin liegen oder sitzen, so gut als es eben ging. Die Bretter dazwischen sollten bei hochgehender See das Übereinanderkugeln der Sklaven verhindern. Natürlich hatten sie zu ihrem Lager nichts als den harten Fußboden; und auch mit Kleidung waren sie nur sehr dürftig versehen: in der Regel trugen sowohl Männer als Weiber 1½ bis 2 Ellen Kattun um die Lenden gegürtet; einige von ihnen hatten auch ein Stück Baumwollenzeug oder ein Sacktuch um den Kopf gebunden. Von den männlichen Sklaven waren immer zwei und zwei durch eine kleine Kette um den Hals zusammengejocht. Hinsichtlich des Mundvorrats waren sie viel besser daran, als es gewöhnlich auf Sklavenschiffen der Fall ist, und zwar verdankten sie dies sonderbarerweise mehr der Habsucht als der Menschlichkeit des Kapitäns. Das kümmerte aber die armen Sklaven nichts, wenn sie nur Vorteil davon hatten. Zum Frühstück bekamen sie eine ordentliche Portion von gemahlenem und gekochtem Welschkorn und außerdem jeder einen Löffel voll Sirup; zum Mittagessen hatten sie gewöhnlich gekochten Reis, und das Nachtessen war wieder wie das Frühstück. Zuweilen bekamen sie auch zu Mittag ein jeder ein halb Pfund Schiffszwieback nebst einem kleinen Bissen Ochsen- oder Schweinefleisch; zu viel von letzterem würde ihnen ohne Zweifel nur Durst gemacht haben. Obwohl der Kapitän, wie aus dem Verlauf meiner Erzählung erhellen wird, sehr unehrenhaft und verräterisch an mir handelte und keinen Funken von christlichen Grundsätzen hatte, so benahm er sich doch aus Eigennutz gegenüber den Sklaven auf menschliche und besonnene Weise. Er erzählte mir im Laufe unserer Fahrt, er habe in früheren Zeiten oft gesehen, daß ebensoviele Sklaven, als er jetzt bei sich führe, an Bord eines Schiffes von bloß 200 Tonnen gewesen seien, wo man sie buchstäblich aufeinander gepackt habe. Infolge davon habe dann durch verpestete Luft und spärliche oder ungesunde Lebensmittel die Krankheit so um sich gegriffen, daß in mehreren Fällen, die ihm bekannt geworden, nur die Hälfte am Leben geblieben sei und auch diese, wie er es nannte, in einem sehr unverkäuflichen Zustande. Er hatte dabei gefunden, daß, wenn er den Sklaven mehr Platz, gute Nahrung und freundliche Behandlung zukommen lasse, sein Geschäft einen weit größeren Gewinn trug; und das war ja alles, was er suchte.

In den ersten paar Tagen waren die meisten von uns — ich meine die Schwarzen — seekrank; da wir aber schönes Wetter hatten, so ging dies bald vorüber. Der Kapitän ließ auf der ganzen Reise, nur zwei Fälle ausgenommen, die Luken Tag und Nacht offen stehen, und nach Tagesanbruch durfte immer ein Viertel seiner Ladung abwechslungsweise zwei Stunden lang an Bord kommen. Vier von seinen Leuten standen Tag und Nacht mit geladenen Flinten und aufgesteckten Bajonetten auf dem Verdeck; aber es zeigte sich auf dieser Fahrt nicht der geringste Versuch von Aufruhr und Meuterei. Der einzige Unfall, der uns begegnete, war folgender: Nachdem wir fünfzehn Tage zur See gewesen waren, geschah es eines Abends um Sonnenuntergang, daß das Schiff, das alle Segel aufgesetzt hatte und fünf Knoten in der Stunde zurücklegte, urplötzlich von einem heftigen Windstoß befallen wurde, der einen großen Teil der oberen Raaen und Segel mit fortriß und das Schiff beinahe ganz auf die Seite legte. In wenigen Minuten stieg die See zu einer furchtbaren Höhe, und obwohl der Sturm in einer Viertelstunde vorüber war und das Schiff sich wieder aufrichtete, so waren doch die armen Sklaven drunten, die der Unfall ganz unvorbereitet traf, größtenteils auf die Leeseite geschleudert worden und lagen da auf einander gehäuft. Wegen ihrer Fesseln konnten sich viele von ihnen gar keine Hilfe geben; und ehe man imstande war, sie wieder an ihre Plätze zu bringen und die Zusammengepreßten von ihrer Last zu befreien, wurden fünfzehn von ihnen zu Tode gequetscht; viele andere waren furchtbar zerstoßen. Der Kapitän schien darüber sehr bekümmert zu sein; aber sein einziger oder wenigstens sein hauptsächlicher Kummer war, daß er so plötzlich eine Summe von fünf- bis sechstausend Dollars eingebüßt hatte.

Bald nachdem ich mich von der Seekrankheit erholt hatte und wieder umher gehen konnte, fragte ich eines Tages beim Mittagessen den Kapitän Winton, der mir zwar immer noch einige Aufmerksamkeit, aber nicht mehr so viel Achtung bewies wie in Afrika, ob er mir nicht in freien Stunden einigen Unterricht im Bibellesen geben wolle. Er blickte mit einem besonderen Ausdruck des Gesichts und mit einem sehr bedeutsamen Lächeln seinen Obersteuermann an und sagte: „Sie sehen, Herr Prince, was für einen guten Christen ich aus diesem König Zamba gemacht habe; Sie sehen, wie er nach der Bibel ver-

langt. Ich zweifle sehr, ob einer von unsern Missionsleuten, die jahrelang an der Bekehrung der Heiden gearbeitet haben, ein solches Wunder verrichtet hat wie ich. Und denken Sie nicht, Prince, daß ich für meine Mühe ebensogut eine Bezahlung verdiene, wie irgend ein Schwarzrock, der unter ihnen arbeitet?" Hierauf wandte er sich an mich und sagte: „In der That, König Zamba, ich muß Ihnen alle die Lektionen anrechnen, die ich Ihnen in den letzten Jahren gab, und ich kann sie nicht geringer taxieren, als die Stunde zu einer Dublone. Ich hätte in der Zeit, die ich damit zubrachte, Ihnen das Lesen einzutrichtern, manche gute Bootsladung Neger zusammenbringen können; und zudem trifft es sich nicht alle Tage, daß der arme Führer eines Sklavenschiffs einen [illegible] zum Lehrling bekommt. Doch wir werden davon ein andermal reden und unsere Rechnungen am Ende der Reise ins reine bringen." Bei diesen Worten lachte er herzlich, und ich meinte anfangs, es sei bloß Scherz. Als er aber bald mich, bald den Obersteuermann so ganz eigen anblickte, war mir es doch nicht ganz wohl zu Mute. Ich merkte in der That, daß ich nicht ganz in Sicherheit sei. Doch hörte der Kapitän, und manchmal auch der Obersteuermann, mir eine Stunde lang zu, während ich las; auch unterrichteten sie mich ein wenig in der Geographie und in anderen Dingen, die mir damals sehr wunderbar vorkamen.

(Fortsetzung folgt.)

Die socialistische Bewegung.

Für die Abendschule von K.

II.

Marx und Lasalle. Die Internationale. Socialistische Agitation in Deutschland.

Der moderne socialistische Gedanke ist zwar nicht von heute, er datiert schon von der französischen Revolution und hat mannigfache Phasen durchlaufen. Aber seine jetzige Gestaltung und Ausprägung verdankt er einem Manne, der deshalb mit recht der Vater des modernen Socialismus genannt wird; Karl Marx. Am 2. Mai 1818 in Trier geboren, als Docent der Nationalökonomie an der Universität Bonn, dann als Redakteur thätig mußte er wegen revolutionärer Umtriebe 1841 Deutschland verlassen und nahm seinen Wohnsitz in Paris. Auf Ersuchen der preußischen Regierung wurde er aus Frankreich ausgewiesen und floh nach Brüssel. Nach Ausbruch der Februarrevolution im Jahre 1848 kehrte er nach Paris und von da nach Deutschland zurück. Hier beteiligte er sich lebhaft an der bekannten Volksbewegung und mußte infolgedessen, nachdem dieselbe niedergeworfen war, abermals das Vaterland als Flüchtling verlassen. Wieder nahm er seinen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt, wieder wurde er von dort vertrieben. Er zog nach England und ließ sich dauernd in London nieder. Dort starb er am 14. März 1883. Dieser Karl Marx ist es also, der zuerst die Grundgedanken des modernen Socialismus öffentlich ausgesprochen und ihnen das noch heute eigene Gepräge verliehen hat. Diese Grundgedanken finden sich in dem von ihm veröffentlichten „Kommunistischen Manifest". Dasselbe hat zahlreiche Auflagen in den verschiedensten Sprachen erlebt, es bildet im wesentlichen auch noch heute die Basis des internationalen Socialismus. Die Sprache des Manifestes ist schwerverständlich, es bedurfte geschickterer und populärerer Federn, um die durch sie ausgedrückten Gedanken den Massen zugänglich zu machen. Eins aber wurde überall verstanden: die Aufreizung zur Revolution, die in den Schlußsätzen enthalten ist. Es heißt dort: „Die Kommunisten unterstützen überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände... Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen." Das Manifest schließt mit den Worten: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Wie gesagt, dies Manifest fand den Weg in alle Länder Europas. Viele unruhige Geister nahmen die darin ausgesprochenen Ideen mit Begeisterung an und hatten nichts Eiligeres zu thun, als sie in gangbare Münze umzusetzen, d. h. sie zu popularisieren, dem Volke mundgerecht zu machen. In Deutschland that dies Ferdinand Lasalle, geboren am 11. April 1825 zu Breslau, gestorben am 31. August 1864 zu Genf. Unstreitig gehört Lasalle zu den bedeutendsten Agitatoren der Neuzeit, trotz alles Phrasenschwalls ist seine Beredsamkeit eine wahrhaft glänzende, sie erinnert vielfach an den berühmten französischen Revolutionär Mirabeau. Er schleuderte die Marxischen Gedanken mit zündender Wirkung in die Massen. Bald war er der anerkannte Führer der aufkeimenden socialistischen Bewegung, namentlich vom 1. März 1863 an, an welchem Tage er seine Theorieen in einem Manifeste veröffentlichte. Darin riet er den Arbeitern vor allem, selbständige Politik zu treiben. Die Arbeiter müssen sich den Staat dienstbar machen. Das können sie aber nur, wenn sie das allgemeine und direkte Wahlrecht erkämpfen. Ist das erreicht, dann macht sich alles andere von selbst. Die Arbeiter werden dann Produktivgenossenschaften in großartigem Maßstabe ins Leben rufen. Diese werden unter sich zusammentreten und allmählich in selbstfortschreitender Entwicklung jede privatkapitalistische Produktion erdrücken. Dann ist der socialistische Staat fertig. Der gesamte Arbeiterstand wird zum eigenen und einzigen Unternehmer, und jeder erhält den vollen Ertrag seiner Arbeit.

Lasalle versprach sich von diesem so einfachen Plane ungeheuer viel. Die Massen würden fortgerissen, begeistert, zur Lawine werden. Die Regierung müßte dem Drucke binnen kurzem nachgeben. Das Parlament, hinter welchem die Massen ständen, würde dann durch einfachen Beschluß den demokratisch-socialistischen Staat einführen. In dieser Voraussetzung gründete Lasalle am 23. Mai 1863 in Leipzig den „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein". Er selbst erklärte sich als Präsidenten und nahm eine fast diktatorische Gewalt in Anspruch. Seine Gesinnung war friedlich. Ausgesprochenermaßen sollte der neue Zukunftsstaat „auf friedlichem und legalem Wege" herbeigeführt werden. An Gewalt, Dynamit und Blut dachte Lasalle nicht.

Aber er richtete auch wenig genug aus. Die Massen verhielten sich ziemlich gleichgültig. Trotz aller Anstrengungen [illegible] mochte er nur wenige tausend Mitglieder für seinen Verein zu werben. Sein frühzeitiger Tod entriß demselben die wesentliche Stütze. Er ging mehr und mehr zurück. Dazu trug noch ein anderer Faktor bei: die Internationale, die in Deutschland immer mehr an Boden gewann. Was [illegible] damit?

Kurz nach Lasalles Tode, am 28. September 1864, kamen Deputierte von Pariser Arbeitern nach London, um mit den dortigen Arbeitern gemeinsame Schritte zur [illegible]

zu beraten. Es wurde ein Meeting in St. Martin's Hall abgehalten. Auch allgemeine sociale Fragen kamen zur Sprache. Es zeigte sich eine Übereinstimmung der Interessen aller, und man schritt zur Gründung einer internationalen Arbeiterassociation. Karl Marx war der leitende Geist. Seine Ideen waren die maßgebenden und von ihm rührten Programm und Statut der neuen Vereinigung. Lasalles Gedanke, daß sich die socialistischen Bestrebungen von heute zu morgen auf rein gesetzlichem Wege verwirklichen ließen, wurde als Schwärmerei verworfen. Die Internationale ging von dem Gedanken aus, daß es zunächst einer unablässigen und langwierigen Agitation bedürfe, um den Klassengeist in den Massen zu erwecken und dieselben zu einer geschlossenen Heeressäule zum Sturz der bestehenden Gesellschaft zu vereinigen. Wo sollte diese Agitation geschehen? Vor allem in den Gewerkschaften (Trades Unions). Diese sollten zugleich die Vorschule für den künftigen, nach den verschiedenen Produktionszweigen gegliederten socialistischen Staat abgeben. Dem entsprechend war auch die Organisation der Internationale. An der Spitze des Ganzen stand ein mehrköpfiger Vorstand, der sogenannte Generalrat (General Council), der zu London residierte und aus den verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt war. In allen Ländern sollen Arbeitervereinigungen gegründet werden. Die Vorstände derselben sollen von dem Londoner Generalrate abhängig sein, die Lokalvorstände dagegen wiederum von jenen. Sie alle aber fungieren ihrerseits nur als ausführende Organe, sie sind den Beschlüssen des Kongresses unterworfen, der jährlich zusammentritt. Vor allem aber wird der internationale Charakter der Bewegung betont. Alle Länder, alle Völker sollen in ihren Strudel gezogen werden.

In Deutschland gewann die Internationale bald Anhang unter Führung von Wilhelm Liebknecht und August Bebel. An die Spitze der Lassalleaner war inzwischen Jean Baptist Schweitzer getreten. Zwischen den Führern der beiden Richtungen entstanden bald heftige Streitigkeiten. Dr. Schweitzer wurde von den Internationalen offen beschuldigt, „die Arbeiterbewegung der Reaktion dienstbar machen zu wollen." Am 7. August 1869 fand in Eisenach ein Kongreß statt, der von 155,485 Auftraggebern durch 263 Delegierte beschickt war. Es sollte zwischen den beiden feindlichen Richtungen Frieden gestiftet werden. Statt dessen kam es zum offenen Bruch. Die internationale Richtung nahm ein von Bebel ausgearbeitetes Programm an und konstituierte sich selbständig unter dem Titel „Socialdemokratische Arbeiterpartei" als deutscher Zweig (Sektion) der Internationale.

Doch die Zwistigkeiten zwischen „Lassalleanern" und den „Eisenachern" drohten die socialistische Bewegung schwer zu schädigen. Man wußte ja: Einigkeit macht stark; durch die kleinen Zänkereien aber wurde die Einigkeit zerstört. Gesinnungsgenossen waren doch beide Richtungen. Also Aussöhnung war nötig, um so nötiger, als behördliche Maßnahmen die beiderseitigen Organisationen in ihrem Bestand bedrohten. So berief man denn zum 22. Mai 1875 nach Gotha einen „Vereinigungskongreß". Die Sitzungen währten fünf Tage, und der Zweck wurde erreicht. Beide Richtungen vereinigten sich zur „Socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands". Das Programm stimmt in der Hauptsache mit dem Programm der Internationale überein, nur wurde die Lasallesche Idee der Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe als Übergangsforderung ebenfalls angenommen. Seitdem bildet dieses „Gothaer Programm" die Grundlage der socialistischen Bewegung in Deutschland, ja man darf sagen des modernen Socialismus überhaupt. Die verwandten Parteien des Auslandes haben seinen wesentlichen Inhalt nach und nach adoptiert. Es ist das, was wir im vorigen Artikel unsern Lesern dargelegt haben. Ausdrücklich aber betont das Gothaer Programm, den „freien Staat" und die „socialistische Gesellschaft" nicht gewaltsam, sondern „mit allen gesetzlichen Mitteln" herbeiführen zu wollen. Also von Mord und Totschlag, von Bomben und Granaten war auch hier noch nicht die Rede.

So waren denn die Zwistigkeiten innerhalb der socialistischen Partei Deutschlands beigelegt, und die Folge blieb nicht aus. Der gleichzeitige Druck der allgemeinen wirtschaftlichen Lage trat ebenfalls werbend für den Socialismus auf. Das Wachstum desselben war ebenso schnell wie kräftig. Schon im folgenden Jahre (1876) verfügte die Partei über 22 Agitatoren, 77 Redner und 46 Parteibeamte (Redakteure 2c.), d. h. im ganzen 145 wohlgeschulte, von der Partei besoldete Redner, und daneben über 23 politische Preßorgane mit etwa 100,000 Abonnenten. Außerdem waren Hunderttausende von Pamphlets, Kalender 2c. abgesetzt und dadurch eine Jahreseinnahme von 50,000 Mark erzielt worden. Im Mai 1877 war die Zahl der politischen Preßorgane bereits auf 41 und die Abonnentenzahl auf 150,000 gestiegen. Die gewerkschaftliche Organisation hatte unter Einwirkung der socialistischen Agitation ebenfalls große Fortschritte gemacht. Sie zählte 26 größere Verbände mit etwa 50,000 Mitgliedern an 1266 Orten. Sie hatte eine Jahreseinnahme von 400,000 Mark aufzuweisen und verfügte über 15 Gewerkschaftsblätter mit einem Jahresabsatz von fast 40,000 Exemplaren. Auch be den verschiedenen Wahlen waren die Erfolge der Socialdemokratie im steten Steigen begriffen. Berlin hatte z. B. 1867 nur 67 socialistische Stimmen abgegeben, 1871 schon 2058, 1874: 11,279, im Jahre 1878 betrug die Stimmenzahl gar 56,147! In demselben Jahre wurden neun socialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag gewählt. Kein Wunder, daß sich der Genfer Kongreß der Internationale im September 1878 veranlaßt fühlte, die Organisation der deutschen Sozialdemokratie allen Parteien des Auslandes als mustergültig zu empfehlen.

Wie verhielt sich die Regierung diesen Thatsachen gegenüber? Begreiflicherweise nicht unthätig. Denn das mußte ihr ja von vornherein klar sein, daß es sich hier um eine gemeingefährliche Bewegung handelte. Wir haben schon im ersten Artikel ausgesprochen, daß die Socialisten die ganze Welt auf den Kopf zu stellen gedenken. Ihr Kampf richtet sich gegen alle und jede heutige Ordnung der Dinge. Sie konzentrieren ihre ganze Agitation auf die Untergrabung aller rechtlichen und sittlichen Fundamente der bestehenden Ordnung. Sie wollen dieselbe ausgesprochenermaßen stürzen und an ihre Stelle den erträumten socialistischen Zukunftsstaat setzen. Das muß ja die Aufmerksamkeit einer auf Erhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bedachten Regierung auf sich ziehen. Dagegen muß sie schon aus Selbsterhaltungsgründen kämpfen, sie muß dem weiteren Umsichgreifen einer so gefährlichen Richtung entgegentreten. Das erkannte auch die deutsche Regierung und darnach handelte sie.

Mit bloß polizeilichen Maßregeln war es nicht gethan. Schon früher waren alle socialistischen Vereinsbildungen durch gerichtliche Erkenntnisse untersagt worden. Aber was half's? Es tauchten immer neue Verbindungen unter anderen Namen, mit veränderten Statuten, unter Vorschiebung neuer Persönlichkeiten u. s. w. auf. Die Regierung mußte auf geeignetere Maßregeln bedacht sein. Nur auf gesetzgeberischem Wege konnte Abhilfe erzielt werden. So legte sie denn dem Reichstage zunächst einen Vorschlag zur Abwehr von Ausschreitungen der socialdemokratischen Presse vor. Wer mittels der Presse den Ungehorsam gegen die Gesetze oder die Verletzung von Gesetzen als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstelle, solle mit Festungshaft, mit Gefängnis oder doch mit Geldstrafe belegt werden. Aber der Reichstag lehnte die Vorlage ab, weil dadurch das Prinzip der Preßfreiheit gefährdet werde. Ein zweiter Vorschlag der Regierung, den sie zwei Jahre später

(1876) machte, erfuhr dasselbe Schicksal, er hatte die Mehrheit des Reichstags, Liberale und Centrum, gegen sich. Da kam das Attentat Hödels auf Kaiser Wilhelm, am 11. Mai 1878. Unfraglich war der Mörder durch die socialdemokratischen Lehren vergiftet worden. Es lag nahe, daß man die socialistische Partei zum wenigsten der moralischen Mitschuld an dem Verbrechen zieh. Demgemäß handelte die Regierung. Sie legte dem Reichstage am 20. Mai einen aus sechs Paragraphen bestehenden Gesetzentwurf vor, der eine gewisse Beschränkung der Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit gegenüber den gemeingefährlichen Ausschreitungen der Socialdemokratie, und zwar zunächst für den Zeitraum von drei Jahren, einzuführen bezweckte. Aber wieder verweigerte der Reichstag seine Zustimmung. Am 2. Juni wurde der alte Kaiser abermals mit der Mordwaffe angefallen und diesmal verwundet. Dies Attentat Nobilings rief einen Schrei des Entsetzens und der Entrüstung in ganz Deutschland, in der ganzen civilisierten Welt hervor. Die Reichsregierung durfte der Zustimmung des Volkes gewiß sein zu dem Schritte, den sie jetzt that. Sie löste den Reichstag auf und ordnete Neuwahlen an. Das Volk fühlte instinktiv, daß auch Nobilings Schandthat nur die natürliche Konsequenz einer gewissenlosen Agitation war, daß auch hier eine indirekte Mitschuld des Socialismus vorliege. Der aus den Neuwahlen hervorgegangene Reichstag gab in seiner Mehrheit dem Druck der öffentlichen Meinung nach. Er nahm ein aus 30 Paragraphen bestehendes Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie an. Dasselbe trat am 22. Oktober 1878 in Kraft, zunächst bis zum 31. März 1881. Alle socialistischen Vereins[illegible] wurden darin verboten, ebenso socialdemokratische [illegible]lungen und Preßerzeugnisse. Desgleichen wurde die [illegible]keit beschränkt und auf alle Übertretungen des Gesetzes [illegible] Strafe gelegt. Damit glaubte man dem Übel die [illegible] die Wurzel gelegt zu haben.

Natürlich mußte die socialistische Arbeiterpartei zu dem Gesetze Stellung nehmen. Sie that dies im Oktober noch [illegible] Annahme desselben in einer Delegiertenkonferenz zu Hamburg. Schon dort wurde man sich dessen bewußt, daß es mit der bisherigen Agitation aus sei. Als nun das Gesetz in Kraft getreten und zugleich über Berlin der kleine Belagerungszustand verhängt war, als die socialistischen Wähler in Masse die Reichshauptstadt verlassen mußten, da erging die Parole, vorläufig jeden Anstoß sorgfältig zu vermeiden, dagegen alles zu thun, um die Partei innerlich zu kräftigen und um nach Aufhebung des Gesetzes wieder mit erneutem Eifer in Thätigkeit treten zu können. So verschwand die Bewegung von der Oberfläche, wühlte sich aber in der Tiefe weiter und weiter ins Volk ein. Sie war nur scheintot. Bei einer geheimen socialistischen Konferenz im Dorfe Wahren bei Leipzig anfangs September 1879 konnte berichtet werden, daß sich auf eingehende Erkundigungen über die Verhältnisse der Partei in den einzelnen Provinzen überall befriedigende Resultate ergeben hätten. So beschloß man denn, an dem bisherigen Verfahren festzuhalten und auch ferner „scheintot“ zu bleiben. Diese Taktik sollte für die Partei als solche verhängnisvoll werden. Doch darüber weiter in nächster Nummer.

Der Tierbändiger.

Der Tierbändiger ist auch ein — Künstler, wenigstens hält er sich dafür, und verdient auch den Titel zum mindesten mit demselben Recht, mit dem ihn so mancher trägt. Mag man es durchaus nicht billigen, daß Menschen, nur um die Schaulust der leidenschaftlichen Menge zu befriedigen, sich wilden Tieren in geschlossenen Käfigen preisgeben, so ist es doch interessant, zu beobachten, wie weit die seelische Gewalt des Menschen über die Bestien reicht; es tritt hier faßbar nahe, wie hochbegabt die vernünftige Kreatur gegenüber dem Tier ist. Freilich die meisten Tierbändiger sind nichts weiter als tollkühne Subjekte, die die Bestien übrigens durch Pistolenabschießen, durch bengalische Flammen und derartige Kunstgriffe einschüchtern. Manche aber haben in der That allein durch die zwingende Gewalt ihrer Gegenwart die wilden Tiere willenlos gemacht. Unter diesen ragt Henri Martin hervor, der vor nicht langer Zeit als Neunzigjähriger auf seiner Besitzung in Holland friedlich gestorben. Überall erregte seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart Aufsehen. Seine Beherrschung der blutdürstigsten Kreaturen grenzte ans Wunderbare. Er trat, ungleich seinen Genossen, niemals mit einer Reitpeitsche in den Käfig. Sah er sich zum erstenmale einem Tiger gegenüber, so bezwang er ihn durch die Gewalt seines Auges. Zehn, zwanzig, vierzig und fünfzig Minuten schaute er die wilde Bestie an und sein funkelnder Blick fuhr wie ein Blitz durch ihren Leib, so daß sie sich erschreckt zu seinen Füßen kauerte. Wäre während dieser Zeit nur das leiseste Zittern über seine Glieder gehuscht, er wäre unrettbar verloren gewesen. Eine schwierigere Methode mußte er bei den Hyänen anwenden. Die Arme und die Schenkel mit dicken Stricken umwunden, den Kopf in ein Dutzend Seidentücher gehüllt, schritt Martin direkt auf die Bestie zu und bot ihr den Vorderarm. Die Hyäne hackte ihre Zähne hinein. Während sie biß, sah ihr der Bändiger unverwandt in die Augen. Das Blut schoß aus dem Arm, aber der Mann zuckte mit keiner Wimper, bis die Bestie ihre Beute verließ. Am andern Tage gab er den Schenkel preis; die Zähne des Tieres gruben sich in die Stricke, aber immer begegnete der funkelnde Blick Martins dem grauen Auge der Hyäne. Sie ermüdete endlich, kroch zu Boden und beschnupperte die Füße ihres Meisters.

„Nun, jetzt ist sie nicht mehr als ein Hund“, sagte der Bändiger und ging hinüber — zu den Löwen.

Wohl war Martin hundertmal in Gefahr, zerrissen zu werden. Doch seine unvergleichliche Beherztheit und Kaltblütigkeit retteten ihn stets vor dem Untergange. Der Pariser „Figaro“ hat vor erst wenigen Jahren einen Brief dieses Mannes veröffentlicht, den derselbe im Jahre 1889 von seiner Besitzung an einen Freund gerichtet. Das Erlebnis, das er hierin schildert, ist von äußerst spannendem Verlaufe und zeigt die Geistesgegenwart des Schreibers im glänzendsten Lichte.

Martin war nach Boulogne-sur-Mer gekommen, um daselbst vier Vorstellungen zu geben. „Bei der dritten Vorstellung“ — wir lassen das Wort dem Erzähler — „sagte ich zu Frau Martin, damit sie nicht glaube, daß mich das Unglück überraschen könnte:

„Höre, ich glaube, daß ich morgen einige Schwierigkeiten mit meinem Löwen ‚Coburg‘ haben werde. Er sieht mich sonderbar an.“

Sie sagte mir: „So annonciere Du das, ändere den Tag der Vorstellung; da liegt ja schließlich nichts daran.“

Ich antwortete: „Nein, denn wenn ich dies einmal thäte, so müßte ich es immer thun, wenn die Tiere ihre Launen haben.“

In der That, als ich am anderen Tage meinen Löwen und meine Löwin rufe, duckt sich dieser plötzlich und gräbt seine Nägel in die Bretter der Bühne. Seine Augen werden ganz glühend. Ich befehle meiner Löwin durch ein Zeichen, wegzugehen. Sie gehorcht; aber der Löwe macht in seiner Raserei einen Satz und springt auf mich zu, um mich an der Brust zu packen. Ich gebe ihm mit der Faust einen so gewaltigen Schlag auf die Schnauze, daß ich mir dabei das Handgelenk und zwei Finger breche. Ich mache ‚Coburg‘ darauf ein Zeichen, sich zu entfernen; er schüttelt die Mähne, duckt sich ein zweites Mal und springt geradenwegs auf mich zu. Ich will ihm mit einem zweiten Schlage begegnen, bemerke aber erst jetzt, daß meine Hand gebrochen ist.... Schnell wie der Blitz drehe ich mich um, damit er mir nicht ins Gesicht springt und biete ihm meinen Schenkel. Er haut seine Vorderzähne ein, hebt mich auf und hält mich in die Luft wie die Katze eine Maus. Ich gebe ihm mit der Rechten einen zweiten Faustschlag; das Fleisch von meinem Schenkel reißt sich los und die Bestie läßt mich fallen.

Ich richte mich auf und blicke um mich; ich sah wohl voraus, daß mein letzter Augenblick gekommen. Ich konnte mich ihm nicht zum drittenmal entgegenstellen. Ich sagte mir: Wenn ich schreie, läuft alles davon, das größte Unglück kann geschehen und ich bin nicht vom Tode gerettet, der mich erwartet.

Zwei Sekunden verstreichen, zwei Sekunden, die mir wie [illegible] Ewigkeit erschienen. Ich kehre mich um, der Löwe ist wie aus[illegible]. Er sieht bald das Publikum und bald mich an. Ich mache ihm [illegible] Hand das Zeichen, fortzugehen, er thut es und geht fort, [illegible] nichts geschehen wäre.

Diese Scene hatte keine drei Minuten gedauert und [illegible] ich ein Wohlbehagen, wie wenn ich plötzlich zum Leben [illegible]. Ich nahm den Shawl, den ich trug, umwickelte [illegible]

machte einige Schritte nach dem Vordergrund und sagte nach einer Verbeugung:

„Meine Damen und Herren! Mir ist soeben ein kleines Unglück zugestoßen; wie Sie gesehen haben. Aber ich hoffe, daß ich morgen oder übermorgen die vierte und letzte der angekündigten Vorstellungen werde geben können."

So weit der Brief im „Figaro". Bei dem Vorgang, den er schildert, krampft sich das Herz unwillkürlich zusammen. Und doch ist dies nur eine Episode aus dem Leben dieses mutigen Mannes, dessen Erzählungen wohl ganze Bände füllen könnten. Wie interessant ist z. B. das folgende, wenig bekannte Ereignis aus seiner Laufbahn.

Ein reicher Engländer proponierte Martin einst eine Wette. Martin müsse, behauptete Mylord, innerhalb der nächsten zwei Jahre von seinen Bestien zerrissen werden, und die Summe, die er festsetzte, war so hoch, daß der Meister auf die Wette einging. Um nun gewiß Zeuge seines Triumphes zu sein, schloß sich der Engländer der Truppe an und verfolgte den Verlauf jeder Vorstellung. So oft Martin die Scene betrat, sah er den Blick des Briten, der phlegmatisch in der ersten Reihe saß, auf sich und die Bewegungen der Löwen gerichtet. Das ging durch Monate so fort, bis sich der Bändiger dadurch beunruhigt fühlte. Der Mann, der da unten auf seinen Tod wie auf die Lösung eines Rechenexempels wartete, raubte ihm die Sicherheit, und er mußte befürchten, daß sich die Hoffnung desselben thatsächlich erfülle. Er unterhandelte daher mit seinem Verfolger über eine Änderung der Wette. Er wolle, schlug er diesem vor, sich zu den Bestien in den Käfig wagen und ihnen die eben gereichte Nahrung entreißen, nachdem ihnen solche durch achtundvierzig Stunden entzogen gewesen. Das Wagstück erschien unerhört, denn das hungrige Raubtier läßt sich durch keinen Blick und keine Drohung einschüchtern. Der Engländer schlug ein — und mußte nach drei Wochen beschämt abziehen: das Unerhörte war gelungen. Auf welche Weise, das hat Martin später selbst erzählt. Er hatte während der drei Wochen, die er sich als Vorbereitungszeit ausbedungen, die Bestien dadurch mit dem Entreißen der Nahrung befreundet, daß er ihnen den vorgesetzten Fraß jedesmal wegnahm, um ihn stets durch einen bessern oder größern Bissen zu ersetzen.

Die Berechnung war nicht fehlgeschlagen und die Bestien hatten sich an dem Tage, wo die Wette zum Austrag kam, den Befehlen ihres Meisters in der Hoffnung auf bessere Atzung thatsächlich gefügt.

Und dieser Mann starb hochbetagt als Blumenzüchter in Overschie bei Rotterdam! Sein Greisenalter war voll harmlosen Thuns. Er, der einem Rudel heulender Tiger durch einen einzigen Blick Schweigen geboten, konnte später stundenlang an eines Baches Rand stehen, um einen Karpfen zu ködern.

Aber Martin steht mit seinen Neigungen keineswegs allein. Viele seiner Berufsgenossen sind weichmütige Naturen und vereinigen die merkwürdigsten Gegensätze in sich.

Das Unglaublichste in dieser Hinsicht bot jedenfalls der berühmte Neger Delmonico. Er war überaus — furchtsam. Wohlgemerkt, zwischen seinen Löwen und Löwinnen promenierte er mit einer Ruhe und einer Heiterkeit, die jedermann in Erstaunen setzte. Er führte die gewagtesten Stücklein mit ihnen aus und zwang sie zu unbedingtem Gehorsam. Aber wenn er um Mitternacht in sein Hotel zurückkehrte, schauerte er bei jedem Schritte, der an sein Ohr schlug, ängstlich zusammen, erschrak vor dem Schatten einer Gaslaterne und warf sich schließlich in eine vorbeieilende Kutsche, — damit er von keinem Menschen angefallen werde.

Delmonicos Gestalt war auffallend hoch und muskulös, und er wußte die Wirkung seiner Erscheinung noch durch eine ausgesuchte Eleganz zu steigern. Seine Frau ist ein zartes blondes Weibchen, das den Riesen wie ein Schoßhündchen am Gängelbande führt. Delmonico ist der willenlose Gatte, der größte Pantoffelheld, gerade so wie sein berühmter Vorgänger Charles, von dem sich ein nettes Geschichtchen erhalten hat.

Von seiner Frau mit Vorwürfen bedroht, hatte sich Charles, um sicher zu sein, in seine Bude, und zwar in den Löwenkäfig geflüchtet. Als ihn Madame Charles nach längerem Suchen hinter den Gitterstäben inmitten der zähnefletschenden Ungeheuer erblickte, drehte sie sich verächtlich um und rief mit unnachahmlichem Tone:

„Also hier! Schäme Dich doch, erbärmlicher Feigling!"

Auch der Humor geht diesen Leuten selten aus. Da locken z. B. gegenwärtig die Brüder Pezon ganz Paris vor die Barrière du Trône, woselbst sie in einer Schaubude Vorstellungen mit dreiunddreißig Löwen geben.

Die Pezon sind keine Neulinge auf diesem Gebiete, denn sie entstammen einer alten Bändigerdynastie. Ihr Vater war eine Berühmtheit seiner Gilde, und an ihn richtete jemand einmal die Frage:

„Sagen Sie, wenn Sie in den Käfig zu Ihren Löwen treten, bekommen Sie da keine Furcht?"

Über das Gesicht des alten Pezon flog ein königliches Lächeln: „Furcht! Ich? Nein, — aber Flöhe!"

Der Hirscheber.

(Zu unserm Bilde auf Seite 777.)

Unter dem üppigen Himmelsstriche des indischen Oceans, wo die Sonne ihre brennenden Strahlen senkrecht auf unsere Erde wirft, liegen, zu einem herrlichen Archipel vereinigt, zahlreiche fruchtbare Inseln, unter welchen Celebes im Westen und die Molukken im Osten die hervorragendsten sind. Auf diesen von Gott so reich begabten Eilanden, wo unter einer überaus reichhaltigen und üppigen Vegetation die besten Gewürzpflanzen gedeihen, lebt ein sonderbares Tier, dessen Kopf mit seinem merkwürdigen Hörnerschmucke die Aufmerksamkeit der Naturforscher lange in Zweifel und Spannung hielt.

Dieses Tier ist der Hirscheber oder Babirussa (Porcus Babirussa, engl. Babyroussa), einer der eigentümlichsten Repräsentanten des Schweinegeschlechtes, dessen getreue Abbildung wir heute unseren Lesern vorzuführen vermögen, obgleich er zur Zeit noch zu denjenigen Vierfüßlern gehört, welche nur selten aus ferneren Zonen zu uns gelangen. In früheren Zeiten wußte man über seinen Bau, den Schädel ausgenommen, den man seit mehreren Jahrhunderten kennt, nichts Genaues.

Besonders merkwürdig bei dem Hirscheber ist die eigentümliche Zahnbildung des Oberkiefers, dessen Hauer, statt ihre Richtung nach außen seitwärts zu nehmen, die Rüsseldecke nach obenhin förmlich durchbohren und, nach einer sechs bis acht Zoll langen, bogenartigen Krümmung über die Augen hin, mit ihren scharfen Spitzen zuweilen bis in die Stirn hineindringen. Ihrer auffallenden Länge und ihrer sonderbaren Richtung wegen haben diese Hauer mehr Ähnlichkeit mit Hörnern als mit Zähnen. Dagegen sind die untern Hauer kürzer, dicker und gerader nach oben gerichtet.

Diese mächtige Zahnbildung giebt dem Hirscheber das Aussehen einer viel größeren Gefährlichkeit, als man ihm in Wirklichkeit beimessen darf; denn die Hauer des Ebers sind gefährlicher, als die der Babirussa.

Brehm berichtet, daß einige Jäger, welche das Tier in der Wildnis gesehen, behaupteten, es hätte die Größe eines mittelgroßen Esels. Diese Behauptung entspricht jedoch keineswegs der Wirklichkeit; denn die Tiere erreichen noch lange nicht die Größe des europäischen Wildschweines. Die Beine sind verhältnismäßig dünner und höher; der Körper ist gleichmäßig bogenartig abgerundet, so daß die größte Höhe sich in der Mitte des Rückens befindet; er hat eine schmutzige aschgraue Färbung, ist mit zahlreichen Querfalten versehen und mit kurzen, dünnstehenden, kaum sichtbaren Borsten besetzt. Dieselben stehen längs des Rückens und zwischen den Falten dichter und bilden am Ende des ziemlich langen, dünnen, geringelten, gerade herunterhängenden Schwanzes eine förmliche Quaste, welche jedoch mit der Zeit gänzlich oder teilweise verschwindet.

Die Innenseite der Beine sowie die Bauchseiten sind rostrot. Bei dem Weibchen, welches stets etwas kleiner ist als das Männchen, sind die oberen Hauer bedeutend kürzer als bei dem Eber, ja zuweilen kaum sichtbar, oder sie fehlen auch gänzlich.

In ihrer tropischen Heimat wandern die Babirussa in steter Unruhe durch die feuchten, sumpfigen Waldungen, fressen gerne

Laub, Gras und zarte Wasserpflanzen und schwimmen sehr geschickt, wie sie denn imstande sein sollen, große Strecken über die See von einer Insel zur anderen zurückzulegen. Ihr Fleisch wird als geschmackvoll bezeichnet, obgleich sie einen starken, widrigen Geruch von sich geben. Berichte von solchen Beobachtern, welche den Hirscheber in seiner Heimat zu studieren Gelegenheit hatten, sind äußerst selten; um so weniger darf ich mir versagen, die Mitteilungen eines Augenzeugen über die Babirussa hier wiederzugeben.

„Als ich einst die niedrigen, feuchten Waldungen einer der Molukkeninseln — Buru — durchwanderte", erzählte mir derselbe, „wurde meine Aufmerksamkeit durch ein sonderbares Geräusch, dem Grunzen der Schweine nicht unähnlich, welches aus geringer Entfernung ertönte, in hohem Grade gespannt. Dazwischen ließen sich eigentümlich pfeifende Töne vernehmen, die dem Angstgeschrei unserer Hausschweine fast gleichkamen. Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde durch das Dickicht des Waldes diesen Lauten gefolgt war, stob eine Herde mir unbekannter Wesen mit auffallend gehörnten Köpfen pfeilschnell an mir vorbei, einem nahe gelegenen Gewässer zu, in welches sie sich in wilder Hast kopfüber hineinstürzte, um bald nachher auf der andern Seite wieder zum Vorschein zu kommen. Ich benutzte diese Zwischenzeit, um meiner Flinte, die nur mit Schrot geladen war, eine Kugel beizufügen, und feuerte los, als die Herde eben an der entgegengesetzten Seite wieder auftauchte. Es fügte sich, daß gerade eines der größten Tiere der Herde getroffen wurde und niederfiel. Das geschossene Wild ward sofort von seinen Kameraden umringt. Sie berochen es und machten Anstalten, es zu verteidigen, als ich an das Ufer gelangte, allein ein zweiter Schuß veranlaßte sie, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte ein völlig ausgewachsenes Männchen, das nicht weniger als 150 Pfund Gewicht zählte, erlegt. Sein dicker, runder, walzenförmiger Körper maß drei Fuß in der Länge und über zwei Fuß in der Höhe."

„Man sagt."

Eine Mahnung an das achte Gebot. Von **Eberhard Forst.**

Wenn ich zwei Wörter mit dem sie begleitenden Flüstern, dem geheimnisvollen, halb schadenfrohen, halb bedauernden Lächeln für immer aus der Sprache verbannen, sozusagen aus der Welt schaffen könnte, ich gäbe vieles darum!

Die Menschen mögen sich zu allen Zeiten befehdet und mancherlei Waffen zu verderblichen Zwecken verwendet haben, doch glaube ich, daß auch der schärfste Stahl nicht tiefer verwunden, das feinste Gift nicht zerstörender wirken kann, als es die spitze, geschmeidige Zunge des Menschen vermag.

Mir wenigstens haben zwei kleine, kurze, anscheinend harmlose Worte eine glückliche Häuslichkeit und Frieden und Ehre geraubt!

Wer hätte wohl ahnen können, daß der junge, staubbedeckte und erhitzte Offizier, der das nach langem, anstrengenden Marsch zur Mittagstunde erreichte Quartier, ein altes, weinumranktes, unter hohen Linden halb verborgenes Haus, mit einem wohligen Gefühle des Behagens betrat, dereinst als lebensmüder, gebrochener Mann daraus hervorgehen und nichts als die Erinnerung an sein entschwundenes Glück und leider auch eine tiefe Erbitterung gegen alles, was Mensch heißt, mit sich hinwegnehmen würde.

Nicht einmal im Schlummer, dem ich mich nach gründlicher Reinigung des ermüdeten Körpers sofort übergab, wurde mir durch ein Traumbild die leiseste Warnung zu teil, und so kam es, daß ich, auf den wiederholten Zuruf meines Burschen erwachend und im Fluge die nötigste Toilette vollendend, fröhlichen Herzens in das von einem netten Dienstmädchen geöffnete Wohnzimmer trat, wo mich mein biederer Wirt, vereint mit Gattin und Tochter, in liebenswürdigster Weise empfing.

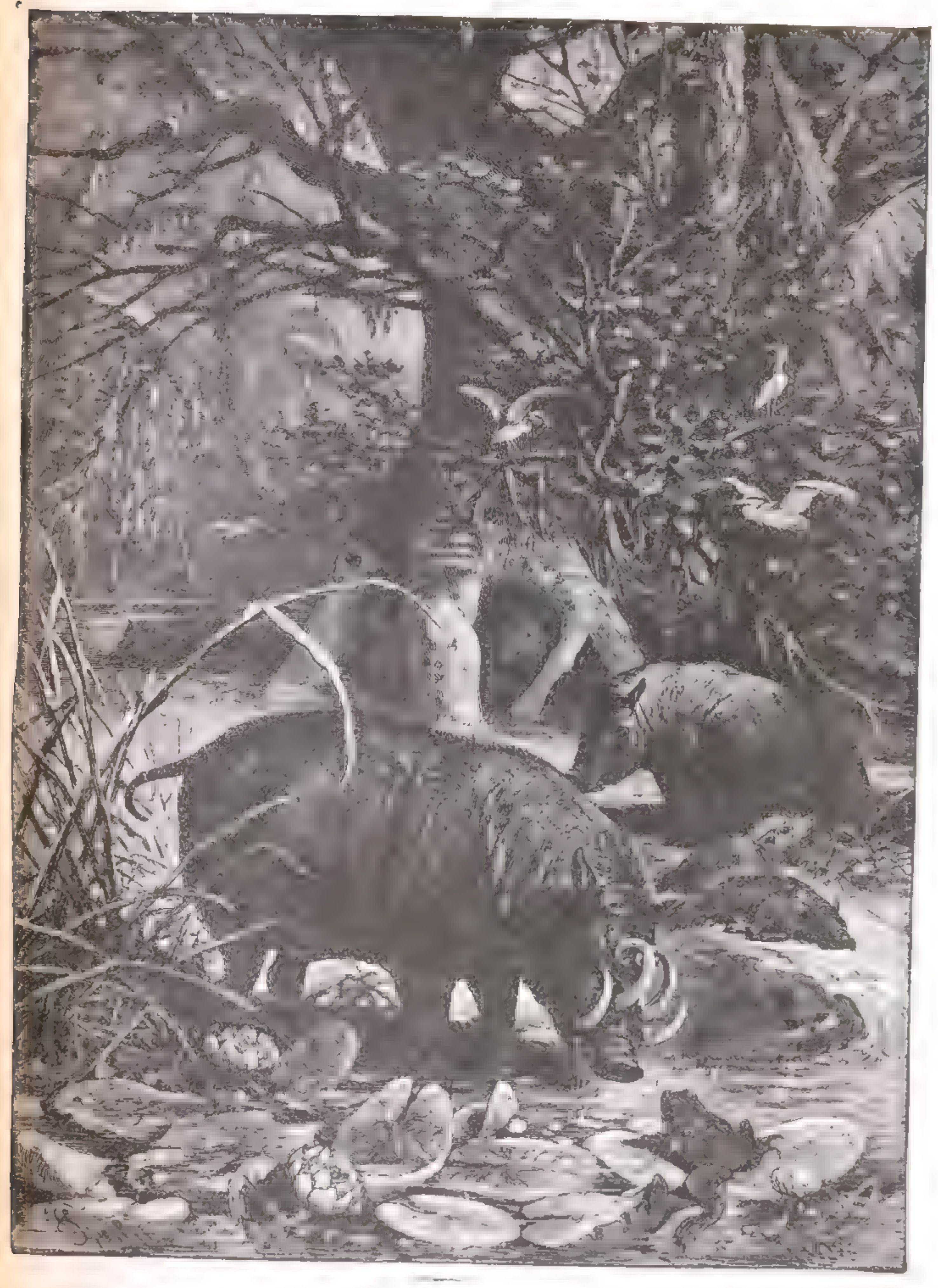
Als man die üblichen Begrüßungsformeln getauscht und sich zur Tafel begeben hatte, genoß ich die wohlzubereiteten, köstlich duftenden Speisen nicht nur mit dem gesunden Appetit eines hungrigen Lieutenantsmagens, sondern auch wiederum mit jenem angenehmen Gefühl, welches ich schon beim Anblick des langgestreckten, altertümlichen Schlosses und dem Eintritt in die hochgewölbten Räume empfand. Die hohe, vornehme und doch so gütevoll blickende Dame des Hauses, die treffenden Bemerkungen meines freundlichen Wirtes und das liebliche Mädchen mir gegenüber, welches vollkommen unbefangen und doch ungemein zurückhaltend mit dem fremden jungen Manne verkehrte, der mit blendendem Linnen, frischen Blumen und altem, gediegenen Silber geschmückte, nur leicht gerundete Tisch, das hohe, kühle, die Sonnenglut verbannende Zimmer, — alles vereinte sich, mich glücklich zu stimmen und der heimatlosen Waise zum erstenmal ein Verständnis des Segens, des Friedens und Behagens zu geben, den das Wörtchen Vaterhaus für den Betreffenden birgt.

Ich hatte, da ich als jüngster Zögling einer Kadettenanstalt dank meiner anfangs etwas zarten Konstitution und meines zufriedenen, immer heiteren Gemüts etwas milder behandelt worden war, als es der Massenandrang und die militärische Erziehung im allgemeinen erlaubt, nur selten Grund zu einer Klage gehabt, aber auch nie die Wonne gekannt, gleich anderen Kameraden in den Ferien nach Hause zu gehen. Ich war dann stets auf mich selbst und die eigene gute Laune beschränkt und ging so auch als frischgebackener Lieutenant hinaus in die Welt, fand überall Freunde, nahm die Einförmigkeit des täglichen Dienstes mit vollendetem Gleichmut, die kleinste Unterbrechung mit der mir eigenartigen Lebendigkeit hin und traf nun auf meinem fünften Manöver als 24jähriger Kriegsheld an der Spitze meiner bescheidenen Schar auf dem Herrn von Ittenhof gehörigen Rittergut Eisendorf ein. Dies alles, d. h. meine schlichte Vergangenheit und das mich hier so seltsam fesselnde Gefühl des Heimischwerdens hatte ich der Dame des Hauses, die so gütig zu blicken und so liebevoll zu fragen verstand, schon im Laufe des ersten Nachmittags unter der alten schönen Linde erzählt, war dann mit dem Hausherrn auf die Felder gegangen und hatte später mit Fräulein Margarethe so gut musiziert, als hätten wir schon Wochen miteinander gespielt.

Kurz, es war eine glückliche Zeit! Ich dachte nicht daran, einen guten Kameraden besuchen oder Herrn von Ittenhofs Reitpferd zu einem Spazierritt in die Nachbarstadt benutzen zu wollen; es genügte mir völlig, ein Glied jenes Kreises, zum erstenmal zu Hause zu sein.

Als ich Frau von Ittenhof mit ehrerbietigem Handkuß für die gütige Aufnahme dankte, bat sie mich freundlichen Tones, Eisendorf nicht völlig vergessen und, falls sich eine günstige Gelegenheit biete, die neugewonnenen Freunde wiederum besuchen zu wollen. Auch der Hausherr schloß sich in kurzen, aber herzlichen Worten dieser liebenswürdigen Einladung an, und in Margarethens leuchtenden Augen glaubte ich ebenfalls die Verheißung eines späteren Willkommens zu sehen.

So ging ich denn wehmütig wohl, aber doch mit dem glücklichen Vertrauen der Jugend auf ein baldiges Wiedersehen und fernere schöne Zeiten hinweg und schloß die Erinnerung an jene unvergeßlichen Tage wie ein Heiligtum in das verschwiegene Herz. Wenn ich aber auch ununterbrochen an Ittenhofs dachte und mich im Geiste in ihre Mitte versetzte, konnte ich es doch nicht hindern, daß mich, je länger es währte,



Hirscheber. (Siehe Seite 77[illegible]

Originalzeichnung von F. Specht.

ein um so größeres Sehnen nach der mütterlich blickenden Freundin, dem ernsten, biederen Hausherrn — und Margarethen ergriff.

Mir war, als müsse ich sie alle einmal wiedersehen, und so schrieb ich denn kurz entschlossen an die gütige Frau, fragend, ob ich den Weihnachtsabend, den ich noch nie gefeiert habe, in Eisendorf zubringen dürfe. Man antwortete, daß ich willkommen sei.

Nun lernte ich das Ungestüm kennen, mit dem ein Knabe seine Schulbank verläßt und Hals über Kopf, das unbedingt Nötige ordnend, flüchtigen Fußes und mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Behagens zur heimwärts führenden Eisenbahn eilt. Schon daß ich mir Urlaub erbitten, einmal frei werden durfte, war eine Wonne für mich — und nun der Gedanke, bald, bald, in wenigen Stunden in Eisendorf zu sein!

Endlich hielt der Eilzug, dem ich noch Flügel wünschte, an der letzten Station. Herrn von Ittenhofs Kutscher grüßte schmunzelnd, als er mich im Bahnhof erblickte, nahm meine Tasche entgegen, die Zügel noch fester zur Hand, und nun ging es dahin auf glatter, weißer, vom Mondeslicht umwobener Bahn.

Dann tauchte das Wäldchen, das ich im Sommer mit meinen liebenswürdigen Freunden durchstreifte, jetzt der Kirchturm, die Pappelallee und nach wenigen Minuten das alte langgestreckte und trotz der späten Stunde taghell erleuchtete Herrenhaus auf.

Und nun das Wiedersehen, der frohe Empfang, der zierlich geordnete Theetisch im wohldurchwärmten behaglichen Zimmer und mir gegenüber Margarethens liebes Gesicht! —

Und nun der erste heilige Abend im Familienkreis! wie erwärmt die Erinnerung daran noch heute des Einsamen Herz. Es gab, wie Margarethe ernsthaft versicherte, da noch gar vieles zu thun, und mir wurde auf meine dringenden Bitten ein bescheidener Anteil an den für diesen Tag ganz unerläßlich scheinenden Pflichten gewährt.

Galt es doch Äpfel, Pfefferkuchen und Nüsse zu zählen, duftendes Backobst in allerlei Näpfe zu füllen, Zettel zu schreiben, den vier- und zweifüßigen Pflegebefohlenen eine doppelte Ration in Heu und Getreide zu geben und noch viel anderes mehr.

Dann stellten sich die Hofkinder freudestrahlend vor dem Herrenhaus ein und ließen bald genug den Jubel erschallen, den der Anblick des Christbaums und der lockenden Gaben im Herzen der Kleinen erweckt.

Nun mahnten wieder ernste Glockenklänge an den beginnenden Gottesdienst, und so schritten wir, Herr und Frau von Ittenhof, Margarethe und ich nach Entlassung der Kinder dem Gotteshaus zu, wo uns heller Gesang und die ergreifende Predigt des greisen Pastors empfing.

Als wir nach beendetem Gottesdienst wieder nach dem Herrenhaus gingen, fragte ich den Herrn von Ittenhof um seinen Segen zu meiner Verlobung mit Margarethe. Ich weiß nicht, wie es mir gelang, die Skrupel zu bannen, die Herr von Ittenhof besonders gegen die Verbindung seines einzigen Kindes mit einem mittellosen Lieutenant erhob; woher ich den Mut zu einer mir seither selbst unbekannt gewesenen Beredsamkeit nahm. Genug, der Christbaum, der jetzt zum zweitenmal und nur für die Familie brannte, beleuchtete ein junges, völlig in sein neues Glück versunkenes Paar.

Drei Jahre gingen im wechsellosen alltäglichen Geleis dahin, unterbrochen und verschönt durch Margarethens herzliche Briefe und meine öfteren Besuche der so schnell gewonnenen Heimat. Als ich zum viertenmal als Weihnachtsgast bei meinen Lieben erschien, fand ich Frau von Ittenhof heftig erkrankt und neigte mich wenige Tage später über die erstarrte Gestalt.

Es war schauerlich still in dem sonst so behaglichen Haus. Margarethe ging völlig gebrochen, Herr von Ittenhof in dumpfem Schweigen einher. Endlich fragte er mich bittenden Tones, ob ich nicht den Dienst für immer quittieren, mich der Landwirtschaft widmen, nach Eisendorf kommen und seinem einzigen Kinde die Entscheidung ersparen wollte, bei dem Geliebten oder dem alten, gramgebeugten Vater zu stehen.

Mit welchen Empfindungen kehrte ich damals nach M. zu den mir anerzogenen und liebgewordenen Pflichten zurück! Den Dienst quittieren und Landwirt werden, der Gedanke war, so natürlich er scheinen mochte, nicht einen Augenblick in meine Seele gelangt. Und doch! war es nicht grausam, Margarethe von dem Vater entfernen, ihm nun auch sein Kind entziehen zu wollen? und hatte mir die Verwaltung eines Gutes, das Leben auf dem Lande nicht oft genug befriedigenswert und ungleich erquickender für Körper und Geist als die Eintönigkeit des Gamaschendienstes gedünkt! ich sann und dachte, erwog das Für und Wider nach allen Richtungen hin — und wurde ein Jahr nach Frau von Ittenhofs Tode mit Margarethe vereint.

Nun trat ich als junger Ehemann meine Lehrzeit in Eisendorf an; die strenge Subordination, in der ich von Kind an erzogen worden war, half mir über manche nicht eben angenehme Stunde hinweg.

Alter und Jugend haben einmal jederzeit verschiedenen Sinn; der meine wurde nur durch Margarethens liebreiche Mahnung und die bessere Einsicht in die heilsamen Schranken eines duldenden Gehorsams gebannt. Es war dies wirklich nicht leicht und die angeborene Heftigkeit jetzt mehr denn je zu einem Ausbruch geneigt, besonders wenn sich im unliebsamen Verkehr mit Untergebenen ein nicht unwillkommener Anstoß zu einem Unwetter bot.

So kam es, daß ich mich eines Tages ungemein gereizt und verbittert zu einer leichten und für mich doch nur zu folgenschweren Mißhandlung hinreißen ließ.

Auf dem Oberhofe, dem eine starke Viertelmeile entfernten, zu Eisendorf gehörigen Vorwerk, wo sich außer dem äußerst baufälligen Stallgebäude und zwei nicht minder altersschwachen, gebrechlichen Scheuern ein noch ziemlich wohlerhaltenes Gesindehaus und der sogenannte Auszug befand, wurde dem 18jährigen Sohn eines dort verstorbenen Knechtes ein freies, wenn auch nicht eben gern gebotenes Obdach gewährt. Es war dies ein boshafter, tückischer, zu nichts zu gebrauchender Bursche, dem man nur seines Unglücks wegen — er war fast ganz und gar auf seinen Füßen gelähmt — den heillosen Müßigang und das auf dem Lande noch immerhin verpönte Betteln verzieh. Ich hätte dem Krüppel, den ich von Anfang an nicht leiden konnte, wohl keinerlei Beachtung geschenkt, wäre mir, dem eifrigen Jäger, nicht wiederholt und dringend gemeldet worden, daß er trotz seiner Unbeholfenheit ein gefährlicher Wilddieb und äußerst geschickt in dieser Beschäftigung sei. Wirklich erblickte ich ihn, eines Abends das zu Eisendorf gehörende Wäldchen durchstreifend, am Boden knieend und eifrig bemüht, einen prächtigen Hasen aus der wohlgelegten Schlinge zu ziehen. Wortlos vor Entrüstung versetzte ich dem tödlich Erschrockenen einen wuchtigen Hieb und bedauerte nur, im Ungestüm weiterschreitend und des giftigen mir zugeworfenen Blickes gedenkend, den widerwärtigen Buben nicht noch kräftiger gezeichnet zu haben.

Herr von Ittenhof, dem ich selbstverständlich diesen Vorfall erzählte, sah die kleine Züchtigung hingegen schon als einen Übergriff an und warnte mich ernsthaft, nie wieder handgreiflich werden und den Haß eines Menschen dadurch erregen zu wollen.

Es kam auch nie wieder vor. Die Leute, größtenteils in meines Schwiegervaters Diensten ergraut, hingen mir im Laufe der Zeit mit gleicher Herzlichkeit an, auch die Wirte und

Bauern faßten allgemach Vertrauen zu dem jungen gnädigen Herrn, und so ließ uns der gute Papa, als er neun Jahre nach unserer Vermählung starb, in, wenn auch keineswegs glänzender, so doch angenehmer und gesicherter Lage, geliebt und geachtet von allen Bekannten zurück.

Wir hatten dem Vater zuliebe nur äußerst wenig verkehrt und hielten uns auch nach dem Tode desselben, obwohl mit allen benachbarten Familien herzlich befreundet, von jeder übertriebenen Geselligkeit fern. Die glückliche Häuslichkeit und die durch drei blühende Kinder erwachsenden Pflichten boten Zerstreuung genug, und es gingen die nachfolgenden Jahre ruhig und ungetrübt unter Arbeit und Zufriedenheit hin.

Da beschloß ich, das Vorwerk vor Feuersgefahr zu versichern, wobei ich die Versicherungssumme ziemlich hoch stellte, weil wiederholte kleinere Brände mich hierzu zu treiben schienen.

Margarethe, die ich stets in solchen Dingen befragte, stimmte mir ebenfalls, wenn auch diesmal ohne die gewohnte Teilnahme, bei. Ihr Sinnen und Denken war jetzt einzig und allein auf unsere Kinder gerichtet, für die im unteren Dorf ein nur allzu gefährlicher Feind, das mit äußerster Heftigkeit erscheinende Scharlachfieber, entstand.

Wirklich senkten wir wenige Wochen später zwei blühende Knaben in die geöffnete Gruft und kehrten blutenden Herzens zu dem uns noch gebliebenen schwererkrankten Liebling zurück.

Als sich das zarte Kind nach mondelangem Siechtum erholte, legte sich die arme, todesmüde Mutter zu Bett und hielt mich, obwohl ihr Leiden kein geradezu gefährliches war, doch stundenlang in ihrer Nähe gebannt. Es durfte dies auch ohne Zeitverlust von meiner Seite geschehen, da die spärliche Ernte früh genug beendigt wurde und ich in kürzester Frist am Ende der sonst ausgedehnten Thätigkeit stand.

So hatte ich den 17. August des Jahres 185 . . fast ohne Unterbrechung in der schwülen, beklemmenden Luft des Krankenzimmers an dem Schmerzenslager meines Weibes verweilt, und je länger es währte, ein um so regeres Verlangen nach Freiheit und Bewegung gefühlt, bis ich mich endlich, Margarethens sanften Schlummer gewahrend, trotz der nächtlichen Stunde, zu einem Spaziergang entschloß.

Als ich nach längerem Spaziergange wieder dem Herrenhause zuschritt, erhob sich dicht vor der Pforte und dem daneben befindlichen Hundehäuschen eine dunkele Gestalt und zog sich, unverständliche Worte murmelnd, sofort aus meiner Nähe zurück.

Es war Kaspar, der Krüppel, den weder Güte noch Strenge bewegen konnte, an eine regelmäßige, auch noch so leichte Arbeit zu gehen und dem nun gestattet worden war, dem ungetrübten Müßiggang frönen und sich Nahrung und Obdach suchen zu dürfen, wo es ihm irgend gefiel. Es war mir nicht angenehm, ihn so unerwartet wiederzusehen, doch wollte ich nicht härter als der sonst keineswegs menschenfreundliche Kettenhund sein und ging deshalb, den Burschen nicht weiter beachtend, ungesäumt dem Herrenhaus zu.

Margarethe immer noch im sanften Schlummer erblickend, stand ich im Begriff, nun ebenfalls die Ruhe zu suchen, als ein heller Schein durch die nur halb geschlossenen Laden in das Schlafzimmer drang. Hatten sich die Wolken also dennoch verzogen und dem Vollmond freien Spielraum gewährt? Ich trat ans Fenster, doch nein, das war nicht der Mond — das war ein grelleres Licht! und „Feuer!" „Feuer!" vernahm ich Kaspars Stimme und die des Wächters im Dorf.

Der Oberhof brannte. Mit Windeseile war ich am Ort der Gefahr und drang in das altersschwache Gesindehaus ein. Was ein Mann in solcher Lage nur zu leisten vermag, bot ich, mich selbst nicht schonend, zur Rettung von Menschen und Tieren, zur Tilgung der Flammen, zum Schutz der dem brennenden Vorwerk zunächst gelegenen Freistelle auf.

Als die Spritzen der benachbarten Dörfer und die meisten der Bekannten erschienen, waren die Gebäude schon zusammengestürzt und nur noch rauchende Trümmer und glimmende Schindeln zu sehen. Freundlich bot mir nun der erste Nachbar einen geräumigen Stall, der zweite Futter und Streu, der dritte dieses und jenes für die Folgezeit an, und ich kehrte endlich völlig ermattet, wohl durch die erlittenen Strapazen, doch auch freudig bewegt über so viel herzlichen Anteil, nach meiner Behausung zurück.

Um so tiefer berührte es mich nun, als ich in den nächsten acht Tagen die nahe Kreisstadt besuchte, dieselben Bekannten so ganz und gar verändert zu sehen. Nicht einer derselben schien sich des nächtlichen Brandes und der Versprechen entsinnen zu können, mit denen man mich damals verließ. Besorgten sie etwa, daß ich allzusehr auf ihren Beistand vertrauen, ihn in irgend einer Weise mißbrauchen könnte? Es war ein bitterer Gedanke, der mich leider zum erstenmal die Menschen verachten und den Vorsatz entstehen ließ, nun lieber alles entbehren, als auch nur die kleinste Gunst erbitten zu wollen. So ging ich denn mutig ans Werk und nahm die unerquicklichsten Dinge mit mühsam errungener Gelassenheit hin.

Da entschloß ich mich eines Tages, nach dem Nachbargut reiten und das verstimmte Gemüt im Freundeskreis erheitern zu wollen. Herr von Eckstetten empfing mich artig, wie immer, nahm jedoch nur wenig Anteil an dem von mir und seiner Gattin gepflogenen leichten Gespräch und ging erst, als diese uns später verlassen hatte, mit größerem Interesse auf die mich so sehr berührenden Mißstände ein.

„Ich würde Eisendorf verkaufen und mich nach Polen verfügen!" warf er plötzlich mit einiger Befangenheit hin; „da sind die Verhältnisse in dieser Beziehung entschieden besser als hier, wo der Verkehr mit dem Volk von Jahr zu Jahr mißlicher wird!"

„Eisendorf verkaufen!" wiederholte ich mit hellem Erstaunen, „hättest Du denn Lust von Deiner Scholle zu gehen?"

„Nein", entgegnete er gemessenen Tones; „aber wenn Dir das Leben in dieser Weise verbittert, der Widerstand der Leute — und anderer Ärger immer fühlbarer wird!"

„So werde ich ihm dennoch begegnen und als Mann zu ertragen verstehen!" gab ich entschlossen zurück und trat verstimmter noch, als ich zu dem Freunde gekommen war, den Rückweg nach Eisendorf an.

Dort fand ich den jungen, erst seit wenigen Jahren gewählten Pastor vor und begleitete diesen, da er sich schon von meiner Gattin verabschiedet hatte, noch einige Schritte durch das friedliche Dorf.

„Alles auf Arbeit", sagte ich, die einsamen Höfe betrachtend, „und sobald die Kartoffeln geerntet sind, ein neuer Verdienst! Der Neubau des Gutes schließt jede Sorge um mangelnde Beschäftigung aus!"

„Wollte Gott, es wäre alles beim Alten geblieben!" erwiderte der Pastor ernst.

„Sind Sie so sehr für das Alte, daß Ihnen auch der Fortbestand dieser Gebäude wünschenswert schien?" gab ich ihm scherzend zurück.

„Wollen Sie mir eine Frage gestatten?" begann der Pastor nun in ernstem Tone, „eine einzige Frage: Haben Sie an jenem Unglückstag das Herrenhaus zu später Stunde verlassen?"

Ich konnte dies in der Erinnerung jenes nächtlichen Spaziergangs und des darauf folgenden Schreckens ohne jegliches Zögern bejahen.

„Kaspar hat Sie gesehen", sagte der Geistliche bekümmerten Tones, „und die Sache weiter erzählt!"

„Welche Sache?“ fragte ich höchlichst erstaunt. „Nun ist es an Ihnen, Herr Pastor, mir unumwunden Rede zu stehen!“

„Gewiß, gewiß“, begann er nach flüchtiger Pause, „ist mir es doch schmerzlich genug einen Mann, den ich achten und schätzen lernte, in solch unnatürlicher Lage zu sehen! Man sagt —“

„Nun denn“, wiederholte ich, sein sichtliches Zögern bemerkend, „was sagt man von mir?“

„Daß Sie sich dies Frühjahr höher versichert, eine sehr bescheidene Ernte in dem Vorwerk geborgen und — und das Feuer selbst angelegt hätten!“

Ich starrte dem Sprecher ins Antlitz und ging dann, den beschwörenden Zuruf nicht achtend, hochaufgerichtet, doch mit wankenden Füßen in den unfern gelegenen Wald, fühlend, daß ich diese Erregung nur in Gottes freier Natur, nicht in Gegenwart meines zarten Weibes bewältigen konnte. Als mich nach stundenlanger plan- und zielloser Wanderung Margarethens sanftes Lächeln begrüßte, war mir der Anblick so qualvoll, daß ich mich, heftigen Kopfschmerz zum Vorwand nehmend, sofort zur Ruhe begab.

War es denn möglich, konnte es denn möglich sein, daß man mich auch nur einen flüchtigen Augenblick für den Brandstifter hielt, mich, der ich sechszehn Jahre in diesem Kreise gelebt, der ich mich jederzeit als Offizier und Mann von Ehre bewährt. So fragte ich mich immer und immer wieder in jener entsetzlichen Nacht und fuhr am nächsten Morgen, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, in die benachbarte Stadt, fest entschlossen, diese Angelegenheit mit dem Justizrat L., einem Mann von strenger Diskretion und Ehrenhaftigkeit, besprechen zu wollen.

Ernst und mit erzwungener Ruhe teilte ich diesem Wort für Wort das mit dem Pastor geführte Gespräch, jenen nächtlichen Spaziergang, Kaspars Anwesenheit dicht vor dem Herrenhaus und den kaum zehn Minuten später entstehenden Unglücksfall im Oberhof mit.

Er hörte mich mit großem Interesse und einer ihm sonst nicht eben nachgerühmten Teilnahme an.

„Die Sache sieht übel, recht übel aus“, begann er nach längerer Pause. „Der Pastor hat nur die Wahrheit gesprochen, da man allgemein behauptet, daß Sie der Brandstifter sind.“

„Wer kann es wagen“, fragte ich in loderndem Zorn, „wer kann mich solcher Schurkenthat zeihen?“

„Niemand, verehrtester Herr, — es sprechen eben alle davon. Der Kaspar hat Sie gegen Mitternacht ins Herrenhaus treten und bald darauf den Oberhof in Flammen gesehen, dieses natürlich weiter erzählt — und wer hätte nicht für die Verbreitung gesorgt!“

„Und auf das Wort dieses boshaften, tückischen Burschen faßt man wirklich einen solchen Verdacht? ist dies nicht teuflisch, nicht himmelschreiend?“ rief ich, aufs höchste empört.

„Es ist einfach menschlich!“ gab der Justizrat zurück. „Das Verdienst eines Nächsten zu schmälern, einen guten Leumund zu trüben, ist den meisten Menschen ein hoher Genuß, höher natürlich noch das seltene Vergnügen, einen bürgerlich so reinen Namen wie den Ihrigen ungestraft beflecken zu können.“

„Aber die Freunde, die Bekannten!“ rief ich, unwillkürlich an Herrn von Eckstettens seltsamen Rat und die kühle Zurückhaltung der Nachbarn denkend.

„Sie zweifeln, staunen, erwägen das Für und Wider und ziehen sich doch furchtsam von der öffentlichen Meinung zurück.“

„Wie aber kann ich die öffentliche Meinung für solche Infamie verantwortlich machen?“ fragte ich bebend vor Entrüstung. „Was raten Sie mir?“

„Den Kaspar zu bewegen, daß er das ganze alberne Geschwätz für eine Lüge erklärt.“

„Nimmermehr!“ unterbrach ich ihn heftig, „und überdies haßt mich der Bube einer wohlverdienten Züchtigung wegen.“

„Dann schweigen“, entgegnete der Justizrat nach einer peinlichen Pause, „wo kein Kläger, kein Richter; es tritt, dies bin ich fest überzeugt, um Ihrer eigenen Beliebtheit und des verstorbenen Herrn von Ittenhofs willen niemand thatsächlich gegen Sie auf. Lassen Sie Gras über die fatale Angelegenheit wachsen und zeigen Sie den Menschen durch ein fortgesetztes ehrbares Leben, daß Sie völlig unschuldig an dem Unglücksfall sind!“

„Nie und nimmer!“ unterbrach ich ihn wieder. „So nimmt kein Ehrenmann eine ihm zugefügte Beleidigung hin! Ich werde mich dem Schwurgericht stellen, werde selbst auf eine Untersuchung bestehen und nicht eher ruhen und rasten, bis man mir Genugthuung giebt!“

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können“, schloß der Justizrat mit herzlichem Händedruck. „Man handelt da am sichersten nach seinem eigenen Gefühl!“

An allen Gliedern bebend langte ich in Eisendorf an und meine noch heut, obwohl Jahre und Jahre vergingen, die starren Augen, die herzzerreißende Verzweiflung im Antlitz meines Weibes zu sehen.

Treu dem gefaßten Vorsatz, stellte ich mich in kürzester Frist bei dem Schwurgericht ein, bestand auf Kaspars Verhör, einer genauen Untersuchung des Falles und setzte eine bedeutende Summe für die Ermittelung des Brandstifters aus. Wochen vergingen, ich sah meinen ehrlichen Namen in die Weite getragen — wurde zum Eid gelassen und, da man mir nichts beweisen konnte, für schuldlos erklärt.

War ich denn aber schuldlos in den Augen der Menge, — mein Name wiederum so rein wie zuvor? sprach man nicht weiter von mir?

Finster, wortkarg, menschenscheu ging der einst heitere, lebensfrohe und liebenswürdige Mann jetzt seines Weges daher, abgeschlossen nach außen, verbittert nach innen, eine Beute der tiefsten Melancholie.

Wenn mir anfangs der Gedanke gekommen war, diese Gegend ungesäumt verlassen zu wollen, wies ich ihn doch im Entstehen zurück; ich wollte nicht fliehen, ich hatte ja nichts Böses gethan.

Auch Margarethe stimmte mir ohne weiteres bei, nur zeigte sich eine christliche Ergebung, die ich leider nicht besaß.

„Gott hat uns diese Prüfung gesendet“, sagte sie in tiefer Bewegung, „Er kann sie auch von uns nehmen; wir wollen in Eisendorf bleiben, — solange ich lebe“, setzte sie leise hinzu.

Vier Jahre später neigte ich mich thränenlos über das fromme, treue, im Schmerz gebrochene Herz, und nahm nun endlich, jene Gegend verlassend, nur die Erinnerung an ein hohes, so fürchterlich vernichtetes Glück und unser armes, bleiches Kind von dieser Stätte hinweg. Wie ich aber auch dies Dasein zu schmücken, alles zu bieten suchte, was das schwache Lebenslicht zu stärken vermochte, es neigte sich doch müde zur Ruhe, und so blieb ich ein alter, gebrochener Mann jetzt ganz allein auf dieser Erde zurück.

Meines Kindes Ruhestätte war nun der einzige Ort, wo ich mich heimisch zu fühlen, wo der schwere Druck minutenlang von mir zu weichen begann. Dorthin trug ich auch nach Jahren die Zeitung, welche in großen Lettern eine Aufklärung über das damals so vielbesprochene Ereignis in Eisendorf brachte.

Ein Handwerksbursche hatte sich, seit langer Zeit zum erstenmal die Gegend besuchend und den fast vergessenen Unglücksfall im dortigen Gasthof erfahrend, von seinem Gewissen getrieben, sofort den Gerichten gestellt, da er sich lebhaft entsann, an jenem Abend bis Mitternacht im Oberhofe gerastet, eine Pfeife geraucht und den noch glimmenden Schwamm gedankenlos von sich geworfen zu haben.

Man bedauere, hieß es nun weiter, daß der einstige Besitzer des Gutes, ein sonst allgemein beliebter und hochgeachteter Mann, des Brandes verdächtig aus jener Gegend verzogen, und da niemand seinen Aufenthalt kenne, so unzugänglich für jede Genugthuung wäre. Es würden deshalb alle öffentliche Blätter dringend ersucht, jene Ehrenerklärung, soviel als irgend möglich sei, verbreiten zu wollen.

Ich lachte bitter, als ich jene Zeilen erblickte; an dem Hügel aber brachen mir die Thränen hervor und löschten vieles, was sich ins Herz gebrannt und gegraben hatte, für immer hinweg. — Nun habe ich das schwere Leid gleich meinem Weibe als eine von Gott gesandte Prüfung erkennen und demgemäß betrachten gelernt. Ich bin kein Menschenfeind mehr!

Die kleine Stadt, in welcher ich lebe, giebt dem einsamen Mann so manche Gelegenheit, unbeachtet von der Welt, die Herzen erforschen und die Beziehungen prüfen zu können, welche der enge Verkehr um die Betreffenden webt. Da wird sehr vieles gesprochen, was sich nicht verantworten läßt, doch gehen die wenigsten nur mit verderblicher Absicht ans Werk.

Das den Nächsten berührende, oft unglaublich lautende Wort wird eben nur weitererzählt, achtlos, daß ein rollender Stein an Schwere gewinnt und nur zu verhängnisvoll für das Wohl des Betreffenden wird.

Wäre ich Pastor oder Lehrer geworden, würde ich Erwachsene und Kinder ermahnen, nur das von einem zu sagen, was sie ihm in derselben Minute und mit den nämlichen Worten ohne Erröten und Zögern Auge in Auge zu wiederholen vermöchten.

Da ich aber weder Kanzel noch Katheder betrete, sende ich die schlichte Skizze meines Lebens hinaus in die Welt, völlig zufrieden, wenn sie nur ein Herz zu bewegen, ein „man sagt" zu vernichten, einen unbedachten Mund zu schließen vermag.

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von **Luise Pichler**. (7. Fortsetzung.)

19. Kummer hat sie genug getragen.

Die alte Base wurde begraben; Rösle hatte das Haus abgeschlossen und war mit dem Kind in das Haus der Verwandten zurückgekehrt, die sie nicht verlassen wollte, bis die Hausfrau ihre Kinder wieder selbst versorgen könne. In den verödeten Gassen des Dorfes war ungewöhnliches Regen, denn von Haus zu Haus ging der Schütz mit einem Schreiber vom Oberamt, der Nachschau hielt, wie viel der Kranken und Arbeitsunfähigen seien. Es war ein Wagen mit Saatkorn in der Oberamtsstadt angekommen mit der königlichen Weisung, in den Orten, in welchen fast die ganze Bevölkerung krank darniederlag, die Felder auf Regierungskosten besäen zu lassen.

Am Tage darauf kam ein Abgeordneter des von der Königin Katharina gegründeten Wohlthätigkeitsvereins, um für Pflege und Ernährung der Kranken und Hungernden zu sorgen. Er hatte Lebensmittel zur Verteilung mitgebracht und traf, indem er von Ort zu Ort und von Haus zu Haus ging, Anordnung, daß die Gesunden und Unbeschäftigten aus fremden Orten den Häusern zugeteilt wurden, in denen die Kranken der Pflege benötigt waren.

Die von langer Not fast zur Verzweiflung gebrachten und zuletzt stumpf gewordenen Menschen konnten anfangs kaum glauben, daß ihrem Elend noch Hilfe komme. Nur langsam wachte die Hoffnung und die Liebe am Leben wieder in ihren Herzen auf.

Ein jung verwitwetes Weib aus entlegenem Dorfe meldete sich tags darauf zum Dienste im Hause der langsam genesenden Verwandten Rösles.

„Nun kann ich Euch doch ruhig verlassen", sprach diese, als sie sah, wie die Fremde mit Umsicht das Nötige that und vor allem das kleine Kind mit liebevollem Blick betrachtete. Sie hatte ihr eigenes Kind erst vor kurzem verloren.

Darüber war es Abend geworden. „Morgen gehe ich heimwärts", sagte Rösle; „es läßt mir keine Ruhe mehr. Heute aber behalte ich das Kind noch einmal bei mir."

Soeben erschollen Rufe auf der Gasse: „Ein Roß, ein Wagen! ein lebendiges Roß!"

Ein Berner Wägelchen rasselte einher, von einem starken Pferd gezogen. Der Anblick eines solchen war in der ausgehungerten Gegend so selten geworden, daß es das Staunen und die Bewunderung der Dorfbewohner, besonders der Kinder, hervorrief.

„Schau, Rösle, ein Roß!" riefen auch dieser die Knaben des Hauses zu und zogen sie ans Fenster. Roß und Wagen waren dieselben, die sie vor wenigen Jahren zur Hochzeit geführt hatten; der junge Fuhrmann, der, sie erblickend, zum Fenster herauf grüßte und vor dem Hause still hielt, war Konrad.

Ein Freudenruf entrang sich, seit langer Zeit zum erstenmal wieder, dem bedrückten Herzen des Mädchens. Die Treppe hinab zur Hausthüre eilend rief sie dem Burschen, der eben vom Wägelchen sprang, entgegen: „Du bist frei, Konrad? Gott sei Dank, die Königin hat mir Wort gehalten!"

„Ja", antwortete er, ihre Hand fassend; „ich hab' vernommen, daß Du für mich zu der Königin gegangen bist. — Der König hat ans Gericht schreiben lassen, man solle mich frei geben, wenn nichts wider mich bewiesen worden sei. Die Strafe fürs Wildern sei mir erlassen auf Fürbitte der Königin. — Der Assessor, der in Stuttgart zu Hause ist, hat erfahren, daß eine Bauerntochter von meinem Ort bei der Königin Audienz gehabt habe; meine Schwester ist's nicht gewesen, also habe ich gewußt, daß Du es seist."

„Gott sei Dank!" rief das Mädchen nochmals und atmete tief auf, wie von schwerer innerer Last befreit. „Und nun hat Dich mein Vater geschickt, mich heimzuholen?" fragte sie. „Wie kommt das? Er hat Dich sonst nicht leiden mögen."

Ausweichend versetzte Konrad: „Ich berichte Dir alles, wir haben unterwegs ja Zeit; laß mich nur jetzt mein Roß im Stall unterbringen!"

Rösle zeigte ihm den Stall. „Aber ins Haus mußt nicht kommen", sprach sie besorgt, „die böse Seuche ist im Haus gewesen, Du könntest Dir schaden."

„Du hast wochenlang hier gelebt, und ich sollte mich jetzt fürchten?" fragte der Bursche mit ernstem Lächeln. „Zwar zur Last will ich Deinen Verwandten nicht fallen, wenn Kranke hier sind, nur Gruß und Behüt Gott sagen; dann wickle ich mich in die Pferdsdecke, die ich im Wagen liegen habe und schlafe ein paar Stunden in der Scheuer. Morgen mit dem frühesten fahren wir weg, wenn es Dir recht ist."

Rösle war damit einverstanden. Arglos sprach sie, als sie Konrad ins Haus begleitete und den halb genesenen Verwandten seinen Namen nannte: „Es ist mir schon recht, daß der Vater mir den Wagen geschickt hat; ich spür mich seit etlichen Tagen so müde, — ich glaube, ich hätte den Weg heimwärts nicht zu Fuß machen können."

„Das kommt daher", sagte die Hausfrau, „Du hast über Deine Kräfte bei uns gethan."

Während sie, von den Kindern gefolgt, noch im Zwielicht auf den Kirchhof ging, um das Grab der alten Base zum Abschied zu besuchen, verweilte Konrad im Hause bei den Ehe-

leuten, von denen der Mann, wenn auch noch schwach, schon außer Bett sein konnte.

Rösle, die von dem Gedanken an die Heimkehr und von Freude über Konrads Befreiung erfüllt war, fiel es bei ihrer Rückkehr vom Kirchhof nicht auf, daß beider Mienen verstört waren und die Frau sie mit unverhohlenem Mitleid betrachtete. Konrad zog sich in die Scheuer zurück, so daß sie nicht mehr Gelegenheit fand, Fragen an ihn zu stellen.

Früh um drei, als der junge Tag den Morgenhimmel kaum gerötet hatte, schirrte Konrad das Roß ans Wägelchen, legte den Teppich auf den hölzernen Sitz und gab durch Knallen der Peitsche das Zeichen zum Aufbruch.

Rösle war schon angekleidet; sie hatte in der ganzen Nacht keinen Schlaf finden können. „Das hat die Freude gemacht und die große Überraschung", sagte sie sich, als sie den brennenden Kopf vergebens bald auf diese, bald auf jene Seite legte.

Sie nahm herzlichen Abschied von den Verwandten, die ihr Segenswünsche auf den Weg gaben, die Frau mit lautem Weinen; sie küßte die Kinder, hielt noch einmal das kleine in den Armen und gab es dem jungen Weib, das ihre Stelle nun einnehmen sollte, mit den Worten: „Pfleget es gut! es ist ein herziges Kind und muß kräftig sein, da es diese Zeit des Hungers und der Not hat überleben können."

Dann trat sie aus dem Hause; Konrad half ihr auf den Sitz des Wägeleins, das Roß zog an und bald hatten sie das Dorf hinter sich und fuhren auf der Straße zwischen frisch grünenden Feldern und Wiesen dahin.

Das Kopfweh, das sie die Nacht durch gequält hatte, verlor sich in der freien Luft. Als die Sonne strahlend am Morgenhimmel emporstieg und ihren hellen Glanz über das weite Land warf, sagte sie zu dem Fuhrmann, der schweigend neben ihr saß: „Wie ist es doch so schön auf Gottes Welt! Man vergißt es nur unter dem vielen Jammer."

Eifrig erzählte sie nun Konrad, wie groß sie die Not in dem Dorfe und selbst bei den wohlhabenden Verwandten getroffen habe.

„Da hab ich nicht fortgekonnt — sie haben ja sonst niemand gehabt als mich, darum bin ich so lange ausgeblieben", setzte sie entschuldigend hinzu. „Ist der Vater arg bös gewesen, Konrad, daß ich so lange nicht heimgekommen bin?" fuhr sie arglos fort.

Abermals wich er der Antwort aus.

„Weiß nicht", sprach er und bückte sich hinab, etwas am Pferdegeschirr ordnend; „schätz wohl, er hat ja gewußt, wo Du Dich verweilt hast."

„Heut muß sie es ja erfahren —" sprach er bei sich; „aber nicht jetzt, am frischen Morgen; es ist am Abend noch Zeit dazu, ehe wir daheim ankommen.

Sie aber dachte: „Der Konrad ist gar schweigsam und trübsinnig geworden; das kommt von der Einsamkeit im Gefängnis." Sie bot allen Frohsinn ihres Gemütes auf, ihn zu erheitern. Für diesen Tag war sie wieder das muntere Mädchen von vormals; ihr selbst däuchte, als ob alles Trübe und Schwere von ihrem Leben hinweggenommen sei. Der Konrad war frei, ihr Vater wollte ihm die unschuldig erduldete Haft vergüten, — darum hatte er ihn abgeschickt, sie abzuholen. So erklärte sie sich sein Kommen.

Nur auf Augenblicke überfiel sie ein Schwindel, sie verlor das Bewußtsein, doch die rasche Bewegung des Wagens und die frisch hinstreichende Luft brachten ihr wohlthuende Kühlung in die pochende Schläfe, und sie gewann schnell wieder die Herrschaft über ihre hinschwindenden Sinne.

In der ersten Stadt, die sie nach drei Stunden erreicht hatten, machte Konrad Halt. Das Roß mußte Futter bekommen, und der junge Fuhrmann bestellte rasch eine gute Suppe für die Jungfer und für sich selbst.

„Du bist ganz scharlachrot gewesen, als wir weggefahren sind, und nun siehst Du erschreckend bleich; wenn Du was Warmes gehabt hast, wird Dir wieder besser werden", sagte er zu dem Mädchen.

Rösle bejahte. Als die Suppe kam, so kräftig als man sie eben in der Hungerzeit herstellen konnte, aß sie ein wenig davon, Konrad zu Gefallen, dann legte sie den Löffel nieder mit den Worten: „Ich kann nicht weiter essen; sorg Dich nicht deshalb, Konrad, ich hab eben keinen Hunger."

Sobald das Pferd sein Futter verzehrt hatte, eilte der junge Fuhrmann, es wieder einzuschirren. Ihm war bang und schwer zu Mute und er strebte so rasch wie möglich vorwärts zu kommen. Sie fuhren weiter. In den Dörfern, durch die sie kamen, jubelten die Kinder auf der Gasse einem Wagen von Saatkorn nach, der eben durch's Ort fuhr, der Oberamtsstadt zu, vom König gesandt. Auch über Rösles bleiches Gesicht glitt ein heiteres Lächeln; sie konnte sich von Herzen mit den Fröhlichen freuen, da sie so viel Not mit angesehen hatte. Dann faltete sie andächtig die Hände mit den Worten: „Gott segne den König und segne die gute Königin!"

Mehr und mehr aber fiel ihr jetzt die ernste, gedrückte Stimmung ihres Begleiters auf. Auch sie ward still und nachdenksam. Es war darüber Mittag geworden, die Sonne stand hoch am Himmel, als sie sprach: „Sag mir nur alles, Konrad, ich spüre Dir's an, daß Du mir schlimme Botschaft zu bringen hast. — Was ist's mit meinem Vater?"

Mit abgebrochenen Worten begann der treue Bursche zu berichten. Rösle half ihm zum Worte; sie kannte ja im Geheimen die Schuld ihres Vaters und mußte sich des Schlimmsten gewärtig halten. Sie fuhren eben durch dichten, stillen Tannenwald; kaum war ein Vogel zu hören, und über dem Wege lag tiefer Schatten, als Konrad ihr das letzte der Unheilkunde, das Ende ihres Vaters berichtete.

Sie brach nicht in lautes Weinen und Schluchzen aus, wie er erwartet hatte, sondern legte nur tief erschüttert den müden Kopf zurück auf die Lehne des Sitzes, und ihre bleichen Lippen murmelten leise: „Ich will die Missethat der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, — aber denen, die mich lieben, will ich wohlthun bis ins tausendste Glied." — Dann rief sie plötzlich, die Hände emporhebend: „O, mein armer Vater, Gott erbarme sich Deiner!"

Fortan saß sie still, und Konrad nahm wahr, daß sie sich kaum noch auf dem Sitze des Wagens aufrecht halten konnte. Als er tröstend ihr zusprach: „Dich hat jedermann gern gehabt von Deiner Kindheit auf; niemand darf Dir's nachtragen, was Dein Vater verschuldet hat" — da schüttelte sie nur traurig den Kopf und sprach leise: „Ich kann's nicht mehr fassen, was Du gesagt hast; eil nur, daß wir heimkommen — ich glaub, ich bin krank."

„Warum hab denn ich Dir müssen die Botschaft bringen!" rief er traurig aus. „Als das Unglück geschehen war und man den Holzhauer aus dem Wald tot heimtrug und Deinen Vater aus dem Wasser zog, da haben's alle Dir gegönnt, daß Du nicht daheim seiest und nicht so früh von dem Unglück erfahrest. Wie aber bald darauf ich frei ward und heim durfte, hat mir's keine Ruhe gelassen, daß wir nichts von Dir wissen. Der Schultheiß, der zu Deinem Pfleger bestellt ist, hat mir [illegible] gegeben und mir Dein Roß und Wagen verstattet, daß ich Dich in die Heimat hole."

Mit seelenvollem Blicke sprach das Mädchen: „Ich danke Dir's, Konrad, daß Du mich heimgeholt hast; es hätte mir keine Ruhe mehr draußen gelassen. Und das Leid, das man mir ansagen mußte, habe ich lieber von Dir [illegible] von jedem andern."

Schon ging der klare Frühlingsabend in Dämmerung über, als sie im Heimatsdorfe anlangten. Als sie vor dem Hause anfuhren, schaute Rösle schauernd zu den Fenstern empor, deren verschlossene Läden den Tod des Besitzers kund gaben.

Doch ehe der junge Fuhrmann vom Sitz herab gesprungen war und den Zügel angelegt hatte, um ihr vom Wagen zu helfen, hörte sie sich von befreundeter Stimme begrüßt. Konrads Mutter, die ihr die eigene ersetzt hatte, und seine Schwester, ihre Jugendgespielin, waren, als sie das Wägelein heranrollen hörten, herzugeeilt.

„Bringet sie schnell ins Bett — sie ist krank", sagte Konrad, als er sie herab gehoben hatte, und seine Mutter nickte nach einem Blick auf des Mädchens Gesicht verständnisvoll.

An der verödeten Wohnstube vorüber, wo der Lehnsessel und das Wandschränklein sie an den unglücklichen Vater erinnern mußte, führte die Nachbarin sie in ihr helles Kämmerlein, in das durch zwei Fenster der goldene Abendhimmel blinkte. Während die Mutter die Kranke zu Bett brachte, eilte auf ihr Geheiß Annemarie, ihr einen schweißtreibenden Thee zu bereiten. Dann wurde ein zweites Bett in der Kammer aufgeschlagen, worin Mutter und Tochter abwechselnd die Nacht bei der Kranken zubringen wollten.

Konrad ritt, ehe der Tag anbrach, nach der Stadt, um den Arzt herbeizuholen. Noch im Laufe des Vormittags kam dieser an und verweilte sorgfältig prüfend eine geraume Zeit am Bette der jugendlichen Patientin. Seine Miene ward immer ernster und ein leises Kopfschütteln verriet seine Besorgnisse, als er in die anstoßende Stube trat, um ein Rezept aufzuschreiben, mit dem Konrad sofort wieder zur Stadt ritt.

Auf die inständige Frage der mütterlich besorgten Nachbarin antwortete der Doktor achselzuckend: „Das Mädchen ist von dem nervösen Fieber angesteckt, das in vielen Gegenden jetzt wütet. Bei frischer Jugendkraft könnte ihre Natur die Krankheit überwinden, aber es scheint mir, daß sie zuvor schon, sei's durch Anstrengungen oder durch Kummer und Sorge, entkräftet worden ist."

„Kummer hat sie genug getragen", versetzte die Bäuerin seufzend; „und auch angestrengt hat sie sich, wie mein Sohn mir berichtet, bei kranken Verwandten über ihre Kräfte."

„Dachte mir so was", sprach der Oberamtsarzt; „sie bedarf der sorgfältigsten Pflege; man darf sie Tag und Nacht keinen Augenblick allein lassen. Binnen weniger Tage muß sich entscheiden, ob es zum Leben oder zum Tod mit ihr gehen wird."

Der Doktor eilte aus dem Hause, um noch einige Krankenbesuche im Orte zu machen und dann nach einem benachbarten Dorfe zu fahren. Die Bäuerin kehrte traurig an das Bett des Mädchens zurück, das ihr seit ihrer verwaisten Kindheit wie eine eigene Tochter ins Herz gewachsen war, ja dessen treues Gemüt, dessen heiterer Sinn und rosige Jugendblüte sie zum Liebling der an eigenen Kindern reichen Pflegemutter gemacht hatte.

Ein heftiges Fieber verzehrte rasch der Kranken Jugendkraft. Drei Tage ward sie durch wilde Phantasieen gequält. Bald rief sie um Hilfe für Konrad, der unschuldig im Gefängnis hinsterbe, bald klagte sie über ihren unglücklichen, verlorenen Vater, bald sah sie sich von Scharen Hungernder umringt, die Brot von ihr begehrten, während sie ihnen nichts zu reichen vermochte. Mitten in den wilden Fieberphantasieen murmelten ihre Lippen wiederholt die Worte: „Ich bin ein strenger und eifriger Gott, — der die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied — —"

Als am vierten Tage sich das Bewußtsein wieder bei ihr einstellte, verlangte sie dringend ihr Testament zu machen. Um sie zu beruhigen, mußte man ihr Verlangen erfüllen.

Lange sprach sie insgeheim mit dem Schultheißen, der zu ihrem Pfleger bestellt war. Als ein wackerer Mann, aber ein Bauer vom alten Schlage hätte derselbe zu andern Zeiten schwerlich seine Einwilligung zu der Verfügung gegeben, die sie über ihr bedeutendes Erbe treffen wollte. Doch schon zuvor gebeugt durch den raschen Tod zweier erwachsener Kinder, die der Seuche zum Opfer fielen, war er jetzt durch das schreckliche Ende des Heiligenpflegers, das die geheime Schuld des angesehenen Mannes jäh enthüllte, so tief betroffen worden, daß er vollständig sein Einverständnis mit ihrer letzten Willensverfügung aussprach, die somit rechtskräftig wurde.

Rösle, die Tochter des reichsten Bauern im Ort, hatte keine nahen Erben, denen sie ihr Gut entzog; die Seitenerben waren alle selbst vermögend. Sie bestimmte, daß nach Aussetzung einiger Legate das Gut zur Hälfte dem Weib und den Kindern des von ihrem Vater erschlagenen Holzhauers zugeteilt, die andere Hälfte aber samt Haus und Hof der Familie des Nachbars vererbt werden solle, in deren Haus, wie sie im Testament ausdrücken ließ, sie Heimat und Eltern gehabt hatte.

Während der Schultheiß samt dem Ratschreiber und den Zeugen in der Kammer der Kranken ihren letzten Willen aufsetzten, war Konrad in Verzweiflung noch einmal in die Stadt geritten, um den Oberamtsarzt zu holen. Doch dieser war auswärts, und erst auf den folgenden Tag wurde ein Besuch bei der Kranken zugesagt.

Als Konrad zurückkam, ward er an das Bett der Sterbenden berufen. Der Schultheiß und die Zeugen des Testaments hatten sich entfernt. Der Pfarrer, der seiner früheren Schülerin und liebsten Konfirmandin das letzte Abendmahl gereicht hatte, stand noch an ihrem Bett, neben ihm Konrads Vater, Mutter und Schwester. Als er selbst eintrat, atemlos vom raschen Ritt, blendete ihn zuerst der Glanz der untergehenden Sonne, die durch beide Fenster hell in die Kammer schien. Als er sich abwandte und darauf ans Bett in der Ecke trat, reichte ihm die Sterbende mit lieblichem Lächeln die Hand dar. Der Widerschein des scheidenden Sonnenlichts verklärte des Mädchens bleiches Gesicht.

Konrad trat herzu und faßte die feuchte, zitternde Hand, die sich fest um die seinige klammerte, während der Blick des sterbenden Mädchens unverwandt auf ihn gerichtet war. Kein schwerer Todeskampf war ihr beschieden. Sanft erlosch ihr junges Leben. Der letzte Laut ihrer Lippen waren die Worte: „Denen, die mich lieben, — will ich wohlthun bis ins tausendste Glied."

Friedlich lag sie, die bleiche junge Rose. Als Konrad sich in wildem Schmerze auf die Leiche stürzen wollte, zog die Mutter ihn hinweg mit der Mahnung: „Sie ruht in Gottes Armen nach all ihrem Leide. Du darfst sie nicht stören in ihrer seligen Ruhe."

Als zwei Tage darauf das Rösle zu Grabe getragen wurde, gab ihr das ganze Ort das Trauergeleite. So sehr die Zeit der Not die Menschen auch abgestumpft hatte, so ging doch ein Ruf der Klage durch das ganze Dorf, als des Mädchens Tod bekannt wurde. Nicht nur die freudige Wohlthäterin aller Armen und Bekümmerten, sondern auch des Dorfes lieblichste Blume war mit ihr erblichen. (Schluß folgt.)

Buntes Allerlei.

Altdeutsche Häuser. Ein wie weichliches und verwöhntes Geschlecht wir Epigonen sind, ersieht man mit einiger Beschämung aus folgender Schilderung der altdeutschen Wohnhäuser und zwar der, in denen Familien vornehmen Standes hausten. Der zum ritterlichen

Kriegsdienst verpflichtete Adel erbaute sich in der ersten Hälfte des Mittelalters Burgen, welche nur die nötigsten Wohnräume enthielten; solche nannte man „Burgställe“, weil Knechte und Mägde im unteren Stalle, die Familienglieder aber im ersten Stockwerke über der Küche schliefen. Die Küche, zu welcher man aus dem Stalle durch eine bewegliche leiterähnliche Treppe gelangte, diente als gemeinsamer Aufenthaltsort für die Familie und das Gesinde. Glasfenster kannte man noch nicht, denn das Geheimnis ihrer Herstellung war in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen; so blieb nichts übrig, als zur Nachtzeit die Fensteröffnungen durch hölzerne Läden zu schließen. Als im 13. Jahrhundert die Herstellung des Glases wieder bekannt wurde, verging doch noch lange Zeit, ehe die Bewohner jener Burgställe sich diesen „Luxus“ erlaubten. Ob es damals schon jene rosigen Burgfräulein gab, von welchen unsere Maler so gern träumen, wissen wir nicht; jedenfalls saßen sie in ihren Fensternischen nicht weich gebettet, sondern auf harten Steinen. Sonst dienten auch als Sitzmöbel hölzerne Bänke und Truhen, letztere entweder mit der Holzvertäfelung des Zimmers fest verbunden oder beweglich, aber dann an die Mauer gerückt. Daher war die Deckplatte, auf welche Polster gelegt wurden, gewöhnlich unverziert; dagegen war die Vorderseite in der romanischen Periode mit Malereien, in der gotischen mit Schnitzwerk geschmückt. Obwohl man gern die Wände mit Tüchern und Teppichen behang, so kannte man doch in jenen Burgställen noch keine Tischtücher. Am dürftigsten war es mit der Heizung jener Räume bestellt. Die Hausleute saßen im Winter um ein Feuer, welches auf dem Estrich des gemeinsamen Wohnzimmers brannte; einen Rauchfang gab es lange Zeit nicht, bis endlich Kamine aufkamen, welche mit ihrem Schlotmantel sich weit vordrängten. Der Sims dieser Kamine war nun der einzige Platz, wo eine Art von Zierat aufgestellt wurde, denn so kann man das Thon- und Zinngeschirr der Hausfrau wohl nennen. Unglaublich aber mag dem heutigen Geschlecht erscheinen, daß man damals ebensowenig hölzerne Thüren wie gläserne Fenster kannte; vielmehr schloß man die Thüröffnungen durch Teppiche, an welche die Gardinen oder vielmehr Portièren unserer reicheren Wohnungen noch heute erinnern.

Der „Yankee-Doodle“. Die amerikanische Nationalhymne verdankt ihren Ursprung einem Scherze, den ein englischer Regimentsarzt Namens Dr Shackburgh sich mit einigen amerikanischen Offizieren gemacht hatte. Es waren zwei Regimenter amerikanischer Milizen unter den herz- und ohrenzerreißenden Tönen eines uralten Marsches in Albany eingezogen und die englischen Offiziere machten sich weidlich lustig über diese Musik. Der Dr. Shackburgh aber wollte die amerikanischen Offiziere mystifizieren, komponierte eine höchst einfache Melodie und empfahl dieselbe den Amerikanern als einen berühmten europäischen Marsch. Die Melodie gefiel den Yankees aber so sehr, daß sie bald beliebter Gassenhauer und schließlich Nationalhymne wurde, als welche sie freilich den Engländern bald keinen Spaß mehr machen sollte.

In der Schönschreibstunde. Lehrer: „Du hast aber unreinlich geschrieben, Du Schmiermichel!“ — Michel: „Der Nazi hat mich gestoßen, dann hat's eine Sau geben.“ — Lehrer: „Man sagt nicht Sau, sondern Tintenklecks.“ — Michel kommt am andern Morgen: „Herr Lehrer, darf ich heut nicht aus der Schule bleiben?“ — Lehrer: „Warum, Michel, was hast zu thun?“ — Michel: „O, mir metzget heut en Tintenklecks, da sollt' ich den Fuß heben.“

Ein Arzt mit ausgedehnter Praxis hatte die Gewohnheit, seine Patienten stets sehr eilig zu behandeln. Als er einst, einen Kranken besuchend, diesen bat, die Zunge zu zeigen, sagte derselbe: „Unter einer Bedingung, Herr Doktor!“ — „Die wäre?“ — „Sie dürfen nicht eher weggehen, bis ich die Zunge wieder hereingezogen habe.“

Anzüglich. Professor: „Fräulein Laura, Ihr Aufsatz ist so flüchtig geschrieben, daß ich ihn kaum lesen konnte!“ — Laura: „O, entschuldigen Sie, Herr Professor, meine Feder war so schlecht!“ — Professor (kurz): „So, dann hätten Sie sich eine andere ausrupfen sollen!“

Sprechsaal.

J. F. in H., Ind. Wie verhält sich's mit dem Bürgerrecht und Stimmrecht in den Ver. Staaten? —

Das Bürgerrecht der Ver. Staaten haben durch ihre Geburt alle in den Ver. Staaten geborene Personen, sobald sie mündig, d. h. 21 Jahre alt werden. — Ausländer (Eingewanderte) müssen, ehe sie das Bürgerrecht erwerben können, vorher vor irgend einem Gerichte, das einen Clerk hat und ein Siegel führt, oder vor einem Circuit- oder Distriktsgericht der Ver. Staaten eine Erklärung dahin abgeben, daß sie Bürger werden wollen und daß sie deshalb ihr bisheriges Unterthanenverhältnis abschwören. Diese Erklärung lautet in der Übersetzung:

„Ich, N. N., erkläre hiermit eidlich, daß es meine wirkliche Absicht ist, Bürger der Ver. Staaten zu werden und für immer aller Unterthänigkeit und Treue gegen irgend einen fremden Fürsten, Monarchen, Staat und jede Oberhoheit, und speciell gegen Wilhelm, Kaiser von Deutschland (oder wer er sonst ist), dessen Unterthan ich gewesen, zu entsagen.“

Diese Erklärung kann man gleich nach Ankunft oder auch später abgeben. Man bezeichnet dieselbe gewöhnlich als die Herausnahme der ersten Papiere. Man achte darauf, daß dies ein Schwur ist, worin man erklärt, daß es wirkliche Absicht sei ("that it is bona fide my intention"), Bürger zu werden. Wer diesen ersten Schritt also thut, muß auch gewissenshalber den zweiten zur Erlangung der eigentlichen Bürgerpapiere thun. — Nun bestimmt das Gesetz, daß der Eingewanderte das Bürgerrecht erst erlangen kann, nachdem er fünf Jahre seinen Wohnsitz in den Ver. Staaten gehabt hat, und ferner, daß er mindestens zwei Jahre vorher seine ersten Papiere nahm. Es mag also jemand schon zehn Jahre oder noch länger in den Ver. Staaten gelebt haben, hat er obige Erklärung nicht schon vor mindestens zwei Jahren abgegeben, so kann er auch noch nicht Bürger werden.

Kommt es zur Erlangung des Bürgerrechts, so muß ein zweiter Eid geleistet werden. Derselbe lautet

„Ich, N. N., schwöre feierlich, daß ich die Verfassung der Ver. Staaten aufrecht erhalten will und daß ich durchaus aller Unterthänigkeit und Treue gegen irgend einen fremden Fürsten, Monarchen, Staat und jede Oberhoheit und speciell gegen Wilhelm, Kaiser von Deutschland, dessen Unterthan ich gewesen, entsage.“

Außer dieser Eidesleistung muß der, der Bürger werden will, noch durch einen Zeugen, der Bürger ist, beweisen, daß er seit fünf Jahren in den Ver. Staaten lebt, ein Mann von gutem moralischen Charakter und den Grundsätzen der Verfassung zugethan ist; auch muß er, wenn er von Adel ist, demselben entsagen. Bürger kann übrigens nur der werden, dessen Vaterland zu der Zeit mit den Ver. Staaten Frieden hat.

Die ersten Papiere brauchen Ausländer, die in der Armee der Ver. Staaten dienten und ehrenvoll entlassen wurden, nicht herauszunehmen. Sie erhalten ihre Bürgerpapiere, wenn sie nachweisen können, daß sie ein Jahr innerhalb der Ver. Staaten gelebt haben. Auch bedürfen diejenigen der ersten Papiere nicht, welche einwanderten, ehe sie achtzehn Jahre alt waren. Sie müssen aber fünf Jahre in den Ver. Staaten gelebt haben, volljährig sein, eine der obigen zweiten Erklärung ähnliche Aussage machen und eidlich erhärten, daß es während der letzten drei Jahre ihre wirkliche Absicht war, Bürger zu werden. —

Stimmrecht und Bürgerrecht gehören nun nicht immer zusammen. Hier kommt es auf die Bestimmungen der einzelnen Staaten an. Es wird ja nicht bloß Ihnen, sondern manchem andern Leser zumal in diesem Präsidentenjahr von Interesse sein, wenn wir wenigstens für die Staaten, in denen die meisten unserer Leser wohnen, angeben, unter welchen Bedingungen jemand stimmberechtigt ist.

Staat.	Bedingung.	Muß gewohnt haben im Staat,	County,	Wahldistrikt.
Illinois	Bürgerrecht	1 Jahr	90 Tage	30 Tage
Indiana	„ oder erste Papiere	6 Monate	60 „	„ „
Iowa	„	„ „	60 „	
Kansas	„ oder erste Papiere	„ „		30 Tage
Massachusetts	„	1 Jahr		6 Monate
Michigan	„ oder erste Papiere	3 Monate		10 Tage
Minnesota	„ „ „ „	4 „		„ „
Missouri	„ „ „ „	1 Jahr	60 Tage	
Nebraska	„ „ „ „	6 Monate		
New York	„	1 Jahr	4 Monate	30 Tage
Ohio	„	„ „		
Pennsylvania	„	„ „		2 Monate
Texas	„ oder erste Papiere	„ „	6 Monate	6 „
Wisconsin	„ „ „ „	„ „		

Eine Eintragung des Wählers in Wahllisten (Registration) ist nötig in Illinois, Iowa, Michigan, Minnesota, Nebraska, Pennsylvania und Wisconsin. In Kansas und Missouri müssen dies nur die Bewohner einer Stadt thun, in New York nur die in Städten von mindestens 10,000 Einwohnern. —

Ihre zweite Frage beantworten wir Ihnen in nächster Nummer.

F. W. in St. P. Können Sie mir Schriften nennen, die mir Belehrung geben über die geheimen Gesellschaften?

Brockmann, Christian und Ernst. Eine Besprechung über die Lehre der Odd Fellows (50 Cts), Lochner, die Loge des Alten Ordens der Ver. Arbeiter (10 Cts); Beyer, sieben Briefe für und wider die Logen (5 Cts); H. C. S., zwei Reden wider die Logen; Traktat. Was ist von geheimen Gesellschaften zu halten? (5 Cts). Alle diese Schriften können Sie beziehen vom Concordia-Verlag, Cor. Miami St. & Indiana Ave., St. Louis, Mo.

Mehrere Leser. Über das Hufeisen als abergläubisches Mittel gegen Unglück finden Sie bereits in Jahrgang 27, Nummer 39 Auskunft. Von alters her galt ein Hufeisen als ein Schutz gegen böse Geister und Zauberer, die dasselbe vom Übertreten der Schwelle abhalten sollte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren, wie ein Chronicist berichtet, fast alle Häuser in Westlondon damit versehen. Daß das Hufeisen in jetziger Zeit wieder an den Tag gekommen ist, ist eine That der Tyrannin Mode, deren Laune sich der gefälligen Form des Hufeisens bemächtigt hat. Schon beginnt indes das Hufeisen wieder "out of fashion" zu kommen.

Alle Manuskripte, Fragen für den Sprechsaal, überhaupt alles die Redaktion Betreffende, sind an Dr H Duemling, Fort Wayne, Ind., zu senden; alles Geschäftliche, Bestellungen und Abbestellungen aber an Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., zu richten. Die Abendschule kostet jährlich $2.00 in Vorausbezahlung, mit der Rundschau $1.00. Nach Deutschland werden beide Blätter für $3.50 expediert. An Orten, wo den Lesern die Blätter ins Haus getragen werden, zahlen dieselben 25 Cents extra. — (Entered at the Post office at Saint Louis, Missouri, and admitted as second-class matter)

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. | Saint Louis, Donnerstag den 7. August 1884. | Nummer 50.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von **Dr. C. G. Barth.**

Revidiert für die Abendschule. (5. Fortsetzung.)

Etwa acht Tage nach dem obigen Auftritt hatte ich mich frühzeitig in mein Kämmerchen zurückgezogen, das zunächst der großen Kajüte war. Der obere Teil der Thür war von Glas und hatte einen Spalt, um Luft zuzulassen; ein roter Vorhang hing davor. Als ich um zehn Uhr immer noch wachend dalag und über meine Lage nachdachte, kamen der Kapitän und Herr Prince herab, um in ihren Büchern nachzusehen, und eine Weile darauf befahl der Kapitän dem Aufwärter, etwas zu trinken zu bringen. Sie saßen eine beträchtliche Zeit bei einander und besprachen sich über die Angelegenheiten des Schiffs und der Reise; endlich aber hörte ich den Kapitän mit gedämpfter Stimme sagen: „Gucken Sie einmal still hinein, Prince, und sehen Sie, ob Seine Majestät schläft; aber wecken Sie ihn nicht auf." Als ich den Obersteuermann zu meiner Koje herankommen hörte, legte ich mich ganz ruhig hin und atmete stark, wie wenn ich in tiefem Schlaf wäre. Prince hob den Vorhang auf und rief mir zwei- oder dreimal mit leiser Stimme, und dann berührte er mich an der Schulter; aber ich lag ganz ruhig da, wie wenn ich nichts merkte. Hierauf zog er sich zurück und sagte lachend zu dem Kapitän: „O, der arme Zamba schläft wie ein Sack; er träumt ohne Zweifel von Löwenjagden oder vom Goldstaubsammeln in Afrika." — „Schön, schön", sagte Winton, „er soll sich's wohl sein lassen, solang er kann; ich fürchte aber, er wird in kurzer Zeit gewisse Nachrichten hören müssen, von denen er sich nichts träumen läßt. Wissen Sie wohl, Prince, daß ich hoffe, diese Seereise werde die profitabelste werden, die ich je gemacht habe? Ich habe das Heft in der Hand, wie sie in Connecticut sagen, und ich werde kein Narr sein, mir den Vorteil entwischen zu lassen. Dieser schwarze Bursche hat an Negern, Goldstaub und Dublonen ein Vermögen von mehr als 20,000 Dollars, und was Kuckucks soll ihm alles das nützen! Ich denke wahrhaftig, zwischen Brüdern gerechnet, habe ich ihm für mehr als 20,000 Dollars gutes Englisch und gesunde Religion beigebracht. Ich habe ihm, wie die Pfarrer sagen, die ‚kostbare Perle' gegeben; ich habe ihm gegeben, was man um Gold nicht kaufen kann, und wahrhaftig, Prince, der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Jedenfalls werde ich den *Staub* in Sicherheit bringen, ehe viele Tage vergehen." — Obgleich der habsüchtige Schurke Worte der heiligen Schrift

Waldeinsamkeit.

gebrauchte, so sagte er doch alles dies in einem halb lachenden Tone. „Aber", erwiderte Prince, „wird nicht Zamba Sie bloßstellen und die ganze Geschichte erzählen, wenn er nach Charleston kommt?" „Bloßstellen?" sagte Winton. „Zum Henker! Sind Sie ein solcher Einfaltspinsel, Prince, daß Sie nicht wissen, der Eid eines schwarzen oder farbigen Mannes, ja sogar von 10,000 solcher Leute gelte gegenüber von einem weißen Mann nicht den siebenten Teil von einer Bohne? Nein, nein, wenn auch ein weißer Mann einem Dutzend Neger die Hälse abschnitte und tausend schwarze Burschen es bezeugten, so würde doch ihr Zeugnis nicht mehr beachtet werden als das Bellen eines Hundes. Überdies, Prince, müssen Sie dazu nehmen, daß dieser schwarze König, wie sie ihn heißen, sein Lebenlang keine Bedenklichkeiten hatte, mit dem Fleisch und Blut seiner Landsleute Handel zu treiben. Er hat jetzt freilich keine Ahnung davon, daß das Schicksal der 32 Neger, die er an Bord gebracht hat, noch vor Ablauf eines Monats sein eigenes sein wird. Ich habe wenigstens dazu geholfen, ein Stück von einem Christen aus ihm zu machen, und nun werde ich damit aufhören, Prince, daß ich ihm eine große moralische Lektion gebe. Was sagen Sie dazu?" Sie sprachen hierauf noch einiges weitere miteinander, was ich nicht deutlich hören konnte; ich hatte jedoch, wie der geneigte Leser sich wohl denken kann, genug vernommen, um einen Blick in die schreckliche Lage zu thun, in die ich mich selbst gebracht hatte, und nur mit Mühe unterdrückte ich mein Seufzen, daß es nicht gehört wurde.

Beim Frühstück am folgenden Morgen suchte ich meine Empfindungen zu beherrschen und meinem Gesicht den gewohnlichen Ausdruck zu geben; allein Kapitän Winton merkte doch, daß bei mir nicht alles in Ordnung sei. Ich sagte ihm, ich leide sehr an Kopfschmerzen. „O Zamba", erwiderte er, „ich weiß wohl, wo es Ihnen fehlt. Sie haben von Afrika und Ihrer jungen Gattin geträumt; aber seien Sie nur getrost, in Charleston giebt es genug hübsche Frauen, die nach einem so reichen König, wie Sie, schnappen werden." Ich war zu einem solchen Gespräch nicht aufgelegt. Nach dem Frühstück sagte ich, ich wolle meinen Kopf mit Essig waschen und mich ein wenig hinlegen, und da der Kapitän nichts dagegen einwendete, so ging ich bald darauf in mein Kämmerchen. Im Laufe des Vormittags beschäftigte ich mich damit, etwa dreißig von meinen Dublonen zu verstecken, indem ich sie in das Futter mehrerer von meinen Kleidungsstücken einnähte; ebenso brachte ich auch ein wenig Goldstaub auf die Seite, benützte aber dazu bloß meine gröberen Kleider, denn ich erwartete von dem grausamen Kapitän nichts geringeres, als daß er mir meine feineren Kleider wieder nehmen werde. Auch stopfte ich etwa zwei Pfund Goldstaub in ein Paar Strümpfe, die ich in ein Paar Schuhe hineinsteckte. Ich rechnete, wenn ich dieses Gold aus den Klauen meines weißen Freundes Winton retten könnte, so würde es auf alle Fälle hinreichen, mir in einem fremden Lande durchzuhelfen.

In meinen Gedanken unterbrach mich der Kapitän, der in scheinbarer Eile herunterkam und rief: „Zamba, Zamba! Es läßt sich ein Schiff sehen, und ich vermute, es ist ein Seeräuber. Nun das erste, was die Leute thun, ist, daß sie die Kajüte durchsuchen, um Geld zu finden, und sie werden auch Ihre Koffer öffnen. Sie würden daher besser thun, mir Ihren Sack mit Goldstaub und Ihre Goldstücke zu geben; einige davon können Sie behalten und den Seeräubern anbieten, wenn sie kommen. Aber nur schnell, denn ich brauche einige Minuten dazu, um den Schatz an einem sichern Ort zu verwahren." Was konnte ich machen, als ihm das Gold ruhig ausliefern! Mit funkelnden Augen und einem Grinsen heimtückischer Freude nahm er es und brachte es in seine eigene Kajüte, und nie haben meine Augen es wieder gesehen. In wenigen Minuten kam das Schiff näher, und es zeigte sich, daß es ein spanischer Sklavenhändler aus der Havanna war, nach der Westküste von Afrika bestimmt.

Bei unseren Mahlzeiten konnte ich manches Nicken und Winken und Gebärdenspiel zwischen dem Kapitän und dem Steuermann bemerken, wenn sie mich zufällig anblickten, wiewohl ich ruhig dasaß, mein Essen verzehrte und aussah, als wenn ich nichts wüßte. Nach dem, was ich von ihrem Gespräch gehört hatte, hinsichtlich der amerikanischen Gesetze in betreff der Neger, mußte ich froh sein, in ihren Gesichtern wenigstens keine Böswilligkeit gegen mich wahrzunehmen, und ich dankte Gott, daß wenigstens mein Leben nicht in Gefahr zu sein schien. Nichts wäre für Winton leichter gewesen, als mich in einer dunkeln Nacht über Bord zu werfen. Ich mußte mir selber sagen, daß meine Lage viel schlimmer sein könnte, als sie war; und darum wollte ich auch ruhig und unterwürfig den Willen des Allmächtigen erwarten.

Am Mittag des fünfzigsten Tages nach unserer Abfahrt von Afrika fand der Kapitän bei seinen Berechnungen, daß wir nur noch hundert englische Meilen von der Küste von Caroline entfernt waren, und gab Befehl, die Anker und die Kabeltaue zum Dienst bereit zu halten. Ich nahm wahr, daß das Wasser die tiefe, blaue Farbe des Oceans allmählich in ein Hellgrün verwandelte, und um so mehr, je weiter wir nach Westen kamen. Wir legten in der Stunde etwa acht Knoten zurück; abends sechs Uhr wurde sondiert, und um Mitternacht zeigte sich das Feuer des Leuchtturms von Charleston wie ein großer Stern, der bald auf-, bald wieder unterging; und da wir sehr schönes Wetter hatten, so segelten wir fort bis auf wenige Meilen vom Leuchtturm. Die Beschaffenheit des Lichtes interessierte mich sehr. Jede Minute ungefähr blitzte ein breiter Lichtglanz über die ganze Wasserfläche zwischen dem Ufer und unserem Schiff, dann wurde es plötzlich wieder für ein paar Sekunden stockfinster, und das kam mir ganz wunderlich vor. Am Morgen dieses Tages, da wir noch hundert Meilen vom Ufer entfernt waren, behauptete der Kapitän und einige der Matrosen, sie röchen deutlich den Geruch der Fichtenwälder am Ufer. Das Schiff führte die ganze Nacht hindurch nur leichte Segel, und bald nach Tagesanbruch konnten wir die Wipfel der Bäume unterscheiden, die wie eine schwarze Linie am Horizont aussahen; bald darauf erblickten wir auch die weiße, sandige Bucht mit ihrer Brandung. Eine schöne, kleine Schaluppe kam uns entgegen und schickte uns ein kleines Boot mit drei oder vier Mann darin zu; einer von ihnen, so schwarz als ich selbst, kam an Bord und übernahm zu meiner großen Verwunderung und Freude das Kommando. Da dachte ich bei mir selbst: „Jetzt ist alles gut; nun werde ich wenigstens einen auf meiner Seite haben." Allein bald zeigte sich's, daß der Mann nur bestellt war, das Schiff ein paar Meilen weit als Lotse zu steuern, und dann nichts mehr damit zu schaffen hatte. Dieser Mann hieß Pruivus: er war einer der besten Piloten des Hafens und ist zuletzt, nachdem er als solcher 45 Jahre lang gedient hatte, bei dem Orkan von 1822 ertrunken. Jedenfalls war ich sehr erfreut zu sehen, daß einer meiner Landsleute einen so wichtigen Posten verwalten konnte. Wir kamen glücklich über die Barre, die manchmal für die Schiffe sehr gefährlich wird, denn sie hat bei niedrigem Wasserstand nur etwa dreizehn Fuß Tiefe, und bei östlichem Wind geht die See sehr hoch über sie herein. Bald darauf kamen wir in die Nähe der Sullivansinsel, wo die Caroliner ihren Sommeraufenthalt zu machen pflegen. Ich war ganz erstaunt über das Aussehen der Häuser und über ein starkes mit schweren Kanonen besetztes Fort; das seltsamste von allem aber war für mich eine Anzahl von Wagen, die durch Pferde längs der Bai gezogen wurden. In der nächsten Stunde warfen wir Anker dicht an der Stadt, die mit ihren hundert oder zweihundert Schiffen auf den Werf-

ten sehr hübsch und merkwürdig aussah; da jedoch Charleston nur sehr wenige und große Gebäude hat und nur einen schönen Kirchturm, so gewährte mir der Anblick nicht das, was ich in dem Lande des weißen Mannes zu sehen erwartet hatte. In Vergleich mit der Ansicht von London im Hause meines Vaters schien es mir wie gar nichts zu sein.

Das Wetter war warm gewesen, und der Tag unserer Ankunft in Charleston war für eine so späte Jahreszeit ungewöhnlich heiß; als ich aber am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang aufs Verdeck kam, fand ich eine erstaunliche Veränderung. In der Nacht hatte sich der Wind nach Nordwesten gedreht und blies scharf; der Himmel war schön hell. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich Eis: eine Eisdecke, etwa so dick als ein Dollar, zeigte sich in den kleinen Wasserfässern auf dem Verdeck. Nach Sonnenaufgang kamen viele von den Sklaven vom Unterdeck herauf; aber sie eilten schnell wieder hinunter; bei ihrer elenden Bekleidung konnten sie den schneidenden Wind nicht ertragen. Sobald jedoch die Sonne Macht gewann, wurde es angenehm warm. Einer oder zwei von den Negern nahmen Stücke von dem Eis in die Hand, um sie ihren Kameraden drunten zu zeigen, und die bildeten sich ein, es sei Glas, bis es zu ihrer großen Verwunderung zerschmolz.

Im Laufe des Vormittags wurde das Schiff nach einer Werfte an der nordöstlichen Seite der Stadt gezogen. Ich sah, daß der Kapitän sich rüstete, ans Land zu gehen, und da ich erwartete, er würde mich mit sich nehmen, legte ich eines meiner besten Kleider an. Als er mich so geputzt sah, sagte er: „Zamba, ich denke, Sie thäten besser, dieses Kleid wieder abzulegen und vorderhand in Ihren Schiffskleidern zu bleiben; ich werde Ihnen nachher sagen, warum.“ Ich fühlte mich verletzt durch dieses Benehmen und es verdroß mich sehr, denn ich war zu der Zeit noch erbärmlich unwissend in weltlichen Dingen. Ich bildete mir ein, ein afrikanischer König würde in Amerika mit großem Respekt betrachtet werden; hätte ich aber einige von den bisherigen Äußerungen des Kapitäns reiflicher überlegt, so hätte ich wohl wissen müssen, daß schwarze Prinzen in Amerika nichts gelten.

Nachmittags kam der Kapitän wieder an Bord, und bald darauf kamen mehrere Karren voll Kleider für die Sklaven. Der folgende Tag war immer noch kalt, dennoch wurden sämtliche Sklaven ans Land gebracht und mußten sich waschen und scheuern. Sie wurden hierauf mit ziemlich guter Kleidung versehen, die aus einem groben englischen Wollenzeug von blauer oder weißer Farbe verfertigt war. Die Eigentümer des Schiffs hatten diese Kleider angeschafft; wäre aber das Wetter warm gewesen, so würde man die armen Sklaven in den wenigen Fetzen, die sie trugen, zum Verkauf ausgesetzt haben. Der Kapitän sagte mir, sie seien bereits zum Verkauf angemeldet, und nach zweien Tagen würde derselbe stattfinden. Mittlerweile kam eine beträchtliche Anzahl von weißen Herren, uns zu besuchen, meistens kauflustige Leute. Am festgesetzten Tag erschien der Auktionär, ein gewisser Herr N a y l o r, begleitet von zwei jungen Clerks, und teilte nach sorgfältiger Untersuchung die ganze Ladung in einzelne Gruppen zu fünfzehn bis zwanzig Personen; andere aber wurden auch einzeln aufgestellt. Die letzteren waren zu Hausbedienten in der Stadt bestimmt und aus den jüngsten, bestaussehenden Leuten ausgelesen; die größeren Gruppen sollten aufs Land kommen. Endlich war eine große Anzahl weißer Herren gekommen und einige weiße Damen, — wenigstens weiße F r a u e n, denn ihr Benehmen war nicht von der Art, daß sie anderswo den Namen D a m e hätten ansprechen können: — ganz ruhig, kühl, geschäftsmäßig gingen sie durch die verschiedenen Negergruppen hindurch, untersuchten und betasteten ihre Gliedmaßen auf dieselbe Weise, wie ich späterhin es bei den Fleischern sah, die das Vieh untersuchten. Endlich, nachdem eine große Anzahl weißer Herren und einige weiße Damen sich versammelt hatten, begann der Verkauf und währte ziemlich lang; die Preise stiegen von 250 bis 450 Dollars per Kopf; die 32 Neger, die ich an Bord gebracht hatte, ertrugen beinahe 10,000 Dollars. Man sieht daraus, daß die Eigentümer des Schiffs eine vortreffliche Spekulation gemacht hatten; ihr Gewinn betrug, wie mir der Kapitän sagte, 90- bis 100,000 Dollars, und es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil desselben der verständigen und menschlichen Behandlung zu verdanken war, welche der Kapitän seiner lebendigen Ladung angedeihen ließ. Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Beweggrund bei alledem der Eigennutz war, und in diesem Fall zeigte sich's, daß selbst bei schlechten Absichten die Vorsehung Gottes am Ende etwas Gutes aus dem Schlechten hervorbringen kann. Im Laufe meiner späteren Erfahrung habe ich Schiffe von demselben Tonnengehalt wie der „Triton“ aus Afrika kommen sehen, die 750 Sklaven geladen hatten; aber infolge der grausamen Behandlung, der ungenügenden und ungesunden Nahrungsmittel, der ungesunden Luft und der abscheulichen Unreinigkeit, die an Bord herrschte, waren, bis sie nach Charleston kamen, nur noch 400 am Leben; von diesen war wiederum die Hälfte in einem sehr geschwächten und elenden Zustand, und die übrigen konnten keineswegs als gesund und unbeschädigt betrachtet werden. In diesen Fällen hatten Geiz und Unmenschlichkeit ihre Strafe zu leiden, aber freilich, was die armen Neger anlangt, mit einer schauerlichen Qual und Verlust an Menschenleben. Ich habe ein Sklavenschiff aus Afrika kommen sehen, dessen Negerladung in einem solchen Zustand war, daß kein Sterblicher von gewöhnlichen Nerven den Kopf durch die Fallthüre hinunterstrecken konnte; die Neger waren so jämmerlich zugerichtet, daß man dreißig bis vierzig auf Karren ins Spital schicken mußte. Zuverlässige Leute haben mir erzählt, es komme an Bord solcher vollgepfropften und schlecht verwalteten Sklavenschiffe nicht selten vor, daß der Kapitän solche arme Sklaven, die rettungslos darniederliegen, bei Nacht über Bord werfen lasse, während ihr Puls noch schlägt.

Am Abend, als die Sklaven verkauft waren, redete mich der Kapitän nach dem Nachtessen folgendermaßen an: „Sie sehen, Zamba, daß das Schiff, weil einer der Eigentümer gestorben ist, verkauft werden soll; und ich glaube, ich werde vorderhand nicht im Geschäft bleiben. Ich habe in den nördlichen Staaten, wo ich zu Hause bin, einige Angelegenheiten zu besorgen und werde mich vielleicht ganz dort niederlassen: Sie begreifen daher wohl, daß ich jetzt nicht, wie ich vorhatte, mit Ihnen nach London reisen kann. Ich will jedoch in Charleston ein Handelsgeschäft für Sie abschließen und Sie in guten Händen zurücklassen; und da Sie noch keine Welterfahrung besitzen, so werde ich inzwischen ihr kleines Vermögen in Verwaltung nehmen und nach ein paar Jahren, wann Sie etwas gelernt haben, mit Ihnen abrechnen.“ — „Wollen Sie, mein Herr“, erwiderte ich, „mich so hier sitzen lassen und noch dazu mein Vermögen behalten? In der That, Kapitän, nachdem mein Vater und ich Ihnen so viel Freundschaft erzeigt haben, können Sie unmöglich so grausam und unehrenhaft handeln! Wenn aber doch“, setzte ich hinzu, indem ich ganz unwillig vom Tische aufstand, „so werde ich mich an die weißen Herren in Charleston wenden und ihnen meine ganze Geschichte erzählen.“ — „Bleiben Sie ruhig sitzen, Zamba“, versetzte Winton, „und ich will Ihnen eine Lektion geben. Sie sehen, Herr Prince“, fuhr er fort, indem er sich zum Steuermann wendete, „wie das afrikanische Blut gleich aufbraust. Aber es hilft Sie hier nichts, Zamba; Sie müssen ruhig sein, sage ich Ihnen, oder es wird um so schlimmer für Sie werden; Sie werden bald lernen, junger Mann, sich ebenso ruhig und besonnen zu benehmen wie wir Yankees. Fürs erste nun, Zamba, sehen Sie,

gesetzt, ich wollte Ihnen erlauben, nach Charleston hineinzugehen und Ihre Geschichte an einer Straßenecke zu erzählen, so würde kein Mensch auf Sie achten, oder wenn man Ihnen einen Augenblick zuhörte, so würden die weißen Leute Sie einen lügnerischen Schurken heißen und vielleicht durchprügeln, und Ihre eigenen Landsleute würden Sie vielleicht nur auslachen. Sie würden sagen, wenn Ihre Erzählung wahr sei, so sei Ihnen recht geschehen; wenn Sie eine solche Ladung von Sklaven aus Afrika zum Verkauf gebracht haben, so haben Sie wohl verdient, selbst verkauft zu werden. Zweitens, Zamba, bedenken Sie wohl, daß der Unterricht, den ich Ihnen erteilt habe, so viel wert ist als Ihr kleines Vermögen, und ich werde Sie bei einem guten Herrn unterbringen. Andere Leute würden an meiner Stelle Sie einem Pflanzer auf dem Land verkaufen, um Sie aus dem Weg zu schaffen; und ich sage Ihnen, Zamba, wenn Sie nicht vollkommen lenksam und unterwürfig sind, so kann mir's morgen einfallen, es so mit Ihnen zu machen. Sie werden finden, daß der Landaufenthalt jämmerlich ist im Vergleich mit dem Leben, das Sie bei Herrn Naylor führen können; er wird Sie zu einem gewandten Geschäftsmann machen und gut behandeln, vorausgesetzt, daß Sie sich auf gebührende Weise betragen. Und nun, Zamba (er sah, daß es in mir kochte und überlaufen wollte), wenn Sie ein einziges Wort reden, so werde ich Ihnen Ihre beiden Koffer mit allem, was darin ist, nehmen und Ihnen einen einfachen Anzug geben, wie ihn die andern Neger bekommen haben. Ich habe jedoch ein Gewissen, Zamba, und Sie dürfen wahrhaftig Gott danken, daß Sie in so gute Hände gefallen sind; überdies gebe ich Ihnen eine moralische Lektion."

Das Benehmen des Kapitans würde mich völlig niedergeschmettert haben, hätte ich nicht schon vorher aus seinen Gesprächen mit dem Steuermann einige Winke bekommen. Dennoch fiel es mir sehr schwer aufs Herz. Wenn ich freilich jetzt, nachdem ich bessere Erkenntnis erlangt habe, darüber nachdenke, so fühle ich wohl, daß ich wegen meiner eigenen Geschäfte im Sklavenhandel eigentlich kein Mitleiden verdiente; ich erntete nur die Früchte meiner eigenen Handlungen. Nichtsdestoweniger zeigte sich Winton als ein grundsatzloser Schurke, der mich um 10,000 Dollars an dem Preis für die Sklaven, um 7000 Dollars an Goldstaub und 3000 an Dublonen betrog und — was noch mehr wert war als alles — mir meine Freiheit raubte. Ich hatte durchaus keine Mittel, mir zu meinem Recht zu verhelfen, obwohl ich in einem christlichen Lande war. Weder mein Wort noch meine eidliche Beteuerung würden etwas genützt haben: so mußte ich mich also stillschweigend und willenlos unterwerfen und mich damit trösten, daß mir der Schurke wenigstens meine zwei Koffer mit ihrem Inhalt gelassen habe.

Ich ging ganz niedergeschlagen zu Bett und träumte, ich sei in meinem Palast in Afrika bei meiner lieben Zillah und meiner Mutter, umringt von meinen Freunden und Dienern. Von dieser Luftspiegelung vergangenen Glücks, das nie wiederkehren sollte, erwachte ich vor Sonnenaufgang zur traurigen Wirklichkeit meiner jetzigen Lage. Beim Frühstück zog mich der Kapitän mit meinem niedergeschlagenen Blicke auf. „Zamba", sagte er, „Sie brauchen sich's nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen; Sie dürfen immer noch denken, ich sei Ihr bester Freund gewesen. Habe ich Ihnen nicht viele Begriffe von den verschiedenen Gegenständen in der Welt beigebracht? Habe ich Sie nicht im Lesen unterrichtet und Sie in ein christliches Land geführt, wo sie gelehrte Männer finden werden, die Ihnen alles von der Bibel sagen können und zwar unentgeltlich? Mit der Zeit werden Sie ein guter Christ werden; und was Ihr Geld anbelangt, das ich so gut bin für Sie aufzuheben, so kann ich Sie versichern, wenn ich es Ihnen überließe, unter den weißen Leuten hier oder in Europa würden Sie es nicht länger als zehn Tage Ihr Eigentum nennen; auf allen Seiten würden Sie betrogen und bestohlen werden. Und überdies, Zamba, müssen Sie wissen, daß in einem Lande wie dieses, so viel Geld in den Händen eines jungen Menschen, wie Sie sind, gefährlich sein würde, sehr gefährlich [illegible] Ihnen. Ich werde heute einen Handel mit Herrn Naylor Ihretwegen abschließen, und wenn Sie sich ganz ruhig und unterwürfig betragen, so werden Sie sehen, wie sehr ich mich für Sie verwende." So suchte der gewissenlose Mensch seine Habsucht und Ungerechtigkeit unter dem Mantel der Freundschaft zu verstecken. Doch wie ich bereits angedeutet habe, meine Lage hätte können noch viel erbärmlicher sein.

Nach dem Mittagessen kam der Kapitän an Bord mit Herrn Naylor und einem andern Herrn. Herr Naylor war ein magerer, behutsam aussehender, scharfblickender Mann; aber es war zugleich ein wohlwollender Ausdruck in seinem Gesicht, und so war mir's wohl in seiner Gesellschaft. Er fragte mich vielerlei über Landschaft, Sitten u. dgl. in Afrika, und ich war ganz nahe daran, ihm im Lauf des Gespräches unwillkürlich einige Antworten zu geben, welche Kapitän Winton in Mißkredit gebracht haben würden. Allein dieser hielt immer ein scharfes Auge auf mich und unterbrach und korrigierte mich oft. Endlich sagte er: „Zamba, Sie werden nun mit diesem Herrn gehen und werden in seinem Kaufladen lernen, ein gewandter Geschäftsmann zu werden. Herr Naylor ist mit Ihrem Aussehen und mit dem guten Zeugnis, das ich Ihnen gebe, zufrieden, und ich habe den Handel mit ihm abgeschlossen. Ich bekomme 600 Dollars, über welche wir ein andermal miteinander reden wollen; um aber Sie und jedermann sonst von meiner Großmut zu überzeugen, werde ich Herrn Naylor 300 Dollars herausgeben, die für Ihre Rechnung angelegt werden sollen; und da er so gütig ist, sie Ihnen zu verzinsen, so werden Sie mit Ihren etwaigen übrigen Ersparnissen in einigen Jahren imstande sein, sich loszukaufen, falls Sie es wünschen." Mit diesen Worten zog er eine Börse heraus, zählte (ohne Zweifel von meinem eigenen Gelde) zwanzig Dublonen hin und händigte sie Herrn Naylor ein. Dieser gab ihm einen Empfangschein für die Summe und schrieb zugleich auf einen Streifen Papier einen Wechsel auf 90 Tage Sicht, zahlbar an Kapitän John Winton, im Betrag von 600 Dollars, als Kaufpreis für einen afrikanischen Neger Namens Zamba.

Ob ich gleich auf eine solche Behandlung beinahe vorbereitet war, konnte ich mich doch nicht enthalten, aufzuspringen und zu rufen: „Und das ist der Weg — ist das die grausame Weise, wie ich behandelt werden soll? Haben Sie mich unwiderruflich zum Sklaven verkauft, Kapitän Winton — nach alledem, was" —. Hier wurde ich von dem Kapitän unterbrochen, der gleichfalls aufsprang und rief, oder vielmehr herausbrüllte, denn er war in einer furchtbaren Leidenschaft: „Halt Dein Maul, Du schwarzer Spitzbube, oder ich hebe den Handel wieder auf! Nur noch ein einziges Wort laß hören, so schick ich Dich morgen auf eine Reispflanzung, und da werden sie Dir Dein afrikanisches Blut kühlen, das versichere ich Dich." Herr Naylor blickte mich, wie mir vorkam, gerührt an, und da ich jetzt sah, daß es vergeblich sei, gegen mein Schicksal zu kämpfen, setzte ich mich nieder und brach in Thränen aus. Der Herr, der mit Herrn Naylor gekommen war, rauchte gleichgültig seine Cigarre und nippte an seinem Wein, indem er vor sich hin brummte: „Sonderbare Geschichte das; werde gar nicht klug daraus! Aber wer in aller Welt bekümmert sich um einen Neger!" Herr Naylor wandte sich hierauf an mich und sagte: „Du mußt's nicht so schwer nehmen, junger Mensch. Wenn Du Dich ordentlich und ehrlich aufführst, so werde ich bestens für Dich sorgen. Ich werde Dich morgen holen lassen." Bald darauf gingen die Herren fort, und Kapitän Winton begleitete sie. Als er zurückkam, lag ich schon zu Bette.

aber in meine Kajüte herein und sagte mir, er hätte gute Lust, wegen meiner Unverschämtheit (wie er's nannte) vor den weißen Herren meine Koffer zurück zu behalten. Ich antwortete ihm ganz demütig, in Erinnerung an das Wort der heiligen Schrift: „Eine gelinde Antwort stillet den Zorn." In jener Nacht schlief ich nicht viel, sondern machte mir Gedanken über mein schweres Geschick. Doch sehnte ich mich nun sehr, dem Kapitän aus dem Gesicht und aus den Händen zu kommen.

Am Vormittag des folgenden Tages kam einer von Herrn Naylors Ladendienern, ein junger Schotte, Namens Tomson, auf das Schiff, um mich zu holen. Meine Koffer waren auf einen Karren gelegt, und in wenigen Minuten war ich bereit, ans Land zu gehen. Als ich die Kajüte verließ, streckte mir der Kapitän, der emsig mit Schreiben beschäftigt war, die Hand hin und sagte: „He, Zamba, gehen Sie nicht so weg, ohne Abschied von mir zu nehmen. Ich sage Ihnen in allem Ernst, daß unter tausend Sklavenschiffkapitänen nicht einer so viel für Sie gethan haben würde wie ich, und Sie dürfen Ihren Sternen danken, daß Ihr Schicksal nicht schlimmer ausgefallen ist. Apropos, Zamba, ob ich gleich denke, Sie werden mich nicht so bald vergessen, so will ich Ihnen doch ein Andenken mitgeben; Sie werden vielleicht ein wenig Taschengeld brauchen." Mit diesen Worten gab er mir eine Handvoll Silbermünzen, worunter auch zwei amerikanische Goldadler. Anfangs war ich innerlich geneigt, sie auszuschlagen; plötzlich aber wurde mir anders zu Mute; ich steckte das Geld in die Tasche, konnte mich aber nicht enthalten zu sagen: „Nun gut, Kapitän, ich danke Ihnen, obschon ich weiß, daß es ein Teil von dem Kaufpreis meines eigenen Blutes ist."

Hierauf verließ ich das Schiff und ging mit dem jungen Mann, der mich abgeholt hatte. Während ich so über die Werfte und durch die Straße wandelte, stiegen mir allerlei seltsame Gedanken über die Charakterlosigkeit dieses Kapitän Winton auf. Er war ein Mann von vielen Kenntnissen; aber der Geiz, die Geldliebe, diese Wurzel alles Übels, führte ihn zu den niederträchtigsten, gefühllosesten Handlungen. Sein Benehmen gegen mich war allerdings eine moralische Lektion, die mich aber teuer genug zu stehen kam, nach weltlicher Rechnung wenigstens.

Auf dem Wege zu Herrn Naylors Warengewölbe (er war einer der vornehmsten Auktionäre in Charleston und hatte ein unermeßliches Geschäft) ließ sich Herr Tomson, der Clerk, in ein Gespräch mit mir ein und war ganz erstaunt, als ich ihm sagte, ich könne ziemlich gut in der englischen Bibel lesen. Er schien mich mit lebhafter Teilnahme zu betrachten; und da ich wohl wußte, daß Kapitän Winton jetzt gar keine Gewalt mehr über mich hatte, so erzählte ich ihm so kurz als möglich meine ganze Geschichte, wobei ich mich streng an die Wahrheit hielt. „Gut, gut, mein armer Junge", sagte er, „ich kann mir nicht denken, daß Du eine solche Geschichte erdichtet hättest; und wenn auch nur die Hälfte davon wahr ist, so übertrifft Kapitän Winton an Schurkerei alle Yankees, die je in Neuengland geatmet haben. Aber Du findest keine Hilfe, Du armer Mensch, durchaus keine. Indessen hast Du einen guten Herrn gefunden, und wenn Du Dich so beträgst, wie ich von Dir erwarte, so wird Dir Deine Lage nicht so unerträglich vorkommen, als Tausenden Deiner Landsleute." — O, wie das Wort Herr mich in die Ohren schnitt! es verwundete mein Herz wie ein glühendes Eisen. Aber mein Gewissen sagte mir lauter als je, ich habe mein Schicksal verdient. Ich dankte Herrn Tomson für seine aufmunternden Worte und sagte ihm, zum Beweis der Wahrheit meiner Angaben könne ich ihm einige Artikel in meinen Koffern zeigen, die er bei keinem gewöhnlichen Neger antreffen würde.

Als wir so durch die Straßen gingen, war mir das Aussehen der Häuser sehr auffallend, und namentlich die Kaufläden zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Reichtum, der da in Waren und Kostbarkeiten aller Art ausgelegt war, schien unerschöpflich zu sein. Aber ach! ich war nur ein armer Sklave und in einem fremden Lande. Doch erheiterte mich die Wahrnehmung, daß meine Landsleute, die sich allenthalben durch die Straßen drängten, im allgemeinen glücklich und zufrieden aussahen. Einige führten einen Lastkarren; andere kutschierten hübsche und zierliche Stadtwägen; viele waren in den Schnapsschenken beschäftigt oder standen haufenweise an den Thüren derselben, und ihr unaufhörliches Lachen und Plaudern erinnerte nicht von weitem an einen unglücklichen Zustand. Als wir hierauf über die Marktplätze kamen, ergötzte ich mich sehr an dem Aussehen der schwarzen Männer und Weiber, die anständig, zum Teil glänzend gekleidet waren und sich offenbar alle in guter Laune befanden. Beim Vorübergehen an einigen Barbierbuden blickte ich hinein, und auch da wieder waren meine Landsleute beschäftigt, weiße Herren einzuseifen und zu rasieren und ihnen das Haar zu schneiden.

Als wir in der Königsstraße anlangten, deren unterer Teil die sogenannte Vendue Range bildet, befahl der Clerk dem Karrenführer, mit meinen Koffern nach dem Wohnhaus meines Herrn in der breiten Straße zu fahren und sie dort abzusetzen; er aber ging mit mir eine andere Straße hinab, wo Herrn Naylors Warengewölbe sich befand. Ich war ganz erstaunt über die Ausdehnung dieses Warenlagers und über Güter aller Art, womit es angefüllt war. Ich dachte bei mir selber, es seien da so viele schöne gedruckte Zeuge und Sacktücher, daß alle Weiber in Afrika oder gar in der Welt damit versehen werden könnten, und überdies sah ich eine solche Menge von schönen gezogenen Flinten, Pistolen und Säbeln, daß ich mich nicht genug verwundern konnte. Alle diese Waren sollten durch Versteigerung abgesetzt werden. Mein Herr sprach einige freundliche Worte zu mir und sagte, ich brauche heute nicht zu arbeiten, ich solle nur im Warenhaus umhergehen und meine Neugierde befriedigen. Auch Herr Tomson behandelte mich sehr herablassend, er zeigte mir verschiedene Ballen und Kisten und schien mit Wohlgefallen zu bemerken, daß ich die darauf geschriebenen Buchstaben lesen konnte. Herr Tomson sagte mir, er hoffe, ich werde im Geschäft sehr brauchbar sein, und es werde mir selbst zum besten gereichen, wenn ich mich gegen jedermann höflich und achtungsvoll benehme und allezeit munter und thätig sei. Verdrießlichkeit und Langsamkeit, sagte er, seien die stehenden Fehler meiner Landsleute. „Aber Du, Zamba, bist ein Fürst gewesen und mußt Deinen Charakter nicht aufgeben."

Nachmittags wurde ich in meines Herrn Wohnhaus gebracht, ein großes Backsteingebäude, das, wie ich später gewahr wurde, prächtig ausmöbliert war. Hinter dem Haus, auf beiden Seiten eines großen Hofes, der mit Backsteinen gepflastert und sehr reinlich gehalten war, standen die Häuser für die Dienerschaft, ganz bequeme zweistöckige Gebäude von Holz. Ein Teil des obern Stocks in einem derselben wurde mir angewiesen, und meine Koffer wurden dahin gebracht. Zwei oder drei meiner afrikanischen Landsleute, und etwa ein halbes Dutzend Negerweiber, die sämtlich dies oder jenes im Hause zu schaffen hatten, bewillkommneten mich. Bald darauf bekamen wir ein reichliches und wohlschmeckendes Nachtessen. Einige meiner Mitsklaven stammten ursprünglich aus meiner eigenen Gegend in Afrika, so daß ich im Laufe des Abends eine Menge Fragen zu beantworten hatte. Ich bemerkte mit Freuden, daß, obwohl alle sehr verlangten, ihr Heimatland Afrika wieder zu sehen, sie doch zu verstehen gaben, sie würden gern wieder nach Amerika zurück kommen. Dies war jedoch nur die glänzende oder wenigstens die erträgliche Seite der Sklaverei; von der andern, der Schattenseite, werde ich später auch noch sprechen.

Zu rechter Zeit ging ich zum erstenmal zu Bett in dem

freien Lande Amerika. Aber obwohl unter einem schützenden Dach und in einem behaglichen Bett, konnte ich doch durchaus nicht in Schlaf geraten. Meine Empfindungen waren ganz verschiedener und widersprechender Art, und ich fing an zu überlegen, ob ich wirklich große Ursache hätte, mir zu meiner jetzigen Lage zu gratulieren. Es ist wahr, daß mich Kapitän Winton jämmerlich betrogen hatte; auf der andern Seite aber hatte ich es, wie gesagt, verdient, und überdies war noch ein beträchtlicher Teil meines Vermögens in meinem Besitz geblieben. Meine Gedanken, die sich untereinander verklagten und entschuldigten, lauteten also: „Welches Recht hatte Kapitän Winton, meine Schätze in Beschlag zu nehmen und mich als Sklaven zu verkaufen?" Mein Gewissen sagte darauf ganz einfach: „Welches Recht hattest denn Du, Zamba, zweiunddreißig Deiner Mitgeschöpfe, ja Deiner Landsleute, an Bord des „Triton" zu bringen und Dich der Hoffnung zu freuen, daß Du durch den Verkauf derselben in einem fremden Lande reich werden würdest?" „O," antwortete ich darauf, „sie waren ja entweder meine Kriegsgefangenen oder ich hatte sie um einen billigen Preis gekauft." — „Ganz gut, Zamba," entgegnete das Gewissen wieder, „aber sagte Dir nicht schon Deine Vernunft, — lehrte Dich nicht schon das heilige Buch, das Du doch zum Teil verstehen konntest, deutlich genug, was Du nicht wollest, daß andere Leute Dir thun, das sollst Du ihnen auch nicht thun?" So fand ich, daß all mein Streiten mit dem Gewissen auf meine Verurteilung hinausführte, und wurde völlig überzeugt, daß ich mehr Ursache hatte, für die mir noch gebliebenen Vorteile dankbar zu sein, als über die Behandlung zu murren, die ich von Kapitän Winton erfahren hatte. Zuletzt schlief ich ein und träumte immer wieder von der armen Zillah und meiner Mutter, wie ein feindlicher Negerstamm sie überfallen habe und sie sich mit Sack und Pack flüchteten.

(Fortsetzung folgt.)

Die socialistische Bewegung.

Für die Abendschule von **K.**

III.

Spaltung und doch Einheit. Die Anarchisten. Der Socialismus in Amerika.

Schon länger hatten sich zwei Richtungen innerhalb der deutschen Socialistenpartei bemerklich gemacht: eine gemäßigtere und eine radikale. Für letztere war das Losungswort: offene Gewalt! An ihrer Spitze standen namentlich Johann Most und Wilhelm Hasselmann. Diesen Männern und ihren Anhängern mißfielen die Wahrener Beschlüsse, von denen am Schlusse unseres letzten Artikels die Rede war, natürlich im höchsten Grade. Hasselmann meinte, es sei viel besser, die Maske fallen zu lassen und mit der gewaltsamen Revolution vorzugehen. Blut sei ein besonderer Saft und werde die Partei unauflöslich zusammenkitten; bei der jetzt beliebten Unthätigkeitstheorie laufe die Partei Gefahr, „zu verfaulen". Auch die deutschen Socialisten im Auslande waren mit dem Verfahren der Majorität im höchsten Grade unzufrieden. Namentlich Most, der nach seiner Ausweisung aus Berlin nach London übergesiedelt war, schleuderte in dem von ihm herausgegebenen Blatte „Freiheit" einen Bannstrahl nach dem andern. Eine Verständigung schien nicht mehr möglich, namentlich nachdem der Reichstag im Mai 1880 die Verlängerung des Socialistengesetzes bis zum 30. September 1884 beschlossen hatte. Die Opposition der Radikalen fand immer mehr Anklang. Nichtsdestoweniger behielten die sogenannten „Gemäßigten" die Oberhand. Am 20. August 1880 traten die deutschen Socialisten zu einem Parteikongresse in dem alten Schloß Wyden bei Ossingen in der Schweiz zusammen. Most und Hasselmann waren nicht erschienen. Die Verhandlungen flossen glatt dahin; der Kongreß erklärte einmütig, daß die Taktik des „Scheintodes" die richtige sei, und sprach den Vorkämpfern der Partei ein Vertrauensvotum aus. Most und Hasselmann wurden wegen Untergrabung der Parteidisciplin ausgeschlossen. Aber den radikalen Grundsätzen derselben wurde doch eine wichtige Konzession gemacht. Die Leser wissen, daß im Gothaer Programm ausdrücklich ausgesprochen war, daß man die sociale Umwälzung mit allen „gesetzlichen Mitteln" anstreben wolle. Der Wydener Kongreß beschloß, das Wort „gesetzlichen" zu streichen. Außerdem wurde ein Manifest an „alle Bruderparteien und Gesinnungsgenossen des Auslandes" erlassen, in welchem die Einheit der Partei mit allen revolutionären und anarchistischen Parteien des Auslandes klar und unmißverständlich betont wurde. Am Schlusse dieses Manifestes heißt es: „Dessen seid auf alle Fälle gewiß: Wo immer es für die Befreiung des arbeitenden Volkes aus politischer und socialer Knechtschaft zu kämpfen gilt, da werdet Ihr auch die deutsche Socialdemokratie auf dem Platze finden mit Rat und That, mit Sympathie und werkthätiger Hilfe, kampfesmutig und kampfbereit. Hoch der internationale Socialismus!" Schließlich bestimmte der Wydener Kongreß den in Zürich herausgegebenen „Socialdemokrat" zum ausschließlichen Parteiorgan für die Socialisten Deutschlands.

Die Spaltung zwischen der radikalen, Most-Hasselmannschen Richtung und der sog. gemäßigten, Bebel-Liebknechtschen Richtung war dadurch eine definitive geworden. Die Radikalen verwandelten sich in völlige Anarchisten. Das bisherige Mittel zur vermeintlichen Emanzipation des Proletariats wurde ihnen fortan zum Selbstzweck, d. h. sie hielten die bestehenden Zustände für so verrottet, daß sie mit allen Mitteln der Gewalt deren sofortigen Umsturz herbeiführen wollten. Was an die Stelle des Zerstörten treten soll, ist ihnen vorläufig einerlei. Zunächst soll das allgemeine Chaos herbeigeführt werden; dann erst kann man an den Aufbau des socialistischen Staates denken. Die sog. „Gemäßigten" dagegen halten die bestehenden Zustände zwar auch für unhaltbar und unverbesserlich; aber sie sind klug genug, um einzusehen, daß dieselben nicht mit einem Schlage zu beseitigen seien. Statt des sofortigen „Umsturzes" ziehen sie daher die langsamer, aber sicher wirkende „Untergrabung" des bestehenden Systems vor. Dieses werde dann, meinen sie, schließlich von selbst zusammenstürzen, und aus seinen Trümmern werde dann der „freie socialistische Volksstaat" wie ein Phönix aus der Asche erstehen.

Besteht also zwischen beiden Richtungen ein wesentlicher Unterschied? Ohne Frage nein. Auch die sog. gemäßigte ist nichts weniger als eine friedliche Reformpartei. Auch ihr schwebt der Umsturz der heutigen Ordnung als Ziel vor, und als Mittel hierzu bedient sie sich einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Agitation. Sie giebt sich dadurch als Revolutionspartei zu erkennen. Das beweisen auch ihre Publikationen vollauf. Die Schreibweise der Gemäßigten gleicht derjenigen der Anarchisten aufs Haar. Dieselbe grimmige Feindschaft gegen alle göttliche und menschliche Ordnung spricht sich darin aus. Es ist uns ganz unmöglich, auch nur die zahmsten der unerhört frechen Gotteslästerungen und

ähnliche Scheußlichkeiten, die sich z. B. in jeder Nummer des Züricher „Socialdemokrat" finden, hier mitzuteilen. Der Leser glaube uns, daß der blutdürstige und verruchte Most nicht viel greulicher schreibt, geifert und lästert als das genannte Organ der Gemäßigten. Dem blödesten Auge muß es klar werden, daß es sich hier nicht um zwei verschiedene Parteien, sondern im Grunde nur um zwei Fraktionen einer und derselben Partei handelt, deren Farbe eben die rote ist.

Wir haben schon gesagt, daß Most nach seiner Ausweisung aus Berlin sich nach London begeben und dort sein berüchtigtes Blatt „Freiheit" gegründet habe. Das war im Dezember 1878. In London lebten viele flüchtige Communards und Nihilisten. Mit diesen setzte sich Most in Verbindung und entfaltete in Wort und Schrift eine überaus eifrige Propaganda für seine radikalen Anschauungen. Seinen Bemühungen gelang es, im Juli 1881 einen international-revolutionären Kongreß in London zu versammeln. Der Hauptzweck desselben war, die inzwischen aufgelöste Internationale auf ausgesprochen revolutionärer Grundlage wieder ins Leben zu rufen. Es waren etwa vierzig Delegaten erschienen, welche einige hundert Gruppen der verschiedenen europäischen Länder und Nordamerikas vertraten. Um die Aufmerksamkeit der Behörden abzulenken, war die Einrichtung getroffen, daß das Versammlungslokal für jede einzelne Sitzung wechselte und daß die Teilnehmer nur mit Nummern bezeichnet wurden. Die Verhandlungen gipfelten in verschiedenen bluttriefenden Beschlüssen. Der Hauptsitz des Anarchistenbundes soll London sein, Nebenkomitees sollen in Paris, Genf und New York gebildet werden. Zweck und Ziel des Bundes ist die Vernichtung aller Herrscher, Minister, des Adels, der Geistlichkeit, der hervorragenden Kapitalisten und sonstiger Ausbeuter. Zur Erreichung dieses Ziels ist jedes Mittel erlaubt und deshalb vornehmlich dem Studium der Chemie und der Anfertigung von Sprengstoffen als den wirksamsten Waffen volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Exekutivkomitee trat sogleich in Wirksamkeit und entfaltete eine eifrige Thätigkeit, um die gefaßten Beschlüsse in Ausführung zu bringen. In allen Ländern wurden Anhänger gewonnen, zahlreiche Emissäre nach allen Richtungen hin ausgeschickt, revolutionäre Flugblätter in Massen verbreitet, Gelder zum Ankauf von Dynamit und Höllenmaschinen gesammelt u. s. w. Namentlich Most wütete in seinem Schandblatte in ganz unerhörter Weise, so daß man sich in der ganzen Welt wunderte, wie die englische Regierung dazu schweigen konnte. Das Greulichste, was er lieferte, war ein mit „Endlich!" überschriebener Artikel vom 19. März 1881. Soeben war Kaiser Alexander von Rußland ermordet worden. Da brach Most in das Geheul aus: „Triumph! Triumph! .. Einer der scheußlichsten Tyrannen Europas .. ist nicht mehr. Am vergangenen Sonntag mittags, als das Ungeheuer gerade von einer jener Belustigungen zurückkehrte, welche in einer Augenweide an wohlgedrillten Horden stupider Blut- und Eisensklaven zu bestehen pflegen und die man ‚militärische Revuen' nennt, hat die Bestie der Richter des Volks, das deren Todesurteil längst gesprochen, ereilt und mit kräftiger Hand abgethan." Dieser Mordartikel war selbst der englischen Regierung zu viel, Most wurde zu sechzehn Monaten Zwangarbeit verurteilt. Im folgenden Jahre wurde auch die gänzliche Unterdrückung der „Freiheit" angeordnet, und die Hauptagitatoren verließen England, um vor allem ihre Personen in Sicherheit zu bringen. Most ging nach New York, wo ihm am 18. Dezember 1882 von den Gesinnungsgenossen ein feierlicher Empfang bereitet wurde. Auf amerikanischem Boden befindet er sich noch heute.

Hier hatte der internationale Socialismus zwar schon im Jahre 1867 Fuß gefaßt, aber lebensfähig wurde er erst durch die in 1873 ausbrechende Krisis, welche mit dem großen Eisenbahnstrike im Sommer 1877 ihren Höhepunkt erreichte. Vom 26. bis 31. Dezember 1877 tagte in New York ein Socialistenkongreß und beschloß die Gründung der „Socialistischen Arbeiterpartei von Nordamerika". Das gleichzeitig ausgegebene Programm stimmt wesentlich mit dem Gothaer Programm der deutschen Socialdemokratie überein, nur enthält es noch neben den socialistischen Prinzipien gewisse den bestehenden Verhältnissen angepaßte Übergangsforderungen. Die neue Partei nahm zunächst einen schnellen Aufschwung. Schon im folgenden Jahre (1878) war dieselbe in 25 Staaten mit etwa 100 Sektionen und 10,000 festen Mitgliedern vertreten. Dazu kam ein ansehnlicher Absatz der Parteiblätter, der auf einen bei weitem größeren Anhang schließen ließ. Mit der reichen Ernte von 1879 jedoch war der socialistischen Agitation der so üppige Boden entzogen, ihr Anhang lichtete sich ebenso schnell, als er vorher gewachsen war, die Gesamtzahl der festen Parteimitglieder schätzte man kaum noch auf ein paar Tausend. An diesem Niedergange trugen nicht wenig auch die Spaltungen bei, welche um dieselbe Zeit innerhalb der Partei ausbrachen. Die überwiegende Majorität war für ein durchaus friedliches Vorgehen und wollte die sociale Frage lediglich am Stimmkasten gelöst wissen. Die radikale Minderheit dagegen glaubte in der unmittelbaren Gewalt das einzig richtige Mittel zur Erzielung praktischer Erfolge zu erblicken und verwarf prinzipiell jedwede Wahlbeteiligung als korrumpierend. Sie hatte ihren Anhang vornehmlich in New York, Chicago und St. Louis. Zu ihren Führern gehörte u. a. der mit Johann Most befreundete New Yorker Bierwirt Justus Schwab, ein Radikaler reinsten, oder besser schmutzigsten, Wassers. Es kam zwischen beiden Richtungen schließlich zum Bruch. Die gemäßigtere Richtung entwickelte sich zu einer entschiedenen Reformpartei, ohne dabei ihr eigentümliches socialistisches Gepräge zu verlieren. Die Radikalen wurden im Dezember 1881 aus dem Bunde ausgeschlossen und gingen nun in selbständiger Parteiorganisation vorwärts.

Es war dies, obwohl an Zahl der kleinste, doch der bedenklichste Zirkel. Nicht nur hatte er mit den Feniern und Nihilisten enge Fühlung und war bereit, deren verbrecherischen Plänen jeden Vorschub zu leisten, sondern er bildete auch einen Sammelplatz der Erzrevolutionäre aller Länder und zählte die aus Europa vertriebenen Anarchisten zu seinen Mitgliedern. Most wurde, wie gesagt, bei seiner Ankunft in New York mit einem begeisterten Empfang der Gesinnungsgenossen beglückt. Er unternahm sogleich eine mehrmonatliche Agitationsreise durch die größeren Städte der Union. Überall predigte er in hergebrachter Weise die „Propaganda der That" und empfahl dieselbe auch in der „Freiheit", die er jetzt in New York herausgab. Die revolutionäre, beziehungsweise anarchistische Richtung erhielt dadurch einen neuen Impuls. Es gelang ihr, in kaum Jahresfrist in einer ganzen Reihe von Städten, wo Most aufgetreten war, Anhang zu gewinnen. An einigen Orten, wie z. B. in Chicago, wurde die gemäßigte Partei sogar aus dem Felde geschlagen. Im Oktober 1883 konnte daher ein Parteikongreß nach Pittsburgh einberufen werden, um auf Grund des Londoner Programms (siehe oben!) die „Amerikanische Föderation der Internationalen Arbeiterassociation" zu gründen. Als Parteiprinzip wurde proklamiert, „daß das heutige, wahnwitzige und raubmörderische System mit allen Mitteln gestürzt und an dessen Stelle die wirkliche Ordnung gesetzt werden müsse". Näher ausgeführt wird dies in einem zur Massenverbreitung bestimmten „Manifest", welches mit den Worten schließt:

„Der Tag ist gekommen, wo es heißt: ‚Einer für alle und alle für einen!' Laßt den Schlachtruf ertönen: ‚Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Ihr habt nichts

als eure Ketten zu verlieren, ihr habt eine Welt zu gewinnen!‘ Zittert, Tyrannen der Welt! Nicht lange, und vor euren kurzsichtigen Augen dämmert das rote Licht des Tages der Vergeltung!“

Wie üblich schloß der Kongreß mit der Erklärung vollster Solidarität mit allen Umstürzlern aller Länder. Die gemäßigtere Richtung war nicht geladen worden. Dagegen wurde nachträglich an sie die Aufforderung erlassen, sich ihrerseits der neugeschaffenen Organisation ebenfalls anzuschließen. Die Socialistische Arbeiterpartei mußte zu dieser Aufforderung Stellung nehmen. Sie that dies in einem vom 26. bis 28. Dezember 1883 in Baltimore abgehaltenen Kongresse. Über die anarchistische Putsch- und Dynamitpolitik der Radikalen wurde hier unweigerlich der Stab gebrochen. Aber man glaubte der Gegenpartei einige Konzessionen doch nicht versagen zu dürfen. Es wurde erklärt, daß die vorläufige Bedeutung der Wahlbeteiligung mehr in propagandistischen als legislativen Erfolgen zu suchen sei. Ja, in einem an die gesamte Arbeiterschaft gerichteten Manifest ließ man sogar durchblicken, daß die ganze socialistische Bewegung schließlich doch auf eine gewaltsame Lösung hindrängen werde.



„Shoo, Fly!“

Also auch in den Vereinigten Staaten ist der Socialismus in zwei Richtungen vertreten. Die „Socialistische Arbeiterpartei“ besteht in etwa dreißig Städten, hat ihre Hauptstärke in New York und die Verfügung über mehrere größere Blätter, welche im ganzen etwa 50,000 Abonnenten und etwa 200,000 Leser zählen. Ihr Hauptelement ist die deutsche Arbeitermasse. Ihre Tendenz ist für den Augenblick noch friedlich.

Die revolutionäre Partei ist zur Zeit in einigen zwanzig Städten vertreten. Ihre Hauptmacht hat sie in Chicago, wo die in ihren Diensten stehende „Arbeiterzeitung“ in satanischen Wutausbrüchen das Menschenmögliche leistet. Die Partei entwickelt eine ungeheure Energie und rekrutiert sich aus den verschiedensten Nationalitäten. Es ist in allerneuster Zeit konstatiert worden, daß die Häupter der Partei, vor allem Most, bei verschiedenen der jüngsten Dynamitattentate in Europa ihre Finger im Spiel hatten. Mit dem berüchtigten O'Donovan Rossa, der ebenfalls die Dynamitpolitik auf seine Fahne geschrieben hat, ist Most ein Herz und eine Seele. Es ist erwiesen, daß ein großer Teil der Höllenmaschinen, welche von den Anarchisten drüben verwendet werden, hüben fabriziert und nach dort verschifft worden sind. Auch die Verschwörer in Dynamit, die in Canada ihr Unwesen treiben, erhalten ihre Anweisungen von dem New Yorker Revolutionskomitee. Ein hiesiges Fachblatt, „Iron Age“, brachte ganz kürzlich nähere Mitteilungen und Enthüllungen, die entschieden von öffentlichem Interesse sind. Geht doch aus ihnen deutlich hervor, in welcher Ausdehnung und mit welchem Aufwand von Schlauheit das sträfliche Beginnen in den Vereinigten Staaten getrieben wird. Das genannte Fachblatt sagt:

„In New York und Philadelphia werden Höllenmaschinen



Sommerlust. (Siehe Seite 800.)

jeglicher Gattung hergestellt und in vielen Fällen unter den Augen der Behörden. Jeden Tag gehen aus den Häfen dieser beiden Städte etwa zwei Dutzend Apparate, von denen jeder eine ähnliche Kraft besitzt, wie diejenigen, welche kürzlich im Regierungsgebäude in London explodieren sollten. Dann und wann wird eine Maschine beim Verladen entdeckt, aber die andern entgehen der Kontrolle.

Die gewöhnliche Form der Höllenmaschine ist die der ‚Uhr‘. Man macht sie aus starkem Weißblech, ähnlich den Kerosenekannen. Diese Maschine wird mit einem eigenartigen Pulver angefüllt, das die Form gewöhnlichen Schießpulvers hat, von dunkelbrauner Farbe ist, bei der Explosion eine lebhafte Flamme und eine zweihundertfach größere Kraft als gewöhnliches Pulver entwickelt. Eine Kanne von der Größe einer gewöhnlichen Kerosenekanne faßt das Äquivalent von 900 Pfund Schießpulver. Auf einer Seite am oberen Ende ist ein gewöhnlicher Hahn mit Feder angebracht. Dieser Hahn schlägt auf ein Piston und ein Zündhütchen, wodurch die Explosion bewirkt wird. Das Abschlagen des Hahns erfolgt durch ein Uhrwerk mit 36 Stunden Laufzeit, mittels dessen man die Explosion auf eine Minute genau bestimmen kann. Hält man das Ohr fest an die Kanne, so kann man das Uhrwerk gehen hören, deshalb werden die Uhren meist in einen anderen Gegenstand verpackt, mit dem sie gerollt oder geworfen werden können, ohne Gefahr für das Werk. Der Verschluß ist wasserdicht.

Die furchtbarste Maschine dieser Art ist bekannt unter dem Namen der ‚Achttagemaschine‘. Eine solche Maschine hat 14 Zoll Höhe bei 6 Zoll Breite und enthält das Äquivalent von 3000 Pfund Schießpulver. Sie wird aus starkem Weißblech angefertigt und ist so eingerichtet, daß das Uhrwerk in einem Moment herausgenommen und wieder angesetzt werden kann. Der Zahn, welcher das Uhrwerk festhält und im bestimmten Moment losläßt, schlägt hierbei auf eine feine Glasröhre, die eine Säure enthält. Hierdurch wird die Explosion bewirkt. Auch diese Maschine ist vollkommen wasserdicht und kann also in einem Faß Wein oder Petroleum untergebracht werden.

Eine sehr gefährliche Maschine ist der ‚kleine Zerstörer‘ (Little Exterminator). Er ist 2 Zoll hoch und 4 Zoll breit, von dickem Metallblech, innen und außen vernickelt. Die Füllung besteht aus einem Salz, dessen Gase beim Einatmen tödlich sind. Ein kleines Uhrwerk verschließt hierbei eine feine Röhre und öffnet sie im bestimmten Moment, so daß die Luft eindringen und die Gasentwickelung beginnen kann. Katzen z. B. sterben beim Einatmen dieses Gases binnen drei Sekunden. Dieses Gas ist noch auf hundert Fuß Entfernung lebensgefährlich.

Eine weitere Gattung wird fabriziert unter dem Namen der ‚Flaschenmaschine‘. Die äußere Form ist die einer gewöhnlichen Bierflasche, die man leicht in der Rocktasche tragen kann. Der Hals ist durch einen Gummipfropfen dicht verschlossen. Durch denselben geht eine Metallröhre, welche durch eine Metallplatte in zwei Teile geteilt wird. Im oberen Teile befindet sich eine starke Säure in einem Haarröhrchen und ein excentrischer Stift, der durch die obere Verschlußscheibe hindurchgeht. Durch das Drehen dieses Stiftes wird das Röhrchen zertrümmert, die Säure frißt die Platte durch und bringt die Füllung zur Explosion. Derartige Flaschen [illegible] viel nach Rußland geschickt und sollten bei der Krönung [illegible] Zaren zur ‚Verwendung‘ kommen.

Die neueste Erfindung, die — wie es ausdrücklich [illegible] in Petersburg viel Anklang gefunden haben soll, ist [illegible] Explodeur‘. Zwei dünne Metallbleche, zwischen die man den Sprengstoff bringt, werden zusammengelötet und in den Hutdeckel eingenäht. Das Ganze wiegt nur 16 Unzen, hat aber die Kraft von 80 Pfund Pulver und explodiert beim Fallen des Hutes.

Sehr bedeutend ist die Herstellung von ‚Handgranaten‘ in New York. Sie bestehen aus großen Eisenkugeln, durch die oben eine mit einem Knopf verschlossene Röhre geht. Der Knopf ist von Blei und daher sehr schwer. Beim Werfen fällt die Kugel immer auf den Bleiverschluß, drückt ihn zusammen und zerdrückt dadurch ein Glasröhrchen, dessen frei werdender Inhalt die Füllung zur Explosion bringt.

Andere Maschinen hat man angefertigt in der Form von Kohlen. Sie explodieren, wenn man sie ins Feuer wirft. Sogar in Schuhsohlen hat man Sprengstoffe verborgen, und wehe dem Träger, der auf denselben eine gewisse Zeit spazieren ginge.

Man fragte vor kurzem einen Fabrikanten, welche Wirkung die verschärften Gesetze auf sein Geschäft haben werden. Er antwortete: ‚Gar keine! Meine Maschinen sind erst Höllenmaschinen, wenn sie geladen sind, und ich kann alles zu einer Höllenmaschine machen: eine Orange, einen Rock, einen Hut, eine Schaufel, ein Pfund Zucker. Mir kann man nichts anhaben.‘

Die Nachfrage nach Höllenmaschinen ist eine fortwährend steigende. In New York leben Vertreter aller revolutionären Gesellschaften nicht nur von Europa, sondern auch von Mexiko und Südamerika. Eine große Zahl von Uhren mit achttägiger und dreißigtägiger Gehzeit werden von Philadelphia nach San Domingo und Hayti versendet.“

Soweit das „Iron Age“. Man sieht, daß auch mit der anarchistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten nicht zu scherzen ist. Bis jetzt ist dieselbe allerdings noch in der Minderheit, aber es ist sehr fraglich, ob sie darin verbleiben wird. Unter den Arbeitern aller Nationalitäten ist revolutionärer Stoff in Fülle vorhanden, das beweisen die jährlich wiederkehrenden großen Strikes (160 während der letzten zwei Jahre), welche häufig zu ausgedehnten militärischen Einschreitungen Veranlassung gaben. Insbesondere dürfte das zahlreiche [illegible] Element nicht zu unterschätzen sein. Wenn bei alledem die hiesige Presse den Socialismus als eine „importierte Pflanze, die in Amerika nicht Wurzel schlagen könne“, ansieht, so ist dies eine arge Selbsttäuschung. Die socialistischen [illegible] gewinnen auch unter der englisch-amerikanischen Arbeitermasse zusehends an Boden. Der revolutionäre Geist [illegible] die Neue Welt so gut wie die Alte. Es wird [illegible] währen, so wird auch unsere Regierung gezwungen [illegible] der socialistischen Bewegung, zunächst zu der anarchistischen Richtung in derselben, Stellung zu nehmen.

Doch wir müssen unsere Leser bitten, noch einmal [illegible] Augen nach Europa zu richten. Diese Skizze würde [illegible] ständig sein, wenn wir ihr nicht noch die neueste [illegible] Socialismus sowie eine kurze Kritik desselben hinzu[illegible]

Ein Samariterdienst an einem armen Kinde.

Als junger Mann war ich in einer Stadt Hilfsprediger und hatte auch in der Schule zu helfen. Auch bei der Konfirmation mußte ich mitwirken, insofern es mir oblag, bei der Einsegnung der Kinder zu helfen.

Da hatten wir nun einst — es war im Jahre 1852 — einen armen Konfirmanden, der mir unvergeßlich ist. Es war ein Knabe, dessen Eltern, unbemittelte Arbeiter, auf einer etwa 20 Minuten von dem Städtlein entfernten Farm wohnten. Der arme Bursche [illegible] empfänglichen Geist, aber einen elenden und siechen Körper. [illegible] Menschen zwei Beine haben, die es ihnen ermöglichen [illegible] fend, hüpfend oder springend sich durchs Leben zu bewegen, [illegible] arme Konrad nur zwei kurze Stümpfe. Weder Kniee noch Füße [illegible] er mit auf die Welt gebracht. Was für ein Kind Lebensel[illegible]

Bewegung der Glieder und fröhliches Sichtummeln in Hof und Garten, Wald und Wiese, davon hatte er nie etwas erfahren. Wie eine Blume, die man in den Keller gestellt, war er bleich und matt. In die Schule war er nicht gekommen; den allernötigsten, freilich unter diesen Verhältnissen gar ärmlichen Unterricht empfing er daheim in seinem Stüblein bald durch andere Kinder, bald durch die Mutter, oder in einigen Privatstunden, die ihm ein Lehrer gab.

Als aber die Zeit der Konfirmation heranrückte, wünschte die Familie doch gar sehr, daß der arme Verkrüppelte den so hochwichtigen Vorbereitungsunterricht gemeinsam mit den übrigen Konfirmanden empfange. Dies zu ermöglichen, wurde ein Wäglein angeschafft, in welches man einige Kissen legte. Mitten hinein kam halb sitzend, halb liegend, der arme Konrad mit seinen Büchern. Vorne am Wäglein war eine Deichsel mit einem für Ziehende eingerichteten Querholze.

Wer sollte nun das Ziehen besorgen? Der Pastor und ich befragten die Oberklasse: „Ihr Jungen, wer will Pferdchen sein für den armen Konrad? Wer erbietet sich, die Her- und Hinfahrt zu besorgen?" Ein prächtiger Wetteifer beseelte die Knaben. Jeder reckte die Finger, jeder wollte helfen. Wir machten die Einteilung. Nach einer gewissen Zahl von Tagen oder Wochen — das einzelne ist mir nicht mehr erinnerlich, — bestimmten wir die Pferdchen. Pünktlich zur festgesetzten Stunde mußten sie an Konrads Hause sein, den Knaben zu holen, und ebenso pünktlich mußten sie ihn wieder bei den Eltern abliefern.

Eine wahre Freude war es, wie dies Geschäft besorgt wurde. Auf der guten Landstraße sausten die Knaben mit ihrem Wäglein dahin, als gälte es einen Preis zu gewinnen. Dem bleichen Konrad aber leuchteten die Augen, wenn er so anmutig und behende unter dem blauen Frühlingshimmel durch die frische freie Natur dahingefahren wurde. Als der Tag der Konfirmation und die Stunde der Einsegnung gekommen war, stand ich am Altare neben dem Pastor. Jedesmal vier Kinder traten heran; zwei knieten vor dem Pastor, zwei vor mir, während die Formel der Einsegnung gesprochen wurde. Wir hatten die Einrichtung getroffen, daß der Pastor jedesmal die liturgischen Weiheworte spreche, ich aber, um nicht wortlos dabei zu stehen, noch einen der h. Schrift entlehnten Segens- und Gedenkspruch anfüge.

Als Konrad eingesegnet werden sollte, — er war der letzte, und an den übrigen Knaben war mit Ausnahme von zweien, die mit ihm nahten, der heilige Akt bereits vollzogen; — siehe, da trug der Küster auf einem Polster den armen Krüppel, der, um sich zu halten, seine Arme um die seines Trägers geschlungen hatte, zum Altare heran. Es fügte sich, daß der Knabe, weil er der unterste von den dreien war, vor mich gebracht wurde. Als er nun, während die ganze Gemeinde auf ihn hinsah, so bleich und fromm zu mir aufblickte, und ich nach des Pastors Weihespruch die Segensworte über ihn sprach: „Christus dein Weg, das Wort Gottes deine Stütze! Es ist dir besser, daß du lahm zum Leben eingehest, denn daß du zwei Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen!" (Marc. 9, 25.) da entstand eine Rührung in der großen Versammlung, wie ich ähnliches kaum zum zweitenmal erlebt habe. Der ganze Jammer der hilfsbedürftigen Menschheit, aber auch der Segen der helfenden Liebe trat hier wie verkörpert in einem Bilde vor die Gemeinde. Der Geist Gottes redete mächtig. Es war eine Konfirmationsfeier in Thränen, zugleich aber auch ein Halleluja in Christenfreude.

Da ich bald darauf an eine andere Stelle berufen wurde, habe ich nicht erfahren, was aus dem armen Konrad geworden ist. Vermutlich ist er schon lange heimgegangen zu seines HErrn Freude, um, wenn die Stunde kommt, mit einem neuen und besseren Leibe geschmückt, die Wahrheit seines Konfirmationsgedenkspruches zu erfahren.

Die Invalidenversorgung in den Vereinigten Staaten.

Für die Abendschule.

Wer unsere verrotteten politischen Verhältnisse nicht kennt und noch keinen Einblick in die Motive gewonnen hat, die — Gott sei's geklagt — die meisten unserer Vertreter in ihren Handlungen bestimmen, der muß sich billig wundern, daß die Ansprüche für Invalidenversorgung in einem Lande stetig zunehmen, das seit nahezu zwanzig Jahren sich des tiefsten Friedens erfreut. Die Zahl der Pensionsberechtigten, so schließt man, muß doch naturgemäß durch die von Jahr zu Jahr sich steigernden Todesfälle progressiv abnehmen. Aber wer so schließt, weiß eben nicht, daß es bei uns anders ist als sonst in der Welt, daß es sich bei uns nicht wie in andern Ländern um eine nach Schluß des Krieges festgesetzte Invalidenversorgung handelt, sondern daß unser Kongreß seit der ersten bezüglichen Akte vom 14. Juli 1862 nun schon fünfzigmal neue Pensionsgesetze erlassen hat, und zwar immer im Sinne einer erhöhten Versorgung. Leider hat unser Kongreß sich dabei zumeist durch die Rücksicht auf die Wahlstimmen der ehemaligen Soldaten ("Soldier-vote") beeinflussen lassen, — keine Partei wollte es mit den Vaterlandsverteidigern verderben, jede wollte ihnen um den Bart gehen. Das ist eine beklagenswerte Thatsache, die aber wie so vieles andere als etwas selbstverständliches vom Volke in den Kauf genommen wird. Von weittragendster Bedeutung erwies sich unter den Pensionsbestimmungen das Gesetz vom Jahre 1879, das den Pensionsberechtigten auch eine Zahlung der Pension vom Tage ihrer Entlassung aus der Armee an sichert, falls sie nicht gleich um Versorgung einkamen, — ein Gesetz, das den Staatssäckel Uncle Sams um 250 Millionen Dollars erleichtern wird. Aber man ist auch hierbei noch nicht stehen geblieben. Man verlangt auch für alle, die jemals kriegsgefangen waren, eine Prämie für diese ihre passive Teilnahme am ruhmvollen Kriegszuge, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, so setzt man der Sache die Krone auf, indem man für alle ehemaligen Soldaten, sie mögen gesund oder krank aus dem Felde heimgekehrt sein, eine Versorgung fordert. Mit den Kriegern vom Jahre 1812 ist dies bereits geschehen. So mag es denn dahin kommen, daß unser Volk sich in zwei große Gruppen sondert: in Pensionierte und Nichtpensionierte, in Drohnen und Arbeiter.

Wir werden wohl am besten den Sachverhalt kennen lernen, wenn wir in tabellarischer Form die Anzahl der Invaliden und den Betrag der Pensionsgelder geben.

Jahr.	Anzahl der Invaliden.	Pensionsgelder.
1861	10,709	$ 957,772
1863	14,791	1,371,716
1865	85,986	8,023,445
1867	155,474	16,447,822
1869	187,963	21,305,484
1871	207,495	22,804,994
1873	238,411	26,259,284
1875	232,104	26,289,519
1877	234,821	25,371,215
1879	242,755	25,493,742
1881	268,830	28,769,967
1883	303,658	32,245,192

Die Summen geben übrigens nicht die Totalausgabe, sondern nur die jährlichen laufenden Ausgaben an Pensionsgeldern. Hinzuzunehmen sind also noch die rückständigen Invalidengelder; diese schwellen die Ausgaben für das Jahr 1883 auf die enorme Summe von 66 Millionen Dollars! —

Der Krieg währte von 1861 bis 1865. Daß in dieser Zeit die Zahl der Pensionsberechtigten stark anschwoll und daß auch in den ersten Jahren nach dem Kriege dieselbe sich mehrte, ist ganz natürlich. Noch einleuchtender ist, daß sie vom Jahre 1873 an wieder sank, da nun der Tod anfing, die Reihen der Invaliden zu lichten. Aber nun beachte man, was das Gesetz vom Jahre 1879 zuwege brachte. Die im Jahre 1877 auf 232,104 herabgegangene Zahl der Invaliden steigt und erreicht im Jahre 1883 die Höhe von 303,658, während doch der Tod die Reihen der Invaliden lichtete. Man erwäge: Achtzehn Jahre nach Beendigung des Krieges steigt die Zahl der Invaliden innerhalb vier Jahren um etwa 100,000 — und noch immer sind nahezu eine Viertelmillion Ansprüche auf Invalidenversorgung unerledigt. Allerdings, das Gesetz vom Jahre 1879 ist ganz dazu angethan, neue Invaliden zu schaffen. Es ist durch dasselbe gewissermaßen eine Prämie

auf jeden noch unentdeckten Soldaten, dem irgend etwas fehlt, ausgeschrieben. Tausenden, die, wenn bei zunehmendem Alter das ganz naturgemäße Zipperlein sie quälte, dieses Leiden oder ein anderes Gebrechen nicht in einen Zusammenhang mit ihren Kriegsstrapazen brachten, wurde es nun mit einem Schlage klar, daß sie an den Folgen ihres großen Feldzuges litten. Und wenn dem einen oder anderen dies in unbegreiflicher Gedankenlosigkeit nicht zum Bewußtsein kam, dann stieß ihn das große Heer der "Claim Agents" mit der Nase drauf. Was Wunder, daß sich schon ein volles Drittel aller, die am Kriege teilnahmen und wieder aus demselben heimkehrten, zur Pensionskrippe gewendet haben! Daß dabei der Gedanke: Uncle Sam ist reich, laßt uns ihn schröpfen! viele leitete, ist kein Geheimnis, — wie es denn auch zu Tage liegt, daß man zu den unredlichsten Mitteln greift, eine Pension sich zu erschwindeln.

Recht kennzeichnend ist in dieser Hinsicht die Mitteilung eines Arztes. Derselbe diente in einem Infanterieregiment. Als dieses zum ersten Male Pulver zu riechen bekam, befand sich der Doktor hinter der Schlachtlinie und war mit den Verwundeten beschäftigt. Da bemerkte er einen Hauptmann seines Regiments hinter einem dicken Baum, wohlgeborgen vor den feindlichen Kugeln.

„Was thun Sie hier, Hauptmann?" fragte der Doktor.

„Ich bin nicht wohl", erwiderte der Hauptmann in kläglichem Tone.

Der Doktor war zu sehr mit seinen Verwundeten beschäftigt, als daß er sich weiter um das Leiden des Hauptmanns bekümmern konnte. — Wenige Wochen nachher, als das Regiment wieder im Feuer stand, bemerkte der Arzt den Hauptmann wieder in gut gedeckter Stellung, weitab vom Feinde.

„Nun", rief der Doktor, „wieder krank?" —

„Nein", antwortete der Hauptmann, „ich bin eigentlich nicht krank, — ich will's Ihnen nur offen gestehen, ich bin ein Feigling. Ich kann's nicht ändern. Es liegt nun einmal in meiner Konstitution. Was soll ich noch in der Armee? Bitte, helfen Sie mir doch, daß ich eine Entlassung bekomme."

Der Doktor sah ein, daß dieser Vaterlandsverteidiger am besten bei „Muttern" wäre und ließ sich verleiten, dem Hauptmann ein Zeugnis auszustellen, daß er wegen „allgemeiner Körperschwäche" entlassen wurde.

Sechzehn Jahre lang hörte unser Doktor nichts von dem mutigen Hauptmann, bis er einen Brief von der Pension-Office erhielt, in dem man über die Krankheit des Hauptmanns, der auf des Doktors Zeugnis hin ehrenvoll aus dem Dienst entlassen sei, um nähere Auskunft ersuchte. Der Hauptmann sei um eine Pension von $20 pro Monat und um rückständige Pension im Betrage von $4,000 eingekommen. — Der Doktor zögerte nicht mit seiner Antwort. Der Hauptmann, so schrieb er, leide an einer chronischen, unheilbaren, sehr hochgradigen — Feigheit.

So wurde hier ein Betrug vereitelt, der oft genug probiert wird und leider auch oft genug gelingt. Jedermann weiß, daß es Tausende von „Invaliden" giebt, die sich der besten Gesundheit erfreuen; daß Tausende von „Invaliden" an Krankheiten leiden, die sie sich nicht im Dienste zuzogen; daß Tausende von „bedürftigen Angehörigen" verstorbener Soldaten in den besten Verhältnissen leben; daß Tausende von „Soldatenwitwen" längst wieder geheiratet haben, und daß Tausende von Invaliden in den Listen fortgeführt werden, die schon vor Jahren starben. Das alles weiß man, — aber man kann es nicht ändern. Nur der Kongreß könnte es, wenn er endlich das ganze verrottete System der Pensionierung über Bord werfen wollte. Man mache ja nicht die Beamten der Pension-Office für die Betrügereien verantwortlich, sondern das System.

Nach diesem System ist jeder Soldat pensionsberechtigt, der durch den Krieg für Handarbeit (Manual Labor) untauglich wurde. Nehmen wir an, ein Kaufmann habe im Kriege den linken Arm unterhalb des Ellenbogens verloren; es hindert ihn diese Verstümmelung in seinem Geschäft gar nicht; er vermag nach wie vor die Feder zu führen und nach wie vor Kontrakte abzuschließen. Er ist einer der reichsten Geschäftsleute seines Orts. Nun kommt er — sagen wir im Jahre 1880 — um Pension ein. Früher hat er nicht daran gedacht; da aber nach dem Gesetz vom Jahre 1879 auch rückständige Invalidengelder ausgezahlt werden, so dünkt ihn doch die Sache der Mühe wert zu sein; denn er erhält monatlich $24 und eine rückständige Pension von nicht weniger denn $4,000! Und daß er dies zu fordern ein Recht hat, trotzdem er ein reicher Mann ist, steht nach dem Gesetze fest; er empfängt diese Summe durchaus nicht als eine Unterstützung. Und hierin liegt, scheint uns, ein Hauptschaden unseres Pensionswesens. Niemand, der billig denkt, wird den Invaliden eine Pension, ja eine volle Pension (ohne Pfennigfuchserei wie in Deutschland) mißgönnen. Das Vaterland ist sie ihnen schuldig — aber doch nur, wenn sie arbeitsunfähig sind, d. h. wenn es ihnen nicht möglich, irgendwie ihren Unterhalt zu verdienen. Unser Pensionsgesetz ist wahrlich nicht dazu angethan, Patriotismus zu erwecken dadurch, daß es ihn so splendid bezahlt. Kurz, — versorgungsberechtigt erscheinen uns nur die Invaliden, die der Krieg dazu macht, nicht aber diejenigen, welche der Staat fast mutwillig invalid gemacht hat. Das ist ein Stück Unsegen unserer politischen Macherei.

Wahr ist es, daß redliche Männer im Kongreß diese ehrlichen Grundsätze haben zur Geltung bringen wollen, — aber ebenso wahr ist es, daß sie damit durchgefallen sind.

Nach dem Unabhängigkeitskriege bewilligte man nur den Verwundeten eine Pension. Nach Annahme der Konstitution schloß man auch die Kranken und Witwen ein. Aber noch vor Ausbruch des Bürgerkrieges betrug die höchste Pension für Gemeine $8 per Monat, für Offiziere, je nach ihrem Rang, $15 bis $30. Im Jahre 1866 hat der Kongreß, ganz mit Recht, die Pensionen erhöht. Dem Invaliden, der eines Wärters bedarf, sind monatlich $50 ausgesetzt; dem, der völlig arbeitsunfähig ist, aber eines Wärters nicht bedarf, $30. Für einen verlorenen Arm oder Fuß erhält ein Invalide monatlich $24 oder $30, je nachdem von diesen Gliedern mehr oder weniger erhalten ist. Wem beide Arme oder Füße oder beide Augen fehlen, erhält $72 per Monat.* Von solchen leben noch 745; von jenen, die eines Wärters bedürfen, noch 425. Es lebt auch noch ein Invalider, dem beide Arme und beide Füße weggeschossen wurden.

D.

* Das sind noble Pensionen, die wir aber völlig billigen. Deutschland, das unter allen europäischen Nationen den Invaliden am gerechtesten wird, zahlt bei Verwundung ohne Verstümmelung monatlich $9, bei einfacher Verstümmelung monatlich $11 bis $18, bei doppelter Verstümmelung monatlich $18.

Aus schwerer Zeit.

Historische Erzählung von Luise Pichler.

20. Das Kleinod des Hauses.

Substitut Henning war nun so weit genesen, daß er die Krankenstube verlassen und den größten Teil des Tages im Garten zubringen konnte, um in der milden Frühlingsluft rascher zum Wiederbesitz seiner Kräfte zu gelangen. [illegible]

Auch Marie, die sich aus dem Kranken[illegible]

zogen hatte, seit Henning ihrer Pflege nicht mehr bedurfte, war jetzt meist im Garten beschäftigt, dessen Pflege ihr oblag. Doch obwohl sie stets, wenn er auf sie zutrat, seine Anrede mit der ihr eigenen ruhigen Freundlichkeit erwiderte, zeigte sie sich doch so beschäftigt, daß er nicht zu längerem Gespräch aufgemuntert ward; ja ihm schien, als ob sie sich, wenn er zugegen war, stets auf den entlegensten Gemüsebeeten beschäftigte. Dagegen leistete jetzt Ida, die vom Frühling in den Garten gelockt ward, ihm häufig Gesellschaft in der von Jasmin umgrünten Familienlaube oder unter dem weitästigen Nußbaum, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt. Dem jungen Mann, der, wie alle nach schwerer Krankheit langsam Genesenden, empfindlichen Gemütes war, that ihre Freundlichkeit wohl. Dennoch streiften seine Blicke häufig unbefriedigt von der anmutig Plaudernden hinüber nach der Gartenecke, wo Marie emsig in ihre Arbeit vertieft schaltete.

Eines Abends wieder saßen sie unter dem Nußbaum in gleichgültigem Gespräch, als Henning plötzlich sich erregt im Sessel aufrichtete. Ida folgte seinen Blicken und sah, daß sie auf Marie gerichtet waren, mit der Herr von Auen lebhaft sprach. Seine Stimme zitterte, als er äußerte: „Herr von Auen scheint sehr vertraut mit Ihrer Schwester."

„Ja", antwortete Ida, den Blick wieder auf die Arbeit senkend, „beide fühlen sich zueinander hingezogen."

Soeben aber kam jetzt der Assessor heran und wandte sich mit den freundlichen Worten an Ida: „Ich muß rasch Abschied nehmen, ein Dekret des Ministers ruft mich ins Unterland."

„Leben Sie wohl und glücklich, mein Fräulein!" setzte er hinzu, Idas zitternde Hand erfassend.

„Leben Sie wohl, Herr von Auen!" hauchte sie kaum hörbar.

„Sie begleiten mich doch durch den Garten", äußerte der Assessor gegen Henning, und willig folgte dieser. Herr von Auen schlug einen Schlangenweg ein, der nicht zunächst nach dem Ausgang des Gartens führte, und begann das Gespräch mit den leicht hingeworfenen Worten: „Es thut mir leid, von hier scheiden zu müssen. Der Oberamtmann ist ein würdiger alter Herr und tüchtiger Beamter, wenn auch in veralteten Anschauungen festgewachsen; die Frau Oberamtmännin bei raschem Temperamente und vorherrschendem gesellschaftlichen Talente doch zugleich auch von durchaus wohlmeinendem Charakter. Ida ist ein anmutiges, liebliches Wesen, wenn auch ein etwas verzogenes Kind. Der milde Einfluß ihrer vortrefflichen Schwester könnte wohlthätig auf sie einwirken, — Marie ist ja doch das Kleinod des Hauses."

„Er sagt es offen", dachte Henning und ein jäher Schmerz zuckte durch seine Miene. Er atmete tief auf, das Blut drängte sich ihm rasch durch die Adern zum Herzen. In des Assessors durchdringendem und doch lächelnden Blick lag eine Aufforderung zur offenen Rede, der er nicht widerstand.

„Herr von Auen", sprach er, „wenn ich Sie mißverstehe, so verzeihen Sie mir! Aber ich frage Sie als Mann und bitte Sie um offene Antwort. Gedenken Sie sich um Marie zu bewerben — oder ist sie vielleicht schon Ihre Verlobte?"

Jenes feine Lächeln, das oft die ernsten Züge des Assessors so plötzlich erhellte, glitt über sein Gesicht, als er antwortete: „Ob ich mich um Marie zu bewerben gedenke, fragen Sie? Nein, mein Lieber, ich will mir keinen Korb holen. — — Ob ich mich je um sie beworben hätte, ist eine andere Frage, die ich selbst nicht beantworten könnte, da ich bald genug sah, wie die Sachen stehen."

Während Henning noch sprachlos in freudiger Überraschung ihn anschaute, sprach er mit veränderter, rascher Stimme: „Nun ist's die äußerste Zeit für mich, zu eilen. Leben Sie wohl und glücklich, Herr Substitut!"

Wie leicht und frei war dem Substituten ums Herz, als er auf dem geschlängelten Wege wieder dem Garten zuschritt! Wie lag der Abendsonnenglanz so helle auf Sträuchern und Rasen! Wie schön war das Lichtgrün der jungbelaubten Sträucher und der Sammtglanz des Rasens! Die Bäume standen im weißen Blütenschmuck wie im Hochzeitgewand, in den Rabatten blickten Narcissen, Tulpen und Hyacinthen in buntem Farbenschmuck, aus dem grünen Strauchwerk aber klang der nachtigallenartige Gesang der Amseln, die zahlreich dort nisteten.

Wenige Tage darnach fühlte der Substitut sich so weit gekräftigt, daß er an den Oberamtmann die Bitte richtete, wieder in die Amtsstube eintreten zu dürfen.

„Ganz wohl, Herr Aktuarius, Sie sind mir willkommen am Platze!" antwortete der Oberamtmann.

Der Substitut schaute verwundert auf, glaubte aber, daß der Oberamtmann sich versprochen habe. Doch dieser fuhr fort: „Ich gratuliere Ihnen hiemit, Herr Aktuarius. Das Dekret zu Ihrer Ernennung, das heute angekommen ist, werde ich Ihnen nach Tisch übergeben."

Fast sprachlos vor Überraschung fragte Henning, wie er sich diese unerwartete Beförderung zu erklären oder wem er sie zu danken habe.

„Das hat sich einfach gefügt", antwortete der Oberamtmann; „mein bisheriger Aktuarius ist um eine höhere Stelle eingekommen. Da habe ich Sie denn für das Aktuariat vorgeschlagen, und man hat höchsten Ortes meine unmaßgeblichen Vorschläge berücksichtigt. Wie ich glaube, hat auch Herr von Auen, der einflußreiche Verbindungen hat, für Sie gewirkt. Sie haben alle nötigen Qualitäten, ich kann Ihnen mehr überlassen, als einem unserer studierten jungen Herren, die sich in der Praxis gemeiniglich schlecht anlassen. Wenn Sie sich, wie ich nicht zweifle, auch inskünftige tüchtig bewähren, so können Sie es in Zukunft noch zum Oberamtmann bringen. Sie wären nicht der erste, der dies ohne eigentliches Studium erreicht hat, und werden auch weitaus nicht der letzte sein."

Henning dankte dem Oberamtmann warm und gerührt. Alle Tischgenossen, die verschiedenen Schreiber, und selbst die Frau Oberamtmännin brachten ihm ihre Gratulationen dar.

Als am folgenden Morgen der neue Aktuarius sich eine Unterredung bei dem Herrn Oberamtmann erbat und feierlich um die Hand seiner Tochter Marie warb, schaute ihn dieser groß an und fragte: „Ich habe Sie doch recht verstanden, Sie begehren meine ältere Tochter Marie zur Frau?"

Henning bejahte und setzte betroffen hinzu: „Sollte ich Ihnen als Schwiegersohn so unangenehm sein?"

„Ganz und gar nicht, Herr Aktuarius", versicherte der Oberamtmann eifrigen Tones, „könnte mir keinen angenehmeren Schwiegersohn wünschen; — freut mich nur, daß ich recht behalte gegen meine Frau, — habe allezeit behauptet, daß Marie besser zu Ihnen passe als die Kleine, — hätte überhaupt ungerne die jüngere Tochter vor der älteren weggegeben."

Als abends der neue Aktuarius sich einstellte, fand er das Wohnzimmer von Idas Hand festlich mit Blumen geschmückt. Die Oberamtmännin führte ihm selbst als treubesorgte Mutter die Braut zu, die im Festgewande eine liebliche Erscheinung war. Mit schwesterlichem Glückwunsch drückte ihm Ida die Hand.

Im stillen Familienkreise wurde nun die Verlobung gefeiert; Frieden und Freude beseelte den kleinen Kreis und kein Mißklang störte das Glück der Verlobten.

---

21. Auf dem Volksfeste zu Cannstatt.

„Nun danket alle Gott!" erklang der Gesang von achtzehnhundert Schulkindern und zahllosen Erwachsenen, als unter dem Geläute aller Glocken am 28. Juli 1817 der erste Roggenwagen mit Blumen bekränzt zu Stuttgart einfuhr und auf dem

alten Schloßplatz von der Geistlichkeit und dem Stadtmagistrat vor versammeltem Volke begrüßt wurde.

Durch die thatkräftigen Maßregeln des Königs und die unausgesetzte Thätigkeit des von der Königin Katharina gestifteten Wohlthätigkeitsvereins war die schreckliche Not gemildert worden, bis sie endlich überwunden wurde. Mit Jubel und lautem Dank gegen Gott wurde in Stadt und Land die neue reichlichere Ernte eingeheimst. Bald darauf hob eine Verordnung des Königs alle durch die Theurung veranlaßten Verfugungen auf; aber in unzähligen Familien und in dem Haushalte vieler Gemeinden ließ die Zeit der Not tiefe, schwer zu heilende Wunden zurück.

Zur Hebung der herabgekommenen Viehzucht und des Ackerbaus gründete König Wilhelm in demselben Jahre 1817 den landwirtschaftlichen Landesverein. Ein Jahr hernach, am 22. August 1818, wurde das landwirtschaftliche Institut in Hohenheim gegründet, und einen Monat später, am 28. September, das erste landwirtschaftliche Fest in Cannstatt gefeiert, das im ganzen Lande so große Beteiligung fand, daß es in späterer Zeit den Namen Volksfest erhielt.

Das geliebte Königspaar gab durch seine Gegenwart dem Feste den schönsten Glanz und verteilte selbst die Preise. Jubelnd drängte sich das Volk herzu, sich ihres Anblicks zu freuen, und die Heimkehrenden verkündeten in allen Gauen des Landes freudig: „Wir haben König Wilhelm und Katharina gesehen."

Die letzten sonnigen Herbsttage schwanden dahin; frostige Nebeltage nahmen den letzten Schmuck von Wald und Feld, bis des Winters Strenge eintrat.

Der Januar war gekommen und eine Schnee- und Eisdecke hüllte das Land in ein weißes Gewand, als Trauergeläute dumpf von allen Türmen in Städten und Dörfern hallte. Es verkündete die Schreckenskunde: „Königin Katharina ist tot."

Auf einer Fahrt nach der Meierei Weil mit dem königlichen Gemahl hatte Katharina sich durch Erkältung eine Gesichtsrose zugezogen, die in Gehirnentzündung überging und nach wenigen Tagen, am 5. Januar 1819, ihr Leben endete.

Tiefe Betrübnis herrschte im ganzen Lande; untröstlich war der königliche Witwer. Ob auch später eine junge, blühende Landesmutter Katharinas Platz auf dem verwaisten Throne einnahm und in der treuesten aufopferndsten Weise in Katharinas Fußstapfen trat, — vergessen war die Verblichene nicht!

Die teuren Reste wurden einstweilen bei den alten Grafen und Herzogen von Württemberg im Chore der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt, bis auf der Höhe des Rotenberges an der Stelle von Schutt und Trümmern eine stille Gruft erbaut war, wie sie sich es vom königlichen Gemahl erbeten hatte. — —

Sechs Jahre waren seit der Zeit der Hungersnot verflossen, als die Tage des Volksfestes zu Cannstatt wieder nahten und aus allen Gauen des Landes die Gäste zu Roß, zu Wagen und zu Fuß herbeiströmten. Verwandte, die entlegen wohnten, hatten ihre Familienzusammenkunft aufs Volkfest verabredet; Freunde, die sich in Jahren nicht gesehen hatten, trafen sich dort, neue Bekanntschaften wurden geschlossen, und wer das Jahr hindurch in ländlicher Abgeschiedenheit wohnte, freute sich, einmal wieder recht ins frohe Menschengetümmel zu kommen.

Dicht besetzt waren schon von morgens an die Sitze um den Festplatz; um die Schranken, wo der Zutritt frei war, stand das Landvolk seit der Frühe schon gedrängt. Um die Mitte des Vormittags füllten sich auch die Tribünen in der Nahe des königlichen Pavillon, zu denen der Zugang nur gegen hohe Eintrittspreise eröffnet war.

Unter den ersten, die sich dort Plätze sicherten, war Oberamtmann Hellberg mit seiner Frau und jüngeren Tochter. Obwohl es noch mehrere Stunden bis zur Ankunft des Königspaares und dem Beginn des Festes anstehen mußte, wurde ihnen die Zeit nicht lang, das fröhliche Festgetümmel bot dem Blicke so vieles Neue, dabei stimmte der klare, blaue Septemberhimmel, der goldene Sonnenglanz die Gemüter zur Heiterkeit.

Besonders lebhaft war die Oberamtmännin. Sie hatte bald eine Frage an ihren Mann zu richten, bald ihre Tochter auf etwas aufmerksam zu machen. Willig gab der Oberamtmann Bescheid, der heute in seiner umgänglichsten Stimmung sich befand, getragen von der Hoffnung, sich in der allerhöchsten Zufriedenheit des Königs sonnen zu dürfen, da aus seinem Bezirke, dessen landwirtschaftlicher Vorstand er war, mehrere Tiere des Preises würdig befunden wurden und heute im festlichen Ring vorgeführt werden sollten.

Ruhiger als die Mutter verhielt sich Ida, obwohl ihre Züge ein anmutiges Lächeln erheiterte.

Indessen fingen die Hofequipagen an vorzufahren und zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Endlich hörte man rauschende Musikklänge, und die Königin Pauline fuhr vor. Mit ihr saßen im Wagen zwei rosig blühende Kinder, die Töchter der unvergeßlichen Katharina. Die schöne junge Königin strahlte von Glück, denn in diesem Jahre war sie Mutter eines Thronerben geworden.

Lebhafte Hochrufe empfingen sie und die lieblichen Prinzessinnen. Nach ihr ritt die Stadtgarde ein, die den königlichen Pavillon umstellte, denn am Tage des Festes wollte König Wilhelm als echter Volksherrscher von seinen Bürgern umgeben sein. Jetzt kam er selbst, hoch zu Roß, der beste Reiter in seinem Lande.

Tausende von Hochrufen erschütterten die Luft, und die Musik stimmte mit der Königshymne ein.

Der König stieg vom Pferd und trat in den Pavillon, das Rennen begann, und mit atemloser Spannung folgten die Blicke der Zuschauer dem volkstümlichen, damals noch neuen Schauspiel. Dreimal jagten die ländlichen Reiter auf ihren rüstigen Bauernrossen an den Schranken vorüber durch den weiten Kreis, bis ein tausendstimmiger jubelnder Ruf der Zuschauer verkündete, daß der erste am Ziel angelangt sei, dem bald der zweite und dritte und endlich, auch noch durch Zuruf empfangen, langsam die letzten folgten, die des Preises verlustig geworden waren.

Jetzt wurden die preisgekrönten Zuchttiere vorgeführt und zogen die Bewunderung der Zuschauer auf sich. Auf den Tribünen machte sich heitere Stimmung geltend, Scherze und Lachen wurden laut. Oberamtmann Hellberg warf sich in die Brust, sein Antlitz strahlte von freudigem Stolz, und laut, so daß es die Zuschauer ringsum hören konnten, bezeichnete er Frau und Tochter die Tiere, die aus seinem Bezirke gekommen waren. Seine Frau, sowenig sie sich sonst um landwirtschaftliche Interessen gekümmert hatte, nahm jetzt teil am Triumphe ihres Mannes und schenkte den stattlichen Zuchtrossen und dem prächtigen Hornvieh ihre volle Aufmerksamkeit, selbst die gewaltigen Eber und Mutterschweine fand sie der Beachtung nicht unwert.

„Schau!" raunte der Oberamtmann ihr plötzlich zu, „der junge Bauer da ist der fälschlich Angeklagte, der damals gefangen saß. Er hat das schönste Bauerngut ringsum inne und weiß es auch zu bewirtschaften. Zwar heißt es, er sei ein Stundengänger und Pietist, aber es stünde gut um die Landwirtschaft, wenn alle Bauern im Oberamt ihre Güter so musterhaft hielten, wie er."

„Er ist ein stattlicher Bauer", sprach die Oberamtmännin und setzte nachdenkend hinzu: „Es ist nicht zu verwundern, wenn er ernsten Sinnes geworden ist unter den Erlebnissen, die sein Jugendglück zerstörten."

Als die Tiere vorgeführt und die Preise für die schönsten

an die Besitzer eingehändigt waren, bestieg der König sein Pferd und die Königin nahm ihren Platz im Wagen wieder ein. Gegen Frau und Tochter gewendet, mahnte jetzt der Oberamtmann: „Haltet Euch bereit! Sobald die Hofequipagen abgefahren sind, müssen wir der Pforte zueilen, ehe die Menge sich herandrängt."

Die letzte der Equipagen hatte den Platz verlassen; es erfolgte allgemeiner Aufbruch. Der Oberamtmann, an einem Arme die Frau, am andern die Tochter führend, brachte beide glücklich durch die Festpforte auf den Rasen, ehe das Gedränge sich mehrte. Sie wandelten eine Weile zwischen den Buden, welche der Schaulust des Volkes reiche Augenweide boten, grüßten da und dort Bekannte und trafen, als sie des Umhergehens müde waren, ihren Kutscher mit dem Gefährt am Ausgang des Rasens, wohin ihn der Oberamtmann bestellt hatte. Von hier fuhren sie nach Cannstatt, um in der damals ersten und einzigen Badewirtschaft zu speisen.

Im Saale derselben war eine Tafel für zahlreiche Gäste gedeckt, die sich bald füllte.

Als Ida und die Mutter im Nebenzimmer die Hüte abgenommen hatten und in den Saal traten, fanden sie den Oberamtmann in lebhaftem Gespräch mit einem hochgewachsenen Mann.

„Sieh da, welche Überraschung!" rief der Oberamtmann den Eintretenden zu. „Herr Justizrat von Auen!"

Die Frau Oberamtmännin, obwohl überrascht, begrüßte den ehemaligen Hausgenossen mit gewohnter Freundlichkeit und den Worten: „Es bleibt doch wahr: — will man Bekannte treffen, die man seit Jahren aus den Augen verloren hat, so muß man auf's Volksfest kommen."

Jetzt wandte sich Auen an Ida, die seinen Gruß mit sittsamer Verneigung erwiderte.

Man setzte sich zur Tafel, der Justizrat nahm seinen Platz neben der Oberamtmännin gegenüber von Ida, die neben ihrem Vater saß. Während er bald in lebhafte Unterhaltung mit der Oberamtmännin vertieft war, weilten seine Blicke viel auf Ida, die er je und je durch eine Anrede ins Gespräch zog. Sie antwortete freundlich, berührte aber nur weniges von der festlich bestellten Tafel, während der Oberamtmann, der gewaltigen Appetit zu Tisch gebracht hatte, sich um die Unterhaltung wenig kümmerte, dagegen dem Essen desto mehr Ehre widerfahren ließ. Der Justizrat ließ sich auch von der Oberamtmännin über ihre ältere Tochter berichten, erfuhr, daß sie nach einjährigem Brautstand sich verheiratet habe, sehr glücklich mit ihrem Manne lebe und durch Mutterpflichten verhindert gewesen sei, die Reise zum Volksfest mitzumachen.

„Sie werden Ihre Frau Tochter", versetzte der Justizrat, „im großen Haushalt nur ungern vermissen?"

„Ich fürchtete dies anfangs", antwortete die Oberamtmännin. „Es ist so schwer, zuverlässige Dienstboten zu bekommen, und auf mir lasten so manche gesellige Pflichten; doch Ida hat sich überraschend schnell in Mariens Stelle hineingefunden; ich hätte nie geglaubt, daß sie sich so eingehend mit häuslichen Geschäften zu befassen vermöchte."

Mit einem ausdrucksvollen Blick auf Ida versetzte Auen: „Fräulein Ida erinnert überraschend an ihre ältere Schwester. Früher trat diese Ähnlichkeit weniger hervor."

Dem war so. Die besonnene, anmutvolle Ruhe, die an Marie so anziehend war, war jetzt auch auf ihre jüngere Schwester übergegangen und mäßigte Idas früher allzujugendliche Lebhaftigkeit.

„Henning hat sich in seine Stellung als Aktuarius gut eingearbeitet", fuhr die Oberamtmännin zu erzählen fort; „mein Mann meint, daß er in wenigen Jahren zum Oberamtmann vorrücken dürfte, wenn er selbst sich zur Ruhe setzen läßt. Mein Mann beginnt die Beschwerden des nahenden Alters zu fühlen, — und Sie wissen, er vermochte sich von Anfang an in die neue Zeit nicht so recht zu finden."

Der Justizrat drückte seinen Dank für die erhaltenen Mitteilungen aus. „Ganz ohne Nachrichten von Ihrem gastfreundlichen Hause bin ich gleichwohl nicht geblieben", setzte er mit feinem Lächeln hinzu. Er sprach es nicht aus, daß er mit dem neuen Gerichtsaktuar, einem Studienfreunde, in Briefwechsel stand, sich auch nach Ida erkundigt und die rühmendsten Berichte erhalten hatte, denen er gleichwohl nicht völligen Glauben zu schenken geneigt war. „Ich beabsichtigte", fuhr er fort, „gelegentlich einer Ferienreise mich vom Wohlbefinden Ihrer werten Familie und meiner übrigen Bekannten zu überzeugen; möglicherweise aber wäre der Plan noch auf längere Zeit verschoben worden; um so angenehmer ist für mich dies unerwartete Zusammentreffen."

Sein Blick traf Ida, welche die Augen senkte.

„Haben Sie denn, Herr Justizrat", fiel die Oberamtmännin wieder ein, „auch Ihren ehemaligen Inquirenten hier aufgefunden, der jetzt ein angesehener Bauer ist?"

„Ich sprach ihn", versetzte Auen; „er ist verheiratet, wie er mir sagte, mit der Holzhauerstochter, die durch das Testament jenes unglücklichen, lieblichen Mädchens, das er beerbte, der Obhut seiner Mutter besonders anbefohlen wurde."

Die Tafelgäste erhoben sich, das Essen war zu Ende. Der Justizrat wandte sich an die Oberamtmännin mit den verbindlichen Worten: „Sie bringen ohne Zweifel den Abend in dem herrlichen Garten der Badewirtschaft zu? — Werden Sie mir erlauben, daß ich mich Ihnen anschließe?"

„Ihre Begleitung wird uns Vergnügen machen", versicherte die Oberamtmännin. Der Justizrat wußte es einzurichten, daß er im Garten, wo sie einen freundlichen Platz unter dem herbstlich bunten Laubdach der Kastanien fanden, neben Ida zu sitzen kam.

Die Oberamtmännin richtete jetzt ihre volle Aufmerksamkeit auf die Gesellschaft, welche allmählich den Garten füllte; der Oberamtmann vertiefte sich in eifriges Gespräch mit einigen Jugendbekannten, die am nächsten Tische saßen. So saßen der Justizrat und Ida mitten im lebhaften Gewoge der Gesellschaft unbelauscht, wie in stiller Einsamkeit.

Von Zeit zu Zeit zogen die vollen, harmonischen Klänge der Musik durch den Garten, den Ohren schmeichelnd und die Gemüter erregend. Das Gespräch an den Tischen verstummte; auch der Justizrat und Ida versanken dann in Schweigen; nur die Blicke verrieten, was sich in den Herzen bewegte. Eifrig aber wurde in den Pausen die Unterredung fortgesetzt. Der Justizrat entwickelte jene Beredtsamkeit, deren fesselnde Gewalt Idas junges Herz schon vor Jahren empfunden hatte; Ida aber hatte die anfängliche Befangenheit überwunden und redete freimütig wie zu einem altvertrauten Freunde, wenn auch zuweilen, wenn ihre Augen sich begegneten, ein liebliches Erröten ihre Wange höher färbte. Und noch war der Abend nicht zu Ende, da erbat sich der Justizrat die freudig überraschten Eltern um ihren Segen zu seiner Verlobung mit Ida.

Fünfmal weckte der Frühling die in winterlichen Schlummer versenkte Natur, seit Königin Katharina die Augen im Tode geschlossen hatte. In frischem Grün prangten die Wälder, die Rosen begannen zu blühen, als in stiller Sommernacht abermals die Trauerglocken ertönten und ein Leichenzug sich von der Stiftskirche zu Stuttgart durch die Anlagen hinab, am Rosenstein vorüber, das Neckarthal entlang und den Rotenberg hinan bewegte, von dessen Tempelstufen helle Pechflammen in hohen Kandelabern ins Thal herableuchteten. Es war die Königin Katharina, die zu der für sie in lichter Höhe erbauten Ruhestätte gebracht wurde.

Schlanke Säulen tragen das Dach der griechischen Kapelle,

welche König Wilhelm zu diesem Zweck hatte erbauen lassen; goldene Inschriften leuchten zwischen den Säulen von den Wänden herab. Über dem Portale blinken die Worte: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Vier Jahrzehnte schwanden hin, brachten dem König Lust und Leid, der Muhe und Arbeit viele, denn im ganzen Lande haben wenige so zu arbeiten verstanden wie er.

Seine Haare wurden weiß, sein Gang müde; die greise Gestalt saß eingesunken auf dem Pferde, doch in der Arbeit ward er nicht laß, bis der Tod ihm die Hand lähmte.

Auf dem Rosenstein verbrachte er die letzten Leidenstage. Dort erlosch sein Leben in der Morgenfrühe des 25. Juni 1864.

Abermals tönte in lauer Sommernacht das Trauergeläute. Ein Leichenzug bewegte sich vom Schloß zu Stuttgart, am Rosenstein vorüber, das Neckarthal entlang, den Rothenberg hinan. Dort war die Gruft Katharinas geöffnet, und ein zweiter Sarg ward neben den ihrigen hinabgesenkt. Keine Rede voll Lobens und Rühmens, nur ein ernstes Gebet durfte an der offenen Gruft gesprochen werden.

Von außen erdröhnte ein Kanonenschuß weit ins Thal hinab, der letzte Gruß von König Wilhelm an sein Volk. In diesem Augenblick blitzten über die Kuppe des Grabtempels hin die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

Ende.

Buntes Allerlei.

Sommerlust.

(Zu unserem Bilde auf Seite 793.)

Der Himmel ist so sonnig
Und blickt so warm und wonnig
Herab auf Feld und Au;
Die Lüfte wehen linde,
Gleich einem frohen Kinde
Jubelt die Lerche hoch im Blau.

Nun sei auch du zufrieden,
Mein Herz und bleib geschieden
Von Sorge, Furcht und Gram;
Schwing betend dich nach oben,
Im Glauben Den zu loben,
Von dem ein ew'ger Lenz uns kam.

Ludwig Grote.

Ein kaiserlicher Rechtsspruch. Als Kaiser Otto I. der Große (936 bis 973) im Jahre 962 das Osterfest beging und auf der Tafel unter anderm ein Osterkuchen aufgestellt wurde, trat ein junger Herzog von Schwaben hinzu und brach ein Stück davon ab. Dies sah des Kaisers Truchseß und schlug den Knaben mit seinem Stabe über den Kopf, daß er blutete. Des Herzogs Hofmeister, Heinrich von Kempten, geriet darob in solchen Zorn, daß er dem Truchseß das Schwert durch den Leib rannte. In diesem Augenblicke trat der Kaiser in den Speisesaal, sah, was geschehen, und befahl, auf der Stelle im Hofe den Kempten zu enthaupten. Dieser flehte um Gottes und des hohen Festes willen um Gnade, als aber der Kaiser seinen Befehl wiederholte, fiel er ihn im höchsten Grimme an, warf ihn zu Boden und würde ihn erwürgt haben, wenn die Umstehenden den Kaiser nicht aus den Händen des Rasenden befreit hätten. Man schleppte nun den Kempten in den Hof hinab, band ihn an einen Pfahl, und der Scharfrichter schickte sich eben an, sein blutiges Werk zu verrichten, als der Kaiser den Verbrecher loszubinden und wieder in den Saal zu führen befahl, wo er ihn mit folgenden Worten anredete: „Ich erkenne, daß nicht Du, sondern Gott mich durch Deine Hand geschlagen und gezüchtigt, weil ich als höchste Obrigkeit Dir Verhör Deiner Sache aus übereiltem Zorn verweigert; weil ich meines Amtes vergessen, ohne rechtmäßige Erkundigung und Erkenntnis Dich an diesem großen Tage des HErrn verdammt, hat Gott Deine Disciplin und Züchtigung über mich verhängt. Rede nun, was Du vorzubringen hast, damit ich nach Befund Deiner Schuld oder Unschuld mich wisse zu verhalten.“

Die größte Orgel der Welt besitzt seit kurzem der protestantische Dom zu Riga. Dieselbe hat eine Breite von 33 Fuß und eine Höhe von 60 Fuß. Die Orgel hat ein Pedal, vier Manuale mit 124 klingenden Registern und circa 6900 Pfeifen, deren größte 34 Fuß lang und in der Werkstätte von Walcker & Kompanie zu Ludwigsburg in Württemberg (1883) gebaut ist.

Vorsichtig. „Isidor, Du fahrst nach Korneuburg, werst mitnehmen die alte Pistol'. Du weißt, daß die Gegend sehr unsicher ist.“ — „Was Dir nix einfallt! Wenn ich werd' ausgeraubt, wird mir nehmen der Räuber auch noch die Pistol'.“

Auch eine Anschauung. X.: „Ist Ihr Arzt Homöopath oder Allopath? — Y.: „Der is Allebad; denn da mag een'm fehl'n, was will, gebadet würd'r.“

Bei die Hitze! „Warum schreiben Sie denn heute solche dicke Buchstaben?“ — „Ich bitt' Sie, Herr, man ist froh, bei die Hitze Schattenstriche machen zu können.“

Sprechsaal.

H., Indiana. Ist es gesetzlich zulässig, daß eine Gemeinde auf ihrem Picknick Bier oder andere berauschende Getränke ausschenkt?

Das hier einschlagende Gesetz lautet für Indiana, wie folgt:

Whoever shall sell, barter, or give away to be drunk as a beverage, any spirituous, vinous, malt or other intoxicating liquor, upon Sunday, the fourth day of July, the first day of January, the twenty-fifth day of December (commonly called Christmas day), Thanksgiving-day as designated by proclamation of the Governor of this State, or the President of the United States, or any legal holiday; or upon the day of any election in the township, town, or city where the same may be holden; or between the hours of eleven o'clock P. M. and five o'clock A. M., shall be fined in any sum not more than fifty dollars nor less than ten dollars, to which may be added imprisonment in the county jail not more than sixty days nor less than ten days.

Sie sehen hieraus, daß, dem Wortlaute des Gesetzes nach, der Ausschank unter allen Umständen am 4. Juli untersagt ist. Nun versichert uns aber Herr Senator Sarnighausen, der an der Beratung dieses Gesetzes teilnahm, daß durch dasselbe nur der gewerbsmäßige Ausschank reguliert werden soll und daß man bei der Verabfassung desselben an Korporationen, die gelegentlich ausschenken, gar nicht gedacht habe. Auch ein Richter, darüber befragt, sprach sich in diesem Sinne über das Gesetz aus. Daraufhin haben z. B. die Fort Wayner Gemeinden am 4. Juli einen Ausschank gehalten. Ob nun, falls die Sache zur Klage käme, immer in diesem Sinne entschieden werden würde, wagen wir nicht zu behaupten. Interessant ist übrigens das obige Gesetz dadurch, daß alle seine Bestimmungen — vielleicht mit Ausnahme des Ausschanks an Wahltagen — allerorten beständig und fast immer ungestraft übertreten werden

Auflösung zu den Aufgaben in Nummer 46.

1. Schachaufgabe.

a.

Weiß. — Schwarz:
1) L. c1—g5 .... g6—f5:
2) L. g5—f4 .... f5—e4:
3) S. g3—f5 x ....

b.

Weiß. — Schwarz:
1) S. d4—e6 .... K. d5—c6†
2) D g3—c7 .... K. c6—c7†
3) T. c4—c4 matt;

oder

1) .. .. K. d5—e4†
2) D g3—g6 .... K. e4—beliebig
3) D. g6—g2 resp. g4 matt;

oder

1) . ... L. a1—d4
2) S. e6—c7— .... K. d5—e4—
3) d2—d3 matt;

oder

1) .... ed—e5
2) S. e6—b4— .... K. d5—e4†
3) D. g3—g4 matt;

oder

1) .... d7—d6
2) S. e6—c7 .... K. d5—e4†
3) D. g3—e3: matt.

2. Damenspielaufgabe.

(D bedeutet Dame.)

Weiß — Schwarz.
1) c5—d6 .... e7—c5 (schlägt d6)
2) e3—f4 .... c5—g5 (" d4 und f4)
3) c3—b4 .... f6—d4 (" e5)
4) h4—h8 D (schlägt g5 und D g7) und gewinnt.

3. Druckfehler. 4. Gras. Sarg. 5. Nase. 6. $2.54. 7. „O, die Säu sind dick und fett ohne a Trichine, g'wiß!“
8. Georg, Egede, Loyal, Legal, Ernte, Römer, Tibet. 9. Stutzer. Stutzen.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 14. August 1884. Nummer 51.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von Dr. C. G. Barth.

Bearbeitet für die Abendschule. (6. Fortsetzung.)

7. Sklavenleben.

Als ich am folgenden Morgen mein Lager verließ, fand ich, daß einige von den Sklaven schon eine oder zwei Stunden früher aufgestanden waren. Herr Tomson, der auch bei meinem Herrn seine Wohnung hatte, schickte nach mir und hieß mich mit ihm in das Magazin gehen. Dort mußte ich ihm helfen trockene Waren aus Kisten und Ballen auspacken und sie in den Ladenfächern aufstellen, wie auch andere leichte Arbeit im Magazin umher verrichten. Er sprach viel mit mir, aber nur, wenn die andern Ladendiener es nicht bemerkten, denn die waren größtenteils geborne Amerikaner und meinten, ein jedes Gespräch mit einem Neger, soweit nicht das Geschäft es durchaus erfordert, thue ihnen, als freigebornen Republikanern, an ihrer Würde Abbruch.

In wenigen Tagen bekam ich eine ziemliche Übung im Ladengeschäft; und wären nicht die Gedanken an meine Heimat gewesen, so würde mir die Zeit angenehm vergangen sein. Endlich kam der Sonntag, und diesen ersten Sonntag in Amerika werde ich nie vergessen. Es war, glaube ich, der 29. November. Mein Herr sagte mir, ich könne heute mit einigen von den andern Sklaven in eine Kirche gehen, späterhin aber werde er dann und wann an diesem wie an anderen Tagen meine Dienste zur Aufwartung bei Tisch in Anspruch nehmen. Er sagte zu mir mit Lächeln: „Wenn Du so gut fortfahrst, Zamba, wie ich es in der kurzen Zeit bis jetzt gesehen habe, so zweifle ich nicht, Du wirst noch einmal ein freier Mann werden. Es ist Dein eigener Nutzen, daß Du in Haus und Ladengeschäften zugleich unterrichtet wirst, denn Du lernst auf diese Art die Welt besser kennen; und wenn Du Dich gegen Deine Vorgesetzten recht höflich und dienstfertig benimmst, so kriegst Du dann und wann auch ein paar Dollars."

Herr Tomson sah mich, als er in die Kirche gehen wollte, und hieß mich mitgehen. Wiewohl er viel Teilnahme für mich zu haben schien und ein freimütiger offenherziger Charakter war, konnte er doch dem in Carolina allgemein herrschenden Vorurteil gegen die Schwarzen sich nicht entziehen. Es würde als ein offener Friedensbruch betrachtet worden sein, wenn ich öffentlich neben ihm hergegangen wäre; ich blieb daher respektvoll einige Schritte hinter ihm. Als wir die Kirche erreicht hatten — es war die presbyterianische Hauptkirche — deutete er auf eine Thüre linker Hand und sagte mir, ich solle da hinein und dann die Treppe hinauf gehen. Das that ich und fand eine Anzahl von Leuten meiner Farbe bereits auf ihren Sitzen. Auf der Galerie gegenüber war eine Anzahl von weißen Leuten, und unten war's halb voll von weißen Herren und Damen. Ich erfuhr nachher, daß in allen Kirchen der Stadt die eine Emporkirche gänzlich für Fremde weißer Farbe, die andere aber für Neger bestimmt ist.

Nach einiger Zeit trat ein Prediger auf und las, wie gewöhnlich beim presbyterianischen Gottesdienst, einen Abschnitt aus einem Psalm, und gleich darauf fingen etwa 20 weiße Männer und Frauen vorn auf der Galerie ein Lied an. Ich konnte die Worte, die sie sangen, nicht recht verstehen und fragte einen Mann, der neben mir saß, was das bedeute. „Halt's Maul, Junge", sagte er, „mußt nicht reden in der Kirche! Ich sag' Dir, das ist der Gottesdienst und darum sei ruhig wie ein guter Bursche." Ich bemerkte, daß nur einige von den weißen Leuten mitsangen, obgleich die meisten ein Buch aufmachten und sehr andächtig aussahen; unter den schwarzen Leuten aber auf meiner Seite war kein Buch zu erblicken und natürlich konnten sie also auch nicht mitsingen.

Da dachte ich bei mir: „Das ist doch recht wunderlich; aber die weißen Leute müssen ohne Zweifel am besten wissen was recht ist; oder vielleicht meinen sie, es würde ihre Würde verletzen, mit armen Sklaven zu singen." Wußte gar nicht mehr, was ich denken sollte.

Nach diesem wurde, wie gewöhnlich, ein Gebet gesprochen, und es freute mich zu hören, daß der Prediger für alle Menschen betete, für Herren und Knechte, für Sklaven und Freie. Dann gab er ein Kapitel in der Bibel an und hob an zu lesen; wiederum machten die meisten von den weißen Leuten ihre Bücher auf. Ich hatte eine Bibel in meiner Tasche, war aber verlegen, was ich thun sollte, weil ich fürchtete Anstoß zu geben; indessen nach einigem Besinnen zog ich sie heraus und fand die Stelle, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Augenblicklich richteten sich viele Augen auf mich, insonderheit die meiner eigenen Landsleute. Ich war ganz verwirrt bei dem Gedanken, ich könnte etwas thun, was den weißen Leuten mißfalle; aber da

die gute Hand Gottes es so lenkte, daß gerade in dem Kapitel, das der Prediger las, die Worte vorkamen: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget", — so fühlte ich mich alsbald innerlich aufgerichtet und dachte bei mir selbst: „Hat's der Allmächtige so geleitet, daß ich das Lesen lernen konnte, so habe ich nicht allein die Erlaubnis von ihm, sondern auch den Befehl, in dem heiligen Buch zu forschen."

Der Prediger redete sofort über Eph. 6, 5.: „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren." Er setzte die Pflichten der Diener, namentlich der Sklaven, gegen ihre Herren und Oberen aufs genaueste auseinander, und verkündigte denen, welche ihre Obliegenheiten nicht erfüllen, furchtbare Strafen in dieser Welt und in der Ewigkeit. „Ja", sagte er, „wenn ihr auch Ursache haben solltet, über das Drückende einer Stellung Klage zu führen, so denket an das Wort: Wen der HErr lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, welchen er aufnimmt. Und vergesset auch nicht, meine schwarzen Freunde (er vermied aufs sorgfältigste, uns Brüder zu nennen), was der h. Paulus sagt: Ich habe gelernt mir in jeder Lage genügen zu lassen. Phil. 4, 11."

Ohne Zweifel hat dieser Geistliche bloß seine Pflicht gethan; doch fiel mir's damals schon auf, daß er nicht ein einziges Mal dasjenige berührte, was die Herren hinwiederum ihren Knechten schuldig sind.

Der Gottesdienst schloß wie gewöhnlich, und ich war froh, daß ich jetzt auch konnte die Bibel erklären hören. Als ich aus der Kirche heraus kam, schloß sich der Neger, den ich im Anfang des Gottesdienstes angeredet hatte, ein alter grauhaariger Mann, an mich an und sagte: „Junge, ich sehe, Du bist noch fremd; aber wie bist Du dazu gekommen, die Bibel zu lesen? Kannst Du sie verstehen?" Ich erzählte ihm mit einigen Worten, wie ich zu diesem Glück gelangt sei. „Aha, ganz gut, Junge, Du kannst Gott dafür danken. Buckra (d. h. die weißen Leute) kann Dir diese Geschicklichkeit jetzt nicht mehr nehmen. Aber höre mich einmal an: in diesem schönen freien Lande (hier sah er sich um, ob ihn doch ja niemand höre) würdest Du nie das gute Buch lesen gelernt haben; des weißen Manns Gesetz straft jeden um hundert Pfund, der den armen schwarzen Mann das Abc lehren wollte; und wenn Du, mein armer Junge, einen von Deinen Kameraden auch nur ein einziges Wort wolltest lesen lehren, so müßtest Du entweder Strafe zahlen oder ins Gefängnis gehen, und Buckra würde sich auf Deinem bloßen Rücken mit einer guten harten Peitsche aus Kuhhaut bezahlt machen. Das ist des weißen Mannes Gesetz, Junge; indes bei alledem haben einige schwarze Leute in Charleston im stillen lesen gelernt und können auch ein wenig schreiben, aber alles unter einer Wolke, verstehst Du. Die Buckraleute haben furchterlich Angst, wir möchten zu klug werden." So sagte der alte Mann mit einem eigenen Grinsen.

Wir gingen dann auseinander, nachdem ich eine Einladung erhalten hatte, den alten Jerry und sein Weib zu besuchen, und bald nachher waren wir ganz gute Freunde.

Als ich in meines Herrn Haus zurückkam, fand ich Herrn Tomson im Hinterhof. Er forderte mich auf, in seine Stube zu kommen und ihm ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen. Ich that es, und er versicherte, ich müsse beträchtliche Naturanlagen haben, sonst hätte ich bei dem so oft unterbrochenen Unterricht keine solche Fortschritte machen können. „Da ich", fuhr er fort, „einen großen Teil des Abends auf meiner Stube zuzubringen pflege, so will ich es riskieren und Dir selbst einige Lektionen geben; auch will ich Dich schreiben und rechnen lehren. Das mußt Du aber ganz in der Stille behalten, Zamba; denn wenn's heraus käme, daß ich Dir solchen Unterricht gebe, so würde ich schwer gestraft und würde mir den Unwillen vieler hiesigen Leute auf den Hals laden." Nach diesem riet er mir, den Nachmittag in eine bischöfliche und abends in eine Methodistenkirche zu gehen, und war begierig, welche von diesen verschiedenen Formen des Gottesdienstes mir am besten zusagen würde. „Aber bedenke, Zamba", fuhr er fort, „wenn Du ins Haus Gottes trittst, so mußt Du alle Gedanken ans Irdische oder an Dein Geschäft beiseite lassen und das erste, was Du zu thun hast, ist: Dein Herz innerlich zu Gott zu erheben und zu beten, daß Deine Augen und Dein Herz für die Wahrheit geöffnet werden mögen, damit Du einsehest, daß Du sowohl, wie alle andere Menschen, ein armer, verlorner, verdammter Sünder seist, dem nicht zu helfen ist, wenn nicht der heilige Geist ihn an den Fuß des Kreuzes und zum HErrn JEsus Christus führt, der die Erlösung keinem verweigert, wenn man aufrichtig und mit demütigem und zerschlagenem Herzen zu ihm kommt. Ich hoffe, Zamba", sagte der vortreffliche Mann, indem er mich bei der Hand nahm, „Du werdest noch Ursache finden, den Tag zu segnen, an dem Du in dieses Land gekommen bist; ja, Du werdest noch Kapitän Winton als einen Freund betrachten und für ihn beten lernen, weil er in der Hand der Vorsehung das Mittel gewesen ist, Dich wie einen Brand aus dem Feuer zu reißen. Ich hoffe, Zamba, Du werdest auch jetzt als ein Sklave aus dem Zustand der Sünde und des Zweifels und der Finsternis zu dem wunderbaren Licht, zu der Freiheit und Reinheit des Evangeliums JEsu Christi gebracht werden. Ich bete für Dich als Dein Freund, daß Du mögest einen Schatz empfangen, wie ihn die Welt nicht geben kann und wie sie ihn gottlob! auch nicht nehmen kann, einen ganz anderen und viel wunschenswerteren Schatz, als die paar Händevoll Gold waren, die Dir ein Schurke geraubt hat."

Thränen rannen über die Wangen des guten jungen Mannes herab, als er so zu mir redete, und ich empfand bei so vieler unerwarteter Güte ein unaussprechliches Vergnügen in meinem Innern.

Es sind jetzt beinahe vierzig Jahre, seitdem dieser junge und aufrichtige Jünger des HErrn JEsu dieses Leben der Sorge und der Prüfung und der Ungewißheit mit einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbteil vertauscht hat, wie ich wenigstens glaube und hoffe; und doch steht immer und immer wieder sein offenes und wohlwollendes Gesicht vor meiner Seele, als er mich so anredete, wie wenn ich nicht ein armer unwissender Sklave, sondern sein Freund und Bruder wäre.

Nachmittags begleitete ich einen meiner Mitsklaven in eine bischöfliche Kirche und ergötzte mich unterwegs sehr an dem Aussehen meiner männlichen und weiblichen Landsleute. Viele der letzteren waren sehr elegant gekleidet, was mir zwar damals gefiel, was ich aber zu bewundern längst aufgehört habe, weil es viel zu prunkhaft aussieht und sich für ihre Stellung gar nicht schickt. Das war ein Stolzieren mit glänzenden seidenen Shawls, seidenen Strümpfen, roten Maroquin-Schuhen, als ob sie zu irgend einer Lustbarkeit gingen; und einige, die mit schönen Sonnenschirmen kokettierten, trippelten über das Pflaster mit großer Leichtfertigkeit und Unanständigkeit.

Der Gedanke kam mir: „Wo haben sie sich alle diese schönen Sachen erworben? Ich fürchte, es geschah nicht auf ehrenhafte Weise." Und späterhin fand ich auch diese Vermutung bei Hunderten von ihnen bestätigt, was ihren weißen Herren und Gebietern nicht sehr zur Ehre gereicht. Wenn sie einander begegneten, so war das ein Verbeugen und Komplimentemachen und Händeschütteln und Freundlichthun und ein Herr- und Madamegrüßen, und zwar mit so lauter Stimme, als hätten sie vor ihren Herren gar keine Furcht. Manche junge schwarze Männer waren so zierlich und modemäßig gekleidet, wie die ersten Herren in der Stadt; sie trugen Hemden mit feinen Halskrausen von Kammertuch, waren mit schimmernden Juwelen geschmückt und stolzierten einher wie ein Pfau am

Mittag. Da ich, um meine Beobachtungen anzustellen, ganz langsam ging, so bemerkte ich unter anderen einen gut aussehenden jungen Neger, der ein paar junge Frauenzimmer, die so schwarz waren wie er selbst, anredete. Er zog seinen Handschuh ab, küßte seine Hand, beugte sich fast bis auf die Erde hinab, und indem er eine Zeitlang mit unbedecktem Haupte stehen blieb, redete er sie also an: „Wie geht es Ihnen, meine lieben Fräulein Sarah und Dina? Ich hoffe, ich habe das Vergnügen, Sie diesen Morgen in vollkommenem Wohlbefinden anzutreffen; ich hoffe, Mama und alle Freunde sind recht wohlauf. Wollen Sie mir das große Glück schenken, Sie in die Kirche begleiten zu dürfen?"

Ich bemerkte ferner auf meinem Gang zur Kirche, daß einige wenige Kaufläden geöffnet waren und daß darin Kaufen und Verkaufen vor sich ging. Man sagte mir, das seien jüdische Kaufleute. Alle übrigen Kaufläden waren geschlossen und still. Als wir in der Kirche angekommen waren, und nun die Orgel, an welcher es in der presbyterianischen Kirche fehlte, zu spielen anfing, war ich von der erhabenen Musik, die sich von allem, was ich je gehört oder geträumt hatte, so sehr unterschied, buchstäblich niedergedonnert; von den Worten aber, die gesungen wurden, konnte ich nichts verstehen. Einige von den Gebeten waren mir verständlich, und mit Freuden hörte ich, daß viele von den Schwarzen an diesem Teil des Gottesdienstes Anteil nahmen, indem sie mit Anstand und Andacht niederknieten und in die Responsen einstimmten. Der Gottesdienst schien mir jedoch zu sehr zusammengesetzt für eine so einfache und unwissende Person wie ich, und die einfachen Gebete der Presbyterianer schienen mir für meine Umstände besser zu taugen. Die englische Weise schien freilich mehr darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Zuhörer rege zu erhalten; aber wenn ich es sagen darf, es war dabei zu viel Umständlichkeit und steife Förmlichkeit; die andere Form schien mehr direkt aus dem Herzen zu kommen.

Auf dem Heimweg von der Kirche machte ich mir folgende Gedanken: „Diese weißen Leute sollten sich doch in der That für recht glücklich halten, da sie so viele Vorzüge und Segnungen besitzen. Was für prächtige, solide Häuser haben sie, was für zierliches Hausgeräte, welche hübsche Kleider zu tragen, welche üppige Speisen und Weine, welche schöne Straßen zum Spazierengehen, was für elegante Equipagen zum Fahren, und über das alles solche großartige Häuser zur Anbetung Gottes! Und welche erhabene Musik zur Erhebung und Beschwichtigung der Empfindungen! Aber ach! Warum sind sie doch so ungerecht gegen die schwarzen Leute? Warum neben allem andern ihnen das Lesen- und Schreibenlernen verwehren und so Gottes eigene Botschaft vom Himmel zu einem versiegelten Buch gerade für die Leute machen, die wegen ihrer Unwissenheit derselben am bedürftigsten wären?"

Abends ging mein Kamerad mit mir in eine Methodistenkapelle. Er sagte mir, die schwarzen Leute hielten es hauptsächlich mit dieser Kirchenpartei, welche im allgemeinen unserem Volk mehr Teilnahme beweise und sich überhaupt zum Volk mehr herablasse.

Als wir in die Versammlung eingetreten waren, wurde ein Lied vorgelesen. Der Vorsänger sagte langsam eine Strophe um die andere vor, und zu meiner großen Freude sang gleich die ganze Versammlung mit, Weiße und Schwarze. Viele von den letzteren, namentlich Frauenzimmer, kannten die Melodie ganz gut und sangen mit schöner heller Stimme. Ich versuchte mitzusingen, so gut ich konnte, und empfand dabei eine mir bisher unbekannte Art von innerem Genuß.

Auf dem Rückweg von der Kirche fragte ich mich selber, ob irgend ein weltlicher Verlust oder Unfall, den ich erlitten, zu vergleichen sei mit dem Glück, das ich jetzt genieße, da ich das Evangelium predigen höre, und die unendliche Liebe in der Erlösung JEsu mir, einem armen und unwissenden Sünder, angeboten werde. Ich fragte mich weiter: „Bist Du in Deinem Herzen vollständig versöhnt mit Kapitän Winton, und kannst Du auf Deine Kniee niederfallen und für ihn beten und ihm von Grund des Herzens verzeihen?" Ich gestehe aufrichtig, daß mir das letztere noch nicht ganz so klar war, wie mir mein Gewissen sagte, daß es sein sollte. Als ich jedoch weiter darüber nachdachte, wurde ich durch den heiligen Geist Gottes, der mir Herz und Augen erleuchtete, so weit gebracht, daß ich vor Schlafengehen auf meine Kniee fiel und Gott anrief, er möchte mich bald in den Stand setzen, dem Kapitän Winton zu verzeihen. Mitten in meiner Andacht jedoch flüsterte mir mein Gewissen abermals zu: „Aber wie, Zamba, wenn Gott Dich vor Anbruch eines neuen Tages von der Welt hinwegnimmt, wie willst Du vor ihm bestehen, wenn Du Deinem Feind noch nicht vergeben hast?" Ich merkte wohl, daß das Gewissen sich nicht bestechen ließ, und so wagte ich denn die Bitte: „HErr, gieb mir, daß ich in diesem Augenblick meinen Feinden vergeben kann, wo oder wer sie auch sein mögen; oder gieb, daß ich sie gänzlich vergesse."

In meinen verschiedenen Gesprächen mit Herrn Tomson hatte ich ihm meine Geschichte mit Kapitän Winton ausführlich erzählt, und Herr Tomson hatte natürlich kein Geheimnis daraus gemacht, so daß die übrigen Ladendiener und viele Kunden, die in unsern Laden kamen, damit bekannt wurden. Dadurch erregte ich mehr Aufmerksamkeit, als mir lieb war; denn, wiewohl alle damit einverstanden waren, dem Kapitän Unrecht zu geben, so kehrte sich doch am Ende jedesmal das Gelächter gegen mich, und alle Tage geschah es fünf- oder sechsmal, daß einer oder der andere, obwohl in gutmütiger Weise, mir erklärte, es sei mir recht geschehen. „Wahrhaftig," hieß es, „Du warst ein sauberer Bursche, Zamba; hast wollen 32 Deiner eigenen Landsleute verkaufen. Ein Hund sollte den andern nicht fressen, Zamba!"

Kapitän Winton war in Geschäften mit meinem Herrn verschiedenemale im Laden gewesen, bis jetzt aber war er mir nicht nahe gekommen; er ging gewöhnlich hinten herum durch eine andere Thüre, die in die Office führte. Ob es wirklich so war, weiß ich nicht, aber es kam mir wenigstens so vor, daß er mir nicht gern unter die Augen trete. So feig werden die Menschen durch das Schuldbewußtsein. Eines Nachmittags jedoch geschah es, daß er mit einem andern Herrn die Straße herabkam und an der großen offenen Ladenthüre vorbeigehen wollte, an welcher gerade allerlei Leute, Juden, Heiden und Christen, warteten, um die Waren in Empfang zu nehmen, die sie am Vormittag gekauft hatten. Einer von diesen, ein gar lustiger Mann aus Neuengland, rief hinaus: „He, Winton, kommet einmal daher und erzählet uns die ganze Geschichte von dem schwarzen Prinzen!" und damit deutete er auf mich, der ich gerade damit beschäftigt war, verschiedene Waren abzugeben. Der Kapitän wechselte seine Farbe nicht, sah aber ziemlich finster aus und antwortete: „Was hast Du denn wieder, Bennet? Du treibst immer solchen Unsinn." — „Wie, Kapitän! ich denke, das war kein Unsinn von Euch, 20,000 prächtige harte Dollars auf einen Zug einzustreichen! und das alles noch dazu ohne die geringste Mühe, wie man sagt, eine oder zwei Lektionen etwa ausgenommen, die Ihr diesem schwarzen Nincompoop gegeben habt. Ich muß gestehen, Winton, Ihr machet dem alten Connecticut Ehre, Ihr seid ein wahrer Trumpfkönig und thut nichts halb." Alles dies wurde auf eine freimütige Weise leicht hingesagt. Nichtsdestoweniger nahm er es offenbar sehr empfindlich auf; denn wie sehr auch die Leute sich darin gefallen mögen, dergleichen Streiche zu spielen, so wollen sie doch nicht haben, daß die Welt mit allen kleinen Umständen bekannt werde. Diesmal galt das allgemeine Gelächter dem Kapitän; und ein gutmütiger Krämer,

der mich schon vorher ein paarmal freundlich angeredet hatte, ließ mir, als ich ihm seine Waren auf einen Karren laden half, einen Vierteldollar in meine Hand schlüpfen und sagte: „Laß gut sein, Zamba; Du bist ein gewandter Bursche und wirst schon noch ein Mann werden. Und was den schurkischen Kapitän betrifft, so sage ich Dir, Dein Geld wird nicht lange bei ihm gut thun, so wahr ich Tobias heiße. Er hat die Würfel zu lieb."

Abends ging ich nach Hause zum Nachtessen, wo ich und meine Mitsklaven gefüttert wurden wie Prinzen; und in der großen Küche, wo das Feuer jeden Abend brannte, und an der wohlbesetzten Tafel sah man durchaus nichts von Traurigkeit oder Mißvergnügen. Ich wußte in der That oft nicht, warum man uns so viel Lustigkeit und Heiterkeit gestattete. Indessen war freilich ein erstaunlicher Unterschied zwischen unserer Lage und der von Tausenden unserer Landsleute.

Nach dem Nachtessen ließ mich Herr Tomson auf seine Stube kommen. Er wollte gerne wissen, welchen Eindruck die guten Dinge, die ich am Sonntag gehört, auf mich gemacht hätten, und welche von den verschiedenen Kirchen ich zum regelmäßigen Besuch vorzöge. Ich erklärte ihm alsbald, daß mir die Methodistenkirche am liebsten sei, „weil sie", sagte ich, „ihre Predigten ganz besonders an die Schwarzen richten und ihnen unser Mitsingen und Mitbeten zu gefallen scheint, und zudem halte ich sie für ganz einfache Leute, die zum Unterricht der armen Schwarzen am besten taugen." „Ich glaube, Du hast nicht ganz unrecht, Zamba," erwiderte er. „Du kannst auch noch einige andere Prediger in der Stadt hören; aber je eher Du Dich für einen entscheidest, desto besser ist's. Bleib bei einem Prediger, dann wirst Du nicht so leicht von jedem Wind umhergetrieben."

Wiewohl ich mir nach meiner Erfahrung mit Kapitän Winton vorgenommen hatte, keinem weißen Mann mehr zu trauen, so war mir's doch jetzt anders geworden. Herr Tomson schien ein so liebenswürdiger junger Mann zu sein und das Heil meiner Seele so sehr zu Herzen zu nehmen, daß ich dachte, ich könne nichts Besseres thun, als ihn auch in meinen äußerlichen Angelegenheiten zu Rate zu ziehen und ihm mein Vertrauen zu schenken. Ich sagte ihm daher von dem Gold, das ich aus den Klauen des Kapitäns gerettet hatte, und wie es damit zugegangen sei. Er war äußerst erfreut zu hören, daß ich so viel Klugheit und Vorsicht bewiesen, und sagte, es wäre doch recht schade, wenn mein Geld unthätig im Koffer liegen bliebe. Herr Naylor, meinte er, sei ein sehr reicher und ein sehr ehrenhafter Mann, und er wolle mit ihm über die Sache reden, er werde ohne Zweifel bereit sein, mein kleines Vermögen in Verwaltung zu nehmen und mir ordentliche Zinsen daraus zu bezahlen. „Unterdessen, Zamba," fuhr er fort, „obgleich Du weit mehr Geld hast, als Du brauchst, um Dich loszukaufen, so würde ich Dir doch als ein Freund raten, zu bleiben, wie Du bist; Du kannst's nirgends angenehmer bekommen als in Herrn Naylors Dienst, und es kann Dir nur nützlich sein, wenn Du noch mehr Erfahrung sammelst, ehe Du Dich auf eigene Rechnung in die Welt hinaus wagst. Ich kann mir vorstellen, Zamba," sagte er lächelnd, daß Du oft an Deine Heimat, an Dein Weib und an Deine Mutter denkst; aber habe nur noch ein wenig Geduld, man kann nicht wissen, was der Allmächtige noch für Dich aufgehoben hat. Und ich will Dir nur sagen, Zamba, daß ich, ob ich gleich nicht viel davon rede, doch ebenso oft an die Hügel meiner eigenen, lieben schottischen Heimat denke, als Du an Afrika; ich habe dort auch noch liebe Eltern und Schwestern und Brüder, von denen ich fast in jeder Nacht träume." Sofort erzählte er mir, sein Vater sei ein Geistlicher in Schottland mit einem kleinen Einkommen und einer großen Familie, und da er sehr sparsam lebe und außer seiner freien Station einen guten jährlichen Gehalt habe, so sei er imstande, seinem Vater jedes Jahr gegen 200 Dollars zu schicken. „Und das," sagte er, „ist noch lange nicht so viel, als einige meiner Kollegen jährlich auf Theaterbillets, Cigarren und Getränke verwenden. Aber meinen wackeren Eltern und der Gnade Gottes verdanke ich ja alles, und ich darf mir auf meine Rechenschaft nicht einmal etwas zu gute thun: meine Kameraden verwenden ihr Geld auf das, was ihnen Vergnügen macht, und das thue ich auch."

Am folgenden Morgen that ich meine verborgenen Schätze auf, und es zeigte sich, daß ich noch ungefähr 5 Pfund Goldstaub besaß. Dieser wurde das Pfund zu 250 Dollars verkauft, macht 1250 Dollars, und die 30 Dublonen 450 Dollars, so daß ich im ganzen 1700 Dollars in die Hände Herrn Naylors legen konnte, der mir zu meinem vorsichtigen Benehmen Glück wünschte. „Ich will Dir 7 Prozent anrechnen," sagte er, „so daß Dir jedes Jahr 119 Dollars zu gute kommen, und Dein Vermögen somit mit jedem Jahr wächst. Und nun sage ich Dir in Gegenwart Herrn Tomsons, daß ich Dir für den Fall meines Todes einen Freibrief geben werde und ebenso einen Empfangsschein für das Geld, denn Du mußt wissen, daß nach den Gesetzen dieses Staats ein Sklave kein Vermögen auf eigenen Namen besitzen kann. Sie werden diese Papiere ausfertigen, Herr Tomson, und wir wollen dem armen Zamba zeigen, daß nicht alle weißen Leute so habsüchtig sind wie Kapitän Winton." Ich war ganz betreten über die Herablassung meines Herrn und wunderte mich ungemein, daß das Geld in den Händen der weißen Leute von Jahr zu Jahr so schnell wächst.

Abgerechnet meine Bekümmernis bei dem Gedanken an Afrika und meine treuen Freunde daselbst, fühlte ich mich an Leib und Seele gesund und wohlauf. Herr Tomson verrichtete getreulich sein Lehreramt, gab mir wenigstens viermal wöchentlich Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen und erteilte mir das Zeugnis eines hoffnungsvollen Schülers. Er pflegte zu sagen: „Wie blind sind doch die Regenten dieses Staats, daß sie den Schwarzen alles Lernen verwehren; und wie sehr streiten sie gegen ihren eigenen Nutzen! Sie könnten vortreffliche Schreiber und Buchhalter haben und brauchten nicht weißen Leuten so große Gehalte zu zahlen. Ich zweifle z. B. nicht, Zamba, daß Du bei ordentlichen Lehrern und wenn die Sache offen betrieben würde, in wenigen Jahren ebensogut schreiben und Ziffern machen könntest, als viele Clerks in Charleston, die jährlich 1000 bis 1200 Dollars bekommen. Allein dummes Vorurteil macht oft die Leute blind gegen ihr wichtigstes Interesse, und das wichtigste Interesse für einen Mann in Amerika scheint die Erwerbung von Dollars zu sein. Es giebt Kaufleute in dieser Stadt, die, wenn sie ihre eigenen Neger unterrichten ließen, jährlich 6—8000 Dollars ersparen könnten." — Was mich selber betrifft, fand ich, daß, je mehr ich in Büchern las, desto mehr meine Begierde zunahm, so viel als möglich von den Völkern anderer Länder zu erfahren; und das wenige, was ich bereits gelernt hatte, leistete mir sehr gute Dienste bei der Ausrichtung meines Berufs.

Herr Naylor hatte ein sehr ausgebreitetes Geschäft. Er verkaufte eine Menge liegender Güter, Häuser, Ländereien u. dgl., auch unermeßliche Warenvorräte, die auf Schiffe geladen wurden, Negerladungen fast jeden Tag und überdies eine zahllose Menge von trockenen Waren im Magazin. Solange ich in seinem Dienst stand, erlebte ich manche Wechselfälle in der Handelswelt. Während des Kriegs mit England z. B. von 1812 bis 1815 lagen die Geschäfte fast ganz darnieder. In der That ist der Krieg, wie für jedes Land, so besonders für Amerika, ein Verderben und ein Fluch. Der Handel war völlig zu Boden getreten und größtenteils sogar der Ackerbau. Gute Baumwolle wurde z. B. in Charleston das Pfund zu 5 bis 6 Cents angeboten; aber niemand wagte es, sie zu kaufen, denn

man war täglich in Furcht, die Engländer könnten kommen und die Stadt samt allen Waren verbrennen, doch erinnere ich mich, daß ein gewisser Holländer, der sehr reich war und vielleicht genauere Nachrichten aus Europa hatte, es wagte, 10—12,000 Ballen Baumwolle zu diesem niedrigen Preis anzukaufen und das Verbrennen zu riskieren. Als der Friede kam, verkaufte er seinen ganzen Vorrat um 20 bis 25 Cents und machte so einen Profit von mehr als einer halben Million Dollars. Ich erinnere mich auch, daß die ersten Waren, die wieder aus England kamen, zu ungeheuren Preisen verkauft wurden: z. B. gewöhnliche Porzellanteller mit blauem Rand, von denen das Dutzend in Liverpool etwa 50 Cents kostet, wurden zu 6 Dollars bezahlt. Etwa zwölf Monate nachher kosteten sie dann freilich nur einen halben Dollar, denn der Markt wurde überführt und man mußte zu Auktionen seine Zuflucht nehmen. Andere Artikel, englische, französische und deutsche, waren bei der Wiedereröffnung des Handels ebenso gesucht; aber der Markt wurde bald so überführt, daß ich auf Auktionen Geldopfer bringen sah, die einen Mann vom Handelsfach zu Thränen hätten bringen können.

Bis jetzt hatte ich hinsichtlich meiner Landsleute von den Übeln der Sklaverei nur wenig wahrgenommen. Karrenfuhrleute, Lastträger und Arbeiter jeder Art schienen im allgemeinen lustig und wohlauf zu sein; und wenn ein Schiff mit Baumwolle, Reis u. dgl. geladen wurde, so würde ein Fremder gedacht haben, der Neger sei eines der lustigsten Geschöpfe der Welt. Da wurde so unaufhörlich gesungen und geschrieen, als ob es gar keine Sorge in der Welt gäbe. Aber, wie schon gesagt, ich hatte bis jetzt nur die Lichtseite des Bildes gesehen. Allerdings ist schon die Thatsache, daß meine Landsleute zum Verkauf ausgestellt wurden, etwas Beklagenswertes; aber an diesen Handel hatte ich mich gewöhnt, war vielleicht sogar etwas unempfindlich dagegen geworden. Fast täglich kamen Negerverkäufe bei uns vor. Doch ich muß etwas mehr ins einzelne gehen. Wenn mein Herr z. B. von einem seiner Kunden Auftrag bekam, einen einzelnen oder einige Neger zu verkaufen, so hieß das gewöhnlich ein **Los**, und der Verkauf fand vor dem Auktionsmagazin statt. War die Zahl beträchtlicher, so nannte man es eine **Rotte**, und der Verkauf wurde auf der Börse vorgenommen. War's im Magazin, so wurde ein großer Tisch vor die Thüre auf das steinerne Pflaster gestellt. Auf diesen Tisch stieg mein Herr oder einer seiner Teilhaber, in der einen Hand eine Liste, in der andern einen kleinen hölzernen Hammer. Der oder die Neger, gewöhnlich in ihrer besten Kleidung, wurden nun gleichfalls auf den Tisch gestellt und mußten den Kopf in die Höhe richten. Herr Naylor las sodann eine Schilderung ihrer Eigenschaften ab: gesund, nüchtern, ehrlich, kein Davonläufer u. dgl. Dann wurden die Verkaufsbedingungen festgesetzt, entweder bares Geld oder ein endossierter Wechsel auf zwei, drei oder gar sechs Monate Sicht. Unterdessen hatten sich die Kauflustigen, worunter oft weiße Damen, um den Tisch her gesammelt. Es wurden Fragen an das Stück lebender Ware gerichtet und gewöhnlich ruhig und bescheiden beantwortet, obwohl ich auch einige von meinen Landsleuten sehr mürrisch und abstoßend antworten hörte. Andererseits habe ich auch einige junge Bursche gesehen, die so lustig waren wie eine Feldlerche und mit den Umstehenden lachten und scherzten. Diese jedoch konnten in der Regel recht gut vermuten, in welche Hände sie wahrscheinlicherweise fallen würden. Mehr als einmal hörte ich so einen jungen Burschen, wie er einem vorbeigehenden Herrn zurief: „Wie, Massa Robertson, kommen Sie daher und bieten Sie auf mich und lassen Sie mich nicht dem alten Herrn Lamb in den Händen, der mich gern haben möchte; ich möchte lieber Ihnen dienen, Herr."

Ich habe jedoch auch Auftritte bei Auktionen mit angesehen, welche einem in die Seele schneiden mußten, namentlich bei Sklavinnen. Ich habe arme Weiber gesehen, die so aufgeregt waren und die Luft so mit ihrem Geschrei erfüllten, daß der Auktionär, nachdem er alle Beruhigungsmittel vergeblich versucht hatte, sich genötigt sah, den Verkauf auf den folgenden Tag zu verschieben, und daß die armen Weiber ins Magazin hereingebracht und mit einem Glase Wein gestärkt werden mußten, denn mehr als einmal sah ich sie in Ohnmacht fallen. Was würden Frauen im civilisierten England von den schönen und feinen Damen des freien und christlichen Amerika denken, wenn sie Zeugen davon sein würden, wie diese Lilien der Schöpfung auf einem Auktionstisch stehen und an die Schlachtopfer ihres eigenen Geschlechts Fragen richten, die kein anständiger Mann nachsprechen würde, und wenn sie das thun in Gegenwart von einem Haufen Männer! Zu derselben Zeit sah ich, wie Männer diesen armen schwarzen Frauen befahlen, ihre Strümpfe auszuziehen, und wie sie den armen Geschöpfen selbst dabei halfen. Sie thaten dies, wie man mir sagte, um sich davon zu überzeugen, daß die zum Kauf angebotenen Personen nicht mit Krankheiten oder Geschwüren an den Beinen behaftet seien; aber es geschah mit der äußersten Gefühllosigkeit und gerade so, wie der Fleischer mit seinen vierbeinigen Schlachtopfern umgeht.

Ich habe gesehen, wie Mann und Weib, zuweilen mit einem oder zwei kleinen Kindern, auf dem Auktionstisch standen, und wie der Mann, die Arme um den Hals seiner treuen und lange geliebten Gattin geschlungen, mit den rührendsten Worten und unter strömenden Thränen flehte, sie möchten ihn doch nicht trennen von dem, was ihm auf Erden das teuerste sei, und wie das arme Weib mit aller Beredsamkeit bat, man möchte sie doch den Rest ihres Erdenlebens in Gemeinschaft mit dem Geliebten ihres Herzens zubringen lassen. Aber alles vergeblich! Der Bequemlichkeit eines hochmütigen, anmaßenden Pflanzers oder eines eisenherzigen Sklavenhändlers zulieb, der sein lebenlang gewohnt war, die schwarze Rasse nur als eine höhere Tierklasse zu betrachten, wurden die heiligsten und zartesten Bande der Menschheit auseinandergerissen, und einige plumpe Späße über den großen Lärm um nichts war alles, wozu sie sich herabließen. Hundertmal hörte ich sagen: „Empfindungen eines Negers! Wo in aller Welt bringen **die** Empfindungen her? Nein, nein, mein guter Bursche, dein Weib und Kinder gehen mit mir; sie kann vortrefflich kochen und waschen, wie ich höre, und einen Burschen wie Du brauche ich wahrhaftig jetzt nicht." Oder: „Ei nun, ich würde gern ein paar Dollars über meine Regel hinausgehen, um euch alle zufriedenzustellen; aber ich weiß ganz gut, daß Du bald ein Weib finden wirst, wohin Du auch kommen magst; und was Dein Weib betrifft, von der Du Dich so ungern zu trennen scheinst, nun ich verspreche Dir, ich will einen Mann für sie finden ganz nach ihres Herzens Wunsch." Unter vielen weißen Leuten hört man die Behauptung, ein Neger habe kein Gefühl, wiewohl auch diese das Gegenteil ganz gut wissen und nur die Behauptung vor der Welt aufrecht halten, um ihre eigene Gefühllosigkeit zu bemänteln. Ich habe gesehen, wie Mann und Weib sich so schwer voneinander trennten, daß endlich der Mann ins Magazin hineingeschleppt und gezwungen werden mußte, die Ankunft seines Käufers abzuwarten, während das weinende Weib mit den Kindern die Straße hinaufgeführt und in einen Wagen gesetzt wurde, der auf sie wartete. Hintendrein kam der gebietende, edle, hochherzige und großmütige republikanische Meister und brachte den Nachtrab mit einer Kuhpeitsche in der Hand, die er dann und wann mit einem leichten Schlag auf die Schulter seiner neugekauften Leibeigenen fallen ließ.

Mein Herr hatte oft ganze Schiffsladungen von Sklaven, die frisch aus Afrika kamen, aber oft gar nicht frisch waren, zu verkaufen. Ich habe oft Schiffe aus meinem Vaterland kom-

men sehen, deren Ladung wenigstens dreimal so stark war als die auf dem Schiff, das mich nach Amerika brachte. Der Schmutz und das abscheuliche Aussehen einiger dieser Sklaven war oft über alle Beschreibung; und die abschreckende, verkommene, elende Gestalt der „Ladung" hätte einem solchen Handel auf immer entleiden können, wären nicht die damit beschäftigten Personen jeder Empfindung bar gewesen, die der menschlichen Natur zur Ehre und Zierde gereicht. Zuweilen sah ich die armen Schlachtopfer des Goldburstes so weit herabgekommen, daß die Eigentümer des Schiffes sich schwer darüber beklagten, den Eingangszoll von ihnen (zehn Dollars per Kopf) bezahlen zu müssen. „Zehn Dollars!" hörte ich sie sagen, „was, einige dieser armen Teufel sind keine zehn Cents wert! Aber wir können doch nicht — —" weiter sagten sie nicht, sie wollten aber sagen: wir können sie doch jetzt nicht mehr ins Meer werfen und so den Zoll ersparen; — das auszusprechen, wäre freilich fast zu offen gewesen, selbst für Carolina. Ich weiß aber ganz gut, daß man in einzelnen Fällen dem Kapitän so zart als möglich zu verstehen gab, er solle sich seiner so lästigen Fracht in Zukunft jenseits der Barre von Charleston entledigen.

Einen Auftritt, der etwa sechs Jahre nach meiner Ankunft in Charleston vorgekommen ist, muß ich doch auch erzählen. Mein Herr hatte Auftrag, einen Schoner samt der Mannschaft zu verkaufen; und an dem festgesetzten Tage ging er mit Herrn Tomson und mir nach der Werfte, wo das Schiff lag. Nachdem eine Anzahl von Kauflustigen sich auf dem Verdeck des Schoners und auf der Werfte versammelt hatte, las Herr Naylor eine Beschreibung des Kaufobjekts vor: „Der Schoner Susannah, nebst allem Geräte und Zugehör, ein Fahrzeug von 65 Tonnen, 3 Jahre alt, regelmäßiges Handelsschiff nach Georgetown, führt eine starke Ladung im Verhältnis zu seinem Tonnengehalt. Bedingungen: ein Wechsel auf 90 Tage Sicht, für den das Schiff haftet." Nun gut, das Schiff wurde einem Herrn Lawson zu 2250 Dollars zugeschlagen. Hierauf las Herr Naylor weiter: „Der Patron Pompejus, ein schwarzer Mann von 28 Jahren, ein Neger erster Sorte — —" Hier wurde Herr Naylor von Pompejus, der in seiner besten Kleidung dicht hinter ihm auf dem Halbverdeck stand und in der That ein so hübscher Bursche war als irgend einer in Carolina, unterbrochen; Pompejus neigte sich vor Herrn Naylor und sagte: „Herr Naylor, wenn es Ihren Empfindungen nicht unangenehm ist, so bin ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich Kapitän nennen, namentlich da, wie Sie bemerken, mein Herr, meine Mannschaft anwesend ist. Ich wünsche jederzeit vor meiner Mannschaft ein gutes Beispiel zu geben." Mit diesen Worten warf sich Pompejus mit Anstand und Würde in die Brust, indem er seine Arme übereinander schlug. Herr Naylor, in der That allezeit ein sehr leutseliger Mann, lächelte gleich allen Anwesenden und sagte: „O ganz recht, in allweg Kapitän Pompejus; ich habe mich in der That versprochen. Nun also: ein Neger erster Sorte, Namens Pompejus, Kapitän des besagten Schoners Susannah, 28 Jahre alt, gesund, nüchtern und ehrlich, wohlbekannt mit dem Handel nach Georgetown und Savannah und ebenso mit dem Schildkrötenfang an der Küste von Florida. Wer bietet auf Kapitän Pompejus? Er wird für jeden, namentlich für den Eigentümer dieses Schoners, eine bedeutende Aquisition sein. Sind 500 Dollars geboten?"

„Ja", sagte ein Kauflustiger.

„600 Dollars! höre ich — 700 Dollars — danke Ihnen, Herr Turner; 800 Dollars! — 900 Dollars! — 1000 Dollars für Kapitän Pompejus! Vorwärts, meine Herren! Sie sind noch nicht halbwegs. Kapitän Pompejus ist 2000 Dollars wert so gut als einen Groschen."

Als die 1000 Dollars geboten wurden, richtete ich mein Auge auf Pompejus und betrachtete ihn mit lebhafter Teilnahme, denn ich war gut mit ihm bekannt. Es war merkwürdig, die Wirkungen der menschlichen Natur oder vielmehr des menschlichen Stolzes bei ihm wahrzunehmen: bei dem Gebot von 1000 Dollars hielt Pompejus sein Kinn wenigstens um drei Zoll höher, und seine hervorstehenden schwarzen Augen funkelten vor Aufregung. Doch um fortzufahren: es wurden 1100 Dollars geboten — „1200 Dollars! höre ich recht?" sagte Herr Naylor; „1300 Dollars — 1300 Dollars! ist das alles, was für Kapitän Pompejus geboten wird, den geschicktesten Mann im ganzen Küstenhandel? Es heißt in der That ihn wegwerfen."

„Nicht so schnell! Herr Naylor, wenn's Ihnen gefällig ist", sagte Pompejus, indem er ihn abermals unterbrach; „ob Sie mich wegwerfen oder nicht, soviel wissen Sie, mein Herr, daß ich die Susannah nicht wegwerfen werde, noch mich selber, wenn ich es anders machen kann."

„Gut gegeben, Kapitän Pompejus," sagte einer der Bietenden, „50 Dollars mehr für das, mein Junge!"

Herrn Lawson, der das Schiff gekauft hatte, schien es jetzt ganz unbehaglich zu werden; endlich rief er: „1500 Dollars, Herr Naylor! und das ist mein letztes Gebot."

„1500 — 1500 — sagt niemand weiter? Also 1500 Dollars zum ersten-, zum zweiten-, zum drittenmal! Es ist ein hoher Preis, Herr Lawson, aber Sie haben immer noch Gewinn dabei, wenn Sie des Kapitän Pompejus Charakter und Geschicklichkeit in Anschlag bringen."

Herr Naylor fuhr nun fort: „Jakob, ein Neger, 30 Jahre alt, gesund, nüchtern und treu, versieht die Steuermannsstelle; Cäsar, 25 Jahre alt, von ähnlichem Charakter, ist Proviantmeister; Jupiter, ein Negerknabe, 16 Jahre alt, ein vielversprechender Junge, besorgt die Küche: diese drei gehen in einem Los. Bedingung für sämtliche Neger: bare Bezahlung."

Um den Leser nicht mit dem Auktionsgerede zu ermüden, will ich nur kurz sagen, daß diese drei dem Herrn, der die beiden andern Lose gekauft hatte, um 2000 Dollars zugeschlagen wurden.

Der Verkauf war nun zu Ende; Kapitän Pompejus beugte sich tief vor Herrn Lawson und Herrn Naylor und sagte: „Meine Herren, ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweisen, mit so vielen von den übrigen Herren, als Lust dazu haben, in meine Kajüte hinabzusteigen und ein Glas Wein anzunehmen. Es wird mir sehr angenehm sein für meine Empfindungen und ich bitte, Sie möchten mir das Glück nicht versagen, Sie einmal bewirten zu dürfen."

„O ja, Kapitän Pompejus, in allweg", sagten gleich zwei oder drei von den Herren, „wir werden mit viel Vergnügen auf das Wohlergehen der Susannah, ihres Kapitäns und ihrer Mannschaft trinken."

Der Leser wird bemerkt haben, daß von der ganzen Mannschaft der Susannah ein jeder ein besonderes Amt bekleidete. Der eine war Kapitän, der andere Steuermann, der dritte Proviantmeister und der vierte Koch. Als sie hinuntergingen, hörte ich, weil die Springluke der Kajüte offen stand, wie Pompejus dem Cäsar befahl, Gläser und Flaschen aufzusetzen. Er holte einige Flaschen Madeirawein und hatte auch ein paar Kannen Branntwein auf dem Tisch stehen. Eigenhändig trug er den Liqueur auf einem Präsentierteller umher und bediente seine Gäste mit großem Respekt.

„Setzt Euch ein wenig, Kapitän Pompejus!" sagte sein neuer Herr, „setzt Euch und nehmet selber auch ein Glas."

„Nein, Herr Lawson," erwiderte er, „ich danke Ihnen recht sehr, aber ich kenne meine Stellung: ich werde mich nicht niedersetzen in der Gegenwart weißer Herren und namentlich, wenn einer von ihnen mein Eigentumsherr ist; aber ich will

mit großem Vergnügen auf das Wohl aller Anwesenden trinken."

Nach kurzer Zeit verabschiedeten sich seine Gäste und er kam aufs Verdeck und ersuchte mich in die Kajüte zu kommen, wo er sehr fein und anständig den Wirt machte. Er saß oben am Tisch, ich zu seiner Linken, und wir unterhielten uns mit Essen, Trinken und vielleicht zu voreiligem Kritisieren unserer weißen Herren. Pompejus vergaß auch seine Mannschaft nicht und bewirtete sie recht artig, jedoch mußten sie stehen bleiben. Er kannte seine Würde zu gut, um seine Untergebenen sitzen zu heißen, besonders wenn er Gesellschaft hatte.

Der Leser wird aus diesem allen ersehen, daß Pompejus die Welt kannte und den Hofmann vielleicht ebensogut spielen konnte als mancher, der einen Stern auf der Brust trägt. Es muß indes bemerkt werden, daß Kapitän Pompejus, obwohl ein Sklave, von seinem Herrn ganz anders behandelt wurde als die gewöhnlichen Neger. Es war ihm ein beträchtlicher Anteil am Gewinnst verwilligt und nebenher hatte er noch manche Gelegenheit, für eigene Rechnung einen Groschen zu verdienen. Wenige Jahre nach der Zeit, da obiges vorfiel, kaufte er sich frei und es ist ihm seither gut gegangen.

(Schluß folgt.)

Die socialistische Bewegung.

Für die Abendschule von K.

IV.

Der Staatssocialismus und die Socialdemokratie. Die außerdeutschen Länder.

In Deutschland war, wie wir gehört haben, der Bruch zwischen den beiden Fraktionen der Socialdemokratie, den Gemäßigten und den Radikalen, endgültig vollzogen. Die allgemeinen Wahlen zum Reichstage im Herbst 1881 gaben neuen Anlaß zur Verschärfung des bestehenden Gegensatzes. Den Anarchisten war die prinzipielle Wahlenthaltung selbstverständlich; ihnen stand es ja längst fest, daß ihre Hoffnungen lediglich durch Zerstörung und Vernichtung alles Bestehenden erfüllt werden könnten. Die „Gemäßigten" dagegen ließen sich wieder mehr durch den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit leiten. Sie beschlossen, sich an den Wahlen zu beteiligen. Ihren Zweck, den sie dabei verfolgten, gaben sie sehr offenherzig an. „Wir wählen nicht", so heißt es in einem Artikel ihres Parteiorgans, „weil wir etwa wähnen, mittelst des Stimmzettels unserer Sache den endgültigen Sieg verschaffen zu können.... Wir wählen vielmehr, weil wir einen Protest abgeben wollen gegen die politische Schandwirtschaft, gegen die sociale Massenausbeutung in Deutschland; wir wählen, um die Massen zu revolutionieren. Unser Wahlsieg heißt: Sieg der Revolution!"

Zur Herbeiführung eines solchen Sieges arbeiteten die Socialisten wie die Bienen. Die nötige „Seife" ging der Hauptsache nach vom Auslande ein. So hatte der Reichstagsabgeordnete Fritzsche im Frühjahr 1881 eine Agitationsreise durch die Vereinigten Staaten unternommen und hier bei den „Genossen" 13,000 Mark zusammengeschnorrt. Das Fehlende wurde innerhalb der Partei aufgebracht. Mit dem Wahlergebnis konnten die Socialdemokraten sehr zufrieden sein. Sie gaben im ganzen 312,000 Stimmen ab und wählten zwölf ihrer Leute in den Reichstag. Eine Abnahme des socialistischen Anhanges hatte also kaum stattgefunden. Das bewiesen auch die Reichstagsnachwahlen, die Landtags- und Kommunalwahlen im Jahre 1883: in Hamburg wurde mit einem gegen die Vorjahre erheblichen Stimmenzuwachs Bebel als dreizehnter in den Reichstag gewählt, in den sächsischen Landtag sandte die Partei vier Vertreter, bei den Berliner Kommunalwahlen brachte sie fünf Kandidaten durch, in einer Anzahl von Ortschaften, z. B. in der Umgegend von Leipzig und Dresden, verfügte sie über die Mehrheit der Sitze in den Gemeinderäten.

Die Reichstagssitzung war auch in socialpolitischer Hinsicht eine äußerst wichtige. Am 17. November 1881 erließ Kaiser Wilhelm an die Vertreter des Volkes eine Botschaft, in welcher er, resp. Fürst Bismarck, den sogenannten Staatssocialismus energisch betonte. Der Staat selbst sollte die sociale Frage lösen. So gingen denn dem Reichstage verschiedene socialpolitische Gesetzesvorlagen zu, über Unfallversicherung, Tabaksmonopol, Krankenkassen u. s. w. Die Regierung glaubte, dadurch dem Umsichgreifen der revolutionären Ideen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Das ausgesprochene Prinzip war die „positive Förderung des Wohles der Arbeiter", die „Heilung der socialen Schäden" durch „staatliche Fürsorge". „Für diese Fürsorge", heißt es in der Kaiserlichen Botschaft, „die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht." Mag man gegen die einzelnen einschlagenden Gesetzesvorlagen sagen, was man will: das eine kann nicht geleugnet werden, daß sie sämtlich auf Aufhebung der socialen Übelstände abzielen. Es gereicht dem deutschen Kaiser und seinem Reichskanzler zur Ehre, den ersten praktischen Versuch zu ihrer Beseitigung gemacht zu haben. Aber den socialdemokratischen Führern war und ist es nicht um Staatshilfe zu thun. Schon im November 1881 vereinigten sie sich dahin, „den Staatssocialismus unbedingt von der Hand zu weisen, solange er von Bismarck inauguriert werde und das Regierungssystem desselben zu stützen bestimmt sei." Ein im April 1883 in Kopenhagen abgehaltener Parteikongreß bekannte sich zu dieser Stellungsnahme. Es wurde einstimmig beschlossen, daß der Kongreß weder an die ehrlichen Absichten, noch an die Fähigkeit der herrschenden Klassen glaube, sondern der Überzeugung sei, daß die „sogenannte" Socialreform nur als taktisches Mittel benutzt werden solle, um die Arbeiter vom wahren Wege abzulenken. Nichtsdestoweniger aber sei es die Pflicht der Reichstagsabgeordneten der Partei, bei allen auf die Verbesserung der ökonomischen Lage des Volkes gerichteten Vorschlägen, ohne Rücksicht auf die Motive, die Interessen der Arbeiterklassen energisch wahrzunehmen, selbstverständlich aber ohne dabei auch nur einen Augenblick auf die Gesamtheit der socialistischen Forderungen zu verzichten. Im übrigen erklärte der Kopenhagener Kongreß ausdrücklich: „Wir sind eine revolutionäre Partei, unser Ziel ist ein revolutionäres, und wir geben uns über seine Durchführung auf parlamentarischem Wege keinen Illusionen hin!"

Dem ganz entsprechend war das Verhalten der socialistischen Reichstagsabgeordneten den Bismarckschen Reformvorlagen gegenüber. Das zeigte sich schon bei der ersten, dem Krankenkassengesetz. Sie stimmten nicht nur einstimmig gegen die Vorlage, sondern suchten auch nachträglich, nachdem dieselbe Gesetz geworden war, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um das Gesetz bei den Arbeitern in Mißkredit zu bringen und es womöglich zu einem totgeborenen Kinde zu machen. Ähnlich haben sie sich dem Unfallversicherungsgesetz, welches der Reichstag ganz vor kurzem — Juli 1884 — angenommen hat, gegenüber verhalten. Sie hätten doch eigentlich einen doppelten Grund gehabt, für das Gesetz einzutreten. Die socialistische

Partei spielt sich ja immer als Vertreterin der notleidenden Klassen auf; hätte sie also nicht mit Freuden ein Gesetz begrüßen müssen, welches dem Arbeiterstande erwiesenermaßen große Vorteile bietet? Sodann die ganze Art der Bismarckschen socialpolitischen Gesetzgebung ist ja dem socialistischen Programm entlehnt; das Eintreten der Gesamtheit für den Einzelnen bildet ja gerade die Grundlage aller socialdemokratischen Lehren. Warum eifern denn die socialistischen Führer grundsätzlich gegen den Staatssocialismus und schlagen sich damit selbst ins Gesicht? Die Antwort ergiebt sich aus dem früher Gesagten von selbst. Die socialdemokratische Partei ist eben durch und durch revolutionär, sie ist eine Umsturzpartei, sie will keine Reformen seitens des jetzigen Staates, sie will diesen vernichten, sie hält starr und unerschütterlich an ihren eigenen Zukunftsplänen fest, es soll in jeder Beziehung eine radikale, vollständige Änderung der bestehenden Gesellschaftsordnung herbeigeführt werden! Damit ist aber auch zur Genuge bewiesen, daß auch die Bestrebungen der sogenannten Gemäßigten noch immer gemeingefährlich sind. Man kann sich daher nur freuen, daß der Reichstag im Mai dieses Jahres beschlossen hat, das Socialistengesetz vom 21. Oktober 1878 abermals für zwei Jahre in Geltung zu lassen.

Gegenwärtig trägt die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands eine Siegesgewißheit zur Schau, wie nie zuvor. Und in der That, ihre Erfolge sind bedeutend. Trotz des Socialistengesetzes hat sie es verstanden, sich eine Organisation zu schaffen, um welche sie von allen gleichgesinnten Parteien des Auslandes beneidet wird. Trotz der Armut ihrer Anhänger verfügt sie über bedeutende Geldmittel. Trotz der Wachsamkeit der Behörden weiß sie für die gesetzlich verbotene Verbreitung ihrer Parteipresse immer neue Mittel und Wege ausfindig zu machen. Endlich die verschiedenen Wahlen haben gezeigt, daß der Anhang der Partei kaum einen Abgang erlitten hat. Aber trotz dieser beunruhigenden Thatsachen glauben wir nicht zu irren, wenn wir die Sachlage in unserem teuren alten Vaterlande für verhältnismäßig günstig ansehen. Das Socialistengesetz und die Socialreformen äußern doch eine gute W rkung. Durch fortgesetzte Anwendung des Gesetzes ist die geheime Organisation besonders in den Mittelpunkten der socialistischen Bewegung immer wieder zerstört worden. Hie und da ist auch in den Arbeiterkreisen der starre Bann der Partei durchbrochen. Es beginnt sich Interesse für die socialen Reformpläne der Regierung zu zeigen, namentlich seit der berühmten Rede Bismarcks im Mai l. J., wo er im Reichstage „Recht auf Arbeit" proklamierte. Dazu kommt, daß unter den Führern selbst Mißmut, Unzufriedenheit und gegenseitiges Mißtrauen herrscht. Einen Beleg hierfür bieten u. a. die Auswanderung der Reichstagsabgeordneten Fritzsche und Vahlteich und anderer nach Amerika, sowie der Rückzug verschiedener Führer aus der Bewegung. So trat noch vor kurzem der Abgeordnete Rittinghausen formell aus der Partei aus, und ein anderer hat in kräftigster Form seinem Überdruß an der bisherigen Parteileitung Ausdruck gegeben. Unfraglich ist also ein erster, wenn auch kleiner, Keil in die socialdemokratische Partei selbst getrieben worden. Endlich muß auch hervorgehoben werden, daß die große Mehrzahl der deutschen Socialisten mit Anarchisten und Mordbrennern nichts zu thun haben will. Bis jetzt haben letztere nichts ausrichten können, so viele Putsche sie auch schon unternommen haben. Die Entdeckung, daß dieselben bei Gelegenheit der Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald ein Dynamitattentat auf den Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten projektierten, führte im Reichstage bekanntlich zur Annahme eines ziemlich strengen Dynamitgesetzes. Mit Hilfe desselben wird Deutschland hoffentlich vor großem Leid bewahrt bleiben, da bis jetzt der Anarchismus in den Arbeiterkreisen noch keine Wurzel geschlagen hat. Aber trotz alledem sehe man die Lage der Dinge nicht in zu rosigem Lichte! Der Socialismus hat einen mächtigen Verbündeten, das ist der gottlose, materialistische Zeitgeist. Je mehr Boden dieser gewinnt, desto mehr ist zu befürchten, daß schließlich doch eine Katastrophe erfolgen werde. Und da leider behauptet werden muß, daß die Gottentfremdung, der Gotteshaß, die Entchristlichung der Massen immer weitere Kreise ergreift, so können wir uns auch der ernsten Befürchtung nicht verschließen, daß der revolutionäre Geist und mit ihm Anarchismus und Nihilismus wie in Deutschland, so auch in anderen Ländern schließlich wenigstens zeitweilig die Oberhand bekommen wird.

Auf die socialistische Bewegung der übrigen europäischen Länder ausführlich einzugehen, verbietet uns der Raum. Es muß daher genügen, wenn wir hinsichtlich derselben einige allgemeine Andeutungen geben.

Seine ersten und mannigfaltigsten Blüten hat der Socialismus in Frankreich getrieben, hier hat er auch den ersten praktischen Versuch mit seiner Theorie gewagt — wir meinen die Pariser Kommune vom Jahre 1871 mit ihren Schandthaten und Greueln aller Art. Seitdem hat die socialistische Gesamtbewegung in dem republikanischen Frankreich stetig zugenommen und erweckt ganz besondere Besorgnisse. Sie trägt hier einen so revolutionären und gewaltsamen Charakter, wie mit Ausnahme des Nihilismus in Rußland, sonst nirgends. Die revolutionären Blätter, die von dem wildesten Hasse gegen alles Bestehende erfüllt sind und bei jeder Gelegenheit zu Gewaltthätigkeiten aufhetzen, sind förmlich wie Pilze aus dem Boden geschossen. Das ganze Land ist mit Agitatoren überschwemmt, die sich gegenseitig an Radikalismus zu überbieten und die Massen durch zündende Reden aufzuwiegeln suchen. Verschiedene Blätter gaben ganz ausführliche Vorschriften über Herstellung und Anwendung von Dynamit, Nitroglycerin und anderen Explosivstoffen zur Vernichtung des Bestehenden. Die Regierung legte dieser scheußlichen Agitation kaum ein ernstliches Hindernis in den Weg. Die Folge davon war, daß eine Zeitlang, namentlich 1882, Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung waren, so in Lyon, Monceau-les-Mines, vor allem aber in Paris. Hier kam es im März 1883 zu Straßendemonstrationen, welche unter Teilnahme von vielen Tausenden in Plünderung von Bäckerläden, Ausstreuen von Petarden und andere Excesse ausarteten. Am 14. Juli erfolgten blutige Zusammenstöße mit der bewaffneten Macht in Roubaix und einigen anderen Orten. Nun raffte sich die Regierung allerdings auf, verschiedenen Anarchisten wurde der Prozeß gemacht, einige der Haupträdelsführer, wie der Nihilist Fürst Krapotkin, die berüchtigte Louise Michel u. a., mußten ins Gefängnis wandern, gegen aufrührerische Redner wurde strenger verfahren u. dgl. m. Aber trotzdem ist ein Stillstand in der Bewegung kaum wahrzunehmen, im Gegenteil haben diese Regierungsmaßnahmen nur Ausbrüche der wildesten Rache zur Folge gehabt und den Radikalen neue Scharen zugeführt. Paris ist der eigentliche Herd des internationalen Socialismus, und dieser blickt mit dem größten Vertrauen in die Zukunft. Seine Leiter haben ausgesprochenermaßen die Zuversicht, die hundertjährige Feier der großen „politischen Revolution" des vorigen Jahrhunderts durch den Ausbruch „der großen socialen Revolution" verherrlichen zu können.

In England haben die socialistisch-radikalen Anschauungen bis jetzt in den breiten Massen noch wenig Anklang und Eingang gefunden, indessen die Keime davon sind doch bereits überall wahrnehmbar. Die wirtschaftlichen Zustände und Aussichten des Landes sind ihrer Entwicklung besonders günstig, und so drängt sich denn auch hier die Befürchtung auf, daß der Socialismus mehr und mehr an Boden gewinnen

werde. Ein bemerkenswertes Symptom dafür ist das neuerliche Wachstum der socialistischen Presse und Litteratur in England, welche noch vor kurzem vergeblich Boden zu fassen suchten. Die englischen Arbeitermassen bergen in sich ein sehr



In der Genesung.

gefährliches Element, mit dem wahrlich nicht zu scherzen ist, das auch, wie es schon wiederholt gezeigt hat, gegebenen Falls nicht vor Gewaltthätigkeiten zurückschreckt. Sodann besitzt England seine grimmigsten Feinde in den von ihm beherrschten,

zum Teil geknechteten **Irländern.** Irland ist ebenfalls seit vielen Jahren ein Hauptherd der revolutionären Agitation, die gegenwärtig immer tiefer ins krafz anarchistische Fahrwasser einlenkt. Die irischen Revolutionäre haben die Dynamitpolitik auf ihr Programm gesetzt und sind unablässig darauf bedacht, das verhaßte England in seinem eigenen Herzen anzugreifen. Die bis zur jüngsten Zeit fortgesetzten Dynamitattentate in London und anderen englischen Städten bieten dafür die traurigsten Belege. Leider erhält gerade die irisch-anarchistische Bewegung von den Vereinigten Staaten aus den größten Vorschub. Hallunken, wie O'Donnovan Rossa in New York, machen gar keinen Hehl daraus, daß die Dynamitattentate in England von hier aus geleitet werden.

Österreich steht ebenfalls unter dem Anarchistenschrecken. Das Hauptkontingent für die Anarchisten stellt das tschechisch-slavische Element; sie haben ihre Hauptmacht in Wien, das Übergewicht in Steiermark, Kärnthen, Krain, Böhmen und zum Teil auch in Ungarn. Die anarchistischen Mordthaten in Wien (Dezember 1883 und Januar 1884) sind wohl noch im Gedächtnis unserer Leser, sie sind seiner Zeit in der Rundschau ausführlich geschildert worden. Die österreichisch-ungarische Regierung hat sich infolgedessen zu energischen Maßregeln gegen die Umstürzler veranlaßt. Erst in den letzten Wochen spielte sich in Graz ein großer Anarchistenprozeß ab, der mit der Verurteilung vieler Angeklagter endigte. Ob aber damit den Verschwörern überhaupt der Garaus gemacht worden ist, läßt sich zur Zeit noch nicht beurteilen, ist jedoch leider nicht eben wahrscheinlich.

Die übrigen Länder Europas übergehen wir völlig. Nur das **eine** sei gesagt, daß es gegenwärtig kein Land giebt, in welchem nicht der Socialismus und Anarchismus mehr oder minder zahlreiche Anhänger hätten. In Rußland sind es bekanntlich die Nihilisten, die dort Schrecken über Schrecken verursacht haben und gegenwärtig wieder anfangen, sich in bedenklicher Weise zu regen. —

So weit die Geschichte der socialistischen Bewegung. Wir haben dieselbe nur in groben Zügen darstellen können, und auch dies nur, sofern unser altes Vaterland und die neue Heimat dabei in Betracht kommen. Aber auch aus dieser dürftigen Skizze kann jeder erkennen, daß es sich hier um eine im höchsten Grade bedenkliche, von Jahr zu Jahr steigende, immer weitere Kreise ergreifende Bewegung handelt. Die sociale Frage ist die brennendste aller Zeitfragen, brennend auch in diesem unserm neuen Vaterlande. Für jeden, der der Stadt Bestes sucht, dem das Wohl seines Landes am Herzen liegt, ist es Pflicht, so viel es ihm immer möglich ist, sich mit ihr zu beschäftigen, um sie in ihrem innersten Wesen zu erkennen und ihr gegenüber Stellung nehmen zu können. Für den Christen ist dies doppelte Pflicht, denn er sollte wissen, wie er dieser Zeiterscheinung gegenüber auch vom christlichen Standtpunkte aus sich verhalten muß, wie Gottes Wort sich zu derselben stellt. Wir werden daher unser Thema im nächsten Jahrgang wieder aufnehmen.

Wie man in Berlin „drillt“.

Wenn man die große Friedrichstraße in Berlin entlang nach dem Oranienburger Thor zu wandert, so erblickt man am Ende der Straße links unmittelbar an dem genannten Thor ein großes Gebäude, welches über seinem mächtigen Portal mit großen lateinischen Buchstaben die Inschrift trägt:

Reitende Artillerie-Kaserne.

Obwohl man über diese seltsame Inschrift schon genugsam gelächelt hat, ist dieselbe doch stets mit gewisser Pietät zur Erinnerung an die alte Zeit erhalten worden und man hat nur, damit sie nicht allzusehr in die Augen falle, die Vorsicht gebraucht, sie mit demselben Anstrich, wie das Gebäude, zu versehen, so daß gar mancher daran vorübergeht, ohne sie zu beachten. Wer dieselbe aber seit langen Jahren kennt oder gar in diesem Gebäude sein Tagewerk verrichtet, der hat diese alte, seltsame Inschrift liebgewonnen und nimmt sie als etwas Selbstverständliches hin und möchte sie auch nicht missen.

In jene „Reitende Artillerie-Kaserne“ will ich den verehrten Leser heute hineinführen.

Wir sehen da auf dem Reitplatz die Reittouren einer Batterie in voller Beschäftigung; hier die Rekrutenabteilungen, dort die der alten Kanoniere, weiterhin auch eine Remontetour, welche der Premierlieutenant der Batterie kommandiert. Der Reitdienst ist in vollem Gange und die Kommandos tönen durcheinander, so daß es dem Zuschauer anfangs schwer wird, sich in diesem Wirrwarr zurecht zu finden. Um endlich mit Muße und Verständnis erkennen zu können, was da eigentlich geschieht, ist es das beste, daß man sich zuvörderst **einer** Tour zuwendet und dem, was dort passiert, Aufmerksamkeit schenkt. In unserer Wahl werden wir auch keinen Augenblick schwankend sein können, zumal uns die Bemerkung nicht entgeht, daß sowohl der Batteriechef, als auch der die Rekrutenabteilungen befehligende Offizier mit so zu sagen lächelndem Interesse den Vorgängen der einen, von einem stattlichen Unteroffizier kommandierten Tour ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Der Unteroffizier steht, auf seinen Säbel gestützt, in der Mitte der Bahn, während die Reittour seinen Kommandos folgt und sich im Kreise um ihn herumbewegt. Sehen und hören wir also ebenfalls zu.

„**Batterie .... Te.. raaab!** Alles gleichmäßig antraben .. Hopp .. hopp .. hopp ... trab, trab, trab! Lehmann, Er baumelt ja wieder wie ein Perpendikel hin und her ... Immer fortepiano, eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei ... **Batterie .... Sche ... ritt!** Ich kriege wieder Leibschmerzen ... Das muß man ja ... Wie die Kuh uf'm Äppelboom, so wackeln die Kerls durcheinander. **Volte ... Marsch!** .... Gleichmäßig abreiten ... rechter Schenkel, linker Zügel ... Bachmann, klemme Er nicht die Ellbogen so feste an den Leib, als wollte Er ein Kommisbrot damit festhalten ... **Durch die ganze Bahn — changiert!** Faustſtellung wechseln .. Krüger, braten Sie mich gefälligst 'nen Storch, Sie dummer Esel, habe ich nicht eben gesagt: **Faustſtellung** wechseln? **Batterie .... Te ... raaab!** Distanz gehalten ... Winkelmüller, wie weh wird mir um Sie! Die Schenkel an die Mähre und die Absätze herunter ... **Batterie — Haaalt!**“ Alles steht wie angegossen und nur ein leiser Hauch darf sich in den Äther schlängeln ... „**Rührt euch!** Und nu mal hier hergehört! (Einschmeichelnd.) **Seht mal, Kerls, die janze Jeschichte is ja keene Kunst nich, ihr müßt's man bloß richtig machen!** Mit Euch ist das umgekehrt, wie da drüben mit die Remonten; hier wollen die **Pferde** und **Ihr** könnt nicht und da wollen die **Reiter** und die **Pferde** können noch nich ... Im allgemeinen und besondern nennt man das die Vielhsolofie des Unbewußten oder der Bewußtlosigkeit, was janz dasselbe sagen will ... **Einjähriger Itzigsohn,** Ihr penetrantes Lächeln verbitte ich mir! Sie haben alle Ursache, Ihre geöhrten Ohren geneigtest zu öffnen, wenn ich den belehrenden Ton ergreife, ... was Sie denken, ist mich vollständig bewußt, aber Schnuppe; ich sage man bloß eins: **es giebt noch viel dümmere Leute auf der Welt, als ich bin!** Das merken Sie sich und weiter will ich nichts nich gesagt haben ... Also was ich sagen wollte: der reitende Artillerist muß sein wie der Vogel in der Luft ... frisch, frei, fröhlich und vergnügt ... Mit Euch hat das aber noch Beene, namentlich bei's Trabreiten ... der eine sieht dabei ängstlich aus, wie Maria Stuarts Amme, der andere sitzt so steif uf der Mähre, wie den ollen Hamlet sein Jeist und die merschten kleben druf wie 'ne Klammer auf der Waschleine ... Aber des muß anders werden ... **Stillgesessen! Batterie ... Marsch!** Nu alles pianoforte ... Muntern Schritt ... Immer allegro, presto, staccato, pitchicato, bordardino —“

„Aber **Hammelmann!**“ ruft entsetzt der beaufsichtigende Lieutenant.

„Herr Lieutenant!“ ruft Unteroffizier Hammelmann zurück und geht dienstfeifrig auf den Offizier zu.

„Sie scheinen heute wieder Ihren guten Tag zu haben, Unteroffizier Hammelmann, ... Sie schwatzen wieder bodenloses Zeug zusammen.“

„Ja, das weiß ich wohl, Herr Lieutenant“, sagt Hammelmann, dienstlich lächelnd, „das schadet aber nichts, den Kerls imponiert so was heidenmäßig, und der Einjährige ... na, Herr Lieutenant, das is man bloß so'n zu uns Verloofener, der will man bloß bei uns reiten lernen, um nachher im Tierjarten besser rumjuxen zu können, ... bei die Kavallerie is es der Sorte zu teuer, da sind **wir** gut genug dazu, uns mit 'rumzuquälen... Haben der Herr Lieutenant sonst noch 'was zu befehlen?“

„Nein, lieber Hammelmann, ... die Zeit ist um, lassen Sie aufmarschieren und in den Stall ziehen“, sagt der Lieutenant, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hat.

Diesem Befehl zufolge marschierten die Abteilungen [illegible] und führten die Pferde in den Stall.

Die ackerbautreibenden Ameisen Amerikas.

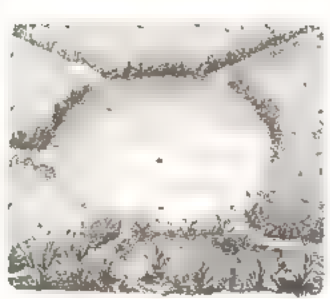
Für die Abendschule.

Die Worte der heiligen Schrift haben allezeit Widerspruch gefunden. Und zwar nicht bloß die Worte, die uns den Weg zur Seligkeit weisen, sondern auch die, welche sich auf natürliche Dinge beziehen. Gerade die Naturforscher unserer Tage, die, durch ihre allerdings unverkennbaren Erfolge verblendet, das Wort Hallers: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaff'ner Geist" vergessen, sehen die Äußerungen der heiligen Schrift über die natürlichen Dinge als den Ausdruck der kindlichen Auffassung der alten Zeit an und kritteln und deuteln daran herum. Giebt's doch „Christen" genug, die, weil sie eben nur Gottes Wort in der Schrift finden, gleich zugeben, daß die Bibel in natürlichen Dingen gar wohl irren könne; denn ein Handbuch der Naturlehre sei sie nicht und wolle sie nicht sein. Sie ermessen nicht, wie mit einem solchen Zugeständnis, daß die Bibel sich irre — wenn auch in den geringsten Dingen —, sie sich selbst den sichern, festen Grund ihres Glaubens rauben. — Die Atheisten unserer Zeit beschämen jene Christen. Sie wollen mit den angeblichen Irrtümern der heiligen Schrift, deren sie sich in Rücksicht auf die Erkenntnis der natürlichen Dinge schuldig mache, die Göttlichkeit derselben überhaupt bestreiten. Und sie haben recht: irrt die Schrift auch nur im allergeringsten Punkte, so kann sie nicht Gottes Wort sein. Aber sie irrt nicht, — irrt auch in natürlichen Dingen nicht — und gerade die Forschung muß dafür die Belege bringen.

So hatte man denn auch an dem Worte gedeutelt: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte" (Sprüche 6, 6—8). Wenn man sich auch den Hinweis des Faulen auf das Treiben der Ameisen gefallen ließ, so wollte man doch die Behauptung, daß die Ameise Wintervorräte sammle, nur als eine dichterische Ausschmückung des Ameisenfleißes gelten lassen, die der „biblische Moralist", Salomo nämlich, sich erlaube. Man hatte es ja vor Augen, daß die Ameise nicht sammle, jedermann konnte das selbst beobachten. Und doch hatten schon Talmudisten — unter ihnen der gelehrte Maimonides um 1200 — darauf hingewiesen, daß die Ameisen des Orients im Sommer Sämereien für ihre Brut aufspeichern, ja, hatten bereits — Haarspalter, wie sie es waren — die Frage aufgeworfen, wem das von den Ameisen in ihrem Bau gesammelte Getreide gehöre, ob dem Eigentümer des Ackers oder den Armen und Witwen, denen es nach altjüdischem Brauch gestattet war, auf dem Felde Nachlese zu halten.

Neuerdings hat nun auch ein Amerikaner, der ausgezeichnete Forscher Henry McCook Leben und Treiben zweier Ameisenarten beobachtet, die Ackerbau treiben, säen, ernten und in die Scheunen sammeln. Und diese winzigen, aber umsichtigen und thätigen Farmer wollen wir unseren Lesern in Wort und Bild vorstellen. Sie werden auch ein Beleg sein für Luthers „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — — —

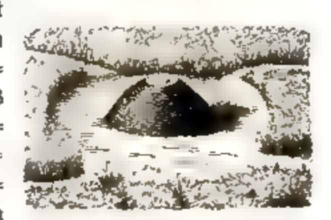
Da ist die Ackerameise (Myrmica molefaciens; *Agricultural Ant*), die in Texas ihr Heim hat. Diese ziemlich große braune Ameise unterscheidet sich wenig von anderen ihrer Sippe. Es giebt auch unter ihnen, wie in jedem Ameisenstaate, Königinnen (Weibchen), geflügelte Männchen (Drohnen), die ein Faulenzerleben führen, und kräftige Arbeiter, die die Königin pflegen und bei der jungen Brut Ammendienste versehen. Diese sind es denn auch, die das „Farmen" besorgen. Sie verfahren dabei ganz wie ein Ansiedler, der sich ein Stück Urwald zugelegt hat: sie beginnen zu „klären". Haben sie — oft mit mehr Berechnung als ein „Grüner" — ein gutes, hoch gelegenes, trockenes Stück Land gewählt, so befreien sie dasselbe mehrere Fuß im Umkreise von allem Gewächs, ebenen und glätten das freigelegte Stück und legen fünf Wege an, die strahlenförmig vom Hofe ausgehen. In der Nachbarschaft lassen sie nur das Ameisenreis oder Nadelgras stehen, dessen Samen den Tieren zur Nahrung dient, alles andere Gestrüpp aber fällt als Unkraut unter den scharfen Kiefern der Ameisen.



Figur 1. Hügelloses Nest der Ackerameise von Texas. Mit Hof von mehreren Fuß Durchmesser und fünf Kunststraßen. In der Mitte bezeichnet der Punkt den Eingang zum Bau.

Inmitten des Hofes befindet sich der Eingang zu dem kunstvoll mit Gängen, Hallen und Kammern ausgestatteten Bau. Hier wird ganz wie bei anderen Ameisen die Königin gepflegt, ihre Eier werden sorgsam geborgen und die ausschlüpfenden Larven werden getreulich gefüttert. Hier werden aber auch wie in Scheunen die harten, weißen Samen aufbewahrt. — Welch ein Gewimmel herrscht auf den Straßen! Diese erleichtern natürlich das Einbringen der Ernte und sind darum von kommenden und ausziehenden Ameisen bedeckt. Während der Mittagszeit und zwar ganz pünktlich zwischen 12 und 2 bis 3 Uhr herrscht Ruhe. Erst nach dieser Zeit kehrt alles wieder an die Arbeit zurück.

Wenn aber ein trockenes, hochgelegenes Terrain nicht zu finden war, dann errichten die Ameisen inmitten ihres Hofes aus kleinen Steinchen einen zuweilen mehrere Fuß hohen Hügel, dessen Gipfel die Öffnung zeigt, welche ganz das Bild des Kraters eines feuerspeienden Berges bietet (Fig. 2).



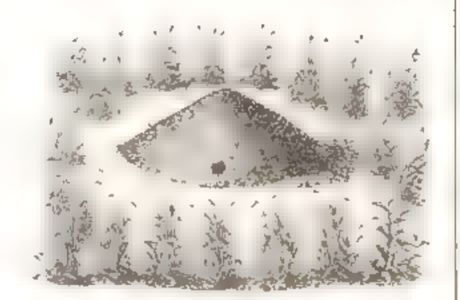
Figur 2. Kegelförmiges Nest der Ackerameise von Texas inmitten des Hofes.

Nach Einschleppung der Saat geht's ans Dreschen, d. h. an das Entfernen der Hülsen mittels der scharfen Kiefer. Das enthülste Korn wird in den Vorratskammern verpackt, die Hülsen aber werden sorgfältig hinausgetragen und in Häufchen außen niedergelegt. Ohne die Hilfe der Dreschmaschine haben die Tierchen ein jedes Körnchen ausgelesen; nie findet man unter den Hülsen auch nur ein Korn. Ist die Witterung anhaltend feucht, so gilt's, die aufgespeicherten Vorräte vor dem Verderben und vor dem Keimen zu schützen. Sobald sich die Sonne blicken läßt, wird der ganze Vorrat nach oben geschleppt und in dem Hof ausgebreitet. Was sich noch als gut erweist, wird, nachdem es trocken geworden, wieder in den Bau geschleppt, alles andere aber bleibt im Freien und bildet die Aussaat.

Vielleicht noch wunderbarer ist das Verhalten der Ernteameise (Pogonomyrmex occidentalis; *Occident Ant of the American Plains*). Diese Ameisenart ist über Colorado, einen beträchtlichen Teil von New Mexico, Wyoming, Utah und Arizona verbreitet; sie ist besonders häufig in Kansas, scheint sich aber im Norden und Osten nicht bis nach Iowa, Minnesota und Missouri ausgedehnt zu haben. Ihre ansehnlichen Kegelbauten erregen die Aufmerksamkeit der Reisenden fast ebenso wie die Hügel der bekannten Prairiehunde.

Die Kegelhügel sind in der Regel 6 bis 7 Zoll hoch, erreichen aber zuweilen eine Höhe von 18 Zoll. Die Hügel sind

mit sehr regelmäßig aufgeschichteten Steinchen bedeckt, die dem Bau ein sehr solides und auch schönes Aussehen geben, da die kleinen Architekten hierzu mit Vorliebe auffallend gefärbte und glänzende Steine verwenden. Umgeben ist auch dieser Bau von einem Hofe, aber ausstrahlende Wege finden wir hier nicht. Da nämlich die Nester in der Regel inmitten einer Grasart, des Gramagrases, stehen, das in Büscheln wächst, so finden die Ameisen auch ohne Wege überall ungehinderten Durchgang. Das Baumaterial wird von den fleißigen Arbeitern teils bei ihren Minenarbeiten aus der Erde emporgeschafft, teils aber auch mühsam aus weitem Umkreise herbeigeholt. Dabei bewegen die Tiere Lasten fort, die ihr eigenes Körpergewicht sechs- bis zehnmal übertreffen. Ein Mann müßte, wollte er einen gleichen Kraftaufwand machen, acht- bis fünfzehnhundert Pfund fortschaffen.



Figur 3. Mit Steinen bedeckter Kegelhügel der Ernteameise mit dem dicht über dem Boden befindlichen Eingangsthor.



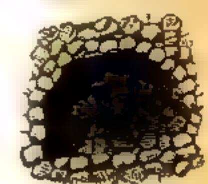
Figur 4. Arbeiterin der Ernteameise, einen Stein bergauf schiebend (natürliche Größe).

Die Wohnungs- und Vorratsräume liegen unter dem Kegel und erstrecken sich bis zu neun Fuß unter der Oberfläche. Ein Gang führt hinab und von ihm zweigen sich Verbindungen mit den einzelnen Kammern ab. In einigen Räumen finden wir Samen und Früchte — es sind dies also die Vorratsräume. In anderen finden wir das Vieh; denn unsere kleinen Farmer vernachlässigen auch die Viehzucht nicht. Sonderbare „Milchkühe“ sind es freilich, die wir hier finden — es sind die grünen Blattläuse, jene Pflanzensauger, die uns so manche Blume verderben. Diese Tierchen tragen auf dem Rücken zwei Saft- oder Honigröhren, aus denen eine süße Flüssigkeit austritt, und zwar sonderlich bei der Berührung. Die Ameisen schleppen diese Blattläuse in ihre Behausung, ernähren sie, und melken sie von Zeit zu Zeit, indem sie ihre Fühler an die Honigröhren legen.



Figur 5. Senkrechter Durchschnitt durch einen Nestabschnitt, um die Verbindung des Getreidespeichers a und sonstiger Räume mit den Galerieen g zu zeigen. b ist der eine Stapelraum für kleinere, aus größeren Tiefen emporgeschaffte Steine.

Eine recht strenge Hausordnung wird in dem Ameisenstaate durchgeführt. Des Abends, etwa um 7 Uhr, werden die Eingänge geschlossen. Es werden von innen kleine Steine kunstgerecht eingefügt, wobei eine Ameise, die Thürschließerin, von außen nachhilft. Diese kriecht, wenn eben noch eine Lücke zum Durchschlüpfen offen ist, in den Bau, und nun wird von innen der letzte Stein eingefügt. Nachzügler, die sich allabendlich zu spät einstellen, versuchen zwar die Schlußsteine hinwegzuzerren, sie werden aber daran durch die Thürhüterin verhindert und müssen draußen kampieren. Erst morgens und auch nur, wenn die Sonne scheint, wird die Thür wieder geöffnet.



Figur 6. Thürschließerin in der letzten Lücke am Abend verschwindend.

Vorwiegend besteht die Kost dieser Ameise in Vegetabilien, aber auch tierische Kost wird von ihnen nicht verschmäht. Die Indianer wissen hiervon Vorteil zu ziehen. Sie breiten ihre mit Ungeziefer verunreinigten Hemden und Blankets einfach über die Hügel der Ernteameise, und in wenigen Stunden haben die Arbeiterinnen alles Lebendige aus ihnen fortgeschafft und eingeheimst. Eine sehr billige und bequeme Reinigungsmethode! —

Das sind denn, freundlicher Leser, einige Züge aus dem wunderbaren Leben zweier ackerbautreibender Ameisen, die wieder einmal ein bezweifeltes Bibelwort bestätigen. D.

Die kleine Erfrischung.

Wer sollte Schwarzenborn nicht kennen? Schwarzenborn ist im weiland Kurhessischen dasselbe, was im Darmstädtischen Griesheim, in Sachsen Schilda, in Braunschweig Schöppenstedt, in Baiern Weilheim, in ganz Deutschland Krähwinkel ist, nämlich derjenige Ort, von dem all die schönen Stücklein erzählt werden, welche seit Jahrhunderten die Spottvögel vieler Herren Länder auszuhecken vermocht haben. An all diesen Orten hat man bekanntlich Heuwetter in der Apotheke gekauft, hat das Sonnenlicht mit Säcken in das neue Rathaus getragen, als man an demselben die Fenster anzubringen vergessen hatte; hat Käse gesäet, aus welchem Ochsen aufgehen sollten, und einen großen Kürbis für ein Pferdeei gehalten, welches der Schulze ausbrüten sollte, und wie die Stücklein sonst noch alle heißen, bis herab auf die neuen Stiefeln, aus denen Pantoffeln geschnitten wurden. Ein lustiges Stücklein haben aber die Schwarzenbörner vor allen anderen Spießbürgern der weiten Welt voraus; nämlich folgendes:

Auf einer Rundreise durch sein Land wollte der Kurfürst auch nach Schwarzenborn kommen. Er verbitte sich jedoch, hatte er einschreiben lassen, alle Empfangsfeierlichkeiten, nur eine kleine Erfrischung wolle er annehmen. Die landesherrliche Willensäußerung verursachte den guten Schwarzenbörnern kein geringes Kopfzerbrechen. Auf die Ehrenpforten und Blumenguirlanden nebst Böllerschüssen und Festjungfrauen hätten sie ja gern verzichten wollen, wenn nur herauszubringen gewesen wäre, was der Herr mit der „kleinen Erfrischung“ eigentlich meine. All die vielen Magistratssitzungen hatten das Wirrsal in den Meinungen über diesen dunklen Punkt nur noch vermehrt. Auch der Herr Präzeptor des Städtchens, ein Mann, der für gewöhnlich über alle möglichen Dinge und sonst noch einiges Auskunft geben zu können vermeinte, war mit seinem Latein zu Ende. Welch ein Segen deshalb, daß Emerentia, die tugendbegabte Hausfrau des Schulzen, auch diesmal, wie schon oft, die Schwarzenbörner Ratsherren zu erleuchten vermochte! „Was seid Ihr doch für Männer“ — sprach eines Tages Frau Emerentia — „denkt Ihr denn gar nicht daran, daß der Herr Kurfürst ein sehr dicker Herr zu sein geruhen und daß alleweil die Hundstage sind? Der Herr Kurfürst wollen hier in Schwarzenborn ein wenig Abkühlung finden, daß Hochdieselben wieder frisch werden in der argen Hitze.“ „Richtig, so ist's“, bestätigte hocherfreut der eheliche Hausherr der klugen Frau Emerentia, „und nun weiß ich auch schon, wie das zu machen ist. Wir thun die große Feuerspritze heraus.“ — —

Der Tag der landesherrlichen Ankunft war gekommen. Die ganze Stadtgemeinde war auf dem Marktplatze versammelt, woselbst im einzigen Gasthofe des Städtchens das Absteigequartier für den Kurfürsten bereitet war. In einiger Entfernung von der Menschenmenge, mitten auf der Straße, stand, wohl geladen und mit den kräftigsten Männern der Stadt zum baldigen Dienste besetzt, die große Feuerspritze, obenauf der Schulze, zum Kommando geschickt. „Aber das sage ich Euch“ — ermahnte er zum zehntenmale die Spritzenmannschaft — „daß Ihr nicht eher loslaßt, als bis ich kommandiere: ‚Fertig! los!‘ Und daß Ihr mir nur genau zielt!“

Endlich nach Stunden gespannten Harrens eilten atemlos die ausgestellten Posten heran, lauf rufend: „Er kommt; er kommt!“ — Und er kam. Behaglich in die Kissen seines offenen Kutschwagens zurückgelehnt, seine Meerschaumpfeife rauchend und sich mit dem ihm gegenübersitzenden Adjutanten in heiterer Stimmung über die Schwarzenbörner

Streiche unterhaltend, war der Kurfürst auf dem Marktplatze angelangt, auf vierzig Schritte Entfernung etwa von der Feuerspritze. Die Glocken läuteten, die Häupter entblößten sich, und donnernd erschallt der Jubelruf: „Vivat hoch, der Herr Kurfürst soll leben!“ Mitten im Hochrufen kommandierte der Schulze: „Fertig! los!“ Und es ging los; als ob sich, wie einst zu Noahs Zeit, die Schleusen des Himmels aufgethan hätten, so ergoß sich, wohl gezielt, in doppeltem Strahl Wasserwoge auf Wasserwoge über das Haupt des nichtsahnenden Kurfürsten; eine Sündflut im kleinen. Die Kutsche glich im Handumdrehen einer bis zum Überlaufen angefüllten Badewanne. Die erfrischende Abkühlung war eine gründliche. Vor Schrecken starr und unter dem Wasserschwalle fast erstickend, konnte der Kurfürst nur mit Mühe stöhnen: „Herum Kutscher, herum!“ Wie ein Kreisel drehte sich die Kutsche und sauste davon, daß die Funken aus dem Pflaster stoben. Der Schulze rief: „Brav, ihr Männer! Von vornen hat er genug, jetzt von hinten drauf.“ Das Volk aber schwenkte die Mützen und jubelte hinter dem fliehenden Landesherrn her: „Hurra, der Herr Kurfürst soll leben hoch; und noch einmal hoch und abermals hoch!“

Das ist die wahrhaftige Geschichte von der „kleinen Erfrischung zu Schwarzenborn.“

Ein Geständnis auf dem Totenbette.

Aus der Kriminalpraxis von H. E.

Der großherzogliche Förster Flemming bewohnte mit seiner Familie ein einfaches Forsthaus in dem Forst bei T. Schon die Vorgänger Flemmings im Amte hatten seit langer Zeit in einem unaufhörlichen Kriege mit den gefährlichsten Wilddieben der Umgegend gelegen. Fast alle hatten mehr oder minder schwere Schußnarben aufzuweisen, die von heimtückischen, durch die Wildschützen entsendeten Kugeln oder Rehposten herrührten. Flemming ging es nicht besser. Bald nach Übernahme seines Amtes war er in der Dämmerung unweit seiner Wohnung, wohin die frechen Schützen sich wagten, mit zwei derselben in Kollision geraten. Auf seinen Ruf: „Halt“, antworteten beide durch Anlegen ihrer Gewehre. Flemming, entschlossen und unerschrocken wie er war, antwortete auf gleiche Weise, und in unsäglicher Angst vernahm seine junge Frau von ihrer Wohnstube aus drei fast zugleich fallende Schüsse. Flemming wurde schwer, doch nicht lebensgefährlich im Gesicht, an dem Arme und der Hüfte durch Rehposten verwundet, der eine Wilddieb dagegen, ein riesenstarker Kerl, wälzte sich in seinem Blute, von der wohlgezielten Kugel des Försters durch den Kopf zum Tode getroffen. Der andere Wilddieb war entflohen. In dem erschossenen Wilddiebe wurde der Stellmacher Bartelt aus K. erkannt und die Vermutung lag nahe, daß der andere entflohene Genosse der Bruder desselben, der überaus gefährliche und verwegene Schmied Bartelt, gewesen war.

Flemming hatte sich, wie aus seinen Wunden zweifellos hervorging, im allerhöchsten Zustande der Notwehr befunden, es war somit von einer Untersuchung gegen ihn wegen Tötung des Bartelt nicht die Rede, er erhielt sogar wegen seines zwei überaus gefährlichen Kerlen gegenüber bewiesenen Mutes eine Auszeichnung. Dagegen wurde doch seine Versetzung beschlossen, schon um ihn einer etwaigen Blutrache zu entziehen.

Am 1. Oktober 1850 sollte Flemming sein Forsthaus verlassen, um in eine andere Provinz überzusiedeln. Am Tage vorher, 30. September, saß er mit seiner jungen Frau beim Frühstück. Wer war glücklicher als diese! Seit jenem unglückseligen Vorfalle hatte sie nur Ruhe gehabt, wenn sie ihren Gatten an ihrer Seite wußte. Jeder dienstliche Gang in den Wald ließ sie erbeben und erzittern. Die ganze Umgegend sprach davon, daß der Schmied Bartelt dem Förster den Tod geschworen habe. Der jungen Frau war dies nicht verschwiegen geblieben, und so saß sie denn am Morgen des 30. September neben ihrem Gatten, den nächsten Tag segnend, der sie weit vom Orte der Gefahr entfernen sollte.

„Ich muß Dir ehrlich gestehen“, begann Flemming zu seiner Frau, „daß ich herzlich froh bin über meine Versetzung. Nicht, daß ich mich fürchtete vor dem Kerl, dem Bartelt, aber Du kommst aus der Angst nicht heraus! Da wir morgen abreisen, so kann ich Dir es jetzt sagen. Ich habe nicht weniger als 5 anonyme Briefe erhalten, in denen mir und sogar jedem Nachfolger in dieser Stelle der Tod zugeschworen wird. Die Briefe sind alle von derselben Hand und kein anderer als der Kerl, der Bartelt, hat sie geschrieben. Ich hatte mir aber fest vorgenommen, wenn er auf mich geschossen hätte und ich nicht gleich tot gewesen wäre, den Versuch zu machen, den Namen des Mörders in meine Brieftasche zu schreiben.“

„Ja, Flemming“, erwiderte seine Frau, „Du weißt nicht, wie glücklich ich bin, daß wir morgen dieses Haus verlassen. Ruhige Stunden habe ich hier nicht gehabt. Aber erfülle mir eine einzige Bitte, geh heute nicht mehr in den Wald!“

„Das ist unmöglich, Kind, ich muß der Holzauktion im Jagen*) vierzehn beiwohnen und mich bei dem Oberförster noch abmelden. Also lebe wohl!“

Die junge Frau sah ein, daß ihre Bitten nichts fruchten würden. Weinend hing sie am Halse des Gatten, und als seine Gestalt unter den Bäumen verschwand, da sank sie auf ihre Kniee und sandte ein heißes Schutzgebet zum Himmel.

Aber es war anders beschlossen im Rate des Allmächtigen!

Der ewig lange Tag des 30. September verging und Flemming kehrte nicht zurück. In ihrer unsäglichen Angst machte sich die junge Frau um fünf Uhr abends auf den Weg zum Oberförster. Sie erfuhr hier, daß die Auktion um zwei Uhr zu Ende gewesen, Flemming sich um drei Uhr bei dem Oberförster abgemeldet und, wie ein Forstlehrling genau gesehen, sich durch den Richtsteig in Jagen dreiundzwanzig nach Hause begeben habe. Die Wohnung des Oberförsters war kaum dreiviertel Stunde vom Forsthause entfernt und Flemming hätte somit schon um vier Uhr zu Hause eintreffen müssen.

Der Oberförster gab den Bitten der verzweifelten Frau nach und verfolgte mit ihr und einigen Begleitern den Richtsteig im Jagen dreiundzwanzig. Arme Frau! In einer Biegung des Steiges lag dein Gatte! Das Blut an seinem Vorhemde gab Zeugnis, daß die Kugel des Wildschützen ihn aus sicherm Verstecke erreicht. Das Gewehr hing noch um den Nacken des Försters, die Hähne waren nicht gespannt; also nicht Kampf Mann gegen Mann, sondern elender, feiger Meuchelmord!

Während die junge Frau sich jammernd über den Leichnam stürzte, bot sich dem Oberförster und seinen Begleitern ein eigentümlicher Anblick dar. Die Leiche des Försters lag auf dem Rücken, die Arme ausgespreizt nach beiden Seiten, aber die linke Hand hielt die aufgeschlagene Brieftasche des Försters, die rechte den Bleistift todesstarr umfaßt. Der Oberförster bemächtigte sich der Brieftasche sofort und las deutlich auf einem weißen Blatte die Worte:

„Bartelt hat mich ersch —“

Hier brach die Schrift ab, darunter befanden sich aber noch einige krumme Bleistiftstriche, als habe der Schreiber nochmals, aber vergebens versucht, das letzte Wort auszuschreiben. Die rechte Hand, die den Beistift hielt, war blutig, sie hatte augenscheinlich, als sie nach der Brieftasche in der linken Seitentasche des Rockes gegriffen, die Schußwunde und das herausströmende Blut berührt. Auch an der Brieftasche klebte Blut. Sie hatte, um aus der Tasche genommen werden zu können, die Schußwunde ebenfalls passieren müssen.

Dieser Thatbestand war ganz unzweifelhaft. Der Ober-

*) Abteilung eines Forstes.

förster, der in seiner Jugend Jurist gewesen und erst später zum Forstfache übergegangen war, hatte mit der Genauigkeit eines Richters die Leiche besichtigt, die Zeugen auf alle einzelnen Umstände aufmerksam gemacht und den Befund registriert.

Die Leiche wurde zunächst in das Haus des Oberförsters geschafft, dann am Abende auf einem Wagen nach Hause gefahren. Der Oberförster begleitete sie zu Pferde.

Am Forsthause angekommen, abermals eine Überraschung! An der Thür des Hauses klebte ein weißes Blatt Papier. Der Oberförster nahm es ab und las demnächst in der Stube folgende darauf befindliche Worte:

„Jeder Ferster in dieses Haus würd erschosen."

Es war kein Zweifel, der freche Mörder war hier gewesen und hatte das Blatt Papier angeklebt. Und wer konnte der Mörder anders sein, als Bartelt, der Bluträcher?!

Der Oberförster sprengte zu dem Gensdarmen. Beide begaben sich sofort zu dem Hause des Bartelt, den sie — es war inzwischen Nacht geworden — im Bette und anscheinend schlafend vorfanden. Während der Oberförster mit gespanntem Gewehr am Bette des Bartelt Wache hielt, nahm der Gensdarm mit zugezogenen Hilfsmannschaften die Haussuchung vor. Gegenstand derselben war insbesondere das Gewehr. Bald wurde es gefunden und zwar im Keller unter Kartoffeln versteckt, nebenbei lag ein Pulverhorn, ein Schrotbeutel und ein Säckchen mit Kugeln. Das Gewehr war eine Büchsflinte. Der Oberförster, als Sachverständiger, untersuchte das Gewehr sofort. Das Büchsenrohr roch nach ganz frischem Pulver, an den inneren Wänden desselben klebte frischer Pulverschleim. Das Piston zeigte deutlich an seiner feuchten Schwärze, daß kurz vorher ein Zundhut darauf zerschlagen worden war. Der andere Lauf fand sich noch mit starkem Schrot geladen, das Zündhütchen auf dem Piston. Es war kein Zweifel, aus dem Büchsenlauf war vor wenigen Stunden geschossen.

Bartelt wurde verhaftet, und die Untersuchung begann.

Die Sektion fand am nächsten Tage statt und es ergab sich, daß die Kugel von vorn in die Brust gedrungen war. Der Schußkanal ging durch die rechte Herzkammer und endete in einem Wirbel des Rückgrates, wo die Kugel gefunden wurde. Die Verwundung war absolut tödlich gewesen und der Tod nach wenigen Augenblicken erfolgt. Die Kugel war eine gewöhnliche Rundkugel, durch das Laden etwas breit gedrückt. Sie wog auf das Haar so viel wie jede der übrigen bei der Haussuchung gefundenen Kugeln, paßte also offenbar in das Kaliber des Buchsenrohres. Es wurde ferner ganz zweifellos ermittelt, daß Bartelt am 30. September nachmittags um drei Uhr sich im Jagen vierundsechzig befunden hatte. Die Zeugen, die dies bekundeten, hatten zugesehen, wie er kaum fünfzig Schritt entfernt vor ihnen vom Wege abgebogen und in das Dickicht getreten war. Ein Gewehr hatten die Zeugen zwar bei Bartelt nicht gesehen, wohl aber deutlich bemerkt, daß er eine Jagdtasche getragen. Der Jagen vierundsechzig war zwar vom Jagen dreiundzwanzig ziemlich eine halbe Meile entfernt, indessen war kein Zweifel, daß ein tüchtiger Fußgänger, wie Bartelt anerkannt ein solcher war, die Entfernung leicht in einer starken halben Stunde zurücklegen konnte. Der Richter ließ den Versuch durch einen Boten des Gerichtes machen und es gelang vollkommen. Das Gewehr konnte im Walde versteckt gewesen sein.

Den Glanzpunkt der Untersuchung bildete die Vergleichung der Handschriften. Zunächst kam die Brieftasche mit den Worten: „Bartelt hat mich ersch—" an die Reihe. Die Witwe Flemming, der Oberförster, zwei Forstaufseher und der Domänenrentmeister, die lange Zeit hindurch mit Flemming in Briefwechsel gestanden, bekundeten, daß diese Worte unzweifelhaft von Flemmings Hand geschrieben worden. Charakteristisch war, daß man dem unvollendeten Satze ansah, wie die Lebenskraft des Schreibenden urplötzlich gewichen wäre. Während das große Wort: „Bartelt" offenbar noch mit voller Kraft geschrieben worden, wurden die drei nächsten Worte stufenweise schwächer und minder sicher in der Führung der Bleifeder. Auch die Schreibverständigen gaben ihr Gutachten ab. Es wurde ein authentisches Schriftstück des Gemordeten zu Grunde gelegt und die Sachverständigen fanden in der Schrift der Brieftasche so charakteristische Kennzeichen wieder, daß alle die Schrift für die eigenhändige des Flemming hielten.

Man schritt nun zur Prüfung der Schrift auf dem Zettel, der an der Hausthür angeklebt gefunden war. Der erste Blick lehrte, daß alle diese Schriftzüge von ein und derselben Hand herrührten. Es wurde auch ein authentisches Schriftstück des Bartelt ermittelt und zwar in einer Eingabe, die er selbst vor Jahresfrist an das Gericht gemacht hatte, als er bei demselben wegen Wilddiebstahl in Untersuchung war. Die Schriftzüge in den anonymen Briefen und auf dem Zettel stimmten rücksichtlich der mangelhaften Orthographie und der fehlerhaften Satzbildung, endlich auch in Beziehung auf die Bildung der Buchstaben auf das überraschendste mit den Schriftzügen in jener Eingabe überein. So kam das auf einem Zettel befindliche Wort „erschosen" fast in allen Briefen vor und fand sich auch in jener Eingabe an das Gericht.

Und der angeklebte Zettel, er sollte zum Verräter werden! Derselbe war auf drei Seiten beschnitten, auf der vierten dagegen rauh und augenscheinlich aus irgend einem Buche herausgerissen. Gensdarm Leopold, mit einer gewaltigen Spürnase ausgerüstet, hatte gleich am andern Tage eine nochmalige Haussuchung vorgenommen und ein Schreibbuch des zwölfjährigen Knaben des Bartelt gefunden, aus welchem zwei Blätter, ein beschriebenes und ein nichtbeschriebenes, herausgerissen waren. Es war kein Zweifel, der angeklebte Zettel war das nichtbeschriebene Blatt, denn die abgerissene Seite stimmte, zusammengehalten, in allen ihren Windungen und Krümmungen auf das allergenaueste mit dem dazu gehörigen, im Schreibbuche zurückgebliebenen Blatte überein. War vielleicht auch das beschriebene Blatt, das aus dem Schreibbuche teilweise ausgerissen war, benutzt worden? Ja, es war der Fall! Gensdarm Leopold entlud den Flintenlauf des aufgefundenen Gewehrs und es ergab sich, daß der Pfropfen auf dem Pulver ein Teil dieses Blattes war. Gensdarm Leopold begab sich jetzt mit dem Oberförster sofort an den Ort der That. Beide fanden hier auf dem Moose neben einer alten Eiche liegend einen andern Teil des beschriebenen Blattes. Dies Papier war zusammengelegt, mit Talg getränkt und trug deutlich sogenannte Schußränder, das heißt, durch das Feuer des Pulvers schwarzgebrannte Streifen. Es war kein Zweifel, von der alten Eiche aus hatte der Mörder auf eine Entfernung von 95 Schritt sein Opfer erschossen und das getalgte Papier war das Lager der Kugel gewesen.

So war der Stand der Untersuchung, als die Sache vor das Schwurgericht zu Z. gelangte. Bartelt bestritt hartnäckig die That und gab nur zu, daß er nachmittags den 30. September im Jagen vierundsechzig gewesen, aber ohne Gewehr und nur zum Zwecke des Holzstehlens. Wie das Gewehr in seinen Keller gekommen, wollte er nicht wissen. Er bestritt, daß es sein Eigentum sei und verdächtigte einen Mitbewohner seines Hauses. Ebenso wollte er keine Ahnung davon haben, wer die Blätter aus dem Schreibbuche gerissen habe.

Der Staatsanwalt hatte scheinbar einen leichten Stand. Die Macht des Indicienbeweises war zu gewaltig und fast erdrückend. Alle Umstände vereinigten sich zum Nachteile des Angeklagten. Diesem stand aber ein höchst gewandter Verteidiger zur Seite, so gewandt, daß der erste Schwurgerichtstermin aufgehoben und die Sache vertagt werden mußte. Der Verteidiger machte es wie ein geschickter Feldherr, der [illegible]

des Feindes zu erforschen und zu durchbrechen sucht, um dann in aller Leichtigkeit die Seitenflügel aufzurollen. Das Centrum, welches er überaus geschickt angriff, waren die letzten Worte des Försters Flemming in der Brieftasche. Der Verteidiger behauptete, daß Flemming dieselben gar nicht geschrieben haben könne, weil die Kugel ihm das Herz durchbohrt habe, der Tod augenblicklich eingetreten und somit keine Zeit für Flemming gewesen sei, die Brieftasche hervorzuholen, sie aufzumachen, den Bleistift herauszuziehen und nun noch zu schreiben.

Dieser Angriff des Verteidigers war ein gewaltiger und kräftiger, denn die letzten geschriebenen Worte des Flemming standen immer obenan in der Reihe der Beweise, sie bildeten gewissermaßen die Aussage eines Augenzeugen, des Beschädigten selbst, während alle übrigen Indicien immer noch auf andere Weise erklärt werden konnten. Niemand verkannte die hohe Tragweite dieses Einwurfes, und das Gericht beschloß die Vertagung der Sache und die Abgabe der Akten an die medizinische Fakultät der Universität G. Die der Fakultät zur Beantwortung vorgelegte Frage war folgende:

„Ist es nach dem Sektionsbefunde und insbesondere nach der Beschaffenheit der durch die Kugel hervorgebrachten Verletzung der rechten Herzkammer möglich, daß der Verletzte nach erhaltener Verwundung noch imstande gewesen, die Brieftasche herauszuziehen, sie zu öffnen und mit der Bleifeder bei vollem Bewußtsein den in Rede stehenden Satz auf das Papier der Brieftafel zu schreiben?"

Das Superarbitrium ließ nicht lange auf sich warten. Die Frage wurde in einem wissenschaftlich motivierten Gutachten unbedingt bejaht. Die Fakultät führte aus, daß, wie ein einfacher Versuch lehre, die in Rede stehende Manipulation des Försters Flemming bei der Notierung des Namens seines Mörders kaum ein Zeitraum von 20 Sekunden zu ihrer Vollendung bedurft habe, während erfahrungsmäßig feststehe, daß derartige Verletzungen des Herzens nicht immer den Tod im Augenblicke der Verletzung zur Folge hätten, daß vielmehr der Verletzte, wie dies die Kriegschirurgie und die Erfahrung aus den Duellen unumstößlich lehre, häufig mit der Todeswunde im Herzen noch 15—20 Schritte gehe und dann erst vom Tode ereilt werde. Im übrigen aber seien Fälle nicht selten, in denen der so Verletzte noch viel länger, bis zur Dauer einer Stunde, gelebt habe. So viel lasse sich mit Bestimmtheit behaupten, daß Flemming das erste Wort „Bartelt" bei vollkommenen Verstandeskräften geschrieben, während ihn am Schlusse des Satzes, wie dies das abgebrochene letzte Wort lehre, der Todesschauer umfangen habe.

Der Angriff des Verteidigers war somit abgeschlagen. Er versuchte zwar zu retten, was zu retten war, und griff bei dem neuen schwurgerichtlichen Termin dieses Gutachten von verschiedenen Gesichtspunkten an. Allein seine Mühe war vergebens. Die Geschworenen erklärten einstimmig den Schmied Bartelt für schuldig:

> am 30. September 1850 in dem großherzoglichen Forst zu T. den Förster Flemming vorsätzlich und unter Überlegung getötet zu haben.

Und als demnächst der Präsident des Schwurgerichts unter lautloser Stille den Spruch des Gerichtes dahin verkündete, daß der Angeklagte Schmied Bartelt wegen begangenen Mordes an dem Förster Flemming mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei, da richtete sich Bartelt in seiner ganzen Höhe auf, reckte beide Hände zitternd zum Himmel und schwor bei dem Heilande, daß er unschuldig sei an dem Blute des Försters!

Klang es nicht wie Gotteslästerung durch den Saal? Schauderte nicht alles vor der Frechheit dieses Burschen, der, das Rächerschwert über seinem Haupte, am Rande des Grabes seine schwarze Seele mit weiterer Todsünde belastete? Der Präsident machte dieser Scene ein Ende. Die Sitzung war geschlossen.

(Schluß folgt.)

Buntes Allerlei.

Über „Schuhe und Charaktere" hielt im „Frankfurter Journal" ein „Schuh—macher und Philosoph dazu" folgenden Vortrag: „Getragene Schuhe lassen leichter den Charakter des Menschen erraten als die Linien der Hand. Zeigen Sie mir irgend eines Menschen Fußbekleidung nach zwei Monaten Tragens und ich will Ihnen den Charakter der Person beschreiben. Sind Hacken und Sohle gleichmäßig abgenutzt, so ist der Träger ein entschlossener, tüchtiger Geschäftsmann mit klarem Kopf, ein zuverlässiger Beamter oder eine ausgezeichnete Ehefrau und Mutter. Ist die Sohle an der Außenseite durchgegangen, so ist der Träger zu abenteuerlichen, unzuverlässigen, krampfhaften Handlungen, die Trägerin zu dreisten und eigensinnigen Streichen geneigt. Ist die Sohle an der inneren Seite durch, so zeugt dies von Schwanken und Schwäche an einem Mann und von Bescheidenheit an einer Frau. Ein Kaufmann hier am Orte schickt regelmäßig zu mir, wenn er einen Commis (Clerk) braucht und hat auf meine Empfehlung hin mehrere meiner Kunden angenommen. Er sagt, die „Schuhologie" gehe weit über Phrenologie. Vor einigen Monaten kam ein Fremder in meinen Laden, dessen Schuhe an der äußeren Seite der Sohle abgenutzt, während zugleich der Zeh etwas abgetragen war, indes der übrige Schuh sich so gut wie neu zeigte. Ich sagte zu meiner Frau, als er sich entfernt hatte: der Mensch ist ein Taugenichts. Schon am nächsten Tage kam ein Junge von der Polizei, um die Schuhe abzuholen und sagte, der Träger sei wegen Diebstahls verhaftet worden. Sie fragen mich, ob ich glaube, daß der Charakter sich dadurch bilden lasse, daß man seine Schuhe gehörig besohlt und verfleckt erhält. Nun, es hat seinen Einfluß. Der Gang eines Menschen ist mit seinem Wesen so eng verknüpft wie der Ausdruck seines Gesichts, wenn auch die meisten ihn nicht so leicht verstehen. Fährt einer fort, einen Schuh zu tragen, der abgetreten ist, so trägt dies dazu bei, die Art des Ganges des Betreffenden zu befestigen. Ich kann auch die Neigungen eines Menschen aus der Größe des Schuhes, der Breite der Sohle, dem Zustand der Knöpfe, Schnüre und des Futters erraten. Ich möchte keinem, dem ich wohl will, den Rat erteilen, ein Mädchen zu heiraten, das einen Fuß Nummer vier in einen Schuh Nummer zwei preßt, denn ein solches Mädchen ist zur Eitelkeit, Ziererei und Oberflächlichkeit geneigt." Das letztere ist nun allerdings keine große Weisheit, aber im allgemeinen dürfte der brave Meister Knieriem in seinen obigen Ausführungen wohl recht haben.

„Sinnlose Trunkenheit", dieser beliebte Vorwand der heutigen Übelthäter, schloß im deutschen Mittelalter die Strafbarkeit einer rechtswidrigen Handlung keineswegs aus. So hatte z. B. im Jahre 1466 Hans Türke, ein Breslauer Bürger, nächtlicherweile seine Ehefrau die Treppe hinabgeworfen, unten mit einem kurzen Seitengewehr erschlagen, sie demnächst vor die Hausthür geschleppt und, nachdem er eine Kanne Bier, sowie ein Licht neben die Leiche gestellt, sich zur Ruhe begeben. Ungeachtet seines wohl glaublichen Einwandes, daß er die That in sinnloser Trunkenheit verübt habe, wurde er dennoch hingerichtet. Nicht besser erging es 1484 einem anderen wegen eines Gelddiebstahls zum Tode verurteilten Manne, den der Rat an den Galgen hängen ließ, obwohl der Delinquent bis zum letzten Augenblick beharrlich dabei stehen blieb, er habe den Diebstahl „in trunkener Weise" begangen. Im sechzehnten Jahrhundert wurden in Breslau zu verschiedenen Malen Einwohner, welche in der Betrunkenheit sich hatten das Leben nehmen wollen (der Selbstmordversuch war strafbar), auf Lebenszeit aus der Stadt verbannt. Das Mittelalter konnte aber bei der in allen Gesellschaftskreisen verbreiteten Neigung zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke nicht daran denken, absolute Trunkenheit als Strafausschließungsgrund gelten zu lassen; die Hälfte aller Excesse hätte dann ungestraft bleiben müssen.

Für und wider den Tabak. Ein amüsantes Pröbchen altjapanischen Philistergeistes ist ein Citat aus der Abhandlung eines gelehrten Japaners, welche den Titel „Tusuoki" führt und sich u. a. mit dem Tabak beschäftigt. In dieser „unparteiischen Klarlegung" wird dem Tabakrauchen folgendes nachgerühmt resp. nachgesagt: 1. Es beseitigt Unruhe im Leibe und erhöht die Kräfte. 2. Es wirkt vorzüglich als Stimmungsmittel beim Beginn eines Festes. 3. Es ist ein Gefährte in der Einsamkeit. 4. Es gewährt einen Vorwand, hin und wieder von

der Arbeit auszuruhen, gleichsam als wenn es nun an der Reihe wäre, Atem zu schöpfen. 5. Es ist ein Vorratshaus des Nachdenkens und giebt den Aufwallungen des Zornes Zeit, sich zu zerstreuen. — Nun aber die Kehrseite: 1. In einem Anfall von Ärger fühlt man eine natürliche Neigung, andere Leute mit seiner Pfeife über den Kopf zu schlagen. 2. Manche klopfen die Asche aus ihren Pfeifen, während dieselbe noch glühend ist, und vergessen das Feuer auszulöschen; daher werden 3. Kleider und Matten häufig durch glühende Asche versengt. 4. Raucher speien ohne Unterschied in die Fußwärmer oder das Küchenfeuer, und 5. sogar in die Ritze zwischen den Tatamis (Reisstrohmatten), welche den Fußboden bedecken (das ist echt japanisch, die Tatamis zu beschmutzen, gilt als eine Art Sakrilegium, als das größte Vergehen, dessen sich ein gebildeter Mensch schuldig machen kann) 2c.

Die Präsidenten der Ver. Staaten. Die Union hatte seit ihrer Gründung 21 Präsidenten. Von diesen wurden 17 gewählt und 4, die als Vicepräsidenten gewählt worden, rückten infolge des Todes des Präsidenten in das Amt ein. Es sind Tyler, Fillmore, Johnson und Arthur. Zwei Vicepräsidenten, Tyler und Fillmore, avancierten zur höchsten Stelle nach Erledigung derselben durch den natürlichen, und zwei, Johnson und Arthur, durch den gewaltsamen Tod der Präsidenten. Gen. Harrison hatte zur Zeit, als er gewählt wurde, das höchste Lebensalter unter allen, 68 Jahre, erreicht und starb vor Ablauf eines Monats nach der feierlichen Einführung in sein Amt an einer Lungenentzündung, die er sich durch eine schwere Erkältung bei der Feier der Inauguration zugezogen und welche wie die letzte Krankheit Washingtons, unter Mithilfe schlechter ärztlicher Behandlung tödlichen Verlauf nahm. Die Ärzte der beiden ließen sie, um sie zu retten, durch Aderlässe zu Tode bluten. Der jüngste aller erwählten Präsidenten war Pierce. Ihm folgten an Alter Polk, Garfield und Fillmore, 50 Jahre alt. Folgende Ziffern bezeichnen das Lebensjahr, welches jeder Präsident bei seinem Amtsantritte erreicht hatte, und in Fällen der Präsidenten, welche zwei Termine gedient, ihr Lebensjahr beim Antritt des zweiten Termins:

Washington	61	Taylor	65
John Adams	65	Fillmore	50
Jefferson	62	Pierce	49
Madison	62	Buchanan	66
Monroe	63	Lincoln	57
J. Q. Adams	58	Johnson	57
Jackson	6[illegible]	Grant	51
Van Buren	55	Hayes	55
Harrison	68	Garfield	50
Tyler	52	Arthur	51
Polk	50		

John Adams wurde 91 Jahre alt, Thomas Jefferson 83, und beide starben an demselben Tage, 4. Juli 1826. Madison starb im Alter von 85 Jahren, J. Q. Adams in dem von 81, Jackson war 78, Van Buren 80, Tyler 72, Buchanan 77 Jahre alt. Sie alle waren zur Zeit ihres Todes geistig und körperlich noch sehr rüstig und hätten, ohne den Eintritt der besonderen Ursache, welche ihr Lebensende herbeiführte, recht gut noch eine Amtsperiode durchmachen können.

Er ist Heizer bei Borsig. Vor etwa fünfzehn Jahren amtierte in Berlin ein durch seinen originellen Humor wie durch seine Leidenschaft, Vergleiche zustande zu bringen, in gleicher Weise berufener Beamter als Bagatellrichter. Zu seinen Überredungskünsten gehörte es unter anderem, daß er in seinem sehr knapp bemessenen Bureau die hartnäckigste Partei bei den Vergleichsverhandlungen in nächste Nähe der Heizvorrichtung placierte. Länger als eine Viertelstunde hielt dies so leicht niemand aus, und in genau zu berechnenden Augenblicken beeilte sich der Betreffende, durch Ergreifen der Versöhnungshand aus der qualvoll fürchterlichen Enge sich zu befreien. Eines Tages war wieder ein absolut Hartnäckiger, allen Überredungskünsten Unzugänglicher auf den verhängnisvollen Stuhl placiert. Aber Minute um Minute verging, kein Zeichen von Nachgiebigkeit wollte bei dem Manne zum Vorschein kommen, auf die fragenden und ungeduldigen Blicke des Richters antwortete er nur mit behaglichem Lächeln und schlauem Blinzeln, ja es schien, als fühle sich der Mann von Minute zu Minute wohler. Endlich ergriff er dem immer erstaunter dreinschauenden Richter gegenüber das Wort. „Herr Rat", sagte er, „mit mir jeht det nu nich, — ick bin nämlich Heizer bei Borsig." Alles platzte vor Lachen.

Mensch und Tier. Es ist zwei Uhr nachts. Draußen stürmt und regnet es. Doktor M. ist eben von einem Krankenbesuche nach Hause zurückgekehrt und im Begriff sich niederzulegen; da klingelt es von neuem. Mißmutig öffnet er das Fenster: „Was giebt's?" — „Herr Dokt'r, komme Se schnell zu meiner Bäuer'n, se is wieder schwer krank!" — „Nun, Jochen, wo hast Du das Geschirr?" — „Do hab' ich keens mit. Was denke Se denn, bei su än' Sauwetter zieht mer doch kee Pfärd aus'm Stalle!"

Probat. Studiosus Pfiff steht vor dem Examen, sitzt deshalb oft zu Hause, um zu „ochsen"; zu seinem größten Ärger wird er aber dabei durch die Besuche seiner Kommilitonen gestört. Um sie los zu werden, schreibt er mit großen Lettern an seine Thüre:

ICH OCHSE!

An unsere Leser.

Wieder dürfen wir einen, nun schon den 30 Jahrgang der Abendschule abschließen und wieder Gott danken, der auch in diesem Jahre unsere Arbeit gesegnet hat. Unser Blatt ist vielen Tausenden von deutschen Familien ein willkommener Gast gewesen und wird ja — Gott gebe es — im nächsten Jahre ein solcher bleiben. Auch manche ihm sonst fremde Schwelle hat dasselbe überschreiten dürfen. Das soll uns ein Sporn zu neuer Thätigkeit sein unter der alten Flagge, die wir nicht verdeckt, sondern frei aufgerollt tragen und auf der die Worte stehen: Im Namen des HErrn! Was wir auch bringen werden, seien es Erzählungen, oder geschichtliche, völkerkundliche, geographische medizinische, naturwissenschaftliche Aufsätze — alles muß unter dieser Flagge segeln. Wir wollen mit noch mehr Treue und Sorgfalt sichten, daß ja das Vertrauen unserer Mitchristen zu unserer Arbeit immer zuversichtlicher werden kann.

Die äußere Ausstattung unseres Blattes ist — dafür haben wir viele Zeugnisse — eine vorzügliche. Die Illustrationen, die so schwer zu beschaffen sind, haben den allgemeinen Beifall der Leser gefunden, und was wir in diesem Punkte noch zur Hebung unseres Blattes thun können, soll geschehen.

Mit Nummer 1 beginnt die sehr interessante, spannende und tief ergreifende Erzählung

Die spanischen Brüder.

Diese Erzählung führt uns in jene Frühlingstage Spaniens, in das Erwachen des reformatorischen Geistes in den Tagen des sechszehnten Jahrhunderts und ruht durchaus auf historischem Grunde. Außer dieser Erzählung bringen wir noch eine zweite aus der Feder des beliebten Volksschriftstellers A. Fries, betitelt

In harter Zucht.

Wie im letzten Jahre haben wir auch diesmal wieder ein

Prämienbuch

fertig gestellt unter dem Titel: Das Walten Gottes. Das Buch ist gegen 300 Seiten stark und enthält drei wertvolle und interessante Erzählungen. Wer die Abendschule vorausbezahlt, erhält dies Buch gegen Nachzahlung von 15 Cents fein geheftet, gegen Nachzahlung von 30 Cents elegant gebunden. Wer Abendschule und unsere politische Rundschau, die wir unseren Lesern bei dieser Gelegenheit als ein „von der Parteien Haß und Gunst" unberührtes, sorgfältig und frisch redigiertes Wochenblatt empfehlen, zusammenhält und den Betrag für beide Blätter — $3.00 — vorausbezahlt, erhält die Prämie fein geheftet umsonst, elegant gebunden gegen Nachzahlung von 25 Cents. Wir fordern unsere Leser auf, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen.

St. Louis, August, 1884.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY.

Redaktion: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Saint Louis, Mo.



Jahrgang 30. Saint Louis, Donnerstag den 21. August 1884. Nummer 52.

Der Negerkönig Zamba.

Eine Sklavengeschichte. Nach dem Englischen von **Dr. C. G. Barth.**

Revidiert für die Abendschule. (Schluß.)

8. Eine Lebensrettung.

Ich war beinahe schon zwei Jahre in Charleston gewesen und hatte noch wenig von eigentlicher grausamer Behandlung der Sklaven zu sehen bekommen. Allerdings sah ich gelegentlich mit an, wie junge Bursche ziemlich streng gezüchtigt wurden, aber nicht ohne Ursache; sonst aber kam mir nichts Auffallendes zu Gesicht oder zu Ohren, bis bei folgender Gelegenheit. An einem schönen Sommermorgen, etwa um 6 Uhr, als ich mich eben anschickte, ins Magazin zu gehen, hörte ich ein furchtbares Geschrei in dem Hof des benachbarten Hauses, in welchem die Woche vorher ein neuer Besitzer eingezogen war. Als ich durch das Fenster meines Schlafzimmers hinaussah, erblickte ich einen weißen Herrn, der den Rock abgezogen hatte und mit einer Hand eine junge Negerin am Arme festhielt, während die andere kräftige Hiebe mit einer Kuhhautpeitsche auf das arme Mädchen führte. Sie war nackt bis zur Mitte des Leibes, das Blut floß bei jedem Streich und auf herzerschütternde Weise schrie sie: „Massa, lieber Massa! Um Gottes des Allmächtigen willen verzeihen Sie mir! Ich will's gewiß nimmer thun! Lieber Massa, hören Sie auf aus Barmherzigkeit, hören Sie auf!" Ihr Schreien und Bitten war aber alles vergeblich, bis endlich das weiße Untier von Anstrengung erschöpft sie gehen ließ. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, sie habe diesen Morgen, als sie ihm den Kaffee kochte, irgend ein Ungeschick begangen. Diesen Mann nannte die Welt einen Gentleman, einen Ehrenmann! Er war ein Advokat, der eine beträchtliche Praxis in der Stadt hatte. Ich kann's nicht aussprechen, wie mir beim Anblick dieser Unmenschlichkeit zu Mute ward, bei dieser schauerlichen Verletzung der Schamhaftigkeit und Zartheit des schwächeren Geschlechts, dieser schrecklichen Herabwürdigung der menschlichen Natur.

Im Laufe des Tages erzählte ich Herrn Tomson, was ich gesehen hatte. „O Zamba", sagte er, „das ist noch nichts gegen die Auftritte, die Du jeden Tag sehen könntest, wenn Du auf einer der Landplantagen wärest. Die Stadtleute machen solche Dinge um des Anstands willen und vielleicht auch, weil sie etwas mehr Bildung haben, so still als möglich ab. Wollen sie einen Sklaven züchtigen, so schicken sie ihn in das Arbeitshaus oder Zuckerhaus, wie deine schwarzen Brüder es heißen, und dort bekommt der arme Tropf eine regelmäßige Tracht Schläge nach dem Gesetz, d. h. er darf nicht mehr als 39 Streiche an *einem* Tag bekommen; und für diese Exekution muß der Herr des Sklaven einen halben Dollar bezahlen."

Ich dachte im stillen über die Sache nach; aber gleich am nächsten Tage sollte ich einen noch viel betrübenderen Auftritt mit ansehen. Als ich durch die Staatsstraße ging, hörte ich aus einem Hofe heraus ein gellendes Geschrei. Ich guckte durch einen Spalt in einem der Bretter des Zauns und erblickte ein junges Negermädchen bis zur Mitte herab entblößt, ihre Hände an einen Pfosten gebunden, an dem man sonst ein Seil zum Wäschetrocknen befestigte, und hinter ihr ein junges Frauenzimmer, das seinem Schlachtopfer mit einer gewöhnlichen Kuhhautpeitsche Hiebe aufmaß, bei deren jedem das Blut emporsprang. Um die Strafe noch herber zu machen, begleitete sie jeden Hieb mit sehr unanständigen Scheltworten: „Ich will Dir dafür thun, Du konfuses schwarzes Mensch, mir mein bestes Musselinkleid zu verbrennen; aber da hast Du eins und noch eins, und wann Du je wieder so was thust, so lasse ich Dir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen." Der arme Tropf hatte, wie es scheint, beim Bügeln eines Kleides das Eisen zu heiß gemacht, und dafür wurde sie nun schlimmer als ein Hund behandelt.

Ich hörte, die Dame sei ein Fräulein N. N., ein junges Frauenzimmer von zwanzig Jahren, sehr schön, gebildet und reich und von den jungen Herren sehr bewundert. Als ich einige Tage darauf am Hause vorbei ging, sah ich sie an einem offenen Fenster sitzen; sie spielte auf dem Klavier, sang mit einer wahrhaft melodischen Stimme und sah aus wie ein Engel.

Dennoch ist die Lage der Sklaven in der Stadt der auf dem Lande weit vorzuziehen. Dies geht schon daraus hervor, daß ein Herr, dessen Sklave etwas versehen hat, in der Regel gleich mit der Drohung bei der Hand ist: „Das nächste Mal, wenn Du wieder so was thust, werde ich Dich aufs Land verkaufen, Du Spitzbube." Und diese Drohung macht auch viel mehr Eindruck als eine Züchtigung mit der Peitsche. Die Sklaven in der Stadt, namentlich die Haussklaven, sind gewöhnlich wohl genährt und gut gekleidet.

Ich für meine Person hatte über nichts zu klagen: ich be=

kam gute Nahrung, bequeme Wohnung und Kleider genug. Mein Herr und alle, mit denen ich zunächst zu verkehren hatte, behandelten mich sehr freundlich. Das einzige, was mir Kummer und Sorge machte, war der Gedanke an meine arme Gattin und meine Familie in Afrika. Nachdem ich zwei Jahre in Charleston gewesen war, fragte ich einmal Herrn Tomson, ob er nicht denke, Herr Naylor würde mir erlauben, in einem Sklavenschiff nach Afrika zu fahren und dann mit meinem Weibe nach Charleston zurückzukehren. Ich hatte von den Segnungen der Civilisation und von den erhabenen Hoffnungen des Christentums so viel empfunden, daß ich nicht wünschte, für immer nach Afrika zurückzukehren. Ich war ein regelmäßiger und aufmerksamer Zuhörer in der christlichen Kirche geworden, und auch ohne Aussicht auf eine künftige Freilassung würde ich unter keinen Umständen den Nutzen, den mir die Predigt des Evangeliums gewährte, gegen irgend etwas in der Welt vertauscht haben.

Herr Tomson brachte meine Bitte vor Herrn Naylor, und dieser sagte mir nach ein paar Tagen, einige seiner Freunde in Baltimore seien gerade im Begriff, ein Schiff für den afrikanischen Handel zu bauen, das etwa in einem halben Jahre zur See gehen könne; er wolle die nötigen Anordnungen treffen, daß ich sicher nach Afrika hin und ebenso mit meiner Gattin wieder zurückkommen könne. Diese gütige und teilnehmende Gesinnung gegen mich rührte mich aufs tiefste; ich konnte nur Herrn Naylor seine Hand küssen und ihm durch Thränen meine Dankbarkeit bezeugen. Es gefiel jedoch Gott, mich Afrika nie wieder erblicken zu lassen. Doch ich darf meiner Geschichte nicht vorgreifen.

Mein Herr hatte eines Tages Herrn Tomson und mir befohlen, nach einem Schiffe zu gehen, das aus Westindien angekommen war, und dafür zu sorgen, daß die Ladung gehörig aufgestellt werde, wo sie am folgenden Morgen verkauft werden sollte. Das Schiff lag am Ende einer der Werften, einige Fuß weit vom Lande entfernt; eine Planke war vom Ufer zum Schiff hinübergelegt; Herr Tomson glitschte unglücklicherweise auf derselben aus und fiel ins Wasser. Augenblicklich wurde er von der mit der Ebbe stark zurückweichenden Strömung ans Hinterteil des Schiffes gerissen und würde in wenigen Minuten weit draußen im Hafen gewesen sein. Um diese Zeit gab es viele Haifische im Hafen, die allenthalben nach Beute suchen, so daß der arme Herr Tomson, der nur ein paar Schritte weit schwimmen konnte, sich in drohender Gefahr befand. Ich war in Afrika mit dem Wasser sehr vertraut geworden und konnte schwimmen wie eine Seemöve; deshalb besann ich mich keinen Augenblick, warf Schuhe, Jacke und Hut ab, was in wenigen Sekunden geschehen war, stürzte mich in die Flut und hatte nach wenigen Minuten tüchtiger Anstrengung meinen Freund erreicht, der gerade am Untersinken war. Ich ergriff ihn mit der linken Hand am Rockkragen und hielt ihn über dem Wasser, bis ein Boot, deren mehrere schnell zu unserer Hilfe herbeikamen, uns erreicht hatte und uns einnahm, Herrn Tomson bewußtlos, mich fast ganz atemlos. Glücklicherweise war ein Wirtshaus in der Nähe, wohin man Herrn Tomson brachte, und durch sorgfältige Behandlung kam er in weniger als einer Stunde wieder zu sich selber. Sobald er mich sah und von den Umstehenden hörte, daß ich ihn gerettet hatte, streckte er die Hand aus und sagte: „Zamba, ich habe immer etwas von Dir gehalten; aber jetzt bin ich Dir auf lebenslänglich verpflichtet; nie werde ich meinen edelmütigen Zamba vergessen.“ Man brachte ihn schnell nach Hause und zu Bette, und am folgenden Morgen konnte er wieder an die Arbeit gehen.

Dieser kleine Vorfall, aus dem ich in Afrika nichts gemacht haben würde, erwarb mir in Charleston viel Wohlwollen und Teilnahme. Herr Naylor nahm mich bei der Hand und sagte: „Zamba, Du bist ein guter Junge und hast Dich wie ein wahrer Held oder eigentlich wie ein wahrer Christ benommen; verlaß Dich darauf, es soll nicht Dein Schaden sein, daß Du Dich für die Rettung Herrn Tomsons so großmütig bemüht hast; solange ich lebe, soll es Dir an einem Freund nicht fehlen.“

9. Ein Schiff vom Congo.

Eine Zeitlang ging es mir ganz gut, nur daß ich sehr ungeduldig nach dem Zeitpunkt verlangte, wo das neue Schiff nach Afrika würde absegeln können. Eines Tages jedoch, im April 1803, kam Herr Naylor ins Magazin, rief mich beiseite und sagte mir, es sei gerade ein Schiff mit einer Ladung Sklaven direkt vom Congofluß her im Hafen angelangt. Lächelnd setzte er hinzu: „Vielleicht, Zamba, kannst Du etwas von Deinem Weib und Deinen Freunden erfahren.“ Durch diese Nachricht geriet ich in große Aufregung und fühlte ein ganz besonderes Herzklopfen, ich wußte nicht, warum. Kurz darauf befahl Herr Naylor, Herr Tomson und ich sollten nach der Werfte hinabgehen, bei welcher das Schiff unterdessen angelangt war, und wegen der Landung der Sklaven das Nötige anordnen.

Ich blieb die ganze Zeit ruhig; es war mir aber, als ob etwas Besonderes im Werke wäre. Als wir beim Schiffe ankamen, wurden die Sklaven gerade herausgeschafft und zur Hälfte waren sie bereits gewaschen und in den Schuppen untergebracht. Wir gingen dahin, um nach der Beschaffenheit unserer Ladung zu sehen, und kaum war ich mit Herrn Tomson in das kleine Gebäude eingetreten, als ich meinen Namen nennen oder vielmehr schreien hörte, und in demselben Augenblick hatte mich ein junges Weib mit ihren Armen umschlungen und rief unaufhörlich: „Zamba, lieber Zamba!“

Im ersten Moment war ich, obgleich die Stimme mir mächtig ins Herz drang, ganz bestürzt; als ich mich aber wieder erholte und dem Weib ins Gesicht sah, so fand ich — man kann sich mein Erstaunen denken — daß es meine eigene liebe Zillah war, die einst so stolze und glänzende afrikanische Prinzessin. Aber ach! wie verändert fand ich sie, nicht sowohl ihr Gesicht als ihre Kleidung und ihr Aussehen im allgemeinen! Sie hatte nichts als einen kurzen Unterrock, ein altes Sacktuch um den Kopf und ein zerknittertes gedrucktes Halstuch über die Brust; freilich aber war sie hinsichtlich der Kleidung noch besser dran als die meisten ihrer Mitpassagiere. Ach, wo war nun das reiche und glänzende Gewand, in welches ich sie in ihrer Heimat gekleidet hatte? wo die vielen goldenen Ohrringe und Armspangen und die Halsschnur von Perlen, um welche sie manche europäische Fürstin beneidet haben würde? Doch das alles war jetzt nichts in meinen Augen, hatte ich doch meine geliebte Zillah selbst wieder, und zwar allem Ansehen nach in guter Gesundheit, obgleich bedeutend abgezehrt und abgemagert. Ich brauche nicht zu sagen, daß meine Freude mein Erstaunen weit überstieg, und diese Freude wurde noch durch den Gedanken erhöht, der mir augenblicklich durch die Seele drang, daß ich bei meinem Herrn gut angeschrieben war und Geld genug in seiner Verwahrschaft hatte, um meine Zillah loszukaufen. Herr Tomson blieb einige Minuten lang still; sobald aber mein Weib und ich uns ein wenig gefaßt hatten, kam er herbei und gratulierte mir zu meinem Glück. „Wie, Zamba“, sagte er, „das ist ja ein ganzer Roman, so was habe ich sogar im Theater nie gesehen. Ich werde gleich mit Herrn Naylor reden, daß er mit dem Kapitän wegen Deiner Gattin die nötige Rücksprache nimmt, denn wenn der Deine Geschichte erfährt, so wird er sicherlich den Preis für sie ins ungemessene steigern.“ Nachdem Herr Tomson noch einiges Weitere angeordnet hatte, hieß er mich da bleiben und die arme Zillah trösten, indessen wolle er Herrn Naylor von der Sache benach-

richtigen und eine Sklavin mit einigen Kleidungsstücken für Zillah schicken. Nach einer Stunde kam Herr Naylor und sagte: „Jetzt, Zamba, kann ich Dich belohnen für Deine bisherige Treue in meinem Dienst und für die großmütige Errettung Herrn Tomsons, als er in Gefahr war zu ertrinken oder von Haifischen gefressen zu werden. Ich werde jetzt an Bord gehen und hoffe, mit dem Kapitän über den Ankauf Deines Weibes leicht ins reine zu kommen." Sofort ging er auf das Schiff und einige Minuten darauf schickte er nach mir, da er, wie er sagte, den Handel in meiner Gegenwart abzuschließen wünsche. Nach einer kurzen Besprechung, in welcher er dem Kapitän etwas von meiner Geschichte erzählte und mich über mein Verdienst herausstrich, kam der Handel für 350 Dollars bar ins reine. Ich war ganz durchdrungen von Dankbarkeit gegen Herrn Naylor und Herrn Tomson und vornehmlich gegen den großen Gott, der auf eine so unerwartete Weise meinen heißesten Wünschen die Erfüllung hatte zu teil werden lassen.

Herr Naylor sagte darauf, ich solle Zillah nach Hause bringen und er wolle es mit seiner Gemahlin verabreden, daß sie bei ihr als Kammermädchen angestellt werde.

Als Zillah ankam, konnte sie nur einige wenige Worte englisch reden. Frau Naylor aber hatte ein Wohlgefallen an ihr, und unter der Leitung einer solchen Dame wurde sie sehr bald brauchbar in ihrem Dienst und konnte sich im Englischen verständlich machen. Sie bekam Erlaubnis, in meinem kleinen Zimmer zu wohnen, und ich kann sagen, daß ich mich nun so glücklich fühlte, als ein Mensch auf Erden sein kann. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich, nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, nach meiner Mutter und den übrigen Gliedern meiner Familie erkundigte. Ich erfuhr bald, daß meine Mutter etwa sechs Monate vorher gestorben war, zum Teil an gebrochenem Herzen wegen meines Schicksals, daß aber alle meine Schwestern sich wohl befanden und meine beiden Schwäger die Regierung meines Königreichs zu großer Zufriedenheit meiner Unterthanen verwalteten.

Zillah selbst fühlte sich, wie sie mir erzählte, nach meiner Abreise sehr verlassen und wandelte alle Tage hin und her, namentlich am Flußufer, wo sie oft nach Westen schaute, als könnte sie dorther etwas von mir sehen oder hören. Endlich erfuhren sie auf einem Umweg, daß ich von dem Kapitän betrogen und in Charleston verlassen worden sei. Obgleich Zillah von der Geographie gar nichts wußte, so konnte sie sich doch des Namens Charleston deutlich erinnern und auch, daß Charleston in Amerika sei. Selbst nachdem sie alle Hoffnung, mich je wieder zu sehen, aufgegeben hatte, ging sie doch immer noch an den Fluß und blickte nach Westen. Eines Tages, als sie etwa eine halbe Stunde vom Hause entfernt und ganz allein war, bemerkte sie ein großes Boot, das gerade auf der Seite, wo sie ging, den Fluß hinabruderte. Das Boot legte ein paar hundert Ellen von ihr in einer kleinen Bucht an, und einige von den weißen Männern darauf kamen ans Land. Zwei von ihnen sah sie geradezu ins Land hineingehen; nachdem sie aber eine halbe Viertelstunde so gegangen waren, drehten sie sich rechts und fingen an zu laufen, als wollten sie im Spaß einander nachspringen. Dann wandten sie sich noch einmal dem Fluß zu und kamen gerade auf sie los. Sie ergriffen Zillah bei den Armgelenken; einer von ihnen zog einen Hirschfänger und gab ihr, indem er auf ihren Mund und auf ihre Brust deutete, zu verstehen, wenn sie nicht schweige, so bringe er sie um. Hierauf schleppten sie das arme Weib nach dem Boot, in welchem etwa ein Dutzend weißer Männer und einige schwarze waren, setzten sie hinein und ruderten nach der Mitte des Flusses. Bald hatten sie ihr Schiff erreicht, das im Fluß vor Anker lag.

Kaum war die arme Zillah in dem Boot, als einige von den Männern ihr die Arm- und Ohrringe abzureißen versuchten. Sie wurden aber sogleich von einem Manne, der der Anführer der übrigen zu sein schien, daran verhindert. Auf dem Schiffe angelangt, führte sie derselbe Mann in die Kajüte hinab, wo der Kapitän saß und rauchte; dort wurde die arme Zillah alsbald ihrer Zieraten, auch des Perlenhalsbands, beraubt und ohne weitere Umstände in den Schiffsraum hinunter gebracht, wo sie viele Tage lang große Mühseligkeiten auszustehen hatte. Im Anfang hatte sie viel von der Seekrankheit zu leiden, sobald sie aber wieder auf den Füßen stehen konnte, durfte sie täglich eine Stunde oder zwei auf dem Verdeck zubringen. Dort brachte sie durch das bißchen Englisch, das sie verstand, heraus, daß das Schiff nach Charleston bestimmt sei. Das machte ihr große Freude, und sie faßte von da an neuen Mut in der Hoffnung, mich dort anzutreffen. Wie dies geschah, habe ich bereits erzählt, und man sieht daraus, daß, obwohl die Vorsehung manchmal unseren liebsten Hoffnungen und Wünschen entgegenzuarbeiten scheint, sie doch oft in ihrer Barmherzigkeit auf wunderbaren und geheimnisvollen Wegen gerade die Erfüllung unserer Wünsche herbeiführt.

Da ich jetzt den teuersten Gegenstand meiner Wünsche erlangt hatte, gab ich jeden Gedanken auf, je wieder nach Afrika zurückzukehren, obgleich zuzeiten mein Gewissen mir zu verstehen gab, daß ich, der ich die Gnade Gottes so reichlich erfahren und nun für das Licht des Evangeliums offene Augen hatte, einen wirksamen Schritt thun sollte, um meinen armen verblendeten Brüdern in Afrika auch etwas von der Erkenntnis des einigen wahren Gottes beizubringen. Mein Gewissen sagte mir, ich sollte meine eigene Bequemlichkeit und Gemächlichkeit daran geben und auf jede Gefahr hin nach Afrika zurückkehren, um meinen Landsleuten alles mitzuteilen, was ich von der Bibel und vom Heiland wußte. Dergleichen Gedanken kommen mir noch jetzt oft ins Gemüt, denn ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn Afrika civilisiert und zum Christentum gebracht werden soll, es hauptsächlich durch Afrikas eigene Kinder oder ihre Nachkommen geschehen müsse.

Ich hatte jetzt mein Weib zu meinem Trost und widmete mich nun eifriger als je den Pflichten meines Geschäfts, entschlossen, meinem Herrn zu zeigen, daß auch in einem Negerherzen Ehrgefühl und Dankbarkeit zu Hause sei. Zudem verwandte ich immer mehr Fleiß auf meine Bildung und hielt es auch für meine Pflicht, Zillah zu unterrichten. Das war mir eine Aufgabe, die mir tausend Freuden machte, wenn ich, soweit mein eigenes schwaches Licht es gestattete, ihr eine Kenntnis von der Bibel und von ihrem Schöpfer beibringen durfte. Ich nahm sie auch mit in die Kirche; sie gewöhnte sich sehr leicht an die englische Sprache und schien voll Eifer, das Christentum näher kennen zu lernen.

Etwa ein Jahr nach Zillahs Ankunft ereignete sich ein Vorfall, den ich nicht übergehen darf. Eines Nachmittags, als ich nichts Besonderes im Magazin zu schaffen hatte, nahm ich ein Zeitungsblatt und las darin, so gut es ging, hatte jedoch einen ruhigeren Winkel des Magazins dazu gewählt. Das Blatt lag auf einer großen Kiste, und während ich mich durch dasselbe hin arbeitete, kam zufällig ein gewisser Oberst Morgan, der mit meinem Herrn Geschäfte machte und acht Meilen von der Stadt eine Plantage besaß, herein. Während er im Laden umhersah nach einigen besonderen Waren, die er gern gehabt hätte, kam er in meine Nähe. Plötzlich hörte ich ihn rufen — und er war ein riesenhafter, rauh aussehender Mann mit einer Stimme wie eine Posaune: „Ha, was — was ist denn das? Wie kommst denn Du dazu, die Zeitungen zu lesen, Junge? Wie kommst Du zum Lesen? frage ich." Ich sah ihn ganz ruhig und freundlich an und antwortete: „Man hat mich's gelehrt, Herr." — „Man hat Dich's gelehrt, hat man? Du schwarzer Schurke? Und wer hat Dich's gelehrt? Sag mir's! Wenn ich den Hallunken kennte, ich wollte ihm die Knochen

zerschlagen." — „Die Person", erwiderte ich, „die mich zuerst lesen lehrte, ist jetzt außer ihrem Bereich, Oberst; und wahrhaftig, mein Herr, ich thue damit nichts Böses." — „Willst Du gar Worte wechseln mit mir, Du schwarzer Hund", sagte der tapfere Oberst, „nimm das, schwarzer Kerl!" Mit diesen Worten schwang er über mir einen großen schweren Stock, den er trug; glücklicherweise war ich auf der Hut und konnte seiner freundlichen Begrüßung noch ausweichen. Der Stock hinterließ jedoch eine tiefe Spur an der Ecke der Kiste, an der der gute Wille, mit dem der Streich gegeben war, ersehen werden konnte und daß, so hart und dick auch afrikanische Schädel in der Regel sind, doch mein Kopf, hätte er den Streich aufgefangen, ohne Zweifel nicht wenig in Unordnung geraten sein würde. Der Lärm, den der edle Oberst machte, erregte die Aufmerksamkeit mehrerer Leute, die gerade im Magazin waren, und Herr Naylor, der eben an seinem Schreibpult saß, kam herbei und fragte: „Was giebt's?" — „Was es giebt?" erwiderte der Oberst, „Sie sind mir ein sauberer Herr! gehören zu den Behörden der Stadt und lassen Ihre dummen Neger lesen lernen? Wissen Sie nicht, mein Herr, so gut wie ich selbst, daß Sie eine Strafe von 100 Pfund zu zahlen haben, wenn Sie einen schwarzen Burschen lesen lehren?" — „Sprechen Sie doch ein wenig leiser, Oberst", sagte Herr Naylor. „Fürs erste, mein Herr, war ich es nicht, der den Jungen lesen lehrte; er konnte englisch lesen, wie sehr Sie sich auch darüber wundern mögen, ehe er Afrika verließ; und dann, obgleich es ein Gesetz giebt, das den Unterricht der Neger verbietet, so kenne ich doch keines, das ihnen untersagte, irgend etwas, das ihnen in den Weg kommt, zu lesen, nachdem sie einmal lesen können. Und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Oberst, hätten Sie den Jungen, der mein Eigentum ist, sehen Sie, mit Ihrem Stock beschädigt, so sollte es Ihnen weit höher zu stehen gekommen sein, als die Strafe, von der Sie sagen. Ich nehme es sehr übel, mein Herr, daß Sie gegen irgend eine Person in meinem Magazin, weiße oder schwarze, die Hand aufheben, und ich rate Ihnen als Freund, Oberst, Ihren Zorn ein wenig mehr im Zaume zu halten." Ein alter schottischer Kaufmann, ein sehr vermöglicher Mann, der viel mit unsrem Haus zu schaffen hatte, legte sich hier darein: „Ich bitte Sie, Oberst", sagte er, „was treiben Sie denn? Sie meinen ohne Zweifel, Sie seien jetzt daheim unter Ihren Negern; die können Sie stoßen und schlagen, wie es Ihnen beliebt und niemand hindert Sie daran; aber ich denke, Sie sollten sich mit dem Eigentum ihres Nachbars unverworren lassen, Sie könnten sonst in eine Patsche kommen." — „Ah so? Müssen Sie auch dreinsprechen?" sagte der Oberst; „nun wahrhaftig, von Euch Fremden kommt's allein her, daß wir mit unsern erbärmlichen Negern so viel Trubel haben; Ihr reizet sie immer zur Rebellion, bald so, bald anders." — „Fremde? meiner Treu, tapferer Oberst, wären die Fremden nicht, dergleichen ich einer bin, Ihr würdet schlecht durchkommen. Nähmen wir nicht die Baumwolle und den Reis aus Euren Händen, so hättet Ihr nichts zu essen als Welschkorn und Alligators; nein, es bliebe Euch kein ganzes paar Hosen für Euer Hinterkastell." Eine große Anzahl von Kunden, Juden und Heiden hatte sich unterdessen um die Streitenden gesammelt, und da der tapfere Oberst allmählich ein Gegenstand des Gelächters wurde, so hielt er es für passend, sich zurückzuziehen, indem er gegen die Neger und Ausländer rachedrohende Worte murmelte.

Das Schiff „Hunter", in welchem Zillah gekommen war, schickte sich an, nach dem Congo zurückzukehren und man sagte mir, es würde in Zukunft regelmäßig zwischen diesem Fluß und Charleston hin- und herfahren. Ich machte Bekanntschaft mit dem Proviantmeister, der mein Landsmann war und wirklich auf der letzten Reise meine Vaterstadt besucht und meine Schwäger gesehen und gesprochen hatte, und wagte es, ihm einen kleinen Koffer mit Geschenken für einige meiner Freunde anzuvertrauen. Einen Brief zu schreiben wäre von keinem Nutzen gewesen, denn sie wären daraus doch nicht klüger geworden; ich ließ ihnen aber mündlich sagen, in welcher Lage Zillah und ich uns befänden.

Nun gut, der „Hunter" segelte ab und nach Verlauf von acht Monaten, wie erstaunte ich eines Tages, als mein Schwager Pouldamah ins Magazin hereintrat! Augenblicklich erkannten wir einander. Und sobald ich mich überzeugt hatte, daß er als freier Passagier gekommen sei und einen vorsichtigen Vertrag mit dem Kapitän abgeschlossen habe, ihn nach Afrika zurückzubringen, war meine Freude ungemein groß. Er sagte mir, er habe keine Rast und keine Ruhe gehabt, solange er nicht selber gesehen, wie es um uns stehe. Der Kapitän des „Hunter", Namens Toomer, war im ganzen kein so schlimmer Bursche wie Winton (wiewohl der Leser sich erinnern wird, daß er der armen Zillah ihre Juwelen raubte); und nachdem Pouldamah ein bedeutendes Geschäft mit ihm gemacht hatte, schloß er einen Vertrag mit ihm ab, laut dessen der Kapitän ihn als freien Passagier mitnehmen und, nachdem er ihn glücklich wieder in seine Heimat gebracht hätte, dreißig Dublonen empfangen sollte. Bollah, mein anderer Schwager, war Zeuge und Bürge des Vertrags.

Pouldamah flüsterte mir nun still zu, er habe einige Fäßchen mit Wachs, ein paar große Honigtöpfe und einige Elefantenzähne mitgebracht und wünsche seine Ladung so schnell als möglich ans Land zu schaffen und an einen sichern Ort gebracht zu sehen, da einer von den Honigtöpfen weit mehr wert sei, als der Kapitän oder einer seiner Leute vermuten könnten. Ich besorgte augenblicklich einen Karren, ging mit meinem Freunde zum Schiff und ließ schnell alles in Herrn Naylors Wohnung bringen. Pouldamah las einen von den Honigtöpfen heraus und ging mit mir in mein Schlafzimmer, und bei genauerer Untersuchung zeigte sich's, daß mein bedächtiger Schwager auf dem Boden des Topfes einen Beutel mit hundert Dublonen und einen andern mit zehn Pfund Goldstaub verborgen hatte. Ich rühmte seine Klugheit, konnte mich aber doch nicht enthalten hinzuzusetzen: „Ach mein lieber Pouldamah, hätte Kapitän Toomer den Inhalt dieses Topfes geahnt, so fürchte ich, so ehrenhaft der Mann auch sonst sein mag, er würde den Kapitän Winton gegen Dich gespielt haben."

Ich kann es kaum sagen, wie sehr mich der Anblick Pouldamahs erfreute; und wiewohl mir es keineswegs an Geld fehlte, konnte ich doch nicht anders, als sehr dankbar sein für die mitgebrachten Geschenke. Da in meinem eigenen kleinen Zimmer kein Platz war, um Pouldamah unterzubringen, und ich die Güte meines Herrn nicht zu sehr in Anspruch nehmen wollte, so verschaffte ich ihm eine bequeme Wohnung in dem Hause eines farbigen Freundes. Dort wohnte Pouldamah fünf Monate lang, denn das Schiff erforderte eine durchgängige Ausbesserung und der Kapitän war krank geworden. Pouldamah konnte bereits etwas englisch reden; ich gab ihm aber während seines Aufenthalts in Charleston fast jeden Abend Unterricht und stellte auch einen geschickten Mulatten, der mein Freund war, dazu an, daß er täglich einige Stunden auf seine Unterweisung verwendete. Als Pouldamah Charleston verließ, konnte er ziemlich richtig, wenn auch langsam, in der Bibel lesen und war auch imstande einige Linien zu schreiben, so daß ich ihn verstehen konnte. Ich machte eine hübsche Auswahl von Waren für ihn zusammen, und dann nahm er unter vielen Thränen Abschied von Zillah und von mir.

Als der „Hunter" zurückkehrte, schickte mir Pouldamah einen Brief, worin er bezeugte, daß der Kapitän ehrenhaft gegen ihn verfahren sei. Manches Jahr habe ich gelegentlich Nachrichten von ihm und über ihn bekommen, in den letzten fünfzehn Jahren aber erfuhr ich gar nichts mehr vom Schwager

Ich hoffe jedoch, Pouldamah werde von den Kenntnissen, die er in Amerika erlangt hatte, guten Gebrauch gemacht haben und sein mutiges Unternehmen werde noch jetzt für seine Nachkommen Früchte tragen.

---

10. Ende.

Zillah und ich lebten nun so dahin ohne weitere Störung und waren, denke ich, so glücklich als irgend ein Ehepaar in Amerika. Sie gebar mir keine weiteren Kinder und so mußten wir uns eben eins am andern genügen lassen. Das Gold, das Pouldamah mir gebracht hatte und von dem ich noch mehr hätte haben können, wenn ich es verlangt hätte, vertraute ich Herrn Naylor an, und man konnte mich jetzt einen vermöglichen Mann nennen. Herr Naylor handelte gegen mich als ein wahrer Ehrenmann. Er erlaubte mir, manche häusliche Bedürfnisse unentgeltlich aus dem Magazin zu nehmen und war in der That so nachsichtig gegen mich, wie wenn ich sein Sohn gewesen wäre.

Im Jahre 1807 ließ Herr Naylor für Zillah und mich regelmäßige Freischeine ausfertigen; solange er aber in Charleston blieb, erlaubte er uns, in seinem Hause zu wohnen. Endlich, als er das Geschäft aufgab und sich im Jahre 1819 in einem andern Teil der Vereinigten Staaten niederließ, schrieb er mir einen vollständigen Rechnungsauszug vom ersten Jahre an; darin waren für mich und Zillah jährliche Dienstlöhne ausgesetzt und der Zins von meinem Kapital aufs genaueste berechnet. So bekam ich alles, was er mir schuldig war, bei Heller und Pfennig.

Meine Dankbarkeit gegen Herrn Naylor und seine Familie kann nur mit dem Leben selbst aufhören, und ich kann den Leser versichern, daß es mir zehnmal mehr Vergnügen macht, die guten Eigenschaften weißer Leute hervorzuheben, als ihre Fehler und Laster zu erwähnen.

Im Jahre 1819 eröffnete ich einen kleinen Kramladen und führte einige Jahre lang ein unbedeutendes Handelsgeschäft, mehr in der Absicht, mich in Thätigkeit zu erhalten, als um Gewinns willen. In den letzten zwanzig Jahren habe ich ganz in der Stille und Zurückgezogenheit gelebt und einen großen Teil meiner Zeit auf das Lesen guter Bücher verwendet; auch habe ich Zeit und Mittel zum Teil darauf verwendet, anderen in ihrer Not beizuspringen.

Im Jahre 1807 wütete das gelbe Fieber auf schreckliche Weise, und zu meinem unaussprechlichen Schmerz verlor ich meinen vortrefflichen Freund, Herrn Tomson.

Im Anfang fühlte ich diese Trennung als einen tiefen, unersetzlichen Verlust; da ich aber vom Morgen bis in die Nacht im Magazin zu thun hatte und meine treue Zillah als Trösterin mir zur Seite stand, so söhnte mich die Zeit, die so gar manchen Schmerz lindert, allmählich mit meinem Verluste aus.

Im folgenden Jahr ereignete sich ein Vorfall, der es deutlich erkennen ließ, daß die Hand Gottes den Gottlosen nicht ungestraft dahingehen läßt, und der zugleich das Sprichwort bestätigte: „Wie gewonnen, so zerronnen", und jenes andere: „Was der Wind gebracht, nimmt das Wasser fort." Eines Nachmittags nämlich sah ich einen Mann ins Magazin hereintreten, der nach Herrn Naylor fragte; und wer anders war es, als mein alter Bekannter, Kapitän Winton, der aber sehr herabgekommen aussah. Er bemerkte mich wohl, ging aber in den hintern Teil des Ladens, wo Herr Naylor an seinem Schreibpult saß, und da konnte ich denn deutlich sehen, daß er von diesem ein Päckchen Geld in Empfang nahm. Er wiederholte seinen Besuch mehrmals; es entging mir jedoch nicht, daß, obwohl Herr Naylor ihm jedesmal mehr oder weniger gab, diese Geschenke doch nur eine Art von Almosen waren. Herr Naylor war, beiläufig gesagt, ein sehr gutherziger Mann. Ich habe gesehen, wie er einer bedrängten Person zu wiederholten Malen einen Zwanzigdollarschein gab und mehr als einmal einen Fünfzigdollarschein. Der Kapitän sah schrecklich verdorben aus und war gewöhnlich halb betrunken, doch hatte er sein großthuerisches Wesen noch nicht abgelegt. Bei näherer Erkundigung vernahm ich, daß er sich in den nördlichen Staaten in verschiedene Spekulationen eingelassen hatte, die gänzlich mißlangen, und daß er zuletzt in die Hände gewerbsmäßiger Spieler und Gauner gefallen war, die ihn gänzlich auszogen. Er war nun nach dem Süden gekommen, um sein Glück auch da in Karten- und Würfelspiel zu versuchen. Ich bedauerte ihn, doch kann ich nicht leugnen, daß ein gewisses Gefühl von Genugthuung oder (ich weiß nicht recht, wie ich's ausdrücken soll) eine Art von innerer ruhiger Fassung beim Blick auf die Wege Gottes diesem Bedauern Grenzen setzte. Etwa einen Monat nach seinem ersten Besuch, als ich eines Nachmittags auf der Werfte, nahe bei unserem Magazin, ein Geschäft hatte, kam Winton auf mich zu und sagte: „Nun, Zamba, wie geht Dir's? Ich höre, Du werdest ein reicher Mann? Hoffentlich hast Du Deine alten Freunde nicht vergessen. Nun hör' einmal, Zamba, ich bin heute nacht aufs dringendste eines Zehndollarscheins benötigt; ich denke, Du könntest mir so viel vorstrecken; bei der ersten Gelegenheit werde ich Dich wieder bezahlen." Ich sah ihn ganz ruhig an und sagte: „Ei, Kapitän Winton, es thut mir leid, daß Sie mit dem Geld, das Sie mir abnahmen, so schlecht gehaust haben. Ich möchte einem bedrängten Manne nichts Beleidigendes sagen; aber unter allen Personen in der Welt hätte ich es zuletzt von Ihnen erwartet, daß Sie mich um Geld ansprechen würden." — „O, schon recht, Zamba, das ist jetzt eine alte Geschichte und Du wirst zugeben, daß die Versuchung damals sehr groß für mich war und daß mancher andere in meiner Lage Dich viel schlimmer behandelt und Dir keinen Fetzen auf dem Rücken und keinen Groschen in Deiner Tasche gelassen hätte; und überdies kannst Du auch nicht leugnen, daß ich Dir einen guten Platz und einen braven Herrn verschafft habe." — „Gut, Kapitän", sagte ich; „so wie sich jetzt die Sache gestaltet hat, habe ich keine Ursache, Ihnen bös zu sein, und um Sie zu überzeugen, daß ich meinen Unterricht im Christentum mir zu nutze mache, so will ich, wenn Sie morgen Nachmittag mich hier aufsuchen, Ihnen bringen, was Sie begehren, und unterdessen nehmen Sie hier alles kleine Geld, was ich bei mir habe." Ich gab ihm anderthalb Dollars, und er ließ wahrhaftig, als er mir die Hand schüttelte, eine Thräne darauf fallen und sagte: „Zamba, Du bist ein edelmütiger Bursche. Wenn gewisse Leute, mit denen ich kürzlich zu thun gehabt, ein solches Herz hätten wie Du, so wäre ich heute abend nicht in dieser Lage." Am folgenden Tage suchte ich ihn an demselben Orte auf und überreichte ihm eine Dublone, worüber er ganz erstaunt war, und etwa vierzehn Tage nachher gab ich ihm noch eine, ermahnte ihn aber, sich um eine Anstellung umzusehen.

Nach diesem sah ich ihn nicht mehr, bis etliche Wochen später folgende Umstände mich wieder an ihn erinnerten. Herr Naylor hatte ein Sommerhaus auf der Sullivansinsel, das er fleißig besuchte, um die Seeluft zu genießen und sich im Freien Bewegung zu machen, wozu es in der Stadt an Gelegenheit fehlte. Gewöhnlich begleitete ich ihn und trug seine Flinte oder seinen Regenschirm. Eines Morgens, etwa um sechs Uhr, ging er aus und ich ging mit ihm. Er nahm seine Richtung nach dem nordöstlichen Teil der Insel, wo ein schönes Gebüsch war; und als wir uns diesem näherten, bemerkten wir 30 bis 40 zusammengedrängte Menschen und hörten in wenigen Sekunden den Knall von zwei Feuergewehren. Im Augenblick waren wir bei dem Haufen, und ach! da lag der arme Winton auf dem Boden in den letzten Zügen. Mein Herr und ich

suchten ihm den Kopf ein wenig aufzurichten; er wandte die Augen auf uns und schien uns zu kennen; aber er zuckte nur ein oder zweimal, dann war alles vorüber. Die Kugel war durch und durch gegangen. Sein Gegner stand daneben, wischte ganz kaltblütig sein Pistol ab und die meisten der Anwesenden schienen die Sache als etwas gar nichts Außerordentliches zu betrachten. Herr Naylor war einer von den Stadtvorstehern, und als dies einer der Anwesenden dem Burschen, der den Kapitän erschossen hatte, zu verstehen gab, lief er mit einem oder zwei Begleitern augenblicklich davon.

Ich und einige andere trugen den entseelten Leichnam in den Gasthof, wo Winton gewohnt hatte, und am Nachmittag wurde er unter dem Geleite einiger wenigen, teilnahmlosen Fremdlinge auf dem Gottesacker der Insel begraben. Bei näherer Erkundigung hörte ich, daß ein Streit über ein Kartenspiel am Abend vorher den Zweikampf verursacht hatte, bei welchem somit ein verhärteter Sünder den andern ohne eine minutenlange Vorbereitung vor das Angesicht des Gottes hinüberjagte, der gesagt hat: „Du sollst nicht töten." Zu einer gewissen Zeit würde mir dieses Ereignis — leider! muß ich sagen — eine geheime Befriedigung gewährt haben, aber jetzt war die Betrübnis mächtiger als der Unwille.

Soweit hat Zamba geschrieben. Die große Sache der Befreiung der Sklaven lag ihm mehr am Herzen, als man sagen kann, und doch konnte weder er noch sogar die mächtigen nördlichen Staaten der amerikanischen Union einen friedlichen Weg dazu finden. Die Sklavenfrage wurde immer brennender und trennender zwischen den nördlichen und den südlichen Staaten, bis endlich am 12. April 1861 der furchtbare, vier Jahre dauernde Bürgerkrieg ausbrach, der das Land mit Blut und Zerstörung erfüllte, aber mit der Niederlage der Südstaaten und damit mit dem Aufhören der Sklaverei in den sämtlichen Unionsstaaten endigte. Dem 200jährigen Greuel des Sklavenhandels ist nun in seinem Heimatlande Afrika bis auf wenige Überreste ein Ende und damit dem Reiche Gottes auch zu den schwarzen Menschen eine weite Bahn gemacht.

Ende.

Höflichkeit und Wahrhaftigkeit.

Von Ernst Bindemann.

Ein wahres Sprichwort ist es, welches sagt: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land." Ein Mensch von gewählten Formen ist überall gern gesehen und wohl gelitten, heute vielleicht um so mehr, weil eine gewisse Formlosigkeit als Rückschlag gegen die ehemals übliche Übertreibung der Förmlichkeit sich in recht wenig anmutender Weise geltend und breit macht; gar nicht zu reden von denen, welche es unter ihrer Würde halten, die gewöhnlichen Regeln der Höflichkeit zu beobachten, und ein gutes Stück von Genialität darin sehen, wenn man sich über so untergeordnete Dinge mit souveräner Verachtung hinwegsetzt.

Aber zuvorkommende Höflichkeit ist kein so untergeordnetes Ding, sondern hat einen wirklichen sittlichen Wert. Wo Menschen mit einander verkehren, da müßte es zu beständigen Reibungen und Anstößen kommen, wenn jeder so ungeniert wie möglich die rauhe Seite herauskehren wollte. Und warum das? Im besten Falle ist es ein schlimmer Mangel an Selbstzucht, wahrscheinlich aber eine so hohe Meinung von der eigenen Person, daß man fürchtet, wenn man sein Licht unter den Scheffel stellen würde, so könnte es kommen, daß die anderen es vielleicht gar nicht merkten, mit welch einer bedeutenden und großen Persönlichkeit sie es zu thun haben, und das wäre doch jammerschade! Höflichkeit besteht ja eben darin, daß man selbst zurück tritt und die anderen in den Vordergrund treten läßt. Sie ist eine Erscheinungsform jener Demut, welche Paulus empfiehlt, wenn er sagt: „Thut nichts durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achte einer den anderen höher denn sich selbst", welche goldenen Worte alle Regeln der Höflichkeit im Prinzip in sich schließen.

Indessen, gerade weil die Höflichkeit nichts weniger ist als etwas sittlich Gleichgültiges, haben manche, die nicht so unbesehen mit dem großen Strom schwimmen und alles mitmachen wollen, sondern über die kleinen wie über die großen Dinge des Lebens nachdenken und sie nach ihrer besten Einsicht gestalten möchten, ihre nicht ganz ungegründeten Bedenken gegen so manches, was die Höflichkeit erfordert oder zu erfordern scheint. Gewählte Formen! — Schön, wenn sie der natürliche Ausdruck eines tüchtigen inneren Kerns sind, — wie aber, wenn die Form nur dazu dient, eine völlige innere Leere zu verdecken? wie, wenn die Form in dem, was sie ausdrücken soll, in schreiendstem Gegensatze steht, wird sie da nicht geradezu zur Lüge? —

„Sehr angenehm", sagt man, auch wenn der lästige Schwätzer eintritt, von dem man sicher voraus weiß, daß er die schöne Stunde, wo man eben so schön bei der Arbeit im Zuge war, auf das kläglichste mit fadem Klatsch ausfüllen wird, — „mit der vorzüglichsten Hochachtung", unterschreibt man einen Brief und verhehlt sich keinen Augenblick, daß man gegen den Kerl — denn die wenigsten haben es wohl dahin gebracht, auch ihre Gedanken immer in die Formen der Höflichkeit zu kleiden — nichts weniger empfindet als Hochachtung. „Ich habe den Vorzug" — und setzt in Gedanken hinzu: mich jetzt mit Ihnen auf das sträflichste langweilen zu müssen.

Nun, so schlimm, so sittlich verwerflich, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sind diese Dinge denn doch nicht. Was für ein Zustand würde das werden, wenn jeder jedem in jedem Augenblick die Wahrheit sagen, genau das sagen wollte, was er über ihn dächte! Das wäre mehr als lächerlich, das wäre zum Davonlaufen unerträglich. Und haben wir denn immer so durchaus recht mit unseren Empfindungen, daß es durchaus nicht anders geht, als daß wir damit herausplatzen? Müssen wir nicht auch sonst so oft im Leben manches unterdrücken, was gerade im Augenblick ohne Zweifel der angemessenste Ausdruck unserer Stimmung und Empfindung wäre? unterdrücken, nicht bloß um der Leute willen, sondern deswegen, weil wir ganz richtig fühlen, daß wir durchaus anders fühlen und empfinden müßten?

Ja, wird entgegnet, verschweigen, unterdrücken darf man wohl seine Gedanken, — nicht aber gerade das Gegenteil aussprechen. Gemach, lieber Freund, sehen wir uns doch einmal diese vermeintlichen „Lügen" näher an. Zuerst: Es sollte mir doch der Verkehr, das Gespräch mit einem Menschen wirklich etwas sehr Angenehmes sein. Wie willkommen wäre einem Robinson auf seiner Insel auch der fadeste Schwätzer gewesen! Darf ich denn so egoistisch sein, nur das angenehm zu finden, wobei ich profitiere? Soll ich nicht auch gern und willig geben von meinem geistigen Besitz, nicht die Gelegenheit wahrnehmen, auch meinerseits einzuwirken auf die, mit welchen ich mich unterhalte?

Darüber sollte doch auch ein Mensch, an welchen die Anforderungen der Höflichkeit gestellt werden, hinaus sein, daß er nicht mehr, wie die Kinder die Menschen in gute und böse, in langweilige und unterhaltende einteilt. Vielmehr hat jeder Mensch in äußerer Beziehung seine guten Seiten und seine Schattenseiten, er muß genommen werden, wie er ist; und wenn er uns unangenehm ist, so wette ich, ist es unter 100

Ein frecher Eindringling. (Siehe Seite 828.)

Fällen 99 mal mehr unsere Schuld als seine. Im schlimmsten Falle ist jeder Mensch doch immer ein interessanter Gegenstand psychologischen Studiums, auch die gewöhnlichste Menschenseele ist nicht nach der Schablone gemacht, sondern hat ihren geheimnisvollen, ganz eigentümlichen, eigensten Kern. Locke ihn nur heraus, gehe ihm nur zu Leibe! Und so ist im Grunde wirklich jede Unterhaltung mit einem Menschenkinde „sehr angenehm.“

Und die „vorzüglichste Hochachtung?“ Von vornherein sollte ich sie doch gewiß vor jedem Menschen empfinden. Manchmal aber mag es wohl um so leichter werden, je weniger ich ihn kenne. Aber — solche Ausdrücke darf man auch nicht zu wörtlich nehmen. Sie haben durch den Sprachgebrauch ihren Tageskurs, den jeder an der Börse des Lebens kennen lernen kann. Sollte sich wirklich eine kindliche Seele finden, die der Welt und der Menschen so unkundig wäre, daß sie dergleichen ganz wörtlich nähme, nun so wäre das ihre eigene Schuld, der Schade wäre so beträchtlich nicht, und sie verdiente schon um dieser kindlichen Unschuld willen unsere „vorzüglichste Hochachtung.“

Also für gewöhnlich haben die Formen der Höflichkeit nicht nur kein Bedenken, sondern sind sogar ein prächtiges Mittel, uns daran zu erinnern, wie wir eigentlich uns zu den Menschen stellen sollten, mit denen umgehen zu können doch einmal eine der besten Gottesgaben ist, die aber ohne die gewählten Formen der Höflichkeit bald unerträglich werden würde. Und ist es uns denn um Wahrhaftigkeit zu thun, so sollten wir uns Mühe geben, hineinzuwachsen in eine Gesinnung, eine „Höflichkeit des Herzens“, welcher diese Formen nur der allernatürlichste, wahrhaftigste Ausdruck ihres eigensten Wesens sind. So würden wir durch die Höflichkeit nicht von der Wahrhaftigkeit abgezogen, sondern gerade durch sie immer wahrhaftiger.

Und dennoch ist die Sache nicht immer so einfach und unbedenklich. Vielmehr können Höflichkeit und Wahrhaftigkeit auch wohl in wirklich ernste Konflikte kommen. Schon das ist nicht ganz wahrhaftig, wenn jemand die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit mit ungewöhnlichem Eifer übertreibt. Dadurch wird man Veranlassung, daß die Menschen in diesen Dingen mehr sehen, als sie sonst darin sehen würden.

Und wenn die Höflichkeit zu gebieten scheint, daß man jede Ansicht gelten lasse und gutheiße, daß man jedes ernstere, tiefere Gespräch in Gesellschaft unterdrücke oder ihm die Spitze abbreche, so würde durch ein solches Verfahren nur die allergewöhnlichste Flachheit privilegiert, oder man würde sogar den sittlichen Ernst der Wahrheit verleugnen müssen. Allein in der That *scheint* es auch nur so, als sei dies eine unumgängliche Forderung der Höflichkeit. Giebt es doch Menschen genug, welche es verstehen, in den untadelhaftesten Formen der guten Gesellschaft einem die empfindlichsten Grobheiten — Sottisen, wie der Kunstausdruck lautet — ins Gesicht zu sagen, warum sollte man es sich nicht angelegen sein lassen, die allerdings wohl noch schwerere Kunst zu erlernen, unter Beobachtung der erlesensten Formen doch auch recht ernst die *Wahrheit* sagen zu können? Es ist das recht gut möglich und ein Ziel „des Schweißes der Edlen wert.“

Aber wo uns die offenbare Gemeinheit entgegentritt, wo alles in Flachheit und Plattheit versumpft oder in Förmlichkeiten verknöchert, nun, da kommt das Dichterwort zu seinem Recht:

> Blüte edelsten Gemütes
> Ist die Rücksicht, doch zuzeiten
> Sind erfrischend wie Gewitter
> Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Welch einen gewaltigen Eindruck macht unter solchen Verhältnissen der alte Reichsfreiherr von Stein, der sich denn gar nicht geniert, mit einem „Pfui, Herr Graf“ dazwischen zu fahren. Nicht durchaus höflich, aber wahrhaft erfrischend und sittlich wohlthuend, bewunderungswürdig erscheint der sonst so höfliche Mann in solchem Augenblick.

Aber noch eins. Für manche Menschen, deren Stellung es mit sich bringt, daß sie, wenn sie auch nicht beständig auf Stelzen oder auf dem Kothurn gehen müssen, doch eine gewisse Würde niemals verleugnen dürfen, die sehr wohl damit vereinigt werden kann, daß sie doch nichts Menschliches sich fremd achten, legen gewisse eilfertige Dienstleistungen, welche die Höflichkeit erfordert, die Gefahr nahe, sich dabei lächerlich zu machen. Da heißt es eben:

> Eines schickt sich nicht für alle,
> Sehe jeder, wie er's treibe,
> Und wer steht, daß er nicht falle.

Letztere Warnung ist vielleicht zuweilen auch im buchstäblichsten Sinne für den Allzuhöflichen nicht ganz überflüssig.

Überhaupt aber wird die „Blüte edelsten Gemütes“, die Höflichkeit, meist dadurch gefährlich, daß man sich ihren Gesetzen allzu sklavisch unterordnet. Erst wer die Formen beherrscht, bewegt sich frei darin. Erst wer sicher ist, kann sich mit seinem Takt auch in schwierigen Lagen bewegen. Darum sollte man es nicht versäumen, bei der Erziehung so früh als möglich jede Formlosigkeit zu rügen und so wirklich „wohlerzogene“ junge Menschen heranzubilden. Die kommen weit seltener dazu, wenn sonst in ihnen die rechte Grundlage gelegt ist, daß sie zwischen Höflichkeit und Wahrhaftigkeit einen Konflikt verspüren.

Oder soll dies Mittel nicht gelten? Soll alles von innen heraus kommen, und nichts von außen herein? Bewährt hat es sich manchmal schon, und von Unrecht kann dabei doch keine Rede sein. Wer darauf warten will, bis sich alles von innen heraus entwickelt, der dürfte oft lange und vergeblich warten.

Es läßt sich also die Höflichkeit sehr wohl mit der Wahrhaftigkeit vereinigen, ja beide unterstützen einander, eine erzieht zur andern. Die Grobheit unter der Maske und dem Vorwande der Wahrheit, mit der irgend ein plumper Gesell sich brüsten möchte, ist oft nichts weniger als echt und verdient es, daß man ihr gelegentlich die Maske einmal aufdeckt.

Ein pommerscher Bauer.

Von **Th. Unruh.**

In dem gesegneten Rügenwalder Landstrich liegt in der Nähe des Stetzker Sees ein ziemlich großes Bauerndorf, welches von Jahr zu Jahr einen mehr städtischen Anstrich gewinnt. Es heißt Lanzig und hat in der pommerschen Geschichte einen guten Ruf erlangt. Hier wohnte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Bauer mit Namen Hans Lange, ein verständiger, wohlgesinnter Mann mit ziemlichem Vermögen. Wenn er in die Stadt Rügenwalde kam, um dort Ein- und Verkäufe vorzunehmen, plauderte er auch wohl nach pommerscher Weise ein Stündchen im Wirtshause. Da erst war es ihm schon mehrmals aufgefallen, daß die Stammgäste beim Bierkruge sich allerlei wunderliche Dinge über das Treiben der Bewohner des dortigen herzoglichen Schlosses erzählten, auch dann und wann ihren Unwillen darüber durch einen derben pommerschen Ausdruck kund gaben. Es hörte Hans Lange bei diesen Gelegenheiten zu seinem Erstaunen unter anderem, daß die [illegible] Herzogin Maria dort oben im Schlosse ein sonderbares und sehr anstößiges Leben führe, auch daß sie sich um ihre drei

Söhne wenig oder gar nicht kümmere, diese gleich armen Kindern in zerrissenen Kleidern gehen ließe, ihnen auch nicht gehörig zu essen gebe, so daß die jungen Herren oft bei den mitleidigen Bürgern gespeist würden. Das ging dem guten Lange gar sehr durchs Herz und machte ihm viel Nachdenken.

Als er einst wieder in die Stadt gekommen war und zufällig sah, daß sich auf der Straße einige Jungen balgten, und ihm gesagt wurde, daß der größte von ihnen der junge Herzogssohn Bogislav sei, da faßte sich der mitleidige Mann ein Herz und redete den Prinzen also an: „Herzog Buslav, wie gehst Du so einher? Gehörst Du nirgends zu Hause? Will Dir Deine Frau Mutter nichts geben, daß Du so schlechte Kleider und Schuhe trägst? Siehst Du denn nicht ein, daß sich ein solches Treiben für einen Fürsten nicht ziemt?“

Darauf sah ihn der fürstliche Knabe gar trotzig an und sprach: „Was geht Euch das an? Wenn ich nichts habe, werdet Ihr mir erst recht nichts geben.“

Der Bauer erwiderte: „Ja, Buslav, das geht mich viel an, da Du einst mein Fürst und Herr sein sollst; ich meine es gut mit Dir, und wenn Du sonst niemand hast, so will ich Dir wohl bessere Kleidung geben. Laß Dir das nicht spöttisch sein, daß ein Bauer so mit Dir redet, es dürfte wohl nicht Dein Schaden sein.“

Nun wurde Bogislav bescheidener und fragte, wie er das meinte. Darauf erwiderte Lange: „Wie wär's, wenn ich Dir alle Jahre die Zinsen von meinem Hofe gäbe, daß Du Dir dafür Kleider anschaffen könntest, sollte das Dir nicht wohl gefallen?“

In der That gefiel dieser Vorschlag dem Prinzen sehr wohl. Sofort ging der Bauer mit ihm zum Schneider und Tuchhändler und ließ ihm Kleider machen, auch ein paar stattliche Stiefel. Und wenn Lange in die Stadt kam, dann ging er jedesmal aufs Schloß und erkundigte sich nach seinem Pflegebefohlenen.

Als er später einmal hörte, daß die Herzogin in ihrer Abneigung gegen ihre Söhne wohl gar die Absicht hätte, dieselben umzubringen, und daß der eine, Kasimir, bereits eines jähen Todes gestorben sei, da ließ der gute Bauer mit Bitten und Vorstellungen nicht eher nach, bis er den jungen Herrn überredet hatte, zu seinem Oheim Wartislav X. (sein Vater Erich II. war bereits gestorben) nach Barth zu fliehen und dessen Hilfe behufs Erlangung der Regierung anzurufen.

Der Anschlag gelang und Bogislav wurde Herzog in seinen Erblanden.

Selbstverständlich drängte es den jungen Fürsten, sich dem treuen Bauern nun auch dankbar zu erweisen. Er forderte denselben auf, sich eine Gnade zu erbitten, ja bot ihm an, ihn zu einem Edelmann zu machen. Ob des letzteren Punktes aber erschrak der gute Hans Lange sehr und sprach: „Lieber Fürst, das thue mir nicht an; als Bauer bin ich geboren, als Bauer will ich auch sterben; wenn Du mir aber eine Gunst erzeigen willst, dann befiehl, daß ich zeitlebens auf meinem Hofe steuerfrei wohnen darf.“

Diese Bitte wurde gern gewährt, aber es genügte solches dem Herzog nicht. Er wollte wenigstens des Bauern Söhne und Nachkommen zu höheren Ehren erheben. Doch auch das nahm Lange nicht an. „Ich bin ein Bauer, also sollen auch meine Nachfolger es bleiben, und schicken sie sich wohl, so können sie keinen besseren Stand haben“, so sprach der demütige Mann, und dabei blieb es.

So oft später der Bauer in die Stadt kam, wurde er vom Herzog auf das Schloß befohlen und freundlich bewirtet, ja der Herzog, welchen Hans Lange stets „Du“ anredete, befolgte selbst in wichtigen Staatssachen den verständigen Rat des treuen Unterthanen.

Das alte Haus, das der junge Fürst einst bewohnte, hat schon längst einem anderen Platz gemacht. Über der Thür des letzteren aber befindet sich eine gußeiserne Tafel, welche auf Befehl König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1836 dort angebracht wurde und in goldenen Lettern folgende Inschrift zeigt:

Anno 1475.

„Hans Lange in diesem Hof hat vormals aufgenommen
Den Herzog Bogislav, der sonst wär' umgekommen,
Und ihn mit Speis und Trank versorget bis der Zeit,
Da er gelanget war zu Kron und Herrlichkeit.“

Renovatum 1836.

Auch die Langesche Familie ist schon ausgestorben, aber der Ruhm dieses treuen Bauern wird nicht untergehen; er bleibt eine Zierde des deutschen Bauernstandes. Es hat sich in der dortigen Gegend noch ein alter Reim im Volksmunde erhalten, der also lautet:

„Bogislav wollte Hans Lange, seinen Pfleger,
Mit Gnad erheben aus dem Bauernläger (Bauernhof)
Und vom Bauern zum Edelmann machen,
Das thät Hans Lange ganz verlachen:
Einem Bauern nichts besser ist,
Daß er bleibet zu jeder Frist,
Was er ist und war gewesen,
Darin kann er am besten genesen; —
Denn wer trachtet nach hohen Ehren,
Von dem pflegt das Glück sich zu kehren.“

Ein Geständnis auf dem Totenbette.

Aus der Kriminalpraxis von H. E. (Schluß.)

Das Urteil beschritt die Rechtskraft und die Akten wurden zur Bestätigung und zur Entscheidung auf das angebrachte Gnadengesuch dem Ministerium eingesendet. Der Großherzog pflegte unter Jahresfrist ein Todesurteil nie zu bestätigen. Von sechs Wochen zu sechs Wochen mußte ihm erneuerter Vortrag und zwar immer durch neue Referenten mündlich gehalten werden.

Ich war damals großherzoglicher Kriminalrat in Z. Ich hatte die Voruntersuchung geführt, fast täglich mit Bartelt verkehrt, und niemand war mehr von seiner Schuld überzeugt als ich. Nach der Rechtskraft des Urteils bestand meine einzige Sorge darin, den verstockten Verbrecher zum Geständnis und zur Reue zu bringen, um wenigstens seine Seele zu retten. Stundenlang saß ich bei ihm in seiner Zelle. Alle meine Kraft wandte ich auf, um ihm die Last der Beweise vor Augen zu führen, und wenn dies alles vergebens war, führte ich ihn auf den Weg der Religion. Ich sprach zu ihm, wie Gott es mir eingab, ich ergriff seine Hände und beschwor ihn bei dem Blute des Heilandes, das auch für ihn vergossen worden; ich ließ seine Kinder in seine Zelle kommen, um ihn weichherzig zu stimmen, alles vergebens! Wohl zwanzigmal glaubte ich das Geständnis, die einzigen wenigen Worte: „Ja, ich bin es gewesen“, auf seinen Lippen zu schauen, wenn er leichenblaß und stumm, das Haupt auf die Brust gesenkt, vor mir saß. Wie hatte ich mich geirrt! Plötzlich hob er das Haupt in die Höhe und sprach leise: „Und ich bin doch unschuldig, Herr Kriminalrat!“

Nur eine Hoffnung blieb mir. Ich wartete auf die Bestätigung des Todesurteils und glaubte, daß mit dem Schwinden aller Hoffnung auf Gnade die Reue bei ihm einkehren werde. Ich hatte mich abermals getäuscht! Die Bestätigung kam an, das Gnadengesuch war verworfen, der Gerechtigkeit sollte freier Lauf gelassen werden! Mit pochendem Herzen begab ich mich zur Verkündigung in seine Zelle. Er hörte schwei-

gend zu, dann aber änderte sich urplötzlich sein Wesen. Während er sich bis dahin still und ruhig betragen, übermannte ihn jetzt Zorn und Wut. Er schimpfte auf die gemeinste Weise, ballte die Fäuste und ging den Tag über wie ein Raubtier in seinem Käfig in der Zelle auf und ab. In seiner Wut rüttelte er an dem Eisengitter seines Fensters, schlug mit den Fäusten gegen die Thür und zerschlug die Speisenapfe, die ihm gebracht wurden. Aber — wenn der Abend sich herniedersenkte und es dunkel in seiner Zelle wurde, dann sank er auf sein Lager und entschlief. Und wie schlummerte er?

Kann wirklich ein Mörder so schlafen? Blaß, die Hände gefaltet, lag er da, die Brust hob sich in gleichmäßigen, tiefen Atemzügen — ein Bild der tiefsten Ruhe und des Friedens!

Der Tag der Exekution war angesetzt. Noch fanden die Hinrichtungen öffentlich statt, und man zimmerte an dem Schaffot. Unser Land besaß keinen Nachrichter, der, wie die alte Kriminalprozeßinstruktion verlangte, sein „Examen" gemacht hatte, und es mußte das benachbarte Preußen aushelfen.

Der Tag brach an, ein düsterer Freitag im April. Ich hatte fast gar nicht geschlafen. Es war nicht die erste Hinrichtung, die ich zu leiten hatte, aber niemals hatte mich ein so eigentümliches Gefühl durchbebt, wie dieses Mal. Ich hatte das Protokoll schon entworfen und begab mich früh 6 Uhr nach dem Kriminalgefängnisse. Bartelt schlief noch, und mir fehlte der Mut, diesen letzten Schlaf zu stören. Ich suchte nur eine Spanne Zeit zu gewinnen und ging unruhig in meinem Instruktionszimmer auf und ab.

Da geschah etwas so Unerhörtes, etwas so Entsetzliches, daß mir nach nun beinahe sechszehn langen Jahren, indem ich diese Zeilen niederschreibe, das Blut im Herzen still zu stehen droht. Gensdarm Leopold sprengte auf schaumbedecktem Pferde vor das Kriminalgericht und stürzte atemlos und bleich in mein Zimmer.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen, Leopold?"

„Herr Kriminalrat, Herr Kriminalrat", keuchte er, „heut früh ist der Förster Umnus, Nachfolger von Flemming im Amte, an derselben Stelle erschossen gefunden. Am Thor des Forsthauses klebte dies Papier!"

„Gebt her."

Und was las ich?

„Jeder Ferster in dies Haus wurd erschosen, dis is der zweite."

Zum Tode erschrocken und bebend griff ich zu den Akten, in denen der Zettel aufbewahrt wurde, der an Flemmings Thür gefunden war. Es war kein Zweifel. Der erste Augenschein lehrte, wie unendlich ähnlich sich beide Handschriften waren.

Soweit ich konnte, faßte ich mich.

„Unsere erste Pflicht ist, die Exekution aufzuschieben, gehen Sie, Leopold, und besorgen Sie das!"

In Leopolds Gesicht kehrte die Farbe zurück.

„Gott sei Dank, Herr Kriminalrat, ich dachte schon, das ginge nicht mehr! Mein Gott, am Ende ist er doch unschuldig!"

Leopold flog jetzt mehr als er ging. Ich aber begab mich nach der Zelle des Bartelt und trat leise mit dem Gefangenwärter an das kleine Guckfenster der Thür. Und was sah ich?

Der Mörder betete! — — —

Als er sich nach langer Zeit erhob, trat ich in seine Zelle. Sein Gesicht war bleicher als je und zwei große Thränen rollten über seine Wangen. Es war das erste Mal, daß ich ihn weinen sah. Waren es Thränen der Liebe zu seinen Kindern, waren es Thränen der Reue oder der Todesfurcht? Ich wußte es nicht.

Er trat hastig auf mich zu. „Ich komme schon, Herr Kriminalrat! Machen Sie's kurz mit mir. Aber unschuldig bin ich doch!"

Ich teilte ihm mit, daß die Exekution aufgeschoben sei. Er sah mich mit einem langen und starren Blicke an, als suchte er in meinen Augen den Grund dieser Maßregel zu erforschen. Dann wendete er sich langsam mit einem langgedehnten „So!" ab und setzte sich auf sein Lager. Ich beobachtete ihn auf das genaueste. Keine Muskel zuckte auf seinem Gesicht, kein Strahl der Freude zog über dasselbe hin. Ich verließ ihn jetzt und fuhr von außen durch das kleine Fenster in meinen Beobachtungen fort. Eine Weile saß er noch auf seinem Lager, den Kopf in die Hand gestützt, dann beugte er sich hintenüber, legte sich auf dem Strohsacke zurecht und nach wenigen Minuten war er eingeschlafen.

Ich berichtete noch an demselben Morgen durch einen reitenden Boten an das Ministerium. Es kam der Befehl an, die Exekution bis auf weiteres aufzuschieben, die Untersuchung wegen des neuen Mordes an dem Förster Umnus zu führen und dann nach Lage der Akten weiter zu berichten.

Diese neue Untersuchung begann. Dieselbe ergab rücksichtlich der Thäterschaft ein rein negatives Resultat. Leopolds Spürnase ermittelte gar nichts, die That blieb vollständig unaufgeklärt, nicht einmal ein bestimmter Verdacht machte sich geltend.

Aber für Bartelt hatte die Untersuchung doch zwei sehr erhebliche Punkte zu Tage gefördert. Einmal das angeklebte neue Blatt Papier mit seiner Schrift, sodann aber die Kugel, die in der Leiche des Försters Umnus nach langem Suchen gefunden wurde. Die Kugel hatte ebenfalls bis auf ein Haar dasselbe Gewicht, wie die in der Leiche des Flemming und im Keller des Bartelt gefundenen Kugeln. Zwei wesentliche Indicien, die bisher gegen Bartelt gesprochen, waren somit gefallen, die andern Verdachtsgründe blieben freilich bestehen, insbesondere die Worte in Flemmings Brieftasche. Aber konnte Flemming auf 95 Schritt Entfernung sich nicht geirrt haben? Bis jetzt war diese Frage stets verneint, jetzt wurde die Antwort zweifelhaft.

Bartelt wurde zu lebenswierigem Zuchthaus begnadigt und auf die Zwangsanstalt nach A. abgeführt.

* * *

Es sind vier Jahre seit der Abführung des Bartelt verflossen. Über den Gräbern der beiden Förster ist Gras gewachsen. Der dritte Förster verwaltet nun schon seit Jahren ruhig und unangefochten sein Amt. Die Wilddieberei im Forste hat ganz aufgehört. Auch in mir war im Laufe der Zeit durch schwerere Berufsgeschäfte und neue Kapitalfälle das Andenken an den Barteltschen Prozeß geschwächt worden. Da sollte er eines Tages wieder in vollem Lichte vor meine Seele treten.

Eines Morgens erhielt ich von der Direktion der königlichen Strafanstalt zu C. folgendes Schreiben:

An den großherzogl. Kriminalrat Herrn E. zu Z.

„Wie Ew. Wohlgeboren aus früheren Korrespondenzen bekannt ist, hat der jenseitige Unterthan, Büchsenmacher Adolf Fischer, welcher wegen einer im diesseitigen Bezirke verübten schweren Unzucht und gewerbsmäßigen Jagdvergehens zu einer fünfzehnjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden, seit dem Frühjahr 1852 auf hiesiger Anstalt gesessen. Der p. Fischer ist gestern verstorben und hat auf dem Totenbette dem Geistlichen der Anstalt gebeichtet. Dieser hat auf ausdrücklichen Wunsch des Fischer unter Zuziehung zweier Zeugen den Inhalt der Beichte zu Protokoll gebracht. Da das darin enthaltene Geständnis für zwei im jenseitigen Bezirke 1850 und 1852 angeblich begangene Verbrechen von hoher Wichtigkeit sein dürfte, so beehren wir uns, Ew. Wohlgeboren Abschrift dieses Protokolls zur weitern Veranlassung zu übermitteln. Genehmigen Sie pp."

Ich entfaltete die Beilage und las:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!

„Ich weiß, daß ich sterben muß, und will beichten die schweren Sünden, die auf meinem Gewissen lasten, damit ich teilhaftig werde der Gnade unseres HErrn JEsu Christi. Amen!

„Ich bin derjenige, der im November 1850 den großherzoglichen Förster Flemming aus T. und im Frühjahr 1852 dessen Nachfolger, den Förster Umnus, erschossen hat.

„Ich war bis zu meinem dreißigsten Jahre Büchsenschmied in der Stadt Z. Ich hatte Haus und Hof, Weib und Kind und ein blühendes Geschäft. Aber ich ergab mich dem Trunke und dem Spiele, mein Weib starb mir, ich kam in meiner Wirtschaft herunter und mein Haus wurde mir angeschlagen. Ich verließ dasselbe als Bettler und zog in das Dorf K. Aus den Ruinen meines Handwerks hatte ich nur zwei Büchsflinten gerettet, die ich selber geschmiedet. Leidenschaftlicher Jäger von Hause aus, legte ich mich auf die Wilddieberei. Meine Gewehre hielt ich im Walde versteckt, zu Hause durfte ich sie nicht aufbewahren. Aber ich konnte mich nur kümmerlich nähren. Die Förster in T. hatten ein zu wachsames Auge, bald wurde ich ihnen bekannt, sie trafen mich wiederholt beim Wilddiebstahl und ich wurde häufig bestraft. Vernichtet wie ich war, machte mich der Verlust der Freiheit halb rasend. Ich schwor den Förstern zu T. den Tod, ich hatte nichts dabei zu verlieren. Zu öftern war die Kugel der Förster bei mir vorbeigeflogen, warum sollte sie meine Kugel nicht treffen? Meine Genossen bei der Wilddieberei waren zwei Brüder Bartelt, der eine Stellmacher, der andere Schmied. Ich wohnte bei ihnen im Hause. Unser gefährlichster Feind war der junge Förster Flemming. Er hatte oft in der Schenke zu T. geschworen, daß der erste Wilddieb, der ihm schußgerecht komme, ein Kind des Todes sei. Eines Abends ging ich mit dem Stellmacher Bartelt auf den Anstand. In einer Schonung unweit des Forsthauses trafen wir mit Flemming zusammen und der Kampf begann. Wir sahen den Förster stürzen, aber auch seine Kugel hatte getroffen, mein Genosse stürzte tot zu Boden. Ich entfloh, aber ich schwur Rache! Der Förster wurde wieder gesund. Ich lauerte ihm zu verschiedenen Malen auf, aber ohne ihn zu treffen. Dann schrieb ich ihm Drohbriefe. Der Tag seiner Versetzung nahte heran. Ich sah ihn auf einer Holzauktion und hörte, wie er erzählte, daß er am nächsten Tage abreisen und sich nur noch beim Oberförster abmelden wolle.

„Mein Entschluß stand fest, jetzt oder nie! Ich suchte mein Gewehr im Walde, ich wußte, daß der Förster einen Richtsteig benutzen werde, und stellte mich hinter eine Eiche schußbereit auf. Als der Förster um die Ecke kam, gab ich Feuer; ich sah, wie der Förster augenblicklich mit der Hand nach der Brust fuhr. Dort mußte meine Kugel sitzen. Ich wendete mich zur Flucht. Von Furien gepeitscht lief ich durch den Wald, ich vergaß mein Gewehr im Walde zu verstecken. Als ich zu Hause ankam, erlangte ich meine volle Besinnung wieder. Ich fand das ganze Haus leer und versteckte mein Gewehr in einem Kartoffelhaufen im Keller des Bartelt. Ich mußte den Verdacht ablenken. Da überkam mich ein teuflischer Gedanke. Ich war ja ein Mörder, ein verfluchter Mörder! Ob noch eine Sünde mehr, was konnte es schaden? Ich beschloß, die ganze Jägerei zu verhöhnen. Ich trieb nebenbei Kommissionsgeschäfte und hatte, ehe ich mich zur Auktion begab, aus einem Schreibbuche in der Barteltschen Stube ein paar Blätter gerissen, um mir die Preise der Hölzer zu notieren. Ich fand das eine Blatt noch in meiner Tasche, schrieb darauf eine Drohung, daß jeder Förster in T. erschossen werden würde. Ich schlich mich — es war unterdessen dunkel geworden — nach dem Forsthause. Alles war totenstill. Ich ging zur Thür und klebte mit Harz den Zettel an dieselbe. Da hörte ich aus der Ferne das Geräusch eines langsam fahrenden Wagens. Ich ahnte, daß er die Leiche des Försters trüge und entfloh in den Wald. In der Nacht wurde der Schmied Bartelt verhaftet, man hatte mein Gewehr in seinem Keller gefunden. Ich hörte, daß er mich als Eigentümer des Gewehres genannt, aber man glaubte seinen Worten nicht, weil mich die Forstaufseher kurz vor Flemmings Tode bei der Holzauktion ohne Gewehr gesehen hatten und weil, wie ich später erfuhr, der Förster den Namen Bartelt als den seines Mörders in die Brieftafel geschrieben hatte.

„Der Nachfolger Flemmings kam an. Er sollte mir noch gefährlicher werden. Ich war eines Abends in der Schenke zu T. und hatte mich in eine ganz dunkle Ecke des Ofens gesetzt. Mehrere Personen traten ein, auch der Förster Umnus. Bald kam das Gespräch auf den Mord an Flemming. Man erzählte, daß Bartelt hingerichtet werden sollte. Umnus ergriff das Wort: ‚Ich glaube noch gar nicht, daß Bartelt den Flemming erschossen hat. So sah er gar nicht aus. Er war zwar ein Wilddieb, aber ich kenne ihn von früher, er war sonst ein guter Kerl. Und dann noch eins, Bartelt wäre nicht so dumm gewesen, sein Gewehr mit nach Hause zu nehmen. Er versteckte es stets im Walde, das hat mir Flemming selbst früher erzählt.‘ — ‚Aber die Brieftasche‘, rief einer der Anwesenden. ‚Ach was, Brieftasche!‘ entgegnete Umnus, ‚Flemming sah nicht einmal sehr scharf, wenn es dämmerig wurde, er hat damals reines Glück gehabt, als er den Stellmacher erschoß. Und dann, stellt sich denn der Mörder frei und offen hin? Bewahre, er nimmt Deckung durch den Baum, ich glaube es nicht; da ist ein viel gefährlicherer Kerl, der Fischer, dem traue ich's viel eher zu.‘ Das Blut drohte mir still zu stehen, Umnus war mir auf der Fährte. Ich stellte mich schlafend und ließ die Gäste weggehen, dann entfernte auch ich mich. Aber mein Entschluß stand fest. Der Schwur des Wilddiebes mußte erfüllt werden. Umnus mußte sterben. Eines Abends, als er von der Oberförsterei kam, schoß ich ihn auf derselben Stelle tot, wo ich den Flemming erschossen hatte. In der Nacht klebte ich einen Zettel an die Thür des Forsthauses, daß dies der zweite sei.

„Sicher hielt ich mich nun aber nicht mehr, ich ging über die Grenze und wurde dort im Walde vor vier Jahren ergriffen. Ich bekenne, daß ich ein großer Sünder bin. Ich bin ein Mörder, ein dreifacher Mörder! Ich weiß, daß ich sterben muß! Gott sei meiner armen Seele gnädig! Amen!

„Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.

Karl Gottlieb Fischer.

Heinrich Büge, Aufseher,
Hermann Ebert, Aufseher, } als Zeugen.

ut supra

Wöbbeling, Geistlicher der Strafanstalt."

Der Schweiß perlte mir von der Stirn, während ich das Geständnis las. — Der Kriminalist faßt solche Geständnisse aber anders und mit mehr Vorsicht auf, als der Laie. Mir sind in meiner langjährigen Praxis mehrere Fälle falscher Geständnisse auf dem Totenbette vorgekommen. Ich habe es wiederholt erlebt, daß Verbrecher auf dem Sterbelager Verbrechen gestanden, die unzweifelhaft niemals begangen waren, daß sie den Mord an einer Person bekannten, die noch lebte und nie einen Angriff erfahren hatte.

Aber hier war kein Zweifel. Das Geständnis war von einem Geistlichen aufgenommen, der den nähern Sachverhalt nicht kannte, und doch stimmte es in allen seinen Einzelheiten haarscharf mit den ermittelten Umständen überein. Es war kein Zweifel, das Geständnis war echt und wahr! Flemming hatte sich in der Todesstunde, die Sachverständigen in Bartelts Handschrift geirrt, Bartelt war unschuldig, ein dritter war der Mörder, auf den das strafende Auge der Gerechtigkeit nie gefallen war. Er war jetzt vor dem höchsten Richter, um seinen Lohn zu empfangen. Wir aber wollen bedenken, daß all unser Wissen Stückwerk ist!

Die traurige Geschichte eilt einem noch traurigeren Ende zu. Bartelt wurde vollständig begnadigt. Aber zu spät! Als der Befehl zu seiner Entlassung ankam, hatte ihn wenige Tage vorher der Typhus hingerafft.

Sie sind alle tot, die Personen, die in dem traurigen Drama die Hauptrolle spielten. Nur ich und Gensdarm Leopold sind übrig geblieben. Wir sind verabschiedet und genießen unser Alter in Ruhe. Leopold wohnt in einer Oberstube meines Hauses. Und wenn wir mitunter unter dem großen Nußbaum in meinem Garten unsere Pfeife rauchen und die Tage der Vergangenheit vor unserer Seele vorüberziehen lassen, dann schüttelt Leopold häufig bedenklich das Haupt: „Ja, ja, Herr Geheimrat! der Bartelt war doch unschuldig!“

Ende.

Buntes Allerlei.

Ein frecher Eindringling.

(Zu unserem Bilde auf Seite 823.)

Es sieht dem Spatz ganz ähnlich, daß er sich ohne Scheu auf den Futternapf setzt, und seine rücksichtslose Kühnheit hat auch den gewünschten Erfolg: die unerfahrenen Hündchen betrachten sich das zweibeinige Geschöpf aus respektvoller Entfernung mit einem Gemisch von Neugierde und Verwunderung. Die Alte sieht von ihrem Lager aus der Scene mit der Ruhe zu, die ihre Erfahrung für solche Zeitläufte kennzeichnet.

Beim Fleischkochen wird häufig der Fehler gemacht, daß dasselbe vorher zu lange in Wasser gelegt wird, damit das Blut ausziehen soll; das geschieht nun allerdings, zugleich aber geht von der Oberfläche der kräftigste Bestandteil des Fleisches verloren. Statt dessen sollte man nichts weiter thun, als die etwa an der Oberfläche klebenden Unreinigkeiten zu entfernen, und dazu genügt einfaches Abwaschen oder noch besser: Abbürsten. Aber das Fleisch auf dem Lande ist nicht immer ganz frisch, hat zuweilen schon Wildbretgeruch und dann muß man es doch wässern, wird manche Hausfrau sagen. Da läßt sich jedoch besser Rat schaffen. Man koche nur einmal stark riechendes Fleisch mit Wasser und einigen frisch ausgeglühten Holzkohlenstückchen, dabei bekommen Suppe und Fleisch den reinen Geschmack wieder. Ebenso geht es bei schon modrig gewordenen Fischen, wenn man sie mit Holzkohle kocht.

Spanische Hofsitte. Der Marquis von Rivadeo rettete dem Könige Jayme II von Aragonien in einem gefährlichen Augenblicke dadurch das Leben, daß er die Kleider mit ihm wechselte, sich zum Ziele der feindlichen Schützen machte und für seinen König in die Gefangenschaft ging. Dem Marquis ward dafür für sich und alle seine Erben das Recht verliehen, am heil. Dreikönigsabende an der Tafel seines Monarchen zu speisen und den Anzug zu verlangen, welchen derselbe trägt. — Jahrhunderte lang ward das Recht ausgeübt und die Marquis von Rivadeo waren dadurch in den Besitz der merkwürdigsten Kleidersammlung gekommen, die es vielleicht jemals gegeben hat. Die Königin Isabella hat dem Herzog von Hijar als Marquis von Rivadeo die Ausübung seines Privilegii nie gestattet. Wenn der Herzog am Vorabende des Jahrestages, um welchen es sich handelt, zufragte: um welche Stunde die Königin am folgenden Abende speisen werde, so empfing er stets den Bescheid: die Herrscherin speist morgen nicht.

Aus einer amerikanischen Verteidigungsrede. Verteidiger: „Meine Herren Geschworenen! Das Los des Angeklagten, der die unselige That reumütig eingestanden hat, liegt in Ihren Händen. Beweisen Sie ihm durch Ihr freisprechendes Votum, daß er unschuldig ist, damit er den, wie sein Geständnis darthut, bereits erschütterten Glauben an seine eigene Vortrefflichkeit nicht völlig verliert.“

Berlinisch „Wie waren Sie denn mit der gestrigen Treibjagd zufrieden, Herr von Piepke?“ — „Nun, sie war jerade nicht übel, aber Sie sollten einmal bei uns eene sehen; da kommen die Hasen oft so massenhaft anjeturnt, daß man sie erst vom Jewehrlauf herunterwischen muß, um nur zielen zu können!“

Familiär. Arzt: „Nun, Herr Notar, Sie machen wohl wieder ein Geschäftchen und wollen ein Testament aufnehmen?“ — Notar: „So haben Sie wieder einen so weit?“

Per Telephon. „Brauche Geld! Walter.“ — „Habe keins! Alter.“

An unsere Leser.

Wieder dürfen wir einen, nun schon den 35 Jahrgang der Abendschule abschließen und wieder Gott danken, der auch in diesem Jahre unsere Arbeit gesegnet hat. Unser Blatt ist vielen Tausenden von deutschen Familien ein willkommener Gast gewesen und wird ja — Gott gebe es — im nächsten Jahre ein solcher bleiben Auch manche ihm sonst fremde Schwelle hat dasselbe überschreiten dürfen. Das soll uns ein Sporn zu neuer Thätigkeit sein unter der alten Flagge, die wir nicht verdeckt, sondern frei aufgerollt tragen und auf der die Worte stehen: Im Namen des HErrn! — Was wir auch bringen werden, seien es Erzählungen, oder geschichtliche, völkerkundliche, geographische, medizinische, naturwissenschaftliche Aufsätze alles muß unter dieser Flagge segeln. Wir wollen mit noch mehr Treue und Sorgfalt sichten, daß ja das Vertrauen unserer Mitchristen zu unserer Arbeit immer zuversichtlicher werden kann.

Die äußere Ausstattung unseres Blattes ist dafür haben wir viele Zeugnisse — eine vorzügliche. Die Illustrationen, die so schwer zu beschaffen sind, haben den allgemeinen Beifall der Leser gefunden, und was wir in diesem Punkte noch zur Hebung unseres Blattes thun können, soll geschehen.

Mit Nummer 1 beginnt die sehr interessante, spannende und tief ergreifende Erzählung

Die spanischen Brüder.

Diese Erzählung führt uns in jene Frühlingstage Spaniens, in das Erwachen des reformatorischen Geistes in den Tagen des sechszehnten Jahrhunderts und ruht durchaus auf historischem Grunde Außer dieser Erzählung bringen wir noch eine zweite aus der Feder des beliebten Volksschriftstellers N Fries, betitelt

In harter Zucht.

Wie im letzten Jahre haben wir auch diesmal wieder ein

Prämienbuch

fertig gestellt unter dem Titel: Das Walten Gottes. Das Buch ist gegen 300 Seiten stark und enthält drei wertvolle und interessante Erzählungen. Wer die Abendschule vorausbezahlt, erhält dies Buch gegen Nachzahlung von 15 Cents fein geheftet, gegen Nachzahlung von 40 Cents elegant gebunden. Wer Abendschule und unsere politische Rundschau, die wir unseren Lesern bei dieser Gelegenheit als ein „von der Parteien Haß und Gunst“ unberührtes, sorgfältig und frisch redigiertes Wochenblatt empfehlen, zusammenhält und den Betrag für beide Blätter - $3.00 — vorausbezahlt, erhält die Prämie fein geheftet umsonst, elegant gebunden gegen Nachzahlung von 25 Cents. Wir fordern unsere Leser auf, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen.

St. Louis, August, 1884.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY.

